Allgemeine Rundschau.

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber
Dr. Armin Kausen
in München.

III. Jahrgang 1906.

Inhaltsverzeichnis.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

Seite

III. Kirchliches und Konfessionelles.

Seite

IV. Allgemeine Kulturfragen, Kunst und Wissenschaft, Literatur.

Seite

V. Feuilletonistisches, Skizzen, Reisebilder, Sprüche.

VI. Poesie.

Seite

VII. Bühnen- und Musikrundschau.

VIII. Kleine Rundschau.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Cattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 1. München, 6. Januar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Zur Lage der deutschen protestantischen Heidenmission.

Von
P. J. Pietsch, O. M. J. (Hünfeld).

Die Leiter und obersten Behörden der protestantischen Missionsgesellschaften des Kontinents, also mit Ausschluß der englischen, halten alle vier Jahre in Bremen eine Missionskonferenz ab, um über die Lage ihrer Missionen, die Methoden und Mittel der Missionsarbeit gemeinsam zu beraten. Auch im Jahre 1905 fand eine solche Kontinentale Missionskonferenz — die elfte — vom 29. Mai bis 2. Juni statt, über deren Gang aber in der Presse weiter nicht berichtet wurde. Eben erst (Anfang Dezember 1905) erschien das Protokoll der Verhandlungen (Berlin, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft 1905. 8°, 182 S.). Die Schrift ist in mancher Hinsicht lehrreich und bietet einen interessanten Einblick in die Lage der deutschen protestantischen Mission. Deshalb mögen hier einige Worte darüber Platz finden.

Von den 24 deutschen Missionsgesellschaften beteiligten sich an der Konferenz eigentlich nur 14, während ihr 10 fernblieben. Die Fernbleibenden waren aber nur Missionsgesellschaften von ganz untergeordneter Bedeutung, Neugründungen der letzten Jahre, die zusammen nicht über 75 männliche und weibliche europäische Missionskräfte beschäftigen, während die übrigen Gesellschaften die stattliche Zahl von 1054 Missionaren aufweisen. Ferner stehen diese jungen Gründungen im bewußten Gegensatze zu den älteren Gesellschaften; sie gehen meist aus freikirchlichen Kreisen hervor und befolgen Missionsgrundsätze, die bei den übrigen wenig Anklang finden. Außerdem waren auf der Konferenz vertreten je eine Missionsgesellschaft aus Frankreich, Dänemark, Norwegen, Finnland, je drei Gesellschaften aus Holland und Schweden; aus der Schweiz war der Sekretär der Mission Romande zugegen und die Vertreter der schon unter den deutschen Gesellschaften mitgezählten Basler Mission. Endlich beteiligten sich an der Konferenz etwa ein Dutzend um das Missionswesen besonders verdienter Pastoren, an der Spitze Dr. Gust. Warneck, Professor der Missionswissenschaft an der Universität Halle. Er erstattete auch das hochinteressante Referat über die gegenwärtige Lage der deutschen evangelischen Mission.

Drei Punkte, so führte er aus, sind es vor allen, welche die gegenwärtige Lage zu einer ernsten machen: 1. die finanzielle Not, 2. die Konkurrenz der katholischen Missionen, 3. die wachsende Zersplitterung im eigenen Lager.

Was die finanzielle Lage anbelangt, so ist es bekannt, daß seit einigen Jahren die Missionseinnahmen in bedrohender Weise hinter den Ausgaben zurückbleiben. Jahraus, jahrein haben darum die meisten Gesellschaften mit ganz bedeutenden Defizitposten zu rechnen; dieselben erreichten im Jahre 1904 bei den 24 Missionsgesellschaften die Höhe von 1'035,000 M. bei einer Einnahme in der Heimat von 6'128,025 M. Dieses Mißverhältnis rührt nicht von einem Rückgange der Missionsalmosen her, dieselben werden vielmehr von Jahr zu Jahr reichlicher. Die Missionen haben aber in der letzten Zeit ihre Arbeitsfelder so ausgedehnt und so viele neue Arbeitskräfte angestellt, daß die Leistungen der Missionsfreunde in der Heimat nicht damit gleichen Schritt halten konnten. Daß diese finanzielle Not recht drückend und lähmend auf den Unternehmungsgeist der Glaubensboten wirkt, ist leicht zu begreifen. Auch unsere katholischen Missionare kennen nur zu gut diese Verlegenheit; auch sie könnten bedeutend mehr leisten, wenn der nervus rerum immer hinreichend zur Verfügung stände und sie können es dem Direktor Gensichen von der Missionsgesellschaft Berlin I nachfühlen, wenn er sagt: „Bei unserem Defizit denken wir nicht ausschließlich an die allerdings drückende Schuldenlast. Unsere eigentliche Not besteht vielmehr darin, daß wir die beständigen Anträge auf Erweiterung der Arbeit und stärkere Besetzung der Stationen ständig ablehnen müssen“ (Verhandlungen, S. 52). Als Abhilfe gegen das Defizit empfiehlt Warneck Sparsamkeit einerseits und Vermehrung der Einnahmen anderseits; in bezug auf beide gibt er ins einzelne gehende Ratschläge, die aber hier nicht weiter interessieren. Nur führt er sehr lebhaft Klage über eine zielbewußte, in Kolonialkreisen weit verbreitete Gegnerschaft gegen die Mission, welche namentlich in der Tagespresse geflissentlich alles zusammenträgt, was geeignet ist, die Mission in Verruf zu bringen und ihre Einnahmequellen zu verstopfen. Warneck dachte wohl dabei an gewisse Kreise, deren Organ die Koloniale Zeitschrift ist; die Gesinnungen, welche in diesem Organ zum Ausdruck gelangen, sind der protestantischen wie der katholischen Missionstätigkeit gleich gefährlich. Das genannte Organ gab im Jahre 1904 folgende Erklärung über die südwestafrikanischen Missionen ab:

„Da es darauf anzukommen scheint, daß man unseren Standpunkt betreffs der Missionstätigkeit ganz ohne Hörner und Zähne präzisiert haben will, so gestatten wir uns, sie an die Adresse der Rheinischen Mission zu richten. Malaria, Schwarzwasserfieber, Heuschrecken, Mission. So unausrottbar erstere, so ist es auch leider die letztere. Deswegen soll es uns aber doch nicht verdrießen, nach einem Serum zu forschen, um ihr den Nährboden zu entziehen. Wir glauben auf dem rechten Wege dazu zu sein, wenn wir dahin streben, der Mission den Geldstrom abgraben zu helfen, der zu ihrer Stärkung

aus dem ununterrichteten Deutschland ihr jahraus, jahrein zufließt" (Kol. Zeitschrift, 1904. S. 156).

Das ist eine Kriegserklärung bis aufs Messer. Die Mission hat sich nicht zum gefügigen Handlanger der Wünsche und Pläne dieser Herren hergegeben, daher diese Feindschaft.

Der zweite Gegenstand der Sorge für die evangelische Mission ist die wachsende Gefahr der **Ueberflügelung durch die katholische Mission in unseren Kolonien.** Die „römische Konkurrenz" ist von jeher ein stehendes Thema auf den kontinentalen Missionskonferenzen gewesen und namentlich auf der vorletzten vom Jahre 1901 hatte sie Anlaß zu den wüstesten Angriffen gegen die katholische Kirche gegeben. Um so dankbarer muß man sein, daß das unvermeidliche Thema dieses Mal in so sachlicher und — ich möchte sagen — friedfertiger Weise von Warneck behandelt wurde. Zunächst schilderte er die Ueberlegenheit der katholischen Missionstätigkeit.

„Nach der neuesten Statistik besteht in den sämtlichen deutschen Kolonien das europäische katholische Missionspersonal aus 266 Priestern, 188 Brüdern und 200 Schwestern, also zusammen aus 654 Köpfen und ein beträchtlicher Zuwachs ist in sicherer Aussicht. Ihm steht in sämtlichen Kolonien ein evangelisches Gesamtpersonal von nur 323 Köpfen mit Einschluß von 89 nichtdeutschen gegenüber, das sich aus 226 ordinierten Missionaren, 48 nichtordinierten und 49 Schwestern zusammensetzt und keine solche Rekrutierungsmassen hinter sich hat wie das katholische. Mit der zurzeit noch einzigen Ausnahme von Kamerun ist die numerische Ueberlegenheit überall auf seiten der Katholiken, am überwältigendsten im Bismarckarchipel und in Deutsch-Ostafrika. Auf den alten evangelischen Missionsgebieten in der Südsee ist die Romanisierung im vollen Gange, in Deutsch-Südwestafrika wird sie demnächst stark einsetzen, in Kamerun und Togo hat die Zahl der eingeborenen katholischen Christen die der evangelischen fast erreicht und in Deutsch-Ostafrika übertrifft sie die letztere um das dreizehnfache. Hier stehen wir also vor einer Gefahr, über die uns nichts hinwegtäuschen kann, ja deren Größe erst ermessen wird, wenn wir hinzunehmen, daß die katholische Mission vor der evangelischen nicht bloß seitens einer großen Majorität der Kolonialleute, sondern seitens der Kolonialregierung, ja selbst seitens des deutschen Kaisers, der wiederholt katholische Missionsbischöfe empfängt, stark bevorzugt wird. Ich gehe nicht auf die bekannten Gründe dieser Bevorzugung ein, sondern konstatiere nur die Tatsache und weise darauf hin, wie stark die Gunst, in der sich die katholische Mission sonnt, die öffentliche Meinung daheim wider die evangelische beeinflußt" (Verhandlungen, S. 44 f.).

Unter den hier angedeuteten Gründen wurde dann in der Besprechung des Vortrages der Hauptgrund näher bezeichnet. „Man seufzt unter dem Druck, den das Zentrum ausübt, um deswillen man auf die katholische Mission so große Rücksicht nehmen muß" (S. 55). Nun, das Lied vom Druck des Zentrums ist ja nur zu gut bekannt. Wie dank dem Zentrum seit Jahren in Preußen und Deutschland sämtliche höhere Beamtenstellen und Ministerposten nur mit Katholiken besetzt werden, so muß auch der Kaiser und die Kolonialregierung die arme protestantische Mission knebeln und der katholischen stets zu Gefallen sein. Unsere katholischen Missionare könnten über die tatsächliche Behandlung wohl anderer Ansicht sein als Warneck. Wenn sich die katholischen Missionen manchmal in Wirklichkeit einer größeren Hochachtung erfreuen als die protestantischen, so liegt der Grund doch wo anders als in einem „Druck des Zentrums". Auf der vorletzten Kontinentalen Missionskonferenz hatte Pastor Paul-Lorenzkirch, der damals das Referat über das katholische Missionswesen übernommen hatte, denselben folgendes Zeugnis ausgestellt, das durch den Ingrimm, der die ganze Rede durchzog, noch an Wert gewinnt.

„Es ist eine Tatsache, daß bei denen, welche die öffentliche Meinung machen, auf drei Lobredner der katholischen Mission höchstens ein Fürsprecher der evangelischen kommt. Und das gilt nicht nur von den oberflächlichen Globetrottern, auch in wissenschaftlich gehaltenen Werken, namentlich geographischen, kolonialpolitischen und volkswirtschaftlichen Inhalts erheben sich weitaus die meisten Stimmen für die Sendlinge Roms. Es ist oft anzusehen, als wären diese Leute mit Blindheit geschlagen. In Europa können sie Mitläufer, wohl gar Wortführer im Kulturkampfe sein, draußen erscheinen ihnen die Männer in der Kutte mit einem Heiligenschein umgeben. Wenn sie nur wüßten, wie begierig die römischen Missionsblätter Kapital aus diesen ihren Urteilen schlagen. Da sind ihnen auch die Ketzerschriften gut genug, sie auszuschreiben und zur Verkleinerung der verhaßten evangelischen Mission zu benutzen" (Verhandlungen der 10. Kontinentalen Missionskonferenz, S. 136).

Sollten wirklich Kolonialbeamte, Schriftsteller, Reisende usw. sich verschworen haben, dem Zentrum zu Gefallen falsches Zeugnis für die katholischen Missionen abzulegen? Warneck führt dann auch noch zwei andere Gründe an: das weltkluge Verfahren der katholischen Missionare gegen die in den Kolonien lebenden Weißen und die wirtschaftliche Tätigkeit der katholischen Mission.

Als Abwehrmittel wurde ein doppeltes empfohlen. Erstens solle man die katholischen Missionen scharf überwachen, studieren, und die heimatlichen Kreise, Freunde wie Gegner der protestantischen Mission, besonders die Tagespresse, die Reichstagsabgeordneten und die Regierungsorgane über sie informieren. Dieses von Warneck vorgeschlagene Denunziantentum fand nun doch nur teilweise die Billigung der übrigen Konferenzmitglieder. Inspektor Schreiber von der norddeutschen Mission in Bremen meinte, die Missionare seiner Gesellschaft hätten sich wiederholt dahin ausgesprochen, daß durch die Mitteilungen über die katholische Mission im Bremer Missionsblatt das Verhältnis zwischen ihnen und den katholischen Missionaren verschlechtert worden sei und Inspektor Axenfeld der Missionsgesellschaft Berlin I fügte hinzu: „Es liegt nicht in unserem Interesse, wenn wir Berichte und Beschwerden unserer Missionare über die katholischen in unseren Blättern veröffentlichen, es sei denn, daß zwingende Gründe vorlägen. Unsere Berichte werden auf der anderen Seite fleißig studiert. Namentlich aber ist dringend zu raten, daß man öffentliche Anklage nur erhebe, wenn man sie mit einem einwandfreien und erdrückenden Material belegen kann." (S. 56). Die katholische Missionspresse in Deutschland hat es von jeher vermieden, in ihren Berichten Kritik an der protestantischen Missionstätigkeit zu üben und es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn man in der protestantischen sich diesem Verfahren anschließen würde. Der Frieden unter den Konfessionen würde nur gewinnen.

Das zweite Abwehrmittel gegen die Gefahr der Ueberflügelung durch die katholischen Missionen soll darin bestehen, daß die evangelische Mission ihre Kräfte in den Kolonien verstärke und nicht durch neue Unternehmungen dieselben mehr zersplittere. Jedenfalls möge man keine neuen Missionen in nichtdeutschen Gebieten übernehmen. Auch die sonst so mißtrauisch betrachteten deutschen Baptisten und Methodisten sind als Bundesgenossen gegen Rom willkommen. Demnach wird man erwarten müssen, daß in nächster Zeit den Missionen in den deutschen Kolonien von protestantischer Seite eine außergewöhnliche Förderung zuteil werden wird und Sache der Katholiken wird es sein, nicht auf den ihnen von Warneck so freigebig gespendeten Lorbeerkränzen einzuschlafen, sondern mit Aufbietung aller Kräfte unsere Glaubensboten in den Kolonien zu unterstützen, um ihnen ein entschiedenes Voranstreben zu ermöglichen.

Eine dritte Gefahr droht dem protestantischen Missionswesen aus seinem Schoße selbst heraus; es ist die **Zersplitterung im eigenen Lager.** Seit 1889 sind 12 Neugründungen vorgenommen worden, von denen 9 von der sogen. Gemeinschaftsbewegung ausgingen. Diese Neugründungen verfügen, wie schon bemerkt, bis jetzt über sehr wenig Kräfte, aber für die Zukunft dürften sie die älteren Gesellschaften schwer schädigen. Zuerst werden durch viele kleine Gesellschaften die Verwaltungskosten ungebührlich vermehrt; sodann werben die Neugründungen ihre Freunde gerade in den gläubigen Kreisen, welche bisher den alten Gesellschaften treu ergeben waren. Ferner verfechten sie vielfach schwärmerische Missionsgrundsätze, die sie von englischen und amerikanischen Sekten herübergenommen haben und die allen Erfahrungen Hohn sprechen. Voll Mißtrauen gegen die Theologie und jede wissenschaftliche Ausbildung wollen sie nur die „Schule des heiligen Geistes" gelten lassen und lieben es, über das Missionspersonal der alten Gesellschaften recht geringschätzig zu erteilen. Trotz einer solchen Sachlage mahnt Warneck die alten Gesellschaften, sich nicht verbittern zu lassen, sondern soviel wie möglich den Gemeinschaften brüderlich entgegenzukommen, damit sich diese nicht noch mehr absondern, vielmehr herübergezogen werden und durch gemeinsame Arbeit das Missionswerk fördern helfen. In der Diskussion wies Warneck noch auf die destruktive Theologie des Rationalismus hin, die jeden Missionseifer ertöte und schloß mit den Worten: „Wir stehen in einer ernsten Zeit und gehen vielleicht noch schweren Zeiten entgegen."

Wir glauben dieser lehrreichen Selbstcharakterisierung des protestantischen Missionswesens in Deutschland nichts hinzufügen zu dürfen. Wir möchten nur warnen vor selbstgefälliger Genügsamkeit auf katholischer Seite und vor Unterschätzung der im Dienste des Protestantismus stehenden Missionskräfte. Zu fürchten brauchen wir nichts; aber die der katholischen Kirche und namentlich den deutschen Katholiken in dem Werke der Glaubensverbreitung gestellte Aufgabe ist so groß, daß noch mehr wie in der Vergangenheit alle mitwirken müssen und daß kein Opfer zuviel sein kann, wenn es sich um dieses erhabene Ziel handelt.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Friede in Ehren.

In schönem Einklang stehen die Friedensworte, welche neuerdings der Kaiser bei einer Begegnung mit dem französischen Militärbevollmächtigten und Prinz Ludwig von Bayern in einer Gedächtnisrede gesprochen haben. In dem französischen Gelbbuch befand sich bekanntlich eine Depesche des französischen Botschafters Bihourd vom vorigen Frühjahr, in der von einer „Kriegspartei" am Berliner Hof berichtet wurde. Herr Bihourd hatte offenbar die besten Absichten, als er diese Kriegspartei an die Wand malte; denn seine ganze Berichterstattung ist darauf zugeschnitten, Herrn Delcassé den Ernst der Lage vor Augen zu führen und so seine verwegene Politik zu bremsen. Aber zum guten Zwecke ergreift er ein bedenkliches Mittel, als er die Kriegsgefahr personifizierte in einer höfischen Kriegspartei, die es nicht gibt. Der Kaiser benutzte die Jagdbegegnung, um die Franzosen wissen zu lassen, daß am Berliner Hofe kein Platz für eine solche Partei sei, daß die Entscheidung bei ihm, dem Kaiser, liege, und daß er den Frieden erstrebe. Vielleicht wird sich als Nebenwirkung dieser kaiserlichen Worte ein Wechsel in der Berliner französischen Botschaft ergeben, was bei der guten Absicht des Herrn Bihourd zu bedauern wäre, aber nur auf Rechnung derjenigen zu setzen ist, die seinen unvorsichtigen Ausdruck „Kriegspartei" in die Oeffentlichkeit gebracht haben.

Das französische Naturell fällt freilich leicht von einem Extrem ins andere, und so haben dort einige aus den friedlichen Worten des Kaisers gleich folgern wollen, daß Deutschland nun um des lieben Friedens willen auf der bevorstehenden Konferenz den Ansprüchen der Franzosen und ihrer Bundesgenossen glatt nachgeben müsse. Eine solche Auffassung ist im Grunde nicht neu; es waren schon längst Stimmen in Frankreich laut geworden, daß es Deutschlands selbstverständliche Pflicht und Schuldigkeit sei, nach der Entlassung Delcassés und der Annahme der Konferenz die französischen „Vorrechte" in Marokko ohne weitere Umstände anzuerkennen. Wir finden es etwas naiv, wenn man glaubt, durch formale Zugeständnisse Deutschland zu materiellen Opfern verpflichten, mit der artig überreichten Schale den ungeteilten Kern einhandeln zu können. Aber diese Anschauung tritt sogar in den offiziellen Kundgebungen mehrfach zutage, und in der französischen Presse hat sie sich gelegentlich schon zu dem groben Vorwurf verdichtet, nur die teutonische Vierschrötigkeit und Unersättlichkeit bringe es fertig, nach so großen Höflichkeitsakten Frankreichs noch um Einzelheiten zu streiten und zu markten. Eine andere Eigenart der französischen politischen Psychologie ist bekanntlich die Neigung, an der festen Geschlossenheit und Entschlossenheit der gesamten Kräfte und Kreise des deutschen Bundesstaates zu zweifeln.

Gegenüber diesen beiden Irrtumsquellen hat nun Prinz Ludwig von Bayern ein wirksames Wort zur rechten Zeit gesprochen. Genau gezählt waren es drei Worte, aber sie wogen mehr als eine lange Rede. Nachdem der Thronfolger im zweitgrößten Bundesstaate den Frieden als das Ziel der deutschen Politik hingestellt hatte, fügte er als selbstverständliche Kennzeichnung dieses Leitmotivs hinzu: den „Frieden in Ehren". Das war sehr kurz und doch ganz klar, sehr freundlich und doch sehr bestimmt, beruhigend für alle ehrlichen Freunde des Friedens und zugleich eine ernste Warnung für diejenigen, welche auf die Schwäche Deutschlands zu spekulieren wagen.

Wenn der Kaiser bei dem französischen Minister Rouvier eine friedliche Gesinnung voraussetzt, so wird er wohl aus seiner gründlichen Kenntnis der Dinge die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Veröffentlichung des Gelbbuches und die nachfolgende Erklärung Rouviers mit ihrer starken Betonung der angeblichen französischen Vorrechte nicht die Einleitung zu einer herausfordernden Haltung auf der bevorstehenden Konferenz sein sollte. In dieser Hoffnung wollen wir auch die eigentümlichen Redewendungen des spanischen Ministers des Auswärtigen, der die Solidarität Spaniens mit Frankreich und England so betonte, als ob ein antideutscher Block fertig wäre, nicht auf die Goldwage legen.

Die Friedensfrage wird auch in gewissem Sinne berührt durch die Umbildung des italienischen Ministeriums Fortis. An Stelle Tittonis hat der Marchese di San Giuliano die Leitung der auswärtigen Politik übernommen. Dessen Begabung wird allseitig anerkannt, aber weil er früher einmal lebhaft für ein italienisches Vorgehen in Albanien eingetreten war, mußte er durch die Presse Oesterreich-Ungarn zu beruhigen suchen. Für uns kommt es weniger auf die frühere Liebhaberei für die albanische Weltpolitik an, als auf die Stellung des Mannes zum Dreibunde, und in dieser Beziehung scheint er seinen Vorgängern nichts nachzugeben. Jedenfalls ist es ein Vorteil, wenn die auswärtige Politik Italiens von einem befähigten Fachmanne geleitet wird, der sich nicht von den hochpolitischen Ränkeschmieden mißbrauchen läßt. Jeder vernünftige italienische Minister wird sich bei aller Freundschaft doch die Unabhängigkeit von Frankreich wahren und deshalb das bewährte Bündnis mit Deutschland und Oesterreich aufrecht erhalten.

Die Agitation in der preußischen Schulfrage.

Gegen den Entwurf des preußischen Schulgesetzes agitieren die liberalen Lehrer und die liberalen Stadtverwaltungen. Gewiß sind sowohl die Lehrer als auch die Gemeindebehörden berechtigt und berufen, ihre Interessen zu vertreten und ihre Sachkunde angemessen geltend zu machen. So hat auch der katholische Lehrerverband Stellung genommen, und zwar mit löblicher Sachlichkeit und Ruhe. Aber bei der Ueberzahl der protestantischen Lehrer tritt der Parteigeist recht kraß zutage in der Agitation für Simultan- oder richtiger religionslose Schulen und die volle Beseitigung jedes kirchlichen Einflusses auf die Erziehung der Schulkinder. Wer da für die durch Herkommen und Verfassung geheiligte konfessionelle Schule einzutreten wagt, würde als Eule unter den liberalen Vögeln behandelt. Auch in den städtischen Körperschaften, die bisher das Wort ergriffen haben — das „freisinnige" Berlin vorne an —, macht sich an Stelle der objektiven Kritik die kulturkämpferische Parteiwut geltend. Auf dem geplanten Städtetag wird hoffentlich der besonnene Teil der Gemeindeverwaltung sich Geltung verschaffen; das wäre auch das einzige Mittel, um für die berechtigten Interessen der Selbstverwaltung etwas zu erreichen. Denn das bisherige Treiben, das sich rücksichtslos gegen die ganze christlich-konservative Grundlage des Werkes richtet, kann bei den gesetzgebenden Faktoren nur die Erkenntnis verstärken, daß unbedingt ein fester gesetzlicher Schutz nötig ist für die christlichen Eltern, die für ihre Kinder eine religiöse Erziehung auf Grund ihres Bekenntnisses verlangen müssen und dürfen. Wenn die Staatsgewalt nicht feste Normen setzte, so würden die Stadtväter, die nach dem Zensus gewählt und vorwiegend liberal sind, im Vereine mit den rührigen und zahlreichen liberalen Elementen des Lehrerstandes uns bald dem französischen Schulideal näherbringen.

Russische Weihnachten.

Rußland steht jetzt vor seinem (um 13 Tage verspäteten) Weihnachtsfeste, und noch immer dauert der fürchterliche Zersetzungsprozeß fort. Der einzige Lichtblick ist die Bezwingung der Moskauer Revolution, die uns die neuesten Depeschen melden. Das waren keine gewöhnlichen Straßenaufläufe mehr, sondern ein regelrechter zäher Kampf um die in Revolutionsforts verwandelten Häuserblocks und Stadtteile, bei dem die Artillerie das letzte Wort sprechen mußte. Die revolutionäre Bewegung hatte hier zum ersten Male ihre Kraft und Kunst in größerem Stile systematisch entfaltet; nach sehr zähem Kampfe scheint sie aber nunmehr unterlegen zu sein. Das bedeutsamste Ergebnis ist, daß die Treue des Militärs sich hier von neuem bewährt hat. Die Wortführer der Revolution wollen sich freilich weder mit dieser Niederlage in der alten Hauptstadt noch mit den verschiedenen Fehlschlägen ihrer Streikkommandos zufriedengeben, sondern kündigen einen neuen Generalstreik für das russische Neujahr und eine Kraftprobe in St. Petersburg an. Auch in den Ostseeprovinzen steht die Anarchie noch in schrecklicher Blüte. Auf die Wiederholung des Moskauer Spiels in St. Petersburg hat die Regierung, wie aus einem Aufruf an die Bürger sich ergibt, sich vorbereitet. Alles in allem genommen, hat die Autorität der Regierung infolge des kräftigen militärischen Vorgehens und der gleichzeitigen Verhaftung von vielen hunderten großen und kleinen Rädelsführern in letzter Zeit Boden gewonnen. Zugleich mit der verschärften Repression ist wieder ein Ukas zu den vielen anderen gekommen, der eine gewisse Erweiterung des Wahlrechts anordnet und auch den Arbeitern in Fabriken von mehr als 50 Arbeitskräften einige Wahlmänner bewilligt. Diese neue Halbheit hat aber keinen erkennbaren Eindruck gemacht. Vorläufig hat die physische Gewalt den Ausschlag zu geben. Es frägt sich, ob die Regierung die nötige Anzahl von treuen Truppen besitzt und andauernd festhalten kann, um die erneuten Vorstöße der Revolution, zunächst in größeren Städten, abzuschlagen. In dem Falle könnte die Jubelfeier, welche die internationale Sozialdemokratie am 22. Januar zu Ehren der russischen Revolutionäre feiern will, einen melancholischen Beigeschmack bekommen.

Ein Jahrhundert bayerischen Königtums.

Ums Fürstenrieder Schloß die Wipfel rauschen
Zur Winternacht. Der Wind spielt wilden Tanz.
Am Fenster ragt ein Mann in stummem Lauschen,
Der leidgekrönte Herr des Bayernlands,
Der König, dessen Auge Nacht umdunkelt,
Selbst wenn die hellste Sonne ihn umscheint ...
Und wie der Sterne Licht den Park durchfunkelt,
Steht er am Söller hoch und träumt – und weint – –

Mein Bayernland! Mit leuchtenden Freudensängen,
Mit flatternden Fahnen, brausendem Glockenschall,
So sollte heut' von schneeigen Alpenhängen
Dein Ruhm sich breiten durch die Täler all,
Des blauen Maines sonnbeglänzte Lande,
Den Gau des Rheins, von Burg und Dom bekrönt,
Durchfluten sollte sie im Jubelbrande
Ein Sang des Ruhms, der stark und stolz ertönt ...

Doch still .. Kein Jubelruf rings in den Landen
Und keiner Höhenfeuer Prunkgeleucht ...
Des Königs Unglück schlägt sein Volk in Banden,
Und tausend Augen sind von Schwermut feucht.
Der Königskrone funkelndes Vermächtnis — —
Wer denkt heut ihrer, denkt der Pracht, des Ruhms?
Nur Schmerz und Liebe feiern stumm Gedächtnis
An ein Jahrhundert deutschen Königtums....

Bamberg. Lorenz Krapp.

Die politische Lage in Bayern an der Jahreswende.

Von
Domkapitular Dr. Pichler,
Mitglied des Deutschen Reichstages und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

Im Mittelpunkte des innerpolitischen Lebens in Bayern stand im abgelaufenen Jahre die Landtagswahl vom 10./17. Juli. Nach Ablehnung des Wahlgesetzes vom 29. Februar 1904 rüsteten alle Parteien zum Entscheidungskampf unter der Parole: Wahlgesetz! Das Ende war eine vernichtende Niederlage des Liberalismus, der, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts künstlich genährt und großgezogen, einen so unheilvollen Einfluß auf das öffentliche Leben in Bayern zu üben verstanden hat. Die Partei hat bei der Wahl von 1893 noch 67 Mandate behauptet, ist 1899 auf 43 zurückgegangen, hat diesmal weitere 20 verloren; dabei sind angesehene Führer und Arbeitskräfte gefallen, welche weder durch schöne Namen noch durch schöne Reden der Neuen ersetzt werden.

Die neue Kammer hat das 1904 abgelehnte Wahlgesetz in dem außerordentlich umständlichen und schwerfälligen Verfahren eines „Initiativantrages" einstimmig angenommen in drei Beratungen, deren letzte unter großer Spannung der weitesten Kreise am 30. November mittags sich vollzog. Gerade in dieser einstimmigen Annahme des vorher von zwei Parteien so heftig bekämpften Gesetzes liegt die symptomatische Bedeutung für die ganze Lage. Im Jahre 1904 bildete bekanntlich die „relative Mehrheit" und die Wahlkreiseinteilung den Hauptwiderstandspunkt der Liberalen und Bauernbündler. Das Zentrum hat damals die relative Mehrheit aufgegeben, um das äußerste Entgegenkommen für das Zustandekommen des Gesetzes zu üben; auf die gesetzliche Wahlkreiseinteilung konnte angesichts der jahrzehntelangen Klagen und Beschwerden weiter katholischer Gebiete über ungerechte Wahlkreisgeometrie nicht verzichtet werden. 1904 haben Liberale und Bündler das Gesetz zu Fall gebracht wegen der Wahlkreiseinteilung; diesmal haben sie dieselbe Wahlkreiseinteilung ohne besondere Weiterungen zugegeben, aber die Beseitigung der relativen Mehrheit verlangt; schließlich stimmten sie für das Gesetz mit der ausdrücklichen Anerkennung, daß dasselbe einen großen Fortschritt darstelle. Das ist die psychologische Gewalt eines Volksgerichtes, wie es bei den letzten Wahlen über den bayerischen Liberalismus ergangen ist trotz Sammlung aller seiner Richtungen, trotz der schönsten Versprechungen in seinen Programmen, trotz aller Agitationskraft der „Jungen", welche den Alten bedenklich über den Kopf gewachsen sind und durch Abstoßung vieler besonnener und gemäßigter Elemente das Verhängnis noch mehr beschleunigt haben.

Welch ein Unterschied zwischen dem Liberalismus von 1848 und 1905! Wo sind die glänzenden Namen, welche in den Sechziger und Siebziger Jahren so viele Kreise für die liberalen Ideen zu begeistern wußten? Es ist soweit gekommen, daß die eifrigsten Freunde allen Ernstes die Frage erörtern: Hat der Liberalismus noch eine Zukunft in Bayern? Die „Augsb. Abendzeitung" gibt indirekt die sehr deutliche Antwort auf diese Frage, wenn sie sagt, der Liberalismus könne in Bayern Einfluß auf das Staatsleben nur mehr gewinnen durch Anschluß an die Sozialdemokratie. Die Vereinigung aller liberalen Schattierungen hat die Partei bei den Wahlen nicht vor einem Fiasko bewahrt, man will es also mit einem weiteren Schritt nach links versuchen. Glaubt man wirklich, durch einen solchen Anschluß die Sozialdemokraten für den Liberalismus gewinnen zu können, für Hurrapatriotismus und Kapitalismus, oder wird nicht umgekehrt das alternde und absterbende liberale Parteigebilde vom aufstrebenden Sozialismus aufgesogen werden? Herr v. Vollmar ist klug genug, sich nicht vor den Wagen des Liberalismus spannen zu lassen; der „Anschluß" wird Schritt für Schritt weiter nach links führen. Das Organ der Konservativen, der „Bayerische Volksfreund", hat unseres Erachtens durchaus recht, wenn er den Liberalen voraussagt, daß sie mit diesem Anschluß den denkbar schlechtesten Weg einschlagen: anstatt der eigenen Mängel und Fehler bewußt zu werden, verlieren sie den Kopf und verbinden sich mit der Revolutionspartei, ein Beweis, daß sie sich bewußt sind, aus eigener Kraft nichts leisten zu können.

Wenn eine politische Partei mit schönen Reden und hochklingenden Phrasen hochzuhalten wäre, so müßte der bayerische Liberalismus in einer glänzenden Situation sein. Aber die Welt ist nun einmal so grausam, von den im öffentlichen Leben stehenden Leuten auch Arbeit und Taten zu erwarten. Und daran gerade hat es der bayerische Liberalismus in und außer dem Parlamente fehlen lassen. Welche Versprechungen sind im letzten Wahlaufrufe von den vereinigten Liberalen den Bauern, den Handwerkern und insbesondere auch den Arbeitern gemacht? Man hat den Arbeitern die gesetzliche Festlegung der zehnstündigen Arbeitszeit versprochen und zwei Tage darauf im Reichstag geschlossen dagegen gestimmt; man hat ihnen Koalitionsfreiheit verheißen und wenige Wochen darauf haben Größen derselben Partei einen Revers von ihren Arbeitern verlangt, daß sie keiner Berufsvereinigung angehören dürfen. Erst jüngst wurde in München bei den Gemeindewahlen Aufbesserung der städtischen Taglohnarbeiter versprochen, und schon in der ersten Sitzung des neugewählten Kollegiums ein hierauf bezüglicher dringlicher Antrag zurückgestellt. Es pressiert ja nicht!

Die liberale Partei in Bayern wird in den Sumpf geritten hauptsächlich durch ihre Presse. Je kleiner die Partei wird, desto mehr Geschrei macht ihre große Presse, als ob sie allein auf der Welt wäre; das wiegt das liberale Publikum immermehr in die tötliche Sicherheit des unheilbar Kranken, der durch jedes Röschen auf den Wangen sich über das Verhängnis hinwegtäuschen läßt.

Die wichtigste, praktische Aufgabe sieht der bayerische Liberalismus nach den Aeußerungen seiner angesehensten Wortführer z. B. im Kampfe gegen den Ultramontanismus; Dr. Müller-Hof hat als beste Waffe in diesem Kampfe ein kleines Gebetbüchlein entdeckt und damit im Deutschen Reichstage wie im Bayerischen Landtage eine große Lachsalve ausgelöst. Den neuesten Ausdruck dieses Kampfes bildet das von mehreren Seiten wieder neuaufgewärmte Kriegsgeschrei gegen den Syllabus. Die Lorbeeren des bekannten Grafen Hoensbroech haben den altkatholischen Professor Dr. Götz in Bonn auf denselben Plan gelockt. Wem es gelingt, durch das dichte Phrasengestrüppe bei diesen modernen Gelehrten auf den eigentlichen Grund sich durchzuarbeiten, der wird finden, daß gerade jene Sätze des Syllabus am heftigsten bekämpft werden, welche das eigene Recht und die selbständige Gewalt der Kirche und ihre Unabhängigkeit vom Staate betonen. Es ist ein großes Verdienst des Professors Prälat Dr. Heiner, dies in seinem neuesten Werke klar und populär nachgewiesen zu haben. Gerade hieraus ergibt sich auch der

glatte Beweis, daß der Kampf gegen den sog. Ultramontanismus dem innersten Wesen der katholischen Kirche selbst gilt; das sprechen ja die enfants terribles Böthlingk und Hoensbroech auch ganz offen aus. Man möchte meinen, daß gerade jetzt für jeden ernsten Freund der öffentlichen Ordnung und der Monarchie die Erschütterung des russischen Reiches und seines autokratischen Zarentums zu denken gäbe, welchem das völlig erstarrte orthodoxe Staatskirchentum absolut keinen Halt bietet und keinen Halt bieten kann. Die Phrase von den „unersättlichen Machtgelüsten des Ultramontanismus" wird nachgerade selbst auf den gruselsüchtigsten liberalen Philister den erwünschten erschütternden Eindruck nicht mehr üben können, wenn er selbst in Bayern gar keine Gelegenheit bekommt, diese Machtgelüste an sich oder seinen lieben Nachbarn einmal praktisch zu erproben. Freilich wurzelt die Gespensterfurcht sehr tief in mancher Brust, und die politische Gespensterfurcht macht hiervon keine Ausnahme.

Das bayerische Zentrum hat bei den letzten Wahlen einen für Freund und Feind unerwartet glänzenden Erfolg erzielt; es hat mit 102 Mitgliedern die große Fraktion des Reichstages erreicht und dabei auch eine ganze Reihe von tüchtigen und fleißigen Arbeitskräften gewonnen. Ein sehr bezeichnender Unterschied gegenüber den beiden früheren Legislaturperioden ergibt sich auch dadurch, daß dem Zentrum wieder mehrere Mitglieder des katholischen Adels angehören — ein glänzender Beweis, daß trotz aller Versuche und Machenschaften der Großteil des ganzen katholischen Volkes in allen seinen Schichten dem Zentrum des Bayerischen Landtages die unerschütterte Treue bewahrt. Die Fraktion ist damit im vollsten Sinne „Volkspartei", indem sie gleichgesinnte Männer aus allen Klassen, vom ehemaligen Diplomaten bis zum einfachen Arbeiter in ihren Reihen vereinigt. Möge es wie bisher der besorgten Führung des „Vater Daller" gelingen, alle diese Kräfte trotz der Verschiedenheit der Lebensstellung, des Temperaments und der Interessen zur nachhaltigen Arbeit einmütig zusammenzuhalten!

Das Zentrum hat diese Arbeit bereits in den ersten Tagen der Session mit allem Nachdruck eingeleitet, um die in seinem Wahlprogramm für die einzelnen Stände enthaltenen Forderungen in Form von Anträgen an den Landtag zu bringen. Der große wirtschaftliche Antrag vom 7. Oktober verlangt Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung für Landwirtschaft, Gewerbe und Arbeiter; es sind die wichtigsten Fragen auf dem wirtschaftlichen Gebiete für diese Stände berührt. Der Antrag stellt sich dar als eine systematische Weiterführung der sozialen Reformarbeit, welche durch die Zentrumsanträge vom 10. Oktober 1893 so glücklich eingeleitet und durch die Anträge vom 4. Oktober 1899 fortgesetzt worden ist. Die Verhandlungen und Beschlüsse des im Jahre 1893 zum erstenmal gebildeten „Wirtschaftsausschusses" haben eine grundlegende Bedeutung für unser wirtschaftliches Leben auf allen Gebieten erlangt, wenn auch nicht alle Anregungen und Wünsche ins praktische Leben überführt werden konnten. In den diesjährigen Anträgen ist besonderes Gewicht auf die gewerblichen Fragen gelegt, um damit die bayerische Regierung zu einer entschiedeneren Vertretung dieser Interessen im Bundesrate zu veranlassen. Eine sozialpolitisch und finanziell sehr bedeutsame Angelegenheit berührt das Zentrum dabei zum ersten Male, nämlich die bayerische Gesetzgebung über Heimat und Armenwesen. Bayern hat seine alte Gesetzgebung in dieser Beziehung im wesentlichen konserviert, während die übrigen deutschen Staaten aus der „Freizügigkeit" die Konsequenz gezogen haben im „Unterstützungswohnsitz". Ueber beide Systeme bestehen Klagen, denen eine Berechtigung nicht abzusprechen ist. Das Zentrum tritt an diese Frage mit jener Zurückhaltung, welche durch die Tragweite und Schwierigkeit derselben geboten erscheint, indem es zunächst nur Erhebungen verlangt über die Wirkungen der in den verschiedenen Staaten bestehenden Gesetze. Es ist ohne weiteres klar, daß das bayerische Gesetz die zumeist ländlichen Heimatsgemeinden erheblich mehr belastet als das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz. In dieser Beziehung ist nun von größtem Interesse, daß in den letzten Tagen dem Reichstage ein Gesetzentwurf auf Abänderung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz unterbreitet worden ist im Sinne einer noch weiter gehenden Entlastung der Heimatsgemeinden. Hiernach soll ein junger Mensch, der nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre die Heimatsgemeinde verläßt, bereits nach Ablauf eines Jahres den Unterstützungsanspruch an die Heimatsgemeinde verlieren und auf die Hilfe des Unterstützungswohnsitzes resp. des Landesarmenverbandes angewiesen sein. Der Entwurf ist begründet mit dem Hinweis, daß die ländlichen Gemeinden zu sehr belastet seien durch die armengesetzlichen Ansprüche der in Industriebezirke abgewanderten Arbeiter. Man muß sicher dem Zentrum recht geben, wenn es die Frage stellt, ob die bayerische Armengesetzgebung hiernach noch beibehalten werden kann.

Nach dem glänzenden Ausfall der letzten Wahlen ist die politische Aufgabe der Zentrumsfraktion nicht leicht, da bei der großen Zahl der Mitglieder auch eine viel schwerere Verantwortung auf ihm lastet und an die kleineren Parteien leichter die Lockung herantritt, durch unerfüllbare Forderungen ihre Popularität auf Kosten der Mehrheit etwas zu steigern. Die Aufgabe des Zentrums ist um so schwieriger, als die Lage in Bayern eine Reihe von ernsten Gefahren für die Zukunft in sich birgt. (Schluß folgt.)

Zur Reichsfinanzreform.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Die wichtigste der dem Reichstag zu Beginn der Session zugegangenen Gesetzesvorlagen, von der nach der Meinung des Reichskanzlers „die gedeihliche Entwicklung und die Zukunft des Reiches und der verbündeten Einzelstaaten" abhängt, wurde gleichzeitig mit dem Etat und der neuen Flottenvorlage einer ersten Beratung im Plenum unterstellt. Es war vorauszusehen, daß bei der Fülle des bei dieser Gelegenheit zu bewältigenden Stoffes die Reichsfinanzreform nicht so sehr in den Vordergrund treten würde, wie sie es nach ihrer Bedeutung für die Allgemeinheit und nicht zuletzt für die große Menge der Konsumenten eigentlich verdiente. Mit gutem Grunde hat deshalb der Reichstag die erste Lesung der Steuervorlagen auf die Zeit nach den Weihnachtsferien verschoben. Die bisherigen Debatten boten, soweit sie die Finanzreform berührten, dem Eingeweihten keine Ueberraschung. Die alten Gegensätze in den Anschauungen der Regierungen und der Volksvertretung bezüglich der besten Art der Reichssteuern, der Heranziehung der Einzelstaaten zur Deckung des Reichsbedarfs usw. traten auch bei dieser Gelegenheit offen zutage.

Wenn der Reichskanzler erklärte: „Jede Steuer, soll sie einigermaßen ergiebig sein, muß auch die Genußmittel der Allgemeinheit treffen, das sind die zweckmäßigsten Objekte der Besteuerung", so beruft sich der Zentrumsredner mit Erfolg auf § 6 des Flottengesetzes vom Jahre 1900, der sich gegen die Erhöhung oder Vermehrung der indirekten, den Massenverbrauch belastenden Reichsabgaben ausspricht. Und wenn der Reichsschatzsekretär, dem Reichskanzler sekundierend, es „die öffentliche Meinung irreführen" nennt, wenn man es so darzustellen versucht, als dürfe der Massenverbrauch überhaupt nicht mehr mit weiteren Reichsabgaben belastet werden, so weist ein Redner aus dem Hause mit Recht darauf hin, daß der angezogene § 6 für die Mehrheit des Reichstags ein Programm bedeute, an dem auch da festgehalten werden muß, wo es sich um andere größere Ausgaben handelt. Wenn ferner auch jetzt wieder die mangelnde finanzielle Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten zur Begründung einer Beschränkung der Zuschußpflicht der letzteren zum Reichsbedarf ins Feld geführt wird, so wird aus der Volksvertretung heraus zutreffend darauf hingewiesen, daß die politische Verbindung der Einzelstaaten sich auch auf finanziellem Gebiete betätigen müsse, daß aber auch der Reichstag bisher schon, ohne eine solche Beschränkung der Zuschußpflicht nach oben, billige Rücksicht auf die Einzelstaaten genommen habe, er sich anderseits aber das Recht und die Möglichkeit einer weitergehenden Inanspruchnahme der letzteren formell wahren müsse.

Die Aufnahme, welche die Steuervorlagen in den Kreisen der Volksvertretung gefunden haben, war die denkbar ungünstigste. Keine Partei war mit dem Gebotenen zufrieden. Die Linke und das Zentrum lehnen wesentliche Teile der Vorlagen ab, soweit sie, wie die Bier- und Tabaksteuer, eine wesentliche Mehrbelastung der Konsumenten in sich schließen, oder wie der Frachturkunden-, Fahrkarten- und Quittungsstempel eine erhebliche Belastung und Belästigung des Verkehres und namentlich auch des bürgerlichen und gewerblichen Mittelstandes enthalten. Anderseits aber findet die vorgeschlagene Erbschaftssteuer, die der Linken und dem Zentrum genehm wäre, bei den konservativen Parteien entschiedenen Widerspruch, weil diese in ihr eine allzu starke Belastung des Immobilienbesitzes, namentlich der Landwirtschaft, gegenüber dem mobilen Kapital erblicken. Zigaretten- und Kraftfahrzeugsteuer scheinen bis jetzt allein vor

den Augen der Volksvertretung Gnade gefunden zu haben, allerdings auch nur mit gewissen Einschränkungen.

In der Absicht, die notwendigen Summen möglichst vielen Schultern aufzulegen und in der Meinung, auf diese Weise die Belastung tunlichst gerecht zu verteilen, übersah man offenbar, daß es nicht immer die leistungsfähigen Schultern sind, welche die Kosten für das allzu reichhaltige Menü aufzubringen hätten. Und ein solches Konglomerat von 5 verschiedenen, unter sich in keiner Weise zusammenhängenden Steuervorlagen setzt man dem Reichstag vor mit dem Beifügen, die verbündeten Regierungen hielten mit aller Entschiedenheit an der Einheitlichkeit der Steuervorlagen fest, also an einer Einheitlichkeit, die tatsächlich sachlich gar nicht besteht und vielleicht nur darin gefunden werden könnte, daß alle diese heterogenen Steuerprojekte in eine einzige Gesetzesvorlage hineingezwängt sind. Verkennt schon diese Bemerkung vollständig die Stellung, welche der Reichstag in der Reichsgesetzgebung einnimmt und welche ihm vollständige Freiheit sichert, aus jeder Gesetzesvorlage heraus das anzunehmen oder abzulehnen, was seinen Anschauungen und Wünschen entspricht oder nicht, so geht überdies aus verschiedenen in der neueren Zeit gefallenen offenen und versteckten Drohungen hervor, daß man in gewissen Kreisen eine überaus optimistische, aber durch nichts begründete Anschauung von der günstigen Position der verbündeten Regierungen in dieser Steuerfrage zu haben scheint. Der Reichstag wird es jedenfalls an der nötigen Klarstellung in dieser Richtung nicht fehlen lassen. Uebrigens tragen solche Pressionsversuche gegenüber der Volksvertretung, welche ja in ihrem Endziele auf eine Einschränkung der Rechte der letzteren abzielen, jedenfalls aber die Vermutung aufkommen lassen, daß eine solche Einschränkung beabsichtigt sein könnte, keineswegs dazu bei, die durchaus nicht günstige Stimmung im Reichstag diesen Vorlagen gegenüber zu bessern. Ein Scheitern der letzteren wäre aber in erster Linie im wohlverstandenen Interesse der Einzelstaaten außerordentlich zu bedauern.

E. v. Handel-Mazzettis neuer Roman „Jesse und Maria".*)

Von

Dr. Anton Lohr.

Handel-Mazzettis zweiter Roman, der soeben im Buchhandel erschienen ist, hat bereits bei seiner Veröffentlichung im „Hochland", wo er in gekürzter Fassung gegeben war, ein gewisses Aufsehen erregt. Dieses Aufsehen war insofern etwas unliebsamer Art, als es nicht von den künstlerischen Qualitäten des Romans herrührte, sondern der Entrüstung einiger Leser über die rohen, „antikatholischen" und „unsittlichen" Szenen, die man in dem Roman entdeckte, seine Entstehung verdankte. Gegen diese tadelnden und protestierenden Preßstimmen in verschiedenen katholischen Blättern machten die Freunde des Romans und des „Hochland" mit vielem Rechte geltend, daß man die Handel-Mazzettische Schöpfung nicht nach einzelnen aus dem Zusammenhange gelösten Kapiteln beurteilen dürfe, sondern erst den ganzen Roman abwarten müsse, ehe man ein wahrhaft objektives, erschöpfendes Urteil fällen könne.

Dieser Standpunkt schien auch mir der richtige. Ich schenkte daher der Zeitungspolemik über „Jesse und Maria" keine Aufmerksamkeit, um möglichst unbeeinflußt und vorurteilslos der vollständigen Ausgabe des Romans in Buchform entgegensehen zu können. Die buchhändlerische Aufmachung des Romans und die große Begeisterung der Freunde schienen mir allerdings einen außergewöhnlichen literarischen Genuß im vorhinein zu verbürgen. Es ist nicht meine Schuld, daß meine hochgespannten Erwartungen nur wenig befriedigt wurden und ich jetzt der Ueberzeugung bin, daß der Verlagszettel, der den Roman „dem bedeutendsten anreiht, was die letzten Jahre an großen Romanschöpfungen dargeboten haben", nicht gerade an Bescheidenheit des Urteils leidet.

Wie „Meinrad Helmperger" ist auch „Jesse und Maria" ein historischer Roman. Er spielt ungefähr fünfzig Jahre früher, im Jahre 1659, zur Zeit der Gegenreformation in den österreichischen Donauländern. Der Schauplatz ist die kleine Stadt Pechlarn und Umgebung in Niederösterreich. In den Hauptmomenten gemahnt der Stoff vielfach an den ersten Roman. Wie dort, leidet auch hier der Held seiner bis zum letzten Hauch treubewahrten Ueberzeugung willen Verfolgung und Tod. Nur ist der Atheist Mac Endoll hier zum einheimischen Protestanten Jesse von Völderndorff geworden. Das Gerippe der einfachen Handlung beruht augenscheinlich auf zeitgenössischen historischen Vorkommnissen. Als „Hauptquelle" gibt die Verfasserin das Pfarrarchiv von Maria Taferl an. Zahlreiche Nebenquellen lieferten dann wohl noch das Kolorit, das in hohem Grade zeitgenössisch ist. Nur eingehende archivalische Studien konnten die Verfasserin befähigen, sich so in das damalige Pechlarner Milieu einzuleben, daß sie sich nicht nur im Dialekt der Zeit heimisch bewegt, sondern auch die lateinischen, griechischen und französischen Brocken, wie man sie damals liebte, immer richtig im Kontext verwendet und das Leben und Treiben namentlich in geistlichen Kreisen, auch das kirchliche Ritual, mehr als laienhaft zu kennen scheint.

Zu dieser Beherrschung des Milieus gesellt sich eine geschickte Dialogführung im Romane und ein kräftiges Charakterisierungstalent. Die äußere Darstellung zeitmalender Szenen ist lebenswahr und derb, besonders was das Auffällige und sinnlich Hervortretende anlangt. Die naturalistische Art mit ihrer ganzen Vorliebe fürs äußere Detail, das Sinnenfällige, den Erdgeruch an allen Dingen, feiert hier neue Triumphe, nachdem sie aus der zeitgenössischen Literatur schon mählich zu verschwinden drohte. Diese naturalistische Bevorzugung des Charakteristischen vor dem Schönen kommt bei E. v. Handel-Mazzetti und ihrem Roman ganz besonders zum Ausdruck. Ein roher, derber Ton herrscht in den meisten Partien vor, die Sinnlichkeit gelangt an zahlreichen Stellen, und oft in widerwärtiger und unerwarteter Weise, zum Ausdruck; die Roheit in den gegenseitigen Beschimpfungen der konfessionellen Gegner erreicht nicht selten ebenfalls einen unglaublichen Grad — alles der Naturtreue wegen.

Wenn andere Naturalisten stilisieren und sich statt einer bloßen Abporträtierung der Wirklichkeit mit gelegentlichen Andeutungen begnügen, so kann sich unsere „junge Dame aus der österreichischen Aristokratie" mit einer solchen mehr innerlichen Art von Naturalismus nicht sonderlich befreunden. Sie unterstreicht das Aeußerliche oft noch durch breite, naturalistische Ausmalungen und Einfügungen von Szenen, die bloß milieumalend wirken, zum Fortschritt der Handlung aber nur nebensächlich beitragen. Durch diese übermäßige Betonung der äußeren Lebenswahrheit wird aber gerade die objektive Richtigkeit des ganzen Zeitbildes verfälscht; das richtige Verhältnis zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem verschiebt sich und die innere Wahrheit kommt zugunsten der äußerlichen zu kurz. Das ist ja die alte Misère der naturalistischen Technik, die auch hier wieder fühlbar wird. Es ist einfach zuviel, wenn wir Frau Maria, die katholische Heldin, gar so oft ihr Kleid öffnen und ihr Kind stillen sehen, wenn die Sinnlichkeit der Männer so übermäßig häufig und in oft so roher Form, auch da, wo man sie gar nicht erwartet, zum Ausdruck und zur Darstellung gelangt und der brave Schinnagel selbst bei der Wallfahrt zu Maria Taferl, dem matten katholischen Gegenstück zu der saftigen antimarianischen „Komödie" bei Jesses Hochzeit den verliebten, kußgierigen Ehemann spielt. All diese Dinge sind zur Ausmalung des richtigen Zeitbildes nicht notwendig, ja verwirren es im Gegenteil in einseitiger Weise und wirken daher sogar unkünstlerisch. Um gewisse Kreise, die sonst gerade keine übermäßigen Freunde künstlerischer Lektüre sind, für den Roman zu gewinnen, mögen sie ja gewiß suggestiv wirken.

Durch diese Technik breiter naturalistischer Schilderungen und Nebenszenen wird die einfache Handlung des Romans allzu sehr beschwert und schleppend. Die Spannung leidet darunter und die großzügige Zeitauffassung geht in einer bis ins Detail genauen Milieuschilderung unter.

Leider entspricht die innere Wahrheit des Geschehens in „Jesse und Maria" der naturgetreuen äußeren Darstellung nur wenig. Recht Vieles erscheint unter diesem Gesichtspunkte konstruiert; das Handeln der Personen erwächst doch zu oft nur aus dem ad hoc herbeigeführten Zufall. Schinnagel hat sich ein nettes Sümmchen erspart, womit er die Kosten des ihm von Jesse, der an ihm hoffnungsvolle Bekehrungsversuche macht, angeratenen Neubaues zu zahlen gedenkt. Nun muß ihm aber eine Seuche seinen ganzen Viehstand nehmen und der bischöfliche Pfleger Weinmaister muß ihm eine sehr hohe Geldstrafe auf den Hals laden, damit ihn Jesse für die nach seinem Charakter nicht recht glaubliche Alternative stellen kann, entweder sich und die Seinen ins bitterste Elend zu stoßen oder Jesse das Gnadenbild, an dem der einfache Mensch von Förster mit Leib und Seele hängt, aus-

*) Kempten 1906. J. Köselsche Buchhandlung 102 u. 341 S. 8 M., gebd. 10 M.

zuliefern. Schon ist das Bild von seinem Standort entfernt und in Schinnagels Haus, da fällt es in der höchsten Not seiner Frau, der Maria, urplötzlich ein, daß sie bei einem verwandten Bäcker in Krems noch ein Guthaben stehen hat, das genügt, um das Unheil abzuwenden und das Bild zu retten. Sofort fährt sie nach Krems zu dem Bäcker, der die Schuld ableugnet. Da sie auf der Fahrt von einer Reformationskommission gehört hat, wendet sie sich in ihrer Not an den dortigen Jesuitenrektor Maury, dem sie nun die Umtriebe Jesses und seinen Anschlag wider das Mariabild denunziert. Glücklicherweise kommt während des Gesprächs der beiden, gerade wie gerufen, eine Gräfin, die bei P. Maury beichten will. Dazu hat sie natürlich eine größere Geldsumme mitgebracht, die der Jesuit zu einem guten Zweck verwenden soll. Selbstredend läßt er sie unserer Maria einhändigen, die nun fröhlich zu ihrem Manne heimkehrt. Er kann seine Schulden bezahlen und das Bild wieder an seinen Platz zurückbringen. Die Denunziation wirkt aber rasch. Der Abt Mathäus von Lilienfeld, der Rektor Maury und der Baron Windhag kommen an der Spitze einer Reformationskommission nach Pechlarn. Bei dieser Kunde fällt das Volk schleunigst von Jesse ab. Der Völderndorffer aber wird nach einem peinlichen Interrogatorium, wobei er sich sehr keck benimmt und namentlich empörende Lästerungen gegen die Muttergottes ausstößt, verhaftet. Da ihn der Abt Mathäus reizt, ergreift er die von Windhag sonderbarerweise mitgebrachte Pistole und schießt in seiner Aufregung und Wut dem Abt eine Kugel in den Kopf. Nun ist er nicht mehr zu retten und trotz aller Bemühungen seines Bruders wird er zum Tod verurteilt und hingerichtet.

Der Roman löst keine befreiende, harmonische Empfindung aus; bedrückt und voll widerstrebender Gefühle legen wir ihn aus der Hand. Jesse, der Held des Buches, ist noch die sympathischste Gestalt. Als geläuterte Persönlichkeit besteigt er, bis zum Ende sich selbst getreu und im Tode moralischer Sieger, das Schaffot. Er verzeiht seiner Denunziantin und nimmt seinen Tod mit Fassung als Sühne für seinen Schurkenstreich gegen Schinnagel hin. Aber die Art, wie er seinen Protestantismus vertritt, hat doch zu viel des Unreifen und Fanatischen an sich und durch die Schurkerei, die er gegen Schinnagel verübte, sowie durch seine gelegentlichen Unflätigkeiten, hat er sein Schicksal doch insoweit verdient, daß wir ihm kein reines Mitleid entgegenbringen können. Seine katholische Gegenspielerin, die von der Verfasserin mit augenscheinlicher Liebe gekennzeichnet ist, wirkt entschieden unangenehmer. Ihr Christentum ist großenteils Fanatismus und geistlicher Hochmut; erst als das mitleidige Weib in ihr erwacht und ihre Judithpose zusammenbricht, da sucht sie die Folgen ihrer Denunziation wieder möglichst gut zu machen. Von widerstreitenden Gefühlen gemartert, sehen wir sie beim Tode Jesses zusammenbrechen. Enthält der Roman überhaupt wenig sympathische Menschen, so ist der Prozentsatz solcher bei den Katholiken noch besonders gering. Während auf protestantischer Seite der arme, lungensüchtige Schulmeister Landersperger, der Jesse bis zu seinem traurigen Ende so rührend treu bleibt, Jesses Bruder Hans Adam, sowie seine kindliche junge Frau ansprechende Gestalten sind, kann man das bei den hervorstechenderen katholischen Figuren nur von P. Maury und dem krüppelhaften Meuß sagen. Doch liegt dieser Umstand im ganzen Milieu begründet.

Ein rechter Hampelmann ist der gute Schinnagel; im ersten Teil des Romans steht er ganz unter Jesses Bann und im zweiten unter dem seiner Frau. Exzellenz Baron Windhag ist ein grober Patron von gelegentlich geradezu unflätiger Ausdrucksweise. Der Pfarrer von Pechlarn, Wolf, ist zwar ein gutmütiger, aber auch grober und vierschrötiger Mensch, der von seelsorglicher Klugheit nichts in sich hat, dafür aber ein Genie im Schimpfen und Poltern à la Abraham a Sancta Clara ist. Der bischöfliche Pfleger Weinmaister endlich ist das Musterbild eines sittlich verkommenen, versoffenen Gesinnungslumpen. Die Galerie dieser mehr oder weniger edlen Nebenpersonen ist übrigens in ihrer naturalistischen, derben Zeichnung fast durchweg gelungen.

Der Gegensatz zwischen äußerer und innerer Naturtreue, wie man ihn im ganzen Romane findet, kommt aber besonders bei der Darstellung des Volkes, der Masse, zum Vorschein. Von Anfang bis zu Ende des Romanes erscheint das Volk, insbesondere die Pechlarner, in einer Reihe von Szenen als eine charakterlose, heuchlerische, fanatische Masse, die heute Jesse, der es zu seiner Konfession herüberziehen will, ihr Hosiannah zuschreit und morgen, wenn es von der Kommission hört, ihre Crucifige folgen läßt. Als eine große, wilde Bestie, von den niedersten Instinkten geleitet, zeigt sich dieses Volk. Sein religiöser Fanatismus ist abschreckend und äußerlich; den Grundton seines Wesens bilden grobe Sinnlichkeit, Grausamkeit, Roheit und ähnliche wenig liebliche Eigenschaften. Das kommt davon her, daß die Verfasserin das Volk nur nach einer, und zwar äußerlichen Seite hin charakterisiert hat. Gewiß sind die Szenen von Roheit und sittlicher Verwahrlosung des Volkes in dem Romane möglich und lebenswahr — aber sie erschöpfen die Volkspsyche noch lange nicht und wirken daher einseitig und innerlich unwahr im Rahmen des Ganzen.

So kann man denn von „Jesse und Maria" wohl als von dem bedeutsamen Werke einer gestaltungskräftigen Individualität, aber kaum als von einem Kunstwerk reden. Die Vorzüge des Romans bestehen in einer auffällig genauen Wiedergabe des Milieus, einer lebhaften Dialogführung und einer naturalistischen, lebenswahren Ausmalung der Details und Szenen. Auch naiver Humor tritt manchmal angenehm zutage. Die innere Wahrheit der Vorgänge tritt der peinlichen Beobachtung der äußeren Realität gegenüber zurück; die Psychologie steht manchmal auf schwachen Füßen und muß ihre Zuflucht zu Konstruktionen nehmen. Die Vorliebe für das Ausmalen derber, sinnlicher, roher und gemeiner Szenen und Situationen teilt die Verfasserin mit der Mehrzahl aller Naturalisten; daß unter diesen Umständen der Roman dieser „jungen Dame aus der österreichischen Aristokratie" ihren Geschlechtsgenossinnen nicht so ohne weiteres und allgemein empfohlen werden kann, ist begreiflich. Sie würden auch wenig edle Lebensart und seelische Verfeinerung daraus gewinnen können. Ich glaube auch kaum, daß er ihnen besonders gefiele; dazu ist er zu derb, zu roh. Es ist ein entschieden männlicher Roman, der nach solchen Versprechungen, solchen Kraftäußerungen die Weiterentwicklung der Verfasserin mit einer gewissen Spannung erwarten läßt. Männer mit der nötigen Vorbildung und kulturhistorischen Interessen, sowie die Freunde und Förderer der Autorin, werden wohl auch den meisten Geschmack an ihm finden können.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.

Von

Dr. J. Damrich, Buchloe.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst kann auf ihren bisherigen Entwicklungsgang mit Befriedigung zurückblicken. Ihre Mitgliederzahl ist ständig im Wachsen und, — mag ihr auch noch sehr, sehr viel zu erreichen übrig bleiben, — so kann sie sich doch das Zeugnis ausstellen, daß sie auch bisher schon sehr viel erreicht hat. Durch ihre Darbietungen, vor allem durch ihre Mappen hat sie den Sinn für Kunst, besonders für religiöse geweckt und genährt auch in Kreisen, die vorher der Kunst soviel wie verschlossen waren. Sie hat den Blick hingelenkt auf eine stattliche Reihe tüchtiger Künstler, die auch heute noch das Banner der religiösen Kunst hochhalten, durch ihren mittelbaren und unmittelbaren Einfluß ist dem christlichen Volke wieder manch echtes religiöses Kunstwerk geschenkt und sind zahlreiche Gotteshäuser vor jener früheren Art von Restauration bewahrt worden, die oft fast gleichbedeutend war mit einer Devastation. So können wir der Gesellschaft ein freudiges Glückauf zurufen. Möge der Kreis ihrer Freunde sich immer mehr erweitern, möge sie auch nach innen immer mehr erstarken! Und letzteres wird der Fall sein, je mehr die Gesellschaft an sich selbst immer die höchsten Anforderungen stellt, je mehr anderseits einzelne ihrer Mitglieder nicht durch unfruchtbares Nörgeln, sondern durch positive Mitarbeit das zu bessern suchen, was ihrer Meinung nach noch unvollkommen ist.

Wenn alljährlich im Herbst die Mappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ins Land hinausgeht, darf sie eines aufmerksamen und dankbaren Publikums im voraus versichert sein. Auch die letzte Mappe hat wohl im allgemeinen die Erwartungen der Mitglieder nicht enttäuscht: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen".

Der Text der Mappe ist von Dr. Felix Mader gut und frisch geschrieben, im Geleitwort nimmt der Verfasser in der Beurteilung der mehr modernen und der archaistisch gehaltenen religiösen Kunst eine vermittelnde Stellung ein. Diese „Geleitworte" dürften übrigens für die Zukunft am besten wegfallen, denn es ist tatsächlich unmöglich, über christliche Kunst im allgemeinen immer wieder Neues zu sagen.

In der „Architektur" erscheint der Schöpfer des neuen Münchener Rathauses G. von Hauberrisser mit mehreren Gesamt- und Teilansichten seiner schmucken, malerisch wirkenden St. Paulskirche. Der Bachmannsche Kirchenentwurf für Starn-

berg zeigt eine mehr großzügige, einfach praktische Anlage. Ob übrigens dieser Bau nach seiner Vollendung nicht doch im Verhältnis zum landschaftlichen Bild im großen etwas fremdartig erscheinen wird? Etwas mehr „Heimatkunst" wäre mir hier sympathischer gewesen.

Von Romeis, Pruska und Harrach sehen wir einen prunkvollen romanischen Bischofsstuhl, der für den Bamberger Dom bestimmt ist.

Th. Schnell ist mit einem Chorgestühl für die Stadtpfarrkirche in Wangen vertreten. Dieser Meister versteht es, derartigen Arbeiten jenes feine, innere Leben einzuhauchen, das in echt gotischen Werken pulsiert.

K. Burgers zierliche spätgotische Standarte mit der Statuette der hl. Barbara vermittelt den Uebergang zur Plastik.

Professor Buschs mit Anklängen an spätgotische Vorbilder geschaffene Pietà ist ein Werk von warmer tiefer Empfindung. Ein außerordentlich vielseitiger Künstler tritt uns in Professor Pruska entgegen. Ob es sich um romanischen, gotischen, Renaissance-, Barockstil handelt, überall weiß er Tüchtiges und Reizvolles zu schaffen. Allerdings hat solche Vielseitigkeit auch ihre gefährlichen Klippen.

Anerkennenswerte Arbeiten auf dem Gebiete der Malerei sind die Pietà von Altheimer, wenn auch der Leichnam Christi als weniger gelungen bezeichnet werden muß und die im Anschluß an den Barockstil geschaffenen, edel gehaltenen Deckengemälde von B. Locher. In etwa derselben Stilgattung bewegt sich Schleibners „Tod des hl. Martinus".

Erfreulicherweise beweist übrigens die jüngste Jahresmappe, daß wir neben der leider immer noch zu sehr herrschenden Unsitte des Archaisierens auch eine christliche Gegenwartskunst haben. Erfreulicherweise! Mögen in alten Stilgattungen ganz hübsche, in ihrer Art treffliche Werke geschaffen werden, eine solche Nachahmung ist und bleibt eben doch etwas wie Spielerei, und ein Kunstwerk im höchsten und vollendeten Sinn kann auf diese Weise nicht entstehen. Es geht dabei vor allem das zugrunde, was wir heutzutage mit Recht so hochschätzen, die individuelle Eigenart des einzelnen Künstlers. Wer würde z. B. hinter den in der heurigen Mappe vertretenen Arbeiten von Professor Pruska ein und denselben Künstler vermuten? Wo bleibt da des Künstlers persönliche Note? Allerdings, die Schuld an dieser Erscheinung fällt meist nicht auf den Künstler, sondern auf den Besteller. Namentlich in den kirchlichen Kreisen ist man immer noch nicht abgekommen von dem alten Stilfanatismus, der eben z. B. für den romanischen Bamberger Dom kategorisch auch eine romanische Bischofskathedra, für eine Barockkirche Deckengemälde im Barockstil verlangt. Hätte dieses ganz falsche Prinzip, diese Scheu vor dem Modernen in der Kirche von jeher geherrscht, dann wären wir heute noch nicht über den Katakombenstil hinausgelangt. War dann der romanische, der gotische Stil nicht seinerzeit ebenso „modern" wie der von heute?

Die Nachwelt wird ganz gewiß mit vielen solcher „stilgerechten" Werke kurzen Prozeß machen.

Man braucht kein Prophet zu sein, um dies vorhersagen zu können. Schon jetzt wissen wir den eigenartigen Reiz und künstlerischen Wert zu würdigen, der jedem echten Stück aus irgend einer früheren Stilperiode innewohnt. Die Barbarei dürfte im allgemeinen nicht mehr vorkommen, daß man z. B. selbst aus einer gotischen Kirche einen hübschen Rokokoaltar einfach entfernt. Gegenüber den neugotischen Altären aus der sechziger und siebziger Zeit des vorigen Jahrhunderts, gegenüber den „Renaissance"-Möbeln der achtziger Jahre empfinden wir jedoch keine Spur von Pietät und irgendwelchen bleibenden Kunstwert werden wir ihnen auch nicht zuerkennen. Auch hier gilt Goethes Wort: nur „das Echte bleibt der Nachwelt unverloren." Eine Madonna aus gotischer Zeit wird immer geschätzt bleiben, ebenso ein Madonnenbild, das die künstlerische Auffassung des zwanzigsten Jahrhunderts wiedergibt, eine im zwanzigsten Jahrhundert geschnitzte „gotische" Statue jedoch wird man mit der Zeit allgemein als eine Verirrung betrachten und durch Besseres zu ersetzen suchen. Diese Zeit ist nicht mehr ferne. Möchte auch der Zeitpunkt nicht mehr allzu ferne sein, da die Jahresmappe der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst nicht mehr zum großen Teil den Eindruck macht, als blättere man in einem Atlas zur Kunstgeschichte!

Wie würdig sich christliche Stoffe auch ohne altstilistische Schnörkel behandeln lassen, zeigt z. B. Hemmesdorfer mit seinem vorzüglich modellierten „sterbenden Martyrer". Freilich kann und will dieses Werk nicht eigentlich kirchlichen Charakter beanspruchen. Schlicht und innig und doch von monumentaler Größe ist Buschs kniende Porträtfigur des Bischofs Haffner. Nissings „Vision des hl. Franziskus" vereinigt zartreligiöses Empfinden mit moderner Auffassung. Besser und geschlossener mag das Gemälde noch an Ort und Stelle wirken, wo der Altartabernakel es „in der Mitte teilt bis gut zur Hälfte."

Fast gigantisch ragen Sambergers Schöpfungen hervor. Das ist wirklich ein ganzer, entschiedener Künstlercharakter! Daß er auf Verlangen eine gotische Madonna oder irgend einen Heiligen im romanischen Stil malen würde, können wir uns nicht vorstellen. Er hat nämlich selbst seinen Stil, hat den Willen und die Kraft, Großes selbständig auszusprechen. Das müßte ein eigener Kauz sein, der sich z. B. von Sambergers „Entsagung" nicht im Innersten gepackt fühlte!

Einen persönlichen Stil hat auch M. Schiestl, nur muß sich dieser Künstler, dessen Werke so sympathisch anmuten, vor der Klippe des Manierismus hüten. Die Skizze „St. Franziskus" gefällt mir ungleich besser, als der „hl. Christophorus". Ein feines, poesievolles Bildchen ist Siebers Vignette, eine tüchtige Arbeit Schleibners figurenreiche Komposition „Virgo immaculata Mater misericordiae", jedoch scheint mir die zentrale Stellung Mariens ohne das Jesuskind über dem Tabernakel vom theologischen Standpunkte aus nicht ohne Bedenken.

Ein Intermezzo zur Frauenfrage.

Plauderei von Dr. Hassovius.

I.

Am Lüster brannten alle Flammen an. Sie sandten ihr bleichendes Licht auf die lebhafte Tischgesellschaft hinunter, die eben bei den Trauben angekommen war. Die Herren rieten auf das Alter der Canzemer Auslese und tauschten Erinnerungen an eine Gelegenheit aus, wo man kürzlich dieselbe Marke getrunken hatte; die Damen riefen sich ein paar Scherzworte über den Tisch zu, die saftigen Traubenkörner noch halb zwischen den Lippen. Das ist ja der Augenblick, wo es bei Tisch gemütlich zu werden beginnt. Man braucht nicht mehr darauf achtzugeben, daß einem ein Hühnerbeln vom Teller rutscht oder die schöne Nachbarin keine eingemachten Kirschen mehr hat; man kann plaudern.

Mit meiner Nachbarin, einer vorzüglichen Dilettantin auf dem Gebiete des Gesanges, hatte ich bisher nur von Musik gesprochen. Ich ließ sie von Max Reger erzählen, und sie erzählte gut, gewandt. Vor einem halben Jahre hatte ich schon einmal neben ihr gesessen, aber da hatten wir besonders über die Frauenfrage, deutlicher über die Stellung der Frau innerhalb der sozialen Frage, gesprochen. Ich hatte mir eingebildet, damals an ihr eine Eroberung gemacht zu haben, eine Eroberung für verständnisvolle Würdigung dieses eigenartigen Kapitels in der Moderne. Damals hatte sie so gut wie nichts davon gewußt, war aber mit ihrem regsamen Geiste interessiert auf das von mir veranlaßte Thema eingegangen. Wie mochte sich die Idee inzwischen bei ihr entwickelt haben?

„Fräulein Carmen, haben Sie das letzte Buch von Frau Gnauck-Kühne gelesen?"

„Gnauck-Kühne? Wer ist das?"

„Sie wollten sich doch damals ihr Buch „Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende" anschaffen!"

„Ach die! Ich entsinne mich. Nein, ich habe beides noch nicht gelesen; aber es ist mir ganz recht, daß wir auf den Punkt noch einmal zu sprechen kommen; ich glaube, da kann ich jetzt auch ein Wörtchen mitreden."

„Sooo? Das ist ja sehr erfreulich, wenn Sie sich zu der großen Idee der Frauenbewegung bekehrt . ."

„Ja, das wissen Sie ja noch gar nicht. Kann man denn bei solchen Studien nicht auch zu anderen Resultaten kommen?"

„Das ist sogar vorläufig noch die Regel. Aber (mit einer achtungsvollen Verneigung) für eine Frau, die denkt, die sogar über ein verblüffendes Maß von Logik . . ."

„Hören Sie, Herr Doktor, wenn Sie mir wieder so kommen, begraben wir das Thema von vornherein."

„Also pardon! Ich werde meine Bewunderung zu zügeln wissen. — Wo haben Sie denn die Frauenfrage studiert?"

„Ja, ob ich Ihnen das sage! Meine Quellen haben für Sie wahrscheinlich gar keine Bedeutung — — —"

„Nuun?"

„Also, Bücher habe ich keine über diese Frage gelesen." —

„Was denn?"

„Selbst auf die Gefahr hin, mich Ihrem Spott auszusetzen, wage ich die Antwort: Ich habe das Leben selbst etwas durchblättert.“

„Großartig! — Wahrscheinlich sind Sie unbewußt auf diese richtige Fährte geraten.“

„Sie geben also wirklich zu, daß man nicht notwendigerweise alles aus Büchern gelernt haben muß?!“

„Ich bin sogar, was Sie sehr zu überraschen scheint, der Ueberzeugung, daß sozusagen jede Buchgelehrsamkeit einer Ergänzung durch einen wohlentwickelten Wirklichkeitssinn bedarf, da sie sonst eben tot bleibt. Umgekehrt führt natürlich Praxis ohne Theorie, oder lassen Sie mich sagen ohne Synthese, auch nicht zum Ziel. Doch das führt zu weit vom Thema. Darf ich vielleicht erfahren, was Ihnen das Buch des Lebens verraten und zu welchem Resultat Sie gekommen sind?“

Ich begann mir langsam eine Apfelsine zu schälen und markierte große Aufmerksamkeit. In der Tat war ich gespannt. Soweit ich Fräulein Carmen kannte, durfte ich zum wenigsten ein selbständiges Urteil von ihr erwarten.

„Sie wissen, Herr Doktor“, begann sie, „daß ich nicht aus der Großstadt selbst bin, daß ich aber durch viele verwandschaftliche und freundschaftliche Beziehungen mit dem Leben der dortigen bessern Gesellschaft ziemlich vertraut bin. Kurz nachdem wir vor einem halben Jahr über die Frauenfrage gesprochen hatten, bekam ich auch in diese einen Einblick. Es war auf einem Kaffee bei meiner in X. verheirateten Schwester, — — Ihr Lächeln verrät Ihre Gedanken, Herr Doktor, aber es geniert mich gar nicht. Ein paar Tage vorher war eine Versammlung des Frauenbundes gewesen, auf der zwei berühmte Redner gesprochen hatten. Ich glaube ein Parlamentarier und ein Universitätsprofessor.“

„Das stimmt.“

„Nicht wahr, Sie erinnern sich. Man war ganz entzückt über die oratorischen Leistungen. Daß man dabei eine gewisse Selbstgefälligkeit nicht zu verbergen wußte, dies Geständnis will ich auch noch Ihrem Spott zum Opfer bringen, da ich ohnehin bei meiner Erzählung allerhand sagen muß, was das weibliche Geschlecht nicht im günstigsten Licht erscheinen läßt.“

„Die Selbstgefälligkeit finde ich aber durchaus noch nicht tadelnswert. Oder glauben Sie, Männern ging dergleichen ab?“

„Sie sind sehr liebenswürdig. Aber mißhandeln Sie doch Ihre Apfelsine nicht so; Sie haben ja viel zu tief geschnitten; die muß man — — —“

„Die Frauenfrage, gnädiges Fräulein!“

Sie lachte auf. „Ach, Sie Pedant! — Ich mache Sie aber jetzt schon darauf aufmerksam, daß es lediglich das alte Lied ist, was ich Ihnen hier erzähle. Sie dürfen sich nachher nicht über ausgestandene Langweile beklagen. — Es dauerte also keine fünf Minuten, da fiel schon die verhängnisvolle Frage: „Haben Sie auch Frau Ypsilon auf der Versammlung gesehen?“ — „Nein,“ antwortete Frau Amtsrichter Z.; „war Frau Ypsilon denn überhaupt da?“ — „Ach, meine Liebe, man merkt, daß Du noch nicht lange hier bist,“ bemerkte ihr darauf eine etwas angejahrte Jugendfreundin, „sonst hättest Du diese Frage gar nicht gestellt. Frau Ypsilon ist notorisch überall. — „Ja,“ meinte die arglose Frau Amtsrichter, „daß sie auf dieser Versammlung war, halte ich doch nicht für verwunderlich. Dafür war die Versammlung doch da, daß sich die Frauenwelt recht zahlreich dazu einfinde; und die ganze Veranstaltung richtete sich doch ausschließlich an uns Frauen. Mein Mann spricht mit größter Wärme von der ganzen Idee. Er sagt, es sei von eminenter Bedeutung, daß der Blick der Frauen einmal auf große Ziele — — —.“ „Da hat er auch ganz recht, meine Liebe. Hier eröffnet sich dem Weibe eine Mission ersten Ranges. Wir werden zeigen, daß wir den Männern an Weite des Blickes nichts nachgeben, daß wir den bittern Ernst des Lebens bis in seine tiefsten Tiefen zu erfassen wissen.“ — „Aber Fifi, wie Du nur wieder sprichst,“ wurde sie da von ihrer Mutter unterbrochen. „Du mußt nicht soviel lesen; gewiß wollen wir Weite des Blickes auch für uns Frauen in Anspruch nehmen, aber davon war doch eben gar nicht die Rede. Wir sprachen doch von Frau Ypsilon! Und es ist doch eine bekannte Tatsache, daß diese Dame ihren eigenen Haushalt nicht gerade musterhaft in Ordnung haben soll. Ich sage *soll*, denn ich kenne die Dame persönlich nicht. Aber man hört doch so allerhand, und daß alles erlogen sein soll, ist doch kaum anzunehmen.“ „Oh, Mama,“ fiel ihr die Tochter ins Wort, „weißt Du denn nicht mehr, was seinerzeit über uns — — —.“ „Jaa, Kind, gegen üble Nachrede ist schließlich keiner sicher.“ — — —

„Ich hatte, wie Sie sich denken können, Herr Doktor, einen unbändigen Spaß über diese unerwartete Wendung des Gespräches und trat meiner Schwester verstohlen auf den Fuß. Wenn ich aber geglaubt hatte, das Thema wäre damit erledigt, so sollte ich bald eines bessern belehrt werden. An der unteren Ecke des Tisches wurde Frau Ypsilon wieder aufgegriffen. Es mußte wirklich manches nicht klappen in ihrem Haushalt. Die Kinder wären den Dienstmädchen überlassen, und diese entbehrten selbst der Aufsicht. Frau Ypsilon wäre überall zu finden, nur nicht zu Hause. Sie hätte alle Veranlassung, zuerst einmal bei sich selbst Wandel zu schaffen, bevor sie „weiten Blick markierte“. Und da war auch noch Diese und Jene, die an demselben Fehler krankte. Ganz abgesehen davon, daß man einer Reihe von Damen fast auf den Kopf zusagen könnte, sie wären lediglich des Renommees halber so eifrig bei der Hand; namentlich seitdem die Fürstin Z. das Protektorat übernommen habe und an den Ausschußsitzungen persönlich teilnehme. Man kenne das ja.

Und nun frage ich Sie, Herr Doktor, was glauben Sie, wie es in den andern Damenkränzchen zugeht?“

„Ich bin entschieden der Ansicht, gnädiges Fräulein, daß jene Gesellschaft, von der Sie sprechen, einen unglücklichen Tag hatte. Das kann passieren. Auch auf Herrenabenden kommt es manchmal vor, daß über den lieben Nächsten im allgemeinen und über die Kollegen im besondern zuviel gesprochen wird. Aber verlieren wir uns nicht in die Ferne: Was wollen Sie aus dem, was Sie mir eben erzählten, folgern?“

„Sie scheinen ja so hoch von uns Frauen zu denken, daß ein abfälliges Urteil meinerseits die Frau kaum in Ihren Augen heruntersetzen kann. Ich riskiere also nicht viel, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich das weibliche Geschlecht nicht für befähigt halte, eine große Idee zielbewußt zu verfolgen. Wenn Sie auch einer Dame gegenüber zu liebenswürdig sind, zuzugeben, daß Sie Unterhaltungen, wie die eben mitgeteilte, nicht für die Regel halten, so muß ich auf Grund meiner Erfahrungen anderer Ansicht sein. Und das Eine kann man aus solchen Erfahrungen jedenfalls lernen, daß wir froh sein könnten, wenn unsere Frauen, wenigstens ein sehr starker Bruchteil derselben, erst einmal bei sich selbst Umschau hielten, ehe sie den Blick in die Ferne richten.“

Fräulein Carmen fühlte die Blicke der nächsten Nachbarn auf sich gerichtet; das brachte sie etwas in Feuer, und mit gehobener Stimme fuhr sie fort:

„Ich will uns Frauen keinen Vorwurf machen, wenn ich uns der Kleinlichkeit zeihe; es liegt in unserer Natur, also können wir nichts dafür. Dann sollten die Männer aber auch so klug sein, — sie sind doch sonst immer so klug, — uns nicht in Aufgaben hineinzudrängen, die wir doch niemals lösen können. Der Wirkungskreis, der der Frau in ihrem eigenen Haushalt angewiesen ist, ist so groß, daß sie voll und ganz davon in Anspruch genommen wird. Ich weiß das natürlich nicht aus eigener Erfahrung, aber bei meinen verheirateten Schwestern habe ich es doch oft genug gesehen. Da sind die Kinder, der Mann, die Dienstboten, das Reinmachen, die gesellschaftlichen Verpflichtungen und was weiß ich. Ferner . . .“

„Fräulein Carmen wird einmal eine beneidenswert gute Hausfrau“, meinte mit tiefem Baß der alte Sanitätsrat, der schon eine Weile hinter ihrem Stuhle zugehört hatte. Den andern Zuhörern merkte man an, daß ihnen der Spott wohltat, den die tapfere Verfechterin ihrer Ansichten erntete. Diese ließ sich aber nicht stören, und als ich mich nun zum Gegenzug bereit machte und begann:

„Nun gestatten Sie auch mir einmal . .“

Da fiel sie mir schnell ins Wort:

„Nein, warten Sie noch einige Augenblicke. Ich weiß beinahe schon, was Sie sagen wollen. Sie haben mir auch damals zu beweisen versucht, daß die Anteilnahme der Frau an der Lösung der sozialen Frage so bitter notwendig sei, daß wir auf dieselbe gar nicht verzichten könnten. Das hört man heutzutage ja vielerorts behaupten. Eigentlich sehr schmeichelhaft für uns! Nun habe ich Ihnen eben erzählt, wie den ersten Anfängern der Frauenorganisation bereits die weiblichen Kardinalfehler auf dem Fuß folgten, wie Kleinlichkeit, Neid —.“

„Höre mal, Carmen, Du bist aber heute geradezu unausstehlich“, fiel ihre Cousine dazwischen. „Was ist überhaupt in Dich gefahren? Kein vernünftiger Mensch wird mehr klug aus Dir.“

„Sie liest zuviel Zeitung“, meinte Vetter Karl, ein langer blonder Assessor. „Ihr Weiber — pardon Damen, solltet doch die Nase aus Dingen lassen, die ihr doch nicht kapiert. Komme, Cousinchen, sing mal einen Walzer, das steht Dir ja viel reizender.“ Allgemeines Lachen, besonders von seiten der Damen, welches

gutmütig klingen sollte, dem man aber die Schadenfreude anmerken konnte. Carmen wurde rot vor Verlegenheit und die Tränen traten ihr in die Augen. Sie tat mir leid; denn ich war es doch gewesen, der sie zu dieser Offenbarung ihrer Gedanken veranlaßt hatte, und ich selbst nahm die junge Dame aufrichtig ernst. Ich wollte ihr beispringen und rief: „Meine Damen, hüten Sie sich; Sie sind im Begriffe, Fräulein Carmens ungünstiges Urteil über die Frauen zu bestätigen." Doch meine Worte wurden nicht mehr gehört; lachend und scherzend schob man sich in die Nebenräume hinein, von wo bereits einige Klavierakkorde ertönten. Ich wandte mich zu meiner Nachbarin, um sie zu beruhigen. Aber sie kam mir zuvor.

Die 200jährige Gedenkfeier der bayerischen Landeserhebung von 1705.

Von

A. Schmalix.

Wer in München in gerader Richtung gegen Südwesten den Platz vor dem Sendlingertore verläßt, der gelangt durch die lange Allee der Lindwurmstraße zu einem alten, stillen Dorfkirchlein auf der Sendlinger Höhe, St. Margareth geweit, das wesentlich absticht von der mehr und mehr großstädtisch werdenden Umgebung. Das einfache Gotteshaus umgibt ein alter Freithof, so wie sie in früheren Zeiten gebräuchlich waren, mit einer Mauer in Manneshöhe, um in Zeiten der Not als letztes Refugium und Verteidigungspunkt zu dienen. Die Gräber bezeichnen schlichte Kreuze aus Holz oder Schmiedeeisen. Nur ein einziges größeres, aber gleichfalls einfaches Denkmal, beschattet von zwei Zypressen, fällt hier auf. Seine Inschrift mit goldenen Lettern auf schwarzem Grunde weist auf eine der denkwürdigsten Episoden der ruhmvollen bayerischen Geschichte hin. Hier, wo sie zum letzten, verzweifelten Widerstande sich sammelte, fiel kämpfend, wie einst die Schar des Leonidas, der Rest jener Oberländer Bauern, die in der Christnacht von 1705 unter der Löwenfahne nach München eilten, willens die Stadt von der feindlichen Besatzung zu befreien, die Wegführung der kurfürstlichen Kinder in die österreichische Gefangenschaft zu verhindern und dem Kriege eine andere Wendung zu geben. Der Ausgang dieser von Treue zu Fürst und Vaterland wie von der Verzweiflung über die Bedrückung des Landes seitens der österreichischen Invasionsarmee veranlaßten Volkserhebung und ihr blutiges Ende, das in dem Freskogemälde über dem Kirchenportale Meister Lindenschmit so ergreifend schildert, ist hinlänglich bekannt, so daß hier von einer weiteren Besprechung des geschichtlichen Ereignisses Abstand genommen werden kann.

Pflicht jeder Nation, die sich selbst ehrt, ist es, in Dankbarkeit ihrer Helden zu gedenken. Lange Jahre hindurch waren die treuen Bauern und opfermutigen Bürger von 1705 fast vergessen. Dann aber, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, erinnerte man sich ihrer wieder. In Wort und Bild haben sie Maßmann und Lindenschmit, später Sepp, Hermann Schmid, Defregger, Destouches, Dagenberger, Manuel und andere geehrt. Grabdenkmäler wurden ihnen von König Ludwig I. und Ritter v. Zwackh errichtet, Standbilder erinnern in Kochel und Waakirchen an den bayerischen Nationalheros, den Schmiedbalthes, Gedenktafeln an ihren ehemaligen Wohnstätten an jene Münchener Bürger, die ihre Vaterlandsliebe auf dem Blutgerüste besiegelten. Im Herzen der Münchener wie aller Bayern besaßen die Landesverteidiger von 1705 längst ein Denkmal; ein solches aus Stein oder Metall aber blieb ihnen bis jetzt in der Landeshauptstadt versagt. Die in den Weihnachtstagen stattgehabte zweite Zentenarfeier trug nun auch diese Dankesschuld ab.

Aus patriotischen Bürgern der Vorstadt Sendling hatte sich ein Komitee zur würdigen Begehung der 200jährigen Gedenkfeier gebildet, über die Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent huldvollst das Protektorat übernommen hatte und Archivrat Ernst v. Destouches, unser verdienstvoller vaterländischer Dichter und Geschichtsschreiber, war der Vater eines mustergültigen Festprogrammes, nicht pompös und überschwänglich, aber dafür weihevoll und erhebend, so ganz dem schlichten, treuherzigen Charakter der in der Christnacht für Fürst und Vaterland gestorbenen Oberländer entsprechend. Bereitwilligst hatten zahlreiche Veteranen- und Kriegervereine, Volkstrachtenvereine und Schützenkompagnien aus ganz Oberbayern der an sie ergangenen Einladung gefolgt und waren am Samstag, den 23. Dezember mit Fahnen und Musikkorps in München eingetroffen. Darunter sah man in ihren malerischen historischen Kostümen die Scharfschützenkompagnien von Gmund und Tegernsee, Benediktbeuren, Bichl und Kochel. Jene von Lenggries, Wackersberg und Gaisach, schon 1634 vom Kurfürsten Maximilian gegründet, führte die alte Sturmfahne mit sich, die 1705 aus dem Kampfe gerettet worden war, während die Gotzinger unter dem Klange von Schwegelpfeifen und jener Trommel anmarschierten, die damals zum Kampfe gerufen. Außerdem waren Veteranenvereine aus dem ganzen Oberlande erschienen.

Die Feierlichkeiten begannen am gleichen Tage mit dem alljährlichen Requiem im alten Kirchlein und dem feierlichen Libera am Heldengrabe, das diesmal einem sinnigen dichterischen Wunsche Martin Greifs entsprechend (s. „Allgemeine Rundschau" Nr. 47) mit alten Bauernwaffen und brennenden Pechkränzen geziert war. Zahlreiche Deputationen wohnten dem Gedächtnisgottesdienste bei. Der Abend dieses Tages sah eine überaus erhebende Feier. Die Mitglieder der sämtlichen beteiligten Vereine sammelten sich zu einem imposanten Fackelzug, der sich in riesigem Halbkreise um den Friedhof gruppierte. Am Grabe, wo der Pfarrklerus noch einmal das Libera abhielt und der Kirchenchor und hundert helle Kinderstimmen Ernst v. Destouches herrliches Weihelied nach der Melodie des altniederländischen Dankgebetes zum Vortrag brachten, hatten sich der Stellvertreter des allerhöchsten Protektors, des Prinzregenten, Se. Kgl. Prinz Ludwig von Bayern mit den Prinzen Leopold, Arnulf, Alfons, Karl, Franz, Konrad und Heinrich, sämtliche in großer Uniform mit den Spitzen der Militär-, Zivil- und städtischen Behörden, darunter Ministerpräsident Frhr. v. Podewils und Bürgermeister v. Brunner eingefunden. Nach den kirchlichen Zeremonien legten Prinz Ludwig im Namen des Regenten und Bürgermeister v. Brunner im Namen der Stadt München Kränze am Denkmale nieder. Eine prächtige Beleuchtung der Kirche und des Lindenschmitschen Gemäldes beschlossen die Feier dieses Tages.

Am Vormittage des Christabends zelebrierte der hochw. Herr Stadtpfarrer Reiner in der am Sonntage vorher eingeweihten St. Margarathen-Jubiläumskirche eine hl. Festmesse, der Prinz Ludwig und alle übrigen in München anwesenden Prinzen des Kgl. Hauses beiwohnten. Als offizielle Vertretung des Bayerischen Landtages waren dessen Präsident Dr. v. Orterer und Abg. Frank erschienen.

Bei der darauffolgenden Grundsteinlegung hielt Bürgermeister v. Brunner die Festrede, worauf Prinz Ludwig mit einer längeren Rede antwortete. Der Prinz pries in bewegten Worten die Treue der Oberländer und des ganzen bayerischen Volkes in der furchtbaren, schwersten Zeit Bayerns. Durch eine denkwürdige Fügung Gottes habe gerade hundert Jahre darauf Bayern nach einem glücklichen Feldzuge demselben Gegner gegenüber gestanden, der es so tief gedemütigt. Bayern war nach diesem glücklichen Krieg wesentlich vergrößert. Sein Kurfürst war dadurch in der Lage, die alte Königskrone, die vor ihm auf Bayerns Thron schon die Karolinger, wenn nicht schon die Agilolfinger getragen hatten, wieder sich aufs Haupt zu setzen. Der Prinz fuhr dann ungefähr wörtlich fort: Und nun springen wir wieder über ein Jahrhundert und schauen auf die Jetztzeit. Unter der glücklichen, bald 20jährigen Regierung Sr. Kgl. Hoh. des Prinz-Regenten hat Bayern an Volkszahl, an Wohlstand zugenommen; Bayerns Gebiet ist gesichert durch das Deutsche Reich, zu dessen Zustandekommen ebenso wie andere deutsche Stämme Bayern seinen wesentlichen Anteil genommen hat, als unter der glorreichen Führung des Königs von Preußen Wilhelm I. Sieg über Sieg errungen wurde, des ersten Kaisers des neuen Reiches. Das neue deutsche, mächtige Reich ist ein Reich des Friedens. In keinem Krieg wurde es mehr verwickelt, und dem jetzigen Kaiser Wilhelm II. können wir nicht genug Dank schulden für sein bisheriges, so erfolgreiches Streben, dem Deutschen Reiche den Frieden zu erhalten — selbstverständlich nur einen Frieden in Ehren. Mit unserem Gegner vor 200 Jahren und 100 Jahren aber sind wir gottlob wieder befreundet, er steht gleichwie mit Italien im Dreibund, im mitteleuropäischen Bund, und der ist auch geschaffen, den Frieden zu erhalten. Eines aber ist geblieben, wie es vor 100, vor 200 Jahren war und noch vor viel längerer Zeit: das ist die Treue des Bayernvolkes zu seinem Fürstenhause, eine Treue, wie sie selten gefunden wird. Und daß das Herrscherhaus, wenn es gilt, auch für das Volk einzutreten bereit ist, das wissen Sie ja alle. Gar mancher von dem Königshause hat sein Blut für sein Vaterland verflossen, allen voran wohl unser Stammvater Markgraf Luitpold, der vor 1000 Jahren an der Spitze der Bayern gegen die damaligen wilden Ungarn den Heldentod fand!

Auf die Zeremonien der Grundsteinlegung folgte ein wahrhaft imposanter Vorbeimarsch der 120 teilnehmenden Vereine mit 103 Fahnen, vielen Musikkorps und im ganzen wohl 8000 Mann. Er war der Glanzpunkt des Festes, ein Bild, wie es München wohl selten gesehen, zugleich eine glänzende Kundgebung der alterprobten Königstreue des bayerischen Volkes. Die Kgl. Hoheiten sprachen sich hocherfreut dem Komitee gegenüber über die herrliche Veranstaltung aus und gratulierten dessen Mitgliedern zu dieser, wie sie sich äußerten, „außerordentlich schönen, weihevollen und hochpatriotischen Feier". Am Nachmittag legten das Komitee und Deputationen, begleitet von der Lenggrieser Scharfschützenkompagnie, Kränze an der Mariensäule, an den ehemaligen Wohnstätten der hingerichteten Münchener Bürger und am Grabe der Gefallenen, auf dem südlichen Friedhofe nieder. Am Christtage vormittags wurde die von Archivrat v. Destouches trefflich arrangierte Zentenarausstellung im historischen Stadtmuseum und das Panorama der Sendlinger Bauernschlacht besichtigt. Nachmittags endete die Ehrung der Landesdefensoren mit einer überaus würdig

verlaufenen Gedenkfeier im Elysium. Die Festrede hielt hierbei der 90jährige, fast völlig erblindete Universitätsprofessor Dr. Sepp. Der Veteran bayerischer vaterländischer Literatur nahm hierbei, wie er erklärte, „in seiner letzten Rede" Abschied vom Publikum, das dem hochverdienten Greise noch stürmische Ovationen darbrachte. Ein melodramatisches Festspiel: „Die Sendlinger Bauernschlacht in der Christnacht 1705" von Dazenberger, komponiert von Franz Pollak und vorgetragen von Frl. Lochner, fand wie die lebenden Bilder Professor Manuels und Destouches' „Weihelied" ebenfalls großen Beifall.

So verlief denn die Gedächtnisfeier für jene Blutzeugen der sprichwörtlichen Bayerntreue in der denkbar würdigsten und erhebendsten Weise. Wie einst der Aufstand für das bedrängte Fürstenhaus eine Volkserhebung im besten Sinne gewesen, so war es auch eine wahre Volksfeier, die in den verflossenen Weihnachtstagen ihr Andenken ehrte. Und wie es auch heute noch in Bayern der schöne Brauch ist, daß Königshaus und Volk gemeinsam Freud und Leid teilen, so erhielt dieses Fest durch die Teilnahme des Kgl. Hofes eine besonders begrüßenswerte Weihe. In Sendling aber wird sich in Bälde von Künstlerhand ein stattliches Denkmal erheben, den spätesten Geschlechtern zum Gedächtnis, daß die bayerische Geschichte Männer kennt, die hinter den Helden der Griechen und Römer, der Schweizer und Tiroler an Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Opfermut nicht zurückstehen.

Vom Büchertisch.

Geschichte der Katholischen Kirche. Von Prof. Dr. Kirsch und Prof. Dr. V. Lukſch. Herausgegeben von der Oesterr. Leo-Gesellschaft. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 28 Lief., je M. 1.—.

Prachtwerke gehören zu den Erscheinungen unserer Zeit. Selten wohnt ihnen ein entsprechender Gehalt inne. In dem soeben vollständig gewordenem Werke sind Inhalt und Form, Geist und Technik aufs schönste vereint, so daß der Leser von dem harmonischen Eindruck nur entzückt sein kann. Durch dieses Werk ist die Kirchengeschichte auch den Liebhabern eines gefälligen, interessant zu lesenden Buches nahe gebracht, was aus mancherlei Gründen gerade bei diesem Gegenstande recht schwer sein mußte. Den Verfassern wird jeder Leser nach dieser Seite hin das beste Zeugnis geben können. Ueberblicken wir den Inhalt: 1. Die Kirche in der antiken Kulturwelt. (Von Prof. Dr. Kirsch.) Die Herausarbeitung des zunehmenden Gegensatzes von Antiken und Christentum ist besonders gut gelungen. Ausführlich sind Aeußeres und Inneres der ersten Kirche behandelt. Die frühesten Lehrstreitigkeiten sind kurz dargestellt. Nun kommt der größere Hauptanschnitt von Prof. Dr. Lukſch: Die Kirche unter der abendländischen Völkergesellschaft. Der Gang ist folgender: Bis zum Bruch mit dem Orient — Die Blütezeit — Die Erschütterung — Die Kirchentrennung — Der Niedergang und das Neuerwachen katholischen Denkens und Lebens vom Westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Man wird die überall harmonisch abgemessenen und doch an Einzelzügen so reichen Gemälde aus dem Schicksale der Kirche mit Anteil lesen; besonders wird den Leser die Ausbreitung der Kirche bei den heidnischen Völkern im 19. Jahrhundert ungemein fesseln. Hier möchte man wünschen, daß die Verfasser eine Fortsetzung in einem neuen Werke gäben, ein Werk über die neue Mission. So sei das glänzend ausgestattete Werk (auch die Register sind vollkommen) jedermann angelegentlichst empfohlen. B. C.

Studien von Adalbert Stifter. Jubiläumsausgabe. 2 Bde. Leipzig 1905. C. F. Amelangs Verlag. Zum Jubiläum des österreichischen Dichters hat der Verlag Amelang in Leipzig, bekannt durch hervorragende Leistungen auf dem literaturhistorischen Gebiete, diese Ausgabe veranstaltet, die sich in mancher Beziehung vor anderen Ausgaben empfiehlt. Zunächst ist es die wirklich schöne textreine und gut lesbare Textbehandlung der „Studien" und sodann die Billigkeit (ich glaube beide Bände geb. M. 6.—) bei moderner gefälliger Ausstattung. In unseren Familien sollte Stifter mit an erster Stelle gelesen werden, denn seine liebevolle Naturschilderung gibt jene idyllische Stimmung, die unserem Maschinenzeitalter so sehr mangelt. Aus der Lektüre der Stifterschen Studien entspringt Sinn und Gefühl für das Kleine, Belanglose im Leben und in der Natur. Es sind Worte und Geschichten, geschrieben von einem Manne, der nur in der Verbindung mit der Natur sich glücklich fühlte. Davon geht auch auf den Leser etwas über. Deshalb ist es zu wünschen, daß alt und jung sich solcher veredelnder Lektüre zuwende. Was die Jugend anlangt, so kann man sich keine geeignetere Lektüre denken wie die Stifterschen Studien. Der Inhalt des ersten Bandes: Der Kondor — Feldblumen — das Heidedorf — der Hochwald — die Narrenburg — die Mappe meines Urgroßvaters; der zweite Band: Abdias — das alte Siegel — Brigitta — der Hagestolz — der Waldsteig — zwei Schwestern — der beschriebene Tännling. B. C.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zum Fall v. Speidel-Bahr. Der Münchener Hofintendant Frhr. v. Speidel hat endlich in der Presse einen Anwalt gefunden. Die liberalen „Münch. Neuesten Nachrichten", welche in der Berufung Hermann Bahrs an die Spitze des Münchener Hofschauspiels eine Erlösung aus bisherigen „Engherzigkeiten" erblicken und just eben im höchsten Wohlbehagen über die Auff ührung der eindeutig lasciven Wolzogen-Straußschen „Feuersnot" schwelgen, haben über Nacht die Entdeckung gemacht, daß der Protest gegen Hermann Bahrs Berufung lediglich eine Mache des „Ultramontanismus", des Zentrums sei. Daß angesehene Blätter aller politischen Richtungen in der Verurteilung dieses ungeheuerlichen Mißgriffes des neuen Intendanten einig sind, belieben die „Münch. Neuesten Nachrichten" einfach zu „übersehen". Die „Allgemeine Rundschau" wird noch Gelegenheit finden, diesen Ruhm der hoffentlich kurzlebigen Aera Speidel in die rechte Beleuchtung zu setzen. Der neue Intendant hat schon mehr auf dem Kerbholz als den Fall Bahr. Wenn ein Theaterkritiker von dem unbestrittenen Ansehen des Freiherrn Alfred v. Mensi sich gezwungen sieht, die Hoftheaterleitung vor den Engagementsgepflogenheiten einer — „Schmiere" zu warnen, dann muß es schon weit gekommen sein. Herr v. Speidel macht sich anscheinend nicht das Mindeste daraus, wenn die Hofbühne auf ein bescheideneres Niveau herabgedrückt würde. Dieses Kunststück dürfte auch gar nicht schwer sein, zumal viele Bühnen von bisher nur lokaler Bedeutung die größten Anstrengungen machen, um ihre Anziehungskraft zu steigern. Das Münchener Hofschauspiel verfügt heute noch über einen auserlesenen Kreis von Künstlern, auf die es stolz sein kann. Wer erst in den letzten Tagen in Sudermanns „Stein unter Steinen" die abgerundete Meisterleistung bewunderte, zu der sich unter Fritz Basils ausgezeichneter Führung und Mitwirkung die intelligentesten Kräfte des Schauspiels zusammenfanden, denkt nur mit Wehmut an die anscheinend bevorstehende Zerbröckelung und Ablösung durch Geister dritten und vierten Ranges. Letztere mögen in den Augen der Intendanz den Vorzug haben, daß sie gegen Brüskierungen minder empfindlich sind als die nach einem geflügelten Worte v. Speidels „verwöhnten" heutigen Mitglieder der Hofbühne. Derweil kursieren nicht nur in Bühnen- und Preßkreisen, sondern auch im Publikum die blutigsten Kalauer über angebliche Beweise des überlegenen Sachverstandes des „neuen Herrn". Wenn auch nur die Hälfte dieser Anekdoten wahr wäre, dann müßte man der Hofbühne aufrichtig kondolieren. Selbst die „Jugend", welche Hermann Bahr und seinen Protektor mit großem Eifer gegen die „Dunkelmänner" verteidigt, gibt Herrn v. Speidels Theatersachverstand dem allgemeinen Gespötte preis. Nun soll zwar Herr v. Speidel unlängst erklärt haben, er „pfeife auf die Presse". Aber er wird vielleicht doch schon bald gewahr werden, daß es auch der Presse unbenommen bleibt, ihm kurzweilige Melodien zu pfeifen. Einstweilen bemüht sich der neue Intendant auch der Presse gegenüber den „starken Mann" zu spielen, sie durch Regimentsbefehle zu brüskieren, deren materielle und formelle Schroffheit von der bisherigen höflichen Uebung gewaltig absticht. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" stellt bei dieser Gelegenheit fest, daß er sich angesichts der formlosen Tagesbefehle der heutigen Intendanz und angesichts des Bruches mit langjährigen Traditionen genötigt sah, durch eine geharnischte Erklärung dem Herrn Intendanten die der Redaktion noch belassenen „Freikarten" bis auf weiteres zur Verfügung zu stellen.

München. Dr. Armin Kausen.

Die Münchener Hofbühnen haben in der Weihnachtszeit des Neuen nicht zu wenig geboten. Da hatten wir vor allem am letzten Abend vor dem Weihnachtsfest eine leibhaftige Opernpremière: Das Strauß-Wolzogensche Singgedicht „Feuersnot" und die Sonzogno-Preisoper La cabrera (Die Ziegenhirtin) von Gabriele Dupont. Letztere ist rasch abgetan. Sie ist ein sehr verdünnter Aufguß auf Mascagnis Cavalleria rusticana und hält sich an dieses Vorbild mit viel weniger Talent als Treue. Diese schwächliche Nachblüte des Verismo wäre, auch ohne an so schlechter, aussichtsloser Stelle zu stehen, wie hinter Strauß' Feuersnot, kaum durchgegangen. Was das ebengenannte Singgedicht anbelangt, so überhebt uns die Tatsache, daß es München später als alle anderen deutschen Großstädte Deutschlands zu hören bekam, einer näheren Kritik. Die Musik, ein glänzendes und glitzerndes Mosaik musikalischer „Goldschmiedekunst", steht auf einsamer Höhe und ist unnachahmlich. Bedauerlich scheint es uns, daß der Münchener Richard Strauß so offene Freude daran fand, seiner Heimat eins zu versetzen:

aber der Schlag trifft nicht mehr, denn was über die schlechte Behandlung Wagners gesagt wird, hat — die Richtigkeit des Vorwurfs angenommen, — längst eine glänzende Remedur erfahren; bestehen bleibt aber die Naivität und fast kindliche Selbstverständlichkeit, mit der sich Strauß und selbst Wolzogen an die Seite des Bayreuther Meisters stellen und seine Sache mit ihren eigenen kleinen Schmerzen identifizieren. Ja, ja: Bescheidenheit ist eine Zier, rc.! Bedauerlicher und die allenfallsigen Bedenken gegen diese lokalen Anzüglichkeiten des Librettos überschreitend ist jener Teil des Buches, der direkt die Zweideutigkeiten des Brettls auf die Bühne bringt; bedauerlich auch, daß in dieser Hinsicht neben dem „Bayerischen Kurier“ nur die „Allgemeine Zeitung“ eine Einwendung sich erlaubt hat. Wir halten es weder für eine Notwendigkeit, noch für einen Gewinn, auf der Hofbühne Szenen von sittlich so zweifelhafter Art zu begegnen; das sollte im Interesse des Ansehens des Hauses ein für allemal vermieden werden. Eine über allen Parteien stehende Bühne müßte immer jedem zugänglich sein.

Das Kgl. Residenztheater ist auch in einer neuen, nicht von allen mit gleichen Gefühlen begrüßten Pracht erstanden; es gibt eine schädigende Art von Reinlichkeit, und diese hat man der altertümlichen, jetzt so glänzend „herausgewichsten“ Pracht des Hauses gegenüber zur Anwendung gebracht. Mit einer darstellerisch famosen Neueinstudierung von Freytags „Journalisten“ hat man das Haus wiedereröffnet. Die noch im alten Jahr ermöglichte Erstaufführung von Sudermanns „Stein unter Steinen“ brachte es zu einem bis zum dritten Akt sich steigernden, dann aber abflauenden Erfolg. Das Stück, das übrigens wunderschön gespielt wurde, ist kein Drama, sondern eine geschickte Kombination theatralischer Effekte, und in dieser Hinsicht ganz richtig berechnet und mit vollendetem Raffinement ausgeführt. Eine nie versagende Technik hat Sudermann vor vielen absolut „geistvollen“, aber nichts vermögenden Berufskollegen fürs erste noch immer voraus.

Daß Franz Fischer auf eine 25jährige Tätigkeit als Hofkapellmeister zurückblicken kann, und daß man ihm deshalb für eine „Holländer“-Aufführung das Dirigentenpult räumte, verdient noch erwähnt zu werden. Zum Glück hat dieser Treueste aller Treuen mit solchen Nachdruck sich in die Herzen der Münchner eingeschrieben und zu einer förmlich legendarischen Gestalt gemacht, daß man die Begeisterung nicht erst künstlich erzeugen mußte. Jeder Münchner weiß, was dieser Freund Wagners, ohne jemals Aufsehen zu suchen, für unsere Oper getan hat, und wohl kaum Einem wurde der Dank freier Liebe und Verehrung so ehrlich und herzlich gegeben, wie diesem Liebling der Münchner.

Verschiedenes. In Berlin hatte eine Komödie des ehemaligen Direktors des Wiener Burgtheaters Max Burckhard, „Rat Schrimpf“, einen nicht unwidersprochenen Erfolg. — Friedrich Hegar, der als der bedeutendste Männerchorkomponist der Gegenwart gilt, hat sein erstes Werk für Chor und Orchester „Das Herz des Douglas“ durch den Wiener Männergesangverein zur ersten Aufführung gelangen lassen. Es fand reichsten Beifall. — In Berlin hatte die Operette „Schützenliesl“ von E. Eyszler bei ihrer Uraufführung großen Erfolg. Die Hauptrolle kreierte der den Münchnern abtrünnig gewordene Tenorist Fritz Werner. In Prag hatte die Oper „Aschenbrödel“ von Leo Blech, Dichtung von Richard Batka, bedeutenden Erfolg. — Auch in Wien gibt es ein Intimes Theater, dessen jüngster Novität „Das goldene Vließ“ von Stanislaw Przbyszewski vermöge seiner langweiligen Mache ein solenner Durchfall beschieden war. — „Der Weg zur Hölle“, ein erfolgreicher Schwank von Gustav Kadelburg, und ein vaterländisches Lustspiel „Edles Blut“, als dessen Verfasser Ferdinand Bonn gilt, der auch die Regie führte und zwei Hauptrollen spielte, nämlich Napoleon I. und einen jüdischen Pferdehändler, waren in Berlin die Novitäten der Weihnachtsfeiertage. — Im Residenztheater in Wiesbaden hatte ein das Beichtgeheimnis behandelndes Drama, „Es werde Licht“, von Petzold freundlichen Erfolg. — Sudermanns neues Schauspiel „Das Blumenboot“, welches bereits gedruckt vorliegt, wird seine Uraufführung in russischer Sprache in Petersburg erleben. — In der Opéra comique in Paris wurde eine Szene aus dem Seemannsleben in vier Akten „Die Fischer von Sain Jean, Musik von Widor, mit großem Beifall aufgenommen. Der Dichter des Librettos, Henri Cain, ist auch Verfasser des Librettos der in München durchgefallenen Oper „Cabrera“. — Richard Stury, das bekannte Mitglied des Münchener Hofschauspiels, hat wegen in letzter Zeit öfter wiederkehrenden Gedächtnisstörungen um seine Entlassung nachgesucht.

München. Herm. Teibler.

Telautographie und Telephotographie.

Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde zuerst von Bakewell die Grundidee zur Telautographie, das ist zur telegraphischen Uebertragung von Handschriften oder Zeichnungen gegeben. Der Casellische Pantelegraph verwertete das System praktisch. Die zu übertragende Schrift wurde mittels (elektrisch) nicht leitender Tinte auf eine Metallfolie gebracht, diese sodann auf einer Hartgummiwalze befestigt. Aehnlich den ersten Phonographen berührt die Oberfläche des in Rotation versetzten Zylinders ein Metallstift, der an den einen Pol der elektrischen Batterie angeschlossen ist. Der andere Pol ist mit der leitenden Folie selbst durch den Befestigungsring verbunden. Infolgedessen geschieht beim Passieren einer mit nichtleitender Substanz überzogenen Stelle der Folie eine Stromunterbrechung. Da die Walze sich nun durch einen sinnreichen Mechanismus nach jeder Umdrehung achsial um Weniges (etwa 1/4 mm) verschiebt, so ist es möglich, die ganze gezeichnete Oberfläche des sogenannten Senders durch Stromschluß, bzw. -unterbrechung zu kennzeichnen. Der Empfänger besteht ebenfalls aus einer Walze, die aber chemisch präparierte Papieroberfläche hat und deren Bewegung vollständig gleich ist. Der die Oberfläche berührende Stift verwendet die ankommenden Ströme des Senders zur chemischen Zersetzung (Blaufärbung) des getränkten Papiers. Bei Stromunterbrechung bleibt die Berührungsstelle natürlich weiß. Man erhält also die weiße Schrift oder Zeichnung auf blauem Grunde.

Gray, Cerebotani und Gruhn, die sich in neuester Zeit fruchtbar mit diesem und ähnlichen Problemen beschäftigen und Verbesserungen anstreben, zerlegen im Sender die Bewegung eines Schreibstiftes in zwei Komponenten, die sie in zwei getrennten Leitungen übertragen, um sie dann im Empfänger wieder zusammenzusetzen. Diese Systeme sind jedoch recht umständlich und unsicher. Um so erfreulicher ist es, daß es vor kurzem gelungen ist, sogar Photographien auf telegraphischem Wege zu übermitteln, so daß auch die Uebertragung von Handschriften und dergl. bedeutend vereinfacht ist. Der Münchener Professor Dr. Korn hat den interessanten Apparat bereits im Oktober dieses Jahres in einem Vortrag in seiner Wirkung gezeigt. (Ein ausführlicher Bericht erschien in der Dezembernummer der „Elektrotechnischen Zeitschrift“.)

Durch verschiedene Verbesserungen ist es nach den jüngsten Mitteilungen möglich, ein Bild im Format 13×18 in 10 bis 20 Minuten auf außerordentlich große Entfernung, nach tausenden Kilometern zählend, zu vermitteln. Die Wichtigkeit der neuen Erfindung für Zwecke der Justiz und Presse wird einleuchtend sein.

Die Photographie wird im Sender in Form eines Films auf einen in Drehung versetzten Glaszylinder gebracht, der sich nach jeder Umdrehung, wie bei dem oben beschriebenen Pantelegraphen, um ein kleines Stück achsial verschiebt. Eine feststehende Lichtquelle (z. B. Nernstlampe) sendet unter zu Hülfenahme einer Linse ihren Lichtstrahl durch den Film und den Glaskörper auf ein im Innern befindliches Glasprisma und, durch dieses gebrochen, auf eine sehr empfindliche Selenzelle. Die Selenzelle verursacht, beeinflußt durch die wechselnde Lichtstärke (Durchlässigkeit des Films), einen elektrischen Strom verschiedenartiger Stärke. Dieser wirkt nun im Empfänger auf ein Galvanometer, dessen Zeiger als Regulator (kleinere oder größere Ausschläge) der Funkenstrecke eines Tesla-Transformators dient. Dieser Funkentönung entspricht ein mehr oder minder kräftiges Aufleuchten einer sehr hoch evakuierten Glasröhre. Durch eine sehr feine Oeffnung konzentriert sich das Kathodenlicht auf einen Punkt des in der Bewegung vollständig synchronen (= gleichlaufend mit dem Sender), empfindlichen Filmzylinders des Empfängers. (Die Bromsilberschicht ist bekanntlich für Kathodenstrahlen ähnlich empfindlich, als für Sonnenlicht.) Die so übertragene Telephotographie besteht also im Grunde genommen aus einer großen Anzahl kleiner Punkte (ca. 1/16 qmm) verschiedenartiger Tönung.

Für Handschriften und Verwandtes ist die Uebermittlung eine sehr sichere und deutliche. Das Original wird entweder wie früher, auf eine Metallfolie gezeichnet, oder einfach auf den Sender-Film photographiert, es läßt sich so eine wirklich genaue und deutliche Ueberschreibung erreichen.

Ohne Zweifel sind wir durch diese Erfolge dem elektrischen Fernsehen um ein Stück näher gerückt. Es handelt sich ja wohl hauptsächlich darum, die Uebertragungsdauer noch mehr abzukürzen. Statt in 10 Minuten müßte sich das Bild in Bruchteilen einer Sekunde herstellen lassen. Theoretisch würde das auch schon möglich sein, doch die technischen Schwierigkeiten sind sehr groß, man würde eben für jeden einzelnen Punkt des Bildes einen wie oben beschriebenen Apparat und eine besondere Leitung benötigen, was praktisch nicht ausführbar ist.

Karlsruhe. Ing. Wilh. Hubert.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inseraten-Annahme in der Expedition: Tattenbachstraße 1a. Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 2. München, 13. Januar 1906. III. Jahrgang.

An die

Leser und Freunde der „Allgemeinen Rundschau“.

Die ‚Allgemeine Rundschau‘ hat beim Beginn des neuen Jahrganges abermals einen erfreulichen Abonnentenzuwachs zu verzeichnen. Es bleibt aber immer noch zu beklagen, daß viele, welche sich bei Gelegenheit sehr anerkennend über die ‚Allgemeine Rundschau‘ aussprechen, die etwa an sie gestellte Frage: ‚Sind Sie denn auch Abonnent?‘ nicht würden mit ‚ja‘ beantworten können.

Der Gesamtauflage der heutigen Nummer ist eine **Postkarte** zur Mitteilung von **Adressen**, an welche **Gratis-Probenummern** verschickt werden können, beigelegt. Dem Herausgeber wäre es der schönste Lohn seiner vielen Opfer und Mühen, wenn ihm jeder Freund und Leser der ‚Allgemeinen Rundschau‘ wenigstens einen neuen Abonnenten zuführte. Ein dem Herausgeber bisher persönlich unbekannter Leser aus Westfalen (Dr. M. H. in M.) schrieb am 1. Januar, nachdem er verschiedene geeignete Adressen mitgeteilt: ‚Sollte auch nur einer Ihre ‚Rundschau‘ daraufhin bestellen, so würde ich damit die Pflicht, die jedem ‚Rundschau‘-Leser obliegt, für das neue Jahr erfüllt haben.‘ Vivant sequentes!

Es ist als ein Vorzug der ‚Allgemeinen Rundschau‘ gerühmt worden, daß sie auch abweichende Stimmen zu Worte kommen läßt, so lange kein Prinzip verletzt wird. Daran wird der Herausgeber auch künftig festhalten, darf aber wohl billig erwarten, daß an eine solche freie Aussprache nicht jener engherzige Maßstab angelegt wird, der das Blatt dafür strafen möchte, wenn der eine oder andere Satz nicht allen gefällt. Man sollte es in solchen Fällen mit einem angesehenen Herrn aus Hessen halten, der nach einer Auseinandersetzung mit Jos. Lorenz, dessen Ausführungen da und dort mißverständlich auf außerbayerische Verhältnisse bezogen wurden, ausdrücklich schrieb: ‚Die ‚Allgemeine Rundschau‘ hat mir so viele Freude und Anregung geboten, daß ich ihr auch fernerhin treue Freundschaft bewahre.‘

Dem Herausgeber gingen zu seiner großen Genugtuung gerade in den letzten Tagen wieder zahlreiche Schreiben zu, die in den herzlichsten Wendungen ihrer Sympathie für die ‚Allgemeine Rundschau‘ und deren Eigenart Ausdruck gaben. Mit besonderer Freude sei eine Kundgebung aus einer bischöflichen Residenz in Norddeutschland verzeichnet, welche ausdrücklich hervorhebt, daß der hochwürdigste Herr Bischof, der selbst Abonnent sei, ‚auf seinen Firmungsreisen wieder und wieder Gelegenheit genommen hat, die ‚Allgemeine Rundschau‘ den Geistlichen zu empfehlen.‘ Der Brief gibt zum Schluß dem Wunsche Ausdruck, ‚daß Ihre ‚Allgemeine Rundschau‘ die weiteste Verbreitung finden möge; **sie sollte in keiner katholischen gebildeten Familie fehlen.**‘

Inhaltangabe.

Handelspolitische Ueberraschungen.

Von

H. Osel, Reichstags- und Landtagsabgeordneter.

Oder besser: es sind keine Ueberraschungen mehr, wie sich unsere mit großem Apparat eingeleiteten neuen handelspolitischen Beziehungen nach dem ersten Anlauf zum Auslande weiter abwickeln. Eine Zeitlang passiver Widerstand des Auslandes, dann etwas Rasseln und Schelten unter sich oder gegen uns, und der deutsche Michel sieht ein, daß man bei „der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit“ unmöglich auf eingehende Handelsvertragsabmachungen sich einlassen könne, besonders wenn dazu im Ausland eben alles „im Fluß“ ist und eine neue Regierung — rechtzeitig? — sich eingestellt hat. So hatten unsere englischen Vettern Glück. Und sicher darf einer nicht deswegen Schwarzseher genannt werden, wenn er glaubt, daß es uns mit den Staaten „jenseits des Teiches“ gehen werde wie mit Großbritannien: Sie werden Glück haben mit uns. Der einst von Bismarck vertretene Gedanke, daß politische Erwägungen bei wirtschaftlichen Maßnahmen zurückzutreten haben, ist leider heute eher in seiner Umkehr richtig. Das aber der Politik eines Einzelnen zuschreiben zu wollen, hieße dessen Macht über- und die berechtigte selbständige Entwickelung des Auslandes unterschätzen. — Diese objektive Beurteilung kann es jedoch nicht ausschließen, daß man allmählich wenigstens der Meinung werde, das Glück sei uns nicht mehr so hold wie früher. Ist es am Ende aber doch noch etwas anderes, wenn nun auch die Vereinigten Staaten plötzlich entdecken, daß auch sie, durch „die Kürze der Zeit“ gezwungen, nicht daran denken können, mit uns in Handelstarifvertragsabmachungen einzutreten? Freilich, sie wissen noch kaum ein Jahr lang, was bei uns an Zöllen rechtens sein soll. Nun war der amerikanische Kongreß neun Monate lang außer

Tätigkeit und es ist daher unbillig, zu verlangen, er solle Hals über Kopf an die Revision seines so zweckmäßigen Dingleytarifes gehen. Früher aber konnte er nicht zusammentreten. Warum? Nun, weil es doch so besser ist — für die Union. Was bedeutet gegenüber so vernünftigen Erwägungen der Amerikaner die Tatsache, daß im Februar des Jahres 1905 das ganze deutsche Volk durch seinen Reichstag — Herr Bebel stand mit an erster Stelle als Rufer im Streit — künftig bessere Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten verlangte. Kaum fällt dabei noch ins Gewicht, daß man sogar von seiten der Reichsleitung dieses Verlangen als richtig und seine Erfüllung als nötig bezeichnete. Was nützt der gute Wille des Demokratenführers Williams, der zu einer 20prozentigen Ermäßigung des Dingleytarifes bereit wäre — wenn man Zeit hätte, die Sache zu beraten! Deutschland ist auch zu rasch. Erst Mitte Februar 1905 teilt es der Welt mit, daß schon am 1. März 1906 seine neuen Zölle in Kraft treten. Dabei hatte es mit den Vereinigten Staaten eine nur vierteljährige Kündigung eines — nie vom Reichstag genehmigten — Vertrags und kündigte richtig erst am 1. Dezember 1905. Also — es bleibt einfach nichts anderes übrig, als auch den Amerikanern gegenüber an eine Verlängerung des bisherigen Zustandes zu denken, d. h. wir erhalten nicht mehr als bisher — sie alles, was wir haben: die schrankenlose Meistbegünstigung. Ja, sie — die Herren der United States — dehnen ihre Fürsorge auch auf die anderen amerikanischen Staaten aus und deshalb wird wohl auch denen, z. B. Argentinien, es unserseits nicht so schwer gemacht werden, wenn wir mit ihnen Verträge schließen — der wirtschaftliche Monroe geht um.

Einige Anfragen an die Leitung unserer internationalen Handelspolitik sind jedoch wohl zulässig, nachdem sie so viel entschuldigt worden ist: Muß Deutschland auch künftig die ganze Appraiser-Herrlichkeit schlucken? Oder könnten vielleicht trotz der Kürze der Zeit wenigstens Kautelen gegen die sprunghaft willkürliche Auslegung der Wertbegriffe geschaffen werden, die dem Verzollungsgeschäft zugrunde zu legen sind? Genügt es nicht, den Amerikanern, die uns ja ihre Professoren schicken, damit wir ihre Weisheit lernen, die Versicherung zu geben, daß wir nicht länger als bis 1. März 1906 brauchen werden, um so gescheit zu sein wie die Union, daß wir also höchstens noch bis 1. Juni eine Probezeit einzugehen, dann aber den Beweis unseres Könnens abzulegen gedenken? Deutscher Michel, was tust du denn? Galgenhumor ist immer ein schlechtes Zeichen, denn er schlägt leicht um.

Das Judentum in der österreichischen Sozialdemokratie.

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Die Wortführer der Sozialdemokratie reden sich die Kehle heiser und schreiben sich die Finger wund, um dem arbeitenden Volke begreiflich zu machen, daß sein irdisches, sein geistiges, sein sittliches Heil einzig und allein in der Verwirklichung jenes Evangeliums bestehe, welches Lassalle, Marx und Engels mündlich und schriftlich verkündet haben. Am schnellsten und wirksamsten könne der Himmel dieses Dreigestirnes den Enterbten auf die Erde gebracht werden, wenn das allgemeine gleiche Wahlrecht in Oesterreich eingeführt und eine möglichst große Anzahl sozialdemokratischer Redner ins Abgeordnetenhaus gewählt werde, wobei den „Genossen" natürlich verschwiegen wird, daß die 80 Mann starke sozialdemokratische Fraktion im deutschen Reichstage so gut wie gar nichts bisher für die Arbeiterschaft errungen hat, das allgemeine gleiche Wahlrecht allein also nicht segenbringend wirken kann.

Wir österreichische Katholiken sind alle ohne Unterschied der Partei und Nationalität Antisemiten, wenn auch mit verschiedenen Abstufungen, und darum kommen wir an dem Judentum in der Sozialdemokratie nicht vorbei, wenn wir diese Partei besprechen müssen. Es muß auch sicherlich jedermann auffallen, daß die gesamte Führerschaft der Sozialdemokratie Oesterreichs jüdisch ist, und das gehört zu den hervorstechendsten Kennzeichen der Sozialdemokratie hierzulande. An der Spitze der Gesamtpartei steht als Diktator in Wien Dr. Viktor **Adler**, die Lokalpartei Wiens und Niederösterreichs leiten Dr. Ellenbogen, Dr. Verkauf, Dr. Ingwer, Dr. Ornstein, Dr. Berstl, Austerlitz, Beer, Hersch usw.; in Oberösterreich leitet die Partei Schmul Spielmann; in Mähren Dr. Czech, Dr. Weizmann, Dr. Morgenstern, Dr. Kohn, Dr. Freund, Laib Freundlich; in Schlesien Hersch Arbeitel Donnerkeil (das ist kein schlechter Witz, der Mann heißt wirklich so); in Steiermark Dr. Schacherl; in Ungarn Schlesinger, Baron, Mayer Stern, Pfeffer, Rubinstein, Aaron usw. Diese Verjudung der Proletarierpartei ist so auffallend, daß schon 1899 das „Jüdische Volksblatt" sich zu folgender Warnung gezwungen sah: „Die Juden haben noch keiner Partei, der sie sich unbedingt angeschlossen haben, Segen gebracht... Fördern wir die Sozialdemokratie, wo es nur angeht, aber seien wir vorsichtig, damit die breiten Massen es nicht merken, daß die Sozialdemokratie nur eine Judenschutztruppe ist."

Diese bedingungslose Unterordnung der Sozialdemokratie unter die Herrschaft des Judentums muß man kennen, wenn man zwei Ereignisse innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie recht verstehen und würdigen will, die in den letzten Tagen hier ungeheueres Aufsehen erregt haben, trotzdem sie von den „großen" liberalen Blättern mit rührender Einmütigkeit totgeschwiegen werden.

Eine hervorragende Rolle spielt in der österreichischen Sozialdemokratie, wenn auch nicht so sehr in der Oeffentlichkeit, der Jude Dr. Benno **Karpeles**, der die Führung der Konsumvereinsbewegung in der Sozialdemokratie an sich gerissen hat. Man hat den „Genossen" bisher vorgemacht, daß die dem Prinzip der Partei widersprechenden Konsumvereine in die Partei eingeführt werden müßten, um einerseits den Arbeitern zu billigerem Bezuge der Lebensmittel zu verhelfen und um anderseits die „Spießer" dafür zu strafen, daß sie sich der Sozialdemokratie fernhalten und der „Luegerei" angeschlossen haben. Es ist offenkundig — die Wahlen in Wien haben es ja zur Genüge klar dargetan —, daß die sozialdemokratischen Konsumvereine diesen Zweck nicht erreicht haben, ihn auch nicht erreichen können. Also muß die sozialdemokratische Parteileitung wohl andere Zwecke mit der Spezialtätigkeit des Obergenossen Dr. Karpeles verfolgen. Und diesen Zweck erfährt man aus einem Briefe, welcher der christlich-sozialen Partei in die Hände gespielt und vorsichtigerweise photographiert wurde.

Mit diesem Briefe wendet sich Dr. Karpeles an ein großes Wiener Bankinstitut, dem er eine Geschäftsgründung vorschlägt, durch welche die sozialdemokratische Arbeiterschaft in den Dienst des jüdischen Großkapitals gestellt werden soll. Diese Gründung soll mit der Erzeugung von Schwarz- und Weißbrot beginnen. Täglich 10,000 Laib Brot und 45,000 Stück Gebäck brauchen allein die Arbeiterkonsumvereine. Dann sollen aber auch die Kaufleute in Wien, Nieder- und Oberösterreich, Mähren und Nordsteiermark durch Agitatoren gezwungen werden, diesen ihren Bedarf bei der Karpelesschen Anstalt zu decken. Wenn täglich insgesamt nur 20,000 Laib Brot und 100,000 Stück Gebäck abgesetzt werden, rechnet Dr. Karpeles hieraus allein schon einen Reingewinn von 194,000 Kronen heraus. Da dazu nur ein Kapital von 700,000 Kronen nötig sein soll, hätten die Unternehmer ein Profitchen von 28 (!!) Prozent. Nebenbei sollen gebrannter Kaffee, Malz-, Feigen- und Zichorienkaffee, Teigwaren, Essig, Pflanzenfett, Schuhwichse, Rum und alkoholfreie Getränke, Sodawasser, Selchwaren, Seife usw. erzeugt werden. Also ein kapitalistischer Großbetrieb, wie er „im Buche steht".

Die Massenerzeugung so vieler Waren setzt aber auch eine intensive Handelstätigkeit voraus, und darum will Dr. Karpeles seine Gründung (in Form einer Kommanditgesellschaft) zu einer Großeinkaufsstelle für sämtliche Konsumvereine Oesterreichs machen, ja er will auch die Kaufleute und Krämer Oesterreichs durch Agitatoren (Parteibeamte) und durch ihre sozialdemokratische Kundschaft zwingen, bei dieser Kommanditgesellschaft ihren Bedarf auch an jenen Lebensmitteln und Konsumartikeln zu decken, welche die Gesellschaft nicht erzeugt, und diesen Bedarf auch prompt zu bezahlen, „da ihnen sonst kein Brot geliefert wird". „Hierdurch geraten", schreibt Dr. Karpeles, „diese Kleinhändler in unbedingte Abhängigkeit von der Kommanditgesellschaft. Sie sind nur mehr dem Namen nach selbständige Händler." Und in den Profit will sich die Sozialdemokratie als Partei mit der Bank teilen, denn die Partei will „als persönlich haftender Gesellschafter" der Kommanditgesellschaft mit 50,000 Kronen beitreten.

Dieser Plan bedeutet: Mißbrauch der sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft zur Vernichtung des kleinen Gewerbe- und Handelsstandes, um dem Großkapital und der sozialdemokratischen Parteileitung aus den Taschen des arbeitenden christlichen Volkes

kolossalen Profit zuzuschanzen. Und damit man nicht etwa glaubt, daß Dr. Karpeles auf eigene Faust ein so lukratives Parteigeschäft der Bank angeboten hat, erklärt das offizielle Parteiblatt, Dr. Adlers „Arbeiter-Zeitung", daß dieser „durchaus berechtigte Plan ein geeigneter Versuch sei, das Monopol des Großbetriebes und des Großhandels zu brechen." Nun freilich: anderen wollen die Karpeles & Adler das Geschäft abnehmen, für sich selbst aber die gesamte sozialdemokratische Organisation mobilisieren, um das Monopol des Großhandels und des Großbetriebes für sich selbst auszunützen. Vielleicht öffnet dieser Karpeles-Plan den prinzipiell antikapitalistischen „Genossen" endlich die Augen, zu welchen großkapitalistischen Zwecken sie von ihren jüdischen Parteiführern mißbraucht werden.

Will Dr. Karpeles nur den wirtschaftlichen Mord ganzer Erwerbsstände, so predigt sein Parteigenosse Hybes, Abgeordneter der V. Kurie Brünn und Umgebung, ganz offen in Wien den leiblichen Menschenmeuchelmord. Er hat in einer Versammlung des Vereins „Osvěta" am 5. Dezbr. v. J. in Wien eine Rede über die Geschichte der Partei gehalten, welche die „Delnicke Listy" (Arbeiter-Zeitung), das Organ der tschechischen Sozialdemokraten Wiens, am 16. Dezbr. v. J. veröffentlichte. Diese Enthüllungen über die anarchistischen Pläne der Sozialdemokraten sind so wertvoll, daß deren wichtigster Teil hier wörtlich Platz finden mag:

„Wir kauften uns „Lehmanns Wohnungs-Anzeiger", suchten alle Adressen von Ministern und anderen Würdenträgern heraus und faßten den Entschluß, bei gelegener Zeit in einer Nacht alle diese unsere Gegner und die Generäle zu erwürgen und beiseite zu schaffen.

Wir hatten auch allerlei Pläne zur Durchführung dieser Idee; wir verließen uns darauf, daß wir deren Stubenmädchen und Köchinnen gewinnen und auf diese Weise in deren Wohnungen gelangen werden. Schließlich sagten wir uns, es sei nötig, um beim Volke uns Glauben zu verschaffen, einen Zeitpunkt festzusetzen, bis zu dessen Ablauf wir alle aufhängen. Wir sagten uns, daß dies längstens in 10 Jahren geschehen müsse ....

Es geschah öfters, daß unser Blatt konfisziert wurde, ohne daß der Staatsanwalt es gelesen hatte. Erst nach der Konfiskation fahndete man nach einem Konfiskationsgrund. Um uns zu rächen, gründeten wir eine geheime Druckerei. Später genügte sie uns nicht und wir mußten eine zweite und eine dritte ins Leben rufen. Auch Höllenmaschinen erprobten wir; und sie hätten ihre Wirkung sicher getan. Aber im gegebenen Momente mußten sie vergraben werden, wo, das weiß ich nicht, das wußten aus Gründen der Vorsicht nur wenige Genossen, um einen Verrat zu verhindern. Aber es war sicher hier in Fünfhaus oder Sechshaus.

Auf diese Höllenmaschinen hat die Arbeiterschaft viel eigenes Geld verwendet. Wir verließen uns damals auf nichts als auf eine Verschwörung. Diese sollte uns zum Ziele führen.

Sie müssen auch in Betracht ziehen, daß damals eine andere Munition vorhanden war, es standen Vorderlader in Verwendung und wir fürchteten uns damals nicht sonderlich vor den Soldaten. Allerdings lehrt uns die russische Revolution, daß auch heutzutage sich eine Revolution noch durchführen läßt ....

Redner erinnert daran, daß auch einige Kommissäre damals umgebracht wurden. Einzelne Genossen waren vollends bestrebt, irgend jemanden als Diener in das Krankenhaus hineinzubekommen, damit er Nadeln in Leichengift eintauche und damit es uns möglich wäre, mit diesen Nadeln unsere Gegner zu beseitigen.

Auch an Kalk-Zigaretten dachten wir. Wir wollten ungelöschten Kalk unseren Verfolgern in die Augen spritzen und sie ihnen ausbrennen."

Jedes Wort der Kritik ist hier überflüssig, die Enthüllungen Hybes' werden nicht ohne heilsame Wirkung sein, besonders bei jenen hochgestellten Gönnern — bis zum Ministerpräsidenten hinauf —, welche bisher glaubten aus „Freisinn" die Sozialdemokraten gegen die Christlichsozialen unterstützen zu müssen. Man wird jetzt verstehen, wie bitterer Ernst es den Sozialdemokraten mit der Drohung war, sie würden „russisch reden", wenn die Wahlreform nicht nach ihren Wünschen ausfalle.

Und noch eins! Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die sozialdemokratische Partei sich der ausgiebigsten Geldhilfe der reichsten Juden zu erfreuen hat; es ist ganz ausgeschlossen, trotz des anerkennenswerten Opfermutes der Arbeiterschaft, daß die Sozialdemokratie eine solch umfassende Organisations- und Preßarbeit leisten könnte, wenn sie ausschließlich auf „Arbeiterkreuzer" angewiesen wäre. Einen neuen Beweis dafür liefert die in Prag erscheinende zionistische Korrespondenz, welche behauptet — ipsissima eius verba! —, „daß die sozialdemokratische Presse in Oesterreich vollständig in den Händen des Judentums steckt". Als in Prag das „Pravo lidu" zum Tagblatt ausgestaltet wurde, habe die wohlhabende Judenschaft (die sonst das Deutschtum in Prag vertritt! Der Verf.) die Parole ausgegeben, dieses tschechische Sozialistenblatt „ganz beruhigt als Judenschutzorgan anzusehen und als solches in jeder Hinsicht zu fördern". In Form von Inseraten und „direkten Subsidien" beziehe das „Pravo lidu" jährlich 20,000—30,000 Gulden, und es sei „ganz sicher", daß dieses Blatt „in besoldeten jüdischen Diensten" stehe, „dafür bin ich in der Lage, durch einflußreiche Persönlichkeiten selbst den gerichtsordnungsmäßigen Beweis zu erbringen". So schreibt der Verfasser des Artikels, der sich mit Simon Pollak unterfertigt.

Und wenn man nun all das Obige zusammenhält und überdenkt — will man dann noch dem Wiener Bürgermeister Dr. Lueger einen Vorwurf daraus machen, daß er die Juden warnt, sich nicht allzu weit mit der revolutionären Sozialdemokratie einzulassen, da sonst einmal dem patriotischen Oesterreicher die Geduld reißen könne wie dem übergeduldigen russischen Volke? Die obigen Tatsachen zeigen nur zu deutlich, wohin die sozialdemokratische Partei geführt wird, und sie zeigen allen Vaterlandsfreunden auch die Pflicht, sich gegen die Sozialdemokratie zusammenzuscharen und die Arbeiterschaft von der jetzigen Führung zu befreien.

Ein „Wartburg"-Prozeß.

Von

A. Schmalitz.

Der Beleidigungsprozeß, den die Herausgeber und Redakteure der Zeitschrift „Wartburg" gegen das „Neue Münchener Tagblatt" angestrengt hatten, endigte, wie die Tagesblätter bereits mitteilten, am 4. ds. nach 1½ tägiger Verhandlung mit einem für die Klagspartei nicht sehr günstigen Vergleich*). Die Bedeutung dieses an sich sonst nicht auffallenden Vorganges geht weit über den Rahmen eines Preßprozesses hinaus, und zwar wegen des entschiedenen Urteiles, das von den Sachverständigen, Autoritäten auf theologisch-historischem Gebiete, über die leichtfertige Aufstellung unbeweisbarer Behauptungen überhaupt und die Kampfesweise der „Wartburg" im besonderen gefällt wurde. Trotzdem auch hier jener Artikel, mit dem das „Tagblatt" einen unhistorischen, gehässigen und tendenziös gefärbten Aufsatz der „Wartburg" über die englische Pulververschwörung durch einen geschichtlich unhaltbaren und auf trüben Quellen fußenden Angriff auf Luther beantwortet hat, als ein Mißgriff bezeichnet werden muß — eine Ansicht, die übrigens in loyaler Weise der Redakteur des genannten Blattes, Freiherr von der Tann, nach Aufklärung über den faux pas des betreffenden Einsenders ebenfalls vertreten hat — so muß doch jeder unparteiische Zuhörer im Laufe des Prozesses die Empfindung gehabt haben, daß in diesem Falle die Rollen der beiden Parteien vertauscht waren und eigentlich der Kläger als Angeklagter vor dem Forum aller Gebildeten und vorurteilslos denkenden Leute stand. Selbst liberale Blätter geben jeden Versuch auf, das von ihnen sonst sehr wohlwollend behandelte Organ der Los von Rom-Bewegung zu verteidigen. Der Prozeß selbst, in dem wir die Gutachten des Universitätsprofessors Dr. Knöpfler von der katholisch-theologischen Fakultät in München, des protestantischen Privatgelehrten Dr. Naumann (Pilatus), der protestantischen Universitätsprofessoren Dr. Kolde-Erlangen und Dr. Nippold-Jena vernahmen, machte mehr den Eindruck einer überaus interessanten und anregenden Gelehrtendiskussion als den einer trockenen, von den nüchternen juristischen Standpunkten aus geführten Gerichtsverhandlung.

Es gab in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts eine Zeit, in der in Deutschland nach den Stürmen des Kulturkampfes der leidige konfessionelle Hader mehr und mehr verstummte und einem Frieden weichen zu wollen schien, der gewiß von dem weitaus größten Teile der Angehörigen der beiden

*) Redakteur Freiherr von der Tann erklärte, daß er mit seiner Behauptung: „die „Wartburg" sei das durch und durch verlogene Organ voraussetzungsloser Geschichtsfälschung", nicht Personen getroffen haben und ihnen nicht bewußte Unwahrheiten vorwerfen wollte, sondern die einseitige, unrichtige Darstellungsweise der „Wartburg" gemeint habe. Rechtsanwalt Rumpf, der die Verteidigung wahrhaft glänzend führte, hat wiederholt im Namen des Beklagten erklärt, nie und nimmermehr in sachlicher Beziehung diesen Vorwurf zurückzunehmen. Und doch ging die „Wartburg" auf diesen Vergleich ein.

christlichen Konfessionen auch heute noch gewünscht wird. Da setzte in Oesterreich die sogenannte Los von Rom-Bewegung ein, und die Wellen des von zum Teil moralisch recht wenig einwandfreien Persönlichkeiten gewissenlos heraufbeschworenen Kampfes wurden auch diesseits der Grenze bemerkbar. Zwar fehlte im Volke jeder Boden für die von den Akteuren erwarteten, aber gänzlich ausgebliebenen Erfolge, allein der Zankapfel war von neuem in das konfessionelle Leben geworfen und trieb naturgemäß auch in der Tagespresse sein Unwesen. Nach dem schmählichen Ende des berüchtigten „Odin" traten nun hervorragende Mitglieder des Evangelischen Bundes selbst auf den Plan, und es entstand im Lehmannschen Verlage in München die Zeitschrift „Wartburg", die sich laut eigener Ankündigung die Propaganda der Los von Rom-Bewegung in Oesterreich von Deutschland beziehungsweise Bayern aus zum Ziele setzte. Ist schon eine derartige Tendenz als den konfessionellen Frieden in einem fast rein katholischen Lande störend zu verurteilen und gänzlich unberechtigt, da auch dort wie anderswo von katholischer Seite keinerlei Angriffe auf den Besitzstand der evangelischen Kirche unternommen wurden, so ist in dem erwähnten Prozesse glänzend der Beweis dafür erbracht worden, daß die „Wartburg" auch in Bayern ganz dieselben Zwecke verfolgt. Professor Dr. Knöpfler, ein als sehr tolerant bekannter Gelehrter und von den „Münchner Neuesten Nachrichten" als der bedeutendste katholische Theologe der Münchener Universität bezeichnet, erklärte, die ganze Tendenz der Zeitschrift (Wartburg) gehe unverkennbar dahin, die Lehre der katholischen Kirche samt ihren Einrichtungen in möglichst ungünstigem Lichte darzustellen. Es müsse einen peinlichen Eindruck machen, zu sehen, daß stets nur ungünstige Erscheinungen und Vorkommnisse mit bewußter Absicht in der „Wartburg" besprochen und teilweise auch recht einseitig ausgenützt würden. Des weiteren erscheint dem Sachverständigen die Tatsache bedauerlich, daß man grundlose Anklagen schwerwiegendster Art erhebt, wofür nur ganz unkontrollierbare Beweise versucht werden oder nicht einmal der leiseste Versuch eines Beweises gemacht wird. Prof. Knöpfler konstatierte, daß durch die „Wartburg" geflissentlich ein falsches Bild vom katholischen Wesen und Leben und von der katholischen Kirche gezeichnet wird. Der Redner zitierte einige Stellen aus der „Wartburg", darunter auch eine Notiz, überschrieben: „Wertung der Ehe in der katholischen Kirche," wobei er sehr richtig bemerkte, daß derjenige, der so über die katholische Auffassung der Ehe schreibe, sich wenigstens in einem katholischen Moralwerke umsehen solle, ehe er solche vollständig unwahre, halt- und grundlose Aufstellungen und Verunglimpfungen wage.

In fesselnder Weise gab auf Grund seiner sehr eingehenden wissenschaftlichen Forschungen Dr. Naumann eine Darstellung der englischen Pulververschwörung, die er dahin resümierte, es sei erst in letzter Zeit anerkannt worden, daß daran die Jesuiten in keiner Weise im gewöhnlichen Sinne schuldig waren, sondern daß ganz andere Umstände mitsprachen. Desgleichen widerlegte er durch Verlesung päpstlicher Bullen die ganz ungeheuerliche Behauptung der „Wartburg", Papst Pius IX. habe in gewissen Fällen die Sünde der geschlechtlichen Anreizung im Beichtstuhle erlaubt. Das bloße Nachschlagen dieser Bullen hätte die „Wartburg"-Redakteure davon abhalten müssen, die denkbar schwerste Beleidigung gegen die katholische Kirche zu schleudern. Dr. Naumann bezeichnete das Verfahren der „Wartburg" als zum mindesten leichtsinnig und erklärte, noch 80 bis 90 derartige Fälle aufführen zu können.

Professor Dr. Kolde glaubte zwar keine bewußte Geschichtsfälschung gefunden zu haben, sagte aber, daß er sich bezüglich der Pulververschwörung über vieles anders ausgedrückt haben würde. Die Haltung der „Wartburg" in dem von Dr. Naumann angeführten Falle bezeichnete er als eine leichtsinnige.

Professor Dr. Nippold rechnete den Schlußsatz der „Wartburg" in dem von Dr. Naumann bezeichneten Artikel zu den „Dummheiten", wie solche von protestantischer Seite viele gemacht würden.

Sämtliche Sachverständige waren darüber einig, daß vom Standpunkte der historischen Forschung aus die Behauptungen der „Wartburg" nicht zu verteidigen sind. Ebenso bezeichneten sämtliche die Aufnahme des über Luther handelnden Artikels im „Neuen Münchener Tagblatt" als bona fide seitens des Redakteurs geschehen. Ueber den Inhalt des betreffenden Artikels, der übrigens, wie Professor Dr. Nippold erklärte, „den Eindruck stupender Gelehrsamkeit" machte und der zweifellos auch von dem unbekannten Verfasser nicht in böser Absicht, sondern nur in mangelhafter Kenntnis der Zeitverhältnisse geschrieben war, muß man, wie es auch der Beklagte und die Verteidigung anerkannten, heute mit den Sachverständigen einer Meinung sein. Das Busenbachersche Machwerk „Luthers galante Abenteuer", das der Vertreter der Klagspartei dem fraglichen Artikel mit Unrecht zugrunde legte, wurde gerade von der katholischen Presse, voran die „Köln. Volksztg.", entschieden verdammt. Ebenso wird von katholischer Seite das Urteil Dr. Knöpflers unterschrieben werden, daß bei Besprechung des Wesens der Reformation die einzelnen Persönlichkeiten der Reformatoren auszuscheiden seien und daß mit einer gegenteiligen Kampfesweise nichts erreicht wird.

Aber selbst der Gegner wird, soweit er ehrlich ist, anerkennen müssen, daß die katholische Presse sich in dem aufgedrungenen Kampfe in der Abwehr befand, denselben nicht begonnen und wissentlich nie mit gehässigen Mitteln geführt hat. Wenn dort und da — es geschah sehr, sehr selten — über das Ziel hinausgeschossen wurde, so geschah es im guten Glauben und wurde bei Erkenntnis der Wahrheit ehrlich eingestanden und wieder gut gemacht, was wir bei den Gegnern, wenigstens in der Oeffentlichkeit, entschieden vermissen. Denn es ist kaum anzunehmen, daß die „Wartburg" ebenso ihre 80 bis 90 unerhörten falschen Beschuldigungen der katholischen Kirche zurücknehmen wird, wie Redakteur Freiherr von der Tann dies bezüglich des einzigen von ihm bona fide aufgenommenen, historisch unrichtigen Artikels über Luther tat. Dies bewies wenigstens im voraus schon das Kopfschütteln des Herrn Lehmann im Gerichtssaale.

Der Prozeß hat zwischen den Theologen und Gelehrten der beiden Konfessionen eine friedliche und konziliante Aussprache gebracht. Im übrigen kann man sich nur dem Wunsche Professor Dr. Knöpflers anschließen: es möchte der Kampf mit solchen Waffen so bald als möglich eingestellt werden, sowohl im Interesse des beiderseitigen religiösen Lebens als auch im Interesse unseres gemeinsamen geliebten Vaterlandes. Ob die „Wartburg" diesen schönen Worten Folge leisten wird, muß sich ja bald zeigen. Man darf sich in dieser Beziehung keinen großen Hoffnungen hingeben.

Warum?

Warum muß es Menschen geben,
Die verlornes Leben leben?
Seltne Menschen voll des Guten,
Nur geboren zu verbluten!
Diese Seelenüberreichen,
Die erlauchten Schatten gleichen!
Die da Schwanenlieder singen
Und im eignen Lied verklingen?

Warum muß es Menschen geben,
Die verlornes Leben leben?
Die gleichwohl die reichsten Gaben
Von dem Herrn empfangen haben:
Augen, die wie Lichter scheinen,
Aber nachts verzweifelt weinen;
Lippen, wie geformt zu küssen,
Die entsagend welken müssen!

Warum muß es Menschen geben,
Die verlornes Leben leben?
Die wie Sterne einsam glänzen,
Doch so fähig zu ergänzen! — —
Ach, in hundert schweren Stunden
Habe ich den Grund gefunden;
Laßt euch meine Lösung melden:
Gott will außer Menschen — Helden!

Anna de Crignis.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Weißbuch und Marokko-Konferenz.

Unsere Regierung hat also doch noch ein Marokko-Weißbuch vor dem Zusammentritt der Konferenz erscheinen lassen. Die 27 Nummern sind sorgfältig und geschickt ausgewählt, um in den Hauptpunkten dem französischen Gelbbuch die nötige Ergänzung und Berichtigung angedeihen zu lassen. Die für Algesiras ausersehenen Delegierten werden freilich schon das ganze Aktenmaterial, über das ihre einzelne Regierung verfügt, durchstudiert haben; es wird ihnen aber gewiß nützlich sein, wenn sie durch das Weißbuch auch Kenntnis erlangen von Berichten der deutschen Vertreter in Marokko und von sonstigen deutschen Akten, die bisher nicht den fremden Regierungen mitgeteilt waren. Für die öffentliche Meinung bildet das Weißbuch mit seiner gründlichen Beleuchtung des französischen Vorgehens in Marokko einerseits und der deutschen Abwehrbestrebungen anderseits ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Bildung eines eigenen Urteils. Die deutsche Politik in der Marokko-Frage kann bei der schärfsten Beleuchtung nur gewinnen; sie zeigt sich überall gemäßigt, zielbewußt, folgerichtig; lauter Eigenschaften, die man der französischen Politik beim besten Willen nicht nachrühmen kann.

Der auffälligste Punkt im französischen Gelbbuch war die formelle Ableugnung der Berufung auf das europäische Mandat. Demgegenüber stellt das Weißbuch fest, daß der Sultan selbst wiederholt dem deutschen Konsul und dem deutschen Gesandten erklärt hat, der französische Gesandte, Herr Saint René selbst, habe ihm (dem Sultan) gegenüber gesagt, daß er im Auftrage Europas spreche. Der Sultan fügte noch hinzu, er habe Herrn Saint René gefragt, wer denn die Nationen seien, die Frankreich das Mandat gegeben hätten, weil er (der Sultan) gewußt habe, daß von Deutschland und Italien solches Mandat nicht erteilt sei; Herr Saint René habe nichts erwidert.

Von noch größerer sachlicher Bedeutung ist folgende Feststellung: Nachdem der französische Gesandte mit dem sog. Reformprogramm nach Fez gekommen war, hat er sofort im Auftrage des Ministers Delcassé erklärt, die französische Regierung würde es als eine Beeinträchtigung ihrer Interessen ansehen, wenn die französischen Reformvorschläge den Signatarmächten zur Kenntnisnahme und Aeußerung unterbreitet würden. Das Recht, in marokkanischen Angelegenheiten zu intervenieren, stehe keiner anderen Macht zu. Auf diese Meldung hin schrieb der deutsche Reichskanzler an den Botschafter in Paris: die Ansicht von dem stürmischen Charakter der bisherigen Marokko-Politik werde durch die neuen Meldungen verstärkt; der Vertreter Frankreichs wolle ohne weiteres Beschlag auf Marokko legen und dem Sultan den Verkehr mit den übrigen Vertragsstaaten verbieten. Es verdient Beachtung, daß der Reichskanzler in diesem Erlaß von Delcassé an Herrn Rouvier appelliert, unter Berufung auf dessen bisherige Aeußerungen.

Man wird dabei an das Wort von der „Isolierung und Ignorierung Deutschlands" erinnert. Die absichtliche Ignorierung Deutschlands wird weiter beleuchtet in der Abschrift, die von der Unterlassung der Mitteilung des französisch-englischen Abkommens handelt. Herr Delcassé wollte sich bekanntlich später darauf herausreden, daß er dem deutschen Botschafter vor dem Abschluß des Abkommens gesprächsweise vertrauliche Mitteilungen gemacht habe. Um Mitte April aber hat er selbst dem Botschafter gegenüber spontan anerkannt, „die damalige vertrauliche Unterhaltung habe keineswegs den Charakter einer amtlichen Kommunikation gehabt noch haben sollen". Man sieht aus dieser Stichprobe, mit welchen Winkelzügen Herr Delcassé arbeitete. Bekanntlich hat sein Nachfolger Rouvier die unterlassene Mitteilung am 21. Juni nachgeholt.

Die Anklage, daß Frankreich aus Marokko ein zweites Tunis habe machen wollen, ist bekanntlich sehr lebhaft bestritten worden. Aber das Weißbuch bringt ein geradezu erdrückendes Beweismaterial, indem es das von Saint René entwickelte Reformprogramm im einzelnen darstellt. Damit erstrebte Frankreich die „Kontrolle" über die ganze Entwicklung Marokkos: Heer, Verwaltung, Finanzen, Häfen, öffentliche Unternehmungen. Ein wunderbar scharf und umfassend ausgeklügeltes System, das auf die gründlichste Tunifikation hinausging. Und die freundnachbarliche Vormundschaft sollte auf recht solider Grundlage errichtet werden, nämlich auf einer Armee, in der sämtliche Bataillonchefs Franzosen, sämtliche Kompagniechefs und Unteroffiziere Algerier sein sollten. Zu den finanziellen und wirtschaftlichen „Reformvorschlägen" bemerkte der deutsche Gesandte: „Besonders charakteristisch ist das Bestreben, das gesamte Finanzwesen durch eine privilegierte Notenbank, das gesamte Exportgeschäft durch ein Warrantspeicherunternehmen und durch die mit diesem Unternehmen in eine lose Verbindung gebrachte generelle Erlaubnis zum Landerwerb die gesamte Ansiedelungspolitik in französische Hände zu bringen." Die amtliche Beleuchtung dieser Pläne Frankreichs ist offenbar eine gute Vorbereitung für die Marokko-Konferenz, da hierdurch allen beteiligten Mächten zum Bewußtsein kommt, daß Deutschland in Marokko nicht bloß für seine Interessen eingetreten ist, sondern, wie Fürst Bülow mit Recht hervorheben konnte, „für die Gesamtheit der nicht-französischen Interessen in Marokko".

In Einklang damit stehen die Ansichten über die Aufgaben der Konferenz, die Fürst Bülow in den Erlassen nach Paris vom 12. und 16. Juni entwickelte. Er wünscht internationale Regelung der Reformen; z. B. könnten die Polizeireformen, insoweit erforderlich, in den einzelnen Distrikten verschiedenen Mächten zugeteilt werden unter Erfüllung des „Hauptwunsches" Frankreichs, in den Distrikten an der algerischen Grenze diese Aufgabe für sich allein zu lösen; die marokkanische Staatsbank müsse von Bankgruppen verschiedener Mächte ins Leben gerufen und die leitenden Stellen sollten möglichst gleich verteilt werden.

Fürst Bismarck hat bekanntlich die Veröffentlichung von diplomatischen Aktenstücken für ein ungünstiges Zeichen der Lage erklärt. Die deutsche Veröffentlichung ist nicht spontan, sondern zur Berichtigung des vom französischen Gelbbuch hervorgerufenen Eindrucks erfolgt. Durch die bekannten Friedensworte des Deutschen Kaisers und sogar durch eine angebliche friedliche Aeußerung des Königs Eduard waren neuerdings die Hoffnungen auf einen glatten Verlauf der Konferenz wesentlich gesteigert worden. Wenn man freilich den Inhalt der beiden veröffentlichten Bücher prüft, so könnte man doch wieder besorgt werden wegen des großen Gegensatzes, der auch nach dem Rücktritt Delcassés noch zwischen den Ansprüchen Frankreichs und dem deutschen Standpunkt der Gleichberechtigung der Signatarmächte besteht. Als beunruhigendes Moment betrachtet man auch vielfach die Erklärung des neuen englischen Ministeriums, die Politik seines Vorgängers, auch in bezug auf Marokko, fortführen zu wollen. Man muß jedoch bedenken, daß England durch einen Vertrag sich verpflichtet hat, der französischen Republik als Gegenleistung für andere Zugeständnisse Marokko zu überlassen. Eine englische Regierung kann demgemäß nicht gegen die französische Marokkopolitik auftreten; sie muß sogar in gewissem Maße für Frankreich eintreten. Es kommt aber sehr viel darauf an, in welcher Form und bis zu welchen Grenzen das letztere geschieht. Jedenfalls wird das neue liberale Kabinett mehr Maß und Vorsicht entfalten, als man von dem verflossenen unionistischen Kabinett erwarten durfte. Das „Zusammengehen" der beiden Mächte, die den Vertrag von 1904 abgeschlossen, ist weder überraschend noch an sich gefährlich. Eine fatale Spannung würde sich erst ergeben, wenn die Franzosen und Engländer nun auf der Konferenz eine weitergreifende Koalition gegen Deutschland zustande brächten; namentlich würde eine gegensätzliche Stellung der Dreibundmacht Italien gegen Deutschland unangenehm sein. Nun hat Italien zu seinem Vertreter den alten Diplomaten Visconti Venosta ernannt, von dessen Fachkenntnissen und Erfahrung man eine vermittelnde und ausgleichende Tätigkeit erwartet. Man sollte denken, daß das Weißbuch die in zweiter Linie stehenden Mächte genügend davor warnen muß, sich für die Tunifikationspolitik einfangen zu lassen.

Die französischen Senatswahlen.

Die lange Reihe der Wahlen in Frankreich hat mit der Neuwahl von 102 Senatoren am Sonntag ihren Anfang genommen. Man streitet noch darüber, ob der Block 3 Sitze gewonnen oder nur seinen Besitzstand behauptet habe. Aber leider steht die Tatsache fest, daß die Gegner des Kulturkampfes keine Erfolge errungen haben. Die Senatswähler haben also unter dem Eindruck des Trennungsgesetzes sich nicht zu einem Widerspruch gegen die religionsfeindliche Politik aufgeschwungen. Das ist ein schlechtes Vorzeichen für die Deputiertenwahlen; die Katholiken werden dem Joch des Trennungsgesetzes nicht entgehen können. Wenn später die Reaktion eintreten wird, sind doch inzwischen die wertvollsten Güter in Trümmer gegangen. Daraus ergibt sich, daß die französische Kirche sich auf das Trennungsgesetz einrichten muß. Hoffentlich werden bald die nötigen Entschlüsse gefaßt, und zwar ohne Scheu vor dem „demokratischen" Boden, auf dem allein die katholische Seelsorge noch sich aufbauen kann, bis bessere Zeiten kommen.

Die politische Lage in Bayern an der Jahreswende.

Von

Domkapitular Dr. Pichler,

Mitglied des Deutschen Reichstages und der Bayer. Abgeordnetenkammer.

(Schluß.)

Eine der Zukunftsgefahren in Bayern ist das Ueberwuchern der liberalen Presse, welche durch ihre großen Organe von München, Augsburg und Nürnberg aus „öffentliche Meinung" macht. Einzelne dieser Münchener Blätter haben durch eine beharrliche Agitation sich eine riesige Verbreitung bis in die abgelegensten Gegenden zu erringen gewußt und haben vielfach Zentrumsorgane verdrängt. Die sehr geschickt redigierte und flott geschriebene „Münchener Post" hat ebenfalls eine weite Verbreitung erlangt und trägt die sozialdemokratischen Ideen nicht bloß in die Fabriken, sondern auch in so manche Landgemeinde. Dazu kommt eine Reihe von illustrierten Witzblättern, welche vielfach die roheste Sinnlichkeit pflegen und durch Schmutz in Wort und Bild Tausende von Herzen vergiften. Die bayerische Zentrumspartei hat demgegenüber eine größere Zahl von trefflich geleiteten Provinzblättern zu ihrer Verfügung, denen durch die vor zwei Jahren gegründete Zentrums-Parlaments-Korrespondenz ein guter Landtagsbericht geliefert wird und reiches Material für die Orientierung ihrer Leser in politischen Fragen. Hier soll nur die Gefahr einer allzu großen Monopolisierung und Uniformierung und der dadurch bedingten Lahmlegung und Ausschaltung tüchtiger Einzelkräfte in der Journalistik vermieden werden. Sonst tritt allmählich statt der erhofften Steigerung eine Verflachung des Interesses ein. Die „Augsburger Postzeitung" hat sich seit Jahren immer besser entwickelt als Organ für gebildete Katholiken Bayerns, wenn auch namentlich in bezug auf die Sichtung und systematische Verarbeitung des oft überreichen Stoffes noch einiges zu wünschen übrig bleiben mag; sie bringt jetzt einen Landtagsbericht, welcher dem der „Augsb. Abendzeitung" durchaus ebenbürtig zur Seite steht. Die bayerische Zentrumspartei braucht aber auch ein Blatt in München, das dem Gebildeten wie dem Geschäftsmann die großen liberalen Blätter entbehrlich macht und voll ersetzt und denselben in bezug auf gediegene, zielbewußte Durcharbeitung des gesamten politischen Stoffes, in bezug auf verlässige Information über das wirtschaftliche Leben, ferner in bezug auf Raschheit und Vollständigkeit der Berichterstattung würdig gegenübersteht. Wenn in Versammlungen des Katholischen Preßvereins wiederholt die Parole ausgegeben wurde: „Hinaus mit den „Neuesten Nachrichten" aus den katholischen Familien!" so kann der notwendige Widerhall nur erwartet werden, wenn man jedem gebildeten Katholiken in München ein katholisches Blatt in die Hand gibt, welches mit der gegnerischen Presse gleichen Schritt hält.

Wer auf dem Gebiete der sogenannten „besseren" Presse Erfahrung hat, muß freilich die Frage, ob in München ein Blatt nach dem Muster der „Kölnischen Volkszeitung" ohne jährliche Zuschüsse von Hunderttausenden überhaupt existieren könnte, direkt verneinen. Aber es könnte auch in München auf dem Gebiete der Presse mehr und Besseres erreicht werden, wenn alle Faktoren energisch zusammenhelfen wollten. Wenn dies trotz aller Bemühungen bisher noch nicht gelang, so liegt eine Hauptschuld — abgesehen von dem, was man gemeiniglich den „Münchener Sumpf" nennt — an der zum Teil damit zusammenhängenden Lauheit so vieler Münchener Katholiken, an der bequemen und nicht selten auch furchtsamen Zurückhaltung mancher Gebildeter, die das Zeug dazu hätten, durch ihre Mitarbeit ein Blatt wie den „Bayer. Kurier" bedeutend zu machen. Es gibt auch zuviele Leute, die theoretisch eine Faust im Sack machen, aber praktisch ihren stillschweigenden Kompromiß mit dem Teufel schließen oder sich gar verpflichtet fühlen, dem erklärten Feinde mit „zwar" und „aber" Knixe und Verbeugungen zu machen. Warum ist z. B. in München bis zur Stunde noch kein Männerbund zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit nach dem Vorbilde des sehr segensreich wirkenden Kölner Vereins zustande gekommen? Und gerade in München wäre uns ein solcher Bund notwendiger als das trockene Brot. Wie lange will man in München noch mit verschränkten Armen zuschauen, wenn z. B. wöchentlich mehrmals — sogar am heiligen Weihnachtsfeste — — in den „Münch. Neuesten Nachr." durch ein großmächtiges Inserat mit dem lockenden Aushängeschild einer entblößten Weibsperson aller Welt gewisse Aktwerke angepriesen werden, während gleichzeitig die „Jugend" alle Sittlichkeitsbegriffe frech verhöhnt und offen den Ehebruch predigt?

Dazu kommt namentlich in München die fortschreitende Entfremdung der Schule vom positiven Christentum. Die leitenden Grundsätze des Deutschen und des mit ihm innig verbundenen Bayerischen Lehrervereins stehen im direkten Gegensatz zur geoffenbarten Religion. Wenn dieselben auch noch nicht offen in den Schulen ausgesprochen, sondern meist geschickt verhüllt werden, so fehlt doch ganz naturnotwendig dem Unterricht eines solchen Lehrers die Wärme der Ueberzeugung, welche allein das empfängliche Kindesherz an Gott und Religion und Kirche tatsächlich fesselt.

Diese irreligiöse Richtung eines größeren Teiles der Münchener Lehrerschaft muß um so folgenschwerer wirken, als in den Volksschulen Münchens der Religionsunterricht in den ersten zwei Jahren fast durchgängig, im dritten Schuljahre zu einem größeren Teil dem Lehrer überlassen werden muß. Wie kann ein Lehrer katholischen Religionsunterricht erteilen, der nicht auf dem Boden der positiven Offenbarung steht und dies offen ausspricht, wie dies im Münchener Lehrerverein wiederholt geschehen ist; er wird entweder seinen Schülern gegenüber zum Heuchler werden, oder er muß ihnen offen sagen, daß die Lehren des Katechismus überlebte Fabeln sind aus einer glücklich überwundenen Zeit. Mit welchen Gefühlen werden christgläubige Eltern ihre Kinder einer solchen Schule anvertrauen und zu einem solchen Religionsunterrichte schicken? Es ist seit Jahren traurige Tatsache, daß die in München vorhandenen Seelsorgskräfte für Erteilung des Religionsunterrichtes an den Volksschulen nicht mehr ausreichen. Die vom Kultusministerium dem Landtage vorgelegte Zusammenstellung über die Gesuche um fakultative Staatsbeiträge für Errichtung von katholischen Seelsorgsstellen gibt hierüber ein ziffermäßiges Material. Nach dem Lehrplan sollen die Geistlichen der Stadt München insgesamt an 1734 Wochenstunden Religionsunterricht erteilen — für die erste und zweite Klasse ist nur je eine Stunde vorgesehen! — tatsächlich geben die Geistlichen nur 1330 Stunden; die Lehrer haben lehrplanmäßig 859 Religionsstunden zu geben, sie übernehmen außerdem noch 404 Stunden. Selbst in den Fortbildungsschulen sind acht Klassen ohne geistlichen Katecheten! Die Pfarrämter Münchens erbitten vom Landtag Mittel zur Schaffung von 20 Katechetenstellen. Das ist nur ein ungenügender Notbehelf. Jeder Geistliche, der längere Zeit in der Seelsorge war, weiß, wie wichtig und notwendig der innige Zusammenhang des religiösen Kinderunterrichtes mit der übrigen Seelsorge ist. München hat nach der jüngsten Volkszählung 537,000 Einwohner, darunter werden mindestens 450,000 Katholiken sein; die Stadt zerfällt in 17 Pfarreien, also durchschnittlich 26,500 Seelen auf eine Pfarrei. Wie soll da ein intensiver Einfluß des Pfarrers möglich sein, zumal bei einer stark fluktuierenden Arbeiterbevölkerung? Die kirchliche Organisation Münchens ist weit hinter dem Wachstum der Großstadt zurückgeblieben; sie muß diesen modernen Bedürfnissen angepaßt, die Seelsorgskräfte müssen vermehrt und besser ausgenützt werden; dazu zwingt der kolossale Rückgang des religiös-sittlichen Lebens, über welchen einzelne glänzende Veranstaltungen nicht hinwegtäuschen können; statt 17 müßte München wenigstens 47 Pfarreien haben. Der ganze bayerische Klerus ist voll Anerkennung über die caritativen Organisationen, welche in München geschaffen worden sind, und über das opferfreudige Wirken einer großen Zahl von Geistlichen in München. Welch reiche Arbeit leisten z. B. seit Jahren die Arbeitervereinspräsides! Sie haben gegen 4000 Arbeiter organisiert mit unsäglicher Mühe; aber was ist das gegen 50 oder 60,000, die den Sozialdemokraten folgen, die selbst den Glauben der Jugend verloren haben und ihren Kindern den Unglauben einimpfen! In keiner deutschen Großstadt mit so überwiegend katholischer Bevölkerung hat die Sozialdemokratie so großen Anhang wie in München. Es genügt nicht, diese Tatsache zu bejammern; das Interesse von Religion und Kirche, nicht minder aber auch das Interesse des Staates und der Monarchie verlangt, daß die tiefliegenden Ursachen dieser Erscheinung beseitigt werden.

Die letzten Gemeindewahlen in München mit ihren Begleiterscheinungen und dem Ausgang könnten zu allerlei Betrachtungen nach rückwärts und vorwärts Anlaß geben; wir wollen nur auf eine erfreuliche Tatsache hinweisen, welche wir in dem Zusammengehen konservativer Protestanten mit dem Zentrum erblicken. Wir würden uns von Herzen freuen, wenn wir dies als eine glückliche Vorbedeutung und als einen guten Anfang für die künftige Entwicklung der Parteiverhältnisse in Bayern ansehen könnten. Gegenüber dem liberal-sozialdemokratischen Block müßten alle gläubigen Elemente beider Kon-

fessionen zusammenstehen, zumal sie neben dem positiven Christusglauben so viele Momente wirtschaftlicher und politischer Art einander näher bringen oder vielmehr auf das innigste verbinden sollten. Wie notwendig das gerade in München wäre, zeigt der Siegesruf des liberalen Justizrates Pailler nach den Gemeindewahlen: „Nun haben wir die Zweidrittelmehrheit für die Schule", zur Einführung weiterer Simultanschulen nämlich. Die notwendige Voraussetzung zu diesem Zusammengehen aller positiv gläubigen Elemente beider Konfessionen bilden selbstverständlich die gegenseitige aufrichtige Achtung der religiösen Ueberzeugung und die sorgsame Meidung jedes Uebergriffes in die Rechte der anderen Konfession. Den staatsrechtlichen Boden für diese gemeinsame positivchristliche Arbeit bieten die Grundsätze des vom Zentrum im Reichstag eingebrachten Toleranzantrages, der in diesem Sinne auf protestantischer Seite leider nur ganz vereinzelt Anerkennung und Würdigung gefunden hat. Ueberhaupt ist die Zahl der Protestanten, welche einem politischen Zusammengehen mit den Katholiken das Wort reden, nur ganz gering, es sind nur wenige Laien. Gerade anläßlich der Münchener Gemeindewahl hat ein protestantischer Geistlicher für notwendig befunden gegenüber dem gemeinsamen Wahlaufrufe der Konservativen und des Zentrums in der liberalen „Augsb. Abendzeitung" festzustellen, daß „unter den kirchlich gerichteten Protestanten Münchens niemand von der Sache etwas weiß". Ist also die praktische Uebung der Toleranz nicht „kirchlich gerichtet"? Leider zeigt sich auch hier, welchen Einfluß die Verschärfung der konfessionellen Gegensätze gerade bei den protestantischen Geistlichen infolge der Agitation des Evangelischen Bundes erlangt hat. Wessen man sich von den führenden Kräften dieses Bundes zu versehen hat, das haben die von Stadtpfarrer Fikenscher jüngst in Hamburg und Berlin gehaltenen Reden offen gezeigt.

Den intensiven Vorstößen des Unglaubens und der protestantischen Unduldsamkeit gegenüber erscheint es als tief bedauerlich, daß unter den katholischen Theologen Bayerns immer öfter und immer offener Gegensätze hervortreten, die nur zu sehr auf weit divergierende Richtungen deuten. Die Preßfehden zwischen Vertretern von theologischen Fakultäten und Lyzeen machten einen peinlichen Eindruck, noch mehr die auf manchen Seiten selbst bei jungen Theologiestudierenden hervortretende Vorliebe für protestantisch-theologische Schriftsteller der modernen freien Richtung; über der schönen Form übersehen sie dabei das tiefe Glaubenselend, welches diese moderne Richtung in das protestantische Kirchenwesen gebracht hat. Die sog. „Reformkatholiken" sind an Zahl herzlich unbedeutend; aber es bleibt doch nicht ohne eine gewisse tiefgehende Wirkung, wenn die Namen angesehener katholischer Theologen ohne deren offensten Widerspruch im Zusammenhange mit Männern der „Krausgesellschaft" genannt werden, welche dem Glauben an die positive göttliche Offenbarung ferne stehen; der von Dr. Gebert anfangs des vorigen Jahres in dieser Gesellschaft gehaltene und im Druck veröffentlichte Vortrag diene als Beweis dieser Klage. „Custos quid de nocte?"

Mit dem Schluß des Jahres endete das erste Jahrhundert seit Erhebung Bayerns zum Königreich. Das auf dem Königshaus ruhende schwere Verhängnis verbot eine prunkvolle Feier des Tages. Möge Gottes Erbarmen dieses Verhängnis bald vom Lande und vom Königshause nehmen: mit diesem Wunsche und diesem Gebete treten alle gläubigen und treuen Bayern in das neue Jahr ein; möge es für Land und Volk ein glückliches sein!

Herders Konversations-Lexikon.*)

Die Herdersche Verlagshandlung schrieb beim Jahreswechsel an ihre Mitarbeiter: „Noch ist nicht völlig erreicht, was das vorstehende Bild (die Reihe der acht Lexikonbände) uns zeigt: die Vollendung des ganzen Werkes, aber einen erheblichen Schritt hat auch das abgelaufene Jahr 1905 uns dem Ziele näher gebracht. Sind es doch zwei Bände, der vierte und der fünfte, die wir in die Hände der immer zahlreicher werdenden Freunde des Werkes legen konnten. Ein Drittel des sechsten Bandes ist auch schon geborgen, so daß wir hoffen dürfen, das bevorstehende Jahr werde zu Anfang des Sommers den sechsten und am Ende wenigstens die nahegerückte Vollendung des siebten Bandes sehen."

Die schnelle Folge des fünften Bandes — die „Allgemeine Rundschau" besprach den vierten im letzten Frühjahr (1905, Nr. 12 d. Bl.) — verdient alle Anerkennung. Erklärt sich dieselbe auch durch die sorgsame Vorbereitung des Gesamtwerkes, durch die genaueste Berechnung und wohlerwogene Verteilung des ungeheuren Materials, durch die konzentrierte Arbeit, so gereicht doch die unveränderte Arbeitstüchtigkeit, die Energie und Umsicht bei der Förderung des Unternehmens zur freudigen Genugtuung, um so mehr als die berufene Kritik zur Anerkennung der epochemachenden Bedeutung des „neuen Herder" für die enzyklopädistische Literatur der Gegenwart in seltener Weise jetzt sich versteht.

Auf Grund einer Besprechung des vierten Bandes entwirft die „Allgemeine Zeitung" (München, 1905, Nr. 92, Beil.) von dem Gesamtcharakter des Herderschen Unternehmens ein Bild, welches über seine großen Vorzüge gut orientiert.

„Zwischen den beiden 16- bis 18bändigen großen Lexika von Meyer und Brockhaus und den kleinen ein- und zweibändigen nimmt Herders Konversationslexikon die angenehme und bequemere Mitte ein. Der wissenschaftliche Apparat aber ist derselbe, nur die Konzentration muß natürlich viel größer sein, und sie leistet in der Tat Bewundernswertes. Ohne so weit zu gehen wie Kürschner, dessen umfangreiches Zeichen- und Abkürzungssystem man schwer behält, hat Herder nur praktische und naheliegende Abkürzungen eingeführt, die aber eine große Raumersparnis bedeuten. Dafür bietet er aber etymologische und Betonungsangaben, die kein anderes Konversationslexikon besitzt. Der neue Band ist natürlich bis in die neueste Zeit geführt. Die streng katholische Färbung, die jedoch nirgends, wie man anerkennen muß, einen intoleranten oder gar polemischen Charakter annimmt und die das große Unternehmen offen an der Stirne trägt, ist nicht zu verkennen. Aber gerade der Andersgläubige wird in diesem Lexikon viel Neues und Belehrendes finden, was er anderswo umsonst suchen würde. Auch die kleinsten geographischen und naturwissenschaftlichen Artikel verraten peinliche Genauigkeit und wiederholte Durcharbeitung. Sehr anzuerkennen ist, daß das Herdersche Lexikon nicht zu einem Bilderbuche ausartet. Die Illustration tritt nur da ein, wo sie wirklich zur Belehrung notwendig ist und mehr erklären kann als der längste Artikel. Koloriert sind nur jene Tafeln, wo es wirklich auf die Farbe ankommt. Von der zweckmäßigen Behandlung der eigentlichen „modernen" Wissenszweige, wie Volkswirtschaftslehre, Technik und Naturwissenschaften geben den Beilagen einen guten Begriff. . . . Der Druck ist klar, die Ausstattung vornehm und unaufdringlich und die bei diesem Unternehmen ja selbstverständliche konfessionelle Tendenz nur da fühlbar, wo das religiöse und geschichtliche Gebiet berührt wird".

So anerkennenswert und treffend hier die äußere und innere Bedeutung des „neuen Herder" gegenüber den gleichartigen Unternehmungen charakterisiert ist, so möchten wir doch bei Besprechung des fünften Bandes tiefergehend auf die Ursachen dieser Bedeutung hinweisen und damit auf die Gründe, warum dieselbe nicht leicht zu überbieten ist. Letzteres liegt u. E. darin, daß das Herdersche Werk allen Wissenszweigen in gleicher Weise und in gleichartiger, durchaus objektiver Behandlung gerecht wird, daß es der Grundforderung eines Nachschlagebuches für das allgemeine Wissen der Gegenwart, dem Dienste aller berechtigten zeitgenössischen Interessen in ungewöhnlichem Maße entspricht. Das ist der große einheitliche und harmonische Zug, der das Ganze so bewundernswert wie kein anderes enzyklopädisches Werk beherrscht. Gerade mit Bezug auf den Hinweis der „Allgemeinen Zeitung" auf die „katholische Färbung", die „konfessionelle Tendenz" möchten wir auf die systematische Durchführung dieser Grundsätze bei Herder hinweisen und zunächst auf die hervor-

*) Dritte Auflage, fünfter Band: Kombination bis Mira. (8 Seiten und 1792 Spalten Text mit rund 400 Bildern, dazu 45 zum teil farbigen Beilagen: 3 Karten, 23 Tafeln und 19 Textbeilagen mit zusammen 440 Bildern, im ganzen 840 Bildern.) Freiburg 1905, Herdersche Verlagshandlung. Geb. in Original-Halbfranzband M. 12.50.

ragenden technischen, naturwissenschaftlichen, geographischen, volks- und landwirtschaftlichen, juridischen, demographischen und sozialen Artikel des vorliegenden Bandes.

In technischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht heben wir hervor die Artikel Kran, Krystall (Systeme, Formen), Kupfer (Geschichte, Erze, Gewinnung, Legierungen, Industrie), Korallen, Kraft, Leder, Leuchtgas (Steinkohle, Oel, Wasser, Luft), Lokomotive, wo die geschichtliche Entwicklung des Lokomotivbaues, die gewaltigen Maschinen der neuesten Zeit neben den Wald-, Straßenbahn-, Rangier- und Grubenlokomotiven Beachtung finden. Luftschiffahrt (Geschichte, Zwecke, Luftschiffer, Bau berühmter Luftschiffe, Modelle von Flugapparaten), Metall, Metallzeit, Meteor, Meteoriten, Magnetismus, Mikroskop (Einrichtungen, Unternehmungen, besondere Konstruktionen). Von welcher Bedeutung die Technik auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft sich erweist, zeigt der Artikel Kriegsschiff (Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zu den modernen Panzerkolossen, ihre Panzerung, Bewaffnung, des Linienschiffs „Kaiser Friedrich III." Durchschnitt, die Schiffsarten rc.), dazu Marine (Geschichte und Organisation). Nicht minder belehrend für das landwirtschaftliche Gebiet sind die Artikel Mähmaschine, Milch (Prüfung, Behandlung, Verwertung), Landwirtschaft (Interessenvertretung, Organisation, Unterrichtswesen, Versuchsstationen).

Von höchstem Interesse sind die geographischen Artikel; Küste (Befestigung, Beleuchtung), Meer (Strömungen, Flora, Fauna, Leuchten); Städtebilder: Königgrätz, Königsberg, Konstanz, Kristiania, Leipzig, Lissabon, Liverpool, London (Karten: Innenstadt und Umgebung), überall das Stadtwappen und die Einrichtungen mit statistischen Daten; Land-, Gebirgs- und Flußbilder: Kongo, Kordilleren, Korea, Korsika, Kuba, Lippe, Mecklenburg rc. mit den neuesten gesch. Daten, bei Lippe noch den Tod des Fürsten Alexander, 13. Jan. 1905 erwähnend. Bewundernswert ist die dem Artikel Landkarten beigefügte Tafel (Entstehung der Landkarten, Kartenprojektionen, Vervielfältigung, Signaturen, Terraindarstellung rc., Miniaturkarten nach Ptolemäos, Peutinger, Ph. Apianus' Bayern, d'Anvilles China). Für die Heraldik sei noch hingewiesen auf Artikel Krone.

Die volkswirtschaftlichen und sozialen Artikel finden sich in reicher Auswahl: Kommanditgesellschaft, Kommissionsbuchhandel, Konfektion, Konkurs, Konkurrenz; Konsumvereine (Geschichte, Organisation, Rechtsstellung, Besteuerung, Statistik). Kredit (Arten, Vereine, Reform), Krisen, Kurs, Lehnswesen, Liquidation). Lebensversicherung (Geschichte, Formen, Bedingungen, Statistik, Verbreitung), Markt, Merkantilsystem, Meistbegünstigung, Miete, Kommunismus, Lassalle, List, Malthus, Mill, Mir; Mädchenschutz (Problem, Veranstaltungen, Träger); Maß und Gewicht (Geschichte, Systeme). Kriminalstatistik (Personen, Straftatgruppen, Verhältnis zur Zivilbevölkerung), Militär (Anstalten, Gesetzgebung, Gerichtsbarkeit), Leibesstrafe (1905 in Dänemark eingeführt).

Verwandt sind die für Volkswohlfahrt, namentlich in hygienischer Hinsicht beachtenswerten Artikel: Krankenversicherung (gesetzl. Grundlagen, Personen, Organe, Leistungen, Mittel, Verwaltung); Krankenhaus (Systeme, Hauspläne, Einrichtungen, Theorien, Krankheitsgeographie), Krüppelfürsorge, Medizin u. a. Besonders sei aufmerksam gemacht auf den Artikel Lunge und Lungenschwindsucht (Verhütung, Behandlung, Geschichte, neueste Statistik, Heilstättenwesen. Erwähnt sei noch der Artikel Mensch mit der Beilage Menschenrassen (Uebersicht mit farbiger Karte und Spezialkärtchen der Systeme) sowie Leiche und Leichenverbrennung.

Kann man angesichts einer solchen Fülle reichhaltiger Belehrung in Wort und Bild über die brennendsten Zeitfragen unseres materiellen Kulturlebens selbst bei hochgespannten Forderungen mehr verlangen? Und dennoch würde das hier Geleistete an Wert einbüßen, wenn daneben nicht gleichwertiges Interesse den Wissenzweigen der idealen Kultur entgegengebracht, letztere nicht minder sorgfältig, umfassend und allseitig in ihrer Eigenart berücksichtigt wären; empfangen doch beide erst durch ihre wechselseitige Durchdringung und einheitliche Gestaltung ihren höchsten Bildungswert.

Wir denken hier besonders an die weiten Gebiete der Philosophie, der Literatur, der Kunst, zumeist dem Zeitinteresse entsprechend an letztere. Was die Philosophie anlangt, so setzen die Artikel: Leibnitz, Locke, Lotze, Materialismus, Metaphysik, Methode u. a. in ihrer überaus scharfen und tief eindringenden Kürze die Tradition der früheren Bände fort. Das gleiche gilt von der Literatur, der eigenen nationalen wie der ausländischen in ihren Haupterscheinungen. Wir weisen hin besonders aber auf die überaus übersichtlich geordnete und in ihrer Einzelführung zuverlässig orientierende synchronistische Uebersicht über die Literaturgeschichte aller Kulturvölker von ihrem Entstehen an bis zur Neuzeit: ein in seiner Art einziger höchst verdienstvoller Versuch.

Hinsichtlich der Kunst haben die verschiedenen Arten, Richtungen, Vertreter weitgehende Berücksichtigung gefunden; die christliche Kunst in den prächtigen Artikeln Kreuz (in Leben und Lehre der Kirche, eine Kunstgeschichte des Kreuzes), Maria (in der Kunst, die ganze Entwickelung des Marienbildes darstellend). Der Kunstgeschichte dienen für die antike Kunst die Tafel Laokoon; der Renaissance Leonardo da Vincis Abendmahl, der modernen die Tafel über die Malerei des 19. und 20 Jahrhunderts in ihren hervorragendsten (34) Produktionen. Dazu kommen die orientierenden Artikel Kupferstechkunst, Kunstgeschichte und Kunstgewerbe.

Wie wenig überdies entsprechend dem Grundcharakter des Buches die Zeitgeschichte neben der allgemeinen Geschichte und den Resultaten der neuesten Forschungen zu kurz gekommen, zeigen in letzter Hinsicht u. a. die Artikel: Konfutse, Konstantinische Schenkung, Kulturgeschichte, Limesforschung, Konkordat, Kopernikus u. a. Dient schon die oben dargelegte Grundrichtung des Werkes, wo immer es nötig ist, der Rücksicht auf das Zeitinteresse im weiteren Sinne, dann bleibt doch der Blick der Zeitgeschichte im engeren Sinne (zeitgenössische Institutionen, Personen, Ereignisse) in ganz besonderer Weise zugewandt und findet der Leser hier oft Daten und Aufklärungen, die er anderswo vergeblich sucht, vgl. die Artikel: Krüger P., Kossuth, Krupp, Kuroki, Kuropatkin, Lambermont (bis März 1905), Lueger, Mazzini, Macaulay, Mac Kinley, Miguel, Minghetti, Konservativ, Lex Heinze, Liberalismus, Lippe (Erbfolgestreit), Lotteriegemeinschaften mit Preußen, Mädchengymnasium u. a. Man prüfe z. B. die letzterwähnten Artikel und überzeuge sich von der peinlich genauen, durchaus objektiven, sachlichen und vornehmen Anschauungs- und Urteilsweise.

Mit allem Nachdruck müssen wir aber schließlich auf den Charakterzug, wo über spezifisch katholische und akatholische Dinge berichtet wird, hinweisen. Man suche, scharf und genau lesend, einmal den „intoleranten oder gar polemischen Charakter" in dem Artikel: Los von Rom-Bewegung, Kulturkampf, Luther, wo im Anschluß an streng historisch vorliegende Tatsachen ein Meisterstück psychologischer Analyse vorliegt, Melanchthon, Kraus Fr. X., Loisy, Liturgische Bücher, Loreto, Lourdes u. a. Man vergleiche damit die prächtigen Artikel Konsistorium, Kurie (über den Verwaltungsorganismus der höchsten kirchlichen Behörden), Liturgische Gewandung (12 Bilder nach Naturaufnahmen), Maria, Marianische Kongregationen, Messe u. a., und man wird finden, wie auch hier „der Andersgläubige viel Neues und Belehrendes finden wird, was er anderswo umsonst suchen würde."

Wir schließen. Die genaue Prüfung des vorliegenden Bandes des „neuen Herder" läßt aufs neue erkennen, wie tüchtig und weittragend, alle Konkurrenz überbietend hier das enzyklopädische Wissen der Gegenwart auf positivchristlicher Grundlage gefördert ist. Die ernsteste Pflicht auf unserer Seite, für eine der Bedeutung des Geleisteten gleich große und schnelle Verbreitung zu arbeiten, bedarf keiner weiteren Empfehlung.

Aachen. Dr. J. Weinand.

Ein Intermezzo zur Frauenfrage.

Plauderei von Dr. Hassovius.

II.

Mit erzwungener Ruhe meinte Carmen: „Es ist ganz gut, daß Sie einmal selbst sehen, wie es geht. Ich habe mich eben riesig lächerlich gemacht, und so geht es regelmäßig. Mischen sich junge Mädchen in diese Fragen, so findet man sie komisch, und den Anstrich der Komik gibt sich schließlich keiner gern. Ist man verheiratet, so heißt es, man treibe Vereinsmeierei, suche auf andere erzieherisch einzuwirken und habe doch vor der eigenen Tür genug zu kehren. Ich wollte eben noch viel mehr sagen; ich wollte Ihnen erzählen, welche Erfahrungen ich da gemacht habe, wo ich selbst einmal praktisch anfassen wollte, — jawohl, das habe ich auch versucht, aber Gott sei Dank hat das außer meinem Vater keiner meiner Verwandten und Bekannten gemerkt. Aber was sollen wir noch davon reden! Sie werden es mir nicht verdenken können, wenn ich mich fortan von Dingen vorsichtig fern halte, wo sich unsereins doch nur die Finger verbrennen kann." Und nun machte sich die Erregung doch in ein paar dicken Tränen Luft, die sie rasch wegzuwischen bemüht war. Jetzt hätte ich unter keinen Umständen mehr darauf verzichten mögen, das Thema weiterzuspinnen. Da nahte sich wie gerufen Carmens Vater, ein kleiner alter Herr, dessen prächtige Lebensweisheit mich schon oft in langen Unterhaltungen

entzückt hatte. Er mußte wohl von dem kleinen Auftritt, der sich eben abgespielt hatte, unterrichtet sein. Mit schnurriger Gutmütigkeit klopfte er Carmen auf die Wange und meinte: „Na, du Krakehler, hast du dir mal wieder eine Nase geholt? Cousine Hedwig zuckt mit aufrichtigem Bedauern die Schultern über dich, — sieh, so . . .", wobei er die Cousine Hedwig so köstlich imitierte, daß man sah, wie hoch er das Urteil der teuren Cousine einschätzte. Wir mußten herzlich lachen, und Carmen war versöhnt. Bald hatten wir es uns auf dem Ecksofa gemütlich gemacht, und ganz von selbst kamen wir wieder auf das alte Thema. Ich holte Fräulein Carmen eine Apfelsine zu kunstgerechter Präparation, rückte einen Stuhl herbei, auf den wir unsere Gläser stellten, klopfte an mein Glas und kommandierte: Silentium!

„Ein großer englischer Aesthetiker hat einmal das schöne Wort geprägt: Women must be helpers. Man kann das übertragen: Der wirre Knäuel, in den unsere gesamten Zeitverhältnisse verfangen sind, kann stellenweise der entwirrenden Hand des Weibes gar nicht entbehren. Ich weiß nur zu gut, wie Fräulein Carmen zu ihrer Mutlosigkeit, ihrer Resignation kommen konnte; und trotzdem und alledem besteht das Wort des Engländers zu recht. Das Weib mag wirklich von Haus aus dazu neigen, etwas mißgünstig und naserümpfend auf das Tun und Treiben der lieben Mitschwestern zu blicken; es mag wirklich gern über dem Wünschenswerten das Notwendige, über der Ferne die Nähe vergessen; es mag tatsächlich gern nach der Gelegenheit spähen, wo es seine liebe Eitelkeit befriedigen kann. Zugegeben! Aber eines darf man darüber nicht vergessen — zur Ehre der Frauen sei es gesagt — eines, das all die Schwächen hundertfach wieder aufwiegt: das ist die Aufopferungsfähigkeit des Weibes, die Fähigkeit, auch für Interessen, die dem Manne gar nicht der Mühe wert erscheinen würden, für die er sich schwerlich erwärmen könnte, mit bewunderungswürdiger Zähigkeit einzutreten, wenn sie ihm einmal ordentlich nahe gerückt sind; und das letztere ist nicht so schwer, wie man vielfach glaubt. Dazu kommt, daß die Frauenbewegung unserer Tage dem Weibe Aufgaben zuweist, die schlechterdings nur vom Weibe gelöst werden können.

Seien Sie nicht ungeduldig, wenn ich etwas weiter aushole. Eine gleich prächtige Gelegenheit zum Austausch unserer Gedanken finden wir vielleicht so bald nicht wieder und Apfelsinen sind ja auch noch in Menge da".

Lustig lachend schob Fräulein Carmen sich eine Scheibe der rotgelben Frucht in den Mund.

„Die ganze Bewegung, die die soziale Betätigung der christlichen Frau zum Ziele hat, ist ja nur ein Ausschnitt aus jener gewaltigen Idee, die als soziale Frage heute jeden denkenden Kopf mehr oder weniger beschäftigen muß. Die Idee ist tatsächlich das Eigentum unserer Tage; denn nie hat es bisher eine Zeit gegeben, wo sie so im Mittelpunkt der Welt steht wie heute. Sie ist in ihrer Größe geradezu überwältigend, wenn man bedenkt, daß sie den Angelpunkt derjenigen modernen Staaten bildet, die an kulturellen Errungenschaften an der Spitze der Menschheit stehen.

Nun mag man ruhig zugeben, daß die Aufwickelung der sozialen Frage streng genommen nur die Folge davon ist, daß, um frei mit Liszt zu reden, die Welt sich einen eisernen Arm wachsen ließ; die Begleiterscheinung ist darum aber nicht weniger wichtig und neu, als die Ursache selbst. Die Welt hat zum Zustandebringen der letztern genau so gut zweitausend Jahre seit Christus nötig gehabt wie zur Geburt der ersteren. Hält man dies im Auge, so wird man sich, auch ohne eine streng historische Schulung schon von selbst sagen müssen, daß die Lösung dieser gewaltigen Frage noch in den Anfangsstadien steckt, denn die Weltgeschichte nimmt sich Zeit. Es ist nur zu verwundern, daß wir gleichwohl in diesen Anfangsstadien schon soviel Verständnis für die ungeheuere Perspektive an den Tag legen, die diese Idee uns eröffnet. Man sollte fast glauben, dem menschlichen Organismus wäre ein sechster Sinn erstanden, ein historischer. Die breitesten Volksschichten haben gelernt, einen richtig ahnenden Blick in die Zukunft zu tun. Instinktiv fühlt man, daß die soziale Frage das Problem der kommenden Jahrhunderte bilden wird. Darum wollen wir auch bescheiden zugeben, daß das lebende Geschlecht vorläufig noch die Dienste des Pfadsuchers leistet, des Pioniers im Urwald. Große Breschen sind schon in die Wildnis gelegt, aber auch manche Sackgasse wurde gehauen. Das ist wohl auch ganz natürlich. Gilt dies aber — ich komme nun wieder zum Thema — von der sozialen Frage im allgemeinen, so auch von ihrem jüngsten Neuland, der Idee der sozialen Frauenbetätigung im besonderen.

„Ich muß gestehen", sagte Fräulein Carmen, „daß ich nicht ganz genau verstanden habe, was Sie meinen. Können Sie nicht etwas deutlicher werden?"

„Sehr deutlich, Fräulein Carmen, wenn Sie wünschen. Wenn Sie z. B. vorher jenen Männern, die es für der Mühe wert halten, neben ihren anstrengenden Berufsgeschäften der Frauenorganisation ihr vollstes Interesse entgegenzubringen, den Vorwurf der Kurzsichtigkeit, der Unkenntnis der weiblichen Seele machen zu sollen glaubten, so waren auch Sie offenbar von dem weitverbreiteten Irrtum befangen, die Frau der besseren Stände solle lediglich zu Samariterdiensten in den unteren und untersten Volksschichten herangebildet werden, was dann vielerorts jämmerliche Vernachlässigung der Pflichten gegen die eigene Familie zur Folge haben müsse oder könne. Das ist, wie gesagt, ein großer Irrtum, gegen den u. a. einer unserer geistvollsten theologischen Dozenten unlängst, wie Sie ja wissen, Stellung genommen hat. Sie sind zu vernünftig, Fräulein Carmen, als daß es Ihnen abgeschmackt erscheinen könnte, wenn ich meine, daß der sogenannte bessere oder der feine Haushalt doch schließlich gerade so gut auf Reinlichkeit, Ordnung, Religiosität, Familiensinn usw. basiert als der proletarische. Die Prinzipien sind hier wie dort dieselben. Es handelt sich also in erster Linie darum, diesen Prinzipien als unerläßlich im weitesten Sinne zur Anerkennung zu verhelfen. Nun ist aber schon viel gewonnen, wenn wir die Frauenwelt dazu bringen, sich überhaupt einmal mit diesen Prinzipien auseinander zu setzen, auch wenn dabei stets der Samariterdienst an den untersten Volksschichten das Leitmotiv bildet. Die Dame der Gesellschaft wird schon die nötigen Konsequenzen auch für ihre eigene Person daraus ziehen. Ganz von selbst wird sie auf eine Gewissenserforschung bei sich selbst hingedrängt; und das allein wäre doch schon ein schätzenswertes Resultat."

„Tja, wenn man nur nicht immer den Spott der andern über sich ergehen lassen müßte. Sie haben's doch eben selbst gesehen."

„Immer?! Nur keine Sorge! Hier kommt uns nämlich der weibliche Erbfehler, die Neugierde und die liebe Eitelkeit, — pardon — unerwartet zu Hilfe. Halten Sie es für möglich, daß eine Frau auf die Dauer da fernbleiben kann, wo sich alles um sie dreht? Aber Scherz beiseite: Der Gedanke, der der ganzen Frauenorganisation zugrunde liegt, ist so vernünftig, einleuchtend, praktisch, daß er sich deshalb schon in absehbarer Zeit weites Terrain erobern wird. Je größer aber seine Ausdehnung, um so verschwindender die Zahl der Spötter. Ich hege sogar die kühne Hoffnung, daß der von Ihnen so bitter empfundene kleinliche Neid seinen Rückzug antreten wird, wenn die Frau erst einmal gelernt haben wird, weitsichtigere Ideen selbständig zu verarbeiten. Bis jetzt hat das Weib es darin noch nicht sehr weit gebracht, was Sie aber weder als einen Tadel gegen das schwache Geschlecht noch als eine Unterschätzung desselben auffassen dürfen. Ich wüßte nämlich kaum, wer in dieser Beziehung rückständiger zu nennen ist, der Mann oder das Weib. An Rückständigkeit in der Auffassung unserer großen, bewegten Zeit läßt nämlich auch der Durchschnittsmann, d. h. der Durchschnittsgentleman, nichts zu wünschen übrig. Wie lächerlich, unhistorisch ist z. B. der berüchtigte „Herrenmensch", wie unendlich komisch der pfänderspielende Jüngling mit und ohne akademische Bildung. Dies zur Rechtfertigung der Frau. Also: Wir alle haben noch viel zu lernen, um den immer dringender werdenden Anforderungen unserer Zeit zu genügen."

Mit liebenswürdigem Lächeln hielt mir Fräulein Carmen mein Glas hin.

„Damit wollen Sie mir wohl den Mund verbinden? Ich bitte aufrichtig um Verzeihung, wenn meine Reden Ihnen nicht gefallen haben."

„Ich glaube, das haben Sie nicht nötig, Doktor", meinte der alte Herr. „Aber ich müßte den rührenden Wissensdurst meiner Jüngsten nicht kennen, wenn sie Sie jetzt nicht auf ein Gebiet locken wird, wo sie selbst mit praktischen Erfahrungen renommieren kann."

„Daß man nicht einmal vor dem Spott seines eigenen Vaters sicher ist," klagte Carmen in komischer Verzweiflung, „das ist eigentlich das Unerträglichste. Wenn ich dir jetzt das Glas aufs neue fülle, obwohl du es kaum verdient hast, so möchte ich dir damit allerdings den losen Mund verbinden"; und unter unserm herzlichen Lachen versuchte sie ihre strengste Miene aufzusetzen.

„Aber sagen Sie einmal selbst, Herr Doktor, ist die praktisch-soziale Betätigung der Gesellschaftsdame in den unteren Volksschichten nicht eine ungeheuer schwere, ja unlösbare Aufgabe?"

(Schluß folgt.)

Eine Symphonie.

Stimmungsbild aus Venedig von Emil Ritter.

Es wurde Nacht.

Am dunkeln Strande des Lido harrten die Dampfboote, zitternd und schwankend unter der gefesselten Kraft der Maschinen.

Das Mahl im großen Hotel war zu Ende. Die Lippen noch feucht vom roten Italiener, die letzten fröhlichen Worte einer anregenden Unterhaltung einander zurufend, kamen wir am Ufer an und suchten uns Plätze auf einem der Boote.

Trübe Laternen auf schwarzen Holzpfählen bezeichneten den Weg, den das Schiff nach Venedig hinüber verfolgte.

Die Reihe der Lichter, die zwischen der schwarzen Nacht des Wassers und der blauen Nacht des Himmels unbeweglich leuchtete, wurde länger und länger. Aus den hellen Punkten wurden Lichtkreise, in deren Bereich schattenhafte Umrisse von Gebäuden und Türmen auftauchten.

Aber noch ehe die Linien des Dogenpalastes scharf hervortreten konnten, waren sie von dem Glanze des Marmors überblendet. Als unser Boot anlegte, sah ich ein Gewirr von Licht und Schatten, von Fensterbogen und Marmorflächen vor mir.

Von der Veranda eines Kaffeehauses an der Riva degli Schiavoni scholl lärmende Musik in das Schwatzen und Lachen der Menschenmenge, die einer Woge gleich an dem hochgewölbten Ponte della Paglia emporschwoll und hinabsank.

Ich ging über die Piazzetta nach dem Markusplatze, aus dem Hellen, Lauten ins Gedämpfte, Weiche. Dem Lichte war dort der Schatten überlegen. Der Menschenlärm war unterdrückt und gebrochen wie die versteckte Leidenschaft eines eingedämmten Stromes. Die Musik floß mit der gezügelten Kraft dahin, die im Piano eines großen Orchesters bebt.

Während einer Pause brach der Strom etwas aus seinen Ufern. Die Füße scharrten auf dem Marmorpflaster, Rufe flogen, Lachen klang, Reden rauschten.

Bei den ersten Tönen traten die Wasser in ihr Bett zurück, nur ein schwaches Rieseln und Murmeln blieb als Grundton, über dem die Akkorde schwebten.

Eine Symphonie von Verdi, dem heimatlichen Leben wiedergeschenkt, aus dem sie dem Künstler einst entgegengeklungen.

Stilles, verhaltenes Sehnen, versehntes Hoffen, hoffende Hingabe, hingebendes, frommes Flehen, — das quoll aus den Akkorden, entfloh dem hellen Umkreise der Lichter, verlor sich in dem Dunkel der Tore und Bogen am Markusdome, umschmeichelte die ruhvoll gewölbten Kuppeln und strebte an den schlanken, gotischen Türmchen aufwärts.

Dann schritt ein starker, zuversichtlicher Sang, voll kühnen Lebens, die stolzen Marmorpaläste entlang, folgte den reichen Künstlerhänden, die ihre Werke selbst auf der Höhe der Dachgesimse verstreut, hallte durch die langen Bogengänge, in denen Handel und Verkehr wägt und wagt, heute wie vor Zeiten.

Und nun flatterte ein neckisches, lustübersprudelndes Lied zu den ringgeschmückten, weißen Ohren der dunkeläugigen Signorinen, weckte die heißen Blicke und die süßen Worte glücksdurstiger Venetianer und traf wunde Herzen mit dem Gluthauche der Eifersucht und des Hasses.

Ein letzter, schwermütiger Ausklang zitterte in die Lagune hinaus, als suche er das sehnsuchtsbange Abendlied eines einsamen Gondoliere.

Als wir zurückfuhren nach dem Lido, war die Luft schwer von diesem Ausklang, der wohl die ganze Nacht über dem schwarzen Wasser schwingt.

Die Umrisse der Gebäude tauchten ins Dunkel zurück. Die Lichter der Piazzetta und der Riva degli Schiavoni zogen ihre Strahlen ein, bis wieder eine kürzer und kürzer werdende Perlenkette zwischen Himmel und Wasser leuchtete.

Die Laternen auf den schwarzen Pfählen, die den Weg abgrenzen, waren wie rote Fackeln bei einem Trauerzuge.

Auf der kleinen Insel war es still und feierlich, nur lebendig in den rieselnden Baumblättern und in den blinkenden Sternen, wie in einer Sommernacht auf dem Friedhofe.

Vor den Fenstern meines Zimmers lag eine silberne Helle, die mich veranlaßte, auf den Balkon zu treten. Ich stand im Angesichte des Meeres, des „weitaufrauschenden Meeres".

Von fernher erhob sich ein zorniges Wühlen, ein Grollen, das näher und näher drohte, bis es mir als hastiges, atemloses Zischen, Klatschen, Schütteln im Ohre lag. Es war, als brauchte ich nur die Hand auszustrecken in fallende, strömende Wasser, — als stiege die kühle Flut begehrlich an mir empor.

Der Mond schüttete sein volles Licht aus, ein kaltes, blaues, unbewegliches Licht. An einem Punkte, wo sich die scheinbar ansteigende Fläche im Grauen verlor, war es, als versenke der Mond seine Fülle in das Wasser. Und aus diesem Lichtbronnen quoll eine Flut meinem Auge entgegen, die immer breiter, aber damit nicht schwächer wurde. Sie wuchs an Kraft und Tiefe, und während die Gewalt der Meerfluten am Strande brach, floß das Licht schrankenlos über das Ufer hin. — —

In einem Augenblick hatte ich dies Bild erfaßt, — und so blieb alles unbewegt, das einförmige Rauschen und das einförmige Leuchten. Es war eine herbe, fast grausam starre Schönheit.

Ich dachte an die Welt, die hinter mir lag, an das lärmende Leben der Piazzetta, an das Vertiefte, Vornehme des Markusplatzes. Die Symphonie klang mir wieder und mischte menschlich flehende, menschlich stolze, menschlich liebende Akkorde in die Symphonie, deren Tonwellen von fremder Schönheit, von übermenschlicher Größe waren.

Und leise kam der schwermütige Ausklang, der die ganze Nacht auf der Lagune ruhte, und über ihm hätte ich das Lied des Meeres wohl vergessen mögen. —

Aber später, in mancher Stunde, wenn mich die Symphonie unseres irdischen Lebens verwirrend laut umtönte, dachte ich an jenen Abend, und dann erfaßte mich eine augustinische Sehnsucht nach dem immer gleichen Rhythmus der rauschenden Wogen und nach der ruhigen, klaren Lichtflut, die mir entgegengeströmt war.

„Unterm Domkran."

Von Leo van Heemstede.

Weit in die Lande hinaus schauen die wuchtigen Türme des Kölner Domes, die Macht und Größe der altberühmten Stadt als hocherhabene Herolde die Vergangenheit verkündend, eine Sprache redend, die auch in dem leichtlebigen, nervös forthastenden Geschlecht der Gegenwart einen Ewigkeitsgedanken aufdämmern läßt. Dem mächtigen Eindruck des großartigen Bauwerks, das die Alten unfehlbar den Weltwundern beigezählt hätten, wird auch der stumpfeste Geist sich nicht entziehen können; in stummem, wenn auch verständnisarmem Aufblick ist auch der Blödeste und Blasierteste genötigt, den Zoll seiner Bewunderung darzubringen.

Die Neugier läßt sich zwar von den Automaten, die ihre Lektion alltäglich ein Dutzendmal herunterleiern, in jeden Winkel führen, aber verhältnismäßig nur wenige dringen tiefer in die Geheimnisse der Gotik ein, oder spüren den Wegen nach, die es dem Menschengeiste ermöglichten, ein Riesenwerk wie dieses auszuführen. Da muß man nicht nur den sachverständigen Künstler und den in der Stadtgeschichte wohlbewanderten Historiker zu Rate ziehen, sondern auch und nicht an letzter Stelle bei dem Dichter anfragen, der, wenn er auch nicht so sachlich ist wie die Gelehrten, sie doch im lebendigen Vortrage übertrifft und von manchen hochinteressanten Dingen zu berichten weiß, wovon die anderen keine Ahnung haben. Freilich muß es ein ganzer Dichter sein, von dessen Führung man sich einen Genuß, wie kein anderer sie zu bieten vermag, versprechen kann.

Einen solchen Dichter habe ich das Vergnügen, in Klemens Wagener den Lesern vorstellen zu dürfen. Seine epische Dichtung „Unterm Domkran", eine Mär aus Alt-Köln (Essen, Fredebeul u. Koenen, 164 S.) sichert ihm mit einem Schlage einen Ehrenplatz unter den besseren Dichtern der Gegenwart. Das poetische Werkzeug, Sprache und Vers, handhabt er mit der Sicherheit des Meisters; er darf sich mit einem Scheffel, Julius Wolff, Joseph Lauff, Liliencron und wie die Koryphäen der Technik weiter heißen mögen, ruhig messen; jede Strophe zeigt uns den Künstler, der sorgsam mit Meißel und Feile den Stein, den er zur Hand nimmt, schleift und abrundet, ehe er ihn dem Bau seiner Dichtung einfügt. Keine Spur von der Nachlässigkeit, dem saloppen Geleier und Klingklang des mächtig wuchernden Dilettantismus unserer Tage. In jedem Worte und jeder Zeile macht sich das Ringen mit dem Stoffe, das nicht ruht, bis alle Schwierigkeiten beseitigt sind und der präzise Ausdruck für den Gedanken gefunden ist, für den Kenner bemerkbar, ohne den Leser, der nur genießen und nicht kritisieren will, zu stören. Die Sprache, die der Dichter redet, soll die Zeit der Handlung widerspiegeln, und daher begegnet man hier auf jeder Seite des Buches zahlreichen Wörtern und Ausdrücken, die dem Ohre fremd und ungewohnt klingen und sich doch als vollwertiges Deutsch ausweisen dürften. Das Gedicht erhält durch die darin reichlich verwendeten Archäismen seinen eigentümlichen Charakter; es ist gewissermaßen dem gotischen Stile des Domes angepaßt, aber dieser Stil ist doch so maßvoll gehalten, daß die Ranken und Schnörkel nicht überwuchern und der Leser zum Verständnis des Notenapparates nicht bedarf.

Den Grundstoff zu seiner Dichtung gab dem Autor die bei den zu Gottes Ehren unternommenen Monumentalbauten beharrlich wiederkehrende Legende von den Bemühungen des Bösen, die

Vollendung des Werkes zu verhindern. Aus der Stadt Verona kommt hier der dämonische Geselle, in dem Menschliches und Teufliches in wirksamer Weise verquickt sind, zu dem alten Meister Johann von Frankenberg in der Dombütte. Er schlägt ihm im Verlaufe des Gespräches die Wette vor, daß es ihm nicht gelingen wird, in 7 Jahren den Bau zu krönen. Der wohl als etwas leichtsinnig erscheinende Meister ist trotz der schlimmen Zeitläufte und des Unheils, das von Wittenberg droht, seiner Sache so gewiß, daß er auf den Pakt eingeht und dem Veronesen sogar sein Töchterlein zusagt, falls er die Wette verlieren sollte Wer sich mit dem Bösen einläßt, hat der Dichter damit wohl andeuten wollen, begeht oft unbedacht die größten Torheiten. Nun gilt es, den Hauptförderer des Baues, die rechte Hand des Meisters und den Erkorenen der schönen Gertha, vom Schauplatz zu entfernen. Zu Fastnacht auf dem Gürzenichball versetzt Wendelin von Büren dem zudringlichen Veronesen einen Schlag ins Gesicht. Die Streitenden werden getrennt. Racheschnaubend sucht der Welsche seinen Nebenbuhler von der Höhe des Turmes, wo dieser allein nach Feierabend schafft, in die Tiefe zu stürzen. Während sie ringen, kommt atemlos der Türmer herbei. Der Arglistige weiß es so zu fügen, daß Wendelin diesen statt seiner trifft und tödlich verwundet. Wendelin wird des Mordes geziehen und vom Femgericht als Vogelfreier in die Verbannung geschickt.! Nach kurzem Aufenthalt in Nürnberg bei dem Bildhauer Peter Vischer läßt er sich von den Kaiserlichen anwerben und rettet in der Schlacht von Pavia dem Markgrafen das Leben. Den Schwerverwundeten pflegen die Mönche von Certosa. Kaiser Karl V. tritt an sein Lager, spricht ihn von aller Schuld frei, schlägt ihn zum Ritter und beauftragt ihn, die Stadt Köln, die durch die Umtriebe des Welschen, die Hetzereien des Schwarmgeistes Peter Klarenbach und einen zwischen Papst und Bischof ausgebrochenen Streit zum Abfall gebracht ist, zum Gehorsam zurückzuführen. Sieben Jahre sind inzwischen verlaufen und der Welsche fordert, da der Turmbau ins Stocken geriet, die Einlösung des Paktes und des Meisters Töchterlein. Den Monat Aufschub, den dieser erfleht, bewilligt er unter der Bedingung, daß Frankenberg ihm den Domplan als Sicherheit überlasse. Mittlerweile kehrt Wendelin zurück, entledigt sich des kaiserlichen Auftrages und führt die liebliche Gertha als Braut heim. Lange Jahrhunderte aber noch bleiben die Türme, von dem Fluche des spurlos mit dem Plane verschwundenen Veronesen getroffen, unvollendet und wilde Rosen umziehen den alten Kran, das traurige Wahrzeichen der Stadt, bis endlich ein König den Thron erstieg, dem die Musen die Rosen der Kunst zum Kranz um die heilige Krone flochten.

„Und als der zu Köllen den Quader schlug,
Daß er wachse im Sinne der Ahnen,
Da stürzte vom Dome der höllische Fluch,
Da klirrte die Kette am Kranen.

Da knarrte der Hebel, da surrte das Seil
Zur Höhe von Brüste zu Brüsten,
Dort krachte die Axt, hier kappte das Beil
Und fügte die Trachten und Rüsten.

Dann kamen die Metzen mit Stichel und Stock,
Doch wo ihre Hämmer nur sanken,
Da regte sich leis der bezauberte Block
Und wurde zum Menschengedanken.

Der strebende Wille zersprengte die Haft
Von Moder und bröckelnder Masse
Erwuchsen aufs neue aus steinernem Schaft
Die gotischen Bogen und Passe.

Und als sich, vom rollenden Donner umkracht,
Die Raben vom Kyffhäuser schwangen,
Als dumpf um des Berges tiefinnersten Schacht
Des Rotbarts Fanfaren erklangen,

Als schlachtenumwittert nach blutiger Fahrt
Alldeutschland zum Reiche geworden,
Ein einiges Volk, eine einige Art,
Vom Fels zu den friesischen Borden,

Da ging auch der Dom mit dem blühenden Reich
Der späten Vollendung entgegen,
Da sprach ihm mit weihendem Hammerstreich
Barbablanca, der Kaiser, den Segen. —“

Aus dieser flüchtigen Skizze tritt der Plan der Dichtung in seiner einheitlichen Anlage sowohl als dem Reichtum der Details klar hervor, durch das anmutige Zwischenspiel und manche kernige Episode gelangen die wichtigen Faktoren, die der Poesie aller Völker zur unentbehrlichen Ausschmückung dienen, Liebe und Humor, zu ihrem vollen Rechte. An dem dicken Wirt, der stets voll des griechischen Weines ist, und der seinen Kater und seinen Hund, zwei Tiere, häßlich wie die Nacht, als Papst und Luther aufeinanderhetzt, dürfte schwerlich jemand Anstoß nehmen. Mag auch dieser oder jener der Meinung sein, daß der Dichter hier und da des Guten zuviel getan und sein Flügelroß mit überflüssigem Gepäck beschwert hat, das Ganze wird man als eine Dichtung von außerordentlicher Schönheit gelten lassen müssen. Daß die formelle Ausführung das höchste Lob verdient, kann man aus obiger Probe schon entnehmen. Es würde mir zur großen Genugtuung gereichen, wenn meine Worte der trefflichen Dichtung einen zahlreichen Leserkreis zu gewinnen vermöchten.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Hofbühnen geben in dieser Woche nicht viel zu berichten, zumal wir uns entschlossen haben, den Ereignissen, die sich an diesem Institute abspielen, nur mit einem Blick aus der Vogelschau zu folgen. Ein Herr Ferdinand Onno vom Neuen Theater in Berlin, der „mit dem festen Engagement in der Tasche“, wie man sagt, als Leander in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ auftrat, enttäuschte lebhaft und kann Salfner anscheinend nicht ersetzen. Ob er schon eine der Entdeckungen ist, die zu machen Hermann Bahr den Auftrag erhielt, können wir nicht sagen. Die Oper will jetzt eine Reihe älterer heiterer Werke neu beleben — ein löbliches Beginnen, das mit Adams „Postillon“ hübsch einsetzte und dem begreiflichen Wunsch des Publikums, von so viel gespreizter Pathetik loszukommen, gerecht wird. Am Sonntag brachte man als nicht sehr erfreuliches Kuriosum eine Tristanaufführung, bei welcher sowohl Tristan wie Isolde von fremden Bühnen erborgt waren. Fräulein Faßbender soll ja sicher hierher berufen werden, man läßt aber mit der offiziellen Bestätigung offenbar warten, bis sie die — Kundry in Bayreuth gesungen haben wird. Auch Mottl wird, nach einer unwiderlegt gebliebenen Zeitungsnachricht, in diesem Jahr wieder in Bayreuth dirigieren. Das ergäbe eine Personalunion, bei welcher wohl an nichts so wenig gedacht wurde wie an die Interessen Münchens.

In den Konzertsälen ist nach wohltätiger Weihnachtsruhe ein doppelt mächtiges Musizieren ausgebrochen. Aus den Ereignissen der letzten Zeit ist zuerst zu erwähnen ein Konzert des jungen Komponisten Johann Binenbaum mit dem Kaimorchester, der an einer Ouvertüre und zwei ausgewachsenen Symphonien einen großen Besitzstand an Fleiß und Wollen nachwies, aber seine künstlerische Persönlichkeit doch noch erst zu finden hätte. In der Tonhalle ist man überhaupt sehr ernst an der Arbeit und fast möchte es uns bedünken, daß besonders hinsichtlich der volkstümlichen Unternehmungen manchmal ein quantitativ geringeres Angebot von höherem Wert wäre, wenn das Angebotene immer jene Bedeutung hätte, die den für das Volk bestimmten Darbietungen zukommt. Neben einem Kammermusikkonzert gab es daselbst auch ein „retrospektives“ Konzert mit Werken alter Meister unter der umsichtigen Direktion von Karl Drechsel, ein Unternehmen, das im nächsten Jahr systematisch ausgebaut und der Leitung Bernhard Stavenhagens anvertraut werden soll. Im selben Saal gab endlich jüngst Cyrill Kistler Proben seines fleißigen Schaffens. Das Programm enthielt Bruchstücke aus dem bald 25 Jahre alten Musikdrama „Kunihild“, ebensowohl wie aus Kistlers neuesten Werken, „Baldurs Tod“ und „Faust“. Kistler ist eine interessante künstlerische Erscheinung von unleugbarem Talent und einer Art der Begabung wie etwa jene Edmund Kretschmers. Leider hat er sich aber viel zu sehr im Schatten Richard Wagners entwickelt und zu entfernt von der pulsierenden Hauptschlagader des Kunstlebens. So kommt es, daß Kistler kein rechtes Verhältnis zum Kunstschaffen seiner Zeit hat und eine gänzlich überholte künstlerische Persönlichkeit ist, und zwar in seinen jüngeren Werken weit mehr, als in denen, die er früher geschaffen.

Eugen d'Albert gab einen Klavierabend mit gemischtem Programm, in welchem er sich besonders mit den Sonaten op. 5 von Brahms und jener in h-moll von Liszt auf der äußersten Stufe künstlerischer Vollkommenheit bewährte, Franz Fischer einen seiner bekannten Richard Wagner-Abende am Klavier, die für die Dauer auch manchen Reiz verlieren und die Gequälte an der Sache immer deutlicher hervortreten lassen. Dasselbe gilt von den „Liedern, gesungen zur Laute und Gitarre“, für welche als nicht mehr ganz neue Spezialität Frau May Flower-Eigensatz aus London in die Schranken trat, ohne irgendwelche eigenartige neue Züge mitzubringen.

Verschiedenes. Eine neue Operette „Die lustige Witwe“ von Lehar hatte dank der graziösen melodischen Musik in Wien einen hübschen Erfolg. Das Libretto von Leon und Stein versagte vollständig. — Ludwig Barnay, der neue Direktor des Berliner Schauspielhauses, bezeichnete die Pflege des klassischen

Repertoirs als sein ihm zunächst liegendes natürliches Arbeitsfeld. — Der Wiener Hugo Wolf-Verein hat sich nach achtjähriger ersprießlicher Tätigkeit freiwillig aufgelöst. — Lessings Wohnhaus am Königsgraben in Berlin soll abgebrochen werden. In diesem einzigen Dichterhaus, welches Berlin aus früheren Jahrhunderten erhalten war, hat Lessing „Minna von Barnhelm" geschrieben. — Zur Pflege des Volksliedes hat sich in Paris eine Gesellschaft „Société des chansons de France" gebildet. Dieselbe wird in erster Linie ihr Augenmerk auf die Neuherausgabe alter verschollener Gesänge richten. — Felix Weingartner ist in Essen als Rezitator der Dichtung zu seinem Musikdrama „Orestes" aufgetreten. — Erik Meyer-Helmunds Oper „Lucullus" gelangte in Riga zur erfolgreichen Uraufführung. — Das große Konzertwerk „Ekkehard" von Hugo Röhr wurde im Dezember in Dortrecht erfolgreich aufgeführt. — In Karlsruhe hatte Hugo Wolfs „Corregidor" in der Bearbeitung von Gustav Mahler einen guten Erfolg. — Ernst von Possarts für den April beabsichtigte Kunstreise wird der Rezitation von Wagners Parsifal-Dichtung gewidmet sein.

München. H. Teibler.

Kölner Theater- und Musikleben. Im fünften Gürzenichkonzert bekam man allerlei interessante Dinge zu hören. Das Orchester spielte unter Steinbach eines der Haendelschen Concerti grossi und die Eroica. Alsdann kam eine sinfonische Fantasie über dänische Volksweisen von P. Juon zur Uraufführung, wobei das Glockenspiel auf dem Rathausturm in Kopenhagen den cantus firmus intoniert. In Wahrheit sind es kunstreiche Variationen über die Stückchen, die das Glockenspiel alle Viertelstunden hören läßt. Die Sängerin des Abends, Marie Münchhoff, sang außer der Arie „Mia speranza", die Mozart für seine Schwägerin geschrieben, eine Ariette, die Beethoven zu dem Singspiel „Die schöne Schusterin" von P. Umlauf (1796) komponiert hat. Die besseren Männergesangvereine unserer guten Stadt hielten sich alle für verpflichtet, ein Weihnachtskonzert zu irgendeinem guten Zwecke zu veranstalten. Da sie mit der Zeit eingesehen haben, daß ein Programm mit abgesungenen Liedern nicht mehr zieht, so singen sie jetzt meist neue Chöre und engagieren sich erstklassige Solisten. Die Oper gab jüngst den „Freischütz", und zwar mit der von Kind gedichteten, aber von Weber auf den Rat seiner Braut nicht komponierten Eingangsszene. Sie spielt zwischen dem Eremiten und Agathe und wurde mangels Musik nur gesprochen. Am 20. Dezember erlebte „Lohengrin" die zweihundertste Aufführung in Köln. Die Zahl würde jedenfalls größer sein, wenn nicht inzwischen das Theater in der Komödienstraße zweimal abgebrannt und eine Aufführung in dem zwischenzeitlich benutzten ehemaligen Vaudeville-Theater des beschränkten Raumes halber unmöglich gewesen wäre. Alsdann erlebte die Operette „Prinzeß' Wäscherin", zu welcher der leider erblindete Direktor der plattkölnischen Bühne (Hänneschen) Millawitsch den Text nach J. v. Plötz' „Verwunschenem Prinzen" geschrieben, ihre Erstaufführung. Der Komponist Georg Keller ist Mitglied des städtischen Orchesters und als geschickter Musiker bekannt. Wenn die Motive auch nicht gerade vom Allerneuesten sind, so sind sie doch keineswegs gewöhnlich. De Laras „Messalina" behauptet sich auf dem Spielplan und hat es schon bis zur siebenten Vorstellung gebracht. Das Schauspiel hat nicht so viel Glück mit seinen Neuheiten wie die Oper. Die letzte Neuheit, „Ein Teufelskerl", eine Komödie von Bernard Shaw, wurde recht kühl von dem Premieren-Publikum aufgenommen. Dagegen fand Possart, der im alten Theater Tennysons „Enoch Arden" rezitierte, eine sehr herzliche Aufnahme. Da die Schauspiel-Neuigkeiten alle mehr oder minder versagen, so hat man verschiedene ältere Stücke auch auf den Spielplan gebracht, wie „Krieg im Frieden", „Der Raub der Sabinerinnen", „Madame Sans gêne" und „Die Versunkene Glocke". Zu Weihnachten gab man im neuen Theater Humperdincks „Hänsel und Gretel" und im alten führte man Gömers „Aschenbrödel" auf. Das Residenztheater, das am 1. Januar in andere Hände überging, erheiterte sein Publikum mit einer Struwwelpeterkomödie. Wie alles Neue, so hatte das Residenztheater anfänglich vielen Zuspruch. Kommissionsrat Hasemann, ein tüchtiger Fachmann, hatte ein durchaus leistungsfähiges Personal für sein Unternehmen gewonnen und zugkräftige Novitäten erworben. Im Winter gab er Schau- und Lustspiele, im Sommer Operetten. Als dann das Interesse zu erkalten begann, versuchte er es mit französischen Schwänken und illustren Gästen. Als das alles nichts half, warf er die Flinte ins Korn und übergab das Szepter an Herrn Herbert von Bomsdorff aus Leipzig, der das Theater dieser Tage mit zwei harmlosen Stücken: „Der Klavierlehrer" von P. von Schönthan und Benedix' Lustspiel „Die Dienstboten" wieder eröffnet. Ob es ihm besser glücken wird als Hasemann, wird sich bald zeigen. Nicht gerade günstig ist es für das Unternehmen, daß Prinz Karneval seine Herrschaft jetzt angetreten hat und seine Peitsche schwingt. Wenn der Karneval auch das nicht mehr ist, was er ehedem war — denn die alteingesessene Bevölkerung ist mit 45% Eingewanderten durchsetzt — so gibt es doch der Narren genug, die in der Faschingszeit nichts anderes im Sinn haben als eben Karneval!

Hermann Kipper.

Bücherschau.

„Zum hundertjährigen Bestehen des Königreichs Bayern," so schreibt Dr. Max Jansen in München in Nr. 291 der „Augsburger Postzeitung" vom 24. Dezember, betitelt Dr. A. Dürrwaechter, Lyzealprofessor in Bamberg, einen gehaltvollen Essay, der zunächst in der bekannten Wochenschrift „Allgemeine Rundschau" und nun auch als kleine Festbroschüre vorliegt. (Verlag von Dr. Armin Kausen in München, Preis 50 Pf.) Dr. A. Dürrwaechter war der rechte Mann, diese Aufgabe in entsprechender, großzügiger Weise zu lösen. In die gelehrte Welt ist er durch seine wissenschaftlichen Leistungen, ich erinnere an seinen letzten „Gerold", vorzüglich eingeführt; hier wendet er sich an ein breiteres Publikum, um aus seinen langjährigen Studien über die Geschichte des Königreichs Bayern die Summe zu ziehen. Natürlich verbietet der zu Gebote stehende Raum ihm, tiefer in den Werdegang Bayerns während des letzten Jahrhunderts einzudringen; aber trotzdem keine leeren Phrasen; jeder Satz enthält knappe, aber greifbare Tatsachen. Die Entstehung Bayerns als Königreich eine Notwendigkeit — die Tätigkeit Bayerns als Sonderwesen und als integrierender Bestandteil des Reiches trotz mancher Mißgriffe im einzelnen eine segensreiche — das ist das Leitmotiv des Essays. Die Stellung Bayerns in der Kunst, in der Wissenschaft, seine Bedeutung namentlich für das religiöse Leben und hier besonders für den Katholizismus werden mit markanten Strichen gezeichnet. Wohltuend berührt dabei die vornehme Gesinnung des Verfassers, der deutsches und bayerisches Wesen in die rechte Beziehung zu setzen strebt und, wenn er auch Bayern in seiner Bedeutung als vorwiegend katholischen Staat erkennt, die Parität und Toleranz als die Grundlagen des modernen Staates festgehalten wissen will. Ein Aufsatz wie der Dürrwaechters wird natürlich bei vielen auch Widerspruch erwecken, auch ich hätte hier und da meine Ausstellungen zu machen. Aber Aufsätze, die zum Widersprechen ermutigen, sind bekanntlich nicht die schlechtesten. Doch heute ist Festtag; die gehobene Stimmung, die den ganzen Aufsatz durchweht, sie soll laut in unseren Herzen widerklingen; mögen wir selbst von Geburt Bayern sein oder in Bayern eine zweite Heimat gefunden haben, der wir unendlich viel verdanken, es gilt gleich; mit Dürrwaechter wünschen wir Bayern und seinem Fürstenhause eine reich gesegnete Zukunft! Möge der Aufsatz Dürrwaechters Tausenden, denen der Streit und Kampf des Augenblickes die reine Freude an der Gegenwart nimmt, wieder die frohe Zuversicht gewähren, daß im Streiten und Ringen doch schließlich das Edle, Große und dauernd Schöne siegt. In der Erinnerung schwindet dann der Kampf, und es bleiben die schöpferischen Leistungen — wer Bayerns Geschichte des letzten Jahrhunderts durchwandert, weiß von Kampf, wer Bayerns Gaue durchzieht, der weiß aber auch, was dieses Volk geschaffen hat. Und das gezeigt zu haben, ist ein Verdienst der Skizze Dürrwaechters."

Brück, Dr. H., † Bischof von Mainz, **die Kulturkampfbewegung in Deutschland** (seit 1871). 2 Bde. (2. Bd. von J. B. Kißling) Münster 1904/5, Aschendorff. Als Ausschnitt aus der großen Kirchengeschichte des † hochwürdigen Verfassers ist das Werk gewiß schon weiten Kreisen bekannt geworden. Mit noch größerer Objektivität, wenn auch nicht mit geringerer Schärfe des Urteils, als Majunke in seiner Geschichte des Kulturkampfes, hat der Verfasser die Entwicklung des Kulturkampfes fast aktenmäßig dargestellt und überall die Kämpfer und Verteidiger selbst zu Worte kommen lassen. Außerdem ist zu beachten, daß wir hier eine genauere Gliederung und Auseinanderhaltung der Phasen des Streites finden, und endlich, daß hier die staatlichen Erscheinungen nach Preußen und süddeutschen Staatsgebieten auseinandergehalten werden. Es ist ein für Katholiken trauriges Kapitel der deutschen Geschichte — und doch liegt in ihm der Geist und die Wurzel der neueren Zeit! Wieviel tapfere Seelen haben damals ihre Existenz für ihre Ueberzeugung eingesetzt! Das stärke uns Epigonen den Charakter!

M.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratisprobenummern gesandt werden können, ist der Verlag stets dankbar.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 3. München, 20. Januar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Zusammengehen der gläubigen Protestanten mit den Katholiken.

Von

Joh. Spieker.

Solche Artikel, wie der in den November-Nummern der „Allg. Rdsch.“ über den alten v. Gerlach, die Zentrumsheroen und ihre eigentlichen Grundsätze, sind heutzutage von der größten Bedeutung. Noch vor kurzem hatte ich in einem Disput die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, daß schließlich nur zwei große Parteien übrigbleiben würden: die Partei der christlichen Weltanschauung, deren Grundstock das Zentrum bilde, und eine radikale, neuheidnische Partei, welche die Interessen einzelner Klassen, nicht das gesamte Volk vertrete, und deren Grundstock die Sozialdemokratie sei. Und nun lese ich in der „Allg. Rdsch.“, daß schon Gerlach „auf die künftige evangelische Mehrheit des Zentrums“ getoastet habe. In der Schulfrage haben wir dieses Vis-a-vis von Parteien schon früher im preußischen Abgeordnetenhause beobachtet. Schon bei der Debatte über das Zedlitzsche Schulgesetz hatte Reichskanzler Caprivi es mit seinem berühmten „Hie Christentum — hie Atheismus“ beleuchtet.

Als unlängst in Köln der Abgeordnete Dr. Spahn in dem grundlegenden allgemeinen Teile seiner großen, herrlichen Rede, die ihn vor der Welt so recht als das erkennen ließ, was er im Parlamente, von seinen Mitkämpfern uneigennützig mehr und mehr vorgeschoben, längst geworden war, nämlich der wirkliche erste Führer des Zentrums, diese prinzipielle, über den Konfessionen stehende Bedeutung des Zentrums betonte, ist es von der großen Versammlung und den großen Zeitungen verständnisvoll gewürdigt worden, aber die mehr praktischen Provinzblätter haben fast nur den speziellen Teil, der die Tagesfragen behandelte, abgedruckt. Diese Rede sollte jedem Windthorstjünger in die Hand gegeben werden; es gibt heute keine bessere Würdigung und Verteidigung des Windthorstschen Zentrumsgedankens.

Der jüngeren Generation müssen wir überhaupt mehr vortragen, was das für Kämpfe waren in den Kulturkampfsjahren. Wie „ein Märchen aus alten Zeiten“ klingt's ihnen, so unbekannt sind ihnen schon diese uns Aelteren noch so gegenwärtigen großen Zeiten. Aber auch wir laufen Gefahr, vieles wieder davon zu vergessen. Man kann's heute nicht begreifen, wie die Bischöfe und Hunderte von Priestern im 19. Jahrhundert im Gefängnisse schmachteten, weil sie Sterbenden die Sakramente gespendet und das hl. Opfer dargebracht hatten. Wenn die „Allg. Rundschau“ eine ständige Rubrik einrichtete: „Aus großer Zeit“ und darin unsere großen Männer, Mallinckrodt, Windthorst, die beiden Reichensperger, Schorlemer-Alst 2c., und die Protestanten Bruel, Gerlach, Strosser u. a. in ihren Kämpfen und schönsten Reden vorführte und interessante Berichte aus den großen parlamentarischen Debatten brächte, so würde das mit Heißhunger verschlungen und die „Allgemeine Rundschau“ nicht langweiliger werden. So würde der Weg gezeigt zum besseren Verständnis des Zentrums als Partei der christlichen Weltanschauung. Die jüngsten Zeitungsdebatten über ein „Protestantisches Zentrum“ haben zu allseitiger Ablehnung eines solchen geführt. Es würde ja auch vom Zentrum nur den Namen geliehen haben. Immer mehr evangelische Mitglieder im Zentrum dagegen: das war der Wunsch Windthorsts wie Gerlachs und das muß der Wunsch aller sein, denen Christentum und Vaterland in Deutschland kein leerer Schall von Worten sind, die alle aufsteigenden Fragen nicht nach Leidenschaft, Partei- und Konfessionsrücksichten, sondern nach der christlichen Weltanschauung in ihrer Anwendung auf die moderne Zeit beurteilt und gelöst wissen wollen.

Allerdings, vorläufig sind wir davon weiter denn je entfernt. Die fanatische Hetzerei des Evangelischen Bundes hat zu sehr alle abgeschreckt. So muß oft erst alles zugrunde gehen, bevor die Einsicht kommt, wo der wahre Feind sitzt. Das sehen ja auch weitblickende Protestanten wie v. Gerlach ein: „Brüllender Haß“, so schreibt er, „gegen Papst und Rom auf der Seite dieser Feinde Virchow und — Falk; grausig anzuhören! Wie soll das enden? fragt man, und ich habe keine andere Antwort als: mit Zerstörung unserer evangelischen Kirche und ... mit Siegen der Römer!“ So ist's schon bald gekommen. Die meisten evangelischen Geistlichen glauben nicht mehr an die Gottheit Christi, und damit zerbröckelt ihre Kirche. Aber je mehr man dies Elend einsieht, um so mehr wird auch erkannt werden, daß das Zentrum stets auch für die Freiheit der evangelischen Kirche eingetreten ist und allein wahre Toleranz geübt hat, und der Rest des nicht zur Sozialdemokratie übergegangenen Volkes wird seine Rettung im Zentrum suchen. Um das anzubahnen, wäre es nur zu loben, wenn man auch in Zentrums-Wahlkreisen Männer, die denken wie der alte v. Gerlach, Graf Bruel, aufstellte und mit den gläubigen Protestanten immer mehr Verbindung suchte. So wird dann vielleicht die Zukunft das gläubige deutsche Volk wieder geeinigt sehen. Das ist die Hoffnung aller Patrioten.

Der bayerische Thronfolger für ein fortschrittliches Wahlrecht.

Im vereinigten 1. und 3. Ausschuß der bayerischen Kammer der Reichsräte ist das neue Wahlgesetz in der von der Abgeordnetenkammer einstimmig angenommenen Fassung (nach dem unveränderten Antrage der Zentrumsmehrheit) mit 11 gegen 1 Stimme angenommen worden. Nur Herr von Auer stimmte dagegen, nachdem sein Antrag, für den ersten Wahlgang die absolute, für den zweiten die relative Mehrheit einzuführen, mit 8 gegen 4 Stimmen abgelehnt worden war.

Eine dokumentarische, über das Tagesinteresse hinausgehende zeitgeschichtliche Bedeutung besitzt die Rede, in welcher der nächste Erbe der bayerischen Krone, **Prinz Ludwig**, für die Annahme des unveränderten Entwurfes eintrat. Nachdem soeben erst preußische Reaktionäre aus dem Lager der „Kreuzzeitung" den letzten Versuch unternommen haben, das bayerische Herrenhaus gegen eine Wahlreform scharf zu machen, der gegenüber allerdings die rückständigen Wahlsysteme in Preußen und Sachsen wie ein Märchen aus alten Zeiten anmuten, gewinnt diese Rede des bayerischen Thronfolgers doppelte Wichtigkeit. Nach dem offiziellen Protokoll sprach Prinz Ludwig sich folgendermaßen aus:

Er sehe nur zwei Möglichkeiten, entweder man nehme den von der Kammer der Abgeordneten in Vorlage gebrachten Gesetzentwurf in der Fassung an, wie er an die Kammer der Reichsräte gekommen sei, und sichere dadurch die Wahlreform oder man ändere ihn ab und bringe dadurch höchstwahrscheinlich die Wahlreform zu Fall. Die vorgeschlagene Aenderung gefährde das Zustandekommen der Wahlreform. Sie sei auch nicht so wichtig, daß sie das voraussichtliche Scheitern der Reform rechtfertige. Auch scheine sie ihm, dem Redner, nicht konsequent zu sein, da sie im ersten Wahlgange die absolute, im zweiten aber die relative Majorität fordere.

Der vorliegende Gesetzentwurf stehe übrigens auch nicht auf dem reinen Prinzip der relativen Mehrheit, denn es sei in Artikel 14 vorgesehen, daß der Gewählte wenigstens ein Drittel aller in dem Wahlkreis abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen müsse. Seiner Meinung nach dürfte bei der vorgesehenen relativen Mehrheit der Ausgang der Landtagswahlen auch für die Liberalen nicht ungünstiger werden als bei der absoluten Mehrheit. *Zum Beweise führe er das Beispiel der Münchener Gemeindewahlen an. Obwohl hier das Zentrum die Mehrheit aller in der Stadt abgegebenen Stimmen erhalten habe, sei doch der Ausgang der Wahl der gewesen, daß fast keine Zentrumsleute, sondern überwiegend Liberale und auch einige Sozialdemokraten gewählt worden seien.* Wenn der Herr Reichsrat Ritter v. Thelemann ausführe, das Heraufkommen neuer Parteien werde mit Einführung der relativen Mehrheit erschwert oder unmöglich gemacht, so wäre dies dann richtig, wenn man in Bayern nur die Landtagswahl hätte. Aber man habe ja auch die Reichstagswahl, bei welcher doch Zählkandidaten ziemlich häufig vorkämen.

Er für seine Person habe ganz andere Bedenken gegen das ganze Wahlgesetz gehegt. Er wäre dafür gewesen, daß man lauter einmännige Wahlkreise gebildet, und daß in diesen die absolute Mehrheit entschieden hätte. Er sei auch der Anschauung gewesen, was vom Gerechtigkeitsstandpunkte aus betrachtet viel für sich gehabt hätte, daß bei den jeweiligen Landtagswahlen auf die Bevölkerungszunahme Rücksicht genommen und immer die letzte Volkszählung der Wahlkreiseinteilung zugrunde gelegt würde. Alle diese Fragen hätten aber zurzeit an Bedeutung verloren und es handle sich jetzt nur darum, ob die Kammer der Reichsräte das von der Kammer der Abgeordneten einstimmig angenommene Gesetz zum Scheitern bringen wolle oder nicht. Maßgebend sei für ihn der Umstand, daß das ganze Land eine Aenderung des bestehenden Wahlrechts wünsche, und daß es sich mit großer Majorität dafür ausgesprochen habe. *Bei den letzten Landtagswahlen sei nämlich die Frage im Vordergrund gestanden, wer das Wahlgesetz zum Scheitern gebracht habe und wer nicht. Nicht Zentrum und Sozialdemokratie, Liberal und Bauernbund sei bei den erwähnten Wahlen die Parole gewesen.*

Er schwärme nicht für das neue Wahlgesetz, doch müsse er anerkennen, daß dasselbe *einen großen Fortschritt* gegenüber dem jetzigen bedeute. Die durch die gesetzliche Wahlkreiseinteilung im Laufe der Zeit zutage tretenden Ungerechtigkeiten könnten durch Novellen beseitigt werden. Es sei ihm bekannt, daß die vor Dezennien gesetzlich festgelegten, ursprünglich annähernd gleichen Reichstagswahlkreise durch die Bevölkerungsverschiebungen jetzt höchst ungleiche Wählerzahlen aufwiesen. Trotzdem dürfte es besser sein, die Wahlkreise gesetzlich festzulegen, als dies dem Verordnungswege zu überlassen.

Hier müsse er auch einige Worte zugunsten der geheimen Wahl vorbringen. Mit Ausnahme des Herrn Reichsrats Freiherrn v. Thüngen sei keiner der Herren gegen das geheime Wahlrecht aufgetreten. *Seiner Anschauung nach sei die geheime Wahl ein Schutz der Schwachen gegen die Starken. Vielfach würden gerade abhängige Leute veranlaßt, anders zu wählen, als sie beabsichtigen. Es gäbe gewissenlose Menschen genug, die ihre Untergebenen zwängen, ganz anders zu wählen, als diese wählen möchten.* Diese scheuten auch nicht davor zurück, ihre Untergebenen nur wegen einer nicht genehmen Stimmenabgabe aus dem Dienste zu entlassen. Um diese Uebelstände zu verhüten, müsse mit allen Mitteln an der Sicherstellung des geheimen Wahlrechts gearbeitet werden. Der Gesetzentwurf sei in dieser Richtung im fortschrittlichen Sinne gefaßt.

Man dürfe sich glücklich schätzen, daß für den Deutschen Reichstag ein Wahlsystem bestehe, mit dem der größte Teil der Bevölkerung zufrieden sei. Man solle nur das Ausland ansehen und insbesondere diejenigen Staaten, in denen verkünstelte Wahlsysteme beständen, die dem Gerechtigkeitsgefühl der großen Masse der Bevölkerung widersprächen. Ob diese Wahlsysteme noch lange fortbestehen dürften, möchte er bezweifeln. Es sei leicht möglich, daß dieselben durch radikale Systeme ersetzt würden. *Die Wahlen gäben seiner Meinung nach in der Regel dann ein getreues Bild von der Gesinnung der gesamten Bevölkerung, wenn sie ein gleiches, allgemeines, direktes und geheimes Wahlrecht besitze.*

In Bayern bestehe eigentlich jetzt schon das gleiche, allgemeine und geheime Wahlrecht. Das direkte Wahlrecht und die gesetzliche Wahlkreiseinteilung solle das neue Wahlgesetz bringen.

Das Land habe bei den letzten Wahlen seine Ansicht darüber deutlich geäußert. Der Wahlgesetzentwurf sei fast genau der von der kgl. Staatregierung dem letzten Landtage vorgelegte. Er bedürfe, um ins Leben zu treten, nur mehr der Zustimmung der Kammer der Reichsräte.

Diese zu geben, liege im Interesse des Landes, das sonst nicht zur Ruhe komme, und liege auch im Interesse der Kammer der Reichsräte, die dadurch an Ansehen nur gewinnen könne.

Im Verlaufe der Debatte ergriff der Prinz nochmals das Wort:

Er wolle noch einmal darauf hinweisen, daß ein einstimmiger Beschluß der anderen Kammer vorliege. Zwar habe auch einstimmigen Beschlüssen der Kammer der Abgeordneten die Kammer der Reichsräte in gewissen Fällen nicht zugestimmt und das werde wohl auch in Zukunft wieder vorkommen. Jetzt liege die Sache aber insofern ganz anders, *als das ganze Land bei den letzten Wahlen* seine Ansicht in nicht mißzuverstehender Weise kundgegeben habe und *eine so überwältigende Mehrheit für die ursprüngliche, von der Regierung vorgelegte Wahlreform* gewählt habe, daß schließlich auch die Minderheit für das ganze, diese Wahlreform enthaltende Gesetz gestimmt und dadurch die *Einstimmigkeit* ermöglicht habe.

Aus diesen Sätzen spricht ein fortschrittlicher, im guten Sinne moderner Geist, der den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit offen entgegenkommt und auch den Versuchen der Parteien, die öffentliche Meinung zu verwirren und irre zu führen, klaren Blickes gegenübersteht. Ein Teil der liberalen Presse hat einige ihr unbequemen Stellen der Rede des Prinzen zu unterdrücken versucht, namentlich diejenigen, welche sich auf die Vorgänge bei den letzten Münchener Gemeindewahlen, auf die wahre Ursache der Parteikonstellation vor den letzten Landtagswahlen und auf die Notwendigkeit der geheimen Wahl zum Schutze der Schwachen gegen die Starken beziehen. Die Rede ist ein neuer Beweis dafür, daß Prinz Ludwig von Bayern an den Grundsätzen festhält, die er am 8. Juli 1893 auf dem Journalisten- und Schriftstellertage in München, dessen Protektor er war, über *die Stellung der Fürsten zur Tagespresse* kundgab. Prinz Ludwig führte damals u. a. wörtlich aus: „Es ist eine Kunst, Zeitungen richtig zu lesen. Wer nur ein Blatt liest oder nur Blätter von einer Richtung, der wird unwillkürlich einseitig. Darum, sage ich, ist das Zeitunglesen eine Kunst, und *für hochstehende und höchststehende Personen in einem Staate* ist diese Kunst, die gewiß nicht leicht ist, auch die, *sich von den Einflüssen ihrer Umgebung frei zu machen und Dinge zu erfahren und zu hören*, die ihnen sonst *bei ihrer unvermeidlichen Isolierung mehr oder weniger verborgen bleiben.*" Ueber den bleibenden Wert dieses freimütigen Wortes braucht keine Silbe verloren zu werden. Das ganze Auftreten des Prinzen beweist, daß er von der Kunst, die öffentlichen Vorgänge unbeeinflußt und ungeschminkt an den Quellen zu studieren —, fortgesetzt eifrigen Gebrauch macht.

Dr. Armin **Kausen.**

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die englischen Wahlen.

Im Ursprungslande des Parlamentarismus wird das Wahlgeschäft nicht, wie in den meisten jungen Verfassungsstaaten, an einem Tage vollzogen. In England schleppt man ja überhaupt eine Menge von sehr ehrwürdigen, aber arg bestaubten und unpraktischen Sitten und Gebräuchen mit einer wunderlichen Beharrlichkeit fort. Die zeitliche Verschiedenheit der Wahltermine bringt es mit sich, daß die ersten Ergebnisse auf die nachfolgenden Wahlakte eine gewisse moralische Einwirkung ausüben. Diesmal sind die ersten Nachrichten überaus ermutigend für die Liberalen und ebenso niederschlagend für die konservativ-unionistische Partei. Wenn von 59 Mandaten nur 12 auf die rechte Seite fallen und bei diesem Waffengang letztere schon 18 Verluste zu verzeichnen hat, so versteht man, daß die liberalen Blätter schon nicht mehr einen einfachen Wahlsieg, sondern eine grundstürzende Umwälzung, wie sie seit 1832 nicht wieder dagewesen, in Aussicht nehmen. Um so mehr, als sogar Balfour, der zurückgetretene Ministerpräsident, einem unbekannten liberalen Gegenkandidaten unterlegen ist.

Die Schwäche der konservativ-unionistischen Partei war bekanntlich ihre Uneinigkeit in der Schutzzollfrage. Es saßen da fanatische Schutzzöllner unter der Führung Jos Chamberlains, entschiedene Freihändler und ein mittleres Gemisch von handelspolitischen Zwittern verschiedenen Grades zusammen. Zu den halben und unklaren Köpfen gehörte auch Balfour, der nach der Ausschiffung des Ministers Chamberlain neben dem Golfspiel das politische Fortwursteln betrieb. Zu seinen verhältnismäßig klügsten Handlungen gehörte offenbar der Rücktritt vor der Wahlkampagne. Dadurch erlangte seine Partei den Vorteil, ihren Mangel an Einigkeit durch eine scharfe Opposition gegen das neue Kabinett zu verdecken; sie konnte die Agitation negativ betreiben. Aber nach den bisherigen Stichproben scheint auch das ihr nichts genützt zu haben. Man darf erwarten, daß das Volk sich mit großer Mehrheit gegen die ganze Schutzzöllnerei, die verkappte wie die offene, aussprechen wird. Soweit wir den eigensinnigen Jos Chamberlain kennen, wird er sich durch diese Niederlage nicht abhalten lassen, seine Agitation für den Schutzzoll, der mit der großen Idee der wirtschaftlichen Machtentfaltung des ganzen britischen Weltreiches zusammenhängt, in der Opposition auf das kräftigste fortzusetzen.

Auf der anderen Seite eröffnet sich die Aussicht, daß die Arbeiterpartei viel stärker als bisher sich im parlamentarischen und dem sonstigen politischen Getriebe geltend macht. Die liberale Regierung hat sich durch die Aufnahme des alten Arbeiterführers Burns in das Kabinett der Unterstützung dieser Partei versichert. Aber nachdem bei den ersten Wahlgängen schon 8 Arbeiterkandidaten gewählt sind, muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich da eine eigene sozialistische Fraktion mit steigendem Selbstbewußtsein und steigenden Ansprüchen bildet.

Erlangt die liberale Partei die überwältigende Mehrheit, auf welche ihre Presse nach den ersten Stichproben hofft, so kann sie freilich die sozialistischen Stimmen im Parlament ebenso entbehren wie die irischen. Aber in der Abstoßung dieser Elemente liegt doch eine Gefahr, sowohl für die künftigen Wahlen als auch für die Eintracht in der Partei. Die Irländer haben bisher eine rein nationalistische Nützlichkeitspolitik betrieben; sie gehen, ohne durch grundsätzliche Erwägungen sich beirren zu lassen, bald mit der Rechten, bald mit der Linken, je nachdem sie von der einen oder der anderen Seite Vorteile für ihren alles beherrschenden Home-Rule-Gedanken erhoffen. Wird nun die liberale Partei sehr stark, so werden die irischen Stimmen für die nächste Gesetzgebungsperiode einflußlos. Ein volles Home-Rule für Irland vermöchte ja auch die liberale Regierung nicht durchzuführen, selbst wenn sie es wollte; was Gladstone nicht heben konnte, wird Campbell Bannerman schon liegen lassen müssen. Vielleicht kommen nun die Iren allmählich dahin, ihre Politik weniger einseitig und nicht ausschließlich taktisch zu gestalten. Die Periode der zwei großen, geschlossenen, alternierenden Parteien scheint für England ja abgelaufen zu sein. Die Iren sollten nicht die bloße Trennung im Auge haben, sondern vielmehr als katholische Volkspartei in der Reichspolitik sich grundsätzlich betätigen und nach der Parole „Freiheit und Recht" für Irland eine weitgehende Selbstverwaltung anstreben, statt der Dachtaube Home Rule einseitig nachzujagen.

In den inneren Angelegenheiten Englands werden die Liberalen in ihrer neuen Herrschaftsperiode vielleicht manche Dinge durchführen, z. B. in der Schulfrage, die unseren englischen Glaubensgenossen und uns nicht gefallen können. Aber für die auswärtigen Angelegenheiten ist der Sieg der Liberalen offenbar vorteilhaft. Einerseits bleiben die Wirren aus, welche die kampflustige Schutzzöllnerei herbeigeführt hätte, und anderseits ist eine liberale Regierung, je stärker ihre Mehrheit ist, um so besser befähigt, der hochpolitischen Abenteuerei, wie sie am Hof und in den Admiralitätskreisen neuerdings beliebt wurde, Zügel anzulegen.

Die Revoluzzerei.

Die Suppe der Revolutionsfeier, welche das internationale Komitee am 21. oder 22. Januar veranstalten wollte, ist durch die Ereignisse arg versalzen worden. Die Niederlage der Revolution in Moskau war doch etwas mehr als ein „lokaler Augenblickserfolg", wie ihn die rote Presse nannte. Von da ab ist die anarchische Sturmflut in Rußland ganz erheblich abgeebbt. Der Zar hat dieser Wendung Rechnung getragen, indem er den bisherigen Verweser des Ministeriums des Innern, Durnowo, der als Vertreter der scharfen Repression gilt, zum Minister ernannt hat. Natürlich ist auch wieder ein Erlaß zur Beschleunigung der Dumawahlen ergangen, damit die liberalen Elemente, welche die Regierung um sich sammeln möchte, nicht an dem Ernst der Witteschen Reformpolitik zweifeln. Allerdings haben die Revolutionäre zum neuen Jahr eine neue, noch größere Kraftprobe angekündigt; aber das russische Neujahrsfest am 14. hat noch keine Ueberraschungen gebracht, und man darf annehmen, daß das beste Pulver bereits verpufft ist. Jedenfalls müßten noch Wunderdinge bis zum 21. Januar hereinbrechen, wenn nicht die „internationalen" Revolutionsfeiern einen katzenjämmerlichen Anstrich bekommen sollten.

Die roten Führer in Deutschland sind trotz aller Revolutionsromantik so klug gewesen, auf die Tagesordnung der Massenversammlungen als offizielles Thema nicht das russische Blutvergießen, sondern die inländische Wahlrechtsfrage zu stellen. Die heftigste Polemik gegen die Mängel der Landtags- und Gemeindewahlsysteme ist ungefährlich, solange nicht Straßendemonstrationen mit der Agitation verbunden werden. Das internationale Komitee hat nun aber vorgeschrieben: „Womöglich Straßendemonstrationen." Unter dem Eindruck dieses Aufrufs und den vielfachen Deklamationen vom „Recht auf die Straße", die in Dresden schon praktisch geworden sind, können sehr leicht die Massen, wenn sie mit erhitzten Köpfen aus den Versammlungen strömen, sich zu angeblich friedlichen „Umzügen" zusammenballen. Das ist überall gefährlich und in Berlin um so mehr, als dort die Polizei wegen des gleichzeitigen Ordensfestes im Schlosse noch weniger Spaß verstehen wird als sonst schon. Wenn die sozialdemokratische Parteileitung um Leib und Leben ihrer Gefolgschaft wirklich besorgt wäre, so hätte sie mit voller Klarheit und Entschiedenheit ihre Leute von jedem Versuch einer Ansammlung oder gar Zugbildung auf den Straßen abhalten müssen. Das ist aber bis jetzt nicht geschehen; man hat nur lau erklärt, die Partei beabsichtige keine Umzüge, und dabei hat man bezeichnenderweise angekündigt, daß Ordner der Partei auf der Straße tätig sein sollen. Die heißblütigen Elemente müssen ganz anders aufgeklärt und bearbeitet werden, wenn man sie von dem Versuche der Gruppen- und Zugbildung wirklich abhalten will. In gewissen Blättern standen Ankündigungen von weitgreifenden Maßregeln der Polizei und des Militärs; die waren offenbar übertrieben, vielleicht zu dem Zwecke, auf den sozialdemokratischen Busch zu klopfen. Aber zweifellos wird die Polizei alles vorbereitet haben, um jeden Demonstrationsversuch auf der Straße im Keime zu ersticken, und zwar mit scharfer Klinge oder im Notfalle mit scharfen Schüssen. Wenn es zu Konflikten kommt, so fällt die Schuld auf die Parteileitung, die ein zweideutiges, für ihre Gefolgschaft gefährliches Spiel betrieben hat.

Die Steuerdebatte im Reichstag.

Fünf Tage lang hat der Reichstag über die Steuervorlage die sogenannte erste Beratung abgehalten, nachdem bei der vorangegangenen Besprechung schon die Finanzfrage in ihrem Kernpunkte berührt war. Das Ergebnis der langen Debatte ist, daß der Schatzsekretär in der Taktik des „organischen Ganzen" wesentlich nachgegeben, das Ultimatum vorsichtig verwässert hat und anderseits die wirkliche Arbeit der Um- und Ausgestaltung der Vorschläge erst in der Kommission geleistet werden muß Ein oder höchstens zwei Tage hätten vollauf genügt, um das Nötige zu sagen. Aber der Reichstag war nicht beschlußfähig und konnte deshalb die Debatte nicht durch Mehrheitsbeschluß zu Ende bringen. Und je länger solche allgemeine Besprechungen dauern, desto weniger Abgeordnete sind zur Stelle. Das ist der circulus vitiosus der Diätenlosigkeit.

In der nächsten Nummer der 'Allgemeinen Rundschau' beginnen die **„Trutzbriefe eines Unverantwortlichen"** von **Dr. Otto von Erlbach.** Der erste Trutzbrief richtet unter dem Titel

Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes

wuchtige Anklagen nicht allein gegen ein die bestehenden Sittlichkeitsbegriffe in ihr Gegenteil verkehrendes, anmaßendes 'Kunst'-Bonzentum und die an seine Rockschöße sich klammernden industriellen Parasiten und Schmarotzer, sondern auch gegen die rückgratlose Schwächlichkeit oder gedankenlose Lauheit wichtiger Faktoren im Staate, und gegen die allzu geduldige Masse jener Gutgesinnten, die den täglichen Schimpf untätig über sich ergehen lassen. Wohl zum ersten Male werden aber auch schonungslos die schweren Fehler einer Justiz beleuchtet, welche ohne genügende Deckung, oft fast wehr- und waffenlos im Kampfe mit einem fanatischen, enggeschlossenen, gepanzerten Ring fast regelmäßig unterliegen muß und Niederlagen auf Niederlagen häuft.

Antimilitaristische Strömungen in Frankreich.

Von

Dr. Hans Schorer, Freiburg i. Schw.

„Die Wissenschaft wird eines Tages dem Kriege den Todesstoß versetzen, wie sie der Sklaverei und der Leibeigenschaft den Garaus gemacht hat": Also in der Sitzung des französischen Parlaments vom 1. Dezember 1905 Paul Deschanel, früherer Kammerpräsident und Mitglied der Akademie. Die allgemeine Anschauung geht nun zwar dahin, daß das Christentum zur Aufhebung der Sklaverei geführt habe; ja, manche meinen sogar, daß die Wissenschaft seit einem Jahrhundert dazu beitrage, eine neue Sklaverei zu begründen. — Der Begründer des Positivismus, Auguste Comte, dem zufolge die Wissenschaft den Maßstab für die Menschheitsentwicklung darstellt, auch er erhoffte sich von der positivistischen Wissenschaft das Ende aller Kriegsgreuel: Wie in geistiger Beziehung die Entwicklung vom theologischen zum positivistischen Denken fortschreitet, so vollzieht sich in materieller Hinsicht der Uebergang vom kriegerischen zum industriellen Zustand; je mehr die Industrie sich entwickelt, desto mehr kommt sie mit dem theologisch-militärischen System in Widerspruch. — Auch Herbert Spencer erblickt in der militärischen Verfassung die primitivsten Anfänge der Menschheitsentwicklung, welche von da aus sich weiter entfaltet zum Industrialismus; industrieller und militärischer Geist sind sich feind; je mehr die Menschheit von dem ursprünglichen Zustand kriegführender Horden sich entfernt, um so näher kommt sie jener — heute freilich noch in weiter Ferne liegenden — Form des sozialen Lebens, in welcher der Einzelne frei und sicher im Schutze des allgemeinen Friedens seine wirtschaftliche Tätigkeit entfalten kann.

Einer der gelesensten modernen Schriftsteller Frankreichs, Anatole France, feiert in einem Rückblick aus dem Jahre 2270 (In Sur la pierre blanche, 23. Auflage) als die größte Tat des 20. Jahrhunderts die Austilgung des Krieges: Der Haager Kongreß trug nicht viel zur Erhaltung des Friedens bei; aber eine viel wirksamere Einrichtung wurde in jener Zeit dadurch geschaffen, daß in den Parlamenten der verschiedenen Staaten sich Parteigruppierungen bildeten, die untereinander in Beziehung traten und gemeinsam über internationale Fragen berieten. Eine wachsende Wählermasse, welche Frieden verlangte, stand hinter diesen Parteien, mit denen die Regierungen wohl oder übel sich abfinden mußten. An einer anderen Stelle zeichnet Anatole France die heutige Entwicklung in Frankreich: Die Franzosen nehmen in der Kriegsgeschichte der Völker eine eigenartige Stellung ein. Während die anderen Nationen nur aus Interesse oder notgedrungen Krieg anfingen, schlugen sich die Franzosen zu ihrem Vergnügen mit anderen Völkern. Es ist bemerkenswert, daß hierin unsere Landsleute den Geschmack geändert haben. Renan habe schon vor 30 Jahren auf den friedlich gewordenen Sinn der Franzosen hingewiesen. Eine große Zahl von Beobachtungen habe es bestätigt, daß Frankreich im Jahre 1870 wenig Lust hatte, zu den Waffen zu greifen, und daß die Kriegserklärung mit Bestürzung aufgenommen wurde. „Es steht fest, daß heute wenig Franzosen an einen Feldzug denken, und daß jedermann gerne die Idee akzeptiert, man habe eine Armee, um den Krieg zu vermeiden."

Der hier schon totgesagte kriegerische Geist Frankreichs rang in den vergangenen Dezemberwochen mächtiger denn je um seine Daseinsberechtigung. Im französischen Parlament füllten die Debatten über die antimilitaristische Propaganda drei Kammersitzungen. In der Sitzung vom 8. Dezember erklärte der Sozialistenführer Jaurès: Das organisierte Proletariat ist fest entschlossen, der verabscheuungswürdigen Herrschaft der Kriege ein Ende zu setzen; in der letzten Sitzung vom 15. Dezember fügte er drohend hinzu: Jeder große europäische Krieg wird unvermeidlich das Signal werden für eine große soziale Umwälzung. Der Krieg wird in Europa eine revolutionäre Lage schaffen Man sieht es z. B. neuerdings bei Rußland. Jedesmal, wenn die soziale Gesellschaft in sich Elemente eines inneren Konfliktes birgt und in ihr eine neue Welt ringt, ans Licht zu gelangen und die Macht in die Hand zu bekommen, wenn eine solche Gesellschaft in einen auswärtigen Krieg verwickelt wird, da werden in ihr mit unwiderstehlicher Gewalt jene Konflikte zum Ausbruch kommen, welche sie in sich trägt. Ganz zutreffend bemerkt zu diesen Sätzen des Sozialistenführers das „Journal de Genève" (17. Dez.): Also, wenn heute Frankreich von einem Kriege überzogen wird, werden die Sozialisten den französischen Soldaten in den Rücken schießen; wir glauben, daß seit langem kein gewichtigeres Wort in Europa gesprochen wurde. — In der Sitzung vom 1. Dezember warf der Sozialist Sembat, nachdem er die „elende Lage der Arbeiter" geschildert, die Frage auf: Wie könnt ihr denn auch nur verlangen, daß diese Elenden ihr Vaterland lieben? — Protestrufe auf der Rechten; die Regierung schwieg; vor einigen Jahren, schrieb „Gaulois" dazu, hätte man einen Deputierten, der gleich Sembat gesprochen, hinausgejagt; vorgestern hörte man ihn an, und er wußte zwei Stunden lang die Aufmerksamkeit zu fesseln. — Der Sozialist, Ex-Professor Hervé schloß eine antimilitaristische Propagandarede, die er am 25. Dezember in Lens gehalten: Keine internationalen Kriege mehr! Diese sind eine Dummheit. Die einzigen Kriege, die etwas nützen, sind die Revolutionskriege. Lieber den Aufruhr, die Meuterei, als einen Krieg!

Antimilitaristischer Geist ist in die Schulen gedrungen. Und wie zart faßte Deschanel, dem es zugefallen war, Jaurès zu parieren, diesen Punkt an. Manche Lehrer, sagte er, betrachten es als Fetischdienst, die im Kampfe für unsere nationale Verteidigung gefallenen Helden zu feiern, und einige Schulinspektoren haben angeordnet, daß alle Kriegsbilder aus unseren Schullokalen zu verschwinden haben. Die Absicht mag gut sein, aber welche Folgen!

Etwas härter ließ Deschanel in seiner zweiten Rede die Hochschulen an: Es ist auch notwendig, daß man den Professoren lehrt, was Patriotismus ist, und daß man an den Hochschulen einer aufrührerischen Sophistik ein Ziel setzt; Disziplinarstrafen müssen über jene verhängt werden, die solche Ideen verbreiten. Ganz Frankreich muß sich einig sein im Kampfe gegen eine Propaganda, welche das Land schändet und vernichten wird. Einige Tage später (17. Dezbr.) ruft Jules Bois im „L'Eclair" in einem Artikel über den portugiesischen Nationalhelden Camoens, den Dichter der Lusiaden: Jugend, du bist belogen worden von Sophisten, die dir versichert haben, daß seine Intelligenz entwickeln heiße den militärischen Sinn ertöten. Camoens schrieb das größte Epos der Neuzeit und er schlug sich mit dem Säbel, auf daß sein Vaterland geachtet sei und stets größer werde.

In der Sitzung des schweizerischen Nationalrates vom 19. Dezember sagte Staatsrat Python: Der Antimilitarismus ist nicht in Zürich geboren; es handelt sich hier um eine Bewegung, welche alle Länder ergriffen hat. Python hat damit Recht. In einer bewegten Sitzung des Nationalrates vom 7. Dezember versuchte sich der Abgeordnete für Tessin, Manzoni, von dem Vorwurf antimilitaristischer Anwandlungen zu reinigen. In Italien schritt die antimilitaristische Propaganda schon zur Tat. Die Rekruteneinziehung hat Ende November bedenkliche Erscheinungen gezeitigt, die ihren Grund in der antimilitaristischen Verhetzung haben, welche immer offenkundiger von Sozialisten, Republikanern und Radikalen betrieben wird; in Varese erschienen die Rekruten in roten Hemden und stießen Hochrufe auf die antimilitaristische Bewegung aus. Aehnliche Szenen ereigneten sich an verschiedenen Orten Oberitaliens. Am 27. November bildeten die antimilitaristische Propaganda und ihre Gefahren für die Disziplin im Heere Gegenstand einer längeren Konferenz des Königs mit dem Kriegsminister Pedotti.

Verfeinerte Bildung wie wirtschaftliches Eigeninteresse stehen im Kampfe gegen den Militarismus. Einig sind sich beide freilich nur im erstrebten oder erhofften Endziel, das heißt: Der Krieg muß vom Erdboden verschwinden. So verschieden die Motive, so verschieden die Taktik. Ja letztere gibt Anlaß zu erbitterter gegenseitiger Befehdung. Raten die extremen Sozialisten vom Schlage Hervés den Soldaten, beim Ausbruch eines Krieges den Generalstreik zu erklären und ihren Führern den Gehorsam zu verweigern, kündigen die gemäßigteren Sozialisten durch Jaurès Mund den Beginn der langersehnten sozialen Revolution mit der ersten kriegerischen Verwicklung an, so erhofft die akademische Richtung alles Heil von der Entwicklung der Wissenschaft, malt indessen die Glückseligkeiten des Zukunftsstaates im Schatten eines ewigen Friedens, will strenge militärische Disziplin aufrecht erhalten wissen und fordert Disziplinierung derjenigen, die durch ihre Theorien jene gefährden. Die antikriegerische Strömung der gebildeten Kreise ist an sich harmlos. Sie wird aber dadurch bedeutungsvoll, daß sie die Kräfte schwächt, welche vor allem berufen wären, der antimilitaristischen Strömung der unteren Schichten einen Damm zu setzen; und diese braust mit gefährlicher Wucht in den Niederungen einher.

Die Burg vom hl. Gral.

Die alten Dichter sangen:
Es ist ein rauschendes Tal.
Dort steht im Mondlichtprangen
Die Burg vom heiligen Gral.

Ihre goldenen Zinnen funkeln
Ins Glühen des Sommerlands,
Mag rings der Wald auch dunkeln,
Sie steh'n in ewigem Glanz.

Viel hundert Kerzen glühen,
Durch die Hallen zieht Blumenduft,
Und heilige Melodieen
Steigen empor in die Luft.

Durch die Bogengänge streichen
Viel schimmernde Tauben stumm,
Und ragende Ritter neigen
Sich vorm Mysterium . . .

— O Burg, in einsamem Träumen
Wie hab' ich dich oft geseh'n!
Vor deinen Mauern und Räumen
Sah ich als Pilger mich steh'n.

Mein Fuß war müd, meine Wangen
Sie waren vom Wege bestaubt.
Doch dein Tor ist nicht aufgegangen,
Und klagend wandt' ich mein Haupt . . .

— O, ich weiß, was die Dichter sangen:
Gralsburg in den Wäldern weit,
Du bist unser Heimverlangen,
Bist das Bild unsrer Kinderzeit!

Mit wilden und klagenden Worten
Rütteln an Tor wir und Tür' . . .
Doch verschlossen sind deine Pforten,
Verstoßen ins Dunkel wir . . .

Lorenz Krapp.

Die neuere italienische Literatur und Fogazzaros Roman „Il Santo".

Von
Dr. Heinrich K. Schäfer, Rom.

In der neueren belletristischen Literatur Italiens ist wohl kaum ein Buch wenige Wochen nach seinem ersten Erscheinen von so vielen Zeitungen und Zeitschriften besprochen, so eingehend nach seinen Vorzügen und Schattenseiten kritisiert und so eifrig gelesen worden wie Antonio Fogazzaros neuester Roman „Il Santo".*) Auch in zahlreichen deutschen Zeitungen und Zeitschriften ist man schon wiederholt auf ihn zu sprechen gekommen und im „Hochland" soll er weiteren Kreisen unseres Vaterlandes in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht werden. (Der Abdruck hat bereits begonnen.) Es mag daher manchem Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir auch an dieser Stelle Inhalt und Ziele des Romanes darlegen im Anschluß an eine kurze Uebersicht über die Entwicklung der modernen italienischen Literatur. Man kann diese letztere in drei Hauptgruppen einteilen: die romantisch-patriotische, die philosophisch-materialistische und die vorwärtsstrebende katholische oder christlich-demokratische. Aus der großen Menge lassen wir nur die hauptsächlichsten Vertreter der drei Richtungen an unseren Augen vorüberziehen. Sie entstammen zumeist dem Norden Italiens. Der Altmeister der romantisch-patriotischen Richtung, Manzoni, gehört der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts an, man kann ihn mit Walther Scott und Wilhelm Hauff vergleichen. In seinem vielgelesenen Roman „Die Verlobten" schildert er Leben und Treiben in der Lombardei und besonders in Mailand während der spanischen Fremdherrschaft des 17. Jahrhunderts. Im Trauerspiel „Adelchis" führt er uns in die Zeit Karls des Großen, wie dieser das Langobardenreich zertrümmert und den letzten König zur Abdankung zwingt. In seinen Liedern kämpft Manzoni für Religion und Vaterland und es schwebt ihm dabei die Gestalt Theodor Körners als Ideal vor Augen. Aus Manzonis Schule gingen drei tüchtige Geschichtsschreiber und Volksschriftsteller hervor: Carlo Troya († 1858) beschäftigte sich vornehmlich mit der frühmittelalterlichen Geschichte seines Vaterlandes namentlich in der gotischen und langobardischen Periode. Er wird darum auch von deutschen Historikern häufiger erwähnt. Cesare Cantù († 1895), der Ranke Italiens, schrieb u. a. eine Weltgeschichte, eine Geschichte der Italiener und Lebensbilder berühmter Landsleute. Edmondo de Amicis, ein scharfer Menschenkenner, ist berühmt wegen seiner Reisebeschreibungen und seiner Erzählungen für das Volk. Am meisten verbreitet (310 Auflagen) unter der Schuljugend, nicht nur Italiens sondern fast aller Länder, ist seine Schrift „Herz", das gedankenreiche, wenn auch etwas weichliche Tagebuch eines Schülers. Als sein Meisterwerk darf aber die Schilderung des Lebens der Auswanderer gelten „Auf dem Ozean".

Die Hauptvertreter der religionslosen und materialistischen Gruppe sind Giacomo Leopardi, Josua (Giosue) Carducci und Gabriele d'Annunzio. Giacomo Leopardi, einem altadeligen und gut katholischen Hause der Mark Ankona entsprossen, vereint in seinen Dichtungen das tiefe melancholische Gefühl des Weltschmerzes eines Heinrich Heine mit dem Pessimismus Schopenhauers. Der ausgesprochenste Gegner der romantischen Schule und der religiös-christlichen Weltanschauung ist Carducci, bis vor kurzem Professor der italienischen Literatur an der Universität Bologna. Als sein Ideal erscheint das klassische Altertum der augusteischen Periode. Wie Heine in Deutschland, so gilt er in Italien als der größte Lyriker. Mit großem Erfolg wandte er die klassischen Versmaße eines Horaz an in seinen Liedern zur Verherrlichung italienischer Geschichte und Natur. Gabriele d'Annunzio ahmte als Lyriker zunächst den vorigen nach, später tritt er ganz unter den Einfluß der Philosophie Nietzsches. Bekannt geworden ist er jedoch in erster Linie durch seine Romane, in denen er die französischen Naturalisten nachahmt. In dem geistreichen Roman „Die Felsenjungfrauen" will er die ältere Kultur und die besonderen Vorzüge der lateinischen Rasse gegen die Fremden (Germanen) verteidigen. In seinem vielgelesenen letzten Roman „Das Feuer" gibt er unter fingiertem Namen eine Beschreibung oder besser eine Verherrlichung seines eigenen Lebens.

*) Wenn die „Allgemeine Rundschau" den vorstehenden Artikel zum Abdruck bringt, so legt sie sich damit nicht auf einen bestimmten Standpunkt fest. Sobald die deutsche Uebersetzung erschienen ist, werden auch noch andere Stimmen zu Worte kommen. Der Verfasser des vorstehenden Artikels ist Mitglied des römischen Instituts der Görresgesellschaft. Der Herausgeber.

Diese ganze materialistische Gruppe verfügt über eine glänzende und formvollendete Ausdrucksweise sowie eine feine Beobachtungsgabe.

Am meisten soll uns hier die dritte, wenn auch kleinste Gruppe beschäftigen, die der katholisch-demokratischen Richtung. Der philosophische Begründer derselben ist Antonio Rosmini (1797—1855) aus Rovereto in Südtirol, ein opferfreudiger Priester und Stifter der noch heute bestehenden Kongregation der Rosminianer, die sich vornehmlich dem Unterricht der Jugend widmen. Den göttlichen Ursprung der katholischen Religion verteidigte er gegen die französischen Sensualisten, indem er seine hauptsächlichsten Waffen der Lehre des hl. Thomas und Hegelschen Gedankengängen entnahm. Sein Hauptwerk dieser aufbauenden christlichen Philosophie ist der 1830 erschienene „Neuer Versuch über den Ursprung der Ideen". Ferner schrieb er u. a. über die Grundlagen der Moralphilosophie und eine vergleichende Geschichte der verschiedenen Moralsysteme. Sein katholischer Reformeifer trat am meisten zu Tage in dem vielberufenen Werk „Die fünf Wunden der hl. Kirche". Es schien anfangs, als ob seine Ideen bei Pius IX. Anklang zu erhoffen hätten. Aber bald erhielten entgegengesetzte Einflüsse die Oberhand. Erst in den letzten Jahren finden seine Gedanken wieder allgemeinere Beachtung. Dies ist vor allem dem Manne zuzuschreiben, der seit den jüngsten Wochen in aller Munde lebt wegen seines Romanes „Il Santo" (Der Heilige).

Fogazzaros Heimat liegt im Venetianischen am Fuße der Tiroler Alpen in Vicenza, unweit Riese, dem Geburtsort Pius' X. In diese Gegenden verlegt er auch gerne den Schauplatz seiner Erzählungen.

Eine treffliche Darstellungskraft befähigt ihn, nicht nur die bürgerliche Kleinwelt anmutig und packend zu schildern, sondern auch verwickelte seelische Vorgänge bis zu den höchsten Fragen des menschlichen Herzens in dramatischer Wirkung vorzuführen. Bei der feinen Herausarbeitung der verschiedenen Charaktere kommt ihm eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe, ein sonniger Humor und noch mehr sein lebhaftes, sittliches und tief religiöses Gefühl zu statten. Er gilt als der bedeutendste katholische Romanschriftsteller der Gegenwart. Aus allen seinen Schriften aber leuchten zugleich manche jener katholischen Reformideen hindurch, für die Rosmini kämpfte. Die früheren Arbeiten Fogazzaros seien nur kurz erwähnt, da sie von den späteren weit überragt werden. Sie sind allesamt in den letzten 25 Jahren verfaßt: in „Malombra", genannt nach einem darin vorkommenden Schloß, wird die Schuld der Hauptpersonen durch ihren gewaltsamen Tod gesühnt. In „Daniele Cortis" schildert F. den Kampf der menschlichen Brust zwischen Pflichtbewußtsein und Leidenschaft. Im „Geheimnis des Dichters" ist besonders gelungen die Beschreibung des Lebens und Treibens in einigen deutschen Kleinstädten. Sein in Form einer Trilogie angelegtes Hauptwerk „Die bürgerliche Kleinwelt in der guten alten Zeit" und „Die bürgerliche Kleinwelt in der Neuzeit" hat soeben im „Santo" einen meisterhaften Abschluß gefunden. Die ersten beiden Teile bewegen sich ausschließlich im Lombardo-Venetianischen während der letzten Zeit der österreichischen Herrschaft. Im ersten Band wird ein ähnliches Motiv wie in Manzonis „Verlobten" behandelt: Franco Maironi von Brescia aus altem Adel gewinnt nach langen Kämpfen seine mittellose Braut Luise aus dem Bürgerstand und erregt dadurch den unversöhnlichen Widerwillen seiner stolzen Mutter, der reichen Gräfin (marchesa) Maironi. Franco stirbt nach kurzer Ehe an einer im Kriege von 1859 empfangenen Wunde. Aus Herzeleid folgt ihm seine Gattin bald darauf in den Tod. Im zweiten Band werden wir mit dem einzigen Sohn dieser Ehe, Piero (Peter) Maironi, dem Erben des großen Vermögens der Großmutter, bekannt. Von venetianischen Verwandten erzogen, heiratet er eine Tochter derselben. Bald nach der Hochzeit umnachtet sich deren Geist, sie muß in einer Anstalt untergebracht werden. Während dieser Zeit lernt Piero die geschiedene Frau eines anderen, die schöne und gebildete, aber religionslose Jeanne Desalles kennen und läuft Gefahr, in ihren Reizen unterzugehen. Da wird er ans Sterbebett seiner Gattin gerufen, welche angesichts des Todes ihre alte Geisteskraft zurückerhält und in so eindringlichen und rührenden Worten von ihm Abschied nimmt, daß er von jetzt wie durch ein Wunder auf einen neuen Weg hingewiesen erscheint.

Von da beginnt der dritte Teil mit dem Titel „Der Heilige", den Fogazzaro jetzt im 64. Jahre seines Lebens veröffentlichte. Hier entwickelt sich vor unseren Augen die Verwandlung des früher so willensschwachen und schuldbeladenen Piero zum büßenden Asketen, zum wunderwirkenden Freund der Armen und seelenrettenden Prediger, ja zu dem Kirche und Gesellschaft regenerierenden Heiligen. Er verläßt Reichtum, Heimat und Geliebte, um als mittelloser Fremdling nach Subiaco zum Kloster der hl. Scholastika zu fliehen. Hier nimmt er die untergeordnete Stellung eines Gärtnergehilfen an und bereitet sich unter der Leitung des ausgezeichneten Paters Don Clemente in Entsagung, Demut und Gebet für die Aufnahme der himmlischen Wahrheit und Lebenskraft des Christentums vor. Nach kaum dreijähriger Anwesenheit hat er bereits durch ein heiligmäßiges Leben die Aufmerksamkeit der Klosterbrüder nicht nur, sondern auch der dortigen Bevölkerung auf sich gezogen. Da tritt eine schwere Versuchung an ihn heran. Jeanne Desalles hat den Aufenthaltsort des Geliebten erfahren in der Sommervilla des trefflichen Gelehrten Giovanni Selva zu Subiaco, dessen Gattin, eine belgische Konvertitin, ihre vertraute Freundin wurde. Ihr Mann starb inzwischen und sie will nun Piero Maironi freudig mitteilen, daß sie frei ist und er sie heimführen kann. Aber Piero, der sich in S. Scholastika nur noch Benedetto nennt, ward in derselben Nacht, die er wie öfters draußen auf den hohen Bergen einsam im Gebete zubrachte, durch himmlische Kraft gestärkt. Im Geiste trug er schon den Sieg über jegliche Versuchung davon. Und als ihn Jeanne am Morgen des folgenden Tages im Kirchlein des Sacro Speco findet, erfährt sie, daß er der irdischen Liebe und weltlichen Neigung entrückt ist. Seinem Winke folgt sie hin zum Sanktissimum. Dort steht an jeder Seite der Kapelle eine Bank zum Gebet. Er kniet nieder und sie ahmt ihm wie von geheimnisvoller Macht gezogen auf der anderen Seite nach. Die Augen zum Allerheiligsten hingewandt, nimmt er ihr das Versprechen ab, hinfort für die Armen und Unglücklichen zu leben, wie es der Glaube gebietet, und ihn nicht mehr zu suchen, bis zu der Stunde, wo er sie zu sich rufen lasse.

Und als sie ihre von den Händen bedeckten Augen zur gegenüberstehenden Bank wendet, ist er verschwunden. Erst auf dem Totenbett sollte sie ihn wiedersehn. Benedetto verließ zur selben Stunde Subiaco. In Jenne am oberen Aniotale findet er eine erste Unterkunft beim Pfarrer und bald verbreitet sich dort in noch höherem Maße die Kunde von dem Heiligen und Wundertäter. Seinen Unterhalt verdient er sich durch die Bearbeitung eines kleinen Bauerngütchens, dessen ärmliche Hütte bewohnend. Beim Tagesanbruch geht er zur hl. Messe und besorgt dann bis elf Uhr die Feldarbeit. Nach dem Mittagessen, das nur aus Brot, Gemüse, Früchten und Wasser besteht, bearbeitet er um Gotteslohn die Ländereien der Witwen und Waisen. Abends predigt er vor seiner Tür dem Volk die religiösen Wahrheiten. Meisterhaft schildert hier Fogazzaro die maßlose, ja abergläubische Verehrung des niederen Volkes und ihren schnellen Umschwung in das Gegenteil, als von zwei zu Benedetto gebrachten Kranken einer Heilung erlangt, der andere aber eine Viertelstunde später unter der pflegenden und tröstenden Hand des Heiligen verscheidet. Einer gewissen Gruppe von Geistlichen war die neuartige, volkstümliche Tätigkeit Benedettos, seine Laienpredigt, sein Reformeifer schon lange ein Dorn im Auge. Ihre Macht erstreckte sich bis zur Kurie in Rom. Von dort aus suchten sie ihn unmöglich zu machen. Der Pfarrer von Jenne wendet sich von ihm ab und das Volk wird gegen ihn aufgehetzt, weil er angeblich den Tod jenes Kranken verschuldet habe. So muß Benedetto auch Jenne verlassen, aber aufgemuntert durch den Gedanken an eine frühere Vision, daß er noch einmal vor dem Stellvertreter Christi selbst erscheinen werde, wendet er seine Schritte zur ewigen Stadt. Dort verdingt er sich als Gärtner in der Villa eines reichen Mediziners auf dem Aventin unterhalb der Benediktinerabtei S. Anselmo. Wie in Subiaco und Jenne, so wird er bald auch unter der armen Bevölkerung des Testaccio-Viertels bekannt und verehrt; denn er teilt sein Brot mit den Armen, pflegt die Kranken, trägt den Frieden in die Hütten, versöhnt erbitterte Gegner und führt schlechte und gottlose Menschen zur christlichen Sitte und zur Kirche zurück. Ein Pater von S. Anselmo ruft verwundert aus: „Ein Benedetto für jede Pfarrei und Rom würde in Wirklichkeit eine heilige Stadt." Der Heilige hält regelmäßige Vorträge über religiöse Fragen vor einem buntgemischten Kreise von religiös angeregten Personen aus allen Ständen. Protestanten und Juden finden durch ihn den Weg zur katholischen Kirche. Durch die Bemühung einflußreicher Freunde wird ihm schließlich auch Gelegenheit geboten, dem Papste selbst seine Grundsätze über die notwendigen Reformen vorzutragen. Der Hl. Vater hört dem begeisterten Redner nicht nur wohlwollend zu, sondern scheint auch von der Notwendigkeit ähnlicher Reformen überzeugt, er bittet Benedetto, öfters zu ihm zu kommen, um mit ihm über Mittel und Wege zur Erneuerung und Stärkung des kirchlichen Lebens zu beraten. (Schluß folgt.)

Die Gottesbraut.

Es ist vollbracht:
Durchs Universum zieht ein göttlich Walten,
Die Erde bebt bei dieses Wortes Macht,
Tote erwachen, Felsen kühn sich spalten,
Und trauernd hüllt die Sonne sich in Nacht.
Die Juden flieh'n, die Sünder zitternd stehen,
Der Tempelvorhang reißt zur selben Stund',
Die erste Wandlungsfeier ist geschehen
Und Gott versöhnt in einem neuen Bund.
Dort auf Kalvariens Höhen muß erblassen
Gott selbst als Opferlamm am Sühnaltar;
Da hängt er rein und arm, von aller Welt verlassen,
Er, der gehorsam bis zum Tode war.
Nun hat der müde Dulder ausgerungen,
Die Feinde, die sein heilig Herz durchbohrt,
Die eh'rnen Fesseln, die ihn fest umschlungen,
Hat er vernichtet durch sein Allmachtswort.
Die Drachenbrut, die Eva einst betörte,
Traf strafend er mit seines Fluches Nacht,
Dem reu'gen Herzen, das die Schuld beschwerte,
Hat Friede und Versöhnung er gebracht.
Welch sel'ger Tod, im Unterliegen — siegen!
Da halten Engel still die Totenwacht,
Aus deren reinen, sonnenhellen Zügen
Schon der Verklärung Osterwonne lacht. — — —

Es ist vollbracht:
Durchs Kirchlein leichte Weihrauchdüfte schweben,
Die Bogen zittern unterm Orgelklang,
Die Kerzen schimmern, frohe Herzen beben,
Vom Chore schallt der Freude Festgesang.
Und still sich fromme Gottesbräute neigen
In tiefster Ehrfurcht vor dem Sakrament.
Fast ist's, als ob in diesem süßen Schweigen
Sich Erd und Himmel nahten mild versöhnt.
Und demutsvoll an des Altares Stufen
Kniet eine Jungfrau fromm in Andachtsglut,
Um dem, der sie zu seinem Dienst berufen,
Zu weihen ewig Willen, Leib und Gut.
Wie spricht ihr Mund so opferfroh und helle
Die drei Gelübde, die für immer sie
Nun binden an des Klosters heil'ge Schwelle,
An ihren Gott in sel'ger Harmonie.
In steter Armut ihrem Herrn zu dienen,
Sagt sie der Weltlust ewig Lebewohl;
In höchster Reinheit will sie Jesum minnen,
Von dessen Liebe Erd und Himmel voll.
Und im Gehorsam, den sie frei erwählte,
Hat sie besiegt des eig'nen Herzens Stolz,
Daß ganz sie gleiche dem, der sich vermählte
Mit ihr, verblutend einst am Kreuzesholz. — — —

Es ist vollbracht:
Jahrzehnte sind ins Zeitenmeer geflossen. —
Durchs Sterbezimmer matter Lichtglanz geht;
Am Schmerzenslager, müd das Aug' geschlossen,
Haucht eine Jungfrau still ihr Dankgebet.
Soeben sprach ihr Herz von Straf und Sünde
Des Priesters „Ego te absolvo" rein,
Und daß sie Kraft im letzten Kampfe finde,
Ging Jesu in die müde Seele ein.
Nun naht sich ihr der Todesengel leise,
Und aufwärts schwebt in sel'ger Engel Chor
Ihr reiner Geist. Nach langer Erdenreise
Hebt's ihn mit Seraphsglut zum Licht empor.
Da öffnen strahlend sich des Himmels Pforten,
Und unverschleiert kann ihr Auge den
Nun schau'n, den sie, vertrauend seinen Worten,
In Brotsgestalt verborgen oft gesehn.
Zu seinen Füßen sinkt sie jubelnd nieder,
Doch an sein Herz zieht Jesus sie empor,
Und durch der Auserwählten Wonnelieder
Tönt seine Stimme liebend an ihr Ohr:
„O selig du, da du seit erster Jugend
Dein ganzes Leben meinem Dienst geweiht;
Geh' ein, o Braut, zum Lohn für deine Tugend
In meines Reiches ew'ge Herrlichkeit!"

Irmgard Schleburg.

Der Kölner Karneval in kritischer Beleuchtung.

Von
Heinrich Weertz, Köln.

Motto: Wehe, wenn sie losgelassen.

Eben vor Beginn der Karnevalssaison ist ein Buch erschienen, das den Freunden des „vaterstädtischen Festes" wenig Freude bereiten wird.*)

Man ist gewöhnt, den Kölner Karneval zu preisen als die Blüte des rheinischen Humors, als ein echtes frohes Volksfest, bei dem die sozialen Gegensätze überbrückt sind und hoch und nieder einträchtig sich zusammenfindet. Selbst hochgestellte Persönlichkeiten, Bürgermeister, hohe Militärs, Stadtverordnete, sogar Fürsten und Prinzen, stimmen in das Lob des Karnevals begeistert ein — ob von Herzen oder nur aus Konnivenz, weiß ich nicht. Die Zeitungen stellen sich in den Dienst des Karnevals, sie müssen es schon aus Erkenntlichkeit und weil viele Leser es so haben wollen. Da erscheinen denn ausführliche Berichte, aus denen man schließen kann, daß die karnevalistischen Veranstaltungen hochwichtige Ereignisse sind. Genau wird über jede Sitzung der fünf größeren Gesellschaften referiert; es wird da getreulich mitgeteilt, wer in die „Bütt'" gestiegen ist, welche „Orden" jeder Mitwirkende erhalten hat, wie der Präsident mit bekanntem Geschick die rechte Stimmung hereinzubringen und von Stunde zu Stunde zu steigern wußte. Die Maskenbälle werden in poetischer Weise verherrlicht. Gelegentlich läuft auch eine tadelnde Bemerkung mit unter, wenn ein Vortragender entgleist ist, auch wird vor den Fastnachtstagen gebeten, niemand möge das herrliche Fest durch Ausschreitungen stören; aber es geschieht recht zart und mit geflissentlicher Betonung, daß man nur die Auswüchse des Karnevals verurteilt.

Allein viele, nicht bloß Auswärtige, auch geborene Kölner, werden des Karnevals nicht froh, weil sie sich sagen, daß die schlimmen Seiten des Karnevals die guten in den Schatten stellen.

Schon vor Jahren hat der hochselige Weihbischof Hermann Joseph Schmitz, ein geborener Kölner, laut seiner Stimme gegen den Karneval der Gegenwart erhoben. Auf dem Kongreß der evangelischen Sittlichkeitsvereine (Oktober 1904) hielt Pastor Hötzel eine scharfe Rede über den Karneval als Quelle der Unsittlichkeit. Einstimmig wurde dann folgende Resolution angenommen:

„Die Konferenz spricht ihre dankbare Anerkennung dem Konsistorium und der Provinzialsynode der Rheinprovinz aus für die nachdrückliche Wahrung der religiösen und sittlichen Interessen und für die ernste Mahnung an die Presbyterien in den Gemeinden und Städten, die Gemeindemitglieder, namentlich die heranwachsende Jugend vor dem verderblichen Treiben des Karnevals zu bewahren. Sie bedauert aufs tiefste, daß die Anregung bei den höchsten und maßgebenden Persönlichkeiten, dem schändlichen Treiben durch ihre Beteiligung am Karneval fernerhin nicht mehr die unverdiente Weihe zu geben, wirkungslos verhallt zu sein scheint. Sie bittet die kirchlichen Behörden, durch wiederholte Mahnung und Warnung ihren Verfügungen Nachdruck zu geben; sie trägt dem Vorstand auf, mit den oberen Schulbehörden in Verhandlung zu treten, daß dieselben den Schülern die Beteiligung an dem Karnevalstreiben untersagen und jedenfalls in den Morgenstunden der betreffenden Tagen den Schulunterricht nicht zugunsten des Karnevals ausfallen lassen."

Wie zu erwarten war, erfolgte bald darauf eine Erklärung von „leitender Stelle" des Kölner Karnevals (Lokal-Anzeiger 1904, Nr. 278). Ein kath. Geistlicher antwortete auf diese Erklärung und stellte sich auf die Seite Hötzels. Noch ein paarmal wurde für und gegen den Karneval geschrieben, dann ward es wieder still. Es wurde Karneval gefeiert wie immer. Möglich, daß die Führer in ihren Sitzungen etwas mehr beflissen waren, das Anstößige fernzuhalten. Auch wurde der Morgenunterricht in den Volksschulen wieder eingeführt. Sonst ist kaum merkliche Besserung eingetreten. Ein Hauptgrund ist wohl der, daß man sich fürchtet, gegen das alteingewurzelte Fest etwas zu sagen oder zu schreiben.

Nun ist das fast Unglaubliche geschehen. Es ist ein Buch gegen den Karneval geschrieben worden. Das Buch ist beschämend für Köln, es reißt dem Karneval die trügerische Maske gründlich herunter und stellt ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit bloß.

*) Karneval. Ein Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts. Von Emil Kaiser. Verlag von Paul Neubner, Köln. Preis 2 Mk.

Schon längst wäre es an der Zeit gewesen, in einer eigenen Schrift dem Karneval auf den Leib zu rücken. Ich hatte gedacht an eine Broschüre, in der der gegenwärtige Karneval in seinem Verlaufe und in seinen Folgen wahrheitsgetreu geschildert und dann vom christlich-moralischen Standpunkte aus beurteilt würde. Material dazu könnten die Apotheker, die Standesbeamten und Armenpfleger besorgen.

Emil Kaiser schlägt einen anderen Weg ein, er schreibt einen Roman. Es ist modern, die Korruption eines Standes, einer Gegend, einer Einrichtung in Form einer Erzählung zu geißeln. Kaiser geißelt den Karneval: er tut es mit bewunderns-wertem Mute, mit großer Sachkenntnis und gewandter Feder.

Der Verfasser läßt uns das karnevalistische Treiben in den drei Faschingstagen mit erleben. Wir erfahren da, wie der Karneval gefeiert wird, angefangen von den Vorbereitungen am Sonnabend vor Fastnacht bis zur Katerstimmung beim Stockfisch am Aschermittwoch, wir erfahren, wie er gefeiert wird in Arbeiterkreisen (Thomas, Quirin, Baum) und von reichen Leuten (Pohl, von Dahl). Hier wie dort sind die Fastnachtstage die schönsten des ganzen Jahres. Der letzte Groschen ist für karnevalistischen Tand nicht zu schade. Wenn die Tage vorüber sind, tröstet man sich, daß nächstes Jahr wieder Karneval ist.

Der Verfasser führt uns mitten in das Karnevalstreiben auf den Straßen. Man meint, die greuliche monotone Musik, die kreischenden Lieder zu hören, die frechen Geberden zu sehen, so anschaulich schildert er. Am traurigsten ist, daß so viele Backfische und halbwüchsige Burschen, ja schulpflichtige Kinder mit den Alten an zynischer Ausgelassenheit wetteifern. Am widerwärtigsten aber ist das Gebaren der Dirnen und ihrer Kuppler, das der Verfasser drastisch, aber richtig schildert (S. 121): „Es war der Abschaum der Großstadt, der hier die in diesen Tagen übliche Duldsamkeit der Polizei benutzte, aus seinen Schlupfwinkeln hervorzukriechen und sich in seiner ganzen Lasterhaftigkeit und Gemeinheit einmal auf offener Gasse zu zeigen. Nicht paarweise, in Reihen von sechs und acht schwankte das, Arm in Arm geklammert, daher, verwüstetes und ausgemergeltes Dirnen- und Zuhältervolk. Das gröhlte mit tierischer Stimme unaufhörlich einen einzigen unflätigen Vers. Schwer hingen die betrunkenen Weiber in den Armen der Männer und taumelten geschlossenen Auges mit. Oft schien es, als werde die ganze Kette zu Falle kommen und wie ein Haufen Unrates auf dem Pflaster liegen." „Trunkenheit und Schamlosigkeit waren Herren der Gasse" (S. 101).

Nicht besser ist das Leben in den Vergnügungslokalen. Wir folgen dem Verfasser in die feineren Häuser (Domhotel, Gürzenich) und in die minderwertigen (Hafenwirtschaft, „zum Löwen", „Letzte Droppen"). Ueberall dasselbe Bild. Trinken, zweideutige Lieder singen, sich abküssen ist die Regel. Freie Liebe ist proklamiert. Eifersucht des Mannes auf seine Frau oder der Frau auf ihren Mann darf da nicht aufkommen.

Einzelne der im Romane auftretenden Personen bewegen sich in dem schimpflichen Treiben wie in einem gewohnten behaglichen Sumpfe, so der eitle Kaufmann Pohl, der Pseudoverfasser des „Wippstätz", seine Gattin, die tolle Ella, der Mädchenverführer Willy Pohl, Rittmeister von Dahl und seine unglückliche Frau Isolde, geb. Pohl, die geile Frau Anna Thomas, der rohe Thomas und seine Mutter, die wiewohl äußerst leidend sich noch ins Wirtshaus schleppt und Zoten singend zusammenbricht. Andere Personen stehen dem Karneval kühler gegenüber, z. B. Dr. Boden, ein ernster Kunstmensch, die „heilige" Agnes Pohl, die die Eindrücke des Pensionats noch nicht los ist und darum anständiger ist als ihre Geschwister, dann die harmlose Zeitungseinlegerin Gretchen Quirin, die zum erstenmal mitmachen darf und darum so ängstlich ist, der Schlosser Wermelskirchen, der ein Auge auf Gretchen geworfen hat. Allein es ist tragisch; von diesen vier hält sich nur Wermelskirchen ganz tapfer. Gretchen geht schon am dritten Tage arg weit in ihren Zärtlichkeiten. Dr. Boden, der anfangs spöttische Bemerkungen über den Karneval macht und nicht so recht in Stimmung kommen kann, der noch am Rosenmontag-Abend eine schwere Versuchung prächtig überwindet, kommt am dritten Abend zu Fall, und mit ihm die „heilige" Agnes. Aschermittwoch ist Verlobung.

Man wird dem Verfasser entgegenhalten: Das ist zu arg, so schlimm ist Köln doch auch in den Tagen des Karnevals nicht. Ich gebe zu, Kaiser hätte unbeschadet der Wahrheit, ja wegen der Wahrheit dem düsteren Bilde einige lichte Züge geben können. Es gibt auch noch eine anständige Feier des Karnevals. Der Verfasser hätte uns z. B. einmal in das Rosenmontags-Divertissementchen der kaufmännischen Kongregation oder in einen Arbeiterverein oder in eine nobele Familie führen sollen, dann könnten wir zwischendurch einmal Atem schöpfen und uns erholen von den beklemmenden Eindrücken der Gasse und Wirtschaften. Er hat das unterlassen; so wirkt das Buch mit der ununterbrochenen Serie von schmutzigen Momentaufnahmen schwül. Man ist froh, wenn man am Aschermittwoch angelangt ist.

Kaiser hat diese Wirkung offenbar beabsichtigt. Er will durch den Roman nicht erfreuen, er will den Leser mit Ekel vor diesem Karneval erfüllen. Er will den Nimbus zerstören, der noch um den Karneval schwebt. Darum häuft er den Schmutz an — in dezenter Schilderung und läßt die schönen Züge des Karnevals zurücktreten, die werden ohnehin genug gepriesen. So hat der Dichter die Freunde und Gönner des Karnevals gereizt. Sie werden sich mit ihm auseinandersetzen müssen. Ueber eine schwächliche Darstellung wären sie wohl zur Tagesordnung übergegangen, zu diesem kraftvollen Buche werden sie Stellung nehmen. Man wird auf den „Schmähsüchtigen" schimpfen, aber die Einsichtigeren werden doch gewiß wieder einmal Selbstprüfung vornehmen und zusehen, ob nicht doch manches am Karneval gebessert werden könnte. Die maßgebenden Persönlichkeiten werden sich ernstlich fragen, ob sie noch weiter ein solches Treiben begünstigen dürfen.

Wir hoffen, daß der Weckruf des Dichters nicht ungehört verhallt. Wir hoffen es im Interesse des guten Rufes unserer Vaterstadt. Das alte, ehrwürdige, „heilige" Köln wird schändlich entweiht durch die Orgien des Karnevals. Der Karneval ist für Köln der „Jungbrunnen" der leichten Lebensauffassung, durch die es sich vor anderen Städten unrühmlich auszeichnet. Am Neujahrstage fängt der Trubel in den Vergnügungslokalen an, steigert sich von Woche zu Woche, die ernste politische und soziale Vereinstätigkeit ist lahmgelegt, auf der Straße wird das Leben an Samstagen, Sonntagen und Montagen immer roher, endlich in den Faschingstagen wird der Höhepunkt erklommen. Das sind Tage des Lasters, ein Unglück für die Stadt, ein Verderben für die Jugend. Da flieht mancher eiligst auf das Land, um das traurige Bild nicht zu sehen.

Eine anständige, kurze Fastnachtsfreude könnte man billigen, diese Karnevalsfreude muß man verurteilen und bekämpfen. Da meine ich, es wäre die Aufgabe des Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, diesen Kampf aufzunehmen. Hier fließt eine Quelle der Unsittlichkeit. Verstopfen wir sie, so verhindern wir eine ungeheure Menge von Sünden. Ich weiß wohl, das ist schon einmal angeregt worden; aber man hat geglaubt, davon abstehen zu müssen, weil der Verein sonst die Sympathie der Kölner einbüßen würde. Aber, ich bitte, die Sympathie der korrumpierten Elemente der Bevölkerung suchen wir doch nicht, und die Sympathie der anständigen Volkskreise werden wir erst recht gewinnen durch den Kampf gegen den ausgearteten Karneval. Hic Rhodus, hic salta!

Ein Intermezzo zur Frauenfrage.

Plauderei von Dr. Hassovius.

III. (Schluß.)

„Sie kommen damit also auf die zweite Anforderung zu sprechen, die unsere Zeit an die Frau stellt. Ganz gewiß, sie ist ungleich schwerer als die erste, die da zunächst die Selbsterziehung des Weibes, das gründliche Kehren vor der eigenen Tür verlangt; sie ist wirklich „ungeheuer schwer". Aber unlösbar? Nein, das dürfen wir nicht zugeben."

„Dürfen? Warum denn dürfen?"

„Weil wir sonst vor dem wichtigsten Teil der sozialen Frage, der Erziehung und moralischen Hebung des Weibes der unteren Volksschichten, unsere Ohnmacht eingestanden hätten. Tun wir das aber, so ist alles andere illusorisch, mag es nun heißen Lohntarif, Verkürzung der Arbeitszeit, Einrichtung von Arbeitskammern, Koalitionsrecht oder sonstwie. Hier möchte ich uns ein Schlagwort Bebels, das dieser freilich in etwas anderem Sinne gebraucht hat, zunutze machen: „Wo die Frau ist, da ist der Sieg!" Das heißt: Gelingt es uns, auf die Frau der unteren Klassen nachhaltig im christlichen Sinne einzuwirken, so dürfen wir mutig in die Zukunft schauen. Gelingt es uns nicht, so können wir mit unserer ganzen Sozialpolitik einpacken. Also muß es uns gelingen!"

„Na hören Sie mal, Doktor", warf der alte Herr ein, „Ihr Idealismus ist ja wirklich beneidenswert, aber sie scheinen

mir denn doch bei solchen Schlüssen mit dem Kopf etwas über die Wolken zu geraten."

„Idealismus? Alle Mitarbeit an der sozialen Frage ist Idealismus, wenn es sich dabei nicht um den eigenen Magen des Mitarbeiters handelt. Und eine gute Dosis Idealismus können wir schon gebrauchen, wenn wir ankämpfen wollen gegen das Meer von Elend und Unglück, Laster und Verdorbenheit, dem wir uns gegenübersehen."

„Und ich," warf Carmen ein, „bin des Glaubens, daß auch der schönste Idealismus kopfscheu werden muß, wenn er sich wirklich einmal an diesen Kampf wagt. Aber ich befürchte, Herr Doktor, Sie sprechen hier von der Praxis, wie der Blinde von der Farbe."

„Carmen!" rief zurechtweisend der alte Herr.

„Durfte ich das nicht sagen?" fragte sie errötend.

„Doch, das durften Sie wohl," beruhigte ich sie belustigt. „Ich hoffe Sie nämlich zu überzeugen, daß auch auf diesem Gebiet der ausgesprochenen Praxis die Theorie noch ein Wörtchen mitzureden hat. Die soziale Frage gehört nämlich erfahrungsgemäß zu den Gebieten, für die das Wort des Weltweisen nicht gilt, daß alle Theorie grau sei; denn fast alles, was wir bisher hier erreicht haben, ist einmal Theorie gewesen, über die vielleicht Millionen lächelnd die Achseln gezuckt haben, bis sie eines Tages Tatsache, Ereignis wurde."

„Meinetwegen. Aber sicherlich wird ebensoviel stets Theorie bleiben."

„Zum Beispiel?"

„Ich will Ihnen mal etwas aus meiner praktischen Erfahrung zum besten geben. Diese ist zwar nicht groß, aber es ist auffallend, daß man stets dieselben Beobachtungen zu machen scheint; in meinen Bekanntenkreisen finde ich das wenigstens bestätigt. Auch hier immer das alte Lied."

„Nun?"

„Also: erstens will das arme Volk von unserer persönlichen Hilfeleistung gar nichts wissen."

„Oho! Das kommt doch wohl sehr auf das Wie dieser Hilfeleistung an!"

„Glaube ich nicht. Da ist z. B. ein Arbeiter meines Bruders krank geworden. Die Familie hat sechs Kinder. Ich dachte mir, hier wäre nun eine schöne Gelegenheit, einmal im Sinne unserer Frauenbewegung zu wirken, packte mich auf, ohne daß einer etwas davon wußte, und ging hin. Von drinnen scholl mir der Lärm zankender Kinder entgegen, untermischt mit kräftigen Schimpfworten der Alten. Ich war schon versucht umzukehren, doch ging ich hinein. Alsbald trat eine peinliche Stille ein. Aller Augen waren groß auf mich gerichtet. Wie es in dem Zimmer aussah, will ich Ihnen lieber verschweigen; aber es war entsetzlich, so daß ich schon vor lauter Mitleid meinen Ekel überwand. Freundlich frug ich nun den Mann, der auf einem schmutzigen, zerwühlten Bette lag, wie es ihm gehe. Und die Antwort? Ich sei wohl gekommen, um zu spionieren, ob er sich auch nicht von der Arbeit drücke. Alsbald stürmte auch die Frau auf mich ein mit Beteuerungen, daß es ihrem Manne wirklich sehr schlecht gehe. Ich war begreiflicherweise verblüfft über diesen Empfang, doch faßte ich mich. Die Leute wußten es offenbar nicht besser. Dann meinte ich freundlich, warum sie denn bei dem schönen Wetter kein Fenster offen hätten; die verdorbene Zimmerluft wäre doch nichts für einen Kranken. Und die Antwort? Wem die Luft nicht gut genug wäre, der könne ja draußen bleiben! Nachdem ich so vor die Türe gewiesen war, mußte ich ja wohl gehen. Aber vorher sagte ich dem Manne doch noch meine Meinung über seine Unverschämtheit. Die Frau kam mir verlegen auf den Flur nach. Sie wenigstens schien sich zu schämen über das Verhalten ihres Mannes. Ich sagte ihr, sie solle sich mittags das Essen für ihren Mann holen kommen, und ging. Sie kam aber nicht. Am anderen Tage traf ich sie und frug, warum sie nicht gekommen sei. Und die Antwort? . . ."

„Weiß ich schon: Ihr Mann wollte es nicht haben; sie brauchte sich von den Reichen nichts schenken zu lassen. Vielleicht waren auch noch Freunde der Leute hinzugekommen, die sich über ihren Besuch lustig gemacht hatten."

„Das stimmt in der Tat, wie ich später erfuhr. — — Ja, was sagen Sie denn dazu?"

„Was ich dazu sage? Ich finde es auch eben so unbegreiflich wie unverzeihlich, daß Ihnen die Leute nicht gleich mit Tränen der Rührung über Ihre edle Handlungsweise entgegenkamen und Ihnen die Hand küßten, namentlich wo diese Menschenklasse doch so sehr daran gewöhnt ist, daß ihr von seiten der Besitzenden stets mit liebevollem Verständnis entgegengetreten wird."

Sie sah mich verdutzt an. Wir waren uns selbst überlassen, da der alte Herr seit einigen Minuten plaudernd bei einem Freunde stand.

„Wie meinen Sie das?", frug sie dann.

„Das ist kurz gefragt, doch weniger kurz beantwortet. Sie ahnen wohl nicht, Fräulein Carmen, daß Sie damit an den springenden Punkt der ganzen sozialen Frage rühren! Wäre erst einmal die tiefe Kluft überbrückt, die das gegenseitige **Mißtrauen** zwischen den Besitzenden und dem Proletariat aufgerissen hat, so wäre das Schwierigste überwunden. Sie werden überrascht sein, wenn ich, der Idealist vom reinsten Wasser, Ihnen gestehe, daß eben dies niemals gelingen wird, niemals; denn auf beiden Seiten wird es dafür an dem nötigen guten Willen fehlen, — sonst müßten wir es nicht mit Menschen zu tun haben. Gerade so gut, wie es stets „Herrenmenschen" geben wird, die sich nie dazu verstehen werden, von ihrer gebietenden Höhe herabzusteigen, wird auch dem Proletariat jene, manchmal boshafte Verbitterung nie ganz zu nehmen sein, die es an seiner Armut, seinem Elend, seinem Schmutz festhalten läßt, nur damit es etwas hat, woran es seinen Haß nähren kann. Das könnte nur dann Aussicht auf Aenderung haben, wenn wirklich einmal der Zukunftsstaat erstände, wo es keinen Herrn und keinen Knecht mehr gibt. An diese Möglichkeit aber glaube ich natürlich als vernünftiger Mensch nicht. — Aber wohl glaube ich fest und bestimmt daran, daß sich bei beharrlicher Arbeit eine Annäherung der sozial getrennten Gesellschaftsklassen erreichen läßt, und das wäre wahrlich ein Ziel des Schweißes der Edlen wert. Wir dürfen uns aber von vornherein nicht verhehlen, daß hier die Initiative nur von uns, den Leuten von Bildung und Besitz, ausgehen kann. Sehen Sie einmal, Fräulein Carmen, das Verhalten der Menschen, von denen Sie eben erzählen, war doch so selbstverständlich, daß sie gar nicht anders konnten. Der Arme ist an und für sich schon mißtrauisch und ablehnend gegenüber dem, den er in eitel Glück und Wohlleben wähnt; wievielmehr in einer Zeit, die, wie die unsrige, auf den Klassenhaß zugespitzt ist, wie keine zuvor. Sollten Sie Ihre soziale Praxis noch einmal aufzunehmen gedenken, so machen Sie sich von vornherein darauf gefaßt, daß Ihnen herbe Enttäuschungen nie erspart bleiben werden. Aber wird denn wirklich vor dem beschwerlichen Wege zurückscheuen, wer ein großes Ziel winken sieht?"

„Auf diese Frage kann ich natürlich nur mit nein antworten. Aber so sagen Sie mir doch wenigstens, **wie** man die Sache anfassen soll."

„Wiederum unendlich schwer zu sagen. Es lassen sich hier beim besten Willen keine Normen aufstellen, wo die ganze Skala menschlicher Gefühle zu berücksichtigen ist. Nur **eines** tut gleicherweise überall not: Ausdauer und eine gute Portion Selbstverleugnung. Wo aber auf dieser Basis Milde oder Energie, Heiterkeit oder Ernst zu Hilfe zu nehmen sind, das läßt sich nicht in eine Formel bringen. Das schadet aber auch nichts, da es solchen Frauen, denen es mit ihrer sozialen Betätigung Ernst ist, bei der den Frauen angeborenen Feinfühligkeit nicht schwer fallen wird, bald den richtigen Weg zu finden. — Noch einmal aber komme ich auch auf das zurück, was ich vorhin schon für mich ins Feld führte: Wir stehen erst in den Anfängen dieser ganzen Bewegung, und da würde es von wenig ernstem Willen zeugen, wollte man jetzt schon die Flinte ins Korn werfen."

„Papa, er redet wie ein Buch", neckte sie zum alten Herrn hinüber, der wieder auf uns zukam. „Wenn ich wieder arme Leute besuche, nehme ich ihn mal mit; dann wollen wir mal sehen, wie er sich in der Praxis anstellt. Vielleicht gewöhnt er den Leuten auch mit einem Schlage die Putzsucht und törichte Verschwendung, die gar nicht ihrem Stande entspricht, ab und lehrt sie mit einem Schlage Ordnung und Haushalt. Du kannst es ja bestätigen, Vater, daß wir Arbeiterinnen kennen, verheiratete wie ledige, die mit Hüten spazieren gehen, die teurer sind als die meinigen, die sich Pelze kaufen, an denen sie ein halbes Jahr abbezahlen; aber die Wohnungen, in denen sie leben, sind Ställen ähnlicher als menschlichen Behausungen. Warum wird denn da nicht das Geld auf die Schaffung eines freundlichen Heimes, auf die Führung eines geordneten Haushaltes verwandt?!"

„Fräulein Carmen", erwiderte ich lachend, „auf diese Weise werden wir heute Abend nicht mehr fertig. Gerne will ich mich an Ihrer sozialen Betätigung beteiligen, wenn Sie das wünschen. Aber Putzsucht und Verschwendung gewöhne ich der Frau des Volkes ebensowenig mit einem Schlage ab, als Sie ihr Reinlichkeit und haushälterischen Sinn mit einem Schlage angewöhnen. Das geht nämlich Hand in Hand. Wir gingen heute Abend aus von dem letzten Buch der Frau Gnauck-Kühne und damit wollen wir auch schließen. Eine äußerst feine Bemerkung der

geistvollen Frau lautet nämlich ungefähr so: „Putz und die Freude an Tand und Flitter ist ein Naturtrieb des Menschen, ist das Primäre, das Naturbedürfnis, wie uns die Wilden lehren, denen jede Zivilisation fremd ist. Reinlichkeit und Ordnungssinn sind dagegen Kulturbedürfnisse." Unser Proletariat aber steht offenbar dem Naturstandpunkt näher als dem Kulturstandpunkt. Erziehen wir es zu dem letzteren, so verläßt es den erstern von selbst. Darüber beim nächsten Zusammentreffen mehr. Und nun glaube ich mir eines Ihrer entzückenden Lieder verdient zu haben."

Vergnügt nahm sie meinen Arm und nachdem ich mir vom alten Herrn die Erlaubnis hatte geben lassen, geleitete ich sie zur Gesellschaft, die sie sich bald mit dem herzigen Bussesсhen: „Wenn es schlummert auf der Welt" im Sturm eroberte.

Zur Klarstellung des Falles v. Speidel-Bahr.

Von

Dr. Armin Kausen.

Der Fall v. Speidel-Bahr ist noch immer in der Schwebe — zum nicht geringen Nachteil der Münchener Hofbühne, die durch den ungeheuerlichen Mißgriff des neuen Intendanten in der ganzen gebildeten Welt zur Zielscheibe wohlfeilen Spottes geworden ist. Ein energischer Schnitt oder ein loyales Eingeständnis des gemachten Fehlers hätte den Schaden wieder gut machen können. Statt dessen scheint die Erledigung des Falles auf die lange Bank geschoben werden zu sollen, obwohl bis in die höchsten Kreise des Hofes nur eine Stimme darüber herrscht, daß Hermann Bahr sein Amt nicht antreten wird, weil er an der Hofbühne einfach unmöglich ist. Es scheint sich jetzt nur noch um die Höhe der an Bahr zu zahlenden Entschädigung zu handeln. In der Tagespresse liest man von 20,000 bis 36,000 M. Auch von Unterhandlungen, die zwischen Speidel und Bahr in der letzten Woche in München stattgefunden haben sollen, ist in den Blättern die Rede. Man will die Bedingungen kennen, die Bahr gestellt wurden — er solle die Zeitungen verklagen, die ihn der Bestechlichkeit bezichtigten —, man behauptet zu wissen, daß Bahr auf eine Klage verzichtet, und deutet auch an, warum er verzichte usw.

Alle diese Zwischenetappen des bösen Handels interessieren uns weniger als die jetzt von einigen diensteifrigen Federn versuchte Mohrenwäsche an dem Intendanten Freiherrn v. Speidel. Es gibt liberale und demokratische Blätter, die sich durch geistige Verwandtschaft trotz allem zu Hermann Bahr hingezogen fühlen und der königlichen Bühne die moralische Selbstpersiflage, die in der Verwirklichung seiner Berufung liegen würde, aufrichtig gönnen. Daß diese Elemente die Sache Bahrs wie die Sache Speidels zu der ihrigen machen, kann nicht weiter wundernehmen. Man erzählt sich, daß Herr von Speidel auch bei der „Allgemeinen Zeitung" einen Bekehrungsversuch gemacht habe. Aber das „bei Hofe gelesene" Blatt zeigt Charakter und hat von seinen ursprünglichen Anklagen nichts zurückgenommen. Dagegen ist in der liberalen „Augsburger Abendzeitung" vom 12. Januar ein offiziöser Rechtfertigungsversuch erschienen, der auf Herrn von Speidel selbst als Inspirator zurückgeführt wird. In diesem Artikel wird vor allem der angesichts der tatsächlichen Lage geradezu törichte Versuch unternommen, dem Fall Bahr einen politischen Anstrich zu geben, es so darzustellen, als ob Hermann Bahr lediglich „einer politischen Partei nicht genehm sei". Nach dem Vorgefallenen ist Herrn von Speidel schon ziemlich viel zuzutrauen, aber daß er nicht wissen sollte, daß aus allen politischen Parteien energische Stimmen gegen seinen verhängnisvollen Mißgriff laut geworden sind, kann bis zum authentischen Beweis des Gegenteils nicht angenommen werden.

Es ist aber einfach unerträglich, daß jetzt hinterher das Zentrum wieder zum Sündenbock gemacht werden soll. Hier nur ein paar der handgreiflichsten Gegenbeweise.

Die liberale „Allgemeine Zeitung" (Alfred Frhr. v. Mensi) schrieb am 22. Dez. v. Js. (Nr. 587) in einem größeren Artikel „Zum Fall Bahr" u. a.: „Bis jetzt ist uns aber keine einzige Stimme bekannt geworden, die diese Ernennung nicht als den verhängnisvollsten Fehler bezeichnet hätte, der zurzeit überhaupt hätte gemacht werden können. Daß unter diesen Stimmen zahlreiche Blätter des Zentrums sind, kann uns nicht davon abhalten, ihr Gewicht mit in die Wagschale zu werfen; denn wir möchten dem bösen Wort „die Politik verdirbt den Charakter" nicht zu einem Schein von Wahrheit verhelfen, indem wir eine berechtigte Stimme der Warnung nur deshalb verschmähen, weil sie von einem politisch Andersdenkenden kommt. . . . . Aber auch nach der positiven Seite war Bahrs Berufung ein Fehler. Man hätte keine unglücklichere Wahl treffen können. Um zu erfahren, welche Achtung Bahr unter seinen Berufsgenossen genießt, braucht man nur den Spott und Hohn zu lesen, der sich aus den Blättern aller Parteien bei diesem Anlaß über ihn und leider auch über die, die ihn gewählt, ergoß."

Die liberale „Augsb. Abendztg." nahm gleich anfangs scharfe Stellung gegen die Berufung Bahrs. Aber selbst in einem zu Beschwichtigungszwecken geschriebenen Artikel vom 3. Januar (Nr. 2) ist noch wörtlich zu lesen: „Die Persönlichkeit Bahrs und der Betrieb eines Hoftheaters, in dem ein gewisser Konservatismus und die verschiedenartigsten Interessen und Rücksichten eine Rolle spielen, reimen sich nicht zusammen." Liberale Preßstimmen gegen Speidel und Bahr ließen sich noch zu Dutzenden anführen.

Die sozialdemokratische „Münchener Post" höhnte am 7. Dezbr. v. Js. (Nr. 286): „Bahrs Anarchismus hat sich bisher nur darin geäußert, daß er in der Literatur keine Autorität anerkannt hat, nicht einmal die eigene, da er seine Gesinnung alle vier Wochen wechselte. Er hat bisher noch keine Bomben geworfen, sondern höchstens große Worte — und so wird es wohl auch in Zukunft halten." Und am 14. Januar (Nr. 10) schrieb dasselbe sozialdemokratische Blatt unter beißenden Satiren über Bahr und Speidel: „Bahr ist zwar nicht dem Zentrum zur Wurstfabrikation ausgeliefert worden, dafür aber in eine liberale Wolfsgrube gefallen." Dasselbe sozialdemokratische Blatt machte sich den Spaß, aus der weiland Dr. Conradschen „Gesellschaft" (1891, Märzheft) ein Selbstkonterfei Hermann Bahrs auszugraben, in welchem u. a. folgende lieblichen Sätze zu lesen sind: „Besondere Kennzeichen: sehr eitel, sehr faul und ziemlich frech. Und niemals habe ich ein Weib einen Augenblick begehrt, ohne sie im nächsten zu besitzen. Das ist auch zu berücksichtigen."

Schließlich sei auch noch der „Bayerische Volksfreund", das Organ der protestantischen Konservativen, zitiert. Dieser schrieb in seiner ersten Januarnummer:

„Von liberaler Seite wird rückhaltlos Bahrs Bedeutungslosigkeit und Charakterlosigkeit in künstlerischen Dingen festgestellt. Man nennt ihn einen künstlerischen Nihilisten. Mit Spott und Hohn wird dieser Ignorant überschüttet, kein Mensch nimmt ihn ernst, er ist ein miserabler Dramatiker, der auch perverse Stoffe nicht verschmäht, wenn sie ihm nur Geld bringen. Auch sein Charakter als Theaterkritiker soll nicht kugelfest sein. Nach der „Augsb. Abendztg." soll seine Bedeutung zum Teil darin liegen, daß er der Mittelpunkt von allerlei literarischen Skandalen ist. Das ist der Mann, der nach des neuen Intendanten Ansicht das Münchener Hoftheater hochbringen soll. Es ist tief beschämend, daß in Deutschland kein einziger Mann sein sollte, der auf einen solchen Posten taugte. Wir meinen, wenn es einmal ein Mann von den Qualitäten Bahrs sein mußte, dann hätten wir bei uns mehr wie genug und brauchten nicht nach Wien zu laufen, wo man jedenfalls froh ist, diesen Herrn loszuwerden, und wo man uns wahrscheinlich auslacht. Es sind ja in den letzten Jahrzehnten viele Bahrs herumgelaufen, aber daß man ihre Abnormität sanktioniert und sie zum Hohne aller wahrhaft Gebildeten mit großem Einfluß an hochstehenden Kunstinstituten anstellt, das blieb dem neuen Intendanten der Münchener Hofbühne, Herrn v. Speidel, vorbehalten. Diese, zum mindesten, Ungeschicklichkeit wird Freiherr v. Speidel mit seinem Amte bezahlen müssen und auch Hermann Bahr wird Gelegenheit finden, in ungestörter Muße seinen nihilistischen und atheistischen Ideen zu leben. Aber das Geschehene ist nicht ungeschehen zu machen, und für die Verseuchung und Verflachung der Kunst wird der Fall Bahr ein Denkmal, aber nicht der Ehre, bleiben."

Hoffentlich genügen diese Zitate, um die faule Ausrede eines ungeschickten Speidel-Offiziösen, als sei Hermann Bahr lediglich „einer politischen Partei nicht genehm", nachdrücklichst Lügen zu strafen. Derselbe Offiziosus versucht auch noch einen weiteren Trik, um für Herrn v. Speidel die Situation zu retten. Man höre und staune! Zunächst wird geltend gemacht: „Die Berufung Hermann Bahrs ist erfolgt von dem Gesichtspunkte aus, daß versucht werden soll, vermittels einer literarischen Persönlichkeit mit der modernen Literatur direktere Verbindungen anzuknüpfen zu dem Zweck, um moderne Stücke rechtzeitig der hiesigen kgl. Bühne zuzuführen und so nach Kräften zu vermeiden, daß andere Bühnen am Platze dieser in der Herausbringung guter Novitäten zuvorkommen." Weiter aber folgt ein stolzer Hinweis auf die Autorität und die Tradition des neuen Intendanten: „Und dann könnte doch auch, so hält man den Kritikern vor, die Vergangenheit wie überhaupt die ganze Persönlichkeit des Intendanten selbst den konservativen Leuten die Gewähr dafür bieten, daß unter der dermaligen Leitung das Einreißen von Grundsätzen, die mit Religion, Moral und guten Sitten im Widerspruch stehen und die den Traditionen des Hoftheaters entgegenlaufen, vollkommen ausgeschlossen ist, gleichgültig, ob der Oberregisseur einer mehr konservativen oder freien Richtung angehöre."

Darauf ist kurz folgendes zu erwidern: An Beziehungen zur modernen Literatur, sogar zur sog. „Simplicissimus"-Literatur, hat es der königlichen Hofbühne auch ohne Hermann Bahr bisher gar nicht gefehlt. Selbst Peter Schlemihl (pardon: Dr. Ludwig Thoma) und Arthur Schnitzler sind hofbühnenfähig und es wäre gar nicht unmöglich, daß der eine oder andere Hofdramatiker der Erstaufführung seines Stückes nicht beiwohnen könnte, weil er an dem Tage gerade „gerichtlich" verhindert wäre.

Wie wenig aber die Person und Wirksamkeit des neuen Intendanten eine Gewähr dafür bietet, daß „das Einreißen" der von dem Offiziosus näher fixierten „Grundsätze" „vollkommen ausgeschlossen" sei, haben gerade die allerjüngsten Neuaufführungen

so drastisch wie nur möglich bewiesen: Da wurde als springender Punkt einer von Richard Strauß vertonten Altmünchener Komödie die unter dem rasenden Jubel von Männern, Weibern und Kindern sich vollziehende Entehrung der Heldin durch den Helden samt prompter Belohnung durch das im entscheidenden Augenblicke allenthalben wieder aufflackernde Licht musikalisch, deklamatorisch und szenisch verherrlicht. Der kühne Librettist ist bekanntlich Herr von Wolzogen. Anderntags hatte auf der Hofbühne nebenan Hermann Sudermann in „Stein unter Steinen" das Wort. Und wieder vernahm man eine Lobpreisung des außerehelichen Umgangs. Die vom Dichter sehr sympathisch gezeichnete buckelige Tochter des Steinmetzmeisters tröstet die verführte Nachtwächterstochter mit der blasphemischen Phrase: „Schande? Was ist Schande? Unser Leib ist ein Tempel .... Und Gebären ist Gottesdienst". Wie man sieht, kann die „moderne Literatur" mit der Toleranz des neuen Herrn in Sachen der „guten Sitten" auch ohne Hermann Bahr schon leidlich zufrieden sein. Wie weit wir es unter Herrn von Speidels Oberleitung bereits gebracht haben, dafür nur noch ein kleines Beispiel aus der allerjüngsten Novität von Arthur Schnitzler. In diesem „Zwischenspiel" tritt als lächerliche Figur ein „ultramontaner Fürst" (diese Bezeichnung wendet Freih. von Mensi in der „Allgemeinen Zeitung" an) mit dem Namen „Lohsenstein" auf, der um die Hand einer verheirateten Frau bei deren eigenem Manne anhält. Und die Toleranz des Herrn von Speidel ging soweit, daß er den abgeschmackten „Witz", der Vater des Fürsten sitze im Vorstand der Antiduelliga, unbeanstandet passieren ließ. Eigentlich könnte man sich nur noch wundern, daß neben dem „Vorstand der Antiduelliga" nicht auch der „jüngste Ritter des Hubertusordens" figurierte. Oder sollte der in anderen Dingen so überaus ahnungslose Herr von Speidel vielleicht erst durch diese Zeilen erfahren, daß der freche Witz, den man Arthur Schnitzler — niemand kann aus seiner Haut heraus — nicht allzu schlimm anrechnen darf, unter der Oberaufsicht eines königlichen Intendanten als grobe Geschmack- und Taktlosigkeit wirken muß?

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Kgl. Residenztheater hat als jüngste Novität die Komödie „Zwischenspiel" von Arthur Schnitzler gebracht. Ein Stück, das aus der kaltherzig geistreichelnden Art des Verfassers die vorläufig letzten Konsequenzen zieht. Ein, wie man behauptet „überkultiviertes" Ehepaar, das sich abstößt, wiederfindet und wieder abstößt, und das alles mit einem kolossalen Aufwand von Rede und Geist, die diese Menschen allerdings nur noch mehr zu Schatten und Schemen machen und erkennen lassen, daß diesem „schönen Verhältnis" eben alles fehlt, was man an den nach manchen Auffassungen wohl altväterlichen Begriff „Herz" zu binden pflegt. Es ist Schnitzler wohl gelungen, diesen eisigen und charakterschwachen Menschen den Anschein einer blasierten, übelverwerteten Klugheit zu geben. Eine innere Freude hat er mit der dialogisierten Novelle, die sich Komödie nennt, wohl niemand gemacht. Als wohlberechnetes Reizmittel für „Lebemenschen" ist eine breit ausgemalte, sehr eindeutige brünstige Szene vor der Klinke des Schlafgemaches eingestreut.

Aus den Konzertsälen. In der Tonhalle hat die zweite Hälfte der Abonnementskonzerte begonnen. Im Programm, das als gewichtigsten Bestandteil Bruckners romantische Sinfonie enthielt, stand auch eine in ihrem Verlauf zu gleichmäßigen Schwung verratende Ouvertüre „Kleopatra" von August Enna und Pfitzners, vom Komponisten selbst dirigiertes Vorspiel zu Kleists „Käthchen von Heilbronn", ein Werk, das weniger durch einheitlichen Organismus, als durch die charakteristische Schärfe der Einzelbilder, in welche es sich zerlegt, auffällt. Auch die bevorstehenden Gedenkfeiern für Mozart haben in der Tonhalle bereits begonnen. Das letzte Volkskonzert brachte die Sinfonie in g-moll und jene ohne Menuett, sowie eine Sinfonie concertante mit Violin- und Violasolo, für welch letzteres die Herren Heyde und Professor Hermann Ritter eintraten. — Die Solistenkonzerte fangen wieder an Legion zu werden. Im Verlauf der eben zu Ende gehenden Woche traten auf Frédéric Lamond mit dem üblichen, von ihm schon untrennbar gewordenen Beethoven-Programm, der Stuttgarter Max Pauer, der sich als ein ebenso energisch empfindender wie poetischer Darsteller seines prächtigen Programms, in welchem u. a. Schumanns Kinderszenen zu finden waren, bewährte. Wanda von Trzaska, die bereits über eine fast lückenlose Technik verfügt und geistig besonders Chopin nahe zu stehen scheint. Mit dieser Künstlerin trat eine Altistin, Frieda Halbe, auf, die sicherlich über gutes Stimmaterial und ebensolchen Geschmack verfügt, aber vorläufig durch eine begreifliche Befangenheit noch in der freien Ausübung ihrer Kunst ziemlich behindert war. An der Spitze der Violinvirtuosen, die in dieser Woche auftraten, steht jedenfalls Bronislaw Hubermann, der zu einem Vollblutkünstler ausgereift ist und dem die Zeit, da er als Wunderkind Europa bereiste, offenbar keinen Schaden getan hat. Josef Achron, ein junger Russe, steht in der Beherrschung seines Instrumentes bereits auf hoher Stufe, nur fehlt ihm noch die unfehlbare Sicherheit, die zur Wiedergabe so ausschließlich auf virtuose Kunststückchen gerichteten Stücke, wie Paganinis D-dur-Konzert, gehört. Eine tüchtige, ernsten Aufgaben zugewendete Künstlerin lernte man in der Pariser Geigerin Carlotta Stubenrauch kennen, aus deren, von einem edlen, vollsaftigen Ton getragenem Spiel man starke innere, echt musikalische Anteilnahme verkennen kann. Diese Künstlerin wurde am Flügel von der heimischen Pianistin Ida Biermann in technisch einwandfreier, aber etwas farbloser Weise begleitet. Schließlich haben wir noch des Liederabends der stimmgewaltigen Tilly Koenen Erwähnung zu tun, die wieder Stürme von Beifall erweckte, aber hinsichlich des Programms und der Vortragsart der Künstlerin uns nichts Neues zu sagen gibt.

Verschiedenes. An der Grazer Oper fand die Uraufführung der romantischen Oper „Der Bergkönig" von Robert Fischhof eine freundliche Aufnahme. — Das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg verzeichnet eine günstig verlaufene Erstaufführung des Schauspiels „Spätsommer" von Stephany und Alexander. — In St. Petersburg fand die erste Aufführung von Wagners „Rheingold" statt. Das Werk erzielte eine gewaltige Wirkung. — Im Essener Stadttheater fand das Drama „Der Zeuge" von Fellinger eine gute Aufnahme. — Eugen d'Albert ist bereits wieder mit einer neuen Oper beschäftigt, die sich „Der Tugendpreis" betitelt und zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutsch-Böhmen spielt. — Kammersänger Otto Schelper in Leipzig ist plötzlich einer Lungenentzündung erlegen. Schelper war der Nachfolger Eugen Guras (der bekanntlich in München schwerkrank daniederliegt) und einer der berufensten Alberich- und Sachsdarsteller. — Die durch viele Blätter gegangene Nachricht von der Auflösung der Hofoper in Koburg ist falsch. Das Theater bleibt bestehen und wird genau in der bisherigen Weise fortgeführt. — Die Berliner komische Oper will als nächste Novität Hugo Wolfs „Corregidor" bringen. — Der Kölner Pianist Dr. Otto Neitzel versucht in diesem Jahre wieder ausdrücklich, Klaviervorträge mit vorhergehenden mündlichen Erläuterungen zu unternehmen und hat damit in Berlin, Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe und Straßburg viel Glück gehabt. — Eine interessante Opernstatistik veröffentlichen die Leipziger „Signale für die musikalische Welt". Nach derselben haben im Jahre 1905 15 Opern in Deutschland ihre Erstaufführung erlebt. Das Interesse für die Werke ausländischer Komponisten scheint zum größten Teil im Schwinden begriffen, so erlebten die Werke von Saint-Saëns im Jahre 1904 noch 69, im Jahre 1905 aber bloß 58 deutsche Aufführungen. Massenet ging im gleichen Zeitraum von 81 auf 46 zurück, Charpentier von 27 auf 10, Mascagni von 250 auf 217, Puccini von 60 auf 51, 51, Giordano von 17 auf 8. Im Aufsteigen begriffen sind nur Leoncavallo, der es von 191 auf 238 brachte, und Wolf-Ferrari, der von 11 auf 63 Aufführungen stieg Bei letzterem handelt es sich um ein einziges Werk. — Das Regensburger Stadttheater beabsichtigt einen großen Mozart-Zyklus, für welche Kräfte von der Münchener, Dresdener und Wiener Oper gewonnen sind.

München. H. Teibler.

Baumbach-Abende. Im Museum veranstaltete Professor V. Gluth mit Direktor Schrumpf dramatisch-musikalische Vorträge von drei Dichtungen Baumbachs, die einen außerordentlich hohen Wert beanspruchen. Die drei Künstler stehen sich als solche gleichwertig gegenüber und es verdiente das höchste Interesse, die Brennpunkte dieser drei Künstlerleistungen in einer vereinigt und verkörpert zu genießen. Während Baumbachs farbenreiche, teils hinreißende, teils erschütternde, romantische Dichtungen, Prof. Gluths entsprechende Kompositionen seit Jahren der besten deutschen Neuromantik angehören, bedarf die Vortragskunst Schrumpfs der Hervorhebung des höchsten Lobes. Wir haben nach Possart eine so künstlerische, rhythmische und stimmliche Darbietung auf diesem Gebiete noch nicht gehabt. Dieses Ensemble veranlaßt uns, gerade in jetziger Zeit in München, den Wunsch auszusprechen, daß das Edle und Schöne, das wahrhaft Klassische, das auf den verschiedenen Bühnen mehr als je sich in der Zurückdrängung befindet, durch ständige Einrichtung solcher Dichterabende weiter gepflegt, ja wieder eingeführt werde. Das Publikum, welche V. Gluths Abende trotz der erschreckenden Masse gleichzeitiger Veranstaltungen füllte, war ein auserlesenes und zeigte, daß hier von seiten der Gott sei Dank noch vorhandenen klassisch Gebildeten ein starkes Bedürfnis nicht bloß vorherrscht, sondern mit Nachdruck betont werden will. Wenn nirgends, so mögen hier Deutschlands Dichter in ihrem Sinne gehört werden.

München. N. Max.

Berliner Kunstbrief.

Von

Ernst Conrad.

Es hat gewiß außerhalb Berlins einiges Erstaunen erregt, daß Ludwig Barnay nach mehr als zehnjähriger Ruhezeit nochmals in die Reihe der Aktiven eintreten würde. Nach einer ruhmvollen Laufbahn als Helden- und Charakterspieler, als Ehrenmitglied der Meininger und gefeierter Gast fast aller größeren deutschen Bühnen, endlich als erfolgreicher Begründer und Leiter des „Berliner Theaters" sah Ludwig Barnay auf eine Thätigkeit zurück, die ein Künstlerleben auszufüllen schien. Aber der feurige Darsteller des Marc Anton fühlte sich offenbar noch zu jung, um die Gelegenheit vorübergehen zu lassen.

Ob es klug von ihm war, dem oft allzu klugen Verkörperer klassischer Gestalten? Die inneren Verhältnisse an unseren Königlichen Bühnen sind so wenig erfreuliche wie an anderen Hofbühnen. Allzuoft muß die Kunst vor allerlei anderen Rücksichten zurücktreten — der eigentliche Leiter arbeitet mit einer Unsumme von Reibungswiderständen. Dem ausgeschiedenen Oberregisseur Dr. Max Grube sagt man nach, daß er ein gründlich gebildeter Fachmann, ein guter Schauspieler und ein Beamter von Initiative war. Achtzehn Jahre hat er dem Schauspielhaus angehört, ein Zeugnis, welches seinen Wert in sich trägt.

Ludwig Barnay ist persona grata bei Kaiser Wilhelm. Barnays „Berliner Theater" war das erste Privattheater, welches der Kaiser besuchte. An Auszeichnungen hat es dem Hofrat nie gefehlt. Jetzt wird sich zeigen, ob er einen so festen Willen und so viel diplomatisches Geschick hat, über die Widerstände im „Dienst" Herr zu werden. Etwas anderes ist es, uneingeschränkter Besitzer und Direktor einer Bühne zu sein, etwas anderes, Theaterbeamter am Königlichen Schauspielhaus. Das wird sich wahrscheinlich eher zeigen als die Reformen in der ganzen Theaterleitung.

Ein Ereignis im Berliner Kunstleben waren die Vorträge, welche der Heidelberger Kunsthistoriker Prof. Henry Thode im „Verein zur Förderung der Kunst" und im „Verein Berliner Künstler" gehalten hat.

Prof. Thode, der weiteren Laienkreisen durch seine Stellung zur Heidelberger Schloßfrage bekannt geworden ist, hat schon vor Monaten verschiedentlich und energisch Front gemacht gegen die Verflachung und Materialisierung der modernen Kunst. Namentlich waren es seine entschiedenen Aeußerungen über Böcklin, die im Lager der Sezession gewaltigen Anstoß erregten. Der „Verein zur Förderung der Kunst" nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Prof. Thode befand sich also hier auf neutralem Boden, als er über das umfassende Thema „Kunst und Religion" sprach. Dieser Vortrag wurde zu einer wahren Philippika gegen die bedrohlichen Zeichen inneren Verfalls der neuzeitlichen Kunst. Anknüpfend an die Tatsache, daß einer unserer ersten Tondichter, Richard Strauß, seine besten Kräfte an ein so durch und durch perverses Werk wie „Salome" von Wilde verschwendete, hielt Henry Thode der modernen Künstlerschaft einen Spiegel vor, aus dem kein schönes Bild schaute. Sucht nach dem Sensationellen, übertriebener Kultus der Persönlichkeit und ausschweifender Individualismus, das Auffallenwollen um jeden Preis, selbst durch kunstfeindliche Perversitäten — das sind die bedrohlichen Zeichen des Verfalls. Alle echte Kunst steht in einem inneren Verhältnis zur Religion und so war es bei allen Völkern, die eine Kunst haben. Also Rückkehr zur Religion, Vertiefung des religiösen Empfindens, Streben nach einer idealen Gesamtauffassung des Lebens — das ist von den Künstlern zu verlangen, wenn es besser werden soll. In ähnlichem Sinne sprach Thode vor dem „Verein Berliner Künstler", wo er starken Beifall fand. Die Sezession fehlte natürlich.

Obgleich wir mit dem etwas zerflossenen Religionsbegriff Thodes nicht einverstanden sind, müssen wir es um so mehr sein mit dem sittlichen Ernst seines Strebens und mit seinem hochgerichteten idealen Sinne, an dem es der Modekunst gebricht.

In der Schulteschen Kunstausstellung haben „Die Wanderer" aus München eine Sonderausstellung veranstaltet. Wir finden da die Namen Raoul Frank, Franz Hoch, Fritz Kunz, Hans Lietzmann, Hermann Urban und Manuel Wielandt. Es sind einige aparte Sachen darunter, aber im ganzen noch nichts recht Reifes. Das Beste sind zwei Bilder von Kunz und von Wielandt; vom ersteren „Die drei Marien", eine stimmungsvolle Grabesszene, vom letzteren eine mit Menzelschem Fleiße gemalte „Straße im Regen" (München), ein Bild, das sehr viel impressionistisches Talent verrät.

Uraufführung am Karlsruher Hoftheater.

Am 9. d. M. erlebten die „Condottieri" von Rudolf Herzog hier ihre Uraufführung. Der Autor, der sich als Romanschriftsteller einen Namen gemacht hat, führt sich mit diesem Stücke nicht unvorteilhaft ein. Im Mittelpunkte steht Bartolomeo Coleone, der Condottiere der erlauchten Republik Venedig. Er steht in vorgeschrittenem Alter. Siegreich hat er für Venedig gekämpft, aber auch sein ganzes Vermögen gibt er noch hin, erfüllt ihm die Republik seinen Herzenswunsch: ein Denkmal auf dem Platze Sankt Markus. Denn bald ist's mit ihm zu Ende, sein ausschweifendes Leben ist schuld daran; er muß für seinen Nachruhm sorgen. Aber der Rat der Zehn will dem bezahlten Manne das Denkmal nicht gestatten. Die Dogaressa, die sich seiner Männlichkeit ergab, die er tief demütigte, haßt ihn glühend, besonders weil er sie mit Isabella von Ferrara betrügt. Seit jener Liebesnacht geht es rapid mit ihm abwärts, nur seine Willenskraft hält ihn noch. Mit wilder Freude bemerkt die Dogaressa ihres Bezwingers Schwäche: „Ihr habt mich oft sitzen heißen, wenn Ihr aufrecht standet . . . Ihr bedürft der Ruhe . . . Ich noch nicht. Noch sehr lange nicht. So laßt Euch doch nieder, Bartolomeo Coleone . . . Ihr zittert." Sie teilt ihm mit, daß der Rat eben sein Denkmal verwirft. Nun kommt sein Sohn und droht auch seinen Ruhm zu vernichten, sein Privatleben aufzudecken, geht er nicht vor die Zehn und sichert dem Sohne Ehre und Nachfolge. Schon halb ein Sterbender, läßt er sich hintragen, der Tod schneidet ihm die Rede ab; zuletzt noch zieht er das Visier herunter zum Sohne: „Führ's zu Ende, wir sind Eroberernaturen." Der fordert in Coleones Namen für sich die Nachfolge im Amte, für den Vater das Denkmal; niemand bemerkte nämlich den Tod des Condottiere. Er erhält die Zusage. An Wahnsinn grenzt der Dogaressa Freudenausbruch, als sie Coleones Leiche sieht. Sie will ihn zu Boden zerren, einmal nur soll er vor ihr liegen, wenn auch tot, aber Giovanni, der Sohn, schließt sie in seine Arme mit dem Rufe: „Er lebt, Madonna . . in mir!" Das Stück hat stellenweise starkes dramatisches Leben, aber auch tote Punkte; der Dialog läßt manchmal zu wünschen. Das beste daran ist die Wahrheit der Schilderung: ein echtes Stück Renaissance. Es fand eine gute Aufnahme und wird, wie wir hören, nächstens auch in Berlin gegeben werden.

Karlsruhe. Jul. Dettling.

Unbefugter Nachdruck aus der „Allgemeinen Rundschau".

In neuester Zeit mehren sich die Fälle, daß ganze Aufsätze oder Gedichte ohne vorher eingeholte Genehmigung des Verlages in Tagesblättern abgedruckt werden. Einzelne Blätter „vergessen" sogar die Quelle anzugeben. Der Herausgeber, der für die anständige Honorierung seiner Mitarbeiter große Summen aufwendet, sieht sich genötigt, die neben dem Titelkopf einer jeden Nummer angebrachte Notiz auch an dieser Stelle nachdrücklichst in Erinnerung zu bringen. Dieselbe lautet: „Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet." Auf die genaue Quellenangabe kann selbst dann nicht verzichtet werden, wenn in besonderen Fällen der volle Nachdruck einer von der „Allgemeinen Rundschau" erworbenen Arbeit gegen eine zu vereinbarende Honorargebühr gestattet wird. Alles dies erstreckt sich auch auf den Abdruck von Gedichten. Im übrigen kann es dem Herausgeber nur erwünscht sein, wenn bemerkenswerte Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" auszüglich mit genauer Quellenangabe zitiert werden.

-- Quartalsabonnement Mk. 2.40 --

Wir bitten unsere Freunde um ihre Unterstützung zu intensiverer Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau". Das geschieht am einfachsten durch Mitteilung geeigneter Adressen, an welche Probenummern versandt werden können.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 4. München, 27. Januar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Trutzbriefe eines Unverantwortlichen.
Von Dr. Otto von Erlbach.

Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes.

I.

Die Zeiten sind ernst. Nach fünfunddreißigjährigem Frieden zeigen sich am deutschen Horizont mancherlei Schreckgespenste, die sich zur Gefahr eines großen Krieges, eines gewaltigen Ringens um die Anerkennung Deutschlands als gleichberechtigte Weltmacht verdichten könnten. Seitdem die kaiserliche Thronrede zur Eröffnung des Reichstages nicht mißzuverstehende Andeutungen gemacht hat, sind von offizieller Stelle schon wiederholt trübe Perspektiven eröffnet worden. Wenn der preußische Finanzminister erklärt, der politische Himmel sei nicht ohne Wolken, wenn der König von Sachsen beim freundnachbarlichen Besuche des künftigen Bayernkönigs sich euphemistisch dahin vernehmen läßt, daß sich nicht allenthalben eine rosige Aussicht auf die Zukunft zeige, so fallen solche Kundgebungen schwerer ins Gewicht als sporadisch wiederkehrende Alarmgerüchte in der Presse, gegen die man sich schon seit Jahren nachgerade immer mehr abgestumpft hat.

Wir Deutschen müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß es in absehbarer Zukunft mit der Probe auf unsere nationale Kraft doch einmal ernst werden könnte. Da ist es wahrlich an der Zeit, im eigenen Hause Umschau zu halten, ob denn auch die notwendigen Voraussetzungen eines zuversichtlichen Erfolges gegeben sind. Seit dem letzten großen Kriege hat sich der Wohlstand im deutschen Volke mächtig gehoben. Industrie, Handel und Verkehr brauchen im internationalen Wettkampfe hinter niemandem in der Welt zurückzustehen. Die deutsche Armee gilt nach wie vor als die erste der Welt, und wenn die junge deutsche Marine die immer heftiger sich äußernde Eifersucht älterer Rivalen erweckt, so ist das ein indirekter Beweis ihrer Tüchtigkeit.

Aber wie steht es im Innern? Drei nicht zu unterschätzende Gefahren drohen der eisernen Festigkeit des deutschen Armes, der moralischen Spannkraft deutscher Energie, dem hochgemuten Idealismus des deutschen Geistes.

Die Konfessionshetze, deren Schuld mit erdrückendem Uebergewicht auf denen lastet, welche das Bild der katholischen Kirche verleumderisch verzerren und ihre Anhänger als der Ebenbürtigkeit unwürdig immer mehr unter die Füße zu treten suchen, wird bei einer anderen Gelegenheit in den „Trutzbriefen“ etwas näher zu beleuchten sein. Die Gefahr der sozialen Revolution, welche infolge der russischen Vorgänge auch in Deutschland den Mut zu einigen Raketensignalen gefunden hat, wird einstweilen nicht aktuell werden, wenn neben der Entschlossenheit, jede Auflehnung gegen die gesetzliche Gewalt mit der Waffe niederzuschlagen, auch der gute Wille einhergeht, dem Volke das politische Mitbestimmungsrecht, das in einzelnen deutschen Staaten in rückständigster Weise beschnitten ist, nicht länger zu schmälern.

Weit furchtbarer und folgenschwerer ist die dritte Gefahr, die dem deutschen Geiste und der deutschen Volkskraft droht: die wachsende Entsittlichung, begünstigt durch die Abwendung immer weiterer Kreise von den Grundlinien der christlichen Weltanschauung und der Gottesgläubigkeit überhaupt. Den Propheten der „neuen Moral“, die alle bisher geltenden sittlichen Werte „umwertet“, in ihr Gegenteil verkehrt, das Laster zur Tugend, die Keuschheit zur Unsittlichkeit zu wandeln sucht, gilt die unsterbliche Seele und damit der Jenseitsgedanke nichts, das Diesseits, der irdische Leib und der durch keine Entsagung gezügelte Genuß der Sinne und tierischen Triebe alles. Gesundheits- und Nützlichkeitsregeln sind als einzige Schranken an die Stelle des göttlichen Sittengesetzes, der ehernen Gebote des Dekalogs getreten. Diese Richtung beherrscht in mannigfach schillernder Variation, aber mit dem gleichen Kerngedanken, manchen „Mitläufern“ vielleicht unbewußt, die heutige geistige „Mode“, sie feiert Triumphe in den Moderomanen und in den Spalten der „modernen“ Presse, auf den größeren Bühnen mit und ohne Hoftitel, und wer sich dieser Tyrannin Geistesmode widersetzt und eine Ausnahmestellung riskiert, wird als rückständig über die Achseln angeschaut, gemieden, wenn nicht gar gesellschaftlich und unter Umständen auch geschäftlich boykottiert.

Das bedenklichste Symptom der verheerend fortschreitenden sittlichen Dekadenz ist die durch Berichte zunftsicherer Tageszeitungen verbürgte Tatsache, daß dramatische Aufführungen, daß Versammlungen und Vorträge, welche das Extremste und Radikalste auf diesem Gebiete wagen, sich eines auffallend starken Zuspruches gerade aus der „Damenwelt“ der sogenannten besseren Stände rühmen können.*)

*) Ich war geradezu sprachlos, als ich am 8. Dezbr. v. J. in der liberalen Münchener „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 561), die schon wiederholt sehr vernünftige Ansichten über den zunehmenden sittlichen Ruin ausgesprochen hat, einen Originalbericht aus Augsburg voll des Lobes über einen sehr stark besuchten Vortrag Dr. Helene Stöckers mit dem Thema „Die Ehe in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ las. „Fräulein Stöcker,“ so hieß es, „hat ihre Sache aufs schönste gefördert,“ und der Bericht schließt: „In diesem Sinne wird die Frauenfrage aufs beste gelöst.“ Der „Allgemeinen Zeitung“ fehlt es in Fragen der Sittlichkeit bisweilen an

Früher würden Herren und Damen der besseren Kreise, auch wenn ihre persönliche Moral noch so wurmstichig gewesen wäre, sich gescheut haben, mit den Theorieen einer Dr. Helene Stöcker und Dr. Anita Augspurg offen zu sympathisieren, sich also gewissermaßen mit dem entsetzlichen Worte der letzteren, daß einer „Frau von Selbstachtung" die wilde Ehe als einzige Möglichkeit bleibe, zu identifizieren. Wir stehen heute vor der Tatsache, daß sich in dem einst so gepriesenen „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte" eine förmliche Schule oder Sekte gebildet hat, welche nicht etwa bloß praktisch gegen die Sittengesetze verstößt — das ist zu allen Zeiten von sündigen Menschen geschehen, die meist früher oder später ihr „pater peccavi" sprachen —, sondern der **christlichen Moral** ein **neuheidnisches System der sexuellen Freiheit** gegenüberstellt, das die altheidnische Zügellosigkeit in vielem hinter sich läßt.

Man greift sich unwillkürlich an den Kopf, wenn man bedenkt, daß diese „neue Schule", welche sich mit „deutscher Gründlichkeit" auch ein „wissenschaftliches" Gewand zu borgen verstand, nun schon seit Jahren immer kecker ihre Werbetrommel rührt und ihre Netze auswirft, ohne daß bisher von Stellen, welche die Staatserhaltung als ihre Lebensaufgabe betrachten und bei jeder Gelegenheit herrliche Worte von deutscher Zucht und Sitte vernehmen lassen, durchgreifende Maßregeln zur Abwehr und Eindämmung dieser systematischen Seelenmörderei ergriffen worden wären. Und gerade in diesen Dingen ist die Taktik des laisser faire, laisser aller die allergefährlichste, denn auf keinem anderen Gebiete findet die gleißende Ueberredungskunst so leicht einen Bundesgenossen an den in jedem Menschen schlummernden Trieben der Leidenschaft.

Staatliche Behörden scheinen nicht zu sehen oder wollen nicht sehen, was sich allmählich vorbereitet, und die breiten Massen des Volkes bemerken verwundert oder mit dämmerndem Verständnis, wie das offene Bekenntnis zur grundstürzenden „neuen Moral" nicht einmal mehr ein Hindernis ist, zu Würden und Ehrentiteln zu gelangen. So ist die mit „wissenschaftlichen" oder „künstlerischen" Lappen umkleidete **Dirnenmoral** in gewissen Kreisen längst „salonfähig" geworden, und es fehlt nicht viel mehr, daß sie da und dort auch noch zur „Hoffähigkeit" sich durchschmuggelt.

Selbst in solchen Kreisen, welche sich zu den honettesten zählen und auf ein makelloses Leben Wert legen, greift die gedankenlose „Duldsamkeit", die gleichgültige oder gar feige Abstumpfung gegen die zunehmende öffentliche Frivolität bereits derart um sich, daß man es einer Zeitung schon sehr hoch anrechnet, wenn sie, in der Regel mit den Wölfen heulend, wenigstens das eine oder andere Mal ihre warnende Stimme erhebt. In Häusern, wo eine im Herzen christliche Mutter sich einbildet, über die Reinheit des Herdes zu wachen, kann man als tägliche Familienlektüre eine Presse antreffen, die ihren Inseratenteil zum offenen Kuppelmarkt hergibt, die Tag für Tag dutzendweise die Visitenkarten von Hetären bekanntgibt, deren falsches Aushängeschild öffentliches Geheimnis ist, die durch marktschreierische Anpreisung schamloser Aktbilder der Sinnengier stündlich Hekatomben opfert.

Die ungebildeten Volksmassen und die unreife Jugend haben für gewisse Vorgänge in den höheren und sog. besseren Schichten einen außerordentlich feinen Nerv. Wenn Blätter vom Schlage der „Jugend" und des „Simplicissimus" überall von Hand zu Hand gehen und auch von solchen, die auf besondere Achtung Anspruch machen, eifrig verschlungen werden, wie kann man sich dann noch wundern, daß in den unbemittelten Klassen die Zehnpfennigzotenblätter die beliebteste Lektüre sind und halbwüchsige Buben und Mädchen sich um das „Kleine Witzblatt", „Das kleine Album', den „Satyr" ꝛc. förmlich reißen!

Es ist heute so weit gekommen, daß ungezählte Tausende vor der Frechheit und dem Terrorismus der Herolde einer „modernen", d. h. umgekehrten Moral scheu die Segel streichen, aus Furcht, von den im Kote sich wälzenden „Reinen" als — — unrein, als lüstern, verdorben, ja unzüchtig angegrunzt und mit Schmutz beworfen zu werden. Dies ist wohl ein Hauptgrund dafür, daß bisher nur verhältnismäßig kleine, begrenzte Kreise in einen regelrechten Kampf gegen die wachsende Schmutzflut eingetreten sind. Auf der Gegenseite ist man weit rühriger und geht auch in öffentlichen Versammlungen viel energischer vor. Ist es nicht ein unerhörter Skandal, daß selbst der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten mit Bestrebungen verquickt wird, welche die Sanktionierung der freien Liebe, die sogenannte „Veredelung" der Prostitution, den organisierten Schutz der in „freier Liebe" erworbenen Mutterschaft zum Ziele haben? Die deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat sich durch die Duldung, ja förmliche Protegierung solcher Nebentendenzen so gründlich kompromittiert, daß alle, die in der Hebung des geistig-sittlichen Niveaus unseres Volkes, in der Zügelung der ungeordneten Leidenschaften das Hauptschutzmittel auch für die körperlich-sittliche Gesundheit und gegen die geschlechtliche Verseuchung erblicken, in dieser Umgebung nicht mehr mittun können.

Aber was ist denn z. B. in München geschehen, als auf dem Kongreß der genannten Gesellschaft im Alten Rathaussaale unter der Aegide zum Teil hochklingender Namen und Titel der „alten Moral" offen ins Gesicht geschlagen wurde? Die ganze liberale Presse zog mit den Helden, die das Terrain so gut zu kennen schienen, daß sie das äußerste wagten, an einem Strick. Katholische Blätter erhoben entrüstete Proteste, aber dann war alles still. Der Schandfleck blieb einstweilen ungetilgt, und man muß geduldig abwarten, ob der versammelte Landtag ein kräftig Wort der Sühne finden wird. Mit der Taktik des Totschweigens und des stummen Ertragens kann es aber nicht länger so fortgehen. **Das Gewissen des deutschen Volkes muß aufgerüttelt**, der immer noch vorhandenen Masse derer, welche guten Willens sind, muß **die Gefahr in ihrem ganzen fürchterlichen Ernst** vor Augen geführt werden. Höher, ja unendlich höher als alle noch so wichtigen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bestrebungen steht die Sorge um die **Erhaltung der sittlichen Kraft des Volkes!** Sie ist das sicherste Fundament des Staates. Keine Staatsform kann Bestand haben, wenn sie auf ein sittlich entnervtes, durch Sinnentaumel erschöpftes Geschlecht sich stützen soll. **Die sittliche Gesundheit des Volkes ist darum die notwendige Voraussetzung aller äußeren Wehrkraft.**

Es gehört zu den perfidesten Kniffen der neuen Volksverführer, daß sie die „Jeremiaden" über den sittlichen Niedergang des deutschen Volkes als eine spekulative Erfindung der Dunkelmänner und Banausen hinstellen. Man redet den Seinigen vor, daß nur in „klerikalen" und „muckerischen" Reden und Zeitungen mit diesem Gespenst hantiert werde, um politische Geschäfte zu machen. Dieser Betrug hat in manchen Köpfen Verwirrung angerichtet und zur Lähmung der Abwehr vielleicht das Meiste beigetragen. **Wenn dem deutschen Volke die ganze und volle Wahrheit zum Bewußtsein käme, wäre ein längeres Gehen- und Geschehenlassen unmöglich.**

Selbst im **liberalen** Lager mehren sich die Stimmen der Warner und Ankläger, aber die führenden Geister der „neuen Moral" verstopfen sich die Ohren, ihre mächtige Presse unterschlägt jedes unbequeme Zeugnis und fährt fort, den Massen vorzulügen, daß nur die Partei der „Schwarzen" die Sittlichkeit bedroht sehe. Solche unwahren Phrasen finden, wie jüngst in München, ihren Weg sogar in den Gerichtssaal und gefährden durch ihre suggestive Wirkung die Unparteilichkeit des Urteils.

Konsequenz. Sie, die Schulter an Schulter mit der christlichen Presse die Schlammflut der Sittenverderbnis schon in den grellsten Farben schilderte, fand kein Wort des Widerspruchs, als auf dem II. Kongresse der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten im März 1905 (München) Dr. phil. **Helene Stöcker** für die Ueberwindung der alten Moralanschauungen, für die „freie Liebe" als sittlich erlaubtes Verhältnis und sogar für die „Veredelung" der Prostitution plädierte. Den „Münchener Neuesten Nachrichten" war diese „Vertreterin der Frauenrechte" sehr „sympathisch", den „Männern und Frauen aller Stände", die den Alten Rathaussaal bis auf den letzten Platz füllten, anscheinend ebenso, wie der „starke Beifall" bewies. — Als am 25. Juni 1903 der Akademisch-dramatische Verein München Arthur Schnitzlers „Reigen" (von der liberalen „Allgemeinen Zeitung" als „Sauspiele" gekennzeichnet) aufgeführt hatte, las man in den „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 572), unter dem Publikum sei „**das weibliche Element überwiegend**" gewesen. „Selbstredend nur **Damen** und Herren aus der ersten (?) Gesellschaftsklasse." Es ist merkwürdig, daß **dieselben** „Münch. Neuesten Nachrichten", welche damals den „Reigen" als „ein charmantes Werk voll Anmut und Grazie" priesen (in „Bühne und Welt" wurde „Reigen" — wenn ich nicht irre, von Hermann Bahr — als „eine der keuschesten Dichtungen" gepriesen) zwei Jahre später am 25. November 1905 (Nr. 551) über eine Vorlesung des „Reigen" in dem Berliner Verein „Stille Bühne" berichteten: „Obwohl das geladene Publikum auf die **stärkste Kost** vorbereitet war, machte die Vorlesung .... einen derart peinlichen Eindruck, daß ein großer Teil des gewiß **nicht prüden** Auditoriums **beiderlei Geschlechts** mitten in der Vorlesung schamhaft den Saal verließ." Welch' schallende moralische Ohrfeige für das Blatt selbst und für die „Damen und Herren," welche anderswo die Schamlosigkeit des „Reigen" bis zur Neige auskosteten!

Es ist ein Verbrechen an der Nation, wenn man ihr die Wahrheit geflissentlich vorenthält. Mehr als ein großes liberales Blatt klage ich dieses Verbrechens an.

Oder war es vielleicht die Stimme eines „Schwarzen", die sich unlängst im Berliner „Tag" (1905, Nr. 577) im Anschlusse an die von dem Franzosen Melchior de Vogué veröffentlichten Beobachtungen über die Sittenzustände in Deutschland vernehmen ließ? Richard Nordhausen ist ein fleißiger Mitarbeiter der „Münchener Neuesten Nachrichten". Noch in Nr. 27 und Nr. 35 vom 18. und 23. Januar 1906 konnte man Feuilletons aus seiner Feder lesen. Aber die Blätter, in denen der Geist Dr. Hirths umgeht, werden von Anklagen, wie sie Richard Nordhausen im „Tag" erhob, säuberlich frei gehalten. Derartiges dürfen die Leser gar nicht erfahren, denn es ist auf einen ganz anderen Ton gestimmt als etwa die Gutachten der zwölf „Sachverständigen", die unter Führung Dr. Hirths in der verflossenen Woche den Münchener Schwurgerichtssaal sans gêne in eine improvisierte Protestversammlung gegen lex-Heinze-Bestrebungen verwandelten und sich mit halbem Erfolge (Peter Schlemihl-Thoma wurde subjektiv freigesprochen, aber sein Flugblatt als objektiv unzüchtig eingezogen) für die sittliche Reinheit des inkriminierten „Simplicissimus-Flugblattes" verbürgten. Die Begleitumstände dieses kuriosen Prozesses, in welchem die Staatsanwaltschaft wehrlos dem geschlossenen Ring einer Thomapartei gegenüberstand, werden in anderem Zusammenhange noch näher zu würdigen sein. Zweifellos haben Dr. Hirth und Genossen allen Grund, von den Ausführungen Richard Nordhausens im „Tag" weniger erbaut zu sein als die von Dr. Thoma-Schlemihl so unflätig verhöhnten Herren des Kölner Sittlichkeitskongresses. Wie sagte doch Richard Nordhausen im „Tag"?

„Man erzwingt geradezu eine neue Lex Heinze. Wenn die Regierung sie nur ein wenig geschickter formuliert, als es vor Jahren der Fall war, dann werden viele von denen, die damals schwer gerüstet gegen sie daherzogen, schweigend beiseite stehen. Selbst der Ruf, daß die Kunst in Gefahr sei, wird niemand mehr auf die Schanze locken. Alle die Volksverderber, die aus der geschriebenen und gezeichneten Unzucht ein rentables Geschäft machen, verstecken sich hinter der Kunst. Auguren, die vor Lachen losplatzen würden, wenn man sie ernst nähme. Und am Ende — was ist wichtiger für die Erhaltung Deutschlands: die Kunst oder die nationale Sittlichkeit? Unsere Maßgebenden werden ohne Zögern eine Antwort finden . . . ."

Elf Jahre nach der Gründung der „Jugend" und neun Jahre nach der Gründung des „Simplicissimus" mit ihrem Gefolge niedrigsten Grades läßt Richard Nordhausen in völliger Uebereinstimmung mit Melchior Vogué sich also vernehmen:

„Schon knistere es allenthalben im Gebälk; die alte Manneszucht, die straffe Arbeitsfreudigkeit der Jugend, der germanische Respekt vorm Weibe begönnen zu schwinden. Mit ihnen müsse und werde die Kraft nachlassen, die Frankreich zu Boden geschlagen hat, die unbesiegbare moralische Kraft der Nation. Frankreich dürfe auf eine Umdrehung des Rades hoffen . . . . . „Der Vicomte wiederholt nur, was ernste Freunde unseres Volkes seit langem gesagt haben. (!) Aber vielleicht glaubt man dem fremden Warner mehr. Wenn Vogué den Niedergang der Sittlichkeit zumal in Berlin besonders unterstreicht, so hat auch ihn dazu wahrscheinlich ein Blick in die Vergnügungsstätten unserer Jugend, ein Blick auf die Straßenliteratur der Stadt veranlaßt. Vor zwanzig Jahren, als der kluge Franzose Deutschland zum erstenmal bereiste, war dieser Schmutz hier unbekannt. Höchstens daß ihn schmierige Kolporteure mit scheuem Blick aus der Brusttasche hervorkramten und den Nachtkunden flüsternd anboten; höchstens, daß man ihn von Wien und Pest und Paris aus einschmuggelte. Heute hausieren die Händler mit dem unsagbar Abscheulichen vor den Mädchenschulen, Tausende und Abertausende leben davon, und die Kotflut schwillt mit jeder Woche höher an. Kaum vergeht noch ein Tag, an dem sich nicht preußische Gerichtshöfe mit diesen Schweinigeleien befassen müssen, trotzdem die wehrlose Polizei ihnen kaum ein Hundertstel des Materials unterbreiten kann. Was früher für die gepfeffertsten Schaufenster der Passage zu scharf gewesen wäre, das paradiert heute in allen Schreibwarenhandlungen: Fünf- und Zehnpfennigblätter, die auf dem Titelblatte als Reißer nackte Dirnen zeigen mit einer gemeinen Glosse."

Richard Nordhausen wird vielleicht mein Hinweis auf die „Jugend" und den „Simplicissimus" als erste Anstifter und Bahnbrecher nicht ganz genehm sein. Aber die Tatsachen und Zusammenhänge stehen fest. Otto von Leixner hat sich schon vor mehr als zwei Jahren in der „Täglichen Rundschau" ungeschminkt darüber ausgesprochen.

Was Richard Nordhausen im „Tag" aussprach, deckt sich dem Sinne nach völlig mit der wuchtigen Anklage, die am 26. Juni 1903 in der liberalen „Allgemeinen Zeitung" zu lesen war:

„Wir können uns kaum mehr retten vor all dem Schmutz, der von Paris und Berlin, Wien und Budapest her in Deutschland zusammenströmt: es ist geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken ist; durch Bücher, Bilder, Tingeltangel, Postkarten, Annoncen, Witzblätter, Gassenhauer, Operetten, Possen, reine und pseudowissenschaftliche Pornographie, durch gewisse Redouten und Herrenabende, durch Schaufenster, durch breit und behaglich nachgedruckte Gerichtsverhandlungen wird eine Art geistiger Syphilis verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher, er stinkt zum Himmel; kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt. Wenn heute Tacitus käme, sähe er nur, daß alle unsere germanischen Laster treulich geblieben sind, das Saufen, das Raufen und das Spielen; aber die Tugenden sind beim Teufel; von einer sera juvenum Venus, inde inexhausta pubertas, ist keine Rede mehr. Corrumpere et corrumpi saeculum vocatur! Alle politischen Streitigkeiten müßten verschwinden vor dieser Seuche! Man mag Katholik oder Protestant, Christ oder Atheist, radikal oder konservativ sein: Reinheit des Familienlebens, Keuschheit der Frau, Treue des Mannes, Reinhaltung der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele!"

Unter dem Titel „Heranreifende Jugend und sexuelle Verseuchung" erschien in den allerletzten Tagen in derselben „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 28 vom 19. Januar) ein von einem liberalen Gymnasiallehrer verfaßter Artikel, aus dessen tieftraurigen Betrachtungen hier nur der Abschnitt wiedergegeben sei, der sich mit dem zurzeit sehr aktuellen Thema der sog. Akt-Photographien beschäftigt. Diese Erfahrungen eines liberalen Pädagogen mögen die Einleitung bilden zu der rücksichtslosen Abrechnung, die an dieser Stelle mit denen gehalten werden soll, die entweder in unbegreiflicher Unkenntnis und Verblendung oder aus schnöder Gewinnsucht neuerdings auch der Justiz den handgreiflichen Schwindel suggerieren, daß diese Aktphotographien ausschließlich oder vorwiegend Zwecken der „Kunst" dienen sollen. Dieser Schwindel soll in der „Allgemeinen Rundschau" durch unwiderlegliche Beweise, die aus den Katalogen und Prospekten der Händler und Verleger selbst geschöpft sind, so gründlich wie möglich entlarvt werden.

Der liberale Münchener Pädagoge der „Allgem. Ztg." berichtet auf Grund eigener Erfahrungen:

„Im vorigen Jahre wurde in einer Mädchenklasse in einer Münchener Vorstadt ein Prospekt über Aktphotographien gefunden. Die Sache mußte untersucht werden. . . . Man muß solche Prospekte kennen, dann erst hat man einen Maßstab für die furchtbare Gefahr, die der von Witzblättern jahrelang geübte verbrecherische Unfug der Verbreitung der Aktbilderanpreisungen bedeutet. —

Da steht harmlos neben einem kleinen harmlosen Bildausschnitt: „Photographische Akt-Modellstudien, nur Naturaufnahmen. . . . Kataloge für 40 Pfg. franko." Die deutsche Adresse weist ins Ausland. Ich habe den Katalog der Firma in Händen. Er beginnt mit Aktstudien, die in Italien aufgenommen und „von den meisten Staatsgewerbeschulen und Akademien angekauft" sind, und erreicht seinen Höhepunkt in der Anpreisung einer Kollektion, die aus Südwesteuropa stammt und nach dem mir vorliegenden, aus dem Ursprungslande bezogenen Spezialkatalog . . . . . so ziemlich für alle sexuellen Parästhesien stimulierende und sättigende Bilder enthält. Verklei erte Kopien wurden im verflossenen Herbst auf der Oktoberwiese „diskret" feilgehalten. Ein braver Mann „denunzierte" den Verkäufer, einen Münchener Handwerksmeister. Die Polizei machte dem Treiben ein Ende.

Das ist ausländisches Gift. Es gibt auch inländisches. Eine Münchener Firma pries in skandinavischen Blättern Akte und Pikanterien an.

Ueberhaupt der deutsche Name im Auslande! In Barcelona, Paris, Turin, Neapel, Venedig, Triest, Budapest, Belgrad, Luzern, Antwerpen und London sind deutsche Schmutzgroßhandlungen etabliert. Darunter zwei von Frauen! Nur noch eine Tatsache als Maßstab für die pornographischen Greuel im Inlande. Vor einigen Tagen war in Konstanz eine dreitägige Verhandlung gegen einen Schmutzhändler. Ich sprach mit einem der Zeugen. Er teilte mir zur Beleuchtung des Umsatzes von pornographischen Produkten mit, daß von einer Postkarte . . . . . 25,000 Exemplare in eine fränkische Mittelstadt eingeführt worden sind.

Nur eine dünne Decke verhüllt diese Verhältnisse. Jeder kann diese Decke lüften. Und dabei muß man noch besorgen, daß man, wenn man gegen solche Gefahr aus innerstem Pflichtgefühl auftritt, mit dem Stigma des Ultramontanismus und der Muckerei gekennzeichnet wird, und daß damit die Abwehr vielen Liberalen und Nationalgesinnten als Trug und Herrschaftsgelüste lichtscheuer Elemente verdächtig gemacht werde. Wollen

sich wirklich deutschgesinnte, vielleicht dem Dogmenglauben abgeneigte, aber an christlichen Idealen festhaltende Männer durch dieses Manöver täuschen lassen, so daß die Keimvergiftung, womit die Pornographie das deutsche Volk durch die Infektion der Jugend bedroht, ungehindert um sich greifen kann?

Duldung der mit maskenloser Frechheit oder in der Maske der Kunst auftretenden Pornographie ist immer ein Verbrechen an der Nation. Unsühnbar wird dieses Verbrechen, wenn es in einer Zeit begangen wird, die die germanische Kraft auf eine schwere Probe zu stellen droht."

Die allzu deutlichen Stellen der „Allgemeinen Ztg." sind vorstehend punktiert. Verschiedene Anhaltspunkte sprechen dafür, daß die in der „Allgemeinen Ztg." erwähnte Münchner Firma, die in skandinavischen Blättern Akte und Pikanterien anpries, dieselbe ist, welche in der vorletzten Woche auf Grund von Künstlergutachten, die von durchaus irrigen Voraussetzungen ausgehen, nicht nur einen persönlichen Freispruch durch die Geschworenen, sondern auch — was weit bedenklicher ist — im objektiven Verfahren eine völlige Freigabe der beschlagnahmten Akt-Photographien erzielte. Es liegt hier eine Irreleitung und Selbsttäuschung der Justiz vor, welche rücksichtslos aufgedeckt werden muß, damit das „im Namen des Königs" freigegebene Gift nicht allzulange noch Verheerungen anrichte, die um so ärger sein müssen, als die Verfertiger und Händler im Gefühle ihrer von Geschworenen und Richtern doppelt patentierten Würde als „Priester der Kunst" künftig sozusagen optima fide noch ungenierter vorgehen werden als je zuvor. Einen Vorgeschmack davon geben bereits die von den Freigesprochenen an die beiden Kölner „Denunzianten" aufgegebenen Telegramme, mit denen diese hochehrenwerten Männer um drei Uhr in der Nacht aufgestört wurden. Eine überaus rüde Postkarte an einen der Kölner Herren ergänzt den Eindruck.

Der staatliche Duellzwang in der Armee.

Von

Dr. Ludwig Steinberger, Straubing.

Difficile est satiram non scribere. Juvenal.

Justitia est fundamentum regnorum! Ob man sich an maßgebender Stelle diesen sehr wahren Satz stets gebührendermaßen vor Augen hält, das lassen die Vorgänge in der Sitzung des Deutschen Reichstags vom 15. Januar 1906 billig bezweifeln. Mit so verblüffender Offenheit ist wohl noch selten ein Standpunkt, der mit göttlichen und menschlichen Gesetzen in schreiendstem Widerspruch sich befindet, von seiten der staatlichen Autorität verfochten worden wie dort. Es muß dem Abgeordneten Roeren als hohes Verdienst angerechnet werden, daß er durch seine Interpellation im Falle Feldhaus die Vertreter jener Autorität dahin gebracht hat, selber mit greller Leuchte das dämmerige Dunkel aufzuhellen, welches sie bis jetzt gegebenen Falles über ihre Stellung zum Zweikampf zu breiten wußten — ein Dunkel, das allerdings für schärfer zusehende Augen schon lange nicht mehr undurchdringlich war.

Die Sache, um welche es sich handelt, ist bekannt. Dr. Fritz Feldhaus, Rechtsanwalt, Notar und Leutnant der Landwehr-Artillerie, den Abg. Roeren als „Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes" bezeichnete, ist auf Grund eines ehrengerichtlichen Spruches, den der Deutsche Kaiser bestätigte, mit schlichtem Abschied entlassen worden. Und sein Vergehen? Er hat „es abgelehnt, für eine Beleidigung standesgemäße Genugtuung zu fordern, und zwar unter Anführung von Gründen, welche mit den beim Offizierskorps bestehenden Anschauungen über den Austrag von Ehrenhändeln unvereinbar sind." So geschehen im Jahre des Heils 1905.

Die Verwerflichkeit des Duells ist schon so oft von den verschiedensten Standpunkten aus in Wort und Schrift überzeugend dargetan worden, daß es wirklich Eulen nach Athen tragen hieße, wollten wir sie hier von neuem zum Gegenstande der Untersuchung machen. Auch ist es ja doch wenigstens schon soweit, daß das Duell teilweise sogar in denjenigen Kreisen, welche es ex professo verteidigen zu müssen glauben, als Uebel in moralischem Sinne — wenn auch als ein notwendiges — gilt, eine Auffassung, welche gerade in den auf unseren Fall bezüglichen Ausführungen des preußischen Kriegsministers von Einem in der bewußten Reichstagssitzung zu bezeichnendem Ausdruck gelangt ist. Freilich dünkt uns gewöhnlichen Sterblichen ein notwendiges moralisches Uebel eine ethische Unmöglichkeit, und ist dieses Uebel — wie das Duell — noch obendrein gesetzlich verpönt, so kann es nur einem durch irgend welche Rücksichten getrübten Auge verborgen bleiben, daß eine Verteidigung, ja sogar schon eine stillschweigende Duldung einer derartigen Ungesetzlichkeit seitens der staatlichen Autorität in das Gefüge des modernen Rechtsstaates eine breite Bresche legen muß, welche die Mächte des Umsturzes — wie dies durch Bebels Worte in der Reichstagssitzung vom 15. Januar zur Genüge bewiesen wird — im Nu ausspähen und sich bei ihrem Angriff auf die bestehende Ordnung der Dinge zunutze machen. An sich soll ja der Gesichtspunkt der Opportunität in Fällen, wo es sich um Recht oder Unrecht handelt, überhaupt nicht in Betracht gezogen werden; nachdem nun aber einmal leider Gottes er es ist, welcher die Politik vielfach auch in derartigen Fällen beherrscht, so ist es doppelt unbegreiflich, wenn die leitenden Männer unseres Rechtsstaates, dessen Losung der Grundsatz „gleiches Recht für alle" ist oder sein soll, in der Behandlung der Duellfrage eine Praxis belieben, welche nur dazu angetan ist, den Feinden der staatlichen Ordnung Wasser auf die Mühle zu treiben. Wenn daher der sozialistische Führer triumphierend ausrief: „Es steht fest, daß es bei uns eine Klasse gibt, die das Recht und das Gesetz mit Füßen treten kann", so können wir ihm nicht nur nicht Unrecht geben, sondern wir müssen, um der tatsächlichen Lage der Dinge vollkommen gerecht zu werden, dieses Diktum noch verschärfen und sagen: „Es gibt bei uns eine Klasse, die das Recht und das Gesetz unter gewissen Umständen mit Füßen treten muß."

Denn die staatliche Autorität läßt es bei der stillschweigenden Duldung und Verteidigung des Zweikampfes nicht bewenden, sondern sie geht bedauerlicherweise noch einen Schritt weiter, der die Bresche noch um ein beträchtliches vergrößert: sie zwingt die Angehörigen eines bestimmten Standes — des Offiziersstandes — geradezu, gegebenen Falles gegen das geltende Recht zu handeln, und zwar oft nicht bloß gegen letzteres allein, sondern auch gegen die eigene Ueberzeugung, mag diese nun auf reinen Vernunftgründen, auf Gefühlen der Menschlichkeit oder auf religiösen Erwägungen beruhen.

Wenn der preußische Kriegsminister sich auf „die beim Offizierskorps bestehenden Anschauungen über den Austrag von Ehrenhändeln" beruft, so hätte er zu einer solchen verallgemeinernden Ausdrucksweise selbst dann kein Recht, wenn er auf statistischem Wege den Nachweis zu führen vermöchte, daß die überwiegende Mehrheit des Offizierskorps auf dem Boden des Duells stehe; ein Unrecht kann nie durch ein Majorisierungsverfahren verbindliche Kraft erlangen. Nun läßt sich aber, wie bereits Professor Georg von Below, der unermüdliche Bekämpfer des Duells, bemerkt hat, über die Anschauungen, welche hinsichtlich der Duellfrage im Offizierskorps herrschen, statistisches Material überhaupt nicht gewinnen, da einerseits eine offene Kundgabe duellgegnerischer Gesinnungen den betreffenden Offizier — gleichviel, ob er gerade selber in einen Ehrenhandel verwickelt ist oder nicht — sofort seine Stelle kosten würde, anderseits aber begreiflicherweise nicht jeder Offizier Lust haben dürfte, das Damoklesschwert, welches über seinem Haupte hängt, aus freien Stücken und ohne zwingenden Anlaß zum Herabstürzen zu bringen. Recht sonderbar mutet es unter solchen Umständen an, wenn Herr von Einem gegen Dr. Feldhaus den Vorwurf erhob, er habe sich nie als prinzipieller Gegner des Duells erklärt, sondern sei immer nur ein Feind des ihm angesonnenen Duells (mit Dr. Göpel) gewesen. Feldhaus hat eben nur — und er wird damit nicht der einzige sein — mit der pflichtmäßigen Darlegung seines Standpunktes solange gewartet, bis der Fall an ihn herantrat. Es ist nun allerdings eine höchst beklagenswerte Zwitterstellung, in welche ein grundsätzlicher Duellgegner durch des Königs Rock gerät, ein Zustand, der weder den Verteidigern noch den Bekämpfern des Duells als ein Fortschritt gegenüber der durch eine Kaiserliche Kabinettsordre*) beseitigten früheren Praxis gelten kann, wonach die Offiziersaspiranten vielfach über ihre Stellungnahme zum Zweikampf befragt wurden. Nicht den ersteren, insoferne es jetzt nicht mehr möglich ist, räudige Schäflein, welche Einlaß in die heilige Hürde begehren, sofort als solche zu agnoszieren und zur Vermeidung der Ansteckungsgefahr gleich von vorneherein zurückzuweisen; den letzteren ebensowenig, insoferne mit dem Prinzip des Duellzwanges, welches jeden Augenblick für den Offizier praktisch werden kann, die Gerechtigkeit auch nicht das Mindeste gewinnt. Diejenigen Duellverteidiger jedoch, welche mit tugendhafter Entrüstung über reservatio mentalis zetern, wenn ein duellfeindlicher Offizier die Klarlegung seines Grundsatzes bis zum tatsächlich gegebenen Falle verschiebt,

*) Deren Bedeutung übrigens nicht überschätzt werden darf. S. „Schutz der Ehre und Bekämpfung des Duells" (Köln am Rhein 1901) S. 40.)

mögen sich zuerst einmal die Frage vorlegen, wem die Verantwortung für derartige reservationes mentales eigentlich zufällt: denjenigen, welche dieselben machen, oder denen, welche sie durch den von ihnen geübten Gewissenszwang geradezu züchten.

Es gibt nichts Neues unter der Sonne, sagt Ben Akiba. So ist auch jener Gewissenszwang auf gesellschaftlichem Gebiete nur eine getreue Kopie des Gewissensdruckes, der in früheren Jahrhunderten von den verschiedenen religiösen Bekenntnissen gegen Andersdenkende in Anwendung gebracht wurde, für einen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, der sich, ohne seinem religiösen Standpunkt etwas zu vergeben, der Pflicht der Toleranz bewußt ist, gleich empörend wie das cuius regio eius religio jener Tage und gleich unvereinbar mit der verfassungsmäßig einem jeden Staatsbürger — also auch dem Offizier — gewährleisteten Gewissensfreiheit. Ja, diese Kopie ist in einem Punkte sogar noch schlimmer als das Vorbild: wenn die Männer des cuius regio eius religio wenigstens eine feste religiöse Ueberzeugung hatten und es als eine Gewissenspflicht ansahen, dieselbe den Andersgläubigen aufzunötigen, so sehen wir auf der anderen Seite die offiziellen Vertreter des staatlichen Duellzwangs teilweise selbst von der Verwerflichkeit einer Sitte durchdrungen, deren Beobachtung sie von ihren Untergebenen gebieterisch fordern!

So hat, wie bereits angedeutet, auch Kriegsminister von Einem in der Beantwortung der Interpellation Roeren unumwunden zugegeben, daß der Zweikampf gegen göttliche und menschliche Gesetze verstoße. Von desto größerer Dunkelheit und Vieldeutigkeit ist dagegen die Bemerkung, welche er hinsichtlich der Stellung zum göttlichen Gesetze an jenes Geständnis knüpfte; die Priester weiland des delphischen Apoll hätten dieselbe wohl kaum besser fertiggebracht. „Man sollte“, meinte Herr von Einem, „denjenigen, die in eine solche schwierige Lage kommen, es überlassen, sich mit ihrem Gotte selbst auseinanderzusetzen.“ Wie denkt sich denn der Kriegsminister diese „Auseinandersetzung“ des Offiziers mit seinem Gott? Die soll doch wohl auch nach den Gesetzen dieses Gottes erfolgen? O beileibe nicht, sondern da sind die Gesetze des militärischen Ehrenkodex maßgebend; der ist in einem solchen Fall der Gott des Offiziers, und wehe dem, der sotanem Gott nicht pflichtschuldigst sein Opfer darbringt! Angesichts dieser Verhältnisse mag man sich verwundert fragen: Wie würde es wohl unsere Staatsgewalt aufnehmen, wenn es eines schönen Tages einem einfiele, sich mit ihr nach birmanischen oder afghanischen Gesetzen „auseinanderzusetzen“? — Sonst soll der Offizier freilich ebensogut wie der Soldat schön religiös sein, soll an Sonn- und Feiertagen, an hohen Geburts- und Namensfesten schön dem Militärgottesdienste anwohnen, aber — wie eben angedeutet — die Religion hat mäuschenstill zu sein, sobald der Ehrenkodex spricht; in diesem Augenblick wird sie — wie Bebel, der politische advocatus diaboli par excellence, höhnte — für den Offizier Privatsache, die man nicht weiter berücksichtigt. Warum erteilt man da nicht gleich den Religionslehrern an den Kadettenschulen die Weisung, zu lehren, daß unter gewissen Umständen für den Offizier das fünfte Gebot außer Kraft tritt?

Wie findet sich nun der Minister mit der ebenfalls von ihm anerkannten Tatsache ab, daß das Duell auch den menschlichen Gesetzen zuwiderläuft? Auf die einfachste Weise von der Welt. „Wer gegen die anderen (d. h. die menschlichen) Gesetze (durch ein Duell) verstößt“, äußert er, „wird ja (dieses „ja“ ist gut!) bestraft.“ Mit Verlaub, von wem denn? Antwort: Von der nämlichen Autorität, welche ihn zur Uebertretung jener Gesetze gezwungen hat. Ich glaube, hier ist jeder Kommentar überflüssig.

Eine ebenso eiserne Konsequenz darf man wohl — nebenbei bemerkt — der Kriegsverwaltung auf Grund eines Erkenntnisses nachrühmen, das ein preußischer Militärgerichtshof im Sommer des Jahres 1904 gefällt hat. Da mir augenblicklich ein Beleg nicht zur Hand ist, muß ich die Sache, so gut es eben geht, aus dem Gedächtnis nacherzählen. In Königsberg hatte ein Raufhandel zwischen mehreren Soldaten stattgefunden. Die Schuldigen wurden unter ausdrücklichem Hinweis auf die in ihrem Vergehen liegende Verletzung der Solidarität, welche zwischen den Angehörigen einer und derselben Armee bestehen müsse, einer besonders strengen Bestrafung zugeführt. Wenn nun auf der anderen Seite die Vorgesetzten der Soldaten, welche diesen in allen Stücken mit gutem Beispiele vorangehen sollten, vorkommenden Falles gezwungen werden, mit der Waffe in der Hand einander gegenüberzutreten, so fragt man sich unwillkürlich: Ja, sind denn die Offiziere nicht auch Glieder einer und derselben Armee? Und was ist das Duell anders als — doch halt? Da hätten wir ja das Duell beinahe in einen Topf mit einer Sache geworfen, mit der es lediglich die Wesenheit gemein hat, während es sich in der äußeren Form himmelweit davon unterscheidet! (Schluß folgt.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der kritische Sonntag.

Ruhig, man könnte sogar sagen: langweilig ist der angekündigte „große Tag“ verlaufen. Nur Versammlungen mit den Reden und Resolutionen im üblichen Stil, aber keinerlei Straßendemonstrationen! Und doch hatte am Mittwoch vorher noch eine örtliche Wahlrechtsdemonstration der Sozialdemokraten in Hamburg zu Straßenkämpfen, Plünderung und Totschlag Veranlassung gegeben. Nachdem die Sache so glatt abgegangen, suchen die Sozialdemokraten sich als die mißkannten Lämmlein und Ordnungsbolde hinzustellen, wobei kurzsichtige Philister ihnen beispringen mit der nachträglichen Weisheit, daß die Polizei sich durch Scharfmacher und Angstmeier habe irreführen lassen und die umfassenden Vorsichtsmaßregeln ganz unnötig gewesen seien. Mit der letzteren Logik könnte man auch beweisen, daß all unsere Anforderungen für Heer und Marine in den letzten 30 Jahren Verschwendung gewesen seien, sintemal gar kein Krieg stattgefunden habe. Die Polizei handelte recht und klug, als sie für alle Fälle die Kräfte zur sofortigen Unterdrückung jedes Straßenauflaufs bereit hielt und alle, die es angehen konnte, ihre Entschlossenheit zum scharfen Einschreiten wissen ließ. Diese Bereitschaft übte ihren heilsamen Einfluß nicht bloß auf den radaulustigen Mob, sondern auch auf die sozialdemokratische Parteileitung. Ein roter Redner in Berlin gab des Rätsels Lösung, indem er sagte: „Wir gehen nicht auf die Straße, wenn die Polizei zu unserem Empfange bereit steht; wir sind grundsätzliche Gegner der offiziellen Empfänge“. Tatsächlich hat die rote Parteileitung sich in der Frage der Straßendemonstrationen unklar und zweideutig ausgedrückt, bis die traurigen Vorfälle in Hamburg und die entschlossene Haltung der preußischen Behörden ihr die Erkenntnis aufzwangen, daß zur Verhütung großen Unheils und einer folgenschweren Niederlage der Partei die Vorsicht zurzeit der beste Teil der Tapferkeit sei. Nun muß man anerkennen, daß die aufgebotenen Massen der Mahnung des Parteivorstandes gefolgt sind und sich jeder Probe auf das sog. „Recht an der Straße“ enthalten haben. Wir glauben aber nicht, daß das bloße Wort überall genügt hätte, um sowohl die Genossen als den lauernden Straßenpöbel zur Selbstbeherrschung und Entsagung zu bringen; das Bewußtsein der bereitstehenden Ordnungsmacht war der wirksame Erzieher.

Eine wirklich imposante „Demonstration“ macht die Sozialdemokratie alle fünf Jahre, wenn sie bei den Reichstagswahlen mit einer Ziffer von drei oder noch mehr Millionen paradieren kann. Damit sollte sie sich begnügen und das krampfhafte Haschen nach sonstigen Theatereffekten einstellen. Auf der Straße ist nun mal in Deutschland nichts zu machen, wie die jüngsten Erfahrungen deutlich zeigen. Versammlungen gehören zum Rüstzeug aller Parteien; aber wenn die Sozialdemokratie sich darauf legt, im Reklamestil „Massenversammlungen“ anzukündigen, und zwar mit dem Doppelsinn, daß erstens jede Versammlung massenhaft besucht und zweitens die Zahl der gleichzeitigen Versammlungen ins Massenhafte gehen soll (in Groß-Berlin zum letzten Sonntag 93), so bedeutet das eine massenhafte Verpuffung von losem Pulver. Daß die Sozialdemokratie Zehntausende oder in Berlin sogar Hunderttausende von Mitgliedern und Neugierigen auf die Beine bringen kann, wissen wir ja auf Grund der Wahlergebnisse längst. Bei der Ausübung des Versammlungsrechts bringt es nicht die Masse, sondern nur die Qualität der Rede und die zweckmäßige Begründung und Fassung der Beschlüsse. In letzter Hinsicht hat nun die rote Parteileitung abermals gezeigt, daß sie es bloß auf die Agitation, nicht auf die Verbesserung der Zustände abgesehen hat. Das preußische und sächsische Landtagswahlrecht ist gewiß der Verbesserung dringendst bedürftig; aber wenn man nun nicht bloß die gleiche, direkte und geheime Wahl nach dem bisher unübertroffenen Vorbild des Reichstagswahlrechts fordert, sondern sogar das Wahlrecht für alle Zwanzigjährigen beiderlei Geschlechts, dann stärkt man nur die Gegner jeder Reform. Das agitatorische Treiben der Sozialdemokratie wirkt also geradezu reformfeindlich. Bayern kann von Glück sagen, daß es seine Wahlreform schon in Sicherheit gebracht hat. Wenn Herr Bebel die bayerische Sozialdemokratie zu kommandieren hätte, so würde er den liberalen und bureaukratischen Gegnern der Reform eine schätzbare Hilfe gewesen sein.

Die Mißachtung des Reichstags.

Je größer und revolutionärer die Sozialdemokratie wird, desto dringender ist die Sammlung der staatserhaltenden Kräfte und die Eintracht zwischen den Ordnungsparteien und der Regierung geboten. Aber wie reimt es sich mit dieser klaren staatsmännischen Pflicht, wenn man die Gefühle der großen Mehrheit des treuen Volkes durch die schroffe Verkündigung des Duellzwanges beleidigt und die Vertretung des Volkes, mit der allein die friedliche Entwicklung fortgeführt werden kann, mißachtend behandelt, ja geradezu brüskiert!

Die Sozialdemokratie agitiert mit den Schlagworten von Klassenherrschaft, Standesübermut, Kastenwesen, Absolutismus ꝛc. Und der Reichskanzler läßt im Reichstag feierlich erklären, daß das Offizierkorps keinen in seinen Reihen dulden könne, der nicht gegebenenfalls bereit sei, mit der Waffe in der Hand seine Ehre zu wehren, d. h. den Gesetze Gottes und des Staates mißachtenden Zweikampf zu vollziehen, sintemal in „weiteren Kreisen" noch das Duell als Mittel zur Ehrenrettung anerkannt sei. Einerseits wird da offiziell eine Kaste mit besonderer „Ehre" statuiert, anderseits wird den Sozialdemokraten, die man sonst immer zur Gesetzlichkeit mahnt, das böse Beispiel einer patentierten Gesetzesverletzung vorgeführt, und zum Ueberfluß wird der Mehrheit des Reichstages, die sich über die Unterstützung eines provokatorischen Beleidigers beschwert, ein Schlag mit der Reitpeitsche versetzt.

Der Reichstag fordert seit langen Jahren die zur regelmäßigen Arbeitsleistung notwendigen Diäten. Er erneuert die Forderung jetzt, da nun eine Tagung von einer ganz unerhörten Arbeitslast eintritt. Die sog. Reichsregierung und die sonstigen wohlbesoldeten Herren vom Bundesrat würdigen diese Reichstagsverhandlung nicht einmal ihrer Teilnahme. Es zeigte sich im Laufe der Debatte recht deutlich, daß diese leidige Diätenfrage nicht bloß dem Gange der Geschäfte, sondern auch dem Ansehen der Krone nachteilig wird. Aber derselbe Fürst Bülow, der in der Duellfrage mit einer so undiplomatischen Schneidigkeit vorsprengte, bleibt hier vorsichtig hinter seinen Aktendeckeln sitzen.

Die Anzeige vom Tode des braven Staatssekretärs von Richthofen ist dem preußischen Landtage rechtzeitig, dem Reichstage aber mit einer den Zweck der Anzeige vereitelnden Verspätung zugegangen. Das soll nur an der Umständlichkeit des bureaukratischen Geschäftsganges gelegen sein; in Wirklichkeit wird dabei mitgespielt haben, daß bei allen Beamten, den niederen wie den höheren, die Ansicht verbreitet ist, gegenüber dem Reichstag brauche man nicht diligentiam zu prästieren.

Im vorigen Sommer ist ohne ersichtlichen Grund der Reichstag Hals über Kopf nach Hause geschickt worden, als er gerade daran war, verschiedene schwierige Vorarbeiten zum Abschluß zu bringen. Jetzt legt man die Gesetze, deren Beratung damals abgebrochen wurde, wieder vor mit der Forderung, der Reichstag solle sich mit der Erledigung beeilen. Das Zentrum hat gegen solche Behandlung einen Protest erhoben durch die Ablehnung der Teilnahme an der abermaligen ersten Beratung eines solchen Entwurfs. Es wird schließlich nichts anderes übrig bleiben, als daß der Reichstag auch hart und scharf wird. Die bürgerlichen Parteien sollten sich endlich einmal entschließen, ihre Eifersüchteleien und Spekulationen zeitweilig ruhen zu lassen, bis sie der Regierung den parlamentarischen Knigge beigebracht.

Die französische Präsidentenwahl.

Herr Fallières, der Präsident des Senats und Kandidat des Blockes, ist mit 449 Stimmen zum Nachfolger Loubets gewählt worden; Herr Doumer, der Präsident der Deputiertenkammer und Kandidat aller Gegner der Blocktyrannei, unterlag mit der respektablen Ziffer von 371 Stimmen. Es bleibt also, soweit das Elysé in Betracht kommt, beim Alten. Ueber die zukünftige Entwicklung Frankreichs ist aber damit nichts gesagt; die liegt nämlich nicht bei dem dekorativen „Staatsoberhaupt", auch nicht bei dem Senat, der für Fallières den Ausschlag gegeben hat, sondern bei der Deputiertenkammer, in welcher zurzeit der Block nahezu abgewirtschaftet hat. Bei den Wahlen im Lenz werden die Würfel geworfen. Vielleicht ist es für die Katholiken in Frankreich gut, daß nicht Herr Doumer durchdrang; sie hätten sich dann vielleicht an dessen unsichere Rockschöße gehängt, wie früher an die Boulangers, statt ihre Kraft im Volk zu suchen.

Die Finanzreform im Reichstag.

Von

Karl Speck, Mitglied des Reichstages und der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Nachdem die einzelnen Parteien durch ihre Redner in der Generaldiskussion Stellung zu den Steuervorlagen genommen hatten, wurden die letzteren, wie bei der Wichtigkeit des Gegenstandes zu erwarten war, an eine besondere Kommission zur Vorberatung überwiesen. Die Aufgabe dieser Kommission ist eine überaus schwierige, voraussichtlich aber auch langwierige. Schwierig nicht nur wegen der zur richtigen Behandlung der Materie erforderlichen eingehenden Sachkenntnis, sondern ganz besonders deshalb, weil die Ansichten über den zur Sanierung der Reichsfinanzen einzuschlagenden Weg auch in der Volksvertretung weit auseinander gehen. Alle Welt ist mit dem Reichsschatzsekretär einig in der festen Ueberzeugung, daß die Dinge so nicht mehr länger fortgehen können, ohne ernstliche Gefährdung der Leistungsfähigkeit des Reiches in bezug auf die ihm gestellten großen Aufgaben oder ohne ein geradezu den Kredit des Reichs untergrabendes riesiges Anschwellen der Reichsschuld. Herrn von Stengel fiel die undankbare Aufgabe zu, den verfahrenen Finanzkarren wieder in das richtige Geleise zu bringen. An Mut und Unternehmungslust, die zu diesem Wagnis zweifellos gehören, fehlt es ihm, wie die Steuervorlagen beweisen, keineswegs, möge es ihm gelingen, seine riesige Arbeit und Mühe durch einen sachlichen Erfolg schließlich belohnt zu sehen. Des Dankes aller Vaterlandsfreunde kann er im Voraus gewiß sein.

Allerdings scheint ein solcher Erfolg vorerst noch in weiter Ferne zu liegen. Daß an der Fiktion der „Einheitlichkeit" der fünf Steuervorlagen nicht weiter festgehalten werden kann, steht jetzt schon fest. Wichtige Teile derselben, so z. B. die Tabaksteuererhöhung, der Quittungs- und Frachturkundenstempel, ferner auch der Vorschlag, die Höhe der Matrikularbeiträge auf 40 Pf. auf den Kopf der Bevölkerung nach oben zu begrenzen, werden im Reichstag wohl keine Mehrheit finden; ebensowenig hat die Brausteuer in der vorgeschlagenen Höhe Aussicht auf Annahme. Auch an dem Personenfahrkartenstempel werden wohl einschneidende Aenderungen vorgenommen werden. Am lebhaftesten umstritten ist aber die Erbschaftssteuer. Während die äußerste Linke in einer möglichst weitgehenden Erschließung dieser Steuerquelle das alleinige Heilmittel erblickt und alle übrigen Steuervorschläge ablehnt, wird gerade die Erbschaftssteuer von konservativer Seite auf das heftigste bekämpft. Hier will man zur Deckung des Mehrbedarfs im Reiche in erster Linie die Schraube der Steuern auf Verbrauchsgegenstände noch fester angezogen haben. In diesem Widerstreit der Meinungen bildet das Zentrum das Zünglein an der Wage und man ist sich in dieser Partei auch der schweren Verantwortung wohl bewußt, welche mit der Entscheidung über diese wichtigen Fragen verbunden ist. Man verkennt insbesondere die Bedenken nicht, welche der Einführung einer Reichserbschaftssteuer entgegenstehen einerseits vom föderativen Standpunkt aus, anderseits aber auch wegen der bei dieser Steuerart nicht ganz zu vermeidenden ungleichen Belastung des mobilen Kapitals und des Grundbesitzes. Diese Bedenken fallen ganz besonders bei den bayerischen Abgeordneten ins Gewicht und müssen eingehend geprüft werden.

Die Kommissionsberatungen haben bis jetzt zu dem Ergebnis geführt, daß nach Prüfung des Mehrbedarfs derselbe im Beharrungszustand nach Abzug von 24 Millionen an ungedeckten Matrikularbeiträgen und von 25 Millionen Mehrerträgnis aus dem neuen Zolltarif auf rund 200 Millionen zu bemessen sei. Zur Deckung desselben reichen wohl die Erträgnisse der Steuervorlagen, soweit die letzteren Aussicht auf Annahme im Reichstag haben, nicht aus. An neuen Vorschlägen, Ersatz zu schaffen für den Ausfall, fehlt es nun allerdings nicht; sowohl der Reichsschatzsekretär als auch die Kommissionsmitglieder finden in dieser Beziehung mehr hilfsbereite freiwillige Mitarbeiter, als ihnen lieb ist. Es vergeht wohl kein Tag ohne einen neuen Vorschlag. Allen diesen Projekten ist aber charakteristischerweise mit wenigen Ausnahmen das eine gemeinsam, daß sie andere Kreise treffen sollen als die jeweiligen Befürworter derselben . . . Verschon' mein Haus, zünd' andre an!

Ob es sich empfiehlt, wie von verschiedenen Seiten in Aussicht genommen ist, aus der Volksvertretung heraus Ersatzsteuer in Vorschlag zu bringen, erscheint doch recht zweifelhaft. Neue Wege zu suchen, die zum Ziele führen könnten, ist nach Ablehnung eines Teils der gemachten Vorschläge doch wohl Sache

der verbündeten Regierungen. Das schließt aber selbstverständlich nicht aus, daß in der Kommission nach der ersten Lesung die eventuell noch weiter zu treffenden Maßnahmen in einer für die Volksvertretung unverbindlichen Form besprochen und damit dem Reichsschatzamt gewisse Anhaltspunkte dafür gegeben werden, in welcher Richtung sich weitere Vorschläge zu bewegen hätten. Die positiven Parteien haben den ernstlichen Willen, den Reichsschatzsekretär in seinem schwierigen Unternehmen nach Möglichkeit zu unterstützen, und wo ein Wille ist, wird sich auch ein gangbarer Weg finden. Der Schwierigkeiten und Hemmnisse wird es ja im weiteren Verlauf der Kommissionsberatungen noch gar manche geben, sie zu überwinden bedarf es fleißiger Arbeit, großer Geduld, namentlich aber weitgehender Opferwilligkeit auf allen Seiten!

Das neue Staatsoberhaupt in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Mittwoch, den 17. Januar vereinigten sich der Senat und die Abgeordnetenkammer in der Kongreßsitzung zu Versailles, um der Verfassung gemäß ein neues Staatsoberhaupt zu wählen.

Der Wahlakt fand in dem südlichen Hauptflügel des Königsschlosses von Versailles statt, welcher seinerzeit von der Herzogin von Orleans, der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte bewohnt, später für die Oberhofintendanz eingerichtet wurde, in dessen Räumen der Architekt H. de Jolly im Jahre 1875 den Saal in Form eines Halbzirkels herrichtete, welcher für die Abgeordnetenkammer als Sitzungssaal bestimmt war und jetzt zu den Versammlungen des Nationalkongresses dient.

Der Kongreß bestand aus 849 Mitgliedern, von welchen 449 ihre Stimmen für Hermann Fallières, den bisherigen Präsidenten des Senates, abgaben. Derselbe wurde also mit 25 Stimmen über die absolute Mehrheit gewählt. Der Gegenkandidat, der Kammerpräsident Doumer, erhielt nur 371 Stimmen, die anderen Stimmen zersplitterten sich.

Mit dem neuen Staatsoberhaupt zieht ein gemäßigter Mann in den Elyseepalast, dessen Mäßigung in gleicher Weise allen Parteien zugute kommen wird.

Hermann Fallières stammt aus Mezin, einem kleinen Landstädtchen des Condomgaues, eines der Gaue der weinreichen Gascogne. Das Städtchen ist am Zusammenflusse zwei kleiner Flüßchen auf einer Anhöhe gelegen und ist in ganz Frankreich wegen seiner Korkindustrie bekannt.

Es gehört zu dem Kreise Nerac, einem alten Kalvinistenzentrum. Der ganze Kreis besteht sozusagen nur aus Weinbergen und Rebgärten, er zählt 62 Gemeinden mit 53,422 Einwohnern. Alle größeren Grundbesitzer legen sich den Titel „Schloßherren" bei und zählt der Kreis nicht weniger als 156 Schloßherren und angebliche Schlösser, von denen eine ganze Reihe sehr anspruchsvolle Namen tragen, obgleich die meisten derselben nur einfache Gutshöfe sind.

Hermann Fallières besitzt den Gutshof Loupillon, wo ein guter Wein wächst; er hat aber den Takt gehabt, sein Gut weder als Schloß noch seinen Namen als Schloßherrn in das Departementaladreßbuch Didot-Bottins eintragen zu lassen.

Am 6. November 1841 geboren, hat er die Knabenschule seines Geburtsortes und das Kolleg von Bordeaux besucht, dann studierte er die Rechte und legte sein Examen zu Paris ab. Er kehrte hierauf in seine engere Heimat zurück, ließ sich daselbst als Advokat nieder und wurde bei der Septemberrevolution von 1870 zum Bürgermeister ernannt.

Er gehört einer gut katholischen Familie an und heiratete eine Verwandte von Msgr. Besson, Bischof von Nimes. Sein leiblicher Vetter, Msgr. Fallières, der ebenfalls zu Mezin geboren, ist seit 16 Jahren Bischof der mehr als tausendjährigen Diözese von Saint Brieuc in der Bretagne.

Als Mac Mahon im Jahre 1873 ans Ruder kam, wurde Fallières als Maire abgesetzt, was er als eine Ungerechtigkeit betrachtete, welche ihn in das Lager der von Gambetta geführten Opportunistenpartei trieb. Er nahm seine Revanche, trat im Jahre 1876 als Kandidat der Opposition auf und wurde als solcher gewählt. Nach dem verfehlten Staatsstreiche Mac Mahons trat er in die Ministerkarriere und wurde Unterstaatssekretär im Ministerium Jules Ferry. Er wanderte alsdann acht Jahre von einem Ministerium zum anderen und wurde schließlich Senatspräsident, als Loubet zum Staatsoberhaupte erwählt wurde. Als Senatspräsident mußte Fallières den Hochverratsprozeß leiten, welcher dem Senate als obersten Gerichtshof unterbreitet wurde, den Prozeß, in welchen Deroulède, Buffet und Genossen verwickelt waren und welcher Fallières viel unverdienten Haß einbrachte.

Das Bild des neuen Staatsoberhauptes darf nicht durch das Fernrohr der verschiedenen Parteien betrachtet werden. Er wird bald ans Werk gehen und nur aus seinen Werken wird man den Schluß ziehen dürfen, ob er zum Heile des Landes erwählt worden ist oder nicht.

Der Gegenkandidat Doumer, dessen persönliche Eigenschaften und Ehrenhaftigkeit keineswegs in Frage kommen, ist ein talentvoller „Streber", der von Ehrgeiz durch und durch erfüllt ist. Obgleich in bescheidenen Verhältnissen, ist er kein Geldjäger, wie es der Präsident Grevy war, noch ein stolzer Umstandskrämer, wie es der Präsident Felix Faure gewesen. Sein Ehrgeiz ist auf greifbare Macht, auf wirklichen Einfluß, vielleicht auch auf Ruhm gerichtet. Ein jeder Flügelschlag seines Lebens war ein Zeichen, daß er zu etwas Höherem strebte. Er ist in äußerst bescheidenen Verhältnissen geboren; trotzdem hat er es sehr weit gebracht, obgleich er erst 48 Jahre zählt. Mit jedem Schritte erklomm er weitere und höhere Sprossen. Er, der Sohn eines armen Eisenbahnarbeiters und selbst Metallarbeiter, ist der wirkliche Schmied seines Glückes gewesen. Als armer Lehrling unterrichtete er sich selbst und heute ist er Kammerpräsident mit einer Dienstwohnung in dem prachtvollen Palaste der Herzöge von Bourbon-Condé! Er war jetzt nahe daran, durch einen letzten Flügelschlag das Staatsoberhaupt Frankreichs zu werden.

Unter den gegenwärtigen Politikern Frankreichs gibt es nur eine einzige Person, deren Lebensgang mit dem von Doumer verglichen werden kann. Dieser Mann ist der gegenwärtige Ministerpräsident Rouvier. Man findet bei ihm dieselben bescheidenen Anfänge, dieselbe Willenskraft, denselben Ehrgeiz. Nur die Charaktere sind verschieden. Rouvier ist das Bild des lebensfrohen, aufgeweckten, gesprächigen Provencalen, während Doumer, obgleich dessen Familie ja nur durch Zufall die Auvergne bewohnte, Auvergnat ist. Doumer ist zu Aurillac, der Vaterstadt von Gerbert d'Aurillac, des berühmten Papstes Sylvester II., geboren, welche aber auch dem berüchtigten Carrier das Leben gab, dessen Namen in blutigen Buchstaben in die Revolutionsgeschichte eingetragen ist.

Seine Eigenschaften haben in seiner Person einen lebendigen Ausdruck bekommen. Er ist gewandt, geschmeidig, fest. Er hat, wie seine beiden berühmten Landsleute, eine hohe Stirne, einen stechenden Blick, eine klare Stimme. In letzterer Zeit hatten sich allerlei Leute an Doumer herangemacht, weil sie glaubten, daß derselbe, einmal als Staatsoberhaupt gewählt, sich als Werkzeug ihrer politischen Machenschaften hergeben würde. Aber gerade das Herandrängen solch unsicherer neuer Freunde hat Doumer geschadet und ihm alte Freunde, welche er im Parlamente hatte, abspenstig gemacht.

Als seinerzeit der bisherige Präsident Loubet vom Kongresse von Versailles zurückkehrte, wurde er von den vereinigten Nationalisten, Orleanisten usw. mit Kohlstengeln beworfen und mit Gejohl empfangen.

Herr Fallières hat von solchen Artigkeiten nichts zu kosten bekommen, denn in dieser Beziehung haben sich die Zeiten geändert. Hingegen muß er den ganzen Wermutsbecher austrinken, der ihm von einer ganzen Reihe von Zeitungen gereicht wird. Unter denselben befinden sich nicht allein die „auchkatholischen" Zeitungen, sondern auch die wirklich katholischen, wie der „Univers", die „Vérité française", welche nicht verstehen können, daß zwischen zwei Uebeln man das kleinste nehmen muß. Die Sache wäre noch verständlich, wenn die Katholiken auf dem Kongresse wenigstens einen Zählkandidaten hätten aufstellen können, aber zu dieser Rolle wollte sich kein einziger Katholik unter den 849 Mitgliedern des Kongresses hergeben.

Hingegen hat man wacker für die Kandidatur Doumers Vorspanndienste geleistet, der sich doch in Indo-China offen als Freimaurer aufgespielt. Doumer ist obendrein nicht einmal kirchlich getraut und keines seiner acht Kinder hat die heilige Taufe empfangen!

Der Wahlgang hat wieder einmal das paradoxe Wesen der sich gegenseitig bekämpfenden Parteien gezeigt. Die „Vérité française", welche die Kandidatur Fallières heftig bekämpfte, sagt folgendes:

„Fallières, ein Gemäßigter, ist von den Radikalen gewählt worden, während die Gemäßigten für Doumer stimmten, der

ein Radikaler ist. Fallières, der leibliche Vetter eines Bischofes, ist von denen gewählt worden, welche für die Trennung von Kirche und Staat eingetreten sind. Doumer, der seine Kinder nicht taufen ließ, hatte die Stimmen der Konkordatsfreunde für sich. Fallières, der ein reicher Grundeigentümer ist, hatte Sozialisten zu Wählern, während alle Kapitalisten für Doumer stimmten, der doch einen Vorschlag für Einführung der Einkommensteuer eingereicht hat."

Die „Vérité française" erklärt diese sinnlosen Widersprüche mit dem politischen Hasse, mit dem sich die beiden Hauptgruppen der politischen Parteien bekämpfen. Zu gleicher Zeit macht sie aber, ohne es zu wollen, das Geständnis, daß es Katholiken gibt, die naiv genug sind, ihre Hoffnung auf Doumer, einen offenbaren ausgesprochenen Feind der Kirche und ihrer heiligen Satzungen, wie das Sakrament der Ehe und das Sakrament der Taufe, zu setzen und von demselben eine Besserung der Lage hoffen! Und dieser politische Haß veranlaßt dieselben Katholiken, einen Mann wie Fallières zu bekämpfen, dessen Ehrenhaftigkeit niemand anzutasten wagt, der einer gut katholischen Familie entstammt, dessen Gattin und Tochter ein Beispiel für christliche Frauen ihrer Pfarrei sind. Die Bekämpfung wäre noch zu verstehen, wenn man irgendeinen anderen und besseren Kandidaten hätte aufstellen können, aber daran fehlte es ja, wie alle Welt weiß, vollständig.

Es ist vorauszusehen, daß infolge der Wahl ein Briefwechsel zwischen dem Heiligen Vater und dem neuen Staatsoberhaupte, wenn auch nur rein privater Natur, stattfinden wird. Was würde nun gesagt werden, wenn z. B., was ja eine Möglichkeit ist, der Heilige Vater den Bischof Fallières, den Vetter des neuen Präsidenten, der den Bischofssitz von Saint Brieuc in der Bretagne inne hat, mit einer Friedensbotschaft betrauen würde?

Als seinerzeit Herr Loubet zum Präsidenten erwählt wurde, waren auch gewisse katholische Blätter in ihren Ausdrücken nicht vorsichtig genug, und reproduzierte z. B. die „Croix" eine Reihe gewöhnlicher Beschimpfungen. Aber kaum vier Monate darauf veröffentlichten dieselben katholischen Blätter die Ansprache des päpstlichen Ablegaten gelegentlich der Birettaufsetzung eines Kardinals seitens des Staatsoberhauptes. Und in dieser Ansprache war nur von den ausgezeichneten Eigenschaften Loubets und den Verdiensten die Rede, welche er sich für das Wohl von Frankreich und des französischen Volkes erworben habe.

Ich verzichte auf Wiedergabe einzelner Preßstimmen. Auf der einen Seite gibt es zu viel Ehren, auf der anderen zu viel Schimpf. In Lisieux, dem Zentrum der Tuchindustrie der Normandie, wurde mit allen Glocken der drei Pfarrkirchen feierlich geläutet und im „Gaulois" wurde Herr Fallières als der Kandidat der „Kölnischen Zeitung" und der „Frankfurter Zeitung" gebrandmarkt.

. . . . Je n'avais mérité
Ni cet excès d'honneur, ni cette indignité!

kann unser Staatsoberhaupt Fallières mit dem unsterblichen Corneille in seinem Cid ausrufen.

Wegweiser.

Laß die Blütenzweige los,
Sie verwelken in der Hand;
Was da schön und erdengroß,
Ist ein traumgeborner Tand.

Deine Lippen sind noch rot,
Aber dennoch allgemach
Schleicht der stille, blaße Tod
Näher dir mit jedem Tag.

Seinen Tritt vernimmst du kaum
In dem Lärm der Freundeschar,
Frühlingsblüten, — Wintertraum —
Alles weht sein Hauch zur Bahr'.

Scheue Seele, grause nicht!
Rosen pflanz' auf Pfad und Steg,
Und des Todes Angesicht
Sei ein Weiser dir am Weg!

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Die neuere italienische Literatur und Fogazzaros Roman „Il Santo".*)

Von

Dr. Heinrich K. Schäfer, Rom.

II. (Schluß.)

Inzwischen blieben aber die Gegner Benedettos nicht müßig. Man sucht seinen weiteren Einfluß auf den Papst um jeden Preis zu verhindern. Die Mehrheit der Kurialen ist gegen ihn, sein Sturz sicher. Der Vatikan verzichtet auf die Ernennung eines dem Quirinal nicht genehmen Kandidaten für den Turiner Bischofssitz unter der Bedingung, daß die weltliche Macht den Heiligen aus Rom gewaltsam entfernt. Benedetto wird durch die Polizei vom Sterbebett eines durch ihn mit Gott versöhnten, abtrünnigen Mönches hinweggeführt vor den Minister des Innern und seinen Sekretär, die als Skeptiker und religionslose Epikuräer in ihm nur einen psychologisch interessanten Fall sehen und ihn spöttisch nach seinem Leben ausfragen. Ihnen hält Benedetto eine flammende Strafpredigt, in der er die jämmerliche Verderbtheit und Doppelzüngigkeit der staatlichen Politik wie ein zweiter Johannes Baptist brandmarkt.

Aber die Gegner haben auch unter dem armen römischen Volk am Testaccio verleumderische Nachrichten über Benedetto verbreitet. Schon scheint sich die Gunst der Menge ähnlich wie in Jenne in ihr Gegenteil zu verkehren, da kommt die Kunde, daß der Heilige todkrank in der Villa des Professors auf dem Aventin darniederliegt. Die Aufregung der letzten Tage hatten seine schwachen Kräfte verzehrt. Kaum hatte er sich nach dem nächtlichen Verhör im Ministerium zu einem für ihn von unbekannter Hand bereitgestellten Wagen schleppen können. Jetzt ziehen die zahlreichen Anhänger des Heiligen hinauf zum Aventin, um von ihm Abschied zu nehmen. In einer ergreifenden Ansprache voller Liebe und Ermahnung, den Abglanz der Ewigkeit auf dem Antlitz, entläßt er sie alle mit seinem Segen.

Währenddessen steht Jeanne Desalles, das durch Werke der Barmherzigkeit geläuterte Weib, im Garten, auf den letzten Ruf des einstigen Geliebten wartend. Schon in den vorhergehenden Wochen hatte sie im geheimen durch andere Personen ihm alle möglichen Erleichterungen zukommen und ihn vor mehreren Gefahren beschützen lassen. — Sie darf in das Gemach des Sterbenden eintreten. Schon versagt seine Sprache, aber das vom Todesschatten umflorte Auge erkennt sie noch. Er begehrt das Kruzifix, das er ergreifen und ihr reichen will. Da kniet sie gläubig nieder, umfaßt Benedettos erkaltenden Hände mit den ihrigen und drückt in der reinen Liebe der bekehrten Christin ihre Lippen auf das Bild des Heilandes. Sie hat den langersehnten Frieden gefunden, und mit einem himmlischen Lächeln auf den Zügen haucht der Heilige seine Seele aus.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine vollständige (literarisch wie kirchenpolitisch) Würdigung und Kritik des ebenso anregenden wie schweren Buches zu geben, das solche Aufmerksamkeit erregt und als die ausgereifte Arbeit, ja gleichsam als Testament des 64jährigen Verfassers dieselbe auch verdient.

Man hat von gegnerischer Seite (Tribuna) den Heiligen Fogazzaros als eine durchaus mittelalterliche, unmoderne Gestalt bezeichnet und so seine Bedeutung für die heutige Welt leugnen wollen. In manchen Punkten mag dieser Vorwurf nicht unberechtigt scheinen. Denn im Santo schimmert deutlich genug die Gestalt des poverello di Dio, des hl. Franz durch, welcher Reichtum und Genuß ebenfalls mit einem Leben der Armut und für die Armut eintauschte und damals einen wunderbaren Einfluß auf seine Umgebung ausübte**). Heute aber müssen wir in gewisser Ergänzung zu den vorwiegend asketischen Heiligen des Mittelalters betonen, daß Christi Wort „Selig sind die Armen dem Geiste nach" sich in jedem Stande, nicht nur in dem der Geistlichen und Ordensleute, beherzigen und befolgen läßt. Aber auch der Heilige Fogazzaros weist schon dadurch über das Mittelalter hinaus, daß er seine reformierende Tätigkeit weder als Ordensmann noch als Geistlicher unternimmt, sondern als einfacher Laie, freilich in engster

*) Wenn die „Allgemeine Rundschau" den vorstehenden Artikel zum Abdruck bringt, so legt sie sich damit nicht auf einen bestimmten Standpunkt fest. Sobald die deutsche Uebersetzung erschienen ist, werden auch noch andere Stimmen zu Worte kommen. Der Verfasser des vorstehenden Artikels ist Mitglied des römischen Instituts der Görresgesellschaft. Der Herausgeber.

**) Es mag damit auch zusammenhängen, daß gerade aus franziskanischen Kreisen dem Verfasser des Santo zahlreiche zustimmende Schreiben zugehen sollen.

geistiger Verbindung mit dem ausgezeichneten Priester und Ordensmann Don Clemente, seinem Lehrer und treuen Freunde.

Was den Santo aber mitten in die moderne Zeit hineinstellt, sind seine Reformideen selbst, deshalb auch die zahlreichen Besprechungen, die das Buch bald nach seinem Erscheinen erfahren hat.

Welches sind denn die Mängel, die der Santo abgestellt wissen möchte, und wie gedenkt er veraltete Formen zu regenerieren in Hierarchie und Kultus der vom göttlichen Meister zum Heil der Menschen gestifteten Kirche? Bevor wir zur Beantwortung schreiten, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß dem Verfasser in erster Linie der kirchliche und politische Zustand Italiens vor Augen schwebt, während anderweitig z. B. bei den deutschen Katholiken schon längst viele veraltete Gebräuche oder im Mittelalter eingeschlichene Mißbräuche abgestellt wurden und ein ebenso in sozialer Tätigkeit tüchtiger wie religiös überzeugter Klerus erstand. Bei uns in Deutschland ist jene allzukonservative, wenn auch nicht böswillige Richtung kaum noch vorhanden, die Fogazzaro im gestrengen Abte von Subiaco ausgezeichnet getroffen hat. Der spricht so: Die Mißstände mögen allerdings vorhanden sein, aber es ist nicht meine Sache, an ihre Abstellung zu denken, noch viel weniger, davon zu reden. Ich lasse Gott dafür sorgen, wir haben nur zu beten. Wozu wären auch all die Heiligen da, wenn sie nicht helfen wollten.

Am besten lernen wir die von Fogazzaro und den auf seiner Seite stehenden Katholiken Italiens gerügten kirchlichen Mißstände kennen in jener meisterhaft geschilderten Unterredung, die der Heilige mit dem Papste hatte. Vier böse Geister, führt er aus, sind in den Körper der Kirche gedrungen, um gegen den in ihr wirkenden heiligen Geist zu kämpfen: Die Unwahrhaftigkeit, die Herrschsucht, die Habsucht und der übertriebene Konservatismus.

Die Unwahrhaftigkeit offenbare sich in der Aufrichtung von immer neuen äußeren Andachten (man denke an einige von Frankreich ausgehende allzusüßliche Kulte), während doch das Anbeten Gottes im Geist und in der Wahrheit mehr eingeschärft werden müsse.

Viele Katholiken seien nicht von dem Gedanken durchdrungen, daß die katholische Religion nicht nur eine Zustimmung des Verstandes zu gewissen Sätzen der ewigen Wahrheit, sondern vielmehr opferfreudiges Handeln und Leben nach jener Wahrheit im Geiste Christi ist. Diejenigen Priester aber, welche eine Reform des kirchlichen Lebens anstrebten, würden zurückgedrängt oder ganz unterdrückt.*) Der zweite böse Geist sei die Herrschsucht des Klerus. Hier spielt Fogazzaro auf die politischen Zustände Italiens an. Er fordert die Freiheit, daß die Laien sich in Vereinen zusammentun und am öffentlichen Leben teilnehmen können, ohne daß jeder Schritt vom Vatikan aus vorgeschrieben werden müsse. Aber über diese politische Freiheit gehen die Desiderien noch hinaus. Er will auch eine Umgestaltung der Bischofswahlen. Wie einst in der alten und frühmittelalterlichen Kirche, so sollen auch jetzt wieder hervorragende Laien der Diözesen das Recht haben, neben dem Klerus an der Wahl der Bischöfe teilzunehmen. Die Bischöfe selbst aber sollten nicht nur unter Glockengeläut' und Triumphbögen feierliche Umzüge halten und im übrigen wie orientalische Fürsten in ihrem Palaste eingeschlossen sitzen, sondern wie Christus unter das Volk gehen, um es kennen zu lernen und ihm die ewigen Wahrheiten persönlich und oft zu verkünden.

Man muß hier wissen, daß allerdings manche italienischen Bischöfe fast das ganze Jahr im Palast zubringen und sich scheuen, unter das Volk zu gehen, weil sie glauben, es sei ihnen abgeneigt.

Den dritten bösen Geist nennt Fogazzaro die Habsucht. Der Heilige Vater lebe zwar im Palast des Vatikan ebenso wie in seinem früheren Bischofssitz mit dem reinen Herzen des freiwillig Armen und ähnlich möge es viele ehrwürdige Hirten und Priester der Kirche geben. Aber trotzdem seien die meisten Geistlichen zu sehr den Reichen und Mächtigen zugetan und bemühten sich zu viel um deren Gunst, weil sie im Innern den Gütern der Welt anhingen. Hier sieht der Heilige als erstrebenswertes Ziel das Kirchengebot und Gelübde der apostolischen Armut für alle Priester. Dann werde der Herr den letzten von ihnen mit solcher Ehre umgeben, wie sie jetzt nicht einmal die Kardinäle besitzen. Sie würden zwar wenige, aber das Licht der Welt sein.

Auch hier schweben dem Verfasser vornehmlich italienische Verhältnisse vor Augen, wo manche den geistlichen Stand nicht aus Ueberzeugung, sondern bloß der Versorgung und äußeren Ehre halber erwählen.

Der vierte böse Geist sei der allzugroße Konservatismus. Hier läßt Fogazzaro seinen Heiligen recht scharf reden. Viele „Klerikalen" wollten in ihrer engherzigen, pedantischen Weise auch die veraltetsten Formeln und Gebräuche beibehalten bis zu den orientalischen Federwedeln bei päpstlichen Prozessionen. Es gälte gar für einen Skandal, wenn ein Kardinal zu Fuß gehe und die Armen besuche. Der Papst selbst wird vom Heiligen beschworen, er möge doch den Vatikan verlassen. Einst seien die Päpste durch das Zureden eines Weibes (der h. Katharina von Siena) veranlaßt worden, die babylonische Gefangenschaft in Frankreich aufzugeben und nach Rom zurückzukehren, so möge seine Heiligkeit auch jetzt den Bitten aller Frommen nachgeben und zwar gleich beim ersten Verlassen des Vatikans ein Werk seines hohenpriesterlichen Amtes vollbringen. Hier denkt Fogazzaro wohl an eine Reise des Papstes in die durch Erdbeben heimgesuchten Gegenden Unteritaliens.

Wenn wir so die Reformideen des Santo überschauen, so müssen wir auf der einen Seite anerkennen, daß sich Fogazzaro durchaus auf katholischem Boden bewegt, daß er als gläubiger Sohn der Kirche nur das Beste seiner Mutter will und durch Läuterung des äußeren Gewandes viele ihrer verlorenen Kinder wieder auf sie aufmerksam machen und in ihren Schoß zurückführen möchte. Daher sind die Gedanken Fogazzaros nur von katholischem Standpunkt aus verständlich. Auf der anderen Seite können wir freilich einige Bedenken gegen seine Darstellung nicht unterdrücken. Er hätte mehr betonen müssen, daß die von ihm gerügten Mißstände nicht die Gesamtkirche, sondern vielmehr das kirchliche Leben Italiens betreffen. Dann hätte er besser getan, die Gegner des Santo, also die Gegner seiner eigenen Ideen, weniger feindselig und beschränkt auftreten zu lassen. Auch muß man mit dem geschichtlich gewordenen und mit den heutigen Zeitverhältnissen mehr rechnen, als es Fogazzaros Santo tut, z. B. hinsichtlich der Forderung, daß der Papst bei der ersten Gelegenheit den Vatikan verlassen solle. Das Gelübde der Armut für alle Priester obligatorisch zu machen, scheint ebenfalls ein kaum durchführbares Ideal. Gleichwohl ist der Gedanke nicht leichthin zu verwerfen. Spricht sich doch die reine menschliche Wissenschaft, die wir im nichtkatholischen Professor Harnack gleichsam verkörpert sehen, ganz ähnlich aus[1]). Auch die Teilnahme der Laien an den Bischofswahlen wird sich in der Gegenwart kaum anstreben lassen, obwohl noch Gregor VII. die nachdrückliche Forderung aufstellte, daß die Bischöfe durch Klerus und Volk zu erwählen seien.

Die beste Antwort auf die Reformvorschläge des Heiligen läßt Fogazzaro selbst durch den Papst geben: wenn alle Katholiken auf der geistigen und religiösen Höhe Benedettos ständen, dann sei es wohl an der Zeit, jene Gedanken mit Nutzen für die Kirche zu verwirklichen. Aber der Nachfolger Petri müsse auch für Millionen Herzen sorgen, die noch nicht zu solcher religiöser Entwicklung fortgeschritten seien und deshalb noch andere Bedürfnisse hätten. Gleichwohl gesteht er, daß der Herr ihm selbst ähnlich wie dem Heiligen viele dieser Dinge eingegeben habe und die unerschöpfliche Lebenskraft seiner Kirche durch solche Erneuerung aller Welt offenbart wissen möchte. Daß in der Tat die Grundsätze des Santo an den zuständigen Stellen der kirchlichen Hierarchie Italiens nicht ungehört verhallen, scheint eine bedeutsame Rede des Kardinals Capecelatro zu beweisen, in welcher er am 21. Dezember 1905 zu Capua ausführte, wie eine kirchliche Regeneration heute mehr als je zu Zeiten großer, sozialer und politischer Umwälzungen nötig sei und wie unser Hl. Vater Pius X. mit wunderbarer Klugheit und Weisheit diese zu verwirklichen sich anschicke.

---

*) Fogazzaro wird hier an die Rosminianer denken.

*) Vgl. Wesen des Christentums, S 62. „Es läßt sich fragen, ob das Christentum nicht Außerordentliches gewonnen hätte, wenn seine berufsmäßigen Diener, die Missionare und die Pastoren, jene Regel des Herrn (d. h. die Armut) befolgt hätten. Mindestens aber sollte es bei ihnen strenger Grundsatz sein, sich um Besitz und irdische Güter nur so weit zu kümmern, daß sie selbst nicht anderen zur Last fallen, darüber hinaus aber sich ihrer entäußern. . . . Man wird es nicht mehr für schicklich, im höheren Sinne des Wortes, halten, daß jemand den Armen Ergebenheit und Zufriedenheit predigt, der selbst wohlhabend ist und um die Vermehrung seines Besitzes eifrig sorgt. Ein Gesunder mag wohl einen Kranken trösten; aber wie soll der Besitzende den Besitzlosen von dem Unwert der Güter überzeugen? Die Anweisung des Herrn, daß der Diener am Wort sich des irdischen Besitzes zu entäußern hat, wird in der Geschichte seiner Gemeinde noch zu Ehren kommen."

Ewige Rast.

Ueber die hohen, brausenden Wipfel
Ziehen die weißen, jagenden Wolken,
Zieh'n durch den blauen, weiten, ragenden,
Stillen, ewigen Himmel dahin.
Ueber die weißen, jagenden Wolken,
Hin zu den leuchtenden, ewigen Sonnen
Zieh'n meines einsamen Herzens Gedanken.
Rasten nicht. Sprengen die Schranken des Himmels:
Sturmesgewaltige, Allichtgeborene,
Göttliche, rasten sie, Gott, nur in dir!

L. Rafael.

Constantin Meunier.

Ein sozialer Bildhauer.

Von

Ernst Conrad, Berlin.

Auf den ersten Blick könnte diese Ueberschrift überraschen. Was hat die Kunst mit dem sozialen Leben der Gegenwart zu tun? Die Kunst ist etwas Ideales. Sie scheut sich vor der harten Wirklichkeit und ist ihr nur insofern untertan, als sie naturgetreu das Leben darzustellen hat, um höhere Ideen zum Bewußtsein des Beschauers zu bringen.

Und doch ist Constantin Meunier der soziale Künstler der Gegenwart geworden. Er hat es verstanden wie kein anderer, den hervorstechenden Charakter unserer Zeit, das Hervortreten der Arbeit, mit der idealen Kunst der Antike harmonisch zu vereinigen und zu einem ganz neuen Wesen zu vermählen.

Es hat nicht an Stümpern gefehlt, die es versuchten, das soziale Elend der Gegenwart, welches von niemandem geleugnet wird, grau in grau zu malen oder auch plastisch in abschreckenden Formen darzustellen. Diese Leute sind falsche Wege gegangen. Sie haben den idealen Wert der Arbeit nie begriffen und darum ist es ihnen unmöglich gewesen, die Arbeit in ihrer menschlichen Verkörperung zu einer irgendwie wirksamen Darstellung zu bringen. Der Künstler der Arbeit ist Constantin Meunier geworden. Ursprünglich Maler, ist er erst im reifsten Mannesalter dahingelangt, statt der Gemälde, die für ihn zu wenig Anklang fanden, durch die plastische Kunst seine Gedanken der Mitwelt näher zu bringen. Wohl hatte Constantin Meunier auch als Maler seine Erfolge. Aber was er schuf, war der großen Menge zu gedankentief, zu sehr stilisiert. Mit einem Wort: Es sprach nicht an. In den furchtbaren wirtschaftlichen Kämpfen unserer Zeit auch durch die Kunst *sozialen Frieden* zu predigen, dieser Gedanke, der in der Enzyklika „Rerum novarum" des Papstes Leo XIII. so klar zum Ausdruck gekommen ist, ist seine Lebensaufgabe geworden. Die Palette war ihm ein zu sprödes Ausdrucksmittel für die tiefsten Tiefen seines Seelenlebens. Dafür griff er mitten hinein in das blühende Leben seiner belgischen Heimat. Er sah überall um sich das Volk ringen auf jedem Gebiete; aber er war kein Freund der Hetzarbeit, welche diesem Volke durch den Hinweis auf die wenigen, denen es hienieden besser geht, die Arbeit verleiden wollte.

Constantin Meuniers Lebenswerk scheidet sich also in zwei scharfe Abschnitte, die vorhin schon angedeutet waren. Er ist zuerst als Bildhauer mit einem durchschlagenden Erfolge aufgetreten, indem er einen Arbeiter, welcher zu unserer Zeit den äußersten Ausdruck der Kraft bedeutet, plastisch hinstellte. Es war der „Hammerschmied", eine Gestalt von einem wahrhaft klassischen Adel der Formen, gekleidet aber auch in das ärmliche Gewand des modernen Arbeiters. Der moderne Eisenarbeiter hat zur Vermeidung der Gefahren, welche ihm im Betriebe drohen, die knappste Bekleidung zu wählen. Dem Künstlerblicke eines Meunier konnte es nicht entgehen, welches Heer von Zyklopengestalten in diesen modernen Werkstätten des Vulkan ein Muskelspiel zeigten, wie es weder im Stadium in Athen, noch in der Arena zu Rom jeweils zu sehen war. Und aus diesen Arbeitergestalten schuf er in der engsten Anlehnung an die ewiggeltenden Gesetze der klassischen Kunst seine imposanten Arbeitergestalten, die uns auch heute noch trotz ihrer modernen Kostüme unwillkürlich an die antike Plastik erinnern.

Es ist nicht allein der Industriearbeiter, auch nicht allein der Bergmann, die Meunier uns in ihrer angespanntesten Tätigkeit hinzustellen sucht; seine Heimat, Belgien, gab ihm Gelegenheit, auch das Leben des ackerbautreibenden Volkes und ebenso das Leben des Schiffervolkes in den Bereich seiner Tätigkeit zu ziehen.

Die Grundlage der Meunierschen Plastik, wie sie uns in seinen reifsten Werken vor Augen tritt, ist der Gedanke, die Arbeit zu idealisieren. Mag er einen Bauernburschen modellieren, der den kraftstrotzenden Brabantergaul zur Tränke reitet, mag er die Grazie der Antike wiederholen in der Gestalt eines jungen Bergmann-Mädchens, mag er den Bergmann bei der Arbeit in der dumpfen Grube uns vorführen, oder endlich den Seemann, wie er das Boot vom Strande schiebt, immer bleibt Meunier derselbe: Er schildert uns in der Arbeit die geadelte Kraft, die Kraft, geadelt von einer höheren Weltanschauung, die nicht gestattet, die Arbeit als Fluch anzusehen, sondern die die Arbeit als ein notwendiges Glied der menschlichen Kultur und als eine gottgewollte Pflicht darstellt.

Niemals wird der Beschauer vor Meuniers Werken den Gedanken des labor improbus fassen, der das ganze Heidentum beherrschte. Uebrigens ist Meunier, wie wir nebenbei bemerken, auch der religiösen Kunst nicht fern geblieben. Seine Pietà in Holz, ein Christuskopf in Bronze, ein Christus am Kreuze in Bronze, der verlorene Sohn, ein Christus im Grabe, ein Denkmal des Paters Damian, des Apostels der Aussätzigen, legen Zeugnis dafür ab, daß Constantin Meunier keiner von den oberflächlichen Stümpern der „Armeleutkunst" gewesen ist.

Und merkwürdigerweise ist es diesem Künstler nicht vergönnt geblieben, sein Lebenswerk vor seinen Landsleuten in voller Oeffentlichkeit verwirklicht zu sehen: Das *Denkmal der Arbeit*. Alle Gedanken aus der Höhe und aus der Tiefe, welche dieses fruchtbare Leben geschaffen hat, sind gewissermaßen zusammengedrängt in dem *Denkmal der Arbeit*, dem Werke, dem fast die ganze unermüdliche Arbeit der letzten Lebensjahre gegolten hat und das im eigensten Sinne sein Schmerzenskind gewesen ist. Er war aufgewachsen inmitten all dieser Arbeit, die er so eindringlich geschildert hat. Was lag näher, als daß er seinen Landsleuten dieses Denkmal der Arbeit, — „le Monument au travail" — so dahingestellt hätte, daß sie täglich es vor Augen gehabt hätten? Auf einem großen, freien Platze seiner Vaterstadt sollte es sich in Form eines mächtigen Würfels erheben, überragt von der weithin sichtbaren Gestalt des Sämanns, der mit seiner symbolischen Geste den Samen der Zukunft in das Land hinausstreut. Meunier liegt $^{3}/_{4}$ Jahre unter der Erde. Er hat es nicht erlebt, daß sein Lebenswerk Gemeingut des Volkes wurde.

In einem Museum werden jetzt diese Gestalten, welche die Arbeit verkörpern, in einer halbkreisförmigen Anordnung ihren Platz finden. Damit sind die Gestalten auseinandergerissen, aber die Reliefgruppen bewahren auch so ihre einfache, elementare Wirkung. Seit den Tagen der Bildhauerkunst der Renaissance ist derartiges an Reliefkompositionen nicht mehr in dieser originellen und der Antike so nahekommenden Form geschaffen worden. Die Arbeit in allen Formen wird auf das Mindestmaß eines Raumes mit dem Höchstmaße lebendig bewegter Gestalten zusammengedrängt. Man betrachte die Erntearbeiter, wie sie sich in der Arbeit bücken bis unter die Oberfläche des Meeres der Aehren. Wie einer dem anderen in die Hände arbeitet, wie die Mühsamkeit dieser Arbeit und doch wieder der Erfolg dieser Arbeit in den fallenden Halmen geschildert ist, das ist von hinreißender Ueberzeugungskraft und man wird sagen müssen: es gibt kaum etwas Aehnliches. Ebenso aber, wie er mit wenigen sichtbaren Halmen die ganze Ernte versinnbildet, so versetzt uns Meunier mit einer höhlenartig eingerissenen Umrahmung in die genauesten Einzelheiten der Arbeit des Bergmanns. Und so in die Tätigkeit des seefahrenden Volkes und seine Gefahren; und wiederum so in die Arbeit der Menschen, die dem Verkehre und dem Handel dienstbar sind. Man beachte, daß es die vier Elemente der menschlichen Tätigkeit sind, welche der Künstler hier schildert. In Luft und Sonne gedeiht die Saat, in der freien Luft wird die Ernte eingeheimst. Das Wasser ist der bedeutendste Verkehrsweg; weil es aber die Weltteile trennt, schildert uns der Künstler die Arbeit im Hafen, welcher die Länder einander nähert. Kohle und Eisen sind die Grundlage der neuen Industrie; darum führt uns Meunier den Bergmann aus der dunklen Tiefe, den Eisenarbeiter vor dem lodernden Feuer des Hochofens vor. Alles das sind nur Ausschnitte aus dem Leben der modernen Arbeit; aber diese Ausschnitte sind mit so überzeugender Kraft gegeben, daß der Ge-

danke von dem einzelnen Geschehnis sofort auf das Ganze, auf das Ideale der Arbeit hingewiesen wird.

Meunier kam zu diesen einzigartigen Wirkungen ohne die bunten Zutaten der Allegorien; aus seiner Form löste sich von selbst der Gedanke. Charakteristisch für ihn ist die Sparsamkeit, mit welcher er das Nackte benutzt. Durch die gestrickte Jacke, den runden Hut, die einfache englische Lederhose des Arbeiters dringen plastisch die Anstrengungen der Muskeln; alles ist Bewegung und alles ist Ruhe — der Triumph der Plastik.

Weniger klar ist in der neuen Anordnung des Denkmals der Arbeit die Bedeutung der Einzelfiguren, welche ursprünglich an dem würfelförmigen Sockel die Eckfiguren bilden sollten. Der Künstler selbst hat hier fremden Einflüssen weichen müssen und so sind die ergreifenden Gestalten der „Ahne", die Gestalt des Bergmanns, des Hammermeisters, der Mutterschaft als Symbol der Fruchtbarkeit gewissermaßen aus dem Zusammenhang herausgerissen; obwohl jedes einzelne, für sich allein gestellt, die Größe des Meisters offenbart.

Meunier ist 74 Jahre alt geworden. Er hat nicht die Triumphe erlebt wie der Größte neben ihm, unser deutscher Altmeister Menzel; aber sie beide gehören nicht einem einzelnen Volke an, obgleich jeder von ihnen sein Bestes aus dem Leben seines Volkes heraus geschaffen hat. Wer jetzt vor dem bei Keller und Reiner in Berlin ausgestellten Denkmal der Arbeit steht, der findet zwischen den beiden großen Meistern sehr bald ein Gemeinsames: den gewaltigen Fleiß im einzelnen und den umfassenden Ueberblick über das ganze Leben einer Zeitepoche.

Hundesteuer.

Von

Friedrich Koch-Breuberg, München.

Es gibt sehr viele Menschen, denen der Anblick einer Katze ein Aergernis bereitet und einzelne waren oder sind mit der Idiosynkrasie behaftet, das Tier in unmittelbarer Nähe nicht ertragen zu können.

So fiel ein tapferer französischer Marschall in Ohnmacht, wenn er plötzlich eine Katze sah.

Noch niemanden kam es in den Sinn, die Mäusefängerin, auf die Mondschein und Baldrian in liberalster Weise wirken, gleich dem Hunde mit einer Staatssteuer zu belasten.

Vergeblich suche ich unter Männern nach Katzenliebhabern und man begegnet höchstens der allgemeinen Toleranz in Angelegenheiten der Tierfreundlichkeit. Das zarte Geschlecht hingegen breitet wohl zur überstarken Hälfte die schützenden Fittiche über das vögelmordende, diebische Ungeheuer. Die „Minniminnis" süddeutscher Evastöchter und das „lecker Tierchen" norddeutscher Jungfrauen haben heutzutage bedeutend an Wert verloren, denn Ratten und Mäuse vertilgen Apotheker und Drogisten und das Kanalsystem tut ein übriges.

Wenn ich die Katze auch nicht mit den haßerfüllten Augen des Nimrods betrachte; so muß ich doch erklären, daß sie in den großen Städten lediglich zum geschundenen Spielzeug verwöhnter Kinder oder zum verhätschelten Zimmergenossen umgebungsbedürftiger Damen herabsank.

Mehr und mehr hat sich die Katze zum Luxustier entwickelt.

Beim Hund, auf dessen Besitz man jetzt eine vernünftigere Steuer legen wollte, liegen die Dinge sehr verschieden, denn es gibt Geschäfts- und Sportsleute, für die der sogenannte Freund des Menschen nutzbringend arbeitet.

Ein eingefleischter Feind des Hundes existiert kaum und jene Nervösen, die über keifende, ungezogene Hunde wettern, haben ihre Abneigung meistens dem Unverstand vieler unberechtigter Hundebesitzer zu verdanken.

Das staatliche Auge — allzeit bereit nach Steuerobjekten auszuspähen — hat augenblicklich wieder einen liebevollen Blick auf den Hund geworfen, aber es blieb nach meiner Ansicht beim Wetterleuchten und Zeus schleuderte keine Blitze und ließ sich rühren.

In erster Linie hätte man den Hund klassifizieren sollen und zwar: in den Berufs- und den Luxushund.

Der erstere müßte steuerfrei bleiben, während die Besitzer des letzteren oft ein halbes Schiff montieren würden, nur um leuchtende, ausstopfenswerte Goldkäferchen behalten zu können.

England besitzt, wie bekannt, vorzügliche Gesetze in dieser Hinsicht. Ein gewisser Lord kehrt nicht in sein Vaterland zurück, weil sein alter Köter die Grenze nicht überschreiten darf. Ueber die weißseidenen Nachthemden anderer zum Glücke ausersehener Hunde verbreite ich mich nicht, denn ich halte dafür, daß der Staat kein Recht besitzt, ungefährliche Narreteien zu verbieten, nur sollte er sie, wo sie in seinem Bereiche vorkommen, hoch besteuern.

Allgemein hört man, das Erträgnis der Luxussteuer sei stets minimal ausgefallen.

Ja — wenn man generalisiert und sich nicht die Mühe nimmt, das Objekt im Detail zu besteuern — dann schon!

Zu den Berufshunden wären zu erklären gewesen: 1. der den Hof bewachende Bauernhund, 2. der absolut nötige Hund des Schlächters und 3. der Jagdhund von angestellten Jägern und Forstleuten.

Wollte man das als Grundlage gelten lassen, dann könnte die Hundesteuer mit dem jetzigen Ansatze für alle übrigen Hundebesitzer beginnen und zugleich müßten die Vorschriften für die polizeiliche Kontrolle und Ueberwachung verschärft werden, denn gerade aus dem Vollzuge der letzteren wäre Geld in den Steuersäckel gekommen. Sehr empfehlenswert erscheint auch eine mäßige Besteuerung des ersten Luxushundes, während jedes weitere gehaltene Tier doppelter, dreifacher usw. Besteuerung unterliegt.

Das stelle ich mir vor, indem Hunde, deren kläffendes, übelriechendes Dasein, deren überfetter Rücken Abscheu und Widerwillen erregen, vom amtierenden Tierarzt wie in England der Vernichtung zugesprochen werden.

Wo aber beginnt die Grenze?

Man kann doch je nach der Rasse ein erlaubtes Gewicht feststellen und, da der Staat nie gefühllos sein sollte, kann man das Halten von solchen häßlichen Kötern bei zehnfacher Besteuerung erlauben.

Wenn ein Kommerzienratssohn sich einen Luxushund hält und ihn — statt ihn zu erziehen — quält und verdirbt, erregt er sicher Aergernis, wenn nichtgezogene Fox und Collies alle Radfahrer anspringen und in manchen Straßen ununterbrochenes Gekläff ertönt, wird sicherlich Aergernis erregt, doch am empörendsten erscheint mir die Gefühlsroheit der Hundebesitzer, deren liebe Tiere es auf Bettler, Krüppel und Arbeiter abgesehen haben!

Dergleichen beobachtete ich sehr häufig in München, das sich nach der letzten Zählung der respektablen Anzahl von 22,000 Hunden erfreut, während die viermal größere Reichshauptstadt nur 17,000 beherbergt. Selbst in den feineren Gastlokalen und Kaffeehäusern Isar-Athens besitzt — trotz polizeilichen Verbotes — der Hund ein Freibillett.

In England — in Frankreich — in Norddeutschland gibt man Polizeivorschriften, damit sie gehalten werden, aber in Oesterreich und Süddeutschland erläßt man sie, damit sie überschritten werden.

Eine unnachsichtliche Bestrafung aller Hundeunarten außerhalb der Wohnung des Besitzers muß ungezählte Millionen einbringen, aber der „einzige Freund des Menschen" erfreut sich namentlich in Süddeutschland einer akademischen Freiheit, die er sonst nur in Konstantinopel besitzt!

Schutzleute, denen die Ueberwachung der menschlichen Bevölkerung anvertraut ist, haben keine Zeit, sich mit dem Unwesen der Hundeplage zu befassen, und deshalb muß in allen Städten das dürftige Personal der Hunde-Polizei bedeutend vermehrt werden. Ein geübtes Auge erkennt die Hunde eines Bezirkes leicht und die Besitzer lieblicher Kläffer können dann zur Strafe herangezogen werden.

Aller Gefühlsdusel ist vom Uebel und keine Seele bringt mir Mitleid entgegen, weil mein „einziger Freund", der Tabak, besteuert werden soll, aber gegen die Hundesteuer sprach und schrieb jede gefühlvolle Seele und erinnerte an die Verdienste des Reichshundes und an den spekulativen Pudel Artur Schopenhauers.

Bühnen- und Musikrundschau.

Mozart. Am 27. Januar werden es 150 Jahre, daß Wolfgang Amadeus Mozart in Salzburg das Licht der Welt erblickte. Man bezeichnet das Jahr 1906 als das Mozartjahr, wie man 1905 das Schillerjahr genannt hat, und ohne Zweifel wird die Zahl der musikalischen Begebenheiten, die daran anknüpfen, keine geringe sein. Keine rein oberflächliche Aehnlichkeit ist es, die die Namen Schiller und Mozart nebeneinander stellt. Beide verkörpern auf ihrem geistigen Gebiet die reinste, fleckenlose Idealität und ihr Streben war die Schönheit als solche. Die Preisfrage, die man vor vielen Jahren schon aufgeworfen hat: lebt Schiller noch? könnte man füglich ganz gut in bezug auf Mozart wiederholen. Gewissen, vielleicht als realistisch zu bezeichnenden Banden, die uns heute noch an Haydn und Beethoven knüpfen, ist er, dessen Geist wir wohl immer mehr über als neben uns fühlen, entzogen geblieben, und doch müssen wir sagen, er lebt uns noch, und was er geschaffen, wirkt in unverminderter Frische auf uns ein. Ueberall ist es freilich — und wir dürfen dabei an Mozart, den Dramatiker ebenso denken wie an den Sinfoniker und an den Kammerkomponisten — jener allgemeine absolute Schönheitsbegriff, der so hoch emporzieht. Ihn finden wir in reinster Form wieder in der „Ueberwindung der Materie", wie sie aus der Jupitersinfonie spricht, in der luftklaren Schönheit der Streichquartette und sie beherrscht auch die ganze Charakterkunst seines dramatischen Lebenswerkes, das Edle bis zur höchsten Reinheit emporhebend und auch dorthin, wo menschliche Leidenschaft ihr Spiel treibt, den Sinn des in höherer Auffassung Versöhnenden tragend. Ein tiefes menschliches Mitleid muß uns aber erfassen, wenn wir bedenken, daß dieses überreiche Lebenswerk, das den Deutschen in den dauernden Besitz seiner ihm ureigensten Kunst gebracht hat, die Tat eines kaum bis zum sechsunddreißigsten Lebensjahre gelangten, unausgesetzt von den Nöten und Bitternissen des Lebens verfolgten Mannes war. Wie gesund und sonnendurchglüht muß sein Geist gewesen sein, daß er, von trüber Todesahnung erfüllt, noch ausrufen konnte: „Und das Leben war so schön". Welche Hoffnung, welche zufriedene Ruhe und fast göttliche Ergebung spricht in beseligender Weise noch aus seinem Requiem! Ueberblickt man seine Lebensbahn und die immense äußere Gewalt seines mit so rührender Bescheidenheit vor sich gegangenen Wirkens, so wird man die übermenschliche und doch so menschliche Idealgestalt erstehen sehen, die der heutigen Tonkunst Trost und Mahnung sein kann: jener Trost, der das denkbar reinste, von den Flügeln des Genies getragene Wollen für alle Zeiten ausüben muß, jene Mahnung, die in diesem Trost selbst liegt, daß nur in dem aus vollem Herzen und ehrlich Gegebenen die Zukunft liegen kann.

Kgl. Hoftheater in München. Nur klein war die Zahl bemerkenswerter Ereignisse in der abgelaufenen Woche. Die Oper brachte einige Gastspiele des Tenoristen Gentner vom Frankfurter Stadttheater. Kleinere Rollen, die eine ziemlich enge Begrenzung sowohl in bezug auf Stimmentfaltung wie auch Charakterdarstellung aufweisen, gelingen ihm nicht übel. Rollen wie Gounods Faust reichen aber, ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit seiner Erscheinung, schon weit über das ihm von Natur aus Mögliche hinaus. Die Faustvorstellung, bei der wir auch ein recht mittelmäßiges fremdes Gretchen zur Aushilfe hier hatten, war überhaupt recht bezeichnend für den gegenwärtigen Experimentierkurs.

Münchener Schauspielhaus. Die letzte Novität war das fünfaktige Drama „Der Großknecht" von Beyerlein, die bei uns keinen Erfolg hatte. Man rühmt dem Dichter allerhand über das Mittelmaß hinausgehende Feinheiten nach und findet, daß das Bestreben, etwas in jeder Beziehung Vollwertiges zu schaffen, just das Gegenteil seiner Absichten zuwege gebracht habe. Gegenüber der an krassen Episoden nicht armen Handlung und dem Bauernstuben-Milieu macht sich ein Hang zu psychologischen Tüfteleien bemerkbar, der die Handelnden innerlich ihrer Umgebung vollständig entfremdet und einen breiten Riß in das Ganze bringt. Ebendaselbst brachte auch die Münchener Dramatische Gesellschaft die Uraufführung eines Einakter von Rudolf v. Delius heraus, welche den Gesamttitel „Lebensspieler" führen. Es verlohnt sich nicht, auf den Inhalt näher einzugehen. Wie dieses takt- und herzlose Zeug unter dem moralischen Schutz einer ganzen Gesellschaft den Weg zur Oeffentlichkeit finden konnte, das bleibt eine Frage, für die es wohl keine rechtfertigende Antwort gibt.

Verschiedenes. Der Regisseur der Weimarischen Hofbühne Karl Grube hat ein dramatisches Fragment von Albert Lindner, betitelt „Der Kurprinz von Brandenburg" ergänzt. Das Stück soll noch in diesem Monat in Hamburg aufgeführt werden. — Aino Akté hat in Köln an drei Konzertabenden die nach heutigen Verhältnissen fast unglaubliche Einnahme von über 31,000 Mk. erzielt. Sie wird im nächsten rheinischen Musikfest mitwirken. — Frenssens „Jörn Uhl" wird am Raimundtheater in Wien als Drama erscheinen. Die Nachricht verschweigt den Namen des spekulativen Bearbeiters. — Das Königliche Konservatorium in Dresden begeht in dieser Woche die 50jährige Jubelfeier seines Bestandes. — Die Universität Würzburg ernannte den P. Hartmann von an der Lan-Hochbrunn wegen seiner Verdienste um die Kirchenmusik zum Ehrendoktor der Theologie. — Der Klaviervirtuose Alfred Grünfeld hat eine heitere Oper „Das Weiberdorf" vollendet. — Die Gedenkfeier des 150. Geburtstages Mozarts wird in Berlin wie auch in München durch eine zyklische Aufführung seiner Opern begangen werden. — August Bungert, der Komponist der so schnell abgewirtschafteten Odysseus-Tetralogie, hat eine missa solemnis vollendet. — Eine neue Spezialität hat der Berliner Konzertsänger A. N. Harzen-Müller. Im verflossenen Jahr hat er an zwölf Konzertabenden über 200 plattdeutsche Kunstlieder gesungen. — In Nr. 53 brachten wir die Nachricht, daß die Oper „Antonius und Kleopatra" von Wittgenstein am Dessauer Hoftheater einigen Erfolg gehabt habe. Wie uns der Komponist nun persönlich mitteilt und durch zahlreiche Kritiken belegt, hat das Stück bei Publikum und Presse einen nachhaltigen und starken Eindruck hinterlassen.

München. H. Teibler.

Vom Büchertisch.

Lateinische Formenlehre, bearbeitet nach den Grundsätzen von Poehlmanns Gedächtnislehre. Schon wiederholt hatten wir Gelegenheit, auf die nach der Poehlmannschen Gedächtnislehre bearbeiteten Werke hinzuweisen. Zunächst war es das Bürgerliche Recht des Deutschen Reiches, welches infolge der Anwendung des Vierfarbendruckes und durch die vielen Uebersichtstabellen schneller verständlich und leichter erlernbar gemacht wurde. Bald darauf erschienen, nach demselben Prinzip bearbeitet, die Daten der deutschen, sowie der alten Geschichte, endlich eine Musiklehre, der man nur das beste Zeugnis in bezug auf Gemeinverständlichkeit und Leichtfaßlichkeit ausstellen kann. Heute liegt nun der erste Teil einer lateinischen Grammatik vor: Die lateinische Formenlehre. Auch hier ist der Vierfarbendruck mit Erfolg angewendet. Wer ein solches, mit mehreren Farben gedrucktes Buch zum ersten Male in die Hand bekommt, wird vielleicht zunächst etwas befremdet sein. Aber, wie Herr Christ. Lud. Poehlmann in dem Vorworte zu seiner Formenlehre mit Recht sagt, wird sich der Mensch bald daran gewöhnen, ebenso wie das Pferd zunächst stutzt, wenn es heimkehrt und die ihm wohlbekannte Stalltüre frisch gestrichen sieht, sich aber bald daran gewöhnt. Hat man einige Zeit in der Formenlehre studiert, so kommt man zu der Erkenntnis, daß dieser Druck ein leichtes und sehr eindringliches Lernen ermöglicht. Denn er bewirkt, daß sich dem Gedächtnis mit der Farbe sofort die Vorstellung einer gewissen Eigenschaft einprägt. So erinnert man sich z. B. spielend, daß das Substantivum, welches sich dem Gedächtnis blau eingeprägt hat, ein Maskulinum ist, das rote ein Femininum usw. Außerdem wird hauptsächlich mit der logischen Aneinanderreihung von Wörtern operiert. Es sei nur ein Beispiel angeführt: Während es in anderen Grammatiken heißt: gener der Schwiegersohn, vesper der Abendstern, socer der Schwiegervater, puer der Knabe, liberi die Kinder, ordnet Poehlmann in absteigender Linie: Schwiegervater, Schwiegersohn, Knabe, Kinder, (früh zu Bett) Abendstern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine solche logische Reihenfolge das Gedächtnis aufs beste unterstützt. Die vorliegende Formenlehre ist also aufs neue ein Beweis für den hohen Wert der Poehlmannschen Gedächtnislehre, welcher nur zu wünschen wäre, daß sie in immer weiteren Kreisen Eingang finden möge.

J. K.

Die verehrlichen Abonnenten werden ersucht, Beschwerden über unpünktliche und unregelmäßige Zustellung der „Allgemeinen Rundschau" unverzüglich der Expedition (München, Tattenbachstraße 1a) zu übermitteln. Der Versand und die Auslieferung der „Allgemeinen Rundschau" erfolgt seitens der Expedition mit absoluter Regelmäßigkeit allwöchentlich um die gleiche Stunde.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch — Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 5. München, 3. Februar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Trutzbriefe eines Unverantwortlichen.
Von Dr. Otto von Erlbach.

Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes.

II.

Das Reichsgericht ist in neuerer Zeit durch eine Reihe von Erkenntnissen der laxeren Handhabung des § 184 entgegengetreten und hat als Revisionsinstanz nicht wenige Pornographen, welche durch die weiten Maschen des Begriffes „unzüchtiger Schriften, Abbildungen und Darstellungen" durchgeschlüpft waren, durch Rückverweisung an die Vorinstanz der verdienten Bestrafung zugeführt. Auch den unter der täuschenden Flagge reiner „Künstlerstudien" millionenweise verbreiteten sogenannten Aktphotographien geht das Reichsgericht mit löblicher Entschiedenheit zu Leibe. Erst in den letzten Wochen beschäftigten zwei Berliner Fälle das Reichsgericht. In beiden handelte es sich um Bücher mit Darstellungen weiblicher Nuditäten, „Aktstudien". Selbstredend beriefen sich beide Angeklagte auf den „künstlerischen" Zweck dieser Werke. In dem einen Falle war auch vor dem Landgericht I zunächst ein freisprechendes Urteil erzielt worden. Das Reichsgericht hob das Urteil mit der Begründung auf, daß es nicht allein auf den künstlerischen Zweck ankomme, sondern auf die Wirkung, welche die Bilder auf das kaufende Publikum ausüben. In dem anderen Falle war schon das Landgericht I auf Grund des unzüchtigen Charakters der dargestellten Nuditäten zu einer Verurteilung gelangt, und das Reichsgericht verwarf die eingelegte Revision.

Die erfreuliche Entschiedenheit des Reichsgerichts, welches die vielbeklagten Lücken der Gesetzgebung durch eine enger gezogene Interpretation des Begriffes „unzüchtig" nach Möglichkeit unschädlich zu machen sucht, vermag es dennoch nicht zu hindern, daß die widerspruchsvolle Unsicherheit in der Rechtsprechung über dieses peinliche Kapitel eher zu- als abnimmt. Das Landgericht in Stuttgart soll Blättermeldungen zufolge die Erhebung der Anklage gegen eine dortige Firma, welche die Popularisierung photographischer Naturaufnahmen des weiblichen Körpers als lukratives Spezialgeschäft en gros betreibt, abgelehnt haben, und in München waren es in den jüngsten sensationellen Fällen nicht etwa bloß die Geschworenen, die sich durch den angeblichen Kunstzweck blenden ließen, sondern auch die rechtsgelehrten Richter, welche die beschlagnahmten Bilder im objektiven Verfahren freigaben.

Die nachstehenden Ausführungen richten sich nicht gegen Personen. Es ist mir lediglich um die Sache zu tun, eine heilige, ernste Sache, den Schutz eines ganzen Volkes gegen die immer systematischer betriebene künstliche Reizung und Aufstachelung sinnlicher Triebe. Man wird es daher zu würdigen wissen, wenn ich es grundsätzlich ablehne, die Personen der Angeklagten, denen jetzt durch den Spruch der Justiz „im Namen des Königs" der Glorienschein eines allerdings recht fragwürdigen „Künstlermartyriums" verliehen und damit die Autosuggestion erheblicher mildernder Umstände selbst vor dem eigenen Gewissen erleichtert wurde, auch nur mit Namen zu nennen. Auf der Anklagebank unerbittlicher Kritik sitzen im Geiste ungezählte Hunderte, ja Tausende von Urhebern, Verlegern, Verkäufern und sonstigen Verbreitern dieser sog. Aktphotographien, mögen letztere nun in Form wirklicher Photographien einzeln und in sog. Miniaturblättern oder, mit allem Raffinement der modernen Technik reproduziert, in großen Albums oder als Buchillustrationen ihren Zweck verfolgen.

Uneingeweihte haben gar keine Ahnung von dem riesigen Umfange, den der Vertrieb und die unterschiedslose Verbreitung dieses neuen, leicht herzustellenden Industrieartikels bereits erreicht hat, und zwar, wie ich zur Schande für den deutschen Namen feststellen muß, namentlich in Deutschland. Mit Hilfe einer Inseratreklame, die durch Hunderte von Zeitungen, Witz- und Wochenblättern ꝛc. ihren Weg bis in die entlegensten Winkel unseres Vaterlandes findet, sind diese „Aktstudien" zu einem der gangbarsten Artikel geworden. Wenn selbst Geistliche und Erzieher, Beamte und Polizeiorgane von der Größe des Unheils nicht immer die richtige Vorstellung haben, so liegt dies eben in dem „Geheimmittel"-Charakter der verlockenden Ware. Die Sendungen werden in richtiger Würdigung der Konterbande gut verschlossen verschickt, und die Besteller und Empfänger werden, soweit sie nicht wirklich ernste Zwecke im Auge haben, das Geheimnis vor „unberufenen" Augen ängstlich hüten. Zu diesen „unberufenen" Augen werden stets die zur Erziehung und Aufsicht bestellten Respektspersonen gehören, während anderseits wirklich unberufene Augen — ich meine die der naiven Unschuld beider Geschlechter — durch heimliches Herumzeigen solcher Bilder mit einem Male verdorben werden können. Ich brauche das hier nicht weiter auszumalen.

Es gibt wohl nur wenige Kreise, die über den ungeheueren Umfang und die raffinierten Mittel dieser Massenvergiftung hinreichend unterrichtet sind. Daher kommt es auch, daß so viele mit ganz oder halb geschlossenen Augen an der immer höher steigenden Not vorübergehen. Man tröstet sich mit dem Gedanken, daß nur in Berlin, München, Stuttgart diese Sumpfpflanzen gedeihen. Welch bedauerliche Verkennung der Wirklichkeit! Wenn die Behörden einen genauen Einblick in die Bestell- und Versandlisten der Händler gewinnen könnten, dann würde die Welt staunen über die hunderttausend Kanäle,

durch welche das Gift in unser Volk eindringt. Denn von den Millionen Bildern, die alljährlich abgesetzt werden, fällt wohl nur ein kleiner Teil der Vernichtung anheim. Die große Masse bleibt als dauerndes Gift erhalten und wandert von Hand zu Hand. Um eine richtige Vorstellung von der „Blüte" dieses modernen Erwerbszweiges zu gewinnen, braucht man nur einer einzigen Firma in ihrem ausgedehnten Reklameapparat, der sich bis ins fernste Ausland erstreckt, in ihren Prospekten, Katalogen und Musterkollektionen näher nachzugehen. Nur beispielsweise sei erwähnt, daß eine einzige der freigesprochenen Münchener Firmen in ihrem letzten Katalog 55 sog. „Serien" (mit je rund 50 Abbildungen), also insgesamt 2700 verschiedene Bilder feilbietet. Nun gibt es aber in München allein mehrere solcher Handlungen mit Aktphotographien. Wie es in anderen Städten aussieht, läßt sich aus Prozessen schließen, die bisweilen wie ein Blitz das Dunkel erhellen. Man lese nur den Bericht über eine jüngste Prozeßverhandlung in Konstanz!

Ueber das besorgniserregende Anwachsen der im Buchhandel erscheinenden Nuditätenwerke weiß nicht nur der Buchhändler Bescheid, der fortgesetzt mit illustrierten Prospekten und Reklamen der betreffenden Spezialverlage bombardiert wird, sondern auch der aufmerksame Leser liberaler, auch auf diesem Gebiete „freidenkender" Zeitungen und Zeitschriften. In einem sehr weit verbreiteten süddeutschen liberalen Organ habe ich in einem ganz kurzen Zeitraume nicht weniger als siebzehn umfangreiche Anzeigen Stuttgarter Aktwerke gesehen. Der Stuttgarter Verlag hatte für diese 17 großen Inserate selbst unter Zugrundelegung eines hohen Rabatts mindestens 1200 Mark ausgegeben. Und nun denke man sich diese Reklame ein ganzes Jahr und länger fortgesetzt, auf eine große Zahl von Blättern der sinnesverwandten Tagespresse und auf die pikanten illustrierten Witz- und Wochenblätter ausgedehnt! Multipliziere man diese Ziffern mit den zahlreichen Konkurrenten, die wie Pilze aus dem Boden schießen, alldieweil zur Anfertigung solcher Bilder keine große Kunst gehört, sondern nur käufliches Modellvolk, ein passendes Atelier oder eine den Blicken anständiger Leute mehr oder minder entrückte Landschaft!

Zu letzterem Punkte möchte ich noch in Parenthese bemerken, daß neuerdings nach dem eigenen Geständnis einer Münchener Firma mit Vorliebe oberbayerische Seen und Gebirgslandschaften zum Schauplatz von photographischen „Natur"-Aufnahmen gewählt werden. Man glaubt auf den Bildern oft bestimmte Gegenden zu erkennen, die durch solche Schamlosigkeiten prostituiert werden. Mancher, der in den letzten Jahren die Beobachtung gemacht hat, daß die „Sitten" beim Baden in gewissen Seen immer „freier" werden, findet hier vielleicht den Schlüssel des Rätsels. Diese Dinge müssen einmal offen beim Namen genannt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß ein empfindliches Gemüt unzart berührt werden könnte. Das Uebel ist so ungeheuer groß, daß jede falsche Rücksicht zum Verbrechen wird. Wenn die Hüter der öffentlichen Sitte und Ordnung sich einmal mit eigenen Augen davon überzeugen würden, daß selbst Almszenen mit Gebirgskühen und an diese angelehnten nackten Weibern heute als Münchener Aktphotos privilegiert sind und mit diesem Freipaß ungehindert in alle Welt versandt werden dürfen, dann hätte bei manchem die zum blöden Fetischdienst herabgesunkene Rücksicht vor der angeblichen „Kunst" vielleicht doch ein Ende. Ich schließe diesen peinlichen Einblick mit der wörtlichen Wiedergabe zweier Ankündigungen aus dem Prospekt eines Freigesprochenen über anscheinend gerichtlich freigegebene Bilderserien: „ . . . enthalten Gruppenbilder von Knaben und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren bis zu 8 Personen auf einem Bild" — „enthalten als letzte Neuheit auch Gruppen von Männern und Frauen auf einem Bild". Der Rest sei Schweigen.

Die ganze Erörterung steht und fällt mit der Frage, ob diese „Aktstudien" tatsächlich nur „künstlerischen" Zwecken dienen, also zum Verkauf an Künstler bestimmt sind, denen sie lebende Modelle ersetzen sollen. Den jüngsten freisprechenden und freigebenden Urteilen und Entscheidungen Münchener Gerichte lag diese Fiktion, diese Selbsttäuschung ausgesprochenermaßen zugrunde. Auch in Berlin, Stuttgart und anderswo ist der Handel mit Aktwerken und Aktbildern durch gerichtliche Erkenntnisse aus dieser Fiktion heraus freigegeben worden. Der jüngste Münchener Fall ist deshalb so folgenschwer, weil die Entscheidungen, wie das liberale Schutzorgan aller dieser „Interessen" triumphierend meldet, inzwischen rechtskräftig geworden, also nicht weiter anfechtbar sind.

Von der Rolle, welche die Geschworenen in diesem Falle gespielt haben, wird noch in anderem Zusammenhange die Rede sein. Ihr Freispruch, gegen dessen materiellen Inhalt es bekanntlich keine Berufung gibt (eine Revision kann sich nur auf formelle Verstöße stützen), würde, weil man sich an die milde Nachsicht Münchener Geschworenen gegen die Pornographie schon gewöhnt hat, in der Wirkung weniger bedenklich sein, wenn nicht die Freigebung der beschlagnahmten Bilder im objektiven Verfahren durch den Spruch des Richterkollegiums hinzugekommen wäre. Kurz vorher war eine ähnliche Freigabe zugunsten einer anderen Firma erfolgt, gegen welche überhaupt nur das objektive Verfahren eröffnet worden war. Ein liberales Blatt weiß auch noch von einem dritten Falle.

Was eine solche gerichtliche Sanktionierung und Privilegierung eines bisher verdächtigen und zweideutigen Handels mit Aktphotos bedeutet, läßt sich in seiner vollen Wirkung kaum ausdenken. Denn das Privilegium dieser Firmen erstreckt sich nicht etwa bloß auf den engeren Gerichtsbezirk, sondern auf das ganze Deutsche Reich. Mit erhobenem Haupte können die von der Justiz ohne Fehl befundenen Fabrikanten und Verkäufer ihr Handwerk fortsetzen. Andere werden durch den Spruch der Justiz zu ähnlichem Vorgehen geradezu ermutigt.

Ohne mich auf juristische Distinktionen und Finessen einzulassen, will ich hier mit allem Nachdruck nur eines betonen: Die gerichtliche Privilegierung dieses schwunghaften Aktphoto-Handels kann nach allen Regeln des gesunden Menschenverstandes nur so lange und insoweit in Kraft bleiben, als die Voraussetzung, von der die Entscheidung ausging, die Basis, auf der die Entscheidungsgründe beruhen, unerschüttert ist. War und ist die Voraussetzung eine irrtümliche, die Grundlage eine Täuschung, so muß die ganze Entscheidung mit ihren Konsequenzen zu Boden fallen. Und daß dies je eher desto besser geschehe, ist ein Kultur- und Lebensinteresse aller anständigen Leute. Darum muß die Fiktion, die durch Angeklagte, Sachverständige und Anwälte nicht nur den Geschworenen, sondern auch rechtskundigen Richterkollegien und durch eine gewisse Presse einem geduldigen Bruchteile der sog. öffentlichen Meinung mit Gewalt suggeriert wurde, so gründlich als möglich öffentlich zerstört werden.

Ich behaupte und trete den Beweis dafür an, daß die Angabe, diese Bilder seien lediglich oder regelmäßig zum beruflichen Gebrauch für Künstler und Kunstgewerbetreibende bestimmt, eine handgreifliche Täuschung ist.

Man hat Kunstsachverständige von zum Teil namhaftem Rufe vernehmen lassen. Deren Gutachten ging selbstredend von der Voraussetzung aus, daß die beanstandeten Bilder Kunstzwecken dienen sollen, nicht aber zum Verkaufe an ein breiteres Publikum bestimmt seien. Akademieprofessor von Rümann (Bildhauer) hat sich in der Voruntersuchung dahin geäußert, „kein geringer Teil der Bilder sei geeignet, den Künstlern eine wertvolle Anregung zu geben". Kunstmaler Professor Papperitz, Universitätsprofessor Mollier (Anatom), Akademieprofessor Gabriel von Hackl, Kunstschriftsteller Dr. Hans Popp, (nicht zu verwechseln mit Dr. Josef Popp) sprachen sich lediglich über die Brauchbarkeit der Bilder oder vielmehr der meisten Bilder für künstlerische Zwecke aus. Diesem Gutachten ließen sich Urteile sehr namhafter Künstler und Kunstprofessoren (Maler und Bildhauer) entgegenstellen, welche über die Verwendbarkeit vieler landläufiger Aktphotos für Kunstzwecke ganz anders urteilen und es in diesem Punkte mit einem oft zitierten Ausspruche der liberalen „Kölnischen Zeitung" halten: „Diese Bilder kaufen die — Landschaftsmaler". Dem sehr naheliegenden Einwande, daß die Massenherstellung solcher Bilder doch recht verdächtig sei, versuchte ein Sachverständiger durch die Wendung zu begegnen, man müsse, um den Wünschen der Künstler, die Aktbilder benützen, Rechnung zu tragen, eine große Anzahl solcher Bilder herstellen. Was sehr wenig überzeugend klingt und die neuerliche Hoch- und Sündflut dieser Bilder wahrlich nicht erklärlich macht!

Die erwähnten Sachverständigen würden sich mit Recht beklagen können, wenn die Ausführungen eines weiteren Sachverständigen, des Kunstmalers Georg Weineß, mit ihren Urteilen in einen Topf geworfen würden. Derselbe meinte nämlich nach dem Berichte der „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 18 vom 12. Januar), dem ich auch im übrigen gefolgt bin: „Am menschlichen Körper sei nichts Unzüchtiges, das Schamgefühl ruhe im Gehirn, nicht in den einzelnen Körperteilen. Die Unzüchtigkeit existiere lediglich im Gehirn des unzüchtigen Beschauers." In einem anderen Prozeß hatte derselbe Sachverständige sich ähnlich dahin geäußert: „Der nackte Mensch allein könne nicht unzüchtig wirken, dazu bedürfe es eines Beschauers mit pathologischem Gehirn" („M. N. N." Nr. 3). Ueber solche, alle bisherigen Begriffe auf den Kopf stellende Anschauungen braucht an dieser

Stelle kein weiteres Wort verloren zu werden. Aber sie sind typisch und bewegen sich auf demselben Niveau wie der Ausspruch eines Sachverständigen im jüngsten „Simplicissimus“-Prozesse (Thoma), des bekannten Schriftstellers Ludwig Ganghofer: „Wer bei dem Lesen des Flugblattes ein unzüchtiges Gefühl hat, muß schon ein großes Schwein sein“. (Ganghofer ist übrigens nicht der „Erfinder“ dieses Wortes, sondern hat es ausweislich der „Augsb. Abendzeitung“ vom 28. Dez. 1905 nur dem Rechtsanwalt Rothschild I nachgesprochen). Mit anderen Worten: Wer von den Geschworenen die beschlagnahmten Bilder oder das inkriminierte Flugblatt unzüchtig findet, muß selbst „unzüchtig“ oder, wie Ganghofer sich so überaus fein ausdrückte, „ein großes Sch . . . .“ sein. Eine moralische Pression, wie sie im Buche steht, zugleich aber auch ein direkter Schimpf für alle die, welche bei der Erhebung der Anklage in dem einen oder in dem anderen Falle mittätig gewesen waren, einschließlich der Staatsanwälte und selbst zweier Justizminister! Ob die beiden zitierten Sachverständigen sich dieser Tragweite ihrer Worte bewußt waren? Wenn ja, dann um so schlimmer!

Uebrigens wurde der ersterwähnte Sachverständige von einer größeren Kapazität auf dem Gebiete der Kunst indirekt ad absurdum geführt. Prof. Gabriel von Hackl betonte nämlich ausdrücklich: „Uebrigens ist auch in der Kunst nicht alles, was dem einzelnen zugänglich ist, auch für die Allgemeinheit bestimmt, jedenfalls nicht für die Jugend.“ Mit seiner Theorie vom „Gehirn des unzüchtigen Beschauers“ wird Weineß gegen dieses Urteil Prof. Hackls nicht viel ausrichten. Den Sachverständigen in der Frage der Aktphotos wären übrigens noch manche Widersprüche nachzuweisen. So könnte man Prof. Hackl gegen Prof. Rümann ins Feld führen. Letzterer will nämlich nur „die Ausstellung sogenannter Aktbilder in größerer Zahl in der Auslage einer Kunsthandlung beanstanden, nicht aber, wenn man das eine oder andere Bild in die Auslage legt, um auf die Gelegenheit, solche Bilder hier kaufen zu können, hinzuweisen“. Wie sagt aber Prof. Hackl? Die Bilder sollen dem einzelnen zugänglich sein, nicht aber der Allgemeinheit, und jedenfalls nicht der Jugend! Sind denn die Auslagen der Kunsthandlungen der Allgemeinheit und der Jugend nicht zugänglich? Die Erfahrung lehrt, daß gerade die Augen der Jugend durch diesen ungewohnten Anblick angezogen werden.

An dieser Stelle kann ich eine allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken, welche den ganzen, neuerdings mit einem gewissen Fanatismus unternommenen Krieg für die Ehrenrettung des „Nackten“ betrifft: Wenn der kultivierte Europäer in tropische Länder auszieht, um Naturvölkern die Zivilisation zu bringen, so ist seine erste Sorge, die Wilden oder Halbwilden an eine notdürftige Kleidung zu gewöhnen. Soll das in Zukunft auch anders werden? Wollen gewisse Europäer künftig im Tropenklima umgekehrt zum Naturzustande zurückkehren und die Sitten der Wilden annehmen? Es wäre jedenfalls konsequent, aber Konsequenz ist nicht die starke Seite dieser „Modernen“. Ich kenne welche, die außerhalb ihrer vier Pfähle über solche Dinge sehr laut und ungeniert reden, aber ihre Töchter in klösterlichen Pensionaten erziehen lassen und vor der Lektüre der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ sorgfältig behüten. Im Bereiche des deutschen Strafgesetzes und der deutschen Polizei ist einstweilen selbst im heißesten Sommer die öffentliche Nacktheit für jedermann, auch für Photographen und Modelle, verboten, und für deutsche Gerichte haben einstweilen noch alle diejenigen Begriffe Rechtskraft, welche dem deutschen Strafgesetz zugrunde liegen. Ehebruch bleibt Ehebruch, Verführung bleibt Verführung, Unzucht bleibt Unzucht, Kuppelei bleibt Kuppelei, unsittlich bleibt unsittlich, trotz aller literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen „Umwertungs“-Versuche, so lange, bis etwa die Gesetze geändert sein werden. Das hat noch gute Weile. Kein Gericht aber hat das Recht, den Gesetzen Begriffe unterzulegen, die dem Gesetzgeber fremd waren, seinen Absichten entgegengesetzt sind. — —

Nun zu dem von mir angebotenen Beweise: Es ist nicht wahr, daß die im Handel befindlichen Aktphotos lediglich oder auch nur regelmäßig zum beruflichen Gebrauch für Künstler und Kunstgewerbetreibende bestimmt sind.

Was zunächst die sog. „Aktphotos“ betrifft, so wäre mit Leichtigkeit der Beweis durch Zeugen zu erbringen, daß dieselben entweder auf Bestellung oder sogar ohne Bestellung an Nichtkünstler wahllos geliefert werden. Ein der Justizbehörde bekannter Kölner Kaufmann erhielt ungebeten den bezüglichen Katalog eines Münchener sog. „Kunstverlages“ zugesandt. Ein Kölner Rechtsanwalt hatte in Ausführung seiner übernommenen Vorstandspflicht von der jüngst in München freigesprochenen und durch Freigabe der Bilder auch im objektiven Verfahren gerechtfertigten Firma Prospekt und Probebilder verlangt. Ueber letztere äußerte sich ein nichts weniger als engherziger Kölner Richter bei der Vernehmung des erwähnten Vorstandsmitgliedes des Kölner Männerbundes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit: „Ja, bei Aktstudien kann man verschiedener Meinung sein, bei solchen Bildern (wie den eingesandten) kann man über die Unzüchtigkeit nicht zweifelhaft sein.“ Ein Kölner Rentner erhielt ebenfalls die Aktphotos. Keiner der Herren führte sich als Künstler ein. Man bezeichnete nur den Namen und die Adresse.

Dr. Benario, der Verteidiger eines der Angeklagten vor dem Münchener Schwurgericht, hat die Kölner Herren, welche den preußischen Justizminister gegen den Münchener Unfug anriefen, öffentlich der „Denunziationswut“ geziehen und den „Sittlichkeitswächtern am Rhein“ empfohlen, sich beim Kölner Karneval um Sujets für ihre Beschwerden umzusehen. Herr Benario kann sich darüber beruhigen. Die Polizei und die Staatsanwaltschaft in Köln werden ihm bestätigen, daß nicht bloß bezüglich des Karnevals vom Beschwerderecht im weitesten Maße Gebrauch gemacht wird. Herr Dr. Benario sollte sich lieber um die Ausschreitungen des Münchener Karnevals kümmern. Er wird dabei oft genug feststellen, daß „die Unzüchtigkeit nicht lediglich im Gehirn des unzüchtigen Beschauers“ existiert.

Mit aller Entschiedenheit ist auch gegen eine Unterstellung des Verteidigers zweier anderer Angeklagten, des Rechtsanwalts Ulmer, Verwahrung einzulegen. Derselbe wagte die Behauptung, der Staatsanwalt sei der Vorgeschobene einer politischen Tendenz. In einem anderen ähnlichen Prozesse ging Rechtsanwalt Rothschild I noch einen Schritt weiter, indem er laut „Augsb. Abendztg.“ vom 28. Dez. 1905 (Nr. 361) bemerkte: „Die Sittlichkeitsschnüffelei habe seit den letzten Landtagswahlen in Bayern derart zugenommen, daß sie den Ruf Münchens als Kunststadt direkt gefährdete. Das Gericht habe sich um Parteianschauungen nicht zu kümmern, vor ihm herrsche keine Partei, sondern die objektive Gerechtigkeit.“ Der Vorsitzende, der den von Rothschild gebrauchten Ausdruck „Polizeiköpfe“ rügte, scheint diesen unerhörten Versuch, bei den Richtern das liberale Parteigewissen zu wecken, unbeanstandet gelassen zu haben. Ebenso der Staatsanwalt. Daß es sich wahrlich nicht um einseitige „ultramontane“ Bestrebungen handelt, beweisen die an dieser Stelle bereits zitierten Urteile mehrerer liberalen und „antiklerikalen“ Zeitungen über den schandbaren Gifthandel mit Aktphotos.*) Derselbe Verteidiger riskierte es auch, dem Staatsanwalt vorzuwerfen, er habe ohne innere Ueberzeugung gesprochen und dabei päpstlicher als der Papst sich erwiesen, hauptsächlich aber mit der unglücklichen Reichsgerichtsentscheidung operiert. In den Prozeßberichten liest man nichts davon, ob und in welcher Weise der Staatsanwalt diesen Anwürfen begegnet sei.

Ein Vorwurf kann allerdings dem Staatsanwalt auch von unserer Seite nicht erspart werden. Wenn die Berichte nicht total lückenhaft sind, so beschränkte sich, wie auch aus dem beißenden Hohn des Verteidigers Ulmer zu schließen ist, sein ganzes Belastungsmaterial auf die Reichsgerichtsentscheidung über den unzüchtigen Charakter gewisser Aktphotos. Daß den von dem Angeklagten geladenen Kunst-Sachverständigen andere, den Standpunkt des Normalmenschen vertretende Sachverständige gegenübergestellt werden, scheint bei der Münchener Staatsanwaltschaft in Sachen des § 184 nicht üblich zu sein, wie dies ja auch der Prozeß Thoma in einer Weise bewiesen hat, die gewaltiges und berechtigtes öffentliches Aergernis erregt hat.**) Die Staatsanwaltschaft hatte, wie man nachträglich erfährt, ihrerseits auch einen Künstler, den bereits genannten Prof. von Hackl, geladen.

Zur Ehrenrettung der vor dem Münchener Schwurgericht anscheinend schutzlos angegriffenen Kölner Herren sei der wahre Sachverhalt klar festgestellt. Es ergibt sich auch daraus die völlige Unstichhaltigkeit des von den Münchener Ge-

---

*) Selbst der Goethe-Bund hat sich gegen diesen unheilvollen Unfug erklärt. Auf dem „Delegiertentag der Deutschen Goethe-Bünde“ zu Dresden im April 1904 bemerkte der Referent Dr. Goldstein-Königsberg unter anderem: „Das Schlimmste der pornographischen Literatur seien die Ansichtskarten, die Photographien aus dem Leben und halbwissenschaftliche medizinische Literatur, die sich mit sexuellen Problemen beschäftige. Hier sei ein Eingreifen nötig.“

**) Dieser, in den weitesten Kreisen herrschenden Stimmung haben am 27. Januar im Finanzausschusse der bayerischen Kammer der Reichsräte Dr. Freih. von Soden-Fraunhofen und nach ihm auch Graf von Moy mit bemerkenswerter Schärfe Ausdruck gegeben.

schworenen und Sachverständigen und schließlich auch vom Richterkollegium als erwiesen hingenommenen Vorwandes, als seien die Photos „nur für Künstler" bestimmt gewesen. Wie schon mehrmals zuvor, war in Nr. 47 vom 24. Nov. 1905 der in Bunzlau erscheinenden Zeitschrift „Der Photograph" nachstehendes Inserat des vom Schwurgericht nachher freigesprochenen Münchener „Verlags" zu lesen:

„Händler und Photographen finden lohnenden Verdienst durch den Wiederverkauf meiner Aktphotos und Pikanterieen, 3000 photograph. Neuheiten in Kabinet- und Stereoskop-Format. Reich illustr. Katalog und 100 verschiedene, haarscharf verkleinerte Photos gegen 1,30 Mk. (auch Marken) franko."

Ich betone: „Aktphotos und Pikanterien" hat der betreffende „Verlag" noch am 24. November 1905 angepriesen. Nach eigener gerichtlicher Aussage des Angeklagten war in früheren Katalogen von „derb gehaltenen Photographien" die Rede. Die dem Prozeßbericht entnommene Behauptung des Angeklagten, daß allen Annoncen vorgedruckt sei: „Nur für Künstler, Maler, Bildhauer, Amateure ꝛc." ist nach obigem direkt unwahr.

Ein niederrheinischer Drogenhändler, (Spezialhaus für Photographie) legte obiges Inserat unter Hinweis auf die „Pikanterien" dem Vorstande des Kölner Männerbundes vor, und nachdem dieser sich überzeugt hatte, daß die Kataloge und Probebilder an jedermann versandt werden ohne Prüfung, ob der Müller, Schulze oder Meyer ein Künstler, Kaufmann, Schneider, Kommis oder Gymnasiast sei, erfolgte die Beschwerde an den preußischen Justizminister.

Selbst die Kataloge der Freigesprochenen zeugen gegen die unwahre Fiktion, als wende man sich nur an Künstler. Die Kataloge berufen sich auf „Anerkennungen und Nachbestellungen von Künstlern, Sammlern und sonstigen Interessenten". Es wird ausdrücklich betont, daß der Versand der Bilder „unauffällig" geschieht, daß „Korrespondenzen nicht aufgehoben werden". Lauter Merkmale des Geheimhandels, der sich und seine Kundschaft gegen Entdeckung schützt!

Die Münchener Staatsanwaltschaft scheint sich nicht die Mühe gegeben zu haben, diesen und anderen Umständen nachzugehen, sie betrachtete die Partie augenscheinlich von vornherein als verloren.

Welch grotesker Unfug mit dem „reinen Kunstzweck" der „Aktstudien" getrieben wird, läßt sich noch weit krasser aus den mir vorliegenden buchhändlerischen Ankündigungen der massenhaft in Umlauf gesetzten größeren Aktwerke nachweisen.

Ich beginne mit einem Berliner Verlag, der sein Prachtwerk „Der weibliche Akt" (in Farbendruck) auf der Vorderseite des Prospektes als „Vorlagewerk für Künstler" anpreist und schon durch die an die Spitze gestellte schreiende Reklame: „3472 Exemplare wurden in den ersten drei Monaten abgesetzt", den wahren Abnehmerkreis ahnen läßt. Auf der zweiten Seite heißt es dann auch unverblümt: „Nicht nur Künstler, sondern auch Kunstverständige . . . .", sowie: „Der Absatz ist unbegrenzt". Das ist deutlich!

Derselbe Verlag brachte ein Lieferungswerk „Die Schönheit der Frauen" auf den — „Weihnachtsmarkt". Im Buchhändlerprospekt heißt es: „Das Werk wird den größten Beifall der Gelehrten und Belletristen sowie aller gebildeten Männer und Frauen finden. Dieses Buch ist berufen . . . . die in der Tat nicht mehr zeitgemäßen prüden Vorurteile gegen den Begriff des Nackten zu zerstreuen."

Der gleiche Berliner Verlag rühmt in einem weiteren riesigen Prospekt: „1000 Exemplare in zirka vier Wochen in meinem eigenen Sortiment habe ich abgesetzt von dem soeben erschienenen Werk „Der Pariser Akt."

In einem anderen Berliner Verlage erschienen rasch nacheinander «En costume d'Eve» und „Eva im Paradies" als „nützliches Werk für Künstler wie für weitere Kreise". In dem Buchhändler-Prospekt ist nachstehende komische Ermahnung zu lesen: „Jeder Sortimenter, der sich für dieses Unternehmen interessiert, erfüllt also damit eine Pflicht seines Berufes, nämlich den Künstlern . . . . . . behilflich zu sein und weite Kreise des Volkes zur Keuschheit und Reinheit zu erziehen. Und bei dieser Pflichterfüllung bringt das Unternehmen für jeden Sortimenter einen guten Gewinn." Aha!

Was in diesem Prospekt gleichzeitig der Justiz und dem Publikum geboten wird grenzt schon an Charlatanerie und leistet an Frivolität das Denkbarste. Während auf dem dreifachen Bestellzettel dreimal zu lesen ist: „Ich erkläre, daß ich das Werk nur zu künstlerischen Zwecken gebrauche", ist im gegenüberstehenden Text als Umrahmung nackter Frauen folgende Anpreisung eines Künstlers zu lesen: „Wenn das Werk auch in erster Linie für Künstler berechnet ist, so kann man es doch direkt als Erziehungsmittel für weitere Kreise ansehen." . . . . . „Man kann als Künstler und Erzieher nur wünschen, daß mehr solcher nur auf das Schöne gerichteten Werke in die Hände des Volkes kommen, damit das Vorurteil erstickt würde, daß reine Nacktheit schon an und für sich etwas Unanständiges und Anstößiges sei."

Ein bekannter Stuttgarter Verlag schwelgt förmlich in der Herstellung immer neuer Werke zur Popularisierung von Aktphotographien in Schwarz- und Farbendruck. Auch dieser Verlag hat in seinen Buchhändlerprospekten den Vorwand, daß es sich nur um Vorlagen für Künstler handle, gänzlich fallen gelassen. Ueber drei Aktwerke dieses Verlages liegt mir ein ganzer Stoß von Prospekten vor, die einander an schreiender Reklame überbieten. In dem Prospekt des Werkes „Die Schönheit des menschlichen Körpers" heißt es: „Es wäre zu wünschen, daß dieses nur auf das Schöne gerichtete Buch in die Hände recht vieler gebildeter Menschen käme, damit das Vorurteil erstickt würde, daß das Nackte anstößig oder unsittlich sei." Das Aktwerk „Weibliche Grazie" wird empfohlen mit den Worten: „Interessenten sind . . . . . Fach- und Amateurphotographen und alle Kunstliebhaber. Der Absatz wird ein sehr großer sein."

In einer Buchhändler-Reklame für das in zweiter Auflage erschienene Stuttgarter Aktwerk „Weibliche Schönheit" ist aus einer Rezension folgender Satz abgedruckt, der Bände spricht: „Dieses Buch kann getrost in Damen- und Frauenhand — trotz der nackten Figuren — gegeben werden, mit weitaus größerem Recht und Nutzen als einst Boccaccio seine losen Erzählungen als anständige Lektüre den jungen Mädchen empfahl." Unmittelbar darauf folgt der obligate Vermerk: „Der Absatz ist unbegrenzt."

Derselbe Stuttgarter Verlag preist in liberalen Zeitungen außerdem noch folgende Werke „Für Kunst- und Bücherfreunde" an: 1. Venus, die Apotheose des Weibes. 2. Das lebende Modell, malerische Aktstudien. 3. Die sexuelle Frage. 4. Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit. 5. La Physiologie du Nu. 6. La moralité du Nu. 7. En Costume d'Eve. Der Popularisierung des Nackten dient auch bereits im 3. Jahrgange eine in Berlin, Leipzig, Wien in besonderem Verlage erschienene Zeitschrift, die sich „Die Schönheit" nennt.

Doch nun genug der Aufzählungen, die noch längst nicht erschöpfend sind! Wem der vorstehende Nachweis, daß die neuerdings grassierende fieberhafte Hast und Wut in der Hervorbringung immer neuer sogenannter Aktphotos und Aktwerke keineswegs nur den so gerne vorgeschützten Zwecken der Berufskünstler diene, noch nicht genügt, der muß in der Tat mit Blindheit geschlagen sein. Ich wiederhole: Jener Vorwand ist eine durchsichtige Fiktion und bei allen, welche mit den vorstehenden Verhältnissen genau vertraut sind, ein bewußter Schwindel.

Dem ernsten Beobachter der Zeitentwicklung, dem sorgenvollen Volksfreunde drängt sich aber immer unerbittlicher die Wahrnehmung auf, daß wir es hier mit einem systematischen Kampfe gegen Grundpfeiler der christlichen Sittlichkeit und gegen einen Schambegriff zu tun haben, der bis in die Urgeschichte der Menschheit zurückgreift und den Kindern schon bei der biblischen Erzählung des Sündenfalles als etwas Heiliges und Unantastbares dargestellt wird. In diesem Kampfe handelt es sich um unendlich viel mehr als um die vernünftige Zurückdämmung einer falschen sogenannten „Prüderie".

Es war dem Verfasser dieser „Trutzbriefe" ein harter Angang, in einer Wochenschrift, welche nicht bloß in die Hände von Staatsmännern, Parlamentariern, Juristen, Künstlern, Erziehern, Leib- und Seelenärzten gelangt, den Schleier von Zuständen wegzuziehen, welche sonst gerne als undiskutabel betrachtet werden. Aber die steigende Not der Zeit, das furchtbare Aergernis und die Blindheit und Unwissenheit so vieler, welche das Uebel und seine Quellen kennen müssen, um rechtzeitig und nachdrücklich abwehren zu können, zwangen mir die Feder in die Hand. Möge es nicht ganz umsonst geschehen sein! Das Thema „Sachverständige und Geschworene in Preßprozessen" soll im Anschluß an den Prozeß Thoma in einem eigenen Kapitel behandelt werden.

Der staatliche Duellzwang in der Armee.

Von

Dr. Ludwig Steinberger, Straubing.

II. (Schluß.)

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Rede des Herrn von Einem zurück! Soweit wir ihm bis jetzt gefolgt sind, bewegt er sich wenigstens im allgemeinen noch in den Bahnen der alten Taktik, deren sich die Kriegsverwaltungen bislang gegenüber unbequemen Anfragen betr. Duell gewöhnlich bedienten, jener Taktik, welche ihren bezeichnendsten Ausdruck gefunden hat in dem bekannten Ausspruche eines französischen Staatsmannes, daß man die Sprache habe, um seine Gedanken zu verbergen. Klassische Proben derselben haben wir ja unter anderem vor ein paar Jahren (1902/3) erlebt, als ein Teil der deutschen Studentenschaft mit Duellreformvorschlägen (!) an die Kriegsministerien der verschiedenen Bundesstaaten herantrat. „Das Duell an sich", hieß es damals in dem Bescheid des preußischen Kriegsministers, „ist gesetzlich verboten und strafbar. Im Hinblick hierauf kann ich zu einer formellen Regelung der Art und Weise eines Zweikampfes nicht die Hand bieten. Aus dem angeführten Grunde sind auch in der Allerhöchsten (d. h. der kaiserlichen) Verordnung über die Ehrengerichte alle Festsetzungen über die Ausführung von Zweikämpfen ausgeschieden (damit wenigstens der Buchstabe dieser Verordnung mit dem Gesetze nicht in Widerspruch gerate; wie steht es aber mit dem Geiste derselben? Anm. des Verfassers), und es sind nur die Mittel und Wege angegeben, um Streitigkeiten zu vermeiden oder bei einem etwaigen Eintritt derselben einen Ausgleich zu vermitteln." Latet anguis in herba, und zwar nicht bloß in diesem Aktenstück, sondern ebenso in den Erklärungen, welche das bayerische und das sächsische Kriegsministerium damals abgegeben haben.

Diesmal hat leider der Schlußsatz der Interpellation Roeren es den Herren vom Regierungstische unmöglich gemacht, sich à la Talleyrand aus der Affäre zu ziehen. „Welche Maßnahmen", lautet derselbe, „gedenkt der Reichskanzler zu ergreifen, um die Wiederholung eines solchen auf den Duellzwang hinauslaufenden Verfahrens (wie es gegen Dr. Feldhaus angewendet wurde) zu verhindern?" Hier hieß es einmal Farbe bekennen, und das ist denn auch mit einer Offenheit geschehen, welche zwar — rein relativ gesprochen — weniger peinlich berühren mag als die bisherige Vogel-Straußpolitik, aber immerhin — wie schon eingangs angedeutet — einen höchst verblüffenden Eindruck machen muß. Weiß man sich ja doch bei diesem Vorgehen wohlgedeckt (am preußischen Hofe soll ein erklärter Duellgegner nicht hoffähig sein) — warum sollte man da nicht getrosten Mutes die wiederholten Rechtsverwahrungen der Volksvertreter gegen den staatlichen Duellzwang in der Armee — um mit dem seligen Franz von Sickingen zu reden — als „alte Geigen" betrachten und behandeln, „zu denen es an Tänzern fehlt."

Als erster Vertreter der neuen Taktik erscheint auf dem Plane kein geringerer als der Adressat der Interpellation Roeren, der Kanzler des Deutschen Reiches. Vor mir liegt ein Flugblatt der deutschen Anti-Duell-Liga mit der Ueberschrift: „Ein Bülow gegen den Zweikampf"*); es macht uns mit sehr beherzigenswerten Worten bekannt, welche der Mecklenburg-Strelitzsche geheime Kammerrat Jakob Friedrich Joachim von Bülow im Familienbuche seines Geschlechtes anno 1780 dem Duell gewidmet hat. Diese Traditionen scheinen in der Familie derer von Bülow nicht mehr durchweg sich lebendig erhalten zu haben; denn in der Reichstagssitzung vom 15. Januar hören wir den Reichskanzler — allerdings wohl schwerlich aus ureigenster Initiative — durch den Mund des Herrn von Einem erklären: „Solange der Zweikampf in weiten Kreisen (d. h. in der sogenannten „Gesellschaft". Anm. des Verf.) noch als Mittel zur Herstellung der verletzten Ehre gilt, kann das Offizierskorps in seinen Reihen kein Mitglied dulden, das nicht bereit ist, mit der Waffe in der Hand seine Ehre wieder herzustellen".

Was es zunächst einmal mit dieser Duldung oder Nichtduldung seitens des Offizierskorps für eine Bewandtnis hat, haben wir bereits zu zeigen versucht; wenn wir daran glauben sollen, muß der Reichskanzler schon die Güte haben, uns zuerst eine kleine grammatische Lektion zu erteilen und uns beizubringen, wie man ein Passiv für ein Aktiv ansieht.

*) Separatabdruck aus dem „Deutschen Adelsblatt".

Betrachten wir uns nun die Macht etwas genauer, vor welcher der erste Staatsmann unseres Rechtsstaates — wenigstens seinen Worten nach zu schließen (in Wirklichkeit wird wohl noch eine andere Rücksicht für ihn maßgebend gewesen sein) — in der Duellfrage die Waffen strecken zu müssen glaubt. Es ist die sogenannte „Gesellschaft". Sie muß zuerst mit dem Duell brechen, wenn die Armee diesen Schritt tun soll — das ist das Dogma, welches nun auch Fürst Bülow, in die Fußtapfen seines ungarischen Ministerkollegen Fejérváry tretend, proklamiert. Dieses Dogma beruht aber auf einer merkwürdigen Begriffsverwirrung. Man hetzt vom Regierungstische aus die „Gesellschaft" auf das Untier:

Jackele, geh' du voran,
Du hast Stiefel und Sporen an!

Dabei sieht man aber nicht oder will nicht sehen, daß die Armee die zur Bekämpfung des Beasts nötigen „Stiefel und Sporen" in erster Linie selber anhat. Denn welcher Stand kann mit mehr Recht gleichsam das Herz der „Gesellschaft", von dem aus sich die Impulse mittelst eines weitverzweigten Geäders durch den ganzen Körper hin fortpflanzen, genannt werden als derjenige Stand, welcher schon durch seine straffere Organisation in die Lage versetzt ist, einen stärkeren Einfluß auszustrahlen als die übrigen Klassen der „Gesellschaft", und der noch obendrein seine Ausläufer durch diese übrigen Klassen hin nach allen Richtungen entsendet — der Offiziersstand nebst dem Korps der Reserveoffiziere? Man mag gegen diese dem Offiziersstande in der „Gesellschaft" eingeräumte Prärogative vom Standpunkte der ausgleichenden Gerechtigkeit aus mit vollem Rechte Einspruch erheben; jedenfalls aber ist sie ein Moment, mit welchem gerade die Antiduellbewegung — wenigstens vorläufig — rechnen muß; denn sie berechtigt uns zu der Annahme, daß das Duell nur in der Armee heute zu fallen braucht, um morgen in dem weitaus größten Teile der übrigen „Gesellschaft" zu fallen.

Ein Widerstand gegen diese vernunftgemäße Entwicklung wäre höchstens von seiten der schlagenden Studentenverbindungen zu erwarten; doch dieser könnte in Ermanglung eines autoritativen Rückhaltes, wie ihn der vom Offizierskorps, sei es freiwillig oder unfreiwillig, vertretene Duellstandpunkt bis jetzt in der Kriegsverwaltung besitzt, kaum lange vorhalten.

Und um den Zweikampf speziell in der Armee zu Falle zu bringen, braucht's nicht erst der in Vorbereitung befindlichen Revision des Strafgesetzbuches, zumal es sehr zweifelhaft ist, ob die Militärverwaltung den revidierten Bestimmungen des letzteren irgendwelchen Einfluß auf den Austrag von Ehrenhändeln zwischen Offizieren verstatten würde im Hinblick auf die in der Armee bestehenden Ehrengerichte. Das Institut dieser militärischen Ehrengerichte ist es nun, von dessen Boden aus die Beseitigung des Zweikampfes in der Armee und im Zusammenhang damit eine fast vollständige Ausrottung dieser Unsitte überhaupt am raschesten und leichtesten herbeigeführt werden könnte.

In ihrer gegenwärtigen Verfassung führen sie freilich den Namen von Gerichten noch sehr mit Unrecht, insoferne sie unter Umständen, statt in der ihnen zugewiesenen Sphäre nach Art der anderen Gerichtshöfe ein peremptorisches Urteil zu finden und zu fällen, dem in einen Ehrenhandel verwickelten Offizier den Appell an die ultima ratio der bewaffneten Faust nicht bloß freilassen, sondern sogar zur Pflicht machen. Und zwar müßte jenes Urteil nicht bloß in einer öffentlichen Ehrenerklärung, welche dem Beleidigten volle Genugtuung gewährte, sondern in Fällen, wo der Beleidiger dem Offizierskorps angehört, auch in Degradierung oder Dienstentlassung bestehen können; aber dabei müßte es unter allen Umständen sein Bewenden haben. Es bedürfte eines einzigen Federstriches von seiten des deutschen Bundesfeldherrn, um die militärischen Ehrengerichte auf dem Wege der angegebenen Reform, deren Grundzüge unter anderem ja bereits in dem von der deutschen Anti-Duell-Liga ausgearbeiteten vortrefflichen „Statut für Ehrenräte und freie Ehrengerichte" vorgezeichnet sind, zu wirklichen Gerichtshöfen für Ehrensachen umzubilden, deren Erkenntnis jede weitere außergerichtliche Auseinandersetzung zwischen den streitenden Teilen nicht bloß überflüssig machen, sondern sogar streng verpönen würde. Dieser Federstrich wäre eine Kulturtat ersten Ranges, insoferne er das Duell nicht nur in der Armee allein ausrotten würde, sondern demselben auch in der „Gesellschaft" die stärkste Stütze entzöge.

Leider ist er bis jetzt noch nicht erfolgt, wohl aber ist am 1. Januar 1897 eine kaiserliche Kabinettsorder erflossen, welche

den Willen kundgibt, daß den Zweikämpfen der Offiziere „mehr als bisher“ vorgebeugt werde. Nun darf jedoch die praktische Bedeutung von Maßregeln, welche von vornherein darauf verzichten, ein notorisches Uebel an der Wurzel anzufassen, nie zu hoch angeschlagen werden, eine Beobachtung, welche wir auch hier machen, sobald wir Zahlen sprechen lassen. Es war diplomatisch recht klug vom Reichskanzler, wenn er, um die von ihm behauptete günstige Wirkung jener Order darzutun, seine Betrachtung lediglich auf diejenigen Duelle des Jahres 1905 beschränkte, bei denen sich zwei aktive Offiziere gegenüberstanden. Faßt man dagegen — soweit tunlich — sämtliche Zweikämpfe ins Auge, an denen überhaupt Militärpersonen, sei es nun der aktiven Armee oder des Beurlaubtenstandes, beteiligt waren, so stellt sich das Ergebnis doch etwas anders. Die vortrefflichen „Mitteilungen der Allgemeinen Anti-Duell-Liga für Oesterreich“, welche ihren Lesern ab und zu eine Duellstatistik bieten, verzeichnen (Nr. 7 vom Dezember 1905, S. 22) für das Jahr 1905 aus dem Deutschen Reiche 8 solche Duelle; für das Jahr 1904 werden ebendort (Nr. 5 vom Dezember 1904, S. 19) nicht weniger als 23 bzw. 24 (eines wurde am Tschadsee in Afrika ausgefochten!), für 1903 (Nr. 1 vom März 1903, S. 12 und Nr. 3 vom Dezember 1903, S. 12) 7 derartige Duelle aufgeführt. Ob man da gerade von einer besonders günstigen Wirkung der angezogenen Kabinettsorder sprechen kann, mag dahingestellt bleiben.

Was ist nun endlich der ohnehin nicht allzu langen Reichskanzlerrede noch kürzerer Sinn? Die Offiziere haben sich nach wie vor mit dem Duell in der bisherigen Weise abzufinden, weil dasselbe nun einmal da ist. Dieser Vorzug läßt sich freilich dem Duell ebensowenig abstreiten als anderen kulturellen oder, besser gesagt, unkulturellen Erscheinungen, wie z. B. Ketzerbränden und Hexenprozessen, welche auch einmal da waren, aber Gott sei Lob und Dank durch die gesunde Kraft des menschlichen Geistes glücklich überwunden wurden. Im Hinblick auf den letzterwähnten Umstand dürfen wir prinzipielle Duellgegner die Hoffnung nicht aufgeben, daß es eines Tages auch gelingen wird, das Duell seiner eben genannten holden Vetterschaft in den Orkus nachzusenden, und uns keine Mühe verdrießen lassen, welche uns dem großen Ziele näher bringt, wenn auch nach der Erklärung des Reichskanzlers kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, daß wir bei unserem pflichtmäßigen Kampfe gegen das Duell von oben herab nicht nur keine Hilfe zu erwarten haben, sondern vielleicht sogar auf geheimen Widerstand gefaßt sein müssen. Gott besser's!

Staatliches Recht und Moral.

Die in der katholischen Presse letzthin mitgeteilte Reichsgerichtsentscheidung vom 23. Novbr. v. Js., derzufolge das Nichthalten von Versprechen einer gewissen konfessionellen Kindererziehung von seiten eines Mannes bei einer Mischehe, ungeachtet rechtlicher Unwirksamkeit dieser Versprechen wegen Mangels der noch maßgeblichen landesgesetzlichen Form, als eine schwere Kränkung der Frau anzusehen ist, welche diese zur Aufhebung des ehelichen Zusammenlebens berechtigen soll (§ 1353² BGB.), ist auch insofern bemerkenswert, als das Reichsgericht hier das formale Recht hinter die sittliche Rücksicht zurücktreten läßt. Nach dem staatlichen Rechte stand dem Manne die Befugnis zu, die Erziehung der Kinder nach seinem Bekenntnisse zu bestimmen, da die von ihm der Frau gemachten abweichenden Zusagen rechtlich ungültig waren. Als entscheidend ist die durch seine Versprechen gegebene sittliche Verpflichtung hingestellt. Folgerichtig würde solchen Versprechen die gleiche Wirkung beizumessen sein, wenn es sich um ein Landesrecht handelte, das Verabredungen über religiöse Kindererziehung überhaupt für ungültig erklärt. Auch in solchem Falle würde die sittliche Rücksicht obsiegen trotz aller „Majestät des Gesetzes“. Dabei dürfte es auch noch als eine „Ironie des Schicksals“ erscheinen, daß die Versprechen, denen die vielberufene preußische Kabinettsorder von 1825 in Rücksicht auf von der katholischen Geistlichkeit geübten „Mißbrauch“ die Wirksamkeit absprach, so doch in einer Hinsicht wieder zu Ehren kommen. Würde die Nichterfüllung eines bezüglichen vor der Eheschließung erteilten Versprechens gar noch als Scheidungsgrund angesehen, so wäre damit eine Art auflösender Bedingung gegeben, und solche sind sonst doch ungültig. P. Leo.

Prof. Grauert über P. Denifle und den Luther-Streit.

Jeder, der die letzte Generalversammlung der Görres-Gesellschaft hier in München mitgemacht hat, wird sich des tiefen Eindruckes erinnern, welchen die von Hermann Grauert zu Denifles Gedächtnis gesprochenen Worte machten. Dieser Nachruf ist jetzt, erweitert und vertieft, zugleich auch mit Literaturangaben, durch den Druck der breiten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht.*) Ueber die ganze Schrift liegt etwas wie Wehmut ausgebreitet, daß es dem verstorbenen Dominikaner, diesem „Heros der Arbeit“, nicht vergönnt war, die Arbeiten, an die er erfolgreich bereits die Hand gelegt hatte oder die er noch plante, zum Abschluß zu bringen. Frisches Leben gewinnen alle Werke Denifles, selbst die trockenen Urkundenpublikationen in der Art, wie Grauert sie in ihrer Bedeutung erfaßt und dem Leser vor Augen führt. Es ist heute nur wenigen Sterblichen mehr möglich, all die unermüdliche Forscherarbeit zu verfolgen, welche jahrein jahraus in den Publikationen der Historiker zutage tritt. Für Denifle ersetzen Grauerts inhaltsreiche Analysen dem Gebildeten im allgemeinen die Kenntnis der Originalwerke. Denifles Studien zur Mystik, zur Geschichte der Universitäten, sein Chartularium Universitatis Parisiensis werden eingehend gewürdigt. Mit besonderer Liebe verweilt Grauert bei der Désolation des églises . . . en France, diesem vielleicht reifsten Werke der Forschertätigkeit Denifles. Denn hier zeigte er sich auch als Meister der Darstellungskunst, der selbst vor der Schilderung von Schlachten nicht zurückschreckt. Den breitesten Raum in Grauerts Erörterung nimmt natürlich Denifles „Luther und Luthertum“ ein. Denn dieses Werk hat mehr wie irgendeine gelehrte Arbeit der letzten Jahrzehnte auch weitere als nur fachmännische Kreise in Erregung versetzt. Die Protestanten fühlten sich durch die Keulenschläge, welche der Dominikaner gegen Luther und seine Historiographen auf evangelischer Seite richtete, aufs tiefste verletzt. Scharfe Entgegnungen erfolgten sowohl in der Tagespresse wie in den Fachzeitschriften. Auch die Mehrzahl der deutschen katholischen Historiker verurteilte Denifle wegen der Heftigkeit seiner Sprache und wegen einiger sachlichen Entgleisungen. Jetzt nimmt auch Grauert zu diesem Streite Stellung. Er mißbilligt die Form und sachlich auch die Auffassung Denifles, welche in Luther nur den abtrünnigen Ordensmann sieht. Dann aber hebt er mit scharfen Strichen auch Denifles unsterbliche Verdienste um die Lutherforschung hervor. Mit besonders herzlicher Anteilnahme schildert Grauert ferner den Charakter Denifles; Denifle erscheint ihm trotz aller Heftigkeit und trotz gelegentlicher Mißgriffe als eine anima candida. Nur wer sich selbst rein fühlt, der möge ihn ob seiner Fehler tadeln. Aber vermerkt seien zu diesem Punkte Grauerts deutliche Worte: „Wenn nun aber protestantischerseits gegen Denifle der Vorwurf der Gemeinheit und Infamie gerichtet wird, so darf man wohl die Frage aufwerfen, wie man Luthers teilweise gar nicht wiederzugebende verunglimpfende Ausfälle auf Papsttum, Kirche und kirchliche Einrichtungen qualifizieren soll? Oder sollen die Katholiken und das Papsttum des 16. Jahrhunderts wenigstens im Pamphletenstil jener Tage für vogelfrei gelten? Oder will man etwa auch heute noch Voltaires berüchtigtes Écrasez l'infâme erneuern?“ — Grauerts Nachruf stellt sich als ein hervorragender Beitrag zur Behandlung des Lutherproblems dar; auch deshalb sei jedem, der sich für die brennende Zeitfrage interessiert, die Lektüre aufs wärmste empfohlen.

*) H. Grauert, P. Heinrich Denifle. O. Pr. Ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden. Ein Beitrag auch zum Luther-Streit. 2. Aufl., Herder 1906. 66 S.

John Mitchell, Organisierte Arbeit.

Von

Domkapitular Dr. Braun, Würzburg.

Ein hochinteressantes Büchlein für jeden, welcher die Gewerkschaftsfrage verfolgt, hat Dr. Hermann Hasse-Leipzig für weitere Kreise zugänglich gemacht, indem er die Schrift von John Mitchell „Organisierte Arbeit, ihre Aufgabe und Ideale unter Berücksichtigung der gegenwärtigen und zukünftigen Lage der amerikanischen Lohnarbeiterschaft" ins Deutsche übersetzte. (Dresden, Böhmert 1905.) Der Verfasser ist Vorsitzender der Vereinigten Bergarbeiter in Indianopolis (V. St. v. N.)

M. vertritt die Grundsätze der Gewerkschaften. Die Gewerkschaftler haben bei sich in allen Angelegenheiten Urwahl und Urabstimmung eingeführt; sie sind entschiedene Anhänger des Sozialismus; sie treten für politische Tätigkeit ein; sie schreiben großgewerkschaftliche Organisationen vor.

Eine andere Organisationsform vertritt der „Arbeiterbund"; er verlangt strenge Trennnng der einzelnen Gewerbe und für jedes eine eigene Organisation (ähnlich wie in Deutschland); er läßt wählen und stimmen durch Delegierte.

Die Gewerkschaften haben sich in Amerika ein Ansehen errungen, von welchem man in Deutschland wenig unterrichtet ist. Die Gewerkschafter tragen z. B. jeden Monat ein anderes Zeichen im Knopfloch. Dieses wird bei der monatlichen Zahlung ausgeteilt und das vormonatliche eingezogen. Damit ist ein Doppeltes erzielt: Jedermann erkennt sofort den Gewerkschafter und zwar den säumigen so gut wie den eifrigen. Wer das vormonatliche Zeichen trägt, muß sich von jedem anderen Gewerkschafter die Mahnung zur Zahlung gefallen lassen, und wer das Zeichen nicht besitzt, hat in vielen Betrieben keine Aussicht auf Einstellung in die Arbeit; Unternehmer und Betriebsbeamte weisen ihn ab. M. hofft, es werde dahin kommen, daß überall das Gewerkschaftszeichen den Arbeitern Achtung einbringe und als Ehrenzeichen gelte. Er denkt sich die Arbeiter mit dem Abzeichen der Gewerkschaft wie Soldaten in Uniform mit den Abzeichen ihrer Regimenter und Kompagnien.

Die Ideale der Gewerkschaften sind nach ihm keineswegs bloß wirtschaftlicher Art, sondern die Ideale der Ehre, der Brüderlichkeit, der Eintracht, der opferwilligen Hilfeleistung, der gesellschaftlichen Geltung, der Gleichheit des Arbeiterstandes mit den übrigen Ständen.

Für die wirtschaftliche Aufbesserung stellt er den Satz auf: Wie die Maschine nicht nur das Eigentum des Erfinders ist, sondern auch der Gesellschaft, deren Untersuchung die Erfindung ermöglichte, so daß der eine seine Patenterträge, die andere die billigeren Produkte erhält, so müssen sich Unternehmer und Arbeiter in den Vorteil des Betriebes teilen nach korporativen Grundsätzen (S. 124). Der Arbeiter muß nach dem Grundsatz handeln: „Gute Leistung für guten Lohn." Der Unternehmer darf nicht sagen: „Wer mit Arbeitslohn und Arbeitszeit in meinem Geschäft nicht zufrieden ist, kann gehen." Aber auch die Arbeiter dürfen nicht sagen: „Wenn dir unsere Arbeit und unser Lohnanspruch nicht paßt, sperr' uns aus oder schließe deine Fabrik." „Eine solche Haltung wäre der größte Fehler für die Arbeiterschaft, die stets auf einem höheren Standpunkt gestanden hat, und der Unternehmer hätte ihr gegenüber das Recht, an das Gewissen des Volkes zu appellieren, wie die Arbeiter, die man in den Schwitzbuden ausbeutet." (S. 126.)

M. spricht viel von den sittlichen Grundsätzen und Idealen, welche die soziale Frage beherrschen. Im Grunde genommen sind es die Grundtugenden, welche auch im Christentum als solche anerkannt sind: Klugheit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Starkmut. Als das Prinzip der Sittlichkeit scheint M. den Grundsatz anzunehmen: „Sittlich ist, was für die Gesamtheit den größten Nutzen bringt." Er versteht es von den Idealen der Gewerkschaften zu sprechen, daß auch in Europa ein Redner, welcher es verstünde, seine Worte in dem richtigen Vortrage in einer Versammlung mit gehobener Stimmung vorzutragen, wahrscheinlich von der Rednerbühne zu seinem Platz auf den Armen der Zuhörer zurückkehren würde.

Unter Religion versteht er Nächstenliebe und Treue in der Pflichterfüllung; im übrigen meint er spöttisch: die schnell laufende Maschine hat viele unbewachte Teile, man kann eine Menge Unfälle recht wohl als „eine Fügung Gottes", als unzertrennlich mit dem normalen Gebrauch bezeichnen. Er weiß sogar davon zu erzählen, daß man anfänglich die Schutzgesetzgebung als ein Zeichen von Unfrömmigkeit angesehen habe: „Krankheit und Tod seien in der Hand Gottes, die man nicht hindern solle". Wo M. nur solch eine Narrheit gehört haben kann? (S. 78.)

Die Stellung der Unternehmer zu den Gewerkschaften zeichnet M. mit folgenden Worten: „In den Augen der Unternehmer überwiegt die Unannehmlichkeit, daß der Gegner stärker wird, während vom Arbeiterstandpunkt aus der Vorteil überwiegt, daß der Gegner gerechter und mäßiger wird." Die amerikanischen Fabrikanten haben übrigens im April 1903 einen Jahresbericht ihrer Nationalvereinigung herausgegeben, in welchem es heißt: „Die Unternehmervereine haben den Zweck, die unamerikanische Einrichtung der heutigen Gewerkschaften mit Stumpf und Stiel zu vernichten", die Unternehmer denken sogar an eine Versicherungsgesellschaft gegen die Verluste bei Streiks. M. begrüßt dieses als eine Nachahmung des gewerkschaftlichen Verfahrens, nur müsse dieselbe sich auf die Unternehmer eines einzelnen Gewerbes richten, wenn sie gedeihen solle. „Eine allgemeine (für Unternehmer der verschiedenen Gewerbe) Versicherung gegen Streiks wäre ebenso unpraktisch, wie eine Versicherung der Arbeiter gegen Lohnverkürzung." (S. 95.) Der nationale Bürgerbund (civic federation) bildet Komitees aus Vertretern und Arbeitern, der Unternehmer und des Publikums, so daß die Interessen etwa gleichmäßig gewahrt sind. Der Bund hat sich die Herstellung guter Beziehungen zwischen den Organisationen von Arbeit und Kapital zur Aufgabe gemacht, „er hat bereits eine Reihe von Erfolgen in bezug auf die Verhütung von Streiks zu verzeichnen, und wenn er seine gegenwärtige Politik weiter verfolgt, darf er auf den Dank der Gesellschaft rechnen" (S. 96). Eine allgemeine Organisation von Arbeit und Kapital zu einem gemeinsamen Angriff auf die Interessen des Publikums sei nicht zu befürchten. Eine Monopolisierung des Arbeitsmarktes werde kaum zu erreichen sein und die Ausgeschlossenen und Nichtorganisierten würden durch solch einen Versuch zur Konkurrenz in Gegenorganisationen getrieben werden. „Mit jedem Eintritt schlechter Zeiten gehen Gewerkschaften zugrunde, aber es gereicht einem Manne schon zum Vorteil, organisiert gewesen zu sein" (S. 88). Den schwersten Einwand gegen die Gewerkschaften findet M. darin, daß tatsächlich durch die Sammlung der gelernten Arbeiter in Gewerkschaften eine Scheidung derselben von den ungelernten Arbeitern vor sich geht und aus letzteren eine neue Gesellschaftsklasse entsteht, welche dem allgemeinen Wohlstand die größten Gefahren bereiten wird. „Die Frage der ungelernten Arbeiter kann jedenfalls nur teilweise auf dem Wege der Organisation gelöst werden" (S. 86).

„Mit dem Wachsen der Organisationen sollte man auf die Gesetzgebung einen Druck zugunsten der Klasse und der Allgemeinheit ausüben, ohne daß eine Aemterjägerei der Führer einsetzt; die Wege der Politik sind heute mit den Ruinen stolzer Unternehmungen und den bleichenden Leichen edler Charaktere besät, und eine Gewerkschaft, die sich einmal auf die stürmische See der Aemterjägerei begibt, wird früher oder später ihren inneren Halt und ihr äußeres Ansehen verlieren." (S. 103.)

Das Verhalten gegen Nichtorganisierte sei ähnlich dem Verhalten gegen einen Mann, der mich wirtschaftlich schädigt. Man schützt sich gegen denselben und bekämpft ihn wie ungesunde Räume und zu lange Arbeitszeit. Die Weigerung, mit einem Unorganisierten zusammen zu arbeiten, sei ganz gerechtfertigt; nur dürfe sich damit kein Schikanieren und Beleidigen verbinden. Die Ausschließung des Nichtorganisierten von der Arbeit sei ähnlich zu beurteilen wie die Weigerung einer Feuerversicherung, gewisse, zu hohe Risikos zu tragen, oder die Weigerung der New-Yorker Börse, Geschäfte mit Nichtmitgliedern zu machen." (S. 132.)

Die Freunde der Gewerkschaften in Deutschland werden das Buch mit Begeisterung lesen. Wer tiefer in das Studium desselben eindringt, wird manche Frage nach gewerkschaftlichen Gesichtspunkten besprochen finden, welche in der gewöhnlichen Tagesliteratur, die für die Praxis bestimmt ist, übergangen werden. Vielleicht gibt sich Gelegenheit, diese interessante Schrift auch nach anderen Beziehungen zu besprechen.

Die verehrlichen Abonnenten werden ersucht, Beschwerden über unpünktliche und unregelmäßige Zustellung der „Allgemeinen Rundschau" unverzüglich der Expedition (München, Tattenbachstraße 1a) zu übermitteln. Der Versand und die Auslieferung der „Allgemeinen Rundschau" erfolgen seitens der Expedition mit absoluter Regelmäßigkeit allwöchentlich um die gleiche Stunde. Verzögerungen können daher niemals der Expedition zur Last fallen, sondern nur den Stellen, welche den Bezug vermitteln.

Vom modernen „Elend in der Jugendliteratur".

Von

Dr. M. Flemisch.

Ueber die Bedeutung der Jugendschriften und ihren immensen Einfluß auf die Erziehung unserer Jugend braucht heute in Fachkreisen kein Wort mehr verloren zu werden. Die Tatsache, daß auf diesem Gebiete noch viel Arbeit zu leisten ist, steht ebenfalls fest und allenthalben ist man daran, diesen vielleicht wichtigsten Zweig unserer modernen Literatur nach allen Seiten hin nicht nur systematisch auszubauen, sondern auch den weitesten Volkskreisen zugänglich zu machen. Einig ist man sich ferner auch darüber, daß der Jugendschriftenliteratur der ganze fortgeschrittene technische Apparat zur Verfügung gestellt werden muß und daß auf eine Jugendschrift dieselben Regeln des feinen Empfindens und der Kunst Anwendung zu finden haben, die man bei anderen Produkten der Belletristik, die auf literarischen Wert Anspruch erheben, als selbstverständlich vorauszusetzen gewohnt ist. Das Verlangen nach Beseitigung jener unkritischen Schundliteratur, die sich kunst- und formlos lange Zeit hindurch ziemlich ungehindert breit machen durfte, begegnet heute wohl allseitiger Sympathie. Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug. Das ist heute ein nicht mehr bestrittener Grundsatz; nur gehen die Anschauungen darüber sehr weit auseinander, was man unter dem „Besten" in dieser Hinsicht zu verstehen hat. Gerade hier machen sich in unserer Jugendschriftenbewegung tiefgreifende Gegensätze bemerkbar, die in ihren letzten Ursachen auf die ganze Entwicklung unseres modernen geistigen Lebens zurückgehen und die begründet sind in dem klaffenden Riß, der durch die ganze Welt- und Lebensauffassung unserer Zeit und unseres Volkes geht. Ganz gewiß, die Jugendschrift ist heute nicht bloß ein Instrument, mit dem die moderne Pädagogik operiert; man ist sich vielmehr hüben und drüben wohl bewußt, daß die Jugendliteratur genau so wie die Schule sich immermehr zu einem Kampfsobjekte gestaltet, um das die Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen ihre Waffen kreuzen.

Hier in dem Widerstreit der Meinungen und Ideen den katholischen Standpunkt mit sicherer und geschickter Hand präzisiert zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst des Münchner Volksschullehrers Joseph Lohrer, dessen Broschüre „Vom modernen Elend in der Jugendliteratur" als 6. Heft der von Franz Weigl herausgegebenen „Pädagogischen Zeitfragen" soeben erschienen ist (Lentner'scher Verlag in München, Preis: 80 Pfg.) Als Vorsitzender der Jugendschriftenkommission des Kath. Lehrervereins in Bayern war Lohrer in erster Linie berufen, in dieser wichtigen Frage Stellung zu nehmen und er hat es „mit besonderer Berücksichtigung des Kampfes um die Jugendschriften in Bayern" in durchaus vornehmer, rein sachlicher, die einschlägige Literatur wohlbeherrschender Weise getan.

Die Broschüre sieht von theoretischen Erörterungen möglichst ab und behandelt die Verhältnisse, wie sie sich in der Praxis gestaltet haben. Sie will dartun, wie sich der gläubige Katholik zur Jugendschriftenfrage stellt und was zur Hebung des „Jugendschriftenelends" auf katholischer Seite an selbständiger Arbeit geschehen ist, sie will aber auch mit der sogenannten „Hamburger Bewegung" Abrechnung halten und zwar vom katholischen und patriotischen Standpunkte aus. Der Hamburger Lehrer Wolgast hatte die Ideen einer voraussetzungslosen, künstlerischen Weltanschauung mit vielem Geschick und starkem Pathos auf das Jugendschriftengebiet übertragen. Die belletristische Jugendschrift muß nach ihm ein Kunstwerk sein und als solches wirken; Nebenabsichten dürfen nicht damit verbunden sein, seien es auch noch so wohlgemeinte, z. B. religiöse, patriotische, politische; Tendenzschriften sind also ausgeschlossen. Diesen Ideen gegenüber betont Lohrer mit vollem Recht: „Unser Standpunkt in dieser Frage ist nun der, daß wir als katholische Erzieher auf die erzieherischen Tendenzen ein Hauptgewicht legen. Wir schätzen die ästhetische Wirkung einer Jugendschrift, allein wir stellen auch diese in den Dienst der Erziehung. Keinesfalls können wir zulassen, daß durch künstlerische Rücksichten die höherstehenden Interessen der Erziehung geschädigt werden. Wir wollen keine ästhetisch-humanistische, wir wollen eine entschieden christliche, eine warm katholische und patriotische Jugendschrift."

Für die „Hamburger Bewegung" wurde und wird eifrig Propaganda gemacht nicht bloß in den Lehrervereinen, sondern insbesondere auch in der gesinnungsverwandten liberalen wie sozialdemokratischen Presse. Auch ganz natürlich! Schon das erste Jugendschriftenverzeichnis war entsprechend den Ideen Wolgasts vollständig simultan. Lohrer weist an einer ganzen Reihe von Zitaten nach, wie wenig die „Hamburger" auf das religiöse Empfinden der gläubigen Katholiken Rücksicht nehmen. Sehr bezeichnend ist die Tatsache, daß auch der Dresdener sozialdemokratische Parteitag für das Jugendschriftenverzeichnis der Jugendschriftenkommission des Deutschen Lehrervereins eingetreten ist und umgekehrt der Jugendschriftenausschuß der Hamburger Volksschullehrer eine Jugendschriftenausstellung empfohlen hat, die in Hamburg von der sozialdemokratischen Partei arrangiert war! Lohrer nennt die Pflege des patriotischen Gedankens durch die von Hamburg empfohlenen Jugendschriften eine höchst bedenkliche. Die „Hamburger" haben ihre späteren Verzeichnisse zwar dahin verbessert, daß wenigstens der deutsch-nationale Standpunkt zu einigem Rechte kommt; wie wenig aber das partikularistische Empfinden der Einzelstaaten respektiert wird, ersieht man aus einigen vom Verfasser namhaft gemachten Stellen, die grobe Verunglimpfungen des bayerischen Empfindens enthalten. Auch in sittlicher Beziehung sind die von den „Hamburgern" empfohlenen Schriften nicht immer einwandfrei. Unsere Broschüre bringt neben einzelnen diesbezüglichen Proben auch eine Aeußerung des Geheimen Oberregierungsrates v. Seidlitz, die allerdings noch recht nette Ueberraschungen erwarten läßt.

Der Verfasser befindet sich bei seiner Beurteilung der „Hamburger Bewegung" in guter Gesellschaft. Die „Patriotische Gesellschaft Hamburg" hat sich sehr bestimmt gegen die „kaltfeindselige Haltung gegenüber aller religiösen und nationaldeutschen Tendenz" ausgesprochen und in der „Evangelischen Volks- und Jugendschriftenschau" ist nachgewiesen worden, daß die Hamburger mit bewußter Absicht das Religiöse in der Jugendliteratur bekämpfen 2c. Des weiteren erinnert er an die interessanten Verhandlungen im bayerischen Landtag über die sogenannte Regensburger Jugendschriftenirrung, kritisiert das zweifelhafte Verhalten des simultanen Bayerischen Lehrervereins der Hamburger Bewegung gegenüber, um dann die Tatsache zu konstatieren, „daß die freien Lehrervereine mit ihren Prüfungsausschüssen sich im Kampfe um die Jugendschriften den gläubigen Bekennern der christlichen Konfessionen und den treuen Anhängern ihres Vaterlandes entgegengestellt haben". Auf dem Jugendschriftengebiete bereite sich eine ähnliche Scheidung vor wie in allen anderen prinzipiellen Fragen der Lehrervereinigungen. Nicht die Kunstfrage als solche habe die Geister geschieden, sondern das Ringen des modernen Aesthetizismus nach der Vorherrschaft in der Literatur sei zur Propaganda für eine Weltanschauung im Sinne der modernen Ethik geworden. Auch die gläubigen Bekenner der christlichen Konfessionen wüßten die Kunsterziehung wohl zu würdigen, allein die Gegnerschaft der „Hamburger" gegen alles Konfessionelle in der Jugendliteratur mache einen Friedensschluß unmöglich. Der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Jugendschriftengebiet müsse zwischen den Anhängern und Gegnern des konfessionellen Erziehungsprinzips weiter ausgetragen werden, nur sei es wünschenswert, daß es mit ehrlichen Waffen geschehe.

Lohrer schließt seinen klaren, bei aller Kürze doch trefflich orientierenden Ausblick auf den gegenwärtigen Kampf um die Jugendliteratur mit dem sehr beachtenswerten Satze, daß gerade auf dem Gebiete der Jugendschriften das Christentum gegen das Neuheidentum, das Vaterland und Heimatland gegen die vaterlandslose Weltbürgerschaft in gewaltigem Kampfe liege.

Der Broschüre ist ein vom Verfasser selbst zusammengestelltes Verzeichnis empfehlenswerter Schriften für die Jugend katholischer Volksschulen Bayerns beigegeben, das bei der Einrichtung von Schülerbibliotheken und Jugendabteilungen an Volksbibliotheken im allgemeinen, insbesondere aber bei Einkäufen gute Dienste leisten wird.

Möge das Schriftchen in den weitesten Kreisen unseres katholischen Volkes Beachtung finden. Es ist wohlgeeignet, über eine Frage Klarheit zu schaffen, die nicht nur jeden gläubigen Familienvater, jede christliche Mutter, die jeden wahren Volks- und Vaterlandsfreund aufs lebhafteste berühren muß. Wer die Jugend in Händen hat, dem gehört die Zukunft. Einer der wichtigsten Faktoren, die Jugend in unsere Hände zu bekommen, ist aber zweifelsohne das geschriebene Wort.

„Hilligenlei."

Von

E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

Es ist mir der Wunsch nahegebracht worden, über „Hilligenlei" noch ein „Mehreres" zu sagen. Berechtigt ist dieser Wunsch ja, nachdem inzwischen das Werk, das vor Weihnachten bereits in über 50,000 Exemplaren vorlag, unverhältnismäßig weite Kreise gezogen hat und sie fürs erste wohl noch ziehen wird. „Unverhältnismäßig" betreffs seines Wertes, nicht betreffs der relativ schier beispiellosen Vielgenanntheit seines Autors.

Ueberblicke ich die Sachlage recht, so brauche ich nur die Saiten, die ich in meiner ersten knappen Bezugnahme auf das Buch*) angeschlagen habe, etwas voller an- und austönen lassen. Mit anderen Worten: ich glaube damals schon mit ein paar wuchtigen Hammerschlägen den Nagel fest auf den Kopf getroffen zu haben.

Auch „Hilligenlei", sagte ich, zeige die Klaue des Löwen, sei aber doch nur ein schwächlicher und zugleich krasser Abklatsch von den „Drei Getreuen" und „Jörn Uhl". Letzteres auch rein äußerlich. Es hat einen noch loseren Aufbau als jene, noch größere Willkürlichkeiten in Stoffverteilung, Episodeneinschiebung und Detailausmalung. Nun bin ja auch ich der Meinung, daß der Roman diejenige Gattung literarischer Schöpfung bedeutet, welche die meiste Freiheit in der kompositionellen Aeußerung zuläßt, da sie durchweg am unmittelbarsten sich dem Leben anlehnt, durchweg am genauesten, umfassendsten dessen einzelne und Gesamtregungen widerspiegelt. Jedoch Freiheit ist nicht Ungebundenheit, Willkür aber das (innerlich) gerade Gegenteil von Freiheit, da sie unfehlbar Mangel an Selbstzucht bekundet, sei er nun rein künstlerischer, rein sittlicher oder, wie hier, beider Art.

Schon der Anfang der Erzählung erweist sich dem Ganzen gegenüber als Mißgriff, indem er fälschlich denjenigen als Helden ausspielt, der später sich bis zum Hanswurst der vorgeführten Lebensbühne entwickelt — zum Bajazzo in der Dickenschen Manier, die kaum mit mehr Geschick, aber mit mehr Kraft karikierte. Im Verlaufe der Geschichte übernehmen drei Personen männlichen, zwei des weiblichen Geschlechtes in kühner Reihenfolge die Hauptrolle, just als hätte das Interesse des Dichters sich nun an der einen, dann wieder an der anderen absorbierend entflammt — dem Gesetze der Laune weit mehr als dem eines grundlegenden, frei erwählten Planes folgend. Dies aber ist des Buches wesentlicher Inhalt:

In Hilligenlei d. i. Heilig-Land, einem Städtchen an Holsteins Westküste, wachsen sechs im Vorderinteresse des Autors stehende Kinder auf: Kai Jans, eines armen Feuerschiffmatrosen und Hafenarbeiters zarter Sohn; Pe Ontjes Lau, des bedächtigen Hafenmeisters kraftvoller Erbe; Piet Boje, frühe Waise des Freestedter Lehrers; Tschark Dusenschön, mit illegalem Königsblut in den Adern, letzter Sprößling einer Generation ohne Väternamen; endlich Anna und Heinke Boje, Piets Schwestern. Verheißungsvoll dringt den Kindern die Sage von der künftigen Größe der Heimat in Ohr und Herz; ein jedes will sie für sich verwirklichen. Alle suchen sie ihr eigenes Utopia, das Reich der Erfüllung subjektiver Lebenshoffnung: Pe Ontjes im festen Wurzeln, Gestalten und Beherrschen persönlichen Glücks; Piet Boje im tatkräftigen, aber auch rücksichts- bzw. skrupellosen Aufschwunge zu Ansehen und Besitz; Tschark Dusenschön in schwindelhaftem Strebertum; Anna und Heinke in heißem Geliebtwerden und Lieben. Nur Kai Jans, von dem Verfasser in den Mittelpunkt der Begebenheiten gedacht, aber nicht tatsächlich dorthin gestellt, möchte der **Menschheit** unvergängliches Hilligenlei finden. Doch dem tiefen, hochpoetischen Träumer geht die Energie des zwecksicheren Zugreifens ab. Noch ein eben schulentlassener Knabe, aber schon wund an der Seele, geht er mit Piet Boje zur See. Das Leben wirft sie hin und her. Eines Tages fahren die drei Schulkameraden zusammen auf hohem Schiff: Pe Ontjes als Steuermann, unter seinem Gebote stehend und von ihm fast verleugnet, elend aber nicht schmählich herabgekommen, Piet und Kai. Sie bewähren sich alle drei, finden sich auch alle drei, wenngleich mehr äußerlich, wieder zusammen. Alle drei kehren in die Heimat zurück: Pe Ontjes und Piet frohgemut und unversehrt, Kai mit gelähmter Hand und gedrückten Sinnes. Jene beiden verfolgen und machen ihren Weg zu dem selbstgesteckten Ziele. Kai, der seeuntüchtig gewordene Vollmatrose, setzt sich nochmals auf die Schulbank; schaut heißen Blickes aus nach dem Lande seiner Sehnsucht; sucht es vergeblich im Herzen der ihm an Alter und Reife überlegenen Anna Boje; verirrt sich, enttäuscht, auf sündedunklen Verführungsweg; rettet sich dennoch; studiert Theologie und soziale Not, zugleich lichte Schönheit in Leben und Kunst; tritt in die Seelsorge an einem holsteinischen Pastorat; macht sich bald klar, daß er als „kluger, wissenschaftlicher Mensch" an den „Kirchenglauben nicht glauben kann"; beichtet dies Heinke, die ihn unbewußt liebt, in der er aber sein ihm vorbestimmtes zweites Ich nur ahnt; verläßt auf ihren Rat das ein paar Jahre in Gewissensnot verwaltete Amt, um in der Reichshauptstadt „mit freien, forschenden Augen den Zustand seines Volkes kennen zu lernen"; tastet nach dem Fieberpuls des Irrwahns in Religion, Sitte und Recht; glaubt, selbst ein Seelenkranker, den Weg zum „Heiligen und Gesunden" zu schauen und anderen zeigen zu können; beginnt im Vaterhause mit „Zittern und Bangen" unter der „Goldvermalung" der Evangelien das „wirkliche" Bild Christi als das eines „schlichten Menschen" auszulösen; entdeckt während der Arbeit im erneuten, austauschenden Verkehr mit Heinke plötzlich seine große Liebe zu ihr, nachdem sie ihre schon an einen anderen weggeschenkt hat; durchkostet einen Tag süßen Glückes mit ihr, die in tiefem Erbarmen, im Für und Wider der eigenen Gefühle, ihm nicht die Wahrheit einzugestehen wagt, vermag; erfährt noch von ihr am selben Abend das ihn fast Vernichtende; glaubt in der Nacht „eine gute, ernste Stimme" zu hören: „Dachtest du, du könntest das Leben des Heilands lachend erzählen?"; schreibt dann, in der Abgeschlossenheit des Schmerzes, dieses Leben; fährt darauf abermals in die Welt hinaus; kehrt nach $3^1/_2$ Jahren krank zurück; sieht seinen besten Freund und freut sich seiner; sieht auch sie, die er liebt, gehoben von dem Glück, das sie in ihrem Gattinnen- und Mutterberufe gefunden hat, zugleich aber auch von dem Bewußtsein, ihm seine Einsamkeit noch durchsonnen zu können; stirbt in der nächsten Nacht, vom Herzschlage getroffen.

Schon diese knappe Uebersicht deutet auf die in dem Roman zur Geltung kommende „Klaue des Löwen", auf die mitreißende Gewalt der Dichterkraft. Wer „Hilligenlei" zwei-, dreimal liest; wer über den ersten, auch wiederholten Eindruck des Schwächlichen, besonders des Aufrührerischen darin zum festen, objektiven Urteil sich durchringt: der wird dem Buche große Schönheiten zugestehen müssen. Schönheiten der Schilderung von Nähe und Ferne, von all den intimen Reizen der herbkeuschen Heimatscholle, dem Grandiosen des nordischen und südlichen Meeres. Schönheiten der Milieumalerei, der Beleuchtung ländlich-kleinstädtischen, seemännischen, nicht zuletzt des Familien- und Kinderlebens. Schönheiten der künstlerisch kolorierten Sprache, die in bisweilen wundervoller Schlichtheit Gemütstiefen sondiert und an den Tag hebt. Schönheiten vor allem der Charakteristik. Diese Menschen, die nicht wenigen Haupt- und die ungemein zahlreichen Nebenpersonen, **leben**: in ihrer Stammes-, Geschlechts-, Berufs- und Individualitätseigenart — die aufbauende Analyse dringt in die feinsten Linien.

Bis auf die Ausnahmen. Denn auch Hilligenlei kennt Schablonisierung: so (wie schon angedeutet) beim negativen „Helden" Tschark Dusenschön; so in erster Linie bei den hervorragenderen Frauen. Sinnenheiß, mehr noch: in ihrer Sinnlichkeit echt weiblicher Scheu bar, sollen sie in ihrer stolzen Schönheit, nach des Verfassers Absicht, als Priesterinnen heiliger (!) Liebe gelten. Damit kommen wir zu dem einen ethischen Grunde, weshalb Hilligenlei als schwächlicher und zugleich krasser Abklatsch seiner zwei Vorgänger erscheinen muß.

Frenssen ist von der früheren fast oder auch völlig naturalistischen Behandlung des erotischen Moments auffällig zum Unkeuschen übergegangen. Nicht nur, daß er häufig und mit sichtlichem Behagen grelle Lichter aufsetzt, wo keusche Menschen Schleier vorziehen: unter seiner Regie dürfen Mädchen innerlich und äußerlich fallen, dürfen Mann und Weib gesetzlos, sogar ehebrecherisch lieben ohne auch nur die geringste Verdunkelung ihrer hell in hell gemalten Charaktere. Der edelsinnige Lehrer Wilhelm Boje und seine zukünftige Frau verkehren sechs Wochen lang in einem als ganz selbstverständlich erscheinenden heimlichen „Glück" — dann „mußte sie es ihrem Vater sagen". Die Tochter Anna Boje lebt „sieben heilige, nein: unheilige, nein: heilige Wochen" mit dem Gatten einer kränklichen Frau, schier unter den Augen seiner sie vergötternden Kinder, denen sie beim Abschiede — eine Brutalität sondergleichen! — Grüße an die betrogene Mutter aufträgt. Gewissensbisse? Keine Spur! Sie leugnet vor sich selbst jede Sünde. Ohne Wimperzucken, ohne den leisesten Antrieb zum offenen Bekenntnisse wird sie Piet Ontjes glückseliges Weib, nimmt sie in Stolz und Wonne das hehre Amt der Mutter auf sich. — Selbst ihre Schwester Heinke bringt es über sich, als eines anderen geliebte und liebende Braut Kais leidenschaftstrunkene Worte und Küsse zu dulden —

*) Nr. 49 des 2. Jahrganges der „Allgem. Rundschau" (2. Dez. 1905) unter „Aus der ‚Wissenden' Werkstatt".

bis an die Grenze rückhaltloser Hingabe. Und man hat das Gefühl, daß die Respektierung der letzten Schranke nicht als Resultat ihres Pflichtbewußtseins betrachtet werden darf. Freilich fehlt es ihr, wie ihrer Schwester und Mutter und wohl sämtlichen Trägern der Handlung, an positiv christlicher Selbstzucht — damit gelangen wir an den zweiten ethischen Grundfehler der Frenssenschen Dichtung: die gänzliche Ausschaltung des positiv christlichen Moments.

Ob als Mitkonsequenz der an „Jörn Uhl" geübten Hyperkritik: fest steht, daß Frenssen in „Hilligenlei" von rationalistisch gefärbter Weltanschauung zur ausgesprochenen Leugnung der Gottheit Christi herabgestiegen ist. Tatsächlich wurde Hilligenlei geschrieben, daß es uns Kai Jansens mit noch leidenschaftbebender Hand entworfene „Handschrift", — daß es uns Gustav Frenssens nie und nimmer zu Recht bestehendes „Leben des Heilands nach deutschen Forschungen dargestellt: die Grundlage deutscher Wiedergeburt", übermittele. Von der künstlerischen Unzulänglichkeit betreffs Einordnung und Motivierung ganz abgesehen: was hat Frenssen aus dem Heiland und den Evangelien gemacht? Aus diesen ein rein menschliches Produkt mit der „dicken" Patina mystisch-mythischer Ueberlieferung; aus jenem einen zwar willenslauteren, hochbegabten, aber doch von äußeren Verhältnissen bedingten Menschen, dessen „Zeitlichkeiten oder Irrtümer: sein Geisterglaube, sein Wundertun, sein Glaube an seine leibliche Auferstehung und an das nahe Gottesreich", ja dessen Sittenlehre als bindend abzulehnen ist. Die Lehren des „epileptischen" Paulus und der „übermalten" Evangelien, die Lehren über die — nach Frenssen — als armes, törichtes, kinderreiches Weib zu betrachtende Mutter Gottes, über die Heiligen, über Papst und Messe, Dreieinigkeit und Sündenfall, Erlösung durch Christi Blut und Auferstehung des Leibes — „was sollen wir diese Dinge glauben? Sie machen uns weder fröhlicher noch heiliger . . Deutsche Forschung hat sie kurz und klein geschlagen . . Weg mit dem Lattenwerke! Die noch darauf sehen, sind Unwissende oder Heuchler" (!!).

Und das alles unter der tollkühnen Behauptung, daß dieses „liebe und schöne Bild des Heilands" mit gewissenhafter Benutzung der Ergebnisse der gesamten (!!) wissenschaftlichen Forschung über diesen Gegenstand zustande gekommen sei.

Und das alles unter beispielloser Verflachung und Entstellung der unvergleichlich hoheitsvollen biblischen Erzählung: bis zur lächerlichen Geschraubtheit, bis zur kindischen Modernisierung, bis zur gespreiztesten Realisierungsfloskel. Ausdrücke wie Dorfmann, Heidemann, Nationalisten, Liberale, Klerikale, die Stillen im Lande, Oberkirchenrat, Kirchenrat, Kirchenhof, Staats- und Kirchenkrippe, Patriotismus, Programm, Agenten, Dunkelmänner, Konservator, pfählen (anstatt kreuzigen!) schwirren nur so durcheinander in dieser willkürlichsten aller Darstellungen, die dennoch faßlicher sein soll als die altehrwürdige des Buches aller Bücher, ja, die aller Welt als sich selbst aufzwingende Heilskunde dienen soll, während die Kirchen, „beide wie zwei alte Marketenderinnen, ganz hinten, an ihren zerbrochenen Karren hinter dem vorwärtsziehenden Volke jammern und schelten".

Und das alles unter dem Anspruche auf Ursprünglichkeit, die doch gerade hier sich bei näherem Zuschauen in lauter Vorgebautes auflöst.

Und das alles in schwerem Ernste seitens des Urhebers, in einer Begeisterung, die sogar dieser vergewaltigten Diktion stellenweise Tiefe, Kraft, Größe zu leihen weiß.

Eben darin liegt dieses Buches Gefahr, die in der Gedankenträgheit, der Auffassungsseichtigkeit unserer breiteren Massen intensive Förderung findet.

Es ist furchtbar traurig: dieser Mann wähnt, den zu tausenden und abertausenden ihm gierig entgegengestreckten Händen Brot zu geben — und reicht ihnen Steine. Ja, Schlimmeres als das: todbrohendes Gift. — Wer hilft dem Unheil steuern?

Was ist die Liebe?

Wonne nicht auszusagen,
Leid nicht auszuklagen,
Licht, das die Nacht vom Dunkel befreit,
Kraft, die Adlerschwingen verleiht,
Gewalt, die Raum und Zeit überfliegt,
Der der Tod überwunden zu Füßen sich schmiegt:
Der Weltenseele Ewigkeit.

L. Rafael.

Ettal.

Von

Dr. J. Weigl.

Auf einer Heimkehr aus dem sonnigen Italien war es, um das Jahr 1330, daß der große deutsche Kaiser aus dem Wittelsbachergeschlecht, Ludwig der Bayer, den alten Weg von Partenkirchen herauf nach dem Ammergau durch das Oedtal ritt. Hier beschloß er folglich des Gelöbnisses, das er im welschen Land getan, einem Gnadenbild der Mutter Gottes eine Kirche zu bauen und daneben zu deren Hut ein Kloster für die Söhne des hl. Benediktus. Mit ihrem altgewohnten Bienenfleiße wirkten alsbald die Mönche in ihrer neuen Siedelung. Sie rodeten und bauten und erschlossen eine wüste Gegend dem lebensstarken Pulsschlag christlicher Kultur. Manch Jahrhundert mehrten sie sich Besitz und hohen Ruf. Bald war dort eine stattliche Abtei von bestem Klang in deutschen Landen. Schlug auch Kriegslärm in das stille Tal, zog Feindesschar vorbei: das Kloster blühte. In Mitte des 18. Jahrhunderts durch Brand schwer geschädigt, erstand es in wenigen Jahrzehnten herrlich wieder. Doch wandelbar ist die Gunst der Zeiten! Noch war nirgends die letzte Hand vollendend angelegt — hier fehlten Fries und Türbekleidung, dort die Stuckverzierung und Bemalung, anderorts das rankende Blatt der Säule —: da pochten im bekannten Jahre 1803 Kommissare an die Klosterpforte, um zu säkularisieren. Verschleudert wurden nun Hunderttausende unwiederbringlicher Werte: nie ersetzbare Handschriften, alte Chroniken, mühesam in langen Lebensaltern gefertigte Folianten, kostbare Weihegefäße und Ornate. Alles, was die vielen Jahrhunderte monastischer Rührigkeit erstellt, ging durch wenige Wochen zu Verlust. Die Kirche wurde der Pfarre Ettal angewiesen. Die Klosterräume kamen in private Hände.

Andere Zeiten, besseres Denken! Im Herbst des Jahres 1899 wurde durch das wohlwollende Entgegenkommen des hochsinnigen Freiherrn von Cramer-Klett dem Abt von Scheyern die Möglichkeit, Ettals Klostergebäude zu neuer Ansiedelung der Benediktiner zurückzukaufen. Und unverdrossen fingen diese neuen Mutes an, sich wieder einzurichten. Bald klangen der Chorale ernste Weisen durch die Räume. Denn die vornehmste Aufgabe des Benediktiners ist das Opus Dei: das gemeinsame feierliche Gotteslob. Dem darf nichts vorgezogen werden. Es ist der Kristallisationspunkt der gesamten Tagesarbeit und des Lebensinhalts des Benediktiners.

Aber zu dem fordert die heilige Regel Benedikts weltliche Arbeit auf allen Gebieten des Lebens. Also nicht zu trägem Nichtstun — wie seine Gegner kenntnislos so gern in Wort und Bild behaupten — nein! Zu ernster, konsequenter Tätigkeit im streng geordneten Dahingleiten durch die Stunden des Tages verpflichtet der Orden seine Mönche. In dieser Konsequenz liegt ein Geheimnis seiner großen Erfolge. Das andere in der wohlerwogenen und im Geiste des Gehorsams stets vollzogenen Arbeitsteilung. Das monastische Leben kennt die zerstörende Nachgiebigkeit gegen Launen und Unlustgefühle nicht. Stramme Disziplin stellt den Mann stündlich der zugemessenen Arbeit. Daher die überraschende Summation der Resultate mit der uns Fernestehenden erstaunlichen Macht der Wirkung und des Eindrucks.

Auf solche Weise wurden uns die Benediktiner jene Lehrer, die zu Bodenkultur und Handwerk unsere Ahnen wandelten aus einem rauhen Jägervolk; wurden sie uns nicht minder auch die treuen Konservatoren der alten Wissenschätze der griechischen und römischen Klassizität: in Summe die unermüdet zivilisatorisch tätigen Elemente, die aus dem Barbarismus altgermanischer Lebenshaltung und den verwirrenden Stürmen der Völkerwanderung unsere Vorfahren emporführten zu jener ewig bewundernswürdigen höchsten Blüte des aufsteigenden Mittelalters mit seinen weltumsetzenden kernhaften Evolutionen in jedem Anteil des Lebens.

Innerhalb dieser benediktinischen Tätigkeit erscheint zu jeder Zeit als ein wesentliches Arbeitsgebiet die Erziehung der Jugend zu in allen Berufen brauchbaren Gliedern der Gesellschaft. „Klosterschulen gehören — sagt P. v. Der in „Ein Tag im Kloster" zu den ältesten Traditionen des Ordens; — sie entstanden überall, wo sich eine Abtei entwickeln konnte; sie waren seit dem frühesten Mittelalter berühmte Pflanzstätten der Wissenschaft!" Auch Ettal! In die fernsten Gaue der deutschen Lande drang der Ruhm seiner von der Blüte deutschen Adels besuchten Ritterakademie. Noch jetzt zeugen alte Dissertationen, die der Zerstörung entgingen, von jenem wissenschaftlichen Glanze.

In Wahrung des Gedächtnisses solcher Vergangenheit gingen auch jetzt wieder die Mönche daran, eine Schule höherer Bildung zu eröffnen. Durch die Gnade unseres allgeliebten Prinz-Regenten wurde ihnen gestattet, im September 1905 den Aufbau eines staatlich anerkannten Gymnasiums mit Pensionat durch Erstellung der I. Klasse zu beginnen. Der herrliche Flügel, nördlich der Kirche ansetzend, mit der Hauptrichtung Ost zu West ist es, in dem das Institut Platz fand. In ihm waren seinerzeit die Räume der genannten Akademie. Heute ist er nach den Anforderungen der modernen Hygiene gänzlich umgestaltet. Das war eine zum Anfang unüberwindlich scheinende Schwierigkeit. Es galt, den alten herrlichen Rokokostil pietätvoll zu wahren, zugleich aber den modernen Ansprüchen jeder Art gerecht zu werden. Weit leichter ist, ganz neu zu bauen. So aber war eine Menge Auswechslungen, Ergänzungen, Wiederherstellungen nötig. Zwischenmauern mußten fallen; alte Kamine weichen; die früheren Fenster verändert werden; neue Fußböden waren zu legen. Die wertvollen Türen mit kunstreichen alten Beschlägen von einst, die in den Zeiten der Devastation durch stilwidrige Ware vielfach ersetzt waren, mußten wieder stilgemäß restauriert werden. Und es gelang, das Neue dem Alten harmonisch einzufügen, ohne ersteres zu vernachlässigen. Das ist ein Meisterwerk des Benediktinerbaumeisters P. Anselm aus Sedau. In dem so gewordenen Bau fehlt kein moderner Betriebsteil.

Von den Bergen, die in Nord und Ost Ettal umrahmen, kommt des Bergquells reiner Strom, die Wasserleitung reichlich zu speisen. Das natürliche Gefäll gibt den notwendigen Druck in die Rohre für alle Stockwerke. Eine Schwemmkanalisation führt das Verbrauchte aus dem Bereich des Klosters nach fernem Ackerland, wo es landwirtschaftlicher Verwertung nutzbar wird. In der rauhen Jahreszeit spendet die solide montierte und vorzüglich funktionierende Niederdruckdampfheizung reichlich Wärme allen Räumen, einschließlich der Korridore, Toiletten und Gerätekammern. Mit ihr ist die Winterventilation sinnreich verbunden. Die Heizrohre liegen in Mauerkanälen, welche in den Wänden der Korridore verlaufen und, durch leichtes Mauerwerk gedeckt, rasch erreichbar sind. Es gibt in vielen modernen Bauten nichts häßlicheres als die einförmigen, endlos langen Rohrleitungen an allen Wänden. Hier ist ihr Anblick vermieden, was im Interesse der Harmonie mit dem Alten besonders erwünscht ist. Für Hautpflege und Abhärtung sind praktische Baderäume vorgesehen; Wannenbäder und Brausebäder stehen zur Verfügung. Die Brausen werden von einer zentralen Mischbatterie aus durch ein Aufsichtsorgan bedient, so daß eine Gesundheitsschädigung durch zu lange Benützung seitens der Zöglinge ausgeschlossen ist. Als künstliche Lichtquelle dient in allen Räumen die Elektrizität. Sie kommt von der Klostermühle auf dem Wege einer Schwachstromanlage und wird von einer Schalttafel im Erdgeschoß des Klosters an die Beleuchtungsanlagen und Kraftmaschinen verteilt. Die Beleuchtungskörper sind je nach Standort gewöhnliche Birnen oder wie in den Studiersälen über den Pulten auf Zugvorrichtung montierte Nernstlampen. Sehr zweckmäßig sind die von P. Anselm konstruierten Pulte. Auf jede Körpergröße einstellbar, können sie im Stehen oder Sitzen gleich gut gebraucht werden. Wie die ganze Einrichtung sind die Räume selbst stilvoll, einfach und praktisch. Ueberall flutet durch die neuen Fenster eine reiche Lichtfülle, die selbst an den fensterfernen Plätzen die Normalhelligkeit überragt. Ebenso reichlich ist überall der Luftkubus bemessen. Leicht regulierbare Oberlichtlüftung ist allenthalben ermöglicht.

Wurde dergestalt die materielle Grundlage für eine gedeihliche Entwickelung der Zöglinge in bester Art geschaffen, so ist im Einklang mit ihr nicht weniger auch der gesamte Erziehungsplan ideal aufgebaut. Die klassische Forderung der Antike und des blühenden Mittelalters: Menschen zu bilden von vollem Lebenswert, ist benediktinische Fundamentalmaxime. Gediegene religiös-sittliche Erziehung; intellektuelle Ausbildung, nicht allein zur Aneignung des vom Lehrplane vorgeschriebenen Wissenstoffes, sondern harmonische Förderung aller Seelenkräfte; ästhetische Entwickelung des Individuums; Pflege der altruistischen Gefühle wirken zusammen in idealer Konkurrenz mit der Förderung der körperlichen Erstarkung. So wird ein gesunder, widerstandskräftiger Mensch herangebildet, der den mannigfachen Unbilden des Lebens auf jeder Bahn mit der Bewußtheit des Obsiegens begegnen kann. Und damit wird das Gymnasium seinem Urwesen gerecht: Arena für harmonische Ausbildung von Geist und Körper, Leib und Seele. Kommt einerseits die volle psychische Sphäre für Entfaltung, so anderseits auch die rein physische durch das wohldosierte Angebot von Licht, frischer Luft, je nach den Jahreszeiten wechselnden körperlichen Uebungen im Freien. Unterstützend tritt hinzu die Ernährungsweise. Höchst sympathisch berührt, daß die Genußgifte des Alkohol und Koffein ausgeschlossen sind und das der Jugend nicht allein somatisch schädliche Uebermaß an Fleischkost weise vermieden ist.

Die ganze Lebenshaltung verläuft in einem strenge geregelten Tagewerk, worin jede Stunde ihren Platz und Zweck hat. In diesem Rahmen gedeihen Selbstzucht und Disziplin. In ihm aber auch gerade wird die Möglichkeit, frei von störenden Einflüssen auswärtiger Natur, die Gestaltung der Persönlichkeit zu erringen. Nicht Schablone, sondern Individualisieren! Dieser Grundsatz benediktinischer Pädagogik bewährte stets sich neu im Wechsel der Zeiten. Er strebt zuwider dem Heranwachsen billiger Dutzendmenschen, an denen unsere Zeit vielfach krankt. Aber dieses Individualisieren ist nur möglich, weil der benediktinische Erzieher seine Zöglinge von Anfang studiert, ihre Naturelle und Anlagen fortschreitend analysiert, in allem weise wägt; so daß er alsbald die Jungens besser kennt als diese sich selbst. Ein solcher Erzieher, heute schlichter Mönch, einst in Rang und Würden in der Welt, sammelte sich reichen Besitz an Wissen, Erfahrungen, Lebensweisheit. Aus diesem Fonds nun spendet er mit väterlichem Ernst, mütterlicher Liebe. Mahnend, warnend gegen die jugendlichen Schwächen und Torheiten; tröstend in der Hilflosigkeit; ermunternd dem Zagenden nahe; teilnehmend am Schmerz und an der Freude der Schutzbefohlenen: wird er der beste Freund und weiseste Berater ihnen. Sein Lob erhebt; sein leisester Tadel bewirkt Umkehr. Er ist nie verdrossen ob all der Arbeit, wenn auch die jugendliche Unrast oft hart seine Geduld anspannt. Er betet mit seinen Schützlingen, geleitet sie zu Tisch und Spiel, überwacht sie im Museum und behütet sie im Schlafsaal, daß kein schädliches Agens die junge Saat zerstöre. Klopft einer an sein Arbeitszimmer, kaum daß er es betreten: ein „Deo" gestattet Zutritt. Also er dankt Gott, trotzdem er im eigenen Leben gestört wurde. Woher die Kraft zu solchem Lebenswerk? Die kommt ihm von Gott und dem eignen wie der Brüder Beten. In der strengen Schule des Noviziates lernte dieser Mönch den ganzen Verzicht auf sich selbst, die völlige Opferbereitheit eignen Behagens für anderer Wohl. So ward seine Persönlichkeit frei von den Schlacken des Alltags, die uns hemmen, und geeigenschaftet zur Erziehung der anderen. Diese Bedeutung des Einflusses monastischen Denkens auf die Person werden wir Außenstehende schwer fassen können. Um so mehr bewundern wir die Wirkung. Zum zweiten aber holt der mönchische Erzieher Kraft aus der Zugehörigkeit zur klösterlichen Familie. Die befreit ihn von den Sorgen des Werktags, gibt in freien Stunden ihm die Gesellschaft der Gefährten, den freundlichen Gruß und Segen des Prior: Imponderabilien von gewichtigstem Einfluß auf das Erstarken der Berufsfreudigkeit.

So gingen wir durch das neue Ettal. In treuer Hut schauten wir die Zöglinge. Ihr sprühendes Leben, ihr blühendes Aussehen sind die sinnfälligen Beweise der Richtigkeit benediktinischer Erziehungskunst. Möge das Kloster blühen auf zu neuem Glanz in neuer Zeit Gott zur Ehr und unserem Bayernland zu Freud und Nutzen. Daß dem so werde

„Tröstlich ist es, diese Zellen
In des Herrschers Huld zu wissen."

Bühnen- und Musikrundschau.

Verschiedenes. Ein biblisches Drama des Lübecker Dichters Hermann Stodte, „Königsglaube" betitelt, fand in Berlin sehr freundlichen Beifall. — Gerhart Hauptmanns jüngste Bühnendichtung: „Und Pippa tanzt", die nach den Berichten unter einer sehr schwer verständlichen Symbolik leiden soll, wurde vom Wiener Burgtheater angenommen. — Am Hamburger Stadttheater wurde Aubers Revolutionsoper „Die Stumme von Portici" in einer Neubearbeitung vom Kapellmeister des Theaters Gustav Brecher mit großem Erfolg aufgeführt. — Das Kölner Stadttheater wird die erste deutsche Aufführung von Mascagnis neuester Oper „Amica" herausbringen. — Noch in diesem Monat wird J. B. Zerletts Musikdrama „Die Strandhexe", dessen Libretto von H. van Bequignolles herrührt, in Neu-Strelitz seine Uraufführung erleben. — Die Berliner Hofoper ließ zu Mozarts 150. Geburtstag, der zugleich der 47. des Deutschen Kaisers ist, eine Novität, „Der lange Kerl", ein lustiges Spiel in zwei Akten, Text und Musik von Viktor von Woikowsky.

Biden, auf allerhöchsten Befehl herausbringen. Die Titelrolle ist einem wegen seiner unheimlichen Größe in Berlin in einem gewissen Ruf stehenden Mann des Leibgarde-Regiments zugedacht, und wird demselben jedenfalls ungeahnte theatralische Erfolge bringen.

Aus den Konzertsälen. Der Karneval, der in früheren Jahren immer ein merkliches Nachlassen der musikalischen Hochflut mit sich brachte, übt in der gegenwärtigen Saison bis heute kaum einen merkbaren Einfluß auf das Konzertleben aus. Namentlich Solistenkonzerte finden in endloser Reihenfolge statt. Das achte Kaimkonzert hatte mit Werken von Haydn, Beethoven und Brahms eine mehr rückschauende Tendenz und dieser schloß sich nicht nur das Programm, sondern auch die Vortragsweise der mitwirkenden Sängerin Antonie Dolores aus London an. Für die Mitglieder des Vereins für volkstümliche Kunstpflege veranstaltete Hofrat Dr. Kaim einen Mozartabend mehr internen Charakters, der ganz würdig verlief, und die Volkskonzerte haben mit dem üblichen Zyklus Beethovenscher Sinfonien begonnen, dessen erster Abend so anregend verlief, daß eine Wiederholung notwendig werden wird, und der diesmal noch besonders an Bedeutung gewann durch den klaren und gewandten Vortrag, mit welchem Kapellmeister Peter Raabe ihn erläuternd einführte.

Ueberaus groß war die Anzahl der auftretenden Sängerinnen. Den Vogel schoß natürlich die Pariser Operndiva Aïno Akté ab, die sich zwar im Konzertsaal auf Nebenwegen ihrer Kunst befand, aber dank ihres wundervollen, glänzenden Organs und ihrer fabelhaften Gesangstechnik, welchen Eigenschaften allerdings Innerlichkeit im deutschen Sinne nicht gegenübersteht, bedeutende Triumphe holte. In einem gewissen künstlerischen Verwandtschaftsverhältnisse zu ihr steht die dem Konzertsaal sich besser anpassende Nina Faliero-Dalcroze. Tilly Erlenmeyer vermochte zunächst nur durch ihre auf besonderen künstlerischen Ernst deutende Auswahl zumeist recht widerhaariger Werke moderner Komponisten zu interessieren. Die Leipzigerin Toni Bendix fand mit einem Bach-Händel-Programm eine außerordentlich freundliche Aufnahme; sie führte ihrem Publikum zumeist für München ganz neue Werke dieser Meister vor, und man staunte darüber, wieviel Unbekanntes und durchaus Lebendiges aus ihrer Feder vorhanden ist. Leistungen wie diejenigen der Sängerinnen Ciska Schattka und Hilde La Harpe bieten durchaus nichts Außergewöhnliches; sie sind Alltagserscheinungen und sieben sich durch. Ihre bestimmte, immer wiederkehrende Form haben übrigens auch die stets begeistert aufgenommenen Liederabende von Lilly Lehmann.

Der hervorragendste unter den Pianisten, die wir in letzter Zeit hörten, war wohl der Stuttgarter Max Pauer, der eine ganz eigene Art von treuer Hingabe an das Kunstwerk ohne Aufgabe seiner selbst und eine merkwürdige Mischung männlich energievoller Darstellung und sonniger, dichterischer Anschauung sein eigen nennt. Ein Extralob verdient wieder sein prächtiges Programm, aus welchem diesmal die Sonaten von Scarlatti, die Sonate op. 101 von Beethoven und Schumanns Kreisleriana besonders lebhaft aufgenommen wurden. Ihm zur Seite stellen kann man wohl den jugendlichen Ossipp Gabrilowitsch, der allerdings das virtuose Element schon etwas stärker betont. Albert Friedenthal, der zusammen mit Ciska Schattka auftrat, ist ebenfalls ein tüchtiger Virtuose, spielte aber recht übermüdet und gleichgültig. — Auch mehrere Geiger konnten wir in letzter Zeit hören. Mit einer überraschend schönen, in großen und deutlichen Linien zeichnenden Wiedergabe des Violinkonzerts von Brahms übertraf Bronislaw Hubermann noch die Eindrücke seines ersten Konzerts. Die beiden tüchtigen und musikalisch vorzüglich entwickelten Geigerinnen Helene Ferchland und Helene Fürst vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Konzert, welches ausschließlich Originalwerken für zwei Violinen gewidmet war. Den Ruhm der ersten öffentlichen Gedächtnisfeier für Mozart endlich holte sich Bertha Zollitsch, die mit dem Pianisten Hermann Kellner vier Violinsonaten des Meisters vortrug, in denen zwar nicht die eigentliche Größe Mozarts zum Durchbruch gelangt, aber eine Fülle feiner und liebenswürdiger Züge niedergelegt ist.

München. H. Teibler.

Theaterbrief aus Wiesbaden. Seitem Georg v. Hülsen das Zepter der Intendantur definitiv in die Hände Dr. v. Mutzenbechers gelegt und sich als Generalintendant lediglich um die hiesigen Maifestspiele — die sicherem Vernehmen nach auch für dieses Jahr geplant sind — noch bekümmert, glaubte man für das seither gegen die Oper etwas stiefmütterlich behandelte Schauspiel ein goldenes Zeitalter gekommen. Allgemein wurde von der Aera Mutzenbecher eine Belebung namentlich des klassischen Schauspiels erhofft, da der „neue Herr" als ein warmer Freund dieses Literaturzweiges gilt. Es ist ihm indessen bislang noch nicht gelungen, Sieger über die hier herrschenden eigentümlichen Zustände zu werden. Die in unserer, jüngst in die Reihe der Großstädte eingetretenen Weltkurstadt obwaltende Vorliebe für die große Schauoper ist zunächst daran schuld und erfährt durch die Internationalität unseres Theaterpublikums vermehrte Förderung. Trotzdem ließe sich ein dauernder Erfolg auch des Schauspieles erwarten, würde man die reichen Mittel unserer königlichen Bühne gleicherweise auf Oper und Schauspiel verteilen. Wie bekannt, ist das hiesige Kgl. Schauspielhaus von der Stadt erbaut, so daß lediglich der Betrieb der königlichen Verwaltung auferliegt, die aus der kaiserlichen Privatschatulle jährlich 300,000 M Subvention erhält. Mit solchen Mitteln ließe sich schon etwas erreichen. Während man nun auf der einen Seite enorme Gagen zahlt — so erhält z. B. das Ehepaar Leffler (er im Schauspiel, sie in der Oper beschäftigt) zusammen 44,000 M — spart man auf der anderen Seite an der unrechten Stelle und kann, da es an den notwendigen Chargenspielern mangelt, große Dramen überhaupt nicht mit zulänglichen Kräften besetzen. So bleiben denn beispielsweise die Shakespeareschen Königsdramen ein unerfüllter Wunsch und die großen Stücke unserer deutschen Klassiker kranken trotz des glänzenden äußeren Rahmens an der mangelhaften Besetzung der kleineren, aber wichtigen Chargen. Das Schillerjahr, welches auf den deutschen Schauspielbühnen insgesamt 2210 Aufführungen unseres größten nationalen Volksdichters gezeitigt hat, konnte auch nicht Abhilfe bei uns schaffen, und der Anteil, den Schillers Genius an obengenannter Ziffer in Wiesbaden erfuhr, ist ein beschämend geringer. Schwerfällig nur arbeitet der Inszenierungsapparat unserer königlichen Bühne, der Proben sind unendlich viele und es braucht gegen das sehr regsame hiesige Residenztheater allemal Monate, ehe ein neues Stück herausgebracht wird. Kaum daß wir zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag „Maria Stuart" hatten, welches Drama in den Vormonaten aber bereits Repertoirestück war, und man „Die Jungfrau von Orleans" während der diesjährigen Kaiserfestspiele folgen ließ. Die Wallensteintrilogie blieb eine zwar verheißene, aber unerfüllte Tat des Schillerjahres. Trotzdem die Austeilung der Rollen zu „Die Räuber" schon vor einem Vierteljahr und länger stattfand, die Aufführung selbst seit Wochen angekündigt war, ging das Schillerjahr zu Ende, ohne das Erstlingswerk der Sturm- und Drangperiode Schillers zu bringen. Dies beständige Absetzen von versprochenen Stücken und die durch die Kulissenkabale einzelner favorisierten ersten Kräfte, die die Situation hier über Gebühr — auch in der Oper — beherrschen, beliebten Gegenströmungen, hat unter den Abonnenten bereits tiefgründige Verstimmungen hervorgerufen. Am 17. Januar sind nun endlich „Die Räuber" über die Bretter gegangen. Die dekorative und kostümliche Einrichtung war unter Schick-Nitzsche die gewohnte glänzende; auch die Regie des bewährten Oberregisseurs Köchy eine feinsinnige, wenn auch die dramaturgische Bearbeitung manchen Wunsch noch offen ließ. Man gab das Stück selbstverständlich nicht in der Mannheimer Bearbeitung, sondern in der späteren, die in der Cottaschen Ausgabe festgelegt ist, ließ aber die unerquicklichen Ausfälle des jungen Feuerkopfes Schiller gegen Staat und Kirche stehen, z. B. die vom Dichter später selbst getadelte Erzählung des Räubers Moor von seinen vier Ringen, besonders die Stelle von dem „Pfaffen, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Kanzel geweint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme". Zum Schlusse des Aktes ist die rührend-schaurige Erkennungsszene zwischen dem alten Moor und Karl zum Schaden der Aufführung erheblich gekürzt. Auch sonst wäre noch manches auszusetzen.

Julius Geissel.

Eine Uraufführung im Schauspielhause Düsseldorf. „Eine Nacht in Florenz" betitelt sich eine Lustspieluraufführung des Dramaturgen Paul Ernst. Das Stück ging als die erste Premiere des Schauspielhauses über die Bühne. In dem unter Shakespeares Einflusse poesievoll abgefaßten Stücke scheint der Dichter der Fabel eines Novellenstoffes allzugroße Konzessionen eingeräumt und dadurch der Kontraktion der dramatischen Handlung den ehernen Panzer gelockert zu haben. Das burleske Beiwerk überwuchert manche schöne poetische Gelegenheit und rechtfertigte eher den Namen „Komödie". Paul Ernst hat Humor, poetisches Charakterisierungsvermögen und Sinn für das Szenische. Er dürfte der Berufenste sein, uns von den Lustspielwarenhäusern Blumenthal, Koppel, Ehlfeld und anderer „toten Löwen" zu befreien. Die Aufführung zeigte stilistisch und darstellerisch die künstlerische Höhe des Personals und der Regieführung.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Zur Notiz für den Leserkreis: Infolge von Umständen, die noch nicht aufgeklärt sind, ist die diesswöchige **Weltrundschau**, welche als Expreßbrief zur gewohnten Zeit von Berlin abgesandt wurde, bis zum Druckbeginn in München nicht eingetroffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 6. München, 10. Februar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Trutzbriefe eines Unverantwortlichen.
Von Dr. Otto von Erlbach.

Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes.

III.

Der 13. Januar 1906 war für die bayerische Justiz kein Ehrentag. Das Münchener Schwurgericht verhandelte gegen Dr. Ludwig Thoma, den „Peter Schlemihl" des „Simplicissimus", wegen des im Oktober v. Js. in 100,000 Exemplaren verbreiteten illustrierten Flugblattes „Fort mit der Liebe!! Ein Notschrei!! Den Sittlichkeitsaposteln ergebenst unterbreitet von Ludwig Thoma und Olaf Gulbranson." Die Anklage erblickte in dem überaus rohen und unflätigen Flugblatte eine „unzüchtige" Schrift im Sinne des § 184. Die Geschworenen sprachen Dr. Thoma nicht schuldig. Das Urteil lautete daher auf Freisprechung, jedoch erklärte das Gericht den Inhalt des Flugblattes als objektiv unzüchtig und verfügte die Einziehung desselben.

Nicht diese einander scheinbar widersprechenden Entscheidungen an sich begründen das gewaltige Aufsehen, das dieser Prozeß in den weitesten Kreisen des Volkes erregt hat, sondern die Begleitumstände, der ganze eigenartige, ja einzigartige Aufbau der Prozeßverhandlung, die Häufung von Momenten, welche dem Rechtsempfinden des Volkes geradezu ins Gesicht schlugen.

Allzuscharf macht schartig! Die eines Nietzsche würdige brutale Rücksichtslosigkeit, mit der die eng verbündete „Simplicissimus"- und „Jugend"-Partei durch ein plumpes Massengewicht die Anklage und ihre leichte Schutzwehr geradezu erdrückte, hat dem Respekt vor der Zuständigkeit der Schwurgerichte einen ärgeren Vorstoß versetzt, als es der rückständigste Reaktionär je vermocht hätte.

Als Palladium der politischen Preßfreiheit sind die Schwurgerichte in den weitesten Kreisen Süddeutschlands hoch gewertet. Wenn heute gewisse liberale Blätter mit besonderer Emphase auf dieses „Palladium der Freiheit" pochen, so könnte man sie an die Zeiten erinnern, als von derselben Presse, wenn es sich um Anklagen gegen „ultramontane" Redakteure handelte, freisprechende Urteile mit offenem Mißbehagen, Verurteilungen mit großer Genugtuung glossiert wurden. Im letzten Grunde hat sich darin eigentlich nichts geändert. Hätte ein „ultramontaner" Redakteur auch nur den zehnten Teil von dem, was sich z. B. die „Süddeutsche Montagszeitung" an roher Verunglimpfung von Einrichtungen und Gebräuchen der katholischen Kirche herausnimmt, gegen die protestantische Konfession gewagt, so wäre seine Verurteilung vor dem Schwurgericht von der liberalen Presse als gerechte Sühne gefeiert worden. Als aber am 24. November 1905 die Münchener Geschworenen die „Süddeutsche Montagszeitung" nicht schuldig sprachen, und der liberale Parteiführer Kohl als Verteidiger sich mit dem Blatte völlig identifizierte und vor Gericht u. a. erklärte, „es sei der reine Götzendienst, wenn man mit dem einen Stück Oblate einen Brief siegle, das andere Stück aber für einen Gott erkläre," da fanden gewisse liberale Blätter nicht das mindeste dagegen einzuwenden.

Am liebsten sähe eine gewisse Presse den § 166, der die christlichen Kirchen vor Beschimpfungen schützt, ebenso wie auch den § 184, der die Pornographie in Schranken hält, im Namen der „Freiheit" völlig aufgehoben. Sie betrachtet es als eine vorläufige Abschlagszahlung, wenn in solchen Fällen die Schwurgerichte dem Angeklagten wenigstens das subjektive Bewußtsein der Schuld absprechen und so seine Freisprechung herbeiführen.

Wer dürfte es der großen Mehrheit des süddeutschen Volkes, die noch auf dem Boden positiver Religion und Sittlichkeit steht, unter solchen Umständen am Ende verdenken, wenn sie den nachgerade immer unwirksamer werdenden Schutz des § 184 und des § 166 künftig aus den Händen der Schwurgerichte in die der Strafkammern gelegt sehen möchte? Wenn aber gar, wie es im jüngsten Thoma-Prozeß versucht wurde, das Schwurgericht zu einem förmlichen Parteigericht gestempelt werden soll, dann ist man wahrlich kein Verräter an der Volksfreiheit und am Reservatrecht, wenn man, wie Dr. Freiherr von Soden-Fraunhofen im Ausschusse der Kammer der Reichsräte am 26. Januar getan hat, „die Abschaffung des privilegierten Gerichtsstandes der Presse vor dem Schwurgericht" für gewisse Fälle „in Erwägung zieht".*)

*) Nach dem gedruckten Protokoll der betreffenden Sitzung (S. 4 und 5) bemerkte Reichsrat Dr. Frhr. v. Soden über diesen Punkt: „Angesichts dieses Prozesses werfe sich die Frage gleichsam von selbst auf, ob es gerechtfertigt sei, den privilegierten Gerichtsstand der Presse vor dem Schwurgericht aufrecht zu erhalten. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre müsse diese Frage eher verneinend beantwortet werden. Außer Bayern besäßen zurzeit bekanntlich nur noch Württemberg, Baden und Oldenburg diese Sonderstellung. Auch aus dem Gesichtspunkt der Vereinheitlichung der Rechtspflege in Deutschland wäre es zu überlegen, ob dieser Gerichtsstand nicht aufgehoben werden sollte. Würde ein Kollegium von rechtsgelehrten Richtern über die Frage, ob eine unzüchtige Druckschrift vorliege, zu urteilen haben, so würde man so ärgerliche Dinge wie jenen Prozeß wohl nicht so oft erleben. . . . Als geeignetes Mittel, diesen Preßerzeugnissen schärfer zu Leibe gehen zu können, sei wohl die Abschaffung des privilegierten Gerichts

Freiherr von Soden hat einen anerkennenswerten Mut bewiesen, als er das, was Tausende in jüngster Zeit gedacht und im engeren Kreise auch ausgesprochen haben, an offizieller Stelle einmal klipp und klar zum Ausdruck brachte. Ich begreife seinen Standpunkt, will aber im nachstehenden versuchen, einige Mittel und Wege anzugeben, wie *ohne Beseitigung oder Beschränkung der Kompetenz der Schwurgerichte für Preßvergehen* das erschütterte Vertrauen des Volkes in diesen privilegierten Gerichtsstand der Presse wieder befestigt werden könnte.

Sobald *die völlige Unbefangenheit, Unparteilichkeit und gegen alle Einschüchterungen und Sondereinflüsse geschützte Objektivität* des Spruches der Geschworenen gewährleistet, außerdem auch Staatsanwaltschaft und Richterkollegium gegen einen Terrorismus à la Thoma und „Simplicissimus" geschützt sein würden, fallen die Bedenken von selbst hinweg. Waren aber — um von anderen Fällen hier abzusehen — in der Schwurgerichtsverhandlung vom 13. Januar 1906 diese Voraussetzungen gegeben? Ich behaupte: Nein und *dreimal nein!*

Von der Zusammensetzung der Geschworenenbank soll erst an letzter Stelle die Rede sein. Es ist dies ein grundsätzlicher Punkt, der allgemeingültig einmal öffentlich besprochen zu werden verdient. Im fraglichen Falle lag es zunächst gewiß nicht an der Auswahl der Geschworenen, wenn der in Szene gesetzte Apparat einer fast unwiderstehlichen Zwangssuggestion seine prompte Wirkung tat.

Man vergegenwärtige sich das Bild: Auf der Anklagebank sitzt der Jurist Dr. Thoma, verbeistandet von zwei Verteidigern, die — was in diesem Falle nicht unwichtig ist — in jeder Hinsicht zu seiner „Richtung" gehören. Vom Standpunkte der Thoma-Gemeinde hätte man es sogar als einen „Schönheitsfehler", als ein mangelndes Glied in der Kette empfinden können, daß Dr. Max Bernstein nicht auf der Bank der „Sachverständigen" saß. Die vor Gericht versammelte Thoma-Gemeinde fand ihre stilgerechte, homogene Fortsetzung in der Zwölfzahl der „Sachverständigen". Wie aus den „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 22 zu entnehmen ist, hatte die Verteidigung sogar 14 — sage und schreibe: vierzehn — Sachverständige laden lassen, von denen „Prof. Dr. Schneegans und Dr. Habich nicht erschienen". Die Staatsanwaltschaft hatte *keinen* Sachverständigen geladen, und wenn nicht der Vorsitzende des Gerichtshofes zuweilen schüchterne Versuche gemacht hätte, gegenüber dem zwölffachen Uebergewicht der Thomaschen „*Eideshelfer*" als Unparteiischer den objektiven Standpunkt des „*Normalmenschen*" zu markieren, so hätte der Staatsanwalt in seiner isolierten Stellung als *Einer gegen Fünfzehn* eine noch peinlichere Rolle gespielt.

Um Mißdeutungen vorzubeugen, sei aber schon hier festgestellt, daß Staatsanwalt Aull für seine Person mit großem Geschick, mit Nachdruck und Wärme die Anklage vertrat. Freilich darf man seine Hauptrede nicht nach den verstümmelten Berichten gewisser liberaler Ringorgane beurteilen. Wer den augenscheinlich mit stenographischer Genauigkeit aufgenommenen Bericht der „Augsb. Abendztg." (Nr. 14 vom 15. Jan.) liest, wird sein Urteil über das Auftreten des Staatsanwalts vielleicht in mehr als einem Punkte korrigieren müssen. Die Ausführungen Aulls über Zweck und Aufgabe der Sittlichkeitsvereine trafen den Nagel auf den Kopf.*) Wäre seine auch im übrigen größtenteils sehr wirkungsvolle Beweisführung durch Gutachten angesehener Sachverständiger unterstützt worden, so hätte sich der Gesamteindruck der Verhandlung wesentlich anders gestaltet.

Kein Wunder, daß der Staatsanwalt angesichts des Massenangriffs der mit dem Angeklagten und seinen Anwälten sich identifizierenden „Sachverständigen" auf seine Position schließlich nervös wurde und sich dem Obersachverständigen Dr. Hirth gegenüber im Ausdruck vergriff. Daß Dr. Hirth durch Beschwerde an den Oberstaatsanwalt eine offizielle Rüge für den „Beleidiger"*) veranlaßte, gehört auch zu den Seltsamkeiten des heutigen „Jugend"- und „Simplicissimus"-Kurses. Dieselben Leute, die gegen alle ihnen mißliebigen Personen und Stände mit Keulen dreinschlagen, sind für ihre eigene Person von mimosenhafter Empfindlichkeit: ihre Majestät ist unantastbar! Dr. Hirth hat nun seine „Genugtuung". Wer aber verschafft dem Staatsanwalt Genugtuung für all den giftigen Hohn, mit dem er jetzt nach allen Richtungen, selbst in seiner Sorge um die Kinderunschuld, auf der ganzen Linie der Thoma-Sippe und ihrer Mitläufer maßlos überschüttet wird? Selbst in Karnevalsveranstaltungen ließ man den „kleinen Emil des Staatsanwalts" Spießruten laufen. Daß die Justiz sich am Tage nach dem Prozesse in zwei Münchener Blättern den aller Beschreibung spottenden Hohn des Angeklagten schweigend gefallen lassen muß, kennzeichnet die Lage besser als alles andere. Eine Presse à la „Simplicissimus" und „Jugend", die jede Autorität dem Gespött des Pöbels preisgibt, besitzt tatsächlich einen Freibrief, und die Anklagebehörde setzt sich schließlich noch dem Vorwurf nutzloser Verschleuderung von Staatsgeldern aus, wenn sie diesen Freibrief nicht respektiert.

Der *brutale Terrorismus* einer verhältnismäßig kleinen Gruppe lastet wie ein Alpdruck auf der zum Teil bis zur Willenlosigkeit hypnotisierten, teils durch Furcht vor straflosen Geißelhieben *eingeschüchterten* „öffentlichen Meinung". Nachdem der am 13. Januar vor dem Schwurgericht unternommene Versuch, der geistigen Vergewaltigung eine Grenze zu setzen, mißlungen ist, wird den literarischen Catilinariern der Kamm nur noch höher schwellen.

Daß es aber so gekommen ist, hat die Justiz diesmal zum nicht geringen Teile selbst mitverschuldet. Mit dem landläufigen Begriff des „*Sachverständigen*" ist in dem Prozeß Thoma ein heilloses Spiel getrieben worden, das allerdings in erster Linie denen zur Last fällt, welche diese *Anti-Lex-Heinze-Versammlung im Schwurgerichtssaale* so geräuschvoll improvisierten. Aber die Partei des Angeklagten macht schließlich von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch, wenn sie sich nach Kräften ihrer Haut wehrt. Vielleicht war niemand erstaunter als der Jurist Dr. Thoma samt seinen Advokaten Dr. Bernstein und Dr. Haußmann, als die Justiz sie bei ihrem Arrangement ruhig gewähren ließ und nicht einmal Gegenrüstungen traf.**)

---

standes der Presse vor dem Schwurgericht in Erwägung zu ziehen, wie er bereits ausgeführt habe. Die bloße Durchführung des objektiven Verfahrens und die Einziehung der Druckschrift unter Verzicht auf die persönliche Verfolgung des Verfassers sei nicht ausreichend. Ob es möglich sei, den Begriff des Preßerzeugnisses anders zu behandeln als seither, wie dies in der Allgemeinen Zeitung vorgeschlagen worden sei, könne er nicht entscheiden." Justizminister *von Miltner* erwiderte: „Die Frage des privilegierten Gerichtsstandes der Presse vor dem Schwurgericht sei eine sehr schwierige und sehr wichtige Gesetzgebungsfrage. Es könne nicht seine Aufgabe sein, ihr heute überhaupt näher zu treten."

*) Staatsanwalt Aull sagte nach dem Bericht der „Augsb. Abendztg." u. a.: „Die Sittlichkeitsvereine stehen auf dem Boden der Gottesgesetze: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben und nicht begehren deines Nächsten Weib; sie verwerfen, was gegen die gebotene Sittlichkeit verstößt, unsittlich ist und deshalb nicht geduldet werden darf. Kein vernünftiger Mensch wird, wenn er nicht die Gottheit und die Religion überhaupt leugnet, den Angehörigen dieser Vereine einen Vorwurf machen aus diesem Streben, und kein ehrlicher Mann wird diese Männer der Lüge und Heuchelei zeihen, es sei denn, daß er konkrete Beweise für seine Behauptungen hat. Mit dem auf den Sittlichkeitskongressen abgewandelten Programm ist die Mehrheit des Volkes einverstanden. Die Kreise, die befürchten, daß ihrem freien Schaffen Grenzen gezogen werden, blicken mit Mißtrauen auf diese Kongresse, in denen sie keinen Fortschritt, sondern eher einen Rückschritt in der Kunst und Literatur erblicken. Sie erheben den Vorwurf, daß auf diesen Kongressen mit unmännlicher Prüderie gearbeitet werde, die nicht zu unterscheiden wisse zwischen Recht und Unrecht, Sittlichkeit und Unsittlichkeit. Die heutige Verhandlung hat für diese Gegenströmungen Anhaltspunkte nicht ergeben. Die Sittlichkeitsvereine verurteilen die Literatur, die das Sittlichkeitsgefühl verletzt, das Denken und Handeln des Menschen, insbesondere der Kinder vergiftet; ihr Angriff richtet sich gegen den Schmutz, mit dem das Publikum auf der Straße beworfen wird, gegen die unzüchtige Schrift im Sinne des § 184/1 R.-St.-G.-B. Gegenüber einer solchen Literatur ist es nicht zu verwundern, wenn es auf den Sittlichkeitskongressen Feuer und Schwefel regnet. Dabei wollen die Sittlichkeitsvereine der Presse nicht das Recht absprechen, über die Dinge, die heute erörtert wurden, zu sprechen; allein hier gilt der Satz: est modus in rebus! Wer für das Volk dichtet, muß sich dem Empfinden des Volkes anpassen. Wenn die Presse eine Daseinsberechtigung haben will, muß sie belehrend, bildend, unterhaltend wirken; sie hat nicht das Recht, in Schlamm und Kot zu wühlen und damit die Menschheit zu bewerfen."

*) Der Staatsanwalt hatte u. a. gesagt: „Wer seinen Glauben verloren hat, wer seinen Kindern ein solches Blatt zu lesen gibt, wer neben seiner Frau ein Weib hat und mit ihm uneheliche Kinder erzeugt, ein solcher Mann ist nicht berufen hier mitzusprechen." Der Versuch Dr. Hirths, auch für diese allgemeine Wendung eine Rüge zu erwirken, ist gescheitert.

**) Am Berliner Landgericht II hat sich am 11. Januar ein kleines Gegenstück zum Prozeß Thoma insofern abgespielt, als Hermann Bahr als „Sachverständiger" im Prozeß gegen Wedekinds „Büchse der Pandora" zugelassen wurde. Auch hier erfolgte Freisprechung im subjektiven, Einziehung im objektiven Verfahren.

Im Reichsratsausschusse, wo Dr. Freiherr von Soden, unterstützt durch den Grafen Moy, diese Frage sehr energisch anschnitt, ist merkwürdigerweise seitens des interpellierten Justizministers nichts geschehen, um den weitverbreiteten Irrtum zu berichtigen, als ob es gänzlich im Belieben der Verteidigung stehe, sechs, zwölf, fünfzehn oder auch gleich hundert Sachverständige vernehmen zu lassen. Nach dem Protokoll hat der Minister lediglich erklärt: „Die Sachverständigen seien alle von der Verteidigung gestellt gewesen und hätten vom Gericht vernommen werden müssen. Ob der Staatsanwalt mit Aussicht auf Erfolg eine Ablehnung der Sachverständigen hätte beantragen können, sei in hohem Grade zu bezweifeln." Nun bestimmt aber § 73 der Strafprozeßordnung: „Die Auswahl der zuzuziehenden Sachverständigen und die Bestimmung ihrer Anzahl erfolgt durch den Richter". Daß die Zahl der Sachverständigen eine vernünftige Grenze haben muß, ist selbstredend, sonst könnten solche Prozesse ja auf Wochen und Monate ausgedehnt werden. Was aber die Ablehnung von Sachverständigen betrifft, welche nach § 74 aus denselben Gründen erfolgen kann, welche zur Ablehnung eines Richters berechtigen, so lag ohne allem Zweifel gegen einen großen Teil der Sachverständigen von vornherein der begründete Verdacht der „Befangenheit" vor.

Die erste Voraussetzung für jeden Sachverständigen ist die Unvoreingenommenheit, die Unparteilichkeit. Dr. Georg Hirth hat als Hauptwortführer den Sachverständigen geradezu das Recht gewahrt, „sich mit dem Angeklagten zu identifizieren." Denke man sich für einen Augenblick diesen Fall auf einen Prozeß wegen gemeiner Delikte übertragen! Die Vernunft würde sich auf den Kopf stellen. Oder hat man etwa in der Tierfabel je gelesen, daß man dem auf der Entenjagd ergriffenen Fuchs einen — Fuchs als Experten verstattet hätte? Und wie über alle Maßen „unparteiisch" und „unbefangen" der Herausgeber der „Jugend" für den Mitarbeiter des „Simplicissimus" ins Zeug ging! Er erklärte ganz offen, daß er die Gegenpartei, „diese Herren Sittlichkeitsapostel", nicht nur „verachte", sondern auch — „hasse". Damit niemand im Zweifel sei, wen er mit seinem „Hasse" beehre, fügte Dr. Hirth noch hinzu, es seien gerade Geistliche, er wolle die Konfessionen nicht scheiden, „diese Herren seien alle gleich" und ständen alle mehr oder minder auf dem Boden der „Moraltheologie". Und das soll im Streite Thoma gegen die „Sittlichkeitsapostel" ein „unbefangener" Sachverständiger sein?! Neben dem Herausgeber wurde natürlich auch der verantwortliche Redakteur der „Jugend", Frhr. v. Ostini, als „Sachverständiger" in Sachen des „Simplicissimus" vernommen. — — —

Müssen nicht alle Rechtsbegriffe sich verwirren, wenn in einer Frage wegen Anwendbarkeit des § 184 selbst solcher „Sachverstand" gehört wird, der sich schon offen für die völlige Beseitigung dieses Paragraphen ausgesprochen hat? Ja, es geht merkwürdig zu auf dieser buckeligen Welt!

Wenn eine solche Galerie von „Sachverständigen" in Sittlichkeitsprozessen auftritt, dann wäre es eigentlich die erste Pflicht des Vorsitzenden, an jeden einzelnen die Vorfrage zu richten, ob er in seiner Weltanschauung überhaupt auf dem grundsätzlichen Boden des geltenden Strafgesetzes stehe, für welches ganz bestimmte Begriffe über Ehe, Ehebruch, außerehelichen Umgang, Unzucht, Prostitution usw. als Fundamentalsätze gelten. Wem alle diese Begriffe der Umwertung bedürftig erscheinen, kann sich äußerlich und formell dem Strafgesetz unterwerfen, ist aber kein tauglicher Sachverständiger in Fragen der strafrechtlichen Sittlichkeit. Wenn die heutige Entwicklung fortschreitet, wird die Justiz nicht länger umhin können, diesen Konsequenzen klar ins Auge zu sehen.

Eines „Sachverständigen" muß hier besonders noch gedacht werden, der sich durch eine persönliche Erklärung in Nr. 57 der „Münchner Neuesten Nachr." vom 4. Februar 1906 selbst in den Vordergrund gerückt hat. Dr. Ludwig Ganghofer hat außerhalb der Thoma-Partei allgemeinen Unwillen hervorgerufen durch seine nun von ihm selbst formulierte und bestätigte Wendung: „Ich nach meinem Empfinden muß sagen: Der bei diesen Versen ein unzüchtiges Gefühl hat, muß schon ein fürchterliches Schwein sein." Dieser „Sachverständige" fühlt sich schwer beleidigt, weil Reichsrat Dr. Freiherr von Soden in diesem so überaus drastischen Gutachten auch eine Spitze gegen die Staatsanwaltschaft und das Gericht erblickte, die einen unzüchtigen Charakter des Flugblattes als gegeben erachteten. Auch gegen einen Teil der Presse wendet sich Ganghofers Zorn, und er will sich in Zukunft hüten, als Sachverständiger vor Gericht zu erscheinen, weil man unter Eid und als ehrlicher Mensch „seine" Meinung ausspreche und dafür „in endloser Folge beschimpft und verleumdet" werde. Dr. Ludwig Ganghofer, der übrigens nicht bloß „seine" Meinung aussprach, sondern diese zur allgemeingültigen stempelte, beliebt — mit Verlaub — die Dinge auf den Kopf zu stellen. Er ist es, der „beschimpft" und „verleumdet" hat, und zwar alle die, welche gewisse rüde Verse Thomas „unzüchtig" finden. Ganghofer hat übrigens das, was er meinte, und gegen wen er es meinte, noch viel deutlicher ausgesprochen, indem er sich auf das Urteil seines „Jägers" berief, der nach der Lektüre des Thomaschen Flugblattes gesagt habe: „Herrgott! Der hat a Schneid, der sagt's ihnen hin, den Saubartln!" Die „Saubartln" sind natürlich auch hier wieder die „Sittlichkeitsapostel". Aber Ganghofer „beschimpft" niemanden! Bewahre!

Ich habe oben die zwölf Sachverständigen schlankweg als Eideshelfer der Partei Thoma bezeichnet. Wenn die Sachverständigen sich durch eine solche Kennzeichnung irgendwie gekränkt fühlen wollten, so müßte ich meine Hände in Unschuld waschen und sie an ihren Freund Thoma verweisen, der laut „Augsb. Abendztg." (Nr. 14, Seite 6, Spalte 2) in seinem Schlußwort vor Gericht wörtlich folgendes von sich gab: „Früher, als wir noch ein gesundes Volksrecht hatten, genügte, wenn zwei rechtschaffene Männer die Sache beschworen. Ich habe meine Sache durch zwölf Männer beschwören lassen." Dr. Thoma hat demnach selbst die zwölf Sachverständigen als seine Eideshelfer hingestellt. Wie diese Einschätzung mit dem Sachverständigeneid in Einklang zu bringen ist, der im Gewissen verpflichtet, das Gutachten „unparteiisch" zu erstatten, darüber mögen die Sachverständigen sich mit Dr. Thoma auseinandersetzen. Ich konstatiere nur Tatsachen.

Der Mangel an Gegensachverständigen machte sich auch bei der ganzen Leitung des Prozesses fühlbar. Es wäre sonst wohl nicht möglich gewesen, daß z. B. die vom Vorsitzenden angeregte Erörterung der Ziele der Sittlichkeitskongresse zu einer einseitigen Zwiesprache zwischen dem routinierten Dr. Thoma und dem Vorsitzenden wurde, welch letzterer verschiedene starke Behauptungen Thomas, die von den „Sittlichkeitsaposteln" und auch von gänzlich Unparteiischen auf Grund genauer Information sehr leicht hätten widerlegt werden können, unwidersprochen passieren lassen mußte.

Schließlich noch ein kurzes Wort über die Auswahl der Geschworenen! Es ist eine alte Klage, die erst unlängst von sozialdemokratischer Seite im bayerischen Landtage urgiert wurde, daß der Schöffen- und Geschworenendienst „eigentlich zum Vorrecht der besitzenden Klasse geworden" sei. Justizminister von Miltner hat seinerzeit erklärt, daß er jede Rücksichtnahme auf Standes- oder Parteiunterschiede bei der Feststellung der Geschworenen- und Schöffenlisten für ungesetzlich halte, und dieser Auffassung kürzlich durch einen besonderen Erlaß Nachdruck gegeben, infolgedessen in München bereits 40 Arbeiter als Schöffen und auch 2 Arbeiter als Geschworene ausgelost wurden.

Wenn ich in dieser Frage ein ganz deutliches Wort reden soll, so muß ich die allgemeinen Klagen dahin spezialisieren, daß bei der Auswahl der Geschworenen in München liberale Elemente bisher ganz auffallend bevorzugt sind. Diese Bevorzugung ergibt sich ganz von selbst, solange immer nur „die besitzenden Klassen" zur Wahl stehen. Daß die Vorschläge unter dem Einfluß der liberalen Magistratsmehrheit erfolgen, kommt nur noch verstärkend hinzu. Es ist aber noch sehr die Frage, ob das bisher fühlbar vernachlässigte konservative Element, wenn es sich nicht selbst energisch der Sache annimmt, künftig in demselben billigen Verhältnis berücksichtigt werden wird wie neuerdings die so rührige und zähe Arbeiterschaft.

Daß ein mehr oder minder liberales Gepräge der Geschworenenbank bei Preßprozessen wegen Vergehens gegen Religion und Sittlichkeit (§ 166 und § 184) ganz außerordentlich schwer in die Wagschale fällt, bedarf gar keiner Darlegung. Durch eine raffinierte Handhabung des Ablehnungsrechtes kann die Verteidigung sich in solchen Fällen oft eine nach ihren Wünschen geradezu ideale Geschworenenbank zusammenzirkeln. Hier liegt einer der bedenklichsten Krebsschäden für die Zuständigkeit der Schwurgerichte bei Preßvergehen. Wenn es gelingt, im Volke den unbedingten Glauben an die über allen Parteien stehende Unbefangenheit der Schwurgerichte auch der Presse gegenüber wieder zu befestigen, wenn es ferner gelingt, die terroristischen Einflüsse auszuschalten oder unschädlich zu machen, deren gefürchtete Lynchjustiz auch vor den geordneten Organen der Justiz nicht Halt macht, dann, aber auch nur dann ist für den privilegierten Gerichtsstand der Presse keine ernste Anfechtung mehr zu besorgen. Ob bestimmte Anhaltspunkte dafür vorliegen, daß, wie in einem Artikel der liberalen „Allgemeinen Zeitg." angedeutet wurde, in concreto Geschworene

des Prozesses Thoma sich teilweise durch die Furcht vor der rächenden Geißel des Angeklagten in ihrem Urteil hätten beirren lassen, kann dahingestellt bleiben. Daß aber im Volke solche Gerüchte umgehen und geglaubt werden, ist nur zu sehr erklärlich, nachdem Thoma auf seine Verurteilung durch das Schwurgericht in Stuttgart durch eine von Beleidigungen strotzende „Simplicissimus"-Nummer mit dem Titel „Unsere Richter" geantwortet hat. Wenn in dieser Nummer ein junger Staatsanwalt als „halber Lausbub" angesäuselt wird, wessen hätte sich erst der einfache Bürger zu versehen, wenn er den Zorn des Unantastbaren reizt!

Der *privilegierte Gerichtsstand der Presse* wird also unangefochten bleiben, wenn die Garantien einer geordneten Rechtspflege Geltung behalten. Eine andere Frage ist die, ob der Begriff der „*Presse*" für diese Kompetenzfrage nicht eine *Einschränkung* erfahren könnte, mit anderen Worten, ob z. B. auch die zweideutigen mechanischen „Künste" der *Aktphotographen* und die ganze *pornographische Industrie* noch länger das Vorrecht der „*Presse*" mitgenießen sollen. *An sie* hat gewiß niemand gedacht, als man der politischen Freiheit durch den privilegierten Gerichtsstand der Presse eine im Volke selbst wurzelnde Gewähr schuf. So wenig diese Klasse von „Photographen" in den Standesvertretungen und Berufskorporationen der Presse Heimatrecht hat, ebensowenig sollten sie auch vor dem Strafrecht als Männer der „Presse" gelten. Solche Delikte gehören auch in den Staaten, in denen die Presse ihr Reservatrecht genießt, vor die Strafkammern.

* * *

Just im rechten Augenblicke kommt mir ein Aufruf zu Gesicht, der auf einige vorstehend erörterte Fragen grelle Schlaglichter wirft. Es ist der Aufruf des *Deutschen Monistenbundes*, der am 11. Januar in Jena unter dem Ehrenvorsitz des Prof. *Häckel* gegründet wurde.*) Man hat den Namen *Deutscher Atheistenbund*, der den Kern der Sache deutlicher bezeichnen würde, klüglich vermieden und einen für viele minder verfänglichen gewählt. Aber die Sache ist die gleiche. *Man proklamiert den offenen Bruch nicht nur mit dem Christentum, sondern mit jeder übernatürlichen Religion, mit jedem positiven Gottesbegriff und jeder Sittlichkeit, die auf göttlichem, übernatürlichem Gesetz beruht.*

Das Interessanteste an dem Aufrufe sind die *Unterschriften*, aus denen einige hervorgehoben seien, welche für *die wahren Ziele* der unter der alles deckenden Flagge der „Kunst" und der „Volksgesundheit" segelnden „*neuen Sittlichkeit*" charakteristisch sind. Da trifft man gleich mehrere

*) Hier der Wortlaut des Aufrufes nach dem Abdruck der „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 54 vom 2. Februar: „Die ständig wachsende Gefahr, mit der Ultramontanismus und Orthodoxie unser gesamtes wissenschaftliches, kulturelles und politisches Leben bedrohen, kann nur abgewendet werden, wenn den Mächten der Vergangenheit eine überlegene geistige Macht in Gestalt einer *einheitlichen*, neuzeitlichen Weltanschauung entgegengestellt wird. Die gewaltigen Fortschritte, welche die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten auf allen Gebieten gemacht hat, haben auch eine ungeahnte Erweiterung und Vertiefung unserer Naturerkenntnis zur Folge gehabt. In demselben Maße, wie diese letztere vorgeschritten ist, hat sie die veralteten, dogmatischen und mystischen Vorstellungen über Welt und Menschen, über Körper und Geist, Schöpfung und Entwicklung, Werden und Vergehen der erkennbaren Dinge verdrängt und beseitigt. An die Stelle der alten dualistischen Vorstellungen sind mehr und mehr monistische getreten. Tausende und Abertausende finden keine Befriedigung mehr in der alten, durch Tradition oder Herkommen geheiligten Weltanschauung; sie suchen nach einer neuen, auf *naturwissenschaftlicher* Grundlage ruhenden *einheitlichen* Weltanschauung. Diese Weltanschauung der Zukunft kann nur eine monistische sein, eine solche, die einzig und allein die Herrschaft der *reinen Vernunft* anerkennt, dagegen den Glauben an die veralteten, traditionellen Dogmen und Offenbarungen verwirft. In den weitesten Kreisen ist schon heute diese unerschütterliche monistische Ueberzeugung verbreitet. Allein alle die einzelnen Kräfte und Gruppen sind zerstreut und üben daher nur eine verhältnismäßig geringe Wirkung aus. Es fehlt eine *Organisation des Monismus*, die alle jene zerstreuten Kräfte sammelt und einheitlich zusammenfaßt. Deshalb erfolgte die Gründung des Deutschen Monistenbundes. Der Bund wird seine Ziele zunächst zu erreichen suchen durch Stellungnahme zu den Kulturfragen des öffentlichen Lebens, durch Herausgabe und Verbreitung monistischer Flugschriften und Bücher, durch Veranstaltung und Unterstützung von Vorträgen. Damen und Herren, die sich für die Bestrebungen des Bundes interessieren und dem Bunde als Mitglied beitreten wollen, wollen ihre Anmeldung an den Generalsekretär, Herrn Dr. Heinrich *Schmidt* in Jena, Moltkestraße 1, gelangen lassen."

„gute Bekannte" aus dem berühmten „Sachverständigen"-Kollegium des Thoma-Prozesses: Neben dem Züricher Professor Forel, der auch vor dem Münchener Schwurgericht freimütig seinen Atheismus bekannte,*) Dr. Georg *Hirth* und Freiherrn *von Ostini*, die beiden Säulen der „Jugend". Nach der Lektüre des monistischen Aufrufes wird es auch dem Blindesten verständlich, was der Sachverständige Dr. Hirth im Auge hatte, als er vor Gericht erklärte: „Hier komme nicht allein das Flugblatt in Betracht, sondern vielmehr große *Kulturfragen*. Er hoffe, daß sich auch die Nachwelt nicht auf den Standpunkt längst überholter und vermorschter Moraltheologie stellen werde." Diese Fassung der „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 14) wird noch bedeutsam ergänzt durch den Bericht der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 21 S. 5), wonach Dr. Hirth meinte: „*Mit diesen* (wichtigen Kulturfragen) *müssen wir einmal fertig werden*". Das heißt mit anderen Worten: Unsere monistische, alles Uebernatürliche leugnende Weltanschauung muß auch vor den deutschen Gerichten den überholten alten Moralbegriff unter den Tisch wischen. Unter den Unterzeichnern des Monistenaufrufes ist auch Professor *Franz von Stuck*, den die sozialdemokratische „Münchener Post", alle einstigen Sympathien vergessend, gelegentlich seiner jüngsten Erhebung in den persönlichen bayerischen Adelstand als den „geschlechtlich freidenkenden" Maler an die Seite des „geschlechtlich freidenkenden" Hoftheaterregisseurs Hermann Bahr stellte. Auch Dr. med. Friedr. Siebert fehlt nicht, der Verfasser einer von den Liberalen vielgerühmten, aber von christlichen Pädagogen scharf verurteilten Jugendaufklärung über sexuelle Fragen.

Es hat bisher immer noch Leichtgläubige gegeben, welche z. B. den Freunden der „Jugend" aufs Wort glaubten, daß diese nur Auswüchse und Gebrechen der christlichen Gesellschaft bekämpfe und tausend Lanzen bräche für ein wahres, unverfälschtes Christentum, für einen reinen Gotteskult, für eine geläuterte Sittlichkeit nach den ehernen Tafeln des Dekalogs. Jetzt weiß man es endlich aus einem authentisch besiegelten Dokument, wohin die Reise geht und was alle diese immer kecker hervorbrechenden Pioniere einer neuen „Kultur" und „Weltanschauung" im Schilde führen. *Der Atheismus, die Leugnung alles Uebernatürlichen soll in ganz Deutschland organisiert und der Kampf gegen jede auf dem Gottesglauben basierende Religion und Sittlichkeit noch planmäßiger und auf noch breiterer Grundlage als bisher eröffnet werden.*

Die rein „natürliche" Weltanschauung findet ihren greifbarsten und für die menschlichen Triebe verlockendsten Ausdruck in der Freigabe des Sinnenkults, in der Lockerung aller bisherigen Schranken des Sexuallebens. So sind die schrittweise immer offener sich vorwagenden Kundgebungen für die „Freiheit des Nackten"**) und die neuerdings auch von „aufgeklärten Damen" patronisierten Bestrebungen, der „freien Liebe" die gesellschaftliche und wohl auch die gesetzliche Anerkennung zu erkämpfen, nur *Vorpostengefechte* für den großen entscheidenden *Kampf zwischen Gottesleugnung und Gottesglauben, zwischen Atheismus und Christentum.* Diese furchtbare Wahrheit ist ein Mahnzeichen für alle, die noch auf gottesgläubigem Boden stehen. Wenn die Dämme zu brechen drohen, welche nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende zum Schutze der Keuschheit, der Ehe, der Familie aufgerichtet haben, dann ist jeder ein Verräter an seinem Volke, der noch länger zaudert und zuwartet

*) Es wirkt geradezu hochkomisch, daß Dr. Thoma in einer persönlichen Erklärung gegen Reichsrat Dr. Freiherrn von Soden („Münch. Neuesten Nachrichten" Nr. 59 vom 6. Febr.) die Professoren Dr. Forel und Dr. Kopp *nicht* als „*modern denkende* Schriftsteller" gelten lassen will. Der Kobold-Zufall hat es gefügt, daß unmittelbar hinter dieser Thomaschen Erklärung Dr. A. *Forel* für seine Person die bereits vor Gericht abgegebene Erklärung, daß er „*nicht an einen persönlichen Gott glaube*", wiederholt und näher erläutert, nicht ohne eine unbewußte feine Satire gegen jene Mitsachverständigen, welche sich der „*formellen Heuchelei*" schuldig machten, die Eidesformel „so wahr mir Gott helfe" nachzusprechen, obgleich sie ebensowenig an einen persönlichen Gott glauben wie Prof. Forel. Wie „modern" Prof. Kopps Sittlichkeitsbestrebungen sind, bewies sein Zusammenstoß mit den Vertretern der „alten Moral" auf dem Münchener Kongreß im alten Rathaussaale, ein Gegensatz, welchen er als Gutachter vor Gericht ostentativ in Erinnerung brachte.

**) Es sei hier beispielsweise auch an den unerhörten Skandal in Karlsruhe erinnert, wo der liberale Stadtrat die gegen die brutale Lüsternheit des Stephans-Brunnens protestierenden vielen tausend christlichen Frauen beider Bekenntnisse unverblümt beschuldigte, sie selbst seien die Lüsternen.

Die persönliche Ueberzeugung der Neuerer in Ehren! Aber noch sind sie, die nach Dr. Hirth uns verachten und förmlich hassen, ein verhältnismäßig kleiner Haufe. Es wäre Feigheit, wenn das große deutsche Volk durch ihren ungezügelten Terrorismus sich einschüchtern ließe und eine Abwehr versäumte, von der die geistige und leibliche Wohlfahrt ganzer Generationen abhängt. Videant consules!

Die Politik der Sammlung.

Von

Kurt von Blankenau, Berlin.

Prinz Ludwig, der Erbe der bayerischen Krone, hielt am Vorabend von Kaisers Geburtstag bei der Festtafel der Offiziere des Beurlaubtenstandes in München die erste Rede. Unter Hinweis auf die im Kaiserhause bevorstehenden frohen Familienfeste und auf die erhebende Feier der Denkmalsweihe in Nürnberg führte der Prinz aus: „Die deutschen Fürsten müssen in guten und in schlimmen Zeiten fest zu einander stehen; und wie die Fürsten, so müssen die einzelnen Staaten, muß das ganze Volk zusammenstehen, und mit verschwindenden Ausnahmen darf man sagen, daß es so ist. Möge es fürderhin so bleiben!" Die Eintrachtsparole des hohen Redners ist unter den obwaltenden Verhältnissen von besonderer Bedeutung, zeitgemäß im wuchtigsten Sinne des Wortes. In derselben Woche hatte der Reichskanzler und preußische Ministerpräsident Fürst Bülow in der Beantwortung einer Herrenhaus-Interpellation die feierliche Mahnung an das ganze Bürgertum gerichtet, daß alle Parteien sich fest zusammenschließen möchten zur Abwehr des gemeinsamen Feindes, der revolutionären Sozialdemokratie, und hatte daran die Erklärung geknüpft, daß die Regierung bestrebt sein werde, die Gegensätze zu mildern und die Hindernisse der Eintracht aller staatserhaltenden Kräfte auszuräumen. Diese Aufrufe zur Sammlung ergingen im Anschluß an den sog. roten Sonntag, an welchem die Sozialdemokratie von ihrem Massenaufgebot zwei geschwollene Resolutionen „beschließen" ließ: die eine zur Verherrlichung der zurzeit etwas unpäßlichen russischen Revolution, die andere zur Forderung eines gleichen Landtagswahlrechts für alle Burschen und Mädchen von 20 Jahren an. Von dem Wortschwall, der an dem friedlichen Sonntag über die geduldigen Massen sich ergossen hat, brauchte die Presse keine langen Berichte zu liefern, da meist olle Kamellen aufgebrüht waren; nur ein Punkt nahm wie eine Oase in der Wüste das Interesse in Anspruch, nämlich der anscheinend auf Verabredung erfolgte Versuch der roten Redner, den Prinzen Ludwig von Bayern als höchsten Zeugen zugunsten der Wahlfreiheit zu verherrlichen. Der Prinz soll als Ablösung dienen für den Fürsten Bismarck, dessen Wort vom „elendesten" preußischen Wahlsystem und dessen Werk, die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Reichswahlrechts, bisher die stärksten Trümpfe in der Agitation bildeten. In der Tat hat der Prinz sich im Ausschuß der bayerischen Reichsratskammer (und neuerdings am 5. Februar auch im Plenum dieser Kammer) mit der bei ihm gewohnten Klarheit und Entschiedenheit für die vom Abgeordnetenhause beschlossene Wahlreform ausgesprochen, und es stellt seiner staatsmännischen Einsicht und Kraft ein rühmliches Zeugnis aus, daß er die Politik nicht auf die Krücken von Wahlrechtsbeschränkungen und Wahlkünsteleien verweisen will, sondern es für möglich und nötig hält, mit dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht, also gestützt auf die gesunden, frei entwickelten Volkskräfte, den Staat zu regieren. Für das entschlossene Auftreten verdient der Prinz den Dank aller wahren Rechts- und Freiheitsfreunde. Aber die Sozialdemokratie haut wieder daneben, wenn sie den Prinzen als Autorität für ihre übertriebenen, unmöglichen Forderungen (z. B. Wahlrecht für beide Geschlechter vom 20. Lebensjahre ab) in Anspruch nehmen oder ihn gegen die anderen deutschen Fürstlichkeiten arglistig ausspielen will. Prinz Ludwig hat seine Ansichten als Mitglied der bayerischen Reichsratskammer zur bayerischen Wahlreform vertreten; in die Wahlrechtsfragen der anderen deutschen Staaten hineinzureden, war natürlich nicht seine Absicht. Wir für unseren Teil möchten lebhaft wünschen, daß man in allen deutschen Bundesstaaten sich zu derselben weitherzigen, freiheitlichen und zuversichtlichen Ansicht aufschwingen wollte, die in Bayern jetzt durch Wort und Tat bekundet wird. Aber man muß der Entwicklung ihren natur- und seelengesetzlichen Lauf lassen. Das gute Beispiel, wie es Bayern gibt, wird allmählich gute Wirkung haben; das maßlose agitatorische Treiben der Roten, welche die Wahlrechtsfrage nur als Hilfsmittel zur Erregung der Massen mißbrauchen, schadet dagegen dem Fortschritt und der Freiheit.

Im Anschluß an die sozialdemokratische Demonstration war in der Berliner Presse gemeldet worden, die preußische Regierung wolle den angekündigten Gesetzentwurf, der einige (allerdings mehr äußerliche) Mißstände beim preußischen Wahlverfahren ausgleichen sollte, nunmehr unter den Tisch fallen lassen. Darauf ist offiziös erklärt worden, es sei noch gar kein endgültiger Entschluß in dieser Angelegenheit gefaßt worden. Wir wollen hoffen, daß die preußische Regierung der Sozialdemokratie nicht die Ehre antut, wegen ihrer hohlen Demonstration ihre Politik rückwärts zu revidieren. Eine solche Taktik „Nun gerade nicht!" würde ja auch in Widerspruch stehen mit der ruhigen, zielbewußten Kohäsion, die vom Fürsten Bülow angekündigt und vom Prinzen Ludwig von Bayern sowohl für das ganze Volk als für die regierenden Herren so warm empfohlen worden ist.

Wenigstens eine Vorbedingung der Sammlungspolitik scheint bis auf weiteres gesichert zu sein. Fürst Bülow hat den Scharfmachern im Herrenhause höflich, aber deutlich gesagt, sie möchten das „Drängeln" aufgeben und es der Regierung überlassen, den Zeitpunkt für etwa notwendige neue gesetzgeberische Machtmittel zu bestimmen, und dabei zu erkennen gegeben, daß die Regierung zurzeit mit den bestehenden Gesetzen, die sie scharf anwenden will, auszukommen weiß. Es wäre wirklich ein Jammer, wenn es jetzt wieder zu einer Ausnahmegesetzgebung käme; es wäre nicht bloß ein glänzender Triumph und ein heilloser Vorteil für Bebel und Rosa Luxemburg, sondern zugleich das gerade Gegenteil der Politik der Sammlung und Eintracht.

Fürst Bülow meint es gewiß gut; er wird aber nicht leugnen können, daß seine Sammlungspolitik nicht harmoniert mit der rücksichtslosen Verkündigung des Duellzwanges. Den Luxus eines gesetzwidrigen Standesbewußtseins und einer Kastenwirtschaft im Staate dürfen wir uns nicht gestatten, wenn wir alle gute Kräfte einigen wollen.

Ebenso muß für ein besseres Verhältnis zu den bestehenden Parlamenten gesorgt werden. Die Regierung sollte froh sein, daß sie im Reich auch bei dem so vielbeschrieenen gleichen allgemeinen und geheimen Wahlrecht noch einen so treuen und tüchtigen Reichstag hat, und sollte vertrauensvoll mit der arbeitswilligen Mehrheit zusammengehen, statt ihr in der bisher leider üblichen Weise Mißachtung und Mißtrauen zu bekunden. Um dem Parlamente die nötige Leistungsfähigkeit zu sichern, sind vor allem Diäten nötig. Es geht neuerdings das Gerücht, daß der bisherige Widerstand gegen die Tagesgelder für „diese Kerls" jetzt aufgegeben sei. Warten wir die Tatsache ab, ehe wir Hurra rufen.

Last not least ist zur antisozialdemokratischen „Sammlung" unbedingt die Dämpfung des Kulturkampfgeistes, der Abschluß des Kulturkampfes nötig. In dieser Hinsicht haben leider die jüngsten Verhandlungen über den Toleranzantrag keine guten Aussichten eröffnet. Der Evangelische Bund spielte dabei eine wirksamere Rolle als die „verbündeten Regierungen". Der Bundesrat drückt sich nach wie vor unter allerhand formalistischen Ausreden um die Entscheidung über den vom Reichstage früher bereits beschlossenen Gesetzentwurf herum; die liberalen Abgeordneten der verschiedenen Schattierungen treiben die ödeste Kulturpaukerei, statt auf den Kern der Sache einzugehen; die Konservativen haben wegen der lärmenden Agitation des „Bundes" ihr christliches Herz in die Hosen fallen lassen. Es ist eine Schande, daß in gewissen deutschen Ländern der Mohammedaner, der etwa aus den Kolonien zu uns kommt, mehr Religionsfreiheit genießt als der deutsche Katholik. Der Kulturkampfgeist ist es auch, der das skandalöse blaurote Kompagniegeschäft in Baden geschaffen hat und erhält, über das Fürst Bülow mit Recht klagte, indem er freilich diplomatisch die Mitschuld der dortigen liberalen Regierung verschwieg. Aus dem Haß gegen den Katholizismus ist ja überhaupt die schmähliche Parole hervorgegangen: Lieber einen Roten als einen Schwarzen! Die Parole ist auch nicht bloß in Süddeutschland praktisch geworden. Wir erinnern daran, daß sich eine Tochtergesellschaft des Evangelischen Bundes als „antiultramontane Wahlvereinigung" zur Durchführung dieser Parole aufgetan hat und bei Stichwahlen auch einzelne Erfolge (für die Sozialdemokratie) erreicht hat.

So lange in die Sammlungspolitik der alte Kartellgedanke hineingetragen wird, d. h. das Streben nach Vernichtung der Zentrumsstellung und nach Zurückwerfung des katholischen Volksteiles in seine frühere Ohnmacht, ist an eine wirksame Zusammenfassung aller guten Kräfte und an eine ent

schiedene Abwehr gegen die Sozialdemokratie leider nicht zu denken. Das katholische Volk ist bereit zur gemeinsamen Aktion, aber der Evangelische Bund hindert und vereitelt die Sammlung. Er könnte mit Fug und Recht als stiller Bundesgenosse einen Zuschuß aus der sozialdemokratischen Parteikasse beziehen.

Das bayerische Wahlgesetz von beiden Kammern einstimmig angenommen.

Die zähe, unbeugsame Festigkeit der bayerischen Zentrumspartei hat einen großen Sieg errungen: Das neue Wahlgesetz, welches im Jahre 1904 in der Abgeordnetenkammer am eigennützigen Widerstande der Liberalen und ihrer bündlerischen Mitläufer, in der Reichsratskammer an mehr oder minder reaktionären Bedenken und an der Crailsheim-Fronde gescheitert war, ist nach der katastrophenähnlichen Wahlniederlage des Liberalismus nunmehr in beiden Kammern des Landtags zur einstimmigen Annahme gelangt. Die Reichsratskammer faßte diesen hochwichtigen einstimmigen Beschluß am 5. Februar. Die formelle Sanktion des Gesetzes durch die Krone ist überhaupt keine Frage mehr.

Wie in der Volksvertretung durch die Liberalen, so wurde im Oberhause durch Herrn von Auer ein letzter vergeblicher Versuch gemacht, wenigstens die relative Mehrheit im ersten Wahlgange — ursprünglich ein Antrag der Liberalen! — aus dem Gesetz herauszunehmen. Etwa zehn Reichsräte erhoben sich für diesen Antrag, unter ihnen Prinz Georg. Die gesetzliche Wahlkreiseinteilung blieb unangefochten, wenn auch Freiherr von Würtzburg und mit noch stärkeren Akzenten Graf Törring der ministeriellen Wahlkreisgeometrie eine heiße Zähre nachweinten. Letzterem trat sehr eindrucksvoll Freiherr von Hertling entgegen.

Das Hauptverdienst an dem einstimmigen Schlußvotum der Reichsratskammer gebührt dem Prinzen Ludwig, der als künftiger Repräsentant der Krone das volle Gewicht seiner Autorität für das unveränderte Gesetz in die Wagschale warf. Seine letzten Wahlgesetzreden sind von geradezu historischer Bedeutung. Die Rede des Prinzen in der Plenarsitzung vom 5. Februar schloß sich dem Gedankengange nach fast vollständig an die Ausschußrede an, welche in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" (Seite 26) ausführlich mitgeteilt ist. In einem interessanten historischen Rückblick auf die Wahlreformbewegung und ihren Ausgangspunkt machte Prinz Ludwig der damaligen Regierung den unverblümten Vorwurf, daß sie eine durchaus nicht unparteiische Wahlkreiseinteilung getroffen und — das ist die unausgesprochene logische Folgerung — die liberale Partei künstlich gestützt habe. Das ganze freimütige Auftreten des Thronfolgers macht im Volke einen Eindruck, der nur zur Befestigung des Ansehens der Krone beitragen kann.

Es liegt im eigensten Interesse der Zentrumsmehrheit, daß nach Abschluß der notwendigen Arbeiten dieser Session der Landtag aufgelöst und zur Neuwahl geschritten wird. Das Zentrum tritt erhobenen Hauptes in den Wahlkampf.

Dr. Armin Kausen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Toleranzfrage im Reichstag.

Zwei Tage nahm die erste Lesung des wiederholt vom Zentrum eingebrachten Gesetzentwurfes über die Religionsfreiheit in Anspruch. Der zweite Tag brachte den Kulturpaukern, die unter Führung des schwatzfrohen Müller (Meiningen) die große historisch-politische Frage auf das Niveau der Bierbank-Anekdoten herabziehen wollten, eine außerordentlich kräftige Niederlage. Der genannte Herr, der im Parlament den Böhtlingk, Hoensbroech und Bachstein Wettbewerb zu machen sucht, wehrt sich schließlich durch verzweifelte Leugnungsversuche erfolglos gegen den Nachweis, daß er, der angebliche Vertreter der wahren Toleranz und das eingeschriebene Mitglied der freisinnigen Volkspartei, den Staatsanwalt aufgerufen habe zum Einschreiten gegen Beichtväter, die von Leuten, welche sich als bußfertige Sünder bei ihnen eingeschlichen, wegen angeblicher „intoleranter" Aeußerungen verdächtigt werden, ohne sich irgendwie verteidigen zu können.

Abg. Frhr. v. Hertling, der leider in neuerer Zeit zu selten im Reichstag hervortrat, hob die Verhandlung wieder auf die gebührende Höhe; danach ergab sich die folgende interessante Sachlage: die deutschen Katholiken fühlen sich stark genug, um unter bewußtem Verzicht auf alte Theorien und überlebte Systeme sich voll und ganz auf den Boden der allgemeinen Religionsfreiheit, der staatsbürgerlichen Toleranz für alle, zu stellen; die deutschen Protestanten dagegen erheben Einspruch gegen diesen Fortschritt, sie fürchten die Modernisierung der Kirchenpolitik und erblicken in der Emanzipation ihrer Religionsgemeinschaft und der hergebrachten Staatsvormundschaft eine Gefahr. Auf welcher Seite ist da die Rückständigkeit und Starrheit, auf welcher Seite das Selbstbewußtsein und der freiheitliche Entwicklungsdrang zu finden?

Nach der Ausschaltung des Anekdotenkrams kam auch naturgemäß die Grundlage der ganzen Angelegenheit, der erste Anlaß zu dem Vorgehen des Zentrums wieder in den Gesichtskreis: Die landesrechtlich noch fortbestehenden Bedrückungen der Katholiken in Braunschweig, Mecklenburg und Sachsen, den Heimstätten der protestantischen Intoleranz. Bekanntlich hatte der Reichskanzler Fürst Bülow bei dem ersten Erscheinen des Zentrumsantrages verheißen, auf die Beseitigung dieser Rückständigkeiten freundnachbarlich hinzuwirken. Der Erfolg ist minimal geblieben: Mecklenburg hat einige Kleinigkeiten zugestanden, Braunschweig hat ein Scheingesetz gemacht, Sachsen hat sich unter seinem Pastoren-Terrorismus absolut nicht gerührt. Das Fiasko der damaligen Verheißung des Reichskanzlers mußten sogar die Gegner anerkennen. Daher warf der freikonservative Abgeordnete von Kardorff den Gedanken in die Debatte, durch eine Resolution die Besserung in den genannten Ländern anzustreben. Der Abg. Stöcker unternahm es, eine solche Resolution bei genügender Unterstützung einzubringen. Von den Zentrumsrednern wurde erklärt, daß ihre Partei nicht selbst eine solche Resolution einbringen könne, da man daraus einen Verzicht auf den reichsgesetzlichen Weg herleiten würde; es wurde aber keine unbedingte Ablehnung einer von anderer Seite beantragten Resolution angekündigt, sondern die Stellungnahme zu einem solchen Vorgehen der Fraktionsberatung vorbehalten. Während wir dieses schreiben, steht die Entscheidung noch aus.

Die Resolution Stöckers fordert in ihrem bisher vorliegenden Wortlaut den Reichskanzler auf, bei den verbündeten Regierungen dahin zu wirken, daß im Wege der Landesgesetzgebung die in einzelnen Bundesstaaten noch bestehenden Beschränkungen der Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften und der gemeinsamen Religionsübung baldigst beseitigt werden. Der Antrag ist gewiß gut gemeint, wenn man auch an der Wortfassung einiges bemängeln kann, z. B. das Fehlen der Eigenschaftswörter „häusliche und öffentliche" 2c. Religionsübung. Daß die erstrebte Einwirkung in allen drei Ländern einen ausreichenden Erfolg haben werde, wagen wir kaum zu hoffen; aber den Versuch wird das Zentrum gewiß nicht verhindern wollen. Es kommt nur darauf an, ob nicht die anderen Parteien die neue Aktion mit solchen Bedingungen oder Absichten bepacken, die das Zentrum zur Zurückhaltung oder gar zum Widerstande nötigen würden. So z. B. kann vielleicht ein vorläufiger Verzicht auf den Toleranzantrag in Frage kommen, aber nicht ein endgültiger, unbedingter Verzicht auf diesen Appell an die Reichsgesetzgebung. Dem Reichskanzler und den Einzelregierungen eine angemessene Frist zu lassen zur landesgesetzlichen Reformarbeit, ist etwas anderes, als sich in blanco befriedigt zu erklären durch die sehr zweifelhafte Vertröstung auf die erzieherische Einwirkung der Reichsregierung und den bisher noch nicht erkennbaren guten Willen der betreffenden Regierungen und ihre vom Evangelischen Bunde beherrschten Landtage. Vielleicht wird die Waffe des Toleranzantrages eine Weile auf dem Fechtboden niedergelegt, aber zerbrochen wird sie nicht eher, als bis das Ziel in der Hauptsache tatsächlich erreicht ist.

Reichstagsdiäten in Sicht.

Spät kommen sie, doch sollen sie wirklich im Anzuge sein. Die an sich nicht erhabene Frage der Entschädigung der Reichstagsabgeordneten für die Berliner Aufenthaltskosten hat sich unter unseren Partei- und Parlamentsverhältnissen zu einer politischen Angelegenheit ersten Ranges mit großer Tragweite nach mehreren Richtungen hin ausgewachsen. Das gute Verhältnis zwischen Reichstag und Regierung, das Gleichgewicht der bürgerlichen Parteien gegenüber der straff organisierten und mit Parteidiäten versehenen Sozialdemokratie, die Abwehr der Obstruktion, sowohl der akuten als der chronischen, die Arbeitsfähigkeit und im letzten Grunde die Würde und das Ansehen des

Reichstags hängen mit diesem bißchen schnöden Mammon zusammen. Wenn nun die Regierung endlich nachgibt, so darf man darin eine tatsächliche Bekräftigung der jüngsten Erklärung des Reichskanzlers gegen die Scharfmacherei sehen. Denn die fortgesetzte Verweigerung der Diäten trotz des offensichtlichen Bedürfnisses hätte nur den Konflikts- und Gewaltspolitikern gefallen können, die dem Niedergang „dieses" Reichstages mit hoffnungsvollem Behagen zusahen und ein Ende mit Schrecken erwarteten.

Wir nehmen an, daß die Regierung nur die zweckmäßigste Form der Entschädigung sucht, ohne irgendwelche Hintergedanken und Nebenzwecke. Unter der Voraussetzung wird die Einigung nicht schwer sein und auch die notwendige Schnelligkeit erzielt werden können. Der Reichstag freilich muß noch etwas mehr tun, als die Tagesgelder einstreichen. Er muß nun den Absentismus mit seinen schlimmen Folgen und Gefahren gründlich ausrotten. Dabei fällt für manchen der gegenwärtigen Mitglieder eine größere Belastung ab, als er sich bei der Uebernahme des Mandates gedacht hat. Aber wenn der Präsident und die Führer der Arbeitsparteien richtig zusammenwirken, so läßt sich bei flotter Ausnutzung aller Vorteile, die ein beschlußfähiges Haus bietet, eine bedeutende Abkürzung der Verhandlungen erzielen, die für die zeitweiligen Opfer wieder entschädigt.

Im übrigen kann auch der böseste Lästermund nicht behaupten, daß der Reichstag sich die Diäten durch übermäßigen Bewilligungseifer erkauft habe, denn in der Steuerkommission erlebt die Regierung wenig Freude. Bisher ist die Biersteuer auf eine gute Staffelung mit einem sehr bescheidenen Mehrertrag reduziert, die 5 Pfg.-Zigarre und das Pfeifchen des armen Mannes sorglich geschützt worden, so daß nur die Zigaretten und die Importen kräftig herangezogen werden sollen. Von der Unantastbarkeit des „organischen Ganzen" spricht niemand mehr.

Die Sorgen des Auslands.

Wir haben ja auch unser Päckchen zu tragen; aber andere Länder haben noch mehr Sorge und noch weniger Ansätze zur Besserung.

Die Marokkokonferenz, die nach dem Muster einer guten Schule langsam vom Leichteren zum Schwereren emporsteigt, hat bisher den deutschen Erwartungen weit mehr entsprochen als den französischen. Frankreich hat bei den bisher behandelten Fragen des Waffenschmuggels und der Finanzreform nichts für die erstrebte Vorherrschaft herausgeschlagen. In der Zwischenpause ihrer bedächtigen Kleinarbeit suchen die Diplomaten nach einer Vergleichsformel für die wesentliche Polizeifrage. Frankreich muß hier ein schmerzliches Opfer bringen oder das Scheitern der Konferenz riskieren. Deutschland kann letzteres besser aushalten; denn dann bleibt, wie unsere Offiziösen hervorheben, die alte Rechtslage, die Frankreich umstürzen wollte, einfach bestehen. Ein gewaltsames Vorgehen Frankreichs würde jetzt noch mehr Tollkühnheit erfordern als im vorigen Jahre.

Im Innern Frankreichs herrscht Kulturkampfsweh. Das Trennungsgesetz hat überflüssigerweise eine Aufnahme des kirchlichen Inventars an Ort und Stelle vorgeschrieben, und leichtsinnigerweise ist dieser Akt schon vor dem Erlaß der Ausführungsbestimmungen angesetzt worden. Wer die Landessitten kennt, mußte erwarten, daß trotz der friedlichen Vorschriften der Bischöfe dabei Ruhestörungen eintreten würden. Wir bedauern das, da die aktive Widersetzlichkeit weder den katholischen Grundsätzen noch den katholischen Interessen entspricht. Lassen sich nun die Kulturkämpfer zu verschärften Maßregeln hinreißen, so werden die letzten Dinge noch schlimmer als die ersten. In unserem Kulturkampfe der 70er Jahre waren die Aussichten auch in der schlimmsten Zeit niemals so trübe.

Die habsburgische Monarchie kann den Alp des ungarischen Konflikts nicht abschütteln. Ein neuer Meinungsaustausch zwischen der Krone und der Koalition ist wieder ergebnislos geblieben infolge der Halsstarrigkeit der Opposition.

Italien hat wieder eine Ministerkrisis. Das rekonstruierte Kabinett Fortis ist bei dem ersten Anprall in der Kammer in Scherben gegangen, und wenn Sonnino ein neues Ministerium bildet, so bleibt doch die Unsicherheit bestehen wegen der Zerfahrenheit der Parteien.

In diesem Punkte ist England besser gestellt, da die Wahlen der liberalen Partei eine gewaltige Mehrheit für sich allein verliehen haben. Für den Weltfrieden der beste Ausgang der Wahlen. Die Ironie des Schicksals will es aber, daß die neue Regierung von Japan aus eine moralische Ohrfeige erhält, die von der vorhergehenden Regierung veranlaßt war: in Japan mahnt man öffentlich das britische Weltreich an seine Bündnispflicht, sich ein anständiges Landheer zu schaffen. Es schadet nicht, wenn die Engländer die Hefe der unternehmungslustigen Politik der letzten Regierung zu kosten bekommen.

Zur Simultanschulfrage.

Von

F. Weigl.

Ein gutes, zuverlässiges Quellenwerk für wichtige Fragen ist eine wertvolle Sache: Zeit und Mühe sparend, rasch und sicher orientierend, die eigene Gedankenarbeit stützend, lohnt es jedem die kleine Ausgabe, die solche Orientierungsschriften verursachen. Heute kann ich den Lesern der „Allg. Rundschau" von einem derartigen Buch berichten. Einer wichtigen Frage gilt es, der Simultanschulfrage, von der man ohne Phrase sagen darf, daß sie im Vordergrund des schulpolitischen Interesses steht, und gut und zuverlässig ist die Arbeit auch, die uns der Verlag Bachem-Köln aus der Feder des Pfarrers W. Kriege unter dem Titel: „Die Simultanschule im Lichte der Wahrheit"*) bietet.

Welcher Politiker, Priester, Lehrer oder sonst an unserer Jugend interessierte Mann hat nicht schon das Bedürfnis empfunden, die ernsten Stimmen, die sowohl für als gegen die Konfessionsschule erhoben wurden, und die zerstreut in Mitteilungen der politischen oder pädagogischen Presse an ihm vorübergingen, gesammelt vor sich zu haben. Kriege hat die Sammelarbeit geleistet und legt sie in übersichtlich geordneter Weise vor. Die Verwendung hat er noch dazu erleichtert durch zwei genau gearbeitete Register, durch ein umfangreiches Sachregister ($10^1/_2$ Spalten) und ein ebensolches Personenregister, das nicht weniger als 130 Namen zählt.

Die Autoren, die Kriege sprechen läßt, sind dabei durchaus objektiv ausgewählt: Schulmänner, Vertreter der Kirche und Politiker sind in gleicher Weise berücksichtigt; Katholiken, Protestanten und freireligiöse oder religionslose Männer kommen zu Worte. So ist das Quellenwerk nicht nur für den Gegner der Simultanschule von Bedeutung, sondern auch für den Freund derselben. Und wir wünschten, es möchten die letzteren ebenso viel nach dem Buch greifen wie die Verteidiger der Konfessionsschule.

Sehen wir die positive Verarbeitung des reichen Quellenschatzes an, so erfreut zunächst die Tatsache, daß in der wichtigen Sache „nicht katholisch und protestantisch sich hier feindlich gegenüberstehen, sondern Christentum und Atheismus". Wir haben an dieser Stelle schon einmal auf diese Erscheinung hingewiesen**) und freuen uns, daß Kriege auf Grund des weitaus reicheren Belegmaterials zu dem gleichen Schlusse kommt. Interessant ist auch, wie sich der Verfasser für die Notwendigkeit der Konfessionsschule, nachdem dies bei den Organen der Kirche selbstverständlich ist, berufen kann auf das General-Land-Schulreglement Friedrichs des Großen und auf Worte Kaiser Friedrich III. an den Reichskanzler. Wenn der Verfasser ferner energisch auf die „Elternrechte" verweist, so bewegt er sich damit auf durchaus modernem pädagogischem Boden. Es sei nur an Dörpfelds vorzügliche Verteidigung der allgemeinen Interessenvertretung in der Schule erinnert. — Der Begründung der Simultanschule, sie werde gefordert zur Hebung der Religion, stehen bedenkliche Aeußerungen gegenüber, die das Gegenteil beweisen, so jene, welche unverhohlen konstatieren, daß die Simultanschule der erste Schritt zur religionslosen Schule sein müsse. (Vgl. S. 34 ff.) Die schwierige Stellung des Lehrers in der Simultanschule, die vielfach nicht zugestanden werden will, beleuchten treffend die Urteile von katholischen und protestantischen Lehrern, die jahrelang an solchen Schulen wirkten und deren Urteil Kriege zitiert.

Auf autoritative Urteile will die Gegenwart wenig mehr geben; man fordert Gründe. Wenn nun aber nach eingehender Begründung noch eine solche Reihe von Autoritäten der Kirche, des Staates — darunter für Bayern besonders interessant Prinz Ludwig —, der Schule und des Gelehrtenstandes angeführt werden können, wie Kriege es tut, so kann es für die Entscheidung einer Frage nach der Richtung, auf der die große Mehrzahl steht, doch nicht schlecht bestellt sein.

Und so ist denn zu hoffen, daß der Streit um Konfessions- und Simultanschule zu einem guten Ende für die Freunde konfessioneller Erziehung führt. Vermag das hier versprochene Buch auch nicht sofort dies Ende zu bringen, eines ist doch gewiß, die Gegner, die es lesen, wird es versöhnen und so ein gutes Stück zur Klärung beitragen.

*) Soeben erschienen, 8° 124 S. 1.40 M (mit Porto, gegen Einsendung von Briefmarken).

**) „Allgemeine Rundschau" 1905 Nr. 26, 27, 28: „Die Schulprogramme der linksstehenden politischen Parteien im Lichte der modernen Pädagogik."

Nochmals „Jesse und Maria".

Von

E. M. Hamann - Gößweinstein i. Oberfranken.

Jede einigermaßen entsprechende Wertschätzung eines Kunstwerkes setzt eine gewisse Kongenialität voraus. Letztere ist nicht absolut abhängig vom Geschlechte, befindet sich aber doch in einem mehr oder weniger bestimmten Verhältnisse zu ihm, sei es auch nur infolge der Mischung, die in jeder geistigen Persönlichkeit aus dem Männlichen und Weiblichen, nun stärker von diesem, nun stärker von jenem zeugend, zu Recht besteht. Da „Jesse und Maria" von einer Frau geschrieben wurde, mag es als Akt der Gerechtigkeit gelten, daß auch eine Frau über dies Buch hier zu Worte kommt.

Ich halte „Jesse und Maria" für ein Kunstwerk, und zwar für ein ausgeprägtes Kunstwerk; die hervorstechenden Fehler vermögen ihm diese Wesenheit ebensowenig zu rauben wie so und so vielen bedeutenden Bildwerken der besten Meister die dort zu findenden Verzeichnungen.

Auch ich teile die vielfach geäußerte Abneigung gegen einen übertriebenen Realismus, gegen den Schein von Laszivitäten, den dieser Roman umschließt. Für die nächste Auflage muß auch ich eine strenge Prüfung auf das Aesthetische, Unzweideutige hin wünschen. Allerdings gewinnt man durch mehrfach wiederholte Lektüre die Ueberzeugung, daß manche Stelle, die uns beim ersten Lesen als roh, brutal abstößt, im Grunde nur eine organische Aeußerung des hier dargestellten Lebens ist. Wir dürfen nicht unmittelbar als Kinder unseres Säkulums an diese vor dritthalb Jahrhunderten sich abspielende Handlung mit so vielem ihr innig Verwachsenen herantreten, sondern müssen uns selbst — freilich ohne jedwelche Verleugnung unseres eigentlichen Selbst — zurückzudatieren suchen unter Führung der Autorin. Bemerkt sei auch, daß es einzelne Dichter gibt, die sich von dem zu behandelnden Stoffe, von dem Geiste der erwählten Zeitbühne derartig beeinflussen lassen, daß während ihres betreffenden Schaffens jener ihnen quasi in Fleisch und Blut übergeht, dieser ihren ganzen inneren Menschen durchdringt: eine Untersuchung, die außerordentlich reiche künstlerische Veranlagung voraussetzt, wiewohl sicher keine Abgeschlossenheit künstlerischer Vollendung.

Bei Enrica von Handel-Mazzetti trifft das eben Gesagte zu, in „Jesse und Maria" noch mehr als in „Meinrad Helmpergers denkwürdigem Jahr". Besonders der Sprachcharakter gibt sich in ersterem noch wuchtiger und durchgängiger, zum Teil wohl deshalb, weil Sprache und Sitte der einschlägigen Kulturepoche noch charakteristischer aus dem Groben heraus wurzelten und wirkten. Die Ansichten über die Zulässigkeit der Diktion gehen auseinander; ich selbst habe den Eindruck des dichterisch Glaubwürdigen. Dichterisch glaubwürdig erscheint mir überhaupt ziemlich alles in der Erzählung: die Natur- und Lokalschilderung, die Entwicklung der Begebenheiten, die Personenzeichnung. Wie mit einem einzigen Handgriffe werden die intimen Schleier der großen Mutter gelüftet, mit ein paar Strichen die Schattierungen einer überzeugenden Milieuplastik hergestellt. Die Beanstandung der technischen Motivierung des dem Schinnagelschen Hause drohenden Ruins und der dadurch veranlaßten Reise Marias nach Krems will mir nicht einleuchten. Das Sprichwort sagt: „Ein Unglück kommt selten allein", und die Erfahrung sagt, daß feinfühlige Menschen nur im Notfalle an verjährte Schuldeinziehung, zumal innerhalb der Familie, zu gehen pflegen.

Der Charakteristik in „Jesse und Maria" wird in erster Linie konfessionelle Ungerechtigkeit vorgeworfen, und zwar nicht zugunsten der Katholiken, sondern der Protestanten. Vor allem verweist man auf das katholische Volk: die Einwohner von Pechlaren. Vom kulturhistorischen Standpunkte aus wird E. v. Handel-Mazetti sich vor allem gegen den Tadel des Anachronismus zu verwahren haben; vom ästhetischen aus gegen den der einseitigen Betonung. Um letzteren künstlerisch zu entkräften, müßte sie der hier gezeichneten katholischen Volksschicht gegenüber eine adäquate protestantische stellen — was sie mit dem Hinweise auf die „historisch" umrissene Entwicklung der Handlung abweisen dürfte. Bleibt die Frage, ob das Volk in Pechlaren, von seiner sozialen, seiner Zeit- und Lokal-Bühne abgesehen, an sich, also rein dichterisch, überzeugend wirkt? Ist dieser pöbelhafte Wankelmut glaubwürdig? Als Antwort siehe Shakespeares „Julius Cäsar": hier wie dort Sieg der Rhetorik über das unwissende, notgedrückte, wie Rohr im Winde hin und her gebeugte Volk.

Die Einzelpersönlichkeiten sollen an sympathischem Eindruck auf protestantischer Seite die der katholischen unverhältnismäßig überwiegen. Auch ich finde, daß der Roman überhaupt nur wenige durchaus sympathische Gestalten umschließt, nicht aber daß letztere der protestantischen Reihe parteiisch zugeteilt seien. Mustern wir diese, mit Ausschluß der „Helden", etwas genauer: Da ist der liebenswürdige Hans Adam, halb zaghaft, halb tapfer, Protestant weit mehr aus Zufall als aus Wahl. Da ist Fabricius, gutherzig, auch feinsinnig, ein Held der Theorie, beileibe nicht der heroischen Praxis. Da ist der ergreifend treue Landersperger, Lutheraner nicht so sehr aus Erkenntnis als aus fanatischer Schwärmerei, aus rein persönlicher Idolatrie. Da ist der geschmeidige, süßliche, geleckte Graf von Sinzendorf, ohne Rückgrat, ohne äußeren und inneren Mut. Da ist der geckenhafte, unlautere Baumeister Sara; der geldgierige Rechtsgelehrte Notarius Dr. Waldemar mit dem selbstentehrenden Bekenntnisse: „Der Rock ist papistisch, das Herz ist evangelisch"; der Ritter Artstötter, der um einer feilen Dirne willen seinen Freund Jesse elend im Stiche läßt. Da sind Ameys Eltern: der biedere, martialisch polternde Pantoffelheld und seine kluge, als Mutter aus Fanatismus geradezu gewissenlose Gattin; da ist die liebliche Amey selbst: trotz ihrer 18 Jahre unverständig und kindisch, wenngleich nicht durchaus töricht, sogar bis zu einem bescheidenen Grade weiblich intuitiv begabt.

Diesen gegenüber die wichtigeren katholischen Nebenpersonen: Zuerst Schinnagel, den die Kritik mit Taps, Hampelmann &c. festnagelt. Dennoch ist „dieser Bauer kein dummer Bauer", sondern beschlagen, auch wortkräftig, in Glaubenssachen, goldenen, zutiefst frommen Herzens, aber anlehnungsbedürftig — ein großes Kind, wie man sie dutzendweise unter den Männern just dieser Kreise findet. Als er sich von seinem natürlichen Halt: der fast um ein Vierteljahrhundert jüngeren Frau, wegwendet; als er Wahrheit um Schein, Segensfülle um Hohlheit, Herzenssprache um Phrase verläßt: wird er — folgerichtig — lau, unzuverlässig, schreierisch, blind. Nachdem er sich aus der Irre zurückgefunden hat, gerät er, ein Typ häuslicher Reaktion, abermals ins Extrem. Im zweiten Bande fällt seine Charakteristik ab. Der alternde, verliebte Bär wird wirklich täppisch, hampelmännisch, von widerlich derber Naturtreue. — Ferner Wolff, nicht das, sondern eines der vielen Gegenstücke zu Fabricius: der unbegrenzt urwüchsige Hinterwäldler mit den eisernen Kanzelhämmerfäusten, dem ungewaschenen Predigtjargon, der oft arg danebenhauenden, opferwütigen Berufstreue und — dem schmelzweichen Herzen. Neben ihm die anderen Vertreter seines Standes: der sympatische, vornehme Weltpriester Hoffmann von Ankerskron; der etwas ungeschickte, aber doch intellektuelle, freundliche Zisterzienser Alberich Burghof; der einfache, kränkelnde, knorrig gutherzige Klostermann, Schinnagels Schwager; der hochgebildete, großzügige Abt Matthäus: glühenden Eifers und Temperaments; der von heftiger Strenge zu hinreißender Milde bekehrte Dominikaner und Heiligenapostel Raimund; der durchaus ideale, durchaus mögliche Rektor P. Maury. — Des weiteren der originelle, ansprechende Lehrer und Volkspoet Meuß; die schwergeprüfte, liebende Frau des Landessperger; der prächtige Profoß; der gemütvolle Schließer. — Endlich der brutale Baron Windhag; der ekelhaft versumpfte Pfleger Weinmeister; der abstoßende Kommandant.

Erübrigen die beiden Hauptpersonen.

Zunächst Jesse. Wie vor einem Rätsel stehe ich angesichts des Faktums, daß viele Kritiker diesen Pseudohelden der mit größter Liebe und Sorgsamkeit gezeichneten „Schinnaglerin" haben überordnen, ihn auch allen Ernstes mit dem freilich einseitig, aber doch männlich ausgereiften Ateus Mac Endoll haben in Parallele ziehen können. Jesse ist ein nach jeder Richtung glänzend veranlagter, aber völlig unausgegorener Bube von schwerenöterischer Unwiderstehlichkeit für Urteilsschwache, von sprühend frecher, prahlhansiger Unausstehlichkeit für Urteilskräftige, — der Typ bramabarsierenden Studentendünkels, damals „lutherischen", heute rationalistisch-materialistischen Gepräges. Angeglüht im Raketenfeuer künstlich erworbener „Ueberzeugung" zu deren rücksichtslosem Apostolat, wirkt er als schön, genialisch, ist er zärtlich, aufopfernd für die, welche ihn lieben, aber auch tollkühn, frevelhaft, bis zur Gemeinheit roh sich und seine Talmiweltanschauung vordrängend; vor allem eitel bis zum Wahnsinn. Bis in die letzte Kerkergruft hinein haftet diese Eitelkeit ihm an, um dann abgelöst zu werden: nicht durch seinen eigenen Anstoß, sondern durch den des von ihm gehaßtesten Menschen. — Darum kein wirkliches Martyrium für ihn. Er „schäumt", lacht, er gellt, weint — als ein übel verzogener Junge, dem herrliche Möglichkeiten unter dem Mangel an Selbstzucht schier verdarben, die ihm wahrscheinlich gänzlich verderben würden durch die Rückkehr des Dreiundzwanzigjährigen in die Welt der Tat. Nun

aber erwachen sie in letzter Stunde, regen sich, blühen überraschend auf — unter der Hand der „Virago" Maria.

Im Mittelpunkte von „Jesse und Maria" steht ein einziger wahrer Held, ein Held der Arbeit, des Leids und des Gebets. Dieser Held ist ein Weib, ein Weib aus dem Volke. Nur wenige Jahre zählt Maria mehr als Jesse, aber wiewohl noch der inneren Entwicklung fähig und bedürftig, überragt sie ihn turmhoch an sittlichem Wert. Auch sie befällt noch die menschlichste Schwäche: die Eitelkeit, aber wie partiell, wie ephemer im Vergleiche zu der seinen! Auch sie untersteht dem Fanatismus, aber es ist der Fanatismus der höchsten Liebe: der Liebe zu Gott, seiner Mutter, seiner Kirche, der Liebe zu den Brüdern, zu Mann und und Kind. Von Anfang wittert sie in dem berückenden Fremden den Feind, haßt sie in ihm das Prinzip des Bösen. Das schöne, kluge, bis dahin ganz friedliche, mütterlich süße Weib kämpft wie eine Löwin gegen das andringende Unheil, um das von ihr als solches erkannte ewige Heil. Ungelehrt, aber in innerer Klarheit unterscheidet sie wohl das Zeichen vom Wesen, liebt aber auch jenes um des letzteren willen mehr als ihr eigenes Sein. Sie weiß: tasten sie an das äußere Heiligtum, so werden sie frech auch das innere rauben wollen; eine Probe hat sie ja schon schmerzvoll erlebt. In ihrer an sich immer sieghaften Notwehr greift sie zum letzten, in seiner Furchtbarkeit von ihr unbegriffenen Mittel. — Bis dahin ist alles Einheitlichkeit in ihr. Aber jetzt kommt der prachtvoll vorbereitete und durchgeführte Zwiespalt. Landersspergers Ruf: „Sie ist schuld!" trifft sie ins Herz. Ein feiner, stechender Schmerz, den sie nicht anerkennen will, gegen den sie sich auflehnt, der sie zerrissen nach innen, verhärtet, hochmütig nach außen macht. Die köstliche Weiblichkeit, die immer wieder bei ihr durchbrach, selbst, ja erst recht gegen das kindliche Gemal ihres Todfeindes, scheint sie verlassen zu haben: so wühlt das Gift des Zweifels, ob sie dem Haß mehr als der Liebe genug getan, an ihrem Lebensitze. Bis die Gewalt hehren Pflichtgefühls sich Bahn bricht, bis die Angst um das Seelenheil des durch ihr äußeres Zutun dem Tode Verfallenen sie hinpeitscht zum schier Menschenunmöglichen. Und nun setzt das große Werk des erhabenen Mitleids, der lauteren Güte ein. Dem Kinde des Ketzers reicht sie die Brust, bringt dem Unseligen die ersehnte Kunde seiner Vaterschaft, bekehrt ihn durch die zwingende Macht heiligster Liebe vom Hochmut zur Demut, von trotziger Verstocktheit zur schuldtilgenden Reue und damit zur ersten großen Vorbereitungsstufe ihrer eigenen Religion.

Sie aber ist Weib, ganz Weib — der Schmerz um dies junge, blühende, nun sich abklärende Leben überwältigt sie. Für ihn opfert sie Gott sich selber auf; da ihr Gebet unerhört bleibt, schreit sie im ersten Ansturme der furchtbaren Gewißheit auf: „Ich bin eine Sünderin! Bluet ist an meinen Händen!" — Und das soll ein psychologischer Irrtum sein? Dieser dem weiblichen Herzen so vollkommen entsprechender Vorgang? Wo wir „peccavi" stammeln, stammeln *sollen* angesichts *jeder* himmelschreienden Not? Und nun gar einer, die wir selbst, wenn auch im ehrlichsten Willen, herbeigezogen haben? — Wer sagt, daß Maria „verzweifelt"? Alle Schmerzen der Welt senken sich auf sie herab, aber „die *Königin der Martyrer* schaut liebend auf die arme *Martyrin für ihres Volkes Heiligtum* . . . Die Welt hat wollen in Schmerzen *erlöst* sein".

Ich lese in einem Briefe, daß in Maria wohl die katholische Kirche gekennzeichnet worden sei. Das glaube ich nicht, denn dazu war Maria zu sehr dem Menschlichen unterworfen. Aber die tragende, widerstandskräftige, sieghafte Macht des Glaubens im Volke, besonders des Glaubens in den Frauen hat sicher in dieser erschütternd einfachen, erschütternd großartigen Heldin dargestellt werden sollen. Ob sonst noch allerlei Tendenz in dem Buche gesucht werden darf? Nach der Absicht der Verfasserin, welche — diese Empfindung habe ich — intuitiv die von ihr verkörperte Handlung und Charakteristik schaute, wohl kaum. Wie dem auch sei, unser Gesamturteil gestaltet sich dahin: in „Jesse und Maria" erkennen wir ein wahrhaftes Kunstwerk, mit viel Licht, doch auch mit zu tiefem Schatten. Weit überwiegend ist jenes. Der hochbedeutenden Autorin aber gelte in *ihrer Künstlereigenschaft* Goethes Wort: „Man kann in wahrer Freiheit leben, und doch nicht ungebunden sein."

Das Glück.

Es zog das Glück durch das ganze Land
Und klopfte an jede Tür,
Laut sang es: „Wer mich haben will,
Der öffne mir!"

Da lagen die einen im tiefsten Schlaf,
Sie hörten das Liedlein kaum,
Sie legten sich auf das andere Ohr
Und dachten: „Es ist nur ein Traum."

Die andern gruben nach Schätzen und Gold
Mit gierig verlangendem Blick,
Sie gruben und gruben und hatten nicht acht
Und ungehört blieb das Glück.

Die dritten saßen in Büchern versteckt
In tiefster Gelehrsamkeit,
Es schallte der Sang, es verhallte der Klang,
Sie hatten zu lauschen nicht Zeit.

Die vierten, sie schmausten beim Festgelag
Und tanzten beim Geigenklang,
Laut übertönte der Reigen der Lust
Des Glückes traulichen Sang.

Die fünften, die schauten sich an das Glück:
„Das Glück, das wärest du? —
Das Glück geht in Seide und Samt einher,
Du hast nicht Strümpfe, nicht Schuh."

Da kam des Weges ein Wanderbursch,
Von ferne schon kannt' er das Glück:
„Du liebes Glück, Gott grüße dich!"
So sprach er mit fröhlichem Blick.

„Wie hell dein Aug' und wie rot dein Mund,
Ich wollte, du wärest mein!
Doch ach, ich habe nicht Haus, nicht Hof,
Ich kann dich nicht lassen ein!"

Da faßte das Glück des Burschen Hand
Und lachte: „Was schadet das?"
Und zog dahin auf leichtem Fuß
Mit ihm fürbaß.

Linz a. Donau. Anna Esser.

Aus dem Pariser Gerichtssaale.

Von
Wilhelm Fromm-Paris.

Die Justiz hatte sich letzte Woche mit einer Reihe hochfliegender Schelme zu beschäftigen. Der vor der Zuchtpolizeikammer sich abspielende Prozeß gegen den Abgeordneten Jaluzot, Direktor des *Printemps* und anrüchigen Zuckerspekulanten, bildete den letzten Ring der langen Kette von unsauberen Machenschaften, welche durch den Zuckerkrach aufgedeckt wurden. Der Hauptschuldige, ein Herr Cronier, Direktor der Zuckerraffinerien Say, hat sich durch Selbstmord der Justiz entzogen. Wieder andere haben das Zuchthaus mit dem Aermel gestreift und sind auf unaufgeklärte Weise von der Justiz nicht behelligt worden.

Hingegen ist es Jaluzot nicht gelungen, seinen Prozeß auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, wie er es in seinen zwei Zeitungen versucht hatte. Jaluzot hatte einen festen Jahresgehalt von 1,500,000 Franken als Direktor des Warenhauses **Printemps**. Außerdem „machte" er sich eine weitere Million mit Tantiemen, Repräsentationsgeldern usw. Diese hochfürstlichen Einkünfte genügten aber dem ehemaligen Ladenschwengel noch nicht und er verlegte sich auf Preistreiberei an der Warenbörse, trieb den Zuckerpreis um 30% in die Höhe und schädigte auf diese Weise das gesamte französische Volk. Um sich die Mittel zu seinen tollkühnen Kurstreibereien zu verschaffen, eröffnete er in seinem Warenhause ein „Ersparnis-Rayon", wo die Kunden ihre Ersparnisse anlegen sollten. Zu gleicher Zeit eröffnete er gegen die staatlichen und städtischen Sparkassen ein Kesseltreiben, indem er in seinen zwei Zeitungen das Gerücht verbreitete, die Einleger hätten ihr Geld von denselben zurückverlangt. Es folgte eine Panik und eine Anzahl von Gimpeln und Irregeführten zogen in Wirklichkeit ihre Gelder zurück und übergaben sie — Herrn Jaluzot. Als der Hauptschelm Cronier, welcher ein Defizit von über hundert Millionen hinterließ, mit Selbstmord geendet, ereilte das Schicksal auch Jaluzot. Die gerichtliche Untersuchung ergab, daß er mit den Geldern des Warenhauses spekulierte und die Aktionäre um 12 Millionen geschädigt und um 3 Millionen betrogen hatte. Obgleich die Begründung des Urteils Jaluzot als einen Betrüger brandmarkt, so wurde er doch nur zu einem Jahre Gefängnis und 3000 Franken Geldbuße verurteilt und erhielt noch obendrein die Vergünstigung des Strafaufschubes.

Am 29. Dezember v. J. wurde der Soldat G. vom 35. Infanterieregiment vom Kriegsgerichte zu Belfort wegen Diebstahls von 9 Freimarken im Gesamtbetrage von 1,35 Franken zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Wenn man die beiden Urteile vergleicht, kann man nicht umhin, über die unglaubliche Milde des einen und die maßlose Strenge des anderen erstaunt zu sein. Der 15 Millionendieb erhielt Strafaufschub und der arme Teufel von Soldat muß wegen ein Paar Freimarken ein volles Jahr in das Gefängnis wandern. Da darf man sich nicht wundern, daß die Sozialisten über Klassenjustiz schreien.

Neben den Zuckerspekulanten kam eine dreiköpfige Erpresser- und Rupferbande auf die Anklagebank, die in großem Stile und in den sog. hohen Gesellschaftskreisen der internationalen Kurstationen operierte. Diese Bande hatte es auf eine steinreiche Peruvianerin abgesehen, die in Antibes bei Cannes eine Villa besitzt und auf großem Fuße lebt. Da in deren Gesellschaftskreisen nicht alles nach dem „Schnürchen" zu gehen schien, so benutzte die Bande die Gelegenheit, um aus ihr Geld herauszupressen. Die schlaue Amerikanerin ließ sich scheinbar auf den unsauberen Handel ein, und als einer der Rupfer sich bei ihr einfand, um das Sündengeld zu erheben, wurde er von der Polizei gepackt und hatte sich letzte Woche mit seinen zwei Spießgesellen zu verantworten. Die drei Kerle erhielten ihren richtigen Lohn, und diesen Winter werden die Bälle in Cannes um zwei hochelegante Kotillontänzer ärmer sein, denn zwei der Angeklagten gehörten zu der fine fleur der internationalen vornehmen Gesellschaft der Riviera.

Vor dem Zivilgerichte wurde ebenfalls ein interessanter Prozeß verhandelt. Die Tochter des H. Richard Timoleon, Marquis de Roys, Baron von Ledignan, ehemaliger Abgeordneter der Nationalversammlung, Fräulein Blanca Mathilde de Roys, hat sich mit einem Herrn Franz Harcher oder Herger zu Freiburg im Breisgau vermählt und haben sich den Titel eines Reichsgrafen von Saint Michel und Barons von Ledignan beigelegt. Der jetzige Marquis de Roys, älterer Bruder der Frau Harcher, hat nun dieselben wegen unbefugten Tragens seiner ihm zukommenden Titel verklagt. Das Gericht hat aber die Klage mit der Begründung abgewiesen, daß der Kläger selbst in keiner Weise das Recht auf den Namen und Titel eines Marquis, Reichsgrafen und Barons bewiesen habe.

Diese Familie de Roys ist keineswegs mit der aus der Picardie stammenden und in Bayern ansässigen Familie de Roy zu verwechseln.

Auch in den Adelskreisen, welche ihr Wappenschild mit jüdischem Golde aufgefrischt, ist es zu einem unliebsamen Prozeß gekommen. Der amerikanisch-israelitische Nähmaschinenfabrikant Singer heiratete im Jahre 1863 eine Witwe Boyer. Als er im Jahre 1875 starb, hinterließ er ein Vermögen von 450 Millionen, welches zwischen seiner Witwe und deren sechs Kindern verteilt wurde. Die ziemlich lebensfrohe Witwe heiratete nun zum dritten Male und nahm einen Herrn Sohege zum Gatten. Ihre beiden Töchter machten mit ihrem Gelde „glänzende" Partien, die eine wurde Herzogin von Decazes und die andere Fürstin von Scey-Montbeliard. Letztere Heirat wurde vom römischen Hofe im Jahre 1892 null und nichtig erklärt, und die Exfürstin heiratete darauf den Fürsten Edmund von Polignac, dessen beide ältere Brüder ebenfalls steinreiche Erbinnen israelitischer Herkunft geheiratet hatten.

Nun ist die Witwe Boyers, Singers und Soheges ebenfalls gestorben und hat ihrem dritten Gatten 25 Millionen testamentarisch vermacht. Aber die Kinder und Enkel zweiter Ehe, d. h. die Erben der Herzogin Decazes und die Fürstin von Polignac bestreiten das Testament, so daß es zu recht unliebsamen Erörterungen kommen wird, denn ein guter Teil der 450 Singerschen Millionen ist schon längst vergeudet worden.

Kopenhagen.

Von

Helene **Schleicher**.

Von Berlin nach Kopenhagen, das infolge des Todes König Christians IX. von Dänemark wieder in aller Munde ist, gelangt man in acht Stunden — eine sehr kurze Zeit, wenn man bedenkt, wieviel Wasser dazwischen liegt. Am Stettiner Bahnhof steigt man ein und erst auf dänischem Boden braucht man das Coupee zu verlassen. Die direkten Wagen werden nämlich in Warnemünde ausparkiert und auf den großen Dampfer verladen. Wir können also in unserem Waggon bleiben oder in der Kajüte an der table d'hôte teilnehmen, wir können auf dem Verdecke lustwandeln oder auf einem bequemen Faullenzer hingegossen, unseren Mokka schlürfen, — wir können auch ein bißchen die Seekrankheit bekommen, und das alles bis Gjedser fast umsonst. Dann geht es an das Land, und der Schaffner begrüßt uns am Wagen mit dem berechtigten Verlangen: „Billeter for Kjobenhaven", der erste dänische Gruß auf fremder Erde.

Noch eine Stunde fahren wir in der Dämmerung dahin. Dann Lichterglanz, Großstadttreiben, Menschengewühl: — wir sind angelangt. Der kurze Weg zu unserem Hotel zeigt uns bereits, daß Kopenhagen groß ist, mächtig groß mit seinem halben Millionchen Einwohnern. Ein Bruchteil davon strebt mit uns der Stadt zu, Equipagen, Automobile, Trambahnen kreuzen unseren Weg — doch bald sind wir am Ziele und mit dem Lift in höhere Regionen befördert. Rasch sind wir auch wieder geistig und leiblich in frischer Toilette und freuen uns auf die kulinarischen dänischen Genüsse — wir hatten sie alle aus unserem Wörterbuche auswendig gelernt und wollten das Eingedrillte jetzt praktisch verwerten. Abends noch ein Bummel in der Fredericsboggade — hellerleuchtete Läden und Basars, ein Getriebe — ganz Pariser Boulevard — nur sind hier die Menschenkinder ruhiger, gelassener. Das liegt in der Rasse! Es werden keine Zeitungen in allen Tonarten ausgerufen, man hört keine „fliegenden" Händler irgendein aktuelles Spielzeug anpreisen. Der Däne bleibt immer gelassen, wenn der Romane bereits Funken sprüht.

Frühmorgens pilgern wir zum Fischmarkt — es ist die Hauptverkaufszeit, der Handel in höchster Blüte — vorüber an den Legionen von Körben mit zappelnden Seebewohnern, breiten Flundern, schlanken Aalen, Krabben usw. Es ist hier sehr unterhaltend, nur wird das Geruchsorgan etwas in Mitleidenschaft gezogen. Unser nächstes Ziel steht zwar etwas in einigem Kontrast zum Fischmarkte. Es kommt eben zuerst die Materie und dann das Geistige: das Thorwaldsenmuseum! Vorher gelangen wir noch zum Schloß Kristiansborg, das heißt zu seinen Trümmern, denn es ist seit dem Riesenbrande im Jahre 1884 nicht mehr aufgebaut worden. In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und leergebrannt ist tatsächlich die Stätte, ein mene tekel mitten im Genußleben der Großstadt! Nebenan erhebt sich ein griechischer Bau, das Museum. Eng ist das Pförtlein, kostbar der Schatz, den es birgt: eine Galerie von Kunstwerken. Doch was sind alle Göttergestalten, alle Napoleone, alle Poniatowskis gegen „Ihn", den segnenden Christus? Es ist ein Meisterwerk von unvergleichlicher Schöne und Majestät. Hier muß man beten. In der „Frukirk" steht das Original des Erlösers, der einzige Schmuck der Kirche, nebst den zwölf Aposteln und einem Engel von himmlischer Anmut, der ein Taufbecken in Muschelform hält.

Nachmittags geht es ins „Seebad" nach Klampenborg — wir gebrauchen dazu keine Rundreisebilletts, keine Strandkostüme, keine Reiseeffekten, wir fahren vom Radhusplatz mit der Trambahn um 10 Oere eine Stunde lang ins Blaue hinein resp. an das Meer. Hier können wir Muscheln und Seesterne sammeln, im Sande liegen und träumen und die Sonne bewundern, die hier am dänischen Himmel genau so schön rotgold untergeht wie bei uns an gottbegnadigten Herbsttagen. Am Heimwege halten wir bei Restaurant Bristol, wo die Zigeuner ihren Geigen und Zimbeln leidenschaftliche Weisen entlocken — himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt. So eine Flunder aus dem Sunde, schön goldgelb gebacken und mit Remouladensauce, schmeckt fein bei Fiedelbegleitung.

Schloß Rosenborg ist die Losung des nächsten Tages. Ganz am Ende der Ostervoldgade liegt es, ein verwunschen Dornröschenheim, ein versteinertes Märchen mit seinen Türmen, Zinken und Giebeln. Und innen ist es erst recht ein Zauberreich mit seinen gleißenden Schätzen, gesammelt von den dänischen Königen. Prachtvolle Wandteppiche, Waffen, Uniformen, Krönungs- und Ordenstrachten, silberne Geräte und Marmorgebilde füllen die Säle, und wenn man müde geworden vom Wandern und Schauen, dann ruht und träumt man im Parke vor Andersens, des Märchendichters Standbild, um das fünf lustige Kinder tummeln. Am Radhusplatz landen wir nach unserer Rosenborgidylle und betrachten uns den neuen, stolzen Bau mit seinem gebietenden Turme, der weithin in die Lande ragt. Vom hohen Söller ist die Aussicht hinreißend schön über das Häusermeer und das andere, das brandende und wogende Reich Neptuns.

In der Vesterbropassage winkt und lockt ein Zaubergarten, nicht der Armidens zwar, aber Tivoli, das Buenretiro der Kopenhagener. Was dem Wiener sein Prater, dem Pariser das bois, das ist dem Dänen das Tivoli. Hier gibt es außer dem

schönen Parke Theater, Pantomimen, Konzerte. Hier kommt alles zusammen, denn wer Tivoli nicht gesehen hat, kennt Kopenhagen nicht. Die Bredgade ist das aristokratische Viertel mit seinen Kirchen, seinen Palästen und sonstigen illustren Bauten. Hier erhebt sich die Fredericskirche mit ihrer imposanten Kupferkuppel, die in der Mittagssonne wie eitel Gold glitzert: Vorspiegelung falscher Tatsachen. Der König von Griechenland hat in der Bredgade sein Heim, wenn er ein gewöhnlicher Sterblicher ist und nicht Beherrscher der Hellenen. Der Dänenkönig aber residiert in der Amaliengade, einem offiziellen Residenzbau. Es ist kein Refugium für feiernde Könige. Mit seinen vier Flügeln gemahnt er ein wenig an die Tuilerien. Den Abschluß der Straßen bildet die „lange Linie", mit dem weiten Blick auf die See, den schiffbelebten Hafen. Gegen Abend wird es hier lebendig, denn es ist ein herrliches Bild, wenn sich im Wasser die Leuchtfeuer spiegeln, die Masten der zahllosen Schiffe sich wie Silhouetten aus der Dämmerung abheben und später der Sternenhimmel dem Ganzen einen südländischen Charakter gibt. Nur die ziemlich frische Brise belehrt uns, daß wir nicht im Lande der Zitronen weilen.

Das Zentrum der Stadt ist der „Kongens Nytorv", Königs-Neuplatz, mit einem Standbilde Christians V.; von hier gehen zahlreiche Straßen strahlenförmig auseinander, darunter die „Bimmelkaftet", die Hauptgeschäftsstraße. Hier sind die schönsten Juwelenläden mit ihren faszinierenden Auslagen, mit den originellen nordischen Schmuckgegenständen, den Broschen in Form von Schildern. Nicht einmal teuer sind die Sächelchen und man kann ohne Gewissensbisse seinem Reisebudget etwas abzwacken. Einen tieferen Griff in den Beutel gilt es aber bei den kostbaren Porzellanschätzen, die so diskret schimmern und so viel kosten. Kopenhagener Spezialität! Unsere dänische „Herbstfrische" schließen wir mit einem Ausfluge nach Schweden. Nicht nach den Fjorden geht es, nur nach Helsingborg. Bis Helsingör fahren wir mit der Bahn. Hier verlassen wir den Zug und eilen dem Schiffe zu, leichtbeschwingt wie der Vogel, ohne jegliches Gepäck. In einer halben Stunde haben wir den Sund durchquert, strafen die schwedischen Zöllner mit Verachtung, und eilen dem „Karnan" zu, dem Reste einer alten Burg, hoch oben auf der Höhe. Zauberhaft schön liegt zu Füßen das blitzblanke Städtchen und vom dänischen Ufer grüßt, halb in Dunstschleier gehüllt, Schloß Kronborg, mit seiner historischen Terrasse, wo Hamlet geirrt, gelebt und gestorben. Abends sitzen wir wieder im Bristol, bei den Zigeunern. Am anderen Morgen verlassen wir auch Dänemarks einzig schöne Hauptstadt, in Korsör besteigen wir das Schiff, das uns in fünf Stunden nach Kiel bringt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Melodramatisches. In der Geschichte der Musik spielt das Melodram eine ganz sonderbare Rolle. Man kannte es schon im grauen Altertum; aber erst, seitdem J. J. Rousseau und gleichzeitig der Deutschböhme Georg Benda es neuerdings wiedererfunden und der Kunstpflege zugeführt hatten, gewann es innerhalb derselben eine bleibende Stellung. Ueber sein Wesen, seine Berechtigung ist man, wie ein vor 10 Jahren entbrannter Preßstreit nachwies, nach wie vor noch immer im Unklaren. Trotzdem Beethoven, Mendelssohn, Schumann und andere, abgesehen von den Modernen Humperdinck, Schillings usw. es pflegten, zumeist freilich nur im Vorübergehen, gilt es heute noch als eine, wie Riemann sagt, „verwerfliche Zwittergattung", und man weicht noch immer gerne der Notwendigkeit aus, zu dieser Stellung nehmen zu müssen. Unseres Erachtens ist die Anwendung des Melodrams vielmehr Geschmacks- als Prinzipienfrage, und wir sehen es überall dort an richtiger Stelle, wo mit der musikalischen Untermalung des gesprochenen Wortes der Ausdruck einer musikalisch darstellbaren Empfindung aufgehöht und gleichzeitig ein in dramatischer Beziehung bedeutsamer Moment besonders hervorgehoben ist. Für die Größe der in solchen Fällen erreichbaren Wirkung gibt es kaum ein schöneres Beispiel als das Melodram in Beethovens Egmont-Musik bei Egmonts Worten (kurz vor Schluß des Dramas) „Süßer Schlaf, du kommst wie ein reines Glück". Ist im Schauspiel das Melodram eine unter Umständen wirksame Eindrucksvertiefung mit Hilfe der Musik, so bedeutet es in der Oper durch die Einführung des gesprochenen Worts einen Verzicht, der nicht gut genug begründet werden kann. Diese Begründung ist vorhanden in der Wolfsschlucht-Szene im Freischütz, wogegen ich das Melodram im Kerker in Beethovens Fidelio immer als einen Fremdkörper zwischen den sonstigen hohen Schönheiten gefunden habe. Auch im Hänsel und Gretel sind die wenigen gesprochenen Worte im dritten Akt nicht hinreichend motiviert. Hier tut sich schon das Unzulängliche der Kunstform auf. Merkwürdigerweise hat das Melodram seit Wagner, der diese Form mit seinem Sprachgesang eigentlich hätte tödlich treffen müssen, eine neue Blüte erfahren. Ich erinnere an Goldschmids Märchenerzählungen, an Schillings Hexenlied und Humperdincks Königskinder, wo sogar versucht ist, einzelne Silben des gesprochenen Wortes nach Zeitdauer und Tonhöhe zu fixieren. Warum nicht gleich Gesang? muß bei solcher Sprachknebelung jeder fragen. Immerhin ist im letzten Beispiel wohl nur eine zu sehr überwuchernde Ausnützung, nicht aber der ganze Mangel an Notwendigkeit bemerkbar, der bei melodramatischen Vorträgen von Dichtungen fast immer sich aufdrängt. Als selbständige Form ist das Melodram innerlich um so unwahrer, in je anspruchsvollerer Form es auftritt und ich halte nur seine Anwendung in Haus und Zimmer, wo der Flügel das moderne Orchester ersetzt, zur Erreichung angemessener Effekte und vielleicht sogar neuer Gesichtspunkte für geeignet. Wer je einen sprechenden Rezitator im Kampf mit einem fast hundertköpfigen Orchester und sein Bemühen, „Musik" in seine Sprache zu bringen, gesehen hat, wird die Frage: Warum nicht Gesang? und das Wort von der „verwerflichen Zwittergattung" vollauf begreifen.

Das Münchener Hoftheater hatte für die 150jährige Gedenkfeier des Geburtstages Mozarts nichts weiter „übrig", als eine Wiederaufnahme des „Titus". Denn der übrige Zyklus bestand nach der eigenen Auffassung der Intendanz nur aus gewöhnlichen Repertoireabenden. Die Aufführung des „Titus" war eine ganz vorzügliche, soweit sie das Orchester und den Sextus der Frau Preuse-Matzenauer betraf. Weniger befriedigte die sehr dürftige szenische Einkleidung des von Frl. Berndl recht weihevoll gesprochenen prächtigen Prologs von Martin Greif. Ganz unverständlich wird die Wahl des „Titus", dieser Oper, die Mozart innerlich unlustig in achtzehn Tagen geschrieben hat, wenn man bedenkt, daß München in diesen Tagen Anlaß gehabt hätte, seine eigene Mozartfeier zu begehen. Am 29. Januar waren es nämlich genau 125 Jahre, daß Mozart die im Auftrag des Bayerischen Hofes in der Burgstraße zu München komponierte Oper „Idomeneus" unter eigener Leitung im Kgl. Residenztheater zur Uraufführung brachte. Das genannte Werk bildet wirklich einen Markstein in Mozarts Schaffen, wie man schon aus der Ouvertüre, in welcher sich der Geist Glucks mit dem Mozarts vermählt, erkennen kann. Man tut sich auch im Alltagsleben in München etwas zugute darauf, daß wir unsere Mozartstätten haben. Und dieser Tag wurde vergessen! Wir wüßten nicht, was besser geeignet wäre, die Reversseite scheinbarer Pietät und die betrübende Unzulänglichkeit der derzeitigen Intendanz in grellere Beleuchtung zu setzen.

Aus den Konzertsälen. Die Zahl der Solistenkonzerte scheint nun doch unter dem Druck des Karnevals sich ein wenig herabzumindern. Wir gedenken aus letzter Zeit noch des zweiten Liederabends der Sängerin Nina Faliere-Dalcroze. Das Programm bewies wieder jene Vielseitigkeit, die beinahe nicht mehr ernsthaft konzertmäßig ist. Wir hörten Gesänge aus dreier Herren Ländern. Mit dem tief gestimmten deutschen Kunstlied, das in der Vortragsordnung schon an sich etwas deplaciert war, fand sich die Sängerin am wenigsten glücklich ab. Die leichter wiegenden Sachen beherrschte sie wieder mit vollendetem romanischen Geist und Geschmack. Daß das Brüsseler Streichquartett auf dem Wege ist, sich in München einen festen Verehrerkreis zu sichern, ist durchaus erfreulich. Das Programm dieses exquisiten Ensembles bei seinem letzten Auftreten enthielt neben Werken von Schumann und Beethoven im Streichquartett op. 10 von Claude Debussy, ein zwar nicht tiefes, aber durchaus interessantes Werk, dessen Grundzug ein mürrischer, nervös fahriger Humor ist. — Der vielbesuchte Beethovenzyklus in der Tonhalle rückte im letzten Konzert unter Peter Raabe bis zur dritten Sinfonie vor. Das neunte Kaimkonzert unter Schneevoigt hielt sich ebenfalls an ein klassisches Programm, aus dem sich besonders eine überaus warm empfundene und groß angelegte Wiedergabe von Beethovens Violinkonzert durch Professor Felix Berber hervorhob. Das jüngste Akademiekonzert wurde zu einem recht aufgeregten Abend, an dem die Meinungen der Parteien unmittelbar aufeinanderplatzten. Die hochgespannte Erwartung galt der Sinfonietta von Max Reger, die anderwärts schon mehrfach abgelehnt war. Wir wüßten kein zeitgenössisches Werk zu nennen (und brauchten dabei Strauß und Mahler nicht auszunehmen), das an die Gehörsnerven des Publikums größere Ansprüche stellte. Zu der verstiegenen, alle Grenzen überschreitenden Kontrapunktik tritt eine ziemlich indifferente, ungelenke Instrumentation und eine nicht sehr ausdrucksvolle und charakteristische Themenbildung. Nach dieser Probe übergenialer Explosivkraft, hinter der sich doch ein Schatten grauen Gelehrtentums verbirgt, wirkte die Märchenballade „Fingerhütchen" von J. Weißmann recht dünn und bänkelsängerhaft. In reine musikalische Höhen gelangte man erst mit Mozarts g-moll-Sinfonie.

Verschiedenes. Ein neues städtisches Theater wird in Kiel gebaut. Es enthält 1017 Sitzplätze und wird 1¾ Mill. Mark kosten. — „Spätfrühling", das neue Lustspiel von Georg Hirschfeld, wird seine Uraufführung gleichzeitig am Wiener Hofburgtheater und am Münchener Hoftheater erleben. — Der Leipziger Künstlerverein macht den Versuch, acht Szenen aus Gobineaus „Renaissance" in einer Bearbeitung des Wiener Schauspielers Ferd. Gregori zur Aufführung zu bringen. — Der 82jährige Intendant der Münchener Hofmusik, Freiherr von Perfall, ist um seine Entlassung eingekommen, aber vom Prinz-Regenten zum Verbleiben auf seinem Posten bewogen worden. — Auf Sonzognos Preisausschreiben für ein Opernlibretto sind 550 Manuskripte eingelaufen. — In Weimar ist Frau Rosa v. Milde, die erste Darstellerin der Elsa in Wagners „Lohengrin", im Alter von 79 Jahren gestorben.

München. H. Teibler.

Vom Büchertisch.

„Borromäus-Blätter". Zeitschrift für Bibliothek- und Bücherwesen. Dr. Thalhofer schreibt in der „Literarischen Warte" (VI. Jhg., Heft 12): „Eine große Bedeutung für die Förderung der kath. Literatur und des Bibliothekwesens messe ich dem neuerstandenen Organ des Borromäusvereins bei." . . . „Wenn viele Bearbeiter den pädagogisch-ethischen Standpunkt nach dem künstlerischen sehr stark betonen, so begreift sich das aus dem Zweck der Zeitschrift, den Leitern von Volksbibliotheken die Auswahl der Bücher zu erleichtern." Dabei rechnet es Dr. Thalhofer mit Recht der Redaktion der „Borr.-Bl." als Verdienst an, daß sie nicht prüde ist und keinen anderen Weg für die Gesundung unserer Bibliothekverhältnisse kennt als die durch apologetische Schulung ermöglichte Weitherzigkeit. Dementsprechend hebt der Kritiker mit Befriedigung hervor, daß u. a. Vögele, der „mit Rosegger in ein gestrenges Gericht" gegangen, doch Roseggers Waldbauernbub, II. Bd., Waldferien, Aus dem Walde, als für die Jugend einwandfrei bezeichnet habe. Ferner macht Thalhofer besonders aufmerksam auf die exakten Zusammenstellungen Falkenbergs über die Literatur zur Kunsterziehungsfrage und auf „die von gründlicher Einsicht und Weitsicht zeugenden zahlreichen statistischen Arbeiten des Redakteurs" Herz. Daß in den „Borr.-Bl." „schwächliche Erzeugnisse der Jugend-Erzählungssparte empfohlen werden", trifft in einzelnen Fällen zu. Aber dafür haben sich die „Borr.-Bl." von zwei anderen Fehlern gleich weit entfernt gehalten: von dem reklameartigen Hinaufloben neuer bisher unbekannter Größen auf schwindelnde Höhen wie von lieblosem, hochfahrendem Absprechen in der Kritik. Ihr Grundsatz ist: die Alten nicht zu verachten, die Jungen nicht in ihrem Streben zu entmutigen, das Gute und Schöne zu unterstützen und zu nehmen, wo man es findet. P. Pöllmann schreibt in seiner „Gottesminne" über die Blätter: „Seelsorger und Lehrer müssen sie halten und auch Familienväter werden gut daran tun, zu ihrem eigenen Nutzen ein für Jugend und Volk so hochwichtiges Unternehmen zu fördern." Ein anderer Kritiker in „Immergrün" (Jahrgang 1905 Nr. 6) bezeichnet die „Borr.-Bl." als eine hochinteressante Lektüre für jeden Literaturfreund, eine relative Notwendigkeit für jeden Vorstand einer kath. Volksbibliothek, ja für die Leitung jedes kath. Vereins, für jeden kath. Buchhändler und Kolporteur." Die „Kölnische Volkszeitung" erblickt in den „Borr.-Bl." eine „Zeitschrift von hervorragendem Nutzen" und empfiehlt dieselbe als literarischen Ratgeber für alle gebildeten Katholiken, besonders für Geistliche, Eltern und Lehrpersonen. Von den „Borr.-Bl." erscheinen 12 Nummern im Jahr (jeden Monat eine Nr.). Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post nur 2 M. ganzjährlich. Die Redaktion der „Borr.-Bl." befindet sich in Bonn (Münsterplatz). — Diese billigen schönen Blätter mit ihrer kerngesunden ethisch-ästhetischen Richtung (der einzig richtigen) sind ein vollständig zuverlässiger Führer durch das Labyrinth des immer größer und bunter werdenden Büchermarktes und bereiten auch dem Literaturkundigen manche angenehme Stunde. —ge

Kleine Rundschau.

Die Befestigung Antwerpens.

Das belgische Heer läßt an Stärke und Brauchbarkeit viel zu wünschen übrig. Wenn man es mit dem Auge des deutschen Offiziers betrachtet, so kann man den Spott über diese heiteren Legionen zum großen Teil berechtigt finden. Allerdings, von einem Söldnerheer mit dem verwerflichen Loskaufsystem und einer Freiwilligenschar, die aus dem Bevölkerungsausschuß besteht, darf man ja auch nicht viel verlangen. Wie aber will Belgien mit solch unzulänglichen Kräften, mit ganzen 42,000 Mann, von denen der Einsparung halber die Hälfte sechs Monate im Jahr zwangsweise beurlaubt ist, im Falle eines Krieges seine Neutralität wahren? Die Franzosen haben ja denn auch schon selber gelegentlich verraten, daß sie für den Fall eines Krieges mit Deutschland auf die Neutralität Belgiens keine Rücksicht nehmen werden. Deshalb kann man die Bemühungen des Königs Leopold verstehen, durch die — allerdings 228 Millionen Franken verschlingende — Befestigung Antwerpens im großartigsten Stil für den Kriegsfall wenigstens eine „nationale Zuflucht Belgiens" zu schaffen. Wir Deutsche können nur bedauern, daß der König mit seinen Plänen bei der parlamentarischen Vertretung seines Landes auf heftigen Widerstand stößt. Denn bei unserer offenen Grenze gegen Belgien müssen wir wünschen, daß es stark genug sei, eine französische Invasion von sich fern zu halten. Wir müssen ferner wünschen, daß es dem König gelinge, die schon von dem genialen General Brialmont als notwendig erkannte allgemeine Wehrpflicht einzuführen und damit für den Kriegsfall eine 200,000 Mann starke Feld- und Besatzungsarmee zu schaffen. Findet sich unter den katholischen Abgeordneten Belgiens kein Schaepman, dem Holland seine allgemeine Wehrpflicht verdankt? Er würde dieselbe Anerkennung ernten wie Schaepman. Dr. B.

Das Bad Aachen.

Die Zahl der Kurgäste und Besucher Aachens steigt beständig. Im Jahre 1904 betrug sie 61,000. Das ist erklärlich bei einer Stadt, die mehr als die meisten anderen deutschen Städte historische Monumentalbauten aufweist und von einem Kranze abwechslungsreicher landschaftlicher Schönheiten umgeben ist. Die Nähe Hollands und Belgiens erhöht zudem den Reiz internationalen Lebens und Treibens in Aachen ganz wesentlich. Außerdem ist inzwischen ein gewisses Vorurteil gegen den Charakter des Bades ganz geschwunden. Man weiß jetzt allgemein, daß die Aachener Badekur gegen Rheumatismus, Gicht, Folgezustände von Verletzungen, Milz-, Leber- und Verdauungsleiden die besten Resultate zeitigt. Die Badeeinrichtungen sind geradezu großartig. Durch die Bemühungen des Kurdirektors Hey'l hat das Kurleben einen allgemeinen Aufschwung genommen und kann jetzt mit dem in jedem anderen Bade erfolgreich konkurrieren. Wer die hochinteressante alte Kaiserstadt mit ihren vortrefflichen modernen Einrichtungen kennen lernen will, dem empfehlen wir das von einem Kenner der Geschichte und wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt, Dr. H. Savelsberg, herausgegebene „Illustrierte Prachtalbum Aachen und Umgebung" (Verlag von B. Deterre in Aachen). Dr. B

Kindergerichtshöfe.

In der pädagogischen Zeitschrift „Erziehung und Unterricht" (Verlag von Breer und Thiemann, Hamm in Westfalen) las ich einen Artikel, der meiner Meinung nach eine weitere Verbreitung verdient. Es handelt sich in diesem Aufsatz (Nr. 36, 1905) um die Erfolge der Kindergerichtshöfe. Im gewöhnlichen Leben ist man sich dessen wohl bewußt, daß Kinder anders denken, anders handeln wie ein Erwachsener, daß manches, was dem Erwachsenen eine Erholung, ein Genuß, ihm heilsam ist, ihm wenigstens nicht schadet, für das Kind ein tötliches Gift ist. Außerdem ist jedermann bekannt, daß die Umgebung des unreifen Kindes ein wichtiges Moment für dessen Erziehung ist. Die Maßregeln, die bei uns getroffen werden, Verbrecher zu bestrafen, sind sozusagen dieselben für erwachsene wie für jugendliche Verurteilte. Daß bei einem Kinde, wenn man es in den Entwickelungsjahren wie einen Erwachsenen bestraft, in das Gefängnis bringt, der Charakter verhärtet und in vielen Fällen für sein Leben lang unverbesserlich wird, lehrt die Erfahrung. Nach dem oben erwähnten Aufsatz ist es besonders Amerika, wo eine diesbezügliche Bewegung darauf hinzielt, daß die Kindern zugeschriebenen Verbrechen oder Delikte besonders beurteilt werden. Bereits haben die Gerichtshöfe von 26000 amerikanischen Städten besondere Kammern für diesen Zweck gebildet. Australien, England und besonders Irland ahmen das Beispiel nach. Von den 2285 Kindern, die in London im Jahre 1903 gerichtlich belangt und auf Grund des Juvenil Offenders Akt von 1901 den drei Besserungsanstalten für Kinder überwiesen wurden, sind nur 15 ins Gefängnis geschickt worden, 665 konnten entlassen und ihren Familien zurückgegeben werden und 661 wurden in die Industrie-, oder Schiffsschulen geschickt. In Amerika hat man gute Erfolge aufzuweisen in der Behandlung jugendlicher Verbrechen, indem man in vielen Staaten einen Untersuchungskommissar hat, dessen ausschließliche Aufgabe es ist, die näheren Umstände jedes Falles und die Gründe, auf die das Delikt zurückzuführen ist, zu untersuchen. Er muß in seinem Bericht auch angeben, welche Behandlung sich am besten für das Kind eignet; er beaufsichtigt das Kind, solange es nötig erscheint und steht den Eltern ratend und nötigenfalls mahnend bei in der Erfüllung ihrer Pflichten. J. Jacoby, Fels.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 7. München, 17. Februar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der württembergischen Verfassungsrevision erster Akt.

Von

Jos. Eckard, Stuttgart.

„Ein kleiner ‚Kulturkampf'" — so ist im „Vorwärts" die Verfassungsrevisionsbewegung in Württemberg ganz richtig genannt worden. Der erste Akt derselben schloß am 1. Februar mit der vorläufigen Annahme der wesentlich umgestalteten Regierungsvorlage in der Abgeordnetenkammer ab. Das Resultat ist nur ein vorläufiges, weil die 10 ritterschaftlichen Abgeordneten, deren Stimmen zur Zweidrittelmehrheit verholfen haben, nur bedingt abgestimmt haben, um die Vorlage an die Erste Kammer gelangen zu lassen, und für den Fall einer späteren Abstimmung sich ihre Stellungnahme in jeder Richtung vorbehalten haben; eine solche spätere Abstimmung ist aber durchaus in Aussicht zu nehmen, und wie kritisch sie für die Vorlage werden kann, das beweist auch der Umstand, daß man von revisionsfreundlicher Seite jetzt zunächst eine andere Abänderung unserer Verfassung in Anregung gebracht hat, um es dem derzeitigen volksparteilichen Präsidenten zu ermöglichen, auch als Präsident seine Stimme für die Revision abzugeben.

Wer den für andere deutsche Bundesstaaten gewohnten politischen Maßstab an die württembergische Revision anlegen wollte, würde nicht zu einem richtigen Urteil über dieselbe kommen. Wir leben ja zurzeit in Süddeutschland in einer Aera der Verfassungsrevisionen; allein in Bayern, Baden und Hessen handelte es sich um Wahlrechtsreformen, im wesentlichen um die Einführung des direkten Wahlrechts an Stelle des indirekten, in Baden kam freilich dazu eine Verstärkung auch der Ersten Kammer, aber diese bedeutete nicht eine völlige Umgestaltung derselben, noch viel weniger eine Verkürzung, sondern vielmehr eine Erweiterung ihrer Rechte. In Württemberg besteht das direkte Wahlrecht zur Abgeordnetenkammer längst, es ist ihm nur gewissermaßen eine Fessel angelegt, indem zu den 70 gewählten Volksabgeordneten in der Zweiten Kammer noch 23 „Privilegierte" (nämlich 13 Ritter, 6 evangelische Prälaten, 3 Vertreter der katholischen Kirche, von denen übrigens der Bischof seit Dezennien seinen Sitz nicht mehr eingenommen hat, und der Kanzler der Landesuniversität) kommen. Die Beseitigung dieser „Privilegierten" aus der Zweiten Kammer ist die eine Sorge der Revision; wäre sie nur die einzige, so würde die Schwierigkeit der Revision zwar immerhin noch groß genug sein; denn es handelt sich um die Frage des Ersatzes dieser Privilegierten, dann um die noch viel wichtigere Frage, ob bei Versetzung eines Teiles dieser Privilegierten in die Erste Kammer der letzteren ein erweitertes Budgetrecht eingeräumt werden soll, was vor allem deswegen bedeutungsvoll ist, weil die Kirchenvertreter in der Zweiten Kammer als Vertreter des vom Staate eingezogenen Kirchengutes anzusehen sind. Allein zu diesen Schwierigkeiten kommt als weitere, viel gefährlichere, das eigentliche Ziel der Reform: die gründliche Umgestaltung der Ersten Kammer zum Zweck der Beseitigung der katholischen Mehrheit derselben, also eine prononziert konfessionelle, antikatholische oder, wie die liberalen Revisionsfreunde lieber sagen, „antiultramontane" Tendenz.

Dieselbe wird natürlich innerhalb des Landes möglichst verschleiert; nur im Jahre 1898 beim letzten Revisionsversuch haben ein bauernbündlerischer und ein volksparteilicher Abgeordneter, letzterer der damalige und jetzige Berichterstatter zur Revision, Fr. Haußmann, sich so weit vorgewagt, daß sie diese Tendenz im Parlament offen eingestanden. Man erinnert sich auch noch, daß anfangs der neunziger Jahre der deutschparteiliche Staatsrechtslehrer Gaupp in einer Versammlung zu Stuttgart einen wütenden Kampf gegen die katholische Mehrheit der Ersten Kammer eröffnet hat. Es ist ferner noch unvergessen, daß der derzeitige Führer der Deutschen Partei und Vorsitzende des Evangelischen Bundes, Professor Hieber, vor zehn Jahren von dem „unglücklichen Augenblick" sprach, da in Württemberg ein katholischer König auf den Thron kommen würde. Mit der katholischen Thronfolge hängt es denn auch zusammen, daß man jetzt mit der Beseitigung der katholischen Mehrheit der Ersten Kammer so große Eile hat. Es ist nämlich eine merkwürdige Schwenkung, daß die Regierung, die nach ihren früheren Erklärungen an die Revision erst in einem späteren Zeitpunkt, nach Erledigung der noch schwebenden Gemeindeordnung herantreten wollte, plötzlich im Sommer vorigen Jahres diesen Entwurf „in beschleunigtem Tempo", wie ein liberales Blatt sich ausdrückte, eingebracht hat. In der nichtwürttembergischen Presse wird von der konfessionellen Tendenz der Revision ungeniert gesprochen, so im „Vorwärts", der „Tägl. Rundschau", der „Magdeb. Ztg.", dem „Hannov. Kurier", dem „Berliner Tagbl." und der „Post". Die Motive der Gegnerschaft gegen die katholische Mehrheit der Ersten Kammer sind doppelter Art: Einmal protestantische Voreingenommenheit. Sie ist ganz grundlos; im Jahre 1897 hat der damalige Ministerpräsident v. Mittnacht in nachdrücklichster Weise erklärt, daß die katholische Mehrheit der Ersten Kammer niemals auch nur irgend einem Rechte der

evangelischen Kirche zu nahe getreten sei; es konnte ihm nicht widersprochen werden. Allein das protestantische Gefühl will es nicht mehr ertragen, daß in einem zu zwei Drittel protestantischem Lande in der Ersten Kammer eine katholische Mehrheit bestehen soll; und doch war es ein protestantischer König und eine protestantische Mehrheit, die im Jahre 1819 diese Verfassung geschaffen haben. Doch hat das protestantische Volk den so geschaffenen Zustand ruhig ertragen, bis die Möglichkeit einer katholischen Thronfolge in Sicht kam. Es ist ganz unberechtigt, die Abschaffung dieser katholischen Mehrheit im Namen der Parität zu verlangen; denn diese Mehrheit ist nicht durch das Gesetz selbst herbeigeführt. Sie war schon einmal eine Zeit lang wegen der größeren Zahl evangelischer königlicher Prinzen in eine Minderheit verwandelt; sie wäre es auch heute, wenn die königlichen Prinzen evangelisch wären. Es ist also vielmehr ein Eingriff in die historisch gewordenen Verhältnisse, wenn man ad hoc ein Gesetz vorlegt, das die konfessionellen Verhältnisse in der Ständeversammlung wesentlich zu Ungunsten der Katholiken verschieben soll. Diese Tendenz ist um so mehr zu bekämpfen, als die Revision sehr wohl möglich ist, ohne daß die katholische Mehrheit so gründlich beseitigt wird, wie es durch die Regierungsvorlage und noch mehr durch die Beschlüsse der Kommission geschieht. Die Vorlage will nämlich zu den 29 Mitgliedern, welche zurzeit die Erste Kammer zählt (4 königliche Prinzen, 19 Standesherren bzw. erbliche Mitglieder, 6 Staatsbeamte; katholisch sind die 4 Prinzen und 13 Standesherren), 18, die Kommission 20, das Plenum 24 neue Mitglieder hinzufügen, unter denen nur 2 (die Vertreter der katholischen Kirche: ein Vertreter des Ordinariats und ein Dekan; der Bischof hat darauf verzichtet, daß er durch Gesetz berufen werde) sicher katholisch wären. Eine solch starke Vermehrung ihrer Mitglieder hat die Erste Kammer durchaus nicht nötig (in Baden ist man z. B. von 29 auf 38 Mitglieder hinaufgegangen); wäre nicht das konfessionelle Moment ausschlaggebend, so würde sich der liberal-volksparteilich-sozialistische Block, der den Kern der Revisionsmehrheit bildet, mit aller Kraft gegen eine solche Verstärkung der Ersten Kammer wehren. Wenn nun das Zentrum dasselbe tut, so kann man ihm doch deswegen nicht vorwerfen, daß es eine Revision um jeden Preis verhindern wolle. Das Zentrum sieht, wie in den „Annalen des Deutschen Reichs" von rechtsliberaler Seite ganz richtig hervorgehoben wurde, in der katholischen Mehrheit der Ersten Kammer eine Gewähr gegen unliebsame legislative Ueberraschungen auf dem kirchen- und schulpolitischen Gebiete. Das ist aber nicht ein engherzig konfessionelles Motiv; der kirchen- und schulpolitische Friede ist ein hochwichtiges Interesse des gesamten württembergischen Volkes: wenn Württemberg seinerzeit vor einem eigentlichen Kulturkampf bewahrt geblieben ist, so lag der Grund u. a. an der katholischen Mehrheit der Ersten Kammer. Auf dem Schulgebiet aber hat sich diese Mehrheit erst im Jahre 1904 als Schutz gegen die Durchbrechung der bestehenden geistlichen Schulaufsicht bewährt. Freilich ist gerade das zum Ausgangspunkt einer infamen Hetze gegen die Erste Kammer und zum Vorwand für die gegenwärtige Revisionsaktion genommen worden. Der liberal-sozialistische Block verlangte in dem sogenannten „Protestrummel" des Jahres 1904 die unverweilte Einbringung der Verfassungsrevision zum Zweck einer liberalen Volksschulreform. Das ist das antiklerikale, kulturkämpferische Motiv des Kampfes gegen die katholische Mehrheit der Ersten Kammer: es soll die Erste Kammer nicht bloß protestantisiert, sie soll auch liberalisiert werden, sie soll, wie die „Post" sich ganz richtig ausdrückte, „mit modernen Elementen ganz gesättigt" werden. Nicht bloß die katholischen Standesherren, sondern die Standesherren überhaupt, die sich als christlich-konservatives Element seither erwiesen hatten (leider haben beim letzten Schulkampf die protestantischen Standesherren bis auf einen, den Fürsten v. Bentinck, die alte Geschlossenheit nicht gewahrt) sollen in die Minderheit gedrängt werden: es sollen in die Erste Kammer kommen 8 Ritter (fast alle protestantisch und jedenfalls auf dem Schulgebiet liberal), dazu durch Wahl 8 sogenannte berufsständische Vertreter, je ein Vertreter der Universität Tübingen und der Technischen Hochschule Stuttgart — diese natürlich alle liberal und protestantisch —, ferner neben 2 Vertretern der katholischen Kirche, 4 Vertreter der evangelischen Kirche, welch letztere gleichfalls dem Liberalismus zuzuzählen sind und ein großes Gewicht in der Ersten Kammer ausüben würden. So würde die Erste Kammer gründlich umgestaltet, eine katholische Rechte und eine protestantische Linke würden sich gegenüberstehen, und, was sehr bezeichnend ist: es würde sogar innerhalb des Adels selbst zu einem jetzt schon offenkundig auftretenden Gegensatz zwischen hohem und niederem Adel kommen; die Ritter sollen und wollen als mehr bürgerlich gesinnter Adel gegen die früher reichsunmittelbaren Standesherren das Zünglein an der Wage spielen; sie wollen bei ihrer Versetzung in die Erste Kammer diese noch mehr, als das Plenum es gutgeheißen hat, verstärken und namentlich auch das Budgetrecht derselben erweitern. Und die liberalen Freunde der Revision sind ihnen möglichst weit entgegengekommen; es war ein politischer „Kuhhandel"; das gesteht sowohl die sozialdemokratische wie die bauernbündlerische Presse; selbst die „Frkf. Ztg." spricht ärgerlich von der „kaufmännischen Zähigkeit" der Ritterschaft. Um die Standesherren noch weiter zurückzudrängen, soll nicht nur an Stelle der Stimmübertragung die Stellvertretung durch Agnaten, sondern auch der Wohnsitz in Württemberg selbst für die stellvertretenden Agnaten gefordert werden. Das Recht des Königs auf Ernennung erblicher Mitglieder ist gestrichen und das Recht der Ernennung lebenslänglicher Mitglieder stark herabgesetzt worden.

Während so die Erste Kammer protestantisiert und liberalisiert werden soll, wird die Zweite Kammer durch die Revision radikalisiert. Die Privilegierten bildeten früher in der Kammer der Abgeordneten ein einigermaßen konservatives Element. Aus den bloßen Volkswahlen aber ist in Württemberg, soweit es protestantisch ist, noch weit weniger als sonst in Süddeutschland ein konservatives Element zu gewinnen; erst seit neuerer Zeit hat der bei uns mehr konservative Bauernbund im protestantischen Volk ein wenig Anhang gefunden. In Württemberg beherrscht die Volkspartei alles mit Ausnahme des Zentrums. Das Zentrum aber ist auf eine ziemlich bestimmte Anzahl von Mandaten beschränkt; so ungefähr ein halbes Dutzend Bezirke, in denen starke katholische Minoritäten sich finden, sind ihm ohnehin von vornherein verschlossen. Die Deutsche (nationalliberale) Partei aber ist sehr unselbständig, sie ist höchstens um eine Nüance weniger demokratisch als die Volkspartei. Konservative Einflüsse auf das protestantische Volk, wie sie anderwärts herrschen, fehlen. Der Grundbesitz ist meist kleinbäuerlich; der Adel hat keinen politischen Einfluß im Volk, das Beamtentum noch viel weniger. Nur der enge Zusammenhang von Schule und Kirche war seither ein konservatives Gegengewicht gegen die ausgesprochen demokratischen Tendenzen im protestantischen Volke; fällt auch dieser weg, so greift der Radikalismus in Württemberg stark um sich. Schon jetzt hat die Agitation der Sozialdemokratie überraschend reiche Früchte auch in ländlichen Bezirken getragen; wir haben 7 Sozialdemokraten in der Kammer (ein Zehntel der Volksabgeordneten); wird die Revision Gesetz, so werden es, teils infolge der politischen Weiterentwicklung, teils durch den Proporz, am meisten aber durch die Vermehrung der Zahl der Abgeordneten für Stuttgart auf 6, sicherlich schon bei der nächsten Wahl 14 Sozialdemokraten von 92 Abgeordneten. Wir werden also einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten wie in Baden erhalten. Die stärkste Fraktion wird, wenigstens vorerst noch, die Volkspartei bleiben, die immer mehr ihre antiklerikalen Tendenzen hervorkehrt; ihr schließt sich rechts die Deutsche Partei an. Alle drei zusammen, vielleicht schon Volkspartei und Sozialdemokraten allein, werden in Zukunft den Landtag durchaus beherrschen. Die Regierung will sich auch schon darauf einrichten; sie will sich künftig auf die Erste Kammer stützen. Was soll aber dabei herauskommen, wenn diese Erste Kammer selbst liberalisiert ist, wenn in der Zweiten die Stoßkraft gegen die Erste vermehrt wird und die Zweite Kammer an ihrem Budgetvorrecht durchaus festhält? Das Zentrum suchte daher für die Zweite Kammer einen konservativen Ersatz für die ausscheidenden Privilegierten zu gewinnen: es beantragte, daß zu den 75 Städte- und Bezirksabgeordneten noch 25 berufsständische Vertreter durch allgemeines, direktes, geheimes Wahlrecht gewählt werden sollen: 11 für Landwirtschaft und verwandte Betriebe, 11 für Gewerbe und Handel (Handwerk mit eingeschlossen), 3 für die Beamten und freien Berufe. (Die Arbeiter sind ja in diesen Berufsklassen miteinbegriffen). Es ist dies unseres Wissens der erste Versuch, das allgemeine Wahlrecht mit dem berufsständischen Gedanken so zu verknüpfen, daß nicht nach verzweigten Kurien, wohl aber nach großen Berufsgruppen gewählt und so ein Zusatz zu den Bezirks- und Städtewahlen gewonnen würde. „Raffiniert ausgedacht" nannte die sozialdemokratische Presse diesen Antrag Gröber. Der Liberalismus fühlte sich an der Wurzel getroffen; der Antrag, der aus Volkswahlen ein konservatives Element in die Kammer gebracht hätte, wurde abgelehnt. Beschlossen wurde, 17 Zusatzabgeordnete aus „reinpolitischen" Landesproporzwahlen zu berufen. Dabei wurde der Proporz in einer Weise ausgestaltet und daneben das „romanische" Stichwahlsystem für die Bezirks- und Städtewahlen (ausgenommen Stuttgart, das seine 6 Abgeordneten auch

nach dem Proporz wählt) wie in Baden beschlossen, daß auch in der Zweiten Kammer infolge dieser Beschlüsse das Zentrum von vornherein benachteiligt ist. Ohnehin ist das ganze Wahlgeschäft so eingerichtet, daß das Volk seine Freude daran haben kann (vielfach sind drei Wahlgänge des Volkes nötig; es kann sogar zu fünfen kommen!); den Parteileitungen ist die größtmögliche Freiheit zu Blockbildungen gegeben; es ist sogar gestattet, daß ein Abgeordneter, der schon in einem Bezirk gewählt ist, sich nochmals in den darauf folgenden Proporzwahlen auf den Zettel setzen lassen und erst nachher sich entscheiden kann, welches Mandat er annehmen will — ein unredliches Spiel mit dem Volke! Das Revisionswerk ist so kein Volkswerk, es ist eine pure Parteimache. Zustande gekommen ist es — vorläufig — durch gemeinsame Verleugnung früher ausgesprochener Parteiprinzipien und durch eine mehr als schwächliche Haltung der Regierung; es ist das ein trauriges Stück politischer Geschichte, das aber des Raumes wegen hier nicht geschrieben werden kann. Parteiegoismus, Antiklerikalismus und Antikatholizismus waren die Klammern für die heterogene Mehrheit.

Sie kommen, sie kommen nicht.

Von

H. Osel, Mitglied des Deutschen Reichstags u. bayer. Landtags.

Das alte Spiel in neuer Auflage. Die Reichstagsdiäten kommen — wieder einmal. Neu ist nur, daß diesmal auch schon die Form gefunden ist. Ein Pauschale — 3000 M — und, o Schrecken: die Doppelmandatler werden mit doppelten Ruten gehauen, d. h. wenn sie schwänzen. Drückt sich heute der Landtagsabgeordnete, so erhält er trotzdem seine Diäten. Ist er aber nun noch Reichstagsmitglied, so geht die Geschichte folgendermaßen, wenn er im Reichstag **und** im Landtag durch Abwesenheit glänzt. Die Landtagsdiäten fallen weg, weil die Reichstagsdiäten höher bemessen sind als die des Landtags. Diese höheren Diäten aber werden ihm in der Summe von 30 M für den Tag des Ausbleibens abgezogen, also erhält der arme Kerl gar nichts. Dazu sagt man jedoch: von Rechts wegen. Fatal ist es aber deswegen für manche doch, denn nun ist nicht mehr die Würde genug, sie müssen die Bürde auch haben. Eine vertrackte Sache bleibt allerdings die Kontrolle des Daseins oder Nichtdaseins. Es liegt etwas Unwürdiges darin. Jedenfalls dürfte dieselbe nur durch den Reichstag selbst, vielleicht durch die Fraktionen ausgeübt werden. Alles andere ist eines „Erwählten des Volkes“ unwürdig, wenn auch sicher das Schwänzen an sich nicht würdig ist. So sagt man. Doch — brennend erscheint die ganze Sache nicht.

Ist man nun aber wirklich vertrauensselig genug, an das alte Märlein in neuer Fassung zu glauben — es gehört ein starker Glaube dazu, obwohl die „Eingeweihten“ auf die kommenden Dinge schwören —, so kann man immerhin bedenklich werden ob des Zeitpunktes, der diese Reichstagsdiäten bringen soll. Und man muß es mehr und mehr werden, wenn man die Stimmen der Presse verfolgt. Offiziöse sind dabei an der Arbeit. Ist's bestellte? Nun davon zunächst abgesehen, ist es recht merkwürdig, daß man so offen erklärt, man wolle so die Spannung beseitigen, die durch die bisherige Verweigerung der Diäten, durch die famose Duellerklärung des Reichskanzlers und dergleichen Dinge mehr entstanden sein solle. Und weshalb? Um den Reichstag für die Wünsche der Regierungen willfähriger zu machen „in kolonialpolitischen, finanziellen und militärischen Forderungen“. Das Schicksal des Militärpensionsgesetzes ist auch ein Schmerz der Regierung, den das durch Diäten erweichte Zentrum mitbeseitigen soll. Nicht auch die Steuervorlagen gefällig? Um der Diäten wegen? Das sind Insinuationen, die zurückgewiesen werden müssen. Erkaufen sollen und wollen die Mitglieder des Reichstages die Diäten nicht. Und diesen Zweck darf die Regierung auch nicht als Faktor in Rechnung stellen. Der Reichstag prüft sachlich. Nach außen und in Hinsicht auf gewisse Leute ist deshalb sowohl der Zeitpunkt des Gerüchtes als seine Begründung und eventuell seine Erfüllung nicht recht günstig. Diese Umstände machen es nicht gerade leicht, an eine Zustimmung ohne weiteres zu denken. Jedenfalls gibt es viele, die meinen, daß die beste Probe für die gute Absicht der Regierung bei der Gutheißung der Diäten darin liege, wenn letztere kämen — nach Ablehnung des Steuerbuketts. Doch alles Orakeln bedeutet nicht viel. Qui vivra verra.

Das Reichs-Erbschaftssteuergesetz.

Von

Freiherr von Pfetten-Ramspau, Mitglied des Reichstags.

In dem Entwurf eines Gesetzes betr. die Ordnung des Reichshaushalts und die Tilgung der Reichsschuld vom 28. November 1905 ist bekanntlich auch eine Reichs-Erbschaftssteuer vorgesehen, die mit einem Ertrag von 72 Millionen Mark angesetzt ist; hiervon soll den Bundesstaaten mindestens ein Drittel verbleiben, so daß für Reichszwecke bis zu 48 Millionen in Betracht kommen.

Ob dieser Betrag, eventuell wieviel von demselben an die Reichskasse abzuführen ist, bestimmt das jeweilige Etatsgesetz; dieser Anteil des Reichs an der Erbschaftssteuer soll dann und soweit für die Reichskasse erhoben werden, als die eigenen Einnahmen des Reichs und die durch Ueberweisungen gedeckten Matrikularbeiträge zur Deckung des ordentlichen Ausgabebedarfs nicht ausreichen. Ehe also die Bundesstaaten zur Zahlung von Matrikularbeiträgen in bar herangezogen werden können, muß über die 48 Millionen Erbschaftssteueranteil zugunsten der Reichskasse verfügt sein.

Die Erbschaftssteuer wird erhoben durch die Landesregierungen für Rechnung des Reichs, wobei eine Mitwirkung von Reichsbevollmächtigten in gleicher Weise wie für Zölle und Verbrauchsabgaben vorgesehen ist; die Besteuerung der Erbschaften, die bisher ausschließlich zur Kompetenz der Einzelstaaten gehörte, soll demnach an das Reich übergehen; daran ändert auch der Umstand nichts, daß letzteres den Bundesstaaten 33⅓ % der Steuer zurückgeben **muß** und 100 % zurückgeben **kann**. Dieses letztere wird wohl immer eine schöne Theorie bleiben, in der Praxis aber nicht vorkommen!

Die Einführung einer Reichs-Erbschaftssteuer würde daher bedeuten: 1. Uebertragung einer in sämtlichen (mit einer Ausnahme) Bundesstaaten bisher für eigene Rechnung erhobenen Steuer an das Reich; 2. Begründung eines finanziellen Abhängigkeitsverhältnisses der Bundesstaaten von dem Reich, welches ja bestimmt, ob und wieviel über die 33⅓ % an erstere zu überweisen ist.

Wie verhalten sich diese beiden Umstände zu dem föderativen Charakter des Reichs? Sind dieselben überhaupt vereinbar mit der Tatsache, daß Deutschland ein Bundesstaat ist?

Was soll man dazu sagen, daß das Reich die Bundesstaaten aus ihrem bisherigen Besteuerungsrecht gewissermaßen verdrängen will? Warum diese gekünstelte und den Charakter der Unfreundlichkeit an sich tragende Maßregel?

Ich muß gestehen, daß ich schwere Bedenken habe gegen das Prinzip, welches in dieser Gesetzesvorlage zum Ausdruck kommt! Wenn einmal eine Steuer der Bundesstaaten zur Reichssteuer geworden sein wird, dann können und — nach meiner Ueberzeugung — werden auch andere folgen und wir gehen mit unheimlicher Schnelligkeit und Sicherheit dem Einheitsstaate entgegen! Wer bürgt uns dafür, daß diesem ersten Einbruch in die Sonderrechte der Bundesgenossen nicht bald ein weiterer folgt, nicht allmählich eine völlige Auflösung oder, vielleicht richtiger, Aufsaugung derselben durch das Reich, Platz greifen wird?! „Principiis obsta, sero medicina paratur“ ist hier gewiß von äußerster Wichtigkeit und Dringlichkeit!

Den Geldbedarf des Reichs und die Notwendigkeit für die Zwecke desselben Geld zu beschaffen, will ich gewiß nicht leugnen, vielmehr gerne zugeben; aber ich sehe nicht ein, warum jetzt der ordnungsmäßige, richtige und bisher nach der Verfassung befolgte Weg der Matrikularumlagen verlassen werden soll.

Es ist doch ein großer Unterschied, ob die Bundesstaaten dem Reiche einen Teil der nötigen Mittel gewähren oder ob dieses an jene Rückvergütungen nach seinem Belieben geben kann!

Ich lasse hier unerörtert, welche Folgen für die Budgets der Bundesstaaten entstehen können durch den Entgang des größten Teils der Erbschaftssteuer; ich sehe vorläufig auch davon ab, welche Wirkung die Gesetzesvorlage in wirtschaftlicher Beziehung, namentlich auf den Grundbesitz, äußern würde, welche angenehme Perspektive sich damit eröffnet, wenn das Reich zur Zeit schwieriger Finanzen die Steuersätze einfach erhöht, oder wenn die Bundesstaaten in gleicher Lage Zuschläge zu der Reichssteuer erheben, wozu ihnen das Recht ausdrücklich gewahrt ist. Ich behalte mir vor, auf diese Fragen gelegentlich zurückzukommen; ich wollte heute lediglich einmal auf die staatsrechtlichen Bedenken hinweisen, welche die Gesetzesvorlage in weiteren Kreisen hervorgerufen hat.

Was die Statistik lehrt.

Ein Mahnwort an die bayerischen Katholiken.

Von

Dr. M. Flemisch, Mitglied des bayerischen Landtags.

Die „Inferiorität“ der Katholiken auf geistigem Gebiete ist ein beliebtes Diskussionsthema, das von unsern „Freunden“ schon zu sehr zweifelhaften Manipulationen benützt worden ist, dessen Wichtigkeit aber auch von uns nicht unterschätzt werden darf. Daß von einer qualitativen Rückständigkeit nicht die Rede sein kann, ist schon zum wiederholten Male, u. a. auch von Frhrn. v. Hertling mit allem Nachdruck betont worden, daß wir aber quantitativ an dem höheren Studium noch nicht in dem Maße partizipieren wie die Angehörigen des protestantischen Bekenntnisses, ist eine Tatsache, die zwar auch schon öffentlich diskutiert worden ist, auf die aber nicht oft und nicht laut genug hingewiesen werden kann. Die nachfolgenden Ziffern, die wir aus dem Statistischen Jahrbuch für das Königreich Bayern (8. Jahrg.) berechnet haben, reden eine deutliche Sprache. Danach gestaltete sich die Frequenz unserer wichtigsten Mittelschulen in konfessioneller Hinsicht für das Schuljahr 1903/04 folgendermaßen:

Anstalt	Gesamtfrequenz	Kath. %	Prot. %
Hum. Gymnasien	17,545	69,6	25,8
Progymn. und Lateinschulen	3,647	50,3	44,5
Realgymnasien	1,458	33,5	56,5
Realschulen	13,492	51,8	43,7
Industrieschulen	543	45,1	52,3
Baugewerkschulen	2,228	53,0	45,1
Maschinenbau, Elektrot.	404	55,1	44,5
Handelsschulen	2,650	48,3	33,8
Kunstgewerbeschulen	587	47,3	50,7
Landwirtschaftsschulen	192	63,5	35,9
Kreisackerbauschulen	239	53,9	42,2
Summa:	42,985	58,1	36,5

Die Frequenz der bayerischen Volksschulen belief sich im Jahre 1903/04 auf 936,888 Schüler. Darunter waren 671,033 Katholiken = 71,6% und 260,231 Protestanten = 27,7%. Ein Vergleich der Frequenzziffer der einzelnen Anstalten mit der Frequenzziffer der Volksschulen ergibt klar, daß von den katholischen Volksschülern ein relativ viel geringerer Prozentsatz an die Mittelschulen übergeht als von den protestantischen Volksschülern. Bei den humanistischen Gymnasien steht's ja verhältnismäßig besser; auffallend dagegen ist das Mißverhältnis bei den Progymnasien und Lateinschulen; die Sache erklärt sich aber hier zum Teil durch die ungleiche Verteilung dieser Anstalten auf die Kreise. Die Pfalz z. B. hat 15 Progymnasien und Lateinschulen, Mittelfranken 10, die katholische Oberpfalz und das katholische Niederbayern haben gar keine. Sehr ungünstig gestalten sich die Ziffern für die Katholiken bei den Realanstalten. Ob hier das Berechtigungswesen oder eine gewisse Abneigung der Katholiken gegen die realistische Bildung eine Mitschuld trägt, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls ist diese Erscheinung ganz besonders zu beachten und es ist dringend zu wünschen, daß die Katholiken auch in den technischen Wissenschaften angesichts der immer größer werdenden Bedeutung derselben ihren Mann stellen. Ganz allgemein müssen wir aber im Hinblick auf die oben mitgeteilten Ziffern den nachdrücklichen Wunsch aussprechen: Katholische Eltern, führt eure Söhne in größerem Maße den höheren Studien zu, als das bis jetzt der Fall gewesen ist! Insbesondere möchten wir die Landbevölkerung bitten, die Konkurrenz um die höhere Bildung in energischerer Weise aufzunehmen, als sie es bis jetzt getan hat. Wir meinen, das ist notwendig, nachdem die Landwirtschaft kaum 7% zur Frequenz der Mittelschulen stellt, und es kann uns von dieser Anschauung auch nicht der Hinweis auf die Ueberfüllung der höheren Berufe einerseits und auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der landwirtschafttreibenden Bevölkerung anderseits abbringen; doch davon vielleicht ein andermal. Auch die finanziellen Verhältnisse dürfen kein unüberwindliches Hindernis bilden. Ein talentierter Junge — und nur von einem solchen reden wir natürlich — wird sich immer durchschlagen; dafür stehen Tausende von Beispielen zur Verfügung; außerdem ist der katholische Studienverein im erfreulichen Aufschwung begriffen und er wird ein nicht zu unterschätzender Faktor werden gerade für die höhere Ausbildung ärmerer Katholiken, wenn er einmal die Mittel hat, um all die Zwecke mit Nachdruck verfolgen zu können, die ihm gesteckt sind. Vermögende Katholiken aber sollen nicht säumen und nicht ermüden, für die Ausbildung armer Studierender ihr Scherflein beizutragen. Die Sache ist wichtiger, als sie manchem auf den ersten Blick erscheinen mag. Wir Katholiken müssen uns nicht nur gegen den Vorwurf der qualitativen Rückständigkeit, sondern ebenso sehr gegen den der quantitativen Inferiorität mit allem Ernste wehren. Wir haben in letzter Hinsicht einen großen Vorsprung einzuholen; es wird Mühe machen, das Ziel zu erreichen, aber verzagen dürfen wir nicht; einmütiges Zusammenarbeiten wird auch hier den Erfolg garantieren.

Die stürmische Pariser Woche.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Zu Lichtmeß haben wir gewöhnlich die Kerzenweihe und tags darauf die sogenannte Blasiusfeier, welche noch in vielen Gegenden Brauch ist, bei welcher die Kinder sich den Hals segnen lassen. Abends gibt es dann einen Familienschmaus, bei welchem die sogenannten crêpes, eine Art in der Pfanne gebackene Fladen, auf den Tisch kommen.

Heuer wurde aber hier und im ganzen Lande die Lichtmeß durch das von der Regierung im Namen des Trennungsgesetzes verordnete Kircheninventar gestört.

Das Inventarium ist im Gesetze vorgesehen und zwar auf Antrag des sehr gemäßigten ehemaligen Ministers Ribot, welcher zu der Minderheit des Parlamentes gehört. Aber Ribot hat das Inventarium ganz anders verstanden. Dasselbe sollte erst dann aufgenommen werden, wenn die Kirchen den zu bildenden Kultusgemeinden übergeben würden. Die Regierung hatte aber Eile mit der Sache und ordnete als erste Maßregel der Ausführungsbestimmungen das Inventarium an. Man sah fast allgemein in den katholischen Kreisen diese Verordnung als eine Falle an, der sich die Regierung bedienen wolle, um das Kirchengut, das weder dem Staate noch den Zivilgemeinden gehört, als Staatseigentum erklären zu können, das sie alsdann nach Belieben zurückfordern könnte. Der Episkopat erkannte die Gefahr und war einmütig, Einspruch gegen dieses Verfahren zu erheben. Er befahl nun der Geistlichkeit und den Kirchenfabriken (Kirchengemeinderäte), bei Erscheinen der Fiskalbeamten feierlich Einspruch zu erheben und dem Inventarium nur in passiver Weise beizuwohnen.

Die Regierung begann nun die Ausführung in verschiedenen Diözesen zu gleicher Zeit. In den einen ging die Maßregel unter Einspruch der geistlichen Behörden glatt vonstatten; in anderen hingegen waren die Kirchen von der Masse der Gläubigen besetzt, so daß die Beamten unverrichteter Dinge abziehen mußten. Das Beispiel, das zuerst in der Erzdiözese von Cambray gegeben wurde, welche nahezu zwei Millionen Seelen zählt, zündete und fand im ganzen Lande Nachahmung.

Paris konnte nicht zurückstehen, obgleich der Kardinalerzbischof genaue Befehle über das Verhalten der Geistlichkeit gegeben. Ein Teil der Gläubigen hielt es für seine Pflicht, das Vorgehen der Fiskalbeamten illusorisch zu machen. Tausende von Gläubigen fanden sich zur Stunde des Inventariums ein und verhinderten die Vornahme desselben in einer gewissen Anzahl von Pariser Pfarrkirchen. In mehreren derselben kam es zu Gewaltmaßregeln und einer allgemeinen Schlägerei, wobei es viele Verwundungen auf beiden Seiten absetzte. In den Pfarreien von Sainte Clotilde und von Saint Pierre du gros Caillou, zwei der fünf Pfarreien des adeligen Faubourg Saint Germain, kam es zu einer wahren Kirchenstürmerei vor und in den Kirchen und wurden dabei viele Verhaftungen vorgenommen.

Hingegen verlief das Inventarium in ziemlich ruhiger Weise in der Pfarrkirche von Saint Germain des Près, welche ihren Namen dem adeligen Faubourg gegeben, und in Saint Sulpice, zwei Pfarreien, welche als die frömmsten der ganzen Erzdiözese gelten.

Eine Reihe von Blättern, besonders die sogenannten auch-katholischen Zeitungen, griffen deshalb die betreffenden Stadtpfarrer in der heftigsten Weise an. Da der Pfarrer der erstürmten Kirche von Sainte Clotilde, Mgr. Gardey, sich beklagt hatte, daß Pfarreingesessene oder angebliche Pfarreingesessene ihm die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Kirche streitig gemacht hätten, so wurde auch über diesen Geistlichen die Schale des Zornes besagter Blätter ausgegossen. Der Pfarrer von Saint Germain des Prés begnügte sich damit, am Sonntag die Kanzel zu besteigen und zu erklären, daß er sein Verhalten vollständig nach den Anordnungen des Kardinalerzbischofes gerichtet und Einspruch erhoben habe, daß aber weder er noch die Pfarreingesessenen Widerstand geleistet. Der Pfarrer von Saint Sulpice, welcher von der „Libre Parole“ auf das heftigste beschimpft wurde, ebenso wie der Pfarrer von Sainte Clotilde baten infolgedessen den Kardinal, sie von ihrem Kirchenamte zu entheben, da sie des Vertrauens eines Teiles ihrer Pfarreingesessenen verlustig geworden seien. Der Erzbischof verweigerte aber, die Entlassung anzunehmen, und richtete an den Pfarrer von Saint Sulpice folgenden Brief, den die wirklich katholischen Zeitungen, wie die „Verité française“, der „Univers“ usw. noch am selben Abende in ihren Spalten veröffentlichten:

„Erzdiözese von Paris. Paris, den 1. Februar 1906.

Lieber und verehrter Herr Pfarrer!

Man hat mir Kenntnis von den Zeitungsartikeln und den Gerüchten gegeben, die über Sie, gelegentlich des Inventariums in Ihrer Pfarrei, verbreitet wurden.

Bleiben Sie auf Ihrer Pfarrei und setzen Sie in Frieden Ihr geistliches Amt in Ihrer guten und alten Pfarrei fort. Sie haben getreu die Anordnungen befolgt, welche ich allen Pfarrherren in bezug auf ihr Verhalten gelegentlich des Inventariums gegeben. Man hat geflissentlich die Tatsachen entstellt. Beruhigen Sie sich, Sie haben Ihr Gewissen und die Zustimmung Ihres Erzbischofes für sich.

Empfangen Sie, lieber Herr Pfarrer, den Ausdruck meiner liebevollen Gesinnung in Unserm Herrn Jesus Christus.

† Franz, Kardinal Richard,
Erzbischof von Paris.“

Mgr. Gardey, Pfarrer von Sainte Clotilde, hat sich seinerseits in unumwundener Weise über die Vorgänge in seiner Pfarrkirche einem Mitarbeiter des „Figaros“ gegenüber ausgesprochen. Er bezeichnete dieselbe als den Umsturz des Prinzips, welches die Grundlage der katholischen Lehre bilde.

Der wahre Katholik ist der, sagte Mgr. Gardey, welcher auf seinen Pfarrer hört, und der wahre Pfarrer ist der, welcher seinem Bischofe gehorcht, wie der wahre Bischof der ist, welcher dem Papste unterworfen ist. Wenn der Pfarrer in seiner Pfarrei, der Bischof in seiner Diözese und der Papst in der allgemeinen Kirche nicht mehr Herr sind, so ist es mit der Ehrfurcht vor der Hierarchie aus, ebenso wie mit dem Autoritätsprinzip und dem ganzen Katholizismus.

Der Brief des Kardinals und die Erklärungen des Pfarrers Mgr. Gardey haben einen gewissen Erfolg gehabt, denn weder am folgenden Montag noch Dienstag wurde die Ordnung in den verschiedenen Kirchen gestört, wo das Inventarium vorgenommen wurde.

Die so überaus traurigen Vorgänge werden jedoch auch ihre guten Seiten haben. Die Katholiken, welche allzu eifrig darauflosgehen wollen, werden sich erinnern, daß sie sich ihrer Geistlichkeit, dem Episkopate und dem Heiligen Stuhle unterzuordnen haben. Wenn der Heilige Stuhl bis jetzt keine endgültigen Bestimmungen getroffen, so liegt dies nur an dem Umstande, daß die Ausführungsbestimmungen des Trennungsgesetzes noch nicht vollständig beendigt sind. Sobald Rom von denselben Kenntnis erhalten haben wird, erhalten der Episkopat, die Geistlichkeit und die Gläubigen die nötigen Weisungen des Heiligen Stuhles. Bis dahin haben sich die Gläubigen zu gedulden, denn die berechtigten kirchlichen Faktoren werden die Mittel und Wege finden, die Sache der Kirche und der Religion zu verteidigen und, wenn nötig, auch die Hilfe der Gläubigen annehmen. Alles übrige kann dieser heiligen Sache nur Schaden bringen.

Die Regierung ihrerseits wird zur Erkenntnis gekommen sein, daß die Trennung in ehrlicher, offener und feierlich versprochener Weise vorzunehmen sein wird.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Krisis in Algeciras.

Wer schwarz malen will, findet Farbstoff genug. Die französische Politik hat tatsächlich einen Rückfall erlitten oder, genauer gesagt, sie versucht es mit einem Rückgriff auf die alten Forderungen und Bestrebungen aus der Zeit des Herrn Delcassé. Nach langen Verhandlungen hatte man sich im vorigen Sommer mit Deutschland über ein Konferenzprogramm geeinigt, das die angeblichen Vor- oder Sonderrechte Frankreichs auf das algerische Grenzgebiet beschränkte und für das übrige Marokko internationale Regelung, auch für die Polizeikontrolle, in Aussicht nahm. Herr Rouvier und seine Diplomaten tun nun so, als ob sie auf diesen Zwischenfall ganz vergessen hätten. Sie beanspruchen das polizeiliche Generalmandat für Frankreich allein. Höchstens wollen sie des guten Scheins halber den Spaniern für die Umgegend ihrer Presidios die Polizeikontrolle zugestehen, ebenso wie dort die Abwehr des Waffenschmuggels ihnen schon überwiesen ist. Deutschland aber beharrt auf dem Standpunkt, den die französische Regierung im verflossenen Sommer auch anerkannt hat. Wer die Polizeigewalt in Marokko, namentlich in den Häfen und den Küstenstädten besitzt, der hat die Klinke der „offenen Tür“ in der Hand; er kann den wirtschaftlichen Wettbewerb der anderen Nationen lahm legen und sich überhaupt die Oberherrlichkeit im scherifischen Lande aneignen. Ob in irgendeinem Fetzen des großen Landes den Spaniern auch eine solche Gewalt eingeräumt wird, ändert nichts an der Sache; das polizeiliche Generalmandat Frankreichs wäre der Anfang der Tunisierung, und zu deren Verhinderung ist ja gerade die Konferenz einberufen worden.

Es ist ganz klare und sozusagen handgreifliche Wahrheit, daß die wiedererwachte Begehrlichkeit Frankreichs diese Krisis heraufbeschworen hat, während Deutschland ruhig auf seinem alten Standpunkt stehen geblieben ist und nach wie vor die allgemeinen Interessen vertritt. Aber die Fabel vom Wolf und Lamm wird wieder einmal aktuell: die französische Presse und ein großer Teil der Presse anderer Länder weiß durch tendenziöse Telegramme aus Algeciras und durch raffinierte Artikel den Glauben zu verbreiten, daß Deutschland sich nun als bösartiger Friedensstörer entpuppt habe und das arme, unschuldige, nur um den Frieden und die Kultur besorgte Frankreich um sein gutes Recht bringe, ja sogar mit Hilfe einer „internationalen“ Polizeigewalt Marokko zu germanisieren und von dort aus Algier zu erobern trachte. Ist es auch Tollheit, so wird es doch geglaubt, und zwar nicht bloß in Frankreich, sondern auch in weiten Kreisen Italiens, Spaniens und Englands.

Die Preßkampagne war so auffallend und gefährlich, daß sogar der Abgeordnete Jaurès, der Führer der französischen Sozialdemokratie, der neben seinen schlimmen Eigenschaften die Tugend der Friedensliebe besitzt, eine Interpellation in der Kammer stellte. Herr Rouvier hätte nun leicht ein beruhigendes Wort des Tadels über die Preßhetze sagen können; aber er tat es nicht, sondern behalf sich mit der stereotypen Versicherung, daß die französische Presse vollständig frei und unabhängig sei, wobei er noch die mehrdeutige Phrase anfügte, daß sie nur von ihrem Patriotismus sich leiten lasse. Herr Rouvier braucht eben die Presse zur Unterstützung seiner neuesten Politik, und jeder Sachkundige weiß, daß die französischen Diplomaten diese Preßkampagne in Gang halten.

Unsere Offiziösen bezeichnen dieses Vorgehen als eine Bluff-Taktik, die auf die deutsche Politik keinen Einfluß haben werde. Der Hinweis auf den Verblüffungszweck hat etwas Beruhigendes. Das klingt so, als wenn die deutsche Regierung die französischen Forderungen nicht so ganz ernst nimmt, sondern den Franzosen die Rolle eines Händlers vom alten Stil zuschreibt, der mit großen Gesten und vielen Beteuerungen gewaltig „vorschlägt“, um beim Abhandeln noch möglichst viel einzuheimsen. Eine solche Annahme scheint freilich manches für sich zu haben. Denn man kann sich kaum denken, daß Frankreich ernstlich hoffe, in dem jetzigen Zeitpunkt das polizeiliche Generalmandat durchzusetzen, nachdem es im vorigen Sommer, als noch in England das unionistische Ministerium regierte, trotz der angeblich zugesagten 100,000 britischen Landsknechte auf diese Trauben hatte verzichten müssen. Ebenso ist nicht abzusehen, was für Segen Frankreich von dem Scheitern der Konferenz erwarten

könnte; denn alsdann bleibt die Konvention von 1880 Rechtens, und bei dem Versuche, diesen Rechtsstand mit Gewalt zu ändern, hätte es Frankreich erstens mit dem Widerstand Marokkos und in zweiter Linie mit der Gegnerschaft Deutschlands zu tun. Scheitert die Konferenz, so versumpft die marokkanische Frage. Deutschland würde nicht in diesen Sumpf fallen, wohl aber Frankreich, wenn es für eine langwierige Eroberung Marokkos sich in Europa lahm legt, und zwar unter sehr kritischen Verhältnissen.

Somit hoffen wir immer noch, daß Frankreich sich in Algeciras auf einer mittleren Linie mit Deutschland einigt. Inzwischen drängt sich aber bei diesem Zwischenfall wieder ein Problem in den Vordergrund, dem von deutscher Seite endlich etwas mehr als platonische Aufmerksamkeit gewidmet werden muß. In der publizistischen Weltpolitik, in der Beeinflussung der Presse in den romanischen und den englischredenden Ländern, sind uns unsere Gegner entschieden überlegen. Seit vielen Jahren schon haben wir beobachten müssen, daß die Presse systematisch unter dem Aufgebot großer Mittel in deutsch-feindlichem Sinne beeinflußt wird. Es ist bezeichnend, daß unsere Offiziösen im Anschluß an die Marokkobetrachtungen auch jetzt wieder von neuen Leistungen des „deutschfeindlichen Konsortiums" berichten müssen, „das seit vielen Jahren die Hetzerei wider Deutschland betreibt". In Algeciras ist zurzeit eine ganze Schar von französischen Preßleuten tätig, die nicht bloß ihre eigenen Blätter, sondern teils unmittelbar, teils mittelbar durch Bearbeitung der betreffenden Landeskorrespondenten auch die italienischen und spanischen Blätter mit tendenziösen Nachrichten und Stimmungsbildern versorgt, um ringsum die öffentliche Meinung gegen Deutschland mobil zu machen. Die französischen Diplomaten Algeciras liefern das Material dazu. Deutschland dagegen tut nichts zur Abwehr dieser systematischen Angriffe. Können wir nichts tun, auch nicht einmal zur Aufklärung der öffentlichen Meinung in Italien, das doch Mitglied des Dreibundes sein soll? Ich meine, Fürst Bülow sollte diesen Punkt mal in ernste Erwägung ziehen; das deutschfeindliche Konsortium mit publizistischen Waffen zu bekämpfen, könnte man sich schon etwas oleum et operam kosten lassen.

Eine Schlappe der badischen Blockpolitik.

Die Ueberschrift ist nicht unserem antiliberalen Tintenfaß entsprungen, sondern aus einem liberalen Blatt geschöpft: der Berliner „Nationalztg.". Die badischen Nationalliberalen und die hohen Gönner ihrer Blockpolitik hatten den Versuch gemacht, die öffentliche Meinung von der eigenen Wahlskandalose abzulenken durch eine gewaltige Aufbauschung der angeblichen „geistlichen Wahlbeeinflussungen". Nebenbei glaubte man einen reellen Profit einheimsen zu können, indem man 3 „klerikale" Mandate mit Hilfe der Sozialdemokraten für ungültig erklärte. In zweien dieser Versuchswahlkreise hat nun die Nachwahl stattgefunden, und der eine umfaßte sogar die Gemeinde des unglückseligen Pfarrers Gaisert, den man wegen eines naiven Schreibens an einen Zeugen unter der Anklage der Verleitung zum Meineide verhaften ließ. Und das Ergebnis der für badische Verhältnisse ganz großartigen, mit ministerieller Beihilfe inszenierten Hetze? In beiden Kreisen sind die Zentrumskandidaten wiedergewählt gegen die verbündeten Liberalen und Sozialdemokraten, sogar mit erheblich größeren Mehrheiten als früher. Besonders stark war der Stimmenzuwachs des Zentrums in dem Wahlkreise des verhafteten Pfarrers. Darob jammert nun die liberale Presse in schrillen Tönen. Die „Nat.-Ztg." bezweifelt die Treue der sozialdemokratischen Bundesbrüder und die Möglichkeit, die bisher noch geretteten liberalen Mandate in den rein katholischen Gegenden Südbadens künftig zu behaupten. „Dann aber", so ruft die Berliner Kassandra, „rückt die Gefahr der klerikal-konservativen badischen Kammermehrheit in greifbarste Nähe — trotz der Blockpolitik und trotz des Stichwahlabkommens mit der Sozialdemokratie, deren Unzuverlässigkeit sich hier, zur Ernüchterung aller Träumer von der neudeutschen Linken, wieder einmal in eklatanter Weise gezeigt hat." Wir glauben nicht, daß die Schuld an der „Unzuverlässigkeit" der Sozialdemokratie liegt; die Liberalen haben den Roten ja soviel Ehre und Macht verschafft, daß sie von Dankbarkeit strotzen müssen. Aber die doppelte Schlappe ist offenbar das erste Zeichen der Reaktion gegen die Blockpolitik, des Erwachens der Gewissen im Lande, und zwar nicht bloß bei den Zentrumsleuten, die man durch die tolle Hetze gegen die Geistlichen neuerdings besonders gereizt hat, sondern auch in weiteren Kreisen, wo man an der Gemeinschaft mit den Umstürzlern keinen Gefallen finden kann. Das Weitere wird schon noch folgen.

Christliche Gewerkschaften und katholische Arbeitervereine.*)

Von

L. Beer.

Wer die Bemühungen und Veranstaltungen zur Hebung des Arbeiterstandes und der Lösung der Arbeiterfrage näher verfolgt, muß gestehen, daß hier mit allem Fleiß und rühmenswerter Ausdauer gearbeitet wurde und wird. Immer mehr umspannt ein Netz von Arbeitervereinen das ganze Land. Noch ist diese Bewegung der Gründung von Arbeitervereinen in stetem Wachsen begriffen und schon macht sich daneben mit aller Energie eine jüngere Bewegung geltend, die der christlichen Gewerkschaften.

Während die sozialdemokratischen und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften Ende der sechziger Jahre entstanden, trat die erste christliche Gewerkschaft erst 1894 ins Leben: der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter in Essen. Seit 1899, in welchem Jahre der erste Kongreß der christlichen Gewerkschaften Deutschlands in Mainz abgehalten wurde und nun systematisch gearbeitet wird, schreitet die Entwicklung kräftig vorwärts.

Gar mancher Vorstand oder Präses der katholischen Arbeitervereine betrachtet diese neueste Erscheinung mit Mißgunst oder doch Gleichgültigkeit, fürchtet vielleicht auch für das Gedeihen und die Einigkeit seines Vereines oder hält doch zum mindesten eine Gewerkschaft für überflüssig neben einem Arbeitervereine.

Wenn wir nun das gegenseitige Verhältnis, das Arbeitsterrain dieser zwei jugendkräftigen Söhne der Mutter „Arbeiterwohl" klar bestimmen wollen, so wird die Vorfrage nach Zweck und Notwendigkeit der christlichen Gewerkschaften zuerst zu erledigen sein. Mit der Beantwortung dieser Frage stehen wir schon mitten im gestellten Thema.

Es muß als Grundsatz der sozialen Praxis gelten, daß dann, wenn eine schon vorhandene Organisation, ein Verein so geleitet oder umgeschaffen werden kann, daß er den von der Zeit gebrachten Anforderungen gerecht wird, von einer Neugründung abgesehen werden muß, besonders an kleineren Orten. Die Erfahrung lehrt, daß eine Zersplitterung der Kräfte den alten und den neuen Verein lahmgelegt hat. Könnten somit der Zweck und die Aufgaben der christlichen Gewerkschaften auch von den katholischen Arbeitervereinen erfüllt werden, dann wären Gewerkschaften neben den Arbeitervereinen nicht notwendig.

Zu den Aufgaben der Gewerkschaften (Gewerk-, Fachvereine) gehört zunächst die Sorge für vollständige und allgemeine Durchführung der vorhandenen Gesetze: der Arbeiter-Schutzgesetze und der Arbeiter-Versicherungsgesetze. Hier müssen nicht bloß die Arbeiter belehrt, deren Gleichgültigkeit bekämpft werden, die Organisation hat auch die tatsächliche Anwendung der Gesetze zu betreiben, sich mit dem Gewerbeinspektor, mit den verschiedenen Behörden in Verbindung zu setzen, im Notfalle auch den gerichtlichen Weg zu beschreiten, um den Arbeitern die Vorteile der Gesetze zu sichern.

Ferner ist nötig — wir können nur kurz skizzieren — die Mitwirkung der Gewerkschaften an dem Ausbau der

*) Aus Anlaß des obigen, schon vor längerer Zeit geschriebenen Artikels sei die neueste Kundgebung des Papstes über die Gewerkschaftsfrage gebührend hervorgehoben, da sie zweifelsohne von großer Tragweite und eine belebende Aufmunterung für die christlichen Gewerkschaften ist. Bekanntlich wurden diese nicht zum wenigsten gerade von katholischen Arbeitervereinen der sog. Berlin-Trierischen Richtung befehdet, die in ihren Vereinen für die einzelnen Fachgenossen besondere Fachabteilungen einrichteten und die allgemein christlichen Gewerkschaften als im Widerspruch mit der berühmten Arbeiter-Enzyklika Leos XIII. Rerum novarum stehend erklärten. Nun hat Pius X. beide Richtungen belobt und ermutigt. Die offizielle Note des „Osservatore Romano" sagt: „Der Heilige Vater weiß wohl, daß die besonderen Verhältnisse der einzelnen Diözesen und Provinzen dahin bestimmend wirken können, bald diesen, bald jenen den Vorzug zu geben." Damit sind die christlichen Gewerkschaften, die schon auf verschiedene günstige Urteile der Bischöfe verweisen können, auch vom Papste anerkannt, um nicht zu sagen, bevorzugt. Denn gerade die „besonderen Verhältnisse" des konfessionell gemischten Deutschland waren eben von jeher der bestimmende Grund, den christlichen Gewerkschaften vor den katholischen Fachabteilungen den Vorzug zu geben. Möge damit der langjährige, oft sehr heftige Streit zwischen den beiden Richtungen endlich ganz verschwinden zum Wohle der katholischen Arbeitersache!

sozialen Gesetzgebung, Verbesserung der Versicherungsgesetze, an der Lösung verschiedener wirtschaftlicher Fragen, der Arbeitskammern, der Wohnungsfrage ꝛc.

Wohl würden diese vorgenannten Aufgaben von unseren heutigen Arbeitervereinen noch gelöst werden können und geschieht hierin, besonders durch die Arbeitersekretariate, schon vieles. Aber niemand wird bestreiten, daß eine gründliche Aufklärung z. B. über die Arbeiter-Schutzgesetze, die ja für die verschiedenen Berufe verschieden sind, nur in einer Berufsorganisation erfolgen kann.

Anders verhält es sich mit den Aufgabeu der Gewerkschaften auf dem Gebiete der gegenseitigen wirtschaftlichen Selbsthilfe. Auf ihr beruht ja der Schwerpunkt der genossenschaftlichen Tätigkeit.

Um hier die Arbeitsvermittlung, dann die Arbeitslosenfürsorge, solange diese noch nicht gesetzlich geregelt ist, nur vorübergehend zu streifen, wie schwer ist es schon, das Interesse hierfür selbst bei den Arbeitern ein und desselben Berufszweiges zu wecken und die Art der Unterstützung zu regeln, würden nicht die größten Schwierigkeiten in einem Arbeiterverein sich erheben, dessen Mitglieder aus den verschiedensten Industriezweigen sich zusammensetzen? Welches Interesse hat ein Holz- oder Spinnereiarbeiter an dem Wohl und Stande der Porzellanarbeiter und Bergleute, welche Berufsarten beispielsweise den Kern eines mir bekannten Vereines bilden?

Der Angelpunkt der ganzen Arbeiterfrage aber ist die Lohnfrage, die Regelung des Lohnes, der Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen.

Nach der deutschen Reichsgewerbeordnung (§ 105) ist die Festsetzung der Arbeitsverhältnisse zwischen den selbständigen Gewerbetreibenden (den Arbeitgebern) und den gewerblichen Arbeitern Gegenstand freier Uebereinkunft. Deshalb spricht man von einem „freien Arbeitsvertrage“. Dies ist aber bekanntlich die Freiheit des Verhungerns. Rechtlich, gesetzlich, ist der einzelne Arbeiter wohl frei, tatsächlich ist er aber in den meisten Fällen nicht frei. Um leben zu können, ist er gezwungen, ein Arbeitsverhältnis einzugehen, auch zum niedrigsten Lohne, bei langer Arbeitszeit, in schlechten, gefahrvollen Arbeitsräumen. Er findet sonst keine Arbeit, mit der Familie kann er nicht augenblicklich anderswohin verziehen, infolge der Geschlossenheit der Fabrikanten sind in der Ferne die Löhne vielleicht dieselben, er ist somit genötigt, auf die Arbeitsbedingungen einzugehen, wie sie ihm angeboten werden. Der Arbeitgeber kann sie nach Belieben festsetzen, stellt in der Regel einseitig seine Bedingungen.

Deswegen müssen die Arbeiter sich koalieren, sich zusammenschließen, und zwar müssen sie sich in Vereine desselben Gewerkes, derselben Branche zusammenfinden. Nur Fachvereine, die womöglich sämtliche Arbeiter des gleichen Industriezweiges eines ganzen Landes umfassen, können Ersprießliches leisten und Einfluß auf die Lohnverhältnisse gewinnen. Jetzt vereinbart nicht der schwache Einzelne, sondern der Gewerkverein die Arbeitsbedingungen. Wie oft treten Krisen ein. Um noch abzusetzen, erniedrigen die Unternehmer den Preis ihrer Produkte aufs äußerste. Der Ausfall in den Preisen wird aber wieder gedeckt durch bessere Ausnützung der Arbeitskräfte, längere Arbeitszeit und geringeren Lohn der Arbeiter. Unter solch mißlichen Verhältnissen müssen die Arbeiter viel leiden, und gerade in den letzten Jahren hatte man Gelegenheit, gar häufig Klagen zu hören. Steht nun aber die gesamte Arbeiterschaft zusammen — die Fabrikanten haben ja schon längst auch ihre Ringe —, haben dann die Arbeiter besonders auch starke Kassen hinter sich, von denen sie im Notfalle Unterstützung bei Aussperrung erhalten, dann können sie mit den Arbeitgebern über die Arbeitsbedingungen mit Erfolg unterhandeln.

Wird nun aber jemand zu sagen wagen, diese Aufgabe können auch unsere katholischen Arbeitervereine leisten bei ihrer jetzigen Einrichtung? Die Arbeitervereine zählen die verschiedensten Berufsarten unter ihren Mitgliedern, und wir freuen uns, ein einigendes Band zu haben; wenn es sich aber um Lohnkämpfe, Streitigkeiten über Arbeitsbedingungen handelt, die nur die Arbeiter einer Kategorie nahegehen, so wird wohl niemals bei den unbeteiligten Arbeitern hierfür Verständnis und Einigkeit zu erzielen sein. Welcher Vorstand würde dann so vielseitig sein können, um allen, auch den detailliertesten Anforderungen gerecht zu werden?

Unsere Vereine haben dann gewöhnlich einen geistlichen Präses an ihrer Spitze. In welch mißliche Lage kann ein solcher kommen? Er kann noch lange nicht seine Zustimmung zu einem Streike geben, wenn für Laien die Berechtigung eines solchen sogar nach allen Gesetzen der Gerechtigkeit feststeht. Wir dürfen eben auch dieses äußerste Mittel unseren christlichen Arbeitern nicht versagen, wenn gleich es gerade Aufgabe der christlichen Gewerkschaften ist, auf friedlichem Wege Differenzen auszugleichen. Die ganze Verantwortung bei einem gerechten Streike, der schließlich schlimm endet, würde den Präses treffen. Nein, diese von den Verhältnissen gebotenen neuen Aufgaben gehen eben über die Zwecke, zu welchen die katholischen Arbeitervereine gegründet wurden, hinaus und erheischen eben deswegen neue Organisationen. Es gilt eben auch da: „Niemand kann zwei Herren dienen“.

Eigene Gewerkschaften sind somit unumgänglich erforderlich, wollen wir uns nicht den Vorwurf der sozialdemokratischen Gewerkschaften gefallen lassen, daß die katholischen Arbeiter sich mit religiösen Organisationen begnügten und ihnen die schwere Arbeit der Sorge für das materielle Wohl überließen. Die Ehre, wie die eigene Not drängen auch die christlichen Arbeiter, mit aller Energie für die Wahrung ihrer Berufsinteressen einzutreten. In welchen Organisationen dies geschehen soll, braucht hier nicht näher erörtert zu werden. Das Ideal wäre immer Vereinigungen aller Arbeiter einer Branche: freie, wirklich neutrale Gewerkschaften, auf dem Boden des Naturrechtes und somit des christlichen Gesetzes stehend. Die sich aber heute noch „freie Gewerkschaften“ nennen, stehen auf sozialdemokratischem Boden und somit (cf. Anschauung über das Eigentumsrecht) nicht mehr auf dem des Naturrechts. Wiederholt haben gerade in den letzten Jahren die freien Gewerkschaften es ausgesprochen, daß sie „sich eins fühlen mit der Sozialdemokratie“. Darum sind gläubigchristliche Arbeiter genötigt und verpflichtet, sich eigene Organisationen, die christlichen Gewerkschaften, zu bilden.

Wie stellen sich nun katholische Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften zu einander?

Die Antwort ist schon im Vorstehenden gegeben. Die Gewerkschaften lösen nicht etwa die Arbeitervereine ab und machen letztere überflüssig, sondern ergänzen dieselben vielmehr. Beide haben hinreichend Arbeit, beide ihre eigentümlichen, besonderen Aufgaben. Beide arbeiten nebeneinander, für- und miteinander. Sie ergänzen sich und haben doch noch getrenntes Arbeitsfeld und gesondertes Agitationsgebiet.

Der wichtigste Teil des Programmes der katholischen Arbeitervereine, der allein schon ihre Existenzberechtigung bedingt und der vielleicht von gar manchem Vereine fast ausschließlich gepflegt wurde, ist die religiös-sittliche Hebung des Arbeiterstandes. Dieser Programmpunkt, der eine ganze Reihe von Tätigkeiten in sich schließt und nicht zu enge gefaßt werden darf, bleibt den Arbeitervereinen als ihr besonderes Vorrecht, als ihre eigenste Aufgabe ungeschmälert. Dieser so wichtigen Tätigkeit, der ernsten Pflege der idealen Interessen kann gerade durch teilweise Abtrennung des Wirtschaftlichen größere Aufmerksamkeit und intensivere Förderung zuteil werden. Sie würden bei den sich immer mehr häufenden materiellen Aufgaben unbilligerweise in den Hintergrund gedrängt worden sein. Weit ist auch das Gebiet der intellektuellen Förderung der Arbeiter.

Ein in heutiger Zeit nicht zu unterschätzender Programmpunkt: die Pflege der geselligen Unterhaltung soll ebenfalls als ausschließliches Gebiet den Arbeitervereinen bleiben.

Den Gewerkschaften kommt vor allem der wirtschaftliche Teil der Arbeiterfrage, die Hebung des materiellen Wohles der Arbeiter zu. Wie umfangreich auch dieses Gebiet ist, wurde schon oben mit einigen Strichen gezeichnet. Die Lohnfrage allein würde den Gewerkschaften hinreichend Arbeitsstoff bieten. Religiöse, konfessionelle Erörterungen, sowie parteipolitische Fragen sind fernzuhalten. Schon beim ersten Kongreß der christlichen Gewerkschaften Deutschlands im Jahre 1899 wurde der Charakter der Gewerkschaften dahin gekennzeichnet, daß sie „sollen interkonfessionell sein, d. h. Mitglieder beider christlichen Konfessionen umfassen, sie sollen weiter unparteiisch sein, d. h. sich keiner bestimmten politischen Partei anschließen“.

Zwischen Arbeiterverein und Gewerkschaft obwaltet ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen Bauernverein und Raiffeisenverein, die auch auf ein und demselben Gebiete, letzterer mehr in materieller, ersterer in ideeller Weise tätig sind. Der Hinweis allein genügt.

Genaue Abgrenzung des Arbeitsfeldes ist natürlich nicht möglich und auch nicht erforderlich und zweckentsprechend; vielmehr ist das gemeinsame Gebiet ein großes: Hierher gehören zumeist die Wohlfahrtseinrichtungen und das Unterstützungswesen. Die Gewerkschaften etwa nur auf Arbeits-

losen- und Streikkassen zu beschränken, geht nicht an. Wenn genannte Kassen nach einem mißlungenen Lohnkampfe erschöpft sind, dann sind es vielleicht nur mehr die übrigen Kassen, welche die Mitglieder noch an die Gewerkschaft fesseln. Das lehrt die Erfahrung. Hier muß Freiheit herrschen. Die Arbeitervereine sollen auch weiter das Unterstützungswesen (Kranken-, Sterbe-, Sparkassen, Volksbureaux ꝛc.) pflegen, was fehlt, kann die Gewerkschaft ergänzen und für ihre nicht Arbeitervereinen angehörenden Mitglieder die entsprechenden Kassen errichten.

Der Arbeiterverein sollte der Sammelpunkt für alle Berufsorganisationen bilden, daher diesen unbedingt vorausgehen. Er muß die Vorschule für die Gewerkschaft sein, durch Unterrichtskurse gründlich in die christliche Sozialpolitik einführen, da, wo Gewerkvereine sind, über dieselben aufklären, oder die Gründung von Ortsgruppen anbahnen. Es ist unerläßliche Pflicht der Arbeitervereine, für Gewerkvereine einzutreten. Denn bei Krisen und schweren Zeiten stehen sonst die christlichen Arbeiter hilflos da und fallen schließlich den Agitatoren der Sozialdemokraten in die Hände. Wie auf dem Delegiertentage der süddeutschen katholischen Arbeitervereine in Ingolstadt 1903 mitgeteilt wurde, rekrutiert sich der fast 100,000 Mitglieder zählende sozialdemokratische Bauhandwerkerverband zum großen Teil aus unserem katholischen Landvolke, das katholisches Denken und Fühlen noch nicht verlernt hat. Eben diese Organisation habe auf einer Generalversammlung 3000 Mk. für den sozialdemokratischen Wahlfonds gespendet und zum Schluß ihrer Beratungen die Marseillaise gesungen. Schreiber dieses konnte selbst mehrmals die Wahrnehmung machen, daß katholische Arbeiter, auch gutgesinnte, sich mangels einer christlichen Gewerkschaft einer sozialdemokratischen anschlossen und dann unserer Sache, selbst ihres Glaubens verlustig gingen. Umgekehrt gewinnen die katholischen Arbeitervereine wieder durch die christlichen Gewerkschaften. Ehrensache ist es auch für ein Mitglied einer Gewerkschaft, daß es sich seines Arbeitervereines stets erinnert, dem es vielleicht die Bildung und Schulung verdankt, diesem Mitglieder wirbt unddie Fühlung mit ihm behält.

So besitzt denn der Arbeiterstand zwei Organisationen, die in harmonischer Weise zusammenwirkend, all den neuen Forderungen der neuen Zeit gerecht werden können. Auch die Gesetzgebung scheint sich für die Entwickelung dieser Organisationen, besonders der Gewerkvereine günstiger gestalten zu wollen. Angeregt durch den ersten Kongreß christlicher Arbeiter Deutschlands im Oktober 1903 in Frankfurt, der „die berufliche Organisation der Lohnarbeiter als das einzig wirksame und deshalb unerläßlich notwendige Mittel" empfiehlt, „um eine gerechte Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse auf Grund des freien Arbeitsvertrages zu erzielen", der ferner das freie Koalitionsrecht, ein freiheitliches Versammlungsrecht für das ganze Reich und die Verleihung der Rechtsfähigkeit an die Berufsvereine fordert, veranlaßt durch eine aufsehenerregende Interpellation des Zentrums im Reichstage im Januar 1904, und seitdem vom Zentrum wiederholt ernstlich gemahnt, wurde im Reichsamt des Innern ein Gesetzentwurf ausgearbeitet und zur baldigen Vorlage an den Reichstag angekündigt, der den Berufsvereinen Rechtsfähigkeit verleihen, den Arbeitern ein volles Koalitionsrecht sichern soll. Dies ist freudig zu begrüßen. Die Gewerkvereine haben aber gerade jetzt Gelegenheit, eine ihrer Aufgaben zu erfüllen und so ihre Existenzberechtigung und Fähigkeit zu beweisen, indem sie den Volksvertretern ihre Wünsche und Forderungen betreffs fruchtreicher Ausgestaltung des zu erwartenden Gesetzes vorlegen.

Die christlichen Gewerkschaften aber mögen dadurch in ihrem Aufblühen noch kräftiger gefördert werden und Hand in Hand mit den katholischen und protestantischen Arbeitervereinen eine segensreiche Wirksamkeit entfalten zum Wohle von Kirche und Staat, zur Hebung der gesamten Kultur.

Ein Apostel der Décadence.

Zu Heines 50. Todestage: 17. Februar 1906.

Von

E. M. Hamann - Gößweinstein i. Oberfr.

Unter Décadence verstehen wir eine allgemeinere Erkrankung auf Pessimismus und andere abnorme Symptome hin, einschließlich solche gemeiner Art; zugleich die diese Erkrankung widerspiegelnde neuere Kunstrichtung.

Eine völlig überzeugende Beweisführung für die Gesamt- und Detailberechtigung des Heine vielfach zuerkannten Prädikats „Vater der Décadence" dürfte schwer halten; dagegen wird ihm niemand das eines Décadence-Apostels streitig machen können.

Es gibt ein bewußtes und ein unbewußtes Apostolat; beides stößt nicht selten in der betreffenden „berufenen" Persönlichkeit zusammen. So bei Heine. Oft, meist sogar warf er sich zum Bannerträger der zynischen Weltverachtung, der zersetzenden Verspottung aller wahren Lebenselemente innerhalb der individuellen, bürgerlichen, nationalen und allgemein menschlichen Entwicklung auf. Bisweilen wähnte er, dem Heile Deutschlands, auch der Menschheit zu dienen, während er auch dann, wenigstens im letzten Grunde, das gerade Gegenteil verwirklichte. Ein paarmal leistete er tatsächlich Nützliches, nicht aber an sich positiv Gutes, denn selbst unter der idealen Gewandung, die er hier und da, wiewohl immer seltener, seinen Schöpfungen überzuwerfen liebte, hoben sich dem genau Zuschauenden die Konturen des mephistophelesehen Pferdefußes ab. — Verneinung ist das Gepräge aller und jeder Décadence. In Heine erstand Deutschland sein erster auf die Masseneinwirkung hin bewußt verneinender Dichter.

Auch Heine trug zwei Seelen in seiner Brust, außer einer ganzen Reihe diesen unterstellter. Die eine klammerte sich an die böse Lust, die andere an die intuitive Sehnsucht nach dem Hohen und Höchsten. Die erstere siegte und strebte, über andere zu siegen: durch Mittel einer immer raffinierter sich auswachsenden Kunst — der Décadence-Apostel war fertig.

Ein Apostolat setzt in erster Linie Kraft voraus: das „unbewußte" Kraft des Intellekts; das „bewußte", neben dieser, die des Willens in einer bestimmten Hauptzielrichtung. Es liegt ja klar, daß Décadence an sich Unkraft erzeugen, fördern und selbst darin untergehen muß. Aber dies schließt nicht aus, daß einzelne ihrer Träger bedeutende Veranlagung und zunächst auch hervorragende Aeußerung derselben zeigen. Daß allmählich und endgültig die Pfeile der auf Seelenmord zielenden Schützen sich unfehlbar auf diese selbst zurückwenden und so den Ursprung der sie beflügelnden Kraft unterminieren und vernichten, ist eine Sache für sich — allerdings die große Sache göttlicher Gerechtigkeit.

Der erste Ansturm des Heineschen Zerstörungsapostolats verriet diese charakteristische Doppelkraft in hohem Maße. Gerichtet war er gegen die Romantik, die den Dichter in ihm ausgelöst hatte, deren Mittel er bis zuletzt nicht entraten konnte und wohl auch nicht wollte. Es war wie ein fortgesetztes, sich steigerndes Schlagen in der Mutter Antlitz — nicht immer ein treffsicheres, da mit der Zeit das eitle, triumphierende Behagen an dem eigenen Gebaren sich bis zur Blindheit steigerte. Mit Recht durfte der von ihm später schmählich verunglimpfte Börne spotten: Heine sei der ehrlichste Mensch der Welt; er könne um alles nicht einen Witz, einen Einfall für sich behalten. — Für Heine lief das ganze Leben, erst recht das geistige, auf den „Einfall" hinaus. „Kein Mensch denkt", sagte er, „es fällt nur dann und wann dem Menschen etwas ein. Solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken und das Aneinanderreihen derselben Denken". Sehr richtig bemerkt Richard M. Meyer dazu: wer eine so „atomistische" Auffassung vom Denken habe, dem könne es natürlich auf ein paar Widersprüche nicht ankommen. Tatsächlich ist es ihm auf eine Legion Widersprüche nicht angekommen, auch auf den krassesten und verhängnisvollsten nicht: dem des durchgängigen Zwiespaltes seines Selbst.

Was Heine an der Romantik befehdete, war ihre Gesamtheit: ihr Unwahres, das nun im sentimental verschwommenen, nun im grob oder scharf geschliffenen Egoismus Beschlossene; ihr Wahres, das den Spuren des christlich-nationalen Geistes liebevoll Nachgehende. Jenem versetzte er tödlichen Stoß in einem Teile seiner Gedichte und in der „Harzreise", einer mit Liedperlen verwobenen prachtvollen Prosadichtung: licht- und farbenglänzend, humorsprühend, der Natur die intimsten, entzückendsten, ergreifendsten Reize und Laute ablauschend, das Leben am Stirnhaar packend, deutscher Empfindung und Sprache mit Schelmenlachen das so lange herrschende Szepter des Weichlichen entwindend,

alle ihre dicken Schleier des Ueberschwangs, der Pose mit liebenswürdigem Uebermute zerzausend und in die Lüfte streuend; dieses bekämpfte er bewußt und unbewußt, aber weit vorwiegend ersteres, in allem Uebrigen seines Schaffens, also durch den Hauptinhalt seines literarischen Lebens. Doch selbst die Wirkung der so oft als poetische Großtat gepriesenen „Harzreise" war keine reine, indem auch hier das Moment der lebentötenden Verneinung, der radikalen Zerstörung: der Décadence, sich bereits in atheistischen und immoralen Ansätzen bekundete. Gleiches gilt vom „Buch der Lieder", das herrliche Lyrik, Lyrik allerersten Ranges enthält, aber auch solche der augendienerischen Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung, der unmännlichen Weltschmerzlerei, der gottesschänderischen Verhöhnung unserer unantastbarsten Ideale.

Es ist absolut nicht angängig, die auch im „Buch der Lieder" häufig auftauchende hyperromantische Gefühlsduselei einfach als einen von Heine künstlich gezüchteten Anlaß für seine Waffengänge gegen hyperromantische Oberhoheit zu bezeichnen. Wenn etwas, so war das rückgratlose Sichgehenlassen in ungemessenen „sentiments" echt bei ihm, echter als der selbstmörderische Hang, seine besten Gefühle dadurch vor dem Publikum zu verstecken, daß er ihrer reinen, oft schier vollkommenen poetischen Aeußerung zuletzt die schellenklingende Narrenkappe frivoler bzw. zynischer Ironisierung überstülpte. Man denke nur an das Schlußkapitel des unvergleichlich schönen, grandiosen „Frieden"! Einerlei, ob Heine jenes wirklich erst Jahre nach dem Entstehen des letzteren, im Auflehnungshasse gegen das inzwischen „allmächtig" gewordene Berliner Muckertum, geschrieben hat: geschrieben ist es eben doch, und zwar für just diese Zusammenstellung — ein Schandfleck für das Menschen- und Künstlertum eines berufensten Dichters.

Ja, Kampf mit allen und jeden Mitteln gegen den christlich-nationalen Geist: das war seine Parole. „Alle" Mittel fielen ihm nicht zu, nicht annähernd — denn er verschmähte die Gründlichkeit. Ein Philosoph war er nie, obwohl er sich gern mit dem Mantel der Weltweisheit, besonders der Hegelschen, (von ihm unverstandenen!) drapierte. Aber „jedes" Mittel war ihm recht, auch das gemeinste. Vor keiner Grenze des Anstandes, des Gewissens scheute er zurück. Konnte, wollte er nicht glauben; konnte, wollte er nicht sittlich empfinden, denken, handeln: andere sollten's nicht. Vive la décadence! Welche unglaublich rohen, aber auch unglaublich spitzfindigen, unglaublich gleißenden Schmähungen gegen Religion und Sitte finden sich in den späteren „Reisebildern", den „Neuen" und den „Letzten Gedichten", dem „Romanzero", dem „Atta Troll" und „Deutschland. Ein Wintermärchen!" Wahrlich: Spottgeburten aus D . . ck und Feuer. Schmähung vor allem auch gegen die Sitte des echten Patriotismus, gegen den christlich-nationalen Geist. Man will Heine ja jetzt eine „unglückliche" Liebe zu Deutschland andichten. Zugegeben, daß die politischen Verhältnisse Deutschlands derzeit ganz danach angetan waren, um an ihnen, ja an der Liebe zu diesem Vaterlande zu kranken: aber man besudelt doch nicht was man liebt! Und wie hat Heine Deutschland besudelt: elegisch und fanatisch in Rhythmus und Prosa, im melodiösen Vers und im denkbar „brillantesten", denkbar raffiniertesten feuilletonistischen Stil: jenem Stil, der viel zu vielen deutschen Journalisten ein Vorbild und dadurch dem deutschen Journalismus zum Verderben geworden ist.

Freilich: Heine ist gegen Ende seines Lebens in etwas in sich gegangen. Er selbst sagte es, sein „Romanzero" bekundet es, und Stimme auf Stimme hat's nachgesprochen: er sei in der schrecklichen „Matratzengruft" gottgläubig geworden. Aber was hat dies seinem Werke, was unserm Volke genützt? Ersteres, soweit es eingreifend wirksam bleibt, weist nach wie vor, der Hauptsache nach, den Weg nach unten; letzteres steht heute noch, und zwar mehr als man es abzusehen vermag, unter dem Zauber dieses genialen Sängers und Anwaltes des Irrglaubens, der Irrsitte — des Irrlebens: der décadence. Wer Leben und Menschen kennt, sieht auch die Gefahr, die er uns brachte, die er uns noch immer darbietet: nun hold einschmeichelnd, nun durch das Gaukelspiel des kitzelnden, spornenden Widerspruches und Zwiespaltes. Aber wieviele „kennen" das Leben? Wieviele unterscheiden Gold und Talmi, Wahrheit und Trug? Wieviele halten sich grundsätzlich fern vom süßen Gifte, von lockenden Reizmitteln? Wieviele stehen nicht selbst schon im Bereiche des ausgesprochenen inneren Krankseins und Verfalls? Ganz abgerechnet, daß die von Heine ausgestreute Saat seit Generationen unter uns offen, mehr noch heimlich keimt, grünt, blüht und reift. Wäre es anders: die Akten über ihn müßten längst abgeschlossen sein, während sie es zugestandenermaßen nicht sind; Jugend und Volk, alle Schichten unserer Nation müßten erkennen, was Ad. Stern als unumstößliche Tatsache festgelegt hat: daß ein völliger Sieg der Heineschen Lebensanschauung die Zersetzung der Volksseele, ein Sieg seiner Literaturauffassung die Wandlung aller Dichtung in eine prickelnd auf- und anregende, witzelnde, gelegentlich politisierende und poetisierende Augenblicksschriftstellerei bedeuten würde.

Melodramatisches.

Kunst ist Ausdruck von Gedanken und Empfindungen, höchste Kunst — vollendeter, gelungenster Ausdruck solcher. Gedanken und Kunst können sich nur durch Mittel äußern; die Musik bedient sich par excellence der „Instrumente". Die Künste sprechen die Gedanken ihrer Meister nicht direkt aus, sondern nur mehr oder weniger mittelbar. Darüber, daß es die Musik ist, welche die Gedanken eines Meisters am wenigsten unmittelbar wiedergeben kann, ist wohl kein Wort zu verlieren. Musik — hat man bisher allgemein geglaubt — wird mehr empfunden und nachempfunden, mehr mit dem Gehör und nach Eindruck geprüft als mit dem Verstande dem Meister auf seine tatsächlichen Gedanken nachgedacht. Dichter und Genie gelangen nicht durch fleißiges und intensives Nachdenken zu Inspiration und Invention; Musikhyperkritiker und Musikgötzen verlangen aber heute von den Meistern, daß sie bei jedem Takte Bestimmtes gedacht haben, noch mehr, Enthusiasten und Konzertlöwen wissen, was die Meister jede Zeile entlang gedacht haben, und vom Publikum verlangen sie, wolle es sich gebildet nennen, daß es das gleiche wisse und verfolge. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Handelt es sich nicht um Textmusik, so wird man gleichwohl nur von Stimmungen und Bewegungen im ganzen und einzelnen, nicht aber von tatsächlichen, sicheren, nur eine Deutung (wie gedruckte Gedichtzeilen) zulassenden Gedanken reden können. Es wird verlangt und behauptet, daß man unterscheiden könne, nicht, was Beethoven oder dieser oder jener etwas kleinere Moderne mit seinem Tonstück wolle, sondern daß er von Satz zu Satz wie ein Redner ganz Bestimmtes und nur dieses sage. Freilich, heute wollen viele in Kompositionen lediglich ihre Biographie niederlegen und darum mußten Beethoven und andere kleinere Leute lediglich biographisch geschrieben haben. Im allgemeinen entsprechen Beethovens Werke im Ausdrucke seinem Leben, während das bei Mozart schon nicht der Fall ist. Deren Biographien sind bekannt; wie sollen wir aber ohne Minuten-Tagebuch aus dem Tonstücke eines minder Bekannten dessen sämtliche positive Gedanken und Gefühle, womöglich noch mit ihrer verschwiegenen Motivierung (gemäß Natur und Umständen) herauslesen. Die Musik ist zur Nachempfindung da, wie sie vom Meister zuvor empfunden, erst hernach kritisch bedacht wurde. Dies zur Steuer des Vernünftigen und Möglichen. Das Wort ist mehr als Ton, mehr als viele Töne.

Musik wird vorzüglich durch künstlich gebaute Klang-Werkzeuge (Instrumente) hervorgebracht. Wird der Gesang durch ein Instrument und durch Manipulation erzeugt? Da auch die Sprache musikalisch-rhythmische Verwendung findet: wie verhalten sich Gesang und Sprache zu einander und wie letztere zur „Instrumental"-Musik? Das sind drei Fragen. In dem Vorartikel („Allg. Rundschau" Nr. 6) ist die „Verwendung" des Melodrams vor und durch Beethoven bis Wagner nachgewiesen, seine Berechtigung und Wirkung anerkannt und doch nur dasselbe (natürlich unlogisch) als „verwerfliche Zwittergattung" nach anderem Urteile bestehen gelassen. Erkläret mir . . . . den Zwiespalt der Natur dieses Urteils? Wenn Gesang und Sprache (lautende Worte) nicht dasselbe sind, dann gibt es keine Zwitternatur, wenn je beide in verschiedenen Verbindungen auftreten. Das punktum saliens ist der Kehlkopf (das „Instrument"), ohne den Sprache und Gesang physikalisch oder mechanisch nicht zustande kommen; es besteht die Sprache für sich allein, ohne Gesang; nicht doch dieser, bei höher stehender Kultur, ohne jene. Der Gesang braucht zur Modulation und Andauer der mechanischen Mund- und Zungenbewegung (Lautierung). Der Gesang (Tongebung) verbindet sich mit der Sprache und stellt sich hin zu jeder Musik. Zu demselben Vorgang hat die Sprache zunächst das gleiche Recht. Die Sprache steht in ihrer Wirkung auf den Menschen hinter keiner Kunst zurück, musikalisch kann sie mit dem Sologesang streiten. Von dem Gesang ohne Worte ist nicht zu sprechen. Der Gesang braucht Sprache und Worte, berücksichtigen (gleichwertig) kann er sie nicht. Das Wort steht

über dem Ton. Man erinnere sich, wo z. B. Mozart, Wagner u. a., wo die Musiktexte, wo und wann die großen Gesangskünstler auch ohne Vorzeichnung ins musikalische parlando übergehen: wenn es sich um höchste Affekte handelt — dann wird das Instrument hinderlich.

Die Sprache wird vom Menschen fast unmittelbar erzeugt, ihre Kunst am unvermitteltsten vom Geist hervorgebracht; der Gesang wird durch denselben Kehlkopf, aber mühevoll, nur mittelbar, also durch Instrument, wenn auch ein natürliches an uns, erzeugt. Das Sprechen erfolgt durch schnellste, blitz- und stoßartige Vibration der Membranen und im ganzen innerhalb der gewöhnlichen natürlichen Atmung. Der Gesang dagegen kommt nur dadurch zustande, daß dauernde Vibration der Membranen künstlich erzeugt wird, die Lunge künstlich, d. h. durch und gemäß unserem Willen vollständig Natur und Funktion eines Blasbalges übernimmt. Nur durch den Kehlkopf als wahres Instrument kommt der Gesang, kommen ganze Noten, zusammengezogene Takte, Läufe usw., zustande. Die Sprache ist der unmittelbarste Ausdruck der Gedanken, die zwangloseste **Vermittlung** des Geistes, die hinsichtlich der Akzentuierung bzw. Modulierung, Melodisierung mit dem Gesange streitet, bei Affekten ihn überbietet. Die Befähigung der verschiedenen Sprachen ist bekanntlich eine verschiedene hinsichtlich der Melodik.

Die Sprache ist selbständig, die kunstvolle Sprache musikalisch; der Gesang ging aus der Sprache erst hervor, ist ein zweites Produkt. Plastik und Malerei traten durch die Architektur ins Leben; jede dieser drei Künste ist selbständig und jede hat mit Recht, Nutzen und Erfolg Verbindungen eingegangen mit einer oder beiden anderen. So verhält es sich auch mit Sprache, Gesang, Instrumenten — im Reiche der Töne. — Alles ist Aesthetik; jede Menschennatur denkt, fühlt und empfindet anders, nie eine absolut wie die andere, immer unterschieden. Sprache mit Musik (Melodram) ist eine **Zwittergattung** und noch dazu eine „**verwerfliche**“? Mehr Physiologie und Aesthetik oder Anthropologie, weniger Absolutismus! — Möchten sich unsere Dichter, Redner, Rezitatoren und Darsteller den Zwiespalt im Urteil über Melodram und Verwandtes auf andere Weise erklären. Es fehlt ja, wie oben dargelegt, etwas hinsichtlich Physiologie, Aesthetik und Schönheitsempfindung der Töne und hierunter hat die Kunst der Sprache und der Dichter zu leiden wie ein Aschenbrödel, „weil's ja jeder kann“. In der Schönheitsverbindung mit Musik (siehe oben eingangs) handle es sich meist um „Sprachknebelung“, sie beschränke sich allein auf „Haus und Zimmer“ usw. Nun wohl, wer möchte **Dichterabenden** und Melodramen das Wort reden, wer mit Kassaschwierigkeiten kämpft? N. Max.

Februarschnee.

Die Flocken stieben,
Der Sturmwind braust,
Und grimmig die Zweige
Der Hasel er zaust.
Schon wagten sich schüchtern
Die Kätzchen hervor,
Verkündend des Lenzes
Holdblühenden Flor.
Nun stöbert und stürmt es
Mit Macht, mit Macht
Und hüllt in ein Bahrtuch
Die Erde sacht.

Laß stieben die Flocken,
Laß brausen den Wind,
Die Stürme verhallen,
Der Schnee zerrinnt.
Ob auch mit Demanten
Der Winter sich kränz', —
Der Lenz bleibt doch Sieger,
Der Lenz, der Lenz!

K. Jüngst.

Eine Frage an Dr. Ludwig Thoma.

Von
Dr. **Ludwig Kemmer**, München.

„In den Gerichtssaal fielen die Sonnenstrahlen und legten sich breit auf die strengen Mienen der Richter. Die schützten sich verdrießlich gegen den lichten Schein, und als sie ihn nicht abwehren konnten, mußte ein Diener die Vorhänge herunterlassen. Da waren die Sonnenstrahlen ausgesperrt.

Nur einer drängte sich durch die Lücke und huschte über die Bänke. Er fand zwei schwielige Hände, und die waren ihm so vertraut, daß er sich liebkosend an sie schmiegte. Die Hände öffneten und schlossen sich wieder, als wollten sie den zitternden Sonnenstrahl festhalten.

Der Mann, dem die Hände gehörten, freute sich über ihn. Er dachte, wie die Sonne wohl auf die Erlbacher Felder herunterscheine. Sie hatten heute gewiß gemäht und auf allen Wiesen lag duftendes Gras. Sie konnten es bei der Wärme zu Mittag wenden und am Abend einfahren. Den Leuten draußen war die Sonne eine freundliche Helferin.“

So schreibt Dr. Ludwig Thoma in seinem Bauernroman „Andreas Vöst“. Im ersten Absatz, wo Thoma die schwachsichtigen, brillentragenden Richter gewaltsam zu Sonnenfeinden stempelt, weil er eine Folie braucht für den sonnenfrohen Landmann, vielleicht auch, weil er die Richter durch die Abneigung gegen die Sonne, die er ihnen nachsagt, in Gegensatz zu der ganzen übrigen Menschheit setzen will, spricht sein satirischer, künstelnder Verstand aus ihm. Aus dem zweiten Absatz spricht das Herz eines Dichters, der sein Volk auf seine Weise liebt.

Ich wende mich an die bessere der beiden Seelen, die in seiner Brust wohnen, an die, die das Landvolk liebt. Was man liebt, das sucht man lebend, rein, gesund, stark zu erhalten und nimmt man die Anzeichen einer Krankheit an dem geliebten Wesen wahr, so bekämpft man sie mit aller Kraft.

Das Sexualleben des Landvolks setzt sich zwar oft genug über die Schranken der bürgerlichen Sitte hinweg und trägt nicht selten den Keim von Verbrechen in sich. Der mächtige Naturtrieb hat schon manches arme Landmädchen mit Mutternot so schwer beladen, daß es keinen aufwärts führenden Weg mehr gehen konnte und zur Mörderin seines Kindes oder zur Dirne wurde. Das sind alte, schwere Schäden, aber sie machen den Volkskörper nicht krank.

Wie aber, wenn die Gewinnsucht in ihrer gemeinsten, mit dem Körper des Nebenmenschen wuchernden Form in das reine, rohe Leben eines Landvolks tritt? Wenn in Dörfchen, an Seen, in den Bergen ständige oder wandernde Freilichtateliers als Dirnenschulen wirken, die die arme Lebenslust, die arme Eitelkeit, die arme Not sich preisgeben lehren?

Weiß Dr. Ludwig Thoma, daß die Sonne nicht nur den Landleuten eine freundliche Helferin ist, sondern auch den Pornographen, die das Landvolk heimsuchen?

Ist ihm keine von den Lichtdruckpostkarten zu Gesicht gekommen, auf denen Sennerinnen als Gegenstand und Sennhütten als Rahmen von Entkleidungsszenen erscheinen?

Weiß er, daß die Tracht der bayerischen Hochländer als Drapierung von Aktmodellen und damit als Würze pornographischer Fabrikate verwendet wird?

Weiß er, daß Firmen, die solche Bilder fabrizieren, ihre Fabrikate ins Ausland verkaufen, daß eine solche Firma in einer dänischen Zeitung „Nye pikante Fotografier“ und in einer schwedischen „Äkta och eleganta fotogr. nyheter“ (Echte (feine) und elegante photographische Neuheiten) anpreist?

Hat er von dieser Industrie, die die sittliche Gesundheit eines Bauernvolkes als Rohmaterial verarbeitet und das daraus gewonnene Produkt exportiert, eine Ahnung?

Ist er nicht auch der Meinung, daß Künstler, die solche verschwenderisch aus dem kostbarsten Rohmaterial geschaffene Genußmittel als wertvolle Lehrmittel für Künstler bezeichnen, über dem Interesse des Kunstunterrichts das Interesse des Volkes ganz aus dem Auge verlieren?

Hält er den Kampf gegen diese bayerische Form der Pornographie, die leider in einer friesischen und, wie es scheint, auch in einer schwäbischen Gegenstücke hat, für geboten oder nicht?

Die Frage ist auch an Ludwig Ganghofer, Wilhelm Jensen, Maximilian Schmidt, Anton von Perfall, Artur Achleitner, Franz von Defregger, Karl Raupp, Joseph Wenglein, — an Dichter, Genremaler, Landschafter, an alle die gerichtet, die die

ernste und fröhliche Natur, das starke und weiche Volk des bayerischen Hochlands zu dichterischen und künstlerischen Schöpfungen begeistert hat.

Der Fragende kann sie nicht zur Antwort drängen, aber der Gegenstand der Frage muß diese Macht haben. Sie können bei ihrer Antwort über den wegsehen, der die Frage gestellt hat. Er will ihre Blicke nicht auf sich, sondern auf die Gefahr lenken, die einen guten, starken Stamm so schwer bedroht.

Aber sie dürfen die Not des Volkes nicht übersehen, dessen Züge und Tracht ihre Muse trägt.

Von der Münchener Hoftheater-Intendanz.

In der Aera der derzeitigen Militär-Intendanz, welche das weltberühmte königliche Kunstinstitut vornehmlich unter dem Gesichtspunkte des Zahlmeisters leitet, scheinen die Zeiten, daß von der Münchener Hofbühne künstlerische Sensationen gemeldet wurden, völlig vorbei zu sein. Man zehrt notdürftig am alten Ruhm und zeigt eine große Virtuosität in der Kunst, am unrechten Ort zu sparen, Künstler und andere Leute vor den Kopf zu stoßen. Nicht einmal für die Inszenierung einer den historischen Beziehungen einigermaßen gerecht werdenden Mozart-Feier hatte man Lust und Zeit, denn man hatte viel wichtigere Dinge zu tun, als da sind: bewährte künstlerische Kräfte abzusägen, ältere Kontrakte zu beanstanden und durch neue wohlfeilere zu ersetzen, die noch weniger Stich halten, nach künstlerischem Ersatz zu suchen, der es „billiger tut".

Und während so an Stelle der früheren Nonchalance, die das Geld des Königs mit Scheffeln unter die Leute brachte, eine kleinliche Uebersparsamkeit getreten ist, die nur zu schlechten Witzen reizt, steht die neue geniale Intendanz im Begriffe, in die königliche Theaterkasse mit einem Ruck ein Loch zu reißen, das zwanzig finanzielle „Mißgriffe" der Aera Possart weit hinter sich läßt. „Für nichts und wieder nichts" soll dem in München unmöglichen Herrn Hermann Bahr ein Sümmchen mit auf den Weg gegeben werden, für das man in der Nähe von München sowohl als in der Nähe von Wien schon ein ganz stattliches „Häuschen im Grünen" kaufen kann.

Ueber diese Abfindungssumme waren in der Presse die widersprechendsten Angaben zu lesen. Aber auch die beiden Nächstbeteiligten haben Mitteilungen in die Welt setzen lassen, die sich beim besten Willen nicht miteinander reimen lassen. Am 9. Februar ließ Baron Speidel durch die „Allgem. Zeitung" erklären: „Die Wahrheit ist, daß die Unterhandlungen mit Herrn Bahr bis zur Stunde nach keiner Richtung noch zu einem Resultat geführt haben. Herr Bahr hat sich bisher weder geäußert, ob er zur Reinigung von den ihm gemachten Vorwürfen klagen will, noch ob er von seinem Vertrag und unter welchen Bedingungen er abzustehen gedenkt. Infolgedessen konnte auch noch von keiner Entschädigungssumme die Rede sein." Und am 10. Februar schrieben die „Münch. Neuesten Nachr.": „Noch gestern ist uns von dem Herrn Intendanten versichert worden, die Angelegenheit stehe unverändert so wie vor einigen Wochen, als Bahr aufgefordert wurde, sich gegen die Angriffe eines Teiles der Presse auf gerichtlichem Wege zu verteidigen. Bahr habe sich Bedenkzeit vorbehalten und sich seitdem noch nicht geäußert."

Zu diesen Mitteilungen von Speidels stehen die Angaben, welche Hermann Bahr persönlich am 10. Februar dem Wiener Korrespondenten der „Münch. Neuesten Nachr." gemacht haben soll, in schroffem Widerspruch. Wie letzterer seinem Blatte depeschierte, habe Baron Speidel in der ersten Februarwoche Bahr schriftlich eine gütliche Lösung des Vertrages vorgeschlagen und den einmaligen Gehalt (18,000 M.) als Abfertigung angeboten. Bahr habe sich zur Lösung des Vertrages bereit erklärt, jedoch auf dem zweijährigen Gehalt von 36,000 M. bestanden. Eine Antwort sei bis zum 10. Februar nicht eingetroffen. Pikant ist die gleichzeitige Versicherung Bahrs, Baron Speidel habe noch am 4. Januar in München auf seine persönliche mündliche Frage eine gütliche Lösung der Vertrages für ganz unnötig erklärt.

Die unvereinbaren Widersprüche zwischen den beiderseitigen Behauptungen sind vielleicht teilweise daraus zu erklären, daß Bahr seinem Ausforscher vom 10. Februar von dem Ehrenhandel, auf den Speidel so großes Gewicht legt, kein Wort gesagt zu haben scheint. Ueber diesen Punkt war aber schon tags vorher in den „Münch. Neuesten Nachr." zu lesen: „Zum Fall Bahr teilt Alfred Holzbock im (Berliner) „Lokalanzeiger" mit, daß das Standesgericht der „Internationalen Presse-Assoziation" in München zusammentreten werde" ꝛc. Allzuviel ist der deutschen Presse von dieser „Internationalen Presse-Assoziation" und ihrem „Standesgericht" noch nicht bekannt geworden. Es scheint sich um einen Import aus Wien, Prag und Budapest zu handeln.

Alle Freunde unfreiwilligen Humors seien bei dieser Gelegenheit eingeladen, die gespreizten Phrasen, mit denen die liberale „Augsb. Abendzeitung" ihren eigenen Protest gegen die Berufung Bahrs den Anwürfen Holzbocks gegenüber zu verteidigen sucht, an Ort und Stelle (Nr. 42 vom 12. Febr.) zu genießen. In der ihm so wohl anstehenden urbanen Art poltert das superiore Blatt über die „rüde", „lächerliche Hetze" der „klerikalen Presse" und verwahrt sich dagegen, daß es am „modernsten Geist" und an der „freien Lebensauffassung" (sic!) Bahrs auch nur den mindesten Anstoß genommen habe. Im Gegenteil! — O, wenn gewisse Zeitungen wüßten, welche Wirkung ihre neuesten speidelfürchtigen Versuche, aus Nein Ja und aus Ja Nein zu machen, auf das Zwerchfell rückgratfester Zeitgenossen ausüben!

Uebrigens wäre für Herrn von Speidel nicht das mindeste gewonnen, wenn auch das Holzbocksche „Standesgericht" zugunsten Hermann Bahrs entschiede. Hermann Bahr ist auch ohne diesen Ehrenhandel, den Herr von Speidel mit einem gewissen Eigensinn fälschlich zum Clou der ganzen Affäre zu machen versuchte, an der Münchener Hofbühne unmöglich. Hermann Bahr hat gar keine Ursache, Herrn von Speidel, der schließlich doch von ihm abrückte, irgendeine Verlegenheit zu ersparen. Er besteht auf seinem Schein und wird nötigenfalls sein klagbares Recht auf den in aller Form vollzogenen Vertrag geltend machen. Die für die Zeit der Vertragsdauer vereinbarten Gagen sind ihm todsicher. Wozu sollte er freiwillig auf einen Teil seines Rechtsanspruches verzichten?

Daß unter solchen Umständen dem Herrn von Speidel der Boden unter den Füßen immer heißer wird, braucht nicht erst versichert zu werden. Auch wird kein Eingeweihter sich über die wahre Stimmung an der höchsten Stelle des Hofes dadurch täuschen lassen, daß Herr von Speidel unlängst jene übliche Einladung zur Hoftafel erhielt, die auch schon manchem anderen „armen Sünder" als Trost im Leide zuteil wurde. Daß Herr von Speidel sich auf die Dauer an der leitenden Spitze der Hofbühne nicht wird halten können, steht bombenfest, wenn auch seine Freunde an hochmögenden Stellen der verblüfften Welt zum Nachteile des Ansehens der Krone wieder einmal beweisen wollten, daß das Wort „unmöglich" überhaupt nicht in ihrem Lexikon steht. Speidels Autorität und sein Ansehen in dem Kreise, über den er das sachverständige Szepter führen sollte, ist zu sehr erschüttert — mit den guten und schlechten Kulissen-Witzen, die den bühnenkundigen „neuen Herrn" feiern, könnte man schon einen kleinen Band füllen — und auch Hermann Bahr tut das Seinige dazu, um das Gras, das über die unangenehme Geschichte wachsen sollte, möglichst lange in der Keimkraft zu hemmen.

In Zirkeln, welche der militärischen Vergangenheit von Speidels nahestehen, zirkulierte vor einigen Tagen folgende Anekdote: General X: „Lieber Y, hast du schon gehört, daß Speidel die 36,000 Mark, die dem Bahr geschenkt werden müssen, nun selbst abverdienen will?" Oberstleutnant Y: „Wieso denn? Wie will der gute Albert das anfangen?" General X: „Höchst einfach: Speidel wird im Nebenamt sein eigener Oberstregisseur und spart die doppelte Gage. Was Possart gekonnt hat, kann Speidel zweimal." Oberstleutnant Y: „Der Witz ist nicht schlecht! Jetzt weiß ich auch, warum Speidel so oft in die Königinstraße geht, und weshalb er neulich in Wien gewesen sein soll. Er nimmt halt Unterricht in der Regie und Dramaturgie bei Savits und Ergänzungsunterricht bei Bahr." Ein mittlerweile eintretender „Pensionierter", der auch seinen Senf dazugeben mußte, beschloß den Diskurs mit den denkwürdigen Worten: „Mit Poehlmanns „Gedächtnislehre" und Knigges „Umgang mit Menschen" wird Speidel die ganze Lichtputzscher' schon bald los haben."

Dr. Armin Kausen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zwei Uraufführungen. Am Kgl. Residenztheater brachte man ein Lustspiel von Georg Hirschfeld, „Spätfrühling", heraus. Es erlebte hier, wie auch Berichten zufolge gleichzeitig in Wien, eine unzweideutige Ablehnung. Diese erfolglos verlaufende Liebesaffäre eines alternden Mannes entbehrt nicht einer trivialen, unbeabsichtigten Komik, trotzdem Hirschfeld, der einstige „kleine Hauptmann", wie ihn ausgesucht gerade Hermann Bahr einmal nannte, ganz frei von jeglicher literarischer Absicht, den Stoff im Stil der von L'Arronge einst mit allerdings viel mehr Geschick gemeisterten Familienrührdramatik, durchsetzt mit schwankhaften Episoden, behandelte. — Auch am Gärtnertheater gab es einmal den seltenen Gast einer Uraufführung. Die Operette „Der Pfiffikus" von Bertrand Sänger ist musikalisch nicht mehr als „auch Eine", die Musik klingt gut, steht zum Libretto in keinerlei Beziehung und ist durchaus nicht neu und original. Der Text, den Josef Siegmund und Fritz Blank nach Schaufferts „Schach dem König" geschaffen haben, ist dank dem Vorbild nicht übel, entbehrt aber des richtigen operettenhaften lustigen Uebermutes. Ein langes Leben ist auch diesem Stück nicht zu prophezeien.

Aus den Konzertsälen. Das zehnte Kaimkonzert stellte den Namen eines für München neuen Mannes an die Spitze des Programms — den des russischen, leider so jung verstorbenen Komponisten Wassili Kalinnikow. Seine erste Symphonie, die Schneevoigt in innerlich belebter Weise zum Vortrag brachte, ist ein oft interessantes Werk, welches vermuten läßt, daß in dem Künstler mit der Zeit sicher volle Eigenart zur Reife gelangt wäre. Vorläufig werden die manchmal sich zeigenden Anläufe zu sarmatischer Ungebundenheit leider noch zu sehr durch einen Mendelssohn-Gadeschen Dämpfer unterdrückt. Im gleichen Konzert spielte Edouard Risler sehr nobel Beethovens Es dur-Konzert. — Der Beethovenzyklus der massenhaft besuchten Volkskonzerte unter Peter Raabe ist bis zur II Symphonie vorgeschritten. Als Pianist hat Hermann Klum mit einem akademisch-äußerlichen glatten Vortrag des C-moll Konzerts doch relativ bisher am besten abgeschnitten. Die Zahl der Solistenkonzerte war gering. Mit einem sehr gehaltvollen Programm führte sich die Altistin Anna Schnaudt ein, sie sang Bachsche Arien (aus zwei Cantaten) und Lieder von Robert Franz und Reger mit wohllautendem Organ und schlichtem, fein ausgearbeitetem Vortrag. Max Reger begleitete wundervoll. Ferencz Hegedüs bekräftigte in seinem zweiten Konzert besonders mit Brahms' tiefer G-dur-Sonate seine Virtuosität und deren echt künstlerische Zwecke. Der Pianist Dr. Alexander Dillmann gab einen seiner Wagnerinterpretationsabende, gegen die wir hinsichtlich ihres Wertes von unserer Anschauung nicht loskommen können. In unserer Wagnerstadt gebricht es an eigentlichem Zweck solcher Unternehmungen, deren Wert um so illusorischer wird, je mehr Persönlichkeit der Vortragende selbst geben will. Der gesanglich mitwirkende Josef Plank ließ eine feinere Behandlung seiner Stoffe, Else Widen jeden dramatischen Akzent, den die Waltrauteerzählung so notwendig braucht, vermissen. Das Münchner Streichquartett hatte für sein letztes Konzert sechs Mitglieder der K. Hofkapelle beigezogen und bedeutenden künstlerischen Erfolg, doch war mit dem Programm (Mozart, G-dur-Streichquartett, Brahms Sextett op. 36, Schubert Ottett op. 166) der Aufnahmsfähigkeit des Publikums entschieden zu viel zugemutet.

Verschiedenes. Ein neues Schauspiel aus den Tiroler Bergen, „Ambros der Hirt" von Robert Kirchmair, hatte in Lübeck einen Lokalerfolg. — Max Grube, der abgesägte Oberregisseur des Berliner Schauspielhauses, dementiert die Nachricht seiner Berufung nach Meiningen. — Am Hoftheater in Oldenburg wurde die Aufführung von Ohorns „Die Brüder von St. Bernhard" von der Hoftheaterintendanz untersagt. — Adolf Sonnenthal feiert demnächst seine 50jährige Tätigkeit am Wiener Hofburgtheater. Er ist daselbst 4265 mal aufgetreten. — Die Oper „Hiarne" der Münchener Komponistin Ingeborg von Bronsart hatte in Dessau großen Erfolg. — Der weitberühmte Kölner Männergesangverein wird zu Ostern in Hannover, Leipzig und Dresden konzertieren. — Das Breslauer Stadttheater bringt die Oper „Narcis Rameau" von Julius Stern zur Uraufführung.

München. H. Teibler.

Kölner Musik- und Theater-Bericht. In den Theatern ging es in der letzten Zeit gar bunt zu: Gäste kamen, Gäste gingen. In der Oper traten rasch nacheinander auf: Aino Acté von der Großen und Sigrid Arnoldson von der Komischen Oper in Paris. Die Acté sang Elisabeth (Tannhäuser) in tadellosem Deutsch, die Else und Margarethe jedoch französisch. Die Arnoldson sang Carmen und Mignon französisch, jedoch die Traviata italienisch. Beide sind, jede in ihrer Art, hervorragende Künstlerinnen; das schützte sie aber nicht vor der bösen Nachrede von wegen des Sprachgemengsels. Auch Yvette Gilbert hatte den Einfall, das heilige Köln mal wieder zu besuchen, und heimste für ihre immerhin graziösen Gaminiaden Lob und Tadel ein. Im Schauspiel stellte sich Else Lehmann, die gefeierte Vertreterin des berlinischen Naturalismus, ein und spielte den Besuchern des alten Theaters „Rose Bernd", die Hanne in „Fuhrmann Henschel" und die brave Frau Wolffen im „Biberpelz" vor. Ferner gastierten in Oper und Schauspiel auf Anstellung oder auch nur aushilfsweise eine beträchtliche Anzahl bekannter oder unbekannter künstlerischer Kapazitäten. Alsdann absolvierte Kapellmeister Albin Trenkler ein Probedirigieren mit der Leitung der „Zauberflöte" und des „Fliegenden Holländer" unter denkbar schwierigen Verhältnissen und — bestand das examen rigorosum cum laude. Im Residenztheater spielte Rosa Poppe vom Kgl. Schauspielhause in Berlin die Medea mit einem eigenen Ensemble. Dieser Neustädter Musentempel hat auch unter der neuen Direktion v. Bomsdorf mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlen ihm zugkräftige Novitäten. Ja, die fehlen jetzt allen Bühnen, auch den vereinigten Stadttheatern. So hatten die letzten Schauspielnovitäten „Der deutsche Graf" von Dr. Vollmöller und Philippis „Helfer" wenig Erfolg. Vollmöller ist ein Neuling, dem es nicht an Talent, wohl aber an Bühnentechnik gebricht: er erfindet wirksame Szenen, die er nicht richtig aufzubauen versteht. Philippi ist ja ein bewährter Praktiker, aber daß er sich in seinem „Helfer" so modern aufspielte, das hat man ihm sehr verdacht. Zum Unglück hatte die Darstellerin der Beate — so heißt das Uebermädchen — sich für die Liebesszene ein Kostüm oder vielmehr ein schleierhaftes Umhängsel ausgedacht, das Anstoß und Unwillen erregte. Auch die Oper fand für ihre letzte Novität, Weinbergers „Schlaraffenland", nur wenig Liebe. Dagegen hat es de Laras glänzend ausgestattete „Messalina" schon bis zu 8 oder 9 Aufführungen gebracht. Lohse hat unter Mitwirkung von Dr. Briesemeister als Loge wieder den ganzen Nibelungenring vorgeführt. Den kaiserlichen Geburtstag feierte das Schauspiel mit einer von Dir. Max Martersteig geleiteten Vorstellung von Kleists „Prinz von Homburg". Die Oper brachte an dem gleichen Tage zur Erinnerung an die 150. Wiederkehr von Mozarts Geburtstag „Don Juan" zur Aufführung und schlug somit, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe. Dagegen widmete man im Gürzenich dem Meister zu diesem Gedenktage einen ganzen Abend. Steinbach hatte die G-moll-Sinfonie und die Zauberflöte-Ouvertüre auf das Programm gesetzt und ließ überdies acht deutsche Tänze für kleines Orchester spielen, die er zu einer Art Suite zusammengestellt und eingerichtet hatte. Wilh. Backhaus aus London spielte an dem Festabend das Klavierkonzert in C-dur (Köchel-Verzeichn. Nr. 467) und — damit die großen Kinder doch auch etwas hatten — die Don Juan-Phantasie von Liszt. Oder sollte dies antiquierte Virtuosenstück ein Ersatz für die mangelnde Vokalmusik sein? Da hatte Konzertmeister Karl Körner doch einen besseren Geschmack, indem er das fünfte Violinkonzert (A dur) (Köchel-Verzeichn. Nr. 219) sich zum Vortrag gewählt. Da nun doch mal von den Solisten die Rede ist, so sei erwähnt, daß Fritz Kreisler im 6. Gürzenichkonzert großen Erfolg hatte mit dem Beethovenschen Violinkonzert und Tartinis Teufelstriller. An Novitäten brachte das Konzert die Märchenballade „Fingerhütchen" von J. Weißmann, in welcher der Wiener Hofopernsänger Fritz Weidemann, der Nachfolger Theo Reichmanns, das Baritonsolo sang. Das ansprechende Werk und auch der sympathische Sänger gefielen. Das konnte man von den Kindertotenliedern von Weidemanns Kapellmeister Gust. Mahler nicht sagen. Wie kann man auch in der fröhlichen Karnevalszeit die Leute mit Totenliedern erschrecken, obgleich der Deutsche, wenn er vergnügt ist, ja gerne traurige Lieder singen hört! Aber diese Lieder — an sich wertvoll — gingen den guten Kölnern doch über die Hutschnur. Aber damit noch nicht genug, stellte das Programm des 8. Gürzenichkonzerts einen Totentanz in Aussicht, der einen ganzen Abend dauern sollte. Mummenschanz und Totentanz — wie reimt sich das zusammen! Seinem Stil nach läßt sich das Mysterium — so nennt der Dichterkomponist Felix Woyrsch das Stück — nicht leicht in eine der bekannten Kategorien einreihen; inhaltlich setzt es sich zusammen aus fünf dramatischen Szenen, in welchen der an die Spitze gestellte Spruch: media vita in morte sumus variiert wird. In der musikalischen Ausgestaltung ist durchweg das Vorbild Wagners unverkennbar; Woyrschs hervorragendes dramatisches Talent — er hat mehrere Opern geschrieben — und seine souveräne Beherrschung aller Ausdrucksmittel befähigten ihn, die Selbständigkeit sich zu wahren. Das Werk, das hier seine Uraufführung erlebte, hatte, von Steinbach sorgfältig vorbereitet, großen Erfolg, so daß der Komponist wiederholt sich auf dem Podium zeigen mußte. Hermann Kipper.

Kleine Rundschau.

Das Wort Wyk.

In der „Allgemeinen Rundschau" 1905 S. 394 findet sich ein Artikel über Katwyk. Dabei wird das altholländische Wort Wyk besprochen. Ich kann der Auffassung jenes Herrn nicht beistimmen. Das Wort Wyk ist indogermanisch und entspricht dem griechischen οἶκος, dem lateinischen vicus. Aus vicus machten die Engländer wich (Sandwich, Greenwich), die Norddeutschen machen wig daraus, Brunswig, oberdeutsch Braunschweig. Unsere Schriftsprache hat dieselbe Silbe in dem Worte Weichbild und in dem Worte Bauwich, womit man beim Städtebau den Abstand zwischen zwei Häusern versteht. Daß in Holland das Wort Wyk mit dem Begriff der vorgeschobenen Schutzmauer gegen Gefahr sich verbindet, liegt offenbar an der Art, wie das Land besiedelt wurde und besiedelt werden mußte. Die Niederlassung als solche wurde vielfach mit Wyk bezeichnet, und bei der Niederlassung mußte man sogleich einen Ort wählen, der möglichst gegen Gefahr sich schützen ließ, sei es durch seine Lage, sei es durch einen Damm. Dr. Eugen Jäger.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 8. München, 24 Februar 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Zur Reichs-Erbschaftssteuer.

Von

Freiherrn von Pfetten-Ramspau, Mitglied des Reichstags.

Unter Bezugnahme auf meine letzten Ausführungen in dieser Zeitschrift will ich heute näher eingehen auf die Wirkung des Reichs-Erbschaftssteuergesetzes in wirtschaftlicher Beziehung.

Gegenstand der Erbschaftssteuer ist jeder Erwerb von Todeswegen und — folgerichtig behufs Hintanhaltung von Steuerumgehungen — jede Schenkung unter Lebenden. Ich werde mich zum Vergleich mit dem derzeitigen Rechtszustand hier und im nachstehenden, um bei der Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten nicht zu ausführlich zu werden, auf Preußen und Bayern beschränken; letzteres steht mir naturgemäß am nächsten, für ersteres aber bedeutet der Gesetzentwurf eine tief eingreifende Umgestaltung des bisherigen Rechts.

Der Erwerb von Todeswegen unterliegt in beiden Staaten schon jetzt der Besteuerung, die Schenkung unter Lebenden aber im allgemeinen nicht, im besonderen nur unter einigen, seltenen Voraussetzungen. Der Gesetzentwurf enthält daher nach dieser Richtung eine Verschärfung, eine Umgehung der Steuer würde in Zukunft nicht mehr möglich sein.

☛ Eine Befreiung von der Steuer soll nach dem Entwurfe Platz greifen: 1. für einen Erwerb von nicht mehr als 300 M, 2. für einen Erwerb, der anfällt: a) ehelichen Kindern, b) unehelichen Kindern aus dem Vermögen der Mutter oder der mütterlichen Voreltern, c) Abkömmlingen der zu a, b bezeichneten Kinder, d) Ehegatten, e) Personen, welche dem Hausstande des Erblassers angehört und darin in einem Dienstverhältnis gestanden haben, sofern der Erwerb nicht mehr als 1000 M beträgt.

Dagegen waren bisher frei sowohl in Preußen als in Bayern, Ehegatten, eheliche Kinder und deren Abkömmlinge, uneheliche Kinder der Mutter gegenüber, Kapitalszuwendungen an Personen aus dem Hausstande ꝛc. des Erblassers bis zu 900 M; in Preußen allein außerdem leibliche Eltern, Groß-, Urgroßeltern und weitere Voreltern; in Bayern allein die an Kindesstatt angenommenen und die anerkannten unehelichen Kinder, dann die leiblichen Eltern bei Anfällen bis zu 1000 M und 20 Prozent des Mehrertrags.

Also auch hier eine Verschärfung des Entwurfs gegenüber dem geltenden Recht!

In weit höherem Maße aber ist dies der Fall, wenn wir den Betrag der Steuer in den einzelnen Klassen vergleichen, wobei natürlich nur die Steuerpflichtigen in Betracht kommen.

Der Prozentsatz der Steuer stellt sich für die wichtigsten Erbfälle wie folgt: (§ 12 R.-E.-St.-G.)

	Preußen	Bayern	Reich
Adoptivkinder	2 Proz.	frei	4 Proz.
Eltern	frei	4 Proz.	4 „
Großeltern usw.	frei	6 „	6 „
Geschwister	2 Proz.	4 „	4 „
Abkömmlinge der Geschw.	2 „	4 „	{4 „ / 6 „}
Onkel, Tante	4 „	6 „	8 „
Entferntere Verwandte	8 „	8 „	{8 „ / 10 „}
Nicht Verwandte	8 „	8 „	10 „

Von einer Spezialisierung der entfernteren Verwandten, dann von einer Aufzählung der selteneren Fälle, Stief- und Schwiegerverwandtschaft, Verschwägerung nehme ich Umgang.

Endlich sieht das Reichs-Erbschaftssteuergesetz eine Staffelung der Steuer vor, welche wir bisher nicht gekannt haben; übersteigt nämlich der Wert des Erwerbes den Betrag von 50,000 M, so wird das 1¼fache, übersteigt er den Betrag von 100,000 M, so wird das 1½fache, übersteigt er den Betrag von 300,000 M, so wird das 1¾fache und übersteigt er den Betrag von 500,000 M, so wird das Doppelte der im Abs. 1 § 12 R.-E.-St.-G., den wir oben auszugsweise kennen gelernt haben, bestimmten Sätze erhoben.

Schließlich stelle ich noch fest, daß die Steuer von dem Betrage berechnet wird, um welchen der Erwerber durch den Erbanfall bereichert worden ist, Lasten und Verbindlichkeiten, Nachlaßkosten usw. kommen daher in Abzug.

Wenn ich das bisher dargelegte zusammenfasse, so ergibt sich daraus die klare Tendenz des Gesetzentwurfs, die Beerbung in der direkten Linie wie bisher steuerfrei zu lassen, die übrigen Erbfälle aber schärfer heranzuziehen, besonders in Preußen und endlich die größeren Vermögen in steigender Progression wesentlich stärker zu belasten.

Allgemein in dieser Weise betrachtet, erscheint das neue Erbschaftssteuergesetz besonders für Bayern ziemlich unbedenklich, die leitenden Grundsätze können als richtig anerkannt werden, die stärkere Besteuerung namentlich der entfernteren Verwandten und der größeren Vermögen ist gerecht, die Staffelung der Steuer entspricht den Anschauungen der modernen Gesetzgebung. Der Entwurf verzichtet auf die Besteuerung der Deszendenten und Ehegatten, was ich freudig begrüße; ich würde eine

gegenteilige Bestimmung, nämlich die Ausdehnung der Steuer auf die engere Familie nicht billigen können; denn eine solche würde ganz allgemein, vor allem aber für den Grundbesitz, einen tief einschneidenden Bruch mit uralten Anschauungen bedeuten; sie würde sich darstellen als Eingriff in die Einheit der Familie, als Verleugnung der Fortsetzung der elterlichen Persönlichkeit in den Kindern, als Verkennung des älteren, ursprünglichen Rechts der Familie zugunsten des Fiskus.

Nun will ich aber den Gesetzentwurf über die Erbschaftssteuer für das Reich noch darauf besonders untersuchen, wie die Wirkung desselben auf den Grundbesitz sich äußern würde; ich bin veranlaßt, hierzu einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Jede Besteuerung hat auf den Grundbesitz eine verschiedene Wirkung als wie auf andere Vermögensobjekte vor allem das mobile Kapital; der Grundbesitz vermag sich der Besteuerung niemals zu entziehen, dieselbe trifft ihn immer sicher und voll; anders ist dies bei den übrigen Vermögensstücken, welchen es häufig möglich wird, sich der Steuer ganz oder teilweise zu entwinden oder dieselbe abzuschwächen. Ferner hat der Grundbesitz — ich habe unter dieser allgemeinen Bezeichnung solchen land- und forstwirtschaftlicher Natur im Auge — die Eigentümlichkeit, daß das Jahreseinkommen daraus im Verhältnis zum gemeinen Werte des Objekts niedrig ist; eine Rente von 1½—2 Prozent bildet die Regel, eine solche von 3 Prozent schon eine Ausnahme, die nur als das Ergebnis außerordentlich günstiger Umstände denkbar ist.

Endlich läßt sich der Grundbesitz nicht immer und ohne weiteres teilen, auch ist eine Teilung sehr häufig aus volkswirtschaftlichen Gründen gar nicht wünschenswert, oder doch nur unter großen Nachteilen möglich.

Eine Vermögenssteuer — und eine solche ist schließlich auch die Erbschaftssteuer — trifft also den Grundbesitz härter, als andere Vermögensobjekte.

Diese Tatsache wird in dem vorliegenden Gesetzentwurf implicite anerkannt, es wird derselben auch bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen, leider aber so ungenügend, daß ich mich mit dem Entwurf nicht zufrieden erklären kann.

Der Besteuerung unterliegen alle inländischen Grundstücke, wobei für diese, für die mit denselben fest verbundenen Gebäude, die Zubehörungen, die Früchte und Nutzungen, sowie für die Berechtigungen, für welche die sich auf Grundstücke beziehenden Vorschriften gelten, das gleiche Recht gilt. Nun macht der Entwurf folgende Konzession in § 17. „Soweit land- oder forstwirtschaftliche Grundstücke den Gegenstand eines Erwerbes bilden, wird von Steuerpflichtigen der Klasse I — das sind als häufigste Erben die leiblichen Eltern und die Geschwister — ein Viertel des auf diesen Teil des Erwerbes entfallenden, nach den Vorschriften dieses Gesetzes berechneten Steuerbetrags nicht erhoben.

Für Steuerpflichtige der bezeichneten Klasse — Eltern, Geschwister ꝛc., — tritt eine Ermäßigung auf die Hälfte ein, soweit die Grundstücke im Laufe der dem Anfalle vorhergehenden 2 Jahre Gegenstand eines nach Maßgabe dieses Gesetzes steuerpflichtigen Erwerbes gewesen sind. Die Ermäßigung tritt nicht ein, wenn die Grundstücke innerhalb des bezeichneten Zeitraums gegen Entgelt veräußert worden sind. Das sind Erleichterungen, die der Gerechtigkeit entsprechen, und über welche sich reden ließe, wenn nicht andere Bestimmungen des Entwurfs dieselben völlig hinfällig machen würden; ich wende mich diesen sofort zu.

Nach § 18 des Gesetzentwurfs erfolgt die Ermittlung des Betrags der Erbschaftsmasse nach dem Werte zur Zeit des Anfalls; damit ist der gemeine, der Verkaufswert als maßgebend aufgestellt; diese Bestimmung ist für den Grundbesitz unannehmbar; sie würde dazu führen, daß z. B. der Wert eines Bauernhofs von dem Steuerbeamten berechnet werden würde nach den Verkaufspreisen einzelner Grundstücke in derselben Dorfgemarkung, oder daß der 60 — 100jährige Wald, der zu einem Gut gehört, dem steuerpflichtigen Erben zu dem vollen Wert der jeweiligen Holzpreise angerechnet werden würde; ähnlich wäre es mit den Gebäulichkeiten, so daß riesige Werte für den ganzen land- und forstwirtschaftlichen Besitz herauskommen würden, die in gar keinem Verhältnisse zum Ertrage desselben ständen. Dieser § 18 muß daher unbedingt fallen und durch Bestimmungen ersetzt werden, welche dem § 2049 B. G.-B. entsprechen; hiernach soll ein Landgut im Erbgang zum Ertragswert angesetzt werden, der sich nach dem Reinertrag bemißt, den dasselbe nach seiner bisherigen wirtschaftlichen Bestimmung bei ordnungsmäßiger Bewirtschaftung nachhaltig gewähren kann. Aber auch diese Reinertragsberechnung kann für unsere bayerischen Verhältnisse, wo der Klein- und Mittelbesitz vorherrscht, sehr schwierig werden. In der Wertsbestimmung der Erbschaft, die natürlich in irgendeiner Weise erfolgen muß, haben wir also eine bedeutende Klippe des ganzen Gesetzes für unseren Grundbesitz.

Bedenklich ist auch die Vorschrift des § 33, wonach für die Erbschaftssteuer die ganze steuerpflichtige Masse haftet, und bei mehreren Erben jeder solidarisch für die von den Miterben zu entrichtende Steuer herangezogen werden kann; wenn daher ein Nachlaß in verschiedene Teile geht, von denen einer ausschließlich aus Grundbesitz, die übrigen aus anderen Objekten bestehen, so kann ich mir unschwer Fälle denken, in welchen ersterer die Steuer für alle tragen muß.

Von einschneidender Wichtigkeit endlich ist der § 39, wonach der Erbe eine Erbschaftssteuererklärung einreichen muß; diese hat zu enthalten ein vollständiges Verzeichnis der zu der steuerpflichtigen Masse gehörenden Gegenstände unter Angabe ihres Werts und der in Abzug zu bringenden Verbindlichkeiten oder Lasten sowie eine Darlegung der für die Steuerpflicht in Betracht kommenden Verhältnisse. Diese Gesetzesbestimmung, für Kapitalbesitz ganz bequem und einfach, ist für bäuerlichen Grundbesitz unausführbar, für Großgrundbesitz außerordentlich lästig und die Quelle zahlloser Plackereien und Unannehmlichkeiten. Ich gebe zu, daß eine Vorschrift im Sinne des § 39 und in Zusammenhalt mit § 45 und 46 unbedingt nötig ist, um die Erbschaften steueramtlich zu erfassen; wenn es aber nicht gelingt, dieselbe wesentlich anders und unter Berücksichtigung der eigentümlichen Verhältnisse des Grundbesitzes zu gestalten, so wird durch dieselbe für mich das ganze Gesetz unannehmbar!

Nicht ausreichend ist endlich auch die Bestimmung, welche eine Stundung der Erbschaftssteuer fakultativ gestattet; diese Stundung muß unbedingt auf Antrag des Steuerpflichtigen als zwingend und in Verbindung mit einer Zahlung in Raten, beides etwa auf 5 Jahre, normiert werden.

Der Gesetzentwurf, so wie er vorliegt, ist, meines Erachtens, völlig unannehmbar für jeden, der die gegenwärtige land- und forstwirtschaftliche Besitzverteilung in Deutschland nicht völlig umgestalten will; ein derartiges Gesetz würde total andere Verhältnisse und vor allem die gänzliche Mobilisierung des Grundbesitzes zur Folge haben. Darunter würden sämtliche bäuerliche Wirtschaften in Bayern zu leiden haben, die entweder zerstückelt zu Parzellenbetrieben herabsinken oder vom Großgrundbesitz aufgesaugt werden würden; aber auch der größere Grundbesitz würde schwer geschädigt werden sowohl in Preußen als in Bayern und zwar in einer für die Allgemeinheit sehr mißlichen Weise. Der Gesetzentwurf würde die Uebernahme von Großgrundbesitz erschweren, die heute schon, besonders in Bayern, nicht leicht ist und häufig ein hohes Maß von Liebe zur ererbten Scholle und Aufopferung und Arbeitsfreudigkeit voraussetzt; ich werde mich nicht täuschen mit der Befürchtung, daß ein solches Gesetz den Großgrundbesitz innerhalb eines Menschenalters dem Großkapital überantworten und zur Bildung ausgesprochener Latifundien führen würde! Die jetzigen größeren Gutsbetriebe — mit Ausnahme der wenigen Fideikommisse — werden verschwinden oder zum mindesten von ihren Eigentümern, die sich persönlich anderen, lohnenderen Berufen zuwenden werden, verlassen und der ausschließlichen Bewirtschaftung durch Verwalter oder Pächter zugewendet werden! Auch dieses ist doch gewiß ein großer volkswirtschaftlicher Uebelstand.

Nun ist diese Gefahr nicht nur meine persönliche Anschauung, sondern Geschichte und Erfahrung lehren uns geradezu, daß die Dinge in dieser Weise sich entwickeln.

Den Beweis hierfür erbringt uns — sehr unfreiwillig wie ich denke — die Vorlage der verbündeten Regierungen über die Erbschaftssteuer selbst! Dieselbe führt in der Begründung u. a. die Verhältnisse in zwei hochkultivierten benachbarten Ländern an, in Großbritannien und Frankreich; wir erfahren da, daß bei einem Gesamtertrag der Erbschafts- und Schenkungssteuer in Großbritannien von 353 Millionen Mark pro Jahr 8,1 M auf den Kopf der Bevölkerung treffen, in Frankreich 200 Millionen Mark und 4,12 M, in Deutschland aber bisher nur 27,3 Millionen Mark und 0,48 M. Wie liegen aber die wirtschaftlichen Verhältnisse des Grundbesitzes in den drei Vergleichsländern?

Deutschland hat Klein-, Mittel- und Großbetrieb in ziemlich angemessener Weise — Bayern sogar in fast idealem Maße; nach der Zählung vom 14. VI. 1895 haben wir in Deutschland 25,5 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche in Betrieben von 100 ha und darüber, die übrigen rund drei

Viertel aber in solchen von weniger als 100 ha; allein die Klasse von 5 bis unter 20 ha umfaßte 29 Prozent der Gesamtfläche; in Bayern hatten wir im gleichen Jahre 1895 überhaupt nur 2,56 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche in Betrieben von mehr als 100 ha und nur 4,59 Prozent derselben in solchen von 50 bis 100 ha, während der Rest mit 92,85 Prozent der Fläche unter 50 ha fällt.

Bezüglich der forstwirtschaftlichen Betriebe Deutschlands, welche in Verbindung mit landwirtschaftlichen Grundstücken stehen, ergeben sich allerdings rund 36 Prozent der Fläche in solchen von mehr als 200 ha; hier ist aber wohl zu berücksichtigen, daß in der Gesamtfläche von 30'847,317 ha eine solche von 7'235,202 ha an Staats- und Gemeindeforsten ꝛc. inbegriffen ist, d. i. rund 23 Prozent; bringen wir diese, fast ausschließlich den Klassen von über 200 ha zufallenden Flächen in Abzug, so ergibt sich auch hier ein anderes, eine durchaus gesunde Besitzverteilung darstellendes Verhältnis.

In Großbritannien dagegen haben wir ebenfalls im Jahre 1895 von der landwirtschaftlich benutzten Fläche 69,96 Prozent in Betrieben von über 100 acres (1 ha = 2,47 acres) nach The Statesman's Year-Book for the year 1905 (by J. Scott Keltie L.L.D., London Macmillon and Co. Ltd. 1905); ebenda finden wir, daß 17,6 Prozent Oedland sind, 3,9 Prozent Wald (!!), dann 30,3 Prozent Gras- und Weideland und 48,2 Prozent Acker und Wiesen; nur letzteres ist eigentliches Kulturland. Deutschland hat dagegen 59,8 Prozent Kulturland, 25,9 Prozent Wald und 5 Prozent Weide- und Oedland, endlich 9,3 Prozent Haus- und Hofräume.

Ferner sagt uns The British Empire Year-Book 1903. (by Edgar G. Wall, London Edw. Stanford), daß i. J. 1901 von den Eigentümern bewirtschaftet wurden 4'290,559 acres, von den Pächtern 28'126,886 acres, im folgenden Jahre 1902 aber 4'222,589 acres bzw. 28'165,370 acres, mithin in einem Jahr eine Zunahme der ohnedies riesigen Pächterwirtschaft um 38,484 acres!

Die angeführten Zahlen beweisen einesteils, wie wenig England sich als Vergleichsobjekt mit uns eignet und andernteils, wohin wir kommen werden, wenn wir dortige Maßregeln — hohe Erbschaftssteuern u. dergl. — auf unsere Verhältnisse anwenden.

Bezüglich Frankreichs ist mir eine entsprechende Statistik leider nicht zur Hand; ich lege auch weniger Wert auf eine solche, als wie darauf, daß dortselbst unter dem Einflusse der Gesetzgebung und einer hohen, alle Erbfälle, auch Kinder und Ehegatten umfassenden Erbschaftssteuer bekanntlich seit Jahren die Bevölkerung nur mehr minimal zunimmt, und sich der Zeitpunkt schon berechnen läßt, wann ein Rückgang der Bevölkerung eintreten wird. Einen besonderen Beweis hierfür kann ich mir wohl sparen, nachdem die einschlägigen Verhältnisse alljährlich eingehend und öffentlich dargelegt werden. Ich weise nur hin auf die außerordentliche moralische und politische Gefahr, welche hierin liegt und welche nicht zuletzt in der unbeschränkten Teilbarkeit des Grundbesitzes dort liegt.

Zum Schlusse resümiere ich kurz. Es wäre sehr wünschenswert im Wege der Gesetzgebung die großen Vermögen, namentlich die Kapitalien entsprechend zu fassen; die vorgeschlagene Erbschaftssteuer aber erfüllt diesen Zweck nur mangelhaft und unvollkommen, dagegen ist dieselbe geeignet, den Grundbesitz auf das schwerste zu schädigen. Ein Ausgleich wird schwerlich zu erzielen sein, da ich es für unmöglich halte, diesen gerade bei der Erbschaftssteuer zu finden.

Die verfassungsrechtlichen Bedenken, die ich neulich hier dargelegt habe, fallen ebenfalls schwer ins Gewicht.

Ich würde daher für meine Person dringend wünschen, daß der Gesetzentwurf über die Reichs-Erbschaftssteuer schon in der Kommission des Reichstages abgelehnt und die notwendigen Mittel in anderer Weise, am besten durch andere Steuern, beschafft werden könnten.

Der Vollständigkeit halber möchte ich noch konstatieren, daß sämtliche landwirtschaftlichen Interessenvertretungen, welche sich bisher zum vorliegenden Gesetzentwurf geäußert haben, gegen denselben und zwar zum Teil in schroffster Form Stellung genommen haben.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Noch immer die marokkanische Polizeifrage!

Telegraphische Spreu ist in Algeciras neuerdings massenhaft produziert worden; man hat die arme Tagespresse und deren geduldige Leser überschüttet mit spaltenlangen Depeschen über gleichgültige Nebensachen, falsche Interviews und windige Vermutungen, während der Kern der Dinge, die deutsch-französischen Besprechungen über die kritische Polizeifrage, zunächst unter dem Schleier des Amtsgeheimnisses blieb. Nunmehr ist endlich von diesem Schleier ein großer Zipfel gelüftet worden. Der bisherige Gang der Verhandlungen ist nach den offiziösen Mitteilungen kurz folgender:

Zuerst wurde von französischer Seite keck und einfach ein Doppelmandat von Frankreich und Spanien zur Organisierung der Polizei angeregt. Deutschland konnte natürlich auf diese Zumutung nicht eingehen, weil damit an Frankreich das absolute politische Uebergewicht auch im Westen Marokkos verliehen würde, woran die teilweise Mitwirkung des an Frankreich gebundenen Spanien nichts ändern könnte. Also abgelehnt wegen Unverträglichkeit mit dem Grundsatz der Internationalität und der offenen Tür.

Dann wurde von Deutschland der Vorschlag gemacht: Der Sultan soll verpflichtet werden, die Polizei selbst zu organisieren, und zwar mit Hilfe fremder Instrukteure, die er beruft, und unter Ueberwachung durch das diplomatische Korps in Tanger, dem ein Offizier neutraler Macht als Mittelsperson für die Ueberwachung dienen soll.

Die französische Antwort auf diesen deutschen Vorschlag erklärt sich freilich damit einverstanden, daß die Organisation der Polizei dem Sultan überlassen werde, stellt aber die inhaltsschwere Bedingung, daß die Offiziere, welche der Sultan mit dieser Organisation in den Seestädten Marokkos beauftrage, Franzosen oder Spanier sein müßten. Erst nach Annahme dieser Bedingung will Frankreich sich zur Prüfung der Frage der Ueberwachung herbeilassen.

Auf deutscher Seite betrachtet man diese Antwort Frankreichs als eine Ablehnung; der französische Gegenvorschlag laufe im wesentlichen auf das französisch-spanische Doppelmandat hinaus und würde Frankreich einen fast ausschließlichen politischen Einfluß am atlantischen Küstengebiet verschaffen. Deutschland habe die durch die algerische Grenzlage gegebene besondere Stellung Frankreichs dadurch anerkannt, daß es ihm in dem Grenzgebiete freie Hand gelassen; es könne sich aber nach seiner ganzen bisherigen Politik nicht wohl dazu verstehen, der französischen Republik auch noch den entscheidenden politischen Einfluß an der marokkanischen Küste zu gewähren. Unsere Offiziösen erklären also die französische Antwort für nicht befriedigend, wollen aber doch die Hoffnung auf eine Verständigung noch nicht aufgeben.

Dieser Hoffnung schließt man sich gerne an. Trotz der bisher bewiesenen Zähigkeit Frankreichs machen doch folgende Umstände eine weitere Nachgiebigkeit wahrscheinlich: 1. Deutschland kann das Scheitern der Konferenz besser ertragen als Frankreich; 2. in der öffentlichen Meinung, die bisher durch die bekannte deutschfeindliche Preßmache irregeführt war, bricht allmählich die Erkenntnis durch, daß Frankreich durch die Wiederaufstellung der bei den deutsch-französischen Abmachungen vom vorigen Jahre aufgegebenen Forderung der Polizeigewalt das friedenstörende Element ist; 3. die Franzosen sind selbst nicht einig über die Berechtigung und die Zweckmäßigkeit der Forderungen ihrer Regierung; 4. das Mißtrauen gegen die französische Politik wird besonders verschärft durch die Vorgänge von Mar Chica, welche die rührige Tätigkeit einer französischen Gesellschaft zur Führung eines Rebellenkrieges gegen den Sultan und die Begünstigung des großartig organisierten Waffenschmuggels durch die französische Kriegsflotte drastisch beleuchten. Der deutsche Standpunkt, hinter dem das ganze deutsche Volk in fester Eintracht steht, wenn auch die rote Presse hier wie überall vaterlandsfeindliche Artikel ohne praktische Bedeutung schreibt, findet auch bei den anderen Völkern in steigendem Maße Verständnis und Sympathie. Um die Lösung für Frankreich möglichst ehrenvoll zu machen, wird trotzdem die deutsche Politik wohl in ungefährlichen Einzelheiten noch Zugeständnisse machen. Das Zugeständnis Frankreichs an die Autorität des Sultans und die Annäherung an den Vorschlag, daß eine wirksame internationale Kontrolle der Polizeigewalt eingerichtet werde, beleben

wieder etwas die Hoffnung, daß man sich schließlich auf halbem Wege treffen werde. Freilich bleibt es auch im besten Falle bei einer Halbheit, die künftige Reibungen nicht ausschließt; aber in der komplizierten modernen Politik, die den Frieden von der Hand in den Mund leben lassen muß, sind ja solche Halbheiten die Regel.

Die Parlamentsauflösung in Ungarn.

Der Konflikt jenseits der Leitha ist nun aus dem chronischen in den akuten Zustand übergetreten. Die Unnachgiebigkeit der Koalition hat die Regierung gezwungen, das Parlament aufzulösen. Da bestimmt zu erwarten war, daß die Abgeordnetenkammer dem königlichen Auflösungsdekrete Widerstand entgegensetzen werde, so hatte die Krone einen Honvedgeneral mit den nötigen Truppenkräften als besonderen Bevollmächtigten zur Durchführung dieses Aktes abgeschickt. Natürlich klammerte sich die Opposition schnell an den formalen Gesichtspunkt, daß das Parlament nur durch die verantwortlichen Minister, nicht durch unverantwortliche Mittelspersonen mit der Krone zu verkehren habe. Man ließ das Haus ruhig den Beschluß fassen, das königliche Schreiben uneröffnet dem Ueberbringer zurückzugeben und am Mittwoch eine neue Sitzung abzuhalten. Als nun die Sitzung geschlossen war, erschien ein Stellvertreter des Bevollmächtigten, verlas an der Präsidententribüne die Auflösungsorder, leerte das Haus, ließ es verschließen und versiegeln. Eine Wache soll die Wiederaufnahme der Sitzungen verhindern. Es ging alles glatt ohne gewaltsame Zusammenstöße ab. Bei viel geringeren Anlässen hat es in Budapest schon sehr bedenkliche Straßentumulte gegeben. Bis jetzt ist nichts derartiges gemeldet, obschon die Führer der Koalition mit Trauerfahnen durch die Straßen gefahren sind. Ist der landesübliche Ausbruch der Volksleidenschaft nur vertagt? Oder steht das Volk wirklich nicht in der Geschlossenheit und Entschlossenheit, mit welcher die Opposition prahlt, hinter dem ausgekehrten Parlament? Das bleibt noch unklar, ebenso wie die Pläne der Regierung in bezug auf den Zeitpunkt und das Wahlverfahren für die Neuwahlen. Nach den Erklärungen im österreichischen Abgeordnetenhause steht nun fest, daß der Handelsvertrag zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn am vereinbarten Termin des 1. März in beiden Hälften der Monarchie gleichmäßig in Kraft tritt. In Cisleithanien wird er durch ein regelrechtes Gesetz eingeführt; in welcher **Form** er für Ungarn eingeführt wird, geht Deutschland nichts an, wenn er nur tatsächlich zur Anwendung gelangt. Als unparteiische Beobachter haben die reichsdeutschen Freunde der habsburgischen Monarchie gewiß in überwiegender Mehrheit den Eindruck, daß Kaiser Franz Joseph, der Vielgeprüfte, in seinen bisherigen Verhandlungen mit der Koalition eher zu viel als zu wenig Langmut bewiesen hat. Die Dynastie muß den Kampf gegen die magyarische Oligarchie durchfechten, da der Fortbestand der habsburgischen Monarchie auf dem Spiele steht. Sollte der dynastische und Reichs-Gedanke wirklich in den breiten Schichten des Volkes seine einst so siegreiche Kraft verloren haben? Wir möchten es nicht glauben, ehe wir es nicht sehen. Die bisherigen Machenschaften der Politik an beiden Seiten der Leitha braucht man noch nicht als Beweis gelten zu lassen. Das Volk selbst ist noch nicht richtig befragt worden.

Das ewige Handelsprovisorium mit Nordamerika.

In der „agrarischen Woche“, die soeben in Berlin abgehalten wurde, hat das große Werk der Zollreform einen schönen moralischen Triumph gefeiert; auch der Bund der Landwirte, dessen Taktik bisher auf der steten Unzufriedenheit beruhte, hat nunmehr der Politik der mittleren Linie seine Huldigung darbringen müssen. Damit wir nun angesichts der fertigen Handelsverträge und der inneren Beruhigung nicht in wirtschaftspolitischen Uebermut verfallen, kommt als ernüchternde Brause der Antrag der Regierung, wegen noch mangelnder Einigung mit Nordamerika das Handelsprovisorium wieder auf fünfviertel Jahre zu verlängern. Auf diese Frist soll es beim alten bleiben, d. h. Nordamerika erhält alle Vorteile, welche in den neuen Abmachungen den Vertragsstaaten eingeräumt sind, und es gewährt uns vorläufig nichts weiter, als was wir bisher hatten, nämlich nur die Verschonung mit den besonderen Kampfmaßregeln, die der nordamerikanische Tarif für den Fall vorsieht, daß die Vereinigten Staaten nicht die Meistbegünstigung haben. Der Reichstag wird da vor eine bittere Schüssel gestellt. Wenn wir das Provisorium ablehnen, kommt es zum schärfsten Kampf, und wenn wir es annehmen, wird es leider wohl übers Jahr zu dem Kampfe kommen. Es frägt sich, ob ein letzter, unsicherer Versuch der Verständigung die Nachgiebigkeit auf ein weiteres Jahr lohnt.

Bischof Bonomelli über die Beziehungen von Kirche und Staat.

Von

Jos. Massarette-Rom.

Seit einiger Zeit erwartet man mit Spannung ein Hirtenschreiben des Bischofs von Cremona über diese hochwichtige Frage. Um so willkommener ist der zum Teil wörtliche Auszug, den der Mailänder „Osservatore Cattolico“ bereits vor Erscheinen des interessanten Dokuments gibt, dessen Hauptgedanken wir unter Anführung einiger Textstellen hier hervorheben möchten. Die Bestrebungen des greisen Kirchenfürsten, der seit einer Reihe von Jahren mit bedeutsamen Kundgebungen hervorgetreten, dürften in der gebildeten Welt allgemein bekannt sein. Man mag in manchen Punkten anderer Meinung sein als er, doch wird es ihm keiner absprechen können, daß er, voll inniger Liebe zu seiner Kirche, einzig und allein darauf bedacht ist, deren Einfluß auf die heutige Gesellschaft zu stärken.

Zunächst wirft Msgr. Bonomelli einen Rückblick auf die Entwicklung der katholischen Kirche durch zwei Jahrhunderte; sie habe, ihrem Wesen nach stets die gleiche bleibend, den Verhältnissen sich anzupassen gewußt, sich nach den Gebräuchen, Einrichtungen, Regierungsformen und bürgerlichen Verhältnissen gerichtet, sich allen Wissenschaften geneigt gezeigt und dafür gesorgt, daß Religion und Gesellschaft daraus Nutzen zögen; sie sei allen alles geworden, um alle für Christus zu gewinnen. Ihre Geschichte sei die ihres Verhältnisses zur bürgerlichen Gesellschaft und könne auf drei Formen zurückgeführt werden, die allerdings weder immer gleichzeitig gewesen noch auf einandergefolgt seien, nämlich die des Kriegszustandes zwischen beiden Gesellschaften; die der freundschaftlichen Verbindung, wobei die Kirche dem Staat ihre moralische Stütze leiht und sich seines Schutzes erfreut; endlich die der Unabhängigkeit beider Teile oder der Trennung, ohne gegenseitige Unterstützung wie ohne Bekämpfung, aber unter beiderseitiger Achtung nach dem Wort: „Die freie Kirche im freien Staat“. Der Bischof ist der Ansicht, daß vor Schluß des 20. Jahrhunderts diese letzte Lösung, die er für die einzig richtige hält, allgemein durchgedrungen sein werde. Nachdem er diese optimistische Hoffnung, die nur wenige teilen dürften, ausgesprochen, weist er auf fünf Punkte hin, um dann darauf näher einzugehen.

„Beim ersten werden wir, so schreibt er, die Kirche sehen in der Periode des Kampfes mit der politischen Macht, die nicht Pardon gibt und sie mit allen Mitteln vertilgen will: Periode der materiellen Verfolgung. Beim zweiten sehen wir die Kirche während der Periode der Verbindung mit der politischen Macht: Periode des nur zu oft um teuern Preis erlangten gesetzlichen Schutzes; diese beiden Punkte werde ich nur kurz berühren. Beim dritten werden wir die Kirche während des Zeitraumes der Freiheit für alle, des gemeinsamen Rechtes oder der Trennung sehen, und hier werde ich länger verweilen, weil es sich um unsere Zeit handelt. Im vierten werden wir uns die Vorteile ansehen, die für die Kirche aus dieser neuen Phase ihres Lebens erwachsen werden. Beim fünften und letzten Punkte werden wir sehen, was wir Priester und katholische Laien zu tun haben, um diese Probe zu bestehen und diesen Triumph der Kirche, welcher ihr größter sein wird, vorzubereiten.“

Wir übergehen die beiden ersten Punkte, die nur historisches Interesse bieten, und sehen den Bischof seine trennungsfreundliche These verteidigen. Zuerst weist er folgenden gegen das System der Trennung erhobenen Haupteinwand zurück: „Die Wahrheit und sie allein hat das absolute Recht auf die Geister, die Herrschaft und Beherrschung der Gesellschaft; dem Irrtum kann niemals irgendein Recht zukommen.“

Msgr. Bonomelli führt aus, daß, wenn auch, abstrakt gesprochen, die Wahrheit allein das Recht zu herrschen habe, ihrem siegreichen Vordringen zum Geist und Herzen des Menschen doch viele Hindernisse im Wege ständen und man sich infolgedessen nicht darüber zu wundern brauchte, wenn so viele Menschen sich ihr gegenüber ablehnend verhielten.

Der oberitalienische Bischof führt dann eine Aeußerung seines berühmten Kollegen von Angers, Msgr. **Freppel**, an, welcher seinerzeit betonte, es sei heute eine Gewissenspflicht der Katholiken, die bürgerliche Toleranz zu üben; dann meint er, wenn man auf Montalembert, Lacordaire, Dupanloup und andere Kenner der neuen Zeitverhältnisse gehört hätte, wäre Frankreich die gegenwärtige Bedrückung erspart geblieben; es bleibe immer wahr, daß Dulden und Billigen ganz verschiedene Dinge seien.

Das Hirtenschreiben geht dann auf die Vorteile über, welche der Kirche erwachsen würden, wenn sie die Trennung

zwar nicht herbeiführen, aber annehmen würde als eine Folge der veränderten Gesellschaftslage. Durch eine aufrichtig vollzogene Trennung würde den Uebergriffen der Staatsgewalt auf das Gebiet der Kirche und den schweren Opfern, die letztere bei Verträgen und Konkordaten stets habe bringen müssen, ein Ende gemacht. So werde es außerdem der Kirche möglich, „die eigene Sache und eigene Verantwortlichkeit von der Sache und Verantwortlichkeit der Zivilgewalten, welcher Natur diese auch seien, klar zu erkennen".

Msgr. Bonomelli sieht einen weiteren Vorteil in der Verwirklichung seiner festen Hoffnung, daß, nachdem der Staat der Kirche jede materielle Unterstützung entzogen haben werde (was ja aus manchen Gründen zu bedauern sei), die Kirche nach dem Ratschluß der göttlichen Vorsehung eine nie gesehene Größe und moralische Macht erlangen werde. Dann werde die Welt sehen, daß die katholische Kirche ihr eigenes Leben habe und nicht auf die Unterstützungen irgendwelcher Regierungen angewiesen sei. Dann werde es auch jedermann einleuchten, daß alle anderen Kirchen und Religionen mit den Staatsgewalten verschmolzen sind und als deren Anhängsel von ihnen Leben und Kraft haben. Der ungläubigen und skeptischen modernen Welt sei es vorbehalten, den glänzenden Beweis für den göttlichen Ursprung der katholischen Kirche zu erbringen. Es heißt dann wörtlich:

„Eine Kirche, die sich über das ganze Angesicht der Erde erstreckt, die größte Einheit des Glaubens und der Mitglieder bietet, mit einem einzigen wählbaren, nicht erblichen Oberhaupt; eine Kirche ohne materielle Gewalt, lebend unter und zwischen den verschiedensten Mächten, die ihr keinerlei Unterstützung zuteil werden lassen, und von denen sie weder einen Pfennig noch einen Soldaten verlangt. Sie, die nichts hat, wie der Apostel, wird alles haben, und ihre Söhne werden es ihr freiwillig, von selbst und reichlich bieten. Das wird ein neues und wirklich wunderbares Schauspiel sein, das der Kirche die lebhaftesten Sympathien aller Männer von Herz gewinnen wird, denn ein freies, eigenes Leben wird sie inmitten des Volkes leben. Und vielleicht werden dann jene, welche die Geschicke der Völker leiten, zu ihr herabsteigen und sie um die moralische Unterstützung bitten, deren Notwendigkeit sie fühlen werden, und die Kirche, immer großmütig, wird dieselbe gerne gewähren. In der Geschichte der Völker finden sich so gewaltige und seltsame Veränderungen, daß man auch diese zu den wahrscheinlichen rechnen kann."

Weiter lesen wir, die Trennung werde sicher einige Nachteile mit sich bringen, aber auch die Aufrichtigkeit und Charakterfestigkeit stärken; durch sie werde bei vielen der Glaube edelmütiger, die Frömmigkeit inniger und die religiöse Ueberzeugung männlicher und fester.

Msg. Bonomelli verweist dann auf den religiösen Aufschwung in England, den Vereinigten Staaten und einem Teil seines Vaterlandes; in Ober- und Mittelitalien habe das religiöse Leben im letzten Vierteljahrhundert reichlichere Früchte hervorgebracht als im ganzen vorhergehenden Jahrhundert. Das verdankten die Italiener dem Kampfe, der durch die zum Teil durchgeführte Trennung des Staates von der Kirche notwendig geworden sei. Die Vorsehung lasse das Böse zu, damit Gutes daraus entstehe; auf die eigenen Kräfte angewiesen, wachten die Katholiken wie vom Schlafe auf und wurden mehr als je vorher sich ihrer Pflicht der Betätigung auf religiösem und moralischem Gebiete bewußt.

Eingehend beschäftigt sich dann der Bischof mit den Beziehungen des Klerus zur Laienwelt, hebt für ersteren die Notwendigkeit hervor, den Fortschritt der Studien zu verfolgen, die dem Glauben drohenden Gefahren zu vermeiden sowie alles zu fördern, was zur Bewahrung und Vermehrung seines Einflusses in der modernen Welt beiträgt. Schließlich ergeht er sich in lichtvoller Weise über die Natur des Dogmas.

* * *

Es ist zu erwarten, daß dieses Hirtenschreiben des Bischofs von Cremona in der Presse ein mannigfaches Echo wecken wird. An Worten rückhaltslosester Anerkennung, an Stimmen, die den Verfasser als Propheten feiern, wird's wohl nicht fehlen; andere werden sich berufen fühlen, mit ihm scharf ins Gericht zu gehen; mancher auch, dem letzteres unangebracht erscheint, wird den Optimismus Msg. Bonomellis nicht teilen.

Sollte wirklich der Trennung von Kirche und Staat allgemein die Zukunft gehören und sollten die Katholiken dabei auf ihre Rechnung kommen, so würden sie dies gewiß nicht den Antiklerikalen zu verdanken haben. Was diese unter Trennung verstehen, haben sie in Frankreich zur Evidenz erwiesen. Eine Trennung, welche der Kirche die staatlichen Fesseln abnehmen würde, könnte und müßte diese begrüßen, trotz noch so schwerer materieller Opfer. Aber eine solche entsprach nicht der Auffassung der französischen Kulturkämpfer, denen es in den verschiedenen Ländern an Gesinnungsgenossen nicht mangelt. Ihr Trennungsgesetz zielte auf Beraubung und Knechtung der Kirche hin. So wie es schließlich votiert wurde, ist es manchen Blockleuten nicht scharf genug; diese Freiheitsbolde hoffen in naher Zukunft ihr Werk krönen, durch Verschärfung des Gesetzes der Kirche den letzten Rest von Bewegungsfreiheit rauben und ihr ein noch schwereres Joch, worunter sie ersticken müßte, auferlegen zu können. Und solche Pfaffen des Unglaubens, die, wenn sie ihre Gesinnung gegenüber den Katholiken richtig ausdrücken wollten, mit dem Baccalaureus im zweiten Teil des „Faust" sagen müßten: „Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen", gibt's in den meisten Parlamenten des alten Europa; und hinter ihnen steht eine mächtige Presse, die gerade in den letzten Jahren zu einem frischen, fröhlichen Kesseltreiben auf Schwarzwild kräftiger als je ins Horn stieß.

An den Katholiken ist's, sich den gebührenden Platz an der Sonne, einerlei ob mit oder ohne Trennung von Kirche und Staat, zu erobern, stets gewappnet zur Verteidigung ihrer Positionen.

Vom Bayerischen Landtag.

Von

Dr. Robert Einhauser,

Mitglied der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Seit Mitte Dezember des vorigen Jahres hat die Abgeordnetenkammer wieder ein schönes Stück Arbeit bewältigt, so vor allem die Neuordnung der Verwaltung der Zölle und indirekten Steuern. — Noch lange vorher, ehe der Kultusetat an die Reihe kam, beschäftigte sie sich mit der Forderung eines Erweiterungsbaues für die Universität München. Das jetzige Universitätsgebäude wurde 1840 bezogen; damals zählte die Universität 1350 Studierende, im letzten Sommersemester betrug die Zahl der Studierenden 5477. Der Neubau erfordert — ungerechnet die Kosten für die innere Einrichtung — einen Aufwand von drei Millionen Mark; die Summe hat die Kammer nach dem vom Referenten Dr. Schädler (Zentr.) warm vertretenen Antrag anstandslos der Regierung bewilligt.

Bei der Beratung des Justizetats wurde aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit und im Interesse einer volkstümlichen Justiz größere Heranziehung der Arbeiter bei der Rechtsprechung (an den Schöffen- und Schwurgerichten) und die Bewilligung von Diäten für die Schöffen und Geschworenen verlangt. Der Zentrumsabgeordnete Lerno wies als Referent im Justizetat sehr wirkungsvoll den Vorwurf zurück, daß in Bayern den Sträflingen gegenüber zuviel „Humanitätsduselei" getrieben werde; und gegen vereinzelte Empfehlungen der Wiedereinführung der Prügelstrafe bemerkte er: „ich würde lieber mein Richteramt niederlegen, als eine Prügelstrafe dekretieren, weil eine solche Strafe entehrend ist für den Staat, der sie eingeführt hat."

Aus der ziemlich umfangreichen Debatte über den Militäretat sei hervorgehoben die durch Dr. Heim konstatierte Tatsache, daß die Verbreitung des Molkereiwesens in manchen (nicht allen) Gegenden Bayerns — wie nachgewiesenermaßen auch in Württemberg — nachteilig die Rekrutierungsfähigkeit oder die Aushebungsergebnisse bei den einzuziehenden Mannschaften beeinflußt.

Aus dem Briefe eines Lehrers, der seit Jahren und über eine Generation in ein und derselben Gemeinde tätig ist, teilte Dr. Heim mit, daß dort Milch, Schmalz, Butter durch Margarin, Bier, Kaffee und womöglich noch durch Schnaps verdrängt worden ist; die Folge dieser Unterernährung ist eine zunehmende Nervosität der Kinder, Unaufmerksamkeit, Zerfahrenheit, Rückgang in den Resultaten der Schule. — Rühmend verdient auch erwähnt zu werden, daß ein Redner der Sozialdemokraten bei der Besprechung der Geschlechtskrankheiten in der Armee dem Wunsch Ausdruck gab, daß gewisse Vorgesetzte sich etwas weniger lasziv ausdrückten, daß die Zote mehr als bisher sowohl im dienstlichen Verkehr wie im Privatverkehr mit den Mannschaften aus der Armee verschwände, und daß überhaupt die Achtung vor der Frau dem Soldaten etwas mehr eingeprägt werden möchte.

Wenn der Abgeordnete Geiger (München III) auf die in manchen Regimentern übliche Art des Verkehrs zwischen Vor-

gesetzten und Untergebenen, die nur Strenge, Strafandrohung, Straferlasse, Schimpfen und Schelten kennt, als auf eine Quelle der Soldatenmißhandlungen hingewiesen hat, oder wenn er beklagt hat, daß die mit der Mannschaft zur Kirche kommandierten Offiziere durch Schwätzen, Umeinandersehen, durch ihre ganze Haltung die religiösen Gefühle der Soldaten oft schwer verletzen, so hat er damit nur dem Empfinden weiter Volkskreise Ausdruck gegeben. — Dr. Müller (Meiningen-Hof) hatte, wie im vorigen Jahre im Reichstag, so auch heuer im Landtag bei der Besprechung der Soldatenmißhandlungen die Hebung des Turnwesens bei der Landbevölkerung empfohlen, da die Nervosität und Ungeduld der Unteroffiziere doch in der Regel nur der unbeholfene Bauernbursche zu fühlen bekomme, der in seinem Leben nie geturnt habe. Demgegenüber machte ein Vertreter des Bauernbundes geltend, daß die Lust zum Turnen dort zu finden ist, wo die sonstige körperliche Bewegung fehlt, während eben die Landbevölkerung von Jugend auf in schwerer Arbeit nicht bloß im Sommer ihrem Beruf nachgeht und darum weniger Neigung zum Turnen hat als z. B. die Arbeiter in den Fabriken oder die Handwerker in den Städten. — Im übrigen bekam man bei der Debatte über den Militäretat den Eindruck, daß auch in der bayerischen Sozialdemokratie zwei Richtungen vorhanden sind, deren eine sich charakterisiert in dem Wort, daß der sozialdemokratische Arbeiter, wenn es gilt, das Vaterland zu verteidigen, sich nicht besinnen wird, seinen Mann zu stellen, während die andere Richtung den Arbeiter für berechtigt hält, gegebenenfalls den Dienst als Soldat zu verweigern; allerdings haben wir guten Grund zu glauben, daß unsere bayerischen Sozialdemokraten als Soldaten im Ernstfall den Führern der letzteren Richtung nicht folgen würden.

Ende Januar wurden im Bayerischen Landtag die ersten Schritte getan zu einem gesetzlichen Einschreiten gegen die Schäden der Heimindustrie und Heimarbeit, womit sich bekanntlich einige Wochen später auch der Reichstag beschäftigte. — Unter den Angelegenheiten lokaler Natur verursachte eine unverhofft lange Verhandlung die Fortsetzung der Tauernbahn auf bayerischem Boden, in dem hauptsächlich das Zentrum geteilter Meinung war, ob dem älteren Regierungsprojekt, welches die Bahn näher der Ostgrenze geführt wissen wollte, oder einem von der Regierung erst seit $1^1/_2$ Jahren entworfenen und die Bahn mehr nach Westen verlegenden Projekt beizustimmen sei. Für das letztere entschied sich schließlich die Majorität. Der neue Schienenweg soll für den Verkehr aus Norddeutschland nach Triest die kürzeste Verbindung werden. — Im Verlauf dieser Eisenbahndebatte wurde vom Verkehrsministerium auf die Ueberlastung der in seinem Ressort angestellten Techniker hingewiesen; diese Ueberlastung ist bei der großen Zahl staatlich geprüfter Techniker, die trotz ihrer guten Noten keine Verwendung im Staatsdienst bekommen, nicht recht begreiflich. — In den letzten Wochen beschloß die Abgeordnetenkammer, die Dampfschiffahrt auf dem Ammersee auf den Staatsetat zu übernehmen, wie sie schon früher ihre Zustimmung zur Verstaatlichung der Eisenbahnen in der Rheinpfalz gegeben hatte. — Am Anfang der heurigen Session trug man sich bekanntlich mit der Hoffnung, es werde der Bahnverwaltung gelingen, durch Ausnützung der in Südbayern reichlich vorhandenen Wasserkräfte auf einem Teil der bayerischen Bahnen den elektrischen Betrieb einzuführen und dadurch viele Millionen zu ersparen, die bisher zum Ankauf der Kohlen außer Landes gingen. Aber dazu wird es allem Anschein nach hauptsächlich infolge von Bedenken, die von militärischer Seite geltend gemacht werden, nicht sobald kommen.

Daß eine in der Fraktion der Rechten eingetretene Spannung durch eine offene Aussprache und durch das versöhnliche Eingreifen älterer einflußreicher Fraktionsmitglieder sich wieder rasch auslöste, wurde in Zentrumskreisen mit Befriedigung aufgenommen, aber ungleich größer war doch bei den Gegnern der Aerger darüber, daß es mit dem nunmehr schon seit Jahrzehnten erwarteten und prophezeiten „Riß im Zentrumsturm" wieder nichts geworden war. In der allerletzten Zeit beanspruchte erhöhtes Interesse der Streit zwischen dem Ministerpräsidenten Freiherrn von Podewils und den Rednern der verschiedenen Parteien, die das Recht der Einzellandtage, die Reichspolitik zu besprechen, mehr oder minder entschieden verteidigt hatten.

Außer den oben angeführten Vorlagen erledigte die Abgeordnetenkammer auch noch eine Reihe anderer Aufgaben, die trotz ihrer teilweise großen finanziellen, volkswirtschaftlichen oder sozialen Bedeutung in Rücksicht auf den Raum des Blattes nicht weiter besprochen werden können.

In der „Allgemeinen Rundschau" wurde bereits berichtet, welche Aufnahme das neue Wahlgesetz in der Fassung, wie es die Abgeordnetenkammer Ende des vorigen Jahres beschlossen hatte, und wodurch das bayerische Volk die direkte, allgemeine und geheime Wahl mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung erhalten soll, in der Kammer der Reichsräte gefunden hat. Das Gesetz wurde bei der erstmaligen Abstimmung einstimmig angenommen. Zu diesem erfreulichen Resultat hatte der künftige Thronfolger in Bayern, Prinz Ludwig viel beigetragen. Er war mit solcher Entschiedenheit und mit einem so weitschauenden Freisinn für die Vorlage eingetreten, daß der Führer der deutschen Sozialdemokratie, August Bebel, in einer seiner letzten Reichstagsreden — kaum ohne boshafte Nebenabsichten — den Ausspruch tat, daß, wenn das deutsche Volk sich heute seinen Kaiser zu wählen hätte, Prinz Ludwig von Bayern wohl die meisten Stimmen bekäme. Die Stellung, die Prinz Ludwig zum Wahlgesetz einnahm, ruft lebhaft die Erinnerung wach an die Vorgänge, unter denen vor bald einem Jahrhundert die bayerische Verfassung zustande kam. Denn auch damals war für die Sache des Volkes der damalige Thronfolger, der nachmalige König Ludwig I., eingetreten. Jahrelang bestand schon eine Kommission zur Beratung des Entwurfes einer Verfassung fürs junge Königreich unter dem Vorsitz des Ministers Montgelas, der nach französischem Vorbild eine Beschränkung der Regierungsgewalt möglichst zu verhindern suchte. Daß das bayerische Volk schließlich 1818 eine für die damalige Zeit freiheitliche Verfassung erhielt, das verdankt es dem entschiedenen Eingreifen und der staatsmännischen Einsicht des Kronprinzen Ludwig.

Zur Lage der Katholiken in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Die päpstliche Enzyklika ist wie ein erfrischender Tau auf verdorrtes Gras gefallen, das sich schon an einzelnen Stellen entzündet hatte.

In geistlichen und Laien-Kreisen erwartete man mit einer gewissen Ungeduld die Weisungen von Rom, denn schon war die Autorität vieler Geistlicher und einzelner Bischöfe verkannt. Allerlei Gesellen hatten sich die Maske des Katholizismus aufgesetzt, um für politische Parteibestrebungen im Trüben fischen zu können. Es ist sogar im Innern einer Kirche zwischen Bonapartisten und Orleanisten zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen, weil die einen nur als Katholiken und die anderen als Katholiken und Monarchisten zu intervenieren behaupteten.

Der Heilige Vater beklagt sich mit Recht über die rücksichtslose einseitige Kündigung des Konkordates, unterwirft das Trennungsgesetz einer ernsten Kritik und deckt zu gleicher Zeit die gefährlichen Seiten einzelner Gesetzesbestimmungen auf, welche den Zweck haben, die Kirche der Staatsgewalt auszuliefern.

Im weiteren führt das Schreiben des Heiligen Vaters aus, wie widersinnig gewisse Bestimmungen bezüglich der Geistlichen und der Kirchengemeinden seien, in welchen nur von den letzteren die Rede sei, während die ersteren mit Stillschweigen übergangen werden — obwohl doch die Kirche aus Hirten und Herde bestehe, welch letztere den Hirten zu folgen habe.

Alsdann schreitet das Schreiben zu einer feierlichen Verwahrung gegen alles, was gegen die Rechte, die verbrieften Uebereinkommen, das Eigentum der Kirche vorgenommen worden ist, und erklärt, daß nimmer und niemals das betreffende Gesetz gegen die unveräußerlichen und unveränderlichen Rechte der Kirche angerufen werden könne.

Ferner gibt der Heilige Vater dem Klerus und den Gläubigen Weisungen bezüglich ihrer Haltung und erinnert sie an diejenige der Apostel.

— „Mögen sie" — sagt der Papst — „tapfer und treu für die Kirche und deren Freiheit eintreten, aber ohne dabei jemand zu nahe zu treten. Ja noch mehr, sie müssen sogar, in Anbetracht der Nächstenliebe, wie es die Diener Christi tun, der Ungerechtigkeit mit Gerechtigkeit, der Schmähung mit Milde, den Mißhandlungen mit Wohltaten begegnen." —

Schließlich fordert der Heilige Vater auf, die Handlungen mit den Lehren unserer heiligen Religion in Einklang zu bringen und sich eng, fest und einig an die Geistlichkeit, den Episkopat und den Heiligen Stuhl anzuschließen.

Die päpstlichen Weisungen kommen zu guter Stunde und beugen politischen Machenschaften vor, deren Opfer seitens gewisser erhitzter Gemüter mehrere Mitglieder des Episkopats und des Pfarrklerus zu werden drohten.

Wenn auch das päpstliche Schreiben nicht alle aufgeworfenen Fragen löst, so ist es dennoch dazu angetan, der Regierung den Standpunkt klar zu machen und den Gläubigen den richtigen Weg zu zeigen.

Möge Gott geben, daß die päpstlichen Worte richtig verstanden werden. An den Kirchentüren werden die „auchkatholischen" Zeitungen unter dem Rufe „Der Papst ist für den Widerstand" verkauft, als ob dieser Widerstand ein effektiver selbst im Innern der Kirche sein sollte.

Diejenigen Mitglieder des Episkopates und der Geistlichkeit, welche von den „auchkatholischen" Zeitungen vom Schlage der antisemitischen „Libre Parole" und des „Echo de Paris", des Organs der lebensfrohen Gesellschaftskreise, in Acht und Bann gelegt wurden, sind durch die milden Worte des Heiligen Vaters vollständig gerechtfertigt.

Die Erfahrungen welche die Katholiken Frankreichs in dem letzten Vierteljahrhundert gemacht haben, hätten sie doch über gewisse Unzukömmlichkeiten belehren können. Zu denselben gehört in erster Linie die Sucht, gewissen Persönlichkeiten nachzulaufen oder dieselben mit offenen Armen aufzunehmen. Man braucht in dieser Beziehung nur an Boulanger oder Taxil zu erinnern.

Gegenwärtig ist viel von Freimaurerei die Rede, deren Einfluß man überall wittert. Den Ueberläufern wird absoluter Glaube geschenkt, auch wenn dieselben, wie seiner Zeit Taxil, das widersinnigste Zeug auftischen. Aber fortgeschnuppert wird immer, und niemand fällt es ein, die freimaurerischen Ueberläufer ernst ins Gebet zu nehmen, um den wahren Grund und die wirkliche Ursache ihrer Ueberläuferei zu erfahren. Es genügt, wenn dieselben mit wichtiger Miene von „internationaler Leitung", von „geheimer Macht" sprechen, um selbst bei Leuten mit hellen Köpfen ein Gruseln hervorzubringen. Erst letzten Donnerstag Abend hat in einer öffentlichen Versammlung ein ehemaliger Busenfreund Taxils von der „geheimnisvollen Macht" gesprochen, welche seit 120 Jahren die Geschichte Frankreichs mache. Statt sich aber aufzurütteln, um dieses Joch abzustreifen, hat sich die Versammlung begnügt, dem ehemaligen Genossen Taxils Beifall zu klatschen.

Gelegentlich der Wahl Fallières' habe ich schon auf den Widerspruch hingewiesen, daß Katholiken und katholische Zeitungen sich für die Kandidatur Doumers an den Laden legten, obgleich sie dessen freimaurerischen Status kannten und wußten, daß weder er kirchlich getraut ist, noch seine acht Kinder getauft sind. Trotzdem traten nicht allein eine Reihe katholischer und auchkatholischer Zeitungen für ihn ein, sondern auch verschiedene in französischer Sprache erscheinende Blätter Belgiens, der Schweiz und Kanadas.

Der ehemalige Abgeordnete der Touraine, Herr Jules Delahaye, Bruder des gleichnamigen Senators, hat in dieser Beziehung in der „Autorité" den Katholiken ein Licht aufgesteckt.

„Ich betrachte es als ein böses Zeichen der Zeit, das mich beunruhigt und tief betrübt, daß die Katholiken und Monarchisten wie eine dumme Herde, die ihres Hirten beraubt ist, einem Manne nachliefen, welcher keine ihrer Ideen oder ihrer sehnsuchtsvollen Erhebungen teilt. Und dieser Mann schmeichelt sich mit Recht ein wirklicher Freidenker zu sein, der gelehrig und folgerichtig dem Freimaurerkultus frönt und die alleräItesten Ueberlieferungen seines Landes mit Füßen tritt und weder von einer kirchlichen Heirat noch von der Taufe seiner sieben oder acht Kinder etwas wissen will."

Ja sogar ein Erzanarchist, dessen Vor- und Zuname mit denselben Buchstaben wie die des berüchtigten Leo Taxil beginnt, der Anarchist und Schriftsteller Laurent Tailhade, hat sich plötzlich „bekehrt" und seine Feder dem aristokratischen Organe des H. A. Meyer, dem „Gaulois", zur Verfügung gestellt. Diese allerneueste Bekehrung ist von einer Reihe katholischer Zeitungen mit gemischten Gefühlen aufgenommen worden. Dieselben sind durchaus verständlich, wenn man daran denkt, mit welcher Berserkerwut Tailhade alles bekämpft hat, was einem gewöhnlichen Christenmenschen hehr und heilig ist. Der Bombenattentäter Ravachol war für Tailhade ein Held, Judas ein Mißverstandener, Combes, der Kulturkämpfer, ein Erlöser! Er frug, warum die Königsmörder Ravaillac, Louvel, Caserio keine Nachahmer hätten! Was er über das Christentum gesagt, ist zu gemein und unflätig, um es in einer Zeitschrift wiedergeben zu können, und von unserem Herrn und Heiland hat er in der gotteslästerlichsten Weise gesprochen. Unsere Religion sei — führte er in seinen Schriften aus — eine Religion für Barbaren und Sklaven, welche fortwährend, ohne Unterbrechung, ohne Mitleid zu bekämpfen sei!

Trotz der mit dem sattsam bekannten Taxil gemachten Erfahrungen werden derartige Gesellen mit offenen Armen aufgenommen und schlagen alsdann den Takt zu der Musik, welche sich katholische Leute in ihrer Vertrauensduselei aufspielen lassen.

Auf diese Weise kommen alsdann dumme, alberne, manchmal aber auch recht gefährliche Geschichten nicht allein in die Spalten der auchkatholischen, sondern auch in die der wirklich katholischen Zeitungen, wie es Taxil ja in so schlagender Weise bewiesen.

So erzählt z. B. der „Ami de l'Ordre" folgendes:

„Ganz skandalöse Auftritte haben bei Aufnahme des Kirchengutes in der Pfarrei von Loupillon, dem Geburtsorte Fallières, stattgefunden. Eine Bande von frechen Lumpen begleitete den Fiskalbeamten, brüllte und beschimpfte die anwesenden Frauen. Ueberdies versuchte sie noch eine Kirchenschändung, indem sie sich mit Weihwasser wusch und die Weihwasserbecken beschmutzte. Im Chor ging ihre Wut über die Kirchengeräte her, jedoch wagte sie nicht den Tabernakel einzustoßen."

Die Sache an sich selbst ist wahr, aber falsch ist, dieselbe auf das Kerbholz der angeblichen Pfarrei von Loupillon, des Geburtsortes Fallières', zu schreiben! Der Loupillon ist ein einfacher Gutshof, der zur Pfarrei Mezin gehört, und besagte Skandalszenen sind nicht in der Heimat des Herrn Fallières, sondern in La Nouvelle, einem kleinen Seebade nahe an der spanischen Küste des Mittelländischen Meeres, vorgefallen.

Schattenbilder der modernen Kultur.

Von

Dr. Vögele-Schönthal.

Motto:

„Der Mann, der mir den Spiegel zeigt,
Der mir den Fehler nicht verschweigt,
Der ist mein Freund, so wenig er es scheint."

Wer seine Nation und sein Vaterland liebt, der wird nicht in die herrschende Methode des unkritischen Eigenlobs unserer Zeit und Kultur miteinstimmen, sondern der wird sich nicht scheuen, auch seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten und auf kranke und wunde Stellen hinzuweisen, damit sie noch geheilt werden möchten, ehe es zu spät ist und das Uebel unheilbar wird. Eine Gewissenserforschung ist nicht bloß für das Individuum ratsam und heilsam, sondern auch für die Staaten und Länder. — Weder der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung oder der Zuwachs nationaler Kraft und Macht, noch alle Erfindungen und staunenswerten Fortschritte auf dem Gebiete der Technik und Industrie, in den Künsten und Wissenschaften können die Zukunft unseres Volkes garantieren, wenn hinter der glänzenden äußeren Kultur der sittliche Niedergang sich verborgen hält.

Andere mögen den Geistlichen Rat Steigenberger, der zur Feier der Jahrhundertwende unserem Planeten also das Horoskop gestellt hat: „Wenn der Wahnsinn eines Nietzsche Philosophie geheißen werden darf, wenn man Schweinereien Kunstprodukte nennen darf, wenn man in Zola und Ibsen und Sudermann Erhebung sucht, wenn es erlaubt erscheint, den Unglauben und die Gottlosigkeit Christentum zu heißen, wenn man systematische Untreue Liebe heißen darf, dann muß man sich fragen, was Menschenwürde und Menschenehre noch gilt, und man ist versucht, an einen Bankerott von Verstand, Herz, Charakter und Treue zu glauben," für einen Schwarzseher oder Reaktionär halten. In der Hauptsache hat er tiefer geschaut als die oberflächlichen und einseitigen Bewunderer der Gegenwart. Er rief in der gleichen Rede zu Augsburg aus: „Großartige Erziehungsmethoden und eine unerhört unbotmäßige Jugend, große Versammlungswut und ein lockeres Familienleben, riesige Industrie und Massenelend, großartige Veranstaltungen für Volkswohlfahrt und doch unendlich viel Siechtum an Leib und Seele, gewaltigste Rüstungen und kein innerer Friede." Viel Wissen und wenig Charakter, viel Militär und wenig Moral, viel Geschrei von Reform und doch wenig echte und wahre Reform! Kant hat vor mehr als hundert Jahren gesagt: „Wir sind in hohem Grade durch Kunst und Wissenschaft kultiviert, wir sind zivilisiert bis zum Ueberlästigen . . . ., aber uns schon für moralisiert zu halten, daran fehlt uns noch viel." Was Kant damals schon mit seinem kritischen Auge erkannt hat, das gilt für unsere Zeit, in der Nietzsches Herrenmoral aufgekommen ist, in der man die Umwertung aller Werte betreibt und eine Wandlung der Moral lehrt, doppelt und dreifach.

Der Papst seufzt über Nationen, welche sich katholisch nennen (vgl. die im Geheimen Konsistorium Mitte Dezember 1905 gehaltene Ansprache an die Kardinäle). Der preußische Staatssekretär Graf Posadowsky fragt betrübt in seiner Reichstagsrede vom 12. Dezember 1905: „Wie kann in Deutschland eine Partei mit 3 Millionen Wählern auftreten, die unsere ganze Vergangenheit verleugnet und unser ganzes Staatswesen umstoßen will?“ Man könnte es allerdings beinahe für ein Rätsel halten, wie in unserem Vaterland mit seinem wachsenden Wohlstand und seinen sozialpolitischen Einrichtungen die Sozialdemokratie einen solchen Umfang annehmen konnte, wenn man nicht wüßte, wie der nur zu sehr vom Staat gehätschelte Liberalismus den Sozialismus förmlich heraufbeschworen und großgezogen hat.

Wenn ein Mommsen den Sozialismus als lieb Kind behandelte, wenn der Berliner Strafrechtslehrer von Liszt einen „Kampf mit der Front nach rechts“ 1902 proklamiert, wenn der Münchener Professor Graf Du Moulin-Eckart „aus dem Hohnlachen der sozialdemokratischen Abgeordneten mehr deutsche Kraft und nationalen Mut herausgehört“ haben will als aus all den Ansichten der sämtlichen Redner der Ordnungsparteien, wenn in Baden bei den Landtagswahlen 1905 unter der Aegide des Großherzoglichen Ministeriums der Liberalismus mit der Sozialdemokratie ein förmliches Bündnis gegen das konservative Zentrum geschlossen hat usw., wenn in Württemberg die Verfassungsrevision von der Regierung mit aller Macht betrieben wird, in letzter Instanz nur deswegen, weil man der Kirche die Schule nehmen will und weil man lieber rot als schwarz sein will, dann ist's wahrlich kein Rätsel mehr, daß der Sozialismus immer üppiger blüht. Wenn es so weiter geht, dann wird die Sozialdemokratie oder die Republik über kurz oder lang, wie sie jetzt schon in die meisten Rathäuser der großen Städte und die Parlamente mit Macht eingezogen ist, zuletzt auch da ihre Fahne aufpflanzen, wo jetzt noch ein großherzogliches oder königliches Banner weht. Es ist jetzt schon weit gekommen, wenn ein Bebel mit dem Massenstreik beim Militär bzw. bei einem Kriege droht.

Bei der Solidarität der Interessen aller Autoritäten hat der geheime oder offene Ansturm gegen die kirchliche Autorität noch immer auch allen anderen geschadet, sie erschüttert. Besonders unheilvoll ist der Kampf gegen die kirchliche Autorität auf dem Schulgebiete. Ein Schulwesen, geleitet und funktionierend unter Beseitigung der kirchlichen Autorität, ja im Kampfe mit ihr, wird niemals eine Jugend bilden und erziehen, bei welcher der Sinn für Autorität tiefen und festen Boden fassen kann.

Man hat seit Jahrzehnten die rein theoretischen Kenntnisse überschätzt und die Charakter- und Willensbildung vernachlässigt, von den Universitäten angefangen bis zur letzten Dorfschule. Wissen wird fälschlicherweise für Bildung gehalten. Ferd. Gregorovius klagt: „Man verwechselt so oft Wissen mit Bildung. — Man kann sehr gelehrt und doch zugleich ungebildet sein. Die Bildung gewinnst du nicht über Büchern und Papier allein, sondern im Verkehr mit dem sittlichen Wollen. Der Kopf reicht nicht dazu aus; das Herz und sein Empfinden muß auch dabei sein.“ Der eminent praktische Bismarck hat einem Amerikaner gegenüber sich dahin geäußert: „Wir gehen an unseren Examinibus zugrunde.“ Die große Konkurrenz und der Kampf ums Dasein haben mit dazu beigetragen, das Ausschlaggebende und Wertbestimmende anstatt in der Sittlichkeit im Intellekt und in äußeren Fertigkeiten zu erblicken.

Mit unserem wachsenden Wohlstand haben Opferfreudigkeit und Großherzigkeit nicht gleichen Schritt gehalten, sondern ist im allgemeinen nur der Egoismus gewachsen, und der Egoismus ist zuletzt der Tod aller Tugend und Moral.

Die materialistische Weltanschauung und die Genußsucht sind von den sogenannten „Herrenmenschen“ in immer breitere Volkskreise gedrungen. Staatssekretär Graf Posadowsky sprach sich (12. Dez. 1905) unter lebhafter Zustimmung des Reichstags dahin aus: „In das Leben der bürgerlichen Klassen muß ein größerer sittlicher Ernst kommen. Eine (geistigsittliche) Wiedergeburt tut uns not.“

In Deutschland sind die Verhältnisse zwar immer noch die relativ besten und sittlich geordnetsten dank unserer konstitutionellen Regierungen, unseren Ordnungsparteien im Reichstag, dank einer vorbauenden, klugen, sozialpolitischen Gesetzgebung, dank unserem christlich gesinnten, weitschauenden Kaiser, dank nicht zuletzt unserem Zentrum im Parlament zu Berlin wie in den Einzellandtagen. Darum erklärte[1]) das Frankfurter „Freie Wort“: Das ganze „freigesinnte Bürgertum müsse jetzt Sturm laufen gegen das System, nach dem in Preußen regiert werde, gegen die preußische Reaktion.“[2]) Unter triumphierendem Hinweis auf die „vernichtende Niederlage des Klerikalismus in Frankreich,“ die Absetzung des norwegischen Königs und den Zusammenbruch der Autokratie in Rußland meint es, daß alle „Fortschrittsfreunde“ zurzeit die Empfindung hätten, daß das „Barometer“ der Kulturentwicklung in rapidem Steigen begriffen sei. Die Vorgänge in Rußland gäben auch das Signal für andere Länder: für Oesterreich, Preußen und Sachsen. Ein christliches Schulgesetz wird ein „Attentat auf den geistigen Fortschritt“ genannt. Die Beratung eines Schulgesetzes nach dem Herzen der preußischen Orthodoxie und des Zentrums könne den Zündstoff abgeben, der den Brand entfache. Wenn man diese Worte von „Sturm“ und „Brand“ liest bei unseren so geordneten Verhältnissen, wie man sie nirgends besser trifft, wenn man diese heillose Begriffsverwirrung, die mit den schönen Worten „Fortschritt“ und „Kulturentwicklung“ getrieben wird, wahrnimmt, dann muß man mit dem edlen Wilhelm Raabe ausrufen: „Wahrlich, es ist eine böse Welt! Die Liebe ist geborsten, die Versöhnung hat ein Loch, die Barmherzigkeit hat den Henkel verloren und dem Glauben ist der Boden ausgefallen.“

[1]) Im Dezember 1905 erschien der Artikel unter dem Titel „Sturmzeichen“.

[2]) Uebrigens ist die „preußische Reaktion“ nicht so gefährlich, wenn man an die schwächliche Haltung der Regierung z. B. in der Schulgesetzgebung und gegenüber der lex-Heinze denkt.

Der Tag Anderer.

So betitelt sich das neue Buch der Baronin Heyking. Es liegt bereits in achter Auflage vor, ein Zeichen, daß sich die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“ bei ihren Lesern noch derselben Sympathie erfreut. Ein seltsames Buch „Der Tag Anderer“, und berechtigt, Aufsehen zu erregen. Zwar sind die Stimmen der Presse nicht einig über den Wert des Buches, der an den „Briefen“ gemessen wird; man hört sogar Aeußerungen, daß dieses neue Buch die Baronin Heyking nicht hätte schreiben sollen. Jedoch ganz zu Unrecht. Meiner Ansicht nach ist es den „Briefen“ um ein bedeutendes Stück an Kenntnis der feinen Seelenstimmungen und Herzensrätsel voraus. Was in den „Briefen“ noch unklar zutage trat, was in ihnen noch nicht hinreichend gefestigt schien an Stimmungen der Seele und des Herzens, erscheint in dem neuen Buche in neuer Gestalt.

Man hat der Verfasserin außerdem zum Vorwurf gemacht, daß sie ihre eigenste Domäne, wo sie unbeschränkte und einzige Herrscherin ist — ich meine die Epistolographie, die eigentlich nur sie in der Literatur als Surrogat für die erzählende Form zur Geltung gebracht — verlassen und sich auf das unsichere Gebiet der Erzählung gewagt habe. Offen gestanden, auch hier exzelliert die Verfasserin. Das neue Buch besteht aus mehreren Novellen, wenn man die feinen Skizzen so nennen darf. Nach der ersten und vorzüglichsten derselben wurde das ganze Buch „Der Tag Anderer“ benannt. Der Gedanke, der in ihr zum Ausdruck kommt, ist: Ein jeder hat einmal in seinem Leben ein Anrecht auf Glück, auf wahres Herzensglück. Nützt er die sich ihm darbietende Gelegenheit in der Weise aus, daß auch sein ganzes späteres Leben ihm zum Glücke wird, so kann und muß er sich zufrieden geben mit seinem Geschicke, das so gütig ist. Ein anderer findet auch das Glück, weiß es kurze Zeit zu halten, muß es aber unberechenbaren Umständen zum Opfer bringen. Auf seinem späteren Lebenswege begegnet es ihm wieder — aber er hat kein Anrecht darauf, er hat es einmal verscherzt.

Dieser Gedanke ist nicht frei von Weltschmerzlichkeit, die, wie die Verfasserin es liebt, mit stiller Resignation gemildert wird. Solange wir jung sind, können wir vom Leben fordern, was dem Herzen zusagt: Glück. Es kommen aber die Tage, wo wir altern und das Leben von uns verlangt, daß wir uns mit dem Wenigsten und Geringsten an Glück bescheiden, weil eben andere sind, die mehr Anrecht auf mehr Glück besitzen — und das ist dann „der Tag Anderer“, der nicht nur ersteht für Individuen, sondern auch für Nationen; denn auch in dieser Weise will Baronin Heyking den Gedanken vom „Tag Anderer“ aufgefaßt wissen. Sie führt uns in dieser Erzählung in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und schildert das Leben dort mit gewohnter Meisterschaft. Amerika ist ein junges Land im Vergleich zum europäischen Kontinent. Und es ward Morgen und Abend — ein Tag. Eine tiefe Perspektive für Politiker und Diplomaten: es ist der Tag in dem Geschicke der Völker.

Kaltern (Südtirol). Andreas Freih. von Dipauli.

Hundert Jahre deutscher Kunst.

Zur Jahrhundertausstellung in der Berliner Nationalgalerie.

Von

Ernst Conrad, Berlin.

Solange man die Nationalgalerie in ihrer neuen Anordnung nicht selbst gesehen hat, ist man versucht, die über die Jahrhundertausstellung laut gewordenen Stimmen für etwas exaltiert zu halten. Selten sind wir der Tatsache begegnet, daß die Fachkritik sowohl wie diejenige der Tageszeitungen so einmütig des Lobes voll gewesen sind. Wir lassen uns doch nicht so leicht von der Masse imponieren, nachdem wir seit Jahrzehnten gewohnt sind, alljährlich über 3—4000 Kunstwerke das kritische Schlachtschwert zu schwingen. Aber der akademische Kunstmarkt am Lehrter Bahnhof, die Sezession, das halbe Dutzend ständiger Kunstausstellungen in der Reichshauptstadt leiden stets an dem Fehler einer gewissen Einseitigkeit; infolgedessen mangelt es ihnen an der Einheitlichkeit, man kann sich kein Bild von ihrem Verhältnis zur gesamten Kunstentwicklung machen.

Das ist das Ueberraschende, was uns jetzt mit einem Schlage in der Nationalgalerie entgegentritt, daß wir plötzlich vor einem monumental angelegten Gesamtbilde der ganzen Kunst des 19. Jahrhunderts stehen, wie es uns bisher nicht geboten wurde. Im Grunde ein schlechtes Kompliment für die Uranlage unserer Nationalgalerie, die doch ganz dieser Kunst gewidmet sein sollte. Aber auch in den übrigen deutschen Kunstzentren hat es nicht gelingen wollen, das zu erreichen, was jetzt in der Jahrhundertausstellung erreicht ist. Moden — auch in der Kunst gibt es solche —, Fehler in der Leitung, Mangel an Mitteln, Parteiinteressen, ja persönliche Reibereien haben vielfach die Ankäufe für die Museen beeinflußt, so daß der Gesamteindruck der Produktion nirgendwo vollkommen zur Geltung gekommen ist. Im besonderen unserer Nationalgalerie hat man oft Einseitigkeit nach der dynastisch-militärischen Richtung hin vorgeworfen

Da man aber gemeinhin klüger vom Rathause herabkommt, als man hinaufgegangen ist, so war es den Kunstgelehrten des 20. Jahrhunderts entschieden leichter, den richtigen Gesichtswinkel für die Kunst des 19. Jahrhunderts zu finden, als den Zeitgenossen. Es sind seitdem so und so viele Kunstgeschichten erschienen. Moden sind vorübergegangen, ganze Reihen von Namen sind einfach von der Bildfläche verschwunden.

Und das Bleibende tritt uns jetzt in dieser Ausstellung mit einer überwältigenden Wirkung gegenüber. Zwar ist auch die Kunstgeschichte ein Buch, in welchem jeder einzelne seine Dogmen sucht und findet. Im großen und ganzen aber kann auch eine gewisse Tendenz in der Anordnung dem Betrachtenden die wahren Kulturwerte dieser Kunst nicht so leicht in einem falschen Lichte erscheinen lassen. Um nur eines zu nennen: Der Raum, den man einem Feuerbach eingeräumt hat (mehrere Säle), steht in gar keinem Verhältnis zu der Kümmerlichkeit, mit welcher der gewaltige Peter v. Cornelius, mit welcher Piloty und schließlich die Nazarener vertreten sind. Demgegenüber kann gesagt werden, daß ja Cornelius gerade den Besuchern der Nationalgalerie durch seine monumentalen Kartons bekannt genug gewesen sei, um ihn jetzt aus Raumrücksichten etwas zurücktreten zu lassen. Anderseits aber sollte doch auch die organische Entwicklung in dieser Ausstellung zu Worte kommen, der Beschauer sollte gewissermaßen in dem Nebeneinander der Werke die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Schulen klar erkennen und so ein abgeschlossenes Bild vom Kunstleben des 19. Jahrhunderts gewinnen.

Trotz der unendlichen Mühe, welche die Veranstalter und Leiter dieser Ausstellung seit vielen Monaten aufgewendet haben, hat dieses Ziel nicht erreicht werden können. Vielleicht ist es überhaupt nicht erreichbar, weil wir leider Gottes in Deutschland kaum zwei Kunstverständige haben, die ganz derselben Ansicht sind.

Damit wären unsere kritischen Bedenken gegen das ganze Unternehmen als solches erschöpft. Es bleibt uns ein umfassender Blick auf das Gebotene. Da kann es nun angesichts der 1400—1500 Kunstwerke, welche alle verfügbaren Räume der Nationalgalerie vom untersten bis zum obersten Stockwerk erfüllen, nicht unsere Aufgabe sein, die Namen, auch nur der Besten, alle anzuführen; das hieße einfach den Katalog abschreiben und der Kunstgeschichte ins Handwerk pfuschen, entspräche auch nicht dem Grundgedanken der Ausstellung. Diese Männer, deren Werke uns hier vorgeführt werden, stehen schon längst über der Tageskritik, sie gehören der Kunstgeschichte an. Und ob sie segensreich oder unheilvoll gewirkt haben, das sind heute für uns Doktorfragen.

Mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts begannen die bis dahin in fließender Entwicklung begriffenen Stile zu zerflattern. Das Barock und das Rokoko wurzelten noch tief im Volke. Beweis: nicht nur die Paläste der Fürsten, auch die Privathäuser und Kirchen tragen durch Jahrhunderte diesen prägnanten Stilcharakter.

Da begann der Einfluß der falschverstandenen Antike, der verdrehte Klassizismus kam zur Herrschaft. Die Folge war der verzopfte Empirestil und eine völlige Anarchie des Stils auf allen Kunstgebieten. Gros, Canova, Dannecker sind die Ausläufer des Klassizismus, zudem die Reformatoren, die zu gesunderen Richtungen überleiteten.

Die Reaktion kam, wie in der Literatur so in der Kunst, mit der deutschen Romantik. Rom, das schon am Schlusse des 18. Jahrhunderts die Künstlerschaft immer mächtiger angezogen, wurde um 1810 der Mittelpunkt für die Bestrebungen der um die Wende des Jahrhunderts erblühten deutschen Romantik, welche im Anschluß an die Renaissance eine Erneuerung der deutschen Kunst anstrebte. Overbeck und Wilhelm Schadow zogen 1810 in die ewige Stadt, 1811 folgte Cornelius, 1815 Veit, dann Schnorr von Carolsfeld, Fohr und Horny.

Hier sind die Anfänge der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts zu suchen. Leider ist auch in der Jahrhundertausstellung diesen Namen nicht der Raum zugemessen worden, der ihnen gebührt. Vielleicht spielt die Tatsache dabei eine Rolle, daß eine Anzahl dieser Romantiker sich in einer etwas blaßblütigen religiösen Malerei verlor. Die sogen. „Nazarener", die in Wien schon vor 75 Jahren eine Sezession begründet hatten, zeichnen sich durch eine tiefe Innerlichkeit aus, fanden aber nicht mehr den Weg zu einer großzügigen Volkskunst.

Doch auch den Vertretern der monumentalen Kunst: Cornelius, Piloty, Feuerbach gelang es nicht, den Weg zur Natur und damit zu allgemeinem Verständnis im Volke zurückzufinden. Große Flächen, gewaltige Formen, dramatisch bewegte Szenen sehen wir in üppiger Fülle vor unserem Auge vorüberziehen. Aber dem Größten (Cornelius) ist der Sinn für die Farbe versagt, und die anderen wirken mehr durch theatralisches Pathos als durch hinreißende geschichtliche Wahrheit; die Tendenz wurde in die Kunst eingeführt, und wo dies geschieht, da verliert die Kunst ihre größten Gesichtspunkte.

In einsamer Größe steht schon in der Mitte des Jahrhunderts Altmeister Menzel da, seiner Zeit um Jahrzehnte vorauseilend. „Die Forderung der Gegenwart tritt an jeden Deutschen jetzt heran" — das hatte Menzel schon 1848 gesagt, und keiner hat das Wort treuer gehalten als er selber. Rings umgeben von den lauten Erfolgen einer verzopften akademischen Richtung fand er nicht einmal Verständnis und Anerkennung, bis das Hohenzollernhaus die Dienste des großen Künstlers für sich in Anspruch nahm und für das Vaterland auf immer rettete.

Eine Befreiung aus dem Theatralischen der Historienmalerei brachte dann der gewaltige Aufschwung der Landschaftsmalerei in Rottmann, Preller und den beiden Achenbachs, neben welchen noch manche andere Größe zu nennen wäre. Der Realismus erhielt hier seine Nahrung in der unmittelbaren Naturbeobachtung. Den Realismus mit der duftigsten Romantik der Märchenpoesie vermählt zu haben, war Moritz v. Schwind und Ludwig Richter vorbehalten; wie kein anderer Künstler sind diese beiden ins Volk gedrungen.

Es nahte eine völlig neue Zeit. Aus Frankreich herüber kam die Kunde von der Rückkehr zur Natur, kam die Lehre vom „freien Licht". Zwar hat es in der ganzen Kunstgeschichte schon immer Freilichtmaler gegeben; zu einer ganzen Schule aber war die Richtung nie ausgewachsen. Jetzt war der Boden für einen Farbenschwärmer wie Arnold Böcklin, für einen Leibl, einen Hans Thoma geebnet. Ganz am Ende der Entwicklung finden wir Liebermann und die Sezession.

Ohne irgendwelche Einwirkung blieben die neuen Theorien auf Menzel und Lenbach. Der erstere war schon von je seine eigenen Pfade gegangen. Der letztere fand in kluger Beschränkung auf das eine Gebiet, auf welchem er Großes zu leisten vermochte, auf die Bildnismalerei, den Weg zum Ruhme.

Soweit ein ganz knapper Ueberblick über die Gesamtheit dessen, was die Jahrhundertausstellung vor uns ausbreitet. Es ist ein Spiegel des deutschen Geisteslebens im 19. Jahrhundert. Auch die im Neuen Museum zur Vervollständigung eingerichteten Sammlungen aus der „Frühkunst", die Miniaturen und Handzeichnungen, würden neben manchem Exkurs ins einzelne noch eine besondere Beachtung verdienen. Hier erst finden wir nämlich — mit den Tischbein, Chodowiecki u. a. — die unmittelbare Verbindung mit der Kunst des 18. und den Uebergang ins 19. Jahrhundert. Welchen Einfluß Schulen, hervorragende Geister, geistige Revolutionen auf die Kunst hatten, müßte in einem besonderen Kapitel behandelt werden.

Noch kennst du nicht . . .

Noch kennst du nicht das glühend-heiße Sehnen,
Noch steht dein Herz in holder Lenzespracht,
Noch ist dein Auge klar von bittern Tränen,
Geweint in einsam dunkler, banger Nacht.

Noch kennst du nicht das laute, wilde Stürmen
Des Lebens, das gewittert ohne Ruh',
Noch siehst du nicht, wie riesengroß sich türmen
Um dich die Sorgensteine immerzu.

Doch dunkle Stunden nah'n, da werden sterben
Die gold'nen Träume, die dein Herz geschwellt,
Und Not und Mühsal werden um dich werben,
Kein Arm wird sein mehr, der dich aufrecht hält.

Doch zage nicht! Laß deine Seele wachen,
Und traure nicht um früh begrabenes Glück —
Was du gelebt, kannst du nicht welken machen,
Und keine Stunde, die du warst, rufst du zurück.

Bonn. Karl Jünger.

Unter der Maske.

Ein Abenteuer vom rheinischen Karneval.

Von

Hanns Gisbert.

Tante Theres und ihr Neffe Max waren nie besondere Freunde gewesen, obwohl sie — wie sie einst lachend gesagt hatte — die Mutter seiner deutschen Aufsätze und der Vater seiner französischen Arbeiten gewesen, oder vielleicht gerade deshalb. Besonders seit Max im allerletzten Moment noch gerade sein Einjähriges-Examen auf einem fernen kleinen Gymnasium gemacht hatte, dünkte ihm die Welt zu klein, um seine imponierende Persönlichkeit, die durch einen unmöglich hohen Stehumlegkragen auf den Gipfel des Schicks gehoben wurde, zur rechten Geltung zu bringen, und nur ungern sah er sich an kleine unangenehme Episoden aus seiner früheren Gymnasiastenzeit erinnert. Tante Theres hingegen benutzte mit Vorliebe die Gelegenheit, ihn an das homo sum, das seinem Größenbewußtsein fast entschwunden war, zu erinnern, teils aus Lust und Liebe an der Sache, teils aus pädagogischen Gründen; denn Märchens Besserwissen und überzeugende Lebensweisheit hatte die schwache, verwitwete Mutter schon zu allerhand unüberlegten Schritten zu veranlassen gewußt, weshalb sie sich hilfesuchend an die energische Schwester, die im zweiten Stockwerk eine hübsche Wohnung besaß, gewandt hatte. Kampfeslustig hatte diese so manchen Strauß mit dem Neffen ausgefochten, der unabweisbar — denn des jungen Menschen Kenntnisse vom Leben und den Verhältnissen waren gleich Null — mit dessen Niederlage endete. Als Revanche mußte sie allerhand Anzüglichkeiten über späte Mädchen und Blaustrümpfe mitanhören, die entschieden beleidigend gewesen wären, wenn die fidele alte Jungfer — so nannte Theres sich selbst — ihnen nicht durch ein seelenvergnügtes mokantes Lachen die Spitze abgebrochen hätte.

„Paß auf, Junge! Wer haut, hat allemal verloren; das ist eine Hauptregel beim Wortgefecht. Und schilt mir meine Jahre nicht; wir wollen doch alle alt werden. Und mit der Zeit kommt auch dir die Weisheit; dann bist du kein solch grüner Junge mehr." Tante Theres war wirklich eine fidele alte Jungfer. Sie hatte sich ihr Leben so angenehm eingerichtet, saß so warm in behaglichen Verhältnissen, daß sie im allgemeinen die Verpflichtung fühlte, etwas zum Wohle der Menschheit zu tun, weshalb sie verschiedenen wohltätigen Vereinen angehörte und im speziellen für ihre Schwester sorgte, die durch ihre zahlreiche Kinderschar viel Lasten und Sorgen hatte. Außerdem fand Theres noch Zeit für angenehme Geselligkeit, für Skat- und Lesekränzchen, und war allerorts durch ihre unverwüstliche Heiterkeit und ihre liebenswürdige Person ein gern gesehener Gast. Dabei konnte man sich gar nicht vorstellen, daß sie in ihrer Jugend so „unglaublich garstig" gewesen sein sollte, wie sie selbst erzählte. Die biegsame schlanke Gestalt, mit einer dem Auge wohlgefälligen Rundlichkeit ausgefüllt, das frische, blühende Gesicht mit den klugen dunkeln Augen, umrahmt von schweren dunkelbraunen Flechten, in denen sich noch kein weißes Härchen zeigte, obwohl sie die Mitte der Vierzig überschritten hatte, dazu eine stets geschmackvolle Toilette — das alles machte ihre Erscheinung zu einer stattlichen, eleganten, beinahe schönen.

Aber Altersgenossinnen bestätigten, daß Theres Ruland wirklich ein häßliches, mageres, rothaariges und sommersprossiges Geschöpf gewesen sei; dabei ein übermütiges Ding, das sich über die mangelnden Reize seiner Persönlichkeit durchaus nicht gegrämt habe, aber so sehr davon überzeugt gewesen sei, daß sie nicht auf die Idee kam, die Freier könnten sie ihrer selbst willen begehren, sondern die Mitgiftjäger samt und sonders anlaufen ließ.

Wie dem auch sei, heute war sie eine sehr sympathische Persönlichkeit; sie gehörte eben zu den Frauen, die auspacken, wenn andere einpacken, zu den Waren, die durch Lagern gewinnen. Die Huldigungen, die man ihr und ihrer gesellschaftlichen Stellung entgegenbrachte, ließen sie ebenso kühl wie die kleinen Pikanterien des hoffnungsvollen Neffen. Am liebsten bewegte sie sich im vertrauten Kreis und hatte eine ganz besondere Freundschaft für ein paar junge Frauen, die sie die lustigen Weiber von Windsor nannte, die Mitglieder des Donnerstag-Kränzchens. Man las neue Literatur mit Andacht, bis um 7½ Uhr der Tee serviert wurde; dann ging eine muntere Unterhaltung los, die von allen Seiten so lebhaft und angeregt geführt wurde, daß keine Pausen entstanden, sondern eine die andere übertönte.

Heute las man bei Frau Direktor Laasemann. Theres irrte in ihren Gedanken immer ab. Es hatte zu Hause wieder eine heftige Szene gegeben, weil Max mit dem Ansinnen an seine Mutter herangetreten, ihm ein Reitpferd zu halten. Theres war zu Hilfe gerufen worden und hatte dem Neffen Vorhaltungen gemacht, daß seine Mutter durchaus nicht in der Lage sei, seine törichten Wünsche zu befriedigen. Ihre präzise Darstellung der pekuniären Frage sowie die Sicherheit, womit sie seine unhaltbaren Einwände kaltstellte, hatte Max einmal wieder die geistige Ueberlegenheit der Tante drückend empfinden lassen. In aufwallender Wut gegen sie, die er als Vereitlerin seiner Wünsche betrachtete, ließ er sich zu allerhand unparlamentarischen Redensarten gegen „die alte Schachtel, die ihre lange Nase in alles stecken müsse" und „die anderen das Leben verbittern müsse, weil sie selbst verbittert sei," hinreißen, und diesmal ärgerte Theres sich wirklich. Der ungezogene Bengel! Der unersättliche Egoist! Immer nur an sich denkend und wütend, wenn ihm was in den Weg trat. Sie wollte ihm seine impertinenten Redensarten aber noch gedenken; sie sollten ihn noch gereuen!

Allmählich fand aber Theres Ruland ihre überlegene Ruhe wieder und sie folgte der Vorlesung mit Interesse. Beim Tee fand Herr Direktor Laasemann, der den Damen Gesellschaft leistete, schon eine sehr vergnügte Stimmung vor, die den Höhepunkt erreichte, als seine Frau den Vorschlag machte, in seiner Begleitung in Dominos den Schwerdonnerstagsball zu besuchen.

Der Schwerdonnerstagsball, der ein paar Tage vor Fastnacht stattfand, wurde von einer Karnevalsgesellschaft der mittleren Bürgerkreise gegeben und war besonders berühmt durch die hübschen Bürgersmädchen und deren oft glänzende Toiletten, sowie durch eine angenehme Leichtigkeit der gesellschaftlichen Umgangsformen, weshalb er von den ersten Kavalieren der Stadt sehr bevorzugt wurde und für die Damen ein Gegenstand brennendsten Interesses war. Niemals würde eine zugestanden haben, dagewesen zu sein; aber die meisten wußten ganz genau, wie es dort zuging, und man munkelte von allerhand Ehedramen und -tragödien, die dort ihren Anfang genommen haben sollten.

Die Damen des Lesekränzchens waren jedenfalls noch nicht dagewesen, brannten aber darauf, hinzugehen. Frau Laasemanns Vorschlag hatte den glimmenden Wunsch zu hellem Brand angefacht. Nur Theres widerstand.

„Aber Kinder! das glaubt Ihr doch wohl selbst nicht; ich in meinen Jahren und als Vorsteherin des Wohltätigkeitsvereins auf eine Maskenredoute! Ist ja ganz und gar unmöglich."

Alles nützte nichts, kein Widerstand, keine Gründe. Sie wurde von den Uebermütigen überredet, übertölpelt und fand sich am Arme des Direktors im Festsaale wieder, sie wußte selbst nicht wie. Dieser amüsierte sich großartig über das Aufsehen, das er mit seiner Begleiterin erregte. Ihre hochgewachsene, königliche Gestalt kam in dem eleganten schwarzen Atlasdomino mit dem originellen Kopfputz, das aus dem nächsten Maskenleihgeschäft entliehen war, voll zur Geltung und fiel allgemein auf, während ihre zierlichen Begleiterinnen in der Menge verschwanden.

Die Idee des Balles war ein Erntefest, in dessen Rahmen sich die verschiedensten Masken einschmuggeln ließen. Der Gutsherr, die Pächter, die Bauernburschen und Dirndls aus aller Herren Ländern, vom echten russischen Nationalkostüm angefangen bis zum waschechten Landmädchen mit dem Milchzuber und dem Literblech, und zuletzt die allen Ständen angehörigen Gäste spielten ihre Rolle vorzüglich; die Zeit war schon vorgerückt und die Stimmung bereits eine sehr animierte. Die Sektpfropfen knallten, an kleinen Tischen saßen demaskierte Gruppen und überall schwirrten die verlarvten Dominos umher, intriguierend, Bekannte neckend, geheimnisvolle Andeutungen machend und sich scheu zurückziehend, wenn ein Erkanntwerden zu befürchten war. Ein Reichtum an schönen und geschmackvollen sowie an drolligen Masken! Da fehlte so wenig der angetrunkene Handwerksbursche wie der Rattenfallenhändler; da war in einer Ecke der Fähnrich Hüssener in seinem fidelen Gefängnis zu sehen, in der anderen spazierte der Sklavenaufseher mit der Peitsche herum; da war ein Viehhändler mit einem naturechten Schweinchen auf dem Arme, und dazwischen gingen stolz Graf und Gräfin, die Gutsherrschaft, herum. Lachen und Singen, schmetternde Tanzesweisen, und über dem allen eine heiße, trockene Luft, die das Sprechen erschwerte und die durstigen Kehlen noch durstiger machte.

Theres wurde es unerträglich heiß, da fiel ihr Blick auf ein Pärchen an einem kleinen Tisch; eine stattliche Bäuerin in bayerischem Kostüm und über sie gebeugt, mit Lebemannsallüren, ein jugendlich schlanker Herr im Gesellschaftsanzuge mit unglaublich hohem Kragen und keimendem Schnurrbart — Max! „Das ist doch toll, der Junge! Und sonst spielt er sich als Tugendbold auf."

Die Dame wurde engagiert. Theres dirigierte ihren Herrn an dem Ahnungslosen vorbei und flüsterte hinter hochgehobenem Fächer nur ihm verständlich mit instinktiv verstellter Stimme: „Kinder gehören um diese Zeit ins Bett!" Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr Max auf; ein Kennerblick auf den auffallenden Domino und ihren eleganten Begleiter und sein Urteil war fertig: „Das sind so Demi-monde-Redensarten, die kennen wir. Läßt mich gänzlich kalt."

Theres wollte antworten; aber ein paar Herren näherten sich ihr mit galanten Redensarten. Man hielt sie für eine Sängerin der Oper, die sehr bewundert wurde. Die Sache fing an, ihr Spaß zu machen; sie eröffnete ein scherzhaftes Wortgeplänkel, indem sie ebensowenig zugestand wie leugnete und immer Herrin der Situation blieb. Ein ganzer Kreis von Vertretern der jeunesse d'orée versammelte sich um sie; da gewahrte sie Max, der mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer Unterhaltung folgte. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihm einen nochmaligen kleinen Hochmutsdämpfer aufzusetzen, und begrüßte ihn, als er sich glücklich einen Platz neben ihr erkämpft hatte, mit den Worten: „Aber Kleiner, fallen Ihnen denn noch nicht Ihre Augen zu?" Und mit dem Finger drohend: „Wenn das Ihre Frau Mutter wüßte!" absichtlich den der Maskenfreiheit zustehenden Brauch des Duzens ignorierend.

Max schluckte die bittere Pille mit Grazie herunter. Mit weltmännischer Gewandtheit bot er der vermeintlichen Sängerin oder gar Halbweltdame den Arm, den sie auch innerlich belustigt annahm. „Du scheinst mir mit den Gepflogenheiten des rheinischen Karnevals so wenig vertraut zu sein, schöne Maske, daß ich um die Erlaubnis bitte, Dich ein wenig zu orientieren." Theres ging auf alles ein, nahm auch auf seine Bemerkung, daß sie wohl aus dem Osten komme, den dortigen Akzent an und amüsierte sich köstlich; nur als er ihr eine Erfrischung anbot, wurde sie wieder reserviert.

In diesem Augenblick kam Laasemann mit demselben Anerbieten und dankbar folgte sie ihm zu einem kleinen Tischchen, wo die anderen schwarzen Dominos sich schon an einem Gläschen Sekt erfrischten. Maxens Blicke hingen wie gebannt an dem verführerischen Domino, das jetzt mit seinem Kavalier, den er seines eleganten Aeußern und gewandten Auftretens wegen für einen Don Juan hielt, den prickelnden Trank schlürfte. Eifersucht und gekränkte Eitelkeit wühlten in ihm; aber er hatte, wie alle kleinen Herren, eine Schwäche für große Damen, und die interessante Fremde imponierte ihm unheimlich. Kaum war ein Stuhl neben ihr frei, so hatte er sich auch schon seiner bemächtigt. Theres behandelte ihn schlecht, ließ ihn abblitzen — umsonst, wie eine Klette klebte er an ihr.

Die Stimmung wurde etwas sehr lebhaft; hier und da wurden einige Paare zärtlich; man fand, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Theres flüsterte darüber mit ihrem Kavalier hinter dem Fächer. Märchen schnappte etwas von der Unterhaltung auf, und sofort bot er seine Begleitung an mit blitzenden dreisten Augen und unternehmenden Mienen. Theres lehnte von oben herunter ab; nur desto stürmischer wurde sein Bitten, ja sein Arm stahl sich sogar um ihre Taille. Da vermochte der Domino nicht mehr zu widerstehen.

„Ich wohne aber weit draußen — in der Moltkestraße."

„Da wohne ich auch; ich gehe mit, und wenn's ans Ende der Welt wäre." Die schwarzen Augen funkelten sie wieder feurig an. Gut, daß er nicht das diabolische Lächeln unter den Samtmasken der vier Dominos sehen konnte: „Ich wohne Moltkestraße 42."

„Nein, da wohnst Du nicht, denn da wohnt meine Mutter. Aber einerlei, ich gehe mit, überall mit, verstehst Du." Und näher rückten ihr die unternehmenden schwarzen Augen.

Der Weg war weit nach der Moltkestraße und die Unterhaltung sehr interessant — wenigstens von einer Seite; der Domino war merkwürdig schweigsam; nur zitterte er manchmal an Maxens Arm wie in unterdrücktem Krampf; ja er schüttelte sich geradezu — vielleicht vor innerer Aufregung. Aber vor dem Hause Moltkestraße 42 blieb er stehen und sagte, während er die geheimnisvolle Samtlarve abnahm, mit Tante Theres' Stimme: „Liebes Märchen, Du hast doch den Hausschlüssel bei Dir, oder soll ich Dir den meinigen leihen?"

Und Tante Theres streckte ihrem Neffen wirklich und wahrhaftig — zu ihrer Schande sei es gesagt — die Zunge heraus und knipste ihm seelenvergnügt mit ihren zwinkernden Augen zu. Schadenfreude ist nun einmal die reinste Freude!

Märchen bot einen mitleiderregenden Anblick, als er gänzlich vernichtet und blamiert dastand. Das fand auch der Mond, der jetzt mitleidig sein Angesicht in einer Wolke taktvoll verhüllte; aber außer ihm und den Sternen hat niemand diese nächtliche Niederlage mit angesehen, und die sagen es nicht weiter.

Wenn die naseweisen Schwestern gewußt, wenn die stolze Mutter geahnt hätte, daß der zärtliche Neffe während des Nachhausewegs beständig versucht hatte, der Tante volle rote Lippen unter dem flatternden Seidenbart der Maske zu küssen, daß er sie gebeten hatte, es wie die Bettlerin vom Pont des Arts zu machen und ihm ihr holdes Antlitz beim silbernen Strahl des Mondes zu enthüllen!

Aber so weit gehen Theres Rulands Rachegelüste nicht.

Bücherschau.

Der Römische Katechismus nach dem Beschlusse des Konzils von Trient für die Pfarrer auf Befehl des Papstes Pius V herausgegeben. 4. verb. Aufl. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Regensburg 1905. Friedrich Pustet. 2 Bde. 286 bzw. 214 Doppelseiten 8°; brosch. M. 4.50; gebd. M. 7.80. Die zu Trient im 16. Jahrhundert versammelten Würdenträger der katholischen Kirche wünschten ein Lehrbuch, welches die gesamte zur Unterweisung des Volkes bestimmte Lehre umfassen und zugleich vollständig frei von jedem Irrtum sein sollte Papst Pius V. befahl eine mit aller erdenklichen Sorgfalt zu bearbeitende Neuausgabe, da in der Lehrweise Zwiespalt eingetreten war, wie die 1761 geschriebene Vorrede beklagt. Der Katechismus wird den Bischöfen und Seelsorgern empfohlen als Richtschnur für den katholischen Glauben und die christliche Sitte. — Der Neudruck ist entschieden zu loben; denn „wo ist ein Lehrbuch wie dieser Katechismus? Wo weist eines diese Bürgschaft der Wahrheit seines Inhalts, der Uebereinstimmung mit der höchsten Richtschnur der Wahrheit in der Welt auf, wie dieses?" (Einleitung XVII.) Wissenschaftliche und kirchliche Grundlagen dieses Katechismus verlangen, daß wir seine „maior authoritas" — wie sie Canisius für seine Summa rei christianae erstrebte — anerkennen. Der Text ist lateinisch und gegenüber deutsch dargeboten, und zwar enthält der erste Band außer Vorwort und Einleitung den I u. II. Teil, die über den Glauben und die Sakramente, der zweite Band den III. u. IV. Teil über Gebote und Gebete. Die Ausstattung ist solide und der Preis niedrig, das erneute Werk eine große Angelegenheit des katholischen Lesers. M.

Bühnen- und Musikrundschau.

Ein Vergessener. Seit den sieben Jahren, da wir zu den ständigen Besuchern der Münchener Konzertsäle gehören, ist es in voriger Woche zum ersten Male geschehen, daß wir den Komponisten Robert Franz mit einer größeren Anzahl von Gesängen auf dem Programm einer Sängerin vertreten sahen. Robert Franz — fast mutet uns der Name schon fremdartig an, und daß sein Träger, der mit Brahms als der am reichsten bedachte Erbe Schumanns galt, noch im vorigen Jahrzehnt lebte, will uns kaum glaubhaft erscheinen. Von seinen meisterhaften Bearbeitungen Bachscher und Händelscher Chorwerke abgesehen, sind seine Lieder,

etwa 350 an der Zahl, als sein Lebenswerk anzusehen. Ihr Schicksal war, nie populär zu werden; sie genossen vor allem nie jene Propaganda des Konzertsaals, wie sie heutzutage so zahlreichen jüngeren Tonsetzern zugute kommt. Als Gura einst in Halle ein Franzsches Lied sang, konnte der Komponist seinem Verleger Konstantin Sander gegenüber kaum Worte des Erstaunens über diesen seltsamen Vorfall finden. Zur Zeit des Ablebens des Meisters hoffte man immer auf eine noch kommende Zukunft seines Liedes. Heute ist es, ohne diese Zukunft je gefunden zu haben, vergessen. Wenn man die hochklingenden Worte liest, die Liszt für Franz hatte, und mit der kühlen Weise vergleicht, mit der der Meister im jüngsten Werk über das deutsche Lied, der Bischoffschen Monographie, abgetan ist, so begreift man, daß hier eine Achsendrehung des Geschmacks vor sich gegangen ist, an der niemand etwas ändern kann. Franz ist eine durchaus romantische Natur, aber gezüchtet durch den steten Umgang vornehmlich mit Bach. Ein wortkarges, verschlossenes Wesen tritt dann hinzu wohl durch das Unglück seines Lebens, den Verlust des Gehörs schon in den vierziger Jahren (durch den Pfiff einer Lokomotive). Seine Schaffensart ist demnach geartet: Sie wirft nicht eine Fülle von Empfindungen heraus, sie ist in sich hineinwühlend, eine Art Selbstprivatissimum. Darum entzieht sich Franz jedem „bandweisen" Studium, denn jeder seiner kleinen Gesänge verlangt Konzentration und selbstloses Aufgehen in die Stimmung. Dann wird man die Feinheit seiner unnachahmlichen formalen Gestaltung, seines nur anfangs organistenhaft trocken scheinenden, aber tiefen und ganz eigenen Klaviersatzes, der so oft Bachscher Geist in einem neuen Gefäße ist, gewahr. Nicht an eigenem Minderwert zerschellt Franz, sondern am schnellebigen, äußerlichen Zug unserer Zeit. Wer sich seine Lieder, diese kleinen aber kostbar gefaßten Juwelen, mit Ernst und Vertiefung ansieht, muß noch heute jene schmerzvoll bewegte Innerlichkeit darin erkennen, die sie einst in den Augen Schumanns, Liszts und selbst Wagners so groß machte.

Münchener Schauspielhaus. Die erste Wiederkehr des Todestages O. E. Hartlebens feierte man mit einer Neueinstudierung eines einaktigen Dramas, „Der Abschied vom Regiment", das recht eindrucksvoll gegeben und dankbar aufgenommen wurde, obgleich das Stück kaum etwas anderes ist als eine ganz nüchtern und gradlinig entwickelte Alltagsaffäre. Es folgte die Ibsenparodie „Der Frosch", ein nicht unwitziger, wohl aber etwas zu breit gesponnener und in seinen Beziehungen zu Ibsen nicht für jeden offenliegender Scherz. Der Abend wurde mit dem Einakter-Drama „Die Bäuerin", aus dem Zyklus „Der Kampf um den Mann" von Klara Viebig, eingeleitet. Ein aufregendes, krasses Stück, dieser Kampf einer alternden Frau um das Bewußtsein des Besitzes ihres sterbenden jungen Gatten, den sie schließlich erwürgt, damit die Welt nicht erfahre, daß nicht sie seine Liebe besaß. Leider hat es sich die Verfasserin nicht versagen können, religiöse Bräuche des „katholischen Ostens" mit ganz brutalem Raffinement auf der Schaubühne breittreten zu lassen.

Aus den Konzertsälen. Ein Liederabend der Sängerin Eva Leßmann, die in München keine Neuerscheinung mehr ist, nahm einen recht anregenden Verlauf. Die Künstlerin erzielt freilich ihre Erfolge hauptsächlich mit erlernbaren Mitteln, ihr hübsches Organ besitzt volle Schulung, ihre Aussprache ist vorzüglich geregelt; demgegenüber steht eine gewisse innere Kühle, die selbst durch die ganz wundervolle Begleitung eines Max Reger nicht behoben werden konnte. Begrüßenswert war die Aufnahme fünf Mozartscher Gesänge in das Programm. Eine angenehme Neubekanntschaft war auch eine Pianistin, Comtesse Morsztyn, eine Schülerin Emil Sauers. Sie besitzt für ihre Kunst eine starke Ueberzeugung und, mit bedeutenden technischen Mitteln ausgestattet, führte sie ihr Programm mit sieghafter Energie und doch, was schon seltener ist, mit feinem stilistischem Empfinden durch. Neben Schumanns Carneval, der ihr besonders zugkräftig gelang, spielte sie noch Werke von Liszt, Sauer u. a. — Der Komponist und Pianist Walter Braunfels hatte für sein Konzert ein überreiches Programm aufgestellt. In letztgenannter Beziehung bewährte er sich, zum Teil unter Mitwirkung der ausgezeichneten Pianistin Anna Langenhan-Hirzel, als ein besonders den Aufgaben, wie Friedemann und J. S. Bach sie stellen, bestens gewachsener Pianist. Darstellung der Polyphonie scheint seine größte Stärke zu sein, und nur eine manchmal plötzlich auftretende nervöse Unruhe beeinträchtigt dieselbe. Die Sängerin Theo Drill-Oridge, die Lieder von Brahms, Hugo Wolf und Braunfels vortrug, erfreute sich durch glänzende, direkt auf das Theater verweisende Stimmittel und manche Feinheiten des Vortrags, die im Verlauf des Abends leider nur sich selbst zu ähnlich wurden. Braunfels, von dem wir auch ein eigenes Rondo für zwei Klaviere hörten, ist ein entschieden begabter Tonsetzer, dessen Werken es vorläufig nur noch an reifer Abklärung gebricht. Wie die Lieder im Zeichen Wolfs, aber ganz ohne Konzentration, so steht das Rondo unter dem Einfluß Regers. Gelingt es ihm, seine eigene Individualität in den Vordergrund zu rücken, so kann man noch manches Gute von ihm erwarten.

Verschiedenes. Das Leipziger Stadttheater brachte mit Glück die Uraufführung des fünfaktigen Dramas „Die eiserne Krone" von Zobeltitz heraus. — „Frühling, ein Kampf- und Lenzlied", symphonische Tondichtung, von Paul Scheinpflug, fand in Bremen unter Kapellmeister Panzner ihre erste, lebhaft begrüßte Aufführung. Das zugrunde liegende Programm behandelt das alte „Kampf- und Sieg"-Motiv. Von dem Durjubel nach ausgestandenen Mollschmerzen sprach man schon vor 30 Jahren. — Die Mitglieder des Deutschen Theaters in Berlin (Direktor Reinhardt) siedeln nach Schluß der Saison nach Wien über und werden aufführen: „Der Kaufmann von Venedig", Hoffmannsthals „Oedipus und Sphinx" und Greiners „Herzog von Genua."

München. H. Teibler.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum; Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
= Telephon 3850. =

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch
= Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 9. München, 3. März 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Parlamentarische Erörterungen über die Bekämpfung der Pornographie.*)

(Zum Kapitel: Massenvergiftung des deutschen Volkes.)

In den jüngsten Tagen und Wochen haben drei parlamentarische Körperschaften sich in bemerkenswerter und ziemlich eingehender Weise mit dem Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild beschäftigt. Die „Trutzbriefe" von Dr. Otto von Erlbach und die als Manuskript gedruckte Broschüre Dr. Ludwig Kemmers („Die graphische Reklame der Prostitution") fanden verschiedentlich Erwähnung und Verwendung. Neben dem preußischen Abgeordnetenhause und der bayerischen Kammer der Reichsräte war naturgemäß vor allem der deutsche Reichstag der Schauplatz dieser wichtigen, aber in vielen Kreisen immer noch nicht genügend beachteten Debatten.

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 17. Februar 1906 wurde das Thema von dem Zentrumsabgeordneten Landgerichtsrat Marx angeschnitten. Der Redner führte etwa folgendes aus:

„Ich möchte den Schutz des Herrn Ministers anrufen gegen den Schmutz in Wort und Bild. Hier muß Abhilfe geschaffen werden auf jedem nur möglichen Wege. Dieser Schmutz in Wort und Bild wird in erster Linie durch die kleinen Witzblätter, das „Kleine Witzblatt", „Satyr", „Wespe", „Sekt" und so weiter verbreitet, die gerade in den letzten Jahren seit der sogenannten Lex Heinze einen außerordentlichen Umfang in unserem Vaterlande angenommen haben. Diese Blätter werden überall angeboten, in den Buchhandlungen, auf der Straße, auf den Bahnhöfen, in den Lokalen. Kürzlich hat ein Sachverständiger in München vor Gericht gesagt, wenn sich jemand bei Betrachtung gewisser Bilder eines unzüchtigen Gedankens schuldig macht, dann muß das ein ganz besonderes Schwein sein. (Hört, hört!) Das ist eine vollständige Umwertung der Begriffe. Danach sind nicht diejenigen, die sich in der Gosse herumwälzen, die Schweine, sondern diejenigen, die auf diesen Schmutz aufmerksam machen. Um die Sache gründlich zu untersuchen, habe ich mir auf dem Bahnhofe ein kleines Witzblatt gekauft, und dann habe ich auf drei darin enthaltene Anzeigen geschrieben. Was ich da auf meinen Namen erhalten habe — natürlich habe ich meine Eigenschaft als Abgeordneter und als Landgerichtsrat verschwiegen — an Katalogen und Bildern, das ist derart, daß ich es hier in der Oeffentlichkeit auch nicht einmal andeutungsweise schildern kann; aber ich werde das Material auf den Tisch des Hauses niederlegen. Solchen Schmutz sollte man nicht für möglich halten. Natürlich ist es schwer, diese Sachen zu besprechen, denn man kann sie nicht einmal andeuten, aber bei der großen Gefahr, die immer mehr um sich greift, halte ich es für nötig, daß die Herren der verschiedenen Richtungen, Provinzen und Stände sich davon überzeugen, bis zu welchem Grade diese Dinge bei uns gekommen sind. In dieser Beziehung marschieren wir jetzt wohl an der Spitze. Die angekündigten Pariser Landschaften sind überhaupt keine Landschaften, sondern Schweinereien, und in den Katalogen wird die Herstellung der Photographien in einer Weise angezeigt, daß ich es mir versagen muß, dies in der Oeffentlichkeit anzudeuten. Daß die neuen Kataloge auch besonders dem Sadismus, dem Masochismus usw. Vorschub leisten, werden Sie bestätigt finden. Von München habe ich eine Anzahl Photographien erhalten, die derartig sind, daß sie die Jugend unbedingt vergiften müssen, und vor einigen Wochen sind die Verleger solcher Photographien freigesprochen worden.

Die Frage ist nun, wie weit ist hier die Kunst interessiert? Auf die materiellen Fragen und Urteile über diese Bilder kann ich mich hier nicht einlassen. In dieser Beziehung verweise ich auf die Schrift von Dr. Ludwig Kemmer „Die graphische Reklame". Sie finden da den Nachweis erbracht, daß alle diese Bilder keinem Künstler als Vorbild dienen können. Sie sind nur dazu bestimmt, die Sinnlichkeit zu reizen. Kürzlich hat ein Abgeordneter gesagt, das deutsche Volk könne stolz sein auf ein Blatt wie die „Jugend". Ich meine, das deutsche Volk hat keine Veranlassung, auf die „Jugend" stolz zu sein, wenn ein solches Blatt sich nicht scheut, unsittliche Anzeigen aufzunehmen, und nicht nur das, die „Jugend" hat sich nicht entblödet, in einer Reihe von Gedichten und Aufsätzen gegen die Geistlichkeit und gegen die krankenpflegenden Orden vorzugehen. Sie scheut sich nicht, sogar gegen diese Orden ihren Schmutz und ihr Gift zu spritzen. Sie bringt Anzeigen von französischen Firmen, die so ungefähr das Schmutzigste darstellen, was es in dieser Art überhaupt gibt, und mich wundert die Spitzfindigkeit der Gerichte, wenn es sich darum handelt, festzustellen, ob Drucker und Verleger subjektiv von dem Inhalte der Anzeigen Kenntnis haben. Warum sind denn nicht die Anzeigen französischer Landschaften, Pariser Photographien usw., wie sie im „Kleinen Witzblatt" in der neuesten Nummer bis zu zwanzig stehen, niemals in den „Fliegenden Blättern"? Es ist nichts mit der Angabe, daß die Verleger nicht wissen, was sie mit solchen Anzeigen aufnehmen. Sie müssen es wissen, weil es zu ihrem Fach gehört.

In den Kreisen der wahren Kunst macht man jetzt auch Front gegen diesen Schmutz. Otto v. Leixner war früher auch kein Freund der Lex Heinze, aber er hat sich jetzt genötigt gesehen, in den Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild einzutreten. Er hat berechnet, daß für derartige Inserate jährlich eine halbe Million ausgegeben wird, die einen Umsatz von mindestens 10 Millionen in dem angepriesenen Artikel bedingen. Die Kleinheit der Bilder macht es den Schülern möglich, sie unbemerkt

*) Berichterstattung über parlamentarische Debatten und Wiedergabe von Reden gehört nicht zu den eigentlichen Aufgaben der „Allgemeinen Rundschau". Wenn im Anschluß an die „Trutzbriefe" in Nr. 4, 5 und 6 eine Ausnahme gemacht wird, so liegt die Rechtfertigung in der ungeheuren Wichtigkeit des Gegenstandes.

in den Klassen herumzureichen. In einer Stunde wird da das Werk der Eltern und der Schule vernichtet, und das Kind verdirbt für sein ganzes Leben.

Die Gefahr wird auch von den Kreisen anerkannt, die bei der Lex Heinze schwere Vorwürfe gegen die Urheber des Gesetzes machten. Die Münchener „Allg. Ztg." hat wiederholt Artikel über diese Frage gebracht. Alle diese Volksverderber verstecken sich hinter den Namen Kunst, während es sich in Wirklichkeit um Schmutz handelt. Der Schmutz muß aber von der Straße hinweg, solange unsere Jugend auf der Straße ist. Der Goethebund hat in der Versammlung in Dresden 1904 ausgeführt, das Schlimmste seien die Ansichtskarten, Photos nach dem Leben und die halbwissenschaftlichen Broschüren, die sich mit sexuellen Fragen beschäftigen.

Wenn die Gefahr so von allen Seiten anerkannt wird, müssen wir uns fragen, was wir gegen die Verseuchung tun können. Vom Minister ist schon erklärt worden, daß er daran sei, die bestehenden Paragraphen des Strafgesetzbuches einer Aenderung zu unterziehen. Einstweilen ist aber eine passendere Fassung noch nicht vorgeschlagen. Ich meine, unsere Polizei ist noch nicht reif für ein strafferes Vorgehen, und wir sind noch nicht von der Größe der Gefahr durchdrungen. Man kann aber auch mit den bestehenden Gesetzen ein gut Teil weiterkommen, aber die Gesetze müssen auch angewandt werden. Ich verlange eine strenge Anweisung an die Staatsanwaltschaft, mit äußerster Entschiedenheit vorzugehen. Der Minister hat erklärt, er habe bereits 1904 eine entsprechende Anweisung ergehen lassen, dann muß aber der Erlaß in keiner Weise berücksichtigt worden sein. Einen Erfolg kann ich nicht sehen.

Die Staatsanwaltschaften haben, das muß ich anerkennen, gegen die Vereine zur Bekämpfung des Schmutzes großes Entgegenkommen gezeigt, besonders ist das auf Veranlassung des früheren Ministers Schönstedt geschehen. Man ist gegen die Firmen, die im Ausland sind, dadurch vorgegangen, daß man gegen sie die Postbeschlagnahme verfügte und die Postsperre über sie verhängte. Diese Maßnahmen haben den gewünschten Erfolg nicht gehabt. Im Ausland ist es eben sehr leicht, öfter die Firma zu wechseln. Was allein helfen kann, das ist die strikte Anwendung des § 184 des Strafgesetzbuches. Bis 1900 konnten die fraglichen Anzeigen nur bestraft werden, wenn sie sich selbst als unzüchtig darstellten. Die Novelle vom Jahre 1900 hat die Aenderung geschaffen, daß alle Anzeigen strafbar sind, welche einen unsittlichen oder unzüchtigen Gegenstand behandeln. Selbstverständlich wird vorausgesetzt, daß den Aufnehmenden der unsittliche Charakter der Anzeige bekannt ist.

Gegen die Verleger der Witzblätter, die derartige Anzeigen verbreiten, kommt der § 184 in Frage. Wie kommt es aber, daß trotz des § 184 so wenig gegen diese Verleger geschieht? Es hängt mit der Aenderung des § 7 des Strafgesetzbuches zusammen. Man hat das Gericht als zuständig erklärt, in dessen Bezirk die Druckschriften erscheinen. Als Druckorte kommen für die fraglichen Druckschriften nur die drei Städte Berlin, Leipzig und München in Frage. Die Staatsanwaltschaften dieser drei Städte müssen ihre Pflicht und Schuldigkeit tun. Und es gibt einen Grund, weshalb diese nicht energisch vorgehen. Als Vertreter des deutschen Volkes habe ich die Pflicht, das hier zur Sprache zu bringen, und ich bin mir der Verantwortung meiner Behauptung voll bewußt. Sie würden energisch vorgehen, wenn ihr Bemühen nicht scheiterte. Ich habe oft von Polizeiorganen gehört: Wir würden ja einschreiten, aber wir fürchten eine Freisprechung. Dann wird die Druckschrift mit dem Vermerk „Beschlagnahmt" in das Schaufenster gehängt, und das ist dann die beste Reklame. Es werden auch wohl Strafen von zwanzig Mark verhängt. Ein preußischer Richter sollte doch wissen, daß die zwanzig Mark bei den Bestraften gar keine Rolle spielen. Ich will die Unabhängigkeit der Richter nicht antasten, aber das Gewissen des Volkes muß aufgerüttelt werden. Und da werden auch die preußischen Richter nicht zurückbleiben können. Das Reichsgericht hat seit etwa zwei Jahren in seinen Entscheidungen eine wesentliche Wandlung zum Bessern gemacht. Es hat Grundsätze festgelegt, denen man voll beipflichten kann. In einer Entscheidung dieses obersten Gerichtshofes befindet sich der bemerkenswerte Satz: „Ein Bild, das als Original in einem Pariser Salon nicht unzüchtig wirkt, kann dies sehr wohl als Nachbildung auf Postkarten tun."

Man wirft uns vor, wir hätten Abscheu vor der Darstellung des Nackten. Das ist nicht so. Wir unterscheiden nur die Darstellung des unbekleideten menschlichen Körpers von der Darstellung des ausgezogenen Lebemannes oder Lebedamen. Von solchen Erzeugnissen kann man nicht behaupten, daß es sich um künstlerische Produkte handelt. Wir verlangen vom Minister eine Anweisung an die Staatsanwälte, gegen die Drucker und Verleger solcher Witzblätter vorzugehen. Bei Anzeigen „Nur für Herren" hat die Staatsanwaltschaft immer hinreichenden Verdacht, um mit Haussuchungen vorgehen zu können. Der Minister möge auch den Vereinen, die den Schmutz bekämpfen, mit Wohlwollen entgegenkommen. Es wird aus diesen Kreisen oft geklagt, daß sie auf Eingaben keinen Bescheid erhielten. Dann bitte ich die Mitglieder dieses Hauses, in ihre Heimat hinauszugehen und dort mit dem Mute eines christlichen Mannes ohne Rücksicht auf Spott und Verleumdung gegen den Schmutz in Wort und Bild vorzugehen. Die Vorsteher der Unterrichtsanstalten müssen auf die großen Gefahren aufmerksam gemacht werden. Es handelt sich um die Zukunft unseres Volkes, um Tugend und Sitte." (Lebhafter Beifall, vereinzeltes Händeklatschen im Zentrum und rechts.)

Der neue preußische Justizminister Dr. Beseler erwiderte:

„Ich habe schon betont, daß ich die hohe Wichtigkeit der Materie voll anerkenne. Ich werde jetzt nochmals an die Staatsanwaltschaften die nötigen Anweisungen ergehen lassen. Abg. Marx hat nun den preußischen Gerichten Laxheit vorgeworfen. Ich kann allerdings nicht bestreiten, daß hie und da ein Urteil ergangen ist, das hätte anders ausfallen können, jenachdem der eine oder der andere Richter mitgewirkt hätte. Aber nach meinen mehrjährigen Erfahrungen habe ich niemals bemerkt, daß eine Laxheit in dem Sinne, wie der Abg. Marx es meint, vorgekommen ist. In dieser Allgemeinheit muß ich seinen Vorwurf zurückweisen. Die Begründungen des Reichsgerichts werden auch von den preußischen Richtern sehr aufmerksam gelesen, und bei dem hohen Ansehen des Reichsgerichts übt es auch seinen Einfluß auf die Richter aus. Die Eingaben der Vereine zur Bekämpfung des Schmutzes werden stets sorgfältig geprüft. Die Antragsteller müssen auf jeden Fall eine Antwort erhalten, auch wenn dem Antrag nicht stattgegeben wird. Wenn eine Verurteilung erfolgt, so liegt eben hierin der Bescheid."

In der Sitzung vom 20. Februar erklärte der Abgeordnete Peltasohn von der Freisinnigen Vereinigung, er könne sich den Ausführungen des Abgeordneten Marx im allgemeinen anschließen. Auch er sei der Meinung, daß die Schmutzliteratur eingeschränkt werden muß. Von solcher Seite ist dieses Zugeständnis bemerkenswert, und es fällt nicht weiter auf, daß der freisinnige Redner von einer Laxheit der Gerichte nie etwas gehört haben will und vor einem zu weitgehenden Einschreiten warnte.

Die bezüglichen Verhandlungen der bayerischen Kammer der Reichsräte (vom 23. Februar 1906) gewannen eine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß der Erzbischof von München und Freising, Reichsrat Dr. von Stein, den Ernst der Lage in einer größeren Rede kennzeichnete. In der Generaldebatte zum Justizetat ergriff als erster Redner Erzbischof Dr. von Stein das Wort:

„Wie aus den parlamentarischen Verhandlungen des deutschen Reichstags und der deutschen Einzellandtage, aus den Aeußerungen der Presse aller politischen Parteien, den Wahrnehmungen der Seelsorger und Erzieher und aus den Erhebungen der mit der Bekämpfung der Unsittlichkeit befaßten Privatvereinigungen hervorgeht, besteht wohl Einigkeit darüber, daß das deutsche Volk seit einer Reihe von Jahren durch den Massenvertrieb von unsittlichen Schriften und unsittlichen Bildern in einer früher nie geahnten und mannigfaltigsten Weise einer moralischen Verseuchung zugeführt wird. Dabei handelt es sich nicht bloß um die nach der Statistik des Deutschen Reiches vorhandenen jugendlichen Personen im Alter von 10—18 Jahren mit 9 Millionen, sondern noch mehr um die Menge von Erwachsenen, die durch diese Einwirkungen sozusagen auf Schritt und Tritt zur Prostitution, zur Kuppelei und zu anderen sexuellen Exzessen angelockt und vielfach auf sehr bedauerliche Irrwege hinübergeführt werden. Es ist aber die Gefahr dieser großen Schäden nicht nur eine weitverbreitete, sondern auch eine mehrgestaltige, da sie die Einzelheiten des Familienlebens sowohl als auch die Gesundheit und Wehrhaftigkeit des Volkes in schwere Nachteile zu versetzen geeignet ist.

Hält man sich dazu vor Augen, daß nach einer auf dem internationalen Kongreß zur Bekämpfung der Unsittlichkeit in Köln im Jahre 1904 erfolgten Konstatierung die Ueberschüttung Deutschlands mit Schmutzliteratur und mit Schmutzbildern nicht mehr wie früher von Frankreich und von Ungarn aus geschieht, sondern in Deutschland selbst bewirkt wird, so ist ein besonderer und ein dringlicher Anlaß geboten, daß alle sittlichen Kräfte im Lande sich sammeln, und daß die berufenen Faktoren zur Pflege des Volkswohles und besonders die hohen legislativen Körperschaften eifrigst und nachhaltigst zusammenwirken, um diesen schweren und tiefschädigenden Volksübeln nach Kräften zu steuern.

Als hauptsächlichste und nächste Ursache für diese moralische Meinungsvergiftung dürfte wohl zu erachten sein die vollendete Vervielfältigungstechnik für Druckschriften und für die Herstellung von Bildern, vermöge deren es möglich wird, Schmutzliteratur und Schmutzbilder in Hunderten und Tausenden von Exemplaren um die billigsten Preise unter das Volk zu werfen. Dazu kommt noch die ungemeine Erleichterung und Verbilligung der Versendung von Druckschriften und Bilderwerken durch den hochentwickelten postalischen Verkehr, demzufolge man den unzüchtigen, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der Menschen verletzenden Druckschriften und Bildern nicht nur im lebhaften Geschäfts- und Schauverkehr der Städte, sondern auch bei Gewerbetreibenden auf dem Lande begegnet.

Besonders kommt hier auch in Betracht das Ansichtspostkartenwesen. Durch die massenhaften Beförderungen unzüchtiger Ansichtskarten wird es möglich, die sinnlichen Lockungen bis in die breitesten Schichten des Volkes bis hinaus zu den letzten Dörfern des Landes zu tragen trotz der entgegenstehenden postalischen Verordnungen.

Es ist selbstverständlich, daß als Abwehrmittel gegen diese furchtbaren Volksschäden in erster Linie zu erachten ist die Handhabung aller bisher schon gegebenen gesetz- und verordnungsmäßigen Bestimmungen. Allein nach der Ansicht im öffentlichen Leben wohlerfahrener Männer ist es nötig, auf gesetzliche Aenderungen hinzuweisen, die das Durchschlüpfen durch die Maschen des Gesetzes in Zukunft tunlichst zu verhindern geeignet sind. Die Rechtsprechung hat als „unzüchtig" leider nicht schon das erachtet, was das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der Menschen zu verletzen geeignet ist, sondern sie hat dazu noch gefordert, den Zusammenhang geschlechtlicher Erregung. Mit dieser Auffassung des Begriffes „unzüchtig" wird selbstverständlich der Anwendungskreis des Gesetzes ein erheblich beschränkter, und es wird die Unterdrückung einer Menge von Schmähschriften und Schmutzbildern dadurch zur Unmöglichkeit gemacht. Es wurde daher von autoritativer Seite das Verlangen gestellt, eine Verbesserung des deutschen Reichsstrafgesetzes in gleicher Weise anzustreben, wie das nach den auf dem vorhin berührten internationalen Kongreß zu Köln gegebenen Darlegungen in den Strafgesetzbüchern anderer Länder bereits geschehen ist, so in Frankreich, Italien, Belgien, Holland, Schweden, Norwegen, Amerika und England. In diesen Ländern hat man den Begriff „unzüchtig" als zu eng befunden und ihn darum durch andere Ausdrücke, z. B. „den guten Sitten widerstrebend", „unanständig", „schwer verletzend" ersetzt, oder man hat ihn ergänzt und näher umschrieben.

Da die bayerische Regierung in zwei Sitzungen der Abgeordnetenkammer am Ende des Jahres 1902 und zu Anfang des Jahres 1903 ihre Bereitwilligkeit erklärt hat, alle bisherigen vorhandenen Bekämpfungsmittel gegen diese überaus schädlichen Auswüchse anzuwenden, um der großen Verderbnis Einhalt zu tun und anderseits alle gesetzlichen Anwendungen in bezug auf die Verbesserung der Kampfesmittel gegen die Schmutzliteratur und Schmutzbilder ihrerseits zu unterstützen, so darf es genügen, auf diese Vorschläge und Anregungen hinzuweisen und damit die Bitte zu verbinden, es möge vonseiten der hierzu ganz berufenen Faktoren und Organen hingewirkt werden, daß diese Uebel tunlichst zurückgedämmt werden in den deutschen Landen. Erfreulicherweise hat auch der deutsche Reichstag mit Beschluß vom 12. Mai 1905 eine auf die Verbesserung der Reichsgesetzgebung beziehende Petition dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen und dadurch dokumentiert, daß ihm ebenso warm am Herz liegen energische Maßnahmen und Vorkehrungen gegen moralische Verseuchungen, wie ihm am Herz liegen die ernsten Veranstaltungen und Vorkehrungen gegen physische Seuchen. Wenn ich recht unterrichtet bin, hat auch in der jüngsten Zeit das preußische Justizministerium einen Abänderungsvorschlag vorbereitet zur Verbesserung des Reichsstrafgesetzbuches, um sowohl der Produktion als auch dem Verkauf der Produkte der Gosse möglichst auf den Leib zu rücken.

Die wahre Kunst wird durch eine Vermehrung der Kampfesmittel gegen die unzüchtige Literatur und die unzüchtigen Bildwerke nicht im mindesten zu besorgen haben, daß ihre am richtigen Ort und für ideelle Ziele betätigten Bestrebungen irgendwelchen Schaden erleiden. Uebrigens darf wohl auch in diesem hohen Hause gesagt werden, daß über aller Kunst, auch der vornehmsten, noch ein viel höheres Gesetz steht, dem auch das feinste und wärmste künstlerische Empfinden sich zu beugen hat, das Sittengesetz. Die Kunst hat ja als erste und letzte Aufgabe, eine Welt nur des Scheins, wenn auch des schönen Scheins, hinzuzaubern. Dagegen ist jenes Gesetz, das ich kurz andeutete, geeignet, dem Menschen zu seinem wahren geistigen Lebensgehalt zu verhelfen. Möge es allen berufenen Faktoren gelingen, den sehr oft jetzt öffentlich und privat beklagten schweren Schäden hinsichtlich der Volksverseuchung durch unsittliche Literatur und unzüchtige Bildwerke nach Kräften durch neue gesetzgeberische Maßnahmen zu steuern. Aber ich füge hinzu, ein durchschlagender Erfolg wird nur dann erzielt werden, wenn auch breite Schichten des Volkes immer mehr und mehr und mit aller Entschiedenheit von der Pflege des praktischen Materialismus und Hedonismus ablassen und beharrlich ihre Richtung nehmen auf eine Erziehung, eine Gesinnungserziehung, welche ihre Lebenskraft und ihre Lauterkeit stetig schöpft aus dem Erhabenen und aus den lebenswarmen Ideen des Christentums."

Reichsrat Dr. Freiherr von Soden-Fraunhofen knüpfte an seine sachlichen Darlegungen im Ausschusse (vgl. Nr. 6, Seite 61 ff.) an, die er den in der Presse erhobenen Einwendungen gegenüber völlig aufrecht erhielt. Der Redner führte u. a. folgendes aus:

„Es ist leider nicht zu verkennen, daß in der letzten Zeit besonders aus Anlaß von Entscheidungen, die hier (in München) durch das Schwurgericht gefällt wurden, aber auch sonst ein in gewissem Maße gemindertes Vertrauen des Volkes in unsere Justiz sich ergeben hat, ein Gedanke, der vor wenigen Tagen im Reichstage von einer ganz anderen Seite zum Ausdrucke kam. Ich habe gar keine Ursache, von den prinzipiellen Anschauungen irgendwie abzugehen, die ich dort aussprach. Auch der Umstand, daß ich mannigfache Angriffe erlitten habe, kann mich natürlich nicht beirren in dem Gedanken, daß das richtig war, was ich sagte. Es waren ja nur wenige Stimmen, die sich auf meine Seite stellten, ich gebe aber doch dabei der Hoffnung Ausdruck, daß ich eine Anzahl versteckter Anhänger meiner Meinung habe, die es nicht am Platze oder angezeigt fanden, ihre Meinung in der Presse zum Ausdrucke zu bringen.*) Um so dankbarer bin ich denen, die für mich eintraten; da war vor meinen Aeußerungen bereits die „Allgemeine Zeitung", der ich einen großen Teil meiner eigenen Ausführungen entnahm; seitdem waren es nur ganz wenige Aeußerungen in derselben Richtung; ich kann eigentlich nur die hier erscheinende „Allgemeine Rundschau" in diesem Sinne für mich anführen.

Besonders freute es mich, daß auch von dem (nationalliberalen) Abg. Bassermann am 20. Februar im Reichstage Aeußerungen fielen, die noch wesentlich schärfer waren als die von mir gebrauchten. Im Anschluß an die Meinung, daß es zu widerraten sei, unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen eine neue Lex Heinze an den Reichstag zu bringen, führte der genannte Herr weiter folgendes aus: „M. HH.! Auch wir verkennen nicht, daß viele Ausschreitungen erfolgen auch seitens einiger unserer Witzblätter, und daß es dringend wünschenswert wäre, daß dieselben ihr Geschäftsgebaren revidieren und daß man sich nicht leiten lasse durch den Wunsch, mit pikanten Bildern und Geschichten den Absatz zu vermehren, sondern sich in den Grenzen des Anstandes und der guten Sitte halte. Manche solcher Blätter überschreiten so sehr alles Maß, daß man fürchten muß, daß sie Kindern in die Hände geraten möchten. (Sehr richtig! bei den Nationalliberalen.) Daß in dieser Beziehung das bestehende Gesetz nicht voll zur Geltung kommt, obgleich es in seinem § 184 vollständig ausreicht" — eine Meinung, der soeben von autoritativer Seite (dem Münchener Erzbischof) widersprochen wurde —, „das kommt nach meiner Auffassung, die eine Reihe von Juristen teilt — auch Juristen, die auf politisch liberalem Boden stehen — daher, daß unsere Schwurgerichte hier zum Teil auf eine abwegige Rechtsprechung kommen. Ich meine, es sind da in letzter Zeit Rechtsprechungen erfolgt, die zu großen Bedenken Anlaß geben müssen, die vor allen Dingen auch jenen Veranlassung zum Denken geben müssen, die für die Institution der Schwurgerichte schwärmen. Auch die Schwurgerichte sind dazu da, dem Gesetz zur Geltung zu verhelfen, und ich habe den Eindruck, daß bei einer Reihe von Erkenntnissen dies nicht der Fall war. Dafür habe ich kein Verständnis, daß man zur Auslegung des Begriffes „unzüchtig" noch Sachverständige zuzieht. (Sehr richtig! bei den Nationalliberalen; Zurufe von den Sozialdemokraten.) Da steht mir der juristische Verstand still. Da muß der Richter entscheiden; dazu bedarf es nicht der Zuziehung von Literaten, um beurteilen zu können, ob eine Darstellung unzüchtig ist oder nicht. (Sehr richtig! bei den Nationalliberalen.)"

Die Herren werden begreifen, daß ich mit einer gewissen Freude diese Aeußerungen gehört habe, die genau denselben Sinn enthalten, wie meine Ausführungen im Ausschuß. Wenn ich, so sehr ich von der Richtigkeit meiner Aeußerungen durchdrungen bin, trotzdem so wenig Freunde in der Oeffentlichkeit gefunden habe, so ist das wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß ich im Ausschuß noch die Bemerkung einfließen ließ, angesichts des erwähnten Prozesses werfe sich gleichsam die Frage von selbst auf, ob es gerecht sei, den „privilegierten Gerichtsstand der Presse vor dem Schwurgericht" aufrecht zu erhalten; nach den Erfahrungen der letzten Jahre müsse diese Frage verneint werden. Daß die Presse daran keine Freude haben werde, war mir vorher bekannt; niemand gibt gern ein Privileg auf, auch dann nicht, wenn es von dritter Seite als ein odioses da und dort bezeichnet wird. Das Eine darf ich aber wohl hier anführen, daß der bayerische Gesetzgeber von 1848 und auch der Gesetzgeber des Reiches von 1874 wohl nicht daran gedacht haben, daß das Preßgesetz in der Weise

---

*) Diese Vermutung des Dr. Frhrn. von Soden wird in einer von einem hohen bayerischen Beamten an die „Allgemeine Rundschau" gerichteten Zuschrift ausdrücklich bestätigt mit dem Hinzufügen, daß in vielen bayerischen Beamtenkreisen eine große Verzagtheit herrscht, weil trotz allem immer noch der Liberalismus Trumpf ist und weiteste Konnivenz gegen sogenannte liberale Grundsätze am liebsten gesehen wird. — Die „Augsburger Postzeitung" schreibt in Nr. 45 vom 25. Februar: „In der Zentrumsfraktion machen sich gewaltige Stimmen geltend, die einer Beschränkung der Kompetenz der Schwurgerichte in Preßsachen auf politische Prozesse das Wort reden. Als in Bayern die Preßaburteilung den Schwurgerichten überantwortet wurde, da wollte man ein Postulat der politischen Freiheit erfüllen. Für die freie politische Entwicklung des Landes ist der Schutz der Preßfreiheit unumstößlich notwendig. Dieser ist, so meint man, am besten gewährleistet bei den Schwurgerichten. Daran soll und wird nichts geändert werden. Jedoch die Pornographie in Literatur und Kunst hat mit der Politik nichts zu tun. Sie derselben Freiheit teilhaftig werden zu lassen, wie die politische Presse, ist durch nichts veranlaßt. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß, wenn hier eine Aenderung der Gesetzgebung gesucht werden wird, das Zentrum in entschiedener Weise dazu mitwirken wird in dem hier betonten Sinne, damit die Rechtsprechung über die pornographischen Produkte an die gelehrten Richter komme. Einstweilen möchten wir raten, unter Festhaltung dieses Gedankens die weitere Rechtsprechung der Schwurgerichte in solchen Fällen abzuwarten und noch mehr Erfahrungen zu sammeln."

eine Auslegung finden werde, wie das jetzt der Fall ist. Der Grundgedanke, der dazu führte, die Preßdelikte vor die Geschworenen zu verweisen, war ein politischer; es sollte das nur einen Schutz bilden für politische Preßvergehen; daß aber das, was jetzt mit darunter fällt, unter der weiteren Auslegung des Begriffes „Druckschriften", insbesondere der § 181 R.-Str.-G., von dem der Herr Erzbischof gesprochen hat, daß gerade das in so weitgehendem Maß dazu Veranlassung geben wird, daß derartige Reate vor die Geschworenen kommen, daran hat, glaube ich, der Gesetzgeber seinerzeit nicht gedacht."

Der Vertreter der protestantischen (evang.-lutherischen) Kirche, Oberkonsistorialpräsident Dr. von Schneider, schloß sich im allgemeinen dem Münchener Erzbischof vollständig an:

„Ich möchte nur mein vollkommenes Einverständnis mit der vorhin vom Herrn Erzbischof kundgegebenen Anschauung darlegen, daß das Ueberhandnehmen der unsittlichen Schmutzliteratur für das geistige und leibliche Wohl unseres Volkes eine Gefahr zu werden droht, und daß daher für die maßgebenden Faktoren alle Veranlassung vorliegt, diesem wichtigen Gegenstand ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man sollte allerdings, wenn man vom Standpunkt eines normalen sittlichen Empfindens aus die schon bestehenden gesetzlichen Bestimmungen ins Auge faßt, der Anschauung sich hingeben, daß sie gegenüber der angedeuteten Gefahr ausreichen, aber leider, wie ich zu sagen keinen Anstand nehme, haben die auf dem Gebiete der Rechtsprechung gemachten Erfahrungen nicht gezeigt, daß die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen vollkommen zureichen. Wurde ja auf diesem Gebiete ein Urteil besonderer Sachverständiger für notwendig erachtet, während, wie ich glaube, mit vollem Recht hier die Sachverständigkeit jedes pater familias, der ein gesundes sittliches Empfinden hat, allein das Maßgebende sein soll. Was nun die Maßregeln betrifft, die gegenüber dem bestehenden Mißstande zur Anwendung zu bringen sind, so maße ich mir darüber kein kompetentes Urteil an, ob auf dem Gebiete des materiellen Strafrechtes oder auf dem des Prozeßrechtes hier einzugreifen ist."

Karl Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg führte ungefähr folgendes aus:

„Der Herr Erzbischof sagte, es sollen durch die Gesetzgebung die Maschen, durch welche allerlei Verkehrtes durchschlüpft, etwas enger gezogen werden. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe. Es ist sehr schwer, dafür einen Ausdruck zu finden, welcher ganz dem Zwecke und der Idee des Gesetzgebers entspricht und doch dem Richter die nötige Freiheit läßt, dabei aber anderseits wieder klar und bestimmt ist. Außerdem scheint eine solche Gesetzgebung, nachdem sie mit der allgemeinen Revision des Strafgesetzes verbunden werden soll, noch in weiter Ferne zu liegen. Es gibt aber auch eine Maßregel, die zu jeder Zeit ergriffen werden kann und die ganz in der freien Hand der Regierung liegt, um dem Schmutz in Wort, Schrift und Bild zu begegnen, nämlich in den Buchhandlungen der Bahnhöfe. Der Verkauf von solchen Schriftgattungen und Darstellungen unterliegt ja den Verordnungen, welche die Eisenbahnverwaltung erläßt. Hier wäre eine weitgehende und nützliche Säuberung eines wahren Augiasstalles möglich und tunlich und um so wichtiger, weil gerade auf den Eisenbahnen alle Teile der Bevölkerung und alle Altersklassen in der Lage sind, sich in aller Muße in allerlei Schmutz zu vertiefen und ihren Schaden daraus zu ziehen. Ich weiß mehr als einen Fall — es ist das auch schon in Gerichtsverhandlungen zur Sprache gekommen —, daß großer Schaden durch solche Eisenbahnlektüre angerichtet wurde. Was den Erlaß gesetzlicher Bestimmungen zum Schutze der Sittlichkeit noch mehr erschwert, ist die leider heutzutage so sehr verbreitete, ganz grundfalsche Auffassung von dem Begriff „Unsittlichkeit". Es gibt eine große Reihe Künstler und noch mehr eine große Klasse sog. Kunstliebhaber, die in der Kunst und ihrer Schönheit nichts anderes wissen als die allermateriellste Auffassung, die nur in der Schönheit des Fleisches das Ideal und das Vorbild der Schönheit erkennen. Während in früherer Zeit die Künstler, die Maler und die Bildhauer ihre Hauptaufgabe darin sahen, das Idealste am Menschen, nämlich den Geist und die Tugenden und die hohen idealen Auffassungen durch ihre Darstellungen wiederzugeben, tritt das jetzt ganz in den Hintergrund gegenüber einer alltäglich wiederkehrenden Verherrlichung der fleischlichen Schönheit. Also gerade dadurch, daß eine solche Auffassung des Ideals der Kunst so vielfach im Schwunge ist, ist es auch der Gesetzgebung sehr erschwert, den richtigen Ausdruck zu finden, um das zu greifen, was gegriffen werden muß."

Sehr beachtenswert sind auch die Ausführungen des Reichsrates Ferdinand von Miller (Bildhauer und Erzgießer, Direktor der Münchener Akademie der bildenden Künste). Dieser berufene Künstler sprach sich wie folgt aus:

„Die Worte des Herrn Erzbischofes von München-Freising haben in diesem Hause tiefen Eindruck gemacht, und sie werden im ganzen Lande, wo man es wirklich ehrlich meint mit der Entwicklung unserer Jugend, mit der Kräftigung der deutschen Jugend zu deutschen Männern, Beifall finden. Ich stimme vollständig überein, daß diese Schundliteratur und ebensolche Illustration nichts mit der Kunst zu tun hat, daß es auch gar nicht deren Absicht ist, auf Kunst Anspruch zu machen. (R.-R. Fürst Löwenstein: Sehr wahr!) Etwas anderes ist es aber mit der höheren Kunst, die der Herr Erzbischof und auch Fürst Löwenstein gestreift haben. Da ist es furchtbar schwer, die Grenze zu ziehen, wo das Ideal aufhört und das Sinnliche angeht. Das Urteil darüber liegt so viel in der Individualität des Beschauers, es liegt im Alter des Beschauers, es liegt in der geographischen Lage des Landes. Sie werden es, abgesehen von der praktischen Unmöglichkeit, nicht für durchführbar erachten, daß z. B. an der Nordsee oder an der schwedischen Küste die Männer und die Weiber herumgehen, wie sie das in den südlichen Teilen Europas zu tun pflegen; dort beanstandet niemand das, was man im Norden unanständig finden wird. Man ist ja schon soweit gegangen, daß unsere Gebirgsländler mit kurzen Hosen und nackten Knien in benachbarten Staaten als unanständig von der Polizei zurechtgewiesen wurden. Das möchte ich nur anführen als Beweis dafür, wie mit der besten Absicht manchmal hier Irrtümer vorkommen können. Ich bin gewiß der letzte, der nicht wünschte, daß das Ideal, das dem talentvollen Menschen schon ins Herz gelegt ist, von ihm in derselben Weise auch seinen Mitmenschen vor Augen geführt wird, und daß er dies durch die Kunst kundgebe, aber ich möchte bitten, daß nicht durch gesetzliche Bestimmungen der hohe Flug der Kunst, der edlen Kunst, zurückgehalten wird, fortzustreben, wie das glücklicherweise in deutschen Landen der Fall ist, und ich glaube, wir können uns an unseren großen Künstlern immer freuen, daß sie Sachen machen, die auch von niemandem beanstandet werden."

Justizminister von Miltner äußerte sich über die Bekämpfung der Pornographie mit bureaukratischer Korrektheit und Reserve zunächst dahin:

„Es wird nicht leicht eine Frage geben, die der Gesetzgebung größere Schwierigkeiten bereitet als die Fassung der Vorschrift, durch welche den bedauernswerten Erscheinungen auf dem Gebiet der pornographischen Literatur entgegengewirkt werden soll. Mit dieser Frage haben sich die zur Gesetzgebung Berufenen seit einer langen Reihe von Jahren angelegentlichst beschäftigt, allein die Lösung wird wohl immer in der Richtung zu finden sein, daß man sich eines mehr oder minder freien Spielraum gewährenden Ausdruckes bedient, und daß man die Anwendung dieser so formulierten Normen dem Richter überläßt. Es hat ja in dieser Beziehung bereits Herr Reichsrat Fürst v. Löwenstein-Rosenberg die Bemerkung gemacht, daß es außerordentlich schwierig sein wird, ein Gesetz so zu fassen, daß sowohl das, was man treffen will, getroffen, als auch daß dem Richter die nötige Freiheit, dabei gelassen wird; ohne diese ist überhaupt ein Gesetz nicht gut, denn die Erscheinungsformen des Lebens sind — ich spreche jetzt hier nicht von diesem Gegenstand allein, sondern im allgemeinen — so außerordentlich mannigfaltige, daß der Gesetzgeber im allgemeinen den Grundsatz haben muß, daß er den Richter in den Stand zu setzen hat, auch Dingen Rechnung zu tragen oder etwa entgegenzutreten, an die ursprünglich bei der Fassung des Gesetzes nicht gedacht war. Zu den Ausführungen Sr. Exz. des Herrn Erzbischofes kann ich nur sagen, daß die Regierung heute genau so wie 1902 auf dem damals bezeichneten Standpunkt steht; insbesondere gilt dies von der Justizverwaltung; allein diese ist nicht allein an der Sache beteiligt, es handelt sich auch um Maßregeln, die auf dem Gebiete des Polizeirechtes liegen, und auch in dieser Beziehung kann ich versichern, daß die Aufmerksamkeit der Regierung fortgesetzt den beklagten Erscheinungen gewidmet ist; insonderheit vonseiten der Justizverwaltung glaube ich, geschieht wohl alles, was nach der bestehenden Gesetzgebung möglich ist. Ob diese Gesetzgebung ausreicht, ist, wie ich schon andeutete, eine sehr schwierige Frage; es gibt sehr angesehene Juristen und erfahrene Männer, die der Ansicht sind, daß die bestehenden Gesetze genügten, allein die Klagen, die fortgesetzt in dieser Richtung auftreten, werden den maßgebenden Faktoren sicher die Veranlassung bieten, die Frage aufs neue zu prüfen, vielleicht aber erst, wenn die Reform des Strafgesetzbuches an uns herantritt."

Justizrat von Auer, der vor dem Minister sprach, hatte sich berufen gefühlt, die „Freiheit und Autorität der Rechtsprechung" gegen die scharfe Kritik, welche an zwei Schwurgerichtsurteilen geübt wurde, in Schutz zu nehmen und gleichzeitig vor einer Einschränkung der Kompetenz der Schwurgerichte in Bezug auf Sittlichkeitsvergehen der „Presse" zu warnen. Dabei mußte er zugeben, daß diese Urteile „die Mißbilligung weiter Kreise des Volkes auf sich gezogen" haben. „Allein, dem Richterspruch muß man sich unterwerfen, wie er gegeben ist." Aeußerlich gewiß, ob aber auch innerlich, ist eine Frage der freien Meinung, der Ueberzeugung.

Justizminister von Miltner konnte es natürlich nur „dankbar begrüßen", daß Herr von Auer so lebhaft für das Ansehen der Rechtsprechung eintrat. Der Minister sagte u. a.:

„Ich darf darauf hinweisen, daß die Judikatur eines Landes nichts notwendiger hat als das Vertrauen aller Bevölkerungskreise; das ist ein so lebhaftes Interesse des ganzen Landes, daß ich in meiner Stellung als Leiter der Justizverwaltung nur hier aufs wärmste wiederholt bitten kann, den Aussprüchen der Gerichte allerwegen das Vertrauen zu schenken, daß sie bisher jederzeit bei uns in Bayern Gott sei Dank gehabt haben“.

Der preußische Justizminister, der (vergl. S. 98) „nicht bestreiten konnte, daß hie und da ein Urteil ergangen ist, das hätte anders ausfallen können“, bewies jedenfalls einen unbefangeneren Blick. Herr v. Miltner hätte wohl besser daran getan, sich über die handgreiflichen Fehler, welche in den gerügten Fällen gemacht wurden, soweit auszusprechen, als dies mit der Unabhängigkeit der Gerichte vereinbar ist. Er hätte seine im Protokoll über die Ausschußberatung wiedergegebenen mißverständlichen Darlegungen über die strafprozessualen Vorschriften hinsichtlich der Zuziehung von Sachverständigen klarstellen und hätte auch zugeben können, daß eine auf Sachverständigengutachten gestützte gerichtliche Entscheidung in ein neues Licht tritt, wenn die Sachverständigen von irrigen Voraussetzungen ausgegangen sind, wie dies z. B. bezüglich der Abgabe von Aktphotos nur an Künstler und für Kunstzwecke zweifellos der Fall ist. Es liegt in der Natur der Kammer der Reichsräte, daß von den Rednern aus dem Hause auf Details nicht näher eingegangen wurde. In der bayerischen Abgeordnetenkammer dürfte dies bei passender Gelegenheit um so gründlicher nachgeholt werden. Wenn gewisse gerichtliche Entscheidungen — es stehen nicht nur solche der Schwurgerichte in Frage — in Sachen der öffentlichen Sittlichkeit das Vertrauen weiter Volkskreise nicht finden können, so liegt die Schuld nicht im übertriebenen Mißtrauen dieser Volkskreise. Daß speziell in München rechtsgelehrte und nichtrechtsgelehrte Kreise, die zur Rechtsprechung berufen sind, sich mehr und mehr von dem Geiste beirren lassen, der durch gewisse vorlaute Alleinpächter des Kunstverständnisses in der breitesten Oeffentlichkeit und vor allem in der Presse mit terroristischer und oft nahezu brutaler Ausschließlichkeit gepredigt wird, ist eine Wahrnehmung, die sich auch dem Vorurteilsfreiesten von selbst aufdrängt. Eine Frage, die den Prozeß Thoma betrifft, sei hier noch kurz gestreift: Ist der Justizminister überzeugt, daß die Anklage völlig richtig und ohne jede Nebenrücksicht gestellt war? Handelte es sich in jenem Pamphlet nicht in erster Linie um Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen? Oder ist heute der betreffende Strafgesetzparagraph aus Furcht vor freisprechenden Urteilen der Schwurgerichte suspendiert? Kann man, wie es nach den allerneuesten Leistungen des „Simplicissimus“ den Anschein hat, heutzutage Staatsanwälte straflos der Verachtung des Pöbels preisgeben? Wie wäre es einem armen Preßsünder ergangen, der zur Zeit des Kulturkampfes auch nur den tausendsten Teil riskiert hätte!

Der bayerische Justizminister richtete auch einen kurzen Appell an die „öffentliche Meinung“, an „breite Schichten der Bevölkerung“. Nach den vorliegenden Berichten sagte Herr von Miltner:

„Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß die Hilfe gegen die erwähnten Erscheinungen des Anwachsens der pornographischen Literatur nicht ausschließlich auf gesetzgeberischem Wege gesucht werden darf. Es wurde schon zutreffend bemerkt, daß man in dieser Richtung wohl auch der Hoffnung Ausdruck geben dürfe, daß breite Schichten der Bevölkerung selbst dagegen ablehnend reagieren möchten, und eine entscheidende Stellungnahme der öffentlichen Meinung hat sicherlich in dieser Beziehung gute Wirkung.“

Ja, die „öffentliche Meinung“! Der Minister hielt seine Rede in München, er bewegt sich auf dem Münchener Boden und kennt gewiß sehr genau das Münchener Milieu, jenes Milieu, aus dem die „Jugend“ und der „Simplicissimus“ hervorgegangen sind, und in welchem sie glänzend prosperieren, jenes Milieu, in welchem die „Münch. Neuesten Nachrichten“ mit einer Auflage von über 100,000 den Ton angeben und das Publikum in ihrer Weise erziehen und zum Teil auch nasführen, indem sie z. B. im Leitartikel die „hohen Ideale“ des Kaisers und die „Reinheit seiner Sitten“ preisen (Nr. 95), während sie im Feuilleton (Nr. 89) für die „neue Religion“ ohne Gott, ohne „Schöpfungsfabel“ und Offenbarungsglauben, für den „Monismus“ (mit seiner „neuen — umgekehrten — Moral“) eine kräftige Lanze brechen und in derselben Nummer sich über jene „muckerische“ „Sittlichkeit“ in Weimar entrüsten, deren freche Anmaßung sich herausnimmt, den Meistern Grenzen stecken und vorschreiben zu wollen, was sie schaffen dürfen und was unvereinbar mit dem sogenannten guten Ton ist“. Wie lange ist es denn her, daß die Tonangebenden dieses Blattes den sittenreinen Kaiser, als er den Anstoß zur lex Heinze gab, in Versammlungen und in der Presse ähnlich apostrophierten, wenn auch in etwas höflicheren Wendungen?

Die „öffentliche Meinung“ in München wird von einer an Zahl verhältnismäßig kleinen, aber an Einfluß übermächtigen Clique von Preßleuten, Literaten, Künstlern und „Kunstverständigen“, die zudem größtenteils der Loge angehören, förmlich tyrannisiert und — läßt sich tyrannisieren.*) Hohe Beamte, selbst Richter und Staatsanwälte stehen unter dem Banne dieses Meinungsterrorismus, und die „breiten Schichten“ wagen es erst recht nicht, ihre „spießbürgerliche“ Meinung und Tradition diesem höchsten Gerichtshof für Bildung und Aufklärung entgegenzusetzen. Wer die Ausartung des Münchener Karnevals auch nur halbwegs kennt, weiß genau, daß der unsaubere Geist der Pornographie und der „umgekehrten Moral“ nicht bloß in Schrift und Bild, sondern auch im Leben, durch nichts gehindert, seine bacchantischen Orgien feiert, und daß auch in den „breiten Schichten“ die Zahl derer, die, ein Auge zudrückend und eine Faust in der Tasche machend, passive Assistenz leisten, immer größer wird. Von woher soll also die „entscheidende Stellungnahme der öffentlichen Meinung“ kommen? Nicht einmal für Gründung eines Männerbundes oder Volksbundes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit (nach Kölner Muster) hat man bisher in München den nötigen Mut und den nötigen Herbann gefunden — oder besser gesagt: gesucht —, denn das nötige Material wäre schon vorhanden unter den christlichen Männern und namentlich unter den christlichen Frauen.

In den parlamentarischen Erörterungen über die zunehmende Unsittlichkeitspest ist bisher ein Punkt viel zu wenig beachtet und betont worden: Das zielbewußte System, das in der „Umwertung“ der bisherigen Sittlichkeitsbegriffe liegt und sich allmählich zu den klaren Umrissen einer „neuen Religion“**) verdichtet, für welche durch bereits bestehende und durch neugegründete illustrierte Zeitschriften***) und durch öffentliche Aufrufe Propaganda gemacht wird. Es hilft nichts, daß man solche Tatsachen einstweilen vornehm zu ignorieren sucht; sie bestehen und lassen sich durch Schweigen nicht einfach eskamotieren. Leider gibt es auch unter uns gar viele, die nur das als existent betrachten, was sie selbst mit eigenen Augen gesehen und gelesen haben. Ja, man kann die Beobachtung machen, daß anstößige Zeitschriften, daß Zeitungen mit verderblichen Grundsätzen von ungezählten Tausenden gelesen werden, welchen sie vorent-

---

*) Ein gerade klassisches Beispiel des Münchener Milieus, wo oft einer den anderen zum besten hält und alle miteinander Komödie spielen, bot ein Vortrag Maximilian Hardens, des Herausgebers der „Zukunft“ in der Münchener Dramatischen Gesellschaft. Harden, der als Anwalt seines Freundes Hermann Bahr erschienen war, und dem am Schlusse unter riesigem Beifall ein ebenso riesiger Lorbeerkranz überreicht wurde, leistete sich unvermittelt nebeneinander folgende Aussprüche: „Wenn eine so große starke Volksmehrheit von Katholiken in einem Lande lebt, so hat diese auch das Recht, auf künstlerischem Gebiete zu verlangen, daß ihrem katholischen Geiste Rechnung getragen wird; geschieht dies nicht, so bleibt die Kunst immer eine Artistenspielerei für wenige.“ („Bayerischer Kurier“ Nr. 55). Die Verblüffung der vollzählig anwesenden Modernen ging rasch in verständnisinniges Augurenlächeln über, als Maximilian Harden die folgende captatio benevolentiae an sie richtete: „Gerade in München, wo Dichter, wie Heyse, Halbe, Thomas Mann und Conrad sind, wo neben Georg Hirth und Künstlern wie Th. Th. Heine und Frank Wedekind Leute genug da sind, die für die Verfeinerung des künstlerischen Stils auch im Schauspiel etwas übrig hätten — gerade in München sollte man solchen Künstlern und Dichtern die Möglichkeit geben, ihr Können und ihre Initiative in der Wiedergabe bedeutender künstlerischer Werke, wie wir sie heute fordern, auf der Bühne zunutze zu machen.“ („Münch. Neueste Nachr.“ Nr. 91.) Und die sollen „dem katholischen Geiste Rechnung tragen“?! Wen hat wohl Harden zum Narren halten wollen? Die Hirth, Conrad, Wedekind und Genossen oder die — Katholiken?

**) Schon im ersten Februarheft 1905 der „Funken“ („Halbmonatsschrift für Schönheit und Freiheit in Leben und Kunst“) las man Seite 68 folgendes Bekenntnis, das als Text zu einer Skulptur von Hans Dammann gegeben war: „Ich für mein Teil sehe in der Dame, die sich präsentiert, wie Mutter Natur sie geschaffen und Frau Mode sie frisiert hat, ein Symbol der Kunst unserer Zeit. Sie will die unverhüllte Natur geben, und bei diesem Streben ist, seltsam zu sagen, ein sakraler Zug ihr eigentümlich geworden — die oft als sinnlich und gemein verschriene junge Kunst trägt heute die Embleme einer neuen Religion an sich. „Die Welt ist wieder gottvoll worden“ rief der alte Jüngling Hevesi angesichts der seltsamen Träume des Einsiedlers von Katwyk aus. Und die kassandrischen Visionen Maeterlincks und die Ahnungen, die schwermütig wie Tuberosenduft die Lieder von Richard Strauß durchwehen, sind sie nicht Offenbarungen einer neuen Kultur, die nach dem Göttlichen sucht? Durch die Beseelung der Natur wurden einst die alten Heidengötter lebendig. Ist die moderne Kunst flugkräftig genug, sich auf die leeren Altäre einer entgötterten, glaubenssehnsüchtigen Welt emporzuschwingen?“

***) Für eine neue, dem Kultus des Nackten dienende, luxuriös und raffiniert ausgestattete Pariser Zeitschrift „L'ART ET LE BEAU“ wird soeben auf dem Buchhändlerwege durch eine Leipziger Firma auch in Deutschland lebhaft Reklame gemacht. Auch diese Zeitschrift proklamiert die „neue Religion“, den „Kultus der Schönheit“, das „neue Griechentum“.

halten sein sollten, während diejenigen, deren Berufspflicht es wäre, das Verderbliche an der Quelle zu studieren, das anderen erteilte Leseverbot selbst am strengsten befolgen und deshalb den Dingen in der Welt mit bedenklichster Unkenntnis gegenüberstehen. Von diesem Vorwurf sind selbst einzelne Zentrumsparlamentarier nicht ganz auszunehmen. Um übrigens auf den Wink des bayerischen Justizministers zurückzukommen, so liegt ein Hauptgrund der scheinbar gleichgültigen Passivität „breiter Schichten“ auch wohl in der seit langen Jahren gemachten Erfahrung, daß allen Protesten selbst parlamentarischer Mehrheiten zum Trotz die pornographische Literatur und Afterkunst sich vor der breitesten Oeffentlichkeit siegreich behauptet. Woher sollte der sog. „öffentlichen Meinung“ und den „breiten Schichten“ die Einbildung kommen, daß sie mächtiger sein könnte als gewählte Volksvertretungen?

Dr. Otto von Erlbach.

Die neuen deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen.

Von

H. Osel, Mitglied des deutschen Reichstags u. bayer. Landtags.

Am 18. ds. Mts. ist dem Reichstag der neue Gesetzentwurf zugegangen, der sich mit den oben genannten Verhältnissen befaßt. Er bringt ein Provisorium bis 30. Juni 1907, aber keinen Vertrag. Inhaltlich bedeutet dasselbe die Gewährung der schrankenlosen Meistbegünstigung an Amerika, das uns nichts bietet als 5 Ermäßigungen der Sektion III des Dingleytarifes (gegen 700 deutscherseits), von denen 4 noch dazu wertlos sind. Vielleicht, daß auch die amerikanischen Zollchikanen etwas abnehmen. Der alte grundlegende Vertrag vom 1. Mai 1828 gilt deutscherseits wenigstens noch als bestehend, denn gekündigt ist nur das Abkommen vom 10. Juli 1900, welches ohne den Reichstag zustande kam und bei diesem Abkommen galt eigentlich der genannte alte preußisch-amerikanische Vertrag als unberührt, bzw. regierungsseits sah man es nur als eine Konsequenz des letzteren an. (Posadowsky, 15. Januar 1903 — Reichstag). Zweifellos haben die Amerikaner von dem Verhalten des deutschen Reichstages und der Reichsleitung unter Hohenlohe gelernt. Sie sahen, wie leicht es ist, mit Deutschland fertig zu werden; denn über allen Wipfeln blieb Ruh'. Ein leises Rauschen im Januar des Jahres 1903, als Abg. Speck die Frage anschnitt und — alles blieb beim Alten. Bei solcher Vergangenheit deutscherseits hatten die leicht Oberhand in Amerika, welche von Zugeständnissen nichts wissen wollten. Als vor einigen Wochen an dieser Stelle ein Provisorium in Aussicht gestellt wurde, durfte man wenigstens noch hoffen, es werde nicht zu lange dauern. Nun soll es 16 Monate dauern. Und da Ende Juni 1907 der Reichstag nicht beisammen ist, wird es wohl 28 Monate währen und dann — weiterlaufen, so lange es den Amerikanern gefällt. Zeit zum Besinnen hat der Reichstag nicht mehr, denn am 1. März lfd. Js. muß die Sache entschieden sein. Es steht zu hoffen, daß wohl ein Protest kommen wird, aber dann wird Amerika Glück haben. Und der Reichskanzler. Wahr bleibt aber doch: „Glück und Glas, wie leicht bricht das“. Meinetwegen in tausend Scherben. Aber bald. — Es wäre rasch um das amerikanische „Glück“ getan, wenn nur Europa einig wäre. Aber vor lauter Neid füttert es den groß, der schließlich alle aufzehrt. Und wenn man auch die Hoffnung hegen darf, daß Uncle Sam schließlich unverdauliche Knochen finden und Verdauungsbeschwerden bekommen wird, die Toten werden heute nicht leicht mehr lebendig. „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!“ Und wieviel sonst noch?

Es ist ein trauriges Zeichen, daß wir um ein Linsengericht unser Bestes geben müssen. Helgoland gegen Sansibar, Marokko gegen Amerika, im kleinen „Hurra“, im großen „Kusch dich!“ Aber deshalb doch: „Deutschland in der Welt voran“.

Man hofft auf die amerikanischen Wahlen. Sie könnten eine handelsvertragsfreundliche Majorität bringen! Eine arm selige Hoffnung, die schon um deswillen keine Aussicht hat, weil die ganze Freisinnspresse nach wie vor dafür sorgen wird, daß „Sam“ unsere Schwäche kennt und nicht vergißt. Diese Leute verstehen ihr Geschäft und kennen des Geldbeutels Einfluß hüben und drüben, über dem großen Teich, und Speck von Sternburg ist „der rechte Mann“.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die silberne Hochzeit des deutschen Kaiserpaares.

Wenn der deutsche Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin das silberne Jubiläum ihres herrlich bewährten Ehestandes begehen und mit dieser ihrer Silberhochzeit die grüne Hochzeit ihres zweitgebornen Sohnes verbinden, so hält dabei nicht der trockene Verstand der Politiker, sondern das mitfühlende Herz der deutschen Väter und Mütter die schönste Festrede. Graf Ballestrem, der Reichstagspräsident, hat schon mehrfach bei Gelegenheitsreden gezeigt, daß er über das hergebrachte Schema hinaus den Schwingungen der Volksseele den treffenden Ausdruck zu geben vermag. Auch seine Glückwunsch-Ansprache vor dem hohen Jubelpaare am letzten Sonntag traf den Nagel auf den Kopf. Im Namen des deutschen Volkes dankte er den Majestäten dafür, daß sie während 25 Jahren dem Volke ein so hehres Beispiel einer wahrhaft christlichen und glücklichen Ehe gegeben hätten; das sei auch an den Familien des deutschen Volkes nicht spurlos vorübergegangen. In der Tat, das ist der erbauliche Kern des frohen Ereignisses. In einer Zeit, wo nicht bloß die Sozialdemokratie, sondern auch die sog. Aufklärung, sowie in gewissem Sinne die wirtschaftlich-soziale Entwicklung auf Mißachtung der Ehe und Untergrabung des Familiensinnes hinarbeiten, wird von dem obersten Throne des Reiches aus der Nation und der Welt das vorbildliche Schauspiel einer in außerordentlichem Maße gesegneten Ehe und eines an Tugend, Fruchtbarkeit und Glück überaus reichen Familienlebens geboten. Wirksamer noch als durch alle Regierungskunst tritt der Kaiser durch sein Beispiel für die Erhaltung des christlichen und echt deutschen Familiensinnes ein. Sein Großvater und Vater haben dafür gesorgt, daß er schon in der ersten Blüte seiner Jugend in den beglückenden Frieden und die süße Zucht eines eigenen Hausstandes an der Seite einer geliebten und tüchtigen Gattin gelangte. Die Fülle des Segens, die daraus für den Herrscher, für Haus und Land entsprossen ist, hat wahrhaft glänzend diese intimste „Hauspolitik“ gerechtfertigt. Was ihm so gut getan, das besorgt Kaiser Wilhelm auch seinen Söhnen: einen soliden, glückverheißenden Hausstand möglichst bald nach dem Eintritt in das heiratsfähige Alter. Der Kronprinz hat schon voriges Jahr eine deutsche Prinzessin in der geistigen und leiblichen Blüte heimgeführt und darf sich dem Vernehmen nach schon auf Vaterfreuden gefaßt machen. Jetzt folgt Prinz Eitel-Friedrich, der in seiner hübschen, frischen Erscheinung und bescheidenen Haltung sich an der zweiten Stelle würdig behauptet und die allgemeine Sympathie bereits ehrlich erworben hat. Eine weitere Reihe von prinzlichen Hoheiten wird in den folgenden Jahren das Herrscherhaus und das teilnehmende Volk erfreuen. Möge das Familienglück so fortdauern, bis über das Silberfest des kronprinzlichen Paares im Jahre 1930 und die goldene Hochzeit des Kaiserpaares nebst dem Silberfest von Eitel-Fritz im Jahre 1931 hinaus! Die Nation aber möge aus dem hohen Vorbild erkennen, daß sowohl die Tugend als auch das irdische Glück nirgends besser gedeihen und prächtiger aufblühen als am häuslichen Herde, in einem christlichen und gemütlichen Familienleben.

Hangen und Bangen in Algeciras.

Noch keine Lösung. Aber auch noch kein Schnitt im Tischtuch. Oeffentlich verhandelt man langsam über die minder kritischen Punkte der Bankfrage, um inzwischen die stillen Verhandlungen über die Polizeifrage und den damit zusammenhängenden Kernpunkt der Bankfrage fortzusetzen. Die neueste Erscheinung, die auf den ersten Blick etwas komisch aussah, aber doch eine ernste Beachtung verdient, ist das aktive Auftreten der Marokkaner als Antragsteller. Die braunen Delegierten haben einen förmlichen Gegenentwurf der Bankgesetzgebung eingebracht, der zwischen dem deutschen und dem französischen Entwurf einen Mittelweg vorschlägt. Die vier Sonderstimmen, die Frankreich für sein investiertes Kapital verlangt, um die Mehrheit im Bankregiment ganz sicher zu haben, wollen die Marokkaner auf zwei beschränken und die zwei übrigen für den Maghzen in Anspruch nehmen. Wir finden die Bedeutung dieser marokkanischen Initiative darin, daß in sehr höflicher, aber auch sehr deutlicher Weise den um die Verteilung der Beute streitenden Weltmächten ins Bewußtsein gerufen wird: Marokko hat auch noch ein Wort mitzureden; wenn nicht das erste, so doch das letzte. In der Tat, was helfen alle kunstvollen Abmachungen über die in Marokko zu errichtenden Organisationen, wenn der Sultan schließlich erklärt,

er tue nicht mit und lasse sich die beschlossene Beschränkung seiner angeblich garantierten Selbstherrlichkeit nicht gefallen! Das marokkanische Veto ist ein Faktor, mit dem wohl oder übel gerechnet werden muß. Auch Frankreich wird damit rechnen müssen, solange es ihm nicht gelungen ist, den Sultan durch Umtriebe à la Mac Chica zu stürzen. Herr Rouvier spielt freilich zunächst noch den zähen Helden, und die Pariser Kammer, in der er von der „Würde und Ehre des Landes" sprach, läßt ihm noch freie Hand. Auf deutscher Seite bleibt man aber ruhig und hält an der Erwartung fest, daß Frankreich nach der Erschöpfung aller Bluff-Mittel schließlich so weit nachgeben wird, wie es zur Verständigung nötig ist. Die festliche Stimmung in Berlin ist durch die Konferenzsorgen durchaus nicht getrübt worden. Das Auftauchen der marokkanischen Initiative ist für die deutsche Politik nicht unangenehm.

Die Rekonstruktion der habsburgischen Monarchie.

Jenseits der Leitha der offene Konflikt zwischen Krone und Parlamentsmehrheit; diesseits der Leitha der einschneidende Versuch, durch ein neues Wahlrecht auf breitester Basis aus dem schleichenden Konflikt herauszukommen. Kaiser Franz Joseph gleicht dem Manne, der am Ende eines langen Lebens sein mühsam erbautes, liebes und trautes Haus in den Grundfesten wanken sieht und mit der ruhebedürftigen Hand an das schwere Werk des Neubaues gehen muß.

In Ungarn ist die erste Kraftprobe entschieden zugunsten der Krone verlaufen, die Koalition hat auf die Fortsetzung der Tagung verzichtet, das Gericht hat die Rechtsgültigkeit der Parlamentsauflösung anerkannt, das Volk hat eine Ruhe bewahrt, die auf alle Freunde der Koalition verblüffend wirkte. Obschon die Liberalen im Parlament dem Protest sich angeschlossen hatten, hielt ihr früherer Führer Tisza es doch für klug, die Solidarität öffentlich abzusagen und der Koalition ihr frevelhaftes Treiben vorzuhalten. Wenn die Krone fest bleibt, ist der glückliche Ausgang der Krise eine Frage der Zeit.

Dunkler sind die Aussichten in Oesterreich. Der dortige Nationalitäten- und Parteihader, der das Parlament bis auf einzelne Ausnahmetage leistungsunfähig macht, kann in seinen schlimmsten Folgen paralysiert werden durch den § 14, der Notverordnungen mit Gesetzeskraft zuläßt. Aber es ist traurig bestellt, wenn dieser Notbehelf zur Regel werden muß und das Beamtenministerium nicht zu einer gehörigen konstitutionellen Regierung sich ausbilden kann. Freiherr von Gautsch, der von den staatsmännischen Tugenden wenigstens die Unternehmungslust besitzt, hat nun den kühnen Wurf gewagt, durch das allgemeine Wahlrecht eine neue Grundlage für die konstitutionelle Entwicklung der buntscheckigen Reichshälfte diesseits der Leitha zu schaffen. Nebenbei bemerkt, eine Bestätigung der vom Prinzen Ludwig von Bayern vertretenen Ansicht, daß unter den neuzeitlichen Verhältnissen das als demokratisch verrufene allgemeine Stimmrecht ein Hilfsmittel einer staatserhaltenden, wahrhaft konservativen Politik werden kann und unter Umständen werden muß. Gegen den Reformplan Gautsch' erhebt sich nun aber sofort die Eifersucht der Nationalitäten. Das Deutschtum soll seinen Besitzstand von 205 Mandaten freilich behalten, doch soll im ganzen eine Vermehrung um 30 Mandate eintreten und letztere vorwiegend den Slaven zugute kommen; ferner werden die Polen zugunsten der bisher zurückgesetzten Ruthenen Mandate abgeben müssen. Die Alldeutschen werden natürlich die Mandatsziffern für die wilde Agitation, die ihr Lebenselement ist, auszunützen suchen. Aber man sollte denken, daß die übrigen deutschen Parteien doch von dem Wert und der Kraft des Deutschtums eine zu hohe Vorstellung hätten, um in einer kleinlichen Arithmetik das nationale Heil zu finden. Viel gefährlicher für das Deutschtum als die numerische Differenz ist die Zwietracht, welche die Kulturkämpfer verschulden, und die sozialdemokratische Propaganda, die leider dort ebenso wie im Deutschen Reiche durch die Zwietracht unter den bürgerlichen Parteien gefördert wird.

Frhr. von Gautsch verhehlt sich die Schwierigkeiten seines Unternehmens nicht; er bemerkte, auch wenn er fallen sollte, so werde doch der große Reformgedanke nicht mit ihm verschwinden. In der Tat wird das Ferment, das jetzt in den zerfahrenen Teig geworfen ist, seine Wirkungen äußern, vielleicht langsam, aber sicher, und das österreichische Staatswesen wird aus seiner Versumpfung nur auf dem Wege dieser „demokratischen" Kur, d. h. durch Heranziehung der gesunden Volkskräfte gegenüber dem sterilen Treiben der alten Parteipolitik, zu retten sein.

Die Gesundung der zisleithanischen Reichshälfte ist um so dringlicher, solange der magyarische Uebermut noch das Gleichgewicht und die Einheit des Reiches gefährdet. Zu den trübsten Begleiterscheinungen gehört die freche Roheit, womit im Wiener Parlament die Person des greisen Kaisers und die altehrwürdige Dynastie beschimpft werden konnte, ohne daß die Entrüstung im Hause und im Lande in gebührender Kraft und Ausdehnung losbrach. Kaiser Franz Joseph hat bisher durch Langmut und Güte sich den Dank der Völker verdienen zu können geglaubt; es wird aber anscheinend hohe Zeit, daß die Krone ihre Macht eindrücklich und zähe geltend macht, um die Böswilligen zum Respekt zu zwingen.

Zur religiösen Charaktererziehung an den Gymnasien.

Von

Friedrich Häfele, Pfarrer in Flochberg (Württemberg).

In Nr. 45 und 46 der „Allg. Rundschau" hat Herr Dr. Hoffmann-München die besonderen Ursachen behandelt, aus welchen die religiöse Charaktererziehung an den Gymnasien, besonders den großstädtischen, in einer Art mangelhaft sei, daß die Klagen hierüber immer allgemeiner werden. Damit ist eine in der Tat außerordentlich wichtige Frage angeschnitten, deren Tragweite nicht nur in Bayern und nicht bloß an den großstädtischen Anstalten empfunden wird und die, wie der Verfasser des Artikels mit Recht hervorhebt, für die katholische Kirche von großer Bedeutung ist und von noch größerer werden wird. Es erscheint uns daher angemessen, daß das Thema nicht so schnell von der Bildfläche der Erörterung verschwinde.

In dem sehr gediegenen Aufsatz dieses Fachmannes werden die Gründe für die ungenügenden Erziehungsergebnisse an den höheren Schulen (in Bayern „Mittelschulen" — die Verhältnisse sind für alle Schulen dieser Art gleich) „in den Verhältnissen der Schule und in der Atmosphäre" gesucht, „in welcher die Schüler außerhalb der Schule sich befinden". Wir möchten, da bis jetzt keine bekanntere Feder die Diskussion weitergeführt, hauptsächlich zum ersten Punkt einige Ergänzungen geben.

Auffallenderweise hat der Herr Verfasser in jenem Teile, da er die Verhältnisse der Schule schildert, von unseren höheren Schulen das Wort „Simultanschule" nicht gebraucht, obwohl er die Sache beschreibt. Uns scheint fast, als habe er das ominöse Wort absichtlich unterdrücken wollen. Oder ist es uns schon aus dem Bewußtsein gekommen, daß wir es hier mit Simultanschulen zu tun haben, daß es einst anders war und auch jetzt anders sein sollte? Da wäre es an der Zeit, daß wir uns sagen, die Erziehungserfolge des Gymnasiums sind eben die der Simultanschule. Hier liegt die primäre Ursache. Und diese Erfolge treten heute auffallender in die Erscheinung, weil jetzt die Atmosphäre der Schüler außerhalb der Schule, vor allem in der Großstadt, verschlimmernd hinzukommt. War in früheren Zeiten das Defizit des Gymnasiums an religiösem Erziehungsresultat kleiner — als nicht vorhanden konnte es im Gegensatz z. B. zur konfessionellen Volksschule nie betrachtet werden —, so lag der Grund wohl hauptsächlich darin, daß die Schäden des Simultanismus gerade durch das Elternhaus und die sonstige Atmosphäre außerhalb der Schule eher paralysiert wurden oder daß am Gymnasium selbst der Simultangedanke noch in homöopathischer Verdünnung zur Anwendung kam oder gar noch gewisse Bruchstücke des Konfessionalismus wirkten. Wurde doch vor mehreren Jahren im württembergischen Landtag von angesehener Seite ausgeführt, es trügen heute noch manche Gymnasien die Eierschalen der Konfessionalität an sich. So spreche man jetzt noch z. B. von einem evangelischen Gymnasium in . . ., von einem katholischen in . . . So war es sicher auch in Bayern und ist es in gewissem Sinne, wenn auch unbewußt, jetzt noch so.

Wie die Volksschule soll auch das Gymnasium seine Zöglinge erziehen. Eine Erziehung aber ist nicht möglich ohne einheitliche Weltanschauung, Erziehung zum religiösen Charakter nicht ohne Konfession, am Gymnasium ebensowenig als an der Volksschule. Wenn darum vielerorts, wie namentlich in den letzten Jahren in Württemberg, mit besonderer Heftigkeit im Kampfe um die konfessionelle Volksschule den Vertretern der katholischen Weltanschauung Inkonsequenz vorgeworfen wurde, weil sie die Konfessionalität nicht auch für die höheren Schulen forderten, so konnte man diesem Einwurf gewiß nicht damit begegnen, daß die konfessionelle Schule für diese Stufe nicht das Ideal oder nicht notwendig sei, sondern man konnte eben nur auf die Unmöglichkeit

hinweisen, dieses Ziel praktisch durchzuführen, namentlich die konfessionelle höhere Schule, nachdem sie einmal verloren, wieder zu gewinnen. Ja wir möchten nicht einmal zugeben, daß die Konfessionalität hier weniger notwendig sei als in der Volksschule. Den Gründen, die man allenfalls für eine geringere Notwendigkeit anführen könnte, stehen andere für eine größere Wichtigkeit gegenüber. So hat das Gymnasium zur Schaffung einer im Keime geschlossenen Weltanschauung tatsächlich mehr Bildungsmittel als die niedere Schule: vertieften Religionsunterricht, altklassische, deutsche und fremde Literatur, Geschichte und Naturwissenschaft, die aber in allen Unterrichtsstunden zwecks Bildung christlicher Glaubensüberzeugung und Ausreifung eines harmonischen christlichen Charakters zur Religion andauernd *in Beziehung* gesetzt werden müssen. Anderseits besitzt der Jüngling einer höheren Gymnasialklasse eine größere Reife, er fängt schon an, aus dem Rahmen seiner individuellen Lebensauffassung hinauszutreten auf das weitere Gebiet einer das Ganze umfassenden Weltanschauung; hier Ausgangs- und Zielpunkt, Ordnung und Einheitlichkeit zu schaffen vermag nur ein bestimmter Glaube, also die Konfession. Es kann darum besonders auf dieser Stufe, da die Reflexion über das Ganze beginnt, religiöse Charaktererziehung nicht geben ohne zu religiöser Einheit geschlossene Verstandesbildung, nicht festes, energisches Wollen und Handeln ohne klare Ueberzeugung.

Also Erziehung zum *religiösen Charakter* bedarf auch am Gymnasium der Konfession. Wollte man nun *auf Grund des Simultansystems* im Ernste an *planmäßige* Erziehung überhaupt denken, so könnte das den gesamten Unterricht und die Erziehung einigende Band, das Erziehungsideal nur das einer idealen Menschlichkeit, einer allseitig harmonisch ausgebildeten Persönlichkeit sein. Das ist ja überhaupt der Götze unserer Zeit, dem man auch in die Volksschule Eingang verschaffen will durch Simultanierung derselben und dadurch, daß man den Religionsunterricht durch einen sogenannten dogmenlosen natürlichen Moralunterricht zu ersetzen anstrebt, mit dem ausgesprochenen Zweck, *Menschen und nur Menschen zu erziehen*. Uebersehen wir dies nicht, so ist es wohl für uns zunächst kein großes Unglück, wenn unsere Gymnasiallehrer in der Simultanschule sich nicht sonderlich abmühen, dieses natürliche Menschheitsideal durch planmäßige Erziehung zu erreichen. Denn wenn sie es täten, würden sie nicht Gebildete erziehen, die dem Glauben und Uebernatürlichen, der Konfession und Kirche, ja dem Dienste eines persönlichen Gottes im christlichen Sinne *aus Bewußtsein und Ueberzeugung feindselig*, nicht nur *indifferent* gegenüberständen? Würden sie nicht die anthropologische Weltanschauung *systematisch* pflegen an Stelle der theologischen und christologischen? Ist doch das der offene Zweck, wenn man heute, falls die Simultanierung der Volksschule gelänge, in ihr den konfessionellen Religionsunterricht als Fach nicht mehr wie bisher bei den Gymnasien belassen, sondern einen rein menschlichen Moralunterricht an seine Stelle setzen will. Uebrigens verstehen wir auch die Gründe sehr wohl, warum manche Lehrer, teilweise mit ausdrücklicher Ablehnung der Erziehungsaufgabe, das bloße Unterrichten in den Vordergrund stellen. Das humanistische Erziehungsideal besitzt schon für den Erzieher nicht die Kräfte, um ihm Vertrauen, ausdauernde Begeisterung und Opfermut zum Werk des Erziehens einzuflößen, und noch weniger Kräfte für den Zögling, um nach Ueberwindung der Leidenschaften und des Egoismus ein edles Gemütsleben oder einen gesinnungstüchtigen, konsequenten und energischen Charakter zu erzielen. Daraus erklärt sich die jedem Simultaneum innewohnende Gleichgültigkeit gegen das Erziehen, eine Gleichgültigkeit, die meist nur dann eine Korrektur erleidet, wenn sie die bewußte Gegnerschaft oder der Haß gegen das positive Christentum vornimmt.

Derjenige Lehrer, der nun doch mit Plan erziehen wollte, würde also, ähnlich dem Religionslehrer, auf die Notwendigkeit hinübergedrängt, sich wenn auch unbewußt auf eine bestimmte religiöse Ueberzeugung, sagen wir auf einen Glauben zu stellen. Aber das verbietet ihm meist seine ganze Stellung im Simultaneum zu seinen gemischten Schülern, das verbieten ihm die Lehrbücher, ganz abgesehen davon, daß mancher vielleicht persönlich eher geneigt sein wird, seine Unterrichtsfächer in einem für Glauben und christliche Gesinnung destruktiven Sinne auszunützen.

Was nun? Wenn wir weder Utopien nachjagen noch in unfruchtbaren Klagen uns ergehen wollen, so glauben wir, müssen wir uns nach *möglichstem Ersatz für die mangelnde Konfessionalität des Gymnasiums* umsehen, nach *einem Ersatz, der zugleich der gefährlichen Lage der Schüler außerhalb der Schule, vor allem in der Großstadt, tunlichst entgegenwirkt*. Und da möchten wir nicht ohne Hoffnung ausschauen auf eine Trias: *den Religionslehrer, Internate und Marianische Kongregationen*.

Während wir sonst den trefflichen Ausführungen des Herrn Dr. Hoffmann über die Person des Religionslehrers nichts hinzuzufügen wüßten, wird doch betont werden müssen, daß nichts anderes übrig bleibe, als daß er „den lebendigen Zusammenhang zwischen den weltlichen Fächern und der christlichen Religion herzustellen" suche. Er sollte tatsächlich der lebendige Mittelpunkt sein, wo die Fäden aller Fächer, soweit sie gesinnungsbildenden Wert haben, zusammenlaufen. Er könnte freilich sowohl in der Religionsstunde als in der Pastoration nur diesbezügliche Impulse geben, man wird ihn aber von dem Verlangen, daß er dies tue und darum das gesamte Gymnasialgebiet beherrsche, nicht dispensieren können, da er nur so der Forderung, daß sein Wirken psychologisch sei, im vollen Sinn gerecht wird. Es sei hier auch die Frage aufgeworfen, ob nicht Katechesen, wenn wir sie so nennen wollen, welche bestimmte Themate aus der antiken Weltanschauung, der deutschen Literatur in ihrer Beziehung zur christlichen Religion behandeln und mit den Werken christlicher Schriftsteller vergleichen, welche die richtige Auffassung über Geschichtsabschnitte usw. geben, noch Unterkunft im Rahmen der Religionsstunde finden könnten? Ob ein diesbezüglicher Leitfaden Aussicht auf Erfolg hätte? Ferner, ob kurze, nach diesem Gesichtspunkte angelegte sachliche Kommentare der gelesensten Schriftsteller von den Schülern benützt würden? Wir erinnern hier, ohne uns förmlich zu identifizieren, an die Versuche Gaumes und seiner Schule in Frankreich. Wir haben früher, da wir einige Jahre an einer konfessionellen höheren Schule privaten Charakters Ordinarius waren, uns davon überzeugt, wie empfänglich die Schüler für solche Dinge waren, und wir können nicht recht glauben, daß es bei solchen Gymnasisten, die noch sittlich unverdorben sind, ganz anders sein sollte (vgl. Jesuitengymnasien).

Wo die Person des Religionslehrers so nicht ausreicht, könnten *Internate* für Studierende, die besonders auch für die sittlichen Gefahren der Großstadt dem isolierten Gymnasisten Schutz bieten, noch wirksamer eingreifen. So ist man in Württemberg namentlich im letzten Jahrzehnt katholischerseits dazu übergegangen, in fast allen Städten mit höheren Schulen solche Internate auf konfessioneller Grundlage, meist mit geistlicher Leitung, aber nicht mit der Organisation bischöflicher Knabenseminare zu schaffen. Und doch hat man es hier nicht mit Großstadtverhältnissen zu tun. Die tunliche Sanierung des Einflusses der Simultanschule speziell auf Ueberzeugung und Geistesbildung haben sie sich unseres Wissens nicht zur ausdrücklichen Aufgabe gemacht; es schien wohl nicht so notwendig. Es müßten aber solche Internate ohne Schwierigkeit imstande sein, in besonderen, für einzelne Altersklassen und Bildungsstufen berechneten Vorträgen und in geeigneter Anleitung die oben skizzierte Arbeit zu leisten.

Aehnliches dürfte von den *Marianischen Kongregationen* oder anderen Vereinen für Studierende auf konfessioneller Grundlage gesagt werden. In einer Zeit, in der man einfach *gezwungen* ist, alles Gleichartige, angefangen vom Lehrling und Fabrikjungen, zu sammeln und zu organisieren, wenn es in der Atomisierung nicht zugrunde gehen soll, wird man namentlich in der Großstadt das gleiche Werk an Gymnasisten nicht auf die Dauer verhindern können. Es handelt sich doch nicht um politische oder das Gymnasium untergrabende Zwecke, sondern um Glauben und christliche Weltauffassung, um Unschuld und christliche Sitte, Dinge, die auf fakultativem Wege neben dem Gymnasium und in Versagung dieses sich zu verschaffen jeder Jüngling ein natürliches Recht hat, wie er auch das andere hat, auf einem ihm beliebigen, auch konfessionellen Wege sich die Gymnasialkenntnisse zu erwerben und sich dann zur Reifeprüfung zu stellen. Und sollte nicht der Staat im Hinblick auf die dermaligen Zustände und auf die sittliche Gesundheit und Kraft seiner studierenden Jugend geradezu ein Interesse an solchen Vereinen haben? Hier hätte der Religionslehrer auch Gelegenheit, seine Schüler einzeln und deren Verhältnisse kennen zu lernen, und vielleicht würde er hier nicht selten mit Freuden ernten, was er im Schulsaal in Tränen gesäet. Unsere Ausführungen möchten gezeigt haben, daß er im Verein um Vortragsthemate nicht verlegen zu sein brauchte und sich nicht auf asketische oder religiös moralische im engeren Sinne beschränken müßte.

Freilich, wer den Kampf gegen die Marianischen Kongregationen in Preußen und gegen die katholischen Korporationen an Hochschulen kennt, wird sich überzeugen, daß ein diesbezüglicher Erfolg nur die Frucht einer andauernden, energischen Arbeit und mutvollen Kampfes sein könnte. Aber wir werden trotzdem beides nicht scheuen dürfen.

Zum Sternenhimmel.

(Sonett.)

O schau empor in nächtlich stiller Stunde
Zum Himmelsbogen, wo in Flammenzügen,
Die sich vereint zu lichten Zeilen fügen,
Uralte Schrift erglänzt auf dunklem Grunde!

Von ew'ger Lieb' und Allmacht gibt sie Kunde.
Hier schrieb die Wahrheit selbst, die nie kann trügen,
Des Weisen Forschung wird hier nicht genügen,
Wenn Glaube nicht mit Wissenschaft im Bunde.

Erbrochen wird uns jenes Briefes Siegel,
Wenn frei der Geist, des Leibes Last entbunden,
Dann erst wird er die Flammenschrift verstehen.

Hier strahlt der Schönheit Bild aus einem Spiegel,
Doch ahnt das Herz, was kein Verstand gefunden,
Verklärt soll unser Geist das Urbild sehen!

Köln. Joh. Stader.

Ellen Key.

Studie von Anna de Crignis.

Nach Jean Paul „machen zwar Bücher nicht gut oder schlecht, aber besser oder schlechter machen sie doch". — Die christliche Frauenbewegung hat daher besonders Erzeugnisse der weiblichen Feder prüfend ins Auge zu fassen. Gegenwärtig genießt Ellen Key mehr als gewöhnliche Sympathie. Sie hat mit ihren Hauptwerken „Ueber Liebe und Ehe" und „Das Jahrhundert des Kindes", die im 18. und 16. Tausend vorliegen, Weltruhm erworben. Auch wir wollen an Ellen Key nicht urteilslos vorübergehen.

Sagen wir zuerst, was uns an ihr gefällt!

Die künstlerische Auffassung, mit der sie Werden, Blühen und Vergehen im Reiche der Natur zu malen versteht, zieht sich wie wertvolles Goldgeflecht durch ihre Bücher. Den Keim dazu legte sie auf Sundsholm, dem elterlichen Gute in Südschweden. Vom blattüberrankten Wohnhause aus sah sie über Blumenwiesen des Parkes breitkronige Bäume; es fiel ihr naturdurstiges Auge auf einen verträumten Binnensee, dessen leidenschaftsloses Wogen vielleicht die große Sehnsucht nach dem unendlichen, stürmischen Meer in ihr geweckt. In Sundsholm lernte sie reiten, kutschieren, schwimmen, rudern und schlittschuhlaufen, am liebsten bei Sternlicht. — Dem zwölfjährigen Mädchen richtete man dort ein eigenes Denkerstübchen ein, das Ellen auch im späteren Leben oft sommerlang besuchte; es war ein blauwandiges Giebelzimmerchen mit einem weißen Schreibtisch, einem Schaukelstuhl und einem Bücherschrank.

An den Büchern hing sie schon in frühester Jugend mit unbegrenzter Liebe. Das Lesen ward der Vierjährigen von der Großmutter auf Björnjö gelehrt; die übrigen Kenntnisse erwarb sie privatim, teils von der Mutter, teils von einer deutschen, französischen und schwedischen Lehrerin. (Der Grammatik und Arithmetik erklärte sie frühzeitig den Krieg.) — Wir müssen die hohe Begeisterung für Wissen, ihre edle Freude an Büchern loben schon von der Zeit an, in welcher ihr des Vaters ausgiebige Bibliothek das geistige tägliche Brot reichte. Freilich las sie schon damals ohne Auswahl, jedenfalls auch viel Unverdauliches für den kindlichen Verstand und das noch unreife Gemüt.

In ihrem späteren Leben verdient die Auswertung ihres großen Arbeitstriebes Lob, betreffe er nun die reproduzierende Tätigkeit, welche sich mit zahlreichen namhaften Dichtern und Denkern befaßte, betreffe er ihre eigene schriftstellerische Produktivität.

Auch spricht uns aus ihren glückverheißenden Theorien ein warmer Herzenston an, der rührend ihre großzügig gedachte Menschenliebe verrät. Die erste Betätigung fand auch diese im Elternhause, wo ihre Mutter, eine geborene Gräfin Posse, einen Kinderhort gründete. Den jüngeren Geschwistern gegenüber war Ellen ein reizendes kleines Mütterchen. Sie selbst hatte das Licht der Welt am 11. Dezember 1849 erblickt.

Im reifen Lebensalter kam sie in die Großstadt. Infolge einer wirtschaftlichen Krise Schwedens verlor nämlich ihr Vater Emil Key, der zirka sechs Jahre Abgeordneter gewesen war, sein Vermögen. Sofort beschloß Ellen ihre Selbstversorgung und wurde in Stockholm Lehrerin. Vom Gedanken der Hebung des Volkswohles beseelt, sollte ihre Lebensarbeit Kulturarbeit werden. Später gab sie — nebenbei stets schriftstellerisch tätig — Kurse in Geschichte und Literatur für Damen. Seit 1883 hielt sie Arbeitern Vorträge. 1903 zog sie sich nach Oby, dem Landsitze ihres Bruders, zurück.

Nicht zum wenigsten gefällt uns an der berühmten Schwedin, daß sie bei allen Neuerungen ganz Frau geblieben ist. Wie der duftige Reif die frische Pflaume, verschönt der feine Hauch von Mütterlichkeit ihr Schaffen. Ellen Key ist eine gute und liebenswürdige Dame, die wirklich als heilstiftend und rein empfindet, was sie spricht und schreibt, und die allen Menschen reichstes Erdenglück geben möchte, besonders den Kindern, den Frauen und der arbeitenden Klasse. —

Leider hat diese Frau Stellung genommen gegen das Christentum. Das kann und darf uns nicht gefallen! Hören wir ihre eigenen Worte: „Ich las die Bibel zu meinem Vergnügen, liebte Jesus und konnte meine Aufgaben aus dem Katechismus am schlechtesten von allen, hörte meinen Vater Sonntags die Predigt vorlesen, haßte Gott, seitdem ich von Jesu Leiden gelesen hatte, verleugnete ihn, nachdem ich gesehen, wie ein Mensch gestorben war, der hätte leben müssen, und betete nur die Natur an." — Eine solche Sprache redet nur, wer keinen Glauben an göttliche Autorität hat und wer kein kirchliches Lehramt anerkennt, das über die Rätsel des Menschenlebens und über die Geheimnisse der Erlösung Aufschluß gibt.

Dieses ihr modernes Heidentum müssen wir von unserem Standpunkte aus entschieden zurückweisen. Freilich kann man bedenken, daß es Ellen Key nicht leicht war, sich selbst gegenüber kritisch zu bleiben. Es wurde ihr — besonders von jungen Männern und Frauen — doch zuviel Weihrauch geopfert. Sicher aber hat sie ihr Geistes- und Seelenleben einseitig nur an Philosophen und Dichtern gebildet, deren Gedanken ihren eigenen begegneten. Ihre Lieblinge sind: Spencer, Stuart Mill, Nietzsche, Goethe, Almquist u. a.

Ihre Freiheits- und Glücksideen haben sie für Hunderte zur Prophetin einer neuen Vernunft gemacht. Elisabeth Neményi sagt sogar: „Jetzt, da die meisten wertvolleren Individualitäten an einem machtlosen, fieberhaften Erlöserwahne kranken, ist es eine wahre Herzensfreude, einmal einen Menschen zu sehen, der das Erlösen nicht erträumt und ersinnt, einen, der mit der ganzen Kraft und Macht seines Ichs erlösen will!"

Ich aber sage euch, besonders euch, ihr christlichen Frauen, Ellen Key mag im modernen Leben eine glänzende Rednerin, eine originelle Schriftstellerin, nach ihrem eigenen Herzensempfinden auch eine ethische Erscheinung sein — aber Erlöserin kann sie uns nie werden! Denn schon jahrhundertelang blickt das Christenvolk auf zu einem Erlöser, der uns gesunde Moral und wahre Kultur gebracht. Mit Dankesketten ist besonders das Weib an ihn gebunden:

Wer hat es befreit vom Sklavenjoche antiker Unterdrückung? — Jesus Christus allein.

Wer hat die weibliche Seele der männlichen gleichgestellt? Abermals Christus.

Wer hat auch der Frau das Himmelreich verheißen, jenes selige Geisterland, in dem es keinen Unterschied mehr gibt zwischen Mann und Weib, wo die Frauenfrage in göttlichster Weise gelöst sein wird? — Jesus Christus! — — —

Es lebte im Mittelalter ein hochgemuter Ritter, der sein Leben lang Frauenwert in Liedern pries. Er starb — und siehe! Mit Lilien und Rosen strömten sie in Scharen herbei, die er so zart gefeiert; die vornehmsten Damen trugen seinen Sarg auf den Schultern und gossen lauteren Wein ins Dichtergrab. So einem Menschen zu danken war edler Frauen Art. —

Wie nun dankst du, christliche Frau, dem Gottgesandten aus Davids Königsgeschlecht, der dir zeitliche und ewige Freiheit geschenkt?

Gehe hin, schlinge die blaue Blume der Glaubenstreue in seinen Dornenkranz und lehre Kinder und Kindeskinder ein Gleiches!

* * *

Am Ufer eines buschumfriedeten Weihers hatte ich den Essai „Ein Abend auf dem Jagdschloß" gelesen. Unwillkürlich senkten sich nach dieser Lektüre meine Lider wie weltabschließende Vorhänglein über die Augen und ich gab den drei Persönlichkeiten „Hugo, Julianus und Rikard", denen Ellen Key ihre

Lebensansichten — die sie in so vielen Schriften bekennt — gleichsam als Zusammenfassung in den Mund legt, eine kurze Abschiedsaudienz. Nachdem ich sie entlassen, traf mein Blick das Firmament, an dem sich — bleierne Wolkenballen kühn durchkreuzend — die farbenstolze, frohversöhnende Erscheinung eines Regenbogens zeigte. Da mußte ich an Ellen Key denken. Sie hat die schweren Wolken über dem Leben des Individuums wie der Gesamtheit erkannt und dagegen eine Glückstheorie ausgeklügelt, die als neu-kräftige Sonne das Wolkendüster durchdringen soll; meisterhaft versteht sie dieses, „ihr weißes Licht" in ein intensives Spektrum zu zerlegen, so daß von den Glücksgläubigen, die sich daran beruhigen, fast jeder seine Lieblingsfarbe finden kann; dabei vergißt er die heilige Bläue des Himmels, die aber trotzdem den interimistischen Regenbogen besiegt. — —

„Ein Abend auf dem Jagdschloß" bildet die Fortsetzung des Werkes: „Das Buch der Dornenrose", geschrieben von Almquist, einem schwedischen Dichter aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Ellen erkennt sich als dessen Geschwisterpersönlichkeit und läßt ihren „Hugo, Julianus und Rikard" zu modern-geistreicher Konversation im „gelben Salon" desselben Schlosses zusammenkommen, in das schon Almquist seine Leser führte. Sie schreibt: „Jedesmal, wenn der Mond die Wolken durchbrach, denen er die Halbdurchsichtigkeit des Alabasters gab, strömte sein Schimmer in perlenweißen Fluten in den Saal und verlöschte die letzten glutroten Streifen des Kamins." — Man sieht, wie sie durch klassische Beherrschung der Sprache blenden und verlocken kann. Noch mehr aber gewinnt sie die Glücksucher durch den Inhalt ihrer Schriften. Da offenbart sie sich als Prophetin des Lebens, des Erdenlebens, das ihr der Güter höchstes ist. Als Kunst will sie es aufgefaßt wissen.

Aus der Regierung des Ewigkeitsgedankens und des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele macht sie kein Hehl; sagt doch Hugo: „Und jetzt bedeutet für mich der ganze Ewigkeitsbegriff kaum soviel wie der Sommerwind, der an einem heißen Tage kühlend über meine Stirne streicht!"

Ihre sonst so ideal angeschlagene Höherentwicklung des Menschen trägt diesen nicht über Tod und Grab hinaus, was uns begreifen lehrt, daß sie die Pflichtmoral des Christentums durch die Glücksmoral einer freien Weltanschauung zu ersetzen sucht. Diese gründet sie auf die Einheitslehre, den Monismus, welcher die Existenz eines persönlichen Gottes neben oder außerhalb der Welt verneint und den Menschen als physiologische Einheit betrachtet.

Und allen möchte sie es recht machen! Darum zeigt sie uns so mannigfaltige Stereoskopbilder strahlenden Glückes, die erträumte Folge ihrer Neugestaltung der sozialen Ordnung nach dem Gesetze der Freiheit. Julianus muß sprechen: „. . . . Wir haben das blinde Triebleben überwunden und sind zur Sittlichkeit vorgedrungen. Wir werden die Sittlichkeit überwinden und zur Freiheit vordringen."

Freiheit! schreibt sie mit mohnroten Lettern über den Altar der Venus. Aber selbst ihre Gegner müssen bekennen: Nicht freie Liebe im landläufigen Sinne will Ellen Key, sie bemüht sich die reale Nacktheit ihrer Venus durch ein unsichtbares Kunstgewebe von Größe und Reinheit zu verklären. In diesem Sinne spricht sie von einem „großen, sympathischen Gemeinsamkeitsgefühl, das durch tausend große und tausend kleine Dinge entsteht — durch alles das Unaussprechliche, das in der Freundschaft wie in der Liebe das Geheimnis der Wahlverwandtschaft bildet".

Aber sie betont doch zu sehr die Geschlechtsliebe. — Wir Christen glauben, daß nach dem Zerbrechen unseres körperlichen Aschenkruges der Gottesfunke „Seele" eine himmlische Ewigkeit vor sich hat, in der man ohne sinnliche Begierde glücklich ist. Darum müssen wir schon hier auf Erden auch die erlaubten sinnlichen Aeußerlichkeiten der Liebe als Nebensachen behandeln; die Hauptsache ist einzig jene innerliche Vollkommenheit, die Gott und seinen Himmel sucht. Darum sind wir einverstanden mit dem berühmten P. Coton: „O unbegreifliche Verblendung derer, die sich nicht überzeugen können, daß Gott sich und seinen Auserwählten größere Genüsse vorbehalte, als er den Tieren gewährt!"

Von diesem Standpunkte aus gebührt Ellen Keys Zeitgenossen, dem russischen Moralisten Tolstoi — wenn schon seine Enthaltungstheorie fast zu weit geht —, Anerkennung: denn er stellt die geschlechtliche Liebe nicht als etwas besonders Erhabenes hin, sondern fordert Entfernung vom Tierischen und Annäherung an Gott. Ellen Key erkennt darin eine Vergewaltigung der Natur und steht daher auf Kriegsfuß mit dem „alten Einsiedler von Jasnaja Poljana"; durch ihren Julianus wirft sie ihm Kulturfeindlichkeit vor.

Wie kann uns das wundern, wenn sie selbst im Christentum, der Stiftung des göttlichen Moralisten, einen Hemmschuh für kulturellen Fortschritt sieht? — Sie verwirft die christliche Ehe. Im eingangs bezeichneten Essai heißt es mit Bezugnahme auf ein „Idealpaar": „Ja, allerdings segnete ein Priester sie ein — aber in diesem Falle hat es gar nichts geschadet!" — — Sie will das Zusammenleben von Mann und Weib einzig auf Freiheit in der Liebe gegründet wissen und konstatiert, daß nur die einem solchen Zusammensein entsprossenen Kinder „eine Fülle von Kräften" mitbringen. Ueberhaupt wird sie hinsichtlich ihrer Fürsorge für die entstehende Generation sentimental — überideal! Die Eltern existieren nach ihrer Ansicht nur für die Kinder und haben sich unverzüglich zu trennen, sobald die abnehmende Sympathie eines Teiles verhindert, ein neues Idealwesen hervorzubringen. Wir aber wissen, daß die Liebe Zweier auch edler Selbstzweck sein darf, um einander läuternd dem Jenseits näher zu führen. Auch glauben wir, daß der Schöpfer von den Eltern unmöglich nur „Idealkinder" verlangt, so wenig er in geistiger Hinsicht von jedem Talent nur preisgekrönte Geniewerke fordern wird; es genügt, wenn das erdgeborene Wesen auch seelisch so gesund ausgerüstet ist, um sich die ewige Freude zu erringen. Einem solchen Geschlecht aber kann nur die auf tief-sittlicher Grundlage fußende christliche Familie das Leben geben; denn sie vertritt das Prinzip der Unauflöslichkeit der Ehe, das allein dem rohen Leichtsinn des einen oder anderen Teiles steuert. Daß es zu allen Zeiten auch „unglückliche" Ehen geben wird, liegt in der menschlichen Schwäche begründet; auch die Lehre einer Ellen Kay wird diese nie aus der Welt schaffen! Nur hat sie dafür keinen Trost zu bieten wie das Christentum, für dessen herrlichste Blume, das Entsagen, ihr jegliches Verständnis fehlt.

„Es gibt eine Kraft der Liebe, die unser Wollen zügelt," singt Dante und schlägt dadurch eine Brücke vom Irdischen zum Ewigen.

Aber Ellen Key beherrscht nur die Erde. Darum berührt ihre Philosophie wie das Auftreten eines Pfaues, der durch sein schillerndes Rad verführt, so daß viele kein Auge haben für seine unschönen Füße und kein Ohr für seine unharmonische Stimme.

In ihren Schriften spielt die Natur die Rolle der Gottheit. Doch hat es mich gefreut, daß sie, indem sie Rikards Ausdrucksweise würzt, zugeben muß: „Wir sind auf weiten Umwegen wieder beim Gefühl des hl. Franziskus angelangt, daß die Lilien unsere Schwestern, die Vögel unsere Brüder sind". — Rousseau, „der im Walde vor seinem Efeu auf den Knien lag", ist ihr vorbildlich; doch war er gerechter als sie gegen das Christentum; von ihm haben wir das große Wort:

„Alle schöne Moral stand im Evangelium, ehe sie in unsere philosophischen Bücher gekommen ist!"

Die zweite Heimarbeitsausstellung in Berlin.

Von

Dr. Strehler, Steglitz-Berlin.

Kurz bevor die altersgrauen Mauern der Akademie, Unter den Linden 38, unter den Schlägen der Hacke fallen, um einem Neubau Platz zu machen, sind sie noch einmal der Anziehungspunkt zahlreicher Besucher aus allen Gesellschaftskreisen geworden.

Und doch! Wie verschieden von den gewöhnlichen Ausstellungen ist diejenige, die vom 17. Januar bis Ende Februar hier ihren Sitz aufgeschlagen! Da gibt es keine Luxus- und Kunstgegenstände zu bewundern. Nein, die allergewöhnlichsten Sachen der Welt sind ausgestellt. Die Schneider zeigen ihre Hemden, Röcke, Hosen und Ueberzieher, die Schuhmacher Schuhe und Stiefel, die Lederarbeiter Geldbörsen, die Vergolder Bilderrahmen, die Metallarbeiter Taschenmesser, die Holzarbeiter Spielwaren, die Putzarbeiterinnen Hutfedern und Kunstblumen! Wozu diese allbekannten Dinge noch betrachten und bewundern?

Da ist es notwendig, sich stets von neuem daran zu erinnern, daß diese Gegenstände nicht um ihrer selbst willen ausgestellt sind, sondern wegen der kleinen Plakate, die sie angeheftet tragen. Diese Zettelchen enthalten: 1. den Lohn für die Herstellung; 2. Dauer der Arbeit und 3. Reingewinn für die Stunde. Diese Angaben bilden den Hauptgegenstand des Interesses der Besucher und gar oft sieht man feine Herren mit dem Bleistifte einige „Fälle" in ihr Notizbuch eintragen oder Arbeiter mit einem Fluch oder höhnischen Lachen ihren Kollegen zeigen. Photographische Aufnahmen der Arbeiterwohnungen und Werk-

stätten ergänzen das Verständnis der Zahlen. Demselben Zwecke dienen eine Reihe von **Broschüren** über Heimarbeit und Begleithefte für jede Branche, sowie eine Anzahl von **Vorträgen** in der Aula eines nahen Gymnasiums, in denen neben Professor Sombart und Schmoller auch unser P. H. Koch, S. J. seinen Mann gestellt hat.

Die **Veranstalter** der Ausstellung sind gelehrte Sozialpolitiker zusammen mit den Gewerkschaften jeder Schattierung. Da ruhen die Arbeiten der freien Gewerkschaften friedlich neben denen der christlichen, ja selbst der Verband der kath. Arbeitervereine (Sitz Berlin) hat eine sehr instruktive Zusammenstellung von Heimarbeitsgegenständen zustandegebracht. Man gewinnt aus allem den Eindruck: die Ausstellung will nicht einseitig übertreiben oder sozialistisch provozieren, sondern nur belehren, Mitleid und Verständnis wecken. Nur in wenigen Kleinigkeiten bemerkt man „rote" Tendenzen. So in einer photographischen Aufnahme, die eine elende Baracke als Arbeiterwohnung neben der prächtigen Villa der Fabrikbesitzer zeigt. Auch die Begleithefte der freien Gewerkschaften schlagen scharfe Töne an, die „Verfaultheit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung" kommt in unzähligen Varianten wieder. Es wäre im Interesse der Sache sehr zu bedauern, wenn durch solche Entgleisungen die bürgerlichen Kreise abgestoßen und verbittert würden.

Heimarbeit! Dieses Wort ist von den Sozialpolitikern neu geprägt worden. Man nimmt es oft als gleichbedeutend mit Hausindustrie. Indessen sind beide theoretisch genommen verschiedene Dinge. Heimarbeit bezeichnet diejenige Betriebsform, in welcher der Arbeiter in seiner eigenen Wohnung für den Unternehmer schafft; Hausindustrie dagegen ein selbständiges Unternehmen, von dem Fabrikanten in eigener Person mit Hilfe der Familie in seiner Wohnung betrieben. Diese ursprüngliche scharfe Scheidung ist freilich heute verwischt oder ganz beseitigt, da es häufig im Interesse des Meisters liegt, seine Heimarbeiter als selbständige Kleinmeister anzusehen. Das Material für ihre Erzeugnisse müssen sie von ihm entnehmen, das fertige Produkt ihm zu dem Preise verkaufen, den er selbst bestimmt hat. Die Holzindustrie im sächsischen Erzgebirge, die Sonneberger Spielwarenfabrikation geben die besten Beispiele für diese Verschmelzung beider Betriebsformen.

Heimarbeit! Ueber ihren **Umfang** geben die Begleithefte Aufschluß. Nach der Gewerbezählung von 1895 gab es im Deutschen Reiche 457,984 in der Hausindustrie tätige Personen. Davon fallen auf die Metallarbeiter ca. 30,000 (von 1 Million überhaupt), auf die Schneider und Konfektionsarbeiter 160,000, auf die Schuhmacher 26,000, Portemonnaiearbeiter 3000 usw. Es sind nicht gerade hohe Zahlen, verglichen mit der Gesamtzahl der Arbeiter und Handwerker. Aber sie gewinnen an Bedeutung durch den schädigenden Einfluß, den diese Art der Arbeit auf die Familien und damit auf den ganzen Arbeiter- und Handwerkerstand ausübt.

Heimarbeit! Welch trautes, anheimelndes, einschmeichelndes Wort! Wie scheint es geeignet, gegenüber dem nivellierenden Sozialismus die Familie, die Häuslichkeit zu beleben und zu stärken! Heimarbeit = Familienarbeit = freie Arbeit!

Und doch! Wie reißt ihr die Berliner Ausstellung diese glänzende **Maske** vom Gesicht und zeigt sie in ihrer nackten Wahrheit als aushungernde, lebensvernichtende Arbeit! Nur für den Unternehmer hat dieses Wort auch heut noch einen guten Klang: Heimarbeit = billige Arbeit! Denn sie ermöglicht eine ungeheure Konkurrenz und eine unbegrenzte Arbeitszeit. Der Unfug der Saisonarbeit beruht auf ihr, dazu sind unnötig Fabrikräume, Maschinen, Heizung, Aufsichtspersonal! Für den Arbeitnehmer aber werden gerade diese Umstände zur Quelle unendlichen Wehes und ungeheurer Nachteile.

Zum Beweise muß ich mich auf das Tatsachenmaterial beschränken, das eine Enquete des „Vereins für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse zu Berlin" zutage gefördert hat.*) Es enthält 315 ausgefüllte Fragebogen. Man scheint somit zum Schluß auf die Gesamtlage berechtigt.

1. **Wie lange wird gearbeitet?** „Wenn es eilig ist, die ganze Nacht!" „**Bin vorige Woche zwei Nächte nicht ins Bett gekommen**", so lauten einige Antworten. Und als Schattenseite und notwendige Folge — **Mangel an Arbeit!** Von 226 haben nur 54 immer Arbeit. Die anderen suchen dann, „bis sie etwas finden". Eine junge Frau benützt diese Zeit, um ihre zwei kranken Kinder zu „verwarten". Daß diese Arbeit auch auf den Sonntag ausgedehnt wird, „**wenn es sein muß**", versteht sich von selbst.

*) **Aus** der Berliner Heimarbeit. Berlin 1904, herausgegeben von **M. Hoffmann**.

2. **Wie hoch ist der Lohn?** Im Durchschnitt verdient eine Heimarbeiterin — vorausgesetzt, daß sie immer zu arbeiten hat — 350 bis 500 M aufs Jahr, davon muß abgezogen werden die Miete für die Wohnung, Licht, Heizung, Kleidung, Handwerkszeug, Zutaten (Garn, Seide), oft auch Fahrpreis für das tägliche oder wöchentliche Abholen und Hinbringen der Erzeugnisse. Wieviel bleibt dann noch zum „Leben"? Für das Nähen einer **Knabenhose werden 10 Pf. gezahlt.** Bei äußerster Anstrengung werden in der Woche zwei Dutzend fertig gemacht = 2.40 M, davon wird abgezogen 0.30 M für Garn. Für eine Männerhose werden 17—27 Pf. gezahlt. 5—6 Dutzend werden in der Woche fertig, davon abgezogen 1.20 M Zutat. Eine **Blusenarbeiterin erhält für das Dutzend** 2.50 M. Eine andere **erhält für ein Dutzend Unterröcke** 1.10 M. Eine **Plätterin verdient bei 10 stündiger Arbeit wöchentlich** 12—15 M. Eine **Witwe** arbeitet Jacketts und verdient bei **täglich 15 stündiger Arbeit 8—9 M in der Woche.** Sie klagt, daß sie **vor 20 Jahren für dieselbe Arbeit 2.50 M erhalten, wofür man jetzt 1 M gebe,** die große Konkurrenz drücke die Preise.

3. **Welches sind die Wohnungsverhältnisse** der Berliner Heimarbeiterinnen? **Von 235 bestehen in 204 Fällen die Wohnungen nur aus Stube und Küche, die zugleich als Werkstatt dienen.** In 49 Fällen beherbergen diese Wohnungen 5 und mehr Personen, in 27 Fällen sind sie noch an Abmieter vergeben. **In 172 Fällen wird in der Küche gearbeitet.** Was in diesen schauderhaften Wohnungsverhältnissen für eine Gefahr für Gesundheit und Sittlichkeit liegt, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Tatsächlich nennen sich 99 **Antwortgeber krank;** nerven-, unterleibs-, magenleidend.

Zu diesen **Hauptübeln** der Heimarbeit gesellen sich noch eine ganze Reihe kleinerer Anhängsel. Es ist die **Isolierung** der Arbeiter. Jeder steht dem anderen fremd gegenüber, ja er wird sein Feind als **Konkurrent** und **Lohndrücker.** Es fehlt somit gemeinsames Handeln. **Es fehlt die gewerkschaftliche Organisation.** Es gehen dem Heimarbeiter schließlich alle **Gewerbeschutzgesetze verloren:** Mädchen- und Frauenschutz, Begrenzung der Arbeitszeit, Gesundheitsvorschriften für Werkstätten und Fabriken in Bezug auf Lüftung, Licht, Desinfektion usw.

Was ist da zu machen? Die **Gesetzgebung** muß eingreifen. Sie wird die Heimarbeit nicht ganz abschaffen können, aber ihre Härten mildern, ihre Gefahren beseitigen, solch schreiende Mißstände unmöglich machen. Sie wird vor allem die **Hauptforderungen des ersten Heimarbeitskongresses vom März 1904** in die Wirklichkeit übersetzen müssen:

1. Auf Antrag von Arbeitern oder deren Organisationen hat das Gewerbegericht **bestimmte Lohnsätze** für die Branche, für die es berufen wurde, festzusetzen.

2. **Strenge Vorschriften über die Einrichtung und Beschaffenheit der Arbeitsstätten der Hausindustrie.**

5. **Desinfektion** und, wenn nötig, Vernichtung derjenigen Materialien und Waren, die in Wohnungen lagern, in denen sich mit ansteckenden Krankheiten behaftete Personen aufhalten.

6. **Unterstellung der Heimarbeitsstätten unter die Kontrolle der Gewerbeinspektion.**

7. **Verpflichtung** der Unternehmer und Zwischenmeister, **eine genaue Liste** der von ihnen als Heimarbeiter beschäftigten Personen mit Wohnungsangabe zu führen, fortlaufend zu ergänzen und jederzeit den Beamten der Gewerbeinspektion vorzulegen.

8. **Ausdehnung der Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung,** ferner der **Bestimmungen der Gewerbeordnung** über Arbeitszeit, Nachtarbeit, Sonntagsruhe, Wöchnerinnenschutz, Kinderarbeit und Arbeitsordnungen **auf die gesamte Heimarbeit.**

9. **Verbot der Mitgabe von Arbeit** nach Hause **an Werkstattarbeiter und -Arbeiterinnen.**

Mögen diese Forderungen verwirklicht werden, **bevor es zu spät ist.** Wie die Zeitungen berichten, hat der **Kaiser** die Heimarbeit auf das Programm des in diesen Tagen berufenen, außerordentlichen **Kronrates** gesetzt. Dadurch scheint ihr eine glücklichere Zukunft gesichert.

Bühnen- und Musikrundschau.

Karnevalslaune und Hoftheater. Am Münchener Hoftheater besteht seit Jahren der sinnige Brauch, dem Karneval einen Tribut zu zollen — wie vielleicht an anderen Bühnen auch. Eine hübsche Einrichtung, wenn sie zweckentsprechend geübt wird; wenn schon in der Wahl der betreffenden Werke etwas von dem improvisierten Frohmut zum Durchbruch gelangt, der dabei wohl herrschen soll. Aber weit gefehlt wäre diese Annahme bei uns. Jahr für Jahr holt man Strauß' „Fledermaus", Nestroys „Lumpazivagabundus" hervor, Jahr für Jahr soll man über die alten, abgestandenen Froschwitze und über die „köstliche" Idee lachen, daß man auf der Bühne, auf der Tristan zuerst starb, nun Basil singen hören kann. Die einzige Abwechslung bieten dabei allenfalls Fräulein Habers oder Frau Jungmanns Pirouetten oder die Auswahl der Lieder im Salon Zwirn, wobei notabene nie ein karnevalistischer, sondern stets ein recht mangelhafter liedertäflerischer Geschmack herrscht. Also auch innerhalb dieses Repertoire-Mikrokosmus wiederholt sich die Erscheinung, die man am Gesamtspielplan beobachten kann: das lähmende Phlegma, die Unlust an jeder Arbeit! Und wie reich wäre die Abwechslung, die man bieten könnte: man denke an Strauß, Offenbach, Suppé (Lohengrinparodie!), Millöcker, an Nestroy-Binders auch musikalisch famose Tannhäuserparodie usw. ad infinitum. Man sage nicht, daß das Publikum gerade die Fledermaus wolle. Will man überhaupt Karneval an der Hofbühne begehen, so höre man auch die seit Jahren ausgesprochenen Wünsche nach Abwechslung. Auch derjenige, der es sich versagt, aus der Art, wie am Hoftheater der offizielle Humor gepflegt wird, boshafte aber naheliegende Rückschlüsse auf den daselbst jetzt herrschenden Allgemeinzustand zu ziehen, wird diese Art, den Karneval zu feiern, nicht als etwas besonders Lustiges ansehen, sondern als ein betrübendes Schauspiel der Verkalkung alles fröhlichen Humors an unserer in allen ihren Plänen ach! so schneckenhaften Hofbühne empfinden.

Im Gärtnertheater hatte die Operette „Die Schützenliesel" einen überaus freundlichen Erfolg. Das Libretto von Stein und Lindau ist lustig, ohne die Vernunft direkt auf den Kopf zu stellen, Edmund Eyslers Musik zwar nicht ganz frei von den bekannten sentimentalen Drückern, aber im ganzen lebendig und hübsch instrumentiert. Darin, daß die Operette in Oberbayern spielt und sehr hübsch inszeniert und dargestellt war, lag noch eine weitere Ursache des Erfolges.

Aus den Konzertsälen. Die jüngste Woche gibt nur wenig zu berichten. Ein junger Dirigent und Komponist stellte sich mit dem Kaimorchester in Wilhelm Furtwängler vor. In erstgenannter Eigenschaft hat er noch die bekannte Anfängerschlacke abzustoßen, die bei ihm in einer heiterkeitserregenden und nervösen Geste liegt. Bruckners neunte Symphonie sollte allerdings niemals in Anfängerhände geraten. Furtwänglers symphonische Tongedicht versprach viel und hielt wenig. Das war nicht Inspiration, sondern öde Musikmalerei, verziert mit dem Schmuck jugendlicher Selbstüberhebung. Glückliche Jugend! Der Münchener Musiklehrer- und Lehrerinnenverein veranstaltete ein Jugendkonzert, paralysierte aber die dankenswerte Absicht durch sein der kindlichen Aufnahmskraft ganz entrücktes Programm. Als Pianistin erwies sich Dagmar Walle-Hansen als eine Künstlerin, die ihre feingebildete Technik leider ganz und gar in den Dienst einer kühlen und reservierten Auffassung stellt und Bronislaw Hubermann erntete in seinem dritten Konzert dank des virtuosen Elans, mit dem er namentlich die Konzerte von Tschaikowsky und Mendelssohn hinstellte, riesigen Erfolg. Der letzte Abend des Beethovenzyklus brachte die siebente Symphonie und das fünfte Klavierkonzert und verlief, da sowohl Peter Raabe wie auch Frau Langenhan-Hirzel ihr Allerbestes gaben, ganz besonders ausdrucksvoll.

Verschiedenes. Das Theater an der Wien in Wien plant die Neueinstudierung einer der ältesten und ganz vergessenen Operetten von Johann Strauß, betitelt „Die Göttin der Vernunft". — Carmen Silva, die dichtende Königin von Rumänien, legt eben letzte Hand an ein dem italienischen Tragöden Ermete Novelli zugedachtes Drama, das den Titel „Frauen" führt. — „Schwester Vera", das dreiaktige Schauspiel eines Berliner Arztes, gelangte am Frankfurter Residenztheater zur Uraufführung. Es wird als eine Rührkomödie bezeichnet, die (wie Hirschfelds „Spätherbst") in einem Sanatorium sich abspielt und verblüfft durch die Keckheit, mit der die unmöglichsten Voraussetzungen möglich gemacht werden. — Zum Intendanten des Kasseler Hoftheaters wurde Graf Bylandt-Rheydt ernannt, der frühere Flügeladjutant des verstorbenen Großherzogs von Sachsen. — „Dolores", eine Oper des Spaniers Thomas Breton, wurde am Deutschen Theater in Prag gegeben. Es ist dies bereits das dritte Werk dieses Komponisten, das man an genannter Bühne aufführt. — Max Schillings Musikdrama „Moloch" (nach dem Hebbelschen Stoff) wird nicht, wie seine Vorgänger, in München, sondern am Hoftheater in Dresden seine Uraufführung erleben. — Am 2. April werden es 100 Jahre, daß Friedrich Halm geboren wurde. Der Dichter des „Sohn der Wildnis" und „Der Fechter von Ravenna" soll in Wien ein Denkmal erhalten. — Die neue Komödie des alternden Sardou, „La piste", errang sich in Paris einen großen Erfolg und ist bereits zur ersten deutschen Aufführung vom Lustspielhause in Berlin angenommen worden. — In Paris ist der Bau von vier Volkstheatern mit einem Gesamtaufwand von 11 Millionen Franken geplant. Ein reicher Segen auf einen Schlag! — Franz Höfer, Kapellmeister am Stadttheater zu Regensburg, hat eine Oper, „Sarema", vollendet, die ebenda zur Uraufführung gelangen soll. Der Stoff ist dem dramatischen Gedicht „Die Rose vom Kaukasus" von Rudolf von Gottschall entnommen. — Mascagnis Oper „Amica" hat nun in Stettin ihre erste deutsche Aufführung gefunden, aber nicht zu interessieren vermocht.

München. H. Teibler.

Kleine Rundschau.

P. Georg Freund, Redemptorist †. Aus Wien, 21. Febr., wird uns geschrieben: In Wien starb am Montag, den 19. d. M., nachmittags plötzlich der gefeierte Kanzelredner, Versammlungsredner, Missionar, Schriftsteller und Ordensmann Herr Pater Georg Freund. Am 21. Febr., nachmittags erfolgte die feierliche Bestattung. Das jähe Hinscheiden des erst 56jährigen, hochverdienten Ordenspriesters weckt weit über Deutschösterreich hinaus größtes Bedauern. Mehrere Schriften desselben und seiner Ordensbrüder erschienen in der Alphonsus-Buchhandlung in Münster. Der Verblichene war 1849 zu Peterskirchen in Oberösterreich geboren, 1872 zum Priester geweiht, begründete die Ordensniederlassung und Kirche in Lustenau-Linz und war für das kath. Vereinswesen sehr tätig. Im Kolleg zu Maria Stiegen in Wien brach er am Montag bei einer Unterhaltung plötzlich zusammen und empfing nur noch die hl. Absolution und Oelung.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 10. München, 10. März 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Parlamentarische Erörterungen über die Bekämpfung der Pornographie. (II)

Zum Kapitel: Massenvergiftung des deutschen Volkes.*)

Bedeutungsvoller als die Debatten in den einzelstaatlichen Parlamenten sind naturgemäß die Verhandlungen des deutschen Reichstages über ein Gebiet, das seiner gesetzgeberischen Zuständigkeit untersteht. Die jüngsten Reichstagsdebatten über den sittlichen Schmutz in Wort und Bild wiesen insofern einen erfreulichen Fortschritt auf, als der unerschrockene Rufer im Streit, der vielverlästerte Abgeordnete Roeren, diesmal auch von liberaler Seite Sukkurs erhielt und selbst Freisinnige und Sozialdemokraten zugeben mußten, daß wenigstens ein Teil der Beschwerden berechtigt ist.

Der nationalliberale Abgeordnete Bassermann knüpfte in der Reichstagssitzung vom 20. Februar 1906 an die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses an. Seine Ausführungen wurden an dieser Stelle bereits mitgeteilt, und zwar im Rahmen der Reden des bayerischen Reichsrates Freiherrn von Soden Seite 99). Bassermanns Ausführungen haben um so größeres Aufsehen erregt, als der nationalliberale Redner sich im Gegensatz zu einer gewissen „tonangebenden" liberalen Presse in Süddeutschland sehr abfällig über die „abwegige" und höchst bedenkliche Rechtsprechung einzelner süddeutscher Schwurgerichte aussprach.

*) Die Veröffentlichung der umfangreichen Artikelserie „Massenvergiftung" hat den Raum der „Allgemeinen Rundschau" vielleicht über Gebühr in Anspruch genommen. Der verehrliche Leserkreis möge Nachsicht walten lassen. Von Nr. 11 ab tritt die frühere Raum-Oekonomie wieder in ihre Rechte. Die „Trutzbriefe" über „Massenvergiftung" haben auch über die Kreise der „Rundschau"-Leser hinaus so großen Anklang gefunden, daß von dem als Broschüre erschienenen Separatabdruck schon nach 14 Tagen eine zweite Auflage nötig wurde. Diese um zwei Bogen Anhang: Parlamentarische Erörterungen über die Bekämpfung der Pornographie) vermehrte neue Auflage hat bereits die Presse verlassen. Ladenpreis 50 Pf. (80 Seiten 8°.)

Staatssekretär Dr. Nieberding erklärte, daß mangels einer besonderen Anregung seitens der verbündeten Regierungen im Reichsjustizamte bisher keine Vorarbeiten zu einer weiteren Verschärfung des § 184 eingeleitet worden seien, bedauerte, daß die bisherigen Anordnungen die erhoffte Wirkung nicht gehabt haben, und richtete einen gutgemeinten, aber zwecklosen Appell an eine von der Pornographie sich mästende — Presse, sie möge sich doch mäßigen und die richtigen Grenzen einhalten. Du lieber Himmel! Mit derselben Aussicht auf Erfolg könnte man auch die Herren Spitzbuben mit aufgehobenen Händen anflehen, sie möchten fremdes Gut mit mehr Respekt behandeln. Gegen die pornographische Presse hilft nur die eiserne Faust des Gesetzgebers und der Exekutive.

Abgeordneter von Dirksen (Reichspartei) stellte sich am 20. Februar durchaus auf den Standpunkt des Abgeordneten Roeren. Er führte etwa folgendes aus:

„Eine Verschärfung der Bestimmungen der sogenannten lex Heinze tut dringend not. Es ist eine traurige Wahrheit, daß auf dem Gebiete der pornographischen Literatur Deutschland vorangeht. Wenn die Regierung Bedenken tragen sollte, im Hinblick auf die früheren Erfahrungen, auf diesem Gebiete einen Gesetzentwurf einzubringen, so sollte sie doch wenigstens die Polizeiorgane und speziell die Staatsanwaltschaft anweisen, die bestehenden Gesetze energischer zu handhaben. Ich glaube bestimmt, daß die Regierung mit einem neuen gesetzgeberischen Vorgehen auf diesem Gebiete im Reichstage eine Mehrheit finden würde!"

Am 22. Februar ergriff Abgeordneter Roeren das Wort zu einer größeren Rede, welche wegen der führenden Stellung des Redners in diesem Kampfe eine ausgiebige Wiedergabe verdient. Abgeordneter Roeren (Geheimer Justizrat und Oberlandesgerichtsrat) führte nach dem amtlichen Stenogramm (nur einige Stellen sind gekürzt) folgendes aus:

Die Ausführungen, die der Herr Kollege Bassermann in bezug auf die lex Heinze oder richtiger auf den § 184 des Strafgesetzbuches gemacht hat, veranlassen mich, zugleich auch mit einigen Worten hierauf einzugehen. Ich freue mich, konstatieren zu können, daß seine jetzigen Ausführungen mit den Anschauungen, die ich stets hier und namentlich auch bei der Beratung der lex Heinze vertreten habe, im wesentlichen übereinstimmen. Allerdings stimme ich ihm nicht zu, wenn er meint, daß die jetzige Fassung des § 184 des Strafgesetzbuches zur wirksamen Bekämpfung der unsittlichen Literatur und Bildwerke vollständig ausreiche. Ich trete da vielmehr dem Hauptorgan seiner Partei, der „Köln. Zeitung" bei, die schon vor zwei Jahren in einem Artikel von einem anerkannten Sach- und Kunstverständigen eine weitergehende Fassung des § 184 für angezeigt und sich damit einverstanden erklärte, daß statt des Begriffs „unzüchtig" die Begriffe „unanständig" oder „gegen die guten Sitten verstoßend" maßgebend würden, wie dies bekanntlich auch in den modernen Staatsgesetzbüchern der sämtlichen Kulturstaaten, England, Norwegen, Belgien, Holland, Italien, Oesterreich, der Vereinigten Staaten von Nordamerika usw. der Fall ist. Ich bin überzeugt, daß der Kollege Bassermann sich mit der Zeit auch hierzu noch bekehren wird. Die Entwicklung der Verhältnisse auf dem Gebiete der Sittlichkeit innerhalb der letzten Jahre hat schon manche Aenderungen auch in den Anschauungen gebracht und wird solche auch noch weiter bringen. Und ich hoffe, die Zeit ist nicht mehr sehr fern, wo wir hier gemeinsam und zwar in Einigkeit Maßregeln beraten und beschließen, die wirksamer gegen den Schmutzbetrieb und die moralische Verseuchung unseres Volkslebens angewendet werden können, als es zurzeit der Fall ist.

Dagegen stimme ich mit dem Kollegen Bassermann insofern überein, als ich der Ansicht bin, daß man allerdings vielfach einen zu

großen Wert auf die Fassung des § 184 legt und die Bedeutung einer Abänderung oder Erweiterung dieses Paragraphen vielfach überschätzt.

Viel wesentlicher als die Fassung und die Norm eines Gesetzes ist die Art seiner Anwendung. Auch das beste Gesetz gerade auf diesem Gebiete wird wenig nützen, wenn es nicht in dem Geiste und in dem Sinne angewendet wird, in dem es erlassen wird. In dieser Beziehung hat der Herr Kollege Bassermann mit Recht gerügt, daß gerade bezüglich des § 184 eine Lässigkeit herrscht, die gar nicht zu begreifen ist, eine Zaghaftigkeit und Nachsicht, die überall viel besser angebracht wäre als hier auf diesem Gebiete. Nach meiner Ueberzeugung könnte der größte Teil des Schmutzes, der sich jetzt ungehindert breitmacht in Schrift und Bild, schon jetzt weggeräumt werden, wenn das bestehende Gesetz überall, wo es wirklich eine Handhabe zum Vorgehen bietet, auch angewendet würde. Das ist aber leider nicht der Fall. Insbesondere könnte — und das halte ich für das Wichtigste — schon jetzt der Annoncenteil derjenigen Witzblätter, die auf dem Niveau des „Kleinen Witzblattes", des „Satyrs", des „Sekts" und der vielen anderen stehen, die in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde gewachsen sind, gründlich gereinigt werden, wenn man nur die gegenwärtig bestehenden Gesetze in Anwendung bringen wollte. In jeder Nummer dieser Blätter wimmelt der Inseratenteil von Annoncen, die unschwer ihren pornographischen Charakter erkennen lassen, und wenn man bedenkt, daß diese Witzblätter wöchentlich vielfach in Hunderttausenden von Exemplaren erscheinen und ihr Absatzgebiet namentlich bei der Jugend finden, dann, meine ich, wäre es hier gerade am Platze, strengstens vorzugehen. Zu diesen Annoncen rechne ich an erster Stelle die Inserate bezüglich der „Photos", der „photographischen Aufnahmen nach dem Leben", der „Modell- und Aktphotographien", der „Pikanterien" usw. Der Kunstwert dieser Aktbilder ist sehr zweifelhafter Natur. Es hat darüber und über die Gegenstände der Darstellung Dr. Ludwig Kemmer in München ein sehr eingehendes und sachverständiges Urteil abgegeben in der kürzlich erschienenen Schrift „Graphische Reklame der Prostitution". Ich möchte jedem empfehlen, dieses Buch einmal durchzulesen — wenn ich nicht irre, ist es bereits auf unserer Handbibliothek. Es gewährt einen erschreckenden Einblick in die Unsauberkeit dieser Industrie. Das Urteil, das in diesem Buch abgegeben wird, ist um so unverdächtiger gerade für die linke Seite, weil Ludwig Kemmer nicht etwa zu den „Sittenzeloten" oder „Muckern" gehört, sondern Mitglied des Goethebundes zur Zeit der lex Heinze war, dann aber nach genauerer Kenntnis der Dinge sich verpflichtet gefühlt hat, gegen diese Art von Kunst- und Volksbildung mit aller Kraft vorzugehen. Das deutsche Volk wird ihm dankbar dafür sein.

Tatsache ist, daß die Künstler selbst über den Kunstwert dieser Aktphotographien lachen, und daß bei ihnen allgemein die Redensart gilt: „Die Aktbilder kauft nur der Landschaftsmaler", der nichts mit ihnen zu tun hat. Die Aktbilder sind bekanntlich photographische Aufnahmen nackter lebender Personen beiderlei Geschlechts, in den verschiedensten immer schamloser werdenden Stellungen. Jetzt geht man sogar so weit, Personen beiderlei Geschlechts gleichzeitig auf einem Bilde aufzunehmen.

Nun wird allein für die Annoncen, durch welche diese Photographien empfohlen werden, nach einer Berechnung, die ja allerdings auf volle Genauigkeit keinen Anspruch machen kann, jährlich nahezu 1 Million Mark ausgegeben. Wenn das aber der Fall ist, welch ein ungeheurer Vertrieb dieser Bilder muß dann dahinter stecken, wenn die Ausgabe sich rentieren soll! Da diese Ausgabe nun aber fortgesetzt von Jahr zu Jahr geschieht, so läßt das darauf schließen, daß sie sich wirklich rentiert, sonst würden die Inserenten sie nicht machen. Soll aber die Ausgabe von einer Million allein für Inserate sich rentieren, dann setzt das voraus, daß diese Bilder zu vielen Millionen und aber Millionen jährlich verbreitet werden. Nun will ich gewiß nicht bestreiten, daß von diesen Modellaufnahmen auch wirklich von Künstlern Gebrauch gemacht wird und dann der § 184 selbstredend keine Anwendung findet. Anders aber liegt die Sache, wenn diese Bilder zu Millionen und aber Millionen an jedermann, an Erwachsene und Unreife, einerlei ob Künstler oder Nichtkünstler, abgegeben werden; dann stellt sich die Sache anders, dann findet der § 184 unzweifelhaft Anwendung. Aber er wird nicht angewendet. Es geht diese Verbreitung immer weiter, und unsere Jugend wird immer mehr verseucht. Ich könnte eine Reihe dieser Bilder vorlegen. Wenn sie sich dieselben ansehen und dann bedenken, daß zahllose jugendliche Personen sie besitzen, und daß diese Bilder dann schon in den Klassen Quarta, Tertia usw. vielfach von Hand zu Hand gehen, so kann es nicht ausbleiben, daß die gesamte Jugend moralisch verseucht wird. Bei der Erregbarkeit in jenen Jahren wird die Sinnlichkeit zu frühzeitig geweckt und überreizt, und das treibt notwendig schon die jugendlichsten Personen zu sexuellen Perversitäten und zur Selbstschändung. Auch dafür könnte ich Ihnen traurige Beispiele aus der letzteren Zeit anführen, die mir von Gymnasialdirektoren und Eltern mitgeteilt sind. Ich will Sie aber damit verschonen.

Gewöhnlich ist diesen Annoncen die Beschränkung beigefügt: „nur für Künstler oder Kunstliebhaber!" Ja, meine Herren, das ist nur der blöde Versuch, die Behörden zu täuschen, und die Behörden sollten sich den Hohn, der darin liegt, nicht gefallen lassen. Wenn man neben dieser Beschränkung: „nur für Künstler oder Kunstliebhaber" dann häufig sogar noch den Zusatz findet: „zum Massenvertrieb sehr geeignet" und „Abnehmer größerer Partien so und so viel Prozent Rabatt", dann sollte man es in der Tat nicht für möglich halten, daß es noch Behörden gibt, die den Vertrieb dieser Aktbilder für straflos erklären, welcher sich auf die „Künstler" beschränkt und „künstlerischen" Zwecken dient. Nein! Nicht nur an Künstler, die von selbst schon wissen, an welche Stelle sie sich zu wenden haben, soweit sie solche Sachen zu Kunstzwecken gebrauchen, sondern an alle, ohne Rücksicht auf Alter und Stand, werden diese Sachen zu Millionen und aber Millionen abgegeben. Und das muß zur Vergiftung nicht nur der Jugend, sondern des ganzen Volkslebens führen. Ich stehe hier vollständig auf dem Boden des Goethebundes, der durch seinen Referenten Dr. Gurlitt-Königsberg auf der vorletzten Delegiertentagung in Dresden im April 1904 erklärt hat, „daß das Schlimmste der gesammten Pornographie diese photographischen Aufnahmen nach dem Leben seien, gegen die ein Einschreiten notwendig wäre"!

Wie es sich mit diesen Aktphotographien verhält, so steht es mit den Prospekten und Katalogen, mit denen das ganze Land fortwährend überschüttet wird. Es ist mir erst letzthin von einem hochgestellten Regierungsbeamten ein solcher Prospekt übergeben worden, der seinem 13jährigen Sohn, der Quartaner ist, von der betreffenden Firma direkt übersandt war. Der Prospekt empfiehlt ein Buch, betitelt: Liebe und Ehe usw. Es sind daraufhin Recherchen an der Anstalt angestellt worden und es hat sich dabei herausgestellt, daß an eine ganze Reihe von Gymnasiasten, auch der unteren Klassen, dieser oder ein ähnlicher Prospekt versandt worden ist — wahrscheinlich wohl an sämtliche Schüler des Gymnasiums, jedoch hat dies nicht festgestellt werden können. Der Redner teilt einige sehr obszöne Kapitelüberschriften mit. Und dieser Prospekt wird den Gymnasiasten im Alter von 13 und 15 Jahren zugeschickt! Wie ich annehme, ist er in Hunderttausenden von Exemplaren versandt, vielleicht über das ganze Land bis in das entlegenste Dorf; aber man sieht nicht, daß behördlicherseits eingeschritten ist. Und wird einmal polizeilich eingegriffen und konfisziert, so sind es sehr häufig unsere Richter, die, von einer leider viel zu laxen Anschauung geleitet, wieder freigeben und Reklame für diese Sachen machen.

Unter solchen Umständen, meine ich, könnte man sich gar nicht wundern, daß das Verlangen im Lande nach einer neuen lex Heinze, einer Verschärfung des § 184, immer dringender wird und immer lauter auftritt. Ich meine, gerade diejenigen, die eine neue lex Heinze nicht wollen, sollten sich verpflichtet halten, darauf zu drängen, daß die bestehenden Gesetze energischer angewendet würden. Deshalb sollten gerade Sie auf der Linken energisch für eine schärfere Handhabung der Gesetze eintreten, und zwar, wie der Herr Staatssekretär ganz richtig bemerkt hat, nicht nur vielleicht einmal hier im Parlament, sondern bei Ihrer Presse, indem Sie dieselbe veranlassen, mehr gegen den Schmutzbetrieb aufzutreten. Ihre Presse muß mehr als bisher die öffentliche Meinung gegen diesen unsauberen Betrieb wachrufen, denn wenn die öffentliche Meinung mehr wachgerufen ist, dann wird auch die sittliche Auffassung der zur Aufrechterhaltung von Sitte und Ordnung und zur Aburteilung der Sittlichkeitsdelikte berufenen Behörden geschärft werden. Ist aber die sittliche Auffassung der Behörden eine strengere und dem Sittlichkeitsempfinden der Allgemeinheit mehr angepaßt, dann wird der größere Teil des Schmutzes schon jetzt von selbst verschwinden.

Dann ist der Herr Kollege Bassermann auch auf den seit einigen Jahren bei den meisten Gerichten eingerissenen Gebrauch gekommen, zu den Verhandlungen über den § 184 Künstler als Gutachter und Sachverständige hinzuzuziehen und zu vernehmen, und hat gemeint, daß er es in seinem juristischen Verstand nicht fassen könne, welchen Zweck und welche Bedeutung eigentlich dieser ganze Sachverständigenapparat bei einer solchen Verhandlung habe. Ich stimme dem vollständig zu, gehe nur noch weiter und sage: ich kann es auch mit meinem einfachen Menschenverstande nicht fassen, was hier Künstler als Sachverständige und Gutachter eigentlich zu tun haben. Wenn es sich bei dem § 184 darum handelt, ob dieses oder jenes Bild oder Literaturprodukt künstlerisch ausgeführt ist oder nicht, könnte man darüber ja vielleicht den Künstler als Sachverständigen hören. Aber um diese Frage handelt es sich gar nicht, es handelt sich darum, ob das Werk unzüchtig ist, d. h. nach längst bestehender allgemeiner Rechtsauffassung, ob dasselbe geeignet ist, das allgemeine Scham- und Sittlichkeitsgefühl zu verletzen. Darum allein handelt es sich. Diese Frage aber kann doch der Richter ebenso gut beantworten wie der Künstler, die muß jeder anständige und sittlich fühlende Mensch beantworten können, der Kaufmann, der Arzt ebenso wie der Richter. Hält man den Richter zur Beantwortung dieser Frage nicht für geeignet, dann ist er überhaupt nicht fähig, Richter zu sein. Aber daß ihm der Künstler erst vorsagen soll, ob das Bild, die Schrift geeignet ist, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl zu verletzen — ja, da gebe ich dem Kollegen Bassermann vollkommen recht —, das will nicht in meinen juristischen und auch nicht in meinen einfachen Menschenverstand hinein!

Meine Herren, ich halte diese ganzen Manipulationen mit den Sachverständigen erst recht für unverständlich, nachdem das Reichsgericht in den letzten Jahren wiederholt Entscheidungen dahin ausgesprochen hat, daß es bei der Beurteilung über den Tatbestand des § 184 gar nicht darauf ankomme, ob das betreffende Machwerk künstlerisch ausgeführt sei oder nicht, sondern daß es lediglich darauf ankomme, welche Wirkung es ausübe auf das kaufende Publikum, für welches dasselbe bestimmt sei. Das Reichsgericht hat in diesen Urteilen ungefähr — ich zitiere nach dem Gedächtnis — folgendes ausgeführt, daß es für den Tatbestand des § 184 nicht allein darauf ankomme, ob das Werk technisch künstlerisch ausgeführt oder zu künstlerischen Zwecken hergestellt sei, sondern darauf, welche Wirkung es auf das kaufende Publikum habe. Das englische Strafgesetzbuch ist hierin praktischer gewesen; es bestimmt ausdrücklich im Text, was hier das Reichsgericht nur als Rechtsauffassung ausgesprochen hat. *Im englischen Strafgesetzbuch nämlich heißt es zu Art. 191, daß auch die Veröffentlichung von Werken der Kunst, Literatur und Wissenschaft strafbar ist, wenn sie in solcher Weise, in solcher Ausdehnung oder unter solchen Umständen geschieht, daß dadurch die Grenzen des eigentlichen wissenschaftlichen oder künstlerischen Zweckes überschritten werden.* Dies entspricht ganz den Grundsätzen von Vernunft und Logik. Stellen Sie sich doch nur vor, daß es irgend einem Maler einfällt, einmal eine grobe, krasse Unzuchtszene zu malen. Er tut dies mit dem ganzen Raffinement einer ausschweifenden Phantasie und mit der ganzen Technik der Kunst — es ist doch immer eine Unzuchtszene, es soll ja auch eine solche sein, er malt sie ja gerade als solche. Die Unzuchtszene aber ist doch unzüchtig und deshalb als solche nach § 184 verfolgbar.

Also, meine Herren, ob künstlerisch ausgeführt oder nicht künstlerisch ausgeführt, ist für die Frage der Anwendung des § 184 ganz gleichgültig. Es bleibt deshalb, wurde gesagt, unverständlich, warum man nun fortwährend sogenannte Gutachter oder Sachverständige hinzuzieht, als wenn sie statt des Richters schließlich das Urteil fällen sollten. Sie können doch nichts anderes sagen, als: dies Werk ist künstlerisch oder ist nicht künstlerisch; dann bleibt aber doch die Hauptfrage übrig, ob es das allgemeine Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt oder nicht, und darüber hat der Richter zu entscheiden, ganz ohne Rücksicht darauf, ob künstlerische Ausführung vorliegt oder nicht.

Das sind übrigens Grundsätze, die *auch von liberaler Seite* vertreten werden. Insbesondere könnte ich Ihnen aus der „Münchener Allgemeinen Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung" Abhandlungen hier mitteilen, in denen es als ganz selbstverständlich bezeichnet wird, daß auch künstlerische Erzeugnisse als strafbar unter den § 184 fallen können.

Meine Herren, zu welchen Konsequenzen dieser Brauch der Zuziehung von Gutachtern führt, und wie er von Angeklagten geradezu zu grobem Unfug mißbraucht wird, das zeigen die Vorgänge, die sich letzthin bei 2 Schwurgerichtsverhandlungen in München gegen den Dr. Thoma und den „Simplicissimus" und eine Firma, die mit bedenklichen Aktbildern handelt, abgespielt haben. Sie finden eine *genaue und sehr interessante Darstellung* darüber — ich will Sie in dieser späten Stunde damit verschonen — in Nr. 4, 5 und 6 der **„Allgemeinen Rundschau" von Dr. Armin Kausen** *aus München, die auch hier in der Handbibliothek aufliegt.* Es ist interessant und belehrend, diese Beschreibung zu lesen. Nach dieser Darstellung gewinnt man nicht den Eindruck einer ruhigen Gerichtsverhandlung, in der objektiv nach Recht und Gesetz entschieden wird, sondern den Eindruck einer förmlichen und zwar recht turbulenten Parteiversammlung, auf der die Angeklagten und die Verteidiger mit einem ganzen Heerbann von Sachverständigen, 12 an der Zahl, erschienen sind und nun alles, was nicht zu ihnen hält, in rücksichtslosester Weise einfach niederzutreten versuchen. Das ist ihnen denn auch den Geschworenen gegenüber geglückt, wie die unglaublichen Verdikte beweisen.

Durch diese Vorgänge — und damit komme ich zu dem, worüber ich eigentlich allein reden wollte, nämlich zu der Resolution des Kollegen Ablaß und Genossen — *ist jedenfalls die Sympathie für das volkstümliche Institut der Schwurgerichte als privilegierten Gerichtsstand für die Presse nicht gewachsen.* Es ist nicht günstig für die Resolution, daß sie gerade unter dem unmittelbaren Eindruck dieser abstoßenden Vorgänge gestellt ist. *Ich möchte nochmals bitten, sich die betreffenden Nummern der „Allgemeinen Rundschau" durchzulesen.* Ich kann mich dann sehr kurz fassen. Gerade diese Vorgänge lassen die Schattenseiten, die man vielfach in dem Institute der Schwurgerichte überhaupt erblickt, sehr unangenehm hervortreten. Jedenfalls wird man, ehe man zu der in dem Antrage Ablaß angeregten Frage definitive Stellung nimmt, sich ernstlich die Frage vorzulegen haben, ob nicht wirklich das Privilegium des besonderen Gerichtsstandes für die Presse eine zu weite und sachlich zu wenig begründete Ausdehnung erfährt, wenn man es auch für die zweideutige Aktphotographie und pornographische Industrie gelten läßt. Es handelte sich in diesen Prozessen — ich habe das vergessen zu bemerken — um ein Pamphletgedicht und um die bereits mehrfach von mir gekennzeichneten Aktphotographien. Sie sind als Preßprodukte betrachtet und deshalb auch von den Schwurgerichten als privilegiertem Gerichtsstand für die Presse abgeurteilt worden.

Ebensowenig wie die berufene Standesvertretung der Presse selbst die Produzenten solcher Sachen als zu ihrer Berufsklasse gehörig betrachtet, ebensowenig kommt nach anderer Ansicht diesen Produzenten auch das Standesvorrecht zu, das damals bezüglich des Gerichtsstandes für die Presse, aber auch nur für die Presse gewährt worden ist. Ehe man sich daher über die in der Resolution angeregte Frage entscheiden kann, müßte zunächst die Frage geregelt werden, was denn nun eigentlich zur Presse gehörig zu betrachten ist. Jedenfalls hat man damals bei der Votierung des Gesetzes und bei der Bewilligung des privilegierten Gerichtsstandes an diese Art mechanischer Produktion nicht gedacht.

Es kommt ferner in Betracht, daß die Schwurgerichte nicht nur einzige, sondern auch letzte Instanz bilden, indem bekanntlich die Revision an das Reichsgericht nur wegen prozessualer Verstöße zulässig ist. Es sind also die Entscheidungen der Schwurgerichte definitive, und das, was durch sie ausgesprochen wird, gilt, und zwar bei jedem einzelnen Urteil, als zu Recht bestehend. Das hat zur Folge, daß die widersprechendsten Entscheidungen vorliegen und dadurch eine Rechtsunsicherheit im höchsten Maße herbeigeführt wird. Gegen die Urteile der Strafkammern aber ist die Revision an das Reichsgericht schon dann zulässig, wenn die geltenden Rechtsgrundsätze verletzt sind. Hier bietet also der Umstand, daß in letzter Instanz das Reichsgericht auch über die Rechtsauffassung entscheidet, doch immerhin eine gewisse Garantie für die Einheitlichkeit der Rechtsanschauung, und eine solche halte ich gerade auf dem Gebiete, auf dem es sich um die Anwendung des § 184 handelt, für durchaus notwendig.

Es kommt endlich aber auch hinzu, daß wir uns unzweifelhaft in allernächster Zeit mit der Strafprozeßreform zu beschäftigen haben, und daß hierbei auch sehr wichtige Fragen der Organisation und der Kompetenz der einzelnen Gerichte, namentlich der Schwurgerichte, der Zusammensetzung der Schwurgerichte, der größeren Schöffengerichte usw. zu regeln sind, und da bin ich der Ansicht, daß man, ehe alle diese Fragen geregelt sind, eine definitive Stellung dazu nicht nehmen kann, ob nun die Schwurgerichte in derjenigen Zusammensetzung und Gestaltung, die sie später erhalten werden und die wir noch gar nicht kennen, als privilegierter Gerichtsstand für die Presse eingeführt werden sollen oder nicht.

In der Reichstagssitzung am 23. Febr. mußte selbst der *sozialdemokratische Abgeordnete Kuhnert* Herrn Roeren in vielen Punkten recht geben, wenn er auch auf die Zuziehung von Kunstsachverständigen für die Definition des „Unzüchtigen" nicht verzichten will.

Auch Abg. Dr. *Ablaß* (Freisinnige Volkspartei) meinte, die bisherigen Gesetze reichten aus, und wetterte gegen die „Kunstbanausen", welche das Nackte in jeder Form bekämpfen. Der Redner erinnerte an den Münchener Prozeß gegen den „Simplicissimus", den er unter scharfem Widerspruch von Rechts und aus dem Zentrum „das geistvollste Witzblatt" in Süddeutschland nannte. Der von ihm gestellte *Antrag, die Kompetenz der Schwurgerichte für Strafvergehen künftig auf das ganze Reich auszudehnen,* hat aber zweifellos durch den „Simplicissimus"-Prozeß und ähnliche unbegreifliche Urteile an Sympathien nicht gewonnen. Der Antrag ist schon deshalb aussichtslos, weil, wie auch der Staatssekretär betonte, die interessierten Regierungen die ganze Strafprozeßreform daran scheitern lassen würden. Aber ohne jene diskreditierenden Urteilssprüche hätte der Antrag Ablaß vielleicht mehr Freunde gefunden, auch auf der Seite des Zentrums und der Nationalliberalen. Von letzteren sprach außer Bassermann Dr. Lucas ausdrücklich dagegen. Der „Simplicissimus" fand übrigens am 1. März auch in dem sozialdemokratischen Abg. Heine einen begeisterten Anwalt, der es als *„eine nationale Tat"* bezeichnete, daß wir den „Simplicissimus" in Deutschland haben. Ob er auch mehrere teils schamlos rohe, teils direkt unzüchtige Abbildungen der sogenannten Karnevalsnummer (47) als „nationale Tat" betrachtet wissen will?

Daß Abg. Dr. Müller-Meiningen sich am 25. Februar gegen eine Verschärfung des § 184 aussprach, konnte nicht überraschen; aber selbst dieser Redner mußte zugeben, daß „gewisse Witzblätter und Inserate in denselben höchst ekelhafter Natur sind", und daß sich „unverhohlen unter den Augen der Polizei breit macht, was mit § 184 bekämpft werden könnte". Mit weit größerer Schärfe geißelte der Redner die angeblichen Uebertreibungen „muckerischer Prüderie". Die von ihm breit ausgesponnenen Einzelbeschwerden wurden in der Sitzung vom 1. März von dem Zentrumsabgeordneten *Kirsch* sehr wirkungsvoll zurückgewiesen. Auch ein sehr weitherziger Mann wird dem Abg. Kirsch recht geben, daß Nuditäten, auch wenn sie künst-

lerischen Wert haben, nicht in unmittelbarer Nähe einer Kirche ausgestellt werden sollen. Dies trifft doppelt für einen Laden am Domeingang zu, den das Domkapitel selbst zu vermieten hat.

Ein mannhaftes Wort sprach in der Sitzung vom 1. März der Abg. v. Dirksen (Reichspartei), der die Vorwürfe Dr. Müllers auf seine Rede vom 20. Febr. zurückwies. Dirksen ist Protestant. Er erklärte etwa folgendes:

„Wie wenig ich die Gefahr der Pornographie übertrieben habe, ist mir inzwischen von mehreren Seiten bestätigt worden. Die Bewegung gegen den Schmutz in Wort und Bild ergreift immer weitere Kreise. Im preußischen Abgeordnetenhause haben nicht nur Vertreter der konservativen Partei Stellung dagegen genommen, sondern auch Vertreter der Linken. Es sind mindestens Anweisungen an die Staatsanwälte notwendig. Man darf solche Dinge nicht bloß mit dem Auge des Juristen und des Künstlers ansehen. Wir brauchen gegen die Pornographie grundsätzliche Vorschriften auf gesunder Basis, ein Gesetz, das die Fehler der lex Heinze vermeidet."

In der Reichstagssitzung vom 2. März 1906 ergriff der Abgeordnete Roeren nochmals das Wort. Die Einleitung seiner Rede kann in diesem Zusammenhange nur gestreift werden. Gleich mehreren anderen Rednern verschiedener Parteien wies er zunächst die maßlosen, verallgemeinernden, oberflächlichen und leichtfertigen Vorwürfe des sozialdemokraten Abgeordneten Heine gegen den Richterstand zurück. Abgeordneter Roeren bemerkte u. a.:

„Ich will durchaus nicht bestreiten, und ich habe niemals ein Hehl daraus gemacht, habe es sogar oft aus eigener Initiative gerügt, daß vielfach unsere Richter oder doch manche derselben sich allzusehr durch ihre politischen, religiösen und konfessionellen Anschauungen beeinflussen lassen. Aber in meiner dreißigjährigen Praxis ist mir doch noch nicht ein einziger Fall der Art bekannt geworden, wie der Herr Kollege Heine sie hier als typisch bezeichnet."

Roeren wandte sich dann seinem eigentlichen Thema, dem Kampfe gegen den pornographischen Schmutz zu, um mit mehreren Widersachern abzurechnen:

„Zunächst hat der Herr Kollege Ablaß behauptet, ich hätte die Forderung einer neuen lex Heinze erhoben. Meine Herren, jeder, der meine Rede gehört hat, wird mir zugeben, daß das nicht der Fall ist, daß ich nur mit einem einzigen Satze zu einer wirksameren Bekämpfung des gegenwärtigen Schmutzbetriebes als wünschenswert bezeichnet habe, daß auch wir den Beispielen der modernen Gesetzgebungen aller Kulturstaaten folgen und über den engen Begriff „unzüchtig" hinaus dem § 184 eine weitere Fassung geben möchten. Aber ich habe ausdrücklich davor gewarnt, dieser Abänderung der Gesetzesnorm einen zu hohen Wert beizulegen, und wiederholt betont, daß es viel wichtiger sei, die bestehenden Gesetze in ihrer ganzen Schärfe anzuwenden.

Wenn der Herr Kollege Ablaß dann weiter gesagt hat, daß der Vorschlag, statt des Begriffs „unzüchtig" die Begriffe „unanständig" und „gegen die guten Sitten verstoßend" einzuführen, etwas Horrendes sei, so muß ich hier ausdrücklich hervorheben, daß dieser Vorschlag niemals von mir gemacht ist, weder neulich noch damals bei der Beratung der lex Heinze. Ich will auch offen gestehen, daß mir die Fassung „unanständig" oder „gegen die guten Sitten verstoßend" nicht zusagt, weil sie viel zu unbestimmt und schwankend ist. Ich habe vielmehr neulich ausdrücklich hervorgehoben, daß dieser Vorschlag von einem sehr angesehenen liberalen Preßorgan, von der „Kölnischen Zeitung", gemacht ist, die schon vor zwei Jahren erklärte, daß der Begriff „unzüchtig" vielleicht zu eng sei, und sie nichts dagegen einwenden würde, wenn statt desselben die Begriffe „unanständig" oder „gegen die guten Sitten verstoßend" eingesetzt würden.

Uebrigens muß ich doch auch dem Vorwurf entgegentreten, als wenn diese von der „Kölnischen Zeitung" vorgeschlagene andere Fassung ein Zeichen von Rückständigkeit wäre, oder als wenn überhaupt das Verlangen, den § 184 weiter zu fassen, als rückständig anzusehen sei. Meine Herren, alle Kulturstaaten ausnahmslos haben in ihren neueren Strafgesetzbüchern einen weitergehenden Begriff eingefügt. Diejenigen, die bisher den Begriff „unzüchtig" im Sinne unseres § 184 hatten, haben sich durch die Verhältnisse überzeugen müssen, daß dieser Begriff zu eng ist. Sie haben ihn beseitigt, sind darüber hinausgegangen und haben dafür andere Begriffe eingesetzt. Ich möchte das ein- für allemal hier feststellen, weil dieser Vorwurf stets bei jeder Besprechung, die wir hier auf diesem Gebiete haben, von neuem erhoben wird. Meine Herren, das niederländische Strafgesetzbuch vom Jahre 1881 verbietet die Verbreitung, den Verkauf und die Ausstellung aller Bilder und Druckschriften, die „in sittlicher Beziehung anstößig" sind. Das Strafgesetzbuch des Staates New York vom selben Jahre verbietet alle unanständigen Schriften, Bilder und Photographien. Das italienische Gesetzbuch verbietet die „den Anstand verletzenden" Bilder und Schriften. Das österreichische Strafgesetzbuch in seinem jetzt vorliegenden neuen Entwurf ist gerichtet gegen die „den Anstand oder die Schicklichkeit verletzenden" Schriften und Bilder. In Norwegen verbietet das Strafgesetzbuch die „den Anstand verletzenden" Schriften. In Frankreich waren bisher, wie bei uns, nur die unzüchtigen Schriften und Bilder verboten; aber auch dort hat man sich überzeugt, daß dieser Begriff zu eng ist, und es ist ein neuer Gesetzentwurf vorgelegt — ich weiß in diesem Moment nicht, ob er schon Gesetz ist —, der dahin geht, daß alle diejenigen Schriften und Bilder zu verfolgen sind, die „gegen die guten Sitten" verstoßen, und gerade so verhält es sich mit dem belgischen Gesetz, das ebenfalls gegen alle die „guten Sitten verletzenden" Bilder und Schriften gerichtet ist. Und nun, meine Herren, endlich noch das englische Strafgesetzbuch — es ist dasjenige, dem ich für den Fall, daß wir mal einer anderen Fassung des § 184 wieder näher treten, am ehesten beistimmen würde. Das englische Gesetzbuch bestraft nach Art. 191 jeden, der verkauft, ausstellt und verbreitet Bücher, Schriften, Drucksachen, die „unzüchtig" (obscen) oder „unschicklich" (indecent) sind. Mit dieser Fassung, glaube ich, würde allen Wünschen, die von unserer Seite kommen, vollständig Rechnung getragen werden.

Ich betone aber nochmals, daß ich zurzeit auf eine Aenderung des § 184 nicht das Hauptgewicht lege, sondern daß wichtiger ist, dafür zu sorgen, daß die zurzeit bestehenden Gesetze da, wo sie wirklich Handhaben zum Vorgehen bieten, auch wirklich angewendet werden.

Die Herren Kollegen Ablaß und Heine sind dann auch auf den „Simplicissimus" zu sprechen gekommen. Der Herr Kollege Ablaß hat den „Simplicissimus" als „das geistreichste Blatt Deutschlands" bezeichnet, und der Kollege Heine hat ihn noch überholt, er hat ihn als eine „nationale Errungenschaft" gepriesen. Ja, ich weiß nicht, ob die Herren das im Ernst gesagt haben oder im Scherz. Jedenfalls kann ich Ihnen wohl die Versicherung geben, daß das Urteil über den „Simplicissimus" in der ganzen gebildeten und anständigen Welt feststeht und daß daran auch durch diese Lobsprüche nichts geändert wird. Ich möchte es bedauern im Interesse des Ansehens des deutschen Geistes, des deutschen Witzes und der deutschen Sitte, wenn ein solcher Lobspruch im Auslande bekannt würde. Jedenfalls werden die Herren mir zugeben müssen, daß gerade der gegenwärtige Moment der allerungünstigste ist, um den „Simplicissimus" so herauszustreichen, gerade der jetzige Moment, wo erst im vorigen Monat das bekannte Schmutzflugblatt des „Simplicissimus" von demselben Münchener Gericht, das ich schon neulich erwähnte und dessen Verhandlung ich als monströs bezeichnete, im objektiven Verfahren für unzüchtig erklärt ist, und wo gerade in diesen Tagen das Strafurteil des Landgerichts zu Stuttgart, wodurch die beiden Redakteure des „Simplicissimus" wegen eines ähnlichen Schmutzgedichtes zu Gefängnis verurteilt sind, durch Zurückweisung der Revision beim Reichsgericht rechtskräftig geworden ist. Ein Blatt, welches, um geistreich zu sein, so zu der Zote und zu dem Schmutz seine Zuflucht nehmen muß, kann man nicht als das geistreichste Blatt Deutschlands bezeichnen, ohne damit dem Ansehen Deutschlands selbst zu nahe zu treten. (Lebhafter Beifall in der Mitte und rechts.) Ich glaube, wir haben allen Grund, uns dagegen zu verwahren und dagegen Widerspruch zu erheben, daß man hier unserem deutschen Geiste, unserer deutschen Sitte und namentlich unserer deutschen Presse ein solches Armutszeugnis ausstellt, wie es hier geschehen ist, indem ein solches Blatt als das geistreichste und hervorragendste Witzblatt Deutschlands bezeichnet wird. (Bravo!) Aber dieses selbe Blatt, das sich seit Jahren unbestritten zur Kloakengrube des gewöhnlichsten Schmutzes hergegeben hat, nun sogar noch als eine „nationale Errungenschaft" zu bezeichnen — das kommt geradezu einer Beleidigung der ganzen Nation gleich, die wir zurückweisen müssen. (Lebhaftes Bravo in der Mitte und rechts.)

Der Herr Kollege Müller (Meiningen) hat dann gesagt, daß in der Handhabung des § 184 teils eine zu große Laxheit, teils aber auch übertriebene Prüderie herrsche; und er ist dann auf die Bilder in Mainz gekommen, über die schon mein Kollege Kirsch das nötige sagte. Er hat die Bilder hier auch vorgelegt; ich war leider an dem Sitzungstage hier nicht anwesend und habe sie nicht gesehen, aber ich will annehmen, daß an diesen Bildern vielleicht an sich nichts auszusetzen ist. Das wird mir aber der Herr Kollege Müller (Meiningen) wohl zugeben, daß es doch nicht angebracht ist, solche Bilder nun gerade dem Ausgang der Kirche oder der Schule gegenüber auszustellen, und daß es angezeigt war, diese Bilder aus den dortigen Schaufenstern zu entfernen. Uebrigens weiß ich gar nicht, was denn nun eigentlich mit diesen Bildern und dem ganzen Vorgang, der sich mit diesen Bildern abgespielt hat, bewiesen werden soll. Wir streiten doch darüber, ob seitens der Behörden der § 184 zu lax oder zu streng angewandt wird. Wenn nun gegen diese Bilder polizeilich vorgegangen wäre, wenn diese Bilder konfisziert wären, oder wenn die Gerichte aus § 184 den Aussteller dieser Bilder verurteilt hätten, dann könnte der Herr Abgeordnete Müller (Meiningen) daraus den Beweis ziehen, daß auch die Behörden von übertriebener Prüderie bei Anwendung des § 184 geleitet würden.

Ich dagegen lege Ihnen hier Bilder vor, die tatsächlich Gegenstand der Gerichtsverhandlungen gewesen sind, und bezüglich deren eine Freisprechung erfolgt ist. Um diese Bilder — ich meine diejenigen in dem Kuvert A — hat es sich bei der turbulenten Gerichtsverhandlung vom vorigen Monat in München gehandelt. Ihre Freigabe ist erfolgt, weil die „Sachverständigen" erklärten, sie könnten an den Bildern etwas Obszönes nicht finden, die Bilder hätten künstlerischen Wert und künstlerischen Zweck. Jetzt werden diese Bilder öffentlich vertrieben, vereinzelt sogar öffentlich in den Schaufenstern ausgestellt und an jedermann, Erwachsene und Unerwachsene, verkauft!*)

Und nun, meine Herren, bitte ich Sie, sich diese Bilder anzusehen und sich dann die Frage vorzulegen, erstens: wo steckt hier der Kunstwert und der künstlerische Zweck? zweitens: muß nicht durch diese Bilder, wenn man bedenkt, daß sie zu Millionen und aber Millionen jährlich verbreitet werden, namentlich unter den Schülern, wo sie von Hand zu Hand gehen, notwendig unsere ganze heranwachsende Jugend verseucht werden? (Sehr richtig! rechts und in der Mitte.) Muß da nicht frühzeitig die Sinnlichkeit in unserer Jugend überreizt und die letztere geradezu zur Unsittlichkeit gedrängt werden? (Erneute Zustimmung rechts und in der Mitte.) Das sind dieselben Bilder, die auch der Goethebund — ich bitte das wohl zu beachten — als platte Pornographie bezeichnet hat und mehr noch als das: als das Allerschlimmste in der Pornographie, gegen die ein Einschreiten dringend geboten sei.

Dies unglaubliche Resultat der Gerichtsverhandlung kennzeichnet so recht den Wert der „Sachverständigen"-Vernehmung. Bezüglich der letzteren möchte ich einiges von Interesse kurz hervorheben. Der erste Sachverständige wollte schon mit der Eidesleistung in Konflikt geraten, indem er erklärte, daß er an einen Gott nicht glaube. Ein zweiter Sachverständiger gibt sein Gutachten — mit Rücksicht auf die photographische Aufnahme nackter lebender Personen beiderlei Geschlechts — dahin ab: am menschlichen Körper befinde sich überhaupt nichts Unzüchtiges, die Unzucht habe allein ihren Sitz im Gehirn! Ein dritter erklärt: wer beim Besehen dieser Bilder oder vielmehr beim Lesen des von mir eben erwähnten unzüchtigen Flugblattes unsittliche Empfindungen habe, der sei — entschuldigen Sie, daß ich wörtlich zitiere — ein fürchterliches Schwein, dem Reinen sei alles rein!

Das kennzeichnet zugleich den Ton, in welchem die Sachverständigen dort ihre Gutachten abgegeben haben. Dem Reinen sei alles rein! Jawohl, dem Reinen sei alles rein, aber nicht der Schmutz, wer im Schmutz schon nichts mehr findet, wer an dem Schmutz schon keinen Anstoß mehr nimmt, bei dem ist es mit der Reinheit des Empfindens bedenklich bestellt, und nur auf den, der sich im Schmutze wohlfühlt, findet das Epitheton des Sachverständigen Anwendung, nicht auf denjenigen, der Aergernis an dem Schmutze nimmt.

Ich habe schon erwähnt, meine Herren, daß der Goethebund gerade diese Aktbilder als platte Pornographie bezeichnet, und ich bin fest überzeugt, jeder von Ihnen, der sich diese Bilder ansieht, wird hier dem Goethebund zustimmen und nicht den Sachverständigen im Münchener Skandalprozeß. Und jeder von Ihnen wird trotz der brutalen Ausfälle der Sachverständigen offen erklären, daß diese Bilder nichts anderes sind als ordinäre pornographische Produkte.

Der Herr Kollege Müller hat dann auch wieder von der „Knebelung der Kunst" und „der Zwangsjacke, in die die Kunst von uns eingezwängt werden soll," gesprochen. Ich meine, diese banale Phrase hat nun doch lange genug hier hergehalten und abgewirtschaftet. Es ist ja richtig, zur Zeit der lex Heinze-Bewegung hat sie einige Dumme dupiert. Aber seitdem die Verhältnisse sich in so erschreckender Weise entwickelt haben, locken Sie mit dieser Phrase auch den Dümmsten der Dummen nicht mehr hinter dem Ofen weg, und es ist Zeit, daß Sie sie fallen lassen. Sie können überzeugt sein: wir sind gewiß der Ueberzeugung, daß die Kunst veredelt und erhebt und, indem sie dies tut, den Sinn vom Gemeinen und Niedrigen ablenkt. Wir wissen deshalb, daß die Kunst einen wesentlichen Mittelfaktor in der sittlichen Erziehung des Volkes bildet, und deshalb treten gerade wir für die volle Freiheit der Kunst ein, die wir dadurch erstreben, daß wir sie befreien von den Auswüchsen und dem Schmutz, der der ärgste Feind der Kunst ist. Es zeigt nicht von Verständnis und von richtigem Empfinden für die Kunst, wenn man in der Beseitigung dieser Auswüchse und dieses Schmutzes eine Knebelung der Kunst selbst finden will.

Der Herr Kollege Müller hat dann uns seine Bundesgenossenschaft für manche unserer Bestrebungen zugesagt. Ich bin weder so unhöflich noch so leichtsinnig, diese Offerte zurückzuweisen. Er hat namentlich erklärt, daß er unsere Bestrebungen unterstützen wolle, soweit sie auf Bekämpfung der Prostitution gehen. Da wäre es mir sehr erwünscht gewesen, wenn er nun auch angegeben hätte, wie denn die Prostitution bekämpft werden soll, während sie sich fortgesetzt durch das Heranwachsen einer schon in der Jugend sittlich verseuchten Generation rekrutiert. Wächst eine sittlich infizierte Jugend heran, dann werden alle Maßnahmen, die Sie gegen das spätere Laster ergreifen, nicht helfen. Da mögen Sie mit Reglementierung, mit Kasernierung oder mit Einführung des Abolitionssystems kommen: die Prostitution wird immer bleiben, solange eine Jugend heranwächst, die schon in frühen Jahren sittlich infiziert ist. Da ist der Sitz des Uebels, und wenn wirklich geholfen werden soll, muß hier an die Wurzel des Uebels die Axt gesetzt werden. Es muß unsere Aufgabe sein, unsere Jugend zu schützen, daß sie nicht schon durch die Flut von unsittlichen Schriften und Bildern vergiftet wird. Dahin gehen unsere Bestrebungen, das ist die Aufgabe, der wir uns hingeben. Und wenn der Herr Kollege Müller mit seinen Gesinnungsgenossen diesen Bestrebungen seine Unterstützung zuteil werden läßt, dann würde er sich mit uns ein großes Verdienst für unser Volk und unser Vaterland erwerben."

Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Wallau erklärte in derselben Sitzung:

„Gegenüber den Ausführungen der Herren Kollegen v. Dirksen und Roeren gestehen wir zu, daß die Gerichte in letzter Zeit den § 184 nicht so ausgenützt haben, wie er die Handhabe bietet. Zu einem weiteren Ausbau werden wir uns nicht verstehen, um unsere freie Kunst nicht der übereifrigen, scharfgemachten Polizei zum Opfer auszuliefern."

Schließlich kam noch der Zentrumsabgeordnete Dr. Spahn (Oberlandesgerichtspräsident in Kiel) auf die Angriffe des Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen gegen das Mainzer Domkapitel zurück. Spahn führte aus, daß die Sache ja für Erwachsene unbedenklich sein möge, aber die beanstandeten Bilder hingen an einer Ecke, an der viele Kinder vorübergehen.

„Ich gebe zu, daß die Bilder und Kunstgegenstände, um deren Ausstellung es sich in Mainz handelte, an sich unbedenklich sind, wenn sie einem reifen Manne vorgelegt werden. Im übrigen hat das Domkapitel keine Bestrafung des Geschäftsinhabers verlangt, es hat auch keine Aenderung der Gesetzgebung verlangt, sondern lediglich als berechtigter Eigentümer des Grundstückes zu dem Mieter gesagt: Für die Ausstellung solcher Bilder gebe ich mein Gebäude nicht her. Ich verstehe also nicht, was uns die Sache hier im Reichstage angeht. (Sehr richtig!) Uebrigens hat sich der Inhaber des Geschäftes der Anordnung des Domkapitels gefügt und sogar den Mietvertrag verlängert. Statt die Sache damit als erledigt zu betrachten, geht der Mann hin und denunziert das Domkapitel. Für anständig vermag ich das nicht zu halten."

Dr. Müller-Meiningen zeigte sich von der Festnagelung seiner „Kunst"-Verteidigung durch den Abg. Roeren sehr unangenehm berührt und ließ sich, sichtlich gedrückt, zu nachstehendem Eingeständnis herbei:

„Ich habe ausdrücklich die Schmutzereien, wie sie der Abg. Roeren auf den Tisch des Hauses niedergelegt hat, verurteilt. Wir alle sind einig darin, daß viel Schmutz existiert und daß wir auf Mittel sinnen müssen, ihn zu beseitigen. Bezüglich dieser Mittel aber sind wir anderer Auffassung, als das Zentrum. Es wäre zu wünschen, daß bei unserem Kampf auf diesem Gebiete ein Ausgleich gefunden würde."

Unter den von Müller bezeichneten „Schmutzereien" waren jene Aktphotos, die in München durch Gerichtsbeschluß freigegeben wurden.

In der Reichstagssitzung vom 2. März 1906 griff der einstige protestantische Hofprediger Stöcker in die Debatte ein. Er führte u. a. aus:

„Wenn in dem Münchener Prozeß ein Sachverständiger gesagt hat, daß an dem dort vorgelegten Schmutz nur ein großes Schwein Anstoß nehmen könne, dann ist nicht zu verwundern, wenn ein Philister auf der Geschworenenbank dadurch beeinflußt wird. Der Abg. Heine hat das Urteil des Gerichts eine nationale Tat genannt. Das Gericht hat nur nach Gesichtspunkten der Gerechtigkeit Recht zu sprechen. Der Lizentiat Bohn hat nicht gesagt, Deutschland sei ein verhurtes Volk; das ist eine Verdrehung. Er hat eine Stelle aus der Bibel zitiert, die nur eine religiöse, nicht aber eine sittliche Beziehung hat. Es war lediglich vom Abfall von der Religion, vom Unglauben die Rede. Wie man auf den „Simplicissimus", die „Jugend"*), das „Kleine Witzblatt", vielleicht das scheußlichste

---

*) Eine freigesprochene Firma benützt jetzt die Freigabe der Bilder in zahlreichen Blättern als Inserat-Reklame unter Bezugnahme auf „glänzende Künstlergutachten", ohne aber das Angebot auf Künstler einzuschränken.

*) In dem Reichstagsberichte der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 107) wird behauptet, Abg. Stöcker habe gesagt: „Die „Jugend" und der „Simplicissimus" haben aufgehört, die schamlosen Inserate aufzunehmen, und ich danke ihnen dafür." Wenn Stöcker in bezug auf gewisse Inserate einen Unterschied zwischen der „Jugend" und dem „Simplicissimus" auf der einen und den bekannten kleinen Schmutzblättern auf der anderen Seite gemacht hat, dann dürfte er sich jedenfalls viel präziser ausgedrückt haben. In der behaupteten Allgemeinheit ist die Angabe unrichtig. Noch in den

Blatt, stolz sein kann, verstehe ich nicht. In diesen Blättern macht sich schon die Folge des Umherziehens schamloser Frauen bemerkbar, welche die freie Liebe predigen. Sie finden da Geburtsanzeigen von Frauenspersonen, die keinen Mann haben. Das muß auch der verkommenste Mann verurteilen. Ueber der Verseuchung durch Photographien dürfen wir nicht vergessen, daß das Gift auch durch das Wort verbreitet wird. Ein liberales Blatt hat selbst gesagt, daß die meisten Schauspiele Sauspiele sind.

Barley hat gesagt, daß die Jugend durch die Unsittlichkeit zu einem Rhinozeros würde, das sich im Schlamme des Schmutzes wälzte. Die gemeinen Verleger stürzen sich gerade auf die Jugend, auf Quartaner, Tertianer, Töchterschülerinnen usw. Noch neulich zeigte mir ein Vater ein Paket der gemeinsten Bilder mit den Worten, diese habe ich meinem dreizehnjährigen Sohne abgenommen. Diese Bilder weisen dabei die gemeinsten Perversitäten auf. Es ist ein Massenschmutz, der sich durch unser Volk wälzt. Prof. **Kemmer** hat hunderttausend derartiger Bilder festgestellt. Der Grund des Uebels liegt in der ungehinderten Ankündigung all dieser Schmutzwaren. Wir verbieten gefälschte Nahrungsmittel, warum tun wir nichts gegen diese seelenmörderische Vergiftung?

In erster Linie muß die öffentliche Meinung aufgerufen werden. Aber auch die Regierung muß tun, was ihres Amtes ist. Die Regierungen verschiedener Länder haben sich zusammengetan zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Warum tritt unsere Regierung nicht ins Einvernehmen mit Frankreich und Oesterreich-Ungarn, wo leider derartige Dinge ungestraft angepriesen und ausgestellt werden dürfen, wo man aber doch auch ein Interesse daran hat, die Jugend vor der Vergiftung zu schützen? **Ein französischer Schriftsteller** hat noch vor 20 Jahren die unbesiegbare moralische Kraft des deutschen Volkes gerühmt; jetzt weist er schadenfroh darauf hin, **wie diese moralische Kraft ins Wanken gekommen und damit der Bestand und die Zukunft des deutschen Volkes gefährdet sei.** Und wodurch ist diese unschätzbare moralische Kraft des deutschen Volkes ins Wanken gebracht worden? Durch Schundbücher, durch Schundtheater, durch Schundblätter, und zu den letzteren gehören vor allem „Jugend" und „Simplicissimus". Dagegen sich zu wehren ist eine Pflicht des Reichstages, der Obrigkeit, der ganzen Nation!" (Lebhafter Beifall rechts und im Zentrum.)

Der Kampf gegen den Schmutz endigte diesmal im Reichstage mit einem vollständigen Siege. Niemand versuchte mehr die „Kunst" als Hort der Massenfabrikation von Aktphotos auszuspielen.

Abg. von Gerlach (Hospitant der Freis. Vereinigung) **erklärte, anknüpfend an die Rede Stöckers:**

„Wir bekämpfen und verurteilen alles Unzüchtige und Gemeine mit derselben Schärfe wie Sie (nach rechts). Ich gebe auch ohne weiteres zu: Es findet sich im „Simplicissimus", namentlich auch in seinem Annoncenteil, manches, das besser fortbliebe. Aber um das wahrhaft Gemeine, wie es sich namentlich auch im „Kleinen Witzblatt" breitmacht, zu beseitigen, dazu reicht die bestehende Gesetzgebung vollkommen aus."

Sehr bemerkenswert waren auch die Ausführungen des Sozialdemokraten Heine. Der Redner richtete zwar auch scharfe Worte gegen die „extremste Prüderie und Muckerei", welche selbst an einem nackten Jesuskinde Anstoß nehme, aber seine runde Absage an den Schmutz verlor dadurch nichts an ihrem Wert. Heine sagte u. a.:

„Die Frage der **unsittlichen Bilder und Schriften** ist ganz gewiß nicht leicht zu nehmen, und sie wird von uns auch nicht leicht genommen. Der beste Beweis ist wohl, daß die **sozialdemokratische Presse sich auf das peinlichste von verdächtigen Annoncen fernhält.** Was hier vorgebracht worden ist, ist sicher so unflätig wie nur möglich, aber um **dem Schandzeug beizukommen braucht man keine neuen Gesetze.** Wir würden auch gegen eine Verschärfung der Gesetze nichts einzuwenden haben, wenn wir nur wüßten, daß sie dann auch vernunftgemäß angewandt würden. Aber dafür ist nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts keine Hoffnung. **Gewiß ist es bedenklich und gefährlich im höchsten Grade, wenn solche Dinge in die Hände der heranwachsenden Jugend kommen, aber welche Jugend ist es denn, die solche Sachen kauft?** Die Arbeiterjugend ganz gewiß nicht, dazu sind die Sachen schon viel zu teuer, es ist die jeunesse dorée."

Wenn der Redner weiter meinte, für die Jugend der unbemittelten Klassen bestehe demnach keine Gefahr, durch solche unflätigen Sachen vergiftet zu werden, so ist das ein Trugschluß. Die Fünf- und Zehnpfennig-Schmutzblättchen werden auch von der unbemittelten Jugend gekauft und die schamlosen Prospekte und Probesendungen der Schmutzhandlungen erhält jedermann fast umsonst zugeschickt.

Letzter Redner zu diesem traurigen Kapitel war Abgeordneter von Dirksen (Reichspartei). **Er rekapitulierte nochmals:**

„Der Hochdruck in der Fabrikation von **pornographischen Sachen** muß mit aller Entschiedenheit bekämpft werden. Wir beziehen sie nicht etwa vom Auslande, sondern wir versorgen dasselbe mit pornographischen Sachen, und das Ausland wundert sich darüber, daß wir uns zu einer Erzeugungsanstalt von Schmutz hergeben."

Ueber den Gesamteindruck der Debatte, über die Wirkung der Rede des Abgeordneten Roeren und namentlich auch über den Eindruck, den die von dem Redner vorgezeigten, in München gerichtlich freigegebenen Aktphotographien hervorriefen, wird aus dem Reichstag berichtet: „Der Erfolg war geradezu verblüffend. Dr. Müller-Meiningen, der nach Roeren sprach, fand kein Wort zur Verteidigung der in München im angeblichen Interesse der „Kunst" freigegebenen Aktphotos. **Selbst während der scharfen Züchtigung, die der Abgeordnete Roeren dem „Simplicissimus" zuteil werden ließ,** wurde kein Zeichen des Widerspruchs laut. **Das ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Erfolg.** Die modernen „Kunstfreunde", welche unter dem Deckmantel der hehren Kunst an den gemeinsten Sinnenkitzel appellieren und die Kunst zur Kupplerin gemeiner Geldbeutelinteressen erniedrigen, sind samt ihren teils frivolen, teils kurzsichtigen Helfershelfern aus dem Kreise der „Sachverständigen" im deutschen Reichstage förmlich niedergeschmettert worden. Einen solchen Erfolg haben wir noch nie bei einer lex Heinze-Verhandlung gehabt. Es ist, als hätte eine völlige Umwandlung stattgefunden."

Ein Reichstagsmitglied schreibt: „Die Broschüre „Massenvergiftung" Dr. Otto von Erlbachs und die Dr. **Kemmer**sche Broschüre haben doch einen gewaltigen Anstoß für die Bewegung gegen die Unsittlichkeit gegeben. Ueberall findet man jetzt ein lebhaftes Interesse für die Sache, und damit ist viel erreicht."

Der Verfasser der „Trutzbriefe" kann sich dieses Erfolges nur aufrichtig freuen. Der erzielte Eindruck gewährt ihm auch reichlichen Trost gegenüber der Tatsache, daß die liberale Presse — selbst die in diesem Punkte sonst besser gesinnte — die Broschüre bisher beharrlich totgeschwiegen hat, und daß sie selbst in unserem eigenen Lager nicht überall genügend beachtet wurde. Möge die zweite vermehrte Auflage der Broschüre die gute Wirkung noch vertiefen und das Bewußtsein von der ungeheuren Bedeutung dieser Frage für die Zukunft des deutschen Volkes in immer weitere Kreise tragen!

Soll aber die Bewegung gegen den Schmutz nicht abermals versumpfen, so bleibt als **einziges sicheres Abwehrmittel** die **Gründung von Vereinen nach Art des Kölner Männerbundes.** **Namentlich in allen großen Städten** sollten ähnliche Vereine gegründet werden, deren Hauptzweck ist: **das öffentliche Gewissen und die Wachsamkeit der Behörden zu schärfen.**

Der Kölner Männerbund hat schon große Erfolge erzielt. Selbst der Münchener Prozeß, dessen beschämender Ausgang zur Aufrüttelung der öffentlichen Meinung nicht wenig beitrug, war ein Werk des Kölner Männerbundes, der durch Vermittlung des preußischen Justizministers die Münchener Staatsanwaltschaft alarmierte.

Darum nochmals: **Gründet Vereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit!**

Dr. Otto von Erlbach.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der letzte Akt des Konferenzdramas.

In Algeciras drängen sich die Dinge zur Entscheidung. Die dort internierten Diplomaten werden ungeduldig, und besonders ungeduldig soll die russische Regierung sein, die Geld braucht und erst nach dem Abschlusse der Konferenz die Pariser Pumpe beanspruchen kann. Aus dieser Stimmung heraus, die anscheinend von einem kleinen Ränkespiel benutzt worden ist, hat die Konferenz mit Mehrheit den Beschluß zur Geschäftsordnung gefaßt, daß noch vor der nächsten Plenarsitzung über die Bankfrage eine sog. Komiteesitzung zur vertraulichen Besprechung über die Polizeifrage abgehalten werden solle. Die deutschen Vertreter hatten diesem Vorschlage, der von dem Engländer Nicolson vor-

jüngsten Nummern 8 und 9 brachte die „Jugend" ein halbes Dutzend Anzeigen über Aktphotographien, zum Teil durch nackte weibliche Körper illustriert. Was aber den „Simplicissimus" anbelangt, so sind z. B. die von ihm durch Reklamen und eingeklebte Bestellpostkarten empfohlenen Reznicek-Sonderabdrucke (darunter das neueste schamlose Bild „Die G'schamige") in ihrer Wirkung unter Umständen mindestens ebenso schlimm wie gewisse Photographien.

gebracht wurde, widersprochen. Neben Deutschland stimmte Oesterreich-Ungarn und Marokko mit Nein; England, Spanien, Frankreich und Rußland mit entschiedenem Ja, die Vereinigten Staaten, Italien, Holland und Portugal mit einem tolerari potest, Belgien und Schweden mit der Erklärung, daß ihnen recht sei, was die Mehrheit beschließe. Unsere offiziöse „Nordd. Allgem. Zeitung" bemerkt zu dem Vorfall:

„Die Abstimmung betraf eine Frage der Geschäftsordnung und man tut unrecht, ihr, wie es in einzelnen ausländischen Blättern geschieht, eine politische Bedeutung beizumessen. Wird tatsächlich durch die von der Konferenz beliebte Art der geschäftlichen Behandlung der beiden Hauptfragen ein Ausgleich der in jeder noch vorhandenen Schwierigkeiten erleichtert, so stimmt dies durchaus mit dem Ziele der deutschen Politik überein."

Das ist gewiß richtig; aber eben deshalb ist es unschwer zu verstehen, warum die deutschen Vertreter dem französisch-englischen Wunsche nicht nachgaben, statt es zu einer förmlichen Abstimmung kommen zu lassen, deren Ausbeutung von den Gegnern Deutschlands vorauszusehen war. Ein abschließendes Urteil kann man freilich nicht fällen, solange nicht alle Einzelheiten dieses taktischen Spieles zu durchschauen sind. Frankreich geht offenbar längst darauf hinaus, die Bankfrage und die Polizeifrage miteinander zu verquicken, um mit Zugeständnissen in Geldsachen das polizeiliche Vorrecht in möglichst hohem Maße sich zu sichern. Eine solche Verkoppelung läßt sich schließlich nicht verhindern, und es ist auch nicht abzusehen, warum nicht Deutschland auch bei dieser Art der Fragestellung sein vorletztes oder sein letztes Wort aussprechen kann. Die langwierigen Verhandlungen in Algeciras mußten sich endlich kritisch zuspitzen; die vorliegenden Nachrichten lassen aber nicht erkennen, daß die Aussicht auf eine friedliche Lösung wesentlich schlechter geworden sei. Die Börse brauchte also nicht neuerdings verstimmt zu werden. Auch nicht wegen der Abstimmung **Italiens**, dessen mittlere Stellung in diesem Handel ja längst bekannt ist und nach dem Wortlaut der Aeußerungen Visconti Venostas auch keine Verschiebung zu ungunsten Deutschlands erlitten hat. Eine **Beschleunigung** der Entscheidung ist gewiß zu wünschen, und wir können ja in jedem Falle sagen: Es geht auch so!

Die Steuersucher im Reichstag.

Es wird als konstitutionelle Regel gepriesen, daß die Initiative zu neuen Steuern immer von der Regierung ausgehen müsse. Keine Regel ohne Ausnahme; im Reichstag ist jetzt eine parlamentarische Steuerfabrik unter vollem Dampf tätig. Sind die doktrinären oder spöttischen Einwendungen gegen den „fiskalischen Dilettantismus" der Abgeordneten berechtigt? Wir glauben nicht. Denn die außergewöhnliche Lage drängte zu außerordentlichen Abhilfmitteln. Ueber die Schwierigkeit und Undankbarkeit der Steuersuche werden sich die Arbeitsbienen in der Steuerkommission keinen Illusionen hingegeben haben; wenn sie trotzdem zugriffen, so geschah es gewiß in der Erkenntnis, daß mit der bloßen Kritik und passiven Abwartung neuer Regierungsvorschläge die Abwehr schlechter Steuern und die befriedigende Lösung der Finanzfrage nicht zu erreichen sei, sondern daß die Volksvertretung für sich und das Land volle Klarheit schaffen müsse über **alle** Deckungsmittel, die überhaupt in Betracht kommen können, um danach zur Vermeidung größerer Uebel die notwendigen kleineren Uebel auszuwählen. In dieser Auffassung wird auch derjenige, der dem einen oder anderen Vorschlag der Steuersucher skeptisch oder widerwillig gegenübersteht, dem Streben der Kommission die Anerkennung nicht versagen.

Um so weniger, als die Mehrheit der Kommission und insbesondere die Vertreter des Zentrums bisher trotz aller Versuchungen dem Grundsatz treu geblieben sind, den das Zentrum nicht bloß in den Reichstagsakten, sondern auch in dem Gesetzblatt festgelegt hat: keine Erhöhung oder Vermehrung der den **Massengebrauch** belastenden Abgaben. Demgemäß sind die Vorlagen wegen der Brausteuer und Tabaksteuer so beschränkt und umgeformt worden, daß von einer Belastung schwächerer Schultern wirklich nicht mehr die Rede sein kann. Die Ansichtspostkarten erfreuen sich freilich des Massenverbrauchs, aber sie sind doch kein Bedarfs-, sondern ein Luxusartikel, dessen Besteuerung eine reine Zweckmäßigkeitsfrage bildet. Die Automobilsteuer soll ebenfalls den Luxus treffen. Leider ist die Tantiemensteuer, die von einem luxuriösen Gewinn einen Anteil für das Reich als den Patron von Industrie und Handel fordert, vorläufig in der Minderheit geblieben, weil die Plutokratie mit den stets verneinenden Sozialdemokraten dagegen stimmte. Der Ladungsstempel, der Schiffsfrachtstempel, der Stempel für unausgefertigte Aktien, der Ausfuhrzoll auf Kali und Lumpen, die Reform der Maischraumsteuer sind ebenfalls vom sozialpolitischen Standpunkte nicht zu beanstanden. Der Fahrkartenstempel soll nach den Kommissionsbeschlüssen durch die Form kilometrischer Zuschläge auf den Ertrag von 50 Millionen gebracht werden; gegen eine Verkehrssteuer oder eine Eisenbahnsteuer von den Bruttoeinnahmen lassen sich freilich allerhand Einwendungen machen, doch ist durch die Freilassung der untersten Klasse und des Nahverkehrs für die Schonung der schwächsten Schultern auch hier vorgesorgt. Die beantragte Aufhebung des billigen Ortsportos würde freilich in den größeren Städten und ihren bevorzugten Vororten unangenehm empfunden werden, namentlich dort, wo an die Aufhebung der Privatposten sich Verheißungen geknüpft haben; doch würde eine soziale Ungerechtigkeit in der Wiederherstellung des allgemeinen Einheitsportos liegen. Die Inseratensteuer, welche von der sogenannten „wirtschaftlichen Vereinigung" (Antisemiten) beantragt ist, muß man freilich als verfehlt betrachten, da sie, abgesehen von sonstigen Schattenseiten, die kleinere, volkstümliche Presse der staatstreuen Parteien auf das schwerste schädigen würde.

Auf einem eigenen Blatt steht die **Wehrsteuer**, von der man 30 Millionen erhofft. Für die großen Opfer der dienenden männlichen Jugend und ihrer Angehörigen ein Gegengewicht zu suchen in einer kleinen Mehrbelastung der leistungsfähigen Befreiten ist ein alter und sehr bestechender Gedanke. Aber bei der Konstruktion einer Wehrsteuer ergaben sich so viele Bedenken und Schwierigkeiten, daß wir auf eine Verständigung über eine brauchbare Form der Wehrsteuer kaum zu hoffen wagen. Ja, wenn wir eine Reichseinkommensteuer hätten, so ließe sich diese Frage einfach lösen, indem man den gedienten Leuten oder deren Eltern eine Ermäßigung oder die Befreiung von einem Wehrgeldzuschlag bewilligt.

Die pièce de resistance in dem Steuermenü bildet bekanntlich die **Erbschaftssteuer**. Es ist ernstlich in Frage gekommen, ob man nicht durch Ausdehnung auf Deszendenten und Ehegatten diese Vorlage zu einer Art periodischer Vermögenssteuer ausbilden und so dem Mangel an geeigneten indirekten Steuerquellen abhelfen solle. Die Zentrumsfraktion hat nach gründlichen Beratungen auf derartige Anträge verzichtet und sich dahin beschieden, im Rahmen der Regierungsvorlage möglichst viele Verbesserungen anzustreben, namentlich zur Schonung des mittleren und kleineren landwirtschaftlichen Besitzes. In dieser Hinsicht ist denn auch eine Verständigung unter den positiven Parteien erzielt worden, sowohl über die verbesserte Fassung des Tarifparagraphen als über die Norm des **Ertragswertes** für erbgängige Landgüter im genauen Anschluß an die privatrechtliche Schätzungsregel des Bürgerlichen Gesetzbuches. Der landwirtschaftliche Besitz, dessen Erbschaftsabgabe nicht aus der Substanz entnommen, sondern aus dem Betriebe allmählich wieder herausgewirtschaftet werden muß, kann in der Tat bei seiner schwachen Rentabilität, die hinter dem landesüblichen Zinssatz zurückbleibt, eine besondere Behandlung nach seiner Eigenart verlangen. Ebenso war es natürlich und berechtigt, wenn gerade die Landwirtschaft in ihren offiziellen und freien Vertretungen den kräftigsten Einspruch erhob gegen die Besteuerung beim Uebergange des Familiengutes auf die Deszendenz oder die Witwe. Der Familiensinn ist nach der idealen und nach der materiellen Richtung hin am lebendigsten in der ländlichen Bevölkerung ausgebildet; aber er lebt trotz aller modernen zersetzenden Einflüsse doch auch in den anderen Klassen und Schichten noch, und es würde in der Tat zu schweren Aergernissen führen, wenn in der Familie, die am Sarge ihres Vaters weint, alsbald der Fiskal erschiene, um den ganzen Nachlaß aufzuspüren und von dem Vermögen, das die Hinterbliebenen als ihre natürliche, vielfach durch eigene Mitarbeit errungene Versorgung betrachten, einen Teil davonzutragen. Ein solcher Eingriff sollte nur im alleräußersten Notfall beschlossen werden, und auch dann wäre noch zu erwägen, ob nicht eine regelrechte Vermögenssteuer mit einem mäßigen Jahressatze das weitaus kleinere Uebel wäre. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister; die Erbschaftssteuer bleibt sogar bei den beträchtlichen Sätzen erträglich, wenn sie sich gemäß den jetzigen Beschlüssen auf die sogenannten lachenden Erben beschränkt, d. h. auf solche Fälle, in denen der Erbanfall als eine nach dem natürlichen Gange der Dinge nicht zu erwartende Bereicherung empfunden und deshalb die Kürzung durch die Abgabe sowie die fiskalischen Umständlichkeiten leicht ertragen werde.

Aus dieser kleinen Uebersicht über den gewaltigen Stoff ergibt sich, daß die parlamentarischen Steuersucher zwar längst noch nicht am Ziele, aber doch auf dem rechten Wege sind und statt der hämischen Kritik von Plutokraten und Sozialdemokraten den Dank und die Unterstützung der Verständigen bei ihren braven Bestrebungen verdienen.

Römischer Brief.

Bekanntlich hat Pius X. in seiner Enzyklika über das französische Trennungsgesetz die Theorie der **Trennung von Kirche und Staat** ebenso energisch wie klar zurückgewiesen und als der von Gott gewollten Ordnung widersprechend verurteilt. Daraufhin richtete der lombardische Episkopat an den Papst ein Dankesschreiben. In seiner Antwort an den Erzbischof von Mailand, Kardinal Ferrari, spricht der Hl. Vater sein Bedauern aus, daß diese Frage auch von bischöflicher Seite in einer Weise behandelt worden sei, die er nicht billige. Offenbar hatte er dabei die unseren Lesern aus Nr. 8 bekannte Stellung des Bischofs von Cremona, Msgr. Bonomelli, zur Trennung von Kirche und Staat im Auge.

Daß die Konsekration der 14 französischen Bischöfe, die am Sonntag, den 25. Februar in St. Peter durch den Hl. Vater unter Assistenz der Erzbischöfe von Reims und Auch vorgenommen wurde, allen Teilnehmern unvergeßlich sein werde, konnte Kardinal Matthieu mit Recht betonen in der Ansprache, die er tags darauf beim Empfang der zu der Feier nach Rom gekommenen Katholiken an den Hl. Vater richtete. Ueber die schon allein durch die große Zahl der Konsekrierten, mehr aber noch durch die Verhältnisse bedeutungsvolle Bischofsweihe hat die Tagespresse berichtet. Es waren nur etwas mehr als 2000 Karten ausgegeben worden, von denen nur sehr wenige in die Hände von Nichtfranzosen gelangten; sollte es doch nach der Absicht Pius' X., der religiösen „Schaustellungen" abhold ist, gleichsam ein Familienfest des katholischen Frankreich sein. Hätte er nicht gleich zu Anfang seines Pontifikats jede laute Aeußerung der Verehrung für den Statthalter Christi im Petersdom abgelehnt, fürwahr, diesmal wäre des Jubels kein Ende gewesen, als er sich zu Fuß von der Sakramentskapelle nach dem Altar der Kathedra begab. Mit liebevoller Begeisterung hingen aller Augen an dem von Güte strahlenden Antlitz des Hohepriesters, der einige Tage vorher das schändliche Treiben der französischen Kirchenverfolger in Worten, wie sie wahrer und herrlicher nicht gedacht werden können, gebrandmarkt hatte, den geknechteten Katholiken zum Trost und zur Aufmunterung. Mögen sie sich, wozu der Papst sie am anderen Tag aufforderte, unter dem Banner der Kirche sammeln und mutig kämpfen, treu stehend zu ihren Führern in der Schlacht, den Bischöfen.

Rom. Jos. Massarette.

Volkszuwachs in Deutschland und Frankreich.

Von

Privatdozent Dr. Hans Schorer-Freiburg i. Schw.

Die Statistiker sind schlechte Propheten.

München zählte gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts nur 37,000 Bewohner. Im Jahre 1794 stellte es Lorenz Westenrieder, der damalige offizielle Statistiker Kurbayerns, als „vollends handgreiflich" hin, „daß jede Vermehrung der Bevölkerung von München selbst dem größten Teil der Einwohner unmittelbar nachteilig, und daß sie mit unausbleiblichen, höchst bedenklichen Folgen verbunden sei." Heute zählt München eine halbe Million Einwohner mehr. Gegen die Ueberbevölkerung der Stadt seine Stimme zu erheben, fällt wohl keinem mehr ein; der Lächerlichkeit würde anheimfallen, wer Entvölkerungspläne der Halbmillionenstadt auseinanderzusetzen sich anschickte. Im Pariser „L'Eclair" (8. Dezember) ist zu lesen: Am Ende des zweiten Kaiserreichs, vor dem verhängnisvollen Kriege (1870/71), der uns Länderverluste gebracht, der das Ende unserer Hegemonie in der Heeresmacht, im Handel, in der großen Politik bedeutet, da beschäftigte man sich bei uns — ist es nur zu glauben — mit der Frage, wie der Ueberbevölkerung ein Damm zu setzen sei. Volkswirtschaftler von Ruf machten auf die Gefahr aufmerksam, in welche Frankreich durch ein größeres Anwachsen seiner Kinderzahl geraten könnte. Und im Glauben an diese Lehren der Wissenschaft, deren Verkündigung heute als eine Ironie, ein Wahn erscheint, ließ es sich die Regierung nicht nehmen, die Beschränkung der Nachkommenschaft zu empfehlen, ja sogar durch ihre Unterorgane belohnen zu lassen. — —

Ja, was sind die Erwartungen, die der Mensch „der flüchtige Sohn der Stunde" aufbaut auf dem betrüglichen Grunde — einer Statistik! Der Mensch ist den Lehren der Erfahrung nur schwer zugänglich. Die Schwarzseher wie Westenrieder, die ihrer Sache so sicheren Zukunftsberechner nach Art der französischen Volkswirtschaftler von vor 1870/71, sie sind auch heute noch nicht ausgestorben. Vor kurzem erst hat die Berliner „Nationalzeitung" es für nötig erachtet, sich mit jenen Volkswirtschaftlern auseinanderzusetzen, welche die Frage aufwarfen, ob es Deutschland angesichts des außerordentlichen Bevölkerungszuwachses für die Zukunft möglich sei, seine Bewohner zu ernähren, ob eine Vermehrung der Bevölkerung nicht „mit höchst bedenklichen Folgen verbunden sei". Das Blatt bestreitet das auf Grund der bisherigen Entwicklung; die Bevölkerung Deutschlands habe sich allerdings innerhalb eines Jahrhunderts nahezu verdoppelt, aber daneben sei die Produktion an Getreide, Fleisch und anderen Ernährungsmitteln mehr als viermal so groß geworden wie vor hundert Jahren; der Einzelkonsum an Getreide, der im Durchschnitt der Jahre 1879—84 auf den Kopf der Bevölkerung 40 kg betrug, ist heute auf 92 kg gestiegen; an Fleischkonsum trafen 1893 auf den Kopf der Bevölkerung 40 kg, 1904 dagegen 50 kg.

Aber wozu denn nur immer die schwarzen Sorgen um eine weite Zukunft, deren Unberechenbarkeit die Vergangenheit uns lehrt? Auch ein „Volkswirtschaftler von Ruf", Professor Gustav Schmoller war es, der im Sinne jener französischen Volkswirtschaftler von vor 1870, wenn auch mit anderen Konsequenzen, in der im Jahre 1900 erschienenen Sammlung von Reden und Aufsätzen „Handels- und Machtpolitik" schrieb: „Wir sind das kinderreichste Volk des alten Europa, nehmen jährlich um ein Prozent zu. **Wir werden sicher weiter so wachsen.** Was wird die Folge sein? Haben wir Raum dafür?.. Alle oder die meisten ehrlichen Einwürfe gegen die vergrößerte **Flotte** beruhen auf der Unfähigkeit des Betreffenden, sich ein zutreffendes Bild von unserer wirtschaftlichen Zukunft zu machen. Sehen wir uns dieselbe etwas näher an! Die Kernfrage ist und bleibt die Bevölkerungszahl, ihr **künftiges** Wachstum, die Möglichkeit ihrer Ernährung und sonstigen Versorgung in der Weise, daß sie nicht eingeschränkt, sondern verbessert wird." Daran schließt sich die Feststellung, daß bei dem heutigen Weiterwachsen Deutschland im Jahre 1965 schon 104, und im Jahre 2135 gar 208 Millionen Menschen zählt. — Die Franzosen haben sich mit ihren auf die Statistik des Tages gegründeten Weissagungen für ein paar Jahrzehnte — nicht einmal 35 Jahre — jämmerlich verspekuliert; die Klagen über die Gefahren der Entvölkerung Frankreichs wollen heute kein Ende nehmen; fast kein Monat vergeht, wo nicht neuerdings die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit darauf gelenkt wird — und der ja sonst hochzuschätzende Berliner Gelehrte will uns mit genauesten Ziffern sagen, wie es mit Deutschlands Bevölkerung nach 235 Jahren bestellt sein wird; all das unter der für ihn feststehenden Voraussetzung: „Wir werden **sicher** weiter so wachsen". In einem Aufsatze „Das moderne Bevölkerungsproblem" (Hochland, II. Jahrg.) habe ich bereits darauf hingewiesen, daß uns in der Stärke der Bevölkerungsvermehrung eine **Wechselerscheinung** mit periodischem Auf- und Niederwogen gegenübertritt. In den Jahren 1816—25, dann 1835 bis 40 war das Bevölkerungswachstum in dem heutigen Reichsgebiete ebenso stark, ja teilweise erheblich bedeutender als in dem letztverflossenen Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Mißt man auch dem Sinken der deutschen Geburtenziffer in den letzten Jahren als in Zeiten wirtschaftlicher Krisis keine allzugroße Bedeutung bei, die rasche Veränderlichkeit in der Stärke der Zuwachstendenz zeigt auch dieser Umstand. Doch wirtschaftlich schlechte Jahre wechseln mit guten, welche den Ausfall an Volkszuwachs rasch wieder ausgleichen können. Eine ständige Gefahr droht aber von einer anderen Seite! Wie kommt es denn, daß in Berlin die Geburtenziffer in einem rapiden Sinken begriffen ist? Nach dem für 1901 von der Stadt Berlin herausgegebenen Jahrbuch entfielen auf je 1000 Einwohner an Geburten 1876: 47, 1885: 36, 1904 nicht ganz 26. Das sollte doch zu denken geben, zumal da wir „ein Volk der großen Städte geworden" sind, wie wir es in den Industriestaatsapotheosen Friedrich Naumanns und anderer so oft zu hören bekommen.

Haben wir hier die ersten Anzeichen eines auch in Deutschland die Massen ergreifenden Neo-Malthusianismus vor uns? In Frankreich ist man sich darüber einig geworden, daß der Malthusianismus die Hauptursache des auffallend geringen Bevölkerungswachstums ist. Vor Jahresfrist (Dezember 1904) veröffentlichte Charles Duffort einen Artikel in „La Revue" (Paris); derselbe kommt zu dem praktischen Resultat: Man hat viele Reformen von seiten der Wiederbevölkerungsapostel vorgeschlagen, an Aneiferungen zur Vermehrung der Zahl der Ehen, zur Ver-

minderung der Sterblichkeit hat es nicht gefehlt; aber alle diese Mittel helfen nichts: einzig **der Krieg** gegen den Malthusianismus, **gegen die freiwillige Unfruchtbarkeit** wird die Geburtenzahl heben.

Im Jahre 1780 stand die Geburtenziffer Frankreichs auf der Höhe derjenigen Deutschlands gegen Ende des 19. Jahrhunderts, nämlich auf 38. In dem Jahresdurchschnitt 1810—20 trafen in Frankreich auf 1000 Einwohner nahezu soviel Geburten wie heute im Deutschen Reich: 33. Diese Zahl sank in den folgenden Jahrzehnten fortwährend: 1840—50: 27, 1891—1900: 22, 1903: 21. Die eben über das Jahr 1904 veröffentlichten Ergebnisse zeigen den niedrigsten Geburtenstand, der bis jetzt verzeichnet wurde: 818,229 gegenüber 2'046,206 in Deutschland im Jahre 1903. Ein kleiner Trost ist den Franzosen geblieben: auch in Deutschland ist die Geburtenziffer im Sinken: 1872: 42, 1888: 38, 1904: 34. Dabei ist es in Deutschland allerdings noch nicht soweit, daß „der Malthusianismus mit zynischem Lächeln zugestanden und offen angeraten wird" (Duffort). Frankreich brauchte auch 1891—1901, ein volles Jahrzehnt, um den Geburtenüberschuß zu erzielen, welchen Deutschland, in einem einzigen Jahre hatte. Frankreich ist in den 35 Jahren seit dem deutsch-französischen Kriege um 3 Millionen, Deutschland um nahezu 20 Millionen Bewohner gewachsen. Aber die Geburtenziffer sinkt auch hier zusehends, wie sie es dort schon seit langem zuvor getan.

Die 3 Millionenpartei hat es in Deutschland übernommen, den Arbeitermassen den Malthusianismus zu predigen; sie schleudert in jene kinderreichen Schichten Flugschriften, welche die Vorteile der Kinderzahlbeschränkung aufzeigen sollen.

Zu den ständigen Inseraten der „Münchener Post" zählt die Ankündigung einer im sozialdemokratischen Verlag von G. Birk & Co. erschienenen Broschüre „Kindersegen — und kein Ende? Ein Wort an denkende Arbeiter", Preis nur 30 Pf.; Verfasser ein Züricher Arzt; die siebente Auflage liegt vor. Der Wert künstlicher Mittel zur Verhinderung der Empfängnis wird bis ins kleinste auseinandergesetzt und besonders ein Schutzring empfohlen, in dessen Anwendung der holländische neumalthusianistische Bund, „der mit großem Eifer und Erfolg und vor allem in Arbeiterkreisen arbeitet", Frauen ausbildet und diplomiert. Als „sehr begrüßenwert" wird die Schaffung von Auskunftsstellen durch die Arbeiter selbst in Anregung gebracht; jedermann sollte da unentgeltlich oder gegen geringes Entgelt das „Notwendige" erfahren können. Es wird uns weiter gesagt: Ein Vater mit vielen Kindern muß ein schlechter Soldat werden in der Proletarierarmee, da er stets auf seine Familie Rücksicht nehmen muß, wenig übrig hat für Beiträge an die Organisation. „Geistig und körperlich richten zuviele Geburten die Frau zugrunde, machen sie zu einem tiefstehenden Wesen, einem Menschen zweiter Ordnung . . . Mit jeder Geburt fällt die Frau mehr ab, altert zu früh und ist gewöhnlich Mitte der 40er eine abgetakelte Ruine mit runzliger Haut, magerem Leib, gelb, kränklich, eine vorzeitige Greisin." Oekonomisches Interesse, Rassenhygiene forderten die Einschränkung des Kindersegens. „Um den Staat zu schützen, das Eigentum ihrer Ausbeuter zu schützen, sollen die armen Proletarierinnen auf Leben und Tod auf die Fortpflanzung sich verlegen. Denn auch heute und in den zivilisiertesten Staaten rauben die Geburten samt ihren Folgen noch einer großen Anzahl Frauen das Leben. Und wozu gebären die Arbeitermütter dem Staate Kinder? Daß diese Kinder als Soldaten einmal Streikende erschießen, das Eigentum der herrschenden Klassen beschützen. Es wäre doch gewiß töricht, dem Feinde, den herrschenden Klassen, Soldaten zu gebären. Wir meinen nun nicht etwa, daß alle Proletarierfrauen einen Generalgebärstreik inszenieren sollen — wir meinen bloß, es kann für uns die Furcht der Besitzenden vor Entvölkerung kein Grund sein, aus privatökonomischen Gründen dem Kindersegen Einhalt zu tun." —

Der Neo-Malthusianismus greift auch in der neuen Welt in rapidem Maße um sich. Es sei an die bedeutsame Rede erinnert, die Präsident Roosevelt im März dieses Jahres bei dem „nationalen Kongreß der amerikanischen Mütter" gehalten hat: Das wichtigste Fundament des Staates sei ein gesundes Familienleben. Ohne ein solches sei jede Anhäufung von Reichtümern, jeder Glanz künstlerischer Entwicklung einfach nichts wert. Jene Männer und jene Frauen, die absichtlich dem Kindersegen aus dem Wege gehen, müsse man wie feige Deserteure verachten. Frauen dieser Art bildeten eine der unangenehmsten und ungesundesten Erscheinungen unseres modernen Lebens. Die Statistik zeige, daß diese Erscheinung im amerikanischen Leben durchaus nichts Seltenes sei. Auch das kürzeste Nachdenken sollte jedermann es klar machen, daß bei dem Zweikindersystem die Nation in 2 oder 3 Generationen an dem Punkte ihres Aussterbens angelangt sein würde. Und ein solches Resultat wäre nicht zu beklagen; denn eine Nation, welche zu solchen Mitteln greift, welche zum **Rassenselbstmord** greift, verdient auszusterben und einem Volke Platz zu machen, welches die ersten Naturgesetze noch nicht vergessen hat.

Deutschland steht in den allerersten Anfängen. Die Schrecken des Endes zeigt uns Frankreich. Der eingangs erwähnte Artikel des „L'Eclair" schließt: Es wäre kindlich sich zu verhehlen, daß diese nationale Gefahr (Zweikindersystem, künstliche Verhinderung der Empfängnis) die Existenz unseres Landes viel schwerer und unmittelbarer bedroht, als dies Kriege, feindliche Invasionen, Epidemien je vermocht haben. Nur sträfliche Gewissenlosigkeit kann es dulden, daß die „klassische Plage" Frankreichs länger ins Lächerliche gezogen, oder von der öffentlichen Meinung mit Stillschweigen übergangen wird; der verzweifelte Kreuzzug, der dagegen zu unternehmen ist, verlangt den wärmsten Patriotismus und die engste Zusammenarbeit aller jener auf der ganzen Welt, welche den Namen Franzosen tragen und wollen, daß dieser Name immerdar groß und geachtet bleibe. Welches wird der Ausgang eines solchen „epischen" Kriegszuges gegen den wohlbedachten Willen einer ganzen Nation sein? Die Zukunft allein kann es sagen.

Zur bayerischen Mittelschulreform.

Von

Dr. M. Flemisch, Mitglied der bayer. Abgeordnetenkammer.

Wir stehen in Bayern auf dem Gebiete des Mittelschulwesens am Vorabende wichtiger Entscheidungen. Zwar wird die Reform der **Lehrerbildung** noch auf manches Hindernis stoßen; dagegen ist die Errichtung von **Oberrealschulen** und die Regelung der **Berechtigungsfrage** in unmittelbare Nähe gerückt. In der zweiten Kammer des Landtages ist eine große Majorität dafür vorhanden, im Kultusministerium besteht eine prinzipielle Gegnerschaft nicht und der Justizminister, der noch vor zwei Jahren in sehr bestimmter Form das Realgymnasium und damit natürlich auch die Oberrealschule als Vorbildungsstufe für das Studium der Rechtswissenschaften abgelehnt hat, wird wohl mit sich reden lassen.

Damit wird auch in Bayern eine Frage ihre schiedlich-friedliche Lösung finden, die seit mehr als hundert Jahren die fachmännischen und nichtfachmännischen Vertreter des realistischen und humanistischen Bildungsprinzips lebhaft beschäftigt, scharfe literarische Fehden hervorgerufen, eine ganze Flut von Schriften gezeitigt und schließlich bis in die weitesten Schichten des Volkes hinein ihre Kreise gezogen hat.

Man hat sich lange herumgestritten, **ob die humanistischen oder die realistischen Unterrichtsfächer den größeren Bildungswert besäßen.** Noch vor zehn Jahren konnte die Streitfrage in dieser Weise formuliert werden, heute nicht mehr. Angesichts der Tatsache, daß fast alle deutschen Bundesstaaten sich für die Gleichwertigkeit der realistischen und humanistischen Bildung ausgesprochen und dementsprechend auch die Berechtigungsfrage geregelt haben, kann es sich für uns in Bayern nicht mehr um eine Prinzipien-, sondern nur mehr um eine Zweckmäßigkeitsfrage handeln, die also formuliert werden muß: **Kann Bayern es unter den gegebenen Verhältnissen, bei der Wendung, die die Mittelschulfrage im übrigen Deutschland genommen hat, verantworten, seinen Söhnen Bildungsstätten vorzuenthalten, die in Preußen, Württemberg, Baden rc. sich der lebhaftesten Frequenz und einer rasch aufsteigenden Entwicklung erfreuen?** Diese Frage muß **verneint** und zwar auch dann verneint werden, wenn man, wie Schreiber dieser Zeilen, die realistischen Schulen als den humanistischen Anstalten an Bildungsgehalt gleichwertig **nicht** anerkennt. **Bayern würde sonst in eine isolierte Stellung gedrängt, die es nur zum schweren Schaden der eigenen Landeskinder behaupten könnte.**

Gerade dieses Moment ist in den letzten Wochen von der Tagespresse aufs schärfste betont und besprochen worden, nicht immer objektiv, nicht immer eingehend genug, weil meist in polemischer Weise, aber doch so, daß man bei all den untergelaufenen Unrichtigkeiten den Ernst der Sache nicht verkennen konnte.

Ich will mich auf die Erörterung der Mittelschulfrage vom Zweckmäßigkeitsstandpunkte aus nicht näher einlassen, glaube auch, daß eine derartige Auseinandersetzung kaum mehr einen größeren denn akademischen Wert hat: Die bayerische Mittelschulreform wird kommen, weil sie kommen muß. Ich möchte mich darum heute darauf beschränken, über das „Wie" dieser Reform einige Gedanken auszusprechen; und da sage ich: Wenn schon, denn schon; wenn die Reform durchgeführt werden muß, soll sie radikal durchgeführt werden.

Wenn die Oberrealschule, die uns durch äußere Verhältnisse aufgenötigt wird, in ihren neusprachlich-realistischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern tatsächlich dieselben Bildungswerte besitzt wie das humanistische Gymnasium in dem Betrieb der klassischen Sprachen der Griechen und Römer und in dem Studium der antiken Kultur, dann müssen aus dieser Tatsache auch die letzten Konsequenzen gezogen werden; man muß hier logischerweise zu einem entweder — oder gelangen, durch das eine dritte Anstalt ausrangiert wird, die zwar während der ganzen Reformbewegung viel verhätschelt, kritiklos hingenommen oder mit dem „Mantel christlicher Liebe" verhüllt wurde, während man auf das humanistische Gymnasium erbarmungslos drauflosschlug, die aber in Wirklichkeit durchaus nicht das ist, als das sie teils mangels besserer Einsicht in die Verhältnisse, teils in sehr durchsichtiger Absicht hinzustellen beliebt wurde: ich meine das Realgymnasium.

Beseitigung des Realgymnasiums!*) Mancher, der sich auf eine unbedingte Glorifizierung dieser Anstalt festgefahren hat, wird diese Forderung für ketzerisch erklären, ein anderer, der nie auch nur einen Fuß in das Realgymnasium gesetzt, noch weniger sich die Mühe genommen hat, den Lehrplan und das Lehrziel dieser Anstalt zu studieren, trotzdem aber überall mitredet, wenn es gilt, das „Moderne" zu verteidigen, wird mich ob dieser meiner Anschauung vielleicht bemitleiden, weite Kreise, die vom Realgymnasium nichts anderes wissen, als daß man dort leichter die „Maturität" erreicht, werden meine Forderung unbegreiflich finden und die zuständigen Stellen sie vielleicht ungelesen ad acta legen. Das geniert mich weiter nicht; ich spreche meine Meinung auf Grund eigener Anschauung und reiflicher Ueberlegung aus und weiß, daß mir die Zukunft recht geben wird.

In der Hitze des Kampfes hat man sich auf der einen Seite daran gewöhnt, in dem Realgymnasium immer nur das Gymnasium der Zukunft zu verteidigen, auf der anderen Seite hat man alle Hände voll zu tun gehabt, um die Angriffe auf die humanistische Bildung abzuwehren, und wenn man ja zu einem Hiebe gegen die „Konkurrenzanstalt" ausholte, kam derselbe in der Regel auf die unrichtige Stelle zu sitzen. Man übersah meistens, daß der Fehler des Realgymnasiums in den Grundlagen dieser Anstalt zu suchen ist.

So kommt es, daß sich in dem Wust von Preßpolemik kaum ein objektiv richtiges Urteil über das Realgymnasium findet. Auch in wissenschaftlichen Werken sind ev. Vorstöße gegen diese Schulgattung kaum in konsequenter Weise durchgeführt worden. In den „Blättern für das Gymnasialschulwesen" meldete sich vor 3 Jahren wohl ein Rufer im Streit; allein er blieb auf halbem Wege stehen, hatte außerdem das Pech, seine Stimme in einer fachwissenschaftlichen Zeitschrift zu erheben, und blieb darum ungehört und unbeachtet.

Ich habe gesagt: Der Fehler, an dem das Realgymnasium unheilbar krankt, ist in den Grundlagen dieser Anstalt zu suchen. Ich will das kurz begründen, ohne mich irgendwie in Einzelheiten zu verlieren.

Das humanistische Gymnasium gründet seine Erziehungsabsicht auf die Kultur der Griechen und Römer, deren Studium es in den Mittelpunkt des Unterrichtes stellt und so nicht nur überreiche Bildungswerte gewinnt, sondern durch eine glückliche Gruppierung der Unterrichtsgegenstände in die Lage versetzt wird, diese Bildungswerte in vorzüglicher, allerdings auch die ganze Kraft des jugendlichen Geistes in Anspruch nehmender Weise auszunützen.

Die Oberrealschulen urgieren die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, ohne jedoch imstande zu sein, sie in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu rücken; es stehen vielmehr diesen Unterrichtsgegenständen die sogenannten Realien (Deutsch, Geschichte, Geographie) einerseits und die modernen Sprachen (Englisch, Französisch) anderseits als vollständig gleichwertige Gruppen gegenüber und der verbindenden Fäden sind nicht allzu viele. Die Oberrealschule entbehrt darum jener geschlossenen Einheit in den Grundlagen, die dem humanistischen Gymnasium seine Hauptstärke als Erziehungsanstalt verleiht. Will die Oberrealschule ihr Bildungsziel wirklich erreichen, dann wird sie die geistige Kraft ihrer Zöglinge in noch viel höherem Maße anzuspannen gezwungen sein als das humanistische Gymnasium.

Beide Anstalten verfügen also, jede in ihrer Art, über Bildungsmittel, die mehr als ausreichend sind, wenn jedes einzelne davon zur Geltung kommen soll.

Das Realgymnasium nun will die Eigenart der Oberrealschule und des humanistischen Gymnasiums in sich vereinigen; die Schulordnung für die bayerischen Realgymnasien sagt ausdrücklich, die Schüler sollen durch die Lektüre der lateinischen Klassiker einen Einblick in das kulturelle Leben der alten Welt erhalten.

Es handelt sich also beim Lateinunterricht am Realgymnasium nicht bloß um ein Anlernen einer gewissen Summe lateinischer Sprachkenntnisse, wie sie der absolvierte Realgymnasiast später etwa zum Hausgebrauch nötig hat, sondern darum, den Besucher dieser Anstalt auf realistischer und humanistischer Grundlage zugleich zu erziehen. Es wird dem Realgymnasium nach seiner humanistischen Seite hin im wesentlichen dieselbe Aufgabe gesteckt wie dem humanistischen Gymnasium; es wird zwar die Erlernung der griechischen Sprache nicht gefordert, aber in die griechische Kultur sollen die armen Kerle doch eingeführt werden und zwar auf eine Weise, die wesentlich schwieriger ist als die am humanistischen Gymnasium. Was hier der lateinische und griechische Unterricht in glücklicher Ergänzung zur Not vielleicht fertig bringen, soll am Realgymnasium, ich wiederhole es, durch den Unterricht in der lateinischen Sprache und zwar der lateinischen Sprache, losgerissen von den anderen Fächern, als Anhängsel des realistischen Unterrichtes, als heute bloß mehr geduldetem Fache erreicht werden.

Das ist einfach ein Unding. Hier gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder wird das doppelte Lehrziel des Realgymnasiums erreicht, und dann kann es nur unter einer ungeheuren Ueberlastung der Lehrer und Schüler geschehen, oder es wird nicht erreicht, nun — dann soll man ein solches Lehrziel überhaupt nicht aufstellen; denn sonst läuft man Gefahr, daß man weder das realistische noch das humanistische Lehrziel erreicht.

(Schluß folgt.)

*) Der obige Artikel befand sich bereits im Druck, als mir ein Aufsatz der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 58) zu Gesicht kam, in welchem ein Schulmann die Frage der Beseitigung der Realgymnasien ebenfalls, wenn auch nur andeutungsweise anschneidet.

Einsamkeit.

Die ich nie begriffen habe,
Einsamkeit, dich will ich grüßen —
Meinen Traum von Glück und Glänzen
Leg ich opfernd dir zu Füßen.

Hinter deinen Segensmauern
Mußt du rettend mich verbergen:
Menschen, denen ich vertraute,
Wurden meine grimmen Schergen.

Laß im Dunkel deiner Haine,
Stille Göttin, mich verweilen —
Nur im Dämmer der Zypressen
Können tiefe Wunden heilen.

Du sollst meine Saiten stimmen,
Deine Lieder will ich singen
Und der Nachtwind wird ihr Echo
Ein paar Auserwählten bringen. — —

Muß ich einst die letzten Wege
Aller Staubgebornen wallen —
Laß ein Blatt aus deiner Palme,
Friedensgöttin, auf mich fallen!

München. Anna de Crignis.

Ueber die Fortschritte des Atheistenbundes

berichten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ in Nr. 97 vom 27. Febr. 1906: „Der deutsche Monistenbund hat, ohne daß er noch in die planmäßige Agitation eingetreten ist, bereits gegen 300 Mitglieder gewonnen, aus München allein 45. Als feste Jahresbeiträge sind gegen 5000 M gezeichnet, darunter einmal 2000 und einmal 1000 M.“ Was ist aber in München bisher dagegen geschehen? Unseres Wissens nichts! „Maßgebende“ Kreise wissen vielleicht überhaupt noch nichts von dem, was sich vorbereitet. Derweil rühren die „Neuesten Nachrichten“ (Miteigentümer Dr. Hirth, Unterzeichner des Atheistenaufrufes) die Reklametrommel für einen Vortrag (9. März) des Atheisten Prof. Forel über „Sexuelle Ethik“, der dieser Reklametrommel zufolge „in allen Kreisen dem regsten Interesse begegnet“. Das erwähnte Münchener Sprachrohr des Atheistenbundes, das aus Gründen im lokalen Teile fleißig über Pontifikalämter, vierzigstündiges Gebet 2c. berichtet,*) teilt in Nr. 97 auch die Thesen des Monisten- (Atheisten-) Bundes mit, denen hier ein einziger Absatz entnommen sei: „Irrig und kulturhemmend ist im besonderen: 1. die Annahme offenbarter göttlicher Wahrheiten . . .“, 2. die Annahme unbedingter übernatürlicher Kräfte und Gewalten . . .“, 3. die Annahme eines himmlischen Jenseits, als Ziel und Vollendung des menschlichen Lebens auf Erden.“ Letzteres hat Aug. Bebel seinerzeit im Reichstage etwas kürzer und derber mit den Worten ausgedrückt: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen.“ In München wird zurzeit ein atheistischer Aufruf an Schüler und Schülerinnen von 12 bis 13 Jahren verbreitet. Der Aufruf geht von einem Wochenblatte aus, das kürzlich trotz handgreiflicher Beschimpfungen der katholischen Kirche vom Münchener Schwurgericht freigesprochen wurde.

Italienische Reisen.

Skizze von Lorenz Krapp.

Die Deutschen wandern jahraus jahrein hordenweis nach Italien; aber trotz dieser zweiten Völkerwanderung wissen sie von italienischer Literatur außer etwa Dante und Petrarca fast so viel wie nichts. Es ist eigentlich beschämend für einen Menschen, der einmal die kunstvollsten lateinischen Perioden baute, von der Fortentwicklung des Lateinischen in den Sprachen der Romanen so gut wie gar keine Ahnung zu haben. Um so mehr, als die gewaltige Mischung romanischen und deutschen Blutes in Norditalien dies Volk uns halb und halb verbrüdern sollte. Was der Deutsche an italienischer Literatur liest, sind in der Regel nichts als mehr oder minder gute Ueberseßungen trotz der sprichwörtlichen Leichtigkeit des Italienischen. Und so ist's nicht nur auf dem Gebiete der Literatur.

Ich habe mir eine Reihe solcher und ähnlicher Gedanken gemacht, als ich wochenlang mutterseelenallein in der Pineta, dem uralten Fichtenhain bei Ravenna, umherstreifte, am Grabmal des großen Germanenkönigs Theodorich stand, den Spuren der alten, jetzt verschollenen Germanenkultur nachging, die hier einst eine kurze, weil im innersten Kern kranke Hochblüte erlebte. Da kommen diese Leute von München, Berlin oder Hamburg her, haben sich nicht im geringsten auf Italien vorbereitet, haben nie im Leben eine vernünftige Kunstgeschichte mit Verstand durchgelesen, durchläppern die Museen, päppeln einige Fuder italienischen Wein in die durstige Kehle und rasen dann wieder heim, stupid wie sie kamen. Das nennen sie dann in Goethes Worten „italienische Reise“. In Wahrheit taten sie nichts anderes, als daß sie mit Hochgefühl erzählten, daß es in einer Trattoria „maiale con crauti“ (Schweinefilet mit Kraut) und in der andern — Gottlob und Dank! — keine Makkaroni gab.

So machen's viele. Ihr „Bädeker“ ist ihr eins und alles. Und so sehr ich in vielen Lebenslagen die gebietende Stunde segnete, da die Muse jenen herrlichen Mann erleuchtete, „Bädekers Führer“ zu schreiben, um so mehr verwünschte ich sie jetzt oft in Grund und Boden. Denn die Hauptschuld an der Verwahrlosung und Verlotterung dieser neuen Südlandsfahrer tragen sicher die Führer à la Bädeker mit. Da findet jeder die gediegenste Wissenschaft, wohlverpackt und siebenmal mit Spagat umschnürt, durch Groß- und Kleindruck säuberlichst geschieden, von Materien wie „Ideenkreis der Renaissance“ an bis herauf zur Sammlung empfehlenswerter Gasthöfe und Lederhandlungen. Bis er am Schluß mit dem Faustschüler jammert: „Da steh' ich nun, ich armer Tor — —“.

Da bin ich in beschaulichen Wochen in der Pineta herumgegangen. Die Pineta? Nur wer in ihr gestanden, wenn der scharfe Abendwind vom Meer herüber jagte und die gewaltigen, verwachsenen Pinienwipfel bog, daß sie rauschten wie ein uraltes, vergessenes Heldenlied, nur der kann ahnen, was es um diesen auf tausendjährigen Alluvionen emporgewachsenen Wald ist. Und ins Heldenlied, das die Wipfel brausten, — was mischt sich da auf einmal so voll ertönend, so altvertraut? Hör' ich recht?

> „Wer hat dich, du schöner Wald,
> Aufgebaut so hoch da droben?
> Wohl, den Meister will ich loben — —“

so hör' ich's, im urkräftigen Deutsch, und wie ich dem Laut nachgehe, was sah' ich da? Ein halbes Dutzend Männer, denen man die Tedeschi sofort ansah, — „altvertraute, schwankende Gestalten“, schwankend im wahrsten Wortsinn vom süßen Valpolizellawein, von denen ich mich mit Gewißheit entsinne, die zwei vordersten alle Abende im Münchener „Bürgerbräu“ gesehen zu haben, rechts unterm ersten Hirschgeweih, ihren Skat klopfend. Entsetzt geh' ich wieder davon. Ich schäme mich, meine Landsleute anzureden. Wahrhaftig — eine schmutzstarrende Lazzaronifrau könnte ich in diesem Augenblick eher küssen, als diesen Landsleuten die Hände drücken.

Ein Hain wie die Pineta — schauernd von den Erinnerungen jahrtausendalter, grandioser Vergangenheiten —, ein Hain, geweiht durchs königliche Lied Dantes (Purgatorio, 28), von antikem Ernst und tragischem Schwermut, über dessen Wipfeln Möwen mit heiserem Schrei gleiten, den das ferne Donnern der Wogen durchrollt, — und dazu „Wer hat dich, du schöner Wald!“ So wie man's im Isartal singt, wenn man durch den Wald nach Pullach geht, den Rock über der Schulter, die Hemdärmel zurück, pustend vor Hitze, mit so dröhnendem Baß, daß die Hesseloher Brücke in ihren Grundfesten schwankt.

Wahrhaftig, ihr Männer vom „Bürgerbräu“, ihr seid berufen, hier auf den Trümmern der alten eine neue Germanenkultur zu errichten! Hopfen gedeiht hier ja keiner für euch, aber Bier läßt sich bekanntlich ja auch machen aus Reis, Stärkemehl und Gummi. Hier ist der Platz, wo ihr eine Kolonie gründen müßt, wenn die Hereros in Südafrika auch ferner keine Ruhe geben.

Aber was hilft der Aerger und die Bitterkeit? Sie ändern nichts an der Tatsache, daß der Deutsche von heute mit wenig Ausnahmen vom Reisen und speziell von einer italienischen Reise nichts versteht. Daß man von Stadt zu Stadt fährt, die Denkmäler und Sammlungen bestaunt, hier und da auch ein bißchen im Grünen sich ergeht und für die zarte Bläue des italienischen Himmels schwärmt, tut es noch nicht. Auch das nicht, seinen „Gsell-Fels“ bei jedem Denkmal, jeder Architektur, jedem Gemälde gewissenhaft nachzulesen.

Das Schlimme ist vielmehr, daß das Reisen und speziell die Italienreise zum Sport wurde, zu einer Sache des Vergnügens. Das ist sie aber durchaus nicht. Himmel, wenn wir bedenken, wie ein Goethe, wie unsere Großväter noch italienische Reisen machten, wie sie sich vorbereiteten, wie Kunst und Literatur durchgrübelt wurden, wie man sich rüstete wie zu einem Feste! Das ist heute anders. Das Reisen ist billiger geworden — um den zehnten Teil dessen, was ein Goethe brauchte, können wir heute dasselbe sehen und dabei herrlich und in Freuden leben. Und diese Verbilligung machte uns leichtsinnig. Statt daß wir nach Pullach oder nach Hohenschwangau fahren, fahren wir, das Portemonnaie etwas gespickter, nach Verona und Venedig, und wenn man heimkommt, war's natürlich kolossal schön.

Daß es auch eine Kunstgeschichte gibt, die in Italien kulminiert, — daß es Werke gibt, die man gelesen haben muß, wenn man Italien genießen will, ich nenne nur die zwei alten klassischen Bücher für Italienfahrer: Burkhardts „Cicerone“ und Viktor Hehns „Italien. Ansichten und Streiflichter“, wo nach der guten Bemerkung eines Kritikers auch steht, was die Leute gewöhnlich gar nicht wissen: wer gar nicht nach Italien gehört — das bedenken die Meisten nicht. Es ist ja auch ohne dies schön dort, kolossal schön!

Aber war es eigentlich das, was wir von Italien träumten, damals, als wir noch junge Menschen mit glühenden Seelen und einem Herzen voll verworrener Wünsche und Hoffnungen waren? War es das, was wir mit fieberndem Kopf

---

*) Dasselbe Blatt erzählt in Nr. 106 vom 4. März 1906 von Ausschreitungen im Münchener Kgl. Kadettenkorps und hält den Betreffenden eine strenge Moralpredigt über die Notwendigkeit „sittlicher Erziehung“. Und doch waren die von den 13 Kadetten veranstalteten nächtlichen Orgien nur Erziehungsfrüchte der „Jugend“- und Simplicissimus“-Moral, die unter dem Schutze der „Münchner Neuesten Nachrichten“ gedeiht.

träumten, als wir von Romulus und Remus hörten, von dem düstern Ernst Catos, der Pracht der Cäsaren, dem Sturz des Riesenreichs und den Wanderungen der morgenfrischen Germanen, — war es das, was ein Horaz, Catull und Tibull uns sang?

Ach Gott — damals waren wir noch voll der süßen, törichten, himmelblauen Idealitäten! Aber ich für meinen Teil denke, das sei für uns auch heute keine Schande.

Da traf ich einmal am Gardasee einen jungen, lungenkranken Philologen, einen Menschen, dem der Tod im Nacken saß und der mit teuer erspartem Stundengeld sich bis hierher durchgeschlagen hatte. Weiter ging's nicht mehr, denn die Kräfte versagten, der Tod schrie: „Halt ein!" Mit dem saß ich einen Abend in Salo am Strand, und ob ich den Mann zeitlebens noch nicht gesehen hatte und wohl auch nicht mehr wiedersehe — der Tod reitet schnell —, so war er mir nach diesem Gespräch lieb wie ein alter Jugendfreund.

„Ich muß an Italien sterben," sagte er mir im Lauf des Gesprächs.

„Wie meinen Sie das?" fragte ich.

„Es hat mich zugrunde gerichtet," sagte er. „Wenn Sie wüßten, wie ich sparte und hungerte, um mich droben in Deutschland über Wasser zu halten und die Groschen zu einer Italienfahrt mir zurückzulegen! Diese Reise war's, nach der alles in mir fieberte. Da liest man die alten Klassiker, da sieht man im matten Bild, wie der Apollo von Belvedere aussah, wie Raffaels Bilder und Michelangelos Plastik. Und der schreckliche Hunger, das alles einmal zu sehen! So hab' ich Stunden gegeben über meine Kraft und gelesen, und gegrübelt und gehungert, mehr als mein schwacher Körper es ertrug. Und nun, da ich am Tor Italiens stehe, darf ich nicht hinein . . . Wenn ich heute die Eisenbahn bestiege, sagt der Arzt, wäre es mein Tod . . ."

Wir sind an jenem warmen Abend noch lange beisammen gesessen, während die Sterne über Salo schienen und die Weingärten dufteten.

Der Mann hätte verstanden, in Italien zu reisen. Er konnte es nicht. Am Tor des gelobten Landes brach er zusammen . . .

Wenn ich wieder nach München in den „Bürgerbräu" komme, werde ich die beiden Herren mit ihrem dröhnenden Baß wieder dort sitzen sehen, vorn unterm ersten Hirschgeweih, ihren Skat klopfend. Und sie werden sich verständnisinnig anprosten und sagen:

„Gott sei Dank, daß wir so Glück hatten! In allen Gasthöfen Italiens kriegten wir Maiale con crauti . . . Ja, die Kultur schreitet weiter. Und vor allem — man muß halt das Reisen verstehen . . . Prost!"

Und die beiden Glücklichen, die Italien sahen, werden ihren Skat weiter klopfen, während die Sterne über Salo auf das Grab eines Armen niedersehen, der Italien nicht sah. . .

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Gegenwärtig ist man bemüht, für den so unerwartet schnell aus dem Verband der Hofbühne geschiedenen Stury einen Ersatz zu finden. Der jüngste Bewerber, Herr Alexander Rottmann vom Kaiserjubiläumsstadttheater in Wien, hat sein Probespiel als Egmont mit hübscher Aussicht auf Erfolg begonnen. Spiel, Sprache und Erscheinung sind gewinnend, und wenn dieser Egmont auch nicht merkbar genug seinen Stand über dem Volke betonte, so war er doch etwas mehr als bloß die schöne und imponierende Manneserscheinung — er machte das ihm eigene Sicherheitsgefühl, die in seinem Charakter gelegene zu optimistische Auffassung der Lage begreiflich und gewann so wenigstens etwas dramatische Basis. Auch die Szenen mit Klärchen gelangen ihm gut. Nach unseren ganz schrecklichen Gastspielerfahrungen glauben wir zum Zugreifen raten zu dürfen.

Münchener Schauspielhaus. Die jüngste Erstaufführung betraf das Schauspiel „Der Gegner" (L'Adversaire) von Alfred Capus, deutsch von T. Wolf. Der Dichter scheint sich für den Stoff des Dramas, eine ziemlich hausbacken vorgetragene Ehebruchsgeschichte, selbst nicht übermäßig erwärmt zu haben. „Der Gegner" brachte den Beweis, daß die Begabung des Dichters zur Gestaltung tieferer Probleme nicht ausreicht und daß derselbe besser daran täte, einer der feineren französischen Schwankdichter zu bleiben, statt dem Ruhm nachzujagen, ein schwächlicher Dramatiker zu sein.

Aus den Konzertsälen. Das letzte Volkssinfoniekonzert brachte die 8. und 9. Sinfonie von Beethoven; es war bedauerlich, daß man mit dem Aschermittwoch einen so ungeeigneten Tag für dasselbe gewählt hatte, denn Orchester wie Publikum standen sichtlich unter dem Eindruck desselben. Der Abend lief in eine verdiente, herzliche Ovation für den Dirigenten Peter Raabe aus. Nicht so erfreulich verlief der Liederabend, den der Bassist Willy Martin mit dem Kaimorchester veranstaltete. Der Sänger war mit seinem Organ schon quantitativ dem Orchester nicht gewachsen und die niederdrückende gedankliche Schwere der gewählten Gesänge von Pfitzner, Strauß und Wolf lag auch seinem begrenzten Ausdruck nicht. So verlief sich der Abend in absteigenden Eindrücken. Auch der amerikanische Komponist Henry Haddley wußte uns im ganzen nicht viel zu sagen. Er ist ein umsichtiger, routinierter, jedoch etwas zu kühler Dirigent, und es ist eine verlorene und aussichtslose Sache, von New-York nach München zu fahren, um dort ausgerechnet das Meistersingervorspiel vorzuführen. Die Kompositionen Haddleys — zwei Sätze aus seiner Jahreszeitensinfonie und eine Orchesterphantasie — sind homophon gehaltene Klanggebilde ohne individuelle Reize, ganz hübsch komponiert, aber wenig Schwung verratend. Heinrich Hofmann, aber in schwächerer Betonung seiner kleinen Eigenart. Die mitwirkende Sängerin Marguerite Lemon vom Metropolitan-Opernhaus hat einen hübschen, biegsamen Sopran, singt aber in zu monotoner Tonfärbung. Die anscheinend vollzählig anwesende englisch-amerikanische Kolonie sorgte für den nötigen Lärm des Erfolgs. — Das sechste Akademiekonzert brachte neben Schumanns Genoveva Ouvertüre eine ganz wundervolle Aufführung von Bruckners Sinfonie, in welcher das herrliche Orchester unter Mottl das Höchste und Letzte gab. Bezüglich der Novität des Konzerts, einem sinfonischen Zwischenspiel (Karnevalsszene) von Franz Schmidt, möchte ich auf das über Haddley Gesagte verweisen, das auch hier mit der Modifikation zutrifft, daß Schmidt in seiner hübschen Unterhaltungsmusik doch mehr Schwung und reicheren Klangsinn aufweist. — Der zweite Eichendorff-Abend bekam durch die Absage der Sängerin Frl. Staegemann ein ziemlich charakterloses Aushilfsprogramm. Der vielgefeierte Opernsänger Ernst Kraus sang neben Liedern von Pfitzner und Hugo Wolf in ganz deplazierter Weise Bruchstücke aus Wagnerschen Werken und holte sich damit den üblichen Festspielerfolg. Ferner war der ausgezeichnete Cellist Heinrich Kiefer eingesprungen, der mit Hans Pfitzner zusammen dessen hier längst bekannte Cellosonate so schön vortrug, daß man darüber die Misere dieses mühsam zusammengestoppelten Notprogramms vergessen konnte.

München. Hermann Teibler.

Im Düsseldorfer Stadttheater zog als letzte Novität Gerh. Hauptmanns „Elga", ein Nokturnus, eine neue Variante des Ehebruchs, in Gestalt eines Traumdramas über die Bühne, mehr eine nach dem Grillparzerschen Novellenstoffe entworfene flüchtige, dramatische Skizze, denn eine ausgereifte Arbeit. Eine von Mönchengesängen nach den Aktschlüssen unterbrochene Handlung zeigt einen sonst bei Hauptmann selten guten szenischen Bewegungselan. Während die besseren Stellen der Dichtung an die Faust-Gretchen-Lyrik stark anklingen und die übrigen über das traditionelle Niveau der dramatischen Sprachplastik nicht hinausragen, sorgt das immerwährende nächtliche Milieu in der pausenlosen Vorstellung dafür, das Publikum in einen gewissen gruseligen Bann zu schlagen. Ohne dieses theatralische Raffinement würde die Wirkung des an sich doch schwachen Stückes, wie auch beim Lesen, ihren Phantasiereiz gänzlich verlieren. — Als eine nachahmenswerte Leistung ist die Aufführung der „Jüdin von Toledo" von Franz Grillparzer, des zwischen Schiller und Goethe stehenden großen österreichischen Klassikers, zu bewerten. Das Stück ist nach einer Dichtung Lope de Vegas gedichtet und hat bei allen sonstigen poetischen und dramatischen Vorzügen den Fehler, einen unwirksamen Schluß zu besitzen. — Das Schauspielhaus in Düsseldorf, das uns lange Zeit zu dem zotenreichen, poesiearmen „Prinzgemahl" zu Gaste lud, scheint in der Tat berufen, den Reformator in der Inszenierung Shakespearescher Schauspiele zu spielen. Bei der Aufführung von „Was ihr wollt" hat es Direktor Lindemann verstanden, sämtliche Orte der Handlung durch weise Raum-Einteilung (es sind deren 4) in den Rahmen eines Bühnenbildes zu zwängen und zwar so, daß man im Hintergrund noch einen Blick auf das Meer hat und auf diese Weise das ganze Stück ohne Unterbrechung heruntergespielt werden kann, eine Wirkungssteigerung von immensem Werte. Nachträglich nimmt allerdings Herr Direktor Dr. Hermann Rauch den Ruhm für sich in Anspruch, am 11. November 1905 im Residenztheater zu Wiesbaden schon dasselbe Stück ohne Szenenwechsel aufgeführt zu haben. Ob die Ortseinteilung genau die gleiche gewesen, scheint indes zweifelhaft, indem Direktor Lindemann in dem Falle schwerlich wagen würde, demnächst mit seiner Einrichtung von „Was ihr wollt" das Ensemble des Schauspielhauses in Berlin gastieren zu lassen.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 11. München, 17. März 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Pius X. und die Trennung von Kirche und Staat.

Von
Jos. Massarette-Rom.

Alle das moderne Staatsleben betreffenden Rundschreiben und Erlasse Leos XIII. gipfeln in dem Gedanken, daß beide Gewalten, die geistliche und die weltliche, von Gott stammen und jede in dem Bereich ihrer Art die höchste ist. Immer wieder proklamiert er das Prinzip des engen freundschaftlichen Zusammenwirkens von Kirche und Staat. Das Vorbild dieses Zusammenwirkens sieht Leo in der bewunderungswürdigen Ordnung und Harmonie, zu welcher der Schöpfer die verschiedenartigsten Kräfte, die sich zu widersprechen scheinen, verbunden habe, damit alles den Zweck des Weltalls fördere. In wechselseitigem Austausch von Rechten und Pflichten sollen sich, nach Leo, die wirksamen und heilsamen Beziehungen zwischen beiden Autoritäten äußern.

Wohl nimmt der große Papst Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse, weist den äußeren Zwang in Glaubenssachen ab und anerkennt in unzweideutiger Weise die zivile Toleranz gegenüber verschiedenartigen Kulten, aber in klaren Worten schildert er wiederholt das Verhältnis von Kirche und Staat, wie es nach der katholischen Lehre sein sollte.

In seiner Enzyklika „Immortale Dei" (1885) heißt es: „Zwischen beiden Gewalten muß eine geordnete Einigung stattfinden, für die man nicht mit Unrecht das Verhältnis der Seele zum Leibe als Bild gebraucht hat."

Und weiter unten: „Das aber ist eine große und unselige Verirrung, wenn man die Kirche, die Gott selbst gegründet hat, verhindern will, ihren Einfluß auf das Leben geltend zu machen, besonders auf den Unterricht der Jugend und auf die häusliche Gesellschaft."

Vorstehende Sätze aus seines Vorgängers Rundschreiben über die christliche Staatsordnung führt Pius X. in seiner neuesten Enzyklika an die Bischöfe, den Klerus und an das Volk Frankreichs an. Bekanntlich bezeichnet er darin die Ansicht, daß man Kirche und Staat von einander trennen müsse, als eine absolut falsche Theorie, einen sehr verderblichen Irrtum; er verurteilt sie als beleidigend für Gott, der übernatürlichen Ordnung widersprechend, wie auch der natürlichen Ordnung, welche Gott sehr weise in die Welt gebracht habe und die eine harmonische Eintracht zwischen beiden Gesellschaften verlange; weiter hebt er hervor, daß die Trennung den Interessen des Staates überaus schädlich sei.

Aus der herrlichen, kraftvollen Ansprache, die der Heilige Vater im geheimen Konsistorium vom 21. Februar hielt, sei nur dies hervorgehoben: „Das ganze Gesetz (der gewaltsamen Trennung des Staates von der Kirche in Frankreich) beruht auf der Verachtung des ewigen, unermeßlichen Gottes, da es behauptet, der Staat brauche ihm eine Verehrung nicht zu erweisen. Und doch ist Gott nicht nur der Herr und König der einzelnen Menschen, sondern auch der Völker und Staaten; daher müssen auch die Völker wie deren Leiter ihn öffentlich anerkennen und verehren. Wenn es aber schon überall ein Unrecht gegen den höchsten Gott ist, ihn zu ignorieren und sich von ihm zu trennen, so ist es in Frankreich weit undankbarer und verderblicher . . ."

Bei einer Zusammenkunft, welche die lombardischen Bischöfe zur Vorbereitung der Akten des Provinzialkonzils in Mailand hatten, wurde die Absendung eines Kollektivschreibens an den Hl. Vater beschlossen. Es ist datiert vom 23. Februar und unterzeichnet von dem Erzbischof von Mailand, den Bischöfen von Pavia, Bergamo, Lodi und dem Weihbischof von Mailand als Vertreter des Bischofs von Crema. Hier der Wortlaut in der Uebersetzung:

„Heiligster Vater! Versammelt zur Vorbereitung der Akten des Provinzialkonzils, stehen wir einmütig unter dem tiefen Eindruck, der in diesem Augenblick auf alle Söhne der katholischen Kirche ausgeübt wird durch die Stimme Euerer Heiligkeit, welche die der Kirche in Frankreich zugefügten Uebel beklagt, und durch das Zeugnis väterlichen Wohlwollens, welches Euere Heiligkeit sich anschickt, jener edlen Nation zu geben. Unsere Bewegung ist um so größer, als wir gezwungen sind, mit eigenen Augen zu sehen, welch verderbliche Wirkung in unserer Umgebung, d. h. auch in unseren Diözesen, eine Stimme ausübt, welche von derjenigen Euerer Heiligkeit allzusehr abweicht und mit der die liberale Presse den stärksten Mißbrauch treibt, der überhaupt möglich ist zum Nachteil der rechten Lehre und der kirchlichen Disziplin . . ." Die Bischöfe erklären zum Schluß, daß sie den päpstlichen Lehren voll und ganz anhängen.

Es ist klar, daß die Bischöfe die Anschauungen ihres Kollegen, des Oberhirten der ebenfalls zur Mailänder Kirchenprovinz gehörenden Diözese Cremona, Msgr. Bonomelli, im Auge hatten. In Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau" wurde dessen Stellung zur Trennungsfrage auf Grund seines letzten Hirtenschreibens dargelegt.

Auf letzteres nimmt unser glorreich regierender Papst Bezug in einem an den Kardinal-Erzbischof Ferrari von Mailand gerichteten Antwortschreiben. Pius X. sagt darin:

„Herr Kardinal! Wir sind Ihnen dankbar für die in dem Schreiben, das Sie zugleich mit den zu Mailand versammelten Bischöfen an Uns gerichtet haben, ausgedrückten Gefühle. Tiefbewegt durch die Uebel, welche den französischen Katholiken bevorstehen, fühlen wir uns gestärkt durch den Gedanken, daß Unsere Apostolische Stimme einen Widerhall findet bei den Seelenhirten, welche sich so Uns anschließen, die Wir, in der Unmöglichkeit, jene hochherzigen, zu schweren Opfern bereiten Gläubigen persönlich zu begleiten, ihnen den Beweis besonderer Zuneigung gegeben haben, indem Wir auf ihre neuen Bischöfe die göttlichen Charismen herabflehten. Lebhafte Erkenntlichkeit empfinden Wir, Ihnen, Herr Kardinal, und den ehrwürdigen Brüdern gegenüber für die Anteilnahme an dem herben Schmerz, der Unser Herz erfüllt wegen einer neuerlichen Veröffentlichung über das Verhältnis von Kirche und Staat, einer an sich und durch die traurigen Umstände, unter denen sie geschah, wahrhaft beweinenswerten Veröffentlichung, noch mehr beweinenswert in Anbetracht der traurigen Folgen, die Sie, Herr Kardinal, und Ihre Kollegen in dem Briefe mit tiefer Bitterkeit beklagt haben, was auch nicht wenige andere italienische Bischöfe getan haben. Wir meinen, den sehr schweren Schaden, welcher daraus der großen Menge derer erwächst, die zu den Meinungen des modernen Liberalismus hingezogen und unkundig der Begriffsunterscheidungen und Feinheiten einzig auf die für autoritativ angesehene Quelle blicken und dann unter der Mitwirkung einer verderbten Presse das tödliche Gift gewisser Grundsätze trinken, die nie von der Kirche angenommen werden können . . . .“

Diese päpstliche Zurechtweisung ist um so mehr verdient, als Bonomelli zur Verteidigung seiner trennungsfreundlichen These den amtlichen Weg eines Hirtenbriefes wählte. Und das noch zu einer Zeit, da die feierliche Stellungnahme Pius' X. zu dem französischen Trennungsgesetz erwartet wurde. Wie verlautet, schrieb der Bischof einen umfangreichen Brief an den Hl. Vater; er kam auch selbst nach Rom, reiste aber wieder ab, ohne den Papst gesehen zu haben.

Schöppenstedt in Braunschweig.

Von

Richard Richardy.

Schöppenstedt — ein Name mit traulichem Klang, uns Deutschen recht lieb und wert, ein köstlich Erbstück aus der Väter Zeit. Abdera, Schilda, Polkwitz, Schöppenstedt, und wie ihr noch heißen möget, ihr Heimstätten eines glücklichen Humors, ihr Tummelplätze fröhlicher Narreteien. Es liegt etwas Kindlich-Heiteres, Goldig-Humorvolles, es liegt wie eitel Sonnengold und Daseinsfreude über eurem Weichbild. In eueren Menschen pulsiert die fröhliche Festesfreude des Mittelalters und die heitere Sorglosigkeit des Rokoko, eure Menschen sind liebenswürdig mit ihren unausgezogenen Kinderschuhen und den köstlichen Streichen, eure Menschen gemahnen uns an die Tage unserer Kindheit, wo wir mit kindlich-einfältigem Sinn unsere Spiele spielten, unbekümmert um den Lärm des uns umflutenden Lebens. Ja, ihr und die Moderne, welch ein Gegensatz! Was ist unser Leben kompliziert gegenüber der Sorglosigkeit des euren. Ihr wußtet noch nichts von Trusts und Syndikaten, brauchtet euch nicht in acht zu nehmen vor elektrischen Leitungsdrähten und Pommernbankaktien, vor Cholera und Genickstarre, gelber Gefahr und Marokkokrisen, Imperialismus, Kommunismus und anderen Ismen unserer Zeit. Ja, ihr waret glücklicher daran. Fast wehmütig erinnern wir matten, müden Menschen der Moderne uns der Mär von Schöppenstedt und Schilda als eines Sanges aus alter glücklicher Zeit, der glücklichen Zeit der Naivität des Menschengeschlechtes. Vergessen, verrauscht, vorüber. Es war einmal. Es ist so ähnlich, wie wenn wir vor einem Bilde Arnold Böcklins stehen und die lustig heitere Lebensfreude der Satyrn und Faune betrachten, oder auch, wenn uns Meister Schwind bei seinen Märchenbildern bunte Träume, Sehnsuchtsträume in die Seele senkt.

Das alte Schöppenstedt lebt in der Erinnerung der Menschen, das moderne ist eben ein modernes Städtchen, mit Staatsbahnhof und elektrischem Licht wie die übrigen. „Schöppenstedt, Gasthaus Deutsches Haus, Städtchen mit 3600 Einwohnern“. So steht im roten Bädeker. Eine knappe, magere Notiz. Es ist auch wirklich nicht viel mehr davon zu berichten; man könnte höchstens noch anfügen, daß das Städtchen etwas von dem anheimelnden Charakter jener Städte zwischen Weser und Elbe an sich hat, den wir aus den Büchern Wilhelm Raabes kennen. Das ist auch alles.

Aber in Braunschweig hegt man recht fürsorgliche Gesinnungen. Man ist dort auf viele und gute Restaurierungen bedacht. Edle Denkmäler der romanischen Kunst, wie die alte Welfenburg Dankwerderode und die prächtige Pfeilerbasilika des Domes, sind zu neuer Schönheit erstanden. Das ehemalige Zisterzienserkloster Riddagshausen, die alte Gründung von Amelungsborn, ist durch eine geschmackvolle Erneuerung wieder zu einem der edelsten Bauten des Uebergangsstiles geworden. Wirklich viel Sinn und Verständnis für ruhmvolle, alte Kulturtraditionen. Auch Schöppenstedt sollte eine Restaurierung erhalten. Man beschloß das. Die alte Gloriole war ja staubig geworden und das Gold des gotischen Namenszuges verblaßt. Eine moderne Renaissance wurde ersonnen. Allerdings ein rinascimento eigener Art. Schöppenstedt! Früher warst du berühmt durch deine Narrenkultur, ob mehr Dichtung und Wahrheit sei dahingestellt; heute bist du wiederum zu einem Kulturbegebnis geworden: du bist die jüngste Ausstrahlung braunschweigischen Geistes, bist in das blendende Licht der Tagesaktualität gerückt und mehr als das, dein Name wird widerhallen von der Tribüne des Reichstages, und der braunschweigische Bundesratbevollmächtigte v. Burgdorf-Cramms Nachfolger wird aufstehen und dich verteidigen, aber trotzdem wird dein Name unter die Kulturtaten des intoleranten Staatskirchentums von den künftigen Kulturhistorikern des zwanzigsten Jahrhunderts verzeichnet werden.

Schöppenstedt in Braunschweig! Der „jüngste“ Fall. Früher hieß es Blankenburg, heute Schöppenstedt. Es ist eben der Ausdruck desselben Systems. Nur die Namen haben sich geändert. Doch kommen wir damit zum Pragmatischen. „Hat also hiermit der Schildbürger Weisheit, als ein Vexordium dieser Historie ein Ende, und folget die Narrazion“, heißt es im alten Schildbürger-Volksbuch.

Mit einem „eigentümlich Ding“ muß der Narrazion beginnen. Es geht eben recht eigentümlich zu, wenn der Bischof von Hildesheim, zu dessen Diasporadiözese die Braunschweiger Katholiken als Schmerzenskinder gehören, daselbst einen Geistlichen anstellen möchte. Es wird ihm das recht schwer gemacht. Während der Bischof in Preußen Hilfsgeistliche anzustellen das Recht hat, wo und wie viel er will, müssen in Braunschweig bei Neubesetzung einer Kaplanstelle erst zwei wichtige Bedingungen erfüllt werden. Einmal muß jeder Geistliche vor Antritt seiner Amtstätigkeit vor dem Stadtmagistrat bzw. vor der Kreisdirektion „zu Protokoll angeloben“, daß er den Vorschriften des Katholikengesetzes getreulich nachkommen will. Dann aber — und das ist das zeitlich Frühere und Bedeutsamste — muß erst die „Bestätigung“ des herzoglich braunschweigisch-lüneburgischen Staatsministeriums erfolgt sein. Diese Bestätigung bzw. Nichtbestätigung ist eine der wundesten Stellen in der Katholikengesetzgebung des Landes. Die Regierung „bestätigt“ nur, wenn ein Bedürfnis vorliegt. Diese Bedürfnisfrage entscheidet aber nicht der Bischof, sondern die hohe Staatsregierung. Ihrem Ermessen und Entscheid ist es überlassen, ob in jedem Einzelfalle ein „dauerndes Bedürfnis“ vorliegt; ein etwa erbrachter Nachweis wird mit „größter Vorsicht“ geprüft. Das Resultat solcher Bedürfnisprüfungen kann man aber schon gewöhnlich a priori mit „Nein“ ansetzen. Gerade der Fall Blankenburg hat eine derb realistische Illustration zur Reformbedürftigkeit der braunschweigischen Regierungsgesinnung in puncto der Anstellung von Geistlichen erbracht. Siebzehn Jahre hat es bedurft, bis schließlich die Konzession Blankenburg vor einigen Wochen erfolgte. Siebzehn Jahre Bitten auf der einen, siebzehn Jahre Reflexion auf der anderen Seite, und warum und worüber? Damit der Kaplan, der von Halberstadt, der preußischen Harzgrenzstadt aus, die Seelsorge in Blankenburg wahrnimmt, daselbst auch Wohnung nehmen kann!

Dieser Fall Blankenburg! Kotzebue hat einmal ein Lustspiel über die deutschen Kleinstädter geschrieben, und was er von diesen hielt, das hielten er und andere auch von den Kleinstaaten, und andere haben damals darüber noch schärfer geurteilt. Und jetzt sind schon an die hundert Jahre darüber verflossen. Wir stehen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, und in Zentenarbetrachtungen hat die deutsche Nation es sich selbst gestanden, welch große Kulturmission wir zu erfüllen haben, wie herrlich weit wir es gebracht, wir — um in dem Zentenarstil der letzten Jahre zu reden — wir, das Volk Kants und Fichtes, Goethes und Bismarcks, wir, die Edelsten der arischen Edlen! Dabei herrscht im großen Deutschen Reich, mehr hundertjährigen Wendungen und Wandlungen zum Trotz, vieler

orts noch jener Grundsatz des Staatskirchentums: Cuius regio, eius religio; man braucht dieserhalb nur Ausschau zu halten nach den Thüringer Bergen oder dem Schweriner See, nach der Sächsischen Schweiz und „dem klassischen Land der Intoleranz" an der Oker. Die Kulturhistoriker späterer Tage werden von manchem dunklen Schatten des jetztzeitigen Deutschlands zu buchen haben. Auch der Toleranz, einer der besten Wertmesser einer Volkskultur, werden sie ein eigenes Kapitel zu widmen wissen; Braunschweig wird mehr als ein wertvolles Blatt und Blankenburg mehr als eine interessante Fußnote darin sein. Vielleicht wird auch der Historiker bei diesem Stoff zum Satiriker!

Doch genug über Blankenburg! Es ist ja Ende Juli oder Anfang August genehmigt. Fernerstehende hätten meinen können, es sei fürderhin eine Wendung und Wandlung zum besseren in der braunschweigischen Regierungsgesinnung zu erwarten. Doch das wäre ein kurzlebiger Optimismus gewesen. Auf diese „Konzession" mit ihrem siebzehnjährigen Werdegang folgte kaum acht Tage darauf — eine Ablehnung. Diese betrifft das eingangs genannte Schöppenstedt und ist nicht weniger intolerant als der erledigte Fall Blankenburg. Vor einiger Zeit hatte nämlich der Bischof von Hildesheim nach eingehender Prüfung der Verhältnisse bei der herzoglichen Staatsregierung den Antrag gestellt, in Wolfenbüttel einen Kaplan anstellen zu dürfen, der zugleich alle 14 Tage in Schöppenstedt in einem Saale Gottesdienst halten sollte. Zur Begründung dieses Gesuches konnte auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der Pfarrer und einzige Geistliche von Wolfenbüttel wegen seines großen Amtsbezirkes kaum seine Geschäfte bewältigen kann. Es gehören bzw. rechnen sich zu Wolfenbüttel die Katholiken von Stadt Wolfenbüttel, Amtsgerichtsbezirk Wolfenbüttel, Stadt Schöppenstedt, Amtsgerichtsbezirk Schöppenstedt und Amtsgerichtsbezirk Salder. Es ist das ein Flächenraum von nicht mehr und nicht minder als 638,13 Quadratkilometer mit 4313 katholischen Bewohnern! Der beantragte Hilfsgeistliche sollte also den Pfarrer von Wolfenbüttel entlasten, dann aber auch periodischen Gottesdienst in Schöppenstedt abhalten. Letzteres ist dringend notwendig geworden. Die Entfernung zwischen Schöppenstedt und Wolfenbüttel beträgt 17,7 Kilometer; in der Stadt Schöppenstedt wohnen 242, im Amtsgerichtsbezirk 625, in Summa also 867 Katholiken, wirklich eine Zahl, welche dringend einen eigenen Geistlichen und eine eigene Kirche für Schöppenstedt verlangte. Aber soviel getrauen sich die Katholiken gar nicht zu erbitten. Sie suchen nur um periodischen Gottesdienst in Schöppenstedt nach, und zwar durch einen Hilfsgeistlichen in Wolfenbüttel. Dieses bescheidene Ansinnen wird noch bescheidener dadurch, wenn man erfährt, daß der braunschweigische Staat durch die Neugründung der Kaplanstelle gar nicht finanziell belastet werden soll. Doch das bescheidene Gesuch wurde abgelehnt, weil . . . . weil kein Bedürfnis vorhanden sei!

Kein Bedürfnis! Das Ministerium versucht das mit dem Hinweis zu begründen, daß die katholischerseits angegebenen, amtlich festgestellten Zahlen nicht stimmten, weil zur Zeit der letzten Volkszählung (1900) vorübergehend eine größere Anzahl von Arbeitern beim Bahnbau Braunschweig-Schöningen beschäftigt gewesen sei und die Kampagne der Zuckerfabriken manche fremde Arbeiter herangezogen habe. Trefflich kritisiert aber das Braunschweiger Zentrumsblatt, das „Br. Wochenblatt", diese ministerielle Rechenarbeit, wenn es darauf aufmerksam macht, „daß die Volkszählung am 1. Dezember gehalten wurde, also zu einer Zeit, wo die polnischen und eichsfeldischen Saisonarbeiter, die im ganzen Bezirke fast acht Monate des Jahres hindurch in großen Scharen weilen, bereits wieder in ihrer Heimat waren". Des weiteren bemerkt es rücksichtlich der Heranziehung fremder Arbeiter zur Kampagne der Zuckerfabriken sehr treffend: „Letzteres geschieht bekanntlich alljährlich, und es wäre zu wünschen, daß auch diesen Gelegenheit geboten würde, ihren religiösen Pflichten nachzukommen". Es fügt noch hinzu: „Die Zahl der beim Bahnbau beschäftigt gewesenen Personen steht sicher nicht im Verhältnis zu der der alljährlich wiederkehrenden Feldarbeiter. Die nächste Volkszählung am 1. Dezember d. Js. wird sicherlich beweisen, daß keine Abnahme der katholischen Bevölkerung, eher eine Zunahme stattgefunden hat. Die Regierung würde also keinen Mißgriff getan haben, wenn sie die amtliche Statistik zugrunde gelegt hätte; statt dessen hat sie Gutachten unterer Instanzen eingeholt und durch sie Erhebungen veranstaltet." Unter diesen unteren Instanzen sind Kreisdirektion und Magistrat zu verstehen, bei welchen sich die Regierung rücksichtlich des Bedürfnisses Rat erholte. Beide antworteten im ablehnenden Sinne. Der ablehnende Rat des Magistrats der Stadt Schöppenstedt wurde in der Bürgerschaft ruchbar, und es ist dieserhalb zu einem mehr als interessanten Gegensatz zwischen Magistrat und einem Teile der evangelischen Bürgerschaft gekommen. Der Magistrat sah sich scharfen Angriffen in dem dortigen Preßorgan ausgesetzt, und an die vier Dutzend Schöppenstedter Bürger haben öffentlich einen entschiedenen Protest gegen die Haltung der Stadtverwaltung eingelegt. Sie schrieben dabei den schönen Satz nieder: „Gerade in der Freiheit der Glaubensauffassung ist der Ursprung der evangelischen Kirche zu suchen und in derselben Freiheit und friedfertigen Duldung liegt ihre Stärke, nicht aber in orthodoxer Intoleranz!" Brave Schöppenstedter! Diese Worte, die euch euer gesunder, schlichter Bürgerverstand diktiert hat, müssen euch in den Tagen des Evangelischen Bundes doppelt angerechnet werden. Allerdings sprechen auch — und das nicht in geringem Maße — wirtschaftliche Momente bei diesen Schöppenstedter Protestlern mit. „Auf den großen geschäftlichen Vorteil, den sehr viele Geschäftsleute hiesiger Stadt von fraglichem Gottesdienst haben würden, brauche ich nicht näher hinzuweisen", erklärte einer von ihnen in der „Elmzeitung". Ganz moderne Menschen also, die heutigen Schöppenstedter, business. Nun, es schadet auch nicht, daß sich der Katholizismus im Lande Braunschweig wirtschaftlich geltend macht und ihm einmal die „Materie" ihre Unterstützung leiht, wenn er vergebens an ideelle Momente wie „Gewissensfreiheit", „Parität", „Kultur" appellieren muß. Uebrigens erinnert der Gegensatz zwischen Regierung und Magistrat einerseits und dem klugen und gesunden Sinne der Bürgerschaft anderseits an ein bekanntes Sprichwort, dessen Zitierung wir aber absichtlich unterlassen wollen.

Kein Bedürfnis! meint das herzogliche Ministerium. Meint es damit, daß der katholische Pfarrer von Wolfenbüttel noch größere Anforderungen an Gesundheit und Körperkräfte stellen kann, als bereits schon geschieht? Es sollte doch nur mal die Beschreibung eines Sonntags in der „Germania" nachlesen, wie ihn der Pfarrer daselbst gehabt hat. Morgens Beichtstuhl, 7½ Uhr Frühmesse, wiederum Beichtstuhl bis zum Hochamt und der Predigt um 9½ Uhr. Nach dem Gottesdienst sofort aus der Sakristei fort zum Bahnhofe, um nach E. zur Beerdigung zu kommen. Er fährt zwei Stationen, besteigt dann einen offenen Wagen, um nach ¾stündiger Fahrt anzukommen, hält die Beerdigung, kehrt zu Wagen zurück, gelangt mit der Eisenbahn gegen 1 Uhr zurück, 1½ Uhr Christenlehre und Andacht, Kopulationen, dann mit der Eisenbahn nach einer anderen Richtung, um daselbst eine zweite Beerdigung vorzunehmen, von der er um 7 Uhr abends zurückkehrt. An den meisten Sonntagen kommt der Geistliche vor 12 Uhr von morgens an nicht aus der Kirche heraus — und das alles bekanntlich, ohne das Geringste genossen zu haben. Der Pfarrer erklärt, dies in Zukunft nicht mehr leisten zu können, der Bischof will ihm Hilfe geben — das braunschweigische Ministerium antwortet lakonisch: Kein Bedürfnis. Wo bleibt die menschliche Rücksicht?

Kein Bedürfnis! Man spricht heute, um mit Alphonse Kannegießer zu reden, von einer détresse de l'agriculture allemande und einer damit zusammenhängenden Leutenot. Man erfährt das in Braunschweig am eigenen Leibe. Man hat dort ein schreiendes Bedürfnis nach den fleißigen Arbeitshänden der Eichsfelder und Polen. Man schätzt sich glücklich, beide — nebenbei bemerkt — katholische Arbeitergruppen zur „Saison" im Lande zu haben. Ohne diese geht es nun einmal nicht mehr. So auch in der Umgegend von Schöppenstedt. Man spannt Sehnen und Muskeln dieser Leute in schwerer Arbeit zur heißen Sommerszeit aufs höchste an; wenn aber das Menschenherz auch zu seinem Rechte kommen will und am Sonntag nach religiöser Erquickung verlangt, was dann? — Kein Bedürfnis für einen vierzehntägigen Gottesdienst in Schöppenstedt. Nun, aber die katholischen Arbeiter denken anders, und ihre religiöse Triebkraft ist stark genug, um einige Stunden Fußwanderung oder die Kosten der Eisenbahnfahrt nach dem verhältnismäßig weitgelegenen katholischen Gotteshaus in Wolfenbüttel zu tragen, also der harten Arbeit des Werktags noch eine Sonntagsstrapaze anzufügen. Aber was geht die Leute denn eigentlich der Sonntag an? Kein Bedürfnis — denkt man an anderer Stelle. Wenn die Leute nur von Montag bis Sonnabend tüchtig arbeiten, die Jahresrente der Großgrundbesitzer und die Dividende der Aktionäre vergrößern helfen. Auch eine Art des Manchestertums. L'homme-machine. Dabei bestehen im Deutschen Reiche auch Gesetze über Sonntagsruhe. Aus welchen Tendenzen heraus diese Gesetze wohl geschaffen sein mögen? Nur aus wirtschaftlichen?

Kein Bedürfnis! Ob man denn in Braunschweig gar kein Bedürfnis hat, durch Erhaltung der religiösen Lebenskräfte die Hochflut der Sozialdemokratie einzudämmen? Weiß man denn nicht, daß auf dem vorletzten Parteitage der braunschweigischen

Sozialdemokratie bereits im voraus das Herzogtum Braunschweig neben dem „roten Königreich" Sachsen als das „rote Herzogtum" gefeiert wurde? Geht denn die Tatsache, daß das kleine Land bei den Reichstagswahlen 1903 gegen 36,000 sozialdemokratische Wahlstimmen aufbrachte, eindruckslos an den maßgebenden Stellen vorüber? Gewiß ist man durch ein eigenartiges Landtagswahlrecht vor einer Landtagsinvasion der Sozialdemokratie gut geschützt, aber hat man nicht auch Pflichten gegen das Reich und wichtige nationale Interessen wahrzunehmen, auch dann, wenn es sich — nicht um Matrikularbeiträge handelt?

Kein Bedürfnis! Als ob sich nicht gerade in Braunschweig zum Kapitel von der Religion und den breiten Massen ein eigener Kommentar schreiben ließe! Wir haben im vergangenen Jahre in der „Augsb. Postztg." bereits einiges darüber niedergeschrieben. Wir haben auch über die religiöse Not und Glaubenslosigkeit der Zeit, über den Einfluß der Nietzsche und der Haeckel auf die breiten Massen des Volkes nirgendswo beweglichere Klagen gehört als in einer Predigt im protestantischen Dom zu Braunschweig. Es war das eine ergreifende Charakteristik der dortigen Bevölkerung, und wir hörten und blickten dabei auf die restaurierten Heiligenbilder des romanischen Langhauses, auf die Grabdenkmäler Heinrichs des Löwen und der Mechtildis, Otto des Vierten und seiner Gemahlin Beatrix, und überdachten dabei den Wandel der Zeiten.

Kein Bedürfnis! Ob sich vielleicht eine geheime Befürchtung hinter dem Worte verbirgt? Die Angst, daß der zur Genehmigung beantragte Kaplan für Schöppenstedt in Wolfenbüttel die evangelisch-lutherische Landeskirche in ihren Grundfesten erschüttern wird? Doch grundlose Befürchtung. Es müßte das doch ein schwacher Bau sein, der nicht einmal das stille Wirken eines Wolfenbüttler Kaplans vertragen könnte. Wir können das nicht glauben. Wir müssen uns dabei immer an das Diktum des lutherischen Pastors Hillmann-Braunschweig erinnern. Dieser hat einmal, als es sich um die Konzession eines anderen und oft schon erwähnten Toleranzpunktes vor einigen Jahren handelte, den ängstlichen Seelen unter seinen Amtsbrüdern gegenüber, die da meinten, der Bau der Landeskirche könne ins Wanken geraten, die Worte niedergeschrieben: „Dann ist sie wert, daß sie zugrunde geht". (Cismontanus, S. 56.) Und noch etwas: Es ist uns ungeheuerlich zu glauben, daß dem Protestantismus ein Kaplan in Wolfenbüttel soviel schaden könnte wie jener Mann, dem die herzogliche Regierung vor langen, langen Jahren einmal Einlaß in Wolfenbüttel gewährte. Es ist das jener Mann, der die Rettung des Cochläus und des Lemnius geschrieben, der in Wachen der Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes von H. S. Raimarus polemisierte, der die „Theologaster" mit Schimpf und Hohn überhäufte und in seinen Axiomala und in der nötigen Antwort den Bibelglauben zu erschüttern versuchte, der schließlich im Jahre 1778 das letzte Fragment seines Ungenannten „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" herauszugeben vermochte. Das alles schrieb jener Wolfenbüttler Gelehrte unter den Augen der braunschweigischen Regierung, in deren Diensten er stand, und wenn sich diese schließlich auch ins Mittel legen mußte, so geschah dies in einer ungleich milderen Form als in dem Kabinettsbefehl, der 1723 an Christian Wolff erging. Wir fragen noch einmal, ob ein Wolfenbüttler Kaplan jemals soviel schaden wird wie jener, wenn er seinen Glaubensgenossen predigt und die Sakramente spendet? Welch merkwürdiger „Fortschritt" überhaupt, wenn man das Braunschweig am Ausgang des 18. und an der Schwelle des 20. Jahrhunderts einander gegenüberstellt!

Kein Bedürfnis! Die Entscheidung der Regierung ist um so bedauerlicher, als schon vor 11 Jahren der Antrag auf Einführung eines periodischen Gottesdienstes abgelehnt wurde. Die Konzession Blankenburg hat 17 Jahre Reflexionszeit erfordert. Ob Schöppenstedt auch so lange harren muß, bis die Frucht reif zu Boden fällt? Oder denkt man daran, Schöppenstedt noch „eigenartiger" zu behandeln, es zu einem echt braunschweigischen Kuriosum auszubauen, den alten historischen Erinnerungen Schöppenstedts einen „modern-braunschweigischen" Appendix anzufügen? Es ist das eine offene Frage. Wer will eine Antwort darauf geben? Der Kenner der Verhältnisse antwortet wenig hoffnungsfreudig.

Wie lange wird man noch zu klagen und zu sagen haben über „Schöppenstedt in Braunschweig"?

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Regentenfest und Amnestie in Bayern.

An die Feste des Kaiserhauses schloß sich in Bayern die erhebende Feier des 85. Geburtsfestes des Prinz-Regenten Luitpold. An das patriotische Hochgefühl des bayerischen Volkes, das seinen Herrscher als den Nestor der europäischen Fürsten in wunderbarer Rüstigkeit seines hohen Amtes walten sieht, schließt sich die ganze deutsche Nation herzlich an; denn sie weiß die hohen Fürstentugenden des unermüdlichen Regenten und ihre segensreichen Wirkungen für das Verhältnis Bayerns zum Reich, die Eintracht der deutschen Fürsten und das Wohl der gesamten deutschen Bundesstaaten dankbar zu schätzen.

Mit besonderem Interesse betrachtet man im Norden die Amnestie für eine bedeutende Zahl von militärischen und bürgerlichen Straffällen. Die Mannigfaltigkeit, die wir im Deutschen Reiche mit der notwendigen Einigkeit in Harmonie zu bringen wissen, zeigt sich auch in diesem Punkt. In Berlin ist bekanntlich keine Amnestie erlassen worden. In einigen Blättern wurde angedeutet, daß die in München geplante Amnestie in Frage gestellt sein könnte, weil sie nach dem negativen Vorgange in Berlin als demonstrativ erscheinen könnte. Eine überflüssige Besorgnis! Das Begnadigungsrecht ist ein so persönliches Recht des Monarchen, daß jeder Herrscher es mit Fug nach seiner individuellen Eigenart ausübt und kein Herrscher daran denken wird, dem anderen in dieser Hinsicht irgend welche Beschränkungen zuzumuten. Hier scheint man mehr der verstandesmäßigen Auffassung zu folgen, daß in der gelegentlichen und klassenweisen Begnadigung ohne Prüfung des Einzelfalles eine gewisse Willkür, eine Art Glückspiel liege, während man dort den kritischen Verstand nicht als das allein maßgebende betrachten, sondern auch dem eigenen Gefühlstrieb und den an das Herkommen sich anklammernden Hoffnungen der Bedrängten einen Spielraum lassen will.

Man muß beide Standpunkte zu verstehen suchen, wenn auch die Sympathie des Einzelnen mehr einer oder der anderen Richtung zufallen mag. Vom allgemeinen politischen Standpunkt aus dürfen wir uns freuen, daß im Deutschen Reich die tüchtigen Fürsten mit dem tatkräftigen Kaiser an der Spitze sich so trefflich in ihrer Eigenart frei entwickeln können.

Aprilwetter in Algeciras.

In der vergangenen Woche war über die Konferenz die Frühlingssonne aufgegangen; aber in der Zeit vom Samstag bis Sonntag zogen sich wieder Wolken zusammen, wie der Berliner Telegraph sich ausdrückte. An sich bilden Wetterlaunen bei einer so weitgreifenden diplomatischen Verhandlung keine auffallende Erscheinung; für den politischen Meteorologen sind jedoch die jüngsten Bewegungen besonders interessant wegen ihres Zusammenfalles mit der Ministerkrisis in Paris.

Das Ministerium Rouvier war schon längst wackelig geworden; nur glaubte alle Welt, die Kammer werde ihm eine Schonzeit bis nach Erledigung des Marokkohandels gewähren. Aber plötzlich kam ein Mißtrauensvotum zustande zur Ueberraschung der Zuschauer und allem Anschein nach auch der Kammer selbst. Also eine Ministerkrisis aus innerpolitischer Taktik während einer hochpolitischen Krisis ersten Ranges! „Ha, nun wird Deutschland unsere Verwirrung ausnutzen und erst recht unnachgiebig auftreten!" So rief ein Teil der Franzosen und der Französling. Es kam ganz anders. Gerade während Rouvier als Demissionär zwischen Tür und Angel stand, vollzog sich die langersehnte Annäherung. Deutschland erklärte das französisch-spanische Polizeimandat für tolerabel, wenn Garantien für die internationalen Interessen gegeben würden. Oesterreich-Ungarn brachte darauf einen Vermittlungsvorschlag ein, der einen Offizier einer dritten Nationalität (Holland oder Schweiz) mit der Aufsicht über den ganzen Polizeidienst und zugleich mit dem örtlichen Kommando in Casablanca betrauen will. Deutschland nahm den österreichischen Vorschlag im Prinzip an mit der Erklärung: „Bei diesem Entgegenkommen, durch das wir einen Teil unserer bisherigen Vorschläge fallen lassen, leitet uns die Hoffnung, eine allgemeine Verständigung herbeizuführen." Man rechnete bestimmt darauf, daß Frankreich, nachdem ihm die Polizeiforderungen im wesentlichen bewilligt waren, wegen der Aufsichtsfrage keine Schwierigkeiten mehr machen und auch in der Bankfrage die früher angedeuteten Zugeständnisse machen werde. Jedoch in der Sonntagssitzung — Sonntagsarbeit soll ja nicht

geeignet sein! — zeigten die französischen Vertreter eine überraschende Hartnäckigkeit; sie bestanden auf dem Anspruch, für ihr Konsortium drei (statt der angebotenen zwei) Anteile an dem Bankkapital zu erhalten, und weigerten sich, den Hafen Casablanca dem neutralen Polizeiinspektor zu unterstellen. Woher dieser Umschwung? Nach dem Satze „post hoc, ergo propter hoc" könnte man vermuten, daß Herr Rouvier, der zunächst auf sein Verbleiben im neuen Ministerium als Minister des Auswärtigen gerechnet hatte, am Ausgang der Woche seine Beiseiteschiebung durch Herrn Bourgeois erkannte und infolgedessen sich versucht fühlen konnte, die Verantwortlichkeit für die fraglichen Zugeständnisse seinem Nachfolger zuzuschieben.

Unsere Offiziösen stellen fest, daß jetzt die Mehrzahl der Delegierten in Algeciras den deutschen Standpunkt teilt, und daß sogar die Russen jetzt den Zeitpunkt für ein weiteres Nachgeben Frankreichs als gekommen erachten. Die Position Deutschlands ist offenbar durch die jüngsten Zwischenfälle bedeutend verbessert worden. In Frankreich gibt es bekanntlich eine einflußreiche Partei, namentlich in den Kreisen der großen, exotischen Spekulanten, die auf ein Scheitern der Konferenz hinarbeiten. Aber es scheint uns: für eine solche Politik ist nunmehr der rechte Augenblick verpaßt, und der neue Leiter der französischen auswärtigen Politik würde auch dann einlenken müssen, wenn es ein weniger besonnener Mann wäre als der erfahrene Bourgeois.

Die französische Ministerkrisis.

Ursache und Anlaß, Zweck und Vorwand decken sich häufig nicht, weder beim Krieg noch beim Ministersturz. Wenn man aus der höchst verfahrenen Sitzung, die zur Krisis in Paris führte, überhaupt einen roten Faden herausschälen kann, so erscheint als Anlaß zum Sturze des Ministeriums die kirchenpolitische Schwierigkeit, namentlich die skandalösen Vorfälle bei der Inventaraufnahme. Die äußerste Linke forderte, daß die Regierung schneidiger gegen den Widerstand der Katholiken auftreten soll; die Rechte und die Gemäßigten verlangten dagegen Einstellung der Inventur bis zur Beruhigung der Gemüter. Die Regierung sprach weder warm noch kalt, sondern lau, und so fand sich eine Mehrheit von rechts und links gegen sie zusammen. Aber da die Regierung immerhin die weitere Durchführung des Trennungsgesetzes versprach und an ihrem „guten" kulturkämpferischen Willen nicht zu zweifeln war, hätte die äußerste Linke gut mit Ja stimmen oder sich enthalten können. Diese roten und radikalen Herren wollten aber eine Krisis zu dem Zwecke, an Stelle des Herrn Dubief, der nicht zu ihrem engeren Clan gehört, einen anderen Minister des Innern als W a h l m a c h e r zu erhalten. Die Wahlspekulation war das treibende Moment bei diesen wie auch schon bei mehreren vorhergehenden Kammerbeschlüssen (Herabsetzung der Reserveübungen, Altersversicherung auf Staatskosten, Herabsetzung des Briefportos). Einerseits hascht der Block nach Popularität, anderseits will er den Wahlterrorismus von oben in kräftigen Gang bringen. Anscheinend trauen die vereinigten Häuptlinge der Logen und der Sozialistenausschüsse der Volksstimmung nicht recht; sie scheinen besonders beklommen zu sein infolge des Widerstandes gegen die Inventaraufnahme in den Kirchen, der an Ausdehnung und Heftigkeit überraschend groß geworden ist.

Der neue Präsident der Republik hatte es bei der ersten Probearbeit der Kabinettsbildung nicht gerade leicht. Er blieb bei dem alten Radikalen Sarrien als dem Sammler und Vorsitzenden des neuen Ministeriums hängen. Sarrien will nun eine Art „großes Ministerium" bilden, indem er die berühmtesten Namen aus den verschiedenen Block-Parteien vereinigt, u. a. Herrn **Briand**, den sozialistischen Vater des Trennungsgesetzes, Herrn **Bourgeois**, der längst als hochpolitisches Prunkstück gilt, und Herrn **Clemenceau**, der als Ministerstürzer hochberühmt ist, aber bisher der eigenen Arbeit an verantwortlicher Stelle sich stets entzogen hatte. Letzterer würde als Minister des Innern der Wahlmacher werden. — Seit das „große Ministerium", das einst Gambetta bildete, so schnell und gründlich Fiasko machte, ist das Vertrauen auf die andauernde Leistungsfähigkeit eines Kabinetts von lauter Berühmtheiten sehr gesunken. In Sachen der Kirchenpolitik, die uns zumeist interessiert, wird das neue Ministerium schwerlich bessere Wege einschlagen als das verflossene. Die Katholiken Frankreichs werden sich wohl begnügen müssen mit dem wahltaktischen Vorteil, noch kurz vor der Befragung des Volkes den Glauben an die unerschütterliche Festigkeit des Blockes geschwächt zu haben. Im übrigen hängt alles davon ab, inwieweit sie die Unzufriedenheit des Volkes mit dem Trennungsgesetze und seinen Wirkungen auszunützen verstehen.

Was die Statistik lehrt.

Von

Dr. M. Flemisch, Mitglied der bayer. Abgeordnetenkammer.

Meine diesbezüglichen Ausführungen in Nr. 7 der „Allgemeinen Rundschau" werden von der „Wartburg" aufgegriffen und in i h r e r Weise glossiert. Das Blatt redet seinen Lesern vor, ich hätte über die R ü c k s t ä n d i g k e i t d e r K a t h o l i k e n geklagt. Das ist in dieser Form gar nicht wahr; ich habe ausdrücklich bemerkt, daß ich eine q u a l i t a t i v e Inferiorität der Katholiken auf geistigem Gebiete — und diese meinen unsere verehrten Gegner ja insgemein, wenn sie mit dem Schlagwort von der katholischen Rückständigkeit operieren wollen — n i c h t anerkenne, habe aber — und das ist die Summe meiner Ausführungen — wohl behauptet, daß die Katholiken q u a n t i t a t i v an den höheren Studien sich nicht in dem Maße beteiligen, wie die Protestanten.

Die „Wartburg" beschäftigt sich dann mit den von mir mitgeteilten Ziffern, läßt den Satz, daß die Verteilung der Progymnasien und Lateinschulen auf die protestantischen und katholischen Gebiete eine sehr ungleiche sei, völlig unter den Tisch fallen und meint schließlich, der tiefste Grund der für die Katholiken ungünstigen Statistik liege in der U e b e r s c h ä t z u n g d e s g e i s t l i c h e n S t a n d e s, die vom Zentrum noch gefördert werde.

Zunächst scheint die „Wartburg" nicht zu wissen, daß in Bayern auch heute noch eher ein Priestermangel als Ueberfüllung besteht — trotz der „Ueberschätzung des geistlichen Standes".

Außerdem ist der Satz von dem „tiefsten Grunde" aus dem Zusammenhang nicht ganz verständlich; man weiß nicht, bezieht er sich auf die gesamte Statistik oder nur auf die Frequenz der Realanstalten. Sollte das „wissenschaftlich ernst zu nehmende" Organ des Evangelischen Bundes damit seine früher einmal geäußerte Behauptung aufrecht erhalten, daß den katholischen Theologen in Bayern die g y m n a s i a l e V o r b i l d u n g erlassen sei, so wäre dieses Verfahren angesichts der erst unlängst in der katholischen Tagespresse gemachten Rektifizierung eine jener unbegrenzten Möglichkeiten, an die man sich bei der „Wartburg" in katholischen Dingen nachgerade gewöhnt hat.

Für meine Glaubensgenossen brauche ich wohl nicht eigens zu konstatieren, daß in den Ziffern, die ich in meinem ersten Artikel gegeben habe, selbstredend auch diejenigen, welche später Theologen werden wollen, m i t e i n g e r e c h n e t sind und zwar in den Ziffern der h u m a n i s t i s c h e n Anstalten. Diese Ziffern sind also für die Katholiken ungünstig nicht weil, sondern t r o t z d e m der geistliche Stand „überschätzt" wird.

Sollte die „Wartburg" dagegen mit ihrem Satz nur die Realanstalten im Auge haben, so ist sie ebenso auf dem Holzweg. Die sieben bayerischen Lyzeen wurden im Jahre 1903/04 von 753 Theologiestudierenden frequentiert; dazu kommen noch ca. 200 Zöglinge des Georgianums in München und des bischöflichen Klerikalseminars in Würzburg, die ihre theologische Fachbildung an der Universität erhalten; das macht zusammen rund 950 Theologen. Zieht man diese Zahl von der Gesamtziffer der katholischen Latein- und Gymnasialschüler ab, so berechnet sich der Anteil der Katholiken am humanistischen Studium zwar auf einen geringeren Prozentsatz (ca. 65%), aber das Mißverhältnis zwischen der Frequenzziffer der humanistischen und realistischen Anstalten bleibt für die Katholiken im wesentlichen doch bestehen.

Die geringe Neigung der Katholiken zum realistischen Studium wird also durch die „Ueberschätzung des geistlichen Standes" n i c h t erklärt.

Im übrigen möge die „Wartburg" mit ihrer Nörgelei zu Hause bleiben. Ein Organ, dessen grandiose Unwissenheit in Catholicis erst unlängst auch vor Gericht festgestellt worden ist, das seinem ganzen Charakter nach den Katholizismus gar nicht objektiv beurteilen d a r f, lehne ich als kompetenten Zensor über katholische Angelegenheiten grundsätzlich ab. Ich habe vorstehende Zeilen auch nicht geschrieben, um meinen Artikel gegen die „Wartburg" zu verteidigen oder dieselbe aufzuklären, sondern um die journalistische Manier dieses Blattes einerseits und seine „Tiefgründigkeit" anderseits wieder einmal in die gebührende Beleuchtung zu rücken.

Französische Zeitläufe.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Das päpstliche Schreiben an die Kardinäle, den Episkopat und das katholische Volk Frankreichs, sowie der begonnene Kirchenstreit stehen schon nicht mehr im Vordergrunde der Tagespolitik.

Die Ankunft des Königs von England und der Sturz des Ministeriums Rouvier sind die Tagesereignisse. Obgleich Eduard VII. als Herzog von Lancaster reist, ist doch seine Einladung an Delcassé sehr bemerkt worden, dessen Namen als das Symbol des herzlichen Einvernehmens mit England betrachtet wird, geradeso wie man in früheren Jahren die seitens des Königs, damaligen Prinzen von Wales, an den Türkenhirsch ergangenen Einladungen ebenfalls als ein Symbol, jedoch anderer als politischer Natur betrachtete.

In besonnenen politischen Kreisen ist man über den Sturz Rouviers beunruhigt, da Clemenceau und dessen Partei am Laden liegen, um die eröffnete Erbschaft anzutreten.

Der Gang der Verhandlungen der Konferenz von Algeciras verursacht noch immer patriotische Beklemmungen. Seitdem aber die Polemik mit der deutschen Presse eingestellt wurde, ist die Aufregung weniger groß als die, welche durch die Zwischenfälle hervorgebracht worden ist, die sich gelegentlich der Kirchen-Inventarien an den verschiedensten Orten des Landes abgespielt haben.

Alle diese Ereignisse haben die Besitznahme des Sessels des Staatsoberhauptes seitens des Herrn Fallières ziemlich in den Hintergrund gedrängt. Der neue Präsident bewohnt den Elysée-Palast seit vierzehn Tagen; hätte er aber nicht einem Ministerrate vorgesessen, so würden nur hungerige Zeilenfischer von seiner Tätigkeit Notiz genommen haben. Durch dieselben hat bis jetzt das Publikum erfahren, daß Frau Fallières ihre alte Köchin mitgenommen, die in der Familienküche den Kochlöffel zu führen hat, während den „Herren Chefs“ die offizielle Küche anvertraut bleibt, welche die amtlichen Gastmähler und Staatsdiners zu versorgen haben wird.

Kaum sitzt aber Herr Fallières im Sattel, so kommen schon seine engeren Landsleute von den Ufern der Garonne, um ihn zu bitten, den ersten amtlichen Besuch seiner alten Heimat zu machen. Der Präsident hat die Einladung angenommen und wird sich im Laufe des Frühlings nach dem Hauptorte seines Geburtsdepartements des Lot und Garonne, Agen, begeben, welches durch die beiden Skaliger, die famosen Rechthaber und Erzstänker des 16. Jahrhunderts, bekannt ist.

Die „Volksstimme“ von Metz nimmt Kenntnis von den Trutzbriefen eines Unverantwortlichen von Dr. O. von Erlbach, die in der „Allgemeinen Rundschau“ darlegen, welche Unmenge unsittlicher Schriften und Bilder im deutschen Volke verbreitet werden. Die Urheber derselben sollen sogar das Gift, welches sie in die deutsche Volksseele fließen machen, auch in Frankreich verbreiten.

Man kennt in ganz Frankreich und auch im Auslande die herzhaften Bestrebungen des Senators Bérenger, um dieser literarischen Giftmischerei in Frankreich zu begegneu. Nun meldet der „Salut public“, daß ein großer Teil dieser unzüchtigen Schriften in Deutschland gedruckt und verlegt werden. Zum Beweise zitiert dieses Blatt, was ein Mitarbeiter des gewöhnlich sehr gewissenhaften „Temps“, Herr Pierre Mille, in letzterer Zeitung erzählt.

„Gegen den Juli vorigen Jahres, sagt der Garant des „Temps“, befand ich mich in einer großen Stadt am Rheine, wo ich einem mir bekannten Buchdrucker Besuch machte, einem großen Buchdrucker, dessen Erzeugnisse von den Bücherfreunden sehr geschätzt sind. Er zog aus einem Kasten eine kleine Broschüre heraus, deren Glanzpapier meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dieselbe hatte in französischer Sprache den Titel: Le Nu en plein air. Das illustrierte Deckblatt schien mir verhältnismäßig anständig. Aber die zweite Seite war . . . . . nein, ich ziehe vor, über dieselbe keinen Aufschluß zu geben. Es war eine ganz außergewöhnliche zweite Seite, und ich muß gestehen, daß die dritte, vierte und alle anderen Seiten mit der zweiten den Vergleich aushielten.“

„Heh, sagte mir der große Buchdrucker, das ist was! Ja, ganz absonderlich! antwortete ich, und derartiges wird in Deutschland verkauft?“

„In Deutschland? rief er in beleidigtem Tone aus, o niemals! Die weisen reichsgesetzlichen Bestimmungen erlauben es nicht. Das geht nach Frankreich!“

„Und, fuhr ich fort, die jungen Modelle, deren Formen in voller Schamlosigkeit man in Ihrer Broschüre bemerkt, sind ebenfalls Französinnen?“ Sie irren sich! antwortete er mir ganz stolz. Das sind gute Deutschinnen! ebenso wie der Hintergrund; wir haben in der Nähe der Stadt einen großen Park, wo unser Photograph diese Fräuleins aufnimmt und auch die Herren, wenn es die betreffende Szene verlangt. — „Das ist ein Photograph, welcher sich nicht langweilt, antwortete ich! Bei diesen Worten betrachtete mich der germanische Buchdrucker mit Entrüstung und antwortete: Mein Herr, bei solchen Gelegenheiten ist unser Photograph immer von seiner Frau begleitet!“ —

Welcher Hohn! Die unsittliche Literatur vergiftet also nicht allein die deutsche Volksseele, sondern schändet auch deren Ruf im Auslande. Der Verband der rheinischen Buchdrucker und Verleger sollte doch gegen derartige „Kollegen“ Stellung nehmen, die das ehrliche Handwerk Gutenbergs schänden und dem guten Rufe des deutschen Druckes und Verlages aus schnöder Gewinnsucht auf das tiefste schaden. —

Bekanntlich sind 30,000 Adelige gelegentlich der ersten Revolution in die Emigration gezogen und nach der Wiederherstellung des Königtums traten 100,000 als ehemalige Emigranten auf. Viele derselben sind vollständig herabgekommen und in Armut versunken, während die Kurs- und Börsentreiber, Baumwollbarone, Champagnerkönige, reich gewordene Großhändler und Spekulanten sich selbst adeln, indem sie sich den Namen ihres Gutshofes, Weinberges, Dorfes oder auch Departements beilegen. In der zweiten Generation pflegen sie den Familiennamen abzustreifen, sich dann als Barone und Grafen aufzuspielen und bei ihren Heiraten, unter angenommenen adeligen Namen und Titeln, den Heiligen Vater um seinen Segen zu bitten.

Auf solche Weise hat sich „dieser Adel“ in einer Weise vermehrt, die einen Hohn auf den allgemeinen Bevölkerungsrückgang bildet. Bald wird es kein Dorf, keinen Gutshof mehr geben, die nicht für derartigen Adel ihre Namen hergeben mußten.

Deshalb ziehen sich auch die uralten Adelsfamilien vollständig zurück, so daß man von den Rohan, den Montmorency, den Durfort, den d'Harcourt, den Beauffremont, den Blacas, den d'Avaray und anderen stolzen Namen der Geschichte Frankreichs weniger spricht, als von dem Grafen von Schaumwein, der Baronin von Rahmkäs und dem Freiherrn von Zwirnfaden.

Die Postverwaltung hat im Interesse der ihrer Beamtenschaft zukommenden Ortszulage eine Umfrage über den Preis der Lebensmittel in den verschiedenen Postbezirken veranstaltet.

Die infolge dieser Umfrage aufgestellte Tabelle zeigt, daß sechs Bezirke als die teuersten zu gelten haben. Man sollte nun meinen, Paris stehe an der obersten Stelle. Dieses ist aber keineswegs der Fall, denn Paris nimmt einen ganz besonderen Platz ein, da es die Stadt für alle Geldbeutel ist. Man kann hier Millionen für einen Hausstand ausgeben, aber auch mit einem bescheidenen Monatsauskommen von 150—180 Franken sich durchschlagen, wie dies bei der größten Mehrheit der unbemittelten Gesellschaftsklassen der Fall ist.

Der teuerste Bezirk ist Bad Enghien, das sogenannte „Judenbad“, weil es der Lieblingsaufenthalt der zahlreichen Judenfamilien des mittleren Handelsstandes und der Leute „von der Börs“ ist. Besagter Badeort ist nördlich von Paris gelegen und von dem Weichbilde der Stadt nur 16 Kilometer entfernt. Der Ort besitzt ein großes Kurhaus, Trinkhalle für Schwefelwasser, eine Rennbahn usw. Vor 100 Jahren stand nur eine Mühle dort, wo sich heute der üppige Badeort erhebt. Der Pfarrer des benachbarten Dorfes Montmorency soll die bei der Mühle befindliche Schwefelquelle entdeckt haben. Als der Gebrauch des Wassers dem König Louis XVIII. Linderung verschafft hatte, kam dasselbe in Ruf.

Nach Enghien ist Nizza der teuerste Platz, denn diese Stadt ist für die internationalen reichen Gesellschaftskreise im Winter, was ihnen die vornehmen Sommerfrischen der Schweiz, der Rheingegend, die Seebäder von Ostende und Brighton im Sommer sind. Neben Nizza kommt Lyon als drittteuerster Bezirk zu stehen. Diese zweitgrößte Stadt Frankreichs, deren Einwohnerzahl die von Marseille weit übersteigt, wenn man die außerhalb des Festungsgürtels liegenden Ortschaften dazuzählt, hat eine bedeutend große Arbeiterbevölkerung, deren reicher Verdienst ihr erlaubt, sich einen Lebensunterhalt zu gönnen, welcher nicht ohne Einfluß auf die Preise der Lebensmittel bleibt, obgleich es letztere in Hülle und Fülle in der Umgebung von Lyon gibt, die reich an Obst, Wein, Federvieh und Schlachtvieh ist.

Die Hafenstadt Le Havre ist ein ebenso teueres Pflaster wie Lyon. Zahlreiche Schiffe, die daselbst ein- und auslaufen, schöpfen dort Proviant, wodurch das Leben sehr verteuert wird.

Dann gibt es weitere 39 Städte oder Bezirke, wo relativ billig, und 94, wo sehr billig zu leben ist. Die letzteren befinden sich ausschließlich in der Bretagne, in der Auvergne und in den Hochtälern der Alpen und der Pyrenäen.

Im großen Durchschnitt ist das Leben in Frankreich weit billiger als in Deutschland, ohne dabei mit einzurechnen, daß man in ganz Frankreich einen guten und sehr billigen Wein zu trinken bekommt, wie ihn in Deutschland nur die bemittelten Stände sich gönnen können.

Zur bayerischen Mittelschulreform.

Von

Dr. M. Flemisch, Mitglied der bayer. Abgeordnetenkammer.

II. (Schluß.)

Die Ergebnisse der Reifeprüfungen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß das humanistische Lehrziel am Realgymnasium aber auch nicht in annähernder Weise erreicht wird und erreicht werden kann, daß wohl aber die Erreichung des realistischen Lehrziels dadurch aufs ärgste gefährdet wird, daß der Lateinunterricht ein großes Maß der jugendlichen Geisteskräfte zwecklos absorbiert und einen Zeitaufwand in Anspruch nimmt, der zu dem Erfolg in keinem Verhältnis steht.

Wer mehr über den Lateinunterricht am Realgymnasium zu erfahren wünscht, der lese den Aufsatz nach, den Steiger im Jahre 1903 in den eingangs zitierten „Blättern für das Gymnasialschulwesen" veröffentlicht hat.

Was aber das realistische Lehrziel anlangt, so ist es eine nicht zu widerlegende Tatsache, daß am Realgymnasium die Leistungen im Deutschen, in der Geschichte und Geographie hinter denen am humanistischen Gymnasium zurückbleiben, trotzdem Fachmänner den Unterricht erteilen; der Vorsprung, den der Realgymnasiast vor seinem humanistischen Kollegen hat, beschränkt sich auf ein kleines Mehr in den neueren Sprachen, in der Mathematik und auf einige chemische Formeln; allein dieser Vorsprung ist für später ohne Belang und steht in keinem Verhältnis zu dem Minus an geistiger Durchbildung, mit dem der Absolvent des Realgymnasiums die Schulbank verläßt.

Soviel zur Charakterisierung des Realgymnasiums nach Wesen und Leistungsfähigkeit! Eine Detailbehandlung gehört nicht hierher. Ich darf hinzufügen: Ich habe mir mein Urteil nicht obenhin gebildet. Ich kenne das Realgymnasium seit einer Reihe von Jahren sehr genau, habe in allen Klassen, auch in der Oberklasse unterrichtet und war auch wiederholt Mitglied der Prüfungskommission beim Absolutorium. Ich habe meine Ausführungen auch nicht gemacht in der lediglichen Sucht, der sich jetzt sehr lebhaft gestaltenden Diskussion über die Mittelschulreform eine neue Perspektive zu eröffnen.

Es ist keine dankbare Aufgabe, hier gegen den Strom zu schwimmen; aber ich habe die lebhafte Ueberzeugung, daß die Schulreform nur auf dem von mir vorgeschlagenen Wege zu einer endlichen Ruhe führt.

Preußen hat ja vorläufig noch seine drei Schulgattungen; aber wer glaubt, damit sei die Schulreform dort zu Ende geführt, der täuscht sich gewaltig. Gewiß sind in Preußen in den letzten sieben bis acht Jahren zirka 40 neue Realgymnasien errichtet worden; aber es ist falsch, darin eine Stärkung der Position dieser Anstalten zu erblicken. Viele, die heute in Preußen dem humanistischen Gymnasium den Rücken kehren, glauben doch, das Latein wenigstens nicht am Wege liegen lassen zu sollen. Humanismus sich am Realgymnasium eintrichtern zu lassen, fällt keinem von ihnen ein. Damit ist aber auch in Preußen das Verdikt über diese Schulgattung gesprochen.

Um das heute noch nötige Quantum lateinischer Sprachkenntnisse sich zu verschaffen, braucht man keinen neunjährigen Unterricht mit 49 oder, wie in Bayern, gar mit 60 Wochenstunden, das kann man billiger haben; und hat die Schulreform erst einmal die Kinderjahre hinter sich, ist die Uebergangszeit erst einmal überwunden und kommt Stabilität in die Verhältnisse, dann wird man die erforderlichen Kenntnisse in der lateinischen Sprache sich auch auf diesem billigeren Wege verschaffen.

Heute schon wird, wenn ich richtig informiert bin, an der preußischen Oberrealschule der Weg des fakultativen Lateinunterrichtes sehr häufig beschritten; dieser Weg wird in Zukunft für diejenigen, die der humanistischen Bildung und Kultur abhold sind, aber aus Zweckmäßigkeitsgründen doch die lateinische Sprache bis zu einem gewissen Grade erlernen wollen, sogar der regelmäßige sein; in demselben Maße aber wird dem Realgymnasium von der Oberrealschule das Wasser abgegraben werden.

Zu diesem fakultativen Lateinunterricht an den Oberrealschulen ein paar Randbemerkungen! Ich bin der Meinung, daß der Absolvent der Oberrealschule in seinem praktischen Berufe ohne eine gewisse Kenntnis der lateinischen Sprache heute noch nicht auskommen kann. Wäre es unter diesen Umständen nicht besser, diesen Lateinunterricht an der Oberrealschule obligat zu machen? Natürlich müßte es reiner Sprachunterricht sein, der mit der Einführung in die antike Kultur gar nichts zu tun haben dürfte. Mit drei bis vier Stunden Unterricht in den drei oberen Klassen könnte der Zweck eines solchen Lateinunterrichts vollständig erreicht werden; es müßte voraussichtlich der naturwissenschaftliche Unterricht sich eine mäßige Beschneidung gefallen lassen, was ohnehin ganz gut wäre — ich persönlich halte von dem erzieherischen Wert desselben sehr wenig — der Charakter der Oberrealschule würde dadurch aber in keiner Weise alteriert, so wenig das humanistische Gymnasium in seiner Eigenart eine wesentliche Einbuße dadurch erleidet, daß von der 6. Klasse an die französische Sprache gelehrt wird. Indes, eine prinzipielle Frage scheint mir das nicht zu sein.

Ich fasse meine über das Realgymnasium gemachten Ausführungen zusammen und sage:

Möge die bayerische Unterrichtsverwaltung bei der Reform des Mittelschulwesens eine glückliche Hand haben und insbesondere den Gedanken nicht ohne weiteres fallen lassen, ob es nicht besser ist, gleich von vorneherein tabula rasa zu machen statt eine Zwitterschule noch länger mitzuschleppen, die ein in ihren Grundlagen verfehltes Institut ist, die man bisher auf einer gewissen Seite nur deswegen poussiert hat, um das humanistische Gymnasium um so schärfer bekämpfen zu können, die von fachmännischer Seite bisher nur deswegen gehalten wurde, weil man in ihr den Schlüssel zur Lösung der Berechtigungsfrage zu sehen glaubte, die aber keine mit logischen Mitteln zu verteidigende Daseinsberechtigung mehr hat, wenn die Berechtigungsfrage geregelt ist und der Realismus in der grundsätzlichen Gleichstellung der Oberrealschule mit dem humanistischen Gymnasium das erreicht hat, was er von Anfang an erstrebte, die bedingungslose Gleicheinschätzung der realistischen Bildungswerte mit denen des humanistischen Unterrichts- und Erziehungsprinzipes.

Ueber die Beseitigung der bayerischen Industrieschule viel zu sagen, ist unnötig. Diese spezifisch bayerische Schule will allgemeine Bildungsanstalt und Fachschule sein und ist tatsächlich weder das eine noch das andere. Ihre Frequenz geht infolgedessen von Jahr zu Jahr zurück. Die Münchener Industrieschule hatte im Schuljahre 1898/99 noch 284 Frequentanten, im Schuljahre 1905/06 noch 178 — trotz der Reform! Die sämtlichen bayerischen Industrieschulen werden im laufenden Schuljahre von 524 Schülern besucht — an dem Technikum des sächsischen Mittweida allein studierten im vergangenen Schuljahre 272 Bayern. Kommentar überflüssig! Die bayerische Industrieschule pfeift bereits aus dem letzten Loch und wird besser heute als morgen beseitigt. Die 178 Münchener Industrieschüler werden von 1 Rektor, 1 Konrektor, 4 Abteilungsvorständen, 11 Professoren, 2 Reallehrern, 4 Assistenten, zusammen also von 23 Lehrern unterrichtet; dazu kommen noch je 1 Lehrer für italienische Sprache und für Kalligraphie und 9 Beamte und Bedienstete; noch schreiender ist das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Lehrenden und Lernenden an der Industrieschule in Kaiserslautern; hier kommen auf 90 Schüler 18 Lehrer (die Religionslehrer ausgeschlossen) und 9 Beamte und Bedienstete. Der bayerische Staat hat wahrlich keinen Grund, sein Geld in dieser Weise — anzulegen.

Also Beseitigung sowohl der Industrieschule, die ja auch der Antrag Dr. Heim im Landtag fordert, als auch Aufhebung des Realgymnasiums und damit eine vollständige reinliche Scheidung des realistischen und humanistischen Bildungsprinzips unter gleichzeitiger Reduzierung beider auf nur je eine Schulgattung mit 9 Jahreskursen scheint mir der Weg zu sein, den man in Bayern bei der Mittelschulreform einschlagen soll.

Daß für die neuzuschaffende Oberrealschule die Regelung der Berechtigungsfrage im Sinne einer wesentlichen Erweiterung der Rechte dieser neuen Anstalt eine selbstverständliche Voraussetzung sein muß, habe ich oben schon angedeutet. Herr von Miltner wird zwar ein sehr unzufriedenes Gesicht dazu machen, allein er wird um die Sache nicht mehr herum können.

Im bayerischen Landtag wird die Frage erst nach Ostern zur Diskussion gestellt werden; möge die zu erwartende eingehende Debatte eine völlige Klärung der Verhältnisse schaffen.

Zum Zusammenschluß der katholischen Literaten.

Einige Schlußbemerkungen von Emil Ritter.

Nicht um die ganze Frage von neuem aufzurollen, nehme ich nochmals das Wort, sondern nur, um zur Stellungnahme der Herren Lorenz und Leo v. Heemstede, sowie zu einem Beschluß der deutsch-österreichischen Schriftsteller das Nötigste zu bemerken und die Debatte von meiner Seite mit einer positiven Anregung zu schließen. Joseph Lorenz stimmt mir bei, daß mit einer konfessionellen Organisation den katholischen Schriftstellern bzw. der katholischen Literatur selbst am wenigsten gedient wäre. Er wünscht nun eine Organisation auf breiterer Grundlage, einen Zusammenschluß aller christlichen Literaten. Er stellt dabei in den Vordergrund, daß die also vereinigten gläubigen Schriftsteller gegenüber den „Andersdenkenden“, gegenüber den Gegnern eine Macht bilden, die man „nicht ignorieren“ kann, sie muß „wenigstens bekämpft“ werden. Die Organisation soll „ein Damm gegen die antichristliche Strömung in Kunst und Literatur“ sein. Ich muß gestehen, ich habe sehr wenig Hoffnung, daß durch eine Organisation die Gebiete bewahrt oder zurückerobert werden, die in unserer Kultur leider Gottes der unchristliche Geist an sich gerissen hat und mehr und mehr mit Beschlag belegt. Wie schwer wäre es auch, aus den nichtkatholischen Schriftstellern eine positiv-gläubige Gruppe herauszulösen, die bereit wäre, sich mit uns zu vereinigen! Wenn man an eine interkonfessionelle Geistesgemeinschaft denkt, die dem unchristlichen Zeitgeist gegenüber beweisen soll, daß auch die christliche Idee noch in vielen Persönlichkeiten lebt und wirkt, so müßte man schon den Kreis der Beteiligten weiter ziehen, — und dann kämen wir eben aus dem Gedanken der Schriftstellervereinigung heraus. Jeder überragende Schriftsteller kann für sich einen Damm gegen die widerchristlichen Strömungen darstellen, wenn Lorenz aber eine Organisation als Gegenströmung wünscht, kann ich nicht behaupten, daß er dem Gaßnerschen Vorschlage die beste Seite abgewonnen hat.

Bedeutend mehr sagt mir die Auffassung Leo van Heemstedes zu, der die Sache von einem sehr nüchternen, aber auch für katholische Schriftsteller nur allzu wichtigen Standpunkte beleuchtet — vom Geldstandpunkte. Wer soll den Kongreß, die Festlichkeiten, Reisen rc. bezahlen, fragt er sehr mit Recht. Auch er würde, wie wohl jeder andere katholische Schriftsteller, gerne manchmal den Gleichstrebenden Aug' in Aug' gegenüberstehen, aber eine Lebensfrage der katholischen Literatur kann auch er nicht darin erblicken, der zuliebe die Geldopfer unter allen Umständen gebracht werden müßten. Zur gegenseitigen künstlerischen Anregung hält er eine Tagung nicht für notwendig. (Eine kleine Nebenbemerkung: daß van Heemstede mit Handel-Mazzetti auf bestem Fuße steht, glaube ich gern, beide sind eben hochgesinnte Dichterseelen und beiden ist die katholische Weltanschauung das Ideal schlechthin. Ich weiß aber auch aus eigener Erfahrung, daß neben den innigsten Freundschaftsbeziehungen, neben der Einheit in der allgemeinen Weltanschauung gewaltige Unterschiede in den literarischen, ästhetischen Ansichten bestehen können. So war das Wort von den „verschiedenen Sternen“ zu verstehen.) Leo van Heemstede trifft zum Schluß den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt, daß nicht die Dichter die Organisation brauchen, sondern daß nur eine Organisation wünschenswert, ja notwendig erscheint, die dem katholischen Schriftsteller eine gesunde materielle Grundlage gewährleistet. Das ist eine viel wichtigere Aufgabe, als die Schriftsteller zusammenzuschließen: ihnen im katholischen Volke einen Boden schaffen, in dem sie frei und unbehindert wurzeln können (nicht nur materiell, auch geistig!), aus dem eine starke dichterische Nachkommenschaft emporwachsen kann. Dieser Boden muß sich aus lebendigem Interesse, Verständnis, Weitherzigkeit und — ein klein wenig Opfersinn zusammensetzen. Der katholischen Presse fällt da eine große Aufgabe zu. Daß die Versammlung der katholischen Schriftsteller Deutschösterreichs im November dazu einen kräftigen Anstoß gegeben hat, ist zweifellos von größerer Bedeutung als der Beschluß, alle katholischen Schriftsteller deutscher Zunge auf das Jahr 1907 nach Salzburg einzuladen. (Ich meine, daß diese Tagung wohl für die österreichischen, nicht aber für die im engeren Sinne deutschen Schriftsteller von Nutzen sein wird.) Die deutsch-österreichischen Schriftsteller haben also die christlichen Preßorgane aufgefordert, „die katholische Literatur mehr als bisher, systematischer und zweckbewußter zu beachten, nicht um sie unbedingt zu loben, sondern um sie immer in Evidenz zu halten“. Die deutsche Zentrumspresse muß über das Nurpolitische hinausgehen, wenn mehr als eine äußerlich gesicherte Stellung, wenn auch geistiges Leben im deutschen Katholizismus erhalten und gestärkt werden soll. Beim gelegentlichen Abdruck von Waschzetteln darf es nicht länger bleiben. Bei bedeutenderen katholischen Neuerscheinungen muß sich jede bessere Zeitung zu einer eingehenden, selbständigen Behandlung aufschwingen. Mit einem Wort: die Zentrumspresse muß mehr Gewicht auf allgemeine Kulturfragen legen, vornehmlich wenn geistige Lebensäußerungen innerhalb des Katholizismus in Frage kommen.

Vielleicht wäre es zu erreichen, daß sich die Organisation der Zentrumspresse, der Augustinus-Verein, einmal energisch dieser Angelegenheit annimmt. Die katholischen Schriftsteller könnten in den Augustinus-Verein eintreten, an ihm einen wirtschaftlichen Ratgeber haben und durch ihn in lebendige Verbindung mit der katholischen Presse kommen. Wäre es nicht sogar möglich, den katholischen Schriftstellern durch die Erweiterung der Augustinus-Korrespondenz ein neues Arbeitsfeld zu geben? (Wenigen Zeitungen genügt das Material der jetzigen Korrespondenz quantitativ.) Könnte nicht häufiger mal durch den Augustinus-Verein ein literarisch wertvoller Roman aus katholischer Feder an eine solche Anzahl von katholischen Zeitungen geliefert werden, daß er dem Verfasser entsprechend honoriert werden kann? Der Augustinus-Verein wäre dann auch wohl in der Lage, besonders wenn er eine gewisse Anzahl von Schriftstellern zu Mitgliedern hätte, auf die Tagesordnung der Katholikenversammlungen literarische Fragen zu bringen, künstlerische Veranstaltungen mit ihnen zu verbinden. Neben der Presse haben die Katholikentage die Aufgabe, unser geistiges Leben zu wecken und rege zu halten.

Das sei also meine Anregung, mit der ich die Debatte schließen möchte: zielbewußt und entschieden arbeiten, daß den Schriftstellern katholischer Weltanschauung im deutschen Katholizismus selbst ein gesunder Boden geschaffen wird, auf dem sie geistig und materiell leben können. Bezüglich der Schriftsteller selbst möchte ich mit Heemstede sagen, daß sie „der Bevormundung wirklich nicht so dringend bedürfen, daß sie schon auf eigenen Füßen stehen können“. Und wenn sie tatsächlich „Kerle“ sind, werden sie sich auch die Achtung der Gegner erzwingen und einen solideren Damm gegen die unchristlichen Strömungen bilden, als die äußere Organisation. — —

Die „Wartburg“, das bestbekannte Münchener Los von Rom-Organ, greift aus meinem ersten Artikel in der Frage einige Stellen heraus und knüpft daran die Bemerkung, daß bei uns das „Nichtkönnen“, die „Gesinnungszüchterei“ die literarische Entwicklung hintanhalten. Ich glaube kaum, daß man Aeußerungen der „Wartburg“ die Ehre einer langen Auseinandersetzung antun darf. Möge sie nur immerhin annehmen, daß wir zu dumm sind, um etwas zu leisten; die katholischen Literaten werden dann vielleicht damit verschont, ihre Namen in den Spalten dieses Organs lesen zu müssen. Wer übrigens nach seinem eigenen naiven Eingeständnis die Namen Paul Keller, Eschelbach, Heemstede, Keiter (M. Herbert!) nicht kennt, der hat kaum das Recht, in literarischen Fragen mitzusprechen, ob sie nun mit dem Katholizismus zusammenhängen oder nicht.

Im Vorfrühling.

Schon singt beim ersten Morgengrau'n
Der Zeisig froh ein Weilchen,
Und unterm Schnee schon läßt sich schau'n
So manches knospend Veilchen.

Die Hyazinthe öffnet leis
Den Kelch voll Duft und Schimmer.
Ist's, was ich sehe, Blütenweiß
Am Baum, ist's Schneegeflimmer?

Geschenkt hat längst der Sonne Licht
Dem Quell die Freiheit wieder,
Und auch aus meinem Herzen bricht
Ein Quell erwachter Lieder.

Martin Greif.

Eine Sammlung neugriechischer Volksgesänge.

Von
Dr. Franz X. Leitner, München.

Erfreulicherweise wendet sich bei den neuzeitlichen Bestrebungen zur Erforschung orientalischen Kulturlebens das Interesse auch den Sangweisen der Völker in Wort und Ton zu. Spricht sich doch im Liede das Denken und Fühlen einer Nation am lebendigsten und unmittelbarsten aus; umgekehrt trägt es auch wieder zur Erhaltung nationaler Anschauung und Sitte kräftig bei. So wurden aus semitischen und halbsemitischen Literaturen, die treffliche Analoga zur biblischen Psalmendichtung bilden, in neuerer Zeit manche wertvolle Sammlungen veröffentlicht, wie die von A. Erman 1897 publizierten Bruchstücke koptischer Volkslieder, die von E. Sachau 1889 edierten arabischen Volkslieder aus Mesopotamien und der besonders lehrreiche von G. Dalman vor vier Jahren herausgegebene palästinische Diwan. Soeben wird auch in den Collectanea Friburgensia das Erscheinen von Beduinenliedern aus Zentralarabien angekündigt.

Diesen, für die Erkenntnis der sprachlichen, musikalischen und kulturhistorischen Eigentümlichkeiten des Orients wertvollen Publikationen reiht sich eine Sammlung von 260 neugriechischen Volksliedern an, von dem Musikologen Georgios Pachtikos in Konstantinopel veranstaltet und in diesem Jahre im Verlag Sakellarios in Athen erschienen. Nach Versicherung des Herausgebers sollen noch weitere Bände folgen. Abgesehen von früheren Editionen liegen aus den letzten Jahrzehnten mehrere von Griechen unternommene Liedersammlungen vor, die aber durch die kritischen Untersuchungen von L. A. Bourgault-Ducoudray, H. Pernot und L. Bürchner weit überboten werden. Besonders letzterer, ein Münchener Musikologe, befaßt sich in einer in den Sammelbänden der internationalen Musikgesellschaft, Leipzig 1902 Heft 3 S. 403 ff., erschienenen Studie eingehend mit der melodischen und rhythmischen Gestaltung der dortselbst publizierten Volksweisen und gibt auch über deren Herkunft, Inhalt und technische Ausführung wertvolle Aufschlüsse. Doch beschäftigen sich diese Arbeiten nur mit einzelnen Liedern, während Pachtikos, angeregt durch die ermunternden Worte L. Bürchners und finanziell unterstützt von reichen Landsleuten, insbesondere von dem patriotisch gesinnten Mäcen Gregorios Maraslis in Odessa, seine Sammlung aus fast allen Gebieten des Hellenismus geschöpft hat.

Nach eigener Angabe sammelte er diese Gesänge in Kappadokien, Bithynien, Thrakien, Makedonien und Epirus, im Gebiet des Königreichs Griechenland und auf den Inseln der Aegäis und zwar in Ermangelung schriftlicher Vorlagen auf Grund mündlicher Tradition. In einer den Prolegomena angeschlossenen Tabelle gibt er Name und Alter jener Personen an, die ihm die Gesänge vortrugen, während er in einer am Ende beigefügten Uebersicht die Lieder nach ihrer örtlichen Herkunft zusammenstellt. In ausführlichen Prolegomena (77 Seiten) gibt er Nachricht über das allmähliche Entstehen seiner Sammlung, über die Förderung seiner Arbeit von seiten seiner Landsleute und durch okzidentalische Gelehrte, über das Verhältnis der Volksweisen zur Musik der orientalischen Kirche und sucht insbesondere einen Zusammenhang der griechischen Nationalweisen mit den antiken Gesängen darzutun, ein Bemühen, das bei dem derzeitigen Stand der byzantinischen Musikforschung zu sicheren Ergebnissen nicht führen kann.

Im folgenden sollen einige musikalische Eigentümlichkeiten dieser Gesänge dargelegt werden. Vor allem ist der geringe Tonumfang dieser Weisen beachtenswert. Nicht wenige halten sich innerhalb der Grenzen einer Terz, Quart und Quint, wenn auch viele wieder den Ambitus einer Oktav erreichen und sogar überschreiten. Insbesondere zeigen die aus dem Königreich Griechenland und aus Kreta stammenden Weisen große melodische Schönheit und erinnern unwillkürlich an die durch die Eigentümlichkeit der Kadenzen und die reiche melismatische Verbrämung des Textes ausgezeichneten kultischen Gesänge der armenischen Kirche, die Bianchini gesammelt und veröffentlicht hat. Die melodische Linie bewegt sich großenteils nur in kleinen Tonschritten, während größere Intervalle vorzugsweise am Anfang und am Schlusse der einzelnen Liedabschnitte begegnen. Der diatonische Stufenschritt herrscht vor, doch ist auch chromatisches Tonmaterial reichlich verwendet. Das tonale Merkmal unserer alten okzidentalen Volksweisen, nämlich das Verharren in der einmal ergriffenen Tonart, die zumeist einer Oktavgattung unserer Kirchentöne angehört, trifft daher hier nicht zu. Insbesondere empfindet unser Ohr den mitten in der Melodieführung und in den kadenzartig eingestreuten Schnörkeln auftretenden übermäßigen Sekundenschritt als eine Störung der Tonalität.

Eine weitere Eigentümlichkeit begründet sodann der melodische Bau dieser Lieder. Bei den deutschen Volksgesängen aus der Blütezeit vom 12. bis 17. Jahrhundert herrscht bekanntlich die dreiteilige Liedform vor. Gewöhnlich steht an der Spitze ein bestimmt abgegrenztes Motiv von 2 bis 4 Takten, dem ein ebenso langer, aber anders kadenzierter Nachsatz folgt. Diese beiden Vordersätze bilden den Aufgesang, während im Abgesang durch Transposition auf andere Tonstufen der nächstliegenden Tonarten das Motiv oder ein Motivglied noch einmal verarbeitet wird. Ganz anders stellt sich aber hier die melodische Konstruktion dar, wenn auch bei diesen Liedern das Heraustreten bestimmter Melodiegänge und deren symmetrische An- und Unterordnung zum Wesen des Liedes gehört. Die einfachste Form besteht darin, daß eine kurze Melodie ohne weiteres melodisches Mittelglied noch einmal wiederholt wird. Kunstvoller wird aber das Tongefüge, wenn zwei verschiedene, zu einander in melodischer Beziehung gebrachte Sätze mit nur geringen Aenderungen sich wiederholen und zwar in der Verbindung von **a b a b** oder **a a b b** oder **a b a** oder **a b b**. Häufig sind bei den Wiederholungen kleine Melismen zur Bekräftigung und Abrundung des Schlusses oder auch zur Verzierung der Melodie eingesetzt. Diese Konstruktionsteile sind vielfach durch Pausen markiert, doch sind sie auch nicht selten unmittelbar aneinandergefügt. Das griechische Volkslied verschmäht daher den regelmäßigen, schematischen Bau, der den deutschen Volksgesang charakterisiert; doch erzeugt die nicht selten mehrmalige Wiederholung desselben melodischen Satzes unmittelbar nacheinander einen monotonen Eindruck, und darin mag ein Grund liegen, warum solche Weisen erst nach mehrmaligem Anhören unser Interesse erwecken.

Sehr häufig sind diese Lieder mit Melismen d. h. ausgedehnteren melodischen Verzierungen geschmückt, um die rhythmische Gleichmäßigkeit zu unterbrechen oder auch um dem ganzen Liede oder einzelnen Teilen einen gesättigteren Abschluß zu geben. Künstlerischer Geschmack ist solchen Ornamenten schwerlich abzugewinnen. Doch ist nicht zu übersehen, daß nicht bloß im Orient, sondern auch bei uns das Volk mit Vorliebe die Schlußsilben zu dehnen und durch Kadenzen zu verschnörkeln sucht, und schließlich kommt denselben ein ähnlicher ästhetischer Wert zu wie den ausgedehnten Jubili vieler gregorianischer Melodien, den Blumenläufen der Meistersinger, die R. Wagner in seiner Oper so treffend charakterisiert und den melodischen Verzierungen im italienischen Opernstil und in den langgeschweiften Kadenzen der Kontrapunktisten.

Während die melodische Führung in diesen Gesängen noch immer gewisse Aehnlichkeiten mit unseren diatonisch gehaltenen Volksliedern erkennen läßt, sind dagegen die rhythmischen Eigentümlichkeiten so reichlich und mannigfaltig, daß nur das feine griechische Sprachgefühl solche Gebilde schaffen konnte. Pachtikos hat mit Recht zur leichteren Uebersicht der Rhythmen Taktstriche eingesetzt, die sich auch damit begründen lassen, daß ein bestimmtes Taktmaß beim Vortrag dieser Lieder wegen der damit verbundenen Tanzbewegungen herrschen muß und auch wegen der Epiphonemata notwendig ist, womit die Menge auf den Vortrag des Vorsängers einfällt. Außer den bei uns üblichen zwei- und dreiteiligen Taktarten kommen hier noch die unregelmäßigen Messungen von $2^1/_2$, $4^1/_2$, $^7/_8$ und $^9/_8$ in Anwendung. Es ist nicht zu leugnen, daß unserem rhythmischen Empfinden solche Taktgebilde nicht zusagen, weshalb auch Rubinstein, Raff, Hiller und Liszt bei solchen Experimenten die unsymmetrische Gliederung durch allerlei melodische und harmonische Künsteleien zu verdecken suchen, damit sich z. B. der $^5/_4$ Takt nicht fortgesetzt als eine Verbindung von $^3/_4 + ^2/_4$ aufdrängt. Bei den griechischen Volksweisen, rein monodisch und abhängig von freier Textesdeklamation, erscheinen aber solche Rhythmen ebenso urwüchsig wie z. B. der fünfteilige Takt in den bekannten deutschen Liedern „Prinz Eugen, der edle Ritter", „Auf, auf zum fröhlichen Jagen", „Auf einem Baum ein Kuckuck".

Eben derselbe Sprachrhythmus bedingt bei diesen Liedern auch einen häufigen Taktwechsel. In ungefähr 25 Gesängen dieser Sammlung tritt er bald in regelmäßiger bald in unregelmäßiger Reihenfolge auf. In einem aus 16 Takten bestehenden Liede aus Konstantinopel (Nr. 167) sind dreimal je zwei Takte in $^5/_8$, die übrigen in $^4/_8$ und $^3/_8$ im Wechsel unter sich und mit $^5/_8$ geteilt. In ähnlicher Abwechslung bewegen sich auch noch andere Lieder, wie Nr. 58 und 280. Dabei bedingt dieser Wechsel bei der Ausführung der Gesänge nicht eine Aenderung in der Dauer der Takteinheit: es darf vielmehr hier dasselbe gelten,

was Fr. Silcher vom Taktwechsel in den älteren deutschen Volksliedern annimmt, daß nämlich die einmal festgelegte Takteinheit, z. B. das Viertel oder das Achtel, in ihrer Dauer durch das ganze Lied hindurch unverkürzt forterhalten bleibt. Eine solche Ausführung der Gesänge liegt dem nicht peinlich zählenden und taktierenden Volke viel näher als dem Zunftmusiker. Mit dieser Tatsache haben bekanntlich auch Osiander (geb. 1534) und Leo Haßler (geb. 1564) gerechnet, wenn sie vier- und fünfstimmige Tonsätze über kirchliche, rhythmisch ungleichmäßige Melodien so einrichteten, daß auch das Volk in die letzteren miteinstimmen konnte.

14 Gesängen der Sammlung hat Pachtikos eine Klavierbegleitung beigegeben, die sich bei 7 Liedern auch zu Vor- und Nachspiel erweitert. Dieselbe ist zuweilen sehr charakteristisch und verrät den eifrigen und begabten Komponisten antiker Chorlieder, ist aber auch von harmonischen Härten und direkten Verstößen gegen die Regeln der musikalischen Grammatik nicht frei. Mögen die Gesänge in solchem Gewande für Volksliederkonzerte und zu gesellschaftlichen Vorführungen auch geeigneter erscheinen, so ist doch nicht zu verkennen, daß harmonische Begleitung in unserem Sinne, mag sie noch so diskret gehalten sein und auch das Lied der eigenen Sphäre einer natürlichen und volkstümlichen Stimmung nicht entrücken, dennoch der Natur vieler Melodien und Rhythmen dieser Sammlung nicht zuträglich ist. Manche Gesänge bewegen sich in so reichem melodischen Flusse mit rasch wechselnden Modulationen und bereiten durch ihre melodisch-rhythmische Konstruktion, hinsichtlich der Zusammengehörigkeit der einzelnen Töne und kleineren Motivglieder solche Schwierigkeiten, daß Klavierbegleitung den Gesang beeinträchtigen würde. Vierstimmige akkordische Begleitung drückt zu schwer auf die Melodie; in vielen Fällen, soweit sich nicht gebrochene Akkorde anwenden lassen, wäre bei rasch und leicht bewegten Weisen 2—3stimmige Begleitung vollauf genügend. Soll doch das Ganze wie eine Erinnerung vorüberschweben und daher oft nur von begleitenden Anklängen umgeben sein. Ein Lied ist sechsstimmig, mit 2 Sopranen, 2 Tenoren und 2 Bässen, gesetzt. Charakteristisch für orientalische Sangweise und Begleitungsmanier ist auch ein Reiselied (Nr. 124), das für 2 Flöten und 2 Tympana gesetzt ist. Unserem Orgelpunkt vergleichbar, aber nicht als lang ausgehaltener Baßton am Schluß einer Komposition zur Verzögerung der Konsonanz, sondern in der Oktav und später in der Quart zum Ton der Handpauken, zieht sich das Ison durch das ganze Lied und zwar in höherer Lage als die Melodie gesetzt ist.

Für die noch bevorstehenden Veröffentlichungen wäre dem Herausgeber zu empfehlen, nur musikalisch wertvolle oder historisch merkwürdige Gesänge in die Sammlung aufzunehmen. Auch würde diese an musikwissenschaftlichem Werte gewinnen, wenn die Varianten, die sich hinsichtlich der Fassung des Liedes bei einem Vergleiche mit früheren Editionen und den im Volksmunde lebenden melodischen und rhythmischen Abweichungen ergeben, zusammengestellt würden, um auf diesem Wege die ursprüngliche Singweise zu erhalten oder ihr wenigstens nahezukommen. Auch läge eine Ordnung der Lieder nach ihrem Inhalte für das vergleichende musikalische Studium viel näher als die vorliegende Aneinanderreihung nach ihrer örtlichen Herkunft. Trotz dieser Mängel gebührt dem Herausgeber für die Ueberwindung der vielen Mühen und Schwierigkeiten, die das Zusammentragen des Materials aus zerstreut liegenden Gegenden verursachte, der nationale Dank und ist dem fleißigen Forscher zu wünschen, daß er durch die baldige Ausgabe weiterer Bände einen großen Teil des reichen griechischen Liederschatzes seinem eigenen Volk erhält und auch anderen Nationen zugänglich macht.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Zu den unstreitig schönsten und gelungensten Ausstellungen, die der Münchener Kunstverein in diesem Jahre veranstaltete, zählen zweifellos die jetzige Kollektivausstellung von Karl Haiders Werken und die Kunstwart-Ausstellung; jene eine würdige Vertreterin der produzierenden, diese eine solche der reproduzierenden Kunst. Da jede derselben ein allgemeineres Interesse hat, darum dürfte hier ein kurzes kritisches Referat gute Dienste tun.

Die am 6. Februar dieses Jahres erfolgte Wiederkehr des 60. Geburtstages von Karl Haider bildet einen willkommenen Anlaß, diesen Meister auf dem Gebiete der Kunst in die Interessensphäre einer größeren Allgemeinheit zu rücken, und dies um so lieber, als Haider auch zu jenen zählt, die nach vielen bitteren Erfahrungen im Leben, nach mühevollem Ringen sich zu charakteristischen, künstlerischen Individualitäten ausbilden konnten, als welche wir sie heute bewundern, und die von bestimmendem Einflusse auf das künstlerische Schaffen anderer gewesen sind. Karl Haider war der Sohn eines Leibjägers bei König Max II., also ein Münchener Kind. Die erste Anregung zur Kunst hatte er schon im Vaterhause erhalten. Denn sein Vater war mehr als ein Jäger, in ihm, der mit hervorragendem Natursinne und feinem Humore begabt war, ist ein Künstler verloren gegangen, wie illustrierte Jagdbücher und manche Beiträge in den ersten Jahrgängen der „Fliegenden Blätter" beweisen. Vom Vater also hatte Haider sein hervorragendes Naturgefühl geerbt, und war so schon in frühester Kindheit sein Auge für eine scharfe Naturauffassung geschult worden. In keiner Schule wurde er die Richtung zu seiner späteren Bedeutung gewiesen, denn in der Malschule von Anschütz, in die ihn der Vater frühzeitig brachte, fand er den gewünschten künstlerischen Nährboden nicht. Entgegen der in den 60er Jahren noch vorherrschenden akademisch-konventionellen Malweise war Haider von Anfang an auf sich selbst angewiesen; er mußte sich die Wege zu seiner Art ganz allein bahnen, bei welcher mühevollen Arbeit er in seinen lieben Freunden Viktor Müller und Wilhelm Leibl, sowie in Böcklin, Defregger, Thoma und Oberländer treue Gesinnungsgenossen fand.

Karl Haiders' charakteristische Eigenart, zu der er sich durchgearbeitet, und die ihn in die Reihe unserer bedeutenden Künstler stellt, besteht in seinem feinen Naturgefühle, das überall bezaubernde Poesie atmet, verbunden mit einer harmonischen Durchbildung der Farbengebung. Haiders' Art, die Natur zu sehen, aufzufassen und wiederzugeben ist einzigartig und bildet einen großen Gegensatz zur Modernen. Jedes Blümlein, das am Wege bescheiden blüht, jeder Grashalm, den der leise Wind bewegt, jedes Blatt am Baume, das beim geringsten Hauche erzittert, kommt in seinen Landschaften zur Geltung, behandelt er mit derselben Liebe als hätte er nur dieses allein zu malen; bei all diesen Details behält er aber immer das Ganze im Auge und gestaltet es zu ergreifenden Stimmungsbildern, die keine bloße Ausschnitte aus der Natur und eine getreue Wiedergabe derselben bilden, sondern auf einer tief poetischen Auffassung der Natur beruhen.

Von seinen zurzeit im Kunstvereine ausgestellten 28 Bildern — die Bilder aus Haiders' frühester Zeit sind meist verschollen, entzückende Proben finden sich noch vor: ein Genrebild, eine Landschaft von 1873 und ein prächtiges Selbstporträt von 1875 — gefällt mir am besten die große „Frühlingslandschaft in den Vorbergen" mit der wunderbar gemalten Luft (1896), „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" (1896) und jene „Herbstlandschaft bei Grubmühl", wo über den dunkeln Wäldern die blauen Berge aus der Ferne herübergrüßen.

Seine Figuren, die er in die Landschaft öfters hineinstellt, sind keine Staffage, sondern wirken für sich selber und tragen doch auch wesentlich bei zur Erhöhung der Stimmung in der Landschaft. Besonders interessant sind das Bild seiner ersten Frau (1875), der Typus einer herrlichen deutschen Frau, mit der er die Tage ungetrübtesten Glückes genossen hat, ferner die Bilder seiner zwei Söhne, Walter (1881) und Hubert (1882), sein Selbstporträt (1906), die Entsagung (1906), eine Allegorie, die von sehr ergreifender Wirkung ist, seine hl. Familie (1899), Mädchen mit Blumen (1904), Dante und Beatrice (1904) und vor allem seine „Moni" (1883), die geradezu das Prototyp der Frau in den bayerischen Vorbergen ist. Karl Haider ist in der Kunst zurzeit der größte Meister der bayerischen Vorgebirgslandschaften, dessen Schöpfungen ebendeshalb, weil sie aus seinem tiefsten Innern herausgeschaffen sind, so mächtig auf den Beschauer wirken. Möge seine Kraft uns noch recht lange ungebrochen erhalten bleiben!

Die schon eingangs erwähnte Kunstwart-Ausstellung befindet sich im unteren (Bildhauer-) Saale des Kunstvereins und erfreut sich eines sehr starken Besuches, selbst von Männern aus den untersten Ständen der Bevölkerung, ein ehrenvolles Zeugnis für den Kunstwart, der sich einer großen Beliebtheit in den weitesten Kreisen rühmen kann. Gerade diese Ausstellung zeigt, auf welche Weise das Kunstwartunternehmen von bescheidenen Anfängen in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Bedeutung erreicht hat, wie selten eine andere Zeitschrift. Das bleibende Hauptverdienst des „Kunstwart" aber besteht darin, daß es Ferdinand Avenarius, dem Herausgeber des „Kunstwart", in enger Verbindung mit einem rührigen, und für wahre rechte Kunst begeistersten Verleger, G. D. W. Callwey in München gelungen ist, durch gediegene Abhandlungen und noch mehr durch sehr gute Wiedergaben von Werken älterer und moderner

Künstler bildend und erziehend auf den Kunstgeschmack einzuwirken und trotz vieler Hindernisse dem in Stadt und Land viel Unheil anrichtenden Allerweltsgeschmacke, der bekanntlich keiner ist, ganz energisch zu Leibe zu rücken. Mit welch bedeutenden Erfolgen der „Kunstwart" gerade auf dem Gebiete der Kunst gewirkt hat, weiß jeder Kunstfreund. Manchen jetzt berühmten Künstler, den man lange verkannte, weil man dessen Wesen eben als nicht konventionell nicht verstand oder verstehen wollte, hat der „Kunstwart" schon entdeckt und ihn durch Reproduktionen seiner Werke zur Geltung gebracht, wobei ich allerdings nicht sagen will, daß diese künstlerischen Talente sonst nicht zum siegreichen Durchbruche gekommen wären, aber vielleicht erst nach viel längerer Zeit. Gerade auf diesem Gebiete hat sich der „Kunstwart" um die moderne Kultur sehr verdient gemacht und in erhöhtem Maße noch ganz besonders durch die Herausgabe der verschiedenen Künstlermappen — die letzte ist die sehr interessante Weltimappe — und ganz besonders der Meisterbilder, die in vorzüglichster Reproduktion hergestellt um 25 Pfennig à Stück zu haben sind und für das Haus einen gediegenen Schmuck bilden. Erwähnt nur seien aus diesen Meisterbildern der Tizianische „Zinsgroschen", Holbeins' „Erasmus", „Die Mona Lisa", Dürers' „St. Hubertus", Sodomas' „St. Sebastian". Für die gute Aufnahme und weite Verbreitung dieser Meisterbilder spricht ganz besonders auch der Umstand, daß schon mehr als drei Millionen solcher Meisterbilderreproduktionen verkauft worden sind. Dabei wäre interessant zu erfahren, welche Bilder am meisten verlangt worden sind, um so die Lieblingskünstler des deutschen Volkes zu ermitteln. All das wird uns in der gegenwärtigen Kunstwart-Ausstellung kurz vor Augen gestellt, die dieselben glänzenden Erfolge erzielte auf den Ausstellungen zu Berlin und Wien wie zu München. Man kann dem ganzen Unternehmen nur weiteres Glück wünschen und die weiteste Verbreitung ganz besonders der Meisterbilder auch auf dem Lande, damit endlich die scheußlichen farbigen, wertlosen Oeldrucke aus den Bauernstuben verdrängt werden, die jeden feinen Geschmack schon in seinem Entstehen töden und Früchte zeitigen, wie sie manche modernisierte Landkirchen zeigen, die eher einem Kunstmöbelmagazine gleichen als einem Gotteshause, in dem nur die reine Kunst herrschen sollte.

München. Dr. Ulrich Schmid.

Auf falschem Weg.

Das ist ein Tag! Die Sonne hängt im Nebel,
Des Waldes Pfad ist feucht und glatt.
Die Vögel ducken scheu im Flaum die Schnäbel;
Umflort ist jeder Turm der Stadt . . .

Wo willst du hin, gedankenvoller Gänger,
Mit deiner Sorgenseele Leid? . . .
Den Weg zum See?! . . . Du sagst, du trägst nicht länger
Den dumpfen Druck der Dunkelheit?

Horch auf! Da knackt es vor dir in den Zweigen . . .
Ein blinder Bettler mit dem Kind!
Was ficht ihn an? Fürwahr, er stimmt die Geigen
Und singt sein Lied im Regenwind:

„O, sanctissima" . . . Und du, du lächelst bitter.
Nicht halb so blind ist er wie du.
Ein armer, fahrender Marienritter
Wallt er dem Weg des Lichtes zu.

Trotz Regen, Wind und Nebel sucht er Sonne;
Er findet sie in seiner Nacht.
Sein rührend-innig Spiel gilt der Madonne,
Die uns das Licht der Welt gebracht . . .

Was stehst du immer noch mit Zweifelsinnen?
Der Traum ist kurz, verkürz' ihn nicht.
Willst immer noch zum See? . . . O, nein, es rinnen
Dir Tränen jetzt ins Angesicht . . .

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Bühnen- und Musikrundschau.

Von der Münchener Hofbühne. Die leidige Bahr-Frage ist noch immer nicht aus der Welt geschafft. Hermann Bahr, dessen Wiener Rechtsbeistand in diesen Tagen nach München kommen sollte, scheint es darauf abgesehen zu haben, die maßgebenden Hofstellen mürbe zu machen, indem er die Entscheidung auf eine möglichst lange Bank schiebt. Es ist wohl ein schlechter Witz — denn als taktischer Schachzug wäre das Ganze doch gar zu durchsichtig —, wenn in zwei Münchener Zeitungen, die in der Bahr-Affäre plötzlich über Nacht umsattelten und die Farbe wechselten, mit der ernstesten Miene dafür plädiert wird, man möge Bahr ruhig sein Amt antreten lassen. Soll München nicht zum Gespött der ganzen gebildeten Welt werden, dann ist diese Eventualität einfach undiskutabel. Und der gute Ruf der Hofbühne ist doch wohl mehr wert als selbst die 36,000 M., welche Bahr in höchstem Falle quotenweise beanspruchen könnte, wenn er geduldig warten will, bis er den Endtermin seines Kontraktes auch wirklich erlebt haben wird. Auch diejenigen, welche an Bahrs literarisch-künstlerischem Anarchismus und vor allem auch an den überlauten zynischen Offenbarungen seines ethischen und geschlechtlichen Freidenkertums keinen Anstoß nehmen, müßte es einleuchten, daß der Mann sich durch seine marktschreierischen Prahlereien den Weg an die Münchener Hofbühne selbst verlegt hat. Die frivolen Einzelheiten bis zum Vergleich des Intendanten mit einem nachgerade faszinierten willenlosen Spielzeug Bahrscher Hypnotiseurkunst brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Hoffentlich wird das Hofschauspiel durch eine rasche Lösung der Bahr-Krisis recht bald von dem auf ihm lastenden Druck befreit.

Nach dem vielen Unerfreulichen, das seit dem Intendantenwechsel von der Münchener Hofbühne zu melden war, gewährt es eine aufrichtige Genugtuung, auch wieder einmal von einem vollen, ungetrübten Triumph berichten zu können. Dieser jüngste große Erfolg spielte sich auf dem Boden der Oper ab. Fernstehende könnten daraus den voreiligen Schluß ziehen, unser teurer Generalmusikdirektor Mottl habe sich endlich wieder zu einer Großtat aufgerafft. Aber Felix Mottl, der am Dirigentenpult ein seltener Gast ist und seine Tätigkeit an der Hofoper neuerdings mehr im Nebenamt auszuüben scheint, ist an den jüngsten Lorbeeren der Hofoper sehr unschuldig. Nun, vielleicht wird man in diesem Sommer zunächst in Bayreuth und hintennach auch bei den Münchener Festspielen die reife Frucht des verschwiegenen winterlichen Schaffens unseres obersten Opernleiters zu verkosten bekommen.

Bei der glanzvollen Neueinstudierung von Bizets genialer Oper „Carmen" saß der strebsame und unermüdliche Hofkapellmeister Röhr am Dirigentenpult und hatte seinen redlichen Anteil an den wohlverdienten Ehren des Abends. Abgesehen von dem stellenweise etwas schleppenden Tempo, tat Röhr sein bestes, um die farbenglühende Musik in ihrem stolzen, kraftbewußten Siegesflug wie in ihrer schmelzenden, einschmeichelnden Gefühlsinnigkeit zu großzügigem Ausdruck zu bringen. München sah und hörte zuletzt — es ist schon einige Jahre her — Fräulein Fremstad als Carmen und war mit Recht entzückt über ihre rassenechte, lebenswahre Leistung. Frau Preuse-Matzenauer, welche jetzt die Carmen gibt, ist Olive Fremstad an imponierender, äußerer Erscheinung überlegen, wenn auch ihre Gestalt für diese Rolle fast zu groß wirkt. Gesanglich stand diese Carmen auf einer Höhe, die kaum noch zu übertreffen ist. Ihr herrliches, ausdrucksreiches Organ kann sich voll ausleben. Aber auch dramatisch bot sie eine hervorragende Leistung. Nur sollte in dem berückenden, alles in seinen Bann zwingenden Wesen der unheimliche, dämonische Zug wahrscheinlicher herausgearbeitet werden, wenn auch zuweilen auf Kosten der Liebenswürdigkeit. Der José des Herrn Dr. Walter zeigte gesanglich und darstellerisch die alten Vorzüge. Im Schlußakt erzielte der Künstler durch einen bis an die Grenze des Zulässigen gesteigerten Realismus Wirkungen von höchster dramatischer Kraft. Dem prächtigen Escamillo des Herrn Feinhals mangelt in etwa die südliche Glut, die sich durch sieghafte Ueberlegenheit der Stimme und des Gebärdenspiels nicht ganz ersetzen läßt. Fräulein Koboth ist als Micaëla weder ihrer Figur noch ihrem Wesen nach am rechten Platze. Die Stimme allein gibt hier nicht den Ausschlag. Herr Brodersen gestaltete den Sergeanten Moralès frisch und gefällig, dagegen war der riesenhafte Herr Bender als Kapitän Zuniga fehl am Ort. Herr Bender ist sehr vielseitig, aber eines schickt sich nicht für alle.

Der hochbefriedigende Gesamteindruck erhält eine besondere Note durch die Tatsache, daß der ganze künstlerische Bedarf aus eigenen Kräften der Hofoper bestritten werden konnte. Der für die zweite Aufführung als Gast angekündigte Jean Buysson wird nach der großen Leistung Dr. Walters' einen schweren Stand haben. Sein fast überlyrischer, der männlichen Schattierung entbehrender Tenor fiel wenigstens als Faust neben dem gewaltigen Mephisto Benders' und der überlegenen Stimmkraft des Frl. Tordek (Gretchen) stark ab. Eine angenehme Ueberraschung bot die unter der Oberregie des Professors Fuchs unter verständnisvoller Mitwirkung des Maschineriedirektors Klein vollzogene Neuinszenierung von „Carmen". Der äußere Rahmen der Oper erweckte fast die Illusion eines völlig neuen Stückes. Die von Professor Brückner in Koburg gemalten neuen Szenen sind äußerst

wirkungsvoll. Die Vorgänge in der Hacienda, die sich früher im Innern der Schenke abspielten, sind jetzt in den Hof verlegt, der durch ein hohes Laubdach und maurische Architekturen mannigfache Reize gewinnt. Die Volksszenen sind voll Leben und Natürlichkeit. Selbst Pferde und Esel sieht man über die Bühne ziehen. Alles in allem eine Glanzleistung, welche für die Münchener Hofbühne eine neue Zugkraft bedeutet.

Dr. Armin Kausen.

Mozarts große Messe in C-moll erfuhr am 13. März eine konzertmäßige Aufführung in der Münchener Tonhalle. Es dürfte auch weitere Kreise interessieren, näheres über das bedeutende Werk zu erfahren. Sie entstammt der besten Schaffenszeit des Meisters — so erzählt Hofkapellmeister Alois Schmitt in Dresden im Programm zur Uraufführung 1901 — und sie, die sich des Vergleichs mit den gigantischen Werken Bachs und Beethovens nicht zu scheuen braucht, darf mit den vor ihr entstandenen Kirchenmusikwerken Mozarts nicht in einem Atem genannt werden. Es ist das erste Werk, das Mozart nach seiner Verheiratung (1782) schuf. Er war aber bald durch die Nöten des Lebens gezwungen, das Werk, dessen Aufführung in Konzert oder Kirche damals gar nicht vorauszusetzen war, zu gunsten einträglicherer Arbeiten liegen zu lassen. So blieb das Werk ein unbeachteter Torso, dessen selbst der beste Mozartbiograph Jahn nicht Erwähnung tut; zu dem Gelegenheitsoratorium „Davidde penitente" hat Mozart später Teile daraus verwendet, die Messe selbst aber war vergessen. So erzählt Schmitt, der aus dem genannten Oratorium die Messe wieder zurückgewonnen, fehlende Stücke aus anderen Mozartschen Werken ergänzt und z. B. zum Agnus dei das Kyrie benützte. Doch muß hier auch erwähnt werden, daß der Münchener Musikgelehrte Dr. Adolf Sandberger, eine der ersten Autoritäten, zu dem beispiellosen Fall Stellung genommen und schwere Bedenken an der Echtheit der Messe ausgesprochen hat. Die Münchener Aufführung ging von der Internationalen Mozartgemeinde aus.

Aus den Konzertsälen. Das elfte Kaimkonzert führte an bekannten Orchesterwerken Weingartners mattfarbiges, so gar nicht aufregendes „Gefilde der Seligen" und Beethovens fünfte Symphonie vor. Novität war eine Lustspielouverture von Karl von Kaskel, die hinsichtlich der munteren, aber auch schwerere Accente nicht vermeidenden Stimmung ihrem Vorwurf nachdrücklich gerecht wird, aber an einer leichten Divergenz zwischen ihrer räumlichen Ausdehnung und der knappen Beschränktheit des Themenmaterials leidet. Eine neue Erscheinung war auch die Sängerin Julia Culp aus Amsterdam, die ein schönes Organ fein künstlerisch zu behandeln weiß und nur hinsichtlich vollständiger Reinheit der Tongebung manchmal etwas zu wünschen übrig ließ. Neu war uns auch die Pianistin Gisela Göllerich, die Gattin des bekannten gleichnamigen Musikgelehrten, die sich mit ihrer Tochter, der durch Joachim ausgebildeten Palma von Pasztkory zu einem gemeinschaftlichen Konzertabend verband. Man erwartete in diesem Fall mit einiger Selbstverständlichkeit vollwertige Musikgenüsse und ward hierin auch nicht getäuscht, wenngleich die Auswahl der vorgetragenen Werke sich nicht auf fremden Wegen bewegte und hauptsächlich das berücksichtigte, was bei dem heutigen Publikum eben gerade in der Gunst der Mode steht. Eines außerordentlichen Erfolgs erfreuten sich zwei Liederabende, derjenige der Sängerin Lula Mysz-Gmeiner, die besonders durch die überaus scharf zeichnende Art ihres Vortrags zu wirken versteht, und das Konzert des nach gleicher Richtung so tiefer Wirkungen fähigen Ludwig Wüllner, in welchem besonders ein Zyklus „Weltuntergangserwartung" von Konstantin Bernecker in seiner charakteristisch auseinanderhaltenden Behandlung des Stoffes gefiel. Noch zu erwähnen ist das Kompositionskonzert des in Amerika lebenden Breslauers Max Puchat mit dem Kaimorchester, das neben technischem Geschick auch eine freundliche, leider nur in zu engen Kreisen sich bewegende Begabung aufwies, der freilich der bei tiefer zu erfassenden Stoffen so notwendige einheitliche Zug ins Große, wahrhaft Symphonische vollständig abgeht.

Verschiedenes. Ein Lustspiel, „Nachtkritik" von Rudolf Presber hat in Hannover bei seiner Uraufführung vermöge seines pointenreichen Dialogs sehr gut gefallen. — Um den Mannheimer Intendantenposten bewirbt sich der Wiener Hofschauspieler Hermann Nissen. — Arthur Nikisch ist aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung der Leipziger Oper zurückgetreten. — Am Wiener Raimundtheater fand ein Lustspiel von Rudolf Lothar, „Frauenlob", eine warme Aufnahme. — Das 83. Niederrheinische Musikfest wird von 3. bis 5. Juni in Aachen abgehalten werden. Zu Festdirigenten sind Professor Schwickerath und Felix Weingartner gewählt. — In Karlsruhe wird demnächst die Erstlingsoper des Münchener Komponisten Edgar Istel, „Der fahrende Schüler", zur Uraufführung gelangen.

München. H. Teibler.

Der Starnbergersee und seine Verkehrsinteressen.

Die durch die Presse laufenden Erörterungen von Differenzen zwischen Verkehrsministerium und Würm-Dampfschiffahrtsgesellschaft führen naturgemäß zu weitgehenden Betrachtungen dieses Unternehmens unter besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlich und landschaftlich ausschlaggebenden Momente. Entschieden in den Vordergrund treten sollte hierbei das landschaftliche Bild des Starnbergersees. Die intimen, in ihrer Art einzig dastehenden Reize desselben sind allgemein anerkannt, sie werden von Einheimischen wie von Fremden gleich hoch bewertet, es herrscht nur eine Stimme, nur ein Wunsch für die makellose Erhaltung dieses Landschaftsbildes.

Als seinerzeit die Dampfschiffahrt zwecks Erleichterung des Verkehrs, und zwar in erster Linie im Interesse der Anwohner des rechten Seeufers, eröffnet wurde, kam ein verhältnismäßig kleiner Interessenkreis in Frage. Für den inzwischen entstandenen Massenverkehr reichen die Mittel schon längst nicht mehr aus; auch stehen die Beförderungspreise in keinem richtigen Verhältnis zur Leistung. Darüber läßt sich im Ernste nicht streiten. Es ist daher nicht unberechtigt, die Frage aufzuwerfen, ob der unzulängliche, schwerfällige, das Landschaftsbild herabsetzende und die Fischerei schwer schädigende Dampfschiffsverkehr nicht durch bessere, bequemere und billigere Einrichtungen ersetzt werden kann.

Die Riesenfortschritte auf dem Gebiete des Eisenbahnbauwesens im Zusammenhang mit der Elektrizität würden hier den richtigen Weg angeben. Ohne besondere technische Schwierigkeiten dürfte eine elektrische Gürtelbahn alles das bieten, was sich der verwöhnteste Tourist wünschen kann. Es handelt sich im Grunde doch nur um eine zweckmäßige Verbindung am östlichen resp. rechten Seeufer entlang. Eine vom Starnbergerbahnhof ausgehende, direkt an die von München abgelassenen Züge anschließende elektrische, am Seeufer entlang bis zum Bahnhof Seeshaupt ausgeführte, durch ein gleichmäßiges Niveau begünstigte Gürtelbahn dürfte mit mäßigen Kosten herzustellen sein. Hierbei fällt noch besonders der Umstand in die Wagschale, daß der Bahnkörper zum weitaus größten Teile im See auf dem seichten Grunde dicht am Ufer entlang, also auf staatlichem Eigentum, ausgebaut und damit eine kostspielige Enteignung von Privateigentum auf ein Minimum beschränkt werden könnte. Bei entsprechend konstruierten Personenwagen würde den Passagieren gleichzeitig eine Uebersicht der Landschaft und eine Aussicht auf das Gebirge geboten, die der vom Deck eines Dampfers nicht nachsteht. Wenn dann am Münchener Bahnhof Billette verabfolgt würden für eine Rundfahrt München—Starnberg via rechtes Seeufer nach Seeshaupt und zurück nach München und umgekehrt, wenn auf diesen Billetten sämtliche Stationen vermerkt und man unter Kontrolle an einer beliebigen Station aus- und wieder einsteigen könnte, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß sich der Verkehr bei einer so angenehmen und zweckmäßigen Einrichtung gewaltig steigern und der Fiskus ein brillantes Geschäft machen würde.

Mit einer derartigen Einrichtung würde das Bedürfnis von Dampferverbindungen ganz in Wegfall kommen. Der Lokalverkehr auf dem See, d. h. von Ufer zu Ufer, müßte den Motor- und Ruderbooten überlassen bleiben; es wäre aber darauf zu halten, daß letztere schöner und bequemer auszustatten seien. Elegante Ruder- und flotte Segelboote würden das interessante und idyllische des Binnensees erheblich fördern, der Wegfall des Dampferverkehrs die Reinheit des Landschaftsbildes ergänzen. Bei streng durchgeführter Schonung resp. Regelung des Fanges würde der Starnbergersee nach einigen Jahren wieder zu den fischreichsten Gewässern Oberbayerns zählen. Und das wäre ein großer Gewinn für das Aerar wie für die Konsumenten.

Glücklichen Umständen ist es zu verdanken, daß die linksseitige Bahnverbindung in einer größeren Entfernung vom Seeufer angelegt werden mußte. So kann der für die Schönheiten des reinen ruhigen landschaftlichen Bildes empfängliche Wanderer sich ohne jedwede profane Störung erbauen. Nur sollte aber auch dafür gesorgt werden, daß die in unmittelbarer Nähe des Sees hinführenden Straßen und Wege vom Automobil verschont bleiben.

Kurt Vogelsang.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch — Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 12. München, 24. März 1906. III. Jahrgang.

Die verehrlichen Leser der „Allgemeinen Rundschau" erinnern wir an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Für die Postabonnenten ist der Postbestellzettel für 2. Quartal beigelegt. Wir bitten unsere Freunde, den nicht benötigten zweiten Bestellschein mit gütiger Empfehlung der „Allgemeinen Rundschau" in ihrem Bekanntenkreise unterzubringen. Von der „Allgemeinen Rundschau" ist in anerkennenden Zeitungsstimmen wie in Privatbriefen und in Zuschriften namhafter Autoritäten des katholischen Lagers schon so oft gesagt worden: „Sie sollte in keinem besseren katholischen Hause fehlen." Aber tatsächlich fehlt sie noch in sehr vielen gebildeten katholischen Familien. Wer der „Allgemeinen Rundschau" aufrichtig wohl will, sollte die kleine Mühe nicht scheuen, auf der gelben Postkarte, welche der Gesamtauflage beigelegt ist, geeignete Adressen mitzuteilen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden könnten.

Herzlichster Dank im voraus!

Verlag und Redaktion.

Inhaltangabe.

Kunst und Religion.

Von

Emil Mauerhof.

Kürzlich hat ein Heidelberger Professor im Berliner Rathause einen Vortrag über „Kunst und Religion" gehalten, über zwei Dinge also, die anscheinend so gar nichts miteinander zu schaffen haben. Ich will nicht leugnen, daß man beide in allerhand Beziehungen zu einander wohl setzen kann, nur soll man ihnen kein Abhängigkeitsverhältnis aufzwingen wollen. Kunst und Religion stehen nicht im Verhältnisse von Mutter und Tochter zu einander, sondern sie sind Geschwister, deren gemeinsame Mutter das Leid ist, und die nun, um das letztere zu tilgen, eine völlig verschieden geartete Wirksamkeit entfalten, die eine weltflüchtig innerhalb einer übersinnlichen Welt, die andere durchaus bejahend auf dem Boden der sinnlichen. Sie nähern sich wieder zum Schlusse, und zwar hier auf einem rein moralischen Bekenntnisse.

Gelegentlich einer Aufführung der neuesten Oper von Richard Strauß äußerte ein Berliner Musikkritiker: „aufrichtig gestanden kenne ich nichts Ekelhafteres als die Wildesche Salome: nur soll das kein moralisches Urteil sein, denn die Moral hat ja, wie natürlich, mit der Kunst an sich nichts zu schaffen". Mir will der Sinn dieses Ausspruches so unnatürlich wie möglich erscheinen. Zwar hat der Philosoph von Sils-Maria einmal gesagt: „das Leben ist von der Moral nicht ausgedacht!", und darin wird man ihm wohl recht geben müssen; aber wenn die Moral auch nicht das Leben ausdenkt, so ist doch dafür das menschliche Leben zum wenigsten nicht ohne jene zu denken; eine jede Regung hier weist im Gegenteil sofort ein moralisches Verhältnis zur Außen- wie Innenwelt auf, so daß man sogar ohne jegliche Uebertreibung sagen könnte: das Leben ist nichts anderes als die Moral selbst. Und da ja bekanntlich — die Dichtkunst vornehmlich in ihren höchsten Aeußerungen nichts anderes sein soll als eine Wiederspiegelung der wirklichen Welt, so dürfte man mit gleich gutem Grunde auch sagen können: Moral und Kunst sind ein und dasselbe. Beide trennen zu wollen, ist ein Einfall des modernen Kretinismus. Um aber auf das allererste Wort zurückzukommen: was ist nun eigentlich unter der Kunst zu verstehen?

Die Kunst hat nicht, wie leicht begreiflich, die gleiche Bedeutung wie Kunst. Freilich leiten beide ihre Abstammung von Können her. Der eine konnte mehr als der andere; er verstand sich auf etwas Besseres. „Nun zeig' einmal deine Künste!" „Das ist aber keine Kunst!" so hieß es bald hier, bald dort, je nachdem die Sache ausfiel. Der Handwerker, der Gaukler, der Maler, der Farben zu mischen und diese gestaltenbildend auf Holz oder Leinwand zu werfen wußte, der Dichter, der Verse zu bilden verstand und zu diesen wohl gar noch zierliche Reime erfand — sie alle konnten etwas Besonderes, konnten in ihrer besonderen Art mehr als die meisten anderen, die Menschen sprachen darum auch recht bald von einer — ihrer Kunst, und sie selbst nannten sich stolz: Künstler. Diese Kunstfertigkeit aber war wohl ein Können, aber noch nicht die Kunst. Allmählich merkten es auch diese Künstler selbst. Die bloß künstliche Dressur zu allerhand Dingen, das bloße Spielen mit allerhand Formen der sinnlichen Erscheinungswelt fiel bald unter den Begriff der Kunstindustrie, und den Künstlern auf diesem begrenzten Felde genügte mit der Zeit vielfach der Beiname des Artisten. Denn die Kunst selbst hatte schließlich nach vielen vorangegangenen Kämpfen mit allerhand Dämonen des Erdenrundes ihren siegreichen Einzug in die Welt gehalten.

Kunst wie Religion entspringen dem Ungenügen des Menschen an der irdischen Welt. Aus diesem Ungenügen heraus, das ihn zu vernichten droht, erschafft sich der religiös veranlagte Mensch eine übersinnliche und, wie natürlich, vollkommenere Welt, in die er aufgenommen zu werden inbrünstig trachtet. Freilich muß er sich auch sofort sagen, daß letzteres nur auf dem Wege der eigenen Läuterung möglich ist, indem er den bloß irdischen Teil seines Wesens in sich zu überwinden mindestens versucht:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.

Der religiöse Sinn erschafft sich diese übersinnliche Welt, die er gleich vollkommen auf Erden nie zu finden vermöchte, aus rein

moralischen Empfindungen. Ganz anders geht dabei der künstlerisch geartete Mensch zu Werke. Auch diesem genügt die Wirklichkeit nicht, auch er leidet unter diesem Ungenügen, aber er leidet nicht aus moralischen Gründen, sondern er leidet, weil die wirkliche Welt den in ihm lebendigen Dämonen, d. h. Leidenschaften, eine ungehinderte Wirksamkeit versagt. So erschafft er sich keine übersinnliche, wohl aber eine auf dem Boden der Wirklichkeit ruhende phantastische Welt, in der er sich mit all dem, was ihn innerlich bewegt, ungehindert auszuleben vermöchte. So entsteht das Kunstwerk. Der Künstler fragt nicht danach, ob das, was er so verlangt und findet, auch moralischer Natur ist, es genügt ihm zunächst, daß er sich sättigt. Gleichwohl wird er recht bald gewahr, daß diese künstlerische Sättigung seines Durstes nur eine vorübergehende ist, daß sie vor den tobenden Forderungen seines Innern zuletzt nicht standhält, daß sich die Dämone in ihm vor dem erträumten Bilde nur noch mehr erhitzt und damit in Wirklichkeit seine Qual bis ins Unerträgliche gesteigert haben; und er begreift zuletzt, daß die Leiden, die das ungehinderte Spiel jener verursachen, nicht durch die Aufregung, sondern einzig und allein durch die Bändigung der Leidenschaft getilgt werden können. So entsteht das tragische Kunstwerk. Schon die Griechen haben es geahnt, aber erst Shakespeare hat es uns in seiner Vollendung gezeigt. Das tragische Kunstwerk wie das Kunstwerk überhaupt ist also in seinem Ausgange ganz moralischer Natur. Nicht die Entfesselung der Leidenschaften zu Lastern, sondern deren Bändigung zu Tugenden ist im letzten Grunde Sinn aller Religion wie auch aller Kunst.

Auch der religiöse Mensch leidet auf Grund einer übermächtigen lauteren Empfindung, die ihn einen besseren Zustand als den gegenwärtigen in einer anderen Welt herbeiführen läßt — mit dem Bewußtsein, daß auch er sich für diesen erst in würdiger Art durch Taten vorzubereiten habe: wer nicht genau so empfindet, hat keinen Begriff von Religion. Scheidet man hier das Verlangen nach einer übersinnlichen Welt aus, so bleibt eine Gemütsverfassung zurück, auf der das hedonische Kunstwerk möglich wird, denn dieses sucht genau dieselbe schönere Welt, freilich nicht im Bereiche der Ewigkeit, wohl aber innerhalb irdischer Zustände. Die Heilung erfolgt nicht so durchgreifend wie bei der tragischen Kunst. Denn ähnlich der Religion gewährt jenes lediglich Trost und Beruhigung, während die tragische Kunst, indem sie die Leidenschaft zum Schlusse gänzlich verneint, das Leid damit schlechthin tilgt. Dieser gänzliche, leidvolle Verzicht auf den unheilvollen Dämon in der eigenen Brust ist aber ein moralischer Akt allerhöchster Art. So viel von dem Wesen der wahrhaft großen Kunst. Sie geht nicht von Ideen aus — das ist Professorenweisheit, sondern von seelischen Bedürfnissen, die befriedigt werden sollen. Darum ist auch nur der ein Künstler, der, selbst von starken seelischen Bedürfnissen beherrscht, diesen nun vermittelst der Phantasie in einer von ihm geschaffenen Welt des Scheines zu genügen trachtet: damit ist schon gesagt, daß er dabei der Sinnenwelt nicht entraten kann. Je schärfer seine Sinne, sein Ohr, sein Auge, sein Verstand sind, mit denen er gewissermaßen das Gewand schafft, damit sein Dämon den Menschen sichtbar werde, umso vollkommener wird alsdann auch das ganze Kunstwerk geraten. Nur darf man nicht meinen, daß die vollkommenste Kopie der Außendinge für sich allein schon je die Kunst bedeuten könnte: Kunst, d. h. Kunstfertigkeit, die zu Zeiten Staunen, ja Bewunderung hervorrufen mag, ganz gewiß! die als bloße Technik, soweit das bloße Spiel der äußeren Form reicht, auch reichlich dieses sinnliche Entzücken verdient — also höchstes Artistentum! das jedoch mit der Lauheit seines Wesens von vornherein auf jene tieferen und ewigen Wirkungen verzichten muß, die das vollgültige und unverkennbare Merkmal der Seelenkunst sind. Der bloße Realismus, der sogenannte Naturalismus sind darum nicht die Kunst, sondern einzig Kunstfertigkeiten, die selbst in ihrer Vollendung den Menschen seelisch nicht zu rühren vermögen: das ist der Grund, warum sie die vornehmsten Geister des Menschengeschlechts zu ganz gleichgültigen Zuschauern, wo nicht zu Gegnern haben, während die Kunst der seelischen Bedürfnisse gerade diese zu ihren treuesten Freunden zählt und darüber hinaus sogar die Menschheit ganz allgemein an sich zu fesseln versteht, sobald letztere gelegentlich einmal gewahr wird, daß selbst sie an dem unschätzbaren Gute einer menschlichen Seele immerhin einen wenn auch noch so dürftigen Anteil hat.

Das charakteristische Kennzeichen der wahren Kunst ist, daß sie die Macht besitzt, die Seele zu stimmen. Die Sinne lassen sich nicht stimmen; diese können nur vermitteln und die Eindrücke zur Stimmung an die Seele weitergeben: das ist alles. Wo daher Stimmung erzeugt wird, da allein ist auch Seelenkunst, alles andere ist Kunstfertigkeit und Artistentum.

Militaria.

Von einem Offizier.

In den letzten Jahren ist es mehrfach vorgekommen, daß ältere Offiziere — Kompagniechefs — wegen Fälschung von Schießlisten bestraft werden mußten. Eine höchst bedenkliche Erscheinung! Schon Mogeleien von Gefreiten und Unteroffizieren beim Anzeigen der Schüsse gelten als ein verächtliches und empfindlich zu bestrafendes Vergehen, und nun gar systematische Fälschungen der Schießlisten durch Offiziere, durch dienst- und lebenserfahrene Offiziere, denen auch eine bloße Leichtfertigkeit nicht mehr verziehen werden könnte. Eine Fälschung aber ist das schlimmste dienstliche Vergehen, das sich ein Offizier überhaupt zuschulden kommen lassen kann.

Doch wir dürfen nicht lediglich verdammen, wir müssen diese höchst bedauerlichen Vorkommnisse auch zu erklären versuchen. Und wir finden die Gründe dafür zum Teil in dem Prämiierungssystem, das heute in der Armee sich weit mehr als früher geltend macht. Es kostet nicht nur viel, sondern richtet auch sonst Schaden an, der wahrlich nicht nebensächlicher Natur ist. Ein Infanterieregiment ist doch keine Schützenbrüdergesellschaft, deren Mitglieder nach Auszeichnungen geizen und sich damit zu behängen lieben. Bei diesen mögen sie angebracht sein, aber ein Soldat braucht keine Auszeichnung für eine Leistung, die der bloße Dienst erfordert, bei der er nichts tut als seine Pflicht und Schuldigkeit. Durch diese Auszeichnungen wird eine Streberei großgezogen, die von Uebel ist. Und da bekanntlich die besten Schießleistungen nicht immer von der besten Ausbildung im Schießen, sondern auch von manchen Zufälligkeiten abhängen, so sind die oft unverdienten Prämiierungen eine Quelle des Neides und der Mißgunst, die dem trotz mancher Schwächen (die oft nur die Fehler seiner Tugenden sind) vornehmen Geiste unseres Offizierkorps früher fremd waren. Von Neid, Mißgunst und Rivalität bis zum corriger la fortune müßte natürlich für einen Offizier noch ein weiter Schritt sein, indes er wird leider gemacht, zumal heute mehr als früher die Existenz des Offiziers von Zufallsleistungen abhängig ist. Die Dienstfreudigkeit wird dadurch natürlich nicht erhöht, dagegen die ohnehin schon in bedenklichem Maße vorhandene Nervosität gesteigert. Es wäre daher äußerst wünschenswert, wenn dem Prämiierungssystem in der Armee ein Ende gemacht würde.

Die Nervosität wirkt bekanntlich ansteckend, und sie macht sich denn auch schon im Unteroffiziersstande, ja selbst bei den Gemeinen geltend. Darauf sind die systematischen Mißhandlungen, welche mit Hilfe der sozialdemokratischen Verhetzung die Feindschaft gegen den „Militarismus“ bis in die weitesten Kreise tragen, zum erheblichen Teil zurückzuführen. Geschimpft, geknufft und gepufft hat man immer beim Militär, bei jedem Militär. Es war damit früher nicht so schlimm, und man nahm es auch nicht sonderlich schlimm. Eine Kaserne ist eben kein Jungfernstift, und der echte Soldat hat es sogar gerne, wenn er kräftig angepackt wird. Er weiß dann auch, daß etwas aus ihm werden kann. Aber ganz und gar zu verwerfen ist die Schimpfmanie und jede Mißhandlung. Sie sind darauf zurückzuführen, daß durch die oberflächliche Massenaushebung den Unteroffizieren zum Teil ein Rekrutenmaterial geliefert wird, aus dem schlechterdings nichts zu machen ist. Sie sollen aber jeden Mann gleichmäßig ausbilden, das verlangt der Kompagniechef und muß es verlangen, sonst fällt er bei der Rekrutenvorstellung durch, und wenn ihm das zweimal passiert, ist er fertig. Der Kompagniechef drückt deshalb auf den Unteroffizier: „Ich halte mich an Sie! Sie müssen das leisten!“ und der Unteroffizier drückt mit gesteigerter Heftigkeit auf den Rekruten. Die Tätigkeit wird fieberhaft, die Nerven geraten in Spannung, und von dieser psychischen Erregung ist der Weg bis zur Tätlichkeit, zur systematischen Schinderei nicht weit. Ist derselbe einmal beschritten, dann gibt's bald kein Halten mehr, denn die aufgesammelte Wut tobt sich nach den Gesetzen der Reizbarkeit aus, zumal die Unteroffiziere sich in einem Alter befinden, in dem man gemeinhin noch nicht gelernt hat, sich streng zu beherrschen. Außerdem befinden sie sich gleichfalls im Zustande der Angst um ihre Existenz, wenn sie nicht fertig bringen, was von ihnen rücksichtslos verlangt wird.

Es gibt kein besseres Mittel zur Verhütung der gemeinschädlichen Mißhandlungen als die strengste Ausscheidung alles nur irgendwie unzureichenden Menschenmaterials bei der Rekrutenaushebung; deren bisherige Handhabung ist durchaus unzulänglich und fehlerhaft. Diese Beobachtung kann man sogar schon bei der Auswahl der Einjährig-Freiwilligen machen, die

sich doch immer nur auf eine geringe Anzahl beschränkt. Nach einigen Wochen der Quälerei für die Auszubildenden und fast noch mehr für das Ausbildungspersonal müssen auch von den Einjährigen immer mehrere als unbrauchbar entlassen werden. Zeit, Mühe und die hohen Kosten waren vergeblich aufgewendet!

Vor allem aber müßten unter den Rekruten alle irgendwie wegen Nervosität verdächtigen und unter dem Durchschnittsmaß begabten Elemente ausgeschieden werden, mögen sie körperlich auch noch so kräftig sein. Aber danach wird bei der Aushebung nicht gefragt, kann bei der Kürze der bisherigen Untersuchung auch nicht gefragt werden. Diese müßte deshalb eine viel gründlichere sein. Schon ein paar minderwertige Leute können eine ganze Kompagnie verderben und Veranlassung zu Mißhandlungen geben, die sich dann bald nicht mehr auf sie beschränken. Da wird dann als Faulheit und Bosheit angerechnet, was einfach Leistungsunfähigkeit und Schwachsinn ist. Für den Vorgesetzten sind solche Untergebene eine Quelle zu nervöser Ueberreizung. Das ist nicht zu vermeiden.

Jedenfalls aber müßten alle minderwertigen Elemente aus allen Kompagnien eines Regiments herausgesucht und allein ausgebildet werden, und zwar unter der Leitung eines besonders tüchtigen und zuverlässigen Ausbildungspersonals. Dann würden die Mißhandlungen von selber aufhören.

Man mache sich doch endlich an leitender Stelle frei von dem Massenwahn! Die Masse tut's doch wahrlich nicht. Das Heer soll die **Besten** unseres Volkes zu einem starken und zuverlässigen Schutz des Vaterlandes heranbilden, nicht aber eine Besserungs- und Erziehungsanstalt für schwachbegabte, nervös minderwertige junge Leute sein.

Auch bei der Auswahl der Berufssoldaten sollte man nach strengeren Grundsätzen verfahren, als sie bisher stellenweise beliebt werden. Bei Offiziersaspiranten ist besondere Vorsicht geboten. Geistige Leistungen müßten dabei aber schwerer ins Gewicht fallen als die Herkunft aus vornehmer, zumal adeliger Familie. Es dürfte nicht mehr vorkommen, daß ein Abkömmling aus solcher Familie noch gut genug zum Offizier befunden wird, selbst wenn er nicht imstande ist, sein Offiziersexamen regelrecht zu bestehen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Entscheidung in Algeciras.

Während wir dieses schreiben, ist sie noch nicht gefallen; in der Sitzung am Dienstag soll sie angeblich kommen. Ueber eine Woche hat das neue französische Ministerium die Welt warten lassen. Wenn eine Berliner Ministerkrisis eine solche Geduldprobe veranlaßt hätte, so würde der große Chor der feindseligen Presse ein arges Geschrei erhoben haben. Den Franzosen wird nach altem Brauch viel verziehen, während den Deutschen nichts nachgesehen, ja aus Selbstverständlichkeiten häufig ein Strick gedreht wird.

Es hat sich herausgestellt, daß wirklich Herr Rouvier einen Partherpfeil auf den Frieden abgeschossen hat. Statt in articulo mortis sich neuer Verfügungen zu enthalten, schickte er Herrn Revoil eine stramme Instruktion, die den österreichischen Vorschlag in bezug auf Casablanca schroff ablehnte. Herr Revoil glaubte sich daraufhin gestatten zu können, der Konferenz einen Gegenvorschlag zur Polizeifrage zu unterbreiten, der von den Garantien für die neutralen Mächte gar nichts enthielt, nicht einmal die vorher vereinbarte Inspektion durch den Offizier einer dritten Macht.

Man muß anerkennen, daß durch diesen letzten Streich Rouviers dem neuen französischen Ministerium die Aufgabe sehr erschwert war. Als die neue Instruktion sich verzögerte, meinten einige, dahinter stecke Herr Clemenceau, der ungekrönte Chef des Ministeriums, der bei seiner Liebhaberei für England den besonnenen Bourgeois am Einlenken hindere. Die französische Taktik kann man auch dahin verstehen, daß das neue Ministerium sich gerne Zeit zum Ueberlegen nimmt, weil es hofft, durch die Geduldprobe Deutschland noch zu einigen Zugeständnissen zu bewegen.

Inzwischen haben sich die deutschen Offiziösen auch schon zu der Erklärung herbeigelassen, Deutschland werde die Verständigung nicht lediglich an Casablanca scheitern lassen, wenn nur Frankreich bereit sei, die Polizeiinstruktion in den Häfen mit wirklich genügenden **Bürgschaften** für ihre allen fremden Interessen dienende **unparteiische** Ausübung zu versehen, wozu der **erste** Schritt in der Anerkennung des neutralen Generalinspekteurs geschehen sei.

Nun schließt freilich der offiziöse Artikel mit der Erklärung, für das etwaige Scheitern der Konferenz würde Deutschland nicht verantwortlich sein und die Folgen würden für uns nicht empfindlicher sein als für andere. Das beweist jedoch nur, daß am Montag das letzte Wort von Paris noch nicht gesprochen war. Im übrigen wird dadurch die Zwangslage Frankreichs beleuchtet, das wegen der verlangten milden „Bürgschaften" die Konferenz nicht scheitern lassen darf, wenn auch die selbstsüchtigen Spekulanten der Compagnie Marocaine oder gar ein unternehmungslustiger Monarch im Vorbeigehen dazu reizen sollte. Nun sollte aber Deutschland, das wirklich schon ein übriges an Versöhnlichkeit geleistet hat, die Sache zum Klappen bringen. Die andauernde Unsicherheit ist auch ein Uebel.

Das Ministerium Clemenceau genannt Sarrien.

Das neue französische Ministerium, dem Herr Sarrien den Namen, aber Herr Clemenceau den Geist gibt, hat bei seinem Debüt in der Pariser Kammer eine Mehrheit von 100 Stimmen erhalten, während 50 Abgeordnete sich der Abstimmung enthielten. Solch eine Anfangsmehrheit ist eigentlich selbstverständlich und beweist nichts weiter, als daß man mit den neuen Leuten mal einen Versuch machen will. Zunächst werden die **Personen** von dem Staatsoberhaupt oder dem von ihm bestellten Ministersucher so ausgewählt, daß alle Fraktionen, auf deren Stimmen man rechnet, durch ein oder zwei Portefeuilles abgefunden sind. Dann setzen sich die Auserwählten an einen grünen Tisch, um ein „Programm" zu vereinbaren. Dabei spielen die Grundsätze, in denen sie bei ihrer verschiedenen Parteistellung stark divergieren müssen, eine untergeordnete Rolle gegenüber den taktischen Erwägungen: mit welchen schönen Redensarten helfen wir uns über die obwaltenden Schwierigkeiten hinweg, um allen Teilen unseres Blocks etwas Angenehmes und keinem etwas Abstoßendes zu sagen? Wenn so nach allen Regeln der parlamentarischen Liebedienerei ein Kabinett und ein Programm fabriziert worden, so muß es natürlich bei seiner Vorstellung eine Mehrheit erlangen. Diese Mehrheit zu **behaupten**, das ist die schwierigere Aufgabe; denn hart im Raume stoßen sich die Sachen, die tatsächlichen Bedürfnisse des Landes lassen sich nicht mit Phrasen abtun, sondern fordern konkrete Handlungen, die bald hier, bald dort die Stimmungen oder Interessen verletzen. Die Enttäuschung des einen oder anderen Teiles der buntscheckigen Mehrheit führt dann zu einer neuen Krisis, zu einem neuen Versuch mit anderen Männern. Nach den bisherigen Erfahrungen tritt ein solcher Rückschlag um so eher ein, je „größer" das Ministerium bei seiner Geburt war, d. h. je glänzendere Namen es aufwies und je höhere Hoffnungen es erregt hatte. Vielleicht trägt dazu der Umstand bei, daß gerade die sogenannten großen Geister sich nicht so gut wie die Mittelmäßigkeiten auf das „Fortwursteln" verstehen, auf jene Politik des Lavierens, der Halbheit und der Lässigkeit, die wie Unfähigkeit aussieht und doch oft das beste Mittel der ministeriellen Makrobiotik bildet.

Das größte Talent und der interessanteste Kopf in dem französischen Ministerium ist zweifellos **Clemenceau**, der in seinem ungetrübten Selbstbewußtsein für sich auch den wichtigsten Posten, das Ministerium des Innern, erpreßt hat. Clemenceau gehört ebenso wie sein Vorgänger Rouvier zu den Politikern, die in den großen Skandal der Panamaschwindeleien verwickelt waren. Es ist bezeichnend, daß die herrschende Gesellschaft der Logenbrüder und ihrer freigeistigen Mitläufer bei der Suche nach hervorragenden Talenten immer wieder auf Leute von bewegter Vergangenheit und geflickter Ehre zurückgreifen muß. Die von allen Zwecken und Zweifeln freigebliebenen Charaktere scheinen in dem republikanischen Frankreich doch noch seltener zu sein als in Deutschland, wo man soeben einen unbestechlichen, weder für materielle noch für ehrgeizige Lockungen zugänglichen Parteiführer, den knorrigen Eugen **Richter**, unter der Anerkennung auch der braven Gegner begraben hat und zu gleicher Zeit am 15. Jahrestage des Todes des großen **Windthorst** gedenkt, an dem auch in der heißesten Kampfzeit seine erbittertsten Gegner kein Fleckchen finden konnten.

Herr Clemenceau, der neue Gewalthaber, scheint durch eine eigenartige Methode seinem impressionistischen Volke imponieren zu wollen. Als im Anschluß an das furchtbare Unglück von Courrières ein gefährlicher Bergarbeiterstreik begann, besuchte er persönlich die Streikleitung und die Streikversammlung, um

den Leuten zu sagen, daß er zwar eine Sicherheitswache in die Etablissements legen müsse, aber auf den Straßen keine Truppen erscheinen lassen werde, solange die Ordnung aufrechterhalten werde. So gewann er ein dreifaches Hoch von den Sozialdemokraten. Eine derartige persönliche, zwanglose und unmittelbare Politik ist immerhin eine interessante Abwechselung in dem alten Schema; nur können dadurch leicht Eifersüchteleien und Mißtrauen bei den „guten Freunden" geweckt werden. In der Sache selbst wird die neue Regierung die alte Blockpolitik fortsetzen; manche fürchten sogar, der Kulturkampf werde nun noch schärfer betrieben werden, schon wegen der prononzierten Religionsfeindschaft Clemenceaus. Aber anderseits verlautet, die Ausführungsbestimmungen zum Trennungsgesetze seien verhältnismäßig vorsichtig und milde, wie ja auch in der Durchführung der Inventaraufnahme schonend verfahren werde. In der Tat wären die neuen Minister schlechte Strategen, wenn sie vor den Neuwahlen die Erbitterung in den noch ganz oder halb kirchlich gesinnten Kreisen unbedachterweise steigern wollten. Nach den Wahlen, wenn die Loge in Verbindung mit den roten Atheisten wieder gesiegt haben sollte, können sie ja das Versäumte doppelt und dreifach wieder einbringen.

Der Opposition fehlt leider eines: eine überragende, hinreißende Persönlichkeit an der Spitze, wie sie der Block jetzt in Clemenceau erworben zu haben glaubt.

Die Steuergesetze in der Reichstagskommission.

Die zweite Lesung hat begonnen; die Aussichten sind verhältnismäßig günstig. Nach den offiziösen Auslassungen über die Ergebnisse der ersten Lesung scheint die Regierung einer Verständigung geneigt zu sein; anderseits hat die Kommissionsmehrheit bei der Nachprüfung der Brausteuer gezeigt, daß sie in den bisherigen Geleisen bleiben, vor allem die Belastung der schwächeren Schultern vermeiden will. Die Regierungsvorlage, welche das Bier um 40 bis 50 Millionen höher belasten wollte, ist nicht wieder hergestellt worden, sondern die Kommission hat nur die Staffelung der Biersteuer noch etwas weiter ausgebildet in der Richtung, daß die Großbrauereien mit ihren profitableren Einrichtungen stärker herangezogen werden als die mittleren und kleineren, und so die Steuer eine Art Handikap im wirtschaftlichen Wettbewerb herstellt. Wenn die beschlossene Mehrbelastung mit 5 Pfg. für das Hektoliter anfängt und bei den Riesenbrauereien bis 1,15 Mark steigt, so braucht man in der Tat nicht zu befürchten, daß der Pfennigbruch, der auf ein Glas oder eine Flasche Bier entfällt, zu einem Preisaufschlage führen werde. Die Brauereien und Großhändler können die neue Steuer ebenso gut tragen wie die in vielen norddeutschen Städten eingeführte Kommunalabgabe von 65 Pfg. auf das Hektoliter. Die Interessenten wehren sich natürlich; doch muß man dies nicht zu tragisch nehmen.

Auch nicht den lebhaften Widerspruch des Eisenbahnministers gegen die Verkehrsabgaben, namentlich gegen den kilometrisch abgestuften Stempel auf Fahrkarten. Es heißt, die Regierung wolle mit aller Macht auf eine Abstufung nach Zonen dringen, da ihr die Bemessung nach Kilometern wie ein verhängnisvoller Eingriff in die einzelstaatliche Tarifhoheit vorkomme. Nach unserem Gefühl ist der Zuschlag selbst das wesentliche, nicht die Art seiner Abmessung; das Reich schreibt keinesfalls den Einzelstaaten vor, was sie von den Reisenden erheben dürfen, sondern verlangt nur, daß sie außer dem autonomen Tarif noch eine Stempelgebühr für das Reich miterheben und abführen. Jedenfalls hat Süddeutschland kein materielles Interesse daran, den preußischen Eisenbahnminister in der Opposition zu unterstützen, denn von den geplanten Eisenbahnsteuern würde Norddeutschland einen stärkeren Anteil aufbringen, als dem Verhältnis der Bevölkerungsziffer entspricht.

Die **Flottenverstärkung** ist inzwischen, damit keine kostbare Zeit verloren gehe, von der Reichstagsmehrheit vorläufig genehmigt worden, wobei das Zentrum den Vorbehalt aufrecht erhielt, daß die **endgültige** Bewilligung erst nach der Vereinbarung über die neuen Steuern erfolgen könne. Aus dieser Maßnahme ist auch zu ersehen, daß man die sichere Hoffnung auf ein Steuerkompromiß hegt. Frhr. v. **Stengel** hat bekanntlich die sog. kleine Finanzreform durch kluges Einlenken auf die mittlere Linie trotz allen anfänglichen Schwierigkeiten fertig gebracht; wenn ihm auch der „große" Wurf gelingt, so muß man anerkennen, daß der Kaiser und Fürst Bülow eine sehr glückliche Hand gehabt haben, als sie den Quellenfinder und Kompromißkünstler aus dem Süden holten und einen Mann, der außerhalb des Berliner Milieus erwachsen war und keine Schlacken der steifen preußischen Bureaukratie an sich hatte.

Das Gruben-Unglück von Courrières.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Samstag, den 10. März verbreitete sich in ganz Frankreich die Schreckensnachricht, in den Gruben von Courrières sei ein Brand ausgebrochen. Beim Abstiege hatte man ungefähr 1800 Lampen verteilt, so daß man im ersten Augenblicke von ebenso vielen Opfern sprach. Ungefähr 600 konnten wieder an das Tageslicht gebracht werden; dieselben waren aber größtenteils verstümmelt oder trugen schreckliche Brandwunden.

Die Zahl der Opfer, welche ihrem schrecklichen Schicksale überlassen blieben, ohne daß menschliche Hilfe möglich war, beträgt zwölfhundert neunzehn Menschen, alle im besten Mannesalter.

Ueber die Ursachen des Unglücks laufen die verschiedensten Gerüchte. Man soll schon seit mehreren Tagen einen Brand gekannt haben, der in einer Schicht ausgebrochen war. Die Verwaltung soll sich mit der Verstopfung der Brandstätte begnügt haben; die Gase aber wären doch weiter gedrungen und hätten in Verbindung mit dem Kohlenstaub eine Entladung hervorgebracht. Der Kohlenstaub sei um so stärker gewesen als die Ausschachtung in den letzten Wochen intensiver geworden sei. Alles dieses sind aber nur Hypothesen, die nicht bewiesen werden können.

Die grausame Wirklichkeit hingegen zeigt uns, daß in den Gruben über 1200 Arbeiter den schrecklichsten Tod bei Ausführung ihrer tagtäglichen Arbeit fanden. Es ist hier nicht die Stelle, zu erörtern, ob die Grubenverwaltung alle nötigen Vorkehrungen getroffen. Hingegen kann festgestellt werden, daß die von der steinreichen Gesellschaft gewährten Arbeit- und Unfallversicherungsgelder lange nicht hinreichen, um die betreffenden Familien der Hinterlassenen der Armut und dem Elend zu entreißen. Denn leider hat bis jetzt noch keine Partei die Hand an die Sozialreform gelegt und haben sie alle ihre Zeit mit Balgereien im Parlament verloren.

Wird das Land aus diesem entsetzlichen Unglück die heilsame Lehre ziehen, die es bedingt? Ich glaube kaum. Die meisten Organe der Katholiken leiden an Farbenblindheit, sobald es sich darum handelt, die sozialen Schäden zu sehen, denn sie wollen absolut nichts von einer christlichen Sozialreform im Sinne der deutschen Gesetzgebung wissen. Diesen Blättern zufolge ist es Sache der christlichen Mildtätigkeit, den leidenden Arbeiterklassen zu helfen. Ja, wenn die Mildtätigkeit noch den Charakter des Mittelalters hätte! Aber jetzt gibt es viele Christen, deren Mildtätigkeit sich auf ein mehrmaliges kleines Opfer beschränkt, und dann ist es mit derselben aus. Höchstens lassen sie etwas springen, wenn sie wissen, daß die Gabe und der Name des Gebers in den Pariser Zeitungen der tonangebenden Kreise ausgetrommelt wird.

Der Sozialistenführer Jaurès hat gar nicht Unrecht, wenn er gelegentlich des Grubenunglücks von Courrières in der „**Humanité**" folgendes sagt:

„Aus dem in Flammen stehenden Kohlenschachte steigt die Vorladung der sozialen Gerechtigkeit hervor, die an die politischen Vertreter der Nation gerichtet ist. Das schwere und schmerzliche Geschick der arbeitenden Klassen ist wieder einmal vor aller Augen getreten. Wenn jetzt nicht an die Schaffung eines besseren Daseins getreten würde für die, welche arbeiten, so könnte man in Wahrheit sagen, daß die ganze politische Aktion nur ein trauriges Gaukelspiel von ehrgeizigen und eiteln Possenreißern ist."

Ja, es ist absolut nötig, daß die Sozialreform in der Grubenindustrie einsetzt und die reichen Gesellschaften zwingt, für die Sicherheit und das Leben der Arbeiter in der eingehendsten Weise zu sorgen. An Mitteln fehlt es denselben nicht, da die Direktoren und Verwaltungsräte ja Honorare einstreichen, wovon ein einziges genügen würde, um 30 Arbeiterfamilien reichlich zu ernähren. An der Kohlenbörse von Lille wurden am 12. März, also zwei Tage nach der Katastrophe, folgende Kurse notiert:

Anzin	640,500	Franks
Aniche	378,800	„
Vicoigne	26,580	„
Meurchin	14,500	„

Sämtliche Aktien wurden s. Z. mit 500 oder 1000 Franken aufgelegt. Die Aktien von Anzin werden nur per Hundertstel, die von Aniche und Vicoigne per Zwanzigstel und die von Meurchin per Fünftel einer Aktie gehandelt! Solch reiche Gesellschaften sollten billigerweise selbst die Sozialreform in die Hand nehmen, statt sich mit Hilfskassen zu begnügen, die zuviel zum Sterben und zuwenig zum Leben hergeben.

Die „**Revue noire**", das französische Organ des Kohlen-Mines, stellte Ende Januar fest, daß die Industriekohlen des französisch-vlämischen Beckens einen ganz bedeutenden Absatz hätten, während der Begehr nach Hauskohlen flauer wäre.

Zu gleicher Zeit stellte die „**Revue**" fest, daß man den Kohlenpreis für das Frühjahr erst feststellen werde, wenn der Zuschlag für die Kohlen der belgischen Staatsbahnen erfolgt sei. „Die Industriekohlen", sagt die „**Revue**", „sind in Belgien sehr begehrt, deshalb hat England im einzigen Monat Dezember seine Sendungen um 50,000 Tonnen d. h. um das Doppelte vermehrt, und **dabei steigen die Kohlenpreise noch immer**. Hingegen werden die Hauskohlen etwas billiger, weil das milde Wetter dem Kohlenmarkte Schaden gebracht hat.

Der englische Kohlenmarkt ist sehr belebt, die großen Konsumenten Deutschlands, wie die Hamburger Paketfahrtgesellschaft, der Norddeutsche Lloyd, die Firma Krupp haben in England große Mengen Kohlen aufgekauft, die das deutsche Kohlensyndikat nicht liefern konnte. Auch Rußland führt große Mengen Kohlen nach dem Schwarzen Meere aus, wo die Eisenbahnen das flüssige Brennmaterial durch Kohlen ersetzen mußten. In England selbst beanspruchen die Webindustrie und Hochofenindustrie bedeutend viel Kohlen, während die Hauskohlen, wie auf dem Kontinente, wenig begehrt sind."

„Im Ruhrbezirke," fährt die „Revue" fort, „wird die Industriekohle in ungeheueren Quantitäten besonders nach Frankreich und Belgien ausgeführt. Hingegen leidet die Ausfuhr nach Holland wegen des Wasserstandes. Auch der Wasserstand der Ruhr selbst beeinträchtigt die Kohlenausfuhr, denn in vielen Häfen kann wegen der Wasserhöhe die Einschiffung nicht stattfinden. Die Gruben des deutschen Kohlensyndikats haben sich für die Ausschichtung der vereinbarten Quantität Kohlen, die ihnen auf dem Kohlenmarkte angewiesen, verpflichten müssen, man glaubt aber, daß sie ihrer Verpflichtung kaum nachkommen können. Das Kohlensyndikat hat schon mehrere bedeutende Verkäufe mit Preissteigerung abgeschlossen. Die Großindustriellen Süddeutschlands beklagen sich, daß man sie bis jetzt im Dunklen läßt, was die künftigen Kohlenpreise betrifft, von denen das Kohlenkontor nichts zu wissen behauptet."

Dieses Bekenntnis des Organs des Kohlenringes beweist, welche Kniffe gebraucht werden, um die Kohlenpreise in die Höhe zu treiben, und dabei beklagte sich noch das Organ über das milde Wetter, das uns unser Herrgott geschenkt und welches den Kohlenbaronen nicht erlaubt, ihren Geldsäckel durch die beabsichtigte Verteuerung der Hauskohlen nur noch mehr zu füllen.

Unsere sechs großen Bahngesellschaften beziehen ein gutes Drittel ihrer Kohlen aus dem Auslande. Im Betriebsjahr 1904 verbrauchten sie 5'112,600 Tonnen Kohlen, von denen 1'613,700 Tonnen ausländische waren. Der Durchschnittspreis ist Frs. 18.95; während aber nun die Rothschildsche Nordbahn nur Frs. 15.95 bezahlt, muß die Staatsbahn Frs. 21.75 für dieselben Kohlen bezahlen.

Fast ein Drittel der von den Bahnen gebrauchten Kohlen muß also von dem Auslande bezogen werden. Trotzdem ergeht sich gelegentlich der Katastrophe von Courrières der „Eclair" in folgenden Auslassungen:

„Die Gruben von Courrières versorgten Nordfrankreich und die Normandie und lieferten die Kohlen besonders für die Industrie von Rouen und dessen Umgebung. Sie bildeten den einzigen Wall gegen die Ueberschwemmungsversuche der westfälischen Gruben, welche ihre Schichtungen einschränken, um nur ihre schlecht bezahlte, aber stets wachsende Arbeiterbevölkerung zu beschäftigen, Versuche, denen sie auf unsere Kosten und auf unserem Boden stets eine größere Ausdehnung geben."

Dieses alberne Geschreibsel paßt zu obigen statistischen Angaben wie eine Faust auf das Auge, um so mehr als Tags darauf dieselbe Zeitung feststellen mußte, daß ein Hilfskorps von Ingenieuren und Bergleuten gerade aus diesem verschrieen westfälischen Grubenbezirk gekommen sei, um seine Hilfeleistung anzubieten.

Das Unglück ist auf der „schwarzen Erde" in der alten Grafschaft Artois, unweit der Grenze von Französisch Flandern vorgekommen. Die drei Unglücksschächte liegen zwischen Lens, am Souchetflüßchen, und Courrières, einem modernen Fabrikorte. Sie gehören einer steinreichen Aktiengesellschaft, die ihren Sitz zu Paris hat, und deren Aktien noch am Tage vor der Katastrophe an der Kohlenbörse von Lille um den siebenfachen Nennwert gehandelt wurden. Im Monat Januar stiegen die Aktien in einer einzigen Börsensitzung um 75 Franken, weil man eine unglaubliche Kurstreiberei in Szene gesetzt hatte.

Das Unglück ist nun einmal da, und die Regierung und die maßgebenden Kreise sollten wenigstens die nötigen Schlußfolgerungen aus demselben ziehen.

Der grenzenlose Jammer, der über die „schwarze Erde" hereingebrochen ist, hat aber auch die Gemeinbürgschaft aller bewiesen. In ganz Frankreich pochten alle Herzen, als sie das Unglück dieser Arbeiterfamilien erfuhren, und sofort wetteiferten alle, um den Bedrängten Hilfe und Unterstützung zu bringen. Aber auch in Deutschlands, Englands und Amerikas Grubenbezirken und bei allen Christenmenschen, bei jedem Arbeiter, diesseits und jenseits des Ozeans fand der Jammer ein mitleidiges Ohr.

Die braven Bergleute von Herne in Westfalen, die mit ihren Ingenieuren und Rettungswerkzeugen nach Courrières geeilt sind, haben in 24 Stunden für das friedliche Verständnis zwischen dem deutschen und dem französischen Volke mehr getan als alle Diplomaten Europas in zwei Monaten zu Algeciras versuchen konnten. Eine halbamtliche Depesche von Havas meldet, die Initiative gehe vom Kaiser Wilhelm aus, während einzelne Blätter melden, das Verdienst gebühre ausschließlich den betreffenden Arbeitern.

Wie dem auch sei, ihre Ankunft hat den denkbar besten Eindruck gemacht und gestehen dies selbst ausgesprochen nationalistische Organe ein.

Das Unglück von Courrières wird in den Annalen der Bergwerks-Industrie in trauriger Weise verzeichnet bleiben, denn die Zahl der Opfer übersteigt um das sechsfache die der ärgsten Katastrophen, welche in Europa und Amerika je zu verzeichnen waren.

Neue Ziele für unsere Studenten.

Von

Franz Xaver Münch.

Es ist nun die Zeit gekommen, weitere Kreise auf eine Erscheinung hinzuweisen, die, den Wissenden längst nicht mehr verborgen, bereits vor 2 Jahren in der „Akademia" leise angedeutet war. Daß die große Idee der sozialen und caritativen Bestrebungen in den katholischen Studentenkreisen mit solch überraschender Schnelligkeit und Intensität aufgegriffen ward, darf als Zeichen innerer Kraft gelten.

Es ist nicht klug, sich vor einer unser gesamtes Studentenwesen betreffenden, nicht gerade wohltuenden Erscheinung die Augen verschließen zu wollen: Weite Kreise der katholischen Jugend sind von dem Inhalt des in katholischen Korporationen Gebotenen nicht mehr befriedigt und vermögen dem Korporationsleben, das auf die Dauer für den einzelnen, wie alles Menschliche, dem Gesetz der Langeweile anheimfällt, nichts mehr abzugewinnen, kurz eine allgemeine Unzufriedenheit mit veralteten Bestrebungen macht sich bedeutend geltend. Der Gründe für diese nun doch einmal nicht zu leugnende Tatsache, die dem Beobachter wohl bekannt sind, mögen manche sein: einer der Gründe gewiß ist der, daß unsere Studentenwelt mit den großen Bestrebungen unserer Zeit nicht die Fühlung hat, die eben der moderne junge Mann zu haben verlangt. Er will den Konnex mit dem Sinnen und Weben seiner Zeit gewinnen und erhalten. Es muß hier einmal gesagt werden, daß unsere Gesellen- und Arbeiterwelt (ob zu ihrem Vorteil oder Schaden soll hier nicht entschieden werden) mit den modernen, nicht allein sie betreffenden Bestrebungen besser vertraut ist, als unsere Studentenwelt. In diesem Sinne ist es auch zu verwundern, daß allerwärts die sozialen und caritativen Bestrebungen in voller Blüte standen, ja bereits reiften und volle Frucht trugen, ehe ein Student seine Kommilitonen auf jenes große Arbeitsfeld hinwies: „Dorthin gehören auch wir und gerade wir!"

Es gibt noch immer einige, die, das Auge wie Lots Gattin auf die Vergangenheit, nicht auf die Zukunft gerichtet, die Zeiten herbeisehnen, in denen die Welt der Universitäten eine für sich allein bestehende war. Mag man das Romantische jener Verhältnisse träumerisch im Lied verehren: unsere Zeiten sind ernstere und andere!

Nicht mehr ein Rat, sondern Pflicht muß es sein, nicht ohne ein gewisses Gefühl der Pflichtvergessenheit, das Versäumte nachzuholen und unsere Kräfte diesen Bestrebungen zu widmen. Freiburg i. B. und Bonn besitzen bereits je eine akademische, sozial-caritative Vereinigung, die sich aus Mitgliedern aller katholischen Korporationen der betreffenden Universitäten zusammensetzt; Straßburg und Karlsruhe haben ähnliche Vereinigungen. Der Jahrgang 1904 der „Charitas" durfte bereits ihren Lesern mehrere Artikel unterbreiten, die sich mit der Gründung und engeren Organisation befaßten und die Alte Herren nicht minder als aktive Studenten zu Verfassern hatten.*)

Die katholischen Korporationen haben aber diese Erscheinung zu begrüßen auch aus einem Grunde, der direkten Bezug auf ihr Wohl und ihre Entwicklung hat: Die Klagen über Veräußerlichung und andere nicht gerade erfreuliche Momente sind gerade — mit Freude sei's geschrieben — in den Blättern unserer katholischen Korporationsschriften nicht verstummt. Der Gründe dieser Tatsachen wurden manche geäußert. Sei dem wie es wolle. Vielleicht sind diese Bestrebungen, eifrig von allen gepflegt, ein rettender Arm auch in dieser Not: so wird vielleicht die Liebe zu den Armen ein Segen für die Studenten selbst!

Jedenfalls! Die Prinzipien einer katholischen Korporation sind leerer Rauch und Schall ohne ihre Anwendung, und sie müssen Tat sein, wollen sie ihre Daseinsberechtigung begründen. Sollte es vielleicht an Objekten dieser Betätigung gefehlt haben — eine Behauptung, die man hie und da zu äußern wagte — so könnte man der Vorsehung für die Idee, die, in die Studentenkreise einmal hineingeworfen, nicht untergehen wird, nicht Dank genug wissen.

Das ist auch der Sinn, der aus der Resolution spricht, die der rheinische Philisterkongreß der katholischen Studentenvereine im Jahre 1903 faßte: „Der Philisterkongreß erblickt neben der gewissenhaften Erfüllung der religiösen Pflichten in der persönlichen Ausübung der Caritas das beste Gegenmittel gegen die auch unsere Kreise bedrohende Ueberschätzung von Aeußerlichkeiten und luxuriöser Lebensführung bei innerer Verflachung. Der Philisterkongreß empfiehlt insbesondere für die Studienjahre

*) „Charitas" 1904, Heft 9, S. 172 ff.; Heft 10, S. 198 ff.; Heft 11/12, S. 2.0 ff.; ferner 1905, Heft 4, S. 84 ff.

dringend den Beitritt zum Vinzenzverein. Es genügt nicht, von Vereinswegen für den Vinzenzverein oder andere Wohltätigkeitszwecke Beiträge zu beschließen oder zu sammeln, vielmehr ist die persönliche Anteilnahme an den caritativen Werken das Wesentliche. Der Philisterkongreß empfiehlt ferner, während der Studienzeit die Gelegenheit nicht zu versäumen, über die sozialen Fragen der Gegenwart in den hierüber an den meisten Hochschulen stattfindenden Vorträgen Orientierung zu suchen, und fordert die Verbandsphilister auf, an den sozialen Bestrebungen und Veranstaltungen lebendigen Anteil zu nehmen." („Akad. Monatsblätter" Jahrg. XVI, S. 47.) Es sei auch auf das Novemberheft des vorigen Jahrgangs der „Akademia" verwiesen, in dem ein in der „Köln. Volkszeitung" 1905, Nr. 929, erschienener, alle diese Verhältnisse gründlich behandelnder Artikel eines Alten Herrn zum Abdruck gelangt ist; des weiteren auf die Beschlüsse der letzten Katholikenversammlung.

Alles in allem genommen: man unterschätze nicht die Bedeutung dieser Bestrebungen weder für die Studentenwelt noch für das Milieu, in dem sie lebt und das sie zum Teil mit nicht wohlmeinendem Auge anschaut. Man sei vielmehr dankbar für die Gabe, die den Studenten aus ihrer Mitte — mit Dank sei es gesagt — geboten wird. Möchte der Student lebhaft und freudig wie ein Jüngling, und ernst wie ein Mann, der weiter blickt als die Grenzen, welche die Gegenwart ihm steckt, die Idee aufgreifen. Dem, der vor den Opfern und Anstrengungen, die diese Bestrebungen zweifelsohne mit sich bringen, zurückschreckt, darf der Verfasser dieser Zeilen zu bedenken geben, daß der Student mit dem Beitritt zu einem Verbande, der das christliche Bekenntnis zu einem seiner Prinzipien erhoben hat, sich zu der *idealistischen Weltanschauung* bekennt, der allein jene Bestrebungen entspringen konnten, denen diese Zeilen gewidmet sind.

Eine Stimme aus dem Volke.

(Zum Kapitel „Massenvergiftung".)

Als Leser der „Allg. Rundschau", in welcher mich die im Laufe des Quartals erschienenen Artikel über die sittliche Volksverseuchung durch die Verbreitung der „Aktbilder" usw. sehr interessierten, erlaube ich mir beiliegenden Ausschnitt zu übersenden. Dieses Blatt wird den Buchbindern ohne Bestellung unentgeltlich übersandt.*) Die Anzeige von der „Keuschen Nacktheit im freien Sonnenlicht" wird sehr oft wiederholt. Der famose Titel soll jedenfalls ein besonderes Lockmittel bilden, um noch etwas prüde angehauchte Liebhaber von dergleichen Darstellungen zu veranlassen, sich die „keusche Ware" mal zur Ansicht kommen zu lassen. — —

Unser übergebildetes Geschlecht hat es in der Begriffsverwirrung herrlich weit gebracht! Dinge, die man in der sogenannten guten alten Zeit als den Abgrund der Verworfenheit bezeichnet hätte, darf man jetzt unbehelligt als Produkte einer „verfeinerten" Kulturanschauung öffentlich anpreisen und zum Verderben der guten Sitten verkaufen.

Gesellschaftliche Zustände, welche unsere ferndeutschen Vorfahren sogar *vor* der Annahme des Christentums aufs tiefste verabscheut hätten (man denke hier nur an das Geschlechtsleben der Großstädte), werden von unseren sogenannten Volksmännern als das erstrebenswerte Ideal der Zukunft gepriesen.

Doktrinen, welche die göttliche und staatliche Ordnung in ihren Grundfesten erschüttern, dürfen ungestraft gelehrt und im Volke verbreitet werden; anderseits aber wird die Wirksamkeit der von Gott gesetzten Vertreter der wahren Autorität sehr oft direkt und noch mehr indirekt gehemmt und unterbunden. — — —

Man hat es seinerzeit dem P. Weiß schwer verübelt und denselben sogar in manchen katholischen Kreisen als einen Schwarzseher bezeichnet, weil er von einer religiösen Gefahr zu schreiben wagte; der Mann hat aber allem nach tiefer gesehen als manche nur ahnen. Man lasse die Schmutzpresse nur noch ein Jahrzehnt ihr verderbenbringendes Wesen in gleicher Weise forttreiben, wie bisher, und es wird sich zeigen, was für unheilvolle Früchte für Kirche und *Staat* daraus entstehen werden. Dem wirklichen Stand der Sache entsprechend, kann man die derzeitige Lage ohne Uebertreibung folgendermaßen bezeichnen: Nach oben und in den gebildeten Kreisen überhaupt ein immer weiter um sich greifender Atheismus und eine damit in Verbindung stehende grundverkehrte sittliche Weltanschauung; nach unten: rapider Verfall der alten Einfachheit und der guten Sitte und eine damit Hand in Hand gehende erschreckende Verachtung jeglicher Autorität.

Möchte man doch in den maßgebenden Kreisen diese höchst bedenklichen Zeichen der Zeit noch rechtzeitig beachten und das Heilmittel nicht erst anwenden, wenn es zu spät ist.

Ertingen (Württ.). *M. Köhler.*

*) Beigefügt ist Nr. 10 der in Berlin erscheinenden „Papier- und Schreibwaren-Zeitung".

Ein Wort.

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Es ist ein bekanntes Wort: Der Flügelschlag eines Vogels, der oben am Grate des Hochgebirges eine lockere Schneeflocke trifft, daß sie sich löst und mit anderen zusammenballt, kann der erste Anlaß der Lawine sein, die Baumriesen und Felsstücke fortreißt, mit ungeheuerer Wucht in die Täler saust und alles Lebendige begräbt unter den zermalmten Holzhütten, unter den geborstenen Dächern der Steinbauten. Das Wort schildert die verheerende Wirkung einer geringfügigen Ursache im Bereiche der Natur.

Im Reiche des Geistes finden sich ähnliche Verhältnisse. Das Mißverhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen kann da noch viel größer sein, und während draußen in der vernunftlosen Welt der Ueberschuß der Folgen über die Veranlassung sich unschwer aus den dazwischenwirkenden Umständen berechnen läßt, spotten die Unstimmigkeiten unter den Gedanken nicht selten aller Erklärung. Wir haben hier den rätselhaften Einfluß im Auge, den das *Wort selber*, irgendein Wort äußern kann in den breitesten Kreisen der redebegabten Sterblichen und auf Tiefen hinab, die ein nüchternes Ueberlegen kaum zu schätzen vermag.

Der Einfluß, die Wirkung des Wortes! Ist das Wort nicht der Hauch des Mundes? Gleicht es nicht einem bloßen Luftschlag? Was verleiht dem Worte die Gewalt, daß es, mit Worten verbunden, in der Rede lawinenartig von den Höhen in die Niederungen schießt, dort die Besinnung, die Selbständigkeit des Urteilens verschüttet und sogar den eigenen Wunsch, den eigenen Willen der vom Brausen und Tosen Ueberraschten zu erdrücken vermag?

Wir kennen die Bilder, in welchen die heiligen Schriften die Macht des Wortes, die Gewalt der Zunge schildern. Jesus Sirach belehrt uns, daß Geißelstreiche Striemen zurücklassen, daß aber der Schlag der Zunge die Gebeine zerbricht. Der Weise vergleicht die Macht des Wortes mit dem Ungestüm der Panther und Löwen. Sankt Jakobus nennt die Zunge ein Feuer und versichert, daß die Kraft jedes Tieres durch die Menschenkraft zu bändigen sei, daß dagegen niemand die Zunge zu bezwingen imstande ist. Das Erhabenste und das Entsetzlichste tut die Zunge: das Lob des unerschaffenen Vaters und der Fluch gegen das erschaffene Gottesbild, die Verkündigung des Preises vor Gott dem Herrn und damit die Anerkennung des Größten, das Ausstoßen der Verwünschung und damit eine Art Vernichtungstat, beides liegt in der Macht des Wortes.[1]

Es bedarf keiner Ausführungen. Des Menschen ganze Welt, was uns im Innersten zusammenhält und bewegt, was uns in alle Tiefen versenkt und in alle Höhen trägt, spricht das Wort aus, und das Wort des Redenden weckt, formt und fördert in dem Hörenden zutage alle Empfindungen, deren der Sinn und das Herz, alle Gedanken, deren der Verstand und die Vernunft, alle Wünsche, Strebungen und Entschlüsse, deren das Wollen fähig ist. Die unwiderstehliche Wirksamkeit, die Allmacht des Wortes ist angedeutet in dem Dreiklange, der den Glauben, die Sehnsucht, die Seligkeit, der den ganzen Lebensinhalt des Menschenwesens ausdrückt. Der Dreiklang ist *Wahrheit, Liebe, Glück*.

Ein jedes Wort, das von einem aus den dreien oder von der Dreieinheit zeugt, findet williges Gehör. Was eine Verheißung darüber gibt, trifft auf glühende Erwartung; was Sicherheit und Bürgschaft dafür in Aussicht stellt, ist der begeisterten Zustimmung gewiß. *Wahrheit, Liebe, Glück!* Nicht die Dinge, die Gegenstände, auf welche die Worte zielen, nein, die Worte selber, ihr Laut schon und ihre Klänge schlagen die Seelen wie in einen Zauberbann. Aus seinem Umkreis gibt es kein Entrinnen: alle werden darin wie mit magnetischen Kräften festgehalten, jene, die wissen und zu sagen verstehen, was die Worte *Wahrheit, Liebe, Glück* umschreiben, in sich begreifen, und jene, die das nicht wissen, die bloß, aber darum nicht minder streng gefesselt sind durch einen „schönen Glauben" an die inhaltschweren Worte.

Wir unterscheiden das geschriebene und das gesprochene Wort.

Das *geschriebene* Wort bewahrt alles auf, was die Menschen je erfahren, gedacht, geurteilt, gewertet haben. Es zeichnet auf ein Material, das entweder unvergänglich ist wie Marmor und Erz, oder das, wenn es, wie das zarte Pergament, das brüchige

[1] Sirach 28, 21 ff. Jak. 3, 5 ff.

Papier, nicht widerstandsfähig ist gegen die nagende Zeit, unaufhörlich erneuert werden kann — das geschriebene Wort zeichnet wie mit unauslöschlichen Zügen die Resultate nieder, die das menschliche Suchen und Sinnen bisher aufgefunden hat oder die es vermeint gefunden zu haben über das Wesen der Wahrheit und den Weg zu ihren Schätzen, über die Liebe und den Reiz ihrer Geheimnisse, über das Glück und die Kunst, seinen Besitz zu erringen. Was Wunder, wenn dem geschriebenen Worte, dem mystischen Symbol, das den Sinn des Höchsten hütet, wonach ein Mensch begehren kann, fromme Scheu, freudiges Vertrauen und kühnes Hoffen entgegengebracht wird! Wenn man die Hingebung der Gebildeten an das geschriebene Wort, den Glauben der Männer von der Wissenschaft bedenkt gegenüber dem, was sie Schwarz auf Weiß besitzen, da läßt es sich verstehen, daß Buchstabenfiguren, gemalte Striche bei dem Ungebildeten, bei dem Naturmenschen die Gefühle der religiösen Verehrung, des Aberglaubens, wie er den Zaubermitteln, den Talismanen gewidmet wird, hervorzurufen pflegen.

Aber der schwäbische Dichter, dessen hundertsten Geburtstag sie voriges Jahr begangen haben, Eduard Mörike (geb. 8. September 1804, gest. 4. Juni 1875) hat recht. „Was mit Schrift geschrieben ist, sieht doch nur aus wie stumpfes Bildwerk." Wohl ohne es zu wissen damals, hat der Poet den Gedanken wiederholt, den ein viel Größerer, den der erhabene Plato schon ausgesprochen hat. „Ein Mißliches hat die Schrift", sagt der Dichterphilosoph[1]), „und sie gleicht darin der Malerei. Deren Erzeugnisse stehen wie lebendig da; wenn man sie aber befrägt um etwas, dann schweigen sie vornehm. Gerade so steht es um die geschriebenen Worte. Man könnte meinen, sie sprächen, als verstünden sie etwas. Wenn du sie aber, um dich genauer zu belehren, über etwas von dem Gesprochenen frägst, da machen sie dir immer ein und dasselbe Gesicht; und wenn sie von Unverständigen ungehörig behandelt werden, so wissen sie sich weder zu wehren noch sich zu helfen: denn stets haben sie die Nachhilfe ihres Vaters nötig."

Das **lebendige**, das beseelte Wort des Wissenden ist unbestritten im Vorteil. Ist der geschriebene Buchstabe starr, tot, das regungslose Abbild von etwas Verborgenem, so tritt dieses Etwas, der Sinn, der Gedanke selber und offen hervor im gesprochenen Wort. Eine atmende Gestalt, die dem Hörenden, während sie seinen Verstand überzeugt und seinen Willen lenkt, die Einbildungskraft fesselt und ihm erwärmend das Herz bewegt, die den Lauschenden wie mit Zaubernetzen zu umstricken vermag, daß er nicht weiß, wie ihm geschieht, daß er sich völlig und willig gefangen gibt: das ist die wache, lebendige, beseelte Rede und ihre Gewalt, ihre Uebermacht.

Thomas Hobbes, der rücksichtslose Materialist, dem alles in der Natur als blinder Drang einer blinden Kraft und dem das Geschehen in der Menschenwelt als der Zwang der Willensmechanik gilt, hat den Ausspruch getan: „Dem Weisen sind die Worte Steinchen, mit denen er rechnet, dem Toren sind sie Münzen, denen das Gewicht eines gefeierten Namens ihren vermeintlichen Wert geschaffen hat."[2])

Die Tatsache, daß manch ein Wort zahllosen Hörern — und Lesern nicht minder — wie ein Wertstück erscheint, dessen Goldglanz und Goldklang die Bedeutung des Gepräges dem Unkundigen und dem enthusiastischen Bewunderer ins Unermeßliche steigern kann und steigert, zumal wenn von **Wahrheit**, **Liebe**, **Glück** die Rede ist, diese Tatsache liefert Anhaltspunkte für die Erklärung einer Erscheinung, der die moderne Seelenkunde[3]) ihre Vorliebe zuwendet. Ich meine die Suggestion.

Es wird dem Empfänglichen ein Wort gesagt von vornehm hallendem Klange. Das Wort weckt eine gewünschte Vorstellung. Die Aufmerksamkeit, die Phantasie des Hörenden wird angespannt, wird auf den möglichen Gegenstand der Vorstellung unter größtem Nachdrucke konzentriert. Dann treten alle die Vorstellungen mit hervor, die sich an den Gegenstand anhängen können. Sie werden kräftig gehegt, Ueberzeugungen und Entschlüsse werden gefaßt, und ganze Empfindungsreihen ziehen durch eine Seele, die diese für ihr geistiges Eigentum hält, als ihr Erzeugnis betrachtet, während die Phantasiedinge nichts anderes als Vorspiegelungen sind, die ein Fremder mit Hilfe eines ansprechenden, vielsagenden, gewichtigen Wortes dem gutwilligen und gutmütigen Hörer in die Seele geschoben hat. Oder auch kann ein schlauer Führer und Verführer den Mißleiteten dahin bringen, daß dieser sich selber Vorstellungen unterschiebt, daß er als Wirklichkeit anschaut, was seine sehnsüchtige Erwartung wünscht oder wovor sich sein überreiztes Angstgefühl entsetzt, und daß er, der Angeführte, felsenhart an die Wahrheit seiner Einbildungen glaubt.

(Schluß folgt.)

[1]) Phaidros p. 275 (§ 137).

[2]) Vocabula sapientium quidem calculi sunt, quibus computant, stultorum autem numeri, aestimati impressione alicuius nomine celebri. Leviathan 1, 4.

[3]) Es wird hier die Gelegenheit benützt, auf die treffliche Neubearbeitung von Georg Hagemanns **Psychologie** hinzuweisen. Vor kurzem ist sie erschienen (Herder, Freiburg, 1905), besorgt von Dr. **Adolf Dyroff**, Professor an der Universität Bonn.

Il Santo.

Von

Domkapitular Dr. **Zimmern**, Speyer.

Der so betitelte Roman Fogazzaros hat in Nr. 3 und 4 dieser Wochenschrift eine Besprechung gefunden. Da jedoch die verehrliche Redaktion bemerkt hat, sie wolle damit „auf einen bestimmten Standpunkt sich nicht festlegen" und da laut Bericht der „Kölnischen Zeitung (1905, Nr. 1330) auch Fogazzaro selbst geäußert haben soll, „es komme ihm nicht darauf an, daß der „Heilige" als **Kunstwerk** Glück habe, er wolle, daß die darin niedergelegten **Gedanken** ihren Weg machen und die angeregten **Probleme** durchdacht werden", so dürfte gerade die besondere **Besprechung dieser Gedanken und Probleme** sich eignen, die oben berührte ausführliche Erzählung der „Fabel" des Romanes auch der Tendenz Fogazzaros gemäß zu **ergänzen**. Der „Heilige" ist ja nur die dramatische „Persona", durch welche der Dichter seine Probleme verkündigt, und die Geschichte desselben ist nur das **fromme Kleid**, in das gehüllt seine Gedanken um so sicherer ihren Weg machen sollen.

Da es also dem Meister selbst auf den Kunstwert minder anzukommen scheint, brauchen wir denjenigen Verehrern Fogazzaros, welche seine Poesie mit der Poesie Dantes vergleichen, durch eine Kritik der künstlerischen Seite des „Heiligen" das Vergnügen nicht zu verderben. Ist ja mit der geringeren Schätzung einer und der anderen Dichtung dem Werte der übrigen poetischen Leistungen kein Schaden zugefügt. Es müßte denn geradezu „ein Gesetz der Meder und Perser" sein (Daniel, 6. 15), daß der moderne Dante nicht auch hie und da einmal „schlafen" könnte wie der alte „gute Homer".

Gerade deshalb jedoch, weil die Gedanken und Probleme in dem Romane die Hauptsache bilden sollen, will es scheinen, als ob im Verhältnis zu diesen Gedanken und Problemen das „Füllsel" (um die Bemerkung des Paters Baumgartner über den vorausgehenden Roman „Piccolo mondo moderno" hier zu benutzen) einen viel zu großen Raum einnehme. Man bedenke nur das continuo battibecco, das ewige Gehändel und Geklatsch der vielen Damen, welches oft meisterhaft dramatisch ausbrechend, oft aber auch in geschwätzig indirekter Redeform erzählend die Geschichte breitschlägt, und nicht einmal wie in „Piccolo mondo moderno" eine gewisse Buntheit an sich trägt, sondern sich bloß um die Person des „Heiligen", seinen Aufenthalt, sein Denken und Fühlen, sein Tun und Treiben, seine Freuden und Leiden dreht. Gegenüber den Umständeleien, welche den Anfang der Reformsitzung im Hause Selva zu Subiaco verzögern, bemerkt der junge Signor di Leyni (57): „derartige Kleinigkeiten sollte man doch in einem solchen Augenblicke vergessen". Diese Mahnung hätte Fogazzaro auch von seinen Damen beobachten lassen sollen, damit sie weniger auf Kosten seiner „Gedanken und Probleme" an jene Musterdamen im ersten Brief an Timotheus (5. 13) erinnert hätten, die „müßig von Haus zu Haus herumlaufen, und nicht allein müßig, sondern auch schwatzhaft und neugierig, und reden, was sich nicht gehört".

Wie der Kunstwert, so möge aus Rücksicht auf die Verehrer des „Heiligen" auch der **Kultwert** des modernen San Benedetto unbekrittelt bleiben. Da jedoch Maironi selbst den Papst bittet (339), er solle „die äußerlichen Andachten nicht vervielfältigen lassen", so läßt, gegenüber dem Einführungsversuch der Reform-Santo-Andacht, die nicht einmal mit der Andacht zum „hl. Expeditus" sich messen kann, sich der alte Advocatus Diaboli doch nicht ganz zum Schweigen bringen. Ueber Christus verwunderten sich die Juden und sagten: „Wie versteht dieser die Wissenschaft, da er sie doch nicht gelernt hat" (Joh. 7. 15). Maironi hatte (8) zwar „im Grunde der Seele immer eine atavistische Frömmigkeit", ein Seelenzustand, der vielleicht zu einem modernen

Reformer ausreichen dürfte, aber nicht zu einem kirchlichen Reformapostolate befähigen und berechtigen kann. Sogar seine ehemalige Geliebte Jeanne beurteilt Maironi als „unfähig, über seinen mystischen Hysterismus ein mannhaftes Urteil zu fällen" (17); und wieviel mystisch-religiöse Schwärmerei in seinem Vorleben mit sinnlicher Gefühlsschwelgerei auch abgewechselt haben mochte, soviel theologische Bildung als für den Befähigungsnachweis zum Kirchenreformator genügte, hat er von seiner freidenkerischen (8) Jeanne sich kaum zu eigen gemacht.

Wenn der Herr, um einen Saulus als Apostel zu bekommen, aus dem Himmel herabrief „warum verfolgst du mich", so war dieses „auserwählte Gefäß", der Schüler Gamaliels, aus einem doch ein bißchen anderen Stoff als der Geliebte einer Jeanne Dessalle; und diesem biblischen Original der Bekehrung Sauls gegenüber nimmt sich Fogazzaros Nachahmung mit der mysteriösen Inschrift „warum widerstehst du mir" zur Bekehrung Maironis doch künstlerisch und religiös mehr als gewagt aus. Und gar noch die gesuchte Parallelisierung des „modernen Laienheiligen" mit Christus in ähnelnden Lebensumständen und affektiert nachahmender Sprechweise, angefangen von dem nächtlichen Beten auf dem Gebirge bis zur Beigabe auch eines „Liebesjüngers" (298)! Die „Imitatio Christi" statt durch Nachfolge Christi zu betätigen, durch eine Kopierung Christi ersetzen zu wollen, wird doch immer ein verunglückter Versuch bleiben, ein literarisches Fiasko, das durch die Schönheitsmittelchen schmückender Beiwörter wie „mystische Frömmigkeit, süße Stimme, leuchtende Augen voll von etwas unaussprechlich Bezauberndem, Göttlichem, demütig Gebieterischem einer transzendenten Liebe, sich verklärend (transfigurando), mystische Süße, süße Traurigkeit voll Kraft und Friede, milde Würde, vergeistigt schön in seinem Habit" und dergl., sowie durch Theatereffekte mit dem „großen und kleinen Himmelslicht", mit Sternlein, dem steten Rauschen profondo rombo des Aniosflusses, mit „Wasser, Feuer, Felsenwänden", „Regen, Sturm und Gewitter", das jedesmal bei besonderen Wendungen losbricht, und dergleichen, nicht vertuscht werden kann. Derartige Ausstattungsmittel hatten freilich den Effekt, daß eine Frau aus dem Volke ausruft „come è bello" „schön wie ein Jesus" (217), und das „gereifte Fräulein" (299) sich wundert, warum nicht alle zwölf Zuhörerinnen den Heiligen umarmt hätten.

Also selbst auf die Gefahr hin, unter „die Intransigenten in der Kutte", im Vergleich mit denen die „intransigenten Laien Lämmlein" sind (309), unter die „schrecklichen, zu allem fähigen Pharisäer" (303), unter die „markzerfressenden Insekten" (200) geworfen zu werden, wagen wir die Frage zu wiederholen: „Wie versteht dieser die Wissenschaft, da er sie nicht gelernt hat?" Mit voraussetzungsloser Wissenschaft, theologisch „ohne Stab und Tasche" war der junge Mann im Kloster Santa Scolastika untergekommen. Dort arbeitete er täglich einige Stunden als Gärtner, durchwachte ganze Nächte im Gebet auf dem Gebirge und fastete dabei, daß er ganz „fleischlosen, blutleeren, bleichen Angesichtes und seine Nase infolge der Magerkeit länger" wurde, eine Lebensweise, durch welche er sich den Keim des Zehrfiebers zuzog; wenn er nun auch täglich einige Stunden auf der Bibliothek zubrachte, was konnte dabei herauskommen!

Seine Studien wurden geleitet von seinem Gönner, dem gleichalterigen Gastpater Don Clemente, der unter dem „Zauber" der „religiösen Kultur" (21) des Professors Giovanni Selva, des „bestberechtigten Repräsentanten des fortschrittlichen Katholizismus in Italien" (5) stand. Bei seinem „liberalen und fortschrittlichen Katholizismus" (189) war der Herr Professor aber zugleich auch ein „Mystiker" (44). Wie beide Richtungen sich reimen, wüßte vielleicht die Frau Professor zu erklären, die als protestantisches Fräulein durch ein religions-philosophisches Werk unbekannterweise in den nocheinmal so alten Herrn sich verliebt und vor der Heirat zu einem „cattolicismo assetato di ragione" „einem nach Vernunft dürstenden Katholizismus" (44) sich bekehrt hat. Bezeichnend für diesen mystisch vernunftdurstigen Katholizismus ist das Surrogat, das sich beide für den ihnen wahrscheinlich zu formelhaften, unfortschrittlichen, kinderspeislichen „Engel des Herrn" gemacht haben (44): „Vater, es geschehe uns, wie Christus am letzten Abend gebetet hat; ein Leben mit Ihm in Dir in Ewigkeit". „Und die Signora Selva senkte in die Augen ihres Gemahles ihre blauen Augen, verlangend, reichte sie ihm den Mund. Das graue Haupt des Mannes und das blonde der Frau vereinten sich in einem langen Kuß, der die Welt in Staunen versetzt hätte." (38).

Nur drei Jahre verbrachte der „Heilige" in Santa Scolastica. Unter den angedeuteten wenig wissenschaftlichen Umständen konnte er nicht einmal von der mystisch-liberal-fortschrittlichen Weisheit des „alten Denkers" „auf den Grund gehört" haben. Und nach einer so mangelhaften kirchenhygienischen Vorbildung wagt er es, vor dem Oberhaupte der Kirche als Generalspezialist für alle Krankheiten in der Kirche nicht bloß in Italien, sondern in der ganzen „katholischen Welt" (340) sich aufzuwerfen, „der junge Mann", dessen ganze „Welt" zwischen Valsolda und Subiaco steckt! Freilich sagt das Sprichwort: „Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand". Danach müßte nun aus dem Verstand des Heiligen auch ein Rückschluß sich ergeben, ob das Reformapostolat des „Heiligen", ob jene angeblich von ihm geschaute mysteriöse Erscheinung des Wortes „Magister adest et vocat te", „der Meister ist da und ruft dich" aus Gott ist, oder ob es nicht eine neue Zutat, ein mystisch-liberal-fortschrittlicher Beitrag zu der „tradizione d'inganno", zu der „Ueberlieferung von Betrug" ist, welcher nach der eigenen Behauptung des „Heiligen" schon „seit Jahrhunderten in der Kirche arbeitet und vermöge dessen seine Diener Gott zu dienen glauben, wie es einst glaubten die ersten Verfolger der Christen" (338). Große Liebe!

Hören wir also von dem Reformverstand etwas auf den Grund. Die erste Gelegenheit dazu bietet eine Reformsitzung im Hause Selva zu Subiako (49 2c.). Als ungeladener Gast war auch ein Abbe Marinier eingeführt worden. Dieser macht sich gleich anfangs unbequem durch die Frage nach dem „genauen Zweck" der Versammlung, ohne dessen Kenntnis „er nicht sicher sei, deren Ideen in allem zu teilen". „Wir wünschen eine Reform der Kirche, antwortet Selva, Reformen des Religionsunterrichtes, Reformen des Kultus, Reformen der Disziplin des Klerus, Reformen auch in der obersten Regierung der Kirche. Zu diesem Zweck müssen wir eine öffentliche Meinung schaffen, welche die gesetzliche Autorität dazu bringt, etwa in zwanzig, dreißig, fünfzig Jahren demgemäß zu handeln" (52).

(Fortsetzung folgt.)

Lenzesweben.

O wonniglich Weben der Lenzesluft,
Goldflammender Morgenschein,
Gleich Weihrauchwolken ein Nebelduft,
Umschleiernd der Berge Reih'n!

Noch rastet des Lebens stürmische Flut,
Sanft lächelt die blühende Au;
Noch küßte des Tages brennende Glut
Hinweg nicht den nächtlichen Tau.

Es schimmert und flimmert das weite Tal
Von irisfarbenem Licht,
Wie rötlich schillernd der Sonnenstrahl
In tausend Demanten sich bricht.

Ein Pulsschlag zittert in jedem Hauch;
Ein heimlich Ahnen ist reg'
In jedem Knösplein an Baum und Strauch,
In jedem Blümlein am Weg.

Und drüber hin ein einziger Ton
In sanftem Gezwitscher klingt,
Ein Fink, der seit grauendem Tage schon
Sein süßestes Liedchen singt.

Du quellende, schwellende Lenzesluft,
Goldflammender Morgenschein,
Du weitest die Seele, du hebst mir die Brust,
Dringst tief ins Herz mir hinein!

A. Jüngst

Ein moderner — „Clauren".

Von

Johannes Mumbauer.

Die gedankenlose Begeisterung für des holsteinschen Expastors Gustav Frenssen Moderoman „Hilligenlei" grassiert dank einer geschickten Reklame noch immer in einem Maße, daß der geschäftskundige Verleger — wie es schon früher bei diesem lukrativen Autor zu geschehen pflegte — wohl bald in den dienstbaren Sensationsblättern, die sich dazu hergeben, über derartige welterschütternde Ereignisse „Drahtnachrichten" zu bringen, der erstaunten Welt wird mitteilen können, daß die Auflageziffer, welche jetzt schon sechsstellig sein soll, die schwindelnde Höhe des erfolggesegneten „Jörn Uhl" erreicht habe; möglicherweise wird dann auch eine gewisse, ihrer „Kulturaufgabe" bewußte Presse zu berichten wissen, die „Hilligenlei"-Honorare hätten das stattliche Bauerngut, in das sich — die Zeitungen meldeten allen Ernstes, jedes verkaufte Exemplar bringe dem Autor eine Mark bar ein — der biedere „Jörn Uhl" für den glücklichen Schriftstellerseelsorger umgesetzt hatte, in ein stolzes Rittergut verwandelt. Na ja, die Leute werden eben wissen, welcher Art Erfolge der „Kulturmenschheit" des 20. Jahrhunderts am meisten imponieren; und „geschäftliche" Gewandtheit ist an sich gewiß keine üble Sache. Item: das neueste Machwerk des ehemaligen Pfarrers von Hemme und jetzigen Gutsbesitzers zu Meldorf in Dithmarschen ist zweifellos der literarische Schlager der letzten Monate. Künstlerisch befriedigt der Roman eigentlich unter den Kompetenten niemand so recht; aber wer wagt es, gegen einen Modegötzen offen aufzutreten? Selbst Karl Busse, der lauteste Herold des alleinseligmachenden Frenssenismus, getraut sich nur mit sehr gedämpften Posaunentönen die neueste Großtat seines Dichterpropheten zu proklamieren. Die meisten angesehenen Kritiker machen ihre mehr oder minder vorsichtigen Vorbehalte, bis schließlich im „Kunstwart", der zuerst einen kleinen Eiertanz zwischen Lob und Tadel aufgeführt hatte, Adolf Bartels der Katze die Schelle umhängte und (Heft 9 vom Februar 1906) mit überzeugenden Gründen die blendende Scheingröße in ihrer künstlerischen Nacktheit zeigte. Literarisch-ästhetisch dürfte damit Frenssen einstweilen gerichtet sein.

Immerhin muß „Hilligenlei" etwas an sich tragen, was trotz seiner inneren dichterischen Hohlheit und Unzulänglichkeit die kolossale, sich anscheinend noch immer steigernde Sensation erklärt; der Hinweis auf die buchhändlerische Reklame à la Götz Krafft reicht hier nicht aus. Ich finde jenes, das große Publikum faszinierende Aufsehen in zwei Momenten begründet. Das eine ist die Verquickung des Romans mit den heute so modernen Bestrebungen der neueren liberal-protestantischen Evangelienkritik, die wie ein roter Faden durch das Buch läuft und sich schließlich sogar zu dem — ästhetisch höchst ungeschickt — eingeschobenen rationalistischen, die angeblichen Resultate der ungläubigen Forschung nach dem „historischen Jesus" zusammenfassenden „Leben des Heilandes, nach deutschen Forschungen dargestellt: Die Grundlage deutscher Wiedergeburt" verdichtet. Die hier auftretende „faustdicke Tendenz", die bei jedem christlichen Dichter die Veranlassung gewesen wäre, den Stab über ihn zu brechen, hat „Hilligenlei" zweifellos viele Leser aus jenen Kreisen verschafft, denen jedes Brecheisen willkommen ist, das dazu dienen kann, den Christusglauben in unserem Volke zu erschüttern. Das zweite aber — und das scheint mir die Hauptsache —, was „Hilligenlei" zu seinem äußeren Erfolg verholfen hat, ist der Umstand, daß der Autor es in einer raffinierten Weise verstanden hat, unter der Hülle anscheinend echt poetischer, neuzeitlicher Kunstmittel den niederen Neigungen des heutigen durchschnittlichen Lesepublikums zu schmeicheln und entgegenzukommen und so die Suggestion zu erwecken, als ob er der tiefsten Sehnsucht der zeitgenössischen Psyche vollkommenen poetischen Ausdruck gegeben habe. Das ist der Grund, weshalb ich diesen Ausführungen die Ueberschrift „Ein moderner Clauren" gegeben habe.

Wer erinnert sich nicht aus seiner Lektüre Wilhelm Hauffs, wie dieser junge Dichter in seinem „Mann im Mond" die Claurensche Manier persiflierte und durch die folgende „Kontroverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde" der damaligen Verhimmelung der faden Moderomane jenes Afterpoeten ein jähes Ende setzte! Dieser Clauren (Pseudonym für Karl Gottlieb Samuel Heun) setzte sich bekanntlich bei dem oberflächlichen Publikum in der traurigen Zeit nach den Freiheitskriegen dadurch in Gunst, daß er ihm der zeitgemäßen Neigung nach seichte und sinnliche Unterhaltungsschriften lieferte. Damals stand der Sinn der sog. „Gebildeten" nach Gefühlsduselei und eleganter Schlüpfrigkeit. Dem entsprach dann Clauren durch die süße Empfindlichkeit, das traumhafte Entzücken, die effekthaschende Sentimentalität, die schlüpfrige Leichtfertigkeit und Lüsternheit seiner Erzählungen wie „Mimili" usw. Heute, nach zirka 100 Jahren, sind die Ansprüche des hohen Publikums natürlich andere geworden; aber auch ihnen sollte abgeholfen werden, und einer der „Helfer" ist eben Frenssen — wie ich beweisen will. Welches sind die hauptsächlichsten Modeneigungen der heutigen „gebildeten" Leserwelt, d. h. des Belletristik konsumierenden Publikums, unter dem bekanntlich die Damen der „besseren" Bourgeoisie — nicht zum Vorteil der Literatur — vorwiegen? „Zeitgemäß" ist zunächst ein „freiheitliches Christentum", d. h. ein Christentum ohne Christus, oder höchstens mit einem „historischen Jesus", der, seiner Gottheit und Uebernatürlichkeit entkleidet, im besten Falle ein aufgeklärter Rabbi ist, ein Christentum vor allen Dingen, das in ethischer Beziehung dem modernen „Kulturmenschen" nicht unbequem wird. Nun, in dieser Beziehung ist ja bei Frenssen, wie bereits bemerkt, ausreichend gesorgt, so daß es hier weiterer Belege nicht bedarf. Wir können uns also sofort zu den rein literarischen oder ästhetischen Ansprüchen des Publikums aus dem Milieu des zeitgenössischen Bildungsphilisteriums wenden. Da spukt denn heutzutage vor allem das Schlagwort „Heimatkunst", das in seiner Mißverständlichkeit schon so viel Verwirrung hervorgerufen hat (womit aber gegen die betreffenden Bestrebungen an sich nichts präjudiziert sein soll). Der „auf der Höhe der Zeit stehende" Romanleser, zumal der naturentfremdete Großstädter begehrt also den „Erdgeruch" der „Scholle", wie heute die Termini lauten. Machen wir! sagt Frenssen und malt den durch die Hyperästheten- und Nervenkunst der Asphaltliteraten übersättigten 20. Jahrhundert-Menschen ein Friesentum hin, das zwar der Dithmarsche Bartels für imitiert erklärt, das aber so voll fremdartig klingender Namen und blauäugiger, flachshaariger Niedersachsen ist, als es eine Berliner Salondame nur wünschen kann. Es steht eben augenblicklich die „Rassenpsychologie" in Flor, und so bringt denn Frenssen die „niedersächsische Volksseele" aufs Papier. Leider stellt sich bei näherem Zusehen heraus, daß es auch nur Papier ist. Denn die Gestalten, die er aufmarschieren läßt, haben im Kern gar nichts spezifisch Friesisches an sich, so sehr sie mit ihrem Niedersachsentum prunken; es sind konventionelle Figuren, die schon dutzendemale in der Literatur dagewesen sind, und die hier, auf galvanischem Wege geschickt wieder belebt, mit allerhand niedersächsischem Flitterkram ganz äußerlich behängt und etikettiert werden. Und über diese Marionetten schlägt die denkfaule Welt entzückt als über eine neue Offenbarung unverfälschten Volkstums die Hände zusammen! Das ist also das eine Arkanum des Herrn Frenssen, welches ihm den Erfolg verbürgt. Dann aber verlangt das gegenwärtig auflagemachende Publikum die verständnisvolle Pflege der gesunden Sinnlichkeit". Auch damit kann unser gefälliger Autor dienen — bis zum Ueberdruß! Man muß es ihm lassen, er versteht, die verfänglichsten Situationen mit einer schlüpfrigen Nonchalance als Ausfluß einer gereinigten, echt menschlichen Sittlichkeit erscheinen zu lassen, um die ihn sogar der selige Clauren beneiden könnte. Daß ein gewesener Pfarrer, welcher der Herrschaft der Sinne so gefällige, mit salbungsvollen Sprüchen modernster Ethik dekorierte Brücken zu bauen weiß, in gewissen Kreisen zahlreiche Liebhaber seiner Bücher finden wird, ist für den Menschenkenner nicht verwunderlich. — Das Geheimnis des „Hilligenlei"-Rummels dürfte damit in der Hauptsache erklärt sein. Es erübrigt nur noch, meine Behauptungen durch einige Beispiele zu belegen. Damit nicht der Verdacht entsteht, als ob die Einseitigkeit eines „reaktionären Banausen" mir die Feder führe und tendenziös färbe, will ich einem Manne das Wort geben, der wohl frömmelnder Tendenzen und des Mangels „freiheitlicher" Gesinnung nicht bezichtigt werden kann. In Nr. 17 und 18 des laufenden Jahrganges der sozialdemokratischen „Neuen Zeit" hat Karl Korn (Kiel) eine sehr lesenswerte Studie „Hilligenlei, der Erfolg eines Buches" veröffentlicht, der ich folgendes entnehme.

In bezug auf den erborgten Erdgeruch Frenssenschen Fabrikates sagt Korn: „Sein Kniff ist der, daß er fortwährend Menschen lediglich physisch zu konterfeien scheint, und daß er sie in der physischen Charakterisierung immer zugleich ethisch und psychologisch stigmatisiert. So überwiegen in der niedersächsischen Terminologie Frenssens, die im wesentlichen aus einem Register von Adjektiven besteht, weitaus diejenigen Bezeichnungen, die sich auf körperliche Eigenschaften beziehen. Dank diesen rassenpsychologischen

Absichten seiner Sprache schreiten aber auch seine Figuren auf so hohen Stelzen, daß sie ihr Niedersachsentum aus allen Poren schwitzen. Die Augen spielen übrigens in den Steckbriefen der Frenssenschen Personen die bedeutsamste Rolle, und was haben diese Leute für phänomenale Augen!" Nun werden — was sehr unterhaltsam nachzulesen ist — 18 Frenssensche Epitheta für Augen, eine Anzahl für Haare und Wuchs, 9 für Gesichter aufgezählt: Papierkunst! „Man kann sich vorstellen, was bei solcher Phraseologie fürs Detail erst herauskommt, wenn der Autor aufs Ganze geht. Die Mädchen sind ‚frisch, stark und schmuck', dabei ‚still und milde', die Männer ‚klug grübelnd und schelmisch' zugleich, und wenn sie einander nach dem Wetter fragen, dann reden sie ‚rasch und heiß'. Da hören wir von einem ‚schönen, weichen, ganz klaren und stillen Frauenbild', ein junges Mädchen ist von ‚süßer, schlichter Schönheit' und steht in ‚scheuer banger Heiligkeit', eine andere, ihre Schwester, „stand hell und steil wie ein Licht, sofort voll heißen Zornes und sagte mit hoher, fliegender Stimme" . . . Es gibt auch Frauenbilder, denen ‚etwas fehlt'. Aber keinen gibt's und keine, der oder die nicht irgendwann und irgendwo blank und heiß und still und keusch ist. Und erst wenn sie reden! . . . Diese schlichten und keuschen Menschen stehen alle naselang vor dem Spiegel ihres Niedersachsentums, den der Autor vor ihnen aufstellt, und reflektieren sich und philosophieren . . . Unserem Autor scheint es auch ganz gleich zu sein, welche seiner Figuren ihm gerade in das Gehege seiner prunkenden Worte gerät . . Nietzsche spricht einmal die Vermutung aus, die großen italienischen Maler hätten mit ihren Christuskindern die wunderbaren Wirkungen dadurch erzielt, daß sie dem Bambino die Augen eines erwachsenen Mannes ins kindliche Gesicht gesetzt. Das ist genau die Methode Frenssens: er setzt seinen Figuren allerhand ein — nur sind die Wirkungen nicht wunderbar." Diese „Psychologie" tut Korn zusammenfassend dann so ab: „Frenssen behandelt seine Personen als Kleiderhaken, an denen er seine sorgfältig ausgewählten, graziösen und prätentiösen Worte aufhängt — der Haken ist ihm nichts, das Wort alles. Der Zusammenhang zwischen dem charakterisierenden Wort und der charakterisierten Figur ist ein ganz zufälliger, denn alles ist vom Schreibtisch aus eingestellt. Und diese Wortkunsthomunkeln, deren Leben bloß Papier und Tinte, preist man allerorten als besonders wurzelechte Schollenmenschen! Diese Kunst, in der keine Nüancen und keine Diskretion, die von Theatralik und Pose und Manier platzt, wird heute landauf und landab als erhabenste Blüte intimster und keuschester Heimatkunst ausgerufen!"

Wir kommen zur „gesunden Sinnlichkeit". Korn ist nichts weniger als prüde, so wenig, daß ich mich nicht entschließen kann, seine bezüglichen Bemerkungen — der Form wegen — hier vollständig wiederzugeben, obwohl man sie sachlich unterschreiben kann. Wenn also auch ihm der Ekel kommt, so mag man ermessen, welche Avancen Frenssen in dieser Beziehung der Lüsternheitssucht eines gewissen Publikums macht. Einiges mag aber doch zur Beschämung mancher verblendeter Bewunderer des Expastors hier stehen. „Man hat den ‚Erdgeruch' in den Frenssenschen Liebesgeschichten gerade darin gefunden, daß seine verliebten jungen Leute häufig eine ziemlich riskierte Sinnlichkeit offenbaren. Der ‚Kunstwart' (in dessen erstem Referate) erteilt sogar unserem Autor eine ernste Warnung. Er möge bedenken, daß er in ‚Hilligenlei' bis hart an die Grenze dessen gegangen sei, was er seinem Leserkreis (!) in dieser Hinsicht bieten könne, ja daß er am Ende diese Grenze das eine oder andere Mal bereits überschritten habe." Korn fährt sarkastisch fort: „Der ‚Kunstwart' überschätzt Frenssen", und führt dann durch die ungeschminkte Nebeneinanderstellung all der widerlichen Geschichten der beiden Bojemädchen, auf welche der Romanschreiber vorzüglich alle Ausgeburten seiner sinnlichen Phantasie gehäuft hat, dasjenige, was Frenssen „seinem Leserkreis in dieser Hinsicht bieten" darf, wirklich darf — wie der Erfolg ja lehrt — in einer Weise aus, die ich an dieser Stelle nicht wiederholen möchte, die aber selbst hypnotisierte „Hilligenlei"-Schwärmer ernüchtern dürfte. „Solche ‚Ausschweifungen der Phantasie', heißt es weiter, „sind nicht danach angetan, die papierenen und rhetorischen Elemente in der Frenssenschen ‚Liebe' realistisch zu kompensieren. . . . Oder wenn diese Jungfrauen durch ganze Kapitel hindurch im Wachen wie im Träumen von der Sehnsucht nach dem Manne — dem, nicht ihrem — geplagt werden, dann soll er uns wenigstens nicht fortwährend mit der herben Keuschheit und dem stolzen Magdtum seiner Weiblichkeit in den Ohren liegen. Ob freilich nicht am Ende gerade diese erotischen Ingredienzien zur Popularität der Frenssenschen Scholle ihr gut Teil mit beigetragen haben, darüber brauchen wir keine Vermutungen zu äußern. Jedenfalls lehnen wir es ab, der Scholle unseres Autors das Prädikat der Keuschheit zuzusprechen, mag er darauf auch ebenso großen Wert legen wie auf den Anspruch, daß seine Scholle eine heilige sei." Unsereins kann dieser wuchtigen Verurteilung des frivolen Spiels mit den „süßen Gliedern", das alle Claurenschen „Mimili"-Schlüpfrigkeiten weit überbietet, nur bekräftigend hinzufügen: Pfui, Teufel!

Es wäre schade, wenn die Kornsche Abrechnung nur innerhalb der engeren Parteikreise des Verfassers bekannt würde, und darum habe ich geglaubt, einige Passagen einer nichtsozialdemokratischen Oeffentlichkeit zugänglich machen zu sollen. Sie mögen bewirken, was Warnungen von christlicher Seite nicht erreichen konnten, nämlich dem im Banne der literarischen Mode verstrickten Lesepublikum die Augen zu öffnen, was für einem unechten Macher sie auf den Leim gegangen sind. Wann wird der Hauff redivivus erstehen, der mit dem „modernen Clauren" gründliche Abrechnung hält?!

Das Licht im Moor.

Ein Bild aus dem Venn von Nanny Lambrecht (Alca Ruth).

Auf dem Torfhügel kauert die Vennfrau, dreht die Blende um das Laternenlicht, daß nur durch die Ritze der blanke Schein heraussickert, und düster und todtraurig hockt neben ihr die Moornacht.

Sie wartet auf ihn, sie hatte schließlich nur den einen Sohn. Einmal würde er irgendwo zu Tode kommen in den Sümpfen oder vor dem Gewehrlauf. Sie wollte ihn davor bewahren, solange es ging. Auf seinen geheimen Schmugglerwegen schlich sie ihm nach, und wo die Gefahr für ihn lag, ein Sumpf oder ein Grünrock, da ließ sie das Licht im Moor leuchten, fast unmerklich für die anderen, kenntlich nur für ihn.

Sie hält den Atem an und horcht. Ein Flüstern von mehreren Stimmen knistert zu ihr her. Sie versteht nichts, aber sie fühlt's, was sie vorhaben. Sie kennt jeden Fußpfad im Venn. In weitem Bogen führt einer um die versumpfte Gegend. An einer Stelle schneidet er plötzlich ab. Da war die gewaltige, breite Wassermulde. Sie hatte sie mit austorfen helfen, und dann floß das humussaure Grundwasser hinein und bildete einen tiefen, traurigen, schwarzen See. Und nun folgerte sie: Der Pfad ist sicher; da werden sich die „Kontrolörs" aufstellen, rund um sein Versteck im Sumpfdickicht — nur an der einen Seite, wo die dunkle Flut klunkst, ist kein Wächter vonnöten. Dieser Weg mochte offen bleiben, es war ein Grab, ein tiefes, schauriges, nasses!

Und diese Richtung wird ihr Sohn nehmen!

Ihre Mundwinkel reißt's in jähem Entsetzen herunter. Vornüber fällt sie und liegt auf Händen und Füßen und stiert in das Dunkel, und mit weitoffenem Munde stößt sie den Atem aus, als wär's ihr letzter, ihr Sterbeseufzer. Und dann hastet sie auf, sie muß ihn warnen! Von der ausgetorften Stelle weiß er nichts; er wird sie für eine der gewöhnlichen Mulden halten; aber sie weiß, wie gefährlich und tief sie ist.

Langsam tastet sie weiter. Die Lichtritze tanzt wie ein Irrlicht auf ihrem Wege. Nun steht sie an dem weiten Tümpel. Sie erinnert sich, daß zwei Mulden hier zusammenstoßen. Das immer höher steigende Wasser überschwemmte die Grenzscheide, und so wurde der große, schwarze, traurige See im Moor. Aber die Scheide mußte noch da sein, und auf dieser konnte sie den Sohn hinüberführen.

Sie sucht den Rand ab und senkt Torfstücke hinab. Ueberall die Tiefe, das Grundlose und der klunksende Brei! Und dann gewinnt sie Untergrund und wagt den festen Schritt hinein. Um die Fußknöchel sickert ihr das kalte, prickelnde Muldenwasser. Ein Krampf schießt ihr in die Adern, aber die Zähne beißt sie aufeinander und mitten hinein geht sie; das Wasser schlägt ihr um die Hüften. Das Blut drängt zu dem alten, verknöcherten Herzen und setzt sie in Atemnot. Bedächtig öffnet sie die Blende, und klar und blank und leuchtend fließt das Licht über die dunkle, schwarzglänzende Flut. Ein leises Gurgeln und Schlumpfen unter ihr. Die spitzen Lichtstrahlen stechen hinunter bis auf den nachtschwarzen Grund und zaubern eine dämmerige, phantastische Welt herauf. Die Muldenränder sind hoch genug, um die Wächter nicht auf den Lichtschein aufmerksam zu machen. Aber kalt und

eisig ist der dunkle Grund. In den steifen Türtigrock frißt sich der saure Humus ein und zieht ihr fast die Hüften herunter. Eine Wasserspinne setzt mit jähem Sprung in den Lichtkreis und kreuz und quer über die platte Fläche. Wo er nur bleibt?

Sie reckt den Arm und hält die Laterne höher. Hier will sie stehen und steif werden und im Moorgrund einfrieren, wenn er nur kommt und an der gefährlichen Tiefe vorbei den Weg zu ihr findet. Die Eiskälte sticht ihr bis ins Mark. Sie strafft die Muskeln mit der Wunderkraft der Mutterliebe, steht und erstarrt — und das Licht im Moor leuchtet, und still und geheimnisvoll wallt um sie die Flut unter heftigen Windstößen.

Aber sie lächelt; er wird ja kommen!

Ihre stieren Blicke suchen im Moordunkel. Irgendwo muß da sein angstvolles Gesicht im weißen Dunst auftauchen. Er baut so sicher darauf, daß seine Mutter da ist, wo die Gefahr für ihn liegt. Dahin hat sie der Herrgott gestellt, der liebe, geduldige Herrgott, der dem Venn seinen eigenen Himmel gibt, grau und herb wie seine Bewohner. Und dieser liebe Herrgott vom Venn wird ihr beistehen, bis der Sohn hinter ihr steht und sagt: „Mam', da bin ich, geht voran."

Klar und deutlich meint sie es durch die Nebelnacht zu hören mit der ganzen Innigkeit der wallonischen Sprache. — Das selige Lächeln in ihrem Mumiengesichte vereist — die Augen quellen gläsern heraus — — eine jähe innere Erstarrung strafft ihre Glieder — sie wankt hintenüber — — langsam im letzten Wehren des verrinnenden Lebens — — — — dann bricht sie in den Knien zusammen — und über ihr schließt sich die Flut. Steif und starr wogt noch der Arm heraus, der Wind rasselt gegen die Laternengläser — — ein Ruck! . . . zischend erstickt die Flamme im dunklen Grundwasser. Und tiefe, dunkle Stille ringsum — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Ginster schlüpft einer!

Dort war das Licht. Dort wartet sie auf ihn. Sie hörte ihn kommen und schob die Blende vor; ja so ist's!

„Mam'!"

War sie zu weit in der Mulde, daß sie ihn nicht hört? Er sondiert und findet festen Boden. Nun muß er bei ihr sein. Seine Arme streckt er aus — nichts! Er strauchelt; etwas Steifes, Hölzernes versperrt ihm den Weg. Was ist's? Er greift unter dem Wasser zu — — ein Arm! — — Barmherziger! — — — — Nun langt er tiefer hinunter — — — — da rutscht ein Körper schwer und wuchtig die Scheide hinab, und Scheiben klirren und knittern und tönen tief im Grund — tief in der Stille! wie einer vergrabenen Glocke letzter, schriller Ton. — — —

Der graue Morgendunst rinnt in den fahlen Dämmer. Da sitzt er noch immer an der steilen Böschung und starrt in den tiefen, traurigen See und horcht, ob's einmal noch widertöne aus der tiefen Stille, so, als wär's ein Gruß — — —. Dann kommen sie und legen ihm die Hand auf die Schulter im Namen des Gesetzes.

Und er nickt und steigt mit ihnen ins stille Wallonental hinunter.

Und für immer ist das Licht im Moor verlöscht!

Erster Lenzesgruß.

O linder, süßer Hauch, du erster Lenzesgruß,
Wie weckst die Schläfer du mit holdem Friedenskuß
Zu neuem Leben auf und hoffnungsfrohem Sein,
Du Himmelsgruß, so warm, so klar und rein!

Gestraften Kindern gleich, die sich in Schlaf geweint,
Vergessen wir der Not, nun hell die Sonne scheint
Und schau'n erwartungsvoll ins schöne Blütenland,
Gestreichelt von des güt'gen Vaters Hand.

Er zürnt nicht mehr, ein Lächeln spielt um seinen Mund —
Da hat der Lenz sich aufgemacht zur selben Stund
Und kündet's allen Menschenkindern weit und breit:
Die Liebe währt und wirkt in Ewigkeit!

Leo van Heemstede.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Hofbühne ist von einem Alp befreit: Das Engagement Hermann Bahrs ist endgültig gelöst. Bahr erhält eine Abfindung von 24,000 M, deren Raten entsprechend gemindert werden, wenn Bahr innerhalb der nächsten zwei Jahre an einer anderen Bühne eine ähnliche Stellung antreten und hierfür eine höhere Gage beziehen sollte, als für München vereinbart war. So lautet die halbamtliche Mitteilung mit angehängter persönlicher Randbemerkung Bahrs. Die näheren Modalitäten haben für weitere Kreise nur mäßiges Interesse. Das Opfer von 24,000 M ist für die Zivilliste schmerzlich, aber es mußte gebracht werden, um einen Mißgriff wieder gut zu machen, dessen Verantwortung diejenigen mitzutragen haben, welche den neuen Intendanten, obwohl er ein völliger Neuling in seinem Fache war, mit Machtvollkommenheiten ausrüsteten, die in den letzten Jahren nicht einmal sein berühmter Vorgänger besaß. Die unerquickliche Angelegenheit ist erledigt, rückschauende Rekriminationen haben daher wenig Zweck mehr.

Frhr. von Speidel hat heute jedenfalls die Empfindung, daß der Boden, auf den er sich begab, doch erheblich heißer ist, als er sich anfangs vorstellte. Auch mit der Presse hat er mittlerweile seine Erfahrungen gemacht und wird noch weitere machen. Kaum ist die Frage Bahr gelöst, so beginnen die „Münch. Neuesten Nachrichten" — in Kunstfragen „souverän" aus eigener Ernennung und durch der Interessenten Duldung — einen Sturmangriff mit zwei Fronten gegen den schwach bewehrten Feind, dem sie eine zeitlang sehr merklich die Stange gehalten hatten. Der Traum einer gewissen, sich allmächtig dünkenden literarischen Gruppe, der auf künstlerische und ethische Gründe gestützten Opposition aller anständigen Leute trotzend, sei es aus perverser Laune oder um einer bloßen Kraftprobe willen, Hermann Bahr nun doch noch der Hofbühne aufzwingen zu können, um sich dann vielleicht hintennach an den Sprüngen der Verwandlungspuppe, genannt Publikum, belustigen zu können, dieser Traum ist plötzlich zerstört, und der ungestillte Trieb stürzt sich nun auf neue Objekte. Das Zentrum, das aus politischen Motiven die Abschiebung Bahrs ertrotzt haben soll, kann denen, welche diesen handgreiflichen Schwindel behaupten, offen ins Gesicht lachen. Mit Politik hat der Fall Bahr nie etwas zu tun gehabt, es sei denn, daß gewisse „Anarchisten", Atheisten und Monisten sich in Bayern bereits als eine politische Partei betrachten.

Mancher, der in diesen Tagen die plötzlich wie aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Wutanfälle gegen die künstlerischen Leistungen der Hofbühne in einer gewissen Presse las, merkte die Absicht und dachte sich seinen Teil dabei. Dieser Sturm würde sofort abflauen oder ganz aufhören, wenn der neue Intendant sich unter die Botmäßigkeit jener obersten Kunstinstanz in München begäbe, welche so manchen groben Fehler der Vergangenheit mit auf dem Kerbholz hat und dabei in der angenehmen Lage war, jederzeit die Hände in Unschuld zu waschen und mit Fingern auf die zu weisen, welche nach außen die Verantwortung trugen.

Herr von Speidel ist in einer wenig beneidenswerten Lage. Sich an der Münchener Hofbühne zwischen Scylla und Charybdis glücklich durchzukämpfen, würde einem Manne, dem nicht nur eiserne Energie, sondern auch die volle berufliche Routine den Nacken und die Faust stählte, schwer genug werden. Man hat den neuen Intendanten vor Aufgaben gestellt, denen er unmöglich gewachsen sein konnte. Dieses Schuldkonto belastet andere fast noch mehr als ihn. Herr von Speidel scheint aber auch bei seinen Beratern und Mitarbeitern nicht überall die rechte Unterstützung zu finden. Das beweist der bisherige lahme Betrieb der Oper, die doch auf keinen neuen Direktor zu warten brauchte, das beweisen gewisse Neuengagements und Gastrollen, bei welchen wieder Maklerhände im Spiele sind, vor denen die „Allgemeine Rundschau" beim Rücktritt Possarts so scharf und deutlich gewarnt hat. Auch in minder edlen Branchen gilt der Grundsatz: Je häufiger der Personalwechsel, um so größer der Profit der Unterhändler. — — —

War es Zufall oder wohlerwogene Taktik? Vierundzwanzig Stunden nachdem der Aderlaß von 24,000 M hofoffiziös bekannt gegeben war, wurde stadtoffiziös gemeldet, daß die Zivilliste künftig von der Gemeinde München einen jährlichen Zuschuß von 60,000 M zu den Kosten des Prinz-Regenten-Theaters erhalten soll. Der Betrag entspricht der Pacht, die an die Gesellschaft zu zahlen ist, in deren Eigentum das Theater steht. Die Hauptgegenbedingung, daß die Wagner-Festspiele im Prinz-Regenten-Theater alljährlich stattfinden, und zwar mit dem ganzen „Ring", soll vom Hofe bereits zugestanden sein.

Ein gut Ding, das sich bessert! In rascher Folge sollen jetzt verschiedene neue Genüsse geboten werden. Der Anfang wurde bereits gemacht, indem soeben am Josephitage das schon lange angekündigte musikalische Lustspiel „Die vier Grobiane" von Wolf-Ferrari und Pizzolato (deutsch von Hermann Teibler), unter Felix Mottls musikalischem Zepter endlich seine Uraufführung erlebte. Es war ein Ehrenabend für den Komponisten wie für die Solokräfte der Oper und das Orchester. Reichster, begeisterter Beifall, selbst bei offener Bühne! Der prickelnde Reiz der beiden ersten Akte wurde vom dritten weder musikalisch noch dramatisch erreicht. Die Szene des zweiten Aktes (über den Dächern

mit Ausblick auf Venedig) ist ein Glanzstück der Dekorationskunst. Näherer Bericht folgt.

Zur weiteren Beschwichtigung unzufriedener Gemüter wurde in den letzten Tagen gemeldet, daß vom 18. bis 22. April der „Nibelungenring" mit mehreren Gästen, freilich ohne Mitwirkung unseres Generalissimus Mottl, seine alte Zugkraft bewähren soll. Frl. Morena, die lange Vermißte, wird dann als Sieglinde zum ersten Male wieder auftreten.

Herr Buysson vom Kgl. Theater in Lüttich, dessen Engagement außer Frage zu stehen scheint, bereitete als José bei der Wiederholung der neueinstudierten Oper „Carmen" eine angenehme Ueberraschung. Nichts erinnerte mehr an die süßliche Lyrik seines Faust. Die Stimme schien gewachsen, die Klangfarbe voller und satter. Buysson bot auch schauspielerisch eine bedeutende, wohldurchdachte Leistung. Sein Temperament steigerte sich im Schlußakt bis zur zischenden Raserei. Man kann diese Szene nicht mehr realistischer darstellen. Die Carmen der Frau Preuse-Matzenauer entbehrte auch diesmal des katzenhaft-dämonischen Zuges, der ihr erst den Stempel der Meisterschaft aufdrücken würde. Bauberger konnte als Escamillo, trotz seines wahrscheinlicher wirkenden sehnigen Aeußeren, das bestrickende Organ eines Feinhals nicht ersetzen. Frl. Koboth gab die Micaëla frischer und jugendlicher als das erstemal. Selbst Bender hatte an Sicherheit gewonnen, fand aber am dritten Abend durch Poppe einen annehmbaren Ersatz.

König Lear war seit drei Jahren vom Repertoire der Hofbühne verschwunden. Damals war es die Jubiläumsrolle des unvergeßlichen Schneider. Daß Jacoby als sein Nachfolger Stürme des Beifalls zu entfesseln wußte, ist ihm hoch anzurechnen. Auch Frl. Berndls Goneril stand auf voller Höhe, was man von Frl. Lossens Kordelia nicht behaupten kann. Neben Lützenkirchens fein pointiertem Narren und Monnards scharf umrissenem Edmund spielte Storm als Edgar eine fast klägliche Figur.

Wenn jetzt vom Hoftheater mancher neidische Gedanke zum Schauspielhaus hinüberfliegt, wo Kainz als Gast volle Häuser erzielt, so ist das menschlich begreiflich.

Dr. Armin Kausen.

Aus den Konzertsälen. Die am 13. März in der Tonhalle (Kaimsaal) von der Internationalen Mozartgemeinde veranstaltete Aufführung der Großen C-moll-Messe Mozarts hatte eine sehr zahlreiche Zuhörerschaft herbeigelockt. Die Feier ging unter Hofkapellmeister Röhrs bewährter und sicherer Leitung und bei vollzähliger Beteiligung des Kaimorchesters glatt und präzis von statten. Der 200köpfige Chor, gebildet aus dem Liederhort, dem Akademischen Liederkranz, dem Lehrerinnen-Singchor und vielen Sängern anderer Gesangvereine, brachte ganz besonders schön und vollendet das „qui tollis" heraus. Als Solisten machten sich verdient Frau Röhr-Brajnin, Frau Bobb-Glaser, Frln. Bendix, Herr Holzapfel und Herr Hemsing. Die Orgelpartien wurde von Herrn Joseph Schmid entsprechend wirkungsvoll zu Gehör gebracht. — Die junge Koloratursängerin Elsa Berny, die schon in vergangenen Jahren von sich reden machte, errang an ihrem Liederabend im „Bayerischen Hof" mit Liedern von Schubert, Wolf, Grétory, Mozart, Beethoven und Haydn großen, wohlverdienten Beifall. Besonders das Damenpublikum war entzückt von ihrer reizenden und zierlichen Art zu singen. — Ueber „Parsifal in Musik, Wort und Bild", Veranstaltung von Dr. Gotthold Henning im Konzertsaal „Vier Jahreszeiten" wollen wir uns ebenso ausschweigen wie das sehr große distinguierte Publikum, welches einmütig lautlos, zum Teil mit ernst-spöttischen Mienen am Schlusse den Saal verließ. Ein sehr schüchterner Versuch des Händeklatschens wurde mit einem einzigen energischen Zischlaut sofort unterdrückt. — An Quartettabenden boten in der letzten Woche das Münchener Vokal-Quartett, das Steindl-Quartett (Vater mit 3 Söhnen) und das Böhmen-Münchener-Quartett reiche Auswahl feiner musikalischer Genüsse. — Zum Besten der Notleidenden in den russischen Ostseeprovinzen sang Münchens hochgeschätzte und beliebte Konzertistin Alla Steingraeber mit ihrer schönen, besonders in den hohen Lagen sehr ausgiebigen Stimme Lieder von Richard Strauß, Alex. Ritter, Ernst Brehr und Prinz Ludwig Ferdinand, mit denen sie sich aufrichtigen und warmen Dank des zahlreichen Publikums erwarb. Und Dr. Alexander Dillmann, der mit längst und oft anerkannter Bravour Wotans Abschied und Feuerzauber, den Walkürenritt, sowie Gewitterzauber und Göttereinzug nach Walhall für die „Notleidenden" zum Besten gab, zauberte auf dem Klavier alle Orchesterstimmen den entzückt lauschenden Konzertbesuchern ins Ohr. Anhaltender, tosender Beifall, auch zahlreiche Hervorrufe lohnten den jungen Wagner-Interpreten.

Verschiedenes. Die 500. Aufführung von „Lohengrin" steht für Ende März im Berliner Opernhaus bevor. — Strindbergs' Drama „Hemsöer" und sein Einakter „Paria" gingen mit Erfolg im Altonaer Stadttheater über die Bühne. — In der Singakademie daselbst wurde kürzlich ein neues musikalisches Mysterium aufgeführt, welches starken Anklang fand. Es benennt sich „Totentanz" und ist von Prof. Felix Woyosch komponiert. — Dem Bremer Stadttheater gebührt das Verdienst, Lortzings lang vergessen gewesene Oper „Rolands Knappen" wieder zu Ehren gebracht zu haben. — Mit guter Wirkung wurde im Kölner Residenztheater „Die Rückkehr von Jerusalem", Schauspiel von Maurice Donnais, aufgeführt. — Wie kürzlich im Düsseldorfer Schauspielhaus (vergl. Nr. 10 der „A. R.") und früher schon im Wiesbadener Residenztheater, ist nun auch im Heidelberger Stadttheater Shakespeares „Was ihr wollt" in neuer, sehr vereinfachter Inszenierung gegeben worden. Düsseldorf gedenkt auch noch mit anderen Shakespearestücken in ähnlicher Weise (ohne Pause auf einem einzigen Schauplatz) Versuche zu machen. — Ein neuer Anziehungspunkt der Pariser Oper ist der Heldentenor Rousselière. Vor ein paar Jahren noch Schmied in Algier, kraftvoll am Ambos den Hammer schwingend und ein Lied dazu singend, wurde er von Direktor Gailhard entdeckt. Damals für einen Tageslohn von 2,50 Franks beschäftigt, singt er jetzt für 6400 Franks pro Abend. — Die berühmte Opernsängerin Lillian Nordica ist im Newyorker Metropolitan-House durch ein herabstürzendes Stück der Szenerie (in „Trovatore") ziemlich erheblich am Arm verletzt worden. — Das Theater zu Williamsburg in Pennsylvanien brannte total nieder. Gegen 30 Personen wurden schwer verletzt, 5 wurden getödet. Der Brand soll durch Explosion eines Gasolinbehälters entstanden sein.

München. Max Rolfs.

Kleine Rundschau.

Die christlichen Gewerkschaften

nehmen immer erfolgreicher den Wettbewerb mit den „freien" (demokratischen) Gewerkschaften und gar mit den deutschen Gewerkvereinen (Hirsch-Duncker) auf. Die Mitgliederzunahme der letzteren betrug für das Jahr 1905 nur 4254, die der christlichen Gewerkschaften dagegen 55,000. Ihr innerer Verwaltungsapparat ist erst in der Ausbildung begriffen, aber es ist bereits ein Beamtenstab von 120 Personen vorhanden. Die Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften beschränkte sich bislang vorwiegend auf Rheinland und Westfalen, aber im letzten Jahre ist es ihnen gelungen, auch in Ost- und Westpreußen, Mitteldeutschland und sogar im „roten" Sachsen Filialen ins Leben zu rufen. Sie rücken den sozialdemokratischen Gewerkschaften immer energischer auf den Leib und die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine werden sie erfreulicherweise wohl bald zur völligen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt haben. Dr. B.

Kriegsängste in Belgien und Holland.

Der Marokkohandel scheint allerwärts Unheil anrichten zu sollen und die Köpfe immer mehr zu verwirren. In Belgien und Holland beispielsweise ist man fest davon überzeugt, daß es zum Frühjahr losgehen und Deutschland über beide Staaten herfallen wird. In Belgien erneuert man die Minen in den zwanzig Tunnels zwischen der deutschen Grenzstation Herbesthal und Lüttich, um die Tunnels nötigenfalls in die Luft sprengen zu können, und in Holland hört man von riesigen Pulvertransporten, die über die Zuidersee kommen, um die Festung Amsterdam zu versorgen, die das holländische Refugium werden soll wie das belgische Antwerpen. Und diese Kriegsangst hat bisher keine andere Quelle als eine gewissenlose, von England aus verhetzte Presse. Den Preis bei diesem papierenen Alarmschlagen scheint die hochliberale Brüsseler „Independance belge" erringen zu wollen, die ihren Namen indes ganz mit Unrecht trägt, denn sie kriecht vor Frankreich und legt sich vor ihm als Sklavin glatt auf den Bauch, daß dieser Anblick Ekel erregt. Dagegen schüttet sie gegen Deutschland die gehässigste Polemik eimerweise aus. Die anderen liberalen belgischen Zeitungen machen diese Hetze mit und wirken auch auf die holländische Presse ansteckend. Wir finden, daß sie von ihrer Neutralitätspflicht eine sehr eigentümliche Auffassung haben. Sie dürften sich nicht wundern, wenn das gegebenenfalls üble Folgen für sie haben könnte. Dr. B.

Kunstnotiz.

Ein neues, prächtiges Kommunionandenken von H. Commans ist in B. Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach erschienen. Das in seiner wohlabgewogenen Zeichnung und Gliederung wie in der zarten und doch reichen Farbentönung sehr wirkungsvolle, mit technischer Vollendung reproduzierte Kunstblatt atmet eine tiefe Innigkeit der religiösen Stimmung, die in der Verehrung des hl. Altarssakramentes ihren Brennpunkt findet. Prof. Dr. Schnütgen, der dem Bilde mit Recht hohes Lob spendet, gibt nachstehende treffliche Schilderung: Die obere Hälfte stellt inmitten eines Kranzes musizierender Engel den König der Herrlichkeit dar, wie er vom Licht umflutet, über einem Altare thront. An diesem steht, die untere Hälfte beherrschend, unter einem von zwei Engeln gehaltenen Baldachinbehang in der Monstranz die hl. Eucharistie, auf die rechts und links, neben dem Altare knieend, St. Thomas von Aquin und St. Juliana hinweisen. Den Boden schmücken Blumenkörbchen und Rauchfässer; über dem den Altarhintergrund bildenden Vorhang kommt eine Landschaft zum Vorschein, die in das Himmelsblau hineinragt. Ein Goldrand bringt das Ganze, es von oben abrundend, zum Abschluß. — Die Chromolithographie kostet in Großfolio nur 30 Pf., in Quart 18 Pf.; in fein getöntem Lichtdruck mit Goldrand stellt sich das Folioblatt auf 15 Pf. K.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. = Telephon 3850. =

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch = Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 31. März 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Heraus aus dem sechzehnten Jahrhundert!

Von

Dr. **Eugen Jäger**, Mitglied des deutschen Reichstages und des bayerischen Landtages.

Unter dem Titel „Heraus aus dem festen Turm" hat Justizrat Dr. Julius Bachem in Köln in den „Historisch-politischen Blättern" einen Artikel veröffentlicht, der den Wunsch ausspricht, die Zentrumspartei möge in sicheren Wahlkreisen geeignete Protestanten zu Abgeordneten wählen, um den Einwand zu beseitigen, als ob das Zentrum eine konfessionell-katholische Partei sei. In Wirklichkeit ist das Zentrum eine christliche Volkspartei und hat sich zur Aufgabe gestellt, die christliche Weltanschauung nach den verschiedenen Richtungen hin auszugestalten, sowohl im Leben des einzelnen als auch in der Familie, ferner im öffentlichen Leben auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung der Jugend, auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der Sozialpolitik und auch der eigentlichen Politik. Infolgedessen haben auch immer gläubige Protestanten, die einen weitschauenden Blick haben und unberührt blieben von überkommenen Vorurteilen, dem Zentrum angehört, für dasselbe gestimmt und in seinen Reihen als Abgeordnete mitgewirkt. Das katholische Volk hat nie daran Anstand genommen und war auch stets bereit, bei passender Gelegenheit Protestanten die Stimme zu geben. Herr Julius Bachem will nun dieses Verhalten des katholischen Volkes verbreitern. Dagegen wurden in der Presse schon Bedenken erhoben und diese Bedenken sind in der Tat sehr bedeutend. Das Hauptbedenken dürfte darin liegen, daß die Katholiken ihre günstige Position schwächen, ohne nennenswerte Vorteile für sich und das Vaterland dabei zu gewinnen. Die Zahl jener weitschauenden Protestanten, die im Hinblick auf die ernste Lage der Gegenwart und die schweren Gefahren der Zukunft über die trennenden Schranken hinweg den Katholiken die Hand zum politischen Bunde reichen wollen, dürfte allmählich wieder zunehmen, aber die Zahl solcher Männer ist noch sehr gering und von ihrem Einfluß gegenüber der Wühl- und Hetzarbeit des Evangelischen Bundes ist nichts zu bemerken.

Würde man den Bachemschen Vorschlag in breiterem Maße besorgen, so könnten Mißgriffe und Enttäuschungen nicht ausbleiben. Der Zustand, der in vielen Gegenden Deutschlands nach Niederwerfung der Aufstände von 1849 herrschte, daß die konservativen Männer beider Konfessionen sich bei den Wahlen vereinigten, wobei die Katholiken die übergroße Zahl der Wähler, die Protestanten aber zumeist die Abgeordneten stellten, dieser Zustand darf denn doch als Endergebnis der Zentrumsbewegung nicht eintreten. Auch würde die Bachemsche Taktik uns nichts helfen. Wer guten Willens ist, weiß jetzt schon, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei ist. Das Wort „katholisch" kommt im Programm des Zentrums überhaupt gar nicht vor. Wer aber nicht guten Willens ist, der wird auch durch die Bachemsche Taktik nicht bekehrt werden.

Die jüngsten Landtagswahlen in Baden haben gezeigt, daß die Katholiken unbefangen und hochherzig genug sind, konservativ-protestantische Männer ohne Gegenleistung zu wählen, auf der anderen Seite aber ist dies durchaus nicht der Fall. Als bei den Reichstagswahlen im Wahlkreise Speyer im Jahre 1898 die Stichwahl zwischen einem liberal-protestantischen Pfarrer und einem Sozialdemokraten stattfand, wären die Katholiken bereit gewesen, einen protestantischen Pfarrer zu wählen, wenn dieser sich öffentlich gegen kulturkämpferische und Ausnahme-Gesetze erklärt hätte. Er wollte das aber nicht und blieb infolgedessen zu Hause. In der Pfalz hat die Zentrumspartei im Wahlkreise Homburg-Kusel wiederholt einen protestantischen Landbündler in Reichs- und Landtag wählen helfen. Als es sich bei den letzten Landtagswahlen darum handelte, dem Zentrum die schon durch den politischen Anstand gebotene Gegenleistung zu geben, erklärten die Herren vom Bund der Landwirte: Einem Katholiken können wir unsere Stimme nicht geben. Aehnlich lagen die Dinge bei der Landtagswahl in Neustadt a. d. H. Trotz der zahlreichen Wahlgänge konnte sich kein protestantischer Landbündler entschließen, den Bund mit dem Zentrum auf dem Boden der Gleichberechtigung zu machen. Die Wahlstimmen des Zentrums hätten sie gerne angenommen; als es sich aber darum handelte, dafür auch ihre Stimme einem Zentrumsmann zu geben, erklärten vier landbündlerische Wahlmänner: Wir sind Presbyter (Kirchenälteste) und können doch keinem Katholiken unsere Stimme geben!

Wie weitherzig und duldsam ist dagegen die Haltung der Katholiken! Das zeigt schon ein Blick auf die Lage der Protestanten in den katholischen Ländern, in Bayern,

Baden, Luxemburg, Oesterreich, wo sie — und zwar mit voller Zustimmung der katholischen Bevölkerung — volle freie Religionsübung genießen, im Vergleich zur Lage der Katholiken in den protestantischen Ländern Sachsen, Thüringen, Mecklenburg rc. Wie engherzig war die Haltung der bayerischen Konservativen bei dem Schulgesetz von 1890! Da wurde damals bestimmt, daß, wenn in einer gemischten Gemeinde die konfessionelle Minderheit im Laufe der letzten fünf Jahre 50 schulpflichtige Kinder hat, die Gemeinde dann hierfür eine besondere konfessionelle Schule errichten muß. Diese Bestimmung trifft beide Konfessionen gleich. Die katholische allerdings wurde davon nicht berührt, sie hatte der protestantischen Minderheit, wo diese eine größere Kinderzahl hatte, überall in weitherzigem Entgegenkommen die protestantische Schule errichtet, einige protestantische Städte in Mittelfranken aber hatten diese Gegenpflicht hartnäckig zu erfüllen sich geweigert. Sie wurden nun gesetzlich gezwungen, zu gewähren, was die protestantische Minderheit in katholischen Gemeinden schon längst durch freiwilliges Entgegenkommen der Katholiken erhalten hatte. Die Folge war große Aufregung in den Pastorenkreisen und im protestantischen Volke und Abfall der konservativen Abgeordneten zu den liberalen Kulturkämpfern!

Der Bund der vereinigten Christen zur Rettung der christlichen Weltanschauung im deutschen Volke kann nicht geschlossen werden, solange die protestantische christliche Bevölkerung noch unter dem Einfluß des Evangelischen Bundes und in dem Bannkreis der Auffassung des 16. Jahrhunderts steht. Liberalismus und Sozialdemokratie haben in Baden nach französischem Vorbilde den Block der Linken gebildet und der Liberalismus rechtfertigt diesen Bund damit, daß beide Parteien die Kulturinteressen gemeinsam hätten, das heißt doch nichts anderes als: die gemeinsame Grundlage dieses Bundes ist der Kampf gegen die christliche Weltanschauung im Volke und in der Politik. Die Schaffung eines Blockes der Rechten liegt bei den gläubigen Protestanten. Diese haben die Verantwortung, wenn die Zustände, wie sie seit Jahrzehnten sich entwickelt haben, weitergehen. Die katholische Kirche wird bei diesem Weitergang auch schweren Schaden leiden. Noch furchtbarere Verheerungen aber hat die atheistische Weltanschauung in den letzten Jahrzehnten in immer stärkerem Maße in dem protestantischen Volke angerichtet. Möge man auf jener Seite nicht zu lange zögern, es könnte sonst zu spät werden! Die Verantwortung ist groß. Die deutschen Katholiken haben sich voll und ganz auf den Boden der modernen Verhältnisse gestellt. Sie wollen nicht den konfessionell-katholischen Staat, der unhaltbar geworden ist, man darf ihnen aber auch nicht zumuten, den konfessionell-protestantischen Staat auf sich zu nehmen. Sind die Katholiken auf den modernen Boden getreten und erkennen sie die Freiheit der anderen Konfession ehrlich an, was ihre ganze politische Haltung bezeugt, dann müssen die Protestanten aber auch auf denselben Boden treten, soll eine konservative christliche Volkspartei beider Konfessionen entstehen. Also weg mit den alten Vorurteilen, volle Anerkennung des modernen Staates: „Heraus aus dem sechzehnten Jahrhundert“.

Die verehrlichen Leser der ‚Allgemeinen Rundschau‘ erinnern wir an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Für die Postabonnenten war der Postbestellzettel für 2. Quartal der Nummer 12 beigelegt. Von der ‚Allgemeinen Rundschau‘ ist in anerkennenden Zeitungsstimmen wie in Privatbriefen und in Zuschriften namhafter Autoritäten des katholischen Lagers schon so oft gesagt worden: ‚Sie sollte in keinem besseren katholischen Hause fehlen.‘ Aber tatsächlich fehlt sie noch in sehr vielen gebildeten katholischen Familien. Wer der ‚Allgemeinen Rundschau‘ aufrichtig wohl will, sollte die kleine Mühe nicht scheuen, geeignete Adressen mitzuteilen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden könnten.

Herzlichsten Dank im voraus!

Verlag und Redaktion.

Die amerikanische Handelsschiffahrt.

Von

Dr. jur. **Werbrun**, Aschaffenburg.

Zu den vom Präsidenten Roosevelt mit besonderem Eifer geförderten Problemen der amerikanischen Politik gehört die Schaffung einer bedeutenden Handelsflotte neben einer großen Kriegsmarine.

Er ist nicht der erste nordamerikanische Staatsmann, dem sich der zurückgebliebene Zustand der Handelsmarine der Vereinigten Staaten bei gleichzeitig gewaltigem Aufschwung des Handels und der Prosperität auf fast allen Gebieten mit Macht aufdrängte und der nach Mitteln suchte, diesem vom amerikanischen Standpunkt aus gewiß beklagenswerten Zustand ein Ende zu machen. Das ist um so eher zu begreifen, als dieser Zustand nicht von altersher besteht, sondern verhältnismäßig erst neueren Datums ist.

Im Jahre 1861 hatte die Handelsflotte der Vereinigten Staaten einen Raumgehalt von 5'539,831 t, rangierte kurz hinter der englischen und übertraf an Tonnengehalt die Schiffe aller übrigen Nationen zusammengenommen. Der von den Südstaaten im Sezessionskriege mit der kaum verhüllten Unterstützung des „neutralen“ England im großen Maßstabe betriebene Kaperkrieg hatte zur Folge, daß nach dem Kriege die amerikanische Handelsflagge fast vollständig von der hohen See weggefegt war. Im Jahre 1870 hatte sich dann der Schiffsbestand wieder auf 1'516,000 t gehoben, um seitdem bis heute wieder allmählich bis auf weniger als 900,000 t Hochseefahrzeuge zu sinken.*) Von dem überseeischen Handel wurden 1870 immerhin noch 35 % in amerikanischen Schiffen befördert, 1890 waren es noch 12 %, heute sind es nur noch 9 %.

Der erste Präsident, der nach Mitteln suchte, um diesen Zustand zu bessern, war U. Grant, der in einer Botschaft aus dem Jahre 1870 es eine nationale Demütigung nannte, daß Amerika jährlich für den Transport seiner Güter 20—30'000,000 Dollars an das Ausland zu zahlen habe. Zu praktischen Resultaten brachte weder er es noch die auf ihn folgende Reihe republikanischer Präsidenten, von denen besonders Artur Blaine einen energischen Anlauf auf Inaugurierung einer Subventionierungspolitik machte. Vollends zum Stocken kam die Bewegung während des demokratischen Interregnums unter Cleveland. Die Präsidentschaft Mac Kinleys brachte dann die wohl noch in Erinnerung befindliche Hanna Bill, die eine amerikanische Hochseedampferflotte durch ein System von Subventionen an die Werfte zu schaffen hoffte. Nachdem diese gescheitert, haben wir nunmehr einen neuen Anlauf Roosevelts. Ob es dieses Mal der Yankee-Energie gelingt, das sich anscheinend immer weiter zu ihren Ungunsten drehende Rad wieder zurückzuschrauben?

In drei Gründen hauptsächlich sucht man in Amerika die Ursache der ungünstigen Lage seiner Handelsflotte: in den 30—50 % höheren Schiffsbaukosten, in den höheren Löhnen für die Schiffsbesatzung und in der in anderen Staaten üblichen Subventionierungspolitik. Man sucht diesen Ursachen durch folgendes System zu begegnen, welches neben dem nationalökonomischen Zweck der Förderung der Handelsmarine gleichzeitig bestimmt ist, den Zwecken der Kriegsmarine zu dienen.

Zunächst will man eine freiwillige Marinereserve dadurch schaffen, daß man an Leute, die sich verpflichten, im Kriegsfalle bei der Kriegsmarine zu dienen und die jährlich mindestens 6 Monate im überseeischen Handel oder in der Tiefseefischerei tätig sind, Prämien von 15 Dollars für einen Schiffsjungen, bis 100 Dollars für einen Kapitän eines Schiffes von mehr als 5000 t zahlt. Dadurch hofft man einen Stamm von 20 000 seetüchtigen Männern zu erzielen.

Weiter will man an Schiffe, auf denen eine bestimmte Anzahl dieser Freiwilligen fährt und die sich der Regierung für Kriegszeiten zur Verfügung stellen, Prämien von 2,50 bis 5 Dollars pro Bruttotonne — je nachdem sie 6, 9 oder 12 Monate im Jahre im überseeischen Handel tätig sind — bezahlen.

Neben diesen Maßregeln, die ebenso sehr der von den Nordamerikanern mit so großem Eifer — fast über die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit in bezug auf das Menschenmaterial hinaus — betriebenen Kriegsflottenrüstung dienen, sind folgende rein wirtschaftliche Maßnahmen vorgesehen:

---

*) In statistischen Zusammenstellungen findet man sehr häufig die Tonnenzahl der auf den großen nordamerikanischen Binnenseen fahrenden Schiffe mitgezählt, was natürlich sehr irreführen geeignet ist.

Es sollen erhöhte Subventionen für die Errichtung von zehn näher bezeichneten neuen regelmäßigen Dampferverbindungen bezahlt werden, u. a. nach Mexiko, Zentralamerika, Südafrika, China, Japan, den Philippinen. Weiter sollen erhöhte Tonnengelder von allen Schiffen — amerikanischen oder fremden — erhoben werden, die im Dienste des fremden Handels in Zukunft in amerikanische Häfen einlaufen.

Ob es auf diesem Wege dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten gelingen wird, den Zustand vor dem Bürgerkriege wieder heraufzuführen? Wir glauben kaum. Die geplanten Subventionen werden nicht imstande sein, die Löhne der Seeleute zu drücken oder die Baukosten für Schiffe auf den amerikanischen Werften zu verringern. Und wenn die Schiffahrtsprämien noch so hoch gestellt werden, die Ungunst der Konkurrenzbedingungen für Amerika wird durch sie nicht wettgemacht werden können. Im nordatlantischen Schiffsverkehr, dem Rückgrat des englischen und deutschen Reedereigeschäfts, dem bei weitem wichtigsten Felde in der Weltschiffahrt überhaupt, ist der Wettbewerb bereits so scharf und sind die Gewinne so drückend, daß ein neu auftretender Rivale so bald keine Chancen haben kann, die Anderen zu schlagen. Und bei dem Verkehr mit den außereuropäischen Ländern, bei denen fast allen die hauptsächliche wirtschaftliche Kraft in der Möglichkeit der Ausfuhr von Rohprodukten besteht, wird es dem bedeutendsten Rohproduktenexportland noch auf lange hinaus an den nötigen Rückfrachten fehlen. Das ist der Grund, weshalb es den Yankees, die doch bedeutend näher nach Südamerika haben, noch nicht gelungen ist, in den dortigen Gegenden die europäische Schiffahrt zu schlagen.

Und so zeigt sich auch hier wieder, daß man gegenüber der vielbeschrieenen amerikanischen Gefahr nur ruhig Blut bewahren kann. Es wird schon dafür gesorgt, daß auch Onkel Sams Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Kartenspiel und Militär.

Vor einiger Zeit wurden Kapellmeister und Unteroffiziere Berliner Garderegimenter von einem Hauptmann dabei überrascht, wie sie in später Nacht um hohe Beträge spielten. Es stellte sich schließlich heraus, daß dieses Spielen seit langem grassierte, und daß Tausende von Mark verspielt worden waren. Von Unteroffizieren! Endergebnis: mehrere von ihnen verloren Stellung und Existenz. Ihre Familien sind damit natürlich auch zugrunde gerichtet. . . Die Härte der Strafe läßt in solchen Fällen in Preußen nichts zu wünschen übrig. Sonderlich bessernd wirkt sie indes nicht. Weit nützlicher wäre die Vermeidung solcher bedauerlichen Vorkommnisse. Dazu gehört in erster Reihe, daß die Offiziere ihren Untergebenen mit gutem Beispiel vorangehen. Der jetzige Kaiser hat viel zur Unterdrückung der früher herrschenden Jeuleidenschaft getan. Aber ganz beseitigt ist sie in Offizierskreisen immer noch nicht, zumal in Berlin nicht. In den Kasinos ist man allerdings vorsichtiger als früher, aber solange in der Reichshauptstadt Klubs gebildet, ja förmlich protegiert werden, in denen das Jeu in allen Formen ausgeübt werden darf, wo es als das bevorzugteste, weil feudalste Vergnügen gilt, werden Offiziere auch immer ein erhebliches Kontingent zu den Spielern stellen. Und die Leidenschaft sucht dann auch anderswo Betätigung. Das Kartenspiel müßte beim Militär überhaupt ganz verboten sein. Den Unteroffizieren ist es jetzt nur noch gestattet, wenn es zum Vergnügen — ohne Geldzahlung — geschieht. Wer um Geld spielt, und sei der Einsatz noch so klein, wird mit Arrest bestraft. Eine halbe Maßregel, von der man sich hoffentlich nicht zu viel verspricht! Nach einem Jahr wird sie vergessen sein. Und weshalb soll der Unteroffizier im Schafkopf oder Sechsundsechzig nicht 50 Pfg. verlieren, wenn der Offizier bei Préférance oder Skat im Kasino ungestraft 20 Mark verspielen darf? Fort mit diesem Kartenspiel, dem Zeitvertreib stupider Leute, diesem Vergnügen, das den Charakter verdirbt und schließlich sogar einen besseren Verstand zu nützlicher Beschäftigung unfähig macht. Aber man sorge dafür, daß es in den Kasinos nicht an zweckmäßigen Mitteln zum Zeitvertreib mangele, vor allem nicht mangele an guter Lektüre! Bisher ist aber speziell für die Unteroffizierskasinos in dieser Hinsicht noch viel zu wenig getan worden.

Von einem Offizier.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Immer noch Algeciras!

Wieder eine Woche vergeudet im diplomatischen Ränkespiel. Der neueste „Zwischenfall" hatte für die Entscheidung in Algeciras wenig zu bedeuten, dagegen für das allgemeine Verhältnis zwischen Rußland, Frankreich und Deutschland desto mehr. Soweit sich bisher das Spiel überschauen läßt, war der Hergang so:

Nachdem Oesterreich den Vermittlungsvorschlag eingebracht hatte, berichtete der deutsche Bevollmächtigte v. Radowitz nach Berlin, daß der österreichische Vorschlag eine überwiegend günstige Aufnahme gefunden habe und die Mehrzahl der Delegierten ihren französischen Kollegen zu einer Verständigung geraten hätte. Fürst Bülow wies die deutschen Gesandten an, dies den Kabinetten zur Kenntnis zu bringen und auszuführen, daß der österreichische Vorschlag eine geeignete Basis bilde, um die Konferenz zu einem glücklichen Ende zu bringen und damit einer Periode der Beruhigung, der Sicherheit und des wirtschaftlichen Aufschwungs die Wege zu ebnen. Die französische Regierung, welche von dem österreichischen Vorschlage noch möglichst viel zu ihren Gunsten herunterhandeln wollte, versuchte, diesem Schachzug Deutschlands dadurch zu begegnen, daß sie die verbündeten Regierungen in St. Petersburg und London aufforderte, sich zugunsten der französischen Forderungen auszusprechen und so die Ansicht, daß Frankreich jetzt isoliert sei, zu entkräften. Was die englische Regierung auf diesen Appell an die Bundesbrüderschaft ad hoc getan hat, ist noch nicht ganz aufgeklärt. Aber der russische Minister des Auswärtigen, Graf Lambsdorff, verstand sich zu einer Zirkularnote, in der förmlich bestritten wurde, daß Rußland sich für Annahme des Casablanca-Vorschlages ausgesprochen. Graf Lambsdorff betonte die treue Unterstützung der berechtigten Interessen Frankreichs; aber er fügte zum Schluß hinzu, das Ziel der russischen Regierung sei eine Verständigung unter Wahrung der Würde beider Parteien. Ehe diese Zirkularnote Lambsdorffs in Berlin überreicht war, brachte der „Temps", das offiziöse Organ des Auswärtigen Amtes in Paris, eine Inhaltsangabe der Note, die tendenziös entstellt war; danach hätte Rußland in einer für Deutschland verletzenden Form sich mit Frankreich unbedingt gegen den österreichischen Vermittlungsvorschlag für solidarisch erklärt. Als die russische Note in Berlin überreicht war, wurde durch die Veröffentlichung des Wortlautes die Fälschung des „Temps" klargelegt. Auf die gebührende Zurechtweisung erwiderte der „Temps", die Zirkularnote des Grafen Lambsdorff sei nötig geworden, weil nicht bloß die deutsche Presse, sondern auch die deutschen Botschafter in London und St. Petersburg amtlich die unbegründete Nachricht von der Isolierung Frankreichs verbreitet hätten. Auch diese Behauptung des Pariser offiziösen Blattes ist nicht richtig; denn die Botschafter haben nur den Bericht des Herrn v. Radowitz mitgeteilt, in dem wahrheitsgemäß stand, daß die Mehrheit der Delegierten ihren französischen Kollegen zu einer Verständigung auf Grund des österreichischen Vorschlages geraten hatte. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß die sog. Casablanca-Frage, an welche die russische Diplomatie ihren Liebesdienst allein anknüpfte, schon bei Abfassung der Petersburger Note gegenstandslos geworden war.

Die russische Note hatte inhaltlich nichts Ueberraschendes, da alle Welt weiß, daß Rußland nicht nur durch das alte Bündnis, sondern auch durch das gegenwärtige und zukünftige Geldbedürfnis an Frankreich gekettet ist. Es mußte aber in Berlin unangenehm empfunden werden, daß die russische Diplomatie in einer so ungewöhnlichen Form zu kritischer Stunde Partei ergriff, und daß den französischen Offiziösen Gelegenheit gegeben war, durch einen böswillig gefälschten Auszug aus der Note noch vor der Ueberreichung derselben in Berlin gegen Deutschland Stimmung zu machen. Die deutsche Regierung hat nicht vergebens in St. Petersburg Genugtuung verlangt. Zunächst hat der halbamtliche russische Telegraph die Fälschung des „Temps" als solche gekennzeichnet; dann haben sowohl der russische Minister des Aeußern als auch der Ministerpräsident gegenüber dem deutschen Botschafter in St. Petersburg ihr Bedauern über die tendenziös entstellende Veröffentlichung des „Temps" ausgedrückt; ferner hat der russische Botschafter in Paris dem dortigen deutschen Botschafter gegenüber diese Veröffentlichung als eine grobe Taktlosigkeit und Verdrehung der Wahrheit gemißbilligt. Das ist ja recht schön; aber es bleibt trotz alledem die Tatsache bestehen, daß die russische Diplomatie sich von der französischen zu einer

Unfreundlichkeit gegen Deutschland hat verführen lassen. Wir sehen, daß auf Rußland, dem wir fortgesetzt so viel Liebesdienste erwiesen haben, kein Verlaß ist, und ferner, daß in dem neuen französischen Ministerium der alte Geist des Herrn Delcassé noch weiter spukt und seine Gehässigkeit vielleicht noch erhöht ist durch die geringere formale Gewandtheit der „neuen Besen".

Wir möchten eben noch eine weitere Moral aus dem Zwischenfall ziehen: Die deutsche Diplomatie sollte sich auf das umständliche Spiel mit offiziösen Polemiken und offiziellen Zirkularnoten rc. nicht weiter einlassen, sondern kurz und kräftig in Algeciras ihr letztes Wort sprechen mit einem klaren Entweder — oder! Das langwierige Feilschen um einen Bankanteil oder um eine kleine Einzelheit in der Polizeiorganisation hebt nicht das deutsche Ansehen.

Das Gespenst der inneren Krisis.

An die geduldige Wand läßt sich vieles malen. Wenn es nach gewissen Parteispekulanten und ihren Preßtrabanten geht, so sind die Tage des Fürsten Bülow und des ganzen gegenwärtigen Kurses gezählt und eine neue Aera der Kraft- und Konfliktspolitiker bricht mit Brausen über uns herein aus dem welterschütternden Grunde, weil die Zentrumsfraktion dem künftigen Leiter der Kolonialverwaltung nicht den Titel Staatssekretär, sondern nur den Titel Unterstaatssekretär bewilligen will. Ein politischer Roman aus den höheren Regionen wird uns aufgetischt: der Kaiser soll, wie einst zu Herrn v. Miquel, so jetzt zu dem Erbprinzen v. Hohenlohe gesagt haben: „Sie sind mein Mann!" Nach Erledigung seiner Regentenaufgabe in dem schönen thüringischen Kleinstaat ist der Erbprinz als Stellvertreter des Kolonialdirektors in den Reichsdienst getreten, angeblich mit dem Versprechen, daß er Staatssekretär des Kolonialamtes werde und als künftiger Reichskanzler in petto bleiben soll. Titel und Rang eines Unterstaatssekretärs seien für einen solchen Mann und auch für seine hohen Gönner viel zu wenig und unannehmbar. Das Zentrum, so heißt es weiter, sei aus konfessionellen und persönlichen Gründen gegen den Erbprinzen, weil unter seiner Regentschaft seine Regierung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes gestimmt habe. Das Zentrum wolle durchaus einen anderen an die Spitze der Kolonialverwaltung bringen: seinen Genossen, Prinz Arenberg, wie einige Dichter mit lahmer Phantasie sagen, oder den nationalliberalen Abg. Dr. Paasche, wie die Freunde verschlungener Fabeln behaupten. Das Zentrum, das sonst als raffiniert schlau hingestellt wird, soll nun so töricht sein, daß es wegen solcher persönlicher Animosität oder Liebhaberei alles aufs Spiel setzt, was in den letzten anderthalb Jahrzehnten mühselig errungen ist! Und der Krone trauen diese angeblichen Patrioten zu, daß Fürst Bülow entlassen und zu der äußeren Krisis noch eine schwere innere gefügt werde, nur weil für den Neuling im Reichsdienste nicht sofort ein eigenes Staatssekretariat aus der Erde schießt!

Diese sonderbare Quertreiberei kennzeichnet die Denk- und Handlungsweise einer gewissen kleinen, aber rührigen Gruppe unserer Gegner. Die Sachlage selbst ist einfach die, daß das Zentrum und mit ihm die Mehrheit des Reichstags gewichtige Bedenken hat gegen die Schaffung eines selbständigen Kolonialamtes **neben** dem Auswärtigen Amt, und die durchschlagende Erwägung ist, daß die Kolonialverwaltung fortwährend mit auswärtigen Mächten in Berührung kommt und also in die auswärtige Politik eingreifen muß. Steht der Staatssekretär der Kolonien neben dem Staatssekretär des Auswärtigen, so wird die hohe Politik in zwei Küchen gekocht. Eine einheitliche Leitung erscheint aber notwendig, wenn man nicht die Reibungsfläche und die Reibungsgefahr in der bedenklichsten Weise erhöhen will. Das ist des Pudels einfacher Kern. Wenn der Reichskanzler den Reichstag zu überzeugen versteht, daß auch bei Errichtung des Staatssekretariats die notwendige Geschlossenheit der auswärtigen Politik unter der wirksamen Leitung von einer Stelle gesichert bleibt, so kann er vielleicht den erwünschten Titel für den künftigen Chef der Kolonialverwaltung erhalten; im anderen Falle wird der Reichstag hart bleiben, weil er im Interesse des Reiches nicht anders handeln darf. Welche Persönlichkeit den fraglichen Posten erhalten soll, ist dabei ganz gleichgültig. Das Besetzungsrecht steht, wie der Abg. Dr. Spahn erst jüngst in einer unerquicklichen Kolonialdebatte betont hat, der Krone ohne Mitwirkung des Reichstags zu. Die Organisation der Behörden aber erfolgt durch Gesetz, und da ist es das gute Recht der Abgeordneten, nach ihrer gewissenhaften Ueberzeugung nein zu sagen, wenn sie einen Posten für nicht nützlich oder gar schädlich halten. Im übrigen ist die ganze Kolonialpolitik schon so stark mit Enttäuschungen und Aergernissen durchsetzt, daß man sich wohl hüten sollte, noch weitere störende Zwischenfälle daran zu knüpfen.

Die Schuld der Balten.

„Revolutionen werden nicht von unten gemacht, sondern von oben", sagt Goethe; das heißt: die Sünden der Regierenden verursachen die Revolution, nicht die Fehler der Beherrschten. Die Geschichte gibt Goethe recht. Wie falsch es ist, die herrschende Klasse in den russischen Ostseeprovinzen von aller Schuld an den Exzessen der Esthen, Letten und Kuren freizusprechen, ersehen wir aus einer offenherzigen Darlegung des baltischen Freiherrn Axel von Freytag-Loringhoven in der „Deutschen Monatsschrift". Danach haben die Deutsch-Balten zunächst gesündigt durch Beförderung des Absolutismus. Sie halfen die Einführung einer Konstitution verhindern. Sie taten nichts zur Beseitigung der Korruption des Beamtentums. Sie ließen Unrecht und Willkür ruhig das Volk ausbeuten. Eine Entschuldigung für dieses Verhalten gibt es nicht. Sie handelten eben so, wie sie gehandelt haben, um die politische Herrschaft des Großgrundbesitzes zu konservieren, um das Volk in der politischen Rechtlosigkeit zu erhalten. Ein ganz falscher Herrenstandpunkt! Er hat sich bitter gerächt. Die junkerlichen baltischen Standschaften brachten es so weit, daß sie schließlich allgemein als schädliches, kultur- und fortschrittfeindliches Element angesehen wurden.

Bezüglich der zukünftigen Existenz des deutschen Baltentums kann Freiherr von Freytag-Loringhoven nur eine sehr trübe, hoffnungslose Antwort geben. Diese ist nach unserer Meinung erst recht durch die Art und Weise begründet, wie man in Rußland und zumal in den Ostseeprovinzen die Revolution niederschlägt. Gewiß, das aufständische Volk hat entsetzlich gewütet, aber die Kosaken wüten noch bestialischer. Nichts wird geschont: kein Alter, kein Geschlecht, kein Unschuldiger. Diese Mordbrennereien, diese Auspeitschungen, diese Füsilladen! Sie sind empörend und schreien zum Himmel! Quem Deus perdere vult, prius dementat. Das kann man von dem jetzigen russischen Regiment sagen. Von einem solchen Regiment ist keine Sanierung des morschen Riesenleibes zu erhoffen! Dr. **Versen.**

Zur Stellung der Zentrums-Kleinpresse.

Von

Richard Richardy, Berlin.

Man ist leicht geneigt, das napoleonische Diktum von der Großmachtstellung der Presse nur der Großstadtpresse und vornehmlich den großen führenden Parteiorganen zuzuweisen, den Wert der Presse des flachen Landes und der Kleinstädte aber recht gering anzuschlagen oder gar mit dem Bonmot „Intelligenzblättchen" abzutun. Auch in Zentrumskreisen findet man nicht immer volles Verständnis für die Bedeutung und die Aufgabe der Zentrums-Kleinpresse, und das vielfach gerade im Verbreitungsgebiet der letzteren selbst. Es ist gewiß erfreulich, wenn die führenden **großen** Organe der Zentrumspresse auch auf dem Lande und in den Kleinstädten mehr und mehr Verbreitung finden, aber darum hat die Zentrums-Kleinpresse noch längst nicht ihre Bedeutung verloren. Diese hat sich vielmehr verdoppelt und verdreifacht durch die Agitation der Sozialdemokratie.

Der Kampf mit der Sozialdemokratie hat sich allerdings bisher in der Hauptsache innerhalb der Mauern unserer Groß- und Mittelstädte abgespielt, aber anderseits ist ihre Agitation in den katholischen Landdistrikten intensiver geworden; immer energischer werden ihre Vorstöße; Parteiorgane, Flugschriften, Volkskalender wandern in großen Massen von der Stadt aufs Land. Die Reichstagswahl 1903 hat zum Teil überraschende Aufschlüsse über diese sozialdemokratische Agrartätigkeit gebracht. Wenn wir Katholiken auch keinen solchen Wahlkreis aufzuweisen haben wie das protestantische Pommern, wo der ländliche Wahlkreis Randow-Greifenhagen — seit 1878 in der Hand der Konservativen — in der Hauptwahl bereits den Sozialdemokraten zufiel, so ist das Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen auch bei uns besorgniserregend genug. Es sind das alles bekannte Dinge. Aber sie beweisen, einer welch erhöhten Beachtung und Aufmerksamkeit unsere Kleinpresse bedarf.

Wenn wir nun einmal unsere katholischen Landesteile auf ihre Kleinpresse hin durchmustern, so ergibt sich eine **eigentümliche** Erscheinung. Wir stoßen nämlich auf eine ganze Anzahl von Blätter — mögen sie sich Kreisblätter oder anderswie benennen —, denen man durchaus keine Angriffe gegen uns nachsagen kann, die sich vielmehr ganz loyal katholisch geben und

in katholischer Gewandung die Zentrumspolitik „mitmachen". Es sind das meist Zeitungsgründungen jüngeren Datums, nicht politische, sondern geschäftliche Unternehmungen, die sich den Anschauungen der fast ausschließlich katholischen Bevölkerung anpassen. Es hat sich mit diesen Zeitungen so eine Art journalistisches Mitläufertum des Zentrums herausgebildet.

Auf den ersten Blick mag man es für eine erfreuliche Erscheinung halten, daß der Zentrumsgedanke auch außerhalb der offiziellen Zentrumsorgane Beachtung und Verbreitung erfährt. Aber bei ernstlicher Erwägung kommt man doch zu einem anderen Resultat. Es bedeuten diese — man möchte sie fast farblos-katholische Blätter nennen — eine Konkurrenz und manchmal drückende Konkurrenz und empfindliche Schädigung der offiziellen Zentrumsorgane. Diese haben aber, und das ist mit aller Entschiedenheit zu betonen, ein historisches Recht auf ihre Existenz. Sie sind in den bösen Zeiten des Kulturkampfes gegründet und damals unter schwierigen Verhältnissen geleitet worden. Manches kleine Blatt hatte damals mehr als eine Feuerprobe zu bestehen und sein Name wird mit Ehren in der Geschichte der katholischen Journalistik genannt. Verlangt somit schon ein Blick auf die **Vergangenheit** die wirksamste Unterstützung der offiziellen Zentrums-Kleinpresse, so fordert das ein Blick in die **Zukunft** nicht weniger. Jene Erwägung ist nämlich von höchster Wichtigkeit, daß die Zentrums-Kleinpresse mit ihrer Vergangenheit und mit ihrer ganzen Stellung auch für die Zukunft ihr Festhalten am Zentrumsgedanken garantiert, eine solche Bürgschaft kann aber die eben charakterisierte farblos-katholische Presse nicht gewähren. Mögen auch unter den Inhabern und Redakteuren dieser Zeitungen sich gute Katholiken befinden (es wird kaum nötig sein zu bemerken, daß wir hier nicht persönliche, sondern sachliche Interessen behandeln), so können wir aber bei Wechsel des Geschäftsinhabers oder der Redakteure oder gar erst bei veränderter politischer Situation die schönste politische Mauserung erleben. Da diese Blätter vielfach amtliche Nachrichten führen, so braucht nur ein scharfer Wind von oben zu wehen und aus den journalistischen Mitläufern des Zentrums werden mit großer Wahrscheinlichkeit recht viele zu lebhaften Kritikern der Zentrumspartei. Wir danken aber für eine Politik katholischer Blätter, die in der Landratsstube gemacht ist. Auch der Gedanke ist gar nicht so ungeheuerlich, daß bei lebhafterem Eindringen der sozialdemokratischen Flutwellen in die ländlichen Kreise mancherorts gewisse „Rücksichten" genommen werden und eine „eigenartige" demokratische Verwässerung eintritt. Beispiele für politische Wandlungen in der deutschen Geschäftspresse sind gar nicht so selten.

Also offizielle Zentrumsblätter mit dem historischen Recht auf Existenz und sicheren Zukunftslinien auf der **einen** und Geschäftsgründungen mit unsicherer politischer Perspektive auf der **anderen** Seite — was folgt daraus? Es folgt daraus, daß unsere maßgebenden Kreise in der Kleinstadt und auf dem Lande ihre Kleinpresse lebhaft, und zwar **lebhafter als bisher** zu unterstützen haben. Zunächst müßten sie **aufklärende** Arbeit leisten, indem sie immer wieder darauf hinweisen: dies ist unser **offizielles** Zentrumsorgan und jedes Mitglied der Zentrumspartei muß sein **offizielles** Organ durch Abonnement unterstützen. Besonders in Volksvereinsversammlungen müßte darauf mit Ernst und Entschiedenheit hingewiesen werden, aber auch mit Takt und Vorsicht, am besten von **auswärtigen** Rednern. Doch nicht genug mit dieser aufklärenden Arbeit. Solche Bemühungen um Stärkung der Position der Kleinpresse müssen **organisiert** und es muß zugleich **positiv aufbauende** Arbeit geleistet werden. Wir schlagen nämlich — vielleicht bestehen hie und da schon Ansätze dazu — die Gründung von **Preßkomitees** vor, bestehend aus Geistlichen und Laien, etwa einem halben Dutzend orts- oder kreisansässigen Herren, welche neben der aufklärenden Arbeit sich zielbewußt um eine Hebung der Kleinpresse bemühen. Es ist dabei an eine Unterstützung der Redaktion und an ein helfend-freundschaftliches Hand-in-Handgehen mit ihr gedacht, nicht etwa an einen Areopag wie im Berliner Vorwärtsskandal. Das Preßkomitee lasse sich zunächst eine sorgfältige Pflege des **lokalen** Teiles seines Blattes angelegen sein; gerade **darin** darf das Zentrumsblatt hinter anderen Blättern nicht zurückstehen. Es ist darauf zu achten, daß kirchliche Nachrichten nicht einen Tag später im Zentrumsblatt stehen als in anderen Blättern, sondern womöglich schon einen Tag früher. Des weiteren möge ein solches Komitee neben den Artikeln der M.-Gladbacher Zentralstelle noch für kurze, knappe apologetische und soziale Artikel sorgen, kurze Hinweise auf die soziale Bewegung, kurze Erläuterungen zum Versicherungs- und Genossenschaftswesen bringen. Es müßte das alles zielbewußt und planvoll angefaßt werden, nicht sporadisch und vereinzelt, wie bisher. Auch in der Hebung des **belletristischen** Teiles könnte viel geschehen. Der „Kunstwart" hat vor nicht allzulanger Zeit bemerkenswerte Vorschläge über eine Verbesserung der Dinge unter dem Strich gemacht. Es ist sehr erfreulich, daß in der Unterhaltungsbeilage der „Westdeutschen Arbeiterzeitung" bereits eine Wirkung davon zu verspüren ist; die prächtigen Stifterschen Studien gelangen dort nämlich zum Abdruck. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen **religiöse** Artikel. Sie sollen Stimmungsausdruck sein für die Hochfeste des Christentums, für seine ernsten und heiligen Zeiten, wenn wir an den Portalen der Advents- und Fastenzeit um Einlaß pochen. Das inhaltstiefe Schriftwort **Fides ex auditu** wird dadurch nicht angetastet. Diese religiösen Artikel sollen nicht Ersatz, eher ein Stimmungserreger für die Predigt sein. Allerdings ist gerade die **formale** Gestaltung solcher Artikel von ganz außerordentlicher Wichtigkeit. Wir brauchen uns bei aller Wahrung der inhaltlich tiefgreifenden Verschiedenheiten nicht zu scheuen, von protestantischer Seite zu lernen. Wir denken an Hilty und Naumann. Wiederum können wir mit dankbarer Freude die „Westdeutsche Arbeiterzeitung" namhaft machen. Dieselbe bringt seit etwa einem Jahre aus der Feder eines jungen starken Talentes kurze, knappe religiöse Aufsätze, die formal wie inhaltlich, mit ihrem Anknüpfen an die auch und gerade im Katholizismus berechtigten Ideen von Innerlichkeit, Persönlichkeit, Fortschritt, Kultur, ein prächtiges, vielverheißendes Novum sind. Welch kostbares und fast unerschöpfliches Material bieten für den genannten Zweck nicht auch Meyenbergs „Homiletische und katechetische Studien"! Sehr nützlich wäre eine Beachtung der **Lokalgeschichte**. Es hat für die Leser des Blattes einen eigenen Reiz, von den Taten ihrer Stadtahnen aus alten, grauen Zeiten zu hören. Alte Stadtchroniken lassen sich mit leichter Mühe verwerten und geben Stoff für lange Zeit. Ein für Lokalgeschichte etwa interessierter Geistlicher oder Gymnasiallehrer wäre dem Preßkomitee anzugliedern. Ziel aller dieser Arbeiten muß sein, das Zentrumsblatt **inhaltlich** über andere Lokalblätter zu stellen. Damit wäre **viel** gewonnen; auch ein Einfluß auf das Inseratenwesen dürfte dann nicht ganz ausbleiben; des letzteren wegen wäre es gut, auch den einen oder anderen Geschäftsmann zur Mitwirkung ins Preßkomitee zu ziehen. Vielleicht können später derartige Lokal-Preßkomitees zu besserem Fortgang aller ihrer Arbeiten unter sich in Verbindung treten. Last not least wollen wir noch einen Gedanken hervorheben, der ganz besonders für die Wichtigkeit einer dominierenden Zentrums-Kleinpresse spricht, und das ist jener Gedanke, daß sie viel beitragen kann und soll zu besonnener und taktvoller Haltung der Zentrumswähler bei den oft schwierigen Personalfragen der Reichs- und Landtags- und Kommunalwahlen, vielfach im Gegensatz zu den „anderen" Blättern.

Es sind vorstehende Gedankenreihen mehr Andeutungen als Ausführungen. Möchten sie dazu beitragen, daß zur Stärkung der Position unserer Zentrums-Kleinpresse etwas geschieht. Sie entstammen der Feder eines katholischen Geistlichen, der auch der Kleinpresse das wünscht, was bei unseren größeren katholischen Organen in den letzten Jahren zur erfreulich wirksamen Devise geworden ist: Sempre avanti!

Afrika.

Das Vaterland ruft:
Gefahr ist in Sicht.
„B'hüt' Gott dich, mein Dörflein, in Frieden!
Lieb Mütterlein, trockne dein nasses Gesicht,
Mich reißt es hinaus nach dem Süden.
Das Meer ist so blau,
Die Ferne so klar,
Dort blühet der Ruhm für den Kühnen!
Im Kampf mit der wilden, verwegenen Schar
Will ich mir den Lorbeer verdienen." — —
Sie schlagen den Feind,
Sie retten das Land,
Rot leuchtet die Sonne der Wüste —
Zerschossen die Brust — ein Held liegt im Sand —
Steht auf der Gefallenen Liste.

Stuttgart. E. Müller.

„Der Roman der Religion.“

Von

E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

Eben lese ich in der „Wiener Mode“ (Heft 12): „‚Hilligenlei‘ ist eines der seltenen Bücher, . . . die im Gemüte eines jeden denkenden und empfänglichen Lesers Epoche machen werden.[1]) . . . Die bedeutendste Partie von „Hilligenlei“ bilden die hundert Seiten der „Handschrift“, worin Frenssen die Lebensgeschichte Christi erzählt. . . . Nie ist die Symbolik der einzelnen Legenden so tief gedeutet worden wie hier, und nie ist auch der ewige Gehalt dieser Geschichten so bedeutsam zur Geltung gekommen wie hier. Ist dies allein schon eine große dichterische Leistung, so steigert sich der Wert des ganzen Romans, wenn man erkennt, daß die religiöse Lehre, die er verkündet, nicht bloß dem reinen Geiste Christi entspricht, . . . sondern zugleich auch als höchste Blüte der modernen Wissenschaft erscheint. Frenssen . . . will die so oft behauptete Unversöhnlichkeit von Religion und Wissenschaft besiegen. Und für mein Gefühl und meine Ueberzeugung ist ihm dies in außerordentlichem Maße gelungen, und zwar darum, weil er von der Religion die reinsten und klarsten Begriffe hat... In dieser Schilderung des holsteinischen Volkslebens . . . hat er den dichterisch reizvollsten Untergrund für sein Evangelium geschaffen, von dem nur zu wünschen ist, daß es das deutsche Volk mit seiner heitern Klarheit und warmen Innigkeit ganz durchdringe.“

An und für sich ist es ja schon schlimm genug, was da gesagt wird. Aber wenn es ein Obskurant verbrochen hätte und wenn es in irgend einem Winkelblättchen stünde oder auch meinetwegen in einer relativ wenig gelesenen „vornehmen“ Monatsschrift: man brauchte sich nicht just darüber aufzuregen. Nun jedoch macht sich eine weit verbreitete Modezeitung zum Organ dieses sehr ernsthaft aussehenden und auch sehr ernsthaft gemeinten Unsinnes, den ein bekannter Literatur- und Kunsthistoriker: Moritz Necker-Wien, Tausenden von Frauen vorzutragen sich bemüßigt fühlt. Frauen aller Konfessionen (nicht zuletzt der katholischen!) und so ziemlich aller bemittelteren Stände. Frauen, die zum nicht kleinen Teile sonst am Schöngeistigen und Wissenschaftlichen vorbeizugehen pflegen, aber den einschlägigen Artikelchen ihrer allemal geliebten Modezeitung doch ein gewisses Interesse schenken und diesen Artikel sicher „studieren“ bzw. verschlingen werden wegen der unvergleichlichen Vielgenanntheit Frenssens im allgemeinen und Hilligenleis im besonderen; Frauen, die aus dem angedeuteten Urteilsmangel heraus der Kritik-Suggestion fast unmittelbar unterstehen und nun mit den Augen dieses Hilligenlei-Apostels das Buch lesen, um ihm noch weit mehr Gift zu entnehmen, als es tatsächlich enthält; denn kein gefährlicherer Bazillenerreger auf dem Gebiete literarischen Geschmackes als die Unreife literarischen Urteils. Frauen, von denen viele in der Lage und zugleich willens sind, ein warm empfohlenes Modebuch zu kaufen, auch zu lesen — man will doch „mitreden“ können! — und zu verleihen: an „gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen“ — Gesinnungsgenossen und -genossinnen, die alle, wenngleich unbewußt, den Ansteckungsstoff weitertragen. Frauen, die alle ohne Ausnahme ihrer großen Berufung nachleben sollten, als leiblich-geistige oder rein geistige Mütter der heranwachsenden Generation letztere im Glauben an den Dreieinen, in der Heilserkenntnis der göttlichen Erlösungstat zu erziehen und auf dem Wege der positiv religiösen Sittlichkeit der ewigen Bestimmung der Menschheit zuzuführen. Und gerade diesem hehren, heiligen Amte hilft Hilligenlei, „der Roman der Religion“, stark entgegenarbeiten. — Man denke: der Roman der Religion! Alle Uebertreibung des Neckerschen Hilligenlei-Apostolats liegt schon in diesem Titel beschlossen. Ich brauche das nach meinem Aufsatze an dieser Stelle über das unglückselige Buch (s. Nr. 5, 3. Februar) nicht weiter zu begründen. Auch auf akatholischer, selbst auf ausgesprochen unkirchlicher Seite beginnt man übrigens die Ungereimtheit der „Handschrift“ klarzulegen. Interessant ist in dieser Hinsicht Leo Bergs (im ganzen allzu boshafter) Hilligenlei-Essay in dem Berliner „Lit. Echo“ mit flagranten Stellen wie diesen: „Begreifen aber kann ich die Empörung der Kirchlichen, und ich teile sie, nicht wegen der Ketzerei, sondern wegen der Frivolität, mit der dies Leben Jesu abgefaßt ist.“ „Sein Jesus ist von der Feigheit geboren und hat gewiß keinen Gott zum Vater.“ „Was ist aus der wundervollen Poesie und Pathetik der Evangelien geworden in dieser dumpfen, lautlosen, kleinmütigen Wiedergabe!“ „Frenssen... sieht fast nie, wo eigentlich die Probleme liegen, aber verläßt sich immer auf die deutsche Wissenschaft, die wird es ja schon besorgt haben.“ „Hilligenlei ist... am allerwenigsten ein religiöser Roman, vielmehr eine Verhöhnung des religiösen Gefühls, weder eine Vertiefung, noch viel weniger eine Befreiung des Geistes.“ „Hilligenlei dem deutschen Volke als Großtat des Geistes aufzureden, dazu gehört wirklich schon was. Was? sage ich nicht...“

Aber wie viele Frauen lesen Rezensionen wie diese? Höchstens ein paar hundert. Tausende und tausende jedoch lasen Moritz Neckers Panegyrik, die Frenssens „Evangelium“ als richtigen „Untergrund unseres Lebens“, als „rechtes Weltgefühl“, als „rechte Religion“ proklamiert.

Ich habe schon neulich die Frage aufgeworfen: Wer hilft dem Unheil steuern? Als ich dann aber hörte, ein norddeutscher Schulmann habe Hilligenlei als „Erlösungsbuch“ gefeiert, konnte ich dies dennoch kaum glauben. Nun, das kaum Glaubliche sehe ich grell unterstrichen in Neckers „Roman der Religion“, dem breiten deutschen Frauen- und Lesepublikum „autoritativ“ aufgezwungen. Wann werden sich die deutschen Frauen in Scharen gegen eine derartige Vergewaltigung ihres besseren Ichs erheben?

[1]) Die Unterstreichungen sind von mir. E. M. H.

Ein Wort.

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

(Schluß.)

Die Gedankenunterschiebung kann eine negative und eine positive sein. Jene macht den Menschen unfähig, einen einfachen Wahrheitsbestand anzuerkennen; diese, der häufigere Fall, bewirkt, daß der unter dem Zwang einer Eingebung Stehende den Sachverhalt in falschem Lichte sieht oder ganz Falsches sieht an Stelle des Richtigen.

Ein Beispiel von verneinender Unterschiebung macht Sankt Hieronymus namhaft.

Porphyrius und Julian der Abtrünnige, bemerkt der Kirchenlehrer, haben Verdächtigungen vorgebracht aus Anlaß des evangelischen Berichtes über die Lebenswahl des hl. Matthäus. Levi-Matthäus wird durch Christus am Ufer des Sees Genesareth von der Zollbank weg zum Apostolate gerufen, und er folgt augenblicklich, ohne Bedenken. An diesem Zuge, behaupten die Widersacher, sieht man einesteils die Unwissenheit des lügenhaften Berichterstatters, andererseits die Dummheit der Anhänger Jesu. Diese gehorchen ins Blaue hinein der Aufforderung des nächstbesten Fremden; jener erzählt ins Blaue hinein von dem Ereignis, ohne die Sache glaubhaft und schmackhaft zu machen. Die Jünger des Herrn leiden an hochgradiger Unbesonnenheit und Vertrauensseligkeit; der Evangelist weiß nichts von psychologischer Wahrscheinlichkeit und Wahrheit.

Nun ist es richtig, die Anschuldigung wider die Jünger Jesu, die auf strafwürdige Geistesbeschränktheit lautet, und der Vorwurf gegen den Geschichtschreiber, dem Mangel an Menschenkenntnis, Mangel der Kunst unterstellt wird, durch die ein Erzähler das Unglaubwürdige doch irgendwie als angängig darbieten muß, die beiden Worte von der Geistesbeschränktheit und der Menschenunkenntnis sind geeignet, dem Hörer ganze Reihen von Vorstellungen nahe zu legen, die sich zuletzt in der Annahme, zu der Ueberzeugung verdichten mögen: Die Jünger Jesu waren töricht leichtgläubige Menschen, und die Geschichtschreiber des Urchristentums rechnen auf töricht leichtgläubige Leser. So sagen jene, die Porphyrius und der abtrünnige Julian auf ihre Seite gebracht haben. Durch zwei gefürchtete Worte sind die Leute zu einem bestimmten Glauben, besser zur Ablehnung eines bestimmten Glaubens bewogen worden, und in ihrer „wissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit“ haben sie für den Satz des hl. Hieronymus höchstens ein Lächeln, für das Werturteil des Kenners: „Gewiß konnte der Glanz und die Majestät der verborgenen Gottheit, die selbst auf dem menschlichen Antlitze Jesu leuchtete, beim ersten Blicke die Schauenden an sich ziehen.“[1])

Das Beispiel aus dem hl. Hieronymus ist mit Bedacht gewählt. Sind es nicht auch heute Tausende und Tausende, die eine negative Suggestion, durch irgend ein „bedeutsames“ Wort,

[1]) Vgl. Matth. 9, 9 ff. Hieronymus, Komment. zu Matth. I, 9.

einen „anerkannten“ Spruch der „Wissenschaft“ hervorgerufen, blind, unempfindlich gemacht hat für den Glanz, die Majestät der göttlichen Wahrheit?

Unter den Worten, welche Suggestionen anstatt der Wahrheit und Suggestionen von Scheinwahrheiten anzuregen besonders geschickt sind, sei ein ganz modernes Wort, das Wort Modern selber hervorgehoben! Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß dieses Wort für unübersehbare Scharen einen Zauberklang hat, etwas Berückendes, Faszinierendes bedeutet. Die „moderne Weltanschauung“ ist der Inbegriff von Wahrheit, Liebe, Glück, und der „moderne Mensch“, der Träger des „modernen Zeitgeistes“, ist der sieghafte Eroberer, dem das Land der Wahrheit, das Eden der Liebe, der Himmel des Glückes zu eigen geworden.

Aber was ist die moderne Weltanschauung? Wer ist der moderne Mensch? Jeder Gebildete will „die Moderne“ verstehen, und modern will, muß er sein. Prüft man strenger, dann weiß niemand kurz zu sagen, was modern ist. Nur darin sind die Meinungen der Modernen einig, daß ihnen das „anerkannt Moderne“ das Maß- und Richtunggebende, das Allgemeingültige ist, jenes Neutrum, das jedermann zu verehren, dem jedermann sich unterzuordnen hat, in dem ein jeder sein Genügen, das Ziel seiner Sehnsucht findet.

Das Wort also wirkt im höchsten Grade suggestiv. Sein Klang weckt die holdesten Phantasien, legt die beseligendsten Gedanken nahe und unterschiebt demjenigen, den der Klang berauscht hat, den Glauben, er wisse, welches die „anerkannt modernen Anschauungen“ sind, was sie bedeuten, und wie man sich all der köstlichen Dinge zu bemächtigen hat, die das Wort Modern teils enthält, teils verbürgt, indem es sie birgt unter geheimnisvoller Hülle.

Und doch, wie gesagt, ist es bloß ein Schein, bloß ein Gleißen, was das Wort Modern um sich verbreitet. Wie oft ist das Wort mit seinen Verbindungen gleich einem glänzenden Tapetenstücke, hinter dem sich ein leerer Fensterraum befindet mit der Aussicht auf — nichts! Moderne Wissenschaft, moderne Kunst, moderne Politik, moderne Philosophie, moderne Theologie — was ist denn das jeweilig? Das auf diesen Gebieten „allgemein Anerkannte“, sagt man, die „allgemein anerkannten Ergebnisse der Forschung“, versichert man selbstgewiß und siegesfroh, das ist modern, das ist überall das Moderne.

Nun aber gibt es allgemein anerkannte Resultate der Wissenschaft nur auf einem Gebiete. Das ist das Feld der Naturwissenschaft, und zwar auch nur der Bezirk, wo das Naturerkennen die Mathematik in seinen Dienst nehmen, wo der Forscher mit dem Zwange der Zahlen, mit einem Normalmaß und mit Normalgewichten arbeiten kann. Außerhalb des Bezirkes, in welchem die strenge Logik der jederzeit und mit Sicherheit erweisbaren formalen Gesetzlichkeit herrscht, gibt es keine anerkannten Resultate des Wissens. Da gibt es nur mehr oder minder allgemein bekannte Mutmaßungen, Konjekturen, Hypothesen. Die moderne, die zeitgemäße Weltanschauung ist nichts weiter als eine Sammlung, ein Gemenge vielgestaltiger Annahmen und Voraussetzungen. Der moderne, zeitgemäße Mensch ist ein armseliges, klägliches Konjekturalwesen, ein Geschöpf, das mit atemloser Unverdrossenheit ausruft: „Ich meine etwas, ich meine gewiß etwas — wenn mir nur ein Gott sagen wollte, was ich meine!“

Wer weiß denn eine allgemein gültige Antwort, eine jedermann befriedigende, jeden Verstand zu jeder Zeit zwingende Lösung der Fragen: Was ist die innere Natur des Stoffes, dessen Teilchen und Massen sich in gesetzmäßigen Bahnen bewegen? Was ist der Sinn der Weltgeschichte, wonach z. B. dem Griechenvolke, den Römern ihre Schicksalsrollen vorgezeichnet waren? Was ist der Endzweck des fernsten Sternes und des letzten Menschen?

Die Moderne ist im Grunde nichts anderes als die Mode; modern ist modisch. Die Mode selbst aber ist ein Ausgleich zweier entgegengesetzter Bestrebungen, denen die Leute huldigen. Die eine Richtung geht darauf aus, alles im Leben und Sichgeben unter den Menschen gleich zu machen; die andere will den Unterschied der Einzelpersönlichkeit hervorgehoben sehen. So wird die Mode, hat ein gescheiter Mann gesagt, zum Tummelplatz für die Individuen, die innerlich unselbständig und anlehnungsbedürftig sind, deren Selbstgefühl aber doch nach einer Auszeichnung, nach einer besonderen Beachtung verlangt. Die Mode hebt das haltlos Unbedeutende heraus, dadurch daß sie es zum Vertreter von etwas allgemein Anerkanntem, von etwas allgemein Gültigem macht.

Es ist einerlei, ob der Naturforscher Ernst Haeckel das Urlebewesen konstruiert und ihm einen modernen Namen beilegt, etwa Protoplasma-Protist; oder ob der Politiker August Bebel das Modell des Zukunftsstaates erfindet und es in neuester Fasson ausstellt; oder ob der Philosoph Friedrich Nietzsche die Morgenröte der Weisheit in dem Ideale des Uebermenschen feiert, der sich zur Sonnenhöhe des Daseins entwickelt, wenn er weiß, daß er die „blonde Bestie“ zu sein hat; oder ob ein Theologe als modernes Christentum die Religion proklamiert, die an Christus nichts mehr verwerfen kann, weil sie von Christus nichts mehr hat. Es ist einerlei mit allen diesen Modernismen. Sie unterscheiden sich in der Form, in der sie den Abnehmern ihrer Worte zeitgemäße Meinungen und Ueberzeugungen zu beschaffen suchen, gar nicht von dem Modemann, der seinen Anzug, von den Bügelfalten und den Schlipsschleifen an bis zur Hutrundung tadellos, als die Forderung des modernen Bekleidungswesens, als die anerkannt zeitgemäße Verkörperung des „kleidsamen Schönheitsgeistes“ nachweist.

An traulicher Stätte, zwischen Wetterhorn und Eiger, sah ich eines Abends den Vorführungen eines Kinematographen zu. Mit vollendeter Kunst wurden nicht bloß die Alpengrößen mit ihren Schneefeldern und Gletscherschründen, es wurden auch lebendige Szenen des Bergsteigens, der Wanderung im Hochlande vergegenwärtigt. Viele der Zuschauer glaubten nicht bloß wirkliche Alpenbilder vor sich zu haben; sie vermeinten sogar, sie kletterten selber über das Felsgeröll und durch die Eisschluchten. Das konnte man auf den ängstlichen Gesichtern der phantasiebegabten Gäste deutlich lesen und aus ihren lebhaften Ausrufen hören. Freilich waren diese Bergsteiger — Kinder!

Das Wort Modern zaubert den meisten modernen Menschen Bilder vor, durch welche die Beschauer gleichsam hypnotisiert werden, daß sie sehen, hören und tun, selber zu sehen, zu hören, zu tun und zu besitzen vermeinen, was ein geschickter Tausendkünstler, der den Wortklang und die passende Beleuchtung handzuhaben weiß, den willig Gemachten vorstellt, eingibt, unterschiebt.

Wir können gegenüber jedem Schaustück, das uns als „modern und zeitgemäß“ vorgeführt wird, wir können gegen die moderne Wissenschaft mit ihren modernsten Ergebnissen, gegen die moderne Kunst und Dichtung, gegen die modernen Künste der Tagespolitiker, kurz gegen alles, was zu seiner Empfehlung nichts sonst hat als das Beiwort Modern — wir können da nicht zurückhaltend, nicht vorsichtig, nicht mißtrauisch genug sein. Ungeheure Irrtümer, die schlimmsten Trugbilder, die bösartigsten Spukgestalten verstecken sich hinter dem „modernen Geist“ und dem „Geiste der Moderne“, hinter der „modernen Bildung“ und unter der „modernen Gesamtkultur“.

Wie schützen wir uns gegen die bösen Geister des Modernen? Denn nur gegen sie haben wir Schutz nötig. Walten auch gute Geister in der Moderne, so wissen wir ihren Segen zu nützen. Freilich sind die guten Geister auch der Neuzeit und der Jetztzeit fast ausnahmslos nicht modern; sie sind vielmehr die immer lebenden, die in steter Jugendlichkeit fortwirkenden guten Geister der alten und aller Zeit. Also wo bietet sich Schutz gegen die bösen Geister und ihr Zauberwort? Da gibt es ein unfehlbares Schutz-Gegenmittel.

Von einem Manne wird schlechthin, ohne Zusatz und ohne Einschränkung gesagt: „Machtvoll in Werk und Wort vor Gott und allem Volke!“ Und dieser Mann hat das Wort gesprochen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ [1])

Nun vergleiche man und prüfe mit allen Mitteln der Wissenschaft, ob neben Ihm, der also geredet, noch ein Mann in der Weltgeschichte sich findet, der ebenso reden kann und ebenso reden darf! Heiden, Juden und die sich Christen nennen, haben zwar behauptet, sie wüßten andere Männer noch mit dem Rechte, gerade so zu sprechen, schon aufzuweisen. Allein so oft man genau zugesehen hat, hat sich jedesmal seit bald zweitausend Jahren herausgestellt, daß an der Sache nichts war.

Es gibt einen Mann, der gesagt hat, und einen einzigen nur, der sagen durfte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Der Mann ist es, der beigefügt hat: „Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ — zum Vater der Wahrheit, zum Vater der Liebe, zum Vater des Glückes!

Das Wort des Mannes hat der Macht aller Worte gegenüber seine Uebermacht bewährt; die Segenskraft des Wortes hat sich erwiesen voll Wahrheit und Gnade, wenn die stolzesten, die kühnsten Worte — Menschenworte — immer wieder kraftlos und inhaltslos geworden waren. Wahrheit, Liebe, Glück! Wo sind sie, wenn nicht bei Ihm, der die Wahrheit selber, die Liebe selber ist und der das Glück verleiht, so nicht aus dem Staube kommt?

---

[1]) Luk. 24, 19. Joh. 14, 6.

Il Santo.

Von

Domkapitular Dr. Zimmern, Speyer.

(Fortsetzung.)

Die nun folgende Schilderung erinnert in ihrer meisterhaften Form wie auch in ihrem ergebnislosen Ausgang beinahe an die Reformversammlung in Fritz Reuters „Stromtid", wo Unkel Bräsig die Frage nach den Ursachen der Armut dahin entscheidet: „Die große Armut schreibt sich her von der großen Powerdeh". Man möchte glauben, Fogazzaro wolle sich à la Heine über seine eigenen Leute lustig machen, wenn er den Abbé Marinier in das Reform-Babel hineinwerfen läßt (62): „Ihr kommt mir vor wie sehr brave Leute, die sich feierlich zum Kartenspiel setzen und nicht zu Streich kommen, weil der eine italienische, der andere französische, der dritte deutsche Karten hat. Ich habe von gemeinsamen Ideen gehört, aber ich glaube, es gibt eher eine Gemeinsamkeit negativer Ideen unter uns." „Ich glaube also, bevor man diese katholische Freimaurerei stiftet, wäre es erforderlich, über die Reformen sich zu verständigen." „Gibt es einen Heiligen unter euch? Oder wißt ihr, wo einen holen? Nehmt ihn und schickt ihn voran. Glühende Beredsamkeit, große Liebe, zwei oder drei kleine Wunder, bringt ihm bei, was er sagen soll, und euer Messias wird mehr ausrichten, als ihr alle miteinander" (63).

Was er sagen soll, davon gibt nun einen Geschmack die Stelle aus dem Buche Selvas über „die Gründe der christlichen Moral" (45). Darin wollte Selva folgendes „Problem aufwerfen und lösen": „warum erhebt das Christentum als ein Element der Vollkommenheit die Entsagung, die den Gesetzen der Natur widerspricht?" — Gleich bemerkt: schon diese Aufstellung ist falsch. Da nicht bloß „das Fleisch gegen den Geist", sondern auch „der Geist gegen das Fleisch begehrt" (Galater 5, 17) und da der Geist sozusagen doch auch noch ein bißchen zur menschlichen Natur gehört, so kann man nicht behaupten, daß die Entsagung d. h. der Obsieg der höheren Naturhälfte über die niedrigere den Gesetzen der Natur widerspreche, im Gegenteil! Doch die „Lösung": „Selva zeigte an dem Beispiel der Tiere, die sich für ihre Jungen und ihresgleichen opfern und zuweilen für streng monogamische Verbindungen fähig sind, wie schon in der niederen Tiernatur sich der moralische Antrieb offenbart und im Widerstreit gegen die körperlichen Triebe sich fortentwickle. Er hielt die Hypothese aufrecht (sosteneva), daß auf solche Weise in den niederen Arten fortschreitend sich das menschliche Gewissen herausarbeite. Nun nahm er sich vor, an diese Schlüsse sich weiter zu halten und den allgemeinen Grundsatz aufzustellen, daß der Verzicht auf eine körperliche Lust um einer Befriedigung höherer Ordnung willen die Anstrengung der Art nach einer höheren Daseinsform bedeute". Dieser Verzicht wäre „tadelnswert und töricht, wenn er nicht einem geheimnisvollen Antrieb der Natur selbst entsprechen würde, dem als geistig bezeichneten Element, das beharrt im alten Widerstreit gegen die Antriebe des körperlichen Instinktes in Kraft eines kosmischen Gesetzes." „.... und so ist die Reinigkeit eine menschliche Vollkommenheit und Höhe, in der unsere Natur gipfelt und die nebelhaften Anfänge einer unbekannten übermenschlichen Natur berührt" (47). Wer diese mystisch-evolutionistische Lösung fassen kann, der fasse sie. Zugleich gibt sie eine Ahnung von der „Reform des Religionsunterrichtes".

Selva hatte auch „kritische Schriften über das Alte und Neue Testament" veröffentlicht. Wenn diese Geisteserzeugnisse auf derselben „base della futura teologia cattolica" stehen, wie obige Problemlösung, so ist es kein Wunder, wenn diese zukunftstheologischen Kochbücher für das reformerische „laboratorio di verità" (293) von einer „klerikalen Zeitschrift" ordentlich zerzaust worden sind. Wenn aber der Dichter meint, diese intransigenten Kritiken seien nur Vorboten des drohenden Index, so dürfte diese Verdächtigung nicht gut erfunden sein, denn nach Spatzen schießt man nicht mit Kanonen.

Nach 218 Seiten endlich, und nachdem auch die „kleinen Wunder" des Heiligen und ihr Ruf sich als „tradizione d'inganno" herausgestellt haben, hören wir zur Vertuschung des Fiasko dieser vom Abbé Marinier als Postulat für einen Reform-Messias bezeichneten Wunderkraft auch die erste unmittelbare Probe seiner „glühenden Beredsamkeit". Einem herzleidenden Mädchen ist durch Niederlegen auf das Bett des „Heiligen" scheinbar besser geworden. Das Volk schreit „miracolo" und verlangt, der „Heilige" solle ihren am Zehrfieber kranken Bruder, dem es aber immer schlechter wird, gleichfalls heilen. Da sagt endlich der Heilige: „Ihr erhebt mich, weil ihr blind seid. Wenn dieses Mädchen geheilt ist, so habe nicht ich, sondern ihr Glaube sie geheilt. Diese Kraft des Glaubens, der sie sich aufrichten und gehen machte, ist in Gottes Welt überall und immer wie die Kraft des Schreckens, die erbeben und stürzen macht; sie ist eine Kraft in der Seele, wie die Kräfte, welche im Wasser und Feuer sind." Hier werden also die Wunder fälschlich als die unmittelbare Wirkung des Glaubens erklärt, und wird dem Glauben eine suggestive, physisch wirksame Kraft zugeschrieben, die er weder von Gott noch von der Kirche hat. Der „Heilige" lehrt also den Aberglauben (219). Er hat darum kein Recht, den Leuten vorzuwerfen: „Ihr versteht nicht einmal zu beten. Ihr bittet auf die gleiche Art die Heiligen, welche die Diener sind, und Gott, welcher der Herr ist" (220). Nein, so schlecht hatte der Erzpriester Pfarrer von Jenne, an welchen ja Don Clemente selbst seinen Schützling Benedetto den „Heiligen" empfohlen hatte, gewiß seine Pfarrkinder nicht unterrichtet, und die anderen Pfarrer auch nicht.

Während der „Heilige" zu Jenne unter freiem Himmel den armen Bauernweibern eine „Kapuzinerpredigt" getan hatte, hielt er zu Rom in dem Hause des Professors Guarnacci vor einer gewählten Herrenversammlung einen feierlichen Vortrag, den in einem Nebenzimmer durch die verschlossene Türe auch die oben berührten zwölf Damen, ein „seltsames Gemisch", behorchen durften. (289). Hier entwickelt der Dichter durch den Mund seines „Heiligen" seine Vorstellungen von der Kirche.

„Vernehmet ein Gleichnis", sagt er. „Durstige Pilger kommen zu einem berühmten Brunnen. Sie finden einen Trog voll stehenden Wassers, unangenehm für den Geschmack. Der lebendige Quell ist unter dem Boden des Troges. Sie wenden sich traurig an einen Steinbrucharbeiter in der Nähe. Der Steinbrucharbeiter reicht ihnen lebendiges Wasser. Sie fragen ihn nach dem Namen der Quelle. Es ist die des Troges, antwortete er, sie ist ganz ein einziger Wasserlauf unter dem Boden; wer gräbt, der findet. Die durstigen Pilger seid ihr, der unbekannte Steinbrucharbeiter bin ich, die verborgene Quelle unter dem Boden ist die katholische Wahrheit. Der Trog ist nicht die Kirche, die Kirche ist das ganze von den lebendigen Wassern durchzogene Gefilde." „Versteht mich wohl. Ich richte nicht die Hierarchie, ich anerkenne und ehre die Autorität der Hierarchie; ich sage nur, die Kirche ist nicht die Hierarchie allein." Um seine tiefe Verehrung recht bemerkbar zu versinnlichen, vergleicht er also die Hierarchie mit einem Trog, und den Inhalt desselben, die Lehre, welche die Hierarchie doch nur vermöge ihrer von Christus empfangenen Autorität (Matth. 28, 19 u. 20) zu glauben und zu halten vorstellt, mit übelschmeckendem Wasser, sich selbst aber mit dem Geber reiner Lehre.

Daß die Gesamtkirche nicht aus der Hierarchie allein besteht, so wenig als der Staat aus der Regierung, ist eine sogenannte „Binsenwahrheit", und es gehört auch zu den reformerischen Sonderbarkeiten des „Heiligen", solche Trivialitäten mit der Miene und dem Tone eines Propheten wie neue große Offenbarungen zu verkünden, als ob die ordentlichen Seelsorger derartige Dinge den Leuten nie gesagt hätten und selbst nicht wüßten. Er dagegen scheint nicht zu wissen, daß es eine lehrende und eine hörende Kirche gibt. „Der Steinbrucharbeiter bin ich", hatte er gesagt, wie er auch schon bei seinem Abschied von Don Clemente (244) unter Berufung auf Lukas 9, 49 und Markus 9, 37 gemeint hatte, man müsse dem Meister mehr gehorchen als seinen Schülern, als ob er unmittelbar vom „Meister" seine Sendung habe, und bezüglich des Wassers der Wahrheit, seines Schöpfens und Anbietens nicht auf die Autorität der Nachfolger der Apostel, nicht auf die Autorität der lehrenden Kirche angewiesen sei.

Feiner als der Vergleich mit dem Trog und Steinbrucharbeiter, wenn auch nicht klarer und richtiger, ist der Vergleich der Kirche mit dem Menschen; in seinem Kopf habe der Mensch „gewisse traditionelle, überlieferte Begriffe, welche ihm gelehrt worden sind", eine Art „Ideen-Hierarchie". Nun aber kommen „eine Menge von Gedanken, die sich bewegen und verändern durch die Erfahrungen des Lebens". Dazu kommt ferner „das Unbewußte, wo verborgene Kräfte eine verborgene Arbeit wirken, aus denen die mystischen Berührungen mit Gott kommen". Und von diesen verworrenen Bewegungen, Veränderungen und verborgenen Berührungen behauptet er, daß sie „beständig die Wahrheit berühren", und daß gemäß dieser doch höchst unsicheren Berührungen jene Ideen-Hierarchie, „insoferne ihr traditionelles Element mit dem Wahren nicht zusammentreffe", „rektifiziert", berichtigt werde. Und so sei „die Kirche ein laboratorio di verità". Wem fällt da nicht Mephistos „Mensch die kleine Narren-

welt" und das Laboratorium ein, wo Famulus Wagner den Homunkulus präpariert! Und so ein Ding soll die Kirche sein, und auf solche Weise soll es in ihr zugehen! Die Kirche soll sein „die Hierarchie mit ihren traditionellen Begriffen und das Laientum mit seinem steten Anschluß an die Wirklichkeit und seiner steten Rückwirkung auf die Tradition"! Gerade als wenn Christus seinen Aposteln gesagt hätte: Gehet hinaus in alle Welt und laßt euch von allen Völkern darüber belehren, was ich euch gesagt habe, und ob dieses, was ich euch gesagt habe, zu den mystischen Berührungen mit Gott stimmt, zu der Wirklichkeit paßt und der Wahrheit adäquat ist. „Wenn es wahr ist, was der Hl. Geist durch den Mund Christi lehrt", so beginnt auch der berühmte Fray Gerundio de Campazas seine erste Predigt in seinem Heimatsdorfe.

(Schluß folgt.)

„Der Volksverächter".

Besprochen von Laurenz Kiesgen.

Aus der Heldenzeit des jüdischen Volkes leuchtet die Gestalt Judas, des Makkabäers, mit unvergänglichem Glanze auf. Wie er den Götzengreuel der Syrer bekämpft, wie er ihre blutige Unterdrückung abschüttelt und dem schwächlichen Hebräervolk für ein Menschenalter den Typus der Heldenrasse ausdrückt, das sind jedem Leser und Hörer der heiligen Geschichten des Alten Testamentes, namentlich aber der Jugend, unvergeßliche Stunden der Erhebung und Begeisterung gewesen. Aus dieser Begeisterung, scheint mir, ist Hans Eschelbachs neuer Roman, „Der Volksverächter"*) hervorgegangen.

Denn der Volksverächter ist eben Judas, der Makkabäer. Das ist sein Schimpfname, den ihm die Tempelschüler beilegen, weil er andere Wege zu gehen scheint als sie. Diesen Namen hält ihm Onias, der Hohepriester vor, und mißbilligend wiederholt ihn der ehrliche, etwas kurzsichtig die Verhältnisse beurteilende Vater, der Priester Mattathias in Modin. Und sie haben mit ihrer Bezeichnung nicht so ganz unrecht. Judas, ein Grübler, ein scharfer Kopf und eine Herrennatur, erkennt sehr gut den Fehler, in dem sein Volk sich verstrickt hat, eine äußerliche Gesetzesbeobachtung, ein tatenloses Dahinleben in fremder Knechtschaft und bei allen ein kleinliches, von keinen großen Gesichtspunkten und starken Hoffnungen belebtes Handeln. Herdenrasse, Mäusegezücht. Das stößt und drängt und beißt nur nach seinesgleichen; jeder Hieb des Schicksals entfacht ein erbarmenswürdiges Winseln. Was für Schläge müssen kommen, ehe diese Masse mobil wird! Nachher freilich verrichten sie Heldentaten.

Aber sie mußten einen Führer haben, und es ist derselbe, den kurzsichtiger Schülerverstand mit dem Schimpfwort Volksverächter gezeichnet hatte. Es liegt eine tiefe Tragik in dem unscheinbaren Worte und es bezeichnet mit grellem Schlaglicht die Situation, in der die Makkabäergeschichte sich abspielen konnte, wenn das Volk den ächtete, der nicht allweg so dachte wie der große Haufen. Und es liegt nach meiner Ansicht der Höhepunkt des Romans in der Szene, wo Judas, geflohen aus Jerusalem, vor seinen Mauern steht, während drinnen Antiochus, das Scheusal, mit unerhörter Tyrannenwut tobt, in unmenschlicher Barbarei: Da kommt der „furchtbare, einzige, die Lüfte erschütternde Schrei aus allen Enden Jerusalems: Judas! Judas, räche uns!"

Wenn aber Judas nur der gottgesandte Befreier aus syrischer Knechtschaft geworden wäre, so konnte er unsere Bewunderung fesseln und auch vielleicht, in der hinreißenden Schönheit seiner idealen Erfolge begeisternd oder erbaulich — je nachdem — wirken; unser ganzes Fühlen und Empfinden besäße er nicht. Er mußte vor allen Dingen in einem Roman Mensch sein. Schon der Gegensatz des jugendlichen Judas zu Mitschülern, Freunden und Angehörigen berührte uns menschlich; mehr tut es seine Stellung zu Elektra, der Griechin. In dieser Gestalt hat Eschelbach eine sehr glückliche Erfindung gemacht. In ihr vereinigt sich alles, was von schöner Menschlichkeit des Griechentums an Leib und Geist dem strengen, ja sagen wir, finstern Geiste des Judentums, entgegenzusetzen war. Elektra muß in ihrer reinen, selbstlosen Liebe schwer um das Herz des Judas kämpfen, ihn während der Krankheit mit rührender Pflege wie eine Mutter hüten und am Ende, als sie den Eiferer Israels ganz von ihrer reinen und nur sein Glück suchenden Gesinnung überzeugt hat, als er wählen soll zwischen seinem Volke und ihr, da gibt sie ihn frei, weil ihre Seele an seine Größe glaubt und ihre starke Liebe dieses Opfer bringen kann. Hier werden die Nörgler und Zweifler am menschlichen Herzen ihr Lächeln aufsetzen und Eschelbach des übertriebenen Idealismus, der Unwahrheit zeihen: Eine so freudige Bejahung des Liebesideals kann aber doch nur mit der lebhaftesten Zustimmung begleitet werden, und wenn Dichtung uns erheben soll, nun, hier tut sie es.

Wem übrigens dieser Verzicht zu ideal dünkt, dem dürfte die dritte Hebung im Romangefüge, Elektras letztes Zusammentreffen mit Judas kurz vor der letzten Schlacht, besser zusagen. Wie sie da den Verzweifelnden an seinen eigenen Taten aufrichtet, wie sich in dieser Szene die Makkabäerepisode darstellt als ein letzter Sehnsuchtsschrei nach dem Erlöser und ein wuchtiges Wegebereiten für sein Erscheinen, das ist vom Dichter mit großer Kraft entworfen und ausgeführt worden und versöhnt uns mit dem feigen Benehmen der Streiterschar vor dem Treffen. Sie waren ja nicht wert, so ruhmvoll zu sterben wie Judas, Elektra und die Fünfhundert.

Das böse Prinzip im Rahmen des weiten historischen Bildes stellen die Syrer dar. Auf Rechnung ihrer zersetzenden Heidenbosheit sind auch die Abtrünnigen Israels, Simon der Nathinäer, Menelaus und Jason zu setzen. Ihr Ende vollzieht sich mit so teuflischer Grausamkeit, wie es dem Milieu entspricht. Als Blüte syrischer Tyrannis ist Antiochus gezeichnet, ziemlich getreu den historischen Ueberlieferungen. In dem Bestreben, diesen Galgenvogel charakteristisch darzustellen, ist Eschelbach glücklicherweise nicht der Versuchung erlegen, seine Scheusäligkeit zu übertreiben und ihn damit dem Grotesken preiszugeben. Im Gegenteil, Antiochus' rein menschliche Züge, so u. a. die Zuneigung zu Belisar dem Galeerensklaven, mildern das Furchtbare seines Wesens, und vor allem das Motiv der Rache an den Juden, die ihm seine Jugendgeliebte nach Rom verkauften und seine junge Lebensfreudigkeit vergifteten, machen uns diese Gestalt begreiflich, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, daß uns Antiochus nicht überall als durchaus glaubhaft dargestellt erscheint.

Um diese drei Hauptgestalten gruppiert sich dann noch eine Fülle hübsch gezeichneter Nebenfiguren, greifbar vor allem Roman, der treue Araber, Heliodor, der Tempelräuber, dessen (in der Bibel erzählte) Züchtigung durch den Engel Jehovas im Allerheiligsten mit großer Wirkung vorgetragen wird, Mattathias, der Eiferer für das Gesetz, Judas Mutter, die heimtückischen Essäer Joram und Semaja, Jethro, der Priester und noch so viele andere. Sie ergänzen das farbenprächtige Bild einer starken Zeit zu lebendiger Anschaulichkeit.

Auch an großgeschauten Situationen ist der Roman reich. Einiges wurde im vorhergehenden bereits erwähnt. Hingewiesen sei noch auf den Ueberfall, den Judas im Tempel dem verräterischen Simon in Szene setzt, ein Kapitel voll atembeklemmender Spannung und gleichwohl weiser Beschränkung auf Momente, die der Handlung rasche Folge verleihen. Prächtig wirkt auch die Traumdeutung auf dem Kriegszuge des Antiochus; die Schilderung des Festes und Umzuges findet gern dankbare Leser. Außerordentlich spannend wirkt auch die Verfolgung Elektras durch die Essäer; freilich wird hier doch mehr als ein Aber laut.

Es wäre mehr als rücksichtsvoll, wollte eine kritische Würdigung dieses schönen Romans voll prächtiger, ja blendender Bilder die Schwächen verschweigen. Es ist das um so mehr erlaubt, als nach meinem Dafürhalten die Auffassung des Ganzen: starres Judentum und schönheitsfrohes Griechentum im Kampf gegen bloß erdrückend wirkenden heidnischen Tyrannenwillen, endlich sich einigend in dem herrlichen Gedanken eines die Welt reiner und schöner gestaltenden Erlösers — wenn diese Auffassung stark und richtig im Vordergrunde steht und das ganze Getriebe eines großen Zeitraumes beleuchtet. In diesem hellen Lichte sind Schatten, die wir nur flüchtig betrachten wollen.

Der Fluch des historischen Romans scheint es zu sein, daß sich nicht alles in Dichtung auflösen läßt. Es bleiben öde Strecken der Mitteilung, die sich teils in zwecklosen Reden, teils in bloßer Erzählung historischen Materials begnügt. Von beiden Arten findet sich auch manches im „Volksverächter". Auffallend wirkt es besonders im dritten Buche. Auch der Niederschlag der Vorstudien ist nicht überall getilgt. Die Belesenheit, die sich in mancher Stilblüte aus römischen, griechischen und indischen Autoren zeigt, mischt sich in eine Dichtung ebenso unorganisch wie die botanischen und geographischen Reminiszenzen, wenn wir z. B. hören, daß die Finger der Gäste mit „sidonischem" Linnen getrocknet, der Boden mit Besen von „ägyptischem" Schilf gefegt wird. Nach der Aufzählung all der guten Speisen mit genauer Angabe ihres Ursprungs (S. 297 f.) wird einem das etwas viel. Gerade überzeugend wirkt es ferner nicht, wenn Judas in seinen Kämpfen mehreremale durch Briefe oder durch das Eingreifen Elektras aus Gefahren errettet wird, selbst wenn man sich auf das beliebte Wort bezieht, daß das Auge der Liebe scharf sieht. So wäre noch manches zu sagen; aber es mag mit diesen Andeutungen genug sein. Jedenfalls könnten Kürzungen dem umfangreichen Buche nichts schaden.

Nicht zu vergessen ist diesen Ausstellungen gegenüber, daß wir hier einen Roman vor uns haben, der Bedeutung beanspruchen kann und sie sich hoffentlich erringt. Eine weitentlegene Zeit lebt vor uns auf und eine fremde Landschaft umhaucht uns mit dem seltsamen Dufte ihrer Kultur. Und doch ist es wieder eine greifbar nahe Welt: der Vorfrühling christlichen Lebens, die Kämpfe der Vorstreiter Christi.

Was aber besonders wohltut, das ist der starke Idealismus, der von der Geschichte Eschelbachs ausgeht, ein reiner, und heiliger Eifer für das Hohe und Erhabene im Menschen und in der Welt, etwas wie Jugend und Sieg in jubelnden Klängen.

*) Köln 1906, Albert Ahn. 680 Seiten M 5.— gebunden M 6.—

Skizze.

Ein Leben ist so rasch gelebt,
Und Stückwerk bleibt, was kühn begonnen.
So mancher Geist hat hoch gestrebt —,
Er sah sie, kam nicht zu den Sonnen.
Der Himmel warf Zerstörungsblitze,
Begonnenes blieb eine Skizze.

Eugen Mack.

Assisi.

Stimmungsbild von R. Fabri de Fabris.

Sie war allein den weiten Weg von der Bahnstation nach Assisi hinaufgestiegen.

Die breite weiße Straße lag einsam zwischen Vignen und Olivenhainen, nachdem die wenigen Reisenden, die der Bahnzug von Perugia gebracht, von den paar Hotelwagen in Windeseile zu dem armen braunen Bergnest da oben an der Brust des Monte Subasio entführt worden waren.

Einsam lag die Straße, und einsam war die Pilgerin.

Und doch war sie jung, reich und schön, eine kinderlose Witwe, der das Leben noch verführerisch zulächelte.

Aber ihre Seele war über den Erfahrungen ihres jungen Lebens schon müde und traurig geworden, und ihr Herz hatte keinen andern Wunsch als die Sehnsucht nach der ewigen Ruhe. Einst war es freilich manch heißer und sehnsüchtiger Wünsche voll gewesen. Denn sie war eine von den Frauen, die geschaffen sind nicht zu eigenem Lieben und Leiden nur, nein zum Mitlieben und Bemitleiden aller, die in ihren Weg gestellt sind, Frauen, die unter den blühenden Rosenkränzen der Liebe scharfe Dornenkronen tragen. Die schärfste trug sie seit dem Tage, da man ihren jungen Gatten unter den Zypressen des heimatlichen Friedhofs am Comersee begraben, und sie würde den brennenden Schmerz fühlen bis zum Ende ihrer Zeit. Das wußte sie. Aber mehr als zuvor hatte sie seit jenem Tage die Welt der Armen, Verachteten, Elenden an ihr Herz genommen. Mit vollen Händen hatte sie die Rosen der Liebe verstreut auf den rauhen Weg der Einsamen und Unglücklichen, und anfangs hatte sie mit dem seligen Lächeln der Entsagung die scharfen Dornen hingenommen, die Verkennung und Undank ihr dafür ins warme, feinfühlige Herz gedrückt hatten. Aber auf die Dauer empfand sie doch härter und härter bis zur Unzuträglichkeit, daß die spitzen, giftigen Stacheln zu Tode wund machen. Nun fühlte sie sie täglich und stündlich. Es war ihr fast eine grimme Genugtuung geworden, sie zu fühlen. Und zu denken in grübelnder Sorge, ob es nie anders würde dies nutzlose Leben, diese Liebe, die nicht begehrt, dieser Sehnsuchtsschrei, dem nie geantwortet wurde.

Ob es immer so sein würde durch all die endlosen Tage und Jahre eines einsamen Frauenlebens?

Hin und wieder hatte sie versucht, sich aus dieser Trostlosigkeit aufzuraffen. Sie hatte sich viel von dieser Reise zu den berühmten historischen Stätten ihres Landes versprochen. Dort, wo große Heilige ihr glaubenskräftiges, frommes Leben geführt, das mit starkem Glanz durch die Jahrhunderte leuchtet, wollte auch sie sich neuen Mut und frische Kraft zu freudigem, nutzbringendem Wirken holen. Ob es ihr gelingen würde? . . .

Verzagt und müde stieg sie die steilen Straßen des alten Städtchens hinan. Wie im Märchenschlaf lag es da. Sie kannte es wohl; sie war nicht zum ersten Male hier. Immer war es das gleiche gewesen. Gerade so mochte es ausgesehen haben vor mehr als siebenhundert Jahren, als Francesco Bernardone, der ritterliche Jüngling, an der Spitze einer Schar heiterer Genossen durch die Straßen zog, bei Lautenschlag und fröhlichen Spielmannsweisen, die manch fahrender Troubadour aus der sangesfrohen, sonnigen Provence in die ernsten umbrischen Täler gebracht hatte. Gerade so, als ein paar Jahre später Franziskus, der Poverello des lieben Gottes im Bettelmannsrock, büßend, helfend, tröstend, verschwenderisch Liebe gebend durch diese selben Gassen schritt, die Herzen seiner Mitbürger für die Liebe Gottes zu gewinnen. Da liegt noch das burgartige, düstere Haus, das seines Vaters, des reichen Kaufmanns Giovanni Bernardone, Kaufgewölbe gewesen. Da ragt noch der uralte Dom auf, in dem Frau Pica ihr Kindlein taufen ließ, und da auf der andern Seite steigt aus grauem Felsgestein der mächtige, säulengetragene Bau der Kirche empor, die des demütigsten Heiligen armes Grab birgt.

Ein kleiner Weg zwischen diesen beiden Gotteshäusern, denkt die Pilgerin, eine Spanne nur. Der Anfang und das Ende eines kurzen Menschenlebens von fünfundvierzig Jahren. Und doch, wie weltumfassend ist die Liebe gewesen, die das Herz bewegte, das nun über 700 Jahre dort im Felsengrab ruht, wie mächtig die Segensströme, die aus jenen gebenedeiten Händen flossen, daß sie heute noch die stolze Welt demütig, die ungläubige gläubig, die harte mild und liebevoll machen. Auch er, der da drüben ruht, hatte Enttäuschungen und Anfeindungen zu erdulden über die Maßen viel, und doch blieb er so von Herzen froh und wunderselig.

O, daß du hier wärest, gütigster Menschenfreund, du würdest mich verstehen und mir helfen! . . . .

Sie schreitet an dem Gasthause vorbei, ohne einzutreten. Ihre Begleiterin, die vorausgefahren, würde schon für alles gesorgt haben. Weiter hinauf strebt sie, auf die Höhe des Berges. Sie fühlt keine körperliche Müdigkeit mehr. Sie hat nur den Wunsch, den unsichtbaren Spuren von St. Franzisci heiligen Füßen nachzugehen, die doch sichtbar vor ihrer Seele stehen, leuchtend auf dem grauen, felsigen Wege. Mit eigenen Augen will sie das Land seiner Liebe von der Höhe des Subasio sehen, wie er es einst geschaut und gesegnet hat.

Endlich ist sie oben in der totstillen Einsamkeit.

Sie rastet auf einem Felsblock unter wildem Lorbeer- und Steineichengebüsch. Wie im Traum blickt sie um sich. Ist St. Franziskus wirklich neben ihr gegangen und darf sie an seiner Seite in die Glückseligkeit des Himmels schauen? . . . . Das sind doch nicht mehr die grauen Felszinnen des umbrischen Apennin, nicht mehr die düstern Wälder der Steineichen, die ernsten Olivenhaine, die armen braunen Häuschen von Assisi? Ueber den Talgründen zittert zarter Lichtflor; in rotem Goldglanz stehen die Höhen gegen den leuchtenden Himmel, Kuppe an Kuppe, soweit das Auge reicht. Die düstern Wälder oben schwanken und taumeln in purpurner Lichtflut, als brennten sie lichterloh; die Olivenhaine an den Hängen stehen verklärt in sanftem Silberlicht, und auf den braunen Dächern des gottesarmen Städtchens liegt seliger Widerschein wie aus den Gefilden der Heiligen.

Die Frau ist im tiefsten Herzen ergriffen. Es ist ihr, als habe sie Gott den Herrn aus dem geöffneten Himmelstor treten sehen; als habe sie mit ihren sterblichen Augen die Herrlichkeit dessen geschaut, vor dem doch die Engel ihr Antlitz in zitternder Ehrfurcht verhüllen.

Sie kann nicht anders: sie muß auf die Knie sinken. „O Liebe Gottes, wie bist du so reich, wie machst du so wunderselig. All deine Geschöpfe hast du in Liebe geschaffen und durch Liebe willst du sie zu dir zurückführen."

Ja, Gott ist die Liebe. Gott ist die Liebe!

Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Sie hatte St. Franzisci Geheimnis, sie hatte den Unterschied zwischen seiner und ihrer Menschenliebe erkannt.

Sie hatte geliebt mit rein natürlicher Liebe, dem Drange ihres Herzens folgend. Fast gedankenlos manchmal, wie die Blume ihren Duft, die Quelle ihr Wasser gibt.

Er aber hatte seine Mitbrüder geliebt in der Liebe Gottes und um seinetwillen, als Wesen, die ihm gehören und ihn verherrlichen sollen. Und hätte er gleich tausendfachen Undank erfahren, seine Liebe würde nur mächtiger geworden sein dadurch.

Wie zu neuem Leben erweckt sprang die Pilgerin auf.

Ja, von neuem wollte sie ausgehen, Barmherzigkeit und Liebe zu geben; aber die Rosen des Mitleids, die sie darreichen würde, sollten dem Stamme der Gottesminne entsprossen sein. Was lag dann an den Dornen? Sie würde sie nun freudig an ihr Herz drücken.

Am andern Morgen, in der Herrgottsfrühe stieg sie leichtfüßig zutal.

In goldenem Glast lag die schöne Welt vor ihr, voll Blütenduft und Vogelsang. Und ihre Seele war auch eitel Licht und Wohlklang. Es war ihr, als schwebe sie gleichsam körperlos wie eine lichte Wolke vom Berge herab, und rings um sie ertönte geheimnisvoll im Sphärenklang des gottseligen Dichters Sonnengesang. Und ihre Seele mußte mitsingen, mußte singen mit der hohen Sonne, die sie mit leuchtenden Armen umfing, mit dem kühlen Morgenwind, der in den Zypressen und Oelbäumen am Wege harfte, mit den tausend Röslein der blühenden Weißdornhecken, mit den lieben Blumen des Frühsommers auf den grünen Wiesen, in den uralten, morgenstillen Gärten. Mit dem Spros-

im Lorbeerhain mußte sie singen; er sang ja dasselbe Lied wie vor siebenhundert Jahren zu des heiligen Minnesingers Zeiten, das Lied von der Liebe Gottes.

Ein schmutziges Bettelweib saß am Wege, da, wo er zur Bahnstation abbiegt. Sie hatte auch gestern da gesessen und für die reiche Gabe, welche die fremde Dame ihr gereicht, nicht einmal Dank gesagt. Wieder beschlich das unangenehme Gefühl der Enttäuschung, das sie gestern an dieser Stelle gehabt, die Pilgerin. Aber einen Augenblick nur. Dann hatte sie ihre Börse gezogen und ein blankes Goldstück in die Hand der todarmen Alten gelegt. Wieder derselbe unbewegliche Ausdruck um den starren Mund, dasselbe gleichgültige Stieren der Augen.

Ein Gärtner bog sich über die Hecke seines Grundstücks. Er mußte den Vorgang beobachtet haben.

„Euer Gnaden wissen wohl nicht: Die alte Filumena ist ein Kind des lieben Gottes. Taubstumm und wirr im Kopf."

Da beugte sich die feine, schöne Frau liebevoll über die schmutzige Bettlerin, strich ihr sanft das Haar unter die häßliche Haube und flüsterte in heißem Mitleid:

„O, meine arme Schwester, taubstumm und schwachsinnig! ... Ja, du bist in Wahrheit ein Kind des lieben Gottes."

Und sie streichelte ihr Stirn und Hände, bis die Alte, die ungewohnte Zärtlichkeit erkennend, in ihrer unbeholfenen Art rauhe Töne der Dankbarkeit und Freude ausstieß.

Sinnend schritt die Pilgerin der Kirche Santa Maria degli Angeli zu.

Sie waren ja alle unseres Herrgotts Kinder, die Unglücklichen alle, die nicht danken wollten oder konnten, die einen, weil sie starr im Gemüte und blind in der Seele, die andern, weil sie schwach und gebrechlich in ihren Sinnen waren. Aber lieben wollte sie sie gerade besonders darum, lieben um der Liebe Gottes willen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Von der Münchener Hofbühne. Wolf-Ferraris neue komische Oper „Die vier Grobiane", über deren Uraufführung am Josephitage in Nr. 12 schon kurz berichtet wurde, ist in musikalischer wie in dramatischer und szenischer Hinsicht ein Haupttreffer. Dieser Eindruck wurde bei der Wiederholung am 25. ds. noch verstärkt und vertieft. Die leichtbeschwingte, graziös-neckische, an originellen Einfällen reiche Musik wurde von unserem künstlerisch so hochstehenden Orchester unter Felix Mottls genialer Leitung zu einer Wirkung gebracht, die sich kaum mehr übertreffen läßt und für andere Bühnen vorbildlich werden dürfte. Ein Vergleich mit der zweiten Aufführung, die ein paar Tage später in Gegenwart des Komponisten am Berliner Theater des Westens stattfand, würde selbstredend voraussetzen, daß man Zeuge beider Aufführungen gewesen wäre. Aber daß eine Operettenbühne „Die vier Grobiane" so vornehm und in so gehobenem Stile vorführen könnte, wie die Oper tatsächlich an unserer Hofbühne geboten wird, erscheint fast ausgeschlossen. Aus verschiedenen Berliner Berichten geht auch hervor, daß die Oper dort mehr den Charakter der Burleske anmahnt. Es ist ein besonderes Verdienst Mottls und der verständnisvoll mit ihm zusammenwirkenden Regie, daß die Klippen einzelner ans Possenhafte grenzenden Stellen und Situationen mit aller Delikatesse elegant umschifft wurden. Jede Vergröberung des Stils würde das Werk auf eine Stufe hinabdrücken, die weder durch die Musik noch durch das Libretto an sich veranlaßt ist. Der Verfasser des deutschen Textes, Hermann Teibler, hat durch seine feinfühlige, geschmackvolle Textdichtung und durch die gefällige Anpassung von Wort und Ton nicht wenig zum Erfolg der Oper beigetragen. Hermann Teibler konnte zwar die Uraufführung noch erleben, aber nur vom Krankenlager aus. Der Tag der Erstaufführung in Berlin war der Todestag des Librettisten, dem die gleichzeitige Aufführung der „Neugierigen Frauen" (Text von Teibler) an der Münchener Hofbühne fast zum Grabgesang geworden ist. Nicht der geringste Anteil an dem prächtigen Gelingen der Münchener Aufführung der „Grobiane" gebührt dem Künstlerensemble, das in dieser charakteristischen Zusammensetzung nicht leicht an einer anderen Bühne zu finden sein wird. Unter den vier Bässen, welche als venezianische Brummbären den lustigen Krieg mit Frauen, Töchtern und Söhnen führen, sich aber schließlich überlisten und kirre machen lassen, steht Sieglitz als Althändler Lunardo mit seinem gewaltigen Organ und seiner natürlichen Komik an erster Stelle. Sein in Spiel und Maske durchaus lebensechter, trotz aller Grobheit wohlabgemessener Lunardo übertrifft noch den Arlechino in den „Neugierigen Frauen". Es war übrigens eine glückliche Idee, diese erste Oper Wolf-Ferraris gewissermaßen zum Vergleich unmittelbar nach den „Vier Grobianen" zu wiederholen. Daß bei dieser Gelegenheit Frl. Else Breuer nach langer unfreiwilliger Pause zum ersten Male wieder ihre neu gekräftigten, glänzenden Stimmittel und ihre nie versagende Bühnensicherheit verwerten konnte, machte diese Aufführung doppelt interessant. In den „Grobianen" boten neben Sieglitz auch Geis als argwöhnisch-pfiffiger Maurizio, Bender als mürrischer Simon, Bauberger als gutmütiger Tropf Cancian fein herausgearbeitete Typen. Von den Frauen sang und spielte Frl. Tordeck (Luzieta) geradezu entzückend. Sie, die an Filipeto verheiratet werden soll, ohne daß beide sich vorher gesehen haben, aber durch eine von den Frauen arrangierte Maskerade den Zukünftigen kennen lernt, ist eigentlich die Hauptfigur des Stückes. Wenn die kindlich-naive Hantierung mit dem Madonnenbilde bei einem Teile des Premierenpublikums eine spöttische Lachsalve auslöste, so lag das lediglich an der Stimmung der Lacher, nicht an der Rolle selbst und an der Darstellerin. Das Publikum der zweiten Aufführung schien fast besser geartet zu sein. Dagegen ließe sich der peinliche Eindruck des Requiescat-Scherzes der Herren Sieglitz und Geis ohne Schaden für das Ganze leicht abschwächen. Frau Bosetti (Felice) und Frl. Gehrer (Marina) boten Hervorragendes, ebenso Herr Koppe (Filipeto) als junger Liebhaber, während Frau Matzenauer als Mutter Luzietas und Walter als adeliger Cicisbeo sich mit ihren weniger dankbaren Rollen bestens abfanden. Regisseur Wirk und Maschineriedirektor Klein als Meister der glanzvollen Inszenierung haben wohlverdienten Anteil an dem unbestrittenen Triumph.

Ibsens „Peer Gynt" ist wohl nur durch zufällige Umstände zu einer Erstaufführung am Hoftheater gelangt. Das phantastisch-ungefüge, gedankenreiche Buchdrama paßt nicht für die Bühne. Es ist aber immerhin verständlich, daß man die Mühe und Zeit, welche von Mitgliedern des Hoftheaters auf die von der Dramatischen Gesellschaft veranstaltete Vereinsaufführung am 30. November v. Js. im Prinz-Regententheater verwandt wurde, auch für ein größeres Publikum nutzbringend machen wollte. Diesmal spielte Herr Salfner mit großer Bravour den Titelhelden, der damals einem Dresdener Gaste übertragen war. Alle Mitwirkenden taten ihr bestes, aber auch der meisterhaften Regie des Herrn Basil kann es nicht gelingen, den schweren Stoff genießbarer zu machen. Weil es zum guten Tone gehört, gebärdeten viele sich sehr begeistert. Das Orchester brachte Griegs Musik zu stimmungsvollem Ausdruck.

Das Residenztheater gab als Erstaufführung Ernst Hardts einaktiges Drama „Ninon von Lenclos" und im Anschluß daran neu einstudiert Molières fünfaktiges Schauspiel „Der Misanthrop". Als einleitendes Sittenbild aus der Zeit Molières wäre „Ninon von Lenclos" trotz seiner Unzulänglichkeit vielleicht ganz an seinem Platz. Aber ein hiesiges Blatt hatte durch ein für diese Stelle unglaublich leichtes und frivoles, durch mehrere Nummern sich hinziehendes Feuilleton über die berühmte Courtisane aus dem Paris des siebzehnten Jahrhunderts für das Stück in einer Weise „Stimmung" gemacht, die bei vielen wohl den gegenteiligen Erfolg erzielte. Fast hätte es den Anschein gewinnen können, als stünde Prof. Forels unter außerordentlichem Zulaufe im „Bayer. Hof" gehaltener Vortrag über die „sexuelle Ethik" der neuen monistischen Religion mit dem Essay und dem Drama über Ninon von Lenclos „freie Liebe" im Verhältnis des Dreiklangs von Predigt, Festartikel und Festvorstellung. Aber dieser peinliche zufällige Zusammenhang fällt wohl einzig auf das Konto des Blattes, das hier wieder einmal aus der neuerdings übernommenen „konservativen" Rolle fiel und dem Geschmack feudaler Lebemänner ein Zugeständnis machte. Die Tendenz des Stückes mit seiner erschütternden tragischen Vergeltung (Selbstmord des natürlichen Sohnes nach der leidenschaftlichen Liebes- und Erkennungsszene) ist übrigens trotz des perversen Hautgouts fast moralischer als die erwähnte leichtgeschürzte, feuilletonistische Zwar-aber-Beschönigung einer sexuellen Ausnahmsethik, die der von den heutigen Widersachern christlicher Moral in Anspruch genommenen wie ein Ei dem andern gleicht. Unter Lützenkirchens temperamentvoller Regie wurde aus dem Hardtschen Drama das Mögliche herausgeholt. Frl. Dandler spielte die ebenso schöne und leichtfertige wie geistvolle Ninon mit dem ganzen Feuer ihrer reichen Empfindung. Herr König als Marquis von Villarceaux war ihr in Leidenschaft und lebenswahrem Gefühlsausdruck ein ebenbürtiger Partner. Auch Herr Storm als jugendlicher Vicomte von Villiers bot eine achtbare Leistung. Die Szenerie und die Prachtkostüme gaben ein getreues Abbild der Zeit. In dem gleichen Milieu spielt Molières „Misanthrop", dessen pedantische Wortspielereien für den heutigen Geschmack allerdings mehr den Reiz einer historischen Kuriosität haben. Lützenkirchen, der zugleich die Regie führte, gestaltete den Titelhelden ganz im Sinne der überlegenen Dichtung. Von den übrigen Mitwirkenden sind neben Frl. Swoboda als Célimene Hr. Waldau als Acast, Hr. Monnard und Hr. Gura als Philint und Oront mit besonderer Auszeichnung zu nennen. Dr. Armin Kausen.

Kölner Kunstbericht. Lang, lang ist's her, daß ich nicht mehr berichtet habe, wie es um die Kunst oder vielmehr um die Künste bei uns steht. Aber weder die Musik noch die Theater haben mittlerweile gefeiert. Die letzteren haben sogar mancherlei Neues gebracht und fleißig gastieren lassen, denn wir haben Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen jeder Gattung nötig, um die Lücken auszufüllen, die durch den Abgang von Heroinen und Naiven, Tenoristen und Bassisten entstehen. Köln ist eine Art — man verzeihe den Vergleich — Remonteplatz

für die großen Theater. So wollte Herr von Hülsen uns den stimmbegabten und auch talentierten Baritonisten Tillmann Litzewsky wegfischen. Es ist indessen gelungen, ihn nochmals drei Jahre an die vereinigten Stadttheater zu fesseln. Inzwischen hat uns das Hoftheater in Dresden doch unsere Naiv-Sentimentale Alice Verden abspenstig gemacht.

Außer nach darstellenden Mitgliedern muß Köln sich nach einem Kapellmeister umschauen, indem Mühldorfer, der ein halbes Menschenalter hier den Taktstock schwang, sich pensionieren lassen will. Zwei Herren haben bisher auf Probe dirigiert: Herr Trenkler von Basel und Herr Pfeiffer von Mainz. Wer der Erkorene sein wird, weiß man nicht. Denn es wird hier alles sehr geheimnisvoll — sekret — behandelt: So hat man denn auch bis heute nicht das finanzielle Resultat der Saison 1904/05 erfahren können, in welcher die vereinigten Stadttheater für Rechnung der Stadt geführt wurden. Es hätte dies zur Klärung der so heftig ventilierten Frage, ob Intendant oder Unternehmer, beigetragen.

Eine Abwechselung in das Einerlei des Opernspielplanes brachten die Gastspiele von Sigrid Arnoldson, die als Mignon, Carmen und zweimal als Violetta (Traviata) auftrat, und der Name Aïno Acté, die nochmals zurückkehrte und außer der Margarethe noch die Senta sang und zwar deutsch. Neues brachte die Oper nicht, aber nach mancherlei Hindernissen neu einstudiert Mozarts Jugendoper Bastien und Bastienne und die Entführung aus dem Serail. Dagegen führte das Schauspiel verschiedene Neuheiten vor, so: Der deutsche Graf von Vollmöller und Philippis Helfer. Das letztere Stück wirbelte viel Staub auf wegen des etwas zu lustigen Kostüms, das Lotte Sarrow angelegt hatte. Der folgende Novitätenabend brachte Elga von G. Hauptmann, und der letzte die Uraufführung von zwei Einaktern: Aufstand in Syrakus und Automobil des Wiener Journalisten Dr. Ludwig Bauer. Auch das Ballet rückte mit einer Neuigkeit heraus, mit Rubinsteins Tanzsuite Bal costumé. Im 9. Gürzenichkonzert führte Steinbach mehreres Neue auf, so die Insel der Kirke von Ernst Böhe, die Weihe der Nacht von Fritz Neff, Elfenliedchen, für dreistimmigen Frauenchor von G. Jenner und Orchester-Humoreske von Karl v. Kaskel, an denen man mehr oder minder Gefallen fand. Im 10. Gürzenich-Konzert brachte Steinbach nur Stücke seines Lieblingskomponisten Brahms zur Aufführung, dann packte er seine Koffer und ging nach Amerika, um dort ein Konzert gegen ein Honorar, das einem Ministergehalt gleichkommt, zu dirigieren. In den Gartenanlagen der Flora schreiten die Bauten der Pavillons für die sommerliche Kunstausstellung ihrer Vollendung entgegen. Unter anderem plant man eine Ausstellung von Bildnissen Kölner Persönlichkeiten. Auch beratschlagt man eifrig über die Theater-Festspiele, die im Sommer wieder im neuen Theater abgehalten werden sollen. Dabei soll auch Rich. Strauß' Salome unter Leitung des Komponisten aufgeführt werden. Aber all dieses tritt jetzt in den Hintergrund vor der Nachricht, daß die geplanten großartigen Eisenbahnbauten neuerlich in Angriff genommen werden sollen. Im Zusammenhang damit wird die neue Umwallung fallen und weiter hinausgerückt werden müssen. Die Stadtverordneten bewilligten in ihrer letzten Sitzung für das frei werdende Terrain das artige Sümmchen von 25,500,000 Mk. Die gelegentlich der ersten Stadterweiterung im Jahre 1881 an den Fiskus gezahlte Entschädigung betrug 12 Millionen Mark für 121 Hektar. Heute beträgt der Kaufpreis mehr als das Doppelte.

Hermann Kipper.

Karlsruher Hoftheater. Die Uraufführung der einaktigen komischen Oper „Der fahrende Schüler" von Edgar Istel, am 24. März, hat gezeigt, daß man ein guter Orchesterkomponist sein und sich doch mit einer Oper ziemlich vergreifen kann. Die Dichtung, frei nach einem Zwischenspiele des Cervantes, ist ebenfalls von Istel. Ein sehr beliebter Stoff, der schon im 13. Jahrhundert beim Stricker vorkommt und sehr oft dramatisch und musikalisch verwertet wurde. In Kürze Istels Fassung: Ein grober Landedelmann in der Nähe von Bologna muß verreisen und läßt Frau und Nichte zurück, die alsbald ein prächtiges Mahl herrichten und mit ihren eingeladenen Liebhabern in dulci jubilo leben. Ein hinzugekommener deutscher fahrender Schüler vermehrt die Heiterkeit durch seine Späße; da pocht es, der Alte ist's, der infolge eines Unfalls hatte umkehren müssen. Allgemeine Bestürzung. Endlich steigen auf den Rat des Spielmanns die Liebhaber in den Kamin, die Speisen werden versteckt, er selbst zwar wird entdeckt, weiß sich aber schlau aus der Schlinge zu ziehen und rettet auch die Anderen gegen klingende Münze, indem er sich als Schwarzkünstler ausgibt und jene als Teufel auftreten läßt, die dem Alten die Speisen apportieren müssen, worauf sie sich davonmachen. Der gute Landedelmann ist ganz entzückt, und alle setzen sich vergnügt zu Tische. Gewiß ein dankbarer Stoff, und das Textbuch ist hübsch, aber die Musik enttäuscht. Das Orchester ist viel zu schwer und plump für eine komische Oper, auch technisch zu schwer; die vorhandenen Motive sind zu unklar ausgearbeitet; aufgefallen ist eine gewisse Effekthascherei. Dies besonders auch beim Dialog der Frauenrollen, dessen manieriert hohe Töne Anforderungen stellen, die durch das Werk selbst nicht gerechtfertigt sind. Dagegen befriedigen die lyrischen Partien und die Ouvertüre, während am Fluß der Handlung des ersten Teils manches zu rügen wäre. Das Werk wurde auch vom Publikum kühl aufgenommen.

Jul. Dettling.

Hermann Teibler †.

Der unerbittliche Tod hat in die Reihen der ständigen Mitarbeiter der „Allgemeinen Rundschau" eine empfindliche Lücke gerissen. Herr Hermann Teibler, der seit Begründung dieser Wochenschrift für das Musikreferat ehrenvollst zeichnete und später auch das Theaterreferat übernahm, ist nicht mehr. Ein Gehirnschlag hat am 21. März 11 Uhr nachts seiner unermüdeten schriftstellerischen Tätigkeit ein jähes Ende bereitet. Hermann Teibler war geboren am 19. April 1865 in Oberleutensdorf in Böhmen. Schon frühe zeigte sich seine bedeutende musikalische Begabung, doch konnte er vorerst seinem Kunstdrange nicht Folge leisten, sondern mußte, dem Willen seines Vaters entsprechend, sich dem Kaufmannsstande widmen. Sein Vater, ein Fabrikbesitzer, wollte ihn für die Leitung seiner Fabrik ausbilden lassen; doch das war nicht nach dem Geschmacke des kunstbegeisterten Sohnes. Er setzte es endlich durch, daß er am Konservatorium zu Leipzig sich der edlen Musika widmen durfte. Dort legte er durch ernstes Studium den Grund zu dem bedeutenden musikalischen Wissen und Können, das man an ihm um so mehr bewunderte, je bescheidener er dasselbe stets kundzugeben pflegte. Nach Absolvierung des Konservatoriums mußte er — sein Vater war mittlerweile gestorben — die heimatliche Fabrik übernehmen. Doch nicht lange litt es ihn unter den rauchenden Schloten und beim Lärm der Maschinen; sein poetisches Herz wäre in dieser Prosa des Lebens verkümmert. Er verkaufte die Fabrik und zog nach Aussig, um dort eine Musikschule zu leiten; hier war er endlich wieder in seinem Element, und mit unermüdlichem Eifer pflegte er hier sein Liebstes, die edle Kunst der Musik. Freilich legte er in Aussig bereits durch Ueberarbeitung den Grund zu seinem schweren Nierenleiden. Vor ungefähr 7 Jahren zog er hierher, um in der weitberühmten Kunststadt München sich eine neue Existenz zu gründen. Seinem gründlichen Wissen, seinem liebenswürdigen Auftreten gelang es auch, sich verhältnismäßig rasch einen gutklingenden Namen in der Münchener Musik- und Theaterwelt zu verschaffen. Freilich war die Last der Arbeiten, mit denen er sich überbürdete, eine zu große; sein Nierenleiden schritt vorwärts und fällte endlich den kräftigen Mann in einem Alter von kaum 41 Jahren. Wir stehen tiefbetrübt an seinem Grabe; wir verlieren in ihm einen ehrenfesten Charakter, einen tüchtigen Kenner seines Faches, die „Allgemeine Rundschau" einen äußerst gewissenhaften, kunstbegeisterten Mitarbeiter.

Den vorstehenden schlichten Nachruf verdankt die „Allgemeine Rundschau" der Feder Joseph Lorenz', der durch gemeinsame literarisch-dramatische Interessen dem Verstorbenen nahestand. Die Presse aller Richtungen widmet dem Andenken Hermann Teiblers herzliche Worte. Die „Allgemeine Zeitung" bemerkt: „Die Münchener Schriftstellerwelt verliert in Teibler eine der sympathischsten Erscheinungen, einen ebenso tüchtigen wie ehrenhaften Kollegen und Kritiker." Die „Münchner Neuesten Nachrichten" schreiben in einer Besprechung der neuesten Oper Wolf-Ferraris: „Im übrigen konnte sich das Publikum ... auch an der gediegenen und geschmackvollen Arbeit des Mannes erfreuen, der eine der besten Verdeutschungen italienischer Stoffe geliefert hat: Wir meinen Hermann Teibler, den vor wenigen Tagen in der Blüte seiner Jahre so jäh dahingerafften Kollegen, der mit der Uebersetzung des Textes zu den Opern Wolf-Ferraris so schöne Talentproben geliefert hat. Hermann Teibler hat sich des Erfolges seiner letzten Arbeit nicht lange zu erfreuen gehabt; wie es scheint, haben ihm auch allerlei Unannehmlichkeiten, die gerade mit dieser verbunden waren, noch die letzten Tage verbittert. Bei allen Kollegen in der musikalischen Kritik Münchens wird der in seinem Fache mit Recht angesehene, wegen seiner Lauterkeit und Objektivität hochgeschätzte, liebenswürdige Mensch und Musiker in dauerndem Andenken stehen." In der „Münchener Post" liest man: „Hermann Teibler ist tatsächlich in Ausübung seines journalistischen Berufes gestorben. Seine letzte Arbeit war das Diktat eines Artikels, in dem das vielfach kommentierte Ausbleiben Wolf-Ferraris zur hiesigen Uraufführung der Vier Grobiane aufgeklärt wird. Diese Anstrengung des schon schwer kranken Mannes hat den Bluterguß ins Gehirn sicher beschleunigt, der unmittelbar nach Beendigung des Diktats eintrat. Der Aufführung des von ihm über alles geliebten Werkes hat er nicht mehr beiwohnen können. Seine letzte Freude war die einmütige Anerkennung seiner vortrefflichen Verdeutschung des italienischen Originaltextes der Quattro rusteghi durch die Münchener Kritik. Auch die Uebersetzung der Neugierigen Frauen stammte aus Teiblers Feder. So ist der pflichttreue und bescheidene Kollege buchstäblich in den Sielen zusammengebrochen. Sein Wirken wird lange unvergessen bleiben."

Zahlreiche Kranzgewinde aus Lorbeeren, Palmen und Blumen bedeckten bei der Beerdigung das Grab. Auch Generalintendant a. D. Ernst v. Possart hatte einen Kranz gespendet. Um so mehr fiel es auf, daß das Hoftheater dem Librettisten, der den Text zu zwei erst in den allerletzten Tagen auf der Hofbühne aufgeführten Opern schrieb, diese Ehre nicht erwies. Oberregisseur Prof. Fuchs war mit mehreren Mitgliedern des Hoftheaters zum Begräbnis erschienen. K. wirklicher Rat Leher (Journalisten- und Schriftstellerverein) und Chefredakteur Sieberß hielten tiefempfundene Ansprachen am offenen Grabe.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. ═ Telephon 5850. ═

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch ═ Carl Fr. Fleischer. ═

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 14. München, 7. April 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

„Die künftige Religion."

Von

Dr. Johann Stechele.

Die Vorträge des Nietzsche-Interpreten Dr. *Horneffer* über „Die künftige Religion" haben durch Friedrich *Möhl* eine Besprechung in den „M. Neuest. Nachr." gefunden.

Die Religion sei das Allgemeinste des seelischen Lebens, die Sonne, um die all unser Empfinden und Handeln kreise; die *Sittlichkeit* des Menschen sei gänzlich von seiner Religion *abhängig*; der Mensch als Mensch habe Stil, wenn er Religion habe. So Dr. Horneffer. Friedrich Möhl findet diese Definition des Begriffes Religion „*klar und schön*". Sicher ein bemerkenswertes Geständnis von dieser Seite. (Möhl bekennt sich als Monist.) Man war bisher nicht gewohnt, von dieser Seite in so rückhaltloser Weise über die Bedeutung der Religion als allgemeinster Geistes- und Kulturfaktor urteilen zu hören. Im Gegenteil. Es gilt heute vielfach noch in jenen Kreisen als Axiom, daß Religion private Angelegenheit sei, die Staat und Gesellschaft nichts angingen, daß namentlich Sittlichkeit und Religion zwei Dinge seien, die vollkommen unabhängig voneinander bestehen könnten. Es widerspricht allen psychologischen Tatsachen, daß das religiöse Problem je die untergeordnete Bedeutung haben könnte, wie es von dieser Seite behauptet wird. *Der Kampf der Geister unserer Tage dreht sich im Kern der Sache um die Religion!* Sei sie nun von welcher Form nur immer, ist hier nebensächlich. Daß dem so sei auch in den sogenannten ungläubigen Kreisen, beweist das andere Geständnis des Referenten, wenn er nämlich spricht von *quälenden Fragen und Zweifeln*, für die Horneffer bedeutsame Winke zur *Erlösung* gegeben habe. Welchen denkenden Menschen auch sollte nicht das Problem aller Probleme in den Grundfesten seines Innern bewegen? Sagt doch schon Goethe: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Glaubens und Unglaubens." Und wiederum: „Alle Epochen in der Weltgeschichte, in denen der Glaube herrscht, sind herrlich, herzerhebend, fruchtbar für die Mit- und Nachwelt; alle jene, in welchen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg erringt, verschwinden vor der Nachwelt!" Auch ihm (M.) und seinen Freunden sind sie also quälende Fragen alle jene Fragen, die sich mit Religion befassen, und verursachen sie quälende Zweifel, deren Lösung ihnen geradezu Erlösung dünkt.

Was folgt aber daraus? Weil die menschliche Erkenntniskraft nicht ausreichte, bedurfte sie einer höheren Hilfe, einer göttlichen Mitteilung, einer *Offenbarung*. Wie können darum jene sie verwerfen, wenn sie so heiß nach Erlösung aus der Qual des Zweifels und der Ungewißheit verlangen? Daß aber die Offenbarungslehre des Christentums *göttlichen* Ursprungs sei — denn nur um den Charakter derselben kann es sich handeln —, dafür bürgen uns die Hl. Schrift und die Tradition der Kirche, dafür bürgen uns die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Der Glaube ist freilich auch wieder eine Gnade, die durch Uebung der Tugend errungen werden muß.

Horneffer bestreitet dem Christentum den „Stil". Es sei die Religion des Sündenbewußtseins, die „geschenkte", nicht die „erworbene", „erkämpfte" Wahrheit. Warum ein geschenktes Gut einem hart erkämpften nicht vorzuziehen sei, ist zunächst nicht einzusehen. Aber auch der neuen Religion wird es nicht gelingen, „die" Wahrheit zu erkämpfen. „Die" Wahrheit ist göttlichen Inhalts, diesen wird auch der Verstand des Glaubens nicht erfassen, denn dann bestünde nicht mehr unser *beschränktes*, endliches Erkennen. Weil wir eben nicht „die" Wahrheit in ihrem vollen Gehalt unser eigen nennen können, kommt uns der Offenbarungsglaube zu Hilfe, so daß wir sie wohl ahnen, wenn auch mit der Vernunft nicht durchdringen können. Den letzten Zweck alles Seins enthüllt uns nicht philosophische Spekulation, sondern der Glaube. Der Katholik wird allerdings niemals die großen Geheimnisse seines Glaubens, wie Trinität, Transsubstantiation, begreifen, aber durch das Licht des Glaubens wird er den Weg zum Erkennen der göttlichen Glaubenswahrheiten finden. Er wird durch den Glauben auch eher die Welträtsel meistern können als der nur empirisch aufbauende Forscher. Woher sonst das Wort der Resignation: ignoramus et ignorabimus? Es ist also unrichtig, dem Christentum als „geschenkter" Wahrheit die „erkämpfte" der Zukunftsreligion gegenüberzustellen: auch das Erkennen dieser Religion wird Stückwerk bleiben und, weil Menschenwerk, niemals das sehnende Herz befriedigen.

Die Religion des „Sündenbewußtseins" ist das Christentum allerdings. Wie kann man daran Anstoß nehmen? Ist nicht der Mensch mit Fehlern und Sünden behaftet? Siebenmal fällt sogar der Gerechte des Tages. Ein endliches, unvollkommenes Wesen bleibt der Mensch, so lange er auf dieser Erde wandelt. Aehnlich heißt es schon im Faust: „*Es irrt* der Mensch, so lang er strebt". Die Religion des „Sündenbewußtseins" entspricht also nur der *menschlichen Natur*. Daß diese gerade so beschaffen, darüber grübelt unser Verstand vergeblich. Und an der Sündennatur des Menschen wird auch der künftige Uebermensch nichts ändern, ein vollkommenes, d. i. gottgleiches Wesen kann auch er nicht schaffen.

Horneffers wie auch seines Meisters Religion dünkt uns überaus phantastisch. H. gibt vernünftigerweise und im Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit zu, daß *seine* Religion zunächst

nur eine solche „für höhere Menschen" sei. Höhere Menschen... Aber der in den Niederungen des Lebens wandelnde und mühselig schaffende Mensch will jetzt schon geistige Erhebung, Erquickung, Stärkung, er will jetzt schon den Trost einer auf göttlichen Verheißungen beruhenden Religion, und will nicht warten auf das Phantom einer zukünftigen Religion, die erst ausgesonnen werden muß und die nicht auf Göttlichkeit des Charakters Anspruch machen kann.

Laßt dem Armen seine Religion, gebt ihm nicht Steine statt Brot, laßt ihm die „metaphysischen Hirngespinste" seines katholischen, christlichen Glaubens, er ist glücklicher dabei, als wenn er die in ästhetischen Religionszirkeln geborene neue Religion besitzt! Für uns alle, die wir uns aus überzeugtem Herzen zum christkatholischen Glauben bekennen, ist das Problem der Religion, der Religionen überhaupt, gelöst mit dem weltgeschichtlichen Ereignis der Geburt Jesu Christi, des göttlichen Stifters des Christentums. Alle andern Religionen, vollends alle Religionstheorien und spekulativ ausgeheckten „Zukunftsreligionen" entbehren des Merkmals göttlicher Herkunft und bilden nur eine vorübergehende Erscheinung in der Zeiten Laufe.

Geistliche, organisieret euch!

Von

Stadtpfarrer J. G. Buck (Waldenburg, Württemberg).

Wer in den Monaten Februar und März ds. Js. die ausführlichen Erörterungen verfolgt hat, die in der katholischen Presse über die Baupflicht bayerischer Geistlicher und die zum Teil unerhörten Ansätze einzelner Schätzungskommissionen stattfanden, kann sich des Gefühls aufrichtigen Mitleids nicht erwehren. Möge es einem geborenen Bayern, der einst in der Jugendzeit die Baupflichtschikanen selber mitangesehen und die Klagen über die Last angehört hat, gestattet sein, diesem Gefühle und einigen sich anschließenden Gedanken Ausdruck zu geben.

Zweierlei hat die Diskussion bis jetzt festgestellt: die Ungerechtigkeit dieser Belastung, die nichts anderes ist als eine „juristische Fiktion" mit dem Anspruch auf gesetzliche Geltung. Die Ungerechtigkeit wird noch dadurch gesteigert, daß den Folgen dieser Fiktion nur die katholischen Geistlichen unterliegen, während die protestantischen seit geraumer Zeit davon befreit sind. Das ist empörend.

Aber die Diskussion hat außer der Feststellung, daß die Last völlig ungerecht ist, noch etwas anderes in bengalische Beleuchtung gesetzt und das ist weit schmerzlicher: die Hilflosigkeit des Klerus solchen Ungerechtigkeiten gegenüber. Diese erbarmenswerte Hilflosigkeit, ja Ohnmacht zeigt sich in den vielartigen Vorschlägen, die in der Presse gemacht wurden und die zu verschiedener Natur sind, um je zum Ziele zu führen. Jeder, der betroffen ist, streckt die Hand aus, jeder klagt, jeder ruft, und das mit vollem Recht. Aber helfen wird es schwerlich: der Staat wird sich nicht selber eine Last aufladen, wenn er nicht gezwungen wird, noch weniger wird er zugestehen, daß er Ungerechtigkeit übt; die Ordinariate haben die Klagen seit lange, lange gehört, eine Remedur wurde nicht geschaffen; die Landtage beschäftigen sich mit solch diffizilen Dingen auch nur, wenn sie müssen — also bleibt es eben beim alten. In Württemberg ist es in sehr vielen Fällen ganz ebenso gewesen.

Angesichts dieser beklagenswerten und zudem sehr kostbilligen Hilflosigkeit möchte ich den hochw. Kollegen zurufen: In solchen Dingen helfen weder Zeitungsartikel, noch Beschwerden eines einzelnen, noch Resolutionen von Dekanaten, sondern einzig und allein eine moderne Organisation des geistlichen Standes, die ihren Willen ebenso anständig wie fest und entschlossen und sachkundig zur Geltung zu bringen weiß.

Das Bürgerliche Gesetzbuch spricht in § 21—79 von Vereinen und ihren Pflichten und Rechten. Es spricht von der juristischen Persönlichkeit eines Vereins, wie diese „Persönlichkeit" handle und rede und die Mitglieder vertrete. Der Wert der juristischen Person und des Vereinsrechts überhaupt ist denn auch bei fast allen Ständen im deutschen Volke hochgeschätzt; denn dies Recht, gut angewendet, kann wirklich unberechenbar große geistige und materielle Güter bringen, und wir blicken mit verächtlichem Mitleid auf frühere Zeiten zurück, wo der einzelne nicht einmal das Recht hatte, einen Verein zu bilden, geschweige denn, daß ein Verein selbständig handeln durfte. Gerade der Klerus und das katholische Laientum waren es in den letzten Jahrzehnten, die sich an vielen Orten ungeheure Mühe gaben, um Arbeiter und Arbeiterinnen, Bauern, Eisenbahnbeamte, Postangestellte usw. in gesetzlichen Vereinen zu sammeln, nachdem die Sozialdemokratie mit Wucht den ungeheuren Nutzen jenes Vereinsrechtes erkannt und praktisch zu verwerten gesucht hatte. Hunderte anderer Stände haben sich selbst organisiert: Beamte aller Gattungen, Rechtsanwälte, Techniker in Staats- und Privatbetrieben, Lehrer und Lehrerinnen aller Schulen, und selbst der Militärstand ist, wenn auch auf andere Weise, strikte organisiert. Mit welchem Erfolge diese Vereine für ihre Angehörigen arbeiten, auch welches geistige Leben durch diesen Zusammenschluß geweckt wird, ist bekannt.

Den Nutzen des § 21 ff. hat bis jetzt nur ein einziger Stand nicht eingesehen und das ist unser eigener Stand, der Stand der katholischen Geistlichen. Man muß katholisch unterstreichen, denn die protestantischen Geistlichen haben z. B. in Württemberg seit 15 Jahren einen „Pfarrverein", dem die überwiegende Mehrzahl der ständigen und unständigen Geistlichen angehört, einen Verein, der — das kann man nicht anders sagen — in jeder Hinsicht ausgezeichnet gewirkt hat und heute noch wirkt. Wir katholische Geistliche sind es allein, die hilflos zuschauen müssen, ob ein guter Freund im Landtag oder ob eine Behörde sich um uns annimmt, wir haben in Geduld alles anzunehmen, was man mit uns anfängt bei den Regierungen und in den Bezirksamtsstuben, unser Stand ist als Stand juridisch null, wie ja Dutzende von Vorgängen beweisen. Trotz dogmatischer Einheit hat unser Stand wohl von allen den geringsten Zusammenhang und daher auch die geringste Fähigkeit, gemeinsam etwas zu leisten.

Aber, wendet man wohl ein, man hat ja die Einteilung in Dekanate, also doch eine Organisation. Ein Dekanat ist einmal keine juristische Vertretung, und dann funktioniert diese „Organisation" durchaus mangelhaft. In Württemberg (und, wie ich weiß, auch anderwärts) sind speziell die gemeinsamen Beratungen dieser „Organisation", die sogenannten Dekanatskonferenzen, Institute, über die man als gänzlich veralteten und verlebten Einrichtungen in der Regel am besten schweigt. Gewiß, man ist da organisiert, aber nach der Art des französischen Konkordats, so daß kein Dekanat vom anderen etwas weiß, daß jedes tut, was ihm beliebt, daß Beschlüsse meist nur überflüssige Tinte beanspruchen und daß eine Fühlungnahme unter den Geistlichen des Landes unmöglich ist, von einer einmütigen Aktion gar nicht zu reden.

Doch „das Verhältnis zu unseren Vorgesetzten gestattet eine Organisation des Klerus nicht". Das ist auch eine bloße „juristische Fiktion", nichts weiter. Sind wir Geistliche nicht kirchlich treue Männer, die Wissen und Gewissen genug besitzen, um nicht in Konflikt mit unseren Bischöfen zu kommen? Oder werden wir rundweg als Revolutionäre angesehen, oder als so kindlich unmündige Menschen, daß man glaubt, wir könnten nicht auch einmal selber etwas mit Verstand in die Hand nehmen und zwar durch eine gesetzlich jedermann erlaubte Organisation? Die Antwort dürfte nicht zu schwer sein und sie ist durch einen hochw. bayerischen Oberhirten (in den letzten Monaten) dahin gegeben worden, daß der Versuch vor einigen Jahren ganz recht und nützlich gewesen wäre, daß man von den Geistlichen als gebildeten Leuten nichts zu befürchten hätte und anderes, was hier nicht wiedergegeben werden will.

Was könnte auch das Verhältnis zwischen Bischof und Klerus stören? Wenn der Verein in seinem Preßorgan etwa brennende Fragen aus der Pädagogik, aus dem Kirchenrecht dabattierte und dadurch zur Belebung des Standes beitrüge, wenn er eine Statistik der Baufallpflichtigen mit entsprechender Eingabe an den Landtag absenden wollte, wenn er eine Darlehenskasse für sich oder eine Sterbekasse oder ein Haushälterinnenheim gründete, oder wenn er an die Frage der Fürsorge für die Hinterbliebenen sich machte, oder einmal energisch sich gegen die Staatsbevormundung erhöbe — was würde daran wohl ein Bischof von heute ernstlich aussetzen wollen? Müßte ihm eine solche Tätigkeit nicht vielmehr ganz angenehm sein? In der Baufallfrage z. B. könnte ein Verein sofort den einzig Erfolg versprechenden Weg beschreiten, den einer ausführlichen Eingabe an die Stände und die Regierung. Wir wollten sehen, ob ein mächtiger Verein, der sich über das ganze Land hin erstreckt, so ohne weiteres verachtet werden könnte. Und selbst, wenn einmal eine Meinungsverschiedenheit vorkäme, was läge daran

Die „Mitarbeiter im Weinberg", wie der schöne Ausdruck lautet, werden doch deswegen noch keine Häretiker, sondern bleiben treue Priester.

Das Ganze wäre keine Beeinträchtigung der bischöflichen Gewalt, wohl aber eine Unterstützung auf modern gesetzlicher Grundlage, es wäre eine gewaltige Stärkung des geistlichen Standes, es wäre, besonders wenn der Verein noch über ein eigenes Preßorgan verfügen würde, eine beständige Quelle geistiger, priesterlicher und seelsorgerlicher Anregung, ein unvergleichliches Mittel, die heute so gut wie ganz fehlende Konzentration geistlicher Bestrebungen zu schaffen. Aus diesem Grunde ließe sich begreifen, wenn kirchenfeindliche Blätter gegen derartige Versuche und Anregungen Stellung nähmen. Aber in Württemberg, wo die Organisationsfrage neulich erörtert wurde, war es nicht die liberale und volksparteiliche Presse — sie benahm sich durchaus nobel —, sondern das Zentrumsblatt in Stuttgart, welches den Vorschlag bekämpfte. Das verstehe, wer kann.

Solche Landesorganisationen müßten einer Gesamtorganisation des deutschen Klerus, wie ihn „Pax" anstrebt, vorangehen. Die ausgezeichneten Gedanken, die Herr Pfarrer Barnickel-Thurndorf in seiner Schrift über „Pax" (Paderborn 1903) entwickelt, dürften nur durch Aufbau vom Teil zum Ganzen verwirklicht werden können.

Die Ausbildung der Reserveoffiziere.

Von

Oberleutnant d. L. Brüning, Aachen.

Seit kurzem werden in einigen Armeekorps die Reserveoffizieraspiranten für etwa einen Monat im Truppenlager zu Kompagnien zusammengezogen. Die gesamte Ausbildung wird von einem Major geleitet. Die Kompagnie führt ein Hauptmann, ihre Geschäfte ein etatsmäßiger Feldwebel. Jede Kompagnie wird in 5 Inspektionen unter je einem Oberleutnant bzw. Leutnant und einem Vizefeldwebel eingeteilt. Die Aspiranten werden zu je 2 Mann in den Stuben der Offizierbaracken untergebracht. Je 4—5 haben eine Ordonanz zum Reinigen der Anzüge und Stuben. Die Ausrüstung des einzelnen besteht in 2 Tuchanzügen, 2 Paar Stiefeln, Mantel, 2 Feldmützen, Litewka, Drillichanzug, Tornister, Zeltbahn, Spaten usw.

Am 1. Tage der Uebung wird zunächst die Einzelausbildung wiederholt: Stellung, Griffe, Wendungen, Marsch usw., wobei schon von Beginn der Uebung einzelne zu Korrekturen und Kommandoübungen herangezogen werden. Am 2. Tage findet nach vorbereitenden Uebungen (Entfernungsschätzen und Ausnützung des Geländes, Zielansprechen) gefechtsmäßiges Einzelschießen statt (5 Patronen). 3. Tag: Uebungen in der Gruppe: Entwicklung von Schützenlinien, Bewegungen derselben unter teilweiser Führung von Aspiranten, gleichzeitig als Vorübung zum gefechtsmäßigen Gruppenschießen; Instruktionen über Kartensignaturen, Gewehr usw. 4—7. Tag: Uebungen des Zuges im Gelände; zwischendurch Exerzieren, Ausbildung der Kommandosprache. 8. und 9. Tag: Vorpostenübungen, Führung der einzelnen Feldwachen, Offizierposten; Anfertigung von Krokis und Meldungen; Patrouillendienst. 10. Tag: Kompagnieexerzieren, gefechtsmäßiges Gruppenschießen (pro Mann 15 Patronen) unter Bildung kleiner Aufgaben. 11. Tag: Felddienstübungen von 2 Kompagnien gegen einander. 12. und 13. Tag: Zugexerzieren; gefechtsmäßiges Gruppenschießen unter Belehrung über die Selbständigkeit der Unterführer. 14. Tag: Vorpostenübung, Gefecht gegen eine kriegsstarke Kompagnie bei Ersatz der Chargen durch die Aspiranten. 15. Tag: Unterricht über Marschsicherung und Vorpostendienst; gefechtsmäßiges Zugschießen. 16. Tag: Gefechtsübungen mit einem Bataillon, Nachtfelddienstübung, Aufstellung von Vorposten, Angriff. 17. Tag: Gefechtsmäßiges Zugschießen. 18.—20. Tag: Uebungen in der Kompagnie: Lösung von Aufgaben, Führung der Kompagnie durch die Aspiranten. 21. Tag: Besichtigung durch den kommandierenden General; morgens: Eintreten der Aspiranten als Chargen in ein kriegsstarkes Bataillon, Gefecht, Angriff; nachmittags: gefechtsmäßiges Schießen in der Kompagnie unter Benutzung des gesamten Scheibenapparats, Veränderung der Ziele, Kavallerieangriffe; daran anschließend Gefecht. 22. Tag: Exerzierübungen, Unterricht. 24. und 25. Tag: Vortrag über Maschinengewehr, Aufgaben im Gelände, Kommandoübungen, Felddienst.

Diese Ausbildung der Offizieraspiranten im Truppenlager, die leider nicht überall eingeführt ist, hat sehr gute Resultate geliefert. Wer die Prüfung bestand, wird auch später seinen Platz genügend ausfüllen und mehr leisten können, als sich mit Anstand tot schießen zu lassen. Das ist ja nach stellenweiser Auffassung der einzige Zweck des Reserveoffiziers. In Friedenszeiten genügt er aber noch weniger als im Kriege. „In Zukunft", so lasen wir kürzlich, „sollen an die Reserveoffiziere höhere Anforderungen gestellt werden; denn die Erfahrungen bei den in den letzten Jahren zu Uebungszwecken aufgestellt gewesenen Reserveinfanterieregimentern haben ergeben, daß eine bessere Ausbildung der Oberleutnants und Hauptleute des Beurlaubtenstandes dringend erforderlich ist. Bei den Uebungen dieser Regimenter entstanden oft Situationen, die teilweise ein schlechtes Licht auf unser Reserveoffiziermaterial warfen und manches Kopfschütteln verursachten. Im Ernstfalle würden die schlimmsten Folgen, manchmal ein völliges Aufreiben der Truppen eingetreten sein." Das ist eine Verurteilung der bisherigen Ausbildungsmethode, die die Theorie über die Praxis, das Wissen über das Können stellt, aber nicht eine Verurteilung des Reserveoffiziermaterials. Dieser Methode fehlt es noch immer an einheitlicher Regelung und sie gibt nicht hinreichende Gelegenheit, das theoretische Wissen praktisch zu verwerten. Kann jemand durch das Studium auch des besten Werkes über Reitkunst ein perfekter Reiter werden! Die Hauptsache ist die Sicherheit des Auftretens vor der Front und der Führung. Also vollkommene Beherrschung der Kommandosprache. Deshalb Heranziehung zu jedem, auch dem kleinsten und anscheinend geringsten Dienst: zum Turnen, zu Appells, zu Stubenbesichtigungen usw. Manche Reserveoffiziere haben ja eine etwas spielerische Auffassung vom Zweck der Uebungen. Sie denken, sie seien zum Pokulieren und anderen aimablen Vergnügungen da. Sie müßten aber während der wahrlich kurz bemessenen Uebungszeit so herangeholt werden, daß sie ans Vergnügen gar nicht denken können. Deshalb müßten die Uebungen bei der Truppe nur während der Sommermonate in den Uebungslagern stattfinden. Dann unterlasse man aber auch die ängstliche Ueberwachung, gebe Freiheit, damit die Bewegungsfreiheit gelernt werden kann. Eine solche praktische Durchbildung wäre mehr wert als alle theoretische Vielwisserei. Ueberall und bei jedem Dienst muß der Reserveoffizier die Mannschaften genau kennen und beherrschen lernen, damit er sie in die Hand bekommt und in dieser Hinsicht jede Unsicherheit abstreift.

Wir lasen ferner: „Zur Befähigung zum Kompagnieführer wird künftig tadellose Reitfertigkeit verlangt werden, da sich auch hier ein bedauerlicher Mangel und Vielseitigkeit im Sonntagreiten gezeigt hat." Sehr richtig. Welche Bilder bekommt man da zu sehen, wenn ein schmerbäuchiger Landwehrhäuptling mit Hilfe des Küchenschemels und einer Sektion auf seine Rosinante klettert. Aber man gebe doch den Reserveoffizieren mehr Gelegenheit zum reiten! Ich spreche nicht für mich; denn, auf dem Lande aufgewachsen, konnte ich schon als sechsjähriger Junge reiten. Wo kann es aber der Großstädter lernen, wenn er nicht reich ist? Führt er als Oberleutnant eine Kompagnie, so muß er für den Gaul täglich sieben Mark bezahlen und erhält die Kosten nicht zurück. Und macht er als Hauptmann eine Uebung, ohne eine Kompagnie zu führen, so hat er dieselbe tägliche Ausgabe von sieben Mark ohne Zurückerstattung. Das dürfte doch wohl eine unzuläßige und übel angebrachte Sparsamkeit sein. In manchen Garnisonen kann man ein Kavalleriedienstpferd für zwei Mark täglich haben; in anderen ist es verboten. Es wäre aber wünschenswert, daß den Reserveoffizieren überall Dienstpferde und zwar kostenlos zur Verfügung gestellt würden. Dann könnten die Oberleutnants sich zum Beispiel bei Felddienstübungen beritten machen und allmählich sich die verlangte und unbedingt erforderliche „tadellose Reitfertigkeit" aneignen.

Also: Wenn man Grund zu Klagen über das „Reserveoffiziermaterial" zu haben glaubt, dann stelle man zunächst fest, woher die Mängel stammen. Man behandle den Einjährigen nicht mehr als notwendiges Uebel und noch weniger den Reserveoffizier, und gebe ihm die Entwicklungsmöglichkeit, daß seine Leistungen ebenso weit reichen wie sein guter Wille. Das wäre im Interesse unserer Schlagfertigkeit sehr zu wünschen; denn bei dem erheblichen Mangel an aktiven Offizieren könnte ein bloßes Figurantentum im Ernstfalle recht üble Folgen haben.

Randglossen zum Abschluß der Marokko-Konferenz.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Endlich sind die seit Mitte Januar sich hinschleppenden Verhandlungen zum Abschluß gekommen. Zu Anfang der Karwoche können die Diplomaten heimreisen. Ihr Osterei haben sie schon per Draht vorausgeschickt, nämlich die neue Friedenszuversicht, in der nach der Befreiung vom marokkanischen Alp alle Welt froh aufatmet. Die Klugen haben freilich bei all den kritischen Depeschen aus Algeciras immer die Ansicht festgehalten, daß man sich schließlich vertragen werde, weil man sich vertragen müsse, und mancher Spekulant hat von seinem zähen Optimismus profitiert. Auch die große Masse des deutschen Volkes hat sich die Gemütsruhe nicht ernstlich stören lassen, da ihm sein Instinkt sagte, daß Frankreich und Deutschland wegen einer solchen Bagatelle unmöglich einen Krieg anfangen könnten. Doch was auch der Verstand der Verständigen berechnen und in Einfalt die kindlichen Gemüter erwarten mögen, die Zweifel und Befürchtungen, die sich an schwebende Verhandlungen anknüpfen, haben doch einen nachhaltigen Einfluß auf den Handel und Wandel, sie drücken auf den Unternehmungsgeist. Hoffentlich gibt es jetzt einen frischen, fröhlichen Aufschwung, den wir um so besser gebrauchen können, da wir noch in den Uebergangsschwierigkeiten der neuen Handelsverträge stecken.

Was ist denn nun in den letzten Stunden in Algeciras noch vereinbart worden? Ach, wer kümmert sich denn noch um die Einzelheiten, um die Ziffern der Bankanteile oder die Namen der französischen oder spanischen Polizeistationen? Man faßt nur die Hauptsache ins Auge, und das ist die Wahrung der internationalen Rechtsgrundlage und ihre Sicherung durch eine internationale Kontrolle, sowohl über die Bank als über die Polizei in den Häfen.

Damit beantwortet sich auch die Frage, ob Deutschland einen Sieg errungen oder eine Niederlage erlitten habe. Die deutsch-feindliche Presseverschwörung tut freilich ihr möglichstes, um Deutschlands Erfolge gleich null oder gar als negativ erscheinen zu lassen. Aber diese tendenziöse Entstellung arbeitet mit der grundfalschen Voraussetzung, daß es das Ziel der deutschen Politik gewesen sei, Frankreich aus Marokko zu verdrängen oder doch wenigstens auf den letzten Platz herabzudrücken. So etwas Unnatürliches und Unmögliches ist dem Fürsten Bülow natürlich nicht in den Sinn gekommen. Deutschland wollte nur seine wirtschaftliche Gleichberechtigung in Marokko verteidigen gegenüber dem Versuche des Herrn Delcassé, mit Hilfe Englands und unter Beschwichtigung von Spanien und Italien die Tunisierung Marokkos einzuleiten, ohne sich um Deutschland überhaupt zu kümmern. Deutschland hatte erstens seine Ehre gegen die geflissentliche Nichtbeachtung und zweitens seine an sich nicht sehr wertvollen, aber zur Vermeidung eines Präzedenzfalles unveräußerlichen wirtschaftlichen Interessen in Marokko zu wahren. Die Ehre und das Ansehen Deutschlands als Großmacht wurden durchschlagend retabliert durch den unfreiwilligen Rücktritt Delcassés und die Annahme der Konferenz seitens der französischen Republik. Zum zweiten Punkt — Sicherung der offenen Türe in Marokko — ist nicht alles erreicht, was wir wünschten, aber doch so viel, daß der deutsche Unternehmungsgeist die Möglichkeit behält, den Wettbewerb gegen Frankreich weiter fortzusetzen. Behufs richtiger Schätzung muß man immer wieder das Erreichte mit dem Ausgangspunkt vergleichen: Das englisch-französische Abkommen, das Herr Delcassé unter Ignorierung Deutschlands durchführen wollte, besagte klipp und klar, Frankreich wolle noch 30 Jahre lang den anderen Nationen den Zugang zum scherifischen Reiche in Gnaden gewähren, aber für die Folge das unbeschränkte Hausrecht haben. Jetzt hat es nichts weiter als zwei Bankanteile mehr und die mit Spanien geteilte Polizeiinstruktion, beides unter internationaler Kontrolle, also unter der Mitaufsicht von Deutschland.

Einige Gegner Deutschlands wollen uns eine moralische Schlappe wegen der angeblichen Isolierung auf der Konferenz andichten. Freilich, eine gewisse Isolierung war vorhanden; nur Oesterreich-Ungarn stand treu zu Deutschland, während Frankreich sich durch Verträge die Hilfe von England, Spanien und Italien gesichert und das geldbedürftige Rußland gemäß der alten Allianz an sich gekettet hatte. Diese Konstellation ist aber nicht erst auf der Konferenz entstanden, sondern sie war schon vorher da. Die an Zahl übermächtige französische Gruppe mußte dennoch den deutschen Konferenzvorschlag annehmen, der an sich schon eine Suspension des vereinbarten Eroberungsplanes bedeutete. Sie mußte ferner auf der Konferenz das deutsche Veto respektieren und die internationale Regelung, soweit Deutschland sie endgültig forderte, nachgebend bewilligen. Das Fazit ist: Deutschland kann sich auf niemanden verlassen als auf seine eigene Kraft und die Freundschaft Oesterreichs; aber das genügt auch, um die wesentlichen Interessen Deutschlands zu wahren. Sogar ein englisches Blatt, das zur deutschfeindlichen Verschwörung gehört, die „Times“ müssen gestehen, Deutschlands Eigenliebe könne befriedigt sein, denn es habe der Welt gezeigt, daß ein Land in Zentraleuropa, das in keiner Weise eine Mittelmeermacht sei und von Herrn Delcassé als quantité negligeable behandelt worden, seinen Willen in Nordwestafrika fühlbar machen konnte, wo es niemals einen Zoll Territorium besessen habe. Wir können hinzufügen: und auch nicht besitzen will.

Ein halbamtlicher Rückblick in der „Nordd. Allg. Ztg.“ spricht es jetzt, nachdem der Reiter über den Bodensee gekommen ist, offen aus, daß die Konstellation der Mächte, die sich im Frühjahr 1905 herausgebildet hatte, ernster war, als in der Oeffentlichkeit bekannt geworden: „Die deutsche Diplomatie mußte eine entschiedene Haltung einnehmen, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß wir unsere Rechte und Interessen unter keinen Umständen verletzen und uns in diesem unserem Entschluß auch durch Drohungen mit einer gegen uns gerichteten Koalition nicht erschüttern lassen würden. Der Ernst der Lage kam unter dem nachhaltigen Eindruck des Kaiserbesuches in Tanger überall zum Bewußtsein.“ Wodurch haben wir uns denn gegen diese drohende Koalition erfolgreich behauptet? Nur durch die unzweifelhafte Ueberlegenheit unseres Heeres gegenüber Frankreich! In Paris erkannte man, daß ein Krieg zum Verderben Frankreichs ausschlagen müsse, auch wenn England mit seiner Flotte oder gar noch mit 100,000 Söldnern zu Hilfe käme. Diese Erkenntnis allein hat den Sturz Delcassés und die notwendige Nachgiebigkeit herbeigeführt.

Man hat gesagt, Deutschland habe von der Niederlage und zeitweiligen Ohnmacht Rußlands profitiert. Tatsächlich hat die Aktionsunfähigkeit des Verbündeten Frankreichs die friedliche Lösung beschleunigt. Aber bei unbefangener Prüfung der Sachlage werden die Gegner Deutschlands doch wohl einsehen, daß wir auch vor einem Kriege nach zwei Fronten nicht hätten zurückzuschrecken brauchen. Die Hilfe Oesterreich-Ungarns würde Deutschland nach Osten hin soweit entlastet haben, daß es zur Beugung des französischen Uebermutes noch Kräfte genug freigehabt hätte. Somit erhoffen wir nun andauernde Dämpfung der chauvinistischen Regungen in Frankreich. Die Erfahrung muß um so wirksamer sein, als Italien diesmal nicht zu den Unterstützern der deutschen Politik gehörte, sondern eher auf der Gegenseite gestanden hat. Der offiziöse Rückblick sagt, Deutschland sei auf die Konferenz gegangen, obwohl bekannt war, daß Frankreich Verabredungen mit den Mächten nach Algeciras mitbrachte; also Deutschland wußte seine Genossen in der Tripelallianz ebenso gut gebunden, wie England und Spanien. Wenn in der katholischen Presse bisher Italien als unsicherer Kantonist bezeichnet wurde, so wollten die Kulturkämpfer das auf „klerikale“ Bosheit zurückführen. Jetzt müssen sie selber die Unzuverlässigkeit dieses Parvenüs unter den Großmächten zugeben. Es wäre abgeschmackt, wenn man den Italienern wegen ihrer starken Hinneigung zu Frankreich eine moralische Vorlesung halten wollte; man muß nur mit der Tatsache rechnen, daß sie außer der Vertragspflicht gegenüber dem Dreibund, die bisher äußerlich noch leidlich gewahrt ist, von Rücksichten auf Frankreich stark beeinflußt sind, und im Konfliktsfalle keineswegs ausgemacht ist, ob Buridans Esel sich zum deutschen Heubündel wenden wird. Ein wirklicher Verlaß ist nur auf Oesterreich oder genauer gesagt: auf die habsburgische Dynastie. Es hat sich aber in Algeciras gezeigt, daß wir auch ohne Italien, ja im Notfalle gegen Italien unsere Stellung in der Welt behaupten können. Was die Gegner „Isolierung“ nennen, möchten wir als Erziehung zum Selbstbewußtsein bezeichnen. Die deutsche Politik hat manchmal noch zu viel Neigung zum Nachlaufen und zur Liebedienerei; auch gegenüber Rußland, das in dem Marokkohandel seine Gleichgültigkeit gegen Deutschland deutlicher bewiesen hat, als notwendig war.

Das entschlossene Auftreten gegen die englisch-französische Koalition mit ihrem russisch-spanisch-italienischen Anhängsel war eine kühne Tat, eine ernste Macht- und Ehrenprobe für Deutschland. Eine größere und schwierigere Aufgabe war der deutschen Staatskunst seit dem Rücktritt Bismarcks nicht gestellt worden. Die Bismarckschwärmer und die mit seinem Namen spekulierenden Quertreiber behaupten nun freilich, Deutschland hätte viel mehr

erreicht, wenn Bismarck, der Gewaltige, noch die auswärtige Politik geleitet hätte. Aber den Beweis müssen sie schuldig bleiben; der erste Reichskanzler ist nie in die Lage gekommen, ein Stück von Nordafrika gegen eine starke Koalition von Mächten zu verteidigen. Vor seinem Namen allein wären die Gegner nicht zurückgewichen.

Ob in dem langen Lauf des diplomatischen Schauspieles die deutsche Politik nicht hie und da einen schwächeren Zug gemacht hat, lassen wir gern dahingestellt. Aber im großen und ganzen war die Aktion gut eingeleitet und zweckmäßig durchgeführt. Gegenüber tendenziösen Vorwürfen müssen wir namentlich ein doppeltes lobend anerkennen: 1. das ruhige Abwarten, bis Herr Delcassé in Fez als „Mandatar Europas“ die Souveränität des Scherifs antastete und **tatsächlich** die internationale Rechtsgrundlage zu verschieben suchte, und 2. den Verzicht auf ein Sonderabkommen mit Frankreich nach der Entlassung Delcassés. Die letzte Maßnahme hätte uns gewiß nicht mehr gebracht, als was jetzt die Konferenz uns beschert hat, aber die Beihilfe des Sultans zu der Abwehr der französischen Eroberungsgelüste verscherzt. Also, alles in allem genommen, darf Fürst Bülow mit diesem seinem ersten ernsten Probestück in einer großen weltpolitischen Krisis zufrieden sein.

Wenn Steine rufen . . .

Von

Nanny Lambrecht.

Und es ging ein Mensch von Bethania nach Jerusalem. — — — Aus der weiten Ebene von Jericho spann der blaue Dunst in die pralle Sonnenluft. Und über dem Toten Meere die ewige Stille, das farblose Totsein. Ein dunkles Farbenband in der schwimmenden Bläue des Himmels: der Oelberg mit den Riesengeschlechtern vieler Jahrhunderte! Mit leichtem Wassergesprenkel schreitet der Bach Cedron hindurch, und das klingt wie Flüsterworte in den Bogenhallen gottgeweihter Tempel.

Und aus dem ernsten, bleichen Menschenantlitze leuchtet der Gottesblick. Die von Jerusalem und Bethphage herkamen, bleiben stehen, fühlen den Blitzstrahl dieses Blickes und fragen: „Wer ist dieser?“

Aber weiter zieht die fremde Schar. In der weißen, schimmernden Sonnenluft wehen die Menschenschatten — **er** mitten unter ihnen mit der verborgenen Hoheit eines Gottes und so menschlich und so warm und weinend über einer stolzen Stadt verhülltes Geschick.

Eine Eselin trägt ihn.

Sein Gewand schleift über den dürrklaffenden Boden, und da ist es, als habe der Himmel die Erde still geküßt. Hosianna!

Den Oelberg herunter in den nachtdunklen Schatten der Oelbäume flattern die hellen Gewänder. In das gewaltige Laubdunkel steigt ein Frohlocken:

„Hosianna dem Sohne Davids!“

Die mächtigen Laubarme recken herab, und fiebernde Hände greifen hinein . . . raschelndes Laub! Blühende Zweiglein! Duft und Jubel und Sonnenglast! Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn! Auf den Kuppeln und Türmen Jerusalems gleißt das Sonnenlicht, und aus den blitzenden Knäufen, dem Sims und den Kapitälen lodern die silbernen Feuersbrünste in die weißliche Bläue.

Ein Sonntagsglück über der stolzen Stadt!

Und in das Leuchten und Freuen und Singen und Sagen von dem, der kommt im Namen des Herrn, drängen die fahlen Gesichter nörgelnd und drohend, der Haß glost aus ihren Augen und die Angst schüttelt ihre morschen Glieder. Die faunische Lüsternheit stört vor dem reinen Evangelium der Liebe.

„Meister, verbiete deinen Jüngern das Rufen.“

„**Wenn diese schweigen, so werden die Steine rufen!**“

Und Jerusalems Tore öffnen sich dem Lichte . . . . . .

Und in die schimmernde Freude hinein fällt der Schatten von Golgatha.

Dort schlängelt ein steiler Weg hinauf. — —

Den sucht der Gottesblick . . .

Das Hosianna verhallt zwischen stillen Hügeln.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und darum so wenig Frohsein in der Welt voll Licht: schon düstern die Schatten von Golgatha!

Unliebsame Erörterungen zum französischen Kulturkampfe.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Anfangs Februar glaubte man allgemein, daß der alte Hader im Katholikenlager infolge der gefahrvollen Lage verstummen werde. Man konnte den Tadel, welchen sich die beiden einzigen geistlichen Abgeordneten der Kammer, die Abbés Gayraud und Lemire, sowie die drei Pariser Stadtpfarrer des adeligen Faubourg Saint Germain seitens der Eiferer zugezogen, für den Ausfluß der Entrüstung halten, die sich der Bevölkerung gelegentlich der Kircheninventarien bemächtigt hatte.

Es war vorauszusehen, daß die Aufregung sich legen würde, was auch der Fall gewesen. Jetzt ist aber ein neuer Zwischenfall hinzugekommen, so daß der Hader stärker auflodert als je.

Eine Gruppe hervorragender Katholiken, die verschiedenen politischen Parteien angehören, von denen aber jeder bisher eine unanfechtbare Rolle im katholischen Lager gespielt hat, sah sich veranlaßt, eine geheime Eingabe an den Episkopat zu machen, um denselben zu bitten, ein Wort für den „loyalen Versuch“ des Trennungsgesetzes einzulegen. Die Sache wurde ruchbar und erregte natürlich im Lager der Eiferer einen Sturm des hellsten Zornes.

Da seit Ausbruch des Kulturkampfes mehrere amt- und stellenlose Geistliche und ehemalige Präzeptoren oder Hofmeister sich in Rom als Zeitungskorrespondenten aufspielen können, wurde diese Sache zu einer Hof- und Staatsaktion aufgebauscht.

Dabei ist den Scharfmachern in ihrer Hitze aber etwas recht Unangenehmes passiert. Unter den Unterzeichnern der Eingabe befindet sich Herr Sabatier, Advokat beim Staatsrate und am Kassationshofe, ehemaliger Stabträger seines Standes, also eine der ersten Persönlichkeiten der Justiz. Dieser Name wird aber auch von zwei hervorragenden Protestanten, zwei Brüdern getragen, wovon der ältere sich durch Preßfehden und der jüngere durch ein Werk über den heiligen Franz von Assisi, das sehr besprochen wurde, einen Namen gemacht hat.

In der Ueberstürzung haben nun verschiedene katholische Zeitungen Italiens den Verfasser des Werkes über den heiligen Franz von Assisi mit dem Advokaten Maurice Sabatier verwechselt und sich zu Schlüssen verleiten lassen, die sie jetzt bereuen werden.

Gerade die italienischen Zeitungen sollten sich doch des Sprichwortes piano, sano erinnern und nicht in Irrtümer verfallen, die man neugebackenen Zeitungskorrespondenten verzeihen kann.

Derartige Leute scheuen sich nicht, die allerhöchsten Personen, ja selbst Seine Heiligkeit in ihre öden und blöden Erörterungen hineinzuziehen, da sie ja wissen, daß, wenn die Sache dem Staatssekretariat oder dem Vikariat zu Rom zu stark, sie mit einem mehr oder minder energischen Dementi des „**Osservatore Romano**“ davonkommen.

Alle diese Leute, die Eiferer wie die Leute vom Schlage der Unterzeichner der Eingabe an den Episkopat, würden gut daran tun, die endgültigen Weisungen des Heiligen Stuhles abzuwarten. Beide bilden sich aber ein, daß sie in irgend einer Weise die Entschlüsse des Heiligen Vaters beeinflussen könnten.

In Wirklichkeit hat aber Pius X. bis jetzt nur eine ganz verschwindend kleine Anzahl von Geistlichen und Laien Frankreichs angehört, nicht um sich von denselben zu dieser oder jener Haltung bestimmen zu lassen, sondern um zu erfahren, wie es in Wirklichkeit mit der kirchlich-politischen Lage bestellt ist.

Pius X. ist unter dem katholischen Volke aufgewachsen, hat unter demselben lange Jahre gelebt und kennt mehr als jemand die Bedürfnisse und das Aufstreben des Volkes.

Weder die Mitglieder des Parlaments, noch die der gelehrten Académie française, noch die Fürsten, Marquis und Grafen, welche ihren Namen unter die „Eingabe“ gesetzt, noch die Eiferer, welche kein weiteres Kirchenmandat haben als das, welches ihr erhitztes Gehirn ihnen zugesprochen, können in die Entschließungen des Heiligen Stuhles eingreifen.

Man lese die Geschichte der letzten Jahre des Pontifikats Pius' VI. und wird alsdann sehen, daß weder der Papst selbst noch dessen Regierung sich überstürzten, als die Wogen der Kirchenverfolgung auf das Höchste stiegen. Rom blieb immer fest, aber auch immer milde. Es gab weder den Jakobinern noch den Emigranten Gehör. Diese weise Vorsicht erlaubte alsdann dem Heiligen Stuhle, dort wieder fester aufzubauen, wo der Sturm der Revolution selbst die Grundfesten der Kirche erschüttert hatte.

Das Wort eines bekannten französischen Kardinals „Nur nicht zu eifrig“ ist auch heute noch in Kraft.

Oelbergstunden.

O die schweren Oelbergstunden!
Wann in bitterbangen Nächten
Jeder Troſtesſtrahl entſchwunden,
Glaube ſich und Zweifel rechten.

O die ſchweren Oelbergſtunden!
Wann die heißen Augen ſtarren
Und die Sinne leidgebunden
Endlos der Erlöſung harren.

O die ſchweren Oelbergſtunden!
Wann die Nacht das Licht geflohen,
Irrt die Seele wahnumwunden,
Wo die ſchwerſten Schlachten drohen.

O, wann dieſe Oelbergſtunden
Nur den Blick nach oben zwängen,
Wo der wahre Troſt gefunden
In des Heilands Leidensgängen.

Könnt' ich dann ergeben rufen:
„Herr, Dein Wille mag geſchehen!"
Würde ſtark die Kreuzesſtufen
Meine Seele aufwärts gehen.

Hans Beſold.

Zur bayeriſchen Mittelſchulreform.

Von

Dr. H. Stöckel, Kgl. Gymnaſialprofeſſor.

Auf die unter obigem Titel in Nr. 10 u. 11 der „Allgemeinen Rundſchau" erſchienenen Ausführungen des Abgeordneten Dr. M. Flemiſch mögen folgende Erwägungen zugunſten des bayeriſchen Realgymnaſiums Berückſichtigung finden.

Dr. Flemiſch tritt dafür ein, daß Bayern eine iſolierte Stellung im Schulweſen Deutſchlands vermeiden müſſe, „die es nur zum ſchweren Schaden der eigenen Landeskinder behaupten könnte". Aus dieſem Grunde empfiehlt er die Einführung der Oberrealſchule in Bayern. Gut! Aber durch Abſchaffung des Realgymnaſiums träte dieſes aufs neue in eine Sonderſtellung und verfiele in denſelben Fehler, den das Reichsland begangen, als es ſeine Realgymnaſien aufhob, um nach nicht gar langer Zeit einzuſehen, daß es dem Fortbeſtehen dieſer Schulgattung in Preußen und anderen Staaten gegenüber ohne dieſelbe nicht auskomme, und ſie deshalb wieder einführte. Der Aufſchwung, den die Realgymnaſien in Preußen ſeit der Zeit, in der man auch dort an ihre Beſeitigung dachte (1890), ohne Zweifel nahmen (ihre Zahl ſtieg ſeitdem auf 112), beweiſt jedenfalls die Beliebtheit dieſer Anſtalten bei der Bevölkerung und ſollte Bayern vor einem übereilten und einſeitigen Vorgehen warnen, durch das die eben angeſtrebte Vereinheitlichung des Mittelſchulweſens in Deutſchland, in dem ſonſt allenthalben die drei neunklaſſigen Schulgattungen nebeneinander beſtehen, nur wieder durchbrochen würde. Eine Aufhebung der Realgymnaſien in Bayern wäre zurzeit um ſo weniger erklärbar, als dem Aufblühen dieſer Anſtalten in Preußen eine fortwährende Zunahme der Beſuchsziffer ihrer bayeriſchen Schweſteranſtalten nebenher läuft — trotz der unleugbaren Ungunſt der Verhältniſſe, der das bayeriſche Realgymnaſium ſich von der Stunde ſeiner Geburt an bis zur Gegenwart ausgeſetzt ſah. Auch heute noch ſind von den vier bayeriſchen Realgymnaſien nur zwei zu neunklaſſigen Vollanſtalten ausgebaut, auch heute fehlt ihnen allen die volle Gleichberechtigung mit den humaniſtiſchen Gymnaſien. Und trotzdem ein ſtetes Anwachſen ihrer Beſuchsziffer ſogar an der Münchener Anſtalt, die gegenwärtig ſchon wegen ihrer unglaublichen räumlichen Verhältniſſe eher erſticken müßte. Eine Abſchaffung oder vielmehr Umgeſtaltung der bayeriſchen Induſtrieſchulen, deren Beſuch ſo auffallend zurückgegangen iſt, läßt ſich verſtehen; eine Beſeitigung der Realgymnaſien, deren Frequenz in fortwährendem Steigen begriffen iſt, wäre rein unverſtändlich.

Aber Dr. Flemiſch will, wenn wir ihn recht verſtehen, weniger äußeren Rückſichten als vielmehr inneren Gründen die Entſcheidung über Sein oder Nichtſein der bayeriſchen Realgymnaſien anheimſtellen. Er hält das Realgymnaſium für eine an ſich verfehlte Schöpfung und ſchätzt ſeine Leiſtungen ungemein niedrig ein. Wir haben nicht den mindeſten Anlaß, an der Aufrichtigkeit der von Dr. Flemiſch vorgetragenen Meinung zu zweifeln; nur will uns die Zeit, auf die ſich ſeine eigenen Erfahrungen gründen, etwas knapp bemeſſen dünken: wenn wir recht unterrichtet ſind, lehrt er ſelbſt erſt 3—4 Jahre an einem bayeriſchen Realgymnaſium. Wie es im Wein gute und ſchlechte Jahrgänge gibt, ſo auch im Schülermaterial. Wer weiß, ob die Tücke des Schickſals Herrn Dr. Flemiſch bisher nicht immer in einen Keller mit geringwertigen Marken geführt hat? Und dann ſein theoretiſches Urteil! Iſt es abgeklärt genug oder hat ihn der Eifer für ſeinen Lieblingsplan zu weit geführt, ſo daß er bereit wäre, das Kind mit dem Bad auszuſchütten? Er iſt unbefriedigt von den Ergebniſſen des Lateinunterrichtes am Realgymnaſium und möchte deshalb dieſe ganze Schulgattung zertrümmern, — um gleich darauf einem Pflichtunterricht im Latein an der neu einzuführenden Oberrealſchule das Wort zu reden! Allerdings „müßte es reiner Sprachunterricht ſein, der mit der Einführung in die antike Kultur gar nichts zu tun haben dürfte". Latein treiben unter dem Verbot, ſich mit antiker Kultur zu befaſſen, will uns nun freilich geradezu als ein barbariſcher Gedanke vorkommen, für den Dr. Flemiſch im zwanzigſten Jahrhundert recht wenig Anhänger gewinnen dürfte. Warum denn aber auch gleich ganze Pflanzungen ausrotten, wenn nicht alle Blütenträume reiften? So völlig wertlos, wie ſie Dr. Flemiſch erſcheint, iſt die Beſchäftigung mit Latein an unſeren Realgymnaſien denn doch nicht. Und ſelbſt wenn der dadurch gewährte Einblick in die antike Kulturwelt hinter dem durch das humaniſtiſche Gymnaſium mit Zuhilfenahme des Griechiſchen vermittelten Vorſtellungskreiſe zurückbleibt, erſcheint er uns doch immer noch ſo wertvoll, daß wir auf dieſe Erweiterung des geiſtigen Geſichtskreiſes unſerer ſtudierenden Jugend nicht verzichten möchten. Dr. Flemiſch iſt zu ſehr Doktrinär, wenn er meint, daß hier einzig und allein die Verbindung von Latein und Griechiſch wertvolle Früchte zeitigen könne; er vergißt dabei, wie lange doch das Lateiniſche allein als Kulturfaktor auf die deutſche Bildung einwirkte und was das Lateiniſche allein bis um 1700 auf den verſchiedenſten Gebieten ſogar in praktiſcher Hinſicht für uns bedeutete. — „Was aber das realiſtiſche Lehrziel anlangt," fährt Dr. Flemiſch fort, „ſo iſt es eine nicht zu widerlegende Tatſache, daß am Realgymnaſium die Leiſtungen im Deutſchen, in der Geſchichte und Geographie hinter denen am humaniſtiſchen Gymnaſium zurückbleiben, trotzdem Fachmänner den Unterricht erteilen." Dieſe Behauptung dürfte, ſoweit die Geographie in Frage ſteht, unerwieſen und unerweisbar ſein, da dieſes Fach weder am humaniſtiſchen noch am Realgymnaſium in der Reifeprüfung eine Rolle ſpielt. Auch die Leiſtungen der aus der 3. Klaſſe des humaniſtiſchen in die 4. Klaſſe des Realgymnaſiums übertretenden Schüler bieten keine Stütze für die Berechtigung jenes Urteils. Was aber die beiden anderen Fächer (Geſchichte und Deutſch) anlangt, ſo darf nicht überſehen werden, daß z. B. noch ſchwere Mängel im Lehrplan ihre volle Entfaltung hemmen. Und wenn wirklich die Geſchichtsleiſtungen in der Abgangsprüfung des humaniſtiſchen Gymnaſiums beſſer ſein ſollten als die des Realgymnaſiums, ſo ſollte man nicht vergeſſen, daß für Geſchichte in der Oberklaſſe des humaniſtiſchen Gymnaſiums drei, in der des Realgymnaſiums nur zwei Wochenſtunden zur Verfügung ſtehen. Im übrigen iſt es eine mißliche Sache, derartige allgemeine Urteile mit ſo apodiktiſcher Sicherheit fällen zu wollen. Sollten wirklich in den genannten Fächern am humaniſtiſchen Gymnaſium, das das Fachlehrerſyſtem verſchmäht, die Leiſtungen beſſer ſein als am Realgymnaſium mit fachmänniſchem Betrieb, ſo müßten die Urſachen doch tiefer liegen und ganz wo anders geſucht werden. Uns will ein Vergleich der Leiſtungen des humaniſtiſchen mit denen des Realgymnaſiums in Bayern zurzeit immer noch wie eine Unbilligkeit vorkommen, ſolange nicht Luft und Licht zwiſchen beiden Schulgattungen ganz gleich verteilt ſind. Noch ſteht das Realgymnaſium dem humaniſtiſchen an Berechtigungen nach — was Wunder, wenn da alles, was nicht eine ausgeſprochene Vorliebe für das realiſtiſche Bildungsweſen hat, nach dem humaniſtiſchen Gymnaſium drängt? Noch haben nicht alle Realgymnaſien den Unterbau der drei erſten Klaſſen — iſt es da zu verwundern, wenn die humaniſtiſchen Gymnaſien

diejenigen Schüler, die sich in den drei unteren Klassen als gut erwiesen, zu fesseln, die schlechten aber beim Uebertritt in die vierte Klasse an das Realgymnasium abzuschieben suchen? Es erscheint unter diesen Umständen erstaunlich, daß die Realgymnasien einen so ungünstigen Wettbewerb überhaupt aushielten, daß sie bei den Unterlassungssünden, die sich Bayern gegen sie zuschulden kommen ließ, überhaupt fortbestehen, ja einen unleugbaren Aufschwung nehmen konnten.

So wird, wer mit ruhiger Besonnenheit Lage und Beschaffenheit des bayerischen Realgymnasiums prüft, wohl Mängel an ihm finden; aber diese Mängel sind nicht so groß und unheilbar, daß sie zu dem überstürzten Schlusse verleiten dürften, diese ganze Schulgattung zu verdammen und abzuschaffen. Man beseitige die Fehler im Lehrplan und in der Organisation, man gewähre volle Gleichstellung mit dem humanistischen Gymnasium und man wird sehen, daß man eine lebensfähige Schöpfung vor sich hat. Bayern hat an seinen Realgymnasien viel zu sühnen, aber es hat keinen Anlaß, sie totzuschlagen.

Il Santo.

Von

Domkapitular Dr. Zimmern, Speyer.

(Schluß.)

Die gebildete Zuhörerschaft zeigte sich natürlich höchst enthusiasmiert von dieser Weisheit. Wenn aber der „Heilige" zum Schluß mit Seherblick „in der Zukunft katholische Laien" schaut, „die eines Tages sich bewaffnen als „Ritter des heiligen Geistes" zur gemeinsamen Verteidigung Gottes und der christlichen Moral auf dem wissenschaftlichen, künstlerischen, bürgerlichen und sozialen Gebiete", so sind wir Deutsche nicht so übel daran, auf die Erfüllung der dunkeln Gesichte des italienischen Reformpropheten warten zu müssen. Wir haben schon lange solche Ritter. Um die Bescheidenheit der Lebenden zu schonen, erinnere ich nur an die Brüder Reichensperger, an Schorlemer-Alst, Mallinckrodt, Windthorst, Lieber! Es sind die Laien, die auf unseren Katholikentagen, in den Landtagen, in dem Reichstage und in unseren wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, sozialen, caritativen Vereinen, in der Presse und besonders als Männer des Zentrums in den „bösen Tagen" gemäß Epheserbrief 6, 13 usw. in der „Waffenrüstung Gottes" auftreten und „die Lenden umgürtet mit Wahrheit, angetan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, die Füße beschuht mit der Bereitschaft des Evangeliums des Friedens", unter dem „Schild des Glaubens" schwingen „das Schwert des Geistes".

Doch davon weiß der italienische Dichtersenator offenbar nichts. „Die Kirche ist krank," erklärt sein „Santo" dem Papste 336) in einer Audienz, welche der Dichter ihm durch die Benediktiner von Sant Anselmo verschaffen läßt, denen er für den „Heiligen" „große Zuneigung und große Verehrung" zuschreibt. Ob sie davon erbaut sind? Auf St. Peter schlug es acht Uhr abends, als der „Heilige" sich der Pforte des Vatikans näherte. Umgekehrt wie bei dem nächtlichen Besuch des Nikodemus scheint der Statthalter Christi es zu sein, der die „intransigenten Pharisäer" fürchtete. Als der „Heilige" so recht im Labyrinth des Vatikans ist, erlöschen die Lichter und sein offenbar „intransigenter" geistlicher Führer läuft davon. Wie Tamino im Palaste Sarrastros tappt der „Heilige" im Dunkeln. Natürlich geleitet vom Geiste findet er endlich eine abgelegene Türe und steht vor dem Papste.

„Die Kirche ist krank. Vier böse Geister sind in ihren Leib gefahren, um darin Krieg zu führen gegen den heiligen Geist." Sie sind 1. der Geist der Lüge, 2. der Geist der Herrschsucht im Klerus, 3. der Geist der Habsucht, 4. der Geist des Beharrens. Als Werk des Lügengeistes erklärt er es, daß keine „Reformer" zu Bischöfen und Kardinälen ernannt, daß Bücher von solchen auf den Index getan, daß die äußeren Andachten vermehrt und nicht „das innere Gebet" gelehrt werde, daß eine Anbetung des Buchstabens, ein „Hängen des Geistes an Formeln", „Zwang der Erwachsenen zu Kinderspeise", „heillose Verkehrung des Glaubens" stattfinde. Was er mit seinen Buchstaben, Formeln, Kinderspeise meint, gibt er jedoch nicht an. Uebrigens soll auch ein „Heiliger" den Teufel nicht an die Wand malen, denn es haben diese Phrasen einen verteufelten Anklang an die Ausdrücke der „Süddeutschen Montagszeitung", welche im „Simplicissimus"-Prozeß den Eid als eine „unsinnige Formel" und die christlichen Hauptlehren als „albernste Kindermärchen" bezeichnete, gegen welche die inzwischen erloschene „Wahrheit" der Münchener Freidenker durch ihre Flugblätter bereits die Schulkinder „revolutionieren" wollte.

Bei seinem „Geiste der Lüge", der „seit Jahrhunderten in der Kirche eine Tradition des Betruges betreibe", wußte der „Heilige" jedoch nichts von der Oeffnung des vatikanischen Archives durch Leo XIII. und seiner Förderung der historischen Studien, nichts von seiner Enzyklika über die Arbeiterfrage, nichts von der Förderung der bibelkritischen Forschungen durch Pius X. (man sehe auch dessen neuesten Brief vom 11. Januar an Bischof Cames von La Rochelle, „Postztg." 37), nichts von der Kodifikation des kanonischen Rechtes durch ebendenselben Papst. Der Geist der Herrschsucht strebe dahin, „die religiöse Autorität auf das außerreligiöse Gebiet zu übertragen". Das ist die liberale Phrase von der Verquickung der Religion und Politik! Dagegen verlangt der „Heilige" die „unterdrückte alte, heilige, katholische Freiheit", die „Teilnahme des Volkes an den Bischofswahlen". „Nicht für Italien spreche ich, sondern für die ganze Welt", sagt er hierbei. Ob es unter den heutigen Umständen da zur Wahl von Bischöfen wie der hl. Ambrosius käme, zeigen die Erfolge des liberal-sozialdemokratischen Blockes bei den Münchener Kirchenverwaltungswahlen in Haidhausen und Sendling. Vestigia terrent! Abschreckende Beispiele!

Wenn auch der Geist der Habsucht bei Menschen überall sich geltend macht, so scheint er doch eine besonders italienische Tugend zu sein, wie die alten italienischen Kunstausdrücke für den Geldverkehr beweisen. Aber unter der armen italienischen Geistlichkeit sitzen nicht die Großräuber des Kirchengutes und die Großplünderer der Staats- und Gemeindekassen, die man laufen läßt. Und wie die „Civiltà cattolica" der Jesuiten für die Erdbebenbeschädigten mehr zusammengebracht hat als die liberalen Blätter zusammengenommen, so war es der Einfluß und die Freigebigkeit der Geistlichkeit, die Italien zu dem Wallfahrtslande der Kunstfreunde und Künstler gemacht hat. Und überhaupt macht auch heute kein Stand von seinen Mitteln einen besseren Gebrauch als die Geistlichkeit. Wie stünde es mit so vielen guten Werken, mit der Kunst und dem Kunstgewerbe, mit dem Buchhandel besonders, wenn die Geistlichkeit nach dem „Ideale" Fogazzaros und Harnacks terminieren, oder Kosttagsgänger machen oder als „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" dem ehrsamen Handwerk Konkurrenz bieten müßte, statt „vom Altare zu leben", dem sie dienen!

Am schlimmsten kommen aber bei dem „Heiligen" die vom Teufel des Beharrens Besessenen davon. Sie sind Götzendiener des Vergangenen bis zum Kurialstil, den Pfauenwedeln und den altmodischen Kardinalskarossen, die den „Heiligen" besonders zu ärgern scheinen, weshalb er alle die „Klerikalen, die heute gegen den Fortschrittskatholizismus sind," für dazu fähig hält, daß auch sie um solcher Dinge wegen wie der Kurialstil, die Pfauenwedel und die „dummen" Kardinalskarossen „Christus gekreuzigt hätten". Große Liebe!

Zum Glück für den Papst, den der Dichter dasitzen läßt wie einen „Greis, der sich nicht zu helfen weiß", brennt, während in dem Saale „solche vom heiligen Geist entzündete Flammen des Wortes ausgebrochen waren", das Petroleum in dem armseligen Lämpchen aus. Der Papst begleitet im Dunkel der törichten Jungfrauen den „Heiligen" hinaus, bringt nach längerem Besinnen einige schwächliche Entschuldigungen vor und verabschiedet den „Heiligen" herzlich unter Bitte um sein Gebet und mit dem päpstlichen Segen.

Die weiteren Schicksale des „Heiligen", wie er den Ränken der „Intransigenten", welche zu seiner Vernichtung sogar die italienische Regierung sich unglaublicherweise dienstbar zu machen wissen, anheimfällt und seinem von Subiaco bereits mitgebrachten Zehrfieber unterliegt, wurde in diesen Blättern bereits geschildert. Auch der Verfasser jener günstigen Darstellung meint, Fogazzaro „hätte besser getan, die Gegner des Santo, also die Gegner seiner eigenen Ideen, weniger feindselig und beschränkt auftreten zu lassen" (45). Allerdings! Die Gegner dumm und schlecht zu machen, ist auf dem geduldigen Papier kein Heldenstück. Wie ganz anders, wie gerecht und vornehm behandelt im Gegenteile z. B. Paul Bourget in seinem Roman „Un divorce" die beiderseitigen Gegner, durch deren redlichen Kampf die Wahrheit ehrlich und damit auch erst gründlich siegt.

Reformen waren immer, sind auch heute nötig und werden nötig bleiben bis ans Ende der Welt.

Das sind jene ordentlichen Reformen, die bei der menschlichen Schwäche beständig geübt werden sollen. Davon zu unterscheiden sind die **außerordentlichen** Reformen, die geboten sind, wenn bedeutendere Mißstände einen gewissen Umfang angenommen haben. Daß in jedem Teile der Kirche gewisse besondere und in der Gesamtkirche gewisse allgemeine Uebelstände auch heute eine Abhilfe brauchen, leugnet auch der ärgste „Intransigente" nicht. Ist es ja eine alte Erfahrung, daß schon durch die veränderten Zeitumstände „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage", wie die neueste vom Papst vorgenommene Reform des Eheschließungsgesetzes (Caput „Tametsi") beweist. Es kam auch vor, daß Reformen versäumt wurden. Und da sind anständige Mahnungen auch von Laien nicht unangebracht. Aber daß es so schlecht nicht bloß in Italien, sondern in der ganzen Kirche aussieht, wie der „Heilige" tut, das ist eine ungeheuerliche Uebertreibung. Daß die Kirche heute völlig auf Abwege geraten sei, daß ihre von Gott aufgestellten Organe ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen seien, daß die Geistlichen vom Papste bis zum Kaplan in der Seelsorge ihre Aufgabe nicht verstehen und sie versäumen, und daß Leute wie Selva, Maironi und Fogazzaro sie lehren müssen, wie man studiert, predigt und Pastoral betreibt, das ist doch zu stark und ist, **um gleiches mit gleichem abzuwehren**, eine vom Geiste der Lüge und falschen Neuerungssucht eingegebene, geradezu leichtfertige Behauptung. Wollte ein Pfarrer predigen wie der „Heilige", würde er vom bischöflichen Ordinariat bald auf „bewährte Muster" hingewiesen; und würden die Römer tun, was ihnen nur ihre einfachen Pfarrer sagen, so würde die Stadt schon heilig genug, und es bedürfte dazu keines „heiligen Maironi", wie Fogazzaro die Benediktiner von Sant Anselmo sagen läßt. Und so überall in der Christenheit!

„Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." Der Dichter kann sich nicht gekränkt fühlen, wenn man von seiner schöpferischen Wirksamkeit ähnliches fordert. Wenn der Dichter einen großen Zweck als Aufgabe seines Helden hinstellt, so muß er diesen Helden auch mit den erforderlichen Gaben, Charaktereigenschaften, Kräften und Mitteln ausstatten, vor allem jedoch muß die Aufgabe selbst richtig gestellt sein. **Beides aber ist nicht der Fall.** Schon die Aufgabe ist von Grund aus verfehlt, indem eine solche Reformbedürftigkeit der Kirche aller realtà und verità, womit der „Heilige" selbst soviel um sich wirft, überhaupt widerstreitet. Und dann fehlt dem „Heiligen" alle Berufung, Sendung und persönliche Befähigung für ein solches Reformwerk.

Von Anfang schon weichlich, sentimental, nervös, phantastisch und schwankend vom Dichter angelegt, ist sein ganzes Auftreten ein fortgesetztes frommes Fieber, das, entzündet durch die Wahnidee einer überirdischen Erscheinung, sich fort und fort steigert und ihn vor der Zeit schon verzehrt. Der Dichter umgibt seinen Helden mit dem Nimbus einer außergewöhnlichen Vollkommenheit. Nur an der Stelle der kirchlichen Gläubigkeit und **des kirchlichen Gehorsams** zeigt das Spektrum seines Heiligenscheines bedenkliche schwarze Linien. Und doch ist „Gehorsam die erste Pflicht des Ritters, der für Christum ficht". Mit Recht sagt Pater Baumgartner: „Maironi trägt fast alle die krankhaften Züge eines äußerst impressionabeln Mediums an sich. Seine Seelenkämpfe in Subiaco enden mit den unglücklichsten Phantasieverirrungen, den schrecklichsten Konvulsionen und Fieberträumen", und, fügen wir bei, zum Glück mit einer Wasserkur durch einen erfrischenden Regen. „In wirklichem Fieberschauer verläßt er die Felsenhöhe von Subiaco, in wirklichem Fieberschauer zieht er von Jenne fort, in wirklichem Fieberschauer hält er seine Strafrede an den Minister des Innern und findet kaum den Weg die Treppe hinunter. „All diese Szenen sind wahre Forcetouren psychischer Malerei, die zwei ersten wohl auch Meisterstücke stilistischer Gewandtheit", aber — als Reformator der Kirche ist der „Heilige" schlecht erfunden, eine poetisch unwahre Gestaltung.

In der römischen „Arkadia" sagte am 3. Dezember v. J. ein Redner: „Wenn die Senatoren des Königreichs Italien die Politik **ebenso oberflächlich betrieben als die Theologie**, so dürfe man sich freilich nicht wundern über die Zustände in Süditalien" (Hist.-pol. Bl. 133, S. 921). Also nicht bloß Ne sutor sondern auch Ne Senator ultra crepidam. „Veröffentlicht niemals Schriften über schwierige religiöse Fragen zum Verkauf unter Eurem Namen", lauten die letzten Worte des „Heiligen" (466).

Eine orthopädische Zentralanstalt.

Von

Dr. Ottmar Ammann, München.

Von allen Seiten wird es wohl mit Freuden begrüßt, daß der Landtag sich selten einstimmig für die Errichtung respektive Modernisierung einer Zentralanstalt für Erziehung und Heilung krüppelhafter Kinder ausgesprochen hat. Ist es doch notwendig geworden, der Orthopädie den ihr geziemenden selbständigen Platz einzuräumen und die praktischen Aerzte und Studierenden über ihren Wert zu unterrichten.

Daß, um die Bedürfnisfrage zu beweisen, etwas starke Farben aufgetragen worden sind, darf nicht wundernehmen, schadet auch nicht weiter, wurde ja doch einem guten Zwecke gedient! Doch sind von verschiedenen Seiten Behauptungen aufgestellt worden, die mit den Tatsachen nicht ganz übereinstimmen und die dem Laien leicht ein falsches Bild der Verhältnisse geben könnten, weshalb ich mir erlauben möchte, zur Klar-, vielleicht auch Richtigstellung einiges anzuführen.

In erster Linie ist wohl die Annahme, daß es in Bayern 42,000 Krüppel gäbe, nicht ganz gerechtfertigt, denn wenn auch in der Rheinprovinz und in Schlesien 7 % Krüppel gefunden worden sind, so geht daraus noch nicht hervor, daß in ganz Bayern ebenfalls 7 % Krüppel sind; auch ist nicht klargestellt, was alles unter Krüppel gerechnet worden ist. Uebrigens wären 7 % von 6'000,000 = 420,000. Leute kurzweg unter die Krüppel zu rechnen, welche einen Mangel haben, welchen man nach außen nicht sieht, also z. B. geringe Plattfüße, X- oder O-Beine, geringgradige Wirbelsäuleverkrümmungen 2c., geht sicherlich nicht an, denn sonst kann man ruhig jeden chronisch Kranken zu den Krüppeln zählen. Die Rechnung stimmt also nicht, deshalb wäre eine richtige Statistik von großem Wert. Auch ist es nicht angängig, im Landtag darüber zu urteilen, ob eine Behandlung mit Apparaten oder mit chirurgischen Eingriffen besser sei. Jedenfalls beschränken sich die chirurgisch-operativen Eingriffe in der Orthopädie mehr und mehr, mit Ausnahme der plastischen Operationen, es sei denn, daß man auch unblutige Repositionen und Mobilisieren von steifen Gelenken „chirurgische Eingriffe" nennen will. Solche Streitfragen werden die Fachgelehrten erst nach Jahren erledigen können.

Daß eine große Anzahl Krüppel ohne Behandlung bleibt, liegt viel weniger an dem Mangel der zur Behandlung befähigten Aerzte und Anstalten als an der Indolenz des Publikums gegen solche Leiden, und zum Teil auch an den praktischen Aerzten, welche heute noch sehr häufig die Behauptung aufstellen: „Das verwächst sich". Orthopädisch kranke Kinder sind eben meist nicht arbeits- resp. bewegungsunfähig, deshalb sind die Elternauch in der Regel nicht geneigt, größere Aufwendungen von Geld und Zeit für das kaum beachtete Uebel zu machen.

Die Frage der Behandlung in größerem Maßstab ist hauptsächlich eine Geldfrage. Es ist keine Kunst, Patienten umsonst zu behandeln, wenn man von einem Vereine das Geld dazu bekommt, weil, selbst wenn der Arzt seine Mühe nicht rechnen würde, er nur dann orthopädische Patienten unentgeltlich bei sich aufnehmen und behandeln kann, wenn er entweder selber die nötigen Mittel hat oder sie von anderswoher bekommt, um die Kranken monatelang zu verpflegen und ihnen die nötigen Apparate fertigen zu lassen. Also, dem nicht sehr begüterten Arzte ist es unmöglich, unentgeltlich orthopädisch Kranke zu behandeln.

Nach den verschiedenen Ausführungen wird die neue Anstalt nur imstande sein, eine kleine Anzahl von behandlungsbedürftigen, mittellosen Kindern aufzunehmen. Es wird also durch diese Universitätsanstalt dem Bedürfnis nur in sehr unvollkommener Weise abgeholfen. Es müßten zu einer ausgiebigen Hilfe auch die bereits bestehenden Privatanstalten herangezogen werden, indem ihnen durch Bereitstellung von Mitteln die unentgeltliche Behandlung von Armen ermöglicht würde. Abgesehen davon wäre es auch nicht wünschenswert, ein so großes Gebiet der ärztlichen Wissenschaft, wie die Orthopädie es doch ist, zu monopolisieren; auch auf diesem Gebiete gibt es verschiedene Strömungen und Anschauungen, die nur in freudigem Wettbewerb sich bewähren können.

Viel wäre auch geleistet, wenn man die vorhandenen Krankenkassen dazu bringen könnte, daß sie orthopädische Leiden behandeln lassen, nicht daß, wie es jetzt geschieht, behauptet wird, derartige Leiden seien keine versicherungspflichtigen Krankheiten und gingen deshalb die Krankenkassen nichts an; resultiert doch

auch aus diesen Leiden sehr oft Arbeitsunfähigkeit und sind gerade die Stände, die der Pflichtversicherung angehören, am wenigsten imstande, in diesem Falle für sich selbst zu sorgen. Hier einzugreifen wäre ein dankbares Feld für die Gesetzgeber bei der Reform der Krankenkassengesetze.

Wenn nun einer der Herren glaubt, besonders die Unentgeltlichkeit der Heilweise betonen zu müssen, so arbeitet er eben, wie das ja schon durch die Krankenkassegesetzgebung geschehen ist, auf die Proletarisierung des ärztlichen Standes hin. Es müßte dann naturnotwendig der ganze ärztliche Stand verstaatlicht werden, sonst können die nicht staatlichen Aerzte nach 20jährigem Studium ruhig verhungern; genügt denn das Elend noch nicht, das sich hinter der Statistik verbirgt, welche sagt, daß z. B. in Berlin 60 % aller praktizierenden Aerzte unter 3000 M im Jahre verdienen. Wenn derselbe Herr glaubt, der Staat hätte die Pflicht, die privaten Orthopäden zurückzudrängen, um dadurch das Publikum vor Ausbeutung zu schützen, so beweist er damit nur, daß er die Verhältnisse nicht kennt. Man hört wenig oder gar nichts von reich gewordenen Besitzern orthopädischer Anstalten, die sich doch in größerer Anzahl finden müßten, wenn das Publikum von ihnen so großartig ausgebeutet worden wäre. Ich spreche natürlich nicht von Leuten, die sich als Orthopäden ausgeben, wie der Herr sagt, sondern von solchen, die es sind; und um die Auswüchse hier zu beseitigen, brauchte man ebenso wie in der übrigen Medizin einen Schutz vor den Pfuschern, die gerade in diesem Fache in der Form von „Knochenheilern", „Gelenkeinrichtern", aber leider auch als Bandagisten und Fabrikanten orthopädischer Apparate eine große Rolle spielen, da eine ganze Anzahl dieser Herren meinen, ohne ärztliche Hilfe und ohne medizinische Kenntnisse imstande zu sein, selbständig orthopädische Leiden zu behandeln.

Wie wenig gerechtfertigt im allgemeinen der Vorwurf der Ausbeutung ist in orthopädischen Anstalten, zu denen auch medikomechanische gehören, geht aus den Honorarsätzen hervor, welche Krankenkassen und Berufsgenossenschaften allgemein zu zahlen pflegen. Für Wohnung und Verpflegung (Kaffee, zweites Frühstück, Mittagessen, Nachmittagskaffee und Abendessen mit über einem Liter Bier im Tage) für erwachsene Menschen 2 M, für Behandlung 1.50 M pro Tag. Solche und ähnliche Tarife dürften kaum etwas mit Ausbeutung zu tun haben.

Eine andere Frage sind Fürsorge und Lehranstalten für Verkrüppelte; wenn aber davon einmal die Rede ist, so muß man nicht nur an orthopädisch Kranke denken, sondern auch an die Unfallpatienten, besonders an solche, die nur mehr eine verhältnismäßig geringe Erwerbsfähigkeit übrig haben, und diese nicht mehr verwerten können. Wenn von Krüppelfürsorge die Rede ist, so müßten auch diese inbegriffen werden, so müßte auch diesen armen Arbeitern Gelegenheit geschafft werden, einerseits ihre übrig gebliebene Arbeitsfähigkeit zu verwerten, anderseits neue Erwerbszweige zu lernen, um zu ihrem und ihrer Familien Unterhalt nach Möglichkeit beitragen zu können. Diese Frage ist mindestens ebenso wichtig wie die Frage der Fürsorge für orthopädisch Kranke. Aehnliche Anstalten bestehen bereits in Dänemark und stiften dort sehr viel Gutes; auch in Deutschland wurde damit bereits ein schüchterner Versuch gemacht. Sie wären aber zum Ausbau des Unfall- und Invalidengesetzes dringend nötig, nur geht es kaum an, solche Anstalten privat zu machen, da sehr viele Lehrkräfte und längere Verpflegung des Lehrlings erforderlich sind.

Um aber orthopädische Behandlung Armen und Minderbemittelten zu ermöglichen, wäre von größter Bedeutung, einen Unterstützungsfonds aus staatlichen wie privaten Mitteln zu schaffen, der auch Privatanstalten zugänglich wäre; denn nur ein solcher Fonds versetzt den nicht übermäßig reichen Arzt in die Lage, unentgeltlich behandeln zu können. Dann ist diese unentgeltliche Behandlung auch nicht mehr der Reklameschild für Uebungsmaterial. Nur so kann das hohe Ziel erreicht werden, das im Landtag mit so großem Eifer erstrebt wurde; nur so kann für die große Anzahl dieser unglücklichen Menschen genügend gesorgt werden.

Am offenen Grabe.

Mit duftigen Kränzen und Blüten
Ward schier überschüttet dein Grab;
Es regnete Veilchen und Flieder,
Da still sie dich senkten hinab.

Sie haben mit tönenden Worten
Dein künstlerisch' Schaffen geehrt;
Man nannte der besten dich einen,
Hielt jeglicher Ehrung dich wert.

Mich freuten die Blumen, die Worte;
Doch hab' ich im stillen gedacht:
Ob all diese prunkenden Ehren
Dich glücklich im Jenseits gemacht?

Ich trat aus der drängenden Menge,
Zum Beten erhob ich die Hand:
Erbarm' Dich, o Herr, seiner Seele;
Führ' heim sie ins himmlische Land!

Still ward's. — Es schieden vom Grabe,
Die ihn so erhebend geehrt.
Bald stand ich im Friedhof alleine:
Ob Gott wohl mein Beten erhört'?

L. J. Piesendorfer.

Aus dem Nachlasse Johannes Zieglers.*)

Von
Martin Greif.

In einigen Wochen jährt sich der Tag, an dem der Verfasser dieses jüngst erschienenen Buches, betrauert von allen, die ihn näher kannten, und auch von denen, die ihn durch seine Schilderungen einziger Art liebgewonnen hatten, in Wien im Alter von 70 Jahren das Zeitliche gesegnet hat. Warme Nachrufe, namentlich in Wiener Blättern, machten die Oeffentlichkeit auf dieses wirkliche literarische Ereignis aufmerksam und so wurde dem Dahingeschiedenen scheinbar in vollem Maße auch nach dem Tode sein Recht zuteil. Die tiefer blickten und diesen alle Gebildeten im Grunde angehenden Verlust zu würdigen wußten, sie urteilten freilich anders über diese wohlgemeinte, aber nur allzu flüchtige Anerkennung.

Nimmt man heute die nächste Zeitschrift oder auch ein die Literatur streifendes Tagblatt zur Hand, so stößt man zum mindesten auf eine Proklamierung eines neuen poetischen Genies, von dem man bislang noch nichts gewußt hat, und wenn ausnahmsweise eine solche Entdeckung von säkularer Bedeutung fehlt, so bekommen wir dafür schon eingeführte Talente in einer den Ausspruch Ben Akibas widerlegenden Beurteilung in das schwache Gedächtnis zurückgerufen. Bei solchen zur Gepflogenheit gewordenen Uebertreibungen in der assekurierten Kritik, deren Motive erkennen, zugleich das ganze Handwerk verachten oder ihm doch mißtrauen lehrt, kann eine bescheiden auftretende und gewissenhaft, Lob und Tadel abwägende, besonnene Schätzung, auch wenn sie die Pietät gegen einen eben Verstorbenen durch Maßhalten in ihrem Preise nur in zweiter Reihe berücksichtigt, keinen sonderlichen Eindruck mehr auch auf den unbefangenen Leser hervorrufen, da er den Maßstab durch die ihm gegenüber zu oft mißbrauchte „Preßfreiheit" längst verloren hat und sonach an dem Guten leichter als an dem Wertlosen vorübergeht. Da der Verstorbene nun ein geborener Humorist war und ihn dazu nicht mehr dies Treiben der Welt anficht, möchten wir auf sozusagen empirischem Wege seine Bedeutung feststellen, an deren Begründung schwer zu rütteln sein wird. Und so erzählen wir denn eine kleine aber vielsagende Geschichte aus seinem Leben.

*) Tagereisen und Streiflichter von Johannes Ziegler mit Einleitung von Ed. Pötzl. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Verein der Bücherfreunde.

Es war in den siebziger Jahren, als mir Johannes Ziegler, dessen intimes Vertrauen ich genoß, in später Abendstunde insgeheim die Mitteilung machte, daß am anderen Tag in dem Blatte, dem er damals als regelmäßiger Mitarbeiter angehörte und von dem er großenteils lebte, als Sonntagsfeuilleton ein Besuch in der Liesinger-Bierbrauerei und zugleich eine Beschreibung des ganzen großartigen Betriebes einschließlich einer eleganten Geschäftsniederlage in Wien erscheinen werde. Daß dies für ihn eine besondere Freude war, las ich ihm am Gesichte ab und daß er zugleich von einer Sorge dabei erlöst sei, ging mir aus seiner Bemerkung hervor, daß er die Korrektur des Artikels soeben in der Redaktion gelesen habe. Ich freute mich für ihn selbst dieses seinen Verhältnissen jedenfalls sehr zustatten kommenden Mandates und da ich gewöhnlich im gleichen Kaffeehause mit ihm zu frühstücken pflegte, begab ich mich des Morgens in größter Eile dahin, um das fragliche Feuilleton an seiner Seite zu lesen und eine glückliche Stunde mit ihm zu teilen. Aber wie erschrak ich, als ich ihn erblickte! Kreideblaß und mit starren Augen saß er da und mit zitternder Hand reichte er mir stumm das Blatt entgegen: „Ein Besuch in Schwechat", so lautete der Titel des Feuilletons, das den sonst fast unveränderten Wortlaut des Originals enthielt und nur den Namen Liesing in Schwechat überall verwandelt zeigte.

Nachdem Johannes Ziegler fast gegen Mitternacht schon das Redaktionsbureau in der Gärtnergasse still verlassen hatte, wo er die Korrektur gelesen, war der Allmögende heimlicherweise noch in die Setzerei geschlichen und hatte dort die Fälschung verübt. Die Kündigung Zieglers an seinen Brotgeber war die nächste Folge, die eine monatelange Beschäftigungslosigkeit nach sich zog. Da die Größe des Verbrechens in den Augen der bösen Welt dieses adelt, konnte der Staatsstreich dem, der ihn ausgeübt hatte, moralisch nur wenig schaden, um so mehr war dadurch der Ausgebeutete betroffen, der sich mit der stillschweigenden Anerkennung begnügen mußte, daß er ein schriftstellerisches Genie sei.

Was Johannes Zieglers Erzählungskunst so anziehend macht und so herzerfrischend, ist die ungesuchte Natürlichkeit, die ihm eigen ist: Nirgend begegnet man bei ihm dem heute so allgemeinen Streben, geistreich zu scheinen und jeden Gedanken schimmern zu lassen. Er bleibt schlicht und einfach, obgleich er uns stets etwas Wertvolles zu sagen hat, und er meistert die Sprache, ohne uns es merken zu lassen. Nie trägt er auch sein Gemüt zur Schau, ja eher verbirgt er dasselbe, als daß er es allzu sichtbar werden läßt. So gibt er sich auch gern die Miene, daß ihn die Herrlichkeit der Natur oder menschliche Tugend nicht sonderlich rühre, obgleich er der treueste Schilderer jener und der wärmste Bewunderer dieser ist. Nur das Meer, als seine alte Liebe, dem er einst als Seemann zugeschworen, preist er, manchmal sogar in glühenden Worten. Auch liebt er die Städte und deren Inneres ebenso wie das offene Land, und es gibt für ihn keinen verborgenen Winkel in dem entlegensten Gäßlein, den er nicht ebenso gern beschreibt als die hohen Paläste und funkelnden Kreuzgewölbe der Großstadt. Seinem scharf beobachtenden Blicke vermag nichts zu entgehen, vielmehr schildert er das Kleine und Unansehnliche mit Vorliebe. Seine Menschenfreundlichkeit, die ihm manche Schwächen seiner Mitbrüder sogar liebenswert macht, ohne daß er schwächliches Mitleid mit der Gemeinheit und dem Laster je einmal bezeugt, macht ihn zum echten Volksschriftsteller, wie wir nicht allzu viele haben.

Von Johannes Ziegler sind bisher nur vier Schriften erschienen, davon das gegenwärtige, ebenso wie dessen herrliche Seegeschichten und Schilderungen „Vom grünen Wasser" und die stoffverwandten, nicht minder prächtigen „Augenblicksbilder" im selben Verlag herausgekommen. Diesen voran lief eine Sammlung „Wiener Spaziergänge aus dem Skizzenbuche einer Teerjacke" (Wien, Verlag von Robert Mohr). Damit ist aber das schriftstellerische Lebenswerk Zieglers nicht erschöpft. Die „Annalen für das österreichische Seewesen" dürften noch Material für Bände rein nautischen Inhalts bergen und reicher noch dürfte der ungedruckte Vorrat an belletristischen Skizzen sein, die, wie alle von ihm bekannt gewordenen Federskizzen, im Feuilleton großer Tageszeitungen einmal gestanden haben. Werden sie je wohl ebenfalls nachträglich gesammelt an das Licht treten? Vielleicht entschließt sich eine unternehmende Firma dazu und schenkt dem deutschen Volke einen weiteren Klassiker, der als Natur- und Menschenmaler in seiner knappen und schlichten, von echtem Humor getränkten Darstellungsweise, halb Wiener, halb Hamburger, also süddeutsches Wesen mit norddeutschem harmonisch verbindend, einzig in seiner Art dasteht. Der Mann, den ein Held wie Tegethoff entdeckt und bevorzugt hat, bedarf nicht der Posaunenstöße der Reklame, um den Besten seiner Nation näher gebracht zu werden.

Der Nußstrauch.

Noch schläft die Flur. Die Wintersaat im Traum
Den zarten Finger auf zum Himmel reckt.
Kaum daß das Aug' der Rolke tief im Grund
Der Frühlingsföhn zu neuem Schau'n geweckt.
Die Anemone setzt den weißen Fuß
Aus dem Gewirr von Brombeerrank' und Dorn
Fast scheu und bang. Sie weiß ein heimlich' Lied
Von früher Lieb', die starb in Winters Zorn.
Weit schreitend geht der Sämann übers Feld —
Die braune Scholle öffnet ihren Schoß.
Und nur der Haselbusch am sonn'gen Hang
Sprang weit voran jedwedem anderen Los.
Ein kecker Bursche schwingt er seinen Hut.
Steht auch sein Fuß noch halb in Eis und Schnee,
Er jodelt in die junge, off'ne Welt
Voll Uebermut von seiner Siegerhöh'.
Hellgrün und leuchtend flattert sein Panier;
Er schmettert sein' Botschaft weit ins Land!
„Derweil ihr schlaft in träger Winterruh',
Hab' ich den Lenz, den sel'gen Lenz bekannt!"

M. Herbert.

Bücherschau.

Lehrbuch der Kirchengeschichte von Alois Knöpfler, Doktor der Theologie und Philosophie. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg 1906. Herdersche Verlagshandlung. 810 S. 8°; brosch. M 10.—. — Die vielfache Verwendung des konzisen Buches zu Studienzwecken hat schon nach kurzer Zeit (seit 1901) eine neue Auflage nötig gemacht. Das letztemal versprach der Verfasser, einen Abriß der christlichen Kunstgeschichte in nächster Auflage beizufügen. Der ist nun leider noch nicht beigegeben, aber das Versprechen ist aufrecht erhalten. Der Inhalt ist eine grundrißartige Darstellung der christlichen Kirchengeschichte auf der Basis der katholischen Kirchen- und Weltanschauung. Auf dem verhältnismäßig geringen Raum konnte natürlich eine novellistisch-detaillierte Kirchengeschichte nicht geboten werden. Denn es gilt, eine umfassende Weltgeschichte harmonisch darzustellen. Der Hauptdruck ist auf die Existenz der wahren christlichen Kirche gelegt, und von der Papstgeschichte weiß man, daß sie ein besonderes Interesse bei Katholiken und Nichtkatholiken findet. Und da namentlich Exkatholiken in den systematischen Lehrbüchern, die, wie das vorliegende, oberhirtlich approbiert sind, zu stöbern pflegen, so bedarf dieser Teil des Ganzen immer einer hervorragenden Wachsamkeit. So sind hier die Verdienste der Päpste in durchaus objektiver Weise dargestellt, und das Leben der Kirche in der Gegenwart ist bündig, aber umfassend geschildert. Besonders muß hervorgehoben werden, daß auch die protestantische Kirche in einigen Kapiteln besonders behandelt wird — ebenfalls sehr objektiv und ohne jegliche Ueberspannung. Ferner hebe ich hervor, daß auch die neuere historische Literatur beachtet ist. Doch könnte wenigstens bibliographisch da einiges ausführlicher sein (vgl. Dreißigjährigen Krieg).

C.

Jesus Christus. Von P. Didon. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Ceslaus M. Schneider. 2 Bde. Mit zahlreichen Illustr. Mit oberhirtl. Druckgenehmigung. Regensburg 1905. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. — Als ein umfangreiches, populäres Werk darf die vorliegende vierte Auflage mit dem besonderen Hinweis hier angezeigt werden, daß es weit über den neuesten Versuchen steht, ein volkstümliches Lebensbild Jesu zu schaffen. Das Unterscheidende wird vor allem in dem Vorhandensein einer achtbaren Kritik zu suchen sein, wie sie der Gelehrte und der Mann aus dem Volke suchen oder vortragen. In einem umfassenden Anhange sind kritische Punkte besonders erörtert, so: daß die drei Marien, von denen im Neuen Testamente die Rede ist (also die Gottesmutter ausgenommen) identisch sind, die zwei Geschlechtsregister Jesu. Gegen die Auffassung Didons, der eine historische Uebereinstimmung nachzuweisen sucht, wendet sich der Uebersetzer mit einer weiteren Ausführung, in der er die entgegenstehende Ansicht vertritt: daß es nie gelingen werde, die beiden Geschlechtsregister anders in Uebereinstimmung zu bringen, als wie es vom Bischof Afrikanus von Nikopolis in Palästina (um 220) an bis heute mit wenigen Ausnahmen geschehen ist. Der Text der Evan-

geliften ist in chronologischen Kapiteln erzählt und erklärt, weniger wie bei deutschen Büchern dieser Art üblich, sondern mehr nach der Richtung auf pragmatisches Verständnis. Geschichtliche und geographische Darlegungen sind darin häufig, aber das Ganze ist von einem höheren Gesichtspunkte aus dargestellt. Die Ausstattung des Werkes mit Karten und Abbildungen ist lobenswert. Mit Ausnahme des Bildes „Jesu Dornenkrönung" sind die Bilder auch des Gegenstandes würdig. M

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Nach der besten lateinischen Ausgabe übersetzt und mit einem kurzem Ueberblick des Lebens und Wirkens dieses Heiligen. 4. Aufl. Mit einem Titelbilde. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Regensburg 1906. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. — Das Buch, das neben der hl. Schrift und der Nachfolge Christi zu den verbreitetsten Büchern auf der Erde gehört, ein Buch, aus dem Gelehrte und Ungelehrte schöpfen und lernen, das ebenso den Verstand wie den Willen beansprucht, kann hier nur durch einen Hinweis auf die Solidität der technischen Herausgabe angezeigt werden, die die Lektüre und den Gebrauch des Buches angenehm macht. M.

Laß mich mit!

Skizze von Eugen Mack (Tübingen).

Der Zug hielt. Herr Fritzen und sein Söhnchen Willi, ein hübscher Blondkopf, verließen das Coupé der zweiten Klasse, berührten nur eine Straße der Landstadt, um den Weiterweg auf einem Fußpfad durch liebliches Wiesengrün im Schatten breitkroniger Erlen, einem Bächlein entlang, einzuschlagen. Herr Fritzen hatte gern das Klostergefährt, das ihn abholen sollte, nicht benützt. Er wollte die zwanzig Minuten nach der langdauernden Fahrt von der Residenz her zu Fuß gehen. Willi hüpfte freudig immer einige Schritte voraus, warf Kiesel ins Wasser, jagte Schmetterlingen nach und las keine Trauer, keinen Schmerz aus dem Auge des Vaters. Freilich, warum Vater doch so feierlich schwarz gekleidet war? — Sie gingen ja zu Alwine, die er so liebte. O wie sich der Kleine freute, die Schwester wieder zu sehen! Aber warum der Vater noch einen Flor am Arm trug? So einen hatte er lange gehabt nach Mütterchens Tod. Willi wurde ernst. Er dachte an das Mütterchen, an den großen Marmorblock mit dem Engel auf dem Friedhof, an den Spaziergang, den er immer am Samstag abend mit dem Vater machte, wie sie dann beim Gärtner Rosen holten und am Sonntag das Sträußchen auf Mütterchens Grab legten. Vor einigen Wochen, am Pfingstfest, durfte Willi einen Kranz auf den Friedhof tragen, gewunden aus Immergrün, und Efeu und Erika darin, Mütterchens Lieblingsblumen. Hatte der Gärtnerbursche, Nachbars Franz, gestern nicht auch einen Kranz ins Haus gebracht? Gleich darauf mußte das Dienstmädchen eine Schachtel auf die Post tragen. Willi hatte gefragt: „Wohin?" „Ins Kloster." — Wozu braucht Alwine einen Kranz?

„Vater, warum hast du heute wieder den schwarzen Flor um?"

„Wir gehen ins Kloster."

Wie Vater so einsilbig war!

Der Kleine ahnte nichts. Er war bald wieder vorn. Und unterdessen wurde dem Vater jeder Schritt schwerer. Droben lag das Kloster. Marmorweiß hob es sich von der schwarzen Waldwand ab. Die silberhelle Glocke läutete vielleicht Feierabend. Die Sonne ging scheiden. Ob das Glöcklein nicht auch in die Kirche rief, zum Rosenkranz für Alwine, Herrn Fritzens einzige Tochter?

Ach, der Kleine wußte nicht, was der Vater wußte. Gestern war ein Brief von der Frau Oberin des Franziskanerinnenkonvents gekommen, Alwine sei sehr krank, sofort danach ein Telegramm: Gestorben.

Herr Fritzen hat gepackt. „Wohin gehst du, Vater?" fragte Willi. „Ins Kloster." „O laß mich mit." „Ja, du darfst mit." Wie er jubelte, und wie sie um ihn weinten! Sollte man des Kleinen Freude trüben? Es war morgen noch frühe genug.

„Warum hast du heute wieder den schwarzen Flor um?" Das Vaterherz blutete ob des Todes seiner Tochter, ob seines Lieblings Freude, die er stören mußte.

Er durfte dem Kind nichts sagen. Er ging weiter. Die Mühle, zu der er kam, hörte eben auf zu klappern. Dann stand er neben den Klosterfeldern. Unten hatte er noch die Schnitter gesehen. Das Korn lag auf dem Boden. Die Arbeiter waren nicht mehr da. Im weiten Klostergarten kein Mensch, die Nachen im Weiher leer. Sonst waren um diese Zeit die Institutszöglinge mit einigen Klosterfrauen unten. Jetzt beteten sie wohl in der Kirche. — —

„Vater, wir sind vor dem Kloster. Siehst Du dort oben am Fenster? Ist das Alwine?"

„Nein, Kind."

„Weiß sie, daß wir kommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Soll ich läuten, daß sie gleich weiß, wir seien da?"

„Laß das, wir gehen zuerst in die Kirche."

Wie Vater sich gar nicht auf die Begegnung mit Alwine freute! —

In der Kirche knieten die Klosterfrauen und die Institutszöglinge. Herrliche Orchideen zierten den Hochaltar. Viele Kerzen brannten, gelbe, keine weißen.

De profundis clamavi ad te, Domine. . . Herr Fritzen und Willi knieten in der hintersten Bank. Der Kleine war unruhig, er schaute nach vorn, nach rechts und links. Die Andacht war zu Ende. Die Klosterfrauen verließen die Kirche.

„Ich habe Alwine nicht gesehen."

Herr Fritzen schluchzte. Er konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er weinte wie ein Kind.

Willi hatte seinen Vater noch nie weinen sehen. Er sah ihm ins tränenfeuchte Auge, und auch im seinigen perlten Tränen. Ob er nun alles ahnte? —

Goldene Sonnenstrahlen spielten um die totenbleichen Züge einer Klosterfrau. Vor einem Jahr ist sie eingekleidet worden, nun ist sie mit ihrem himmlischen Bräutigam vermählt —, Frau Gertrud. Auf ihrer Brust liegt ein Lorbeerkranz mit weißer Atlasschleife: Auf Wiedersehen!

Alwines Vater kniet vor dem offenen Sarge und beugt sich hinab und weint: Lebe wohl! Dann wirft Willi laut aufschreiend Vergißmeinnicht in den Sarg. Der Deckel wird darüber gehoben. Man trägt sie hinaus. „Laß mich mit," ruft ihr Vater und bricht zusammen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Vom Münchener Hoftheater ist diese Woche nur über ein Engagements-Gastspiel des Fräulein Thyra Larsen vom Kgl. Hoftheater in Kopenhagen zu berichten. Diese soll nach einer unverbürgten Mitteilung für das Rollenfach des Fräulein Morena in Betracht gezogen sein und trat auch in Repertoirepartien der letzteren als Aida, Elsa und Senta, auf, während eine andere Version besagt, es handle sich um den Ersatz von Fräulein Koboth, die von den drei Partien bisher nur die Elsa gesungen hat und deren ablaufender Vertrag aus unbekannten Gründen nicht mehr erneuert werden soll. Die junge Dänin — als solche wird sie durch ihre Aussprache verraten — ist eine sehr sympathische Erscheinung, besitzt ein zwar noch nicht vollendetes, doch von großer Begabung zeugendes Spiel, eine in der Höhe außerordentlich ansprechende Stimme von jugendlichem Schmelz, ist gut musikalisch und zeigt Geschmack und Verständnis für die Auffassung ihrer Rollen. Die Kehrseite dieser reizenden Medaille hat dagegen erwiesen, daß, abgesehen von der selten verständlichen weichen Aussprache, die sich bei uns ja bessern könnte, leider die Stimme in Mittellage und Tiefe für unser Haus nicht ausreicht, auch dann nicht, wenn wir die Ungleichheit jeder einzelnen Leistung, zu viel Vibrieren 2c., aufs Konto der Befangenheit und Ungewohntheit setzen. Als Senta tat sie, und mit Erfolg, alles, um für den großen Raum zu genügen, leider aber auf Kosten der reinen Intonation. Fräulein Morena würde durch sie nicht ersetzt werden. Für jedes kleinere Haus aber wäre Fräulein Larsen eine wertvolle Akquisition. Immerhin war's ein interessantes Gastspiel, keines von denen, welche zu der Forderung drängen, die Opernleitung möchte zu engagierende Künstler vorerst durch einen eigenen Vertrauensmann prüfen lassen, ehe man sie im Gastspiel dem endgültig die Wahl bestätigenden Urteil des Publikums unterwirft.

Verschiedenes. Intendant Freiherr v. Speidel war in Berlin, um dort mit zwei Dramaturgen wegen Uebernahme einer leitenden Stellung beim Schauspiel des Münchener Hoftheaters zu verhandeln. Dann wären wir also wieder einen weiteren Schritt hinaus über die leidige Hermann Bahr-Affäre. — In Berlin wollte man wissen, der Münchener Schriftsteller Otto Falckenberg, Leiter des „Neuen Vereins", der eben ein Versdrama, „Doktor Eisenbart", an die deutschen Bühnen verschickt hat, habe Aussicht, Oberregisseur des Schauspiels am Kgl. Hoftheater zu werden. Es wird jetzt alles Mögliche geschwatzt. Der Betreffende hat die Sache inzwischen richtiggestellt. — Mannheim hat seinen Dramaturgen, da die Theaterkommission Dr. Karl Hagemann in Essen zum Intendanten gewählt hat. Von 33 Bewerbern kamen noch Dr. Karl Heim vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und Waldemar Runge (Berlin) in die engere Wahl, dann soll auch der Umstand ins Gewicht gefallen

sein, daß Hagemann nur 12,000 M, der aussichtsreichste seiner Mitbewerber 18,000 M Jahresgehalt beanspruchte. Hagemann war erst Architekt, später Germanist, dann Feuilletonredakteur und Theaterkritiker der zum Teil ihm gehörenden „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“, und hat mehrere dramaturgische Arbeiten, darunter eine über „Regie“, veröffentlicht. Für das Schauspiel des Kgl. Hoftheaters in München erwarten wir beim kommenden Mann denn doch etwas praktische Erfahrung nebst der Eignung im übrigen. — Sigmund von Hausegger, der frühere Dirigent der Kaimkonzerte in München, hat bereits seinen Abschied genommen von den Konzerten der Frankfurter Museumsgesellschaft. Es haben ihn die auf das Alte eingeschworenen Konzertbesucher, wie schon seinen Vorgänger Kogel, weggeekelt, auch der alte Konservatoriumsdirektor Bernhard Scholz, bekannt als einer der größten Feinde des Neuen schon in Liszt und Wagners Lebenstagen, half mit, indem er in die „Frankfurter Ztg.“ schrieb, man sollte doch lieber seine Kompositionen, bei denen die Leute wenigstens nicht wegliefen, aufführen. Ob sie aber hinliefen, dafür garantiert der gute Mann nicht. In München bleiben die Leute auch bei den größten Dissonanzen Max Regers manierlich sitzen. Ziehe man doch eine Lehre aus den Erfahrungen Hauseggers! Auch unser Herr Generalmusikdirektor wird mit den Wiener Philharmonikern, die sich von Hans Richter bis auf Gustav Mahler meist mit ihren Dirigenten überworfen haben, noch seine Erfahrungen machen. Warum nicht lieber alle Kräfte denen weihen, deren Hoffnung und Liebe Felix Mottl ist, die — in allen Gesellschaftskreisen hört man's — eifersüchtig grollen, daß er nicht ganz der Hofoper sich widmet, wo seine Initiative — das Dirigieren allein tut's nicht — sich offenbaren sollte. — Frau Senger-Bettaque, die man in München gehen ließ, ist für das Hoftheater in Stuttgart engagiert. — Die Stadtgemeinde München wird in Zukunft die Pachtsumme für das Prinz-Regententheater der Kgl. Zivilliste abnehmen. Von dem Betrage von 61,000 M kommen jedoch bisher gewährte Vergünstigungen beim elektrischen Strombezug in Abrechnung. Der Beschluß, den die Stadtväter aus eigenem Antrieb faßten, ist aller Anerkennung wert. Die Intendanz bedarf aber größerer finanzieller Hilfen bei den heutzutage so gesteigerten Anforderungen, namentlich den exorbitanten Gagen, die gezahlt werden müssen, und diese Hilfe kann nur von der Stadt München erwartet werden. Seit 10 Jahren profitiert München wirtschaftlich von dem Ruhme unserer Wagner-Vorstellungen im Hoftheater, zum sechsten Male werden die heurigen Vorstellungen im Prinz-Regententheater eine Menge wohlhabender und reicher Fremder anziehen. Dem dürfte schon mehr Rechnung getragen werden. Die Bedingung, daß alljährlich der „Ring“, womöglich „Tristan“ aufgeführt und für minderbemittelte Kreise Volksvorstellungen klassischer Dramen veranstaltet werden sollen, ist ganz gerechtfertigt.

Verlängerung der Schutzfrist für Werke der Kunst und Literatur. Der Herr Reichskanzler hat ein willig Ohr den Leuten geliehen, die die Parole ausgeben: Eugen Richter ist tot, es lebe die lex Cosima. Nicht bloß 30 Jahre nach dem Tode des Meisters, also bis 1913, sondern 50—60 Jahre soll das Familienmonopol fortdauern. Den „Parsifal“ soll nur hören, wer 20 M und die Reise nach Bayreuth berappen kann oder ein amerikanischer Geldprotz ist. An die Millionen begeisterter Deutscher, an die durch ihre Bildung zu geistigen Genüssen berechtigten Minderbemittelten denkt man nicht, und da man doch kein besonderes Gesetz zugunsten des Hauses Wagner allein machen kann, so sollen auch andere Werke der Kunst und Literatur mitverteuert bleiben, ungeachtet der bitteren Klagen, die vor kurzem erst wieder erhoben wurden, weil der deutsche Buchhandel den öffentlichen Bibliotheken den Rabatt entzog und überhaupt zu teuer arbeitet. Hoffen wir, daß es keines Eugen Richter bedarf, damit die Mehrheit des Deutschen Reichstages solche Bestrebungen gebührend zurückweise. Alles was recht und billig ist, aber nicht mehr!

München. Dr. Ludwig Sahla.

Aus den Konzertsälen. Das 12. Kaimkonzert wurde durch den fein ausgearbeiteten Vortrag des concerto grosso für Streichinstrumente von Händel eröffnet, wodurch die Hörer in feierliche, vorbereitende Stimmung für Beethovens Neunte versetzt wurden. Aufrichtig gestanden, machte die Wiedergabe der Symphonie auf mich nicht den gewaltigen Eindruck früherer Aufführungen. Herr Schneevoigt, dessen hervorragende Dirigentenbefähigung sich in der abgelaufenen Saison außerordentlich bewährte, scheint in den Geist des großen deutschen Genius noch nicht ganz eingedrungen zu sein. Das Soloquartett war durch die Damen Kappel-Frankfurt, Walter Choinanus-Berlin und die Herren Jungblut und Loritz gut besetzt. — Das letzte Konzert der musikalischen Akademie brachte wieder eine Novität „La mort de Tintagiles“, symphonische Dichtung (nach dem Drama von M. Maeterlinck) von Ch. M. Loeffler, die mit den meisten Novitäten ein Gemeinsames hat: glänzende, raffinierte Orchesterbehandlung, Erweiterung der Form ins Unbegrenzte, seelischer Gehalt sehr unterschiedlich. Die Novität war durch zwei klassische Werke eingerahmt: Haydns C dur-Symphonie (l'ours) und Beethovens Fünfte. Es war wieder eine Pracht, zu erleben, wie Mottl dieses Werk herausmeißelte. — Aus der allmählich abnehmenden Konzertflut seien noch erwähnt der Sonatenabend der Herren Stavenhagen und Berber, welche durch den Vortrag dreier Brahms-Sonaten und der Beethovenschen Kreutzersonate ihre alte Meisterschaft bewährten. — Max Pauer, der erst kürzlich hier seinen Ruf als bedeutender Pianist begründete, bestätigte in einem auserlesenen Programm seine vollwertige Künstlerschaft. — An Liederabenden seien erwähnt: Bea v. Dessauer (Sopran), die im Verein mit Elly Ney (Klavier) sehr unterschiedliche Leistungen zu Gehör brachte, Otti Hey, die unter Regers Assistenz sehr beifällige Aufnahme fand, außerdem Anton Sistermans, der sich als Sänger von großer Technik und vornehmem Empfinden zeigte. Das Hösl-Quartett spielte unter Mitwirkung von E. Bach Mozarts Klavierquartett in G-moll, das B-dur-Quartett (K. V. Nr. 478), sowie das Divertimento in D-dur unter Mitwirkung der Herren Hoyer, Tuckermann, Horbelt. Als Schlußstein: Frau Schumann-Heink, die gottbegnadete Sängerin, welche durch ihre Vorträge das Publikum zu enthusiastischen Beifallsausbrüchen begeisterte.

München. F. Reitmeier.

Im Schauspielhause in Düsseldorf erschien zum ersten Male Stephen Phillips Tragödie „Paolo und Francesca,“ vom Hausdramaturgen Paul Ernst in gutes Deutsch übertragen. Giovanni Malatesta (böser Kopf) Herr von Rimini ehelichte hochbetagt die Klosterschülerin Francesca und vertraute die schöne junge Braut seinem jungen Bruder Paolo an, während er selbst, Unruhen zu dämpfen, sie verläßt. Paolo, der Versuchung Stunde fürchtend, sucht sich diesem Auftrag zu entziehen. In einer Apotheke hört Giovanni hinter einem Vorhang aus Paolos eigenem Munde, daß er als ehrenhafter Bruder und Freund sich zu vergiften beabsichtigt. Paolo aber besinnt sich anders, nimmt das Gift nicht ein und sucht Francesca auf. Sie beide werden in Francescas Schlafgemach von Giovannis Schwert getötet. Englands hervorragendster moderner Dramatiker hat ein Stück mit manch überflüssiger melodramatischer Szene geschrieben. Wenn nicht der erste und letzte Akt die dröhnende Gangart des Kothurns zeigten, möchte man das Uebrige ebenso gern als lyrisches Epos in Dialogform akzeptieren. Lyrische Stimmungsmalerei ist Phillips Stärke und Dichtergröße, nicht minder sein poetischer Sühnungssinn. Die Regieführung Direktor Lindemanns zeigte in Inszenierung und Ensemble Mustergültiges. Louise Dumont und Olga Lewinsky leisteten Bedeutendes als Lucrecia und Angela.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, Oesterr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. d. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Lattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 14. April 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Ostern.

Von

Lorenz Krapp.

Es gab Dichter und Denker, welche die Zeit vor Christus mit der Nacht verglichen, aus der die Menschheit zu ihrem Schöpfer emporweinte, und die Zeit nach Christus mit dem hellen, erlösenden Tag. Aber die Antike ist nicht diese tiefe, tote Nacht gewesen. Stehen nicht über den Tälern voll Nacht und Not, durch die die alte Menschheit schritt, wie auf ragenden Bergen Grübler und Propheten, um deren Stirnen das junge Morgenrot schon leise leuchtete, über deren Seele Witterungen der neuen Zeit mit leisem Flügelschlage rauschten? Ein Sokrates, ein Plato, ein Aristoteles, „der König der Denker" — sind sie von Christus wirklich so abgrundtief hinwegverbannt in ein müdes, lichtloses Dunkel?

Das Osterfest ist wie kein anderes der christlichen Feste ein Siegesfest über die Antike. Die rauschenden Feste der Hellenen waren längst tot, als die ersten Christen in Jerusalem, Antiochia und den Tiefen der Katakomben um die Zeit des Frühlingsäquinoktiums den Triumph des Erstandenen feierten. Die Feste der Schönheit und Kraft in Olympia, der durchs blühende Frühlingsland zum heiligen Oelbaum und zur heiligen Klepsydraquelle auf der Akropolis schreitende Zug der Panathenäen: sie waren vorbei. In den geheiligten Hainen des Olymp trauerten die Adler des Zeus um die untergegangene Herrlichkeit. Und da kam das Christentum, und an Stelle dieser alten Feste voll Schönheit und Blüten gab es der Welt ein neues Fest: auch ein Fest des Frühlings und des Jubels, der Auferstehung und Siegerherrlichkeit: es gab ihr Ostern.

Das Hauptfest des Christentums ist ein Fest des Jubels, der Sonne, des Frühlings. Wo zeigt sich klarer als hier die Beseligung, die der Welt durch die Erlösungstat Christi wurde? Oft hat man die Lehre Christi verrufen als eine Lehre von Not und Leid, voll Weltabgewandtheit und dumpfen Grübelns. Oft hat man hingewiesen auf die Antike und gesagt: Die Wahrheit macht frei und freudig; seht die Hellenen und ahnt, was es ist um wahres Menschentum!

Aber glauben wir wirklich, daß die Antike glücklich war? Sie war nicht unglücklich, gewiß, und ein Lenau hat nur seinen eigenen, tödlichen Schmerz in sie hineingetragen, wenn er seinen Savonarola in Seelennot und wildem Zürnen klagen läßt:

„Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Mit dem uns die Antike rührt."

Aber sie war auch nicht glücklich. Ihre Seele war seltsam gemischt aus Jubel und Schmerz. Und das, was Jubel und Schmerz in sich vereint, ist die Sehnsucht. Die Sehnsucht war es, was ihr Tiefstes war. Sehnsucht bricht aus den blinden, schwermütig weichen Gesichtern ihrer Statuen, Sehnsucht spricht aus der herrlichsten künstlerischen Tat, die sie der Welt gegeben, der Erfindung des Tempels mit seiner schmalen, bedrückten Cella, die von dem Säulengang umschlossen wird, der dem Licht und der Luft und dem Glanz des Landes und der Meere sich öffnet, als wollte er deren Schönheit sehnsüchtig an sich ziehen. Und schwermütige Sehnsucht stammelt auch aus den Werken ihrer Dichter: nie hat sie den homerischen „süßen Drang zum Weinen" überwunden.

Das Christentum aber ist dem gegenüber die Lehre der Erfüllung und des Glückes. Freilich nicht jenes gleißenden, rauschenden Glückes, das sich die Sucht nach endlosem Genusse ersehnt. Auch in sein größtes Jubelfest, das Osterfest, fallen ernst und still die mahnenden Schatten des Karsamstags herein. Oft, wenn wir in einen einsamen Dom, eine stille Waldkapelle treten, durch deren Fenster das blendende Frühlingslicht auf den weißen Boden fällt, sehen wir mitten in der Flut des Lichtes einen schweren, ernsten Schatten, den Schatten des Kreuzes vom Fenster. Aber dies überschäumende, genießende Glück ist es auch nicht, was die Menschenseele sucht. Schon die Alten klagten finster, daß es ihnen bang werde vor diesem Glücke; denn der Neid der Götter folge ihm. Nach was die Menschenseele hungert, es ist das stille, milde Glück des Friedens, der inneren Festigung. Und das fand sie in der Lehre Christi. Schauen wir nur unsere Dome an: Das sind nicht mehr die alten Tempel der Hellenen, die von einem Säulenkranz von außenher getragen wurden: ins Innere ist die Säule gerückt und von innen trägt sie das „Haus des Königs". Nicht die äußere Festigung der formalen Tugend der Hellenen, der καλοκαγαθία, die das Gute nur liebte, weil es schön war, ist mehr das sittliche Lebensprinzip, sondern gleich den Säulen unserer Dome kommt dem Christentum die Festigung von innen. Und wie die Decke der Dome, anders als die gedrückte, gerade der Alten, in mächtiger Wölbung nach oben drängt, als wollte sie den Raum in Jubel zersprengen, so wird es auch jetzt den Herzen groß und frei zumute in jenem Glück des Friedens, das in der Lehre Christi schlummert.

Die Kultur der Antike war im letzten Grunde eben nur eine formale. Formal war ihr Schönheitsideal, formal ihre Kunst der Politik, formal ihr Gottheitskult. Selbst ein Phidias hat im Zeus zu Olympia, dem gewaltigsten Werk der Antike, das verloren ging wie alles Große in ihr, nur ein Abbild dieser formalen Kultur und eines ungeläuterten Gottesbegriffes geben können. Dieser Zeus hatte die Macht zum welterschütternden Blitz, aber

über ihm, dem Götterkönig, stand noch eine gewaltigere Macht: die eherne Notwendigkeit, die Ananke.

Was ist dieser antike Gottesbegriff gegen jenen, den uns Christus gab? Eine Ahnung, ein Dämmern, ein Sehnsuchtsruf. Ein Torso ist die ganze Antike. Darum auch die Unmöglichkeit, ihr je wieder Leben zu geben. Darum das Scheitern der Renaissancebewegung des 15. Jahrhunderts, die nicht bloß die ideale Form der Antike, sondern auch deren Lebensgehalt übernehmen wollte. Die ideale Form war übernehmbar, aber der Lebensgehalt nicht; denn der war überwunden durch den unermeßlichen geistigen Gehalt der Lehre Christi.

Und darum auch das Unmögliche an dem Streben vieler modernen Geister, die eine Kultur heraufbeschwören wollen ohne Jesus Christus. Eine Kultur des schimmernden Genusses, der fröhlichen Wissenschaft, jenseits der Mauern von Gut und Böse. Das sind Wolken, die vorüberwandern; Meteore, die zischen und verlöschen. Wir können dem Heiland den Stuhl nicht mehr vor die Türe stellen. Dazu sind wir Menschen von heute alle zu sehr Christen: auch jene, die Christus leugnen. Anima naturaliter Christiana hat jener gewaltige Feuergeist gesprochen, der den letzten Zusammenbruch der Antike schauernden Herzens mit ansah. Und seitdem sind anderthalb Jahrtausende verflossen, und unsere Kultur und unser Blut ist nur noch mehr durchtränkt vom Erbteil Jesu Christi. Wir müßten verbluten ohne ihn. Selbst wenn wir ihn aus unserer Mitte stoßen wollten, er wäre dennoch unter uns. Denn unsere Kultur steht auf ihm. Und so sind wir Christen, auch jene, die es nicht sein wollen und die nach ihm schlagen, trotzigen Kindern gleich in Unverstand und Hilflosigkeit.

Osterlied.

In Gluten schimmerte der Frühlingsmorgen
Und Morias Zinne stand im Frühlichtschein,
Da stieg er aus der Gruft, die ihn geborgen,
Und klirrend sprang entzwei der schwere Stein.
Sein Haupt erglomm von überirdischem Strahle,
In seinem Auge war der Gottheit Brand;
Und — wie Rubin die roten Wundenmale —
Schritt er als König durch das junge Land.

Und immer schreitet er in Kraft und Glänzen
Auch heut' noch segnend übers Weltenall.
Was ist vor ihm die Pracht von Siegerkränzen?
Was sind vor ihm die Königskronen all?
Ob sie auch tausendmal ihn totgerufen,
Sein Stein zerspringt und seine Gruft klafft weit;
Sein Königsfuß steht stark auf goldenen Stufen
Und sein Palast ist die Unendlichkeit.

O Osterjubel, der aus allen Landen
Heut' gleich dem Adler zu den Himmeln fliegt!
Wer ist gleich ihm, der aus den Todesbanden
Sich rang und Tod und Grab und Nacht besiegt?
Er überdauert aller Zeiten Wende,
Winkt seine Hand, so stürzt das All in Nichts.
Sein Mantel reicht vom Aufgang bis zum Ende,
Sein Königsthron steht an dem Quell des Lichts.

Lor. Krapp.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Hohe Politik im Reichstage.

Selten widmet der Reichstag eine Sitzung der auswärtigen Politik. Am 5. April geschah es, und der Meinungsaustausch hat nicht bloß im Inlande, sondern in der ganzen Welt einen sehr guten Eindruck gemacht. Die Verhandlung wäre gewiß noch imposanter und erbaulicher geworden, wenn der Reichskanzler Fürst Bülow in der Lage gewesen wäre, noch zum zweiten Male das Wort zu ergreifen und insbesondere auf die anregungsreiche Rede des Abg. Frhrn. v. Hertling einzugehen. Aber der leitende Staatsmann mußte die Ueberarbeitung in den letzten Wochen und die pflichteifrige Mißachtung der Influenza mit einem Ohnmachtsanfall vor versammeltem Parlament büßen. Glücklicherweise war es, nach allen bisherigen Nachrichten, nichts weiter als eine vorübergehende Anämie des Gehirns, die von allen Komplikationen und jeder ernsten Folgeerscheinung frei blieb. Wenn der rasch wiedererstarkende Kanzler sich Zeit nimmt, die Aeußerungen der Presse in allen Weltteilen zu überfliegen, so kann er wirklich zufrieden sein. Auch dort, wo man gewohnheitsmäßig die deutsche Politik angreift oder wenigstens die jeweiligen Nachfolger des Fürsten Bismarck zu bekritteln pflegt, mischte sich in das menschliche Mitgefühl die Anerkennung der Tüchtigkeit und der hohen Bedeutung des gegenwärtigen Kanzlers, den weder das Inland noch das Ausland missen möchte. Der befriedigende Abschluß des Marokkohandels hat den Respekt vor dem Fürsten Bülow beträchtlich erhöht. Man erkennt überall, daß es wesentlich dem gegenwärtigen ersten Rat der Krone zu verdanken ist, wenn — um mit Freiherrn von Hertling zu reden — die deutsche Politik durch die Klippen ruhig und sicher hindurchgesteuert wird, eine Politik, die stark ist im Bewußtsein der eigenen Kraft, ohne Chauvinismus und ohne Verzagen, ohne Brüskierung, aber auch ohne erfolglose Liebeswerbungen, ohne Einmischung in fremde Händel, aber mit nachdrücklicher Vertretung der eigenen Interessen.

Bei der Schlußsitzung in Algeciras sind sehr schwungvolle Reden gehalten worden. Der Epilog, den Fürst Bülow vor seinem Ohnmachtsanfall der Konferenz im deutschen Reichstage hielt, war kurz und von nüchterner Sachlichkeit, aber gerade deshalb gut berechnet und wirksam. Einige ausländische Blätter haben sich etwas erstaunt gestellt über die Offenheit und Rückhaltlosigkeit, womit Fürst Bülow alle politischen Aspirationen Deutschlands in Marokko sowie alle Mißgunst oder Ranküne gegen die historisch und geographisch nächstbeteiligten Mächte, Frankreich und Spanien, oder gegen das sich selbst interessierende England in Abrede stellte. Fürst Bülow sagte damit nichts Neues. Ebensowenig mit der Erklärung, daß Deutschland um Marokko selbst keinen Krieg führen wollte. Wer das nicht schon längst gewußt oder nicht geglaubt hat, ist von der deutschfeindlichen Presse in Irrtum geführt worden. Gegenüber dieser systematischen Brunnenvergiftung war es sehr zeitgemäß und nützlich, daß Fürst Bülow das Leitmotiv der deutschen Marokkopolitik nochmals rein und hell erklingen ließ: das Deutsche Reich wollte und konnte sich seiner Würde halber nicht als quantité négligeable behandeln lassen; es mußte die internationale Rechtsgrundlage, an der es als Signatar der Konvention von 1880 und als Inhaber des Handelsvertrages von 1890 beteiligt war, sowie offene Tür aufrechterhalten! Legt man den Maßstab dieses deutschen Programms an die Beschlüsse von Algeciras, so ergibt sich sofort, daß Deutschland Erfolg gehabt hat.

In diesem Sinne betrachteten auch die Redner aller bürgerlichen Parteien die jüngsten Ereignisse. Nur Herr Bebel, der rote Führer, blieb bei seiner alten Gewohnheit, sein Vaterland zu verleumden und die Feinde Deutschlands zu verherrlichen, gegen den klaren Tatbestand und alle Gesetze der Logik. Es gehört zu den sonderbaren Blasen der Weltgeschichte, daß der französische Sozialistenführer Jaurès den friedensgefährlichen Delcassé stürzt und dann der deutsche Sozialistenführer die französische Kriegspolitik auf Kosten seines Vaterlandes zu verteidigen sucht.

Nicht bloß die relativ bedeutendste, sondern eine absolut großartige, wahrhaft staatsmännische Rede hielt Frhr. v. Hertling als Wortführer der Zentrumspartei. Eine glücklichere Ergänzung seines eigenen Vortrages konnte sich der Reichskanzler nicht wünschen. Was der verantwortliche Minister aus leicht erkennbaren Rücksichten nicht gut anschneiden konnte, beleuchtete Frhr. v. Hertling mit gründlichem Verständnis, und zwar zumeist unter

allseitigem Beifall des Hauses. So besonders die unfreundliche Haltung Rußlands mit der Nutzanwendung, daß das deutsche Kapital es nicht nötig hätte, sich an der Gesundung Rußlands zu beteiligen. Inzwischen ist ja entschieden worden, daß die neue russische Anleihe in Deutschland nicht aufgelegt wird, sondern statt dessen eine halbe Milliarde deutscher Reichs- und preußischer Staatsanleihe; nur scheint leider das deutsche Großkapital doch entschlossen zu sein, der französischen und englischen Finanz bei der weiteren Versorgung des halbbankerotten Rußland behilflich zu sein. Sehr interessant waren die Ausführungen Hertlings über die Unzuverlässigkeit des italienischen Volkstums, das sich durch die nach Frankreich schielenden radikalen Strömungen gegen Deutschland einnehmen läßt. Möchte sich bald der Wunsch des Redners erfüllen, daß durch den Ausgleich zwischen Kirche und Staat in Italien die konservativen Elemente zu stärkerer Mitarbeit im öffentlichen Leben gelangen möchten. Die Aussichten sind freilich noch recht trübe, ebenso wie die Hoffnung auf den Aufschwung der katholisch-konservativen Kräfte in Frankreich.

Besonders dick und, wenn es ginge, rot unterstreichen möchten wir die Antwort des Frhrn. v. Hertling auf die Frage, warum das notorisch friedliebende Deutschland so argen Verdächtigungen und Verleumdungen ausgesetzt sei. Deutschland gilt als der Hort der konservativen Lebensmächte und der christlichen Kultur, deshalb wird es von der revolutionären und antichristlichen Presse aller Länder systematisch angefeindet. Da gilt in der Tat das Wort: Viel Feind, viel Ehr'. Hoffentlich wird Deutschland sich den Ruhm, die christlichste und konservativste unter allen Großmächten zu sein, noch recht lange wahren. Die Marokko-Angelegenheit hat ja gezeigt, daß Deutschland stark genug ist, um seine eigenen Wege zu gehen und auch allein seinen berechtigten Willen durchzusetzen.

Osterzensur der Berliner Parlamente.

Der Reichstag ist mit dem Etat nicht rechtzeitig fertig geworden, während der preußische Landtag vor Schluß des Etatsjahres das Budget votiert hat. Aus diesem nicht mehr ungewöhnlichen Vorgang darf man aber dem einen Parlament nicht zuviel Vorwürfe, dem andern nicht zuviel Lobsprüche herleiten. Das preußische Abgeordnetenhaus hat Diäten, der Reichstag soll erst nach Ostern solche bekommen. Dagegen hat der Reichstag 80 redelustige Sozialdemokraten und das Abgeordnetenhaus keinen einzigen. Wenn die Sozialdemokraten keine Reden zum Fenster hinaus halten und nicht fortwährend mit obstruktioneller Auszählung drohen wollten, würde der Reichstagspräsident auch gut und gerne die rechtzeitige Fertigstellung des Etats garantieren können. Ueberdies war in den letzten Monaten das Plenum des Reichstags sehr belastet durch die umfassenden Verhandlungen über die Kolonialpolitik. Die Zeit war aber wirklich nicht verschwendet; für eine Reihe von moralischen, administrativen und finanziellen Mißständen ist Heilung angebahnt worden. Die Krisengerüchte, die sich an die Organisation des Reichskolonialamtes knüpften, sind auf ihr Nichts zurückgeführt worden, und die Zweckmäßigkeitsfrage „Staatssekretär oder Unterstaatssekretär?" ist in zweiter Lesung zugunsten des Staatssekretariats entschieden worden, ohne daß man sich hüben oder drüben aufregte. Auch die Flottennovelle ist bereits in zweiter Lesung angenommen worden; die Schlußabstimmung bleibt nur wegen des inneren Zusammenhanges mit der noch schwebenden Finanzreform noch zurückgestellt. Wenn auch die Liste der endgültig erledigten Gesetzentwürfe nicht so groß und gewichtig ist wie die Liste der noch ausstehenden, so hat doch der Reichstag in dem verflossenen Quartal tüchtig gearbeitet, namentlich in den Kommissionen. An erster Stelle steht die Steuerkommission, die jetzt mit der zweiten Lesung des Steuerbuketts fertig geworden ist. An Stelle der zweifelhaften Ansichtskartensteuer ist die sehr gute Tantièmensteuer gesetzt worden; sonst gab die zweite Lesung mannigfache Verbesserungen im einzelnen ohne wesentliche Umwälzungen. Das Fazit ist, daß 197 Millionen aufgebracht werden können ohne Belastung der schwächeren Schultern. Fleiß und Leistungen: sehr gut!

Das preußische Abgeordnetenhaus hat auf die Liste der erledigten Vorlagen auch noch das Flickwerk am Wahlverfahren setzen können. Dabei ergab sich, daß bei der Zerfahrenheit der Ansichten und Tendenzen in den Parteien und bei der Regierung auf eine wirkliche Wahlreform für Preußen noch lange nicht zu hoffen ist. Preußen marschiert hinter Bayern und Baden weit hintennach. Nach Ostern hat der preußische Landtag auch noch viele und sehr harte Nüsse zu knacken. Die härteste ist das Schulgesetz, das noch in der Kommission steckt, und zwar in viel kritischerer Lage als die Finanzreform im Reichstage. Die Nationalliberalen suchen über das grundlegende Kompromiß hinaus für ihre Simultanbestrebungen und für die Macht der meist liberalen Stadtbehörden so viel herauszuschlagen, daß sich immer wieder die Alternative aufdrängt: entweder das Gesetz fallen lassen oder es entschlossen auf eine Mehrheit von Konservativen und Zentrum stellen.

Alles in allem genommen, muß man den bisherigen Fleiß der Parlamente anerkennen und zugleich den Abgeordneten Teilnahme zollen für die lange und schwere Arbeit, die ihnen für diesen Sommer noch bevorsteht. Für den Reichstag ist nach Einführung der Diäten eine gründliche Verbesserung der Geschäftsordnung behufs Abkürzung der überflüssigen Rederei unbedingt geboten.

Unglück und Unfriede im Bergbau.

Die furchtbare Katastrophe von Courrières hat nicht bloß die menschlichen Gefühle und die sozialen Triebe, sondern auch die politisch-nationale Gedankenwelt tief beeinflußt. Auch bei der hochpolitischen Debatte im deutschen Reichstage wurde gebührend der ruhmvollen Hilfeleistung der deutschen Bergleute in Frankreich und der dankbaren Aufnahme dieses freundnachbarlichen Beistandes gedacht. Der Zwischenfall befördert nicht bloß die friedliche Gesinnung, sondern allem Anschein nach auch den technischen und sozialpolitischen Fortschritt. Es hat sich handgreiflich gezeigt, daß die französischen Rettungseinrichtungen sowohl in persönlicher als sachlicher Hinsicht weit hinter den deutschen zurückstehen. Frankreich muß sich zum Lernen und Nachahmen bequemen. Hoffentlich trägt die Erkenntnis, daß bei uns zu Lande für die Sicherheit der Bergleute doch besser gesorgt ist als anderswo, zur Milderung der zwischen Arbeiterschaft und Zechenverwaltung herrschenden Spannung bei.

Den französischen Bergleuten kann man es nicht übelnehmen, wenn sie angesichts der Pflichtversäumnis ihrer engherzigen Arbeitgeber und der nachlässigen Staatsinspektoren in einen erbitterten Streik getreten sind. Das Streikbeispiel war eben bei der jetzigen Jahreszeit und dem in Deutschland schlummernden Streikfieber nicht ungefährlich. Um so mehr, als wir hierzulande schon kräftige Ansätze zum Streik hatten. Zurzeit gibt es u. a. eine Massenaussperrung in der sächsischen Metallindustrie, Seeleute- und Speditionskutscherstreiks in Hamburg und einen mitteldeutschen Bergarbeiterstreik in der Ausdehnung auf etwa 5000 Mann. Glücklicherweise wird von verschiedenen Seiten eine Abflauung der Kämpfe gemeldet und zugleich berichtet, daß die Konferenz der Vertrauensmänner der rheinisch-westfälischen Bergarbeiter einstimmig jede Streikbewegung im Ruhrrevier abgelehnt hat. Wenn die Franzosen den Fortschritt lernen sollen, so sollten wir den Wert des Friedens und der steten Fortentwicklung unseres technischen und sozialen Vorsprungs uns klar machen.

Umschwung in Ungarn.

In der zwölften Stunde, knapp vor dem 11. April, an dem die offene Abweichung vom Verfassungswege notwendig zu werden drohte, ist jenseits der Leitha ein Kompromiß zwischen der Krone und der Parlamentsmehrheit sowie ein neues Ministerium aus den Führern der Koalition unter dem Vorsitz des früheren liberalen Ministerpräsidenten Wekerle zustande gekommen. Die Bedingungen des vorläufigen Friedens (oder besser gesagt: des Waffenstillstandes) sind in der Hauptsache: Vertagung der streitigen militärischen Forderungen, Neuwahlen nach dem alten Recht unter der Garantie, daß die sog. Staatsnotwendigkeit und die Indemnität alsbald bewilligt werden, gesetzliche Durchführung des allgemeinen Wahlrechts, dann Auflösung und Neuwahlen. Also keine Lösung, sondern nur eine Verschiebung der Krisis. Die Krone gewinnt Zeit und kann so den offenen Konflikt vorläufig vermeiden. Aber dafür gibt die Krone auch der reichsgefährlichen Koalition das Heft in die Hand. Letztere müßte ihr Geschäft schlecht verstehen, wenn sie nicht die Wahlreform so zu drechseln und zu deichseln wüßte, daß die Herrschaft der magyarischen Minderheit fortbestehen bliebe. Aber wer will mit dem greisen Kaiser rechten, wenn er das Aeußerste riskiert, um das Land vor dem inneren Kriege zu bewahren! Das „Fortwursteln" zu Lasten der Zukunft scheint in Oesterreich-Ungarn auch zu den Staatsnotwendigkeiten zu gehören.

Pariser Chronik.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Die Wogen der Politik gehen gegenwärtig sehr hoch. Wir sind am Vorabende eines Wahlfeldzuges, zu dem sich alle Parteien rüsten und welcher Frankreich in zwei Lager spaltet: den Jakobiner-Heerbann und den Heerbann der vereinigten Opposition. In beiden Lagern wird sich eine sehr gemischte politische Gesellschaft einfinden. In dem der Jakobiner werden, wenn dasselbe siegen sollte, die Exaltados Oberwasser zu bekommen suchen, und in dem der vereinigten Opposition wird es ebenfalls zu einem erbitterten Kampfe der verschiedenen Parteien kommen, sobald der Hauptheerbann über den Gegner gesiegt haben wird.

Die Osterglocken werden dieses Jahr keine rechte Alleluja-Stimmung hervorbringen können, denn die politische Lage liegt dem ganzen Lande wie ein Bleimantel auf dem Rücken.

Bekanntlich hat die Gewerkschaft der deutschen Bergknappen die Einladung abgelehnt, sich den Parisern „zeigen" zu lassen und einer Galavorstellung von „Alt-Heidelberg" im Theatre Antoine beizuwohnen. Die wackeren Bergleute haben mit dieser Weigerung Takt und persönliche Würde bekundet. Es hat ihnen genügt, in Courrières für ihre Kameraden ihre Pflicht zu tun und dann wieder nach Hause zu gehen.

Da es aber immer Leute gibt, die um jeden Preis eine Rolle spielen wollen, so hat man sich an die vierzehn Opfer gewendet, welche in so wunderbarer Weise wieder das Tageslicht zu sehen bekamen.

Eine Zeitung, die keine Gelegenheit, die Reklametrommel zu rühren, vorübergehen läßt, hat nun zwei der „Entwichenen" dazu gebracht, eine Einladung nach Paris anzunehmen. Die Geladenen wurden von den Vertretern der Zeitung im offenen Automobil am Bahnhof abgeholt und sofort in die Redaktion geschleppt, die auf einem der belebtesten Boulevards liegt. Abends ging es dann ins Theater, am Freitag auf den Rennplatz und abends wieder ins Theater usw. Die beiden armen Teufel, welche die Einladung angenommen, sahen müde und abgespannt aus und hätten sicher besser getan, daheim zu bleiben und nach den so schrecklichen Prüfungen der nötigen Ruhe zu pflegen.

Aber die Gelegenheitsmacher und Marktschreier, die sich der beiden Geretteten bedienten, um persönlich eine Rolle spielen zu können, haben eine große Verantwortung zu tragen. Die beiden Wackeren werden in ihrer Heimat erzählen, was sie alles zu sehen und zu hören bekamen. Sie werden sich aber auch ihre Glossen machen über das Gewoge der Equipagen und Automobile auf dem Rennplatze von Auteuil und werden auch etwas über die Theatervorstellungen zu erzählen haben, wo sie das Geblitze der Diamanten und Edelsteine zu sehen bekamen, mit denen die anwesende Damenwelt behängt war. Zu gleicher Zeit werden sie an ihr eigenes hartes Los denken und sich mit den Ihrigen fragen, woher all der Luxus, das Geld und Geschmeide kommen, das man vor ihren Augen ausgebreitet.

Während man auf der einen Seite den Jammer Courrières in so unstatthafter Weise ausbeutet, dauert drunten auf der schwarzen Erde der Arbeiterausstand fort und suchen 40,000 Bergleute sich ein besseres Los mit dem Ausstande zu erzwingen. Der Not gehorchend, haben die Grubengesellschaften schon bei Beginn des Ausstandes eine Erhöhung von 20% des Minimallohnes zugestanden. Aber die Arbeitersyndikate verlangen eine weitere Erhöhung von 17%, wodurch der Minimallohn auf 7.16 Frk. steigen würde. Der Lohn ist keineswegs ein großer, wenn man an die Arbeit und an die stets bedrohte Existenz der Arbeiter denkt. Derselbe bleibt trotz seiner Erhöhung noch lange nicht im Verhältnis zu den ungeheuren, unglaublichen Summen, welche die Grubengesellschaften seit Jahren einstreichen konnten.

Vor einigen Tagen gab die Comédie française, das erste Schauspielhaus Frankreichs, ein Stück von Donnay, welches „Paraitre" betitelt ist, was auf deutsch in „Schein und Sein" zu umschreiben wäre. Der Verfasser hat das Stück unserer gesamten Gesellschaft auf den Leib geschrieben. In demselben treten Barone auf, die sich selbst geadelt, Sozialisten, die nach sozialer Gerechtigkeit lechzen, deren Weiber aber in bezug auf Kleidung einem fabelhaften Luxus frönen, deren Söhne auf den Rennplätzen und in den Klubs den anderen Haifischen ihre Beute abzujagen suchen. Ja, Schein und Sein sind die richtigen Zeichen der Zeit, in der wir leben, und nicht wenige werden sich in den Rollen des Zugstückes der Comédie française erkennen.

Das Anwachsen der Zahl der reichsgesetzlichen Invalidenrenten.

Vom

Geheimen Regierungsrat Witowski.

Das am 1. Januar 1900 in Kraft getretene Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 hat die Voraussetzungen für den Erwerb einer Invalidenrente im allgemeinen günstiger gestaltet, als sie nach dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vom 22. Juni 1899 waren. Allerdings führt beispielsweise die Einschränkung der früher zeitlich nicht begrenzt gewesenen Befugnis zur Nachverwendung von Pflichtbeiträgen auf im allgemeinen zwei Jahre zur Zurückweisung einer beträchtlichen Anzahl von Rentenanträgen. (Die Altersrenten fallen nicht in das Gewicht, da sie von 132,926 im Jahre 1891 stetig bis auf 10,672 im Jahre 1905 zurückgegangen sind.) Dagegen ist die eingetretene Ermäßigung der Zahl der erforderlichen Beitragswochen von 235 auf 200 eine sehr erhebliche Vergünstigung, die allen Versicherungspflichtigen zugute kommt, während die Beschränkung der Nachverwendbarkeit der Beiträge auf zwei Jahre nur bei ordnungswidriger Markenverwendung Bedeutung gewinnt. Außerdem erleichtert die neue Begriffsbestimmung der Erwerbsunfähigkeit in gewisser Weise den Nachweis der letzteren. Auch ist der Kreis der Versicherungspflichtigen erweitert. Unter diesen Umständen war vom Jahre 1900 ab ein Anwachsen der Zahl der Rentenbewilligungen allerdings sicher zu erwarten. Sein tatsächlicher Eintritt wurde deshalb als selbstverständlich zunächst im allgemeinen nicht weiter beachtet. Eine nähere Prüfung der Nachweisungen über das Anwachsen der Invalidenrenten im Jahre 1900 ergab indessen ein unerwartet hohes Emporschnellen der Zahlen. Während nämlich im Jahre 1899 nur insgesamt 96,665 Invalidenrenten bewilligt worden waren, betrug im Jahre 1900 die Zahl der Dauerrenten allein schon 125,739, d. h. im Durchschnitt 30,1 vom Hundert mehr. Eine so erhebliche Zunahme der Rentenlast mußte unter den Gesichtspunkten der weiteren Zulänglichkeit der Höhe der Beiträge und der in Gestalt des Reichszuschusses zu jeder Rente eintretenden Mehrbelastung des Reiches die Aufmerksamkeit der Reichsregierung auf sich lenken. Demzufolge bereisten Kommissare des Reichsversicherungsamtes, denen sich regelmäßig auch solche des Reichsamtes des Innern anschlossen, die Bezirke der am meisten mit Renten belasteten Versicherungsanstalten, um die Ursachen der auffallenden Vermehrung der Rentenfälle tunlichst zu ergründen. Das Ergebnis war, daß das Ansteigen der Rentenzahl in erster Linie auf eine zu milde oder unrichtige ärztliche Beurteilung zahlreicher Fälle und auf Verkennung des reichsgesetzlichen Begriffes der Erwerbsunfähigkeit, vielfach allerdings auch auf ungenügende Aufklärung der tatsächlichen Verhältnisse zurückzuführen war. Auf Grund dieser Erkenntnis haben die beteiligten Zentralstellen inzwischen nicht ohne Erfolg auf die Abstellung der aufgedeckten Mängel hingewirkt. Während nämlich die Gesamtzahl der bewilligten Invalidenrenten in den Jahren 1899 bis 1903 von 96,665 auf 152,780 gewachsen war, verringerte sie sich im Jahre 1904 auf 140,092 und 1905 auf 122,869 Fälle. Sie hat somit einen niedrigeren Stand erreicht, als der des Jahres 1900 mit 125,739 gewesen war. Insbesondere ist in den bisher bereisten 9 Bezirken die Zahl durchschnittlich um 33,8 vom Hundert zurückgegangen. Von diesen Anstalten befinden sich 7 unter den 16 von 40 Versicherungsträgern, bei denen der für die Jahre 1899 bis 1905 auf 27,1% berechnete Reichsdurchschnitt der Rentenbelastung nicht mehr erreicht wird. Hat sich somit das Eingreifen der Reichsinstanzen als notwendig und nützlich erwiesen, so darf angenommen werden, daß sie den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen und die Beschränkung der Rentenbewilligungen auf die Fälle tatsächlich vorhandener Erwerbsunfähigkeit im gesetzlichen Sinne nach Möglichkeit sichern werden. Bei der bereitwilligen Mitwirkung aller beteiligten Stellen verspricht dieses Vorgehen weitere Erfolge. Dies ist nicht nur in Rücksicht auf die leider vielfach gerade auch auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung zutage tretenden Begehrlichkeit zu hoffen, die vor der rechtswidrigen Erschleichung von Renten nicht zurückschreckt, sondern auch zur Vermeidung einer etwaigen baldigen Erhöhung der Wochenbeiträge dringend zu wünschen. Hält der in den beiden letzten Geschäftsjahren eingetretene Rückgang der Zahl der Rentenbewilligungen an, so darf man mit der in dem letzten Geschäftsbericht des Reichsversicherungsamtes an den Reichstag ausgesprochenen Ansicht annehmen, daß eine solche Erhöhung in absehbarer Zeit nicht erforderlich sein wird.

Vom Bayerischen Landtag.

Von
Dr. Robert Einhauser,
Mitglied der Bayerischen Abgeordnetenkammer.

Aus den Verhandlungen des Landtages in den letzten Wochen vor den Osterferien läßt sich wieder manches hervorheben, was von allgemeinem Interesse ist. Da der Landtag über die Geldmittel des Landes mitzubestimmen hat, so ist es im vornherein zu begreifen, daß eine sehr große Anzahl von Petenten durch seine Verwendung in bessere Einkommensverhältnisse zu kommen hofft. So kam auch eine Petition bayerischer Militäranwärter um Verbesserung ihrer Pension zur Verhandlung. Bei dieser Gelegenheit teilte der Finanzminister mit, daß im Reich ein Pensionsanspruch für nichtpragmatische Bedienstete erst nach einer zehnjährigen Dienstzeit entsteht und dann die Pension 25 % des Gehalts beträgt, während bei den nichtpragmatischen Bediensteten in Bayern bereits mit dem 26. Lebensjahre die Pension 30 % des Gehalts beträgt. Im Reich und in Preußen steigt die Pension jährlich um 1⅔ %, und zwar bis zu einem Maximalbetrag von 75 % des Dienstgehalts, in Bayern dagegen steigt die Pension jährlich um 2 % bis zum Maximalbetrag von 100 % des Gehalts. — Die von den Sozialdemokraten beanstandeten Mandate der vier liberalen Abgeordneten Nürnbergs wurden für gültig erklärt. Daß „der Buchstabe des Gesetzes — bei dieser Wahl — nicht verletzt worden sei", mußte auch ein sozialdemokratischer Redner zugestehen; sie kam allerdings unter Umständen zustande, die gegen Recht und Billigkeit zu verstoßen scheinen, aber unter der Herrschaft des bisher geltenden Wahlgesetzes und der Wahlkreiseinteilung und indem die Bevölkerungsziffer von 1875 zugrunde gelegt werden mußte, konnte eine wesentliche Verletzung gesetzlicher Bestimmungen nicht nachgewiesen werden. Das ganze Wahlverfahren war eben nur ein neuer Beweis für die Notwendigkeit, das alte Wahlgesetz abzuschaffen.

Daß die Hausierer, die meist gar nicht aus Bayern gebürtig sind, dem Handwerker und Kaufmann auf dem Lande und in den kleineren Städten großen Schaden bringen, ist eine alte Klage. Sie suchen nur die zahlungsfähigen wohlhabenden Kunden auf, von denen sie die Waren gegen bar bezahlt erhalten, so daß dem ansässigen, soliden Geschäftsmann nur die kleineren und die Pumpgeschäfte verbleiben; es wurde darum dem Verlangen nach schärferen reichsgesetzlichen Bestimmungen zum Schutz des **Mittelstandes** Ausdruck gegeben. Anderseits fehlte es nicht an Hinweisen darauf, daß die Angehörigen des Handels- und Gewerbestandes durch Organisation und Selbsthilfe ihre Lage vielfach selbst verbessern können. Wenn dieser Gedanke nicht bloß im Hause, sondern auch vonseiten der Regierung lebhafte Zustimmung fand, so ist eine notwendige Ergänzung desselben die Forderung: daß die Regierung auch ihrerseits die Organisationen und Innungen begünstige und unterstütze, indem sie ihnen in erster Linie die staatlichen Arbeiten zuweist, wie noch in einer der jüngsten Sitzungen ausgeführt wurde.

Die neu geforderte **Zentralstelle für Industrie, Gewerbe und Handel** wurde anfänglich wegen der geringen Mittel, die hierfür angesetzt sind (jährlich 10,000 M) wegen ihrer Kompetenz und wegen ihrer Zusammensetzung nicht günstig aufgenommen, nach den vom Ministerpräsidenten gegebenen Aufklärungen aber schließlich von allen Parteien genehmigt. Sie soll das Organ werden, durch welches die Regierung allezeit in unmittelbarer Fühlung mit den Kreisen der Industrie, des Handels, des Handwerks und der Arbeiterklasse steht, um mit ihnen die für diese Berufsklassen dienlichen Maßnahmen, Mittel und Wege zu beraten und durchzuführen. — Das Postulat für das „**Museum für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen**", dem auch das vom Kommerzienrat Lingner in Dresden dem Staat Bayern überlassene Museum für „**Volkskrankheiten** und deren Bekämpfung" angegliedert werden soll, wurde gleichfalls ohne Widerspruch genehmigt. — Bei dem Kapitel der Ausgaben für industrielle und gewerbliche Zwecke veranlaßte eine längere Debatte die Summe von 8500 M, die das Kriegsministerium forderte für die Kosten seiner Jubiläums-Landesausstellung 1906 in Nürnberg, während die anderen Ministerien ihre Ausstellungskosten aus ihren eigenen Etats bestreiten. Durch die Aufschlüsse, die vom Regierungstisch gegeben wurden, erfuhr man, daß die Vorführung der militärischen Ausstellungsgegenstände wirklich einem allgemeinen Interesse entspricht. So wird das Topographische Bureau des Kriegsministeriums, in welchem mit Ausnahme des Katasterblattes alle bayerischen Karten kleineren Maßstabes gefertigt werden und dessen Karten auch für alle anderen kartographischen Arbeiten in Bayern (wie Schulkarten, Landkarten, Atlanten) die Grundlage bilden, die einzelnen Entstehungsstadien dieser Karten vorführen und damit allerdings der Allgemeinheit ein wertvolles Belehrungsmittel bieten, so daß also die Ausstellung des Kriegsministeriums nichts zu tun hat mit der Förderung militärischer Bedürfnisse und darum dasselbe für die Kosten auch wohl nicht aufzukommen hat.

Der Entwurf eines Gesetzes, den die Regierung zur Ausführung des Reichsgesetzes über die Bekämpfung der **Reblaus** vorgelegt hat, fand ebenfalls einstimmige Annahme; der Staat übernimmt in der Regel die Kosten, die den Weinbergbesitzern entstehen durch Vernichtung ihrer Weinpflanzungen, des bisher einzig wirksamen Mittels bei der Bekämpfung des überaus schädlichen und gefährlichen Ungeziefers. — Der sozialdemokratische Antrag, auch in Bayern Gemeindegerichte einzuführen, denen die Entscheidung über vermögensrechtliche Ansprüche obliegen, soweit deren Gegenstand die Summe von 60 M nicht übersteige, fand keine Mehrheit im Hause.

Mit der Abschaffung der **Bodenzinse**, deren Entstehung in die Zeiten des von Krieg und Fehden häufig heimgesuchten Mittelalters zurückgeht, da die Bauern teils freiwillig, teils gezwungen dem Schutz mächtiger geistlicher oder weltlicher Großgrundbesitzer unterstellt und dafür ihnen bestimmte Reichnisse auferlegt waren, sei es in Frondiensten oder in der Naturalabgabe (hauptsächlich Getreide und Vieh), beschäftigte sich auch heuer wieder die Kammer. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die Naturalleistungen in Geld fixiert und seit der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit sind sie — ob sie nun vorher an den Staat, der gleichfalls viele Bodenzinspflichtige z. B. als Rechtsnachfolger der säkularisierten Klöster hat, oder an Private (Gutsherren, Stiftungen, Gemeinden) zu leisten waren — als Bodenzinse an den Staat abzuliefern gewesen. Hauptsächlich durch die Bodenzinsgesetze von 1872 und 1898 wurde zum allmählichen Verschwinden dieses Ueberbleibsels aus der feudalen Zeit Vorsorge getroffen. In dieser Richtung ist auch heuer wieder ein bedeutender Schritt vorwärts gemacht worden durch den von der Mehrheit des Hauses angenommenen und auch von der Regierung gebilligten Antrag **Heim-Eisenmann**, wodurch ohne weitere Belastung der Staatskasse eine raschere Ablösung der Bodenzinse ermöglicht wird.

Der **Kultusetat**, bei dessen Besprechung sonst die Gegensätze in der Weltanschauung am meisten zutage treten, wurde bisher in verhältnismäßig ruhiger Sachlichkeit behandelt. Zwar hielt am Anfang der Debatte der Führer der Liberalen, Dr. Casselmann, über die angeblich gesundheitswidrigen Verhältnisse im Frauenkloster **Mallersdorf**, fußend auf verschiedenen Zeitungsnotizen, eine jedenfalls das Sensationsbedürfnis gewisser Kreise befriedigende Rede, aber nach den amtlicherseits aktenmäßig gegebenen Aufklärungen blieb von seinen Angriffen auf die Klosterleitung der krankenpflegenden Schwestern so gut wie nichts übrig. — Ebenso erging es ihm mit einem anderen Vorstoß, den er gegen den Kultusminister unternahm. Ein Regensburger Domherr hatte bekanntlich in einer Broschüre über die im Entstehen begriffene neue **Kirchengemeindeordnung** unter Benützung nur vertraulich mitgeteilter Aktenstücke den bayerischen Staat und die bayerische Staatsregierung ziemlich unsanft behandelt. Man bekam den Eindruck, daß ein so „dilettantenhaftes Machwerk", wie die bekannte Broschüre sein soll, doch wahrlich kein genügender Anlaß sei, um die große Kulturpauke zu schlagen. — In den folgenden Sitzungen über den Kultusetat, in denen aus dem vielverzweigten Gebiet des Bildungs- und Schulwesens dem Leiter des Unterrichtsministeriums Anfragen und Anregungen, Wünsche und Klagen der verschiedensten Art vorgetragen wurden, herrschte im ganzen ein ruhiger Ton vor, wennschon nicht verschwiegen werden darf, daß bei einzelnen Kapiteln, wie z. B. über die Ungleichheit der Honorariengelder an den Universitäten, über die Ersetzung des Obersten Schulrates durch eine zeitgemäßere Institution, über den philologischen Kollegienbetrieb, über das Prüfungswesen der Lehramtskandidaten mitunter ziemlich scharfe Worte gefallen sind. — Für die Bedürfnisse der Universitäten, für die außer andern auch der neue Abgeordnete von Fürth, Professor Dr. Geiger, mit wohltuender Sachlichkeit einzutreten pflegte, zeigte sich die Kammer sehr entgegenkommend. — Unter den neuen Posten ist sowohl wegen der wirtschaftlichen Bedeutung als um des humanitären Zweckes willen besonders hervorzuheben die auf Antrag des Abgeordneten Dr. Heim erfolgte Gründung eines Lehrstuhles für **Orthopädie** zunächst an der Universität München und die Errichtung einer modern ausgestatteten **Zentralanstalt für krüppelhafte Kinder**. In Bayern allein zählt man 42,000 Krüppel und über 300,000 orthopädisch Kranke. Künftig soll der Verkrüppelung schon in den ersten Jahren der Kindheit,

im Entstehungsstadium entgegengewirkt werden, in dem das Heilungsverfahren meist sichere Aussicht auf Erfolg hat. — In der letzten Sitzung vor Ostern wurde noch in der Frauenfrage ein Schritt vorwärts getan, indem die Kammer mit sehr großer Majorität dafür stimmte, daß die Frauen künftig in Bayern wie vielfach auch schon anderwärts, im Armenpflegschaftsrat Sitz und Stimme bekommen sollen.

Inzwischen hat das neue Wahlgesetz mit der gesetzlichen Wahlkreiseinteilung in der Staatsratssitzung vom 9. April die Allerhöchste Genehmigung erhalten. So wird das Jahr 1906 in der Geschichte der bayerischen Verfassung für alle Zeiten ein wichtiges Datum bleiben. 1818 erhielt der neu entstandene bayerische Staat seine konstitutionelle Verfassung mit ständischer Vertretung in der Zweiten oder Ständekammer. 1848 wurde der Zwang, eine bestimmte Zahl von Vertretern aus den verschiedenen Ständen zu wählen, aufgehoben und die Rechte der Abgeordnetenkammer — wie jetzt die Zweite Kammer hieß — erweitert, wie z. B. durch das Gesetz der Ministerverantwortlichkeit, durch die Einräumung des Rechts der Initiative in Gesetzesanträgen; war aber bisher die Wahl der Volksvertreter immer nur eine mittelbare, so gibt das Jahr 1906 dem bayerischen Volk durch das neue Wahlgesetz das volle Selbstbestimmungsrecht und sichert ihm eine wirkliche Volksvertretung als ein Organ, durch das alle im Lande vorhandenen Richtungen in geordneter Form sich geltend machen können. Zeigt sich in Wahlrechtsfragen der Norden Deutschlands noch so rückständig, so hat das bayerische Volk um so mehr Ursache, seines neuen Landtagswahlrechts sich zu freuen; möge es den Gebrauch davon machen, daß es in seiner Mehrheit auch künftig für die christliche Weltanschauung eintritt!

Schulversorgung der Schwachsinnigen.

Die unterm 30. März in Nr. 10 des „Ministerialblatt für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Königreich Bayern" ausgegebenen „Vollzugsvorschriften und Erläuterungen zur Schulpflichtordnung" bekunden in verschiedenen Punkten dankenswerte Initiative des Chefs dieses Ministeriums und seines umsichtigen Referenten in Volksschulangelegenheiten. Besonders erfreulich, ja vorbildlich für die übrigen deutschen Bundesstaaten ist derjenige Teil der Bestimmungen, der die unterrichtliche Versorgung der Schwachsinnigen betrifft. Absatz II der „Einleitenden Bestimmungen" besagt nämlich: „Die Schulpflicht ergreift . . . ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit gleichmäßig alle Kinder, die sich im Alter der Schulpflicht innerhalb des Staatsgebietes aufhalten. Sie besteht an und für sich auch für die geistig oder körperlich nicht genügend entwickelten, bildungsunfähigen oder bildungsbeschränkten Kinder. Solche Kinder können gleichfalls zum Besuche einer Schule angehalten werden; die Erziehungsberechtigten können aber ihrerseits die Aufnahme dieser Kinder in die allgemeine Volksschule nicht beanspruchen. Die Kinder sind vielmehr, wenn in der Gemeinde eine Hilfsschule oder besondere Hilfsklassen ihrer Konfession eingerichtet sind, in der Regel in diese zu verweisen." Vor drei Jahren hat die Frage der zwangsweisen Zuweisung der Imbecillen in die Hilfsschulen den Verbandstag der Hilfsschulen Deutschlands zu Mainz eingehend beschäftigt und es wurde die zustimmende Forderung allgemein vertreten. In Bayern ist nun mit der zitierten Bestimmung zum ersten Male die unzweideutige offizielle Stellungnahme in diesem Sinne geschehen. Die Tatsache ist um so erfreulicher als in weiteren Ausführungen der „Erläuterungen" auch der weitgehenden Sorge für Kinder an jenen Orten gedacht ist, an welchen Hilfsschulen noch nicht bestehen. In Ziffer 2 lit. c ist nämlich den Lokalschulbehörden der Auftrag erteilt, bildungsunfähige oder bildungsbeschränkte Kinder bei der Distriktspolizeibehörde anzumelden. Diese hat sodann, eventuell unter Zuziehung des Vormundschaftsgerichtes oder des Pfarramtes, durch „geeignete Belehrung der Erziehungsberechtigten" darauf hinzuwirken, „daß das Kind in einer passenden Anstalt untergebracht oder daß sonst in zweckmäßiger Weise für seine Erziehung gesorgt wird". Zur Erreichung dieses Zieles wird auf die einschlägigen Bestimmungen des § 1666 des BGB., auf das Zwangserziehungsgesetz vom 10. Mai 1902 und auf Artikel 81 des Polizeistrafgesetzbuches hingewiesen. Diese letztere Verfügung trifft nach der ministeriellen Bekanntmachung auch für Blinde, Taubstumme, Krüppelhafte und Kretinen zu, so daß damit eine ziemlich umfassende Hilfe für alle mit einem Defekt belasteten Kinder in Bayern zum Segen dieser Aermsten angebahnt ist.

F. Weigl.

Fabrikmäßiger Unterschleif auf wissenschaftlichem Gebiete.

Von

Abg. Dr. M. Flemisch.

Fabrikware! Das Wort ist ominös und bedeutet eine schrille Dissonanz in dem hohen Liede, das einst dem deutschen Fleiße und der deutschen Gründlichkeit gesungen wurde. Allein das ist nun einmal die Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, daß die Persönlichkeitsleistung immer mehr hinter der maschinellen zurücktritt; das ist der Zug der Zeit, daß das individuelle Denken und Schaffen von der Schablone nivelliert wird.

Fabrikware! Der Begriff scheint mit allem, was drum und dran hängt, nun auch auf das wissenschaftliche Gebiet überwuchern zu wollen. Der Fabrikgedanke beansprucht heute die universelle Herrschaft auch auf der Arena der geistigen Konkurrenz immer mehr, nur mit dem Unterschied, daß die Ware, die er hier produziert, in noch viel höherem Grade Fabrikware ist und sein muß.

Unlängst wurde mir ein Inserat zur Verfügung gestellt, das folgenden Wortlaut hatte:

Aufsatzinstitut Artur Giegler

20 Lindenstraße — **Leipzig** — Lindenstraße 20

In diesem erhält man in beliebiger Länge jeden Aufsatz und jede Rede ausgearbeitet, und zwar kostet jede geschriebene Quartseite 20 Pfg. Der Betrag ist stets vorher in Briefmarken (oder Postanweisung) einzusenden. Es wird gebeten, das unnötige Eiligmachen einer Bestellung zu unterlassen, dagegen den Tag vorzuschreiben, an dem der Besteller in dem Besitz der Arbeit sein muß. Dem Besteller wird zugesichert, daß er pünktlich zu der von ihm vorgeschriebenen Zeit die Arbeit erhält. Die Zusendung der Arbeit erfolgt in der jedermann gut lesbaren Schreibmaschinenschrift(-Druckschrift). In ganz eiligen Fällen verpflichten wir uns noch am selbigen Tage zu liefern, auch nachts werden äußerst dringende Arbeiten erledigt. Auch nehmen wir ununterbrochen von früh 8 bis abends 8 Uhr durch unsern von überallher zu benutzenden Fernruf „Amt II, 10273" Bestellungen entgegen. Bei einer extra Portoeinsendung von 25 Pfg. erhält der Besteller die Arbeit durch Eilbrief zugesandt.

Wie rasch sich doch die Zeiten ändern! Es sind jetzt knapp 12 Jahre her, daß ich auf der Gymnasialschulbank saß. Ich bin kein laudator temporis acti; ich darf sagen, auch wir waren lose Jungens, haben manchen Streich verübt und das Prädikat „musterhaft" im schultechnischen Sinne gerade nicht immer verdient, auch nicht immer bekommen; aber geschafft haben wir, was das Zeug hielt, und es hat uns nicht geschadet. Heute macht man es unserer Gymnasialjugend leichter. Der Schwerpunkt des Unterrichts ist jetzt in die Schule verlegt; die häuslichen Arbeiten sind reduziert, Unterrichtsmittel und Unterrichtsmethode den Schülern viel schmackhafter gemacht worden; mancher Zopf ist gefallen, manches Gute an seine Stelle getreten — und der Effekt??

Um zu zeigen, wie diese Aufsatzfabriken arbeiten — nach einer Mitteilung der „Süddeutschen Monatshefte" 1906 Heft 2 gibt es mehrere solche „Institute" —, gebe ich hier einen Auszug aus dem Briefe eines professionsmäßigen Aufsatzfabrikanten an einen Schüler wieder (abgedr. im „Hum. Gymnasium" 1902 S. 221), der in seinen Einzelheiten grelle Streiflichter auf die Verhältnisse wirft:

„. . . . . Das Honorar würde sich für dieses Thema als sog. freies Thema auf 5 M zu stehen kommen . . . Bei weiteren Aufträgen könnte ich Ihnen, geehrter Herr, besonderen Vorzugspreis, d. h. eine Ermäßigung des Honorars für alle Arten von Aufsätzen von zirka 20% geben, wenn es Ihnen gelänge, mich im . . . Gymnasium einzuführen . . . . Besuchen Sie ein Gymnasium oder ein Realgymnasium? Die Beantwortung ist wegen der Verwendung griechischer Zitate nötig. Wünschen Sie einen Aufsatz, der mit „Gut" zensiert wird, oder ist es Ihnen angenehmer mit „Genügend" anzufangen, um dann bei jedem neuen Aufsatz besser zu werden? Und dann noch eins! Wünscht Ihr Herr Magister einen lebendigen, schwungvollen Stil oder eine klare, nüchterne Auseinandersetzung? . . ."

Derartige „Institute“ können doch nur dadurch existieren, daß sie sehr fleißig benutzt werden; und sie werden sehr fleißig benutzt, denn sonst könnten sie sich nicht halten. Doch keine lange Moralpauke! Für einen erheblichen Bruchteil unserer Großstadtgymnasiasten ist heute die selige Gymnasialzeit mit ihrem Gleichmaß abwechselnder Pflichterfüllung und harmloser Erholung, mit ihrer Betonung ernster Arbeit und selbständigen Suchens und Versuchens bei allem sorglosen und sorgenlosen Frohsinn ein unbekannter Begriff. Die jungen Leute sind heute dank der „Einsicht“ ihrer Eltern durch ganz andere Dinge „in Anspruch genommen“. Sport, Gesellschaften, häusliche Verhältnisse, nicht zum mindesten die Lockungen der Venus vulgivaga helfen zusammen, um unter unserer heranwachsenden Jugend den Typus des frühreifen, blasierten Jünglelchens in erschreckend großer Vervielfältigung zu produzieren. Daß eine derartige Generation keine Lust, auch keine Energie mehr hat für ernste, selbständige Arbeit und ihre Aufgaben lieber aus der Fabrik bezieht, ist nicht zu verwundern.

Doch weiter!

In der Presse erscheint von Zeit zu Zeit folgende Annonce:

„Zur **rite Erwerbung der Doktorwürde** an europäischen Hochschulen (Dr. iur., rer., pol., theol., med., phil., ing.) erteile ich seit 45 Jahren sachgemäße spezielle Information und Rat. Referenzen in allen Staaten und Ständen. Nur Briefe, keine Postkarten, unter Dr. R., Breslau, hauptpostlagernd, Rückporto.“

Nun habe ich einen Brief vor mir, den der „Direktor“ dieses „Instituts“ an meinen Gewährsmann geschrieben hat. Der interessanteste Teil dieses Briefes lautet folgendermaßen:

„Aus Philosophie oder Geschichte oder Systematik der Philosophie kann ich Ihnen diskret jederzeit fertige, gute Abhandlungen von bewährten Fachleuten besorgen. Die Arbeit ist an und für sich fix und fertig. Honorar 450 M mit 200 M Anzahlung bei der Bestellung. Sollten Sie also eine Arbeit bestellen, so bitte ich unter diesen Brief „Einverstanden“ und Ihre Unterschrift zu setzen, sowie 200 M beizufügen. In zwei Monaten ist das Elaborat fertig. Bei Fertigstellung ist der Rest mit 250 M einzusenden.“

Ferner schrieb der Herr „Direktor“:

„Es haben bis jetzt weit über 2000 Kandidaten aller Staaten und Stände mein Institut benützt. Seit kurzem wird mein Institut in Berlin nachzuahmen gesucht. Woher sollen aber diese Imitatoren ihre Erfahrung geschöpft haben? Aus Büchern läßt sich nicht diejenige Kenntnis entnehmen, die meist auf Verbindung und Erfahrung beruht.“

Außerdem hieß es:

„Alle Briefe usw. sind zur Abwehr unbefugter Einmischung oder Mißbrauches gegenseitig sofort zurückzusenden.“

Die Adresse des famosen Doktorfabrikanten ist: „Direktor a. D. Claisé, Breslau VII., Sadowastraße 78.“

Als geeignet zur Einreichung des „Fabrikats“, das Claisé liefern wollte, bezeichnete er die Universitäten Erlangen, Freiburg in Baden, Freiburg in der Schweiz, Heidelberg, Basel und Jena.

Auch hier sage ich: Diese Doktorfabrik könnte nicht existieren, wenn sie nicht fleißig benutzt würde. Was der „Frosch“ angefangen, setzt der „Bursch“ mit Erfolg fort.

Also Deutschland, das klassische „Land der Denker“, hat heute bereits Doktor- und Aufsatzfabriken mit dem Rufe unbestrittener „Leistungsfähigkeit“. Wirklich modern! Und so etwas just in dem Momente, wo man mit so großem Tamtam das Evangelium von der „Freiheit der Forschung“ und der „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft“ verkündet! Diese „Fabriken“ arbeiten wirklich „frei“ und „voraussetzungslos“, das zwanzigste Jahrhundert kann stolz auf sie sein!

Fabrikware! Die verbotene Frucht mundet auch bereits unseren Volksschullehrern. Die „Bayer. Lehrerzeitung“ bringt in ihrer Nr. 45 (S. 887) folgendes Inserat:

„Konferenzarbeiten werden gut und billig gefertigt. Zuschr. unt. A. L. 8724 an die Exp. erbeten.“

Diese Annonce ist noch die allerreizendste. Hier kaufen sich Leute eine wissenschaftliche Arbeit, die bereits im öffentlichen Leben stehen, vom Staate und von der Gemeinde ein anständiges Gehalt beziehen, die aber „weitherzig“ genug sind, mit ihrer Fabrikware die Mitglieder der Konferenz an der Nase herumzuführen und für sich selber eine gute Qualifikation zu erschwindeln. Daß man den Mut hatte, diese Annonce noch öffentlich zu verteidigen, ist auch bezeichnend; doch das nur nebenbei.

Summa summarum: Korruption oben und Korruption unten.

Ostergruß.

O hehrer Ostertag,
Sei mir gegrüßt!
Des Herzens Jubelschlag
Den Dank zum Himmel trag':
Schuld ward gebüßt!

Natur im Erstlingskleid,
Sei mir gegrüßt!
Vorbei ist Winters Leid,
Bald voller Frühling mait,
Segnend dich küßt!

Seele, vom Licht erhellt,
Sei mir gegrüßt!
Komme, was Gott gefällt,
Wenn nur die inn're Welt
Friede umschließt!

Dr. Armin Kausen.

Belletristische Neuerscheinungen.

Besprochen von Dr. A. Lohr.

Letzten Sommer besprach ich an dieser Stelle den „Der Dorfpfarrer“ betitelten ersten Band des auf drei Bände berechneten Romanzyklus von Artur Achleitner „Gregorius Sturmfried. Ein Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart“. Nun liegt der zweite Band unter dem Titel „Der Stadtpfarrer“[1]) vor. Der Held, Gregorius Sturmfried, ist Pfarrer in der Universitätsstadt Wißburg geworden. Rasch lebt er sich in seine neuen, komplizierten Verhältnisse hinein. Die Pastoration in der Stadt mit ihren vielseitigen Anforderungen bereitet ihm und seinen zwei Kooperatoren zwar manche Schwierigkeit; aber Pflichteifer und seelsorgliche Klugheit überwinden alle Hindernisse. Wir begleiten Sturmfried ins Arbeiterviertel, wir hören ihn apologetische Vorträge halten — wobei die Leser die schönen Ausführungen des Bischofs Egger von St. Gallen gegen den modernen Atheismus vorgetragen bekommen —, wir sehen ihn am katholischen Vereinswesen sich beteiligen, die Haute-volée am kirchlichen Leben interessieren, die Hochachtung und das Vertrauen des Statthalters, ja eines kaiserlichen Prinzen, gewinnen; wir begleiten ihn weiterhin auf seinen Besuchen bei den Professoren der theologischen Fakultät der Wißburger Universität.

Durch die Berührung mit diesen Vertretern der theologischen Wissenschaft bekommt Sturmfried näheren Einblick in die Strömungen, die sich in den letzten Jahren im Katholizismus mehr oder minder geltend zu machen suchten. Achleitner hat dabei gute Umschau in der Zeitgeschichte gehalten und seinen Helden in eine korrekte Stellungnahme zu den wichtigsten religionspolitischen Fragen und Vorfällen der letzten Zeit zu bringen gestrebt. Wir hören Diskussionen über politischen und religiösen Katholizismus, den Antrag Moy über politische Entrechtung der Geistlichen in der bayerischen Reichsratskammer, das Urteil einer englischen Zeitschrift über das bayerische Zentrum u. ä.; zu der Gestalt Professor Pottners haben wohl Ehrhart und Schell zugleich Pate gestanden; auch Dompfarrer Braun und einige andere Namen, die in der katholischen Bewegung der jüngsten Zeit eine Rolle spielten, dürften das Urbild zu der oder jener Figur geliefert haben.

Die mannigfachen Probleme, die mit diesen aus der Gärung und dem Kampf der Zeit herausgeborenen Fragen an Sturmfried herantreten, lassen ihn erkennen, daß es auch für einen eifrigen Stadtpfarrer immer noch viel zu lernen gibt, um allen Anforderungen der Zeit gewachsen zu sein. Und so nimmt er denn trotz aller Ueberlastung mit Amtsgeschäften das Studium wieder auf, um sich an der Universität den Doktorhut zu holen. Als ihm das dann gelungen ist und eine aktuelle Broschüre die

[1]) Mainz 1905. Kirchheim & Co. 8°. 145 S. brosch. 4 M, gebd. 5 M.

Aufmerksamkeit weiterhin auf ihn gelenkt hat, wird er am Schlusse des Bandes als Kanonikus in die Hauptstadt berufen. Die Schilderung dieser neuen Tätigkeit wird dem nächsten Bande vorbehalten sein.

Wenn wir nun das Fazit über den Band II ziehen, so können wir wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß „Der Stadtpfarrer" für weitere Kreise eine lehrreiche, interessante und unterhaltsame Lektüre ist. Tief ist freilich das Zeitbild nicht erfaßt, und die Personen sind mehr oder weniger Konstruktionen, Gedankenschemen, und trotz der Modelle aus der Wirklichkeit keine lebenswahren Menschen von Fleisch und Blut. Bei der überhasteten Produktionsart Achleitners läßt sich dieses stellenweise besonders auffällige künstlerische Unvermögen ja begreifen.

Gleichzeitig mit dem eben besprochenen Buch legt uns Achleitner noch eine weitere Arbeit, „Jerusalem, ein Zeitbild aus der heiligen Stadt",[1]) vor. Mutatis mutandis gilt auch hier das obige Urteil. Wohl der Aktualität halber hat Achleitner die modernen Strömungen im Katholizismus der Gegenwart und die Aufgaben, die heute auf einen Seelsorger warten, belletristisch zu verwerten gesucht; die aktuelle Protektoratsfrage über die Christen im Orient und die Reise unseres Kaisers ins heilige Land, die wieder die Blicke weiterer Kreise auf die Stätten hinlenkten, wo einst der Erlöser gewandelt, haben in ähnlicher Art den Blick des Verfassers auf die dankbare Aufgabe hingelenkt, nach zeitgenössischen Quellen die heutigen Zustände in Jerusalem in populärer Form zu schildern. Eine Reihe von Reiseberichten und andern Werken über das heilige Land aus den letzten Jahren boten nun Achleitner hinreichend Stoff, um an der Hand einer losen Fabel, die sich in der Hauptsache um den französischen Gesandschaftsattaché Fardeau dreht, das Milieu von Jerusalem und Umgebung, die Wirren zwischen Lateinern und Griechen und die segensreiche Tätigkeit der Franziskaner, der Wächter am Hl. Grabe, darzustellen. Eine romantische, aber sehr dezente Entführung aus dem Harem, sowie eine Pantherjagd, sorgen dabei etwas für ein exotisches Relief.

Das „Zeitbild" dürfte als Volkslektüre empfohlen werden können. Ich zweifle nicht, daß man es in vielen Kreisen mit hohem Genuß lesen wird. Die Schilderungen sind im ganzen anschaulich und farbensatt, so daß sie die Phantasie anzuregen vermögen. Der Stil liest sich glatt, und der Autor hat sich von der früher vermerkten Unart des unmotivierten Wechsels der Tempora so ziemlich fern gehalten. Dagegen hätte er auf seine fremdsprachlichen Zitate mehr Sorgfalt verwenden dürfen. Es ist doch schon etwas stark, wenn man z. B. das so alltägliche englische Wort "you" stets als „jou" wiedergegeben findet.

In eine ganz andere Welt führen uns Domanigs nun in zweiter, vermehrter Auflage vorliegende „Kleine Erzählungen"[2]) hinein. Während wir bei Achleitner mehr farbloses Literatentum und konstruierte Stoffe finden, treffen wir bei Domanig auf Bodenständigkeit und erlebte oder aus dem Leben geschöpfte Begebenheiten. Achleitner gehört zur großen Familie jener Schriftsteller, die von einer Idee, einer Konstruktion oder einem als zugkräftig erachteten Stoffe ausgehen und um diesen Kern dann Personen, Handlungen und Sachen gruppieren, wie es ihnen zur Erreichung ihres Zweckes am besten dünkt und wie sie es ihrer Begabung nach vermögen. Domanig aber zählt zu jenen andern, die vom Objekte ausgehen, die ein Erlebnis oder eine Erzählung, die sie gehört, benützen, um sich davon künstlerisch anregen zu lassen und den so gefundenen Stoff mit all seinem Wirklichkeitsgehalte und dabei doch mit der ganzen Eigenart ihrer persönlichen Auffassung literarisch zu verarbeiten. Daher finden wir in Domanigs „Kleine Erzählungen" nichts, was nach Konstruktion schmeckt. Die sämtlichen zehn Stücke der Sammlung geben entweder selbst Erlebtes wieder oder Gehörtes, das dem Autor wegen seiner „bleibenden symbolischen Bedeutung", seiner tieferen Lebenswahrheit, der künstlerischen Nachschaffung wert schien. Es sind Vorkommnisse und Begebenheiten aus dem alltäglichen Leben, die aber auf den Verfasser je nach seiner Stimmung und Geistesverfassung einen solchen Eindruck machten, daß er sie „zu eigener Läuterung und Erbauung", wie um die aus ihnen geschöpfte Lebensweisheit recht klar zu machen, niederschrieb. Dabei haben die Erzählungen den vollen Erdgeruch ihrer Heimat Tirol beibehalten; sie sind schlicht volksartig, einfach natürlich hinerzählt ohne die Kunstmittel der modernen psychologischen Novelle. Ihr Reiz und ihr Wert liegt denn auch in der schlichten

[1]) Mainz 1905. Kirchheim & Co. 8°. 313 S. Brosch. 3.20 M, gebd. 4.50 M.

[2]) Kempten 1905. Jos. Köselsche Buchhandlung. 8°. 216 S. brosch. 2.50 M, gebd. 3.50 M.

Naturtreue, mit der sie in einzelnen Begebenheiten und Charakteren das echte Tiroler Volk schildern mit seiner Heimatsliebe, seiner Religiosität, seinem Gottvertrauen, seiner Genügsamkeit, mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen. Einen der sympathischsten und echtesten Tiroler lernen wir im Autor selber kennen, der uns in mehreren Stücken manche interessante Einblicke in persönliche innere Erlebnisse tun läßt, die auf seinen Entwickelungsgang von Einfluß waren.

Auch so eine „kleine Erzählung" aus Tirol ist „Der Abt von Fiecht",[1]) den Domanig wohl hauptsächlich wegen seines historischen Anstrichs und seines romantischen Gehaltes in poetischer Gestalt behandelt hat. In edeln, schön gebauten Blankversen vernehmen wir hier die Geschichte eines Abtes, der Weib und Kind bei einer Katastrophe verloren zu haben glaubt, zu spät aber Nachricht von ihrer Rettung erhält. Im harten Kampfe zwischen Neigung und Pflicht unterliegt er, um schließlich in harter Buße sein Verfehlen zu sühnen. Das epische Gedicht ist von eigenem Reiz umwoben, wenn es naturgemäß auch der schlichten Lebenswahrheit der „kleinen Erzählungen" ermangelt.

Von Karl Domanig zu Hedwig Dohm ist ein weiter Schritt. Domanig ist ein Bejaher, die greise Frauenrechtlerin und Novellistin eine Verneinerin. Zwar weiß auch Domanig, daß Leid, Kummer und Sorge des Menschen tägliches Brot sind, aber seine Lebensanschauung ist doch hell und freudig, da sein religiöser Glaube ihn fortwährend hinüberweist in jenes Land hinter den Schranken von Raum und Zeit, wo es keine Tränen und keinen Tod mehr geben wird. Und der irdische Tod erscheint seinen braven Tirolern und Katholiken durchaus nicht als ein so großes Uebel, sondern im Gegenteil als Ende eines Kampfes, der ihnen die Pforte zu ewiger Herrlichkeit öffnet. Daher ist er ihnen, wie in „Ein Lebenszweck", nicht selten sogar der Gegenstand ihrer liebenden Sorge, dem sie ihr Sinnen und Trachten weihen. Ganz anders aber erscheint der Tod den modernen Menschen der Dohmschen „Schwanenlieder".[2]) Für sie ist er der Würger, das grause Schreckgespenst, das man zwar vergißt im Trubel der Arbeit und des Lebens, solange man jung, gesund und kräftig ist, das sich aber in seiner ganzen entsetzlichen Wirklichkeit vor den Augen der Alten, Kranken und Schwachen aufrichtet, sie vor Schmerz und Schreck erstarren macht, ihr Denken und Handeln lähmt, sie ganz und gar fasziniert. Und da der todüberwindende Glaube fehlt, hilft keine Philosophie, keine Ueberlegung, keine Flucht gegen die immer drohendere eisige Umarmung, so daß die Armen, vor Verzweiflung fast besinnungslos, selbst Hand an sich legen und wie ein taumelndes Insekt sich kopfüber in die verzehrende Flamme stürzen. Es ist ein peinliches, bitteres Buch, um so bitterer, als die alte Kämpferin Dohm wohl viel von eigenen Kämpfen darin phantasiert. In allen drei Novellen verzweifeln die Helden im Angesicht des drohenden Endes am Sinne des Lebens und wagen, um der steten Todesfurcht und der Qual eines nutzlosen, unverstandenen Daseins zu entfliehen, den Sprung ins Dunkle.

Hedwig Dohm ist keine große Gestalterin; sie räsonniert und abstrahiert zu viel, sie redet, wo sie bilden sollte. Aber sie ist eine gute Beobachterin, kennt das moderne Leben und den modernen Menschen und sucht den Dingen auf den Grund zu kommen. Ein bitterer Nachgeschmack bleibt Einem noch lange im Munde, wenn man diese moderne literarische Frucht genossen hat.

Doch die Sache hat, wie alles in der Welt, auch ihre Kehrseite, und neben der Tragödie der modernen glaubenslosen Weltanschauung hat auch die Komödie ihren Platz. Nach der monistischen Ansicht sind ja Leib und Seele, Körper und Geist durchaus keine verschiedenen Dinge, sondern miteinander identisch. Die Seele ist danach nur eine Funktion des Leibes und trübe Gedanken, seelische Qualen daher lediglich die Folgen körperlichen Unbehagens, schlechter Verdauung und dergleichen schöner Dinge. Um die Seele zu erziehen, zu vervollkommnen, glücklich zu machen, ist daher weiter nichts nötig, als den Körper zu erziehen und auf seine Funktionstätigkeit einzuwirken. Das bisher unlösbare Problem, alle Menschen möglichst glücklich zu machen, beruht einfach auf dem Gebrauch eines Abführmittels, einem probaten Speisezettel und einigen hygienischen Vorschriften. Verblüffend einfach! Und doch ist erst der Wiener Dekadent und jetziges Mitglied des Künstlerkabaretts „Das Nachtlicht" — in München früher „Die 11 Scharfrichter" benamset — Peter Altenberg in seinem neuesten Buche „Prodromos"[3]) darauf gekommen.

[1]) Innsbruck 1906. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 93 S. 4. u. 5. Aufl.

[2]) Berlin 1906. S. Fischer, Verlag. 290 S. brosch. 3.50 M, gebd. 4.50 M.

[3]) Berlin 1906. S. Fischer, 205 S., geh. M 3.50, gebd. M 4.50.

Diesem „Vorläufer" war es vorbehalten, den Weg ins zukünftige Menschheitsparadies zu weisen. Als „Akkumulatoren von Lebens-Energien" empfiehlt diese „physiologische Romantik" vor allem: „Püree von ganz mürbem, hellrosigem, fettlosem Schinken, Püree von grünen Erbsen, Püree von gelben Bohnen, Püree von Karolinen-Reis, Püree von Gries, sauce tomate, beef tea jellie in Suppe mit gesprudelten rohen 8 Eidottern, Extraktum „Puro" in gesprudelte Eidotter-Suppe, saures Obers, frischer Gervais-Käse mit Salz, Spinat, Püree von prima Erdäpfeln —." Daneben spielen aber noch Vino Condurango, Zahnpasta Dr. Suin de Bontemard, Vibrationsmassage, Zahnstocher aus Pfaffenkäppchenholz, Wollstutzeln, Socken und kalte Klystiere eine maßgebende Rolle. Das wichtigste ist und bleibt aber, daß der Abschluß der menschlichen Verdauungstätigkeit stets stramm funktioniert. Daher Peter Altenbergs Refrain lautet immer wieder: Tamar Indien Grillon, ideales Vergnügungsmittel, sei gepriesen! Und seinem Vater schenkt er zum 70. Geburtstage statt eines Lehnsessels, eines seidenen Schlafrocks, statt Rheinwein und Pelzschuhen — zwei Schachteln Tamar Indien Grillon, Paris, so daß sich der alte Herr mit 75 Jahren in jeder Beziehung wie mit 20 fühlt. Und einer jungen Dame sagte er: „Sie sind sehr schön. Aber Sie könnten noch tausendmal schöner werden! Durch Vino Condurango und Tamar Indien Grillon!" Leibeskultur ist ihm Geisteskultur und körperliche Dinge geben ihm den Maßstab für die geistige Bewertung ab. Daher „hat ein Schlangenmensch im Variété mehr Anlagen zum Genie als das Genie!" und „den Menschen den Wert des ausgiebigen von selbst endenden Schlafes näherrücken, ist eine wertvollere Tat als alle Dramen und Gedichte der Welt!"

Nun kann es aber freilich passieren, daß der geneigte Leser Peter Altenberg, wie jene junge Dame, der er seine Allheilmittel empfahl, für „einen ausgewachsenen Narren" hält. Solange man allerdings „noch abends Geselchtes mit Sauerkraut gut verträgt" und weder für Vino Condurango noch Tamar Indien Grillon schwärmt, ist man für Altenbergs Verdauungsphilosophie auch noch nicht reif. Vielleicht gibt es auch Leute, die von einem Dichter eine andere Weisheit erwarten als die, wie man sich durch Abführmittel zum Genie hinaufpurgiert.

Und trotzdem: Unter der Narrheit, die sich klug gebärdet, steckt auch manche närrische Klugheit und manche tiefere Bemerkung. Denn Peter Altenberg ist ein Dichter, wenn seine Muse auch das Harlekinsgewand und die Schellenkappe trägt.

Etwas über die Legenden des alten Steffel in Wien.

Plauderei von M. Herbert.

Der alte Steffel in Wien! Er ist eine rechte, echte Kirche des Volkes! Wie herzlich habe ich ihn lieben gelernt, als ich vor zwanzig Jahren seine erste und gründliche Bekanntschaft machte, und wie sehr erfreute und rührte mich neulich die flüchtige Erneuerung der alten Liebe, die mir vergönnt war.

Ja, als ich vor der Tauben umflatterten Turmfassade stand, und all die alten Fabeltiere und Ungeheuer auf mich niedergrinsten, da fiel mir wieder die amüsante Anekdote ein, die mir in Wien vor zwanzig Jahren erzählt ward.

Kam da ein weltfremder ungarischer Landedelmann in die schöne Kaiserstadt an der Donau. „Mutter seiniges" hatte ihm vorher Wunderdinge erzählt von der Trinkgelderunsitte in Wien und von der dort herrschenden Teuerung.

Als nun der brave Ungar bewundernd vor dem Stephansdome stand, trat zu ihm der Mesner und sprach: „Was tun Sie da? das kostet viel Geld, wenn man den Stephansdom so lange betrachtet."

„Hob' i nur angeschaut die Tauben", versicherte der Ungar.

„Ja, das hilft Ihnen nichts! Wieviel Tauben haben Sie angeschaut?"

„Zwanzig Tauben".

„Macht zwanzig Gulden".

Bereitwilligst bezahlte der Sohn der Steppe das Geforderte und erzählte später „Freind seinigem": „Hob' ich dummen Kerl doch betrogen. Hob' ich angeschaut fünfzig Tauben."

Seit den zwanzig Jahren, in denen ich den Steffel nicht erschaut, ist sein Inneres ruhiger und friedlicher geworden; es führt, scheint's kein Durchgang mehr durch sein gewaltiges, von schwerer Düsterkeit erfülltes Schiff. Aber neben dem Lettner steht noch, wie damals, das süße, wundertätige Madonnenbild St. Maria von Pötsch, vor dem seit mehr als zweihundert Jahren die Kerzen der Andächtigen nicht verlöscht sind. Es ist jenes Bild, das einst vor Jahrhunderten über die Not der Menschen weinte. Milde und gütig schaut die blasse Gottesmutter hinter dem Eisengitter hervor auf das Volk, das unablässig dort drängt.

Arme Mütter hoben ihre erkrankten Kinder zu der Helferin auf, wie dazumal, schmerzgezeichnete Gesichter flehen zu ihr empor, Greise und Greisinnen knien da in demütiger Versunkenheit, und junge Mädeln nahen und befestigen einen mächtigen gelben Buschen leuchtender Märzenbecher an der Säule vor dem Bilde. Ganz wie damals! — ja, mir scheint es, es wären dieselben Gestalten — dieselben von der Not des Lebens versehrten Menschen, die hier ihren Trost, ihre Zuflucht suchen. Natürlich besuchte ich auch in der St. Barbara-Kapelle die „Dienstboten-Muttergottes." Wie ehedem, von Köchinnen mit Marktkörben umlagert, schaut sie freundlich von ihrer hohen Säule herab. Dabei fällt mir ein, was alte Chroniken von dieser Kapelle berichten: Hier hing vom Gewölbe herab an Ketten befestigt um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Sarg. Er enthielt die Gebeine des Herzogs Alfonso Valtesio, welcher im Duell gefallen war. Zufolgedessen war er exkommuniziert und durfte nicht in geweihter Erde ruhen.

In der Kapelle, welche das Grab des tapferen Prinzen Eugen und der Familie Liechtenstein umschließt, erhielten die Gebeine Mozarts, des großen Kapellmeisters an St. Stephan, die letzten Segnungen der Kirche. Dort stand ich und ich meinte, mich umfluteten die Töne seines Requiems und die unsterbliche Musik seines „Don Juan". Meine Seele wurde weich im Gedanken an ihn, der arm und notleidend starb und dessen Melodien noch heute die Welt mit himmlischem Wohlklang erfüllen. Requiescat in pace!

Nach und nach werde ich wieder daheim im wundervollen alten Stephansdom, und mich umspinnt die fromme und erhabene Stimmung, welche diesen weiten Gewölben, die von Riesensäulen getragen werden, eigen ist. Aus dem tiefen Halbdunkel steigt eine unerschöpfliche Fülle von Farben und Formen auf. Die herrlichen Marmordenkmäler beginnen zu reden, die Vergoldungen, die echten Steine, die Gemälde auf den Altären fangen an zu leuchten, ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch die feurigen Glasgemälde der Fenster und bewirkt das Wunder. Da blitzen die goldenen Leuchter, das geschnitzte Getier fängt an sich zu regen, die Bilder der Heiligen reden ihre mahnende Sprache und neben dem Primtor, auf dem schönen Gedenkstein an die Befreiung Wiens von den Türken, spornt der tapfere Starhemberg sein stolzes, weißes Roß.

Alte, große Zeiten werden wach, Siegeshymnen tönen nieder von den stummen Wänden der Kathedrale.

Nun stehe ich vor der Statue der Mutter Pförtnerin neben dem Altare des heiligen Valentin, und die liebliche alte Legende, von manchem Dichter verwertet, zieht mich in ihren Bann. Vor alten Zeiten lebte in einem Nonnenkloster Wiens eine junge Nonne, die ward von einer unüberwindlichen Sehnsucht nach dem Leben und der Freude der Welt erfaßt. Sie war die Pförtnerin. Und eines Tages legte sie die ihr anvertrauten Schlüssel zu Füßen der Muttergottesstatue vor dem Klostertor und entfloh, Maria bittend, ihr Amt in ihrer Abwesenheit zu verwalten. Aber — ach — die Welt hielt nicht das Versprechen ihrer Lockung. Enttäuscht und zu Tode betrübt, mit wunden Füßen und wundem Herzen kam die Nonne zurück.

Siehe, da öffnete die Mutter der Verlorenen, die Zuflucht der Sünder, ihr selber die Pforte. Die gütige Mutter Maria hatte in der Abwesenheit der Nonne deren Dienst in deren Gestalt versehen, so daß Keiner ihr Fehlen bemerkte.

Als nun die Büßerin weinend ihren Fehltritt gestand, ward das Bild der Mutter Pförtnerin im Triumph in die Hauptkirche der Stadt verbracht, wo es noch heute steht.

Und noch eine alte, furchtbar ernste Sage fällt mir ein, als ich, abschiednehmend, im Chore zwischen dem altersbraunen, köstlich geschnitzten Gestuhle stehe.

Das war im Jahre 1398. Da wachte der Pfarrer von St. Stephan in der Allerseelennacht plötzlich auf, denn deutlich hatte er den Orgelklang seiner Kathedrale vernommen. Eilends erhob er sich, um zu sehen, wessen Spiel das sei — und siehe da — als er eintrat, waren die weiten Schiffe erfüllt von den Mitgliedern seiner Gemeinde und alle trugen sie Sterbegewänder. Traurig und ernst erscholl ihr Gesang.

Am Hauptaltare aber sah der Pfarrer sich selber stehen, wie er das Hochamt zelebrierte.

Da faßte ihn ein Grauen, er sank auf die Knie und machte das Kreuzzeichen.

Und der Spuk verschwand.

Aber im nächsten Jahre raffte ihn und die Gemeinde der schwarze Tod hinweg.

Die Pest forderte in Wien im Jahre 1399 10,000 Opfer.

An diese grauenvolle Zeit erinnern noch die langen Pestlöffel in der Sakristei von St. Stephan, mit denen damals den Erkrankten die Medizin gereicht wurde.

Beim Ausgang durchs Bischofstor besuchte ich noch ein Volksheiligtum des alten Steffel, den Stein des hl. Koloman, der ganz durchfurcht ist von den vielen Händen derer, welche ihn andächtig küßten.

Auch am Singertor verweilte ich noch einen Augenblick vor dem Grabstein des Singmeisters Neidhart Fuchs, der auch Bauernfeind genannt ward. † 1334. Einst umgaben den Stein kunstvolle Steinreliefs, welche eine Episode seines Lebens erzählten.

Damals herrschte die Sitte, daß derjenige, welcher das erste Veilchen in der Nähe Wiens fand, dieses Frühlingszeichen selbst dem Herrscher ankündigen durfte. Der Fürst nebst seiner Gemahlin und dem Hof begab sich dann an die bezeichnete Stelle und pflückte das Veilchen, welches er dann bei einer großen Frühlingsfeier dem tugendhaftesten Mädchen der Stadt überreichte.

Einst fand Neidhart Fuchs das erste Veilchen. Er bedeckte es mit seinem Hut und ging, es dem Kaiser zu verraten, allein — als der Hof kam — lag unter dem Hute statt der Blume ein Häuflein Asche. Die jungen Bauernburschen und Dirnen eines benachbarten Dorfes hatten das Veilchen gestohlen und umtanzten es lustig unter der Linde.

Da zog Neidhart den Degen und stach den Hauptdieb nieder. Seitdem hieß er Bauernfeind.

Lebe wohl, alter Steffel, du von der deutschen Sage umwobener, mächtiger Gesell! Noch einmal grüße ich dein romanisches Riesentor, deine tiefernsten in Stein gehauenen Apostel und Evangelisten, deine grotesken Schreine, deine träumenden Engel!

Tillys Osterfahrt.

Skizze von Emil Ritter.

„Nun, Tilly, verreisen?" sagte am Karsamstag Nachmittag am Hauptbahnhof jemand zur kleinen, blonden Tilly aus dem Konzerthaus Monopol. Es war der Assessor „mit der Schramme unter dem Auge"; Namen kannte Tilly nur in seltenen Fällen.

„Wie Sie sehen!" antwortete Tilly mit etwas unsicherer Stimme, als sei sie auf Abwegen ertappt worden.

„Schau, schau! — Wollte Dich denn der „artistische Leiter" und Kassenwächter über die Feiertage gehen lassen?"

„Wollte? Ha!" Tillys Augen verrieten, daß er nicht wollte. „Das geht doch hoffentlich noch ohne den. Ich habe Krach geschlagen, und als er sich noch weigerte, haben ihm alle Stammgäste, die dabei waren, gedroht, ihm untreu zu werden. Und dann gings. — Da kommt der Zug."

„Meeresstille und glückliche Fahrt denn! — Wann kommst Du wieder?"

„Dienstag wahrscheinlich", rief Tilly, indem sie in ein Abteil kletterte.

Der Zug rollte in die sinkende Sonne, die Tilly in ihrer Wagenecke in die Augen stach. Sie zog aber mit Absicht den schützenden Vorhang nicht zu. Das grelle Blenden freute sie. —

Der Assessor wollte offenbar gerne wissen, wohin die Reise ging. Hätte es ihm ja sagen können. Aber — auch so gut. Was ging den, was ging alle jene ihre Heimat an, was ihr merkwürdiges Sehnen nach — der Heimat!

Es war zu toll über sie gekommen, als sie am Karfreitag in der linden Lenzluft spazieren gegangen war. Zu toll! Wie ihr die Sonne bis ins tiefste Herz glühte, und wie sie die Bäume und die Sträucher und die feuchte Erde anhauchten, — wie ihr der blaue weite Himmel in der Seele weh tat, und wie die dunkle Berglinie am Horizont zog und zog!

Sie hatte doch das Heimweh verlernt. Sie hat auch heute kein Heimweh, sicher nicht. Es war fast wie bei einem Ertrinkenden, der nicht danach fragt, in welches Land er kommt, wenn er nach dem Ufer ringt.

Nur fort hatte sie gewollt, so ein gewaltsames Treiben von innen heraus. Und da fiel ihr das Heimatsnest ein, das sie nicht mehr gesehen hatte, seit sie das Geschäft verlassen und an die „Kunst" (sie lächelte selber darüber) gekommen war.

Nun sie ihrem Brotherrn, in dessen Lokal sie „auf vielseitigen Wunsch" schon den ganzen Winter über als Solosängerin geblieben war, den Urlaub abgezwungen hatte, verspürte sie gar nicht mehr die große Lust an der Fahrt.

Sie hatte darum auch keine Idee Reisefieber oder dergleichen und langweilte sich ziemlich die fünf Stunden lang.

Um so aufgeregter wurde sie, als der Zug am armseligen Backsteinbahnhof des Städtchens hielt und sie aussteigen mußte.

Eigentlich dachte sie jetzt erst so ganz deutlich an ihre Eltern, denen sie unvermittelt entgegentreten wollte.

Ob man sie in der Stadt gut kennen würde? Zum Glück lag ihre elterliche Wohnung ganz außerhalb; ihr Vater war Bahnwärter. So entging sie für heute den Spießruten, die sich in Gestalt von neugierigen Gesichtern an allen Fenstern einer Kleinstadt aufzupflanzen pflegen.

Endlich sah sie das einsame Häuschen. Es stand jemand unter der Türe — ihr Vater. Sie verlangsamte unwillkürlich ihre Schritte.

Er wurde auf sie aufmerksam, beschattete mit der Hand die Augen, auf deren Schärfe er sich immer viel zugute hielt, — und verschwand dann im Hause.

Im Augenblick, da Tilly an der Treppe angelangt war, trat die Mutter heraus und hinter ihr wieder der Vater.

Tilly zögerte, die Mutter stieß einen leichten Schrei aus, der Vater sagte triumphierend:

„Siehst Du!"

Er bewahrte am meisten Fassung und forderte Tilly auf, doch nur heraufzukommen. Von seiner Seite war die Begrüßung etwas zurückhaltend, und später bemerkte Tilly ein paarmal, daß sein Blick verstohlen ihr Gesicht suchte — mit einem prüfenden Mißtrauen, das sie verwirrte.

Die Mutter weinte und hielt lange ihre Hand fest. Dann sorgte sie für Ruhe und Erfrischung und begann eine lange Reihe von Fragen nach allem, was Tilly war und tat.

Sie bekundete einen so großen Respekt vor dem Künstlertum Tillys, daß diese halb belustigt, halb beschämt war. Die Mutter wußte nichts von den Kunstgattungen, die mehr Schönheit als Stimme erfordern; sie war zu unerfahren in großstädtischen Bedürfnissen.

Und schön war ja Tilly immer gewesen, zur Bewunderung und zum Neid des ganzen Städtchens. Jetzt hat sie sich freilich recht verändert, so meinte die Mutter besorgt und so bestätigte der Vater düster-ernst.

„Gehst Du morgen früh mit in die Kirche?" fragte er beim Schlafengehen.

„Na, Alter! Natürlich!" lachte die Mutter.

„Ja, gewiß!" stotterte Tilly.

Sie stand nachher noch lange am weit offenen Fenster. Es war ihr entsetzlich eng, hier im Zimmerchen, im ganzen Hause, — in der Welt ihrer Eltern. Sie war arm, in der durchschnittlichen Lage der Tingel-Tangel-Leute, aber hier sah sie, daß sie sonst im Luxus lebte.

Und diese Unterhaltung, diese gräßlichen Fragen! Ueber Dinge, an die Tilly noch nie gedacht hatte, die sie zum wenigsten in den letzten Jahren ganz aus den Augen verloren hatte.

Die Sehnsucht wachte wieder in ihr auf. Nur wieder fort, wenn es nicht anders geht, wieder zurück!

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Ostermorgen — er war sonnig, maienhaft — erzählte die Mutter Tilly auf dem Kirchwege, daß Lindners Georg im Hochamt die Orgel spielen werde. Tilly und er waren Nachbarskinder und Schulkameraden. Er war jetzt Lehrer geworden und in den Osterferien da.

Tilly hörte nur mit halbem Ohre. Die kleine, blonde Tilly aus dem Monopol, die hochmögende Herren der Geldaristokratie tausendmal narrte und selbst einem preußischen Leutnant lachend eine Nase drehte, — hatte alle Fassung verloren.

Daß ihr plötzliches Auftauchen in der Heimat entsprechend bemerkt würde, das hatte sie vorausgesehen, daß ihre Person aber solches Aufsehen erregte — —! Man riß die Fenster auf, man blieb auf der Straße stehen, man tuschelte, — ja, man schritt an ihr vorüber und drehte sich nach einiger Zeit um, ihr nochmals zu begegnen.

Sie atmete auf, als sie in die Kirche eintraten. Das Hochamt dauerte für sie qualvoll lange, fühlte sie doch immer ein Dutzend Augen auf sich ruhen. Die Kniee taten ihr bitter

weh, aber sie wagte nicht, sich zu setzen, um nicht aufzufallen. Die Mutter beobachtete wohl, wie sie planlos in ihrem Buche blätterte, aber sie war zu erregt, als daß sie planmäßig hätte Andacht heucheln können.

Schnell hinaus, als der letzte Orgelton verklang. Die Mutter blieb noch zurück. Tilly vermied es, in die Gesichter zu schauen, die sie an der Türe so nahe umdrängten.

Draußen standen alle in Gruppen; während das sonst aber nur Sache der Männerwelt war, blieben heute auch die Frauen stehen.

Tillys Blick traf gerade ein paar Gestalten, deren sie sich als Schulfreundinnen erinnerte. In einem plötzlichen, verzweifelten Entschluß ging sie auf diese zu, um sie anzureden.

Die Gruppe verharrte zuerst einen Augenblick ganz starr, dann wendeten sich alle auf einen Schlag um und gingen ihres Weges.

Wie ein Schwindel erfaßte es Tilly. Sie stand wie angewurzelt. Und plötzlich verwandelte sich ihre peinigende Verlegenheit in wilden Trotz.

Sie raffte ihr Kleid zusammen, daß allen Gaffern ihre seidenen Unterröcke in die Augen stachen, und eilte durch die Straßen, mit gezwungener Unbefangenheit nach rechts und links schauend.

Daheim saß der Vater, der in der Frühmesse gewesen war. Seine Gegenwart war ihr ein Druck. Sie hatte immer die Empfindung, er müsse nun den Mund auftun und alles sagen, was in seinen Blicken lag.

Das Bedürfnis nach einem Spaziergang vorschützend, entfloh sie ihm. Sie stieg einen steilen Weg hinan, der in ein Wäldchen lief.

Auf halber Höhe warf sie einen Blick hinunter auf das Städtchen. Es war heute wie vor Zeiten — und ihr doch so fremd geworden. Oder sie so fremd — so —

Sie ging weiter. Fort wieder, sie mußte wieder abreisen! Zum Glück hatte sie die Eltern über ihren Urlaub im ungewissen gelassen. So konnte sie sagen, sie habe nur den einen Tag frei.

Da — es sang jemand — aus dem Walde.

Sie lauschte; eine helle, weiche Männerstimme sang ein altes Kirchenlied von der Auferstehung.

Ganz langsam wanderte sie weiter. Der Sänger trat jetzt aus dem Walde und verstummte jäh.

Auch er verlangsamte seinen Gang — und als sie noch fünf Schritte auseinander waren, blieben beide stehen. Er war rot geworden, vielleicht weil er in einer so schlicht-frommen Stimmung ertappt worden war.

„Ottilie!" sagte er endlich und streckte, ihr näherkommend, die Hand aus.

Sie reichte ihm die Hand und wünschte ihm kaum hörbar einen guten Morgen. Sie hatte Georg gleich wiedererkannt, — wie er sie, die er einmal als Zwanzigjähriger — angeschwärmt hatte, dachte sie. Er würde gesagt haben: geliebt, aber er drängte letzthin alle Gedanken an jene Zeit zurück.

„Wie geht es Ihnen, Ottilie?"

Der Vorname war ihm ungewollt auf die Lippen getreten, das Du war ihm nicht möglich.

Er schloß sich ihr an und ging wieder mit in den Wald hinein.

Anfangs wechselten sie nur wenige, zaghafte Worte miteinander. Dann gingen sie eine Weile ganz still und dann sprach er von seiner Naturliebhaberei, von Bäumen und Sträuchern und Waldtieren.

Sie lauschte wie träumend, — von vergangenen Tagen träumend.

Am andern Ende des Wäldchens begannen gleich die Häuser. Das brachte sie zu sich selbst. Sie dachte erst daran, wieder durch den Wald zurückzugehen. Aber nein, — sie wollte trotzen. Sie verachtete die ganze Philisterei, sie fühlte sich ihr überlegen. Aber Georg —?

Er wollte ruhig neben ihr weitergehen. Sie hielt ihn an und sagte zögernd:

„Lassen Sie mich, bitte, allein durch die Stadt gehen! Die Leute könnten —"

Er lächelte. „Die Leute? Ich habe es mir abgewöhnt, nach ihnen zu fragen".

Sie meinte, durch das stolze Wort in ihrem trotzigen Selbstgefühl bestärkt, mit leichtem Spott:

„Aber denken Sie an Ihren Ruf! Sie, der Herr Lehrer, und ich? Wissen Sie nicht, daß ich zum fahrenden Volk, zur leichten Ware gehöre?"

„Doch." Er sah ernst, mit zusammengepreßten Lippen vor sich nieder. Dann legte er die Hand auf ihren Arm und sah ihr voll in die Augen.

„Ich hätte gar nicht geahnt, daß ich Dir das noch einmal sagen könnte. Da es nun so gekommen ist, sei es gesagt: Was auch immer mit Dir sei, Ottilie, ich glaube an Dich. Und wenn Du — — ich würde noch heute — — —"

Sie wandte ihr Gesicht und traf mit den Augen den Kirchturm. Die Sonne bestrahlte den glatten, glänzenden Schieferhelm. War es das grelle Blinken, — vor ihr schimmerte und schwamm es hell, hell, — ein Meer von Sonne. — —

Es läutete Mittag.

„Ich muß nach Hause gehen, Georg."

Schweigend schritten sie nebeneinander durch die Straßen. Er begleitete sie fast ganz heim.

Sie verlor mehr und mehr die seltsame Helle vor sich. Sie sah wieder nüchtern ihren Schulkameraden, den Lehrer, ihre Heimat, die ihr zur Fremde geworden war, — sie dachte an die Abreise.

„Adieu, Georg! Leben Sie wohl! Es war recht hübsch, daß wir uns wieder einmal gesehen haben."

Einen heißen Händedruck spürte sie, aber er sagte nur ganz gleichmütig:

„Ja, das freut mich auch. Leben Sie wohl!"

Tilly reiste am Abend ab. Die Eltern gingen mit ihr zur Bahn in der Dunkelheit, und niemand beachtete die drei.

Die Mutter weinte beim Abschied ganz heimlich und bat, Tilly möge doch ja bald wiederkommen. Der Vater schwieg bis zum letzten Augenblick. Da nahm er ihre Hand und die seinige zitterte und er flüsterte:

„Ottilie, bleibe ein anständiges Mädchen!" —

Sie war allein im Wagenabteil. Während sich der Zug in Bewegung setzte, ließ sie das Fenster herab.

Sternenklar war der Himmel über dem Städtchen.

Blitzschnell zog noch einmal das ganze Erlebnis ihrer Osterfahrt an ihr vorüber.

„Ich glaube an Dich", — das hatte sich eingegraben. Und das andere, das ungefüge: „Bleibe ein anständiges Mädchen!" — es nagte an ihr.

Vorüber das Städtchen. Sie setzte sich in die Ecke und suchte mit dem Gewesenen abzuschließen. Nun wieder ins alte Leben. Sie sah die großen Fenster von „Monopol" mit den gelben Vorhängen und hörte die Klänge eines Walzerliedes marktschreierisch auf die Straße dringen.

Einen Moment war ihr Herz und alles in ihr wie tot — und dann packte sie eine Kraft, wie am Karfreitag — und zog — und zog.

Was wollte sie nur? Hatte sie nicht ihren Willen gehabt? Ihre Osterfahrt sollte doch das wehe Verlangen stillen. — Hatte sie es nur noch mehr aufgestachelt? Es war heute ein Etwas in sie gekommen, das sie tief eingewurzelt fühlte. Und das Etwas hat sich zu einer Gewalt mit ihrem ersten Verlangen verbunden. Und es wird ihr keine Ruhe mehr lassen.

Es war so seltsam und so — — Sie drückte den Kopf an die harte Holzwand und schluchzte laut in wilder Ostersehnsucht.

Wiener Autorenabend.

Seit Jahren veranstaltet der Verband katholischer Schriftsteller Oesterreichs in Wien Autorenabende, um dem Wiener Publikum nicht nur die Kenntnis der Werke katholischer Dichter, sondern auch die Anknüpfung persönlicher Beziehungen zu den Autoren zu vermitteln. Mit dem jüngst abgehaltenen siebenten Autorenabend hat der Verband einen besonders schönen Erfolg erzielt, der wohl größtenteils den poetischen Gaben eines lieben Gastes, der Dichterin Therese Keiter (M. Herbert) aus Regensburg, zu verdanken ist. Frau Keiter, durch ihr liebenswürdiges und feines Erzählertalent wohl den meisten Anwesenden schon innerlich verwandt, entzückte das Publikum durch auserwählte Darbietungen aus dem funkelnden Schatze ihrer gefühlsreichen Lyrik, die ihre Perlen aus den reinsten und edelsten Empfindungen eines warmen und doch männlich starken Frauenherzens formt. Gerade durch diese Verschmelzung des Weichen mit dem Starken, sowie durch den berückenden Schmuckreichtum ihrer Sprach- und Wortgewalt erwies die Dichterin ihre nahe Geistesverwandtschaft mit der größten deutschen Dichterin, mit Annette von Droste, der sie auch in der dramatisch-düsteren Naturmalerei — wie z. B. in der ergreifenden Ballade „Der Haidemann" sehr, sehr nahekommt. Auch mit einer Probe ihrer längst bekannten und gewürdigten Erzählungskunst, in der sie die Sprach- und Schilderungsgewalt der Moderne mit romantischem Schönheitszauber und rührender Empfindungstiefe vermählt, erntete die Vortragende reichen Beifall, der — wie bei den lyrischen Vorträgen — wohl in erster Linie der Kraft und inneren Tiefe

der Dichtung selbst, nicht minder aber auch der feinstmodulierenden Vortragskunst der Dichterin galt. Mit dem Lorbeergewinde, das ihr überreicht wurde, trug die Dichterin gewiß die rasch errungene Liebe vieler Herzen mit nach Hause.

Von dem reichen, glänzenden Hintergrunde der Dicht- und Vortragskunst des Regensburger Gastes hoben sich gerade um so wirksamer die lyrischen Vorträge unseres heimischen Marienfängers Pater H. Opitz, S. J., durch eine rührende, kindliche Einfachheit ab, die im Bunde mit launigem Humor und herzenerobernder Wärme den schlichten Kindern einer frommen Muse reichen Beifall gewann.

Ein Wiener Autorenabend durfte heuer nicht vorübergehen, ohne dem österreichischen Dichter Joseph Seeber, der vor kurzem sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet hat, den Zoll der Liebe und Dankbarkeit zu entrichten. Da der Dichter wegen seines schweren Augenleidens leider nicht selbst erscheinen konnte, so führte sein Mödlinger Berufskollege, Professor Neumayer, in kraftvollem Vortrage den Anwesenden ein kurzes Lebens- und Schaffensbild des Dichters, sowie einige besonders charakteristische Gesänge aus seinem Epos „Der ewige Jude" vor und erntete damit sowohl für den abwesenden Dichter als auch für sich tiefempfundene Zustimmung und dankbaren Beifall.

Die künstlerischen Gesangsvorträge des Fräuleins Steffi Brünner, die zwischen den einzelnen Programmnummern eingestreut waren, konnten die Empfindungsfähigkeit des Publikums für die dargebotenen literarischen Genüsse nur verstärken und den Wunsch noch lebhafter rege machen, daß der Verband katholischer Schriftsteller diesem gelungenen Abend noch viele ähnliche Veranstaltungen anreihen möge. Der geistige Kontakt zwischen Dichter und Publikum, der mit seiner anregenden Kraft so befruchtend auf das künstlerische Schaffen wirkt, läßt leider in katholischen Kreisen noch viel zu wünschen übrig und darum haben solche Veranstaltungen eine große Bedeutung. F. Eichert.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Woche brachte zuerst ein Gastspiel des Frankfurter Heldentenors Herrn Forchhammer, den wir hier schon im Prinz-Regententheater gehört haben. Er sang diesmal die Titelrolle im „Tannhäuser". Ein Tenor von etwas dunkler Färbung, nicht vom Glanz, den Knotes Stimme besitzt, aber doch markig und edel in allen Lagen, dann ein in jedes Detail eingehendes Spiel zeichneten sein Auftreten aus. Wir werden noch eingehender über seinen Tristan zu berichten haben. Frl. Elsa Breuer sprang für das erkrankte Frl. Tordek als Elisabeth ein, wie wir glauben, zu früh und zum Schaden ihrer noch nicht völlig wiedergewonnenen Stimmittel. Dennoch war's erfreulich, daß ein bestimmtes Symptom, weshalb die Stimme ihre frühere Kraft nicht wieder erlangen sollte, fehlt. Herrn Brodersens Wolfram durfte wenigstens im Sängerkrieg und im Lied an den Abendstern den Vergleich mit Feinhals riskieren und damit ist reiche Anerkennung ausgesprochen. Der heikle Part der Venus wollte auch Frau Burk-Berger, obschon sie sich Erleichterungen vergönnte, nicht recht liegen. Chor und Orchester unter Mottl waren nahezu vollendet.

Am Samstag hatten wir endlich wieder ein neues Lustspiel an der Stätte, die soviel Erhabenes sieht. Es mögen sich die Hoftheaterabonnenten wohl manchmal recht sehnen nach solcher Abwechslung. Darum war das Publikum gegenüber dem aus dem Englischen übersetzten Stück „Unsere Käthe" von Hubert Henry Davies so nachsichtig und so dankbar für den kleinsten Spaß. Käthe, eine Schriftstellerin, soll ein aus dem Leim gegangenes Verlöbnis wiederherstellen, ist sie doch die stete Beraterin und Helferin in der Familie Spencer. Sie hat sich indes selber in den Bräutigam, einen Maler, verliebt; das verlassene Bräutchen dagegen hat sich von jeher mehr zu dem salbungsvollen Vikar des Landstädtchens hingezogen gefühlt. Nun, jeder Hans kriegt seine richtige Grete. Was den Beifall erregte, das waren mehr die drolligen Einfälle und Situationen, dann die Verspottung der Prüderie und der allzu rigorosen Beschränkung aller Sonntagsarbeit in England; der Maler durfte nach seines ersten Bräutchens Ansicht am Sonntag einen Pinsel nicht anrühren. Wenn der Erreger solch weiblicher Unduldsamkeit, der englische Vikar, von Herrn Storm nicht gar so unerlaubt lächerlich dargestellt worden wäre, so könnten wir, wenn nicht das unbedeutende Stück, so doch die gesamte Darstellung loben, insbesondere Frl. v. Hagens Käthe.

Im **Münchener Schauspielhaus** ist Joseph Ruederers dreiaktige Komödie „Die Fahnenweihe", die zuerst im alten Schauspielhause 1898, dann im Gärtnerplatztheater aufgeführt worden, zu neuem Leben erwacht. So sehen wir wieder einmal, wenn auch in übertriebener Häufung, die Dinge, wie sie sind, nicht, wie sie eine schönfärberische Verhimmlung des Bauernvolkes uns seit langem und nach der alten Schablone vorzaubert. Die Darstellung, unter Herrn Direktor Stollbergs Regie, hatte nach allen Aktschlüssen den lebhaftesten Beifall.

Verschiedenes. Am Münchener Hoftheater scheint jetzt der Weg eingeschlagen zu sein, der zu ruhiger Arbeit führt. Intendant v. Speidel beabsichtigt, da Herr Savits in absehbarer Zeit seine Stellung nicht wieder antreten kann, zur Entlastung der übrigen Regisseure einen einfachen (nicht Ober-) Regisseur anzustellen, wofür ein bewährter Theaterpraktiker in Aussicht genommen ist. Mehr braucht es auch nicht. Hoffentlich beruhigen sich nun die Gemüter, wenigstens jene, die nicht die Absicht haben, einer Wiederkehr des Possartschen Regimentes das Wort zu reden. — Die bekannte Musikzeitung „Signale für die musikalische Welt" hat zum 1. April eine Nummer mit nur Aprilscherzen herausgegeben. Wie München dabei wegkommt, dafür diene folgendes der Kgl. Akademie der Tonkunst gewidmete Beispiel: „Ein Brahms-Jubiläum beging unsere Akademie in den letzten Tagen; es waren da 10 Jahre, daß kein Werk des Meisters (Brahms) mehr in den Konzerten gespielt wurde. Der Dirigent wies in einer kurzen Rede auf die Bedeutung des Festes hin und sprach zum Schluß die Hoffnung aus, daß in 15 Jahren das 25jährige Jubiläum gefeiert werden könne. Eine Aufführung sämtlicher symphonischer Dichtungen von Boche beschloß die Feier."

Von Berlin aus wird angeregt, eine Deutsche Brahms-Gesellschaft ins Leben zu rufen. Sie soll unedierte Werke und Briefe des Meisters veröffentlichen. — Die Wiener hatten zu Anfang des Monats eine erste Aufführung von Mozarts „Figaro" mit der neuen Uebersetzung von Max Kalbeck. Es bleibt abzuwarten, ob sie durchdringt. Als Max Kalbeck in den 80er Jahren mit seiner Uebersetzung und veränderten Inszenierung des „Don Juan" an die Oeffentlichkeit trat, ereignete es sich, daß schon bei der ersten Aufführung Frau Materna ihren altgewohnten Text sang. — Frau Preuse-Matzenauer, die hochdramatische Sängerin des Münchener Hoftheaters, geht nicht nach Berlin, da es Herrn Baron von Speidel gelungen ist, ihre Verpflichtung für die Berliner Hofoper zu lösen. Gegenwärtig ist die Künstlerin leider am Scharlach erkrankt und die Verlegenheiten unserer Hofoper, die schon auf die Damen Breuer und Morena nicht rechnen kann, sind wieder größer geworden. — Charlotte Huhn, der berühmteste Orpheus der deutschen Opernbühne und Mitglied der Münchener Hofoper, will sich dem hochdramatischen Sopranfach zuwenden. Da bekämen wir dann eine prächtige Brünhilde. — „Merlin", schon von Goldmark als Oper komponiert, ist jetzt von Felix Draeseke als Musikdrama vollendet worden. — Am Münchener Hoftheater bereitet F. Mottl Humperdincks „Heirat wider Willen" vor. — Die Münchener dramatische Gesellschaft gedenkt am 6. Mai im Schauspielhause Johannes Schlafs neuestes Drama „Weigand" aufzuführen als Matinee.

Von der Sixtinischen Kapelle: Schon einmal hat Pius X. eine Umgestaltung des Sängerchors befohlen. In einem neuen Erlaß wird nun eine neue Stimmenzusammensetzung festgestellt. Die Sopran- und Altstimmen sollen von 30 Kindern gesungen werden, dazu 2 erste, 3 zweite Tenöre, 2 erste und 3 zweite Bässe. Das Uebergewicht der Kinderstimmen läßt darauf schließen, daß man eine Auswahl minder kräftiger und derber Knabenstimmen, dafür aber besser sich verschmelzender weicher Stimmen treffen wird. Die Leitung des Chores ist Maëstro Perosi anvertraut, dem ein Unterdirektor und ein Archivsekretär zur Seite stehen.

München. Dr. Ludwig Sahla.

Die Musikalische Akademie beschloß ihre Veranstaltungen durch eine unter Mottls genialer Führung in allen Teilen herrlich gelungene Aufführung der missa solemnis, des unvergänglichen Denkmals von Beethovens religiösem Empfinden. Das Solo-Quartett war hervorragend besetzt durch die Damen H. Bosetti, A. Leydhecker (Berlin) und die Herren E. Forchhammer (der noch in letzter Stunde die Partie übernommen hatte und prächtig durchführte) und Dreßler. Ausgezeichnet war die Leistung des Orchesters und des Chores, welch letzterer namentlich in den Frauenstimmen in herrlicher Klangfülle hervortrat; die Männerstimmen, insbesondere der Tenor, hätten stärker besetzt sein dürfen. Das Violin-Solo spielte in edler Tongebung Herr B. Ahner, an der Orgel saß als bewährter Künstler L. Maier.

München. Jos. Reitmeier.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Franz Geerlings in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlags, kurze Auszüge mit genauer Quellenangabe gestattet. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 21. April 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Ungeschminktes über die Lage in Ungarn.

Von
Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Als der unselige Beustsche „Ausgleich" zwischen Oesterreich und Ungarn im Sommer 1897 erneuert werden sollte, versagte infolge der Obstruktion, welche die unüberlegten Sprachenverordnungen des polnischen Ministerpräsidenten Grafen Badeni heraufbeschworen hatten, der parlamentarische Apparat im zisleithanischen Reichsrate. Infolgedessen mußte die Krone eingreifen, die Beitragsquoten zu den gemeinsamen Ausgaben feststellen und den Ausgleich ohne parlamentarischen Beschluß verlängern. Das gab in Ungarn den Feinden Oesterreichs und Habsburgs willkommenen Anlaß, den Versuch zu machen, ob nicht die Revolution des Jahres 1848 wiederholt und diesmal zu dem gewünschten Ende gebracht werden könne: Unabhängigkeit Ungarns von „Wien", selbständiger magyarischer Nationalstaat.

Die Staatskrise, welche darauf in Ungarn entstand und sich zeitweilig in eine allgemeine Reichskrise der Gesamtmonarchie auswuchs, ist zu bekannt, als daß eine eingehende Darlegung hier notwendig wäre. Graf Stephan Tisza, der Sohn eines fluchbeladenen Hauses, aber für seine Person ein ergebener Vasall des Königs aus dem Habsburgerhause, wollte mit eiserner Faust die Krisis bannen; die von ihm erzwungenen Neuwahlen brachten aber eine erdrückende Mehrheit gegen ihn und für den Kossuthismus. Die Unabhängigkeitspartei unter Kossuth, die Verfassungspartei (angeblich noch auf 67 er Grundlage) unter Graf Julius Andrassy und die katholische Volkspartei unter Graf Aladar Zichy vereinigten sich zur „Koalition"; der berüchtigte Baron Banffy gründete die „Neue Partei" und fand mit seinen paar Mannen Unterkunft in der Koalition. Die noch vor kurzem allmächtige liberale Partei zerbröckelte, eines ihrer Mitglieder nach dem anderen lief über zu Kossuth, darunter Graf Apponyi, der bedeutsamste politische Kopf des Magyarentums.

Und nun begann der rücksichtsloseste Kampf der „Nation" gegen die Krone. Der Beamtenapparat versagte gänzlich. Noch einmal, am 23. September 1905, machte der König in der Wiener Hofburg in der sensationellen Fünfminuten-Audienz den Versuch, die Koalitionsführer auf ein von der Krone selbst entworfenes Programm zur Uebernahme der Regierung zu bewegen, und als auch dieser Versuch vergeblich war, wurde mit dem General Baron Fejervary als Ministerpräsidenten ein verschleierter Absolutismus eingeführt, der zwei sehr wichtige Ergebnisse hatte: die Koalitionsführer standen da als Offiziere ohne Soldaten, denn das magyarische Volk litt wirtschaftlich unsäglich unter den politischen Wirren und kümmerte sich nicht im geringsten um Reichstagsauflösung und Absolutismus, und die nichtmagyarische Bevölkerungsmehrheit (Deutsche, Slovaken, Rumänen, Serben, Kroaten) stellte sich entschieden auf die Seite des Königs.

Diese unzweideutigen Ergebnisse machten die eigentlichen Lenker der Revolution, die auch diesmal wieder eine Revolution des magyarischen Hochadels, der Gentry und des Judentums war, denn doch kopfscheu: die Loge fürchtete den mit so viel Aussicht auf Erfolg gegen das katholische Habsburgerreich unternommenen Kampf zu verlieren und suchte darum nach einem Mittel, um mit Erfolg einlenken zu können. Die schon im Marianischen Königreiche des hl. Stephan errungene Position drohte verloren zu gehen, denn der König hatte den Ministerpräsidenten bereits beauftragt, die Neuwahlen nicht auszuschreiben. Das wäre ein eklatanter Bruch der beschworenen Verfassung gewesen, für den man aber nicht den freventlich in eine Zwangslage versetzten Träger der Krone, sondern die Koalitionsrevolutionäre verantwortlich gemacht hätte.

Fejervary, mehr Haudegen als Diplomat, ging den Freimaurern der Koalition ins Garn. Sein Minister des Innern Kristoffy, selbst Freimaurer, teilte ihm mit, daß die Koalition durch Bruder Barabas einen neuen „Entwirrungsplan" ausgearbeitet habe, auf Grund dessen sie Frieden mit der Krone schließen und die Regierung übernehmen wolle. Fejervary eilte nach Wien, und da das Programm des „Entwirrungsplanes" dem Programme der Krone vom 23. September entgegenkam, konnte eine Einigung bald zustande kommen. Der König soll sehr erfreut darüber gewesen sein, daß die Koalition den Frieden anbot. Man hat den Monarchen aber abermals unverantwortlich getäuscht; denn, wie bald bekannt wurde, ist das Friedensangebot nicht namens der Koalition von Barabas, sondern von dem Freimaurer und Minister Kristoffy der Koalition gemacht worden. So rettete durch eine freventliche Täuschung des Königs die Loge die Koalitionsrevolution vom Untergang.

Die Führer der Koalition wurden nach Wien berufen und übernahmen die Bildung einer parlamentarischen Regierung. Ein Kabinettschef war bald gefunden: Alexander Wekerle, der schon zweimal als Vertrauensmann der kalvinisch-jüdischliberalen Partei Ministerpräsident gewesen war, verließ gerne seinen Sinekureposten, um an die Spitze des „großen Ministeriums" zu treten, welches die Zukunft Ungarns vorbereiten soll. Er steht angeblich noch auf der Basis des Ausgleichs von 1867, ist Freimaurer und Vater der ungarischen Zwangszivilehe bzw. der kirchenpolitischen Kulturkampfgesetzgebung, welche seinerzeit ebenfalls dem Monarchen mit einer schändlichen Komödie in Ischl abgetrotzt wurde. Wenn die Logenblätter rühmen, daß die liberale Partei mit der kirchenpolitischen Gesetzgebung „Ungarn mit einem Ruck aus den Fesseln der Reaktion und Rückständigkeit befreit hat", so kann dieses „Verdienst" Wekerle zum größten Teile für sich in Anspruch nehmen. Wie sehr er sich damit an

dem Ehrentitel „Marianisches Königreich" versündigt hat, liegt auf der Hand.

Als würdigen Kollegen hat er zum Hüter der Justiz den kniffigsten Geschäftsadvokaten Budapests, Dr. Geza Polonyi, erhalten, natürlich auch Freimaurer. Dieser national-radikale Magyare ist ein magyarisierter Kroate, ebenso wie sein Parteiführer Kossuth. Solche Ueberläufer sind bekanntlich stets die ärgsten nationalen Chauvins. Was sich die Nationalitäten von diesem Manne zu erwarten haben, hat Polonyi gleich am Tage seines Amtsantrittes gezeigt, indem er erklärte, er werde das „Unkraut in seinem Ressort ausjäten, welches sich von Fejervary habe kaufen lassen". D. h. es werden die während der Krise königstreu gebliebenen Beamten zum Teufel gejagt und brotlos gemacht werden. Ein Wiener antisemitisches Blatt hatte behauptet, Polonyi sei Jude. Darauf antwortete er, er sei zwar nicht Jude, würde es aber „nicht bedauern, wenn er es wäre". Damit hat er sich bei den in Ungarn übermächtigen Juden sehr eingeschmeichelt. Recht charakteristisch ist auch, daß des Justizministers Polonyi erste Tat die Niederschlagung eines Majestätsbeleidigungsprozesses war, welchen der Staatsanwalt gegen den Budapester Advokaten Dr. Polonyi angestrengt hatte.

Graf Julius Andrassy, Sohn des wegen Hochverrates in effigie gehenkten Vaters gleichen Namens und Führers des Revolutionsadels, ist Minister des Innern und hat als solcher nicht nur die Neuwahlen zu „machen", sondern auch die Wahlreform auf Basis des allgemeinen Wahlrechtes durchzuführen. Da Andrassy erklärter Gegner der Wahlreform ist, kann man sich im voraus denken, daß das neue Wahlrecht so eingerichtet wird, daß nach wie vor alle Nichtmagyaren vom Reichstage ferngehalten werden, obwohl dieser Teil der ungarischen Bevölkerung das staatserhaltende und königstreue Element darstellt. — Dr. Daranyi, der schon einmal Ackerbauminister war und nun wieder dieses Amt übernommen hat, ist Freimaurer; Honvedminister Feldmarschall-Leutnant v. Jekelfalussy ist Soldat, sonst nichts.

Das Handelsministerium hat Franz Kossuth übernehmen müssen. Der Monarch hat darauf bestanden, daß dieser Mann in die Regierung eintrete. Sein Ressort betrifft vor allem das Verhältnis zu Oesterreich, und da die Hauptforderung der Unabhängigkeitspartei die vollständige Losreißung von Oesterreich ist, so hat man hier tatsächlich den Bock zum Gärtner der Gemeinsamkeit gemacht. — Kultus und Unterricht wurden dem Grafen Albert Apponyi anvertraut. Der bei den Jesuiten in Kalksburg bei Wien erzogene Mann, auf den einst die Katholiken so große Hoffnungen setzten, hat als Präsident des Abgeordnetenhauses die offene Revolution gegen die Krone inauguriert. Wehe den Nationalitäten! Sie können sich gefaßt machen, daß alle Brutalität aufgeboten werden wird, um sie in den Volksschulen zu magyarisieren; denn Albert Apponyi lebt in dem Wahne, daß in dem magyarischen Nationalstaate der Zukunft er der erste von der Nation gewählte und gekrönte Herrscher sein wird.

Und in diesem, aus lauter ausgesprochenen Gegnern des katholischen Herrscherhauses zusammengesetzten Ministerium hat auch der Führer der sich emphatisch „katholisch" nennenden Volkspartei, Graf Aladar Zichy, Platz gefunden: er ist Minister a latere am königlichen Hoflager, hat also keine politische Position, sondern mehr die Vermittelung, das Zeremonielle zu besorgen. Der Eintritt Zichys in das Ministerium Wekerle, dessen Kulturkampf ja die katholische Volkspartei ihr Entstehen verdankt, zeigt, auf welche Abwege die magyarischen Katholiken geraten sind, und daß es die erste Aufgabe der noch treuen Katholiken in Ungarn sein sollte, eine neue wahrhaft katholische Partei zu gründen.

Das „große Ministerium" Kossuth-Apponyi, genannt Wekerle, hat die Aufgabe übernommen — aber nur für sich! — den Frieden zwischen Krone und „Nation" unter folgenden Bedingungen herzustellen: 1. Die Uebernahme der Regierung auf Grundlage der 1867er Vereinbarungen, also der vorläufigen Aufrechterhaltung der Gemeinsamkeit mit Oesterreich. 2. Die Bewilligung der „Staatsnotwendigkeiten", also Steuern, Rekruten, Handelsverträge, Wahl der Delegationen — nicht aber eines erhöhten Rekrutenbedarfes. 3. Nichtaufrollung der Frage der ungarischen Kommandosprache während der Uebergangszeit, d. h. bis auf Grund des neuen Wahlgesetzes ein neuer Reichstag zusammengetreten sein wird. 4. Einführung des allgemeinen Wahlrechtes.

Einige übereifrige Blätter, die sich in der Verfechtung der „Autorität der Krone" nicht genug tun können, behaupten, daß mit Annahme dieser Bedingungen die Koalition vor der Krone kapituliert habe. Der Schein spricht für diese Annahme, aber eben auch nur der Schein. Wer etwas näher zusieht, wird bald erkennen, daß all die zwischen der Krone und den Kossuthisten schwebenden Streitfragen nicht gelöst, sondern nur aufgeschoben sind. Zuerst kommen jetzt Neuwahlen, welche der Unabhängigkeitspartei eine erdrückende Mehrheit verschaffen werden. Angesichts dieser Wahlen hat sich die noch immer 104 Mann starke liberale Partei, welche 40 Jahre die Politik Ungarns bestimmt hat, einfach freiwillig aufgelöst, um bei den Wahlen nicht unrühmlich zermalmt zu werden. Dann steht die Unabhängigkeitspartei aber als so unüberwindliche Macht da, daß die Krone tun muß, was Kossuth befiehlt. Hat doch Kossuth am Tage seiner Beeidigung in seinem Parteiklub erklärt: „Ich müßte mich meiner Persönlichkeit entäußern und geradezu den Namen ablegen, der mein einziges, vielleicht schweres, aber jedenfalls ruhmreiches Erbe ist (stürmische Eljen-Rufe), wenn nicht das Endziel all meiner Bestrebungen die Erringung der Unabhängigkeit des Landes wäre." Aehnlich sprach Wekerle, ähnlich Apponyi. Wer also bei dem Friedensschlusse kapituliert hat, ist klar für jeden, der sehen will.

Von dem Tage der Beeidigung des III. Ministeriums Wekerle an ist die völlige Trennung der Monarchie besiegelt. Aufgabe der Patrioten Oesterreichs ist es jetzt, sich die diesseitige Reichshälfte bei Zeiten so einzurichten, daß sie die Trennung von Ungarn leicht ertragen kann. Vielleicht schafft uns das allgemeine Wahlrecht ein Parlament, welches dieser großen Aufgabe gewachsen ist.

Die Pflege der philosophischen Studien bei den Universitätsstudenten.

Von

Dr. Julius Siben, Mitglied des Bayerischen Landtags.

I. Die Behandlung des Etats für die Universitäten im Bayerischen Landtag gab auch Anlaß zu einer Erörterung über die für alle akademischen Berufe zu fordernden philosophischen und allgemein wissenschaftlichen Studien. In Bayern besteht auch heute noch sowohl für die Juristen wie für die Mediziner die Vorschrift, daß sie außer den Fachkollegien 8 Kollegien der philosophischen Fakultät, sei es aus der philosophisch-historischen oder der naturwissenschaftlich-mathematischen Klasse, hören müssen. Es wurde nun darüber geklagt, daß diese Vorschrift eine lex imperfecta bleibe, indem man seitens der Unterrichtsverwaltung sich mit dem Nachweis zufrieden gebe, daß die 8 philosophischen Kollegien bezahlt seien, ohne auch nur über den Besuch derselben irgend eine Kontrolle auszuüben. Wie der Landtag zeigte auch der Kultusminister Herr von Wehner lebhaftes Interesse an der Aufrechterhaltung oben erwähnter Vorschrift und stellte in Aussicht, daß er im Benehmen mit den Fachministerien, denen die Studenten der Jurisprudenz und Medizin unterstehen, und nach Einvernahme der bei dieser Angelegenheit interessierten Universitätsfakultäten eine intensivere Pflege der philosophischen Studien anstreben werde.

II. Ich bin der Ansicht, daß die Vertreter der christlichen Weltanschauung besonderen Grund haben, die Pflege der philosophischen Studien zu empfehlen und Maßregeln zu deren Förderung, wie sie der bayerische Kultusminister in Aussicht gestellt hat, freudig zu begrüßen. Vor allem sind es religiöse und ethische Zwecke, denen diese Studien dienen sollen. Bei den zahlreichen Angriffen auf die positive Religion, welche in ein wissenschaftliches Gewand gehüllt sind, erscheint es für den Gebildeten unentbehrlich, daß er die natürlichen Wahrheiten, welche die Voraussetzung der geoffenbarten Religion bilden, durch wissenschaftliches Studium näher kennen und begründen lernt. Für den religiösen Glauben des jungen Mannes, der die Universität bezieht, gilt im vollen Sinn das Wort des Dichters: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Eine wissenschaftlich nicht fundierte, bloß vom Gefühl und Instinkt getragene Weltanschauung wird nur selten den Gefahren der Jugend und des großstädtischen Lebens gegenüber standhalten, während gründliche Beschäftigung mit den philosophischen Fragen nicht nur den geistigen Blick schärft, sondern auch den Charakter festigt, Herz und Gemüt erhebt. Diese Bemerkungen gelten in vollem Umfange selbstverständlich nur von den philosophischen Studien, welche mit religiösen Wahrheiten, wie Gott, Unsterblichkeit der Seele, Freiheit des Willens 2c., sich beschäftigen; aber auch ohne direkten Zusammenhang mit religiösen Wahrheiten werden die philosophischen Fragen dem Geist

eine ernstere Richtung geben und ihn zur Beschäftigung mit den letzten und höchsten Problemen der Menschheit empfänglich machen. Philosophische Studien werden sicher auch Schutz bieten gegen das Eindringen jener materialistischen Theorien in die studentischen Kreise, die heute so eifrig durch populär-wissenschaftliche Schriften kolportiert werden und durch ihre verführerische Darstellung eine nicht zu unterschätzende Gefahr auch für gebildete Kreise in sich bergen. Daß endlich die philosophischen Studien auch nötig sind, um ein ideales Gegengewicht gegen die Alleinherrschaft des Fachstudiums über das Studententum zu erhalten, bedarf wohl nicht näherer Erläuterung. Nur das sei noch bemerkt, daß sie, richtig betrieben, das Fachstudium nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern seinen einheitlichen und planvollen Betrieb wesentlich fördern werden.

III. Ein Grund, daß es oft bei den Studenten an einem erfolgreichen Betrieb der philosophischen Studien fehlt, liegt auch in dem Umstande, daß denselben von keiner Seite Ratschläge zugehen, welche philosophische Kollegien sie hören sollen. In der bayerischen Abgeordnetenkammer habe ich angeregt, daß die Unterrichtsverwaltung den Studenten eine Reihe von Kollegien bezeichnen möge, die teils obligatorisch zu machen wären, teils alternierend gewählt werden dürften.

Nach meinem Dafürhalten ist vor allem zu fordern ein Einblick in die Geschichte der Philosophie unter Beschränkung auf die wichtigsten, Epoche machenden Denker wie etwa Platon, Aristoteles, Augustinus, Thomas von Aquin, Kant und die Neukantianer. Ferner dürften unentbehrlich sein Kollegien über Logik und Erkenntnistheorie sowie Psychologie und Anthropologie. Endlich sollte unter den philosophischen Kollegien nicht fehlen: die Biologie, die Lehre über die Lebenserscheinungen mit den zu ihrer Erklärung herangezogenen Deszendenzhypothesen, den Darwinismus eingeschlossen. Es ist sehr nützlich, daß diejenigen Studenten, welche im Hauptfache sich nicht mit exakten Wissenschaften beschäftigen, wie z. B. die Juristen, zur Vervollständigung ihrer Ausbildung sich auch mit dem einen oder andern naturwissenschaftlichen Kolleg befassen. Die exakte Methode, die dort angewendet wird, schärft den Sinn für die Wirklichkeit, nötigt zu gewissenhafter Beobachtung und bewahrt vor theoretischen Einseitigkeiten. Als Bestandteile der allgemeinen Bildung dürften nun solche Disziplinen besonders zu empfehlen sein, die wie Psychologie, Anthropologie und Biologie neben der eigentlich philosophischen noch eine durchaus naturwissenschaftliche Seite haben.

Vor allem fordert heutzutage die Biologie Beachtung. Die Kenntnis der Biologie wenigstens in ihren allgemeinen Grundzügen wird als ein Bedürfnis für die Gebildeten in weiten Kreisen empfunden. Dringen doch populäre Schriften über Gegenstände der Biologie selbst in die breiten Massen des Volkes. Auch werden gerade von ihrem Gebiete aus durch naturphilosophische Systeme, z. B. durch den Darwinismus, die heftigsten Angriffe gegen die christliche Weltanschauung unternommen. Wegen ihrer weitgreifenden Bedeutung war die Biologie in einzelnen deutschen Staaten, z. B. in Preußen, sogar eine Zeit lang in den Mittelschulen als Unterrichtsgegenstand eingeführt, mußte aber wieder beseitigt werden wegen der bei Darstellung der Deszendenz- oder Entwicklungshypothesen zutage getretenen Schwierigkeiten. Diese Hypothesen, welche von der Biologie nicht getrennt werden können, haben nicht rein naturwissenschaftlichen Charakter, sondern auch eine philosophische Seite und sind untrennbar von Fragen der Welt- und Lebensauffassung. Um so dringlicher erscheint aber das Bedürfnis, daß diejenigen, welche eine höhere Bildung erwerben wollen, auf der Universität sich mit dem Studium der Biologie und der dazu gehörigen Entwicklungstheorien gründlich befassen.

IV. Zum Schlusse möchte ich noch darauf hinweisen, daß es zu einer erfolgreichen Pflege der philosophischen Studien dringend wünschenswert ist, daß die Studenten in steter persönlicher Fühlung mit ihrem Lehrer bleiben. Besonders im Anfang wird es dem Studenten oft nicht möglich sein, den Auseinandersetzungen des vortragenden Dozenten zu folgen, wenn ihm nicht in mündlicher Aussprache Gelegenheit geboten wird, seine Bedenken vorzubringen und die vorhandenen Unklarheiten sich zerstreuen zu lassen.

Auch möchte ich nicht versäumen, sowohl der akademischen Jugend wie jenen, welche als Eltern, Vormünder und Erzieher auf deren Studiengang Einfluß üben, die hehre Wissenschaft Philosophie aufs wärmste zu empfehlen. Sind es wohl zunächst nur ideale Werte, die bei ihr erworben werden, so werden dieselben doch auch im praktischen Leben viele segensreiche Früchte bringen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Diplomatische Nachtisch-Beredsamkeit.

Ruhige Feiertage. Das junge Grünzeug der Natur ist sichtlich gediehen, während die Kunstprodukte der menschlichen Weisheit eine Pause machten. Bei dem erfreulichen Mangel an Ereignissen spielen in den Zeitungen schon wieder die wohlgesetzten Worte eine große Rolle.

Herr Bourgeois, der bisher sehr schweigsame Leiter der französischen auswärtigen Politik, hat am Gründonnerstag in der französischen Kammer einen längeren Epilog zur Marokkofrage verlesen, von dem ein französisches Blatt sagt, er sei von demselben Geiste beseelt, wie die Rede des Fürsten Bülow im Reichstage, und gestatte nunmehr zu sagen: der Zwischenfall ist erledigt! Wenn auch das Wort „erledigt" etwas optimistisch ist, da die „friedliche Durchdringung" Marokkos nicht aufgegeben, sondern höchstens aufgeschoben wird, so kann man doch anerkennen, daß Herr Bourgeois in friedlicher Weise seine und Frankreichs Befriedigung ausgesprochen hat. Er bezeichnet ausdrücklich das getroffene Abkommen als einen gerechten Ausgleich, allerdings nicht ohne den Zusatz: Das besondere Interesse Frankreichs in Marokko sei seit dem Schlusse der Konferenz in den klarsten und befriedigendsten Ausdrücken anerkannt worden. Damit meint Herr Bourgeois die bekannten versöhnlichen Aeußerungen des Fürsten Bülow über die historischen Rechte und die polizeilichen Fähigkeiten Frankreichs und Spaniens. Wir wollen hoffen, daß diese nachträgliche Berliner Höflichkeit die Stimmung gegenüber Deutschland verbessern hilft; noch weitere Artigkeiten in diesem Punkte könnten freilich die fortglimmende Begehrlichkeit der Franzosen wieder zu hellen Flammen anfachen. Deutschland wird sozusagen immer den Fuß zwischen Tür und Rahmen halten müssen, damit nicht Frankreich seine gepriesenen Polizeikünste zum Ausschluß des deutschen Handels- und Unternehmungsgeistes benutze.

Herr Bourgeois konnte bei aller Friedenstendenz nicht unterlassen, ein wenig damit zu prahlen, daß Frankreich in Algeciras die Festigkeit seiner Bündnisse und seiner Freundschaften erprobt habe, und daß sich noch wertvolle Sympathien dazu gesellt hätten. Gegen die Richtigkeit dieser Darstellung können wir nichts einwenden. Deutschland muß sich mit der Tatsache abfinden, daß es nur einen einzigen wirklich zuverlässigen Bundesgenossen hat: Österreich-Ungarn. In Italien will man freilich hier und da die gekränkte Unschuld spielen, weil im Deutschen Reichstag und in der deutschen Presse von einem unsicheren Kantonisten gesprochen worden. Doch halten wir es für recht gut, wenn den Herren jenseits der Alpen klar gemacht wird, daß man sich das Vertrauen nur durch Taten verdienen und erhalten kann. Auf der anderen Seite würden wir es für unrecht halten, wenn man die Opfer des Vesuvausbruches irgendwie unter der politischen Verstimmung leiden lassen wollte. Dagegen war es zweifellos recht und klug, daß unsere Regierung die Auflegung der neuen russischen Milliardenanleihe in Deutschland ablehnte. Die russische Regierung hat freilich die Erklärung riskiert, sie sei in Algeciras sowohl ihrem Bündnis mit Frankreich als auch der alten Freundschaft mit Deutschland gerecht geworden; aber tatsächlich hat Graf Lambsdorff mit seiner Zirkularnote den deutschen Nachbar „vor die Brust gestoßen", um mit Onkel Bräsig zu reden. Er darf sich nicht wundern, wenn fortan die herkömmliche Liebedienerei gegen den östlichen Nachbar erheblich nachläßt. Es wird überhaupt Zeit, daß wir uns das Nachlaufen abgewöhnen. Diese Mahnung möchte ich auch an jene Blätter richten, die jetzt schon wieder ihre Lücken ausfüllen mit schönen Betrachtungen und Prophezeiungen über die neue Freundschaft zwischen Deutschland und England.

In dasselbe Kapitel gehört auch die übermäßige „Ausschlachtung" der Ansprache, die Präsident Roosevelt an eine Abordnung des Zentralverbandes deutscher Kriegerbundsmitglieder von Nordamerika gehalten hat. Herr Roosevelt sagte, auf der Konferenz habe der amerikanische Delegierte sich erfolgreich bemüht, für die Sache des internationalen Friedens und der internationalen Freundschaft zu wirken, obschon die Amerikaner als Nation nur wenig Interesse an Marokko hätten. Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, ob nicht der nordamerikanische Delegierte für das deutsche Prinzip der „offenen Tür", das sonst die Vereinigten Staaten so begeistert verfechten, etwas lebhafter hätte eintreten können; aber wir wollen uns gern damit zufrieden geben, daß er nicht gegen Deutschland aufgetreten ist. Herr Roosevelt erhofft als Ergebnis der Konferenz eine freundlichere Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutsch-

land und Frankreich; einem solchen Wunsche schließt sich natürlich ganz Deutschland gern an, wenn wir auch in der Erwartung etwas vorsichtig sind, da die Stimmung im Lande des Herrn Delcassé nicht leicht zu berechnen ist. Sehr schwungvoll waren alsdann die Auslassungen Roosevelts über die zahlreichen und engen Bande, die Deutschland und die Vereinigten Staaten vereinen, und über die Aufgabe „unserer Politik", die beiden Nationen immer enger aneinander zu knüpfen. „In keinem Lande", so schloß Herr Roosevelt, „besteht eine wärmere Bewunderung für Deutschland und Deutschlands erhabenen Herrscher als hier in Amerika." Wir hören das mit Dankbarkeit, aber es drängt sich dabei die Frage auf: Wie steht es mit dem Handelsvertrag? Der Präsident meint es sehr gut; aber im Kongreß und Senat von Washington treibt man poesielose, robuste und oft recht engherzige Realpolitik der wirtschaftlichen Interessen. Herr Roosevelt hat in den letzten Tagen auch noch eine sehr packende Rede gegen die Riesenvermögen gehalten; aber in der Gesetzgebung in Nordamerika hat doch das Großkapital mehr zu sagen als der Präsident trotz aller Popularität. Wenn Herr Roosevelt wirklich den Kampf gegen die Milliardäre und die Trusts hätte aufnehmen wollen, so wäre seine zweite Präsidentschaftskandidatur der rechte Zeitpunkt gewesen. Er hat sich aber von dem alten Parteitrust wieder ernennen lassen und damit auf die erhabene Mission, sein Volk von dem Dollar-Despotismus zu befreien, leider verzichtet.

Diäten und Beschlußfähigkeit.

Bis in die Ausschüsse des Bundesrates war die Diätenvorlage noch gerade vor den Festtagen geraten. Wird nun der Bundesrat ebenso umständlich verhandeln wie das preußische Staatsministerium, oder des Sprichwortes gedenken: Bis dat, qui cito dat? Es ist rätselhaft, warum man zur Diätenbewilligung so viel Zeit gebraucht. Einen kleinen Beitrag zur Rätsellösung gibt die Nachricht, daß in dieser Mappe auch eine Vorlage wegen des Artikels 28 der Reichsverfassung stecke. Das ist der bekannte Beschlußfähigkeitsartikel, der „zur Gültigkeit der Beschlußfassung" die Anwesenheit von mindestens 199 Mitgliedern fordert. Will nun die Regierung diesen Artikel aufheben oder will sie ihn abändern? Darüber wissen sogar die „Eingeweihtesten" nichts zu sagen.

Das Verfahren ist eigentümlich. Der Artikel 28 war ein gefährliches Hilfsmittel der Obstruktion, so lange die Diätenlosigkeit den Absentismus förderte. Aber wenn jetzt durch die Diäten der Besuch des Reichstages erleichtert wird, so verliert der Artikel 28 seine Schrecken. Also liegt zu einer Verfassungsänderung in diesem Punkte jetzt keine dringliche Veranlassung mehr vor. Warum dann nun quieta movere?

Will etwa die Regierung dem Reichstage mit den Diäten zugleich ein Mißtrauensvotum geben, indem sie ihren Zweifel bekundet, ob nun die regelmäßige Beschlußfähigkeit sich erzielen lassen werde? Das wäre unpädagogisch; denn die Bestrebungen des Präsidiums und der Parteiführer sowie der Wahlkomitees bei den nächsten Wahlen, aus dem Sumpfe des Absentismus herauszukommen, würden beeinträchtigt werden, wenn die Notwendigkeit der Prüfung zur Hälfte fortfiele.

Allerdings kann der Reichstag, wenn die Bestimmung in Artikel 28 einfach aufgehoben wird, in seiner Geschäftsordnung das Erfordernis der Anwesenheit von 199 Mitgliedern aufrecht erhalten. Das ist rechtlich gleichwertig, aber nicht moralisch. Es könnte dann unter dem Augenblickseindruck von obstruktionellen Zwischenfällen leicht zu einem Abänderungsbeschluß kommen, der wieder den alten Absentismus einleitet.

Möglicherweise hat die Regierung nicht die volle Aufhebung vor, sondern nur eine Abänderung zur Deklaration des Artikels, dessen richtiger Sinn wohl nur dahin geht, daß für die endgültigen Beschlüsse mit staatsrechtlicher Wirkung die Anwesenheit von 199 Mitglieder notwendig sein soll. Aber auch eine solche Deklaration wäre jetzt „Senf nach dem Essen". Unter der Wirkung der Diäten muß die Präsenz, wenigens von den Neuwahlen ab, so regelmäßig werden, daß auch die provisorischen Beschlüsse in der zweiten Lesung von einem wenigstens halb gefüllten Hause gefaßt werden können. Denn man darf nicht übersehen, daß die stärkere Präsenz nicht bloß für die Stimmabgabe, sondern für das ganze parlamentarische Leben und Streben von wesentlicher Bedeutung ist. Bei dem bisherigen Absentismus stagniert alles, auch die hochwichtige Fraktionsberatung. Die paar Ausnahmen, die bei einer sensationellen Frage oder nach gewaltsamer Einpeitschung sich erzielen lassen, bestätigen nur die Regel, daß einige wenige Mitglieder in der Arbeit sich aufreiben, daß eine Vielseitigkeit und gegenseitige Anregung, wie es sein sollte, nicht zu erreichen ist. Es muß gründlich Wandel geschaffen werden, aber aus der Initative des Reichstags selbst heraus.

Eine gewichtige Stimme über die Bedeutung der Religion.

Von

Dr. G. K. L. Huberti de' Dalberg.

Der feurige Idealist unter den Rechtslehrern, der Dichter und Dante- und Shakespeareforscher, der für die vergleichende Rechtswissenschaft begeisterte Universaljurist, Professor Dr. Josef Kohler von der Berliner Universität, veröffentlichte soeben im „Tag" eine interessante Studie über „Religionsschutz". Es handelt sich bei diesem Titel um die Beschimpfung von Einrichtungen und Gebräuchen einer religiösen Gesellschaft, wie sie in § 166 R. St. G. B. festgelegt ist, und da vielfach eine Aenderung dieser Strafandrohung beantragt, vielfach auch eine Auslegung vorgeschlagen wird, welche ihr eine geminderte Bedeutung gäbe und den von ihr erwarteten Schutz illusorisch machen würde, bekämpft Kohler vor allem die von anderer Seite geltend gemachte Ansicht, daß eine Beschimpfung nur dann anzunehmen sei, wenn die ganze Tätigkeit aus Frivolität und unreligiösem oder antireligiösem Geist hervorgehe, daß aber niemals dann von Beschimpfung die Rede sein könne, wenn jemand von seiner Auffassung und seinem geistigen Standpunkt aus eine Einrichtung oder einen Gebrauch für minderwertig und verurteilenswert erachte und er diese Anschauung in vollem Maße zur Geltung bringe; man dürfe daher immerhin schimpfen, vorausgesetzt, daß man es nur in guter Absicht täte, nämlich in der Absicht, das Wahre, d. h. das, was man für wahr halte, kräftig zur Geltung zu bringen.

Diese ganze Auffassung bezeichnet Kohler als verfehlt: Jeder hat die Befugnis der freien und uneingeschränkten Kritik, allein niemand steht es zu, einen beschimpfenden Ton anzuschlagen gegenüber religiösen Vorstellungen. Kohlers rechtliche Ausführungen sind um so lehrreicher, als er bei seiner Beweisführung auf die ganze Bedeutung der Religion und der religiösen Ueberzeugung für unsere Zeit zu sprechen kommt. Ihm erscheint, im Gegensatz zu den anderen, unter allen Umständen schützenswert und schutzbedürftig seitens des Staates „das Kulturgut der Religion und der ungeheure Idealismus, der aus ihr für eine große Menge von Menschen hervorgeht". Er hält es namentlich für unrichtig, zu glauben, „daß mit einer religiösen Gleichgültigkeit und Geringwertung die Kultur der Menschheit gefördert würde". Im Gegenteil wäre der Schaden ein ganz unabsehbarer, namentlich auch in sozialer Beziehung, weil gerade das zusammenfassende Band der Religion für die gesellschaftliche Verknüpfung der Menschen ein Bindemittel von außerordentlichem Wert ist. Und wenn Beispiele gebracht werden, daß im Laufe der Zeit die Religion in der Wertschätzung abgenommen habe, so darf dies nicht als allgemeine Erscheinung aufsteigender Kulturentwicklung betrachtet werden, sondern nur als ein Zeichen des Verfalls, dem vorzubeugen unsere Kulturwelt aufs eifrigste bestrebt sein muß. Wenn an Stelle der positiven Religion vollständige Ideallosigkeit und ein gänzlicher Mangel an metaphysischen Vorstellungen treten, so ist dies ein furchtbarer Schaden für die Menschheit und ein Mangel, der es unmöglich macht, die höchsten Ziele der Kultur zu erreichen, die neben allem anderen auch religiöse Ziele sind. „Wird eine Nation religionslos, so kann sie nur noch einseitig die Kultur weiterbilden."

Allerdings beurteilt man heutzutage die Andersgläubigen anders, als es frühere Zeiten getan haben. Staat und Recht gehen nicht mehr von dem Grundsatz der Glaubenseinheit, der jede andere Konfession als Unkultur bekämpfte, sondern von der Glaubensfreiheit aus und erklären, daß, wenn nur die Menschheit religiös ist, der Kulturfortschritt kraft der einen oder kraft der anderen Religionsbekenntnisse geschehen kann, wenn sie nur die nötigen Kulturelemente in sich tragen. Als Leitsätze gelten nunmehr nach Kohler: 1. daß der Staat nach den ihm zu Gebote stehenden geistigen Mitteln es ablehnen müsse, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines Religionssystems aufzustellen, so daß dieses als einzig Wahres die von ihm vertretene Kultur zu tragen habe; 2. daß die Religion eine Sache der Ueberzeugung ist und der Zwang hier sittlich schädlich und charakterverderbend wirkt; 3. daß gerade durch den Kampf der Geister alle Fragen vertieft und der Einblick in die religiösen Geheimnisse gefördert wird, weshalb man auch, selbst wenn man eine Religion für die richtige hielte, durch Ausschluß einer jeden Kritik und eines jeden Meinungskampfes dieser Religion einen schlimmen Dienst erwiese.

Von diesem Standpunkt aus, sagt Kohler, muß Kritik und Bekämpfung eines anderen Glaubens heute eine ganz andere sein, als sie früher noch für erlaubt und entsprechend galt. Be-

kämpfte man in vergangenen Zeiten eine religiöse Meinung mit Feuer und Schwert, so war man eben von der „alleinigen" Richtigkeit der seinen überzeugt und mußte jede andere als unreligiös, gotteswidrig, ja verdammungswürdig erachten, wie ja namentlich das Reformationszeitalter sich in herabsetzenden, beschimpfenden, beleidigenden und oft recht derben Aeußerungen gegen Andersgläubige nicht genug tun konnte, und ehedem auch im Kampf gegen das Heidentum Spott und Hohn nicht gespart wurden. Für die Gegenwart unter Hinweis auf diese Beispiele eine ähnliche „Freiheit" beanspruchen zu wollen, geht nicht an. Im Unterschied zu früher erblicken wir in jedem Andersgläubigen auch einen religiösen Menschen und fordern, daß eine jede religiöse Kultur im großen ganzen den gleichen Schutz des Staates genieße. Wer heute fremde religiöse Meinungen bekämpfen will, muß deshalb innerhalb der Schranken der Kritik bleiben. Und keineswegs läßt sich bei § 166 von dem Standpunkt aus argumentieren, daß man ein ähnliches Beschimpfungsrecht haben müsse, wie es in früheren Jahrhunderten geübt wurde.

Der Unterschied zwischen Kritik und Beschimpfung liegt daher nicht in der letzten Absicht. Es ist ebenso unrichtig anzunehmen, daß die Absicht, die Wahrheit oder die wahre Religion zu verbreiten und ihr zum Sieg zu verhelfen, den Beschimpfungsbegriff ausschließe, als die Annahme verfehlt ist, daß, wer kritisieren will, niemals beschimpfen könne, und daß nur eine Behandlung der Sache, welche sich ohne den Untergrund einer tief ernsthaften Ueberzeugung betätigt, beschimpfend sei. Im Gegenteil, gerade wer sehr lebhaft von der einen Ansicht überzeugt ist, wird vielleicht ganz besonders geneigt sein, je nach Laune, Temperament und Härte der Ueberzeugung auf Andersdenkende loszufahren und deren Religionsgebräuche zu beschimpfen. Er handelt aber dann genau so widerrechtlich wie jener, der in bester Absicht fremde Bücher und Handschriften verbrennt. Jedenfalls muß man also bei den äußersten Schranken der Kritik stehen bleiben und sich gegenüber religiösen Dingen von allem fern halten, was an Beschimpfung grenzt. Wenn man aber, völlig unrichtig, behauptet, daß sich eine Kritik oft nicht ohne Beschimpfung vollziehen lasse, da fehlt es meist an einigem guten Willen und man kann sich nicht zu der Anschauung erheben, von der auch der Staat ausgeht, daß eine Religion an und für sich schon eine mächtige Kulturbedeutung hat, daß die religiösen Uebungen ein Kulturgut sind, das man nicht ohne weiteres gewaltsam zerstören darf. Und wenn die Fanatiker glauben, sobald man von der Unhaltbarkeit bestimmter Meinungen fest überzeugt sei, sie schonungslos auch mit den Mitteln der Beschimpfung vernichten zu dürfen: so ist das etwas, was der Staat nicht dulden darf.

Das Wesen der Beschimpfung aber stellt Kohler in folgender Weise dar: Wie bei einer Person, wenn man sie als sittlich minderwertig darstellt oder ihr irgendwelche Dinge nachspricht, die sie als eine Person von untergeordneter sittlicher Bedeutung erscheinen lassen, und wenn man zunächst eine intellektuelle Minderwertung des Menschen kundgibt, dies aber in einer solchen Weise tut, daß die Minderwertigkeit einen Grad erreicht, der eine sittliche Bedeutung der Person nicht mehr aufkommen läßt, muß man in gleicher Weise von der Beschimpfung einer Meinung dann sprechen, wenn man ihr einen solchen Charakter beimißt, daß vernünftigerweise nur Menschen von untergeordneter sittlicher Wertung sie haben können oder Menschen, die so gedankenarm sind, daß sie nicht einer solchen Erhebung der Persönlichkeit fähig sind, welche den einzelnen als sittlich bedeutungsvoll erscheinen läßt

Bezeichnet man zum Beispiel eine religiöse Anschauung als unsinnig oder als unwürdig, so erklärt man damit, daß Menschen, welche sie teilen, nicht mehr als vollwertige sittliche Persönlichkeiten gelten können; denn wenn man das Teuerste, was man hat, seine religiöse Ueberzeugung, an Unsinn und Torheit knüpft, so stellt man sich von selber als eine auch nach sittlicher Seite hin minderwertige Persönlichkeit dar. Was als dumm, unsinnig, ungereimt, was als aberwitzig, unwürdig oder gar als eine Schande für das Zeitalter hingestellt wird, wird beschimpft. Die Kritik erreicht den äußersten Punkt des Erlaubten, wenn sie so weit geht, die Unhaltbarkeit der logischen Widersprüche, die geschichtliche Unrichtigkeit eines Glaubens darzustellen. Geht man aber noch weiter und erklärt eine Glaubensmeinung als für einen vernünftigen Menschen unmöglich, als unter dem Stand der gegenwärtig denkbaren Weltvorstellungen stehend, dann beschimpft man sie.

Dabei muß im besonderen noch wohl berücksichtigt werden: Etwas, das in der Fassung, in der es vorgetragen wird, logische Widersprüche darbietet, enthält vielleicht einen tieferen Sinn, der nur eben nicht in eine volkstümliche Formung zu bringen ist; oder es gibt eine Ahnung von Wahrheiten, die kaum darstellbar sind und mehr geahnt als beschrieben und begriffen werden können

Weiter sagt Kohler: Sehr häufig sind die religiösen Vorstellungen noch geschichtliche Ueberreste aus früherer Zeit, große religiöse Erhebungen, die man beibehält, weil sie mächtige Gefühle erregen und mit suggestiver Gewalt in der Bevölkerung jenes Moment hervorrufen, welches eben das Eigengut der besonderen religiösen Empfindungen ist.

Wer aber dem Volke diesen Schatz religiöser Empfindungen nehmen wolle handle unmittelbar kulturwidrig.

Der Religionsschutz muß fortbestehen bleiben!

Der Kampf um die Volksschule in Belgien.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Das Endziel aller liberalen Parteien ist ohne Frage in aller Herren Ländern die völlige Beseitigung des Religionsunterrichtes aus der Schule, und die Sozialdemokratie unterstützt sie unumwunden in diesen Bestrebungen. Das zeigt sich momentan ganz besonders in Belgien. Für die im Mai stattfindenden Kammerwahlen schrieben Liberale und Sozialisten den obligatorischen konfessions- und religionslosen Unterricht auf ihr Programm. Momentan sammeln sie im ganzen Lande Unterschriften zugunsten des Schulzwanges. In Deutschland dürfte man sich vielfach die Frage stellen, wie es kommt, daß eine modernen Ansichten so selbstverständlich erscheinende Einrichtung wie der Schulzwang überhaupt noch Gegenstand einer Petition sein kann. Mancher Katholik wäre vielleicht nicht abgeneigt, der jetzigen Kammermehrheit deshalb einen Vorwurf zu machen, weil sie den Schulzwang nicht direkt durchführt. Um die so komplexe Frage richtig beurteilen zu können, muß man sie von spezifisch belgischem Standpunkt aus betrachten. Das sei der Zweck dieser Zeilen.

Die belgischen Katholiken sind keineswegs grundsätzliche Gegner des Schulzwangs. Das offiziöse „Journal de Bruxelles", sowie auch das katholische „Vingtième Siècle" haben dies in letzter Zeit nachdrücklich hervorgehoben. Auch sind die meisten von der Opposition aufgeworfenen Anschuldigungen unbegründet. Belgien, heißt es da, sei das Land, das die meisten Analphabeten aufweist. 130,000 Kinder genössen überhaupt keinen Schulunterricht; systematisch werde die offizielle Volksschule zugunsten der freien, d. i. der klerikalen Schule unterdrückt und somit die Gewissensfreiheit gefährdet. Nur aus Furcht, die Aufgeklärtheit des Volkes könne der „klerikalen Verdummung", auf die die Katholiken angewiesen sind, um am Ruder zu bleiben, ein Ende machen, schrecke die Mehrheit vor dem Schulzwang zurück.

Es dürfte nicht schwer sein, diese Sophismen zurückzuweisen. Intellektuell stehen in Belgien im großen und ganzen die Volksschichten auf einem höheren Niveau als z. B. in den „aufgeklärtesten" Provinzen Frankreichs, und die Zahl der Analphabeten ist nicht größer als im Lande des Combismus, wo der Schulzwang seit Jahren besteht. Man stützt sich, um Zahlen beizubringen, auf die Bildungsstufe der Rekruten. Das Argument ist nicht so weit her, und selbst der katholikenfeindliche liberale Abgeordnete Hymans hat einmal in der Kammer erklärt, man könne auf derartige Angaben nicht viel geben. Die 130,000 Kinder, die keine Schule besuchen, sind ein Märchen; denn man läßt die der offiziellen Statistik nicht unterstehenden Schulen einfach außer Betracht. 30,000 bis 40,000 dürften die Maximalzahl in einem Lande mit beinahe 7 Millionen Einwohnern bilden. Zum Kapitel der klerikalen Verdummung nur dieses: In der Provinz Westvlandern, die allgemein als das Bollwerk der katholischen Rückständigkeit gilt, zählt man nur 8,16% Analphabeten, während in der Provinz Hennegau, wo Liberalismus und Sozialdemokratie seit Jahren das Licht der geistigen Emanzipierung allenthalben leuchten ließen, 11,15% verzeichnet werden. In der nämlichen vlämischen Provinz haben 70,36% der Einwohner eine vollständige Schulbildung genossen, während durchschnittlich in den nichtklerikalen Teilen des Landes der Prozentsatz 43,56% beträgt.

Und wie wird der offizielle Unterricht unterdrückt und Gewissenszwang ausgeübt? Die belgische Verfassung gesteht unumschränkte Unterrichtsfreiheit zu; jedermann kann also Schulen eröffnen. Den öffentlichen, auf Kosten des Staates oder der Gemeinde erteilten Unterricht reguliert aber das Schulgesetz. Als im Jahre 1878 die Liberalen ans Ruder kamen, führten sie das Gesetz vom 1. Juli 1879 durch. Die Gemeindeschule war

konfessionslos, der Religionsunterricht wurde ausgeschlossen und die Tendenz katholikenfeindlich. Freie Schulen erhielten, da sie katholisch waren, keine staatlichen Zuschüsse. Anstatt aber ihre Kinder solchen Unterrichtsanstalten anzuvertrauen, gründeten die Katholiken, wie es ihnen verfassungsmäßig gestattet war, freie konfessionelle Schulen, die sie aus eigenen Mitteln unterhielten. Mit einer seltenen Gehässigkeit bekämpften die Liberalen diese Bestrebungen. Armen Leuten wurde jegliche Unterstützung entzogen, falls sie ihre Kinder nicht in die Gemeindeschulen schickten. Ein Spitzeltum à la Combes wurde zum System erhoben, und ein spezielles Gesetz mußte den himmelschreienden Ungerechtigkeiten ein Ende machen. Trotzdem wurden aber die Katholiken nicht besiegt. Es kam vielmehr so weit, daß in manchen Gemeinden die offizielle Schule leer stand und sämtliche Kinder, sogar die der Gemeindelehrerinnen, die in Belgien verheiratet sein dürfen, in der freien katholischen Schule unterrichtet wurden.

Die von der katholischen Mehrheit 1884 und 1895 vorgenommene Umgestaltung des Schulgesetzes war also voll berechtigt. Aber auch heute noch ist die Gemeindeschule konfessionslos. Gemäß Artikel 4 des Gesetzes von 1895 gehört die Religion zu den Disziplinen, welche die Volksschule „notwendigerweise“ zu behandeln hat, falls sie auf die von dem nämlichen Gesetz vorgeschriebenen staatlichen Subsidien Anspruch erhebt. Die Kinder können aber von der Verpflichtung, dem Religionsunterrichte beizuwohnen, entbunden werden, wenn deren Eltern den Antrag in der vorgeschriebenen Form stellen. Hier haben wir also die klerikale Intoleranz! Die liberalen und sozialistischen Gemeinden können auch den religiösen Unterricht ganz ausschalten, falls sie auf die Subsidien verzichten, was sie wohlweislich nicht tun, sondern lieber bei den Eltern administrativen Druck ausüben. In jeder Gemeinde muß wenigstens eine Schule sich befinden. Gibt es aber in der Gemeinde eine freie Schule, die allen gesetzlichen Anforderungen nachkommt, kann sie von der Gemeinde adoptiert werden und letztere ist somit der Unterhaltung einer eigenen Schule enthoben. Daß sich katholische Gemeinden, in welchen die offizielle Schule keine Zöglinge hat, diese Bestimmung, schon aus rein finanziellen Gründen, zunutze machen, ist selbstverständlich. Und man rede ja nicht von Gewissenszwang; denn, wenn 20 Väter es wünschen, muß die konfessionslose offizielle Schule offen bleiben. Ueberdies haben die Liberalen und Sozialisten noch die Gelegenheit, eine vollständig religionslose freie Schule zu gründen, da der Staat auch freie Schulen subsidiiert, die sich seiner Inspektion unterziehen, und von denselben keinen Religionsunterricht verlangt. Bis dato gibt es nota bene in Belgien keine freie nichtkatholische Schule. Nicht Gewissenszwang liegt hier vor, sondern Furcht der Liberal-Sozialisten, in den eigenen Geldbeutel greifen zu müssen.

Alle diese Bestimmungen wären ja mit dem Schulzwang ganz gut vereinbar, wenn allen Schulen, gleichwohl ob offiziell oder privat, ob konfessionslos oder religiös, die gleichen Rechte und gleichen Subsidien zugestanden würden. Falls die Opposition sich verpflichtet, letzteres in einem Gesetze niederzulegen, wird ihr die katholische Mehrheit den Schulzwang sofort zugestehen. Das gerade aber will sie nicht. Erst vor einigen Tagen schrieb die sonst gemäßigt liberale „Etoile belge“: „Wenn die Liberalen darüber einig sind, den klerikalen Schulen offizielle Zuschüsse zu entziehen, so geschieht dies nicht, weil man dort katholischen Religionsunterricht erteilt, sondern weil man unter dem Vorwande, diesen Unterricht zu erteilen, eine politische Lehre verbreitet“. Unter politischer Lehre versteht das Blatt augenscheinlich den konfessionellen Unterricht im Sinne der katholischen Grundsätze! Stets der hundertmal widerlegte Sophismus, konfessionelle Ueberzeugung sei Parteipolitik! Also weil der Unterricht katholisch ist, muß ihm jeder Zuschuß entzogen, jede Lebensfähigkeit benommen werden. Das ist der Hauptzweck der Opposition; Schulzwang und Aufschwung des Unterrichtes ist für sie Nebensache. Man stelle sich vor, der Schulzwang sei gesetzlich durchgeführt und der liberal-sozialistische Block hätte die Mehrheit im Parlamente erhalten. Im Handumdrehen würden die freien Schulen erwürgt und mit einer jeder Gewissensfreiheit hohnsprechenden Knebelung alle Katholiken gezwungen, ihre Kinder in die konfessionslose Schule zu schicken. Die seit 25 Jahren gebrachten Opfer, welche die freien Schulen zu ihrer jetzigen Blüte emporkeimen ließen, würden mit einem Schlage vernichtet. Darum schrecken die Katholiken vor dem Schulzwang zurück. Nicht die Furcht vor der Aufklärung, sondern die Gehässigkeit der Liberalen und Sozialisten trägt die Schuld daran. Man muß allerdings bedauern, daß aus solchen Gründen der Schulzwang nicht durchgeführt werden kann; allein kein richtig denkender Mensch wird doch von den Katholiken verlangen, daß sie sich so selber den Strick um den Hals schnüren.

Weißer Sonntag.

Baumkronen und schwellendes Heckenreis
Deckt Blütenschnee, lenzfrisch gefallen:
In leuchtenden Kleidern von schneeigem Weiß
Die Kinder zum Gotteshaus wallen.

An Kirschenblüten ein schüchternes Rot,
Als wären sie leise erschrocken:
Auf kindlichen Wangen manch' Röslein loht,
Umhangen von wallenden Locken.

Vom Frühwind gestreichelt im Blumenglanz
Die taufrischen Hänge sich dehnen:
Ein morgenschöner jungfräulicher Kranz
In windumfächelten Strähnen.

Wie heimliches Beten ein Flüstern geht
Durch die duftenden Ackergelände:
Es falten zu frühlingsstarkem Gebet
Sich weiße kindliche Hände.

Es treibt und dränget am sonnigen Rain
Wie himmelwärts flammende Herzen:
Im Kirchendämmer ein funkelnder Schein
Von ragenden, schimmernden Kerzen.

Ein Singen und Läuten hellgoldenen Klangs
Die Erde, die Herzen beseelet:
So hat sich freudigen Ueberschwangs
Der Lenz mit den Kindern vermählet.

Amorbach i. Odenwald. Georg Stang.

Zur Frage der orthopädischen Behandlung der Krüppel.

Von
Regierungsrat Funk, Ulm.

Die Krüppelfürsorge beschäftigt neuerdings mehr als früher Behörden, Aerzte, Anstaltsvorstände und Menschenfreunde. Sie bietet indes bei der Verschiedenheit der hier in Betracht kommenden Verhältnisse und Umstände nicht geringe Schwierigkeiten. Insbesondere ist dies der Fall hinsichtlich der orthopädischen Behandlung der Krüppel.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß bei dem heutigen Stand der orthopädischen Wissenschaft ein sehr großer Teil, wenn nicht die meisten, der vorhandenen krüppelhaften, gebrechlichen und gelähmten Zustände orthopädisch kranker Art mit Ausnahme der Unfallpatienten geheilt oder wenigstens wesentlich gebessert werden können, wenn denselben durch einen mit den neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Orthopädie vertrauten Arzt rechtzeitig begegnet werden kann. Mit der Sorge für die rechtzeitige Einleitung der orthopädischen Behandlung solcher Zustände durch befähigte Orthopäden ist ein guter Teil der Krüppelfürsorge bereits gelöst. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht noch Krüppel übrigbleiben werden. Denn es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß nicht alle krüppelhaften, gebrechlichen und gelähmten Personen einer orthopädischen Behandlung unterstellt werden können. Eine solche Behandlung erscheint vor allem ausgeschlossen bei zu alten Personen, bei solchen, bei denen eine Operation aus dem Grunde nicht vorgenommen werden kann, weil sie nicht narkotisiert werden können bzw. die Narkose nicht aushalten würden. Sie wird auszuschließen sein bei hochgradig schwachsinnigen, bei blödsinnigen, idiotischen, geisteskranken, stark epileptischen Krüppeln, bei solchen, bei denen wegen zu großer Nervenschwäche ein praktischer Nutzen nicht mehr zu erwarten ist. Man wird auch wegen geringfügiger Plattfüße, geringfügiger X- oder O-Beine, bloßer Schönheitsfehler oder sonstiger Deformationen, wenn solche Zustände keine Beschwerden verursachen, in der Regel nicht zur orthopädischen Behandlung schreiten. Die orthopädische Behandlung wird sich bei der großen Masse der mittelständlichen, insbesondere aber der ärmeren und ganz armen Bevölkerung auf die Fälle beschränken, in welchen von solcher Behandlung

ein wesentlicher Nutzen in Hinsicht auf die jetzige oder künftige Hebung der Arbeits- und Erwerbsfähigkeit des Patienten mit mehr oder weniger Aussicht auf Erfolg erhofft werden kann. Das liegt in der Natur der Sache und ist auch durch die Art und die mitunter lange dauernde Behandlung und Verpflegung solcher Patienten nach der Vornahme der mitunter öfteren und komplizierten Operationen bzw. durch die durch diese Behandlung und Verpflegung erwachsenden Kosten, welche je nach Lage der in Betracht kommenden Umstände größer oder kleiner sein oder gestaltet werden können, begründet.

Daß an eine in größerem Umfang zu vollziehende orthopädische Behandlung der ärmeren und der ganz armen Bevölkerung, welche aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen verhältnismäßig das größte Kontingent an krüppelhaften, gebrechlichen und gelähmten Personen stellen, nicht gedacht werden kann, wenn die orthopädische Behandlung einschließlich Verpflegung nicht ganz oder nahezu unentgeltlich erfolgen kann, wird weiterer Darlegung nicht bedürfen. Daß kleine und arme Landgemeinden für die von ihnen zu unterhaltenden krüppelhaften Personen ein erkleckliches Opfer zum Zweck der Ermöglichung der orthopädischen Behandlung bringen, erscheint meist ausgeschlossen. Aber auch die dem Mittelstande angehörige Bevölkerung, wenigstens soweit sie den nicht gerade wohlhabenden Mittelstand umfaßt, wird sich zur orthopädischen Behandlung wenigstens in den schwierigeren und komplizierteren, sowie den längere Zeit hindurch dauernden Fällen meist wohl nur dann entschließen, wenn für eine Verbilligung der Kosten der orthopädischen Behandlung einschließlich Verpflegung mehr oder weniger Sorge getragen worden ist. Auf welche Weise diese Verbilligung in mehr oder weniger ausdrucksvoller Weise herbeigeführt werden kann, muß der eingehendsten Erwägung der jeweils beteiligten Faktoren überlassen werden und läßt sich nicht ohne weiteres allgemein darlegen. Mit der bloßen Inanspruchnahme der Privatwohltätigkeit wird man hier in der Regel nicht weit kommen, vielmehr wird die Inanspruchnahme staatlicher, kreislicher oder gemeindlicher Mittel erforderlich sein.

Neben den Kosten ist es aber auch zuweilen, namentlich bei Aermeren, die Scheu vor der orthopädischen Behandlung. „Es könnte gefährlich werden." Schon der bloße Name Operation erweckt Gruseln. Dazu bei manchen der Hintergedanke, daß im Falle der durch die orthopädische Behandlung bewirkten Wieder- oder Neuherstellung der völligen Arbeits- und Erwerbstätigkeit die Aussicht, auf dem bisherigen Wege — durch Hausieren, Kolportage, Besuch von Märkten, Wallfahrten, Kirchweihen, kirchlichen Festen — sich sein Leben ohne Arbeit machen zu können, verringert oder beseitigt werden könnte. Indes gehören solche Fälle glücklicherweise zu den selteneren. In der Regel wird es im Wege verständiger Belehrung möglich sein, die Beteiligten bzw. die Angehörigen Minderjähriger von der Notwendigkeit und Nützlichkeit orthopädischer Behandlung zu überzeugen und ihre Zustimmung zur Einleitung solcher Behandlung zu erlangen. Der Nutzen, der durch eine mit Erfolg durchgeführte orthopädische Behandlung bei den so bemitleidenswerten krüppelhaften Personen für deren ganzes Leben, wie für die Gesellschaft nach den verschiedensten Seiten hin erreicht werden kann, entschädigt diejenigen, die zur Ermöglichung solcher Behandlung, zumal für ärmere Kreise, irgendwie beigetragen haben, reichlich für die dabei gehabten Mühen und Opfer, wenn sie auch auf den Dank der durch solche Behandlung in der Möglichkeit der besseren Entfaltung und Betätigung ihrer Persönlichkeit Geförderten nicht immer zu rechnen haben werden.

Herzensbildung.

Von

A. Veldenz.

Wie hat man sich den Vorgang dieser dem weiblichen Geschlecht von allen Seiten unisono zugesprochenen Bildung zu denken, die meistens in fast schroffem Gegensatze zur Verstandesbildung in Szene tritt?

Es würde hier zur Beantwortung dieser Frage zu weit führen, auf das erste Zustandekommen der Sinneswahrnehmungen, auf die aus diesen resultierenden Gefühlseindrücke und die aus denselben hervorgehende Begriffsbildung näher einzugehen, da diese Fragen in das spezielle Gebiet der Psychologie gehören. — Wir haben es hier zunächst mit dem Kinde zu tun, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, dessen Gehirn bereits angefüllt ist mit einer Menge von Material aller Art, das ihm aus der es umgebenden Welt durch die Sinne zugeführt worden ist.

Gehört dieses Kind den gebildeten Ständen an, so ist bis zum achtzehnten Jahre etwa eine Mittelschule die geistige Ausbildung der beiden Geschlechter der Hauptsache nach ziemlich gleich, wenn auch die des Knaben im Hinblicke auf seinen zukünftigen Beruf energischer betrieben wird.

Der Gymnasial- und Realschule auf der einen Seite steht, die höhere Töchterschule auf der anderen gegenüber, und man wird nicht gerade behaupten können, daß Latein und Griechisch vorzugsweise auf den Verstand, Französisch und Englisch dagegen vorzugsweise auf das Herz wirken.

Nun aber kommt der Tag, wo der junge Mann das Gymnasium ꝛc. und die junge Dame die Töchterschule verlassen, und das ist zugleich die kritische Stunde, wo Herzens-Verstandesbildung, die bis dahin für beide Geschlechter in gleicher fortschreitender Linie sich bewegten, sich gabeln. Ausgerüstet mit einem Ballast oft noch recht unverdauten Wissens stehen jetzt beide vor den goldenen Toren des Lebens.

Den jungen Mann erwartet hinter denselben außer der Freude die Arbeit, ernste, den Geist weiterbildende Arbeit, die junge Dame erwartet — die Tändelei. Für beide Geschlechter ist jetzt aber auch der Moment gekommen, wo das eigene Denken sich die Augen reibt, um mit jugendlichem Ungestüm zu erwachen, ja wo es jede Autorität beiseite schieben möchte, um sich selbst zu überzeugen, ob es auch echtes Gold gewesen, was in der Schule als solches geboten wurde.

Da steht nun dem jungen Manne die ganze Welt offen, um seinem Geist die Nahrung zu geben, nach der er gierig verlangt, und zergliedernd, prüfend, vergleichend, denkend erwirbt er sich, was er ererbt von seinen Vätern hat, um es hinfort als köstliches, eigenstes Eigentum zu besitzen.

Der jungen Dame dagegen werden die Grenzpfähle, innerhalb derer sie sich zu bewegen hat, recht eng gesteckt, und auf Schritt und Tritt wird ihr vorgesagt, Herzensbildung sei das von ihr zu erstrebende, schönste Ziel.

Wie aber geht sie vor sich?

Theoretisch dürfte es schwer sein, diese Frage zu beantworten, da das Herz ein Muskel ist, der ganz mechanisch seine Arbeit leistet, indem er zu den Teilen unseres Körpers gehört, auf die nicht einmal die vornehmste Eigenschaft unserer Seele — der Wille — einen direkten Einfluß hat; praktisch dagegen vollzieht sich diese sogenannte Herzensbildung, die man am besten als Abwesenheit von intellektueller Bildung bezeichnen würde, nicht selten durch ein ganz unsystematisches Lesen. — Kunterbunt wird alles durcheinander verschlungen, Gutes und Schlechtes ohne Wahl; meistens aber solche Lektüre, die, wie das diesem jugendlichen Alter entspricht, sich vorzugsweise an die Phantasie und Sinne wendet.

Genau dasselbe und noch weit Schlimmeres verschlingt der junge Mann, und die augenblicklichen üblen Folgen bleiben bei ihm noch weniger aus, als bei der jungen Dame. Aber hinter all diesem steht bei ihm der zukünftige Beruf mit seinem ernsten Memento. — Und wenn selbst der junge Mann auch nicht einer von jenen sein sollte, für die der Hang zu tiefem, selbständigem, analysierendem Denken zu einer Art kategorischen Imperativs sich gestaltet, so erfordert doch die Vorbereitung zu seinem Beruf, auf was immer für einem Gebiet er sich denselben auch erkoren haben mag, Denken, oft sogar ein recht nüchternes, abstraktes Denken. Durch dieses Denkenmüssen aber kommt nach und nach Ordnung in das Chaos eines so jungen Kopfes; denn er lernt den Denkprozeß, den er gezwungenerweise auf einem Gebiete führte, auch auf andere Gebiete übertragen, und dadurch klärt sich nach und nach sein ganzes Innenleben. Mit dem Licht der Vernunft wird hineingeleuchtet in die Welt der dunklen Gefühle, der wirren Phantasien, bis endlich dieses Licht alles durchglüht — nicht erstickend, nicht verzehrend, wohl aber läuternd, durchsonnend und weitere Gebiete erschließend; denn dem Gedanken ist es eigen, Gedanken zu gebären. —

Und die junge Dame? Was weiß sie von diesem glücklichen, in der heutigen Zeit so besonders unentbehrlichen Gegengewicht einer selbständigen geistigen Tätigkeit? So gut wie nichts.

Erbarmungslos mit ihrem besseren, ihr leider oft nie zum vollen Bewußtsein gekommenen Selbst, liefert sie sich dem ersten besten, nicht selten zwar eine blühende, aber zügellose Feder führenden Schriftsteller aus, den sie zu ihrem Helden macht, um ihn vielleicht nach einiger Zeit mit einem noch schlimmeren zu vertauschen. — Sie versucht es zu sehen mit den Augen, zu hören mit den Ohren eines andern. Sie fabelt, sie schwärmt,

sie träumt, sie mystifiziert und verliert darüber ganz und gar ihre eigene Individualität.

Und das nennt sich Herzensbildung = keine eigene Weltanschauung haben, oder wenn sich wirklich einmal im tiefsten Innern ein kleiner Ansatz zu einer solchen gebildet hätte, dieselbe nicht zu vertreten wissen.

O daß wir es doch verlernen möchten, Worte gedankenlos nachzuplappern, uns mit ihnen abspeisen zu lassen, um selbst wieder andere damit abzuspeisen, ohne uns zu fragen, was denn eigentlich hinter solchen Worten stecke, die trotz ihres unschuldigen Klanges so verhängnisvoll lähmend auf eine ganze Generation wirken können wie ein Schlafmittel, das man zur unrechten Stunde nimmt.

Oder sehe ich zu schwarz, zumal in einer Zeit, wo die Hörsäle sogar der deutschen Universitäten sich der Frau geöffnet haben? Ich wollte, es wäre der Fall. Aber man werfe nur einen Blick in die Zeitung, um sich zu überzeugen, wie es um unsere so hochgepriesene deutsche Frau in der Ehe steht, wie gerade in der mit Glücksgütern gesegneten Klasse die Scheidungen sich mehren von Jahr zu Jahr, und man wird sich der Wahrheit nicht verschließen können, daß wahrlich nicht immer der Mann allein die Schuld an dem zerrütteten Familienglücke trägt. Und doch wird die Phrase von der Herzensbildung der Frau auch in Männerkreisen, ich weiß nicht ob aus Egoismus oder Idealismus, eigensinnig hochgehalten.

Aber fasse ich das Wort „Herzensbildung" nicht ganz und gar verkehrt auf? Ist unter Herzensbildung nicht die Bildung des Gemütes zu verstehen, als dessen Symbol das Herz gilt?

Mag man das Gemüt erklären, wie man wolle, mag man es ein unmittelbares Erfassen unserer Seelenzustände nennen, mag man es auffassen als das Innewerden religiöser, ästhetischer, sittlicher Ideen, mag man es als Aktion oder Passion hinstellen, jedenfalls fällt es mit dem Erkenntnis- und Begehrungsvermögen, denen das Wahre und Gute als respektive Beweggründe entsprechen, real zusammen.

Und somit bildet sein Gemüt, wer Verstand und Willen bildet, jene erhabenen Kräfte, die berufen sind, Ordnung zu halten im Haushalte der menschlichen Natur, und vernachlässigt sein Gemüt, wer Verstand und Willen verkommen läßt.

Woher die bedauerlichen Gemütszustände, die in der religiösen Schwärmerei, im Fanatismus, in der mystischen Empfindsamkeit der Frauen ihren Ausdruck finden? Woher die verschwommene, weltschmerzliche Sentimentalität? Woher die sogenannte Skrupulosität mit ihren furchtbaren inneren Qualen?

Auf eine richtige, zielbewußte Ausbildung und Benützung des Verstandes und des Willens wird ein vernünftiger Mensch sie ebensowenig zurückführen, als er ihnen eine besondere Formation des Herzmuskels zugrunde legen wird.

Irrtümlich wird auch die Herzensbildung oft mit Nächstenliebe verwechselt. Gesetzt aber — wie grundfalsch diese Ansicht auch ist — beide wären identisch, untersteht denn der Mann nicht ebensogut dem Gebote der Nächstenliebe wie die Frau? Mögen auch die Mittel, durch die er sie auszuüben hat, von denjenigen, die der Frau dafür in die Hand gelegt sind, häufig verschieden sein.

In dem Evangelium heißt es nicht, „die Frauen sollen ihren Nächsten lieben wie sich selbst," sondern schlechtweg: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Es sei ferne von mir, der Bescheidenheit der Männer zu nahe treten zu wollen, aber daß sie sich von diesem großen, weltumspannenden, göttlichem Munde entströmten „Du", von dem das ganze Gesetz und die Propheten abhängen, ausgeschlossen wähnen sollten, das anzunehmen ist mir bei dem besten Willen nicht möglich.

Und nun zum Schluß noch eine Frage.

„Herzensbildung?" Ja, welches von den beiden Geschlechtern hat denn tatsächlich das tiefste, das leidenschaftlichste, aber auch das zarteste Gefühl? Das männliche oder das weibliche?

Wem danken wir denn die tragisch so rührenden Gestalten einer Francesca da Rimini, eines Romeo, einer Julie, eines Hamlet, einer Ophelia, einer Leonore, eines Tasso, eines Gretchen und Faust?

Sind es nicht Männer, deren Dichterseele ihnen ewiges Leben eingehaucht hat?

Und wie erst sieht es auf dem Gebiete der Musik aus?

Ich nenne nur die Namen Beethoven, Schumann, Wagner und Liszt!

Gewiß sollen diese Beispiele nicht beweisen, daß in jedem Manne ein verkapptes Genie steckt, sondern nur dartun, daß Gefühl und Verstand sich prinzipiell nicht Feinde sind, daß sie nicht in einem gegensätzlichen Verhältnis zueinander stehen, sondern dem gleichen Boden, der einen unteilbaren Seele entkeimen, und daß bei ebenmäßiger Ausbildung der Verstandes- und Gefühlskraft eine wunderbare, einander fördernde Wechselwirkung besteht, die in jedem Menschen, ob Mann, ob Weib, ob reicher oder geringer begabt, köstliche Früchte zeitigen könnte.

Statt dessen aber bleibt der Keim bei dem weiblichen Geschlechte meistens in dem ersten Viertel seiner Entwicklung stecken, verkümmert, verkrüppelt, verwelkt und schleppt unter dem Namen „Herzensbildung" sein elendes, fast ersticktes Dasein weiter, während bei dem männlichen Geschlecht der Keim in voller Freiheit sich entfalten kann. Dem Senfkörnlein des Evangeliums gleich, wächst er sich zum Baume aus, dessen Krone stolz und kühn bis in den Himmel ragt.

Hätte man Goethes Rat, daß, um eine harmonische Ausbildung des Menschen zu erzielen, auch die schwächeren Anlagen in ihm besonders berücksichtigt werden müßten, nicht so ganz außer acht gelassen bei der Erziehung des weiblichen Geschlechtes, das vielleicht von Natur für logisches, abstraktes Denken weniger veranlagt sein mag als das männliche, dann stände es um vieles besser mit der Frau.

Arm und reich.*)

Aus dem Französischen des Paul Renaudin übertragen von Walther Eggert-Windegg.

Unsere Türe tat sich häufig armen Leuten auf, welchen meine Mutter nebst reichlichem Almosen Trost oder Mut spendete, ihren Rat, dessen Richtigkeit und Klugheit auch seine Wirksamkeit verbürgte. Sie hielt keine großen Reden, denn sie wußte, daß die Seele verschlossen bleibt, solange der Leib hungert. Aber sie begleitete jede kleine Gabe mit einem guten Wort, und bewahrte — nach einer Gewohnheit, die ich oft beobachten, deren Herkunft (aus dem berechnenden Verstand oder dem Instinkt) ich aber nie feststellen konnte, — aber die besten Stücke immer für die strengen, ernsten Worte auf.

So oft ich an diese morgendlichen Austeilungen denke, welchen ich manches Mal beigewohnt, so muß ich — warum weiß ich nicht — an das evangelische Wunder denken. Unser Tisch war ziemlich besetzt, und mein Vater, der die Schleckmäuler nicht leiden mochte, ließ es an Aufmunterung unseres jugendlichen Appetits nicht fehlen, was aber meine Mutter nicht hinderte, zweimal wöchentlich das schöne und milde Wunder der Brotvermehrung zu wiederholen; und wenn man, nachdem alle gesättigt waren, nicht Körbe voll Reste sammelte, so kommt das daher, daß Gottes Geschöpf nicht auch über die wunderbare, überfließende Fülle gebietet, welche das Zeichen göttlicher Liebe und Allmacht ist.

Sie staunte manchmal, wie über eine ganz unerhörte Belohnung, über die Dankbarkeit, welche die Mehrzahl ihrer Armen ihr bewies. Ich glaube, nur sie allein konnte darüber staunen. Ihre Art der Wohltätigkeit war herzlich und schlicht und gab ihrem bescheidenen Almosen einen besseren Geschmack, als das hochmütige Gold der Reichen ihn besitzt. Ich glaube sicher, daß viele, die an ergiebigere Türen hätten klopfen können, ihrer Art, ihres Lächelns wegen kamen.

Meine Mutter suchte die Armen auch in ihren Wohnungen auf. Sie sagte oft, daß dies die Leute höher ehre, und ich habe oft bemerkt, daß sie zu solchen Besuchen die Eleganz ihres Anzuges nicht etwa in einer Art von Scham abschwächte, sondern gerade zeigen wollte, daß sie zwischen ihren armen und ihren reichen Freunden keinen Unterschied kenne. Sie brauchte keine Kunstmittel, um den Armen näher zu kommen und sie sich näher zu bringen. Meine Mutter besaß die bewundernswerte und stolze Kunst, immer und überall sie selbst zu bleiben und sich den Großen und den Kleinen mitzuteilen, ohne sich je auch nur dem Scheine nach zu überheben oder herabzusetzen. Uebrigens braucht sich auch nur der selbstsüchtige, unnütze Reichtum vor der Armut zu schämen. Und der hatte bei uns keinen Platz.

Meine Mutter nahm uns manchmal mit zu Familien, von welchen sie — denke ich — annahm, sie seien geeignet, unser Mitgefühl zu wecken und den Sinn der Wohltätigkeit zu bilden, ohne das reine, harmonische Bild, das wir vom Leben noch hatten, zu früh zu entweihen. Aufrichtig gesagt: ich weiß nicht

*) II. Kapitel aus P. Renaudins „Mémoires d'un petit homme". Einzige autorisierte, durch Gesetze und Verträge geschützte Uebertragung von Walther Eggert-Windegg.

ob ich aus diesen Besuchen die Lehre gezogen habe, die meine Mutter mir geben wollte. Ob sie mich nicht zu früh an den Anblick der Armut und des Elends gewöhnte? Sicher ist, daß ich die Teilung der Menschen in arme und reiche ziemlich lang als eine ebenso natürliche und unabänderliche Sache ansah wie die Scheidung in zwei Geschlechter. Ich dachte mir, Reiche seien da, um Arme zu unterstützen, so wie Herren da seien, um Damen zu heiraten.

Um nichts zu verschweigen, war mein Fall besonders erschwert durch einen Umstand, dessen Arges mir erst an einem schönen Abend meines achten Jahres enthüllt wurde. Ich besuchte also mit meiner Mutter Familien, die mit Kindern reich gesegnet waren, um ihnen alte Kleider, abgelegte Spielsachen, wohl auch kleine Leckereien zu bringen. Meine Mutter gab sich, wenn wir aus diesen armseligen Wohnungen herauskamen, Mühe, mir den Unterschied einzuprägen zwischen meiner mit allen Annehmlichkeiten des Lebens erfüllten Lage und derjenigen der kleinen Unglücklichen, die oft das Notwendigste entbehren müssen. Ich wiederholte dann mit ihr die Einzelheiten dieses Vergleichs. Die meisten standen in meinem Gedächtnis wie eine auswendig gelernte Lektion. Andere hatten mich persönlich berührt, wie zum Beispiel der Mangel von Vorhängen an den Betten, oder das Fehlen eines weichen Teppichs vor der Cheminée, wo man sich wohlig die Füße wärmen könnte, wenn man aus dem Bade stieg. Kurz, niemand schien mehr als ich überzeugt, daß meine armen kleinen Freunde tief unglücklich seien, und daß ich ihnen einen Teil meiner reichen Kindheit schulde. Man hatte aber auch des öfteren sehen können, wie ich ihnen — ich will nicht entscheiden, ob schon ein bißchen Sorge um die öffentliche Meinung hineinspielte — wie ich ihnen prächtiges Spielzeug abtrat, an welchem noch gar nichts verdorben war, außer dem Reize der Neuheit. Meine Mutter bewahrte in ihrem Herzen stolz mehrere solcher Züge.

Nun denn, an dem Abend, da mein Bruder Jean sein neuntes Lebensjahr vollendete (ich zählte also sieben und einige Monate), hatte man für ihn nach altem und freudvollem Familienbrauch einen Kuchen gebacken, der rings mit neun kleinen Kerzen geschmückt war und in der Mitte eine zehnte trug zur Bedeutung des Jahres, das er an diesem Tage begann. In diesem Alter ist man schon ein kleiner Mann und spricht gerne davon, was man später einmal sein und tun wird, wenn man so groß ist wie Papa. Während wir also vor unserm Kuchen saßen, öffnete jeder von uns mit schönster Zuversicht die goldenen Tore der Zukunft, und die kleine blaue Flamme auf unseren Stücken (die Mutter hatte ein paar Tropfen Rum darauf gegossen) erleuchtete zauberisch unsere Geschicke. Ich will nicht davon sprechen, was alles meine Brüder sich als irdisches Glück gewünscht hatten: das Leben — und der Tod erst! — sind zu grausam gewesen gegen diese kindlichen Träumereien. Meinem Vater fiel auf, daß ich noch nicht gesprochen hatte.

„Und du, Kleiner", fragte er, „was möchtest denn du werden?"

Ich schwieg eine Weile. Weder der federgeschmückte Generalshut, noch die Küraſſe des Reiterhauptmanns, noch auch die Löwen des Sudans hatten bis jetzt meine Wünsche beherrscht. Ich blieb bei der näher liegenden Wirklichkeit, deren bekanntere Reize meiner Einbildungskraft mehr versprachen.

„Ich", sagte ich ruhig, „ich möchte ein armes Kind werden".

In dem Augenblicke, da ich mit meiner Gabel ein großes Stück des süßen Kuchens aufspießte, hätte diese Erklärung wie unartiger Spott aussehen können, der tüchtige Rüge verdient. Aber meine aufrichtige Miene und mein ernsthafter Ton ließen meine Mutter nicht im Unklaren, denn ich las in ihrem Gesicht ein Staunen, das mir zur Genüge bedeutete, ich habe soeben eine große Dummheit gesagt, so daß ich schleunigst, wie um sie wieder hinunter zu würgen, ein zweites Stück Kuchen verschlang. Doch es war schon zu spät. Mein Vater zuckte die Achseln und sagte: „Bist noch ein dummer Bub!" — was mir indes viel weniger gewichtig war als das Schweigen meiner Mutter. Eine Weile darauf sprach sie wieder, doch von anderen Dingen. Ich begriff aber, daß sie die Sache gemerkt hatte und daß später noch davon die Rede sein werde. Der Rest meines Kuchens schien mir weniger gut zu sein.

Am Abend, als ich im Bette lag und die weißen Vorhänge das schöne, liebe Haupt meiner Mutter bei mir eingeschlossen hatten, da war denn auch in dem heimlichen, vertraulichen Häuschen ziemlich lang die Rede von der Sache.

Ich war, wie man mir erzählt hat, ein Kind von lebhaftem Geist und ziemlich heißem Temperament, sehr geneigt, mich gegen die ersten Unbequemlichkeiten der Erziehung aufzubäumen. Meine Mutter, die in ihrem Bund auch noch andere kleine Schlüsselchen hatte, als solche, die nur Schränke öffnen, hat an diesem Abend gewiß ohne Mühe den Aufschluß meines sonderbaren Wunsches gefunden, der sie so erstaunt und auch ein bißchen traurig gemacht hatte.

Lieber Gott, ja! ich wußte recht gut, daß meine kleinen Freunde vom Quartier sehr unglücklich waren. Es war mir klar, daß man nicht anders als tief unglücklich sein kann, wenn man nur eine enge und dunkle Stube hat, wenn man nie Dessert und nicht einmal immer Brot essen kann, wenn man in Schuhen geht, durch welche Wasser und Schnee eindringt. Ich wußte das alles, wie ich auch andere unbestreitbare Erklärungen wußte, wie die der Inseln, Golfe, der Kape und Vorgebirge, die ich im ersten Schuljahr gelernt. Von mir aus geprüft, für richtig erkannt hatte ich weder die einen noch die anderen. Nicht einmal das Glück hatte ich so eigentlich empfunden, das Glück, eine warme Stube, Brot, gute Stiefel zu besitzen, denn ich war in diesem Glücke geboren und hatte all diese köstlichen Sachen von Anfang an besessen und sie nie entbehrt. Meine Einbildungskraft reichte nicht bis zur wirklichen Vorstellung und Empfindung einer Entbehrung. Dagegen entdeckten meine Augen nicht wenige wertvolle Vorzüge, beneidenswerte Vorrechte, die meine kleinen armen Freunde vor mir genossen! Sie wußten nichts von der Qual der Handschuhe; von der halbstündigen Klavierübung täglich; von dem unausstehlichen Händewaschen, jedesmal wenn man sich zu Tische setzt oder mit Mama ausgeht; — meine Aufzählung würde kein Ende finden. Sie mußten zwar in die Schule, das ist wahr; aber ich traf sie oft auf der Straße, wenn sie von der Schule kamen, und ich wäre selbst sehr gerne auch in die Schule gegangen, wenn ich auf dem Hin- und Herweg auch meine Spiele und Sprünge hätte machen dürfen wie sie. Die kleinen Mädchen spielten Reifen mitten auf der Straße, mitten zwischen den Wägen. Ungestraft trieben die Jungen ihren Schabernack mit dem Marronimann, was mir doch mancherlei eingetragen hätte. All das und manches andere noch war für mich ein unbarmherzig verschlossenes Paradies. — Einige Tage zuvor hatte mich meine Mutter zu einem Armenbesuche mitgenommen. Es war zufällig Termin und die armen Leute waren damit beschäftigt, ihren elenden, schmutzigen Hausrat in der Dachkammer unterzubringen, wo man fürchten mußte, an der Decke anzustoßen. Wir hatten, um da hinaufzukommen, verschiedene Treppen erklettert, deren letzte einer Leiter sehr ähnlich war, und ich muß gestehen, daß mir das sehr düster und unheimlich vorkam. Ich stellte mir nicht gerne vor, daß hier mein Bett stehen solle. Doch während meine Mutter wohl nur die verseuchte, ungesunde Wohnung, das bleiche, magere Gesicht der Frau und das schwindsüchtige Aussehen des Vaters bemerkte, hatte ich die zwei Buben beobachtet, welche ganz lustig halfen, die Betten und Stühle heraufzutragen, zwischen hinein der Katze der Hausmeisterin nachsprangen, und die ganze Treppe entlang miteinander an einem Zigarettenstummel rauchten, den sie in der hohlen Hand verbargen, wenn sie oben waren. Kurz, sie bissen mit allen Zähnen in die Früchte, die mir verboten waren. Der Vorzug ihres Loses vor dem meinem war für mich gar keine Frage.

Inzwischen habe ich mich natürlich zu einem weniger kindlichen Standpunkt durchgerungen. Ich habe zum Beispiel begriffen, daß die Freiheit, um die ich die Kinder der Armen beneidete, nur die Freiheit im Bösen bedeutet, und daß die Vorrechte, auf die ich eifersüchtig war, schließlich auf das eine sich zurückführen lassen: das Recht aufs Laster. Ich habe auch den Wert der Dinge, welche das Leben glücklich oder unglücklich gestalten, richtiger schätzen gelernt. Es ist mir jedoch keineswegs bewiesen, daß ich unrecht hatte, meine kleinen Freunde für sehr glücklich zu halten. Das Kind hat durchaus nicht unseren Gesichtskreis: Kleinigkeiten bestimmen seine Freuden und ebenso seine Leiden, ja häufiger noch als wichtige Dinge. Die Zigarette meiner Schlingel konnte viele Entbehrungen ausgleichen. Ich behaupte noch heute, daß ich, indem ich die Kinder mit meinem kindlichen Instinkt beurteilte, ein besserer Kritiker war als wer nur immer und mich nicht täuschte. Sie waren glücklich (ich spreche natürlich nicht von jenen betrübenden Ausnahmen, in welchen Elend und Laster einen Vater und eine Mutter zur Bestie machten), und sie hätten mit meinem Mitleid, wenn ich daran gedacht hätte, es ihnen anzubieten, nichts anzufangen gewußt.

Ich habe mich oft gefragt, ob unsere Stellung zu den großen Kindern — denn das sind die meisten der armen Leute — nicht von der selben Psychologie bestimmt sein sollte, mit der gehörigen Unterscheidung natürlich. Jeder, der mit den Elenden in etwas nähere Berührung kam, wird die tiefe Resignation bemerkt haben, mit welcher sie die immer neue Härte des Lebens annehmen. Sie ist wahrhaftig ein Glück für den Staat. Wer

sagte doch, die Gesellschaft beruhe im Grund auf der Resignation der Armen? Das ist ein wunderbar treffendes Wort! Zu treffend, könnte man sagen, denn seine Wahrheit bietet der Mehrzahl der Reichen eine Sicherheit, die zu Gleichgültigkeit und Egoismus verführt. Doch ist diese Resignation guter Art, denn sie mindert die Energie nicht herab; ausgenommen einige Unglückliche, die das Elend niederzwingt und erdrückt. Sie besteht aus Vernunft und Tapferkeit. Sie weiß, daß das morgen wohl kaum mehr Glück bringen wird als das heute, daß aber das Leben nun einmal so ist und daß man eben kämpfen und sich wehren muß, Tag für Tag.

Und nun: ist es tunlich, unser jammerndes Mitleid, dank der raffiniert verfeinerten Empfindsamkeit unserer Kultur, in diese armen Wohnungen hineinzutragen, wo es ganz gewiß nicht dazu dient, den Lebensmut zu heben? Sind wir nicht, ohne es zu wollen, die böse Fee des Märchens, welche durch die letzte verderbliche Gabe die guten vernichtet? Das Mitleid ist eine schwierige Kunst, von der bitter wenige etwas verstehen, weil sie jeder, ohne weiteres zu verstehen, sich einbildet. Es ist entschieden das in der ganzen Welt gepflegte sentimentale und verwirrende Mitleid, welches die Armen erst hinweist auf Entbehrungen, die sie gar nicht empfanden, und das anderseits wieder blind ist gegenüber dem wahren und tiefen Elend. Ich höre, wie der Unglückliche uns zuruft: „He, mein Freund, beklage mich doch ein bißchen weniger und hilf mir dafür ein bißchen mehr. Da du mein Elend so genau kennst, hilf mir doch heraus, statt davor zu jammern! . . . .“

Denn man muß leben, ehe man über das Elend des Lebens philosophiert! Was der Arme in seinem täglichen Kampfe gegen die Härte des Schicksals braucht, das ist ein männliches, tätiges Mitleid, welches ihm tüchtige Hilfe bringt statt leerer Worte. Und dieses Mitleid dringt anders zu Herzen. Ein Blick schon, ein Händedruck läßt seine edle und tiefe Herkunft erkennen. Seine Quelle aber bleibt, wie die der mächtigen, wohltätigen Ströme, fern und verborgen. Dieses Mitleid gibt sich nur zu erkennen in der Hoffnung, die es auf den Weg streut, in dem guten Willen, den es befruchtet, in der Morgendämmerung, die es auf dunkle Tage und Nächte folgen läßt.

Ich hab einen Mann gekannt, der unter denen geboren war, die man die Glücklichen dieser Welt nennt, und der im seltsamen Widerspruch zu allen glänzenden Vorhersagen sein Leben lang von schwerem Unglück verfolgt ward. In seinen teuersten Gefühlen und seinem ehrlichsten Streben getäuscht und verraten, hatte er Heilung seiner Leiden gesucht, indem er die Leiden seiner Mitmenschen pflegte. Sich selbst hat er darüber vollständig vergessen. Das war eine vornehme Seele, ein klarer und feiner Kristall, in dem alle Ungerechtigkeit und alles Elend einen reinen und empfindsamen Widerschein fand. Er besuchte seine Armen mit Güte; dann ging er heim, mit ihren Wunden in seinem Herzen, und litt für sie, mehr als sie selbst.

Ich hatte für ihn eine große Verehrung. Er schien mir in aller Stille ein bewundernswertes Werk zu erfüllen, nämlich für die zu leiden, die selbst nicht mehr leiden können, wie andere für jene beten, welche selbst nicht mehr beten können. Er hob ihre Menschheit empor, die von der Gewohnheit des Elends bis zur Unempfindlichkeit gegen seine Schmach niedergedrückt war. Er kaufte ihre Seelen los von dieser Sklaverei, indem er ihr Leiden auf sich nahm, wie der Gottmensch unsere Sünden.

Ich habe auch einen andern gekannt — ebenso gut, in seiner Art —, der sagte mir: „Nein, nein, kein unnützes Mitleid! Mit Tränen wird die Welt nicht besser, wohl aber mit Energie. Ich gebe einem armen Teufel gern hundert Sous, aber gleich hinterdrein einen kräftigen Tritt: ‚So Freund, nun sieh' zu, daß du dich aus der Patsche ziehst: ich habe keinen Mut für dich zu verlieren.‘ Was man seinen Brüdern schuldet, das ist einzig und allein das Beispiel der Tüchtigkeit und Tapferkeit, und so oft als möglich einen gelinden Puff.“

Meint ihr, es bestehe zwischen der Art dieser beiden Männer wirklich ein Widerspruch? Für mich durchaus nicht. Jeder übte, seinem Temperament und den Verhältnissen seines Lebens entsprechend, das heilsame und nutzbringende Mitleid, welches zugleich stärkt, gibt und empfängt. Im Grunde hat jeder, der Arme wie der Reiche, da drinnen seinen Kampf, wie auch seine Hilfe, seinen „Kampf ums Dasein“, wie auch seine Freude am Dasein. Der eigentliche Kampf ist ein moralischer Kampf, und das materielle Elend ist einzig darum schlecht, weil es die Versuchung des Armen vermehrt, weil es ferner das klare Pflichtbewußtsein verwirren kann, die moralische Kraft vermindern, weil es mit einem Wort den Willen schwächer machen kann als die Verhältnisse. Mitunter aber übt und stärkt es denselben Willen und gibt ihm eine stolze und wunderbare Härte: und wie viele Reiche mit ihrem zu mühelosen, verweichlichenden Leben brauchten dann das Almosen dieser Armen! Mehr als einer, der an diese Vertauschung der Rollen nie gedacht, mußte im Laufe seines Lebens die schöne, christliche Wahrheit der Fabel erfahren, die er als Kind gelernt: „Man braucht oft einen Kleineren als das große Selbst.“ — Ich habe sie auch an mir erfahren und klage nicht darüber. Wenn ich diesen Geist echter Gleichheit und echten Mitgefühls, mit dem man den Armen sich nähern muß, inzwischen durch Nachdenken gefunden habe, so rechne ich es nicht mir zum Verdienste: denn ich danke ihn meiner Mutter, die ihn mir in meiner Kindheit durch ihre Lehre und ihr Beispiel eingepflanzt hat. Ich möchte sagen, es ist mit diesem Geiste wie mit dem der fremden Sprachen, welche der Mann nur schwer mehr lernt und nur unvollkommen handhabt, während das Kind, das mühelos sie gestammelt, auch später noch, selbst wenn es sie längst vergessen, den reinen und richtigen Akzent wiederfindet.

Erinnerung an Castello di Toblino.

Am Abend im Parke. Ein Lüftchen mild
Läßt die Blätter der Linden sich wenden;
Der Quell singt, mir nahe, ein träumerisch Lied
Und die glühenden Rosen entsenden
In das Zwielicht hinein ein betäubend Arom,
Dem der Holler sich lieblich gesellet.
Ich fühl' mich gestorben in blühender Gruft . . .
Bis ein schrilles Kreischen ergellet.
Die Pfauen verscheuchen die heimliche Ruh',
Beschaulichem Sinnen zum Torte.
Ich raffe mich, stütze das Haupt in die Hand
Und — erfind mich an anderem Orte:

Um Turm und Zinnen die Ora faucht
Und Silberschaum geifern die Wogen
Des Sees von Toblin.
Bernsteinfarben blinkt aus fein
Geschliffenem Glase die duftige Zähre
Der Vino Santo-Rebe.
So recht!
Ich tu euch Bescheid, ihr Wolkensteiner,
Die ihr vom hohen Gewölbe
Des Rittersaals
Mir lachet von fröhlichen Zeiten!
Und sonnig wird mir's im Gemüt,
So sonnig wie der Strahl, der den Wein
Gekocht — wie das Auge des Himmels,
Das sich spiegelt im wiederbesänftigten See
Und im schimmernden Wallen der Wellen
Sein Bildnis bestaunet.
Sei du, Kastell Toblino,
Von Herzen mir gegrüßt!
Ich ließ dich, doch hat eines
Den Abschied mir versüßt:
Faßt drauß mich in der Weiten
Der Sehnsucht Schmerzensweh,
Dann kreisen meine Gedanken,
Den Schwänen gleich, den schlanken,
Um deine Herrlichkeiten,
Die ich so kurz besessen:
Die wehenden Zypressen,
Das Schloß, den Turm, den See! —

So zog mich der Pfauen Geschrei,
Das dort mir den Nachtgruß gesandt —
Der Bäume, des Bächleins Gekos',
Das im Wasser dort wieder erklingt —
Hollunder- und Rosengeruch,
Der dort als Jasminhauch vereint,
In goldene Tage zurück.

Wilh. Molitor.

Die Dampfturbine im Dienste der Marine.

Von

K. Hänggi, Ingenieur-Redakteur, Colmar.

Mitte Februar ließ die englische Admiralität in Portsmouth im Beisein des Königs Eduard einen neuen Riesenpanzer mit dem stolzen Namen „Dreadnought" vom Stapel, der in mehr als einer Beziehung als ein Ereignis in der Marinewelt galt. Mit seiner Wasserverdrängung von 18,000 Tonnen stellt er den größten Typ der Welt dar. Der in England herrschenden Anschauung folgend, daß die Dampfturbine der Schiffsmotor der Zukunft sei, ist auch dieser Koloß mit Turbinen an Stelle der bisher üblichen stehenden Kolbenmaschinen ausgerüstet worden, und zwar kam das System Parsons zur Anwendung.

Dem nach dem äußeren Schein urteilenden Laien mag es befremdlich scheinen, daß die Dampfturbine, dieser so eminent einfache Dampfmotor, mit seinen ausschließlich drehenden Teilen als Schiffsmaschine überhaupt noch Feinde haben kann, zumal seine Ausführung nach dem System Parsons seit Jahren in den größten Dimensionen möglich, und auch schon praktisch erprobt ist.

Ebenso nahe liegt die allgemeine Frage, warum überhaupt der Gedanke, die Energie des Dampfes in einem ausschließlich drehenden Motor auszulösen, so spät zur Verwirklichung kam, während man auf dem andern Wege — gewissermaßen Umwege — über die Kolbendampfmaschine mit dem hin- und hergehenden Kolben schon fast 3 Jahrzente früher die Grenze der Vollkommenheit erreicht hatte? Die Dampfmaschinentechniker aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunders scheiterten an der praktischen Lösung des Problems. Die ersten praktischen Ausführungen von Dampfturbinen ergaben Tourenzahlen von 20,000 bis 30,000. Solche Motoren sind natürlich in der Technik nicht verwendbar, und als man eine Reihe konstruktiver Schwierigkeiten überwunden und mittels komplizierter Vorgelege praktisch brauchbare Umdrehungszahlen erreicht hatte, da hatte man einen Dampfmotor, der, was Betriebssicherheit und Einfachheit betrifft, weit hinter der altbewährten Kolbenmaschine zurückblieb. Aus diesem Grunde bleibt der Versuch des Schweden De Laval, die Dampfturbine als Konkurrent der Kolbenmaschine in die Technik einzuführen, eben nur Versuch.

Dem Engländer Parsons war es vorbehalten, neue Wege zur Lösung zu finden, um endlich nach langer, mühseliger, aber auch bewundernswert beharrlicher Arbeit ans Ziel zu kommen.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, über die theoretischen Grundlagen und die Ausführung der Parsonsturbine zu berichten. Es genüge die Bemerkung, daß sie zum vollwertigen Konkurrenten der an ihrer äußersten Vervollkommnung angelangten Dreifach-Expansionsmaschine wurde, und daß sie dieser in einigen Verwendungszweigen den Rang abgelaufen hat. Es ist das der Fall, wo sie mit einer schnellaufenden Dynamo zu einem Turbogenerator zusammengebaut, oder als Schiffsmotor Verwendung findet. Vorausgesetzt ist, daß es sich um Leistungen von nicht unter 100 Pferdekräften handelt.

Bleiben wir bei der Turbine als Schiffsmotor. Eine Gegenüberstellung der Kolbendampfmaschine im allgemeinen mit der Turbine ergibt für letztere eine Reihe in die Augen springender Vorteile. So baut sich letztere ganz bedeutend niedriger und kürzer als die Dampfkolbenmaschine. Ihr Gang ist vollkommen stoßfrei infolge der einfachen Drehbewegung im Gegensatz zu den hin- und hergehenden Massen bei der Kolbenmaschine. Das Schwungrad sowie die komplizierten äußeren Steuerungsmechanismen fallen weg. Infolge des ruhigen Ganges und der leichten Bauart sind bedeutend schwächere Fundamente nötig; die wesentlich einfachere Konstruktion erleichtert Montage und Reparaturen.

Das sind einige auch für den Laien verständliche Vorteile. Daß dieselben bei einem Schiffsmotor doppelt schwer ins Gewicht fallen, liegt auf der Hand. Ungemein wichtig ist da gerade die Ersparnis an Raum, wie sie die gedrängtere Bauart und die schwächeren Fundamente mit sich bringen. Daß der ruhige, stoßfreie Gang, auch bei höchster Geschwindigkeit, von großer Bedeutung ist, ist gleichfalls leicht einzusehen, ganz abgesehen davon, daß das langgestreckte, walzenförmige Turbinenrad wie voraus bestimmt ist zum Zusammenbau mit der Schiffsschraubenwelle. Die einfachere, neuere Bauart der Turbine gestattet ein rascheres und sicheres Umsteuern; dazu kommt noch, daß dieselbe keinen Totpunkt hat, wie die Kolbenmaschine, also in jeder Stellung anspringt.

Alle diese Vorteile lassen es als feststehend erkennen, daß für Schiffe mit einer einzigen normalen Geschwindigkeit, also für die transatlantischen Schnelldampfer die Kolbendampfmaschine von der Dampfturbine besiegt ist.

Nicht ganz so einfach liegen die Verhältnisse bei Kriegsschiffen. W. Boveri von der Firma Brown-Boveri & Cie., der Erbauerin der Brown-Boveri-Parsons-Turbine, sagt in einer Verteidigung der Parsons-Turbine als Schiffsmotor:

„Für das Kriegsschiff hat die maximale Geschwindigkeit nur eine militärische und taktische Bedeutung und kommt daher relativ selten zur Anwendung. Für die gewöhnliche Fahrt begnügt sich das Kriegsschiff mit einer reduzierten Geschwindigkeit, der sogenannten Marschgeschwindigkeit. Der Dampfturbine ist also im Kriegsschiff die ihrer eigenen Natur widersprechende Aufgabe gestellt, auch bei einer wesentlich reduzierten Geschwindigkeit und Leistung ökonomisch zu arbeiten. Auch hier ist es speziell die Parsons-Turbine, welche ein geeignetes Mittel zur Lösung dieser Aufgabe an die Hand gibt. Ihre Umdrehungszahl ist u. a. eine Funktion ihrer Länge. Sie wird durch die verlängerte Maschine geringer; ebenso nimmt die Leistung der Maschine bei Verlängerung derselben ab. Die im Kriegsfahrzeug gestellte Aufgabe kann also durch die Parsons-Turbine dadurch gelöst werden, daß die Turbine bei der Langsamfahrt durch Zuschaltung entsprechender Teile verlängert wird und auf diese Weise trotz der reduzierten Geschwindigkeit und Leistung möglichst rationell arbeitet."

Mehr Wert als alle Auseinandersetzungen über die Vorzüge der Turbine als Schiffsmotor hat jedoch die praktische Erprobung. Diese war im Jahre 1904 schon in England an 11 Schiffen mit zusammen über 63,000 Pferdestärken erfolgt. Um dieselbe Zeit waren auf englischen Werften 7 große Turbinenschiffe in Arbeit. Daß die englische Admiralität ihrer Sache auch bezüglich der Kriegsschiffe sicher ist, geht aus der eingangs angeführten Tatsache hervor, daß der neue 18,000 Tonnen-Panzer mit Turbinen ausgerüstet ist.

Die deutsche Marineverwaltung ist zurückhaltender. Bis jetzt wurde nur bei dem Kreuzer „Lübeck" und bei einem Hochsee-Torpedoboot der neue Antrieb ausgeführt, und wenn wir recht berichtet sind, ist neuerdings ein Kreuzer mit Turbinen in Auftrag gegeben worden. Das im letzten Fall zur Anwendung kommende System ist das der beiden bekannten deutschen Ingenieure Riedler und Stumpf. Zwischen den Anhängern dieser und denen der Parsonschen Ausführung, die beim Kreuzer Lübeck in Anwendung kam, finden leidenschaftliche Auseinandersetzungen über die Ueberlegenheit des einen oder des anderen Systems statt. Die nächste Zukunft wird lehren, ob es der deutschen Schiffsturbine gelingt, die englische zu verdrängen.

Ein Besuch in der Skala.

Jeden Deutschen reizt es nach dem Besuche des architektonischen italienischen Wunderwerkes, des Duomo zu Mailand, auch einen neugierigen Blick in die Skala zu tun. — Sabbato, 7. aprile wurde „Risurrecione", Dramma in quattro atti, tratto dal romanzo di Leone Tolstoi. Parole di Cesare Hanau. Musica di Frank Alfano im Milano teatro alla Scala zur Aufführung gebracht. Schon der Umstand, daß der Text einem Romanstoffe entstammt, bedeutet keinen besonderen Vorzug für das Musikdrama und die dramatische Schwungkraft seines Szenenbaues, um so weniger als der Autor des Romans selbst in seinem von der modernen Naturalismusclique so hoch gepriesenen eigenen Stücke „Die Macht der Finsternis" nicht tragisch, sondern nur grausig seine Charaktertypen zu gestalten weiß und an deutsche Mordgeschichten-Motive unangenehm erinnert. Die „Parole di Cesare Hanau" sind allerdings harmloser Art, und es bleibt ein ewiges psychologisches Problem, wie ein Vollblutitaliener wie Frank Alfano bei der veristischen Richtung der „Italienischen Komponistenschule" sich damit zufrieden geben konnte. — Irgend ein Groß- oder Kleinfürst Rußlands verliebt sich, vom Sinnentaumel hingerissen, in ein jugendfrisch blühendes Mädchen niederen Standes und verspricht ihr, da er nicht sofort in ihr die willige Sünderin findet, die Ehe. Sie läßt sich im Hinblick auf das bevorstehende Standeserhöhungsglück von dem russischen Reiteroffizier verführen. Als verlassene Braut und werdende Mutter tritt sie dem Ehrlosen in den Weg, als ihm ein anderes Opfer am Arme hängt. Worte des Hohnes und des Zornes gellen der Unglücklichen schneidend in die Seele. Sie büßt die dem Großfürsten öffentlich zugefügte Beleidigung im Gefängnisse und wird bald, obgleich ihr der Verführer, von Gewissensbissen gequält, die Freiheit verspricht, mit anderen Unglücklichen nach Sibirien geführt. Im letzten Akte sucht sie der Großfürst in Zivilkleidung auf und verkündigt der mit ihrem Töchterchen verbannten einstigen Geliebten die Freiheit. Auch den übrigen hat die goldene Stunde der Erlösung geschlagen. Alle sinken dankbar auf die Knie und auch der Vorhang sinkt — pardon, er sinkt nicht! er wird von zwei flink heranschwirrenden perückten Theaterdienern von beiden Seiten spornstreichs zusammengeschoben.

Die erzählte Armseligkeit der Handlung zensiert die „Parole di Cesare Hanau", ohne daß es noch einer komparativen Beurteilung dieser Glanzleistung bedürfe. Die Musica di Frank Alfano ist in ein Meer schreiender Affekte getaucht, einmal die Lyrik des italienischen bel canto anstimmend, um gleich darauf mit Pauken und Trompeten dreinzufahren, als sollten die Mauern von Jericho vor dem gewaltigen Halle und Schalle zusammenstürzen. Dagegen war die orchestrale Leistung der Skalakapelle eine künstlerische Darbietung allervornehmster Art; dabei war die Bogenführung der verschiedenen Streichinstrumente auch im schnellsten Tempo von tadellosester Gleichmäßigkeit. Der Darsteller des Fürsten Dimitri (Pietro Schiavazzi) brillierte namentlich in den mittleren und hohen Tönen mit seinem selten schönen Tenortimbre voll Kraft und Anmut. Die Repräsentantin der verführten Caterina war das Stimmphänomen Eugenia Burzio, ein stimmlich noch größerer und noch weicherer Sopran als der Tenor Schiavazzis. Sowohl die übrigen Darsteller als auch der wunderbar geschulte Chor steigerten den Erfolg der herrlichen Aufführung. Die Ausstattung und Inszenierung steckte dagegen noch in den ersten Kinderschuhen, was eigentlich noch um so weniger begreiflich erscheint, als sich nach Schluß des Musikdramas um 11 Uhr 15 Min. ein pantomimisches Ballett auf der Bühne entwickelte, welches einzigartig und in mehr als einer Hinsicht vorbildlich genannt werden dürfte. Auf dem Eise fand ein Karneval statt. Als Elfen, Harlekine, Ritter usw. maskierte Rollschuhläufer schwebten mit Windeseschnelle über die Fläche, bildeten Quadrillen und andere Tanz- und Scherzspiele, während kostümierte Zuschauer auf einer Tribüne dem Treiben zuschauten. Ein wirkliches Derbyrennen mit schnaubenden Rossen ging vor sich. Der Sieger und sein schneidig Roß wurden von triumphtanzenden graziösen Elfen umkreist! Ein Schützenfest mit tanzenden Jägerinnen! Marinematrosen mit ihren eigenartigen Tänzen! Abfahrt des Schiffes! Fechtende Studenten und anmutige Studiengenossinnen führen tanzend die blitzenden Rapiere! Schließlich großer malerischer Umzug sämtlicher Gruppen: zu Roß, zu Automobil und zu Fuß! Aufstellung, allgemeiner Tanz, Gymnastiker am Reck und plötzlich aus beiden Seiten der Kulissen heranschwebende Trapezturnerinnen! Um 1 Uhr 15 Min. morgens schloß das „Milano teatro alla Scala" seine Zauberpforten, die seit 8 Uhr 15 Min. abends gastlich offengestanden und so manchen dankbaren Gast gefunden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Vor dem Eintritt der weihevollen Ruhe, welche die Karwoche mit sich bringt, hatten wir noch eine Aufführung von „Tristan und Isolde", wozu es wieder, wie jetzt zu jeder größeren Oper, der Gäste bedurfte. Frau Plaichinger von der Berliner Hofoper ist in München schon mehrmals aufgetreten und hat auch diesmal durch ihr edles Organ und ihren vollendeten musikalischen Vortrag in der Partie der Isolde entzückt, während sie in Auffassung und Spiel weniger dem Charakteristischen dieser Wagnerschen Frauengestalt entsprach. Herr Forchhammer von der Frankfurter Oper besitzt für den in Weltschmerz sich verzehrenden Helden Tristan eine ausgesprochene Begabung; es ist schon die eigentümliche dunkle Färbung seines Tenors, deren wir in unserer letzten „Tannhäuser"-Besprechung Erwähnung taten, für die Tristan-Partie sehr vorteilhaft. Im übrigen hatte Herr Forchhammer als Tristan viele schöne Momente, trotzdem Indisposition oder anderes ihn wiederholt, namentlich in der Intonation, zu irritieren schien. Besäße doch der vortreffliche Künstler mehr Ruhe im Spiel! Es war überflüssig und falsch, in der zweiten Szene das Steuer loszulassen und zu den Worten seines Knechtes Kurwenal mit den Armen Mißbilligung auszudrücken, und viel zu viel ward aufgetragen im letzten Akt; wir fürchten, der Künstler fühlt sich schon ganz und gar nur mehr als der star, der es gewohnt ist, daß an kleineren Bühnen das Publikum nur auf ihn und immer nur auf ihn allein achtet. Die Brangäne des Frln. Huhn, der Kurwenal des Hrn. Bauberger sind mit Anerkennung zu erwähnen, dagegen war das Orchester, z. B. in den wie eine kleine Spei-Eruption eines Vulkanes wirkenden Hornansätzen, nicht immer gleich schön, so meisterhaft Mottl wieder dirigierte.

Es wird zur Zeit von mehreren Seiten die Forderung erhoben, Felix Mottl solle zum Operndirektor am Münchener Hoftheater, mit allen Machtvollkommenheiten eines solchen, ernannt werden. Notwendig ist eine solche unabhängige Stellung auch bei uns; Wien hatte einen eigenen Operndirektor und einen eigenen Schauspieldirektor, beide natürlich der Intendanz unterstellt, schon zu einer Zeit, als der dortige Hoftheater-Betrieb viel kleiner und einfacher war, als es jetzt der unsrige ist. Gerne möchten auch wir in die Forderung einstimmen, doch nur unter der Bedingung, daß sich Felix Mottl als Operndirektor dann nicht länger mit Dirigieren in Bayreuth, Wien und anderen Orten, und auch in München selbst nicht zersplittert, sondern ausschließlich unserem Hoftheater und dem Prinzregententheater widme. Ansonst möchten wir für den „Operndirektor" keinen Finger rühren. Mit leeren Titeln allein wird nichts gebessert, und wenn Besserung wirklich eintreten soll, muß Mottl bei sich selber in dem angedeuteten Sinne anfangen.

München. Dr. Ludwig Sahla.

Kleine Rundschau.

Die deutsche Gartenstadt-Gesellschaft.

Neuerdings machen sich Wohnungsreformbestrebungen geltend, die aus technischen, hygienischen und ästhetischen Gründen eine mehr gartenmäßige Gestaltung der Stadt und größere Planmäßigkeit im Städtebau bezwecken. Diese Bestrebungen sind an sich sehr löblich, aber dem allgemeinen Nutzen dienen sie nicht. Die deutsche Gartenstadt-Gesellschaft dagegen hat vor allem die Allgemeinheit im Auge und sie unterscheidet sich dadurch ganz wesentlich von anderen Bestrebungen. Ihr Ziel ist die Gewinnung breiter Volkskreise für den Gedanken der Errichtung von Gartenstädten auf der Grundlage des Gemeineigentums an Stadt- und Landboden. Die Gartenstadt-Gesellschaft empfiehlt eine Innenkolonisation, das heißt eine wirtschaftlich harmonische Aufteilung des platten Landes und seine zweckmäßige Durchsetzung mit Städten; sie erstrebt eine Wohnungsreform durch eine organisierte Wanderung der Industrie auf das platte Land, wo ein weitläufiger, von Gärten durchsetzter Stadtbau bei aller Berücksichtigung der Bedürfnisse der Industrie möglich ist und zugleich der Landwirtschaft durch nahe Märkte, gute Verkehrsbedingungen und billige mechanische Kraft geholfen werden soll. Die Gartenstadt soll also zur Lösung der Arbeiterwohnungs- und der Agrarfrage beitragen. Ihr Hauptzweck ist aber sozialökonomischer Natur, nämlich die Schäden des privaten Grundeigentums, die die Allgemeinheit schwer beeinträchtigende Spekulation mit Grund und Boden beseitigen zu helfen. Aller Wertzuwachs an Grund und Boden soll vielmehr der Allgemeinheit zugute kommen, und deshalb soll, wie in England, die Gartenstadtgründung durch eine gemeinnützige Gesellschaft betrieben werden, die Land nur im Erbbaurecht fortgibt und die Dividende von vornherein für sich beschränkt hat. Wer sich für die Bestrebungen der Gesellschaft interessiert, möge sich an den Vorsitzenden, Herrn Adolf Otto in Schlachtensee, Seestraße [illegible], wenden. Wir erwähnen, daß Prof. Dr. ing. Stübben, der geniale Erbauer des modernen Köln, auf dem internationalen Wohnungskongreß in Lüttich den Bestrebungen der Gartenstadt-Gesellschaft seine Sympathien lebhaft bekundete. Dr. Brüning (Aachen).

Die Bestrebungen der Privatbeamten betr. Pensionsversicherung auf staatlicher Grundlage.

Seit mehreren Jahren befinden sich die Privatbeamten in einem Kampf um Sicherung ihrer Existenz, der unbedingte Zustimmung, ja Bewunderung verdient. Die Art und Weise dieses Kampfes ist geradezu vorbildlich. Planvoll, sachlich-ruhig und mit nie ermüdender systematischer Energie wird er geführt. Alle agitatorischen, verbitternden und verhetzenden Mittel und Mätzchen werden grundsätzlich verschmäht. Man sieht, daß man es mit Männern zu tun hat, die um ein Recht kämpfen, welches ihnen hoch und heilig ist, weil es die Wohlfahrt ihrer Familien begründen und die des Staates fördern helfen soll. Denn es ist ja selbstverständlich, daß diese hunderttausende Privatangestellte desto bessere und treuere Staatsbürger sein werden, je größeres Sicherheitsgefühl sie den für sie sehr häufig ganz besonders schweren Kampf mit dem Leben aushalten und durchführen können. Wenn ihre Bestrebungen Erfolg haben, wird die Sozialdemokratie ihre eifrigen Bemühungen aufgeben müssen, in den Kreisen der Privatangestellten festen Boden zu gewinnen. Auch aus diesem Grund wäre ein vollkommener Erfolg äußerst wünschenswert. Er steht erfreulicherweise in Aussicht. Das ist nicht nur ein Verdienst der Führer der Privatangestellten, unter denen wir besonders den hervorragend tatkräftigen Aachener Hütteningenieur Alfons Enneich erwähnen, nicht bloß ein Verdienst der Abgeordneten Sittard, Nacken und Potthoff, die im Parlament sich der Bestrebungen der Privatbeamten eifrig angenommen haben, sondern vor allem auch ein Verdienst des mit sozialpolitischem Tiefblick begabten Staatssekretärs Grafen von Posadowsky, der die Wege zu einer eingehenden Prüfung der Forderungen der Privatbeamten seitens der Reichsregierung geebnet hat. Bereits in den nächsten Monaten kann die Denkschrift, welche die endgültige Stellungnahme der Reichsregierung dartun soll, der Oeffentlichkeit unterbreitet werden. Man darf hoffen, daß damit die reichsgesetzliche Lösung der Frage in befriedigender Weise ermöglicht wird. Dr. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch — Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 28. April 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Laienapostolat und Volkspflege.

Von
Georg Schreiber, Berlin.

Wieder eine Broschüre. Aber keine von den ephemeren Gebilden, welche man liest, um sie gelesen zu haben, die da flüchtig am Auge vorüberwandern, ohne viel seelische Werte auszulösen, genau so wie die Bilder von Scherls „Woche". Davon heute eine Ausnahme. Das blaue Schriftchen, das vor uns liegt, wiegt mit seinen 82 Seiten mehr als mancher dickleibige Band. Von jener wundersamen Idee des Evangeliums, welche so oft im Laufe der Kirchengeschichte eine eigenartige Gestaltung fand, von der Caritas handelt es; wie selbiger in der Gegenwart bei neuen Aufgaben neue Wege zu weisen sind, wird dargetan. Ein genauer Sachkenner der modernen Wohlfahrtspflege, Prof. Martin Faßbender, hat das Büchlein geschrieben. („Laienapostolat und Volkspflege auf Grundlage der christlichen Caritas." Freiburg, Caritasverband 1906.) Der Gedankengang ist wichtig genug, hier skizziert zu werden; denn Faßbender zeichnet nichts weniger als die Richtlinien eines neuen katholischen Operationsplanes; er bringt ein umfassendes neues Caritasprogramm.

Es ist eine besonders in der lebhaften ethischen Diskussion der letzten Jahre oft gehörte Anklage, daß die katholische Ethik kein einheitliches Lebensideal kennt, zwischen höherer und niederer Form des Christentums, Ordensleben und Weltberuf unterscheidet. Wenn Faßbender diesen Einwurf einleitend zurückweist, so benützt er diesen apologetischen Exkurs geschickt zum Nachweis für eine religiöse Verpflichtung der Laien zu caritativer Tätigkeit. Er bemerkt, wie der Ordensstand mit seinen Gelübden nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist, zur Vollkommenheit, zur Willensgleichförmigkeit mit Gottes Willen. In Analogie dazu sind auch die Uebungen der Frömmigkeit bei den Laien nicht als Selbstzweck zu betrachten, sondern wesentlich als Mittel zur Entwicklung der sittlichen Persönlichkeit, zur Selbstheiligung. Für beide Stände gilt die eine große Norm: Gott will es. Gott über alles, den Nächsten wie uns selbst lieben — ist die große Formel für den göttlichen Willen. Das ist kein Rat, sondern ein alle Stände verpflichtendes Gebot, verpflichtendes Lebensideal. In Befolgung dieses Lebensideals erwächst für alle Stände die Pflicht, mit ganzer Verstandes- und Willensenergie an der Beseitigung der Mißstände der Gegenwart zu arbeiten. Es ist das also auch eine Pflicht für die Laien. Wer auch nur eines der großen Elendsbilder der Gegenwart flüchtig beschaut — etwa die 24,361 männlichen und 3873 weiblichen rückfälligen Verbrecher der Jahre 1895—1902 in Preußen —, dem drängt sich die Frage auf, ob die Gesellschaft an den Unglücklichen ihre volle Pflicht getan hat. Die Selbstbeschwichtigungsversuche einer deterministisch denkenden Moderne lehnen wir ab; positive Arbeit, tatkräftige Bekämpfung von Laster und Arbeit ist unsere Pflicht, und zwar viel mehr als bisher; doch nicht in Einzelarbeit sondern in Organisation. Diese aber bedarf neuer Gestaltung.

Gewiß muß man zugeben, der Einrichtungen katholischerseits zur Bekämpfung seelischer und leiblicher Not sind viele. Anderseits aber kann nicht nachdrücklich genug betont werden — und das ist die Hauptforderung in Faßbenders Programm —, daß immer noch fehlt: eine allgemeine Organisation für soziale Hygiene und Krankenpflege, welche die Tätigkeit der geordneten Seelsorge und der speziellen Zwecken der Krankenpflege, Jugendfürsorge, Armenunterstützung usw. dienenden Caritasanstalten ergänzt. Näher bezeichnet wird zu den vornehmsten Arbeitsaufgaben dieser Laienorganisation gehören, das Elend bei den der Kirche entfremdeten Volksmassen aufzusuchen, persönlich auf sie einzuwirken, materiell und sittlich aufzuhelfen, die Verbindung mit der geordneten Seelsorge wieder herzustellen. Die sittliche erzieherische Tätigkeit nach den Grundsätzen „Erziehung und Selbsterziehung" und „Hilfe zur Selbsthilfe" ist besonders zu betonen. Je nach den Umständen werden die mit sittlicher oder materieller Not Behafteten in ihrer Umgebung zu belassen oder in einer Caritasanstalt unterzubringen sein. Die dauernde wirksame Obhut über aus caritativen Anstalten und Gefängnissen Entlassene ist eine weitere Hauptaufgabe. Schon bei diesen kurzen Hinweisen ist ersichtlich, daß Faßbenders geplante Organisation ein Sammelpunkt, eine Konzentration verschiedener und versprengter und zerstückelter caritativer Teilarbeiten bedeutet. Das ist aber ein ganz gewaltiger Fortschritt.

Eine derartige Organisation muß aber auch gerade in Rücksicht auf ihren Laiencharakter als ein Postulat bezeichnet werden. In den Großstädten, den trüben Heimstätten der Not und des Elendes, ist der Klerus an Zahl gering. Das gilt wirklich nicht nur für Berlin und München, sondern auch schon für Mittelstädte. Zudem ist der Klerus dort stark überlastet. Nun hat aber sittlich-religiöser Zuspruch aus Laienmund gerade in unseren Tagen unschätzbaren Wert. Die stark praktisch-geschäftliche Natur caritativer Arbeiten, das fruchtbare Wirken protestantischer Laien, die Allgemeinheit des Gebotes der Nächstenliebe für die Laien wie für den Klerus — das alles sind Gründe schwerwiegender Art für den Aufbau einer Laienorganisation.

Doch gehen wir näher auf die Konstruktionslinien ein. Als Träger der Organisation sind eine Zentralstelle und Ortsgruppen geplant. Die erstere wird mit einem berufsmäßig tätigen Vorstand und nebenamtlich tätigen Aufsichtsrat die Ortsgruppen zusammenschließen und lebhafte Propaganda entwickeln, vornehmlich durch ein volkstümliches Organ. Die Mitglieder der

Ortsgruppen mit ihrer Gliederung in zwei Abteilungen von Männern und Frauen müssen — um das gleich vorwegzunehmen — getragen sein von einem ernsten innerlichen Christentum als Arbeitsfundament, dürfen aber auch der fachmäßigen Ausbildung nicht ermangeln. Sie scheiden sich in zwei Kategorien, berufsmäßige und nebenamtlich tätige Caritashelfer. Letztere verpflichten sich nach Lage ihrer Verhältnisse in bestimmtem Umfange zu caritativer Tätigkeit. Ihre Schulung erfolgt in Kursen durch die berufsmäßigen Caritashelfer. Diese sind besoldet und in der Caritasschule herangebildet. Die Caritasschule ist einer der wichtigsten Programmpunkte. Man denke dabei mutatis mutandis an ein M.-Gladbach. Der Unterrichtsplan wird die Uebermittlung theoretischer Kenntnisse, sowie die Vornahme praktischer Uebungen auf dem großen weiten Gebiete der Volkspflege umfassen. Aber damit nicht genug. Hauptaugenmerk soll auch auf religiöse Charakterbildung und Anleitung zur Selbstzucht gelegt werden. Neben Bürgers „Anleitung zur christlichen Vollkommenheit" will Faßbender auch Payerls „Erziehung des Willens" und Försters „Jugendlehre" zur psychologischen Bildung der Caritashelfer heranziehen. Wir wollen unserseits noch hinzufügen, daß bei der religiösen Ausbildung in erster Linie auch die ergreifenden caritativen Bilder, welche unter die Blätter des Alten und Neuen Testamentes eingereiht sind, erklärt und erläutert werden müssen. Hier gilt es gerade die wundersamen Züge des caritativ tätigen Heilandes in die Seele einzuzeichnen. Leider gibt es in dieser Hinsicht noch wenig religiöse Literatur, wie überhaupt das Christusbild für unsere Zeit noch geschrieben werden muß, so Treffliches und Wertvolles Grimm und Meschler u. a. auch bieten. Wer Mayenbergs „Homiletische und katechetische Studien" durcharbeitet, empfindet förmlich Sehnsucht danach. Vielleicht schreibt uns Mayenberg — nach unseren persönlichen Informationen scheint er ja geneigt dafür zu sein — ein Leben Jesu, in welchem sich schärfer als bei Meschler und bei Grimm der Gedanke wiederspiegelt, daß Christus die große allbefriedigende Antwort ist für die großen Sehnsuchtsfragen gerade unserer Zeit und die Not gerade unserer Tage; es würde in diesem Bilde auch hervortreten, daß er die göttliche ideale Führergestalt ist zur Milderung der Not unserer bedrängten Brüder. Wie eine verheißungsvolle Ouvertüre klingt in dieser Hinsicht Mayenbergs Schlußvortrag „Das Geheimnis und die Methoden der Liebe" auf der Jahresversammlung der schweizerischen katholischen Mädchenschutzvereine im Herbst 1904 in Zürich.

In Sachen der Caritasschule sei des weiteren bemerkt, daß die Unterrichtszeit für zwei Jahre angesetzt wird und ein Abgangs- und Befähigungszeugnis den Caritashelfern Anwartschaft auf eine Lebensstellung gibt. Wenn ferner vorgeschlagen wird, an diese Caritasschule Unterrichtskurse zur Ausbildung von Geistlichen, Studierenden, Aerzten, Lehrern u. a. anzugliedern, so kann man nur wünschen, daß ein derartiges fruchtbares Institut baldigst ersteht. Interessant ist, daß Faßbender mit der Caritasschule (doch warum nicht mit der Zentralstelle?) eine Vertriebsstelle für Volksschriften verbinden will. Der Vertrieb von Kolportage seitens der Caritashelfer wird Anknüpfungspunkte mit der Not der Armen geben und, wie der Autor meint, auch einen Beitrag zu der finanziellen Sicherstellung der Organisation bilden. Wir wollen aber von seinen beachtenswerten Vorschlägen zur Finanzierung nur hervorheben, daß er zu dem Unterhalt der berufsmäßigen Caritashelfer in den Ortsgruppen die Kirchensteuer herangezogen wissen will. Er erinnert, daß die letzte Generalsynode der evangelischen Landeskirche in Preußen ein Viertelprozent der Kirchensteuern (215,000 M) für kirchlich soziale Zwecke bewilligt hat.

Wie hier, so zieht auch anderswo Faßbender die evangelische Kirche zu Vergleichen heran. Wir müssen auch freimütig gestehen, daß wir von der evangelischen Kirche in caritativen Dingen viel lernen können. Wir unterschätzen nur zu leicht ihre Bedeutung auf diesem Felde, indem wir gern unsere bedeutende sozialpolitische Tätigkeit ins Auge fassen, indem wir gern an die fruchtbare positive Tätigkeit unseres Volksvereins denken gegenüber der destruktiven negativen Tätigkeit des Evangelischen Bundes. Wir müssen aber mit einem großen Achtungsgefühl die Tatsache anerkennen, daß die evangelische Kirche es vermocht hat, viele Laienkräfte zu fruchtbarer caritativer Tätigkeit heranzuziehen; sie hat für unsere Laienorganisation direkt Vorbildliches und Mustergültiges geschaffen. So kann man rücksichtlich einer Caritasschule auf die vom Deutsch-evangelischen Frauenbund in Hannover errichtete christlich-soziale Frauenschule sowie auf die Bildungsanstalten der Diakonen und Brüder verweisen. Das evangelische Johannesstift bei Berlin leistet geradezu Hervorragendes. Man lese nur, was Faßbender von der Berliner Stadtmission, von den erfolgreichen Arbeiten der „Brüder" erzählt, die in der Regel aus dem Handwerker- und Arbeiterstande stammen. Sehr beachtenswert ist auch das Programm des Unterrichtes über Volkspflege in der sozialen Abteilung des Töchterheimes in Berlin-Zahlendorf, geschaffen von Prof. Zimmer. Schließlich sind ja auch die großartigen Leistungen der Heilsarmee Laienarbeit und ihre Kadettenschulen Caritasschulen.

Warum nun aber — der Schluß liegt recht nahe — ist hüben nicht möglich, was drüben? Warum bei uns keine intensivere Betätigung der Laien? Die Mahnrufe des Bischofs Benzler in Straßburg und des Fuldaer Hirtenschreibens der preußischen Bischöfe von 1902 lauten für die Laienwelt eindringlich genug. Widerspricht doch auch eine derartige Betätigung der Laien durchaus nicht den Prinzipien des Katholizismus, wie uns Prof. Goetz in seiner jüngst erschienenen Broschüre „Klerikalismus und Laizismus" glaubhaft zu machen versucht. Goetz meint, daß die Laien ja nur dazu da sind, um das Anrecht des Klerus auf die kulturelle Leitung der Welt zu sichern. Sein Urteil: „die ganze klerikal geleitete katholisch-soziale Arbeit sei trotz ihres großen praktischen Nutzens in letzter Linie nicht ein Wirken im Dienste der reinen Humanität, sondern ihr Endzweck sei nur Stärkung der Macht der Kirche", kann uns nur an die Prädikate erinnern, welche H. St. Chamberlain einem Strauß und Renan für ihre Verzerrungstätigkeit gegeben hat. Wichtiger ist für uns allerdings das Zugeständnis von Goetz rücksichtlich des Laienapostolates, daß „unzweifelhaft eine derartige Verwendung der Laien dem kirchlichen Leben im Katholizismus unserer Tage großen Nutzen bringen könne". Dieses Wort aus gegnerischem Munde sollte uns anspornen.

Paraphrasierend haben wir im vorstehenden die Grundgedanken Faßbenders hervorgehoben. Es sind großzügige ideale konstruktive Linien, im Detail noch ein wenig unsicher, im Gesamtaufriß kühn, kräftig und vielverheißend. Für die praktische Ausgestaltung dieser Laienorganisation wird sich noch manche Schwierigkeit ergeben. Das ist auch nicht verwunderlich. Doch um einiges hervorzuheben: „Und die Vinzenzvereine?" wird schon mancher gefragt haben: Wie wird ihr Verhältnis zur neuen Organisation sein? Werden sich Grenz- oder Verbindungslinien hinüberziehen? F. hat dies Problem nur flüchtig berührt. Wir wollen, ohne uns näher darauf einzulassen, unserseits nur bemerken, daß Prof. Hitze sicher dem Gefühle weiter Kreise Ausdruck gegeben hat, wenn er unlängst in Piepers Präsideskorrespondenz einer Neubelebung der Vinzenzvereine das Wort redete. Und ferner: Wird es nicht schwierig sein, jene Caritashelfer, jene Charaktere ausfindig zu machen, an deren religiösen Sinn, Opfermut und Takt soviel Anforderungen gestellt werden? Wird der Anschluß an den Volksverein sich vielleicht ermöglichen lassen? Wie wird das Verhältnis zum Caritasverband sein? Dann die Finanzierung! Es sind das alles Fragen, welche in der Broschüre nicht erschöpfend behandelt sind. Doch sie wollte ja nur bescheiden anregen.

Auch diese Zeilen sollen anregen, daß man die Broschüre nimmt und liest und überdenkt. Schon sind Kommissionsarbeiten im Werk, um die zuerst auf dem Dortmunder Caritastag dargelegten Gedanken Faßbenders der Verwirklichung nahe zu bringen. Aber es bedarf der Mitarbeit und Unterstützung weitester Kreise.

Angesichts der trüben Elendsbilder der Moderne einerseits und der christlich-caritativen Rettungsbemühungen anderseits gilt Thomas Carlyles Wort: Arbeiten und nicht verzweifeln. Doch werten wir das Wort christlich um!

Zur Frage der Organisation des Klerus

sind der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" als Erwiderung auf den Artikel des Herrn Stadtpfarrers J. G. Buck in Waldenburg (Nr. 14 vom 7. April, Seite 158 ff.) aus dem württembergischen Klerus mehrere Zuschriften zugegangen, von deren Abdruck schon deshalb Umgang genommen werden muß, weil die Ausführungen großenteils dem „Deutschen Volksblatt" in Stuttgart entnommen sind oder sich mit Artikeln desselben decken. Aus den Zuschriften ist als tatsächlicher Inhalt festzustellen, erstens daß der Klerus in Württemberg in seiner überwiegenden Mehrheit sich aus verschiedenen Gründen gegen die Gründung eines Pfarrervereins ausgesprochen habe, zweitens daß die Mehrheit des württembergischen Klerus zwar die Nützlichkeit eines eigenen Standesorganes anerkenne, aber doch mit Rücksicht auf finanzielle und technische Schwierigkeiten von der Gründung eines solchen absehen möchte.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Katastrophen und Politik.

Die Menschen haben glücklicherweise darauf verzichtet, das Jahr 1906 durch einen zerstörenden und mordenden Konflikt der Großmächte einzuleiten. Die feindseligen Naturkräfte sorgen schon allein dafür, daß Furcht und Mitleid in außergewöhnlichem Maße erregt wird. Ein Jahr der Katastrophen: auf das furchtbare Grubenunglück in Courrières folgte der verheerende Ausbruch des Vesuvs, und wenn das Erdbeben auf der neu-japanischen Formosa-Insel die Kulturwelt nur oberflächlich berührte, so wurde gleich darauf die ganze zivilisierte Menschheit auf das tiefste erschüttert durch den Untergang der üppigen Handelsstadt des amerikanischen Westens. Für die Katastrophe von San Francisco findet man kein Seitenstück in den letzten anderthalb Jahrhunderten; sie erinnert an den Untergang Lissabons im Jahre 1755, der auf die philosophische Spekulation und die dichterische Produktion seiner Zeit nachhaltigen Einfluß übte.

Das Unglück von Courrières brachte in erhebender Weise die Internationalität der Nächstenliebe zur Bewährung. Gerade zur Zeit der politischen Spannung zwischen Deutschland und Frankreich eilten deutsche Bergleute ihren heimgesuchten Kameraden in Frankreich zu Hilfe, und die Franzosen erkannten trotz ihrem stark entwickelten Selbstbewußtsein mit neidlosem Danke nicht bloß den guten Willen, sondern auch das überragende Können der deutschen Rettungsmannschaften an.

Das Unglück am Vesuv hat leider nicht so ideale Nachklänge gehabt. Die leidige Politik hat hier, wenn auch nicht gerade die Charaktere, so doch die Stimmung verdorben. Da die französische und englische Flotte im Mittelmeer stark vertreten ist, die deutsche aber nicht, so war es selbstverständlich, daß Schiffe der beiden ersteren Nationen an den heimgesuchten Gestaden ihre Hilfe anboten. Zur Hilfeleistung kam es freilich nicht; aber die deutschfeindliche Presse Italiens benutzte die Tatsache und die angeblichen Gespräche mit den Kommandanten, um in die Wunde, welche die Marokkopolitik gerissen, noch weiter Gift zu träufeln. Man konnte für die gepriesene Liebenswürdigkeit der neuen Freunde einen dunkeln Hintergrund schaffen, indem man das Ausbleiben des Kaisertelegramms, das sonst an erster Stelle und mit lebhafter Unmittelbarkeit bei solchen Katastrophen einzutreffen pflegte, auf Abwendung von dem bisherigen Bundesgenossen deutete und in der fast gleichzeitigen herzlichen Dankdepesche an den „brillanten Sekundanten" Grafen Goluchowski sogar eine Drohung für Italien erblicken wollte. Inzwischen hat Deutschland durch offizielle Beileidsbezeugungen, durch Organisation der Sammeltätigkeit und durch bedeutende Spenden des Kaisers und von Privaten gezeigt, daß es seine menschlichen Pflichten ungeachtet politischer Verstimmungen zu erfüllen weiß. Die Fassung des Telegramms an den Grafen Goluchowski trägt allzu sehr den Stempel der persönlichen Eigenart des Kaisers. Gegen den Inhalt desselben würde aber auch Fürst Bülow, wenn er arbeits- und eingriffsfähig gewesen wäre, wohl nichts einzuwenden gehabt haben. Die Italiener verraten nur ihr unruhiges Gewissen, wenn sie die Bereitschaftserklärung zu Gegendiensten gleicher Art als eine Drohung gegen ihre albanischen oder adriatischen Interessen auffassen. Wir hätten lieber gesehen, wenn der Klärungsprozeß sich nicht gerade an die Katastrophe vom Vesuv angeschlossen hätte; aber kommen mußte er, damit die durch politische Glücksfälle verwöhnten Italiener einsehen, daß man nicht zwei Herren dienen kann, und daß die deutsche Rückenstärkung, die sie dringend nötig haben, um nicht bloße Vasallen Frankreichs zu werden, nur auf dem Wege der ehrlichen Gegenseitigkeit zu haben ist.

In die Angelegenheit des unglücklichen San Francisco hat Präsident Roosevelt einen politischen Mißklang gebracht, derselbe Präsident Roosevelt, der sonst über die Grenzen seiner Macht hinaus von Völkerliebe und Menschenverbrüderung so schön zu reden weiß. Er hat die reichlich angebotenen Gaben aus Deutschland und dem sonstigen Europa zurückgewiesen, weil nach seiner Ansicht Amerika sich selbst helfen kann. Das klingt, offen gesagt, protzig. Die Monroe-Doktrin wird da auf die Caritas ausgedehnt. Nebenbei ist es ein Unrecht gegen die Hunderttausende von Opfern, die zu ihrer wirtschaftlichen Retablierung auch die Gaben des Auslandes sehr gut gebrauchen könnten. Nordamerika verdankt der alten Welt die ganzen Grundlagen seiner Kultur und auch seiner Volkskraft; es würde sich nichts vergeben, wenn es Gaben zur Linderung der Not von der alten Welt ebenso hinnähme, wie die andern Nationen im Falle einer Heimsuchung von einander annehmen. — Dieser Zwischenfall trifft zusammen mit den Vorbereitungen für einen panamerikanischen Kongreß, der nach den Ankündigungen auch das Zwangsverfahren gegen Zahlung verweigernde Pumpstaaten einschränken will. Wenn Nordamerika wirksam protzen will mit seinem Reichtum, so sollte es lieber, statt milde Gaben den Bedürftigen vorzuenthalten, der alten Welt das Geld zurückzahlen, das seine mittel- und südamerikanischen Mündel schuldig sind. Die Herren Nordamerikaner haben es sogar durchgesetzt, daß zu Ehren ihres Monroe-Kongresses im Juli die geplante zweite Haager Friedenskonferenz hinausgeschoben wird. Die Hoffnungen, die wir auf die Fortsetzung der Haager Verhandlungen setzen, sind recht gering; doch bleibt die Vertagung mit Rücksicht auf die dringlichen panamerikanischen Bestrebungen ein neues Zeichen, daß die junge amerikanische Großmacht nicht zu den bequemsten Konzertmitgliedern gehört. Unsere Offiziösen, die neulich über die schönen Worte Roosevelts in Verzückung gerieten und jetzt wieder eine schwungvolle Rede des deutschen Botschafters Speck von Sternburg verbreiten, sollten die Amerikaner mehr nach ihren Taten beurteilen.

Die Diplomaten kann man loben, weil sie zu den natürlichen Katastrophen dieses Jahres nicht noch eine künstliche, politische Katastrophe hinzugefügt haben. Leider herrscht im Gebiete der wirtschaftlichen Kämpfe nicht dieselbe Zurückhaltung. Im französischen Kohlengebiet hat sich aus dem Unglück ein Streik, aus dem Streik eine Revolte entwickelt. Die auf die sozialdemokratische Fraktion angewiesene Regierung weiß sich nicht zu helfen. Zum 1. Mai erwartet man noch schlimmere Dinge, und manche rechnen darauf, daß die wachsende Unsicherheit eine Niederlage des Blocks bei den bevorstehenden Wahlen herbeiführen werde. In Deutschland sieht es am kritischsten aus in der Metallindustrie; gegenüber den ewigen Einzelstreiks des sozialdemokratischen Metallarbeiterverbandes haben die Arbeitgeber zu Massenaussperrungen gegriffen, die bereits gegen 50,000 Arbeiter betroffen haben sollen. In Breslau haben die Roten versucht, die Kraftprobe auf die Straße zu verlegen, und es hat bei dem kräftigen Vorgehen der Polizei zum Schutze der Arbeitenden und der Ordnung blutige Köpfe gesetzt.

Die Diätenvorlage.

Die mühsame Schöpfung des preußischen Staatsministeriums und des Bundesrats bringt als guten Kern eine Jahresentschädigung von 3000 M für jeden fleißigen Reichstagsabgeordneten. Das Bravo für diese endliche Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses kann aber nicht für die Anhängsel gelten. Erstens wird die Pauschsumme mit echt bureaukratischen Rechenkniffen und Kontrollvorschriften bezüglich der Anwesenheit der Abgeordneten versehen, während es doch angemessen und zweckmäßig wäre, diese Einzelheiten dem Reichstage selbst oder seinem Präsidenten zu überlassen. Zweitens wird mit der Diätenfrage tatsächlich die Abänderung des Artikels 28 betreffend die Beschlußfähigkeit verquickt, allerdings nicht in der weitgehenden Form, die wir neulich kritisiert haben, sondern nur in der Richtung, daß die Beschlüsse über den augenblicklichen Geschäftsgang nicht von der Anwesenheit von 199 Mitgliedern abhängig sein sollen. Diese Halbheit bringt sehr wenig Nutzen, hat aber den großen Nachteil, daß die rote und linksliberale Agitation den Vorschlag ausbeuten kann.

Nur 1 Tag für die Schmährede Bachsteins.

Eine juristische Odyssee! Der Renegat, der in einer Versammlung des Evangelischen Bundes zu Osnabrück eine Schmährede gegen den Katholizismus in Uebertrumpfung der Böhtlingk und Schwarz gehalten, mußte erst dreimal freigesprochen und zweimal vom Reichsmilitärgericht aufs neue der Gerechtigkeit überliefert werden, bis ihn das Oberkriegsgericht zu Münster gemäß der letzten höchstinstanzlichen Anweisung wenigstens in einem Punkte der Beschimpfung im Sinne des § 166 für schuldig erachtete und zu der gesetzlichen Mindeststrafe von 1 Tage Gefängnis verurteilte. Sage und schreibe: einen Tag als Sühne für die Beschimpfung des Papstes als des Satans, der zwischen den katholischen Heiligtümern sitze mit Klingling, Monstranz, Mummenschanz rc. Dem modernen Märtyrer der protestantischen Schmähsucht hat der Vorstand des Osnabrücker Zweigvereins des Evangelischen Bundes alsbald ein Lobschreiben zugehen lassen, das auch das überaus milde Urteil noch nicht gelten lassen will und dem schimpflustigen Divisionspfarrer „unser unvermindertes Vertrauen" zum Ausdruck bringt. Danach darf man das Gerücht, der Verurteilte wolle sein Amt als Divisionspfarrer niederlegen, wohl vorläufig bezweifeln und vielmehr erwarten, daß er und der Evangelische Bund es auf das Disziplinarverfahren ankommen lassen wollen, wobei eine

neue Odyssee der Rechtsprechung möglich ist. Herrn Bachsteins Person und seine Redeübungen haben an sich gar keine Bedeutung. Aber die strafrechtlichen Schicksale seiner Schmährede sind von ganz hervorragendem Werte, um den Katholiken Deutschlands von neuem klar zu machen, daß ihre religiösen Ueberzeugungen und Gefühle noch längst nicht den gebührenden Schutz genießen und noch längst nicht dieselbe Würdigung und Wertung finden wie die Ueberzeugungen und Gefühle der Protestanten. Insbesondere müssen wir beachten, daß die Stimmung in dem militärischen Milieu noch nicht so ist, wie sie einer wirklich paritätischen Stellung der Bekenntnisse sein müßte. Dabei erinnert man sich, daß der auffällige Schlußsatz der Erklärung des Reichskanzlers zur Duellfrage, die unlängst in etwas schwächlicher Weise eingerenkt werden sollte, zweifellos auch aus einem militärischen, vom vielbeschäftigten Fürsten Bülow nur oberflächlich angesehenen Konzept hervorgegangen war. Auch die militärische Laufbahn muß unser Nachwuchs im Auge behalten, um auch dort den Katholizismus zu Ehren zu bringen, sei es unter vorläufigen Opfern.

Die „Sprachenfrage" in Nordamerika.

Von

Arthur Preuß, Herausgeber der „Catholic Fortnightly Review" in St. Louis.

Wenn man die Kanadafranzosen in den Neuenglandstaaten ausnimmt, die noch immer mit ihren Bischöfen, von denen sie sich unrecht behandelt glauben, wegen der „Sprachenfrage" im Kampfe liegen, hat in der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten, die aus so vielen und so bunt gemischten Elementen besteht, der unglückselige Nationalitätenhader in den letzten paar Jahren keine Flammen mehr geschlagen. Wohl aber schwelt er noch immer unter der Decke, und die leiseste Veranlassung könnte einen neuen Brand entfachen. Das sah man im sogenannten „Falle Möller".

Erzbischof Heinrich Möller von Cincinnati ist der Sohn deutscher Eltern und verdankt seine Ausbildung vornehmlich Deutschen. Dazu ist das deutsche Element im Staat Ohio sehr zahlreich, und in unterrichteten Kreisen wird behauptet, das Bistum Cincinnati hätte sich vielleicht niemals von dem unglückseligen Bankerott seines verstorbenen Erzbischofs Purcell erholt, hätten nicht die deutschen Katholiken so treu zur Kirche gestanden und so große Opfer gebracht.

Um so unangenehmer mußte es berühren, als derselbe Erzbischof Möller neulich, zwar sehr zart und verblümt, aber dennoch recht deutlich, den Schaden einer zwei- oder noch mehrsprachigen Seelsorge beklagte und der möglichst raschen Amerikanisierung, will sagen Verenglischung, der deutschen Katholiken das Wort redete.

Daß sich in der deutschamerikanischen Presse, der akatholischen nicht minder wie der katholischen, darob ein Sturm erhob, hieße die Sache mild ausdrücken. Leider beging der Erzbischof zu seiner ersten noch die zweite Unklugheit, einen braven deutschen Laien, der ihn im Cincinnatier „Volksfreund", allerdings in ungebührlich derber Form, kritisiert hatte, durch Androhung des Bannes zum Widerruf zu zwingen. Da hagelte es aber von Nord und Süd, von Ost und West „deutsche Hiebe".

Dem Erzbischof leuchtete es denn auch bald ein, daß er einen faux pas gemacht. Vielleicht hatte er's auch gar nicht so bös gemeint. Auf jeden Fall sah er sich an einem der letzten Sonntage zu der öffentlich-amtlichen Erklärung veranlaßt: daß in seinem Bistum, was die Sprache angehe, nach wie vor jeder „nach seiner Fasson selig werden" könne, nach wie vor deutschen Gemeinden das Wort Gottes deutsch, englischen englisch, deutsch und englischgemischten aber in beiden Zungen verkündet werden würde.

Daran hatte wohl selbst unter seinen erbittertsten Tadlern kaum einer gezweifelt. Geärgert hatte den deutschen Michel in Amerika eigentlich mehr die Unterstellung, daß die deutsche Sprache ein Hindernis in der Verwaltung der Diözesen, und es für das Gedeihen der Kirche ersprießlicher sei, wenn mit der Zeit die ganze Seelsorge verenglischt werde.

Und das wird sie, so sicher wie zweimal zwei vier sind, und zwar binnen wenigen Lustren. Nicht etwa weil die Bischöfe es wünschen oder ein Teil des Klerus mehr oder minder versteckt darauf hinarbeitet, sondern weil der deutsche Michel es selber nicht anders will!

Als der Sturm im Blätterwalde sich einigermaßen gelegt hatte, wies ein angesehener deutscher Pfarrer Cincinnatis, Anton Walburg, im dortigen „Volksfreund" unter der bezeichnenden Ueberschrift: „Ein selbstmörderisches Volk" darauf hin, daß der Durchschnittsdeutsche in Amerika, der das (salva venia!) Maul so voll nehme, wenn ihn jemand an seinem „Deutschtum" oder, was noch schlimmer, an seinem Bierseidel rühre, in der Praxis so blutwenig tue, um seinen Kindern die vieledle deutsche Zunge zu übermitteln, sie in das Verständnis deutscher Sprache und deutscher Literatur einzuführen, und ihnen die Hallen der glorreichen Geschichte ihres deutschen Vaterlandes, das tausend Jahre lang die Geschicke der gesamten Kulturwelt beherrschte, zu öffnen.

Ich selber habe dazu im Aprilheft des von den Steyler Patres zu Techny bei Chicago herausgegebenen Deutschamerikanischen Missionsblattes frei und frank folgendes bemerkt:

„Wir wissen ja alle recht wohl, daß uns in Staat und Kirche niemand hindern kann noch will, unsere deutsche Sprache und Eigenart zu Hause und in der Kirche, im privaten wie im öffentlichen Leben unverkürzt aufrechtzuhalten, wenn wir nur selber wollen und uns die Mühe, die es kostet, nicht verdrießen lassen. Ich bin selber ein geborener Amerikaner, Sohn einer amerikanischen Mutter, und spreche und schreibe trotzdem die deutsche Sprache, wie ich glaube korrekt und, wie meine Freunde wissen, mit Vorliebe. Sie wurde eben mit allem, was der deutsche Nationalcharakter Gutes birgt, in unserem Familienkreise gepflegt und gehegt; und so kommt es, daß ich und meine Geschwister nicht nur deutschen Sprachgeist und Glaubensgeist hochhalten, sondern ihn auch unseren Kindern, Amerikanern der dritten Generation, vermitteln. Ich habe nie gefunden, daß irgend ein verständiger Mensch daran Anstoß genommen hätte; und wenn mich irgend einer an der Ausübung meiner Vaterrechte in dieser oder einer anderen Beziehung hindern wollte, so hätte ich vorläufig noch ein ganz energisches Wörtchen mitzureden. Es tut mir leid, es sagen zu müssen, aber es ist nichtsdestoweniger wahr, was Herr Pfarrer Walburg kürzlich im Cincinnatier „Volksfreund" behauptet hat, daß die Deutschen ein selbstmörderisches Volk sind, das sich seine Sprache und Eigenart nicht nur ohne Widerstand nehmen läßt, sondern diese edlen Güter sogar aus eigenem Antrieb mutwillig verscherzt, weil es ihren Wert nicht kennt. Daß das deutsche Element in diesem Lande nicht gänzlich als Kulturdünger in der großen Masse aufgeht, dafür haben gebildete deutsche Männer längst gesorgt, und wenn wir Nachgekommene und Nachgeborene nicht unser Teil zu dem großen Werke tun, so wird es einzig und allein unsere eigene Schuld sein: denn wie die Dinge hierzulande liegen, kann uns kein Mensch daran hindern, wenn wir nur ernstlich wollen und dem Willen die Tat folgen lassen."

In der Tat hat sich die sogenannte Sprachenfrage in den Vereinigten Staaten seit etwa einem Jahrzehnt ganz wesentlich verändert. Ihr Kern besteht, wenigstens was die deutschen Katholiken und deren Nachkommen in den größeren Städten angeht, nicht länger im Eintreten für die deutsche Muttersprache, sondern in der Forderung englischer Predigten und englischen Katechismusunterrichtes, wenn auch vorläufig nicht an Stelle, so doch neben der deutschen Predigt und dem deutschen Unterricht. Die Söhne und Enkel unserer deutschen Einwanderer klagen in der Mehrzahl nicht über die Verkümmerung des Deutschen, sondern über zu viel Deutsch auf Kosten des Englischen, das nun doch einmal Landessprache, das zudem viel leichter zu reden und zu schreiben ist, und das diese Nachgeborenen drittens naturgemäß mit Vorliebe sprechen, während Hunderttausenden von ihnen, dank der von niemand mehr als von mir beklagten „selbstmörderischen" Praxis ihrer deutschen Eltern oder Großeltern, die herrliche deutsche Zunge nicht mehr geläufig, ja vielfach sogar ein Greuel ist.

Deshalb betrachten es deutsche Pfarrer, das heißt die Seelsorger von bislang deutschen Gemeinden, als ihre Pflicht, und behaupten es neidischen Konfratres irischer Nationalität gegenüber als ihr unantastbares Recht, ihren Pfarrkindern, denen das Deutsche zur Fremdsprache geworden ist, englisch zu predigen.

Das ist — man mag es bedauern oder sich darüber freuen — heut, und wird's von Jahr zu Jahr, soweit die deutschen Katholiken in Betracht kommen, in immer höherem Grade die wahre Sprachenfrage in Nordamerika.

Daß es so weit gekommen ist, daran trägt nicht etwa der „Amerikanismus" oder der „Deutschenhaß der Irländer" die Schuld, sondern einzig und allein jene Erbschwäche, die der deutsche Einwanderer mit über den großen Ententeich nach dem „gelobten Lande der Freiheit" bringt, und die der Leipziger Stadtbibliothekar Gustav Wustmann in seinem bekannten Büchlein „Allerhand Sprachdummheiten" also beschrieben hat:

„Der Deutsche mag so alt werden, wie er will, er wird immer und ewig der Affe der andern Nationen bleiben, wird immer das, was andere Völker haben, für besser, feiner und

vornehmer halten, als was er selber hat. Wenn er ein paar Monate im Auslande zugebracht hat, so tut er bei seiner Rückkehr, als ob er seine Muttersprache verlernt hätte; bleibt er vollends draußen, so hat er nichts Eiligeres zu tun, als den Deutschen auszuziehen und in der Sprache, den Sitten und den Gebräuchen des Auslandes aufzugehen."

Die Einrichtung von Sonderklassen in großen modernen Schulkörpern.

Von

Fr. Weigl, München.

Das Prinzip des Individualisierens, das man längst für die Arbeit in der Schulstube, für die Behandlung der einzelnen Kinder als sehr bedeutsam anerkannte, wird nunmehr auch schon in den Organisationsplänen für große moderne Schulkörper, also von den weittragendsten Grundlagen aus berücksichtigt. Nicht mehr schematisch wird die Klasseneinteilung aufgebaut; man bildet vielmehr freie Abzweigungen, Klassen, in welche jene Wesen eingereiht werden, die vom Schöpfer nicht mit normalen Geistesgaben ausgestattet wurden.

Die wichtigste, grundlegende Organisation dieser Art war die Schaffung von sog. **Hilfsklassen.** In jeder niederen Schulklasse fanden sich bislang arme Geschöpfe, denen ein so schwaches geistiges Lichtlein leuchtete, daß sie drei und mehr Jahre eine und dieselbe Klasse besuchen mußten. Der Spott der Spiel- und Lerngenossen, Verlust des Selbstvertrauens, Versagen auch des geringsten Fortschrittes: das waren die Begleiterscheinungen des Aufenthaltes dieser Kinder in der Normalschule. Da öffnete sich ihnen die Hilfsschule, ein Raum, über dessen Türe mit goldenen Lettern die Worte: **Liebe und Geduld** leuchten. Warme, hingebende Lehrerherzen schlagen dort für die „Armen der Aermsten"; in langsamstem Tempo, in kleinen wohlabgemessenen Portionen, mit allerlei das Lernen erleichternden Mitteln wird hier das Wissen geboten, so daß diese Kinder doch auch fortschreiten. Nur 15—20 Kinder finden sich dort zusammen, eine **kleine** Gemeinde, die schon mehr an die Familie erinnert und so Lehrer und Schüler sich näher treten läßt. Dadurch ist auch für tiefergehenden erzieherischen Einfluß gesorgt, der für das geistig schwache Kind ebenso wichtig ist wie die Aneignung der elementarsten Kenntnisse. Und die Erfolge sind bis heute auch durchaus günstige. In all den vielen deutschen — neuerdings auch vielfach in englischen — Städten, in denen solche Sonderklassen eingerichtet wurden, hat man die Erfahrung gemacht, daß die in den Hilfsklassen gebildeten Kinder mit verschwindend wenig Ausnahmen einem Berufe zugeführt und so der Menschheit als wertvolle Mitglieder übergeben werden können.

Zwischen den Kindern, die der Hilfsschule zuzuweisen sind, und den Normalschülern steht nun eine weitere Gruppe, die der Sonderbehandlung bedarf. Es sind die „Sitzenbleiber", die Repetenten. Von Mannheim aus hat man einer Organisation neuerdings in vielen größeren Städten Eingang verschafft, welche die Repetenten in sogen. **Wiederholungs- und Abschlußklassen** sammelt und ihnen dort erzieherischen und unterrichtlichen Einfluß sichert, der in den Normalklassen fehlt. Hier können sie nicht zu dem Ziele geführt werden, das bei Spezialbehandlung erreicht werden kann; für die Hilfsschule sind sie aber zu gut. Speziell die Abschlußklassen greifen hier nun in vorzüglicher Weise ein. Da die Repetenten ein oder zwei Jahre verloren haben, müßten sie aus der 6. oder 5. Klasse entlassen werden. Die Folge ist eine in allen Fächern unabgeschlossene Bildung und eine mangelhafte Erziehung, welche diese Zurückgebliebenen mit wenig Vertrauen auf sich selbst, mit wenig Lust zu ernster Arbeit aus der Schule treten läßt. Die Abschlußklasse beseitigt diese Mängel. Vor allem werden die Anforderungen in den einzelnen Lehrfächern beschnitten. Der Schüler bekommt dadurch zwar ein quantitativ geringeres Wissen mit von der Schule weg; aber dieses Wissen ist kein abgestumpftes Stückwerk wie jenes, wenn er mitten aus dem Stoff heraus, z. B. von der 5. Klasse weg, entlassen wird. Bei der Auswahl des Lehrstoffes wird ferner auf den Wert desselben für das praktische Leben gesehen, ein wichtiges Moment, wenn man bedenkt, daß gerade diese Schüler [illegible] wenig befähigt sind, sich selbst zu bilden. Da muß die Schule das im Leben Notwendigste auch am gründlichsten vermittelt haben. Für die erziehliche Einwirkung kommt in Betracht, daß die Schülerzahl eine geringere — bis zu 35 — ist, so daß der schwache Schüler viel mehr zu unmittelbarer Betätigung kommt und damit zu fleißigem Arbeiten erzogen wird. Auch ist wichtig, daß in diesen Klassen, in denen für den Schwachen die entmutigende Konkurrenz mit den Besten mangelt, das Selbstvertrauen, damit aber auch Arbeitsfreudigkeit und Arbeitswilligkeit geschaffen wird. Jedermann wird es sofort einleuchten, welche Vorteile geschaffen werden, wenn man Kinder zusammenbringt, die gegenseitig untereinander konkurrieren können, die sich gegenseitig anspornen, statt daß man sie in der Normalklasse läßt, wo sie immer die Letzten, die Zurückgebliebenen, das unangenehme Anhängsel sind. Es ist das Verdienst des Mannheimer Stadtschulrates Dr. A. Sickinger, diesen Ausbau der modernen Schulorganisation in praktischer Form zuerst vorgeführt zu haben und durch zielbewußtes öffentliches Eintreten hierfür ihm immer noch Freunde zu gewinnen.*)

Eine dritte Form von Sonderklassen, die uns die jüngste Zeit für den Ausbau großer Schulkörper brachte, sind die **Waldschulen.** Als vor einigen Jahren von der Stadtgemeinde Charlottenburg zum erstenmal der Gedanke aufgegriffen wurde, kränkliche, arme Kinder zu sammeln und in einer Schule unterzubringen, die inmitten wohltuender Waldesluft errichtet werden sollte, da mag mancher den Kopf geschüttelt haben über derartiges Wagnis. Heute haben diese Klassen, die der **körperlich Schwachen** sich erbarmen, bereits solchen Anklang gefunden, daß sich ihrer die preußische Unterrichtsverwaltung annimmt. Im „Zentralblatt der gesamten Unterrichtsverwaltung in Preußen" wurde kürzlich ein eingehender Bericht veröffentlicht, demzufolge die Waldschulen wohl die Kindererholungsstätten zum technischen Unterbau haben, schultechnisch aber eine vollwertige Schule bilden sollen. Es ist daher die Waldschule mit einem vollständigen Lehrpersonal besetzt. Da die Schüler den ganzen Tag an dieser Unterrichtsstätte verbleiben, werden sie auch verköstigt. Soweit die Eltern zahlungsfähig sind, übernehmen sie, wie die Charlottenburger Erfahrungen lehren, gerne teilweise oder ganz die Zahlung des Kostgeldes. Bei der Zahl der Freistellen ist zu berücksichtigen, daß es sich ohnehin zum guten Teil um Kinder handelt, für welche die Stadtgemeinde (Armenpflege) aufkommen muß. Die Mehrkosten im Vergleich zu dem Aufwand in den Gemeindeschulen lohnen sich durchaus. Nach dem erwähnten **offiziellen** Bericht konnten Kinder, die in der Normalschule sicher zurückgeblieben wären, durchweg in die höhere Klasse versetzt werden. Schon nach wenigen Wochen ihres Waldaufenthaltes machten sie einen überraschend günstigen Eindruck. Nach zweieinhalb bis drei Monaten war der Organismus der Kinder durch den dauernden Aufenthalt im Freien derart gekräftigt worden, daß selbst während der regnerischen Tage im Oktober kein einziges Kind trotz nur teilweiser Fußbekleidung an einer Erkältung erkrankte. Außerdem ist bei allen Kindern eine mehr oder minder große Gewichtszunahme festgestellt worden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Waldschule in sanitärer Hinsicht mit den einfachsten medizinischen bzw. hygienischen Hilfsmitteln — dauernder Aufenthalt in frischer Luft, Bestrahlung durch das Sonnenlicht, einfaches oder Salzbad, Duschen, einfache aber kräftige Kost, Schulunterricht mit Einschränkung der Stunden- und Schülerzahl — einen außerordentlichen Nutzen für die kranken Kinder stiftet. Hervorgehoben wird im genannten Zentralblatt noch der heilsame Einfluß, der durch den engen und freundschaftlichen Verkehr zwischen Lehrern und Schülern bei dem dauernden Zusammensein zwischen beiden in Beziehung auf Herz und Gemüt der Kinder ausgeübt wurde.

So wirkt das Prinzip des Individualisierens heute in unseren großen, modernen Schulkörpern hochbedeutsam. Es ist nur bedauerlich, daß für die minderbegabten oder körperlich schwachen Kinder auf dem Lande sich nicht in gleich wohltätiger Weise sorgen läßt. Alle wahren Kinder- und Volksfreunde sollten daher jene Einrichtungen unterstützen, die hierin einigen Ersatz bieten können, die Anstalten für Schwachsinnige und Zurückgebliebene. Auch muß das Streben aller Einsichtigen dahin gehen, daß vonseiten des Staates und der Gemeinden die bisherige Tätigkeit der privaten, caritativen Fürsorge erweitert und ergänzt wird.

---

*) Vgl Sickinger Dr. A., Der Unterrichtsbetrieb in großen Volksschulkörpern sei nicht schematisch-einheitlich, sondern differenziert-einheitlich. Mannheim, Bensheimer, 1904. Dieses Buch enthält den Bericht über Sickingers praktische Tätigkeit, eingehende Begründung des Gedankens und ein wertvolles Literaturverzeichnis.

„Volkstümliche katholische Bibliotheken, katholische Autoren und Verleger."

Von

E. M. Hamann-Gößweinstein i. Oberfr.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Redakteur der Borromäus-Blätter, Hermann Herz-Bonn, in seinem Organ (3. Jahrg. Nr. 6, März 1906) einen interessanten Artikel, der die paritätischen volkstümlichen Bibliotheken auf ihr Verhältnis zu den katholischen Verlegern und den Werken katholischer Autoren hin beleuchtet. Hier einige Stichproben: „Das in Nr. 5 u. 6, Jahrg. III (Mai-Juni 1902) der Blätter für Volksbibliotheken und Leseanstalten erschienene „Musterverzeichnis von Büchern belehrenden und wissenschaftlichen Inhalts für Volksbibliotheken" von Dr. E. Schultze umfaßt in zwölf Abteilungen 288 Werke (oder 388 Bände) zum Gesamtpreis von 1610.90 M. Darunter findet sich nicht ein einziges Bändchen aus einem katholischen Verlage und nicht ein einziger katholischer Autor von Ruf." Das „Musterverzeichnis der schönen Literatur für Volksbibliotheken" desselben Verfassers (ebenda Jahrg. V Nr. 9 u. 10, Sept.-Okt. 1904, und Jahrg. VI Nr. 1—6, Jan. bis Aug. 1905) nimmt unter neueren katholischen Autoren nur bezug auf: Klemens Brentano, Annette von Droste-Hülshoff, Eichendorff, Hansjakob (Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin), Stifter (Studien, Brigitta), F. W. Weber (Goliath); mit andern Worten: „Unter 135 Autoren bezw. Sammelwerken, die zum großen Teil mit einer stattlichen Anzahl von Bänden vertreten sind, in der Abteilung: Neuere deutsche Literatur (die Klassiker werden bereits hierher gerechnet) ganze 5 Katholiken mit ein paar Bändchen!" In einzelnen wenigen Städten, namentlich mit überwiegender katholischer Bevölkerung, weisen allerdings paritätische Bibliotheken reichlichere katholische Literatur auf, wie denn auch die „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen" die neuere katholische Belletristik berücksichtigen, aber die peinlich gewissenhafte Durchsicht von etlichen 30 Katalogen und Musterverzeichnissen hat H. Herz doch die Bestätigung verschafft, „daß das Musterverzeichnis von dem in seinem Fache sonst hervorragenden Dr. E. Schultze ein ziemlich genaues Bild von den Bücherbeständen solcher Bibliotheken gibt". Darf ein solcher Zustand den katholischen Autoren und Verlegern gleichgültig sein? fragt H. Herz mit Recht und verweist dann, den mindestens 10,000 nichtkatholischen Volksbibliotheken in Stadt und Land gegenüber, auf den unserseits einen Ersatz bietenden Borromäusverein, der Ende des Jahres 1905 im ganzen 2877 Hilfsvereine und damit ebenso viele Borromäusvereinsbibliotheken (darunter etwa 2500 Pfarrbezirksborromäusvereine) verzeichnete. Mit den außerdem zirka 500 katholischen Pfarrbibliotheken haben wir also in Deutschland zirka 3000 volkstümliche katholische Bibliotheken, ein Drittel ungefähr dessen, was wir an derartigen Büchereien unbedingt haben müßten." Durch die unermüdliche Agitation des Klerus ist der Borromäusverein schon jetzt zu einer relativ befriedigenden Ausstattung seiner Büchereien befähigt. Aber nur zu einer relativen, weshalb sich das Interesse für den ungemein segenbringenden Verein noch stark vermehren sollte, nicht zuletzt seitens der Autoren und Verleger sowie der Bemittelten, die durch diesbezügliche Schenkungen und Stiftungen außerordentlich viel zur Hebung der Volksbildung beitragen könnten. Sehr treffend bemerkt H. Herz: „Schon ein Dorf mit etwa 600 Einwohnern sollte jährlich mindestens 100 Bände frisch seiner Bibliothek einverleiben können." Dazu gehören aber Mittel und — tüchtige Autoren und Verleger. Ein Hauptfehler liegt darin, Volksbibliotheken minderwertiges Material zuzuführen, wie es leider nur zu oft geschieht. „Der Bibliothekar darf sich bei Anschaffung von Büchern nur vom wohlverstandenen Interesse seiner Bücherei und sonst von nichts beeinflussen lassen." Dieses Interesse muß immer mehr gehoben werden durch die zielbewußte Schulung des betr. Lesepublikums (in den Volksbildungsabenden, den einzelnen beruflichen Vereinigungen 2c.), „so daß ungefähr die Hälfte der Bibliotheksbücher der belehrenden Abteilung angehören darf". Dagegen sollten „Bücher im Genre von Karl May und ähnlichen Autoren allmählich verschwinden". Daß die belehrende und apologetische Literatur nur dann Aufnahme finden darf, wenn sie im besten Sinne allgemeinverständlich, von „edler Volkstümlichkeit" ist, liegt auf der Hand.

Der Borromäusverein arbeitet in höchst anerkennenswerter Weise auf diese Ziele hin. Die in Heft 6 (3. März 1906) ebenfalls eingefügte Statistik über die bei der Zentralstelle von den genannten 2877 Bibliotheken als „Bibliotheksgaben" für das Jahr 1905 bestellten Bücher liefert einen schönen Beweis dafür, zeigt aber zugleich, daß die Bevorzugung noch viel zu sehr auf das Belletristische geht.

Zur Orientierung diene: 1. Steigen die Mitgliederbeiträge eines Hilfsvereines insgesamt auf mindestens 30 M, so darf dieser jährlich für durchschnittlich 25 — 30% dieser Totalbeiträge bei der Zentralstelle in Bonn gratis Bücher für die Borromäusvereinsbibliothek bestellen, als sogenannte „Bibliotheksgaben". 2. Jedes Mitglied erhält jährlich je nach der Höhe seines Beitrages ein Buch geschenkt, als sogenannte „Vereinsgabe". 3. Jedes Mitglied darf viermal jährlich eine beliebige Anzahl von Büchern nach dem 10000 Nummern umfassenden Katalog zu $^2/_3$ des Ladenpreises von der Zentralstelle beziehen, als sogenannte „Quartalsbestellung".

Rosegger und sein Glaube.

Von

A. Jakobi.

In der diesjährigen Februarnummer des „Türmer" sucht P. Rosegger eine gedrängte Darstellung seines religiösen Entwicklungsganges zu geben. Er sagt nichts Neues; es sind die unklaren Ideen des Symbolisten, den wir aus der Pöllmannschen Schrift: Rosegger und sein Glaube, und besonders aus seinem letzten Roman J. N. R. J. kennen.

Wenn der Dichter einleitend sagt, sein heißes Bemühen, zu innerer Klarheit über sich selbst zu gelangen, sei vergeblich gewesen, so gibt ihm die Skizze seines Entwicklungsganges vollständig Recht. Was er uns erzählt, zeugt nicht von Selbsterkenntnis, sondern bloß von ungemein wohlgefälliger Selbstbespiegelung. Es kann ihn tatsächlich nicht viel Kampf gekostet haben, „sich in gar vielem Kirchlichen von den Grundsätzen seiner Vorfahren und Mitlebenden loszulösen," weil diese Grundsätze ihm Aeußerlichkeiten geblieben sind, die man zur rechten Zeit ablegt wie ein zwar liebes, aber leider altfränkisch gewordenes Gewand. Ihm ist nach eigenem Geständnis die Wahrheit des Katholizismus allezeit verschlossen geblieben; vielleicht trägt die Schuld hieran „der handwerksmäßige Katechismusunterricht in der Dorfkirche von St. Kathrin," auch der Umstand, „daß er in seiner Jugend um sich nur jene Bauernschaft gehabt hat, welche sich nur gewohnheitsmäßig an kirchliche Begehungen hielt und sich eigentlich nur für abergläubisches Zeug erwärmte." Sollte das Kind Peter Rosegger dieselbe Wahrnehmung auch an seinen „sehr genauen katholischen Eltern" gemacht haben? Dann würde er die beste Erklärung dafür haben, daß er mit den religiösen Grundzügen seiner Kindheit, die dieselben waren, wie sie heute noch sind, niemals bei denselben angestoßen ist. Oder sollte der Mann P. Rosegger sich einer abgründigen Täuschung über die religiösen Grundzüge seiner Kindheit hingeben, sollte er nicht viel eher „in der Stadt bei den Freigeistern" sich an den Ideen des modernen unchristlichen Liberalismus vollgesogen haben?

Rosegger macht es wie jene Spinne, welche behauptete, sie habe ihr Netz ganz von innen heraus gesponnen ohne Anknüpfungspunkte an die Umgebung und dies damit bewies, daß sie jetzt mitten dadrin ihren wohlgegründeten Sitz hatte. Zwar gibt sein „Wildpfad zu Gott" keine Klarheit über sein religiöses Wissen, sondern nur viel Verschwommenheit; aber ihm scheint die Dogmatik und Apologetik dasselbe zu sein. Er hat augenscheinlich keine Ahnung von der inneren Wahrheit und Schönheit des katholischen Dogmas. Der Dogmatiker scheint ihm der Orlando furioso zu sein, der immerfort auf der Warte steht, um mit den Keulenschlägen der Dialektik den Gegner niederzuschmettern. Dafür, daß sich im katholischen Dogma eine ganze Welt von Schönheit und Kraft birgt, daß die Wahrheit für den in ihren Geist eindringenden, vom Glauben befruchteten Verstand auf die grimmen Fechterstücke der Dialektik verzichten kann, fehlt ihm das Verständnis. Hätte er doch im Elternhaus gelernt, daß zum Bravsein außer Wahrhaftigkeit, Züchtigkeit und Arbeitsamkeit auch Demut gehört, er würde dann schwerlich auf die Vermutung gekommen sein, „daß die dogmatische Wissenschaft für den kindlichen Glauben ein größerer Schädling sei denn die weltliche Forschung!" Vielleicht ist die Demut auch „das Tiefe und Hohe, das uns im religiösen Leben fehlt," und das der Dichter nicht zu nennen vermag; vielleicht, daß die Demut sein Glauben und Gottvertrauen wieder zur kindlichen

Einfalt zurückführen könnte, die ihm bei den Freigeistern und der Wissenschaft so ganz verloren gegangen ist, daß er dann auch zu der Erkenntnis käme, daß der von Eitelkeit gefolterte Menschengeist nicht bloß Göttliches schafft, sondern auch Menschliches, allzu Menschliches an „Dummheit, Vorurteil, Feindseligkeit".

Der Dichter erinnert sich nicht, erschrocken zu sein, da er inne ward, in so wichtigen Dingen allein zu stehen, durch furchtbare Abgründe von lieben Menschen getrennt. Das kommt ihm (scheint's) heute noch rätselhaft vor. Ach nein; jenes Erschrecken passiert nur tiefgründigen Persönlichkeiten, das passiert nur Männern, denen die religiöse Wahrheit nicht so sehr Sache der Oberflächlichkeit und der spielenden Phantasie ist wie einem Rosegger. Die haben tiefe Weltanschauungskonflikte, die ringen und kämpfen um religiöse Wahrheit und Klarheit, daß ihr Ich dabei zerschellen könnte; wenn sie aber aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen, dann haben sie auch mehr als die Theaterdekoration eines verschwommenen Symbolismus, dann haben sie eine innere Welt erobert.

„Passierte es einmal, daß ein Gegner sich nur ergab, so hatte ich nicht eigentlich die Befriedigung eines Proselytenmachers; mir tat vielmehr der Schwachgewordene leid, und ich mochte ahnen, daß einen Schwächling gewonnen zu haben für meine Sache kein großer Gewinn sei." Das kann man allerdings Rosegger nachfühlen, daß seine Proselyten ihn innerlich beschämt haben; denn wer sich von Gefühlsphilosophie à la Rosegger gefangen nehmen läßt, das muß schon ein sehr wenig tiefer oder ein mit religiösen Begriffen sehr oberflächlich gefirnißter Geist sein. Man vergleiche doch Roseggers Christus oder auch den auf demselben Boden des modern-ungläubigen Gefühls- und Phantasiechristentums gewachsenen Frenssenschen Christus mit jener erhaben-majestätischen Gestalt, die uns in der schlichten „Biblischen Geschichte für die Volksschule" entgegentritt, dann fragt man sich: Wie ist es möglich, daß die Welt jenen seichten naturalistischen Symbolismus als neue Offenbarung feiern kann? Oder zieht der Christus im Spottmantel moderner Inhaltsleere, mit der Dornenkrone naturalistischer Phrase die Welt mehr an als der unendlich majestätische gekreuzigte Gottkönig, der von Golgatha aus sein Szepter über die Menschheit erhebt, der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten? Wenn es wahr ist, daß jede Zeit sich ihr Christusideal macht, dann ist es wahrhaftig ein schlechtes und doch tief bedeutsames Zeichen unserer Zeit, daß sie bewundernd zu den Füßen eines Idols liegt, das ihr ein Rosegger und ein Frenssen karikiert.

Viel rote Tulipanen.

Viel rote Tulipanen
In meinem Garten steh'n,
Sie sind wie Feuerfahnen,
Die hell im Winde weh'n.
Der Wind, der tut sie schwenken,
Weil Prinzeneinzug ist,
Der Wind, der tut sie senken,
Weil Lenz die Erde küßt.
Die erste Lebensröte
Ihr in die Wange steigt,
Die langen Winters Nöte
So jammervoll gebleicht.
Nun geht's von Fest zu Feste.
Rot glänzt die Sommerwelt,
Bis sich zu Herbstesreste
Der Mohn noch wiegt im Feld.
Bis wieder Winde werben
Um flammend rote Pracht —
Doch diesmal geht's zum Sterben —
Doch diesmal kommt die Nacht.
So schnell fliegt all mein Ahnen,
Weil schnell die Stunden weh'n. —
Viel rote Tulipanen
In meinem Garten steh'n.

M. Herbert.

Ein Feind des Christentums als Mariendichter.

Von
Dr. H. Jos. Brühl, Münster i. W.

Eine der interessantesten Erscheinungen in der Zeit der Nachblüte unserer kulturellen Glanzperiode an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ist Georg Fried. Daumer (1800—1875), wie Pfinzing und Albrecht Dürer, Hans Sachs und die Vischer und viele andere Denker, Dichter und Künstler ein Sohn Nürnbergs, der schönen, altdeutschen Stadt an der Pegnitz. In weiteren Kreisen wurde der junge Daumer, der nach theologischen, philosophischen und philologischen Studien in Erlangen und Leipzig am Gymnasium seiner Vaterstadt Professor geworden war, zuerst als Lehrer des Findlings Kaspar Hauser bekannt. Das geheimnisvolle Schicksal dieses Jünglings, der am Pfingstmontag des Jahres 1828 in der Kleidung eines Bauernburschen plötzlich auf dem Unschlittmarkte in Nürnberg auftauchte und nachdem er ungefähr fünf Jahre lang das Interesse Deutschlands wach gehalten hatte, am 14. Dezember 1833 im Schnee des Schloßparks von Ansbach von unbekannter Hand den Todesstoß erhielt, umwob auch die Person Daumers mit dem Schleier des Romantischen. Als Dichter schuf Daumer in seinen Nachbildungen der Lieder des persischen Sängers Muhammed Schemseddin mit dem Beinamen Hafis und in dem weltpoetischen Liederbuch „Polydora", einem Pendant zu Herders „Stimmen der Völker", bedeutsame Werke, die, wie Bornmüller sagt, „durch Kunst und Zauber der Sprache und den glücklich getroffenen Ton des Vorbildes bleibenden künstlerischen Wert haben und für wirkliche Schöpfungen gelten können."

Was uns aber bei dem Nürnberger Denker und Dichter besonders fesselt, das ist die merkwürdige, widerspruchsvolle Entwicklung dieses reichen Geistes, dessen Weg aus dem dunkelsten Un- und Aberglauben zur kindlich gläubigen Hingabe an die Lehre der katholischen Kirche führte. Auf allen Irr- und Querfahrten leuchtete diesem gewaltig mit sich selbst ringenden Gottsucher als unwandelbarer Polarstern seine Liebe zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Sie war es auch — die Behauptung mag paradox klingen — die ihn zuerst dem Christentum entfremdete. Man muß sich eben vor Augen halten, daß Daumer in einer Zeit lebte, wo die verfolgungssüchtige Richtung eines Hengstenberg, deren Organ die 1827 gegründete Evangelische Kirchenzeitung war und die an den Regierungen ihre Stütze fand, das religiöse Leben des protestantischen Deutschlands beherrschte, wo, wie Sybel sagt, „jeder emporstrebende Beamte wußte, daß sein Vorwärtskommen von einem erbaulichen kirchlichen Lebenswandel, häufigem Besuch des Gottesdienstes, Teilnahme an frommen Vereinen, Beiträgen zu milden Stiftungen bedingt war", wo auch in den katholischen Teilen unseres Vaterlandes sich vielfach die Schlangenbrut am Altare wärmte und Annette Droste sang:

„Bist du nicht näher, wenn die Trauer weint,
Wo drei in deinem Namen sind vereint,
Als Tausenden im Schmuck und Feierkleid."

Die Folge war, daß Lüge und Heuchelei weite Kreise durchseuchten, und Daumers scharfblickendes Auge mochte das Herz von manchem, dessen Mund von Frömmigkeit und Moral troff, als Mördergrube erkennen. Und nun fing er an diese Moral zu hassen, deren Satzungen nach seiner Ansicht das Unmögliche fordernd, den schwächeren Menschen zum Heuchler machen, den stärkeren Charakter aber zum Untergang führen. „Fiat iustitia, pereat mundus", ruft er aus:

„Eben so grausam
Ist die Moral auch,
Eben so sinnlos
Redet auch sie:
Mögen zu Tausenden
Herzen auf Herzen
Bluten und brechen,
Wanken nur meine
Satzungen nie."

Und mit Begeisterung lauschte er dem Evangelium der Sinnlichkeit, das aus den Dichtungen Hafis' in Tönen von wunderbarem Schmelz gleich dem lockenden Schlagen Bülbüls, der persischen Nachtigall, ihm entgegenklang. — Daumers Haß gegen die Moral wandte sich auch bald gegen das Christentum, das den Sittengesetzen die sicherste Grundlage bietet, gegen die Religion, deren Symbol das Kreuz ist, die Entsagung und Weltflucht als das

höchste Lebensideal preist. Er wiederholt den Vorwurf, den Goethes „Braut von Korinth“ dem Christentum macht:

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.“

Und nicht etwa bildlich, nein wörtlich nimmt er diese Worte. Alle die furchtbaren, grauenerregenden Anklagen gegen die Arkana des Christentums, die der fanatische Haß der römischen Philosophen und Staatsmänner dem wüsten Pöbel der Imperatorenstadt zuraunte, um seine tierische Wut gegen die Bekenner der neuen Lehre zu reizen, erhebt Daumer von neuem und er sucht sie in den beiden Werken: „Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer“ (1842) und „Die Geheimnisse des christlichen Altertums“ (1847) mit blendender Dialektik wissenschaftlich zu begründen. Aber den von romantischem Geiste durchpulsten Nürnberger Forscher, der auch in seiner negativsten Lebensperiode, nach seinem eigenen Geständnis, etwas sehr Positives im Sinne hatte, konnte es nicht befriedigen, nach dem Rate eines schalen, seelenlosen Voltairianismus: „Ecrasez l'infame“, das Christentum zu zerstören. Er wollte auf den Trümmern der alten Religion, deren strenge Forderungen wie ein Bann auf dem Menschenherzen gelegen hatten, den Tempel eines neuen Glaubens errichten, dessen Grundlinien er in dem Werke: „Religion des neuen Weltalters“ (1850) zog. Allgemeine Menschenliebe und die Verehrung des Weibes sollten die Dogmen des neuen Kultus sein. Aber wo fand er das Wesen, dem die Krone edelster Weiblichkeit gebührt, wo die reine Vestalin, die die heilige Flamme der Liebe hüten durfte? Weder Suleika noch Sulamit schienen ihm dieser Ehre würdig. Nur eine gab es, die die Herrlichkeit und Stärke der Frau mit der Würde der Mutter und der liebreizenden Anmut der Jungfrau verband, und dieses Ideal der Weiblichkeit fand Daumer im Christentum, in der Person der Mutter Christi. Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte sich der Jünger Hafis zu der Marienverehrung, „jener holdesten und zartesten Blume der christlichen Romantik, die der Protestantismus zum unendlichen Schaden seines Glaubens, Kultus und Gemütslebens so bedauerlich weggeworfen hat“, hingezogen. Und der Himmelskönigin wand er noch in den dunkelsten Stunden seines Unglaubens einen herrlichen Kranz in dem Gedichtwerk: „Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria“, das 1841 unter dem Pseudonym: Eusebius Emeran erschien. Es ist zu weit gegangen, wenn Heinrich Kurz behauptet: „Nun war der Schritt zum Bekenntnis des Katholizismus in der Tat nur noch ganz äußerer Natur.“ Ein rein poetischer Madonnenkult läßt sich ganz gut mit der Verleugnung des katholischen Dogmas vereinigen, wie „die Weihe“ und die „Wallfahrt nach Kevelaer“ von Heine und die Mariendichtungen von Männern beweisen, die dem Katholizismus so fern standen wie Uhland und Geibel. Aber es war kein „toller romantischer Raptus“, wie Ludwig Feuerbach meinte, der Daumer zum Mariendichter machte, schon damals war er „der großen Königin des Himmels auf spekulativem Wege nahe gekommen,“ sie galt ihm „weder als ein bloßes Produkt poetischer Einbildungskraft, noch als eine in bunte mythische Nebel gehüllte abstrakte Wahrheit“, er hatte sie vielmehr „als eine Realität der größten und höchsten Art erkannt,“ die für ihn „Leben, Geist und Persönlichkeit“ hatte. Saint-Réné-Taillandier täuschte sich nicht, wenn er bei einer Besprechung der „Glorie“ in der „Revue des deux mondes“ meinte: „Daumer werde höhere Töne als die Hafisischen anschlagen.“

Noch siebenzehn Jahre lang sollte der Dichter der Kirche fremd bleiben. Aber sie, zu der er gerufen hatte:

O maris stella, Stern im Meer!
Ob alles wogt und wankt umher,
Ob alles stürmt und alles braust,
Uns feindlich eine Welt umgraust, —
Es blicket durch die Wolkennacht
Helleuchtend deine Strahlenpracht,
Und unser Schifflein steuert fort,
Bis es gelangt an seinen Ort.
O, Himmelsleuchte, hold und hehr,
O schöner Stern, o Stern im Meer!

und die er im Freiberger Gnadenbild mit den Worten begrüßte:

„Heilige, prächtige
Herrliche mächtige,
Huldige wonnige, himmlische Frau,
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher
Ewig ergebener Minne vertrau'!

verließ ihn nicht. Und je höher die Wogen gingen, um so mehr wuchs sein Vertrauen und sein Glaube:

„Ob sich türmende Höhen, ob sich wütende Wellen,
Ob sich gähnende Klüfte feindlich entgegenstellen,
Ob sich, uns zu verderben, menschliche Kräfte verschwören
Oder höllische Mächte finstere Häupter empören —
Hell vor unseren Augen stehet Dein süßer Schein
Und zur Pforte des Heiles gehen wir siegend ein.“

Auch für Daumer kam die Stunde des Sieges, der Erlösung.

„Wie eine Mutter getreulich hütet,
Und sicher leitet, daß es nicht gleitet
Und stürzt ihr Kind —

hatte Maria ihn geführt. Er trat mit dem Dogmatiker Heinrich in Verbindung und wurde 1859 in der bischöflichen Kapelle zu Mainz in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen, unter den Klängen der lauretanischen Litanei „des schönsten aller marianischen Gedichte“, die ihm die „Tränen der tiefsten Rührung entlockten“. In demselben Jahre wie Daumer konvertierte auch seine Freundin und Schülerin Amara George (Mathilde Binder) die Dichterin der „Blüten der Nacht“ und die Gemahlin des rheinischen Dichters Alexander Kaufmann, ohne daß er von ihrem oder sie von seinem Schritte Kenntnis hatte.

Nach seiner Konversion gab Daumer „Die Glorie der hl. Jungfrau Maria“ unter dem Titel: „Marianische Legenden und Gedichte“ in neuer vermehrter Auflage heraus (Münster 1859). Es sind zum größten Teil volkstümliche Marienlegenden, die Daumer in Anlehnung an alte lateinische, italienische, spanische, französische und deutsche Darstellungen in der schlichten Form der gereimten oder reimlosen epischen Erzählung wiedergibt. Im Vorwort hebt er, von kirchlicher Seite dazu aufgefordert, „die nicht sowohl historische als symbolische Bedeutung dieser Poesien“ hervor. Hier finden sich Gedichte, die den reinsten Duft der naiven, kindlichfrommen Natursymbolik unserer Altvordern atmen, wie die Sage von den Muttergottes-Pantöffelchen, Legenden von so tiefsinniger Bedeutung wie die Erzählung: „Maria als Küsterin“, deren Stoff einer Sammlung niederländischer Sagen von J. W. Wolf (Leipzig 1842) entnommen ist und auch von Gottfried Keller in den „Sieben Legenden“ eine Bearbeitung gefunden hat, — aber auch Hymnen von berauschendem Klang und hinreißendem Pathos wie die Dichtung: „Flucht zum himmlischen Urbilde.“

Daumers sehnlichster Wunsch war es, daß alle unter den Schutz der hehren Himmelskönigin fliehen möchten, die ihn aus der Wüste der Fremde so treulich zum Frieden der Heimat geleitet hatte, die, wie er in dem selbstgedichteten „Maria consolatrix afflictorum“ so schön sagt, wenn er trüb, krank und schwach auf dem Lager ruhte, die sanfte Gnadenhand auf seine Stirne legte und immer bei ihm war; und so schließt er seine Sammlung mit den Worten:

Ihr wünschet, o ihr Menschen, daß zurück
Das süße Glück, das euch entschwunden, kehre:
O gebt der Wahrheit Ehre!
Maria nur ist dieses Glück.

Frühlingssturm.

Ein Blütenmeer und wolkenloser Himmel
Und Vogelsang und Sonnengold und Mai'n.
Da — Blütenschauer, graue Wolkentürme
Und Windgebraus und greller Blitze Schein.

Ein lachend Mündchen, strahlend blaue Augen,
Zwei ros'ge Wangen, Jugendkraft und -Freud.
Ein Luftzug unbewacht — dann Todesschatten
Und Fieberbrände, bange Schmerzenszeit.

Ein Herz voll Glauben, süßes Gottesminnen
Und Unschuld, Friede und Entsagungskraft.
Da — Dämontücke, wirre Zweifelsqualen
Und Seelenkämpfe, wilde Leidenschaft.

Irma Schleburg.

Am Fuße des Vesuvs.

Noch ist der schmerzliche Eindruck nicht verwischt, den die entsetzliche Katastrophe, durch die der ärmste Teil Italiens — das unglückliche Kalabrien — heimgesucht wurde, in der ganzen zivilisierten Welt hervorgerufen hat, und schon trifft ein neues, schweres Unglück die apenninische Halbinsel, und zwar den reichsten und blühendsten Teil derselben: das „glückliche Kampanien." Auf die lachenden Gefilde der „Campania felix" haben sich die Schatten des Todes gesenkt.

Der Vesuv, dessen gewaltige Massen in majestätischer Ruhe den weiten Golf von Neapel beherrschten, der mit seinem durch die harmlose Rauchwolke wie mit einem Federbusch geschmückten Gipfel einen bezaubernden Hintergrund für das unvergleichlich schöne Landschaftsbild formte, ist wieder einmal aus seinem Schlummer erwacht und hat mit heißer Asche und feuriger Lava Tod und Verderben aus seinen Seiten entsendet.

Die titanischen Mächte der Natur haben sich durch die massigen Flanken des alten Vesuvs einen Ausweg gebahnt; Flammen und Felsblöcke haben sie hoch zum Himmel geschleudert, eine unheimlich drohende Wolke von Gasen mit einem Regen von Asche entsendet und Ströme feuriger Lava über Weinberge und Gärten, Dörfer und Städte ergossen.

Es schien, als ob die entfesselten Mächte der Natur befürchteten, sie könnten zu spät kommen und es möchten einige der auserſehenen Opfer ihrer grimmen Zerstörungswut entgehen; so schnell und gründlich verrichteten sie ihre grauenvolle Arbeit. Wo früher lachende Gefilde, reizende Villen und blühende Städte unser Auge erfreuten, erblicken wir heute die Greuel der Verwüstung und des Todes.

* * *

Unter einem bleiernen Himmel fuhr am 10. April die Circumvesuviana, die uns an den Fuß des Vesuvs bringen sollte, dahin. So weit das Auge reicht, war alles mit schwarzer Asche bedeckt, ein Schauspiel, das man hier seit dem 26. April 1872 nicht mehr erlebt hat. Nach einstündiger Fahrt erreichten wir Boscotrecase, das vorläufige Ziel unserer Reise; aber vergebens suchen unsere Augen den Vesuv. Wie ein weißes Zeltdach lagern dichte Rauchwolken über der Stadt und entziehen den gewaltigen Bergkoloß unseren Blicken. Wir durcheilen die Hauptstraße von Boscotrecase, wo uns immer wieder dasselbe ergreifende Bild vor Augen tritt: Arme Leute, die in aller Eile das Notwendigste zusammengerafft haben und nun sich und das kleine Bündel in Sicherheit bringen. Sanft ansteigend führt uns inzwischen der Weg in 20 Minuten zum Friedhof, wo sich unseren Augen ein Schauspiel darbietet, das keine Feder zu beschreiben vermag. Aus der Oeffnung, die sich gestern zwischen Boscotrecase und Torre Annunciata in einer Höhe von 400 m gebildet hat, steigt unheimlich drohend eine mächtige, schwarze Rauchsäule zum Himmel auf, die hin und wieder ein grell aufleuchtender Blitzstrahl erhellt; nach unten ergießt sich ein Strom glühender Lava, der unaufhaltsam seine feurigen Massen über blühende Weinberge und fruchtbare Täler hinwegwälzt, während die unglücklichen Besitzer händeringend zusehen müssen, wie ihr Eigentum, das für sie Brot und Leben bedeutet, eine Beute des feurigen Elementes wird. — Die Statue der hl. Anna, der Patronin von Boscotrecase, haben die armen Leute in Prozession hierhergebracht und mit Tränen in den Augen bitten und beschwören sie ihre große Patronin, der Lava Einhalt zu gebieten. Aber unaufhaltsam drängt die feurige Masse vorwärts; immer mehr muß die Statue der Heiligen zurückweichen, immer tiefer sinkt die Hoffnung der frommen Beter. Die Lava hat jetzt ein kleines Kastanienwäldchen erreicht, und krachend stürzen einige Bäume zusammen.

Nur wenige Meter noch trennen den feurigen Strom von der friedlichen Ruhestätte der Toten, dem Friedhof von Boscotrecase.

Schmerzlich bewegt wenden wir uns von dem traurigen Schauspiel hinweg, aber noch bevor wir die ersten Häuser der Stadt erreicht haben, dringt ein Freudenschrei an unser Ohr: „Il miracolo è fatto! Sant' Anna sia benedetta!" Der feurige Strom hat in seinem verderblichen Laufe innegehalten. Von Mund zu Mund geht die frohe Kunde, und auch wir atmen leichtert auf und geben mit den beglückten Bewohnern von neuem der Hoffnung Raum. Zwei Stunden später meldet der Telegraph: Boscotrecase vollständig zerstört!

* * *

Zwar drang am Ostermorgen ein warmer Sonnenstrahl siegreich durch die Wolken von Rauch und Asche, die wie ein dichter Nebel die ganze Gegend am Fuße des Vesuvs einhüllten; zwar brachte er neuen Lebensmut in die beängstigten Herzen, aber — ein fröhliches Oster-Alleluja konnte er ihnen nicht entlocken. Denn derselbe Sonnenstrahl erhellte die schweren Lavamassen, die in wenigen Augenblicken die armen Besitzer von Weinbergen und Gemüsegärten an den Bettelstab gebracht hatten; er beleuchtete die Trümmer so vieler Wohnungen, die dem Regen von Asche und Steinen nicht Widerstand zu leisten vermochten und ihre unglücklichen Bewohner unter sich begruben, wie auch die Trümmer der Pfarrkirche von Ottajano, in der mehr als 200 Flüchtlinge Schutz und Rettung suchten, aber zum größten Teil den Tod fanden. Wie in Ottajano, das vollständig zerstört ist, so sind auch in S. Giuseppe viele Menschenleben zu beklagen, während sich die Bewohner von Boscotrecase, Boscoreale, Torre Annunziata, Resina, Somma Vesuviana, Torre del Greco und Portici rechtzeitig retten konnten.

Unbeschreibliche Wehmut ergreift uns beim Anblick dieser Städte und Dörfer, die noch vor wenigen Tagen voll von Leben unter dem unvergleichlich blauen Himmel den weiten Golf von Neapel beherrschten und jetzt öde und verlassen daliegen, da ihre erschreckte Bevölkerung vor der unaufhaltsam vordringenden feurigen Lava und dem erstickenden Aschenregen geflohen ist. Mit bewundernswerter Gastfreundschaft haben die umliegenden Städte, besonders Castellamare und Neapel, ihre Tore den Flüchtlingen geöffnet, und ihre Bewohner haben miteinander gewetteifert, um die Leiden der Schwergeprüften nach Kräften zu mildern. Allen voran beteiligte sich an diesen Werken der Nächstenliebe die fromme Herzogin von Aosta, die von der Bevölkerung Neapels wie eine Heilige verehrt und wie eine Mutter geliebt wird. Se. Eminenz der Kardinal-Erzbischof von Neapel hat in einem rührenden Aufruf an die Mildtätigkeit der Priester und Laien seiner Diözese appelliert, und nicht vergebens: bis jetzt sind mehr als 36,000 Lire gezeichnet worden. — Die allgemeine Anteilnahme an dem großen Unglück ist höchst erfreulich, und berechtigt zu der Hoffnung, daß der gewaltige Schaden, der sich nach der vorläufigen Schätzung auf mehr als 60,000,000 beläuft, wenigstens in etwas wieder gut gemacht werde.

Neapel. Dr. M. Toll.

* * *

Wer in Gedicht oder Prosa von „La bella Napoli" in seiner Jugend empfänglichen Gemütes vernahm, konnte den Zauber dieses Märchengolfes auch in reiferen Tagen nicht verwinden, nicht ruhen, nicht rasten, bis er die Sehnsucht am blauen Mittelmeer gestillt und dem Pulsschlag dieser Wunderfee gelauscht. Auch der sonst mit allen Fasern seiner Seele am Rhein hängende Rheinländer folgt, wenn er kann, gerne diesem südlichen Schwalbentrieb. Seine Phantasie malt immerfort mit bunteren Pinselstrichen und übertrifft mitunter die Wirklichkeit an Schönheit der Konturen bei weitem. Besonders, wenn das heitere Napoli mit seinem schimmernden Sorrent, dessen Wahrzeichen der blaue Himmel, Mandolinenklang und der sanfte Wölkchen atmende Krater sind, plötzlich vor den entsetzten Augen in Aschenstaubbergen verhüllt liegt, wie eine Weltschönheit im entstellenden grauen Domino! — Am 7. April begann der Vesuv, den Hauch der glühenden Verwüstung mit siedenden Lavaströmen in totbringender Taufe über das liebliche Land zu ergießen. Viele ließen Gut und Leben. Alles floh den zürnenden Vulkan und drängte sich mit Weib und Kind und Vieh ins Innere der Stadt. Es war, als ob ein Strafgericht seinen erschütternden Anfang genommen. Die Geschäfte, der Verkehr, Handel und Wandel stockte, alles erstarrte unter dem fürchterlichen viertägigen Aschenregen. Meterhohe Berge bedeckten die Straßen, manche Dächer brachen unter der andauernden Wucht des niederstürzenden Vulkanergusses. Sodoma und Gomorrha! Aber keiner drehte sich um wie Lots Weib, denn hinter ihm raste der Vesuv. Die Gasthäuser leerten sich. Eine dumpfe Resignation bemächtigte sich der schwergeprüften Neapolitaner. Auch als am 10. April sich der unheilvolle Feuerspeier ausgetobt, schwankte das goldene Schiff der Hoffnung auf den unruhigen Wellen der Ungewißheit. Und in der Tat, als Samstag Abend vor Ostern, am 14. April, der Zug von Rom einfuhr, ging auf einmal eine solche Finsternis unter gräßlichem Staubregen nieder, daß alle Passagiere mit Furcht vor dem Kommenden aus den langsam einfahrenden Wagen stiegen, denn der Krater stand einige Zeit in rotlodernden Wolkenqualme und drohte wie ein unversöhnter Geist des Zornes mit seiner dampfenden Racheschale. Ostersonntag am 15. April befürchtete man wieder einen neuen Ausbruch, der sich jedoch nicht bewahrheitete, obwohl an beiden Ostertagen ein fortwährender Staubregen die Garderobe der Straßen- und Strandpilger wie mit einem grauen Reisemantel überzog. Trotz dieses Umstandes und der brennenden Sonnenglut

jagten Lohn- und Privatfuhrwerke aller Kategorien, selbst Automobile über die zusammengekehrten, fußhohen Staubhügel, daß es eine Art hatte. Denselben Weg ging morgens eine seltsame Bittprozession. Eine zerlumpte, schwarzverschleierte, abgehärmte Frau trug ein großes Kruzifix, gefolgt von 10 bis 12 andern aus dem untersten Volke, unter Gebeten und mühseligen Gesängen, eine Erscheinung, welche um so mehr Beachtung verdient, weil man sonst in Italien nicht auf allzu große Regsamkeit in Religionsübungen stößt. Denn, wenn es möglich ist, daß Ostersonntag Morgen während der allerdings kaum 12 Besucher zählenden hl. Messe gehämmert wird und in Sizilien die zum Empfange des hl. Altarsakramentes bereits vor der Kommunionbank Knieenden noch von Bettelweibern belästigt werden, so kann man ein peinliches Gefühl nicht los werden.

Ungeachtet der fürchterlichen, kaum überwundenen Vulkankatastrophe ging das neapolitanische Volk an den beiden Ostertagen seiner werktätigen Beschäftigung nach. Es kochte, brodelte, briet mit Oel auf den Hausschwellen, Straßen und Gassen, bot Apfelsinen, Zitronenwasser, aqua minerale, Feigen, Oliven, Fische, Fleisch, Bücher, Stecknadeln, Zeitungen, Ansichtskarten, Spielzeuge, Galanteriewaren und Wachshölzer mit nimmermüder schnarrender Stimme feil und offerierte seine Dienste als ausprobierter Stiefelwichser. Ein wahrer Hexensabath mit größeren oder kleineren Uebeln behafteter Bettler war für sich selbst oder für vorwiegend verwandtschaftliche Interessenten auf den Beinen, oft mit großer Vortragskunst und Mienengewandtheit seinem traurigen Gewerbe obliegend, nicht selten den zurückhaltenden, fremden Spender mit herausfordernder Ausdauer begleitend. Gar manche arme Unglückliche mag es auch darunter geben, welche auf mildtätige Gaben infolge ihres körperlichen Elends angewiesen sind. So war es u. a. ein erschütternder Anblick, unter einer größeren Passagenhalle vier blinde Greise rührende fromme Geigenweisen spielen zu hören. Ohne Licht, Dunkelheit um und um, eine ergreifende Vereinigung vier unglücklicher, lichtloser, geigender Menschenkinder, Ergebung in den Mienen und Entsagung in den Tönen, Himmelsharmonien im Innern und heiliges Vertrauen im Herzen! Kein feuerspeiender Krater entfesselter Leidenschaften, sondern eine heilbringende, nie versiegende Quelle gläubiger Gotteshoffnung.

Schreiten wir nach diesem Seitenweg wieder dem Vesuv zu, so lauten die Berichte vom heutigen Tage, dem 21. April, seitens des Professors Matteucci über „L'eruzione de vesuvio" recht günstig. Nach seiner Beobachtung liegt der unnahbare Krater sichtbar im Nebel, größeren Qualm nach Neapel dampfend, während die Seite nach dem Orient zu matter qualmt, eine Erscheinung, welche sich auch schon heute Morgen auf dem von Sizilien nach Neapel einlaufenden Dampfer „Galilei" beobachten ließ.

Um einen Begriff von den Verwüstungen des Vulkans zu geben, sei bemerkt, daß die Weinpflanzungen meilenweit im Triebe vernichtet sind. Ein Dach vom Aschenschutte zu befreien, erfordert einen Kostenaufwand von 500—600 Francs. Eine Sammlung zum besten der Vesuvbeschädigten ergab in Neapel, Florenz, Genua und Bologna die Gesamtsumme von 724,299.15 Lire. In Rom, Neapel 2c. hat man Kinematographen aufgestellt, die Verwüstungen des Vesuvs darstellend, deren Einnahmen ebenfalls für die Beschädigten verwendet werden. Nach dem Urteile der Einsichtigen werden aber Dezennien über Neapel dahingehen müssen, ehe die Verheerungen des Vulkans im sozialen Volksleben ganz und gar verwischt sein werden. Wie man hört, sollen bis vor kurzem zehntausend Personen mit dem Forträumen der Aschenberge in den Straßen und auf den Häusern beschäftigt gewesen sein. Heute reinigte man das Dach des Hauptpostamtes, indem man den Staub auf dem Dache zusammenfegte und die Haufen in Eimern an Seilen auf den Posthof herunterließ, ein überaus langwieriges Verfahren, was aber in der Eigentümlichkeit des leichtstaubigen Schuttes seine Ursache hat.

Alle herrlichen Punkte Neapels und der benachbarten anmutigen Inseln liegen in nebelvollen Hüllen undurchdringlich vermummt.

Neapel. Joseph Schneider.

Die Gemäldeausstellung der National-Gesellschaft von Paris.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Das sogenannte Grand Palais der Elysäischen Felder besteht aus zwei Teilen, die unter einander verbunden sind. Der Hauptteil mit dem ungeheuren Lichthofe hat seine Schauseite nach der Avenue, welche die Elysäischen Felder mit der Alexanderbrücke verbindet. Die Front des zweiten Teiles, welche architektonisch weit harmonischer ist, erhebt sich in der Avenue d'Antin, welche parallel mit der anderen Avenue läuft.

In diesem letzteren Teile wurde am Karfreitag die Kunstausstellung der National-Gesellschaft eröffnet. Der Ausstellungsraum ist für den sogenannten großen Salon das „Nebenstübl", wie die „National-Gesellschaft" eine arme, aber angesehene Base der Gesellschaft der französischen Künstler ist.

Die arme Base bleibt altmodisch gekleidet und wird nur von denen geehrt, die sich ihrer noblen Herkunft erinnern — die National-Gesellschaft wurde seinerzeit von Puvis de Chavannes gegründet —. Man besucht sie, ehe der große Staatsbesuch bei der anderen Gesellschaft gemacht wird, die Ende dieses Monats ihre Tore in dem anderen Teile des Grand Palais eröffnet wird.

Die am Karfreitag eröffnete Kunstausstellung bietet eine Reihe von Werken, von denen die einen schön, künstlerisch, gediegen, und die anderen seicht, verpfuscht oder marktschreierisch sind.

Wie immer spielen die erste Rolle die Porträts bekannter, verkannter, angesehener und unangesehener Persönlichkeiten, deren Stellung oder Geldbeutel ihnen diesen Luxus erlaubt.

So befindet sich z. B. im Ehrensaal das Porträt der Herzogin von Uzès im Jagdkostüm. Die Uzès ist ein altes Geschlecht des Languedoc, welches durch Heirat in den Besitz der Cliquot'schen Weingüter der Champagne gekommen ist. Neben diesem Porträt hängt das des Botschafters Barrère, der Frankreich am Hofe des Quirinals vertritt. Der ehemalige Vorleser der seligen Kaiserin Augusta hat sich im großen Botschaftergewande malen lassen. Nebenan sieht man das Porträt der Gattin eines Multimillionärs, die von ihren Kindern in theatralischer und affektierter Pose umgeben ist.

Das Bild des Kaisers Wilhelm II. von Borchardt zieht alle Blicke auf sich. Der Künstler hat Seine Majestät im Jagdkostüm unter freiem Himmel dargestellt. Das Porträt ist bis in die kleinsten Einzelnheiten mit großer Sorgfalt gemalt. Da das gegenwärtige Geschlecht die königlichen und kaiserlichen Jagden nur vom Hörensagen kennt und sich einbildet, daß die Jäger überall nur in die Höhe gekommene Spießbürger wie Felix Faure seien, so kann sich der „Eclair" schon das billige Vergnügen gestatten, über das Jagdgewand, die Kopfbekleidung des Kaisers sich lustig zu machen.

Neben dem Bilde des Deutschen Kaisers sei auch noch das von Carolus Duran, dem jetzigen Direktor der Akademie de Rome, gemalte Bild des Kurial-Kardinals Mathieu erwähnt, des ehemaligen Stadtpfarrers von Pont à Mousson bei Metz, der, nachdem er drei Jahre Bischof von Angers, drei Jahre Erzbischof von Toulouse gewesen, zum Kurial-Kardinal ernannt wurde und in Rom residiert.

Man hat in Eile von den Werken des vor einigen Tagen verschiedenen Malers Carrière etwa dreißig der besten in der Ausstellung untergebracht, welche die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich ziehen.

Die Nuditäten sind äußerst zahlreich. Man sieht Weiber und junge Mädchen in allen möglichen und unmöglichen Stellungen, von denen weiter nichts zu sagen ist, als daß sie wirklich recht nackt sind. Die Genremalerei ist nur schwach vertreten. Viel ist jedoch zwei gute Stücke ausgestellt: „Die Waschweiber" und der „Ferkelmarkt". Rixens verherrlicht den jungen König von Spanien in zwei netten Genrebildchen, welche ihn bei seiner Ankunft in Paris und bei einer Heerschau darstellen.

Jüdische Geschäftsmache scheint sich auch in die Genremalerei einzuschmuggeln, denn ein Maler vom Talente eines Gervex hat sich zu einer Reklamemalerei für einen jüdischen Damenschneider hergegeben und zu gleicher Zeit auch sein Können in den Dienst eines Gastwirtes gestellt, der für sein Nachtrestaurant Reklame macht.

Auch an Tendenzmalerei fehlt es nicht. So hat Billet ein Deckengemälde ausgestellt, das für eine große Verlagsbuchhandlung rationalistischer Tendenz bestimmt ist. Das Deckengemälde stellt den „Gedanken" in der Form eines Weibes dar, dem den Feuertod erleidet, und dessen Scheiterhaufen mit verbotenen Büchern angezündet wird. Am Fuße des Scheiterhaufens erblickt man einen auf einem Esel sitzenden Bischof, einen weltlichen Richter und Ordensgeistliche, die über das Opfer lachen. Aus dem Körper des Weibes entsteigt dessen Seele und schwingt sich zu den Wolken auf, wo die Freiheit und die Weisheit in idealer Frauengestalt dieselben aufnehmen. Dieses Tendenzgemälde verfolgt noch einen Nebenzweck. Der auf einem Esel sitzende Bischof trägt die Züge eines bekannten Prälaten und der Künstler suchte auch sein eigenes Konterfei und eine ganze Reihe männlicher und weiblicher Mitglieder seiner Sippe auf der Leinwand zu verewigen.

Die Meisterstücke der Malerei, welche Christus am Kreuz darstellen und unsere Gerichtssäle bisher schmückten, sind bekannt-

allesamt entfernt worden, damit deren Anblick nicht die „berechtigten Interessen Andersgläubiger" verletze.

Der freigewordene Platz soll durch andere Malereien ersetzt werden. Ein hierfür bestimmtes Bild stellt den „Richter" dar und stammt von dem Maler Levy Dhürmer.

Österlind hat zwei Studienköpfe unter dem Titel „Lesung unter der Lampe" ausgestellt, die wirklich geistvoll ersonnen und künstlerisch ausgeführt sind.

Die Ausstellung ist jedenfalls eines Besuches wert. Die „arme Base" hat es aber vielen Leuten nicht recht gemacht; denn eine Reihe von Zeitungen beschuldigen die National-Gesellschaft der beschränktesten Kameraderei, welche junge Talente nicht zulasse und deren Entfaltung im Wege stehe. Wozu aber diese Klagen? Haben wir denn nicht, statt der ehemaligen einzigen Jahresausstellung der schönen Künste, jetzt mehr als ein Dutzend!

Die Monarchen.

Skizze von Nanny Lambrecht, Aachen.

Von der neuen Eifelbahnstrecke herüber donnern die Sprengschüsse. Ein Trompetensignal, kurz, heftig, warnend — und in die weiße Sonnenluft des heißen Mittags fliegen wie wuchtige Riesenbälle die Fels- und Gebirgsmassen.

Auf dem branddürren Boden ein Plumpsen und Stampfen! In der Luft ein Pfeifen und Zischen, und Lärm in den Kantinen; aber in dem Ginsterfelde die Schwüle des versonnten Tages, die schwere Müdigkeit des Schlafes und ein stickiger Dunst von Schweiß und Schnarchen.

Neben- und übereinander liegen sie, braune Kindergesichter auf Lumpen und buntem Flitter, glutäugige Frauen mit dreisten Gesichtern, Männer in Hemdärmeln und Schlapphut, und überall aufgebauschter Tand zwischen Kleiderfetzen und Schmutz.

Das sind die „Monarchen!"

Ein Spottruf ist's, der von drüben hertönt, wo die Hämmer auf die Geleise niedersausen. Italiener mit weiten, schlampernden Samthosen knodern allda ihre Verwünschungen heraus. Das faule Volk im Ginster!

Ein Heerlager nistet sich da zwischen den blühenden Ginsterstengeln ein, bunt zusammengewürfeltes Menschenzeug, Kroaten und Polen, ein Wallensteinlager und auch verwegen wie das! Und dann kam mit einem Male die große, wilde Sehnsucht in sie, die sie von der Arbeitsstelle hinwegfegte — plötzlich, spurlos! Anderswo schlafen und schnarchen und rauchen und — wenn die Lust kam — ein paar Hammerschläge tun; das war's!

Und die Monarchen folgten ihrer Sehnsucht.

Die Eifelbauern schütteln die Köpfe und verschließen ihre Türen. Aengstliche Blicke lauern nach dem Walde. Dort lagern sie jetzt in der Schneiße, faul und lustig, ein zerlumptes Herrenvolk! Aber einer schüttelt den Kopf nicht, vergißt dem lieben Vieh das Futter einzulassen und stapft in die Waldschneiße, und — da steht er!

Ein Weib mit einem Säugling auf dem Arm schwankt ihm entgegen. „Ei bißeken Kupfermünz' — Kupfermünz' für die armen Kroaten! Herr, fainer, schöner! Osassa! nix hier herein!"

Sie will ihn zurückdrängen; da fegt er sie mit einer kräftigen, eifeler Armbewegung zur Seite und tritt mitten in das Lager. Halbnackte Kinder laufen ihm schreiend in den Weg, hängen sich an seine Kleider und werfen mit Brotresten nach ihm. Dazwischen das Gekreische der Altmutter unter dem Leinwanddache des Kärrchens.

Die Männer liegen rauchend am Wegrain und sehen mit Gleichmut zu, wie der junge, unbeholfene Bauer sich den Weg zu ihnen bahnt. Seine hellen, nichtssagenden Augen suchen mit hilflosen Blicken in der Schar der Weiber. Eine geheime Frage und ein noch geheimeres Sehnen steht darin. Wenn jetzt die Kalscha käm', die Kalscha mit den nachtdunklen Augen und den roten Lippen, die ihn einmal geküßt haben — einmal in der Kantine — — — und jetzt läßt's ihm keine Ruhe mehr. Aber Kalscha lag irgendwo in den Lumpen oder im Wald.

„Haltet mir die Weiber vom Halse," murrt er grob heraus.

„Hast du Tabak?" fragen die Männer.

„Ich hab' jetzt weniger als ihr," sagt er treuherzig „ich bin von Haus und Hof fort — und mit euch zieh' ich".

„Osassa! Geh' heim, Bauer, wir können nur Leute brauchen, die mehr haben als wir."

Er überlegt; die Angst und die Lieb' und die Sehnsucht treiben ihm den Schweiß auf die niedere Stirne.

„Etwas — Vorrat könnt' ich noch herbringen".

„Behalt' deine Kartoffeln, Bauer, du schäbiger!"

„Ich hab' Speck."

„O, viel Speck?"

„Soviel ihr wollt, und Tabak auch."

„O, viel Tabak?"

„Nicht grad, aber genug."

„Osassa! Muschka, hol' ihm einen Gurt, einen schönen, roten!" schreit ein Schwarzbärtiger dem jungen Weibe nach „nähe zwei Reihen Knöpfe darauf; Muschka, mein Täubchen, ich werfe dir meine brennende Pfeife in deine Fratze, wenn du nicht gleich hurtig machst — hurtig, weist du, hurtig!"

Er springt auf und ihr nach um den Wagen herum, und das Weib zetert, und das Kind auf ihrem Arm kreischt, und die Altmutter läßt ihren Stock auf sie niedersausen, so oft sie an dem Leinendache vorbeihastet.

„Da, qualme, bis der Wald brennt!" Wunji zieht den Bauer zu sich herunter und hält ihm die kurze Pfeife hin: „Bis er brennt, ja! Und dann ziehen wir weiter und lachen — lachen, lachen! Es ist schön, wenn man lacht und die anderen weinen. Kalscha kann weinen und lachen; sie weint alle Tage, sie hat ein fürchterliches Mundwerk. Das muß man ihr weichklopfen. Damit hat sie den Jokim hereingeredet. Da haben wir alle geweint und sie auch; sie hat eben ein fürchterliches Mundwerk. — Ja, was machst du denn?"

Die Bauernhand liegt auf seinem Arm, schwer, täppig wie eine Bärentatze.

„Den Jokim sagst du?"

„Den Jokim sag' ich."

„Wer ist Jokim?"

„Was wir alle sind, Osassa!"

„Wo ist Jokim?"

„Du hörst, sie hat ihn hereingeredet. Er war schön, der Jokim."

„Wo ist Jokim?!"

„O, du schüttelst mich? Muschka, gib mir die Hundepeitsche."

„Mich schlagen?" muckt da der Bauernzorn auf „kommt einer — ich schlag' ihm die Knochen entzwei!"

„O Muschka, gib mir die Hundepeitsche."

Da krempelt der junge Bauer die Aermel auf, und Wunji nimmt langsam die Pfeife aus dem Munde, spuckt in weitem Bogen den Tabakssaft aus und wankt heran.

„Einmal — fffuit!" Die Riemen knattern auf die Bauernjoppe.

„Zweimal — fffuit!" Aus der Joppe stäubt's auf. Der Bauer brüllt seinen ohnmächtigen Grimm heraus, aber dreie halten ihn, und Wunji zählt weiter. Um ihn sammeln sich die Weiber und Kinder und lachen, lachen — wenn man ausgeschlafen hat, ist das Lachen ein Spaß, und Kalscha hat ausgeschlafen.

Dem jungen Bauer schlottern die Knie. Sie drängen und stoßen ihn weiter, und vor ihm her purzeln die halbnackten Kinder, und die Weiber kreischen ihm ihr Hohnlachen ins Gesicht — und dann platscht eine Hand auf seinen breiten Rücken, eine kleine braune, energische Hand.

„Osassa, Bauer, geh' heim zu deinen Ochsen!"

Er schnellt herum. Kalscha mit den roten Lippen lacht ihn an und nickt ihm zu und klatscht in die Hände und springt eine Pirouette. — — Und nun geht er wirklich heim zu seinen Ochsen.

Frühling . . . .

Die Erde dehnt in neuer Lust
Die üppigschönen Glieder:
Es kam ihr Held, ihr Märchenprinz,
Der Lenz kam vornachts wieder.

Frühlingsermattet sinke ich
Am Bogenfenster nieder:
Bringt mir kein Lenz den Seelenfreund,
Den langentbehrten, wieder?

Am Erker seufzt die Schwalbenbraut
Und Knösplein sprengt der Flieder — —
Vom Freithof geigt der Frühlingssturm:
„Dein Freund kehrt nimmer wieder!"

Anna de Crignis.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Mit einer Wiederholung von „Carmen" eröffnete am Ostermontag unsere Hofbühne wieder ihre Pforten. Es gastierte in der Titelrolle Frl. Felser von der k. k. Hofoper in Wien und mit vielem Erfolg, was die stimmliche Leistung anbelangt. Dann folgte „Der Ring des Nibelungen" mit Gästen, die diesmal zumeist nicht ihres Ruhmes halber beigezogen wurden, sondern nur zur Aushilfe, deren wir jetzt so oft bedürfen: Frau Stwertka (Wien) als Erda, Frl. Halbärth (Wien) Floßhilde, Moers (Düsseldorf) Siegmund, Bachmann (Berlin) Wotan, die vielgerühmte Frau Wittich (Dresden) Sieglinde, Krause (Prag) junger Siegfried, Kaufung (Prag) älterer Siegfried, Frl. Flith (München) als dritte Norne. Befriedigt haben nur Frau Wittich, Kaufung und Frl. Flith. Die ganze Aufführung des Zyklus litt unter den mißlichen Verhältnissen (Urlaub, Krankheit) in einer Weise, wie es bei Ringaufführungen hoffentlich nie wieder vorkommt.

Theater am Gärtnerplatz. Eine launige Parodie auf die Marokkokonferenz konnte man in der Operette: „Der Kongreß in Sevilla" erblicken, die am 21. April am Gärtnerplatz in der deutschen Uraufführung erschien. Der Kongreß soll die Krieg oder Frieden bedeutende Frage entscheiden, wem ein gewisser Hummer (sic!) gehört und Frankreich darf ihn schließlich verspeisen. Witze kommen darin vor, wie sie sonst nur im verstecktesten Gaststübchen weinselige Lebeleute sich erzählen. Man muß nur hoffen, daß recht wenige Operettenbesucher die mangelhafte und darum oft nicht wirkende Uebersetzung verstehen. Die Musik des Komponisten Claude Terrasse ist gefällig, doch von wenig Selbständigkeit zeugend.

Verschiedenes. Ernst von Possart wird gegenwärtig in München und auf Gastreisen als Heine-Rezitator gefeiert. Er erzielt, wenn man nicht den literarischen Maßstab anlegt, durch seine Sprechkunst, durch akustische und sprachliche Mittel und Gegensätze mit dem Verschiedensten gleich große Erfolge, insbesondere mit seinem Vortrage Heinescher Balladen. — Im Prinzregenten-Theater werden gegenwärtig Versuche unternommen, um das Haus auch für das gesprochene Wort akustisch so geeignet zu machen, als es im großen und ganzen für den Gesang gut konstruiert ist; in der Hauptsache scheint es sich um Ueberdeckung des Orchesterraumes zu handeln und der „Neue Verein" will am 15. Mai mit Georg Fuchs' Komödie „Till Eulenspiegel" eine akustische Probevorstellung verbinden. — Der literarische Verein „Phöbus" in München will im Sommersemester folgende Dichtungen rezitieren lassen: „Ulrich von Huttens letzte Tage" von C. F. Meyer durch Ernst Schrumpf; „Francesca da Rimini" von Gabriele d'Annunzio in der Uebersetzung Vollmöllers durch Emma Berndl; „Die Sünde Davids" von Stephen Philipps durch Lina Lossen; „Herodes" von Stephen Philipps durch Rud. Walther; „Der Pharisäer und die Ehebrecherin" von C. v. Felner durch Aug. Weigert; „Das Weib des Urias" von Lion Feuchtwanger durch Margarethe Swoboda; „Frau Mimi", ein Satyrspiel von Gustav Wied durch Else Fernau.

Der Augsburger Oratorienverein wiederholt auf Veranlassung des französischen Gesandten am bayerischen Hofe das in Augsburg sehr erfolgreiche Werk Gabriel Piernés „Der Kinderkreuzzug" („La Croisade des Enfants") am 25. April in München.

Das Kaimorchester wird seine Mannheimer Tätigkeit, den Sommer über, mit einem viertägigen Beethovenfest unter Felix Weingartner einleiten.

Felix Weingartner hat soeben seine Ausgabe von Berlioz' Werken vollendet, darunter „Fausts Verdammnis", deren Manuskript bisher für großenteils unleserlich galt, ferner hat er im Archiv der Großen Oper in Paris Berlioz' Kantate „Cléopatra" (1829) entdeckt, ein bedeutendes Werk, obgleich sein Schöpfer damit in der Bewerbung um den Rompreis durchfiel, welchen er dann ein Jahr später mit „Sardanapale" errang.

Der Linzer Gemeinderat hat eine Stiftung inauguriert, aus welcher durch 25 Jahre jedes andere Jahr ein Bruckner-Festkonzert zu volkstümlichen Preisen stattfinden soll.

Uraufführungen hatten Frankfurt a. Main und Nürnberg, erstere Stadt führte „Die Fischer von Saint-Jean", eine Oper des gegenwärtigen Direktors des Pariser Conservatoire, Ch. M. Widor auf, die namentlich im Aufbau der Ensembles bedeutend wirken soll, während Nürnberg mit einer Parodie auf die Liszteaner, betitelt „Der Kraftmann" von Ernst von Wolzogen unterhalten wurde.

Franz Lehars Operette: „Die lustige Witwe" findet immer mehr Anklang, das Hamburger Neue Operettentheater wird sie demnächst mit seiner Truppe in Berlin aufführen.

Eine Statistik der Aufwendungen für Musik seitens städtischer Verwaltungen, wie sie für das Jahr 1903 vorliegt, weist folgendes auf: Nichts taten für Musik Berlin, Hannover, Braunschweig, Kassel. Aufwendungen, nach dem Kopf der Bevölkerung berechnet, machten Frankfurt M 1.65, Mannheim M 3.34, Wiesbaden M 2.78, Köln M 0.61, Straßburg M 1.21, Düsseldorf M 0.74, Mainz M 1.68.

München. Dr. Ludwig Sahla.

Kleine Rundschau.

Armenpflege.

Eine praktische Lösung der Alters- und Invalidenpflege habe ich bei den Fischern auf der Halbinsel Hela-Danzig gefunden. Die Leute der einzelnen Dörfer haben sich zu „Maatschappyerien" oder „Kompagnien" zusammengeschlossen, wozu gewöhnlich 12 Mann, besser gesagt 12 Familien gehören, welche den Fischfang gemeinschaftlich betreiben. Die Beute oder den Erlös aus derselben teilen sie in der Weise, daß ein jeder Mann einen Mannesanteil und jede Frau, jedes Mädchen die Hälfte, den Kindesanteil, erhalten. Ist aber der Mann krank oder invalid geworden, so erhält er trotzdem seinen ganzen Anteil. Stirbt er, so bekommen die Frau und die Kinder auch fernerhin ihre vollen Fischanteile, so daß sie vor Not geschützt sind. Und wie es auf der ganzen Halbinsel keine Reiche gibt, so gibt es auch keine wirklich Arme. E. S.

Deportation.

Gegen unseren Strafvollzug, der die Verbrecherinstinkte befördert statt sie zu unterdrücken, erheben sich erfreulicherweise immer mehr Anklagestimmen. Auch in Fachkreisen verschließt man sich nicht der Erkenntnis, daß unser Zuchthaus eine kriminelle Hochschule ist. Die Zuchthäusler der gemeinsamen Haft sind fast alle für immer rettungslos verdorben. Auch die Fürsorge versagt bei ihnen. Geholfen muß ihnen aber werden. Die innere Kolonisation ist an diesen beklagenswerten Menschen nicht realisierbar. Es bleibt nur die Deportation übrig. In Südwestafrika beispielsweise könnte auch dieser Menschenausschuß noch etwas leisten. § 15 des R.-St.-G.-B. müßte den Zusatz erhalten, daß die zum zweitenmal zur Zuchthausstrafe verurteilten Männer zwischen dem 21. und 60. Lebensjahr zur Zwangsarbeit für die Dauer ihrer Strafe deportiert werden. Durch dieses Gesetz würde Südwestafrika nicht mit Verbrechern überschwemmt, da ihre Zahl 700 nicht übersteige. Außerdem wären es förperlich gesunde Individuen, die nützliche Arbeitskräfte zur Kultivierung und Erschließung der Kolonie lieferten. Je mehr dies der Fall, desto mehr wird der deutsche Auswanderer, der sich jetzt anderen Völkern dienstbar macht, seinen Weg in unsere Kolonie nehmen und somit dem Vaterlande erhalten bleiben. Unser heimischer Arbeitsmarkt würde entlastet werden, welche Entlastung auch dem zurückwandernden Zuchthäusler zugute käme. Durch die Zwangsarbeit wäre er in ganz anderer Weise körperlich und moralisch gestärkt als dies in unseren Zuchthäusern möglich ist, die er fast stets als physischer und sittlicher Krüppel verläßt. Vor allem aber hätten sich in ihm durch langjähriges Verweilen in der Kolonie die Beziehungen zu seinem ehemaligen Verbrechermilieu gelöst, so daß die Bahn zur Eingliederung in die bürgerliche Gesellschaft für ihn frei gemacht wäre. Durch Deportation würden unsere alten Zuchthäuser mit gemeinsamer Haft entleert und der Reform unseres Strafvollzuges durch Ausbau der Einzelhaft, auf die man alle erziehlichen Mittel einwirken lassen kann, vorgearbeitet werden. So könnten dann die Strafzwecke der Vergeltung, Abschreckung, Sicherung und Besserung den hohen sozialpolitischen und kolonisatorischen Aufgaben, denen unser Staat Rechnung zu tragen hat, die Hand reichen. Ein voller Erfolg wäre von der Deportation allerdings nur dann zu erhoffen, wenn der Seelsorgetätigkeit der Mission an der größtmögliche Einfluß eingeräumt würde. Denn unser Strafvollzug hat ja gerade deshalb nur Mißerfolge, weil er sich auf äußerliche Zwangs- und Zuchtmittel beschränkt. Dr. F.

Zweimonatsabonnement Mk. 1.60

☞ Die ‚Allgemeine Rundschau' kann bei der Post auch für [illegible] Monate Mai und Juni (Mk. 1.60) bezogen werden. [illegible] Quartalsabonnenten (Mk. 2.40) erhalten die bisherigen Nummern prompt nachgeliefert.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Galeriestraße 1a.
= Telephon 3850. =

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch
= Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 5. Mai 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Zur Lösung der Duellfrage.

Von

Dr. Ludwig Steinberger, Straubing.

Die brüske Erklärung vom 15. Januar 1906, in welcher Fürst Bülow hinsichtlich des staatlichen Duellzwanges in der Armee sich als Mann von Blut und Eisen zeigte, hat erfreulicherweise in weiten Kreisen des deutschen Volkes eine energische Reaktion des Rechtsbewußtseins hervorgerufen, die es dem Reichskanzler denn doch rätlich erscheinen ließ, seiner durch jene Kundgebung eingeleiteten offenen Fehde mit Göttin Justitia ein Ziel zu setzen. Willkommene Gelegenheit hierzu bot ihm die Kritik, welche der Abg. Dr. Spahn in der Reichstagssitzung des 30. März 1906 nachträglich an der Kundgebung vom 15. Januar geübt hat. Man würde jedoch gewaltig irren, wenn man annehmen wollte, daß der erste Beamte unseres Rechtsstaates eine aufrichtige Versöhnung mit der beleidigten Göttin gesucht hätte; der „Fortschritt" vom 30. März, dem nicht jeder mit dem gleichen Optimismus gegenüberstehen dürfte wie der Abg. Roeren oder gar der Abg. Bassermann, besteht vielmehr lediglich darin, daß der Kanzler bezüglich des militärischen Duellzwangs von dem für ihn doch etwas bedenklichen offenen Kriegszustand mit Frau Justitia nun wieder zu dem latenten übergegangen ist, in welchem sich die Reichsregierung bisher verhältnismäßig besser befunden hat und sich dank der nicht ausreichenden Energie unserer Volksvertreter in diesem Punkte auch fernerhin (ad multos annos?) so befinden wird. Diese Rückkehr wird bezeichnet durch eine neue Erklärung des Fürsten Bülow vom 30. März, in welcher er freilich wiederum die von früheren Duelldebatten her sattsam bekannten Bravourstücke halsbrecherischer Gedankenakrobatik ausführen muß.

Im Eingange seiner neuen Erklärung, welche wieder der preußische Kriegsminister, Herr von Einem, zu verlesen und zu vertreten hatte, spricht der Kanzler im Tone gekränkter Unschuld von den „Mißverständnissen", die seine Ausführungen vom 15. Januar d. Js. erfahren haben", und gedenkt sodann einer Kundgebung seines Vorgängers, des Fürsten Hohenlohe, vom 17. November 1896, wonach damals beabsichtigt war, „Streitigkeiten und Beleidigungen unter Offizieren der ehrengerichtlichen Behandlung und Entscheidung zu unterwerfen mit der Wirkung, daß die Entscheidung, welche niemals auf eine Nötigung zum Zweikampfe oder eine Zulassung desselben lauten darf, für die streitenden Teile unbedingt verbindlich ist". Die Einlösung dieses Versprechens, durch welches also der Ausschluß jeglichen Duellzwangs in Aussicht gestellt wurde, ist nach Fürst Bülow in der vom Regierungstisch aus vielgepriesenen und immer wieder als Paradestück hervorgeholten kaiserlichen Kabinettsorder vom 1. Januar 1897 erfolgt, welche bekanntermaßen zwar auf eine Beschränkung des Offiziersduells abzielt, jedoch prinzipiell an letzterem und damit zugleich am Duellzwange festhält. Wer findet uns die Eintracht dieser Zwietracht?

Im Anschluß an die Erwähnung der Kabinettsorder, welche „für die Erziehung des Offizierkorps und für die Beschränkung (soll das genügen? Anm. des Verf.) des Duells von den segensreichsten Folgen gewesen sein" — soll [1]), gibt der Reichskanzler einen Ueberblick über die Stadien, die in Gemäßheit der kaiserlichen Willensmeinung ein Offiziersehrenhandel zu durchlaufen hat. Die Aufzählung bricht jedoch ab mit dem Moment, wo die Sache vor das Forum des Ehrengerichts gelangt. Der Rest ist Schweigen — für den Reichskanzler nämlich; für den in eine derartige Affäre verwickelten Offizier dagegen ist es unter Umständen die Alternative zwischen Duell und Verabschiedung. Trotzdem dieser heikle Punkt nach bewährter Methode unausgesprochen bleibt, so hat der Fürst doch offensichtlich das Bedürfnis empfunden, wenigstens pro forma ein Gegengewicht gegen denselben in die Wagschale zu legen. Sehr vorsichtig äußert er: „Mit Sicherheit kann wohl gesagt werden, daß Duelle aus kleinlichen Veranlassungen vollkommen aufgehört haben und auch wegen frivoler leichtfertiger Beleidigungen Zweikämpfe zwischen Offizieren kaum mehr stattfinden können." Schon etwas weiter vor wagt sich der nächste Satz: „In der Tat sind" — so wird da mit Emphase verkündet — „Duelle zwischen Offizieren, seitdem diese Verordnung zu Recht (Recht?) besteht, doch derartig vereinzelt vorgekommen, daß von einem Duellunwesen nicht mehr gesprochen werden kann." Was zunächst das „vereinzelte Vorkommen" der Offiziersduelle betrifft, so ist hier, um eine möglichst geringe Zahl von solchen herauszubringen, ähnlich wie in der Erklärung vom 15. Januar [2]) offenbar der Kunstgriff angewendet, bloß die zwischen zwei Offizieren ausgefochtenen Zweikämpfe in Rechnung zu stellen, während doch in Wirklichkeit auch der Offizier, welcher in einen Ehrenhandel mit einem „satisfaktionsfähigen" Zivilisten verwickelt wird, die ehrenrätliche bzw. ehrengerichtliche Entscheidung anzurufen hat und somit unter Umständen dem Duellzwang unterliegt. Bezüglich des Wortes „Duellunwesen" ferner geht abweichend von der des Reichskanzlers unsere Meinung dahin, daß der Begriff des Unwesens nicht mit der häufigen Umsetzung eines verwerflichen Prinzips in die Praxis, sondern mit dem verwerflichen Prinzip selbst zu verbinden ist, und wir werden daher trotz Bülow und anderen von einem „Duell-

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau", 3. Jahrgang, Nr. 5 vom 3. Februar 1906, S. 54.
[2]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" l. c.

unwesen" in der Armee so lange reden, als das Duellprinzip in dieser obligatorisch ist. Freilich sind dabei unsere Prämissen ganz andere als diejenigen des Kanzlers, welche Dr. Spahn vollkommen richtig formuliert haben dürfte, wenn er in der ersten Duellerklärung des Fürsten Bülow vom 15. Januar 1906 den Gedanken ausgesprochen fand: „Eine Verletzung der auf das Duell bezüglichen Bestimmungen des Strafgesetzbuches ist ethisch nicht zu verurteilen; sie ist eine strafbare Handlung nur im formellen Sinne des Strafgesetzbuches . . ." Wenn der genannte Abgeordnete noch hinzufügte: „Ich meine, mit einer solchen Theorie darf uns der Reichskanzler, der auch das Reichsjustizamt zu vertreten hat, nicht kommen," so hat ja allerdings Fürst Bülow in seiner zweiten Kundgebung, wie wir bereits gesehen haben und noch sehen werden, jene schwarze Theorie durch andere sehr schöne, aber leider auch sehr graue Theorien reichlich wettgemacht; was in der Praxis geschieht, das geht natürlich den Reichstag nichts an.

Um nun aber ja durch die Herabstimmung des Tones vom 15. Januar nicht in den Geruch ketzerischer Prinzipien hinsichtlich der Duellfrage zu kommen und um den Abgeordneten etwaige sanguinische Hoffnungen auf eine vollständige Sanierung der Verhältnisse schon von vornherein abzuschneiden, erklärt der Kanzler ausdrücklich, daß an den Bestimmungen vom 1. Januar 1897 durch seine neue Kundgebung nichts geändert sei, dieselben vielmehr nach wie vor in Kraft beständen und ihrem Geiste und Wortlaute nach gehandhabt würden. Nun gut, wenn dem so ist, so ist auch Dr. Feldhaus, dessen Affäre den Ausgangspunkt für die Duelldebatten der letzten Zeit gebildet hat, nach jenen Bestimmungen behandelt worden, und der kann von dem vielgerühmten Geiste derselben ein Lied singen, da er dessen Hauch am eigenen Körper verspürt hat. Wo bleiben denn da die „segensreichen Folgen"?

Dieses war der erste Streich — in der neuen Duellerklärung nämlich —, doch der zweite folgt sogleich. Wie wir uns erinnern, nahm dieselbe ihren Ausgang von der Kundgebung des Fürsten Hohenlohe, welche den Ausschluß jeden Duellzwanges verhieß, schritt dann weiter zu der kaiserlichen Kabinettsorder, deren prinzipiellen Widerstreit mit dem Hohenloheschen Programm sie ignoriert, und langt nun, nachdem auf diese Weise wenigstens scheinbar ein Bindeglied zwischen zwei diametralen Gegensätzen hergestellt ist, bei dem vom Abg. Roeren mit Recht als horrend bezeichneten Satze an: „Genugtuung mit der Waffe wird nur gefordert" — diese Worte können nach dem Zusammenhange nur den Sinn haben: „Herausforderung zum Zweikampf ist nur dann Pflicht des Offiziers" —, „wenn auch der Gegner ein Ehrenmann ist." Damit ist — trotz Hohenlohe — das Prinzip des militärischen Duellzwangs ebenso wie am 15. Januar aufs neue vom Regierungstische aus in aller Form proklamiert, nur daß die Proklamation diesmal in einem Kautschukparagraphen erfolgt ist, wie man ihn sich wohl kaum dehnbarer denken kann. Daß wir es hier mit einem solchen zu tun haben, zeigt der Umstand, daß unter den Beleidigungen, welche nach dem „Ehrenkodex" ein Duell unvermeidlich machen, die Schändung der Familienehre eines anderen an erster Stelle rangiert; da nun nach der Behauptung des Fürsten Bülow der Duellzwang für den Offizier nur dann praktisch werden kann, wenn auch der Gegner ein Ehrenmann ist, so ist implicite damit dem Ehebrecher, der bekanntlich von dem in seiner Familienehre gekränkten Offizier gefordert werden muß, die Eigenschaft eines Ehrenmannes beigelegt. Den Beweis derselben mögen dabei diejenigen, für welche die Bereitwilligkeit zu „ritterlicher" Genugtuung der Prüfstein der „Ehrenhaftigkeit" ist, darin finden, daß der Beleidiger dem Beleidigten mit bewaffneter Faust entgegentritt und denselben womöglich über den Haufen schießt; uns sind, wie wir gerne gestehen wollen, derartige Gedankengänge vorläufig noch zu hoch, da wir es bei unserem schlichten Menschenverstande noch nicht soweit gebracht haben, in die Geheimnisse jener Ueber- und Patentlogik einzudringen, mit der die Regierungsvertreter bei Verhandlungen über die Duellfrage zu glänzen belieben. Da täte wahrlich ein neuer Benedetto not, der ihnen einmal von Angesicht zu Angesicht die Wahrheit gründlich sagte![1]

Nach einem logischen Saltomortale, wie ihn die „Ehrenmann"-Klausel darstellt, kann es kaum mehr befremden, wenn der Kanzler am Schlusse seiner Ausführungen sich zu der Behauptung versteigt, daß in der Armee alles geschehe, um das Duell zu bekämpfen, und daß die ergriffenen Maßnahmen zu einem günstigen Resultat geführt hätten. „Unser grundsätzliches Ziel bleibt es, das Duell zu unterdrücken."

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube" wird sich da gar mancher Abgeordneter gedacht haben. Und mit Recht; denn dieses „grundsätzliche Ziel" wäre schon längst erreicht, wenn man an der maßgebenden Stelle den entsprechenden grundsätzlichen Standpunkt einnähme.

Bekanntermaßen sind in dem weitaus größten Teile des Deutschen Reiches die Offiziere in Krieg und Frieden dem Kaiser als oberstem Kriegsherrn zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Es stünde somit in der Macht des Monarchen, durch einen einzigen Federstrich die Offiziere nicht nur von dem auf ihnen lastenden Duellzwang zu befreien, sondern ihnen das Duell sogar zu verbieten, zum Ersatze dafür jedoch die militärischen Ehrengerichte zu souveränen Schiedsgerichten mit vollständigem Ausschluß des Duellprinzips auszubauen und die Offiziere gegebenenfalls an dieselben zu weisen. Die Tatsache, daß dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, sondern lediglich zu einem schwachen Palliativmittel — der Kabinettsorder vom 1. Januar 1897 — gegriffen wurde, nötigt zu dem Schlusse, daß der Monarch im Prinzip selbst auf dem Boden der ultima ratio des Duells und des Duellzwanges steht.[1] Symptomatische Bedeutung gewinnen hierbei die Beziehungen, welche den Kaiser mit einer bekannten schlagenden Korporation verbinden, sowie die von einem adeligen Herrn mitgeteilte Erfahrung, daß am preußischen Hofe ein erklärter Duellgegner nicht hoffähig sei, und kaum minder bezeichnend ist der Umstand, daß in dem kaiserlichen Telegramm an den Grafen Goluchowski vom 13. April die Konferenz von Algeciras mit einer — Mensur verglichen wird, bei der sich der österreichische Minister des Auswärtigen als „brillanter Sekundant" erwiesen habe. Ein dem Duell unbedingt abgeneigter Herrscher hätte nie und nimmer als höchste Instanz Dr. Feldhaus, den wackeren Verfechter seiner Ueberzeugung, aus der Armee ausstoßen können. Wir sehen uns also hier vor die schwierige Frage gestellt, wie sich derartige Anschauungen mit der oft anerkannten religiösen Betätigung des Monarchen[2] und mit seinem Berufe, ein Hüter der Gesetze zu sein, in Einklang bringen lassen.

Man höre doch einmal auf, sich in mißverstandener Loyalität mit scheuem Augenzwinkern um dieses offene Geheimnis herumzudrücken oder gar in unbegreiflichem Optimismus aus Regierungshandlungen wie die Kabinettsorder vom 1. Januar 1897 hinsichtlich der Duellfrage Schlüsse zu ziehen, welche den wirklichen Sachverhalt geradezu auf den Kopf stellen.[3] Von denen ganz zu schweigen, für welche das Duell dadurch legitimiert ist, daß — die Regierung im letzten Grunde dafür eintritt.[4] Zwischen einem derartigen Gouvernementalismus und echter Loyalität ist doch wohl ein himmelweiter Unterschied; von letzterer kann unseres Erachtens — der Ableitung des Wortes

---

[1] S. die hochinteressanten Szenen im Palais des (italienischen) Ministeriums des Innern bei Antonio Fogazzaro, Il Santo (Milano, Casa Editrice Baldini, Castoldi & Co. 1906) S. 362 ff.

[1] Diesen Standpunkt teilt mit Wilhelm II. Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich (s. v. Rüts in den „Mitteilungen der Deutschen Anti-Duell-Liga" Nr. 8, S. 1 f.), der den Titel einer apostolischen Majestät führt.

[2] „Wir stellen ausdrücklich fest, daß der ganze gläubige Teil unserer protestantischen Kirche — und nur dieser kann ja maßgebend sein — den Zweikampf ebenso entschieden verwirft und bekämpft, wie die katholische. Darüber darf nicht länger ein Zweifel bestehen." Oberst a. D. von der Decken, „Der Ersatz des Duells", im „Konservativen Monatsheft", Jahrgang 1895.

[3] So ist in einem sonst recht verdienstlichen Buche über das Duell zu lesen: „Die Hohenzollern waren wie auch die Habsburger fast durchweg Duellgegner und sind es auch heutigen Tages noch." Der erste Teil des Satzes hat teilweise seine Richtigkeit, bei dem zweiten aber war entweder des Verfassers Wunsch der Vater des Gedankens oder es ist damit eine captatio benevolentiae beabsichtigt, welche aber leider verlorne Liebesmüh' bleiben wird.

[4] Von diesem Geiste sind die Artikel „Duell und öffentliche Meinung" und „Der Reichstag und die Zeichen der Zeit" in der „Allg. Zeitung", Vorabendblatt vom 18. Januar 1906 und desgl. vom 25. Januar 1906, getragen. Geradezu klassisch in seinem blinden Gouvernementalismus ist folgender Passus des zweitgenannten Artikels: „Wenn die vom Kriegsminister im Namen des Reichskanzlers abgegebene Erklärung der Sozialdemokratie ein zur Aufhetzung der Einfältigen im Geist höchst willkommenes Agitationsmittel verschafft hat, so trägt die Verantwortung dafür vor allem das Zentrum." Kommentar überflüssig. — Fruchtbare Gedanken enthält dagegen ein Aufsatz von Dr. F. Sch. „Zweikampf und Beleidigungsklage" in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", Jahrgang 1906, Nr. 11.

zufolge — nur da gesprochen werden, wo es sich um treue Beobachtung des Gesetzes — der höchsten Macht im Staate — handelt.[1]) „Man braucht an maßgebender Stelle nur ernstlich zu wollen, nur den entschiedenen Wunsch und Willen auszusprechen, den Zweikampf durch andere Mittel ersetzt zu sehen, so wird er sofort verschwinden und das allgemeine Urteil sich auch bei uns sehr bald und ganz von selbst dementsprechend umbilden." So schrieb ein verdienter Vorkämpfer der Anti-Duellbewegung vor elf Jahren.[2]) Man will aber augenscheinlich an der maßgebenden Stelle nicht, und so könnte König Friedrich Wilhelms I. „Rocher von Bronze" am Ende gar einmal zum Magnetberge werden, der dem vorläufig leider noch recht schwanken Schifflein der Anti-Duellbewegung ebenso wie einst dem Fahrzeuge des Herzogs Ernst die Nägel auszöge und es dadurch zum Scheitern brächte.

Lasciate ogni speranza! werden da mit betrübter Miene diejenigen seufzen, welche bisher in der Duellfrage mit Ergebung das Heil von oben herab erwarteten. Und mit Recht, soweit speziell diese Hoffnung in Betracht kommt, eine Hoffnung, von der es allerdings nach den bisherigen Erfahrungen dem unbefangenen Betrachter schon lange unbegreiflich erscheinen mußte, wie man sich überhaupt damit schmeicheln konnte. Wir dagegen können in dem Umstande, daß die Anti-Duellbewegung auf eine Hilfe von oben herab nicht zu rechnen hat, einen Grund zur Entmutigung nicht erblicken; die Geschichte belehrt uns ja durch eine Fülle von Beispielen, daß gute und große Ideen sich mittels der ihnen innewohnenden Kraft schließlich doch durchsetzen, wenn man ihnen auch anfangs den Hofzutritt verweigert. Und diese Hoffnung nähren wir auch in bezug auf den antiduellistischen Gedanken, sie lassen wir uns nicht rauben, zumal die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen erscheint, demselben bereits in absehbarer Zeit auf der ganzen Linie zum Siege zu verhelfen.

Seit einer Reihe von Jahren sind bekanntlich über Initiative des Infanten von Spanien Don Alfonso von Bourbon in verschiedenen Ländern — voran in Deutschland und Oesterreich[3]) — Anti-Duell-Ligen ins Leben getreten, deren Tendenz dahin geht, durch Mobilisierung der sogenannten „Gesellschaft" gegen das Duell dessen Ausrottung zu erwirken. Nun lassen sich aber unter den Begriff der „Gesellschaft" nur dann, wenn man ihn im weiteren Sinne faßt, jene selbständigen Geister subsumieren, bei denen allein — wenigstens in Deutschland und Oesterreich — die Anti-Duell-Liga auf eine beifällige Aufnahme und Unterstützung ihrer Bestrebungen rechnen kann, und in der Tat hat sie seit ihrem Bestehen in den beiden genannten Ländern nach dieser Seite hin bereits die erfreulichsten Fortschritte gemacht[4]). Um so trübseliger sieht's dagegen aus, wenn wir zu der Gesellschaft im engeren Sinne herabsteigen, der Gesellschaft κατ' ἐξοχήν, welche sich mit anmaßlichem Hochmut als Erbpächterin dessen aufspielt, was sie unter feinem Takt und guter Sitte versteht. Zur einen — kleineren — Hälfte setzt sie sich aus Vertretern jener Menschenklassen zusammen, welchen gewisse äußere und äußerliche Verhältnisse — beileibe keine inneren — ein Anrecht darauf verleihen, die verschiedenen Götzen, denen sie teils freiwillig, teils gezwungen dienen[5]), auch von der gleich zu besprechenden anderen — größeren — Hälfte verehrt zu sehen. Dabei ist die überragende Stellung nicht außer acht zu lassen, welche speziell eine bestimmte Klasse gegenüber den anderen einnimmt. Aus der Vereinigung der verschiedenen Götzendienste wird sodann ein synkretistisches mixtum compositum — eine Art ethischer Wassersuppe — destilliert, welches, unter der anspruchsvollen Etikette „gesellschaftliche Normen" verzapft, das Lebenselixier für die größere Hälfte der Gesellschaft im engeren Sinne bildet, die wir als die Gesellschaft im engsten Sinne bezeichnen können. Es ist das die Gesamtheit jener bescheidenen Geister, welche von vornherein auf eigene Individualität verzichten, mit blinder

[1]) Es müßte denn sein, daß suprema lex wirklich = regis voluntas wäre.

[2]) Oberst von der Decken l. c.

[3]) In Deutschland am 11. Januar 1902 (Präsident Karl Fürst zu Löwenstein), in Oesterreich am 4. Dezember 1902 (Präsident Dr. Jaroslav Graf von Thun und Hohenstein).

[4]) Ueber diese Fortschritte geben die zu Halberstadt erscheinenden „Mitteilungen der Deutschen Anti-Duell-Liga" und die in Wien ausgegebenen „Mitteilungen der Allgemeinen Anti-Duell-Liga für Oesterreich" Aufschluß.

[5]) Vgl. Benedettos Strafrede an den italienischen Minister in Fogazzaros „Il Santo" a. a. O. S. 378: Voi fate di voi stessi i vostri falsi dei . . . . Ai vostri dei voi sacrificate colpevolmente molte vittime umane e la integrità del vostro stesso carattere. Fra voi vi è il patto che ciascuno rispetti il falso dio del collega e ne aiuti il culto. I più puri di voi sono colpevoli almeno di questa complicità.

Kritiklosigkeit alles getreulich nachahmen, was ihnen ihre Vorbilder vormachen, und das einzige Prinzip haben, kein Prinzip zu haben. Trotz ihrer vollendeten Nullität stellt jedoch diese Inkarnation flachsten Herdengeistes im sozialen Leben einen praktisch nicht zu unterschätzenden Faktor dar, da in ihr das Moment der Masse, der numerischen Vielheit wirksam wird, welches leider Gottes von dem Moment der geistigen Ueberlegenheit nie wird völlig paralysiert werden können. Es ist daher theoretisch ein ganz richtiger Gedanke, auch diese Gesellschaft im engsten Sinne für das antiduellistische Prinzip gewinnen zu wollen; aber in der Praxis wird das auf direktem Wege nie möglich sein, da Ueberzeugungen, wie sie die Anti-Duell-Liga wecken und stärken will,[1]) in einer derartigen geist- und gemütlosen Sphäre kaum jemals gedeihen dürften. Den Elementen kann man nur durch ausgiebige Ausnützung ihres allerdings glänzend entwickelten Nachahmungstriebes beikommen.

Wenn wir nun die ganze Gesellschaft im engeren Sinne noch einmal Revue passieren lassen, so haben wir das idyllische Bild einer im gleichen Tritt schreitenden Herde mit einem Schäfer und mehreren Schäferhunden vor uns. In unsere unter dem Zeichen des Individualismus stehende Zeit will dieses Bild zwar kaum mehr hereinpassen, desto besser aber fügt es sich in den Plan der Reichsregierung, welche für den in der Armee bestehenden Duellzwang einen Sündenbock braucht. Diesen Sündenbock muß nämlich, wie aus der Erklärung des Reichskanzlers vom 15. Januar hervorgeht,[2]) die „Gesellschaft" abgeben, wobei nach bewährten Mustern[3]) der Schäfer aus jedem Zusammenhange mit seiner Herde und seinen Schäferhunden gerissen und die Sache so dargestellt wird, als müsse er sich nach seiner Herde und seinen Hunden richten.[4]) Der Schäfer, d. h. jene bestimmte Klasse, welche in Wirklichkeit gegenüber den anderen tonangebenden Klassen — den Schäferhunden — und demgemäß auch gegenüber der Gesellschaft im engsten Sinne — der Herde — eine überragende Stellung einnimmt, ist — das Offizierskorps selbst. Es erscheinen demnach die tatsächlichen Verhältnisse, wie wir sie durch unser Gleichnis zum Ausdruck zu bringen versuchten, in der Januarerklärung des Fürsten Bülow in ihr gerades Gegenteil verkehrt.

Mit dem Sündenbock des Reichskanzlers ist's also nichts. Der wahre Grund des staatlichen Duellzwanges in der Armee liegt tiefer oder — besser gesagt — höher. Wo er speziell zu suchen ist, wurde bereits angegeben.

Die bevorzugte Stellung, welche dem Offiziersstande — ob mit Recht oder mit Unrecht, untersuchen wir hier nicht — im gesellschaftlichen Leben eingeräumt ist, läßt es — trotz Fürst Bülow — geradezu als conditio sine qua non für einen vollständigen Erfolg der Anti-Duellbewegung erscheinen, daß das Offizierskorps die Führung derselben übernehme.[5]) Das Offizierskorps ist es, welches die Linientruppen stellen muß zum Kampfe gegen das Duell. Die Pioniere, welche denselben Weg und Steg zu bereiten haben, sind bereits an der Arbeit — es sind die organisierten Duellgegner. Um sich aber jener großen Kulturmission widmen zu können, muß der Offiziersstand erst frei gemacht werden von dem harten Duellzwang, der auf ihm lastet. Wie kann das geschehen?

Die Antwort auf diese Frage geben uns die Verhältnisse des benachbarten Oesterreich, welches als das eigentliche Geburtskind der Anti-Duellbewegung angesehen werden muß.[6])

„Mein Appell geht an alle, mitzugehen auf dem Wege zur Bekämpfung des Duells . . . Resolutionen nützen nichts, sondern Taten müssen geschehen . . . Mögen Staat und Gesellschaft

[1]) Vgl. § 2 der Satzungen der Anti-Duell-Liga in Deutschland.

[2]) Vgl. „Allgemeine Rundschau", 3. Jahrgang, Nr. 5 vom 3. Februar 1906, S. 53.

[3]) S. unten und folgende Seite nebst Anm. [1]).

[4]) Auf diesem Standpunkt steht auch der (militärische) Verfasser des Artikels „Zentrum, Militärpensionsgesetz und Duell" in der „Allgemeinen Zeitung", Vorabendblatt vom 31. Januar 1906. Soweit der Artikel den Nachweis für die Unentbehrlichkeit des Duells in der Armee erbringen will, mit dem wir es hier allein zu tun haben, ist er ein Abglanz des rhetorischen Feuerwerkes, welches einst Heinrich von Treitschke zugunsten des Duells abgebrannt hat.

[5]) Vgl. auch „Allgemeine Rundschau" l. c. S. 53.

[6]) Insofern der intellektuelle Urheber der Bewegung, Infant Don Alfonso, in Oesterreich lebt und durch einen dort im Jahre 1900 vorgekommenen empörenden Fall staatlichen Duellzwangs (s. die treffliche Broschüre des um die Bewegung hochverdienten Dr. Sigismund Freiherrn von Bischoffshausen-Neuenrode „Der Fall Tacoli-Ledóchowski", Wien [1900]) zu seiner Aktion veranlaßt worden ist.

dabei mitwirken, die Armee wird gewiß nicht dagegen sein, sie könnte dies nur begrüßen und unterstützen.“

Also sprach in der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 12. März 1901 Feldzeugmeister Graf Welsersheimb, der k. k. Landesverteidigungsminister.[1]) Es ist derselbe Staatsmann, welcher zwei Jahre später, am 3. April 1903, der nämlichen Körperschaft gegenüber das feindselige Vorgehen des Reichskriegsministers, Feldzeugmeister Ritter von Pitreich, gegen die österreichische Anti-Duell-Liga zu vertreten hatte.

Aber das Abgeordnetenhaus hatte den Aufruf des Herrn Ministers zu tätiger Bekämpfung des Duells nicht vergessen und der letztere mußte sich alsbald davon überzeugen, daß ein derartiger Aufruf im Munde des Vertreters einer Regierung, welche die Aufrechterhaltung des Offiziersduells geradezu in ihr Programm aufgenommen hat, ein höchst gefährliches Spiel mit dem Feuer ist.

In einer glänzenden Rede,[2]) welche immerdar ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Anti-Duellbewegung bilden wird, schlug Abgeordneter Dr. Karl von Grabmayr aus Meran die Regierung aus allen ihren Positionen hinaus und schloß seine vortrefflichen Ausführungen mit folgenden Worten:

„Heute, geben Sie sich keiner Täuschung hin, werden weder die klerikalen Reden noch meine freisinnige Rede an dem Standpunkte des Kriegsministers irgend etwas ändern. Aber Geduld, meine Herren, warten Sie, bis der Kriegsminister das nächste Mal das Haus braucht, warten Sie, bis er das nächste Mal mit neuen Forderungen an uns herantritt, dann wird es Zeit sein, endlich einmal zu sagen: **Wenn ihr unsere berechtigten Forderungen so behandelt, dann dürft ihr nicht hoffen, daß wir für euere Forderungen ein offenes Ohr haben**[3]) **werden.** Und deshalb rufe ich dem Herrn Landesverteidigungsminister — und er möge dies gefälligst in das graue Haus (d. i. das Kriegsministerium) hinüberleiten — zum Schlusse zu: Bei Philippi sehen wir uns wieder!“

Damit hat Dr. von Grabmayr den Weg gewiesen, der einzig und allein zur Beseitigung des militärischen Duellzwangs und damit des Duells überhaupt führt. Die parlamentarische Arena ist der Ort, wo die Entscheidung in der Duellfrage fallen muß; möge daher die in unseren Parlamenten vielfach eingewurzelte Neigung verschwinden, die Duellfrage zwar zu wiederholten Malen anzuschneiden, sie aber schließlich doch immer wieder als quantité négligeable zu betrachten und zu behandeln! Das ist sie in Wirklichkeit keineswegs, weder in religiöser noch in kultureller noch in politischer Beziehung! Mit bloßen Interpellationen ist hier nichts gedient; die werden gestellt, vom Regierungstisch aus entweder à la Talleyrand oder — wie jüngst im Falle Feldhaus — mit einem schwach verblümten car tel est notre plaisir abgefertigt, zuletzt im Archiv des Reichstags zur ewigen Ruhe gebettet, und alles bleibt beim alten. „Taten müssen geschehen“, mit anderen Worten: Der gordische Knoten der Duellfrage muß, da die anderen Arten der Lösung noch jedesmal mißlungen sind, mit der Waffe zerhauen werden, welche das parlamentarische Budgetrecht darbietet.[4]) Dieser wirksamen Waffe mögen sich unsere Abgeordneten zu gelegener Zeit erinnern! Sollten dann wider alles Erwarten die Regierenden die Aufrechterhaltung des obligatorischen Duellprinzips in der Armee der Bewilligung ihrer Militärforderungen vorziehen, dann werden sie, nicht die Volksvertreter dem Vaterlande gegenüber die Verantwortung für die Schäden zu tragen haben, welche etwa jenem daraus erwachsen könnten. Ebenso werden sie, nicht die Volksvertreter, es sein, von denen einst die ewige Gerechtigkeit Rechenschaft für die Opfer verlangen wird, welche dem Duellmoloch in der Armee noch fallen werden. Wo ist unter den Verkündern der christlichen Religion — katholischen wie protestantischen — ein neuer Ambrosius von Mailand, der ihnen diese schwere Verantwortung mit Freimut zum Bewußtsein brächte?

[1]) Bericht über die konstituierende Generalversammlung der Allgemeinen Anti-Duell-Liga für Oesterreich, S. 3. Zu beachten ist hier die famose Auseinanderreißung und Gegenüberstellung von „Gesellschaft“ und „Armee“ d. h. Offizierskorps, ein beliebter ministerieller Kunstgriff, welchen — von Fürst Bülow abgesehen — auch der als Praktiker in der Duellfrage sehr kompetente ungarische Honvedminister Baron Fejérváry angewendet hat, wenn er sagte: „Ja, für die Armee kann man vorläufig gar nichts anderes machen, da muß die Gesellschaft vorangehen.“ Bei der bekannten Stellung, welche das Offizierskorps tatsächlich innerhalb der Gesellschaft einnimmt, klingt das gerade so, wie wenn im deutschen Bundesrate Preußen hinsichtlich einer wichtigen politischen Aktion erklären würde: „Ja, da kann ich nichts machen, da muß das Deutsche Reich vorangehen“.

[2]) Die Rede ist in extenso abgedruckt in den „Mitteilungen der Allgemeinen Anti-Duell-Liga für Oesterreich“ Nr. 2, S. 1 ff.

[3]) So ist wohl statt „finden“ zu lesen.

[4]) In dem am 1. April 1906 in der Budgetkommission des Deutschen Reichstags zur Annahme gelangten Antrag Erzberger vermag ich einen Fortschritt nicht zu erblicken, da dessen Wirkung auch diejenigen Offiziere trifft, welche aus eigenem Antrieb nie zu dem gesetzwidrigen Mittel des Zweikampfes gegriffen hätten, sondern lediglich durch von oben geübten Druck soweit gebracht worden sind, nicht aber jene Faktoren, von denen dieser Druck ausgeht. Die staatliche Autorität wird im Gegenteil dem Abg. Erzberger vielleicht sogar Dank wissen, daß er sie durch seinen Antrag der materiellen Obsorge für diejenigen überhoben hat, welche sie durch den von ihr gehandhabten Duellzwang geradezu auf die Mensur treibt.

Die Jagd auf Verschwörer in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Frankreich ist das klassische Land der Verschwörungen; es übertrifft in dieser Beziehung selbst Italien, dessen Verschwörungen der Dichtkunst so viel Stoff geliefert haben.

Schon zu Zeiten der Valois versuchte der Zunftmeister der Kaufmannsgilde, Etienne Marcel, dem Lande eine Verfassung zu geben; er fiel jedoch durch Meuchelmord in der Nacht vom 1. August 1358. Die Stadt Paris hat diesem „Verschwörer“ ein Reiterstandbild im Vorgarten des Stadthauses errichtet. Kaum 50 Jahre danach fiel ein anderer „Verschwörer“, Johann der Furchtlose, Herzog von Burgund, durch Meuchelmord auf der Brücke von Montereau, oberhalb von Paris. Unter den letzten Valois folgten die Verschwörungen von Amboise, der Bartholomäusnacht, die von Blois, welche dem Herzog von Guise und dessen Bruder, dem Kardinal von Guise, das Leben kostete. Unter den beiden ersten Königen der Dynastie Bourbon zählte man ebenfalls mehrere Verschwörungen. Eine relative Ruhe kam erst mit der Großjährigkeit von Louis XIV.; aber schon unter dem Regenten kam es abermals zu einer großen Verschwörung, deren Haupt der Fürst von Cellamare war. Hierauf folgten die bewegten Zeiten der Revolution, des ersten Kaiserreiches, der bourbonischen Restauration, des Bürgerkönigtums und der neueren Zeit. Die Verschwörungen von Georg Cadoudal, des Generals Mallet, der vier Sergeanten von La Rochelle, des Korsen Fieschi, der Italiener Orsini und Pieri sind mit blutigen Buchstaben in die Geschichte des Landes eingeschrieben.

Hingegen sind die drei oder vier Verschwörungen, die gegen die jetzige Republik gerichtet gewesen sein sollen, entweder in blauen Dunst aufgegangen oder wie das Hornberger Schießen ausgegangen. Man kennt das Ende des Generals Boulanger, und die Leser der „Allgemeinen Rundschau“ haben letztes Jahr Kunde von der sogenannten „Verschwörung im Kramladen“ bekommen.

Seit einigen Tagen haben wir richtig wieder eine neue „Verschwörung“, die sich aber ebenfalls in blauen Dunst auflösen wird. Die Sache lag sozusagen in der Luft, denn die Blätter der beiden großen Parteien, die sich um die Regierungsform streiten, wurden in den letzten Wochen nicht müde, die beunruhigendsten Gerüchte auszustreuen.

Die Jakobiner drohten dem Mastbürgertum und Kapitalismus nicht mit dem Zaunpfahle, sondern mit der Streitart. Diese Drohungen wurden von der konservativen Presse nicht allein veröffentlicht, sondern auch in maßloser Weise übertrieben, besonders in den Organen, wo anarchistische und sozialistische Ueberläufer vom Schlage eines Tailhade, eines Vietry das Wort nehmen können; denn in dieser Beziehung haben gewisse Zeitungen trotz der Erfahrungen, die sie mit den Taxiliaden gemacht, durchaus nichts gelernt.

Vietry, welcher gegenwärtig in der katholischen Bretagne als Kandidat der Katholiken auftritt, wird von der „Humanité“, dem Zentralorgan der Sozialisten, als ehemaliger Revolutionär bezeichnet, der in die Niederung des Klerikalismus und der nationalistischen Demagogie gefallen sei. Besagter Vietry gibt ein Wochenblatt heraus, das sich als „Organ der Gelben“, d. h. der Arbeiter ausgibt, welche keinerlei Verband angehören. Der Eifer des ehemaligen Revolutionärs geht soweit, daß er in seiner vorletzten Nummer für den 1. Mai eine Revolution voraussagt, die mit den Waffen der neuesten, chemischen Wissen-

schaften geführt werden würde. Seine Prophezeiungen endigen wie folgt:

„Wir wissen aber noch weit mehr, wir kennen die Opfer und die Häuser, die bestimmt sind, unter den ersten Streichen zu fallen. Man darf also keinen Augenblick verlieren; schärft eure Degen, haltet euer Pulver trocken, entfernt die Weiber, Greise und Kinder, bringt eure Wertsachen in Sicherheit und steht auf und bewaffnet euch für die Contre-Revolution.“ Dieser Wortschwall wäre allerdings nicht ernst zu nehmen, wenn nicht zu gleicher Zeit auch sehr angesehene konservative Organe von dem Bürgerkriege als unabweisbarer Lösung der gegenwärtigen Lage gesprochen hätten.

Infolgedessen lag eine „Verschwörung“ sozusagen in der Luft, und die Jakobiner suchten dieselbe als Sicherheitsventil gegen die Explosion zu benützen, die sie infolge des Ausganges der allgemeinen Wahlen befürchten oder wenigstens sich den Schein geben, zu befürchten.

Man machte sich also auf die Suche nach den „Verschwörern“, und Freitag morgen vor Tagesgrauen wurden ungefähr fünfzig Hausuntersuchungen vorgenommen. Die verschiedensten Lokale und Personen erhielten polizeilichen Besuch. In den Redaktionsräumen der „Croix“ wurde nach Beweisen herumgestöbert, aber auch nicht der geringste Schnipsel Papier gefunden, der auf eine wirkliche Verschwörung hindeuten konnte, so daß die Polizisten nur den Staub der Redaktionspapiere zu schlucken bekamen und unverrichteter Sache abziehen mußten. Im Wochenblatte obbesagten Bietrys konnte die Polizei einen Barbestand von 63 Franken feststellen, der jedenfalls nicht hinreichend ist, um die von Bietry angesetzte Contre-Revolution zur Tatsache zu machen.

Aber zu gleicher Zeit wurde auch bei sehr angesehenen Persönlichkeiten herumgestöbert, die mit dem Prinzen Louis Napoleon persönlich befreundet sind, wie z. B. Herr von Thouvenel, Sohn des ehemaligen Ministers von Napoleon III. und Botschafters zu Konstantinopel, der General Massing, Bruder des Präsidenten des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen. Ebenso bekamen der General Tarradel, der Graf de Laregle, der ehemalige Kommandant Driant, Schwiegersohn des Generals Boulanger, gleichartige Morgenbesuche. Ja, auch ein Pole, der Graf August Branicki, war mit einem Besuche bedacht, der aber in seiner Abwesenheit stattfand, denn der Graf befindet sich gegenwärtig im Küstenlande. Ebenso zwei Redakteure der bonapartistischen „Autorité“, ein Weltgeistlicher, der Abbé Tourmendin, ein Dominikaner, der Pater Janvier, Fastenprediger von Notre Dame, und verschiedene andere Personen, welche als „kampflustig“ bekannt sind, wurden von der Polizei aus dem Schlafe geweckt.

Damit auch etwas Salz und Pfeffer in diesen Polizeisalat komme, wurde auch bei mehreren Arbeitern, deren anarchistische Neigungen bekannt sind oder der Polizei gemeldet wurden, Haussuchung gehalten.

Keine einzige der etwa fünfzig Haussuchungen hat ein greifbares Resultat ergeben, das zu dem gerichtlichen Aufbau eines Verschwörungsprozesses Material bieten könnte. Obgleich am Samstag früh weitere Personen Besuch der Polizei erhielten, so darf man jetzt schon annehmen, daß die Sache wie die „Verschwörung im Kramladen“ der Offiziere Tamburini und Wolpert enden und die Sache in eine „Metzelsuppe“ — en eau de boudin —, wie die Franzosen sagen, verlaufen wird.

Schließlich sei noch hervorgehoben, daß drei der bedeutenderen Persönlichkeiten, welche den polizeilichen Besuch erhielten, aus Deutsch-Lothringen stammen. Der General Massing ist in dem ehemaligen Leiningen-Dachsburgischen Schlosse von Püttlingen bei Saargemünd geboren, das zur Zeit der ersten Revolution den Fürsten Löwenstein-Wertheim, katholischer Linie, gehörte; der Baron von Thouvenel ist der Enkel des Metzer Generals Saget und der Kommandant Driant ist der Neffe des Bürgermeisters von Gravelotte.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Dank vom Hause Savoyen.

Im italienischen Senat ist über die brennende Frage der Stellung Italiens zu den Mächtegruppen verhandelt worden. Der Minister des Auswärtigen, Guicciardini, sprach sehr beredt, um nichts zu sagen. Nach ihm ist alles im Lot: Italien hält in „herzlicher Treue“ am Dreibund fest, um gewisse Vorteile des Dreibundes zu genießen, und zugleich hält es an seiner Freundschaft mit Frankreich und England fest, um auch davon zu profitieren. Die Rede war „korrekt“, verzweifelt korrekt. Die gegenwärtige italienische Regierung hält die Politik à deux mains für eine ganz normale Sache. Deutschland kann nichts weiter verlangen, als daß Italien im Dreibund bleibt; dafür muß Deutschland schon höchst dankbar sein, denn das Gleichgewicht in Europa, der Friede und damit die Sicherheit Deutschlands hängen einfach von der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund ab. Italien ist das Zünglein in der Weltwage. Auch in Algeciras hat Italien, als es sich voll und ganz auf die französische Seite warf, vermittelnd und versöhnend gewirkt. Verpflichtungen aus dem Bundesverhältnisse? Gewiß, Deutschland und Oesterreich haben Verpflichtungen; das letztere muß namentlich am Balkan und an der Adria auf die italienischen Wünsche die sorgsamste Rücksicht nehmen. Italien hat weiter keine Verpflichtung, als gelegentlich in hübschen Worten seine Zugehörigkeit zum Dreibund zu versichern.

Man muß sich erinnern, daß die herrschende Partei in Italien durch eine Reihe von hochpolitischen Glücksfällen in dem verflossenen halben Jahrhundert heillos verwöhnt worden ist. Sie glaubt allmählich, daß die übrige Welt nur dazu da sei, um Italien die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Ein grotesker Größenwahn und ein naiver Egoismus! Von den eigenen Interessen lassen sich natürlich alle Regierungen leiten; aber die übrigen sehen doch ein, daß auch geben muß, wer nehmen will, und daß den Rechten Pflichten entsprechen. Die deutsche Presse hat in ihrer nordischen Grobheit die einfache Frage gestellt: ob denn Italien in dem Falle, daß Deutschland mit Frankreich und einer dritten Macht in Krieg gerät, mit gegen Frankreich zu Felde ziehen würde. Wie kann man so taktlose Fragen aufwerfen? Ueber peinliche Eventualitäten hüpft der bewegliche Italiener mit graziösen Redensarten hinweg.

Graf Lanza, der bisherige Botschafter Italiens in Berlin, wollte infolge der neueren Richtung der italienischen Politik den nicht mehr so gemütlichen Posten verlassen. Das heimische Ministerium aber hat ihn bestimmt, wenigstens noch für die nächste Zeit auszuhalten. Das zeigt eine kluge Scheu vor dem offenen Bruch. In der Tat wird Italien an Wert und an Erfolg bei seinen angeblichen Freunden sofort erheblich einbüßen, wenn es aus dem Dreibund ausgelöst wäre. Es würde in vollständige Abhängigkeit von dem übermächtigen Frankreich geraten. Das ist eine zu klare und zwingende Wahrheit, als daß nicht die italienische Regierung sich hüten sollte, es zum förmlichen Bruch kommen zu lassen.

Der Präsident des Deutschen Reichstags, Graf Ballestrem, hat bei Wiederaufnahme der Tagung aus Anlaß der furchtbaren Naturkatastrophen sehr freundliche Worte nach Italien und Nordamerika gerichtet. Diese Sympathiekundgebung des Reichstages hatte nicht bloß einen philantropischen, sondern auch einen politischen Charakter. Graf Ballestrem konnte natürlich das offizielle Beileid nicht mit kritischen Vorbehalten spicken. Wir wollen nur hoffen, daß die tonangebenden Politiker und Publizisten in Italien die menschlich-christliche Sympathiekundgebung nicht als ein Nachlaufen Deutschlands betrachten.

Eine neue Krisis in Oesterreich.

Als das Kampfministerium Fejervary in Ungarn das allgemeine Stimmrecht ausgespielt hatte, arbeitete der österreichische Ministerpräsident Frhr. v. Gautsch alsbald das Pendant für Zisleithanien aus. Durch eine weitgehende Wahlreform und eine Parlamentarisierung seines Kabinetts wollte er trotz aller vorangegangenen Enttäuschungen noch einen kühnen und kräftigen Versuch machen, das Verfassungsleben Oesterreichs aus dem ewigen Hangen und Bangen zwischen Obstruktion und Notparagraph 14 herauszubringen. Die größte Gefahr für das Unternehmen des Herrn v. Gautsch erblickte man in der Eifersucht, mit der sich die Slaven und die Deutschen gegenseitig die Mandate zuzählen. Aber in diesem Punkte bahnte sich besser, als man erwartet hatte, eine Verständigung an

das Unheil kam von ganz anderer Seite. Der Polenklub warf dem Frhrn. v. Gautsch in Fetzen seine Vorlage vor die Füße. Der Polenklub will von der Erweiterung des Wahlrechts nichts wissen, weil dabei die polnische Slachta, die jetzt als Vertreterin von Galizien eine ausschlaggebende Rolle im Reichsrate spielt, ihre Stellung zugunsten von Ruthenen und polnischen Demokraten einbüßen würde. Folgerichtig lehnen die Polen auch die Parlamentarisierung des Kabinetts Gautsch, d. h. den Eintritt von Parteiministern, entschieden ab. Frhr. v. Gautsch hat seine Entlassung nachgesucht. Prinz Konrad zu Hohenlohe, der Statthalter in Triest, entschiedener Anhänger der Wahlreform, ist der Vertrauensmann des greisen Kaisers in dieser neuen Krisis.

Mit dem allgemeinen Wahlrecht sieht es an beiden Seiten der Leitha schlecht aus. In Ungarn ist es nicht von der Tagesordnung abgesetzt, aber den Händen des Ministeriums Wekerle und der kommenden Reichstagsmehrheit überantwortet. Nach den ersten Wahlergebnissen, die soeben bekannt werden, darf man eine entschiedene Mehrheit von Kossuthianern erwarten. Je größer der Erfolg, desto größer die Versuchung, über den Willen des Monarchen und die aufgezwungene Hinterlassenschaft Fejervarys sich hinwegzusetzen. Die Wahlreform wird gewiß mit allen magyarischen Künsten so gemodelt werden, daß die anderen Nationalitäten geknechtet bleiben.

Frankreich in Aengsten.

Die Franzosen kümmern sich weniger um Grundsätze, als um „Zwischenfälle". Von Rechts wegen hätte der Wahlkampf sich um das große Prinzip der Trennung von Kirche und Staat drehen müssen. Aber in den Kohlenrevieren des Nordens hatten sich infolge des Streiks Straßentumulte entwickelt, bei denen sich die Schwäche der Blockregierung zeigte; dazu kamen kleinere Streiks in Paris und anderswo, sowie die mannigfachen drohenden Ankündigungen für den 1. Mai. Das Ergebnis war eine weitverbreitete Panik, und als Kernpunkt der Wahlbewegung stellte sich plötzlich die Frage dar: ob die Ordnung und Sicherheit genügend gewahrt sei bei einer Regierung, die von der sozialdemokratischen Partei als integrierendem Teile des Blockes abhängig ist. Echt französisch, wie diese Wählerpsychologie, war auch der Gegenzug der besorgten Regierung. Auf das haltlose Geschrei hin, daß hinter den Arbeitertumulten die Hände und die Gelder der Klerikalen und Nationalisten steckten, wurden plötzlich eine Masse von Haussuchungen bei oppositionellen Persönlichkeiten und Zeitungen veranstaltet; namentlich wurden die hervorragenden Katholiken von diesen Willkürakten einer „demokratischen" Regierung heimgesucht. Von dem Ergebnis dieser legalisierten Einbrecherei ist bisher nichts Faßbares weiter bekannt geworden, als gewisse „Führungszettel" über Offiziere, Beamte, Geistliche rc., die man bei einem Konservativen gefunden haben will. Die Regierung geniert sich gar nicht, diese amtlich beschlagnahmten Papiere sofort in einer Zeitung zu veröffentlichen. Es soll damit ein Gegengewicht geschaffen werden gegen die Beförderungszensuren, die einst die Loge dem Kriegsminister André lieferte. Aber die jetzt angeblich erwischten Führungszettel waren doch nicht zur Beeinflussung amtlicher Stellen, zur Entscheidung über die Staatskarriere bestimmt, sondern zu privaten Zwecken. Das ganze Manöver macht den Eindruck, als ob die Regierung ihrer Wahlsache durchaus nicht so sicher sei, wie sie in wohlberechneten Ministerreden zu behaupten beliebt.

Die kanalisierte Mainlinie.

Die Geschicklichkeit und Ausdauer des Zentrumsabgeordneten am Zehnhoff hat voriges Jahr die alte Kanalfrage in Preußen zur befriedigenden Lösung gebracht. Jetzt tritt an den preußischen Staat die Forderung heran, seine neue Kanalpolitik auch in gemeinsamer Arbeit mit anderen Bundesstaaten zu betätigen, d. h. mit Bayern, Hessen und Baden zusammen die Mainkanalisierung soweit fortzusetzen, daß bis Aschaffenburg Großschiffahrt getrieben wird. Ein Staatsvertrag dieses Inhalts ist jetzt vereinbart und harrt der Zustimmung der Landesvertretungen. Im preußischen Abgeordneten- und erst recht im preußischen Herrenhause regieren die Konservativen, und deren Hauptblatt, die „Kreuzztg.", hat sich in alter Engherzigkeit ungünstig ausgesprochen. Aber wir hoffen doch, daß bei einigem gouvernementalen Nachdruck weder die früheren Vorurteile gegen Schiffahrtsstraßen noch der stockpreußische Partikularismus den Verkehrsfortschritt zu hemmen vermögen. Abgesehen von den gewichtigen sachlichen Gründen, die für die Ausdehnung des Großschiffahrtsweges bis Aschaffenburg sprechen, wäre es in nationalpolitischer Hinsicht ein schlimmer Fehler, wenn Preußen dieses gemeinsame Unternehmen vereiteln und so in den anderen beteiligten Staaten, namentlich in Bayern, eine bittere Stimmung hervorrufen würde. Die Vereitelung der Mainkanalisation würde sozusagen eine neue Mainlinie schaffen.

Maiengruß.

Laßt uns zu dem Tempel wallen,
Wo die Maienlieder schallen!
Ganz umrauscht von Freudenwogen
Ist die Heilige eingezogen,
Selig preise Herz und Sinn
Unsere Maienkönigin!

Eilt, die Kirche schön zu schmücken,
Maienglöcklein ihr zu pflücken;
Seht, von Liebe ganz durchdrungen,
Hab' ich ihr mein Lied gesungen.
Ruf' aus kindlichem Gemüte:
Sei gegrüßt, du Himmelsblüte.

Karlsruhe. Luise Gruhn.

Die deutsche Kolonie Roms.

Von

Dr. Paul Maria Baumgarten.

Das vor einigen Wochen erschienene große Buch von Joseph Schmidlin über Santa Maria dell' Anima in Rom ermöglicht es, sich einen ganz genauen Ueberblick über das Leben und Treiben der deutschen Kolonie Roms in den letzten fünfhundert Jahren zu machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Katholiken deutscher Zunge in der Vergangenheit fast immer einen wesentlich größeren Zusammenhalt gehabt haben, als es in den letzten 30 bis 40 Jahren der Fall gewesen ist. Bei einer Erforschung der Gründe, die diese bedauerliche Tatsache veranlaßt haben, stößt man auf allerlei Umstände sachlicher und persönlicher Natur, die mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse noch nicht zur Besprechung reif sind. Daß die politischen Zustände der letzten 36 Jahre — ohne daß dieselben an der Oberfläche scharf in die Erscheinung getreten wären — einen wesentlichen Anteil an diesem Auseinandergehen der Interessen gehabt haben, kann dem scharfen Beobachter nicht entgangen sein. Jedoch sie allein erklären die Dinge nicht ganz.

Da das äußerst lehrreiche Buch Schmidlins allen in Rom ansässigen Katholiken deutscher Zunge zugänglich gemacht worden ist, so können sie darin nachlesen, welch herrliches Gefühl der Zusammengehörigkeit die deutsche Kolonie der Ewigen Stadt in vergangenen Jahrhunderten belebt, und welch nachahmenswertes Beispiel der Opferwilligkeit sie nachfolgenden Geschlechtern mehr denn einmal gegeben hat. Dadurch ist sie stark und angesehen geworden, so daß es Zeiten gab, in denen die Deutschen unbestritten die vornehmste unter allen fremden Kolonien bildeten. Jene Jahrzehnte waren es, die denn auch zum Bau der prachtvollen Animakirche, wie wir sie heute bewundern, geführt haben, die die Innenausstattung unermüdlich gefördert und die das Hospiz und Hospital auf die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gehoben haben.

Am 26. April dieses Jahres wurden es fünfhundert Jahre, daß die Errichtung der deutschen Nationalstiftung von Santa Maria dell' Anima kanonisch vollzogen wurde. Mit entsprechenden Feierlichkeiten ist dieser hochwichtige Tag begangen worden, und die Beteiligung an den Veranstaltungen war eine so allgemeine, wie es seit lange nicht mehr der Fall gewesen ist. Nicht zum wenigsten ist diese Anteilnahme der so glänzenden Vorfeier, die am Weißen Sonntag in der Animakirche stattfand, zu danken gewesen. Zum Verständnis der Sache muß ich einige Bemerkungen vorausschicken.

Der sonntägliche Gottesdienst in der Anima, bei dem seit langen Jahren auch eine deutsche Predigt gehalten wird, ließ von jeher, was den Besuch der Deutschen Roms angeht, viel zu wünschen übrig, weil kein gemeindlicher Zusammenhang vorhanden war. Nachdem diese mißlichen Verhältnisse schon des öfteren besprochen worden waren, ohne daß praktische Vorschläge zu einer durchgreifenden Aenderung gemacht werden konnten, traten vor einigen Monaten eine Anzahl Männer aus allen sozialen Schichten der Kolonie zusammen, um die Dinge in die Hand zu nehmen. Im Einverständnis mit dem Rektor der Anima

Herrn Prälaten Lohninger, berieten zwölf derselben, die gewissermaßen eine Art von Kirchenvorstand bilden, was zu tun sei. Zunächst beschloß man, deutsche Gesangbücher aus der Heimat kommen zu lassen, damit in einer stillen Messe die deutschen Kirchenlieder gesungen werden könnten, was auf den Besuch der Animakirche von bedeutendem Einfluß war. Andere Maßnahmen, die hier nicht zu erörtern sind, führten zu einem deutlich sichtbaren Erwachen des Zusammengehörigkeitsgefühles, so daß man es unternehmen konnte, für den Weißen Sonntag eine große kirchliche Familienfeier — um mich so auszudrücken — zu veranstalten.

Einer der Herren Kapläne der Anima hatte es übernommen, die deutschen Kinder auf die heilige Firmung und die erste heilige Kommunion vorzubereiten. Alle sollten gemeinschaftlich in der Animakirche unter Beteiligung der gesamten Kolonie diese heiligen Sakramente empfangen. Die Erwachsenen wurden aufgefordert, sich zur Generalkommunion der Kolonie einzufinden, um das Fest der Kinder verherrlichen zu helfen, ihrer Osterpflicht zu genügen und dadurch zugleich das Jubiläum der Anima einläuten zu helfen.

Die Herren des Kirchenvorstandes hatten unter der Hand und mit vielem Takte zur umfangreichsten Beteiligung an diesem Feste geworben, so daß tatsächlich eine Feier zustande kam, wie sie die deutsche Kolonie vielleicht seit vielen Jahrzehnten nicht mehr erlebt hatte. Man konnte daran so recht erkennen, wie wichtig diese eigentlich nur provisorische Einrichtung des Kirchenvorstandes ist, der sich als Bindeglied zwischen der Geistlichkeit und den Laien auf das beste bewährt hat. Kardinal Nocella hielt die Feier ab und war auf das freudigste überrascht, daß so viele Hunderte in dieser deutschen Ordnung und Ruhe zum Tische des Herrn hintraten, und daß unter diesen Hunderten fast die Hälfte Männer waren.

Die Begeisterung für dieses so herrlich gelungene Kirchenfest ist in allen Kreisen der deutschen Kolonie eine große, die Freude eine wahre und der Wille, es in Zukunft noch besser zu machen, ein aufrichtiger und fester. Das ist nur erreichbar, wenn in irgend einer Form, die von den beteiligten Persönlichkeiten nach Maßgabe der vorliegenden Verhältnisse unschwer gefunden werden kann, eine Art Gemeindebildung erstrebt wird. Die sämtlichen selbständigen Mitglieder unter den Katholiken deutscher Zunge sollte man jetzt zusammenrufen und ihnen vorher vereinbarte Vorschläge nach dieser Richtung hin unterbreiten. Eine von dieser Versammlung zu erwählende anerkannte Vertretung müßte das Erste und Wichtigste sein, was zu schaffen wäre. Das einträchtige Zusammenwirken von Klerus und Volk würde unzweifelhaft zu einer inneren Erstarkung der Kolonie, zu einer größeren Geschlossenheit führen, und es könnten so manche Dinge geschaffen werden, die man in der Vergangenheit des öfteren auf die Füße zu stellen versucht hat, ohne daß sie Bestand gehabt hätten.

Auch für die weitere wirtschaftliche Erstarkung der in Rom ansässigen Katholiken deutscher Zunge ist eine solche Gemeindebildung durchaus nicht gleichgültig. Der Anschluß der deutschen Winterfremden an die Gemeinde vollzieht sich dann wohl von selbst, und damit kann und muß das Interesse derselben auf die deutschen Handeltreibenden, Kaufleute und Handwerker aller Art hingeleitet werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die wirtschaftliche Kräftigung der Mitglieder einer Kolonie sowohl auf die caritative Tätigkeit derselben wie auf den geselligen Zusammenschluß von weittragendstem Einflusse sein muß. Wenn dann die Verhältnisse einmal gut geordnet sein werden, wird es wohl nicht mehr vorkommen, daß sich zahlreiche Katholiken deutscher Zunge, die nicht dauernd in Rom leben, an andere Organisationen anschließen und so der deutschen Kolonie Kräfte entziehen, die für dieselben wertvoll sind. Wir müssen mit allem Nachdruck und durch jedes erlaubte Mittel das Ansehen unserer Kolonie stärken; und wenn dann in Zukunft Leute nach Rom kommen, die zwar von vielen Mitgliedern der Kolonie gerne Gefälligkeiten und nicht selten große Gefälligkeiten, erwiesen haben wollen, aber ihren sozialen und caritativen Anschluß ausschließlich wo anders suchen, so werden sie mit der Möglichkeit rechnen müssen, auch manche ihrer Bitten an eine andere Adresse zu richten. Es kommt wohl vor, daß Wintergäste größere Summen für nichtdeutsche caritative Zwecke laufender Art geben in der Hoffnung, dadurch auch gesellschaftliche Vorteile und sozialen Anschluß zu finden, was auch hie und da gelingt; klopfen dann die Vertreter der deutschen Vinzenzkonferenz, des deutschen St. Elisabethenvereins, die Besorger der deutschen Waisen und andere an ihre Türe, dann ist für diese näherliegenden Zwecke kein roter Heller mehr vorhanden. Eine starke und selbstbewußte deutsche Kolonie würde dagegen Mittel und Wege finden, um auch auf diesem Gebiete Besserungen anzubahnen. Die sprichwörtliche Gemütlichkeit des deutschen Michel findet doch auch einmal ihre Grenze.

Wenn das Animajubiläum der Ausgangspunkt einer Neuordnung der Verhältnisse in der deutschen Kolonie, einer wirklich organisierten Gemeindebildung wäre, so würde an seine Feier in Zukunft mit größter Dankbarkeit zurückgedacht werden können. Unter dem Eindruck des herrlichen Festes vom Weißen Sonntag sollte man das Eisen schmieden, so lange es noch warm ist. Das frühere Ansehen der römischen Kolonie der Katholiken deutscher Zunge muß unter allen Umständen wieder hergestellt werden. Zeit und Verhältnisse zu kräftigem, besonnenem Handeln liegen günstig; mögen also alle Kräfte einträchtig zusammenwirken, um das hohe und schöne Ziel zu erreichen.

Der Streit um die russischen Finanzen

wird immer schärfer und, je näher die neue 2 Milliarden-Anleihe heranrückt, immer praktischer. Zwei Parteien haben sich gebildet, deren eine den Stand der Finanzen des Zarenreiches immer noch im gewissen Sinne für so solid hält, daß man eventuell es auch wagen könnte, seine überflüssigen Gelder in russischen Staatspapieren anzulegen, — während die andere den gänzlichen Zusammenbruch unbedingt voraussieht und darum mit allem nur möglichen Nachdrucke warnt, nur ja keine „Russen“ zu kaufen, vielmehr, was man davon besitzt, in möglichster Eile „abzustoßen“.

Als Stimmführer der beiden Ansichten kann man wohl Helfferich und Martin bezeichnen, beides Männer mit gewichtigen Titeln: Helfferich, Wirklicher Legationsrat, Martin, Regierungsrat im Kaiserlichen Statistischen Amte zu Berlin. Helfferich hat in seinem Sinne in der „Marine-Rundschau“ drei Aufsätze veröffentlicht über „die finanzielle Seite des russisch-japanischen Krieges“ und diese dann in Buchform herausgegeben. Martin hat seinen Ideen Ausdruck geliehen zunächst in einem vielgelesenen und vielbesprochenen Buche: „Die Zukunft Rußlands und Japans“, in dem er zu dem Resultate kommt, daß Deutschland die „Zeche nicht bezahlen solle“, das heißt, bei neuen russischen Anleihen nicht nur sich absolut nicht beteiligen, sondern seine russischen Papiere möglichst verkaufen solle.

Da Martin seinen Titel zu seinem Namen geschrieben hatte, so wollte die Reichsregierung den Verdacht vermeiden, als ob sie irgendwie in Beziehung zu seiner Veröffentlichung stände, und erließ in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ eine geharnischte Erklärung, daß es „selbstverständlich sei, daß die Regierung dem Buche, das auf Grund haltloser Voraussetzungen zu abenteuerlichen Prophezeiungen über das Schicksal Rußlands in den nächsten Jahrzehnten kommt, gänzlich fern steht“.

Diese gründliche Abschüttelung scheint indessen auf Martin nicht übermäßig viel Eindruck gemacht zu haben; denn er veröffentlichte in der letzten Zeit ein zweites Werk, in dem womöglich noch schärfer seine früheren Ideen vertreten sind, und erklärt in dem Vorwort, er werde, wenn er sein Vaterland von einer Katastrophe bedroht sähe, es vor der Gefahr warnen und sich von niemand von dieser seiner Pflicht abhalten lassen.

Wer die Schriften der beiden Männer nebeneinander liest, kann zunächst kaum begreifen, wie es möglich sei, daß die auf denselben Grundlagen aufgebauten Studien zu einem so absolut entgegengesetzten Resultat führen können. Indessen ein gewaltiger Unterschied macht sich bald bemerkbar: Helfferich sieht die innere Lage Rußlands nach Beendigung des Krieges einigermaßen als normal an und glaubt an eine regelmäßige budgetmäßige Entwicklung der Finanzen, wenn natürlich auch unter großen Schwierigkeiten; Martin sieht in den jetzigen inneren Unruhen nur den Anfang einer großen allgemeinen Revolution, der größten, die es je gegeben, in der Duma das Zentralorgan dieser Revolution, deren erste Tat es sein werde, die Zins- und Rentenzahlungen an Ausländer einzustellen. Ferner glaubt Helfferich an die Angaben der russischen Jahresbudgets, sowohl der letzten Jahrzehnte und auch dessen für 1906, Martin nennt sie alle nur Verschleierungen der Tatsachen, namentlich das von 1906 eine der ungeheuerlichsten Lügen der Budgetgeschichte.

Martins Ausführungen haben entschieden etwas Bestechendes, wo er in einigen Parallelen zwischen den russischen Zuständen und denen Frankreichs vor und während der großen Revolution eine Menge der verblüffendsten Aehnlichkeiten konstatiert, so daß man schon die Schritte der Blusenmänner und Fischweiber und die Reden der Männer vom „Berg“ hört.

Während Helfferich in Witte den wirklichen Regenerator der russischen Finanzen sieht, ist er für Martin nur ein zweiter Necker, der die Welt nur noch in viel höherem Maße enttäuschen werde als dieser, wenn nur einmal seine unheilvollen Manipulationen aufgedeckt würden.

Unter solchen Voraussetzungen dürfen wir uns nicht wundern, daß Martin mit dem Ernste eines Mannes, der für eine gute Sache ficht, vor aller Täuschung über die russischen Zustände und vor Beteiligung an der neuen Anleihe warnt.

Die naheliegende Frage, welchem von den beiden Autoren man zustimmen soll, ist überaus schwer zu beantworten. Daß die Duma mehr revolutionäre als konservative Elemente enthalten wird, haben ernste Politiker längst ausgesprochen. Daß damit die ganze Grundlage der russischen auswärtigen Schulden und die Unterstellungen Helfferichs wanken, ist ein einfaches Rechenexempel, ebenso wie daß die „Russen" unsicher geworden sind; daß aber unbedingt ein solcher Riesenzusammenbruch eintreten muß, wie Martin ihn zeichnet, will uns schon deswegen nicht einleuchten, weil es einfach unmöglich erscheint, alle Faktoren einer solchen Katastrophe zu berechnen. Vielleicht ist die Persönlichkeit schon bereit, die im rechten Augenblick eingreift und dem Lauf der Ereignisse eine andere Richtung gibt.

Jedenfalls tun deutsche Kapitalisten gut, schon allein mit Rücksicht auf die Unsicherheit und Gefahr sich anderswo einzukaufen, und darauf zuerst kräftig hingewiesen zu haben, bleibt Martins unbestrittenes Verdienst. Peter Busch.

An den Mai.

Milder Mai im Blütenkranz,
Sehnend hab' ich dein gedacht
Bei der Flocken Wirbeltanz
Und in sturmdurchsung'ner Nacht.

Dacht' ich deiner, Maientraum,
Ward mir wohl und weich ums Herz.
Lied um Lied erklang vom Baum,
Auf der Flur war Lust und Scherz.

Dacht' ich deiner, Maienkraft,
Sah ich tausend Blumen steh'n
Und die Bächlein, los der Haft,
Aus den Fichtenforsten geh'n.

Heim zum trauten Vaterhaus
Kehrt das treue Schwalbenpaar.
Sieh', ein duft'ger Veilchenstrauß
Bringt ihm süßen Willkomm dar.

Durch die Fenster fließt die Luft,
Doch der Vorhang rührt sich kaum;
Alles atmet Glanz und Duft,
Träumt des Werdens Wundertraum.

Aus dem Schmuck der holden Au,
Aus der Vöglein Melodei,
Süß im zarten Himmelsblau
Lächelt deine Milde, Mai...

Wenn der Zweifel mich umschlich
Damals in der Wintersnacht:
O wie bat mein Herz um dich,
Auferstehung, Maienmacht!

Milder Mai, nun löse leis
Lang verhalt'nes Winterweh;
Streue, als des Harrens Preis,
Uns'ren Pfaden Blütenschnee!

Franz Lehner.

Eine protestantische Stimme über die katholischen Orden.

In der Plenarsitzung der bayerischen Kammer der Reichsräte vom 28. April 1906 hielt Reichsrat Freiherr von Cramer-Klett eine sehr bemerkenswerte Rede über die religiösen Orden, die er geradezu als „die Elite, die Auslese des gesamten Christentums" bezeichnete. Freiherr von Cramer-Klett, dessen hochsinnigem Edelmut die bayerischen Benediktiner so viel verdanken (vgl. auch den Aufsatz „Ettal" von Dr. J. Weigl in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau", S. 58 ff.), der seine wohltätige Hand so oft kirchlichen und caritativen Zwecken beider christlichen Konfessionen geöffnet hat, ist bekanntlich Protestant. Man will den Anschein erwecken, als ob der ritterliche Verteidiger des katholischen Ordenswesens seine Bemerkungen ohne eigentliche Veranlassung gewissermaßen vom Zaun gebrochen habe. Wer das behauptet, muß ein sehr kurzes Gedächtnis haben. Es scheint, daß gewisse Leute sich nicht gerne an die Hetze erinnern lassen, welche an die Preßmitteilungen über angebliche hygienische Mißstände im Kloster Mallersdorf anknüpfte und mit den in jenen Kreisen beliebten Uebertreibungen und Verallgemeinerungen alle Formen eines Klostersturmes anzunehmen drohte, wenn nicht die glänzende amtliche Rechtfertigung des schwer angegriffenen Mutterhauses die auflodernde Flamme so rasch und prompt im Keime erstickt hätte. Freiherr von Cramer-Klett hat selbst das harte Wort „Verhetzung" gebraucht. Es war gewiß nicht das Verdienst der Hetzer, daß ihr sehnlicher Wunsch, den französischen Kulturkampf gegen die Orden, wenn auch einstweilen im kleineren Stile, in Bayern nachgeahmt zu sehen, nicht in Erfüllung ging. Auch in dem anderen Falle, den Freiherr von Cramer-Klett kurz berührte, in dem Kompetenzkonflikt anläßlich der Wahl eines Benediktinerabtes in Metten, hat eine gewisse Presse wieder ihre unüberwindlichen Instinkte geoffenbart, indem sie für das in gar keiner Weise verletzte oder bedrohte Oberaufsichtsrecht der Staatsallmacht heftige Lanzen brach.*)

Nach dieser Einleitung sei die bemerkenswerte Rede des Freiherrn von Cramer-Klett im vollen Wortlaute wiedergegeben. Der Redner führte aus:

„In den vergangenen Monaten hatte die öffentliche Meinung häufiger als sonst Gelegenheit, sich mit Kongregationen und klösterlichen Niederlassungen zu beschäftigen. Es waren insbesondere zwei Gegenstände, welche die Oeffentlichkeit in Atem hielten, der Kompetenzkonflikt zwischen den Benediktinern und dem Ordinariat Regensburg anläßlich der Abtwahl in Metten, ferner die Affäre der Schwestern vom Kloster Mallersdorf. In beiden Fällen wurde sehr viel geschrieben und gesprochen, und es läßt sich nicht leugnen, daß in alledem eine starke tendenziöse Färbung zu finden war. Es wurden in diesen beiden Fällen sehr viele Angriffe gemacht, und es wurde dabei ein Mangel an Sachkenntnis in der Beurteilung gezeigt, der, wenn diese Verhetzung verschiedener und auch gebildeter Volksklassen nicht so gefährlich wäre, höchstens zum Lachen reizen könnte. In beiden Fällen ist von seiten des Kultusministeriums mit großer Gerechtigkeit geurteilt worden, und ich möchte sagen, daß sich das Ministerium hierdurch nicht nur den Dank aller derjenigen verdient hat, welche den klösterlichen Niederlassungen nahe stehen, sondern auch aller derjenigen, denen die Erhaltung des Christentums und der christlichen Idee im Staate am Herzen liegt.

Ich stehe nicht an zu sagen, daß ich der festen Ueberzeugung bin, die Orden der abendländischen Kirche seien die Elite, die Auslese des gesamten Christentums. Wenn ich dies erkläre, so begebe ich mich in die Gefahr des Einwurfs, daß ich, in einer anderen Konfession geboren und erzogen und lebend, hierüber eines Urteils nicht fähig sei. Ich ziehe aber gerade aus diesem Umstande das Recht, unparteiischer zu urteilen als diejenigen, denen von Kindheit auf das Gewand eines Ordenspriesters oder einer Ordensfrau mit einem gewissen Heiligenschein umgeben ist. Im Gegenteil, es ist den Protestanten ein Ordensmann, ein Kloster immer als etwas Unnatürliches und Unheimliches dargestellt. Ich ziehe das Recht, hierüber zu urteilen, aber auch aus einer anderen Quelle, und diese Quelle ist meine eigene Erfahrung.

*) Nebenbei bemerkt: Was wohl dieselben Leute sagen würden, wenn wir den Spieß umkehrten und die von ihnen so ängstlich behütete Staatsvormundschaft über die „alten Religionen" auch auf die „neuen Religionen" übertragen wissen wollten, also beispielsweise die Forderung aufstellten, daß der jeweilige Präsident und eine Reihe von Würdenträgern und Pionieren des Monistenbundes von der Regierung „ernannt" werden müßten, ausländische Würdenträger des Monismus nur mit hoher staatlicher Genehmigung in Bayern „predigen" dürften usw. Dieses pikante Thema ließe sich bei passender Gelegenheit vielleicht noch etwas eingehender beleuchten. Der Herausgeber.

Ich habe am eigenen Leibe erfahren, welchen Stoß nach vorwärts, welche Veranlassung zur Beurteilung ernster, sittlicher Probleme und zur Erhaltung der Ideale die nähere Betrachtung des Ordenslebens der abendländischen Kirche bewirkt, und ich müßte ein rechter Pharisäer sein, wenn ich nicht glauben möchte, daß recht viele junge Leben von krummen auf gerade Wege geführt, wenn nicht vor denselben bewahrt werden durch eine wenn auch nur oberflächliche Betrachtung dieses Lebens. Wenn ich erkläre, die Orden der abendländischen Kirche seien die Auslese des Christentums, so denke ich nicht an vergangene Zeiten. In der Geschichte werden die Rechnungen von Vorjahrhunderten nicht bezahlt, und wenn die Orden keine anderen Verdienste als diejenigen hätten, welche sie in den Zeiten eines Thomas v. Aquin und eines Franz v. Assisi gehabt haben, so hätten sie wohl heute keine Existenzberechtigung mehr, allein sie sind die Auslese, weil sie in weitgehender Form das Christentum in die Tat übersetzen, in Armut, in Selbstverleugnung und in Gehorsam.

Man komme nicht mit dem Einwurf der immensen Reichtümer der Kongregationen. In Ländern, über welche die Säkularisation dahingebraust ist, kann man davon überhaupt nicht mehr reden. Aber auch in den Ländern, welche hiervon verschont blieben, sind die Verpflichtungen gewisser Häuser derart, daß man nur von wenigen sagen kann, daß sie in wirklich günstigen Verhältnissen leben. Allein wenn ein Haus mit 50, 80 und 100 Mitgliedern, welches noch Schulen und Spitäler hält, einen gewissen Besitz hat, um seinen Pflichten nachzukommen und um überhaupt leben zu können, so ist das meiner Ansicht nach vollkommen naturgemäß, und ich weiß wohl, daß es viele Häuser gibt, welche jahrzehntelang am heutigen Tage nicht wußten, woher sie für morgen die nötigsten Nahrungsmittel nehmen sollten.

Die Selbstverleugnung und der Gehorsam sind Dinge, welche besonders in unserer Zeit, in welcher die einzig existierende Parole das „sich ausleben“ ist, ein glänzendes Zeichen davon geben, daß es noch ein wahres und ein tätiges Christentum auf Erden gibt. Gegenüber der unendlich reichen Tätigkeit, der unendlichen Mannigfaltigkeit der Orden der abendländischen Kirche sind die Orden der orientalischen Kirche kaum in Vergleich zu ziehen. Der einzige dort existierende Orden geht auch von einer anderen Devise aus; der Zweck derselben ist, einen geeigneten und geschulten höheren Klerus hervorzubringen.

Aber auch in der evangelischen Kirche hat es sich gezeigt, daß, wenngleich deren Tendenz den Orden gegnerisch ist, die Idee eines gemeinschaftlichen regulären Zusammenlebens zu idealen Zwecken, zu dem Zweck nach den beiden höchsten Geboten des Christentums, der Nächstenliebe und der Verherrlichung Gottes, daß diese Idee sich doch Durchdringen verschafft hat in den herrlichen, blühenden Diakonissenanstalten, und ich möchte den Ordensgegnern auf protestantischer Seite sagen, sie möchten außer den vielen Aussprüchen des Herrn, welche dahin interpretiert werden können, die Briefe des Apostels Paulus in die Hand nehmen und da herausfinden, in wie häufiger Weise besonders in den ersten Korintherbriefen sich Stellen finden, in welchen auf das Ordensleben direkt hingewiesen ist.

Gestatten Sie mir noch einen kleinen Gegenbeweis. In allen Fällen, wo sich Bewegungen gegen die Kirche und das Christentum breit machen, wird die erste Spitze sich gegen die Klöster richten. Es ist nicht zu leugnen, daß besonders in früheren Jahrhunderten und auch noch bis weit in dieses Jahrhundert hinein besonders in romanischen Ländern gewisse Orden und Ordensgruppen sich viel mit Politik befaßt haben; diese treten in diesem Fall auf die Tribüne des politischen Lebens und kommen in Gefahr, von den Gegnern angegriffen und heruntergezogen zu werden. Allein warum soll man alle Orden generalisieren? Warum die Angriffe gegen die Kongregationen im allgemeinen? Haben vielleicht die Frauen, welche ihr Leben, ihre Jugend hingeben, um sich in den Dienst des Nächsten zu stellen, als Krankenpflegerinnen, als Kindergärtnerinnen, haben die etwas mit Politik zu tun? Das zu behaupten ist doch so widersinnig, daß auch die Kirchenfeindlichsten das nicht als Grund angeben können. Der Grund der Feindschaft ist, weil die Orden denjenigen, welche jede Autorität angreifen wollen, denen die Materie am höchsten steht, unbequem ist; der Grund ist der, weil die Orden der lebendige Gegenbeweis gegen die Dogmen derjenigen sind, welche die Welt vom Dogma befreien wollen. Es erübrigt mir nur noch zum Schluß, meinen Dank an das Kultusministerium zu wiederholen, daß dasselbe mit so viel Mut, so viel Gerechtigkeit und so viel Takt in den beiden Angelegenheiten gehandelt hat.“

Daß diese Rede aus dem Munde eines Protestanten in dem hohen Hause einen starken Eindruck machte, braucht kaum betont zu werden. Dieser starke Eindruck äußerte sich hauptsächlich in den Reihen der protestantischen Reichsräte. Als oberster Vertreter der protestantischen Kirche in Bayern erwiderte Oberkonsistorialpräsident Dr. von Schneider folgendes:

„Es wird eine bemerkenswerte Erscheinung genannt werden können, daß ein Mitglied des hohen Hauses, das der protestantischen Kirche angehört, eine so warme und begeisterte Schilderung des Ordenswesens, das ein Charakteristikum der katholischen Kirche ist, vorbringt. Ich kann mich vollkommen in den Ideenkreis des Reichsrats Frhrn. von Cramer-Klett hineindenken. Auch ich stehe nicht an, mit voller Entschiedenheit auszusprechen, daß eine historische Betrachtung der kirchlichen Orden im Mittelalter uns zu der Anschauung bringt, daß die kirchlichen Orden im Mittelalter große Verdienste nicht bloß um die Verbreitung des Christentums, sondern auch um die Verbreitung der Bildung sich erworben haben. Aber als Protestant erinnere ich mich doch daran, daß durch die Reformation die Stellung der protestantischen Kirche gegenüber dem Orden eine grundsätzlich verschiedene geworden ist. Als erster Grundsatz ist vom Reformator Luther zum Ausdruck gebracht worden, daß es keine Unterscheidung zwischen den Christen gibt. Es ist reformatorischer Grundsatz, daß namentlich auch die schönen großen Tugenden der Nächstenliebe, und was damit zusammenhängt, auch ohne die Form des Ordenswesen geübt werden können,*) wie das auch von seiten des Frhrn. v. Cramer-Klett in bezug auf Diakonissenanstalt hervorgehoben worden ist. Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, als wollte ich das Ordenswesen der katholischen Kirche in mißgünstiger Weise beurteilen, ich behalte mir nur vor, den protestantischen prinzipiellen Standpunkt dem Ordenswesen gegenüber zu wahren. Ich erkenne an, daß die katholischen Orden sich ausgezeichnete Verdienste erwerben, und bin mit dem Lobe einverstanden, das unser zu verehrender Herr Referent den Mallersdorfer Schwestern für ihre Verdienste und ihre Hingebung ausgesprochen hat. Ich möchte nur wünschen, daß beide Konfessionen in ihrem edlen Wetteifer fortfahren werden“.

Freiherr von Cramer-Klett erhob sich sofort zu nachstehender Entgegnung:

„Ich möchte dem Herrn Vorredner nur entgegnen, daß ich das Gefühl habe, daß die Orden der katholischen Kirche quasi ihr Knochengerippe sind, und daß ich der festen Ueberzeugung bin, daß es um die protestantische Kirche besser stünde, wenn sie ebenfalls Orden hätte. Ich bin durchaus nicht kurzsichtig genug, um nicht zu wissen, daß sowohl bei den einzelnen Persönlichkeiten wie auch schließlich bei ganzen Gruppen und bei ganzen Kongregationen gewisse Schwächen vorhanden sind, welche leicht zu bekämpfen sein würden; allein dafür sind eben Mitglieder der Kongregationen Menschen, und fehlerlose Menschen werden wir hier ebenso wenig finden wie auf anderen Gebieten. Ich möchte dem Herrn Oberkonsistorialpräsidenten nur sagen, daß ich den Wunsch hätte, daß derartige Zusammenschlüsse auch in der protestantischen Kirche vorkommen möchten. Denn diejenigen Charaktere, welche allein und ohne eine bestimmte Regel, ohne die Vorbilder der Brüder in einem Hause und der Schwestern in einem Hause dieses Leben vollbringen, dürften, glaube ich, selten zu finden sein, außer sie führten das Leben der Anachoreten“.

Es war das gute Recht protestantischer Reichsräte, der Anschauung des Freiherrn v. Cramer-Klett ihre abweichende Meinung entgegen zu stellen. Von diesem Rechte hat neben dem Oberkonsistorialpräsidenten auch Freiherr v. Thüngen Gebrauch gemacht, indem er „aus dem Stegreif auf eine so wohldurchdachte, sachgemäße und einschneidende Rede“ antwortete:

„Das eine glaube ich mir und der protestantischen Kirche schuldig zu sein, daß der gläubige Protestant in den katholischen Ordenskongregationen nicht die Elite der abendländischen Kirche anzuerkennen in der Lage ist. Ich bin der letzte, der die Verdienste der Kongregationen in Abrede stellen will. Sie haben außerordentliches geleistet, und es ist schon hervorgehoben worden, daß sie dem Mittelalter gewissermaßen das Gepräge verliehen haben, daß sie damals die Träger der Kultur waren; allein ich würde es doch nicht über mich gebracht haben, wenn hier im Hause ein Mitglied der protestantischen Kirche ohne Widerspruch hätte sagen können, daß die katholischen Ordenskongregationen die Elite alles abendländischen Christentums sind. Das ist nicht die Ansicht, wie sie im gläubigen Protestantismus herrscht.“

Die Ansicht des Freiherrn v. Thüngen in Ehren! Wenn er aber noch hinzufügte, daß die Aeußerungen des Freiherrn v. Cramer-Klett „nicht dazu beitragen werden, den Frieden unter den Konfessionen zu bestärken,“ so ist diese Logik nicht recht verständlich. Freiherr v. Thüngen hat wohl einen Augenblick vergessen, daß es sich hier nur um eine Zwiesprache unter Mitgliedern einer und derselben Konfession, der protestantischen, handelte. Wenn neuerdings selbst die radikalsten, negativsten, grundstürzendsten Glaubensansichten innerhalb des Protestantismus da und dort geduldet werden, wird wohl Freih.

---

*) Diesem Grundsatze huldigen wahrlich auch die Katholiken, wie ihre selbst von den Gegnern oft genug anerkannten und geradezu bewunderten, neben dem Ordensleben bestehenden Leistungen und Schöpfungen auf caritativem und sozialen Gebiete handgreiflich genug beweisen. Der Herausgeber.

v. Cramer-Klett nicht den Vorwurf des Friedensstörers verdienen, wenn er nach der **positiven** Seite hin vom Rechte der freien Meinung Gebrauch macht.

Auf katholischer Seite enthielt man sich in taktvoller Weise jeder Einmischung in dieser Auseinandersetzung. Der **Erzbischof** von München-Freising, Reichsrat Dr. v. **Stein**, beschränkte sich darauf, unmittelbar nach der Rede des Freih. v. Cramer-Klett zu erklären, daß er sich „den eben vernommenen, überaus freimütigen und wohlwollenden Worten mit tiefgefühltestem und wärmstem Danke anschließe“. Nachdem schon der Referent, Justizrat v. Auer, erklärt hatte, daß im Ausschusse der Tätigkeit der angegriffenen Mallersdorfer Schwestern von allen Seiten die höchste Anerkennung gezollt worden sei, wurde dies auch vom Münchener Erzbischofe nochmals ausdrücklich festgestellt: „Ich kann nur heute wiederholt meiner Freude Ausdruck geben, daß diese öffentliche Besprechung den Anlaß geboten hat, den mit vollem Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart getroffenen Einrichtungen zur Unterweisung und Betätigung frommer und opferwilliger Frauen die öffentliche Anerkennung zuteil werden zu lassen.“

Hoffnung.

Die Nacht klagt in den schwarzen Tannen
Und schüttelt Tränen in das Moos,
Die lang aus schweren Wolken rannen
Hernieder in des Waldes Schoß.

Ein Adler steigt und späht im Dunkeln,
Ob schon die Sonn' am Himmel loht,
Und aus dem Osten weht ein Funkeln:
Das junge, gold'ne Morgenrot.

Reinald Dahlen.

Zwei Schriften über Annette von Droste-Hülshoff.

Von

Dr. A. **Lohr**.

Annette von Droste-Hülshoff gehört zur kleinen, aber erlesenen Schar jener Dichter, die abseits vom großen Strome der zeitgenössischen Literaturentwicklung ihre eigenen Wege gingen und daher zu ihren Lebzeiten nicht in ihrer vollen Bedeutung erkannt und gewürdigt wurden. Nachher erwiesen sie sich dann freilich als ein wahres Ewigkeitsgeschlecht und gewannen mit ihrem Schaffen überreichlichen Einfluß auf weiteste Volkskreise, wie die Beispiele von Mörike und Stifter zur Genüge beweisen. Die etwas schwerflüssige, knorrige und stellenweise harte und dunkle Ausdrucksweise und Art der Droste haben zwar bisher die wünschenswerte Popularisierung ihrer Dichtung verhindert und werden ihr auch in Zukunft im Wege stehen, aber die literarische Welt der Gebildeten, die etwas Mühe und eindringende Arbeit nicht scheut, und besonders die Liebe von allerhand schaffenden Geistern, die den starken, originellen Geist, die psychologisch interessante Individualität in ihr spüren, hat sich die große Westfalin längst erobert. Neben ihrem bedeutendsten Biographen, dem P. Wilhelm Kreiten S. J., dem ihre ganze konservativ-katholische Lebensrichtung besonders sympathisch sein mußte, waren es in den letzten Jahren vor allem auch Anhänger einer ganz anders gerichteten Weltanschauung, die von der Persönlichkeit der Droste angezogen und zur Erklärung ihres eigenartigen, tiefen, vielfach auch widerspruchsvollen Wesens gereizt wurden. Ich nenne da nur die interessanten, wenn auch naturgemäß einseitigen Arbeiten von Karl Busse und W. v. Scholz.

Nun reiht sich ihnen **Gabriele Reuter** mit einem Buche über die Droste*) in der von G. Brandes herausgegebenen Monographiensammlung „Die Literatur“ an. In diesen Monographien kommen keine Literarhistoriker zu Wort, sondern es sprechen nur Dichter über Dichter. Die Folge davon ist, daß wir zwar keine Pedanterie und keine Schulgelehrsamkeit, aber auch keine objektiven, wissenschaftlich begründeten Urteile und Darstellungen, sondern vielfach mehr oder weniger geistreiche Stilübungen und Plaudereien vorgesetzt erhalten. Auch Gabriele Reuters Traktat über ihre westfälische Kollegin ist keine wissenschaftliche Leistung; die scharfsichtige, feinfühlige Dichterin und Gesellschaftskritikerin tritt Annette zwar mit warmer Bewunderung gegenüber, gibt aber weder eine gute und zuverlässige Biographie von ihr, noch sucht sie dem Geheimnis ihrer Persönlichkeit durch allseitiges, planmäßiges Eindringen in ihr Wesen und ihre Werke beizukommen. Sie sieht eben nach moderner Anschauung Annette zu sehr als Produkt ihrer Umgebung und die Geschichte ihres Lebens ist ihr auch die ihrer Dichtung. Doch bleibt die Reutersche Darstellung noch interessant und anregend genug. In ihrer weiblichen, subjektiven Art interessiert Gabriele Reuter an der Droste vor allem die Wirkung des Geschlechtes auf das dichterische Schaffen. Da findet sie nun einerseits, daß bei Annette, der männlichsten aller deutschen Dichterinnen, im Fühlen, Denken und Phantasieren eine merkwürdige Vereinigung von Männlichkeit und Weiblichkeit sich nachweisen läßt, betont aber anderseits die Beobachtung, daß die Droste in ihrem Wesen doch durchaus Weib war und als „weibliches Genie der Befruchtung durch das männliche Prinzip“ bedurfte. Man mag sich zu diesem Urteil stellen, wie man will, jedenfalls zeigt Annettens Verhalten Levin Schücking gegenüber, daß sie echt weiblich fühlen konnte. Ob sie aber, wenn ihr das Schicksal einen Robert Browning beschert hätte, Elisabeth Barrett nachgeschlagen wäre, möchte ich doch bezweifeln. Auch in der Auffassung der Religiosität Annettens regt Gabriele Reuters Darstellung zum Widerspruch an. Doch wird man dieses geistreiche Lebensbild der großen Westfalin im ganzen mit Dank und lebhaftem Interesse entgegennehmen können. Ausstattung und Buchschmuck verdienen hohes Lob.

Eine mit Genugtuung zu begrüßende Droste-Publikation verdanken wir Laurenz **Kiesgen**, einem Mitarbeiter dieses Blattes. Er hat als erstes Bändchen der vom Verlag der Jugendblätter herausgegebenen Jugendschriften eine **Auswahl***) aus Annettens von Droste-Hülshoff Gedichten für die Jugend zusammengestellt. Wegen der Schwierigkeiten, die Annettens Dichtungen bieten, ist es wichtig, daß schon die Jugend in das Verständnis der Dichterin eingeführt wird und so später Genuß an ihrer Lektüre findet. Die Auswahl ist verständig und wohl auch in der Hauptsache mit Hilfe der beigegebenen Erklärungen für die Jugend nicht zu schwierig. Die Rubrizierung der Gedichte unter die drei Abteilungen: Menschen — Natur — Gott, ist glücklich und einfach. Die kurze einleitende Biographie ist geschickt für die Bedürfnisse der Jugend abgefaßt. Möge das Büchlein fleißige Benützung in Schule und Haus finden!

13. Vereinsjahr der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst.

Von

Dr. **Felix Mader**-München.

Soeben erscheint der Jahresbericht der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst für das abgelaufene Jahr.

Es ist nicht nötig, auf die Bedeutung hinzuweisen, welche die Gesellschaft im Rahmen der kulturellen Aufgaben unserer christlichen Organisationen einnimmt; um so erfreulicher ist es, daß diese Bedeutung erkannt wird, wie die wachsende Mitgliederzahl beweist. Kann doch der Jahresbericht bis März 1906 einen Mitgliederstand von 4900 konstatieren. Möge er fortgesetzt wachsen! Je mehr Mittel zu Gebote stehen, desto umfassender kann die Gesellschaft ihre Interessen verfolgen. Die Mitglieder selber genießen übrigens für ihre materiellen Beiträge ein vollgültiges Aequivalent in der jährlichen Vereinsmappe, die auch 1905 in gleich vornehmer Ausstattung wie ihre Vorgängerinnen erschienen ist. Dazu kommen die sehr beliebten Verlosungen, durch welche Originale — solche allerdings, wie begreiflich, in beschränkterem Umfang — und viele künstlerisch hochstehende Reproduktionen in die weitesten Kreise gelangen und ihre Mission für christliche Gedanken in künstlerischem Gewand zu wirksam erfolgreich erfüllen. Wir sagen nicht umsonst erfolgreich: genug hatten wir Gelegenheit zu beobachten, daß diese Blätter

* Annette von Droste-Hülshoff. Berlin 1905. Bard, Marquard & Co., kartonniert 1.25 M.

*) Annette v. Droste-Hülshoff. Eine Auswahl aus ihren Gedichten für die Jugend. München 1906. Verlag der Jugendblätter. 112 S. 0.50 M.

wirklich ein Erziehungsmittel zum Kunstverständnis in weiten Kreisen sind.

Außer den regelmäßigen Betätigungen des Vereins veranstaltete die Vorstandschaft vier Künstlerkonkurrenzen: zwei aus eigener Initiative zur Erlangung von Entwürfen für einfache christliche Grabdenkmäler und für das Titelblatt der Zeitschrift „Die christliche Kunst". Namentlich die erste hatte zunächst bedeutenden ideellen Erfolg, indem sie eine große Anzahl tüchtiger Entwürfe zeitigte, die geeignet sind, diesem Gebiet christlicher Kunst über die ausgetretenen Geleise der geläufigen Dutzendware hinaus neue Wege zu weisen. Die Vorstandschaft übernahm ferner zwei Konkurrenzen für kirchliche Neuschöpfungen: für einen Hochaltar in Stadtsteinach und für die Erbauung einer neuen Pfarrkirche in Milbertshofen bei München. Beide lieferten den Beweis, wie viel vortreffliche Kräfte die christliche Künstlerschaft in sich vereinigt.

Auch an der Ausstellung für christliche Kunst, welche die Wiener Sezession im November und Dezember des verflossenen Jahres in Wien veranstaltete, beteiligte sich die Deutsche Gesellschaft als geschlossene Gruppe. Die Berichterstattung über diese Ausstellung und die Bewertung der daselbst vertretenen Richtungen in den Tagesblättern war sehr interessant: ein starker Beweis für die Notwendigkeit der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst zur Wahrung und Förderung einer wirklich christlichen Kunst, die nur auf der Grundlage der Glaubensüberzeugung und solider ästhetischer Grundsätze sich entfalten kann.

Der Jahresbericht verbreitet sich auch über die Entwicklung der Zeitschrift „Die christliche Kunst", die nunmehr den zweiten Jahrgang fast vollendet hat. Wie man mit lebhafter Befriedigung konstatieren kann, erfüllt sie ihre Aufgabe in vornehmer Weise und bietet allen konservativen Kreisen ein Organ, das nach Text und Illustration den Kunstjournalen anderer Richtung ehrenvoll sich an die Seite stellen kann. Daß es sich nicht in den Dienst krankhafter Originalitätshascherei, in den Dienst der Phrase, in den Dienst des Herrenmenschentums auf künstlerischem Gebiet stellt, ist ein Beweis für die gesunde Grundlage des verdienstvollen Unternehmens. Wir hoffen deshalb eine blühende Weiterentwicklung der Zeitschrift, über deren Bedeutung ja niemand im unklaren sein kann, dem die christlichen Interessen im modernen Kulturleben am Herzen liegen.

Bischof von Leonrod, dem der Jahresbericht als ständigen hohen Gönner einen warmen Nachruf widmet, sprach auf der 7. Generalversammlung zu Eichstätt im Jahre 1899 die Worte: „Der Künstler ist der bevorzugte Liebling Gottes . . . wer es gut meint mit Gott und der Kirche, der muß begeistert sein für Kunst und Künstler." Wir meinen, der Jahresbericht zeige, daß es an dieser Begeisterung in deutschen Landen nicht fehlt und wünschen herzlichst, daß sie immer mehr wachse.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Residenztheater. Ein Schwank von Meyer-Förster, dem Dichter von „Alt-Heidelberg", betitelt „Der Vielgeprüfte" gelangte am 28. April zur ersten Aufführung. Ein gut Stück Tragik liegt darin; der „Vielgeprüfte" ist ein im Assessorexamen schon einmal durchgefallener Referendar, Vater von vier Kindern und abhängig von einem mehr als unangenehmen Schwiegervater Stadtrat. Er wird ins abermalige Examen gehetzt, und schwerer noch als die beiden juristischen Prüfungen sind seine täglichen und stündlichen Prüfungen in der Stadtratfamilie. Sie verwirren ihm den Kopf, wieder fällt er durch. Nun wird er Journalist. Der Schwiegervater will ihm Gattin und Kinder nicht gönnen und läßt sich in Berlin zu Handlungen fortreißen, die den Tatbestand eines Hausfriedensbruches abgeben. Da beginnen des Herrn Stadtrats Prüfungen, er soll infolge seiner Bestrafung aus dem Rate der Stadt Neuburg ausgestoßen werden. Der „Vielgeprüfte" wird sein Anwalt. Ein Plaidoyer von größerer Komik ward nie gehört, aber er weiß seine Kleinstädter zu packen, und sorgt auch für seine Ruhe in Berlin, indem er den Schwiegerpapa verpflichtet, nie mehr das sittenreine Neuburg zu verlassen. Als Schwank beurteilt, ist der „Vielgeprüfte" anständiges Mittelgut und fand namentlich nach dem ersten Akt großen Beifall; nicht wenig Heiterkeit erweckten die hochweisen stadträtlichen Laienurteile über das „Bürgerliche Gesetzbuch", vorgetragen von einem Muske; Waldau gab den durchgefallenen Referendar lebenswahr und mit feiner Komik; Fräulein Lossen fand für die bedauernswerte Frau des Durchgefallenen warme Gefühlstöne.

Von dem vorangehenden Einakter Raoul Auernheimers „Der Unverschämte" läßt sich nichts Rühmliches sagen. Das Stück ist der frivolen Ehebruchssphäre entlehnt. Aber wenn wir's denn schon mit Madame und Monsieur Ehebrecher zu tun haben sollen, was interessiert's uns da näher, wie Madame en gros, Monsieur („Der Unverschämte") en détail, d. h. nur solo ehebrechen will? Sie gehören beide in denselben Topf Großstadtkehricht, nicht ins vornehme Residenztheater.

Münchener Schauspielhaus. Das Original von Mozarts und da Pontes „Figaros Hochzeit", das Lustspiel von Beaumarchais, wurde zum ersten Male im Jahre 1881 von Direktor Jauner im bald danach abgebrannten Wiener „Ringtheater" deutsch aufgeführt, dann vor 12 Jahren im „Neuen Theater" in Berlin und jetzt in der Bearbeitung Ludwig Fuldas in München. Wir hätten, trotz mancher Ungehörigkeiten im Text, das Original der Bearbeitung vorgezogen, denn alle Abschleifungen zerstören den historischen Wert des Stückes, das einst Napoleon als ersten Akt der großen französischen Revolution bezeichnete. Immerhin wurde über witzige Wendungen und Persiflagen noch genug gelacht und Direktor Stollberg hat sich mit der Aufführung und deren sorgsamer Vorbereitung den Dank vieler erworben.

Verschiedenes. Dem total erblindeten Dichter von „Alt-Heidelberg", Wilhelm Meyer-Förster, über dessen neuestes Stück oben referiert ist, wurde in Baden-Baden, wo er jetzt weilt, die Ehrung zuteil, von der Stadt zu einer Aufführung von „Alt-Heidelberg" eingeladen und gefeiert zu werden. — Das Münchener Volkstheater hat zum ersten Male für München Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer" aufgeführt, nachdem das Stück seine Uraufführung schon vor zehn Jahren in Berlin erlebte. — Im Nürnberger Stadttheater erlebte die Oper „Marioara", nach einer rumänischen Sage von Carmen Sylva, Musik von G. C. Cosmovici und K. Schneider, ihre erste Aufführung. Der Vertonung wird kein langes Bühnenleben in Aussicht gestellt. — An Shakespeares Geburts- und Todestag kam in Weimar die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft zusammen. Als Festvorstellung wurde „König Richard II." gegeben. — „Don Juans Alter", ein dreiaktiges Versdrama von Mounet Sully und Barbier soll, im Gegensatz zu anderen Versuchen mit dem alten Don Juan, in Paris freundlichen Erfolg gehabt haben. — Die Tragödie „Herodes" von Stephan Phillips, von den Engländern, die so gerne einen neuen Shakespeare hätten, übermäßig gepriesen, hat bei der Vorlesung im Lit. Verein „Phöbus" in München ziemlich enttäuscht. — Der Neue Verein in München hat für den 21. Mai Frau Ellen Key zu einem Vortrag über „Sittlichkeitswert und Schönheit" gewonnen. — Die „Salome", Oper von Richard Strauß, soll im Herbst am Münchener Hoftheater zur Aufführung kommen. — Seit Ben Akiba hat die Sonne keinen Fall gesehen, in dem ein Mann von seinen eigenen Freunden so aufgegeben wurde, wie in Wien dem „Dichter" Anton Ohorn geschehen. Aus vielen nur ein Urteil, das des „Anarchisten" Hermann Bahr: „Eben war ich elf Jahre geworden, da fiel's mich an, und ich schrieb, traun, auch ein solches Stück (wie „Unlösbar", ein Schauspiel in drei Akten). Ich meinte nämlich damals, es genüge zum Dichter, recht gegen Rom zu sein. Herr Ohorn glaubt es noch heute. Und findet Direktoren, die's ihm glauben. Gott, Direktoren sind merkwürdige Dramaturgen."

München. Dr. Ludwig Sahla.

Aus den Konzertsälen. Auf Veranlassung der französischen Gesandtschaft wurde in der Münchener Tonhalle ein Wohltätigkeitsfest zum Besten der Hinterbliebenen der in Courrières Verunglückten veranstaltet. Der Augsburger Oratorienverein brachte hierbei die musikalische Legende „Der Kinderkreuzzug" von G. Pierné, in vier Teilen für Soli, Chor und Orchester, zur Aufführung, welches Werk kurze Zeit vorher in Augsburg erstmalig aufgeführt worden war. Der Text, nach einer Dichtung von Marcel Schwob (deutsch von W. Weber, Augsburg), schildert in poetischen Bildern den Aufbruch der Kinder aus einer flandrischen Stadt im Jahre 1212, ihre Wanderung auf der Heerstraße, das Meer, die Rettung in Sturmesnot. Der Komponist, dessen Musik ausgesprochen französischen Charakter trägt, arbeitet durchweg mit äußerlichen Mitteln, mit raffinierter Harmonik, ermüdender Homophonie; der seelische Gehalt der Musik dagegen ist dürftig und entbehrt des Lebens, der Entwickelung und Steigerung, wenn auch der Musik eine gewisse Stimmungskraft nicht abzusprechen ist. Die Aufführung unter Professor Webers energischer, überlegener Führung war eine gute; insbesondere ist der Leistung des Kinderchores vollste Anerkennung zu zollen. Unter den Solisten ragte Fräulein F. Dietz (Frankfurt) hervor, die der Stimme des blinden Knaben Alain eine Glut edler Empfindung verlieh; die übrigen Soli waren durch Frau Emma Bellwidt (Frankfurt), Frau M. Neubrunner (Augsburg), die Herren Jungblut (Berlin) und Hörmann (Augsburg) gut vertreten. Den Orchesterpart führte ein Teil des Hoforchesters in vorzüglicher Weise durch. — Der Sängerbund mährischer Lehrer, der sich aus ca. 50 Herren mit prächtigem Stimmenmaterial zusammensetzt, brachte unter der tüchtigen Leitung seines Chormeisters F. Bach eine Reihe von Chören zum Vortrag, die in ihrem musikalischen Wert auf ziemlich niedriger Stufe stehen. Die Leistung der Sänger dagegen darf als eine hervorragende bezeichnet werden sowohl in bezug auf Reinheit und Ausgeglichenheit des Stimmklangs, als auch in bezug auf Feinheit der Schattierungen und Wärme des Vortrages. Die Sänger, welche die Chöre zum größten Teil in tschechischer Sprache auswendig vor

tragen, ernteten begeisterten Beifall. Fräulein M. v. Rheinf. brachte durch edlen Vortrag mehrerer Lieder von Thuille und Schillings einige Abwechslung in das Programm. — Das Holländische Konzert machte uns einerseits mit einem hervorragend befähigten Dirigenten, Jan Ingenhoven, anderseits mit dem musikalischen Schaffen holländischer Tonsetzer bekannt. Die aufgeführten Werke von K. Smulders, A. Diepenbrock, J. Wagenaar und J. Ingenhoven zeigen eine glänzende Orchesterbehandlung, welcher allerdings nicht selten Mangel an melodischer Erfindung gegenübersteht. G. Zalsmann stellte sich als prächtiger Baßbariton vor, während Herr B. Vliet in einem Gebet für Cello und Orchester von Smulders seine Künstlerschaft bewährte.

Jos. Reitmeier.

A. Ohorns neuestes Tendenzstück — durchgefallen. Die Lorbeeren, welche sich Ohorn mit seinen „Brüdern von St. Bernhard" errungen hat, ließen ihn nicht ruhen; rasch folgte ein zweites Stück, welches das erste an gehässiger Tendenz weit überbot. „Wer ist in unserer modernen Welt nicht gegen den Zwangszölibat des katholischen Klerus eingenommen?" So fragte sich wohl Ohorn und er gab sich die Antwort darauf: „Alles, was modern denkt, verurteilt das Institut des Zölibates; ich habe also die Menge aller modernen Gebildeten auf meiner Seite, wenn ich den verhaßten Zölibat als Vorwurf eines Dramas wähle; drum flugs hingesessen und flott darauf los geschrieben: „Was der Dichtung fehlt, wird die Tendenz ersetzen." Solche und ähnliche Gedanken mögen A. Ohorn beseelt haben, als er „Unlösbar", das tendenziöse Zölibatsdrama skizzierte, in den verschiedenen Schriften, die gegen den Zölibat je geschrieben wurden, alle alten, längst widerlegten Einwürfe gegen denselben zusammensuchte und unter anderem auch die infame Geschichtslüge ausgrub, daß Papst Gregor den Zölibat erst eingeführt habe. Das Glück schien ihm bei seiner Arbeit hold zu sein: der erste Akt gelang halbwegs: er bringt eine leidliche Exposition und ein paar hübsche Kontraste; aber im zweiten bereits verliert er sich in des seligen Raupach sentimentale Allerseelendramatik (wir hören den Totenwurm bohren und ähnliches, längst dagewesenes gruseliges Zeug); im dritten endlich verliert er — sich selbst und findet keinen entsprechend dramatischen Schluß. Dazu noch die gänzlich verfehlte Figur einer halbnärrischen, hysterischen, tollwütigen, jungen Bäuerin, die just immer erscheint, wenn der Dichter sie braucht, falls er sie auch gleich einem deus ex machina aus den Lüften herunterzaubern muß. Trotz der unpoetischen Mache hatte das Drama bei seiner Uraufführung in Chemnitz (27. Sept. 1905) lärmenden Erfolg — es mag zu diesem Erfolg der Lokalpatriotismus ein gut Stück beigetragen haben; immerhin war nach dem in Chemnitz gespendeten Beifall zu befürchten, daß der Haß gegen den Klerus, speziell gegen den unbeweibten Klerus, auch andernorts die gewaltigen Bedenken gegen das Drama vom dichterischen Standpunkte aus überwinden und daß die antiklerikale Tendenz dem Stück allwärts zum Siege verhelfen werde. Auch A. Ohorn mag das gehofft haben. Da kam wie ein Blitzstrahl aus gewitterfreiem Himmel — der große Durchfall des Dramas im Deutschen Volkstheater in Wien. Es ist selten noch ein Drama so energisch abgelehnt und von allen Kritikern, auch denen der liberalen Judenblätter, so verurteilt worden, wie Ohorns „Unlösbar". Gerade der Umstand, daß Blätter, für welche sonst antiklerikale Tendenzstücke ein Hochgenuß sind, Ohorns Arbeit desavouieren, gibt uns den Beweis, daß die poetische Mache außerordentlich schwach war. Selbst Hermann Bahr bekennt: „Herr Ohorn glaubt, es genüge zum Dichter, recht gegen Rom zu sein"; spricht also dem Tendenzstück Ohorns jeden künstlerischen Wert ab. Für uns ist Ohorns Durchfall im gewissen Sinne erfreulich; er wird Ohorn und manch anderen, der gerne in seine Fußstapfen treten wollte, belehren, daß Tendenz allein nicht zum Ziele führt, und wird die Herren, welche die Welt mit Priester- und Klosterdramen beglücken wollen, etwas vorsichtiger machen. Auf der anderen Seite dürfen wir aber auch die Ablehnung von Ohorns Drama nicht überschätzen. Wenn einmal wieder einer ersteht, der in künstlerischer Form und in feiner Weise (à la Anzengruber) solche Tendenzen auf der Bühne verkörpert, dann werden eben die Herren, welche jetzt den unkünstlerischen Ohorn ablehnten, dem neuerstandenen Künstler und Dramatiker zujubeln.

Jos. Lorenz.

Kleine Rundschau.

Dr. phil. Huppert †. Vom Deutschen Priesterverein „Pax" wird nachstehendes bekannt gegeben: „Da der erste Vorsitzende, hochw. Herr Dr. theol. et phil. Huppert in Köln, nach kurzem Krankenlager gestorben ist, hat der stellvertr. Vorsitzende, hochw. Herr Pfarrer Limberg in Anrath bei Crefeld vorläufig die Leitung übernommen. Briefe, Geldsendungen usw. sind also bis auf weiteres an diese Adresse zu richten." Der im Alter von 49 Jahren verstorbene Dr. Huppert, von 1888 bis 1901 Rektor des bischöflichen Konvikts in Bensheim, seitdem Mitglied der Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung", für welche er hauptsächlich kirchliche und philosophische Fragen und die literarische Beilage bearbeitete, gehörte zu den verdienstvollsten und geistig strebsamsten Pionieren der neueren katholischen Bewegung. Einem aus der Feder des Hauptredakteurs der „Kölnischen Volkszeitung" stammenden Lebensbilde seien einige kurze Züge entnommen: Ein Mann von feiner und vielseitiger Bildung, von rastlosem Tätigkeitsdrang und großer Arbeitskraft, hat Dr. Huppert sich nicht auf die eigentlichen Pflichten seiner jeweiligen Stellung beschränkt. Sein theologisches Hauptwerk ist die Herausgabe und Bearbeitung des Lehrbuches der katholischen Dogmatik des Mainzer Domdekans J. B. Heinrich (1898—1900). In drei Auflagen (zuletzt 1902) erschien seine Schrift: Der deutsche Protestantismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts, nach protestantischen Zeugnissen dargestellt, eine Schilderung, die infolge ihrer streng sachlichen, jede unnötige Schärfe vermeidenden Haltung auch in protestantischen Kreisen weitergehende Beachtung und Anerkennung fand. Eine Spezialität stellen seine Arbeiten zur Frage der Lebensversicherung dar; auf diesem Gebiete wurde er in den Kreisen der Lebensversicherungstechniker als eine Autorität betrachtet und sehr häufig zu Rate gezogen. An der jüngsten Gründung der Priesterversicherung „Pax" hatte er hervorragenden Anteil. Auch schrieb er über öffentliche Lesehallen, ihre Aufgaben, Geschichte und Einrichtung (1899). Für die zweite Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft hat er eine Reihe gediegener Beiträge geliefert. Dabei fand er noch Zeit zu einer umfassenden Vereinstätigkeit. Während er in Köln lebte, widmete er ihr, auf eigentliche Erholung fast ganz verzichtend, den weitaus größten Teil seiner berufsfreien Stunden. Im persönlichen Verkehr, auch mit Andersgläubigen und politischen Gegnern, entwickelte er ein ungewöhnliches Maß von Takt und liebenswürdigem Entgegenkommen — kein Wunder, daß er in allen Kreisen der größten Beliebtheit sich erfreute. Sehr gesucht war er als feiner und vielseitiger Redner. Daneben war der musterhafte Priester eifrig in der freiwilligen Seelsorge tätig.

Internationaler Blatternschutz. Als der Schwarze Tod aufhörte, die Völker des mittelalterlichen Europa zu bedrohen, fingen die Blattern an zu wüten und die Menschheit zu dezimieren. Stumm und geduldig fügte sich diese dem Schicksal. Während des 17. Jahrhunderts raffte die Pocken-Krankheit wohl ebenso viele Menschen hinweg wie der dreißigjährige Krieg. Das Elend war entsetzlich. Eine edle und mutige Frau machte den ersten Versuch, es zu bekämpfen. Lady Montague ging nach dem Orient, weil sie gehört hatte, daß man dort ein Mittel gegen die Krankheit kenne. Sie brachte die sogenannte Inokulation nach England. Es handelte sich dabei um Uebertragung der wirklichen Blatternkrankheit als Schutzmittel. Lady Montague vollzog die Operation an ihrem Sohne und mit Einwilligung Königs Georg I. an den Kindern des Prinzen von Wales. Aber die protestantische Orthodoxie Englands bekämpfte diese Operation als einen Eingriff in die Allmacht des Schöpfers; man dürfe Gott nicht vorgreifen, das heiße Gott versuchen! Lady Montague mußte ihre Versuche aufgeben. Die erste Anwendung der von dem englischen Arzt Edward Jenner erfundenen Schutzimpfung gegen Pocken verdanken wir auf deutschem Boden einem Machtwort Napoleons. Der Aachener Arzt Gerard Reumont führte die ersten Impfungen aus. Alle Kulturländer haben jetzt den Impfzwang. Holland macht aber auch in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Dort bekämpft auch heute noch die kalvinistische Orthodoxie den Impfzwang aus religiösen Gründen! Die Folge ist, daß die Blatternkrankheit in Holland nicht aufhört. Auch der sonst so energische Minister Kuijper wagte die Impfung nicht aufzuzwingen; er begnügte sich damit, zu verfügen, daß kein ungeimpftes Kind die Schule besuchen dürfe. Aber aus derartigen Verfügungen macht man sich in Holland noch weniger als aus manchen Gesetzen. Sie sind nur dazu da, umgangen zu werden. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf diesem für die Volksgesundheit so wichtigen Gebiet in Belgien und Luxemburg. Auch in diesen Ländern der sogenannten Freiheit wagt man dem Volke nichts aufzuzwingen. Beständig werden daher die deutschen Grenzgegenden vom Auslande aus durch die Blatternkrankheit verseucht. In dem an Luxemburg liegenden Teile der Eifel nahm die Epidemie vor kurzem einen geradezu gefahrdrohenden Charakter an. Und Rotterdamer Schiffer haben jetzt die Krankheit sogar bis nach Mülheim am Rhein getragen. Es handelt sich wieder um die variola confluens, die schwerste Form der Pocken. Wann endlich wird man in Holland, Belgien und Luxemburg mit dieser allgemein gefährlichen Rückständigkeit aufräumen? Eventuell müßte die preußische Regierung Abwehrmaßregeln ergreifen, die die verehrlichen Nachbarn zur Raison bringen. Dr. Brüning (Aachen.

Druckfehler-Berichtigung: In dem Artikel „Laienapostolat und Volkspflege" (Nr. 17, Seite 193 f.), der ohne Korrektur des erkrankten Autors in die Presse ging, sind einige Druckversehen zu korrigieren. Es muß heißen: S. 193 „keines" von der ephemeren Gebilden (statt „kine"), Seite 194 „Bayot" (statt Bayerlé), Meyenberg (statt Mayenberg), Berlin Zehlendorf (statt Zahlendorf).

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 12. Mai 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Ueber Wesen und Bedeutung der humanistischen Studien.

Von

Landtagsabgeordneten Dr. juris Julius Siben.

Die Angelegenheiten des höheren Schulwesens haben fast in allen deutschen Ländern die öffentliche Meinung in lebhafte Bewegung versetzt. Fast überall ist ein starker Vorstoß erfolgt gegen die bisherige Bevorzugung der humanistischen Studien. Unser Zeitalter begnügt sich nicht mit dem Hinweis auf die langjährige Uebung der Vergangenheit, es läßt sich auch nicht durch schöne, aber ziemlich unbestimmte Begriffe wie den „Geist der Antike“ imponieren; auch die Lobeshymnen auf den durch die humanistische Bildung gepflegten Idealismus begegnen recht häufig skeptischem Achselzucken und kritischen Bemerkungen.

Es dürfte deshalb nicht unangebracht sein, wieder einmal die Rechtstitel der humanistischen Studien zu prüfen und zwar unter Berücksichtigung unserer heutigen Auffassung von höherer Bildung. Zu diesem Zwecke soll hier von einem warmen Freunde der klassischen Studien deren Wesen, Wert und Bedeutung erörtert werden.

Zunächst möchte ich nicht verschweigen, daß auch nach meinem Dafürhalten bei den humanistischen Studien das sprachliche Element zu sehr betont wird. Die lateinische und die griechische Sprache werden so betrieben, als ob sie Selbstzweck wären. Nun soll nicht bestritten werden, daß schon durch das Studium dieser Sprachen, abgesehen von dem Gedankengehalte der Schriftwerke, wertvolle Bildungselemente vermittelt werden. Der rein grammatikalische Unterricht dient zur Schärfung des Verstandes, Veredlung des Formensinns und in gewissem Maße sogar zur Verfeinerung des sittlichen Empfindens. Allein das Studium der Sprache dürfte doch soweit beschränkt werden, als es mit der Erreichung seines Hauptzwecks, d. i. das Verständnis der Schriftwerke der Griechen und Römer, sich vereinbaren läßt. — Der Unterricht und die Uebungen in der lateinischen und griechischen Sprache brauchen nicht weiter zu gehen, als zum Verständnis der antiken Literaturwerke erforderlich ist. — Es sind ja gegen früher die grammatikalischen Uebungen, besonders die Uebersetzungen aus dem Deutschen in die alten Sprachen, erheblich eingeschränkt worden. Daß aber auch heute noch in dieser Richtung zu viel geschieht, hat kürzlich der Altphilologe, Dr. Geiger, Professor an der Universität Erlangen, anerkannt, als er in der bayerischen Abgeordnetenkammer eine Beschränkung des grammatikalischen Unterrichts zugunsten anderer humanistischer Studien verlangte. Auch in der Behandlung der antiken Literatur könnte das rein sprachliche Element zugunsten des Inhalts zurückgedrängt werden.

Die dadurch gewonnene Zeit sollte zur Vermehrung der Lektüre klassischer Schriftsteller verwendet werden. Für die Auswahl der letzteren kommt es in erster Linie darauf an, welche Auffassung wir von der Bedeutung und dem Zweck der humanistischen Studien haben. — M. E. liegt der wesentliche Zweck derselben darin, die unvergänglichen Kulturwerte, welche das klassische Altertum erzeugt hat, für unsere Zeit und unser Volk fruchtbar zu machen. Ueber die kritiklose Verherrlichung antiker Anschauungen und Verhältnisse sind wir jetzt so ziemlich hinaus gekommen. Auch die Werke der Alten werden geprüft an dem Maßstabe der christlichen Weltanschauung und unserer modernen Kulturforderungen. Aber gerade die Prüfung der antiken Kulturwerte auf ihren religiösen, philosophischen, ethischen, ästhetischen, sozialen und rechtlichen Feingehalt hat dieselben uns doppelt wertvoll gemacht. Jetzt erst, nachdem wir imstande sind, auf Grund langer, mühevoller wissenschaftlicher Arbeit bei der antiken Kultur das rein Menschliche aus dem Heidnischen, Nationalen und Zeitgeschichtlichen herauszuschälen, fallen auch die aus den genannten Beimischungen hervorgehenden Mängel der humanistischen Bildung und die Vorwürfe weg, daß durch dieselbe die christlich-germanische Kultur beeinträchtigt werde. Allein auch heute noch wird bei unseren humanistischen Studien den besonderen Kulturaufgaben, welche Römer und Griechen, entsprechend ihrer verschiedenen Eigenart, in der Geschichte vollzogen haben, nicht genügend Rechnung getragen. Römische und griechische Religion, Philosophie, Kunst, Literatur und Rechtsbildungen werden als im ganzen gleichwertig nebeneinander aufgeführt und behandelt. Das entspricht nicht den geschichtlichen Tatsachen. Diesen entsprechend sollte in klaren, scharfen Zügen hervorgehoben werden, daß die Griechen auf den Gebieten der Religion, Philosophie, Kunst und Literatur den Römern Vorbild waren und von diesen trotz ihrer ebenfalls hervorragenden Leistungen nicht erreicht wurden. — Insbesondere aber sollte die bisher meines Wissens nur ungenügend beleuchtete kulturgeschichtliche Tatsache ins rechte Licht gerückt und nachdrücklichst betont werden, daß die Bedeutung des römischen Volks für die Menschheitsgeschichte in erster Linie nicht in seinen philosophischen, poetischen und sonstigen künstlerischen Leistungen liegt, sondern in seiner hervorragenden Befähigung zur Rechtsbildung und in dem außerordentlichen Einflusse, den seine Schöpfungen auf dem Gebiete des Privatrechts über den Bestand des römischen Reichs hinaus auf nahezu alle Völker Europas bis in unsere Tage herein ausgeübt haben und noch ausüben. Wie man die geistige Entwicklung der Menschheit in der Folgezeit, insbesondere die Entstehung der christlichen Theologie und Philosophie nicht gründlich erfassen und kennen lernen kann ohne eingehende Beschäftigung mit der griechischen Philosophie und Literatur, ebensowenig kann man ein rechtes Verständnis gewinnen von der Kulturgeschichte der europäischen Völker ohne Kenntnis des römischen Privatrechts und seiner Geschichte. Das römische Recht ist ein

Ferment, das seit der Völkerwanderung fast alle europäischen Nationen durchdringt und kulturell beeinflußt. Ganz außergewöhnlich sind die Einwirkungen, welche dasselbe in Deutschland seit seiner Einführung im 15. Jahrhundert auf die politischen, sozialen und rechtlichen Verhältnisse des deutschen Volkes bis in die Jetztzeit herein geäußert hat. Vor 1900 hatte es sogar noch in einem großen Teile Deutschlands unter dem Namen „gemeines deutsches Recht“ gesetzliche Geltung. Dies hat mit dem Erscheinen des „Bürgerlichen Gesetzbuches“ aufgehört. Die formale Bedeutung des römischen Rechts ist in der Hauptsache erloschen. Allein sein materieller Einfluß besteht in wichtigen Teilen des Privatrechts, besonders im Recht der Schuldverhältnisse und bei den allgemeinen Lehren, uneingeschränkt fort. Der hier nur ganz kurz angedeutete Einfluß des römischen Rechts begründet zur Genüge die Forderung, daß bei den humanistischen Studien auf dieses Produkt römischer Kulturtätigkeit entsprechend Rücksicht genommen werden soll.

Ich möchte deshalb hier die Frage anregen, ob nicht zur Lektüre lateinischer Klassiker am Gymnasium ausgewählte Stücke aus den Werken der hervorragenden Juristen der römischen Kaiserzeit, wie Gajus, Papinian, Paullus, Ulpian, Salvius Julianus u. a. hinzugenommen werden sollten. Hatten doch damals sich in Rom die besten und edelsten Geister der Rechtswissenschaft zugewandt, die als „praktische Philosophie“ bezeichnet wurde. Die Beschäftigung mit juristischen Begriffen und Vorstellungen dürfte auch erzieherischen Wert besitzen. Sie könnte als geeignetes Mittel dienen, den bei den Gymnasiasten bisweilen beklagten Mangel an Verständnis für die Anforderungen des praktischen Lebens zu beseitigen. Jedenfalls sollte aber schon am Gymnasium auf die kulturelle Bedeutung des römischen Rechts für die Verhältnisse des deutschen Volkes vom 15. Jahrhundert ab in großen, nur die wesentlichen Punkte berührenden Zügen hingewiesen werden.

Die Hauptleistungen des griechischen Volkes liegen auf dem Gebiete der Kunst und Philosophie. Seine Rechtsschöpfungen haben keine dauernde Nachwirkung in der Geschichte der Menschheit hinterlassen, bieten daher nur historisches Interesse. Die Werke seiner großen Künstler und Philosophen dagegen haben auf die kulturelle und geistige Entwicklung der Menschheit bis in die Jetztzeit herein wesentlichen Einfluß ausgeübt. Für die humanistischen Studien kommt vor allem in Betracht die griechische Tragödie mit ihren großen Vertretern Aeschylos, Sophokles und Euripides als die Feinblüte künstlerischer Produktion seitens des griechischen Volkes. Auch für unsere modernen Anschauungen werden diese Schöpfungen nach Form und Inhalt eine mächtige künstlerische Wirkung nicht verfehlen. Wieviel des allgemein Menschlichen neben fremdartigen und bisweilen sogar abstoßenden Ideen darin enthalten ist und welchen tiefgehenden Eindruck deshalb auch heute noch die besten griechischen Tragödien auf gebildete Kreise auszuüben vermögen, das hat uns in den Zeiten des preußischen Kulturkampfes Sophokles Antigone gezeigt. In der feinsinnigen Schrift eines preußischen Juristen konnten für den Widerstand der preußischen Katholiken gegen das die religiöse Freiheit und damit Gewissenspflichten verletzende staatliche Gesetz eine Reihe der schönsten Stellen aus Antigone als dichterische Zeugnisse für den gleichen prinzipiellen Standpunkt vorgeführt werden.

Gerade durch diese Wiedergabe der Erzeugnisse Sophokleischer Muße hat die genannte Schrift in weiten Kreisen einen nachhaltigen Einfluß erzielt.

Auch die griechische Philosophie vermag noch heute unmittelbar tiefgehenden Eindruck zu hinterlassen. Das hat der Schreiber dieses an sich selbst erfahren. Der Beschäftigung mit Plato an der Oberklasse des Gymnasiums und dem Studium der Aristotelischen Philosophie an der Universität verdanke ich es, daß ich auch in der Jugendzeit an der christlichen Weltanschauung nie irre geworden bin. Ich habe bei diesen Philosophen die wichtigsten Wahrheiten der natürlichen Religion, eine Vorhalle des Christentums, gefunden und bei ihnen mich überzeugt, daß das echt Menschliche mit den Anforderungen des Christentums nicht in Widerspruch tritt.

Aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus kann ich daher für die durch Beschränkung des grammatikalischen Unterrichts gewonnene Zeit nur eine vermehrte Beschäftigung mit der griechischen Tragödie und Philosophie empfehlen. In den obersten Klassen des Gymnasiums sollte in jedem Semester mindestens eine der besten Tragödien und eine von Platos philosophischen Schriften gründlich behandelt werden.

Meine Darlegungen haben gezeigt, daß eine auch nur auf die bedeutsamsten Kulturwerte des klassischen Altertums beschränkte humanistische Bildung am Gymnasium allein nicht erreicht werden kann, sondern daß es dazu ergänzender Studien auf der Universität bedarf. So kann ein gründliches Verständnis von der kulturellen Bedeutung des römischen Rechts erst durch geschichtliche Vorlesungen auf der Universität erworben werden, deren Besuch und Studium nicht bloß für die Juristen sondern für alle Gebildeten höchst wünschenswert ist. Auch die eingehende Beschäftigung mit der griechischen Philosophie, besonders mit Aristoteles, muß der Universität vorbehalten bleiben. — Das Gymnasium, welches für die weiteren humanistischen Studien auf der Universität den wissenschaftlichen Unterbau liefern soll, möge den letzteren so einrichten, daß der Student nur die begonnene Arbeit auf der Universität fortzusetzen braucht, um die ihm noch fehlenden antiken Geistesschätze als wertvolle Bausteine dem Tempel humanistischer Bildung zu dessen Vollendung einzufügen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß obige Zeilen, die sich ausschließlich mit den humanistischen Studien befassen, durchaus nicht im Sinne einer Herabsetzung der realistischen Bildung gedeutet werden wollen. Der Verfasser derselben ist vielmehr von dem hohen Werte und der weitgreifenden Bedeutung der mathematischen, naturwissenschaftlichen und neusprachlichen Studien gerade für unsere Zeit fest überzeugt und begrüßt mit Freuden die Förderung, welche diese Studien durch die in Aussicht gestellte Reorganisation des technischen Unterrichtssystems und besonders durch die Errichtung von 9klassigen Oberrealschulen in Bayern erfahren werden. Er erwartet hiervon auch nicht zu unterschätzende Vorteile für das humanistische Gymnasium, in dem nunmehr die vorwiegend für realistische Studien veranlagten, für die humanistischen Fächer aber minder geeigneten Schüler, welche bisher, in ziemlich großer Zahl, das humanistische Gymnasium bezüglich seiner Erfolge in Unterricht und Erziehung beeinträchtigten, den ihnen zusagenden Bildungsgang über eine realistische Lehranstalt nehmen werden. — In der Frage der „Berechtigungen“ dürfte das von dem bayerischen Kultusminister, Herrn v. Wehner, im Finanzausschusse der Abgeordnetenkammer kürzlich entwickelte System für bayerische Verhältnisse so ziemlich das Richtige treffen. Danach sollen die humanistischen und die realistischen 9klassigen Schulen zwar nicht gleichberechtigt sein für alle Fächer, aber den Abiturienten der realistischen Lehranstalten wird eine so große Anzahl wichtiger Staatsstellen auf den verschiedensten Gebieten staatlicher Tätigkeit zugänglich gemacht, daß die aus besonderen Gründen erfolgenden Ausnahmen: Jurisprudenz, Theologie sicherlich die Entwicklung dieser Schulen nicht gefährden werden. — Auch will durch die Vorenthaltung der Berechtigung bei gewissen Fächern kein Urteil zu ungunsten der realistischen Lehranstalten und der von ihnen vermittelten Bildung gefällt werden.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Sieg des französischen Blocks.

Die Pessimisten haben wieder einmal recht behalten: der 6. Mai hat dem Block die weitere Herrschaft gesichert. Der Block behauptet nicht bloß die alte Mehrheit, sondern rechnet bereits mit einem Mandatzuwachs von zwei Dutzend. Sowohl die Nationalisten als auch die republikanische Mittelpartei der Progressisten (Ribot-Meline) haben Verluste erlitten. Es heißt, daß die „eigentlichen Klerikalen“, wie die liberale Presse sich ausdrückt, verhältnismäßig besser abgeschnitten hätten. Das erweckt doch wenigstens noch die Hoffnung, daß die treuen Katholiken sich hie und da zu einem wirksamen Protest gegen die Religionsverfolgung aufgeschwungen haben. Die Nachrichten vom Lande treffen natürlich nicht so schnell ein wie die aus den Großstädten. Es wäre ja auch sonderbar, wenn nicht der treffliche Piou mit seiner Aktion, liberale und andere Vorkämpfer des katholischen Gedankens gewisse Erstlingserfolge errungen hätten. Allerdings darf man nicht viel erwarten, da die gegnerische Presse sogar aus der Bretagne die Eroberung eines Wahlkreises durch einen radikalen Kulturkämpfer meldet. Jedenfalls steht bereits fest, daß die Entrüstung über den Kulturkampf nicht vermocht hat, den Block zu schwächen. Der Mehrheit und ihre Regierung können also für die nächsten vier Jahre den Kulturkampf for-

setzen. Die vorläufige Zurückhaltung in der Aufnahme der Kircheninventur, die Herr Clemenceau zur Einschläferung der Wähler eintreten ließ, kann nun fortfallen, und es bleibt abzuwarten, ob man nicht im Uebermut des Sieges das Trennungsgesetz noch verschärft. Von der kirchlichen Autorität ist bisher die Frage, ob die Kirche sich durch Bildung von Kultusvereinen auf den Boden des Gesetzes stellen dürfe oder sich auf den passiven Widerstand beschränken müsse, noch nicht entschieden worden. Die Wahlergebnisse werden bei den taktischen Erwägungen sehr ins Gewicht fallen. Einerseits erscheint es vorläufig noch unwahrscheinlicher als bisher schon, daß sich mit den herrschenden Elementen ein erträgliches Einvernehmen erzielen lasse. Anderseits ist jetzt mit erhöhter Sorgfalt zu prüfen, ob überhaupt in einer hinreichenden Anzahl von Pfarreien die geeigneten Kräfte vorhanden sind, um die geforderten Kultusvereine ohne die Gefahr schwerer Aergernisse bilden zu können. Die Zukunft Frankreichs in kirchenpolitischer Beziehung ist also jetzt erst recht dunkel.

Die Angst vor innerer Unruhe, insbesondere vor der sozialrevolutionären Gefahr, schien in den letzten Wochen vor den Wahlen ausschlaggebend zu werden. Aber auch dieses Pulver ist verpufft, ohne dem Block Schaden zu tun. Der ruhige Verlauf des 1. Mai war ein erlösender Glücksfall für die Regierung. Das Gaukelspiel des Herrn Clemenceau mit einer klerikalmonarchistischen Verschwörung, die hinter den sozialrevolutionären Tumulten im Kohlenrevier stecken sollte, kam uns Ausländern töricht und widerlich vor. Aber bei den französischen Bourgeois scheint es doch vielfach den Ausschlag dahin gegeben zu haben, daß man die Fortdauer des bisherigen Regiments für das kleinere Uebel erachtete im Vergleich mit den Wirren eines durchgreifenden Systemwechsels.

Damit kommen wir auf den Kern des Uebels: Der Block bildete eine konzentrierte und wohlorganisierte Macht, die in der Regierung und ihren Beamten sowie in der rührigen Loge die bestgeschulten und einflußreichsten Wahlmacher hatte. Die Opposition dagegen war zerfahren; keine von ihren Gruppen vermochte einen allgemeinen, hinreißenden Einfluß auszuüben. Die Mißerfolge der Nationalisten finden wohl ihre besondere Erklärung darin, daß die nationale Eitelkeit und der hochpolitische Tatendrang der Franzosen durch die Erfolge, welche die Blockregierung im Verein mit England, Italien und Frankreich errungen, hinreichend befriedigt waren. Auch die Progressisten, auf welche viele Katholiken große Hoffnungen gesetzt hatten, scheinen geschwächt aus dem Wahlkampf hervorzugehen. Es stellt sich immer deutlicher heraus, daß die gutgesinnten Katholiken kein Heil von fremden Rockschößen zu erwarten haben, sondern nur von der Sammlung aller Gesinnungsgenossen einer christlichen Volkspartei. Vorläufig drängt sich bei der Betrachtung der französischen Entwicklung das pessimistische Wort auf: Es muß noch schlechter werden, ehe es besser wird.

Wittes Entlassung als Anleihequittung.

Nachdem die russische Milliardenanleihe eingeheimst war, konnte der Mohr Witte entlassen werden. Für die opferwillige Hautefinance ist das ein unangenehmer Schlag; denn das Vertrauen auf den Finanzkünstler Witte, der zugleich als Gewähr für eine ausgleichende Politik in Rußland galt, spielte bei der Kreditfrage eine große Rolle. Es ist ja auch absichtlich die Petersburger Ministerkrisis bis nach der Anleihe verschoben worden. Der Zar hat den reaktionären Minister des Innern, Durnowo, den er bisher als Gegengewicht gegen Witte benützte, zugleich entlassen, um beim Zusammentritt der Duma am 16. Mai mit einem ganz neuen, von keiner Verantwortlichkeit für die wechselvolle Vergangenheit belasteten Ministerium operieren zu können. Was dabei herauskommen wird, weiß wahrscheinlich der schwache und schwankende Zar selbst noch nicht. Im allgemeinen hat man den Eindruck, daß die Regierung vorläufig die Bauernpartei gegen die übermächtigen „Kadetten" ausspielen will. Herr Witte, als alter Vorkämpfer der forcierten Industrialisierung Rußlands, paßte natürlich zu einer solchen gewissermaßen agrarischen Politik nicht. Das Ausspielen der ländlichen Interessen gegen die fortgeschrittenere städtische Bevölkerung hat bereits vor der Eröffnung der Duma-Tagung die Propagandisten der Tat wieder in Bewegung gesetzt. Zwei Attentate gegen antirevolutionäre Generalgouverneure werden gemeldet; das eine richtete sich gegen den Moskauer Gouverneur Dubassow, der durch den artilleristischen Vernichtungskampf gegen die dortige Revolution seinzeit den Ausschlag zugunsten der Wiederherstellung der Ordnung in Rußland gab. Wohl dem, der sein Geld nicht in russischen Papieren angelegt hat; das dortige Wetter sieht nach neuen kritischen Tagen erster Ordnung aus.

Nationalliberale Sorgen.

Bei der Reichstagsersatzwahl in Darmstadt hätte der nationalliberale Kandidat über den Sozialdemokraten siegen können, wenn die Linksliberalen ebenso treu zu dem bürgerlichen Block gestanden hätten, wie es die dortigen Zentrumswähler von Anfang an getan. Aber der Ausschuß der „Vereinigten Liberalen", in denen die Richtung Barth-Naumann den Ton angab, forderte die Wähler vor der Stichwahl auf, dem Sozialdemokraten den Vorzug vor dem Nationalliberalen zu geben. Diesem Aufrufe, der zu der Parole der „Vereinigung der Liberalen" wie die Faust aufs Auge paßte, folgte freilich kaum die Hälfte der Linksliberalen; aber diese partielle Abschwenkung genügte, um den Roten siegen zu lassen. Darob ist nun die nationalliberale Partei in furchtbare Entrüstung geraten. Der unparteiische Beobachter muß dazu bemerken, daß die badischen Nationalliberalen durch Wort und Tat das Vorbild der Vermählung mit der revolutionären Sozialdemokratie gegeben hatten. Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat im ersten Zorn eine förmliche Boykotterklärung gegen alle künftigen Kandidaten der Barth-Naumannschen Partei losgelassen. Diese Suppe wird aber nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht ist. Wenn künftig solch ein Kandidat der Freisinnigen Vereinigung gegen einen Kandidaten des Bundes der Landwirte oder gar des Zentrums in Stichwahl kommt, so werden sich immer noch genug Nationalliberale finden, um ihnen beizuspringen. Ja, sogar der Sozialdemokrat selbst wird in solchem Falle nach wie vor die Hilfe von kulturkämpferischen Nationalliberalen erhalten. Vielleicht soll und wird die Boykotterklärung den Erfolg haben, daß der Scheidungsprozeß in der Freisinnigen Vereinigung zwischen den blindeifrigen Nachläufern der Sozialdemokratie à la Barth-Naumann und den etwas mehr selbstbewußten Liberalen à la Pachnicke in entscheidenden Fluß kommt. Dagegen hätten wir nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Nationalliberalen auch aus ihren eigenen Reihen die Pagen der Sozialdemokratie entfernen.

Die Nationalliberalen im preußischen Abgeordnetenhause haben zu gleicher Zeit eine Kraftprobe in der Frage des Schulgesetzes veranstaltet. Das von den Jungliberalen und den linksstehenden Freunden scharf angegriffene Schulkompromiß wurde der Fraktion lästig. Bei dem Kernpunkte des Gesetzes, den konfessionellen Bestimmungen, fand sich aber kein brauchbarer Haken für den Widerspruch, da die Regierung und die Konservativen sich sorgfältig hüteten, irgendwie über die Abmachungen hinauszugehen, ja sogar in manchen Einzelheiten noch weiter nachgaben. Aber bei der nebensächlichen Frage der kommunalen Selbstverwaltung glaubte die Fraktion ein Exempel statuieren zu können, indem sie, trotz weiterem Entgegenkommen in der Berufung der gewöhnlichen Lehrer, durchaus die Berufung der Schulleiter (Rektoren, Hauptlehrer an größeren Schulsystemen mit Aufsichtsbefugnissen) auch für die (meist liberalen) Stadtbehörden in Anspruch nahm, wogegen die Regierung und die Konservativen das höhere Interesse des gleichmäßigen Aufsteigens der tüchtigen Lehrer im ganzen Stande geltend machen. Die Nationalliberalen wollen hierbei zeigen, daß ohne sie kein Schulgesetz in Preußen gemacht werden kann, wie es nach ihrer Behauptung der Monarch selbst gesagt haben soll. Allem Anschein nach wird man der anmaßenden Partei wieder Zugeständnisse machen, statt sie ihre Ohnmacht fühlen zu lassen. Die Regierung fürchtet sich weniger vor der nationalliberalen Fraktion selbst, als vor dem Evangelischen Bunde, der sie wegen Zentrumsfreundschaft angreifen würde.

Aphorismen.

Da muß deine Güte anfangen, wo du beleidigt und gekränkt wurdest. Nicht, daß du dich wegwerfen solltest. Aber das stille unentwegte Wohltun sei deine Sache, wie es die Sache der guten und heilsamen Naturkräfte ist, die nicht nach Dank oder Undank fragen.

* * *

Streitsüchtige Menschen prosperieren nicht. Meist sind sie Schwächlinge. Es gehört Kraft dazu, Frieden zu halten.

* * *

Suche dich mit gerechten Mitteln selbständig und unabhängig zu machen. Denn wer abhängt, muß die Ungerechtigkeiten anderer einstecken. Wohl das schwerste Geschick für den Rechtlichen.

* * *

Gehe nie ziellos im Leben dahin. Die eitele Pflastertreterei schafft die untergehenden Nationen.

M. Herbert.

Die Wahlen in Ungarn.

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Obwohl in dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, die Neuwahlen des großen Ministeriums Kossuth, genannt Wekerle, noch nicht beendet sind, kann man doch mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die Anhänger des Ausgleichs von 1867 ganz verschwunden sind, und daß die Unabhängigkeitspartei Kossuths, welche das Revolutionsideal von 1848 auf ihre Fahne geschrieben hat, unbestritten Herr der Lage auf dem „magyarischen Globus" ist. Das war für jeden aufmerksamen Beobachter der Vorgänge jenseits der Leitha von dem Augenblicke an ausgemachte Sache, als man den Adelsrebellen und Majestätsbeleidigern, welche als Werkzeuge der Freimaurerei den Thron der katholischen Habsburger zu stürzen sich unterfangen, in unheilvollster Kurzsichtigkeit und Verblendung den ganzen Verwaltungsapparat des Königreiches auslieferte. Man hat bisher nicht begriffen, wie der Träger der Krone sich von Baron Fejervary zu dieser Kapitulation hat bewegen lassen können. Nun schwätzt aber das Wiener Organ der Kossuthistischen Koalition, die unter hervorragender Mithilfe des Oberrabbiners Dr. Güdemann als Konkurrenzblatt gegen die in Vertretung der jüdischen Interessen angeblich zu schwächliche „Neue Freie Presse" gegründete „Zeit", aus der Schule. Man hat dem greisen Kaiser vorgeredet, daß die Kossuthianer wohl als stärkste Partei in den neuen Reichstag einziehen, daß sie aber nicht die Mehrheit haben würden, da die 1867er Parteien zusammen stärker seien als die 1848er; außerdem werde die Unabhängigkeitspartei dadurch auf bedächtigere Bahnen gedrängt werden, daß viele Altliberale sich ihr anschlössen.

Nun hat gleich der erste Wahltag bewiesen, daß die Kossuthianer für sich allein die absolute Mehrheit im Reichstage haben werden, und daß die altliberalen 1867er ganz von der Bildfläche verschwunden sind. Mit Zuhilfenahme des gemeinsamen Heeres, welches in langen Bahnzügen massenhaft über die Grenze mußte, um in Ungarn die „Ordnung aufrechtzuerhalten" bei den Wahlen, bzw. die königstreuen Nationalitäten der Serben, Slovaken, Deutschen und Rumänen mit Gewalt an der Wahl ihrer Bewerber zu verhindern, hat Wekerle „reine" Wahlen gemacht, welche den Willen der „Nation", d. h. der magyarischen Adelsclique und Freimaurer, „unverfälscht" zum Ausdruck bringen sollen. Und nun können die Wekerle, Kossuth, Andrassy vor ihren König hintreten und ihm sagen: „Majestät, die ganze Nation ist für 1848 und wir müssen uns diesem Nationswillen beugen." Und der König, der die Feinde seines Hauses in den Sattel gesetzt hat, muß einer solchen Uebermacht gegenüber noch weiter zurückweichen, vorläufig bis zur Lostrennung von Oesterreich und zur Personalunion.

Vorläufig! Denn im Hintergrunde lauert die staatliche Selbständigkeit mit einem nationalmagyarischen Staatsoberhaupte. Wohl sind die Mitglieder des Ministeriums Wekerle eidlich an ihr Versprechen gebunden, bis 1917 an dem mit der Krone vereinbarten Programme festzuhalten, aber nur für ihre Person. Wekerle selbst bezeichnete sich ja als „Uebergangsministerium". Man darf sich also darauf gefaßt machen, daß nach einigen Monaten die Unabhängigkeitspartei im Reichstage Forderungen aufstellt, welche diesem Programme widersprechen. Dann tritt eben Wekerle zurück und die Kossuthisten erzwingen sich dann ein Ministerium, welches an dieses Programm nicht gebunden ist; denn sie sind dann ja stark genug, um auf gesetzmäßig konstitutionellem Wege zu erreichen, was ihnen die Revolution von 1848 noch nicht bringen konnte.

Man würde diese Wahlen aber nicht vollständig würdigen, wenn man außer acht ließe, welche Stellung dazu die maßgebenden katholischen Kreise und die Juden eingenommen haben. Die (katholische) Volkspartei, welche gegen die Wekerlesche Kulturkämpferei gegründet wurde, zieht heute mit Wekerle am selben Strange, ja sie, welche die Gerechtigkeit gegen die nichtmagyarischen Nationalitäten in den Vordergrund stellte, kämpft jetzt gegen die katholischen und königstreuen Slovaken, und die höchsten katholischen Faktoren stellen ihre Macht dem Kulturkämpfer Wekerle zur Verfügung! Was hätten die Katholiken Deutschlands wohl dazu gesagt, wenn Mitte der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts der Erzbischof von München-Freising einem Dr. Daller oder der Bischof von Trier einem Dasbach verboten hätte, zu kandidieren, nur damit Bismarck-Falk eine recht große Mehrheit erhalten hätte! Was man in Bayern oder Deutschland überhaupt für Wahnwitz gehalten hätte, in Ungarn ist's Tatsache. Auf das Programm der gut katholischen slovakischen Nationalpartei, welches neben christlicher Sozialreform allerdings auch den in Ungarn mehr als sonstwo berechtigten Antisemitismus enthält, kandidierten u. a. auch der Pfarrer Juriga von Weinern bei Preßburg und der Domkaplan Dr. Jehlicka in Preßburg. Letzterer hatte im Vorjahre an der Wiener Universität sub auspiciis imperatoris promoviert, hatte in Preßburg als Präses des katholischen Arbeitervereins sich große Verdienste um die Organisation des Arbeiterstandes erworben und gehört zu den tatkräftigsten sozialen Priestern seines Volkstums. Während dem Theologieprofessor Lörincz gestattet wurde, sich als 48er Kossuthianer um ein Mandat zu bewerben, wurde den beiden genannten slovakischen Priestern das Kandidieren vom Primas-Kardinal Vaszary verboten, und Dr. Jehlicka wurde auf Betreiben der „Katholischen" Volkspartei als Kooperator in ein kleines magyarisches Nest versetzt. Daß eine solche Verwendung der kirchlichen Gewalt nicht ohne böse Folgen für die Kirche bleiben kann, sieht jedermann ein, der nicht durch magyarischen Nationalchauvinismus verblendet ist.

Nicht unbeachtet lassen darf man ferner die unheilvolle Rolle, welche auch jetzt wieder das Judentum in Ungarn gespielt hat. Ein Kernmagyare, Graf Robert Zelensky, hat in einem offenen Schreiben, welches ungeheures Aufsehen erregt hat, auf diese große Gefahr hingewiesen. Graf Zelensky hat eine hervorragende Tätigkeit im Agrarismus entfaltet, eine Bewegung, welche katholisch, königstreu und österreichfreundlich war und alle Aussicht hatte, das gesamte Landvolk aller Nationalitäten für sich zu gewinnen. Dabei hatte er Gelegenheit genug, den Einfluß des Judentums gründlich kennen zu lernen. Seit Ludwig Kossuth 1848 den Grundstein der jüdischen Macht in Ungarn legte, hat sich diese in erschreckendem Maße vermehrt. Börse, Industrie, Handel, Kreditwesen sind ausschließlich in Händen der Juden; mindestens die Hälfte des Advokaten-, des Aerzte- und des Ingenieurstandes ist jüdisch; die mittleren und höheren Lehranstalten werden von Jahr zu Jahr mehr von Juden besucht und folglich nimmt auch die Zahl der jüdischen Staatsbeamten fortwährend zu. Fast alle Schankwirte und Grundpächter auf dem Lande sind Juden, die immer mehr Landbesitz an sich bringen und die ungeheure Auswanderung der von der Scholle getriebenen Bauernfamilien veranlassen. „In der ganzen Welt ist ein Teil der Presse in jüdischen Händen; bei uns aber gibt es fast gar keine andere Presse als die jüdische.... Darum können wir behaupten, daß die roheste, die verlogenste, die pornographischeste Presse der Welt die ungarische ist, weil sie nicht ungarisch, sondern jüdisch ist." Graf Zelensky weist dann an Tatsachen nach, daß die jüdische Presse den Kulturkampf gemacht, den konservativen, religiösen und monarchischen Agrarismus fast zerstört, die Militärfrage aufgeworfen und die gesamte kossuthistisch-radikale Bewegung inszeniert habe. (Wer sich näher dafür interessiert, lasse sich das „Vaterland" Nr. 113 vom 26. April kommen, in dem der ganze höchst interessante Brief abgedruckt ist.) Es muß fast schon als eine Mannestat gepriesen werden, daß sich im jetzigen Augenblicke des exaltiertesten Chauvinismus ein Mann von der gesellschaftlichen Stellung des Grafen Zelensky getraut, so offen auf den Sitz der revolutionären Bewegung in Ungarn hinzuweisen; vielleicht darf man daran die Hoffnung knüpfen, daß auch die Gentry und der Hochadel zur Einsicht kommen, wessen Geschäfte sie mit ihrer Unabhängigkeitshetze gegen „Wien" betreiben.

Zum Schlusse eine recht charakteristische Glosse zu der Hetze Kossuths und der adeligen Tulpen-Damen gegen die österreichische Industrie. Im „Magyarorszag" findet sich folgendes „Gelübde":

„Wir Gefertigten, Schüler der VI. Klasse des katholischen Obergymnasiums in Baja, geloben im vollen Bewußtsein unserer heiligen Pflicht, die unser süßes Vaterland zur Entwicklung seiner Industrie, zur Schaffung seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit von uns fordert, aus freiem Willen immer und unter allen Umständen nur ungarische Erzeugnisse zu kaufen. Wenn aber irgendein Artikel in ungarischen Fabriken nicht hergestellt werden sollte, denselben lieber durch einen fremden, niemals aber durch einen österreichischen zu ersetzen. Unsere junge, unbefleckte Ehre sei Pfand der Verwirklichung unseres Gelübdes! Der Wortbruch räche sich selbst! Dies Angebot unserer jungen Kraft, nimm's gnädig an, unser süßes Vaterland, in deinem heiligen Kampf."

Höher geht's wohl nicht mehr! Wenn aber einmal Oesterreich den Spieß umkehrt und auf Mehl, Rindvieh und Schweine aus Ungarn verzichtet, dann werden wohl nicht die katholischen Obergymnasiasten von Baja, sicherlich aber die magyarischen Bauern und Großgrundbesitzer den ganzen Kossuthismus verfluchen. Soll's dahin kommen?

„Heraus aus dem 16. Jahrhundert!"

(Eine Kontroverse zwischen dem protest. Pfarrer A. Schowalter und dem Zentrumsabgeordneten Dr. Eugen Jäger.)

I.

Herr Dr. Jäger hat mir den interessanten Artikel zugesandt, den er unter obiger Ueberschrift in der „Allg. Rundschau" veröffentlicht hat, und ich nehme an, daß er eine Entgegnung erwartet. Als ein Mann, der auch dem Gegner Gerechtigkeit will zuteil werden lassen, habe ich schon einmal in der „Allg. Rundschau" in einer öffentlichen Streitfrage das Wort genommen; ich werde mich freuen, wenn man es mir als einem Manne, der den Frieden unter den Konfessionen zu fördern sucht, hier auch gibt in dem Streite um den „Zentrumsturm" und in der Agitation für „christliche Politik".

Dr. Jäger sieht in dem Zentrum die Vereinigung der Bestrebungen, die auf Verchristlichung des öffentlichen Lebens gerichtet sind, und findet es unverständlich, daß gleichgesinnte Protestanten die Gelegenheit zum Anschlusse nicht benützen. In diesem Anschluß scheint ihm das Heil des Vaterlandes zu liegen. Ich meinerseits finde die Bedenken gegen den Anschluß für sehr leicht verständlich, halte ihn auch zurzeit für unmöglich und glaube doch, daß das Ziel gegenseitiger Annäherung erreicht werden kann.

Es wird zunächst Herr Dr. Jäger niemals bei Nicht-Katholiken mit seiner Behauptung durchdringen, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei sei, und es ist sehr unrecht von ihm, daß er diejenigen, die hierin seiner Anschauung nicht beipflichten, der Böswilligkeit beschuldigt. In den 60er Jahren hat sich das Zentrum mit Stolz als katholische Partei bezeichnet; der Präsident des Bonner Katholikentages (1900) hat das Zentrum das stehende Heer des politischen Katholizismus und das „katholische Volk" seine Reserven genannt, und noch vor wenigen Wochen hat der Fastenhirtenbrief des Straßburger Bischofs die „Parteiorganisation der deutschen Katholiken", die eine „Bürgschaft bilde für die Zukunft des Katholizismus", gerühmt. Aus den Wahlen wären viele Dutzende von Beweisen anzuführen für die öffentliche Aufforderung, seiner Ueberzeugung als Katholik Ausdruck zu geben durch einen Zentrumswahlzettel. Schließlich kann ich Herrn Dr. Jäger versichern, daß die politischen Organisationen der Katholiken in anderen Ländern ausnahmslos in dem deutschen Zentrum eine Schwesterorganisation sehen. Sollten denn all diese guten Katholiken nicht wissen, was ihnen das Zentrum ist? Und sollte es Zufall sein, daß die Zentrumsblätter sich sehr intensiv mit der Kritik der protestantischen Lehre, niemals aber mit der der katholischen abgeben, und daß beim Widerstreit der protestantisch- und katholisch-kirchlichen Interessen das Zentrum nur die katholische Auffassung vertritt?

Aus dem Aufsatz Dr. Jägers selbst läßt sich feststellen, daß auch er Zentrum und Katholiken identifiziert. Zum Beweise für die Unbefangenheit und Hochherzigkeit der Katholiken führt er das Verhalten des Zentrums in Baden, bei der Reichstagswahl in Speyer usw. an. Nun weiß ich sehr wohl, daß man gar vielfach auch schon früher sich gegen die Bezeichnung des „katholischen" Zentrums gewehrt und auf die des „christlichen" Zentrums Anspruch gemacht hat. Aber ich frage die Katholiken selbst, ob sie als dogmatische Grundlage für diese Bezeichnung sich nicht die eine christliche Kirche mit dem Papst an der Spitze dachten. Mit anderen Worten: christlich und katholisch ist hier identisch gedacht oder wenigstens gedacht gewesen und kann jederzeit wieder so gedacht werden. Jedem Volk, jeder Familie und jeder Partei hängt ihre Geschichte an; auch das Zentrum kann aus seiner Haut nicht heraus. Darum sollte es sich offen und frei als katholische Partei bezeichnen und stolz darauf sein, zu zeigen, wie unbefangen und tolerant der politisch organisierte Katholizismus zu sein, und wie bündnisfähig der unverhüllte Katholik für den Protestanten zu werden vermag. Andernfalls müßte es seinen Namen aufgeben und damit bekunden, daß es eine neue Geschichte anfängt. Auf jedem dieser beiden Wege würden klare Verhältnisse geschaffen, und diese sind immer eine Vorbedingung der Verständigung. Ich kann versichern, daß gerade das Spiel mit „katholisch" und „christlich" ein Hindernis der Verständigung ist; man findet darin — ich spreche hier nicht meine Meinung aus, sondern konstatiere nur — auf protestantischer Seite eine Unoffenheit und somit einen Grund zum Mißtrauen. Die paar protestantischen Hospitanten, die jeweils sich zum Zentrum gehalten haben, können diese Auffassung nicht ändern; denn wenn es diesen nur auf das Christliche ankäme, könnten sie ebensogut Anschluß finden bei den „Christlich-Sozialen" oder den protestantischen Konservativen, welch letztere in ihrem Programm (von 1876) ja auch die „Erhaltung und Kräftigung der christlichen Lebensanschauung in Volk und Staat" und ihre „praktische Betätigung in der Gesetzgebung" voranstellen.

Der „Bund der vereinigten Christen" kann darum nicht durch Beitritt der Protestanten zum Zentrum oder durch eine neue Partei geschaffen werden, sondern nur dadurch, daß die bestehenden „christlichen" Parteigruppen, ohne ihren — gewollten oder gewordenen — Konfessionalitätscharakter zu verhüllen, sich innerlich so umgestalten, daß eine gewisse Gleichartigkeit der Gesinnung auch nach äußerer Gemeinschaftlichkeit drängt. Andernfalls endigt jede Verständigungsbewegung in einer höchst unfruchtbaren Diskussion über den katholischen oder nichtkatholischen Charakter des Zentrums oder über die Frage, welche Partei verschwinden muß, um den Bund zu ermöglichen. Ueber den Kopf der bestehenden Organisationen hinweg führt heute kein Weg mehr zur Verständigung. Wer mit den Arbeitern als Gesamtheit verhandeln will, kann die Sozialdemokratie nicht links liegen lassen; wer die Protestanten ruft, muß mit ihren politischen Organisationen verhandeln; und die Führung des politisch organisierten Katholizismus — aber auch nur dieses — liegt in den Händen des Zentrums. Nicht die Unterdrückung ihrer Eigenart, sondern ihre schärfere Herausarbeitung muß das Ziel der Parteien sein, und zugleich muß durch Arbeit von innen her dieses Eigenste so gestaltet werden, daß es nicht zum Zeichen der Trennung, sondern zum Mittel für eine auf Achtung vor dem fremden Gut beruhende Verständigung wird.

Dr. Jäger meint nun die Weitherzigkeit, auf der diese Achtung beruht, nur auf seiten der Katholiken suchen zu dürfen. Ich könnte statt dessen einfach darauf hinweisen, daß weder im Programm der Konservativen, noch in dem der Christlich-Sozialen auch nur ein Wort steht, das sich gegen das Zentrum oder den Katholizismus richtet. Von einer Ablehnung findet sich also hier nichts. Und einem „konfessionell-protestantischen" Staat hat auf protestantischer Seite noch kein Mensch der Neuzeit das Wort geredet. Warum also gegen Dinge kämpfen, die gar nicht vorhanden sind? Die Notwendigkeit dieses Kampfes könnte sich höchstens ergeben aus dem Blick auf die angeführten Länder: „Thüringen, Mecklenburg usw." Liegt aber nicht schon in dieser Anführung und dem „usw.", das sich nur auf Braunschweig beziehen kann, und in der Zusammenstellung „der" katholischen Länder mit einigen protestantischen Ländern eine Ungerechtigkeit, die tief erbittern und eine Verständigung erschweren muß? Um die Duldsamkeit der Katholiken zu erweisen, greift Dr. Jäger aus dem katholischen Weltreich ein paar Stätchen heraus mit insgesamt etwas über 30 Millionen Katholiken. Und was sind das für Staaten, die als Kronzeugen dienen müssen: Bayern, Baden und Luxemburg, die ihrer Gesetzgebung die religiöse Duldsamkeit aufoktroyiert haben in Widerspruch mit der Vertretung der katholischen Kirche, und Oesterreich, wo eine sehr beschränkte Religionsfreiheit vor 30 Jahren im schärfsten Kampfe mit der Kirche erzwungen wurde, die heute noch nirgends offiziell ihren Anspruch auf konfessionell-katholische Staaten aufgegeben hat! Dem gegenüber stellt man „protestantische" Staaten mit einer protestantischen Gesamtbevölkerung von noch nicht 5 Millionen (von 160 Millionen, die abgesehen von diesen 5 und einem Teile Schwedens auch von dem Gegner nicht der Intoleranz beschuldigt werden können!), in deren Gebiet überhaupt nur 220,000 Katholiken wohnen. Wenn man von diesen 200,000 redet und nicht von den vielen Millionen Katholiken in „protestantischen" Ländern, wo keine Klagen bestehen, so ist das ebenso ungerecht, wie wenn man die 30 Millionen Katholiken vorführt, in deren Gebiet es angeblich die Protestanten so gut haben, und schweigt von den hunderten von Millionen, in deren Gebiet sich die Protestanten beschweren. Diese künstliche Gruppierung aber, die immer und immer wiederkehrt, erbittert mehr als ein Dutzend Wahlkämpfe. Aber außerdem: In Thüringen sind die Beschwerden der Katholiken durch Gesetz vom 12. Februar 1903, in Mecklenburg durch Gesetz vom Januar 1903 erledigt (welches hohe Maß von Toleranz aber auch schon vorher in der Praxis bestand, zeigt z. B. die Beteiligung der Protestanten beim Bau und der Einweihung der katholischen Kirche in Wismar am 12. März 1902, deren selbst das „Bonifaziusblatt" rühmend gedacht hat), in Sachsen handelt es sich weniger um veraltete gesetzliche Bestimmungen als um die bureaukratische Handhabung der Gesetze, die ja immer zu Einzelbeschwerden führen kann, und in Braunschweig ist die einseitige den Protestanten zugute kommende Gesetzgebung — daß verfassungsmäßig die Parität festgelegt ist, hat Dr. Bachem am 4. Februar 1905 im Reichstag anerkannt — wenigstens damit zu entschuldigen, daß es dort Katholiken

noch nicht seit langer Zeit und auch jetzt im ganzen Lande nur deren 25,000 gibt, von denen ein großer Teil außerdem nur im Sommer anwesend ist. Dieses Land ist einfach noch nicht „eingerichtet" auf seinen Bevölkerungsstand. Solche *Lappalien* können aber doch nicht das Verhältnis zweier großer Konfessionen zueinander im ganzen Reiche bestimmen. Uebrigens braucht das Zentrum nur dem Antrag Stöcker zuzustimmen, um eine *einstimmige* Resolution für Abschaffung eventuell noch bestehender Unzuträglichkeiten in diesen Staaten zu erlangen. Und schließlich möge man bedenken, daß das gesetzliche Verbot*), auswärtige Prediger Gottesdienste halten zu lassen oder an Orten außerhalb der Kirche religiöse Zusammenkünfte zu halten, — zwei Dinge, über die man sich beständig besonders beschwert — leider genau ebenso in dem „toleranten" Bayern wie in den als „untolerant" gebrandmarkten Staaten besteht.

Was Dr. Jäger aus den *Wahlen in Bayern* zur Beleuchtung protestantischer Engherzigkeit anführt, ist, wie ich aus intimer Kenntnisse der Dinge versichern kann, alles *unrichtig*. In *Homburg-Kusel* hat das Zentrum allerdings protestantische Bündler wählen helfen; aber nur, als es zwischen zwei *Protestanten* die Wahl hatte. Daß es dabei den ihm am friedlichst gesinnt erscheinenden Kandidaten nahm, ist doch kein Verdienst und kein Zeichen der Weitherzigkeit. *Mehr* konnte es ja gar nicht in seinem Interesse erreichen. Sobald es über eine stärkere Stimmenzahl verfügte, machte es den vollen Sieg der Bündler respektive den Sieg eines Christlich-Sozialen mit Hilfe der Bündler unmöglich und half indirekt den Liberalen, obwohl es bereits 102 Mandate in Händen hatte und obwohl es nur Stimmenenthaltung hätte zu üben brauchen. Daß die Bündler erklärt hätten: „Einem Katholiken können wir unsere Stimme nicht geben", ist absolut unrichtig. Sie hatten im Gegenteil beschlossen, *jeden katholischen* Bauern als Kandidaten zu akzeptieren, der ihnen vom Zentrum vorgeschlagen wurde; nur sollte er nicht dem Zentrum beitreten, sondern „wild" bleiben. Das Zentrum aber lehnte dieses Anerbieten ab und ein weitergehendes Anerbieten hätte die Reihen der Bündler gesprengt. Auf so junge Verhältnisse hätten erfahrenere Politiker Rücksicht genommen. Auch daß in *Neustadt a. H.* die Bündler keinen Zentrumsmann zu wählen, nicht übers Herz gebracht hätten ist, *absolut unrichtig*. Das Zentrum hat vielmehr den Wahlkreis Neustadt den *Sozialdemokraten* abgetreten und die Bündler hätten einen *Sozialdemokraten* wählen sollen. Das lehnten die Presbyter unter den Wahlmännern ab. Wenn sie aber abgelehnt hätten, „einen Bund mit dem *Zentrum zu machen*", so könnte das für Dr. Jäger noch kein Grund sein, sie der *Intoleranz* gegen die *Katholiken* zu bezichtigen; denn nach Dr. Jäger ist ja das Zentrum nicht konfessionell. Was die Schulen in *Mittelfranken* angeht, so wurde die Errichtung katholischer Schulen bekanntlich nicht aus *protestantischer Intoleranz* verweigert, sondern von den Verfechtern der Simultanschulen wurde die Errichtung sowohl protestantischer wie katholischer Konfessionsschulen, soweit es ging, unmöglich gemacht, die Katholiken waren nur *glücklicher* als die Protestanten in der Behauptung ihrer Schulen. Und was vollends die „überall" durch das „weitherzige Entgegenkommen" der Katholiken erfolgte Errichtung protestantischer Schulen anlangt, so redet die Statistik eine deutliche Sprache. Wir hatten im Jahre 1878 in Bayern 1938 protestantische Schulen und im Jahre 1901 noch 1918, die Katholiken hatten im Jahre 1878 dagegen 4711 und im Jahre 1901 schon 5296 Schulen. Und dabei ist die protestantische Bevölkerung prozentual stärker gewachsen als die katholische! Damit soll in keiner Weise eine Klage begründet werden; aber eine Veranlassung, die katholische Weitherzigkeit zu rühmen, gibt diese Statistik auch nicht.

Eine Annäherung der christlich gesinnten Volkskreise läßt sich also nicht auf der Grundlage erzielen, daß einer dem andern vorrechnet, was dieser ihm schuldig sei. Auch dadurch wird die *Diskussion auf unfruchtbare Gefilde* geleitet und endigt mit vermehrter Verstimmung und erhöhter Reizbarkeit. Die beiderseitigen Rechnungen werden nie stimmen. Wir müssen darum nicht nur das 16. Jahrhundert hinter uns lassen, sondern die ganze Vergangenheit, wenn wir ein neues Verhältnis anbahnen wollen. *Wir müssen auch aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert heraus und uns auf den Boden des 20. Jahrhunderts stellen.*

Wir können daher auch unter keinen Umständen die Bedingung annehmen, die Dr. Jäger bezüglich des *Evangelischen Bundes* stellt. Wenn ihm erst abgeschworen werden muß, ehe eine Zusammenarbeit stattfinden kann, so ist es gut, hinfürder überhaupt kein Wort mehr von einem Zusammenarbeiten zu reden. Warum? Ich will nicht alles in Schutz nehmen, was der Evangelische Bund oder einzelne in seinem Namen getan haben; daß aber die führenden Männer dieses Bundes von edelster Begeisterung für ihren Glauben und seine Verteidigung getragen sind, kann niemand bestreiten, außer wer diese Männer nicht kennt. Wer als *Protestant* wegen einzelner unliebsamer Vorkommnisse den ganzen Bund verwerfen und mit dem Kampf gegen ihn seine öffentliche Wirksamkeit entrieren wollte, würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Recht vom ganzen protestantischen Volk als Verräter betrachtet werden. Man möge also nichts Unmögliches verlangen und nicht in Interna eingreifen. Auch hier kann die Besserung nur von *innen* kommen, durch Arbeit der *Mitglieder* am Abschleifen der Härten und Kanten, nicht durch Aufhebung oder Kampf von außen her. Würde von katholischer Seite die Bedingung der Aufhebung des Evangelischen Bundes gestellt, so würde von protestantischer Seite die Auflösung des Katholischen Volksvereines und die Verleugnung der Jesuiten gefordert. Die Katholiken würden sich gegen beides verwahren, würden vielleicht den Nachweis versuchen, daß ihre Organisationen viel duldsamer seien als der Evangelische Bund, die Protestanten würden das Gegenteil beweisen, und so wäre die ganze Debatte wieder bei Evangelischem Bund, Katholischem Volksverein und Jesuiten — mit anderen Worten: auf einem *toten Punkte*. Ein Zusammenarbeiten wäre also nur auf der Grundlage denkbar, daß man das Vergangene vergangen sein läßt und probiert, ob sich eine neue Zukunft schaffen läßt. „Wir wollen *von heute an* einmal zeigen, daß eine Verständigung von *Fall zu Fall* möglich ist, und durch die gemeinsame Arbeit an einzelnen Fragen allmählich auch den Weg bahnen zu einer gerechteren Beurteilung der prinzipiellen großen Fragen, die immer drohend im Hintergrund stehen und jede christliche Koalition sprengen zu wollen scheinen: das müßte das Gelöbnis von beiden Seiten sein. Dr. Groeber hat im Reichstag vom 18. Februar 1905 den Satz als richtig anerkannt, daß der Toleranzbegriff ein rein historisches Produkt ist, welches ohne jede Absicht, ja gegen den Willen der Herrscher wie der Beherrschten sich durchgesetzt hat.. eine Sache, die *niemand wollte und zu der doch alle gezwungen* waren." So würde sich vielleicht aus der Arbeitsgemeinschaft, wie ich sie zeichnete, von selbst eine Gesinnungsgemeinschaft herausbilden, welche den einen Teil auf seinen Evangelischen Bund, den anderen auf seinen Katholischen Volksverein oder seine Jesuiten verzichten ließe, gerade so wie aus dem bürgerlichen Zusammenleben sich bisher schon von selbst die Notwendigkeit und Möglichkeit ergeben hat, so manche Schranke konfessioneller Aengstlichkeit fallen zu lassen. Mit der Forderung dieses Verzichtes aber zu *beginnen*, ist schlechthin aussichtslos.

Eine Forderung aber kann und muß sofort erhoben werden: nämlich die, daß *Beschimpfungen* von nun an unterbleiben. Ich weiß sehr wohl, daß auch die Katholiken über Beschimpfungen klagen; aber man möge einmal konservative oder christlich-soziale Blätter mit Sünden nachweisen, wie sie auf den „nichtkatholischen" Zentrumsblättern ruhen! Was von protestantischer Seite einem Bernhard v. Clairveaux, dem hl. Franziskus, dem Mönchtum überhaupt (Harnack) und selbst einem Canisius an liebevoller Würdigung zuteil geworden ist, muß doch endlich einmal auch von katholischer Seite den Reformatoren zuteil werden. Wie ist es doch möglich, daß anläßlich der letzten Ansprache des Kaisers an eine Aebtissin durch die Zentrumspresse die Behauptung gehen konnte, seine Auffassung von der Notwendigkeit guter Werke sei eine Desavouierung *Luthers*! Während es sich doch für Luther bei seiner Lehre von Glauben und Werken nur um die Frage handelte, was die *Grundlage* der sittlich-religiösen Existenz und ihr *Nährboden* sei! „Die Sonne scheint, ohne daß man sie heißt, der gute Baum bringt Frucht, ohne daß man es ihm befiehlt", sagte er und darum müsse man *zuerst* Sonne und Baum, nicht Licht und Frucht haben; denn aus Frucht kann man keinen Baum, aus Licht keine Sonne machen, während Licht und Frucht *immer* da sind, wenn nur Sonne und Baum gegeben sind. Und sowohl Sonne wie Baum sind eine Gabe Gottes. Sonne und Baum waren ihm gleich Glauben; dessen Ausstrahlungen und Früchte die Werke. Ich bestreite gar keinem Katholiken das Recht, diesen *Weg zur* Konstituierung der sittlich-religiösen Persönlichkeit — um ihn allein handelt es sich — von seinem Standpunkt aus für unrichtig oder unbequem oder verwirrend zu finden, aber anerkennen muß doch auch der schärfste Gegner, daß die Sachlage selbst ganz

*) Das Verbot, daß kein Ausländer ohne staatliche Genehmigung predigen darf, besteht *leider auch für die katholische Kirche* in Bayern. Der Herausgeber.

anders ist, als sie in der katholischen Presse dargestellt wird. Der Katholik macht sich kaum einen Begriff davon, wieviel Erbitterung die falsche Darstellung seiner Blätter sät. Um so mehr, als jedes protestantische Religionsbuch völlige Aufklärung über diesen Punkt gibt. Der Katechismus für die Pfalz z. B. sagt S. 77 über den alleinseligmachenden Glauben: „Dieser Glaube hat nicht nur die Liebe und die guten Werke zur notwendigen Folge, sondern macht auch erst recht tüchtig und geschickt dazu... Das Wörtchen „allein" richtet sich nicht gegen die wahrhaft guten Werke, ohne welche der Glaube tot ist, sondern gegen die Werkheiligkeit und den Verdienstesstolz, besonders auf die äußerlichen kirchlichen Werke, sowie gegen die Meinung, daß man durch besondere Werke einen Zustand der Vollkommenheit erringe, ja selbst mehr leisten könne, als man zu leisten verpflichtet sei, — da auch der Frömmste wegen der Unvollkommenheit alles Menschenwerkes stets der Gnade Gottes in Christo bedarf, um den rechten Frieden zu haben." Ich will in keiner Weise eine Diskussion herausfordern über die Gegensätze der Auffassung, die selbst bei achtungsvoller Würdigung der einzelnen Sätze übrigbleiben; ich möchte nur an dem Musterbeispiel der katholisch-konfessionellen Polemik nachweisen, daß eine Berechtigung, sich gekränkt und beschimpft zu fühlen, auch den Protestanten zugestanden werden muß. Darum: in diesem Punkte nicht rechnen, sondern besser machen!

Wenn so die prinzipiellen Schwierigkeiten beseitigt sind, die der Bildung einer „christlichen Volkspartei beider Konfessionen" entgegenstehen, sind immer noch zwei praktische Bedenken zu erledigen. Es würde selbst im besten Falle noch lange Zeit vergehen, bis eine Kooperation auf dem Boden der gleichen Rechte möglich wäre. Sicherheit für gegenseitige Anerkennung bildet nur die Stärke der Organisation. Die Protestanten müßten diese Organisation erst neu schaffen resp. die bestehende ausbauen und umbauen, um einigermaßen mit der im Zentrum bereits organisierten Masse der Katholiken ins Gleichgewicht zu kommen. Würden die Protestanten, die sich vorderhand für dieses Ziel gewinnen ließen, einfach dem Zentrum beitreten, so würden sie naturnotwendig einfach ins Schlepptau genommen werden, und dasselbe würde der Fall sein bei einer Koalition etwa der Christlich-Sozialen in ihrem heutigen Stadium der Entwicklung mit dem Zentrum. Außerdem aber: wenn eine Organisation der Protestanten die Hilfe des Zentrums anriefe, um mit seiner Unterstützung emporzukommen, so würde sie sich selbst den Boden entziehen. Das Mißtrauen würde sie tot machen; niemals würden Protestanten in ihr ihre Vertretung sehen. Ganz anders ist es, wenn diese Organisation so stark geworden ist, daß sie jederzeit auch selbständig operieren kann resp. dem Bundesgenossen ebenso nötig geworden ist wie dieser ihm. Dann fordert schon das Stärkeverhältnis die Rücksicht, die im „Bunde der vereinigten Christen" jeder der beiden Teile beanspruchen muß. Einen solchen Zustand zu schaffen, liegt in der Hand des Zentrums. Es müßte vorerst selbstlos den um ihre Existenz ringenden bewußt christlichen Parteien auf protestantischer Seite Wahlhilfe leihen und so eine Saat der Dankbarkeit und des Vertrauens ausstreuen. Ob es diese Selbstlosigkeit besitzt, ist eine andere Frage. Auf alle Fälle aber liegt die „Schaffung eines Blocks der Rechten" nicht „bei den gläubigen Protestanten", sondern bei den weitsichtigen Katholiken.

Jettenbach (Pfalz). A. Schowalter.

* * *

II.

Herr Schowalter berührt in seinem Schreiben so viele Punkte, daß es unmöglich ist, sie alle eingehend zu behandeln. Vielleicht wird eine bessere Feder, als die meine, manche Frage noch aufgreifen. Zunächst behauptet Herr Schowalter, daß das Zentrum eine konfessionelle Partei sei, und zwar der politisch organisierte Katholizismus. Nun zeigt aber sowohl der konservative, wie die nationalliberale und die freisinnige Partei, daß ihre ganze Anschauungsweise auf protestantischem Boden steht. Das zeigen ihre ganze Geschichte und ihr Verhalten, das zeigt besonders der Kulturkampf, den diese drei Parteien (mit wenigen persönlichen Ausnahmen) hochgradig begonnen und mitgemacht haben. Das war doch ein Kampf gegen das Wesen des Katholizismus. Vom Zentrum dagegen wird man nirgends nachweisen können, daß es einseitig katholischen Bestrebungen huldige. Herr von Kardorff hat in der Reichstagssitzung vom 13. April 1904 ausdrücklich erklärt, das Zentrum treibe keine sogenannte ultramontane, sondern deutsch-nationale Politik. Kardorff bezog sich dabei ausdrücklich auf die Verdienste des Zentrums um den Zolltarif, für die Landwirtschaft, für die Wehrkraft des Reiches zu Land und zur See, kurz auf allen Gebieten der Politik des Deutschen Reiches.

Wenn Herr Schowalter vielleicht darauf meint, das Zentrum bekämpfe in Bayern die zweite Verfassungsbeilage, das sogenannte Religionsedikt, so geht dieser Kampf des Zentrums doch nur gegen jene Bestimmungen, welche noch von der alten Staatshoheit über die Kirche ausgehen. Noch in der Kammersitzung vom 10. März 1906 sagte Dr. Pichler unter lebhaftem Beifall des Zentrums: „Wenn wir verlangen, daß gewisse Bestimmungen der zweiten Verfassungsauflage revidiert werden sollen, so fällt es niemand von uns ein, an der staatsrechtlichen Parität, an der Gleichberechtigung der beiden Konfessionen in Bayern und im Deutschen Reiche irgendwie rütteln zu wollen."

Zum Beweis dessen verwies Dr. Pichler auf den Toleranzantrag im Reichstage, der von den Liberalen bekämpft und abgelehnt wird, wie ja bekanntlich auch die Liberalen besonders an dem antidiluvianischen Plazet und anderen Bestimmungen des bayerischen Religionsedikts festhalten mit der Begründung, daß diese zum Schutze der protestantischen Kirche gegenüber der katholischen gegeben seien. Mehr als die gleiche Freiheit und das gleiche Recht für die zwei großen Konfessionen zu verlangen, kann man von den Katholiken doch nicht erwarten.

Wenn das Zentrum trotz seines nicht einseitig konfessionellen Programms und Verhaltens eine Schöpfung des katholischen Volkes ist, so ist das ein Beweis für die politische Begabung und moderne Anschauungsweise der deutschen Katholiken.

Pfarrer Schowalter sagt: „Einem konfessionell protestantischen Staat hat auf protestantischer Seite noch kein Mensch der Neuzeit das Wort geredet." Aber ist denn das Verhalten der Konservativen und Liberalen gegenüber dem Toleranzantrag des Zentrums etwas Anderes als die Erhaltung des konfessionell protestantischen Staates in Mecklenburg, Sachsen usw.? Mit vollem Bewußtsein will man dort den Katholiken nicht jene freie Religionsübung geben, welche das katholische Volk in den katholischen Ländern Deutschlands den Protestanten gewährt hat. Schowalter mag vielleicht behaupten, diese freie Religionsübung der Protestanten in den katholischen Ländern sei den katholischen Kirchenbehörden abgerungen worden; dem gegenüber behaupte ich, daß in diesen katholischen Ländern das katholische Volk, ohne Unterschied der Stände und Bildung, die volle freie Religionsübung der Protestanten seit Jahrzehnten anerkannt hat und einer Beschränkung derselben, auch wenn sie von vereinzelten kirchlichen Stellen gewünscht werden sollte, nicht zustimmen wird. Nur auf einen Fall will ich hier hinweisen.

In Meerane in Sachsen wohnen 500 Katholiken; sie möchten selbstverständlich einen ständigen Seelsorger haben, der ihnen auch Sonntags eine heilige Messe liest. Der sächsische Staat erlaubt ihnen aber nur vier solcher Messen im Jahr, mehr sind staatsgefährlich. Hinter dieser Entscheidung des sächsischen Staates bis zum Minister hinauf steht aber in Sachsen nicht bloß die protestantische Geistlichkeit und das protestantische Kirchenregiment, sondern auch der Landtag und das protestantische Volk — mit Ausnahme der Sozialdemokraten; sonst sind sie alle einig in kleinlicher und leidenschaftlicher Unduldsamkeit gegen die Katholiken.

Im Gefühle der Schwäche seiner Stellung versucht Pfarrer Schowalter den Kampfplatz zu verlegen, indem er meint, meine Auffassung sei ungerecht, weil ich nur jene katholischen Staaten anführe, „in denen die Protestanten es angeblich so gut" hätten; ich schwiege aber „von den hunderten von Millionen" (Katholiken), „in deren Gebiet sich die Protestanten beschweren." Wo diese hunderte von Millionen wohnen sollen, ist mir rätselhaft. In Italien hat der moderne Einheitsstaat die freie Religionsübung gebracht und das katholische Volk läßt den Protestanten ruhig ihre freie Religionsübung. Es kann sich also in Europa höchstens um Spanien handeln; das wird aber schon durch Schweden kompensiert — von dem „hellen" Sachsen ganz abgesehen. Weiter kann nur noch Süd-Amerika in Frage kommen, dort herrscht aber seit Abtrennung jener Länder von Spanien mehr oder weniger das Freimaurertum, und dieses regiert gewiß nicht nach mittelalterlich-„ultramontanen" Rezepten. In Brasilien bestehen sicher keine grundsätzlichen Beschwerden, dort sind alle Kulte gleichberechtigt. In Mexiko und Peru dürfte es sich ähnlich verhalten, ebenso in Chile, wo zahlreiche lutherische Gemeinden bestehen.

Ich lasse mir aber den Kampfboden nicht verrücken. Wir leben im Deutschen Reiche; um dieses handelt es

sich und hier kann kein Unbefangener leugnen, daß in den katholischen Ländern Deutschlands, auch in Oesterreich, die Protestanten seit langer Zeit die volle freie Religionsübung haben, daß sie als gleichberechtigte Konfession anerkannt sind, während sie in den protestantischen Ländern, von denen oben die Rede war, zum Danke dafür den Katholiken jene Rechte verweigern, die diese dort, wo sie die Mehrheit haben, den Protestanten anstandslos gewähren.

Was Herr Schowalter von den Landtagswahlen in Homburg-Kusel und Neustadt in der Pfalz sagte, kann ich nicht als ganz richtig anerkennen. Er gibt ja selbst zu, daß in Homburg-Kusel die Landbündler sich geweigert hätten, einen Katholiken zu wählen, der dem Zentrum beitreten würde. Dann wundert Herr Schowalter sich, wie es scheint, darüber, daß das Zentrum auf dieser Grundlage eine Wahlabmachung abgelehnt hat. Wenn die Herren Bündler schon bei wiederholten Wahlen für Reichs- und Landtag Stimmen des Zentrums für ihre Kandidaten anzunehmen nicht zu stolz waren, so dürfen sie doch unmöglich eine Gegenleistung anbieten, die für das Zentrum eigentlich beleidigend war. Ob das Zentrum bereits 102 Mandate besitzt und durch diese Abmachung ein weiteres bekommen hätte, hat für die ganze Frage keine Bedeutung, denn die Mehrheit im Landtag besitzt das Zentrum doch schon. Die ganze rückständige Auffassung der Bündler verkündet uns Schowalter mit den Worten: „ein weiter gehendes Anerkenntnis (d. h. Eintritt eines gemeinsam gewählten Kandidaten in das Zentrum), hätte die Reihen der Bündler gesprengt!"

Was den Wahlkreis Neustadt betrifft, so ist es ja richtig, daß das Zentrum zugunsten eines sozialdemokratischen Kandidaten zurücktrat. Es wurde aber vorher über die allenfallsige Wahl eines Zentrumsmannes verhandelt, und da stieß man auf dieselbe konfessionelle Befangenheit wie in Homburg-Kusel: „Einen Katholiken bzw. einen Zentrumsmann können wir nicht wählen, denn wir sind Presbyter" (protestantische Kirchenälteste).

Bezüglich des Verhaltens der Konservativen bei dem bayerischen Schulbedarfsgesetze muß ich meine Ansicht aufrecht erhalten. In jenen protestantischen Kreisen wurde es für eine schwere Beleidigung des Protestantismus betrachtet, daß dasselbe Recht, das die protestantischen Minderheiten in katholischen Gemeinden in bezug auf die Errichtung protestantischer Schulen haben sollten, auch den katholischen Minderheiten in protestantischen Gebieten zustehen sollte. Man hat damals in Weissenburg alle möglichen Versuche gemacht, um das Unglück, für die katholische Minderheit (etwa 120 Kinder) eine katholische Schule gründen zu müssen, zu verhindern. Man hat bis zum Minister hinauf Berufung ergriffen und wäre bereit gewesen, selbst die eigene protestantische Volksschule zu opfern, nur damit die Katholiken keine katholische Schule erhalten könnten.

Und nun zum Evangelischen Bunde! Herr Schowalter will nicht alles in Schutz nehmen, was von dieser Seite geschehen ist, aber er rühmt die führenden Männer dieses Bundes, die „von edelster Begeisterung für ihren Glauben und seine Verteidigung getragen" seien. Es ist ja gewiß für einen Protestanten schwer, hier objektiv zu urteilen, wenn man von Jugend auf in der Atmosphäre all der Vorurteile aufgewachsen ist, die dort gegen den Katholizismus bestehen. Wir müssen das milde beurteilen. Das kann uns aber nicht von der Aufgabe entbinden, unsere Ansicht dahin zu formulieren, daß die Begeisterung für den Protestantismus und seine Verteidigung, die den Evangelischen Bund leitet, doch tatsächlich und fast allein in Beschimpfungen gegen die katholische Kirche und die Katholiken und in bewußter Absprechung der Gleichberechtigung der Katholiken sich äußert.

Etwas anderes hat der Bund tatsächlich nicht geleistet. Wenn ich nicht irre, hat auch Professor Delbrück, Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", das unlängst konstatiert. Gehört es zur Verteidigung des Protestantismus, wenn auf dem Nürnberger Parteitage die katholischen Fürsten als ausgeblasene Eier bezeichnet wurden, und wenn ein Redner den Papst das Oberhaupt aller Diebe nannte? Das waren nicht zufällige Entgleisungen, sondern diese Redner sprachen nur aus, was im Herzen ihrer Zuhörer lebte. Der neueste Fall ist der des Divisionspfarrers Bachstein, der wohl in der Verhöhnung und Beschimpfung des Katholizismus bisher den Rekord erreichte. Die Sache war so arg, daß die Staatsbehörde einschritt, und das Ergebnis des ganzen von Instanz zu Instanz hin- und herverwiesenen Prozesses, nebenbei bemerkt ein juristischer Skandal, war ein Tag Gefängnis, ungefähr wie der englische Richter, der nach dem Buchstaben des Gesetzes schuldigsprechen muß, am liebsten aber freisprechen würde, zu einem Farthing verurteilt. Kaum war Bachstein verurteilt, so schickte, wie vor einigen Tagen zu lesen war, der Zweigverein des Evangelischen Bundes zu Osnabrück ein Beileidschreiben, worin es hieß, der Vortrag, wegen dessen er bestraft worden sei, sei getragen gewesen von Glaubenskraft und Ueberzeugungstreue im Kampf gegen die der Kultur unseres Vaterlandes drohenden Gefahren! Für das Beleidigende, das in dergleichen Vorkommnissen für die Katholiken um so mehr liegt, weil diese Vorgänge immer wiederkehren, hat man auf protestantischer Seite offenbar gar kein Gefühl. Herr Schowalter mag alles zusammentragen, was in den letzten zehn Jahren auf diesem Gebiete in Wahrheit gegen den Protestantismus gefehlt worden ist, es ist nicht der zehnte Teil von dem, was der Evangelische Bund in einem einzigen Jahr gegen den Katholizismus vollbringt. Das schönste ist das, daß man auf jener Seite darauf hinweist, Beschimpfungen, wie solche, der Papst sei das Haupt aller Diebe, ständen in den protestantischen Bekenntnisschriften und müßten daher gewissermaßen den Schutz protestantischer Glaubensartikel haben. Wenn Herr Schowalter der Ansicht ist, der Evangelische Bund wirke für den protestantischen Glauben, so ist auch das ein Irrtum. Der Evangelische Bund sucht gläubige und ungläubige Protestanten, Christen und Heiden, um es noch schärfer auszudrücken, einzig und allein zum Kampf gegen den Katholizismus zu vereinigen, und wie immer bei dieser Vereinigung trägt der gläubige Teil die Kosten. Die „Kreuzzeitung" hat auch unlängst festgestellt, daß der Bund für den Glauben nichts wirkt.

Die alten Bekenntnisschriften sind, soweit sie positiv waren, verblaßt und im Bewußtsein des protestantischen Volkes fast untergegangen. Ob die Rettung darin gefunden werden kann, daß man aus diesen Bekenntnisschriften einzig den Haß gegen das Papsttum aufrecht erhält, muß doch sehr bezweifelt werden.

Sein innerstes Wesen hat der Evangelische Bund auf seiner Tagung Ende August 1893 zu Speyer enthüllt. Diese Hauptversammlung für Deutschland erließ eine Hauptkundgebung, in welcher sie dem Katholizismus unverblümt die Gleichberechtigung absprach, und die, im Namen des ganzen Bundes von Hofprediger Rogge verlesen, lautete: „Der Grundsatz der Toleranz ist dank dem Geist des evangelischen Bekenntnisses in Deutschland öffentliches Recht geworden. Unter seinem Schutze, ja unter Uebertreibung des Prinzips bis zur Verwechslung von Toleranz mit Parität, hat die römische Kirche im öffentlichen Leben der Gegenwart eine Stellung erlangt, welche weder der Zahl ihrer Mitglieder noch dem Wahrheitsgehalt ihrer Lehren entspricht."

Hier ist mit dürren Worten gesagt, den Katholiken (den Anhängern der „römischen" Kirche) wollen wir Duldung (Toleranz) gewähren, aber keine Gleichberechtigung (Parität)! Ich habe mich damals vergeblich nach irgendeiner maßgebenden Stimme im protestantischen Lager umgesehen, welche diesen Beschluß mißbilligt hätte. Und angesichts dieses Beschlusses behauptet Herr Schowalter in wunderbarer Selbsttäuschung, niemand auf protestantischer Seite wolle den selbständigen konfessionellen Staat. Hier haben wir den Gegenbeweis, denn nach dem Speyerer Beschlusse hätten die Katholiken im Deutschen Reiche die Pflicht, ihre Steuern zu zahlen, ihre Söhne dem Militär zu stellen, Ansprüche auf volle Mitwirkung im öffentlichen und privaten Leben hätten sie aber nicht, denn das hieße „das Prinzip der Duldung mit der Gleichberechtigung verwechseln": den Katholiken dieselben Pflichten, aber nicht dieselben Rechte. Sie sind und bleiben Bürger zweiter Klasse. In den katholischen Staaten Deutschlands verlangen die Protestanten die volle Gleichberechtigung und haben sie auch erhalten, im Reiche und in den protestantischen Ländern aber wollen sie den Katholiken bloß Duldung gewähren und sie als Bürger zweiter Klasse behandeln.

In dieser Richtung bewegen sich alle Kundgebungen des Evangelischen Bundes. Welcher Sturm würde sich erheben, wenn die Katholiken umgekehrt erklären würden, wie die Generalversammlung des Evangelischen Bundes dort in Speyer: den Protestanten gegenüber werde die Duldung unberechtigter Weise zur Gleichberechtigung übertrieben! Oder wenn nur ein einziger katholischer Redner bei irgendeiner Gelegenheit die Gleichberechtigung der Konfessionen verneinen würde. Da würde der Staatsanwalt einschreiten, die Bischöfe würden von den Regierungen ersucht werden, derartigen Bestrebungen entgegenzuwirken, und sie würden es auch tun. Was der Evangelische Bund in Speyer erklärt hat, bedeutet nichts weiter als einen Verfassungsbruch, und dazu herrschte auf protestantischer Seite allgemeines tiefes Schweigen. Dieses Schweigen läßt tief blicken.

Wenn Herr Schowalter sagt, **Beschimpfungen müßten unterbleiben**, so ist auf katholischer Seite jeder Weiterblickende damit einverstanden und wird in seinen Kreisen dahin wirken. **Schlimmer aber als alle Beschimpfung ist es, wenn man den Katholiken die Gleichberechtigung versagt und offenen Verfassungsbruch anstrebt.**

Auf protestantischer Seite ist man gewöhnt, jede Kritik Luthers, die nicht in ein Lob seiner Person und seines Werkes ausklingt, als Beschimpfung zu betrachten. Unbewußt steht man noch in der geschichtlichen Auffassung des 16. Jahrhunderts. Auf katholischer Seite kann man dieses Verlangen nicht erfüllen. Das Recht der **freien, aber sachlichen** Beurteilung, welches die katholische Wissenschaft auch gegenüber den Päpsten, Kardinälen und Bischöfen beansprucht, beansprucht diese Wissenschaft auch gegen die Gründer des Protestantismus. **Bei uns wird nicht mit zweierlei Maß gemessen.** Wie würdevoll, aber zugleich einschneidend beurteilt **Pastor** in seiner Papstgeschichte die Mängel, den sittlichen Wandel und die Frevel so mancher Päpste und Kardinäle in dem verhängnisvollen 15. und 16. Jahrhundert! Der soeben erschienene IV. Band geht wieder mit Leo X. streng sachlich und würdevoll ins Gericht. Die Kirche hat von solcher Kritik nichts zu fürchten, sondern **kann nur dabei gewinnen**. Anderseits werden von der katholischen Wissenschaft alle unbegründeten und ungerechten Beurteilungen Luthers stets entschieden zurückgewiesen. Ich erinnere Herrn Schowalter daran, wie die katholische Wissenschaft und, ihr folgend, die größere katholische Presse die **Fabel Majunkes vom Selbstmorde Luthers** sofort energisch zurückgewiesen hat. Auch noch in den letzten Monaten hat die katholische Wissenschaft — ich nenne nur Hermann **Grauert** („Ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden"), — die sehr übertriebenen Angriffe, welche **Denifle** gegen Luther gerichtet, bei aller Achtung vor dem bedeutenden Gelehrten sachlich und würdevoll zurückgewiesen. Denifle hatte sich offenbar von einem Reste seines wallonischen Temperaments — seine Vorfahren waren Wallonen — hinreißen lassen. Wir bekämpfen **alle Geschichtsfabeln**, stammen sie aus katholischer oder protestantischer Quelle. Die katholische Forschung hat als einziges Ziel die geschichtliche Wahrheit. Auf protestantischer Seite dagegen ist es gerade der Evangelische Bund, der immer und immer wieder die alten unwahren und von kundigen Protestanten längst widerlegten Geschichtsmärchen, weil sie im Interesse des Protestantismus liegen, neu aufwärmt und immer wieder in das Volk wirft. Hier liegt der Punkt der unendlichen Schwierigkeiten, sich gegenseitig zu verständigen: die planmäßige Erhaltung all der ungeheuerlichen Vorurteile, mit welchen das protestantische Volk seit Jahrhunderten durchweg gegen die Katholiken erfüllt ist und erfüllt wird.

Was Pfarrer Schowalter über die **lutherische Rechtfertigungslehre** sagt, ist nicht ganz richtig. Wenn Luther, besonders in dem Streit mit den Antinomisten, immer wieder betonte, der richtige Glaube habe von selbst gute Werke zur Folge, so ist das auf katholischer Seite wohl bekannt, es trifft aber nicht den Kern der Sache. Luther hat auch in dem bekannten Briefe an Melanchthon in Auslegung seiner Rechtfertigungslehre den Ausspruch getan: „Sündige tapfer, glaube um so tapferer" und hat dies dahin erklärt: Mord, Ehebruch und Unzucht schadeten nichts, wenn man glaube. Wie oft haben Luther und seine Gesinnungsgenossen weiter dem Volke gesagt: Selbst das sittlich verwerflichste Leben, Ehebruch, Mädchenverführung (ich will Luthers Ausdrücke nicht wiederholen) seien nicht so schlimm wie katholisch sein!

Die große Masse hat sich diesen Spruch sehr wohl gemerkt. Luther hat auch bis zu seinem Lebensende gelehrt, daß der Mensch bei Auslegung der Glaubenswahrheiten nicht nach seiner Vernunft fragen dürfe, die Vernunft sei eine Teufels-Bestie. Auch diesen Standpunkt hat das Luthertum jener Zeit festgehalten. Luther hat auch ferner gelehrt, des Menschen Wille sei so verdorben, daß er das Sittengesetz nicht halten könne. Die Folge war überall, wo die neue Lehre auftrat, eine ungeheuere sittliche Verwilderung, eine völlige sittliche Anarchie, weil man die guten Werke als nicht zum Seelenheil für notwendig erklärte. Bezeichnend sind die Stimmen von edler gesinnten Protestanten aus jener Zeit. Luther selbst entsetzte sich oft über diese sittliche Verwilderung, wiederholt wollte er deswegen aus Wittenberg entweichen. Er selbst erklärte, unter dem Papsttum hätten die Leute sittlicher gelebt. Von allen diesen Geständnissen erzählt man dem protestantischen Volke freilich nichts. — —

Im September 1885 besuchte mich der inzwischen verstorbene **Raiffeisen**, der bekannte Gründer der ländlichen Darlehenskassen. Wir verbrachten einen Tag zusammen. Als er in das Zimmer trat, fragte er sogleich: „Haben Sie das Neue Testament?" Ich holte es ihm. „Schlagen Sie auf Matthäus 25, 35, 36." Es war die Stelle, wo der Heiland sagt: „Ich war hungrig, ihr habt mich gespeiset, ich war nackt, ihr habt mich bekleidet" usw., wo er Himmel oder Hölle von der Erfüllung oder Nichterfüllung dieser Handlungen abhängig macht. Da sagte Raiffeisen zu mir: „Diese Stellen haben mich gelehrt, daß der Glaube nicht genügt, sondern die Seligkeit an die (allerdings auf dem Glauben beruhenden) Werke geknüpft ist. Diese Verpflichtung, Gutes zu tun, hat mich auf den Gedanken meiner Darlehenskassenvereine gebracht. Wir sind eine alte protestantische Familie, und ich bin dadurch, da ich die Bibel in diesem Sinne auslege, mit meinen protestantischen Jugendfreunden, die teilweise in hoher kirchlicher Stellung sind, in hartnäckigen Gegensatz geraten."

Im vorigen Jahre veröffentlichte **Köhler**, protestantischer Theologieprofessor in Gießen, einen Vortrag, „Katholizismus und Reformation", der mit verschiedenen protestantischen Vorurteilen aufräumt. Köhler hat die Erscheinungen der neuen katholischen Wissenschaft und Theologie und auch die protestantischen Forschungen studiert, und es dürfte ihm wohl schwer gefallen sein, die überkommenen Vorurteile mit Wahrheitsmut abzuwerfen. In jenem Vortrage erklärte er die lutherische Rechtfertigungslehre für hinfällig und durch die katholischen Einwände beseitigt. Er weist (Seite 55) darauf hin, daß die lutherische Heilslehre die Wiederaufnahme der Paulinischen sei; die Schätzung der Paulinischen Heilslehre sei aber in der Gegenwart mit der wachsenden Erkenntnis ihres Unterschiedes vom Evangelium Jesu offensichtlich gesunken; gegen diese Erkenntnis dürfe man sich nicht sperren und müsse die Konsequenzen ziehen. Luther habe den Knoten zerhauen, indem er alles auf die göttliche Seite geworfen. „Hier wird sich in Betonung der Willensaktivität und Ausstoßung des rein passiven, mit Luther zu reden: Gerittenwerdens vom Herrgott, die lutherische Theologie eine Korrektur gefallen lassen müssen und die **katholische Polemik** des 16. Jahrhunderts **ihr relatives Recht bekommen**." (S. 56.) Dabei erkennt Köhler an (S. 54), daß durch die lutherische Rechtfertigungslehre das sittliche Moment im Heilsprozeß (die Mitwirkung des freien Willens) zu kurz komme. Der sich für versöhnt Haltende kümmere sich nicht weiter um die Händel dieser Welt und könne, pochend auf den sichern Port, tatsächlich im Schmutz versinken: ethischer Laxismus (S. 57). Diese Gefahr sei bei Luther größer als bei Paulus. Mit Hinweisung auf einen hessischen Visitationsbericht über einen Pfarrer der Reformationszeit: „ist ein Säufer, aber fromm," und mit Hinweis auf die bekannten Worte, die Luther an Melanchthon schrieb: „sündige tapfer, glaube aber um so tapferer," betont Köhler (S. 57) „**den klaffenden Spalt zwischen Religion und Sittlichkeit**" **in der lutherischen Rechtfertigungslehre**: „Wenn die katholische Forschung hier immer wieder angreift, so werden wir das ehrliche Zugeständnis machen müssen: „sie führt keine Luftstreiche, hier liegen Mängel vor." Auf diese Mängel hat die katholische Wissenschaft schon bei Luthers Auftreten hingewiesen, aber nur wenige nahmen diesen Hinweis an, und auch was Köhler jetzt sagt, wird man vor dem protestantischen Volke geheim halten.

Nicht nur Köhler, auch **Harnack** erklärt den „reformatorischen" Grundsatz von der Rechtfertigung durch den Glauben **allein** als nicht im Evangelium Jesu begründet. Harnack weist darauf hin, daß die innere Gesinnung sich in die Tat umsetzen müsse, so daß das Evangelium also Glaube **und** Werk ist. In seinem „Wesen des Christentums" (1902) sagt Harnack, schon der Vorläufer Christi, Johannes, habe die Gesinnung und das **sittliche Tun** als das allein Entscheidende und somit die Verpflichtung des Sittengesetzes gelehrt. Weiter betont Harnack (S. 63), das Evangelium Christi habe Solidarität und Hilfeleistung zum wesentlichen Inhalt, mache die Zukunft des Menschen von der **Uebung** der Nächstenliebe abhängig und der Satz vom freien Spiel der Kräfte laufe dem Evangelium stracks entgegen. Die ersten Christen hätten daher ein Leben der Brüderlichkeit geführt nicht nur in Worten, sondern auch in **Taten** (S. 106). Schließlich (S. 180) weist Harnack hin auf die schlimmen Wirkungen, welche es gehabt, daß der Protestantismus „im Gegensatz zum Katholizismus die Innerlichkeit der Religion und das sola fide ausschließlich betonen" mußte: „Der gemeine Mann hörte es nicht ungern, daß gute Werke unnötig, ja seelengefährlich seien. Luther ist für das bequeme Mißverständnis, das sich daran anschloß, nicht (?) verantwortlich; aber von Anfang an mußte in den deutschen Reformationskirchen über sittliche Laxheit und mangelnden Ernst in der Heiligung geklagt werden. Das Wort „Liebet ihr mich,

so haltet meine Gebote“ trat ungebührlich zurück. Erst der Pietismus hat wieder seine zentrale Bedeutung erkannt. Bis dahin war im Gegensatz zu der katholischen „Werkgerechtigkeit“ der Pendel der Lebensführung bedenklich auf die entgegengesetzte Seite hinübergeschwenkt. Aber die Religion ist nicht nur Gesinnung, sondern Gesinnung und Tat, Glaube, der in der Heiligung und in der Liebe tätig ist; das müssen die evangelischen Christen noch viel sicherer lernen, um nicht beschämt zu werden.“

Das Wort Harnacks, das Evangelium sei nicht bloß Gesinnung, sondern Gesinnung und Tat, ist die alte katholische Lehre. Der Elsässer Spener erst war es, der die Protestanten zur alten katholischen Auffassung teilweise wenigstens zurückbrachte, daß die Hauptsache nicht im Glauben, sondern in den auf dem Glauben beruhenden Werken liege. Die neue protestantische Theologie, soweit sie es ernst nimmt, hat die lutherische Rechtfertigungslehre in ihrer von Luther und den Lutheranern jener Zeit ausgesprochenen Einseitigkeit fallen lassen, sie ist synergistisch geworden, sie verlangt die Mitwirkung des Menschen durch seine Handlungen als Bedingung des Heiles.

Auf Luthers falscher Rechtfertigungslehre baute sich alles weitere auf: der Zusammenbruch des katholischen Kirchenbegriffs, das allgemeine Priestertum, die Herrschaft der Laien und damit des Staates über die Kirche. Luther hielt seine Rechtfertigungslehre hartnäckig fest und verlangte zu Worms aus der Bibel widerlegt zu werden. Er erkannte aber keine Widerlegung an. Melanchthon nannte diese Rechtfertigungslehre den „Artikel der stehenden und fallenden Kirche“. Diese Lehre war der theologische Vorwand, unter welchem die Ritterschaft 1523 gegen die Fürsten sich erhob, unter welchem in den folgenden zwei Jahren die Bauern sich empörten und entsetzliche Greuel verübten. Für den „Sieg des reinen Gotteswortes“ wurde später der Bund mit dem Ausland, mit Frankreich, Schweden und selbst den Türken gesucht und verherrlicht. Unter diesem Vorwand wurde das Reich zerrüttet, die Kaisermacht vernichtet, wurden die verheerenden Raubzüge eines Alcibiades von Brandenburg und anderer Fürsten unternommen, die drei Lothringer Bistümer an Frankreich verkauft und zuletzt Deutschland in ein Meer von Blut und Feuer getaucht.

Auch bezüglich der Bibel nähert man sich auf protestantischer Seite vielfach der katholischen Auffassung. Der Protestantismus, und zwar alle seine Träger ohne Ausnahme, traten mit zwei Grundsätzen auf. Diese sogenannten reformatorischen Grundsätze sind in materieller Hinsicht die Rechtfertigung durch den Glauben allein, in formeller Hinsicht die Bibel als einzige Glaubensquelle. Der erste Grundsatz hat sich nicht bewährt und wurde als zu einseitig erkannt, und auch der zweite Grundsatz ist ins Wanken geraten. Daß die Bibel die einzige Quelle für die Erkenntnis der Offenbarung und der Hinterlassenschaft Christi sein soll, ist eine willkürliche Annahme. Wäre diese Annahme richtig, so müßte doch in der Bibel selbst ein Anhaltspunkt dazu gegeben sein. Das ist aber nicht der Fall. Luther war auch nicht der erste, der diesen Grundsatz aufstellte; er aber, seine Vorgänger und Nachfolger übersahen im Eifer des Kampfes gegen die katholische Kirche ganz, daß die Bibel ihr Ansehen allein von der Autorität dieser bekämpften katholischen Kirche besitzt. Die Kirche war es, welche die biblischen Bücher aus den zahlreichen Aufzeichnungen herausgesucht, zusammengestellt und mit dem Ansehen göttlicher Offenbarung versehen hat. Ein anderes Fundament als dieses Zeugnis der katholischen Kirche gibt es für die Bibel nicht. Die Bibel ist daher nur ein Teil der christlichen Tradition, und auch ihr Inhalt unterliegt der Auslegung durch das kirchliche Lehramt. Ohne dieses — denn das hat die Geschichte des Protestantismus seit Anbeginn gezeigt — gehen die Auslegungen unversöhnlich auseinander. Wer nur einigermaßen die Bibel kennt, muß auch zugeben, daß ihre Berichte unvollkommen, ja teilweise widerspruchsvoll sind. Wenn man aber die Bibel als einzige Glaubensquelle annimmt, so tut man, als sei sie ein Katechismus der christlichen Lehre oder ein Tagebuch, das aktenmäßig und lückenlos über Leben und Lehre Christi berichtet. Aber auch das ist die Bibel nicht. Keiner der Apostel und Evangelisten hat je daran gedacht, einen solchen Katechismus oder ein Tagebuch zu schreiben. Es sind Auffassungen und Berichte der einzelnen, die ohne Auslegung und Ergänzung durch den anderweitig überlieferten Teil der kirchlichen Auslegung nur einen beschränkten Wert haben. Wer gibt uns ferner die Bürgschaft, daß die Bibel, wie sie uns vorliegt, die ursprüngliche Urschrift der Apostel oder Jünger Christi ist, daß sich nicht manches hier eingeschlichen hat durch die zahllosen Abschriften und Uebersetzungen? Schon Luther ist mit der Bibel ziemlich willkürlich umgegangen, er hat den Brief des Apostels Jakobus, der zu seiner Rechtfertigungslehre nicht paßte, einfach hinausgeworfen und hat in seiner Bibelübersetzung, um seine Rechtfertigung biblisch zu begründen, an passenden Stellen das Wörtchen „allein“ (durch den Glauben allein) eingefügt. Die weitere Entwicklung des Protestantismus hat die Bibel in den breitesten Kreisen fast vollständig beseitigt. Wenn die Bibel die einzige Glaubensquelle sein sollte, so mußten sich Luther oder die übrigen Gründer des Protestantismus doch auch genau an die Bibel halten und durften in ihre Religion nichts aufnehmen, was nicht genau in der Bibel steht. Statt dessen haben Luther, Zwingli und Calvin die Kindertaufe beibehalten, obwohl auch von dieser nichts in der Bibel steht, sondern Christus sich erst als Erwachsener hat taufen lassen. In dieser Hinsicht, wie bei Uebernahme der Bibel als Grundlage, sind sie einfach dem Lehramt der katholischen Kirche gefolgt, demselben, das sie sonst so leidenschaftlich bekämpften. Warum haben dann aber Luther und der ganze staatlich angenommene Protestantismus die Wiedertäufer so grausam verfolgt, obwohl deren Lehre eher in der Bibel begründet ist, als die Taufe der Kinder?

Der oben erwähnte Professor Köhler in Gießen erkennt auch in bezug auf den zweiten reformatorischen Grundsatz von der Schrift allein die größere Berechtigung der katholischen Lehre. Er sagt (S. 58): „In dem Streite Tradition und Schrift wurde und wird von der katholischen Polemik das Argument ins Vordertreffen geführt: die Kirche habe erst die Schrift geschaffen, sie hat den Kanon zusammengestellt; wenn also die Lutheraner die alleinige Autorität der Schrift postulieren gegen die Kirchentradition, so war das ein Trugschluß. Aus dieser geschickt gelegten Schlinge hat sich der Protestantismus herauszuziehen gewußt nur durch den Rekurs auf den heiligen Geist, der seinerzeit und nicht sowohl die Kirche im Kanon sein Eigentum gleichsam der Christenheit geschenkt hat. Das richtigere historische Gefühl liegt aber hier offenbar auf katholischer Seite. Und ebenso deutlich ist, daß die katholische Kirche im Traditionsprinzip als einer stetig sich wandelnden, mit der Zeit gehenden und ihren Bedürfnissen sich akkomodierenden Größe einen Zauberstab besitzt, der den Schriftinhalt elastisch und brauchbar erhält, vor der Starrheit und — angesichts der fortschreitenden Menschheitsentwicklung — Verlegenheit bewahrt, in die das lutherische Schriftprinzip dank der Inspirationslehre hineinführen konnte.“

Vor einigen Wochen, kurz vor Mitte April, hat Konsistorialrat Steinhausen in dem Berliner „Tag“ festgestellt, die kritisch-historische Forschung erkenne, daß „die Bibel allein eine schlechte Lehrnorm“ abgebe, und daß „diese Einsicht in unerwarteter Weise die katholische Auffassung bestätige.“

Wenn Steinhausen diese Bestätigung unerwartet nennt, so vergißt er ganz, daß alles, was diese neuere Forschung über die Bibel sagt, schon beim Auftreten der Neuerer von katholischer Seite gesagt worden ist. In der Leidenschaft jener Tage wollte man aber dem nicht glauben. Es hat allerdings lange gedauert, bis die protestantische Wissenschaft sich in dieser Frage endlich auf den Standpunkt stellt, den die katholische Wissenschaft schon vor 400 Jahren vertreten hat.

Ich sage das alles nicht, um zu verletzen, sondern um zu zeigen, daß die Katholiken nicht, wie man von der anderen Seite mitunter hören kann, aus Bosheit „dem Evangelium widerstreiten“. Ich mußte zeigen, daß die Katholiken auch in diesen Fragen auf der Höhe stehen, und daß ihr Standpunkt von der protestantischen Wissenschaft vielfach anerkannt wird. Der Ruf „Los von Rom“ wird daher im katholischen Deutschland keinen Boden finden und überhaupt überall dort nicht, wo die Geistlichkeit und die gebildeten Laien sich um Kirche und Volk annehmen. Der ganze Kampf des Evangelischen Bundes kann daher nichts erreichen, als ein neues Aufreißen und Vertiefen der Kluft, die seit vier Jahrhunderten unser Volk zerrissen hat. Der „Kulturkampf“ mit und ohne Staatshilfe währt nun schon fast 40 Jahre. Dem Katholizismus hat er nur genützt in religiöser, in geistiger und in wirtschaftlicher Hinsicht; welche Erfolge aber hat der Protestantismus zu verzeichnen? Da und dort einen kleinen örtlichen Fortschritt; wie sieht es aber im Innern aus? Der Liberalismus mit seiner naturalistischen Weltanschauung schreitet im Protestantismus mächtig vorwärts. Die Sozialdemokratie hat sich in dem protestantischen Volke in den Städten und auf dem Lande während dieser Jahrzehnte stark ausgebreitet und ein Stillstand ist nicht abzusehen. Widerstandsfähig zeigt sich hier fast allein das katholische Volk, der gläubige Protestantismus aber wird immer mehr aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet. In Preußen dankt er seine politische Stellung wesentlich dem Drei-Klassenwahlrecht und der Gunst der Regierung und des Adels. In Süddeutschland spielt

er keine Rolle mehr, und doch war er auch hier einst sehr mächtig. Der Kulturkampf ist die Ursache dieses Rückganges.

Mit Herrn Schowalter bin ich auch der Ansicht, daß, wie die Verhältnisse sich entwickelt haben, der Zusammenschluß aller gläubigen Christen nicht so leicht ist. Die Erhaltung des Offenbarungs-Christentums im deutschen Volke, und zwar als herrschende Geistesmacht, ist aber ohne den Katholizismus nicht mehr möglich. Wenn sich der deutsche Katholizismus in richtiger Würdigung der Lage auf den modernen Boden der vollen Gleichberechtigung der Konfessionen gestellt hat, so darf er dasselbe auch von dem Protestantismus verlangen, und es muß daher immer wieder heißen: „Heraus aus dem 16. Jahrhundert!"

Maienwunsch.

Und muß ich einmal sterben,
Dann sei's zur Blütenzeit!
Wenn Maienlüfte kosen,
Dann bin ich marschbereit.

Ich liebt', so lang ich lebte,
Der Maiensonne Schein:
Drum send' sie ihre Strahlen
Mir auch ins Grab hinein!

Wie gern sah ich die Blumen,
Sog ein den süßen Duft:
Drum laßt zur Zeit der Blüten
Mich geh'n zur stillen Gruft!

Bei lust'gem Vogelsange
Schritt gern ich durch das Tal:
Drum, Lerche, Amsel, Meise,
Singt mir den Grabchoral!

Es ist ja auch mein Sterben
Kein völlig Untergeh'n.
Wie jetzt der Maienfrühling,
So werd' auch ich ersteh'n.

L. J. Giesendorfer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühne. Zwei Gelegenheitsvorstellungen, „Der fliegende Holländer" zu Ehren der Anwesenheit des Fürsten zur Lippe, und „Fidelio" zugunsten des Kinderhilfstages sind alles, was von unserem Hoftheater diese Woche zu berichten ist. In der Titelrolle der letzteren Oper erschien nach längerer Zeit wieder einmal Frl. Milka Ternina als Gast. Dadurch erhob sich die im übrigen mit der gewohnten Besetzung gegebene Vorstellung zu einem wahren Feste, wobei man nicht allein in der Gegenwart, sondern in Erinnerungen schwelgte an jene schöne Zeit, als die Künstlerin noch unsere Primadonna war. Fidelio war schon damals diejenige ihrer Rollen, in der sie in musikalischer Vollendung und dem Ausdruck des Tiefsten und Edelsten am Weibe, der sich aufopfernden Liebe, Unvergleichliches bot. In die Erinnerung schlichen sich ja auch einige wehmütige Molltöne ein, denn lieber hätten wir die Künstlerin in einer Rolle gehört, die nur an Lieblichkeit und Wohllaut der Stimme Ansprüche stellt, nicht an deren Fülle und dramatische Wucht. Insoweit aber die besonderen glänzenden Eigenschaften der Ternina in Betracht kommen, war der nicht endenwollende Beifall ganz gerechtfertigt. Wie immer sang Frau Bosetti auch die Marzelline graziös und geschmackvoll, Feinhals die heikle Partie des Pizarro vortrefflich, Walter ist bewundernswert als Florestan, Bender ein tüchtiger Rocco und auch Koppe konnte als Jacquino befriedigen.

Was durch Hermann Bahr erreicht werden sollte und mit ihm unmöglich durchzuführen war, soll nun durch das Engagement zweier bekannter Bühnenfachleute für das Schauspiel des Münchener Hoftheaters in Angriff genommen werden. Woldemar Runge vom Berliner Schillertheater ist als Dramaturg und Regisseur, Hofschauspieler Albert Heine vom Kgl. Schauspielhaus in Berlin als Charakterdarsteller und Regisseur für das Münchener Hoftheater gewonnen und beide Engagements haben die allerhöchste Genehmigung bereits erhalten.

Verschiedenes. Manfred Semper, der Sohn des genialen Architekten Professor Gottfried Semper, veröffentlicht in den „Süddeutschen Monatsheften" wertvolle Daten über „Gottfried Semper und Wagner in ihrem persönlichen Verhältnis". — In Berlin wurde am 5. Mai die vom Zentralverband deutscher Tonkünstler und Tonkünstlervereine veranstaltete Musikausstellung von dem Ehrenpräsidenten Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen eröffnet; sie ist namentlich mit Partituren und Musikinstrumenten reichlich und interessant beschickt. — Ein Friedrich Kiel-Bund hat sich in Berlin gebildet, der dem Umstande entgegenwirken will, daß die Werke des berühmten Kontrapunktisten (1821—1885), darunter Requiems, eine „Missa solemnis" und das Oratorium „Christus" in Vergessenheit zu geraten drohen. — Aus Motiven eines Instrumentalkomponisten Opern und Operetten zusammenzustellen, kommt immer mehr in Mode; auch Johann Strauß, der Vater, mußte herhalten zu einer dreiaktigen burlesken Oper, betitelt „Das Narrenhaus", die im Berliner Zentraltheater in Szene ging; sie soll Beifall gefunden haben, vermutlich ging die Anregung dazu von den Tanzbeinen aus. — In Stuttgart fand die Ausgrabung der Oper des Dänen P. Heise (gestorben 1879) „König und Marschall" einen warmen Anklang. — In Prag fand die Oper „Salome" von Richard Strauß, dem Symphoniker, eine besonders enthusiastische Aufnahme. — Italien hat eine oberste Staatsbehörde für Musik, die dem Kultusministerium beigegeben ist. Arrigo Boito ist aus dieser aus persönlichen Gründen ausgetreten und an seine Stelle wurde Pietro Mascagni gewählt. Nach manchem Ungemach, von dem der Komponist der „Cavalleria rusticana" in den letzten Jahren heimgesucht war, scheint ihm nun doch wieder eine freundliche Sonne zu lächeln. — London hat eben ein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum, das der Frau Ellen Terry. Sie ist die berühmteste Schauspielerin Englands, war seit 1879 die erste Kraft Henry Irvings und kein Theaterbesucher Londons hat unterlassen, sie wenigstens in einer ihrer Rollen zu sehen. Wie Irving war auch sie von der Natur weder in der Stimme noch sonst überaus begünstigt, und dennoch muß die von deutschen Kritikern aufgeworfene Streitfrage, ob sie und ihr dahingegangener Partner (in so vielen, namentlich Shakespeareschen Stücken) wirklich groß waren, bejaht werden.

München. Dr. Ludwig Sahla.

Münchener Bürgertheater. Die vergangene Woche schenkte München eine neue Bühne, aufgeschlagen im großen Saale der Tonhalle: das „Münchener Bürgertheater" unter der Leitung des Herrn Direktors Franz Baudrexler, welcher durch Leitung verschiedener Provinzbühnen bereits bestens bekannt ist. Das neue Unternehmen will kein erstklassiges Kunstinstitut sein, es will vielmehr den mittleren Schichten des Volkes bei geringen Preisen (1. Parkettsitz M 1.50, 2. Parkettsitz M 1.—, 1. Platz 80 Pf. 2. Platz 50 Pf., Gallerie 30 Pf.) gediegene Volksstücke von guten Kräften darbieten lassen. Die Eröffnungsvorstellung am 1. Mai hat gezeigt, daß das Bürgertheater seinen Zweck zu verwirklichen imstande ist. Als Debüt war das fünfaktige Volksstück von Max Burghardt (ehem. Direktor des Wiener Burgtheaters) „s'Katherl" gewählt. Die Regie des Herrn Direktors Baudrexler war eine vortreffliche und auch die künstlerischen Leistungen der überaus glücklich gewählten Rollenbesetzungen erhoben sich weit über bloßen Dilletantismus. Besonders möchten wir den Kaufmann Koberl des Herrn Anton Dalli Zotti und die Frau Rosalie der Fr. Berta Waref hervorheben. Aber auch von den sämtlichen anderen Mitwirkenden war jeder an seinem Platze. Als zweiter Schlager ging am Freitag „Der Heiratsschwindler," eine Posse mit Gesang in 3 Akten von Bernhart Buchbinder, Musik von Max von Weinzierl, über die Bretter. So ist es jetzt dem Münchener Bürger vergönnt, am Sonntag Nachmittag und Abend oder an den Werktagabenden nach des Tages Arbeit gute, leichte Kost zur geistigen Erholung zu genießen, ohne sich um seine Zigarre und sein Glas Bier bringen zu lassen. Denn in den Pausen, welche durch Klaviervorträge verkürzt werden, geht die Restaurationsbedienung prompt vor sich und der Zigarrenqualm wirkt infolge des kolossalen Luftraumes der Tonhalle kaum störend. J. K.

Die dramatische Kunst und die Bekämpfung des Duellunwesens. Die Bekämpfung des Duellunwesens mit Hilfe der dramatischen Kunst ist ein Gedanke, der volle Beachtung und Anerkennung verdient, und mit Freuden muß es daher begrüßt werden, daß der in weiten Kreisen durch seine dramatischen Werke bereits vorteilhaft bekannt gewordene Schriftsteller Heinrich Houben ein vieraktiges Schauspiel, „Schatten der Schuld", geschaffen hat, welches in packender Weise die Duellfrage behandelt und in ergreifenden Schilderungen dem Zuschauer vor Augen führt, daß es nichts Widersinnigeres, Frivoleres und Lächerlicheres gibt, als die sogenannte Ehrenrettung durch den „ritterlichen" Zweikampf. Dieses Schauspiel, für das sich u. a. der Vorsitzende der Anti-Duell-Liga, Fürst zu Löwenstein, sehr lebhaft interessiert, ist zuerst am 3. April d. Js. am Königlichen Schloßtheater zu Ansbach aufgeführt worden

und hat dort bei besetztem Hause in Gegenwart zahlreicher Offiziere einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Der Gedankengang der Houbenschen Schöpfung ist kurz folgender: Emeline, die Tochter eines vor Jahren im Duell gefallenen Rittmeisters, liebt Erich v. Worning, einen ehemaligen jüngeren Regimentskameraden ihres Vaters. Es liegt nahe, daß die Dame eine entschiedene Gegnerin des Duells ist und diese grauenvolle Unsitte glühend haßt, entschlossen, niemals jemandem die Hand fürs Leben zu reichen, welcher der dem Duell zugrunde liegenden Auffassung von Ehre, Recht und Pflicht huldigt und bereit ist, sich dem Duellzwange zu fügen. Durch v. Storm, einen Offizier, der früher mit v. Worning und Emelinens Vater bei demselben Regimente gestanden, kommt es an den Tag, daß Worning einst, gefordert, einen Duellmord beging. „Schatten der Schuld" drängen sich zwischen die Liebenden, es kommt zum Bruche und — zu einer Duellforderung Wornings. Emeline verhindert den Zweikampf, und als sie in diesem Augenblicke erfährt, daß Worning — den sie im Grunde ihres Herzens noch immer liebt — derjenige ist, welcher einst ihren Vater tötete, bricht sie ohnmächtig zusammen. Eine schwere Krankheit bringt sie in Todesgefahr, und erst die von Freunden Wornings veranlaßte Rückkehr des letzteren, der als verschollen gelten wollte, läßt die volle Wiedergenesung der Kranken, die sich nach Worning sehnt, erhoffen. Hier endet die Arbeit Houbens, aber der Schluß läßt die Deutung zu, daß die „Schatten der Schuld" durch die Liebe verscheucht werden. Der Autor ist der Aufgabe, die er sich gestellt, durchaus gerecht geworden. Er hat tiefe seelische Konflikte ergreifend geschildert und wirft Streiflichter auf die moderne Gesellschaft, welche die dort herrschende Lebensauffassung in ihrer ganzen Widersinnigkeit und Unhaltbarkeit zutage treten lassen. Das Schauspiel, welches am 2. Mai in Viersen (Rhld.) zur Aufführung gelangte, wird der Anti-Duellbewegung jedenfalls treffliche Dienste leisten und deshalb kann man nur wünschen, daß es überall die Beachtung finden möchte, die ihm gebührt. P. Saget.

Bücherschau.

Dr. Sonnenschein, Aus dem letzten Jahrzehnt des italienischen Katholizismus. Elberfeld 1906, Verlag des Windthorstbundes, Elberfeld. — Mehr als sonst wurde in letzter Zeit unser Blick jenseits der Alpen gelenkt. Das Erwachen der Katholiken Italiens aus dem gewollten politischen Starrkrampf, das Suchen und Tasten nach parteipolitischen Formen und Grundsätzen, das Erheben einer christlichen Demokratie mit der feurigen Begeisterung und Entschlossenheit des Südländers, das Erfassen moderner Probleme auf dem klassischen Boden großer katholischer Vergangenheit mußte ja die Aufmerksamkeit und Teilnahme der politisch geeinten Katholiken Deutschlands auf sich lenken. Nichts kann daher im Augenblick erwünschter sein, als an der Hand eines ortskundigen Führers, der seine Jugendzeit und den ersten Frühling seiner politischen Tätigkeit mitten in diesem erwachenden italienischen Katholizismus verbracht und in persönlichem Kontakt mit den Führern der großen Bewegung in das Werden des Neuen eingegriffen hat, in deren Ideenkreis eingeführt zu werden. Auf nur 30 Seiten, in flüssiger, eleganter Diktion führt uns die oben zitierte, soeben im Verlage des Windthorstbundes Elberfeld erschienene Broschüre mitten hinein in das Werden und Wachsen der christlichen Demokratie Italiens, ausgehend von der Mitte der 90er Jahre, da der Katholizismus im Geistesleben des modernen Italiens fast nichts bedeutete, jener verhängnisvollen Zeit, da national sein und Katholik sein sich zu unvereinbaren Gegensätzen auszuspannte. Die Skizzierung der fünf Gruppen, in die der italienische Katholizismus sich bis zur Erhebung der „Jungen" teilte, die der Liberalen, der Intransigenten, Rom und die Kurie, die Opera dei Kongressi und die Gruppe des Südens, verrät in meisterhafter Kürze ein bewußtes Schauen der Verhältnisse an Ort und Stelle. Noch mehr tritt diese Plastik der Darstellung hervor bei der Schilderung des Erwachens der christlichen Demokratie, des Frühlingssturmes der Seelen, des Bruches mit konservativer Formenwelt, jener Bewegung, die in der Person Romolo Murris ihren Bahnbrecher und berufenen Führer fand. Von besonderer Bedeutung ist am Schlusse der Ausführungen die Wertung der Bewegung durch den Verfasser, der auf gründlicher Kenntnis der örtlichen Bedürfnisse gestützte Vergleich deutscher und italienischer Verhältnisse, die Einschränkung des oft zitierten „Germania docet", die ihre schärfste Formulierung in dem Schlusse der geistreichen Broschüre findet: „In Italien gibt es für den Katholizismus nur eine Linke, und er kann nur mit Gabriele d'Annunzio, der von der konservativen Rechten zur anderen Seite des Parlamentes hinüberging, sprechen: Io vado verso la vita." (Ich gehe zu den Lebendigen.) — Photogravüren der in der Gegenwartsbewegung Italiens bedeutsamen Männer, Antonio Fogazzaro, Davide Albertario, Gennaro Avolio, Giuseppe Toniolo, Filippo Meda, Ernesto Vercesi, Romolo Murri, Giovanni Grosoli, erhöhen den Wert der lesenswerten Schrift. — Der vorwärtsstrebende Windthorstbund Elberfeld hat seine Broschürenreihe mit der vorliegenden Arbeit in bemerkenswerter Weise eröffnet. Tewes.

Kleine Rundschau.

Zur Verhinderung der Landflucht.

Die letzte Volkszählung hat ergeben, daß das Wachstum der Städte, zumal der Großstädte, wieder ein sehr starkes, ein beängstigend starkes gewesen ist. Wir sind auf dem Wege, ein Volk von Großstädtern, von Industriegroßstädtern zu werden. Als erfreulich kann diese Entwicklung wahrlich nicht bezeichnet werden. Man stelle sich unsere Lage vor, in die wir geraten müßten, wenn etwa durch einen Krieg mit England unsere Industrie lahmgelegt würde! Die Zeiten der für überwunden gehaltenen Hungersnöte würden über uns wieder hereinbrechen, da unsere Landwirtschaft, weil sie zur Hälfte Latifundienbesitz ist, unsere 60 Millionen nicht ernähren kann. Dem Latifundienbesitz muß deshalb zu Leibe gegangen werden. In anderen Ländern geschieht dies, aber unsere maßgebenden ostelbischen Agrarier wollen davon nichts hören, obwohl sie am allerersten wissen müßten, daß die Unmöglichkeit, Landbesitz zu erwerben, die Hauptursache der Entvölkerung des Landes und der Uebervölkerung der Städte ist. Sie verschuldet auch das große ökonomische Elend der Landbevölkerung und die traurigen Erscheinungen auf sozialem und sittlichem Gebiet für das städtische Proletariat. Dänemark hat ein Gesetz, wonach jeder Arbeiter Besitzer eines Grundstückes werden kann. Ein Kapital von 400 Kronen (450 Mk.) gibt ihm das Recht auf einen „Husmaendplats", einen eigenen kleinen Hof. Dieser ist 2—4 ha groß. Der mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattete Bewerber erhält von der Regierung das nötige Geld, um seinen Hof erfolgreich bewirtschaften zu können. Die ersten zwei Jahre ist er zinsenfrei, im dritten bezahlt er 3 Proz. und 1 Proz. von der Hälfte des Kapitals als Amortisation. In derselben Weise wird später die zweite Hälfte mit 3½ Proz. belastet, wovon ½ Proz. Amortisation. Großgrundbesitzer können, natürlich gegen entsprechende Bezahlung, zur Abtretung von Land gezwungen werden. Diese dänische Maßregel hat ausgezeichnet auf die Bevölkerung im allgemeinen und die ländliche im besonderen gewirkt und ist der Landwirtschaft selbst zugute gekommen, indem sie ihr die nötige Arbeiterschaft zuführte. Aehnlich verfährt man jetzt in Belgien, wo die Industrie gleichfalls die Landbevölkerung immer mehr aufsaugt. Dort besorgen die Arbeit die Bauernvereinsbanken, die die Ansiedler mit dem nötigen Gelde versehen. Sie machen gute Geschäfte. Nur dieser Parzellenbau mit intensiver Obst-, Gemüse- und Geflügelzucht kann auch uns helfen. Daß die deutsche Landwirtschaft unsere Bevölkerung nicht mehr ernähren kann, liegt eben an der Latifundienwirtschaft mit ihrer durchaus extensiven Kultur. Zum Parzellenbau ist der Boden westlich der Elbe fast überall geeignet und östlich derselben könnte man ihn auch finden, wenn man ihn nur zu dem Zwecke suchen und hergeben wollte.

Dr. B.

Briefkasten der Redaktion.

Nach Euskirchen: Anonyme Zuschriften wandern in den Papierkorb. Wer übrigens an dem stimmungsvollen Gedicht „Weißer Sonntag" in Nr. 16 religiösen Anstoß nimmt und dasselbe mit atheistischen Festartikeln des „Vorwärts" auf gleiche Stufe stellt, begibt sich des Rechtes, in solchen Dingen mitzusprechen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
— Telephon 5860. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Gierabach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 28.
Auslieferung in Leipzig durch
— Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 17. Mai 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Ein ernstes Kapitel aus der Geschichte der Duelltragik.[1)]

Der Untergang des Herrn von Hinckeldey.

Ein Beitrag zur neueren preußischen und deutschen Geschichte.

Von

Hans von Möllenbruch.

I.

Der Völkerpsychologe kennt die magische Gewalt, mit welcher oftmals ererbte Vorurteile das Handeln Einzelner, ja selbst ganzer Gesellschaftsschichten und großer Massen zu beeinflussen vermögen. Judenverfolgungen und Geißlerfahrten haben wiederholt die Volksseele in krankhafte Schwingungen versetzt; Jahrhunderte hindurch hat der traurige Hexenwahn vornehmlich in den Ländern germanischer Rasse schlimme Verheerungen angerichtet. Mit der geheimnisvollen Kraft einer Zwangsvorstellung erhält sich bis auf den heutigen Tag in den höheren Gesellschaftskreisen germanischer, romanischer und slavischer Völker der Glaube an die Unentbehrlichkeit des Duells.

In England hat freilich das Zusammenwirken günstiger Umstände dahin geführt, diesen Glauben und die darauf gegründete Unsitte auszurotten. Auf dem europäischen Kontinent dagegen steht sie noch immer in einer gewissen Geltung.

Eine starke Bewegung ist auch hier im Gange, die bewaffnete Selbsthilfe des Zweikampfes durch die vermittelnde Tätigkeit von Ehrenräten womöglich ganz zu verdrängen. Aber in den Kreisen der Offizierkorps und der mit ihnen näher zusammenhängenden Gesellschaftsschichten glaubt man immer noch, den Zweikampf nicht ganz entbehren zu können, so sehr man an den oberen Stellen auch bemüht ist, ihn einzuschränken.

Unerquickliche Vorkommnisse der jüngsten Zeit haben zu Anfang dieses Jahres zu erneuter Aussprache über das Duell im Deutschen Reichstag und in der Presse geführt. Dabei ist das Duell v. Hinckeldey-v. Rochow wieder in die Erinnerung gerufen worden, das im Jahre 1856 in der ganzen gebildeten Welt das allergrößte Aufsehen hervorrief.

Oberlandesgerichtspräsident a. D., Wirklicher Geheimer Rat Dr. O. Hamm in Bonn hatte in einem Duellartikel der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 15. Februar ds. Js., der von dem Bestreben eingegeben war, das Duell noch mehr als bisher einzuschränken, zweifellos unzutreffende Angaben über dieses berühmte Duell gemacht. In der Nr. 6 jener Zeitschrift v. 15. März erkannte er in einer kurzen Erklärung seinen Irrtum unumwunden an. Aber die Art und Weise, wie er das tat, rief in den weitesten Kreisen das lebhafteste Befremden hervor. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" gaben diesem Befremden in ihrer Nr. 177 v. 14. April in einem besonderen Artikel mit Recht offenen Ausdruck.

Auf Grund der Denkwürdigkeiten des Generals Leopold v. Gerlach glaubte Geheimer Rat Dr. Hamm erklären zu müssen, daß in dem Falle Hinckeldey weder eine Provokation, noch ein Mißbrauch des Zweikampfes vorliege. Wie aber der Vorgang dieses Duells in Wirklichkeit sich abgespielt habe, vermochte er mit Sicherheit nicht festzustellen.

Sowohl nach dieser negativen wie auch nach der positiven Seite hin ist diese Erklärung in der Tat zu beanstanden.

Ueber das Duell Hinckeldey-Rochow liegen nicht nur in den Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach und des bekannten Politikers und Militärschriftstellers Theodor von Bernhardi wertvolle Nachrichten vor. Wir kennen über diesen tragischen Fall jetzt auch bedeutsame Aeußerungen des Königs Friedrich Wilhelm IV. und seines Bruders Wilhelm, des Prinzen von Preußen und nachmaligen Deutschen Kaisers. In der Tagespresse aber hat er nicht nur in Berlin, sondern auch in Süddeutschland, in Oesterreich, in Rußland, in England und in Frankreich den lautesten Widerhall gefunden. Gewiß sind noch nicht alle Materialien, die über seine Geschichte helleres Licht verbreiten können, veröffentlicht. Vor allem fehlt noch die unmittelbare Korrespondenz zwischen Friedrich Wilhelm IV und Hinckeldey. Auch die in Betracht kommenden Untersuchungsakten

---

[1)] Der Verfasser legt Wert darauf, zu erklären, daß er den hier folgenden Aufsatz in seinen Abschnitten I—VII geschrieben, bevor er von dem Inhalte des Artikels „Zur Lösung der Duellfrage" in Nr. 18 der „Allg. Rundschau" Kenntnis haben konnte. — Die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Redaktion der Berliner Kreuzzeitung ermöglichte es mir später, als die Abschnitte I—VII bereits gesetzt waren, die aufschlußreiche Darstellung, welche Herr v. Rochow-Plessow anfangs Februar 1888 über sein mit Herrn v. Hinckeldey am 10. März 1856 ausgefochtenes Duell öffentlich gegeben hat, im Abschnitt VIII abermals zum Abdruck zu bringen. Die Redaktion der Kreuzzeitung ließ auf Ersuchen der „Allgemeinen Rundschau" die lange Mitteilung abschreiben, wofür ich hiermit den geziemenden Dank in aller Herzlichkeit zum Ausdruck bringe. Durch Herrn v. Rochows Darstellung wird die Vorgeschichte des Duells in bedeutsamer Weise aufgeklärt. Namentlich lernen wir die zwischen Rochow und Hinckeldey gepflogenen Verhandlungen in ihrem Inhalte und ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge genauer kennen, als sie hier in den Abschnitten I—VII vorgeführt werden konnten. Durch die Benützung der Kundgebungen und Aufzeichnungen des Königs Friedrich Wilhelm IV., des Prinzen von Preußen, des Generals v. Gerlach, Theodors v. Bernhardi und anderer Materialien behält aber unsere eigene Darstellung in den Abschnitten I—VII ihren selbständigen Wert. Einige aus Rochows Veröffentlichung sich ergebende Berichtigungen sind nachträglich in den Anmerkungen hervorgehoben worden. Herr von Rochow-Plessow ist am 17. Januar 1891 gestorben und hat die erst später im Druck erschienenen Publikationen zur Sache in ihrer handschriftlichen Ueberlieferung wahrscheinlich nicht gekannt.

H. von Möllenbruch.

liegen noch unter Verschluß. Aber wir können doch mit größerer Sicherheit über dieses Duell urteilen, als Präsident Dr. Hamm es getan hat. Das Duell gehört in der Tat zu den sensationellen, zu den himmelschreienden Ereignissen. Die öffentliche Meinung Europas und das sensible Gemüt des Königs Friedrich Wilhelm IV. sind dadurch auf das tiefste erschüttert worden. Noch heute darf man ihm daher ein kurzes Wort der Erinnerung widmen. Man darf es um so mehr, da vor kurzem 50 Jahre seit diesem tragischen Ereignis sich vollendet haben.

Herr v. Hinckeldey, ein geborener Meininger aus Sinnershausen, waltete seines Amtes als Polizeipräsident von Berlin seit dem November 1848 mit großer Tatkraft.[1]) Er war ein begabter, kenntnisreicher Beamter, der in den stürmischen Tagen der hochgehenden politischen, revolutionär angeregten Bewegung an die Spitze der Berliner Polizei berufen wurde, um die sich aufbäumende Demokratie der preußischen Hauptstadt im Zaume zu halten. Er tat es mit glücklichem Erfolge, indem er zugleich darauf Bedacht nahm, durch Förderung gemeinnütziger Unternehmungen dem stürmischen Vorwärtsdrängen der Radikalen und Fortschrittler die gefährlichsten Spitzen abzubrechen. Die Berliner Feuerwehr, die Armenpflege, hygienische Einrichtungen und die Verschönerung der Hauptstadt Preußens durch Baumpflanzungen verdanken dem Polizeipräsidenten sehr erhebliche Vervollkommnungen. Aber freilich griff der ungemein rührig auftretende Beamte im Bereiche der Fremdenpolizei und in anderen Gebieten oftmals mit einer Schneidigkeit und Willkür ein, welche Anlaß zu nicht unberechtigten Klagen boten. Paßplackereien, Ausweisungen von Arbeitern und Literaten, Haussuchungen und geheime Kontrollen waren an der Tagesordnung. Der hochkonservativen Partei, welche in der „Kreuzzeitung" ihr Organ hatte, machte Hinckeldey sich mißliebig durch wiederholte Beschlagnahmen und Drohungen mit Konzessionsentziehung, mit welchen er die „Kreuzzeitung" drangsalierte.

Dabei spielte unmittelbar auch die große Politik, die Stellung Preußens zu Frankreich und den übrigen Mächten eine Rolle. Die Beziehungen Preußens zu den deutschen Mittelstaaten und die badische Kirchenpolitik kamen gleichfalls in Betracht. Präsident Ludwig v. Gerlach, der Rundschauer der Kreuzzeitung, war ebenso wie sein Bruder, der General Leopold v. G., ein entschiedener Gegner Napoleons III., der König dagegen und sein Ministerpräsident Otto v. Manteuffel sahen sich durch den Gang der Dinge darauf hingewiesen, sich auch mit Napoleon zu verständigen. In der badischen Kirchenpolitik hatte der katholisierende Ludwig v. Gerlach gewisse Sympathien mit dem Erzbischof von Freiburg, Hermann v. Vikari, Otto v. Bismarck dagegen trat als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. für die badische Regierung ein und suchte in diesem Sinne auch seinen Chef in Berlin, Otto v. Manteuffel, zu beeinflussen.

Hinckeldey schloß sich in dieser wie in anderen Beziehungen enger an den Ministerpräsidenten an. Sein eigener Vorgesetzter dagegen, der Minister des Innern, Herr v. Westphalen, und der Kultusminister, Karl v. Raumer, ein Vetter der Gerlachs, neigten mehr zur Kreuzzeitungspartei hinüber. Die katholischen Bestrebungen erfreuten sich von seiten Hinckeldeys einer scharfen, nicht immer liebevollen Ueberwachung. Gelegentlich berichtete er dem Ministerpräsidenten von geheimen Plänen, welche in Paris unter Beteiligung Napoleons und des österreichischen Botschafters Alexander v. Hübner geschmiedet werden sollten in der Absicht, die preußischen Rheinlande von Preußen loszureißen und an Frankreich zu bringen. Eine Reise, welche der Erzbischof Sibour von Paris im Herbste 1852 durch Süddeutschland über Stuttgart, München, Salzburg bis nach Wien und von hier über Prag nach Norddeutschland, nach Berlin und Köln und dann den Rhein entlang bis nach Speyer unternommen hatte, wurde mit bedenklichen politischen Bestrebungen Frankreichs in Verbindung gebracht. In Wahrheit hatte der Erzbischof von Paris vornehmlich den Plan verfolgt, mit dem deutschen und österreichischen Episkopate Fühlung zu nehmen behufs gemeinsamer Abwehr allzu starker Eingriffe einzelner römischer Kongregationen in die Diözesanverwaltungen. Erfolg ist ihm in dieser Beziehung nicht beschieden gewesen.

Herr v. Hinckeldey aber schrieb dem preußischen Ministerpräsidenten Herrn von Manteuffel am 30. Dezember 1853, für Sachsen und Hannover würde er gern die Rheinlande verlieren, d. h. von Preußen abgetreten sehen.[2])

[1]) Geboren war Karl Ludwig Friedrich v. Hinckeldey am 1. September 1805 auf dem Schloß Sinnershausen, das drei Stunden von Meiningen entfernt liegt. Sein Vater war der Geh. Regierungsrat Karl v. Hinckeldey, sein Großvater der Fürstl. Löwensteinsche Geheimrat Hieronymus Heinrich v. Hinckeldey.

[2]) Denkwürdigkeiten des Ministerpräsidenten Otto Freiherr v. Manteuffel von Heinrich v. Poschinger II, 434.

Unter dem Drucke der wohl begreiflichen Anfechtungen, welchen ein so einflußreicher Mann wie Herr v. Hinckeldey von den verschiedensten Seiten sich ausgesetzt sah, schrieb er bereits am 23. Juni 1853 dem Ministerpräsidenten v. Manteuffel: „Glauben mir Ew. Exzellenz, es ist ein scheußliches Amt, was ich bekleide; es ist mit Verdrießlichkeiten und mit persönlichen Entbehrungen für mich und meine Familie verbunden, die mich noch nötigen werden, mit Imstichlassen meiner Pension aus dem Königlichen Dienst zu scheiden und lieber Kommis bei Hansemann (in der neu begründeten Diskonto-Gesellschaft) zu werden, als länger in diesem Joch zu ziehen, wo mir jede Freude und Anerkennung abgeht."

Anerkennungen sind ihm nun freilich auf der andern Seite in reichem Maße zuteil geworden. Beim Könige Friedrich Wilhelm IV., dem er zweimal wöchentlich persönlichen Vortrag zu halten hatte, stand er in hoher Gunst. Wiederholt nannten ihn öffentlich verbreitete Gerüchte als den kommenden Minister des Innern, der berufen sein sollte, Herrn v. Westphalen zu ersetzen. Gelegentlich sagte man wohl, Herr v. Hinckeldey suche sich dem Könige unentbehrlich zu machen, indem er in der Aera mehrfach vorgekommener Attentate sich als den verläßigen Bürgen für die persönliche Sicherheit des Königs hinstelle.

II.

Hinckeldeys Untergang wurde herbeigeführt durch seinen dienstlichen Zusammenstoß mit Mitgliedern des adeligen Jockei-Klubs. Dem Könige war zu Ohren gekommen, in diesem Klub würde auch das Hasardspiel betrieben. Er wünschte dasselbe unterdrückt zu sehen. Der Polizeipräsident, welcher seit dem 4. August 1854 als Generalpolizeidirektor auch die Leitung der gesamten höheren Sicherheitspolizei im ganzen Königreich Preußen und damit eine einflußreiche Stellung im Ministerium des Innern selbst übertragen erhalten hatte, ließ dementsprechend eines Tages im Juni 1855 eine adelige Gesellschaft aufheben, welche sich in den von dem jungen, 32 Jahre alten, Herrenhausmitgliede Hans v. Rochow-Plessow im Hotel du Nord unter den Linden gemieteten Räumen versammelt hatte. Der ausführende Beamte, Polizeileutnant Damm, scheint dabei mit unnötiger Schroffheit zu Werke gegangen zu sein.[1])

Herr v. Rochow begab sich deshalb am 24. Juni 1855 in Begleitung eines Grafen Pourtalès persönlich zu Hinckeldey, um von ihm Erklärungen zu fordern. Dieser beging den Fehler, sich mit den Herren wegen der Maßnahmen, welche er in amtlicher Eigenschaft angeordnet hatte, auf mündliche Verhandlungen einzulassen. Er beging den weiteren Fehler, sich zu seiner Entschuldigung den adeligen Herren gegenüber auf den König zu berufen. Der König habe das Einschreiten verlangt, der König habe sogar den Befehl erteilt, zwei bei dem Spiel beteiligte Herren, die Herren v. Heydebrand und v. Schmeling, zwei

[1]) Otto v. Bismarck, damals preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., berichtete unter dem 4. Juli 1855 an seinen Chef, den Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel: „Gestern passierte hier ein englischer Kapitän Yates, der bei Malet (dem englischen Gesandten in Frankfurt) und anderen Gesandten eine hoffentlich übertriebene Geschichte von einem Konflikt der Berliner Polizei mit dem Jokeyklub im Hotel du Nord erzählte, bei dem er anwesend war. Wenn die Sache sich so verhält, wie er erzählt haben soll, so muß der betreffende Beamte sich gegen die beteiligten Herren allerdings mit einer beklagenswerten Roheit benommen haben. Auch einige vornehme Oesterreicher sollen dabei gewesen sein, durch welche die Nachrichten und Klagen hierher gelangt und die Sache zum Gegenstand des Salonklatsches geworden ist. Ich kenne den Vorgang nicht genug, um das Wahre vom Falschen zu unterscheiden; darüber aber stimmen die Klagen aller Reisenden überein, daß die Berliner Polizei dermalen die gröbste in Europa ist und in übermütiger Behandlung einzelner und Nichtachtung der Höflichkeit im allgemeinen selbst den französischen Mouchard wesentlich übertrifft. Ich kann solchen Beschwerden nach meiner eigenen Erfahrung nicht widersprechen; der Ton der Leute ist unnötig barsch und die Kontrolle der sich auf den Straßen von Berlin langweilenden Konstabler erstreckt sich auf die Höhe, bis zu der achtbare Damen bei Regenwetter ihre Röcke aufheben und auf die Stellung, in der jemand in einer Droschke sitzt. Dergleichen Plackereien sind oft viel bedenklichere Quellen der Verstimmung gegen eine Regierung als Meinungsverschiedenheiten über Regierungsform und Budget. Der Hang zu dienstlicher Arroganz und Grobheit steckt allerdings in dem subalternen Teil unserer Bureaukratie mit einer unverwüstlichen Zähigkeit." Preußen im Bundestag, ed. H. v. Poschinger. IV. Teil, Leipzig 1884. S. 235. Die Einzelheiten des Vorganges im Hotel du Nord und der darauf folgenden Verhandlungen hat Herr v. Rochow in seiner Erklärung vom Anfang Februar 1888 geschildert, die zur Ergänzung der oben gebotenen Darstellung heranzuziehen ist. Im Abschnitt VIII teilen wir sie wörtlich mit.

verabschiedete Offiziere, aus Berlin auszuweisen. Diese unvorsichtige, von Hinckeldey selbst alsbald als vertraulich bezeichnete Mitteilung führte natürlich zu weiteren Erörterungen. Herr v. Rochow und Graf Pourtalès hatten dem Generalpolizeidirektor erklärt, sie seien genötigt, ihre am Klub beteiligten und besonders beschuldigten Standesgenossen zur Rede zu stellen. Herr v. Schmeling forderte demnach von dem Stadtkommandanten von Berlin, dem General v. Schlichting, die Einsetzung eines Ehrengerichtes. Der General suchte in wohlwollender Weise zu vermitteln und wandte sich brieflich an Hinckeldey. Der letztere antwortete, er habe das, was über Herrn v. Schmeling verlaute, gar nicht gesagt. Damit schien zunächst für v. Schmeling die Notwendigkeit des Ehrengerichtes zu entfallen.[1])

Theodor v. Bernhardi, dessen Denkwürdigkeiten wir diese Angaben entnehmen,[2]) überliefert uns aber weiterhin zur Sache eine hochbedeutsame Kundgebung des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Einen kleinen Aufsatz über die Hinckeldey-Affäre, welchen Herr v. Vincke-Olbendorf niedergeschrieben, hatte dieser dem Prinzen von Preußen unterbreitet und der letztere mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen. In diesen Bemerkungen, welche Bernhardi vor Augen gehabt, schrieb der Prinz: „Der König verlangte, die Herren Heydebrand und Schmeling sollten aus Berlin ausgewiesen werden. Hinckeldey widersprach und machte geltend, die Herren seien beide mit dem Recht, Uniform zu tragen, verabschiedet, könnten also nicht wie Gesindel weggewiesen werden, solange ihnen nicht durch ein Ehrengericht das Recht, Uniform zu tragen, abgesprochen würde. Dafür (nämlich, daß Hinckeldey sich in diesem Sinne ausgesprochen) habe ich das Wort des Königs." Den letzten Satz hat der Prinz unterstrichen.

Bernhardi erzählt weiter, wohl an der Hand des Vinckeschen Aufsatzes und der prinzlichen Randbemerkungen: „Die Sache wurde dahin vermittelt, daß Herrn von Heydebrand unter der Hand mitgeteilt wurde, es sei der Wunsch des Königs, daß er seinen Aufenthalt nicht bleibend in Berlin nehme. v. Heydebrand ging dann nach Paris und am 24. Juni (1855) war die Klubangelegenheit zur Zufriedenheit aller Parteien vollständig beigelegt.[3]) Am 16. Dezember[4]) fällt es den Herren ein, die Angelegenheit wieder aufzunehmen und ein Ehrengericht zu verlangen. Heydebrand kam dazu eigens aus Paris zurück. Schon daraus geht hervor, daß diese Geschichte bloßer Vorwand war und daß das ganze Treiben einen politischen Zweck hatte. „Es galt, Hinckeldey aus der Umgebung des Königs zu verdrängen, denn er war der einzige, der noch gegen die Kreuzzeitungspartei zu sprechen und vor ihr zu warnen wagte" (ipsissima verba des Prinzen). Sie wußten, daß Hinckeldey sein früheres Wort verleugnen mußte, um den König zu decken, und dann ließen sie das Geschrei erheben, „Hinckeldey hat gelogen."

Diese Mitteilungen über die Aeußerungen des Prinzen von Preußen sind wörtlich den Denkwürdigkeiten Theodors von Bernhardi entnommen. Sie gewähren einen unmittelbaren Einblick in die tragische Verwicklung, in welche Hinckeldey sich selbst gebracht hatte durch seine im Juni erfolgte unvorsichtige Berufung auf den König.

Bei der ersten Unterredung mit den Herren v. Rochow und Graf Pourtalès lag offenbar der Befehl des Königs vor, die verabschiedeten Offiziere v. Heydebrand und v. Schmeling wegen ihres Hasardspiels aus Berlin auszuweisen. Auf die von Hinckeldey selbst kundgegebenen Bedenken, hat dann bald danach der König seinen Befehl abgeschwächt in der oben angedeuteten Weise: man begnügte sich damit, dem Herrn von Heydebrand den Wunsch des Königs nahezulegen, daß er in Berlin nicht seinen ständigen Wohnsitz nehmen möge. So glaubte sich Hinckeldey im weiteren Verlaufe der Sache berechtigt und verpflichtet halten zu müssen, seine erste Aeußerung über das schärfere Eingreifen des Königs in seinem Briefe an den General v. Schlichting als nicht geschehen zu bezeichnen. Es galt in der Tat, mit der eigenen Person den König zu decken und wiederum aus dem Spiel zu setzen. Für Hinckeldey wurde das der Ausgangspunkt seines eigenen Verderbens.

III.

Hans v. Rochow, den der König selbst noch nach dem Duell als einen Ehrenmann bezeichnet hat, und der diese Bezeichnung tatsächlich verdient hat — am 14. Januar 1888 wurde er durch Akklamation, also einstimmig zum ersten Vizepräsidenten des Preußischen Herrenhauses gewählt — hielt sich auf Grund der veränderten Aussage Hinckeldeys für berechtigt, diesen in einer Immediateingabe an den König und ebenso auch brieflich als einen Lügner zu bezeichnen.[1]) Acht Tage nach dem Duell, am 17. März 1856, als sich Hans v. Rochow bereits in der Untersuchung des Militärgerichtes des III. Armeekorps befand, hat sein Bruder, Rittergutsbesitzer auf Krahne, in der „Kreuzzeitung" die Erklärung abgegeben, sein Bruder Hans habe mit diesem an sich schweren Vorwurf der Lüge Herrn von Hinckeldey nicht zum Duell provozieren wollen. Er habe vielmehr ausdrücklich auf den Weg der gerichtlichen Anklage oder einer Privatinjurienklage hingewiesen.[2]) Inhaltlich ebenso hatte sich Hans v. Rochow selbst dem Generaladjutanten Leopold v. Gerlach gegenüber ausgesprochen, als er ihn drei Tage vor dem Duell, am 7. März, aufsuchte. Gerlach bemerkt in seinem Tagebuche unter dem 9. März 1856: „Vorgestern war Herr v. Rochow aus Plessow bei mir und sagte mir als großes Geheimnis, Hinckeldey habe ihn auf Pistolen gefordert. Er habe die Herausforderung angenommen, obschon er es nicht nötig hätte, indem er eine Klage Hinckeldeys wegen Beschimpfung im Amte abwarten könne."

Der unmittelbare Vorgesetzte des erschossenen Polizeipräsidenten, Herr v. Westphalen, hat genau die gleiche Auffassung von der Unzulässigkeit des Duells wegen der schweren Beleidigung, welche ihm auf Grund einer Amtshandlung zugefügt war, seinem Untergebenen in amtlicher Form am 6. März ausgesprochen. In dem Entlassungsgesuch, welches der Minister des Innern, Herr v. Westphalen, wegen der nicht gelungenen Vereitelung des Duells dem Könige unter dem 17. März unterbreitete, sagte er: „Ich hatte den Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey in abschriftlich beigeschlossener Verfügung v. 6. d. Mts. und in einer mündlichen Unterredung mit ihm in seiner Wohnung am Abende desselben Tages darauf aufmerksam gemacht, daß er den Streit mit dem Herrn v. Rochow-Plessow als aus einer Beschwerde über eine seiner Amtshandlungen originierend, nicht als eine Privatbeleidigung auffassen dürfe und nur im amtlichen gesetzlichen Wege zur Entscheidung zu bringen habe, und ihn dringend aufgefordert, diesen Standpunkt einzuhalten. Aber er ließ mich in Ungewißheit über seine Entscheidung, in der Art jedoch, daß ich eine vermittelnde Beilegung durch Dritte verhoffen zu können glaubte."

Offenbar hat noch an diesem 6. März abends oder aber in der Frühe des 7. Herr v. Hinckeldey den endgültigen Entschluß gefaßt, Herrn v. Rochow vor die Pistole zu fordern.[3]) Die Frage drängt sich auf, was ihn gegenüber der eindringlichen Mahnung seines vorgesetzten Ministers zu diesem unheilvollen Schritte bestimmt haben mag?

Sicherlich haben noch kurz vor dem 6. März und später lebhafte Verhandlungen zwischen den beiden Parteien stattgefunden in der Absicht, einen Ausgleich herbeizuführen. Nach der bereits oben erwähnten Erklärung des Herrn v. Rochow-Krahne ist man

[1]) Ob diese Mitteilung Bernhardis, soweit sie Herrn v. Schmeling betrifft, richtig ist, muß ich im Hinblicke auf die im Abschnitte VIII folgende Darstellung v. Rochows als eine offene Frage bezeichnen. Der Stabsoffizier a. D., von welchem Herr v. Rochow spricht, ist anscheinend Herr v. Heydebrand. Ueber das Verhalten des Herrn v. S. würde danach die Rochowsche Darstellung keinen Aufschluß geben. Theodor v. Bernhardi, der im März 1856 persönlich in Berlin weilte, und dort mancherlei über die sensationelle Angelegenheit erfuhr, hatte intime Beziehungen insbesondere zu Berliner Offizierskreisen.

[2]) Theodor v. Bernhardi, Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. Bd. II, 287 ff.

[3]) Diese Angabe Bernhardis ist nach der im Abschnitte VIII folgenden Darstellung des Herrn v. Rochow jedenfalls nicht zutreffend, da letzterer die Angelegenheit im Beschwerdewege weiter verfolgte. Wahrscheinlich hat auch Hinckeldey von allem Anfange an Immediatbericht zur Sache an den König erstattet. Vgl. L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten II S. 326, 329, 342.

[4]) Vielmehr 18. Dezember.

[1]) Nach der unter VIII folgenden Darlegung des Herrn v. Rochow-Plessow wird des Vorwurfs, daß H. v. Hinckeldey amtlich eine Lüge ausgesprochen habe, in einer am 14. Januar 1856 an den Minister des Innern gerichteten Eingabe gedacht.

[2]) Das geht auch aus der Darstellung des Herrn Hans v. Rochow unten sub VIII hervor. Herr v. Rochow-Krahne war der jüngere Bruder Adolf des Herrn H. v. R. Ein anderer, abermals jüngerer Bruder ist Rochus v. Rochow, Leutnant, danach Rittmeister a. D. bei den Garde-Ulanen in Potsdam, später Major a. D. in Dresden, der im Jahre 1852 am 10. Dezember in Breslau katholisch geworden ist und noch im Jahre 1894 bei der Katholiken-Versammlung zu Köln den Zusatzantrag zur „Römischen Frage" unterschrieben hat als zweiter Stellvertreter des Vorsitzenden des Komitees für Römische Angelegenheiten, des Fürsten Karl zu Löwenstein. Vgl. das Gothaische genealogische Taschenbuch der adeligen Häuser Deutschlands vom Jahre 1905.

[3]) Die Herausforderung zum Duell erfolgte tatsächlich bereits am 6. März. Siehe unten sub VIII.

dabei der Verständigung sehr nahe gekommen. Es handelte sich vor allem um jene Aeußerung Hinckeldeys, welche er schon im Juni 1855 den Herren Hans v. Rochow-Plessow und Graf Pourtalès gegenüber getan hatte, und die auf einen königlichen Befehl hinwies, die Herren von Heydebrand und von Schmeling aus Berlin auszuweisen. Theodor v. Bernhardi bemerkt in seinem Tagebuche zu dieser Aeußerung, Hinckeldey habe hinzugefügt: „Ich bitte Sie aber, dies alles als eine vertrauliche Mitteilung zu betrachten und nichts davon laut werden zu lassen". Rochow und Pourtalès aber hätten alsbald erklärt, das könnten sie nicht; sie seien mit Schmeling und Heydebrand umgegangen und müßten nun diese Herren zur Rede stellen.

Bei den Ausgleichsverhandlungen um den 6. März 1856 hat Herr v. Hinckeldey behauptet, die fragliche Aeußerung sei von ihm hypothetisch und außerdem auch nur konfidentiell gemacht worden. Herr v. Rochow-Plessow dagegen behauptete, Hinckeldey habe nicht für diese Aeußerung, sondern für einen anderen Teil der Unterredung ihre Diskretion in Anspruch genommen. Von dem Fallenlassen dieses Punktes machte H. v. Rochow am 6. März das Zustandekommen der von einem Dritten[1]) versuchten Verständigung abhängig. Im Interesse des Friedens sei Hinckeldey, so erklärte nach dem Duell Herr v. Rochow-Krahne, bereit gewesen, diesen Punkt wirklich fallen zu lassen. Man verständigte sich sogar über den Inhalt einer von Hinckeldey in bezug auf diesen einen Punkt abzugebenden Erklärung. Nur über die Form derselben konnte man sich nicht einigen. Näheres bringt die Darstellung sub VIII.

Da nun weder Herr v. Hinckeldey noch das vorgesetzte Ministerium des Innern die ganze Angelegenheit zur Erhebung einer gerichtlichen Anklage gegen Herrn v. Rochow-Plessow für geeignet hielten,[2]) so nahm der letztere keinen Anstand, von den Schritten, welche er unternommen, die dabei interessierten Personen, das heißt doch wohl die Herren v. Heydebrand und von Schmeling, in Kenntnis zu setzen. Als aber Hinckeldey seinerseits von diesem neuen Schritte Rochows erfuhr, ließ er den letzteren alsbald zum Duell auf Pistolen fordern.

Nachträglich wird man das Unterlassen einer amtlichen Beleidigungsklage gegen Herrn v. Rochow-Plessow als einen Fehler bezeichnen müssen. Ob die amtlichen Stellen etwa aus Rücksicht auf den König von der Klageerhebung abgesehen haben, kann vorläufig mit Sicherheit nicht festgestellt werden. Möglich wäre es. Man möchte es sogar für wahrscheinlich halten. Daneben aber ist jedenfalls auch der tatsächlich gegebene Zwiespalt zwischen der früheren und der späteren Aussage Hinckeldeys mitbestimmend gewesen.

Zum Duell aber fühlte sich Hinckeldey schließlich gedrängt unter dem Drucke neuer Anfechtungen, welche aus dem Kreise seiner adeligen Standesgenossen auf ihn hereinstürmten, sodann auch, weil auch er dem Standesvorurteile huldigte, im äußersten Falle könnten gewisse Ehrenhändel nur mit der Waffe ausgetragen werden.

IV.

In den aristokratischen Kreisen Berlins ist Hinckeldeys Vorstoß gegen die Herren des Jockeyklubs von allem Anfange an als ein Vorstoß gegen das Offizierkorps der Garde aufgefaßt worden. Immer gereizter wurde die Stimmung der Offiziere gegen Hinckeldey und weiterhin gegen die ganze Schutzmannschaft. Schon unter dem 5. November 1855 trug Leopold von Gerlach in sein Tagebuch die Bemerkung ein: „Schon wieder ist Hinckeldey in einen Kampf mit der Armee verwickelt. Er kann es nicht lassen, Händel anzufangen, so jetzt mit den Landwehr-Kontroll-Versammlungen. Alles, was nur Uniform trägt, ist wütend gegen ihn."

Bernhardi aber überliefert, ein Herr v. Prillwitz habe sich gerühmt, daß er öffentlich zu Hinckeldey gesagt habe: „Sie sind ein Schweinhund." In den adeligen Kreisen wußte man offenbar von dem Vorwurfe der Lüge, welchen Hans v. Rochow gegen Hinckeldey geschleudert, und welchen dieser in der Oeffentlichkeit bisher nicht zurückgewiesen hatte, weder durch eine Anklage noch durch eine Herausforderung zum Duell. Damit setzte sich der Generalpolizeidirektor der wachsenden gesellschaftlichen Mißachtung seiner adeligen Standesgenossen und vor allem des Berliner Offizierkorps aus.

Der Staatsanwalt am Stadtgericht Berlin, Nörner, hat nach dem Duell unter dem 15. März in den Berliner Blättern öffentlich erklärt, am 28. Februar sei ein Freund des Herrn v. Rochow bei ihm erschienen und habe höchst verletzende Reden gegen Herrn v. Hinckeldey geführt. Zugleich habe er ihm Abschriften von Schriftstücken vorgelegt, welche angeblich von Herrn v. Rochow-Plessow herrührten, und welche die schwersten Beleidigungen gegen Herrn v. Hinckeldey enthielten. Der Staatsanwalt bemerkte sofort, daß er die Verbreitung solcher Angriffe nicht dulden könne und davon Anzeige machen müsse. Der Freund Rochows erklärte sich mit einem solchen Verfahren ganz einverstanden; die betreffenden Schriftstücke zu verheimlichen, beabsichtige man nicht. Zwei Tage danach, am 1. März — das Jahr 1856 war ein Schaltjahr — machte der Staatsanwalt dem Generalpolizeidirektor Mitteilung von diesem Vorkommnis. Herr v. Hinckeldey aber hatte, wie sich damals herausstellte, schon seit mehreren Tagen von anderer Seite Kenntnis über die weitere Verbreitung der gegen ihn gerichteten Angriffe. Dem Staatsanwalt Nörner gegenüber tat Hinckeldey an diesem 1. März bereits Aeußerungen, aus denen sich der Verdacht ergab, daß er entschlossen sei, von den bei der Sache beteiligten Personen persönliche Genugtuung zu fordern.

Der Staatsanwalt wollte freilich an den Ernst eines solchen Entschlusses nicht glauben, hielt sich aber doch für verpflichtet, Seine Majestät den König auf die bevorstehende Gefahr persönlich aufmerksam zu machen.

Des Königs Stellung zur Sache werden wir gleich näher ins Auge fassen. Hier verfolgen wir zunächst das Verhalten des Herrn v. Hinckeldey. Zwischen dem 28. Februar und 1. März lag der 29. Februar, ein Freitag, an welchem in der Seegerschen Reitbahn von Herren und Damen der Berliner Hofgesellschaft, vornehmlich von Offizieren der Garde, ein Reiterfest in Form einer Reiterquadrille veranstaltet wurde. Wie die Berliner „Nationalzeitung" noch im März 1856 berichtete, war bei dieser Gelegenheit die Stimmung der Kavaliere gegen die Organe der Polizei eine so gereizte, daß sie sich den herkömmlichen Zutritt von Schutzleuten verbaten, ja daß selbst die Zulassung des Herrn v. Hinckeldey zum Feste in Frage gestellt wurde und Hinckeldey alsbald zu Reklamationen genötigt wurde. Vielleicht ist ihm bei dieser Gelegenheit von Herrn v. Prillwitz der „Schweinhund" an den Kopf geworfen worden. Von Herrn v. Rochow-Plessow aber wird ausdrücklich hervorgehoben, er sei bei der Quadrille gar nicht zugegen gewesen.

Immer deutlicher mußte sich eben Herrn v. Hinckeldey seit dem 29. Februar die Ueberzeugung aufdrängen, daß es darauf abgesehen sei, ihn in der vornehmen Gesellschaft gesellschaftlich unmöglich zu machen und ihn weiterhin aus seinem Amte zu verdrängen. Leopold v. Gerlach berichtet in seinem Tagebuche unter dem 9. März Hinckeldeys früher gefallene Aeußerung, er sei ein verlorener Mann, wenn v. Rochow dabei bliebe, ihn der Unwahrheit zu beschuldigen. Gerlach selbst hatte den Eindruck, Hinckeldey scheine seinen Feinden zu erliegen; er brauche das Duell dringend und sei ohne dasselbe ein verlorener Mann. Am Sonntag, den 9. März aber, als General von Gerlach dem Könige den Polizeibericht vorlas, sagte Seine Majestät, Hinckeldey sei krank, wolle seinen Abschied haben. Er ginge nicht aus, weil er die ihn immer boshafter angreifenden Gardeoffiziere fordern müsse.

Und Theodor v. Bernhardi berichtet in seinem Tagebuch unter dem 16. März nach Hinckeldeys Tod über eine Aeußerung seines Berliner Gewährsmannes, des Obersten Gerwien vom Großen Generalstab: „Der Tod war ihm geschworen — mit dem Leben kam Hinckeldey nicht davon; fiel er nicht im ersten Duell, so fiel er in einem zweiten, dritten, oder fünften, sechsten."

Menschlich versteht man jetzt den verhängnisvollen Entschluß Hinckeldeys zum Duell. Aber zugleich drängt sich uns die innere Unhaltbarkeit der Anschauungen von Standesehre und ihrer Wahrung auf, aus denen dieses Duell hervorgegangen. Bei günstigerem Ausgange des ersten Duells, würde also das gehetzte Wild eine ganze Reihe von weiteren Feuerproben zu bestehen gehabt haben.

V.

In der Woche vom 29. Februar bis zum Donnerstag, den 6. März ist somit Hinckeldeys Entschluß gereift, Herrn von Rochow zum Duell zu fordern. Der Tragweite dieses Entschlusses war er sich voll bewußt. Der Chef der Polizeiorganisation des preußischen Staates hatte seine hohe Stellung in dem Augenblicke verwirkt, in welchem er sich zur Uebertretung des staatlichen Duellverbotes entschloß. Demgemäß reichte Hinckeldey dem Könige sein Entlassungsgesuch ein.

König Friedrich Wilhelm IV. hat es in zartfühlender Weise vermieden, vor dem 10. März, dem Unglückstage des

[1]) Offenbar ist Freiherr v. Münchhausen, Hinckeldeys Sekundant, gemeint. Siehe unten sub VIII.

[2]) Die entscheidende einschlägige Erklärung des Ministers des Innern ist am 4. März 1856 erfolgt. Siehe unter VIII.

Duells, dieses selbst mit seinem Generaladjutanten, General Leopold v. Gerlach, zu besprechen, den er als einen Gegner Hinckeldeys kannte. Aber der König hat das drohende Verhängnis, das sich über dem Haupte seines Günstlings zusammenzog, den er wirklich hochschätzte, nicht gleichgültig näher herankommen lassen.

Dem Staatsanwalt Nörner, der dem Könige gleich in den ersten Märztagen seine oben erwähnten Erlebnisse in dieser Sache berichtet hatte, erklärte Friedrich Wilhelm IV. sofort, er sei entschieden gegen den beabsichtigten Zweikampf. Der Staatsanwalt wurde vom Könige angewiesen, so schleunig als nur irgend möglich alle Materialien zusammenzubringen, welche nötig waren, die Sache gründlich zu untersuchen und in einer beide Teile befriedigenden Weise zu erledigen. Nörner behauptet, diesem Befehle des Königs ohne den geringsten Zeitverlust und mit dem allergrößten Eifer nachgekommen zu sein. Auf besonderen Befehl des Königs mußte der Staatsanwalt sogar noch in der Nacht vom 6.—7. März eine Reise nach Schlesien unternehmen, um eine bei der Sache beteiligte Person — anscheinend Herrn v. Heydebrand — protokollarisch zu vernehmen. Auf diese protokollarische Vernehmung darf vielleicht eine Aeußerung des Königs bezogen werden, welche Leopold v. Gerlach unter dem 15. April seinem Tagebuche einverleibt hat. Damals hatte das Militärgericht des III. Armeekorps soeben seinen Spruch über Herrn v. Rochow-Plessow wegen der Erschießung Hinckeldeys gefällt. Der König beantwortete demnach eine auf dieses Urteil gerichtete Anfrage Gerlachs mit den Worten: „Er (Rochow) ist zu vier Jahren (Festung) verurteilt. Alle anderen, nur ihn nicht, werde ich begnadigen; oder, wenn die Untersuchung nicht gründlich geführt ist, dieselbe umstoßen. Das Protokoll über Heydebrand zeigt deutlich, daß alles ein Komplott zugunsten der Spieler ist."

Leopold v. Gerlach fügt diesen Königsworten sein eigenes Urteil hinzu: „Daß der Boden, auf dem diese Sache steht, ein schlechter ist, kann nicht geleugnet werden."

Zum 23. Juni 1856 aber lesen wir in Leopold v. Gerlachs Denkwürdigkeiten die ergreifenden Sätze: „Langer Vortrag über Rochow ꝛc. Was ist das für eine merkwürdige Geschichte. Bei dem Vortrage ergriff mich tiefes Mitleiden für den armen Hinckeldey. Es wäre nie zu dem Duell gekommen, wenn nicht Nörner und Stieber (der bekannte Polizeidirektor) die wahrscheinlich lügenhaften Aussagen v. Heydebrands hineingemischt und ihm (Hinckeldey) rapportiert hätten. . . . . Und wahrscheinlich hatte er sich bei beiden darauf verlassen, daß sie ihn durch den König vor dem Duell retten würden, was wieder aus Patzkes Aussagen hervorgeht." Der letztere, Patzke, war Oberst der Berliner Schutzmannschaft, also Hinckeldeys Untergebener, und von diesem in das Geheimnis des Duells eingeweiht.

Am Montag, den 10. März, vormittags 10 Uhr hat das Duell zwischen Herrn v. Hinckeldey und Herrn v. Rochow in der Jungfernheide bei Charlottenburg stattgefunden. Hinckeldey hatte als Sekundanten den Geheimen Oberregierungsrat Freiherrn v. Münchhausen aus dem Ministerium des Innern zur Seite, der selber Mitglied des Herrenhauses war und als Vermittler sich auch um einen Ausgleich der Sache ernstlich bemüht hatte. Auch einen Arzt, Dr. Ludwig Hassel, hatte er mitgebracht. Als Unparteiischer fungierte der Kavallerieoffizier Herr von der Marwitz, ebenfalls Mitglied des Herrenhauses.

Nur ein einmaliger Kugelwechsel hat stattgefunden auf 5 Schritte Barrière. Doch versagte v. Hinckeldeys Pistole beim ersten Abdrücken, so daß ihm eine andere gereicht werden mußte. Während Herr v. Rochow unverletzt blieb, war Hinckeldey in die Brust getroffen und fiel mit einer kurzen Drehung des Körpers zu Boden, ohne mehr ein Wort sprechen zu können.

VI.

Wir wenden uns nunmehr dem Könige zu und suchen seine Stellungnahme genauer zu ergründen.

Auch die Haltung des Ministers des Innern zieht einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Der König hatte sich, wie wir gehört, dem Staatsanwalt Nörner gegenüber in den ersten Märztagen entschieden gegen das in Aussicht stehende Duell erklärt. Minister v. Westphalen aber hatte am 6. März in einer amtlichen Verfügung und am gleichen Tage abends auch noch persönlich dem ihm unterstellten Generalpolizeidirektor die Weisung erteilt, den Streit mit Herrn v. Rochow nur im amtlichen gesetzlichen Wege zur Entscheidung zu bringen. Trotz alledem war bei dem Minister, wie er dem Könige in seinem Entlassungsgesuche vom 17. März berichtet, durch den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat X von neuem die Besorgnis angeregt worden, daß es zu einem Duell kommen werde.

Der Minister wies demgemäß einen Oberregierungsrat seines Ressorts am Sonntag, den 9. März, mittags an, Herrn v. Rochow sorgfältig aber unauffällig beobachten zu lassen und eventuell einen Zweikampf durch polizeiliches Einschreiten zu verhindern. Alle entsprechenden Schritte aber seien auf das strengste zu sekretieren, auch vor Herrn v. Hinckeldey.

Andern Tages halb 6 Uhr früh erhielt der Minister die Meldung von einem unmittelbar noch für den 10. März zu gewärtigenden Zweikampf des Generalpolizeidirektors. Eine sofortige polizeiliche Sistierung des Herrn v. Rochow hielt man wegen seiner Privilegien als Herrenhausmitglied — der Landtag war damals in Berlin versammelt — für unzulässig. Der vom Minister zugezogene Oberregierungsrat erhob nun aber in der Morgenfrühe des 10. März „die größesten Bedenken gegen ein polizeiliches Einschreiten deshalb, weil solches, wenn es, wie unvermeidlich sei, bekannt werde, gerade dem Herrn Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey selbst werde zugerechnet und derselbe verdächtiget und um die Rettung seiner Ehre vollständig würde gebracht werden." Die Rücksichtnahme auf diesen kitzlichen Ehrenpunkt veranlaßte dann sogar die Weisung des Ministers, den zur Beobachtung Rochows auf der Straße aufgestellten Beamten zurückzuziehen.

Als der Oberregierungsrat fortgegangen war, und der Minister sich aus dem Bette erhoben hatte, schickte er jenem noch um halb 7 Uhr eine neue schriftliche Weisung nach. Darin hieß es: Wofern die mit der Beobachtung betrauten Beamten schon einen Anfang der Ausführung wahrgenommen haben sollten, oder Vorbereitungen zu einer gesetzlich strafbaren Handlung, die Beamten in deren Verhütung nicht zu hindern, vielmehr sofort anzuweisen seien, die Ausführung möglichst zu verhüten. Diesen Brief hat der Oberregierungsrat um halb 8 Uhr erhalten und darauf dem Minister umgehend geantwortet, daß nichts auf die Sache Bezügliches wahrgenommen sei. Herr v. Westphalen fand sich hierdurch in der Hoffnung bestärkt, daß die Ausführung des Duells noch nicht imminent sei und noch Beilegungsversuche fortgesetzt würden. Zur größeren Sicherheit aber erließ er nochmals ein Schreiben an Herrn v. Hinckeldey, worin er ihm mit Hinweisung auf die Ministerialverfügung vom 6. März eindringlich vorhielt, daß die Sache allein aus dem amtlichen Standpunkte aufzufassen sei und er ihm jeden Schritt einer den Gesetzen widerstreitenden Privatgenugtuung als Amtsvorgesetzter untersagen müsse. Als dieser neue Erlaß eben abgesandt war, trat der Geheime Oberregierungsrat Freiherr v. Münchhausen, Hinckeldeys Sekundant, mit der Schreckensnachricht beim Minister ein, daß das Duell hinter Charlottenburg stattgefunden habe und Herr v. Hinckeldey geblieben sei.

Der König hat in seinem bedeutsamen Antwortschreiben an seinen Minister des Innern — es datiert vom 2. April — mit schneidiger Schärfe die Unfähigkeit des von dem Minister des Innern mit der delikaten Mission betrauten Oberregierungsrates hervorgehoben, welche des Ministers Bemühungen, das Duell zu verhindern, hat scheitern lassen. Aber ebenso scharf bemerkt der König, der Minister hätte gerade von der Person dieses Rates nur abgehen können unter Durchbrechung der ressortmäßigen Schranken. Eine solche aber dürfe er von keinem Minister fordern.

Wir dürfen heute fragen, weshalb der Minister des Innern nicht bereits am Nachmittage des 9. März und in der frühesten Morgenstunde des 10. etwa um 1/26 Uhr sofort von neuem direkt und nachdrücklich auf seinen Untergebenen, den Herrn v. Hinckeldey, im Sinne des später nach 1/28 Uhr an ihn gerichteten Schreibens eingewirkt hat? Aus der kleinen Schrift des assistierenden Arztes Dr. Ludwig Hassel „Ueber die letzten Stunden des Generalpolizeidirektors v. Hinckeldey," wissen wir, daß Hinckeldey am 10. März morgens 1/29 Uhr in seiner eigenen Equipage an der Wohnung seines Sekundanten, des Herrn v. Münchhausen in der Grabenstraße Nr. 3 angefahren ist und sich hier einige Zeit aufgehalten hat, in ruhiger Plauderei mit dem Arzte Gedanken austauschend über seine weiteren, die Verschönerung Berlins betreffenden Pläne. Um 9 Uhr haben die drei Herren, Hinckeldey, Münchhausen und Dr. Hassel von hier die Fahrt in zwei Wagen zur Jungfernheide fortgesetzt. Um 6 Uhr morgens, ja noch um 1/28 Uhr, wäre Herr v. Hinckeldey zweifellos in seiner Amtswohnung im Dienstgebäude des Polizeipräsidiums am Molkenmarkt zu erreichen gewesen.

Herr v. Westphalen spricht in seinem Entlassungsgesuch dem Könige gegenüber die Ueberzeugung aus, bei seiner unvollkommenen Kenntnis der komplizierten Sachlage und bei der selbständigen Stellung des Generalpolizeidirektors alles getan

zu haben, was ihm als dem Vorgesetzten und dem Departementschef oblag, um ein Duell des Herrn v. Hinckeldey zu verhüten.

Aber nachdem das Unerwartete nun doch geschehen, verhehlt sich der Minister nicht, daß ihm der Vorwurf gemacht werden könne, nicht zeitiger, nicht entschiedener die Streitenden in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, zur Ausführung eines Zweikampfes zu gelangen. Wäre aber eine solche Verhinderung gelungen, so bemerkt der Minister in seinem Entlassungsgesuch, so würden die gröbsten Verdächtigungen und Erniedrigungen dem Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey — selbst von seiten derer, die den Schmerz seines Verlustes jetzt teilen und tief beklagen — nicht erspart worden sein. Dadurch würde er sich um so tiefer beleidigt, um so unabänderlicher in seinem Entschlusse, Privatgenugtuung zu erlangen, bestärkt gefühlt haben. Kaum dürfe man auch bezweifeln, daß fortgesetzte Versuche der Verhinderung doch über kurz oder lang von ihm und seinen Gegnern wieder vereitelt und der einmal gefaßte Vorsatz früher oder später würde durchgeführt worden sein.

Ein solches Bekenntnis aus dem Munde des hochkonservativen und hochkirchlich gesinnten preußischen Staatsministers des Innern zu vernehmen, wirkt ergreifend und schreckenerregend zugleich. In nahezu fatalistischer Formulierung spricht es die Waffenstreckung der Staatsgewalt aus, die sich vor der unabwendbaren, eisernen Macht der öffentlichen Meinung der höheren Gesellschaftsschichten beugt. Dieser Schicksalsmacht mußte nach der Ansicht des Ministers das Schlachtopfer schließlich doch überlassen werden. Wie ein gehetztes Wild wird es von dem in ehernem Gange vorschreitenden Fatum, von der siegreichen öffentlichen Meinung in den sicheren, unabwendbaren Tod getrieben. Die Staatsgewalt erklärt sich dem gegenüber ohnmächtig und bankerott.

Etwas milder hat denselben Gedanken der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I. ausgedrückt. In den kritischen Tagen des Duells weilte er, der Gouverneur der Rheinlande, in Berlin. Am Morgen des 13. März, als Hinckeldeys Leiche unter ungeheuerer Beteiligung der Berliner Bevölkerung zur letzten irdischen Ruhe bestattet wurde, hatte er die Hauptstadt verlassen, um sich über Weimar und Mainz nach Koblenz zurückzubegeben. Von Weimar aus schrieb er noch am 13. März an den Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha: „Die tragische Hinckeldeysche Angelegenheit ist ungemein traurig. Bei seinen Fehlern war er doch ein seltener Mensch, der viel Uebles abgehalten hat, wenn auch nicht alles Ueble richtig vermieden. Sein Tod hat ihn populärer gemacht, als er es je bei Lebzeiten war. Der Parteigeist nennt sein tragisches Ende einen politischen Mord. Das ist Unsinn. Aber der Parteigeist hat es unbedingt zum Duell gebracht, die Kreuzzeitungspartei hatte ihm den Untergang geschworen, weil er es wagte, dem König über dieselbe offen zu sprechen. Die Animosität, die aus vielen Reibungen zwischen Militär und Polizei entstanden war, hat jene Partei benutzt, um Offiziere und Junkertum gegen Hinckeldey zu hetzen. Dies gestattet trübe Blicke in unsere Zustände." [1]

Begreiflicherweise nutzte die liberal-fortschrittliche Presse das sensationelle Ereignis aus als Kampfmittel gegen reaktionäre Bestrebungen und Junkertum. Die „National-Zeitung", die „Volks-Zeitung", die „Kölnische Zeitung", die Bremer „Weser-Zeitung" wurden gelegentlich in Berlin polizeilich beschlagnahmt wegen ihrer heftigen Hinckeldey-Artikel.

Der König war durch das tragische Ende des von ihm besonders hochgeschätzten Generalpolizeidirektors auf das tiefste erschüttert. Wie er vor dem Duell den Fall angesehen hat, ergibt sich aus der schon angeführten Erklärung des Staatsanwalts Nörner, sodann aus dem gleichfalls schon erwähnten Antwortschreiben des Königs auf das Entlassungsgesuch des Ministers v. Westphalen. Der König hat sich für diesen bedeutsamen Brief etwas längere Zeit gegönnt. Am 2. April ließ er ihn endlich abgehen. In seinen wesentlichsten Teilen lautet er: „Mein teuerster Westphalen! — Ich habe immer nicht die rechte Antwort auf das Abschiedsgesuch finden können, welches die Umstände, die das tragische Ende meines lieben, getreuen Hinckeldey begleitet haben, Ihnen eingegeben hatten. Ich rühme mich nicht, Ihnen heut (der Fassung nach) die rechte Antwort zu geben, doch gebe ich sie Ihnen, wie ich sie als die beste erkannt habe. — Es ist Ihre zarte Gewissenhaftigkeit, die Sie zu dem Briefe bewogen hat. Es ist erlaubt, das Ergebnis großen und edlen Zartgefühls unberücksichtigt zu lassen. Es ist aber nicht erlaubt, es zu tadeln. So steh' ich Ihnen gegenüber. Ich darf, kann und will Ihr Begehr um den Abschied aus Ihrer Stellung nicht berücksichtigen. Sie sind mir zu notwendig und haben zur Verhütung des unersetzlichsten Verlustes getan, was Sie dagegen tun zu können übersehen konnten. Ihr Wille war rein. Das ist das erste, was ich ins Auge fasse, und dies erste entscheidet und bedingt mei Urteil. Sie haben die ressortmäßigen Instrumente in Anspruch genommen. Mehr darf ich nicht fordern." Nun folgt die abfällige Bemerkung über den vom Minister herangezogenen Oberregierungsrat. Dann aber fährt der König fort:

„Ich verberge es Ihnen nicht, daß ich gewünscht hätte, bei Zeiten von den Duellprojekten aus offizieller Quelle, aber allerdings nicht in offizieller Form benachrichtigt zu sein mit Angabe des Orts und der Zeit. Denn, dann hätt' ich einen Flügeladjutanten dahin geschickt mit Papieren in der Hand, die das Duell unmöglich gemacht haben würden. Aber, teuerster Westphalen, man ist jederzeit nach dem Eintritt eines Unglückes klarer über das, was man zu seiner Verhütung hätte tun können. Darum bitt' ich Sie dringend, in dem Ebengesagten keine Spur von Vorwurf zu lesen. Der Vorwurf, der mich selbst trifft, ist immer größer. Denn ich wußte seit mehreren Tagen, daß es auf die Tötung Hinckeldeys abgesehen war oder hatte wenigstens die Entschuldigung, es glauben zu können. Hier war aber eine äußerst taktvolle und zarte Prozedur erforderlich, um den bereits verbreiteten Verdacht: „Hinckeldey könne kein Pulver riechen", nicht unwiderruflich zu etablieren. Das, ich gestehe es offen, hat mich zaghaft gemacht.

Nun, Gott hat es so gefügt. Die Sache ist nicht gutzumachen, aber — der Sieg seiner Feinde ist zu mindern. Das lassen Sie unsere nächste Sorge sein. Viele — und ich fürchte, manche aus Ihren Untergebenen, haben sich ins Fäustchen gelacht darüber, daß Hinckeldey gezwungen war, einen illegalen Schritt zu tun, nach welchem er unfähig war, das oberste Polizeiaufsichtsamt fortzuführen. Die — wenn nicht alles täuscht — sind vor der gräßlichen Wirklichkeit verstummt. Die Franzosen des Mittelalters sagten: laissez passer la Justice de Dieu! Dieselbe wird nicht ausbleiben. Tun wir, die bei der ganzen Sache „guten Willens" gewesen, jetzt das unsere, um — soweit wir eben können — die Lücke auszufüllen.

Herr v. Zedlitz (der Nachfolger Hinckeldeys) hat ein überschweres Erbe mit edelstem Sinn und reinstem Willen übernommen! Helfen wir ihm. Das aber sag' ich Ihnen im voraus: die tieferen Schwierigkeiten für Zedlitz kommen erst. Bewährt er sich, übertrage ich auf ihn auch nur die Aeußerlichkeiten meines Vertrauens zu Hinckeldey (die zwei Tage wöchentlich, um mir Vortrag zu halten), so gehen gegen Zedlitz dieselben Machinationen wie gegen jenen los. Hinckeldey fand im Schoße Ihres Ministeriums, mit Ausnahme Ihrer Person, keine Hilfe und kein Verständnis für seine geistreichen, großen und in ihren realisierten Teilen so glänzend bewährten Gedanken. Möge Zedlitz glücklicher sein! Ich fürchte das Gegenteil, wie gesagt, sobald meine Gunst und Beifall eine Gestalt gewinnen. Darum halte ich es für richtig, daß ich Ihnen heut diese meine Ueberzeugung und Befürchtung im voraus ausspreche.

Fassen Sie Mut, ich bitte Sie, teuerster Westphalen, Ihr schweres Amt unter meinem Beifall fortzusetzen; fassen Sie aber auch Mut gegen die, welche einem Manne meine verdiente Gunst nicht verzeihen können und die etwa Lust bekommen möchten, mit Zedlitz fortzufahren, wie sie es mit Hinckeldey — begonnen hatten!!!! Die Verspätung dieser meiner Antwort ist mir sehr unangenehm. Dieselbe" rc.

In diesem Briefe finden wir die wertvollsten Aufschlüsse über die Beurteilung, welche der König dem Falle Hinckeldey zuteil werden ließ. Der König hat selbst die traditionelle Auffassung der höheren Stände von der eventuellen Unabwendbarkeit eines Duells prinzipiell geteilt. Er sieht ebenso wie Hinckeldey, wie Leopold v. Gerlach und viele Tausende unter den edelsten Männern jener Tage das Bleigewicht des gesellschaftlichen Vorurteils, der Generalpolizeidirektor könne kein Pulver riechen, mit erdrückender, vernichtender Schwere auf Hinckeldey sich niederlassen. Am 6. März klammerte sich seine Hoffnung offenbar an den Gedanken, es könne gelingen, von Herrn v. Heydebrand eine befriedigende Erklärung zu erlangen und damit Rochows Vorwurf der Lüge zu entkräften. Wahrscheinlich deshalb schickte er in der Nacht noch den Staatsanwalt Nörner nach Schlesien. Aber die von dort zurückgebrachte protokollarische Erklärung ist anscheinend im Sinne des Königs nicht wirksam gewesen. Sie zeigte ihm, daß alles ein Komplott zugunsten der Spieler sei. Am 9. März noch hat Leopold v. Gerlach den Eindruck, in der Hinckeldeyschen Sache seien General v. d. Gröben auf der einen und der Kgl. Kammerherr v. Schöning auf der anderen Seite

[1] Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, „Aus meinem Leben", Bd. II, 355.

an der Arbeit, natürlich um einen Ausgleich zu vermitteln und wie zu vermuten, auf Veranlassung des Königs. Auch diese allerletzten Versuche scheitern. Da tröstet sich der König mit der Erwägung, er werde, sobald er Zeit und Ort des Duells erfahren, einen Flügeladjutanten mit den nötigen Papieren hinaussenden, und durch diesen wie durch einen Deus ex machina den Zweikampf verhindern. Der König wollte also schließlich den auf Hinckeldey ruhenden, gesellschaftlich vernichtenden Vorwurf, er könne kein Pulver riechen, entkräften helfen, indem er Hinckeldey zum Rendez-vous hinausfahren und die Pistole in die Hand nehmen ließ. Diese Erwägungen sind schmählich durchkreuzt worden. Da in diesen kritischen Tagen Hinckeldeys überlegener, leitender Geist der Berliner Polizei fehlte, so versagte der ganze Apparat. Er versagte vornehmlich um deswillen, weil er im Grunde genommen zugunsten Hinckeldeys und doch auch wieder gegen ihn in Bewegung gesetzt werden sollte. Der König erfuhr nicht rechtzeitig Ort und Stunde des Rendez-vous. Hinckeldeys Untergang vollzog sich rasch. Der König konnte ihn bei seinen Anschauungen über die ultima ratio der Ehrenhändel, die im wesentlichen mit denen des Herrn v. Rochow übereinstimmten, trotz allen guten Willens nicht aufhalten.

Diesen guten Willen nimmt Friedrich Wilhelm IV. für sich in Anspruch. Aber offen bekannte er es am 2. April, daß er sich selbst nicht von jedem Vorwurfe freispreche. Er hat es nicht gewagt, zur Rettung Hinckeldeys ein unbedingtes Duellverbot an die streitenden Parteien ergehen zu lassen. Hinckeldey aber hat tatsächlich auf ein solches Eingreifen des Königs gehofft. „Noch auf dem Kampfplatze schaute er sehnsüchtig nach einem Flügeladjutanten aus und instruierte er demgemäß seinen Kutscher.“ [1])

VII.

Herr v. Hinckeldey hat im Hinblick auf das für den 10. März festgesetzte Duell in aller Stille seine Vorbereitungen getroffen. Am Sonntag, den 9. März machte er sein Testament. Der alte Wrangel erzählte, wie Leopold v. Gerlach unter dem 11. März in sein Tagebuch einträgt, Hinckeldey sei den Sonntag vor dem Duell sehr andächtig betend in der Kirche gesehen worden. Seiner Familie machte er nicht die leiseste Andeutung. Nach seinem Tode aber erinnerte man sich der zärtlich bewegten Stimmung, welche ihn am Sonntag Abend ergriffen, als er seinen Kindern Gute Nacht wünschte. Er war ein glücklicher Gatte und Vater von sieben Kindern, von denen das jüngste erst zwei Jahre zählte. Seine Gemahlin war Karoline aus dem Nürnberger Patriziergeschlechte v. Grundherr. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf diese zärtlich geliebten Angehörigen am Montag Mittag die erschütternde Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden des Familienoberhauptes. Seine Schwester, Frau v. Krug, die bei dem Bruder lebte und die Erziehung der jüngeren Kinder mit überwachte, erhielt als erste die Trauerbotschaft. Die Frauen und Kinder waren vom Schmerz überwältigt. In der Stadt gab sich die größte Teilnahme zu erkennen. Für den Tag des Begräbnisses, das am Donnerstag, den 13. März stattfand, fürchtete man sogar Ruhestörungen, die aber nicht eintraten.

Der Leichenfeier im Hause des Polizeipräsidiums am Molkenmarkt wohnte der König persönlich bei mit mehreren Prinzen, mit den Generalen v. Wrangel, v. Gerlach, v. Neumann und v. Schlichting. Sämtliche Zivilstaatsminister waren zugegen, ebenso Alexander v. Humboldt mit anderen Notabilitäten der Wissenschaft und viele Mitglieder des Landtages. Die Trauerfeier gestaltete sich zu einem Ereignis, wie die Stadt seit dem gleichfalls erschütternden Todesfalle des Grafen Brandenburg ein solches nicht mehr erlebt hatte. Erschütterung und Rührung waren allgemein. Die Trauerrede hielt in schlichten, eindringlichen, ergreifenden Worten der Prediger Blanck, der die großen Verdienste des Verstorbenen gebührend hervorhob, aber freimütig und liebevoll zugleich auch die Herausforderung zum Zweikampfe tadelte. Das Weinen und Schluchzen der Frauen war herzzerreißend. Kein Auge blieb trocken. Auch der König zerfloß in Tränen. Frau v. Hinckeldey und die älteste Tochter brachen ohnmächtig zusammen. Das jüngste zweijährige Kind, ein Knabe, schaute von den Armen der Wärterin der ergreifenden Feier zu. Choräle wurden abwechselnd vom Domchor und von der Trauerversammlung gesungen. Der Leichenzug, der sich durch die Straßen der Stadt bewegte, war unabsehbar. Bernhardi, der ihn mit eigenen Augen geschaut, bemerkt, er habe wenigstens hunderttausend Menschen in Bewegung gesetzt.

Für die Familie, die nur ein geringes Vermögen besaß, wurde in Börsenkreisen eine Subskription eröffnet, die schon nach wenigen Tagen die Summe von 20,000 Talern = 60,000 Mark ergab. Selbst aus Oesterreich waren Gaben dafür beigesteuert worden.

Die Stimmung der mittleren Stände Berlins kam noch am Abend des Begräbnistages zu abermaligem, elementaren Ausdruck, als im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater Gutzkows „Königslieutenant“ gegeben wurde. Als der erstmals auftretende Schauspieler Dawison in der Rolle des Grafen Thorane in gebrochenem Deutsch die Worte gesprochen: „Der König sein indigné über das Duell, und es soll seyn die strengste Straf, wenn die Franzosen, anstatt sich zu lassen tödten vor dem Feind für das Vaterland, sich tödten untereinander selbst für die Dummheiten der falschen point d'honneur!“, da erhob sich das Publikum wie Ein Mann. Donnernder Beifall und begeisterte Zurufe durchbrausten immer von neuem das Haus. Die Szene mußte förmlich unterbrochen werden, und erst nach längerer Zwischenzeit konnte man den Faden der Vorstellung wieder aufnehmen.

Theodor v. Bernhardi, welcher mit Herrn v. Beaulieu im Theater anwesend war, erzählt, Beaulieu habe einen Diplomaten gesehen, qui voit très noir. Der habe ihm versichert, daß die Aufregung in Berlin seit dem Jahre 1848 nie wieder so groß gewesen sei, wie in diesem Augenblicke.

König Friedrich Wilhelm IV., der den Verlust Hinckeldeys fühlte, als wäre ihm ein Bruder gestorben, suchte sich bei allem Schmerze mit ruhiger verständiger Ueberlegung in die Ereignisse zu finden, die nicht ungeschehen gemacht werden konnten. Aber in seinem Herzen und in seinem Geiste brannte die Wunde, welche die Katastrophe des von ihm so hochgeschätzten Generalpolizeidirektors ihm zugefügt hatte, der ihm mehr war als ein Ratgeber, der ihm als Freund galt, dessen Erscheinen ihm immer wie Balsam wohlgetan hatte.

Der Witwe Hinckeldeys ließ er eine jährliche Pension von 2000 Talern und für jedes Kind einen jährlichen Erziehungsbeitrag von 200 Talern aussetzen. So waren sie vor äußerer Not durch des Königs väterliche Fürsorge gesichert.

In hochherziger Gesinnung hat Frau v. Hinckeldey am ersten Jahrestage des Todes ihres Mannes, am 10. März 1857, beim Könige ein Bittgesuch eingereicht, Herrn Hans v. Rochow-Plessow, der sich in Festungshaft befand, zu begnadigen.

Am 26. Mai 1856 aber, 2 1/2 Monate also nach dem Duell, trägt Leopold v. Gerlach in Sanssouci in sein Tagebuch die sorgenvollen Worte ein: „Hier droht eine neue Calamität, wenn ein Sinken der Geisteskräfte bei Seiner Majestät einträte, was Ihre Majestät befürchtet. Die Königin hat Massow weinend ihre Besorgnisse wegen der Gesundheit des Königs geklagt. Massow, mit dem ich nach der Tafel eine lange Unterredung hatte, sagte mir dies, er hätte auch geweint. — Also noch einmal wieder hier in Sanssouci, und wenn die Befürchtungen der Königin eintreten, so, daß ich ohne Landesverrat nicht weichen kann. Wenn es auch nicht so bedenklich steht, wenn die Sorge die Königin schwarz sehen macht, so ist doch ein Analogon gewiß zu befürchten.“

Schon im April 1856 wurde ärztlicherseits beim Könige ein Leberleiden festgestellt und am Abend des 16. Mai war der erste Anfall vorübergehender Geistesschwäche wahrgenommen worden. Damals war es, daß die Königin unter Tränen ihre Befürchtungen dem Hausminister v. Massow offenbarte.[1]) Als das Siechtum des Königs sich schon durch mehrere Jahre hingeschleppt hatte, und die Regierungsgeschäfte seit langem in die Hände des Prinzen von Preußen gelegt waren, anfangs Dezember 1859, meinte die Königin, die Skrupel, welche sich der König über Hinckeldeys Tod gemacht, hätten ihm den Stoß gegeben.[2])

Diese Worte aus dem Munde der edlen Königin eröffnen uns einen erschütternden Einblick in die geheimnisvollen Tiefen seelischer Vorgänge und innerer Kämpfe bei dem königlichen Dulder. Wir werden uns hüten, die Geisteskrankheit Friedrich Wilhelms IV. einzig und allein auf das Duell Hinckeldey zurückzuführen. Seelische und körperliche Dispositionen kommen mit in Betracht; dann vor allem auch die vielen heftigen Erschütterungen, welchen das feinbesaitete, weiche und empfindsame und dann doch gelegentlich heftig aufbrausende Gemüt des Königs vornehmlich seit dem Jahre 1848 ausgesetzt war. Wie große Wandlungen hatten sich in Deutschland und Preußen vollzogen im Gegensatze zu seinen ursprünglichen politischen Anschauungen! Welch bittere Enttäuschungen erlebten er und sein Freund Radowitz mit der Unionspolitik, die sich 1 1/2 Jahre hindurch hin-

[1]) H. v. Petersdorff, „König Friedrich Wilhelm IV.“ S. 219.

[1]) Hermann v. Petersdorff, „König Friedrich Wilhelm IV.“, Stuttg. 1900 S. 220.

[2]) Leopold v. Gerlach, „Denkwürdigkeiten II“, S. 709.

schleppte und Preußen bis hart an den Rand eines großen Krieges führte. Welche Anforderungen stellte dann die harte politische Notwendigkeit an seinen Geist, als es sich darum handelte, während des Krimkrieges Preußens Einfluß und Ansehen aufrecht zu erhalten inmitten der großen europäischen Gegensätze zwischen Rußland, Oesterreich und den Westmächten. Mehr als einmal drohte da die Gefahr, Preußen kompromittiert oder in bedenkliche Strudel hineingezogen zu sehen. Dann im Innern das Ringen und Kämpfen zwischen den Anschauungen des Königs von dem christlich-germanischen Staatsideal im Hallerschen Geiste und den Forderungen der modernen zum Konstitutionalismus drängenden Entwicklung. Das alte absolutistische Preußen ging unter Friedrich Wilhelm IV. zu Grabe und ein neues Staatsleben, ein neues Preußen arbeitete sich unter schweren Kämpfen mühsam empor. Des Königs Gewissen war unmittelbar beteiligt bei den großen Fragen, welche das protestantische Kirchentum damals bewegten, vornehmlich bei den Fragen der Ehegesetzgebung und der Ehescheidung. Männer der verschiedensten Richtungen standen ihm auch dem Herzen nach nahe und kämpften und rangen um den maßgebenden Einfluß auf seine Entschließungen. Man braucht nur die Namen v. Bunsen und Radowitz auf der einen Seite, der Gerlachs auf der anderen zu nennen und dazwischen die offiziellen Leiter der Staatsmaschinerie, die Minister Graf Brandenburg und Otto v. Manteuffel, von Westphalen und v. Raumer und den Polizeipräsidenten v. Hinckeldey, dazu auch Otto v. Bismarck und den Flügeladjutanten Edwin v. Manteuffel und insbesondere die Königin.

Die vielen vorausgegangenen Stöße und Einflüsse hatten seine Seele gereizt, ergriffen und erschüttert. Da haben der tragische Untergang Hinckeldeys und die schweren seelischen Kämpfe, welchen der König selbst dadurch unmittelbar ausgesetzt worden, seinen ehedem sprudelnden Geist gelähmt und ihm einen letzten, entscheidenden Stoß gegeben, den Stoß, der diese edle Seele, diese reich begabte Persönlichkeit von künstlerischer Schwungkraft schließlich in die Regionen der allmählich stärker und finsterer werdenden Umnachtung geführt hat. So weben sich seine Fäden zu einem Bande, welches die tragische Katastrophe im geistigen Leben des Königs mit der Katastrophe Hinckeldeys innerlich verknüpft.

Auch für die Geltung Preußens in Deutschland und Europa war der Ausgang Hinckeldeys nicht ohne Belang, um so weniger, da er mit den Nachwirkungen des bösartigen Potsdamer Depeschendiebstahls zusammentraf, durch welchen zunächst die Briefmappen des Generals Leopold v. Gerlach und des Kabinettsrats Marcus v. Niebuhr geplündert waren, dessen Bedeutung aber unmittelbar in die hohe, innere und äußere Politik Preußens übergriff und durch welchen sogar der Prinz von Preußen in unangenehmer Weise in Mitleidenschaft gezogen wurde. An den deutschen und auswärtigen Höfen und in den europäischen Kabinetten schüttelte man bedenklich die Häupter. Der Prinzgemahl in England, Herzog Albert v. Koburg, gab mit Rücksicht auf das Schicksal Hinckeldeys offen seiner Mißstimmung Ausdruck über die „gräulichen Dinge, welche sich in Berlin zugetragen." Und Herzog Ernst v. Koburg meinte, wenn sich ähnliche Vorkommnisse und das Sturmlaufen gegen die preußische Verfassung wiederholen würden, so werde der Wunsch des Fürsten Felix Schwarzenberg noch überboten, Preußen zu avilieren.

* * *

Die Lebenskraft des preußischen Staates hat alle diese Krisen und Stöße siegreich überstanden. Mit dem vergrößerten Preußen nehmen auch die übrigen deutschen Stämme und Staaten freudigen Anteil an der aufsteigenden Entwicklung des Volkes, welche durch das 19. Jahrhundert dem 20. als kostbares Vermächtnis übermittelt ist. Die Größe und die Wohlfahrt des Deutschen Reiches ruhen sicher auf der festen Verbindung, welche unter den deutschen Fürsten und Staatsregierungen besteht und auf der Kraft des nationalen Gedankens, wie auf der lebensvollen Stärke sittlich-religiöser Ideen und werktätiger Tüchtigkeit, welche die gesunde Entwicklung des deutschen Volkes beherrschen und tragen. In all seinen Schichten möge sich das deutsche Volk immer inniger durchdringen lassen von dem Sauerteig dieser Gedanken, Ideen und Kräfte. Mit der ganzen Fülle seiner geistigen, sittlichen und materiellen Fähigkeiten wird es so bereit und tüchtig sein, einzutreten für die Größe und Geltung des Reiches, für die Sicherung seiner höchsten sittlichen, wirtschaftlichen und politischen Güter, für die erhabenen Ideen von innerlich geläuterter und gefestigter Macht, von Freiheit und Recht. Ohne die Ideen von Freiheit und Recht wäre die Macht in Gefahr, zur schrankenlosen Willkür zu entarten. Mit Freiheit und Recht gepaart, wird die Macht zur sichersten Bürgschaft der wahren Größe und des segensreichen Friedens. Unter der Herrschaft solchen Friedens kann in allen Schichten des Volkes sich ausbreiten der Sinn für Gesetzlichkeit und für die Anerkennung der wohlerworbenen Rechte der Nebenmenschen.

Wo dagegen ein Zwiespalt klafft zwischen der Norm des Rechtes und des Gesetzes und dem volkstümlichen, gesellschaftlichen Empfinden breiterer oder schmälerer Schichten und Klassen, da ist die Sicherheit der gedeihlichen, aufsteigenden Entwicklung der Kultur ernstlich gefährdet.

Wie in den benachbarten romanischen und slavischen Staaten, so ist auch im deutschen Volke ein solcher beklagenswerter Zwiespalt in einzelnen gesellschaftlichen Schichten noch immer vorhanden in bezug auf die Auffassung vom Duell. Das Gesetz verpönt es schlechtweg. Das Standesvorurteil gewisser Kreise hält es für eine unvermeidliche ultima ratio in gewissen Fällen schwerer Ehrenkränkung.

Dabei aber bekennt man offen, daß das Duell nicht die Kraft habe, die verletzte Ehre wieder herzustellen. Häufig genug ist ja der Gekränkte das beklagenswerte, unterliegende Opfer des Duells geworden, derjenige, von welchem die Rechtsverletzung ausging, hat oftmals gesiegt. In der modernen Zeit beruht der Zweikampf, wie Präsident Hamm in der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 15. Februar 1906 zutreffend ausführt, lediglich darauf, daß in einem Kreise, in welchem er Sitte ist, derjenige, der den Beleidiger nicht fordert, sich der Beurteilung aussetzt, daß er auf seine Ehre nichts halte, jedenfalls sein Leben höher schätze, daß er zu feige sei, sein Leben zur Wahrung seiner Ehre einzusetzen. Der Beleidigte fordert den Gegner nicht, um seine Ehre rein zu waschen, sondern weil er, wenn er nicht fordert, für einen Feigling gilt. Der Zweikampf ist jetzt nichts anderes mehr als eine Mutprobe.

Diesem Tatbestande und diesen Darlegungen gegenüber dürfen wir die einfache Frage erheben: Ist diese Auffassung, auf welcher das Duell in der Gegenwart beruht, aus welcher tatsächlich auch das Duell Hinckeldey hervorgegangen ist, vernunftgemäß oder ist sie das Gegenteil von vernünftig? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Der Fall Hinckeldey redet für alle Zeiten eine große, eindringliche, erschütternde Sprache. Jene für das moderne Duell maßgebende Auffassung ermöglicht es auch heute noch, eventuell den besten Mann, der möglicherweise berufen wäre, im gegebenen Momente ein Führer und Retter seines Volkes zu werden, wie ein aufgescheuchtes Wild durch eine Folge von Beleidigungen, Kränkungen und Zweikämpfen zu hetzen und einem vorzeitigen Tode zu überliefern.

Um die Größe und die Wohlfahrt unseres Volkes sicherzustellen, bedürfen wir zweifellos einer ganzen Summe von geistigen und sittlichen Fähigkeiten und Tugenden; wir bedürfen bedeutender materieller Mittel; wir bedürfen vor allem des Mutes, der bereit ist, in opferwilliger Hingebung das Vaterland zu verteidigen.

Deshalb legen wir Wert darauf, unsere persönliche Ehre rein und unbefleckt zu erhalten. Wer sie unbefugterweise antastet und kränkt, soll nach Recht und Gesetz in vollem Maße Sühne leisten. Die Ehre und die Schneidigkeit unserer Waffen gelten uns als ein kostbares Gut. In der Kunst, sie erfolgreich zu führen, soll der einzelne, soll das ganze Volk auch im Frieden sich üben, abhärten und stählen. Mit ihnen im Duell in Friedenszeiten den Volksgenossen oder den Fremden zu bekämpfen, kann diesen Waffen heute nimmermehr zur ehrenden Auszeichnung gereichen.

Deshalb gilt es, den festen Zusammenschluß der Regierenden wie des Volkes zu erreichen, den Schutz der persönlichen Ehre mit neuen gesetzlichen und gesellschaftlichen Kautelen zu umgeben, vor welchen auch die letzten Reste der unheilvollen Duellinstitution als überflüssige Schädlinge verschwinden müssen. Die segensreichen Früchte einer friedlichen Kultur werden alsdann noch freier und reicher sich entfalten können als bisher, und die Waffenehre des Vaterlandes wird keinen Schaden leiden. Sie kann bestehen und wachsen auch ohne Duelle. Die Opfer, welche die Duellinstitution vom Vaterlande fordert, stellen einen beklagenswerten Kraftverbrauch dar, der da zehrt am Marke und auch an der Waffentüchtigkeit der Nation. Wenn Hinckeldeys tragischer Untergang, fünfzig Jahre nachdem er erfolgte, diese Erkenntnis in unserem Volke von neuem laut verkündigt und vertieft, so sprießen aus seinem Grabe auch heute noch Blumen, welche das Andenken an das tief traurige, erschütternde, tragische Berliner Ereignis des 10. März 1856 lebendig erhalten und zugleich dem ganzen deutschen Volke gereichen werden zum Heil und zum Segen!

* * *

Herr v. Hinckeldey soll unmittelbar bevor er sich zum Duell begab, an den König ein Schreiben gerichtet haben, in welchem er diesen um Verzeihung gebeten, daß er, ohne vorher die allerhöchste Genehmigung eingeholt zu haben, die Herausforderung zum Duell erlassen habe. Dieser Brief soll dem König in Charlottenburg übergeben worden sein, als das Duell bereits stattgefunden hatte. Durch den Sekundanten Freiherrn v. Münchhausen, der die Meldung von Hinckeldeys Tod überbrachte, sei zugleich dem Könige im Auftrage des Verstorbenen auch ein Schlüssel überreicht worden zu einer in Hinckeldeys Arbeitszimmer befindlichen Kassette, in welcher sich die eigenhändigen Briefe des Königs an Hinckeldey befanden. Im Auftrage des Königs soll der Polizeidirektor Dr. Stieber noch am 10. März 1856 die Zusendung der Kassette an den König seitens der Hinterbliebenen veranlaßt haben. Außer den Briefen des Königs habe die Kassette auch eine Anzahl Schriftstücke enthalten, welche den schon erwähnten schlimmen Potsdamer Depeschendiebstahl betrafen. Auch einige Briefe Hinckeldeys über Verdrießlichkeiten, die er im Dienste erlitten, und über Familienangelegenheiten sollen sich darin befunden haben.

Es wäre dringend zu wünschen, daß auf Grund dieser Materialien, sowie der Akten des Geheimen Staatsarchivs und des Hausarchivs, sodann auch unter Heranziehung der Registraturen des Polizeipräsidiums, des Justizministeriums, des Ministeriums des Innern, der in Betracht kommenden Gerichts- und Militärbehörden eine aktenmäßige, völlig authentische Darstellung des Unterganges des Herrn v. Hinckeldey geschrieben würde. Jede ergänzende und berichtigende Schilderung dieser tragischen Episode der neueren Geschichte ist wertvoll für die Allgemeinheit und darf daher auf das teilnehmende Interesse weiterer Kreise rechnen.

VIII.

Nachdem diese Ausführungen bereits niedergeschrieben und gesetzt waren, ging uns durch das eingangs erwähnte überaus freundliche Entgegenkommen der „Kreuzzeitung" eine Abschrift der Darlegung zu, welche Herr v. Rochow-Plessow zu Anfang Februar 1888 veranlaßt und veröffentlicht hat. Im Interesse der Sache und der dabei beteiligten Personen lassen wir sie hier so abdrucken, wie sie in der „Neuen Preußischen (Kreuz)-Zeitung" vom 7. Februar 1888 erschienen ist:

Der Konflikt zwischen Herrn v. Rochow und dem Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey.

Der Umstand, daß das Herrenhaus, welches Herrn v. Rochow-Plessow zu seinem ersten Vizepräsidenten wählte, dafür von dem „Kleinen Journal" in einer dasselbe kränkenden Weise beurteilt worden ist, hat Herrn v. Rochow bewogen, die bisher beobachtete Zurückhaltung aufzugeben und das „Kleine Journal" in die Lage zu setzen, authentisch über jenen Vorfall berichten zu können, wie folgt:

Der Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey hatte im Sommer des Jahres 1855 den Auftrag erhalten, darüber zu wachen, daß das Hasardspiel auch in Kreisen der höheren Gesellschaft möglichst unterdrückt werde, daß insbesondere zwei dem ersteren bezeichnete, dem Offiziersstande angehörende Personen womöglich „in flagranti" dabei betroffen werden möchten und daß dadurch Veranlassung genommen werden könnte, diesen Personen den Aufenthalt in Berlin zu versagen. Zur Ausführung dieses Auftrags ordnete Herr v. Hinckeldey an, daß am 23. Juni des gedachten Jahres die Polizei in Tätigkeit trat. Der Polizeileutnant D. drang am Abend dieses Tages mit einer Anzahl Schutzmänner in das „Hotel du Nord" ein, woselbst eine geschlossene Gesellschaft — der sogenannte Jockey-Klub — sich für die Tage der Berliner Pferderennen und des Wollmarktes alljährlich zu vereinigen pflegte. Die Absicht des Herrn v. Hinckeldey mißlang — die beiden gedachten Herren befanden sich nicht in dieser Gesellschaft und die anwesenden Herren — Gutsbesitzer, deren Gäste, auch Fremde, Oesterreicher und mecklenburgische Herren, sowie Offiziere der Berliner Garnison — wurden durch das provokante und undienstmäßige Benehmen des ꝛc. D., welcher (im Zivilanzug mit brennender Zigarre) Arrestation und Abführung der Anwesenden nach dem Molkenmarkte androhte, auf das äußerste belästigt und gereizt. Herr v. Rochow befand sich in jenem Lokal, legitimierte sich als Mitglied des Herrenhauses und bot sich an, die Namen sämtlicher Anwesenden dem Polizeileutnant D. zu Protokoll zu geben. Dies geschah und dadurch verhinderte v. R. weitere Ausschreitungen, zu welchen der Beamte — insbesondere den Offizieren gegenüber — nicht befugt war.

Am Tage darauf ersuchte Herr v. Rochow den Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey schriftlich, ihm zu gestatten, sich persönlich bei letzterem über den Vorfall am Abend zuvor beschweren, gleichzeitig aber um Aufklärung bitten zu dürfen, was die Veranlassung zu jener außergewöhnlichen Maßregel seitens der Polizei gegeben habe. Herr v. Hinckeldey antwortete darauf umgehend, daß er bereit sei, Herrn v. Rochow und gleichzeitig den Grafen P. um 6 Uhr abends desselben Tages zu empfangen. (Letzterer hatte denselben Wunsch wie Herr v. R. durch diesen aussprechen lassen.) Die verabredete Zusammenkunft fand zu der bezeichneten Zeit in der Amtswohnung des Herrn v. Hinckeldey statt. Nachdem Herr v. Rochow und Graf P. dem letzteren über den Vorgang des Abends zuvor in dem „Hotel du Nord" genau und gewissenhaft berichtet hatten, ergriff dieser das Wort. Durch einen bestimmten Befehl sei er veranlaßt worden und gezwungen gewesen — wie geschehen — zu handeln; die Veranlassung zu demselben böten zwei (oben erwähnte) Persönlichkeiten, welche er bei dem Hasardspiele hätte betreffen lassen wollen. Sollte — so fügte Herr v. Hinckeldey hinzu — der betreffende Beamte dabei sich Ueberschreitungen zu schulden haben kommen lassen, so gebe er die Versicherung, daß derselbe streng bestraft werden würde. Schließlich wiederholte Herr v. Hinckeldey den Wortlaut des ihm erteilten Befehls.

Unmittelbar nach dieser Unterredung wurde von Herrn v. Rochow und dem Grafen P. ein Protokoll aufgesetzt, in welchem der Wortlaut der Aeußerungen des Herrn v. Hinckeldey festgestellt worden ist. Das Protokoll ist von beiden Herren unterschrieben und in zwei Exemplaren von jedem derselben aufbewahrt worden. Herr v. Rochow begnügte sich bei der erhaltenen „Aufklärung" nicht, sondern reichte eine Beschwerde über den betreffenden Vorfall bei dem Ministerpräsidenten v. Manteuffel und dem Minister des Innern v. Westphalen, dem Vorgesetzten des Generalpolizeidirektors v. Hinckeldey, ein.

Herr v. Westphalen erwiderte darauf — auch im Auftrage des Ministers v. Manteuffel — unter dem 25. August 1855 wörtlich: . . . „Indem ich den Anlaß ergreife, um auszusprechen, wie sehr ich die gesetzlich nicht gerechtfertigten Ueberschreitungen der Amtsbefugnisse, welche sich der Polizeileutnant D. hat zu schulden kommen lassen, mißbillige, und die der beteiligten Gesellschaft widerfahrene verletzende Belästigung bedauere, bemerke ich, daß das hiesige Polizeipräsidium, als die zum dienstlichen Einschreiten zunächst berufene Disziplinarbehörde, den ꝛc. D. wegen seiner Ueberschreitungen bereits mit einer Geldstrafe von 20 Talern belegt und ihn außerdem unter Erteilung strengen Verweises in ein anderes Revier der Stadt versetzt hat. Ich habe jedoch die Tunlichkeit einer Verfolgung der Angelegenheit und insbesondere die Notwendigkeit einer weiteren Versetzung des ꝛc. D. aus Berlin in nähere Erwägung gezogen und werde das danach Geeignete seinerzeit verfügen. Ew. Hochwohlgeboren wollen hieraus die Gewißheit entnehmen, daß die dem ꝛc. D. zur Last fallenden Ausschreitungen nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt werden." Berlin, den 25. August 1855. gez.: Der Minister des Innern v. Westphalen."

Da Herr v. Hinckeldey jene zwei Personen namhaft gemacht hatte, welche zu dem Einschreiten der Polizei Veranlassung gegeben haben sollten, so fühlte Herr v. Rochow — auch schon im Interesse der kompromittierten Gesellschaft — sich verpflichtet und bewogen, beide Herren zu benachrichtigen, ihnen überlassend, nach ihrem Ermessen zu handeln. Der eine von ihnen — Stabsoffizier a. D. — trug infolgedessen bei dem damaligen Kommandanten von Berlin, Generalmajor v. Sch. an, dem betreffenden Ehrenrat diese Angelegenheit zur weiteren Untersuchung vorlegen zu wollen.

Hierauf erhielt der Antragsteller nachstehenden Bescheid: „Ew. Hochwohlgeboren erwidere ich auf das gefällige Schreiben vom 18. ds. Mts. ganz ergebenst, daß der Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey mir die amtliche Erklärung abgegeben hat, er könne bestimmt versichern, dem Herrn v. R. folgende Erklärung nicht gemacht zu haben (es folgt der Wortlaut der von Herrn v. Rochow und dem Grafen P. am 24. Juni entgegengenommenen und sofort von ihnen schriftlich festgestellten Auslassungen des Herrn v. Hinckeldey, welche dem Antragsteller wörtlich mitgeteilt worden waren). Es ist hienach nur anzunehmen (so lautet das gn. Schreiben weiter), daß die ganze Angelegenheit auf einem Mißverständnis beruht, und kann ich daher Ihrem Antrage, dieselbe dem betreffenden Ehrenrate vorzutragen, keine Folge geben. Berlin, den 21. Dezember 1855. gez.: Der Generalmajor und Kommandant v. Sch."

Abschrift dieses Schreibens erhielt Herr v. Rochow durch den Adressaten sofort zugeschickt.

Hiernach standen sich zwei Aussagen gegenüber: die eine des Herrn v. Rochow — die andere — amtliche und bestimmte des Generalpolizeidirektors v. Hinckeldey. Herr v. Rochow war wohl berechtigt, in dieser amtlichen Erklärung die Beschuldigung zu erkennen, eine Unwahrheit verbreitet zu haben — welcher Vorwurf ihm um so belastender erscheinen mußte, als der Wortlaut jener „Aeußerungen" die Wiederholung eines Befehls enthielt, welcher dem Herrn v. Hinckeldey von höchster Stelle erteilt sein sollte.

Herr v. Rochow reichte infolgedessen bei dem Vorgesetzten des Herrn Generalpolizeidirektors v. Hinckeldey, dem Minister des Innern v. Westphalen, unter dem 14. Januar 1856 eine Eingabe ein, in welcher er den Minister ersuchte, den Herrn v. Hinckeldey zu veranlassen, eine Deklaration zu jener „amtlichen Erklärung" an den Generalmajor v. Sch. abzugeben, welche geeignet wäre, die Ansicht des Herrn v. Rochow und des Grafen P., dahin gehend, daß Herr v. Hinckeldey amtlich eine Lüge ausgesprochen habe — ändern zu können. Auf eine ausweichende Antwort des Herrn Ministers vom 20. Januar 1856 wiederholte Herr v. Rochow am

26. Januar sein Gesuch mit dem Hinzufügen, daß er der Ansicht sei, der Herr Minister müßte dann wenigstens aus der schweren Beschuldigung, welche darin enthalten wäre, daß v. R. den Generalpolizeidirektor v. Hinckeldey einer amtlichen Lüge bezichtigt habe und welche Anklage zu beweisen er in der Lage sei, Veranlassung nehmen, diese Sache als Vorgesetzter des Herrn v. Hinckeldey weiter zu verfolgen — wenn auch nur in des letzteren Interesse. Er — Herr v. Rochow — könne auch jetzt sich nicht bewogen finden, diesen Konflikt auf einem anderen als dem amtlichen Wege zum Austrag zu bringen. Am 4. März erwiderte hierauf der Minister, „daß nach wiederholter Prüfung er keine Veranlassung habe, jene Angelegenheit im amtlichen Wege weiter zu verfolgen".

Inzwischen hatte Herr v. Hinckeldey an höchster Stelle sein Abschiedsgesuch eingereicht und ließ Herrn v. Rochow am 6. März zum Zweikampf fordern durch den Geh. Rat v. M., Mitglied des Herrenhauses. Als Grund zu dieser Forderung gab letzterer an: Herr v. Hinckeldey habe erfahren, daß v. Rochow ihn einer amtlichen Lüge bezichtigt habe. Herr v. Rochow verweigerte die Annahme der Forderung, da er in der Lage sei, seine Behauptung beweisen zu können, und erst nach mehrfach wiederholter, dringender Aufforderung — vermittelt durch Geh. Rat v. M. — erklärte er sich bereit, dem Verlangen des Herrn v. Hinckeldey nachzugeben — die Erklärung abgebend, daß seine Ansicht (auch nach dem Stattfinden eines Duells) über die Auslassung des Herrn v. Hinckeldey gegen den General v. Sch. sich nicht ändern könne — die Lage des zum Zweikampfe Auffordernden sich daher nicht verbessern würde. Wenn er, v. R., sich trotzdem zu einem Entschlusse bewegen ließe, welchen zu fassen er seinem besten Freunde abgeraten haben würde, so geschähe dies aus Rücksicht und aus Entgegenkommen gegen die Auffassung des Herrn v. Hinckeldey über die standesmäßige Erledigung des bestehenden Konfliktes; er wolle daher lieber zu oft als auch nur einmal zu wenig persönliche Genugtuung gewähren, wenn solche von ihm gefordert würde.

Der Geh. Rat v. M. suchte infolge dieser Erklärung zwar noch zu vermitteln und Herrn v. Rochow zu bewegen, die Beschuldigung des Ausspruches einer amtlichen Lüge seitens des Herrn v. Hinckeldey zurückzunehmen — er vermochte Herrn v. Hinckeldey zu diesem Zwecke, eine seine frühere amtliche Aussage revozierende Erklärung abgeben zu wollen. Diese Bemühungen scheiterten jedoch an der Weigerung des Herrn v. Hinckeldey, eine solche — von Herrn v. Rochow akzeptierte — Erklärung entweder schriftlich oder, wie letzterer es verlangt, wenn mündlich — dann vor zwei Zeugen — niederzulegen. Nur in solcher Form glaubte Herr v. Rochow davon Gebrauch machen zu können. Das Duell fand am 10. März 1856, vormittags 10 Uhr, in der Nähe von Charlottenburg statt und beendete jenen schwer zu lösenden Konflikt in hochtragischer Weise durch den Tod eines treuen — vielleicht zu eifrigen Dieners seines Königs und Herrn!

* * *

Dieser ruhigen Darlegung des Herrn v. Rochow haben wir nur weniges hinzuzufügen. Das Absurde des Duells v. Hinckeldey-v. Rochow wird gerade durch diese Ausführungen in das allerhellste Licht gestellt. Mit seinen eigenen Worten verurteilt der eine der beiden Duellanten hier aber nicht nur sein eigenes Duell, sondern implicite jedes Duell und auch das ihm zugrunde liegende Standesvorurteil. Denn niemals ist ein Zweikampf imstande, in einem Streithandel einen substantiellen Vorwurf zu entkräften oder irgendeinen Beweis herzustellen. Als einfache Mutprobe aber ist er schlechterdings unhaltbar. Das moderne Rechtsbewußtsein und das moderne Gewissen bäumen sich daher mit Recht auf gegen dieses Ueberbleibsel einer in dieser Beziehung entarteten älteren Kultur. Noch viel mehr aber bäumt sich dagegen auf das lebendige religiöse Gewissen des praktischen Christenmenschen. Von einem Gottesurteile ist in dem Duell nicht eine Spur zu finden. Deshalb erklärte der „Evangelisch-kirchliche Anzeiger" von Berlin Ende März 1856, daß der Staat an der Sünde des „Duellmordes" teilnehme, solange Ehrengerichte auf Zweikampf erkennen könnten. Und der bekannte Berliner hochkirchliche Theologe Hengstenberg verurteilte das Duell v. Hinckeldey wie jedes andere Duell in sehr eindringlichen Worten in drei Artikeln, welche im April 1856 in der von ihm geleiteten „Evangelischen Kirchenzeitung" erschienen. Scharf betonte er den nicht auszugleichenden Gegensatz, der da besteht zwischen dem Standesvorurteil, aus welchem das Duell hervorgeht und der Auffassung der Kirche. Die Kirchen der protestantischen Bekenntnisse erschienen dem evangelischen Theologen in dieser Beziehung in enger Gemeinschaft verbunden mit der katholischen Kirche.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Ungarn und das deutsch-österreichische Bündnis.

Kaiser Wilhelm wird in der Pfingstwoche den Kaiser Franz Joseph besuchen. Von den halbamtlichen Federn ist die Kaiserbegegnung mit besonderer Sorgfalt als „intimer Besuch" in Schönbrunn angekündigt und sogar eine „besondere" politische Bedeutung abgeleugnet worden. Warum man das Ereignis in Watte wickeln will, verstehen wir nicht recht. Unser Kaiser wird freilich nicht von dem Reichskanzler selbst begleitet; letzterer will vielmehr schon im Mai nach Norderney gehen. Aber der Staatssekretär des Auswärtigen geht mit nach Schönbrunn-Wien.

Der ungarische Handelsminister Franz Kossuth, der sich nach dem großen Wahlsiege seiner Partei als die Verkörperung Ungarns fühlt, hat in einer langen Erklärung gegenüber einem Zeitungsvertreter gesagt, der Besuch des deutschen Kaisers sei „ein mit der Konferenz in Algeciras zusammenhängender Akt der Courtoisie und nichts weiter". Wenn bei diesem „Akt der Courtoisie" die beiden verbündeten Kaiser alles besprechen, was mit der Konferenz von Algeciras zusammenhängt, so wird ein sehr gewichtiger realpolitischer Akt daraus. Nebenbei hat die Ankündigung des „Aktes der Courtoisie" schon jetzt die Folge, einen Klärungsprozeß über die Stellung Ungarns zu Deutschland und dem deutsch-österreichischen Bündnisse in Gang zu bringen. In den übermütigen Blättern der Koalition sind nämlich bei diesem Anlaß die alten Ausfälle gegen Deutschland wiederholt worden, als ob der Deutsche Kaiser den österreichischen Monarchen zum Widerstand gegen die ungarische Kommandosprache rc. aufgemuntert und Deutschland durch die Verhandlungen wegen des deutsch-österreichischen Handelsvertrages in den damaligen ungarischen Konflikt zu ungunsten der Koalition eingegriffen habe. Diese Angriffe sind in Berlin nicht unbeachtet geblieben; die „Nordd. Allg. Ztg." erklärt in scharfem Tone, daß die deutsche Politik durch solche Stimmungsmomente nicht beeinflußt werden könne, sondern nach wie vor ihre Basis finde in dem bestehenden Friedensbedürfnis, das nicht nur auf den persönlichen Beziehungen der Herrscher beruhe, sondern in erster Linie auf der Gemeinsamkeit der politischen und wirtschaftlichen Interessen der verbündeten Staaten. Dabei werden die Herren Magyaren ersucht, sich gefälligst an die staatsmännischen Ueberlieferungen ihrer Väter zu erinnern. Die Zeitungsfehde hat auch in Wien und Budapest ihre Konsequenzen gezogen. Von Wien aus wurde angekündigt, daß die ungarische Thronrede einen Passus enthalten werde, der den wiederholten Quertreibereien gegen das deutsche Bündnis ein Ende bereiten und dieses Bündnis als fortbestehende unveränderte Grundlage der auswärtigen Politik der Monarchie hinstellen solle. In Ungarn selbst hat der Ministerpräsident Wekerle die Gelegenheit einer Rede vor seinen Wählern benützt, um das Gerede von einer Einflußnahme Deutschlands auf die innere Politik des Bundesgenossen entschieden Lügen zu strafen. Franz Kossuth hat sich, wie oben schon erwähnt, ausführlicher und weniger klar ausgesprochen. Er verurteilt freilich die Zänkereien und erkennt an, daß ein gutes Verhältnis zu Deutschland sowohl vom wirtschaftlichen als vom politischen Standpunkt für Ungarn sehr wichtig sei. Aber wegen der Handelsvertragsverhandlungen machte er doch seine Klauseln. Nach seiner Ansicht hat Deutschland allzu „egoistisch" gehandelt, als es in seinem Interesse auf die sofortige Kündigung des alten und Abschließung eines neuen zwölfjährigen Handelsvertrages bestand, ohne erst zu prüfen, ob die Wiener Unterhändler auch für legitimiert gelten konnten, und ohne sich, nach dem Muster Italiens, zunächst mit einem kurzfristigen Provisorium zu begnügen. Da Kossuth zurzeit Minister ist, so werden diese Auslassungen, wenn er sie nicht dementiert, wohl noch zu weiteren Auseinandersetzungen führen. Deutschland hatte und hat mit den Parlamentsmehrheiten in Oesterreich oder Ungarn nichts zu schaffen. Es hat einfach mit den Bevollmächtigten des Kaisers und Königs zu verhandeln und darf deren Legitimation, wenn sie formell in Ordnung ist, einer materiellen Nachprüfung in Rücksicht auf innere Krisen der Monarchie überhaupt nicht unterzeichnen. Franz Kossuth hat, wie seine Erklärung zeigt, schon etwas zugelernt, aber noch nicht genug. Vielleicht trägt dieser Zwischenfall zur weiteren Erziehung der magyarischen Koalitionsparteien bei. Das tut auch not; denn sonst könnten die französisch-englischen Quertreiber dort den ersehnten Punkt zur Erschütterung des deutsch-österreichischen Bündnisses zu finden glauben.

Die Reichsduma und die Amnestie.

Die Eröffnung der Reichsduma in St. Petersburg ist ohne die blutigen Zwischenfälle, die man gefürchtet hatte, vor sich gegangen. Der Zar hat persönlich vor der Duma eine „Thronrede“ zu verlesen gewagt; es war allerdings nur eine Begrüßungsansprache, kein Arbeitsprogramm. Um letzteres zu entwerfen, fehlte die Entschlußfähigkeit; das Ministerium war ja erst gerade vorher neu gebildet worden. Die Duma versucht sich nun sofort selbst ein populäres Arbeitsprogramm zu schaffen und fängt mit der leidenschaftlichen Amnestieforderung an, wobei die Kompetenzen der Krone und der Volksvertretung sofort aufeinanderplatzen. Graf **Witte** hat sich im Reichsrat auch auf die Seite der vollen Amnestie gestellt. Aus dieser Frage, der man durch rechtzeitige freiwillige Nachgiebigkeit leicht die Spitze hätte abbrechen können, droht sich ein Konflikt und eine neue Ruhestörung zu entwickeln.

Der Wahlausfall in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Alle Wahlfeldzüge, die wir seit dem Abgange des Marschalls Mac Mahon durchmachten, haben mit Schlappen für die staatserhaltenden Parteien geendigt. Dieselben sind seit dem Sturze des orleanistischen Ministeriums Buffet, im Jahre 1875, von Stufe zu Stufe tiefer gefallen. Nur im Jahre 1885 ist es zu ernsteren Anstrengungen gekommen; der Kampf war damals ein so erbitterter, daß von 584 Kandidaten 269 in die Stichwahl gedrängt wurden. Die heurigen Wahlen weisen 154 Stichwahlen auf; es ist die geringste Ziffer, welche seit dem Sturze des Kaiserreiches erreicht wurde. Beim ersten Wahlgange wurden 267 Kandidaten des Jakobiner-Heerbannes und 167 Kandidaten der Opposition gewählt. Beide Parteien bestehen aus den verschiedensten Gruppen. Die vereinigten Sozialisten geben den Ausschlag in der ersteren Partei. Die Nationalisten, welche in der Kammer von 1902 die erste Geige in der Opposition spielten, sind auf ein Häuflein zusammengeschmolzen, das noch keinen Omnibus füllen würde.

Von den 167 Abgeordneten der Opposition hat sich kein einziger als rein katholischer Kandidat aufgestellt; alle haben die verschiedensten, ja selbst widersprechendsten Beiwörter gebraucht, um verkleidet vor den Wählern auftreten zu können.

Ein Oppositionskandidat, welcher vor 20 Jahren als strenger Katholik und Erz-Legitimist auftrat, hat sich alle Nebenbezeichnungen beigelegt, um die Wähler täuschen zu können, denn in seinem Wahlaufrufe hat er sich sogar als Sozialist aufgespielt, aber hinzugefügt, daß er antikollektivistisch sei. Er ist in die Stichwahl gekommen, und es ist zweifelhaft, ob auch die Katholiken für den verlappten Gesellen stimmen werden.

Der Jakobiner-Heerbann hat im ersten Wahlgange nicht weniger als 24 Sitze der Opposition entrissen, so daß dieselben schon allein genügen, um bei jeder Abstimmung 48 Stimmen zu verschieben.

Man wird sich überall fragen, wie es kommen konnte, daß in einem rein katholischen Lande von Wahl zu Wahl die Katholiken Niederlagen erleiden mußten. Die Frage ist leicht zu beantworten. Die Ursachen der Niederlagen, besonders der von Sonntag den 6. Mai, sind: Mangel an Organisation, an Disziplin, an Selbstverleugnung und eine unglaubliche Vertrauensduselei. Alle hellsehenden Katholiken wußten, daß es so kommen werde, denn es fehlt ihnen ja an jedweder Organisation. Selbst im Episkopate herrscht keine Einigkeit; der Bischof von Nancy ist der Antipode des Bischofs der Tarentaise in Savoyen und der Erzbischof von Cambrai denkt in politicis ganz anders als der Erzbischof von Rouen.

Als Waldeck-Rousseau nach dem Ausgange der Wahl der soeben abtretenden Kammer sein Portefeuille niederlegte, sah man erst ein, welcher Gefahr man entgegeneilte. Waldeck-Rousseau hatte das Schlagwort gebraucht: „Ni moines ligueurs, ni moines marchands“ (weder Ligisten noch Krämer unter den Ordensleuten) und sah es dabei auf ganz bestimmte Ordensleute ab, von denen einzelne — trotz der Mahnungen ihrer Oberen — sich zu sehr mit Parteistreitigkeiten, andere mit industriellen Preßunternehmungen usw. abgaben.

Der Nachfolger Waldecks hingegen, der Freimaurer und Klostermetzger Combes, gebrauchte das Schlagwort: „Keinerlei Orden oder geistliche Genossenschaften, Unterdrückung des Kultusbudgets und des Konkordats.“ Die Kammer und der Senat bewilligten alle Vorschläge. Für eine ernste Organisation war es zu spät. Man kann doch keine zersprengten Truppen, selbst die tapfersten und opferwilligsten, zusammenbringen, wenn der Feind alle Positionen besetzt und mit dem Schießen begonnen hat.

Der Widerstand bei den Kircheninventarien hat zwar bewiesen, daß es noch Leute gibt, die ihre Freiheit und ihre eigene Haut zu Markte tragen, wenn es gilt, sich als Katholiken zu zeigen. Aber was für Kundgebungen vor Kirchentüren genügt, reicht noch lange nicht hin, um einer gut disziplinierten Mehrheit entgegenzugehen, welche das Messer in den Händen hat und das revolutionäre Prinzip verteidigt.

Was die neue Kammer tun wird, weiß nur der Himmel. Mittlerweile besprechen schon vertrauensselige Katholiken die Möglichkeit eines Ministeriums Doumer. Das Fiasko, welches dieser Erzstreber gelegentlich der Wahl des Präsidenten der Republik erlitt, hat seinen Ehrgeiz nur noch mehr aufgestachelt. Obgleich er konfessionslos ist, kein einziges seiner acht Kinder taufen ließ und erst vor zwei Jahren aus dem Freimaurer-Orden austrat, zählt er auf die Vertrauensduselei der Katholiken, um in den ministeriellen Sattel zu kommen.

Glücklicherweise hat Rom die Vertrauensseligkeit nicht geteilt und die äußerste Zurückhaltung beobachtet. Die „Difesa“, welche in Venedig das persönliche Organ des Heiligen Vaters war und jetzt noch dessen Leibblatt ist, sagt in ihrer Nummer vom 8. Mai: „Die Wahrheit ist nur allzu beschämend einzugestehen. Die französischen Konservativen und ganz besonders die sogenannten Gutgesinnten beschäftigen sich mit allem, nur nicht mit ihren Landesinteressen. Die Politik scheint ihnen eine erniedrigende Sache zu sein (cosa da strappazo), wenn sie sie nicht als eine schrecklich langweilige Geschichte betrachten, die man den gewerbsmäßigen Politikern überläßt, die darüber frohlocken.“ — Traurig, aber wahr!

Eugen Tavernier, Redakteur des „Univers“ und Neffe von Louis Veuillot, hat ein Schriftchen über den Deutschen Volksverein veröffentlicht. Die „Volksstimme“ in Metz und der „Elsässer“ in Straßburg haben von der Schrift gesprochen und sind der Meinung, daß, gerade weil der Franzose ein Feind jeglicher straffen Organisation sei, der Volksverein mit seinem demokratischen Aufbau, mit seinen ins praktische Leben eingreifenden Einrichtungen, mit seiner sorgfältig gegliederten Abstufung ohne viel Zwang und Einschränkung sich am ehesten die Sympathien des französischen Volkes erwerben könnte.

Wenn die Anzeichen nicht trügen, so sind dies nur fromme Wünsche, denn ein Teil der Katholiken ist einer Organisation nach Art der deutschen Katholiken geradezu feindlich gesinnt.

Obgleich die „Vérité française“, das Organ des rechten Flügels der Katholiken, zu denen gehört, welche einer derartigen Organisation abhold sind, so hatte sie doch in der Nummer vom 25. April einen Artikel des „Lorrain“ in Metz abgedruckt, in welchem die Gründe des Aufschwunges der deutschen Katholiken dargelegt und den französischen Katholiken Frankreichs zur Nachahmung anempfohlen wurden. Der unglückliche Redakteur, welcher den Artikel dem „Lorrain“ entnommen, mußte aber die ganze Schale des Zornes einer ganzen Reihe von Leuten über sich ergehen lassen.

Frühlingsnacht.

Ernst und dunkel steht der Wald, wie eine Mauer,
Die des Himmels sternbesäte Kuppel trägt;
Linder Frühlingsnacht geheimnisvoller Schauer
Zärtlich kosend sich auf Stirn und Wange legt.

Fast unhörbar leise harz'ger Zweige Flüstern,
Leichter herber Silbernebel in der Luft;
Ueberall geheimes Regen, Raunen, Knistern,
Junger grüner Kräuter zarter süßer Duft.

Auferstehen willst du, ewig schöne Erde,
Leise läutet dein Erwachen die Natur!
Wieder spricht der Herr sein mächtiges: Es werde!
Und in sel'gem Hoffnungsbeben liegt die Flur.

Köln. M. Hachem-Sieger.

China und der Vatikan.

Unser römischer Mitarbeiter, der schon dreimal an dieser Stelle auf die Verhältnisse im Osten aufmerksam machte, lenkt unseren Blick auf eine Auslassung der „Times“ vom 24. April, die sich mit der Betrachtung der chinesischen Verhältnisse im allgemeinen befaßt. Der Korrespondent des Londoner Blattes leugnet die Wahrscheinlichkeit eines neuen Boxeraufstandes, hebt aber scharf die unkluge, stellenweise aufreizende Tätigkeit vieler in China wohnenden Japaner hervor. Am Schlusse kommt er auf die katholischen Missionen zu sprechen, und die „Times“ umschreiben seine Worte wie folgt: „Es gibt eine andere Quelle der Unruhen, deren Heilmittel nicht ausschließlich in chinesischen Händen liegt. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die politischen Vorrechte, die die römisch-katholischen Missionäre genießen und ausüben, als eine große Herausforderung der Auffassungsweise der Eingeborenen sich darstellen. Nach der Ansicht unseres Berichterstatters ist die Zeit gekommen, daß der Vatikan eine Lage beendige, die nicht nur für die katholischen Mächte eine Verlegenheit bedeutet, sondern auch den guten Namen der Kirche schädigt. Die Behörden in Rom sollten, wie er fordert, einen diplomatischen Vertreter in Peking ernennen, die wahllose Einmischung der Missionäre in die Prozesse der Eingeborenen verbieten und eine disziplinäre Aufsicht über dieselben ausüben. Der Vatikan geht sehr oft recht bedächtig voran, aber er kann, so glauben wir, sich kaum dagegen verschließen, daß eine sofortige Regelung dieser sehr notwendigen Reformen für ihn von großem Vorteile sein müßte. China ist ein Land, in dem die Kirche von Rom in der Vergangenheit erstaunliche Erfolge zu verzeichnen gehabt hat, und in dem sie hoffen darf, einen großen Teil der Verluste durch eine weise und kluge Politik wieder hereinzubringen. Unter die ersten Gegenstände einer solchen Politik muß sie rechnen, sowohl die Regierung wie das Volk zu überzeugen, daß sie keine Gegnerin des Grundsatzes: ‚China für die Chinesen‘ ist.“ An sich, so hebt unser Mitarbeiter hervor, ist es sehr erfreulich, daß das City-Weltblatt zu dem gleichen Vorschlage kommt, der schon in dieser Zeitschrift vertreten worden ist. Die Begründung, die oben gegeben worden ist, können wir uns natürlich nicht aneignen. In Peking sind keine katholischen Mächte vertreten, die sich in den letzten Jahren in so überragender Weise der Missionen angenommen hätten, daß die Kirche eine besondere Pflicht der Dankbarkeit ihnen gegenüber zu erfüllen hätte. Innere Gründe rein kirchlicher Natur sind in erster Linie maßgebend, wenn die Kurie in Peking einen Vertreter halten will. Ob derselbe nun lediglich geistliche oder auch diplomatische Vollmachten erhalten soll — und für beides sprechen nicht unwichtige Gründe —, unterliegt gegenwärtig dem Studium der kurialen Behörden. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß der Plan auch in Bälde zur Ausführung komme. In einer so folgenschweren Angelegenheit zieht der Vatikan es lieber vor, durch Nichthandeln etwas zu versäumen, als durch Handeln eine Lage zu schaffen, die man vielleicht nicht wird beherrschen können. Daß eine derartige Erwägung oft die Stärke der vatikanischen Politik ausgemacht hat, weiß jeder Kenner der Kirchengeschichte. Konstantinopel, Peking und Tokio sind drei Punkte, die die päpstliche Diplomatie dauernd im Auge behalten wird.

Abendlandschaft.

Die Kähne schlafen auf der Gracht,
Die Klepper geh'n auf dürre Weide —
Ein müder Wand'rer kommt die Nacht
Der Freude bar im staubigen Kleide.

Ein Lichtlein aus der Hütte späht —
Gemach am grauen Himmelssaume;
Die Windmühl' ihren Flügel dreht,
Als mahle, mahle sie im Traume.

Die ferne Stadt im Nebel steht,
Rotzuckend eine Wetterwolke —
Der Wald, vom Abendwind durchweht,
Singt Schlummerlieder seinem Volke.

Münster i. W. — Dr. H. Jos. Grühl.

Hennenliesel.

Straßenskizze von M. Herbert.

Jahraus, jahrein hatte man sie in den engen, verbauten, volkserfüllten Gassen gesehen, die zur Donaulände abwärts führten, die alternde Bettlerin, die „narrische Liesel“ mit den breiten, plumpen Gliedmassen, den verglasten Augen und den stumpfen, wettergehärteten Zügen.

Sie war ein Stück dieses grauen, schweren Lebens, das da in Kellern, in kleinen vorgebauten Werkstätten und Läden, in Ställen, übelriechenden Zimmern und Bodenkammern sein Dasein fristete. Sie schien emporgewachsen aus diesen stets mit schlüpfrigem Schmutz bedeckten Pflastern, aus diesen Höfen mit den gesunkenen braunen Altanen, über welche zerlumpte Gestalten zu zerfallenen Gelassen stiegen.

Hier war sie überall daheim, ein eigenes Zimmer besaß sie nicht. Manchmal ward sie Winters in einem geheizten Raum geduldet, manchmal nicht. Sie war wie die Ziegeln auf den Dächern — Regen, Sturm und Sonnenschein ließ sie gleichmütig über sich ergehen.

Sie wußte nicht, ob sie jemals Schmerzen und Krankheiten gehabt hatte, vermutlich wohl — allein sie hatte es nicht gespürt.

Sie hatte den trottelnden, unsicheren, ziellosen Gang, die vagen, unbewußten Bewegungen, das halb tierische Lallen der „Gestrichenen“, wie das Volk in Bayern die Blödsinnigen nennt.

Ihr Anzug bestand aus einer „Joppen“ von undefinierbarer Farbe, aus einem hundertfach wattierten alten Unterrock und einem schwarzen Kapottehütchen, auf dessen Spitze eine rote, ausgewaschene Stoffrose und eine kleine gesträubte, aufrecht stehende Straußenfeder seit Olims Zeiten nebeneinander aushielten.

Die wenigen strohgroben Haarreste waren zu einer kleinen zwiebelartigen Rundung im Nacken gedreht und ihre Füße steckten in zerrissenen Männerstiefeln, die sie draußen auf den Abfallfeldern aufgelesen.

Nur im Süden sind noch solche Straßenerscheinungen möglich, im Norden hätte man die narrische Liesel wohl in einer Kretinenanstalt den Blicken verborgen, allein hier stimmte ihr Bild keinen traurig, sie gehörte zum Ganzen — wie all der Verfall und all die bittere, lasterhafte Armut.

Das Seltsame an der Narrischen war, daß sie, wo sie ging und stand, eine Henne unter dem Arme trug, eine gackernde Henne, die mit ihr verwachsen schien.

Natürlich war der Anblick der Bettlerin und ihrer Henne eine unglaubliche „Gaudi“ für die Schuljugend männlichen Geschlechts.

„Hennenliesel!“ höhnten die Buben und zupften das Huhn an den Schwanzfedern.

Dann schrie das Huhn mit der seinem Geschlechte eigenen überlauten Empörung ob fremder Eingriffe, und die Liesel begann zu schimpfen.

Auf dieses Schimpfen aber hatten es die Buben abgesehen.

„Aff', g'scherter, machst, daß du weiter kimmst!“

„Des Lausbuben, ös Fangerln!“ (Teufel).

„Lump, geselchter, di wenn i krieg.“

„Ausg'schamte Ludern seid's alle miteinand!“

Natürlich war das nur der Anfang ihres Repertoirs. Sobald der Zorn der Liesel höhere Grade erreichte, konnte ihm eine gesittete Feder nicht gut folgen.

Zum Schluß pflegte sie dann in ihrer höchsten Stimmlage zu zetern:

„Is denn gor koa Gerechtigkeit mehr in derer Welt?
Is denn nirgends koa Polizei net?“

Aber mit der Sehnsucht nach der Polizei war's der Liesel nicht so ernst.

Instinktiv machte sie weite, respektvolle Bogen um die schwarzbehandschuhten Diener der heiligen Hermandad, die in gravitätischer Ruhe durch die Hauptstraßen patrouillierten.

Die Liesel bis zum äußersten zu „tratzen“, das schien das Ziel jedes Regensburger Buben, in dessen Gesichtskreis „die Narrische“ auftauchte, und Bäckerlehrlinge, Metzgerburschen und Schustergesellen taten nach uraltem Brauch desgleichen. Wenn sie aber ungeneckt und in Gemütsruhe unter einem alten Torbogen oder auf einem Wellstein am Wege saß, dann hielt sie die erbaulichste Zwiesprach mit ihrer Henne.

„Gar so a liabs Viecherl bist — gar so a schön's! Gelt, du kennst's, daß i di gern hob! Arg gern! Mogst mi ebba a!“

Während solcher zärtlicher Reden plusterte die Henne sich im Schoß des Weibes auf — ließ sich die Sonne wohlig durch die Federn auf die Haut scheinen und antwortete mit einem zu-

friedenen Glucksen und einem Verdrehen ihrer runden, roten Aeuglein. Den ganzen Tag lang trieb die Liesel sich mit ihrer Henne umher, suchte Schutz unter Kirchenportalen vor Wind und Regen und nächtigte im Kuhstall. Bei den Klarissen, im großen gepflasterten Hof, wo in der Klostermauer der Schmerzensmann mit den halbabgeküßten Füßen an der Geißelsäule steht und wo das ewige Licht vor dem Tabernakel an der offenen Kirche herausleuchtet, bekam sie mittags ihre Suppe und ein Stück grobes schwarzes Brot. Die Suppe für die Liesel, das Brot für die Henne. Beim Mittagläuten, wenn der Angelus vorgebetet wurde, stellte die Liesel sich mit den Anderen in Reih und Glied, das Gesicht zum ewigen Lichte. Beten konnte sie nicht, aber sie tat mit. Sie war harmlos, wenn man ihrer Henne nichts anhatte.

Im Klosterhof traf sie ein anderes altes Weib, die Naf'n genannt, eine arme Person mit einer richtigen Hexennase, ebenfalls eine Zielscheibe des Bubenspotts; eine Leidensgefährtin der Hennenliesel. Die Naf'n war Zeitungsausträgerin. Sie schleppte das „Bloat'l“ — von Haus zu Haus —, für die Intelligenz der Einwohnerschaft sorgend. Sie hatte aber einen kranken Mann und deshalb erhielt sie das freie Essen. Die Naf'n war die einzige, die dann und wann ein ordentliches „Wörtel“ mit der Hennenliesel redete.

„Soag, Liesel, wos tust jetzt all'weil mit dem „Hahn“? Die Hähner san do zum Eierlegen und nöt zum Umeinandschleppen. A gute Suppen, wann kochen tätst von dem Hahn, nachher ließ i mirs eingehen. Bist doch a Depp.“

„Bi stad, Franzi — dös is mei Hahnerl, i hobs ausbrütet — därfst's aber neamd sog'n.“

„I mein all'weil, du spinnst, bei meiner Söhl, Hennenliesel, du hösts ausbrütet? So wie denn?“

„Wies noch im Ei gewest ist, is die Henne, wo seine Frau Muatter war, vom Nest und hots vergessen. Nachher bin i hin, hobs unter mein Janker gschobn und hob's gewärmt, bis auskrochen is.“

Und die Hennenliesel wiegte das gackernde Huhn in den Armen, als wär's ein Kind.

„I siech, wies is!“ sagte die Naf'n. „Darum hastn soviel gern, deinen dalketen Hahn.“ Und sie nickte verständnisvoll.

Im Bräuhaus zum „Bärn an der Ketten“ in der Ostengasse, wo die Matrosen von der Donaulände verkehren, bekam die Liesel abends ein Glas „Konvent“ und einen Biergipf. Der Konvent für die Liesel — der „Gipf“ für die Henne.

Daß sie das bekam, war ein alter, frommer Brauch, denn die Mutter der Hennenliesel war Schenkkellnerin gewesen im Bräuhaus, und von der stammte die Liesel. Sie war ein „lediges“ Kind.

Alle Pfingsten, wenn es warm war, oder vor Maria Himmelfahrt, nahm die Liesel ein Bad. Sie ging dann mit den Kleidern und dem Kapottehut in die Donau und ließ sich auch mit den Kleidern in der Sonne trocknen. So frettete sie ihr Leben durch —, wurde immer älter, immer schmutziger —, immer troddelhafter — tat aber keinem was, war eine stehende Figur in der armen und engen Gasse, eine stehende Figur im Klosterhofe der Klarissen.

Aber letzthin hatte sie sich aufs öffentliche Betteln verlegt, weil sie allweil so an „sakrischen Durst“ verspürte.

Dabei ging sie nicht ohne Schlauheit vor. Sie wußte das Herz ihrer Landsleute zu packen.

Ihre schmutzige Rechte ausstreckend, pflegte sie Vorübergehende anzuwimmern: „Erbarmts Enk! Jetzt fehlt mir grad noch a Pfennig zu einem Pfiff Bier.“

Diese Bitte blieb selten ohne Erhörung. Da fühlte das Herz der öffentlichen Anständigkeit sich gekränkt und jemand brachte die Hennenliesel zur Anzeige.

Endlich fand sie die von ihr so oft verwünschte Polizei. Sie wurde aufgegriffen und ins Armenhaus gebracht — unter lautem Gezeter und vielem Sträuben. Dort steckte man sie in ein Bad, gab ihr reine Kleider und nahm ihr die Henne ab. Aber das war nicht leicht gewesen, sie kämpfte um das Huhn wie eine Löwin um ihr Junges. „Laßt's mi aus, will nixen auf derer Welt als mei' Huhn.“ Da liefen alle Spitaler zusammen und lachten und niemand hörte auf ihr Gebitt.

Man schlachtete das Huhn und kochte es, da es sehr gut genährt war. Seitdem sagte die Liesel kein Wort mehr, aß auch nicht, sondern blieb still in einer Ecke ihrer Kammer hocken.

„Aus is,“ sagte sie zu der Naf'n, die sie zu besuchen kam — „aus und vorbei!“

Am dritten Tage starb sie.

„Is nöt schad drum!“ sagte der Armenpfleger, indem er den Rest der Henne verzehrte.

Bücherschau.

Br. Clemenz, Lehrbuch der Methodik des geographischen Unterrichts nebst einem Anhang: Die Vorbereitung auf das Mittelschullehrerexamen in der Erdkunde. Zum Gebrauch in Lehrerbildungsanstalten und zum Selbststudium. Breslau 1906. Max Woywod. 249 S. gr. 8°; in Leinenband M 2,75. — Das Buch enthält eine nahezu erschöpfende Darstellung des Gesamtgebietes; was zum Studium und zum Unterricht in der mehr und mehr Bedeutung erlangenden Erdkunde nötig ist, ist hier in systematischer Weise behandelt. Der erste Teil enthält die Begriffe und Geschichte der Erdkunde, und zwar: 1. Wesen und Gliederung der Geographie; 2. Entwicklung des Weltbildes; 3. Entwicklung der Erdkunde als Wissenschaft; 4. geschichtliche Entwicklung des geographischen Unterrichts. Der zweite Teil bringt die „Allgemeine Methodik“, gestützt und gegründet auf O. Willmanns didaktische Leitbegriffe: 1. Bildungsinhalt der Erdkunde; 2. Stellung der Erdkunde im Lehrplan; 3. Lehrgang; 4. Lehrverfahren; 5. Lehrform. Der dritte Hauptteil befaßt sich mit der „besonderen Methodik“: 1. Aufgabe des geographischen Unterrichts; 2. nach welchen Grundsätzen hat die Auswahl des Lehrstoffes zu erfolgen? 3. die Stoffgebiete des geographischen Unterrichts; 4. über einige Fragen aus der Praxis; 5. die Darstellungsmittel des geographischen Unterrichts. Dann folgt eine 16 Seiten starke Bibliographie zur Erdkunde und schließlich ein Anhang mit den amtlichen Vorschriften, mit einer umfassenden Darstellung des geographischen Studiums und endlich mit einem Kapitel: „Der Erdkundeunterricht im Auslande“. Ein sorgfältiges Register ist beigegeben. Die Freunde und Anhänger der Willmannschen Philosophie und Didaktik seien speziell auf dieses Buch aufmerksam gemacht. Das Buch ist Herrn Hofrat Prof. Dr. O. Willmann zugeeignet. n.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühne. Die erste Aufführung von Humperdincks „Heirat wider Willen“, die am 10. ds. Mts. erwartet war, wurde in letzter Stunde wieder abgesagt, es blieb sogar das Hoftheater geschlossen, weil ein einziger Sänger laut ärztlichem Zeugnis unfähig geworden aufzutreten. Man wird daraus hoffentlich an leitender Stelle die Lehre ziehen, daß für eine, schon durch den Namen des Schöpfers hochbedeutende Premiere doppelte Besetzung unerläßlich ist, will man nicht eingestehen, daß man an eine Lebensdauer des Werkes über einige Vorstellungen hinaus nicht glaubt. — Am 11. ds. Mts. gab eine Gesellschaft hiesiger Wohltätigkeitsfreunde eine Vorstellung von Leoncavallos „Bajazzo“ im Residenztheater. Fritz Werner, der Operettensänger, als Canio und Dr. Alexander Dillmann, ein junger Pianist (soferne er nicht doch noch mit einem Fuße in der juristischen Laufbahn steht), als Tonio, zeichneten sich besonders aus. Es wohnte der Vorstellung ein sehr elegantes Publikum bei, immerhin hätte der Besuch noch zahlreicher sein können. — Am 12. ds. Mts. trat ein Fräulein Maude Fay als Margarete auf Engagement vor das Münchener Publikum. Wenn nicht alle Hoffnungen trügen, so kann unsere Hofoper an ihr eine glänzende Kraft gewinnen, die bei ungehemmter Entwicklung ein Stern der Oper werden dürfte. — Am 13. ds. Mts. trat nach seinem langen amerikanischen Urlaub der schwer vermißte Kammersänger Knote wieder als „Lohengrin“ auf. Der frenetische Beifall, der ihm zum Schlusse wurde, darf die Opernleitung nicht zu dem Glauben verleiten, daß in der Tenorfrage nun wieder alles in Ordnung sei. Knote kann auch nicht alles singen, was einer ersten und frischen Kraft bedarf; und schon wieder hat er einen Kontrakt für Amerika abgeschlossen; es muß ein Ebenbürtiger noch außer ihm engagiert werden oder die Misere wiederholt sich.

Verschiedenes. Die vor einiger Zeit von uns angekündigte Begründung der Berliner Brahmsgesellschaft hat am Geburtstage des Tondichters stattgefunden. Die Gesellschaft verfügt einstweilen über ein Stammkapital von M 8000, Professor Joachim ist Ehrenvorsitzender. — Die Hamburger Bürgervereine haben für das Geburtshaus von Johannes Brahms in der Speckstraße in Hamburg eine Gedenktafel gestiftet, die vor einigen Tagen feierlich enthüllt wurde. — Der Literarhistoriker und alte Leipziger Kritiker Rudolf von Gottschall fand mit einem neuen Lustspiel, betitelt „Alte Schulden“, im Neuen Leipziger Stadttheater, wo überhaupt der feine alte Lustspielton noch Anklang findet, großen Beifall. — Cyrill Kistlers Oper „Der Vogt auf Mühlstein“ hatte nach dem vorliegenden Berichte bei ihrer ersten Aufführung in Freiburg i. Br. starken Erfolg. — Vor einiger Zeit hörte man, ein Sohn Heinrich Vogls, auch Heinrich genannt, hätte seine schöne Tenorstimme entdeckt und in Italien ausbilden lassen. Nun will auch der Sohn des eben von der Bühne zurücktretenden Hermann Winkelmann, Dr. Hans Winkelmann, zur Bühne gehen und hat an der Wiener Volksoper im „Jubiläumstheater“ für mehrere Jahre ein Engagement als Tenor gefunden. — Die auf Anregung Richard Wagners 1882 ins Leben gerufene

Stipendienstiftung (zum Besuche von Bayreuth) beträgt jetzt M 200,000 und man trägt sich in den Bayreuth nahestehenden Kreisen mit der kühnen Hoffnung, im Jahre 1913, wann das Monopol für Wagners Werke erlischt, dann werde die Summe und das Monopol darauf eine Million Mark betragen. — Das Ibsentheater in Augsburg brachte eine Reihe Ibsenscher Werke und solche anderer moderner Dichter, darunter d'Annunzios Tragödie „Die tote Stadt“ zur Aufführung und hat eine erfolgreiche Saison gehabt. — Das Frankfurter „Residenztheater“, welches vor einiger Zeit sanft entschlafen war, ist kürzlich wieder mit einer Aufführung von Johannes Schlafs „Der Bann“, eine Begebenheit in dramatischer Form, an die Oeffentlichkeit getreten. Als bühnenwirksam hat auch dieses Werk sich nicht erwiesen. — In Rom sind Ibsens „Weber“ von der Zensur freigegeben und unter großem Andrang aufgeführt worden. — Die Kgl. Philharmonische Akademie zu Bologna schreibt einen Wettbewerb um 1000 Lire für das beste Streichquartett aus, und es können daran auch Komponisten des Auslandes teilnehmen. Termin 31. Oktober 1906. — In Treviso ist eine „Gesellschaft für Musikfreunde“ gegründet worden, und zu den damit verbundenen Aufführungen wurde das Münchener Kaimorchester zum Vortrage von Orchesterwerken von Beethoven, Haydn, Wagner u. a. m. engagiert; der große Erfolg dieser Konzerte hat der neuen Gesellschaft eine bleibende Existenz gesichert.

München. Dr. Ludwig Sahla.

Messe in D-moll von Friedr. Klose. Die Ortsgruppe München des Allgemeinen Deutschen Musikvereins hatte sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, ein bisher wenig gekanntes Werk von F. Klose, dem Komponisten von „Ilsebill“, zur Aufführung zu bringen. Diese schöne Aufgabe muß um so mehr anerkannt werden, weil man hierorts großen Choraufführungen, die nicht immer wieder das gute Alte, sondern auch moderne Werke bringen, ziemlich skeptisch, ja nicht selten ohne Teilnahme gegenübersteht. Daß sich die aufgewendete Mühe reichlich lohnte, bewies der begeisterte, stürmische Beifall am Schlusse. Die Messe in D-moll ist ein im guten Sinne des Wortes „modern“ empfundenes religiöses Bekenntnis des hervorragenden Komponisten, allerdings keine Messe im Sinne der Liturgie, aber ein Werk voll Schönheit, Kraft und Tiefe der Empfindung. In dieser Hinsicht sind insbesondere die nachkomponierten Stücke von nachhaltigstem Eindruck; das Ave maria mit seiner keuschen Stimmung, das andächtig stille Gebet für Orchester, das Interludium, dann namentlich das O salutaris hostia, ein Duo, in welchem der Leib des Herrn in rührender Größe des Ausdrucks um Hilfe und Stärkung vor den Feinden angerufen wird. Die Hauptteile der Messe, besonders Gloria und Kredo, lassen manchmal infolge des häufigen Wechsels von Solo und Chor eine geschlossene Einheitlichkeit vermissen, erheben sich aber im einzelnen zu kraftvollsten Steigerungen, z. B. das Gloria mit der majestätischen Schlußfuge, das Kredo mit dem erschütternden Chor- und Bläsersatze „judicare vivos et mortuos“ und das Sanktus mit mit dem wuchtigen Hosanna, während Benediktus und Kyrie sich in einfacherer Linienführung bewegen. — Die Aufführung, um welche sich der Orchesterverein und der Porgeschor verdient machten, wurde von Kapellmeister H. Schilling-Ziemßen mit Ueberlegenheit und Feuer geleitet. Die Chorsätze kamen in großer Klangschönheit und feiner Nüancierung zur Ausführung; der Orchesterpart wurde vom verstärkten Vereinsorchester tapfer durchgeführt. Erstklassig besetzt waren die Soli. H. Staegemann (Sopran), welche in den Quartettsätzen stimmlich zurücktrat, sang das Ave maria und im Verein mit dem ausgezeichneten Vertreter des Tenorparts, L. Heß, das O salutaris hostia mit innigstem Ausdruck, Th. Koenen (Alt) verlieh dem Benediktus den Glanz ihrer Stimme und Vortragskunst, Dr. F. v. Kraus brachte besonders das Agnus dei mit plastischer Charakterisierung und eminenter Stimmkraft zur Ausführung. Am Schlusse wurden Komponist, Dirigent und Solisten enthusiastisch gefeiert.

J. Reitmeier.

Aus dem Kölner Musik- und Theaterleben. Die musikalische Saison hat mit der Aufführung von Bachs Matthäus-Passion im 12. Gürzenichkonzert ihren Abschluß gefunden. Die letzte Neuigkeit der Oper war d'Alberts musikalisches Lustspiel „Flauto Solo“, das so ansprach, daß es öfter wiederholt werden konnte. Da das anspruchlose Werk nicht abendfüllend ist, so gab man es in Verbindung mit Spinellis neueinstudierter veristischer Oper „A basso porto“ die jedoch nicht mehr recht ziehen will. Das Schauspiel brachte an Neuigkeiten Karl Hauptmanns „Austreibung“, die es trotz geringen Erfolgs zu drei Aufführungen brachte, ferner Ibsens „Baumeister Solneß“, der den Kölnern nicht recht einleuchten wollte. Großen Erfolg hingegen hatte Hebbels, von Max Martersteig geschickt ergänzter „Demetrius“. Von Interesse war das einmalige Gastspiel des Wiener Hofburgtheater-Ensembles, das Ibsens „Hedda Gabler“ spielte. Da unser Heldentenor Th. Konrad sowohl wie der erste Bariton Clarence Whitehill an die Oper im Coventgarden-Theater in London beurlaubt sind, so werden sie durch Gäste ersetzt. Das gibt dann Gelegenheit, den Hochstand oder Tiefstand namhafter Hof- und Stadttheater mit unseren Bühnen zu vergleichen, ein Vergleich, der nicht zu ungunsten Kölns ausfällt. Hermann Kipper.

Kleine Rundschau.

Die Deutsche Kunstausstellung zu Köln,

veranstaltet in der Flora von dem Verbande der Kunstfreunde der Länder am Rhein, wurde durch den kunstsinnigen Großherzog Ludwig von Hessen und bei Rhein eröffnet. Die Festrede hielt Prof Hans Thoma aus Karlsruhe, der sich einer glänzenden Eloquenz rühmen darf. Es wurde überhaupt viel geredet und getoastet; auch der Großherzog las eine kleine Rede ab und verlieh den Leitern der Veranstaltung die üblichen Kreuze und Sterne. Bei den verschiedenen Mittagstafeln und Abendfestlichkeiten war alles lustig und guter Dinge und nur die einheimischen Architekten standen grollend beiseite, weil man sie von Anbeginn an geschnitten und die Ausführung der Baulichkeiten fremden Künstlern übertragen hatte. Von diesen Bauten soll der in rotem Sandstein ausgeführte klosterartige Frauenrosenhof, der in den schönen Schwanenteich gebaut ist, dauernd stehen bleiben, während die anderen Lokalitäten nach drei Jahren wieder beseitigt werden müssen. Ungemein klein bemessen ist der Pavillon, in dem Vorlesungen und intime Musikaufführungen abgehalten werden sollen. Eigentümlich wird es die Fremden, namentlich die Ausländer berühren, daß in allen Sälen Feuerwehrleute und Mannschaften der Wach- und Schließgesellschaft in Wehr und Waffen postiert sind, welche die Wacht der Kunst in den Ländern am Rhein besorgen. Die nähere Würdigung der Ausstellung sei einer anderen Feder vorbehalten. Hermann Kipper.

Schülerselbstmorde.

Nach den auf amtlichem Material beruhenden Feststellungen des bekannten Psychiaters Professor Albert Eulenburg beträgt die Gesamtzahl dieser Selbstmorde in Deutschland für die Zeit von 1883 bis 1900 nicht weniger als 950. Ein wahrhaft trauriges und betrübendes Ergebnis. Professor Eulenburg macht ebenso die Schule wie das Haus dafür verantwortlich. Wir glauben, die Mißerziehung in vielen Familien trägt eine noch größere Schuld: die Erziehung zur Eitelkeit und Vergnügungssucht und zur rein materiellen Auffassung des Lebens. Man findet sie immer dort, wo das Familienleben der religiösen Grundlage entbehrt. Die Kinder werden als eine Last betrachtet, die man sich möglichst vom Halse hält. Man überläßt sie den Dienstboten und Hauslehrern, die so häufig einen übeln Einfluß ausüben. Wenn dann bei den Kindern die Erfolge auf der Schule ausbleiben, werden sie von den lieblosen Eltern mit unverhältnismäßiger Strenge behandelt und zur Verzweiflung getrieben. Ein wahrhaft gläubiger Christ wird nicht zum Selbstmörder. Dr. B.

Eine 93 jährige eifrige Leserin der „Allgemeinen Rundschau“
in Heide (Holstein) überraschte die Redaktion durch obiges Bild. Die außergewöhnliche Form des Dankes dürfte durch die außerordentliche Aufmerksamkeit und durch das patriarchalische Alter der rüstigen Greisin gerechtfertigt sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 26. Mai 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Bemerkenswerte neue Stimmen über den pornographischen Schmutz.

Mit einem Schlußwort über die „neue Moral".

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Die zunächst in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 4, 5, 6, 9, 10) erschienenen und darauf als Broschüre gedruckten, nun in vierter Auflage (13. bis 16. Tausend) vorliegenden „Trutzbriefe eines Unverantwortlichen" hatten sich Richard Nordhausens Ausspruch im „Tag": „Man erzwingt geradezu eine neue lex Heinze" zum Motto gewählt. Daß Richard Nordhausen von seiner Wahl zum Kronzeugen wenig erbaut sein würde, war bei seinen nahen Beziehungen zu den Vätern der Anti-lex Heinze-Bewegung zu erwarten. (Vgl. Nr. 4, Seite 39) In Nr. 101 der „Münch. Neuest. Nachrichten" verwahrt sich denn auch Richard Nordhausen dagegen, daß man ihn etwa „in einen Gegensatz zu der lieben ‚Jugend' bringen" wolle.

Diese „liebe ‚Jugend'" hat inzwischen in ihrer zum 1. Mai erschienenen Nr. 18 die „alte Moral" und die von Dr. Hirth nach eigenem Geständnis so unbändig „gehaßten" Sittlichkeitsapostel wieder einmal in einer Weise verhöhnt und besudelt, daß die ganze Sippe der Pornographen ihre helle Freude daran haben wird. Einige „Witze" dieser Nuditäten-Nummer stehen völlig auf dem Niveau jener unsauberen 10 Pfennig-Blätter, vor denen selbst Richard Nordhausen warnte. Diese neueste „Sittlichkeits"-Nummer der „Jugend" trägt offen den Stempel des Monismus*) und Atheismus an der Stirn, zu deren eifrigster Propagierung die Herausgeber Dr. Hirth und Frhr. v. Ostini sich kürzlich öffentlich durch Namensunterschrift verpflichteten. Die Verse zu dem schamlosen Bilde Seite 374 proklamieren ganz unverhüllt den Krieg gegen den Glauben an die Unsterblichkeit und an ein Jenseits:

„Nein! Nein! Dreimal nein!
Was Himmel — Bimmel — bam, bam!
Wir wollen nicht ins Himmelreich —
Das Erdenreich soll unser sein."

In München ist aber bisher auf christlicher Seite — und die überzeugten Christenmenschen dürften auch in München einstweilen noch die mehreren sein! — alles ruhig geblieben. Prof. Forel, Dr. Helene Stöcker, Ellen Key u. a. halten in München Vorträge über Vorträge, welche zum Bruch mit den geltenden Keuschheits- und Sittlichkeitsbegriffen einladen. Die Säle sind nach den Berichten der liberalen Presse „überfüllt", das „bessere Publikum", darunter Scharen von „Damen" und auffallend viele Studenten, drängt sich bis auf die Stiegen. Die Berichte melden von „demonstrativem Beifall" und „Beifallsstürmen", „enthusiastischem Beifall" und „einem Sturm von Sympathiebezeugungen". Und was ist bisher von anderer Seite öffentlich dagegen geschehen? Das christliche München schwieg und ließ die neuen Heiden gewähren, zum Verderben der ohnehin leicht entzündbaren Jugend. Wie lange noch? Und die Regierung, die doch sozusagen auch ein klein wenig dabei interessiert ist, daß die Grundlagen des Staates, zu denen die Ehe und die gute Sitte gehören, nicht erschüttert werden? Sollte nicht selbst den verknöchertsten Bureaukraten der lächerliche Widersinn auffallen, daß in Bayern das Konkubinat, die „wilde Ehe", unter Umständen strafbar ist, während in Versammlungen sogen. „vornehmer" Kreise die öffentliche Verherrlichung und Empfehlung der wildesten Ehe, der freien Liebe, zum „guten Ton" zu gehören anfängt? Wenn die Behörden sich verpflichtet glauben, offiziell „neutral" zu bleiben, und dies dadurch dokumentieren, daß z. B. dem Namen führender Monisten durch Verleihung des persönlichen Adels noch erhöhter Glanz verliehen wird, so muß um so lauter an das Privatgewissen appelliert werden. Gottlob wird auch in maßgebenden Münchener Regierungskreisen kein Hehl daraus gemacht, daß man dem Gange der Dinge mit großer Besorgnis gegenübersteht und ein kräftiges Erwachen des Volksgewissens nur freudig begrüßen würde.

Die, welche heute schweigen, während sie reden und handeln sollten, laden eine furchtbare Verantwortung und Schuld auf sich, deren ganze Tragweite man erst erkennen wird, wenn jene Theorien von breiteren Kreisen in die Praxis übersetzt sein werden. Wer den Zusammenhang der Dinge kennt und aus Bequemlichkeit oder feiger Menschenfurcht die Hände in den Schoß legt, versündigt sich nicht nur am lebenden Geschlecht, sondern auch an Kindern und Kindeskindern.

Der freundliche Leser wird diese Abschweifung von Richard Nordhausen und der „lieben ‚Jugend'" über die Propaganda des Monismus hinweg*) in ihrem inneren Zusammenhange verstehen. Richard Nordhausen will „freie, frohe Sinnlichkeit mit kotigem Schmierakel nicht verwechselt" wissen und findet neuerdings Worte ehrlicher Entrüstung gegen gewisse Pornographen. Hier der Wortlaut seiner Philippika:

*) Die unlängst angekündigte öffentliche Propaganda des Monismus wird zurzeit in München mit geradezu fieberhaftem Eifer betrieben. Oft finden an mehreren Tagen nacheinander Werbeversammlungen statt (Tagesordnung z. B.: „Die monistische Weltanschauung", „Der christliche Aberglaube"), und die Reklamenotizen findet man leider auch im redaktionellen Teile desjenigen liberalen Blattes, das sich naher Beziehungen zur konservativ-christlichen Aristokratie rühmt. Unglaublich, aber wahr! (Vergl. auch S. 247 unten)

*) Dem Monismus ist S. 247 ff. noch ein besonderes Kapitel gewidmet.

„Der Briefträger hatte die „Jugend“ verspätet gebracht. Gleichzeitig mit ihr stellte sich eine Broschüre in grünem Deckel ein,*) deren Verfasser wider die öffentliche Unzucht schrieb und mir die Ehre erwiesen hatte, etliche Worte aus einem meiner „Tag“-Aufsätze als Motto mitten auf den grünen Deckel zu drucken.

Gestern haben sie hier einem Buchhändler in der Passage sieben- oder achthundert Ballen der scheußlichsten und dümmsten Schmutzschriften fortgenommen. Der Kerl hatte das ekle Zeug teils in einem geheimen Verschlage seines Kellers, teils in seiner Privatwohnung aufbewahrt. Der Verein zur Massenverbreitung guter Volksliteratur führt bewegliche Klage darüber, daß die vielgelesenen Groschenhefte, die die Kolporteure in die Küchen und Hinterhauswohnungen bringen, neuerdings Leben und Tod des Frauenmörders de Sade**) behandeln, in hundert Lieferungen. Also mit aller Anschaulichkeit, und illustriert... Eins von den kleinen Witzblättern, die mit Vorliebe vor Mädchenschulen verkauft werden, zu zehn Pfennig das Stück, zeigt in seiner leider immer noch nicht letzten Nummer auf der Titelseite ein scheußlich verzeichnetes Frauenzimmer, das die Röcke so hoch wie menschenmöglich hebt. Darunter steht ungefähr der sinnige Vers: „So lang' diese Schönheit hat diese Beene, so lang' geht es dieser Schönheit bene.“...†) Es ist ein Jammer, daß schäbige Geschäftsgier alle reinen Brunnen vergiften und ungestraft den Mantel der hohen Kunst berühren darf, der hohen Kunst, die sich mit Grauen von dem Widerwärtigen wendet. Es ist ein Jammer, daß wir den schmutzigen Schund dulden und dadurch den Urteilslosen fast ein Recht geben, die hohe Kunst selbst zu begeifern. Wir tun ihr und uns schweren Schaden, wenn wir da nicht bald Dämme aufwerfen und scharfe Scheidung vornehmen.“

Es ist merkwürdig: Selbst ein Dr. M. G. Conrad,††) den die „Modernen“ als ihren ersten Bahnbrecher und Meister verehren, dem alles, was sich in der Literatur zu den Liberalen und Aufgeklärten zählt, unlängst zu seinem 60. Geburtstage überschwängliche Huldigungen darbrachte, ließ sich am 8. März 1906 in den „Münch. Neuesten Nachrichten“ (Nr. 112) unter Hervorhebung seiner Eigenschaft als **„Goethebündler“** zu dem Zugeständnis herbei:

„Weil wir zu den Aufrechten gehören, räumen wir dies ohne Umschweife ein: Unter der Flagge von Kunst und Dichtung wird tatsächlich eine reichliche Menge von Peststoff zu Markt gebracht. Gewinnsucht und Profitgier einer hervorragend merkantilen Zeit, die im Konkurrenzkampfe gewissensschwach geworden, erklären manches. Der Handelsgeist ist heute der eigentliche Geist der Welt, der alles in Bewegung setzt, alles trennt, alles bindet. Aus Notdurft wie aus Bereicherungswut wird mit allem gehandelt. Vornehm ist das nicht. Aber man kann dabei Kommerzienrat werden. Dies zugegeben, versteht man die Opposition, die gegen die wüste Wirtschaft anschwellen muß.“

Es muß schon weit gekommen sein, wenn ein Dr. Conrad eine solche Anklage erhebt. Der als „Brief-Fragment eines Goethebündlers“ bezeichnete Artikel sucht im übrigen sein Zugeständnis durch reichliche Derbheiten gegen die „ultrareaktionären, lichtscheuen Elemente“, die „seelischen Knechte der Dogmenpriester“ wieder auszugleichen. **Aber seine Anklage wiegt doppelt schwer, nachdem ein Dr. Hirth beim Festmahl der literarischen Vereinigungen Münchens am 4. April 1906 von Dr. Conrad wortwörtlich gesagt hat: „Wir preisen dich, weil du unser Schrifttum von wurzelfaulen Moralbegriffen gesäubert und der deutschen Frau (!) ihr gutes Recht (!) erstritten hast.“**

---

*) Otto von Erlbachs „Massenvergiftung“, 1. Auflage.

**) Lediglich eine billige Nachahmung der luxuriös ausgestatteten Wiederausgrabungen alter Pornographien vergangener Jahrhunderte, mit denen der Buchhandel via Leipzig unausgesetzt bombardiert wird. Warum wendet man sich nicht gegen diese „Schmierakel“ für reiche Liebhaber?

†) Mehr als ein „Witz“ in der Mainummer der „Jugend“ steht dem von Richard Nordhausen zitierten an „Scheußlichkeit“ wenig nach, z. B.: „Deine Büste ist noch ziemlich unentwickelt, Emma!“ — „Ja, weißt Du, uns vis-à-vis wohnt ein Pastor ... Da wagt sie sich nicht heraus!“

††) Dr. Conrad, der jüngst im Münchener Thoma-Prozeß als „Sachverständiger“ in der Anwendung des § 184 paradieren durfte, hat schon 1888 in seinem Roman „Was die Isar rauscht“ (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich) alle die Ideen entwickelt, die man heute als die „neue Moral“ und als Umwertung aller Werte preist. Ueber das souveräne Recht des Künstlers, alles darzustellen, auch das, was ein in seinem Roman auftretender, nichts weniger als prüder Baron als „Freude an der Schweinerei“ bezeichnet, läßt sich M. G. Conrad in einem Zwiegespräch zwischen dem Künstler und dem Baron ebenso derb wie deutlich vernehmen. Den „mythologischen Kinderstubenscherzen“, dem „verlogenen konventionellen Schnick-Schnack“ der klassischen Venusdarstellungen wird als würdiger Vorwurf des „modernen Künstlers“ und als „erhabener Urtext der Natur“ die Dirne auf dem polizeiärztlichen Untersuchungsstuhl „mit ausgespreizten Schenkeln“ gegenübergestellt. (II. Bd. S. 313 ff.) Dieses schon aus dem Jahre 1888 stammende Bekenntnis des ersten Bannerträgers der „Moderne“ kann nicht klar genug herausgestellt werden. Es spricht Bände, namentlich auch für die, welche in ihrer Halbheit um jeden Preis am Wagen der „Kunst“ mitziehen helfen, wenn es auch ein — Mistwagen ist.

Wie eine frische Seebrise nach schwüler Fahrt im dumpfen, engen Raume mutet es an, wenn gleich hier die Stimme eines Meisters der Kunst angereiht wird, den die „Modernen“ gerne mit Stolz zu den Ihrigen zählen. Prof. Hans Thoma, der als Vertreter der Kunst in die Erste badische Kammer berufen wurde, hielt am 15. März 1906 bei der Beratung des Justizetats in dieser Kammer eine Rede, welche von gewissen Leuten, solange sie den genauen Wortlaut noch nicht kannten, mit Gier aufgegriffen wurde. Aber hinterher stellte sich heraus, daß Hans Thoma so ungefähr das Gegenteil von dem gesagt hatte, was man von ihm erwartete. Die wichtigste Stelle sei nach dem Berichte der „Karlsruher Zeitung“ hier wiedergegeben:

„Den Künstlern, wenn sie von einer lex Heinze oder von obrigkeitlichen Einschränkungen und strengerer Handhabung bestehender Gesetze gegen die überhandnehmenden Erzeugnisse unsittlicher Machwerke hören, ist es mindestens so zumute wie den Besitzern von Automobilen, wenn ihnen Einschränkungen von Staats wegen auferlegt werden....

Ich will den hinkenden Vergleich nicht fortsetzen, aber ich möchte bei Gelegenheit dieser Justizdebatte von der Stelle aus, die ich in diesem hohen Hause nun einzunehmen die Ehre habe, es aussprechen, daß die wahre wirkliche Kunst auch von strenger Anwendung der bestehenden, gegen Verbreitung unsittlicher Erzeugnisse gerichteten Gesetze nichts zu befürchten hat.

Denn die wahre Kunst beruht doch gerade auf höchster Sittlichkeit, indem sie mit berufen ist, das menschliche Fühlen aus den dumpfen Trieben des Begehrens zu höherer Form zu erheben — und Formgebung in diesem Sinne ist auch immer zugleich Veredlung oder Klärung. Die Kunst muß und wird sittlich sein, und wenn sie es nicht ist, so verliert sie schon von selbst das Recht zu bestehen. Ich erinnere hier an das hohe Wort, das Schiller an die Künstler gerichtet hat: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, wahret sie, mit euch fällt sie, mit euch wird sie sich heben.“ Die Künstler möchte ich an dieses Wort erinnern und sie werden gewiß davor bewahrt werden, Schaden anzurichten im allgemeinen Volksgefühl, und sie werden dann auch vor strengen Sittengesetzen bestehen können.

Es ist ja möglich, daß solche Gesetze auch da und dort bedenkliche Entgleisungen treffen, aber doch in den weitaus meisten Fällen willkürliche Entgleisungen, die unter dem Scheine der Kunst aus nicht lauteren Absichten gemacht werden.

Das sittliche Gefühl unseres Volkes ist gewiß noch gesund genug, hierüber zu entscheiden. Mißgriffe der Polizei werden wohl vorkommen, aber man dürfte sie nicht allzu tragisch nehmen, wie es gar häufig in den Zeitungen geschieht. Und wenn auch einmal z. B. Michelangelo arretiert wird — ich meine natürlich im Schaufenster —, so wird ihm das weiter auch nichts schaden.

Wenn die Künstler sich ihres hohen Berufes, wie etwa Schiller ihn aufgefaßt hat, bewußt sind, wird das ominöse Zusammennennen von Kunst und Unsittlichkeit von selbst aufhören.

Freilich gehört auch Talent dazu, etwas Unsittliches machen zu können — und wenn man Kunst nur von Können ableitet, so könnte man nicht viel sagen —, aber zur eigentlichen Kunst gehört eben doch der ganze Mensch und vor allem auch sein Wille — und der Wille eines jeden Menschen, wenn er sich über das Tierische erhebt, kann nur ein sittlicher Wille sein — der Menschenwille, ein geistiges Eigentum, das ihn zum Menschen macht.

Man hat freilich schon gesagt: was kann in bezug auf künstlerische Erzeugnisse ein Gendarm wissen, er wird da in bezug auf bildende Kunst doch nur sagen, was nackt ist und was verkleidet ist — Mißgriffe können da freilich vorkommen —, aber dann gibt es doch auch höhere Instanzen. Die Bildung in bezug auf künstlerische Dinge ist doch jetzt auf einem hohen Standpunkt — ja man hat auch Sachverständige.

Zum Schlusse mache ich aber noch ein Geständnis, das man mir vielleicht übel nehmen wird — ich würde nämlich in Gerichtssachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Aerzte berufen als Sachverständige — die gehen vielleicht doch von anderen Voraussetzungen aus, als die sind, um die es sich handelt. — Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist, was sich schickt, doch noch das Richtigere treffen würde; wo das Volksgefühl ist, und wer das hat, das ist freilich schwer zu sagen. — Wenn ich nun noch etwas zu sagen wage, was nach dieser Richtung, die ich ja doch nur andeuten kann, hinweist, so muß ich mich schon hinter die Worte eines gewiß anerkannten freien Dichters verschanzen; Goethe hat gesagt: Willst du wissen, was sich schickt, so frag' bei edlen Frauen an.

Ich meine etwa so: das Gefühl für Frauen, für unsere Mütter, Gattinnen, Schwestern, Töchter, das in unserem deutschen Volke von jeher so lebendig war und hoffentlich immer lebendig bleiben wird, ist ein edles Gut, das Tacitus schon bei den alten Germanen anerkannt hat. — Dieses deutsche

Volksgefühl meine ich, es wird wie kein anderes uns zu leiten vermögen, wenn wir urteilen sollen, was in Kunst und Leben sittlich und schicklich ist."

Welch ein Abstand zwischen diesen idealen Auffassungen Hans Thomas' und dem kühnen Wort, das Max Liebermann bei der Eröffnung der Berliner Sezessionsausstellung von sich gab: „Die Moral hat mit der Kunst nichts zu schaffen". Das Wort soll eine besondere Spitze gegen Prof. Henry Thode gehabt haben, der vom Katheder herab eine exzessive Nuditätenmalerei als „Entweihung der Kunst" bezeichnet hatte.

Der Stimme Hans Thomas' als eines der berühmtesten deutschen Künstler, der soeben erst bei der Eröffnung der Deutschen Kunstausstellung in Köln die Festrede hielt, sei das Urteil eines unserer hervorragendsten Aesthetiker über die Schmutzliteratur und Schmutzkunst an die Seite gestellt: Universitätsprofessor Dr. Johannes Volkelt, der sicherlich nicht im Verdacht des Muckertums steht und auf anderen Gebieten schon scharf bekämpft werden mußte, äußert sich unter dem Titel „Persönliches und Sachliches aus meinen ästhetischen Arbeitserfahrungen" in der „Zeitschrift für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft" (Bd. I, Heft 2, Seite 175):

„Am betrübendsten ist die Wahrnehmung, daß es, besonders in der erzählenden und dramatischen Literatur, viele Talente gibt, die sich nicht das mindeste Gewissen daraus machen, die Seelen zu verunreinigen, zur Lust an allen Taten der Zuchtlosigkeit zu reizen, die Herzensreinheit als eine Torheit zu verspotten, alle Bande des Guten zu lockern, der Jugend das Recht auf das Tierische zu predigen. Es ist, als ob diesen Schriftstellern das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr eigenes Tun, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Kultur, völlig abhanden gekommen wäre. Ich glaube, daß der Schaden, der der Kunstentwicklung durch törichte Polizeiverbote erwächst, geradezu verschwindet im Vergleich mit den ungeheuren sittlichen Verwüstungen, die durch eine wahre Flut literarischer Erzeugnisse, in denen der Geist der Nichtsnutzigkeit herrscht, die aber doch als zur Kunst gehörig betrachtet sein wollen, herbeigeführt werden."

Sehr bemerkenswert ist ein Urteil, das Karl Jentsch in der „Neuen Rundschau" (IV. Heft, April 1906) über die überhandnehmende Pornographie ausspricht. Die „Neue Rundschau" (Berlin, S. Fischers Verlag) ist ein Organ, in welchem Leute wie Hermann Bahr ihre Radikalismen im Sinne des „Simplicissimus" ungescheut verzapfen dürfen. In einem Artikel „Parlamente und Parteien im Deutschen Reiche" läßt sich Karl Jentsch u. a. also vernehmen:

„Die Beschwerden, die man gegen unsere Parlamente zu erheben pflegt, scheinen mir wenig begründet zu sein. Die Schandtaten, die nach der Behauptung des „Vorwärts" der preußische Landtag verüben soll, sind bei Lichte betrachtet ziemlich harmlos; am Reichstage finde ich gar nichts auszusetzen, und sogar die schreckliche schwarze Kammer in München hat bis jetzt weder die Thesen noch Herrn Georg Hirth verbrannt . . ."

S. 399: „Ein Strohhalm, nach dem der ertrinkende Liberalismus von Zeit zu Zeit hascht, ist auch die lex Heinze . . . ."

S. 401: „Dazu kommen die Rücksichten der Volksgesundheit. Der Nervenarzt August Forel, ein Monist Häckelscher Richtung und entschiedener Pfaffenfeind, brandmarkt an fünf Stellen seines Buches über die sexuelle Frage die Art Literatur und Kunst, um die gestritten wird, als eine Volkspest, und das „Bayerische ärztliche Korrespondenzblatt" schlägt eine neue, wirksamere Fassung des Paragraphen 184a vor. Gewiß, Heuchelei, die dazu dienen soll, Schlimmes zu verdecken, psychologische Irrtümer der ehrlichen Sittlichkeitseiferer und offenbar falsche Maßregeln müssen bekämpft werden. Ich habe das oft getan, gestehe jedoch, daß ich es in einem anderen Tone getan haben würde, wenn ich eine Ahnung von der pornophotographischen Industrie, von der Art und Massenhaftigkeit ihrer Produkte, gehabt hätte, über die ich erst in diesem Augenblick belehrt werde durch die als Manuskript gedruckte Schrift: Die graphische Reklame der Prostitution von Dr. Ludwig Kemmer (München, Arcisstraße 32), aus der ich u. a. erfahre, daß Scharen von Kindern als Modelle benutzt und dabei für die Prostitution zurechtgeknetet werden. Also über den Gegenstand muß debattiert werden; aber einer großen politischen Partei zumuten, daß sie den Schutz gewisser obszöner Dinge in ihr Programm aufnehmen solle, das könnte nur einer Gesellschaft von Louis einfallen."

Selbst einige sozialdemokratische Organe zeigen mehr Verständnis für die Gefahren der Pornographie als jene liberale Presse, welche zum Teil die Broschüre Dr. Kemmers vollständig totgeschwiegen hat, obgleich ihr dieselbe zugänglich gemacht war.

Das „Hamburger Echo" (Nr. 77, 1. April 1906, Vierte Beilage) schreibt in einem „Loge" unterzeichneten Artikel über „Die graphische Reklame der Prostitution":

„Unter diesem Titel ist in München vor einiger Zeit eine nach amtlichem Material und eigenen Beobachtungen geschriebene Broschüre aus der Feder des . . . . . Schriftstellers Dr. Ludwig Kemmer*) erschienen, die die eindeutige Pornographie mit den schwersten Waffen der Wissenschaft und der Statistik bekämpft und in seiner von allen muckerischen Anwandlungen freien Darstellung vieles Beachtenswerte auch für uns enthält. . . . . Im Reichstage protestierte jüngst der Abg. Dr. Müller-Meiningen gegen das Wort des Abg. Dirksen: „Deutschland in der Welt voran, auch in der Pornographie" mit aller ihm zu Gebote stehenden sittlichen Entrüstung. Hätte er Kemmers Schrift gelesen, die Entrüstung wäre wesentlich schwächer ausgefallen. Die Tatsache ist nämlich kein Geheimnis mehr. Der ernsthafte Leiter der Comédie française, Jules Claretie, gibt mit folgenden bitteren Worten Deutschland die Hauptschuld an der Ueberschwemmung der Welt mit pornographischen Erzeugnissen. . . . . Haben Sie diese Postkarten, die Ihnen mit Recht die Röte der Scham ins Gesicht getrieben haben, genau angesehen oder umgedreht? Haben Sie wohl einen Augenblick daran gedacht, daß alle diese Postkarten aus Deutschland kommen? Es ist das tugendhafte Germanien, das mit diesen pornographischen Erzeugnissen das so verderbte und liederliche Gallien beglückt. Unseren Zensoren und Tadlern haben wir die Ueberschwemmung mit derartigen Schweinereien zu verdanken!" Erröte, Mutter Germania, dieser Gallier hat die Wahrheit gesprochen. Die deutschen Fabrikate in pornographischen Postkarten, in photographischen Darstellungen sexueller Perversitäten marschieren quantitativ und qualitativ hier an der Spitze der Zivilisation; deutsche Schmutzhandel-Grossisten wandern ins Ausland und zeigen den Franzosen, Holländern, Italienern, Spaniern und Türken, wie die Pornographie industriell am vorteilhaftesten und schwunghaftesten auszubeuten ist. Und unter den deutschen Fabrikaten stehen an erster Stelle — die bayerischen! Alle Konkurrenten schlägt an Gerissenheit und technischem Raffinement die bayerische pornographische Industrie! . . . .

Schwerwiegend für klinische Beurteiler der geschilderten Zustände ist die von Dr. Kemmer nachgewiesene Tatsache, daß ein großer Teil unsittlicher Postkarten-Photographien in den bayerischen Alpenländern hergestellt wird und damit die Landbevölkerung schon arg prostituiert erscheint. Aus den Preislisten der Fabrikanten geht hervor, daß Münchener und Nürnberger „Photopornographen" nach einem gewissen System in winzigen Bergdörfern an oberbayerischen Seen „Ateliers für Freilicht-Aktstudien" gründen, Dirnen aus der Hauptstadt importieren und Landmädchen auf Abwege führen, um für impotente Lüstlinge sexuelle Reizmittel zu fabrizieren.

Man kann nur nach der Lektüre des mit großer Gewissenhaftigkeit und Sachlichkeit behandelten Kemmerschen Materials, auch ohne sich sentimentalen Regungen hinzugeben, aus objektiven Gründen der notwendigen seelischen Hygiene unseres Volkes fordern, daß die gesetzgebenden Faktoren im Lande nunmehr energisch Mittel und Wege suchen, um einem Weiterfressen der pornographischen Lustseuche Einhalt zu tun."

Die sozialdemokratische „Volksstimme" in Magdeburg schreibt in Nr. 65 vom 18. März 1906:

„Etwas ungelegen in den Tagen der Entrüstung über Herrn Nackens Steuervorschlag betr. Ansichtspostkarten kommt eine Broschüre aus der Feder des Münchener Schriftstellers Dr. Ludwig Kemmer, die unter dem Titel „Die graphische Reklame der Prostitution" scharfe Streiflichter auf die im Dunkeln tagende Industrie der pornographischen Postkarten wirft, die hauptsächlich eine deutsche ist. Die ungünstige sozialpolitische Konjunktur für das Erscheinen und die Wirksamkeit der nach dem amtlichen Material polizeilich beschlagnahmter Postkarten bearbeiteten Broschüre darf uns aber nicht hindern, sie objektiv zu prüfen. Wir werden manches Bemerkenswerte finden, manchen Fingerzeig für den Gesetzgeber, der die an der seelischen Gesundheit des Volkes fressende Lustseuche bekämpfen will.

Die Broschüre — das sei stark betont — ist von allem muckerischen lex Heinze-Geist frei. Der Verfasser kennt genau die Labilität jener feinen Grenzlinie zwischen Kunst und Pornographie. . . . Aber mit ihm werden wir an der Hand des amtlichen statistischen Materials konstatieren müssen: die Mehrzahl der beschlagnahmten Afterprodukte nimmt nur die Kunst als Vorwand, um dahinter „die müden Triebe blasierter, impotenter Wüstlinge zu beleben", sie hat also keinen Anspruch auf den Schutz des Gesetzes, hat nichts gemein mit den tausendfältigen anregenden und gefälligen Erzeugnissen der nicht lichtscheuen Ansichtskartenindustrie."

Ein in London lebender Deutscher (T. . . M. . . .) schrieb am 28. März 1906 an den Herausgeber der „Allg. Rundschau":

*) Dr. Kemmer ist liberal, auch in religiöser Hinsicht.

„Erlauben Sie mir einige Worte über die „Trutzbriefe“ Dr. Otto von Erlbachs:

Als im letzten Jahre die Londoner Zeitungen eine Statistik über Verbrechen, welche durch Ausländer begangen wurden, veröffentlichten, da war besonders eine Kategorie von Verbrechen, bei welchen die Deutschen am meisten beteiligt waren, und das waren „Verbrechen gegen die Sittlichkeit!“ Ich bedauere nur, daß ich damals nicht die Namen der famosen Sachverständigen vor dem Münchener Schwurgericht gekannt habe, denn es wäre mir dann möglich gewesen, jene Herren mit einigen sehr lieblichen Aeußerungen der hiesigen Presse zu überraschen. Die Statistik betraf die Jahre 1904/05. Ebenso dürfte es interessant sein zu hören, daß die hiesigen Führer der englischen Sozialisten sich ganz entschieden gegen die Pornographie erklärt haben. (Blatchford, „Britain for the British“.) Indem ich an dieser Stelle meine vollste Hochachtung für den Verfasser der „Trutzbriefe“ ausspreche, . . .“

Die liberale „**Augsburger Abendzeitung**“ widmete in Nr. 71 vom 13. März 1906 dem „**Kampf gegen den Schmutz**“ bemerkenswerte Betrachtungen, die auch dadurch nicht an Wert verlieren, daß sie mit den ungerechtesten, beweislosesten Verdächtigungen gegen die „Sittlichkeitsfanatiker“ durchsetzt sind und u. a. die Behauptung wagen, „daß die allgemeine Sittlichkeit in Deutschland nie auf einem höheren Niveau stand wie heute“. Das liberale Blatt schreibt u. a.:

„Es verlohnt sich nun wohl, auf die Ursachen dieser uns vor dem Ausland arg bloßstellenden Bewegung und die Berechtigung ihrer Intensität etwas näher einzugehen. Denn wenn es sich seinerzeit im Kampf gegen die lex Heinze um die Abwehr ausgesprochen reaktionärer und kunstfeindlicher Bestrebungen gehandelt hatte, so ist die jetzige Bewegung eine viel allgemeinere und breitere — um den Ausdruck elementar zu vermeiden.

Der Kampf richtet sich zunächst gegen die Pornographie in Wort und Bild, gegen die sogen. „Künstlerpostkarten“, Witzblätter, erotischen Schaustellungen, Theaterstücke und Bücher. Wir geben zu, daß da manches sehr im argen liegt und eine Abhilfe dringend nottut. Es ist in der Tat traurig, daß z. B. die Produktion künstlerisch vollkommen wertloser Ansichtskarten*) mit den Abbildungen mehr oder minder entkleideter Damen oder der Darstellung zweideutiger Situationen immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Auch die weite Verbreitung solcher Schmutzblätter, wie es das „Kleine Witzblatt“, „Sekt“ 2c. sind, kann man nur beklagen. Denn derartige Blätter und Karten sind in den Schaufenstern ausgestellt und können von Kindern nach Herzenslust besehen werden. Sie schaden nicht nur dadurch, daß sie durch ihre halbe Laszivität die Sinnlichkeit unreifer Menschen erst recht entfachen, sondern besonders dadurch, daß sie den Geschmack oder, besser gesagt, den natürlichen Sinn verderben, die Phantasie vergiften und das Gefühl für ein gesundes Empfinden gerade den sexuellen Fragen gegenüber verwirren oder gar ertöten. Aber es liegt nicht zum geringsten Teile an dem verkrüppelten Gefühl unserer Zeit für wahrhafte Sittlichkeit überhaupt, daß die Besitzer derartiger Sudelblätter ein gutes Geschäft machen; neben der Bekämpfung dieser pornographischen Straßenliteratur sorge man für eine Läuterung des Geschmacks und die Geltendmachung einer freieren Natürlichkeit, dann werden diese Witzblätter auch keine Abnehmer mehr finden.

Wir wollen uns nicht bei diesem Thema aufhalten, so wichtig es ist, und die weiteren „Träger“ der Unsittlichkeit untersuchen: Theaterstücke, Bücher, Werke der bildenden Kunst. Hier erklären wir gerne, daß wir jegliche Pornographie für schädlich halten und ihre Verbreitung mit Freude bekämpfen. . . . Mit dem Schlagwort „Kunst‘ wird heutzutage oft bedauerlicher Unfug getrieben. . . . Um noch kurz von der verderblichen Wirkung mancher Theateraufführungen zu reden, so zeigen die häufigen Zensurverbote der letzten Jahre, daß man auch hier die Bäume nicht in den Himmel wachsen läßt, wenn auch dem Treiben in gewissen Kabaretts und Variétés noch etwas mehr Beachtung geschenkt werden dürfte, da an solchen Stellen in der Regel nur die Zote zu Wort kommt. . . .

Was wir, ebenso wie Herr Roeren, bekämpfen, das ist auch hier das Zweideutige, das ekelhaft Lüsterne, das auf den gemeinsten Kitzel Berechnete. Also alle jene Kolportage- und Sensationsromane mit ihrer schlecht verhüllten üblen Sinnlichkeit, alle diese oft sich für wissenschaftlich ausgebenden Broschüren, die für geringen Preis erhältlich sind und das Publikum angeblich über verschiedene Variationen des Geschlechtslebens, über Perversitäten 2c. aufklären sollen, in Wirklichkeit aber dazu verführen. Daß man den Verkauf und die Ausstellung derartiger Schundbroschüren seitens der Behörden immer noch duldet, beklagen auch wir; denn wir sind überzeugt, daß kein ernsthafter Mensch es bedauern würde, wenn diese „Pornographie“ ein für allemal verschwände.“

*) Erst am 22. Mai wurde mir von einem Buchbinder die „Wochenschrift für Papier- und Schreibwarenhandlungen“ übersandt, in welcher S. 915 eine jüdische Firma in Frankfurt a. M. durch ein großes Inserat empfiehlt: „Sortimente, enthaltend 100 Stück sortiert, in allen Dessins meiner Frauenkörper (das Wort ist in stärkster Fettschrift gedruckt!) nach Pariser Originalen, Lichtdruck à 2 Pfg., Bromkolorit à 5 Pfg. zusammengestellt“. Seitwärts liest man den Vermerk: „Die Ausführung ist künstlerisch und kann jede Karte in den feinsten Geschäften verkauft werden.“

Selbst die auf dem freiesten Standpunkte stehenden „**Funken**“ (Herausgeber Dr. Hans Fischer, Berlin) lassen sich im 30. Heft 1906 in der „Redaktionsecke“ (S. 940 ff.) über die Broschüre Dr. Kemmers dahin vernehmen:

„. . . da der Autor sich im allgemeinen streng an das vorliegende Thema hält und es sachlich behandelt, und da ferner die von ihm bekämpften Erzeugnisse auch aus anderen Gründen als rein moralischen verworfen werden müssen. Das Material, das Kemmer behandelt, sind Postkarten und sogenannte „Aktphotographien für Künstler“. Die Verfertiger dieser Produkte profitieren von dem berechtigten Kampfe der Künstler gegen die muckerischen Banausen, indem sie ihre öden Geschmacklosigkeiten und Schweinereien unter der Flagge der Kunst segeln lassen. Wer sie bekämpfen will, hat also zwei Aufgaben: er muß nicht nur die Unsittlichkeit, sondern auch den künstlerischen Unwert nachweisen. Daß Kemmer die zweite Aufgabe mit Geschick gelöst hat, ist ein besonderes Verdienst . . . Die stumpfsinnige Art der Sinnlichkeit, auf die derartige Darbietungen spekulieren, verdient keine Schonung. Umso weniger, als die Fabrikanten tatsächlich durch die Auswahl ihrer Modelle die niedrigste Prostitution befördern. . . . Es liegt nicht die geringste Notwendigkeit vor, mit diesen schmierigen Subjekten sanft zu verfahren. Ob freilich dazu eine Aenderung der bestehenden Gesetze notwendig ist, wage ich zu bezweifeln. Polizei und Gerichte, die so eifrig danach aus sind, Werke von künstlerischem Gehalt zur Untersuchung zu bringen, brauchten nur ihre volle Schneidigkeit zur Verfolgung des tatsächlichen Schmutzes aufzubieten; sie würden dadurch gewiß die Gunst der intelligenten Kreise nicht verscherzen.“

Endlich sei noch ein beachtenswertes Urteil aus dem „**Börsenblatt für den deutschen Buchhandel**“ (Nr. 86, vom 14. April 1906) angeführt. G. Hölscher erhebt vom Standpunkte des Buchhändlers seine Stimme gegen die pornographische Verseuchung. Seinem Optimismus, daß „im großen und ganzen sich der deutsche Buchhandel gegenüber der ihm zugemuteten Verbreitung pornographischer Literatur bis jetzt erfreulicherweise reserviert verhalten habe“, wird man angesichts der unerbittlichen Sprache der Tatsachen (vgl. auch die Fußnote S. 244) nicht beipflichten können *). Man verfolge nur gewisse Leipziger Prospekte und ihre stolzen Hinweise auf den großen Absatz! G. Hölscher teilt die Grundsätze mit, die ihm vor fast 26 Jahren sein erster Prinzipal über diese Art Literatur darlegte. Er schreibt dann u. a.:

„Nach meinen Beobachtungen in größeren Städten bilden die buchhändlerischen Auslagen eine verschwindende Minderheit, die direkt pornographische Literatur aufweisen; meist sind es „Auch-Buchhändler“, die dem Stande in keiner Weise zur Ehre gereichen, die sich mit dem Vertrieb befassen. Manches freilich ist heute auch in den Auslagen größerer Handlungen zu sehen, das mein verehrter erster Chef auch nicht verkauft haben würde. Es hat sich eine Art von Literatur herausgebildet, die unter dem Schein von Wissenschaft und Kunst und unter dem Vorgeben, den Künstlern Anregung zu ihrem Schaffen zu bieten, Bilderbücher von Nuditäten bietet, die, wie jeder Sortimenter weiß, nicht von Künstlern, sondern von Lebemännern gekauft werden.

Nichts wäre verkehrter, als wenn man glauben wollte, daß ich der Erziehung der Jugend zur Prüderie das Wort reden wollte: Mit offenen Augen soll sich jeder geistig Mündige in unseren Musen umsehen. Keine wirksameren Bundesgenossen gibt es im Kampf gegen die Pornographie als ein wahres, tiefes Kunstverständnis, zu dessen Erlangung es keiner langjährigen Studien bedarf. Dieses wirkt so veredelnd auf den Geschmack, daß die pornographischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste von vornherein abstoßend wirken, eben weil sie in fast allen Fällen von dem Begriff Kunst himmelweit entfernt sind. Wäre das Kunstverständnis in weiten Volkskreisen anzutreffen — die Schule schon müßte hier viel wirksamer den Grund legen, als es bisher geschieht —, dann wäre eine so ungeheure Verbreitung bildlicher Gemeinheiten gar nicht denkbar, wie sie heute stattfindet.“

Nach drastischen Auszügen aus dem größtenteils amtlichen Material Dr. Kemmers schließt Hölscher:

*) Der Verlag von R. Piper in München versendet soeben in offenem Kuvert selbst an hochstehende Personen Subskriptionseinladungen auf Reproduktionen von Originallithographien des französischen Bordell-„Künstlers“ Toulouse-Lautrec, der in der Gesellschaft von Dirnen „die letzten Jahre seines Lebens fast ausschließlich verbracht hat“, „dem diese erotisch verzerrte Gesellschaft die Welt war.“ Der Verlag von Piper & Co. in München ist von diesen Bordellszenen „entzückt“ und bedauert offenbar, daß „die Sujets in Deutschland zu einer Ausgabe auf dem Subskriptionswege zwingen“.

„Man kann den Darlegungen des Verfassers durchweg zustimmen und muß hoffen, daß sie an geeigneter Stelle die Aufnahme finden, die sie angesichts des Ernstes der Lage beanspruchen können. Freilich, das wirklich wirksame Heilmittel zu finden, ist außerordentlich schwierig und ich fürchte, daß es auf dem Wege der Gesetzgebung schwerlich gefunden werden wird. Alle Faktoren bei der Erziehung müßten da mitwirken, in vernünftiger Weise auf die Gesundheit der Geschmacksrichtung hinzuarbeiten. Je geistig gesunder und frischer ein Volk ist, desto weniger wird es vom Schmutz infiziert werden."

Ohne allen Zweifel ist in diesem Augenblicke das Wichtigste und Dringendste: Das christliche Volk soll der Massenvergiftung der Pornographen nicht länger dumpf resigniertes Schweigen entgegensetzen; es soll auch den Behörden und Gerichten, welche zur Eindämmung der Pest bereit wären, eine starke Waffe an die Hand geben: **den einmütigen Protest der großen Volksmehrheit, die noch auf Anstand und Sitte hält**, damit die Pornographen und ihre Schützer nicht länger mit einem Schein von Recht sagen können: „Seht da, es sind nur einige wenige, die Anstoß nehmen; das Volk selbst nimmt kein Aergernis." **Die wirksamste Form des Protestes ist und bleibt aber die Gründung eines Vereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, vor allem in denjenigen Städten, wo das Unheil seine Hauptbrutstätten hat.**

Gewissermaßen als Schlußwort seien noch einige lose Bemerkungen über die „neue Moral", die „moderne sexuelle Ethik" hier angefügt. Denn bewußt oder unbewußt stehen die Kunstsachverständigen und auch die Richter oder Geschworenen, ja sogar ein großer Teil des auf eine gewisse vielverbreitete Presse schwörenden Publikums mehr oder weniger unter dem suggestiven Einfluß der „neuen Moral", welche den sinnlichen Trieben und Gelüsten im Menschen schmeichelt und deshalb für alle, welche keinen absolut festen religiösen und sittlichen Halt haben, außerordentlich verlockend ist. Für die Lehren dieser neuen umgekehrten Moral wird nach den Beschlüssen des Monistenbundes, dem reiche Geldmittel zur Verfügung stehen, fürderhin eine noch weit intensivere und rücksichtslosere Propaganda in Wort und Schrift in Szene gesetzt werden.

Für diejenigen, welche über die wahren Ziele der „neuen Moral" nicht oder nicht hinreichend unterrichtet sind, seien wenigstens einige Umrisse angedeutet. Der verdiente Vorkämpfer der Bewegung gegen die öffentliche Unsittlichkeit, Herr Geheimer Justizrat Roeren, hat am 20. März 1906 in einer Männerversammlung im großen Saale des Gürzenich zu Köln (es handelte sich um eine Kundgebung gegen die Gefahren der Prostitution) die Schlußrede gehalten. Nach dem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 239) führte er folgendes aus:

„Es läßt sich nicht leugnen, daß weite Kreise unserer Bevölkerung von dieser sittlichen Verseuchung ergriffen sind und daß, wenn hier nicht bald etwas Entschiedenes geschieht, der Verfall die Folge sein wird. Von den Vertretern der modernen Ethik wird so oft und gern behauptet, daß vor Jahrhunderten und Jahrtausenden die Sitte auch sehr tief gestanden hätte. Jawohl, die Geschichte erzählt von dem Verfall der Sitten früherer Zeiten und Völker, aber sie erzählt auch, daß dem Verfall der Sitten der Zusammenbruch der Völker gefolgt ist. Aber eins erzählt uns die Geschichte nicht, weil es der Jetztzeit als Eigenart vorbehalten ist, daß man die Unsittlichkeit als solche grundsätzlich preist. Erst der modernen Ethik, der Sexualethik blieb es vorbehalten, die platte Unzucht als ethischen Grundsatz aufzustellen und ein neues Sexualsystem, das der freien Liebe, und die allgemeine Prostitution als das höchste Ideal der Menschheit hinzustellen. Das ist das offen und unumwunden ausgesprochene Ziel der neuen Sexualreform, deren Bestrebungen bereits die weitesten Kreise ergriffen haben. Es erscheinen in der Presse Anzeigen nach Form unserer Heiratsanzeigen, in denen ein Paar ankündigt, daß es fortan in freier Liebe zusammenleben wolle. Diese Erscheinungen mahnen uns, jenen grundstürzenden Bestrebungen, vor denen weder der Bestand der Familie, noch des Staates, noch der Gesellschaft gesichert ist, entschieden entgegenzutreten, damit nicht weitere Kreise irregeführt werden. Hierzu soll die heutige Versammlung das Signal geben, das Signal zur Sammlung aller Kräfte. Hoffen wir, daß alle Männer, die noch sittlich fühlen und denken, dem Rufe folgen und uns die Hand reichen."

Das gleiche Thema berührte ein Vortrag, den der protestantische Prediger Delbrück vor kurzem in der Berliner Pauluskirche hielt. („K. V.", Nr. 173.) Das Thema war: „Die neue ‚Ethik' von Liebe, Ehe und Mutterschutz". Prediger Delbrück führte u. a. aus:

„Die neue Bewegung fördere die freie Liebe und als Konsequenz eine staatliche Erziehung der Kinder.... Die neue Ethik erkenne im Prinzip kein Gut und Böse an, die sage: Wenn der Mensch sich nicht mehr für böse halte, höre er auf, böse zu sein! Nach dem christlichen Prinzip aber hafte der unverheirateten Mutter ein Makel an, denn ein gültiges Gesetz sei verletzt und dem Gesetzesübertreter hafte nun einmal die Schmach an. Die Frau dürfe nur dann dem Manne angehören, wenn sie die Gewißheit habe, daß dieser in dauernder Ehe für sie und ihre Kinder sorgen könne! Ohne das Pflichtbewußtsein dürfe keine Gemeinschaft, also keine Ehe eingegangen werden. Daß im niederen Volke die Begriffe von Moral und Sitte laxer seien, wäre traurig, beruhe aber auf mangelnder Erkenntnis und den oft trüben sozialen Verhältnissen, denen gesteuert werden müsse.... Es geschehe nach Möglichkeit viel, um zu helfen, wo zu helfen sei, aber das Wichtigste zur Hebung der Sitte und Moral müsse die Frau selbst leisten! Sie dürfe sich nicht durch die neuen Lehren auf ein sittlich tieferes Niveau herabdrücken lassen. Die Anschauungen von Sitte und Moral müssen der Frau als Hüterin des Hauses heilig sein!... Die neue Ethik spreche von unehelicher Mutterschaft als von einem Rechte der Natur. Der Christ und Bürger des Staates sage nein! Es handelt sich hier um die Ueberschreitung eines für die Menschheit notwendigen Gesetzes! Der Schutz für Mutter und Kind ist und bleibt nur die Familie."

Um einen kurzen Einblick in die Werkstatt der Propheten des Monismus und der „neuen Ethik" zu gewähren, ihren Ideengang an der Quelle selbst festzustellen, seien aus zwei Vorträgen des Wanderapostels Prof. Forel aus Zürich ein paar charakteristische Sätze herausgegriffen. Die Vorträge fanden am 23. und 24. März 1906 in München statt, der eine auf Veranlassung des „Neuen Vereins"*) im Festsaale des „Bayerischen Hof", der andere auf Veranlassung des „Freidenker-Vereins" in den „Zentralsälen". Am 23. März sprach Forel über „Sexuelle Ethik". Nach dem Berichte der „Münch. Neuesten" (Nr. 142) „empfing demonstrativer Beifall den berühmten Arzt und Gelehrten". Forel führte u. a. aus:

„Die heutige Gehirnwissenschaft gründet im Gegensatz zu Kant und den religiösen Dogmen die wahre menschliche Ethik allein auf die menschliche Natur. Sie erkennt, daß Dogmen und die Gebote der angeblichen Offenbarungen eine aufsteigende Entwicklung der Moral hemmen, und daß die Verheißungen von Lohn und Strafe im Jenseits mit ihrer Spekulation auf den puren menschlichen Egoismus direkt unmoralisch wirken....

Was für Ethik und Pflichtgefühl gilt, das gilt auch von der sexuellen Ethik, man muß nur die alten Ueberlieferungen der Mystik, der Dogmen, der Mode und der Tradition beiseite lassen.... An und für sich ist der Sexualtrieb weder moralisch noch unmoralisch........

Der Sexualtrieb des Menschen ist unendlich viel stärker als zur Fortpflanzung nötig; der Mann dabei polygam angelegt und immer zur Begattung bereit. Die oft ins Ungeheure gehende Züchtung des Sexualtriebes aus Genußsucht ist jedoch ethisch wie hygienisch negativ, ohne daß wir für die ererbten Triebe verantwortlich sind. Im Gegensatz zu Tolstoi sind zwecklose und daher ethisch-indifferente Begattungen zu tolerieren, solange sie nichts schaden, um so mehr, als Glück und gesundes frohes Schaffen oft von einer normalen Triebbefriedigung abhängen.

Damit ist keineswegs gesagt, daß jeder Mensch seinen sexuellen Trieben ohne weiteres nachgehen und sich „ausleben" soll. Dieser Interpretation der freien Liebe kann nicht energisch genug entgegengetreten werden....

Lediglich die erbliche Qualität der Individuen soll bei der Auswahl der Geschlechter maßgebend sein und alle Tüchtigen und ethisch Guten zur starken Vermehrung anspornen. Uebertriebene Häufung der Schwangerschaft dagegen ist durch geeignete Mittel zu vermeiden. So wird die wahre Rassenzüchtung der Zukunft eine bessere, glücklichere Menschheit durch die echte, sexuelle Ethik ins Werk setzen."

Auf die schreienden Widersprüche Forels hinzuweisen, liegt außerhalb des Zweckes dieser Darstellung. „Dem Vortrag folgte lebhafter, langanhaltender Beifall."**)

Ueber „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Moral" gab Prof. Forel am 24. März in den Zentralsälen („auch hier war der Saal überfüllt und ein Beifallssturm erhob sich, als Dr. Forel

*) Ein wachsames Auge gebührt diesem „Neuen Verein", der neuerdings eine Verschwisterung mit der Königlichen Hofbühne anstrebt. Auch Ellen Key hält einen Vortrag auf Veranlassung des „Neuen Vereins". Prenez garde! Es spinnen sich Fäden an. — —

**) Die „Allgemeine Zeitung", welche kurze Zeit in einem gewissen bewußten Gegensatz zu den „Münchner Neuesten Nachrichten" mehr oder minder einen positiv-christlichen Standpunkt hervorzukehren schien, aber neuerdings wieder in alleweg „mit den Wölfen heult" und es mit niemandem zu verderben sucht, versah einen stark purgierten Bericht über Forels „Sexuelle Ethik" mit der wohlwollenden Note: „Alles in allem machte die Versammlung den Eindruck einer Heerschau sittlicher Strebungen auf neuen, rastlosen Wegen. Man mag manches dafür und manches dagegen zu sagen haben. Tröstlich ist Goethes Wort: ‚Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen'."

den Saal betrat und erneuerte sich bei seinem Erscheinen auf dem Podium") u. a. folgende Sätze zum besten:

„Die überlieferte religiöse Moral der Gottesgebote auf Grund angeblicher Offenbarungen mischt sich verwirrend dazwischen ... Wir aber stellen uns auf den Standpunkt des reinen, wissenschaftlich Erkennbaren, dem menschlichen Verstande Zugänglichen. Wir müssen daher alle angeblich göttlichen Gebote, alle übernatürlichen und angeblich geoffenbarten Elemente aus der rein menschlichen Ethik ausmerzen...

Es gibt also zwei Dinge im Begriffe der Moral: 1. das Pflichtgefühl .... 2. die Ethik ....

So gelangen wir zu der Moral der Zukunft, die durch Erziehung und Zuchtwahl, Vernunft und Wissenschaft in Einklang zu bringen ist mit erblichen altruistischen Gefühlen. Letztere sind nur den guten sozialen Objekten zuzuwenden. Diese Moral wird dann eine Stufe höher stehen als die christliche Moral. ... So muß die wissenschaftliche Revision der Moral beschaffen sein. Jeder sei Mitarbeiter und arbeite mit für eine bessere und glücklichere Menschheit der Zukunft. Im Bewußtsein der getanen Pflicht wird er dann ruhig sterben ohne die Hilfe eines nach menschlichem Ebenbilde vorgestellten Gottes und noch weniger diejenige einer seiner irdischen Anwälte. Er wird sich auch wenig um ein zukünftiges Leben seines lieben Ich nach dem Tode kümmern. Wer an ein Leben nach dem Tode glaubt, kann es sich nur menschlich und irdisch vorstellen. Niemand ist davon zurückgekehrt und hat uns eine Schilderung des Paradieses und der Hölle hinterlassen. ... Uns genügt das Ueberleben unserer guten und nützlichen Taten. Lebe ich nicht genug in meinen Kindern, Kindeskindern und Geschwisterkindern weiter? Leben wir fleißig, sozial und nützlich. Dann können wir gelassen und zufrieden die ewige Ruhe unseres Ichs antreten. Wer aber mehr und Ueberirdisches zu verdienen glaubt, der behalte wenigstens seine Wünsche im Heiligsten seines persönlichen Glaubens und seines direkten Verkehrs mit der göttlichen Allmacht — und verschone die Gesellschaft damit."

Der in den letzten Worten versteckte beißende Hohn kann nur noch von der Unduldsamkeit übertroffen werden, welche im Namen einer noch relativ kleinen Gruppe „die Gesellschaft" mit allen Mitteln für ihre neue Lehre zu gewinnen sucht, dagegen dem Großteil der Menschheit, der noch an einen Gott glaubt und auf ein Jenseits hofft, jede Einwirkung auf „die Gesellschaft" verbieten will.

Es gibt leider nur zu viele, welche vom Monismus und der „neuen Moral" nicht viel mehr als den Namen kennen und darum die furchtbare Gefahr, welche namentlich der heranwachsenden Jugend aus dieser Bewegung droht, nicht begreifen. Gedankenlos werden in christlichen Familien Zeitungen gehalten und gelesen, welche fast täglich an irgendeiner Stelle, in irgendeiner Form die Sache des Atheismus führen und die Offenbarungsreligion verspotten, und andere Zeitungen, welche eine „wohlwollende Neutralität" beobachten. Wenn jemals, so ist es hier an der Zeit, alle verantwortlichen Faktoren in Kirche und Staat, Gesellschaft und Familie auf die Schanzen zu rufen mit dem alten Warnungssignal: Videant consules!

Vom 7. Vertretertag der Windthorstbunde.

Von

Dr. H. Müser, Köln.

Still und ohne äußeres Gepränge, wie es seinem ernsten Charakter entspricht, hat der Verband der Windthorstbunde Deutschlands in den Tagen vom 5.—8. Mai in Berlin seinen 7. Vertretertag abgehalten, der zweifellos für die Entwicklung der Bundessache und die Ausdehnung der Bundesbewegung von großer Bedeutung gewesen ist und sein wird. Ein Vertretertag in der Reichshauptstadt, in der Stadt, wo unser seliger Führer Windthorst so lange gearbeitet und gewirkt, so viel geleistet und erreicht hat, vor den erwählten Führern des Zentrums im Reichstage und Landtage — das war ein Gedanke, der schon vor zwei Jahren in Münster auftauchte und bei allen Delegierten lebhaften Anklang fand und der dann gemäß Beschluß des vorigjährigen Kölner Vertretertages in diesem Jahre verwirklicht wurde. Wohl fehlte es nicht an ängstlichen Gemütern, die das Gelingen eines Vertretertages in Berlin glaubten in Zweifel ziehen zu müssen. Aber was hat sich gezeigt? Die diesjährige Tagung hat, nicht zuletzt dank der von den Berliner Windthorstbunden getroffenen umfassenden Vorbereitung, einen ausgezeichneten Verlauf genommen; ja, wir können wohl, ohne die Bedeutung irgend einer früheren Generalversammlung zu verkennen, sagen, daß sie den Höhepunkt in der Reihe der Vertretertage darstellt. Noch auf keinem Delegiertentage waren so viele Bunde vertreten wie auf dem diesjährigen, und noch an keinem haben sich so viele hervorragende Parlamentarier und Parteiführer beteiligt, wie es in Berlin der Fall war. Welche Stadt auch, die bis jetzt einen Vertretertag hatte, hätte so viel Anregung jeglicher Art, besonders aber in politischer Beziehung, geben können wie gerade die Reichshauptstadt? Was Wunder also, daß aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes die Windthorstbündler herbeieilten, um an dem Vertretertage teilzunehmen, alle durchdrungen und beseelt von dem Gedanken und dem Wunsche, mitzuwirken an der Förderung der Bundessache und der Hebung des Verbandes. Und das Zeugnis wird keiner, der am Vertretertag teilgenommen hat, den Delegierten versagen können, daß sie fleißig gearbeitet und mit Begeisterung und Ausdauer sich an den Verhandlungen und Beratungen beteiligt haben, die namentlich durch die Hilfe der Abgeordneten gute positive Resultate zutage gefördert haben.

Der diesjährige Vertretertag hat gezeigt, daß die Windthorstbunde so ziemlich die Kinderschuhe abgestreift und die Kinderkrankheiten, über die früher hie und da wohl geklagt wurde, überwunden haben. Die finanziellen Verhältnisse des Verbandes wie der einzelnen Verbandsvereinigungen sind geregelte; überall in den Bunden herrscht ein reges Leben, fast durchweg wird planmäßig und systematisch gearbeitet, infolgedessen auch die erzielten Erfolge größer und bedeutender geworden sind; durch ihre positiven Leistungen haben sich manche Windthorstbunde die Anerkennung der leitenden Parteikreise errungen. Nicht überall freilich bringt man in den Zentrumsreihen den Bunden Verständnis und Unterstützung entgegen, wohl weil man nicht die Wichtigkeit der zeitigen politischen Organisation und Schulung der jungen Männerwelt für die Partei erkennt. Noch nehmen die Windthorstbunde und der Verband nicht die Stelle ein, die ihnen ihrer Bedeutung nach zukäme. Zu sehr stehen ihnen viele Parteigenossen, wenn auch nicht direkt ablehnend, so doch gleichgültig gegenüber. Hoffentlich wird der Berliner Vertretertag gerade in dieser Beziehung eine wirksame Aenderung herbeiführen. Denn hier ist wieder klar zum Ausdruck gekommen, daß die Windthorstbunde nichts anderes sind und sein wollen als die politische Vorschule des Zentrums, daß sie keine eigene Politik treiben, sondern den Zentrumsgedanken innerhalb der jüngeren Generation verbreiten und vertiefen, daß sie besonders die jungen Männer sammeln, sie politisch im Sinne des Zentrums schulen und zur politischen Tätigkeit und Arbeit erziehen wollen, wie Herr Abgeordneter Justizrat Dr. Karl Bachem in seinem ausgezeichneten Referate über „das Verhältnis der Windthorstbunde zur Zentrumspartei und ihre Arbeit für diese" feststellte. Wenn dem aber so ist, so war es fast selbstverständlich, daß die Bunde in der Reichshauptstadt — und darin liegt die Hauptbedeutung des diesjährigen Vertretertages — engeren Anschluß an die Zentrumsfraktionen fanden. Die Jugendorganisation der Windthorstbunde gehört zur Partei. In Berlin ist dies von autoritativer Seite betont worden; es ist erklärt worden, daß die Zentrumsfraktionen die Bedeutung der Windthorstbunde für die Zukunft der Partei wohl würdigen und anerkennen, daß sie die Bestrebungen der Bunde und des Verbandes durchaus billigen und daß sie eine positive Unterstützung der Bundessache durch die Parteiangehörigen dringend wünschen.

In Zukunft wird sich also kein Parteiangehöriger für seine ablehnende oder doch gleichgültige Stellung gegenüber den Windthorstbunden darauf berufen können, daß sie mit der Partei nichts zu tun hätten. In Berlin haben sie von kompetentester und maßgebendster Stelle gewissermaßen die Sanktion erhalten. Wenn also die Führer des Zentrums die Windthorstbunde und ihre Tätigkeit als bedeutungsvoll für die Zukunft der Partei anerkannt haben, dann ist wohl Hoffnung vorhanden, daß künftighin sämtliche Parteiangehörige sich der Bundessache warm und kräftig annehmen, daß sie die Bunde unterstützen und dafür sorgen, daß möglichst viele junge Männer aus allen Ständen sich in den Windthorstbunden vereinigen, damit sie hier sich gegenseitig kennen und verstehen lernen, sich politisch ausbilden und schulen, um dereinst als ganze Männer und überzeugungstreue Zentrumsangehörige die Führung übernehmen zu können. Denn wer könnte sich auf die Dauer der Einsicht verschließen, daß eine rechtzeitige Organisation und politische Schulung der Jugend, die so leicht ihre Kräfte zu zersplittern geneigt ist und durch so mancherlei Ablenkungen von der Beschäftigung mit politischen Fragen abgehalten wird, überaus wichtig ist für die Zukunft der Zentrumspartei, ja notwendig ist, soll das Erbe

das unsere Väter uns hinterlassen haben, erhalten und vermehrt werden.

„Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errungenes zu erhalten!“

Diese Mahnung, die auf einer der Sockelseiten des Kriegerdenkmals zu Leipzig zu lesen und dort mit Beziehung auf die politische Gestaltung des Reiches gemeint ist, gilt auch den Zentrumsangehörigen, besonders aber der Zentrumsjugend. In schwerer Zeit, nach harten Kämpfen und mühevollem Arbeiten haben unsere Ahnen im Zentrum ein Werk geschaffen, das zu erhalten und zu festigen unsere, der Enkel, Aufgabe und Pflicht ist. Wohl mag die Erfüllung dieser Aufgabe manchmal schwer erschienen sein. Wo wären die Männer, die mit gleicher Einsicht und Kraft wie ein Windthorst, von Mallinckrodt usw. die Führung des Volkes zu übernehmen, mit derselben Energie die Rechte des Volkes und die Freiheit der Kirche zu wahren und zu verteidigen vermöchten! Solche Helden, wie die Männer waren, die in schwerer, aber glorreicher Zeit das Zentrum schufen, bringt das Jahrhundert nur einmal hervor. Nun sie abberufen sind, müssen wir, die schwachen Nachkommen, ihr Erbe übernehmen, es kräftigen und erweitern. Nur dann aber wird uns dieses gelingen, wenn wir in Treue und Einigkeit zusammenstehen, wenn wir uns durchdringen lassen von dem Geiste unserer Ahnen und mit derselben Ausdauer arbeiten und tätig sind wie sie. Und dies wird uns um so leichter sein, als sie uns den Weg gewiesen haben, den sie selbst gewandelt und auf dem wir weiterschreiten sollen. Und dieser Weg ist nicht dunkel, er ist erhellt durch das Licht, das von jenen Helden wie von leuchtend niedergehenden Meteoren ausgeht. Denn

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.“

Aber trotzdem der Weg vorgezeichnet und erleuchtet ist, scheuen sich doch so manche ihn zu betreten und auf ihm zu wandeln. Sie erkennen ihn wohl als den richtigen, aber sie halten sich auf Seitenwegen auf. Wie viele gibt es, die wohl die Richtigkeit der Zentrumsidee und die Erhabenheit der Zentrumsgrundsätze erkennen, sich aber nicht dazu verstehen können, dieser ihrer Ueberzeugung auch nach außen hin Ausdruck zu geben, entweder weil sie zu bequem oder weil sie von Menschenfurcht erfüllt sind! Die Menschenfurcht und die Bequemlichkeit sind wohl die schlimmsten Feinde, die im eigenen Lager überwunden werden müssen. An sie und ihren verderblichen Einfluß dachte unser seliger Führer Windthorst wohl, wenn er vom Zentrum sagte: von seinen Feinden nie besiegt, aber von seinen Freunden verlassen. Wollen wir, daß der zweite Teil dieses Ausspruches nie zur Wahrheit werde, dann müssen die beiden gekennzeichneten Feinde bekämpft werden. Und soll dieser Kampf erfolgreich sein, dann müssen wir vor allem zwei Mittel anwenden: Organisation und politische Schulung. Durch jene werden die Lauen und Lässigen auf den rechten Weg gebracht, und durch diese werden sie ermutigt und gestärkt, trotz der Verlockungen von rechts und links, auf diesem Wege zu bleiben, auf ihm voranzuschreiten und auch andere auf ihn zu ziehen.

Die **Windthorstbunde** wollen mit Hilfe der angegebenen Mittel die bezeichneten Feinde besonders **innerhalb der Jugend** bekämpfen. Das ist ja von der größten Wichtigkeit und Bedeutung, daß die jungen Parteiangehörigen angeleitet und herangezogen werden zur politischen Betätigung und Arbeit, daß sie eindringen in die Zentrumsgrundsätze, den Zentrumsgedanken erfassen, mit vollem Bewußtsein sich ihre politische Ueberzeugung bilden, daß sie angehalten werden, ihre christliche und politische Ueberzeugung offen und frei zu bekennen, und daß sie fähig und imstande sind, die Angriffe gegen diese, von welcher Seite sie auch kommen mögen, mit Erfolg zurückzuweisen und abzuwehren. „Jung gewohnt — alt getan.“ Wenn möglichst viele junge Männer aus allen Ständen in den Windthorstbunden sich vereinigen und dort ihre politische Schulung durchmachen, dann werden bald die Klagen über die politische Lauheit und Lässigkeit, die jetzt so oft laut werden, verstummen. Auf dem Vertretertag der Windthorstbunde in Berlin haben sich die Delegierten neue Begeisterung für die Bundessache geholt, die sie auch auf ihre Bunde übertragen. Mit frischer Kraft und neuem Mut werden diese an die Arbeit gehen und die Agitation betreiben. Mögen ihre Bestrebungen überall in Parteikreisen unterstützt werden im Interesse des Zentrums und der von ihm vertretenen Sache!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Erntefest im Reichstag.

Gewaltige Stücke Arbeit hat der Reichstag in den letzten Wochen geleistet. Er war nicht bloß beschlußfähig im arithmetischen Sinne, sondern von überraschender Beschlußkraft und Beschlußfreudigkeit. Die umfangreichsten und schwierigsten Sachen wurden so flott und glatt erledigt, daß der durchschnittliche Zeitungsleser kaum mitkommen konnte. Allerdings auf Grund von sehr fleißigen Vorarbeiten; der Vorwurf der Ueberstürzung, den die unterliegende Opposition gern zur Rückzugskanonade gebraucht, war nicht einmal gegenüber dem Steuerbukett berechtigt, denn der Worte waren wirklich in der Kommission übergenug gewechselt.

Die jüngste eruptive Fruchtbarkeit des Reichstages erinnert an die imposanten Tage des Entscheidungskampfes um den neuen Zolltarif; ältere Semester werden auch der dritten Lesung der Bismarckschen Zoll- und Steuerreform von 1879 gedenken, bei der Windthorst als Referent fungierte und ohne allen Aktenstaub die vom Zentrum getroffene Verständigung über die künftigen Grundlagen der Reichspolitik aufbaute. Die Schlußberatung ging im Jahre 1879 auch recht schnell vonstatten, obschon damals die Umwälzung der ganzen parlamentarischen und innerpolitischen Verhältnisse viel größer war als jetzt. Die Aehnlichkeit der Situationen liegt darin, daß damals das Zentrum zum ersten Male seine Pflichttreue und seinen Wagemut bekundete durch das entscheidende Eintreten für ein Werk, das sich im Volke keineswegs einer allgemeinen Beliebtheit erfreute und durch die Erhöhung der Lasten sowie durch manche rauhe Einzelheit der gegnerischen Agitation viel Anhaltspunkte bot, und daß jetzt abermals das Zentrum in der Ueberzeugung von der Reichsnotwendigkeit die Verantwortlichkeit für neue Steuern gegenüber einer rücksichtslosen demagogischen Agitation pflichtgetreu und wohlgemut auf seine Schultern nimmt. Das Wagnis Windthorst-Franckenstein von 1879 hat sich glänzend bewährt; nach unserer Ansicht stecken da die Wurzeln aller späteren Erfolge des Zentrums. Zu dem Eintreten für den jüngsten Zolltarif war längst nicht soviel Spannkraft des Urteils und des Willens nötig, wenn auch das äußere Kampfgetöse durch den sozialdemokratischen Obstruktionsversuch viel ärger erschien. Die soeben abgeschlossene Steuerreform entbehrt wiederum der pikanten Zutat der Obstruktionskämpfe; aber dagegen waren hier die inneren Schwierigkeiten in gewisser Hinsicht größer als bei dem in festen Gleisen sich bewegenden Zolltarif. Der Reichstag mußte sozusagen auf ungebahnten Wegen mit der Wünschelrute in der eigenen Hand, von der Regierung nicht geführt, sondern nur begleitet, die Auffspürung von Steuerquellen betreiben. Die Verantwortlichkeit fällt deshalb in noch höherem Maße als sonst unmittelbar auf den Reichstag und nach dem Willen der bereit stehenden Agitatoren besonders auf das Zentrum. Die Fraktion aber hat ein festes Vertrauen auf die Einsicht ihrer Wähler, und sie darf es haben, da allen Urteilsfähigen klar zu machen ist, wie das vollendete Werk **notwendig** war zur Erhaltung der inneren Wohlfahrt und des Ansehens des Reiches in der Welt, und wie es trotz gewisser Schönheitsfehler und kleiner Härten eine Wohltat für das Volk ist, da es Sicherheit gewährt vor **schlimmeren** Steuern, die bei weiterem Anwachsen der Finanznot in Aussicht standen.

Bei der dritten Lesung richtete die Opposition von links ihren Hauptangriff gegen den Fahrkartenstempel, von dessen Unpopularität sie sich goldene Wahlberge verspricht. Man wollte auch noch die süddeutschen Bundesstaaten in letzter Stunde vor den sozialdemokratisch-freisinnigen Sturmwagen spannen. Der Liberalismus trieb dabei eine nicht mehr ungewöhnliche Politik à deux mains. In Berlin arbeiteten die Nationalliberalen positiv mit, um nicht die Verantwortlichkeit für das wachsende Reichselend zu tragen, und in München leistete sich der Kammerliberalismus eine Demonstration gegen den integrierenden Teil der Finanzreform, um sich womöglich einen Anteil an der agitatorischen Jagdbeute der Sozialdemokratie zu sichern. Das Ergebnis dieses pactum leoninum können wir ruhig abwarten. Die bayerische Regierung war klug genug, sich nicht gegen den Fahrkartenstempel aufhetzen zu lassen. Für die unteren Volksschichten tritt ja überhaupt keine Verteuerung des Reisens ein, und die von dem Zuschlag betroffenen Klassen werden gewiß erkennen, daß dieser kleine Fahrkartenstempel doch ein viel geringeres Uebel ist als eine Erhöhung der direkten

Steuern, die bei dem Anwachsen der Matrikularbeiträge unvermeidlich gewesen wäre.

Uebrigens möchten wir in dem Verzicht auf die Obstruktion das Zugeständnis erblicken, daß sich die Linke von der Agitation wegen der neuen Steuern in Wirklichkeit nicht so viel verspricht, wie ihre Wortführer jetzt ankündigen. Schaden kann es aber nicht, wenn überall in unseren Vereinen und Versammlungen sowie in unserer Presse das Volk gründlich über die wahre Natur und die großen Vorteile der Finanzreform aufgeklärt wird.

Dabei ist auch besonders hervorzuheben, daß es gelungen ist, den Angriff der Regierung auf die Klausel Franckenstein abzuschlagen. Im Mantelgesetz ist zur Erleichterung der zahlungspflichtigen Einzelstaaten eine gewisse Stundung der über 24 Mill. hinausgehenden ungedeckten Matrikularbeiträge vorgesehen, aber die Solidarität der Bundesstaaten mit den Reichsfinanzen bleibt als Hort der Sparsamkeit und der föderativen Gleichberechtigung bestehen und ebenso das volle Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags, für den gerade die Matrikularbeiträge die wichtigste und einzig durchschlagende konstitutionelle Garantie bieten.

Die prompte Erledigung der Finanzreform hat es möglich gemacht, daß noch vor der sommerlichen Vertagung das Flottengesetz und die Militärpensionsgesetze endgültig verabschiedet werden können, was von erheblichem praktischen und moralischen Wert ist.

Die zahlreichen kleineren Früchte des Reichstagsfleißes lassen sich hier nicht alle aufzählen. Aber die glückliche Lösung der Diätenfrage muß hervorgehoben werden. Nicht wegen der Silberlinge an sich, sondern aus zwei höheren Gesichtspunkten. Erstens hat die Regierung durch das Eingehen auf den Wunsch nach allgemeiner Freifahrt und auf Einschränkung der Absenzbuße abermals gezeigt, daß sie zum freundlichen Zusammenarbeiten mit „diesem" Reichstag sehr gut disponiert ist; die fruchtbare Eintracht ist von größtem Werte. Zweitens hat der Reichstag durch die endlich erreichte Entschädigung die Möglichkeit und einen starken Antrieb erhalten, fortan regelmäßig so flott und ergiebig zu arbeiten wie in den jüngsten fruchtbaren Wochen. Die Gewählten, die Kandidaten für die künftige Wahl und alle verständigen Wähler müssen vereint dahin wirken, daß jetzt eine neue Aera in der Arbeitsmethode des Parlaments anbricht. Der Geist und die Richtung der parlamentarischen Arbeit können im großen und ganzen so bleiben, wie sie schon waren; wenn nur in der Toleranzfrage, die bis zum Herbst vertagt wurde, die alten Kartellparteien etwas mehr Verständnis und Rücksichtnahme auf die Katholiken zeigen und auch dort die in anderen Sachen so schön erprobte Waffenbrüderschaft der positiven Parteien gelten lassen wollen.

Der Stichwahl-Triumph des französischen Blocks.

Im ersten Wahlgang hatte der Block 22 Mandate gewonnen; bei den Stichwahlen hat er nach den bisherigen Nachrichten noch 35 erobert. Die Rechte hat also 57 Mandate abgeben müssen; die Verschiebung des Stimmenverhältnisses in der Kammer beträgt 114 Stimmen. Die Niederlage fängt an vernichtend auszusehen. Für die Nationalisten ist tatsächlich schon der Anfang vom Ende angebrochen, da alle ihre Matadore, sogar Déroulède selbst und der Oberst Marchand, auf der Walstatt geblieben sind. Die Franzosen sind ein suggestives Volk; der halbe Erfolg des Blockes im ersten Wahlgange hat gewiß viele neue Mitläufer für den zweiten Wahlgang gewonnen. Aber die überraschende Größe des letzten Erfolges zeigt doch, daß es bei den oppositionellen Parteien mit der Organisation und der moralischen Kraft jämmerlich bestellt war. Wer sich durchaus trösten will, mag ja auf das stellenweise Anwachsen der Stimmen für die katholischen Kandidaten hinweisen. Aber was ist das im Verhältnis zu der aufrüttelnden, ja aufpeitschenden Kraft, die nach unserem Gefühl in dem Trennungsgesetz und den sonstigen Kulturkampfsmaßregeln liegen mußte. Die Kulturkämpfer haben jetzt die volle Macht und das freieste Feld; sie sind durch den sozialrevolutionären Flügel jetzt noch weniger geniert als früher. Diese Lage wird der Hl. Stuhl gewiß mit in Betracht ziehen, wenn er nunmehr die vorsichtig hinausgeschobene Entscheidung über das Verhalten gegenüber dem Trennungsgesetz trifft. Möge dem Hl. Vater Pius X., der zurzeit an einem Gichtanfall darniederliegt, in dieser schweren Zeit bald die volle Gesundheit wiedergegeben werden. Die „älteste Tochter" wird zum Sorgen- und Schmerzenskind. Germania docet, aber in Frankreich findet es nur vereinzelte Schüler.

Vor den Wahlen in Belgien.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Am 27. Mai finden in Belgien Kammerwahlen statt. Die Kammer wird nie ganz, sondern alle zwei Jahre zur Hälfte erneuert. In diesem Jahre schreitet man in den Provinzen Antwerpen, Brabant, Westflandern, Luxemburg und Namur zu Neuwahlen. Sie betreffen 85 Kandidaten, und zwar 53 Katholiken, 20 Liberale und Radikale, 11 Sozialisten und einen Daensisten, d. i. den auf Irrwege gelangten Priester Daens, dessen Partei mit der Opposition ein Wahlbündnis abschloß. Die belgische Kammer zählt 166 Mitglieder, nämlich 93 Katholiken, 43 Liberale, 28 Sozialisten und zwei Daensisten. Die Mehrheit der Katholiken beträgt mithin 20 Mandate. Die Opposition verkündet aller Welt, sie werde am kommenden Sonntag mindestens 11 Mandate erobern und somit die seit 21 Jahren das Ruder führende katholische Mehrheit sprengen. Die Katholiken glauben an diesen Sturz nicht, weil im Lande keine ausgesprochene Feindseligkeit gegen die jetzige Regierung besteht.

Der unparteiische Beobachter muß zugeben, daß es unter katholischem Regime um das Wohl der Nation keineswegs so schlecht bestellt ist, wie es in der katholikenfeindlichen Presse ausposaunt wird. Die da verschrieene klerikale Intoleranz ist ein Märchen. Neulich sagte uns ein Stationsvorsteher: „Wenn man katholisch ist, geht's mit dem Fortkommen in der belgischen Eisenbahnverwaltung schlecht." Solche Beispiele sind nicht selten. Sie beweisen einfach, daß nach zwanzigjähriger katholischer Mehrheit die oberen Staatsbeamten noch katholikenfeindlich sind und die ihnen selbst gezeigte ministerielle Langmut zu Quälereien der Unterbeamten mißbrauchen. Auf sozialem Gebiete brachte die Mehrheit eine ausgedehnte Gesetzgebung zustande, die der französische Volkswirt Payen die vollständigste Europas nannte. Die Gehälter der niederen Beamten wurden bedeutend aufgebessert. Den unter Waffen stehenden Soldaten und ihren Eltern zahlt man Entschädigungen für den Verlust an Arbeitskräften. Zölle auf eine ganze Reihe Lebensmittel wurden entweder ganz abgeschafft oder doch in großem Maße herabgesetzt. Wirtschaftlich erlebte das Land, wie die letztjährige Jubelfeier gezeigt, einen ungeahnten Aufschwung. Die Staatsfinanzen lassen nichts zu wünschen übrig. Im ganzen Lande herrscht überdies Ruhe, was bei den jetzigen revolutionären Wühlungen nicht zu unterschätzen ist.

Damit soll nun aber keineswegs behauptet werden, alles sei vollkommen in Belgien. In manchen sozialen Gesetzen dürfte man hie und da Halbheiten entdecken. Die in dem letzten Parlamente von der Mehrheit bezüglich der Antwerpener Kreditvorlage eingeschlagene Richtung stand vielleicht auch nicht ganz im Einklang mit den Wünschen der Nation. Wenn man bedenkt, daß das neue Berggesetz seit Jahren auf Verabschiedung wartet und im Mai noch eine ganze Reihe Etatsberatungen für 190[illegible] ausstanden, kann man sich der Annahme nicht erwehren, es habe manchmal an der entschlossenen Mehrheit gefehlt. Allzulang hat sich die katholische Mehrheit in engherzigen veralteten Konservatismus eingehüllt. Sie hat gegen die demokratischen Elemente der eigenen Partei Kämpfe geführt, die nicht zu ihren Gunsten stimmen. Heute sind diese Zwiste allerdings glücklicherweise beigelegt. Von den Preßfehden unter Katholiken merkte man in der jetzigen Wahlperiode nichts mehr; ja in einzelnen Distrikten, wie z. B. in Namur, haben die Konservativen zugunsten der Demokraten ihre Kandidaten hintenangestellt. Ein frischerer Hauch weht also endlich im katholischen Lager. Allein die bisherige Uneinigkeit hat trotzdem die Durchführung gewisser demokratischer Reformen vertagt.

Hier griffen die Oppositionsparteien ein, um mit einem in etwa handgreiflichen Programm an die Oeffentlichkeit zu treten. Dasselbe weist drei wesentliche Punkte auf, die grundsätzlich auch ein Katholik unterschreiben kann, nämlich Schulzwang, persönliche Wehrpflicht und allgemeines gleiches Stimmrecht. Wie es um den Schulzwang steht, haben wir früher an dieser Stelle erörtert. Was die Militärreform anbetrifft, wäre es ja wünschenswert, daß das zum Schutz des vom deutschen Gesandten in Antwerpen ersehnten „starken Belgiens" dastehende Heer die persönliche Wehrpflicht aufweise; allein die Katholiken sind der Ansicht, für diese Reform sei im Lande keine Mehrheit vorhanden und die jetzige militärische Organisation genüge überdies den Forderungen der Neutralität wie der inneren Sicherheit. Dem dürfte wohl so sein. Erst kürzlich sprach sich die liberale Gazette über die geplante Militärreform recht skeptisch aus.

Jedenfalls haben die Oppositionsparteien in diesem Punkte so grundverschiedene Ansichten, daß an die Durchführung eines einheitlichen Programms ihrerseits nicht zu denken ist. Zwischen dem kostspieligen Militarismus der Liberalen und der bewaffneten Nation mit Unkostenverringerung der Sozialisten ist die Kluft zu groß. Aehnlich steht es mit der Wahlreform. In Belgien ist jeder 25 Jahre alte Staatsbürger berechtigt, eine Stimme abzugeben. Familienväter, gewisse Beamte und akademisch Gebildete haben eine Stimme mehr. Neben solchem bis zu drei Stimmen gehenden Pluralvotum besteht die Proporzwahl mit Listenskrutinium. „Ein Mann, eine Stimme mit 21 Jahren" ist das Programm der Sozialisten. Nur mit Schrecken denken die Liberalen an diese Reform. Das ist leicht begreiflich; sie würde nämlich für den Liberalismus Selbstmord bedeuten. Sie hoffen denn auch mit einigen Umsprüngen an dem bitteren Kelch vorbeizukommen.

Alles in allem genommen, haben also die Blockparteien, — denn man bildete für den heutigen Wahlkampf den „antiklerikalen Block" — kein einheitliches Programm; oder besser gesagt, das in den oben erwähnten drei Punkten zusammengefaßte Wahlmanifest ist nur ein Aushängeschild zum Bauernfang. Das *wirkliche* Programm des belgischen Block muß anderswo gesucht werden. Offizielle Erklärungen der Parteiführer lassen uns darüber keinen Zweifel. Sie zeigen uns, warum der liberale Blaubart der roten Mariana so fest unter die Arme greift. Die Sozialisten **Vandervelde** und **Destrée** haben unumwunden eingestanden, daß von einer katholischen Regierung auf sozialem Gebiete mehr zu gewärtigen sei als von den Liberalen. Warum *bekämpfen* sie denn diese Regierung? „Weil es mit ihr unmöglich ist, das sozialistische Programm zu verwirklichen", ist die Antwort. Das heißt doch wohl zu deutsch, daß die katholische Fraktion als einzige Ordnungspartei dem Umsturz einen soliden Damm entgegensetzt und die Liberalen dem Kollektivismus *ohnmächtig* gegenüberstehen. Und warum fördern die Liberalen, die sich stets als Ordnungspartei aufspielten, so offen den Sozialismus? Weil sie hoffen, den vierten Punkt ihres Programmes, von dem sie vorläufig wohlweislich schweigen, durchführen zu können, nämlich die „Bekämpfung der klerikalen toten Hand", d. i. mit anderen Worten, die Katholikenverfolgung à la Combes. Hier haben wir das wirkliche Programm des Blocks: „**Umsturz und Katholikenfresserei**" ist die Parole. Hoffentlich werden am 27. Mai die Wähler ein derartiges Programm von sich weisen und der Partei, die seit 20 Jahren Ordnung, Friede und Gewissensfreiheit aufrecht erhielt, ohne den wirtschaftlichen Fortschritt des Landes zu vernachlässigen, ihr *Vertrauen* erneuern und wird diese Partei durch gesunde christlich-demokratische Politik solches Vertrauen auch fürder verdienen.

Der Streik in Witkowitz.

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Zu den Industrieortschaften, welche mit Mährisch-Ostrau an der schlesischen Grenze eine Großstadt mit ausschließlich Kohlenbergbau und Eisenindustrie bilden, gehört auch **Witkowitz**, die größte im Privatbesitz befindliche Unternehmung auf dem Gebiete der **Eisen- und Kohlenbergbau-Industrie Oesterreichs**, Eigentum des **Wiener Hauses Rothschild**. Diese Werke umfassen eine Hochofenanlage mit Koksanstalt, ein Gußstahlwerk, Walzhütten, Puddelanlagen, ein Röhrenwalzwerk, eine Maschinenfabrik mit Eisengießerei, eine Brückenbauanstalt, eine Schamottefabrik mit Ringofenziegelei zum Bedarf für die eigenen Oefen in Witkowitz und die Hochofenanlage Sofienhütte in Mährisch-Ostrau. Dazu eine eigene Gasanstalt und ein Elektrizitätswerk, welches auch einen Teil der Stadt mit Licht und Kraft versorgt, und eine Werkseisenbahn, welche alle die großen Anlagen untereinander verbindet.

Zu diesen industriellen Etablissements gehören natürlich auch technische und kommerzielle Bureaus mit Wohnungen für die Beamten und die Arbeiter. Von der großen Ausdehnung dieses Werkes kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man vernimmt, daß jährlich rund 14 Millionen Meterzentner Kohle und Koks verbraucht und täglich 9000 Meterzentner Roheisen erzeugt werden. Dazu sind 14,000 Arbeiter beschäftigt, welche einen Wochenlohn von 350,000 K verdienen. Daraus kann man aber auch ersehen, welche materiellen Folgen ein allgemeiner Streik in Witkowitz haben muß. Nicht nur der Entgang von rund 56,000 K täglichen Lohnes, der doch auch bei Kaufleuten und Gewerbetreibenden verausgabt wird, bedroht ganze bürgerliche Branchen in ihrer Existenz, sondern es leiden darunter auch die anderen Kohlenwerke, welche bei Verminderung des Bedarfes auch die Produktion verringern müssen, und es leiden darunter jene zahlreichen kleinen Fabriken, welche Roheisen und Halbfabrikate aus Witkowitz beziehen. Ein längerer Streik muß also zur Arbeitseinstellung oder wenigstens Reduzierung in vielen anderen Werken führen.

Neben der Größe seiner Ausdehnung zeichnet sich das Witkowitzer Werk aber auch noch durch die geradezu großartigen Wohlfahrtseinrichtungen für seine Arbeiter aus; es dürfte kein Werk in Oesterreich damit wetteifern können. Die Arbeiter haben das auch stets anerkannt; berechtigte Forderungen wurden von der Direktion bereitwillig erfüllt, so daß z. B. die Witkowitzer Arbeiter die bestgezahlten der ganzen Eisenbranche sind. Dafür herrscht aber dort ein patriarchalisches System, welches keine Organisation anerkennt, ja nicht einmal eine solche duldet. Das geht sogar so weit, daß bisher niemals die Witkowitzer an der Feier des 1. Mai sich beteiligt haben; ja, als am 28. November 1905 die Arbeiter ganz Oesterreichs ihre Wahldemonstrationen veranstalteten, an der in Mährisch-Ostrau 50,000 Leute sich beteiligten, blieben die Witkowitzer in der Arbeit, denn die Direktion duldet auch keine politische Agitation auf ihrem Gebiet. Das hatte aber zur Folge, daß im geheimen für eine sozialdemokratische Organisation eifrigst agitiert wurde, und als heuer der 1. Mai heranrückte, waren von den Witkowitzern mindestens schon 10,000 Arbeiter sozialdemokratisch und einige Tausend auch tschechisch-sozialistisch organisiert. Das reizte die Führer zu einer Machtprobe, und als die Direktion die Beteiligung an der Maifeier verbot, legten die Organisierten die Arbeit nieder und feierten am 1. Mai. Darauf antwortete die Direktion mit der sofortigen Entlassung der 400 Vertrauensmänner, die erst nach sechs Wochen wieder angestellt werden sollten, um auf diese Weise die Disziplin in ihren Anstalten aufrecht zu erhalten. Infolgedessen traten alle Organisierten in den Streik und verhinderten die etwa 1800 Arbeitswilligen an der Arbeit, nur jene zur Arbeit lassend, welche unbedingt nötig waren, wenn nicht das ganze Werk zum Stillstand gebracht werden sollte.

Rothschild jedoch, pochend auf seine schier unbegrenzte Finanzmacht, dem es auf den Ausfall einiger Millionen ja nicht ankommt, ordnete die völlige Stillegung des gesamten Witkowitzer Werkes an, mit Ausnahme des auch öffentlichen Zwecken dienenden Elektrizitätswerkes. Die Koksöfen wurden ausgeblasen, die Hochöfen eingedämmt, eine Maßregel, welche auch nach Beendigung des Streiks die Roheisenproduktion auf Monate lahmlegt, also selbst dann noch Tausenden von Arbeitern die Möglichkeit des Broterwerbes benimmt, nachdem der Kampf zwischen Arbeitnehmer und Unternehmer ausgekämpft ist.

Nachdem der Kampf einmal entbrannt war, stellten die Arbeiter auch wirtschaftliche Forderungen; ihr Memorandum enthält deren mehr als 50. Hauptsache war ihnen aber: Anerkennung der Organisation und der Vertrauensmänner, Wiederaufnahme der entlassenen Arbeiter, Freigabe des 1. Mai und Zusicherung, daß wegen des Streiks kein Arbeiter während der Dauer eines Jahres entlassen wird. Damit wäre natürlich das ganze patriarchalische Witkowitzer System über den Haufen geworfen worden. Die Direktion erließ darauf eine Kundmachung an ihre Arbeiter, in welcher sie bestimmtest erklärte, daß sie die ihr überreichten Forderungen teils aus prinzipiellen Gründen, teils aus Rücksicht auf die Konkurrenzfähigkeit des Werkes **nicht erfüllen** könne; sie werde nach wie vor die Sorge für das Wohl ihrer Arbeiter für eine ihrer ersten und wichtigsten Pflichten halten, müsse jedoch anderseits auf der Aufrechthaltung der Ordnung und Disziplin bestehen. Das einzige Zugeständnis, welches die Zentraldirektion machte, war die Zusicherung, daß die 400 Entlassenen am 15. Mai wieder aufgenommen werden sollten, falls die Gesamtarbeiterschaft sofort die Arbeit wieder aufnehme. Ueber diesen Vorschlag wurde in mehreren Versammlungen hitzig hin- und hergestritten. Die Sozialdemokratie hatte sich aus Wien den (jüngst zum Gemeinderat erwählten) Führer der Metallarbeiter Domes und den Gewerkschaftssekretär Hueber kommen lassen und diesen gelang es, trotzdem die Zahl der Arbeitswilligen von Tag zu Tag wuchs, einen Mehrheitsbeschluß auf Fortsetzung des Streiks durchzusetzen. Aber nur zu rasch stellte sich der **Hunger** ein. Arbeiter, welche gewohnt waren, wöchentlich 30—40 K zu verdienen, mußten sich für 10 Tage mit 3—5 K begnügen. Die Streikkassen fand man wider Erwarten leer, die Unterstützungen von auswärts liefen so spärlich ein, daß kaum 30,000 K während des ganzen Streiks ausgezahlt werden konnten.*) In einer Versammlung am 11. Mai kam die Erregung der Streikenden über die Gewissenlosigkeit, mit der man sie zur Niederlegung der Arbeit beredet hatte, zu elementarem Ausbruche. „Gauner, Betrüger, Schufte, Diebe" lauteten die Liebenswürdigkeiten, mit denen die Streikenden die Wiener und Prager Führer belegten, und nur dem mutigen Einschreiten des überwachenden Polizeikommissärs gelang es, die fremden Führer vor dem Geprügeltwerden zu schützen. Unter Gendarmerieschutz flüchteten die Hetzer zur Bahn, und die Lokalführer hatten jetzt die schwere und undankbare Aufgabe, den Streikenden die Wiederaufnahme der Arbeit zu empfehlen.

---

*) Unter Hinweis auf eine frühere Veröffentlichung in diesen Blättern sei mitgeteilt, daß der Streikausschuß alle Geschäftsinhaber aufgefordert hatte, den Streikenden **keinen Schnaps zu verkaufen**. Da aber die Schnapsschenker ausschließlich Juden sind, hatte die Aufforderung keinen Erfolg.

Den fortgesetzten Bemühungen des Hofrates v. Dobrowsky von der schlesischen Landesregierung und der persönlichen Intervention des „roten Prinzen“ und Ministerpräsidenten Hohenlohe gelang es, den Zentraldirektor Schuster zu bewegen, die Aufnahme der entlassenen 400 Vertrauensmänner und die Straflosigkeit für alle Streikenden zuzusichern, und mit diesem Scheinerfolge wurde der Streik am 12. Mai beendet.

Dieser Streik, welcher beiden Teilen großen Schaden zugefügt hat, wird für die gesamte Streikbewegung von andauernden Folgen sein. Den Arbeitern brachte er einen Lohnentgang von mindestens 500,000 bis 600,000 K, ihr tatsächlicher Schaden ist natürlich noch weit größer. Der Verlust der Werksdirektion läßt sich ziffergemäß gar nicht berechnen oder schätzen. Vor kurzem hatte sie für mehrere Millionen von der russischen Regierung einen Auftrag auf Lieferung von Panzerplatten erhalten, für deren Herstellung die beiden größten Hochöfen in Betrieb gesetzt wurden. Auch diese wurden bei Beginn des Streiks eingedämmt, erkalteten und müssen jetzt mit Dynamit gesprengt und neu aufgebaut werden. Das bedeutet eine Betriebsstörung von mehreren Monaten, so daß dem Werke die russische Lieferung entweder gar nicht oder doch nur mit großen Verlusten möglich ist. Daraus darf man wohl schließen, daß der Streik der Werksdirektion willkommen gewesen ist, sie hätte sich sonst wohl nicht selbst so große Opfer auferlegt und die Einigungsbestrebungen der schlesischen Regierung mit einer brüsk ablehnenden Haltung gegen die Arbeiter beantwortet. Willkommen, weil sie gehofft hatte, die junge Organisation wieder zerstören zu können und durch die finanzielle Schwächung der Arbeiter den angedrohten Generalstreik unmöglich zu machen. Die Industriellen gehen ja jetzt in allen Branchen sofort mit Aussperrung der gesamten Arbeiterschaft vor, wo immer nur ein partieller Streik ausbricht. Die Zentralleitung der österreichischen Sozialdemokratie hatte zum 1. Mai die Parole ausgegeben, alle partielle und alle Lokalstreiks zu vermeiden, um alle Kräfte für den Generalstreik aufzusparen, mit dem sie droht, falls nicht Ministerpräsident Prinz Hohenlohe die Wahlreform nach der Vorlage Gautsch durchführt. Wir erblicken aber trotzdem allüberall Lokalstreiks, so daß die Generalstreikdrohung jetzt schon erst recht nicht mehr ernst genommen wird.

Ein patriarchalisches System wie in Witkowitz läßt sich aber heute überhaupt nicht mehr aufrecht erhalten. Wo eine Werksdirektion jede Organisation verbietet oder verhindert, treibt sie selbst ihre Arbeiter in die politische Organisation der Sozialdemokraten oder tschechischen Nationalsozialen hinein. Hätte man in Witkowitz seitens der Direktion selbst die Arbeiter zur gewerkschaftlichen Organisation veranlaßt, so wäre angesichts der vorzüglichen Wohlfahrtseinrichtungen und des verhältnismäßig hohen Lohnes der jetzige Streik sicher nicht ausgebrochen. Eine gewerkschaftliche Organisation weckt und erhält das Vertrauen der Arbeiterschaft zum Unternehmer, und der amtlich-offizielle Verkehr der Direktion mit den anerkannten Vertrauensmännern kann den Ausbruch aller leichtsinnigen Streiks verhindern und die Arbeiter fest an das Unternehmen fesseln. Die Witkowitzer und mit ihr die anderen Unternehmungen können aus diesem Streik lernen, daß eine Organisation der Arbeiter trotz aller Gegenmaßregeln heutzutage doch zustande kommt und daß es für beide Teile besser ist, diese Organisation auf das Gleis der Gewerkschaft als auf das der politischen sozialdemokratischen Verhetzung zu leiten.

Der letzte Tag im Mai.

Auf dem Tische die Blumen neigen
Sich süß in Träumerei.
Mein Haupt versinkt in Schweigen —
Heut' ist der letzte Mai.

Wohl glüh'n die ersten, zagen
Rosen in Lüften frei
Und doch ist's wie ein Klagen
Um mich. Der letzte Mai!

Die Lerchen flattern und schweben
Draußen im Jubelschrei —
Mein Herz nur faßt ein Beben,
Es denkt an seinen Mai.

Es zittert wehmuttrunken
Und stammelt ein „Vorbei!“
Und stammelt ein „Versunken!“
Heut' ist der letzte Mai.

Lor. Krapp.

Die Katholiken und die neue Schulvorlage in England.

Von

Oberlehrer Dr. M. Wolf, Gera.

Wie bereits kurz gemeldet, wurde die neue Schulvorlage der liberalen Regierung in England, die vom Unterrichtsminister Birrell am 9. April dem Parlament vorgelegt wurde, nach viertägiger lebhafter Debatte mit erdrückender Mehrheit in zweiter Lesung angenommen. Der Hauptkern der Vorlage ist kurz, daß nach dem 1. Januar 1908 keine Elementarschule mehr Staatszuschuß bekommen kann, wenn sie bis zu dieser Zeit nicht „provided school“ wird. Einfacher Bibelunterricht soll weiter in allen Schulen erteilt werden; dazu werden „facilitées“ (Erleichterungen) für die bisherigen konfessionellen Schulen zur Weiterführung dieses Religionsunterrichtes an bestimmten Vormittagen in Aussicht gestellt, falls die Eltern dies wünschen.

Die Opposition gegen dieses liberale Unterrichtsgesetz — das letzte Gesetz von 1902 war von der konservativen oder unionistischen Partei geschaffen worden — setzte sehr stark im ganzen Lande ein. Besonders die Hochkirche erklärte sich in allen ihren offiziellen Vertretern und Körperschaften, sogar in den beiden Convocations (Kirchenversammlungen) der Erzdiözesen York und Canterbury, bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Presse und Versammlungen entschieden gegen das Gesetz.

Auch den Katholiken, die zwar nur zum kleineren Teile, etwa $1^1/_2$ Millionen unter $5^1/_2$ Millionen, von dem Gesetze betroffen werden, haben lebhaft und entschieden gegen das Gesetz Partei ergriffen. Es ist nämlich nicht zu übersehen, daß das vorliegende Gesetz, den eigentümlichen englischen Verhältnissen entsprechend, nur für England im engsten Sinne des Wortes, also nicht für Schottland und durchaus nicht für Irland Geltung haben wird.

Die Katholiken organisierten kurz vor der zweiten Lesung im Parlament eine Riesendemonstrationsversammlung in dem bekannten Londoner Riesensaal, der Royal Albert Hall, die nach den vorliegenden Zeitungsberichten glänzend verlaufen und nicht ohne Eindruck geblieben ist. Mehr als 50,000 Einlaßkarten wurden verlangt; da aber der Saal „nur“ 12,000 Personen faßt, hielten mehr als 20—30,000 Personen zugleich „open air meetings“ im anliegenden Hyde-Park ab. Der katholische Erzbischof Bourne von Westminster, sowie über 30 Parlamentsmitglieder hatten an der Ehrentafel Platz genommen. Erzbischof Bourne betonte bei der Eröffnung, der Zweck der Versammlung sei nicht, diejenigen anzugreifen oder gar zu schmähen, die die Ursache der großen Besorgnis der Katholiken wären. Die Versammlung sollte vielmehr den katholischen Eltern Londons Gelegenheit geben, offen und nachdrücklich ihr Eintreten für die katholischen Erziehungsgrundsätze zu betonen.

Der frühere Minister und Lord Oberrichter von England Charles Russel schlug eine Resolution vor, weshalb der Unterrichtsgesetzentwurf zu verwerfen sei: 1. er stellt die religiöse Erziehung der Kinder in den öffentlichen Elementarschulen unter Aufsicht von weltlichen Schulbehörden; 2. er nimmt nicht gebührend Rücksicht auf die religiöse Ueberzeugung der Eltern und 3. er gefährdet das Eigentumsrecht. Er wies auch noch besonders auf den Unterschied in den Grundanschauungen der katholischen Erziehung und denen hin, wie sie sich aus dem vorliegenden Entwurf ergäben, nach dem Erziehung nur die Erwerbung einer gewissen Summe von Wissen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie 2c. sei.

Mr. Shee erinnerte sodann daran, was die Katholiken im Laufe der Jahre für ihre Schulen für Opfer gebracht und welch schöne Erfolge sie errungen hätten. 1850 hatte man nur 311 Schulen, 1870 bestanden deren 383 und 1906 sind es 1070. Der Bau derselben habe an 60 Millionen Mark gekostet. Was ihre Verwaltung erfordert habe, sei nicht festzustellen, aber seit 1870 seien bestimmt 40 Millionen Mark dafür ausgegeben worden, so daß sich eine Gesamtausgabe von rund 100 Millionen ergebe, die von katholischer Seite geopfert worden sei, „um die Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen“.

So sehr es auf der einen Seite erfreulich ist, daß die englischen Katholiken für ihre Interessen so einheitlich und nachdrücklich eintreten, so rückhaltlos muß auf der anderen Seite auch anerkannt werden, daß die Regierung sich bemüht hat, weitgehende Rücksicht auf die katholischen Forderungen in schonender Weise zu nehmen, und daß hier der Ausweg, alle zu befriedigen, sehr schwer war, ist für Kenner der englischen Verhältnisse kein Geheimnis. Diese gewollte Berücksichtigung und das konziliante

Entgegenkommen findet seinen Ausdruck in § 4 der Vorlage, wonach unter bestimmten Verhältnissen konfessionelle Schulen in Stadtbezirken als solche unter dem neuen Gesetz fortbestehen können, wenn die Eltern von 4/5 der die Schule besuchenden Kinder zur Zeit der Uebernahme durch die staatliche Schulbehörde die Fortsetzung des Religionsunterrichtes wünschen. Es wird versichert, daß dieser Absatz direkt auf die Forderungen der Katholiken zugeschnitten sei, wie ja auch sonst allgemein ohne Vorurteil zugestanden wird, daß die Katholiken nicht mit den verschiedenen sectarians und dissenters in einen Topf geworfen werden dürften. Der Stein des Anstoßes dabei ist, daß diese Vergünstigung im Belieben der bezüglichen Schulbehörde liegt, daß sie ferner auf Stadtbezirke beschränkt ist und die Gründung von neuen Schulen unmöglich macht. Tatsächlich würde nach einer vorläufigen Berechnung des Ministers die Vergünstigung auf 77,1% aller katholischen Schulen Anwendung finden können, während z. B. nur für 25,6% der staatskirchlichen Schulen.

Fogazzaros Il Santo auf dem Index.

Von

Dr. R. H. Schäfer, Rom.

Als die erste Kunde durch die römische Gesellschaft drang, Fogazzaros vielbesprochener neuester Roman sei auf dem Index, schüttelten die meisten ungläubig den Kopf. Viele Katholiken, welche Il Santo gelesen hatten, fanden darin nichts anderes als den Widerschein eines die Kirche aufrichtig liebenden Herzens. Andere sagten, belletristische Literatur gehörte ja nach P. Hilgers S. J. sachkundigen Ausführungen gar nicht in die Sphäre des Index, sonst müßte doch zunächst das von Tausenden verschlungene und auch von zahlreichen Katholiken gelesene „Hilligenlei“ darauf gesetzt werden; denn dies Buch spricht in raffinierter Weise nicht nur den Fundamentallehren des katholischen Glaubens, sondern auch der christlichen Moral stolzen Hohn. Die Kirchenfeinde aber waren schadenfroh, daß nun eine so tüchtige Kraft wie Fogazzaros Persönlichkeit von der Kirche selbst vor die Tür gesetzt werde. Sie wähnten, der Dichter-Senator würde sich niemals unterwerfen, sondern gegen den Vatikan Front machen. So geringschätzig dachte ja auch mancher gute Katholik über Fogazzaro, daß er und sein Santo keine Spur von kirchlichem Gehorsam besitze „und doch ist Gehorsam die erste Pflicht des Ritters, der für Christum ficht“. (Vgl. „Allg. Rundschau“, Heft 14, S. 164.)

Und nun steht nicht nur Il Santo wirklich auf dem Index, sondern der Verfasser hat sich unmittelbar nach der Bekanntgabe desselben der Entscheidung der Indexkongregation freimütig unterworfen. Diese Unterwerfung hat nach drei Seiten hin läuternd und klärend gewirkt. Die Liberalen und Antiklerikalen sind von Unwillen und Erbitterung gegen den greisen Dichter erfüllt, weil er sich in Gehorsam der kirchlichen Entscheidung gebeugt hat. Sie wollen in einem feierlichen Protest den Minister Boselli auffordern, Fogazzaro als Pfaffenknecht aus dem obersten Staatsrat zu entfernen. Schon sammelt man die Unterschriften. Diejenigen, die Fogazzaro als autoritätsfreien Schwärmer beargwöhnten, sind ganz still geworden. Glänzend gerechtfertigt stehen die, welche im Santo, abgesehen von der unrichtigen Darstellung gewisser Mißstände ꝛc., den gläubigen und gehorsamen Sohn der Kirche erkannten. Niemand könnte in einfacheren und schöneren Worten dieses Urteil bestätigen, als es Fogazzaro jüngst in einem Brief an einen deutschen Schriftsteller tat. Er rechtfertigt darin seine Unterwerfung unter den Index in folgenden Worten: „Als ich die Nachricht von der Entscheidung des Index erhielt, fragte ich mich einfach, wie hätte mein Bendetto (der Heilige) in ähnlicher Lage gehandelt? Es war mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß er als gläubiger Katholik sich ohne Widerstreben und ohne Murren unterworfen haben würde. Im anderen Falle wäre er nicht derjenige gewesen, als den ich ihn darstellen wollte. Und der Verfasser des Santo konnte sich nicht anders benehmen, als es sein Held getan hätte, sonst müßte er auf den Anspruch verzichten, in seinem Werk naturwahr geschildert zu haben. Benedetto und ich mußten auch in dieser Lage eine einzige Person sein.“

Wir wollen hier schließen mit den Worten, welche Fogazzaro vor drei Wochen den ihm wohlgesinnten Bischof von Luzern antwortete: „Mit der Ueberzeugung des Katholiken schrieb ich den Santo und mit derselben Ueberzeugung leiste ich den gebührenden Gehorsam gegen das Dekret des Index.“

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Auf die Première von Humperdincks komischer Oper „Die Heirat wider Willen“ haben wir ziemlich warten müssen; die Qualität der Aufführung durfte jedoch diese Verzögerung vergessen lassen, sie war in ihrer instrumentalen Durcharbeitung unter Mottl hervorragend, sanglich und darstellerisch recht gut und szenisch unter Fuchs' Regie wirkungsvoll gestaltet. Der anwesende Tondichter wurde am Schlusse wohl achtmal gerufen, und ich glaube nicht, daß diese Ehrung lediglich dem Komponisten von „Hänsel und Gretel“ galt; denn wenn es ihm auch in dem neuen Werke nicht beschieden war, an schöpferischem Reichtum seinem glücklichen Erstling, der Märchenoper, gleichzukommen, so bietet doch „Die Heirat wider Willen“ viel des Schönen und künstlerisch Echten. Das Eigenste gibt Humperdinck in den lyrischen Partien, in musikalischem Humor und in Stellen von neckischer Laune und froher Heiterkeit. Er kommt einmal der Grenzscheide zur Operette ganz nahe, aber er tut dies mit soviel Grazie und künstlerischer Distinktion, daß wir ihm hierüber nicht grollen werden. Wir haben jüngst das gleiche, allerdings in etwas verstärktem Maße, bei Wolf-Ferrari gesehen, und mit diesem Tondichter der „Vier Grobiane“ hatte Humperdinck die Ueberwindung einer weiteren Schwierigkeit gemeinsam: das Textbuch. Libretti von Heiterkeit und Anmut sind heute selten; so suchte sich der eine bei Goldoni, der andere bei dem älteren Dumas Rat. Das Publikum muß — die Neubearbeiter mögen noch so geschickt sein — sich in Stoffe einzufühlen suchen, welche vom Zeitgeschmacke doch abseits liegen, und ferner werden Stücke, die auf ein rasches Herunterspielen berechnet sind, durch die Vertonung so gedehnt, daß die Einfachheit ihres dramatischen Vorwurfes doppelt in die Augen springt. Die Umwandlung von Dumas' „Fräulein von St. Cyr“ ist im ganzen recht hübsch durchgeführt. Der zweite Akt, in welchem die beiden Kavaliere gezwungen werden, die kompromittierten Mädchen aus dem Institute der Maintenon zu ehelichen, aber die Angetrauten sogleich trotzig verlassen, ist der belebteste, und hier hat auch Humperdinck das Beste zu geben gewußt. Das Sich-in-Liebe-finden der jungen Paare ist durch retardierende Ballette ein wenig weit hinausgezogen, doch bietet dieser Schlußakt dem Komponisten reichlich Gelegenheit zu wenigstens äußerst klangschönem und feinfühlig empfundenem Tongefüge, wie überhaupt die ganze Oper von neuem Humperdincks technische Meisterschaft in jeder Note zeigt und durch ihre hohe musikalische Kultur auch Partien von minderer Ursprünglichkeit einen Schimmer von künstlerischem Adel verleiht. Vorzügliche Leistungen boten Frau Bosetti als anmutig-neckische Luise und Baptist Hoffmann von der Berliner Oper, welcher für unseren erkrankten Brodersen den Duval sehr geschmackvoll sang. Mit liebenswürdiger Charme gestaltete Frl. Koboth die sentimentale Hedwig. Man mußte von neuem bedauern, daß die Bühnenleitung diese gerade in den letzten Jahren künstlerisch noch fortgeschrittene Sängerin unwidersprochenem Vernehmen nach gehen lassen will. Unser neuer Tenor Buysson sang den Grafen mit bestem Klangreiz; nur denke ich mir sein Auftreten weltmännischer.

Im Prinzregententheater wurde auf Veranlassung des „Neuen Vereins“ Georg Fuchs' Komödie „Till Eulenspiegel“ mit einem künstlerischen Erfolge gegeben, der es begreiflich erscheinen läßt, daß das Werk nun in den regulären Spielplan der Hofbühne hinübergenommen wird. Nicht als ob ich die Gedankendichtung für in allen Stücken gelungen hielte, aber es spricht doch ein nach höheren Zielen gerichteter Wille aus ihr, und in manchem Bilde ist das Gedankliche zu wirklichem, gesteigert poetischem Leben umgegossen. Fuchs vertieft die alte Volkssage, sein Till soll mehr sein wie ein witziger Possenreißer: eine beschauliche Beschränktheit, Dummheit und Trägheit aufrüttelnde Symbolfigur, zugleich von unersättlichem Freiheitsdurst. Im ganzen will Fuchs etwas viel in die eine Gestalt hineinpressen, wodurch ihre Konturen hin und wieder unklar werden. Till gewinnt einen mit dem Kaiser abgeschlossenen Pakt, „sich jeder Macht zum Trutze schaffend zu erweisen“, aber gerade hier am Schlusse macht sich für mein Empfinden das Didaktisch-Konstruierte abkühlend bemerkbar. Auf die zahlreichen Nebengestalten und Verwicklungen kann hier nicht eingegangen werden. Ob man gut tut einen banalen Charlatan „Faust“ zu nennen, will mir doch fraglich erscheinen. Die Bühne bot stimmungsvolle Bilder von echtem Märchenreiz. Die von Prof. Littmann und Maschinendirektor Klein versuchte abgetöntere Beleuchtung der Szene befriedigte sehr; von meinem Platze aus bewährten sich auch die zur Verbesserung der Akustik des gesprochenen Wortes provisorisch getroffenen Anstalten. Andere erklären sich noch unbefriedigt. Monnards temperamentvoller Till ist eine Glanzleistung, auch Jakobi, Suske, Wohlmuth und die Damen Lossen, Ramlo und Reubke boten neben anderen unter Basils sorgfältiger Regie Treffliches. Hervorrufe und Kränze fehlten nicht dem Dichter und den Darstellern.

Verschiedenes. In Berlin wurde die unter der Leitung von Benno Köpke stehende Sommeroper mit „Alpenkönig und Menschenfeind“ von Rich. Batka (nach Raimund, Musik von Leo Blech erfolgreich eröffnet. — Am Covent Garden-Theater dirigierte Richter erstmalig Peter Cornelius' „Barbier von Bagdad“ in der Bearbeitung von Felix Mottl. Die Oper war für London fast neu, lediglich von den

Schülern der Musikakademie ist sie vor fünfzehn Jahren schon einmal dem englischen Publikum geboten worden. — In Frankfurt a. M. findet zurzeit ein Mozart- und Wagnerzyklus statt, der mit dem in München so gut wie vergessenen „Rienzi" begann. Als Hans Sachs hatte Feinhals-München und als Königin der Nacht Frau Bosetti großen Beifall. Das Frankfurter Residenztheater hatte mit einer psychologisch zerflatternden Komödie „Das große Glück" von St. Przybyszewsky und mit einem rührsamen Schauspiel „Ausgewiesen" von Karl Böttcher mehr und minder Tageserfolge. Das letztere, eine dramatische Auswertung des Sozialistengesetzes, war lange verboten, bis sich jetzt der Autor mit einem Gesuch an den Kaiser gewandt hatte. — In Heidelberg ist eine vom Bachverein veranstaltete, zwei Konzerte umfassende Gedenkfeier für Robert Schumann, der in der ehrwürdigen Neckarstadt einst der Juristerei beflissen, nach verschiedenen Berichten künstlerisch bedeutend verlaufen. — Die Uraufführung von Gjellerups bürgerlichem Trauerspiel „Hermann Wandel" zeitigte im Dresdener Residenztheater einen schwachen Achtungserfolg. — Im Wiener Volkstheater hatte Henry Bernsteins „Baccarat", ein mit Geist und virtuoser Technik gemachtes Spielerdrama, ähnlichen Erfolg, wie bei der seinerzeitigen Pariser Uraufführung. — In Prag finden, wie seit mehreren Jahren, Maifestspiele statt, bei denen Georg Sieglitz (München) als Osmin in der Mozartschen Entführung besonders herzlichen Beifall fand.

München. L. G. Oberlaender.

Münchener Bürgertheater. Freundliche Beachtung verdient das seit kurzem eröffnete Bürgertheater, das ein recht arbeitsfreudiges, flott spielendes Ensemble hat. Unser heimatlicher Dichter Maximilian Schmidt hat ihm nun ein Volksstück sogar zur Uraufführung anvertraut, und die kleine Bühne errang dem Werke durch eine abgerundete Darstellung beifallsfreudige Aufnahme. Schmidts „Primiziant" ist vor vielen Jahren erstmals als Erzählung im „Deutschen Hausschatz" und später bei Enßlin & Laiblin in Reutlingen unter den „Waldgeschichten" als Buch erschienen. Die bewegte Handlung begünstigte die nun vorliegende Dramatisierung. Es ist ein kerniges Volksstück in vier Aufzügen mit Gesang, das sich durch meisterhafte Charakterisierung und warmen Ton der Empfindung auszeichnet. Der Inhalt ist kurz folgender: Felix, Student der Theologie, kommt zur Ferienzeit heim und sieht Corona, die Tochter des reichen Steinbauern, wieder, zu der er von jeher eine innige Zuneigung empfand. Corona selbst ist von den gleichen Gefühlen beseelt und schlägt gerade vor der Ankunft des jungen Studenten die Hand eines bösartigen reichen Bauernsohnes aus. Dieser verleumdet aus Rache in der Zeitung den vermeintlichen Rivalen, so daß Felix aus dem Seminar entlassen wird. Unter dem Druck der Ereignisse werden Felix und Corona ihrer gegenseitigen Zuneigung sich immer mehr bewußt und es kommt zur Hochzeit. Unter den Gästen erscheint mit Mordgedanken auch jener verschmähte Bauernbursche. Er zückt den Dolch; aber dieser trifft statt Felix die dazwischentretende Corona. Nun wendet sich Felix doch noch aus innerem Drang zum Priesterstande und er will seine Primiz im Heimatsort feiern. Wieder lauert der Verbrecher ihm auf, aber die zum Mord erhobene Hand erlahmt vor der geheimnisvollen Macht des Primiziantensegens. Er sinkt reumütig zu den Füßen des Primizianten nieder. — Die Aufführung war eine in allen Teilen harmonisch abgerundete mit nicht zu unterschätzenden hervorragenden Einzelleistungen. Vorzügliches boten die Herren Neuert, delli Zotti, Hofer und Feldern und die Damen Aulinger, Clement-Wolf und Marek. J. K.

Kleine Rundschau.

Prälat de Waal,

Rektor des deutschen Campo Santo bei St. Peter zu Rom, vollendete am 4. Mai dieses Jahres sein 70. Lebensjahr. Zur Feier des Tages waren die Angehörigen der deutschen Kolonie in großer Zahl erschienen, um in der unter den dunklen Friedhofszypressen romantisch gelegenen Kirche dem Hochamt beizuwohnen. Der greise Jubilar zelebrierte es selbst in seiner gewohnten geistigen und körperlichen Frische. Bei der nachherigen Gratulationscour, zu welcher sich auch die hervorragendsten Vertreter des nichtkatholischen Teiles unserer Kolonie einfanden, wurde in verschiedenen Ansprachen und Gedichten auf die mannigfachen Verdienste des rührigen Prälaten um die Förderung der deutschen Kolonie und der christlich-archäologischen Wissenschaft hingewiesen. Bei dem Festmahl am folgenden Sonntag sagte Prälat Dr. v. Montel-Treuenfels, der Patriarch der deutschen Geistlichen zu Rom, in seinem bedeutungsvollen Trinkspruch: „Wie die deutsche Stiftung der Anima durch (ihren Rektor) Alois Flir, so ist auch die deutsche Stiftung des Campo Santo durch Ihre unermüdliche Tätigkeit, durch Ihre unbeschreibliche Aufopferung, durch Ihre literarischen und archäologischen Schriften eine würdige, hochgeschätzte Vertreterin deutschen Wesens, deutscher Wissenschaft, eine wahre Helferin unserer Landsleute in Freud und Leid in der Ewigen Stadt geworden. Wie der Name des seligen Flir in der Geschichte der Anima und in der Kirchengeschichte fortlebt, so wird auch Ihr Name unvergeßlich bleiben." Das Fest ließ die lebhaftere Einmütigkeit und den engeren Zusammenschluß der deutschen Katholiken Roms erneut erkennen, wie sich beides kurz zuvor in dem prächtig verlaufenen 500 jährigen Jubiläum der Anima schon so erfreulich gezeigt hatte. Dr. K. H. Schäfer.

„Pax". Priester-Verein für das katholische Deutschland.

Durch Beschluß des Vorstandes wurde der als Mitglied des Vorstandes neu gewählte Herr Pfarrer Breuer mit der Leitung der Geschäfte betraut. Alle Sendungen sind deshalb von jetzt ab zu richten an die Zentrale des „Pax", Priester-Verein für das katholische Deutschland, Köln a. Rhein, Komödienstraße 2.

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.

Bei der kürzlich veranstalteten Verlosung erhielten 1021 Mitglieder Gewinne. Diese sind zurzeit im Schaufenster der Verkaufsstelle, Karlstraße 6, zur Besichtigung ausgestellt. Die Gesellschaft hatte neuerdings eine Konkurrenz ausgeschrieben zur Erlangung von Entwürfen für eine Pfarrkirche in Achdorf bei Landshut. Das Ausschreiben hatte eine sehr gute Beteiligung zur Folge. Die eingelaufenen Entwürfe sind bis 1. Juni im Parterresaale des Kunstvereins München, Galeriestraße, zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt.

Das katholische Kasino in München.

In jüngster Zeit wurde an die katholischen Kreise Münchens ein Aufruf der Vorstandschaft des Katholischen Kasinos, Barerstraße 7, versendet, der auffordert, beizutragen zu dem unerläßlichen Neubau und Umbau des Vereinsanwesens. Es ist beabsichtigt, das Saalgebäude zweckentsprechend zu erneuern, die Bühne zu erweitern und neu auszustatten.

In dem neu zu erbauenden Vorderhause soll ein Familienhotel mit zirka 60 Zimmern eingerichtet werden, welches Reisenden geistlichen und weltlichen Standes für längere oder kürzere Zeit ein behagliches Unterkommen gewährt. — Der Betrieb des erneuerten Anwesens, des großen (540 qm) und des kleinen (140 qm) Saales wie des Vorderhauses, verspricht bei ruhiger und durchaus solider Geschäftsführung eine sichere, alle Kapitalaufwendungen verzinsende Rente. — Die Erhaltung und gesellschaftliche wie bauliche Erneuerung des Katholischen Kasinos liegt im dringenden Interesse der katholischen Bevölkerung Münchens.

Das Katholische Kasino will als ein Verein, welcher aus allen Ständen der modernen Gesellschaft sich rekrutiert, auf dem festen Boden der katholischen Weltanschauung unverdrossen mitarbeiten an den großen sozialen und geistigen wie sittlichen Aufgaben, die inmitten der mannigfachen scharfen Gegensätze des mächtig pulsierenden Lebens unserer Zeit den Katholiken gestellt sind. Allen edlen Bestrebungen will es seine erneuerten Räume zu zweckentsprechender Benützung darbieten. Die in katholischen Kreisen mit rühmenswertem Eifer sich regenden Bemühungen zur Hebung und Ausbreitung der Volksbildung sollen für die Veranstaltung von Vortragszyklen vor allem auch in dem Katholischen Kasino passende Säle und Räume finden.

Mehr noch als in der Vergangenheit will das Katholische Kasino in der Zukunft der Sammelpunkt werden für alle vorwärts und aufwärts drängenden gemeinnützigen Bestrebungen unserer katholischen Bevölkerung.

Um diese Ziele erreichen zu können, bedarf es der Mitarbeit aller Katholiken Münchens. Die Vorstandschaft wendet sich deshalb vertrauensvoll an diese mit der Bitte, den Ausbau des Katholischen Kasinos fördern zu helfen und damit beizutragen zu dem unerläßlichen Ausbau der großen Organisation der katholischen, wahrhaft gemeinnützigen Bestrebungen. — Die von Herrn Architekten Hans Schurr angefertigten Pläne sind bis 27. Mai im Laden der Gesellschaft für christliche Kunst, Karlstraße 6, zur Besichtigung ausgestellt.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 2. Juni 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Pfingsten.

Skizze von Edgar Mühlen.

Auf des Oelbergs Höhen; der Auferstandene nimmt Abschied von den Seinen; die Augen leuchten, die Stirne schimmert, himmlischer Lichtglanz umstrahlt ihn: „Ihr werdet empfangen die Kraft des über euch herabkommenden Heiligen Geistes und werdet mir Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde" — ein wunderbares, leises Wehen: Christus fährt in den Himmel auf. — So lebt es in der Seele der jungen Christengemeinde, die sich in der Zionsstadt im Abendmahlssaale versammelt. Während heilige Erinnerung sie beseligt, betet sie, hofft sie, erwartet sie den vom Meister Verheißenen. Und die Kraft, der Geist kommt im Windesbrausen. In Gestalt feuriger Zungen läßt er sich nieder auf die Versammelten. — Die ersten Pfingsten! —

Pfingsten! — Zur schönen Jahreszeit zieht der Mensch der Arbeit, der krank und müde geworden, sich dann und wann an einen stillen Ort in der frischen, blühenden Natur zurück, um wieder aufzuleben und Kraft zu sammeln. — Pfingsten ist geistige Natur. geistige Einsamkeit für den Wanderer auf der Heerstraße des Lebens, dessen Seele bestaubt, matt oder verwundet ist. Es ist ein Wunderquell, der gesunden macht und neue Kräfte gibt.

Der neue Kräfte gibt. Der Christ bedarf derselben. — „Zwei Seelen sind in meiner Brust," sagt Goethe. Das ist von Natur aus bei allen Erdgeborenen der Fall. Zwei Seelen leben im Innern des Menschen. Und von welcher Art sind sie? Die eine will rechts, die andere verlangt den Weg nach links zu gehen, die eine ist von Liebe erfüllt, die andere empfindet Haß; die eine wählt den Himmel, die andere die Hölle. Zwei Seelen leben im Innern des Menschen und sie streiten miteinander um die Alleinherrschaft. Die mächtigste, beste Hilfe für die zum Herrschen bestimmte gute Seele ist der Geist, die Kraft von oben.

* * *

Jeder Christ bedarf der Kraft von oben: Wenn du dein Zelt auch noch so nahe bei Gott aufgeschlagen hast, es kommen Tage, an denen du erlebst, was du bisweilen im Traume erlebst, den Sturz vom Giebel in die Tiefe, — Tage, an denen du in die Nähe des Reiches der Finsternis gerückt scheinst. Da faßt dein Glaube Zweifel, deine Liebe Haß. Da wird die Keuschheit brünstig und Demut voll von Egoismus. Und dein Verlangen nach dem Himmel will dem Verlangen nach der Erde unterliegen.

* * *

Adventshoffnung muß in der Brust des Gläubigen zittern, Weihnachtsfreude in seinem Innern glühen, Karfreitagsschmerz seine Seele durchschauern, Osterjubel das Herz durchtönen. — Noch fehlt Pfingsten. In schwarzen Augenblicken, wo der Gedanke an den Neugeborenen in der Krippe, an seinen sterbenden Blick, an seinen Ostersieg verblaßt, bedarf es des Lichtes, das die Nacht erhellt, des Geistes, der weckt und mahnt und ruft: „Sieh, deinen Heiland, deinen Gott, den geliebten Sohn, an dem der himmlische Vater sein Wohlgefallen hat."

* * *

Ein religiöser Zug geht durch gewisse außerhalb der Kirche stehende Kreise der modernen Welt. Immer wieder ertönt der Ruf: Zurück zum Wahren, Hohen, Idealen! Der Ruf gründet auf religiösen Gefühlen. Die Menschen sind vielfach herniedergestiegen in Nacht und Dunkel; tausend stehen noch in der Tiefe, neue folgen nach; indes, auf der andern Seite macht sich bereits Heimweh geltend nach dem, was verlassen wurde, nach Gott und Religion. Die Sehnsucht nach oben, die Bitte: Veni, sancte spiritus! lebt so sehr im Denken eines großen Teils der Menschheit, daß schon gesagt wurde, unser Jahrhundert werde einmal den Beinamen des Religiösen erhalten. Und ein Aufwärtswandern voll Hoffnung und Zuversicht läßt sich bemerken, und die Zahl der Höhenpilger mehrt sich zusehends.

Ein Aufwärtswandern aus der Tiefe findet statt. Man hat die religionsphilosophischen Clowns, welche die heiligen Bilder zerstörten, die Altäre zertrümmerten, den Glauben aus den Herzen rissen, aufgegeben. Sie entpuppten sich als Lügner, unfähig, die geschaffene Leere auszufüllen, die Krise in den Seelen zu heilen. Man gab sie auf, nicht ohne sich an die unbewußte Selbstkritik eines solchen Clown — eines ernsteren und genialen allerdings — zu erinnern: „Geist hat der Schauspieler, doch wenig Gewissen des Geistes. Immer glaubt er an das, womit er am stärksten glauben macht, glauben an sich macht. Morgen hat er einen neuen Glauben, übermorgen einen neueren. Rasche Sinne hat er, gleich dem Volke, und veränderliche Witterungen. Umwerfen — das heißt ihm: beweisen. Toll machen — das heißt ihm: überzeugen. Und Blut gilt ihm als der Gründe bester. Eine Wahrheit, die nur in feine Ohren schlüpft, nennt er Lüge und Nichts. Wahrlich, er glaubt nur an Götter, die großen Lärm in der Welt machen."

Gewisse tiefere Philosophen machen mehr Mühe. Aber auch sie vermögen nicht mehr zu überzeugen. Die Welt außer uns, Gott — nicht real, nur Schöpfung des eigenen Gedankens und Willens — Unmöglich! Gewiß hat die neuere Philosophie die Kraft mancher Gottesbeweise geschwächt, aber nicht aufgehoben. Positionen mußten aufgegeben werden, aber es fanden sich andere. Man prüft die neugestalteten Gottesbeweise im neuen Gewand, und wo noch Schatten von Zweifeln bleiben, sagt man sich: Wie? Kein Gott? —

Kein Gott — also ist jener Gedanke, der den Menschen zum Uebermenschen, zum Helden der Entsagung und Selbstaufopferung macht, der die Bestie niederhält und Ordnung in der Welt schafft, der dem König Autorität gibt, dem Untertanen Schutz, der das Paradies der idealen Seelen ist, das Labsal der müden Kreuzträger, die rettende Planke der Schiffbrüchigen — jener Gedanke, der dem Forscher beim Suchen als Letztes gegenübertritt, der als Größtes die Phantasie des Künstlers befruchtet, als Tiefstes in der Seele des Dichters zittert — ein elendes Phantom!

Kein Gott — also ist der Gedanke, der Licht wirft in die Nacht der kleinen Fragezeichen und großen Welträtsel, der das harmonisch aufgelöste, mächtige Finale bildet zu den Dissonanzen des Diesseits, der als der Garten sich darstellt, in dem die Menschheitsideale keimten, blühten, Früchte trugen — ein wahnsinniger Traum fiebernder Köpfe!

Kein Gott — also ist jenes Etwas, das dem Auge der Unschuld Glanz verleiht, das die Hand des Rachesüchtigen lähmt, das Blut des Wollüstigen kühlt, das den Schuldlosen erheitert, auch wenn er in Ketten schmachtet, dem Schuldigen aber, selbst wenn er in einem Eden lebt, als peinigende Furie im Nacken sitzt — Selbsttäuschung! — Also ist das heißeste Gefühl unserer Seele, der schönste Gedanke unseres Hirns, der Gedanke vom Vater im Himmel, von den Kindern auf der Erde und von einer Heimat über den Sternen — eitle Phantasmagorie! —

Kein Gott — also waren die Geistesfürsten der Erde mit samt den Völkermassen aller Zeiten und Länder Irre — Sokrates, Plato, Plutarch, Seneca, Augustinus, Thomas, Newton, Leibniz, Paskal, Balmes, Carlyle einfältige Tölpel, dazu da, den Wall vor der Feste der Wahrheit auszufüllen, damit nun das Heer der Gegenwart — endlich im Besitze der Wahrheit — leichten Fußes über die Leiber dahinschreite zur großen Burg! — Das glaubt man nicht mehr. Zumal denen nicht, deren Wissenschaft durch eine einzige Blume über den Haufen geworfen wird.

Aber Christus — das ist noch immer das große Rätsel für viele Sucher. Ist er nur ein religiöses Genie, nur ein Idealmensch, wie manche wollen — oder ist er Gott, Erlöser, Weltheiland?

Es gibt Gemälde, die, in der Nähe betrachtet, sich wie eine Ansammlung wirrer Farbenkleckse ausnehmen, von weitem beschaut eine wunderbare Harmonie und Schönheit bilden.

Etwas Aehnliches erlebt man bei der Betrachtung Christi. Von der Ferne, vom großen Standpunkt, von großen Ideen aus müssen wir ihn studieren — sobald wir uns ihm allzusehr nähern, ihn menschlich mit menschlichen Werten und Maßstäben beurteilen und messen wollen, verlieren wir den Ueberblick, den Zusammenhang, das Verständnis.

Wer Christus vom großen Standpunkt aus studiert hat, weiß, daß er Gott ist. Sein einzigartiges Wesen, seine einzigartigen Taten, seine einzigartigen Worte — jene, mit denen er sich als Weg, Wahrheit und Leben bezeichnet, als Licht der Völker, als Sühnopfer für die Schuld der ganzen Welt, als den, der alle Macht im Himmel und auf Erden besitzt — als den Richter, der wieder kommen wird auf den Wolken des Himmels um Gericht zu halten — jene Worte, die nur ein Gott oder ein vollendeter Narr, nie ein bloßer Idealmensch gesprochen haben kann — endlich seine einzigartige Moral und Philosophie, die sich ewig bewährt und die dem Menschen höchstes Glück bringt, diese Philosophie, neben der alle menschlichen nur Karikaturen, abstruse Hirngespinste sind — beweisen die Richtigkeit unseres Glaubens.

* * *

In der Sionsstadt, im Abendmahlssaale ist die Gemeinde der Jünger versammelt. Sie haben nicht alle Worte des Meisters verstanden, nicht alles begriffen. Aber siehe! Der Geist kommt — und er schafft Klarheit in den Herzen und Begeisterung für die Tat.

So stehen die modernen Sucher und Höhenpilger da, voll Erwartung, voll Heimverlangen — den Blick zum Himmel gerichtet. Schon haben sie Glauben, aber noch brennen manche Zweifel in ihrer Brust. Doch siehe! Wiederum ist es wie Windesbrausen, wie das Herabkommen feuriger Zungen. Und Licht wird in den Seelen und Lebensfreude: Geheimnisvolles Flüstern geht durch die Runde: Ein Teil der Modernen kommt wieder zu Jesus. Die unglücklichen Seelen, die von falschen Propheten überlistet, betäubt, getäuscht, abgestoßen, entmutigt — zitternd dahin schwebten, nach einem Führer suchend, kehren zu jenem zurück, der allein die Heimatlosen retten und beglücken kann, zu Christus, dem Erlöser und Weltheiland.

England und die Hochzeit des Königs von Spanien.

Von

Dr. M. Wolf, Gera.

Bekanntlich ist man in England nicht wenig stolz darauf, daß die Wahl des ritterlichen und sympathischen jungen Königs von Spanien gerade auf eine englische Prinzessin gefallen ist, zumal die Heirat unzweifelhaft Vorteile in mancher Hinsicht für beide Länder im Gefolge haben wird. Es sei hier bloß hingewiesen auf die großen noch ungehobenen Mineralschätze von Spanien, die für englisches Kapital und englischen Unternehmungsgeist ein reiches und ergiebiges Feld der Betätigung bilden werden, sobald der englische Einfluß im Lande wächst und populär wird. Religiöse „Schwärmer“ anderseits erwarten von der Heirat mit der ehemals protestantischen Prinzessin eine Förderung der Toleranz im angeblich so intoleranten Spanien, und sie sehen schon im Geiste gewaltige Fortschritte des von England aus gepflegten „Evangelisationswerkes“ in Spanien voraus.

Etwas böses Blut schien allerdings in England — oder, besser gesagt: nach dem Schüren einiger Personen sollte es so werden — der der Heirat vorausgehende Uebertritt der Prinzessin zum katholischen Glauben zu machen, obwohl doch dieser Uebertritt gerade in England am ehesten hätte selbstverständlich erscheinen müssen. Denn eine katholische Königin wäre in England mit seinen rund 6 Millionen Katholiken doch mindestens ebenso unmöglich wie eine protestantische Königin in Spanien, das doch nur einige Tausend Protestanten zählt. Aber daran dachten die Eiferer nicht. Es wurden verschiedene Protestversammlungen abgehalten, von denen ja auch in Deutschland gegen Ende April in gewissen Zeitungen zu lesen war, die aber längst nicht so stürmisch verlaufen sind, wie es nach diesen deutschen Tendenzberichten hätte scheinen mögen. Von staatskirchlicher Seite, der Protestant Reformation Society, wurde dem König durch Vermittlung des Ministers für innere Angelegenheiten (Home Secretary) eine Bittschrift überreicht, er möge in seiner Eigenschaft als Schutzherr der englischen Kirche und defensor fidei seine Einwilligung zu der Heirat der Prinzessin, die durch Parlamentsakte den Prinzessinnen aus rein königlichem Geblüte gleichgestellt ist, versagen. Aber man fand heraus, daß, nach einer königlichen Verordnung Georgs III. (1760—1820), bezüglich der Kinder von Prinzessinnen, die in eine ausländische Familie geheiratet haben, der König gar nicht berechtigt sei, die Heirat zu verbieten. Manche schüttelten ungläubig den Kopf, aber es war nun einmal die offizielle Antwort auf eine wenig kluge Eingabe. Schon vorher war von seiten der Regierung auf eine Anfrage im Parlament erklärt worden, daß für die Heirat eine Aussteuer oder ein Geschenk aus öffentlichen Mitteln nicht beabsichtigt sei.

Besonders wurde nach den Zuschriften in den Tagesblättern Anstoß daran genommen, daß der Uebertritt vor der Hochzeit stattfand, also gewissermaßen erzwungen, eine „conversion by order“ aber unmoralisch und verwerflich sei. Dies wurde von dem bekannten Jesuitenpater Vaughan entschieden zurückgewiesen, in zutreffender Weise auch mit Hinweis auf den bekannten Eid des Königs bei der Thronbesteigung gegen die Katholiken, der doch noch viel mehr auf einem unsittlichen „order“ beruhe. Ueberhaupt wiesen die Katholiken, besonders der genannte P. Vaughan, von Anfang an in den öffentlichen Blättern, die bereitwillig ihren Stimmen Raum gaben, darauf hin, daß der Uebertritt eine reine Privatangelegenheit der Prinzessin sei, in die sich zu mischen niemand das Recht habe. Diese Ansicht wird nun auch neuerdings in der „Times“ zugleich zum Abschluß der Diskussion ausdrücklich hervorgehoben, mit der Begründung, daß die Prinzessin durch ihren Uebertritt alle Anspruchsrechte auf den englischen Thron verliere und für die Heirat vom Parlamente eine Geldbewilligung nicht verlangt werde. Betreffs der Uebertrittsformalitäten wurde auch in England anerkannt, daß dieselben von der Königin-Mutter Christine so geschickt und rücksichtsvoll angeordnet waren, daß beim besten Willen kein „Mißgriff“ zu entdecken war, um die „Protestant susceptibilities“ (Empfindlichkeit) zu entflammen.

An der Hochzeit nimmt in Vertretung des Königs das Thronfolgerpaar, Prinz und Prinzessin von Wales, teil. Daß auch sonst die Hochzeit in England trotz dieses unangenehmen Beigeschmackes recht populär ist, beweisen die vielen vom ganzen Lande dargebotenen Geschenke und besonders auch der in Madrid eingetroffene 300 Pfund schwere wedding cake (Hochzeitskuchen), der nach englischen Begriffen bei einer Hochzeit nicht fehlen darf.

Zur Reichsfinanzreform.

Von

Regierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags.

Die Erschließung neuer Einnahmequellen für das Reich unter möglichster Schonung der weniger leistungsfähigen Schultern war neben der Einführung einer systematischen Schuldentilgung und eines festen Verhältnisses zwischen den Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten der ausgesprochene Zweck des nunmehr abgeschlossenen Reformwerkes des Reichsschatzsekretärs Freiherrn von Stengel. Ueber die Notwendigkeit neuer Einnahmen für das Reich konnte niemand im Zweifel sein, der die Entwicklung des Reichsfinanzwesens während der letzten zehn Jahre auch nur oberflächlich verfolgte. Das Anwachsen der Reichsschuld auf über 3½ Milliarden Mark und die ganz außergewöhnlich starke Inanspruchnahme der Finanzkraft der Einzelstaaten für die Zwecke des Reichs sprechen eine nur allzu deutliche Sprache und machten es für den verantwortlichen Leiter der Reichsschatzverwaltung zur unabweisbaren Pflicht, hier Wandel zu schaffen. Unserem bayerischen Landsmann Freiherrn von Stengel fiel diese mühevolle, überaus schwierige Aufgabe zu, und jeder unparteiische Beurteiler muß, wenn er auch an diesen oder jenen Einzelheiten Ausstellungen zu machen hat, anerkennen, daß er diese seine Aufgabe dank seiner hervorragenden Sachkenntnis und klugen Besonnenheit zum Wohle des Reichs gelöst hat. Es ist dies ein Erfolg, dessen Bedeutung nur derjenige in seinem vollen Umfange zu würdigen imstande ist, der weiß, welche Widerstände in dieser Frage im Bundesrate sowohl wie auch in der Volksvertretung zu überwinden waren.

Daß namentlich in der letzteren vor allem diejenigen Steuervorschläge bekämpft wurden, welche eine Belastung und Belästigung der breiten Volksschichten zur Folge haben mußten, war vorauszusehen, und so wurde denn auch im Reichstag die Brausteuervorlage erheblich zugeschnitten, die Tabaksteuer und der Quittungsstempel aber vollständig abgelehnt. Der Reichstag hat sich aber nicht auf die Ablehnung von Vorschlägen beschränkt, er hat auch positive Arbeit geleistet. So verdanken wir die Steuern auf Tantiemenbezüge der Aufsichtsräte sowie auf nicht ausgegebene Aktien der Initiative des Zentrums, die Ausgestaltung der Fahrkartensteuer den Anträgen der Nationalliberalen.

Auch die Vorschläge aus dem Reichstage fanden eine scharfe Kritik, doch muß wohl anerkannt werden, daß die Mitarbeit der Volksvertretung an dem Reformwerk den Erfolg gezeitigt hat, daß gegenüber der Regierungsvorlage tatsächlich eine Entlastung der schwachen Schultern eingetreten ist. Dies gibt selbst das führende Organ der Sozialdemokratie, der „Vorwärts“ zu, wenn er unterm 23. Mai schreibt: „Etwas besser als die Regierungsvorlagen sind immerhin die Leistungen der Reichstagsmehrheit auf dem Gebiete der Steuerpolitik.“ Nachdem die Volksvertretung einmal die Notwendigkeit neuer Steuern anerkannt hatte, war es ihre Aufgabe, dieselben möglichst in volksfreundlichem Sinne auszugestalten. Daß sich dabei gewisse Härten und auch die Heranziehung weiterer Kreise des Mittelstandes, wie z. B. bei der Fahrkartensteuer, nicht vollständig vermeiden ließen, liegt bei der Natur der in Frage kommenden Steuern auf der Hand. Ebenso war aber den bürgerlichen Parteien der Weg gewiesen gegenüber dem sozialdemokratischen Vorschlage, durch eine progressive Reichseinkommens- und Reichsvermögenssteuer die Mittel zu schaffen zur Aufhebung der Abgaben auf Salz, Petroleum und Zucker. Die Durchführung dieses ausschließlich auf die Wirkung nach außen berechneten Antrages wäre für die einzelstaatlichen Finanzen von den verhängnisvollsten Folgen gewesen, ganz abgesehen von der unabsehbaren politischen Tragweite desselben. Es ist schließlich der Reichstagsmehrheit gelungen, ohne Rücksicht auf die extremen Forderungen von rechts und von links einen Mittelweg zu finden, auf dem die notwendigen Mittel beschafft und zugleich allzu große Härten vermieden werden können.

Daß der Versuch, auch bei Gelegenheit dieses Reformwerkes wiederum den Reichstag zur Bindung der ungedeckten Matrikularbeiträge nach oben bewegen zu wollen, ebenso scheitern würde, wie dies erst im Jahre 1904 geschehen ist, war mit Bestimmtheit vorauszusehen. Die Bedeutung dieses beweglichen Faktors für das Einnahmebewilligungsrecht wird in der Volksvertretung immer noch richtig eingeschätzt. Allein wenn auch materiell an der Zahlungspflicht der Einzelstaaten nichts geändert wurde, so ist denselben doch eine große Erleichterung gewährt dadurch, daß sie diese Beiträge, soweit sie 40 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung übersteigen (das sind zurzeit 24 Millionen), erst im drittfolgenden Jahre zu zahlen haben, also ihre Etats danach einrichten können. Von dieser Einrichtung erhofft man sich aber auch noch den Erfolg, daß sie den einzelstaatlichen Regierungen einen doppelten Anlaß bieten werden, im Bundesrat auf tunlichste Sparsamkeit zu drängen. Und diese tut uns im Reiche trotz der neuen Steuern bitter not! Wenn nicht endlich auch im Bundesrat energischer Widerstand geleistet wird gegen alle überspannten Forderungen einer „großzügigen“ Welt- und Kolonialpolitik, dann werden die Erträgnisse der Finanzreform dem Reichsschatzsekretär in der Hand zerfließen wie Butter an der Sonne, und das mühsam wiedergewonnene Gleichgewicht im Reichshaushalt — soweit von einem solchen überhaupt jetzt schon gesprochen werden kann — wird grausam wieder zerstört werden. Die Schwierigkeiten, dasselbe wiederherzustellen, haben sich aber gerade in den letzten Monaten wieder klar gezeigt und sollten doch nach allen Seiten hin eine ernste Mahnung zur Sparsamkeit bilden.

Wiener Gemeindewahlen.

Von

Redakteur Franz Eckardt, Brünn.

Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien ist, so sehr auch die zentrifugalen slavischen Nationalitäten sich dagegen sträuben, immer noch der Mittelpunkt der Reichspolitik; von hier gehen die großen Bewegungen aus, welche die Völker mit sich reißen und ausschlaggebend werden in der inneren Politik. Von Wien nahm der vom Reformjudentum getragene Vulgärliberalismus seinen Siegeslauf vor 40 Jahren durch alle Kronländer, wirtschaftliches, soziales, sittliches Elend verbreitend; in Wien entstand vor 20 Jahren unter Freiherrn Karl von Vogelsangs Führung die Partei der vereinigten Christen, deren Hauptforderung die christliche Sozialreform war, welche von Dr. Lueger, Dr. Goßmann, Prinz Alois Liechtenstein in die christlichsoziale Partei umgeformt wurde und jetzt als solche alles, was unter den Deutschen Oesterreichs noch positiv christlich gesinnt ist, mit sich fortreißt. In wenigen Jahren, vielleicht schon bei den nächsten Reichsratswahlen, werden die Katholischkonservativen von den Christlichsozialen aufgesogen sein, denen man auch in gegnerischen Kreisen 60—70 Mandate prophezeit, wenn das allgemeine Wahlrecht eingeführt sein wird.

Die Christlichsozialen sind seit jeher Anhänger des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes und haben es dort, wo sie die Macht dazu haben, auch schon eingeführt: in Wien und Niederösterreich; freilich nur als angegliederte allgemeine Kurie, denn zu mehr war die Regierung nicht zu haben. Bisher hat die Partei nur Siege erfochten, so daß sie z. B. von den 21 Gemeinderatsmandaten Wiens dieser Kurie 18 besaß; nur in den Hauptarbeiterbezirken waren 3 Sozialdemokraten gewählt worden. Da nun heuer sich die allgemeine Kurie einer Neuwahl unterziehen mußte, sah man diesen Wahlen, die eine Probe und ein Prüfstein für die nächsten Reichratswahlen sein sollten, mit großer Spannung entgegen.

Bei den früheren Wahlen hatte die Deutsche Volkspartei in Anbetracht ihres programmatischen Antisemitismus sich den Christlichsozialen angeschlossen, heuer war sie aber zu den Gegnern dieser übergegangen, so daß alles, was in Wien „freisinnig“ ist, sich zur Niederwerfung der Christlichsozialen koalierte. Die Altliberalen, welche Jahrzehnte Wien unbeschränkt beherrscht hatten, haben jede politische Schlagkraft verloren, sie finden kaum noch Kandidaten für einige sichere Bezirke des I. Wahlkörpers; die Deutsche Volkspartei hält sich für die berufene Vertreterin des Beamtentums und ist in Wien fast bis zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken; die Alldeutschen haben nach den vielen Unsittlichkeits-Skandalen ihrer Führer (Schönerer, Wolf, Berger usw.) nur noch Anhänger unter den Studenten. Wer soll also gegen die Christlichsozialen kandidieren? Nur die Sozialdemokraten, welche in allen 21 Bezirken Bewerber aufstellten und auf überall Geld- und Schützerhilfe der „Freisinnigen“ und selbstverständlich der Juden erhielten.

Irgendein begründeter Anlaß, die jetzige ausgezeichnete Verwaltung der Stadt zu stürzen, bestand nicht; selbst die Gegner erkennen an, daß in den zehn Jahren christlichsozialer Verwaltung Großartiges geschaffen worden ist, trotzdem die Christlichsozialen bei Antritt ihrer Herrschaft nicht nur leere Kassen vorfanden, sondern auch in administrativen Geschäften unerfahren waren. Die Hochfinanz wollte die Gemeinde aushungern, um

Dr. Lueger zum Rücktritt zu zwingen. Diesem aber gelang es, die Anleihe von 285 Millionen zu erhalten, mit welcher die Straßenbahn erworben, ausgebaut und elektrisiert, die großartigen Gaswerke gebaut, die zweite Hochquellenleitung unternommen, städtische Elektrizitätswerke errichtet, eine Menge öffentlicher Anlagen geschaffen, Spitäler, Volksbäder, Versorgungshäuser, Markthallen, 83 Schulen gebaut, die Gehälter der Beamten und Lehrer erhöht, den Dienern und städtischen Arbeitern Altersversicherungen verschafft wurden usw. Und das alles, ohne daß die Gemeindeumlagen eine Erhöhung erfahren hätten. Was also die „Freisinnigen" zum Sturm auf die Christlichsozialen zwang, ist einzig und allein der **Haß** gegen alles, was christlich heißt und handelt.

Am 9. Mai wurde die Hauptschlacht geschlagen: in der allgemeinen Kurie standen 21 Christlichsoziale und Sozialdemokraten einander gegenüber. Und als die Schlacht zu Ende, sangen die Sozialdemokraten Viktoria! Sie hatten nicht nur ihre drei Mandate behauptet, sondern den Christlichsozialen noch vier abgenommen; sie hatten zwar auf 12 gerechnet, waren aber mit den sieben schon sehr zufrieden. Dieses Resultat deutet aber weder auf einen Rückgang der Christlichsozialen noch auf ein siegreiches Anschwellen der Sozialdemokratie hin. Im Gegenteil. Zunächst sei bemerkt, daß in den vier von den Sozialdemokraten eroberten Bezirken die sozialdemokratische Mehrheit nur 2407 Stimmen betrug, während 25,421 Wähler nicht zur Wahl gegangen waren. Das heißt, die vier Bezirke wurden durch die Saumseligkeit der christlichsozialen Bürgerschaft verloren. Im ganzen enthielten sich von den 359,000 Wählern 147,000 der Wahl, teils weil die Lust am Wählen allgemein abnimmt und desto mehr, je mehr Leute das Wahlrecht erhalten, teils weil die Bürgerlichen vielfach meinen, sie gehe die allgemeine, die Arbeiterkurie nichts an. Die Christlichsozialen erhielten am 9. Mai 110,750, die Sozialdemokraten 97,094 Stimmen; zieht man die Wahlen von 1901 zum Vergleich heran, so haben die christlichsozialen Stimmen um 3588 zugenommen, die sozialdemokratischen um 3463 abgenommen. Läßt man bei diesem Vergleiche aber den 21. Bezirk aus, der erst 1905 mit Wien vereinigt wurde, so haben die Christlichsozialen trotz der Wahlfaulheit eine Vermehrung ihrer Stimmen um 314, die Sozialdemokraten aber eine Abnahme um 9632 Stimmen zu verzeichnen. Das beweist, daß die Sozialdemokratie trotz der Unterstützung aller „Freisinnigen" im Rückgange begriffen ist, und das ist ein Erfolg der rastlos betriebenen Organisation der christlichsozialen Arbeiterpartei. Hätten am 9. Mai die Bürgerlichen ihre Pflicht getan, kein einziger Sozialdemokrat wäre gewählt worden.

Nachdem am 14. Mai einige Ersatzwahlen im 3. Wahlkörper mit dem sicheren Siege der Christlichsozialen abgeschlossen hatten, ging am 16. Mai die „Intelligenz", der 2. Wahlkörper, zur Wahl. 48 Mandate waren zu vergeben. Die Koalition der „Freisinnigen" wollte die Innere Stadt, den Sitz der Banken, Großhandlungshäuser, Eisenbahnen usw., und den 9. Bezirk Alsergrund, dessen Teil „Roßau" einem Ghetto zum Verwechseln ähnlich sieht, den Christlichsozialen wieder entreißen und die „Judeninsel" (2. Bezirk Leopoldstadt mit 1900 jüdischen „Intelligenzwählern") vor dem Sturm der Christlichsozialen retten. Aber alle Mühe war umsonst: alle 48 Mandate fielen den Christlichsozialen zu, auch die Intelligenz hatte ein vernichtendes Urteil über die „Freisinnigen" gesprochen. Die vier in der Leopoldstadt gewonnenen Mandate gleichen sogar den Verlust an die Sozialdemokraten am 9. Mai aus. Zieht man hier die Wahlen von 1900 zum Vergleiche heran, so sind die Stimmen der Christlichsozialen von 16,500 auf 21,200, also um rund 5000 gewachsen, die der vereinigten „Freisinnigen" aber von 9500 auf 5100, also um 4400 gesunken. Wenn die vielgepriesene Intelligenz sogar den christlichsozialen Finsterlingen, von Wahl zu Wahl um mehrere Tausend zunehmend, sich anschließt, dann muß der vom Judentum geführte „Freisinn" auf eine Wiedereroberung Wiens endgültig verzichten.

Wie diese Wahlen gezeigt haben, gibt es in Wien nur mehr zwei Parteien: Christlichsoziale und Sozialdemokraten, zwischen diesen wird auch einst in Oesterreich der Entscheidungskampf gekämpft werden müssen. Alle anderen Parteien haben sich unfähig und unwillig erwiesen, den Siegeslauf des sozialistisch-atheistischen Jungliberalismus aufzuhalten. Wie im Deutschen Reiche das Zentrum, so ist's in Oesterreich die christlichsoziale Partei, welche der rot-goldenen Internationale Halt gebietet. Wenn die Christlichsozialen sich eine tüchtige Volkspresse und eine auch die bürgerlichen Kreise umfassende stramme Organisation schaffen, wird der schließliche Sieg ihnen gehören. In Wien und in allen Kronländern.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Witterungswechsel in den Berliner Parlamenten.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Im Reichstage glaubte man nach glücklicher Erledigung der großen Gesetze, nachdem der Kaiser selbst die „patriotische Mitarbeit der Vertreter des deutschen Volkes" mit den belobten Ministern dankend anerkannt hatte, einen harmonischen Abschluß der Tagung von seltenem Wohlklang begehen zu können. Aber bei der dritten Lesung des Etats kam es zum überraschenden Krach. Die Regierung hatte auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Nachtragsetats noch schnell 5 Millionen für die südafrikanische Wüstenbahn und das Doppelte zur Neudotierung der geschädigten Farmer herauszuschlagen versucht. Der Reichstag wollte aber die mit Mühe und Not zusammengekratzten Steuergroschen nicht gleich in den Hottentottensand werfen. Die Meinungsverschiedenheit hätte sich aber unter dem Titel der gründlichen Prüfung ohne viel Erregung vertagen lassen, wenn nur die Regierung etwas diplomatisch vorgegangen wäre. Aber nun ließ sie den brüsken Haudegen Oberst Deimling eine Rede halten, die eine unerhört derbe Herausforderung des Reichstages war. Die maßlose, mit viel Hurra und wenig Ueberlegung geführte Kolonialpolitik zeigte ihr bedenkliches Gesicht da in der abschreckendsten Gestalt. Der Reichstag hätte auf das ganze Werk der Reform der Kolonialpolitik, das er seit Monaten mit vieler Mühe betrieben, förmlich Verzicht geleistet, wenn er nach dieser Rücksichtslosigkeit nicht ein Exempel statuiert hätte. Es fielen nicht bloß die erwähnten Forderungen, sondern auch das selbständige Kolonialamt, das in der zweiten Lesung durchgegangen war. Der Erbprinz v. Hohenlohe-Langenburg versuchte zwar nach der Unglücksrede eine Einrenkung und Beschwichtigung; aber dieses Unternehmen hätte kaum dem Reichskanzler selbst glücken können. Der Erbprinz kommt bis auf weiteres um seinen Titel und seine Unabhängigkeit vom Auswärtigen Amte. Der Reichstag mußte seine Tagung noch bis Montag verlängern, um in den Etat wieder den alten Kolonialdirektor hineinzuarbeiten. Dabei leisteten sich die alten Kartellparteien das sonderbare Vergnügen der Stimmenthaltung, obschon doch nach dem einmal gefallenen Mehrheitsbeschuß der Fortgang der Geschäfte und der Beamtengehälter 2c. die Wiederherstellung der Kolonialabteilung in der alten Form zu einer Staatsnotwendigkeit machte. Wenn diese Demonstration einen byzantinischen Sinn haben sollte, so wird sie dadurch nicht lieblicher. Das Zentrum kann daraus nebenbei ersehen, daß den Kartellparteien niemals voll zu trauen ist, auch nach einer großen gemeinsamen Arbeit nicht; sie haben den selbstsüchtigen Schelm immer im Nacken.

Im übrigen ist aus der letzten Reichstagszeit noch das Debut des neuen Staatssekretärs des Auswärtigen, des Herrn v. Tschirschky, zu erwähnen. Die Beredsamkeit war nicht groß, aber der Inhalt sehr optimistisch. Nach dieser Weltrundschau ist die Lage so schön, wie man sie nur wünschen kann. Der Dreibund ist ungeschwächt, denn die italienische Regierung (jetzt schon wieder vergangen!) hat die beruhigendsten Versicherungen abgegeben. Von der englisch-russischen Verständigung sind die deutschen Interessen nicht im mindesten bedroht — obschon die englische Presse sehr deutlich auf eine Durchkreuzung des deutschen Bagdad-Eisenbahnunternehmens hindrängt und überhaupt trotz der Friedensfeste, welche die Bürgermeister in England gefeiert haben, die publizistische Verschwörung gegen Deutschland rastlos weiter arbeitet. Es ist ja ganz hübsch, wenn die Minister von der Tribüne und die Bürgermeister in Trinksprüchen die Friedensaussichten rosarot anstreichen. Das Volk soll sich auch nicht unnötig beunruhigen. Wir hoffen aber, daß die Staatslenker die nötige Vorsicht gegenüber den Gefahren der Lage nach wie vor walten lassen. Es ist nicht alles Gold, was da am hochpolitischen Himmel glänzt.

Zu den bedauerlichen Zwischenfällen der letzten Reichstagssitzungen gehört der Husarenritt gegen die Selbständigkeit der Mittelstaaten, insbesondere gegen die freiheitliche und volksfreundliche Politik des bayerischen Thronfolgers, die sich der konservative Abgeordnete v. Oldenburg gestattete. Eine tolle Zumutung, daß die Bundesstaaten erst bei Preußen um gnädige Erlaubnis und Direktiven anfragen sollen, ehe sie ihr staatliches Wahlrecht ausgestalten! Herr v. Oldenburg ist als Heißsporn bekannt und die nötige Zurückweisung hat er sowohl von dem bayerischen Vertreter am Bundesratstische als auch aus dem Hause gefunden. Aber Herr v. Oldenburg steht doch nicht vereinzelt mit der Anschauung, daß Preußen nicht

deutsch, sondern vielmehr Deutschland preußisch werden müsse. Die einzelstaatlichen Regierungen sollten sich deshalb dreimal vorsehen, ehe sie ihre Machtstellung im Bundesrat schmälern lassen. Auch nicht um das Linsenmus der Freistellung von Matrikularbeiträgen! —

Im preußischen Abgeordnetenhause nahm das Wetter einen umgekehrten Gang. Eine Zeitlang sah es aus, als ob über das Schulgesetz sich ein Unwetter zusammenziehen wolle. Wenigstens arbeiteten die Nationalliberalen kräftig mit papierenem Donner und Blitz, weil die Regierung die Auswahl der Rektoren (Hauptlehrer) nicht zugunsten der meist liberalen Stadtbehörden aus der Hand geben wollte. Nun haben sich aber die Kartellparteien, die ohne und gegen das Zentrum das Schulkompromiß geschlossen hatten, auch über diesen Streitpunkt in letzter Stunde geeinigt, und zwar auf der naheliegenden Grundlage der Aufrechterhaltung des bestehenden Berufungsrechtes, verschönert durch die unverbindliche Empfehlung der Berücksichtigung auch der bewährten Kräfte unter den Landlehrern. So geht dann der Entwurf friedlich vom Abgeordnetenhaus in das Herrenhaus. Wahrscheinlich kommt er zustande. Das Zentrum hat seine Anträge zum besseren Schutz der Konfessionsschule gegen die Kompromißmehrheit nicht durchsetzen können, aber das Gesetz ist doch nicht so schlecht, daß das Zentrum seine Vereitelung wünschen müßte. Bei einem Fiasko dieser dringlichen Gesetzgebung könnten die letzten Dinge schlimmer werden als die ersten. Darum hat die Partei sich zur Stimmenthaltung entschlossen. Im Auslande gibt es Katholiken genug, die ihre preußischen Glaubensgenossen um eine solche Schulgesetzgebung beneiden.

Belgien gerettet.

Der Wahlsonntag vom 27. Mai war für die Regierung und die katholisch-konservative Mehrheit in Belgien nicht ungefährlich. Das dort übliche System der Erneuerung je einer Hälfte der Kammer in jedem zweiten Jahre führt zu einer ungleichen Belastung. Die Kammermehrheit war diesmal im Nachteil, da von ihren 93 Sitzen 53 zur Wahl standen und darunter noch die recht kritischen Sitze von Brüssel und Antwerpen. „Jetzt oder nie" riefen die liberalen und roten Gegner und vereinigten sich nach dem Muster von Frankreich zu einem antiklerikalen Block. Die katholisch-konservative Partei war nicht bloß mit äußeren sondern auch mit inneren Schwierigkeiten belastet, was auch bei einer Partei, die 22 Jahre lang die Geschäfte des Landes geführt hat, durchaus nicht zu verwundern ist. Es dürfte in der modernen Parlamentsgeschichte kaum ein zweiter Fall einer mehr als zwanzigjährigen ununterbrochenen Herrschaft derselben Mehrheit zu finden sein. Auch die besten Parteien unterliegen den Gesetzen des Welkens, Siechens und Sterbens gleich den Individuen; die Fähigkeit, den Bedürfnissen einer neuen Zeit gerecht zu werden, pflegt sich umso schneller zu erschöpfen, je größer die Macht und infolgedessen die Verantwortlichkeit der Partei geworden ist. Die Makrobiotik unserer Freunde in Belgien ist ein Unikum. Denn auch in dieser gefährlichen Wahl hat die Partei sich behauptet, allerdings nur mit einem sog. blauen Auge. Bei dem konzentrischen und rabiaten Ansturm der Gegner hat sie nach den bisherigen Nachrichten wenigstens 4, wenn nicht gar 6 Sitze eingebüßt. Dadurch würde die bisherige Mehrheit von 20 Stimmen auf 12 oder gar auf 8 herabsinken. Das genügt noch zur Erhaltung des bisherigen Kurses, und da die nächsten Ersatzwahlen nach zwei Jahren für die Katholiken weniger Risiko bringen als für die Gegner, so darf man noch auf vier Jahre mit Sicherheit rechnen. Schön! Nur sollte man das Menetekel, das in dem Rückgang der Mehrheit liegt, zum Anlaß einer Gewissenserforschung und moralischen Erneuerung nehmen. Die Partei darf sich den Luxus der inneren Zwiste nicht mehr gestatten; sie muß in den kritischen Fragen, vor allem des persönlichen Heeresdienstes und der Sozialpolitik, sich einträchtig zu einem höheren Standpunkt und zu größerer Tatkraft aufschwingen. Wer den Jungbrunnen nicht finden kann, geht dem marasmus senilis entgegen.

Die Krisen an Donau, Tiber und Newa.

Früher hielt Frankreich den Rekord in der Kurzlebigkeit der Ministerien. Aber jetzt sind Italien und Oesterreich-Ungarn ihm im Wechseln der konstitutionellen Wäsche weit überlegen. In Rom ist das Ministerium Sonnino nach einem Vierteljahr schon wieder gefallen. Sonninos Hand galt als ehrlich, aber nicht als stark; er wußte weder der Umsturzpartei noch der zerfahrenen Kammer gebührend zu imponieren. Der König hat nun Giolitti berufen, dem man mehr Energie zutraut. Manche hoffen, daß er mit Sonnino und dessen Anhang zusammen eine starke positive Mehrheit bilden werde. Die Moral von der chronischen Unsicherheit im italienischen Staate ist die, daß der Ausgleich mit dem Hl. Stuhl und der Eintritt von katholisch-konservativen Kräften in das Parlament das Heil Italiens bedingen.

Der greise Kaiser Franz Josef hat wieder eine Krisis zu lösen gerade während der deutschen Freundschaftsbesuche. Der eiserne Topf Ungarn ist mit dem irdenen Topfe Zisleithanien zusammengestoßen in der Zollfrage. Das Ministerium Wekerle hatte vor seiner Ernennung die gesetzliche Genehmigung der in Kraft gesetzten Zolltarife und Handelsverträge zugesagt. Nachdem es in den Sattel gehoben war, forderte es, daß der autonome Zolltarif nicht als gemeinsames, sondern als ungarisches Landesgesetz registriert werde, womit die Zollgemeinschaft der beiden Hälften der Monarchie de jure, wenn auch nicht schon de facto gelöst erscheinen würde. Der neue österreichische Ministerpräsident Prinz Hohenlohe widersetzte sich natürlich dieser magyarischen Anmaßung; aber der Monarch konnte sich nicht entschließen, wegen dieser anscheinenden Formfrage ein neues Chaos über Ungarn hereinbrechen zu lassen. Also muß Zisleithanien wieder einmal die Kosten der Krisis tragen; in Zisleithanien kann man ja mit dem § 14 sich helfen. Die Nachgiebigkeit des Monarchen gegenüber der magyarischen Koalition wird wohl noch mehr bittere Früchte zeitigen.

In Rußland hat das Ministerium der Reichsduma auf ihre sturmlaufende Adresse eine scharfe, abweisende Antwort gegeben, so daß der Konflikt in Maienblüte stand. Zur Auflösung der unbequemen Duma ist glücklicherweise der Zar noch nicht geschritten; das wäre das Signal zu einer neuen Revolution. Eine freundlichere Rede des Justizministers läßt die Hoffnung, daß es zur Bildung eines etwas liberaleren oder wenigstens etwas diplomatischeren Ministeriums kommen wird, so daß die Dumatagung wenigstens ein friedliches Ende finden kann. Das Wunderbare an der ganzen Sache ist nur, daß es immer noch Leute gibt, die der heillosen Wirtschaft in Rußland ihr gutes Geld borgen.

Nach der Wahlschlacht in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Die am 6. Mai erlittene Schlappe ist am 20. Mai zu einer erdrückenden Niederlage geworden. Die Stichwahlen haben den Jakobinern und Sozialisten einen Sieg verschafft, auf den sie stolz zu sein berechtigt sind.

Die vereinigte Opposition hat nur 174 Sitze errungen, so daß die Jakobiner und Freimaurer eine Mehrheit von über 211 Stimmen jetzt schon haben, ohne der Sitze zu gedenken, welche sie sich durch Ungültigkeitserklärungen der Wahl ihrer Gegner zu verschaffen gedenken.

Die Opposition ist in den Kampf in zerstreuten Heerhaufen eingetreten, während bei den Jakobinern und Sozialisten feste Einigkeit herrschte. Bei den Stichwahlen bildeten die Radikalen und Jakobiner vom Schlage Clemenceaus geschlossene Reihen neben den Sozialisten vom Schlage Jaurès. Noch einige Tage vor dem Wahltage sagte die „Aurore", das Organ Clemenceaus, ihre Partei sei jetzt stark genug, um allein ohne Beihilfe einer Revolutionspartei regieren zu können. Der Jakobiner und ehemalige Minister Pelletan erklärt seinerseits, daß die Jakobiner mit den Sozialisten in der neuen Kammer einig zusammengehen werden, obgleich letztere dabei keineswegs auf ihre allgemeinen Grundsätze zu verzichten hätten.

Gegen diese Siegeszuversicht wußte der „Gaulois" sich mit folgenden Worten zu trösten: Im großen ganzen erlauben die Stichwahlen, welche nötig geworden, festzustellen, daß in einer gewissen Anzahl von Wahlbezirken wir nahezu gesiegt hätten, und er war naiv genug, hinzuzusetzen, daß dieser Sieg in einzelnen Bezirken möglich sei. Es fehlt der nötige Flügelschlag! Im übrigen tat der „Gaulois" die Stichwahlen auf der zweiten Seite in einer und einer Drittel Spalte ab, während er auf der ersten Seite anderthalb Spalten einem Auszug aus Bossuets „Christlichen und moralischen Gedanken" von Viktor Girand, und zwei Drittel Spalten erster Seite der Hundeausstellung widmete und seinen Lesern Kunde gab, daß für dieses Jahr die pommerischen Spitze in der Mode seien, welche wir älteren Leute in unserer Kinderzeit auf jedem Eil- und Postwagen neben dem Kutscher sitzen sahen.

Die antisemitische „Libre Parole" gesteht ein, daß die Wahl einzelner ehrenwerter Kandidaten das Endresultat der Wahlen nicht geändert haben würde.

Die katholischen Blätter, wie der „Univers“, die „Croix“, die „Verité Française“, schicken sich in das Unvermeidliche, sind aber jetzt einig, daß an eine feste Organisation aller katholischen Kräfte gegangen werden müsse. Die erste Lehre der schweren Niederlage besteht in der Erkenntnis des Uebels, an dem Land und Volk leiden, und die zweite Lehre besteht in der absoluten Notwendigkeit eines gemeinsamen einigen Vorgehens. Es handelt sich jetzt darum, auf welche Weise die kirchlichen Verhältnisse sich gestalten werden. Die Bischofskonferenz und der Heilige Stuhl werden jetzt mit den endgültigen Weisungen nicht länger zögern.

Bekanntlich gewährt das Trennungsgesetz den Pfarrern, Hilfspfarrern und Vikaren, die eine regelmäßige Anstellung hatten und ihren Gehalt vom Kultusbudget bezogen, sei es lebenslängliche oder zeitweilige Altersversorgungen oder eine jährliche Beihilfe. Bis Samstag, den 12. Mai sind 31,576 derartige Gesuche beim Kultusministerium eingelaufen, von denen 13,665 durch Ueberreichung der betreffenden Urkunden erledigt wurden. Ungefähr 7000 Geistliche, welche gesetzlich Anspruch auf Pension oder Beihilfe haben, zögerten bisher.

Das Kultusministerium hatte nun den Vorabend der Stichwahlen abgewartet, um einerseits die Berechtigten zu erinnern, daß sie Ansprüche an den Staatssäckel machen können, und anderseits den Klagen über Beraubung der Geistlichkeit die Spitze abbrechen zu können. Der Schachzug war um so schlauer, als bis jetzt die 13,665 Inhaber der Pensions- und Beihilfsscheine noch von keinem Steuereinnehmer benachrichtigt wurden, daß sie ihre Geldbezüge erheben können.

Gewisse Zeitungen sind unermüdlich, den Heiligen Stuhl in den Parteihader hineinziehen zu wollen, trotz aller Abmahnungen und Abwinkungen Roms. Dabei kommt noch der Umstand in Betracht, daß jede dieser Zeitungen sich auf Prälaten, Ordens- und Weltgeistliche beruft, ohne jedoch deren Namen oder deren Stand zu nennen. So hat z. B. der auchkatholische „Gaulois“, der religiöses und politisches Wetter in den lebensfrohen sogenannten höheren Gesellschaftskreisen macht, soeben allerneueste „Enthüllungen“ über die Absichten des Heiligen Vaters in bezug auf Frankreich und die französische Kirchenpolitik gebracht. Am gleichen Tage hat auch die „Croix“ mit wichtiger Miene in demselben Tone gesprochen und ihren Lesern dabei bedeutet, daß die Ausführungen von einem „Unterrichteten“ einem „renseigné“ kämen.

Der „Osservatore Romano“, das päpstliche Amtsblatt, hat nun abermals eingegriffen — zum vierten Male seit sechs Wochen — und bezeichnet das Gewäsche als absolut grundlos.

Auch Winkelagenturen, welche der „Agence Havas“ Wettbewerb zu machen suchen, beteiligen sich an Quertreibereien, welche unsere kirchenpolitische Lage nur verschlimmern können. So hat z. B. die Agentur-„Information“ am Vorabend der Wahlen eine angebliche römische Depesche veröffentlicht, in welcher behauptet wurde, der Kardinalstaatssekretär Merry del Val stehe, was die französische Kirchenpolitik betreffe, vollständig im Banne des Paters Pie de Langogne, eines französischen Kapuziners der Provinz Auvergne. Zu gleicher Zeit wurde hinzugefügt, der Pater Pie habe sich stets unter den Eiferern hervorgetan, die den Widerstand wollten.

Diesen fortwährenden Quertreibereien kann man nicht durch amtliche und halbamtliche Noten des „Osservatore Romano“ ein Ende machen. Wie ich aus guter Quelle erfahre, hat die betreffende römische Autorität sich jetzt veranlaßt gesehen, dem Unfuge zu steuern, wenigstens insoweit als er in Rom seine wirkliche Wurzeln treibt. Der Kardinalvikar, dem es obliegt, ein wachsames Auge auf jene Geistlichen zu haben, die ohne Amt und geistliche Stellung sich in Rom aufhalten, hat schon dem einen und dem anderen, die in neuester Zeit als „Korrespondenten“ zu Rom aufgetreten, Weisung gegeben, daß die sechsmonatliche Aufenthaltserlaubnis nicht erneuert werde. Auf diese Weise werden verschiedene scagnozzi Rom verlassen müssen. Derartige Persönlichkeiten werden bekanntlich zu Rom vom Klerus und dem Volke als scagnozzo bezeichnet, weil man sie gewöhnlich auf den Schemeln der Vorzimmer der Prälaten und Persönlichkeiten zu sehen bekommt.

Wenn derartige Gewährsmänner nicht mehr in die Nähe der untergeordneten geistlichen und weltlichen Beamten des Vatikans kommen, werden auch die „Enthüllungen“ des „Gaulois“ und der Winkelagenturen eingestellt werden. Die Maßregel und die Maßregelungen des Kardinalvikars werden in dieser Beziehung weitere Fehler verhindern und den Treibereien ein Ende machen, welche nur die Folge hatten, Oel in das lodernde Feuer des Kulturkampfes zu gießen.

„Wir jungen Männer!“

Von

Dr. Fritz Honnef, Bonn.

Wenn nur Christus gepredigt wird — das ist ein Wort, das aus unerschütterlichem Vertrauen zu dem endlichen Sieg alles Wahren und Guten, das des Namens wert ist, geboren ward. Es zitterte mir durch die Seele, als ich das Buch las, von dem ich unseren „jungen Männern“ berichten will.*) Ist es nicht unsere Sorge, oft drückende und lastende Sorge, daß das heranwachsende Geschlecht die Zukunft unseres Volkes und unserer Kirche in reinen und starken Händen trage? Und wenn einer dem Reinen und Starken den Weg bahnt und das Wort redet, wird er nicht mitten in dem zur Erde gerichteten und von ihr beschwerten Geschlecht für den arbeiten, von dem alles Gute kommt und zu dem es heimkehrt mit unwiderstehlicher Gewalt?

„Die Ehre des Mannes in unserer Zeit.“ Wohl ist auch die Ehre ein Götzenbild geworden, das hohl ist und auf tönernen Füßen steht Und muß in der Zeit der „Sachenkultur“ nicht auch die Ehre zu einer „Sache“ werden, die sich messen und wägen läßt, statt ein Stück des innersten Menschen zu sein? Es ist alte Weisheit, daß die Höhe äußerer Weltbeherrschung erkauft wird durch innere Verluste, die jene nimmer auszugleichen vermag. Aber keine Maschine wird auf die Dauer Geistiges brach legen oder ersetzen. Es kommt der junge Tag, an dem der Saft unter der Rinde zu steigen beginnt, es kommt die Stunde, in der Geistiges auf sich selber sich besinnen lernt. Dann dämmert das Morgenrot neuen Lebens: „Wir wollen nicht mehr beherrscht sein von der toten Sache, nicht mehr Sklaven sein der Maschine, nicht mehr in den glänzenden Ketten des Geldes gehen, sondern wir wollen sie beherrschen. Sie sollen uns dienen, aber wir sind uns zu schade, um uns ihnen zu opfern.“ Nun kann auch unsere Ehre nicht sein wie ein Orden, der die Brust des Ehrenmannes zieren kann wie die der Unehrenhaften. . . . Unsere Ehre kann nur darin bestehen, daß wir das werden, wozu die Keime und Kräfte in uns liegen, und wozu unsere Zeit uns mit lauter Stimme aufruft: „eine lebendige, einheitliche, entwicklungsfrohe und starke Persönlichkeit“. Den Tiefstand des heutigen Ehrbegriffes voller Hohlheit und Halbheit beleuchtet nur zu grell die Stellung gerade der führenden Kreise zum Zweikampf. Darum meine ich, entgegen dem Verfasser, für den Ehrenmann könne es keinen noch so argen Druck der überkommenen Verhältnisse geben, der ihn zwingt, falschen Göttern zu opfern — Ehre und Persönlichkeit.

„Der Geschlechtstrieb.“ Wie kommt es, daß die Geschlechtskraft des Menschen ihm so oft zum Verhängnis wird? Geheimniskrämerei in den Jahren, in denen individuell geartete Aufklärung Phantasie und Willen in gesunden Bahnen hätten halten können, eigene Sünden, Zuchtlosigkeit und Verführung, Spott der „Reifen“ und „Aufgeklärten“ — wer weiß, wie die Ströme alle heißen, welche zusammenfließen, daß der Unverdorbene in ihnen den Untergang findet? Nicht anklagen wollen wir, sondern helfen, retten. Darum muß der Mann den Glauben lernen an die Möglichkeit, seiner Herr zu werden. Aber auch den Glauben an die Heiligkeit des ehelichen Geschlechtslebens. Ist es doch schöpferische Kraft, die dem Menschen geliehen ist, daß er mitbaue an der Zukunft der Menschheit. Und wie heilig, daß hinter der Lust des Augenblickes der erquickende Ernst werdender Vaterschaft steht, hinter der Gabe der Natur die große Aufgabe: Vater zu sein. Das ist der Boden, auf dem der Unterschied zwischen Mensch und Tier am deutlichsten hervortritt. Und endlich — wenn der Mensch nun schon seit Jahrhunderten an der Arbeit ist, allen möglichen Naturkräften sich zu unterwerfen, wie kann er sich den Herrn der Welt nennen, solange er die ihm am nächsten liegende, die gewaltigste Naturmacht, die Geschlechtskraft, nicht unter seine Botmäßigkeit zu bringen vermag? Wir haben ja den Willen: warum sollen wir den Kampf scheuen? „Wie werden unter dieser stolzen Arbeit alle hohen und edlen Kräfte, die in uns schlummern, befreit! Unser Denken wird reiner und fruchtbarer, unsere Arbeit gerät besser, unser Urteil wird klarer. Je vollkommener der Sieg über uns selbst, um so furchtloser, geschlossener, widerstandsfähiger stehen wir der Welt gegenüber. — Der Wille zur Reinheit und Harmonie unseres Wesens ist unsere Ehre, die durch unsere männliche Kraft gestärkt und nicht verletzt werden soll.“

*) Hans Wegener „Wir jungen Männer!“ Das sexuelle Problem der gebildeten jungen Männer vor der Ehe: Reinheit, Kraft, Frauenliebe. 11.—20. Tausend, Düsseldorf und Leipzig Verlag von K. R. Langewiesche. 1.80 M.

„Von den Frauen.“ Daß doch die den wertvollsten Ueberlieferungen unseres Volkes entstammende Achtung der Frauen lebend erhalten werde in unserem jungen Geschlechte! Wie ehrfürchtig schaust du deine Mutter an, wie heilig ist deine Schwester dir! Aber sind die zu Boden Getretenen nicht auch Schwestern, Berufene zur Mutterschaft, desselben Geschlechtes wie jene? Schlummern in ihnen nicht auch all die Keime, die, wenn ihnen Luft und Licht gewährt worden wäre, sich entfaltet hätten zu der nämlichen stolzen, zarten Blüte? „Ich weiß keinen verhängnisvolleren Zwiespalt als den, beides miteinander vereinigen wollen, ritterliche Ehrfurcht vor der reinen Frau und Umgang mit der Prostituierten.“ Und der zumeist Geschädigte ist der Mann selbst, der jene Selbstachtung verliert, ohne die eine starke und gradlinige Entwicklung seines Charakters undenkbar ist. Jene „feinere“ Form der Prostitution, die man „Verhältnis“ zu nennen pflegt, ist fast ebenso zu werten wie diese. Der Verlierende ist nicht nur das Weib, mehr noch der Mann, der zu wirklicher Liebe unfähig wird, indem er Empfindungen verbraucht, deren er bedarf für die Ehe und für die größten Taten seines Lebens, für die Erzeugung eines neuen Geschlechts. — Hat erst der Mann jene ritterliche Achtung vor der Frau gelernt, dann wird er auch fähig zur Aufnahme jener veredelnden Einflüsse, welche für ihn in der echten und tiefen Freundschaft mit einer reinen und edlen Frau gegeben sind. Nur starke Charaktere werden geistiger Gemeinschaft fähig sein. Es hat mir wohl getan, den Ernst zu sehen, mit dem W. der Verirrung auf diesem Punkte den Weg zu sperren sucht. Aber noch einmal sei es gesagt: „Sparen wir die ganze Kraft unserer Fähigkeit zu lieben auf für die Lebensliebe, die uns mit einem Weibe verbinden soll, das uns gehört. Das Leben ist zu lang, als daß es bei einer gebrochenen Liebe erträglich wäre. Nur eine geschlossene Seele ist großer Liebe fähig, nur auf harmonisch gestimmten Saiten kann das Lied der Lebensliebe erklingen. Alles, was wir an nachgeahmter oder nicht recht gemeinter Liebe ausgeben, das verlieren wir an unserem Glück, an unserer Kraft.“

Der Wille ist es zuletzt, der uns nottut. Nun gilt's, ihn stark zu machen in „Genuß und Arbeit“. Den Leib zu stählen, daß im gesunden Leib die gesunde Seele wohne. „Die Gesundheit“ pflegen in vernünftiger Lebenshaltung mit den rechten Anschauungen von dem, was dem Leibe frommt und ihm Schaden bringt, das macht auch den Willen stark zur Selbstzucht und zur Enthaltung. Aber über dem steht der Gedanke an „das nächste Geschlecht“, das aus unseren Lenden kommt, an „das Volk“, dem wir tausendfach verpflichtet sind. „Seien wir rein um unseres Volkes willen.“ Und mit dem Gedanken, daß dem Reinen in der Freiheit seines Geistes und seines Wollens ein Ahnen des Ueberweltlichen, ein Ahnen Gottes aufgeht, schließt dieses gesunde und starke Buch, das in den Kreisen zu wirken berufen ist, an die Religion und Glaube nicht mehr heranreichen.

Das ist eine Auslese aus dem Schönen und Herrlichen, von dem es überfließt. Wohl liegt auf mancher Perle Staub, wohl hätten wir, vom Standorte des Verfassers aus, hie und da schärfere Prägung des Gedankens, straffere Konsequenz gewünscht. Es schmerzt, daß er so verständnislos dem „mönchischen“ Ideal der Reinheit, sagen wir mit unseren Worten dem kathol. Ideal der Jungfräulichkeit gegenübersteht, ja es völlig verkennt in seinem Grundgedanken, in seinem Verzicht auf etwas, was er selber für gottgewollt und darum für an sich heilig und gut hält. Die reine, jungfräuliche Seele denkt, was Gottes ist.

Es ist nichts Uebernatürliches, nichts spezifisch Christliches in diesem Buch. Dennoch freuen wir uns seiner, weil gesundes, auf sich selber sich besinnendes Menschentum dem Uebernatürlichen entgegenreift. Mir blutet das Herz, wenn ich an den Sohn denke, der sich in der Ferne mit Resten nährt, während im Vaterhaus die vollbesetzte Tafel seiner wartet. Welch eine Kraft, welch eine Wahrheit würden alle die gesunden und reinen Gedanken erhalten, wenn sie, an die Religion sich anlehnend, von ihren ewigen Werten ihr Teil empfangen würden. Wenn aber die Gnade auf dem Unterbau der Natur sich erhebt, dann heißt es jeden begrüßen, der einer edlen und kräftigen Natur das Wort redet.

So reichen wir dem Verfasser über den Graben hinüber, der uns mit den Wassern einer anderen Weltanschauung trennt, dankend die Hand. Möge sein Buch unseren jungen Männern vorwärts helfen! Dem Verfasser selbst aber rufen wir das Wort Augustins zu, das diesem einst aus der herrlichen Welt und ihrer Schönheit entgegenrauschte: quaere super nos.

Die deutsche Kunst.

Achtung, ihr Alten und Jungen,
Ich bitt' um Ohr und Gunst;
Hier sei ein Lied gesungen,
Das Lied von der deutschen Kunst.

Ihr Dichter, ihr Maler, ihr Meister,
Die ihr den Künsten lebt,
Die ihr die besten Geister
Begeistert und erhebt:

Heut' und in allen Tagen
Wollen wir einig sein,
Unser bestes Singen und Sagen
Dem deutschen Volke zu weih'n.

Wir wollen das Volk verstehen,
Seinen Jubel und seine Not,
Wir wollen mit ihm gehen
Getreu bis in den Tod.

Nur, wer sich ins Herz gesungen
Des Volkes tief hinein,
Der hat den Lorbeer errungen,
Der ewig grün wird sein.

Nur der greift kühn nach den Sternen,
Wer fest auf der Scholle steht,
Nur der schweift froh in den Fernen,
Wer die Heimat liebt und versteht.

Drum wollen wir all zusammen
In der Künste heiligem Reich
Schüren die reinsten Flammen,
Die leuchten und wärmen zugleich.

Mag Sturmflut uns umbranden,
Mag lächeln des Glückes Gunst:
Hoch lebe in deutschen Landen
Die echte deutsche Kunst!

Hans Eschelbach.

Eine Zeitschrift für Schüler höherer Lehranstalten.

Von

Prof. Laufer, Darmstadt.

Heute am Gymnasium Religionslehrer zu sein, ist ein ebenso verantwortungsvolles wie schwieriges Amt. Der Religionslehrer weiß, daß die größte Zahl seiner Schüler, sind sie erst dem Gymnasium entronnen, ihre religiösen Kenntnisse gewiß nicht erweitern und vertiefen wird. Da soll er nun „legen ein Felsenfundament von guten Grundsätzen, welches in der Sturm- und Drangperiode der späteren Jugend standhält" — er soll die angehenden Philologen, Juristen und Mediziner waffnen gegen die Sophismen der ungläubigen Philosophie wie gegen die Flachheiten materialistischer Wissenschaft — er soll die Schüler in ihrer religiösen Weltanschauung so befestigen, daß sie jetzt und später von dieser Weltanschauung aus alles beurteilen lernen: Fragen der Zeit und der Geschichte, Werke der Dichter und Literaten. Und das alles muß geleistet werden unter großen Schwierigkeiten: Schwierigkeiten in der Schule — größere im Hause — die größten draußen auf den Straßen und im Leben.

Da mag der Religionslehrer — jeder Religionslehrer von Herzen froh sein, wenn er in seiner Arbeit eine Stütze findet. Eine solche Stütze — die beste, ist eine gute Zeitschrift in den Händen der Schüler — ist der „Stern der Jugend", illustrierte Wochenschrift für Schüler höherer Lehranstalten (Auer in Donauwörth) halbjährlich 1.50 M. Ich wünschte, diese sehr gut redigierte Zeitschrift bei jedem Gymnasiasten finden zu können — ich wünschte es im Interesse des Lehrers, denn sie ergänzt den Unterricht — ich wünschte es im Interesse des Schülers, denn sie belehrt und unterhält. Wir Religionslehrer sollten drum für die Verbreitung dieser Wochenschrift eifrig arbeiten. Der Verlag hat die Ausstattung des „Sterns" in den letzten Jahren bedeutend verbessert und wird wohl den Wunsch nach besserem Papier und etwas längeren Artikeln auch noch erfüllen.

Der leider so früh verstorbene Redakteur Dr. Huppert hat seinerzeit an uns Religionslehrer recht große Forderungen gestellt — unerfüllbare Forderungen, wie mir scheint. Der Religionslehrer des Gymnasiums müsse seine Schüler belehren über die Stellung der deutschen Dichter zur katholischen Religion — er müsse sie unterrichten über die moderne Literatur. Der Primaner müsse beim Austritt aus dem Gymnasium wissen, in welches Theaterstück er gehen könne und in welches nicht — welche Oper zu empfehlen und welche zu verwerfen sei. Unerfüllbare Forderungen — unerfüllbar gewiß in zwei Wochenstunden. Was der Religionslehrer nicht kann, kann spielend eine Wochenschrift und der „Stern" leistet hier vortreffliche Dienste: Er unterrichtet über die Klassiker der Dichtkunst — es sei nur an das Schillerheft erinnert und an die Artikel über Heine, Calderon, Molière ꝛc. — er unterrichtet über die moderne Literatur (sogar Sudermanns „Stein unter Steinen" ist schon besprochen) in den „Theater- und Literaturbriefen". Ich halte diese Briefe für eine sehr zeitgemäße Einrichtung.

Probleme der Neuzeit und Fragen der Gegenwart sollte der Religionslehrer mit seinen Schülern besprechen — selbstverständlich denke ich nicht an Fragen der Politik. Der Lehrer möchte — ja aber zwei Wochenstunden! Der „Stern der Jugend" hilft ausgiebig. Er hat seine „Unterrichtsbriefe", die ganz vorzüglich sind. Es genügt das eine oder andere Thema dieser Briefe zu nennen: „Glaubenswechsel deutscher Prinzessinnen", — „Die Lage der katholischen Kirche in Frankreich", — „Die Selbsterziehung zur Energie." Wünschenswert wäre es, daß im Inhaltsverzeichnis der einzelnen Hefte und des ganzen Jahrganges nicht bloß stünde: „Unterrichtsbrief", „Theaterbrief", sondern auch der Inhalt dieser Briefe angegeben wäre. Das wäre eine sehr große Erleichterung im Nachschlagen aller Arbeiten des „Stern".

Der Religionslehrer muß unbedingt viele apologetische Fragen besprechen — er müßte es eigentlich noch eingehender tun, aber — zwei Wochenstunden! Wieder leistet der „Stern" vorzügliche Dienste. Da finde ich eine „Apologetische Rüstkammer" eingerichtet, die bis jetzt gut arbeitet — da finde ich naturwissenschaftliche Artikel. Ich möchte deren allerdings etwas mehr finden, aber, was nicht ist, kann noch werden.

Wenn ich noch die Titel einiger anderer Aufsätze genannt: „Streiflichter auf Rußland", — „Das lenkbare Luftschiff im Kriege" — und wenn ich noch erwähnt habe, daß jedes Heft illustriert ist, dann habe ich doch wohl erwiesen, daß der „Stern der Jugend" seine Jugend über ganz moderne Fragen orientiert und ganz modern ist. Besonders hoch rechne ich es dem „Stern" an, daß er sich endlich bekehrt hat und durch Aufnahme von Erzählungen auch dem Unterhaltungsbedürfnis Rechnung trägt. Den Anfang in diesen Erzählungen hat kein Geringerer gemacht als G. Keller mit der Novelle „Um des Bruders willen". Ich möchte wünschen, daß diese Bekehrung des „Stern" eine dauernde ist und die Erzählnngen aber nicht in gar zu kleinen Schritten vorwärts schreiten.

Alles in allem: Die den „Stern" haben, sind sicher zufrieden mit seinen Leistungen: die Schüler und die Lehrer. Wenn auch die Eltern noch sorgen, daß ihre Söhne Abonnenten dieser „Wochenschrift" werden, dann haben sie einer guten Sache gedient: der Sache der religiösen und wissenschaftlichen Bildung der Seelen ihrer eigenen Kinder.

Die 53. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Essen.

Von

Chefredakteur W. Hankamer.

Als im Jahre 1889 Bochum den Antrag stellte, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in seinen Mauern tagen zu lassen, begegnete diese Anregung vielfach einem zweifelnden Achselzucken, weil man dachte, es sei eine derartige Veranstaltung mit dem nie rastenden Getriebe der Industriegegend nicht in Einklang zu bringen, doch wurde Bochum akzeptiert. Der tapfere Versuch begegnete äußerlich ganz allgemein einer recht skeptischen Auffassung. Noch unmittelbar vor der Eröffnung legte man auf einer großen rheinischen Zentrumsredaktion unwirsch das Kursbuch bei seite und schien nicht übel Lust zu haben, ein Preisausschreiben zu erlassen für die Angabe der sichersten und kürzesten Eisenbahnverbindung nach dieser damals gerade besonders viel genannten, aber doch etwas fern von der großen Heerstraße belegenen westfälischen Industriestadt. Und es ist doch gelungen; glänzend sogar, trotz aller sich zuletzt infolge wirtschaftlicher Kämpfe noch entgegentürmenden Schwierigkeiten. Einer der großen Sozialpolitiker des Zentrums, Freiherr von Hertling, präsidierte. Ein noch glänzenderes Schauspiel bot sieben Jahre später die 43. Generalversammlung in der alten Reichs- und Hansastadt Dortmund, welche infolge ihrer industriellen Entwicklung den Ruhm längst vergangener Tage weit überholt hat. Die Versammlung tagte im Jubiläumsjahr des Zentrums, als gerade die landwirtschaftliche Bewegung den geborenen Gegnern des katholischen Volkes Grund zu der Annahme zu geben schien, daß die politische Einigkeit in die Brüche gehen werde. Die Hoffnung trog, einiger denn je fand man sich zusammen und gelobte nachdrücklich, festzuhalten an dem altbewährten Programme. Zwei Jahre später hieß das gastliche Krefeld im goldenen Jubiläumsjahre der Generalversammlungen das katholische Deutschland willkommen. Das Feierkleid, welches die rheinische Seidenstadt, die einstige ländliche Enklave der Grafen von Moers, bei diesem festlichen Anlasse angelegt hatte, war ebenso reich als geschmackvoll. Diese Jubiläumstagung, die dritte im Industriebezirk, war nach jeder Richtung hin großartig und vorbildlich. Zum ersten Male war für die Reden ein einheitlicher Leitgedanke in folgendem Satze aufgestellt: „Wir sind nicht inferior, wir verlangen gegenüber gleichen Leistungen gleiche Rechte".

Ein überaus auch nach außen hin wirkungsvolles Bild bot die machtvolle Kundgebung der katholischen Arbeitervereinigung des Niederrheins, welche der offiziellen Tagesordnung auch zum ersten Male vorangestellt worden war.

Lange Jahre hat die größte unter den Städten des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, die Stadt der Kruppschen Kanonen und Panzerplatten, zögernd bei seite gestanden, ehe sie sich zu dem entscheidenden Schritte entschließen konnte, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu sich einzuladen. Aus der Mitte des Zentralkomitees war bereits 1901, vor Osnabrück, an Essen das freundliche Ersuchen gerichtet worden, die Generalversammlung aufzunehmen. Aeußere Verhältnisse führten zur dankenden Ablehnung. Zwei Jahre später hielt man die Zeit für gekommen. Der 50. Generalversammlung in Köln lag der Antrag vor, die 52. Versammlung in Essen tagen zu lassen. Da erschien Straßburg auf der Bildfläche. In Rücksicht auf die schwerwiegenden reichsdeutschen Gründe, welche für eine Tagung in der Metropole der Reichslande sprachen, ließ Essen der „wunderschönen Stadt" bereitwilligst den Vortritt. In Straßburg war es dann, wo die Abhaltung der diesjährigen

Generalversammlung in Essen endgültig beschlossen wurde. In Vertretung des mit der kirchenpolitischen Entwicklung der Essener Bevölkerung so eng verknüpften Fabrikbesitzers Herrn M. Wiese-Werden begründete Rechtsanwalt Dr. Bell auf der Straßburger Katholikenversammlung den mit stürmischer Begeisterung von der geschlossenen Versammlung am Mittwoch aufgenommenen Antrag, im Jahre 1906 in Essen zu tagen. Die Essener Versammlung, so führte er aus, soll im Zeichen der sozialen Frage vor sich gehen. Die soziale Frage hat ursprünglich immer den Mittelpunkt der Versammlungen gebildet, das kirchenpolitische Moment trat erst nach 1870 mehr in den Vordergrund. Die soziale Frage anlangend, steht man hier in Essen auf historischem Boden. In der ländlichen Stille des benachbarten Relinghausen hat der selige Vikar Bongartz als einer der ersten in seinen sozialpolitischen Schriften die Ideen des großen Mainzer Bischofs erfolgreich zu popularisieren gesucht, von Essen aus hat die sozialpolitische Vereinstätigkeit unter christlicher Flagge ihren Ausgangspunkt genommen und hat sich hier so starkmütig durchgeschlagen, daß der Wahlkreis Essen der erste und eine lange Reihe von Jahren hindurch der einzige Wahlkreis in deutschen Landen gewesen ist, der einen auf christlichsozialem Boden stehenden Abgeordneten als Mitglied des Zentrums in den Reichstag gesandt hat. Das soziale Leben hat seitdem gerade in Essen vor allem auf dem Gebiete der christlichen Gewerkschaftsbewegung die herrlichsten Früchte gezeitigt; geschützt und gestützt vor allem durch die weitverzweigten und in der Bevölkerung tief eingewurzelten katholischen Arbeiter-, Knappen- und Gesellenvereine. Im Essener Stadtgartensaal hat der hochselige Weihbischof Dr. Schmitz grundlegend mitgearbeitet, den Gewerkverein christlicher Bergarbeiter ins Leben zu rufen. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", rief er damals begeisternd und programmatisch aus — die Gleichberechtigung des Arbeiterstandes im wirtschaftlichen Leben proklamierend.

Die blühenden katholischen Arbeiter- und Wohltätigkeitsvereine sind die zeugenkräftigsten Beweise für das frisch pulsierende kirchliche Leben, welches das treu gehütete Vermächtnis der Vorfahren bildet. Die Essen-Werdenschen Lande haben sich zu allen Zeiten durch ihre frommkirchliche Gesinnung ausgezeichnet; die Stürme der Reformation und die nachfolgenden traurigen Zeiten haben zwar kräftig die Zweige geschüttelt, aber der Stamm ist festgewurzelt geblieben. Das haben die Tage des Kulturkampfes, das hat die Zeit der sozialdemokratischen Ueberflutung geradezu ergreifend bewiesen. Es ist ein glaubenstreues und glaubensstarkes katholisches Geschlecht, welches in Essen die Mitglieder der 53. Generalversammlung herzlich willkommen heißt.

In einer von 300 Personen aller Stände besuchten Versammlung erfolgte am 7. November 1905 die Konstituierung des Lokalkomitees. In seiner Begrüßungsansprache wies Herr Pfarrer und Definitor Reiners (von St. Johann) darauf hin, daß die Versammlung am Feste des heiligen Martyrers Engelbert berufen worden sei, jenes Kölner Erzbischofes, der am 7. November 1225 in Verteidigung der Rechte der Kirche, namentlich der Essener Kirche, sein Leben unter Mörderhand ließ. Unter seinen besonderen Schutz und unter Gottes Segen stellte er sodann die Generalversammlung und ihre Verhandlungen. Unter stürmischem Beifall der Versammlung wurde der Landgerichtsdirektor Dr. Laarmann zum ersten Vorsitzenden bestimmt. Die Wahl muß als eine besonders glückliche bezeichnet werden. Herr Landgerichtsdirektor Laarmann, der in seinen jungen Jahren bereits tatkräftig bei der Bochumer Tagung mitgewirkt hat, vereinigt in sich echt katholische Begeisterung mit energievoller Umsicht, wie sich das bei den Vorarbeiten bereits in sehr erfreulicher Weise gezeigt hat. In seiner Antrittsrede wies er, vorsichtig vorbauend, den Gedanken weit ab, daß die Generalversammlungen Parteitage des Zentrums seien, wie die Gegner sie in berechnender Absicht zu kennzeichnen liebten; sie seien vielmehr ein Triumphfest des katholischen Glaubens und ein Prunkfest des katholischen Geistes. Die Devise der ganzen Tagung, wie sie in der Vorbereitung befunden sei, lautete: „pro deo et patria". Bei der Zusammensetzung des Vorstandes und der einzelnen Kommissionen fanden alle Stände, insbesondere auch die Arbeiterwelt, ihre sachgemäße Vertretung. Für die Tagung wurde die Zeit vom 19. bis 21. August 1906 festgelegt.

Die Vorarbeiten sind in der Zwischenzeit von den einzelnen Kommissionen mit regstem Eifer gefördert worden. Am 26. Januar wohnte der Vorsitzende des Zentralkomitees, Herr Graf Droste zu Vischering-Erbdroste, einer eingehenden Besprechung der …erkommission und einer zahlreich besuchten Plenarsitzung des Lokalkomitees bei. Vorher hatte eine Besichtigung des für Abhaltung der geschlossenen und der Nebenversammlungen von der städtischen Vertretung mietfrei zur Verfügung gestellten prunkvollen städtischen Saalbaues und des für den Bau des Festzeltes in Aussicht genommenen Grundstückes stattgefunden. Die Festhalle steht heute im Rohbau schon vollendet da. Sie ist 80 m lang und 41 m breit und übertrifft, bei 16 m lichter Höhe und einem 35 m hohen Turm, an Größe alle bisher für den Zweck zur Verfügung gestellten Baulichkeiten. 8000 Personen werden in der Halle bequem Unterkunft, zum weitaus größten Teil Sitzplätze, finden. Ob ein Arbeiterfestzug abgehalten werden sollte, darüber waren die Ansichten mit Rücksicht auf die in Straßburg gemachten Erfahrungen ursprünglich geteilt. Bei der verhältnismäßig großen Mitgliederzahl der katholischen Arbeiter- und verwandten Vereine im Industriegebiet läßt sich die Veranstaltung nach Straßburger und Kölner Muster überhaupt nicht zur Ausführung bringen. Es hat deshalb ein Ausgleich geschaffen werden müssen, der dahin geht, daß nur die Arbeiter-, Knappen- und Gesellenvereine des rheinisch-westfälischen Industriebezirks im engeren Sinne mit voller Mitgliederzahl zugelassen werden, von Vereinen außerhalb dieses Bereiches dagegen nur Fahnendeputationen. Die Anmeldungen müssen bei Vermeidung des Ausschlusses bis zum 15. Juni erfolgen. Das Programm für die eigentliche Tagung der Generalversammlung ist im wesentlichen festgestellt; die vorgesehenen Reden in der öffentlichen Versammlung tragen der sozialpolitischen Frage in weitgehendem Maße Rechnung, ohne die anderen Gebiete des öffentlichen und kirchlichen Lebens zu vernachlässigen. Als Besonderheiten des Programms seien hervorzuheben eine Wallfahrt zu dem in der Nähe an der Ruhr romantisch gelegenen Werden, wo sich in der uralten Abteikirche das Grab des heiligen Ludgerus befindet, und ein Volksunterhaltungsabend in der Festhalle mit Liedern und Chören katholischer Dichter und Komponisten. Insbesondere wird Eichendorff eine besondere Berücksichtigung finden. Ueber Volksunterhaltungsabende hat Herr Oberlehrer Kummer aus Gelsenkirchen auf der 50. Generalversammlung in Köln bekanntlich einen sehr instruktiven Vortrag gehalten. Wenn der Redner dort auch schließlich seine Ausführungen in Rücksicht auf die vorgerückte Stunde zu unterbrechen gezwungen war, so gibt der gedruckte Bericht die breitangelegte Rede doch unverkürzt wieder. In Essen soll jetzt in einem weitgespannten Rahmen ein derartiger Abend in der Wirklichkeit gezeigt werden, und zwar in einer Vollendung, die als vorbildlich gelten soll. Damit wird wieder ein praktischer Beitrag zur Lösung der sozialen Frage geliefert; denn auch auf dem Gebiete des Kunstgenusses und der Unterhaltung bedarf das katholische Volk der praktischen Unterweisung. Weitere Einzelheiten zur Entwicklung verbietet der zur Verfügung stehende Raum. Das Eine sei noch zum Schluß hervorgehoben: Das harmonische Zusammenwirken aller Kräfte bietet die Gewähr, daß die 53. Generalversammlung in Essen im Glanz und Erfolg ihrer Tagung von keiner ihrer Vorgängerinnen übertroffen wird.

Juni.

Liegen und träumen
In des Klees süßduftendem Kreise,
Köstlich beschattet von blühendem Dorn;
Schmeichelnde, streichelnde Schlummerweise
Flüstern die Halme von reifendem Korn.

Wonnigen Junitags üppige Fülle
Stillen Verheißens fröhliche Ruh;
Bienendurchsummte Sonntagsstille
Schließt mir lächelnd die Augen zu.

Schimmernd ziehen am Himmel oben
Lämmerwölkchen so weit, so weit . . .
Und von ihnen selig gehoben
Schweb ich in blaue Unendlichkeit.

Köln. M. Bachem-Sieg.

Die Springprozession in Echternach.

Von

H. Weinand.

Wie keine andere Stadt des Großherzogtums Luxemburg ist das uralte Abteistädtchen Echternach dem Natur-, Kunst- und Geschichtsfreunde überaus merkwürdig und interessant. Für heute möchte ich kurz eine eigentümliche Verehrung des heiligen Willibrord erwähnen, die sich trotz Widerspruch und Gespött, trotz Unglauben und Aufklärung bis auf den heutigen Tag in ihrer urwüchsigen Originalität immer frisch und lebenskräftig erhalten hat: der „Springprozession", die noch alljährlich am Pfingstdienstage unter großer Beteiligung abgehalten wird.

Am Pfingstmontage und in der Frühe des folgenden Tages kommen die Pilger scharenweise und in Prozessionen von allen Seiten herbei. Um 8 Uhr morgens begibt sich die hochwürdige Geistlichkeit, den Hymnus Veni Creator singend, nach dem linken Ufer der Sauer, wo sich die Volksmassen bereits um das dortselbst errichtete Steinkreuz versammelt haben. Einer der Priester besteigt eine improvisierte Kanzel und hält eine Ansprache an die Anwesenden über Zweck und Absicht der sonderbaren Wallfahrt.

Unterdessen stellen sich die Kinder und Erwachsenen in Reih und Glied, fünf und fünf, alle sich untereinander mit den Händen fassend oder mit Tüchern greifend. Viele der einheimischen Pilger haben Rock oder Kittel abgelegt, um in ihren Bewegungen nicht behindert zu werden.

Sobald nach beendeter Predigt der Klerus die Willibrordus-Litanei anstimmt, beginnt die eigentliche Prozession. Alles regt und bewegt sich, alles springt, hüpft und tanzt. Der sog. Tanz ist ein rhythmischer Sprung, geordnet nach den Klängen der Musik, fünf Schritte vorwärts und zwei rückwärts, oder auch drei vorwärts und einen rückwärts. Die ganze Straße gleicht dem Wogen eines vom Sturme gepeitschten Meeres oder dem Aufwallen des Wassers in einem siedenden Kessel.

„Wer dieses Schauspiel zum ersten Male sieht, bleibt wie angewurzelt an seiner Stelle, die Zunge ist ihm gelähmt, der Atem stockt, die Seele ist tief bewegt. Nicht selten sieht man den, der mit vorgefaßter Meinung hierhin kam, um sich in jugendlichem Leichtsinn über die naive Simplizität dieser Feier zu belustigen, sich heimlich eine verstohlene Träne abwischen, die ihm aufrichtige und wehmütige Rührung hervorgelockt."

Der Zug bewegt sich langsam vorwärts. Nach der Geistlichkeit folgt eine starke Musikkapelle; dann die Echternacher Schuljugend, dann folgen abwechselnd Gruppen von Jünglingen und Jungfrauen, von Männern und Frauen. Zwischen diese treten einzelne Musikanten, die auf einer Geige, Flöte oder einem sonstigen Instrumente, die Melodie des Willibrordustanzes spielen. An den Straßenecken und an den Türen wird den Springern zuweilen ein kühlender Trunk gereicht, den diese, ohne aus den Reihen zu treten, freudig annehmen.

Springend wird der ganze Weg zurückgelegt, selbst die 62 Stufen zählende Kirchtreppe wird hinaufgetanzt, das Grab des heiligen Willibrordus umkreist und wieder zur Kirche hinaus bis auf den Kirchhof, wo die Menge das große hölzerne Kreuz noch dreimal umtanzt und dann die Bewegungen einstellt.

Hinter den Springern, „Springheiligen", kommt ein unabsehbarer Menschentroß von Andächtigen, die eifrig den Rosenkranz beten mit dem Zusatz: „Heiliger Willibrord, bitte für uns; wir bitten dich, erhöre uns." Wenn die letzten dieser Beter am Grabe des Heiligen vorbeigegangen sind, stimmt die Geistlichkeit das „Salve Regina" an, das alle begeistert mitsingen. Darauf wird der sakramentalische Segen erteilt und die Wallfahrt ist beendet.

Ursprung, Veranlassung und Zeit des Entstehens der einzig in ihrer Art bestehenden Buß- und Sühneandacht der Springprozession sind bisher trotz eifrigen Forschens unbekannt geblieben. An der Hand zuverlässiger geschichtlicher Zeugnisse kann man ihren Bestand mit Sicherheit nur bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts verfolgen.

Der gelehrte Jesuit und Geschichtsschreiber Brower († 1617) erwähnt der Springprozession als eines längst bekannten, allgemein geübten Brauches. Ein Bild von 1605 stellt den heiligen Willibrord, die Springer segnend, dar. Ein Bittgesuch vieler Pfarrer aus der Eifel, vom Jahre 1670, an den Trierer Erzbischof „um Abänderung oder Dispens ihres drückenden Gelübdes der Wallfahrt nach Echternach, sagt, daß ihre Vorfahren in großer Bedrängnis, vor 300 Jahren und länger noch, dieses Gelübde gemacht hätten." Die Chronisten P. Ehringer und Kes erwähnen seit 1680 die jährliche Abhaltung der Prozession.

Im Jahre 1721 kam der Kurfürst von Trier zur Springprozession nach Echternach und erbaute sich an derselben. Beim Abschiede versprach er den Mönchen, von dieser merkwürdigen, nirgends in der Kirche gebräuchlichen und mit seltener Frömmigkeit geübten Andacht, dem Kaiser Karl IV. selbst zu schreiben.

Der Erzbischof von Trier, Klemens Wenzeslaus, verbot im Jahre 1777 bei der Prozession allen Tanz und Musik und gestaltete, mit Maria Theresiens Zustimmung, die Springprozession in eine einfache Bittprozession um. Der Neuerungskaiser Joseph II. hob 1786 die Springprozession gänzlich auf. Im Jahre 1790 wurde dieselbe aber wieder gehalten, jedoch nur bis zum Eindringen der Franzosen 1794. Unter Napoleon I. konnte 1802 die althergebrachte Springprozession wieder aufs neue ihren „Gang" halten, wurde aber 1819 durch königlichen Beschluß auf Sonntags verlegt. Das Volk und die fremden Pilger konnten sich in diese Neuerung nicht finden und hielten die Prozession am Pfingstdienstag, während der Klerus sie am Sonntage hielt. Erst die belgische Revolution sollte die Neuerung gänzlich aufheben, und seither konnte sie ungestört vor sich gehen und alljährlich an Wachstum zunehmen.

In Prüm ward 11 Tage nach der Echternacher eine ähnliche Springprozession abgehalten, die nach den Chronisten Ortler und Brandt wegen öffentlicher Drangsalen und Heimsuchungen Gottes unter dem Abt Heinrich von Schönecken (1288—1342) aufgekommen sein soll. Das war auch die Tradition und Meinung des Klosters von Echternach, wie eine noch heute dort vorhandene Urkunde bezeugt.

In den Pestjahren des 13. Jahrhunderts haben sich Waxweiler und andere Orte verpflichtet, alljährlich nach Echternach zum Grabe des heiligen Willibrord zu pilgern, welcher Brauch bis auf den heutigen Tag fortbestanden hat.

In den letzten Jahren schätzte man die Zahl der Pilger am Pfingstdienstag auf 35—40,000, die der Teilnehmer an der Prozession zwischen 15—20,000 und die der Tänzer und Springer auf 12—15,000 Menschen.

Echternach ist stolz auf seine Springprozession, die es als Reliquie aus dem Mittelalter unverändert bewahrt hat, frei von fremden Zutaten. Die Springprozession gibt heute allein dieser Stadt ihre Berühmtheit; sie ehrt sich daher selbst, wenn sie mit ängstlicher Sorgfalt alles entfernt, was den Glanz dieser eigentümlichen Wallfahrt trüben, und mit mutiger Entschiedenheit alles aufbietet, was die Würde derselben heben und fördern kann.

Frühling.

Die dunklen Rosen legt des Frühlings Hand
Wie Königspurpur übers junge Land.

Die Tage sind so süßer Feste voll,
Mein Sehnen schweigt. Mein altes Leid verscholl.

O Glück, o Liebe! Wie im Traum verzückt
Ruht jetzt mein Herz, so überreich beglückt.

Und doch, ich fühl's: Die alte Sehnsucht wacht
Noch immerdar. Bald kommt sie über Nacht.

Sie weiß: mich fröstelt's in der Frohen Schar
Sie weiß: mein Herz verfiel ihr immerdar.

Denn wem ein Gott den Hunger gab nach Licht,
Den sättigt selbst ein Meer des Glückes nicht.

Lorenz Krapp

Aus meiner italienischen Skizzenmappe.

Von
Emil Ritter.

Rom.

Es ist wie ein zerstörter Jugendtraum, wenn man seine sorglich gehütete Sehnsucht in den eisernen Bahnhof und in die neuen Straßen Roms getragen hat. Die feierliche Flamme, die noch vor wenigen Minuten ein flüchtiger Blick in die Campagna und auf die Bogenzüge der Wasserleitungen stärker entfachte, flackert und schwelt und wird fast von großstädtischer Alltäglichkeit erstickt.

Kindessinn kann sich den Kaiser nicht anders als mit Krone, Zepter und Hermelin denken; ein Mann, wie alle anderen, das kann der Höchste im Lande doch nicht sein! So verbinden wir mit der Vorstellung von Rom immer etwas Erhabenes, Festliches. Wir denken immer an die fünfzigtausend im Petersdom oder doch an die Römer, die mit ernster Wächtermiene durch gewaltige Ruinen schreiten. Daß die ewige Roma wie ein feilschendes Weib am Markte sitzt und Droschken und Hotels, Modeartikel und Variétés ausbietet, mit der Straßenbahnklingel in der Hand und dem Hausierergeschrei auf den Lippen, — das ist uns eine Enttäuschung.

Da mochte ich wohl sehnsüchtig zurückdenken an das schweigsame Assisi, das in steter Feiertagsstimmung an geweihten Stätten die Pilger und Beter erwartet.

Doch wer findet nicht das Meer, das ihn in einer frühen, einsamen Stunde entzückte, widerwärtig, wenn ihn vom Strande die langen Reihen unförmlicher Badehütten anstarren und ihm die Langeweile einer weltstädtischen Gesellschaft entgegengähnt?

Am anderen Morgen öffnete ich frühzeitig die Türen und trat auf den Balkon. Da lag etwas in der sonnigen, klaren Luft, — ich weiß nicht, war es Duft, Licht, Klang, — war es der durchleuchtete Aether, oder stammte es aus den seltsam melodischen Rufen, die durch stille Straßen hallten, — oder kam es aus den Gärten des Quirinals, zu denen ich hinaufschauen konnte. Es war wohl alles: Klingen und Leuchten und Duften, — ein Ausströmen verborgener Lebenskräfte, wie nachts über einer Stadt der helle Schimmer unsichtbarer Lichter liegt. Louis Veuillot hat es „le parfum de Rome" genannt.

Die Legende erzählt uns von Heiligen, die beim Namen „Jesus" eine sinnenfällige Süßigkeit empfanden, von ihrer Zunge wie Honigseim auf den Lippen gesucht. Die weiche, innige Klangfarbe mag es ihnen angetan haben, aber mehr noch war es ein geheimnisvolles Sinnenfühlen der seelischen Bewegungen, die sich für sie mit dem Namen Jesu verbanden.

So wirkt der Name „Rom" auf unsere Sinne, wenn auch nicht süß und innig. Worte, wie „Ruhm", — das Erhabenste, was die Menschheit zu geben hat, — „rot", — die satteste, kraftvollste Farbe, — „Dom", — der Inbegriff des Großen, Allumfassenden, — weisen auf die Klangwirkung von „Rom" hin. Dann aber eröffnet dies eine Wort unserem Geiste die Pforte zu unserem Herzen, so daß eine Flut von Gedanken, eigenen und fremden, in unseren Gefühlen, jenen mystischen, helldunklen Schachten, wühlt.

Rom ist unendlich mehr als ein geographischer und geschichtlicher Begriff. Eine ähnliche Bedeutung wie Seele für den Menschen, Natur für den Erdball, hat Rom für die Menschheit, — die Bedeutung eines Lebensprinzips. Wie Haß und Liebe der Seele entstammen, wie Erschaffung und Vernichtung zugleich aus der Natur quellen, so ist Rom Friede und Entzweiung, Aufbau und Zerstörung geworden.

Die sittenlose Roma, die in ihren Mauern die Kräfte des eigenen Volkes längst verzehrt hatte, suchte in aller Welt die reinen Lebenssäfte der Menschheit zu vergiften. Und doch stieg über ihren Tempeln eine zweite Sonne auf, die als Erleuchtung aus der Ewigkeit den Weltgeist erneute. Und aus ihren Marmorhallen schritten die Gottgesandten, um in aller Welt die lauteren Menschheitskräfte in Gotteskraft zu wandeln.

Um Roms willen war es, daß jahrhundertelang Europa in Waffen stand, weil Rom zum heiligen Kriege rief, und weil Rom den Stolz der Fürsten brechen und die Niedriggeborenen in wohltätige Fesseln schlagen mußte. Aber aus seinem inneren Leben wuchsen auch die Gewalten, die trotz aller irdischen Wirrnis und Fährnis die hochgemuten Seelen emporrissen aus der Erdigkeit und sie zu Propheten der Tat machten, deren Leben wie ein ausgestreckter Finger aufwärts wies, — immer aufwärts.

So ist heute noch Rom „ein Zeichen des Widerspruchs für viele", eine Kluft zwischen Brüdern, eine Fessel für Starke, ein Rätsel für ernste Wahrheitsucher. Und doch schlagen Millionen Herzen höher bei diesem Namen, tausend heldenmütige Seelen hören ehrfürchtig seinen Klang. Und die Hohen, die Opferfrohen, die der Welt die Wunden verbinden, die Lichtstrahlen in Elendstiefen tragen, die der Beglückung vertierter Völker Heimat und Liebe hingegeben haben, gehorchen wie Kinder einem Winke Roms.

Wir dürfen Rom nicht kleinlich und engherzig in einer bestimmten Zeitspanne oder in einer einzelnen Wirkung betrachten und danach beurteilen wollen. Erhabene Ideen fordern einen weitblickenden Geist. Nicht das Sinken und Sterben des Herbstes und nicht die verheerende Wasserflut und nicht das unheimliche Werk vulkanischer Kräfte allein lehren uns die Natur verstehen. Wir müssen ihre Gesamtheit erfassen, — erst dann erscheint sie uns als verehrungswürdige Allmuter, die nur zu Asche brennt, was einen Phönix gebären soll.

Michel Angelo.

Fremd, rätselvoll, mißverstanden, bruchstückhaft steht der Universalgeist in der bildenden Kunst vor uns, — wie sein viel gerühmter und noch mehr betrauerter Moses. Betrauert, weil er die Sehnsucht nach einem herrlich geplanten, aber nie geschaffenen Werke weckt. Das ist das Mißverstandene am Moses: man hält ihn für ein Fragment, für eine Nebenfigur, die vom Hauptwerke abhängig und darum nirgends allein recht zu brauchen ist.

Und doch glaube ich: was Michel Angelo im Moses schaffen wollte, hat er vollendet. Gewiß, Julius II. hatte den Künstler beauftragt, ihm ein Grabdenkmal zu errichten, und der Führer des Gottesvolkes war in den gewaltigen Plan eingezeichnet. Aber je mehr im Laufe der Jahre der Plan zusammenschrumpfte, desto gründlicher mußte sich die Idee vom Moses ändern. In den Gedanken des Meisters war jedenfalls das Grab zurückgetreten, die ursprüngliche Nebenfigur war zum Hauptwerk geworden.

Ein Menschenalter hat Michel Angelo daran gesessen, bis ein Menschenleben herausgemeißelt war, — groß, gewaltig wie sein eigenes.

Fremd und rätselvoll; — denn man sagt, der Künstler habe den gottgesandten Führer, den geistigen Vater des auserwählten Volkes zu einseitig aufgefaßt. Das sei nicht der Mann, der demütig seine Schuhe löste, der mit der ewigen Liebe selber Zwiesprache hielt.

Wenn es aber Michel Angelo eigentlich nicht um Moses, um den geschichtlichen Moses, zu tun war? Wenn er nur eine alles überragende Gestalt gesucht hat, in der er seine Idee verkörpern konnte? Und wenn gerade Moses nahegestanden hat wegen seiner sittlichen Hoheit und Reinheit, die noch menschlich schwach fehlen und zweifeln konnte?

Nehmt den sogenannten Moses unter dem Bilde Julius' II. weg, — die unscheinbare, mißglückte Figur des Papstes wird euch dafür dankbar sein, — und setzt ihn in den Vatikan, in die sixtinische Kapelle. Setzt ihn so, daß sein Blick, der sich jetzt im Leeren verliert, alle die trifft, die durch die Türe eintreten, um die Gemälde zu bestaunen, — zum großen Teil mit Blindheit, zum anderen Teil mit Rohheit, zum dritten mit Mißbehagen, nur zu einem ganz geringen Teil mit liebendem Verständnis.

Michel Angelo schloß sich ein in die Sixtina, nachdem er die Stümperei seiner Mitarbeiter zerstört und jeden Fremden hinausgewiesen hatte. Er hätte nie wieder öffnen dürfen.

Er hatte in heiliger Hingabe und Begeisterung geschaffen, — andere kommen in oberflächlicher Schaulust und weiheloser Neugierde. Er war mit dem Seherblick des Genies eingedrungen, — anderer alltägliches Auge verfängt sich im äußerlichen. Ihm offenbarte die Einsamkeit Tiefen im eigenen Innern — andere fliehen sich und suchen rastlos Neues, Fremdes, um ihrer Seele nicht zu nahe zu kommen. Er hatte, streng gezügelt, bei Wasser und Brot gearbeitet, — andere verlangen, wohlgefrühstückt und zu mühelosem Genießen aufgelegt, ein angenehmes Fächeln für ihre liebe Menschlichkeit.

Nicht als ob nun ein Michel Angelo über die Alltäglichen zusammen das Verdammungsurteil sprechen dürfte! Die Alltäglichkeit ist die Tragik des Genies. Anderseits müssen wir dem Vorgehen des päpstlichen Zeremonienmeisters Biagio von Cesena und der späteren Päpste die Berechtigung zuerkennen. Michel Angelo malte mit übermenschlicher Hand; — Biagio sah mit menschlichen Augen. Und so sieht eben die große Gesamtheit der Menschen.

An und für sich ist das Gebiet der künstlerischen Darstellung unbegrenzt, nur unsere Körperlichkeit setzt ihm Schranken: eigenartige Zusammenhänge der aufnehmenden Kräfte mit anderen leiblichen Organen dem Abstoßenden und Furchtbaren, — sinnliche Reizbarkeit dem sinnlich Aufregenden.

Mit der sittlichen Kraft und der inneren Freiheit vom Körperlichen wächst im Künstler die Wahrheit der Darstellung.

„Dem Reinen ist alles rein", das ist ein tiefes Wort, das man nicht zur Spottrede erniedrigen sollte.

Und Michel Angelo war der Reinsten einer, gezügelt und gebunden am Leibe, darum frei, fast zügellos in der künstlerischen Seele. Deshalb wurde er bitter, da die Menschen in die Schöpfungen seines wahr und unbefangen gebenden Geistes ihre enge, sinnenbefangene Leiblichkeit trugen. In einer verachtungsvollen Aufwallung, die einzig von seinem persönlichen, überragenden Standpunkte aus berechtigt war, machte er den Zeremonienmeister zum Minos in seiner Hölle.

Ob wohl je später Michel Angelo die Vorsicht Biagios verstanden hat? Für sich selber mußte er in der künstlerischen Freiheit beharren, und eine innere Erhabenheit über die Unfreien, ein starker Stolz des Genies mußte sich in ihm entwickeln. Und dieser Stolz, diese Erhabenheit ist von ihm verkörpert worden — im Moses.

Diese Wucht der körperlichen Form ist die sinnlich kühne Plastik Michel Angelos. Diese halb zuwartende, halb unterbrochene Ruhe ist seine stets wache und doch bemeisterte Schaffenskraft. Die im welligen Barte wühlenden Hände decken die grübelnde, suchende Seele auf, die von Natur zum Schmerze neigte. Und vor allem die freie, hocherhobene Stirne, über der die Zeichen des Prophetentums stehen, der ruhige, beherrschende Blick, der selbstbewußt über eine Welt zu gleiten scheint.

Nicht als Verächter steht Moses-Michel Angelo an der Türe der Sixtina. Der Hauch von Göttlichkeit, der von dem belebten Steine ausgeht, die klare Stirne, aus der überweltliche Zeichen brechen, — sie sollen nur eine Pflicht der Gerechtigkeit fordern.

Als Julius II. eines Tages unvermutet mit einem großen Gefolge von Kardinälen und Hofleuten in das Heim Michel Angelos eintrat, um eine neue künstlerische Offenbarung bittend, ist er vorbildlich geworden in der Erfüllung der Gerechtigkeitspflicht, die da heißt: Ehrfurcht vor dem Genie.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die letzte Woche war auch auf dem Gebiete der Oper wieder eine sehr erfreuliche. Die Kritik muß anerkennen, daß in letzter Zeit wieder mehr Leben und Bewegung in unseren Spielplan gekommen ist, und es muß jedem Rezensenten Freude machen, daß er loben darf. Camille Saint-Saëns' Oper „Samson und Dalila" hat beinahe drei Dezennien gebraucht, um zu uns zu kommen. Vor Paris hatte bereits Weimar die Uraufführung gebracht. In Frankreich ist sie so ziemlich dauernd auf dem Repertoire geblieben, in Deutschland ist sie erst vor wenigen Jahren da und dort an großen Bühnen wieder aufgetaucht und hat sich überall einen Platz im Spielplan behauptet. Das wird nach dem durchschlagenden Erfolge der Premiere auch bei uns der Fall sein. In der ästhetischen Wertung des Werkes dürfen wir nicht, wie es in vielen Blättern geschehen, alles, was uns stark äußerlich und wenig vertieft erscheint, mit germanischen Maßen wägen. Ist es doch aus der glanzfroheren romanischen Kunstanschauung geboren. Saint-Saëns' Tonwelt ist oft von berückendem Wohllaut, oft blendend und in den dramatischen Höhepunkten auch eindringlicher Wucht nicht entbehrend. Durchaus großzügig ist die musikalische Zeichnung Samsons, von einschmeichelndem Reiz diejenige Dalilas. Das abscheuliche ihres Tuns wird musikalisch gemildert. Die Instrumentierung zeigt eine feinsinnige Hand; kurzum man kann an der Oper ästhetische Freude haben. Die Aufführung war glänzend. Röhrs sorgfältige und kraftvoll gestaltende musikalische Direktion ist sehr zu rühmen; desgleichen die stimmungskräftige Inszenierung durch Fuchs, die künstlerisch in so hohem Grade befriedigenden neuen Dekorationen und Kostüme und der Zusammensturz des Tempels, mit dem Klein ein neues Meisterstück großartiger Bühnentechnik gelang. Von den Darstellern ist in erster Linie Frau Preuse-Matzenauer zu nennen, welche an Glanz der Stimme, durch packende Gestaltung, sowohl in lockender Grazie, als in wuchtiger Leidenschaft, und durch ihre glückliche Erscheinung alle Vorzüge besitzt, die man sich für die Dalila nur wünschen kann. Holzapfel brachte den Helden Israels zu eindringlicher Wirkung. Auch seine Stimme nimmt an Tonfülle in letzter Zeit erfreulich zu. Sein Studium erscheint jetzt von glücklicher Hand geleitet, sehr vieles klang bereits überraschend schön. Trefflich war Feinhals' Hoher Priester. Die kleineren Rollen waren nicht minder gut besetzt. Die sich oft oratorienhaft ausdehnenden Chöre klappten famos, ebenso die von Rischowsky geschmackvoll arrangierten Ballette. Das Publikum rief alle an dem großen Erfolg Verdienten mit Begeisterung und der ortsüblichen Ausdauer vielmals vor die Rampe. Zur Vorfeier von Wagners Geburtstag dirigierte Hans Pfitzner als Gast den „Tannhäuser" temperamentvoll, in Einzelheiten oft genial, aber in stark persönlicher Auffassung. „Man" sagt, es sei an ein späteres Engagement gedacht, wobei es zweifelhaft erscheint, ob die Intendanz oder des zweifellos begabten Komponisten der „Rose vom Liebesgarten" begeisterter Anhang daran „denkt". Da unser prächtiger Fischer hoffentlich bald gesund zurückkehrt, scheint mir kein Zeitpunkt zur Betrachtung dieser Frage zurzeit gegeben. Pfitzner hat die Musik zu einer Dichtung „Christ-Elflein" von Ilse v. Stach geschrieben, welche an unserer Hofbühne ihre Urpremiere erleben wird. Im Kreutzers „Nachtlager" sang Hermann Gura (Schwerin) den Jäger, an der Stelle, wo sein Name in bester Erinnerung steht.

Das Kgl. Residenztheater brachte als Novität Maxim Gorkis' Drama: „Kinder der Sonne". Das Werk wußte bis zum Schlusse zu fesseln; dann gab es einigen Widerspruch, der eine lebhafte Opposition des Beifalles hervorrief, die auch im vollsten Maße Sieger blieb. Ein Drama ist Gorkis neues Stück so wenig wie das „Nachtasyl", denn es fehlt der sich den Geschicken entgegenstemmende Wille. Er ist brüchig oben bei den Kindern der Sonne wie unten in der Tiefe des Nachtasyls. Sie können sich nur als Sonnenkinder träumen; wo sie mit der Welt der Realitäten zusammenstoßen, zerschellen sie. Schon die Kluft, welche sie von ihren niederen Volksgenossen trennt, wird ihnen zur Qual. Ueberfeinerte Seelen und vertierte Masse. Ueber diesen Riß in der russischen Kulturwelt sieht der Pessimismus Gorkis keine Möglichkeit des Brückenschlagens. Harmonien kann man hier nicht erwarten; wir können nur mitfühlen mit zuckenden, oft blutenden Seelen. Wir glauben ihren Leiden auch da, wo sie anders empfinden als wir Westeuropäer. Die Aufführung unter Basils Regie, der selbst neben den Damen Brünner und Swoboda und Herrn Monnard ausgezeichnetes bot, war gut. Rottmanns und Frl. Lossens Charakterzeichnungen sind vom Dichter wohl bedeutender gedacht, als ihre immerhin sorgfältig ausgearbeiteten Gestalten wirkten.

Im Gärtnertheater wurde die Premiere von „Jung-Heidelberg" mit der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums Carl Horaks verknüpft. So bejubelte man den trefflichen, arbeitsfreudigen Dirigenten und begabten Musiker, für den es Blumen und Kränze in Hülle und Fülle gab, und zeigte sich dadurch auch der Operette freundlicher, als dies ohne Feststimmung der Fall gewesen. Die flüssigen, mitunter hübschen Melodien Millöckers hat Reiterer für das recht matte Textbuch der Firma Krenn-Lindau adaptiert. Merkwürdig wenig hat man mit den doch wirkungssicheren alten Studentenliedern anzufangen gewußt. Eine größere Zahl von Wiederholungen dürfte diese „Fortsetzung" von Meyer-Försters Zugstück „Alt-Heidelberg" kaum erleben.

Verschiedenes. Mit durchschlagendem Erfolg, aber ästhetisch sehr verschieden beurteilt, gab das Lessingtheater in Berlin „Das Lebensfest" von Karl Rößler. Das Lustspiel setzt Protzenkultur aus dem Berliner Westen in wirkungsvollen Kontrast zu der Bohème eines bayerischen Malerdorfes. Der Autor, früher Schauspieler in München, hat daselbst mit dem konfliktüberladenen Drama „Der reiche Jüngling" vor einem Jahre eine ernsthafte Talentprobe gegeben. — Nach drei und einhalbjährigem Krankenlager starb Richard Ewald, der am Gärtnerplatztheater in München ein beliebter Darsteller komischer Rollen gewesen. — In Nürnberg hat die Bühne sich an Richard Strauß' anspruchsvolle „Salome" gewagt und mit Henny Dima in der Titelrolle unter Ottenheimers musikalischer Direktion bedeutenden Erfolg gehabt. Daselbst fanden in einem Konzert auch Tonstücke starken Beifall, welchen der Münchener Anton Beer-Walbrunn zu „Don Quixote", einer dramatischen Dichtung von Gg. Fuchs komponiert hat. — Hugo Heermann, der bekannte Frankfurter Violinvirtuose, hat einen Ruf an das Konservatorium in Chicago angenommen. — Felix Weingartners Wunsch, von der Leitung der Symphoniekonzerte der Kgl. Kapelle in Berlin entbunden zu werden, hat die Generalintendanz nicht entsprochen. Der berühmte Dirigent leitete in Mannheim mit großem Erfolge ein Beethovenfest, mit welchem das Münchener Kaim-Orchester seine künstlerische Tätigkeit an seiner neuen Sommerwirkungsstätte einleitete. — Die Tonkünstlerversammlung in Essen begann mit einem großen Orchesterkonzert, das Novitäten von Hans Bischoff, Braunfels, Delius, Humperdinck, Mors, Reitzel und Strauß mit zum größten Teil bedeutendem Beifall vorführte. — Im Erfurter Theater wurde ein historisches Charakterbild: „Paulus" von Robert Falke unter dem Protektorat des Koburger Herzogs unter Mitwirkung von mehr als 200 Personen aufgeführt und hinterließ bei sorgfältiger und würdiger Inszene einen weihevollen Eindruck. — In Leipzig hatte Messagers Operette „Die Dragoner der Kaiserin" bei ihrer ersten Aufführung in Deutschland kaum mehr als einen Ausstattungserfolg; dagegen gilt Hugo Kobler als Hoffnung auf dem sterilen Operettenboden. Sein „Rosenjüngling" fand am Wiener Carltheater sehr günstige Aufnahme. Der Text ist von Jos. Siegmund, dem Librettisten des in München „uraufgeführten" „Pfiffikus", und von L. Taufstein.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. = Telephon 5860. =

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch = Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 9. Juni 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Deutschland, Rußland, England.

Von

Jos. Coböken, Berlin.

Wer die Vorgänge, die sich zurzeit in der auswärtigen Politik abspielen, auch nur oberflächlich verfolgt, muß zu dem Resultate kommen, daß zurzeit eine Umbesetzung im „europäischen Konzert" vor sich geht, die unter Umständen von großer Bedeutung werden kann.

Zieht man zunächst das Verhältnis Deutschlands zu den europäischen Mächten in Betracht, wie es sich zurzeit dem unbefangenen Beobachter präsentiert, so ergibt sich Frankreich gegenüber nach glücklicher Erledigung der Marokkoaffäre der status quo ante. Ein Gleiches gilt gegenüber Oesterreich, dem treuen und geschickten Sekundanten auf der marokkanischen „Mensur", zu dem die Beziehungen vielleicht noch bessere geworden sind, obwohl die öffentliche Meinung in Ungarn sich zurzeit recht ablehnend gegen den deutschen Verbündeten verhält.

Anders steht die Sache mit unserem zweiten Verbündeten, dem wankelmütigen Italien. Aus der Extratour, die es seinerzeit einmal nach einem Bülowschen Worte mit der koketten Dame Gallia tanzte, ist in Algeciras ein flagranter Ehebruch geworden; und wenn auch vorläufig daraufhin noch keine förmliche Scheidung eingeleitet ist, so sind doch die Beziehungen zurzeit so kühl, daß de facto eine Trennung von Tisch und Bett besteht. Solange aber die formelle Scheidung noch nicht erfolgt ist, kann man natürlich noch damit rechnen, daß Italien zu seiner ersten Liebe zurückkehrt und eine Versöhnung zustande kommt. Im anderen Falle werden wir uns auch zu trösten wissen, zumal das Italiens innere, namentlich finanzielle Verhältnisse, sowie die eben veröffentlichten Berichte über die Zustände in der italienischen Marine den Trennungsschmerz einigermaßen erleichtern würden.

Auch gegenüber einer anderen Freundschaft hat die marokkanische Konferenz eine starke Abkühlung hervorgerufen: gegenüber unserem alten Busenfreunde Rußland. Die bekannte Depesche des Grafen Lambsdorf an den russischen Botschafter in Paris, Grafen Cassini, hat endlich an den maßgebenden Stellen in Deutschland den Entschluß reifen lassen, Rußland zu zeigen, daß wir „auch anders können". Daß diese Entschließung erleichtert wurde durch die desolate Lage, in der sich Rußland zurzeit unter den Nachwirkungen des russisch-japanischen Krieges und infolge der inneren Wirren befindet, ist selbstverständlich. Die massenhaften und wahllosen Russenausweisungen, die unlängst in den Parlamenten zur Sprache kamen, tragen heute einen ganz anderen Charakter wie noch vor einigen Monaten. Bildeten sie damals eine Gefälligkeit gegenüber Rußland, so sehen sie heute einer Vergeltungsmaßregel zum Verwechseln ähnlich.

Dem offiziellen Rußland scheint es dabei recht ungemütlich zu werden, und zwei interessante Momente lassen darauf schließen, daß Rußland seine isolation keineswegs splendid findet und daher eine Aenderung herbeiführen möchte. Das ist einmal die soeben angekündigte Entrevue des Deutschen Kaisers mit dem Zaren an der russischen Grenze und zum anderen die Verständigung Rußlands mit England über Mittelasien.

Es berührt uns in gewissem Sinne wohltuend, daß die Verhältnisse sich endlich einmal so gewendet haben, daß wir unser Liebeswerben um Rußland einstellen können und daß es jetzt dem Zaren vorbehalten war, eine Zusammenkunft mit dem Deutschen Kaiser zu wünschen. Rußland hat es uns Jahre hindurch sehr, sehr schwer gemacht, den Draht nach Petersburg, der bekanntlich in den letzten Jahren unter Bismarck fast ganz abgerissen war, wieder anzuknüpfen, ein fast ausschließlich persönliches Verdienst des Kaisers, der seine Person selbstlos in den Dienst der Sache gestellt hat und dabei wohl manches Opfer der Selbstüberwindung gebracht haben mag. Wenn allerdings Rußland sich jetzt darauf besinnen sollte, daß es zum mindesten ebenso auf Deutschland angewiesen ist wie Deutschland auf Rußland, so dürfte der Zar bei der ritterlichen Gesinnung des Kaisers auf mehr Entgegenkommen zu rechnen haben, als Rußland uns gegenüber Jahre hindurch an den Tag gelegt hat. Erleichtert wird eine Verständigung dadurch, daß inzwischen Grof Lambsdorf aus seinem Amte geschieden ist. Wir haben bereits weiter oben auch die Verständigung Rußlands mit England über Persien als Beweis dafür angeführt, daß Rußland zurzeit gute Beziehungen nach außen einer splendid isolation vorziehe. Das ist doppelt begreiflich, wenn man in Erwägung zieht, daß Rußland zur inneren Renaissance, wie sie durch den Zusammentritt der Reichsduma inauguriert ist, zunächst einer gesicherten Lage nach außen bedarf. Es gibt nun ängstliche Gemüter, und sie haben sich auch schon in der Presse zu Worte gemeldet, die in dieser Verständigung die Grundlegung zu einem russisch-englischen Bündnisse sehen, zu dem dann auch Frankreich hinzugezogen und das so seine Spitze gegen den Dreibund richten würde. Derartige Befürchtungen sind indessen durchaus unbegründet. Zwischen Rußland und England kann es wohl eine Verständigung für einen bestimmten Fall, niemals aber ein dauerndes Bündnis geben; dazu divergieren die beiderseitigen Interessen viel zu sehr, namentlich wenn Rußland nach Ordnung seiner inneren Verhältnisse auch nach außen hin wieder Aktionsfreiheit gewonnen haben wird.

Selbstverständlich würde der Dreibund dem Abschlusse eines derartigen Bündnisses auch keineswegs stillschweigend zugeschaut haben. Als nach der Besitzergreifung von Kiautschou die Gefahr

eines russisch-englischen Bündnisses bevorstand, hat Deutschland sehr energisch eingegriffen. Damals — man rechnete sogar mit der Möglichkeit eines Krieges — schlug Murawiew Lord Salisbury ein russisch-englisches Bündnis zur Vertreibung Deutschlands aus Ostasien vor. Lord Salisbury aber traute seinem russischen Kollegen nicht über den Weg und suchte die Entscheidung hinauszuziehen. Nichtsdestoweniger verfolgte Murawiew hartnäckig seinen Plan und wäre vielleicht zum Ziele gekommen, wenn nicht Deutschland Wind bekommen und Gegenmaßregeln ergriffen hätte. Aber erst die Drohung Deutschlands, den Depeschenwechsel zwischen dem Zaren und Kaiser Wilhelm anläßlich der Besitznahme von Kiautschou zu publizieren — eine gewisse dritte Macht soll in einer Depesche des Zaren recht unsanft behandelt worden sein —, zerschlug Murawiews Pläne. Daß der russische Staatsmann nicht viel später durch Selbstmord endete, ist bekannt.

Es wäre, wie gesagt, durchaus unrichtig, in dem soeben angekündigten russisch-englischen Uebereinkommen etwas anderes als ein Provisorium zu erblicken, das jedem der beiden Staaten auf anderen Gebieten ungestörte Tätigkeit ermöglichen soll. In der Tat besagt der Inhalt ja auch im wesentlichen nur, daß beide Staaten keinerlei Versuche machen wollen, die in dem Vertrage genannten Territorien unter ihren speziellen Einfluß oder in ihren Besitz zu bringen. Gegen Deutschland enthält das Abkommen ebensowenig eine Spitze wie gegen irgend eine andere Macht, und England legt Wert darauf, das besonders zu betonen.

Anderseits wieder ist gemutmaßt worden, daß Rußland seine Expansionsgelüste nun auf die Türkei richten werde, nachdem es sich an anderen bedrohten Stellen einstweilen Ruhe geschaffen hat. Damit wäre die orientalische Frage wieder aktuell geworden, und Leute, die das Gras wachsen hören, wollen bereits bestimmt wissen, daß bei der bevorstehenden Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Kaiser von Oesterreich der Erörterung dieser Frage die erste Stelle eingeräumt werden würde. Müßige Kombinationen! Die Erörterung der Angelegenheiten des Dreibundes und seiner Stellung im europäischen Konzerte reichen völlig aus, um den Inhalt der Besprechung zu bestreiten. Auch die innere Lage in Oesterreich-Ungarn, soweit sie für die Bündnisfrage in Betracht kommt, wird zweifellos die beiden Monarchen beschäftigen. Daß aber Rußland in diesem Moment seine Finger nach der Türkei ausstrecken würde, ist für jeden mit der Weltlage Vertrauten ohne weiteres ausgeschlossen. Rußland ist in seiner gegenwärtigen Lage herzlich froh, keine Reibungspunkte mit England mehr befürchten zu müssen und wird sich sehr hüten, durch ein Vorgehen gegen die Türkei sich mit England, das dort kein Anwachsen und Uebermiegen des russischen Einflusses dulden kann und wird, sowie mit Oesterreich und damit mit dem Dreibund zu überwerfen. Das hätte es nicht einmal **vor** dem russisch-japanischen Kriege sich leisten können, viel weniger heute, wo es schon aus finanziellen Gründen derartige Pläne ohne weiteres von der Hand weisen müßte. Sämtliche in Betracht kommenden Geldmärkte, der englische, deutsche und österreichische, wären ihm gesperrt, und Frankreich würde sich hüten, sich unter solchen Umständen weiter auspumpen zu lassen; selbst der amerikanische Geldmarkt käme angesichts einer derartigen Situation ernstlich nicht in Betracht.

Was nun endlich Deutschlands Stellung gegenüber England angeht, so **scheint** ja allmählich eine Wendung zum Besseren in den gegenseitigen Beziehungen, namentlich aber in der Volksstimmung sich geltend zu machen. Deutschlands korrektes Verhalten in dem schwebenden englisch-türkischen Konflikt wird in Londoner offiziellen Kreisen, aber auch in der Presse und Bevölkerung um so höher bewertet, als die guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Pforte seit Jahren von London aus sehr mißtrauisch betrachtet wurden. Dagegen muß man sich hüten, den gegenwärtigen deutschfreundlichen Kundgebungen in London gelegentlich des Besuches der deutschen Städtevertreter zu viel Bedeutung beizumessen. Sie sind in erster Linie inspiriert von den Geboten internationaler Höflichkeit, spontane Augenblickswallungen, die beim geringsten Anlaß in das Gegenteil umschlagen können, obwohl wir das natürlich ebensowenig glauben wie hoffen.

Im Gegenteil, es wäre auf das freudigste zu begrüßen, wenn die Periode der Mißverständnisse zwischen den beiden verwandten Völkern endlich ihren Abschluß fände und gleich gute Beziehungen uns mit England wie mit Rußland verknüpfen würden. Namentlich jetzt, wo zwischen den beiden letzgenannten Mächten eine Verständigung herbeigeführt ist, wird es Deutschland doppelt leicht sein, zu beiden freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Anderseits hat Deutschland das lebhafteste Interesse daran, daß weder Rußland noch England direkt oder indirekt sich in ihrer jetzigen Machtstellung verändern; denn stets würde dadurch das Gleichgewicht so zugunsten des einen und somit zuungunsten des anderen Staates verschoben werden, daß Deutschland in Gefahr geriete, nicht mehr das Zünglein an der Wage zu bilden. Darin aber beruht zum guten Teile Deutschlands Stellung im europäischen Konzert, und auch unter diesem Gesichtspunkt hat es alle Ursache, ein recht langes Fortbestehen der momentanen Konstellation zu wünschen!

Ernst Lieber als Parlamentarier.

Von

Seminardirektor K. Hoeber.

Vor kurzem hat die konservative Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause den Antrag gestellt, die Regierung solle im Bundesrate dahin wirken, daß Eingriffe in die Verfassung der Einzelstaaten, insbesondere Preußens, im Wege der Reichsgesetzgebung vermieden und jedenfalls nicht ohne Einvernehmen mit den Einzellandtagen vorgenommen würden. Dieser Antrag ist einerseits eine Bestätigung der Tatsache, daß die Konservativen in Preußen auch heute noch in engem Partikularismus befangen sind, wie damals, da Bismarck schrieb: „Ich habe gegen den preußischen Partikularismus vielleicht noch schwierigere Kämpfe durchzuführen gehabt als gegen den der übrigen deutschen Staaten und Dynastien." Anderseits ist er aber auch ein Symptom für das lebendige Interesse, womit seit etwa einem Jahrzehnt die Beziehungen des Deutschen Reiches zu den Einzelstaaten betrachtet werden.

Das Verhältnis dieser Faktoren zueinander bildet auch den wesentlichen Teil der Studie, die Professor Dr. **Spahn** über Ernst Lieber als Parlamentarier geschrieben hat.*) Die Entwicklung, die Lieber als Parlamentarier durchgemacht hat von der Zeit an, da er, kaum dreißigjährig, im Winter 1870 in das preußische Abgeordnetenhaus eintrat, bis zu den Jahren 1893 bis 1898, in denen er als anerkannter Führer der Zentrumsfraktion auf die Debatten und Entscheidungen des Reichstages einen Richtung-, ja oft maßgebenden Einfluß übte, verläuft in mancher Hinsicht im Gleichschritt mit der Ausgestaltung, die der Reichsorganismus in seinen Verhältnissen genommen hat.

Der Zeitpunkt, in dem Lieber in der parlamentarischen Arena erschien, war nicht ungünstig für einen Mann, der einem tüchtigen Bürgergeschlecht entstammt, im eigenen kleinen Heimatlande Nassau den Blick für festgefügte staatliche Ordnung und gute Verwaltung geschärft hatte, der sich in romantisch gefärbten Universitätsstudien zu Würzburg und München, zu Bonn und Heidelberg ein ungewöhnliches Maß von wissenschaftlichen und ästhetischen Kenntnissen erworben hatte; der mit einem bedeutsamen Rednertalent begabt war und dessen weitgespannte politische Anschauungen infolge seiner Jugend noch kein hartgewordenes Gepräge aufwiesen. Bot doch gerade die Schöpfung des jungen Reiches Anregung und Stoff genug, um aus politischen Problemen notwendige und anerkannte Postulate zu schaffen. In den ersten zehn Jahren der parlamentarischen Tätigkeit Liebers mußten die politischen (föderativen) und die sozialen Aufgaben noch mehr im Hintergrund bleiben, die prinzipiellen der Kirchenpolitik erheischten das ausschließliche Interesse der neuen Verfassungspartei (Zentrum), die mit 57 Mitgliedern in den Reichstag eingezogen war. Und bei der Vertretung dieser kirchlichen Programmpunkte stellte Lieber kühn, feurig, manchmal sogar draufgängerisch seinen Mann. Doch übersah er auch im erbittertsten Kampfe nie die objektive Lage, in die der altpreußische Staat seit dem Anfall der westlichen Provinzen mit überwiegend katholischer Bevölkerung gekommen war, die einen geschichtlich und rechtlich begründeten Anspruch auf Schutz ihrer religiösen Güter und Einrichtungen besäßen. So wußte er sich feste Positionen zu schaffen und zeigte schon frühe den sicheren Parlamentspolitiker.

Handelspolitische Interessen waren es einst gewesen, die Preußen ermöglicht hatten, im Zollverein ein einigendes Band um einen Teil der deutschen Staaten zu schlingen; wirtschaftspolitische — zunächst die Tarifvorlage vom Jahre 1879 — sollten die deutschen Einzelstaaten fester zusammenschließen und dem Reichsgedanken unmittelbaren Einfluß auf sie gewähren; ihnen folgten die sozialpolitischen seit dem Anfang der achtziger Jahre.

*) Von Martin **Spahn**. Gotha, F. A. Perthes, 1906, 81 S. 8°, M 1,50, geb. M 2.—.

u. a. die Sonntagsruhe, die Frauen- und Kinderarbeit, der Maximalarbeitstag bis zu der Alters- und Invalidenversorgung. Und in dem Maße, als die Arbeiterschutzgesetzgebung unter Aufbietung aller fachmännisch gebildeten Kräfte der Partei etappenmäßig voranrückte und den preußischen Partikularismus, den Bismarck in dieser Sache schließlich gegen das Reich in die Schranken rief, überwand und zurückdrängte, wuchs im Reiche die Macht und der Einfluß des Zentrums, wuchs überhaupt die Aktionsfähigkeit des Reichstags, der trotz aller Parteigegensätze in den Hauptfragen der sozialen Reform zusammenstimmte. Im Volksverein trug Lieber, der nach Windthorsts Hinscheiden nach und nach die Parteiführung übernahm, die sozialen und föderativen Ideen durch alle Lande; wie ein „fliegender Engel" — so nannte er sich einmal selber — eilte er von einem Wahlkreis zum anderen und durchtränkte die Massen mit Begeisterung für die Zeitaufgaben, wie er sie auffaßte.

Im Abgeordnetenhaus betätigte er als Mitglied der Haushaltskommission seinen großen Arbeitseifer nebst seinem staatsmännischen Geschick und bereitete so seine spätere Stellung in der Budgetkommission des Reichstags vor. In beiden Parlamenten erwies er sich als ein überaus vorsichtiger und klug berechnender Taktiker, der es vor allem auch verstand, Fraktion und Partei stetig im Einvernehmen mit dem flutenden Leben und den Bedürfnissen der Nation zu halten. Das bewies er bei den neuen wirtschaftlichen Vorlagen des Reiches, da er, einer europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zusteuernd, seine Fraktion durch Verfolgung kirchenpolitischer Forderungen fester zusammenschweißte und dann mit ihrer einheitlichen Unterstützung einen Handelsvertrag nach dem andern unter Dach und Fach brachte.

„Nach dem Minister der Finanzen — muß alles tanzen!" so sprach schon Grillparzer, der der Politik doch nur von ferne zuschaute. Die Wahrheit dieses Sprüchleins erkannte Lieber seit den ersten Arbeiten, die er in der Haushaltskommission geleistet hatte. In Finanzfragen war er wie wenige beschlagen und er erwies sich je länger je mehr als ein ungemein gewiegter und selbsttätiger Budgetpolitiker. Als solcher trat er namentlich bei der Regelung des Finanzverhältnisses zwischen Reich und Einzelstaaten hervor, als er die Tilgung der Reichsschuld erfolgreich erstrebte. Die Miquelschen Vorschläge zur Finanzreform ließ er fallen, weil sie dem preußischen Staate zu sehr auf den Leib geschnitten waren. Lieber konnte warten. Daß er später den Anschluß nicht mehr erreichte, war wohl in erster Linie durch sein schweres Leiden verursacht, das ihn oft monatelang brach legte.

Eine andere Reichsangelegenheit schien zur Ernte reif zu sein, die Feier des Silberjubiläums des Reiches erleichterte es, sie einzubringen: das Bürgerliche Gesetzbuch. Die Nation erhielt wieder die Reichseinheit und Lieber pries die Annahme des Gesetzbuches als „die größte vaterländische Aufgabe, die seit der Einigung des Reichs zu lösen war". — Der Reichsgedanke dehnte sich immer mächtiger aus, auch jenseits der Grenzen; im Welthandel, in der Weltpolitik erhielt er seine immer sinnenfälliger werdende Ausgestaltung, in der Annahme des Flottengründungsplanes durch den Reichstag eine neue Bekräftigung. Das ist auch der Gipfelpunkt der parlamentarischen Leistungen und Erfolge, die Lieber aufzuweisen hat. „Die Hingabe an den Reichstag, das Vertrauen auf ihn, die Achtung vor ihm wurde im letzten Jahrzehnt von Liebers Tätigkeit so charakteristisch für sein äußeres parlamentarisches Auftreten, wie der Schlüssel für seine Parteiführung darin zu suchen ist. Selbst seine äußere Erscheinung paßte sich dem an. Mit seiner fast klein wirkenden Gestalt, dem Zylinder und dem langen Gehrock, mit seinen abgemessenen Bewegungen und der pathetischen Redeweise stellte er eine Verkörperung des festländischen Parlamentarismus dar, die an Frankreichs Parlamentsherrscher in der Zeit des Julikönigtums und des zugrunde gehenden zweiten Kaiserreichs erinnerte. Nur die Kunst seiner Rede entwickelte sich nicht im gleichen Maße. Sie blieb in einem allzu papierenen Satzgefüge und umständlicher Wortbildung haften. Deutschland wird solcher Erscheinungen nie viele besessen haben. Schwerlich aber besaß es auch nur einen Parlamentarier, selbst Lasker nicht ausgenommen, der im deutschen Reichstag einen so allseitigen Einfluß mit positivem Erfolge ausübte wie dieser Zentrumsführer, den seine Gegner karikierend und doch nicht ohne Grund den ‚Reichsregenten' nannten." (S. 57.)

Was Lieber außer den obengenannten noch an Plänen hegte, wie z. B. die Ordnung der Reichsfinanzen und den Toleranzantrag, das wurde ihm von politischen Gegnern zerstört und er mußte es, als er am Ostermontag 1902 abberufen wurde, als noch unerledigt seinen Nachfolgern hinterlassen. . . .

Als Windthorst gestorben war, sagte der Präsident v. Levetzow in seiner Gedächtnisrede im Reichstage, der Verstorbene habe durch seinen weiten Blick den Weltruf eines Politikers und Parlamentariers sich erworben. Das Spahnsche Buch zeigt, daß Windthorst in Ernst Lieber einen in vieler Hinsicht ebenbürtigen Erben gehabt hat. Das Bild dieses Parlamentariers ist mit scharfen und strengen Linien gezeichnet, Biographisches ist nur an solchen Stellen eingeflochten, wo es den politischen Charakter besser zu belichten geeignet erscheint.

Was vor dem Eingreifen Liebers in die Reichspolitik an Reichseinrichtungen vorhanden war, hat der Verfasser, obschon es das Streben und Wirken Liebers in ein richtigeres Verhältnis gesetzt hätte, unerwähnt gelassen. Daß er den Anteil Liebers an den Beratungen und Entschließungen der Budgetkommission nur flüchtig gestreift hat, könnte als ein methodischer Fehler des Buches angesehen werden, wenn der Verfasser den „sehr persönlichen Zweck" seines Büchleins nicht ausdrücklich betonte. Er hat es seinem Vater zur Vollendung des 60. Lebensjahres — 22. Mai — gewidmet, und dieser gegenwärtige Führer des Zentrums mag sich über die schöne Gabe recht gefreut haben.

Bedürfen wir des Pfarrers noch?

Von

Dr. Strehler-Steglitz.

Welch eine Frage! Ist sie ernst gemeint? Ja! Sie ist — freilich nur hinsichtlich der evangelischen Pfarrer — von Th. Kappstein, dem Herausgeber des „Modernen Christentum" an eine erhebliche Zahl von „Gelehrten und Künstlern, sowie von anderen hervorragenden Damen und Herren der leitenden Kreise Deutschlands" gestellt worden. Das Ergebnis legt in Heftform vor.*)

Eine interessante Zusammenstellung der widersprechendsten Ansichten! Gegen 51 große Gelehrte und unbekannte Damen lassen ihre Geistesblitze leuchten, die einen langatmig — die anderen kurz und bündig, die meisten mit viel Eifer — wenige gereizt. Zu letzteren gehört vor allem Otto von Leixner: „Ich hasse diese Art, Stimmen zu sammeln, denn sie ist zwecklos."

Dem Inhalt nach könnte man die Antworten in 4 Kategorien teilen:

1. Ablehnen einer Antwort aus Mangel an Zeit, Urteil und Lust, in einer so wichtigen Frage ein entscheidendes Wort zu reden. 2. Verwerfung des Pfarramtes für die moderne Menschheit. 3. Anerkennung der Berechtigung desselben, aber Forderung einer gründlichen Reform. 4. Billigung und Verteidigung des bisherigen Zustandes.

Nr. 4 ist am seltensten vertreten. Ihr Anführer ist Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ulr. v. Wilamowitz-Möllendorff: „Ihre Anfrage steht meines Erachtens außer Frage!"

Mit Einschränkung gehört hierher E. v. Wildenbruch:
„Nein — wenn der Pfarrer ein Pfaffe ist,
Ja und hundertmal ja — wenn er ein Priester ist!" —

Nach Nr. 4 kommt der Häufigkeit nach Nr. 1. So antwortet Dr. Peter Rosegger: „Lieber Freund, ob der Pfarrer in der modernen Kulturwelt noch eine selbständige Bedeutung hat? Das läßt sich doch nicht mit wenigen Worten beantworten, dazu gehören Studien, und man müßte ein Buch darüber schreiben. Ich kann also nicht mittun. Die Frage ist zu wichtig für einige Zeilen."

Die völlige Verwerfung des protestantischen Pfarramtes wird gewöhnlich aus der Verwerfung der protestantischen Kirche als solcher gefolgert. Am klarsten vertritt hier seinen Standpunkt der Herausgeber selbst:

„Ich glaube überhaupt nicht, daß es eine protestantische Kirche gibt. Es gibt eine christliche Kirche, das ist die Kirche Roms unter dem Papst. Der Protestantismus ist eine ihrer vielen Sekten; er ist seiner Natur nach unfähig, eine Kirche zu bilden. In der großen weltgeschichtlichen Stunde, da Luther in Worms „Ich" sagte, das römische „Wir" ablehnend, war mit der Thronerhebung des persönlichen Gewissens zur höchsten und einzigen Instanz in Glaubenssachen der Protestantismus geboren, die Religion des Individualismus; beseitigt die Kirche, der Priester, das Sakrament, die Uebung als religiöse Funktion. Jeder Protestant akzeptiert, was sich von Hl. Schrift und frommer Meinung an seinem eigenen Gewissen bewährt; im übrigen protestiert er: Ich kann nicht anders, hier stehe ich! Das ist der irreparable Bruch mit dem System „Kirche". Jeder Protestant ist der Protestantismus: hier hat jeder seine eigene Dogmatik und seine eigene Ethik. Das gibt natürlich niemals eine Schaf-

*) Verlag von Hüpeden & Merzyn, Berlin W. 30.

herde unter einer Hirtenmütze. Es ist aber der ungeheure geistige Fortschritt des Protestantismus über Rom hinaus: die Masse hat sich individualisiert. Doch das ist ein geistiger Prozeß, den nicht jeder zu vollziehen vermag; daher blieben die Bemühungen des jungen Luther in ihrer Wirkung bei den Intellektuellen hängen; und als der älter werdende Reformator mit diesem protestantischen Gebilde eine Volkskirche gründen wollte, da gab es der Konzessionen an Rom bald die Fülle. Jede Volkskirche ist mehr oder weniger nur nach römischem Muster zu organisieren. Der heutige Protestantismus, wie ihn unsere konfessionellen Kirchen betreiben, ist dafür das überzeugende lebende Bild. Ich beklage das nicht, denn ich halte die römische Kirche für nötig, wie ich sie für unüberwunden halte: sie ist — cum grano salis — die christliche Musterkirche für das Volk. Die unkirchlichen Protestanten jedoch — sofern sie nicht irreligiös sind — sind die wahren Protestanten."

Am häufigsten jedoch ergibt die Antwort Nr. 3 d. h. Reform des bisherigen Pfarramtes. Aber wie schwer ist es, diese Reformrufer unter einen Hut zu bringen! Denn sie schreien nach verschiedenen Richtungen. Als berechtigt wollen sie das Pfarramt noch gelten lassen im Bereich der sozialen und caritativen Tätigkeit — vorausgesetzt, daß sie ohne propagandistische Nebenzwecke geübt werde. Schwieriger werde die Stellung des Pfarrers im Schulunterricht. Hier sei er durch den weltlichen Lehrer verdrängt, und der Konfirmandenunterricht gehöre nicht in die Schule. Als Hirt und Seelsorger komme der Pfarrer nur noch in den Landgemeinden in Betracht, in den Städten gelte er nur noch als Dekoration bei Tauf-, Konfirmations-, Trauungs- und Begräbnisreden und als Sonntagsprediger. Werde er bei derartigen Familienereignissen in dem Grade entbehrlich, als diese selbst ihres religiösen Charakters entkleidet werden, so sei er in der Sonntagspredigt schon längst von der weltlichen Redekunst überholt und deshalb überflüssig, — wofern er sich nicht zu durchgreifenden Reformen verstehen will. Und nun beginnt der Streit um die Sonntagspredigt. Dem einen ist sie zu schablonenhaft und altmodisch, dem anderen zu pathetisch und affektiert, dem einen zu frei, dem anderen zu perikopen-gebunden. Alle aber kommen darin überein, daß hier die Krisis liege für die Existenz der ganzen protestantischen Kirche, der tiefste Grund für die Kirchenflucht aller gebildeten Protestanten. Also Reform der Sonntagspredigt! Aber wie? Die meisten verlangen Freiheit vom Perikopenzwang, einen persönlichen, subjektiven Erguß des Predigers, ein rhetorisches Kunststückchen zum Zwecke der Erbauung, modern nach Inhalt und Form! Dr. Börriers Freiherr von Münchhausen ist so offen und freundlich, uns sofort einige seiner Lieblingsthemata anzugeben: Wundt, Logik in Buddhismus und Christentum. H. St. Chamberlain, Arische und jüdische Elemente im Christentum. Fritz Mauthner, Wortzufälligkeiten im Neuen Testament. Simmel, Neubildung moralischer Begriffe seit Christus. Bielschowski, Wirkung Goethes auf die Entwicklung der Kirche. Bölsche, Hat auch der Glaube eine Entwicklungsgeschichte?

Nur einer, W. H. Riehl, wünscht das Zurückgehen auf die alte, kindlich einfache Form der Homilie, um eine größere Verschmelzung des objektiven und subjektiven Gottesdienstes, der Liturgie und der Predigt, zu erzielen.

In feiner Form und mit großer Mäßigung spricht Prof. Paulsen zwei Wünsche aus, von deren Erfüllung er die Rückkehr des gewaltigen Einflusses der Prediger der alten Kirche erhofft: 1. ein reines Verhältnis zum wissenschaftlichen Denken und 2. freie Stellung gegenüber der politischen Macht. „Solange die Kirche es für notwendig hält, im Namen des Glaubens der wissenschaftlichen Erkenntnis Grenzen zu ziehen oder im Interesse der Selbsterhaltung den politischen Parteien Dienst zu leisten, wird sie die Stellung, die sie zuletzt im Zeitalter der Aufklärung einnahm, nicht wiedergewinnen: Die Stellung der Bewahrerin der geistigen Güter und der Verkünderin der Ideale der Gesamtheit."

Mit welchen Gefühlen stehen wir Katholiken diesem Ergebnis gegenüber? Nicht mit Schadenfreude! Denn die Zersetzung der protestantischen ist nicht die Stärkung der katholischen Kirche, sondern der Ruin des ganzen Christentums. Und wer weiß, wie lange es noch dauert, daß bezüglich der katholischen Pfarrer dieselbe Rundfrage gestellt wird. Deshalb mögen die Kreise, die es angeht, beizeiten lernen, die Steine aus dem Wege zu räumen, über welche „moderne" Katholiken so leicht stolpern. Sie mögen 1. sich auszeichnen in der sozialen und caritativen Fürsorge, 2. den liturgischen Gottesdienst, unsere herrliche hl. Messe, nach Kräften erbaulich feiern und 3. viel größeres Gewicht als früher auf die äußere Form der Predigt legen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Bombenanschlag in Madrid.

Nachdem vor Jahresfrist bereits eine Bombe gegen den jungen König von Spanien geworfen worden war, als er seinen Besuch beim Präsidenten Loubet in Paris machte, konnte man sich nicht der Befürchtung entschlagen, daß die Anarchisten die Hochzeit des Königs zum Anlaß eines neuen Anschlages nehmen würden. Auch die Polizei hatte sich dieser Gefahr nicht verschlossen; aber das Aufgebot von Kommissären und Detektivs aus verschiedenen Ländern war dem blutdürstigen Gegner nicht gewachsen. Der Henker des Anarchismus wußte sich in einer Mansardenstube an der Calle Mayor einzunisten, um von dort die frisch präparierten Bomben auf den Hochzeitswagen bei der Rückkehr von der Trauung hinabzuwerfen. Das königliche Paar wurde mit Scherben überschüttet und mit dem Blute der vor ihnen fallenden Opfer bespritzt; aber es blieb in wunderbarem Glück unversehrt. Nach allen Berichten hat der König bei dieser Katastrophe mehr Fassung bewiesen, als man nach seinem jungen Alter und nach seiner nicht gerade martialischen Erscheinung ihm zutrauen mochte. Auch die neuvermählte Königin hat die entsetzliche Probe auf ihre Nerven- und Willenskraft rühmlich bestanden. Das junge Paar fuhr in dem nachfolgenden leeren Wagen weiter und erfüllte die nächsten Tage seine gesteigerten Repräsentationspflichten, ohne einen Augenblick das körperliche oder seelische Gleichgewicht vermissen zu lassen. Der moralische Eindruck des Vorgangs wird gewiß dem Ansehen des Königs und der Dynastie in Spanien förderlich sein. Aber daneben steht die bange Frage: Werden nicht die Anarchisten, die es auf den König Alfons anscheinend besonders abgesehen haben, ihre Anschläge wiederholen? Der Urheber oder wenigstens einer der Urheber dieser Freveltat, namens Mateo Moran, soll auf der Flucht in der Provinz Madrid gestellt worden sein und sich selbst getötet haben. Der Tod des Mörders schließt leider bei dem bekannten Fanatismus der Anarchisten die Wiederholung eines Attentats nicht aus. Die Leiter dieser Gesellschaft finden immer neue Leute, die ihr eigenes Leben riskieren, um die teuflische Lust des Mordens zu genießen. Inwieweit das Madrider Attentat mit der Zentral-Organisation des Anarchismus in London zusammenhängt, ist noch nicht ganz klargestellt. Die Polizei von Madrid hatte zuerst einen Engländer als mutmaßlichen Mörder gefaßt, mußte ihn jedoch bald wieder freilassen und sich mit „Uebereifer" eines ihrer Beamten entschuldigen. Damit ist aber durchaus nicht erwiesen, daß der Plan nicht in London gefaßt und von der anarchistischen Zentrale die Ausführung geleitet wurde. Die Bombe war, wie ihre gräßliche Wirkung in der Umgebung des Königspaares zeigte, keine Stümperei von Dilettanten, sondern kunstgerechtes Fabrikat wohlgeschulter Leute. Die englische Presse hat auch unter dem ersten Eindruck der Schreckensnachricht offen zugestanden, daß die innere Wahrscheinlichkeit und auch gewisse Vorzeichen des Ereignisses für eine Beteiligung der Londoner Organisation sprächen und daß auf England eine schwere Verantwortlichkeit falle wegen der Gastfreiheit, die dort den Anarchisten aus den anderen Staate gewährt wird. Anscheinend haben bisher die Engländer ihr Gewissen beschwichtigt mit der Zuversicht, daß ihre vielgepriesene Polizei schon der anarchistischen Zentrale in London genügend auf die Finger passen werde. Die Inferiorität der Polizei gege den organisierten Mordfanatismus hat sich aber zu deutlich erwiesen. Die Kulturstaaten von Europa sollten diesen Anla benutzen, um sich über Präventivmaßregeln gegen al anarchistischen Vereinigungen und auch gegen die als Propagandisten der Tat bekannten Einzelpersonen zu verständige Wenn man gegen die Sozialdemokraten, welche den Umsturz zunäch nur in Wort und Schrift vertreten, noch gewisse Rücksicht nimmt und Ausnahmegesetze wegen bloßer Meinungen grun sätzlich oder aus praktischen Erwägungen ablehnt, so darf ma doch oder muß sogar Leute, die Mord und Zerstörun gewerbsmäßig betreiben, unschädlich machen, ehe sie ihr Ve nichtungswerk vollendet haben. Das Problem ist nicht neu u ist auch nicht leicht zu lösen; aber es muß bei jeder ern Erfahrung von neuem auf die Tagesordnung gesetzt werde damit die Staatsmänner es endlich als ihre Pflicht erkennen, Le und Leben der gekrönten und ungekrönten Mitmenschen geg diese schlimmsten aller Mordbrenner zu schützen. Oder will m in der Abwehr gegen den gemeingefährlichen Wahnsinn n

weiter nach dem Sprichwort verfahren, daß man die kleinen Kranken mit individuellem Irrsinn in Anstalten verwahrt, die großen Träger des Mord- und Zerstörungswahnes aber frei umhergehen und sich nach Belieben organisieren läßt?

Wie weit die Verwirrung der Geister schon gediehen, zeigte die Sprache einiger demokratischer und kulturkämpferischer Blätter aus Anlaß des Attentats von Madrid. Statt der gebührenden Entrüstung über das teuflische Blutvergießen findet man Angriffe auf den König Alfons, weil er in einer Regierung von ganzen vier Jahren es noch nicht fertig gebracht hat, der ganzen spanischen Nation einen neuen Geist und allgemeine Zufriedenheit einzuhauchen. Geradezu nichtswürdig ist die Gewohnheit gewisser Zeitungen, den spanischen Anarchismus fortwährend als „Konsequenz der klerikalen Wirtschaft“ in Spanien zu bezeichnen. Ob in Rußland, der Heimat des Anarchismus und Nihilismus, eine Klerikalherrschaft bestehe, wollen wir nicht erst untersuchen. Frankreich und Italien werden gewiß liberal regiert, und Nordamerika ist ja das Musterland der Freiheit und Trennung von Kirche und Staat; trotzdem haben diese Länder Mordtaten genug erlebt. Im Grunde genommen ist es übrigens eine Schmeichelei für den „Klerikalismus“, wenn man zugesteht, daß gerade die Antiklerikalen die Rekruten für den Anarchismus bilden; danach scheint doch der Haß gegen Kirche und Religion den Charakter ganz entsetzlich zu verderben.

Neue Minister in Wien und Rom.

In den konstitutionellen Staaten pflegen die Ministerien nach ihrer Geburt am kräftigsten auszusehen; nur zu bald geht es dann decrescendo. In Rom gibt es ein Ministerium Giolitti mit Herrn Tittoni als Minister des Auswärtigen, und man rühmt dem neuen Kabinett sehr viel Talent, Erfahrung, Energie, Eintracht und parlamentarischen Rückhalt nach. Die Rückkehr Tittonis in das Auswärtige Amt soll nebenbei eine Garantie für die Auffrischung des Dreibundes sein. Alles sehr schön; aber wer garantiert für die Dauerhaftigkeit dieser angeblichen Garantien? Die Zerfahrenheit der Kammer bleibt bestehen, und auf diesem Vulkan tanzen auch die tüchtigsten Minister unsicher. In Wien soll ein parlamentarisches Wunder geschehen sein. In der frischen Erbitterung über die anmaßenden Magyaren haben die todfeindlichen Parteien sich geeinigt. Der Kaiser hat den Frhrn. v. Beck aus der Stille der Sektion des landwirtschaftlichen Ministeriums zum leitenden Staatsmann berufen, und ihm soll alsbald gelungen sein, was seinen berühmten Vorgängern hartnäckig versagt blieb: ein parlamentarisches Kabinett auszubilden, dem nur die Radikaltschechen und die rabiaten Alldeutschen sich entgegenstellen wollen. Wahlreform und Widerstand gegen die magyarische Eigenmächtigkeit ist die Parole. Die im Zorn vereinten Parteien drohen sogar mit Delegationsstreik und Versagung jeder Bewilligung, wenn die Krone wieder zum Fortwursteln mit § 14 greifen sollte. Wie lange wird denn diese schöne Eintracht der Parteien und der Nationalitäten anhalten? Wir fürchten, daß die zisleithanische Koalition eher erlahmt und zerfällt, als die magyarische. Man muß allen Ministern, die gutes verkündigen, Glück wünschen; aber Glück zu prophezeien, ist ein schlechtes Geschäft.

Die Entrüstungskomödie.

Der Erbprinz Hohenlohe will ungeachtet der letzten Reichstagsbeschlüsse sein Amt als Verweser des Kolonialdirektorats fortführen, was uns den Beweis liefert, daß er klüger ist als die mittelparteilichen Demonstranten, die sich als seine Gönner aufspielen. Die Presse der Kartellparteien und insbesondere des Evangelischen Bundes hat mit blindem Eifer den Versuch gemacht, durch Ausbeutung der letzten Zwischenfälle sowohl die superos auf ihre Seite zu bringen als auch den Acheron der Volksleidenschaften zu erregen. Das Volk aber ist kühl geblieben, trotz allen Geschreis über die fürchterliche Zentrumstyrannei, und aus den oberen Regionen ist nichts, gar nichts laut geworden, was die Spekulationen der Zentrumsfeinde ermutigen könnte. Inzwischen bricht sich immer noch die Wahrheit Bahn gegenüber den tendenziösen Entstellungen der Vorgänge. Auch die konservative „Kreuzztg.“ gesteht schon ein, daß das Zentrum nicht aus konfessioneller oder persönlicher Befangenheit gehandelt habe, und daß auf seiten der Regierung schwere Fehler begangen sind, indem man in letzter Stunde den Reichstag mit so hohen Forderungen überraschte und den Oberst v. Deimling mit dem diktatorischen Säbel rasseln ließ. Der Sturm im Wasserglase der Kulturkämpfer wird ebenso wirkungslos vergehen wie der Entrüstungsrummel vor 20 Jahren wegen des Bismarckschen dritten Direktors. Nichts gelernt und nichts vergessen!

Juni.

Von Paul Verlaine. (Liturgies intimes.)

Monat in Rot und Gold! Jesu, der Liebe Zeit!
Juni, mein Herz erblüht, in Flammen steht die Seele.
Ringsum ist stolz entbrannt des Lichtes Herrlichkeit,
Und Hochzeitslieder strömen wie Duft aus jeder Kehle;

Monat des heil'gen Herz-ns, des höchsten Sakraments,
Wie hell das wahre Blut das heil'ge Fleisch durchrötet;
Der Sommer hat besiegt mit starkem Wuchs den Lenz,
Der reifen Halme Kraft das geile Unkraut tötet;

Die Zeit, da gnadenvoll Gottes Allgegenwart
Uns Sünder, uns elende, verherrlicht ohnegleichen!
Wir fühlen uns gestärkt zu einer Rachefahrt
Gen Satans List und Trug; wir kämpfen unterm Zeichen,

Das uns der Himmel zeigt in goldener Monstranz:
Der Liebe, hochgelobt, glühend, uns zu umfangen,
Tropfend aus Jesu Herz, des wahren Vaterlands,
Das Herz, das brennende Herz, verzehrt von Liebesverlangen,

Vom Wunsch, uns all zu retten! O Güte, uns geneigt
Von Anfang, und bereit, den Lebenssieg zu kämpfen!
Wir sehen, wie der Weihrauch des ewigen Sommers steigt
Empor geheimnisvoll in süßen Ruhmesdämpfen.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Pariser Chronik.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Die Augen aller Katholiken Frankreichs waren in vergangener Woche auf den Palast des unter dem Fallbeil der Revolution gefallenen Herzogs du Chatelet gerichtet, das seit 1832 als erzbischöfliche Residenz dient. In dem Staatssaale dieses Palastes tagten die Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs, um über die Lebensfragen zu beraten, vor welche Frankreich durch das Trennungsgesetz gestellt wurde.

Am Vorabend des Zusammentretens der Konferenz eröffnete der „Temps“ seine Spalten einem französischen Priester, der in einem langatmigen Artikel die wirkliche Lage auseinander zu setzen behauptet und die Hypothese hinzufügt, was den Katholiken aus einem unvorsichtigen Widerstande noch erwachsen könne.

Der vorübergehende Mitarbeiter des protestantischen Blattes schließt mit folgender Mahnung:

„Die Kirche möge sich vorsehen, ehe sie der öffentlichen Meinung vor den Kopf stößt, besonders in dem Augenblicke, wo die Kirche auf weiter nichts als diese Meinung zählen kann, welche die einzige Kraft bildet, auf die sie sich noch stützen kann und die ihr die nie wiederkehrenden verlorenen Privilegien ersetzt und ihr die gemeinsamen Freiheiten verschafft, die sie nötig hat.“

Alles ist schon einmal dagewesen, sagt der Rabbi Ben Akiba. Dies ist auch bei den Spott- und Beinamen unserer politischen Parteien der Fall.

Im Jahre 1791 begnügte man sich mit Bezeichnungen wie Aristokraten, Monarchendiener, Liberale, Demokraten, Linksseitler, Rechtsseitler, Orleanisten, Fayettisten, Feuillants, Cordeliers, Jakobiner. Letztere drei Namen bezeichneten die Parteigänger der Gironde, der Dantongruppe und der Gruppe von Robespierre, die ihre Klublokale in den Ordenshäuser obbesagter Cisterzienser, Franziskaner und Dominikaner hatten.

Im Jahre 1792 und 1793 wurde man schon heftiger; man sprach von Ministeriellen, Tellerleckern, Schloßstürmern, Septembermördern, Girondisten, Brissotisten, Föderalisten, Ausreißern, Durchbrennern, Gemäßigten, Verdächtigen, Teichkröten, Berg-Parteilern.

Und als es mit der Schreckenszeit 1794 zu Ende ging, tauchten weitere Bezeichnungen auf als Lärmschläger, Heulmeyer, Hundekerl, Eindusler, Pitts-Lockspitzel, Koburger Spion, Hebertist, Sansculotten, Maratisten, Terroristen, Halsabschneider, Thermidorianer. Als alle Welt geblutet hatte, griff man auf 1789 zurück und bezeichnete sich mit dem Namen Patriot von 1789.

Vor den Ereignissen von 1870 kannte man nur Imperialisten, Legitimisten, Orleanisten und Republikaner. Der Fraktionsgeist der ersten Revolution trat erst nach dem Sturze MacMahons wieder auf, als Gambetta — die gesättigte Ratte — in seiner Eigenschaft als Kammerpräsident in das Palais Bourbon, den stolzen Palast der Bourbon-Condé einzog. Aber je mehr Leute sich an die Krippe drängten, um so lebhafter wurde das Parteigetriebe. Dann kam das boulangistische Abenteuer, das der Nationalisten, die Spaltung der Geister infolge der Dreyfusgeschichte und zuletzt der unselige Kulturkampf.

Wie man im Jahre 1789 nur Royalisten und Patrioten kannte, so spricht man jetzt nur vom Block und Gegenblock, obgleich das deutsche Wort „Klotz" weit besser angebracht wäre und dem französischen Sinne des verwälschten Blocks weit mehr entspräche. Beide Klötze sind aber so zersplittert, daß man für die Bezeichnung der Splitter noch mehr Beinamen erfinden müßte, als man es in der ersten Revolution getan. Aber die jetzigen Beinamen sind derart, daß man im Parteigedränge leben muß, um deren Bedeutung zu verstehen.

Der Graf Emanuel de Noailles, einziger Sohn des Marquis de Noailles, des ehemaligen Botschafters zu Berlin, und der Marquise, geborene Bachmann, hatte einen Kammerdiener namens Gürtler, den er eines Diebstahls von 1400 Franken beschuldigte, ohne für seine Bezichtigung auch nur den geringsten Beweis zu haben.

Trotzdem wurde der arme Teufel 32 Tage, sage zweiunddreißig Tage, in Untersuchungshaft gehalten! Er beklagte sich bei Pierre et Paul in französischer Sprache, bei Heinz und Kunz in deutscher Sprache. Was vermag aber ein armer Kammerdiener gegen den unvorsichtigen Sohn eines Botschafters?

Schließlich verlangte Gürtler vor dem Zivilgerichte seinen zurückgehaltenen Lohn und eine Entschädigung für die unschuldig ausgestandene Untersuchungshaft. Der Herr Graf wurde zur Auszahlung des Lohnes und zu einem Schadenersatze von 300 Franken verurteilt.

Das Dispositiv des Urteils sagt folgendes:

„Da aus den Akten nicht hervorgeht, daß man die Klage von Noailles als gegen Treu und Glauben gemacht betrachten kann, da derselbe sie aber in leichtsinniger Weise erhob und seinen Fehler vergrößerte, indem er sich weigerte, die Klage zurückzuziehen, obgleich die Untersuchung auch nicht den geringsten Anhalt zu einer Verfolgung Gürtlers gab . . . ."

Wie konnte es aber kommen, daß der Untersuchungsrichter trotzdem den Gürtler 32 Tage in Haft behielt? Mit großen Herren ist halt auch in einer Jakobiner-Republik bös Kirschen essen. Jedenfalls wird H. Emanuel de Noailles dieses Urteil nicht hinter den Spiegel stecken.

Gegenwärtig sind eine ganze Reihe von Ausstellungen aller Art eröffnet, welche die reichen Leute und die zahlreichen Fremden anziehen, von denen Paris überfüllt ist, seitdem man weiß, daß am ersten Mai nichts „losgegangen" ist und vorderhand auch nichts losgehen wird.

Grenzenlos.

Ich hab' bis zum Ermüden
Bei Menschen angepocht,
Ob keiner mir mit Frieden
Die Sehnsucht stillen mocht . . .
So vieles leere Glänzen —
Oft blieb das Echo stumm;
Bei Allertreusten — Grenzen,
Und traurig kehrt' ich um.

An meines Gottes Pforte
Klopf ich fortan allein;
In seinem heil'gen Worte
Lösch' ich des Durstes Pein.
Sein Name trägt den Frieden
Im meiner Seele Schoß
Und endet mein Ermüden — —
Denn er ist — grenzenlos.

Château de Bella—Cy. Berta Rosch.

Moderne Religionsprobleme.

Von

A. Jakobi.

Wieviele Menschen wähnten und wähnen im Hasten und Toben des modernen Lebens das Glück zu finden! Darum häufen sie Besitz auf Besitz, wie weiland das trotzige Riesengeschlecht Berge aufeinanderwälzte, und jene, denen die Erde ihre Schätze versagt, recken knirschend die Fäuste. Von Genuß taumeln sie zu Genuß, und jene, denen das Schicksal die ehernen Bande der Entsagung um die Lenden schlang, sinken in dumpfe Verzweiflung. Kann Besitz und Genuß der Menschheit das große Glück bringen, nach dem das bessere Ich sich sehnt? Moderne Gecken und Protzen sind vielleicht befriedigt von dem, was die Erde zu geben hat; nicht aber jene, in deren Seele das große Heimweh nach dem Ideal wohnt. Ihnen hat das moderne Leben die große Leere beschert, daß sie in ihrer Sehnsucht nach Befreiung aus des Daseins Niederung und Schalheit sich selbst ein Rätsel sind. Entsetzt stehen sie am Grabe des großen Ewigkeitsideals und sehen sich umdüstert vom Todesschatten des Pessimismus.

Zurück zum Ideal, zurück zur Religion! so erhebt sich immer eindringlicher der Ruf des modernen Geistes. Doch zu welchem Ideal, zu welcher Religion? Mit dem Geisterchor im Faust möchte man klagen:

Weh, weh,
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust!
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!

Das Christusideal, das so erhaben groß am Himmel der Menschheit leuchtete und ihr Erlösung und glückliche Urstände durch das Sühneopfer des Gottessohnes kündete, ist erblaßt. Erblaßt ist auch jene frohe Ewigkeitshoffnung, welche ehedem das Menschenauge umglänzte, wenn es sich irdischem Glanze für immer schließen wollte, und am offenen Grabe steht der moderne Mensch mit demselben gefühllosen Grausen, mit dem einst Rom über die via sacra wandelte.

Die Menschheit von heute rühmt sich ihrer abgründig tiefen Wissenschaft und pocht auf die vergleichende Religionsgeschichte, welche Christentum und Mohammedanismus, Buddhismus und Shintoismus auf dieselbe Stufe rein menschlicher Kulturerscheinungen stellt und jede Offenbarungsreligion für Phantasiegebilde erklärt. Damit hat natürlich die Wissenschaft auch die Glaubenspflicht und jeden objektiven Wert irgendeiner Religion zertrümmert. Aber — quid nunc? Es ist ein rührendes Zeugnis der göttlichen Herkunft der Menschenseele, daß nur gerade die Rohesten und Verwildertsten sich mit dem Gedanken der völligen Religionslosigkeit scheinbar abzufinden vermögen, während der edlere Teil des Geschlechtes sich in Suchen und Sehnsucht nach übersinnlicher Wahrheit und Seligkeit, nach dem Heimatlande der Seele, geradezu verzehrt. Aber wer soll's ihnen zeigen und wiederbringen, das verlorene Heimatland? Wird nächstens ein neuer Messias kommen, vielleicht umglänzt von der Aureole eines überragenden Menschentums, dessen geheimnisvoller Zauber die Menschen für das Ideal der Ewigkeit wiedergewinnt? Was wäre er mehr, als eine neue Erscheinung im Rundtanz des Irrtums und Wahnes? Mehr als eine neue Nummer, welche die vergleichende Religionsgeschichte schmunzelnd im Hauptbuch registrierte?

Es ist kläglich anzusehen, wie sich die Menschheit von heute mit dem höchsten aller Probleme abzufinden sucht. Mit dem schönen Griechentum, von dem noch ein Schiller träumte, ist es nichts, und von den Göttern des Südlandes hat nur Venus vulgivaga sich dauernd Heimatrecht im Norden erworben, so dauernd, daß der „Frauenbund Mutterschutz" ihr wohl nächstens einen Tempel errichten und Dr. phil. Helene Stöcker zu ihrer Oberpriesterin berufen wird. Die andern Holden des schönen Südens vertrugen das nordische Klima nicht. Also — kehren wir zurück zu Nordlands Göttern, feiern wir Baldurs Sterbetag und Wodans 12 heilige Nächte! Machen wir das einäugige Ungetüm Hagen wieder lebendig und den sonnigen Helden Siegfried und die stolze Walküre Brunhild! Zwar braucht niemand daran zu glauben; aber das sind doch Gestalten, an denen sogar der blasierte Ueberpenäler und Ueberbackfisch von heute sich die fröstelnden Hände wärmen kann. Und welch bedrohliches Wortgetöse läßt sich nicht in Wodans Schicksalssprüchen gegen Welschland und Rom erheben, daß unsere Nachbarn an allen Seiten vor Schrecken schier erblassen, wie einstmals die sanften Tiere

des Feldes, als Bruder Graurock in die Löwenhaut gekrochen war und majestätisch seine Stimme erhob. Und wie gruselig schön rasselt nicht der Stabreim, gleich als ob Wölfe heulten heisern Wutschrei, und wenn der Inhalt der Wodanbibel nicht arg poetisch ist, so doch die Form, manchmal zu arg! Weit tiefer in die breiten Schichten des Volkes greift der christlich gefirnißte Liberalismus, der seine religiösen Motive noch von dem Weisen Jesus von Nazareth bezieht. Nachdem man seine Gottheit geleugnet, sein erlösendes Leiden verneint, seine Auferstehung verspottet und seine Wiederkunft als Kindermärchen belächelt hat, bietet man eine unendliche Fülle von Scharfsinn und dichtender Phantasie auf, um den tief Gedemütigten, von Gottes Thron Gestürzten wiederum einigermaßen zu rehabilitieren. Wie muß es ihm zumute sein, ihm, der einst das stolze Wort sprach: „Ich bin der Sohn Gottes", der zum Zeugnis seiner Gottheit den harten Tod erlitt, wenn moderne Theologen und Romanschriftsteller wetteifern, ihn als den guten Tropf und den Weisen von Nazareth, den Schwarmgeist und sozialen Agitator, den überspannten Menschenfreund und Scheinwunderjongleur zu feiern und ihm eine bescheidene Stelle neben Buddha, Mohammed, Luther, Goethe und Bismarck einräumen! Und wie erst muß es ihm zumute sein, wenn er das geradezu — nun, sagen wir einmal — jesuitische Gebaren moderner Theologen sieht, der alten christlichen Terminologie pantheistische, durchaus unchristliche Begriffe unterzulegen und einen komischen Eiertanz zwischen der eigenen pantheistischen Weltanschauung und dem christlichen Volksglauben zu vollführen! Fordert nicht dieses Treiben den Hohn jedes ehrlichen Menschen heraus?

Aber ja; Religion ist Poesie! Religion und Ideal ist Schwärmerei, die uns modernen Menschen Erleichterung und seelische Befreiung nach harter Fronarbeit im Dienste des Erdgeistes bringt! spielende, träumende Poesie, welche uns mit süßem Frieden anhaucht wie der Schlafgesang der Mutter und unsere Seele in die schwermütige Feiertagsstimmung lullt, da sie nicht mehr denkt und gestaltet, sondern ins Traumland entschwebt und den Klängen der versunkenen Glocke lauscht!

Ist Religion Traumpoesie? Nein! Religion ist Tatkraft, ist Leben, Religion ist harte Wirklichkeit, ist Opfer! Religion hat einst Martyrer des Blutes zu Tausenden erzeugt und soll tagtäglich Martyrer des Lebens zu Millionen erzeugen. Gewiß ist die Religion nicht ohne Poesie; aber in ihr klingt die starke Poesie von des Lebens Kampf und Größe, nicht die weiche Poesie des Traumes. Religion ist Lebensluft, nicht Chloroform! Religion ist Blut, nicht Morphium!

Religion ist das geistige Rückgrat des *Individuums*; sie muß die Seele aufrechthalten in den Schlägen des Schicksals und die niederziehende Leidenschaft bändigen, daß der Mensch kraftvoll seine Würde behauptet. Sie muß ihm vor allem das Sterben lehren, nicht die graziöse Art des Sterbens, auf welche Rom seine Gladiatoren dressierte, sondern das mutvolle, ergebene Menschensterben, das in der Ewigkeit die Verwirklichung seiner Erdenhoffnung sucht.

Religion ist die Seele der *menschlichen Gesellschaft*. Sie muß die zentrifugalen Elemente der Menschheit zur Einheit des Organismus zusammenschließen, jedem Gliede seine Funktionen im Dienste der Gesamtheit zuweisen und es zu kraftvoller Lebensentfaltung treiben. Wo die Religion krankt, da krankt der Menschheitskörper, wo sie geschwunden ist, da zerstieben der Menschheit Atome in wildem Kampfe.

Einen schlechten Dienst hat also die vergleichende Religionswissenschaft der Menschheit geleistet, da sie es unternahm, die Religion als rein menschlichen Kulturfaktor zu behandeln und ihr damit den Lebensnerv zu zerschneiden. Aber — ist es ihr wirklich gelungen, was sie mit so vollen Backen kündete? Hat sie nicht vielmehr bestätigt, was die ersten Seiten der Heiligen Schrift über Menschenherkunft und Uroffenbarung sagen? In dem berühmten Babel- und Bibelstreit ist fast nirgendwo in voller Schärfe betont worden, daß es eine törichte Unterstellung ist, der Herrgott habe die Patriarchen und Propheten des Altertums als Offenbarungsmaschinen benutzt; daß vielmehr der *Katholizismus* allezeit betont hat, daß Gott sich der Organe seiner Offenbarung eben als seiner *Organe* bedient und ihre persönliche Freiheit und ihr kulturelles Milieu in keiner Weise angetastet hat. Auch die gefallene Menschennatur des Heidentums trägt noch ihre Gottähnlichkeit in sich und damit die Möglichkeit der Wahrheitserkenntnis und der Sittlichkeit, und auch aus den Gesetzbüchern des Heidentums leuchtet die Uroffenbarung und das von Gott geschaffene Menschengewissen. Es ist überhaupt merkwürdig, daß man seitens des Unglaubens im modernen Religionskampfe fortwährend gegen die alten *orthodox-protestantischen* Begriffe von Sünde, Gnade und Erlösung polemisiert und die Lehre von der ethischen Güte der menschlichen Natur als eine ganz neue Errungenschaft der *Aufklärung* betrachtet, als ob die *katholische* Dogmatik nicht von jeher gelehrt und betont hätte, daß durch die Ursünde nicht die menschliche *Natur verdorben*, sondern der *übernatürlichen Gnadengüter* beraubt worden sei. Oder sollte heute noch wahr sein, daß manche sogenannte gelehrte Christen mehr vom Buddhismus als von katholischer Glaubenslehre wissen? Dem Christen, d. h. dem, der das ganze von der katholischen Kirche proponierte Christentum gläubig hinnimmt, hat die vergleichende Religionswissenschaft in der Tat bestätigt, daß der Menschengeist im Ringen um Wahrheit und Glückseligkeit von der verdunkelten Uroffenbarung an verschiedene Wege gewandelt ist, die stellenweise parallel laufen und sich allmählich im Urwalde des menschlichen Irrtums verlieren. Ihm ist der Mythus von der Gottessohnschaft vieler Religionsstifter ein ergreifendes Zeugnis dafür, daß sich die Menschheit des Altertums nicht dafür aussah, aus eigener Kraft das Problem der Probleme zu lösen, sondern den in der Uroffenbarung verheißenen Gottgesandten und Gottessohn sehnlich erwartete. Wer will es wagen, diese christliche Auffassung für falsch zu erklären, wer uns Christen verbieten, den allmächtigen Schöpfer zugleich als den barmherzigen Bringer der Offenbarung und den allgütigen Erlöser anzubeten? Wer will es dem Katholizismus im Namen der Wissenschaft streitig machen, sich als die objektive, die Religion der Offenbarung zu betrachten? Nirgendwo fließt der Strom der Wahrheit größer, lauterer und ununterbrochener als im Bette katholischer Tradition, keine Religion hat auch im entferntesten das an kultureller Erziehung und sittlicher Veredlung ihrer Bekenner geleistet, was der Katholizismus geleistet hat, und keine vermag den Kampf mit den destruktiven Tendenzen des Unglaubens mit einer solchen Waffenrüstung innerer Wahrheit und adeliger Schönheit aufzunehmen wie der Katholizismus.

Der Katholizismus ist Realität. Er predigt und kündigt der Welt nicht einen historischen oder mythischen Menschen als den Erlöser. Sein Gottesdienst ist nicht die Verkündigung von Legenden, die sich aus grauer Vorzeit durch die Wirrnisse der Jahrhunderte zu uns herübergerettet haben. Zwar ist ihm die Erlösungstat des Gottessohnes auf Golgatha geschichtliche Tatsache; zwar sind ihm die heiligen Bücher der Schrift geschichtliche Zeugnisse; aber vom geschichtlichen Christus geht das *reale* Gegenwartsleben aus, das Christus auf Erden in seiner Kirche lebt. Dem Katholizismus ist die Wahrheit Christi lebendig, mit göttlicher Autorität geschützt in den menschlichen Werkzeugen, durch welche der lebendige Gottessohn sie fort und fort verkündet. Ihm ist das Erlösungsopfer des Gottmenschen lebendige Wirklichkeit, die ihren Ursprung und ihre Kraft allerdings auf Golgathas Höhe hat, aber im Opfer der Messe sich vor dem Angesichte der ganzen Welt fortwährend erneuert. Ihm sind die geistlichen Gewalten mit direkt göttlicher Sendung betraut, ebenfalls Werkzeuge, organische, freiwillige Werkzeuge des waltenden Logos. *Aufgabe des katholischen Dogmatikers ist es*, dieses geheimnisvolle Gegenwartsleben des Gottmenschen dem Glauben zu enthüllen und in seiner göttlichen Schönheit und Klarheit auch dem schlichten Verständnis zu vermitteln. Möchte doch allgemein die Erkenntnis und Ueberzeugung sich Bahn brechen, daß die beste Apologie des Katholizismus nicht die menschliche Wissenschaft ist, sondern der Katholizismus selbst in seiner Schönheit, welche die Schönheit des Gottessohnes ist.

Aufgabe des katholischen Moralisten, besonders des praktischen Moralisten, ist es, die Menschen zur Teilnahme am Leben des in der Kirche wirklich lebendigen Gottessohnes anzuleiten, am Leben des fortwährend schaffenden, ringenden, leidenden Gottessohnes. Die katholische Moral ist nicht Kasuistik, sondern das Buch des Lebens und Ringens ums Himmelreich. Ihre Aufgabe ist nicht Erzeugung poetischer Süßigkeit, sondern Weckung der seelischen Kraft und Hinordnung aufs Himmelreich, das auch auf Erden schon ein Himmelreich ist und im Altarssakramente die reale Vereinigung mit dem ewigen Gottessohne vermittelt. Wahrhaftig, wir Katholiken haben eine stolze, majestätische Weltanschauung. Wir brauchen uns derselben nicht zu schämen. Wir ringen heute um Anerkennung im öffentlichen, besonders wissenschaftlichen Leben. Vergessen wir darüber nicht die innere Vertiefung in unsere Weltanschauung! Es bleibt uns leider Gottes wenig Zeit, dieselbe der Jugend zur inneren Klarheit zu bringen. Suchen wir durch Intensität unserer Arbeit das wettzumachen, was ihr an Extension abgeht! Je wuchtiger man unsere Weltanschauung umdroht, desto wuchtiger sei die Betonung dessen, was wir an Wahrheit und Schönheit in unserm Glauben besitzen.

Zur Simultanschulfrage.

Von

Franz Weigl, München.

In Nr. 6 der „Allg. Rundschau" habe ich der Broschüre „Die Simultanschule im Lichte der Wahrheit" von Pfarrer W. Kriege (Köln, Bachem) eine warme Empfehlung gewidmet. Es war vorauszusehen, daß Krieges schlagende Zusammenstellung des ganzen Aktenmaterials — von Freund und Gegner der Simultanschule — bei den „freien" Pädagogen nicht gerade freundliche Aufnahme finden werde. Immerhin hätte man gerechte Würdigung erwarten dürfen. Es ist aber anders gekommen: Die „Deutsche Schule" (im Auftrag des Deutschen Lehrervereins herausgegeben) bringt in Nr. 3 eine Ablehnung mit einigen Zeilen, in denen natürlich gar kein Anlauf zu sachlicher Würdigung genommen sein kann; die „Pädag. Zeitung" (Nr. 11) das Hauptorgan der „freien" Lehrerschaft, schreibt etwas mehr (etwa eine Spalte), aber auch sie findet den sachlichen Boden nicht.

Wenn wir auf den letzten Artikel hier in aller Kürze näher eingehen, so geschieht dies, weil er charakteristisch ist für die Auffassung der modernen Lehrerschaft von der Religion und von deren Verhältnis zur Schule.

Die „Pädag. Zeitung" verneint Krieges Behauptung, daß es sich bei der jetzigen Schulfrage um einen Kampf zwischen Christentum und Atheismus handle und schreibt: „Nein, Herr Pfarrer, es handelt sich nicht um den Gegensatz Christentum und Atheismus, sondern um den anderen: Hierarchie und Klerisei gegen das Bedürfnis der Menschenseele und ihr gläubiges persönliches Leben, das in der Liebe seine Erfüllung findet (Von uns gesperrt!) und nicht im Buchstabenglauben." Welche Oberflächlichkeit in der Auffassung der Religion; dieselbe Oberflächlichkeit, die auch sonst in diesem Punkt der Simultanschulverteidigung zutage tritt! Ein Moment der Religion, eine Aeußerung derselben, die Liebe, wird herausgegriffen und kurzerhand mit der Religion identifiziert. Ein geradezu klassisches Beispiel hiefür liefern auch die Thesen Oberlehrer Gärtners über die Simultanschulfrage für die Deutsche Lehrerversammlung, die zu Pfingsten in München stattfindet. Er sagt darin u. a.: „Die von den Gegnern der Simultanschule an ihre Einführung geknüpften Befürchtungen in religiössittlicher Beziehung sind durch die Erfahrung widerlegt. Die Simultanschule fördert vielmehr die sittlich religiöse Erziehung (!), indem sie ihre Schüler zur Achtung gegenüber fremden Ueberzeugungen erzieht und so zu einer Pflegstätte der Religion der Liebe und der gegenseitigen Duldung wird."

Wie schlecht die „freien" Pädagogen das Verhältnis der Religion zur Schule würdigen können, zeigt ebenfalls die Kritik der „Päd. Zeitg." Pfarrer Kriege hatte darauf hingewiesen, daß die wenigen Religionsstunden gar nicht imstande seien, das Kind religiös zu erziehen, daß hierzu vielmehr der gesamte Schulunterricht herangezogen werden müsse, daß der ganze Unterricht „von Religion durchdrungen und mit religiösen Wahrheiten verbunden" werden müsse. Dem fügt die „Pädag. Zeitg." bei: „Es fehlt noch konfessionelles Rechnen, Schreiben, Zeichnen und Turnen; der Gesangunterricht ist wohl von dem Herrn Pfarrer nur aus Versehen vergessen worden." Hierzu nur das eine: Wer für die Auffassung Krieges, wie sie oben wiedergegeben ist, nur Hohn und Spott hat, wer diese Anschauung — wenn er sie auch nicht teilt — nicht einmal verstehen kann, der mag ein ganz tüchtiger Schulhalter, etwa auch noch ein Erzieher von „Lebenskünstlern" fürs irdische Dasein sein, ein Erzieher im wahren Sinne des Wortes, ein Erzieher, der irdische und ewige Ziele für die ihm anvertrauten Kinder kennt und fördert, ist er nicht.

Damit ist aber auch die Bedeutung der Stimme dieser Männer im modernen Schulkampf ins rechte Licht gesetzt. Die Geschichte der Pädagogik lehrt uns, daß die naturalistischen und realistischen, jenseits-fremden Erziehungsideen schon in den verschiedensten Formen und zu den verschiedensten Zeiten begeisterte Apostel gefunden haben, daß dieselben aber nie segensvoll wirkten und daher immer wieder nach kurzer Zeit von der pädagogischen Bildfläche verschwanden.

Hermann Schell †.

(1850—1906).

„Mitten wir im Leben vom Tod umfangen sind." Die erschütternde Wahrheit dieser Worte brachte der Abend des 31. Mai in greller Weise zur Geltung durch den plötzlich erfolgten Tod eines Mannes, der als großer Gelehrter, als gefeierter akademischer Lehrer, als Vorkämpfer katholischer Weltanschauung, als tiefgründiger Philosoph, als Rufer im Streit um die katholische Bewegung in Deutschland und weit darüber hinaus, in Frankreich und England, Italien und Rußland und in den Vereinigten Staaten sich einen ruhmvollen Namen gemacht hat. Wir meinen Hermann Schell, der, schon längere Zeit herzleidend, abends vom gewohnten Spaziergang über den Nikolausberg heimkehrend, dem ausgebrochenen Gewitter eilig zu entfliehen suchte und kaum zu Hause angekommen tot niedersank, nur etwas über 56 Jahre alt. Eine spezielle Würdigung seiner Lebensarbeit kann heute, wo

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte"

nicht gegeben werden. Mit voller Objektivität wird erst eine spätere Zeit über den Mann und sein Werk urteilen. Wir, unter dem frischen Eindruck des jäh erfolgten Hingangs und seine liebenswürdige Persönlichkeit vor Augen, wollen nur mit schlichten Worten in großen Zügen ein Bild des Dahingegangenen zeichnen. Wir tun das, indem wir darzustellen suchen, was Schell war und was er wollte.

Was war Schell? Er war persönlich ein Mensch von den liebenswürdigsten Eigenschaften: Mild im Urteil, tolerant gegen fremde Ueberzeugung, einfach und anspruchslos in seinem Auftreten, ein Freund der Wahrheit — sein Wahlspruch: „Veritati" ziert auf seine Veranlassung das neue Kollegienhaus — frei von Hochmut und hochfahrendem Wesen, trotz aller ihm widerfahrenen Bitterkeiten nicht nachträglich, jederzeit zur Versöhnung bereit, hilfreich mit Rat und Tat, wohltätig, wo er nur konnte, ganz im stillen. Wie vielen hat er überhaupt zum Studium verholfen, wie viele zum Priesterstande geführt, wie viele während ihrer Universitätsstudien mit namhaften Geldmitteln unterstützt und gefördert! Seinen Angehörigen war er ein treubesorgter und hilfreicher Bruder und Sohn, seinen Kollegen jederzeit gefällig, seinen Freunden unerschütterlich treu, seinem engeren und weiteren Vaterlande aufrichtig ergeben, allezeit für Deutschlands Größe begeistert. Dazu besaß er einen durchdringenden Verstand, eine heiße Liebe zur Wissenschaft und zum Lehrberufe, denen er mit unermüdlichem Eifer und nie versiegender Begeisterung diente. Noch mehr! Schell war auch ein sittenreiner, frommer Priester und ein feuriger Anhänger der katholischen Kirche und Sache.

So war Schell. In seinem Wesen ist sein Wollen begründet. Was wollte er?

Als katholischer Theologe wollte er, begeistert für die katholische Wahrheit der Theologie, der man vielfach den Charakter der Wissenschaft abgesprochen hat, diesen Charakter in einer allen Anforderungen moderner Wissenschaft entsprechenden Weise wahren und hat diese große Aufgabe mit gewaltiger Geisteskraft zu lösen gesucht in seinen großen Werken. Außerordentlich belesen in der zeitgenössischen gegnerischen Literatur, sah er mit Schmerz, wie besonders in den Kreisen der Gebildeten der Katholizismus immer mehr ignoriert oder verhöhnt wurde. Demgegenüber wollte Schell den Katholizismus auch in diesen Kreisen wieder zu Ehren bringen. Ja, er wies mit allem Nachdruck darauf hin, daß im Katholizismus alle Bedingungen wahren Fortschrittes gegeben seien.

Als katholischer Mann wollte Schell die Gleichberechtigung der Katholiken im öffentlichen Leben, besonders aber im akademischen Lehrberuf. Darum trat er für die Gleichberechtigung der christlichen Philosophie seinerzeit öffentlich ein, darum wies er immer und immer wieder auf die Notwendigkeit wissenschaftlicher Betätigung hin. Darum verlangte er immer wieder, daß sich die Katholiken das ganze Rüstzeug moderner Wissenschaft zu eigen machen. Denn nur mit ebenbürtigen Waffen könne man dem Gegner gegenübertreten. In dieser wissenschaftlichen Ausrüstung erkannte er das sicherste Mittel, für die Katholiken den in etwas verlorenen wissenschaftlichen und religiösen Einfluß auf die Gebildeten wieder zu erringen. Kurzsichtigkeit hat sich wohl über die Abwendung weiter gebildeter Kreise vom Christentum damit getröstet, daß das „Volk" ja noch gut gesinnt sei. Aber wie lange noch wird das Volk gläubig verehren, was wir Gebildete verspotten? Daher die große Wichtigkeit, die gebildeten Kreise dem Christentum wieder zu gewinnen. Davon war Schell voll durchdrungen.

Als akademischer Lehrer wollte Schell nicht bloß das überlieferte Wissensgut weiter geben, er war bei jeder Ge-

legenheit darauf bedacht, die akademische Jugend zu **selbständiger wissenschaftlicher Arbeit** anzuregen, und hat hierin nicht wenige zu Promotion und Habilitation gebracht.

Das waren in der Hauptsache die großen, hohen Ziele, die Schell vorschwebten. Und **wie** suchte er sie zu erreichen?

Zu diesem Zwecke schrieb er, ein ungemein produktiver Geist, sein großes Werk: „Das Wirken des dreieinigen Gottes", seine große vierbändige Dogmatik, seine apologetischen Werke: „Gott und Geist" (2 Bde.), seine „Apologetik" (bisher 2 Bde.), seinen „Christus" (2. Aufl., 11.—13. Tausend), zu diesem Zwecke seine vielberufenen Broschüren: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts", „Die neue Zeit und der neue Glaube", zu diesem Zwecke verfaßte er zahlreiche Artikel in vielen Zeitschriften. Seine Werke sind vielseitig, reich an originellen und packenden Ideen und eminent zeitgemäß.

Zu diesem Zwecke wirkte er, ein hinreißender Redner, in privaten und öffentlichen Vorlesungen, als Universitäts-, Fest- und Primizprediger, bei vielen, vielen studentischen Feierlichkeiten, in Ferienkursen und zahlreichen Vorträgen in fast allen großen Städten unseres deutschen Vaterlandes. So reiche, so unermüdliche schriftstellerische und rednerische Wirksamkeit konnte nur begeisterter Hingabe an die Sache der christlichen, der katholischen Weltanschauung entspringen. Diese Anhänglichkeit an die katholische Sache bewies er auch durch einen Akt heroischer Selbstverleugnung, als er sich dem vielberufenen Indexdekret unterwarf. Hat er geirrt, es geschah in bester Absicht.

Die Universität, die theologische Fakultät, zahllose Hörer und Schüler aller Fakultäten, unzählige Freunde und Verehrer, seine Angehörigen stehen trauernd an der Bahre dieses edlen Menschen und großen Gelehrten. Aber man ehrt die Toten nicht durch müßige Klagen, sondern durch Nachahmung ihrer Vorzüge. Was **Tacitus** am Schlusse seines **Agricola** von diesen Vorzügen geschrieben hat, das gilt auch von H. Schell: „Quidquid . . . amavimus, quidquid mirati sumus, manet mansurumque est in animis hominum, in aeternitate temporum, in fama rerum." Das heißt in unser Deutsch übersetzt: „Was wir an **Schell** geliebt, was wir an ihm bewundert haben, haftet und wird haften bleiben in den Gemütern der Menschen, für alle Zeiten und in der historischen Ueberlieferung."

Würzburg, am 1. Juni 1906.

Dr. **Remigius Stölzle.**

Henrik Ibsen.

Von

Dr. **A. Lohr.**

Nicht mitten im Schaffen hat der Tod Ibsen errafft. Einem müden Greise hat er sich sachten Schrittes genaht und ihn von des Lebens schwergewordener, rätselvoller Bürde befreit. Des Toten Werk war schon seit Jahren vollendet, sogar bereits etwas in die Vergangenheit gerückt. Daher können wir ihm schon mit dem freier gewordenen Blicke historischer Betrachtung gegenübertreten; und wenn die zeitgenössische Kritik und die tausende von Nekrologen, mit denen wir jetzt von allen Seiten überschüttet werden, auch noch in allen Nuancen der Beurteilung, von der naivsten Bewunderung bis zur absprechendsten Schärfe, schillern, so gewinnt die Gestalt des großen Dramatikers für den aufmerksamen Beobachter doch schon allmählich bleibende Umrisse.

Als der Naturalismus, der die literarische Ausstrahlung des Positivismus und der neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und Theorien war, besonders durch Zola von Frankreich zu uns herüberkam, da war er in seiner doktrinären romanischen Färbung für germanisches Gefühl doch zu wenig tief. Die fast handwerksmäßige Art, wie Zola seine Charaktere rein aus Milieu und Vererbung erklärte, war zu äußerlich. Auch stieß die Art ab, wie deutsche Nachahmer den Naturalismus als plumpe Hervorkehrung der Schattenseiten des Lebens auffaßten.

Da kam Ibsen, der gerade damals aus dem Boden seiner nordischen Heimat gerissen wurzellocker im Ausland herumzog, und warf sich mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit und seines Wahrheitsfanatismus dem Naturalismus in die Arme.

Mit dem entschlossenen Willen, der alles oder nichts wollte, suchte er die romantische Tradition seiner Jugendperiode in sich zu überwinden, den Jenseitshintergrund der bisherigen Dramatik fallen zu lassen und das Ideal des Individuums, sowie dessen Zweck, lediglich ins Diesseits zu verlegen. Jeder Gegensatz zwischen Individuum und Weltidee schwindet; der Mensch hat kein metaphysisches Ziel mehr, sondern nur noch sich selber und damit die Menschheit zu erfüllen. Daher kämpfte Ibsen für die Freiheit des Individuums; darum begann er in seinen ersten naturalistischen Dramen die Gesellschaft, die öffentliche Sitte, die Ehe aufs heftigste zu bekämpfen; denn diese „töteten" ja das Individuum, hinderten es an der Entfaltung seiner Persönlichkeit und der Möglichkeiten ihrer Entwicklung.

Aber bei diesem Kampfe blieb er nicht stehen; er suchte auch positiv die Ideale, Ziele und Pflichten des „freien" Menschen aus der Betrachtung der realen Wirklichkeit herauszugewinnen und aufzuzeigen. Doch trotz heißesten Bemühens wußte er an die Stelle der alten metaphysischen Weltanschauung kein neues, geschweige ein höheres Ziel zu setzen. So wurde er der große Frager, der die tiefsten Probleme der modernen Psyche aufzuwerfen, aber nicht zu lösen vermochte. Er suchte und suchte, aber er konnte den Sinn des Lebens nicht enträtseln. Er hatte wohl die Mine an die Arche gelegt, gewahrte aber in der heulenden Wasserwüste kein Fleckchen, auf den er seinen Fuß hätte setzen können. Und so trieb ihn die Unmöglichkeit, eine feste Grundlage zu schaffensfreudiger, positiver Tätigkeit zu finden, dazu, an die Romantik früherer Tage Konzessionen zu machen und schließlich zu grübelndem Symbolismus und hoffnungslosem Pessimismus überzugehen. „Das Leben ohne Ideale zu leben, das ist das große Geheimnis des Handelns und Siegens, das ist die Summe aller Weltweisheit." Aber wer kann das? Der Dichter hätte sich an seinem Ideal, freie Menschen zu erziehen, genügen lassen sollen. Aber seine schonungslose Analyse psychologischer Vorgänge, sein Eindringen in die Tiefen der Seele zeigte ihm, welches Zerrbild das Leben aus diesem Ideal machte. Zwar sah er in seinem Doktrinarismus nicht, wie er der Natur Gewalt antat, wenn er z. B. seine Nora ihre Kinder verlassen ließ, damit sie sich „ausleben" konnte; aber in „Rosmersholm" erkannte er, daß die Individualität etwas so ureigenes ist, daß sie der Mann nicht einmal dem geliebtesten Wesen vermitteln kann, und weiterhin fand er in einer Reihe von Stücken, daß der Mensch, wenn er den Gesetzen seiner Individualität gehorcht und sein Lebenswerk durchsetzt, dies mit dem Glücke anderer und sogar mit dem eigenen Leben bezahlen muß. Und mit selbstzerfleischendem Pessimismus sieht er alle Sehnsucht nach Schönheit, Freude, Macht und Licht im Schmutze des Daseins untergehen und schreibt Trostlosigkeiten wie „Hedda Gabler", „Wildente" und „Gespenster". Wie Zola bei seinen Romanen, so geht auch Ibsen bei seinen Dramen stets vom Problem und nicht vom Erlebnis, von der Wirklichkeit aus; aber die Darstellung seiner Personen ist durchaus lebenswahr und steht auf der Höhe verinnerlichter naturalistischer Technik. Die Handlung erfließt naturgemäß aus der Einheit der Menschen und ihrer Umgebung. Alles Zufällige ist ausgeschlossen, die Personen sind leicht stilisiert. Ruhig, organisch geht die Handlung ihrem tragischen Abschluß entgegen, der allerdings kein befreiendes Gefühl auslöst, denn der Ausblick in ein Jenseits, in dessen Harmonie sich alle Dissonanzen lösen, fehlt.

So endete Ibsens Drama in Hoffnungslosigkeit. Er hatte so oft die Tragik des männlichen Genies dargestellt; nun erlebte er sie an sich selber. Er hatte die Harmonie, die er im Diesseits irgendwo zu finden glaubte, nicht entdecken können und seine Hoffnung immer wieder begraben müssen. Ueber seinem Werk hatte er sein Leben zu genießen vergessen. Und am Ende seiner Laufbahn zieht er in „Wenn wir Toten erwachen" das bittere Fazit, daß er tot gewesen und mit vergeblichem Suchen sein Leben vergeudet habe.

Doch dem ist nicht so. Dadurch, daß er alle tragischen Möglichkeiten des Naturalismus erschöpfte, half er den Naturalismus und die ihm zugrunde liegende Weltanschauung überwinden. Das Experiment, eine Weiterentwicklung des Dramas auf der modernen Diesseitsphilosophie aufzubauen, mußte gemacht werden. Ibsen hat es in großartiger Weise gemacht und dem Drama des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts seinen Stempel aufgedrückt. Wenn es auch eine Sackgasse war, in die er das deutsche Drama hineinführte, so befruchtete er es doch in durchgreifender Weise wieder und trug indirekt dazu bei, daß es nach ihm die Tragik der Hoffnungslosigkeit rasch überwand und sich jetzt auf neuromantischen Bahnen weiterentwickeln kann.

Auch sonst war Ibsens Auftreten von größtem Einfluß für das deutsche Schrifttum. Als seine ersten Stücke auf deutschen Bühnen erschienen, herrschte bei uns noch die Familienblattliteratur mit ihrer öden Schönfärberei und falschen Sentimentalität. Der naturalistische Sturm, der unter seiner Führung über Deutschland hinbrauste, schaffte hier wieder höhere Begriffe von Kunst und einen offeneren Sinn für Wahrheit und Ernst in der Schilderung des Lebens. In der dramatischen Kunstform

schuf er völlig Neues. Er wollte das wirkliche Leben widerspiegeln; darum verbannte er den Monolog und das Beiseitesprechen und verfeinerte das ganze dramatische Geschehnis zu einer Reihe psychischer Vorgänge. Ihm war es um Seelenenthüllung zu tun; daher war ihm die äußere Handlung, die bei ihm oft sehr einfach ist, nur das Vehikel zur Analyse seelischer Bewegungen. Ganz im Sinne des Naturalismus hat er den Menschen als eine aus seinem Milieu, als dem natürlichen Nährboden, herauswachsende und dadurch bedingte Erscheinung gezeigt und auch das Instinktleben und den Einfluß der Gefühle stark betont.

Geboren war Ibsen am 20. März 1828 zu Skien in Norwegen als Sohn eines Kaufmanns. Nachdem sein Vater sein Vermögen eingebüßt hatte, kam er zu einem Apotheker in Grimstad in die Lehre. Hier begeisterte er sich schon 1849 für revolutionäre Ideen und schrieb sein erstes Drama „Catilina“ gegen die Gesellschaft. 1850 ging er nach Christiania, um Medizin zu studieren. 1851 berief ihn Ole Bull als Regisseur und Leiter an das Theater in Bergen, von wo er 1857 als Theaterleiter ans norwegische Theater in Christiania zurückkehrte. Um diese Zeit entstanden „Frau Ingegerd von Oestrot“ (1855), „Das Fest auf Solhaug“ (1856), „Nordische Heerfahrt“ (1858), „Komödie der Liebe“ (1862) und die „Kronprätendenten“ (1864). Unangenehme Verhältnisse trieben ihn 1864 ins Ausland. Ueber Berlin reiste er nach Rom, hielt sich dann einige Zeit in Dresden auf und wählte schließlich München zu seinem bevorzugten Aufenthalt. 1866 erschien das Versdrama „Brand“, 1867 das dramatische Gedicht „Peer Gynt“. Mit dem „Bund der Jugend“ (1869), der politische und soziale Zustände seiner Heimat geißelte, schlug er zuerst die naturalistische Richtung ein, in der er Führer und Vollender werden sollte. Nachdem er dann 1873 noch sein letztes historisches Drama „Kaiser und Galiläer“ vollendet hatte, folgten eine Reihe von naturalistischen Gesellschaftsdramen, in denen er schonungslos und scharfsinnig in Verfolgung seines Mottos „Freiheit dem Individuum!“ die Blößen der Gesellschaft und ihrer Moral aufzudecken suchte. Es sind die „Stützen der Gesellschaft“ (1877), „Nora“ (1879), „Gespenster“ (1881), „Ein Volksfeind“ (1882), „Die Wildente“ (1884). Ein Suchen nach weiteren und tieferen psychologischen Möglichkeiten verraten die grüblerischen, teilweise stark symbolistisch angehauchten Stücke seiner letzten Periode: „Rosmersholm“ (1886), „Die Frau vom Meere“ (1888), „Hedda Gabler“ (1890), „Baumeister Solneß“ (1892), „Klein Eyolf“ (1894), „Johann Gabriel Bookmann“ (1896) und „Wenn wir Toten erwachen“ (1899). Neben seinen dramatischen Arbeiten besitzen wir auch noch eine Sammlung Gedichte von ihm.

Ibsen gehörte einer Uebergangsperiode an; er kritisierte, sezierte und riß nieder, was er seinem neuen ethischen Prinzip als feindlich erkannte. Aufzubauen, Zukunftswerte zu schaffen, vermochte er nicht. Aber er war doch ein Vollender, ein „Zu-Ende-Denker“, der sein ethisches Prinzip dramatisch und menschlich völlig erschöpfte — und es als ungeeignet erwies. Denn künstlerisch führte es zur tragischen Hoffnungslosigkeit und menschlich zum Skeptizismus und verzweiflungsvollen Pessimismus. Hienieden gibt es eben für den Menschen kein letztes Ziel, das einen wahrhaft befriedigenden Sinn des Lebens voraussetzt.

So war denn Henrik Ibsen ein großer Kämpfer und Wahrheitssucher, eine scharfabgegrenzte Persönlichkeit und ein tiefgründiger Künstler und Anreger; aber sein Werk ist im innersten Kern destruktiv und negativ, daher wird er nie zu den großen Dramatikern zählen können, die Lebenswerte vermitteln und durch die Jahrhunderte uns läutern und erhöhen.

Tiefe Stille.

Geheimnisvoll grau umschleiert die Luft,
Ein zartes Gerank in felsiger Schluft,
Am Bergeshange ein saftiges Grün,
Ein duftumwobenes Blüh'n und Glüh'n.
Kein menschlicher Laut in Tiefe und Höh',
Verklungen die Freude, verstummt das Weh'.
Von ferne nur tönt, gleich dem Widerhall
Des Hymnus der Sphären im kreisenden All,
Der Wasser Brausen, der Nachtigall Sang —
O wunderbar lieblich gemischter Klang,
Zu schön, zu herrlich für diese Zeit,
Du tönest mir fort in Ewigkeit.

A. Jüngst.

Münchener Kunstausstellungen.

Von

Dr. Felix Mader.

I.

Was die stille Zurückgezogenheit und der emsige Fleiß der Wintertage in den Ateliers geschaffen oder vollendet hat, pflegt sich uns als reiche Ernte in den Sommerausstellungen darzubieten. München hat heuer deren drei: die moderne Ausstellung im Glaspalast, jene der Sezession am Königsplatz, endlich eine retrospektive Ausstellung bayerischer Kunst von 1800—1850 im Glaspalast.

Dem Alter der Vorrang — beginnen wir also mit der letzteren! Lenbach warf einst der Gegenwart vor, sie sehe „ein Hindernis der freien Entwicklung in der Dankbarkeit gegen diejenigen, die der Welt durch ihr begeistertes Schaffen die höchsten Genüsse bereitet haben.“ An dieser Dankbarkeit hat es freilich zuzeiten in so hohem Grade gefehlt, daß man gerade über die Kunst aus der Periode Ludwigs I. mit Achselzucken hinwegging. Das hat sich geändert: heute finden auch die Modernsten, daß jene Zeit Kunst besaß, wahre echte Kunst. Allerdings! Das sieht man hier im Glaspalast. Die Zusammenstellung ist ja nicht erschöpfend, aber eine bedeutsame Ergänzung dessen, was man sonst in München aus dieser Zeit sehen kann. Sie ist besonders lehrreich in ihrer Zusammenstellung mit der nebenan befindlichen modernen Kunst. Nil novi sub sole — wer von einer absolut neuen Kunst träumt, wandelt auf utopischen Wegen. Was wir denken und empfinden und sehen, hat man vor fünfzig und hundert Jahren auch schon gesehen und empfunden, nur die Ausdrucksweise modifiziert sich.

Nicht die Monumentalmalerei jener Periode will die Ausstellung vor Augen führen — was ja zumeist unmöglich, aber auch unnötig wäre, weil sie uns in München auf jedem Schritt begegnet — sondern die Staffeleikunst breitet ihre intimen Schätze vor dem Auge des Beschauers aus und überzeugt ihn, daß man unrecht hatte, als man sagte, damals hätte es keine Staffeleikunst, keine Malerei im Sinne des Kolorismus gegeben.

Meister Edlinger steht noch in deutlich ersichtlichem Zusammenhang mit den großen Porträtisten des siebzehnten Jahrhunderts, aber was er schuf, kann uns heute noch gefallen: er hatte ein sicheres Auge für Charaktere, und sein Pinsel arbeitete in plastisch wirksamer Weise. Eine ebenso interessante, ja anziehende Künstlererscheinung ist Hauber. Sein Familienbildnis erinnert mehrfach an die modernste französische Malkunst, so duftig, breit und orginell gibt sich seine malerische Art. Auch Stieler, dessen Glätte und Süßlichkeit uns heute im allgemeinen wenig genießbar erscheint, hatte eine gute Inspiration als er das Gruppenbildnis jugendlicher Prinzessinen schuf. Vollends sein Bildnis einer Dame in weißem Gewand, deren anmutiges Gesicht ein breiter Strohhut beschattet, wird unter allen Umständen künstlerische Geltung behaupten. Der 1812 verstorbene M. Kloz sei nicht vergessen; seine Farbensprache tönt etwas herb, aber sie hat Charakter. Kellerhorn verdient gleichfalls Aufmerksamkeit.

Sie waren auch tüchtige Landschafter damals. Der etwas trockene Dorner entschädigt für den Mangel an Stimmung durch die kleinmeisterliche Sorgfalt seines Vortrages, während Wagenbauer, Dillis, Bürkl, Kaiser neben unserer modernen Landschaft, der es um Stimmung und Charakter zu tun ist, mit Ehren bestehen. Wie versteht es doch Bürkl in seinem kleinen Bildchen, die Farbenreize des Winters zu schildern oder in breiten Tönen die Stimmung der weiten Landschaft festzuhalten und in uns deren Nachklang zu wecken: Nil novi sub sole! Und wie plastisch stehen Wagenbauers Tiergruppen in der Landschaft, und doch bediente er sich nicht der impressionistischen Technik!

Interessante Beiträge bereichern das Bild der großen Meister aus der Aera Ludwigs I. Da sind prächtige Zeichnungen von Cornelius, feinsinnige Aquarelle des edlen H. Heß, vorzügliche Federzeichnungen und Studien des Meisters Schnorr von Carolsfeld. Rottmann spricht sich in seinen Aquarellskizzen ernster und kerniger aus als in den Oelbildern, und Schwinds Aquarelle und Zeichnungen bekunden aufs neue die unerschöpfliche Kraft dieses Meisters im Erfinden anmutiger und humorvoller Gestalten. Seine Oelgemälde erwecken lebhaftes Interesse; namentlich „Kaiser Max auf der Martinswand“ besitzt viel Stimmungsgehalt. Von Kaulbach sieht man die Farbenskizze zur Hunnenschlacht sowie seine Seeschlacht bei Salamis, beide aus dem Besitz der Kgl. Gemäldegalerie in Stuttgart. Viele solche koloristische Werke nebeneinander zu sehen, würde uninteressant, so sehr das kompositionelle Können und der Formensinn des

Meisters imponieren. Seine Bleistiftzeichnungen werden ungeteilte Beachtung finden

Noch müssen wir der beiden Kleinmeister Enhuber und Spitzweg gedenken, von denen letzterer mit achzig Nummern vertreten ist. Ein köstlicher Lyriker, dessen Saiten keine langweiligen, alltäglichen Akkorde kennen, mag er nun die Kleinen im Walde belauschen, oder den ewigen Hochzeiter schildern, der seinen Blumenbusch am Marktbrunnen überreicht, oder den gelangweilten Gardisten, oder das einsame Bauernhaus am Weiher mit so sonnigem Himmel über üppigen Baumgruppen. Immer ist er voll Poesie, voll tiefer Empfindung, manchmal voll schalkhaften Humors, und was die Farbensprache betrifft, voll des Reichtums in den Stimmungen und manchmal erstaunlich groß in seinen intimen Motiven.

Die Gypsgüsse im Vestibül des Glaspalastes ergänzen das Bild der bayerischen Plastik jener Zeit, das Münchens Monumentalbauten und öffentliche Denkmäler bieten. Die stilvollen Figuren des Roman Boos gestatten interessante Vergleiche.

Das ist unsere retrospektive Ausstellung. F. v. Reber betont in seinem Vorwort zum Katalog — derselbe zählt 1271 Nummern — daß man den vielen Privatbesitzern, die ihrer künstlerischen Lieblinge auf mehrere Monate sich entäußerten, wärmste Anerkennung schulde. Dank schuldet man aber auch den Schöpfern dieser Zusammenstellung, denn sie ist sehr lehrreich. Denen, die es nicht gewußt haben sollten, zeigt sie, daß man damals nicht bloß die Linie kultivierte, sondern daß auch die Farbe zu ihrem Rechte kam, und daß die Individualität ebensoviel galt wie heute.

Vom volkswirtschaftlichen Büchermarkt.

Den Versuch, das ganze weit verzweigte Gebiet der deutschen Sozialgesetzgebung nach dem neuesten Stande und unter Berücksichtigung der gesamten Literatur und Grundsätze der Rechtsprechung in einer systematischen, ordnenden, übersichtlichen Darstellung für Theorie und Praxis zu bearbeiten, bildet das ausführliche Werk des Bonner Rechtslehrers Stier-Somlo: **Sozialgesetzgebung.** Geschichtliche Grundlagen und Krankenversicherungsrecht (Jena, Gustav Fischer, 1906. 407 S. Preis M 7.50, geb. M 8.50). Das vorliegende vollständig selbständige und in sich abgeschlossene Buch enthält die Geschichte der gesamten Sozialgesetzgebung im Grundriß und das ganze geltende Krankenversicherungsrecht. Zusammen mit der noch ausstehenden Darstellung des Unfall-, Invaliden- und Arbeiterschutzrechtes wird es das ganze Gebiet der deutschen Sozialgesetzgebung umfassen. Der andere ebenfalls für sich abgeschlossene und selbständig zu benutzende Teil des Werkes, der demnächst erscheinen wird, wird den Titel führen: „Deutsche Sozialgesetzgebung. Das Unfall-, Invaliden- und Arbeiterschutzrecht". Durch ein ausführliches Sachregister, besonders aber durch ein detailliertes Quellenregister ist dafür gesorgt, daß das Werk nicht nur für das systematische Studium, sondern auch für die Praxis ein leicht brauchbares Handbuch darstellt. Von diesem Gesichtspunkte aus kann das dankenswerte Werk Stier-Somlos besonders auch den Krankenkassen empfohlen werden. — Die Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M. hat in diesem Jahre zum erstenmal ein „**Jahrbuch der Fürsorge**" (Dresden, Böhmert. 130 S. Preis M 2.—) veröffentlicht, welches eine Reihe sozialpolitisch schätzenswerter Abhandlungen und Materialiensammlungen enthält. Von den Abhandlungen betreffen die ersten beiden die „Hauptformen der Jugendfürsorge in den Vereinigten Staaten" und „die Bildung und Unterhaltung in Volksheilstätten". Vier Aufsätze handeln über eine Arbeitslehrkolonie (Erziehung Schwachsinniger zur Arbeit), ein weiterer „Haushaltungsbudgets" enthält einige lehrreiche Untersuchungen über die Bedeutung dieser für die Armenpflege. Eine wichtige Abhandlung über das bisher kaum gepflegte Gebiet einer periodischen Berufswahlstatistik beschließt die Reihe derselben. Die Materialiensammlung bringt gerichtliche Entscheidungen über Rechtsfragen der Kinderfürsorge, einen bibliographisch-kritischen Literaturbericht, sowie Erfahrungen aus der praktischen Fürsorgearbeit (Säuglingssterblichkeit). — In regelmäßiger Wiederkehr alljährlich Uebersichten über die Entwickelung der Weltwirtschaft zu bieten, hat sich die **Weltwirtschaft,** ein Jahr- und Lesebuch in Einzeldarstellungen, herausgegeben von Ernst von Halle, zur Aufgabe gemacht. (Leipzig, B. G. Teubner, [illegible] S. Preis M 6.—.) Das Werk will zugleich ein Nachschlagebuch sein, um sich über jüngst vergangene Ereignisse schnell zu unterrichten. Aus der Feder hervorragender Mitarbeiter bringt der vorliegende I. Teil folgende internationale Uebersichten: Die [illegible] Politik, Weltwirtschaftspolitik, Weltsozialpolitik, Weltproduktion, Weltmarkt des Geldes, Weltverkehr, Versicherungswesen, die Finanzen der europäischen und wichtigeren außereuropäischen Staaten, die Technik im Jahre 1905, Kunstgewerbe, Bankenwesen, Wirtschaftsrecht. Der zweite, Deutschland behandelnde Teil wird zum großen Teil von Vertretern der die einzelnen Gewerbe repräsentierenden Interessenten- und Fachverbände bearbeitet werden. Der dritte Teil soll die einzelnen Länder behandeln und in der Regel von den betreffenden Staaten entstammenden Fachmännern bearbeitet werden. Diese Teile sollen Ende Mai bzw. Juli erscheinen. — Angesichts der immer schwieriger sich gestaltenden Erwerbsverhältnisse wird die Frage der Berufswahl stets dringender. Und zwar nicht allein für die männliche Jugend, sondern fast in gleichem Maße für die weibliche. Zur Orientierung für letztere sollen dienen **Ratschläge zur Berufswahl der Frauen.** Für Eltern, Vormünder und Erzieher von Klara Molsberger. (Köln, J. P. Bachem, Preis M 1.80.) Den Inhalt der Schrift kennzeichnet folgende Inhaltsübersicht: 1. Sonst und jetzt. 2. Neue Ziele. 3. Beschäftigung oder Beruf. 4. Einwände gegen die Frauenberufsbildung. 5. Grenzen der Frauenberufsarbeit. 6. Spezifisch weibliche Berufe. 7. Andere Erwerbsmöglichkeiten für die Frau. 8. Wie ist die Berufstätigkeit der Frauen zu erstreben? I. Bildungsplan; II. Fundamentale Aufgaben: a) der Familie, b) der Schule; III. Ergänzende Aufgaben: a) die hausmütterliche Ausbildung, b) die Fachbildung, c) die Berufsorganisation. 9. Schlußwort. — Einer rechtshistorischen und vergleichenden Darstellung unter besonderer Berücksichtigung der stenographischen Parlamentsberichte unterwirft Dr. Ludwig Beringer die **Gesetzgebung der Innungen in Deutschland und der gewerblichen Genossenschaften in Oesterreich** während der letzten hundert Jahre. (Mainz, Verlag Lehrlingshaus. 224 S. Preis M 3.50.) Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: I. die Entwickelung der Innungsgesetzgebung in Deutschland (1810—1897): II. die Entwickelung der gewerblichen Genossenschaftsgesetzgebung in Oesterreich; III. Vergleichung des geltenden Rechts in beiden Staaten. Stand und Tätigkeit der Innungen bzw. Genossenschaften in beiden Staatswesen. Weniger eine kritische Studie, als eine orientierende Uebersicht über den behandelten Gegenstand! — **Zur neuesten Entwickelung des Genossenschaftswesens im Handwerk** liefert der Düsseldorfer Handwerkskammersekretär Dr. W. Peters einen Beitrag (Krefeld, W. Greven. 117 S. Preis 3 M). Derselbe bringt eine Zusammenstellung des neuesten Materials namentlich über die Erfolge der Genossenschaften und eine kritische Betrachtung derselben. Besonders bemerkenswert sind die Ausführungen des Verfassers über die Bedeutung der im Allgemeinen Verbande der auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften vorhandenen Kreditgenossenschaften (Crüger) für das Handwerk. — Eine neue beachtenswerte Schrift liegt zur **staatlichen Pensions- und Hinterbliebenenversicherung** der Privatangestellten in Deutschland vor, die vom Deutschen Werkmeister-Verbande als erstes Heft seiner Broschürensammlung „Schriften des Deutschen Werkmeister-Verbandes" veröffentlicht worden ist. (45 S. Preis 0.30 M). Das Heft bringt an erster Stelle einen zusammenfassenden ausführlichen Vortrag, der die Notwendigkeit und Möglichkeit der Versicherung nachweist, über den gegenwärtigen Stand der Frage unterrichtet und vor allem die Aufgaben betont, die der kräftig entwickelten Pensionsbewegung sämtlicher deutschen Angestellten in den nächsten Jahren obliegen. An diesen Vortrag schließt sich Material zur Versicherungsfrage. Für ein genaueres Studium der Frage ist ein Literaturverzeichnis angefügt, so daß die Broschüre ein vorzügliches Hilfsmittel zur Belehrung und zur Werbung bietet.

Dr. Ferd. Moll.

Die „Kreuzesminne" Eicherts.*)

Ein neues Werk Franz Eicherts und sein letztes auf dem Felde der Dichtung, wie er mit müdem Lächeln meint. Soll es wirklich sein letztes bleiben? Wir glauben es nicht, oder besser gesagt: wir wollen es nicht hoffen. Freilich, er mag müde geworden sein im ewigen Kampf des Alltags; und ein anderer als er könnte, ermattet von der übergroßen Bürde so zahlreicher Berufsarbeiten, wie sie auf ihm als Redakteur mehrerer Zeitungen liegen, vielleicht nicht mehr mittun. Aber wir glauben nicht, daß der Appell Pöllmanns nutzlos verhallen wird, den dieser im vorigen Jahre an den Borromäusverein richtete und der darauf hinausging, dem Dichter einen Gehalt auszuwerfen und dadurch sein großes und tiefes Talent der christlichen Sache zu retten. Kann es der Borromäusverein nicht, so wird doch noch ein anderer Verein da sein, der eine, wenn auf Tausende von Mitgliedern verteilt, so geringe Summe aufzubringen vermag, wie sie Pöllmann vorschlug und wie sie der Unterhalt eines deutschen Dichters erfordert.

Ein solcher Gehalt, der den Dichter der drückenden Enge so zahlreicher und schwieriger Berufsgeschäfte entreißt, ist dringend nötig, soll Eicherts Kunst und Kraft erhalten bleiben. Eicherts Muse steht auf dem Höhepunkt ihres Könnens und ihrer Reife, und eine schwere Verantwortung möchte es für uns sein, an ihrem Abstieg, ihrem Nachlassen einst die Schuld tragen zu müssen.

Die „Kreuzesminne", die Fortsetzung der „Kreuzlieder", zeigt Eicherts Lied noch immer voll des einstigen Feuers, voll der

*) „Kreuzlieder". Gedichte von F. Eichert. Dritte, veränderte Auflage, 1906, Ravensburg, Alber. „Kreuzesminne". Neue Gedichte von F. Eichert. Ravensburg, 1906, gleicher Verlag.

einstigen jubelnden Siegeshoffnung und der männlichen Kraft, die ihm das Attribut der „eisernen Lerche Oesterreichs“ eintrug. Noch immer ist der Kämpfer für Gott und Recht, und zürnend schwingt er die Geißel seines Liedes über Halbheit und Verrat:

Wir sind ein feiges Geschlecht geworden,
Wir reden Feuer und bleiben kalt,
Wenn rings, aufs Heiligste hetzend die Horden,
Die Geißel des höllischen Hasses knallt!

Noch immer ist seine erste Bitte: „Herr, hab Erbarmen und gib uns Mark!“ Er, der mitten in der sozialen Bewegung steht und über die Wirrnis der sozialen Probleme in seinem Beruf wie als in die Tiefe gehender, in seinem Denken folgerichtiger Mensch viel nachdachte, sieht immer noch keine andere Lösung als das Kreuz. Ergreifend hat er dies ausgesprochen in der knapp und straff und daher künstlerisch sehr wirksamen Vision, die das Büchlein einleitet.*)

Die Mehrzahl der Gedichte ist freilich stiller, milder. Wie leise Resignation legt es sich oft über sie. Als junger Mann hatte er im „Wetterleuchten“ einst den Sieg der guten Sache nahe, ganz nahe erhofft und das Schwert höher gepriesen als die Harfe. Das ist jetzt vorbei. Des Kreuzes Sieg wächst langsam, und viel Mühe und Not muß erst darum erduldet werden; denn neue Scharen der „Kreuzverächter“ nahen schon, die Gruppen empörter, irregeführter Arbeiter:

O welche Schrecknis künden uns die Zeichen!
Vom Kreuze weht ein rosenfarb'ner Schleier:
Unschuldig Blut, verraucht zur Krönungsfeier
Des Weltenfürsten aus den Feuerreichen.
So dient umsonst dem Kreuze Schwert und Leier?
Geduld! Des Kreuzes Sieg wächst schwer wie Eichen.

Diese Resignation verdichtet sich selbst ein paarmal bis zur Schwermut, so, wenn er für sein Glück und sein Hoffen kein anderes Wort findet als das trübe: „Ach, Gras wuchs drüber . . . Ein Kreuzlein drauf!“ Liegt nicht viel vom persönlichen Erleben in diesen müden Worten? Denkt man in manchen Kreisen, die es angeht, daran, welche bitterschwere Erlebnisse sie verdecken mögen? Vielleicht wird, wenn man daran denkt, Pöllmanns Vorschlag eher zur Tat reifen und Eicherts Talent, der zu männlich und stolz ist, um eine Clique um sich zu versammeln, die ihn feiert, uns noch lange gerettet und erhalten bleiben. Lorenz Krapp.

*) Das Gedicht (Crux ave, spes unica!) erschien zuerst in Nr. 37, S. 440 der „Allgemeinen Rundschau“ (1905).

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Woche wurde vom „Ringzyklus“ beherrscht, welcher, wie gewohnt, ausverkaufte Häuser brachte. Die Aufführungen unter Mottls Direktion waren von der bekannten Güte; daß sie an Ausgeglichenheit und Stilsicherheit immer zu gewinnen pflegen, wenn die Zeit der Festspiele näher rückt, ist eine Erscheinung, die sich so manches Jahr schon beobachten ließ. An Gästen hat es auch diesmal nicht gefehlt, und die Erfüllung des vielseitig betonten Wunsches, daß wir den Ring wieder ganz aus eigener Kraft geben könnten, ist noch nicht nahe. Neu war Richard Tömlich (Berlin) als Siegmund, ein wirkungsvoller Darsteller mit gutausgebildeter Stimme, die jedoch nicht in allen Lagen von gleichem Klangreiz ist. Als Sieglinde sprang Frau Förster-Lauterer (Wien) ein, deren Stimme wohl prachtvoll ist, aber etwas ermüdet erschien; welcher Umstand jedoch in der eiligen Herreise der Künstlerin ausgiebigste Entschuldigung findet. Die prächtigen Leistungen von Feinhals, Knote, Frau Burck-Berger und der übrigen haben an dieser Stelle schon oft ihre Würdigung gefunden; es ist darum nicht nötig, diese öfters gespendete Anerkennung nochmals zu wiederholen. – In dem Prozesse der Zivilliste Sr. M. des Königs gegen den bayerischen Staatsfiskus hat das Oberlandesgericht die Berufung des letzteren verworfen. Der Fiskus ist also schuldig, die zur Erweiterung des Hoftheatermagazins an der Oettingenstraße notwendigen Bauten (171,000 M) rc. auszuführen.

Im **Königlichen Residenztheater** wurde zum Gedächtnis Ibsens „Die Frau vom Meere“ neueinstudiert gegeben. Voraus ging ein von Mich. Gg. Conrad gedichteter Prolog, den Jakobi mit warmer Empfindung vortrug. Die Aufführung unter Basils Regie war eine sehr gute. Frl. Swoboda hat ihre Ellida noch mehr verinnerlicht und vertieft. Alle realistischen Zufälligkeiten schienen in den Schatten gerückt, um die symbolische Poesie dieser Sehnsuchtsdichtung plastisch hervortreten zu lassen. Basil verkörpert die sich zur Größe der Entsagung aufschwingende Alltagsnatur vorzüglich. Lützenkirchens fremder Mann erschien mir vielleicht eine Nüance zu weich. Es ist ja richtig, etwas Uebermenschliches hat der Fremde nur in Ellidas Phantasie, aber ein verwegener Abenteurer ist er immerhin. Sehr gut und treffend in Ton und Haltung sind der kranke Bildhauer Waldaus und die Damen Neubke und Brünner, als Stiefkinder Ellidas. Auch Rottmann und König befriedigten recht.

Das **Schauspielhaus** war der Kgl. Bühne schon mit einer Gedenkfeier vorausgeeilt. Man gab Ibsens dramatischen Epilog „Wenn wir Tote erwachen“, welcher mit Ida Bardou-Müllers ausgezeichneter Irene zu den feinabgestimmtesten und stilschönsten Aufführungen des Spielplanes gehört. Cola Jessen und Frau Gerhäuser gaben wiederum ihr bestes, vielleicht sogar etwas mehr als gewöhnlich. — Dann ging der Vorhang wieder in die Höhe. Die Bühne zeigte unter Palmen und Trauerflor Ibsens Bild. Max Halbe hielt eine Ansprache und legte, während das Publikum sich erhob, einen Lorbeerkranz nieder. Drei Männer haben, so führte er aus, die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts am meisten beeinflußt, Goethe, Wagner und Ibsen. Später ließ er den toten Dichter selbst in lyrischen Gedichten zu Worte kommen, von diesen hinterließen das für Ibsen programmatische „Dichten — sich selber richten“ und ein hohes Preislied auf seine Gattin den tiefsten Eindruck. — Auch eine Premiere brachte das Schauspielhaus, „Die Krannerbuben“, eine Komödie von Felix Dörmann. Der Autor machte vor einem Jahre einen Ausflug ins Neuromantische und strauchelte dabei in unserem Hoftheater; nun ist er zu seinen „ledigen Leuten“, der Wiener Lebewelt, in der man sich nicht langweilt, zurückgekehrt. Er besitzt hierin Beobachtungsgabe und Humor. Die arme, aber brave hübsche Näherin mit dem rechtschaffenen Herzen stellt er als Kontrastfigur in diesen Kreis verwahrlosten Pflichtgefühls und ekler Käuflichkeit. Es läuft so ziemlich alles auf Milieuschilderungen hinaus, aber das Publikum hört schließlich auf, mit Leuten mitzufühlen, die gar zu verächtlich sind, und so gab es trotz sehr guten Spieles, besonders (von Connard, Weigert, Randolf, Lackner u. a.) einigen Widerspruch am Schlusse.

Verschiedenes. Im Frankfurter Residenztheater hatte das fünfaktige Schauspiel „Verbrecher“ von Sven Lange Erfolg. Wie in den in München aufgeführten „Stillen Stuben“ des nordischen Autors, liegt der Schwerpunkt im Psychologischen. Eine Mordszene wirkte zu kraß. — Das Musikfest in Salzburg wird „Don Giovanni“ mit d'Andrade in der Titelrolle unter der musikalischen Leitung von Regnaldo Hahn (Paris) und der Regie Gerhäusers aus München, sowie „Die Hochzeit des Figaro“ in der Besetzung der Wiener Hofoper bringen. Von den vier Festkonzerten wird das erste Felix Mottl, das zweite Dr. Karl Muck (Dresden) dirigieren. Der Pariser Komponist Saint-Saëns wird ein Klavierkonzert von Mozart spielen. Die beiden letzten Abende umfassen Konzerte von Solisten und Kirchenmusik. — In Mainz fand ein Händel-Fest statt, wobei „Judas Maccabäus“ und „Saul“ unter der Direktion Vollbachs nach den Berichten eine musterhafte Aufführung erfuhren. — Freundlichen Erfolg hatte im Wiener „Intimen Theater“ ein Drama: „Leidenschaft“ von Hubert Eulenburg, dem Düsseldorfer Dramaturgen. — Im Koburger Hoftheater fand eine Oper „La Biondinetta“ von Spiro Samara sehr kräftigen Beifall. — In Paris, das sich dem nordischen Autor ziemlich lange verschloß, plant man eine Straße nach Ibsen zu nennen.

München. L. G. Oberlaender.

Opernabend. An dem von Frl. A. Henneberg im Gesellschaftshaus zur Lacke veranstalteten Opernabend kamen drei Einakter aus alter Zeit zur Aufführung. Der erste derselben, „Die beiden Savoyarden“ von Nik. Dalayrac († 1809), ist ein harmloses Liederspiel, während „Der Holzdieb“ von H. Marschner eine Fülle reizender Melodien bringt, ebenso „Fortunios Lied“ von J. Offenbach, in welchem des Operettenmeisters frischer Melodienquell munter sprudelt. Die Aufführung gab den Schülern die dankens- und schätzenswerte Gelegenheit, sich auf den Brettern der Oeffentlichkeit zu zeigen, lieferte aber zugleich den Beweis, daß in der Gesangschule Henneberg mit großem Eifer und schönem Erfolge an der gesanglichen und darstellerischen Ausbildung der Schülerinnen gearbeitet wird. Unter ihnen seien besonders erwähnt Jacqueline Schüler, welche sich mit ihren schönen Stimmitteln und ihrer frischen Darstellungsgabe gut einführte, dann Elsa Decher als eifersüchtige Frau Barbara, Emmy Ehrhardt als schwärmerischer Valentin, Ina Hello als Fortunios Frau, Henny Breyding (als Savoyarde Piedro und als Köchin), sowie die Damen M. Baader, S. Herrmann, G. Drexel, G. Köhler. Unter den Gästen verdient Frl. Tilly Schardt besonderes Lob. Die Herren J. Barré, J. Pirchan, W. Mayr, A. Carlebach und A. Gruber, welche ebenfalls als Gäste mitwirkten, führten ihre Rollen mit gutem Gelingen durch; insbesondere bot Herr Gruber als Barthel im „Holzdieb“ ein Kabinettstück feiner Charakterzeichnung. Das zahlreich erschienene Publikum dankte nach jedem der Einakter, besonders aber dem flott gespielten „Offenbach“ durch reichen Beifall. Frl. Henneberg und Herr Kapellmeister Blaner, welcher mit einem Teil des Philharmonischen Orchesters den orchestralen Teil ausführte, wurden durch Lorbeerkränze geehrt.

München. J. Reitmeier.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, Oesterr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. = Telephon 3860. =

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Glerebach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch = Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 16. Juni 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

† Prof. Hermann Schell.

Nachruf am Grabe, gesprochen von Professor Dr. Val. Weber in Würzburg am 3. Juni 1906.

Hochansehnliche Trauerversammlung!

Mit tiefster Wehmut nehme ich das Wort, um im Namen und Auftrage der theologischen Fakultät als ihr derzeitiger Dekan dem so jäh uns entrissenen lieben Freunde und Kollegen hier am offenen Grabe den Nachruf und Scheidegruß zu widmen, bevor das Grab sich schließt über der irdischen Hülle des uns unschätzbar teueren, unvergeßlichen Entschlafenen.*)

Am 1. Dezember 1884 für das Lehrfach der Apologetik an unsere Fakultät berufen, ist Professor Hermann Schell der Alma Julia und dem übernommenen Fache treu geblieben bis zum Tode. Für das Fach der Apologetik war er durch Begabung und Vorschulung in hohem Maße geeignet und vorbereitet; für dieses Fach hat er denn auch, als Professor genau 21½ Jahre lang wirkend, außergewöhnlich viel gearbeitet und geleistet.

Die Apologetik, welche die Aufgabe hat, die Brücke zu schlagen vom Wissen zum Glauben, als die Wissenschaft von der rationellen Begründung und Verteidigung des Glaubens an Gott, Christus und die Kirche, stellt heutzutage an den akademischen Vertreter dieses Faches überaus hohe Anforderungen. Die Apologetik in der Gegenwart fordert eine volle Manneskraft, hohe Begabung, umfassendes Wissen, vor allem gründliche theologische und zugleich philosophische Bildung, dazu aber auch vielseitige allgemeine Bildung, namentlich auf den weitverzweigten Gebieten der Naturgeschichte, der Religions- und Kulturgeschichte und all ihrer Hilfswissenschaften. Beim steten Fluß der Meinungen und bei der raschen Folge der fortschreitenden Forschungsergebnisse muß der Apologetiker auch ein Mann sein von regem geistigen Streben, wissenschaftlicher Energie, intensiver Arbeitskraft, offenem Blick für alle wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens.

All dies hat Schell in reichem Maße mitgebracht und nach der Berufung in immer reicherem Maße sich zu eigen gemacht durch rastloses Studium.

Im jugendlichen Alter von 22 Jahren hatte er die philosophische Doktorwürde zu Freiburg i. B., zwölf Jahre später die theologische Doktorwürde zu Tübingen sich erworben, in der Zwischenzeit, im Dienste der Seelsorge verwendet, durch sorgsame Ausnützung der Zeit die wissenschaftliche Weiterbildung eifrigst betrieben und während eines zweijährigen Aufenthaltes in Rom als Kaplan an der Anima Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Methoden des Studienbetriebes an den dortigen hohen Schulen zu beobachten und neben archäologischen und kunsthistorischen Studien ein umfassendes Werk vorzubereiten über „Das Wirken des dreieinigen Gottes". Dieses Werk hat er sodann, in die Heimat zurückgekehrt, unter den schwierigsten Verhältnissen vollendet, da er in einer Pfarrgemeinde von nahezu 2000 Seelen als alleiniger Seelsorger zu wirken hatte. Welch ungewöhnliche Geisteskraft und Willensenergie, welch opferwillige Liebe zur Wissenschaft gehörte dazu, unter der Last einer so anstrengenden Kura eine solche Schrift zu schreiben und zum Examen rigorosum sich vorzubereiten!

Das veröffentlichte Werk legte für die hervorragende philosophische und theologische Begabung und wissenschaftliche Tüchtigkeit des Verfassers so glänzendes Zeugnis ab, daß Schell sofort in Kreisen der Gelehrten hohe Anerkennung fand, wie wir vorhin gehört haben,*) und noch im nämlichen Jahre auf die dahier erledigte Professur der Apologetik berufen wurde.

Dem Eifer und Erfolg der Vorbereitungszeit entsprechend war seine 21½jährige Wirksamkeit als Professor unermeßlich reich an Arbeit, aber auch erstaunlich reich an Fruchtbarkeit.

Schell nahm es mit der echt wissenschaftlichen Vertretung seines Faches sehr streng. Er ging von dem richtigen Grundsatz aus: Will die Apologetik den Anspruch erheben, als Wissenschaft anerkannt zu werden, so muß sie auf festgestellten Tatsachen sich aufbauen. Die Naturwissenschaften und die historischen und biblischen Wissenschaften haben die Tatsachen der Natur- und Religionsgeschichte festzustellen; dann erst hat die eigentliche Geistesarbeit der Apologetik einzusetzen, um die weiteren Fragen, die der denkende Geist stellt, die Fragen nach Gott und Geist, Religion und Offenbarung, Israel und Christus, Kirche und Katholizismus zu untersuchen und befriedigende Lösungen vorzuschlagen. Daß bei solcher Auffassung für den Apologetiker die geradezu erdrückende Aufgabe erwächst, eine fast unübersehbare Masse von Literatur zu bewältigen, versteht sich von selbst. Schell ist dieser Aufgabe jederzeit nach besten Kräften nachgekommen; durch rastloses Studium suchte er in all den zahlreichen sein Fach berührenden Zweigen der Wissenschaft auf dem laufenden zu bleiben und dem raschen Entwicklungsgang so

*) Am Grabe sprachen vor dem Dekan der amtierende Geistliche, Stadtpfarrer Dr. Ackermann von St. Peter und der Rektor der Universität, Professor Boveri; nachher Exzellenz Erzbischof von Abert von Bamberg, stud. philol. Feser namens des katholischen Studentenvereins Walhalla, praktischer Arzt Dr. Lill namens des Philistervereins Walhalla u. a. m. — In obiger Grabrede wurde bei der Drucklegung hie und da noch ein Wort zur Abrundung eingefügt.

*) Stadtpfarrer Dr. Ackermann hatte ein Wort aus dem Munde des seligen Domdekans von Mainz, des gefeierten Dogmatikers Heinrich, zitiert: „Wenn junge Männer solche Bücher schreiben, dann dürfen wir Aelteren ihnen Platz machen und den Katheder einräumen!"

mancher Disziplinen stets zu folgen, um im eigenen Fach immer auf der Höhe der Zeit zu stehen.

Von dem reichen Wissen, das er sich gesammelt, wollte er aber auch möglichst vielen Zeitgenossen reichlich mitteilen. Rastlos war er bemüht, die Früchte seiner unermüdlichen Geistesarbeit an die Mitwelt auszuteilen — in Wort und Schrift.

Durch das mündliche Wort aus dem großen Schatze seines Wissens jedem Empfänglichen Belehrung und Anregung zu bieten, war er jederzeit bereit und wie von einem inneren Drange getrieben. Er tat es für die Theologiestudierenden durch die Pflichtvorlesungen, die er mit hinreißender Beredsamkeit hielt und weit über das herkömmliche Maß ausdehnte; für strebsamere Kandidaten durch praktische Uebungen über apologetische Probleme und durch liebevolle Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten; für weitere Kreise durch stark besuchte Publika, die er vornehmlich über Gegenstände seiner Nebenfächer, d. i. der vergleichenden Religionswissenschaft und christlichen Kunstgeschichte, regelmäßig las oder vielmehr stets in anregend freiem Vortrage gab; für das gläubige Volk durch Predigten, die er als Universitätsprediger und als vielverlangter Gelegenheitsprediger mit mächtigem Eindruck hielt; für Studenten durch Kommersreden, die er in vielen Korporationen bei besonderen Veranstaltungen als regelmäßiger Festredner sprach; für große Massenversammlungen und für ausgewählte Kreise der gebildeten und einflußreichen Gesellschaft durch religionswissenschaftliche Vorträge, die er besonders in den letzten Jahren fast in allen großen Städten Deutschlands gehalten hat.

Wohl stellten seine Vorträge an die Aufmerksamkeit und das Mitdenken der Hörer zuweilen große Anforderungen. Aber wer mit angestrengter Geistesarbeit den Gedankenentwicklungen folgte, fand sich reich belohnt. Andere, die das nicht vermochten, konnten jedenfalls des Eindrucks sich nicht verwehren, daß eine Sache, für die ein solcher Geistesriese mit so großem Feuereifer eintritt — die christliche und die katholische Wahrheit —, gutbegründet sein muß und hocherhaben steht über dem Spott und Hohn leichtfertiger Gegner des christlichen Glaubens und der katholischen Kirche, die über religiöse Dinge sprechen, ohne sie zu verstehen oder sich die Mühe zu geben, sie näher kennen zu lernen.

Aber nicht bloß mit dem Wort, auch mit der Feder war Professor Schell rastlos tätig. Die Zahl seiner Abhandlungen, Schriften und Bücher ist so groß, daß man erstaunt fragen muß, woher er nur die Zeit nahm, neben der angestrengten Studier- und Lehrtätigkeit auch noch so viele Schriften und so umfangreiche Werke zu schreiben und zu veröffentlichen. Nur die fleißigste Ausnutzung der Zeit und die Regsamkeit seines Geistes machte es möglich, — und vielleicht auch ein zu großes Vertrauen auf die vermeintliche Unverwüstlichkeit der Körperkräfte, die in Wirklichkeit durch die übergroßen Anstrengungen vor der Zeit aufgerieben wurden.

Die Hauptwerke aus der Zeit der akademischen Wirksamkeit sind: „Katholische Dogmatik in 6 Büchern" (1889/93) in 4 Bänden; „Gott und Geist" (1895/6) in 2 großen Bänden; „Apologie des Christentums" (1901 ff.) in 3 Bänden, wovon die beiden ersten, „Religion und Offenbarung" sowie „Jahwe und Christus", in 2. Auflage vorliegen, der Schlußband „Kirche und Katholizismus" heuer veröffentlicht werden sollte, endlich „Christus, oder das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung" (1903, 2. Auflage [Akademische Ausgabe, ohne Bilder, 11. bis 13. Tausend] 1906) in dem Sammelwerke „Weltgeschichte in Karakterbildern" von Dr. Martin Spahn.*)

Es ist hier nicht der Ort, über die theologische Bedeutung dieser Werke und des großen Toten eingehend zu reden. Nur ein paar Worte! Das erste, die Dogmatik, ist im Unterschied von allen ähnlichen Werken vom apologetischen Standpunkt aus geschrieben. Schell legt besonderen Wert darauf, zu zeigen, daß die Glaubenssätze der katholischen Kirche keineswegs als ein bedeutungsloser Ballast, nur dazu dienend, die Gläubigen in der Glaubensfestigkeit zu erproben und in der Vernunftentsagung gegenüber den Offenbarungsgeheimnissen zu üben, im Schifflein der Kirche mitgeführt werden, daß vielmehr alle Glaubensgeheimnisse eine Fülle von Licht, eine Quelle von Kraft, einen Reichtum mächtigster Motive für sittliches Handeln und ideales Streben, kurz, göttliches Lebensbrot für den Geist des Menschen und der Menschheit enthalten.

Noch mehr stellt sich Schell in den anderen, spezifisch apologetischen Werken und in dem Geschichtsbilde Christi mitten hinein in den Gedankenkreis, in dem sich die moderne Welt bewegt, und sucht eben dadurch modernes Denken, Fühlen und Empfinden mit dem christlichen Glauben zu befreunden und auszusöhnen.

Alle seine Werke zeichnen sich aus durch originelle Auffassung und Durchführung der Probleme und bekunden eine eminent spekulative Anlage des großen Gelehrten, der scheinbar Fernliegendes in höhere Einheit und unter höherem Gesichtspunkt zusammenzufassen vermag und dadurch oft überraschend neue Lichtblicke eröffnet über weite Gebiete theologischen Denkens.

Daß er in seinen theologischen Meinungen immer das objektiv Richtige getroffen habe, hat Schell — im Unterschiede von unreifen Schülern und unverständigen Lobhudlern — keineswegs sich eingebildet. Er war auf Beanstandung und Widerspruch gefaßt, hörte Gegengründe mit vollstem Interesse an und wünschte, daß der Widerstreit der Meinungen in ritterlichem Geisteskampfe mit sachlichen Gründen ausgefochten und so der wahre Fortschritt der Wissenschaft gefördert werde.

Recht bezeichnend lautet im Vorwort zum Schlußband der Dogmatik, geschrieben am Pfingstfest 1893, der letzte Satz: „Möge der Geist der Wahrheit durch seinen Gottessegen alles in diesem Buche unwirksam machen, was darin der Wahrheit entbehrt, und alles in diesem Buche befruchten, was darin der Wahrheit dient!" Dieses Wort legt ein schönes Zeugnis ab von dem frommen demütigen Sinn eines in Wahrheit großen Gelehrten. Die tiefgläubige Gesinnung, aus der dieses Wort geschrieben und das ganze Werk verfaßt ist, bot eine Gewähr, daß es niemals zu einem Bruche Schells mit der Kirche kommen werde, falls zeitweilige Konflikte mit der kirchlichen Lehrautorität entstehen sollten. Daß gewisse Spannungen mit der Lehrgewalt der Kirche bei einem so impulsiv vorwärtsdrängenden Geiste kaum ausbleiben würden, war vorauszusehen.

Jeder Theologe, der es ernst nimmt mit einer tiefergehenden wissenschaftlichen Ueberzeugung und ebenso ernst mit dem treuen Festhalten am kirchlichen Bekenntnis, wird in dem redlichen Bestreben, beides harmonisch zu vereinigen, schwerlich immer frei bleiben von inneren Konflikten, die bei wagemutigen Vorkämpfern für neue Ideen oder neue Methoden leicht auch zu äußerem Konflikt zwischen Wissenschaft und Autorität vorübergehend führen können. Jene drängt voran, zuweilen allzu ungestüm vorwärtsstürmend, diese hält zurück, zur Vorsicht, Mäßigung, Besonnenheit mahnend. Aus dem rechten Zusammenwirken beider ergibt sich der gedeihliche Fortschritt wie die Resultante beim Parallelogramm der Kräfte. So war es bei unserm entschlafenen Freunde. In der edelsten Absicht, die moderne Welt erfolgreicher für die religiösen Ideen und den christlichen Gottesglauben zu interessieren und empfänglich zu machen, also von Liebe zu Gott und den Menschen getrieben, wagte er sich zu weit vor, über die Grenzlinie der sicheren Bewegung hinaus. Da rief die oberste Leitung der Kirche: „Halt ein! Zurück!" und er folgte dem Rufe gleich einem Offizier, der mit seiner Truppe auf dem Schlachtfeld eine günstige Stellung zu haben glaubt, aber gleichwohl dem Rufe des Kommandierenden Folge leistet. Rühmlich bestand Schell die schwerste Probe des Gehorsams gegen die kirchliche Autorität, als er im Geisterkampfe der Gegenwart mit bester Absicht der Liebe und mit guter Hoffnung auf Erfolg auf der Walstatt zu weit vorgegangen war und zurückgerufen wurde. Er folgte, und ohne zu schmollen, arbeitete und kämpfte er auf dem geistigen Schlachtfelde weiter.

War es ein schwerer Schlag für ihn, als seine Werke vor sieben Jahren auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurden, so war schwerer noch für ihn der Schmerz und die Kränkung, daß seine Unterwerfung von mancher Seite, die ihm vorher zugejubelt hatte, als schwächliches Zurückweichen, als Verleugnung der Ueberzeugung gehöhnt, von anderer Seite als Unaufrichtigkeit, als bloß äußerlicher Loyalitätsakt gedeutet wurde. Beide Urteile taten ihm unrecht. Die Unterwerfung unter ein Indexdekret bedeutet für einen katholischen Theologen einmal die grundsätzliche Anerkennung, daß die oberste Kirchenbehörde das Recht und nach Umständen die Pflicht hat, Bücher zu zensurieren — dieser Grundsatz liegt im Wesen des Katholizismus als des organisierten Christentums mit göttlich autorisierter Leitung und ist von allen Theologen anerkannt, wenn sie auch in den Wünschen über die Art der Handhabung

---

*) Von den übrigen Schriften Schells seien hier genannt: „Einheit des Seelenlebens aus den Prinzipien der aristotelischen Philosophie" (1873, philosophische Doktordissertation). „Das Wirken des dreieinigen Gottes", wovon der erste Teil die theologische Doktorarbeit war (1885). „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes", das bekannte Reformprogramm (1897; 7. Auflage 1899). „Die neue Zeit und der alte Glaube" (2. Auflage, 1898). „Theologie und Universität", Festrede bei Eröffnung der neuen Universität (1896; 2. Auflage 1899). „Das Problem des Geistes", Rektoratsrede (1897).

dieser disziplinaren Maßregel auseinandergehen —, sodann in konkreten Fällen die Anerkennung seitens des zensurierten Autors, daß nach dem Urteil der obersten Kirchenbehörde seine Bücher unbeschadet alles Reichtums an gutem und gediegenem Inhalt auch Bedenkliches und den Glauben Gefährdendes enthalten, was eine Revision und Modifizierung nötig macht.*) Dieses Zugeständnis konnte Schell machen, ohne seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung oder der Lauterkeit seines Charakters das Mindeste zu vergeben. Und er hat die Genugtuung erlebt, daß die Unterwerfung seinem Ansehen nicht auf die Dauer zu schaden vermochte. Denn er hat allmählich allgemeine und volle Sympathie in weitesten Kreisen, in- und außerhalb der Kirche, bei Freunden und Feinden der christlichen Weltanschauung gewonnen!

Wenn Schell im Kampfe des Tages und der Meinungen zuweilen schroff und rücksichtslos werden konnte, so geschah das im heiligen Eifer des mannhaften Eintretens für die eigene Ueberzeugung und war mit vollster Hochachtung der Person und der wissenschaftlichen Gründe des Gegners verbunden!

Wenn er in der Kritik kirchlicher Zustände vor einigen Jahren manches herbe Wort gesprochen und geschrieben hat, wenn er zuweilen über Mängel und Gebrechen der eigenen Kirche anscheinend hart urteilte, über die Fehler der Gegner aber mit äußerster Milde und Weitherzigkeit, so ist, um objektiv zu bleiben, festzuhalten: Es geschah aus glühendster Begeisterung für das hohe Ideal der allumfassenden katholischen Kirche, die er als die makellose Gottesbraut mit ganzer Seele liebte und nach Kräften zur Blüte bringen wollte; es geschah aus der Ueberzeugung, daß die Gläubigen unmöglich irre werden können an ihrem Glauben, die Entfremdeten aber wieder nähergebracht und die Außenstehenden zu besserer Schätzung des Katholizismus angeleitet werden, wenn das Menschlich-Unvollkommene und das Göttlich-Erhabene in der gottmenschlichen Heilsanstalt, der christlichen Kirche, möglichst scharf geschieden werde. Die äußerst nachsichtige Beurteilung der Gegner geschah zu dem Zwecke, das gute Streben, sei es noch so gering, anzuerkennen und so einen Anknüpfungspunkt zu gewinnen, in der Absicht, nach dem Beispiele Christi den glimmenden Docht nicht auszulöschen und das geknickte Rohr nicht zu brechen. Und das möglichst weite Entgegenkommen gegenüber den Schwächen der modernen Welt geschah in einer Art Anwendung des paulinischen Grundsatzes: „Ich bin allen alles geworden, um alle für Christus zu gewinnen!"

Um alle für die christliche Wahrheit zu gewinnen, suchte Schell allen alles zu werden: Jedermann von jeglichem Alter, Stand und Beruf, Gebildeten und Ungebildeten, Kindern, Studenten, Männern, Frauen, Leuten aus dem Volke und Männern bis zu den höchsten Stellungen hinauf stand er jederzeit zur Verfügung, mündlich oder brieflich Rat, Trost, Belehrung, Aufschluß in Glaubenszweifeln zu geben. Wenige haben eine Ahnung, wie weit ausgedehnt diese private und individuelle Lehrtätigkeit war, die er durch mündliche Beratung und durch sehr rege Briefkorrespondenz neben der öffentlichen Wirksamkeit als akademischer Lehrer und als Schriftsteller entfaltete! Allen alles zu werden, um alle für die christliche Wahrheit zu gewinnen, hat Professor Schell, dieser große Geist, auch mit einem Herzen voll edelster Liebe sich herabgelassen zu jedermann, um durch Mildtätigkeit zu helfen in allen Bedrängnissen des Lebens. Insbesondere den Studenten war er ein stets warmherziger Freund, der gerne Freude und Leid mit ihnen teilte!

Die zahlreich eingelaufenen Beileidskundgebungen geben Zeugnis, wie hoch der Verblichene allüberall in deutschen Landen und darüber hinaus geschätzt und geehrt war. „So wie er stand kein Theologe der Gegenwart mitten in den religiösen geistigen Bewegungen unserer Zeit. Weite Kreise unseres großen Vaterlandes haben mit Bewunderung und Verehrung zu ihm aufgeblickt",**) haben seine „seltenen Geistesgaben, seine unermüdliche Schaffensfreudigkeit, seine ideale Auffassungsweise, seine tiefgläubige kernige Gesinnung aufrichtig bewundert und geschätzt."*) In unserer Fakultät wird sein Andenken in Ehren bleiben immerdar! In goldenen Lettern wird sein Name als einer der berühmtesten eingeschrieben bleiben in den Annalen der Fakultät! Für jetzt aber lege ich im Auftrage derselben als äußeres Zeichen der Liebe, Verehrung, Dankbarkeit und Hochachtung diesen Kranz nieder am Grabe des Entschlafenen, zugleich als Sinnbild des unverwelklichen Siegeskranzes, den Gott als gerechter und gnädiger Richter seinem treuen Diener und Streiter für die Wahrheit geben möge. Lebe wohl, edler Freund Hermann, Gott lasse dich im Reiche der Vollendung die volle und wesenhafte Wahrheit schauen, deren irdisches Spiegelbild Du auf Erden unermüdlich gesucht, verkündet und verteidigt hast. Ave anima pia et candida! Requiescas in pace, in gaudio Spiritus Sancti, in lumine aeternae gloriae!

*) Daß die verbotenen Bücher „Irrtümer" enthalten, die der Autor widerrufen müsse, ist durch die Indizierung nicht notwendig gesagt, wenn schon es in der Regel zutrifft. Also darf der verurteilte Autor den günstigen Fall annehmen, daß seine Bücher nur als verwirrend, Irrtümern Vorschub leistend verboten seien. Schell unterwarf sich nach dreitägigem inneren Kampfe, nachdem ihm von hervorragenden Theologen versichert worden war, daß seine Unterwerfung nicht einen Widerruf bedeute. Bei dem inneren Kampfe erwog er, ob er nicht durch Verweigerung der Unterwerfung erreichen könnte, daß die Kurie mit ihm über die Sache verhandle und schließlich entweder er durch Erläuterung und Begründung seiner Anschauungen Zustimmung finde oder eine unfehlbare Kathedralentscheidung endgültig urteile, der er sich, wie er fest versicherte, unbedingt unterwerfen würde.

**) Worte aus dem Beileidsschreiben einer theologischen Fakultät.

*) Worte aus der Beileidszuschrift eines Hochwürdigsten Bischofs.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Zweikaiserzusammenkunft und der aufgefrischte Dreibund.

Als Kaiser Wilhelm zu seinem Pfingstbesuch nach Schönbrunn gekommen, empfanden die beiden Herrscher, nachdem sie den Fortbestand des innigen Verhältnisses zwischen ihren Reichen festgestellt, alsbald das Bedürfnis, für das Ansehen des Dreibundes als solchen und das Vertrauen auf die weitere Zugehörigkeit Italiens etwas zu tun. An den König von Italien wurde ein bundesbrüderliches Begrüßungstelegramm der „zu zweien vereinten Monarchen" abgeschickt, dessen lapidare Fassung auf die Feder Kaiser Wilhelms hindeutet. König Viktor Emanuel antwortete „den beiden Verbündeten" mit der Versicherung seiner treuen und unverbrüchlichen Freundschaft. Die Antwort war weniger originell im Stil, aber sie bildete das regelrechte Echo der Begrüßung, ein durchaus befriedigendes Bekenntnis der Bundesbrüderschaft. Silbenstecher wollten etwas darin finden, daß der König nicht von „meinen", sondern nur von „den" beiden Verbündeten gesprochen habe; aber mit Recht sagte die italienische Presse, daß angesichts der offen bekundeten Solidarität diese gesuchte Wortklauberei gar nichts zu bedeuten habe. Wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß König Viktor Emanuel für den Fortbestand des Dreibundes ist. Unter seinem vorigen Ministerium, das den Französling Visconti Venosta in Algeciras die Gegner Deutschlands unterstützen ließ, hat er freilich seine Zugehörigkeit zum Dreibunde nicht zu bekunden vermocht. Unter dem neuen Ministerium, in dem Tittoni wieder das Auswärtige leitet, wird er es schon eher vermögen. Was nach dem nächsten Ministerwechsel wird, haben wir abzuwarten. Die italienische Freundschaft ist schön, wenn man sie hat; aber man muß sich ihr gegenüber einrichten nach dem Spruche des praktischen Weltweisen v. Meyer (Arnswalde): Es geht auch so!

In Wien folgte auf den Kaiserbesuch die Eröffnung der Delegationen mit den üblichen hochpolitischen Kundgebungen in der Thronrede und dem Exposé des Grafen Goluchowski. Beide Aktenstücke sind auf das Kreszendo gestimmt: das Einvernehmen mit Rußland ist gut; die vertrauensvollen Beziehungen zu dem verbündeten Italien sind recht erfreulich; aber die Hauptsache ist das alte Bündnis mit dem Deutschen Reich, für dessen Erhaltung und Pflege besondere Sorgfalt aufgewendet werden soll. Graf Goluchowski bezeichnet die vertrauensvollen Beziehungen zum Deutschen Reiche als „den Angelpunkt jenes politischen Systems, welches sich bereits seit mehr als einem Vierteljahrhundert bewährt und dessen Fortbestand nicht allein in unserem gegenseitigen Interesse liegt, sondern auch für den ganzen Kontinent eine eminente Friedensbürgschaft darstellt." So ist es recht; die politische Ehe zwischen dem deutschen und dem habsburgischen Reiche muß höher gestellt werden als all die anderen Verhältnisse, das italienische eingeschlossen. Graf Goluchowski redet auch von den Mängeln des letzteren mit einer erfrischenden Offenheit:

„Nicht minder befriedigend (wie die Beziehungen zu Deutschland) ist das Verhältnis zu unserem italienischen Alliierten. Es

gibt zwar unverantwortliche Kreise, welche durch künstlich hervorgerufene Dissonanzen dieses gute Einvernehmen stören möchten. Solche Versuche, Unfrieden zu stiften, scheitern indessen sowohl an den beiderseitigen redlichen Bemühungen, die ab und zu zum Vorschein kommenden Verstimmungen baldigst aus der Welt zu schaffen, als auch an der korrekten Haltung der Königlich italienischen Regierung, die stets bestrebt ist, ihre bundestreuen Gesinnungen loyal zu betätigen."

Man muß anerkennen, daß für den Diplomaten Goluchowski die Sprache nicht bloß dazu da ist, um die Gedanken zu verbergen.

Die mit etwas Plötzlichkeit angesagte Reise unseres Kaisers nach Schönbrunn und Wien wurde im Anfang von manchen skeptisch betrachtet. Ihr Verlauf hat aber gewiß alle Deutschen und alle Freunde Deutschlands befriedigt.

Ein Nebenerfolg, der immerhin nicht zu verachten ist, war die günstige Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Ungarn. Natürlich hat Kaiser Wilhelm dem ungarischen Ministerpräsidenten Wekerle die volle Aufmerksamkeit erwiesen, die ihm als dem derzeitigen ersten Minister des Königs von Ungarn gebührt. Darüber ist nun ein Teil der Ungarn hoch entzückt und die magyarischen Blätter sprechen viel freundlicher über Deutschland und das Bündnis. Es ist gewiß recht gut, wenn das alte Vorurteil, daß Deutschland sich in die innere Politik der habsburgischen Monarchie zuungunsten Ungarns einmische, beseitigt oder wenigstens eingeschränkt wird. Aber ein Verlaß ist auf die Stimmung der empfindlichen Magyaren nicht. Vielleicht wird der Tumult, der soeben vor der ungarischen Delegation in Wien stattgefunden, die Abneigung gegen die „Schwaben" und damit auch das Vorurteil gegen das Deutsche Reich wieder neu beleben.

Die feindlichen Brüder in Wien.

Das neue österreichische Ministerium unter Frhrn. v. Beck ist bekanntlich hervorgegangen aus dem Unwillen, der sich in Oesterreich gegen das rücksichtslose Vorgehen des ungarischen Koalitionsministeriums gegen die Zollgemeinschaft erhob. Frhr. v. Beck hat nun seinem Programm eine breitere Basis geben müssen als den bloßen Widerspruch gegen die Etikette, welche die magyarische Regierung dem neuen Zolltarif aufgeklebt; er rollt den ganzen Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften auf und verlangt eine gründliche Neuregelung dieser Grundlage der Monarchie unter gegenseitiger Verständigung, was natürlich der diesseitigen Reichshälfte ermöglicht, ihr wirtschaftlich-finanzielles Uebergewicht gegen die magyarischen Anmaßungen in die Wagschale zu werfen. Bei den Ungarn schien auch eine gewisse Besonnenheit sowohl in den hochpolitischen als in den inneren Angelegenheiten sich anzubahnen. Da haben nun die Christlichsozialen von Wien in ihrem blinden Eifer wieder Oel in das Streitfeuer geschüttet. Bürgermeister Dr. Lueger ist ein sehr tüchtiger Mann, dessen gute Eigenschaften wir uns schon manchmal nach Deutschland gewünscht haben. Aber als Vollblutwiener zollt er auch den landesüblichen Eigenheiten seinen Tribut. Die Agitation ist dort leidenschaftlicher und mehr persönlich zugespitzt, als wir es bei uns gewöhnt sind, und in Oesterreich scheuen sich auch die christlichen Elemente nicht vor Straßendemonstrationen. Dr. Lueger hatte seinem flammenden Haß gegen das anmaßende Magyarentum in einer Versammlung im Rathause Ausdruck gegeben; die nachfolgende Straßendemonstration seiner Zuhörer war gewiß nicht von ihm gewollt, aber vielleicht hätte er ihr besser vorbeugen sollen. Die Menge, die vor dem Lokal der ungarischen Delegation demonstrierte, soll durch Spucken vom Balkon gereizt worden sein. Auch wenn das der Fall gewesen, sind die nachfolgenden Gewalttätigkeiten gegen den Sitz eines immunen und als Gast zu betrachtenden Parlaments entschieden zu verurteilen und sehr zu beklagen. Die österreichische Regierung hat sich sofort entschuldigt. Doch der aufreizende Eindruck, den der Zwischenfall in Ungarn machen wird, läßt sich wohl nicht abschwächen. Blinder Eifer schadet nur. Dem guten alten Kaiser Franz Joseph wird die Riesenaufgabe der Erhaltung der Reichseinheit von allen Seiten noch schwerer gemacht, sowohl von den fanatischen Gegnern als von den überhitzigen Freunden der habsburgischen Dynastie.

Die Lehrertage zu Pfingsten.

Die katholischen Lehrer hielten zu Berlin, die katholischen Lehrerinnen zu Straßburg ihre Verbandstage in friedlicher und fruchtbarer Arbeit ab. Wenn jemand die Notwendigkeit einer besonderen Organisation der katholischen Lehrerschaft noch bezweifeln wollte, so müßte ihn der Verlauf des liberalen Lehrertages, der sich als „allgemeiner deutscher" in München aufspielte, eines besseren belehren. Unter Führung des Reklameprofessors Ziegler von Straßburg wurde in München eine Demonstration gegen die Konfessionsschule und für den Simultanunterricht mit Ausscheidung des kirchlichen Einflusses in Szene gesetzt. Radikale Lehrer aus Hamburg und Bremen forderten offen die religionslose Schule. Ihre Anträge wurden wegen der allzugroßen Offenherzigkeit zwar abgelehnt; aber die Mehrheit war nur aus Taktik gemäßigt. Durch die ganzen Verhandlungen zog sich das Bestreben, die Kirche ganz und gar aus der Schule herauszusetzen, nicht bloß die kirchliche Aufsicht, sondern auch die kirchliche Glaubenslehre, und für letzteres die persönliche „Religion" des Lehrers sich unbehindert von irgendeiner Autorität austoben zu lassen. In den erstrebten Simultanschulen soll es ähnlich zugehen wie auf den protestantischen Kanzeln, wo jeder aufgeklärte Pastor nach Belieben sein eigenes Evangelium predigt. Wo bleibt das Recht der Eltern? Davon sprachen die liberalen Lehrer kein Wort. Und dann kehrten sie ihren Herrenstandpunkt noch rücksichtslos hervor gegen die Lehrerinnen, die ihnen einen unangenehmen Wettbewerb machen, so daß es zu einem großen Krach und zur Sezession des weiblichen Teiles kam. Gut, daß das preußische Schulgesetz gesichert ist und von diesen Kulturkämpfern nicht mehr verdorben werden kann!

Aja Sofia.

Im Abendscheine laß dich grüßen,
Gefall'ne Königin der Christenheit!
Da sich die Sterbeseufzer bang ergießen
Des lauten Tags, der brandet dir zu Füßen,
Da ist zu grüßen dich die Zeit.

Ob deinem Haupte, deiner Knechtschaft Zeichen,
Der bleiche Halbmond schimmert düster rot.
Ist es das Blut von ungezählten Leichen,
Sind es des Sonnenrades Purpurspeichen,
Was flackernd nun im West verloht?

Ein Trauerhymnus wogt von Meer zu Meere
Und im Zypressendämmer schluchzt ein Totenlied,
Das Lied um dein gestorb'nes Glück, du Hehre,
Um das gestürzte Zeichen deiner Ehre,
Dein strahlend Kreuz, deß Glanz so jäh verglüht.

Gesunken deines Gottes heil'ge Throne,
Im Staub geschleift dein königlich Gewand,
Nun eine Magd du in des Islams Frone,
Und deiner Stirne reine Lilienkrone
Geschändet von unheil'ger Hand.

Im Abenddunkel will ich zu dir wallen,
Wenn dich die Träume alten Ruhms umwehn.
Wenn über deine Schmach die Schatten fallen,
Dann will ich beten still in deinen Hallen
Und um dich weinen leis und ungesehn.

Wie lange, Herr, wird noch der Halbmond scheinen
Ob deines Heiligtums erloschner Pracht,
Wie lange an den hohen Pforten weinen
Die Trauer über die verwaisten Deinen,
Wie lang, wie lange Hüter noch die Nacht?

Da — weht nicht um die Minarets ein Schauer?
Schallt's wie des Sehers Harfe nicht von fern?
Zeuch aus, Jerusalem, das Kleid der Trauer,
Denn aufgehn wieder über Zinn und Mauer
Wird einstens dir der heil'ge Tag des Herrn!

Linz a. Donau. — Anna Esser.

Oesterreich*) „und“ Ungarn.

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Das Verhängnis geht seinen Gang, die alte ruhmreiche Habsburger Monarchie wird zerrissen und mit der Großmachtstellung des Reiches wird es in absehbarer Zeit zu Ende sein — wenn nicht noch im letzten Augenblicke die Zügel des Reichswagens in Hände gelegt werden, welche nach einem ganz bestimmten Ziele mutig und kräftig die störrischen Rosse zu lenken wissen.

Die österreichisch-ungarische Monarchie befindet sich infolge der geradezu unbegreiflichen schwächlichen Nachgiebigkeit der Krone in einer der gefährlichsten Krisen, welche sie je durchzumachen hatte. Das sieben Millionen zählende Volk der Magyaren wird seit 1848 von einigen Adelsfamilien in innigem Bündnisse mit Freimaurer- und Judentum gegen „Wien“ aufgehetzt, um die völlige staatliche Unabhängigkeit Ungarns, einen eigenen magyarischen Nationalstaat zu erzwingen. Die erste Nachgiebigkeit der Krone war das Preisgeben des Wörtchens „und“: aus der Bezeichnung „kaiserlich-königlich“ bei allen gemeinsamen und Hoftiteln (k. k.) wurde ein „kaiserlich und königlich“ (k. u. k.), und weiterblickende Politiker fanden schon in dieser scheinbar so kleinlichen Preisgabe den Anfang vom Ende der staatlichen Gemeinsamkeit. Die Ereignisse gaben ihnen recht. Wohl lehnte der Monarch in dem Armeebefehl von Chlopy und später in der denkwürdigen Fünfminuten-Audienz der Koalitionsführer die Unabhängigkeitspläne der Kossuthisten ab; wohl ließ er sich bewegen, mit Waffengewalt den ungarischen Reichstag aufzulösen — aber damit war auch seine Widerstandskraft an ihrer Grenze angelangt. Nicht nur alle Völker Zisleithaniens, auch die nicht-magyarische Mehrheit der Bevölkerung in Transleithanien hatten des Monarchen Festigkeit gegen Kossuths Pläne bejubelt, und hätte die Festigkeit nur noch einige Monate angedauert, es wäre die revolutionäre Koalition zerschmettert gewesen und das staatsrechtliche Verhältnis der Gesamtmonarchie hätte zugunsten der Gesamtheit auf neue, haltbarere Grundlagen gestellt werden können.

Da auf einmal kapituliert die Krone vor den Todfeinden der Habsburger! Man weiß heute noch nicht, wie dieser plötzliche Umschwung zustande kam, wer den Kaiser zum Nachgeben in einem Augenblicke veranlaßt hat, wo der Sieg der Krone unzweifelhaft bevorstand. Wohl mögen diejenigen recht haben, welche behaupten, daß da das Pochen des Freimaurerhammers am Habsburgerthrone hörbar gewesen sei. Jedenfalls sind es nicht Freunde Oesterreichs und seines katholischen Herrscherhauses gewesen. Kossuth, dessen Vater die Absetzung des Hauses Habsburg in Ungarn proklamiert hatte und der das „heilige Vermächtnis“ seines Vaters realisieren will; Graf Albert Apponyi, der sich schon als Wahlkönig des unabhängigen Nationalstaates träumte; Polonyi, der sich in strafgerichtlicher Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung befand; Wekerle, das anerkannte Haupt der Freimaurer und der Vater der kirchenpolitischen Kulturkampfgesetze — sie zogen als Vertrauensmänner der Krone in die Wiener Hofburg ein und verließen sie als königliche Minister!! Sofort wurden die in der Konfliktszeit Fejervarys königstreu gebliebenen Beamten davongejagt; mit brutalster Gewalt wurden Neuwahlen durchgeführt, welche der Koalition eine ungeheure Mehrheit im Reichstage sicherten und die königstreuen Nationalitäten vergewaltigten; das mit der Krone vereinbarte Regierungsprogramm wurde in Ministerreden zerfetzt, die vollständige wirtschaftliche und politische Selbständigkeit als Ziel der Koalitionsregierung proklamiert.

Selbstverständlich mußten die Vertreter der zisleithanischen Völker dazu Stellung nehmen. Sie taten es in Interpellationen, auf welche Ministerpräsident Prinz Hohenlohe erwiderte, daß in keinem Punkte von dem zwischen Krone und Koalition vereinbarten Programm werde abgewichen werden und daß er selbst in der ungarischen Frage keinen Schritt ohne Einverständnis mit dem Reichsrate tun werde. Man glaubte der offenen, ehrlichen Rede Hohenlohes und wählte die Vertreter der Reichsratsländer in die Delegationen, welche am 9. Juni in Wien zusammentreten sollen. Kaum waren die Delegierten gewählt, als der Kaiser dem Ministerium Wekerle gestattete, den von ihm selbst als gemeinsamen österreichisch-ungarischen Zolltarif sanktionierten Zolltarif als einseitig ungarischen Zolltarif dem Reichstage in Budapest zu unterbreiten, und zugleich verlangte Wekerle, daß an die Stelle des österreichisch-ungarischen Zollbündnisses ein Zollvertrag zwischen beiden Reichsteilen eingeführt werde. Prinz Hohenlohe, der durch diese Zugeständnisse und Bestrebungen in seiner dem Reichsrate abgegebenen Erklärung an höchster Stelle sich desavouiert sah und die Erfahrung machen mußte, daß zwischen Krone und Koalition auch noch geheime Abmachungen (darunter auch die Zolltarif- und Zollvertragsangelegenheit) bestanden, welche man ihm, dem Ministerpräsidenten, bisher verschwiegen hatte, wollte irgend ein Abweichen von dem offiziellen Programm nicht zugeben, und da sich der Kaiser entschieden auf die Seite des Ministeriums Wekerle-Kossuth stellte, reichte Prinz Hohenlohe die Demission seines Gesamtkabinetts ein, welche der Kaiser umgehend und in einem sehr frostig gehaltenen Schreiben genehmigte. Diese sofortige Entlassung eines vollständig korrekten österreichischen Ministeriums zeigt deutlich, daß sich der jetzige Träger der Habsburgerkrone mit der Selbständigmachung Ungarns bereits ausgesöhnt hat, die zu einer magyarischen Adelsoligarchie mit einem Schattenkönige, der vorläufig noch aus dem Hause Habsburg genommen werden wird, und später zu einem magyarischen Nationalstaate ohne Habsburg führen muß.

So weit wären also die Pläne des Sohnes von Kossuth Lajos ganz glatt eingeleitet und in Durchführung gesetzt worden. Krone sowohl wie Kossuth hatten die nationalpolitische Zerrissenheit Oesterreichs als aktive Post in ihre Rechnung eingesetzt. Den Reichsrat wollte man einfach nach Hause schicken und alles andere mit dem berüchtigten § 14 der Verfassung von einem Beamtenministerium absolutistisch besorgen lassen. Hier aber versagte die Kalkulation. Wie ein Mann bäumten sich die Völker Oesterreichs gegen den Sieg Kossuths über Hohenlohe auf; sie sahen ein, daß Magenta und Solferino, daß Königgrätz und das irridentistische Geschrei der Alldeutschen und der Italianissimi die Grundfesten des Reiches nicht so hatten erschüttern können wie die jüngste Errungenschaft Wekerles. In den Zeitungen aller Sprachen und Parteien wurde entschiedenst, ja leidenschaftlich gegen Ungarns wortbrüchiges Vorgehen protestiert und Prinz Hohenlohe als der erste wirklich österreichische Minister gefeiert, der nicht nur dem magyarischen Uebermute, sondern selbst der für Magyarien Partei ergreifenden Krone zu trotzen den Mut gefunden hatte.

In der Umgebung der Krone schien man auf einmal ganz kopflos geworden zu sein. Mit Oesterreich, dem allzeit schwarzgelben getreuen Oesterreich, glaubte man leichtes Spiel zu haben, und nun mußte man sehen, daß Herrenhaus und Abgeordnetenhaus einig waren in der Mißbilligung der Entlassung Hohenlohes. Der allzeit schwache und wankelmütige Präsident Graf Vetter hatte schleunigst die zum 29. Mai angesetzte Sitzung des Abgeordnetenhauses abgesagt, wozu er nicht befugt war. Die Abgeordneten erblickten darin den Vorboten der Auflösung des Hauses; sie wollten aber in diesen überaus kritischen Zeiten die diesseitige Volksvertretung nicht mundtot machen lassen, wodurch die Magyaren vollständig freies Spiel erhalten hätten, und hielten deshalb eine „wilde Sitzung“ ab und zwangen den Grafen Vetter, zum 30. Mai wieder eine Sitzung einzuberufen. Sofort traten die Obmänner sämtlicher Parteien zu einer Konferenz zusammen, in welcher der im ganzen Hause hochgeachtete und beliebte Obmann des Zentrums, Abg. Dr. Kathrein, beauftragt wurde, in der Sitzung am 30. Mai einen von sämtlichen Parteien unterschriebenen Dringlichkeitsantrag einzubringen, durch welchen das neueste Attentat Ungarns auf die Reichseinheit zur Sprache gebracht werden sollte. Zugleich wurde beschlossen, daß alle Delegierten ihre Mandate niederzulegen hätten, falls der Reichsrat vertagt werden sollte.

Am 30. Mai wurde dann in der für den österreichischen Parlamentarismus denkwürdigen Sitzung des Abgeordnetenhauses über diesen Dringlichkeitsantrag verhandelt. Redner aller Parteien (nur die Rappelköpfe um Schönerer und die nicht minderwertigen Tschechischradikalen schlossen sich aus) traten mit aller Entschiedenheit gegen die magyarischen Uebergriffe auf, und da während der Sitzung bekannt wurde, daß die Krone dem Ministerium Wekerle gestattet hatte, mit Serbien einen selbständig-ungarischen Handelsvertrag abzuschließen, daß die Krone also schon die wirtschaftspolitische Unabhängigkeit Ungarns praktisch anerkannt hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch gegen die Krone von anerkannt patriotischer Seite schwere Bedenken erhoben wurden. Abg. Graf Sylva-Tarouca, Obmann des

*) Der Ausdruck „Oesterreich“ für die „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“ ist staatsrechtlich unstatthaft, wird hier aber angewandt, weil die amtliche Bezeichnung Zisleithaniens ebenso schön wie kurz ist und im Volke allgemein „Oesterreich“ im Gegensatz zu Ungarn für die diesseitige Reichshälfte gebraucht wird. Infolge der jetzigen Krise wird unser „namenloser“ Staat hoffentlich den altehrwürdigen Namen „Oesterreich“ auch staatsrechtlich und amtlich wieder erhalten.

Klubs der konservativen Großgrundbesitzer, erklärte, Oesterreich sei es müde, daß in gemeinsamen Angelegenheiten stets „über uns, ohne uns und meistens gegen uns" entschieden werde. Abg. Dr. Lueger, dieser kaisertreue, bis auf die Knochen schwarzgelbe Patriot, erinnerte daran, daß er bereits vor 20 Jahren im Abgeordnetenhause zum Kampfe gegen den magyarischen Uebermut aufgefordert und die heutigen Verhältnisse vorausgesagt habe; er fand den Mut, das, was heute alle Oesterreicher denken, auszusprechen: „Kaiser, willst du vor der Geschichte die Verantwortung übernehmen, daß das alte Reich der Habsburger, an Ehren und Siegen reich, in so erbärmlicher Weise zugrunde geht?" Und stürmischer Beifall aller Parteien folgte diesen Worten, welche als eine Aufforderung aufgefaßt wurden, der greise, jetzt schon im 76. Lebensjahre stehende Kaiser möge die Zügel der Regierung den kraftvollen Händen des Thronfolgers anvertrauen. Fast einstimmig (240 gegen 8) nahm das Haus den Dringlichkeitsantrag an. Die nationale und politische Zerklüftung des Reichsrates war mit einem Schlage beseitigt.

Daß diese Tat einen ungeheuren Eindruck in Ungarn und bei der Krone machen mußte und all die schönen Geheimpläne der Kossuthisten vorläufig unausführbar machte, kam sofort dadurch zum Ausdruck, daß der Kaiser den Sektionschef im Ackerbauministerium Freiherrn v. Beck mit der Bildung eines parlamentarischen Ministeriums betraute und diesem als erste Aufgabe stellte: Regelung des Verhältnisses zu Ungarn und Durchführung der Wahlreform. Freiherr v. Beck gilt als einer der besten Kenner der Ausgleichsverhandlungen und als Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes, ist Liebkind der Börse und — mit der von ihrem ersten Mann L. v. Doczi, dem ungarisch-jüdischen „Dichter" (eigentlich Dukes), geschiedenen Frau, einer Jüdin, verheiratet. Er hat also die liberale Presse sofort für sich, während die christlichen Politiker sich zur Vorsicht genötigt sehen. Die Oesterreich drohende Gefahr hat die Parteien gezwungen, die Parlamentarisierung der Regierung zu begünstigen und nachdem die Wahlreform einstweilen ebenso zurückgestellt worden wie die nationalen Sonderforderungen der Tschechen, ist es dem Baron Beck am 1. Juni tatsächlich gelungen, ein Ministerium aus Deutschen, Tschechen und Polen zustande zu bringen. Dieses Ministerium ist folgendermaßen zusammengesetzt:

Ministerpräsident: Freiherr v. Beck; Minister des Innern: der bisherige Leiter des Unterrichtsministeriums Freiherr v. Bienerth; Unterrichtsminister: der Rektor der Hochschule für Bodenkultur Abgeordneter Hofrat Dr. Marchet; Justizminister: der bisherige Leiter des Justizministeriums Dr. Klein; Finanzminister: der Vizepräsident der Lemberger Finanzlandesdirektion Withold Ritter v. Korytowski; Handelsminister: der bisherige Sektionschef des Eisenbahnministeriums und frühere tschechische Reichsratsabgeordnete Dr. Fort; Eisenbahnminister: Abgeordneter Dr. v. Derschatta; Ackerbauminister: der bisherige Leiter des Handelsministeriums Graf Leopold Auersperg; Landesverteidigungsminister: der bisherige Minister FZM. Schönaich; deutscher Landsmannminister: Abgeordneter Prade; tschechischer Landsmannminister: Abgeordneter Dr. Pacak; polnischer Landsmannminister: Abgeordneter Graf Dzieduszycki.

Das sind fünf Parlamentarier, welche etwa 200 von 425 Abgeordneten hinter sich haben, und sieben Beamte. Die Christlichsozialen haben ein Portefeuille abgelehnt; das Zentrum, der konservative Großgrundbesitz und die christlichen Südslaven sind in dem Ministerium nicht vertreten, welches sich also als ein tatsächlich liberales Ministerium entpuppt, in welchem das wichtige Ministerium für Kultus und Unterricht dem „freisinnigen" Professor Marchet übertragen wurde, einem Mitgliede der freimaurerischen „freien Schule". Alle christlichen und konservativen Politiker haben also genügend Ursache, mit Mißtrauen und Vorsicht dem „Pfingstministerium" Beck entgegenzutreten.

Wie dieses Ministerium seine Hauptaufgabe lösen will, muß man erst abwarten, die Programmrede des Kabinettchefs kann ja nicht lange mehr auf sich warten lassen. Jedenfalls steht es nicht ohne Waffen da in dem Kampfe, den es gegen die Magyaren wird führen müssen. Vor allem muß der ungarische Viehimport allen jenen Veterinärvorschriften unterworfen werden, welche für andere Oststaaten bestehen, was einfach durch die jederzeit mögliche Kündigung des Veterinär-Uebereinkommens mit Ungarn geschehen kann, und dieser Kündigung hätte sich sofort eine Revision unserer Eisenbahntarife anzuschließen nebst Aufhebung aller die ungarischen Frachten begünstigenden Sätze. Damit wäre der Import ungarischen Viehes, Weines und Getreides abgeschnitten, die Landwirtschaft Ungarns lahmgelegt und die kossuthistischen Führer der Gefahr ausgesetzt, von ungarischen Dreschflegeln erschlagen zu werden. Wir Oesterreicher können das nötige Vieh und Getreide auch aus Rußland usw. beziehen und unser Wein kann jede Konkurrenz mit dem ungarischen aufnehmen. Ferner muß Oesterreich die von den Magyaren um jeden Preis angestrebte Aufnahme der Barzahlungen ablehnen, sich nach Ablauf (1910) der Konzession der Oesterreichisch-ungarischen Bank, welche heute mit österreichischem Kapital in Ungarn uns eine Konkurrenzindustrie aufpäppelt, eine eigene Zettelbank gründen, die Kotierung der ungarischen Wertpapiere an österreichischen Börsen verweigern und das Verbot, Gelder der Sparkassen, Stiftungen, Fonds usw. in ungarischen Papieren anzulegen, streng durchführen. Das sind Waffen, welche die Magyaren schnell kirre machen können. Man braucht an Waffengewalt unseres Heeres in diesem Kampfe absolut nicht zu denken, nur muß das parlamentarische Ministerium geschickt, tatkräftig und nach oben hin auch rücksichtslos auftreten.

Die Krone hat die Verteidigung Oesterreichs fallen lassen, die Völker Oesterreichs haben sie ohne die Krone aufgegriffen, aus eigener Kraft wollen sie den alten habsburgischen Staat erhalten. Die parlamentarischen Minister stehen da vor einer großen, folgenschweren und verantwortungsvollen Aufgabe, so daß man es als Glück bezeichnen muß, daß sie in jenen beiden deutschen Volksparteien, welche auf dem Christentum und dem altösterreichischen Staatsgedanken stehen: Christlichsozialen und Zentrum, eine strenge Kontrolle haben. Diese beiden Parteien haben es abgelehnt, in das Ministerium einzutreten, weil sie ihre besten Männer nicht vorzeitig aufbrauchen lassen wollen und weil sie auch dem Kabinettschef nicht allzuviel Vertrauen entgegenbringen. Aus Oesterreich-Ungarn wird jetzt notwendigerweise ein Oesterreich und Ungarn, und da ist es gut, wenn so erprobte patriotische Politiker wie Lueger, Ebenhoch und Kathrein auf dem Lueg stehen.

Von der 12. Generalversammlung des Kath. Lehrerverbands Deutschlands.

(Berlin, 3.—6. Juni 1906.)

Von

E. Gutensohn.

Stehen die Bestrebungen der katholischen Lehrervereine auf der Höhe der Zeit? Diese Frage wird natürlich von den Gegnern derselben gewöhnlich verneint. Und warum? Die sogenannten „freien" Lehrervereine verlassen vielfach den Boden der gegebenen realen Verhältnisse; sie wiegen sich in Zukunftsträumen und bauen ihre Schlösser in die Luft; sie betrachten die Schule als ein Versuchsfeld für ihre Experimente, während die katholischen Lehrervereine immer den Grundsatz festhalten, daß unsere Schule eine Hilfsanstalt für Familie, Staat und Kirche ist und daß sie darum auf alle diese Interessenten Rücksicht zu nehmen hat. Dieser Grundsatz gilt natürlich in den Augen der „Fortgeschrittenen" in ihrem blinden Vorwärtsstürmen als Rückständigkeit. Daß aber die Tätigkeit der katholischen Lehrervereine in all dem, was wahrhaft nutzbringendes Schaffen heißt, den Vergleich mit den „freien" Lehrervereinen wohl aushalten kann, hat auch wieder die 12. Generalversammlung des Katholischen Lehrerverbands Deutschlands, die in den letzten Pfingsttagen zu Berlin stattfand, vollauf bewiesen; durch die auf derselben stattgehabten Vorträge sowohl als auch durch die gestellten Anträge und Beschlüsse; sie hat auch bewiesen daß die katholische Lehrerschaft jederzeit im katholischen Klerus und Volke einen starken Rückhalt findet.

Der erste Vortrag, den die Versammlung anhörte und der Gelegenheit zu eingehender Aussprache gab, war der des Rektors Michels aus Limburg a. Lahn über „Seminar- und Universitätsbildung der Volksschullehrer". Redner ging von der Tatsache aus, daß die Entwicklung des nationalen Bildungswesens an die Arbeit der Schule erhöhte Ansprüche stelle und damit eine vertiefte Vor- und Fortbildung des Lehrerstandes fordere. Er erkennt an, daß auch bei der Lehrerbildung ein steter Zusammenhang mit den Quellen des nationalen Bildungswesens zu erstreben sei, daß sich aber der Katholische Lehrerverband unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen bestimmt gegen das obligatorische Universitätsstudium der Volksschullehrer erklären müsse. Dagegen sei zu erstreben, daß den Seminarabiturienten das Recht verliehen werde, nach Ablegung der zweiten Lehrerprüfung die philosophische Fakultät der Universität zu besuchen und zu promovieren. Ein bestimmtes akademisches Studium sei insbesondere für jene zu fordern,

welche in die höheren Stellen des Volksschuldienstes aufrücken wollen.

Den tiefstgehenden Vortrag, der ebenso von gründlichem Wissen wie nicht minder von reicher praktischer Erfahrung Zeugnis gab, hielt Rektor Kamp-Bochum über „Beruf und Leben als Ankläger der heutigen Volksschule". Es ist allbekannt, daß in jüngster Zeit vielfach lebhafte Klagen über mangelhafte Volksschulleistungen geführt werden. Sie gipfeln vor allem in der Behauptung, das Wissen und Können der zur Entlassung kommenden Volksschüler entbehre der Dauerhaftigkeit und erweise sich als völlig unzulänglich in Beruf und Leben. Diese Klagen können nicht ganz als unberechtigt bezeichnet werden, doch sei die Behauptung, die heutige Volksschule habe in ihren unterrichtlichen Leistungen keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt zu verzeichnen, bestimmt zurückzuweisen. Zuzugeben ist allerdings, daß das erreichbare Höchstmaß der Volksschulleistungen noch nicht erzielt wurde, ferner, daß die Leistungen sich nicht in dem Maße gehoben haben, als in Rücksicht auf die großen Fortschritte in der äußeren Ausgestaltung des Volksschulwesens und im Hinblick auf die gewaltige Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens und seine starken Anforderungen in der Gegenwart erwartet werden konnte. Um berechtigten Anlässen zu Klagen abzuhelfen, müsse dem heute vielfach zu starken Ueberwiegen des mündlichen Unterrichtes entgegengetreten werden, der deutsch-sprachliche, besonders der Aufsatzunterricht und der Rechenunterricht seien anders zu gestalten, auch sei der Unterricht in den Realien mehr dem Deutschunterrichte dienstbar zu machen.

Ein in unserer Zeit sehr wichtiges Thema behandelte Lehrer Gutensohn-München, nämlich „Die religiöse Basis der Kunsterziehung". Die Bestrebungen auf künstlerische Erziehung haben nachgerade durch den Mißbrauch, der damit getrieben wird, wie durch die Grundsätze, von denen gerade die hervorragendsten Führer dieser Bewegung ausgehen, einen etwas üblen Beigeschmack bekommen. Will man ja doch durch die Kunst die Religion ersetzen! Redner wies nun nach, daß man, ehe man „Kunsterziehung" in richtiger Weise treiben wolle, vor allem einen Blick in die Vergangenheit werfen müsse, die uns zeige, daß es besonders die Religion war, die dem Volke stets die wichtigsten Anregungen zur Kunstbetätigung wie zu künstlerischem Genuß gegeben hat, daß es darum vor allem darauf ankomme, im Volke das zu erhalten, was wir unter den Begriff Pietät zusammenfassen: Frömmigkeit, Liebe zur Heimat und deren Kunst, Geschichte und Sprache, pietätvollen Sinn gegen alten Brauch und gute Sitte, Liebe zur Natur. Die Beteiligung an den Vereinen, welche sich zur Aufgabe setzen, den idealen Teil der Volksseele zu pflegen (Vereinen für Volkskunst und Volkskunde, für Erhaltung der Naturdenkmäler, der heimatlichen Tracht, Bauweise usf.), empfiehlt Redner den Lehrern ganz besonders, ohne zu übersehen, daß deren Bestrebungen zunächst die ländlichen Verhältnisse im Auge haben, wo man allein noch von Volkstum reden kann, wogegen in der Großstadt wieder andere erzieherische Maßnahmen Platz zu greifen haben.

Daß die katholischen Lehrervereine auch die neuesten Bestrebungen auf Verbesserung des Religionsunterrichts in Hinsicht auf Stoff wie Methode mit Eifer verfolgen, bewies der diesbezügliche Vortrag des Lehrers Kuhn-Deuthen (Ermland). Der Vortragende wies darauf hin, daß der Religionsunterricht, was in unserer Zeit doppelt zu beklagen sei, trotz der reichlich aufgewendeten Zeit und Mühe vielfach nicht die wünschenswerten Erfolge aufweise; dies liege zum Teil in der Form der Katechismen, die teils zu abstrakt und gekünstelt, teils zu weitschweifig und schwerfällig seien, zum anderen Teil in der fast ausschließlich angewandten analytischen Methode. Zu erstreben sei ein Einheitskatechismus in möglichst einfacher, leicht verständlicher Sprache und in synthetischer Anordnung. Da Ueberbürdung zu wilder Hast führt, ist es zweckmäßig, das Maß des religiösen Lernstoffes zu beschränken, damit mehr Zeit für eine gründliche Durcharbeitung gewonnen werden kann. Um beim Religionsunterrichte psychologisch zu verfahren, ist die synthetische Methode (besser wäre vielleicht hier der Ausdruck: induktive Methode) anzuwenden, die von der Anschauung ausgeht und die Lehrsätze aus Beispielen der hl. Geschichte, Legende u. dgl. vor den geistigen Augen der Kinder entstehen läßt.

Soviel über die Vorträge. Es liegen darin sicher praktische Anregungen in reicher Fülle. Nicht weniger reiches Material zu geistiger Verarbeitung boten die von den verschiedenen Zweigvereinen gestellten Anträge. Es seien hier nur die Ergebnisse der Beratungen in Kürze festgehalten. Die Kommission für Jugendschutz empfiehlt die Anteilnahme der Lehrer an den Einrichtungen zum Schutze der schulentlassenen männlichen Jugend, dazu fordert der Vorstand die Mitglieder noch besonders auf, die Sittlichkeitsbestrebungen, die dem modernen Schmutz in Wort und Bild entgegenarbeiten, tatkräftig zu unterstützen. Bedeutsam waren auch zwei Beschlüsse in Sachen der heute so vielfach erörterten Volks- und Jugendschriftenfrage. Erstens erklärte die Versammlung ihre Zustimmung zu den Bestrebungen der Jugendschriftenkommission des Verbandes, welche die Bewertung von Jugendschriften nur vom literarisch-ästhetischen Standpunkte aus als ungenügend und mit den Pflichten des Erziehers als unvereinbar bezeichnet. Sie fordert, daß bei der Beurteilung neben der literarisch-ästhetischen auch religiöse, sittliche und pädagogische Momente als völlig gleichwertig bezeichnet werden. Zweitens wird der Verband die Herausgabe einer literarisch wertvollen Gedichtsammlung für Volk und Jugend in die Hand nehmen, damit diese unsere Dichter mit christlicher Weltanschauung kennen und deren Gaben schätzen lernen. Eine Angelegenheit, die in der Lehrerwelt heutzutage allgemein besprochen wird, ist die Schulaufsichtsfrage. Der Verband wollte auch dieser nicht aus dem Wege gehen. Da aber die Lehrer allein diese Frage nicht lösen können, indem auch die anderen Interessenten an der Schule, insbesondere die Organe der Kirche darüber gehört werden müssen, so wurden keine Beschlüsse gefaßt, sondern es fand nur ein zwangloser Meinungsaustausch statt. Dabei wurde gleich anfangs betont, daß uns Katholiken schon die Grundsätze unserer hl. Kirche in der Behandlung dieser Frage eine Grenze setzen. Die Lehrer haben nicht zu bestimmen, welche Anforderungen die Kirche etwa noch stellen darf, um in bezug auf die Schule ihren Auftrag, zu lehren und zu erziehen, erfüllen zu können.

Daß der Katholische Lehrerverband des Deutschen Reiches, der anfänglich mit großen Hindernissen, vielen Anfeindungen und Vorurteilen zu kämpfen hatte, allen diesen Stürmen fest und sicher Widerstand zu leisten vermochte, verdankt er seinen Grundsätzen. Diese werden nun nicht bloß seitens der kirchlichen, sondern auch seitens der staatlichen Behörden mehr und mehr beachtet und anerkannt. Dies bewies die Anwesenheit eines Vertreters des Kultusministers, eines Vertreters des Provinzial-Schulkollegiums, dies bewiesen auch die freundlichen Danktelegramme, die von Sr. Majestät dem Kaiser, wie vom Kultusminister von Studt auf erfolgte Begrüßung an die Versammlung einliefen. Die katholischen Lehrervereine werden auch ferner in rühriger Arbeit die wahren Interessen der vaterländischen Volksschule wahrnehmen und verteidigen, zu deren Nutzen und damit zum Segen für Familie, Staat und Kirche.

Nacht in Venedig.

Die Marmorzinnen von San Marco dunkeln,
Schlaftrunkne Tauben zieh'n mit matten Flügen,
Die Falter schwirren um der Kerzen Funkeln
Auf unsern Gondeln, die die Flut durchpflügen.

Der Gondoliere läßt die Ruder gleiten,
Und deine Seele schwankt auf Traumeswogen . .
Du wähnst, Venedigs stolze Frauen schreiten,
Die todesblassen, hoch auf Brückenbogen.

Giorgione hebt sein Haupt, das schwermutmilde,
Und Aretino höhnt bei Tizians Festen.
Ein Rausch des Jubels flutet durch die wilde,
Tiefdunkle Nacht aus Gärten und Palästen.

Und plötzlich schrickst du auf: — Ein wehes Wimmern
Und roter Glanz auf dunklen Meeresweiten:
In schwarzem Kahn, drin Sterbekerzen flimmern,
Siehst Desdemona du vorübergleiten . . .

Lorenz Krapp.

Die deutsche Lehrerversammlung in München.

Von

Franz Weigl.

Von zwei zu zwei Jahren sammeln sich gleich den Mitgliedern des „Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches" auch die Mitglieder des „Deutschen Lehrervereins" in den Pfingsttagen zu ernster Beratung und froher Aussprache. Heuer war München ihr Ziel gewesen. Es ist schwer, über diese Versammlung mit der großen Zahl von Haupt- und Nebenversammlungen, von Referaten, Diskussionen und Beschlüssen einen kurzen Bericht zu geben. Unter Beschränkung auf Zeichnung eines allgemeinen Bildes und auf Darstellung der Hauptergebnisse möge es indessen im frischen Eindruck aller Darbietungen gelingen.

Eine imposante Tagung ist die deutsche Lehrerversammlung. 4482 Teilnehmer waren erschienen; an 400 Delegierte vertraten 110,000 Lehrermitglieder der Zweigvereine des Deutschen Lehrervereins; außer mehreren staatlichen Behörden (Bayerisches Kultusministerium, Badisches Unterrichtsministerium, verschiedene Kreisregierungen) waren nahe an 100 Städte vertreten. Der größte Saal Münchens (Münchener Kindl-Unionsbrauerei) war bei den festlichen Veranstaltungen nicht mehr groß genug, bei den Verhandlungen gerade ausreichend, denn die große Zahl der Teilnehmer sind keine „Kongreßbummler", sie haben Interesse und Ausdauer bis zur letzten Stunde bewahrt.

Ein zweites Moment muß in objektiver Berichterstattung hervorgehoben werden: die Hauptreferenten haben sich durchaus ruhiger, sachlicher Ausführungen bemüht. Auch wer auf grundsätzlich entgegengesetztem Standpunkt steht, muß dies anerkennen.

Keinen Zweifel aber ließ die ganze Versammlung mit ihren Diskussionen und Referaten darüber aufkommen, daß die Geistesrichtung, die im Deutschen Lehrerverein herrscht, in politischer Beziehung in der Richtung der linksstehenden politischen Parteien und in religiöser Beziehung in der Richtung der „dogmenlosen", freiesten religiösen Anschauungen läuft.

Das hat recht deutlich die Festrede bewiesen, für welche Universitätsprofessor Dr. Ziegler-Straßburg gewonnen war. Er sprach über „Die deutsche Volksschule am Anfang des 20. Jahrhunderts". An die Spitze stellt er dabei den Gedanken: „Wir sind in einer großen Schlacht besiegt worden; der Kampf gegen den Schulunterhaltungsgesetzentwurf in Preußen ist verloren. Konfessionalismus und Bureaukratismus, der reaktionäre Geist, der in unserem Vaterlande umgeht, hat gesiegt, und es werden nur sehr wenige unter uns sein, die darin nicht eine schwere Gefahr nicht etwa nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland sehen." Damit hat er den Deutschen Lehrerverein auf die Seite der linksstehenden politischen Parteien gestellt und sogar auf die radikale Seite derselben: eine Berichtigung dieser Festlegung durch die Vorstandschaft oder auch nur durch ein Mitglied ist nicht erfolgt. Und — so sehr wir es ihm danken, daß er scharf betonte, einer Entfernung der Religion aus der Schule könne er nicht das Wort reden, so sehr müssen wir ihm auch entgegentreten, wenn er nur eine dogmenlose Religion gelten lassen will. Er meinte, die Religion sei trotz ihrer Heimat in der Brust des einzelnen Gemeinschaftssache, die ein Leben und ein Heimatrecht habe im Leben unseres Volkes und fest verwachsen sei mit seiner Geschichte. Darum dürfe man sie, solange sie eine solche soziale Macht ist, nicht aus der Schule, aus der Erziehung wegstreichen. Darin hat er unseren Beifall. Weiter sagte er aber, es bestehe ein gefährlicher Riß zwischen Glauben und Wissen, zwischen Dogma und Wissenschaft und begründete die Notwendigkeit der Weglassung dogmatischen Religionsunterrichtes mit dem Hinweis darauf, es lasse sich jener Zwiespalt auch bei Kindern nicht mehr verbergen, er komme zum Ausdruck, wenn der Pfarrer in der Religionsstunde anders sagt als der Lehrer in der Naturgeschichtsstunde. Damit hat sich der Redner aber auf jenen einseitigen Standpunkt gestellt, der nicht wissen will, daß der Religionsunterricht an den wissenschaftlich feststehenden Erkenntnissen der Naturforschung (z. B. Schöpfungsgeschichte — Sechstagewerk) nicht vorübergeht. Professor Dr. Ziegler hat hier unwidersprochen in religiöser Beziehung die dogmenlose Richtung gepredigt, ohne sie — wie ich mit der einen Zurückweisung des einzigen von ihm angeführten Beweises gezeigt habe — begründen zu können.

Auch das eine Hauptreferat berührte die schulpolitischen und religiösen Fragen: die Forderung der Simultanschule. Ich darf mich hier auf die Wiedergabe der Thesenreihen beschränken, die aufgestellt und vertreten wurden; zeigen sie doch besser als kurze Auszüge aus den Begründungsreden, die vom Berichterstatter subjektiv gefärbt sein könnten, die Meinung der Referenten. Oberlehrer Gärtner vertrat als Referent folgende Thesen:

„1. Unter Simultanschulen sind Bildungsanstalten zu verstehen, in denen Kinder aller Konfessionen gemeinsam unterrichtet werden, den Religionsunterricht jedoch nach Konfessionen getrennt erhalten. Die Zusammensetzung des Lehrkörpers an einer Simultanschule soll möglichst dem zahlenmäßigen Verhältnis der Konfessionen unter den Schulkindern entsprechen.

2. Die von Gegnern der Simultanschule an ihre Einführung geknüpften Befürchtungen in religiös-sittlicher Beziehung sind durch die Erfahrung widerlegt. Die Simultanschule fördert vielmehr die sittlich-religiöse Erziehung, indem sie ihre Schüler zur Achtung gegenüber fremden Ueberzeugungen erzieht und so zu einer Pflegstätte der Religion der Liebe und der gegenseitigen Duldung wird.

3. Die Frage der Errichtung von Simultanschulen ist weniger eine religiöse als eine nationale, soziale und pädagogische. Durch die Simultanschule kommt die nationale Einheit unseres Volkes am treffendsten zum Ausdruck; sie ist das getreue Abbild des paritätischen Staates und der modernen sozialen Gemeinschaften und entspricht daher ihrem Wesen und ihren Anforderungen in erhöhtem Maße.

4. In allen Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung bietet die Simultanschule wesentliche pädagogische Vorteile, indem sie

a) die Errichtung vollentwickelter Schulsysteme,

b) eine bessere unterrichtliche Versorgung der Kinder der konfessionellen Minderheit selbst bei geringeren finanziellen Aufwendungen,

c) die Erfüllung berechtigter Forderungen der Schulhygiene durch den Besuch der nächstgelegenen Schule ermöglicht.

5. Für alle Staaten, in denen die Simultanschule noch nicht durch Gesetz anerkannt ist, ist daher mindestens die Gleichberechtigung der Simultanschule mit der Konfessionsschule zu fordern.

6. Die Voraussetzung der Simultanschule bilden konfessionell gemischte Lehrerbildungsanstalten und eine vom Staate ausgeübte fachmännische Schulaufsicht."

Als Vertreter der Konfessionsschule stellte der Korreferent, der protestantische Lehrer Lütgemeier aus Heiden (Lippe), die folgenden Sätze auf, die allerdings wenig Gegenliebe fanden:

„1. Unter Simultanschulen sind Bildungsanstalten zu verstehen, in denen Kinder verschiedener Konfessionen gemeinsam unterrichtet werden. Es sind zwei Erscheinungsformen der Simultanschulen zu unterscheiden: Schulen mit konfessionell getrenntem und Schulen mit einem allgemeinen Religionsunterricht.

2. Der Simultanschule der ersten Art fehlt die zentrale Stellung des Religionsunterrichts und die Einheit der ganzen Erziehungsarbeit. Die Simultanschule der zweiten Art muß entweder wertvolle Stoffe des Gesinnungsunterrichts ausscheiden, oder auf die Bildung einer neuen Konfession hinarbeiten. Jene ist darum der konfessionellen Schule nicht gleichwertig, diese hat erst dann ein Existenzrecht, wenn die „neue" Konfession in ähnlicher Weise gemeinschaftbildend gewirkt haben wird.

3. Die Scheidung unserer Nation in Konfessionen wird durch die Simultanschule der ersteren Art den Kindern ebenso zum Bewußtsein gebracht wie durch die konfessionelle Schule. Die nationale Einheit kommt treffender als durch irgend eine Schulform durch national gesinnte Lehrer und durch national wertvolle Unterrichtsstoffe zum Ausdruck.

4. In Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung kann unter Umständen die Simultanschule mit getrenntem Religionsunterricht als Notbehelf gestattet werden. Vollentwickelte Schulsysteme haben der einfachen Schuleinrichtung gegenüber nicht nur Vorzüge, sondern auch Nachteile.

5. Eine vom Staate ausgeübte fachmännische Schulaufsicht wird durch das Wesen der konfessionellen Schule nicht ausgeschlossen. Die Simultanschule mit getrenntem Religionsunterricht bringt den ihr selbst eigenen Zwiespalt auch in die Schulaufsicht hinein."

Er fand für die Verteidigung dieser These freilich keinen Bundesgenossen; die Konfessionsschule wollen die Mitglieder des Deutschen Lehrervereins nicht. Mehr Anklang fand noch die radikalste Richtung, die vollständige Beseitigung des Religionsunterrichts fordert. Lehrer Holzmeier-Bremen kam für diese Richtung zu Wort, der sich die Hamburger und Bremer Lehrer durch Aufstellung folgender Sätze verschrieben hatten:

„Den Bedürfnissen der einheitlich eingerichteten Staatsschule kann nur die rein weltliche Schule genügen.

Diese erteilt keinen Religionsunterricht. Ihr verbleibt die wichtige Aufgabe, durch die starken Stoffe ihres Gesamtunterrichts jene Kräfte des Geistes und des Gemüts lebendig zu machen, durch welche der reifende Mensch seine Weltanschauung und damit auch seinen persönlichen Standpunkt gegenüber den Fragen des religiösen Lebens sich erkämpft.

Die Religionsgeschichte ist als Zweig der Kulturgeschichte ein integrierender Bestandteil des Geschichtsunterrichts."

Schulinspektor **Scherer-Büdingen** vertrat endlich den Standpunkt des **dogmenlosen Religionsunterrichts**, der auf den ethisch wertvollsten, den Kindern zugänglichen Stoffen, den besten aus unserer Literatur, aufgebaut sein soll.

So hat die Versammlung auch hier sich schulpolitisch wie religiös sehr weit nach links gestellt, und das Ergebnis der Abstimmung besiegelte diese Tatsache. Gärtners Thesen fanden mit allen gegen 11 Stimmen (die 11 radikaleren Stimmen der Bremer und Hamburger) Annahme. Es kann hier auch nicht ungesagt bleiben, daß für die Abweisung der weitergehenden Forderungen, der Simultanschule ohne konfessionellen Religionsunterricht, nur Opportunitätsgründe angeführt wurden und daß wiederholt betont wurde, es sei die Aufstellung dieser Forderung noch **verfrüht**, man müsse **zunächst den ersten** Schritt tun. Referent **Gärtner**, wie der in der fraglichen Versammlung präsidierende II. Vorsitzende **Schubert** haben dies mehrmals unzweideutig hervorgehoben. In diesem Sinne hat die fast einstimmige Annahme der Gärtnerschen Thesen ganz besondere Bedeutung.

Mehr seitab von schulpolitischen und religiösen Fragen lag das andere Hauptreferat, das zur Behandlung stand:

Die Lehrerinnenfrage. Als Referent trat Oberlehrer **Laube-Chemnitz** auf, der folgende Sätze entwickelte:

„1. Für die Anstellung von Lehrerinnen an den Volksschulen darf nicht das Bedürfnis der Frauen nach Erweiterung des Kreises weiblicher Berufstätigkeit, sondern nur das Interesse der Schule mitbestimmend sein.

2. Die Erziehung der Jugend ist die gemeinsame Aufgabe beider Geschlechter. Da aber in der Familie der weibliche Erziehungseinfluß vorherrscht, so muß die öffentliche Schulerziehung, die eine Ergänzung der Familienerziehung bringen soll, — in Knaben- und Mädchenschulen — vornehmlich unter männlichem Einflusse stehen.

3. Die Forderung, an Mädchenschulen nur Lehrerinnen anzustellen, muß überdies noch aus folgenden Gründen abgelehnt werden: die Lehrerin kann für sich weder ein tieferes Verständnis der Mädchennatur noch eine größere Kenntnis des weiblichen Pflichtenkreises beanspruchen, noch verfügt sie als Frau dem Mädchen gegenüber über eine reichere Auswahl wirksamer Erziehungsmittel als der Lehrer.

4. Nach ihrer physischen und psychischen Verfassung, nach ihrer Vorbildung, nach ihren sozialen Verhältnissen sind im allgemeinen die Lehrerinnen nicht in dem Maße für die Arbeit in der Volksschule geeignet wie der Lehrer. Sie können darum in der Volksschultätigkeit die Lehrer nicht ersetzen, sondern nur ergänzen.

5. In der Verweiblichung des Lehrkörpers der Volksschule liegt eine Gefahr für die Entwicklung der Schule, für ihre Unabhängigkeit und für unser gesamtes Volkstum."

Ein Korreferat war leider nicht bestellt worden; da nun zudem in der Debatte von vornherein die Redezeit beschränkt wurde, konnte die gegenteilige Meinung nicht entsprechend zur Geltung kommen und ein Konflikt zwischen Lehrern und Lehrerinnen war daher unvermeidlich. Die Beratung wurde zwar zu einem Abschluß in Form einer Resolution gebracht, aber gelöst wurde die ganze Frage dadurch nicht. Die Resolution hat folgenden Wortlaut: „Die Deutsche Lehrerversammlung erkennt es als berechtigt an, daß neben dem männlichen auch das weibliche Geschlecht an dem Werke der Volksschulerziehung betätigt wird. Sie weist aber aus gewichtigen pädagogischen Gründen alle die Forderungen ab, die darauf abzielen, daß die Mädchenschule ganz oder überwiegend unter den Einfluß von Lehrerinnen gestellt wird." Meines Erachtens hatte die ganze Beratung unter dem falschen Gesichtspunkte zu leiden, daß die **Standes**fragen und nicht die **pädagogische** Bedeutung in den Vordergrund geschoben wurden.

Soll ich noch vom äußeren Rahmen zu der Tagung reden, so kann ich nur Günstiges berichten. Die literarischen Gaben, die den Teilnehmern geboten wurden (Festschrift, Ausstellungskatalog, Festzeitung, Festpostkarten, Teilnehmerkarte), waren in einheitlicher künstlerischer Ausstattung, wie es sich für eine Kunststadt geziemt, wenn sie Gäste empfängt, hergestellt. Der für künstlerisches Schaffen sehr verständige und hierfür auch vortrefflich eingerichtete Verlag von C. A. Seyfried & Co. (C. Schnell) München, dem die ganze Arbeit übertragen war, hat in dieser Richtung Hervorragendes geleistet. Originell war auch die Ausstellung, die — wie es bei solchen Kongressen immer üblich ist — veranstaltet wurde. Der Anregung Schulrat Dr. G. **Kerschensteiners** folgend, hatte man dabei nicht den Grundsatz gelten lassen, eine Sammelstelle von Objekten spekulativer Lehrmittelfabrikanten zu errichten; man führte vielmehr ein großes, mit allen Mitteln rationeller — nicht gekünstelter — Methodik modern eingerichtetes Volksschulhaus und mehrere Fortbildungsschulgebäude **betriebsfertig** vor, wie sie von einer von bestem Streben erfüllten, gesunddenkenden Schulverwaltung und einer bereitwilligen, in dieser Beziehung höchst opferwilligen Stadtvertretung eingerichtet wurden. Als Mitglied des großen Münchener Schulkörpers stünde es mir schlecht an, diese Ausstellung zu loben; doch darf ich anführen, daß alle Stimmen, die ich von den verschiedensten Seiten hörte, nur größte Befriedigung, ja Betonung der Vorbildlichkeit meldeten.

Fragen wir nun noch nach der Wirkung, welche die große Versammlung üben wird, so ist erfreulicherweise zu sehen, daß die Erfüllung der Forderungen, namentlich der weiter nach links gehenden, doch nicht so schnell kommen wird, wie die Großzahl der Teilnehmer wünschen mag. **Einsichtige Staatsmänner** stehen diesen Wünschen mit **ruhiger, sachlicher Abweisung** gegenüber und lassen sich durch kein solches Mehrheitsvotum von den sicheren Grundlagen unseres Schulwesens abseits leiten. Es sei hier erinnert an die Stellungnahme des **preußischen Kultusministers** vor wenigen Tagen in der preußischen Abgeordnetenkammer bei Beratung des Schulunterhaltungsgesetzentwurfes; es seien die Worte angeführt, die der bayerische Kultusminister am Tage nach der Simultanschuldebatte des Lehrervereins (7. Juni) im bayerischen Landtag sprach. Se. Exzellenz Kultusminister Dr. v. **Wehner** führte dort u. a. aus: „. . Auch in der Simultanschulfrage vollziehe ich nur die Allerhöchste Verordnung vom Jahre 1883 (welche im Prinzip die konfessionelle Schule festlegt. D. V.). **Die Regierung wäre schwach, wenn sie sich dem Anstürmen der Linken nicht entgegenstellen würde.** Die Linke hat im Jahre 1883 die Allerhöchste Verordnung nicht zu verändern vermocht. Wie kann sie heute daran denken, eine Verordnung in ihrem Sinne zu erhalten! Der Schluß meiner neulichen Ausführungen richtete sich auch an die Adresse der bayerischen Volksschullehrer. **Es sind eben auch bei den bayerischen Volksschullehrern Erscheinungen zutage getreten, welche weit über die Kreise des Zentrums hinaus Bedenken erregten.** Diesen Erscheinungen gegenüber hielt ich es für meine Pflicht, die **Lehrer zu warnen** und sie darauf hinzuweisen, daß sie verpflichtet sind, die Kinder christlich zu erziehen. **Denn ich erachte die christliche Erziehung als ein Fundament des Staates und ein Fundament der Regierung."** Mit dem Hinweis auf vorangegangene Ausführungen ist gemeint der Schluß der Rede des Kultusministers in der Plenarsitzung vom 1. Juni, in welcher er nach dem Stenographischen Bericht Nr. 146 ausführte: „Ich möchte nicht schließen ohne ein paar allgemeine Sätze. Regierung und Landtag handeln zweifellos im wohlverstandenen Volksinteresse, wenn sie für die Volksschule und für die an den Volksschulen wirkenden Lehrer nach wie vor ein reges Interesse und eine warme Fürsorge betätigen. Dafür haben aber die Lehrer der christlichen Volksschule die Verpflichtung, die ihnen anvertrauten Kinder nicht bloß zu unterrichten, sondern sie auch in den christlichen Grundsätzen zu erziehen. Die Erhaltung der christlichen Grundlage, des christlichen Charakters der Volksschule, erachte ich für eine heilige Pflicht der Krone wie dem Lande gegenüber, namentlich auch im Hinblick auf die Bestrebungen unserer Tage. Die Moral des Volkes muß auf dem sicheren Boden der christlichen Lehre ruhen. Mit einer verschwommenen Moral etwa auf Grund einer unsicheren und wandelbaren philosophischen Richtung gewinnt das Volk keinen sittlichen Halt, keinen Halt, der für das Leben Richtung und Ziel gibt. Die Zukunft des deutschen Volkes liegt zum großen Teil in der Hand des Volksschullehrers. Mögen die Lehrer jederzeit ihrer hohen Aufgabe, aber auch ihrer großen Verantwortung eingedenk sein!" Solch ernste Darlegungen von so bedeutsamer Stelle aus sind nach den mannigfachen Angriffen auf die christlichen Grundlagen der Erziehung bei dem Deutschen Lehrertag wohltuende Erfrischung, die weiterhoffen läßt auf den Bestand der christlichen Volksschule.

Die Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg.

Von
Dr. Gg. Schrötter, Kreisarchivar (Nürnberg).

I.

Die Ausstellung, welche am 12. Mai in Nürnberg ihre Pforten geöffnet hat, ist eine Jubiläums-Landesausstellung. Das Jahr ihrer Veranstaltung ist das der 100. Wiederkehr jenes Jahres, in welchem Bayern zum Königreich erhoben und das bis dahin reichsstädtische Nürnberg dem jungen Königreiche einverleibt wurde. Insbesondere Nürnberg, das als eine Stadt mittelalterlichen Charakters mit wenig über 25,000 Einwohnern in das 19. Jahrhundert getreten war, das heute, durchflutet von modernem Leben, um das zwölffache gewachsen ist, verleiht durch die Veranstaltung der Ausstellung seiner lebhaften Freude über das, was es seiner Zugehörigkeit zu Bayern zu danken hat, äußerlichen Ausdruck. Seine Kgl. Hoheit Prinz-Regent Luitpold von Bayern, welcher der neuen Zeit mit ungetrübter Unbefangenheit gegenübersteht und für alle ihre Erscheinungen liebevolles Interesse hat, obwohl er von der Gegenwart durch fast zwei Generationen getrennt ist, hat das Protektorat über die Ausstellung übernommen, die zwei Staatsminister, Freiherr von Podewils und Graf von Feilitzsch, führten den Ehrenvorsitz im Landesausschuß. Das gab dem von Haus aus städtischen Unternehmen das würdevolle Gepräge einer Landesangelegenheit.

Es schien ein recht gewagtes Unterfangen zu sein, als vor einigen Jahren dem bayerischen Volke die Zumutung gemacht wurde, die Festesstimmung des Jubiläumsjahres 1906 in einer, sein geistiges Schaffen und wirtschaftliches Leben vor Augen führenden Landesausstellung zum Ausdruck zu bringen. Die Bedenken wurden allmählich überwunden, namentlich dann, als ein glückverheißender Aufschwung der wirtschaftlichen Depression am Beginne des Jahrhunderts zu folgen begann und gesundem Wagemut wieder die Flügel wuchsen. Seit einem Monat ist das Riesenwerk vollendet, welches zeigt, was Bayern auf allen Gebieten des Lebens, in Gewerbe, Industrie und Kunst, zu leisten vermag und welche achtunggebietende Stellung es auf dem Weltmarkte einnimmt.

Der Zweck der Ausstellung erschöpft sich aber nicht in Paradeleistungen, die Ausstellung soll und wird anregend und fördernd wirken. Sie gibt dem einzelnen Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit der andern, die Hilfsmittel der Arbeit und die Hilfsquellen des Landes kennen zu lernen, sie weist dem Erwerbsfleiß neue Bahnen und eröffnet der Produktion neue Absatzgebiete, sie zeigt den veredelnden Einfluß des Kunstschaffens und die Verfeinerung des Geschmackes in den kunstgewerblichen Arbeiten.

Unter dem ersten Eindruck der eben eröffneten Jubiläums-Landesausstellung sprach Seine Kgl. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern: „Ich habe schon viele Ausstellungen gesehen und manche eröffnet; das aber war noch kaum da, daß eine Ausstellung wie diese am Eröffnungstage vollendet war.“ Das und der Aufschwung der Stadt Nürnberg im Laufe des vergangenen Jahrhunderts ist „das Verdienst in erster Linie der Nürnberger Bürger“. Und sah es doch so traurig aus in dem Nürnberg vor 100 Jahren!

Die Bedeutung der Reichsstadt Nürnberg, der ehemals handelsmächtigen Metropole des Frankenlandes, war in den letzten Jahrhunderten des Bestandes des hl. römischen Reiches deutscher Nation unter den ungünstigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen geschwunden, so daß ihr die Grundbedingungen einer ferneren selbständigen Existenz fehlten. Gelang ihr in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts noch die Erhaltung der Selbständigkeit, so schlugen kurz danach die hochgehenden politischen Wogen der Napoleonschen Zeit über dem kleinen Staatengebilde zusammen. Kurfürst Max Joseph von Bayern erlangte für die dem Kaiser der Franzosen geleistete Hilfe die Königswürde, machte beträchtliche Ländererwerbungen und erhielt als Lohn für den Beitritt zum Rheinbunde (12. Juli 1806) die Stadt und das Territorium Nürnberg zugewiesen. „Der Verlust der Reichsunmittelbarkeit,“ so sagte König Max zur Nürnberger Ratsdeputation in der Audienz am 8. August 1806 in Nymphenburg, „sei für Nürnberg allerdings ein Unglück; da es aber nun einmal nicht anders habe sein können, so hoffe er, es werde für die Stadt noch immer das beste sein, daß sie ihm, statt einem anderen, zugeteilt worden sei.“ „Sodann versicherte er, alles für Nürnberg tun zu wollen, was die Stadt glücklich machen könne; auch hoffe er, dafür bekannt zu sein, daß er gerne das Gute wolle.“ Tatsächlich schöpfte die Stadt aus dieser Einverleibung wieder Atem und Spannkraft, gewann sie Muße und Sammlung. Anfänglich nur schwach und langsam blühte das stark verschuldete Gemeinwesen auf, seit der Mitte des Jahrhunderts nahm es einen fröhlichen, unaufhaltsamen Aufschwung. Größere Verhältnisse bedingten einen erweiterten Gesichtskreis. Bald gab Nürnberg Zeugnis, daß ihm jene Kraft nicht abhanden gekommen war, welche seine stolze Größe im Mittelalter gebildet hatte, daß es nur eines Fermentes bedurfte, um in die erschlafften Organe wieder Tätigkeit, in die Stagnation wieder Bewegung zu bringen. Nürnberg lebte auf durch die Gunst seiner Lage, die Geschicklichkeit seiner Bewohner, die Rührigkeit seiner Kaufleute, durch verständnisvolles Eingehen auf die Forderungen des Jahrhunderts und nicht zuletzt durch die wohlwollende Förderung, welche es durch Bayerns Könige erfahren hat. Auf dem Goldgrunde seiner mittelalterlichen Bedeutung erblühte das moderne Nürnberg mit rascher pulsierendem Leben, mit festerer Hoffnung auf die Erhaltung der Lebensfähigkeit.

Die erste Probe seiner Kraft und seines Kraftbewußtseins gab Nürnberg, das mittlerweile das erste Hunderttausend Bewohner überschritten hatte, auf der Ausstellung des Jahres 1882, die zweite nach 14 Jahren (1896), wo es nahezu das zweite Hunderttausend Bewohner überschritten hatte, nach weiteren 10 Jahren (1906) ist es eine Großstadt mit bald 300,000 Einwohnern geworden und eröffnet die 3. bayerische Landesausstellung. Wieder werden Tausende kommen, um bei dem Anblicke der von alter Kunst- und Handwerkstüchtigkeit zeugenden Stadt mit ganzer Kraft den Pulsschlag deutschen Wesens zu verspüren und zugleich mitten in das Kulturgetriebe der Gegenwart zu schauen, dieses in seinen reichverzweigten Aeußerungen und bedeutungsvollen Offenbarungen zu überblicken und so das vielbewunderte Einst mit dem von wunderbaren Lebenskräften erfüllten Jetzt zu vergleichen.

Der bayerische Staat, die Stadt Nürnberg und private Leistungsfähigkeit wirken zusammen, um die Errungenschaften der modernen Kultur in einem Ueberblick zu bieten, die hohe Stellung Bayerns im friedlichen Wettstreit der Völker um die kulturellen Güter der Menschheit zu zeigen, der Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit neue Impulse zu geben und neue Absatzgebiete zu erobern. Es sei hier schon mit freudiger Genugtuung festgestellt, daß die Jubiläums-Landesausstellung in allen ihren Teilen, wenn auch nicht in allen gleichmäßig, außerordentlich gelungen ist. Es steht zu hoffen, daß „der aufrichtigste und innigste Wunsch“ Seiner Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten Luitpold erfüllt wird, es möge der Jubiläums-Landesausstellung ein voller Erfolg beschieden sein. Inwieferne die zuversichtliche Erwartung eines vollen moralischen wie materiellen Erfolges ausgesprochen werden darf, wird die folgende flüchtige, doch unbefangene Betrachtung der Ausstellung erweisen.

Im Südosten der Stadt befinden sich die Dutzendteichweiher, deren Name von der Volksetymologie auf ein Dutzend Teiche gedeutet wird, weil zwar nicht mehr heute, aber ehedem ein ganzes Dutzend hier bestanden hätte. In den ältesten Urkunden heiß der Name Tutschetay, d. h. Sumpf, Pfütze. An ihren Weiherufern ist ein als Stadtpark in Aussicht genommenes Terrain seit dem Jahre 1889 mit jungen Bäumen bepflanzt worden, das nach einem Plane von 1899 zu einer großen, mit Fest- und Spielplatz verbundenen Garten- und Parkanlage ausgestaltet werden sollte und 1901 den Namen Luitpoldhain erhielt. Ein 40—50 Jahre alter Birkenbestand wurde von vorneherein als stimmungsvoller Vorgarten ins Auge gefaßt, während im Rücken der waldumsäumte Dutzendteich der Ausstellung ein landschaftliches Relief verleiht, wie es schöner kaum gedacht zu werden vermag. Das gesamte Ausstellungsareal hat eine Grundfläche von 500,000 qm, wovon 75,047 qm bebaut sind. Das Ausstellungsunternehmen hatte also hier die größte Bewegungsfreiheit, während es in dem Maxfelde, das die zwei früheren Ausstellungen aufgenommen hatte, von Straßenzügen, Häuservierteln und Fabrikanlagen eingeengt gewesen wäre. Das Bayerische Gewerbemuseum, dem die beiden Ausstellungen der Jahre 1882 und 1896 ihr Dasein zu danken hatten, erklärte sich auch diesmal bereit, die geschäftliche Leitung sowie die technische und künstlerische Durchführung zu übernehmen. Oberbaurat Theodor v. Kramer, Direktor des Gewerbemuseums, entwarf den Situationsplan, der mit geringen, notwendig gewordenen Verschiebungen beibehalten wurde, er wies den einzelnen Ausstellungsbauten ihren Platz zu, wobei das dekorative Moment für ihn die Hauptrolle spielte. Garteninspektor Elpel schuf zu dem Ganzen einen gärtnerischen Rahmen, der von feinem, berechnendem Verständnis für das Ineinandergreifen der gärtnerischen und architektonischen Raum-

Kunde gibt. Die starke Betonung des künstlerischen Standpunktes bei dem Gesamtarrangement findet allgemeine Anerkennung. Die Ausstellungen der vorausgegangenen Jahre wurden genau geprüft und von allen das beste behalten. Zwei von der Stadtgemeindeverwaltung Nürnberg neugebaute bzw. verlängerte Trambahnlinien führen aus dem Innern der Stadt bis direkt vor die Tore der Ausstellung, die bereits bestehende Dutzendteichlinie dient einigermaßen zu ihrer Entlastung. Eine Gürtelbahn umspannt in einer Länge von 2,9 km die Gesamtausstellung, sie berührt auf ihrem Wege die reizendsten Bilder, die Natur und Kunst in schönem Verein geschaffen haben.

Ein Wort über die öffentliche Verbreitung sog. Aktphotographien.

Von

Prof. Gebhard Fugel, München-Solln.

In dem gegenwärtig immer brennender werdenden Kampfe gegen die Verbreitung unzüchtiger Bilder ist es vielleicht angezeigt, auch einen ausübenden Künstler zu Wort kommen zu lassen. Der Kampf wendet sich mit Recht ganz besonders gegen die Verbreitung von Aktphotographien nach dem Leben. In dieser Frage sind zwar schon Künstler vor Gericht als Sachverständige zu Wort gekommen, eine erschöpfende Aufklärung ist aber leider nicht erfolgt. Vor allem ist der Gedanke noch gar nicht berührt worden, ob die Künstler diese Photographien zu ihren Arbeiten überhaupt benötigen. Ich verneine diese Frage entschieden, denn die **Künstler müssen nach dem lebenden Modell arbeiten.** Es wäre um ihr Schaffen schlimm bestellt, wenn sie auf solche Photographien angewiesen wären. Außerdem wären für sie diese Bilder schon deshalb wertlos, weil dieselben schon in Tausenden von Exemplaren verbreitet sind. Nehmen wir aber an, etwa der fünfte Teil unserer Künstlerschaft kaufe diese Reproduktionen, wie sollen dann die Verleger bei den großen Herstellungskosten bestehen können? Ja, ich sage, wenn die ganze Künstlerschaft diese Bilder kaufte, so würden sich damit nicht einmal die Kosten für die Reklame decken lassen. Damit glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß das große Publikum und nicht die Künstlerschaft die Hauptkäufer bilden, und daß die Ueberschrift „Nur für Künstler" eine bewußte Irreführung ist und als Deckmantel dienen muß, um unter dem Schutz der Gesetze aus der Verbreitung anstößiger Bilder ein rentables Geschäft zu machen. Aktphotographien nach dem Leben erscheinen in den Augen der Künstler, die in den Formen des menschlichen Körpers das Schöne zu sehen und zu verstehen gelernt haben, gewöhnlich ganz harmlos. Die hier in Frage kommenden Photographien aber sind großenteils in Stellungen aufgenommen, die keine künstlerische, sondern eine direkt unsittliche Absicht verraten; den Höhepunkt der Unanständigkeit aber erreichen diejenigen Bilder, die männliche und weibliche Akte zusammen wiedergeben. Solche Bilder haben mit Kunst nichts mehr zu tun und sind für die Kunstentwicklung zum mindesten überflüssig, im großen Publikum aber, namentlich unter der Jugend, verursachen sie den größten sittlichen Schaden. Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß die Künstler endlich Front machten dagegen, daß gewisse Firmen fortgesetzt sich hinter den Namen „Kunst" verschanzen dürfen und dadurch das Ansehen der Kunst herunterwürdigen und in Mißkredit bringen.

Ich kann im übrigen nicht verstehen, weshalb unzüchtige Darstellungen dann, wenn dieselben künstlerisch aufgefaßt sind, gesetzlich zuläßig sein sollen, und nur beanstandet werden, wenn sie unkünstlerisch aufgefaßt sind.

Die Berufung von Künstlern in dieser Frage drängt mir obigen Gedanken auf; etwas anderes ist es, wenn es sich statt um Aktphotographien um den Schutz eines unverstandenen Kunstwerkes handelt. Hier aber sollten nach meinem Dafürhalten nicht Künstler die Sachverständigen bilden; sondern Eltern und Lehrer, sowie jeder anständige und sittlich fühlende Mensch, wessen **Standes** er auch sei, sind mindestens ebenso gut hierzu geeignet. Möge man endlich mit dem unehrlichen Wort „Nur für Künstler" aufräumen, dann werden diese Vervielfältigungen sich vor dem Gesetz nicht mehr verteidigen lassen. Die wahre wirkliche Kunst aber hat, wie Hans Thoma sagt, von der strengen Anwendung der bestehenden, gegen die Verbreitung unzüchtiger Erzeugnisse gerichteten Gesetze nichts zu fürchten.

In stiller Zelle.

Skizze von A. Willkofer.

Der Sommer war gekommen und seine heißen Gluten senkten sich nieder auf die prangenden Fluren und es war, als hätten sie auch in einem Herzen eine lodernde Flamme entfacht. Aber es war ein heiliges Feuer, das da glühte, und das Herz war rein. Der, der es entfacht hatte, war ein edler Mann. Die Leute sagten, er sei ein großer Künstler, ein Künstler von Gottes Gnaden. Durchgerungen hatte er sich nicht bloß zur Höhe einer reinen Kunst, sondern auch zu einem Frieden, zum Frieden eines tiefgläubigen Herzens.

Als sie ihn zum ersten Male sah, da zog ein noch nie gekanntes Gefühl durch das jungfräuliche Herz des schönen Kantorkindes. Es war, als wollte es die Brust zersprengen, ein Ahnen nie empfundener Seligkeit, und — über Nacht war die Liebe gekommen und hatte sich zu einer reinen, herrlichen Blüte entfaltet. Auch ihm, dem Maler, war es nicht besser ergangen. Mit Wohlgefallen hing sein braunes Künstlerauge an der schönen Mädchengestalt und auch in seinem Herzen war die Liebe erwacht, die Liebe zu des Kantors schönem Kinde.

Er war in das stille Waldtal gekommen, um sich hier, fern der Welt, zu sammeln, um Ruhe zu suchen, und er fand weit mehr. Zwar hatte er immer für schöne Frauen geschwärmt, aber geliebt hatte er noch keine; keine war seinem Herzen näher getreten. Sie waren ihm für immer entfremdet, wenn sie aufgehört hatten, seiner Kunst Priesterin zu sein. Dem Vater war von all dem nichts entgangen, und er hätte es gern gehindert, doch er zögerte. So vergingen Tage und Wochen und immer inniger knüpfte sich das Band zwischen den beiden Herzen.

Da wurde das Künstlerblut in den Adern des Mannes rege, und es zog ihn, so ungern er ging, wieder hinaus aus dem stillen Tal in das fiebernde Hasten der großen Welt. Bevor er aber ging, wollte er sich des köstlichen Preises versichern. Der, der diese holde Blüte der Unschuld gehegt und gepflegt hatte, kannte den Meister hinlänglich als einen edlen Menschen, dem er wohl solch kostbares Kleinod anvertrauen durfte. Dennoch hegte der Vater Bedenken, da es sich doch um die Zukunft seines Kindes handelte und Künstlerbrot ein unsicheres Brot sei. Als er aber erfuhr, daß sich der Maler um eine Professur an der Akademie bemühen werde und Aussichten habe, sie zu erhalten, da war das Vaterherz beruhigt und seine Zusage sicher.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das war ein Tag, ein rechter Frühlingstag, und im Westen sinkt die Sonne. Ihre letzten Strahlen spiegeln sich in den großen Fenstern des Schulhauses, sodaß es scheint, als wären sie von lauterem Gold. Leise breitet die Dämmerung ihren Schattenmantel über die müden Fluren.

Die Dorfstraße hinauf, dem Schulhause zu, schreitet ein Mann mit breitem Hut — der Maler. Ein Hochgefühl durchwogt die freie Künstlerbrust. — Er ist ja seinem Ziele so nahe. Ueberraschen will er sie — und den Vater. Als er aber die Schwelle des Schulhauses überschreitet, überkommt ihn ein beängstigendes Gefühl. Er klopft und klopft und — keine Antwort. Da reißt er die Tür auf. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ein Schrei wildesten Schmerzes entringt sich der Brust des starken Mannes und mit zitternden Händen tastet er nach einem Gegenstande, um sich aufrecht zu halten. Da tritt der Kantor auf ihn zu — er ist um Jahre gealtert — und drückt ihm fest die Hand. Dann knien sie beide nieder an einem Totenschrein. Dort ruht sie im Gewande der Unschuld, von den ersten Blüten des Lenzes umduftet — eine Braut des Todes. — Der Maler schluchzt wie ein Kind. — Dann haben die beiden Männer lange miteinander gesprochen. Noch vor Morgengrauen ist der Maler fortgezogen, und als sie schieden, da haben sie sich beide lange in den Armen gelegen.

Durch die Zeitungen der Hauptstadt laufen zwei Aufsehen erregende Nachrichten. Der allbekannte Meister hat ein großes Gemälde vollendet, ein schaurig-schönes Werk. Allem, was er bis jetzt geleistet hat, soll er damit die Krone aufgesetzt haben. Sein Bild stellt eine Stube mit einfacher Einrichtung dar. In einem Sarg, umgeben von lebensfrischen Lenzeskindern, ruht eine Jungfrau mit verklärt scheinendem Angesicht. Zur Seite des Sarges sitzt auf einem Stuhle ein Greis und über seine Knie geworfen erblickt man einen jungen Mann, der die Züge des Meisters zu tragen scheint. Unter dem Bilde steht: Die Braut des Todes. Und die zweite: Der Meister hat seine erst vor kurzer Zeit erhaltene Professur niedergelegt. — Seit dieser

Zeit hörte man nichts mehr von dem Künstler. Er war verschollen, und wurde sein Name dann und wann wieder einmal erwähnt, dann setzte man ein Kreuz vor denselben und dahinter in Klammern ein Fragezeichen. —

Vor einer Staffelei sitzt in stiller Zelle ein Mönch im Kleide des hl. Benediktus. Ueber das milde, ernste Antlitz ist ein Hauch von Himmelsfrieden ausgegossen. Mit inniger Hingabe ruhen seine frommen Augen auf der Madonna, die die Züge der Unvergeßlichen, die Züge des Kantorkindes trägt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühne. Zu Ehren des Lehrertages bot das Hoftheater eine meisterliche Aufführung der „Meistersinger" in oft gerühmter Besetzung, welche von den Kongreßteilnehmern mit begeistertem Beifall aufgenommen wurde. In der Zwischenpause brachte der Vorsitzende des Verbandes ein Hoch auf den Prinz-Regenten Luitpold aus, in welches das Haus jubelnd einstimmte. — Die ziemlich verzögerte zweite Aufführung von „Samson und Dalila" war ausverkauft und stand an künstlerischer Wirkung nicht hinter der Premiere zurück. In der Rolle des Hohenpriesters alterniert mit Feinhals Herr Brodersen. Der begabte Künstler erwies sich seinem Vorgänger im wesentlichen durchaus nicht nachstehend. Als Santuzza stellte sich eine junge Wienerin, Frl. Mira Korosek vor, dem Vernehmen nach handelt es sich um „ersten theatralischen Versuch", wie man dies früher nannte. Die Wiedergabe war sanglich eine sehr schöne. Die Mittel sind gut und nicht unbedeutend. Das Residenztheater brachte „Figaros Hochzeit". Diese Aufführungen der Mozartopern im Juni stellen alljährlich quasi Generalproben für die Festspiele dar. Die Vorstellung war eine sehr gute, die Besetzung die alte. Auch der Gast, Rud. Moest (Hannover), sang im Vorjahre hier schon den Figaro. Neu war die Einfügung der sonst gestrichenen Flurenarie der Marzelline. Die Wiedergabe durch Frau Preuse-Matzenauer war von entzückendem Klangreiz. Dem Neuphilologentag zu Ehren bot das Residenztheater eine Premiere von Molière. „Der Herr von Pourceaugnac" ist wohl in Deutschland noch nie aufgeführt worden, wenigstens habe ich keine Notiz über eine Aufführung finden können. Ballett- und Gesangsintermezzi, diese Zutaten eines fremdgewordenen Zeitgeschmackes, haben das Stück wohl seither von unseren Bühnen ferngehalten. Unser Regisseur Basil hat eine Bearbeitung unternommen, welche viel Beifall weckte. Den Abend leitete Molières „Misanthrop" ein. Die Mitte bildete die Werbeszene mit Falstaff aus „König Heinrich IV." Wir sind prinzipiell gegen derartige aus dem Zusammenhang gerissene Kostproben.

Von Münchener Bühnen. Im Schauspielhaus ist zur Aufführung von Maurice Dounays „Prinzenerziehung" die Erlaubnis versagt worden. Das Bürgertheater hat das Drama „Ausgewiesen", welches in Preußen zwölf Jahre lang verboten war, nun auch gegeben. Es lag für unsere Behörden kein Anlaß vor, das Stück Karl Böttchers noch dem Rampenlicht fernzuhalten. Mochte während der Zeit des „Sozialistengesetzes" vielleicht aufreizende Wirkung befürchtet werden, so ist es heute, nachdem das „aktuelle" Interesse erloschen, nur noch ein nicht übel gebautes Schauspiel von volkstümlicher Charakterzeichnung. Wird es so brav gespielt, wie von dem fleißigen Ensemble des Bürgertheaters, so ist es immer eines guten Bühnenerfolges sicher bei einem nicht zu kritischen Publikum. Das im Volkstheater gegebene Schauspiel „Mammon" von Clarice Tartufari ist ästhetisch ähnlich zu bewerten. Das Kapital wird in dem effektvoll gefügten Werk zu einer verderbenbringenden Schicksalsmacht. Neben dem guten Spiel ist bei dem lauten Erfolg noch ausschlaggebend gewesen, daß die Verdeutschung von einem Münchener Lehrer, J. Mager, herrührt, der vor die Rampe gerufen und durch Lorbeer geehrt wurde.

Verschiedenes. In dem Schloßhofe des Hohentwiel begannen an Pfingsten die Festspiele, welche im Laufe des Sommers mehrfache Wiederholung finden. Das Spiel „Unter der Reichssturmfahne" von Rudolf Lorenz bringt ein loses Gefüge denkwürdiger Szenen und Bilder, von denen diejenigen aus Scheffels „Ekkehard" von besonderer Wirkung waren. Die Aufführung und die historische Treue der mise-en scène findet alles Lob. Das Spielhaus faßt 2400 Personen; fast fünfhundert Mitwirkende aus allen Ständen zählt das schöne Unternehmen. Kaiser Wilhelm, welcher jüngst den neuen Bau besichtigte, hat zu einem Festspiel sein Kommen in Aussicht gestellt. — Den 300. Geburtstag von Corneille beging die Comédie française mit einem eine Woche umfassenden Zyklus seiner Werke. Den Anfang machte das selten gegebene Drama: La mort de Pompée. — Antoine, der neue Direktor des „Odéon" in Paris plant Aufführungen von Goethes „Faust" und der „Wallensteintrilogie". — In Düsseldorf finden in der Zeit vom 1. bis 14. Juli wieder Festspiele statt. „König Oedipus", „Oedipus auf Kolonos", „Antigone", Grillparzers „Goldenes Vließ" und Goethes „Iphigenie" stehen auf dem Spielplan. Die Oberleitung hat Max Grube. — An Pfingsten bot das Hoftheater in Weimar die Wallensteintrilogie an einem Tage. Unter den Mitwirkenden wird Elisabeth Schneider als Thekla mit Auszeichnung genannt. Die begabte, junge Künstlerin, welche bei ihrem vormaligen Engagement an der Münchener Hofbühne nicht durchwegs in ihrer ganzen Entwicklungsfähigkeit erkannt wurde, hat jüngst im Kgl. Schauspielhaus in Berlin ein Gastspiel mit durchschlagendem Erfolge absolviert. — Im Berliner Lustspielhaus hat man mit der Ausgrabung der Posse „Das Fest der Handwerker" von dem Dichter und Komiker Louis Angely (1787—1835) gute Erfahrung gemacht. — Adolf von Sonnenthal feierte in Wien seine fünfzigjährige Zugehörigkeit zum Burgtheater unter der allgemeinsten Teilnahme. Ist auch für alle, welche den Künstler da und dort gastieren sahen, Sonnenthal ein großer Menschendarsteller, so kommt für die Wiener noch die seit einem halben Jahrhundert traditionelle Verehrung hinzu, um ihn zu einem der populärsten und gefeiertsten Männer der Theaterstadt zu machen. — „O Eidelberga mia" nennt sich eine Oper von Pacchierrotti, deren Premiere in der Mailänder Skala stattfinden wird. Dem Text liegt Meyer-Försters Zugstück „Alt-Heidelberg" zugrunde, das auch schon Operettendichter inspiriert hat. — Das Frankfurter Residenztheater ist mit Strindbergs „Fräulein Julie" geschlossen worden. Es ist das zweite Mal, daß die Bühne wegen geringer Teilnahme des Publikums ihre Vorstellungen einstellt. Der konservative Sinn der Einwohner ist diesen extrem modernen Stücken noch wenig geneigt. — In Augsburg feierte man an den beiden Pfingsttagen eine von Oratorien- und Männergesangvereinen veranstaltetes Musikfest, welches sehr günstig verlief, aber einigermaßen an dem zu vielen und dem zu vielerlei des Gebotenen litt. Lebhaft gefeiert wurde Fr. Hegar, der seine Ballade „Das Herz von Douglas" selbst dirigierte. Die Uraufführung von Joh. Slunicks' Klavier-Violin-Sonate in G-Dur brachte dem anwesenden Komponisten lebhaften Beifall. Bach, Bruckner, Liszt, Tschaikowsky, Hugo Wolff u. a. m. waren auf dem üppigen Programm vertreten. — Die Tonkünstlerversammlung in Essen, über deren Beginn wir jüngst berichteten, brachte die Uraufführung von Gustav Mahlers 6. Symphonie, deren ästhetischer Wert verschieden beurteilt wird, wie dies bei der extremen Kunststellung des Künstlers natürlich ist. Die blendende Technik findet dagegen allseitig Bewunderung. Aus dem sonstigen Programm sind noch Werke von Hch. Zöllner, Juon und Pfitzner besonders hervorzuheben. Dr. Paul Marsop (München) hatte ein Konzert in verdunkeltem Raume und bei verdecktem Orchester arrangiert. Der Essener Tag fand sein Ende im Kölner Stadttheater, wo gute Aufführungen von E. Jacques-Dalcrozes „Onkel Dazumal" und d'Alberts „Flauto solo" stattfanden.

München. L. G. Oberlaender.

Kleine Rundschau.

Drahtlose Telegraphie nach dem Nordpol!

Nach der „Western Electrician" hat der Nordpolfahrer Wellmann mit der „De Forest-Gesellschaft" (für drahtlose Telegraphie) einen Vertrag abgeschlossen, wonach diese es übernimmt, auf funkentelegraphischem Wege eine Nachrichtenverbindung zwischen der für diesen Sommer geplanten Nordpolexpedition und Europa herzustellen und aufrecht zu erhalten. Zu diesem Zweck soll zunächst in Hammerfest, der am meisten nördlich gelegenen Stadt der Welt, eine Station für drahtlose Telegraphie errichtet und drahtlich mit dem allgemeinen Telegraphennetz der Welt verbunden werden. Eine zweite Station wird auf der Nordseite von Spitzbergen errichtet, wo bekanntlich die Dampferfahrt aufhört und die Fahrt nur mehr mittels Luftballon fortgesetzt werden kann. Die Entfernung zwischen letztgenannten beiden Stationen wird rund 1000 km betragen. Schließlich erhält natürlich das Luftfahrzeug selbst eine funkentelegraphische Anlage, die in der Lage sein soll, auf Entfernungen bis zum Nordpol (also etwa 1000 km von Spitzbergen) Nachrichten mit der zweiten Station auszutauschen. Bereits am 15. Juni gedenkt Wellmann von Hammerfest abzufahren, bis dahin müssen die Stationen betriebsfertig sein. Den funkentelegraphischen Dienst während der Fahrt durch die eisigen Lüfte wird ein Fachmann wahrnehmen. Wie sehr Markonis Erfindung geschätzt wird und wie unentbehrlich die Funkentelegraphie sowohl im Frieden als auch besonders im Kriege ist, beweist, daß sogar die chinesische Regierung beschlossen hat, drahtlose Anlagen in Tientsin, Peking usw. unter Leitung eines italienischen Offiziers errichten zu lassen.

W. K.

Gegenüber der Mitteilung, wonach bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, bei der Bayerischen Vereinsbank und bei der Süddeutschen Bodenkreditbank ebenso wie bei der Königlichen Bank Depots von Gemeinden und Stiftungen, auch von Kirchengemeinden und Kultusstiftungen, errichtet werden dürfen, bringen wir in Erinnerung, daß die Ermächtigung zur Entgegennahme solcher Depots im August 1905 auch der Bayerischen Handelsbank verliehen worden ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 23. Juni 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Ehrenzeugnisse für † Hermann Schell aus Beileidsschreiben.

Von

Prof. Dr. Valentin Weber, Würzburg.

Aus der großen Zahl von Beileidskundgebungen, die seitens hochwürdigster Bischöfe, theologischer Fakultäten, angesehener Professoren und dankbarer Schüler aus Anlaß des allzufrühen und so jähen Hinscheidens des großen Hermann Schell an die theologische Fakultät zu Würzburg gelangt sind, seien einige Schreiben auszugsweise hier mitgeteilt zur Ehre des edlen Verblichenen und zur besseren Würdigung seiner Bedeutsamkeit und Wirksamkeit.

Ein Kirchenfürst v. H. schreibt:

Freilich bedürfte ich selbst des Trostes; denn auch mir geht der so plötzliche Tod des edlen Schell ungemein nahe, aus vielen Gründen, insbesondere weil mir nunmehr wieder eine aufrichtig freundschaftlich gesinnte Seele aus dem Leben geschieden ist und ich nun für immer seine stets tiefen und inhaltsreichen Briefe entbehren muß. Aber dieses persönliche Empfinden hat noch einen andern Grund; er liegt in den Zeitverhältnissen. Neidlos wird man zugeben müssen, daß Schell in den geistig exponierten Kreisen einen ungewöhnlichen Einfluß entfaltet und dort den Glauben mit siegreicher Gewalt befestigt und gesichert hat. Er hat sich dadurch als Apologet weit über die Schule hinaus bewährt und eben deshalb bedeutet sein Tod für unsere Zeit einen unersetzlichen Verlust.

Ein anderer hochwürdigster Bischof v. O. bezeugt:

Die so ganz unerwartete Nachricht von dem Hinscheiden des Herrn Professors Dr. Schell hat mich auf das tiefste ergriffen. Ich bitte Ew. Hochwürden, der sehr geehrten theologischen Fakultät den Ausdruck meiner innigen Anteilnahme an diesem so schmerzlichen Verluste zu übermitteln.

Das Charakterbild des verewigten Herrn Professors hat sich mir infolge seinerzeitigen häufigen persönlichen Verkehrs mit demselben, an welchen ich stets gern und dankbar zurückdenke, tief eingeprägt; ich habe stets seine seltenen Geistesgaben, seine unermüdliche Schaffensfreudigkeit, seine ideale Auffassungsweise und seine tiefgläubige, kernige Gesinnung aufrichtig bewundert und geschätzt. Zudem bin ich ihm auch für manche Beweise persönlicher freundschaftlicher Gesinnung zu steter Dankbarkeit verpflichtet. Möge er nun seinen Lohn finden im beseligenden Besitze der Wahrheiten, welche er mit so regem Forschergeist zu ergründen und mit so viel Eifer und Liebe zu begründen bemüht war! Das Fest des hl. Geistes ist ein schöner Zeitpunkt für den Abschluß seines irdischen Lebens, das so ganz getragen und erfüllt war von dem Bewußtsein der Wahrheit: Spiritus Domini replevit orbem terrarum.

Namens einer theologischen Fakultät schreibt deren Dekan:

Unsere Teilnahme an Ihrem Schmerze ist um so größer, als der Verlust seiner Persönlichkeit ein unersetzlicher ist nicht bloß für die Fakultät, sondern auch für weite Kreise unseres großen Vaterlandes, die mit hingebender Bewunderung und Verehrung zu diesem Manne aufblickten. Denn so aktiv wie er stand wohl kein Theologe der Gegenwart mitten in den religiösen geistigen Bewegungen unserer Zeit. Diesen Leidtragenden schließt sich meine Fakultät mit der Versicherung an, daß sie dem verewigten Kollegen ein treues Gedenken bewahren wird.

Der Dekan G. einer anderen theologischen Fakultät begründet deren Teilnahmsbezeugung also:

Die große Lücke, die der unerwartete Tod des Professors Dr. H. Schell gerissen, fühlt nicht bloß, wer sich des Ruhmes und Rufes der Würzburger theologischen Fakultät gefreut hat, sondern die ganze theologische Wissenschaft muß an diesem Grabe trauern, das ihr einen der hervorragendsten Vertreter auf deutschem Boden, einen rastlos arbeitenden Forscher, einen feurigen und tiefüberzeugten Apologeten mitten aus dem hoffnungsvollsten Schaffen herausgenommen. Sein Andenken werden auch wir in dankbarer Treue behüten.

Ein Professor der Theologie K., Schüler des Verlebten, schreibt am 1. Juni:

Gestatten Sie mir, daß ich der Fakultät mein herzlichstes Beileid ausspreche. Die Nachricht hat mich sehr ergriffen. Schell hatte mir zwar selbst einmal gesagt, daß der Arzt eine Verkalkung der Herzadern konstatiert habe; aber er hielt die Sache nicht für bedenklich und war so frisch und kräftig, daß mir nie der Gedanke kam, er werde so bald und so plötzlich sterben. Gerade in der letzten Zeit schien es — und das war im gewiß ein großer Trost —, daß seine jetzigen Arbeiten mehr auf allgemeine und uneingeschränkte Zustimmung rechnen dürften. Wenn er aber, da es nun einmal so Gottes Wille ist, selbst nicht mehr in diesem Sinne weiter wirken

kann, so wollen wir seine geistvollen Anregungen zum Segen der Wissenschaft und der Kirche ausnutzen und ein gutes Andenken an ihn erhalten und fördern.

Ein anderer Schüler H., gleichfalls Professor der Theologie, schreibt am 1. Juni:

Viel zu früh hat der Tod seine unermüdliche Hand gelähmt, der Fakultät ein berühmtes Mitglied, seiner Kirche und Wissenschaft einen begeisterten Anhänger, seinen Schülern einen hinreißenden Lehrer und warmherzigen Freund geraubt. Er hat sich im Dienst der Wahrheit aufgezehrt, möge ihm nun das Licht der vollen Wahrheit leuchten!

Ein Professor der Philosophie F. schreibt am 2. Juni:

Das ungeahnte Ereignis hat uns hier allgemein tief ergriffen, mich speziell auf das tiefste erschüttert.

Es ist ein wahrhaft unersetzlich erscheinender Verlust, den Sie erlitten haben in diesem edlen Manne mit dem tiefsinnigen Geiste und dem begeisterten Herzen und der unermüdlich rastlosen Liebe und Begeisterung für die Wahrheit. — Schon hatte ich gedacht, heute mittag um 1 Uhr von hier zur Teilnahme an der Beisetzung abzureisen, als heute ein solches Hindernis eintrat, daß ich die Reise notwendig aufgeben **muß**. So gern hätte ich dem verehrten und geliebten Hingeschiedenen die letzte Ehre erwiesen und der Fakultät persönlich meine herzlichste Teilnahme ausgedrückt.

Ein Ordensmann S., O. S. B., der in Würzburg die Theologie studiert hat, schreibt:

Nach dem heuer im Frühjahr Gesagten werden Sie mir glauben, daß diese Todeskunde mich tief ergriffen hat, da ich dem großen Toten soviel für meine Glaubensüberzeugung zu verdanken habe. Möge der unendliche Gott, für den er gestritten und gelitten, ihm recht bald das Schauen in die Abgründe seiner Wahrheit verstatten und ihm die Einheit von Religion und Sittlichkeit, die Schell so wirksam verteidigt, in ewigen Glückseligkeiten genießen lassen.

Aus dem Ausland schreibt ein Professor R., ein Laie:

Da ich längst ein aufrichtiger Verehrer des hohen Verstorbenen bin, hat mich diese Nachricht aufs schmerzlichste überrascht. Die Broschüre „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" habe ich zu verschiedenenmalen gelesen und glaube, daß diese Lektüre nicht wenig dazu beigetragen hat, besonders während meiner Universitätsjahre, mich in der Treue zu Kirche und Religion zu bestärken.

Angefügt sei hier ein Ehrenzeugnis, das der Verlebte drei Wochen vor seinem Tode sich selbst geschrieben. Es handelte sich um die Begutachtung einer bei der Fakultät eingereichten wissenschaftlichen Arbeit und der Verblichene gab seinerseits folgende grundsätzliche Forderung zu den Akten:

„Ich wünschte in der Schrift eines jungen Theologen alle scharfe Kritik an kirchlichen Autoritäten nach Möglichkeit vermieden, bin auch der Ansicht, daß — abgesehen von der Jugend — nur solchen das Recht einer scharfen Kritik kirchlicher Autoritäten zuzuerkennen sei, deren religiöser und sittlicher Ernst wenigstens im großen und ganzen unzweifelhaft feststeht . . ."

Es sei mir gestattet, mit einem Satze zu schließen, den ich am Grabe des Entschlafenen gesprochen habe, der aber bei der Drucklegung der Grabrede in der vorigen Nummer dieser Wochenschrift versehentlich ausgefallen ist. Er ist Seite 281, Spalte 2, Zeile 6 einzufügen und lautete etwa also:

„Die beste Ehrung, die wir dem Andenken des großen edlen Toten weihen können, wird die sein, daß wir „seine geistvollen Anregungen zum Segen der Wissenschaft und der Kirche ausnutzen" (Worte aus dem Beileidsschreiben eines Theologieprofessors, vgl. oben) und daß zu diesem Zwecke jene, die hiezu berufen sind, die Schätze echter Goldkörner der Wahrheit und der Liebe, die in seinen Schriften enthalten sind, heben und für weiteste Kreise nutzbar machen!"

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der polnische Wahlsieg in Beuthen-Tarnowitz.

Daß Stapieralski mehr Stimmen erhalten würde als der Zentrumskandidat Muschallik, wußte jeder Sachkundige mit Sicherheit voraus; dieses Anschwellen der Gefolgschaft der großpolnischen Agitatoren gehört in die Entwicklung des letzten Jahrzehnts hinein. Kein Geringerer als der Kardinalfürstbischof von Breslau selbst hat im preußischen Herrenhause, bei Gelegenheit der Schuldebatte, die Ursachen dieser Entwicklung kurz und klar gekennzeichnet: 1. Die sogenannte nationale Bewegung ist nicht autochthon in Oberschlesien entstanden, sondern hineingetragen worden durch Agitatoren, die aus den Landesteilen des ehemaligen Königreichs Polen herübergekommen; 2. die großpolnische Agitation fand fruchtbaren Boden, weil das Volk „mit gewissen staatlichen Maßnahmen unzufrieden ist", wie der Kirchenfürst sich diplomatisch, aber doch sehr deutlich ausdrückte. Von den hakatistischen Maßnahmen, die das Volk aufregten, erwähnte er eine, die für Oberschlesien die Hauptrolle spielt, im besondern: „Die Oberschlesier sind ein religiöses Volk; greift man ihre religiösen Interessen an, so sind sie leicht aufgeregt und mißtrauisch. Sie fühlen sich in ihren religiösen Empfindungen dadurch zurückgesetzt, daß man den Religionsunterricht nicht mehr in ihrer Muttersprache gibt und auch sonst ihr kirchliches Leben verkümmert."

Zu Anfang der neunziger Jahre veröffentlichte ein Führer der damaligen polnischen Fraktion, der jetzt eine sehr hohe Würde einnimmt und eine sehr schwere Bürde trägt, in dem „Kuryer Poznanski" einen bedeutsamen Artikel zum Nachweis, daß Oberschlesien nicht zu der Hinterlassenschaft der polnischen Krone gehöre, daß es nicht an den nationalpolitischen Ueberlieferungen und den darauf begründeten Bestrebungen beteiligt sei und daß es ein Fehler sein würde, oberschlesische Mandate für die polnische Fraktion zu erstreben. Dieses gewichtige und wohl begründete Wort schlug damals in den offiziellen und besonnenen Kreisen des Polentums durch. Aber die Bestrebungen, die jene Autorität bekämpft hatte, kamen doch in Gang. Es wurden polnische Zeitungen in Oberschlesien begründet, polnische Vereine eingerichtet, welche das sprachliche und nationale Selbstbewußtsein der dortigen Bevölkerung allmählich hoben. Es wurden systematisch Apotheker, Aerzte und Rechtsanwälte aus dem Großherzogtum Posen nach Oberschlesien verpflanzt. Die importierte Agitation störte bald so empfindlich den bisherigen Frieden, daß der gegenwärtige Präsident des Reichstages, Graf Ballestrem, im vertraulichen Gespräch mit einem oberschlesischen Kollegen von der Zentrumsfraktion seinem Unmut Luft machte in der Bemerkung: diese Agitatoren verdienen aufs Maul geschlagen zu werden. Einige Tage später stand diese unter vier Augen gefallene Aeußerung in einem galizischen Polenblatt, und zwar in der tendenziös entstellten Form: Graf Ballestrem habe gesagt, man müsse die Polen aufs Maul schlagen. Der damalige Kollege aus der Zentrumsfraktion, der die Aeußerung allein gehört hatte, gab sein Ehrenwort, daß er an der Indiskretion unschuldig sei. Die radikalpolnischen Agitatoren aber benutzen seit jener Zeit fort und fort die Fälschung, um das polnisch sprechende Volk gegen das Zentrum aufzuhetzen. Wir erwähnen diesen Zwischenfall, weil er recht drastisch zeigt, wie lange und wie skrupellos die großpolnische Demagogie dort schon gearbeitet hat, um das Volk dem Zentrum zu entfremden. Das Zentrum ist bekanntlich von jeher für das gute Recht der Muttersprache, insbesondere im Religionsunterricht, mit aller Kraft eingetreten. Aber seine Gegner redeten dem Volk ein, damit sei es dem Zentrum und auch der Geistlichkeit nicht ernst, denn sonst hätten sie von der Regierung, der sie ihre Unterstützung liehen, schon etwas erreicht. Die Erwiderung, daß das Zentrum seinen wichtigsten kirchenpolitischen Zweck, z. B. volle Aufhebung des Jesuitengesetzes, Befreiung der Orden von der preußischen Polizeiaufsicht, Toleranzgesetz, auch nicht durchzusetzen vermöge, fand kein Verständnis. Die Unzufriedenheit des Volkes wurde systematisch geschürt und auch die wirtschaftlich-sozialen Instinkte wurden aufgestachelt, und zwar immer unter Aufhetzung gegen das Zentrum, das für **alles** verantwortlich sein sollte, auch für den von ihm bekämpften Hakatismus. Allmählich wurde den Massen der feste Glaube beigebracht, das Zentrum und die Geistlichkeit wollten mit Gewalt und List das polnische Volk „germanisieren".

Stapieralski, der jetzige Erwählte von Beuthen-Tarnowitz, stellte lange Jahre hindurch sich als Führer einer „gemäßigten“ Richtung dar und erkannte sogar bei den Wahlen von 1903 noch die Verdienste des Zentrums an. Dem Zentrum geboten sowohl seine Grundsätze der Gerechtigkeit und des Ausgleiches als auch die einfachste taktische Klugheit, mit den sog. Gemäßigten solange als möglich Fühlung zu halten. So wurde denn in dem letzten Jahrzehnt bei der Kandidatenwahl und bei der Aufnahme von Gewählten, deren Kandidatur nicht ganz regelrecht zustande gekommen war, den Polen weites Entgegenkommen bewiesen. Auch 1903 kam in Beuthen-Tarnowitz noch eine Kompromißkandidatur zustande; die dortige Zentrumspartei stellte aus Rücksicht auf die polnisch sprechenden Wähler den Bergmann Krolik auf, und derselbe wurde gewählt. Als nun aber die radikale, maßlose und ausgesprochen deutschfeindliche Agitation, deren Typus der Abg. Korfanty ist, immer mehr die Oberhand erlangte, warfen sowohl Stapieralski als auch der Abg. Krolik den Mantel der Mäßigung und der Zentrumsfreundschaft ab. Krolik ließ sich bewegen, aus der Zentrumsfraktion auszutreten, womit sein Mandat unhaltbar wurde. Mit diesem Austritt war der Wahlkreis Beuthen-Tarnowitz bereits für das Zentrum verloren. Herr Stapieralski konnte sich mit Sicherheit wählen lassen; denn außer seinem alten persönlichen Anhang trat jetzt der große radikal- und großpolnische Apparat für ihn ein. Sehr bezeichnend ist, daß über 3000 Stimmen, die 1903 für den Sozialdemokraten fielen, jetzt auf Stapieralski übergingen. Es waren das diejenigen radikalen Polen, die 1903 lieber für den Sozialrevolutionären stimmten als für den Abg. Krolik, der wenigstens noch halb Zentrumsmann war. Nebenbei weist diese Erscheinung darauf hin, daß bei der oberschlesischen Volksverführung auch die Aufstachelung der sozialen Unzufriedenheit und Begehrlichkeit eine große Rolle spielt.

So stellt sich der **bisherige** Gang der Dinge dar. Wie wird sich die **weitere** Entwicklung gestalten?

Der Oberhirt von Breslau, zu dessen Sprengel Oberschlesien gehört, setzt seine Hoffnung auf den religiösen Sinn im Volk und auf die Tätigkeit der Geistlichen, die nach seiner Ansicht trotz alledem das Vertrauen des Volkes besitzen. Wer wollte sich nicht gern dieser Hoffnung anschließen? Aber Geduld wird man haben müssen; denn bis die verführte Menge zur Einsicht kommt, daß die großpolnische Demagogie unchristlich und gemeinschädlich, unvernünftig und aussichtslos ist, bedarf es vieler zeitraubender Erfahrungen. Die Aufklärung und die Ernüchterung wird sich um so länger hinziehen, je mehr Stoff die hakatistische Politik den Agitatoren zu liefern fortfährt.

Anderseits würde die Beruhigung Oberschlesiens wesentlich beschleunigt werden, wenn bald in der polnischen Fraktion und Gesamtpartei die auf die Dauer nicht zu vermeidende Auseinandersetzung zwischen den radikalen großpolnischen Abenteurern und den christlich-konservativen Elementen in Gang käme. Zurzeit haben die rücksichtslosen Demagogen dort die Oberherrschaft und sie führen sie so ungeniert, daß wir Zuschauer kaum begreifen, wie sich sogar Geistliche ohne öffentlichen Einspruch das vielfach geradezu unkirchliche und revolutionäre Treiben gefallen lassen können. Solange die Radikalen mit Hilfe des Fraktionszwanges und der aufgestachelten Massenleidenschaften ihren Terrorismus ausüben, ist an die Wiederherstellung des alten Verhältnisses zum Zentrum nicht zu denken. Aber wenn die alten Führer des Polentums oder deren christlicher und vernünftiger Nachwuchs sich emanzipieren, wird sich eine Annäherung auf Grund der Glaubensgemeinschaft und des Gerechtigkeitsprogramms anbahnen. Das Zentrum muß den Genesungsprozeß, sowohl den örtlichen in Oberschlesien als den allgemeinen in der polnischen Partei, mit Geduld abwarten, und es kann das ja auch, da seine Machtstellung und Leistungsfähigkeit im Parlament durchaus nicht von den paar strittigen Mandaten abhängt. Eine Politik des Ärgers oder der Rache zu treiben, wäre eine solche Torheit, daß sogar die Hakatisten sich scheuen sollten, uns derartiges zuzumuten. Keine krampfhafte Mandats- und Stimmenjägerei, sondern ruhige Fortsetzung der treuen Arbeit für das allgemeine Wohl und für das gute Recht aller Teile des Volkes!

Im Grunde genommen sind wir Zentrumsleute etwas verwöhnt. Von manchen inneren Schwierigkeiten und Nackenschlägen, die andere Parteien heimzusuchen pflegen, sind wir dank der großen Einheit und Treue unseres Volksteils verschont geblieben. Andere Parteien verlieren die Mandate zeitweilig in ganzen oder halben Dutzenden; wir sind schon sehr empfindlich, wenn nur eins oder zwei vom Hundert dem Schicksal ihren Tribut zahlen müssen. Durch die vereinten Schwierigkeiten darf man sich nicht bange machen lassen, sondern muß sich an den Spruch halten: Tu contra audentior ito. In diesem Fall mit der Variante: audentior et prudentior ito.

Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Von

Dr. **Armin Kausen.**

Endlich ist nach dem Vorgang und Muster von Köln auch in München ein **Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit** gegründet worden.*) Die eigentliche Gründung fand am 2. Mai im engeren Kreise statt. Die konstituierende Generalversammlung (20. Juni) steht unmittelbar bevor. In der Zwischenzeit hat der provisorische Ausschuß eine emsige Werbetätigkeit entfaltet. Die Mitgliederliste zählt heute (am 18. Juni) bereits 271 Unterschriften. Nimmt man die zur Mitgliedschaft angemeldeten Vereine hinzu, so reicht die Mitgliederzahl schon an 2400 heran. Von zahlreichen weiteren Vereinen, darunter auch protestantischen, ist der Anschluß in Aussicht gestellt, soll aber noch durch einen offiziellen Beschluß besiegelt werden. Unter den Namensunterschriften der Mitgliederliste findet man **hochangesehene Männer aller Konfessionen, Parteien und Stände.** Die Interkonfessionalität des Vereins drückt sich am deutlichsten darin aus, daß neben dem Herrn Erzbischof und dem Herrn Oberkonsistorialpräsidenten auch der Herr Oberrabbiner auf der Mitgliederliste steht. Namhafte Aristokraten und Reichsräte, bekannte Parlamentarier, Beamte in hoher Stellung (Ministerialräte, Regierungsdirektoren, Oberregierungsräte 2c.), Universitätsprofessoren, Künstler, Aerzte und Juristen, ungewöhnlich zahlreiche Pädagogen aus den Mittelschulen, Volksschullehrer, Angehörige des Handelsstandes, des Gewerbes und der Arbeiterschaft verleihen dem Laienelement ein starkes Uebergewicht gegenüber den vielen klangvollen Namen aus dem geistlichen Stande, der ja eo ipso an diesen Bestrebungen regen Anteil nimmt. Eine gewisse Presse hat, noch ehe etwas Näheres über den Verein und seine Zusammensetzung bekannt war, mit der Begeiferung desselben begonnen. Zu diesem Kapitel sei schon heute eine Feststellung gemacht: Gutem Vernehmen nach besteht in den leitenden Kreisen des neuen Vereins die feste Absicht, **gegen persönliche Beschimpfungen den Schutz der Gerichte anzurufen,** wie dies auch seitens des Kölner Vereins bereits mit gutem Erfolg geschehen ist. Namentlich in München muß gewissen Kreisen und Cliquen zu fühlbarem Bewußtsein gebracht werden, daß, wenn auch gegen den Schmutz und die Schmutzfabrikanten manchmal vergeblich der Schutz des Gesetzes angerufen wird, die ehrlichen Bekämpfer des Schmutzes denn doch nicht vogelfrei sind.

Die Vorstandschaft des Kölner Männervereines, vertreten durch die Herren Reichstags- und Landtagsabgeordneter Geheimer Justizrat und Oberlandesgerichtsrat **Roeren**, Rechtsanwalt Dr. **Lennartz**, Kaufmann Jean **Proenen** und Rechtsanwalt Urban **Stein**, haben am 12. Juni beim Schöffengericht München 1 die Verurteilung der Aktphotographen Estinger (Recknagels Nachf.) und Schneider (Novitas-Verlag) zu **400 M bzw. 200 M Geldstrafe**, eventuell 40 Tage bzw. 20 Tage Gefängnis, herbeiführen lassen. Gleichzeitig wurde die Publikation des Urteils auf Kosten der Beklagten in der Münchener „Allgemeinen Ztg.“, den „Münchner Neuesten Nachrichten“, dem „Bayerischen Kurier, der „Kölnischen Volkszeitung“, der „Kölnischen Zeitung“, der „Kreuzzeitung“ und der „Germania“ verfügt.

Die Beklagten hatten, nachdem sie am 11. Januar d. Js. vom Schwurgericht freigesprochen worden waren (vergleiche „Allgemeine Rundschau“ Nr. 4 S. 40, Nr. 5 S. 49 ff.), an ihre Geschäftsfreunde und Kunden, außerdem auch an den Verlag der „Allgemeinen Rundschau“ gleichlautende Zirkulare versandt, die von Beschimpfungen der an der Spitze des Kölner Männervereines stehenden Ehrenmänner förmlich strotzten. Estinger hatte Schneider noch übertrumpft, indem er einen Briefauszug mitteilte, in welchem die „Kölner Spitzel“ u. a. hingestellt wurden als „Heuchler, die ein schlimmeres Gewerbe betreiben als Bordellwirte“. Hier sei in Parenthese bemerkt, daß die sozialdemokratische „Münchener Post“, welche in Nr. 134 vom 16. Juni die gröbsten Beleidigungen gegen den neuen Münchener Verein riskiert, denselben sogar mit dem wegen Sittlichkeitsverbrechen verurteilten verstorbenen Pfarrer Moosauer in Verbindung bringt und speziell die Herren Rechtsanwalt Rumpf und Dr. Kausen verhöhnt, von den in Nr. 21 S. 245 der „Allgemeinen Rundschau“ mitgeteilten scharfen Urteilen des sozialdemokratischen „Hamburger Echo“ und der sozialdemokratischen „Magdeburger Volksstimme“ keine Ahnung zu haben scheint.

*) Auch in **Aachen, Bonn** und **Mainz** sind Männervereine auf gleicher Grundlage im Entstehen.

In dem Münchener Beleidigungsprozeß der Kölner Herren, welche durch Rechtsanwalt August Rumpf vertreten waren, führte der wegen seiner strengen Objektivität und unbefangenen Ruhe von allen Seiten sehr geschätzte Oberamtsrichter Mayer den Vorsitz.

Das einzige Blatt, welches einen ausführlichen Bericht über den Prozeß brachte, waren die „Münchner Neuesten Nachrichten". Leider zeigte sich die Zentrumspresse nicht auf der Höhe der Situation. Was unmittelbar nach der Verhandlung versäumt wurde, konnte auch durch das nachträgliche kurze Resümee nicht völlig gutgemacht werden. Der einzige eingehende Bericht (der „Münchner Neuesten Nachrichten") ist so einseitig und parteiisch gefärbt, daß auf Grund desselben Zweifel an der unparteiischen Leitung des Prozesses entstehen könnten. Das liberale Blatt hat aber lediglich einen Parteibericht zugunsten seiner Schützlinge geliefert und die durchschlagenden Darlegungen und Beweisführungen des klägerischen Rechtsanwalts Rumpf teils entstellt und verstümmelt, teils völlig unterdrückt. Auch bezüglich des Urteils ist die Hauptsache, nämlich daß nach der Ueberzeugung des Gerichts in dem Vorgehen des Kölner Männervereins gegen die Aktphotographen keine „Denunziation" zu erblicken sei, verschwiegen. Dagegen findet das liberale Blatt ein ganz besonderes Vergnügen an der ausführlichen Wiedergabe einer die Kölner Herren schwer beleidigenden Zeugenaussage des inzwischen verstorbenen Professors von Ruemann, der lediglich von seinem Standpunkte als Künstler und getäuscht durch den angeblich ausschließlichen Kunstzweck der Bilder seine Aussage machte, dessen Urteil aber von genauer Sachkenntnis über den geschäftlichen Vertrieb von Aktphotographien (an jedermann) weit entfernt gewesen zu sein scheint.

Rechtsanwalt Rumpf konnte sich demgegenüber darauf berufen und den Nachweis führen, daß die größtenteils außerordentlich schamlosen Bilder ohne jede Prüfung, ob der Bestellende Künstler ist oder nicht, an jedermann versandt werden, auch an ausgesprochene Nichtkünstler. Es lagen z. B. Sendungen vor, die unter einem beliebigen Namen postlagernd verlangt worden waren. Die Ausrede Estingers, in den Inseratankündigungen seien die Bilder nur für Künstler rc. ausgeschrieben, folglich sei von jedem Besteller anzunehmen, daß er ein Künstler sei und Kunstzwecke verfolge, wurde von Rechtsanwalt Rumpf als geradezu frivol gekennzeichnet. Ob das von den Beklagten angezogene Urteil des Schwurgerichts nicht anders ausgefallen wäre, wenn diese Tatsachen in entsprechender Beleuchtung vorgeführt worden wären? Rechtsanwalt Rumpf konnte auch darauf verweisen, daß sehr angesehene Künstler über die Brauchbarkeit der Bilder für praktische Zwecke der Kunst ganz anders urteilen, als gemeiniglich angenommen wird. Ein hervorragender Künstler, Prof. Gebhard Fugel, hat erst unlängst vor Gericht ein eidliches Gutachten erstattet, das sich mit seinen Darlegungen in Nr. 24 der „Allgemeinen Rundschau" sachlich decken dürfte. Zahlreiche andere Künstler, darunter Männer mit den klangvollsten Namen, sprachen sich privatim ähnlich und oft noch schärfer aus. Leider scheint die Furcht vor einer gewissen, sich allmächtig dünkenden Gruppe und vor dem Terrorismus ihrer Presse vielen den Mund zu verschließen und die Feder lahmzulegen. Darum gebührt dem unerschrockenen Freimut eines Professor Gebhard Fugel doppelte und dreifache Anerkennung.

Uebrigens befinden sich die Herren Aktphotographen in einem verhängnisvollen Irrtum, wenn sie glauben, der Freispruch und die Freigabe des Schwurgerichts sicherten ihrem flotten Handel mit diesen Bildern für alle Zukunft einen Freipaß. Sie wurden durch den vorsitzenden Oberamtsrichter jetzt schon belehrt, daß jede neue Herstellung und Verbreitung einer neuen gerichtlichen Prüfung unterstellt werden kann.

Die beiden Beklagten waren sehr schlecht beraten, als sie sich auf die in der „Allgemeinen Rundschau" (und inzwischen als Broschüre) erschienenen „Trutzbriefe eines Unverantwortlichen" („Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes") beriefen und zu ihrer Entlastung anführten, sie seien durch diese „Trutzbriefe", hinter denen sie irrtümlich Kölner Einflüsse vermuteten, schwer geschädigt worden.

„Kaum war ihm dieses Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren."

Rechtsanwalt Rumpf stellte sofort den Antrag, daß die „Trutzbriefe" der „Allgemeinen Rundschau" als Beweismittel vollinhaltlich verlesen würden. Und trotz Widerstrebens des Gegenanwalts wurde diese Verlesung, die mehr als zwei Stunden in Anspruch nahm, vom Gericht beschlossen. So ist denn die ganze Broschüre „Massenvergiftung" vom ersten bis zum letzten Buchstaben vor dem Münchener Schöffengericht zur Verlesung gelangt und hat, wie in dem resümierenden Bericht des „Bayer. Kurier" (Nr. 166) zu lesen ist, „zur Aufklärung über die Materie wesentlich beigetragen".

Rechtsanwalt Rumpf führte auch beiläufig an, daß in München ein Verein nach dem Muster des Kölner im Entstehen sei und bereits die angesehensten Namen ohne Unterschied der Konfession und Partei um sich schare. Ob die Beklagten die Warnung und den Rat, von nun an vorsichtiger zu sein, befolgen werden? Der neue Verein hat natürlich auch noch andere, unabsehbare Aufgaben vor sich.

Es traf sich eigentümlich, daß an demselben Tage, als diese Schöffengerichtsverhandlung gegen die Aktphotographen stattfand, in der Abgeordnetenkammer das gleiche Thema behandelt wurde. Wer übrigens die mehr als dürftigen Auszüge aus der Rede des Abg. Lerno nicht nur in liberalen Blättern, sondern selbst in größeren Zentrumsblättern las, hätte dem Abg. Lerno fast gram werden können, weil er das so hochwichtige Kapitel anscheinend so wenig gründlich und fast nebensächlich abgetan zu haben — schien. Aber es war selbstredend nur Schein. Denn in Wirklichkeit ist der Abg. Lerno mit der an ihm gewohnten Gründlichkeit und Entschiedenheit in die Materie eingedrungen. Wie soll aber das Volk in allen seinen Schichten von solchen einschneidenden Landtagsverhandlungen nähere Kenntnis erlangen, wenn nicht durch die Presse? Daß die liberale Presse in solchen Fällen versagt, ist nicht weiter auffallend. Selbst die liberale „Augsb. Abendzeitung", die sich sonst auf ihre genauen Landtagsberichte nicht wenig zugute tut und jede Heu- und Spreu-Debatte bis aufs letzte Wort wiedergibt, hat die große Rede des Abg. Lerno erheblich „zusammengestrichen". Die einzige Zeitung, welche die wichtige Rede im stenographischen Wortlaute wiedergab, war die „Augsburger Postzeitung".

* * *

Der Zentrumsabgeordnete Lerno (Landgerichtspräsident in Amberg) führte nach dem amtlichen Stenogramm der 152. Sitzung vom 12. Juni 1906 im wesentlichen nachstehendes aus:

Meine Herren! Dann komme ich auf ein Kapitel, an welches zu gehen sehr heikel und sehr unangenehm ist, weil man weiß, wie man deswegen in der Presse ungemein angegriffen wird. Allein ich erachte es für meine Pflicht, für die Pflicht eines Volksvertreters, gerade über dieses Kapitel hier zu reden; denn wenn man nicht davon reden würde, so wäre es nach meinem Gefühl eine große Unterlassungssünde. Es betrifft das Kapitel vom Kampf gegen den Schmutz, das in der öffentlichen Sitzung der Reichsratskammer vom 23. Februar heurigen Jahres in so eingehender, erschöpfender und durchaus treffender Weise behandelt worden ist.

Bezüglich der Nuditäten, um die es sich handelt, schicke ich voraus, daß ich selbstverständlich nicht von der Kunst und den wahren Kunstprodukten rede. Daß die Darstellung des Nackten in der Kunst unentbehrlich ist, das ist ganz selbstverständlich.

Was in dieser Beziehung in unseren staatlichen Galerien und auch in den Privatmuseen ist, wird man gewiß unter Kunsterzeugnisse rechnen müssen, und doch besteht die allgemeine Vorschrift, daß Kinder unter 14 Jahren in solche staatliche Gemäldegalerien selbst in Begleitung Erwachsener nicht hineingehen dürfen. Warum? Hier handelt es sich doch nur um Kunstprodukte. Warum ist dieses Verbot erlassen? Warum wird es in den Pinakotheken so streng aufrecht erhalten? Weil es auch Kunstprodukte gibt, die für die heranreifende Jugend noch nicht zur Anschauung sich eignen, weil dieses Gebiet derselben noch verschlossen sein soll.

Allein außerhalb der Museen besteht eine solche Rücksicht auf die Jugend nicht; im Gegenteil ist derselben das Gebiet des Nackten und des Sexuellen in einer Weise allgemein zugänglich gemacht, daß es geradezu erschreckend ist. Ich will nicht sagen alle, aber die meisten Buchhandlungen strotzen in ihren Auslagen und Schaufenstern nicht bloß von obszönen Bildern, sondern auch von Schriften über die sexuelle Frage u. dergl.

Früher, noch vor 2—3 Jahren, waren diese Schaustellungen hauptsächlich beschränkt auf Broschüren über die Verhinderung der Empfängnis u. dergl. In den letzten Jahren aber machen sich speziell die Erzeugnisse in Bild und Schrift über das sexuelle Gebiet breit. Unter einem wissenschaftlichen Mantel, der aber recht dünn ist, werden hier die größten Obszönitäten dargeboten. Ebenso verhält es sich mit den bildlichen Darstellungen, wobei man die schamlosesten Akte ungeniert öffentlich ausgestellt sehen kann.

Man behauptet, es handle sich dabei um Kunsterzeugnisse. Du lieber Himmel! Schauen Sie sich diese Ansichtskarten, Aktphotos u. dergl. an! Wenn man hier von Kunstprodukten reden will, so ist es eine jämmerliche Ausrede! Die Künstlerkreise lachen über diese Ausrede und sagen: Künstler, die solche Bilder, namentlich Stereoskope brauchen, um ihrem Formengedächtnis nachzuhelfen, wären traurige Künstler. Ein Künstler nimmt einen natürlichen Akt, aber solche Bilder niemals. Diese Bilder sind — ich darf kühnlich sagen — nichts als pornographische Produkte, in der Oeffentlichkeit dazu bestimmt, durch die Spekulation auf den Sinnen-

tikel Geschäfte zu machen ohne Rücksicht darauf, daß dadurch die Jugend verdorben wird

Diese Schaustellungen sind aber gerade hier in München ungewöhnlich häufig, ja gerade München, unsere Hauptstadt, besitzt auch den traurigen Ruf, daß es in dieser Beziehung an der Spitze der Produktion marschiert. Früher sind diese Sachen hauptsächlich aus Paris und Budapest gekommen, jetzt ist München die Hauptstadt, in der diese pornographischen Sachen massenhaft produziert und in die Welt hinaus vertrieben werden. Es kommt sogar vor, daß diese Münchener Erzeugnisse nach Paris gesandt werden und als französische Produkte wieder nach München zurückgehen und verkauft werden.

Ich darf hier darauf hinweisen, daß nach einer Broschüre, die der Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit verbreitet hat (Otto von Erlbach: „Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes", IV. Auflage, S. 88), der Leiter der Comédie française, Jules Claretie, sich bezüglich der Einführung solcher Erzeugnisse in Frankreich folgendermaßen geäußert hat:

Haben Sie diese Postkarten, die Ihnen mit Recht die Röte der Scham ins Gesicht getrieben haben, genau angesehen oder umgedreht? Haben Sie wohl einen Augenblick daran gedacht, daß alle diese Postkarten aus Deutschland kommen? Es ist das tugendhafte Germanien, das mit diesen pornographischen Erzeugnissen das so verderbte und liederliche Gallien beglückt. Unseren Zensoren und Tadlern haben wir die Ueberschwemmung mit derartigen Schweinereien zu verdanken.

In derselben Broschüre ist darauf hingewiesen, daß dieses Gift aus Bayern auch ins Ausland geht und bemerkt, daß eine Münchener Firma sogar in dänischen Blättern und in dänischer Sprache diese ihre Produkte angepriesen hat. Dann heißt es weiter:

Ueberhaupt der deutsche Name im Ausland! In Barcelona, Paris, Turin, Neapel, Venedig, Triest, Budapest, Belgrad, Luzern, Antwerpen und London sind deutsche Schmutzgroßhandlungen etabliert. Darunter zwei von Frauen! Nur noch eine Tatsache als Maßstab für die pornographischen Greuel im Inlande. Vor einigen Tagen war in Konstanz eine dreitägige Verhandlung gegen einen Schmutzhändler. Ich sprach mit einem der Zeugen. Er teilte mir zur Beleuchtung des Umsatzes von pornographischen Produkten mit, daß von einer Postkarte 25000 Exemplare in eine fränkische Mittelstadt eingeführt worden sind.

Dem Herrn Minister ist ganz gewiß die Broschüre bekannt, welche Dr. Ludwig Kemmer geschrieben hat, mit dem Titel „Die graphische Reklame der Prostitution". Ich will das Haus nicht aufhalten mit einer auch nur flüchtigen Wiedergabe des Inhalts dieser äußerst verdienstvollen Broschüre, aber ich muß sagen, diese Broschüre und ihre Aufschlüsse haben eine erschreckende Perspektive gegeben in die Verhältnisse in München auf diesem Gebiete.

Ich habe in meiner langen amtlichen Tätigkeit auch auf dem Gebiete des Kriminals soviel von sexuellen Perversitäten erfahren, daß ich gemeint habe, ich sei auf dem Standpunkt des „nil admirari" angelangt; allein, mußte ich sagen: obstupui, ich war gerade verblüfft. Es ist da konstatiert, daß Landleute*) im oberbayerischen Gebirge, Männer und Frauen — schwangere Frauen sogar und halbreife Kinder — sich dazu hergeben, in freier Natur, in der Regel am Ufer eines Sees sich nackt in allen möglichen Stellungen photographieren zu lassen, um dann diese sogenannten Kunstprodukte durch die Kunsthändler sei es als einfache Bilder sei es als Stereoskope, in München vertreiben zu lassen.

Ich habe so etwas bisher nicht für möglich gehalten. Ich habe bisher von dem Sittlichkeitsgrade unserer Landbevölkerung insbesondere des oberbayerischen Gebirges gemeint, wenn ein solcher Schweinehund — so muß ich schon sagen — mit einer solchen Zumutung an die Landbevölkerung käme, er würde eine Antwort mit einer tüchtigen Tracht Prügel bekommen, in einer Weise, daß er halb tot auf dem Platze liege. Leider habe ich mich da bitter getäuscht, die Leute geben sich wirklich um einen armen Sündenlohn zu solchen schandbaren Darstellungen her. Es mag bei einzelnen vielleicht die Not sein, die sie dazu verleitet, aber im höchsten Grade traurig ist so etwas.

In einem Prozesse, der, glaube ich, nach Neujahr heurigen Jahres im Schwurgericht gegen ein Flugblatt des „Simplicissimus" — der Prozeß hat mit Freisprechung geendigt — stattgefunden hat, hat der Verteidiger sich darauf berufen, daß gerade in München in allernächster Nähe des Justizpalastes in Buchhandlungen und Kunsthandlungen eine Menge noch viel obszönerer Schriften und Bilder ausgestellt sei, warum da nicht der Staatsanwalt auch eingreife? Ja, das war vom Verteidiger eigentlich eine ganz geschickte Wendung, obschon sie zur juristischen Beurteilung der Schuldfrage nicht gehört hat; denn wenn ein Angeschuldigter etwas getan hat, so wird er nicht dadurch entlastet, daß es andere auch tun. Das mag aber für die Geschworenen mit ein Moment gewesen sein, das nachher zur Freisprechung führte.

Allein es ist hier nicht das Gericht und der Staatsanwalt, die zunächst einschreiten müßten, sondern die Polizei, die Präventivpolizei. Deshalb mache ich heute diese Ausführungen zum Staatsministerium des Innern. Bei Gericht und vom Staatsanwalt wird bei der Frage über die Erhebung der Anklage oder über die Eröffnung des Hauptverfahrens sehr häufig erwogen, ob überhaupt eine Verurteilung in Aussicht steht? So soll bei einem der letzten Prozesse vor dem Münchener Schwurgerichte in dem Beschlusse des Gerichts, der die vom Staatsanwalt beantragte Eröffnung des Verfahrens ablehnte, die Begründung darin bestanden haben daß eine Verurteilung nicht zu erwarten war. Ganz mit Recht denn das Gericht und der Staatsanwalt gehen von der Anschauung aus, was sollen wir einen Prozeß hervorrufen, der dem Staate große Kosten verursacht und dann doch mit einem freisprechenden Urteile endigt, das wieder in den weitesten Kreisen große Erregung hervorruft?

Der Standpunkt der Polizei aber ist, hier sollte die Präventivpolizei eingreifen und etwas dagegen tun. Das Gift für den menschlichen Körper ist in den Apotheken strenge gehütet, kein Mensch bekommt Gift ohne ärztliches Rezept; dieses moralische Gift aber wird in den Schaufenstern und in den Läden selbst allgemein auch der Jugend frei zugänglich gemacht. An diesem geht die Polizei vorüber, zum Teile, sage ich, vorüber; denn aus der Broschüre des Herrn Dr. Kemmer geht hervor, daß die Münchener Polizei nicht lässig ist in Beschlagnahme der Sachen. Es ist da konstatiert, daß vom 4. Juli 1904 bis 4. Juli 1905 nicht weniger als 18,000 Photographien beschlagnahmt worden sind. Aber, meine Herren, es ist eben doch noch nicht genügend. Geht man in die von mir angeführte Gegend, in der Nähe des Bahnhofes, so wird man auch jetzt noch in den Buchhändlerauslagen die obszönsten Bilder finden, und gerade darauf muß die Polizei ihr Augenmerk richten.

Der Herr Minister hat mir vor einigen Jahren, als ich das gleiche Thema hier angeregt habe, erwidert, ich wüßte ja selber, wie schwer es sei bei Gericht wegen solcher Ausstellungen Verurteilungen zu erzielen. Meine Herren! Ob eine Verurteilung herauskommt oder nicht, ist nach meiner Auffassung von den Pflichten und Aufgaben der Präventivpolizei gleichgültig. (Sehr richtig! rechts. Hört, hört! bei den Sozialdemokraten.) Die Präventivpolizei, Herr von Vollmar, nimmt zum Beispiel, wenn ein schwer Betrunkener nachts durch die Straßen wandelt, ein Messer in der Hand hat oder mit einem geladenen Revolver herumfuchtelt, den Mann, obschon er noch niemand gestochen oder geschossen hat, fest, packt ihn und steckt ihn ins Loch, damit er dort seinen Rausch ausschlafen kann. Die Leute würden sich mit Recht darüber aufhalten, wenn die Polizei das nicht täte, obschon kein strafbares Vergehen, sondern höchstens eine Uebertretung in dem von mir gegebenen Beispiel vorliegt. Die Präventivpolizei hat eben die Pflicht strafbaren Handlungen vorzubeugen, ehe sie verübt werden, und ebenso hat sie auch hinsichtlich dieser Buchhändlerauslagen die Pflicht derartige Bilder und Schriften aus der Oeffentlichkeit zu entfernen.

Ich verlange nicht deren vollständige Unterdrückung, wie ich schon früher bemerkt habe; perverse Menschen, die an solchen Schriften und Bildern Freude haben, sollen sie kaufen können, wenn der Buchhändler schamlos genug ist, diese Artikel zu führen; aber man braucht sie doch nicht ins Schaufenster hinzustellen. Man braucht doch nicht durch öffentliche Ausstellung Käufer anzulocken!

Vor allem soll man doch Rücksicht nehmen auf die Jugend und das ist der eigentliche Grund, warum ich heute wieder in dieser Sache das Wort ergriffen habe. Meine Herren! Sie dürfen mir sicher glauben, nicht religiöse, am allerwenigsten konfessionelle Gründe haben mich veranlaßt das Thema zu besprechen, sondern lediglich das Interesse und die Sorge für unsere Jugend. Fachleute sagen mir: Sie glauben nicht, wie weit verbreitet diese Bilder in den Händen der Mittelschuljugend, ja selbst der Volksschuljugend schon sind, wie groß das sittliche Verderben ist, das unsere heranwachsende Jugend aus diesen Bildern schöpft.

Ich möchte darum an den Herrn Minister als Polizeiminister das dringende Ersuchen stellen, dem Gedanken Raum zu geben, der in Versammlungen und Resolutionen des hiesigen katholischen Frauenbundes und verschiedener Frauenvereine zum Ausdruck gekommen ist, daß

erstens einmal das Verbot, solche Bilder und Schriften in den Schaufenstern auszustellen, streng gehandhabt werden soll ohne Rücksicht darauf, ob eine gerichtliche Verurteilung zu erwarten ist oder nicht, und

zweitens dann, daß man die Sache auf gesetzlichem Wege weiter verfolge durch Aufnahme einer Bestimmung im Polizeistrafgesetzbuch, daß es verboten ist, das Schamgefühl verletzende Bilder und Schriften an Personen unter 18 Jahren zu verkaufen.

Da werden die Gegner sofort mit der spöttischen Bemerkung kommen, da müsse dann künftig jeder, der in eine Buchhandlung geht, den Taufschein oder das standesamtliche Geburtszeugnis dem Buchhändler vorlegen, damit dieser beurteilen kann, ob die betreffende Person schon über 18 Jahre alt ist. Mit solchen Witzen ist aber nichts getan. Der Sinn des Gesetzes ist eben der, daß der Buchhändler ohne strafrechtliches Risiko solche Dinge an junge Leute nicht verkaufen darf, von denen er annehmen muß daß sie noch nicht 18 Jahre sind Vielleicht würde auch eine Altersgrenze von 16 Jahren genügen.

Eine solche gesetzliche Bestimmung würde wohltuend wirken und den Schmutz in Bild und Schrift eindämmen, der sich in München zur allgemeinen Unehre vor der ganzen Welt so breit macht und Tausende von Kinderherzen verdirbt. Das Elternhaus und Schule bemühen sich die Kinder möglichst lange sittenrein zu halten, durch solche schamlose Buchhandlungen aber wird unabsehbares Verderben angestiftet; darum ersuche ich namentlich im

*) Hier sei einschränkend angemerkt, daß die betreffenden Modelle wohl größtenteils aus der Großstadt mitgebracht werden.

Interesse unserer Jugend wiederholt den Herrn Minister gegen diese Mißstände möglichst scharf und energisch vorzugehen."

Namens der Liberalen erklärte der Abg. Dr. Hammerschmidt:

„Meine Herren! Herr Kollege Lerno hat wie schon in früheren Sessionen, so auch heute eine in diesem Hause mehrfach besprochene Frage, nämlich den Kampf gegen die pornographische Darstellung in Literatur und Bildern, berührt.

Ich muß sagen, gar vieles, was er vorgebracht hat, ist ohne weiteres zu billigen. Jedermann hat den Eindruck, daß besonders in den letzten Jahren auf diesem Gebiete vieles geschehen ist, das heißt, gar viel gefehlt wird, was die Billigung weiter Kreise durchaus nicht finden kann. Insbesondere bin ich damit einverstanden, wenn der Herr Kollege Lerno den Schutz der Jugend gegen diese Darstellungen in Wort und Bild fordert.

Ich glaube aber, es ist nicht notwendig auf diese schon mehrmals besprochene Frage heute noch näher einzugehen; denn auch die einzelnen politischen Parteien haben ihre Meinung hierüber wiederholt dargelegt. Auch meine Freunde haben in früheren Verhandlungen durchaus keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie einerseits bereit sind gegen den Schmutz und die Unzucht in bildlicher Darstellung und Literatur ebenfalls vorzugehen und den Kampf gegen diese Auswüchse zu unterstützen. Aber auf der anderen Seite haben sie auch jederzeit mit Recht betont, daß es in dieser Frage unendlich schwer ist die richtige Grenze zu finden. So sehr Sie uns in dem Kampfe gegen den Schmutz an der Seite des Herrn Kollegen Lerno finden, so müssen wir anderseits jedem Versuch, den Interessen der wahren Kunst entgegenzutreten, uns widersetzen!"

In der Sitzung vom 13. Juni antwortete der Minister des Innern, Graf v. Feilitzsch, auf die Rede des Abg. Lerno folgendes (da das offizielle Stenogramm noch nicht vorliegt, folgen wir dem stenographischen Berichte der „Augsb. Postztg." Nr. 134, S. 8):

„Abg. Lerno hat wieder die Schmutzliteratur berührt. Ich kann ihn versichern, daß seitens der Polizeidirektion, soweit es die Gesetze zulassen und es überhaupt in ihrer Macht liegt, mit aller Energie hiegegen angekämpft wird. Sie wissen ja, nach § 184 des R.-Str.-G. sind nur unzüchtige Schriften, Abbildungen und Darstellungen strafbar, und die Frage ist eben, wo die Unzüchtigkeit beginnt und wo sie aufhört. Das ist immer schwierig zu bestimmen. Aber das kann ich zur Beruhigung des Abg. Lerno sagen, daß in seinem Sinne seitens der Polizeidirektion alles geschieht und wiederholt allen Organen eingeschärft wurde, hier Wandel zu schaffen. Eine Kalamität, die ja kaum auszurotten ist, ist die Ausstellung solcher Bilder in den Schaufenstern. Die Polizei hat wiederholt Beschlagnahmungen solcher verfügt, die aber dann durch die Gerichte nicht gutgeheißen wurden; sie hat die Bilder weggenommen, sie hat auch die einzelnen Ladeninhaber dringend ersucht, diese Dinge von ihren Schaufenstern fernzuhalten, aber der Geldgewinn bei solchen Bildern, der macht es so schwierig, Remedur zu schaffen. Wenn einerseits die Gerichte nicht strafen, und anderseits mit einer Sache Geld verdient wird, so ist die Polizei in einer sehr schlimmen Lage."

Kirchgang.

Das ist ein wonniges Wandern
Durch blühende Feldeinsamkeit!
Der Ginster hat uns die Pfade
Mit goldenen Flocken bestreut.

Die wogenden Felder leuchten,
Von strahlender Sonne durchglüht,
Vom Himmel tönt leise . . . verhallend
Der Lerche Sonntagslied.

Durch duftende Lindenwipfel
Zieht feiernder Glocken Sang
Und unsrer Herzen Denken
Hat gleichen harmonischen Klang:

Ein frommes, dankbares Beten,
Ein jubelndes Seligsein!
Das trägt uns auf schimmernden Flügeln
In den offenen Himmel hinein.

Köln. M. Bachem-Sieger.

Ein neues Flugblatt des „Simplicissimus".

Von

Christian Lenz-Breslau.

„Der Breslauer Krawall oder die abgehackte Hand", so betitelt sich das neueste der berüchtigten Flugblätter, die der Simplicissimusverlag bei ihm geeignet erscheinenden Anläßen unter die breiten Massen zu schleudern pflegt.

Es reiht sich den letztvoraufgegangenen (Fleischnot, Sittlichkeitskongreß), was frivole Verse und anwidernde Zeichnungen anlangt, gleichwertig an. Man weiß nicht, was man mehr verurteilen soll, die Darstellungen an und für sich oder die, gelinde ausgedrückt, Geschmacklosigkeit, mit der man das sich in Breslau abgespielte beklagenswerte Ereignis ausbeutet. Jedenfalls ist es sehr bedauerlich, daß Ludwig Thoma und Th. Th. Heine ihre künstlerische Geschicklichkeit im Reimen bzw. Karikieren nicht in den Dienst einer besseren Sache zu stellen verstehen. An Gelegenheiten, Spott und Satyre über Personen oder Ereignisse auszugießen, fehlt es doch keineswegs.

Kann denn diese traurige Berühmtheit, die ihre Basis in der Spekulation auf die niederen und niedersten Instinkte hat, wirklich erstrebenswert sein? Oder sollte der materielle bzw. Reklameerfolg tatsächlich in den Augen der Künstler und des Verlags das maßlos Häßliche derartiger Machwerke aufheben?

Entschuldigen kann man die humoristisch sein sollende Behandlung des unglücklichen Breslauer Vorkommnisses in keinem Falle, und mit Entrüstung muß jeder, der nicht über eine gewisse Quantität Gefühlsroheit verfügt, das frivole Flugblatt zurückweisen.

Die Meldung verschiedener Blätter, daß das Flugblatt inzwischen konfisziert sei, bestätigt sich nur insofern, als der Verkauf für die Dauer eines Tages gesperrt wurde. Dies eigenartige Eingreifen der Zensur diente natürlich als vorzügliche Reklame. Wenige Stunden nach Freigabe war der gesamte Vorrat an Flugblättern bei den Verkaufsstellen vergriffen. Die Polizei beweist andauernd wenig Geschick in der Bekämpfung derartiger Machwerke.

Zur Orientierung derjenigen Leser, denen der Breslauer Krawall nur aus einer knappen Notiz der Tagespresse bekannt ist, gebe ich nachstehend eine Darstellung des Tatbestandes, soweit derselbe geklärt ist.

Infolge eines Ausstandes der Gießer der Maschinenbauanstalt Breslau hatte der „Verband schlesischer Metallindustrieller" beschlossen, falls bis zum 11. April die Ausständischen die Arbeit nicht wieder aufnähmen, am 12. April die Gießereien für alle organisierten Arbeiter (ca. 600) zu schließen, und bei Nutzlosigkeit dieser Maßnahme am 19. April alle organisierten Arbeiter (ca. 5000) auszusperren. Da bei dem letztangegebenen Datum der Streik noch andauerte erfolgte die angedrohte Entlassung sämtlicher organisierter Arbeiter.

Am 20. April kam es nun zu dem vielbesprochenen, folgenschweren Krawall, der sich nach amtlicher Darstellung wie folgt abspielte:

Zur Zeit der Mittagpause hatten sich vor der Linkeschen Fabrik mehrere Hundert Leute angesammelt, die sich aber ruhig entfernten. Gegen 5¾ Uhr aber zogen von allen Seiten wie auf Kommando große Haufen Männer, Frauen und Kinder, besonders aber der bei keinem Radau fehlende Janhagel nach dem Striegauerplatz, woselbst Kommissar Bernert mit wenigen Beamten Posten stand. In dem Augenblick, als die Arbeitswilligen aber die Waggonfabrik verließen, begann sofort ein ohrenbetäubender Lärm. Mit aller Gewalt wurde versucht, auf die Arbeitswilligen einzudringen. Die wenigen Beamten waren der tobenden Menge gegenüber, die sich durch Zuzug immer mehr verstärkte und nach ungefährer Schätzung etwa 4000 Menschen betrug, vollständig machtlos, so daß telephonisch polizeiliche Hilfe herbeigerufen werden mußte. Mit vereinten Kräften wurde versucht, die tumultuierenden Massen nach den in den Platz einmündenden Straßen zurückzudrängen. Die Schutzmannschaft und die Kommissarien sammelten sich unter dem Kommando des Polizeiinspektors Püschel auf dem Platze. Bald traf auch der Kommandeur der Breslauer Schutzmannschaft, Hauptmann Roll, ein und wiederholt wurden die aufgeregten Menschen aufgefordert, auseinanderzugehen. Jedoch nur Schreien und Johlen war die Antwort. Als schließlich noch Stühle, Flaschen, Töpfe, Kohlenstücke u. dgl. gegen die Beamten geworfen wurden, blieb nichts anderes übrig, als nunmehr mit der blanken Waffe vorzugehen. Die berittenen Mannschaften stürmten von allen Seiten gegen die sich wie wahnsinnig gebärdende Menge vor, wobei von der Waffe allerdings ausgiebiger Gebrauch gemacht werden mußte und leider mehrere schwere Verletzungen vorkamen. Aber auch Polizeibeamte erlitten ziemlich erhebliche Verletzungen. Als der Platz gesäubert war, wurde den Verletzten durch Feuerwehrmannschaften und Aerzte Hilfe geleistet. Vier Krankenwagen

waren mit dem Fortschaffen der Verletzten nach dem Allerheiligen-Hospital stundenlang beschäftigt.

Während des Kampfes hatten einige Beamte einen besonders schweren Stand. Gegen 6 Uhr bemerkte Polizeikommissarius Schmidt einen Trupp von etwa 500 Mann, der brüllend und alles über den Haufen rennend die Friedrich-Wilhelmstraße nach dem Königsplatz zu entlang kam. Es gelang den Haufen aufzuhalten und nach dem Platze zurückzudrängen. An der Ecke Leuthenstraße befanden sich mehrere Beamte in schwerer Gefahr, wurden aber von den vorrückenden Beamten durch einen energischen Angriff befreit. Nunmehr wurde der Befehl ausgegeben, sämtliche Läden und Restaurationen zu schließen. Als von allen Seiten von den Dächern und aus den Fenstern alle nur möglichen Gegenstände geworfen wurden und die Menge Freiheitslieder sang und „Revolution" rief, desgleichen keine Miene machte, auch nur einen Schritt zurückzuweichen, zog der Kommissar seine Mannschaften, von denen bereits mehrere schwer bluteten, zusammen in eine geschlossene Linie und gab den Befehl aus, keine Verhaftung vorzunehmen, um eine Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden. Jetzt wurde aber nach einer nochmaligen vergeblichen Aufforderung auseinanderzugehen, ganz energisch vorgegangen und in kurzer Zeit waren die Schulzenwiese, die Hildebrandtstraße, die Leuthenstraße, die Kurzegasse, die Posenerstraße und die Mariannenstraße von der johlenden Menge gesäubert.

Einen ähnlich schweren Stand hatten die Kommissarien Mittmann und John, welche mit ihren Beamten an der Berliner Chaussee postiert waren. Wiederholt wurden aus der Menge Kanonenschläge gegen die Beamten geworfen, so daß dieselben sich schließlich genötigt sahen, mit Hilfe der Berittenen unter Führung des Kommissarius Meißner scharf vorzugehen. Ein Haufe wurde durch die Beamten des Kommissarius Mittmann nach der Schweizerstraße abgeschoben. Als sich hier die Zusammenrottungen wiederholten und Kommissar Mittmann von einer mit ätzender Flüssigkeit gefüllten Flasche getroffen wurde, gab er einige Schreckschüsse ab, worauf die Menge auseinanderstob. Einer der Tumultuanten hatte bereits vorher ebenfalls geschossen und die Kugel war zwischen den beiden Kommissarien John und Mittmann auf das Straßenpflaster aufgeprallt. Um 10 Uhr war die Ruhe hergestellt, die auch in der Nacht nicht mehr gestört wurde. Von den Verletzungen ist keine lebensgefährlich. Am schwersten hat ein Arbeiter gelitten, dem durch einen unglücklichen Zufall die linke Hand abgeschlagen wurde.

Von sozialdemokratischer Seite wurde vor allem bestritten, daß gegen die Beamten tätlich vorgegangen worden sei, anderseits hätten die Polizisten nicht nur Schreckschüsse abgegeben, sondern auch scharf geschossen.

Bekanntlich zeigte Genosse Bernstein vor wenigen Tagen im Reichstage eine derartige Kugel vor, mußte sich jedoch zu seiner gründlichen Blamage belehren lassen, daß das „corpus delicti" eine überhaupt nicht abgeschossene Kugel sei.

Die weitestgehende Besprechung fand im Anschluß an den Krawall der unglückliche „Fall Biewald". Dieser Biewald ist es, dem bei dem Tumulte die linke Hand glatt abgeschlagen wurde. Es kursierten die verschiedensten Lesarten über die Art und Weise, wie sich der traurige Vorfall zugetragen. Einerseits wurde behauptet, Biewald sei dem Pferde eines Berittenen in die Zügel gefallen, während andere sagten, der Arbeiter habe, als ihn ein Polizist mit der flachen Klinge bearbeitete, die Hand halb abwehrend, halb bittend erhoben.

Die einwandfreieste Darstellung dürfte die des Rechtsbeistandes des Verunglückten sein. Dieser, der Justizrat Dr. Mamroth, schildert den Hergang folgendermaßen:

„Nachdem der 21jährige Biewald am Tage des Krawalls gegen 7½ Uhr mit verschiedenen Mitbewohnern einige Minuten ruhig an der Tür gestanden hatte, sah er und die übrigen Personen eine Anzahl Schutzleute von der Posenerstraße her, in der offenbaren Absicht die Straße abzupatrouillieren, einherkommen. Infolgedessen zog er, wie sämtliche übrigen an der Haustüre befindlichen Personen, sich in das Innere des Hauses zurück und einer der Hausbewohner zog die Haustür von innen zu. Unmittelbar darauf wurde sie jedoch durch einige Schutzleute von außen aufgestoßen und die Schutzleute stürmten mit gezogenen Säbeln in das Haus hinein. Die meisten der in dem Hausflur befindlichen Personen flüchteten erschreckt nach hinten, dem Hofraum zu. Biewald und Hartmann liefen nach der anderen Seite des Hausflurs. Bevor Biewald jedoch die Treppe erreicht hatte, erhielt er von einem der Schutzleute von hinten einen Säbelhieb über die Schulter und unmittelbar darauf einen zweiten über den Hinterkopf, so daß ihm das Blut herunterlief. Er hob bittend die Hände und rief dem Schutzmann zu, er solle doch von ihm ablassen, er sei ja ganz unbeteiligt, er sei Arbeiter bei Mende und wolle nur in seine Wohnung hinauf. Der Schutzmann machte trotzdem Miene, weiter auf ihn einzuschlagen. Biewald wollte deshalb die Treppe hinaufflüchten. Kaum hatte er aber die ersten Stufen erstiegen, so erhielt er von dem Schutzmann von rückwärts einen Säbelhieb, der die linke Hand, mit welcher er das Treppengeländer erfassen wollte, glatt von dem Arm abschlug. Der entsetzt um Hilfe rufende Biewald wurde von der Bäudlersfrau Buchmann, die den Hilferuf gehört hatte, in deren Bäudelei hineingenommen, wo ihm der erste notdürftige Verband angelegt wurde. Der Schutzmann war, als Frau Buchmann hinzukam, bereits verschwunden und ist bisher nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln gewesen. Die alsbald herbeigerufene Feuerwehr legte dann dem Verwundeten einen ordentlichen Verband an, schaffte ihn nach dem Allerheiligen-Hospital und nahm auch die noch im Hausflur liegende abgeschlagene Hand mit."

Hiernach liegt ja allerdings ein schwerer Uebergriff des betreffenden Polizisten, der, nebenbei bemerkt, bisher noch nicht ermittelt worden ist, vor. Ueberhaupt haben sich die Polizeimannschaften bei dem Krawalle wenig besonnen und ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt. Aber darauf kommt es nicht an. Kein vernünftiger Mensch hat etwas dagegen, wenn in sachlicher Weise das Vorgehen der Polizisten einer Kritik unterzogen wird. Selbst allzuscharfe Ausdrücke und Uebertreibungen in der sozialdemokratischen Presse, der ein derartes Vorkommnis zu Agitationszwecken willkommen erscheint, versteht und — entschuldigt man vielleicht sogar. Man erkennt doch immerhin ein gewisses gesundes Prinzip, das die Veranlassung zu den Protesten bietet.

Anders dagegen beim Simplicissimus-Flugblatt. Bei Einführung des „Simplicissimus" mögen wohl — zur Ehre der Gründer sei es angenommen — gute Beweggründe, Vorsätze: bestehende Schäden in Politik und Kunst aufzudecken und auszumerzen, vorhanden gewesen sein.

Jetzt ist der „Simplicissimus" zu einem Krebsschaden der deutschen Witzblätter geworden. Nicht scharf genug kann gegen ihn und namentlich gegen das letzte Flugblatt Stellung genommen werden.

Die protestantische Generalsynode von Montpellier.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

In den jüngsten Tagen war zu Montpellier, dem ehemaligen Sitze der Landstände von Languedoc, die Generalsynode der französischen Protestanten vereinigt. Dieselbe bildet das Gegenstück der Bischofskonferenz, welche vor Pfingsten in Paris tagte.

Die Protestanten haben Montpellier gewählt, weil in dieser Stadt das Toleranzedikt vom 20. Oktober 1622 erlassen wurde, das ihre Synoden und Konsistorien regelte.

Die Mitglieder der Generalsynode beraten nicht allein die innere Organisation der Kirchengemeinden und Konsistorien, sondern bereiten auch eine sogenannte Konkordienformel vor.

Letzten Montag haben sie eine Tagesordnung angenommen, welche sich auf die Frage des Glaubensbekenntnisses bezieht. Die Synode verweigert jedwede buchstäbliche und knechtisch unterwürfige Zustimmung zum Glaubensbekenntnis, aber auch jede unbestimmte Formel, welche eine dogmatische Indifferenz rechtfertigen könnte.

Im weiteren verlangt die Synode, daß die Konsistorien und neuen Kirchengemeinden das Glaubensbekenntnis in ihre Statuten aufnehmen sollen, und erkennt an, daß diese Annahme sich nur auf die Grundsätze der reformierten Kirche beziehe.

Man sieht, daß dank des Trennungsgesetzes die Protestanten ihre Stimme laut erheben, was seit 1685, dem Jahre des Widerrufes des Ediktes von Nantes, nicht geschehen ist.

Im 18. Jahrhundert wurde allgemein angenommen, daß es im alten Frankreich keine Protestanten mehr gebe, denn Elsaß und die anderen von Louis XIV. und Louis XV. einverleibten Lande waren von Frankreich durch Zollschranken und allerlei andere Schranken faktisch getrennt und als „französisches Ausland" behandelt.

Aber schon im Jahre 1717, zwei Jahre nach dem Tode von Louis XIV., wurde zu Anduze bei dem Vigan, in der sogenannte Steinwüste, nördlich von Nimes, eine Synode ausgehoben, deren Mitglieder auf die Galeeren kamen. Sechs Jahre darauf erschien eine Verordnung, welche alle Versammlungslokale, in welchen Protestanten zusammenkamen, der Erde gleich zu machen befahl; an deren Stelle war ein Sühnekreuz zu errichten. Das Parlament von Toulouse ging im Jahre 1762 noch in hochnotpeinlicher Weise gegen den Prediger La Rochette vor, obgleich das Parlament des Dauphiné schon seit 1745 jegliche gerichtliche Verfolgung gegen Protestanten eingestellt hatte.

Aber als Louis XVI. den Genfer Protestanten und Bankier Necker zum Finanzminister ernannte, änderten sich die Zeiten. Im Jahre 1781 erschien eine königliche Verordnung, das sogenannte Toleranzedikt, das den Protestanten die Ausübung ihres Gottesdienstes erlaubte. Auf der Notablenversammlung von 1787 erwirkte Lafayette, daß denselben der Gebrauch der Kirchenbücher, d. h. das Eintragen der Geburten, Heiraten und Sterbefälle wieder erlaubt wurde, ein Gebrauch, der im folgenden Jahre zum Gesetze erhoben wurde. Trotzdem blieben aber die Protestanten von allen öffentlichen und Gemeinde-Aemtern ausgeschlossen. Als das Gesetz vom Parlament von Paris einregistriert werden sollte, erhob dieser liberalste der französischen Gerichtshöfe mit 17 Stimmen Einwand gegen die Neuerung.

Napoleon I. reorganisierte das ganze Verhältnis und gab den beiden protestantischen Hauptbekenntnissen, den Reformierten, welche die Lehre Calvins befolgen, und den Lutheraner des Augsburgischen Bekenntnisses, je eine Generalsynode als Gesamtvertretung. Ein Gesetz von Napoleon III. und ein weiteres Gesetz der Nationalversammlung von Versailles vom Jahre 1871 bestimmen, daß die Generalsynoden der Calvinisten von den geistlichen und weltlichen Vertretern der Bezirkssynoden zu bilden seien.

Die Calvinisten, deren Zahl ungefähr 500,000 beträgt, wohnen in der Landschaft Vivarais am rechten unteren Rhoneufer, in den Cevennen und am Südabhange derselben und in einigen Bezirken der Landschaft Béare, der Heimat Heinrichs IV.

Die Lutheraner sind weit weniger zahlreich, kaum 100,000, und stammen meistens von Deutschen ab. Ihr Zentrum ist in der alten Grafschaft Mömpelgard, einer ehemaligen württembergischen Besitzung unter französischer Oberherrschaft, welche in der ersten Revolution den Departements des Doubs und der Oberen Saone zugeteilt wurde.

Hingegen haben sie auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens einen Einfluß, der mit ihrer numerischen Bedeutung in keinem Verhältnisse steht. Besonders seit dreißig Jahren sind sie in allen höheren Stellen der Verwaltungszweige vertreten, haben für die Ihrigen Ministerportefeuilles des Auswärtigen, des Krieges, des Innern, der Justiz und der Finanzen erobert und sind dadurch in die wichtigsten Stellen gelangt. Auch auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens, in den Fakultäten der Universitätsstädte spielen sie eine wichtige und einflußreiche Rolle. Ein Teil der Presse, gerade die angesehensten Organe, wie „Journal des Debats", „Temps" usw., stehen zu ihren oder in ihren Diensten. Außerdem verfügen die Protestanten noch über eine Kraft, die in den jetzigen Zeiten eine Triebkraft erster Klasse ist, über die Hochfinanz. Neben der jüdischen Finanz und den von derselben abhängigen großen Finanzgesellschaften gibt es hier eine protestantische Hochfinanz, mit der um so mehr gerechnet werden muß, weil sie sich grundsätzlich von faulen Gründereien und Machenschaften fern gehalten hat. Ihre Vertreter sind die Chefs der angesehensten Bankhäuser, welche sich gehörig an den Laden legen, soweit es sich um protestantische Interessen handelt.

Von einer protestantischen Gefahr zu reden, wie es Leute vom Schlage Drumonts und Deroulèdes tun, hieße über das Ziel schießen. Jedenfalls dürften aber die Verhandlungen der Synode von Montpellier die Aufmerksamkeit der maßgebenden katholischen Kreise auf sich ziehen.

Ganz leise.

Ganz leise, leise kam er gegangen
Der selige, sonnige Blütenmai,
Und still hat ein Blühen angefangen
Ringsum — — die Vögelein sangen dabei.

Ich dacht', er bleibe; da zieht er schon wieder
Das Tal hinunter, weit fort aus dem Land.
Nun schweigen die lockenden Frühlingslieder,
Nun seufzen die Blumen im Sonnenbrand.

O Frühling des Lebens, ganz leise, leise
Gehst du von mir! Ach Scherz und Lust
Ersterben; und leise verzittert die Weise
Von Glück und Glanz in meiner Brust.

J. Schrallhamer.

Religiöse Fortbildung.

Von

C. A. Ritter.

Es „kann heute für Gläubige und Ungläubige die nächste und dringendste Aufgabe nur die sein, den Menschen wieder das Heil ihrer Seele teuer zu machen . . .", das ist einer oder der leitende Gedanke in Foersters Jugendlehre, in der er die Frage wagen möchte, „ob wir in den tausendfach verschlungenen Beziehungen und Verführungen der Gegenwart nicht noch eine weit gewaltigere Verkündigung des Gerichts nötig hätten als die einfachere Vergangenheit, — eine weit sorgfältigere Deutung des Lebens, weit mächtigere Mittel der Sammlung, weit mannigfaltigere Symbole." Aber es sind heute einstweilen erst die Besten und Wenige, die eine sorgfältigere Deutung des Lebens suchen und mächtigere Mittel der Sammlung, denn „wir finden es noch nicht lächerlich, wenn jemand wähnt, in den schwierigsten Fragen von Religion und Moral die Wahrheit ganz aus sich selbst zu finden." Es ist darum heute besonders jeder Versuch einer Vertiefung des religiösen Lebens- und Gedankeninhaltes freudigst zu begrüßen. Einen solchen wohlgelungenen Versuch stellt das allerdings in anderem Zusammenhang und nicht eigentlich zu diesem Zweck eben erschienene Lesebuch religiöser Prosa „Katholischer Glaube im deutschen Volk", herausgegeben von Dr. Luzian Pfleger (Ladenpreis 1.75 M), dar.

Wie der Untertitel besagt, ist es „zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht" bestimmt, und zwar als Band 12 XII B von Dürrs deutscher Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren. Die Dürrsche Verlagshandlung will mit der Herausgabe dieser Bibliothek dem Lesebuchelend aufhelfen und löst das Lesebuch in sachlich getrennte, für sich einzeln erscheinende Lesebücher auf. Dabei trug sie nach den Worten Fr. M. Schieles in dem Geleitwort zu Band 12 „Deutscher Glaube", dem für protestantische Leser bestimmten Gegenstück zum vorliegenden Buch, dafür Sorge, „daß die von den Schülern erlernte Literatursprache nicht dort eine Lücke aufweist, wo die Sprache des Glaubens ihren Platz und ihr Recht hat", ein Lesebuch, „das zeigt, wie in allen Literaturperioden die deutsche Frömmigkeit sich ihre eigene deutsche Sprache geschaffen hat." Etwas Aehnliches fehlte uns Deutschen schon lange. Während in Frankreich jeder Recueil de litterature seine Proben aus Bossuet, Fénélon, Massillon, Lacordaire, Montalembert und all den religiösen Prosaisten, wenn wir sie kurz so nennen dürfen, bringt, ist uns das durchschnittlich in einem deutschen Lesebuche fremd. Das mag ja in vielen Verhältnissen seinen Grund haben, die bei uns nicht zutreffen. Frankreich ist wie in allem, so auch in der Literatur, das Land der Zentralisation, der französische Klassiker wird offiziell im ganzen Lande anerkannt, allerdings oft mit einer Unbefangenheit seinen Stoffen gegenüber, die wir in Deutschland schmerzlich vermissen. Aber der Franzose sieht eben immer erst auf den Stil und nur in zweiter Linie auf den Inhalt, während dem Deutschen ernste Sachlichkeit, sei sie auch in einem sprachlichen Stachelzaun geboten, über alles geht.

Da ist es denn doppelt erfreulich, wenn einmal in einem seiner Anlage nach rein literarischen Unternehmen der praktische Nachweis geliefert wird, „wie zart und mild, wie stark mitunter und herb, wie natürlich und wieder wie kunstvoll die Sprache des deutschen religiösen Gemüts sich vernehmen läßt", wenn der Herausgeber sucht „die Glaubensgenossen auf das Sprachgut aufmerksam zu machen, das in den Büchern der Frömmigkeit schlummert." Es wäre ja tatsächlich sonderbar, wenn bei den tiefen Zusammenhängen zwischen Religion und Kunst die Darstellung des Höchsten, Reinsten und Innigsten, das die Menschenseele kennt, nicht auch literarisch zu dem Vollendetsten zählte, was an Schriftwerken hervorgebracht wird. Anderseits hat aber eine solche Blütenlese künstlerisch hervorragender Darlegungen des tiefinnern religiösen Gefühls auch das hohe Verdienst, indem es den Glaubens- und Zeitgenossen zeigt, welcher Schatz in den Werken unserer religiösen Prosaiker geborgen ist, sie vielleicht anzuregen, der religiösen Literatur näher zu treten. Denn manch Einer geht einer Vertiefung seiner religiösen Anschauungen verlustig, weil er einmal einen Blick in ein Kompendium getan und vor der „Theologensprache" einen gründlichen Horror bekommen hat. Daß aber die Ausdrucksweise des sprachlich nicht genießbaren wissenschaftlichen Handbuches die dem Theologen einzig mögliche nicht ist, dies erwiesen zu haben, dürfte sich Dr. Pfleger mit Recht rühmen.

So ist sein Buch eine Apologie für die künstlerische Bedeutung unserer religiösen Literatur; zugleich stellt es aber auch inhaltlich, obschon der Verfasser ausdrücklich betont, daß er kein apologetisches Lesebuch schaffen wollte, eine tüchtige Apologie des katholischen Glaubens und Glaubenslebens dar; eine Apologie im Sinne Staudenmaiers: „Die unmittelbare Selbstdarstellung seines Geistes ist die einzig wahre Apologetik des Christentums“.

Es versteht sich bei einer derartigen Darstellung, daß jede Verletzung Andersdenkender streng vermieden ist, dabei aber doch der katholische Gedanke in seinem ganzen Reichtum und seiner ganzen kraft- und segensvollen Durchdringung aller Lebensverhältnisse in blendender Klarheit hervortritt; man vergleiche nur die in so kurzen Worten einzige Zeichnung der Kirche von Diepenbrock (S. 44).

„In bunter, abwechslungsvoller Reihenfolge, wie es der Charakter eines Lesebuches verlangt“, werden die einzelnen Proben geboten, aber nicht in planlosem Durcheinander. Denn am Schluß des Buches finden wir einen kurzen Gedankengang für die Anordnung der Stücke, der eine geistvolle Verknüpfung der Entstehungsgeschichte unserer Kirche, ihres Wesens und inneren Lebens, wie auch ihres äußeren Auftretens bedeutet. Ohne irgend das Geringste, dogmatisch Wesentliche unberührt gelassen zu haben, wird doch vor allem die praktisch-ethische Auswirkung des katholischen Glaubens herausgearbeitet, und mit vollem Recht darf die Sammlung schließen mit dem Wort, „das dereinst das Siegeslied der erlösten Menschheit und der Schwanengesang der Weltgeschichte sein wird: ‚Christus mein Heil gestern und heute; er bleibt es in Ewigkeit‘“ (Ehrhard). Denn „Christus, das Heil“ vor allem ist es, was aus all den Lesestücken heraustönt, das große Leitmotiv, das in mannigfaltigster menschlicher Variation immer auf den Einen, ewig Wahren hinweist.

Mannigfaltig kommt die Variation dieses Themas zum Ausdruck. Laien und Geistliche, Priester, Mönche und Bischöfe, Alte und Neue sind vertreten, der Wissenschaftler und Universitätslehrer so gut wie der Praktiker und Prediger. Der Herausgeber bedauert nur, daß bei dem geringen Umfang, der ihm zu Gebote stand, er sich in der Auswahl sehr beschränken mußte und auch die Vertreter der alten, deutschen, so kraftvoll, gläubigen Vergangenheit nicht in dem Maße zu Worte kommen lassen konnte, das ihrer Bedeutung entspricht. Das ist nun ganz recht, und es ist auch von anderer Seite schon betont worden, daß einige Aeltere wie Tauler, Suso, Spee, Johannes Wild und Ruysbroek, Nikolaus v. Straßburg und vor allem Berthold von Regensburg mit ausgiebigeren Stücken hätten vertreten sein dürfen, die ihre literarische und seelische Eigenart besser hätten hervortreten lassen; ebenso wie man Proben aus Abraham a Santa Clara und dem populären Martin Cochem vermißte. Doch „der Lebende hat Recht“ und meines Erachtens ist es besser, die Heutigen und Gestrigen deutlich und in größeren Auszügen zu Worte kommen zu lassen. Denn einerseits wird damit gezeigt, daß auch heute noch, vielleicht sogar heute *besonders*, nicht nur „früher“, wie man das jüngst im bayerischen Reichsrat hören konnte, ein frischer Zug erneuerten religiösen Empfindens durch das katholische Glaubensleben weht; und daß anderseits dieses frische Leben Blüten sprachlicher Kunst hat hervorsprießen lassen, auf die wir wahrlich stolz sein dürfen. Es genügen da Namen wie Mausbach, Meyenberg, Keppler, Schell, Willmann, Ehrhard, Kralik, Hansjakob, Paul Keller, Hattler, Meschler, Pesch, Baumgartner und Weiß, von Lebenden eine stattliche Schar. Dazu kommen dann die Toten der jüngsten Zeit mit glänzenden Namen: Hettinger, Kraus, Döllinger, Scheeben, Schork, Alban Stolz, Beda Weber, Ketteler, Radowitz, Hahn-Hahn u. a. Besonders verdient es hervorgehoben zu werden, daß das werdende 19. Jahrhundert mit seinen Besten vertreten ist durch Stolberg, Görres, Schlegel, Veith und den unverdientermaßen wenig bekannten Nadermann. Daß dann Diepenbrock, Sailer, Möhler, Bischof Eberhard, Deutinger, Staudenmaier und auch Christoph v. Schmid gebührend berücksichtigt sind, versteht sich ja von selbst.

Die Liste dieser Namen bürgt uns für den reichen Inhalt des Buches; was ihm aber besonderen Wert verleiht, ist der Umstand, daß es trotz seines Reichtums nicht geeignet ist, der Unrast unserer Zeit Vorschub zu leisten. Im Gegenteil, es ist ein Buch „der Weisheit und Schönheit“, eine „Ruhe-Oase des Sonntags“. Es weht wirklich ein warmer sonniger Schein darüber und wir atmen in ihm die Atmosphäre der Frömmigkeit, die „nicht gepflegt wird, um die Religion wie eine Last zu erledigen, sondern in Freude und hochherziger Hingabe an das Innerlichste, Schwierigste, Weiteste“. (Schell.) Es sei darum nicht nur denen empfohlen, die der Untertitel meint, Lehrern und solchen, die es werden wollen; nicht nur den Religionslehrern an den höheren Schulen, die für ihren Zweck manches darin brauchen können und denen eine Ergänzung der Literaturgeschichte nach dieser Seite hin Pflicht ist. Nein, es ist für alle, Laien und Geistliche, die sich und anderen das Heil ihrer Seelen teuer machen wollen, die eine Vertiefung ihres religiösen Innenlebens suchen; für Gläubige und Ungläubige, denn der Katholik wird sich in ihm zu Hause finden, der Andersdenkende wird sich mit Staunen wohlfühlen in dieser freundlich-ernsten, Christus- und Gottbegeisterten Atmosphäre und kein Ernster wird sie ohne tiefen Gewinn verlassen.

„Die Schönheit und ihr Ende“.*)

Von

G. Gietmann, S. J.

Wehe, wehe! Die Schönheit ist tot! Also auch die Schönheitsästhetik — und ihr Schreiber! Richtig, da bin ich namentlich auf die Totenliste gesetzt. Doch nein! Haben mich nicht längst die Heydenreich, Jungmann und Baumgart gewitzigt? Auch die hatten der Schönheitsästhetik den Krieg erklärt. Der erste wurde zwar überstimmt durch nahezu alle späteren Aesthetiker, Hegel, Vischer und Schasler nicht ausgenommen. Jungmann aber konnte selbst nicht umhin, die Aesthetik als die Wissenschaft der „schönen“ Künste zu definieren, wenn er auch schließlich erklärte, ein Werk der „schönen“ Kunst könne recht wohl der Schönheit *entbehren*. Baumgart aber, der den Begriff der Schönheit nicht als Grundbegriff der Aesthetik gelten ließ, steuerte doch wieder ins Fahrwasser der Schönheitsästhetik ein. Jetzt wird deren Tod von neuem ausgerufen. Dem Himmel sei Dank, daß ich dem Ansehen jener Männer insoweit wich, daß ich mir eine Hinterpforte aufließ, um zum Leben zu entwischen; sonst wäre ich nun mausetot. In der Tat habe ich eine andere Möglichkeit, die Aesthetik aufzubauen, offen zugegeben und mich sozusagen anheischig gemacht, es selbst zu unternehmen. Soviel ist „Kunstlehre“ I S. 213 klar genug angedeutet.

Leider ließ ich mich durch die bisherige Entwicklung dieser Wissenschaft bestimmen, den Begriff der Schönheit als grundlegend anzusetzen und Gründe dafür anzugeben. Es schien mir nämlich untunlich, von dem abzugehen, was bisher die durchaus vorwiegende Anschauung war, nämlich die ästhetischen Künste würden durch das Band der Schönheit zu einem System verbunden. Diese Uebereinstimmung der Fachleute schien mir auf eine objektive Wahrheit hinzuweisen. Daher war ich bemüht, diese Wahrheit ins Licht zu stellen. Ich tat es aus innerer Ueberzeugung, wollte aber nicht bestritten haben, daß die Aesthetik, von ihrer geschichtlichen Entwicklung abgesehen, auch ganz anders aufgebaut werden könne. Sogar eine gewisse Einladung zu dieser Methode erkannte ich z. B. in dem Herzenswunsche, die praktische Beredsamkeit in den Kreis der ästhetischen Künste aufnehmen zu können. Denn so wenig diese gegenwärtig vielerorts geschätzt werden mag, so konnte ich ihr doch weder eine hohe Schönheit absprechen noch auch, und zwar noch viel weniger, eine große kulturgeschichtliche Bedeutung aberkennen. Aber mein Fehler war einmal wieder, zu konservativ zu sein und ohne weiteres anzunehmen, es müsse nicht unbegründet sein, was soviele scharfe Denker vor mir für wahr gehalten hätten.

Das war nun ganz und gar unzeitgemäß. Denn heute gilt als erstes Prinzip der Wissenschaft, daß alle vor uns nichts Rechtes verstanden haben, und daß wir auf alle Fälle das Gegenteil zu sagen haben, wenn wir etwas Vernünftiges zu sagen hoffen wollen. Schon deswegen, weil die vor uns so gesagt haben, müssen wir etwas Anderes sagen; denn mit uns fing das Jahrhundert der Aufklärung an; das achtzehnte Jahrhundert und selbst das neunzehnte haben, wie in anderen Dingen, so auch in der Aesthetik keine Bedeutung mehr. Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des „Fortschritts“, um nicht mit einem mißverständlichen Ausdruck zu sagen, der „Reform“. Ich Gottverlassener, der ich die Zeichen der Zeit nicht verstanden habe!

Aber es ist nichtsdestoweniger wahr, daß ich mir die Sache reiflich erwogen und die Erkenntnis gewonnen habe, daß

*) Die folgende ganz subjektive Betrachtung wurde durch einen Aufsatz mit obigem Titel von Dr. Alois Wurm in der „Warte“ (März 1906) veranlaßt. Es möge nicht jeder Ausdruck auf die Goldwage gelegt werden; denn nicht um Persönliches, sondern um die Sache handelt es sich.

es mit einem anderen System der Aesthetik, als dem auf dem Schönheitsbegriff aufgebauten, seine Haken habe. Ich hatte erwartet, ein Widerspruch dagegen werde sich durch einen Entwurf der „fortschrittlichen" Aesthetik als wissenschaftlich berechtigt erweisen, und da hatte ich die Hoffnung, offenkundige Mängel eines neuen Systems nachweisen zu können. Da diese Erwartung sich nicht erfüllt, also eine Probe nicht gemacht werden kann, muß ich am veralteten System festhalten. Denn daß die Schönheitsästhetik, wie jegliche Systematisierung von systemlos Gewordenem ihre Mängel habe, wußte ich ja allerdings; ich nahm sogar keinen Anstand, zu gestehen, daß jede Theorie mit Schablonen arbeite, die auf das objektiv Gegebene nicht restlos anwendbar seien. Dabei hatte ich aber den Hintergedanken, daß ein anderes System sich schwerlich besser zu dem Stoffe schicke, und daß im übrigen die Systematisierung doch ihre großen Vorteile habe.

Ja, Systematisierung! Das ist ja eben der Stein des Anstoßes in der Gegenwart. Das ist das „Joch", das unsere Zeit nicht mehr tragen mag. System setzt Definitionen voraus. Was aber ist abominabler als Begriffsbestimmungen! System setzt unverrückbare Grundsätze voraus; aber die gibt es doch mindestens auf dem Gebiete der Kunst nicht! Mit Begriffsbestimmungen tut man selbst philosophischen Disziplinen den allerschlechtesten Dienst. Empirie ist alles oder doch vorläufig das einzig Wünschenswerte; die Menschen nach uns mögen dann, wenn sie können und wollen, Ordnung in unsere Erfahrungstatsachen bringen. Wir aber leben von Wirklichkeiten und nicht von Abstraktionen! Fort mit der Scholastik, die alles verdorben hat.

Die Scholastik, dieser große Sündenbock, hat auch den Begriff der Schönheit gefälscht. Sie hat eine gewisse Vollkommenheit, Größe, Verhältnismäßigkeit und glänzende Erscheinung als Eigenschaften der Schönheit bestimmt. Pfui! über die sklavische Nachbetung! Das nämliche hatte ja der alte Aristoteles gesagt, der ohne Zweifel nicht aus Stagira, sondern aus dem nicht allzufernen Abdera zu Hause war, wenn er anders die Sache ebenso verstanden hat, wie seine mittelalterlichen Bewunderer. Unser „Empfinden" nimmt vieles nicht mehr als schön auf, was bei Neoscholastikern so heißen muß, weil das System es eben fordert. Zum Beispiel gilt uns das Tragische schwerlich als schön, und doch soll es so heißen. Fort mit der Aesthetik, soweit sie zu einer Metaphysik des Schönen gestempelt wird! Das war allerdings wirklich die Aesthetik in ihrer ersten Entwicklung. Doch schon Hegel redete etwas verständiger, wenn er sie eine Philosophie der schönen Kunst nannte. Noch weiter geht ein Neoscholastiker, wenn er schreibt: „Nachdem einmal das Gebiet der Erscheinung und Erfahrung betreten war, konnte erst durch die genauere Betrachtung der Einzelkünste der Inhalt der Kunstlehre ergänzt werden. Damit wurde eine Wissenschaft aller schönen Künste auf philosophischer Grundlage geschaffen".*) Sagt das wirklich ein Neoscholastiker? Nun, das wäre nicht so dumm, weil da doch der „Erfahrung und Erscheinung" ihr Recht gegönnt wird. Allein die „philosophische Grundlage" ist immer noch der alte Zopf; denn daß die Wissenschaft, zumal eine viele Gebiete zugleich umfassende Wissenschaft, mit der Philosophie etwas zu tun habe, hat man zwar früher geglaubt, aber in unserem Jahrhundert ist das abgetan. Unsere Welt des Schönen ist dafür viel zu eng; sie hat mit den obersten Kategorien des Stagiriten sauber nichts mehr zu schaffen.

Was ist uns also „Schönheit"? Man verlange keine Definition von uns! Zuerst erleben, dann, wenn man will, definieren. Aber wäre das nicht auch oben gesagt mit den Worten: „Erscheinung und Erfahrung ... genauere Betrachtung der Einzelkünste ... und dann Wissenschaft auf philosophischer Grundlage?" Ach nein, uns offenbart sich die Schönheit, wenn „der dem Bild sich sehnend entgegenneigende Teil unserer Seele zur tiefen, in großen Zügen atmenden, genießenden Ruhe kommt, wenn wir die Lippen darbieten und die sich niederbeugende Schönheit ihren Kuß darauf drückt." — Nun wissen wir allerdings ganz genau, was Schönheit ist! wie auch z. B. das Wesen des Menschen uns völlig klar wird, wenn wir einem Geschöpfe begegnen, das durch ungewöhnliche Eigenschaften unsere Aufmerksamkeit erregt und uns zu stummer Bewunderung hinreißt! Nur Scholastiker können eine andere Definition verlangen.

„Der Ruf nach mehr Poesie, d. h. nach mehr Schönheit, läßt sich heute immer lauter vernehmen. Aber um Schönheit zu finden gehe du nicht zu Archilochus, zu Aeschylus und auch nicht zu Shakespeare! Einzelschönheiten wirst du auch bei diesen finden, viele und bedeutende; aber über ihrem Werke lagert nicht der Geist ruhig reifer, edelgeformter, harmonisch-ebenmäßiger Dichtung; es ist kein heiter-tiefes, klares, stilles, beschauendes Genießen, es ist nicht der Schönheitssinn, der hier seinen Frieden findet. Gewöhnen wir es uns ab, immer nach Schönheit zu spüren. Was uns heute praktisch nottut, ist nicht das Verbinden, sondern das Trennen."

Das ist des Pudels innerster Kern! Der „Fortschritt" scheut alles, was nach System schmeckt, was Begriffsbestimmung heißt und sich nicht zumeist oder ausschließlich an das Empfinden wendet. Darin gehen unsere Anschauungen auseinander. Ich möchte meinerseits mit lautester Stimme in unsere Zeit hineinrufen: Was uns heute nottut, das ist nicht das Trennen, sondern das Verbinden! Alle, die einmal eine gute Schule durchgemacht haben, ja, die mögen persönlich trennen, soviel sie wollen, vorausgesetzt, daß ihnen die Grundsätze der vorausgegangenen Schulung immer maßgebend bleiben. Aber so auch die junge Generation erzielen wollen, daß sie erst trennen und dann, wenn sie will, auch verbinden lerne, das ist eine verkehrte Erziehung. Sie hat als verkehrt gegolten in allen Zeiten vor uns! Begriffe und System waren die Grundlagen des Unterrichtes. Sie müssen es bleiben, oder es fährt der Wagen, trotz des besten Lenkers, in den Graben.

*) Gietmann, „Kunstlehre" I, S. 1.

Die Endlichkeit des Unendlichen.

Eine mathematisch-philosophische Plauderei

von Dr. Wilhelm Roßmann, Direktionsrat, Augsburg.

Schon die Ueberschrift, fürchte ich, reizt zum Widerspruch — denn ein solcher liegt ja wohl in ihr. Fast möchte ich die Feder wieder weglegen —. Aber heutzutage sind ja nicht nur im Zirkus, sondern auch in der Literatur schon manche Exzentric-Clowns aufgetreten, ohne daß es ihnen den Kopf kostete, also darf ich vielleicht auch hoffen, mich heil aus der Affäre zu ziehen.

„So schwatz' ich denn los":

Wir wissen alle aus unserem Mathematikunterricht wohl noch, daß es drei Dimensionen gibt.

Die Längenausdehnung, erste Dimension (Linie = a).

Die Länge und Breite, zweite Dimension (Fläche = a^2), endlich die Länge, Breite und Höhe, dritte Dimension (Körper = a^3).

Jetzt nehmen wir einmal an, es gäbe ein Wesen, das weniger Dimensionenbegriffe hat als der Mensch, ein Wesen, dem schon der Begriff der zweiten Dimension „jenseits seiner Sinne" liegt. Das wäre also ein eindimensionales, ein Linienwesen, das nur Längenbegriffe zu erfassen vermag.

Ein solches Wesen — beispielsweise der mathematische Millimeter —, wird sein ganzes Sein und Begriffsvermögen vollkommen erfüllt sehen, wenn es sich auf einer mathematischen Linie bewegt.

Ist diese Linie unendlich lang, so bildet sie für unser eindimensionales Wesen eine Unendlichkeit, die ihm so großartig und unfaßbar erscheinen muß wie uns das Weltall.

Nun tritt ein weit höher begabtes Wesen auf, nämlich eines, das zwei Dimensionen beherrscht, ein Flächenwesen. Dies steht hoch erhaben über unserem Linienwesen. Mit Hilfe seiner zweiten Dimension kann es aus der Linie heraus, seitwärts treten —, sohin für das eindimensionale Wesen mit seinem beschränkten Begriffsvermögen verschwinden und wieder erscheinen, ohne daß sich dieses erklären kann, wo es hingegangen ist und woher es wieder kommt. Ein Wunder für die Begriffe dieses Wesens!

Das Flächenwesen vermag aber noch weit mehr. Es kann mit Hilfe seiner zweiten Dimension für das Linienbegriffswesen eine Welt schaffen, die diesem, da es kein „links" und „rechts" und auch kein „gerade" und „krumm" kennt, unendlich groß erscheint und doch für das Flächenwesen ganz klein, ja sogar unendlich klein sein kann.

Mit anderen Worten: Wird die Linie unter Benützung der zweiten Dimension zu einer Figur, einem Kreis, zusammengebogen, so bleibt sie für das eindimensionale Wesen immer noch unendlich —, es hat ja kein Fassungsvermögen dafür, ob es sich im Kreise bewegt oder auf einer Geraden —. Für das höher begabte Flächenwesen aber ist die Unendlichkeit verschwunden und ein endliches Gebilde entstanden.

Jetzt gehen wir wieder einen Schritt weiter:

Wir beschäftigen uns jetzt mit dem dreidimensionalen Wesen, — unserem eigenen Raumbegriffsvermögen. Wesen, die

drei Dimensionen begreifen und beherrschen können, stehen wieder hoch über den Zweidimensionalen.

Sie können aus der Fläche heraustreten, empor- oder hinabsteigen und so für die Flächenbegriffe vollständig verschwinden. Sie können aber auch für die Flächenwesen, die zweidimensionalen Wesen, endliche Unendlichkeiten schaffen, indem sie die Fläche zu einem Körper schließen, was mittels der dritten Dimension möglich ist. Dieser Körper, beispielsweise eine Kugel, braucht denn nicht unendlich groß zu sein, sondern darf sehr klein, ja unendlich klein sein, und kann doch noch das ganze Begriffsvermögen des zweidimensionalen Wesens vollständig befriedigen, ohne daß es dessen effektive Endlichkeit merkt. Das Flächenwesen hat ja keine Vorstellung von Höhe und Tiefe und nur wenn es diese messen könnte, käme es an ein Ende des Körpers. Die Körperoberfläche aber, die das zweidimensionale Wesen allein begreifen kann, hat kein Ende.

Das dreidimensionale Wesen (der Mensch) erfüllt dem zwei- und eindimensionalen Wesen gegenüber vollkommen den Begriff eines allmächtigen Schöpfers. Da Linien- und Flächenbegriffe nichts Körperliches an sich haben, sind sie für das dreidimensionale Wesen lediglich Begriffe, Ergebnisse seiner Vernunft. Solche kann aber schon der bloße Wille und Gedanke (z. B. eines Archimedes, Pythagoras) in vollkommenster Weise schaffen und zerstören. — — —

Nun, lieber Leser, jetzt nimm deinen Mut zusammen, jetzt kommt der Sprung ins Dunkle.

Wie wäre es, wenn wir noch mehr Dimensionen, zunächst vier, annehmen würden?

Daß es vier und mehr Dimensionen geben muß, nimmt der Mathematiker an — wir brauchen uns also nicht auf den schwankenden Boden des Spiritismus zu begeben. Gleichungen vierten und höheren Grades lernt schon der Gymnasist lösen, — bei der Kongruenz symmetrischer Körper (beispielsweise der beiden Hände) muß auch die vierte Dimension zu Hilfe genommen werden, wie bei der Kongruenz symmetrischer Flächen die dritte.

Wer aber nur über e i n e Dimension (nicht unendlich viele Dimensionen!) mehr als wir Menschen verfügen könnte, was könnte dieses Wesen alles für Dinge vollführen!

Es könnte durch seinen bloßen Willen unendliche Welten schaffen und vergehen lassen, für uns unfaßbar groß, für das vierdimensionale Wesen so klein, daß es dieselben mit seiner Faust umspannen könnte.

Ein solches Wesen könnte in der Welt der dreidimensionalen Begriffe unter Aufgabe seiner vierten Dimension plötzlich erscheinen und dort jede Gestalt annehmen, könnte durch verschlossene Türen gehen, auf den Wassern dahinschreiten, könnte Wunder über Wunder tun und unter Benützung seiner vierten Dimension auch wieder für unser beschränktes Begriffsvermögen spurlos verschwinden —, heraustreten, dahin, wo wir ihm nicht folgen könnten.

Alles, was uns unendlich scheint, wäre endlich, ja sogar verschwindend klein für so ein Wesen, dessen Arm vom Aufgang der Sonne reichen würde bis zum Niedergange.

Ein solches überdreidimensionales Wesen wäre der geborene, unablehnbare Beherrscher aller drei- und weniger-dimensionalen Wesen, die alle ohne Ausnahme unter seiner Macht ständen; es würde eben hoch über Himmel und Erde in seiner überirdischen Herrlichkeit thronen. — — —

Gibt es ein solches Wesen? — — —

Lieber Leser, hast du noch nie das Wehen seines Atems empfunden, hast du noch nie seine Hand auf dir lasten gefühlt? —

Am Abend.

Die Sonne tot.
Im grauen Westen
Zittert noch ihr Glut.
Der Abend ruht
Auf schwarzbelaubten Aesten.

Dein Auge starrt.
In dunkle Weiten
Bang die Seele irrt,
Die Erde wird
Dir zum Meer der Ewigkeiten.

Bonn. Karl Jünger.

Unsere vaterländischen Baumaterialien.

Von

Architekt Franz Jacob Schmitt in München, vormals Dombaumeister zu St. Stephan in Metz.

Einen wesentlichen Faktor bei Beurteilung der Kunstdenkmäler bilden die seinerzeit zu Gebote gestandenen Materialien, welche sogar den Baustil direkt beeinflußen konnten. So beherrscht der rote Sandstein die Architektur am Ober-Rhein; das Freiburger Münster Unserer Lieben Frau ist infolge seines Materiales aus der Nähe derber, als das Straßburger Münster aus feinkörnigem Buntsandsteine. Beim Sankt Petersdome zu Regensburg an der Donau besteht der Südwest-Glockenturm aus festem Kelheimer Jurakalke, der Nordwest-Turm aber aus weichem und weniger tragfähigem Grünsandsteine der Umgegend, daher erhielt er breitere Strebepfeiler und stärkere Mauern als der Südwestturm. Vulkanischer Tuffstein vom Brohltale, Trachyt vom Siebengebirge und der rheinische Schiefer charakterisieren die ganze romanische Baukunst des Nieder-Rheines. Die Ausbildung des gothischen Baustiles in Burgund und Isle de France wurde durch den feinkörnigen Kalkstein ermöglicht, das romanische Gräthen-Kreuzgewölbe wurde zum Gurt- und Rippensystem, die Kappen als leichte Füllung eingespannt; der Aufbau zu einer Reihe von Einzelstützen, zwischen denen sich leichte Füllmauern einfügen, sowie weite Fenster öffnen, ein kühner Höhendrang, welcher zu Strebepfeilern und Bögen nebst Fialen führt, herrscht vor. Die großen Fensterlichter werden durch Steinpfosten geteilt und im Bogenfelde durch Maßwerk gefüllt, die Technik der farbigen Glasbereitung aber zur künstlerischen Ausstattung der durchsichtigen Flächen benutzt.

Der Kalksandstein von Lothringens Brüchen begünstigt ungemein die Ausführung frühgothischer Gotteshäuser in den ehemals deutschen Diözesen Metz, Toul und Verdun (Virten), welche zur Kirchenprovinz des Erzbischofs von Trier gehörten, so konnte es nicht fehlen, daß in der Stadt des Metropoliten schon 1227 der schöne Zentralbau Unserer Lieben Frau, sowie gleichzeitig zu Offenbach am Glan von der Benediktiner-Abtei Sankt Vinzenz in Metz die gewölbte kreuzförmige Basilika begonnen wurden. Die Haupt-Pfarrkirche Sankt Maria der freien Hansastadt Lübeck hat in der 1310 erbauten Annenkapelle die ältesten datierten Sterngewölbe Deutschlands, welche von zwei dünnen 10 Meter hohen monolithen Granitschaften mit Kapitälen gestützt werden. Schloß Marienburg des deutschen Ordens in Preußen besitzt einen 4 Meter hohen achteckigen Granitschaft mit Kalksteinsockel und Kapitäl als einzige Stütze der reichen Sterngewölbe des quadraten Hochmeistersaales, sowie 3 dünne achteckige Granitschafte als Freistützen der unvergleichlichen Strahlengewölbe des Konvents-Remters. — Die Steinbrüche des Monte Giove und des Val Caregna beim Dorfe Castione in Südtirol lieferten den Marmor zu den Grotten des Catullo auf der Halbinsel Sermione des Gardasees und nachmals zum Bau der Kathedrale Santa Maria Matricolare in Verona und des Domes Sankt Virgilius in Trient. Mächtige Maßen von rund 50 Meter Tiefe haben gelben, rosafarbigen, lila licht bis schwarzbraunen Marmor, ihre ausgiebige Verwendung fanden dieselben beim Innern des Domes vom Fürstbischofe in Brixen und bei dem der 1701 begonnenen Jesuitenkirche San Francesco Xaver in Trient. Der nächst Salzburg brechende Halleiner rote Marmor lieferte zu Altären und Grabmälern weithin das willkommene schöne Material, so zu dem vom Kaiser Friedrich III., das mit 240 Figuren in der Wiener Sankt Stephans-Metropolitankirche 1513 vollendet worden ist. Die roten Marmorbrüche der vormaligen Benediktiner-Abtei Sankt Salvator, Quirinus, Peter und Paul zu Tegernsee, ermöglichten ungezählte Ausführungen von Denkmälern, welche uns noch heute in und an Gotteshäusern, Friedhöfen, sowie öffentlichen Plätzen Oberbayerns erfreuen. Auf dem sonnigen Hügel, welcher die Stadt Freising überragt, ließ westlich von der Domkirche Sankt Maria Fürstbischof Philipp sein neues Residenzschloß 1520 ausführen da erscheinen im quadraten Hofe am östlichen wie nördlichen Flügel je 5 Arkaden mit Stichbögen, deren Stützen aus Pfeilern und Säulen von rotem Marmor bestehen, gleiche Opulenz zeigt auch die Einfassung durch eine derbe Balustrade.

Die in München von 1583—1597 erbaute Jesuitenkirche zum Erzengel Michael hat zwei Hauptportale nebst der Nische des Patrones an der Vorderfront, alles von rotem Marmor, welchem Vorbilde nachmals auch bei der Kirche der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und bei Sankt Johannes von Nepomuk in der Sendlingerstraße treu geblieben wurde. Kurfürst Maximilian I. ließ die Mariensäule auf dem ehemaligen Münchener Schrannenplatze im Jahre 1638 aus rotem Marmor und Skulpturen von Erzguß errichten, beide Materiale erscheinen auch bei dem von ihm seit 1600 erstellten Neubaue der Residenz an den zwei Portalen, sowie der großartigen Nische der Patrona Bavariae. — In Trier an der Mosel wurde unter Kaiser Constantin dem Großen 306 die einschiffige Backsteinanlage der Basilika mit weiter ungewölbter Tribune und zwei Reihen rundbogiger Fenster erbaut, welche seit dem Jahre 1856 als evangelische Pfarrkirche dient. Hat hier der unverhüllt gebliebene gebrannte Stein durch 16 Jahrhunderte seine Wetterbeständigkeit dargetan, so kann gleiches von den vielen

Mittelalter-Bauten in Nord- wie Süddeutschland festgestellt werden. Die dreischiffige Hallen-Stiftskirche zu Calcar in der Erzdiözese Köln gilt als der schönste Ziegelbau des Nieder-Rheines, während die 1148 begonnene Prämonstratenser-Stiftskirche Sankt Maria und Nikolaus zu Jerichow, in der vormaligen Diözese Havelberg, der älteste sicher dokumentierte Ziegelbau von Norddeutschland ist. Sankt Blasius der Dominikaner zu Landshut an der Isar im Erzbistume München-Freising hat am 1336 geweihten einschiffigen Chore eine Backstein-Architektur von vortrefflicher Konstruktion; als weitere Rohbauten dieses Materiales bewährten sich in München die Metropolitan-Domkirche Unserer Lieben Frau, die Heiligkreuz-Kirche, Sankt Salvator und der unter Kurfürst Maximilian I. errichtete 3 Conchen-Kreuzchor der Sankt Peters-Stadtpfarrkirche, auch die den beiden heiligen Johannes geweihte Augustiner-Einsiedler Klosterkirche war ursprünglich gleicher Art und wurde erst in der Zopfzeit mit einem unhaltbaren Speisverputze versehen, welcher inzwischen allmählich abgeschüttelt worden ist, was sich die Modernen merken sollten. Da wollte Theodor Fischer eine vaterländische Kirche in der Münchener Vorstadt Schwabing für die evangelischen Christen nachbilden, vergaß aber das Hauptmotiv, die feuersicheren gewölbten Steindecken der Schloßkapelle zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit von 1488 in Blutenburg und der Kirche des heiligen Martinus von 1492 in Unter-Menzing. Bei den Fronten der Schwabinger Erlöser-Kirche wurden die Backsteine mit Mörtel verdeckt und dadurch die Formlosigkeit des Ganzen erst recht offenbart; das findet seine naheliegende Erklärung in dem Umstande, daß Architekt Fischer im Profanbau tätig, allwo der Mörtelputz aus Gründen der Sparsamkeit angewandt wird. Dankbar muß darum anerkannt werden, daß Ohlmüller die Mariahilf-Pfarrkirche in der Au, Ziebland die Benediktiner-Abteikirche Sankt Bonifatius, Albert Schmidt die evangelische Pfarrkirche des Apostels Lukas am Mariannenplatze als Back- und Haustein-Rohbauten errichtet haben, womit der wirklichen Monumentalität und der vaterländischen Tradition in Bayerns Hauptstadt entsprochen worden ist.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Die hervorstechende Begabung des Frl. Maud Fay ist schon bei dem ersten Auftreten der jungen Künstlerin an dieser Stelle hervorgehoben worden. Nach durch eine Indisposition unlieb vergrößerter Pause setzte die talentvolle Sängerin nun als „Elisabeth" im „Tannhäuser" ihr Gastspiel mit größtem Erfolge fort; ihre sanglichen, glänzenden Mittel, wie die poesievolle Gestaltung finden bei der Kritik einstimmig preisende Anerkennung. Es ist somit mit Freude zu konstatieren, daß die Intendanz die junge Sängerin für mehrere Jahre für unsere Kgl. Bühne verpflichtete. Bei einer ungehemmten Fortentwicklung darf man in Frl. Fay eine wahrhaft erstrangige Sangesgröße der Zukunft erwarten. Die Tannhäuseraufführung mit Mottl als Dirigenten, Knote in der Titelrolle, Feinhals als prächtiger Wolfram und Frau Burk-Bergers noch künstlerisch gewachsene Venus fand stürmischen Beifall des ausverkauften Hauses.

Im Residenztheater erschien Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg" nach einer Pause von ein paar Jahren in neuer Einstudierung. Die Tragödie des an seinem weichen Empfinden zugrunde gehenden Ministers fesselte wieder, ebenso amüsierten die köstlichen Politikertypen und fein komisch gesehenen Episodenfiguren. Wie bei der Premiere aber vermochte ich den tragischen Ausgang nicht als absolute Notwendigkeit zu empfinden. Dem Publikum ging es wohl ähnlich, die Stimmung flaute ab. Der von vielen für einen kalten Streber gehaltene Minister ist innerlich eine feminine, anlehnungsbedürftige Natur. Er vermag es nicht, die wenn auch nur vorübergehende Verachtung der Parteien zu ertragen; der politische Kampf hat ihn mürbe und müde gemacht. Seine Liebe zu Tora Parsberg, der geistig-freien und selbständigen, ist zum Teil auch aus seiner Sehnsucht nach Halt in seiner seelischen Einsamkeit geboren; man könnte glauben, daß ihm Toras Verstehen genüge und er in Gemeinschaft mit ihr ruhig seine politische Rehabilitation der Zukunft überlassen werde. Das Gewaltsame ist gegen seine Natur und so überrascht sein Selbstmord mehr, als er unser Mitleid auslöst. Monnard liegt das Weiche im Charakter dieses müde gekämpften Politikers außerordentlich gut. Er bot auch sonst äußerst fesselnde Details. Frl. Lossen gibt die Tora, die Liebende gelang ihr viel besser, wie die Ueberlegene. Arne Kraft spielt Basil eindrucksvoll. Lebensvolle Typen boten unser Häusser, Suske, Wohlmuth, dann König, Leßmann, Schröder und Storm. Die alte Bischöfin wurde von Frau Schwartz mit anmutiger Vornehmheit repräsentiert. Die wichtige Rolle des treuen Dieners spielte Waldau mit Diskretion und später mit überzeugendem Schmerze.

Münchener Schauspielhaus. Das Schauspiel „Kameraden", welches mit gutem Erfolge erstmalig gegeben wurde, ist nicht ganz neu. Es stammt aus der Zeit von Strindbergs fanatischstem „Frauenhasse". Mag der Schwede auch gerade in der Vorrede zu den „Kameraden" dagegen protestieren, daß er das Weib „hasse", so bleibt es ein müssiger Streit um Worte. Das Stück ist nach der Tragödie „Der Vater" geschrieben. Geht in dem Drama der Mann völlig an den Ränken des Weibes zugrunde, so soll er in den „Kameraden" triumphieren; ein Tendenzstück also! Es gibt keine Kameradschaft in der Ehe, sondern nur Feindschaft; denn das „Weib" ist falsch, ausbeutend, böse, gemein .. Strindberg wird nicht müde, in funkelnden Tiraden all seinen Dichterzorn zu entladen; aber wirkliche Menschen gestaltet man nicht aus der bitterer Subjektivität. Selbst dem überragendsten Genie ist dies versagt, man denke an Shakespeares „Troilus und Cressida"... — zweifellos jedoch hatten die „Kameraden" Erfolg. Es wurde unter Stollbergs Regie sehr gut gespielt. Frau Gerhäuser und Herr Lackner taten unendlich viel zur Lebendigung ihrer Figuren; das Ateliermilieu heimelte hier an; Frl. Heydecker blieb einem sehr radikalen „Malweib" keine Nuance schuldig und Strindberg ist in diesem Stücke theatermäßiger, wie in vielen seiner Dramen. Wir glauben ihm nicht, aber man kann nicht sagen, daß man sich auch nur auf ein paar Minuten langweilte. Ueberrascht hat mich der Beifall, der sich oft gerade bei den brutalsten Schmähungen des „Weibes" spontan äußerte. Es wirkt ja immer auf naive Gemüter, wenn von der Bühne herab irgend jemand so recht gründlich ausgescholten wird, aber so jedes Gefühles der Ritterlichkeit sollten wir uns doch nicht entschlagen, wenn auch, um mit Strindberg zu reden, „diese Malerinnen, die vom „Manne" in jahrhundertelangem Ringen erworbene Technik sich verdienstlos nur aneignen"! — Dem Schauspielhaus ist die Aufführung von Frank Wedekinds „Totentanz", in welchem der Verfasser und seine Frau gastieren wollten, verboten worden. Die Premiere des Stückes ist vor kürzerer Zeit in Nürnberg erfolgt.

Verschiedenes. Für die heurigen Festspiele in Bayreuth sind die Mitwirkenden nunmehr endgültig festgesetzt. Seit mehreren Jahren fehlte bekanntlich Felix Mottl unter den Dirigenten. Heuer findet man ihn neben Hanns Richter, Muck, Siegfried Wagner, Balling und Beidler wieder an alter Stelle. Der Spielplan umfaßt den „Ring", „Tristan und Isolde" und „Parsifal". — In Worms feierte man nun im dritten Jahre das „Rosenfest", welches der Erinnerung an den sagenumwobenen Schauplatz der Nibelungen geweiht ist. Friedrich Hebbels gewaltiges „deutsches Trauerspiel", „Die Nibelungen" bildete den Höhepunkt der Feier. Die Aufführung durch Künstler des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters war eine sehr gute und eindrucksvolle, insbesondere bot Karl Ludwig als Siegfried eine imposante Leistung. — Bei den Ausgrabungen in Milet kam bei Niederlegung einer byzantinischen Festungsmauer die wohlerhaltene Vorderwand eines Theaterproskenions mit einer prächtigen Dekoration von Säulen zum Vorschein, die unten aus rotem, oben aus schwarzem Marmor bestehen. — San Francisco wird bereits in diesen Tagen wieder zwei Theater besitzen. Es wird in zwei Riesenzelten gespielt werden, die auf den Trümmern der eingestürzten Bühnenhäuser aufgeschlagen werden. Das eine Zelt soll 7000 Personen im Zuschauerraum fassen. — Anläßlich des diesjährigen Goethetages in Weimar spielte Joseph Kainz den „Tasso", eine Leistung, welche in allen Berichten die höchste Bewunderung gezollt wird. Der zweite Clou der glänzend besuchten Tagung der Goethegesellschaft bildete Henry Thodes Festrede: „Goethe, der Bildner". Wer je den Heidelberger Professor sprechen hörte, weiß, daß Berichte nicht den vollen Reiz seiner Reden bewahren können. Thodes hinreißendes und bisweilen auch hingerissenes Temperament bietet gewiß der Kritik Angriffspunkte, wie jede durch und durch individuell empfindende und urteilende Persönlichkeit. „Goethe, der Bildner" behandelte nicht des Dichters Beziehungen zu den bildenden Künsten, sondern den „Bildner" seiner eigenen Persönlichkeit, an deren Vervollkommnung der Dichter bis ins hohe Alter arbeitete. Ob man Goethes Spinozismus so religiös deuten kann, wie Thode will, erscheint doch fraglich. — Der bekannte Berliner Kritiker Heinrich Hart, einer der Vorkämpfer der jüngstdeutschen Literaturbewegung ist gestorben. Auch als Lyriker und Epiker hat sich Hart bekannt gemacht. In Gemeinschaft mit seinem seine Bestrebungen teilenden Bruder Julius hatte er am Schlachtensee eine „Gemeinschaft gegründet, welche seine sozialen und ethischen Ideale verwirklichen sollte, aber sich nicht lebensfähig erwies. — Unter der Leitung Bernhard Stavenhagens wird in diesem Monat in Kiel das siebente „Schleswig-Holsteinsche Musikfest" abgehalten.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
== Telephon 3860. ==

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserate-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 28.
Auslieferung in Leipzig durch
= Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 30. Juni 1906. III. Jahrgang.

Die verehrlichen Leser der ‚Allgemeinen Rundschau' erinnern wir an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Für die Postabonnenten ist der Postbestellzettel für 3. Quartal beigelegt. Wir bitten unsere Freunde, den nicht benötigten zweiten Bestellschein mit gütiger Empfehlung der ‚Allgemeinen Rundschau' in ihrem Bekanntenkreise unterzubringen. Von der ‚Allgemeinen Rundschau' ist in anerkennenden Zeitungsstimmen wie in Privatbriefen und in Zuschriften namhafter Autoritäten des katholischen Lagers schon so oft gesagt worden: ‚Sie sollte in keinem besseren katholischen Hause fehlen.' Aber tatsächlich fehlt sie noch in vielen gebildeten katholischen Familien. Wer der ‚Allgemeinen Rundschau' aufrichtig wohl will, sollte die kleine Mühe nicht scheuen, auf der gelben Postkarte, welche der Gesamtauflage beigelegt ist, geeignete Adressen mitzuteilen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden könnten.

Herzlichster Dank im voraus!

Verlag und Redaktion.

Inhaltangabe.

Volksschullehrer und Gewissensfreiheit.

Von

Abg. Dr. M. Flemisch.

Der Kampf um die Volksschule ist ein politischer Kampf; er wird in der politischen Arena ausgefochten und die Ent-
heidung liegt in letzter Linie in den Händen der Wählermassen.

Beachtenswert ist in diesem politischen Kampfe die Stellung-
ahme eines großen Teiles der deutschen Lehrerschaft. „Unsere
ufgaben sind Fleisch und Blut vom Geiste des Liberalismus",
gt der Berliner Volksschullehrer Otto Pautsch in seinem
ufsatz „Liberale Weltanschauung und Schule" (Sonderausgabe
r „Münchner Neuesten Nachrichten", 3. Juni 1906); und tat-
chlich sind heute die im Deutschen Lehrerverein zusammen-
chlossenen Lehrer die Schrittmacher des kulturkämpferischen
beralismus auf dem Gebiete der Schulpolitik, in der mehr
ssiven als taktisch klugen Art ihres Vorgehens allerdings auch
.ie enfants terribles. „Es ist darüber kein Wort weiter zu verlieren: Hamburg, Bremen, Leipzig, Kassel, Solingen reden eine deutliche Sprache und der Deutsche Lehrertag in München hat dafür gesorgt, daß auch das naivste Gemüt nicht mehr im unklaren darüber sein kann, in welches Gleise der deutsche Schulkarren dirigiert werden soll. Der Simultanschulgedanke mit seiner Forderung des „schon, aber nur getrennt zu erteilenden Religionsunterrichts" erscheint hier der Hauptsache nach als ein überholter Standpunkt. Nur aus Opportunitätsgründen wird ihm noch eine Galgenfrist gewährt; aber sein rassigerer Erbe steht bereits vor der Türe, harrend des Augenblicks, wo er an die Stelle des schemenartigen Dinges treten soll, das da nicht „Fleisch" nicht „Fisch" nur solange poussiert wird, als die radikale Forderung der religionslosen Volksschule „noch nicht spruchreif" erscheint.

Die Vorbereitungen zu diesem letzten Schritte werden aber immer planmäßiger in die Wege geleitet, und man kann hier ganz interessante Beobachtungen machen; die alten Mätzchen, die man früher für die Simultanschule ins Feld führte, treten immer mehr in den Hintergrund — trotz der Rede Gärtners auf dem Deutschen Lehrertag in München; die Geschütze, die man heute spielen läßt, sind von einem anderen Kaliber.

Zwar die Phrase von der Gewissensfreiheit der Kinder ist so dumm und blöde, daß die Herren mit ihr schon aus diesem Grunde schlechte Geschäfte machen werden; auch mit der Gewissensfreiheit der Eltern wird man nicht weit kommen. Der bayerische Kultusminister v. Wehner hatte durchaus recht, als er am 1. Juni ds. Js. in der Kammer der Abgeordneten erklärte: „Ein Gewissenszwang kann darin nicht liegen, wenn ein protestantischer Vater für seine protestantischen Kinder eine protestantische Schule, oder wenn ein katholischer Vater für seine katholischen Kinder eine katholische Schule zur Verfügung hat"; und anderseits müßten uns die Herrschaften erst einmal sagen, ob denn das etwa Gewissensfreiheit ist, wenn gläubige Eltern gezwungen werden, ihre Kinder zu glaubenslosen Lehrern in die Schule zu schicken.

Wohl aber kann ein drittes Moment, das jetzt mit verstärktem Nachdruck in die Debatte geworfen wird, in seiner Realisierung der liberalen Lehrerschaft unter Umständen — d. h. wenn die nötige Courage vorhanden ist — eine nicht zu unterschätzende Waffe in die Hand geben, um das christliche Volk zu brutalisieren und den Entchristlichungsgedanken à la Frankreich schon in der Volksschule durchzuführen; es ist das das gefährliche Wort von der Gewissensfreiheit der Lehrer.

Bereits im vergangenen Jahre hat die „Freie Bayerische Lehrerzeitung" die Aufforderung des Freien Wortes zum Lehrerstreik aus „idealen Gründen" mit der Bemerkung propagiert: „Wenn recht viele Lehrervereine der Wahrheit die Ehre geben würden und öffentlich erklärten: Wir glauben nicht mehr, was wir in konfessioneller Beziehung lehren müssen, wir sind durch äußeren Zwang zur Unwahrhaftigkeit verurteilt und ersuchen Regierung und Volksvertretung, uns im Interesse der Jugend und unser selbst aus dieser Zwangslage zu befreien — die Wirkung eines solchen Auftretens wäre sicher nicht geringer als die: „Regierungen und Kirchen müßten nachgeben".

Das heißt mit anderen Worten: Man macht den Vorschlag, die Entfernung des konfessionellen, i. e. christlichen Erziehungsprinzips aus dem Volksschulunterricht durch einen künstlich herbeigeführten Lehrermangel zu erzwingen.

Diese Idee beginnt Schule zu machen. Der Würzburger Volksschullehrer und liberale Abgeordnete Beyhl hat in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Sonderausgabe vom 1. Juni 1906) einen Aufsatz über „Volksschule und Gewissensfreiheit" veröffentlicht, dem wir u. a. folgendes entnehmen:

„Viele Volksschullehrer widerstreben der kirchlich sanktionierten Tradition und nehmen für ihre Ueberzeugung das Recht in Anspruch, das jeder andere Gebildete auch für sich fordert".

Ferner:

„Der moderne Staat hat kein Gefühl für die Gewissensnöte seiner Volksschullehrer."

Darum

„muß die freigesinnte Lehrerschaft im Bunde mit den fortschrittlich denkenden Eltern der Gewissensfreiheit eine Gasse brechen. Gerade die aufrichtig religiös empfindenden Lehrer müssen die Hornsignale blasen zum Angriff auf das geistesträge Festhalten am Allzualten in Kirche und Staat."

Was Beyhl mit dem „Angriff auf das Allzualte in der Kirche" meint, ist ja klar. In der Kammer der Abgeordneten hat er am 7. Juni erklärt:

„Man kann die Lehrer rechtlich nicht zwingen, man kann sie aber auch moralisch nicht zwingen, dogmatisch zu lehren. Man kann von den Lehrern keinen kirchlich-dogmatischen Religionsunterricht verlangen."

Beyhl spricht hier zwar das Wort vom „idealen Lehrerstreik" nicht aus, allein seine Forderungen laufen im Effekt auf dasselbe hinaus.

Herr v. Wehner blieb die prompte Antwort nicht schuldig, indem er auf den Staatsrechtslehrer Seydel verwies, der sich zu der Frage der Gewissensfreiheit also äußert:

„Wenn auch der Glaube als Glaube dem staatlichen Eingriff entzogen ist, so kann doch die Glaubensmeinung des einzelnen nicht als Rechtsschranke gegenüber den Anforderungen der Staatsgewalt geltend gemacht werden. Der Staat läßt jeden glauben, was er will, aber er läßt nicht jeden handeln, wie er will. Die Betätigung des Glaubens durch Handlungen oder Unterlassungen ist nur soweit frei, als hierdurch die staatliche Rechtsordnung nicht verletzt wird. Niemand kann sich mit Berufung auf die Gewissensfreiheit staatlichen Verpflichtungen entziehen, ebensowenig als er dies mit Berufung auf andere, z. B. auf politische Ueberzeugungen zu tun vermag."

In Anwendung dieser Sätze auf den Volksschullehrer fügte der Minister bei:

„Es kann aus der verfassungsmäßigen Gewissensfreiheit nicht die Befugnis hergeleitet werden, sich dem Zwang zu entziehen, den der Staat hinsichtlich des Religionsunterrichtes in der Volksschule für Lehrer und Schüler übt. Der Staat hat aus guten Gründen seinen Schulzwang auf den Unterricht in der Glaubens- und in der Sittenlehre ausgedehnt. Dem staatlichen Schulzwang können individuelle Anschauungen des einzelnen nicht entgegengehalten werden. Wenn ein geordnetes Staatswesen nicht zur Anarchie werden soll, kann es dem einzelnen nicht gestattet werden, eine Gestaltung der staatlichen Einrichtungen nach Maßgabe seiner persönlichen Anschauungen auf Grund der von ihm aus der Gewissensfreiheit gezogenen Folgerungen zu verlangen."

Der Lehrerstreik aus „idealen Gründen" wäre also hier von autoritativer Seite abgelehnt: Die Freiheit der persönlichen Meinung involviert noch lange nicht die schrankenlose Freiheit der Tat; denn dann könnte schließlich auch der Anarchist, der die Bombe schleudert, sich mit dem Hinweis auf die persönliche Gewissensfreiheit salvieren.

Im übrigen ist es außerordentlich bezeichnend: Dieselben Leute, die sonst das souveräne, mit den Prädikaten der Gottähnlichkeit ausgestattete Abstraktum des liberalen Staatsbegriffs überall dort anrufen, wo es gilt, die Gewissensfreiheit der Katholiken zu knechten, dieselben Leute machen gegen den modernen Staat Rebellion, wenn er ihren Ideen nicht entgegenkommt.

Aber gemach, verehrte Herren! Von der staatsrechtlichen Interpretation der Gewissensfreiheit ganz abgesehen, ist es nicht an dem, daß wir uns ein Erziehungsideal aufoktroieren lassen, das ein paar glaubenslose Lehrer zusammengekleistert haben. Wir verlangen umgekehrt von der Lehrerschaft und zwar von der gesamten Lehrerschaft, die wir mit unserem Gelde bezahlen, daß sie unsere Kinder so erzieht, wie wir es wünschen. Wenn die Lehrer das nicht wollen oder mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren zu können glauben, dann gibt es für sie nur eine konsequente Schlußfolgerung und das ist die, daß sie so charaktervoll sind und ihren Dienst quittieren.

Es ist das ein hartes Wort, aber es ist von einer unerbittlichen Logik diktiert. Ich sage noch einmal: In Sachen der Kindererziehung in der Schule haben sich die Eltern nicht nach der Meinung der Lehrer, sondern die Lehrer haben sich nach den Forderungen der Eltern zu richten. Die erdrückende Mehrheit des katholischen wie protestantischen Volkes fordert aber die konfessionelle Erziehung ihrer Jugend — konfessionell nicht bloß in dem Sinne gemeint, daß ein paar Stunden des Lehrplans dem konfessionellen Religionsunterricht gütigst eingeräumt werden, sondern insbesondere auch in dem Sinne, daß die religiöse Erziehung in der Schule überhaupt auf der Grundlage der Konfession und im Geiste der Konfession erfolgt — ergo!

Die Lehrer, die es angeht, werden zwar diesen folgerichtigen Schritt nicht tun — trotz der Phrasen der „Freien Bayerischen Lehrerzeitung". — Das ist zu bedauern, aber ändern kann man es nicht. Manchem Vater und mancher Mutter mag dabei freilich bange werden ob der Gefahr, die darin für die Erziehung ihrer Kinder liegt. Kultusminister v. Wehner hat nicht grundlos in der Kammer der Abgeordneten die Lehrer mit ernsten Worten auf ihre Pflicht hingewiesen, die ihnen anvertrauten Kinder nicht bloß zu unterrichten, sondern sie auch in den christlichen Grundsätzen zu erziehen. Die Erläuterung zu dieser vielbemerkten Mahnung gab er acht Tage später an demselben Ort mit folgenden Worten:

„Es sind auch unter den bayerischen Lehrern Erscheinungen zutage getreten, welche weit über die Kreise des Zentrums hinaus Besorgnisse wachgerufen haben. Diesen Erscheinungen gegenüber hielt ich es für geboten, die Lehrer an die Pflichten ihres Standes zu erinnern, neuerdings zu betonen, daß nach dem in Bayern geltenden Schulrecht die Lehrer die Schulkinder nicht bloß zu unterrichten, sondern auch zu erziehen haben, zu erziehen im Geiste ihrer Konfession und daß die Regierung in der christlichen Volksschule auch ein Fundament des Staates und der Monarchie erblickt."

Windthorst hat die Volksschule einmal als das Objekt bezeichnet, auf das sich die Prinzipienkämpfe der Zukunft konzentrieren werden. Wir stehen mitten in diesen Kämpfen. Ein mächtiger Faktor ist hier der Volksschullehrer. Ein Teil der deutschen Lehrerschaft läßt keinen Zweifel mehr darüber bestehen, mit welchen Waffen sie in diese Prinzipienkämpfe einzugreifen gedenkt; die Legitimität dieser Waffen geprüft und in unzweideutiger Weise abgelehnt zu haben, ist ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst des bayerischen Kultusministers; für die Volkskreise, welche auf gläubig christlichem Standpunkte stehen, ist damit die Situation völlig geklärt.

Theologische Kurse für Religionslehrer und Seelsorgsgeistliche.

Von

Heinrich Weertz, Köln.

Im zweiten Heft der Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht an höheren Schulen ist ein bemerkenswertes Referat zu lesen, das Prof. F. Hüllen (Trier) zu Weihnachten 1905 auf der Religionslehrerkonferenz zu Köln gehalten hat. Es handelt über „Veranstaltung von theologischen Hochschulkursen".

Für andere Fächer hat man zum Teil schon seit Jahrzehnten wissenschaftliche Kurse zur Weiterbildung eingerichtet. Hüllen nennt solche für Physiker, für Philologen und Archäologen, für Zeichen- und Turnlehrer, für Lehrer und Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen; selbst für Volksschullehrer gibt es Hochschulkurse. Man könnte noch hinzufügen die Akademie für Mediziner in Köln, welche ähnlichen Zwecken dient, und endlich als Neuestes die rechts- und staatswissenschaftlichen Kurse in Berlin und Köln.

Wie war es mit der Theologie? Auf protestantischer Seite hat man solche Kurse schon eingerichtet. Auf katholischer Seite hat man die ersten Anfänge gemacht mit den Philosophatkursen in Salzburg. Auch die pädagogisch-katechetischen Kurse in

Wien und München boten Geistlichen Gelegenheit, sich auf einem Gebiete weiterzubilden, auf dem sie sich berufsmäßig bewegen müssen. Aber eigentliche theologische Kurse hatten wir bisher nicht.

Solche nun regt Hüllen an. Er hat dabei zunächst das Interesse der Religionslehrer höherer Lehranstalten im Auge. In der Tat sind diese mehr als die gewöhnlichen Seelsorger verpflichtet, auf der Höhe der theologischen Wissenschaft zu bleiben. Ein Primaner kann einen gediegenen Unterricht verlangen, er kann verlangen, daß sein Religionslehrer mit den gerade brennenden religiösen Fragen vertraut ist. Nun wird zwar ein gewissenhafter Religionslehrer durch fortgesetztes Studium von Büchern und Zeitschriften sich auf dem laufenden zu halten suchen. Allein jedermann weiß, daß das gesprochene Wort verbunden mit dem Privatstudium wirksamer fördert als letzteres allein. Daher wären denn theologische Ferienkurse, in denen namentlich über Fragen, die die Gegenwart beschäftigen, gehandelt würde, sehr am Platze. Ich zweifle nicht, daß es den vereinigten Bemühungen der in Betracht kommenden Herren gelingen wird, sie zustande zu bringen.

Aber nicht bloß die Religionslehrer würden solche Veranstaltungen freudig begrüßen, sondern auch — ich spreche hier pro domo — viele Seelsorgspriester. Denn auch diese haben das Bedürfnis, sich weiterzubilden. Das theologische Studium der Universität und des Seminars (vier Jahre) war zu kurz, als daß ein so tiefes Eindringen in die einzelnen Disziplinen möglich gewesen wäre, wie es zumal unter den gegenwärtigen Verhältnissen wünschenswert wäre. Gewiß, auch durch die Praxis, durch Beobachtung, durch Studium für Predigt und Katechese usw. lernt man, auch wird man durch die Kuraexamina und den Pfarrkonkurs schon angehalten, einzelne Gebiete oder die ganze Theologie von neuem durchzuarbeiten. Allein inter arma silent musae, in der aufregenden und zerstreuenden Seelsorgsarbeit in den Großstädten fehlt den meisten die nötige Muße zu einem ruhigen wissenschaftlichen Arbeiten. Wie mancher hat die besten Vorsätze aus dem Seminar mitgebracht, seine Mitschüler sagten, „der studiert weiter", aber er kam nicht dazu, weil er gleich so und so viel Stunden Unterricht geben, so oft predigen, in den Vereinen arbeiten mußte. Die Not der Zeit bringt das mit sich. Zur Fortsetzung der Universitätsstudien kommen nur wenige, weil der Bischof alle Kräfte anspannen muß, um alle Seelsorgearbeiten bewältigen zu können. Diese Tatsache ist bedauerlich nicht nur wegen der einzelnen, die so ihren Neigungen nicht nachgehen können, sondern auch wegen der Seelsorge selbst. Denn es ist klar, daß der Klerus unserer Tage nicht nur durch Eifer und ein vorbildliches Leben, sondern auch durch gediegenes Wissen ausgezeichnet sein muß, soll er seiner schwierigen Aufgabe, das Christentum namentlich unter den Gebildeten in Ehren und in Uebung zu erhalten, gerecht werden. Es ist bedauerlich auch um der theologischen Wissenschaft willen, die so nur von wenigen tiefgehend gepflegt werden kann.

Da könnten nun theologische Kurse von 1—3 Wochen etwa helfen. Der Seelsorgspriester würde sich mit Freuden von dem Gewühle des Alltags losreißen, zu Füßen eines anregenden Hochschullehrers setzen und in das Höhenreich der theologischen Wissenschaft heben lassen. Neugestärkt und gerüstet würde er dann wieder zu seiner Berufsarbeit zurückkehren. Manch einer würde auch Anregung mitbringen zu einer wissenschaftlichen Arbeit, die er nach und nach, vielleicht erst, wenn er als Pfarrer in die Eifel wandert, wo er viel Zeit hat, zu Ende bringen würde.

Viele Geistliche hätten aber, wird man mir sagen, Zeit genug, sich in die Wissenschaft zu vertiefen und sogar Fachgelehrte zu werden. Es gibt viele Stellen auf dem Lande, die einen Mann nicht beschäftigen. Woher kommt es, daß auch diese selten etwas Besonderes leisten? Antwort: Es fehlt die Anregung. Sie wissen nicht recht, was sie studieren, in welchem Fache sie sich ausbilden sollen. Für solche wären gerade solche Kurse förderlich. Hier bekämen sie Anregung. Der Professor macht auf diese oder jene Frage aufmerksam, die noch zu behandeln ist. Manche Einzeluntersuchung würde von dort aus ihren Anfang nehmen.

Kurz, ich verspreche mir viel zur Förderung der theologischen Bildung des Klerus und selbst zur Förderung der theologischen Wissenschaft als solcher von theologischen Hochschulkursen und möchte darum auch an dieser Stelle anregen, daß sie sobald als möglich ins Leben treten.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „Erneuerung" der Kolonialbeamtenschaft.

Eine erfrischende Ankündigung! Die Mehrheit des Reichstages und des Volkes verlangt nichts anderes, als daß mit der alten Wirtschaft gründliche Auskehr gehalten und mit neuen Kräften ein neues System ein- und durchgeführt werde. Aber soweit sind wir doch noch nicht. Aus dem hochoffiziösen Artikel, der von der „Erneuerung" spricht, vernimmt man nämlich nicht die Baßstimme eines Herkules, der zur gründlichen Säuberung des Augiasstalles sich anschickt, sondern einen nervösen Sopran, der eine Verzweiflungsarie anstimmt wegen der welterschütternden Tatsache, daß aus zwei mit dem Mantel der Puttkamer-Liebe bedeckten Aktenstücken einige Sätze in die „Germania" und die „Freisinnige Zeitung" gelangt sind. Man hat zwei Bureaubeamte der Kolonialabteilung in Verdacht, daß sie etwas ausgeplaudert hätten, was zwar nicht für das Staatswohl, aber doch für besagten Jesko v. Puttkamer und dessen rührige Gönner unangenehm sein könnte. So ein Skandal fordert natürlich die schnellste und schärfste Ahndung. Nicht etwa der Skandal, den der Gouverneur von Puttkamer mit seiner „Cousine" angerichtet hat; o nein, den behandelt man nach wie vor mit so viel Gelassenheit, als nur möglich ist. Aber die angeblichen Indiskretionen zuungunsten des edlen Herrn von Puttkamer, die müssen gerächt werden, und wenn das ganze Mobiliar in Trümmer geht. Die Königliche Staatsanwaltschaft in Berlin ist mit der Geschwindigkeit des Feuermelders mobil gemacht worden; zwei Aufklärungsgefechte in der Redaktion der genannten Blätter haben sofort stattgefunden, leider ohne Erfolg. „Sollte dieser Weg nicht zum Ziele führen," so lautet die hochoffiziöse Drohung, „so wird eine Erneuerung des Beamtenkörpers der Kolonialabteilung ins Auge zu fassen sein". Nach dem alten Rezept der nervösen Schulmeister: Wenn ich den Ruhestörer nicht herausfinde, muß die ganze Klasse nachsitzen.

Ganz am Schlusse des zorndurchbebten Artikels wird dann auch noch in 2½ Zeilen von derjenigen Angelegenheit gesprochen, die einigen Zuschauern als die Hauptsache erscheint. Der seit langem im Parlament und in der Presse so schwer beschuldigte Gouverneur von Puttkamer hat nun endlich die Gnade gehabt, die Einleitung einer Disziplinaruntersuchung gegen sich zu beantragen. Ein alldeutsches Blatt fügte dieser Nachricht die Klausel hinzu, die Disziplinaruntersuchung sei wegen der behaupteten Begünstigung der Esserschen Gesellschaften beantragt worden. Von anderer Seite wird jedoch versichert (vermutlich auch auf Grund staatsgefährlicher Indiskretionen), daß hier das Sprichwort „In der Beschränkung ꝛc." nicht gelten, sondern auch der Cousinenpaß nebst Zubehör den Gegenstand der Untersuchung bilden solle. Nun gut, wir wollen also hoffen, daß der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen wird. So kann aus einer inkorrekten Handlung auch etwas Gutes hervorgehen. Beamte dürfen den Inhalt sekreter Aktenstücke nicht ausplaudern, auch wenn sie den Inhalt für bedauerlich halten und die Entrüstung sie redselig machen will. Strafwürdig ist eine solche „Flucht in die Oeffentlichkeit"; man muß jedoch auch prüfen, wie die Beamtenschaft zu dem Mangel an Diskretion gekommen ist. Der offiziöse Zorneserguß hat bestätigt, daß in dem jüngsten Bericht an den Reichskanzler vorgeschlagen war, Herrn v. Puttkamer den nachgesuchten Abschied mit Pension zu bewilligen und ein Disziplinarverfahren nicht einzuleiten, „da es nicht im öffentlichen Interesse liege und es Herr v. Puttkamer selbst nicht für erwünscht halte." Wir haben zu dem Reichskanzler Fürsten v. Bülow so viel Vertrauen, daß wir annehmen, er würde auch ohne die vorzeitige Veröffentlichung das Unzuläßige und Gefährliche eines solchen Verfahrens erkannt und demgemäß die Einleitung der Untersuchung befohlen haben. Im Zusammenhange mit den jüngsten Abstimmungen im Reichstage ist die Sache von allgemeiner Bedeutung. Die skeptische Haltung des Zentrums gegenüber der gegenwärtigen Kolonialpolitik findet ihre klare Rechtfertigung. „Erneuerung", das ist die richtige Parole; aber allgemeine Erneuerung, die sich bis auf die Gouverneure hinauf erstreckt. Als der offiziöse Zornerguß erschien, spotteten die Gönner des Herrn von Puttkamer: „Da habt ihr den eisernen Besen, nach dem ihr gerufen habt; aber er wendet sich nach der anderen Seite!" Inzwischen sind sie schon etwas stiller geworden; denn die Antwort lautete: „Nur los mit dem eisernen Besen! Wenn er erst im Gange ist, wird er schon über euren Kreidestrich hinweg auch die Puttkamer-Ecke und die sonstigen Ecken der Mißwirtschaft ausfegen müssen!" Einige

bisher blindeifrige Blätter brechen schon in den Seufzer aus: es werde wohl eine gründliche Reform nötig sein, da man sonst auch in der nächsten Reichstagssession die ersehnten Bewilligungen nicht erhalten würde. Das stimmt. Kein Vertrauen bei Fortsetzung des Vertuschungssystems und der Günstlingswirtschaft.

Der Reichskanzler hat einen großen Beweis des Vertrauens erhalten, als ihn der Kaiser in Norderney aufsuchte und dann sich über die Genesung des Kanzlers in sehr schmeichelhaften Worten öffentlich äußerte. Möge er die Stärke seiner Stellung benützen, um in Sachen der Kolonialpolitik gründliche Herkulesarbeit zu leisten,

Die Reichstagswahl in Hannover-Linden.

Die Sozialdemokratie hat das Mandat behauptet, das ihr im Jahre 1884 der nationalliberale Eigensinn zum ersten Male zugeschanzt hatte. Aber das sozialdemokratische Stimmenübergewicht ist von 5000 auf 1200 zurückgegangen. Bei den anderen Ersatzwahlen der letzten Jahren pflegten die roten Stimmen sogar einen absoluten Rückgang zu erleiden; jetzt triumphiert die sozialdemokratische Presse, aber ein relativer Rückgang ihres Anhanges liegt doch vor. Einen erheblichen Zuwachs hat dagegen die nationalliberale Partei erhalten. Die Deutschhannoversche (welfische) Partei und das besonders organisierte Zentrum in Hannover haben sich leider nicht mit Ruhm bedeckt. Um den welfischen Kandidaten in die Stichwahl zu bringen, hätte die ganze Zentrumspartei sofort einmütig für ihn eintreten müssen. Aber der genius loci wollte sich dazu nicht verstehen, nicht einmal auf die eindringliche Mahnung des Fraktionsvorstandes. Ein bedauerlicher Mangel an Disziplin und Augenmaß. Denn mögen die persönlichen und korporativen Verstimmungen wegen mangelnder Rücksichtnahme rc. auch psychologisch erklärbar sein, sie müssen zurücktreten, wenn das höhere Interesse der Gesamtpartei so klar es fordert. Allerdings hätte auch das sofortige Eintreten des ganzen dortigen Zentrums den welfischen Kandidaten nicht in die Stichwahl bringen können. Es ist also durch die Zwistigkeiten kein materieller Schaden angerichtet worden; der moralische Schaden läßt sich hoffentlich auswetzen, wenn von beiden Seiten auf bessere Fühlung hingearbeitet wird. Man sollte nicht diesem Zwischenfall eine grundsätzliche Bedeutung beilegen. Hier spielen offenbar örtliche und persönliche Umstände die Hauptrolle.

Im übrigen hat die dortige Wahlbewegung wieder gezeigt, daß das Zusammengehen aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokraten bitter notwendig, aber auch höchst schwierig ist. Es ist gut, daß gleich der erste Wahlgang die Entscheidung gebracht hat; die Stichwahl hätte nach den vorangegangenen Zwistigkeiten nichts gebessert, sondern nur das Aergernis größer gemacht. In Altena-Iserlohn, wo zurzeit eine Ersatzwahl für den verstorbenen Freisinnigen im Gange ist, wird leider wohl der Zwist unter den bürgerlichen Parteien den Sozialdemokraten das Mandat ausliefern. Wenn man doch bis 1908 zu der Erkenntnis kommen wollte, daß alle Gegner der Sozialdemokratie sich in dem ehrlichen Beschlusse einigen müßten: Bei der Stichwahl stimmen wir unbedingt für den Gegner des Sozialdemokraten! Das Zentrum würde trotz allem berechtigten Widerwillen gegen liberale Kulturkämpfer sich einer solchen Abmachung anschließen, wenn es nur die Gewißheit hätte, daß man auch rückhaltlos für den Zentrumskandidaten, der da in die Stichwahl käme, eintreten würde. Das ist aber nach den bisherigen Erfahrungen sehr zweifelhaft. Vielleicht kann in Altena-Iserlohn die Probe gemacht werden; denn dort dürfte am Ende eine Stichwahl zwischen Schwarz und Rot stattfinden müssen.

Die fortschreitende Zersetzung Rußlands.

Was ist Wahrheit? so muß man resigniert fragen, wenn die liberalen Blätter versichern, daß die Judenmetzelei in Bialystok und die angeblich vorbereiteten „Pogrones" in anderen Städten eine teuflische Veranstaltung der Kontrerevolution, des sogen. weißen Schreckens oder der schwarzen Bande, seien. Die unmenschlichen Ausschreitungen der erregten Volksmenge und die schadenfrohe oder gar unterstützende Haltung der Polizei und der Kosaken sind gewiß aufs höchste zu beklagen. Aber man darf auch nicht übersehen, daß die jüdische Bevölkerung durch ihre hervorragende Beteiligung an den revolutionären Umtrieben und den nihilistischen Bluttaten den Haß herausgefordert hat. Im Grunde genommen kamen diese Ausschreitungen, die sich gegen die Juden richten, mehr den nihilistischen, als den reaktionären Bestrebungen zugute. Vorläufig ergibt sich aus diesen Schandtaten sowie aus den Meldungen von Meutereien nur die Bestätigung des Auflösungsprozesses, der den russischen Staatskörper zerrüttet, ohne daß die Rederei in der Duma ihn aufzuhalten vermag. Ein Kaiserreich für einen ehrlichen Diktator!

Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Vom Herausgeber.

Die in Nr. 25 (S. 294 ff.) abgedruckte Rede des Zentrumsabgeordneten Landgerichtspräsidenten Lerno hat in der bayerischen Kammersitzung vom 20. Juni noch ein unerwartetes Nachspiel gehabt. Nachdem der liberale Abgeordnete Dr. Hammerschmidt sich am 12. Juni unter Wahrung der berechtigten Interessen der Kunst mit vielem, was Abg. Lerno vorbrachte, ohne weiteres einverstanden erklärt und auch seinerseits den Schutz der Jugend gegen pornographische Darstellungen in Wort und Bild gefordert hatte, nachdem er unter besonderem Hinweis auf frühere Reden seiner Freunde ein näheres Eingehen auf diese Frage für unnötig erklärt hatte, mußte es im höchsten Maße befremden, daß bei Wiederaufnahme der Beratung eine ganze Reihe von liberalen Rednern das Thema in einem ganz anderen Sinne behandelten. Freilich gab Herr von Vollmar in dieser Sitzung den Ton an. Da glaubte man nicht zurückbleiben zu können, um nicht in den Geruch der Rückständigkeit zu kommen. Der Führer der Sozialdemokraten und der Führer der Liberalen (Dr. Müller-Hof, alias Meiningen) polemisierten gegen die Ausführungen Lernos, drückten sich aber um den eigentlichen Kern derselben mit einigen allgemeinen Redensarten herum. Oder war es vielleicht beweiskräftig, wenn Vollmar vom „Spürsinn der Sittlichkeitseiferer" sprach, „der sie dann Dinge sehen lasse, von denen unsereiner, trotzdem er sehr genau mit den Dingen bekannt ist (???), nichts oder doch wenig zu sehen bekommt"? Es ist sehr billig und bequem, die Schriften von Dr. Kemmer und Otto von Erlbach als „einseitig" beiseite zu schieben, obgleich die eine mit durchweg amtlichem Material, die andere mit urkundlichen Beweisstücken sozusagen bis an die Zähne gewappnet ist. Schade, daß niemand aus dem Hause dem Abg. von Vollmar die auf Seite 88 ff. der Erlbach-Broschüre (Nr. 21, S. 245 der „Allgemeinen Rundschau") abgedruckten Aeußerungen des sozialdemokratischen „Hamburger Echo" und der sozialdemokratischen „Magdeburger Volksstimme" vorgerieben hat! Eine bessere Widerlegung der Vollmarschen Vogel-Strauß-Taktik wäre kaum möglich gewesen. Ob es vornehm ist, dem bestgehaßten Kölner Männerverein „Schildbürgerstreiche" an die Rockschöße zu hängen, an denen er gänzlich unbeteiligt war, bleibe dahingestellt. Wenn v. Vollmar sich Lerno gegenüber auf die Kunstgeschichte von P. Kuhn berief, so stößt er nur offene Türen ein. Falsche Prüderie findet auch in den Männervereinen keine Verteidiger, aber Vollmars oder Dr. Müllers Ansichten über die Grenzen, wo die Kunst aufhört und die Pornographie anfängt, werden sich mit den Anschauungen P. Kuhns ganz gewiß nicht decken. Es hilft wenig, daß von Vollmar beiläufig bemerkte: „Niemand befindet sich im Hause, der die Pornographie verteidigen will, und wir Sozialdemokraten haben es gar nicht nötig uns nach dieser Richtung hin zu verteidigen." Der Gesamteindruck seiner Rede war der, daß er in die Verurteilung der von dem Abg. Lerno und ganz besonders in der Kemmerbroschüre beklagten Schändlichkeiten nicht nur nicht einstimmte, sondern gegen die Broschüre Stellung nahm. Schon allein die Rücksicht auf die halbwüchsigen Münchener Proletarierkinder, welche ihre armseligen Glieder zur Herstellung von Gruppenbildern prostituieren müssen, von denen jeder ernste Künstler sich mit Entrüstung abwendet, hätte den sozialdemokratischen Führer veranlassen sollen, ein Wort des Protestes zu sprechen. Wenn aber Herr von Vollmar von diesen Dingen nichts erfährt, so sollte er auch nicht mitreden.

Auf die wohlfeilen Tiraden des liberalen Abg. Dr. Müller an dieser Stelle näher einzugehen, hat überhaupt keinen Zweck. Man hat das gleiche schon im Reichstage gehört. Daß auch er am Kölner Männerverein kein gutes Haar läßt, ist aus seiner ganzen Richtung erklärlich. Es ist schließlich nichts weiter als eine wirkungslose Phrase, wenn auch Dr. Müller ausrief: „Gewiß, der Schutz der Jugend ist eine hohe Aufgabe, die die höchsten Interessen des deutschen Volkes betrifft." Aber, so hätte er hinzufügen müssen, jedem, der diesen Schutz ernsthaft und mit wirksamen Mitteln anstrebt, fallen wir in den Arm. Es läßt darum auch völlig kalt, wenn Dr. Müller u. a. ausführte:

„Es ist nicht zu leugnen, daß sich viel Schmutz auf der Straße und in den Läden überall, vor allem in den großen Städten, breit macht. Es ist das bei unserer Hauptstadt nicht anders als im Ausland. Ich habe im Reichstage wiederholt Material dafür an-

gebracht, um zu zeigen, daß die Polizeiverwaltung geradezu dem wirklichen Schmutz gegenüber in ganz merkwürdig laxer Weise vorgeht. Wir hätten positive Aufgaben auf diesem Gebiete genug. Mögen die Herren Minister einmal mehr tun zur Hebung der Kunst im Volk, vor allen Dingen in den Schulen. Wenn in dieser Beziehung einmal eine positive Kunstpolitik von den verschiedenen Herren Minister des Innern tatsächlich ins Werk geleitet würde, dann würden die Schweinereien, die von unserer Seite ebenso verdammt werden wie von der anderen, infolge des guten Geschmackes des Volkes und des Widerstandes aus dem Volke heraus selbst verschwinden."

Nach dieser Theorie müßte man auch den **Handel mit Giften freigeben** und die „**Volkserziehung**" als **einziges** Schutzmittel gegen Giftgenuß proklamieren. Mit der rein theoretischen Verurteilung der Jugendverführung ist gar nichts getan, ebensowenig mit Kraftausdrücken, wie „Moralfatzkentum". Damit wird auch der liberale Abg. Dr. Goldschmit die Männervereine nicht umbringen.

Im übrigen kann man sich auf die schlagenden Erwiderungen des **Ministers des Innern, Grafen Feilitzsch**, und des Abg. **Lerno** beziehen.

Graf von Feilitzsch führte in seiner Eigenschaft als Polizeiminister etwa folgendes aus:

„Man soll sich nicht kleinlich benehmen, aber anderseits darf man auch nicht dulden, daß ein gewisser Schmutz, gewisse Verstöße gegen die Sittlichkeit in hohem Maße in der Weise zur Geltung gelangen und unbeanstandet bleiben, die eben unserer Jugend schaden und die überhaupt nicht zulässig sind. Wo kommen wir denn hin, wenn wir z. B. die unsittlichsten Bilder, die man sich nur denken kann, in öffentlichen Schauläden unbeanstandet lassen? Ich spreche von unsittlichen Bildern (Zuruf links). Ja, Sie haben es gegenüber den Bemerkungen des Herrn Abg. Lerno geradezu als ungesetzlich erklärt, daß man solche Bilder nimmt, bei denen der § 184 nicht die Möglichkeit bietet vorzugehen. Also ich sage, die Polizei darf solche Dinge nicht dulden; und ob die Grenze des Unzüchtigen und der Unsittlichkeit hier überschritten ist, ob der einzelne Fall unter das Strafgesetzbuch fällt, das kann auch der Herr Abg. Dr. Müller nicht entscheiden, das ist ungemein schwierig und deshalb müssen die Polizeiorgane in vielen Fällen solche, ich will einmal sagen, stark unsittliche Dinge einfach beschlagnahmen und der Richter soll dann auch entscheiden, ob das unter das Strafgesetzbuch fällt oder nicht. Wenn ich aber von vornherein nur dann zugreife, wenn die Unzüchtigkeit nach der Rechtsprechung der Gerichte schon gegeben und außer Zweifel gestellt ist, dann wird jeder Polizeibeamter sich scheuen, überhaupt einzugreifen, weil er denkt, da könnte ich mir eine Gesetzverletzung zuschulden kommen lassen! Ich kann Ihnen ganz offen erklären, daß namentlich **gegen das Ausstellen von solchen unsittlichen Bildern in Schauläden von der Polizei mit Wissen und Zustimmung des Ministeriums in der Weise vorgegangen wird, daß die Inhaber dieser Läden veranlaßt werden; diese Bilder doch von den Schaufenstern wegzutun.** Wenn allerdings der Betreffende sich weigert, sie wegzutun, dann muß versucht werden, eine Strafentscheidung zu verlangen. Das haben dann die Gerichte zu entscheiden. Dieser Standpunkt der Polizeidirektion ist **im allgemeinen Interesse der Bevölkerung und der heranwachsenden Jugend.** Wenn Sie Kinder haben, die in die Schule gehen, die an solchen Läden vorbeigehen und kommen nach Hause: da haben wir eine nackte Person rc. am Fenster gesehen; darf das erlaubt sein? und man sagt: man kann nichts dagegen tun, so wird jedes Kind sagen: das kann doch nicht erlaubt sein, das ist doch eine Schande. Also, meine Herren, diese Dinge müssen polizeilich vorsichtig, aber doch energisch ins Auge gefaßt werden."

Wenn die Entgegnung des Abg. **Lerno** an manchen Stellen einer gewissen drastischen Schärfe nicht entbehrte, so war diese durch die kaum noch zu überbietenden Uebertreibungen seiner Angreifer hervorgerufen. Der ausgedehnten Rede sei nur das Wichtigste entnommen:

„Was ich damals gesagt habe, darauf bleibe ich stehen und das wird jeder Mensch, der überhaupt Interesse hat an Sittlichkeit, unterschreiben müssen. Herr v. Vollmar hat gesagt: „Leute wie die Herren vom Kölner Männerverein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit entdecken mit eigenem Spürsinn auf Schritt und Tritt Obszönitäten!" Ich hatte aber am 12. Juni hingewiesen, daß in einer Verhandlung vor dem hiesigen Schwurgerichte ein Verteidiger gesagt hat, der Staatsanwalt solle nicht bloß den packen, der auf der Anklagebank sitzt, sondern er solle sich in den zunächst dem Justizpalaste gelegenen Buchhandlungen umschauen. Dort wird er vielfach noch ärgere Obszönitäten finden. Also dazu bedarf es keines besonderen Spürsinns.

Dann sagte Herr v. Vollmar, ich hätte jedes Aktbild für unsittlich erklärt. Meine Worte aber lauteten: Man behauptet, es handle sich dabei um Kunsterzeugnisse. Du lieber Himmel! Schauen Sie sich diese Ansichtskarten, Aktphotos und dergl. an! Wenn man hier von Kunstprodukten reden will, so ist es eine jämmerliche Ausrede! Die Künstlerkreise lachen über diese Ausrede und sagen: Künstler, die solche Bilder, namentlich Stereoskope brauchen, um ihrem Formengedächtnis nachzuhelfen, wären traurige Künstler. Ein Künstler nimmt einen natürlichen, einen lebenden Akt, aber niemals solche Bilder. Habe ich damit alle nackten Bilder verworfen? Ich habe hier das Zeugnis eines Künstlers, des **Professors Gebhard Fugel von München, eines bekannten modernen Malers; der hat eine kurze und ganz treffende Abhandlung geschrieben in Nr. 24 der „Allgemeinen Rundschau".** Er spricht von der Verbreitung der nackten Photographien nach dem Leben und sagt: „Die Frage, ob die Künstler solche Photographien zu ihren Arbeiten benötigen, verneine ich entschieden; denn die Künstler müssen nach dem lebenden Modell arbeiten. Es wäre um ihr Schaffen schlimm bestellt, wenn sie auf solche Photographien angewiesen wären. Außerdem wären für sie diese Bilder schon deshalb wertlos, weil dieselben schon zu Tausenden verbreitet sind." **Das sagt ein Künstler.** Ich darf auch noch anführen, was Fugel weiter bemerkt: „Wenn auch die ganze Künstlerschaft diese Bilder kaufte, dann würden sich damit doch noch nicht einmal die Kosten für die Reklame decken lassen und damit ist der Beweis erbracht, daß das große Publikum und nicht die Künstlerschaft die Hauptkäufer bilden. Es ist das auch ganz richtig; denn wenn der Absatz dieser Bilder auf die Künstlerkreise beschränkt wäre, wenn es wahr wäre, daß nur die Künstler diese Bilder benötigen, so würden die Produzenten und Händler gar keine Geschäfte machen. **Das Hauptgeschäft machen sie damit, daß sie diese Bilder ganz allgemein unterm Publikum verbreiten, ja, daß sie gewissenlos genug sind, dieselben an unreife Leute, Gymnasiasten und selbst an Schulkinder zu verkaufen.** Ich weiß nicht, ob sich der Herr Abg. von Vollmar bewußt war bei seiner heutigen Rede, daß er mit seinen Ausführungen solche Mißstände verteidigte. Dann hat Herr Kollege von Vollmar auch gesagt, nach meiner Anschauung sollen für die Polizei die Ansichten der Sachverständigen nicht maßgebend sein. Das halte ich heute noch für ganz richtig. Wenn die Polizei erst zu der von mir verlangten Beschlagnahme noch Sachverständige fragen wollte, dann käme sie nicht zum Ziele. Und die Sachverständigen! Jeder Richter weiß doch, was die Sachverständigen für einen Wert haben. Ich will Ihnen für jede These so viele Sachverständige, als Sie wollen, aufstellen, die dieselbe verteidigen. Es ist selbstverständlich, daß die weitaus größte Mehrheit von Sachverständigen ihr Gutachten nur nach bester Ueberzeugung abgibt; es ist aber auch gut, daß die Richter an das Urteil der Sachverständigen nicht gebunden sind.

Dann habe ich gesagt, es sei Aufgabe der **Präventivpolizei**, gegen Ausstellung derartiger Bilder in den Auslagen der Buch- und Kunsthandlungen vorzugehen ohne Rücksicht darauf, ob eine Verurteilung herauskommt oder nicht. Herr von Vollmar hat dabei gesagt, ich verlange hier geradezu eine Gesetzwidrigkeit. Ich muß heute noch auf diesem Standpunkt stehen bleiben. Was der Herr Minister in diesem Punkte ausgesprochen hat, halte ich juristisch für durchaus richtig. Die Polizei, insbesondere die Präventivpolizei, hat eine ganz andere Aufgabe wie der Richter. **Die Präventivpolizei muß einer zu befürchtenden strafbaren Handlung vorbeugen.** Dies gilt nicht bloß auf dem Gebiete der Sittenpolizei, sondern überhaupt auf dem ganzen strafrechtlichen Gebiete. Wenn man die Anschauung des Herrn von Vollmar und des Herrn Dr. Müller-Hof für richtig halten und die Konsequenzen verfolgen würde, dann würde sich z. B. folgendes ergeben: Ein Anarchist will vor einem Monarchen eine Bombe werfen, die Polizei weiß das, sie weiß, daß er ein Zimmer gemietet hat und aus dem Fenster die Bombe hinauswerfen will. Sie sieht, wie er die Bombe in die Hand nimmt; aber sie ist nicht berechtigt, einzuschreiten, weil man nicht wissen kann, ob er auch wirklich eine strafbare Handlung begehen will. Es gibt bekanntlich einen straflosen Versuch und einen straflosen freiwilligen Abstand; der Anarchist könnte sich ja im letzten Moment denken: Ich will es doch nicht tun, ich werfe die Bombe nicht. Dann läge keine strafbare Handlung vor, wie sie nach Dr. Müller die notwendige und unerläßliche Voraussetzung zum Einschreiten der Präventivpolizei ist, und infolgedessen hätte die Polizei nicht das Recht, ihm die Bombe aus der Hand zu nehmen. Zu solchen Konsequenzen führt Ihre Ansicht von den Aufgaben der Präventivpolizei.

Der Herr Abgeordnete von Vollmar hat gesagt, niemand im Hause werde wirkliche Obszönitäten verteidigen. **So helfen Sie uns doch mit, wirksame Gesetze zu machen, wenn Sie auch ernstlich gegen solche Obszönitäten auftreten wollen!** Er hat dann gesagt, man solle die Niederlagen, welche sich die Polizei bzw. die Staatsanwaltschaft vor Gericht, vor den Schwurgerichten sowohl wie vor den Berufungsrichtern namentlich in der letzten Zeit geholt habe, zur Warnung dienen lassen. Gerade das darf eben die Polizei nicht. Wenn die Polizei sich sagen würde, ich darf das nicht tun, denn bei den Münchener Schwurgerichten ist keine Verurteilung zu erwarten, dann würde es immer ärger werden und die Verkäufer immer kühner und schamloser. Wenn die Polizei immer warten wollte, ob die Verurteilung bombensicher ist, dann könnte sie überhaupt ihr Handwerk niederlegen. Herr von Vollmar, der heute gegen die Präventivpolizei und gegen die Polizei überhaupt so große Worte gemacht hat, hat gleichwohl zu Beginn seiner Rede selber die Polizei angerufen. Aber da, wo sie unbequem ist, da soll sie natürlich nicht einschreiten.

Dann meint der Herr Kollege Dr. Müller, ich hatte die Kompetenz des Reiches negiert und die Zuständigkeit der Landesgesetzgebung angerufen. Ja, warum soll auf dem Gebiete der Sittenpolizei die Landesgesetzgebung nicht zuständig sein? Ist Herrn Dr. Müller nicht bekannt, daß wir auch den Art. 50a des Polizeistrafgesetzbuches gegen das Konkubinat gemacht haben; diese Bestimmung findet sich im vierten Hauptstück des bayerischen Polizeistrafgesetzbuches, das überschrieben ist: Uebertretungen in bezug auf die Sittenpolizei.

Er hat ferner gesagt, den Schutz der Jugend wolle er auch haben. Ich erinnere an das, was der Herr Minister vorhin gesagt hat. Beobachten Sie nur, wenn Sie in den Straßen Münchens gehen, wenn die Schulkinder vor solchen Auslagen stehen und wie sie weniger auf das Bild, als gerade auf jene Körperteile schauen, die ihnen im Elternhaus verdeckt sind und die sie sonst nicht sehen. Und da darf ich wohl die Bemerkung dazu machen: Ist Ihnen das gleichgültig, Herr Dr. Müller? (Zuruf links: Nein!) Ja, ja!

Eine Aeußerung des Dr. Müller darf ich noch betonen. Er hat gesagt, gegen die Obszönitäten gehen wir selbst mit den schärfsten Mitteln vor. Herr Dr. Müller gestattet, daß ich dazu sage, das sind einfach Worte, lassen Sie doch einmal Taten sehen! So eine Gelegenheit hätten Sie gehabt bei der lex Heinze im Reichstag. Sie sind schuld und ihre politischen Parteigenossen, daß das Gesetz nicht in vollem Umfange zustande gekommen ist, sowie es unbedingt notwendig gewesen wäre. Sie sagen, Sie verurteilen die Obszönität und auch heute fallen Sie über meine harmlose Rede vom 12. Juni her, als ob ich weiß Gott welches Verbrechen begangen hätte. Und das nennen Sie Vertretung der Sittlichkeit? Das ist mir eine schöne Auffassung. Ich bin den Bedenken des künstlerischen Standpunktes soweit entgegengekommen, daß ich gedacht habe, dagegen kann gewiß niemand etwas sagen. Herr Kollege Dr. Hammerschmidt, einer Ihrer objektivsten Parteigenossen, hat gesagt, man kann das Meiste von meiner Rede unterschreiben, und nun dieser Kampf; warum denn? Um sich als Kunstmäcen aufzuspielen oder um unsere Verhandlungen wieder um eine ganze Sitzung zu verlängern? Ich weiß nicht, ich finde keine Antwort auf diese Frage. Ich erinnere an den Schlußsatz meiner damaligen Ausführungen, wo ich gesagt habe, das Elternhaus und die Schule bemühen sich, die Kinder möglichst lang sittenrein zu erhalten, durch solche schamlose Buchhandlungen aber wird unabsehbares Verderben angestiftet. Wenn Sie gegen diese meine damaligen Ausführungen vom 12. Juni heute in dieser Weise aufgetreten sind, so kann ich es nur auf das lebhafteste bedauern." (Lebhaftes Bravo! rechts.)

Einzelne Liberale schienen schließlich selbst gefühlt zu haben, daß ihre Partei sich durch Reden à la Dr. Müller in ein recht schiefes Licht stellt. Dr. Casselmann suchte den fatalen Eindruck einigermaßen abzuschwächen, indem er betonte,

daß seine Partei die Kunst geschützt wissen will, aber gegen die Unsittlichkeit ankämpft. „Es heißt die Sache verdrehen wollen, wenn man auf der anderen Seite des Hauses etwa den Eindruck hervorrufen wollte, als ob irgend jemand von meinen Freunden etwas fördern wollte, was unsittlich ist. Wir unterstützen alles, was geeignet ist, die Unsittlichkeit zu bekämpfen, und Sie werden uns immer auf der Seite finden, wenn es gilt, diesen Kampf durchzufechten."

Nachdem mehrere liberale Redner die ehrlichen Kämpfer gegen den sittlichen Schmutz so offen verhöhnt und verspottet hatten, machten die Worte Casselmanns keinen Eindruck mehr. Es ist auch sehr bezeichnend, daß die sonst mehr rechts stehenden liberalen Blätter dem neugegründeten Münchener Männerverein auffallend kühl, ja eisig gegenüberstehen — trotzdem der Verein Männer aller Bekenntnisse und Parteien in sich schließt. Die Tatsache, daß in der ersten (konstituierenden) Generalversammlung ausgesprochene liberale, ja freireligiöse Männer, wie Professor Morin und Dr. Molenaar, sich über die Gründung des Vereins hocherfreut erklärten und mit einer gewissen Begeisterung für seine Ziele eintraten, scheint gewissen Blättern so unbequem zu sein, daß sie die Generalversammlung, über welche selbst die „Münch. Neuesten Nachrichten" berichteten, einfach totschwiegen. Aber den Münchener Männerverein kann man nicht mehr totschweigen. Er wird schon bald von sich reden machen und die Schwingen regen. Einstweilen stehen mindestens 6000 ernste Männer hinter ihm und auch in der engeren und weiteren Vorstandschaft vereinigen sich alle Bekenntnisse und Richtungen. Der engere Vorstand setzt sich zusammen aus drei Präsidenten: Karl Freih. von Freyberg, Kgl. Kämmerer, Landtagsabgeordneter, Dr. Armin Kausen, Stadtpfarrer Lembert; zwei Schriftführern: Lehrer Franz Weigl, Prof. Böhmländer; zwei Kassierern: Bankier Theodor Klopfer, Dr. Lochbrunner. Die Herren Lembert und Böhmländer sind Protestanten, Herr Klopfer ist Israelit, die übrigen Herren sind Katholiken.

Zur Kultur- und Geistesgeschichte des Mittelalters.

Von

Dr. Luzian Pfleger, (Straßburg).

Es ist keine Frage mehr: Die moderne Historiographie steht im Zeichen der Kulturhistorie. Die Glanzzeit der politischen Geschichtsschreibung ist dahin. Der demokratische Zug, der seit einem Jahrhundert durch das politische, geistige, wirtschaftliche Leben der Völker weht, hat auch die Geschichtswissenschaft berührt, sie stieg zum Volke herab, in die Niederungen seines täglichen Lebens, überall forschend und spürend, wie das Leben des gemeinen Mannes, des Bauern und Stadtbürgers, in alten Zeiten gewesen, wie es allmählich seine Formen änderte und sich den wechselnden Daseinsbedingungen anpaßte. Die genetische Betrachtungsweise brachte auch einen frischen Zug in die werdende Kulturgeschichtsschreibung, über deren Wert und Art die Geister bald verschieden dachten. Man denke an den Fall Lamprecht. An Houston Stewart Chamberlain, der die Kulturgeschichte in den Dienst seiner übertriebenen Rassentheorie stellen wollte und ein Werk verlangte, „welches die Entwicklung des gesamten Germanentums darstellt, als das eines lebendigen, individuellen Organismus, bei dem alle Lebenserscheinungen — Politik, Religion, Wirtschaft, Industrie, Kunst usw. — organisch miteinander verbunden sind." Man denke an Kurt Breysig, den geistvollen und zweifellos bedeutendsten unter den modernen Vertretern einer genetischen Kulturgeschichte. Bei ihm wie bei Chamberlain läßt die Betonung des Rassenelementes eine objektive Wertschätzung des angeblich dem germanischen Volksgeiste feindseligen Christentums und seiner eminenten Bedeutung für die deutsche Kulturgeschichte nicht aufkommen.

Gegenüber diesen Tendenzen — sie stehen nicht vereinzelt da! — **darf man nie das Verdienst Johannes Janssens vergessen: er hat in Deutschland die christliche Kulturgeschichte geschaffen, für die Reformationszeit zunächst und das ausgehende Mittelalter. Man mag sich sonst zu seiner Arbeit und Auffassung stellen, wie man will, dieses Verdienst kann man ihm nicht hoch genug anrechnen. Er wollte die „Zustände" des deutschen Volkes schildern. Daß er das wollte, zeugt von seinem großen Verständnis für den eminenten Wert der kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, denn nur die Kenntnis der Zustände, als des Niederschlags der Taten und Ereignisse zeigt die Ergebnisse der Arbeit einer geschichklichen Epoche in hellem Licht. Neben den „Zuständen" ließ er das politische Treiben nicht außer acht, sich darin mit der auch neuestens wieder in Fachkreisen mit Recht aufgestellten Forderung von der Gleichberechtigung der politischen und Kulturgeschichte berührend. „Nur die Darstellung der Tatsachen ist meine Tendenz", schreibt er in den Briefen an seine Kritiker. Das bezweifeln, hieße die Ehrlichkeit des Frankfurter Historikers in Frage stellen. Wenn er, wie auch seine Freunde heute zugeben, im Verteilen von Licht und Schatten nicht immer glücklich war, so war das nicht bewußte Tendenz, gewollte Subjektivität. Durch die mosaikartige Darstellung, die nur die Zeitgenossen zu Worte kommen läßt, suchte er dieser aus dem Wege zu gehen, aber Prévost-Paradol hat recht: „Ein vollkommen unparteiischer Geschichtsschreiber ist ein chimäres Wesen, denn in der Vergangenheit tragen wir alle den Geist, der uns beseelt."**

Dem Kulturhistoriker Janssen ist der Innsbrucker Kirchenhistoriker Emil Michael, S. J., nachgefolgt. Die Blütezeit des Mittelalters und die absteigende Periode bis zu dem Punkt, wo Janssen einsetzt, ist das Arbeitsziel, das er sich gesetzt, und von dem er bereits einen ansehnlichen Teil mit staunenswertem Fleiße im Geiste des Meisters bewältigt hat. Auch er begann mit den „Kulturzuständen" des deutschen Volkes. Im ersten Bande wurden die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Zustände des deutschen Volks dargestellt. Daß eine Darstellung, die von der landläufigen, seit Erasmus noch immer festgewurzelten Auffassung des Mittelalters als einer Zeit der Barbarei und Erniedrigung der Menschheit erheblich abweicht, nicht ohne Widerspruch blieb, war vorauszusehen. **Der zweite Band behandelte die religiös-sittlichen Zustände, Erziehung und Unterricht. Der dritte die deutsche Wissenschaft und Mystik während des 13. Jahrhunderts. Danach sollte die deutsche Kunst, die gerade im 13. Jahrhundert ihre höchste Blüte erreichte, an die Reihe kommen. Darum behandelt der jüngst erschienene vierte Band zunächst die deutsche Dichtung und Musik im 13. Jahrhundert**[1].

[1] Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael, S. J.

Man hat die Ausführlichkeit getadelt, mit der Michael im vorausgehenden Bande einzelne für die Wissenschaft wichtige Persönlichkeiten gewürdigt hat, überhaupt die breite Anlage dieser „Kulturgeschichte“, das Eingehen ins Detail bekrittelt, sonst aber der gründlichen Forscherarbeit des Verfassers, auch wenn man seinen Resultaten nicht zustimmte, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wer an die Arbeit des Historikers künstlerische Anforderungen stellt — bei dem heutigen spezialistischen Großbetrieb der Historie vergißt man leider immer mehr, es zu tun — der wird an Michaels gelehrten Ausführungen weniger Freude haben. Auch in geschichtsphilosophischen oder psychologischen Grübeleien ergeht sich der Autor nicht, „Probleme“ klügelt er nicht aus. Aber er sucht dem vielgelästerten Mittelalter gerecht zu werden, eingewurzelte irrige Anschauungen zu beseitigen, für den eminent christlichen Gehalt der mittelalterlichen Kultur die Aufmerksamkeit zu wecken und eine ruhige, sachliche Beurteilung einer uns vielfach fremd anmutenden geschichtlichen Lebens- und Kulturäußerung zu ermöglichen. Gegenüber modernster Tendenzen in der historischen Literatur hat auch noch das Wort des alten Macchiavelli — und wer möchte diesem die historiographische Befähigung bestreiten? — seine Geltung: „Wenn in der Geschichte irgend etwas ist, was ergötzen oder belehren kann, so ist es dasjenige, was man mit Genauigkeit beschreibt.“

Auch der neueste Band ist eine sehr respektable Leistung. Es ist erfreulich, daß auch einmal ein Historiker der für unser ganzes Volkstum so wichtigen Literatur des 13. Jahrhunderts eingehende Beachtung schenkt und ihre Bedeutung für die mittelalterliche Kulturgeschichte aufdeckt. Von andern Gesichtspunkten aus sind die großen Geistestaten unserer Altvordern auf Grund des schier unübersehbaren Materials, das unsere fleißigen Germanisten im Lauf der Jahrzehnte zusammengetragen haben, gewürdigt. Vielfach, das sei hier mit Genugtuung konstatiert, weicht Michael in der Beurteilung einzelner Werke und Persönlichkeiten von hergebrachten Ansichten ab. Was über Wolfram von Eschenbach geschrieben ist, von dem Historiker und Theologen, verdient auch in weiteren Kreisen Beachtung. Man hat ja Wolfram, den Sänger des Parzival, als „evangelischen Ritter“, als Vorläufer der Neuerung Luthers hinstellen wollen. Michael stellt mit Recht das Gegenteil fest.

Es kann an dieser Stelle nicht auf einzelnes eingegangen werden. Nur sei rühmend hervorgehoben, daß hier auch die reiche Schwank- und Novellenliteratur eine ihre kulturgeschichtlichen Bedeutung entsprechende Würdigung erfährt. Sehr zutreffend wird z. B. das derbe Gedicht vom „Pfaffen Amis“ charakterisiert als „eine scharfe Geißel, welche der heitere, aber zielbewußte und sarkastische Dichter gegen schwere Schäden, die im Klerus eingerissen waren, richtet.“ An die Derbheit des Mittelalters wird vom Verfasser in richtigem historischem Empfinden nicht der Maßstab heutigen Urteils angelegt. „Was an sich schlecht ist, war allerdings immer schlecht. Dem widerspricht keineswegs die Tatsache, daß das Scherzen mit anstößigen Materien nicht zu allen Zeiten und von allen als gleich verwerflich erkannt würde. Der Parmese Salimbene war gewiß nicht das Muster eines Ordensmannes, aber ebenso gewiß ist, daß er ein begeisterter Sohn des hl. Franziskus und durchaus nicht schlecht war. Dennoch hatte er an unflätigen Geschichtchen ein tief empfundenes Wohlgefallen, wenn sie ihm zugleich eine drollige Seite boten.“

Auch für den ungeschminkten Freimut, mit dem der Mensch des gläubigen Mittelalters sich mitunter kirchlichen Einrichtungen gegenüber Luft machte, weiß Michael eine, unseres Erachtens recht zutreffende Erklärung und Würdigung zu finden. Es ist nicht nötig, wie viele akatholische Autoren es zu tun belieben, in jeder freien Aeußerung gleich antihierarchische Gelüste zu erblicken. Wie ind doch z. B. die Papstsprüche Walthers von der Vogelweide nach dieser Seite hin ausgeschlachtet worden und werden es noch heute, bis in die Lesebücher paritätischer Mittelschulen hinein. Michaels Urteil über Walther wird vielen zu streng erscheinen; aber gegenüber dem Kult, der aus den Reihen der germanistischen Philologen und von Verfassern von Literaturgeschichten für höhere Töchter mit diesem Minnesänger getrieben wird, ist auch einmal eine andere Stimme am Platze, ja sie wirkt wohltuend. Auch die rein ästhetische Würdigung Walthers geht vielfach über die Grenze des Zulässigen. Wir Deutschen sind nun einmal so: Was „Fachmänner“ vorsagen, wird gläubig nachgebetet und sorgsam durchs Leben weitergetragen. Und wenn ich hier dem Verfasser etwas vorhalte, so ist es das, daß er sich im Urteil über viele der andern Minnesinger etwas zu sehr an die eingebürgerte Auffassung hält, viele von ihnen verdienen die Wertschätzung nicht, die man ihnen entgegenbringt. Seiner Charakteristik der Erscheinung des mittelalterlichen Minnegesangs wird aber jeder Einsichtige zustimmen. Doch um wieder auf die Papstsprüche Walthers zurückzukommen, so kann ich mir nicht versagen, Michaels verständige Bemerkung dazu hier wiederzugeben: „Die Geister waren im Mittelalter weit weniger geknechtet, als es nach den Schilderungen mancher Schriftsteller den Anschein hat. Es herrschte gegenüber den höchsten Gewalten eine Freimütigkeit des Urteils und der Sprache, welche heute unerträglich wäre. Die Christenheit war damals noch eine einzige Familie, in der sich mitunter auch gute Kinder arge Ungezogenheiten erlaubten, ohne aufzuhören, Angehörige derselben Familie zu sein und bleiben zu wollen. Erst das Bewußtsein, daß man einer abgelösten Konfession gegenüberstand, welche Aeußerungen des Unmuts falsch zu deuten versucht sein konnte, hat in späteren Zeiten manchen veranlaßt, in seinen Ausdrücken sich zu mäßigen. Heiden, Juden und Ketzern gegenüber haben auch die Schriftsteller des Mittelalters sich nichts vergeben, wohl aber öfter innerhalb der großen katholischen Völkerfamilie sich eine weitgehende Ungeniertheit des Wortes gestattet.

„Daraus folgt, daß man die scharfen Papstsprüche Walthers nicht, wie es geschehen ist, mit ähnlichen Aussprüchen Luthers auf eine Stufe stellen darf. Es wäre der größte Schimpf, den man dem mittelalterlichen Dichter antun könnte und den er auch selbst als die größte Beleidigung auffassen würde. Denn Walther steht durchaus auf katholischem Boden. Es ist ihm nie eingefallen, gegen das Papsttum als solches zu eifern. Nur an einigen Maßregeln Innozenz' III. und Gregors IX. ist er gestrauchelt, und zwar deshalb, weil diese es als ihre heilige Pflicht erkannt hatten, gegen jene Fürsten energisch einzuschreiten, welche Walther sich zu seinen Helfern in persönlicher Not auserkoren hatte. Daher sein „tiefer“ Pessimismus, seine Gereiztheit und seine Verbitterung'!“

Der zweite Teil des Buches gilt der Musik. Für weitere Kreise werden diese Ausführungen genug des Interessanten bieten, da die musikgeschichtliche Literatur ohnehin dem Laien ziemlich fern liegt. Daß der Musik hier so eingehend gedacht wird, wird man nur als einen Vorzug des Buches betrachten können. Zumal die Abschnitte über das religiöse Volkslied und das deutsche Kirchenlied sind anziehend genug. Mit einer trefflichen Uebersicht über die liturgischen Festspiele und die Anfänge des Dramas schließt der inhaltreiche Band, dem wir an dieser Stelle ein Geleitwort mit auf den Weg geben wollten.

Mit gutem Gewissen konnten wir es tun. Ein gutes Stück Geistesgeschichte unseres Mittelalters lebt darin auf. Die Glanzperiode unseres älteren Schrifttums entrollt sich vor unsern Augen. Sie genau zu kennen, würde unserer modernen Generation nicht zum Unsegen gereichen. Und jedem Freunde unserer großen Vergangenheit spricht Anton Schönbach aus dem Herzen, wenn er über das langsame Ermatten der historischen Bildung in weiteren Kreisen klagt: „Sichtlich tritt das historische Interesse zurück, nicht mehr aus der eigenen Begeisterung wird die Kraft geholt zum Studium unserer Geschichte, der Forschung fehlt es an Nachwuchs, nur indem sie sozialen oder ökonomischen Aufgaben sich dienend verpflichten, finden die historischen Wissenschaften jetzt zureichende Pflege; nichts belehrt uns darüber besser als der Rückgang der Beschäftigung mit dem deutschen Mittelalter. Vielleicht, daß wie am Eingang des neunzehnten Jahrhunderts eine furchtbare Weltkatastrophe uns wieder einmal an den stärkenden, erhebenden Wert der nationalen Vergangenheit erinnert, damit wir uns auf uns selbst besinnen und an der Historie uns für den Drang der Gegenwart erziehen! Dann möchten wir freilich einen gar hohen Preis für die Auffrischung unseres Gedächtnisses bezahlen müssen.

Band. Deutsche Dichtung und deutsche Kunst während des 3. Jahrhunderts. 1. bis 3. Auflage. Freiburg, Herder 1906. XVII, 457 S. Mk. 6.40. Geb. Mk. 8.40.

Dem Morgen entgegen!

Dem Morgen eil ich froh entgegen;
Die Luft geht frisch und wunderklar,
Daß rings sich alle Wipfel regen
Und schnell erwacht die Sängerschar.

Die Höhen grüßn im Morgenlichte,
Zu meinen Füßen glänzt der Tau,
Und wie beim letzten Gottgerichte
Flammt her und her des Himmels Bau.

Die Nacht hindurch war Kampf und Streiten.
Die Tränen liegen rings im Feld,
Die sie geweint — — und drüber schreiten
Sonngold'ne Recken, blank gestählt . . .

Wie können Menschen träge liegen
Im engen, dumpfgeschloss'nen Dach?
Wo solch ein Leben, solch ein Siegen,
Da werden selbst die Toten wach!

Da wird des Friedhofs bleiche Stätte
Mit einemmal zum Rosenhain.
Des Steines marmorbleiche Glätte
Hüllt sich in Sonnenfeuerschein.

So muß ein neuer Morgen kommen,
Der lebend macht, was starr und tot.
Das Finstre hat sein End genommen
Im ewig lichten Morgenrot.

Dem Morgen eil ich froh entgegen,
Da weht die Luft wohl frisch und klar . . . .
Da fällt mit harten Donnerschlägen,
Was Finsternis und Schatten war.

Vilshofen. Seb. Wieser.

Deutsche Kunstausstellung zu Köln.

Von

H. Kempen.

In den prächtigen Gartenanlagen der Flora öffnete sie am 6. Mai ihre Pforten, veranstaltet vom „Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein", in Anwesenheit des hohen Protektors, Großherzogs Ludwig von Hessen. Der Verband bezweckt durch engen Zusammenschluß heimischer Künstler und tatkräftige Unterstützung seiner schaffenden Mitglieder die Pflege deutscher Kunst am Rhein; er hat, um es vorweg zu sagen, durch diese Ausstellung einen glänzenden Beweis seiner Existenzberechtigung erbracht. Ist auch noch Unreifes, Unentwickeltes hier zu finden, so ist der Gesamteindruck doch ein vortrefflicher, und außer einigen, noch weniger bekannten Künstlern ist eine große Zahl unserer Kunstheroen erschienen.

Das Hauptausstellungsgebäude, von Professor Billing, Karlsruhe, errichtet, gibt bei allem Provisorischen ein fesselnd monumentales Bild, besonders unterstützt durch den Vorhof und die imposanten, mit keramischen Reliefs geschmückten Eingänge. Die Anordnung der Innenräume ist praktisch; neben hohen Sälen kleine, zimmerartig wirkende Räume mit Seitenlicht. Verschieden in Ausstattung und Anstrich, dabei höchstens zwei Reihen Bilder übereinander, ermöglichen sie dem Besucher ein ruhiges, behagliches Genießen. Außer dem Hauptgebäude sind noch zwei andere architektonische Schöpfungen vorhanden, das Tonhaus von Professor Behrens, Düsseldorf, und der Frauen Rosenhof von Professor Olbrich, Darmstadt. Ungemein lieblich in ihrem äußeren Eindruck, besonders von der Wasserseite her, sind beide Bauten in engste Beziehung zu ihrer natürlichen Umgebung, stillen Teichen und großen Baumpartien gebracht. Behrens' Schöpfung, seinem spätern Zwecke entsprechend als Krematorium gedacht, zeigt in den Bauformen wie in der Innendekoration eine edle, gesuchte Einfachheit, die in der basilikaähnlichen Halle zu einem stimmungsvollen Akkord zusammenklingt und so die Wirkung der intimen Konzerte, die dann und wann dort stattfinden, mächtig unterstützt. Aus rotem Sandstein, lauschig versteckt, winkt der Frauen Rosenhof, ein wenig an mittelalterliche Schloß- und Klosterromantik mahnend. Drinnen im Hauptsaal, in kleinen originellen Schränkchen, bieten sich kostbarer Frauenschmuck und andere, von Frauen verwendete kunstgewerbliche Gegenstände dar, teils im Besitz Kölner Damen, teils noch käuflich, alle nach Entwürfen Olbrichs und durchweg von ausgesuchter Kostbarkeit des Materials. Draußen, in lieblicher Anordnung der weiße, gelbe und rote Garten, letzterer jetzt voll schönster roter Rosen — der Frauen Rosenhof. Anschließend an die Architektur sei hier gleich der Plastik gedacht, die durch eine Menge guter und bester Arbeiten vertreten ist. Den Vorhof des Hauptgebäudes schmücken Baukes von Düsseldorf her bekannter Sieger und ein Knabe in Marmor von Bosselt.

Der große Adler von Gaul gefällt vielen nicht; von unbestrittener Wirkung dagegen ist sein im Hauptsaale befindlicher, gegen den Eingang schreitender Löwe. Im Gegensatz zu der stilisierenden Art dieses Künstlers stehen die Arbeiten des jungen Kölner Bildhauers Pallenberg; naturalistisch, scharf beobachtet, dabei von malerischster Wirkung sind sein Wisent, sein Stier, sein Elefant, seine Kasuare. Von dem Kölner Grassegger sehen wir ein schönes, fein getöntes Marmorwerk, Paradiesesfrucht betitelt; von Peter König eine frisch modellierte Büste. Joseph Moest bringt ein reizendes „Gretel", der durch sein Kolpingdenkmal bekannte Schreiner eine weibliche Marmorbüste. Düsseldorf ist außer durch Bauke und Bosselt vertreten durch Bochmann jun., der zwei Seemannsfiguren ausstellt, durch Albert Pehle mit einer großen Pièta und den in der Art Pallenbergs tätigen Bildhauer Körschgen. Hervorragend ist die „Adam und Eva" benannte Gruppe des Frankfurters Kowarzik, von starker Empfindung der „Judas" von Herm. Volz, Karlsruhe. Sehr naturalistisch wirkt die „Sünde" Hildebrandts, Metz. Das Dirnengesicht weckt ein etwas unbehagliches Empfinden, das die reizenden Kindergruppen von Bernh. Scheven, Wiedenbrück, bald verschwinden lassen. Last not least sei die große Bronzefigur eines Bogenspanners von Alfred Marzolt, Straßburg, erwähnt, ein bedeutendes Werk voll Kraft und Ausdruck.

Auch der Plakettkunst ist ein Kabinett eingerichtet.

Wir finden in vortrefflicher Betätigung auch auf diesem Gebiete die Düsseldorfer Bosselt, Cauer, sowie die Kölner Grassegger und Faßbinder und besonders hervorragend Franz Löhr, Prof. Wolber, Pforzheim, Pfeifer und Seffner, Leipzig.

Was nun endlich die Malerei anbetrifft, so dominieren, wie auf allen Ausstellungen der letzten Jahre, gegenüber den religiösen, historischen und Sitten-Bildern die Landschaften. Immerhin ist insofern eine Wandlung zu beobachten, als durchgehends die Neigung zu mehr anmutigen, inhaltsvollen Motiven Boden gewinnt gegenüber der trostlosen Oede manch moderner Landschafter, denen alles nur die Malweise ist. Jedenfalls empfindet man etwas Erfrischendes beim Betrachten dieser Bilder, die zugleich eine angenehme Erinnerung an genossene Schönheiten der Natur wachrufen. Ein interessanter Versuch ist die Einrichtung des sogenannten deutschen Saales. Neben alten Meistern (das Hauptstück ist der Ehninger Flügelaltar aus Stuttgart) hängen Werke von Künstlern unserer Zeit. Ob allerdings der Zweck: aus dieser Vereinigung deutscher Maler verschiedener Zeiten etwas Gemeinsames in Komposition, Auffassung, Zeichnung oder Farbengebung, also etwas spezifisch Deutsches herauszulesen, erreicht wird, dürfte fraglich erscheinen. Vielleicht ist dafür das Material noch nicht reichhaltig genug.

Im Hauptsaale fesseln den Blick zunächst Wilh. Trübners vier lebensgroße Reiterbildnisse der Herrscher am Rhein, des deutschen Kaisers, der Großherzöge von Baden und Hessen und schließlich auch des Königs von Württemberg. Bei aller Bedeutung Trübners üben seine Fürstenbilder nicht die gewünschte Wirkung, woran nicht zum kleinsten ihre etwas unglückliche Aufstellung schuld sein dürfte. Die diesem Maler eingeräumte Sonderausstellung läßt die großen Vorzüge seiner Auffassung und Technik jedenfalls besser erkennen.

Sonderausstellungen haben weiter noch Bochmann, Boch, Burger, Dill, Haug, Gerh. Janssen, Leibl, Lugo, Schulte, Schreuer, Steinhausen und Thoma. Diese beiden Künstler, von vielen ja als die berufensten Führer im Sinne einer rein deutschen Kunstrichtung gefeiert, sind natürlich reich vertreten; der sinnige, liebenswürdige Steinhausen erregt besonderes Interesse mit Christus und Nikodemus sowie mit dem anmutsvollheitern Kinderparadies; von Thoma, dem Altmeister, heben wir hervor das Bildnis des jungen Steinhausen und „Blick ins Lauterbrunner Tal". Bei der großen Zahl der Bilder überhaupt (der Katalog umfaßt ungefähr 800 Nummern), kann

nur weniges noch Erwähnung finden. Im Hauptsaale haben u. a. Platz gefunden zwei große, lebensvolle Marinen des Düsseldorfer Dirks, eine „Beethovenphantasie" des Darmstädters Cissarz, ein in Form und Farbe eigenartiges Werk. Ihm gegenüber hängt das „Düsseldorfer Schützenfest" Gerh. Janssens, ein Bild voll derben erfrischenden Humors. Mit G. v. Bochmann vertritt dieser Künstler Düsseldorf aufs beste, Bochmann in seinen esthnischen Landschaften mit reicher Staffage, Janssen mit seinen humorvollen Schilderungen, ein Meister des Helldunkels. Weiter haben sich eingestellt der treffliche Eugen Kampf mit seinen flandrischen Motiven, Clarenbach mit fein empfundenen Winterlandschaften, Ernst Hardt, G. Altheim. Haueisens Bilder, von eigenartigem Reiz (Frühling) verraten einen Künstler, der eigene Wege geht. Der gemütvolle feinsinnige Volkmann steuert ein großes Tryptichon, „im Lande der grünen Hügel" bei. Erwähnt seien besonders die Sonderausstellungen der Karlsruher Schönleber und Dill, des Stuttgarters Haug, alles berühmte Namen. Leibl, Kölns großer Sohn, kann erst recht gewürdigt werden, wenn die Sammlung durch eine Reihe von Bildern, die noch auf der Jahrhundertausstellung sind, ergänzt wird. Eine hervorragende Erscheinung ist Carlos Grete mit seinen von Licht und Luft durchwogten Bildern. Hofer erregt dagegen Kopfschütteln, besonders eigenartig sind sein „Mädchen am Fenster" und „die Entführung." Eine äußerst vorsichtig über felsigen Grund schreitende nackte Frauengestalt des Schweizers Hodler, wird geradezu, und nicht nur von Laien, als gelungener Witz bezeichnet. Außer dem bekannten Claus Meyer sind noch zwei andere Düsseldorfer viel beachtet, Alfred und Otto Sohn Rethel, dieser besonders in seiner „Auferstehung", jener mit prächtigen Kinderstudien in Rötel. Pankok, Stuttgart, hat sich auch wieder einmal als Maler eingestellt, am interessantesten ist noch sein Damenporträt. Die Verbandsstadt Hagen endlich ist durch E. Weiß vertreten, der u. a. ein viel beachtetes Porträt seiner Frau ausstellt. Außerdem rührt von ihm der Entwurf zu dem großen, die Apsis des Tonhauses schmückenden Mosaik her.

Zum Schlusse sei ehrend einer Reihe trefflicher Straßburger gedacht, durch deren Heranziehung der Verband sich ein großes Verdienst erworben hat. Daubner, Graeser und Loux liefern köstliche, farbige Zeichnungen. Ungeteilte Bewunderung findet der großartige Zeichner Sattler, eine sehr geteilte dagegen das vielen allzu bunt auf dem grauen Hintergrund erscheinende Weiberheer Jordans auf seinem Bilde „Kaiser Sigismund in Straßburg".

Hohen künstlerischen Genuß gewährt die unabhängig vom Verband eingerichtete Ausstellung von Bildnissen kölnischer Bürger. Hier haben sich außer berühmten alten Meistern, die größten Porträtmaler unserer Zeit ein Stelldichein gegeben: Leibl, Lenbach, Herkomer, Therese Schwartze, Wauters, Gallait, Segantini u. a. Letzterer erregt mit seinem Bildnis des Frl. Königs das meiste Interesse. Schließlich sei noch der Empireausstellung gedacht mit Oelgemälden, Ziergeräten und kostbaren Möbelstücken aus dem Besitz des Königs von Württemberg und des Großherzogs von Hessen.

Die Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg.

Von

Dr. Gg. Schrötter, Kreisarchivar (Nürnberg).

II.

Würden unsere Väter vor 100 Jahren die heutige kraftvolle Entwicklung schauen, würden sie die unendlich reich emporgeblühte Industrie- und Handelsstadt, wie sie sich auf der Jubiläums-Landesausstellung präsentiert, sehen, wahrlich sie müßten ihre Kinder und Kindeskinder glücklich preisen. Es steckt doch unendlich viel urwüchsige Kraft im redlichen Wollen, im rastlosen Streben der Menschen. Gerade das bayerische Volk, das seit Aventin manche berechtigte und noch mehr unberechtigte Kritik hat über sich ergehen lassen müssen, hat allen Grund, stolz zu sein auf die Ausstellung seines Wollens und Könnens, seiner Bestrebungen und Leistungen.

Etwas abseits von dem rasch pulsierenden Leben der fast 300,000 Einwohner zählenden Fabrik- und Handelsstadt, in Anlehnung an eine an intimen Reizen reiche Landschaft hat die . Bayerische Landesausstellung eine Heimstätte gefunden, wie sie glücklicher in Nürnberg nicht zu denken ist. Bis vor die Tore der Ausstellung ist das moderne Erwerbsleben in Gestalt von Häuserreihen und Fabriketablissements gedrungen, wo vor einem Säkulum noch bescheidene Vororte sich befanden. Die Ausstellung selbst wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Hinter den Eingangspforten umfängt den Besucher ein Birkenwald, untermischt mit schattigen Ulmen und Linden, wilde Rebenranken schlingen sich von Stamm zu Stamm, wir stehen sozusagen im Vorhof der Ausstellung. Zierlich emporsteigende Obelisken flankieren den inneren Eingang und dann schweift das Auge über ein entzückend großartiges Bild von so einheitlich harmonischer Wirkung, daß man unwillkürlich stille steht. Mächtige Ausstellungsbauten erheben sich zu beiden Seiten, während die Mitte des Areals eine Fontänenanlage einnimmt, welche von geschmackvoll gezeichneten Rasen- und Blumenbeeten, einem Werk der Kgl. Hofgärtnerei in München, eingefaßt wird. Die Gruppierung der Gebäude, ihr ruhiger mattweißer Ton, die mannigfaltigsten künstlichen und natürlichen Anlagen fesseln unwiderstehlich. Kein Gewirr, keine Unübersichtlichkeit macht sich geltend. Es war ein genialer Gedanke, Natur und Kunst so neben- und ineinander zu stellen. Stimmung von unvergleichlicher Wirkung liegt über dem Ganzen. Ein Künstler von Gottes Gnaden ist der Schöpfer dieser flüchtigen Herrlichkeit. Vom Gipfel der städtischen Ausstellung, die für den Blick des Eintretenden nach rückwärts den Abschluß bildet, grüßt die von dem Nürnberger Bildhauer Philipp Kittler geschaffene majestätische Noris, in der Rechten einen Siegeskranz, in der Linken die Mauerkrone der Stadt haltend, zwei sprechende Symbole von Einst und Jetzt. Etwas tiefer ruhen inmitten des Platzes, auf eine mächtige Veranda postiert, zwei von E. Schwenk in Ulm und Rothenburg o. T. stammende Kolossalfiguren, welche die Pumpanlage zur Speisung der Fontänen nach oben abschließen. Die Monumentalbauten des Hauptindustriegebäudes und der Staatsausstellung, der Hauptrestauration, der Maschinen- und Kunsthalle bilden den Rahmen dieser Szenerie, die an Großartigkeit und Feinheit die früheren Ausstellungen in Nürnberg in Schatten stellt.

Der dem Auge erst beim allmählichen Vordringen sichtbar werdende Hintergrund besteht in hochstämmigem Föhrenwald, der die Münchener Bierhalle mit ihrer eigenartigen nordischen Holzarchitektur, eine Reihe von Privatausstellungsbauten, Restaurationen und anderen Vergnügungsobjekten aufgenommen hat und den Dutzendteich in malerischer Abwechslung umsäumt. Von der Höhe des Leuchtturmes (21 m), der bei Nacht sein Licht über die von Kähnen und Motorbooten belebte Wasserfläche und den dunklen Föhrenbestand des alten Reichswaldes St. Lorenz sendet, umfaßt das Auge in einem einzigen satten Blick das überwältigend schöne und großartige Bild, welches in gleicher Weise den fröhlichen Aufschwung, die gewerbliche und industrielle Höhe, den auserlesenen Geschmack und künstlerischen Ruhm unseres räumlich nicht weit ausgedehnten Bayernlandes kündet. Soweit bisher bekannt geworden ist, werden nur zwei Ausstellungsgebäude, die Maschinenhalle und das massiv aus Stein aufgeführte Gebäude der Ausstellung der Stadt Nürnberg, erhalten und eine stete Zierde des Luitpoldhaines bleiben.

Wir lassen uns wieder von einer Welle in das Zentrum der Ausstellung zurücktragen, über die mittlerweile der Abend seine Schatten breitet, die aber von einer verschwenderischen elektrischen Lichtfülle bald verscheucht werden. Aus der Maschinenhalle dringt noch das Aechzen und Stöhnen der Maschinen, das Sausen der von unsichtbaren Mächten getriebenen Räderwerke. Es ist 9 Uhr abends geworden. Immer dichtere Massen strömen in die Mitte des Ausstellungsplatzes. Da leuchtet es wie mit einem Zauberschlage an allen Fassaden und Giebeln auf, wir stehen in einem wahren Lichtmeere, während die Riesenfontäne aus 120 Mundstücken ihre Wasserstrahlen, -Bündel und -Garben zum Himmel emporschießen läßt. Einer jener zauberischen Momente, die so kurz aber so unbeschreiblich schön sind. Die Umgebung gleicht einer Licht- und Farbenphantasie. Wer kann auch nur einen Zug ganz festhalten und wiedergeben, wer kann den Fluß aller der schönen Momente anhalten, die in fortwährender Flucht sich verwandeln? Man möchte die Pracht in einem einzigen berauschenden Zuge trinken.

Da liegt ein Menschenwerk, eingebettet in eine sandige Gegend, weder ausgezeichnet durch hohe landschaftliche Reize noch durch Fruchtbarkeit. „In Anbetracht, daß der Ort", so heißt es in der Urkunde Kaiser Friedrichs II. vom 8. November 1219 für Nürnberg, „weder Weinberge noch Schiffahrt besitze, vielmehr auf einem sehr harten Boden gelegen sei, wolle er seiner geliebten Stadt nicht allein ihre althergebrachten Rechte bestätigen, sondern wo sich daran ein Mangel erzeigen sollte, sie auch noch ver-

bessern". Nach einigen Jahrhunderten schwerer Kulturarbeit, die noch dazu durch wiederholte Kriege in Frage gestellt schien, ist Nürnberg auf einer Höhe der Entwicklung angelangt, daß gerechte Bewunderung auch die aus begünstigteren Strichen Kommenden erfüllen muß. Der ganze Zauber einer kulturell hoch entwickelten modernen Stadt umfängt uns auf dieser Ausstellung und läßt uns die Güte des Allerhöchsten preisen, der die Menschheit von Stufe zu Stufe geführt hat. Hat es einmal den Anschein, als ob unser Volk auf einer Stufe stehen geblieben oder eine zurückgesunken sei, mit um so kräftigerem Satze hat es dann seinen Weg fortgesetzt und die Hindernisse genommen. Nichts ist dem Sterblichen zu steil, das Eis der Pole und die Glut der Tropen schrecken ihn nicht. Ein lebendiges Zeugnis, was rastloses Schaffen und die Verwertung jeder Errungenschaft vermag, ist unsere Jubiläums-Landesausstellung.

Nach dem ersten Kostenvoranschlag betrugen die Ausgaben 3 1/2 Millionen M, nach dem modifizierten Voranschlag 4,404,600 M, von welch letzterer Summe 2,370,000 M durch Eintrittsgelder, der Rest durch einmalige Beiträge, Platzmieten, Abgabe von Speisen und Getränken, Kataloge, Führer, Zeitungen, Lotterie usw. gedeckt werden sollen. Die Stadt Nürnberg hat für ihre Sonderausstellung 350,000 M aufgewendet, ihre kapitalkräftige Einwohnerschaft hat allein 2 Millionen M für den Garantiefond gezeichnet.

Wir kehren zum Eingang zurück, um an der Hand des von Professor Dr. Paul Johannes Rée verfaßten „Offiziellen Führers durch die Ausstellung" einzelnen hervorragenden Werken unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Das Torgebäude zur Linken dient der Verwaltung, das zur Rechten ist das Preßgebäude genannt mit öffentlichem Lesesaal (an 200 Zeitungen und Zeitschriften), Schreibzimmer und Telephon, eine Einrichtung, die allenthalben den größten Beifall findet, wie überhaupt die Ausstellungsleitung durch Veranstaltung eines Preßvertretertages (14. Mai) mit Rundgang für eine joyeuse entrée bei der öffentlichen Meinung gesorgt hatte. Der von den beiden Gebäuden eingeschlossene Vorhof leitet auf einen langgestreckten freien Platz, an dessen linker Seite sich die Front des Hauptindustriegebäudes hinzieht, an dessen rechter Seite sich das Hauptrestaurationsgebäude mit seinen Terrassen ausbreitet. Dazwischen breitet sich das 60 m lange und 30 m breite Becken der Leuchtfontäne aus, deren Wasser bis zu 30 m Höhe emporschießen und durch 46 elektrische Scheinwerfer ihr buntes wechselvolles Farbenspiel erhalten.

Das Hauptindustriegebäude, nach Entwürfen von Oberbaurat von Kramer erbaut, besteht aus der großen Industriehalle mit 5 Eingängen und dem links anstoßenden Gebäude für die Sonderausstellung des Handwerks, zu der ein in der Tiefe eines Vorhofes angeordnetes großes Portal leitet. Das in dem Portalrund angebrachte Bild mit der verschiedene Handwerksbetriebe charakterisierenden Darstellung ist eine Schöpfung des Münchener Malers P. F. Messerschmitt, während die Malereien an der Fassade des Industriegebäudes von Professor K. Marr (München) stammen. Der Jubiläumsgedanke ist in dem Bogengemälde über dem Haupteingange in der sinnigsten Weise ausgesprochen. Bayern ist symbolisiert durch eine jugendliche Frauengestalt, über welche die Himmelskönigin als Patrona Bavariae ihre schützende Hand hält, während ihr Vertreter aller Stände in freudiger Begeisterung ihre Huldigung darbringen. Genien umschweben sie, die mit Befriedigung auf ihr herrlich Land und glücklich Volk herniederblickt. Von den die Wandnischen des Hauptportals ausfüllenden allegorischen Figuren Donau und Main von dem Nürnberger Künstler Ph. Kittler läßt erstere mit ihrem Stiernacken keinen rechten ästhetischen Genuß aufkommen. Wenn wir absehen von den nach Laubsägearbeiten riechenden flankierenden Türmen ist das Hauptindustriegebäude einfach monumental, würdig und praktisch. Durch eine breite Mittelhalle, zu der man von einem repräsentativen Vorraum aus gelangt und in der sich größere Bauten aus den verschiedensten Industriegruppen befinden, wird das Gebäude in 2 Hälften geschnitten. Es empfiehlt sich hier nach dem offiziellen Führer von Gruppe zu Gruppe zu gehen, wenn auch die Grenze nicht immer ganz strenge eingehalten zu werden vermochte. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Würdigung der Ausstellungsgegenstände einzugehen, aber ein spezieller Hinweis auf die Ausstellungen des Bayerischen Gewerbemuseums und einzelner Möbelfabriken kann nicht wohl umgangen werden, das Handwerk legt eine Probe seiner Leistungsfähigkeit ab, daß sein Untergang noch nicht nahe zu sein scheint. Ohne wirkliche innere Befriedigung scheidet kein Besucher von dieser Ruhmeshalle guter und bester Leistungen. Bier, Lebkuchen und Spielwaren finden sich gewiß auch hier, sie stellen das winzigste Kontingent.

Sommernächte.

Die Rosen duften und die Sterne funkeln,
Und manchmal zuckt's von fern wie ungewitternd.
In tiefen Hainen jauchzen auf im Dunkeln
Die Nachtigallen, süß in Liebe zitternd.
Das Blut rollt in den Adern jünger, wilder,
Und wenn du Lieder manchmal jetzt hörst klingen,
Beschwören sie dir gold'nen Jubels Bilder
In glühenden Farben, die durchs Dunkel dringen.
Wenn jetzt ein Herz noch klagen kann und weinen,
So muß es ganz versteinert sein in Nöten,
So wird ihm nimmermehr ein Lichtstern scheinen.
Für solches Herz laßt bangen uns und beten!

Bamberg. Lorenz Krapp.

Zum Vogelschutzgesetz.

Von

Dr. W. Brüning, Aachen.

Die Vogelschutzgesetze samt allen seit 50 Jahren abgehaltenen nationalen und internationalen Vogelschutzkonferenzen haben bisher ihren Zweck nicht erreicht. Darauf muß die allgemeine Aufmerksamkeit endlich einmal ganz energisch hingelenkt werden; denn es steht sehr viel auf dem Spiel. Geht es mit der ebenso gedankenlosen wie verruchten Vogelvertilgung wie bisher weiter, dann wehe der Landwirtschaft und Gärtnerei und vor allem unserem Weinbau! In den sang- und klanglosen Kultursteppen Frankreichs gibt es bereits Gegenden, die durch Insekten förmlich verwüstet werden. So kostet beispielsweise allein in Herault die Vernichtung der insektenfressenden Vogelwelt nach genauen Berechnungen dem Departement jährlich 100,000 Hektoliter Wein. Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß einzelne Vögel 200,000 Insekten während eines Sommers, andere 600 täglich verzehren.

Die Novelle zu unserem Vogelschutzgesetz von 1888, deren erste Lesung der Reichstag kürzlich vorgenommen hat, ist leider eine ganz unzulängliche Erweiterung. Deutschland hat sich damit begnügt, das Mindestmaß dessen zu leisten, wozu es durch die internationale Pariser Konferenz von 1902 verpflichtet ist. Vor allem muß als bedauernswerte Rückständigkeit bezeichnet werden, daß in denjenigen Staaten, die, wie vor allem Preußen, die Krammetsvögel für jagdbar und den Dohnenstieg für gestattet erklären, in bezug auf diesen Vogelfang alles beim alten bleibt. Diese sogenannten Krammetsvögel werden heute zu Millionen und mit unglaublicher Roheit gefangen, in dem Deutschland, das sich so gerne über romanische Tierquälereien moralisch entrüstet! Man sagt, das gänzliche Verbot dieses Vogelfanges würde die Förster schädigen. Gewiß! Aber ist es nicht ein Skandal, daß der Sta[at] diese pflichttreu und hart arbeitende und meist kinderreiche Be[-] amtenklasse so schlecht (mit 1450—1750 M) besoldet, daß sie a[uf] die Einnahme von ein paar hundert Mark aus dem scheußlich[en] Vogelmord angewiesen ist! Ich weiß aus tausend Fällen, wie [es] bei diesem Fang zugeht. Der Dohnenstieg ist die sachgemä[ße] Methode zur Vertilgung unserer Singvögel. Ausgeübt v[on] Männern, deren Herren nicht genug zu schwätzen wissen v[om] edlen deutschen Weidmannsherz! In den Regierungsbezirk[en] Aachen, Oppeln, Magdeburg, Lüneburg, Aurich und Danzig s[ind] unter den Krammetsvögeln über 50 vom Hundert Singdross[eln] (Turdus musicus), der Rest besteht aus anderen als Sänger ho[ch] geschätzten Drosselarten, Amseln, Weindrosseln usw. Der eig[ent-] liche Krammetsvogel, die schlecht singende, aber durchaus nützli[che] Schnarrdrossel (Turdus pilaris) wird nur vereinzelt erbeutet. V[on] den in Dohnen gefangenen Vögeln waren in den Regierung[s-] bezirken Marienwerder und Wiesbaden je $2^{1}/_{2}$ vom Hundert, [in] den Regierungsbezirken Hannover und Münster je 29 vom Hund[ert] und im ganzen Staate durchschnittlich 7 vom Hundert nicht [...] gefangen. Nun stelle man sich die Qualen dieser Tierchen v[or,] die mit Bein oder Zehe oder Flügel in der Schlinge häng[en,] sich in 24stündigem Kampfe kaput zappeln. Der kurze Schm[erz] eines in Madrid getöteten Stieres ist nichts gegen diese an[gst-] volle Qual, verübt an dem schwächsten, lieblichsten Gesch[öpf.] Wer also in Deutschland noch weiter den Romanen morali[sche] Vorschriften machen will und nicht zugleich für Abschaffung [des] Krammetsvogelfangs eintritt, der lasse sich gesagt sein, daß [er] ein dummer gefühlloser Heuchler ist.

Zu verbieten ist ferner, wenn das Vogelschutzgesetz bei uns seinen Zweck erreichen soll, das Halten von Stubenvögeln. Man bestreitet häufig, daß das Gefangenhalten im Käfig eine Grausamkeit sei, weil sich der Vogel des Verlustes seiner Freiheit nicht bewußt werde. Eine seltsame Behauptung; denn wer kennt das Bewußtsein des Vogels? Die meisten gefangenen Vögel unterscheiden sich durch Aussehen und Wesen sehr unvorteilhaft von den frei lebenden. Die Fürsorge für sie läßt sehr viel zu wünschen übrig. Wer hält denn Vögel? Vogelfänger und sonst nur kleine Leute. Den ersteren kommts allein aufs Geschäft an, und wie grausam sie mit den Tieren umgehen, davon kann man sich in Belgien und Holland überzeugen. Dort gibt's auch noch die Scheußlichkeit des Blendens! Man brennt den Vögelchen die Augen aus. Sie singen dann, als ob sie sich totsingen wollten. Zorn und Scham über die grausame Stumpfheit der Menschen erfaßt einen bei solchem Anblick!

Auch die Annahme, daß die Vogelhaltung und der durch sie nötige Vogelfang keine Gefahr für unsere Sänger bedeute, ist irrig. Man sagt, es würden nur Männchen gefangen. Lassen denn die Vogelfänger die Weibchen, die noch häufiger auf den Leim und in die Netze gehen, etwa fliegen? Nein, sie drücken ihnen die Köpfe ein, und essen sie entweder selber auf oder verkaufen sie anderen zum leckeren Fraße.

Der Vogelfang ist auch eine Pflanzschule der Faulenzerei und Wilddieberei, die beispielsweise in Holland und Belgien allgemein verbreitet ist und mit einer unglaublichen Verachtung der gesetzlichen Bestimmungen betrieben wird. Besonders Holland ist wegen seines freien Vogelfangs eine Gefahr für den Bestand unserer Vogelwelt, zumal der eine der breiten Straßenzüge, die unsere Singvögel bei ihrer Frühjahrs- und Herbstwanderung einhalten, über Holland führt.

Weil sie nicht in Deutschland gefangen sind, läßt man die aus Holland und Belgien kommenden Vögel bei uns zum Verkaufe zu. Das müßte natürlich verboten werden. Aber nicht bloß auf dem Papier!

Alle unsere Verordnungen betr. Vogelschutz können überhaupt nichts helfen, solange nicht den Händlern allgemein und gründlich das Handwerk gelegt wird.

Es ist hohe Zeit dazu! Das Interesse weitester Kreise müßte sich der Vogelschutzfrage zuwenden; sie ist eine hochwichtige Frage, aus praktischen Gründen noch weit mehr als aus ethischen. Letztere würden aber auch schon genügen; denn wehe uns, wenn wir die Liebe zu den Tieren und die Freude daran verlieren!

Der kirchliche Altarbau in den jüngeren Stilperioden.

In ausführlicher Weise behandelt Dr. Richard Hoffmann in einer kürzlich erschienenen, reich illustrierten Abhandlung das ünstlerische Schaffen der Spätgotik und Renaissance, des Barock nd Rokoko in bezug auf den wichtigsten Einrichtungsgegenstand nserer Kirchen.*) Ist die Abhandlung auch zunächst auf den ahmen eines großen süddeutschen Kirchensprengels festgelegt, so t dieselbe dennoch — vor allem dort, wo die Ursachen und Begleitscheinungen der stetigen Stilwandelungen erörtert werden — von gemein kunstgeschichtlicher Bedeutung, und sie ist dieses um so ehr, als Dr. R. Hoffmann mit gründlicher Schulung und tiefhendem Verständnisse seine Aufgabe erfaßt und durchgeführt hat. mmer mehr stellt sich die Ueberzeugung fest, daß wir in Deutschnd auch ohne direkte transalpine Einwirkungen zu einer Art Renaissance" gekommen wären; einer Renaissance, die freilich cht durch die Wiederbelebung des Altertums, sondern zunächst rch die verstärkte Naturbeobachtung und die künstlerische Verrtung dieser fortschreitenden Eindrücke ihr Lebenselement erhalten tte. Es ist ja selbst die italienische Renaissance nicht in erster nie durch den Kult der antiken Welt bedingt worden; auch dort r das Vertiefen in die Erscheinungen der Natur ein wesentlicher ktor zur allmählichen Flucht aus der byzantinisch-romanischen rmengebung. Erst der rasch aufblühende Humanismus hat Süden der Alpen die weiteren, immer mächtiger werdenden nflüsse geltend gemacht, um der Renaissance jenen Stempel aufdrücken, unter welchem sie seitdem ihre Abkunft promulgiert. ß bei uns in Deutschland die Spätgotik an sich schon in Geburtswehen zu neuen Gestaltungen lag, kennzeichnen so recht sichtlich altbayerische Altarbauten nebst ihrem figuralen Schmucke, wie wir solche z. B. in St. Kastulus zu Moosburg schauen können. Unter diesen Gesichtspunkten sind die Darlegungen Dr. Hoffmanns sehr interessant und belehrend. Vor allem sind seine Erörterungen über den als kunstgeschichtliches Unikum zu erachtenden Hochaltar der Frauenkirche in Ingolstadt höchst beachtenswert. In diesem Altarbau ringt Altes und Neues mächtig miteinander; wir müssen gestehen, daß uns gerade dieser Altar, in dem Spätgotik und Renaissancekeime seltsam sich verschlingen, schon immer lebhaft an das biblische Ringen Jakobs mit dem Engel gemahnt hat. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" scheint die knospende Renaissancekunst hier der scheidenden Gotik zuzurufen, um von ihr als vollberechtigter Erbe zum Schmucke des christlichen Heiligtums adoptiert zu werden.

Aber auch Neues braucht stets Zeit, das anhaftende Unbehilfliche, gleichsam die Eierschalen, abzustreifen, um zu werden, was sein innerstes Wesen bedingt. Wie derartige Mängel und Unfertigkeiten sich bekunden, das zeigt der erste wirkliche Renaissancealtar, der in dem imposantesten deutschen kirchlichen Renaissancebau, in der Münchener St. Michaelskirche, zur Aufstellung gelangte. Wenn in diesem Werke geschulter Meister, die nicht mehr ohne Fühlung mit den rasch fortschreitenden künstlerischen Errungenschaften Italiens waren, noch so fühlbare Schwächen sich darbieten, so ist es erklärlich, daß die provinziale und ländliche Kunstübung dem neuen Stilbedürfnisse oft noch viel ungelenker gegenüberstand und wohl in den reichen Details, nicht aber in der Konstruktion und im harmonischen Zusammenwirken aller Teile ihre Erfolge finden konnte. — Dr. Hoffmann macht uns bei dieser Gelegenheit nicht nur mit den wichtigeren heimischen Kunstzentren, mit den Werkstätten von Landshut, München und Salzburg bekannt, sondern er weist auch eingehend auf die Tätigkeit in meist kleinen Städten und Märkten, die eine oft erstaunliche Produktivität und eigenartige Phantasie zu entwickeln verstand. Wenn man dort auch den neuen Stilphasen im streng künstlerischen Sinne nicht durchwegs gerecht zu werden vermochte und gar häufig bei Anlage von Altären erneute Anlehen beim gotischen Altarschema machte, so gestaltete man um so freudiger und sicherer alle Ziergliedder und die reiche Ornamentik der Altäre. Gerade in Altbayern, wo eine besondere Befähigung für die Schnitzkunst sich zeigte, erzeugte Schaffenslust und Formenfreude einen herrlichen Schatz, der den eminenten Vorzug darbot, wahre Heimatsart zu zeigen und als wirkliche Volkskunst zu gelten. Möchte doch solch ländlicher und lokaler Schaffensart wieder mehr Bewegungsfreiheit werden, um nur annähernd Früchte zeitigen zu können, wie sie vordem in so erfreulicher Weise zutage traten. Gerade in dieser Hinsicht sind wir seit etwa hundert Jahren leider auch in unserem Gebiete sehr arm geworden. Ward schon durch die Säkularisation der Klöster unserer künstlerischen Provinztätigkeit ein arger Stoß versetzt, so haben inzwischen eine alles aufsaugende Großstadtindustrie und eine weitgehende, oft sehr übel angebrachte bureaukratische Bevormundung zusammengewirkt, um einer volkstümlichen, kunstgewerblichen Tätigkeit in den Provinzorten die nötigsten Lebensbedingungen noch weiter zu schmälern.

Mit größerem Verständnis als der klassischen Renaissance Italiens kamen die süddeutschen Meister dem Wesen des Barock entgegen, wie dieses durch Andrea Pozzo in der kirchlichen Kunst seine Entfaltung erhielt. In dieser zunächst dekorativen Formengebung, welche rücksichtslos alle Grenzen und Trennungszeichen der Architektur, Plastik und Malerei zersprengte, um in denkbar kühnster Vermischung der genannten drei Kunstsphären die großartigsten Schau- und Prunkstücke auch in den Altarbauten zu erreichen, fand sich jene Art, welche dem Kunstempfinden des altbayerischen Volkes am nächsten kam; daher denn auch die zahlreichen — freilich immer etwas lokal modifizierten — üppigen Schöpfungen dieser fruchtbaren, schaffensfreudigen Periode in Stadt und Land. — Wir müssen hier auf die vorzügliche Kennzeichnung der reichen Barockformenwelt verweisen, die Dr. Hoffmann in seinen Darlegungen zu bieten versteht. Dieses gilt auch in bezug auf die Behandlung der sich anschließenden, mehr nach luftiger Zierlichkeit strebenden Rokokokunst, da ja nur eine gründliche Erörterung das Verständnis für all die Erscheinungen und Wandelungen in diesen an sich schwer auseinander zu haltenden Kunstperioden zu erschließen vermag. — Wie trotz aller Begeisterung für das gesteigerte Formenleben, das im Barock und Rokoko sich geltend machte, dennoch aber eine Reaktion kam, und die in Natur und Leben geltenden Gesetze auch in der Kunst sich Bahn brachen, zeigte genugsam die klassizistische Strömung, die schließlich auch den Altarbau des überreichen, oft bizarren Schmuckes entblätterte, um ihn kahl und öde dem auch in seinem Kunstempfinden allmählich nüchterner und phantasieloser gewordenen Volke hinzustellen.

Wenn wir uns erinnern, welche Verachtung noch vor etwa 30 Jahren dem Barock und Rokoko, ja vielfach sogar der Renaissance selbst entgegengebracht wurde, so muß uns das heutige ernste Streben, die Kunstgebilde jener entschwundenen Perioden einer möglichst sachlichen und gerechten Würdigung zu unterstellen, sicherlich Freude und erhöhte Anregung zur Klärung des eigenen Urteiles darbieten. Wohltuende Objektivität zeichnet auch das vorliegende Hoffmannsche Buch aus; die ästhetische Wertung der

*) Beiträge zur Geschichte 2c. des Erzbistums München und Freising Dr. M. v. Deutinger, fortgesetzt von Dr. F. A. Specht. Neue Folge, Bd. Der Altarbau im Erzbistum München und Freising ner stilistischen Entwicklung vom Ende des 15. bis zum Anfang des 19. Jahrnderts von Dr. Richard Hoffmann. Mit 59 Abbildungen. München 1905. ndauerische Buchhandlung.

bezeichneten Stile im allgemeinen, wie die der behandelten Einzelwerke dünkt uns eine vorzügliche. Jene Stimmführer, die, um eine frühere Mißachtung völlig zu übertönen, bereits hin und wieder in allzu einseitiger Huldigung für die üppigen Töchter der Renaissance erglühen, möchten wir auf die berechtigte Mahnung Hoffmanns verweisen, die dahin lautet, daß es ein Fehler wäre, die Renaissance-, Barock- und Rokokoaltäre zu überschätzen und ihre Mängel zu verhehlen.

München. Max Fürst.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Wenn Heinrich Knote sein Repertoire um eine neue Rolle bereichert, so ist dies immer ein künstlerisches Ereignis. Geschieht dies auch nicht eben zu häufig, so darf man doch stets eine vollgültige, glänzend ausgebildete Leistung erwarten. Daß die Partie des „Radames" ihm stimmlich außerordentlich gut liegen würde, war a priori anzunehmen; aber unser großer Wagnersänger wußte sich auch darstellerisch sehr stilsicher in der Rolle des Verdischen Opernhelden zu bewegen. Knotes Organ war von ganz prächtiger Tonschönheit und Klangfülle. Wir haben so den Radames gar manches Jahr nicht gehört. Der Beifall war denn auch ein ganz außerordentlicher und begeisterter. Er war stellenweise auch bei offener Szene so intensiv, daß die Geschmackvolleren ihn im Interesse der Gesamtwirkung zu dämpfen suchten. Die übrige Vorstellung nahm unter Röhrs sorgfältiger Leitung einen frischen Verlauf. Für den Herbst ist uns eine Neuinszenierung der „Aïda" versprochen. Ob alle sich den äthiopischen Teint so ganz richtig angeschminkt oder nicht, erscheint mir minder wichtig, als die allerdings schwierigere Frage, wie man die im zweiten Akte auf der Bühne verwendeten Blasinstrumente dem Zeit- und Kostümcharakter anschmiegen könnte. Das nunmehr engagierte Frl. Larsen sang die Aïda sehr sympathisch und empfindungsvoll. Baubergers Amonasro und Sieglitz' Oberpriester sind vorzügliche Leistungen. Poppe singt den König recht entsprechend, erscheint mir aber in der Repräsentation eine Schattierung zu jovial. Die Amneris gehört zu den Prachtleistungen unserer Frau Preuse-Matzenauer, Darstellung und Gesang sind hier jedes Lobes würdig. Daß der ausgezeichneten Künstlerin das Temperament der „Carmen" minder liegt, ist schon im Frühjahr gesagt worden. In sanglicher Beziehung freilich bietet sie auch hier sehr Gutes. Anlaß zum Besuch der Bizetoper bot neuerdings die Neubesetzung der Micaela- und Escamillorollen. Frl. Tordek singt und spielt die Partie sehr anmutig; auch Brodersen hatte einen verdienten Erfolg insbesondere in sanglicher Beziehung. Pfitzner hat in dieser Woche, wie schon früher einmal, als Dirigent seiner „Rose vom Liebesgarten" mit starkem Beifall gastiert. Die Besetzung mit Frl. Koboth und Herrn Reiter in den Hauptrollen war die bekannt ansehnliche. „Don Giovanni" wurde in der Besetzung der kommenden Festspiele mit ausgezeichnetem Erfolg gegeben. Der feine Reiz unseres Mozartensembles übt in ungetrübter Frische seine Wirkung aus. Für die Kritik neu war nur der Ottavio unseres neu engagierten Buysson, der die undankbare Figur lebendig repräsentierte, sanglich oft sehr günstig wirkte, stilistisch einstweilen aber noch nicht Raoul Walter erreicht.

Konzert. Als Empfangsabend ihrer Jahresversammlung bot der Verein Deutscher Pianofortefabrikanten, der Verband der Klavierverbändler und die Musikinstrumentenindustrie-Berufsgenossenschaft eine abwechslungsreiche und gut besuchte Veranstaltung im Festsaal des „Bayerischen Hofes". Hermann Kellner zeigt sich als technisch reifer und künstlerisch reichbegabter Klavierinterpret, vorwiegend Liszts; in dessen Klavierkonzert in Es-dur hatte der junge Künstler in Dr. Linde einen ebenbürtigen Partner. Mariane Rheinfeld sang Lieder von Cornelius, Schubert und Brahms mit sympathischem klangschönen Organ, guter Phrasierung und reicher Empfindnng. Der Psychologe Schmidt-Esto führte eine neue Traumtänzerin vor. Mia Madelaine stammt aus einfachen Münchener Verhältnissen, ist im normalen Zustand unmusikalisch und in Tanzkunst und Bühnenwelt unerfahren. Sie ist neunzehn Jahre alt und erscheint äußerlich gar nicht sensibel und nervös. Aesthetisch genommen stehen ihre nach der Einschläferung vorgenommenen Produktionen hinter denen ihrer Namensschwester, über die vor einigen Jahren „tout Munich" aus dem Häuschen geriet, zurück, aber der Eindruck war doch ein großer, oft beängstigender. Wenn man Madelaine sich bei Chopins Trauermarsch in Schmerz und Verzweiflung winden sieht, kann man nur wünschen, Schmid-Estos Versicherung, daß dieser Zustand den Nerven keinen Schaden bringe, möge kein wissenschaftlicher Irrtum sein.

Verschiedenes. Das Kgl. Schauspielhaus in Berlin hat in seinem eben abgelaufenen Spieljahr (20. August 1905 bis 23. Juni 1906) im ganzen drei Novitäten gebracht, von denen nur Blumenthals „Schwur der Treue" Erfolg hatte. Neu einstudiert wurden „Othello", „Maria Magdalena", „Erbförster", Brachvogels „Narziß", „Quitzows" und „der Damenkrieg". An der Spitze der meistaufgeführten Autoren steht — Oskar Blumenthal (76 mal), dann folgen Shakespeare (12 mal), Schiller (40 mal) und Goethe (34 mal). Im November wird im Berliner Schauspielhaus auf Wunsch des Kaisers das „Moskauer Künstlerische Theater", das in Deutschland so starkes Aufsehen erregte, neuerdings gastieren. — Hofkapellmeister Dr. Muck in Berlin wurde für das Symphonieorchester in Boston gewonnen zu Bedingungen, wie man sie gleich glänzend eben in Deutschland nicht bieten kann. Dr. Muck leitete mit großem Erfolge das „schlesische Musikfest" in Görlitz, von dem die Aufführung von Mozarts Requiem und Schumanns Faustszenen besondere Erwähnung verdienen. Im Anschluß an das Fest fand die Grundsteinlegung zu einer Musikfesthalle statt, für welche bedeutende Mittel vorgesehen sind. — Das „Schleswig-Holsteinsche Musikfest" brachte unter Stavenhagens Leitung die erstmalig in München gehörte „Vita nuova" von Wolf-Ferrari, Bachs Cantate „Nun ist das Heil", Meistersingervorspiel und Festwiese, Bruckners neunte Symphonie, Brahms „neue Liebeslieder" und „Die Geburt Jesu", eine Cantate für Soli, Chor und Orchester von Woyrsch (Altona). — Zum Neubau des Kgl. Hoftheaters in Kassel wird von der Stadt ein Zuschuß von 1250,000 Mark gefordert. — An der Stuttgarter Hofbühne hatte J. Horns Schauspiel „Not" trotz einiger Gewaltsamkeiten guten Erfolg; bedeutenden Beifall fand in Nürnberg Frz. Kaibels Drama; „Die andere Hälfte", welches zum mindesten starkes Theaterinstinkt beweis. — „Le Clos", eine komische Oper von Charles Silver, zeigte bei ihrer Uraufführung in der Opéra comique in Paris wenig Eigenart und wurde demgemäß nicht sehr beifallsfreudig aufgenommen. — Als Ibsenfeier bot das Frankfurter Schauspielhaus eine sehr gute Aufführung der „Wildente"; der Beifall war sehr stark, aber der Besuch der Vorstellung schwach. — Die Wiesbadener Hofbühne hat „Mignon" in einer glänzenden Ausstattung und guten, künstlerischen Wiedergabe ihrem Spielplan der Musteraufführungen eingereiht. Die Reprisen aus den vorjährigen Neuinszenierungen „Oberon" und „Armida" finden wieder volle Häuser. — Das Residenztheater in Wiesbaden hatte mit der Premiere des ohne Bühnengewandtheit eine Lanze für den russischen Völkerfrühling brechenden Schauspiels „Krieg" von Alexander Tschertkoff lediglich einen Regieerfolg. — Richard Strauß' „Salome" hat nun auch in Leipzig ihre Premiere mit stärkstem Erfolge erlebt. — Franz Kranewitters Tragödie aus dem Tiroler Bauernkrieg von 1525 „Michel Gaismayer" erzielte bei der Innsbrucker Uraufführung einen sehr lebhaften Erfolg. — Das Saisontheater in Ischl ist mit Wittenbauers „Privatdozent" eröffnet worden. — Im Berliner Lessingtheater hatten drei Burlesken von Rideamus „Mitzi — Mutzi", „Der Traum des Diätars" und „Die Tuskaroras" sehr geringen Erfolg. Der Autor ist der Librettist der oft gegebenen, aber herzlich platten Operette „Die lustigen Nibelungen". — Einen Lacherfolg hatte im Berliner Schillertheater der Schwank „Heiratslustig" von Maurice Champagne. Die Kritik glaubt, daß hinter dem französischen Etikett deutscher Schaumwein sich verberge. — Die Zentenarfeier von Augsburgs Zugehörigkeit zum bayerischen Königreiche, welche an Pfingsten mit dem Musikfest begonnen, fand nun durch ein Festspiel im Stadttheater ihre Fortsetzung. Zweihundert Personen aus der Bürgerschaft wirkten bei der eindrucksvoll verlaufenen Aufführung mit. Die Stücke „Ludwig der Bayer in Augsburg (1324) und „Der Reichsstadt Ende (4. März 1806) sind von Hans Nagel, einem Augsburger Lehrer, verfaßt. — Im Stuttgarter Hoftheater fand das „Matterhorn", ein etwas konstruiert wirkendes Drama von Th. Wund, eine freundliche Aufnahme. — „Das Paradies Mahomets", eine nachgelassene Operette Planquettes, des Komponisten der „Glocken von Corneville", erwies sich bei der Premiere im Theatre des Variétés in Paris als eine matte Produktion. — Berlin bekommt wieder zwei neue Bühnen. Der betriebsame Direktor Reinhardt baut sich noch ein „Intimes Theater", das er im Herbst mit den „Gespenstern" eröffnen will. Ein „Figaro-Theater" wird sich der Pflege von Einaktern widmen.

München. L. G. Oberländer.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. == Telephon 3850. ==

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch = Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 27. München, 7. Juli 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Einige Bemerkungen zu dem letzten Münchener „Sachverständigen"-Prozeß.

Von

Rechtsanwalt August Rumpf, München.

Zum wachsenden Erstaunen nicht bloß in Laien-, sondern auch in Juristenkreisen scheint sich bei manchen Gerichten in letzter Zeit immer mehr die Uebung einzubürgern, bei gewissen Strafprozessen, nämlich solchen, welche durch Druckschriften oder bildliche Darstellungen verübte Verfehlungen nach § 184 des Reichsstrafgesetzbuches (Verbreitung unzüchtiger Schriften oder Abbildungen) oder nach § 166 (Gotteslästerung und Religionsbeschimpfung) zum Gegenstand haben, Fragen rein wissenschaftlicher oder künstlerischer Natur, auch wenn sie für die strafrichterliche Feststellung der einzelnen Tatbestandsmerkmale des bezüglichen Reates von keinem Belang sind und dieselben überhaupt nicht berühren, gleichwohl hereinziehen und darüber einen weitgehenden Sachverständigen-Beweis führen zu lassen. Dahin gehört z. B. die Frage der künstlerischen Verwendbarkeit gewisser Aktphotographien nach dem Leben; als ob damit, daß unzüchtige Aktbilder, wie sie von einigen Firmen jährlich zu vielen Tausenden ins Volk geworfen und ohne Wahl abgegeben werden, vielleicht in dem einen oder andern Fall dem Künstler immerhin noch künstlerische Anregung zu bieten vermögen, solche Bilder dann den Charakter der Unzüchtigkeit verlieren würden. Die Folge davon ist, daß insbesondere im schwurgerichtlichen Prozeß das in der logisch-kritischen Herausschälung der Tatbestandsmerkmale aus dem gesamten beigebrachten Beweisstoff minder geübte Urteil der Laienrichter sich nicht selten verwirrt und dadurch Erkenntnisse ermöglicht werden, welche mit dem gesunden Rechtsempfinden weitester Volkskreise sich in schroffen Widerspruch setzen.

Das Erstaunen über diese Erscheinung hat Ausdruck gefunden auch in der Rede des nationalliberalen Abgeordneten und Führers Dr. Bassermann in der Reichstagssitzung vom 20. Februar d. J. Nachdem Dr. Bassermann von „vielen Ausschreitungen seitens einiger unserer Witzblätter" gesprochen, bemerkte er (lt. amtl. stenogr. Bericht): „Daß in dieser Beziehung das bestehende Gesetz nicht voll zur Geltung kommt, obgleich es in seinem § 184 vollständig ausreicht, das kommt nach meiner Auffassung, welche eine Reihe von Juristen teilen, auch Juristen, die durchweg auf politisch-liberalem Boden stehen, daher, daß unsere Schwurgerichte hier zum Teil auf eine abwegige Rechtsprechung kommen. Ich meine, es sind da in letzterer Zeit Erkenntnisse ergangen, Freisprechungen erfolgt, die zu großen Bedenken Veranlassung geben müssen, die vor allen Dingen auch denen Veranlassung zu Bedenken geben müssen, die für die Institution der Schwurgerichte schwärmen. Auch die Schwurgerichte sind dazu da, dem Gesetze zur Geltung zu verhelfen, und ich habe den Eindruck, daß bei einer Reihe von Erkenntnissen dies nicht der Fall war. Dafür habe ich kein Verständnis, daß man zur Auslegung des Begriffs „unzüchtig" noch Sachverständige zuzieht. (Sehr richtig! bei den Nationalliberalen. — Zuruf von den Sozialdemokraten.) Da steht mir der juristische Verstand still; da muß der Richter entscheiden, dazu bedarf es nicht der Zuziehung von Literaten, um beurteilen zu können, ob eine Darstellung unzüchtig ist oder nicht. (Sehr richtig! bei den Nationalliberalen.)" Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Dr. Bassermann hierbei vor allem auch den bekannten Münchener „Simplicissimus"-Prozeß im Auge gehabt hat.

Durch den jüngsten Schwurgerichtsprozeß gegen den Verleger und Redakteur der verflossenen „Süddeutschen Montagszeitung" August Richter in München hat nun jene Uebung neuerlich eine wenig glückliche Fortsetzung erfahren und wiederum ein Urteil gezeitigt, welches, um mit Dr. Bassermann zu sprechen, als „abwegige Rechtsprechung" weithin empfunden wird. Der nähere Sachverhalt darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Die inkriminierte Stelle in der Nr. 2 des genannten Blattes lautet nach dem Berichte der „Augsburger Abendzeitung": „In Wirklichkeit ist die katholische Kirche auch heute noch dieselbe geblieben, die sie früher war. Ihre Verwerflichkeit und Gemeingefährlichkeit ist heute noch genau so groß, wie früher, und derselbe verbrecherische Geist herrscht in derselben, wie einst zu zeiten der Inquisition." In diesem Satze erblickte der Staatsanwalt eine Beschimpfung der katholischen Kirche und erhob deshalb gegen den Verleger und verantwortlichen Redakteur des Blattes Anklage wegen Vergehens wider die Religion. Als Sachverständige wohnten nach dem gleichen Zeitungsberichte der Verhandlung an: Schriftsteller Graf Paul v. Hoensbroech in Großlichterfelde, Weltpriester Hans Kirchsteiger in Salzburg, protest. Pfarrer Gottlieb Schwarz in Karlsruhe, Lyzealprofessor Dr. Hollweck in Eichstätt und Universitätsprofessor Dr. Gietl in München. Nach dreitägiger Verhandlung wurde der Angeklagte nach dem Wahrspruch der Geschworenen freigesprochen.

Es soll hier nicht eine Kritik dieses Urteils unternommen, sondern nur mit ein paar Worten die Frage untersucht werden: war gegenüber Art und Inhalt des im § 166 des Strafgesetzbuches bedrohten Delikts überhaupt Anlaß zur Führung eines Sachverständigen-Beweises gegeben? § 166 bedroht unter anderem denjenigen mit Strafe, der öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft. Die Frage, um welche allein es sich hierbei für das Gericht handeln konnte, war also: liegt in der obenerwähnten Stelle des fraglichen Zeitungsartikels, insbesondere in dem Vorwurfe der „Verantwortlichkeit

und Gemeingefährlichkeit“ und des „verbrecherischen Geistes“ eine vorsätzliche Beschimpfung der katholischen Kirche oder nicht?

Unter Beschimpfung im Sinne des § 166 l. c. versteht unsere reichsgerichtliche Rechtsprechung eine Herabwürdigung, welche sich durch eine Roheit des — mündlichen, schriftlichen oder bildlichen — Ausdruckes kennzeichnet, die schon an sich die Nichtachtung oder Verachtung dartut. Es ist nun ganz zweifellos nicht eine Frage, deren Beantwortung eine besondere Sachkenntnis oder Fachkunde erfordert, ob in einem einzelnen Falle eine Herabwürdigung vorliegt, ob dieselbe vorsätzlich erfolgte und ob sie durch eine gewisse Roheit sich geltend machte. Der Staatsanwalt hatte vollkommen Recht, in seinem Plaidoyer zu bemerken, daß in dem inkriminierten Artikel eine Beschimpfung der katholischen Kirche liege, leuchte dem gesunden Menschenverstand ohne weiters ein. Es ist dies lediglich eine Frage der Untersuchung des begrifflichen Inhalts und der Form der von dem Angeklagten erhobenen Vorwürfe, sowie der Erforschung des den Angeklagten leitenden Vorsatzes, nicht aber einer wissenschaftlichen, historisch-kritischen Würdigung des geschichtlichen Werdeganges der katholischen Kirche auf dem oder jenem Gebiete ihrer Betätigung.

Wozu aber dann die Beiziehung von Sachverständigen? Etwa weil dem Angeklagten die Führung des Wahrheitsbeweises nicht abgeschnitten werden durfte und weil diese Beweisführung eben auf wissenschaftlichem Boden sich bewegte? Eine solche Beweisführung kann aber gegenüber dem § 166 l. c. überhaupt nicht in Frage kommen. Denn liegt einmal eine herabwürdigende, in roher Form sich äußernde, vorsätzliche Kundgebung der Nichtachtung oder Verachtung vor, so ist damit der Tatbestand des § 166 auch erfüllt und für eine Beweisführung über die Wahrheit des sachlichen Inhalts der beschimpfenden Aeußerung kein Raum mehr. Der Gesetzgeber wollte das religiöse Empfinden der Staatsbürger gegen jede Dokumentierung der Schmähsucht schützen. Auch der an sich freien Kritik ist damit eine Grenze gezogen. Wer glaubt, eine unter § 166 l. c. fallende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche einer abfälligen Beurteilung unterziehen zu sollen, mag dies immerhin tun und kann und darf es tun; aber er muß dabei sachlich bleiben, er hat sich aller Aeußerungen schmähender Verachtung zu enthalten, er darf nicht aus kritischem Eifer zum beschimpfenden Eiferer werden. Ueberschreitet er diese Grenze, so ist er straffällig, auch wenn ihm von einigen Dutzend Sachverständigen bestätigt würde, daß sie seine sachliche Auffassung für richtig halten.

Der § 166 l. c. hat in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit den Majestäts-Beleidigungs-Paragraphen (§§ 95, 97 St.-G.-B.) Auch derjenige, der den Kaiser, den Landesherrn ꝛc. beleidigt, kann sich nicht darauf berufen, daß dasjenige, was er mit Beziehung auf den Kaiser, den Landesherrn gesagt, wahr sei. Die in der Aeußerung sich kundgebende Mißachtung allein schon ist strafbar. Jeglicher Wahrheitsbeweis ist ausgeschlossen.

Soll eine Beweisführung über den Wahrheitsgehalt der beschimpfenden Kundgebung nun aber nicht wenigstens deshalb zugelassen werden müssen, weil unter Umständen das Strafmaß hierdurch beeinflußt werden könnte? Man darf hier nur wieder die Analogie der Majestätsbeleidigung heranziehen, um sofort zu erkennen, daß auch unter diesem Gesichtswinkel die Zulassung des Wahrheitsbeweises sich nicht rechtfertigt. Man halte übrigens nur eines fest: Der Religionsbeschimpfer ist nicht etwa deshalb zu bestrafen, weil das, was er geäußert, nicht wahr ist, sondern vielmehr, weil das Gesagte — gleichviel, ob es wahr oder nicht wahr ist — und so, wie es gesagt wurde, beschimpfenden Charakter trägt und weil es im Bewußtsein dieses beschimpfenden Charakters (d. i. vorsätzlich) von ihm gesagt wurde. Die Feststellung der objektiven Wahrheit — ganz abgesehen davon, daß die Austragung rein wissenschaftlicher oder künstlerischer Fragen im Rahmen einer Gerichtsverhandlung auf Grund der Darlegungen weniger, sich vielleicht auch noch widersprechender Sachverständigen überhaupt wohl stets sehr problematischen Wert besitzen wird, einem Gerichtshof billigerweise auch gar nicht zugemutet werden kann — ist also auch für die Frage der Strafzumessung weder erforderlich, noch kann sie darauf überhaupt von Einfluß sein. Von Einfluß auf das Strafmaß kann hier nur die Frage sein, ob der Angeklagte selbst den sachlichen Inhalt seiner Aeußerung für wahr gehalten hat. Das kann unter Umständen seine Straftat in milderem Lichte erscheinen lassen. Denn im anderen Falle würde ihm auch noch das Brandmal des Verleumders anhaften. Um aber festzustellen, ob der Angeklagte seine Aeußerung selbst für wahr gehalten oder wider besseres Wissen sie gemacht hat, dazu bedarf es offenbar wiederum keines Sachverständigen-Beweises. So weit im Innern eines Angeklagten zu lesen, seine Bildung, seine Kenntnisse zu würdigen, ferner zu prüfen, ob der Angeklagte Unterlagen für seine Aeußerung besessen oder auf das Geratewohl in mehr oder minder gewissenloser Weise seine Behauptung aufgestellt hat, das verlangt keine besonderen sachlichen Kenntnisse; diese Fähigkeit muß bei jedem Berufs- oder Laienrichter vorausgesetzt werden. Sonst müßten schließlich in jedem Beleidigungsprozeß über die Frage, ob eine einfache (§ 186 St.-G.-B.) oder eine verleumderische (§ 187 ibid.) Beleidigung vorliegt, Sachverständige einvernommen werden. Es wurden denn auch die Sachverständigen im „Richter“-Prozesse nicht etwa deshalb zugezogen, um zu begutachten, ob der Angeklagte die von ihm gegen die katholische Kirche geschleuderten Vorwürfe für wahr gehalten hat, sondern sie sollten sich über die Begründetheit der Vorwürfe selbst äußern.

Nach dem Vorausgeführten kann also, soweit es auf das Gericht allein ankam, ein Anlaß zur Beiziehung von Sachverständigen in dem fraglichen Prozesse nicht für gegeben erachtet werden. Dabei darf aber eines nicht übersehen werden. Und dies ist in weiteren, vor allem Nichtjuristenkreisen vielleicht nicht so bekannt, als daß seine Hervorhebung überflüssig erscheinen könnte. Für die gerechte Würdigung der Prozeßführung hinsichtlich der Frage der Sachverständigen-Beiziehung, bzw. Zulassung ist aber dieser Punkt von erheblicher Bedeutung.

Nach dem sowohl unseren Zivilprozeß wie Strafprozeß beherrschenden Grundsatz der freien Beweiswürdigung ist es nämlich allerdings zunächst dem Ermessen des Gerichtes überlassen, ob es in einem einzelnen Fall Sachverständige hören will oder nicht; und nach § 73 der Strafprozeßordnung erfolgt auch die Auswahl der beizuziehenden Sachverständigen und die Bestimmung ihrer Anzahl durch das Gericht. Allein diese Befugnis des Gerichts ist keine ausschließliche. Denn nach § 219 St.-P.-O. kann der Angeklagte, wenn der Vorsitzende den Antrag auf Ladung eines Zeugen oder Sachverständigen ablehnt, denselben unmittelbar laden lassen und ist hierzu auch ohne vorgängigen Antrag befugt. Das gleiche Recht steht nach § 221 ibid. der Staatsanwaltschaft zu. Und nach § 244 l. c. muß das Gericht (ausgenommen bei den Verhandlungen vor den Schöffengerichten und vor den Landgerichten in der Berufungsinstanz, wenn die Verhandlung vor letzteren nur eine Uebertretung betrifft oder auf erhobene Privatklage erfolgt) auch diese unmittelbar geladenen Zeugen und Sachverständigen vernehmen, selbst wenn es ihre Vernehmung nicht für erheblich bzw. die Einvernahme von Sachverständigen nicht für erforderlich erachtet. Es ist mir nicht bekannt, ob im Prozeß „Richter“ die Ladung von Sachverständigen zunächst auf Antrag der Verteidigung vom Gerichtsvorsitzenden angeordnet (die Sachverständigen Graf Hoensbroech, Schwarz und Kirchsteiger sind jedenfalls auf Rechnung des Angeklagten zu setzen) oder ob dieselben von der Verteidigung gleich unmittelbar geladen wurden. Im ersteren Falle hätte das Gericht etwas verfügt, wozu nach obigen Ausführungen kein Anlaß bestand; im letzteren Falle war die Ladung von Sachverständigen auch seitens des Gerichts (die Professoren Dr. Hollweck und Dr. Gietl kommen hier in Betracht) eine sich von selbst nahelegende vorsorgliche Gegenmaßnahme gegenüber der Sachverständigenladung seitens der Verteidigung. (Im „Simplicissimus“-Prozeß wurde, was prozeßtaktisch zweifellos verfehlt war, von solcher Gegenmaßnahme abgesehen.)

Der Ladung von Sachverständigen durch die Verteidigung stehen nun aber anderseits Gericht und Staatsanwaltschaft keineswegs wehrlos gegenüber. Denn 1. kann das Gericht die Vernehmung von Personen ablehnen, denen bezüglich der vorliegenden Fragen die Eigenschaft von Sachverständigen zweifellos nicht beigemessen werden kann. 2. Der Staatsanwaltschaft steht wie dem Angeklagten das Recht zu, einen Sachverständigen abzulehnen, und zwar gelten hierfür die gleichen Gründe, welche zur Ablehnung eines Richters berechtigen (§ 74 St.-P.-O.). Ein Richter kann aber u. a. auch wegen Besorgnis der Befangenheit abgelehnt werden. Diese Besorgnis ist nach dem Gesetze dann gegeben, „wenn ein Grund vorliegt, welcher geeignet ist, Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit eines Richters (Sachverständigen) zu rechtfertigen“ (§ 24 St.-P.-O.). 3. Der Gerichtsvorsitzende kann ungeeignete oder nicht zur Sache gehörige Fragen an die Zeugen oder Sachverständigen zurückweisen (§ 240 St.-P.-O.). Die bloße Unerheblichkeit einer Frage würde allerdings deren Zurückweisung noch nicht rechtfertigen können. Dagegen wäre im vorwürfigen Falle nach dem Obengesagten zu erwägen gewesen, ob und inwieweit die den Sachverständigen vorgelegten Fragen bezüglich der Begründetheit oder Unbegründetheit der inkriminierten Vorwür-

überhaupt noch „als zur Sache gehörig" oder als bloß unerheblich erscheinen konnten.

Man wird zugeben müssen, daß diese drei der Verteidigung gegenüber zur Verfügung stehenden Gegenmaßnahmen in der Hand eines umsichtigen, energischen Gerichtsvorsitzenden, bzw. Staatsanwalts Auswüchsen vorzubeugen vermögen, die sonst gerade aus dem durch eine ungemessene Beweisführung durch Sachverständige vorbereiteten Boden emporwuchern und dem Gerichte (Geschworenen, Schöffen) den freien Ausblick auf das Wesentliche und Erhebliche behindern können. Ich spreche letzteres nur im allgemeinen und ohne Bezugnahme auf bestimmte Prozesse aus. Die Frage, ob und inwieweit im Prozeß „Richter" der erhobene Sachverständigenbeweis hätte vermieden oder eingedämmt werden können, dürfte sich nach Obigem (in rechtlicher Beziehung) unschwer beantworten.

Der Verfasser dieses Artikels wird bei seiner Berufsstellung als Rechtsanwalt schließlich wohl nicht gegen die mißverständliche Auffassung sich zu wenden brauchen, als ob er einer Beschränkung der Rechte der Verteidigung in unserem geltenden Strafprozesse das Wort reden wollte. Der peinliche Eindruck, den die beiden Münchener Schwurgerichtsprozesse (gegen „Simplicissimus" und „Südd. Montagsztg.") mit ihren vielglossierten Sachverständigen-Vernehmungen in weiten Kreisen des deutschen Volkes ohne Unterschied der Parteistellung hervorgerufen haben, dieser Eindruck ist es allein, zusammen mit der Erkenntnis, daß im Interesse der Erhaltung eines festen unerschütterlichen Vertrauens unseres Volkes zu seiner Rechtsprechung derartige Erscheinungen die ernsteste Beachtung verdienen, was den Verfasser zu den vorstehenden Darlegungen veranlaßt hat, um damit zur Klärung der einschlägigen Fragen einiges beizutragen.

Rückständigkeiten.

Von

A. Fischer.

Es war im Jahre 1884, als Heinrich Keiter in seinem Büchlein „Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands" mit Genugtuung versichern konnte, „daß wir eine stattliche Anzahl von Dichtern aufzuweisen haben." Obwohl Keiter selbst eine „Geschichte der katholischen schönen Literatur" in Aussicht stellte, wurden wir seither mit keiner ähnlichen Gabe mehr beschenkt. Man müßte nur die zweite Auflage von „Katholische Erzähler der Neuzeit" und „Fr. A. Muths Studien", die beide weniger bedeuten, so bezeichnen. Endlich besitzen wir ein Gegenstück, aber kein in allweg erfreuliches. Das Büchlein selbst gestaltet sich, wie schon sein Titel „Rückständigkeiten" verrät, zur Anklage.[1])

Wohl soll es ein Trutztitel sein. Einer Literatur gegenüber, die Namen wie Greif, Eichert und August Lieber aufweist, soll sich der Vorwurf der Rückständigkeit selbst richten. Weniger die Leistungen unserer Talente sind im Rückstand als ihre Beachtung beim Volk der Kritiker und Leser. Das ist freilich ein sehr zweifelhafter Trost. Denn wer die Literaturgeschichte macht, das ist ebenso das Publikum wie der Dichter. Die imponierendste der „Rückständigkeiten" ist zweifellos Martin Greif. Er hätte schon in Keiters „Katholischen Dichtern" eine Stelle verdient. Keiner der dort vertretenen Lyriker und Dramatiker hätte den Pfälzer auf seinem Gebiet in Schatten gestellt. Warum fehlt er? Das katholische Publikum kannte seinen besten Dichter nicht.

Das Mißverhältnis hat sich inzwischen ins Unerträgliche gesteigert. Unter Keiters Helden befand sich doch ein L. Dreves, von dem zwei Lieder durchs ganze Volk wanderten; es war da eine Luise Hensel, deren „Dingerchen" in aller Munde waren, ein Fr. A. Muth, der Meistkomponierte seiner Zeit, ein Redwitz, das Wahrzeichen des Reaktionszeitalters, und ein Fr. W. Weber mit der 18. Auflage seines Hauptwerks. Unter den „Rückständigen" kann sich mit diesen an Popularität nur etwa Greif messen; aber auch seine Interessensphäre bilden weniger die katholischen Kreise. Das A und O von Pöllmanns Schrift ist also: unter den Katholiken klafft unnatürlicher denn je die Kluft zwischen dem Publikum und den Schaffenden.

In gewissem Sinn ist es auch eine natürliche Kluft. Kein geringerer als Goethe stellt uns diese Wahrheit heraus. Er bekennt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und teilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie die Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopoe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nötig ist. — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran."[1]) Noch mehr baute sich selbstredend ein Publikum für die Verherrlicher des Königs heran. Eine probablere Erklärung des protestantischen Vorsprungs ist mir noch nicht vorgekommen. Sollen die Katholiken innerlich geeinigt werden, dann ist ein Eindruck notwendig, den wir uns nicht grobkörnig genug vorstellen können. Die Geschichte muß uns mit einem Kampf und Sieg beschenken — durchaus nicht gerade konfessioneller Art — die greifbar an einen jeden herantreten und sich doch wieder um einer einzelnen menschlichen Persönlichkeit willen abspielen. Wirklich sehen wir in der deutschen Literatur seit den Befreiungskriegen die Katholiken immerhin achtunggebietend vertreten. Ich erinnere nur an Hesses Klassikerausgaben. Zwar geben sich unsere Vertreter vielfach recht freigeistig. Aber selbst ein Grillparzer ist sich seines Zusammenhangs mit den Glaubensgenossen so instinktiv bewußt, daß ihm das Epigramm entschlüpft:

„Von unsern Kunstrichtern die bestgenannten
Sind gegen mich gar strenge Richter,
Sie protestieren eben als Protestanten
Und ich bin ein katholischer Dichter."

Eben Grillparzer ist uns auch ein Beispiel dafür, was das Publikum für einen Dichter, und wäre es der originellste, bedeutet. In seiner Selbstbiographie berichtet er, wie er bei Hof in Ungnade fiel und so zur Untätigkeit verurteilt war: „Man kann mir einwenden, ich hätte mich über die engen österreichischen Verhältnisse wegsetzen und für die Welt oder doch für Deutschland schreiben sollen. Aber ich war nun einmal eingefleischter Oesterreicher und hatte bei jedem meiner Stücke die Aufführung und zwar in meiner Vaterstadt, im Auge." Los vom Publikum! Das ist die große Kalamität unserer Talente, die durch keinen Kritikus wettgemacht werden kann. Denn die beste Kritik eines Werks ist immer das Spiel, der Vortrag selbst, und zwar nicht selten eine Kritik mit rückwirkender Kraft.

Pöllmann meint, einen Kritiker wie Keiter haben wir nicht mehr aufzuweisen. Gewiß, auch keinen wie Fr. A. Muth oder Kreiten. Allein was wir brauchen, haben wir: Pioniere, die den Spalt zwischen Volk und Poeten zu überbrücken suchen, Werber und Organisatoren. Karl Muth ist einer, Pöllmann selbst verfolgt mit seinem Buch propagandistische Zwecke, was schon aus der Wahl der Themate hervorgeht („Fr. Hülskamp", „Vorgeschichte unserer periodischen Literatur", „Der Helledank!"), Werber sind sogar manche der „Rückständigen" mit ihrer Vorliebe zum Plakatstil. Muth wirbt für die Eroberung der Positionen, welche die Literatur eben darbietet. Pöllmann möchte ein ideales Volkstheater schaffen, und von den Dichtern führt der eine dies, der andere jenes im Schild. Da kommt mir eben zur rechten Zeit eine Pastoralregel M. Sailers zu Gesicht. „Die Existenz für die Zukunft, so lese ich, — eine große Versuchung. Man braucht nicht, was man hat, aus Begierde nach dem, was man nicht hat. Man rechnet auf die Zukunft, und läßt darüber die Gegenwart ungenützt aus den Händen." (Pastoraltheologie, München 1788 S. 24). Wir haben unzählige katholische Gesangvereine. Was sie bisher für Popularisierung der katholischen Literatur leisteten, ist jedoch fast gleich Null. Es sei damit den Leitern kein Vorwurf gemacht; allein eine Schuld liegt vor, die sich so ziemlich auf alle in Betracht kommenden Faktoren verteilt. Man weiß sich bei uns nicht zu finden. Der Dichter fragt nicht nach dem Komponisten, der Komponist nicht nach dem Dichter, der Verleger nicht nach der Produktion, die Sänger nicht nach dem Verleger. Einer, der die Sache tragisch nimmt, zitierte einmal dazu Matth. 11, 16: „Wem soll ich dieses Geschlecht gleich erachten? Es ist Kindern gleich, die auf dem Markte sitzen und ihren Gespielen zurufen und sprechen: Wir spielten euch vor und ihr tanztet nicht; wir wehklagten und

[1]) Rückständigkeiten, gesammelte Aufsätze von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. Mit 10 Vollbildern. Ravensburg 1906.

[1]) Dichtung und Wahrheit II, 7.

ihr trauertet nicht." Oft ist schon ein Mißverhältnis dadurch der Beseitigung verfallen, daß es recht fühlbar und schreiend wurde. Der Mann, der ihm gewachsen war, stellte sich ein wie gerufen. Wer ist der Mann? Ich frage wieder.

Wie mit den Liedern verhält es sich auch mit den theatralischen Aufführungen. Hier könnten die Dichter auch etwas entgegenkommen. Bevor man allgemein zum Sprung auf die höhere Bühne kommandiert, möchte ich an das alte Wort erinnern: „Hic Rhodus, hic salta!" Zuerst etwas Tüchtiges für die Dorfbühne, die sich den katholischen Werken nicht prinzipiell verschließt! Und da möchte ich die spezielle Bitte aussprechen, daß P. Ferd. v. Skala seinen „Peter Mair" bald hochdeutsch erscheinen läßt. In gegenwärtiger Form ist er für manche Dilettantenbühne, die sonst für ihn schwärmen würde, unbrauchbar.

Endlich unsere Presse! So viel ist nun über katholische Kolportage geschrieben worden. Das Volk zeigt sich aber nicht ganz mit Unrecht spröde. Es sagt sich: Täglich wird mir die Zeitung ins Haus getragen, ein riesiges Stück Papier, das mit allen möglichen Dingen vollgedruckt ist, auch mit Erzählungen. Und da soll ich noch ein weiteres Stück Geld für Romane hinlegen! Nein! — In der Tat, bevor man den Leuten mit Kolportage zusetzt, sollte man auf eine Reform unserer Zeitungsnovellistik hinarbeiten. Manches Blatt bietet schon jetzt mitunter Vorzügliches. Es könnte aber noch viel geschehen. Die Herren Ritter und Richardy haben den Weg gewiesen. Möchten sie nur ihre Rufe solange wiederholen, bis allgemeine Besserung feststeht.

Bestialitäten.

Von

Dr. Versen.

Ihr Mütter und Väter! Müßten eure Herzen nicht von einer wahren Höllenangst gepeinigt werden, wenn ihr in den Zeitungen die Berichte leset über viehische Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen, begangen an Kindern! Sie mehren sich in Entsetzen erregender Weise. Während ganz kurzer Zeit habe ich in den wenigen Blättern, die ich lese, zehn Fälle festgestellt. Nur zwei greife ich heraus. Man findet bei Basel den schauderhaft zerfetzten Leichnam eines achtjährigen Mädchens in dem Abort eines Bahnhofes. Das Kind war gemartert, vergewaltigt und dann mit dem Messer zerstückelt worden. Bei Kopenhagen fand man dieser Tage hundert Meter von einem vielbesuchten Waldrestaurant die nackt an einem Baume hängende Leiche eines neunjährigen Mägdleins, das bis zur Blutrünstigkeit gepeitscht und dann vergewaltigt worden war.*)

Nun vergegenwärtige man sich die Qualen dieser erbarmungswürdigen Opfer viehischer Lust! Sie sind ja nicht auszudenken! Was ist der Blutdurst einer Hyäne, eines Tigers gegen diese menschliche Bestialität! Muß man angesichts dieser Greueltaten der Lustmörder nicht verzweifeln an der Menschheit? Sind sie nicht ein gellender Hohn auf unsere vielgepriesene Zivilisation? Ist nicht vieles faul in unserer Gesellschaft, das ausgetilgt werden muß mit Peitsche, Richtschwert und Feuer?

Vor allem tut es not, die Kanäle zu verstopfen, durch welche das Gift des Masochismus und Sadismus, die in ihrer höchsten Potenz bei Vernichtung jedes ethischen Fühlens den Lustmörder machen, in weite Volkskreise getragen wird. Sonst sind wir der Gefahr einer allgemeinen Verseuchung mit Bestialität ausgesetzt. Fortwährend werden von gewissen Buchhandlungen Prospekte mit Anpreisungen von Büchern verschickt, die trotz oder gerade wegen ihrer wissenschaftlichen Verkleidung geeignet sind, Entartung und Roheit in alle Kreise zu tragen. Oder bildet sich beispielsweise der Verlag von H. R. Dohrn in Dresden etwa ein, daß seine Erzeugnisse imstande wären, der Roheit entgegen zu arbeiten? Erzeugnisse wie: „Belzebub. Ueber Willkür und Rache beim Strafen", mit Kapiteln wie: „Christliche Konfirmationshiebe", „Weibliche Grausamkeits-Wollust". Ein anderes Buch trägt den Titel: „Der Flagellantismus und die Flagellanten. Eine Geschichte der Rute in allen Ländern" mit schamlosen Bildern über „Succubi und Incubi" und dergleichen. Ein drittes Buch behandelt „Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert", unter anderem auch „Stock und Peitsche im Dienste des krankhaften Sexualismus", mit vielen Illustrationen, die, nach einem Probebilde zu urteilen, auch nur der Beförderung perverser Geilheit dienen. Ein viertes Buch bringt die „Memoiren der Schwester Angelika, einer entlaufenen Nonne des Klosters zu Cork." Ein Herr Karl Felix von Schlichtegroll veröffentlicht in demselben Verlage einen Novellenzyklus unter dem Gesamttitel „Die Venuspeitsche", worin er „ein sexual-pathologisches Problem, nämlich das der Algolagnie (Masochismus) in verschiedenen Einzeldarstellungen dichterisch behandelt". Zur Empfehlung dieses „Dichters" veröffentlicht der Verlag ein Urteil Sacher-Masochs. Welch ein verkommenes, ja verruchtes Subjekt dieser gewesen ist, beweisen die kürzlich herausgegebenen ehelichen Erinnerungen seiner „Gattin". Weitere Erzeugnisse des Dohrnschen Verlages sind: „Die Geheimnisse der Inquisition", „Der Pfaffenspiegel", „La Marquise de Sade", „Lourdes. Amoureuse et Mystique", „Sacher-Masoch und der Masochismus" usw.

Der „Moderne Dresdner Verlag", Leipzig R., Göschenstraße 3, sucht in Anzeigen „sensationelle Romane, sadistische und masochistische Lektüre, auch wissenschaftliche".

Wer wäre wohl so naiv zu glauben, daß derartige Publikationen der Entartung und Roheit steuern sollen?!

Nein! Die schmutzigsten Greuel aus allen Jahrhunderten werden zusammengescharrt, um damit Geld zu verdienen. Ob dadurch die Massen vergiftet und mit allen Routinen des Lasters vertraut gemacht werden, danach wird nicht gefragt.

Noch skrupelloser gehen die Verschleißer „hochpikanter, delikater und packender Photos und Stereoskopen", die zugleich „Gummi-Artikel für Damen und Herren" anpreisen, zu Werke. In ihren Katalogen, welche zu tausenden Exemplaren überallhin verbreitet werden, findet man Schamlosigkeiten unglaublichster Art! Man fragt sich, wie kann derartiges hergestellt und unter das Volk geworfen werden, ohne daß die Polizei davon erfährt und dagegen einschreitet?

Man braucht sich ja gar nicht mehr zu wundern, daß die Bestialitäten von Tag zu Tag zunehmen, wenn sogar der Jugend — und gerade der Jugend — Bilder zugänglich gemacht werden, wie folgende: A la campagne (Flagellation). Zwei dicke Weiber sich gegenseitig peitschend. — En famille (Flagellation). Vater, Mutter und achtjähriges Töchterchen mit der Rute, alle Szenen aufführend. — Menage à trois (Flagellation). Zwei Männer und ein strammes Weib. Grausame Szenen untereinander. — Nach der Schule. Peitschungs- und Züchtigungsszenen von Kindern und jungen Mädchen. — Rodeurs de Barrière. Zwei Männer vergewaltigen ein junges Weib in der grausamsten Weise. — Crucification (Flagellation) Mann, Weib und Kind abwechselnd am Kreuze, sowie grausame Szenen zwischen Weib und Mönch. 25 Kabinettbilder Mk. 18.—, einzelne Mk. 1.—.

Doch genug!

Viele sind immer noch der Meinung, der „Kampf gegen den Schmutz" sei nicht berechtigt. Die einzige Entschuldigung, die man für sie geltend machen könnte, dürfte wohl der Umstand sein, daß sie nicht wissen, was es mit diesem „Schmutze" auf sich hat. Vielleicht genügen die nur widerwillig gegebenen Proben, um sie darüber aufzuklären, um was es sich handelt und was auf dem Spiele steht. Mehr dürfen wir nicht sagen, obwohl wir noch mit ganz anderen Schmutzproben dienen könnten.

Der Krater der Verrohung und Entartung gärt seit langem gewaltig und fordert seine Opfer. Es ist die höchste Zeit, daß er mit rücksichtsloser Entschlossenheit zugeworfen wird.

An euch appelliere ich, ihr Väter und Mütter, die ihr unter solchen Zuständen mit Grauen und Bangen an die Zukunft eurer Kinder denken müßt; ihr hegt und pflegt eure Mägdelein, sie sind eure Freude, euer Stolz und Trost. Und eines Tages liegt eins vor euch, mißbraucht, zermartert und zerfetzt. Ihr habt seine verzweiflungsvollen Hilferufe nicht gehört und der Sadist hat es hingeschlachtet mit grausam-wollüstigem Behagen und ungerührt durch den flehenden Blick des kleinen, erbarmungswürdigsten Wesens!

*) Innerhalb weniger Tage meldeten die Zeitungen soeben nicht weniger als vier ähnliche Fälle. Bei Kassel wurde ein 13jähriges Mädchen, in Dürnberg Oberfrk. ein 11jähriges Mädchen, zwischen Bulle und Rienz im Kanton Freiburg Schweiz ein 5jähriges Mädchen, in der Nähe von Pforzheim eine Frau in der gräßlichsten Weise hingeschlachtet. Vor dem Augsburger Schwurgericht gestand der Mörder der 8jährigen Berta Salger, daß er „mit Vorliebe unsittliche Bücher las". „Augsb. Postztg.", Nr. 110.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Deutsch-britische Friedensengel.

Vier Dutzend deutscher Redakteure sind der Einladung des englischen Freundschaftskomitees gefolgt und haben jenseits des Kanals eine Flut von Festlichkeiten und Freundlichkeiten über sich ergehen lassen. Sie werden außer der vorübergehenden Ermattung eine schöne Erinnerung an die Gastlichkeit und an die Geschicklichkeit der transkanalischen Vettern heimgebracht haben. Wenn Deutschland sich für die genossene Freundlichkeit zu revanchieren hat, wird gewiß die ganze Presse gerne das Ihrige tun. Aber unsere fahrenden Kollegen dürfen es uns *nicht* verargen, wenn wir die ganzen Friedensdemonstrationen etwas nüchtern betrachten. Bei den Verbrüderungsreden, welche die beiderseitigen Friedensfreunde unermüdlich unter sich austauschen, wird man an den eifrigen Pfarrer erinnert, der immer von neuem über Pflicht und Nutzen des Predigtbesuches predigt; *die es* hören, haben die Mahnung schon befolgt, und die, denen sie not täte, sind nicht da. Die deutschen Redakteure, die nach England gereist sind, brauchten nicht mehr zur Friedensidee bekehrt zu werden, und ihre liebenswürdigen Gastgeber auch nicht. Die unfriedliche Presse aber, namentlich die an Zahl und Einfluß *bedeutende* deutschfeindliche Presse, wird auch durch die schönsten Trinksprüche sich kaum bekehren lassen. Ebensowenig diejenigen Kreise der englischen Gesellschaft, die durch merkantile Eifersucht oder durch britischen Chauvinismus oder durch den Glauben an eine ähnliche Strömung in den Hofkreisen zur Gegnerschaft gegen Deutschland verleitet werden. Je eifriger die Einladenden ihre Gastgeberpflichten erfüllen, desto weniger kommt der Eingeladene *mit* dem ganzen Volke in Berührung. Ohne jede Arglist, nur aus dem heiligen Eifer für die gute Sache entsteht eine Art von Potemkinscher Dörfer; man sieht, hört und atmet nur Frieden und Freundschaft, während daneben und darunter die zersetzenden Kräfte ihr Spiel weiter treiben. Dem politischen Schriftsteller ist eine Reise ins Ausland, vor allem nach Frankreich und England, zur Erweiterung des Gesichtskreises auf das dringendste zu empfehlen; aber so eine Studienfahrt macht man am besten zu einem zwölften Dutzend und ohne Einladung und Festprogramm. So lernt man das Ungeschminkte und auch das *Unangenehme* kennen, und letzteres soll am lehrreichsten sein. Die Kaufleute, die Industriellen, die Stadtväter und die Publizisten der beiden Länder können viel voneinander lernen; der schön dekorierte Bankettsaal ist aber nicht die richtige Schulstube. Was insbesondere die Publizistik betrifft, so ist England uns zweifellos in der „Fixigkeit" über, wenn wir uns auch gerne zum Troste mit der deutschen „Richtigkeit" brüsten. Wie kann Deutschland gegenüber der großartigen Weltorganisation des britischen Nachrichten- und Stimmungsmachewesens seine berechtigten Interessen geltend machen? Eine wichtige und sehr schwierige Frage, die leider nicht inter pocula zu lösen ist. In der zünftigen Diplomatie sollen die Eßbestecke und die Trinkgefäße und sogar die Tanzbeine noch immer zum Handwerkszeug gehören; aber eines schickt sich nicht für alle. Die nichtoffiziellen Staatskünstler arbeiten besser in der Stille mit den einfachen Mitteln, die ihnen ihre Stellung bietet, mehr auf die kleinen Früchte des zähen Fleißes, als auf glänzenden Schaum bedacht.

Den biederen Englandfahrern wollen wir ihr Verdienst nicht schmälern; sie haben Gutes erstrebt, sich wacker gehalten, nichts verdorben und hoffentlich einen keimfähigen Samen für die bessere Zukunft ausgestreut. Doch muß vor Ueberschätzung und Uebertreibung der Friedens- und Freundschaftsdemonstrationen gewarnt werden. Der Geist unserer Zeit neigt zu Aeußerlichkeiten und Plötzlichkeiten. Wir bilden uns leicht ein, in einer starken Aufwallung der Gefühle mit schönen Worten und Resolutionen die Gebresten der Zeit im Handumdrehen heilen zu können, ohne zu bedenken, daß Uebel, die in langen Jahren sich eingefressen haben, nur durch einen langsamen Heilungs- und Umwandlungsprozeß behoben werden können, und daß zur Förderung dieser Genesung die bescheidene, geduldige, treue Kleinarbeit nötig ist.

Was insbesondere unser Verhältnis zu England angeht, so sollten wir doch niemals vergessen, daß Deutschland keinen Anlaß hat, Buße zu tun oder betteln zu gehen. Was etwa unsere paar Alldeutschen oder die Stammtischpolitiker während des Burenkrieges gefehlt haben, sind doch federleicht läßliche Sünden gegen die Unfreundlichkeiten, die uns England zu kosten gegeben hat; von der made in Germany-Bill bis zu Chamberlains Zollfeldzug, von den ersten Einsprüchen gegen unsere armseligen Kolonien bis zu den Kriegsbroschüren der Lords der Admiralität und zu der Marokko-Verschwörung mit Delcassé. Nun, wir wollen alles gerne verzeihen; aber zum Nachlaufen sind wir nicht verpflichtet, und den Schein des Nachlaufens sollten wir schon aus Klugheit vermeiden.

Lehrreiches von der Reichstagswahl in Altena-Iserlohn.

Eine Ersatzwahl findet in ihrer Vereinzelung mehr Beachtung als die regelmäßige Wahl, die sich mit 400 anderen häuft. Die Ersatzwahl verdient auch häufig die Lupe. So ist der überraschende Ausgang des ersten Wahltages in Altena-Iserlohn lehrreich nach mehr als einer Richtung. Das Zentrum ist in diesem Kreise eine „geborene Minderheit", da die Nichtkatholiken drei Viertel der Bevölkerung ausmachen. Unsere Parteigenossen haben es aber durch erstaunliche Rührigkeit dahin gebracht, daß ihr Kandidat die zweithöchste Stimmenzahl erhielt und also in die Stichwahl mit dem Sozialdemokraten kommt. Die vom Zentrum überholten Freisinnigen und Nationalliberalen sind nun in der unangenehmen Lage, entweder dem Zentrum zum Siege verhelfen oder sich als Begünstiger der Umsturzpartei hinstellen zu müssen.

Das deutsche System der engeren Wahl unter den zwei Kandidaten mit den höchsten Stimmenzahlen gibt einer tatkräftigen Minderheit mehr Aussichten als das französische System, das im zweiten Wahlgang noch andere Kandidaten, also auch neue Abmachungen unter den zurückgebliebenen Parteien zuläßt. Wo immer eine Minderheit Aussicht hat, die zweithöchste Stimmenzahl zu erreichen, da muß sie alle Kraft einsetzen, um ihre Kandidaten in die engere Wahl zu bringen. Hat eine Minderheit gar keine Aussicht für ihren eigenen Kandidaten, so hat sie erst zu überlegen, ob es besser ist, einen Zählkandidaten der eigenen Farbe aufzustellen, oder die Stimmen von vornherein jener Partei zuzuwenden, die man lieber als eine andere in die Stichwahl bringen möchte. So z. B. hatte das Zentrumskomitee in Hannover nicht die geringste Aussicht, für den eigenen Kandidaten etwas zu erreichen; aber es mußte mit der Möglichkeit rechnen, daß seine Stimmen den Ausschlag geben konnten, ob der deutsch-hannoverische oder der nationalliberale Kandidat mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl käme. Daraus folgte die Pflicht, auf den eigenen Kandidaten zu verzichten, um der dem Zentrum nahestehenden Hospitantengruppe die Ueberflügelung des Nationalliberalen zu erleichtern. Unsere Freunde in Hannover haben diese Pflicht der Stichwahltaktik nicht gehörig bewertet, allerdings ohne materiellen Schaden, da der Sozialdemokrat sogleich die absolute Mehrheit erlangte. Die Liberalen in Altena-Iserlohn haben sich auch den Luxus gesonderter Kandidaturen gestattet und sind dabei zuschaden gekommen. Hätten sich die Freisinnigen und die Nationalliberalen vorher geeinigt, so hätten sie mit Sicherheit ihren Kompromißkandidaten in die Stichwahl und dann (mit Hilfe des allezeit anti-sozialdemokratischen Zentrums) zum Siege bringen können. Aber die beiden Richtungen des Liberalismus wollten erst unter sich eine Kraftprobe veranstalten und dabei ist das rührige Zentrum der tertius gaudens geblieben. Die Moral davon ist: in allen Wahlkreisen, wo nicht eine Partei entschieden die absolute Mehrheit hinter sich hat, muß man von langer Hand auf Grund sachverständiger Prüfung der Verhältnisse immer sich auf die wahrscheinliche Stichwahl einrichten, und zwar, wenn die eigene Partei gar keine Aussichten hat, zugunsten derjenigen Partei, die wegen ihrer Tugenden oder wegen der Konstellation im Parlament, oder auch bloß als erheblich kleineres Uebel den Vorzug verdient.

Es bleibt nun abzuwarten, wie die Liberalen und besonders der Evangelische Bund sich in Altena-Iserlohn verhalten werden bei der „peinlichen" Frage: Schwarz oder Rot? Der Ausgang der Wahl wird für die allgemeinen Wahlen von 1908 erheblichen propädeutischen Wert haben.

Reise-Abonnement der „Allgemeinen Rundschau".

Um unseren Abonnenten die regelmäßige Lektüre der „Allgemeinen Rundschau" während eines Ferien- und Sommeraufenthaltes zu erleichtern, treffen wir — zunächst versuchsweise — die Einrichtung, daß Post- und Buchhandels-Abonnenten gegen vorherige Einsendung von je 10 Pfg. für jede Nummer (also des halben Preises) und des Drucksachen-Portos (im Inland 3, im Ausland 5 Pfg.) an die genau anzugebende Ferien- oder Reiseadresse jede einzelne Nummer sofort nach Erscheinen per Post zugesandt wird. Das reguläre Abonnement läuft mittlerweile unverändert fort. Diese Einrichtung dürfte sich in der Regel billiger stellen als die gewöhnliche Ueberweisung auf dem Postwege. Außerdem bleibt das fortlaufende Hausexemplar unversehrt, während das auf der Reise bezogene meistens nach der Lektüre untergeht.

Bettlerliebe.

Meine Liebe, die kam nicht im Monat Mai,
Die brachte nicht Rosen rot,
Die sang nicht Lieder zu der Schalmei —
Aber der Sturm war mit dabei
Und Not und Not und Not!

Meine Liebe fand mich im dünnen Kleid
Im Schneesturm, dem Abgrund nah;
Meine Liebe, die hat der Schmerz geweiht,
Sie brachte mir Dornen und bitteres Leid
Und Tränen, die Gott nur sah!

Meine Liebe, die hat mich einsam gemacht,
Die stieß mich von Tür zu Tür,
Die ward verflucht und verhöhnt und verlacht,
Sie führte mich mitten hinein in die Nacht
Und — betteln ging ich dafür!

Meine Liebe, die ist dem Schmerze gleich,
Doch wie mich der Schmerz auch sticht:
Du Bettlerliebe, von Tränen bleich,
Und böte man mir ein Königreich:
Meine Liebe lasse ich nicht.

Tony Eick.

Bedenkliche Strömungen und Richtungen in der modernen Kultur.

Von
Dr. Vögele-Schönthal.

Man stürmt gegen das Christentum, gegen die christliche Kirche und Schule, die doch nur Selbstbeherrschung, Liebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und alle Tugenden lehren, welche mit einem Wort die Unterordnung der individuellen sinnlichen Bedürfnisse unter geistig sittliche Mächte, also die richtige Seelenkultur, betreiben. Aber freilich Liebe, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit usw. sind nach Nietzsche und anderen „Denkern" Dummheiten, Torheiten. In revolutionären Brand- und Sturmreden sehen aufgeklärte Geister der Gegenwart (gewisse Erzieher und Führer der Hochschuljugend) mehr „deutschen Mut" und „mehr deutsche Kraft" als in den zahmen Reden und Gesinnungen der Ordnungsparteien.

Während immer mehr sich zeigt, daß wir Deutsche im Ausland nicht beliebt sind und mehr Feinde als Freunde uns umgeben, während Deutschland mehr als je stark und einig im Innern sein sollte, wird der Boden nicht bloß von der Wühlarbeit der Sozialdemokratie, sondern auch von einem gewissen „Bunde", der die konfessionelle Verhetzung und Zerklüftung betreibt, immer mehr unterhöhlt. Die Liebe macht blind, aber auch der Haß macht blind. Der Haß gegen Rom hat viele tausend sonst wackere deutsche Männer blind gemacht, so daß sie gegen ihre Mitbrüder, die doch nur mit ihnen die höchsten Kulturgüter schützen und erhalten möchten, ankämpfen zu müssen meinen. Es wäre endlich höchste Zeit, daß man überall zur Einsicht käme, wie schön und notwendig es ist, daß die beiden großen christlichen Konfessionen gemeinsam einig und stark Deutschlands höchste Kulturgüter: Thron, Altar und christliche Sitte schützen und erhalten. Das mit Blut und Eisen zusammengeschmiedete große Deutsche Reich wird auf die Dauer nicht stark genug sein gegen äußere Feinde, wenn Unglaube, Sittenlosigkeit, Sozialdemokratie und konfessioneller Haß wie verheerender Rost an seinem eisernen Besitzstand weiternagen. Die „Evangelische Kirchenzeitung" vermißt in ihren Kreisen den „Pfingstgeist", d. h. die rechte Erkenntnis, was nottut in unserer Zeit. Sie schreibt in Nr. 41 (Jahrg. 1905) in einem Leitartikel „Was tun wir gegen den Unglauben?" folgende sehr beachtenswerte Sätze: „Geleugnet aber hat auch die Papstkirche den Heiland nie. Und heute wird er innerhalb der Reformationskirche geleugnet. Da steht es 1905 weit schlimmer als 1517. Jetzt ist es Zeit zu protestieren; wieder einmal wie zu Luthers Zeiten, aber nicht gegen den Papst, sondern gegen die Freigeister."

Man gibt die Weiterzersetzung des Christentums für eine „Weiterbildung" desselben aus. Man lehrt eine Moral ohne Gott, ein Christentum ohne Christus.[1]) Man hat den Heiland seiner göttlichen Glorie entkleidet.

Die Metaphysik, die erste und tiefste der Geisteswissenschaften, verachtet man. Man lehrt eine Psychologie ohne Seele und verflacht sie zur Physik oder wenigstens Psychophysik. — Also auch in den Wissenschaften kommt die Veräußerlichung, die materielle Strömung der Zeit zur Geltung.

Auch Literatur und Kunst sind vielfach seelenlos, ideenarm geworden. Tiefe, gedankenschwere Bücher lesen oder kaufen die wenigsten. Dagegen oberflächliche glänzende Mache in Literatur und Kunst geht reißend ab, zumal wenn darin der Kirche oder der christlichen Moral ein Schnippchen geschlagen wird. Mögen andere Jahrhunderte und andere Zeitperioden in puncto sexti auch stark belastet sein, so hat jedenfalls unsere Zeit allen anderen darin den Vorrang abgelaufen, daß sie die Sinnenlust und Kenntnis von Lasterhaftigkeit und Perversität durch billige Literatur und durch die wie nie zuvor popularisierte Kunst in die weitesten Kreise verbreitet. Die pseudowissenschaftliche Literatur in ästhetischem, kulturwissenschaftlichem oder medizinischem Mäntelchen hat einen Umfang angenommen wie kaum jemals. Otto von Leixner hat in seinem Aufsatz über „die schlafende Zensur" in der Unterhaltungsbeilage zur „Tägl. Rundschau" geschrieben: „Von angeblich ärztlichem oder psychologischem Standpunkt aus werden heute Hunderte von Büchern geschrieben, die bei ruhiger Betrachtung nur als verhüllt erotische Schriften zu bezeichnen sind."

Für die breite Masse des Volkes bildet der Schundroman des Kolportagebuchhandels das einzige „schöngeistige" Genußmittel, der das Gegenteil von Bildung hervorruft und die von ihm Verseuchten für jede echte Bildung vollständig unfähig und unfruchtbar macht. Avenarius, gewiß kein engherziger Kritiker, urteilt über den Schundroman des Kolportagebuchhandels[2]): „Unbelästigt, ungestört hat er Jahrzehnt auf Jahrzehnt das deutsche Volk an Hirn und Mark geschwächt und ungestört saugt er weiter Blut. — Es gibt über die Häuser der Unzucht bis zum Mädchenhandel hinauf keine Einrichtung, die gemeiner wäre als er." Man erregt hier Gruseln, Sensation und Sinnenkitzel nur aus Spekulation, nur des Geldes wegen. Wieviele Schriftsteller schreiben pikant, damit ihre Bücher Absatz finden! Wieviele Verleger, Buchhändler und Sortimenter halten pornographische Literatur, um ein Geschäft zu machen! Bekannt ist ja das Wort, das ein Buchhändler zu einem Bekannten gesagt hat: „Wenn nicht die unanständigen Bücher wären, könnte ich überhaupt nicht anständig leben." Aehnlich drückt sich ein Sortimenter aus, der die komische Satire:[3]) „Das schlafende Sortiment von Stallupönen bis Friedrichshafen" verfaßt hat:

„Das einzige, was hierzuland noch geht,
Ist die Erotik und Perversität.
Das ist die einzige Planke, die mich heut
Noch über Wasser hält im Strom der Zeit."

Mancher Buchhändler und Sortimenter sagt, er würde gerne jede unanständige Literatur verbannen, wenn nur das Publikum bessere Kost verlangte. — Es ist verfehlt, wenn man engherzig und prüde ist; es ist aber auch verfehlt, wenn man mit weitem Gewissen sich über altbewährte Grundsätze und Regeln der Aesthetik und Ethik hinwegsetzen zu dürfen glaubt, wenn z. B. Ibsen und andere Dramatiker die Ideale der Menschheit als „Gesellschaftslügen" hinstellen und ironisieren.

Bisher wurde von großen Aesthetikern und tiefen Denkern[4]) ein Zusammenhang zwischen Schönem und Gutem, zwischen Aesthetik und Ethik angenommen. Günther[5]) sagt schön, die ganze Welt der Erscheinungen werde der selbstschöpferischen künstlerischen Tätigkeit ein großes gewaltiges Kunstwerk der

[1]) Ein evangelischer Geistlicher sagte letzthin zum Schreiber dieser Zeilen: „Unter uns evangelischen Pastoren wird man nur noch sehr wenige finden, die an die metaphysische Gottessohnschaft Christi glauben."

[2]) „Kunstwart" Jahrg. 1904 im II. Oktober-Heft.

[3]) Erschienen in Dresden — Adicke 1904.

[4]) Der geistreiche Universitätskanzler Dr. von Rümelin, welcher unter anderem auch vortreffliche „Shakespearestudien" herausgegeben hat, schreibt in eben diesen (II. Auflage S. 293): „In letzter Instanz hat aber die Kunst mit Religion und Philosophie das Thema gemein".

[5]) „Grundzüge der tragischen Kunst" Leipzig-Berlin 188[illegible].

göttlichen Geistes; der Künstler, speziell der tragische Dichter, sei *ein* Prophet der unvergänglichen Idee im Werdeprozeß des Staubes. Der berühmte Kunstkritiker Lessing stellt folgende Forderung an den Dichter, besonders den Dramatiker: „Das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein,[1]) sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen."

Bei den größten und glänzendsten Dramatikern und Tragikern Sophokles, Shakespeare, Calderon und Schiller waren die Helden ihrer Meisterwerke in der Regel irgendwie erhabene Gestalten.[2]) In den modernen Dramen treten Demagogen, Epileptiker, Neurastheniker und Alkoholiker als „Helden" auf. Die dramatische Psychologie ist in unseren Tagen vielfach zur Pathologie geworden, oder wie ein Kritiker sich in der „Literarischen Rundschau" von Dr. Sauer (31. Jahrgang Nr. 8 S. 296) ausgedrückt hat: „An die Stelle des Pathos tritt bei den Modernen das Pathologische; statt daß der Dichter Arzt der Seelenleiden wird, ist er Psychiater" (Irrenarzt). Die Tragödien eines Sophokles (besonders sein Oedipus auf Kolonos), die tragischen Meisterwerke eines Shakespeare und Calderon rufen eine Katharsis: Reinigung und Erhebung hervor. Der düstere Ton, der niederdrückende Verlauf und der versöhnungslose Schluß vieler modernster (hauptsächlich sozialer) Dramen bringen nichts weniger als eine von Leidenschaften reinigende und geistig sittlich erhebende Wirkung hervor. Ibsen mit seiner „erbarmungslosen Tragik" und seinem „sozialen Hohn", wie sich H. Traugott Schorn in einer Studie über „Das deutsche Drama"[3]) ausdrückt, hat die junge Generation der deutschen Dramatiker stark beeinflußt. In vielen Dramen und Tragödien der neuesten Zeit ist die äußere Mache[4]) und die psychologische Kleinmalerei glänzend, aber die großen Ideen fehlen, das Großzügige, das Moment der Erhabenheit, welches die Meisterwerke eines Aeschylos, Sophokles, Shakespeare, Calderon und Schiller auszeichnet, vermißt man.

So verschieden Sudermann und Gerh. Hauptmann in ihrer künstlerischen Schaffensweise sind, so haben sie doch das gemeinsam, daß sie mit Vorliebe die Nachtseiten des menschlichen Lebens darstellen. Selbst Friedrich Hebbel, der zu den hervorragendsten Dramatikern unserer Zeit gerechnet wird, hat düstere pessimistische Lebensauffassung. Man merkt in den technisch oft glänzenden Werken der hervorragendsten Dramatiker unserer Zeit nichts von der segensreichen Kraft, nichts von dem erhebenden, versöhnenden heiligen Hauch des Christentums.[5]) Ein Trauerspiel kann bei all dem vielen Weh und Schmerz uns nur dann beruhigen, reinigen, befreien und erheben, wenn darin ein die sittliche Weltordnung, die göttliche Gerechtigkeit und Liebe, die ewige Harmonie aufzeigender Kausalnexus sich geltend macht oder wenigstens angedeutet wird. Der Schmerz als solcher hat nichts Aesthetisches, der Pessimismus als solcher kann keine wahrhaft großen erfreuende Kunstwerke hervorbringen. Dramen von pessimistischen Dichtern müssen mit klaffendem Konflikt, also ohne Versöhnung schließen; sie wirken deshalb wie ein „Harfenpräludium, das mit Zerreißen der Saiten endet", was aber selbst der pessimistische Philosoph Ed. v. Hartmann „eine Marter" aber „keinen Genuß" nennt. Wo die Tragik ihren Höhepunkt erreicht, da ist nur noch eine transzendente Versöhnung

[1]) Lessings Werke Band V, Hamburger Dramaturgie. S. 479. Donaueschingen 1822.

[2]) Vgl. meine Preisschrift über „Das Tragische in der Welt und Kunst". S. 61—69.

[3]) „Wahrheit" von Dr. Franziß. 1. Januar 1906. S. 12.

[4]) An poetischer Darstellung, an raffinierter Bühnentechnik, in glänzender Ausführung von Dialogen, an Stimmung, an scharfer Charakterzeichnung fehlt es den Dramatikern und Tragikern der neuesten Zeit in der Regel nicht. Aber mancher davon hat sich mit all seiner Kunst zum einseitigen Parteigänger herabgewürdigt, zum Sprachrohr sozialistischer antikirchlicher Zeitströmungen und Tendenzen oder Nietzscher Herrenmoral und eines gewissenlosen Individualismus gemacht.

[5]) Eben deshalb fehlt es einem Ibsen und den meisten modernen hervorragenden Dichtern zwar nicht an Geist und Kraft, aber an Liebe und Wärme. Man muß es bedauern, wenn manche die Dramatik bzw. Tragik alles ethischen Charakters entkleidet und damit zu einer Art Mechanik verwässert, veräußerlicht haben. Ebenso muß man es bedauern, daß die hervorragendsten Dramatiker unserer Zeit, die einen starken Einfluß auf Theater und Publikum haben, dem positiven Christentum so fern und fremd gegenüberstehen.

möglich, und diese gibt das Christentum. Nur das Christentum kann in letzter Instanz den Pessimismus unserer Zeit heilen, denn nur die christliche Weltanschauung hat den vollen Wert des Leidens und die denkbar schönste und höchste Versöhnung in der Tragik erschlossen.

Wir wiederholen: Ist die Kultur keine ethische,[1]) keine religiöse, so ist sie keine wahre, keine echte, keine andauernd gesunde. Die dramatischen Werke jener dem Christentum entfremdeten Dichter lassen naturgemäß keinen Hauch des göttlichen Geistes verspüren, sondern die Stickluft des Lasters, der Ueberkultur, des Sozialismus und Pessimismus, wenn auch über ihre Werke der Sonnenschein poesievoller Sprache ausgegossen ist, wenn auch farbenreiche Bilder, stimmungsvolle Szenen, geistreiche Dialoge und glänzende Theatereffekte uns die ungesunde Luft nicht so deutlich empfinden lassen. Aeußere Kultur (Technik) ist auch hier glänzend, die innere aber arm.

Der revolutionäre Geist der Emanzipation zeigt sich nicht bloß im Leben und in der Politik, sondern auch in Literatur und Kunst. Wie viele der Modernsten verachten die Gesetze und Regeln der Aesthetik, jegliche Kunsttradition, wahre und tiefbegründete Lehrsätze und Urteile eines Aristoteles und Lessing. Manche vom Selbstlob unserer Zeit und Kultur verblendete Jünglinge meinen, alles Alte (auch das viele Gediegene, im Lauf der Jahrtausende Bewährte) über den Haufen werfen zu müssen, bilden sich ein, um so Geistreicheres und Vollendeteres zu leisten, je mehr und gründlicher sie mit aller Vergangenheit und Tradition brechen. Damit sündigen sie gegen eines der Grundgesetze der Kulturgeschichte: gegen die Kontinuität; und diese Sünde muß sich an ihren Leistungen, Werken rächen.[2])

In unserem Zeitalter der Emanzipation reißt man die Aesthetik vollständig los von der Ethik. Man gibt als Parole aus, daß die Kunst souverän über das Sittengesetz sei. Man geht noch einen Schritt weiter und benützt nicht selten die „Kunst" dazu, um andere zu entnerven, sinnlich lüstern zu erregen und sittlich zu verderben. Diejenigen Literaten und Künstler, welche meinen, die Künste haben nichts nach den Sittengesetzen zu fragen und sie dürften letztere ungestraft sogar verletzen, erinnern an die emanzipierten Frauen, welche die christliche Ehe und Monogamie als lästigen Zwang empfinden, die freie Liebe proklamieren und damit das Familienleben, die Grundlage des Staates, untergraben. Denen, die nicht einsehen, daß jene völlige Emanzipation der Kunst von der Moral zu schiefen und üblen Konsequenzen führt, fehlt es an gründlicher philosophischer und ethischer Schulung und an Weitblick. Sie merken nicht, daß sie damit nur zur gefährlichen Veräußerlichung der Kultur beitragen und die einzig wahre innere (ethische) Kultur hemmen und erschweren.

Jene Theorie von der Souveränität der Kunst muß notwendig praktisch zu Entgleisungen führen. Man kommt dazu, auch glaubensfeindliche und sittengefährliche Werke, wenn sie nur künstlerische Qualitäten aufweisen, uneingeschränkt zu empfehlen und anzupreisen. Man findet oft gerade das Mephistophelische an einem Kunstwerk besonders reizend und anziehend. Man kommt zu der bedenklichen Maxime, in der Kunst alles ohne Anstand genießen zu dürfen, auch gefährlich pikante Stellen, auch sinnlich schwüle Poesien und Bildwerke. Wenn man aber einmal auf der hohen Warte steht, daß für die Menschheit nicht die äußere Kultur, sondern die innere ethische das Ausschlaggebende ist, so muß man an dem Grundsatz festhalten, daß auch für die ästhetische Wertung die ethische nicht außer acht

[1]) Es gibt ja freilich auch viel Gutes und Erfreuliches in der modernen Literatur. Wir erinnern nur an die Werke R. Baumbachs und H. Seidels. Die gemütvollen lebensfrohen, freundlichen, humorvollen Dichtungen dieser Männer leuchten auf dem dunklen Grunde der modischen Elendsmalerei mit doppeltem Glanze. Es ist ein schöner ethischer Zug Baumbachs, daß er die lichten, anmutigen Elemente vergangenen und gegenwärtigen Lebens herauszugreifen und poetisch zu verklären weiß. Ebenso ist es nur Ausfluß einer zartgestimmten, sittlich hochstehenden Seele, wenn H. Seidel in seinen Werken heitere Begnügsamkeit als eine Zauberwurzel empfiehlt und die Gabe besitzt „aus allen Blumen, selbst aus den giftigen Honig zu saugen".

[2]) Daher das Schwanken z. B. bei Gerhart Hauptmann zwischen Naturalismus und Symbolismus. Die „Revolutionierung des Menschengeistes" ist es deshalb, worauf es bei Ibsen allein ankommt (vgl. „Studien zur Literatur der Gegenwart" von Adolf Stern, 3. Aufl. S. 424). Die gleichen Beobachtungen und Erscheinungen kann man auf dem Gebiete der Malerei und Bildnerei machen.

bleiben darf, bzw. daß auch die Kunst nie die Moral verletzen darf.

Christliche Schriftsteller und Künstler müssen, wofern ihr Christentum nicht bloß äußerlicher Kultur-Firnis ist, sondern wirklich ihnen zur Weltanschauung geworden ist, die den ganzen Menschen harmonisch durchdringt, sich zu dem Axiom bekennen, daß auch für die Kunst die christliche Moral Geltung hat [1]), jedenfalls nicht außer Kurs gesetzt werden darf.

Der bekannte Philosoph Eucken führte in der Wiener „Zeit" über „Kunst und Moral" aus, daß beide aufeinander angewiesen seien, wiewohl sie an verschiedenen Stellen arbeiten und ihre Bewegungen leicht auseinander gehen.

Der Pessimismus in der Literatur ist übrigens nur ein Ausfluß des Naturalismus und Verismus. Man will lebenswahr sein, das Leben und die Natur photographisch getreu wiederspiegeln. Nur hat man dabei vergessen, daß lange nicht alles, was wahr ist, schön ist. Dieser Naturalismus und „Verismus" zeigt sich in Dramen und Romanen als eine Loslösung (Emanzipation) von allen Idealen. Naturalistische, lebenswahre Ausmalung der Details und Szenen in einem Roman, genaueste Wiedergabe des Milieus, lebenswahre Zeichnung der verschiedenen Charaktere können vorhanden sein und das Ganze ist doch vielleicht kein Kunstwerk. Warum verläßt man bei den naturalistischen Dramen das Theater in der Regel bedrückt und voll widersprechender Gefühle und Gedanken? Warum löst so mancher Roman keine befreiende harmonische Empfindung aus? Gerade deshalb, weil man mit allzunüchternem derben Realismus, Naturalismus die Schönheitslinie verletzt, weil man mit allzu getreuem Verismus allen Idealismus totgeschlagen hat. **Was schreibt der herrliche Dramatiker Schiller den naturalistischen und pessimistischen Theaterdichtern und Romanschriftstellern**, die das „große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", für Grillen halten, und die nur sich selbst und ihre guten Bekannten, des Lebens Not und Jammer in ihren Dichtungen und Romanen suchen und finden, ins Stammbuch?

„Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?
Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?"

Wahrlich ein Wort aus dem Munde dieses ganz Großen, der so unsterbliche Meisterwerke echter großzügiger Kunst geschaffen, wiegt schwerer als entgegenstehende Ansichten von Dutzenden kleinerer Geister und Meister. Gottlob macht sich die Ansicht, daß der von allem Idealismus losgelöste Naturalismus für Kunst und Kultur eher nachteilig als vorteilhaft wirkt, in immer weiteren Kreisen geltend. So schrieb schon im Jahre 1902 der „Evangel.-kirchliche Anzeiger" in Nr. 14: „Die Vorliebe für das Kleinleben und für das Niedere in seinen häßlichsten und abstoßendsten Seiten, die man mit sklavischer Treue wiederzugeben trachtet, die Abwendung von dem Reinen und Edlen, von dem Widerschein des Idealen in Natur- und Menschenleben ist ein Beweis nicht von gesteigerter Kraft, sondern eher von tief gesunkenem Vermögen". Noch schärfer ging die „Deutsche Tageszeitung" (in Nr. 250 Jhrg. 1902) mit „moderner Kunst" ins Gericht: „Gewiß auch zu Goethes, Schillers und Lessings Zeiten fand die breite Masse mehr Geschmack an Iffland, Kotzebue und ähnlichen Tagesgrößen. Aber stehen diese nicht turmhoch erhaben über den meisten sogenannten Bühnendichtern, die den Tagesbedarf von heute decken? Was herrscht denn in der Hauptsache auf den Bühnen?"

„Die auf die niedrigsten Instinkte spekulierende Posse, das in verzerrter Lüsternheit wühlende Ehebruchsdrama, das dramatisierte Halbweltstreiben sind die Zugstücke für die meisten unserer Bühnen geworden. Wenn der Dichter einigermaßen Geschäfte machen will, so muß er herabsteigen und zwar so tief herab wie kaum ein Dichter früherer Zeiten. — Alle Ausschreitungen früherer Zeiten und fremder Völker waren noch erträglich und geschmackvoll im Vergleiche mit dieser verkrüppelten Ausgeburt der Moderne, mit dieser karikiert häßlichen Kehrseite der Hochkultur." Mag dieses Urteil etwas hart, zu scharf sein, soviel ist sicher: Männer und Frauen, welche geistige Höhenluft zu atmen gewohnt sind, werden sich im Theater unserer Zeit nicht allzu oft erbauen können. Erfreulicherweise sind klassische Stücke vor dem Schillerjubiläum (1904) und seit demselben wieder etwas mehr gegeben worden als in früheren Jahren. Doch leider findet die große Masse an Tingel-Tangels, Variétés, oberflächlichen sinnlich lüsternen Schauspielen, französischen frivolen Stücken, Schlaftänzerinnen, Zirkusspielen, Ringkämpfen mehr Gefallen und Geschmack als an den Werken eines Shakespeare, Schiller, Goethe, Calderon. Das Theaterpublikum läßt sich gerne durch mänadische Tänze elektrisieren; es will oft weniger ästhetisch befriedigt als sinnlich-lüstern gekitzelt sein. Das sinnlich erotische Element spielt selbst nach Nietzsche, der doch gewiß kein Moralist war, eine viel zu große Rolle in der modernen Literatur und Kunst.

[1]) Wenn die katholischen Schriftsteller Oesterreichs, R. Domanig, F. Eichert, Dr. R. v. Kralik, Sophie Görres u. a., in ihren „Wiener Beschlüssen" vom 19. November 1905 sich nachdrücklichst dagegen verwahrt haben, „daß unzweifelhaft glaubens- und sittengefährliche Schriften nur wegen ihres angeblichen ästhetischen Wertes in katholischen Blättern — zuweilen fast ohne Einschränkung — gelobt und so dem katholischen Lesepublikum unter dem Vorwande der Erziehung zum Kunstverständnisse förmlich aufgedrängt werden", so haben sie konsequent vom christlichen katholischen Standpunkt aus gehandelt. In den gleichen Beschlüssen haben sie den Grundsatz aufgestellt: „Auch für die ästhetische Wertung darf die katholische Glaubens- und Sittenlehre nicht außer acht bleiben und zu weitgehende Konnivenz in dieser Hinsicht ist unseres Dafürhaltens weder erlaubt noch mit unserer Selbstachtung vereinbar."

Von den Bergen.

Von

Maria Cuylen.

Der Glaube ist nicht der Anfang
sondern das Ende alles Wissens.
(Goethe.)

Draußen regnet es in Strömen; urplötzlich ist ein Gewitter niedergegangen; es kam von den Bergen. Drinnen gibt die verhangene Lampe mattgelben Schein; am kleinen Tisch in der Mitte sitzt vor seinen Büchern ein Student. Die Psychologie, Logik, Philosophie hat ihm den Kopf warm gemacht. Die Burschenbänder über der Brust sind ein wenig in Unordnung geraten; er schiebt die Bücher zurück, nimmt einen Zettel und notiert: daß er doch endlich Klarheit erhalte! In der Ferne wird ein frisches Studentenlied gesungen. Warum ist er heute nicht dabei? —

Dumpf schlägt die Turmuhr Mitternacht. —

Da öffnet sich die Tür, eine Frau tritt ein: hoch, schlank, bleich. Das dunkle Haar ist durch einen einfachen Goldreif zusammengehalten; die blauen Augen blicken streng und kalt. Ihr Kleid hat griechischen Schnitt.

Der Jüngling: Wer bist du? — Warum kommst du? — Es hat dich niemand gerufen! —

Die Frau: Du beschäftigst dich mit mir; — ich glaube an dich; darum bin ich gekommen. Ich heiße: Philosophie.

Der Jüngling: Du glaubst an mich? — Vielleicht irrst du dich. Morgen auf dem Burschenkommers werde ich der Lustigsten einer sein. — — — — Aber das ist wahr: erkennen möchte ich dich, du Hohe, Reine!

Die Philosophie: So gib' dich ganz mir hin!

Der Jüngling: Ganz? — Ich kann nicht! — Etwas hindert mich daran. — Du machst mich so unruhig.

Die Philosophie: Suche den Tüchtigen, der im inneren Frieden seine Palme errang. — Du findest ihn nicht.

Der Jüngling: Es ist etwas Süßes und Kostbares mir in die Seele gepflanzt worden in Kindheitstagen. Ich habe es treu geliebt und behütet. — Du willst es mir nehmen. — Wenn ich dich anschau', erscheint es mir klein und wertlos. — Durch dich könnte ich das Köstliche verlieren.

Die Philosophie: Und gab ich dir nichts? — Die Wissenschaft der Wissenschaften heißt man mich. Unzählig viele haben an meinem Borne getrunken zum Heile für sich und die ganze Menschheit. Klar und tief ist meine Quelle; den Urgrund der Dinge zeig' ich dir; ihr innerstes Wesen wird dir kund . . . . wenn du mich liebst, wenn du dich mir ergibst. — Der Flügel der Menschenseele heißt Wissensdurst; er leitet hin zu mir. Bei mir sind die Lösungen der allerschwersten Fragen. Ich öffne dir das Buch mit den sieben Siegeln, dessen Inhalt ist: „Verstehen." Meine Liebhaber am blauen Mittelmeer haben es geschrieben. — Was ist die Materie? — Was ist das Leben? — Und was ist Gott? — Weißt du es? — —

Der Jüngling — — — nach langer Pause: Ich weiß es nicht! — Du lehr' es mich! — Du hast mein Innerstes aufgewühlt, beschwichtige nun die Wogen. Gib du mir Weisheit! Lehr' mich Wissenschaft! — Ich bin dir ganz verpfändet, du hohe

schöne Frau! — Aber dein Auge ist kalt, dein Mund bleibt ernst, du hast kein Herz. Und das meine schlägt noch jung und warm. — Warte, warte ein Weilchen; dann bin ich dein! — Mein Gemüt ist unruhig noch und voll Zweifel. Durch die Seele zieht noch die alte Melodie, das süße Lied aus den Kindheitstagen. — Du kennst es nicht. — Es ist die Lehre aus der Mutter Mund vom lieben Gott und seinen Engeln, — es ist das erste kleine Gebet auf des Vaters Knie gesprochen; und es ist die Mahnung des guten Pfarrers und sein Segen am Kommuniontag. Das ist das Lied, das immer noch erklingt. — Du duldest es nicht. Du stehst so hoch: ich muß es vergessen. . . . Warte — warte nur ein Weilchen — bis die Harfe verklungen ist. —

Die Philosophie: Des Menschen Glück ist die Erkenntnis. — Vergiß das nicht, mein Sohn! —

Die Türe öffnet sich leise; die hohe, ernste Athene-Gestalt entschwindet. — Der Weisheitsjünger stützt die Hand fest auf den Tisch in tiefem Sinnen. . . . „Das Glück ist die Erkenntnis!" — Endlich rafft er sich auf und öffnet das Fenster. Wie der „Hauch vom All" ihn stürmisch umweht! Der Regen läßt nach; das erquickte Grün des Gartens sendet seine Düfte empor; nur hinter den Bergen zucken noch die Blitze und in der Ferne grollt der Donner.

Da plötzlich muß er einen Schritt zurückweichen: Mit dem Blitz ist etwas Weißes in sein Gesichtsfeld getreten. — Geblendet schließen sich seine Augen. Und als er sie wieder öffnet, sieht er einen Jüngling von königlicher Gestalt. In weiß und gold sind seine Glieder gehüllt; die Rechte trägt eine Lilie; von wunderbarer Schönheit glänzt das Auge. Ein Schein geht von ihm aus wie von einem Engel; und wie süße Musik klingen die Worte: „Das Glück ist die Erkenntnis Gottes!"

Der Jüngling: Wer ist Gott? — Und wer bist du, daß du so redest?

Der Engel: Du fragst, wer Gott ist? Du hast ihn einst gekannt. Du wirst ihn wieder finden, wenn du ihn suchest. — Du forschest nach Wahrheit. Gott ist die Wahrheit. — Ich bin nur sein Bote, der dir den Weg weisen soll, den Weg zur Erkenntnis: Der Glaube!

Der Jüngling: Du hast meine Zweifel gehört? Du willst mich richten?

Der Glaube: Das Geschöpf gehört dem Schöpfer; der Richter ist nur Gott.

Der Jüngling: Man hat mir das Weltall ohne Gott erklärt; — sie haben alles, was da ist, bis in die kleinsten Atome zerlegt; aber einen Gott fanden sie nicht. — Für den Glauben ist wohl kein Platz vor dem Throne der Wissenschaft; du wirst dort nur verhöhnt und beiseite geschoben; warum zeigst du dich da? Warum bleibst du nicht in Kirche und Haus? Da bist du lieblich; da sieht man dich gern.

Der Glaube: Du irrst; aber mir ist nicht bang um dich: Wenn du Gott suchst, wirst du ihn überall finden. Ich als sein Bote will mich frei und ungefesselt ausbreiten über die ganze Welt. Ich weile gern in den Hörsälen und vor dem Throne der Wissenschaft. — Es gab eine Zeit, da ging die Philosophie mir wie eine Schwester treu zur Seite. Die kurzsichtigen Menschen haben uns getrennt; sie sahen nicht, daß Glaube und Wissenschaft zwei Wege sind zu einem Ziel: zur Wahrheit. Aber der, den schließlich alle anerkennen müssen, hat dem Menschengeist eine Grenze gesetzt, da hört das Wissen auf. Den höchsten Gipfel ersteigt man nur durch den Glauben. . . . Immer werde ich vor den Auditorien erscheinen und im Auftrag meines Herrn kämpfen und — siegen. Du wirst mein Streiter werden! —

Der Jüngling: Ich?

Der Glaube: Ja, du! weil du forschest und suchst. Weil du in Einfalt Wahrheit suchst. — Sei fleißig! — Ich will dich später rufen. Du sollst als Bannerträger auf dem steinigen Wege vielen vorangehen. — Willst du? —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Längst ist die lichte Gestalt verschwunden. Der Jüngling schaut noch empor zu den Wolken, die sich ineinander schieben, einander bezwingen und endlich am Horizonte niedergehen. Jetzt ist die Luft so klar und rein; jetzt atmet alles Dankbarkeit. — Das Gewitter ging vorüber, das von den Bergen kam. Erquickung und neue Lebenskraft sind sein Gefolge. — Von hohen Bergen kam auch der Aufruhr, der in des Jünglings Seele tobt. Wie der Blitz zündete das eine Wort: Du sollst als Bannerträger vorangehen. Eine Weile noch brennt es lichterloh im jungen Herzen; dann aber, wenn manches versenkt und aufgegeben ist, steigt — alles neu belebend — aus der Asche der kühne Entschluß: Ich will!

* * *

Diese Blätter fand ich als Manuskript in der Mappe eines verstorbenen Patenonkels. Sie waren vor Alter ganz gelb und fleckig geworden.

Der Oheim hat als durchgebildeter, gläubiger Gelehrter seine beglückende Weltanschauung in manches junge Herz getragen — so erzählte man mir — und meiner Mutter schrieb er zum Austritt aus dem Pensionat die Worte ins Album: Der Glaube ist nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens.

Die Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg.

Von

Dr. Gg. Schrötter, Kreisarchivar (Nürnberg).

III.

Das Hauptindustriegebäude verkörpert in erster Linie den Stand der Industrie im heutigen Bayern, das sich neben den deutschen Bruderstaaten sehen lassen kann. Die auf dem Bau angebrachten Malereien symbolisieren die Produktionskraft Bayerns und bringen in entsprechender Weise den Jubiläumsgedanken zum Ausdruck.

Wir gehen quer über den großen Platz und kommen am Verwaltungs- und Preßgebäude vorbei zu einer mit den edelsten Nadelholzarten bepflanzten Anhöhe, auf der die Kgl. Staatsforstausstellung, deren Entwurf gleichfalls von Oberbaurat Th. von Kramer stammt, steht. Die den Frontgiebel bekrönende Gruppe kämpfender Hirsche ist von Ph. Kittler; vom Strahle des Scheinwerfers getroffen erscheint sie wie ein Traumgebilde. Die Forstausstellung verschafft einen Einblick in das Leben des Waldes, in das gesamte Forstwesen: Forstwirtschaftliche Botanik, Ornithologie — insbesondere bemerkenswert ist die von Grafen Pocci arrangierte Fasanausstellung — und Entomologie. Dazu kommt noch die Veranschaulichung der Holzindustrie, namentlich des Bayerischen Waldes. Das dahinter liegende Terrain dient als Lagerplatz für auserlesene Baumstämme, an denen wir mit Hilfe von gut orientierenden Angaben den Einfluß von Boden und Klima auf das Wachstum der Bäume kennen lernen und als Baumschule, die freilich in manchen Partien noch einen kümmerlichen Eindruck macht. Diese Abteilung der Ausstellung wird hauptsächlich von der Landbevölkerung umlagert.

Wir umgehen vorläufig noch das Hauptrestaurationsgebäude, um der 180 m langen, von dem Nürnberger Werk der Vereinigten Maschinenfabriken Augsburg und Nürnberg entworfenen und ausgeführten Maschinenhalle unseren Besuch abzustatten. Der dreischiffige Ausstellungsraum, in dessen Mittelschiff sich ein elektrisch betriebener Laufkran von 22,80 m Spannweite und 20,000 kg Tragfähigkeit bewegt, ist durch einen breiten Mittelgang und 2 seitliche Gänge in 5 langgestreckte Zonen geteilt. Da sind die reinsten Wunder der modernen Maschinentechnik aufgestellt, die, wenn sie im Betrieb gezeigt werden, Staunen, Bewunderung und Verblüffung erregen, mitunter auch Kopfschütteln und direktem Unglauben begegnen. Eine Besonderheit ist das an der rechten Seite des Gebäudes angebrachte Generatorenhaus, dessen Generatoren einem Teil der Gasmaschinen das zum Betrieb nötige Gas liefern. Eine Sehenswürdigkeit ist auch mit seinen 6 großen Kesseln das geräumige Kesselhaus, aus dem der mächtige Schornstein aufragt und neben dem ein Pumpenhaus und ein großer Kühlturm angeordnet sind. Dieser zur Rückkühlung des von den Kondensationsanlagen der Maschinen kommenden Wassers dienende Kühlturm ist in der Lage, stündlich 800 cbm Wasser rückzukühlen. Neben dem Kesselhaus steht noch ein Arbeiterbrausebad.

In unmittelbarer Nähe befindet sich die Kunsthalle, deren Lage neben dem geräuschvollen Maschinengebäude eine nicht ganz glückliche ist. Sie ist entworfen von Professor Paul Pfann in München und macht als schmuckloser, in den einfachsten Formen gehaltener Nutzbau mit hoher quadratisch und pyramidal abschließender Kuppel einen nüchternen Eindruck, der gerade hier am wenigsten angebracht ist. Das Primitive ist nicht immer schön. Die Halle birgt Werke der Malerei, Plastik, graphischen Künste und Architektur von Münchener, Nürnberger und einigen anderen Meistern, welch erstere mit den besten Namen der Künstlergenossenschaft, Sezession, Luitpoldgruppe, Scholle usw. vertreten sind und die, es ist kaum übertrieben, 9/10 Raum einnehmen. Hier lebt sie „die göttliche Idee".

„Wir schwingen hinan zur unendlichen Höh',
Wo nur des Trunkenen Auge war.
Frei werfen wir von uns irdischen Hang,
Rein sind wir in geistigem, himmlischem Drang."

Von der Kunsthalle führt der Weg durch einen mit Laubengängen ausgestatteten, von der Buchnerschen Kunst- und Handelsgärtnerei in München ausgeführten Vorgarten zum Gebäude für das Kunstgewerbe, das eine vom Kunstgewerbeverein München ausgewählte Sammlung von Arbeiten des bayerischen Kunstgewerbes enthält. Es ließ bis zu seiner Vollendung am längsten auf sich warten und vermag nicht die volle ungetrübte Freude an den ausgestellten kunstgewerblichen Gegenständen zu wecken. Eigentliche Triumphe feiert hier nur die kirchliche Kunst, wie auch in der Kunsthalle die bedeutendsten Werke von kirchlichen und zwar katholischen Motiven inspiriert sind.

Den Abschluß der Längsachse des Ausstellungsterrains bildet das Gebäude der Stadt Nürnberg, welches trotz kleineren Umfanges mit der schon erwähnten majestätischen Giebelfigur der Noris den Eindruck des Führenden und Beherrschenden macht. Es besteht aus zwei durch einen gedeckten Gang verbundenen, von dem städtischen Architekten F. Küfner erbauten Häusern. Das vordere gibt über die Verwaltungstätigkeit eines hoch entwickelten Gemeinwesens Kenntnis, das hintere ist massiv aus Stein aufgeführt und weist mit seiner malerischen Zusammenstellung altnürnbergischer Architekturmotive (Mauthalle und Hirschvogelsaal) auf die große, baukünstlerische Vergangenheit Nürnbergs hin, wie es auch den Glanz und Zauber seiner Kunstvergangenheit in Malerei, Plastik und Kunstgewerbe von seltener Reichhaltigkeit und Uebersichtlichkeit der Anordnung enthält. Allgemein spricht man von der Ausstellung der Stadt Nürnberg als der Perle der ganzen Ausstellung. Dr. F. T. Schulz, Assistent am Germanischen Nationalmuseum, und Dr. E. Mummenhoff, städtischer Archivrat, haben sich um das Zustandekommen die größten Verdienste erworben. Da treffen wir Arbeiten von Albrecht Dürer, Peter Vischer, Veit Stoß und unbekannten tüchtigen Meistern aus Nürnbergs katholischer Vergangenheit, verfolgen wir an der Hand der Originalurkunden die geschichtliche Entwicklung der Reichsstadt Nürnberg, wobei das vom Kaiser Karl IV. erlassene Reichsgrundgesetz der goldenen Bulle aus dem Kgl. Geh. Staatsarchiv München besonders auffällt. Bei all dem fühlen wir mit dem kunstliebenden Klosterbruder Wackenroders (1797): „Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen!" Diese Heimstätte der historischen Kunst wird bestehen bleiben, wenn die umgebende Herrlichkeit längst in Trümmer geschlagen, Parkruhe und Parkfriede wieder in den Luitpoldhain eingezogen sein wird.

Anschließend an das Hauptindustriegebäude auf der linken Seite des Ausstellungsplatzes und reichend bis zur Ausstellung der Stadt Nürnberg erhebt sich der stumpfwinklig gebrochene Monumentalbau der Staatsausstellung. Seine Hallen schließen sich zu einem breit hingelagerten, wuchtigen Massiv zusammen und mächtig tritt mit schrägflachem Anstieg aus der Mitte der Anlage die gedrungene quadratische Kuppel hervor. „Dieses Haus ist von Ullmann erbaut", so ist an seiner Front, in ein Relief versteckt, zu lesen. L. Ullmann ist Landbauamtsassessor in Nürnberg, er hat auf der ganzen Ausstellung den reizvollsten Bau geschaffen. Im Frühling deutschen Kulturlebens ist auf deutschem Boden die Wunderblume „romanischer Stil" zu unendlich reicher Entfaltung gelangt. Später schien sie verblüht. Ullmann hat den Himmel jener Frühlingstage geschaut und den verklärten Wiederschein jener Frühlingskunst in dem Gebäude der Staatsausstellung verkörpert. Die Hülle ist modern. Historische Kunst modern zu gestalten, ist das Zeichen des schlechthin besten Künstlers. Wir sehen in dieser Sonderausstellung des bayerischen Staates den ganzen Geschäftsbereich, den weiten Umkreis der modernen Staatsaufgaben in übersichtlicher Klarheit. Alle Ministerien haben ihr Teil dazu beigesteuert: Volks-, Mittel- und Hochschulwesen, Eisenbahn, Post, Telegraph und Telephon, Schiffahrt, Wasserversorgung, Bodenkultur, Statistik, Kataster-, Bau-, Berg- und Salinenwesen, Staatliche Arbeiterwohlfahrt, Waffen, Munition und Heeresgerät usw., usw., nicht zu vergessen die Tätigkeit der Fremdenverkehrsvereine, alles ist in mitunter erdrückender Fülle als beredtes Zeugnis dafür aufgestapelt, um von dem allmächtigen Staat reden zu können, wenn in anderen Abteilungen der Ausstellung nicht wieder eindringlich genug die Privatinitiative und private Leistungsfähigkeit zum Ausdruck kommen würde.

Wir flüchten einen Augenblick hinaus in die umgebende Parknatur, an die stillen Ufer des Dutzendteich, um Geist und Auge, die vom vielen Schauen ermattet sind, ausruhen zu lassen und über der Schönheit der Natur eine Weile die der Kultur zu vergessen. Wir stärken den Körper in der Teichrestauration durch Nürnberger Heldbräubier und werden zugleich erfreut durch die Klänge einer flotten Militärmusik.

Auf dem Rückwege betrachten wir noch eine Reihe von Sonderausstellungen: der Kunststeinfabrikation, der Bleistiftbranche, der Fahrrad- und Automobilindustrie, der Gärtnerei, der Müllerei, der Wurstbereitung, der Färberei und Teppichreinigung, verweilen auch etwas in dem Werdenfelser-, Inntaler-, Algäuer- und Spessarthaus, die Zeugnis ablegen von der Liebe zur Heimat, der berechtigten heimischen Sitte und der Hochhaltung der Stammeseigentümlichkeiten im Wohnungsbau.

Hinter der Ausstellung der Stadt Nürnberg, inmitten hochragender Föhrenstämme hat die Münchener Bierindustrie sich niedergelassen. Die von Adolf Henrich in nordischer Holzarchitektur erbaute Riesenhalle vermag Hunderten gastliche Aufnahme zu bieten, an lebhaftem Zuspruch fehlt es nicht. Daran reihen sich noch ein Kaffeehaus und eine Festhalle, welche zur Abhaltung von Versammlungen und Kongressen, zur Veranstaltung von Festlichkeiten größeren Stils bestimmt ist. Ihr hochgewölbter Saal ist kunstvoll mit Stephanschen Bogenbindern konstruiert, die bis 30 m Spannweite eine Höhe von 16,5 m haben.

Wir wählen den Weg zwischen der städtischen und der Kunstgewerbeausstellung zurück auf den weiten Ausstellungsplatz, wo wohl niemals ein eigentliches Gedränge entstehen kann und lassen uns schließlich auf einer Terrasse der dem Industriegebäude gegenüberliegenden Hauptrestauration nieder, um auszuruhen von den mächtigen Eindrücken, die in verwirrender Fülle auf uns eingestürmt sind. Die malerische Fassadenausschmückung der von den Münchener Architekten Lang, Doetsch und Zeller erbauten Restauration hat Professor Bek-Gran (Nürnberg) in humorvoller Weise durchgeführt. Wein, Weib und Gesang haben ihm die dankbaren Stoffe dazu geliefert. Zu beiden Seiten zieht sich in weitem Flachbogen eine vierfach gestufte Terrassenanlage mit Rasenböschungen, die im Hintergrund mit einer weiträumigen, offenen Halle abschließt und der zu beiden Seiten je ein mächtiger Turm vortritt, von denen der linke als Aussichtsturm dient.

Die Jubiläums-Landesausstellung zeigt den Außenstehenden, welch hohe Stellung Bayern im friedlichen Wettkampf der Völker um die kulturellen Güter einnimmt. Zugleich ist sie denen, welche an diesem Kampfe beteiligt sind, deren Tatkraft, Fleiß und Energie es zu danken ist, daß Bayern auf dem Weltmarkte immer mehr Geltung erringt, ein den Mut belebendes und die Tatkraft stärkendes sichtbares Zeichen des Segens, der dem gemeinsamen Streben, Mühen und Wirken entquillt. Sie bringt denen, die sich an ihr beteiligen, praktische Vorteile; sie kommt dem einzelnen zugute, indem sie das Augenmerk auf ihn lenkt. Wie den Produzenten, denen sie behilflich ist in der Gewinnung neuer Bezugsquellen und Absatzgebiete, so nützt sie auch den Konsumenten, indem sie aufklärend und belebend wirkt, in technischer und künstlerischer Hinsicht die Urteilsfähigkeit steigert. Sie dokumentiert endlich, und das ist ihr Hauptzweck, bei einem wichtigen Anlaß, was bayerische Art ist und wie diese in unseren Tagen sich äußert. Dazu bietet sich keine schönere Gelegenheit als da, wo ein Jahrhundert über das größte Ereignis der neueren bayerischen Geschichte dahingegangen ist, wo über das Schicksal der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg die folgenschwerste Entscheidung getroffen worden ist. Das altersgraue Nürnberg fühlte sich durch den Anschluß an Bayern mit neuer Kraft belebt, wie Antaeus bei der Berührung mit Mutter Erde. Was die Zukunft für Bayern und Nürnberg, deren Existenz erst auf eine neue Grundlage gestellt werden mußte, im Schoße bergen werde, wir rückwärts schauenden Propheten kennen es und sprechen mit Hochgefühl von dem glücklichsten Jahrhundert der bayerischen Geschichte.

Um sich zu überzeugen, was Bayern heute an treibenden Kräften, technischem Können, künstlerischem Empfinden und an Unternehmungsgeist sein eigen nennt, wie hier Volk und Regierung zusammenarbeiten, um das, was das Land und seine Bewohner an eigentümlichen Anlagen und Kräften besitzen, so zu entwickeln und auszunützen, daß sich die einzelnen gegenseitig heben und fördern, daß das Zusammenwirken aller die kraftvolle Blüte des ganzen zur Folge habe, dazu besuche man die bayerische Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg.

Belletristische Neuerscheinungen.

Besprochen von Dr. A. Lohr.

Einen interessanten literarischen Versuch legt uns Professor H. Unbescheid in seinem Tierepos in 12 Gesängen „Die Störche"[1] vor. Er sucht damit die längst ausgestorbene Gattung des Tierepos der älteren deutschen Literatur wieder zu neuem Leben zu erwecken. Das satirische und didaktische Element der alten Tiersage läßt er beiseite und strebt, unter Uebertragung menschlicher Verhältnisse und Regungen auf die Störche, eine epische Handlung mit Einleitung, Schuld, Kampf und Sühne zuwege zu bringen. Eine idyllenhafte Verknüpfung von Storch- und Menschenschicksal soll dem Tierepos einen menschlich wie dichterisch interessanten Hintergrund geben. Ich verkenne nun die poetischen Qualitäten des Epos nicht, halte aber seine Grundlage für verfehlt. Eine Vermenschlichung der Tierwelt hat nur zum Zweck der Satire oder Didaktik Sinn und Berechtigung; nur dann ist sie auch wirksam. Wenn man das Tierepos wieder lebendig machen will, muß man gerade jetzt, wo wir der Tierwelt mit anderem Empfinden gegenüberstehen als im Mittelalter, seine raison d'être doppelt in den Vordergrund schieben. Daß es heute keine menschlichen Torheiten und Fehler mehr zu rügen oder zu verspotten gibt, glaube ich kaum. Also würde es der Satire auch an Stoff nicht fehlen.

Franz Eichert ist der Tyrtäus der modernen christlichen Poesie. Keiner hat so kräftige, schmetternde Laute gegen Unglauben und Weltsinn gefunden, keiner so flammende Bekenntnisworte für Christus wie er.

Er ist der Mann der Begeisterung. Wenn er sieht, wie die Mächte der Gottlosigkeit und des Umsturzes allenthalben den Glauben untergraben und die Herrschaft des Kreuzes stürzen wollen, dann ruft er alle Treugebliebenen unter das Kreuzesbanner und feuert sie an zum Kampfe. Er weiß, daß alles eitel und daß die Erde kein dauernd Glück bieten kann; da bemitleidet und warnt er denn die Reichen, die in ihr Wohlleben versunken das Kreuz vergessen, und beschwört die Armen, ihr Los durch Abwenden vom Kreuze ja nicht zu einer Hölle zu machen. Im Kreuz ist alles Heil, seines und das der ganzen Menschheit; das ist des Dichters festester Glaube. Und wenn im Streite zwischen Kreuz und Welt das erstere auch manchmal zu unterliegen scheint; der Dichter verzagt nicht. Er glaubt felsenfest an den endlichen Sieg des Guten, an die Bekehrung der Menschheit zum Guten. — So erscheint Eichert in seinen Kreuzliedern, die voll hohen Schwunges und edler Begeisterung sind, und weitesten Kreisen religiöse und poetische Anregung vermitteln könnten. Manche Gedichte sind zwar nicht recht gefeilt und enthalten da und dort eine wenig geschmackvolle Wendung, aber im großen ganzen sind Gedanke und Form in den Liedern zu einer schönen Harmonie verschmolzen. Die „Kreuzlieder",[2] die vor einem Lustrum zuerst erschienen, liegen jetzt, hübsch ausgestattet, in 3. Auflage vor. Das Bändchen „Kreuzesminne",[3] eine Fortsetzung der Kreuzlieder, ist soeben neu erschienen.

Durch Frenssen ist Schleswig-Holstein sozusagen literarisch popularisiert worden. Das wird bei vielen Lesern einen günstigen Boden für Georg Asmussens neuen Roman „Stürme"[4] schaffen. Der Roman erzählt von den Lebensstürmen, die über drei Menschenkinder aus einem Stranddorf bei Flensburg von ihrer Konfirmation bis zu ihrem reiferen Alter hinbrausen, wo sie dann ihr bleibendes Schicksal gefunden haben. Der eine, Hans Thordsen, eine prächtige Seemannsgestalt, geht in Leid und Freud immer den geraden Weg und landet schließlich mit seinem Lebensschifflein glücklich und zufrieden wieder in seiner Heimat. Die beiden andern, der reiche Bauernsohn Peter Ottensen und das Armeleute-Kind Meta Norgaardt, der rote Birkfuchs, aber gelangen nur durch Schuld und Leid zur Schwelle eines neuen Lebens in Amerika. Der Roman ist eine tüchtige Leistung; der Verfasser weiß Menschen und Dinge ruhig und anschaulich darzustellen. Er erweckt mit seinen Schilderungen den Eindruck des Lebens und versteht, den Leser für seine Gestalten zu interessieren. Freilich ist die Komposition allzu lose und auseinanderfallend, Abschweifungen stören und einzelne Teile sind zu breit ausgesponnen. Einige Zwischenglieder der Handlung sind dagegen wieder lediglich der Phantasie des Lesers überlassen, wodurch manche Einzelheit, manche Entwicklung an Wahrscheinlichkeit einbüßt. Aber trotzdem: Der Autor ist ein Mann, der etwas kann und künstlerisch etwas zu sagen hat.

Gar nicht befreunden jedoch kann ich mich mit dem schon in 2. Auflage vorliegenden, eben erschienenen neuen Roman „Ingeborg"[5] von Bernhard Kellermann, dessen Erstling „Yester und Li" einiges Aufsehen gemacht hat. Das ist überreizte, lebensfremde, dekadente Nervenkunst. Die Personen haben nichts zu tun, als Tag und Nacht sich völlig ihren krankhaften Liebes- und Schönheitsschwärmereien hinzugeben. Die reale Welt ist dabei fast ganz ausgeschaltet. In einem märchenhaften Wolkenkuckucksheim spielt sich das bizarre Liebesleben dieser krankhaft sensitiven Wesen ab. Auch die Sprache des Buches ist dem angepaßt; unnatürlich getragen, nervös, an bizarren Wendungen und Ausdrücken sich berauschend. Eine Kost, die wohl den dekadenten Kreisen von Berlin W. munden mag, einen gesunden Magen aber zum Aufruhr reizt.

[1] Papiermühle S.-A. 1906. Gebr. Vogt. 108 S.
[2] Ravensburg 1906. Fr. Alber, Verlag. 3. Aufl., 85 S.
[3] Ravensburg 1906. Fr. Alber. 83 S.
[4] Dresden 1906. Karl Reißner. 478 S. 5.— M, gebd. 6.— M.
[5] Berlin 1906. S. Fischer, Verlag. 335 S. 4.— M, gebd. 5.— M.

Die ganze raffinierte Kunst E. v. Keyserlings zeigt sein neues Novellenbuch „Schwüle Tage"[1] wieder. Es gemahnt an Maupassant. Wie der große realistische Franzose ist Keyserling l'art pour l'art-Künstler, kein Problematiker wie Zola. Ohne bestimmte Grundsätze, ohne Glauben, ohne Ueberzeugung tritt er an die Dinge heran, bei deren Darstellung ihn nur künstlerische Rücksichten leiten. Und da er das schwierige Instrument der Sprache mit graziöser Leichtigkeit zu spielen und auf alle Tonfälle abzustimmen weiß, so machen die Novellen den Eindruck technischer Abrundung und Vollendung. Dabei versteht er den Hintergrund der Natur trefflich mit dem Handeln der Personen in Harmonie zu bringen; aber auch die Personen selber schildert er durchaus intim, ob sie nun die dekadenten Schößlinge alter Adelsfamilien sind, die mit ihren Leidenschaften und Instinkten am Leben zugrunde gehen, oder einfache Bauern, die mit dem Dasein schon zu paktieren verstehen. Diese Virtuosität streift allerdings haarscharf die Grenze zwischen Kunst und Artistentum, wenn sie sie nicht schon da und dort überschreitet. Jedenfalls bieten die Novellen Kaviar fürs Volk, während sie für den literarischen Feinschmecker von vielen Reiz sein dürften.

[1] Berlin 1906. S. Fischer. 185 S. 2.— M, gebd. 3.— M.

Münchener Kunstausstellungen. (II.)

Von

Dr. Felix Mader.

Die Geschichte ist eine unübertreffliche Lehrmeisterin. Die schönsten „Systeme", die einer in die Luft konstruiert, wirft sie mit ihren unverrückbaren Tatsachen über den Haufen. — Man konnte gelegentlich lesen, wenigstens zwischen den Zeilen, daß die Kunst eigentlich erst bei uns angefangen habe, konnte auch im umgekehrten Sinn lesen, daß man zwar früher Kunst besaß, heute aber keine mehr. Das eine ist so falsch wie das andere. Wenn man die Glaspalastausstellung besucht, wird man in der retrospektiven Abteilung daran erinnert, daß man — wir wollen nicht weiter zurückgehen —, daß man von 1800—1850 auch was gekonnt hat. Man kann aber auch heute etwas.

Von den Münchener Vereinigungen haben die Künstlergenossenschaft, die Luitpoldgruppe und die Scholle im Glaspalast ausgestellt. Unser Rundgang muß sich darauf beschränken, das Wesentliche zu bezeichnen; hierbei machen wir den Wert oder Unwert eines Bildes nicht von der Neuheit der malerischen Technik abhängig, sondern von den objektiven Qualitäten.

Eine neue „Richtung" hat sich, um das voraus zu setzen, nicht gebildet: für Sensation ist demnach nichts zu holen. Aber viele gute Arbeiten sind da von der verschiedensten Auffassung.

Bei der Künstlergenossenschaft begegnet uns gleich im ersten Saal Pernat mit einem eindrucksvollen Prinz-Regentenporträt, Klara Walther und Wirnhier mit stimmungsvollen Interieurs. Simm ist der feinsinnige Schilderer des Empire wie immer, ohne sich oder den Beschauer zu ermüden. Gaiser und Knopf stehen auf der Höhe ihres Könnens, Canal mit seiner sonnigen gediegenen Landschaft gleichfalls. Große Stimmung und breite Behandlung spricht aus Petersens deutschen Naturmotiven. Die weiche flächige Art, in der Bayerlein charakteristische Ausschnitte vom Nymphenburger Park gibt, besitzt eigenen Reiz. Lebensvollste Unmittelbarkeit beseelt das Damenporträt von Lißpin im Ausdruck sowohl wie in der koloristischen Situation, auch Blum und Schröder sind gut vertreten. Die geschmackvolle Empireszene von Freiwirth-Lützow, Raupps liebenswürdige Kindergruppe und Hartmanns Vegetarier, auch Frankes Disput gehören zum besten Genre. Firle erschien mit bedeutenden Arbeiten, die in Farbe und Linie gleich erfreulich sind: in seinem „neuen Frühling" wendet sich der Maler traulicher Interieurs der blühenden, sonnenvollen Natur zu. Strützel und Curry lassen die intimen Schönheiten der bayerischen Heimat nachfühlen, Douzette und namentlich Fink sind hierin gleichfalls glücklich, auch Klatt und Schönrock. Das Prinz-Regentenporträt von Fuks ist in der Erfassung der Persönlichkeit wie in der koloristischen Durchführung gleich vornehm. Papperitz hatte wohl in einem Kinderbildnis, das die blonde Kleine in violettsamtenem Kleid darstellt, am meisten künstlerisches Glück. Ein frisches

Bild von Pernat — Mutter mit Kind — hängt daneben. Blumes „Andacht“ kann nur Sympathie erwecken. Langenmantel stellt seine gut gezeichneten Gruppen gern vor sattblauen Hintergrund. Mit frischem Blick und Leben schufen Seiler, Löwith, Guillery ihre Genreszenen und mit Geschmack dazu. Große Vorzüge besitzt auch Tschuppiks Interieur. Im Tierbild dominiert die Zügelschule. Bastaph schildert die Mittagspause seines Hühnervolkes so anschaulich, so voll Licht und Leben, daß sogar der nicht salonfähige Schauplatz der Szenen mit einem idealen Schimmer sich überkleidet. Strützel, Gräßel und Köster schildern wie immer das Entenvolk sehr trefflich. Harnisch ist groß, voll Ausdruck und Plastik in seinem Stierbild, aber ein Schritt weiter könnte zum Theatralischen führen.

Die geschmackvollen Stilleben Kricheldorfs, Schefflers, Thoma-Höffeles dürfen nicht unerwähnt bleiben.

In der Luitpoldgruppe kommen die künstlerischen Strömungen, das Wollen und Suchen der Gegenwart viel mehr zur Anschauung als in der konservativen Künstlergenossenschaft. Das Neue ist natürlich zur rechten Zeit mißglückt, aber jedenfalls bringt es den Gewinn, vor Schablone und Versumpfung zu bewahren. Funkes Abendwolken verraten ein feines Gefühl für landschaftlichen Ausdruck. Das Damenbildnis von Heller besitzt Seele und künstlerischen Charakter, ebenso wußte Brown mit gelben und schwarzen Tönen ein distinguiertes Frauenporträt im Sinn der gegenwärtigen französisch-englischen Koloristik zu schaffen; auch Kunz Mayer ist in seinem Bildnis des Prinzen Ludwig gut. Das heitere, lebensfrische Frühlingsfest von Paul Herz gehört zu jenen Bildern, die allzeit Geltung haben, weil sie so wahr und liebenswürdig ein Stück Menschenleben erzählen. Licht und Kraft lebt in Bartels Szenen aus Bretagne. Ein vortreffliches stimmungsvolles Interieur schuf Steinmetz in seiner Sonate. Unter den Landschaftern erwirbt sich Sink wieder vollste Sympathie; seine charakteristisch gemalten Motive klingen in ihrer einfachen Art wie ein lyrisches Lied. Von Palmiés in blau-violetten Duft gehüllten Landschaften kann man nicht viele nebeneinander sehen; einfach aber bedeutend erfaßt Kambach die Landschaft; Gerhard, Grill, Le Suire, Müller sandten ebenfalls gute Arbeiten. Hauß schuf eine Burgruine von ernster elegischer Stimmung und guter linearer Komposition; Uhl schlägt verwandte Akkorde an. Zeiris und Meyer-Mainz müssen beachtet werden. An Messerschmitts Eilpost mag man sehen, was Lebenswahrheit und künstlerischer Geschmack ist: die Einfachheit des malerischen Vortrages erzielt reiche künstlerische Wirkung. Walter Thors Knabenbildnis und ein Porträt von Bohnenberger gehören mit zum Besten auf diesem Gebiet.

Als Tiermaler imponiert Holz sowohl in der Gruppierung wie durch seine kraftvolle Licht- und Farbensprache.

Die religiöse Kunst ist nur in wenig Bildern vertreten. Fr. Kunz' Franziskusbild atmet soviel kontemplative Vertiefung, soviel ausdrucksvolles Leben, daß man nur sehnlichst wünschen kann, der Künstler möge uns noch mit vielen solcher Schöpfungen erfreuen. Sein Johannes verbindet mit kühler, asketischer Farbe feine strenge Umrißlinien. Eine andere Richtung vertritt Schiestl in seinem anmutigen Weihnachtsbild und wieder eine andere Schäfer in seinem Madonnenbild: die ernste große Auffassung, der Formenadel desselben verdient sehr, daß die Skizze auch die Ausführung in Fresko erleben möchte.

Nun zur Scholle: Sie bietet viel Interessantes. Die Absicht auf Sensation fehlt fast ganz, und wenn man auch etliche massivere Formroheiten mit in den Kauf nehmen muß, so wird man anderseits durch viel Gutes entschädigt. Es scheint in der Künstlerschaft ein unbewußtes Sehnen zu leben, sich in großen monumentalen Schöpfungen aussprechen zu können, denn sowohl die großen Formate wie die Fleckentechnik, die die Bilder je nachdem erst auf 10—20 m Entfernung zur Geltung kommen läßt, sind nicht die Art der intimen Staffeleikunst, sondern die der monumentalen Malerei. Dieses vorausgesetzt, wird man Bildern wie Eichlers erster Frühlingstag oder Münzers Birkenwald großes Interesse abgewinnen. Sehr sympathisch ist Erler-Samaden in seinem Touristenpaar. Die Segantinitechnik läßt hier auch eine nähere Betrachtung zu und die Gewissenhaftigkeit in der Linienführung verdient alles Lob. Mit wenig Mitteln weiß Erler in einem Herrnbildnis viel zu sagen. Voigts Blumenhausiererin leuchtet von solcher Farbenpracht, daß man auch noch einen weniger vierschrötigen Typus für die Blumenträgerin wünschen möchte. Kurz, es ist viel Gutes da, aber wir wiederholen: nil novi sub sole. All die Farbenprobleme, die da gelöst werden, sind nicht neu, aber frisch verfaßt sind sie, und man fühlt nun um so lebhafter den Mangel einer profanen Monumentalmalerei; der religiösen scheint die Scholle jedenfalls ganz ferne zu stehen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hofbühnen. Der Theaterbesucher hatte in dieser Woche Gelegenheit, Faust, das gewaltige Menschheitsgedicht Goethes und dessen musikalische Verarbeitung Gounods, die wir Deutsche „Margarete“ nennen, weil sie uns für den Namen Faust nicht allumfassend genug ist, in rascher Folge hintereinander zu genießen. Die Margarete Maud Fays war von berückendem Klangreiz und von einem schlicht-innigen, aber auch den dramatischen Akzenten voll gewachsenen Spiel. Buyssons Faust ist vortrefflich und Bender gestaltet den Mephisto wirkungsvoll. In der Rolle des letzteren gastierte in Goethes „Faust“ Herr Heine vom Berliner Hofschauspiel, welcher im Herbst in unser Ensemble tritt. Er fand Beifall von solcher Ausdauer, wie sie bei uns sonst nur in der Oper vorkommt. In der Tat ein starker Künstler. Er beherrscht alles Technische souverän, erscheint als Persönlichkeit von Eigenart und scharfem Verstand und besitzt viel Humor und Nüancierungsfähigkeit; sein Auftreten ist blendend. Heine erinnert in manchen Stücken an Possart. Rottmanns entwicklungsfähiger und sorgsam ausgearbeiteter Faust hatte gegenüber dieser reifen Kunstleistung einen um so schwereren Stand, als er wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit durch den Regisseur um Nachsicht bitten lassen mußte. Die Intendanz hat ab Herbst 1907 die Schwester des Künstlers Josephine Rottmann engagiert. Diese Heroine wird in Frankfurt a. M. von Presse und Publikum hochgepriesen. Wir dürfen also hoffen, daß eine schon gar lang brennende Frage ihrer Lösung entgegengeht. Fräulein Reuble gab das Gretchen mit Anmut und Gefühlsinnigkeit. In den Liebesszenen fand sie berechtigt starken Beifall und die tragischen Töne haben an Großzügigkeit entschieden gewonnen. — „Meistersinger“ und „Tristan“ trugen wahrsten Festspielcharakter. Bauberger hat den Sachs einstudiert und sanglich recht glücklich, darstellerisch sehr liebenswert gegeben. Die innere Größe des Schusterpoeten wollte noch nicht so ganz zum Ausdruck gelangen. Frz. Adam (Wiesbaden) gastierte als Beckmesser, den er recht gut sang und ohne Uebertreibung wirkungssicher spielte. Walter gab seinen feingezeichneten „David“ nach einer Pause von acht, neun Jahren wieder mit schönstem Erfolge. Fischers Direktion, Knote und Frl. Koboth haben wir oft gerühmt. In der Tristanvorstellung, die Mottl herrlich dirigierte, gastierte Milka Ternina, deren Isolde noch heute eine geradezu mustergültige zu nennen ist. Heinrich Knotes „Tristan“ hat noch weitere Vervollkommnung erfahren. Bedeutend ist die Brangäne Frau Preuse-Matzenauers; sehr gut Bender und Bauberger. Im „Evangelimann“ gastierte Frl. Jirasek (Graz) als Magdalena. Der Eindruck war ein recht guter; zu abschließendem Urteil ist die Rolle nicht sonderlich geeignet. Im Kgl. Residenztheater fand „Cosi fan tutti“ unter Mottl bekannt großen und berechtigten Beifall. Minderen Besuch aber nicht minderen Applaus zeigte das Haus bei der Neueinstudierung von „Tartüffe“ in Fuldas hervorragender Uebersetzung.

Münchener Schauspielhaus. Gegen Prévosts Schauspiel „Das schwache Geschlecht“ mit stärkerem kritischen Geschütz anrücken, wäre zuviel Ehre. Sein Niveau ist dasjenige mittlerer Unterhaltungslektüre.

Münchener Theater am Gärtnerplatz. Leo Aschers Operette: „Vergeltsgott“ fand recht freundlichen Beifall. Die Musik ist frisch, oft anmutig und nicht übel in der Technik, aber im großen und ganzen waren es doch nur Lieder und Duette, die durch temperamentvolle Wiedergabe unterstützt, besonderen Applaus fanden und diese stehen in recht losem Zusammenhang mit Victor Léons Libretto. Der Text ist ein nicht ungeschickt gemachtes Mixtum von Operettenulk und Rührstück. Die ersten Aufführungen wurden von dem Komponisten dirigiert.

Verschiedenes. In München starb das Ehrenmitglied der Hofbühnen Maschineriedirektor a. D., Karl Lautenschläger, der Erfinder der Drehbühne, eine Kapazität von Weltruf. — Die Leitung des Berliner Philharmonischen Orchesters übernimmt Kapellmeister Dr. Kunwald, der vormals an der Frankfurter Oper wirkte. — Joseph Joachim, der berühmte Violinvirtuose, feierte am 28. Juni seinen 75. Geburtstag. — Der Wiener Stadtrat läßt ein Grabdenkmal für Josephine Gallmeyer, die berühmte Schauspielerin, durch den Bildhauer Khün errichten. — In der Pariser „Komischen Oper“ hatte die musikalische Legende „Der blinde König“ des Komponisten Henri Févrièr eine freundliche Aufnahme, obwohl das Werk außer in kleineren Zügen wenig Eigenart aufweist. — In Kissingen wurde das vierzigjährige Künstlerjubiläum des Tondichters Cyrill Kistler, welcher daselbst seit vierzig Jahren wohnt, durch ein Festkonzert begangen.

München. . L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 28. München, 14. Juli 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Aus Kreisen der hohen bayerischen Aristokratie wird der „Allgemeinen Rundschau“ mit der ausdrücklichen Bitte um Veröffentlichung folgendes geschrieben:

„Das tapfere Vorgehen der leitenden Münchener Herren findet, wie ich aus persönlicher Wahrnehmung berichten kann, bis hoch hinauf viel Anklang.*) Wer die einschlägigen Verhältnisse kennt und nicht ganz in gewisse neumodische Weltverkehrungsideen verrannt ist, bei dem ist die Zustimmung zu diesen Bestrebungen einfach selbstverständlich. Ich habe aber im allgemeinen gefunden, daß Väter, welche halberwachsene Töchter und Söhne (ich stelle die Töchter mit Absicht an die erste Stelle) zu behüten haben, weit mehr Verständnis für diesen notgedrungenen Kampf zeigen als kinderlose Eltern. Warum ich die Mütter nicht eigens nenne? Nun, von der lebenden Generation gereifterer Mütter denke ich, soweit der Durchschnitt in Betracht kommt, noch so gut, daß ich sie als natürliche, selbstredende Bundesgenossinnen in dieser Bewegung betrachte. Was in 10 oder 20 Jahren sein wird, wenn die durch „Jugend“ und „Simplicissimus“ (von den „kleinen“ „Witz“- und Zotenblättern ganz zu schweigen), Schauspielhaus, Intimes Theater, Prof. Forel, Helene Stöcker, Ellen Key „erzogene“ und hypnotisierte weibliche Jugend der sog. „besseren“ Stände in den Kreis der reiferen Mütter eingetreten sein wird, daran kann man nur mit einem gewissen Grauen denken. Aber noch ist manches zu retten, vieles gut zu machen, wenn nur alle, die dazu berufen wären, sich zu gemeinsamer Abwehr und Korrektur zusammenfinden. Der in dem Münchener Verein nicht nur formell, sondern tatsächlich zutage tretende interkonfessionelle Charakter der Bestrebungen gibt diesen von vornherein verstärkte Kraft. Möchten nur die Konfessionen und Richtungen, welche in München und Bayern die Minderheit repräsentieren, noch lebhafter als bisher ihren Anschluß an diese im besten Sinne nationale Volkssache finden!

Sie schreiben mir mit Recht*): „Der Aufruf allein ist schon ein schwerwiegender moralischer Erfolg“, und Sie deuten auch sehr richtig die Gründe an, weshalb verschiedene Kreise sich zunächst zurückhaltend zeigten. Ueber diese Dinge sollte auch in der Oeffentlichkeit einmal ein deutliches, unverhohlenes Wort gesprochen werden. Ich will keine Person und auch keinen Kreis von Personen bloßstellen, aber das wage ich öffentlich festzunageln: Unter den Unterschriften des Münchener Aufrufes vermisse ich nicht wenige Namen angesehener Persönlichkeiten, welche sich im engeren Kreise offen und ohne Verklausulierung mit den Bestrebungen des Vereins einverstanden erklären. Ich könnte Genossen meines Standes, ich könnte berühmte Künstler und hohe Staatsbeamte namhaft machen, welche zum Teil in den schärfsten Ausdrücken in die Klagen des Aufrufes einstimmten, aber den Aufruf dennoch nicht unterzeichneten. Weshalb wohl? Gewiß nicht deshalb, weil Einzelne das in dem Aufrufe der Münchener Polizei gespendete — Lob im Hinblick auf die gewissen Zotenbühnen gewährte Zügellosigkeit fast etwas deplaziert fanden, ihnen also der Aufruf nicht einmal scharf genug war. In der „Allgemeinen Rundschau“ ist der Hauptgrund dieser Zurückhaltung schon einmal genannt worden: jener maßlose Terrorismus einer gewissen Künstler- und Literatengruppe, die in den Herausgebern und Mitarbeitern der „Jugend“ ihren Hauptkulminationspunkt haben dürfte, von hier aus auch ihre Strafrute schwingt, aber ihren unsichtbaren Einfluß bis in Kreise hinein geltend macht, von denen man es gar nicht ahnen könnte. Wie kommt es z. B., daß selbst die „Allgemeine Zeitung“, zu deren Finanzkonsortium heute auch einige Mitglieder des christlichen, konservativen Adels gehören, in diesen Fragen nicht so recht „zieht“, daß vielmehr zwei Seelen in dieser Brust zu wohnen scheinen, eine, welche sich zuweilen durch Artikel im Sinne und Stile der sogenannten Kemmer-Broschüre und gewisser „Grenzboten“-Artikel verdient macht, und eine andere, die auf die „sittliche“ Weltanschauung der „galanten“ Höfe des 18. Jahrhunderts zurückgreifen zu wollen scheint, wo man eine frivole Maitressenwirtschaft samt allem Drum und Dran mit äußeren religiösen Allüren vereinbaren zu können glaubte. Die „Allgemeine Zeitung“ möge es sich von einem Manne, der das bayerische Volk in seinen hohen und niederen Schichten sehr genau zu kennen glaubt, gesagt sein lassen: Durch ihr Zweiseelen-System in diesen das Mark und die Wurzeln der Nation durchdringenden Fragen wirkt sie korrumpierender als irgend ein forsch aufs Ziel lossteuerndes Organ der Pornographie. Ich habe mir einige gravierende Artikel aus der jüngsten Zeit zurückgelegt, um meine Behauptung nötigenfalls beweisen zu können. Heute sei nur einiges gestreift: Die

---

*) Der Aufruf des Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit samt den Unterschriften der bisher angeworbenen Mitglieder erschien am Freitag bzw. Samstag der letzten Woche in einer Auflage von nahezu 250,000 teils als Beilage, teils als Inserat in den Münchener Tagesblättern. Der besondere Anteil, den die „Allgemeine Rundschau“ an der Anbahnung der Münchener Vereinsgründung gehabt hat, rechtfertigt es, daß der Aufruf auch einem großen Teile der Auflage der vorliegenden Nummer beigelegt ist.

*) Der Brief ist an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ gerichtet und die Antwort auf einen vorausgegangenen Brief.

frivolen Feuilletons über „Ninon de Lenclos", der Artikel „Nackte Kunst", der die Brutalisierung zarter bräutlicher Scham durch die aufdringliche „nackte" Ausschmückung des Standesamtes in Heilbronn, also eines obligatorischen Amtslokales, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit verteidigte, endlich die verblüffende leichtgeschürzte Plauderei über Félicien Rops, der durch seinen künstlerischen Stift das moderne Weib auf die denkbar tiefste Stufe herabgewürdigt hat. Soeben wird mir von befreundeter Seite die Juni-Nummer der von Gustav Brauns in Leipzig für Deutschland, Oesterreich und Schweiz vertriebenen Pariser Zeitschrift „L'art et le beau" zugesandt. Diese Zeitschrift diente in ihren bisher erschienenen Nummern fast lediglich der Verbreitung photographischer Aktaufnahmen — nach der Natur.

Das vorliegende Juni-Heft, das mit dem harmlosesten Titelblatt in öffentlichen Auslagen prangt, ist ausschließlich der Verherrlichung Félicien Rops' gewidmet. Vor etwa zwei Jahren verbreitete der Buchhandel auf dem Subskriptionswege an intimere Kreise die Frivolitäten Félicien Rops'. Viele der ärgsten Sachen sollen in diesem Hefte von „L'art et le beau" nicht enthalten sein. Aber was hier über Leipzig dem deutschen Publikum geboten wird, ist schon schamlos genug. Eine unzweideutige Gemeinheit ist z. B. das Bild „La pudeur de Sodome", eine Mischung von Pornographie und Blasphemie das Bild „La messe de Guide". Zwei Dutzend weiterer Schamlosigkeiten mögen unerwähnt bleiben.

Und für diesen Félicien Rops macht in München ein Blatt, das früher einmal durch den Artikel „Akademische Sauspiele" und ähnliche Wahrheiten den Nagel auf den Kopf traf, wohlwollende und empfehlende Reklame!

Halbheit und Verschwommenheit, um nicht Charakterlosigkeit zu sagen, sind das Haupthindernis für ein erfolgreiches Vordringen einer gesunden sittlichen Abwehr gegen die immer höher steigende, immer kühner sich aufdrängende Schmutzflut. Dazu gesellt sich dann noch die Menschenfurcht und Rücksichtmeierei vieler Wissenden, die Blindheit der noch zahlreicheren Nichtwissenden, wozu ich auch sehr viele hochstehende Kreise rechne, an welche diese Dinge nicht heranreichen, die auch keine Gelegenheit haben, Schaufenster oder dgl. zu sehen, und die leider von ihrer Umgebung über den wirklichen Umfang des Unheils und der Gefahr nicht immer genügend aufgeklärt werden."

* * *

Das „Evangelische Gemeindeblatt" (für den Dekanatsbezirk München, herausgegeben unter Mitwirkung der Herren Oberkonsistorialrat Kahl in München und Dekan Ostertag in Rothenburg o. T. von Pfarrer Prieser in München) schreibt in Nr. 7 (Juli 1906):

„Ein Männerbund zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit wurde am 20. Juni begründet. Derselbe umfaßt alle Konfessionen und stellt sich nicht in den Dienst einer politischen Partei. Wer die ungeheuere Verbreitung der pornographischen Literatur und Afterkunst kennt, deren Erzeugnisse in den letzten Jahren einen erschreckenden Umfang gewonnen haben, der muß, wenn er anders ein Volks- und Vaterlandsfreund ist, mit in den Kampf eintreten gegen diesen Schmutz in Wort und Bild. Wohl wissen wir, daß diese Erzeugnisse sind wie die giftigen Blüten, die aus einem Sumpf erwachsen, und daß dadurch, daß man sie der Oeffentlichkeit entzieht, das Uebel noch nicht an der Wurzel getroffen ist. Aber Eltern und Jugenderzieher haben ein heiliges Interesse daran, daß ihren Kindern und jugendlichen Pflegebefohlenen nicht die Schamlosigkeit in vielen Ladenauslagen offen entgegentritt. Es dürfte nachgerade kaum eine deutsche Großstadt mehr geben, in der sich die abscheulichste Sittenverderbnis unserer Zeit so keck an die Oeffentlichkeit wagen darf wie in München. Namentlich in der Nähe des Bahnhofs wimmeln gewisse Buchhandlungen von solchen Erzeugnissen einer auf die niedersten Instinkte berechneten Spekulation. Es ist dabei ein trauriges Zeichen der Zeit, daß, wer den Kampf gegen diese Hydra führt, sich noch feierlich verwahren muß, daß er die Kunst nicht treffen wolle. Wir bekennen es allerdings frei, daß wahre Kunst mit der Sitte gehen muß, nicht mit dem jeweils geltenden Sittlichkeitsbegriff, sondern mit dem, was dem Menschen ursprünglich als Sitte eingeprägt ist. Wahre Kunst schließt die Darstellung des Nackten ebensowenig aus, als sie nur ein Kultus des Nackten sein will. Und wir bedauern es gerade darum umsomehr, wenn durch unberechtigte Angriffe auf die Kunst die Position unseres Kampfes geschädigt wird. Aber das ist ja gar keine Kunst, die hier in Frage käme, sondern literarische und bildliche Darstellung des Niedrigsten, was jeweils eine überfeinerte Kulturepoche darzustellen vermochte. Mit lebhaftem Protest müssen wir uns abwenden davon, und indem wir die Reihen derer stärken, die den Kampf dagegen aufnehmen, sorgen, daß dieser Kampf in einer mit dem Begriff der evangelischen Sittlichkeit übereinstimmenden Art geführt werde."

* * *

Dr. Ludwig Kemmer hat von seiner Broschüre „Die graphische Reklame der Prostitution" eine neue Auflage (4. und 5. Tausend) erscheinen lassen, die als Geleitswort einen Brief „des deutschesten der deutschen Künstler", Hans Thomas, enthält. Mit den Ausführungen des Altmeisters über „fromme Männer" und „arme Hascherln" werden gewiß viele nicht einverstanden sein. Ob gewisse von Hans Thoma aufs Korn gefaßte Redewendungen des sehr verdienten Lizentiaten Bohn klug waren oder nicht, soll hier nicht untersucht werden. Aber angesichts der gehäuften Vorwürfe, die ein Bohn über sich ergehen lassen mußte, denkt man unwillkürlich an das Gleichnis von den Mücken und Kamelen. Auch Hans Thomas Wendungen sind der Mißdeutung fähig und könnten sozusagen als ein Freibrief für „die armen Hascherln" ausgelegt werden, obgleich der Heiland, auf den Hans Thoma sich beruft, in der Ehebrecherin vor allem die Sünderin sah, was von einer gewissen Richtung heute ins Gegenteil verkehrt werden möchte. Nach dieser Vorbemerkung sei der Geleitsbrief Hans Thomas im Wortlaut abgedruckt, weil er als Zeugnis eines der bedeutendsten lebenden Künstler gegen die Pornographie von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Hans Thoma schreibt an Dr. Ludwig Kemmer, der einst ein Schüler Thomas war und auch als ausübender Künstler achtenswerte Erfolge erzielte:

„Karlsruhe, Mai 1906.

Hochverehrter Herr Doktor!

Schon Ihrem Vorwort zu der Brochüre, die Sie die Güte hatten mir zuzuschicken, stimme ich unbedingt zu als einem Programm in dieser Sache; es hat mir meiner Lebtage immer in der Seele wehe getan, wenn ich das Gebot: „Ehret die Frauen" mit Füßen getreten sah.

Der Kampf, den Sie kämpfen, ist edel und gut, das ist freilich oft alles, womit man sich in solchen Lagen trösten muß. Ich will hoffen, daß nicht unsere leidige Parteipolitik in solcher Angelegenheit, die eine so vollständig menschliche und Volksangelegenheit ist, hineinspricht. — Uebrigens kann diejenige Partei, welcher unbequeme Mahner des deutschen Volkes zur Sittlichkeit zugeschoben werden sollten, nur sich freuen, denn sie erhält gute Bundesgenossen.

Natürlich werden darüber manche Begriffe verwirrt und man stellt die Sache so dar, als wenn es ein Kampf wäre gegen die unabänderlichen Gesetze der Menschennatur, die freilich von hoher Geisteswarte heilig gesprochen werden müßten, ein Heiligtum, das geschützt werden soll durch die ebenso in der Natur des Menschen begründete Schamhaftigkeit. —

Aber gleich schreit man: Prüderie und will damit diese Schutzwehr beseitigen.

Möge nun einer diese Naturkraft, welcher der Mensch willenlos unterworfen ist, heilig oder lüstern oder gemein betrachten oder nennen, er hat die Verpflichtung dies allerpersönlichste oder vielleicht richtiger dies allergemeinschaftlichste als sein Geheimnis zu bewahren, jeder anständige Mensch tut dies auch — deshalb ist cynische Veröffentlichung geschlechtlicher Vorkommnisse in Wort und Bild nicht existenzberechtigt und wo sie in unserer Zeit so leicht durch Photographie herzustellen und zu verbreiten ist und dadurch ohne jeden künstlerischen Wert in die Hände unserer Jugend gelangt, als volksverderbend zu bekämpfen.

Wenn ein Künstler ein als unsittlich zu bezeichnendes Bild macht — so ist es noch lange nicht so schlimm wie solche Photographien. — Ein gewisses Können muß hier immer noch zum Ausdruck kommen und ein, wenn auch cynischer Humor — oder meinetwegen Witz, der ja als Zote ziemlich wegwerfend bezeichnet wird.

Aber die Verwirrung auf diesem Gebiete ist wirklich groß — wie ich so vielfach höre, seit ich in der Ersten Kammer die Kunst vor dem Zusammennennen mit der Unsittlichkeit in Schutz nehmen mußte. — Man hört auch Stimmen, welche es befürworten, daß man das Nackte durch die Kunst und sogar auch durch die Photographie so häufig zeige, daß es das „Lüsterne" verliere. Nun ja, es werden gegen Krankheiten gar oft die heterogensten Mittel angewendet — und so könnte es noch kommen, daß man gewisse Photographien als Lehr- und Anschauungsstoff in unsere Volksschulen einführt — Unterricht zu erteilen in einer Sache, die jeder schon von selber und wohl oft viel zu fr h versteht.

Ich will hier nicht verschweigen, daß ich sehr wohl weiß, daß Sittlichkeitsapostel auch große Fehler machen können, daß durch sie eine Hartherzigkeit entstehen kann gegen die Mitmenschen, die ich niemals mitmachen werde.

Wenn fromme Männer sich öffentlich ihrer Eheberechtigung rühmen und dabei auf die armen Hascherln, die doch auch noch unter allen Umständen ihr Menschenrecht verlangen, mit Verachtung hinuntersehen, so weiß ich wirklich wieder einmal nicht, ob ich diese Selbstgerechtigkeit sittlich oder unsittlich nennen soll.

Ich würde auch nichts dagegen zu sagen wagen, wenn ich mich nicht dabei auf ein Wort des in frommen Kreisen doch immerhin noch anerkannten Heilandes berufen könnte, ein Wort, das erschallen wird, solange eine Menschheit besteht, mag auch die

Form der Religionsübung sich ändern, denn es wendet sich an das, was nur der Mensch besitzt, das Gewissen, vielleicht die höchste Gewißheit, die der Mensch von seinem Dasein hat. Es ist das Wort, welches der Heiland sprach zu den Anklägern der Ehebrecherin: „Wer von Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie". Ein Wort, das man nicht oft genug wiederholen kann. —

Dies hohe Wort des Heilandes richtet die Menschenwürde des Weibes auf und diese Würde ist es, die diejenigen verteidigen, die den Kampf führen gegen das Sklaventum der Unsittlichkeit.

So kann ich Ihnen für Ihre Bestrebungen nur meinen Dank aussprechen — sie gehen in der Richtung zur Erhaltung der Menschenwürde — ein notwendiger Kampf und ein Kampf, der nie aufhören wird. Die ganze Menschheit hat ja diesen Kampf zu führen und der Einzelne freut sich, wenn er in andern Kampfgenossen erkennt. —

Ich selber bin jetzt ein alter Mann und da vereinsamt man — aber doch will ich, was in meiner schwachen Kraft noch möglich ist, bei jeder Gelegenheit mithelfen im Sinne aller derer, denen es um die geistige Wohlfahrt unseres Volkes zu tun ist. —

In diesem Sinne begrüße ich auch Sie und Ihr tapferes Wirken, zugleich in freundlicher Erinnerung an vergangne Zeiten.

Ihr ergebener

Hans Thoma.

Daß sowohl Hans Thoma als auch Ludwig Kemmer allgemein zu den Liberalen gezählt werden und mit den „Frommen" nicht das geringste zu tun haben wollen, braucht kaum nochmals betont zu werden.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der fünfte deutsche Kaiser.

Es ist noch gar nicht lange her, daß man von dem „jungen" Kaiser sprach im Gegensatz zu dem weißbärtigen Kaiser Wilhelm I. und dem Leidenskaiser Friedrich III. Der „junge" Kaiser ist nun auch schon Großvater geworden, und als solcher darf er sogleich einen männlichen Enkel begrüßen, der für die zweitnächste Thronfolge bestimmt ist. Bei der reichen Fülle des männlichen Nachwuchses im Hohenzollernhause lag nicht der mindeste Anlaß vor zu einer Besorgnis wegen der geregelten Thronfolge, wie sie in anderen Ländern mehrfach sich eingestellt hat. Aber die Freude wegen der prompten und glücklichen Fruchtbarkeit der Ehe des Kronprinzen tritt doch überall recht herzlich hervor. Der echte Deutsche sieht es gern, wenn seine Herrscherhäuser das Muster eines gesegneten Familienlebens geben. Das kaiserliche Haus hatte uns seit dem Regierungsantritt Wilhelms I. besonders verwöhnt, indem bis 1882 „drei Kaiser", von 1882 bis 1888 sogar „vier Kaiser" zugleich lebten. Nachdem das eine Unglücksjahr zwei Kaiser hinweggerafft, blieben nur zwei Generationen übrig. Der Erstling in dem voriges Jahr begründeten kronprinzlichen Nest hat nun die früher gewohnte Dreizahl wieder hergestellt, und die Berliner, welche daheim längst nicht so ungemütlich sind wie draußen, prophezeien schmunzelnd hinter ihren Weißbiergläsern, daß Kaiser Wilhelm II. auch noch zum Urgroßvater werden würde. Die herzliche Anteilnahme des Volkes an dem Familienglück der Herrscherhäuser ist auch von erheblicher politischer Bedeutung in der gegenwärtigen Zeit, wo der Respekt vor der Monarchie von grober Agitation und feiner Skepsis so sehr gefährdet wird. Im Auslande gilt zurzeit Deutschland als der „Hort der Reaktion", d. h. als das Musterland einer festen Ordnung auf christlicher und monarchischer Grundlage. Möge die Tüchtigkeit der Dynastien in dem Präsidialstaate und in den Bundesstaaten unserem Vaterlande noch lange diese rühmliche Ausnahmestellung unter den vom Parteigetriebe beunruhigten Staaten sichern! Die „Modernen" erklären es für eine veraltete Weisheit, wenn man dem Volke zuruft: Erzieht eure Kinder so, daß brave Familienväter und tüchtige Hausmütter daraus werden! Aber in dieser „hausbackenen Moral" ist schließlich nicht bloß das Heil der Bürger, sondern auch das Heil der Herrscherhäuser begründet.

Die Verständigung über das neue preußische Schulgesetz.

Was der preußische Landtag in der soeben geschlossenen Tagung sonst noch geleistet hat, wird in den Schatten gedrängt durch das überragende Werk des neuen Schulgesetzes. Der amtliche Titel spricht freilich nur von der Unterhaltung der Volksschulen; es hat sich aber an diesen materiellen Kern naturgemäß eine gesetzliche Regelung der wichtigsten ideellen Schulinteressen angegliedert, so daß ein allgemeines Volksschulgesetz wenigstens in den Grundlinien vorliegt.

Die Verständigung ist bekanntlich sehr mühsam gewesen. Noch in letzter Stunde drohte eine Sisyphusgefahr, als das Herrenhaus, von dessen Mehrheit man eigentlich die glatte Unterstützung der Haltung der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses erwarten durfte, sich überraschend unternehmungslustig zeigte. Sowohl die Bürgermeister und Professoren, die dort das liberale Element vertreten, als auch die Extremen vom ritterlichen Grundbesitz setzten Aenderungen durch, ohne sich um das „Unannehmbare" des Finanzministers oder das Widerstreben des anderen Hauses zunächst zu kümmern. Im Abgeordnetenhause wurde auf das große Kompromiß noch ein kleines Kompromiß gesetzt und die Aenderungen des Herrenhauses teils ganz abgelehnt, teils halb abgelehnt, teils angenommen. Darauf hatte die Erste Kammer ein Einsehen und nahm unter dem Druck der bereitliegenden Schließungsordre das Gesetz in der zweiten Fassung des Abgeordnetenhauses unverändert an.

Wer an die leidenschaftliche Erregung bei der Beratung des Zedlitzschen Schulgesetzes von 1892 zurückdenkt, muß es für ein halbes Wunder halten, daß jetzt das preußische Volksschulwesen eine Ordnung erfährt, der zugleich die Nationalliberalen und der Kardinalfürstbischof Kopp zustimmen konnten. Natürlich war eine solche Verständigung nur möglich unter Opfern von beiden Seiten. Sowohl die Vertreter der religiösen Jugenderziehung in Konfessionsschulen als auch die liberalen Gönner des Simultanschulwesens haben auf weitergehende Ansprüche verzichten müssen, um das zurzeit Erreichbare sofort in Sicherheit zu bringen. Erreicht ist von der einen Seite die gesetzliche Festlegung der Konfessionsschule als Regel für den weitaus größten Teil des Staates, nachdem bisher die Konfessionsschule nur in noch nicht rechtswirksamen Verfassungsartikeln platonisch begründet, tatsächlich der Verordnungsallmacht des jeweiligen Kultusministers überlassen war. Erreicht ist von der andern Seite, daß die Simultanschule, die bisher in Nassau nach dem mit-annektierten Territorialrecht als Regel und im übrigen Preußen nur sporadisch bestand, jetzt nicht bloß für ihren Besitzstand die gesetzliche Anerkennung, sondern auch die Möglichkeit der Weiterentwicklung „aus besonderen Gründen" gefunden hat.

Die Zentrumsfraktion im Abgeordnetenhause hatte, wie schon einmal hervorgehoben worden ist, angesichts des Kompromisses der alten Kartellparteien eine eigenartige, besonders schwierige Aufgabe. Sie mußte mit Geduld eine Reservestellung zur Stärkung der konservativen Operationen einhalten und mußte ihre eigenen Wünsche auf indirektem Wege zur Geltung zu bringen suchen mit jener Vorsicht, welche die Schonung des im ganzen wertvollen Unternehmens gebot. Man darf wohl sagen, daß unsere Freunde im preußischen Abgeordnetenhause dieses parteidiplomatische Kunststück vorzüglich fertig gebracht haben.

Es ist nun die Befürchtung ausgesprochen worden, daß der Erfolg dieses Kompromisses zwischen der Rechten und den Nationalliberalen überhaupt eine neue Kartelläre in Preußen einleiten, also das Zentrum dort sozusagen ausschalten werde. So einfach liegt die Sache doch nicht. Die Konservativen, die im Abgeordnetenhause die erste Geige spielen, sind gewiegte Realpolitiker. Sie haben von der Möglichkeit, bald mit den Nationalliberalen, bald mit dem Zentrum eine Mehrheit bilden und die eine Partei gegen die andere ausspielen zu können, schon bisher ausgiebigen Gebrauch gemacht und werden das natürlich auch in Zukunft tun. Aber mit den Nationalliberalen sich in ein Ehejoch zu spannen, dazu sind sie seit den Erfahrungen von 1887 zu klug. Die Konservativen wissen auch sehr gut, daß sie die Erfolge für ihre evangelischen Konfessionsschulen wesentlich dem mittelbaren Einfluß des Zentrums verdanken, da die Nationalliberalen nur durch die Scheu vor dem Einspringen des Zentrums abgehalten wurden, dem Drängen ihrer „Jungen" auf weitergehende Einschränkung der konfessionellen Garantien nachzugeben. Darum wollen wir uns nicht durch alte oder neue Kartellsorgen die Genugtuung trüben lassen, daß für die konfessionelle Schule in Preußen wertvolle gesetzliche Garantien festgelegt worden sind. Auch dort, wo Simultanschulen bestehen, brauchen wir den Mut nicht sinken zu lassen. Für einen wirksamen Religionsunterricht läßt sich überall sorgen, und einem guten Amendement des Herrenhauses ist es zu danken, daß wir einen

Rechtsanspruch auf die Anstellung katholischer Lehrer an den Simultanschulen gemäß der konfessionellen Zusammensetzung der Schülerschaft haben. Dieser nachträgliche Zusatz ist von großer Bedeutung, da er die vielfach beliebte Ausgestaltung der Simultanschulen zu tatsächlichen protestantischen Schulen erschwert und den katholischen Lehramtskandidaten der betreffenden Gegend eine paritätische Laufbahn eröffnet.

Das abessinische Abkommen.

Die Erfahrungen, die man bei der voreiligen Aufteilung Marokkos gemacht, haben doch etwas gefruchtet. Das Abkommen über die wirtschaftliche Aufschließung Abessiniens, das England, Frankreich und Italien getroffen haben, ist sowohl mit dem Prinzip der offenen Tür, und zwar ohne Zeitbeschränkung, versehen, als auch durch Italien dem Deutschen Reiche amtlich mitgeteilt worden. Wenn die Vertragsmächte wirklich die Unabhängigkeit des Negusreiches und die handelspolitische Gleichberechtigung der Nationen gewahrt haben, so wird Deutschland wohl keinen Anlaß haben, einen Einspruch zu erheben wie gegen die Abmachung über Marokko, die Deutschland materiell und formell zurückzusetzen versuchte. König Eduard von England soll freilich den Abschluß des abessinischen Vertrages zur Absendung von Glückwunschtelegrammen benutzt haben, aus denen man eine gewisse Genugtuung über dieses Gegenstück zum alten Dreibunde herauslesen könnte. Aber die deutsche Politik wird wohl weniger auf den königlichen Depeschenstil als auf den Inhalt des Vertrages sehen, dessen Wortlaut hoffentlich auch bald der Oeffentlichkeit zugänglich wird. Besonders erfreulich ist es, daß die erziehliche Einwirkung auf unseren Bundesgenossen Italien schon sichtliche Früchte trägt; Tittoni ist sich der Rücksichten auf das verbündete Deutschland doch schon viel mehr bewußt als sein Vorgänger.

Pariser Chronik.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Der jüdische ehemalige Hauptmann Dreyfus und der freimaurerische ehemalige Kriegsminister André haben es wirklich fertig gebracht, der erstere durch seinen neuen Prozeß, der letztere durch seine Denkwürdigkeiten, daß die Pariser auch von etwas Anderem als von Dauerfahrten der Schnauferln, von Wettfahrten der Autoboote, von den Herrlichkeiten der Kasinos, Cercles und Kursäle der Mode- und Seebäder und der Sommerfrischen sprechen, wo die jüngere Generation der lebensfrohen Kreise einen Teil des Geldes vergeudet, das die ältere Generation mit mehr oder weniger Mühe erworben hat.

Unter dem Titel „Unliebsame Erörterungen zum französischen Kulturkampf“ und „Nach der Wahlschlacht in Frankreich“ habe ich unterm 7. April und 2. Juni in der „Allgemeinen Rundschau“ auf die Quertreibereien der auchkatholischen Zeitungen hingewiesen, welche die Lage der Katholiken nur verschlimmern können. Der Kardinalvikar zu Rom hat denselben, soweit sie in Rom ihren Ursprung haben, zu begegnen gesucht, indem er mehreren Geistlichen, welche als „Korrespondenten“ in den letzten Monaten zu Rom aufgetreten sind, bedeuten ließ, daß die sechsmonatliche Aufenthaltsbewilligung nicht erneuert werde. Trotz dieses Winkes mit dem Zaunpfahl fahren gewisse scagnozzi fort, das Feuer zu schüren und auf die Asche zu blasen.

Der „Osservatore Romano“, das Amtsblatt des Vatikans, veröffentlicht zum fünften Male seit wenigen Monaten eine Verwarnung unter dem Titel: „Einflüsterungen und Verleumdungen“.

„Seit einiger Zeit — sagt die halbamtliche Note — erlaubt sich die „Libre Parole“ von Paris, besonders in ihren römischen Korrespondenzen, den römischen Prälaten des päpstlichen Hofes Urteile und Glossen über die Lage anzudichten, von denen sie recht gut weiß, daß dieselben niemals gemacht wurden. Erst kürzlich hat dieses Blatt den Kardinal Mathieu angegriffen und gegen diesen Prälaten eine Sprache geführt, die nicht allein unstatthaft und beleidigend ist, sondern dem Kardinal auch unwahre Tatsachen zurechnet.“

„Eine derartige Beleidigung eines Kardinals ist sehr peinlich, und es genügt, den Lesern die Sache zu melden, um dieselbe als einer Zeitung unwürdig zu betrachten, welche doch zu den auchkatholischen Organen gezählt werden will.“

Alle katholischen Zeitungen Italiens, sowie auch die katholischen Blätter Belgiens, wie z. B. der „Patriote“ von Brüssel, haben die römische Abfertigung gebracht. Hingegen hat keines der wirklich katholischen Blätter Frankreichs dieselbe erwähnt. Wie können mit einer solchen Vertuschung der Tatsachen die Katholiken aufgeklärt werden und erfahren, daß man in Rom von den Quertreibereien und Machenschaften gewisser Blätter nicht allein nichts wissen will, sondern dieselben auch strenge tadelt?

Trotz der zahlreichen öffentlichen und Privat-Anstalten für Kranke, Kinder und Greise fehlt es hier noch immer an Spitälern, Siechenhäusern, Kindergärten usw. Dieser Mangel ist um so beschämender, als ja der städtische Haushalt in Hunderte von Millionen steigt.

Trotzdem wird nicht an Errichtung von neuen derartigen Anstalten gedacht, wo Kranke, Waisen und Krüppel Aufnahme finden können. Hingegen beschäftigt sich der Kreisrat mit der Erstellung eines Sportpalastes, welcher das Zentrum aller Beschäftigungen und Belustigungen der reichen Müßiggänger sein wird. Die Erstellung des Baues ist grundsätzlich angenommen, nur wird über den Platz gestritten, denn jeder Kreisrat will denselben in seinem eigenen Wahlbezirke erstehen lassen.

Viele Leute werden der Ansicht sein, daß, wenn die müßiggehenden Freunde der zahlreichen Modesports einen eigenen Palast als Zentrum ihrer „Tätigkeit“ haben wollten, sie doch in ihren eigenen gut gespickten Geldbeutel greifen könnten, statt sich von der Bezirksbehörde einen Palast auf Kosten der Steuerzahler erbauen zu lassen. Das Erstehen von Kindergärten in den alten Stadtvierteln, die sich zwischen der Rue Montmartre und der Rue du Temple erstrecken, wäre doch für die dort zusammengepferchte Bevölkerung des Arbeiterstandes und kleinen Mittelstandes weit notwendiger. Diese Bevölkerung, besonders die Kinderwelt, bekommt keine anderen Bäume zu sehen als die schon im Sommer vertrockneten Kastanienbäume, welche längs des Boulevard Sebastobol gepflanzt sind. Mit den Kosten des Sportpalastes könnte man zum wenigsten zehn Immobilien ankaufen, zu welchen die noch spärlich bestehenden Baumpflanzungen gehören, welche für einen Kindergarten notwendig sind. Aber in dieser Beziehung sind der Gemeinderat und der Kreisrat, trotz ihrer radikalen Zusammensetzung, vom Größenwahn ergriffen.

„Musterhaftes“ aus dem Musterstaat.

Von

Redakteur König, Waldshut.

In Baden standen die letzten Monate im Zeichen des Kulturkampfes. Der Kammerblock, gebildet nach französischem Muster und eifrig bestrebt im Musterstaat den Combismus großzuziehen, hat alle nur denkbaren Anstrengungen gemacht, seine Macht zur Geltung zu bringen. Der Gambettasche Wutausbruch: Le clergé voila l'ennemi, war auch für den Block das Leitmotiv. Er hat Wahlen kassiert, wiewohl die Gründe hierzu nicht hinreichend waren. Er hat durch die Sozialdemokraten die Trennung von Kirche und Staat beantragen lassen; er hat durch den „Blockminister“ Schenkel gegen die katholischen Geistlichen und nur gegen diese ein Inquisitionsverfahren eröffnet, in dem dieser im ganzen Lande Erhebungen über die Wahltätigkeit der Geistlichen anstellen ließ. Wehe einem katholischen Geistlichen, wenn er sich unterstanden hat, gegen den Umsturz, gegen die Sozialdemokratie zu predigen. Er hätte sich damit der „Anwendung der kirchlichen Autorität“ schuldig gemacht und müßte unerbittlich bestraft werden.

Ein Ausnahmegesetz aus den Jahren 1874 wurde aus der Rumpelkammer geholt, und die Geistlichen wurden gehörig darübergezogen. Die vielgenannten Paragraphen des Kirchengesetzes lauten: Der § 16b:

„Geistliche, welche kirchliche Straf- und Zuchtmittel verhängen oder verkünden, geistliche Versprechungen oder Drohungen anwenden:

a) um zur Unterlassung einer Handlung zu bestimmen, zu welcher die Staatsgesetze oder die von der Obrigkeit innerhalb ihrer gesetzlichen Zuständigkeit erlassenen Anordnungen verpflichten,

b) um die Ausübung oder Nichtausübung öffentlicher Wahl- oder Stimmrecht ein bestimmter Richtung herbeizuführen,

werden mit Geldstrafen von 60 bis 600 M, in schweren oder in wiederholten Fällen mit Geldstrafen bis zu 1500 M oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. Gleiche Strafen treffen Geistliche, welche kirchliche Straf- oder Zuchtmittel verhängen oder verkünden wegen der Vornahme von Handlungen, zu denen die Staatsgesetze oder Anordnungen der zuständigen Obrigkeit verpflichten, oder wegen der in einer bestimmten Richtung erfolgten Ausübung oder Nichtausübung öffentlicher Wahl- oder Stimmrechte." Der § 16 c:

„Geistliche, die aus Anlaß öffentlicher Wahlen ihre dienstliche Autorität anwenden, um auf die Wahlberechtigten in einer bestimmten Parteirichtung einzuwirken, werden in Geld von 60 bis 600 M bestraft."

Das Zentrum hat nun die Aufhebung dieses Ausnahmegesetzes beantragt; im Landtag sprachen sich die Sozialdemokraten dafür, die Nationalliberalen und die Regierung dagegen aus; der Antrag wurde nochmals an eine Kommission verwiesen, da die Konservativen und Demokraten wegen Einzelheiten Bedenken äußerten. Groß ist auf alle Fälle die Verlegenheit der Regierung. Nehmen wir einmal den jüngsten Fall her.

Da wurde der katholische Pfarrer **Fröhlich** von Mörsch zu einer Geldstrafe von 60 M verurteilt, weil er in einer Predigt — in seinem Wahlkreis drehte es sich darum, ob ein Zentrumsmann oder ein Sozialdemokrat ins Rondell in Karlsruhe einziehe — auf die Pflicht des Katholiken zur Urne zu gehen und seiner christlichen Ueberzeugung zu folgen, hingewiesen hat. Schließlich hat der Pfarrer in seiner Predigt auf die Zeitlage aufmerksam gemacht und vor den Umsturzelementen gewarnt.

Die blutige Ironie liegt nun darin, daß kurze Zeit vorher der Herr Minister **Schenkel** in der II. badischen Kammer erklärt hat, daß er es sehr am Platze halte, wenn der Geistliche von der Kanzel herab gegen die Bewegung des Umsturzes der Gesellschaft und des Staates predige. Es war dies in der 17. öffentlichen Sitzung des Landtages. Und gleich darauf wird ein Geistlicher nach dem toten Buchstaben dieses Gesetzes verurteilt. Es war schon einmal eine Zeit in Baden, in der man die Geistlichen ersucht hat, gegen die Männer des Umsturzes zu predigen, und diese Zeit kann vielleicht wieder kommen.

Weiter wurden noch wegen Uebertretung des Kirchengesetzes verurteilt die Pfarrer Wörner von Hubertshofen und Gaisert von Gündelwangen. Beide haben Berufung gegen das Urteil eingelegt. Die Verteidigungen hoben jeweils darauf ab, daß der § 16 b und c zu Unrecht bestehe, da die Materie der geistlichen Wahlbeeinflussung im Reichsgesetz erschöpfend und abschließend geregelt sei. Viel zu denken gibt es auf alle Fälle, daß man nur gegen katholische Geistliche vorgegangen ist, wiewohl ähnliche Fälle geistlicher Wahlbeeinflussung auf protestantischer Seite zugunsten der Liberalen konstatiert sind.

Hochgespannt war man selbstverständlich auf die Behandlung der **Interpellation des Großblocks wegen der geistlichen Wahlagitation**. Da wurden wieder jene altbackenen Geschichtchen vom Beichtstuhl und der Kanzel vom Sprecher der Liberalen aufgewärmt, behauptet, daß da und dort ein Geistlicher das Abonnement einer guten Zeitung empfohlen hat, eine Kapuziner- oder Franziskanermission vor den Feinden von Thron und Altar in Gestalt der modernen Aufklärungsapostel und Aufklärungsliteratur gewarnt hat. Das war aber auch alles, was die Jakobiner des badischen Landtags zur Beibehaltung eines Ausnahmegesetzes vorzubringen wußten. Man hat sich so weit verstiegen, daß man sogar behauptet hat, **die Liberalen wollten das kirchliche Leben wieder zur Reinheit zurückführen**. Die „Reinheit" soll darin bestehen, daß der Geistliche sich in die Sakristei verkriecht, seine **soziale Stellung** aufgibt, in der die Wurzeln seiner Kraft und seines Einflusses versenkt liegen, und daß er nur noch sei ein Mann aus Pappe gleich dem französischen Abbé. Ja, französische Zustände, das wünschen sich die Herren in Baden! Die **Sozialdemokraten** tragen sich auch mit großen Rosinen. Ihr Antrag auf **Trennung von Kirche und Staat** ist dieser Tage in der Kammer zur Beratung gestanden, und was sie damit geerntet haben, war ein kräftiger — Heiterkeitserfolg. Der Minister Dusch erklärte den Sozialdemokraten, daß es unmöglich sei, die Trennung von Kirche und Staat durchzuführen, um so mehr, da die Sozialdemokraten gar nicht angegeben hätten, **wie** das geschehen soll. Das „**Wie**" spielt bei der Sozialdemokratie von jeher eine große Rolle; sie macht Pläne und stellt Forderungen, ohne aber zu wissen, wie eine Sache zu Ende geführt werden könne.

Das Fazit der Kulturkampfdebatte wird sein:

§ 16 b und c des Kirchengesetzes, reine Ausnahmebestimmungen gegen die Geistlichen, bleiben bestehen, wenn sie nicht durch Reichsgerichtsentscheidung gegen Pfarrer Wörner von Hubertshofen wegen Uebertretung des § 16 b für rechtsunbeständig erklärt werden. Dann will die Regierung ihre Maßnahmen treffen.

Die **Trennung von Kirche und Staat** bleibt in Baden eine Utopie der Sozialdemokratie. Die Regierung ist nicht gewillt, die Trennung herbeizuführen, sie weiß auch nicht, **wie** dies geschehen könnte. Daß die Zentrumsfraktion dem Antrag entgegentrat, versteht sich von selbst.

Viel Geschrei und wenig Wolle hat die Untersuchung gegen die Geistlichen zutage gefördert. Von **sieben Inquirierten** konnten „nur" drei dem Staatsanwalt übergeben werden, gegenüber den anderen war es zum Leidwesen der Blockisten nicht möglich, eine Verurteilung herbeizuführen, und man merke wohl: gegen 1200 Geistliche wurden „Erhebungen" gepflogen.

Vom bayerischen Landtag.

Von

Dr. M. **Flemisch**, Landtagsabgeordneter.

Die Kammer der Abgeordneten hat ihre durch die Osterferien unterbrochene Tätigkeit am 24. April mit der Beratung des **Forstetats** wieder aufgenommen. Aus der Debatte über diese wichtige Materie seien nur ein paar interessante Konstatierungen hervorgehoben. Die **Forstrente** ist seit dem Jahre 1886 von 11 auf 24 1/2 Millionen gestiegen und es begreift sich, wenn der Finanzminister von Pfaff bei aller Betonung der volkswirtschaftlichen Aufgabe des Staatswaldes doch seine finanzielle Bedeutung speziell für den bayerischen Staatshaushalt ganz besonders in den Vordergrund schob. Das Gesamtbudget beziffert sich in Einnahmen und Ausgaben auf 461 Millionen. Davon kommen aber 252 Millionen Einnahmen der Eisenbahnen und Posten, von denen für allgemeine Staatszwecke nichts übrig bleibt, ohne weiteres in Abzug. Die Ueberweisungen des Reiches und die Matrikularbeiträge belaufen sich auf 20 Millionen, so daß nur etwa 190 Millionen übrig bleiben. Von diesen liefert die Forstverwaltung allein den Bruttobetrag von 44 Millionen (= 23 %). Hätte der bayerische Staat nicht seine wertvollen Waldungen, von denen die prächtigen Bestände an alten Eichen in Unterfranken und der Pfalz allein auf 150 Millionen veranschlagt werden, so wären wir schon seit einer Reihe von Jahren nicht ohne eine Erhöhung der direkten Steuern durchgekommen. Dabei ruht aber auf dem Staatswald noch eine große Anzahl von **Forstrechten**! Von der produktiven Fläche der Staatswaldungen sind nicht weniger als 73 % mit Forstrechten belastet. Die Zahl der daran teilnehmenden Personen beträgt 125,597; Bau- und Nutzholz ist abzugeben an 61,693 Gebäude; die durchschnittliche jährliche **Holzabgabe auf Berechtigung** beträgt rund 35,000 Festmeter Bau- und Nutzholz und 341,000 Ster Scheit-, Prügel- und Astholz. Die durchschnittliche jährliche Abgabe an **Streumaterialien auf Berechtigung** beträgt 368,000 Ster und in die **Waldweiden** werden jährlich 136,000 Weidetiere eingetrieben. Der **Geldwert der jährlichen Forstrechtsbezüge** beträgt 3'033,000 M., die einem Kapitalwert von 86 1/2 Millionen entsprechen.

Daß es unter diesen Umständen an **Differenzen zwischen den Forstrechtlern und dem Staate** nicht fehlt, ist um so selbstverständlicher, als die Verhältnisse durchaus nicht überall geklärt sind. Der Minister will überall klare und unanfechtbare Rechtsverhältnisse schaffen und hofft nicht bloß, daß in Bälde der gesamte Staatswaldbesitz in das Grundbuch eingetragen sein wird, sondern ist auch bereit, die Eintragung der Forstrechte auf jede Weise zu fördern. Dort, wo Zweifel über den Charakter der Leistungen bestehen, stellt der Minister das größte Entgegenkommen in Aussicht: „Wenn auch nur die **Wahrscheinlichkeit** sich ergibt, daß ein Rechtsanspruch vorliegt, dann werden die Leistungen in der Zukunft auch als Recht anerkannt werden."

Des **Kultusetats zweiter Teil** rief lebhafte prinzipielle Debatten hervor. Die **Simultanschulfrage** wurde von den Liberalen in wenig geschickter Weise aufgerollt (siehe „Allgemeine Rundschau" Nr. 24 und 26), die Frage der **Lehrerbildung** in dem Sinne entschieden, daß es im wesentlichen beim Alten bleibt, d. h. die konfessionelle Präparandenschule und

das konfessionelle Seminar werden nach wie vor die allgemeine und fachliche Ausbildung der Volksschullehrer besorgen, nur wird noch ein weiteres Seminarjahr angefügt und der Lehrplan einer Reform unterworfen werden. Die zwangsweise allgemeine Vorbildung der Volksschullehrer auf der Universität wurde von dem Abg. Wörle als ein Unglück für die Lehrer selbst, für die Schule, für das Volk und für den Staat bezeichnet. Die Denkschrift des Bayerischen Lehrervereins aus dem Jahre 1893 enthält den Satz: „Der künftige Volksschullehrer würde auf der Hochschule das finden, wonach er nicht verlangt, dagegen das vergeblich suchen, was ihm not tut.“ Heute denkt und redet der Vorstand des Bayerischen Lehrervereins anders. Die Diskussion über die höhere Mädchenbildung gestaltete sich zu einer regelrechten Kulturkampfsdebatte. Die Klosterschulen liegen dem Abg. Dr. Müller-Hof schwer im Magen: „Der Kampf gegen die Klerikalisierung der Mädchenbildung ist der Kampf gegen die Verkirchlichung der Schule in allen ihren Teilen selbst.“ Die Antwort wurde ihm nicht geschenkt. Kultusminister von Wehner erklärte u. a.: „Die Orden haben sich der höheren weiblichen Bildung schon angenommen zu einer Zeit, in welcher auf diesem Gebiete sonst eine große Leere gewesen wäre. Viele klösterlichen Institute sind darum sehr alt. Was die Resultate der klösterlichen Erziehung anbelangt, so habe ich von meinem Standpunkt aus keinen Grund dieselben irgend zu beanstanden. Sie legen großes Gewicht auf die religiös-sittliche Erziehung der Jugend, ich auch.“ Die Minderwertigkeit der klösterlichen Schulen nachzuweisen, war Dr. Müller außer stande; darum handelt es sich bei den Herren auch gar nicht; man fürchtet durch sie nur eine Klerikalisierung der nächsten Generation: Hinc illae lacrimae.

Die Oberrealschule wird nun auch in Bayern ihren Einzug halten; ihren Absolventen sollen folgende Berufssparten offen stehen: Der Beruf eines Nahrungsmittelchemikers, der mittlere Zolldienst, der Kataster- und Bezirksgeometerdienst, der kulturtechnische Dienst, das Lehramt für Chemie und beschreibende Naturwissenschaften, das Lehramt für die Handelswissenschaften, für Mathematik und Physik, für Bau- und Maschinenkunde, für die Realien und neueren Sprachen, der höhere Bibliotheksdienst, der Staatsbaudienst (Hochbau- und Ingenieurfach), der höhere maschinentechnische Dienst der Staatseisenbahnen, der höhere technische Dienst der bayerischen Post- und Telegraphenverwaltung, das Berg-, Hütten- und Salinenfach, der mittlere Finanzdienst, der Forstverwaltungsdienst, der Heeresdienst. Die Zulassung zum Studium der Rechte wird ihnen nicht gewährt. Vorläufig ist die Errichtung von 8 Oberrealschulen in Aussicht genommen; dafür wird das Institut der Industrieschulen fallen; die fachliche Seite dieser Anstalten wird sich in vollkommenerer Weise an einem bestmöglich zu gestaltenden Technikum weiterentwickeln.

Die Stellung des Realgymnasiums ist mit der Errichtung einer neunkursigen lateinlosen Mittelschule eine schwankende geworden; zwischen Oberrealschule und humanistischem Gymnasium wird sich diese in ihren Grundlagen verfehlte Schulgattung auf die Dauer kaum halten können. Es war darum nur gut, daß ein Antrag Dr. Casselmann auf Zulassung der Realgymnasialabiturienten zum juristischen Studium abgelehnt wurde. Das Realgymnasium hätte dadurch vor der ihm mindestens ebenbürtigen Oberralschule einen Vorsprung bekommen, der nur schwer hätte motiviert werden können. Ueber die allgemeine Vorbildung zum juristischen Studium kann man verschiedener Anschauung sein; jedenfalls muß man sich aber auf den Standpunkt des Wenn schon denn schon stellen. Wenn die Oberrealschule die für dieses Studium geeignete Vorbildung nicht zu vermitteln vermag, so ist auch das Realgymnasium dazu nicht imstande und umgekehrt.

Daß der Minister in sein Reformbudget auch die Errichtung eines Gewerbelehrerinstituts aufnahm, wurde allseits lebhaft begrüßt.

Man hat sich in der Oeffentlichkeit viel darum gestritten, wer an dem Zustandekommen der bayerischen Mittelschulreform das größere Verdienst beanspruchen kann, der Kultusminister oder die Volksvertretung. Die Verhandlungen haben ergeben, daß der Reformplan jedenfalls im Schoße des Ministeriums gereift ist und auf die Initiative des Ministers selbst zurückgeht; aber ebenso scheint es festzustehen, daß die Anträge Dr. Heim und Geiger Herrn von Wehner das rasche, energische und sichere Handeln in dieser Sache wesentlich erleichtert haben.

Beim Etat des Innern wurde über den Schmutz in Wort und Bild wiederholt debattiert. Näheres darüber siehe „Allgemeine Rundschau“ Nr. 25 und 26. In der Generaldebatte hat eine Rede des Abgeordneten Dr. Heim vielen Beifall gefunden, in der dieser weitschauende Wirtschaftspolitiker eine Reihe beachtenswerter Gedanken vortrug.

Mitten in die Beratungen über den Etat des Inneren fiel auch das 25jährige Dienstjubiläum des Grafen Feilitzsch. Die Kammer gratulierte. Wenige Tage vorher hatte es eine Sensation gegeben. Nach einer Mitteilung des Abgeordneten Dr. Heim hatte der Minister eine Apothekerdeputation empfangen und als dieselbe erklärte, sie wolle mit einer Petition an die Kammer kommen, hatte er ihr bemerkt:

„Ich rate Ihnen, gehen Sie nicht an die Kammer. Wenn Sie mit den Abgeordneten reden, versprechen sie Ihnen alles; wenn es aber in der Kammer darauf ankommt, reden sie ganz anders. Ich kenne meine Kammer und warne Sie!“

Der Vorgang hat Aufsehen erregt; auch die liberalen und sozialdemokratischen Redner sprachen ihre Mißbilligung über eine derartige Behandlung der Volksvertretung aus. Der Minister suchte seine Aeußerung als unbedenklich darzustellen; allein sie ist es nicht. Dr. Heim wiederholte seine Mitteilung außerhalb des Hauses. Der Minister wird einer vollen Klarstellung nicht aus dem Wege gehen können.

Soviel von den Etats. Die Denkschrift über die Neuordnung der Verkehrsverwaltung fand Gnade bei der Volksvertretung. Zwar hielt die Zentrumspartei mit ihren Bedenken gegen die Neuorganisation nicht zurück; allein der Abg. Frank kennzeichnete die Situation wohl richtig, als er sagte: „Die Verantwortung, daß eine Organisation unmöglich werde, die sich uns präsentiert als eine solche, welche uns Millionen erspart, die den Interessen der Verkehrsteilnehmer entgegenkommt und schließlich auch die Interessen des Personals nach der Meinung der berufenen Vertreter fördern wird, diese Verantwortung wollen wir wenigstens nicht übernehmen.“

Auch einzelne Anträge aus dem Hause kamen zum Zuge.

Aus dem Kollektivantrag Dr. Jäger und Dr. Pichler, die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Bayern betr., wurden weitere 3 Punkte erledigt. Der Antrag, die Regierung möge im Bundesrate auf eine einheitliche Regelung der Weinkontrolle in allen deutschen Bundesstaaten durch Sachverständige im Hauptamt dringen, wurde angenommen, ebenso wurde „die Einführung einer Buchkontrolle durch Führung eines Lagerbuches“ und die „Beschränkung des Zuckerwasserzusatzes zeitlich und der Menge nach“ befürwortet. Die Staatsregierung will im Sinne dieser Anträge im Bundesrate tätig sein.

Weiter verlangte ein Antrag von der Regierung, dem Landtage tunlichst bald einen Gesetzentwurf zur Abwehr der Schäden vorzulegen, welche der landwirtschaftlichen Bevölkerung durch die gewerbsmäßige Güterzertrümmerung erwachsen. Der Minister äußerte Bedenken gegen ein solches Gesetz, versicherte aber, daß die Staatsregierung diese Frage nach allen Seiten hin auch ferner im Auge behalten und bestrebt sein werde, den Auswüchsen des Güterhandels nach Möglichkeit zu steuern.

Ein dritter Antrag, die gemeindliche und private Waldwirtschaft betr., forderte eine Reihe von Maßregeln zur Unterstützung der bäuerlichen Waldbesitzer; er wurde ergänzt durch einen Antrag Dr. Heim, weitere Pflanzgärten anzulegen, einen mäßigen Normalpreis für die einzelnen Pflanzengattungen nach den einzelnen Regierungsbezirken festzusetzen, die Vorräte und Bezugsbedingungen in den landwirtschaftlichen Blättern rechtzeitig bekannt zu geben und die Insassen von Strafanstalten zu derartigen Pflanzenkulturarbeiten zu verwenden. Der Antrag Dr. Heim fand auch die Zustimmung des Reichsrates. Bekanntlich ist die erste Kammer in Fragen der Wirtschafts- und Sozialpolitik sehr zurückhaltend; den Antrag, die gewerbsmäßige Güterzertrümmerung betr., hat sie z. B. ebenso abgelehnt wie den Antrag Irl, welcher eine Aenderung in der Vergebung staatlicher Arbeiten und Lieferungen forderte.

Die Bodenzinsanträge Dr. Heim und Eisenmann sind endlich Gesetz geworden. Zu einer Ablösung um den 14fachen Betrag will sich der Finanzminister nicht verstehen; das 15fache soll in Zukunft die Norm bilden! Ob dadurch in der Frage der freiwilligen Ablösung und damit in der Beseitigung der Bodenzinse überhaupt nicht eine Stagnation eintreten wird?

Außer diesen auf die Initiative der Zentrumspartei zurückzuführenden Maßnahmen in der Zeit von Ostern bis jetzt sind auch ein paar „Taten“ der liberalen Vereinigung zu verzeichnen:

Die Münchener freie Vereinigung für staatliche Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatangestellten hatte eine Petition auf Schaffung

einer solchen Versicherung eingereicht. Die an sich wichtige Sache ist seit dem Jahre 1903 im Reichstag bereits in Fluß gekommen; das Reichsamt des Innern wird eine Denkschrift ausarbeiten. Der Minister hatte im Ausschusse erklärt, daß er der Angelegenheit wohlwollend gegenüberstehe, daß er aber die Denkschrift abwarten müsse. Durch diese Erklärung glaubte der Ausschuß die Petition für erledigt betrachten zu sollen; allein Dr. Casselmann reklamierte sie für das Plenum. Zweck hatte die öffentliche Besprechung natürlich keinen, aber — der bayerische Landtag hat ja so viel übrige Zeit!

Ebenso denkwürdig ist der liberale Antrag auf Ablehnung der Fahrkartensteuer. Diese Steuer war niemand sympathisch; allein mit ihr stand und fiel die gesamte Reform des Reichsfinanzwesens; denn die diesbezügliche Regierungsvorlage war eine einheitliche, aus der einzelne Teile nicht herausgegriffen werden konnten. Wollte die bayerische Staatsregierung gegen die Fahrkartensteuer stimmen, so konnte sie das nur in der Weise tun, daß sie gegen das ganze Gesetz stimmte. Das mußten auch die bayerischen Liberalen wissen; sie mußten ferner wissen, daß im Reichstag die Nationalliberalen geschlossen für die Steuer gestimmt hatten. Damit ist ihr Antrag, der zudem noch das Pech hatte, post festum zu kommen, zur Genüge charakterisiert. Im übrigen war die mündliche Begründung des Antrages durch Sachkenntnis wenig getrübt. Was von der Fahrkartensteuer auf die 3. Wagenklasse entfällt, ist für die einzelne Fahrkarte minimal. Bei einer Strecke von 300 km beläuft sich der Aufschlag auf 20 Pf.; die Strecke Probstzella-München-Lindau wird nach dem Dreipfennigtarif 17.30 M kosten, was eine Steuer von 40 Pf. ausmacht. Bis zu einem Fahrgeldbetrag von 60 Pf. bei dem Zweipfennigsatze wird überhaupt keine Steuer erhoben; frei ist infolgedessen der ganze Vorortsverkehr und der größte Teil des Ausflugsverkehrs an Sonn- und Feiertagen. Der Finanzminister wies zudem nachdrücklich auf die Folgen einer eventuellen Ablehnung der gesamten Vorlage hin. Das Reichsdefizit hätte 180 Millionen betragen, die auf dem Wege der ungedeckten Matrikularbeiträge aufgebracht werden müßten; auf Bayern würden dabei 20 Millionen fallen, was einer Erhöhung der direkten Steuern um 50 Prozent gleichkommen würde.

Ueber die lange Dauer der Session ist innerhalb und außerhalb des Hauses manch gereiztes Wort gefallen. Man macht die Zentrumspartei dafür verantwortlich; aber wenn diese sich anheischig macht, den Redestrom durch Anträge auf Schluß der Debatte einzudämmen, schreien dieselben Leute über Vergewaltigung des Parlaments.

Die Arbeit, die die Kammer noch vor sich hat, ist sehr groß. Noch sind eine Reihe wichtiger Etats nicht erledigt; das Finanzministerium hat eine Denkschrift über die Reform der Steuern vorgelegt; das so wichtige Wassergesetz harrt der Beratung und das Straßengesetz wird aus der Kammer der Reichsräte nächstens an die Kammer der Abgeordneten gehen. Daß dies alles ohne Nachsession aufgearbeitet werden kann, glaubt natürlich kein Mensch. Man hat zwar zu einer Annahme des Wassergesetzes en bloc geraten; allein das wird sich bei einer so wichtigen Materie kaum machen lassen. Als der Hauptgegner einer Nachsession galt der Minister des Innern. Nach den jetzt vorliegenden offiziösen Erklärungen ist es ihm tatsächlich gelungen, die Nachsession zu vereiteln. Infolgedessen wird das Wassergesetz und damit ein großes Stück Arbeit in den Papierkorb wandern; allerdings wird dann Graf Feilitzsch sein letztes großes Werk auf wirtschaftlichem Gebiete kaum mehr selbst unter Dach und Fach bringen; denn im nächsten Landtage, wo das Wassergesetz ev. seine Auferstehung feiern könnte, hofft man den jetzigen Minister des Innern nicht mehr zu sehen.

Optimisten glauben, daß der Landtag bis Mitte August nach Hause gehen wird; andere teilen diese Anschauung nicht; warten wir ab!

Freimütige Kritik der katholischen Studenten-Korporationen.

Von
stud. med. Alex Koepchen, Bonn.

Der in Nr. 12 der „Allgemeinen Rundschau" erschienene sehr zeitgemäße Artikel: „Neue Ziele für unsere Studenten" dürfte bei manchem Leser ein Gefühl des Unmuts und des Mißbehagens hervorgerufen haben. Es ist ja nur allzu begreiflich, daß man bei den vielgenannten und heißumstrittenen katholischen Korporationen, denen wir mit dem lebhaftesten Interesse auch die allerherzlichste Sympathie entgegenbringen, an Mißstände schlechterdings nicht glauben will und kann. Und doch ist es wahr, daß diese Vereinigungen nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit stehen, und daß, wie Franz Xaver Münch ganz richtig sagt, „weite Kreise der katholischen Jugend von dem Inhalt des ihnen dort Gebotenen nicht mehr befriedigt sind". Das klingt freilich hart und mag auf den ersten Blick als falsch erscheinen; es schadet aber nichts, wenn diese allen Kundigen längst bekannte Tatsache auch außerhalb der studentischen Zeitschriften einmal öffentlich ausgesprochen und zur Diskussion gestellt wird.

Zunächst sollte man meinen, daß die katholischen Korporationen, die doch heutzutage von allen Seiten angegriffen und angefeindet werden, wenigstens unter sich geeint und geschlossen daständen. Aber weit gefehlt! Sie gestatten sich den Luxus weitgehendster Zersplitterung und sind in so und so viele Lager gespalten, die sich gegenseitig bekämpfen. Freilich haben die Ereignisse der letzten Zeit eine gewisse Einigung herbeigeführt; aber diese Einigung ist nicht von innen heraus erfolgt, sondern durch den Druck der äußeren Verhältnisse erzwungen. Sie zeigt sich vielfach nur in einer gemeinsamen Abwehr liberaler Uebergriffe, wo es ohne geschlossenes Zusammenstehen eben nicht mehr geht. Hier handelt es sich für die katholischen Korporationen um Sein oder Nichtsein, hier kämpfen sie um ihre Existenz, und da ist die vielgepriesene Einigkeit wohl nichts anderes als Notwendigkeit, also auch dementsprechend zu bewerten. Wenn dem aber nicht so wäre, weshalb haben sich dann die verschiedenen Verbände nicht schon lange vor Ausbruch des akademischen Freiheitsrummels zu einer großen, achtunggebietenden Organisation zusammengefunden, die alle einschlägigen Fragen gemeinsam regelt und namentlich nicht jeden Augenblick wieder in die Brüche geht? Es fehlt eben vielfach an dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, an religiösem Bewußtsein! Die jungen Leute wissen noch viel zu wenig, daß sie neben nationalen auch wichtige religiöse Aufgaben zu erfüllen haben. Sie sind keine konfessionellen Sonderbündler — nur der Haß kann sie so bezeichnen —, auch nicht nur katholische, sondern im letzten Grunde positive christliche Studenten, die mit den gleichdenkenden protestantischen Kommilitonen durch die gemeinsame Weltanschauung, durch das freudige Bekenntnis an die Gottessohnschaft des Erlösers geeint werden! An dem allgemeinen Kampf gegen das moderne Heidentum haben auch unsere Studenten ihren Teil. Sie sollen zeigen, daß der Glaube an Gott, Vorsehung, Wunder und Offenbarung auch an den Hochburgen des menschlichen Wissens noch eine feste und bleibende Stätte hat.

Diese großzügige Auffassung scheint aber nicht immer genügend gewürdigt worden zu sein. Denn wie wäre es sonst möglich, daß mächtige katholische Verbände sich in der Hauptsache nur deshalb bekämpfen, weil der eine . . . farbentragend ist und der andere nicht?*) Oder daß man diese oder jene Vereinigung, die es mit ihren religiösen Pflichten etwas genauer nimmt und dementsprechend jedes Semester einmal kommunizieren geht, deshalb als inferior ansieht? Ist es nicht betrübend, wenn eine Korporation der anderen aus allerhand fadenscheinigen Gründen den Grußkomment verweigert oder sich wegen irgendeines geringfügigen Vorfalles jahrelang von den festlichen Veranstaltungen der anderen fernhält? Sind das nicht namentlich im Hinblick auf die Größe und Wichtigkeit der Sache recht kleinliche Dinge, die ebensogut vermieden werden könnten und wahrhaftig kein Grund des Trennens sein sollten? Möge man also nach dieser Richtung hin endlich einmal die alten Vorurteile begraben.

Dann muß betont werden, daß auch das innere Leben in unseren Korporationen manchmal viel zu wünschen übrigläßt. Das Verhältnis der Burschen zu den Füchsen darf nie-

*) Wobei zu bemerken ist, daß die Chargierten der „Nichtfarbentragenden" bei offiziellen Gelegenheiten oft mehr Farben tragen als die „Farbentragenden".

mals dem der Herren zu ihren Knechten ähneln; man soll sich die jungen Leute in Liebe und Freundschaft erziehen und sich von militärischem Drill und Unteroffizierston mit peinlicher Sorge freihalten. Dadurch würde vermieden, daß so viele neueintretende Mitglieder, namentlich aus der Großstadt, die Korporation nach kurzem Verweilen wieder verlassen. Man sehe sich nur einmal die Heimatslisten unserer katholischen Studenten an. Die weitaus größte Zahl kommt aus der Kleinstadt und vom Lande. Woher kommt das? Ist das jahraus jahrein eine Zufälligkeit? Liegt das nur daran, daß die Großstadt weniger katholisch ist als die Kleinstadt und das Land? Doch nicht allein; ein Grund ist sicherlich der, daß die freiheitlich gesinnten Elemente aus der Großstadt mit dem Zwang der Korporation nicht einverstanden sind. Füchse brauchen nicht immer „frech und widerspenstig", auch nicht notwendigerweise „dumm und krumm" zu sein, es finden sich auch selbständige Charaktere darunter, die sich ihren Kommilitonen als gleichberechtigt erachten. Oft genug bringen die gerade aus der Schule entlassenen Füchse eine überschäumende Begeisterung für alles Gute und Schöne mit sich, und diese Begeisterung zu hegen und zu pflegen oder, wenn nicht vorhanden, sie zu wecken, sollte Hauptaufgabe der Fuchsenstunde sein.

Dann die finanzielle Seite. Unsere Korporationen sind durchweg zu teuer, sie könnten ihre Mitgliederzahl fast verdoppeln, wenn sie nicht an den Geldbeutel des einzelnen allzugroße Anforderungen stellten. Gewiß soll der katholische Student auch in seiner äußeren Haltung einwandfrei erscheinen, aber er braucht deshalb noch längst kein Modeaffe zu sein, der jeder Saisonneuheit nachläuft. Unsere Studenten sind eben keine Grafen und Barone, sie rekrutieren sich zum allergrößten Teil aus dem mittleren Bürger- und Beamtenstande, wo man an derbe Kost gewohnt ist. Das sollte mancher nicht vergessen.

Große Kosten verursachen auch die sogenannten offiziellen und offiziösen Angelegenheiten. Hier wäre es wirklich am Platze, einmal gründlich nach dem rechten zu sehen. Mit Kneipe, Konvent und sonntäglichem Frühschoppen sollte in jeder Korporation der Reigen der Verpflichtungen erledigt sein. Mit der Einrichtung von Spiel- und Gesellschaftsabenden, mit allzuhäufigen Ausflügen, Katerbummeln, Exkneipen und kostspieligen Wagentouren oder gemeinschaftlichen . . . Reitstunden sollte man doch höchst vorsichtig sein. Das sind Dinge, welche die jungen Leute meist von zu Hause aus nicht gewohnt sind und mit denen man das Bummeln und Kollegschwänzen systematisch großzieht. Die wöchentlichen Kneipen sind in der Ordnung, nur dürfen sie nicht infolge allzugroßer Gemütlichkeit bis tief in die Nacht hinein dauern. Dann sind die schwankenden Gestalten in der Regel gezwungen, in den Cafés oder am Stammtisch den Anbruch des Morgens abzuwarten.

Weshalb duldet man überhaupt auf der Kneipe keine alkoholfreien Getränke? Die Lehre von den „kommentfähigen" Stoffen ist doch wahrhaftig kein Evangelium mehr. Zeitgemäßer wäre es jedenfalls, wenn die trinkfesten Studenten sich der allgemeinen Bewegung gegen den Volksfeind Alkohol wenigstens nicht entgegenstellen wollten. Endlich die Feste, die Stiftungsfeste! Müssen die denn immer drei Tage dauern, würde nicht auch einer genügen? Ginge es nicht auch ohne musikalischen Frühschoppen, der bekanntlich sehr viel Geld kostet? Müssen denn zum nachfolgenden Ballabend immer die teuersten Säle der Stadt genommen werden, nur „weil es die anderen Korporationen auch so machen"?*) Weshalb akzeptiert man nicht das Anerbieten der katholischen Bürgervereine, die ihre Gesellschaftshäuser bereitwilligst und meist für nichts zur Verfügung stellen? Oder sind diese Häuser etwa nicht „kouleurfähig"? Da sollte man freilich meinen, dieselben Räume, die für die Alten genügen, auch für die Jungen nicht zu schlecht seien. Also etwas weniger Prunk, ein klein wenig Mäßigung, nur kein Protzentum! Sonst hätte ja das häßliche Wort von den „katholischen Korps" gar nicht einmal so unrecht. Jedenfalls aber muß einmal ausgesprochen werden, daß die Herren Söhne bisweilen einen Prunk entwickeln, von dem die lieben Eltern nichts wissen und mit dem sie keineswegs einverstanden sein dürften!

Anstatt in all diesen Aeußerlichkeiten aufzugehen, wäre es für unsere Korporationen viel heilsamer, mehr als bisher nach Verinnerlichung zu streben. Nicht nur in die Breite müssen wir wachsen, vor allem in die Tiefe! Das tut im Zeitalter der Verflachung doppelt not. Darum eine regere Beteiligung an den kirchlichen und sozial-caritativen Veranstaltungen. Kirchlicherseits sind die (NB. nicht von Jesuiten geleiteten) Marianischen Kongregationen zu nennen, die, um alten Vorurteilen entgegenzutreten, mit der religiösen Vertiefung nur der Veredlung des menschlichen Gemütes dienen. Nicht dringend genug sind ferner die sozial-caritativen Kränzchen zu empfehlen, nach Art des hier in Bonn unter der Leitung eines trefflichen Herrn bestehenden. Der Vorwurf, daß der Gebildete an den sozialen Problemen der Jetztzeit meist verständnislos vorübergehe, ist ja leider für manchen hochnäsigen Akademiker zutreffend. Und doch darf und soll er für uns Katholiken nicht gelten. Es muß uns Herzensbedürfnis sein, aus religiösem Empfinden heraus und aus Gründen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit den nach Besserung ihrer Existenz ringenden Massen liebevoll entgegenzukommen. Darum darf kein katholischer Student die Universität verlassen, ohne sich den ernsten Willen und das Verständnis dazu erschlossen zu haben. Wer dann noch ein übriges tun und schon als junger Mensch das Elend seiner Mitmenschen kennen und mildern lernen will, der möge den Vinzenz-Kongregationen beitreten. Hier kann er sich in ständiger Berührung mit den Allerärmsten seine Existenzberechtigung durch Wohltun täglich neu erwerben!

Noch eins. Bekanntlich sind an manchen Hochschulen den jungen Theologen die katholischen Korporationen durch höheres Verbot verschlossen. Man kann wohl sagen, zum lebhaftesten Bedauern weitester Kreise. Denn daß gerade diese Herren zur Förderung der idealen Bestrebungen ganz wesentlich beitragen und dadurch den katholischen Korporationen wie der Sache überhaupt sehr zunutze sein könnten, wird wohl kaum jemand bezweifeln. Wenn nun die kirchliche Behörde trotz dieser Erkenntnis auf ihrem ablehnenden Standpunkt verharrt, so muß man erwarten, daß sie ihr Verhalten durch schwerwiegende Gründe rechtfertigen kann. Ist das wirklich so? Darüber kann man verschiedener Meinung sein. Daß beispielsweise die katholischen Korporationen den jungen Theologen gar . . . gefährlich werden könnten — ein Einwurf, den man nicht selten hört — wird doch wohl allen Ernstes niemand behaupten wollen. Wir schätzen unseren Priesterstand viel zu hoch ein, um an eine solche Verdächtigung zu glauben. Das freilich ist die Meinung vieler: Wer als junger Theologe nicht einmal die Atmosphäre der katholischen Korporationen vertragen und schon im Verkehr mit gleichgestimmten Glaubensgenossen Schaden leiden kann, der soll seinen schwarzen Rock ruhig an den Nagel hängen, der hat zum Priester nie und nimmer Beruf! Gewichtiger ist die Einrede, daß aktive Theologen die Hausordnung der Konvikte in unliebsamer Weise stören könnten. Das ist nicht ganz unrichtig. Trotzdem aber ließe sich auch hier bei einigem guten Willen schon ein Modus finden — vielleicht derartig, daß wöchentlich zwei Abende bis zu einer späteren Stunde freigegeben würden —, der auch diese Bedenken aus dem Wege räumte und beide Parteien befriedigte.

Zum Schluß wollen wir nicht verkennen, daß aus dieser freimütigen Kritik unserer Korporationen kein Gegner derselben das Recht herleiten kann, über sie herzufallen. Wer selbst im Glashause sitzt, soll auf andere nicht mit Steinen werfen. Dann aber wissen wir zu genau, daß die katholischen Korporationen trotz aller Mängel allein durch ihren ablehnenden Duellstandpunkt sowie durch ihre moralische Unantastbarkeit über jede Verdächtigung erhaben dastehen!

*) Das kommt wohl sehr auf Ort und Umstände an. Eine gewisse vornehme Repräsentation ist oft von großer Bedeutung und läßt sich auch ohne übertriebene Kosten ermöglichen. Der Herausgeber.

Goldene Tage.

Die Nachtigallen schlagen im tiefen Grund,
Die wilden Rosen duften auf weichen Rainen.
Jetzt blüht die Liebe, jetzt findet sich Mund zu Mund,
Jetzt klingen der Liebenden Lieder in stillen Hainen.

Ein Fest des Lebens jubelt in stolzer Macht
Jetzt durch die Herzen in rauschenden Sommerakkorden.
Die Erde ist wieder voll reifer Erntepracht,
Die Erde ist wieder zur gebenden Mutter geworden.

O feiert ihr Feste, o singt ihr beseligten Sang!
Gewährung der kühnsten Träume wird euch begegnen.
Und gestern im Abendlicht sah überm Waldeshang
Das Glück ich stehen und unsere Tale segnen!

Lorenz Kra[illegible]

Der „Lebensglaube" von Ellen Key.

Von

Dr. Strehler-Steglitz.

Schwachheit, dein Name ist — Weib! Dieses Wort Shakespeares wollte mir nicht aus dem Kopf, als ich mich durch das neueste Buch Ellen Keys mit vieler Mühe durcharbeitete. Schwäche — nicht sittliche, sondern logische, Gedankenschwäche! Welch ein Spiel mit schönen Phrasen, welch Aburteilen ohne Begründung, wie unendlich zahlreiche Wiederholungen, welch geistreiches Geschwätz, aber wie wenig Gedanken, vor allem — neue Gedanken!

Vier Teile dieses Buches sind rein negativ oder besser: destruktiv. Das letzte Fünftel enthält den sehr alten Gedanken, daß das Streben nach Glück die Grundkraft des menschlichen Willens sei, daß diese Kraft also bei all unserem Streben mithelfe, daß sie besonders in unserem sittlichen Leben viel mehr berücksichtigt und benutzt werden müsse als bisher. Es berühren sich hier einige Gedanken der Verfasserin mit der „Jugendlehre" von Dr. Foerster, der in der Erziehung gegenüber dem allzu großen Betonen der Pflicht mehr die Liebe zum eigenen Wachstum, zur Selbstentfaltung als wirkende Kraft empfiehlt. Allein ihn trennt weit von Ellen Key die Ausschließlichkeit ihres Standpunktes: Tue das Gute, nur um deines Glückes willen! Jedes andere Motiv hemmt dein Glück, ist also unsittlich.

Diese ungeheure Uebertreibung ist ihr Evangelium. Sie setzt es an die Stelle des Christentums. Es entbehrt nicht des Komischen, wie sie dem christlichen Glauben den Todesstoß zu versetzen glaubt. „Das Verblühen des Christentums" ist bei ihr ausgemachte Sache. Sie versteht darunter nur den Neuprotestantismus. Ueber den katholischen Glauben schreitet sie stolz mit einer spöttischen Handbewegung über die fossilen Formen seines Aberglaubens hinweg; die großen Heiligen, die ihr sehr sympathisch sind, eine heilige Katharina von Siena, Brigitta, Franziskus sind natürlich Pantheisten gewesen, erstere sogar religiöse Zweiflerin. Und nun führt sie Luftstreiche gegen die Verzerrung des Christentums, den liberalen Protestantismus und freut sich endlich, auch Christus beseitigt zu haben. Er und sie sind Antipoden. Christus will: sich absterben — sie verlangt: sich ausleben! Sie bleibt Siegerin, denn die moderne Welt stimmt ihr zu. Noch mehr: Fort mit dem christlichen Gottesbegriff! „Der persönliche Gottesbegriff hat in so hohem Grade alle Form verloren, daß er sich der Spekulation jetzt beinahe als eine denkende Luft darstellt, während er für das Gefühl noch immer die Gestalt eines Vaters annimmt, doch eines Vaters, an dessen Allmacht, Allweisheit und Allgüte der Gedanke zweifelt." (S. 109.) „Eine unendliche Persönlichkeit müßte alles andere Sein in sich schließen, würde aber dadurch von der Unvollkommenheit alles Seins bestimmt, das dieser Unendliche nicht hindern konnte oder wollte." (S. 110.) Man denkt da unwillkürlich: Hätte Ellen Key nur etwas weniger gelesen und etwas mehr gedacht, so wäre es ihr leicht gewesen, solche Sophismen selbst zu durchschauen. Nach jedem Satze möchte man ihr zurufen: distinguo oder nego consequentiam.

An die Stelle des christlichen Gottes tritt nun der pantheistische Götze. Alles ist Gott — vor allem mein Leben. Meine Lebensentwicklung ist also göttliche Entwicklung. Deshalb ist sie das einzig Gute, das einzig Notwendige und Sittliche. „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst." „Die Selbsterhaltung ist der einzige absolute Sittlichkeitsbegriff." (S. 299.)

Lebensglaube ist also die Religion, welche lehrt, auf welche Weise der Mensch durch Steigerung des Glücksdranges seine Seele entwickeln kann.

Das schwächste Kapitel von allen ist das letzte, von der Leugnung der Unsterblichkeit der Seele. Ewig sein: das will sie, unsterblich: nein! Auf eine Widerlegung des hier Gebotenen können wir nicht eingehen, da der Verfasserin alle philosophischen Grundbegriffe abgehen.

Unbefriedigt, ja mit großer Betrübnis legte ich das Buch beiseite. Also: das ist die große Seherin des Nordens, von der ich schon so viel gehört hatte. Das die Frau, deren Reisen Triumphzügen gleichen, an deren Lippen Tausende hängen! Wie oberflächlich muß doch die Menschheit geworden sein, daß sie mit so elendem Surrogat zufrieden ist, wie wenig muß sie vom Christentum verstanden haben. Auch das Christentum kennt ein Glück, aber es ist nicht so unglich einseitig und töricht, wie Ellen Key seine Vollendung in dieses irdische Leben und zwar in den sinnlichen Teil des Menschen zu verlegen.*) Auch Christus ladet mich ein, zu ihm zu kommen, und bietet mir Erquickung an. Aber er ladet die Müden und Beladenen zu sich ein, sein Glück kann neben irdischem Unglück bestehen. Was macht aber Ellen Key mit den Unglücklichen dieser Welt? Sind sie nicht reif zum Selbstmord, da sie den Zweck dieses Lebens, das Glück, verloren haben? So sät man Gift und wundert sich dann über die unheilvollen Früchte!

*) Vergleiche dazu die trefflichen Ausführungen von Professor Mausbach in „Altchristliche und moderne Gedanken über Frauenberuf". M.-Gladbach 1906.

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

I.

Roskilde.

„Arctoum orbem celebritate conspicuum reddunt tria regna famosa Daniae, Norwegiae et Sueciae." Ja, ja, der alte Hermannides hat recht. Es ist was Prächtiges um den skandinavischen Norden. Wie hätte er sonst auch seine zwei dickleibigen Bände „Deliciae sive amoenitates" drüber schreiben können!

Wie mich's verlangt, mal wieder da hinaufzuziehn nach den alten, liebgewordenen Gestaden und, wenn möglich, noch etwas weiter! Aber da ich keine Einladung zur Nordlandsreise des Kaisers erhalten und ebensowenig eine von König Haakon zur Krönung in Trondhjems altehrwürdigem Dome, so bleibt mir wohl nichts übrig, als mich in eine behagliche Sofaecke zu drücken, die Lampe herabzudrehen, die Augen zu schließen und mich noch einmal zurückzuträumen an jene Stätten, wo ich so gern in Natur und Geschichte und Sage geschwärmt. — —

Richtig, in Roskilde war's. „Rothschild" würde mein Freund Klopstock sagen. Wann war ich doch das letztemal da? Im vergangenen Sommer war es, bald ist's ein Jahr. Mein lieber alter Freund aus Hannover war schrecklich historisch aufgelegt an diesem Tage. Ein Extra-Bakschisch sprengte uns sogar die Tore der unterirdischen Grabgewölbe unter dem Hochaltar des Domes, in die sonst kein Sterblicher hinabdringt. Wir wollten zur Königin Margareta, zu ihr, deren Zepter sich einst der ganze Norden beugen sollte. — Auch du, erhabene Frau, ein Häuflein Asche! Und noch dazu so vermauert, daß deine Verehrer nicht einmal zu deinem Sarge vordringen können!

Und all die andern Särge hier unten in den düstern Kammern des Todes! Und Särge, so klein — selbst die zartesten Sprossen erlauchter Herrschergeschlechter verschont der rücksichtslose, unbarmherzige Sensenmann nicht.

Doch was tun wir überhaupt in diesen Grüften! Gibt es oben in der weiten Rundung des Chores und in den Seitenkapellen des Domes noch nicht genug der Sarkophage und der modernden Königsleichen?

Wir sind ja hier im dänischen Westminster, im dänischen St. Denis. Da ruhen sie in den Pfeilern des Chores, die Gebeine der Herrscher aus grauer Vorzeit, eines Harald Blaatand, der das Christentum annahm — ein Jahrtausend ist seitdem dahingerollt — und des gewaltigen Svend Estridsen mit seinem Freunde, Bischof Wilhelm von Roskilde, — der Theodosius und der Ambrosius des Nordens. Hier war's, wo der kühne Verfechter der Sache Gottes dem König, der prangend in seinem Festschmuck zum Hochamt kam, seinen Stab auf die Brust setzte und ihn von der heiligen Stätte zurückwies, hier blitzte das Schwert der feilen Höflinge gegen den Apostel des Herrn, der mit keiner Wimper zuckte und keinen Schritt zurückwich. Aber hier war's auch, wo bald darauf der strenge Kirchenfürst den königlichen Büßer umarmte und zum Hochaltar führte, um sein freudigstes „Gloria in excelsis" zum Himmel hinaufzujubeln.

Da ruhen sie auch, die Könige und Königinnen der Rokokozeit in ihren prunkvollen Marmorsärgen mit Kruzifixen und historischen Reliefs, mit Posaunenengeln und Kinderfiguren und Löwen. Und da ist auch ihr Grabmal, deren Sarg wir drunten gesucht. Da liegt sie ausgestreckt in Alabaster auf ihrem Marmorsarkophag, Margareta, Waldemar Atterdags Tochter.

Und da in den Seitenkapellen, da ruhen sie, die Königsgeschlechter der Jahrhunderte, in schlichten, anspruchslosen Särgen und in verschwenderisch gezierten, pompösen Renaissancedenkmalen.

Stundenlang kann man da weilen und hinschreiten durch die Reihen der Toten, und die Weltgeschichte dämmert auf vor den Augen des Geistes mit all ihrem Ringen und Schaffen, ihrem Blutvergießen und ihren Friedensfesten, ihrem bunten Flitter irdischer Größe und ihren bitteren Tränen, die auch in stiller Einsamkeit von den Wangen dieser schwerterklirrenden Monarchen und bediademten Schönheiten geflossen. Jetzt ist der ganze Zauber vorbei, die Bühnenlampen sind erloschen, der Vorhang ist gefallen. Warum hat Calderon, als er sein „Großes Welttheater" schrieb, nicht hier in den geheimnisvollen Hallen der alten Kathedrale sitzen können? Welch ein beispielloses Meisterwerk hätte er nicht vielleicht geschaffen!

Ein Meisterwerk anderer Art ist auch unser Dom. Freilich, es fehlt, wenn man alle Einzelheiten hinzunimmt, etwas die Einheit. Man hat zu viel an ihm herumgebaut. Die eine Seitenkapelle ist altrömisch, die andere gotisch, die dritte im Stile der niederländischen Renaissance, und der Hauptbau selbst zeigt den Uebergang von romanischer zu gotischer Bauart. Aber man nehme das Werk von der richtigen Seite, ja nicht etwa so, wie es dem Fremden, der vom Bahnhof kommt und die Straßen durchirrt, zuerst entgegentritt, nämlich mit dem fensterlosen, eintönigen, von eintöniger, kupferbekleideter Kuppel überragten Backsteingebirge, das sich die Kapelle Friedrichs V. nennt.

Man schaue den Dom mit seinen mächtigen Türmen, die kleinen Anbauten mit königlicher Kraft unter sich zwingend und halb im Grün der schmucken Alleen verbergend, selbst aber die erhabene Stirn frei und majestätisch zum Himmel emporstreckend, wie er den blauen Fjord zu seinen Füßen beherrscht, er, das Zentrum, die Krone des ganzen Landschaftsbildes, die Existenz, das Wesen von Roskilde.

Oder man durchschreite seine ehrfurchtgebietenden, ragenden Hallen und versenke sich in die versteinerte Musik des Chores mit seinen reizvollen Säulengängen, die den Marmorsärgen hinter dem Hochaltar erst das rechte Relief verleihen.

Hat man den Dom studiert, so kann man gehen, das andere ist Nebensache, der Hafen ist langweilig. Aber wer Lust hat, kann sich im Hotel Prinsen ein gutes Diner zu Gemüte führen und noch in die weitere Umgebung streifen, um im mystischen Dunkel des Waldes nach alten Opfersteinen zu suchen oder sich von den Bauern zeigen zu lassen, wie kräftig massiv ihre Vorfahren in Olims Zeiten zu bauen verstanden.

Wer aber feineren Sinnes ist und die Werke des Geistes mehr liebt als die der Kraft, der wird vielleicht noch einmal zurückschleichen zum Dome, um in den feinen gotischen, aus Eichenholz geschnitzten Chorstühlen ein Stück mittelalterlicher Kulturgeschichte auf sich wirken zu lassen. Ich habe die Reliefs daran, vierundvierzig Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente, einmal mit ein paar guten Freunden Stück für Stück durchgenommen. Wieviel Psychologie in der Auffassung der Personen und Kunstfertigkeit in der Darstellung, und daneben wieder welche Unbeholfenheit in gewissen Einzelzügen! Nebenbei bemerkt, erfährt man auch, wie Kain und Abel ausgesehen hätten, wenn sie ihr Kostüm nicht zu Zeiten ihres Herrn Papa Adam, sondern im Jahre 1420 erhalten hätten. Das ist auch nicht ohne Bildungswert.

Der Freund der Geschichte wird auch einige Minuten vor dem Grabstein des Saxo Grammatikus stehen bleiben — die strenge Kritik zweifelt allerdings, ob er hier ruht — und dankbar des „Vaters der dänischen Geschichte" sich erinnern, der auf Bischof Absaloms Wunsch sechzehn Bücher „Gesta Danorum" geschrieben.

Ich bin auch sonst noch in Roskilde umhergestreift und habe mir Land und Leute angesehen. Besonders bemerkenswert kam mir die Seelenruhe vor, mit der man die Fortschritte der katholischen Kirche zu betrachten scheint. Da gibt es wohl noch keinen „Evangelischen Bund" nebst Zubehör.

Die Dänen sind durchweg vernünftige, gesetzte Leute, welche auf der Straße fein säuberlich leise sprechen und wenn einer laut deklamierend dahergezogen kommt, wie das im Sommer nicht selten die Reisenden tun, mit stillem Entsetzen bei sich denken: Na, da haben wir wieder so einen deutschen Bären! So ist der Däne auch dem Katholiken gegenüber meistens gemütlicher, als man bei uns für möglich halten sollte. Ich könnte interessante Stückchen erzählen, wenn der Herr Redakteur nicht schon trotz all seiner sonstigen Güte die große Präsidentenschelle ergriffe, deshalb Adieu für heute!

Der 10. Moharram in Konstantinopel.

Von

Marie Amelie von Godin.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, ich hatte in meinem Leben nichts vom sogenannten Perserfest gehört, bis meinem Bruder und mir dieses Jahr Ende Februar in Konstantinopel ein Bekannter den Rat gab, doch ja den 6. März nicht zu versäumen, da sei im Perserviertel in Stambul drüben das Fest.

„Welches Fest?"

„Das Sühnefest für die Ermordung der beiden Enkel des Propheten, Hussein und Hassan, der jungen Söhne von Ali und Fatime."

„Ein Sühnefest für einen Mord, der vor 1200 Jahren geschah — ist das Ihr Ernst?"

„Sie werden sehen, wie ernst es ist."

Niemand erklärte uns genau, was wir eigentlich zu sehen bekommen würden. „Es ist das Barbarischste, das Wildeste, was Sie sich vorstellen können; erst wenn man diesen Tag erlebt hat, kann man sich eigentlich von den blutigen, fanatischen Zeiten des Islam ein Bild machen, Zeiten, an die zu glauben schwer ist, wenn man hier das gutmütige, fröhliche Volk sieht."

Meinem Bruder ging es wie mir; wie es den unvernünftigen Menschenkindern in solchen Fällen zu gehen pflegt: durch all das war unsere Erwartung aufs höchste gestiegen und wir gingen hin, gingen hin nach einem langen Ausfluge an den Bosporus, die ganze Seele noch friedevoll und gehoben von der unvergleichlichen Schönheit jener Landschaftsbilder und der großen Feierlichkeit, welche der Anblick der ruhigen, tiefblauen Fluten des Schwarzen Meeres in uns erweckt hatte.

Mit einem der Herren des Oesterreichischen Lloyd stiegen wir ins Perserviertel hinauf. Es ist vielleicht der älteste Teil Konstantinopels — hohe, finstere, aber ungemein malerische Häuser. Durch einen Torbogen folgten wir unserem liebenswürdigen Begleiter in einen großen Hof — einen Perserhan. Die Perser, die hier am Torweg standen, ließen uns durch — unser Führer war ihnen bekannt. Zumeist sind es schöne Menschen mit unheimlichen Augen. Sie sahen noch düsterer aus, als gewöhnlich, aber sie waren höflich, wie immer.

Der Hof ist rings von alten bekuppelten Häusern eingeschlossen — nur 2 Ausgänge, einer gegen die Straße, der zweite gegen einen anderen Perserhan; alle übrigen Türen führen in die Wohnungen, die Teppichlager. Ungezählte Balkons und Erker, ganz unregelmäßig angefügt, springen an den Mauern vor. In der Mitte des Hofes ist ein kleines, altertümliches Bauwerk, dann ein freier Raum und dann, hinter einer Reihe türkischer Soldaten, einige Hundert Zuschauer, zum Teil wieder Perser — an den Fenstern noch andere, auch Haremsdamen. Dann eine Tribüne für die Herren und Damen der Gesandtschaften.

„Wozu das Militär?" fragte ich.

Unser Begleiter zuckte die Achseln: „vor Jahren haben die Büßer in ihrem Wahn die Zuschauer niedergemetzelt."

Mir lief es kalt über den Rücken hinunter — die wenigen Soldaten!

Noch war es hell, als der Zug der Büßer zum erstenmal den Hof betrat. Ich stand dicht hinter den Soldaten auf einer Art Tribüne und überschaute den größten Teil des Hofes.

Langsamen, tänzelnden Schrittes ging dem Zuge voran ein milchweißes Streitroß — milchweiß auch die Schabracke; auf seinem Nacken waren zwei zu Tode getroffene weiße Turteltauben festgebunden, die, langsam verblutend, Schabracke und Pferd mit Rot übersprengten.

„Sie versinnbilden die Seelen der jungen Prinzen", erklärte unser Begleiter, welche die Perser in einem ausgetrockneten Brunnen verschmachten ließen."

Man verstand sich schwer, denn schon von Ferne hörte man den eintönigen, rhythmisierten Ruf der Büßer: „Hussein, Hassan!" Jetzt betraten sie den Hof. Zuerst etwa 100 mit entblößter linker Brust und bei jedem Ruf schlugen sie mit der flachen Hand darauf. Schon sind sie geschwollen, schon ist die Brust braun und blau. Jetzt ist es 6 Uhr, bis 10 Uhr soll es so fortgehen!

Wieder ein Pferd, prächtig gezäumt, mit Waffen und Schild, dann eine lange Reihe von Leuten mit entblößtem Rücken. Rasselnd fallen, von eigner Hand geschwungen, die schweren Kettengeißeln auf die Unglücklichen nieder. Schon waren klaffende Wunden zu sehen, blutige Striemen.

Viele weinten auch unter den Zuschauern. Neben mir ein alter Perser schluchzte herzzerreißend. Aber sie weinen nicht über ihr eigenes Elend, sie klagen über Hussein und Hassan. Ich blickte unwillkürlich zu den Fenstern hinauf — wenn dort oben eine Mutter, eine Gattin, eine Braut zusah, wie sich Sohn und Gatten Geliebter marterten — zum Verrücktwerden!

Immer dasselbe Rufen, immer wilder, immer atemloser und dann eine Musikantentruppe: Zimbaln und wimmernde Flöten — immer das gleiche, immer nur wenige Töne. Hinter den Musikanten wieder die Büßer, glatt geschoren und bis zum Hals in weiße Leinentücher gehüllt, sind diese hier. Viele bildschöne, kräftige Burschen waren darunter, aber auch hin und wieder ein Greis, ein kleiner Knabe. Einer hat immer den Arm in den des nächsten geschlungen, schwingt den gebogenen Jatagan und wiegt sich wild in den Hüften: „Hussein, Hassan, Hussein, Hassan."

Schon ist der Wahnsinn in vielen dieser schönen Gesichter, glimmt in den düsteren Augen — und die Jatagans prallen klirrend gegeneinander. Aber es fließt noch kein Blut.

Wohl dreimal zogen sie um den Hof, dann wurde gebetet und einer ihrer Priester las mit lauter Stimme vor — leidenschaftlich, wie beschwörend. Als das Gebet zu Ende war, zogen sie weg und besuchten einen benachbarten Han.

Langsam wurde es dunkel; der Mond stand hoch über dem Han, sein weiches, grünliches Licht umspielte die Kuppeln und das schlanke Minarett uns gegenüber — eine magisch schöne Nacht — wie aus einem Märchen.

Da! — Niemand sprach mehr, unwillkürlich hielt alles den Atem an; sie kamen wieder! — Wild, wie der Schrei von Wahnsinnigen, klang es schon von Ferne, „Hussein, Hassan, Hussein, Hassan", viel toller, rasender als vorher. Riesige Pechfackeln wurden dem Zug vorangetragen, jetzt hochaufflackernd, wie lohender Feuerschein, jetzt im Wind fast verlöschend — wildes, rotes Licht mit dem Mondlicht im Kampf.

Da sind sie wieder, die sich die Brust schlagen, schnell, rasend, ihre Augen sprühen im Fieber, ihre Stirnen triefen — aber noch immer gehen sie aufrecht, ungebrochen — sie wollen sühnen, sühnen! —

Dann die Geißelschwinger; die Rücken sind aufgerissen, tiefe Wunden, mit unheimlichen, ausgezackten Rändern: „Hussein, Hassan".

Wehmütig klagten die Flöten — so weich und doch so voll verhaltener Leidenschaft und hinter den Musikanten kamen die Büßer mit dem Jatagan. Starr sah ich sie an; nicht weiß waren die Linnentücher mehr — blutrot, die Köpfe dampften vor Blut; von den Schwertern, von den Gesichtern floß es in Strömen; heiser schrien sie die Namen jener gemordeten Prinzen — unaufhörlich! — Aber nicht Ekel erregte das alles — Grauen! Jeder Nerv war gespannt, jeder Puls flog. Wie sie sich wild hin und her bewegten im Fackelschein, wie sie ihre triefenden Waffen schwangen — das ganze Haupt voll Wunden, die sie sich selber geschlagen.

Immer näher kamen sie zu uns heran. Manche fielen zu Boden — blutüberströmt! Frische Tücher werden um das Haupt dieser Opfer geschlagen — barmherzige Arme tragen sie hinaus.

Jetzt waren sie dicht vor uns; wie gebannt sah ich in ihre Gesichter, über die Feuerschein und Schatten wild wechselnd huschten. Wenn je Fanatismus, wilde, wahnsinnige Versunkenheit in menschlichen Zügen zum Ausdruck kamen — so in diesen!

Eines dieser jungen, schönen Gesichter sah ich unverwandt an — wie unter einem Bannblick war ich, denn der vor mir stand und sich schlug und verwundete — litt und wußte nichts davon, diese düsteren, unheimlichen, wilden Augen sprühten und leuchteten — aber sie sahen nicht. Was mochte in dieser Seele vorgehen! Wie ein Taumel ergriff es mich selbst, wie von Schwindel wurde ich erfaßt. Ich legte die Hand auf die Schulter meines Bruders: „Ich bitte dich, gehen wir weg — ich kann nicht mehr."

Als wir drei dann auf der Straße standen, tönte immer noch hinter uns das wilde: „Hussein, Hassan". Im Torweg lag stöhnend eines der Opfer. Da zitterte ich vom Scheitel bis zur Sohle. „Und doch ist es etwas Großartiges", sagte mein Bruder, sich für eine Idee martern!"

Als wir dann über die große Brücke kamen, sahen wir aufs Meer hin und auf das goldene Horn. Die Fluten glitzerten wie Silber und fast gespensterhaft sah der Wald von Masten aus. Die herrliche Stadt war im Mondlicht deutlich zu erkennen. Solch ein Friede! — und dort oben litten die Armen weiter — starben vielleicht! —

Historische Ausstellungen in München.

Von

Archivrat Ernst von Destouches.

I.

Im ehemaligen Waffensaale des alten Landwehrzeughauses, — des jetzigen Museumsgebäudes —, in welchem am 24. August 1880 die erste Serienausstellung der Maillinger-Sammlung eröffnet worden ist, fand am Sonntag, den 10. Juni ds. Js., die Eröffnung einer neuen solchen, der 29. seit einem Vierteljahrhundert, statt. Sie enthält graphische Darstellungen und Arbeiten aus der Regierungszeit des Königs Ludwig I. (1825—1848), und zwar von Ereignissen, Festen, Zeitbildern, Kostümen, Künstlerscherzen, Satiren, Politika 2c., und stellt somit wohl ein interessantes Geschichts- und Kulturbild Münchens aus jener denkwürdigen Regierungsperiode des großen Wittelsbachers dar.

Solches ist allerdings nur ermöglicht worden durch den langjährigen, unverdrossenen Sammeleifer Maillingers, der dadurch seine Sammlung zu einer solchen Vollständigkeit gebracht, daß keine andere deutsche Stadt sich rühmen kann, eine ähnliche, die Geschichte einer ganzen Stadt umfassende Sammlung zu besitzen, so daß jeder, der nur einigermaßen mit Verständnis und Pietät an dieselbe herantritt, ihrem verstorbenen Gründer Bewunderung und Dank nicht versagen wird.

Die Erwägungen, die Maillinger bei Anlage und Durchführung seiner „Bilder-Chronik" geleitet, hat er selbst im Vorwort zum III. Bande des Kataloges seiner Sammlung in folgender zutreffender Weise dargelegt:

„Eine Geschichte der Gegenwart zu schreiben, wird allgemein als ein Wagnis betrachtet, weil der Historiker, im Getriebe der Zeit stehend, ein unbefangenes Urteil sich nicht zu bilden vermag, weil der andrängende Stoff in flutender Bewegung sein Auge blendet und gar oft in einem andern Lichte erscheint, als in dem der Wahrheit. Anders liegt die Sache für den Chronisten. Die Zeitgenossenschaft und die unmittelbare Vergangenheit ist sein eigentliches Feld; er verzeichnet einfach, ohne viel abzuwägen, Tag für Tag die Vorkommnisse, ob wichtig oder unbedeutend, und begibt sich dabei eines jeden Urteils. Ja, er berücksichtigt gar oft das minder Wichtige, so vielen Zeitgenossen vielleicht alltäglich und nicht der Beachtung wert erscheint, mit einer gewissen Vorliebe, weil dasselbe beim steten Wechsel der Anschauungen gar leicht im Strome der Zeiten untergehen und somit der Nachwelt verloren sein könnte, während die Erinnerung an das Große und Bedeutende durch die geschäftige Fama und den unversiegbaren Eifer der Presse von Generation zu Generation sich fortpflanzt. Und nicht selten sind es gerade die kleinen Züge des gewöhnlichen Lebens, welche aufbewahrt dem spätern Forscher interessante Aufschlüsse zu geben und charakteristische Schlaglichter auf große Begebenheiten zu werfen geeignet sind. Das Große ist ja schließlich doch nur das Produkt und der konzentrierte Ausdruck vieler Kleinigkeiten!"

Es ist nicht unmöglich, daß Maillinger beim Niederschreiben dieser Zeilen die Sätze in den Direktiven vorgeschwebt haben, welche auf Anordnung König Ludwig I., des großen Förderers volkstümlicher Pflege der vaterländischen Geschichte, i. J. 1837 für die Anlage bayerischer Ortschroniken erlassen worden waren, und welche unter anderm besagen:

„In Ansehung der Wahl der Gegenstände, welche in den Chroniken aufzunehmen sind, ist eine in das Einzelne gehende Vorschrift nicht wohl möglich. Man muß in dieser Beziehung der Verständigkeit des Chronisten vertrauen ....

Ein vorzüglicher Wert der Chroniken besteht in der treuen Angabe aller einzelnen Umstände — oft scheinbarer Kleinigkeiten, — und in der Sicherheit, mit welcher eben aus den erzählten, ins Einzelne gehenden Tatsachen, ein wahres Bild der verschiedenen Zeiten, enttäuscht von aller eingebildeten, historisch-philosophischen Systematisierung, gewonnen wird. Die Chronisten haben sich daher zu bestreben, die Einzelheiten der Vorfälle, die Festlichkeiten usw., woraus die Sitten der Zeit erhellen, recht genau aufzuzeichnen. Weitschweifigkeit ist hierin verschieden; dennoch ist sie besser, als leere Allgemeinheit ...."

Die Abteilung „Ereignisse und Feste" dieser neuen Ausstellung nun eröffnet ein Aquarell von Kraus, das Feuerwerk und die Beleuchtung auf der Theresienwiese beim Oktoberfest 1826 darstellend. Am 15. November 1826 fand dann die Eröffnung der von Landshut nach München verlegten Universität statt. Eine Lithographie von Kirchmaier schildert den Zug, wie er vom Promenadeplatz her nach der Michaelskirche sich bewegt; eine weitere von Kraus die feierliche Auffahrt König Ludwig I. zur Ständeversammlung 1827. Die Maskenbälle bei Hof im Jahre 1827 und 1828 sind in einer ganzen Serie von Blättern dargestellt. Zwei kirchliche Feierlichkeiten sehen wir auf Lithographien von E. H. und Kraus: Die Primiz des Priesters Dengler auf dem Mariahilfplatz in der Au (1828) und die Fronleichnamsprozession auf dem Haupt- (Marien) platz vom Jahre 1830, dann vom letzt-

genannten Jahre: das Oktoberfestrennen, das Transparentgemälde von dem Feste zu Ehren des Ritters v. Cornelius aus Anlaß der Beendigung der Freskomalereien in der Glyptothek, und endlich noch „die Münchener Revolution von 1830"; auf einer der Darstellungen verhöhnen Studenten die Kanonen der Hauptwache, welche sich damals im heutigen Thomaß-Hause befand. An die schöpferische Bautätigkeit König Ludwigs erinnern dann die Abdrücke der Grundsteinlegungsurkunden des k. Hof- und Staatsbibliothekgebäudes (8. Juli 1832), des k. Blindeninstituts (25. Aug. 1833), des Universitätsgebäudes (25. August 1835), des Klerikalseminars (25. August 1835), des Damenstiftsgebäudes (15. Oktober 1835), des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern (13. Mai 1837), des Max Joseph-Stifts (8. Juli 1837), des Kunstausstellungsgebäudes (25. August 1838), des k. General-Bergwerks- und Salinen-Administrationsgebäudes (25. August 1838), der Feldherrnhalle (18. Juni 1841), und der Befreiungshalle bei Kelheim (19. Oktober 1842).

Das Oktoberfest 1832 hat eine getuschte Bleistiftzeichnung von G. Kraus verewigt. Auf derselben sieht man die damals (zu Ehren der anwesenden griechischen Deputation) zum ersten Male aufgeschlagene offene Tribüne gegenüber dem Königszelt. Beim Oktoberfest 1835 wurde anläßlich der silbernen Hochzeitsfeier König Ludwigs ein Festzug der Landleute veranstaltet, von dem mehrfache Darstellungen vorhanden sind, ebenso von den Festspielen bei den Oktoberfesten 1835 und 1836, welche unter Leitung des Turnlehrers Gruber stattfanden.

An die Wahl des bayerischen Prinzen Otto zum König der Hellenen erinnern die Bilder: Abschied Ottos im Treppenhause der Residenz (6. Dezember 1833), Abfahrt der bayerischen Truppen nach Griechenland (5. Juni 1833), Aufstellung der griechischen Truppen auf dem Wittelsbacherplatz, Inspizierung der aus Griechenland zurückgekehrten Chevauxlegers durch König Ludwig auf dem Max Josephplatze (19. Jänner 1834), Empfang König Ludwigs bei seiner Rückkehr aus Griechenland (14. April 1836) und Einzug König Ottos in München am 29. Mai 1836.

Am 1. Februar 1833 widmeten die Offiziere des bayerischen Heeres dem Feldmarschall Fürst Wrede einen goldenen Ordonnanzdegen, dessen Abbildung eine Lithographie von Edler zeigt; von dem nachmaligen Bischof Heinrich Hofstätter von Passau findet sich die Einladung zu seiner Primiz in der Michaelskirche vor. An ein unseliges Ereignis, die von dem Artilleristen Stanislaus Schmidt am 16. Mai 1835 veranlaßte Pulverexplosion auf dem Kugelfang, erinnern zwei Kupferstiche. An Darstellungen aus dem Jahre 1835 sind ferner zu erwähnen: die feierliche Enthüllung des Max Joseph-Denkmals am 13. Oktober und der Besuch König Ludwigs in der k. Lithographie zu Athen am 5./17. Dezember, sowie das neu verliehene Königliche Wappen; dann aus den nächstfolgenden Jahren: der Maskenball 1836 im Hoftheater, die am 12. November 1836 wegen Mordes hingerichtete Marie Birnbaum aus Nürnberg; das Gebet nach Abwendung der Cholera 1836—37; die Eröffnung des Bockkellers am 1. Mai 1838 und die große Parade auf dem Marsfeld vor Kaiser Nikolaus I. von Rußland am 18. August 1838.

In mehreren Abbildungen erscheint die Reiterstatue des Kurfürsten Max I. auf dem Wittelsbacherplatz, samt dem Programm zu ihrer Enthüllungsfeier am 12. Oktober 1839. Ein für den Weltverkehr denkwürdiges Ereignis, die Eröffnung der Eisenbahnstrecke München—Lochhausen, am 1. September 1839, schildert eine Lithographie von Kraus. Die Szene ist auf dem Marsfeld; im Hintergrunde und zwar in der Nähe der Richtstätte am Ende der Salz- (jetzt Arnulf) Straße, zeigt sich der provisorische hölzerne Bahnhof.

Unvereinbar mit den modernen Begriffen von der Heiligkeit der Kunsttempel erscheint die Darstellung auf einer weiteren Serie von Bildern: ein Ringkampf des französischen Herkules Jean Dupuis mit dem Hausknecht Simon Meisinger vom Faberbräu, genannt Simmerl, auf der Bühne des k. Hof- und Nationaltheaters im Januar 1841, wobei der Franzose den Kürzeren zog.

Am 18. November 1841 wurde die Witwe des ersten bayerischen Königs, Königin Karoline, zur letzten Ruhestätte geleitet; ihr Leichenzug ist auf einer Lithographie dargestellt. Von der Vermählung des Kronprinzen Maximilian (nachmaliger König Max II.) mit der Prinzessin Marie von Preußen am 12. Oktober 1842 in der Allerheiligen-Kirche, sowie von den Hochzeitsgeschenken des bayerischen Adels, der Stadt Augsburg und des schwäbischen Kreises und der Pfälzer sind mehrere Abbildungen vorhanden, ebenso von der Inspizierung des Bürgermilitärs durch Herzog Max in der Ludwigsstraße im Jahre 1842, von der Offiziersquadrille auf dem Hofmaskenball 1842 und bei Herzog Max 1846, vom „Revolutionären Bock in München 1844". Den Beschluß dieser Abteilung bilden eine größere Reihe von Gedenkblättern und Episodenschilderungen von der Volksbewegung zu München in den Monaten Februar und März 1848, darunter „Der Engelsturz", „Das Lolahaus", „Das Nachtlager in Blutenburg", „Die Bürgerversammlung auf dem Marienplatze", „Prinz Karl beruhigt die Volksmassen", „die kgl. Proklamation vom 6. März 1848", „Die Beeidigung der Linie und Landwehr", „Der Bayer zapft an" und „Durch Einheit — Freiheit!" —

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Der letzte Tag vor den Ferien brachte noch die Fortsetzung von Albert Heines mit so großem Erfolge begonnenem Gastspiel. Auch sein König Philipp war gleich seinem Mephisto eine schauspielerische Leistung ersten Ranges. Man mußte bisweilen jedoch fragen, ob diese Gestalt in allen Stücken die Schillersche blieb. Die großzügigen Freskolinien des Klassikers wurden durch eine Unzahl feiner Striche und Halbtöne nüanciert. Heines König Philipp zeigt eine weiche Brüchigkeit im Innern, die den Tyrannen in ihm fast ganz verdeckt. Mit dieser Ausstellung soll nichts gegen Herrn Heines Kunst gesagt sein; diese ist groß und bedeutend genug, um uns in ihren Bann zu zwingen, auch da, wo wir eine Rolle anders auffassen. Der große Darsteller fand wieder lebhaftesten Beifall. Sehr gut war der Don Carlos des Herrn Storm. Ich betone dies um so freudiger, als ich von diesem fleißigen Künstler schon weniger glückliche Leistungen buchen mußte. Ein ganz brillanter Posa ist Herr Lützenkirchen. Auch die Königin Frl. Lossens ist eine recht gute Leistung, die noch gewinnen würde, wenn die Künstlerin einen Rest gutbürgerlicher Einfachheit noch abstreifen könnte. Die sich bis gegen halb zwölf Uhr hinziehende Vorstellung fesselte bis zum Schlusse ein sehr gut besuchtes Haus, und jetzt, da unsere Hofbühnen ihre kurzen Ferien genießen, darf man mit lebhafter Freude hervorheben, mit welcher intensiven Arbeitslust alles bis zum letzten Tage tätig gewesen ist. Haben doch gerade die letzten Wochen noch eine Fülle neuer Arbeit gebracht, als wären wir mitten im Winter. Basil und Lützenkirchen, die während dieses Spieljahres die erhöhte Bürde der Regie trugen, wurde die Allerhöchste Anerkennung ausgesprochen.

Münchener Schauspielhaus. Wedekind und Kainz wechseln zurzeit mit Gastspielen ab. Mit größtem künstlerischen Erfolge begann letzterer als Dusterer in Anzengrubers „G'wissenswurm" seine Gastgaben vor fast ausverkauftem Hause. Es war eine packende Leistung, blendend in der Fülle fein beobachteter und geistvoller Nüancen, aber doch ein organisches Ganzes. Die sonstige Aufführung war gut, vor allem unser trefflicher alter Neuert, dieser Veteran aus des Gärtnertheaters echt volkstümlicher Zeit. Frank Wedekind begann in seinem „Hidalla". Wenn ich von seinem abstrusen Inhalt auch ganz absehe, so vermag ich bei bestem Willen auch heute noch ästhetische Werte in diesem Stücke nicht zu erkennen. Der vielgegebene „Kammersänger" ist Wedekinds bühnengewandtestes Stück. Neu war „Rabbi Esra", ein Dialog über Liebe und Ehe ohne dramatisches Leben. Der Mann hat eben nichts weniger wie Bühneninstinkt. Mögen dies noch so viele übersehen oder gar als Finesse preisen! Schauspielerisch war er übrigens als Rabbi am glücklichsten. Wedekinds junge Frau hat noch viel zu lernen, wenn sie in ihren Rollen auch einige glückliche Momente aufwies. Wedekind gab zur Gitarre zum Schluß einige seiner Dichtungen aus der Elf Scharfrichterzeit zum besten, soweit der Zensor sie zugelassen hatte. Hier war der Beifall am lautesten, freilich fehlte nicht anfangs kräftiger, zum Schlusse verstummender Widerspruch.

Münchener Gärtnertheater. Paula Linda vom Berliner Theater des Westens gastiert mit gutem Erfolge und dürfte wohl engagiert werden. Ich sah sie als Rosalinde in einer hübschen Fledermausvorstellung. Ihre Vorzüge liegen im stimmlichen.

Verschiedenes. In London ist Manuel Garcia, der berühmteste Gesangslehrer unserer Zeit, im 102. Lebensjahre gestorben. In seiner Jugend selbst als Bassist auf der Bühne tätig, widmete er sich bald ganz dem Lehrberufe und wissenschaftlichen Arbeiten. Er ist der Erfinder des Kehlkopfspiegels; die größten Namen der Gesangskunst gehörten zu seinen Schülern, so u. a. die Nilsson und Jenny Lind. — Der bekannte Ballettdichter Franz Gaul ist, 69 Jahre alt, in Wien gestorben. Am bekanntesten machte ihn die mit Haßreiter verfaßte „Puppenfee", die mit der Musik Jos. Bayers auf allen großen Bühnen zahlreiche Aufführungen erlebte und sich noch länger lebensfähig erhalten wird. — Die Frankfurter Museumsgesellschaft hat für die kommende Saison statt eines ständigen Dirigenten als Gäste die Orchesterleiter Felix Mottl, Mahler, Rich. Strauß, Nikisch, Steinbach, Schneevoigt, Toscanini (Turin), Mengelberg (Amsterdam), Wood (London), Wolfrum (Heidelberg), Rottenberg (Frankfurt), Andreae (Zürich) und Suter (Basel) gewählt. — In Prag hatte „Der Schrittmacher", ein Lustspiel von Iwan Maximowitsch Weltschko, freundlichen Erfolg. — In Düsseldorf hatte ein Zyklus von alten Lustspielen in historischer Folge guten, künstlerischen Erfolg. — In dem dreitausend Personen fassenden Albert Schumanntheater in Frankfurt a. M. werden Operettenfestspiele vorbereitet, bei denen auch für die Chöre gute Solisten gewonnen werden. — Der Intendant des Hoftheaters in Athen, Oekonomu, ist zurückgetreten und durch Agelos Vlachos, den früheren Gesandten in Berlin, ersetzt worden. Die griechische Presse glaubt, daß hiermit ein Systemwechsel eintreten werde. Der frühere Bühnenleiter hatte mit Erfolg deutsche Bühnenkunst in Griechenland eingeführt. Herr Vlachos will das französische Sittenstück wieder zu Ehren bringen. Oekonomu wird nun eine eigene Bühne gründen.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 29. München, 21. Juli 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Oesterreich „und" Ungarn.

Von

Redakteur **Franz Eckardt** in Brünn.

II.*)

Am 26. Juni gab der Kaiser in der Wiener Hofburg den Mitgliedern der Delegation des ungarischen Reichstages ein sog. „Hofdiner". Ein Logenblatt Wiens, welches seit jeher die Interessen der Magyaren, nie aber die Wiens, Oesterreichs oder der Gesamtmonarchie vertritt, bringt darüber triumphierend folgende Nachricht: „Im Kreise der ungarischen Delegationsmitglieder erregte es angenehmes Aufsehen, daß in das Programm der Hofmusikkapelle, die während des Diners spielte, auch ein vom Kapellmeister der Ofen-Pester Landwehr-Musikkapelle Stephan Bacho zusammengestelltes Potpourri „Mélodies hongroises" aufgenommen war, in dem die Melodien der beiden ungarischen Volkshymnen und des im 1849er Freiheitskriege entstandenen Klapka-Marsches vorkamen." — Ganz abgesehen davon, daß es wohl noch nie in einem Staate vorgekommen ist, daß der Monarch in seinem eigenen Hause durch Lieder, welche die gegen sein Haus gerichtete Rebellion verherrlichen, frech verhöhnt worden ist, zeigt diese Tatsache, daß die **ungarischen** Hofbeamten — denn nur ein solcher kann ein solches Musikprogramm zusammengestellt haben — den Kaiser in der Wiener Kaiserburg nur mehr als König von Ungarn ansehen, und der König von Ungarn muß nach der Ansicht des Ministers a latere Grafen Aladar **Zichy** offenbar mit Herrn Klapka und ähnlichen Hochverrätern fraternisieren.

Man darf sich aber über eine solche freche Taktlosigkeit nicht mehr wundern. Die so viel gepriesene „Ritterlichkeit" der Magyaren trifft man höchstens noch bei der Gentry und auch da meist nur gegenüber gleichgestellten Frauen, und die Thronrede, mit welcher der Monarch selbst am 22. Mai den ungarischen Reichstag eröffnet hat, bedeutet ja **den vollen Sieg des Kossuthismus**, der gleichbedeutend ist mit der absoluten Trennung von Ungarn. Solche Thronreden sind freilich Kundgebungen der **Regierungen**, in diesem Falle der Herren Kossuth-Apponyi-Wekerle, aber derjenige, der sie verlas, ist doch auch zugleich Kaiser von Oesterreich, und es wäre absolut unbegreiflich, daß der Träger der habsburgischen Kaiserkrone mit einer Thronrede den vollständigen Sieg der rein magyarisch-nationalen Interessen über die Interessen und Erfordernisse der noch bestehenden gemeinsamen Monarchie besiegelt, wenn dieser selbe Monarch sich nicht bereits ganz mit dem Kossuthismus, der Zerreißung seines Doppelreiches, abgefunden hätte.

Das Einzige, welches von der Gemeinsamkeit gegen den Ansturm der Adelsrebellen noch gewahrt wurde, ist die **vorläufige** Aufrechterhaltung des Rechtes der Krone über das Heereswesen. Und da wagt man es noch, dem Verleser der Thronrede in den Mund zu legen, er freue sich darüber, „daß eine unheilvolle Mißstimmung geschwunden" sei!! Ja, die Rebellen des Kossuthismus sind nicht mehr mißgestimmt, sie haben ja fast schon alles erreicht, und was sie noch nicht erreicht haben, spielen ihnen gewissenlose Minister in die Hand. Im vorigen Aufsatz (Nr. 24 „Allgem. Rundschau" S. 283) hieß es, man wisse noch nicht, wie der plötzliche Umschwung zustande kam, wer die Krone in einem Augenblicke zur Nachgiebigkeit zwang, wo ihr Sieg über die Koalitionsrebellen unzweifelhaft bevorstand. Inzwischen ist der Schleier der Ungewißheit gefallen: Herr v. **Pitreich**, der gemeinsame Reichskriegsminister, hat den Umschwung damals bewirkt. Als Börsekreise (wird wohl der allmächtige Herr v. Taussig gewesen sein, der leider so oft den Weg zum Ohre des Kaisers durch seine Kreaturen zu finden weiß) den Monarchen dahin zu beeinflussen suchten, daß er gegen den Rat des Ministerpräsidenten Baron Fejervary Neuwahlen in Ungarn ausschreiben lasse, ließ sich der Kaiser einen im magyarischen Volke lebenden Vertrauensmann kommen, um sich über die Stimmung im Volke zu informieren, und er bekam damals die wahrheitsgetreue Aufklärung, daß das magyarische Volk absolut nicht hinter der Koalition stehe (das bewies ja später auch die ungemein schwache Beteiligung an den Neuwahlen), sondern gleich den anderen Nationalitäten nur nach sozialen Reformen sich sehne, welche sie von der Koalition **nicht** erwarten. Diese Aufklärung wirkte auf den Kaiser sehr beruhigend ein und stärkte sein Vertrauen zu Fejervary. Kaum erfuhr das Herr v. Pitreich, als er sich zur Audienz meldete. Er schilderte dem Monarchen die Lage in Ungarn so, als ob das ganze Volk bereits unmittelbar vor der Revolution stehe und auch die Honved (Landwehr) nicht mehr verläßig sei. Diese durchaus falsche Schilderung schüchterte den greisen Kaiser ein und veranlaßte ihn, die bekannten Kapitulationsverhandlungen mit der Koalition einzuleiten.

An diesen Herrn v. **Pitreich** knüpft sich ein weiterer Erfolg des Kossuthismus. Nach einer Meldung des „Vaterland", dem man in solchen Fragen unbedingt vertrauen kann, ist von einer **maßgebenden Amtsstelle** für den amtlichen Verkehr angeordnet worden, daß fortan das **Reichs-Kriegsministerium** nicht mehr in dieser Weise, sondern einfach als „gemeinsames Kriegsministerium" zu bezeichnen sei. Dieselbe Amtsstelle hat weiter angeordnet, daß in den amtlichen Ausfertigungen **nie mehr** von einer „**k. und k. Regierung**" gesprochen werden dürfe. Es ist wohl zweifellos, daß mit dieser „Amtsstelle" nur Herr v. Pitreich selbst gemeint sein kann, und ebenso sicher dürfte sein, daß der ungarische Delegationspräsident Graf Theodor

*) Vergl. „Allgem. Rundschau" Nr. 24 (S. 283 ff.)

Zichy, der selbst 32 Jahre der gemeinsamen Regierung gedient hat, auf eine Anfrage schon 2 Wochen früher in der Delegation autoritativ erklärte, er kenne keine gemeinsame Regierung, sondern nur gemeinsame Minister. Und doch heißt es in dem kaiserlichen Handschreiben, mit welchem Herr v. Pitreich ins Amt berufen wurde: „Ich ernenne Sie zu meinem Reichskriegsminister". Mit dieser staatsrechtlichen Errungenschaft, welche ein gemeinsames Reich negiert, paßt dann auch, daß auf der Ofener Königsburg nicht mehr die schwarz-gelbe Reichsfahne flattern und daß bei Eröffnung des ungarischen Reichstages nicht mehr das „Gott erhalte" gespielt werden darf; ja, es paßt dazu auch das kecke Verlangen der magyarischen Rebellen in der Delegation, daß sie in Zukunft nicht mehr zur Eröffnung der Delegationen in die Hofburg gehen werden, um eine Thronrede anzuhören; sie seien nur ein Ausschuß des ungarischen Reichstages, den eine „gemeinsame" Thronrede offenbar nichts mehr angeht. Wenn so von Amts wegen die Reichsgemeinsamkeit insgeheim beseitigt wird, so kann man sich schließlich nicht einmal mehr über die Tatsache wundern, daß in offiziösen Berichten und Verlautbarungen — selbst in der amtlichen „Wiener Zeitung", dem „Reichsanzeiger" Oesterreichs — seit längerer Zeit der Kaisertitel auffällig oft unterschlagen wird. Selbst wenn ungarische Minister in der Wiener Hofburg vom Kaiser empfangen werden, spricht das Amtsblatt von „Sr. Majestät" schlechthin; daß diese Majestät unser Kaiser ist, wird absichtlich verschwiegen.

In der Beantwortung auf eine Interpellation des Delegierten Dr. Schlegel (oberösterreichischer Zentrumsabgeordneter) behauptete Herr v. Pitreich, nicht er habe den Titel „Reichskriegsminister" beseitigt, das hätte schon einer seiner Vorgänger getan, er habe nur angeordnet, daß sein Ministerium im Verkehre mit Ungarn den Titel „gemeinsamer Kriegsminister", im Verkehre mit Oesterreich „Reichskriegsminister" gebrauchen solle. (Also doch!) Und dabei leistete sich dieser Minister der Gemeinsamkeit die horrende Behauptung: „Ich bin nicht nur österreichischer, sondern auch ungarischer Minister". Herr v. Pitreich täte gut, erst einmal die Reichsverfassung zu lesen; er würde da finden, daß er weder österreichischer, noch ungarischer, sondern ausschließlich gemeinsamer Minister ist. Darum hat er auch kein Recht, im österreichischen Reichsrat und im ungarischen Reichstag zu erscheinen, sondern nur in den Delegationen.

Aber nicht nur gegen das gemeinsame Heer richtet sich der magyarische Ansturm, sondern gegen alle gemeinsamen Institutionen, auch gegen die gemeinsame diplomatische Vertretung der Monarchie im Auslande. Auch hier soll eine Trennung erfolgen, obwohl nach Gesetzartikel XII des Jahres 1867 die beiden Staaten bezüglich des Heerwesens und des diplomatischen Dienstes gemeinsam als Einheit auftreten sollen. Trotzdem hat die ungarische Delegation seit Jahren prinzipiell Geld nur dort bewilligt, wo speziell magyarische Interessen in Frage kamen. Während im ungarischen Reichstage das Rekrutenkontingent, das Wehrgesetz, die Militärstrafprozeßordnung, das Pensionsgesetz für Witwen und Waisen nach Offizieren obstruiert wurden, bewilligte man jede Summe, wenn es galt, das Offizierskorps zu magyarisieren und nationalisieren. Dalmatien, ein an Naturschönheiten so reiches und klimatisch so günstiges Land, leidet unter trostlosen wirtschaftlichen Verhältnissen, weil jede Bahnverbindung mit dem Herzen der Monarchie fehlt; sie müßte über ungarisches (kroatisches) Gebiet geführt werden, und das leiden die Magyaren nicht, welche die Bahn über Budapest geführt haben wollen, um das österreichische Kronland Dalmatien den Magyaren zur Ausbeutung auszuliefern. Von Gemeinsamkeit ist da keine Spur mehr zu finden.

Der autonome Zolltarif hat die gemeinsame, diplomatische Reichsvertretung eigentlich schon aufgehoben, so daß heute schon eine gemeinsame, auswärtige Politik, welche die Interessen beider Staaten gleichmäßig schützt, nicht mehr möglich ist. Dann ist aber auch ein gemeinsames Heer gar nicht mehr nötig. Die Erfahrung lehrt ja, daß die Magyaren stets nur auf Förderung ihrer nationalstaatlichen Pläne und Interessen bedacht waren und sich zu deren Förderung oft genug mit den Feinden des Staates verbündet haben. Etwas Aehnliches sieht man auch jetzt wieder. Es ist ja allgemein bekannte Tatsache, daß Italien im Herzen nicht mehr dreibundfreundlich ist und an der tirolischen Grenze sich zu einem Einfallskrieg gegen Oesterreich rüstet. Da muß es denn doch auffallen, daß das erste Glückwunschtelegramm, welches Kossuth anläßlich seiner Ministerernennung erhielt, von seinem „treuen Freunde Vittore Emanuele" kam, und es ist das Gerede gar nicht so unwahrscheinlich, daß die Koalition das Geld zum Kriege gegen „Wien" und Fejervary aus Italien erhalten habe. Graf Goluchowski, der die Folgen der Aufhebung der Gemeinsamkeit natürlich zuerst zu spüren bekäme, indem das Gewicht seiner Position im Großmachtkonzert bedeutend geringer würde, soll sich beim Kaiser gegen die allzuleichte Aufgabe der Gemeinsamkeit eingesetzt haben, und dadurch wurde er, der stets sein Amt vorwiegend im Interesse Ungarns ausgeübt hat, plötzlich zum Ungarnfeind gestempelt. Die Fanghunde der Koalition wurden in der Delegation gegen ihn losgelassen. Verweigerung des Dispositionsfonds, Mißtrauensvotum wurden beantragt, und wenn es dem Ministerpräsidenten Wekerle auch gelungen ist, diesen Sturm für den Augenblick zu besänftigen, so hat dieser doch schon so viel bewirkt, daß man bereits auf der Suche nach einem Nachfolger für Goluchowski ist. Einen Nationalmagyaren für diesen Posten vorzuschlagen, sind die Magyaren natürlich zu bescheiden, sie sind vollständig zufrieden, wenn an des Polen Goluchowski Stelle der Deutschösterreicher Graf Mennsdorf-Pouilly, derzeit Botschafter in London, tritt. Der Mann hat nämlich eine ganz besondere Qualifikation, welche ihn den Magyaren so angenehm macht: er ist der Schwager des Unterrichtsministers Grafen Albert Apponyi, des geistigen Hauptes der ganzen kossuthistischen Koalition. Der Mann würde natürlich nicht Oesterreichs Interessen im Auslande bevorzugen, sein Schwager würde ihn schon in die richtigen Bahnen hineinlotsen.

Wenn man nun alle diese Tatsachen der jüngsten Zeit zusammenfaßt, muß man dem Delegierten Freiherrn von Walterskirchen recht geben, der behauptet, daß nach seiner Ansicht weder tatsächlich, noch rechtlich eine Gemeinsamkeit mehr vorhanden sei. „Die Delegationen aber, die gesetzlich zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten berufen erscheinen, haben nach meiner Ansicht nichts mehr zu beraten und zu beschließen, sie haben einfach dies zu konstatieren und ihre Tätigkeit aufzuschieben, bis die Gemeinsamkeit wiederhergestellt ist. Die jetzige Gemeinsamkeit ist wirklich nur mehr ein Schein, der so lange andauern wird, als es Ungarn beliebt."

Eine andere Frage, die jetzt gelöst werden muß, ist das zukünftige Verhältnis der beiden Reichsteile zu einander. Und diese Lösung muß bald kommen. Der Kaiser war über die Stimmung in den österreichischen Völkern nicht gut unterrichtet, als er jüngst bei dem Besuche der Reichenberger Ausstellung bekümmert die Worte sprach: „Bis zum Jahre 1917 ist der Ausgleich so ziemlich gesichert; das sind noch zwölf Jahre, was aber wird nach diesen zwölf Jahren werden? Das macht Mir Sorgen, wenn ich auch diesen Zeitpunkt kaum erleben werde." So lange kann Oesterreich entschieden nicht warten, zumal der Ausgleich, dessen Quote der Kaiser sicherlich in dem alten ungerechten Verhältnisse lassen wird, nur auf Oesterreichs Kosten die finanzielle Selbständigkeit Ungarns ermöglichen würde. Die Parole kann nur heißen: Vollständige Trennung oder ein Großösterreich als Gesamtstaat. Darüber vielleicht ein andermal.

* * *

Das Vorstehende war bereits gesetzt, als die ganz Oesterreich befriedigende erste Tat des Ministeriums Beck erfolgte: die Zurückziehung aller Gesetzesvorlagen, welche vom Koerber-Szellschen Ausgleich vom Jahre 1903 noch unerledigt waren; die gesamte Bevölkerung war durch die jüngsten Ereignisse in Ungarn und die schmachvolle Abstimmung in der österreichischen Delegation schon derart erregt, daß eine entschiedene Stellungnahme der diesseitigen Regierung nicht mehr zu umgehen war. Der Delegierte Steiner (christlichsozial) hatte beantragt, daß die Zolleinnahmen nicht mehr in die gemeinsame Reichskasse abgeliefert werden sollten. Dadurch hätte Oesterreich mit einem Schlage sich jährlich 12 Millionen gespart, welche Ungarn natürlich der Gemeinsamkeit hätte ersetzen müssen, und dadurch wäre den Magyaren gezeigt worden, daß ihrer Ausbeutung Oesterreichs ein fester Riegel vorgeschoben sei. Die sämtlichen Herrenhäusler, welche so scharfe Worte gegen die magyarische Zerreißung der Gemeinsamkeit gefunden hatten, und die Vertreter des Großgrundbesitzes aus dem Abgeordnetenhause stimmten den Antrag Steiner nieder, für den 11 Volksvertreter stimmten. 26 Delegierte fehlten. In ähnlicher Weise wurde auch den Herren v. Pitreich und Graf Goluchowski ihre Budgets bewilligt.

Und was war in Ungarn geschehen? Handelsminister Kossuth hatte prahlend verkündet, daß es ihm gelungen sei, den Handelsvertrag der Monarchie mit der Schweiz selbständig für Ungarn magyarisch abzuschließen. Damit wurde festgestellt, daß Ungarn die Gemeinsamkeit mit Einwilligung des Außenministers Goluchowski abermals eigenmächtig gebrochen hat. Graf Goluchowski hatte zwar auf eine Interpellation des Delegierten Dr. Schlegel hin erklärt, er kenne keinen gemeinsa[men]

Staat, sondern nur die österreichisch-ungarische Monarchie, welche als organisches Ganze dem Auslande gegenüber dastehe. Das glaubt ihm aber heute niemand mehr. Schon bei der Brüsseler Zuckerkonvention trat Ungarn als selbständiger Vertragsschließer neben Oesterreich auf; Ungarn erhielt seinen autonomen Zolltarif; der „Reichskriegsminister" verschwand für Ungarn und ohne Widerspruch der anwesenden gemeinsamen Minister (auch Goluchowskis) konnte der Delegationspräsident Graf Theodor Zichy erklären, eine „k. u. k. gemeinsame Regierung" gebe es nicht. Qui tacet, consentire videtur. Wenn es aber keine gemeinsame k. u. k. Regierung mehr gibt, wie kann Graf Goluchowski als Aeußernminister noch im Namen der österreichisch-ungarischen Regierung gegenüber dem Auslande amtieren? Und nun kam der selbständige magyarische Vertrag mit der Schweiz!

Ministerpräsident Baron Beck hatte schon am 3. Juli auf eine Interpellation des Abg. Professor Sturm (christlich-sozial) im Abgeordnetenhause erklärt, daß die österreichische Regierung die von Pitreich beliebte Rechtsauffassung ablehne und die mit kaiserlichem Handschreiben vom 24. Dezember 1867 normierte Titulatur „Reichskriegsminister" allein als rechtskräftig ansehe. Eine, allerdings nur platonische Erklärung, die aber schon wohltuend wirkte, weil man in Oesterreich bisher stets nur an Nachgeben der Regierung gewöhnt war. Am 6. Juli kam dann die Tat. Ministerpräsident Baron Beck legte zunächst dar, daß bereits seit 1891 von allen Verträgen mit dem Auslande ein deutscher und ein magyarischer Vertragstext angefertigt werde, welche aber von denselben Bevollmächtigten der Gesamtmonarchie unterschrieben wurden. So sei es auch jetzt mit der Schweiz geschehen. Herr Kossuth hat also von einer neuen Errungenschaft geflunkert. Die Formel aber, mit welcher Handelsminister Kossuth den Schweizer Vertrag im ungarischen Reichstage inartikulieren lassen will, ist eine Neuerung, welche hinter dem Rücken der diesseitigen Regierung und ohne deren Wissen ins Werk gesetzt wurde. Solche Ueberrumpelungen will sich aber das Ministerium Beck nicht mehr gefallen lassen und darum zog es am 6. Juli die noch nicht Gesetz gewordenen Abmachungen des Koerber-Szellschen Ausgleiches: Zoll- und Handelsbündnis, Barzahlung usw. zurück. Damit hat der Reichsrat in Sachen des wirtschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn ganz freie Bahn, so daß eine Neuregelung unseres Verhältnisses mit Ungarn auf der ganzen Linie erfolgen muß. Das ganze Haus klatschte dem Premier Beifall.

Diese Tat Baron Becks ist freilich kaum mehr als eine Demonstration und ein recht deutliches Merks für die Magyaren. Die wirkliche große Tat aber muß erst kommen. Dazu braucht Baron Beck einen anderen Reichsrat und darum drängt er so darauf, daß noch in der Sommersession die Hauptsache der Wahlreform erledigt wird. Mit einer aus lauter Volksabgeordneten bestehenden Volksvertretung wird die Regierung auch Taten vollbringen können.

Ehrenzeugnis für † Hermann Schell.

Von

Prof. Dr. Valentin Weber, Würzburg.

Zu dem Artikel in Nr. 25 „Ehrenzeugnisse für † Hermann Schell aus Beileidsschreiben" sei hiermit nachgetragen, daß zur Veröffentlichung und zur Art und Weise derselben die Ermächtigung der Absender eingeholt worden war. Das gleiche gilt von folgendem Kondolenzschreiben, das eine norddeutsche Fakultät gesandt hat:

„Einer Hochwürdigen theologischen Fakultät an der Universität Würzburg beehrt sich die ergebenst unterfertigte Schwesterfakultät zum unerwartet schnellen Hinscheiden des teuren Kollegen Dr. Hermann Schell ihre innigste und aufrichtigste Teilnahme auszusprechen. Mit dem ganzen katholischen Deutschland empfindet auch sie die überaus schmerzliche Lücke, welche der grausame Tod in die Reihen ihrer besten Vorkämpfer für Gott und Kirche gerissen hat, und wird dem großen Toten, der seiner Kirche unter schwierigen Verhältnissen unentwegt die angelobte Treue gehalten hat, ein gutes und gesegnetes Andenken bewahren. An Apologeten, die auch in akatholischen Kreisen die höchste Achtung genossen und sich Gehör zu verschaffen wußten, ist unsere Zeit leider nicht allzu reich. Um so größer ist der Verlust, den Kirche und Wissenschaft durch den zu frühen Tod Schells, dieser Zierde der Würzburger Fakultät und Universität, erlitten haben. Unter wiederholtem Ausdrucke ihres Schmerzes . . ."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Evangelische Bund hilft der Sozialdemokratie.

Diese traurige Wahrheit ist durch den Sieg des Sozialdemokraten in Altena-Iserlohn in das klarste Licht gestellt worden. Die dort veranstaltete Probe auf die Gesinnungstüchtigkeit der protestantischen Wähler muß als klassisch gelten. Die Gesamtheit der bürgerlichen Stimmen war mehr als doppelt so groß wie die sozialdemokratische Stimmenzahl; es konnten also weder der Zufall noch die Laune einzelner Querköpfe den Ausschlag geben. Die Führer der freisinnigen und der nationalliberalen Partei hatten die Parole ausgegeben, für den Zentrumskandidaten Regierungsrat Klock als das kleinere Uebel im Vergleich mit dem Sozialdemokraten zu stimmen. Diese Parole war offenbar ehrlich gemeint, da es im wohlverstandenen eigenen Interesse der beiden genannten Parteien lag, das Mandat lieber für die nächsten zwei Jahre dem Zentrum zufallen zu lassen, als der Sozialdemokratie dort in den Sattel zu helfen. Die Person des bürgerlichen Stichwahlkandidaten bot nicht den geringsten Angriffspunkt. Aber er war katholisch, und das allein genügte, um ein Drittel der protestantischen liberalen Wählerschaft zur Stimmenthaltung, ein anderes Drittel sogar zur Wahl des Umsturzkandidaten zu veranlassen. Der blanke, blinde konfessionelle Haß erstickte nicht bloß das staatsbürgerliche und soziale Pflichtbewußtsein — vom christlichen gar nicht zu reden! —, sondern sogar alles Verständnis für das eigene Parteiinteresse und alle Parteidisziplin.

Das bedeutet: die konfessionelle Engherzigkeit und Gehässigkeit ist unter den protestantischen Wählern auf einen krankhaft hohen Grad gestiegen; infolgedessen ist bei allen Wahlen, wo ein katholischer Kandidat ins Spiel kommt, nicht mehr die Vernunft oder die Autorität der zuständigen Parteileitung maßgebend, sondern die Parole des Evangelischen Bundes. Und die anerkannten Organe des Bundes („Deutsch-Evangelische Korr." und „Tägliche Rundschau") lassen gar keinen Zweifel darüber, daß rücksichtslos die Parole gelten soll: Lieber rot als schwarz! Die Unterstützung des Umsturzkandidaten in der Stichwahl mit einem konfessionell katholischen Kandidaten wird da als die wahrhaft nationale Politik gepriesen. Ja, es wird den alten nationalliberalen und freisinnigen Parteileitungen sogar offen angedroht, daß man sie durch eine förmliche neue Organisation der schlechthin antikatholischen Partei ersetzen werde, wenn sie nicht der konfessionellen Kampfpolitik des Bundes sich unterwerfen wollten.

Daraus folgt für unsere Partei ein Doppeltes: 1. daß die alten liberalen Parteien in Wahlsachen nicht mehr bündnisfähig sind; 2. daß wir für die Wahlen von 1908 in noch höherem Maße als bisher auf die eigene Kraft ohne Aussicht auf Hilfe von den andersgläubigen Nachbarn angewiesen sein werden. Daraus folgt ferner für die Sozialdemokratie, daß sie trotz Dresden und Jena, trotz Massenstreikplänen und Kirchenaustrittsbewegung, trotz der rücksichtslosesten Hervorkehrung des atheistischen, revolutionären und antinationalen Charakters auf Wahlhilfe seitens der verhetzten Gefolgschaft des Evangelischen Bundes rechnen dürfen. Nebenbei sei noch bemerkt, daß auch der „Reichsbote", das Organ der Prediger, die sich noch gern positiv und konservativ nennen, dem Vorgang von Iserlohn Beifall zollt.

Müssen wir erschrecken vor einem derartigen Ausbruch des Katholikenhasses? Mitleid ist am Platze, aber keine Furcht. Allzu scharf macht schartig. Ueber die sittliche Verwerflichkeit und die politische und soziale Gefährlichkeit der konfessionellen Hetze des Evangelischen Bundes wird man sich in den oberen Regionen und in den noch urteilsfähigen Volkskreisen um so eher und um so gründlicher klar werden, je deutlicher die letzten Konsequenzen derselben in die Erscheinung treten. Die Bündler hoffen, durch solchen Massenüberlauf aufgehetzter Protestanten zu den Sozialdemokraten die Regierung zu einem neuen antikatholischen Kulturkampf zu zwingen. Wir für unseren Teil hoffen, daß nicht bloß die Regierung, sondern alle vernünftigen Bürger einsehen werden: die konfessionelle Verträglichkeit ist die unbedingteste Staatsnotwendigkeit, und darum muß gemeinsam Front gemacht werden gegen diejenigen, welche den konfessionellen Haß bis zur aktiven Unterstützung der Umsturzpartei ausbilden!

Unsere Gesinnungsgenossen in Hagen-Schwelm, die jetzt die erste Nutzanwendung aus der Erfahrung in Altena-Iserlohn

zu ziehen haben, sollten auch diesen Gesichtspunkt nicht unbeachtet lassen. Wenn der Schreiber dieser Zeilen zum Votum berufen wäre, so würde er sagen: Nun gerade muß die Zentrumspartei zeigen, daß sie besser ist als die anderen. Nun gerade müssen wir glühende Kohlen auf die Häupter unserer konfessionellen und politischen Gegner sammeln. Sie haben sich vom blinden Haß zur Disziplinlosigkeit und zu einer ebenso törichten als gewissenlosen Handlung hinreißen lassen. Wir wollen uns nicht einmal durch den berechtigten Zorn aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Wir bleiben in strammer Parteizucht auf unserem alten Standpunkt stehen und treten bei der Stichwahl für den Gegner der Sozialdemokratie ein. Die Gegenseitigkeit, die wir zurzeit noch vermissen, wird uns auf die Dauer nicht versagt werden können, wenn wir trotz aller Reizungen uns treu und tüchtig erweisen.

Die Zentrumsleute in Hagen-Schwelm müssen jetzt etwas von jener höheren Tapferkeit haben, die sich selbst bezwingt. Es wird ihnen Schweres zugemutet; aber wenn sie es leisten, haben sie eine wahre und wirksame Rache genommen, indem sie so die geistige und sittliche **Ueberlegenheit** über den Gegner vor aller Welt klargestellt und der katholischen Sache große **Vorteile** für die Zukunft gesichert haben. Dem Evangelischen Bund und seinen Mitläufern kann keine größere Niederlage beigebracht werden, als wenn in Hagen-Schwelm der Sozialdemokrat mit Hilfe der Katholiken **geschlagen** wird, nachdem in Altena-Iserlohn der Sozialdemokrat mit Hilfe der verhetzten Protestanten gesiegt hat.

Inzwischen wollen wir es den Bündlern überlassen, die herrliche **Eintrachtsrede**, die Prinz Ludwig von Bayern soeben gehalten, in dem Rest ihres deutschen Gewissens zu erwägen, soweit der dazu noch ausreicht.

Der zwölfjährige Dreyfus-Kampf.

Auf die halbe Erlösung von Rennes ist nun die vollständige Freisprechung und Rehabilitation des unglückseligen Alfred Dreyfus gefolgt. Der Oberste Gerichtshof von Paris hat die vorhergegangene Verurteilung mit Einstimmigkeit kassiert, die sofortige Freisprechung aber nur mit Mehrheit beschlossen, da eine Minderheit für die Verweisung an ein neues Militärgericht war. Diese Minderheit hatte das richtige Gefühl, daß eine Nachprüfung im kontradiktorischen Verfahren mehr zur Klärung beitragen würde. Aber die Rechtsfrage war leider zur Parteifrage geworden. Der herrschende Block wollte die Freisprechung und traute den militärischen Richtern nicht. Ich habe schon seit 8 Jahren die Ueberzeugung, daß der Hauptmann Dreyfus, der als Jude und als Streber seinen Kollegen unangenehm war, das Opfer eines Justizirrtums geworden war. Von diesem Standpunkte aus kann man es nur begrüßen, daß auf die tatsächliche Befreiung des Verbannten nun endlich auch die formelle Freisprechung gefolgt ist. Es ist nur zu beklagen, daß die politischen Folgen, die sich an diesen Rattenkönig von Mißgriffen, Verblendung und Fälschungen geknüpft haben, sich nicht auch glatt aus der Welt schaffen lassen. Die Schuld an den Fehlsprüchen und sonstigen Aergernissen schiebt man einseitig den christlich-konservativen Parteien zu, weil hervorragende Vertreter derselben sich zu lebhafter und zäher Parteinahme gegen Dreyfus haben verleiten lassen. Aber die Wahrheit und Gerechtigkeit gebietet, auch an die Mitschuld zahlreicher liberaler Matadoren zu erinnern. Die Verurteilung des Dreyfus war eine echt französische Verirrung. Aus der Spionenriecherei, die dort zulande üblich ist, ergab sich das krampfhafte Haschen nach einem „Schuldigen" und die Leichtgläubigkeit gegenüber den Machenschaften des wirklich schuldigen Esterhazy und seiner Helfershelfer, welche durch die Belastung des unbeliebtesten Offiziers im Generalstabe sich selbst zu salvieren wußten. Der Gang der Dinge ist nach allen Regeln der individuellen und der Volkspsychologie sehr wohl zu erklären. Es war nun verhängnisvoll, daß gerade die Konservativen sich so eifrig und so zähe für die Schuld des Dreyfus ins Zeug legten, was wiederum auf ihre alte gefährliche Neigung, das Heil von sensationellen Zwischenfällen und Anreizung der chauvinistischen Instinkte zu erhoffen, zurückzuführen ist. Dadurch erhielten die „Antiklerikalen" Gelegenheit, den Dreyfus-Skandal für ihre kulturkämpferische Aktion auszunutzen. Schließlich muß die katholische Kirche in Frankreich büßen für die Mißgriffe, die in dieser verfahrenen Sache begangen sind. So ist aus dem Justizmord der politische Rechts- und Friedensmord hervorgegangen. Die Katholiken in Frankreich bleiben aber in ihrer Mehrzahl auch jetzt noch in ihren echt nationalen Schwächen befangen; sie scheinen noch mehr Lehrgeld bezahlen zu wollen.

Spanisches.

Von

S. Morales, Redakteur des „Correo Catalani", Barcelona.

Nicht seit heute, sondern seit Jahrhunderten, besonders seit dem Erscheinen des Protestantismus, hat sich die Sucht, Spanien mit leidenschaftlichem Ungestüm und grundloser Ungerechtigkeit zu beurteilen, geltend gemacht. Für die Schriftsteller des Auslandes ist Spanien ein wahrer Herd des Elends, der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit und des Fanatismus, ein Land, wo die in Lumpen gehüllte Menge vor edelsteinstrahlenden Heiligenbildern auf den Knien liegt; ist es die Heimat der Stiergefechte und der unerschrockenen Weiber, welche das Stilet im Strumpfband tragen. Die Spanier sind mit einem Wort ein Volk von Faulenzern und Stümpern, welche von der Klostersuppe leben, ohne irgendwelche andere Ideen über Kultur und Fortschritt als die, welche Geistliche und Mönche in ihren Predigten seinem Gehirn eingeprägt haben.

All die Lügen, welche man verächtlich Spanien ins Antlitz schleudert, sind nur Wiederholungen dessen, was andere schon gesagt, nicht aus Abneigung gegen das spanische Volk, das sie auch „ritterlich" und „großmütig" nennen, sondern aus Haß gegen den Katholizismus, der die Volksseele mit unabänderlichen Wahrheiten genährt hat, denn die Wahrheit ist keiner Aenderung unterworfen. Dem Protestantismus hingegen rief schon Bossuet die Worte zu: „Du veränderst dich, und was sich verändert, kann nicht Wahrheit sein!" Worte, die bis jetzt noch nicht widerlegt worden sind. So verrät auch ein in der deutschen Zeitung „Pfälzische Presse" veröffentlichter Artikel vollständige Unkenntnis der zu beurteilenden Sache; er wütet gegen Spanien aus demselben Grunde, aus dem Don Quijote die Windmühlen angriff, unter atavistischen Einflüssen und, wie gesagt, mit völliger Unkenntnis der Wirklichkeit.

Das hauptsächlichste Argument, welches besagter Artikel gegen die spanische Nation zu Felde führt, kann in den folgenden Sätzen, welche vollständig der historischen Wahrheit widersprechen, zusammengefaßt werden: „Gewissermaßen ist im Geiste der Kirche Spanien das Ideal des Ultramontanismus. Die Herrschaft des Klerus, welcher in der Welt eine traurige Rolle gespielt hat, ist in Spanien unbegrenzt. Dies Land ist heute noch das 15. Jahrhundert; für Spanien existiert der Protestantismus noch nicht; es ließen sich dafür Beispiele erzählen." Es lassen sich schwerlich mit weniger Worten größere Ungereimtheiten ausdrücken. Weder ist die Herrschaft des Klerus in Spanien unbegrenzt (vielmehr außerhalb des Tempels sehr begrenzt), noch hat derselbe eine traurige Rolle in der Geschichte gespielt; dieselbe ist im Gegenteil groß und vorteilhaft für die Nation gewesen. Die Kirche zählt Hunderte von spanischen Gelehrten unter die Ihrigen; ihre im Dienste der Menschheit geopferten Martyrer bilden Legionen; ihre Missionäre haben für die Zivilisation Länder gewonnen, deren Ausdehnung die Europas weit übertrifft; spanische Dichter verbreiteten überall die Regeln der schönen Literatur, seine mystischen Prosaisten haben die Welt mit ihren Geisteswerken gelabt und die Stimme seiner Prediger ertönte mit überzeugender Beredsamkeit in den von Columbus entdeckten, von Cortes und anderen Helden eroberten Ländern. Das ist die spanische Kirche gewesen, mag es auch die Zeitung, mit der wir diese Fragen erörtern, aus Unwissenheit oder aus — Bequemlichkeit leugnen.

Was die spanische Nation zur Zeit der Herrschaft der Kirche war, weiß jeder, der die Weltgeschichte studiert hat, denn überall hinterließ sie Spuren ihrer Tätigkeit, sei es unter der Regierung Karls I. (des V. von Deutschland), sei es unter der Philipps II., welcher siegreich dem Andrang des Protestantismus widerstand, dessen Flotte die Türken bei Lepanto besiegte und dessen Reich unendlich größer war als das römische Reich, zur Zeit als Rom sich „Herrin der Welt" nannte.

Wenn die „Pfälzische Presse" mit uns in weitere Erörterungen über diese und andere Punkte eintreten will, stehen wir mit Vergnügen zur Verfügung, besonders da der geehrte Kollege noch viel lernen muß, um die Angelegenheiten Spaniens richtig beurteilen zu können.

Was den Zustand anbetrifft, in den das liberale Spanien (das eher protestantisch als katholisch ist) das Land gebracht hat, bleibt uns wenig zu sagen. Vielleicht hat der Kollege recht, wenn er von „politischem und geistigem Despotismus", von „erbärmlichem Anarchismus" spricht. Nur daß die Schuld nicht der spanischen Kirche zuzumessen ist, die unermüdlich gegen die

schlechten Regierungen, deren Nachlässigkeit und Doppelzüngigkeit das Unglück der Nation bilden, Einspruch erhebt.

Um gerecht zu sein, müßte der Schreiber des schon erwähnten Artikels sagen, daß Spaniens liberale Regierungen vor der Geschichte für all das Unglück, welches das Land verzehrt, verantwortlich sind. Nur so würde er einen Beweis liefern, daß ihm Spanien nicht ganz unbekannt ist.

Zum Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" beschäftigen sich schon zum zweiten Male mit dem Aufrufe des Münchner Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Indem wir uns einige Bemerkungen zu dieser mehr als unberufenen Zensorrolle in gewissen Fragen vorbehalten, sei heute der Wortlaut einer **Berichtigung** mitgeteilt, welche der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" unter dem 13. Juni an die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" gerichtet hat:

„Als Vorstandsmitglied, als Unterzeichner und zugleich auch als **Mitverfasser** des Aufrufes des „Münchner Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" ersuche ich um gefällige Aufnahme nachstehender **Berichtigung** auf Grund des § 11 des Preßgesetzes:

In Nr. 323 der „Münchner Neuesten Nachrichten" wird von den Verfassern des Aufrufes zum Anschluß an den Münchner Männerverein gesagt, daß sie, „wie es leider immer in solchen Fällen geht, **nur Bruchstücke** aus der Rede Thomas vom 10. März 1906 mitgeteilt haben." Demgegenüber sei festgestellt, daß in dem Aufrufe ausdrücklich hervorgehoben ist: „**Wortlaut in ‚Massenvergiftung' II. Anhang**", daß aber die Broschüre „Massenvergiftung" **allen persönlichen Unterzeichnern des Aufrufes** vorher durch den provisorischen Ausschuß zugänglich gemacht wurde.

Außerhalb des Rahmens dieser Berichtigung möchte ich der verehrlichen Redaktion noch zu erwägen geben, daß es gerade die „Münchner Neuesten Nachrichten" waren, welche s. Z. nur zusammenhanglose, irreführende Bruchstücke aus der Thomaschen Rede veröffentlichten und den Wortlaut bis zur Stunde nicht mitgeteilt haben. Der Wortlaut der Rede ist nur in zwei Münchner Blättern abgedruckt worden, in der „Allgemeinen Zeitung" und in der „Allgemeinen Rundschau".

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" versehen den Abdruck der preßgesetzlichen Berichtigung (in Nr. 328 vom 16. Juli) mit nachstehenden Randglossen, ohne auch nur mit einer Silbe auf den selbstredend nicht abgedruckten letzten Absatz des Briefes zu reagieren:

„Hiezu haben wir zu bemerken, daß unsere Angabe, es seien nur Bruchstücke im Aufruf selbst enthalten, richtig ist. Allerdings ist darauf verwiesen, daß der Wortlaut in „Massenvergiftung" enthalten ist. Unsere Bemerkung war übrigens ganz allgemein gehalten und tadelte nur die bei der ganzen Bewegung immer wieder sich zeigende Tatsache, daß vielfach mit aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen operiert wird. Beispielsweise hätte doch auch in dem Aufruf erwähnt werden können, daß Dr. H. Thoma **im Gegensatz zu den Freunden der lex Heinze** ein Gegner jeglicher Beschränkung der Kunst auf gesetzgeberischem Wege ist."

Merkwürdig, daß die „**Freunde der lex Heinze**" den **vollen Wortlaut** der Rede Hans Thomas mit **uneingeschränkter Genugtuung** hinnahmen, während die „Münchner Neuesten Nachrichten" sich auch heute noch nicht entschließen können, den unbequemen Wortlaut zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen. Das liberale Blatt hätte dazu um so mehr Veranlassung, als es Mitte März durch ein paar aus dem Zusammenhange gerissene Worte der Rede den Eindruck erweckte, als hätte Dr. Hans Thoma so ungefähr das Gegenteil von dem gesagt, was er wirklich ausführte. Angesichts dieser Sachlage wirkt die in dem Aufrufe des Münchener Männervereins geübte Kritik doppelt seltsam. Seit wann ist es denn Sitte, daß in öffentlichen Aufrufen der Wortlaut ganzer Parlamentsreden zitiert wird? Im übrigen sei gegenüber den Verwässerungsversuchen der „Münchner Neuesten Nachrichten" nochmals nachdrücklich betont, daß die von Hans Thoma in jener Rede (vgl. Nr. 21, S. 244 ff.) vertretenen strengen Anschauungen über das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit, seine Warnung vor Entgleisungen, seine offenen Worte gegen die Münchener „Sachverständigen"-Praxis **in diametralem Gegensatz** zu den Ansichten stehen, welche die „Münchner Neuesten Nachrichten" in diesen Fragen unausgesetzt mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit vertreten haben.

Im Wald.

O du grüne, schimmernde Wipfelwelt
Voll Stille und Sommerglanz.
Was dir den düstern Mut vergällt,
Vergißt du ganz.

Das Wehen in den Wipfeln schweigt und schwillt
Wie leise, leise Flut.
Und durch die wogenden Zweige quillt
Nur Glanz und Glut.

Wie's schauernd durch die Aeste lief,
Daß du die weiten Blicke hebst,
Wie vor dem Säuseln du tief, du tief
In der Seele erbebst.

Wie ist deine hohe Stirne verklärt,
Wie du selig schienst
Im Wald und, der hier ohn' Ende währt,
In dem Gottesdienst.

Ernst Thrasolt.

„Eine ernste Mahnung"

teilt die verehrliche Redaktion des „Hochland" im Juliheft S. 482 an diejenigen aus, welche in „gewissen deutschen Zeitungen, die sich katholisch **nennen**, ihr Unwesen treiben". Und mit diesem seinen „Unwesen" meint das „Hochland" besonders die „schon durch Monate sich hinziehende Kampagne, die in der „Augsburger Postzeitung" und einer Anzahl anderer Blätter **Domkapitular Zimmern in Speyer gegen Fogazzaro und alle**, die ihm ihre Sympathie entgegengebracht und bisher bewahrt haben, betreibt".

Die „Allgemeine Rundschau" hat zwar nicht die Ehre, auch genannt zu werden, obgleich Domkapitular Zimmern gerade allein in dieser Zeitschrift, welche **unparteiisch** vorher auch schon eine günstige Besprechung des „Santo"-Romanes gebracht hatte, unter seinem Namen offen „sein Unwesen getrieben" hat. Da nun aber die „Allgemeine Rundschau" von dem „Hochland" offenbar stillschweigend gleichfalls unter diejenigen geworfen wird, die „sich katholisch nennen" und solches „Unwesen treiben" lassen, möge sie, zwar nicht zu „ernster Mahnung", denn solche auszuteilen, ist sie nicht hoch bewußt genug, sondern zur einfachen Kenntnisgabe einige Bemerkungen veröffentlichen.

Von vornherein soll nur nebenbei darauf hingewiesen sein, daß die Verquickung der Person des „Rundschau"-Korrespondenten mit dem Wage-Korrespondenten der „Postzeitung" gegen die unter Publizisten geltende Sitte der **Achtung vor der Anonymität** verstößt. Wollte das „Hochland" einwerfen, daß es ja den Wage-Korrespondenten nachzuweisen vermöge, so würde dieser Einwand gerade gegen das „Hochland" sprechen, denn das Gesetz der Achtung vor der Anonymität ist ja gerade für diejenigen da, welche den Anonymus kennen; für die andern braucht man es nicht.

Was zunächst die schon durch Monate sich hinziehende Kampagne betrifft, so sei daran erinnert, daß die **Kampagne der Reklame** für den „Santo"-Roman sich schon durch Jahr und Tag sogar durch antikatholische Blätter hinzieht. Gerade die Reklame auch in katholischen Blättern veranlaßte mich zur Hoffnung, einmal ein nach Inhalt und Form meisterhaftes Werk der italienischen Sprache zu finden und so bestellte ich den „Santo" im Original. Ich fand jedoch bei gründlichem Studium des Romans leider das Gegenteil von meinen Erwartungen; aber erst die sachlich ebenso unwahre als formell maßlose Reklamekampagne forderte mich zur Gegenkampagne heraus. **Dazu habe ich wohl das gleiche Recht wie der „Santo"-Verehrer.**

Die von mir dabei „angewandte Methode" der Kritik, behauptet das „Hochland", habe „die **Entrüstung aller** der-

jenigen herausgefordert, die Sachkenntnis zu eigenem Urteil besitzen". Dagegen kann ich erklären, daß ich zwar nicht „alle", wie das „Hochland", darüber vernehmen konnte, daß jedoch immerhin eine Anzahl Leute, die ebenfalls Sachkenntnis zu eigenem Urteil besitzen, meine an dem „Santo" geübte Kritik mit großer Genugtuung begleitet haben.

Gegen diese von mir angewandte kritische Methode, die von dem „Hochland" zu meinem Stolze mit der Methode des Paters Baumgartner in den „Stimmen aus Maria Laach" gleichgestellt wird, erklärt das „Hochland" geringschätzig, habe es bisher „nicht reagieren" wollen. Doch hatte es schon in Heft IV, S. 505, von „Machenschaften einseitiger Fanatiker" geschrieben. Ausgiebiger haben dafür einige von seinen Entrüstungsgenossen reagiert, so z. B. der γ-Korrespondent in Nr. 90 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", der den Pater Baumgartner persönlich angreift und seine und damit auch meine Methode als „jesuitische Dialektik" bezeichnet, bekanntlich das vornehmste Kompliment, das bei gewissen Leuten in Schwang ist, nicht zu vergessen des „Zions-Gänserich", welcher den Nichtverehrern des „Santo" im Märzheft der „Warte", S. 326 „apoplexiert" wird. Mit dieser Methode scheint die des „Hochland" Aehnlichkeit zu haben.

„Gegen Fogazzaro und alle, die ihm ihre Sympathien entgegenbrachten," sagt das „Hochland", habe ich „mein Unwesen getrieben". Damit kennzeichnet das „Hochland" seine eigene Methode selbst. Es ist die unentwegte Verquickung der Personen mit der Sache. Nein! Nicht auf „Fogazzaro und alle" sondern nur auf den „Santo"-Roman und auf die darin enthaltenen Gedanken und Probleme, die nach der „Kölnischen Zeitung" der Dichter selbst besprochen haben wollte, war meine Kritik gerichtet, sowie gegen die einerseits lobhudelnde, anderseits schmähsüchtige „Santo"-Reklame. Ich habe dabei noch lange nicht ebenso scharf in den Wald hineingerufen, als es aus dem „Santo"-Wald herausgerufen und „mit lauter Stimme des Aniene in der Tiefe mächtiger und mächtiger brausend gebrüllt" hatte. Der Gebrauch der Humoristik, Ironie und sogar des Sarkasmus ist doch eine höhere Methode, als wenn man Leuten von anderem Geschmack und Urteil Fanatismus, Unwesen, Lieblosigkeit vorwirft und sie „schlechte Christen" und „Zions-Gänseriche" heißt.

Nachdem Fogazzaro sich unterworfen hatte, habe das „Hochland", sagt es, erwartet, ich würde „Schimpf und Hohn einstellen". Allein, obgleich Fogazzaro seinen Freunden „Silentium" empfohlen hatte, schrieb dennoch das „Hochland" im Maiheft S. 237: „Das wird jedoch kaum verhindern können, daß andere sich der Sache annehmen, um den Schaden sobald wie möglich wieder gut zu machen". Bereits war auch der γ-Korrespondent mit seinem Artikel „Es ist erreicht" in der „Allgemeinen" aufgetreten, das „20. Jahrhundert" folgte am 20. Mai mit seinem „Fall Fogazzaro" nach, kündete triumphierend das Erscheinen des Romans in einer protestantischen Buchhandlung an und das „Hochland" gab im Juliheft mit salbungsvoll eingekleidetem Schimpf und Hohn seinen Segen dazu. Da hatte ich das gleiche Recht, die Sache auch weiter in die Hand zu nehmen, um den Schaden wieder gut zu machen.

Zu „Liebe und Eifer für die Rettung der Seele" glaubt das „Hochland" den Pater Baumgartner und meine Wenigkeit mahnen zu sollen. Der Jesuit Pallavicini habe in seiner Geschichte des Konzils von Trient geschrieben: „Es kann sein, daß die Gegner, indem sie vorzeitig Luther als Häretiker erklärten, dadurch bewirkt haben, daß er es wurde." Erstens nun haben wir Fogazzaro nicht für einen Häretiker, ja nicht einmal für einen Fanatiker und schlechten Christen erklärt, und zweitens halten wir Fogazzaro auch nicht für einen Charakter wie Luther. Wir haben Fogazzaro nicht für fähig erachtet, oder gar heimlich gewünscht, wie das „Hochland" andere von uns meinen läßt, daß er aus Zorn und Trotz über unsere „anmaßende geringschätzige Sprache" unsere „laut bekundete schlechte Ansicht von ihm (Bitte! von seinem „Santo") durch eine unkirchliche Haltung bestätigen würde". Wir haben Fogazzaros Charakter höher eingeschätzt, als diejenigen zu tun scheinen, die uns wegen liebloser Gefährdung seines Seelenheils eine „ernste Mahnung" erteilen.

Und so geht denn aus all den vorgebrachten Tatsachen und Umständen hervor, daß das „Hochland" nicht die zuständige Behörde ist, andern Leuten, die nicht nach der Methode des „Hochland" ihr „Unwesen treiben", deshalb eine „ernste Mahnung" auszuteilen.

Domkapitular Dr. Zimmern, Speyer.

Verachtung und Selbstachtung.

Verachtung dieser Welt, was kümmert's dich,
Der du auf hoher Geisteswarte stehst
Und einsam, im Bewußtsein deiner Kraft,
Die selbstgewählten, ernsten Wege gehst?

Selbstachtung ist der Erde höchstes Gut.
Wer sie verlor, und sei er auch ein Held
Im Kampfgetos, ein Licht der Wissenschaft,
Verlor mit ihr mehr als die ganze Welt.

A. Jüngst.

Soziale Betätigung der Frau in der Familie.

Von
Berta Rosch, Chateau de Bella-Cy.

Frauenfrage — soziale Frage! Zwei Worte, die seit einer Reihe von Jahren häufig und fast mit kriegerischem Laut an unser Ohr schlagen. Und alle jene, die besorgt in die Zukunft sehen, alle jene, die finden, daß nicht alles aufs beste bestellt ist in dieser besten aller Welten, das heißt im Grunde alle denkenden Geister, beschäftigen sich ernstlich mit diesen beiden Worten — besser gesagt — mit den Ideen, die sich darin verschließen.

Frauenfrage — soziale Frage! — zwei breite Flüsse, deren stürzendes, schäumendes Wasser viel Schmutz und Schlamm mit sich fortführt, aber Schlamm, übersäet von goldenen Pailletten. Ohne feste Grenzen, ohne genau erkanntes, bestimmtes Ziel stürzen die Wasser ins Ungewisse, schaffen sie sich freie Bahn durch die Gewalt ihrer Fluten, zerstören und befruchten wie der Nil mit seinem Schlamme.

Auf diesen beiden Strömen sucht ein jeder seinen Kahn zu lenken. Wenn nun in den gleichen Wassern sich die verschiedensten Elemente begegnen, herrscht da die gleiche Verschiedenheit wie zwischen Schiffen aller Art, die dem Hafen zustreben. Die einen haben am Hauptmaste die rote Flamme revolutionärer Forderungen angezündet, die anderen die weiße Flagge ausgleichender Versöhnung gehißt, die von Gnade spricht, von ruhiger, stetiger Vorwärtsarbeit. Das sind jene, die am Buge ihres Schiffes stolz das Kreuz Christi tragen, die mit besorgtem Mute die rechte Bahn suchen, mehr um sie anderen zu zeigen, als sie in egoistischer Einsamkeit für sich zu wandeln.

Heute möchte ich zum Zusammenflusse der beiden Ströme gehen, dorthin, wo die Wasser sich mengen, wo die Woge der Frauenfrage sich verliert in der breiten, allgewaltigen Flut der sozialen Forderungen. Welches ist das Mittel, diese zum Teil noch unbekannten Gewalten zu mäßigen und nutzbar zum machen, damit wir, wenn nicht unbesorgt, so doch gelassen über die Strudel unserer Zeit hinübersteuern? Wenn wir nach harten Mühen den Weg gefunden haben, der zum Hafen des Friedens führt, wird uns die tiefinnere Befriedigung fruchtbringenden Strebens nicht ausbleiben, wenn nach uns andere unsere Erfahrungen ausnützen, um mit weniger Mühe und Schweiß den Hafen der Gnade zu gewinnen, der Harmonie und sozialer Friede heißt.

Ich möchte hier nicht ausschließlich von der sozialen, nicht ausschließlich von der Frauenfrage sprechen, nur suchen helfen möchte ich die Aufgabe jener allzuvielen Frauen, die glauben durch ihre täglichen Arbeiten, ihren Haushalt, ihre Familie lahmgelegt zu sein für eine eigentlich soziale Tätigkeit.

Die soziale Frage ist eine moralische Frage und jede moralische Frage ist eine Religionsfrage. Wer sich mit Sozialismus beschäftigt, muß sich mit der Religion befassen. Man muß die Fundamente dort suchen, wo sie in Wahrheit sind.

Was heißt es eigentlich: „soziale Aufgabe"? In allgemeiner Form könnte man sagen: Die soziale Aufgabe sind jene Pflichten, welche unser Platz in der Gesellschaft uns anweist, damit wir sie zum höchstmöglichsten Vorteil und Segen dieser Gesellschaft ausüben. Ausübung unserer Standespflicht ist Sozialismus. Jedes Dasein hat eine Vorausbestimmung: Das Ganze ist, sie zu erkennen und uns danach zu formen, denn unsere soziale Aufgabe ist nichts weiter als die Verwirklichung unserer Bestimmung in der Gesellschaft. Je genauer wir das erfüllen, was unsere Bestimmung, unsere Stellung im Leben von uns fordert, desto fruchtbarer und nutzbringender

wird **unsere soziale Tätigkeit sein.** Unsere Stellung in der Gesellschaft schafft uns soziale Standespflichten. Ausübung der Standespflicht ist Ausübung der sozialen Pflicht. In der Wissenschaft der sozialen Aktion herrscht aber noch ein anderes Prinzip. Um einen wahrhaft durchdringenden sozialen Einfluß auszuüben, muß man **selbst** in seiner eigenen Handlungssphäre, in seinem Stande **relativ vollkommen** sein, wenigstens sich bemühen es zu sein. Der Einfluß unserer Handlungen, unserer Ratschläge, die äußeren Erfolge derselben werden immer im direkten Verhältnis zu unserem persönlichen Werte stehen. Wir werden angehört werden, nicht immer wegen der Weisheit unserer Worte, aber oft durch das Ansehen, die persönliche Wertschätzung, die mit uns verknüpft sind. Es ist nun einmal ein Hang der menschlichen Natur, von den Menschen mehr Taten als Worte zu verlangen, uns mehr nach dem zu richten, was sie tun, als was sie sagen. Diese Festsetzung hat zwei Konsequenzen. Die erste: Daß unsere persönliche Entwicklung, unsere relative Vollkommenheit einen beachtenswerten Einfluß auf das soziale Werk haben, daß arbeiten an sich selbst, die Erziehung und Vervollkommnung der Eigenpersönlichkeit eine direkte unmittelbare soziale Arbeit ist. Die zweite Konsequenz ist, daß wir unsere soziale Tätigkeit in, um und nahe bei uns suchen müssen, unter jenen, auf die wir mit unserem Beispiel einwirken können. Wir müssen befürchten, uns zu schwächen, wenn wir uns zu sehr verteilen, zu weit ausbreiten wollen. Wer zu viel Träume umschlingt, wird nicht genug Wirklichkeiten umfassen.

Hat nun die Frau eine soziale Aufgabe?

Hat die Frau Einfluß auf die Gesellschaft und inwieweit ist die Frau verantwortlich für diese Gesellschaft?

Ich weiß nicht, welcher Philosoph die Möglichkeit des Gehens einfach bewies — gehend. Machen wir dasselbe. Der Einfluß der Frau ist da, besteht — statt zu beweisen kann man ruhig sagen: öffnet die Augen, sehet! Weiblicher Einfluß? Wo ist er? — Wo ist die Luft, die ich atme? — wo das Licht, das ich sehe, — die Wärme, die ich empfinde? Haben sie einen festbezeichneten, bestimmten Platz? Begegne ich ihnen hier, um sie dort nicht zu finden? Kann ich sie lokalisieren, ihnen eine Grenze festlegen, sagen, wo sie beginnen, wo sie aufhören? — So ist auch der Einfluß der Frau — strahlend, eindringend, durchdringend. Dieser Einfluß durchwärmt den sozialen Körper, gibt ihm ein geistigeres, idealeres Leben, ihm, der sonst ein gewaltiges Tier wäre, zwar lebend, doch den Kopf zur Erde, die Stirne zur Materie hingeneigt. Das, was der Mann auch schafft, es ist für oder durch die Frau, daß er es schafft — und das wird je nachdem das Gute oder das Böse sein. Man zitiert in Kriminalsachen oft den Satz: „il faut chercher la femme!“ Es ist wahr! Aber nicht weniger wahr ist auch, daß „au fond de toute gloire il y a un nom de femme!“ Es gibt fast keinen berühmten Mann, dessen Namen man nicht den Namen einer Frau beifügen könnte, die sein guter oder sein böser Geist, manchmal seine Inspiratorin gewesen ist. Die Frau ist der große Gegenstand des Hasses oder der Liebe. Man ist für sie, man ist gegen sie, aber nicht ohne sie. Die Dichter haben eine Gottheit aus ihr gemacht; alles was das Arsenal des Parnasses an Bildern, an gefälligen Vergleichen, an schmeichelhaften Metaphern einschließt, dient zum Sockelbau dieses Idoles. Sie ist die Eingeberin alles Guten, sie ist in der Wüste des Lebens die wohltuende Oase, wo der Schatten erquickt und stärkt, wo die Quelle erfrischt, deren kristallener Spiegel nur Bilder des Friedens und des Glückes widerspiegelt. —

Doch betrachten wir das prosaische Leben: ist hier die Rolle der Frau vermindert? In keinem Falle; sie bleibt immer die unzertrennbare Gefährtin des Mannes — sie bleibt immer jene, die den Mann erhebt oder erniedrigt. — Es steht fest, die Frau hat eine Aufgabe in der Gesellschaft zu erfüllen. —

Worin besteht diese Aufgabe?

Im Heidentume, in der griechischen Antike zum Beispiel, war die gesellschaftliche Pflicht der Frau, schön zu sein, — modern gesagt: die Frauen machten „Funktion“ der Schönheit. Man verlangte weiter nichts von ihnen, als schön anzuschauen zu sein, dafür zollte man ihnen einen gewissen Kult. Jene, die sich nicht darum bewerben konnten, zählten nicht. Sie fanden ihren Platz nur im Gebiete der dienstbaren Vernützlichung, wenig, sehr wenig über dem Tier stehend. — Arbeits- oder Vergnügungstier, zwischen diesen beiden gleichniedrigen Polen schwankte die soziale Stellung der Frau. Die Seele der Frau besaß nichts von alledem, was man mit Recht für sie fordern konnte.

Diese heidnische Idee hat das Heidentum selbst noch überdauert. Die Renaissance mit ihrer Verherrlichung der materiellen Form, die ihr Grundbegriff gewesen, ist die Wiederherstellung dieses Gedankens geworden. Selbst in unseren Tagen, bewußt oder nicht, herrscht diese Idee noch bei einer großen Zahl unserer Zeitgenossen. Begegnen uns nicht leider täglich Frauen, deren Religion ihre Schönheit ist, und welche überzeugt sind, daß ihre Eleganz alles entschuldigen muß, daß ihre Anmut von allem freisprechen muß, weil sie sich selbst vergöttern?

Doch das kann unmöglich die gesellschaftliche Aufgabe der Frau sein. Bestände sie einzig darin, „schön zu sein“, eine zu große Anzahl verfehlte zu ernstlich diese Pflicht.

Als das Christentum kam, brachte es dorthin Ordnung und Bestimmung, wo nur die Unmäßigkeit der Ideen und der Handlungen herrschte, und gab der Frau ihren Platz in der allgemeinen Harmonie und Zusammensetzung der Menschheit. Das Christentum hat Großes für die Frau getan, indem es dem Manne die Achtung vor der Frau einflößte. Die Huldigungen, deren Gegenstand, besser, deren Opfer sie gewesen, waren verächtlich und verächtlichmachend. Daß die Frau geworden, was sie heute ist, verdankt sie dem Christentume. Und wenn im allgemeinen die Frau religiöser ist als der Mann, begleicht sie damit einfach eine Schuld der Dankbarkeit.

Um der Frau ihren gottgewollten Platz zu sichern, restaurierte das Christentum die Familie. Hier ist es, wo die Frau ihren Platz findet — für alles, was sie hier opfert durch Unterwerfung und Selbstverleugnung, erhält sie einen gleichwertigen Ersatz an Achtung, Einfluß und Rücksichten.

Zunächst die Stellung der Frau als Gattin!

Mitbesitzer des Namens und der Ehre ihres Gatten, ist die echte Frau die unermüdliche Gefährtin jenes, dem sie ihr Herz geschenkt. Eine ganze Domäne des gemeinsamen Lebens ist ihr ausschließlich vorbehalten, die sie beherrscht als Herrin des Hauses. „Herrin des Hauses“, — rief Bischof Dupanloup den Frauen Orleans zu — „ja, ihr habet diese große Würde, diese große Ehre mit all den großen Rechten, den großen Pflichten, die damit verknüpft sind....“ Herrin des Hauses, dieser Titel sagt vieles: Herrschaft, Autorität, Supremat, Wachsamkeit, Sorgsamkeit, Bekümmernis. — Sie sehen also, diese Würde ist weit davon entfernt, eine Sinekure zu sein.

Doch es hieße die Aufgabe der Frau vermindern, wollten wir nur von diesem Teile ihrer Rolle reden. Gefährtin des materiellen Lebens des Mannes, ist sie noch viel mehr die Gefährtin seines geistigen und moralischen Lebens. Sie muß ihn mit ihrer Milde in seinen täglichen Mühen unterstützen, ihn aufrichten, wenn die Last ihm zu schwer dünkt, ihn führen mit ihrem Rate, ihm helfen durch ihre Worte — oft auch durch ihr Schweigen. Sie muß ihm untergeordnet sein, aber diese Unterordnung, weit entfernt, sie zu erniedrigen, erhebt sie und gibt ihr unter einer anderen Gestalt, in der Form von Liebe und Achtung, die Herrschaft zurück, die Gott dem Manne über sie anvertraut hat. — Die Frau muß der wahre Gefährte, der wirkliche Teilhaber des Mannes sein.

Nun die Rolle der Frau als Mutter.

Wann wird das Mütterlichkeitsgefühl in der Frau geboren? Es ist schwer festzustellen. Ich für meinen Teil glaube, daß es nicht erst im Leben beginnt; es ist ein Keim der Seele, gleichzeitig mit ihr geschaffen, der sich nur zu entwickeln braucht. Ist das kleine Mädchen nicht schon mütterlich, das mit der Puppe spielt, sie pflegt, verzärtelt, wiegt und mit wahrer Liebe dieses Stück Porzellan oder Karton liebt?

Welche Aufgabe wäre größer als die der Mutter? Verknüpft mit ihren Kindern durch die Bande einer unfaßlichen Vertraulichkeit, formt sie ihre Körper und opfert dieser Pflicht alles: Schönheit, Gesundheit, Stärke, selbst das Leben, überglücklich, zu geben, ohne zu zählen und ohne zurückzufordern; belohnt für diese Liebe durch einen Strom gesteigerter Liebesfähigkeit, die nur zu geben verlangt, die nie zur Quelle zurückverlangt, denn die echte Liebe ist nichts als die absolute Fülle der Unterwerfung, der Ergebung und des Selbstvergessens.

Doch über dem Körper die Seele — die Seelen ihrer Kinder. Das ist der Mutter heiligste Pflicht, diese kleine Seele in ihre schützende Sorge zu nehmen, diese Seele, schwankend noch von der Erbsünde, die sie nun formen und erziehen darf zur peinlichen Ausübung der Tugend. Die Mutterseele zeigt der Kindesseele das Gute und das Böse, zeigt ihm die Entscheidung zwischen beiden, lehrt sie die Geheimnisse des Kampfes, warum man darin unterliegt, wie man sich darüber erhebt. Wenn aus dem Kinde der bewußte, vollendete Mensch geworden, verläßt es die Vormundschaft der Mutter, und doch werden es immer ihre Lehren, ihre Unterweisungen sein, die der Schutz, die Führung seines Daseins, der Pol seines moralischen Lebens bleiben werden. Das, was man den Menschen, den moralischen Menschen nennt, ist etwa im zehnten Jahre schon gebildet und

es wird immer ein Unglück sein, wenn dies nicht auf den Knien und durch den Einfluß einer christlichen Mutter geschieht. Wenn die Hand der Mutter auf der Stirn des Kindes den göttlichen Charakter eingeprägt hat, kann man sicher sein, daß die Hand des Lasters ihn niemals ganz verwischen wird.

Einfacher, aber immer noch wichtig genug ist die Stellung der Frau als Tochter in der Familie. Sie ist die Geberin der Freude und Heiterkeit eines Hauses. Wenn düstere Sorgen den Horizont der Familie verdunkeln, wenn Angst- und Not ihre bittere Rune auf die elterlichen Stirnen schreibt, wenn in die Herzen die große Traurigkeit als ungebetener Gast einzieht, dann flüchtet alles, was Glück und Heiterkeit heißt, zum Herzen des jungen Mädchens. Um seinen Frühling nicht zu verdunkeln, vergißt der Vater einen Augenblick seine Sorgen, die Mutter ruft ein leichtes Lächeln auf ihre schmerzverhaltenen Lippen zurück, gleich einem Sonnenstrahl über dem Schnee.

Man verlangt von dem jungen Mädchen noch nichts weiter, als glücklich und heiter zu sein, damit durch Zurückstrahlung dieses Glück und diese Heiterkeit sich allem aufprägt, was sie berührt.

Doch seine Rolle hat auch eine ernstere Seite. Das junge Mädchen ist die berufene Stütze und Hilfe der Mutter im aufreibenden, tausendfältigen, täglichen Werke. Sie ist der Adjutant, der die Befehle überbringt, ihre Ausübung überwacht, dem führenden General den Rapport erstattet. Sie ist die Vertraute, die unschuldige Verbündete der Brüder und jüngeren Geschwister, immer bereit zu helfen, kleine Opfer zu bringen. Das junge Mädchen beginnt so schon frühzeitig die Ausübung des höchsten Frauenberufes: Unterwerfung und Selbstvergessen.

Dann gibt es im Kreise der Familie aber noch eine Frau — fast hätte ich mich vergessen —, die alte Jungfer! Einstmals war es Mode sie zu fürchten und zu verspotten — etwas besser ist es doch schon geworden. Vertrocknet an Herz und Geist, die Zunge noch spitzer als die Ecken ihrer Schultern und Ellbogen, das war das wenig schmeichelhafte Bild, das man von ihr entwarf. So pikant das Porträt auch sein mag, ähnlich ist es Gott sei Dank nicht.

Wißt ihr, was die Ursache dieses oft bespöttelten Zölibates ist? Kennt ihr seine vielmals rührende, edle Ursache? Um sich einem Vater, einer Mutter, die ihrer bedürfen, zu widmen, läßt sie freiwillig ihre Jugend verfließen, wendet sie mutig die Blicke ab, wenn das Glück sich ihr zu nahen scheint. Vielleicht hat sie ihr Leben auch ihren Geschwistern zum Opfer gebracht, wer weiß, in welcher undankbaren, unaufhörlichen Pflicht sie sich aufreibt? Vielleicht brennt in ihrem Herzen auch jene stillwärmende Flamme, die jene größten aller Seelen durchleuchtet, die ihr Eigenglück dem Hilfeschrei der allgemeinen Menschheitsnot, die ganze, ungeteilte Kräfte verlangt, geopfert haben. In der Familienbibliothek ist die alte Jungfer eines jener alten, unscheinbaren Büchlein „en chagrin", in denen oft der Weisheit und Güte lauteres Gold bescheiden verborgen liegt.

Das ist in großen Zügen der Platz der Frau in der Familie. Hier ist ihr Platz — das ist ihr Stand —, darin liegen ihre Standespflichten, die sie hier und nur hier erfüllen und ausüben kann, denn die Frau ist nur in Ausnahmen zum Austreten im öffentlichen Leben berufen.

Peinlichste Ausübung ihrer jeweiligen Standespflicht — bester Sozialismus der Frau!

Man wird mir erwidern: „Wie, wenn alles um uns her leidet, wenn der steigende Sumpf der Ungerechtigkeit und des Elends alles mit seiner Flut überschwemmt, sollen wir unempfindlich bleiben, sollen wir ruhig zu Hause bleiben, statt eiligen Laufes dorthin zu eilen, wo das Elend auf uns wartet? Das Volk leidet, das Volk schreit zu uns auf, nein, wir können, wir werden nicht taub sein für diesen Ruf." Und die Blicke entflammen sich, die Hände arbeiten nervös und die Füße stampfen ungeduldig, die Geister kochen und die Herzen strömen über von Eifer. Ja, sicher, das Elend, die Not steigen und in ihrem Gefolge die Schmerzen und Laster. Ja, sicher, das Volk leidet, und wenn heute der Heiland von neuem zur Erde wiederkehrte, riefe er nicht ein zweites Mal: „Mich erbarmet des Volkes"? Was bleibt denn jenen Aermsten der Armen, denen man die Hoffnung auf endlichen Frieden, endliche Belohnung, den Glauben an eine andere Welt, ans Jenseits geraubt, anderes als Haß und Verzweiflung? Ja, sicher! Keiner kann, keiner darf gleichgültig bleiben gegen den hilfeheischenden Verzweiflungsschrei, der die Welt durchzittert. Schreie der Verwünschung, aber auch Schreie der Schmerzen. Gehet zum Volke, gehet zum Volke! Dort ist euere Pflicht. Aber lernet erst die Zeit und die Art und Weise kennen, wann und wie ihr gehen müßt. Gehen ohne die nötige Ausrüstung, heißt vorzeitige Abenteuer herausfordern, von denen man geschlagen, geschwächt zurückkehrt, und wer sich selbst schadet, schadet der Sache, für die er kämpft. Die Stellung und der Einfluß der Frau wird nicht geschwächt dadurch, daß der Plan ihrer Bestrebungen weniger weit ausgedehnt ist. Das Nächstliegende gewissenhaft vollbringen, ist die fruchtbringendste und vollkommenste Verwirklichung unserer Pläne.

Damit soll der Frau keineswegs die Unterstützung irgendwelchen caritativen Werkes untersagt werden. Darin haben die Frauen immer Großes geleistet, gibt es doch kaum ein materielles oder moralisches Elend, dem nicht irgendeine Frauenschöpfung wirksam entgegenarbeitet. Aber diese Werke dürfen nicht störend in die eigentliche Frauenaufgabe eingreifen. Euer Leben werde euer Hauptwerk. Das Werk der Frau ist die Familie und die Pflichten, die ihr hieraus erstehen. Dies schließt die übrigen Werke nicht aus, vorausgesetzt, daß die Frau die Stärke hat, die generöse Versuchung, ihre Innentätigkeit der Außentätigkeit unterzuordnen, zu überwinden. Diese Zurückhaltung entspringt daraus, daß nicht alle unsere Pflichten mit gleicher Strenge von uns gefordert werden; die einen sind obligatorische, die anderen fakultative Pflichten. Die letzteren werden erst von uns verlangt, wenn die ersteren erfüllt sind. Ich leihe mir einen geometrischen Vergleich, um den Gedanken klarer auszudrücken. Setzen wir mehrere konzentrische Kreise voraus, in deren Mitte wir die Frau stellen. Auf dem ersten Kreis stehen ihre primordialen Pflichten eingeschrieben, jene, die sich auf die Familie beschränken; auf den anderen sind ihre übrigen Pflichten eingeschrieben, in abnehmender Ordnung, Wichtigkeit und Notwendigkeit. Die Frau kann an dem weitest entfernten Kreis nur ankommen, indem sie die näherliegenden durchschreitet, das heißt fernerliegende Pflichten erst dann erfüllen, wenn die nächstliegenden, wichtigeren genügend erfüllt sind.

Wenn es weniger begabte, schwächere oder überbürdete Frauen giebt — und es gibt sie —, darf man ihnen nicht sagen: Gehet weiter hinaus, suchet ein größeres Tätigkeitsfeld! Ihr seid zu schwach, 10 Kilos zu heben, versuchet es deshalb mit 100 Kilo! Wahrhaft, das wäre unerlaubt und gefährlich, denn wer zu starke Lasten hebt, zerbricht sich das Rückgrat. —

Doch ich bin unbesorgt! Einige Ausnahmen abgerechnet, die durch einen gewissen „Snobismus" zu ausgedehnterer, sozialer Tätigkeit angespornt werden, sind jene, denen die Erfüllung ihrer familialen Pflichten nicht genügt zur Ausfüllung ihres Lebens, gerade diejenigen, die ihre erstklassigen Pflichten am besten erfüllen. „A la guerre ce sont toujours les mêmes, qui se font tuer!"

(Schluß folgt.)

Zur Hebung der katholischen Literatur.

Anregungen von Hans Eschelbach, Bonn.

Es vergeht kaum eine Katholikenversammlung, bei der man nicht begeistert versichert, die katholische Literatur müsse gehoben werden. Idealisten sind über solche Versicherungen sehr erfreut, vergessen aber später nachzufragen, was zur Hebung der katholischen Literatur denn praktisch geschehen ist.

Man hebt die katholische Literatur nicht, indem man ihre Vertreter um Autogramme, um Stammbuchverse, um ihr Konterfei oder um Gratiszusendung ihrer Werke mit eigenhändiger Widmung bittet und es nicht einmal für nötig hält, das Rückporto beizulegen. Die katholische Literatur wird auch nicht gehoben, wenn Studentenbibliotheken, Gefängnisbüchereien, Volksbildungsvereine oder Stadtbibliotheken auf gedruckten Formularen die Autoren veranlassen wollen, ihre Bücher selbst zu kaufen und sie den Formularabsendern zu schenken. Wenn Volksbüchereien die Autoren bitten, zwecks Massenverbreitung ihre Erzählungen usw. gratis oder gegen ein Honorar zu schreiben, das kaum den Schreibgebühren eines Gerichtsvollziehers entspricht, so ist auch damit wirklich noch nichts zur Hebung der katholischen Literatur getan. Wenn große, zahlungskräftige Zeitungen aus Sparsamkeitsrücksichten dazu übergehen, wenigstens viermal billige Uebersetzungen fremdsprachlicher Romane zu bringen, ehe sie eine einzige Originalarbeit deutscher Autoren veröffentlichen, so vermißt man auch hier den guten Willen zur „Hebung" der katholischen Literatur.

Ich habe einen bedeutenden katholischen Dichter gekannt, der mit seiner Familie unverschuldet in große Not geraten war und dem man nicht die Beschämung ersparte, öffentlich mit dem Klingelbeutel für ihn rund zu gehen. Gab es denn keine katholischen Großkapitalisten, keine reichen katholischen Verleger, die da einmal stillschweigend einen tiefen Griff in ihre Geldkatze hätten tun können? Ich habe nichts davon gehört, aber ich habe auf der Liste einen unserer reichsten Verleger gefunden, der großmütig 3.50 M gezeichnet hatte.

Nicht immer ist es „auf der andern Seite" besser. Liliencron zum Beispiel mußte es sich gefallen lassen, daß er von siebenhundert deutschen Zeitungen als „notleidend oder bedürftig" ausgeschrieen wurde, bis schließlich für ihn die überwältigend große Summe von zweihundert Mark dabei herauskam.

Bis jetzt ist mir keine deutsche Katholikenversammlung bekannt, die dem Direktor eines deutschen Stadttheaters eine Summe garantiert und ihn so veranlaßt hätte, als Festvorstellung einmal das Werk eines katholischen Autors aufzuführen. Verfügen wir Katholiken wirklich über keine bühnenreifen Stücke, so könnten wir doch wenigstens den Versuch machen, bei Katholikenversammlungen mustergültige Stücke für Vereine aufführen zu lassen, um dadurch den erschienenen Gästen aus dem ganzen deutschen Vaterlande die Anregung zu geben, ihr Augenmerk in Zukunft mehr als bisher auf die künstlerische Ausgestaltung der katholischen Vereinsbühne zu richten. Ich selbst habe mich wiederholt in dieser Angelegenheit rechtzeitig brieflich an die Leiter großer Katholikenversammlungen gewandt und vergebens ihre Aufmerksamkeit auf den besprochenen Gegenstand zu lenken versucht — die Herren waren manchmal so beschäftigt, daß sie mir nicht einmal Antwort zukommen ließen.

Wo hat eine Katholikenversammlung getagt, die es für ihre Ehrenpflicht angesehen hätte, einmal einem katholischen Dichter eine anständige Summe zu garantieren und ihn einzuladen, vor den Vertretern des katholischen Deutschland eine Auswahl seiner besten Dichtungen vorzutragen? Und doch liegt gerade darin ein wirksames Mittel, die Dichter selbst anzuregen, sie öffentlich zu ehren, die katholische Dichtung allgemein bekannter zu machen und auch solche Leute für sie zu gewinnen, die ihr leider immer noch sehr fern stehen. Bei jeder Katholikenversammlung könnte ein anderer Autor, eine andere Autorin eingeladen und so aus der Schmollecke heraus in den Vordergrund des Interesses gestellt werden.

Freie literarische Vereinigungen haben uns das Beispiel gegeben, Autoren und ihre Dichtungen dadurch weiteren Kreisen bekannt zu machen, daß man sie bittet, ihre Werke selbst öffentlich vorzutragen. Zwar ist nicht jeder Dichter ein tüchtiger Rezitator; aber der literarisch Gebildete hört lieber die eigenen schlichten Herzenstöne des Dichters, als die oft äußere Effekthascherei des berufsmäßig mit fremden Dichtungen herumreisenden Schauspielers. Während namentlich der Lyriker mit dem Honorar seiner Dichtungen durchaus nicht vor der Not des Lebens geschützt ist, gibt es berufsmäßige Rezitatoren, die in einem Winter zehntausend Mark verdienen, indem sie die schutzlosen Lyriker einfach plündern. Hier müßte die Gesetzgebung, hier müßte das Urheberrecht einen Riegel vorschieben und die erwerbsmäßige Ausnutzung der Dichtungen durch Unbefugte verbieten oder nur gegen Honorar gestatten. Jedenfalls haben Vorträge eigener Dichtungen einen ganz besonderen Reiz, und katholische Bürgervereine, katholische kaufmännische Vereine, katholische Lehrer- und Lehrerinnenvereine, Volksbildungs-, Arbeiter-, Gesang- und Gesellenvereine sollten mehr als bisher darauf bedacht sein, tüchtige katholische Autoren zum Vortrage eigener Dichtungen zu gewinnen. Gegen ein Mindesthonorar von hundert Mark werden die meisten Autoren gerne bereit sein, der Einladung zu folgen. Selbst kleinere Vereine können solche Dichterabende veranstalten und aus dem Ueberschuß ihre Kasse noch füllen, wenn sie nicht nur ihre Vereinsmitglieder, sondern das breite Publikum dazu einladen und ein angemessenes Eintrittsgeld erheben. Grade durch die Veranstaltung von Vorträgen eigner Dichtungen kann das Volk für die katholische Literatur gewonnen, kann dem oft von Schauspielern an die Wand gedrückten Autor Gelegenheit geboten werden, seine traurig kleinen Einnahmen zu verbessern; er kann aus eigner Anschauung Land und Leute kennen lernen und wird dadurch gewiß zu frischem, neuem Schaffen angeregt werden. Schließlich dürften solche Vortragsabende auch die Nachfrage nach den Werken katholischer Autoren heben, die jetzt in den meisten Fällen recht schwach ist. Veranstalten wir also, um mit der Hebung der katholischen Literatur wenigstens von einer Seite aus einmal ernst zu machen, öffentliche Dichterabende!

Nachahmenswerte Reiseverbilligung.

Von

Dr. Brüning (Aachen).

Der Vorsitzende des Aachener Verkehrsvereins sagte kürzlich unter dem Beifall einer größeren Versammlung, es sei unbegreiflich, daß man in Deutschland das Reisen verteuere, während Staaten wie Frankreich, Belgien, Holland und die Schweiz es verbilligten. Die rheinischen Verkehrsvereine blicken mit Sorge in die Zukunft. Sie fürchten mit Recht, daß die ohnehin schon bedenkliche Ablenkung des Durchgangsverkehrs infolge der Fahrkartensteuer noch größeren Umfang annehmen könne. Zunächst ergeben sich Schwierigkeiten wegen der Behandlung der im Auslande aufliegenden direkten Fahrkarten nach Deutschland, der in Deutschland aufliegenden Fahrkarten nach dem Ausland und der kombinierten Rundreisehefte, der Berechnung der Fahrgeldrückerstattung u. a. Statt von Paris nach Wien über Deutschland wird man durch die Schweiz fahren, und die Engländer werden auf ihrer Fahrt nach Italien Holland, Belgien und Frankreich bevorzugen, welch letzteres sich jetzt ganz besonders bemüht, die englischen und amerikanischen Reisenden an sich zu ziehen. Die Besteuerung der Durchgangsreisenden kann geradezu verhängnisvoll werden, wenn man bedenkt, daß der ganze Verkehr zwischen Amerika, England und Frankreich einerseits und zwischen Oesterreich, den Balkanländern, Südrußland und dem ganzen Orient anderseits unter völliger Umgehung Deutschlands sich vollziehen kann. Die Existenz der Luxuszüge, beispielsweise der über Aachen—Köln und weiter, wird durch die Umgehung bedroht. Viele Durchgangsreisende unterbrechen ihre Fahrt, machen Einkäufe, knüpfen Verbindungen an und bringen so in volkswirtschaftlicher Hinsicht Deutschland Nutzen. Auch das kann wegfallen. Und so entgehen uns nicht nur Fahrgeld und Steuer, sondern auch ganz erhebliche wirtschaftliche Vorteile.

Allenthalben kann man hier hören: Wer wird jetzt noch, wenn er es nicht muß, für 4.20 M nach Köln fahren (70 km), wenn man für 3 Gulden (5.10 M) in zweiter Klasse nach Amsterdam (270 km) fahren kann! Wer wird für 41 M nach Berlin fahren, wenn man für 16 M in zweiter Klasse 5 Tage lang ganz Belgien bereisen kann!

Wir müßten diese holländischen und belgischen Einrichtungen nachahmen, um die schlimmen Folgen der Fahrkartensteuer, die nicht ausbleiben werden, einigermaßen zu beseitigen. Holland hat das Kilometerheft (in Deutschland nur das Großherzogtum Baden) mit 40 Prozent Rabatt und das Ferienbillett. Mit letzterem durchfährt man die 354 km lange Strecke von Simpelwald bei Aachen nach Groningen in Personen- und Schnellzügen (nur nicht D- und Luxuszügen) in der ersten Klasse für 4, in der zweiten für 3, in der dritten für 2 Gulden; in der letzten zahlt man also für den Kilometer nicht einmal 1 Pfennig. Und das holländische Eisenbahnwesen steht sich sehr gut dabei. Die Ferienbillette werden in den Monaten Juli, August und September ausgegeben und berechtigen zur Benutzung aller Linien der Staats- und Zentralbahn.

Belgien hat die 5 bis 15 tägigen Abonnementskarten, gültig zur beliebigen Fahrt auf sämtlichen Strecken der belgischen Staatsbahn, zu folgenden Preisen: 5 tägige Karten 1. Klasse 28.80 M, 2. Klasse 20.55 M, 3. Klasse 13.50 M; 15 tägige Karten 1. Klasse 53.55 M, 2. Klasse 37.05 M, 3. Klasse 22.95 M. In diesen Preisen ist die zu hinterlegende Kaution von 4 M enthalten, die bei Rückgabe der Karten zurückerstattet wird. Auch die belgische Bahn erzielt mit dieser Einrichtung vorzügliche Einnahmen. In einem belgischen Wagen sind oft so viele Reisende wie in einem ganzen Zuge auf der Strecke von Allenstein nach Königsberg oder am Niederrhein. Belgien erfreut sich schon seit Mitte April einer ungewöhnlich großen Zahl von Besuchern aus Amerika und England. Im Rheinland ist davon auch jetzt noch wenig zu bemerken. Die Hotels in Brüssel und Antwerpen machten schon im April so gute Geschäfte, wie die Gasthäuser in Aachen und Koblenz sie wohl kaum während der eigentlichen Reisesaison machen werden.

Italien.

O Fürstin Italia, süße Frau,
Du Land der schimmernden Blütenbäume,
Deine wilde Sonne, dein Himmelsblau
Durchfunkelte meiner Kindheit Träume.

Mich durchflammte zehrender Sehnsucht Lust
Nach deinen Pinien und silbernen Flüssen.
Mir schien, an deiner glühenden Brust
Würd' im Rausche des Glückes ich sterben müssen.

Nun hab' ich schon oft deine Schönheit gespürt
Und betörendes Rauschen in deinen Hainen,
Doch ein anderes Fühlen hat mich berührt:
Halb war es ein Frösteln, halb war es ein Weinen.

Ich habe dem Alltag mein Herz verkauft
Seitdem und dem schwatzenden Schwarme der Toren.
Und die Sehnsucht der Jugend, in Flammen getauft,
Ich hab' sie im Staube der Stunde verloren.

Wohl braust dein Frühwind wie junger Wein
Und die Wipfel der alten Pinien glänzen,
Doch unsrer Jugend verödeter Hain
Ragt starr und stumm mit dorrenden Kränzen.

Kaum bricht durch Nebel des Alltags leis
Noch heil'ger Erinnerung oft ein Funken
Auf verschüttete Marmorbilder weiß,
Auf das Schloß unsrer Träume, in Trümmer gesunken.

Lorenz Krapp.

Des Freundes Vermächtnis.

Von

Dr. H. Jos. Brühl, Münster.

Ein Frühlingsgewitter hatte ausgetobt. Das letzte Wetterleuchten des stürmischen Tages zuckte um die wildgezackten Wolkentürme, deren dunkle Konturen sich scharf abhoben von dem lichten Abendhimmel.

Dr. Walter, der Leiter der Lungenheilstätte, und ich wandelten in den vom Regen reingescheuerten Kieswegen der Anlagen des Sanatoriums.

Irgendwo, ferne sang eine Amsel.

Unseren Gedanken hingegeben atmeten wir die ozonhaltige Luft, die sich mit dem frischen Maienduft der Frühlingsblumen mischte.

Seit etwa drei Jahren kannte ich Dr. Walter. Er mochte Mitte der Dreißiger sein, ein ernster, stiller Mann. In unserer Stadt hatte er eine Lungenheilstätte für Kranke aus dem Arbeiterstande errichtet. Diesen Aermsten widmete er seine reichen medizinischen Kenntnisse und sein bedeutendes Vermögen. Ich wußte, tausend heiße Dankestränen von Siechen, die er geheilt, von Unglücklichen, deren letzte Schmerzen er gelindert hatte, waren auf seine Hand gefallen. Täglich liefen zahlreiche Danksagungen ein von Müttern, deren Kindern er das Leben gerettet, von Familien, denen er den Ernährer zurückgegeben hatte.

Und doch bewahrte dieser edle Menschenfreund eine seltene Bescheidenheit. Wenn in der Gesellschaft seiner Tätigkeit mit vorlautem Lobe gedacht wurde, wußte er stets mit liebenswürdiger Vornehmheit das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken. —

Wir waren an einen Rosenstrauch gekommen, dessen erste schwellende Knospen der Frühlingsregen erschlossen hatte.

Dr. Walter blieb stehen.

„Eine weiche, wehmütige Erinnerung", sagte er, „überkommt mich jedesmal, wenn ich die ersten Rosen des Lenzes ihre Pracht entfalten sehe. Dann denke ich an einen, der mein teuerster Freund war, dem ich viel, ja alles verdanke."

Diese Worte waren mit Ernst und Rührung gesprochen.

Dr. Walter schwieg, und ich vermied es, durch neugieriges Fragen an ein Geheimnis zu rühren, das in seiner Seele zu schlummern schien.

Schweigend schritten wir weiter. — Die dunkeln Wolkenmassen hatten sich zerteilt und boten seltsame Gebilde. Stolz durchfurchte die Welle der Himmelsbläue eine prächtige Fregatte. An ihrem Spriet leuchtete der Abendstern und die Maste umwehten zarte Wolkenflocken, vom letzten Sonnenscheine gerötet, wie purpurn flatternde Wimpel. Dann folgten schwere Kauffarteischiffe, von zahlreichen Wolkenkähnen umschwärmt. Sie alle eilten der gesunkenen Sonne nach, begierig, an den leuchtenden Gestaden der Unendlichkeit zu landen. Nun war die letzte Welle zerflossen. Der Himmel war heiter, im Westen goldgerändert. Kristallhell und ruhig war die Luft. Eine große Feier lag in der Natur.

Wir bestiegen einen kleinen Hügel, von wo aus man das Sanatorium überblicken konnte. Auf einer Holzbank, die unter einer Linde errichtet war, ließen wir uns nieder.

Dr. Walter ergriff meine Hand. Seine seelenvollen, blauen Augen tauchten tief in die meinen:

„Ich glaube, Sie werden mich verstehen," sagte er, „es drängt mich, einem Menschen mitzuteilen, wem für dieses Werk — mit einer Handbewegung wies er auf die Anstalt — der Dank gebührt."

Ich sah ihn verwundert an. Aber er achtete nicht darauf und fuhr fort: „Ich war der einzige Sohn reicher Eltern. Meine Mutter starb früh und mein Vater folgte ihr, als ich kaum meine Gymnasialbildung vollendet hatte, mir ein bedeutendes Vermögen hinterlassend. Ich war jung und leichtsinnig. Die Freuden des Lebens ladeten und lockten; ich besaß die Mittel, sie mir zu verschaffen. Ich ließ mich mit fortreißen in den Wirbel der Vergnügen und genoß bis zum Uebermaß.

Im Rausche eines Festes befiel mich ein Blutsturz. Eine zehrende Krankheit schloß sich daran an.

Den Becher des Genusses mußte ich wegschleudern, ehe ich ihn bis zur Neige geleert hatte.

Mir blieb nichts übrig, als in einem Sanatorium für meinen dem Siechtum verfallenen Körper ein Unterkommen zu suchen. Reue über meine Vergangenheit empfand ich nicht; nur Ekel an meinem zwecklosen Dasein.

In der Anstalt lernte ich einen jungen Mann kennen, dessen ganzes Wesen einen tiefen Eindruck auf mich machte.

Er stammte aus einer Familie, in der die Lungenschwindsucht erblich war. Seine Eltern hatte diese Krankheit dahingerafft, seine beiden Geschwister waren in jungen Jahren daran gestorben. Ihn hatte das Schicksal in den ersten Semestern seines hoffnungsvollen Universitätsstudiums erreicht.

Und doch, nie klagte er über sein nicht verschuldetes Geschick. Er trug sein Leiden mit seltenem Gleichmut. Die großen Ideen, die seine Seele erfüllten und um derentwillen er am Leben hing, bildeten den Gegenstand seiner Gespräche. Sein Gemüt glich einem stillen Hafen, darüber der Geist steter Emsigkeit liegt, wo hundert Schiffe mit reichen Lasten beladen werden, um darbenden Küsten beglückende Schätze zu bringen. Dieser Charakter, der von dem meinen so verschieden war, zog mich mächtig an. Wir wurden Freunde. Stundenlang konnte ich den Worten dieses Jünglings lauschen, wenn er in seinem Sessel lag oder mit mir durch die Gänge des Wintergartens wandelte und von der Größe des Mitleids und den Pflichten des Menschen gegen seine leidenden Mitbrüder sprach. Dann wurde das hektische Rot seiner Wangen zu heller Glut entfacht und verbreitete sich wie ein leuchtender Schimmer über das ganze Antlitz, und nur der heimtückische Husten vermochte den begeisternden Redestrom zu unterbrechen.

Ich lernte den wahren Wert des Lebens kennen und die höchste Aufgabe unseres Daseins: selbstvergessendes Wirken für das Wohl anderer.

Der Winter, zu dessen Anfang ich das Sanatorium aufgesucht hatte, war vorüber. Es schien, als würde meine Natur das Uebel, das seine Pranke nach mir ausgestreckt hatte, überwinden. Mein Freund reifte langsam dem Grabe zu.

Es war ein erster Frühlingsabend. Warm und weich war die Luft. Wir lustwandelten im Garten.

Plötzlich blieb mein Freund stehen und sah mich mit den tiefliegenden Augen, in die Tränen getreten waren, lange an.

Sich zu einem Lächeln zwingend, sagte er: „Nicht wahr, ich bin ein seltsamer Schwärmer? Was kann ich der Mensch…

bieten, die mich nur aus Mitleid noch für ein paar Tage beherbergt? Aber Sie, Sie werden genesen, versprechen Sie mir, daß Sie Ihre Kräfte in den Dienst Ihrer Mitmenschen stellen werden."

Ich wollte durch eine scherzhafte Bemerkung das Gespräch, das ihn sichtlich angegriffen hatte, ablenken. Das Wort erstarb auf meinen Lippen.

Der Nachtwind ging rauher. Ein heftiger Hustenanfall zwang meinen Freund das Zimmer aufzusuchen. Ein stummer Händedruck; wir trennten uns.

Noch an demselben Abend suchte ich den Arzt der Anstalt auf, um mich über den Zustand meines Freundes unterrichten zu lassen.

„Ich fürchte," sagte mir der Arzt, „wenn die Blumen der Erde entsprießen, wird man Ihren Freund in den kalten Schoß hinabsenken. Die erste Rose dieses Frühlings, glaube ich, wird er nicht mehr erleben."

Während der folgenden Tage herrschte stürmisches Vorlenzwetter. Ein letzter Anfall meines Uebels zwang mich, das Zimmer zu hüten.

Eines Morgens erwachte ich. Ich fühlte mich erquickt und gekräftigt wie nie in den Tagen meiner Krankheit.

Die Vögel sangen. Etwas Weißes schwankte vor meinem Fenster hin und her. Es waren die Zweige eines Kirschbaums, welche die Frühlingsnacht mit zartem Blütenschnee bedeckt hatte. Ich öffnete das Fenster. Ein warmer Hauch kam mir entgegen. Heiter blaute der Himmel über dem in frischem Grün stehenden Garten.

Schnell kleidete ich mich an und ging zu einem Morgenspaziergang in den Park hinab. Dort begegnete ich dem Arzte. Ein kummervoller Ernst lag auf seinem Gesichte. Als er mich sah, erhellten sich seine Züge. Er kam auf mich zu, und indem er mir die Hand entgegenstreckte, sagte er: „Ich wünsche Ihnen Glück, Sie haben überstanden." „Und wie geht es meinem Freunde?" war meine erste Frage.

Da zuckte es schmerzlich um die Mundwinkel des Arztes. Stumm deutete er auf das Rosenbett des Gartens. Zahlreiche Knospen, aus deren grüner Umhüllung es rot leuchtend hervorquoll, lachten uns entgegen. Eine Rose strahlte voll entfaltet im Glanz und Duft. Eine Ahnung durchzuckte mich.

„Mein Freund ist tot," sagte ich.

„Soeben ruhig verschieden," kam es tonlos von den Lippen des Arztes, „die erste Rose hat er nicht mehr gesehen."

An einem prächtigen Frühlingsmorgen wurde mein Freund im dunklen Zypressenhaine der Anstalt begraben.

Die erste Rose des Lenzes schmückte seine kalte Brust. Und als der Abend kam, sangen ihm die Nachtigallen eine Totenklage.

Wenige Wochen später verließ ich die Anstalt. Ich war geheilt. Als ich von meinem toten Freunde Abschied nahm, da leistete ich auf seinem Grabhügel einen heiligen Eid, das Vermächtnis, das er mir an jenem Frühlingsabende, da ich ihn zum letzten Male sah, hinterlassen hatte, treu zu erfüllen. Ich studierte Medizin. Mein Vermögen und die Hilfe der Menschen, die ich für meinen Plan zu begeistern wußte, machten es mir möglich, dieses Werk zu gründen und zu erhalten."

Dr. Walter schwieg. Ich war tief ergriffen und drückte warm die Hand des edlen Menschen.

Der Mond war im vollen Glanze aufgegangen. Sein weißes, beruhigendes Licht sickerte in perlenden Tropfen durch das frische Laubwerk der Linde.

Wir waren aufgestanden und schritten dem Ausgang des Parkes zu.

„Sehen Sie," sagte Dr. Walter, „wie schön der Mond leuchtet. Und doch ist sein Licht, das uns erfreut, nur der Widerschein der Sonne. Nun, da Sie meine Geschichte kennen, wissen Sie, daß das Beste an meinem Werke einem anderen gehört, der längst in der kühlen Erde schlummert. Mein Wirken ist nichts als der Mondschimmer seiner großen Sonnentat. Und doch gibt es etwas, das mich hoch über den Werkeltag hebt, das eine stille Weihe auf alles legt, was ich tue; das Bewußtsein, daß ich den letzten Willen meines Freundes erfülle." — Wir waren bei dem Gittertor angelangt. Dr. Walter öffnete, und wir verabschiedeten uns.

Noch hörte ich, wie der Schlüssel im Torschloß klirrte und die Schritte des Arztes in den Kieswegen verhallten. Dann wurde es still um mich her.

Eine stimmungsreiche Nacht umwob mich mit ihrem Zauber, eine jener Frühlingsnächte, da die Erde ihren schönsten Jugendtraum träumt, von Millionen flammenden Blüten, von tausend reifenden Früchten.

Historische Ausstellungen in München.

Von

Archivrat Ernst von Destouches.

II.

Die nächste Abteilung „Zeitbilder" bringt zunächst „Trachten, Kostüme ꝛc." und vor allem die Uniformierung der bayerischen Armee aus den Jahren 1825, 1829, 1836, 1838, dann der Bürgerwehr, des Landwehrfreikorps ꝛc., ferner Staatstrachten und Amtskleidungen von Hof- und Staatswürdenträgern, der 15 Bruderschaften bei der Fronleichnamsprozession, Münchener Bürger- und Kellnerinnentrachten, Szenen aus dem Münchener Volksleben, insbesondere aus dem Bockkeller, vom Oktoberfest, der Dult, der Zahlenlotterie, dem Chinesischen Turm, der Wachtparade, der halb 11 Uhr-Messe in der Theatinerkirche, dem Hofgarten, der Christkindldult, vom Ballett der Münchener Radiweiber, dann der Finessensepperl, das betrunkene Brüderl, eine Studentenkneipe, eine Hochschlittage u. a. m.

Es folgen dann „Künstlerscherze, Satiren ꝛc." und da eröffnet den Reigen der „Generalpardon an alle schlechten Komödianten" von Saphir.

Weitere Blätter, wie „Ungeheuere Ironie" ꝛc. beziehen sich auf den Konflikt Saphirs mit dem Maler Hahn, der soweit ging, daß am 27. Februar 1830 der Maler den Satiriker auf öffentlicher Straße durchprügelte. Auch die Satire „Das wilde Herr" auf das Hambacherfest ist von Saphir. Eine „Satirische Szene vor der protestantischen Kirche" läßt Saphir von einer Hebamme in dieselbe getragen werden. Auf einem andern Blatt verwehren Volksvertreter dem Volksfreund Saphir den Eintritt in die Residenz, wieder eines handelt vom „Feierlichen fünften Reichsrats-Kammer-Kanzlei-Schluß-Lätizl". Eine „Missa Pschorr" stellt den Zug der (karikierten) Künstler nach dem Bräuhause dar, ein anderes Bild den Maskenzug der Künstler am 2. März 1835; auf einem weiteren führt Maler Hartmann zwei Freunde „zum Löffelwirt" auf dem Petersplatz nächst dem Stadtarchiv. In der „Großen Künstlerversammlung" erscheint dann Maler Hartmann mit dem eroberten Brunnenlöffel. Karikierte Künstler bringen auch die Blätter: „Maler Wyttenbach als italienischer Figurenhändler" und „Alte ausgegrabene Steine", dann der „Künstler-Narrenbund", wo die nicht maskiert erschienenen Mitglieder Klotz, Monten und Fries an Schandsäulen gekettet sind. Die „Aktie der Seppel-Holzbahn", ausgegeben am 1. Mai 1837 von Jos. Petzl schmücken Medaillons mit den Büsten von Monten, Bernhard, Morgenstern, Klotz, Fries ꝛc. Eine ganze Reihe von Blättern halten die Erinnerung wach an die Künstler-, Masken- und Maifeste ꝛc. der Jahre 1840, 1842, 1843 und 1846, so der Triumphzug auf der Menterschwaige, das „ABC", die „Lieder" und der „Sturm der Landsknechte" (auf das Englische Caféhaus), „Das Urteil des Paris", „Die Bruchstücke einer alten Chronik" u. a. m. und schließlich seien noch erwähnt die „Abschiedstränen, geweint von der versammelten Leimsudia" am 15. Mai 1843.

Ein wahres Kaleidoskop stellen die hundert Katalognummern „Zeitbilder verschiedenen Inhalts" dar, welche den Schluß der Ausstellung bilden. Da finden sich ein Stammbaum des Königshauses, Titulatur- und Beurkundungsformulare König Ludwigs, ein Faksimile eines Autographs der Königin Karoline, bayerische Wandkalender, Hoftheaterzettel, kalligraphische Glückwünsche zu Namensfesten usw. (des Ministers v. Schenk, des Grafen Arco, des Fürsten Oettingen-Wallenstein, des Feldmarschalls Fürsten Wrede, des Sekretärs Gail, des Rats Aurweck, des Kriegsministers Baron Gumppenberg).

Zahlreich sind ferner Formulare aus jener Zeit vertreten, so von Diplomen und Zeugnissen (Kadettenkorps, Polytechnische Schule, Liedertafel, Pagerie, Adelsmatrikel, Handwerksfeiertagsschule, Akademie der bildenden Künste, Landwirtschaftlicher Verein usw.), dann Kopf-Vignetten, Exlibris, Staatsschuldverschreibungen, Rentenscheine usw. Auch der Münchener Humor spielt hier eine Rolle, insbesondere in den zahlreichen Arabesken auf den Bock und Salvator und den damit verbundenen Bockliedern, Bockwalzern und Travestien von Guido Görres („Der erste Bock"), Ulrich von Destouches („Der Gang nach dem Bockkeller", „Die Bürgschaft"), „Der Kampf mit dem Bock", „Der Traum vom neuen Bockkeller", „Begräbnis des Bock", „Der Jungherr von München" usw.

Eine Anzahl von Vereinen sind mit künstlerisch oder typographisch ausgestatteten Gedenkblättern vertreten, wie die Gesellschaft für Altertumskunde, die Mittwochgesellschaft, die Liedertafel, das Handelsgremium, der Frohsinn, die Ressource, der Polytechnische Verein, der Jockey-Klub usw. Weiter mögen erwähnt sein das Votivbild der barmherzigen Schwestern für die Wohltäter ihres Ordens; — „Doloris et mortis schola", im Jahre 1702 geweiht von Redelius, erneuert von dem erzbischöfl. geistl. Rat Haid; — drei Momente aus dem segensreichen Leben der Königin Karoline; zwei Karikaturen vom deutschen Michel, der bayerische Zapfenstreich; „Der guati Humor", Gedicht von Arco-Zinneberg seinem Taschner dargebracht 1845 u. a. m.

Auch dieser Abteilung Schluß bilden eine Serie Zeitbilder und Karikaturen aus der Volksbewegung des Jahres 1848, wie das „Erinnerungsblatt an die hochherzigen Taten der edlen Münchener Bürger und Studenten", „Der Genius der Sittsamkeit",

„Märzerrungenschaften", „Das Münchener Kindl und die Neue Münchener Zeitung", „Dem Verdienste seine Krone", „Die vandalische Demolierung des Pschorrbräuhauses" u. a. m.

So erweist sich diese neue Serien-Ausstellung nicht bloß als eine überaus reichhaltige, sondern auch — da ein großer Teil der Bilder mit historischen, humoristischen oder poetischen Texten versehen ist, auch als eine höchst unterhaltende, geeignet, ihren Besuchern genußreiche Stunden in Fülle zu verschaffen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Festspiele im neuen Theater in Köln. Wie im vorigen Sommer, so wurden auch heuer sechs Vorstellungen gegeben: Don Juan und Fliegender Holländer je einmal, Lohengrin und Strauß' Salome je zweimal. Die Mozartsche Oper war in den drei Hauptpartien mit Münchener Künstlern besetzt, indem Fritz Feinhals den Don Juan gab, Marie Burk-Berger die Donna Anna und Hermine Bosetti die Zerline. Die Elvira sang Johanna Gadski-Tauschen vom Metropolitan-Opernhaus in Newyork; für den Octavio hatte man Carl Jörn von der Berliner Hofoper gewonnen und für Leporello den k. k. Kammersänger Wilh. Hesch aus Wien. Für den Masetto hatten wir in unserm Jul. vom Scheidt einen humorvollen Vertreter. Mottl leitete das Orchester in echt Mozartschem Geiste. Der Zudrang zum Fliegenden Holländer war beiweiten nicht so groß wie zu den anderen Vorstellungen, die trotz der hohen Eintrittspreise schon Wochen vorher ausverkauft waren. Daß Feinhals ein vortrefflicher Holländer ist, brauche ich nicht erst zu versichern. Die Gadski sang die Senta zwar tadellos, entsprach jedoch in ihrer äußeren Erscheinung nur wenig dem Bilde, das man sich von der träumerischen Schifferstochter macht. Ein drolliger und stimmgewaltiger Daland war Wilhelm Hesch. Die neubeschafften Kostüme waren weniger naturgetreu als die bisher verwandten, die auch noch neu sind. Die musikalische Leitung hatte bei dieser Oper Otto Lohse, während Prof. Fuchs aus München gleichwie bei Don Juan sich wieder als ausgezeichneter Regisseur bewährte. Eine Glanzvorstellung war die des Lohengrin, die Prof. Fuchs großzügig inszeniert hatte und die der städtische Kapellmeister Generalmusikdirektor Steinbach dirigierte. Die Elsa sang Madame Aino Acté von der großen Oper in Paris, die bei ihrem Gastspiel im verflossenen Winter in dieser Partie so allgemeine Bewunderung erregt hatte, daß man sie — es koste was es wolle und das war nicht wenig — zu gewinnen trachtete, was dann auch gelang. Von dieser begnadeten Künstlerin können unsere deutschen Elsas lernen, wie diese poesieumflossene Figur gestaltet werden muß. Für Lohengrin hatte man den Wiener Kammersänger Leo Slezak sich zu sichern gewußt, der sich schon als Erik durch seinen wohlklingenden Tenor Sympathien erworben. Er kann noch Kantilenen singen. Schade, daß der Ton bei stärkerer Anspannung manchmal so flackert. Den Telramund sang bei der ersten Vorstellung Kammersänger Demuth von Wien, bei der Wiederholung Fritz Feinhals. Anstatt Thila Plaichinger, die dem Berliner Opernhause angehört, hätte man die Ortrud zweckdienlicher unserer früheren Altistin Ottilie Metzger anbieten sollen, die in den Partien der Marie (Fliegender Holländer) und Herodias (Salome) keine Gelegenheit fand, ihr Doppeltalent als Darstellerin und Sängerin entfalten zu können. Thila Plaichinger hat zwar eine wundervolle Stimme, aber ihr Spieltalent ist zu wenig entwickelt, um das fürchterliche Weib, vornehmlich im ersten Akt, wirksam in das Ensemble stellen zu können. Für den Heerrufer hatte man in unserem stimmbegabten Tillmann-Litzwosky einen nicht leicht zu übertreffenden Vertreter. Er war, was Glanz der Stimme anbelangt — allen über. Man ist hier überhaupt in diesem Punkte sehr verwöhnt und nicht leicht zu befriedigen. Den König ließ man in der ersten Vorstellung von Putnam Griswold von der Berliner Hofoper singen, der schon als Gouverneur Aufsehen durch sein schönes Organ erregte. Bei der Wiederholung trat an seine Stelle Rud. Moest vom Hoftheater in Hannover, der sich in der sinnvollen Durchführung der Partie als Sänger von Einsicht und Bildung empfahl. Große Mittel waren für die in Lohengrin so wichtigen Chorpartien aufgeboten. Der weibliche Chor war verstärkt durch 50 Konservatoristinnen, für den männlichen hatten sich 100 Sänger des altrenommierten Männergesangvereins Kölner Liederkranz zur Verfügung gestellt. Prachtvoll hatte Prof. Fuchs die Schlußszenen des 1. und 2. Akts und den Aufzug des Heerbanns im 3. Akt ausgestattet. Der Eindruck der beiden Lohengrinvorstellungen war geradezu überwältigend. Empfindsame Leute waren tatsächlich bis zu Tränen gerührt. Der Clou der gesamten Veranstaltung war unstreitig Rich. Strauß' Salome, deren Aufführung man mit Spannung entgegensah. Wenn heute ein neuer Strauß, sei's im Konzertsaal oder in der Oper, auftaucht, das setzt tausende und abertausende geschreibige Federn in Bewegung. Nachdem Salome in Dresden, Prag und Graz gegeben worden, haben die Zeitungen so viel über das sensationelle Ereignis gebracht, daß ich dem kaum noch etwas hinzuzufügen müßte. Wie Strauß schreibt, das weiß man nun schon zur Genüge, auch daß er mit seinen beiden Opern Guntram und Feuersnot sich die Bühne nicht erobern konnte. Geistvolle Kombinationen und schöne Einzelheiten gibt's in Salome in Hülle und Fülle, aber das Gesamte regt zwar zum Nachdenken an, bietet jedoch keinen ungetrübten Genuß! Als musikalische Höhenpunkte ergaben sich der Auftritt Joachanaans, den zuerst Demuth, dann Feinhals gab, alsdann der Zwischensatz, in dem das Orchester die Gefühle malt, die Salome durchtoben, als sie von dem Propheten abgewiesen, Rache brütet, ferner die erotische Musik zu dem Tanz Salomes und die an Isoldens Liebestod erinnernde Schlußszene. Die Salome sang unsere Primadonna Alice Guszalewicz vortrefflich. Mit der charakteristischen Verkörperung des Herodes brachte sich unser ehemalige lyrische Tenor, der jetzige Dresdener Kammersänger Carl Burrian sehr eindringlich in Erinnerung. Zur Darstellung des Naraboth reichte die Stimme des jungen Tenoristen Lußmann von Straßburg nicht aus. Chor gibt's in diesem Tondrama nicht, wohl aber sind 12 kleine Partien vorhanden, die durch Mitglieder der Kölner und Straßburger Oper genügend besetzt werden konnten. In dem Orchester saßen bei der Salome-Aufführung über 100 Musiker, außer den 24 Bühnenmusikern. Lohse hatte das schwierige Werk unter Assistenz mehrerer Hilfskapellmeister so vortrefflich einstudiert, daß Strauß, der die erste Aufführung dirigierte, kaum etwas zu erinnern hatte. Bei der zweiten Aufführung übernahm Lohse die Leitung. Der Erfolg war — äußerlich — ein großartiger, ob er aber ein dauernder sein wird, dafür möchte ich die Hand nicht ins Feuer legen. Ein trauriges Nachspiel hatten die so glücklich verlaufenen Festspiele, indem Josephine Lohse, die Gattin des Kapellmeisters, aus dem Fenster stürzte und tot auf dem Pflaster liegen blieb.

Hermann Kipper.

Verschiedenes. Glucks „Armida" wurde in vorzüglicher Besetzung und glänzender Ausstattung im Covent-Garden-Theater in London gegeben. Es war die erste Aufführung des 129 Jahre alten Werkes in England und zu einem innigeren Verhältnis zu Glucks Oper scheint der größere Teil des Publikums nicht vorgedrungen zu sein. — Leoncavallo gedenkt die opera buffa wieder zu erwecken; er ist mit der Komposition einer Oper „Die Jugend Figaros" beschäftigt. — In Petersburg und in vielen anderen Städten Rußlands hatte ein Drama von Schalon Asch „Messianische Zeiten" bedeutenden Erfolg. Die Kritik rühmt das Stück sehr, welches von einer starken dichterischen Begabung spreche, die es über den Rahmen eines jüdischen Milieustückes weit hinaus hebe. — Der Generalintendant der Wiener Hofbühnen Baron Plappert und der Intendant des Meininger Hoftheaters Hofrat Richard sind beide aus Gesundheitsrücksichten aus ihren Aemtern geschieden. — Der Prager Kapellmeister Leo Blech wurde an das Berliner Opernhaus engagiert und vom Kaiser bestätigt. Blech ist auch als Opernkomponist hervorgetreten. „Das war ich" hat vor einigen Jahren im Münchener Hoftheater durch seine musikalische Anmut sehr gut gefallen; auch sein „Alpenkönig und Menschenfeind" ist mehrerenorts erfolgreich gegeben worden, wenn auch manche Urteile dahin gehen, daß Blechs Musik Ferdinand Raimunds naive Ursprünglichkeit verwische.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 30. München, 28. Juli 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Einladung zur 53. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Essen.

Die 53. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands soll vom 19. bis 23. August in Essen, dem Mittelpunkte des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes, stattfinden. Wenn, wie überall im Hafen großer Städte, so auch in unserer Stadt das ruhelose Lärmen des hellen Tages mit den Glocken, die zur Andacht rufen, mit Chorgesang und Orgelklang, der aus der dämmernden Ruhe ehrwürdiger Gotteshäuser hallt, zu seltsamer Weise sich vereint, so sei diese Weise zugleich ein Symbol, daß auf unserem Boden das blühende, strebende Leben arbeitsamer Gegenwart die Hand zum Bunde reicht der erfreuenden, ruhmvollen Erinnerung an eine tatenreiche Vergangenheit.

Das Lokalkomitee hat die erforderlichen Vorbereitungen getroffen und vertraut auf Gottes Hilfe, der seinen Segen drein geben wird.

An die deutschen Katholiken aber erlassen wir die Einladung, recht zahlreich in altbewährter Treue zu uns zu kommen und mitzuwirken am edlen Werk.

Unseren Gästen rufen wir ein herzliches „Willkommen" zu und stellen Gastgeschenke für sie bereit, die sie mit in ihre Heimat nehmen mögen, Erinnerung an glücklich durchlebte Tage ernster Beschäftigung und heiterer Muße, Freude an den landschaftlichen Schönheiten unserer oft verkannten Gegend, Bereicherung des Wissens, Weitung des Schauens, Vertiefung des Empfindens, Stärkung des Glaubens.

Vor allem aber sollen die deutschen Katholiken einen alten Bekannten wiederfinden, einen mächtigen Helfer in Freud' und Leid, den Geist, der, von Gott gesendet, in allen Versammlungen oberster Gesetzgeber war, den Geist der christlichen Liebe und Wahrheit.

Der Geist der Wahrheit und Liebe soll sich in den Augusttagen offenbaren in königlicher Kraft. Der Geist der Wahrheit soll uns führen zu den Quellen wahrer Kultur, soll die festen Stützen gesellschaftlichen Wohles uns kennen lehren, alle sammelnd zu mutiger Mitarbeit, der Geist der Liebe soll uns immer stärker ketten an unseren katholischen Glauben und an alle, die des Glaubens köstlich Erbe zu hüten und zu mehren durch göttliche Weihe berufen sind, soll die Klüfte zu überbrücken suchen, die zwischen den Ständen klaffen, soll uns aufs neue begaben mit Duldung und Edelsinn zum friedlichen Verkehre mit unseren deutschen Brüdern, die von uns, wie der Ratschluß der Vorsehung es zugelassen hat, getrennt im Glauben sind, begaben mit Ehrlichkeit und Ritterlichkeit im offenen Kampfe, wo er nicht zu meiden ist.

Und nun kommt, Katholiken, kommt mit gutem Willen, helft uns in unserer Essener Tagung dem katholischen Geiste, der himmelsgeboren, herrschgewaltig durch die Jahrhunderte schreitet, ein leuchtend Ehrenmal errichten, das Vergangenheit und Zukunft erinnerungsstark und hoffnungsfreudig bindet, zum Preise Gottes, zum Heile unseres deutschen Vaterlandes.

Essen, den 15. Juli 1906.

Das Lokalkomitee zur Vorbereitung der 53. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands:

Vorstand.

1. **Ehrenvorsitzende:** Pfarrer und Definitor Reyners. Fabrikbesitzer M. Wiese, Werden.

2. **Präsidium:** Landgerichtsdirektor Dr. Laarmann. Rechtsanwalt und Notar Dr. Bell, Stadtverordneter. Religions- und Oberlehrer Professor Brill.

3. **Ehrenbeiräte:** Dechant Büssem, Steele. Dechant Gisbertz, Werden. Freiherr v. Vittinghoff-Schell, Schloß Schellenberg. Reichstagsabgeordneter Giesberts, München-Gladbach.

4. **Schriftführer:** Arbeitersekretär und Stadtverordneter Kloft. Oberlehrer Maier. Oberlehrer Dr. Neunhäuser. Architekt Römer.

5. **Schatzmeister:** Kaufmann Louis Mischell.

6. **Vertreter der Ortsgeistlichkeit:** Pfarrer Bornewasser. Pfarrer Euskirchen.

7. **Vorsitzende der Kommissionen:** a) **Rednerkommission:** Rechtsanwalt und Notar Dr. Bell, Stadtverordneter. Rentner und Stadtverordneter Franz Arens. b) **Preßkommission:** Verleger Ed. Butz. Pfarrer Dr. Fink. c) **Finanzkommission:** Kaufmann Andreas Nürnberg. Fabrikant de Giorgi. d) **Anmeldekommission:** Buchhändler und Stadtverordneter Körngen. Rentner Dr. Franzen. e) **Wohnungskommission:** Kaufmann van Gemmeren. Bauunternehmer Cappius. f) **Begrüßungskommission:** Professor Dr. Callenberg. Rechtsanwalt Dr. Zahnen. g) **Baukommission:** Regierungs- und Baurat Ruegenberg. Bauunternehmer und Stadtverordneter Husmann. h) **Ausschmückungskommission:** Architekt Venhofen. Städt. Gartendirektor Stefen. i) **Ordnungs- und Verkehrskommission:** Amtsgerichtsrat Hüesker. Kaufmann Scheideler. Oberingenieur Raub. Eisenbahnsekretär Zangerle. k) **Festzugkommission:** Kaplan Pütz. Arbeitersekretär Hirtsiefer. Gewerkschaftssekretär und Stadtverordneter Herm. Köster. l) **Festkommission:** Rechtsanwalt und Stadtverordneter Justizrat Altenberg. Rektor v. d. Stein.

Zum Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

Vom Herausgeber.

Die in Nr. 28 der „Allgemeinen Rundschau“ (S. 327 ff.) abgedruckte Zuschrift aus Kreisen der hohen bayerischen Aristokratie hat in Nr. 321 der „Allgemeinen Zeitung“ (Vorabendblatt vom 13. Juli 1906) an leitender Stelle eine fast drei Spalten lange Entgegnung gefunden. Zur Kennzeichnung der Tonart dieser Antwort sei lediglich erwähnt, daß dieselbe es nicht verschmäht, gegen den „nicht genannten Herrn vom hohen Adel“ Ausdrücke im Stile der nachfolgenden zu verschwenden: „Bornierte Vorhaltungen“, „dreister Ausfall“, „töricht“, „Schutthaufen von Entstellung und Verketzerung“. Schließlich ist die „Allgemeine Zeitung“ auch noch so frei, sich „vor derartigen Bemühungen um die ‚Sittlichkeit‘ die Nase zuzuhalten“. Der Zorn ist ein schlechter Ratgeber; aber wer sich öffentlich brüstet, auf der „Höhe wahrhafter Wissens- und Gemütsbildung“ zu stehen, sollte sich auch im Zorne nicht so weit von den Pfaden guter Lebensart abdrängen lassen.

Da in dem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ auch der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ persönlich apostrophiert ist, so erscheint ein Wort der Abwehr in eigener Sache veranlaßt. Die „Allgemeine Zeitung“ schreibt:

„Gegen die Verseuchung des Volkes, insbesondere der heranwachsenden Generation, durch unsittliche Veröffentlichungen in Schrift und Bild ist in München die Allgemeine Zeitung schon lange aufgetreten, und zwar im politischen Teil wie im Feuilleton, ehe es der von dem klerikalen Schriftsteller Dr. Kausen seit zwei Jahren herausgegebenen „Allgemeinen Rundschau“ beigekommen ist, dieses Gebiet öffentlicher Arbeit als ihr Neuland zu entdecken.

Das ist so hinreichend bekannt, daß es uns nicht einfiel, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, als in jener Zeitschrift in einer Artikelserie über dieses Thema nicht nur die Initiative der Allgemeinen Zeitung möglichst ignoriert, sondern ihr in Text und Fußnoten in einer Form, die nicht zu fassen war, angehangen wurde, sie sei zwar der Unsittlichkeit in Schrift und Bild entgegengetreten, habe ihr aber doch auch gelegentlich Vorschub geleistet.“

Demgegenüber sei folgendes festgestellt: Schon im Jahre 1889 hat Dr. Kausen als Chefredakteur des „Münchener Fremdenblatt“ gegen die zunehmende öffentliche Unsittlichkeit in Schrift und Bild, ganz besonders auch gegen den öffentlichen Vertrieb sog. Aktphotographien, eine scharfe Fehde geführt und seitdem in der „Bayerischen Tages-Korrespondenz“, als Mitarbeiter zahlreicher Zeitungen und als Herausgeber der „Wahrheit“ ohne Unterlaß den Kampf gegen den Schmutz fortgesetzt. Die von der „Allgemeinen Rundschau“ auf breiterer Basis aufgenommene Kampagne knüpfte also an eine fast achtzehnjährige systematische Vorarbeit des Herausgebers an. In den letzten Jahren hat auch die „Allgemeine Zeitung“ wiederholt ihre Stimme gegen die zunehmende sittliche Verseuchung des Volkes erhoben, was in der sog. „klerikalen“ Presse stets mit freudiger Anerkennung registriert wurde. Soviel über die angebliche „Initiative“ der „Allgemeinen Zeitung“! Eine Initiative wird auch weder von Dr. Kausen noch von der „Allgemeinen Rundschau“ in Anspruch genommen. Wenn von einer solchen geredet werden wollte, müßten ganz andere Namen genannt werden, vor allem Geheimrat Roeren, aber auch manche verdiente Männer auf evangelischer Seite. Zu einer Zeit, als die „Allgemeine Zeitung“ unter früherer Redaktion auch auf diesem Gebiete noch in den Fußstapfen des plattesten Vulgärliberalismus fürbaß schritt und die üppig wuchernden Keime der heutigen Entwicklung nicht sah oder ignorierte, haben angesehene Parlamentarier im Reichstage und in den Landtagen, haben „klerikale“ und „muckerische“ Zeitungen gegen die Pornographie ihre warnenden Stimmen erhoben und den Spott des vom Schlagworte der „freien Kunst“ hypnotisierten Liberalismus ruhig über sich ergehen lassen.

Bei dieser Gelegenheit sei dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ eine grundsätzliche Feststellung gestattet. Die „Allgemeine Rundschau“ muß es ablehnen, in irgend einer Weise als das Organ des Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit angesprochen zu werden. Die „Allgemeine Rundschau“ wahrt sich gegenüber diesem Verein, der Männer aller Bekenntnisse und Richtungen umfaßt, vollste Selbständigkeit. Sie wird sich auch fürderhin nur in Fragen von allgemeinem Interesse mit dem Münchener Verein beschäftigen, die Detailarbeit der Tagespresse überlassend. In den Fragen der öffentlichen Sittlichkeit steckt die „Allgemeine Rundschau“ ihre Ziele höher und weiter, als ein auf das zunächst Erreichbare, auf praktische Maßnahmen und Erfolge, auf die Ausräumung des ärgsten Schmutzes, des handgreiflichsten Aergernisses bedachter Kampf- und Abwehr-Verein. Wer also den Münchener Männerverein für gelegentliche Urteile und Auffassungen der „Allgemeinen Rundschau“ und ihres Herausgebers verantwortlich machen wollte, würde bewußt unehrlich handeln.

Der Verfasser der in Nr. 28 veröffentlichten Zuschrift „aus Kreisen der hohen bayerischen Aristokratie“ ersucht um den Abdruck nachstehender Zeilen. Es möge dem hohen Herrn zur Genugtuung gereichen, daß mehrere Briefe aus Adels- und Offizierskreisen seinen Ausführungen voll und ganz zustimmen.

„Auf die Verbalinjurien der „Allgem. Ztg.“ habe ich keine Antwort. Im übrigen freut es mich, daß die „Allgem. Ztg.“ den Kern meiner Darlegungen unverkürzt zur Kenntnis desjenigen Leserkreises gebracht hat, der in diesem Falle der zweckmäßigste ist. Ein besseres Auditorium konnte ich mir nicht wünschen. Ich habe die nicht geringen Verdienste der „Allgemeinen Zeitung“ in der Bekämpfung der ordinärsten Pornographie nach Gebühr anerkannt. Ich nehme aber auch von meinen Anklagen gegen die „zweite“ Seele der „Allgemeinen Zeitung“ kein Wort zurück und bedauere nur, daß ich nicht noch weiter ausholte und z. B. die Frage aufwarf, inwieweit die „Allgem. Ztg.“ mitverantwortlich ist, daß die neuen „Moral“- und „Ehe“-Theorien des Prof. Forel, der Helene Stöcker, der Ellen Key den Nimbus einer gewissen Salonfähigkeit erlangen konnten. Den Berichten über jene Reden war dieselbe wohlwollende, rosenrote, schattenlose „Objektivität“ eigen, wie etwa den Feuilletons über Ninon de Lenclos. Es ist sonst nicht die Gepflogenheit der „Allgem. Ztg.“, vor lauter „Objektivität“ ihren eigenen grundsätzlichen Standpunkt unter den Scheffel zu stellen und den Gegner ohne Widerspruch sein Licht leuchten zu lassen. Der geltende christliche Sittlichkeitsbegriff gestattet keine Extratouren. Was Félicien Rops anlangt, so ist seine „Spezialität“ jedem Kunstverständigen geläufig. Ob das Juniheft von „L'Art et le Beau“ (der Druckfehlerteufel hat übrigens Seite 328 aus der „messe de Gnide“ eine „messe de Guide“ gemacht) vor oder nach dem beanstandeten Artikel der „Allgem. Ztg.“ erschien, ist irrelevant. Félicien Rops ist Félicien Rops, und wer für seine Eigenart Reklame macht, ist in der „Allgem. Ztg.“ fehl am Ort. Was die „Allgem. Ztg.“ in der Nummer vom 11. Juli, also nach meinem Vorhalt über das nackte Standesamt in Heilbronn geschrieben hat, kam mir bisher nicht zu Gesicht. Auch wer die Darstellung des Nackten an sich mit dem Begriff Unsittlichkeit keineswegs „amalgamiert“, was die „Allgem. Ztg.“ mir vorwerfen zu wollen scheint, kann an dem nackten Standesamt in Heilbronn gerechten Anstoß nehmen. Zum Schlusse möchte ich den Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit dagegen in Schutz nehmen, daß er mit meinen Vorhaltungen an die Adresse der „Allgem. Ztg.“ irgendwie „amalgamiert“ werden soll. Ich berufe mich auf das Zeugnis des Herrn Prof. Gebhard Fugel, der in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ auf das bestimmteste erklärt hat, daß der Argwohn, den jetzt auch die „Allgem. Zeitung“ gegen den Verein zu schüren scheint, absolut unbegründet und gegenstandslos ist.“

* * *

Daß der neugegründete Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, soweit er gegen die unter dem falschen Deckmantel der Kunst sich spreizenden graphischen Auswüchse vorgeht, die Unterstützung der „Münchner Neuesten Nachrichten“ nicht finden kann, darüber ist sich wohl niemand im unklaren gewesen. Trotz allen Versicherungen des Gegenteils ist der Kontakt des genannten liberalen Blattes mit der „Jugend“, der eifrigsten Schutzpatronin dieser Auswüchse, welche zurzeit in ununterbrochenen Kotwürfen gegen den neuen Verein ihren ganzen „Witz“ erschöpft, ein viel zu enger und intensiver, als daß die „Neuesten Nachrichten“ ernsthaft und auf die Dauer an einem anderen Seile ziehen könnten. Nichtsdestoweniger ist es im Interesse der Sache nur zu begrüßen, wenn dasjenige liberale Münchener Blatt, welches die Verteidigung der gerichtlich belangten Aktphotographien im freien Verkehr bisher sozusagen als seine selbstverständliche Pflicht betrachtete, sich in seinen eigenen Spalten von einem anerkannten Großmeister der modernen deutschen Kunst gerade zu desavouieren läßt. Das von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ selbst erbetene Urteil des Professors Dr. Hans Thoma wirkt an dieser Stelle so gewichtig, daß es auch dar-

die nachfolgende Warnung an die Künstler, dem Rate Thomas hinsichtlich des neuen Vereins nicht zu folgen — die Warnung knüpft allerdings äußerlich an eine Zuschrift Professor Gebhard Fugels an — in seiner Tragweite nicht abgeschwächt werden kann. Obgleich der Brief Hans Thomas sich dem Sinne nach in vielen Punkten mit den Ausführungen desselben Meisters in seiner badischen Herrenhausrede vom 15. März (mitgeteilt in Nr. 21 der „Allgemeinen Rundschau") und mit seinem in Nr. 28 abgedruckten Briefe an Dr. Kemmer deckt, seien die wesentlichsten Stellen im unverkürzten Wortlaute hier wiedergegeben. Laut Nr. 323 (Vorabendblatt vom 13. Juli 1906) schrieb Professor Dr. Hans Thoma an die „Münch. Neuest. Nachr." folgendes (die Sperrungen finden sich im Original nicht und wurden von der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" vorgenommen):

„Was ich (in der Ersten badischen Kammer) geredet habe, habe ich in dem vollen Bewußtsein, von welcher Stelle aus ich dies sagte und welche Verantwortung ich damit übernehme, getan — ich wußte auch, daß ich im Interesse der Kunst und der Künstler spreche, im Interesse der Freiheit der Kunst, indem es der sehnlichste Wunsch der Künstler sein darf,' daß der Zusammenhang, in den Kunst und Unsittlichkeit so oft gebracht werden, doch einmal aufhören möchte! — ich sprach für die Befreiung der Kunst von dem Makel der Unsittlichkeit, die man ihr so gern anheftet. — Freilich sagte ich auch, daß auch die Künstler ihr Teil dazu beitragen müssen, um hier eine reinliche Scheidung herbeizuführen, daß auch die Künstler Selbstzucht üben müssen, indem sie sich zu einer Einordnung in die Sitten unseres Volkslebens verstehen möchten.

Das Schamgefühl ist und bleibt nun doch einmal ein von der Natur gesetzter Schutz gegen die Ausartung einer unbezwingbaren Macht, der wir von eben derselben Natur unterworfen sind. — Die Zerstörung des öffentlichen Schamgefühles ist eine schwere Versündigung, denn dies Gefühl ist es doch, welches den natürlichen Vorgang veredelt, das das Tierische nicht zu einer Roheit versinken läßt, die sodann beim Menschen so sich äußert, daß wir die unschuldigen Tiere beneiden müssen. Dieses Gefühl heiliger Scheu ist es, aus welchem die Poesie der Liebe wächst — die das Verhältnis der Geschlechter zu einem so schönen und edeln, das Menschendasein ergänzenden macht —, aus dem die Treue hervorwächst, die Mutterliebe, die Familienbande, die ja doch die Wurzeln sind zur Volkszusammengehörigkeit, zur Volkskraft. — Doch ich will nicht in einen lehrhaften Ton verfallen, dazu sind berufene Kräfte da, die Erzieher, die Lehrer des Volkes.

Wir Künstler wollen es der Staatsbehörde, der Polizei nicht erschweren, wenn sie sich gezwungen sieht, die Verbreitung unzüchtiger Schriften und Photographien und deren Herstellung als gewerbsmäßige Unzucht zu erklären — viel gewerbsmäßiger und einträglicher, als sie jemals bei den armen Geschöpfen sein kann —, welche durch Not und Hilflosigkeit im Leben als „Gefallene" bezeichnet werden. Die Verfertiger obszöner Photographien sind nun einmal Jugend- und Volksverderber, sie haben mit der Kunst nichts zu tun, und die Künstler dürfen sie von ihren Rockschößen abschütteln — ebenso wenig haben die Verfertiger von sogen. Künstleraktphotographien für die Kunst zu sagen. Kein Künstler, der sich ernsthaft mit der Darstellung des Menschenkörpers beschäftigt, kann diese Akte brauchen, so daß das Scherzwort entstanden ist, dergleichen Akte seien nur für die Landschaftsmaler gemacht.

Man kann nicht sagen, daß die Polizei den Ausstellungen gegenüber zu rigoros ist — ich habe schon viel mehr ihre Milde nicht begriffen und ich wäre in Vertretung der Würde der Kunst ganz anders eingeschritten — ich könnte hier recht krasse Beispiele nennen —, doch kann ich nicht umhin, einen „Wonnetraum" zu erwähnen, der vor Jahren durch alle Städte gereist ist und in extra magischer Beleuchtung ausgestellt wurde. Ein Weib im Hemd, das sich auf einem Sofa reckelt — so naturwahr und gut gemalt, wie eben ein Philister sich nichts mehr vollkommener vorstellen kann — „das reine lebende Bild" hörte ich ausrufen — das lebende Bild gilt nämlich vielfach als der Höhepunkt aller Kunst. Als ich einmal um die Mittagszeit in dem Ausstellungslokal war, so war der „Wonnetraum" umlagert von einer Schar von Kaufmannslehrlingen, die ihre Pfennige der „Kunst" geopfert haben. Die Sittenpolizei ließ die Sache laufen, vielleicht hat sie recht getan — sie war vielleicht zu klug, um zum Reklamemachen Anlaß zu geben. — Eine Kunstpolizei, die wenn es gäbe, wäre gewiß weniger nachsichtig gewesen.

Wenn ein Verein gegen Unsittlichkeit sich auf meine Meinung, die ich in der Ersten Kammer ausgesprochen habe, beruft, so kann ich nichts dagegen sagen —, das was ich gesagt habe, ist offen gesagt, ehrlich und ernst, es ist kunstfreundlicher als das Schreien vieler, die um die Beraubung der Freiheit der Kunst jammern. Es gab von jeher auch viele, die Gedankenfreiheit haben wollten, aber siehe da, es fehlten die Gedanken — als die Freiheit kam. Der Verein will kämpfen gegen eine Sache, die nun einmal verderblich wirkt in unserem Volksleben. Ich selber habe es erfahren, daß die unzüchtigsten Photographien schon in die Jugend der Dörfer eingedrungen sind. Ein kaum der Sonntagsschule entlassener Junge — zog, als er mit mir allein war, ein ganzes Kuvert mit solchen Darstellungen aus der Brusttasche — und was gab ihm den Mut, mir gerade dies zu zeigen? Er meinte, weil ich Maler sei, mache ich ja selber dergleichen Sachen — der Bub schämte sich nicht und triumphierte förmlich, daß er so seine freie künstlerische Anschauung dokumentiert hatte. Ich aber schämte mich und hatte nicht den Mut, dem Buben eine Strafrede zu halten. Ich schämte mich, daß im Volke solche Meinung über das Wesen der Kunst in Umlauf kommen konnte.

Ich wußte damals freilich nicht, daß ich noch einmal in die Erste Kammer berufen würde — aber dies und noch recht viele andere Erlebnisse machten es mir dort zur Pflicht, für die Ehre der Künstler einzutreten und für die Würde der Kunst, und zu erklären, daß die Kunst unmöglich im Wege stehen kann — wenn ein Kampf eröffnet werden soll gegen eine gefahrdrohende Vergiftung unserer Jugend.

Ein tiefes sittliches Gefühl lebt noch in unserem Volke, welches nicht abhängig ist von Konfession und Partei — es kann deshalb auch keine derselben ein Patent auf die Bekämpfung der Unsittlichkeit in Anspruch nehmen. Es darf sogar keine Partei der anderen dies Patent überlassen — es zu einer Parteiwaffe werden lassen. Ich bin der ehrlichen Meinung, daß sämtlichen Parteien das Wohl unseres deutschen Vaterlandes und die glückliche Zukunft unseres Volkes, die in gesunder Selbsterhaltung besteht, anstreben, wenn sie sich auch noch so sehr über die Mittel dazu streiten mögen.

Ein tiefes sittliches Gefühl lebt noch im deutschen Volke, dies möge noch einmal aufwachen und auch in solchen Angelegenheiten sich als sachverständig erweisen, insbesondere sollen auch die Frauen Hüterinnen dieses sittlichen Gefühles sein und bleiben, das ist deutsche Art — und Gott sei es geklagt, wenn wir Männer ihnen dies erschweren.

Doch hier handelt es sich um die Kunst, und da verkenne ich die Gefahren gewiß nicht, welchen ihre Ausübung ausgesetzt sein könnte. — Die Darstellung des Menschenkörpers wird insbesondere für den Plastiker wohl die höchste Aufgabe bleiben müssen — aber das akademische auf den Akt dressiert werden, macht den Künstler noch lange nicht aus — und oft will es scheinen, daß das Berufen auf das Höchste in der Kunst, auf die Nacktheit, eine gewisse Armut in der künstlerischen Konzession zudecken soll. — Ueberallhin an Gebäude, an Vasen, Teller, Urnen, Uhren, Brunnen nackte Frauenkörper ankleben, kann ich noch lange nicht als eine besondere Kunstentwicklung anerkennen. Der mit sittlichem Ernst schaffende Bildhauer sieht den Menschenkörper gewiß nicht als Spielzeug an, mit dem man dekoriert — und der Beschauer eines edlen Kunstgebildes einer nackten Menschengestalt wird nie lange im Zweifel sein, daß es aus reinem Kunstsinn hervorgegangen ist.

Wenn ein Verein sich gründet aus ernsten Männern aller Parteien und Stände zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, und wenn man Einsicht hat in die Gründe, warum solcher Verein entstanden ist, so braucht die Kunst nicht in Sorge zu sein, daß sie dadurch zu Schaden kommen könnte, daß solch ein Verein die Macht oder auch nur die Absicht hätte, ihrem eigentlichen innersten Wesen zu schaden — denn die Kunst selbst kann und soll nur eine Erzieherin zu hoher Sittlichkeit sein, indem sie immer bestrebt sein muß, ihrer Natur nach — dumpfe Triebe der Begehrlichkeit zu Gebilden geistiger Natur zu erheben, Form, Licht und Ordnung zu bringen in ein Chaos von Gefühlen, die in der Menschenseele liegen. — Vielfach habe ich schon gefunden, daß gerade unverdorbene Menschen das Nackte in der Kunst mit einer Art von heiliger Scheu ansehen und seine Schönheit wohl empfinden, aber gerade dieser Respekt vor dem Menschenkörper in der Kunst wird durch allzu häufige Anwendung schon profaniert — und durch photographische Naturaufnahmen, die ja doch schon als mechanische Spiegelbilder nicht mehr zur Kunst gerechnet werden dürfen, wird die Sache gemein gemacht — wenn man nicht vielleicht hier auf die durch die Häufigkeit und Billigkeit gegründete Gleichgültigkeit, die sich nach und nach einstellen wird, rechnen will. — Daß auch zuletzt die bösen Buben sich nicht mehr umsehen nach solcher Photographie — das wissen freilich die Gewinnsuchenden und sie bringen „Handlung" in die Sache.

. . . Wenn auch die Künstler und Kunstfreunde hier nicht beiseite stehen, sondern mitwirken wollen zur Abwehr, da wo es sich geradezu um eine Vergiftung unserer Jugend, unseres Volkslebens handelt, so kann die Kunst nur dabei gewinnen und kann erst recht sich dabei berufen fühlen zur Mitwirkung an der Veredlung unserer deutschen Kultur.

Nur wenn die Kunst hier mitwirkt, so kann sie, wenn je etwa engherzige Anschauungen ihren Werken Unrecht tun wollen, ihre Stimme erheben zur Verteidigung der Freiheit, — welche die erhabene Kunst sich freilich schon von selber zu verschaffen weiß." . . .

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben diesen Brief Hans Thomas als „die Meinung eines so allseitig verehrten feinsinnigen Künstlers und Menschen" mitgeteilt und auch andere Berufene eingeladen, sich zu der ungemein wichtigen Frage zu äußern. Als weitere Zuschrift drucken sie im unmittelbaren Anschlusse einen Brief Professor Gebhard Fugels ab, der selbst dem Vorstande und — neben anderen Künstlern — auch dem Arbeitsausschusse des Münchener Männervereins angehört. Professor Fugel bekennt, daß auch ihm anfänglich Bedenken aufstiegen bezüglich der Stellung des Vereins zur Kunst, fügt hinzu, die in weiten Kreisen tiefwurzelnden Vorurteile seien wohl vornehmlich erzeugt durch eine Anzahl bedauerlicher Mißgriffe in den letzten Jahren, und fährt dann wörtlich fort:

„Das sind jedoch Mißgriffe, die gewiß nicht auf Rechnung des eben erst ins Leben getretenen Vereins gesetzt werden können. Der Verein ist, wie ich auf Grund der bisherigen Verhandlungen konstatieren kann, ganz besonders bestrebt, um Mißgriffen obiger Art vorzubeugen, den Künstlern bezüglich der Vereinsaufgaben möglichsten Einfluß einzuräumen. Je mehr also die Künstler im Verein vertreten sein werden, desto sicherer wird die Kunst geschützt sein. Die Kunst soll unter keinen Umständen getroffen werden, dafür bürgt insbesondere auch die Zusammensetzung des Vorstandes, welchem Herren der verschiedensten Konfessionen, Parteirichtungen und Berufsstände angehören. Es besteht deshalb für die einzelnen Künstler kein Grund mehr, in ihrer bisher ja begreiflichen Zurückhaltung zu verharren. Jeder Künstler sollte, wie ich glaube, ein Interesse daran haben, daß nicht unter dem Deckmantel der Kunst gemeinster Schmutz sich immer mehr breit macht und dadurch den Begriff „Kunst" in den Augen des Volkes herunterwürdigt."

Auch wer den Münchener Boden lange genug kennt, um sich durch solche Stimmen an solcher Stelle nicht in einen trügerischen Optimismus einlullen zu lassen, wird als nächste Frucht der Vereinsgründung wenigstens das Eine erwarten, daß sich nicht so leicht mehr Künstler von Ansehen und Ruf finden lassen, welche im Namen der „Kunst" der Polizei und Justiz in die Arme fallen, wenn sie dem nun auch von Hans Thoma so scharf und schneidend gebrandmarkten offenen Handel mit Aktphotographien das Handwerk legen möchten. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere künstlerische Sachverständige nachträglich nur mit einer gewissen Scham der Tatsache, daß er die schützende Toga der hehren Kunst sogar einem Händler lieh, der schon eine größere Freiheitsstrafe wegen Verbreitung unzüchtiger Bilder auf dem Kerbholz hatte.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben es in Nr. 315 vom 8. Juli auffällig gefunden, „daß der Verein in seinem Aufrufe lediglich wieder von der Verbreitung von Schriften und Bildern spricht. Eine andere Unsittlichkeit scheint ihm völlig zu entgehen, sie scheint seine Aufmerksamkeit noch nicht erregt zu haben." Wenn das liberale Organ in seinen eigenen Spalten um einige Wochen zurückblättern wollte, so könnte es in einem Bericht über die definitive Konstituierung des Vereins die ausdrückliche Feststellung lesen, daß der Verein seine Tätigkeit keineswegs auf dem Kampf gegen die Pornographie beschränken will. Das Blatt stößt offene Türen ein, wenn es den Verein an die „bis zur Gemeingefährlichkeit gesteigerte Zunahme der auf der Straße sich widerlich breit machenden Prostitution", an „gewisse schamlose Auswüchse im Treiben der Tingel-Tangel usw." erinnert, die „ein jugendliches Gemüt allerdings vergiften können". Alle diese Mißstände wurden in der konstituierenden Versammlung von verschiedenen Rednern hervorgehoben, aber nicht nur diese, sondern auch noch andere. Dazu gehören beispielsweise die dem neuen Absatze des § 184 des Strafgesetzes direkt hohnsprechenden halbverhüllten oder unverhüllten, für jeden Wissenden völlig unzweideutigen Kuppelinserate, die in einer gewissen Presse oft spaltenweise zu finden sind. Drastische Proben wurden in der sozialdemokratischen „Münch. Post" und im „Bayerischen Vaterland" noch kürzlich an den Pranger gestellt. Das Beste wäre jedenfalls, wenn das hauptsächlich in Frage kommende Blatt hier endlich einmal gründlich nach dem Rechten sähe, ehe der neue Verein vielleicht unter Anrufung der verschiedenen Standesorganisationen die Sache in die Hand nimmt.

Das italienische Parlament und die Unterrichtsfreiheit.

Von

Jos. Massarette, Rom.

Kürzlich lehnte die italienische Deputiertenkammer mit großer Mehrheit einen Gesetzartikel ab, welcher darauf hinzielte, dem Staate die den Gemeinden zustehende Leitung der Volksschulen zu überlassen. In Italien haben die Gemeinden, also in Wirklichkeit die Familienväter, durch die Schulgesetzgebung das Recht, den Modus der Erteilung des Religionsunterrichts zu bestimmen wie auch die Lehrer zu ernennen. Da die Katholiken sich überall an den Gemeindewahlen beteiligen, haben sie durchweg Einfluß in den Rathäusern. So sind die italienischen Gemeinderäte zumeist für öde Kulturkämpferei nicht zu haben, wohl aber hüten sie ängstlich ihre Rechte, zumal wenn dieselben ihnen zum Schaden der Gewissensfreiheit entrissen werden könnten.

Kein Wunder, daß gewissen Sektierern in der Kammer als erstes und vornehmstes Ziel die Verdrängung der Gemeindeverwaltungen durch den Staat in allen Schulfragen vorschwebt.

Vor etwa vier Monaten, beim Amtsantritt des Ministeriums Sonnino, ging das Gerücht, die Regierung würde einen Gesetzentwurf zugunsten der Verstaatlichung der Schulen einbringen. Die katholische Presse, an der Spitze „Osservatore Cattolico", protestierte energisch dagegen, und der von den Antiklerikalen sehnlichst gewünschte Antrag blieb aus.

Nunmehr versuchten sie auf Umwegen zum Ziele zu gelangen. In den unter Sonnino eingebrachten Gesetzentwurf bezüglich der Maßregeln, die zur Hebung der südlichen Provinzen zu ergreifen wären, wurde ein Artikel 60 eingeschmuggelt, welcher das Prinzip der Verstaatlichung der Primärschulen betont. Man hoffte, daß dies unbemerkt bleiben und das Prinzip, einmal in einem Teile des Landes in Geltung, bald überall ohne Schwierigkeit durchdringen würde.

So leicht ging's denn doch nicht. Sofort nahm die Vereinigung der Gemeinden entschieden Stellung. Ein in Turin abgehaltener Kongreß nahm einstimmig folgende Tagesordnung an: „Indem der Kongreß der Gemeinden erklärt, daß die Primärschule von der Einmischung des Staates freibleiben und der Gemeindeverwaltung auch weiter unterstehen muß, drückt er den Wunsch aus, das Parlament möge den Gesetzentwurf zugunsten der südlichen Provinzen annehmen, weist aber jede Maßregel zurück, die eine Anwendung des Grundsatzes der Verstaatlichung sein würde." Noch am Tage vor der Kammerdebatte trat der leitende Ausschuß der genannten Vereinigung in Mailand zusammen und übermittelte telegraphisch an die neue Regierung Giolitti und die parlamentarische Kommission einen neuen Protest gegen Artikel 60.

Ueber dessen Tragweite sprachen sich mit anerkennenswerter Offenheit die Sozialisten im Parlament aus. Durch ihren Wortführer Turati erklärten sie, es sei ihre Absicht, daß das Prinzip der Besitznahme der Schule durch den Staat feierlich anerkannt werde. Sie wollten den Staat und mit ihm die Zivilisation gegen die schwarze Invasion verteidigen; notwendiger denn anderswo sei dies in Italien, wo sich der Vatikan befinde. Turati verlangte die Abstimmung durch Namensaufruf. Sie ergab die Ablehnung des Artikels 60 durch 218 gegen 59 Stimmen. Sonnino stimmte mit der aus der äußersten Linken gebildeten Minderheit dafür, im Gegensatz zu den meisten seiner alten Parteigenossen. Giolitti hatte erklärt, daß er der Frage nicht auf den Grund gehen wolle; er hatte auch warnend hingewiesen auf die schweren Ausgaben (mindestens 120 Millionen), welche die Annahme des Artikels nötig machen würde.

Wenn die große Mehrheit denselben ablehnte, so tat sie es in der richtigen Einsicht, daß das Land für freiheitsmörderische Laizisierungsbestrebungen noch lange nicht reif ist.

Reise-Abonnement der „Allgemeinen Rundschau".

Um unseren Abonnenten die regelmäßige Lektüre der „Allgemeinen Rundschau" während eines Ferien- und Sommeraufenthaltes zu erleichtern, treffen wir — zunächst versuchsweise — die Einrichtung, daß Post- und Buchhandels-Abonnenten gegen vorherige Einsendung von je 10 Pfg. für jede Nummer (also des halben Preises) und des Drucksachen-Portos (im Inland 3, im Ausland 5 Pfg.) an die genau anzugebende Ferien- oder Reiseadresse jede einzelne Nummer sofort nach Erscheinen per Post zugesandt wird. Das reguläre Abonnement läuft mittlerweile unverändert fort. Diese Einrichtung dürfte sich in der Regel billiger stellen als die gewöhnliche Ueberweisung auf dem Postwege. Außerdem bleibt das fortlaufende Hausexemplar unversehrt, während das auf der Reise bezogene meistens nach der Lektüre untergeht.

Prinz Ludwig von Bayern über die Aufgaben des Deutschtums.

Prinz Ludwig von Bayern, der schon vor 25 Jahren als Ehrenpräsident des Deutschen Schützenfestes in München echt deutsche Worte an die Teilnehmer aus allen Ländern deutscher Zunge gerichtet hat, hielt am 15. Juli 1906 in derselben Eigenschaft und bei demselben Anlasse eine von häufigem starken Beifall unterbrochene bedeutsame Ansprache, die keines Kommentars bedarf:

„. . . Was bedeuten die deutschen Schützenfeste? Einerseits wohl die Vervollkommnung im Schießen, die Vervollkommnung der Waffen, die Freude an der Wehrhaftigkeit, zumeist aber bedeuten sie das Zusammentreffen so vieler tausend Gleichgesinnter und gleichsprachiger Menschen, gleichviel welchem Staatengebilde sie angehören. Es sind weither Schützen gekommen, jenseits vom Meere, es sind auch welche aus Rußland, auch aus Ungarn, die große Zahl aber der Schützen, selbstverständlich außer dem Deutschen Reiche haben uns die Schweizer, haben uns die Oesterreicher gebracht. Seien uns dieselben von Herzen willkommen!

Seit 40 Jahren ist Oesterreich nicht mehr im engeren Verbande mit dem übrigen Deutschland. Gott sei Dank besteht aber ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen dem Deutschen Reiche und der benachbarten österreichisch-ungarischen Monarchie und das erstemal, als es diese Freundschaft zu erproben galt — das war im vorigen Jahre bei der Konferenz von Algeciras —, da ist Oesterreich-Ungarn treu an der Seite des Deutschen Reiches gestanden. Und kein Geringerer als Seine Majestät der Deutsche Kaiser selbst hat es in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten, den Minister des Aeußern Goluchowski von Oesterreich-Ungarn anerkannt. Wir wissen, daß Sie in unserer Nachbarmonarchie ja viele schwere Kämpfe mit anderen Nationen zu bestehen haben. Da rufe ich zu: Bleiben Sie einig; aber vergessen Sie die Differenzen und Parteiunterschiede in Ihrer eigenen Nation; solche wird es ja immer geben; aber seien Sie einig und bleiben Sie vor allem österreichisch!

Nehmen Sie sich das Beispiel der deutschen Schweizer zum Muster! Die sind seit $3^1/_2$ Hundert Jahren von dem alten Deutschen Reiche getrennt. Sie haben ihr Deutschtum bewahrt; aber sie haben verstanden, mit den anderssprachigen Völkern, die in der Eidgenossenschaft vereinigt sind, in Frieden zu leben, mit französisch, italienisch und romanisch Redenden und fühlen sich alle miteinander als Schweizer. So wünsche ich, daß es die Deutsch-Oesterreicher auch machen.

Ich habe von den Deutschen gesprochen, die nicht im engeren Verband mit uns sind. Ich will nun einige Worte und zwar die Schlußworte an Sie richten, die aus dem Deutschen Reiche sind. Ich habe den Oesterreichern zugerufen: Seid einig! Ich rufe das den Reichsdeutschen auch zu. Wenn man die deutsche Geschichte kennt, so fallen einem unwillkürlich die Worte ein, die in der Befreiungshalle bei Kelheim angeschrieben stehen, die König Ludwig I. 50 Jahre nach der Schlacht von Leipzig eröffnet hat. Die heißen: „Mögen die Deutschen nie vergessen, was die Befreiungskriege notwendig gemacht und wodurch sie gesiegt haben." Notwendig gemacht hat sie die Uneinigkeit der deutschen Fürsten und Völker, und ich möchte eines dazusetzen, nicht am wenigsten das Streben der jeweiligen Kaiser, gleichviel welchem Hause sie angehört haben, denn es haben viele Kaiser das alte Reich regiert, ihre Hausmacht zu ihren Gunsten und zum Nachteil ihrer Mitfürsten zu stärken. Die Folge davon war mehr oder weniger die Anlehnung ans Ausland, und die weitere Folge die Schwächung, die Zerreißung des Reiches, bis endlich vor 100 Jahren es verschwand.

Gott sei Dank sind wir im neuen Deutschen Reiche in dieser Richtung in viel besseren Verhältnissen. Fürsten und Volk stehen zusammen, und die einzelnen Staaten stehen nicht gegen einander, sondern miteinander und es wird eine der schwersten, aber auch der wichtigsten Aufgaben sein, die Interessen der einzelnen Staaten miteinander auszugleichen. Ich mache da insbesondere aufmerksam auf die nicht ganz gleich gelegenen Verkehrsinteressen dieser Staaten. Man darf nicht zugunsten des einen den andern schädigen, sonst fallen wir zurück in die Zeiten, wie sie im alten Reiche waren.

Ein glänzendes Beispiel, wie man es machen soll, das bieten uns einerseits Se. kgl. Hoheit der Prinz-Regent, der bald 20 Jahre Bayern regiert. Er vergißt nicht, was er dem Reiche, dem Kaiser schuldig ist, er vergißt aber ganz gewiß nicht, was er seinem eigenen Lande schuldig ist, und auf der anderen Seite Se. Majestät der Deutsche Kaiser, der ja zugleich auch König von Preußen ist; er vergißt auch nicht, was er Preußen schuldig ist, aber als Kaiser ist er mehr wie irgend ein Angehöriger des Reiches verpflichtet, für das Allgemeine zu sorgen, und er tut es."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Auflösung der Reichsduma.

Sonst mußte man die Entschlüsse der russischen Krone mit der Randglosse „zu spät" versehen. Jetzt aber ist der Zar einmal früher aufgestanden, als seine Feinde und auch die meisten seiner Freunde erwartet hatten. Die Auflösung der Duma ist erfolgt in einem Augenblicke, als die revolutionären Elemente der Duma durch Stimmenthaltung einen gemäßigten Beschluß hatten durchgehen lassen, vermutlich von der Absicht geleitet, noch weitere Frist zur Ausbildung einer Gegenregierung zu gewinnen.

Mit naturgesetzlicher Notwendigkeit mußte es einmal zu einer Kraftprobe kommen, da die Duma ihre Aufgabe als gesetzgeberische und kontrollierende Körperschaft nicht begreifen und die Macht der Exekution an sich reißen wollte. Die Verhandlungen über die Agrarfrage machten die Kompetenzüberschreitung recht sinnfällig; in der Duma wurde nicht bloß die Zwangsenteignung des Bodens nach kommunistischem System, sondern auch der direkte Appell ans Volk beantragt, und zwar in der unverhüllten Absicht des Sturzes der Zarenregierung durch eine agrarische Revolution. Der gefährliche Aufruf, den die Kommission und die maßgebenden Redner der Duma geplant, hat offenbar am Hofe schon vor einiger Zeit (vor 10 Tagen, wie glaubhaft berichtet wird) den Ausschlag gegeben für die Maßregeln, die jetzt nach sorgfältiger Vorbereitung zur Ausführung gelangt sind. In der Zwischenzeit zwischen Entschluß und Verwirklichung lenkte die Duma in überraschender Weise um. Zum erstenmal seit dem Bestehen dieses Tummelplatzes für glühende Redeströme erlangten die Gemäßigten einen Erfolg; der Aufruf wegen der Agrarfrage wurde sowohl inhaltlich abgeschwächt durch den Zusatz, daß die Enteignung zu reellen Preisen stattfinden sollte, als auch formaliter von einem „Aufruf" zu einer „Erklärung" degradiert. Vielleicht hatte die Mehrheit der Duma Wind bekommen von den Kampfvorbereitungen auf der Regierungsseite; vielleicht wirkte auch das Gerücht von einer bevorstehenden Intervention deutscher und österreichischer Truppen mit. Dieses ganz grundlose Gerücht ist nämlich sowohl in der russischen Bevölkerung, als auch in der Duma für bare Münze genommen worden. Die Regierung ließ sich aber durch die anscheinende Mäßigung der Duma nicht irre machen. Dabei war sie von ihrem Standpunkt aus im Recht; denn die gemäßigten Beschlüsse, die übrigens immer noch einen Formübergriff involvierten, da die „Erklärung" der Duma eigenmächtig überall angeschlagen werden sollte, waren nicht mit einer verläßlichen Mehrheit zustande gekommen, sondern nur durch die taktische Stimmenthaltung der revolutionären Parteien, und es war zweifellos, daß alsbald nach Eintritt besseren Wetters das alte Spiel der Gegenregierung fortgesetzt werden sollte. Daher ist es vollständig begreiflich, daß die Regierung ihre Vorbereitungen nicht rückgängig machte, sondern die unvermeidliche Operation zu Ende zu führen beschloß. In der Tat stand das Zarentum vor der Alternative, entweder abzudanken oder einen letzten Versuch zur Rettung seiner Autorität zu machen.

Die französische Presse, die größtenteils sich in die Idee der parlamentarischen Souveränität eingelebt hat, nimmt bis auf einige konservative Blätter dem Zaren diesen Akt der Selbstverteidigung furchtbar übel. Auch die englische Presse ist weithin bitter enttäuscht, was sich teils aus der Besorgnis für die erworbenen Russenwerte erklärt, teils aber auch aus der Leichtfertigkeit der liberalen Regierung, die sich durch den Botschafterbesuch beim Dumapräsidenten und durch Reden des Ministers Grey über paritätische Höflichkeit gegen Zar und Duma viel zu tief mit diesem Zerrbild eines Parlaments eingelassen hatte. In Deutschland nimmt, soweit man prima vista urteilen kann, nur die linksliberale Presse entschieden Partei gegen den Zaren und seine Regierung (von der selbstverständlichen Wut der Sozialdemokratie nicht zu reden). Die übrige Presse erkennt das natürliche und gesetzliche Selbstverteidigungsrecht der bestehenden Regierung an, wenn sie auch nicht leichtherzig mit deren Sache sich solidarisch machen will. Dementsprechend haben die Börsen von Paris und London viel größere Bestürzung gezeigt als die Berliner Börse. An der letzteren überwog die Erkenntnis, daß an der aufgelösten Duma wirklich nicht viel verloren sei. Diesen Gesichtspunkt sollten überhaupt alle Freiheitsschwärmer im Auge behalten. Salus publica ist auch hier suprema lex. Die Reichsduma hat aber in den verflossenen zehn Wochen den bündigen Beweis ihrer Un-

fähigkeit geliefert. Sie hätte bei weiterer Wirksamkeit dem russischen Volke wohl die Anarchie, aber keine Ordnung, keine Reformen, keine Freiheit und Wohlfahrt gewähren können. Der Widerpart, die Zarenregierung, mag so mangelhaft sein, wie sie will: sie ist doch das letzte Hilfsmittel gegenüber der allgemeinen Revolution.

An Stelle Goremykins hat der Minister des Innern Stolypin die Leitung des Ministeriums übernommen. Er gilt als kaltblütig und umsichtig. Vorläufig hat er offenbar die revolutionären Kreise in Verwirrung gesetzt. Eine Anzahl der „aufgelösten" Abgeordneten hat sich nach Finnland begeben, angeblich um von dort aus einen Aufruf zum Widerstand zu erlassen. Darauf wird aber weniger ankommen als auf die Entschlüsse des revolutionären Komitees. Es heißt, daß Stolypin durch vorherige Verhaftung fast aller Mitglieder des Zentralausschusses deren Tätigkeit sehr erschwert habe. Angedroht war für den Fall der Auflösung der Reichsduma ein politischer Generalstreik; natürlich ein „friedlicher", wie sich alle solche Streiks nennen, bis sie in blutige Straßenkämpfe auslaufen. Es kommt nun alles darauf an, ob die Truppen, die Stolypin in großer Masse in den Hauptstädten zusammengezogen hat, trotz aller Einzelfälle von Meuterei im ganzen zuverlässig sind und bleiben. Vielleicht hat zur Beschleunigung der Kraftprobe auch die Erwägung beigetragen, daß bei weiterem Gehenlassen die Disziplin im Heere noch schlechter werden würde, als sie schon ist.

Aufsehen erregte es vorige Woche, als der Zar sich den angekündigten Besuch der englischen Flotte in den russischen Ostseehäfen höflich verbat und bald darauf auch die Reise des Zaren zur Begegnung mit dem Kaiser Wilhelm abgesagt wurde. Am Petersburger Hofe war damals der innere Entscheidungskampf schon beschlossen worden.

Unsere Offiziösen mahnen uns zur loyalen Zurückhaltung und zur Vermeidung einseitiger Parteinahme gegenüber der Entwicklung der russischen Angelegenheiten, die sich auch „unsere Politik" zur Pflicht gemacht habe. Diese Verwarnung haben vor allem diejenigen nötig, die mit der unfähigen Duma oder gar mit der ausgesprochenen Revolution sich solidarisch machen möchten, und bei denen wird die offiziöse Lehre nicht viel wirken. Die unabhängige Presse wird sich aber unseres Erachtens nicht selbst den Mund zu verbinden brauchen, wenn sie der Ansicht ist, daß die Ordnung und Wohlfahrt des russischen Volkes immer noch besser von der Regierung als von den revolutionären Komitees gewahrt werden kann. Sollte Stolypin die Autorität noch retten können, so wird die zivilisierte Welt freilich verlangen können, daß er dann eingreifende Reformen durchführt, und zwar nicht zuletzt in der korrupten Beamtenschaft. Ob mit einem neuen Parlament, das der Auflösungsukas der Beruhigung halber zum 5. März 1907 in Aussicht nimmt, oder in einer anderen staatsrechtlichen Form — das mögen die Russen selbst ausmachen.

Für den Augenblick kann man dem Zaren Nikolaus gratulieren, daß er von seinem fatalen Vorbilde Ludwig XVI. sich durch einen kräftigen Entschluß im vorletzten Augenblick emanzipiert hat. Es frägt sich freilich, ob seine Charakterschwäche bis zum Austrage der Stolypinschen Kraftprobe suspendiert bleibt.

Die Wahlparole in Hagen-Schwelm.

Der erste Wahlgang in dem früheren Wahlkreise Eugen Richters hat zu der erwarteten Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen und dem freisinnigen Kandidaten geführt. Die vereinigten Liberalen und die Christlich-Sozialen könnten zur Not auch ohne das Zentrum eine bürgerliche Mehrheit schaffen, wenn sie alle vollzählig für den Freisinnigen einträten. Aber die Vollzähligkeit ist mehr als zweifelhaft, so daß die Entscheidung und die Verantwortlichkeit tatsächlich beim Zentrum liegt. Die örtliche Parteileitung hat es nun leider nicht für möglich gehalten, mit der förmlichen Parole „Für den Freisinnigen" an die Zentrumswähler heranzutreten. Aber die ausgegebene Parole wird auch genügen. Sie lautet nämlich kurz: 1. Keine Stimme für den Sozialdemokraten; 2. Beteiligung zugunsten des Gegners der Sozialdemokratie nach Belieben. Hoffentlich werden die Zentrumswähler in großer Zahl für den Gegner der Sozialdemokratie stimmen, wie ihnen die hervorragendsten Blätter der Partei im Einklang mit unseren Ausführungen ans Herz gelegt haben.

„Modernes Christentum."

Von

Peter Busch.

Der kürzlich verstorbene Bremer Pastor Dr. Albert Kalthoff, Mitglied des Monistenbundes, war bis zu seinem Tode rastlos an der Arbeit, alles, was im wahren Sinne Christentum heißt, zu vernichten. Als sein letztes Werk ist in den „Modernen Zeitfragen" ein Heft erschienen mit dem Titel: „Modernes Christentum", in dem er wieder einmal Totengräberarbeit versucht an einem Lebenden, der christlichen Wahrheit nämlich, zudem an einem Lebenden, zu dessen Hut und Sorge er standesmäßig verpflichtet war. Die „Wächter Sions" schlafen nicht mehr, sie sind sehr wach und wohl und eifrig beschäftigt, nach Räuberart die ehrwürdigen Goldschätze der Hl. Stadt hinauszuschleppen und an den Grundmauern der Stadt selbst zu rütteln.

Kalthoff konstatiert zunächst einen scharfen Gegensatz zwischen der alten Religion mit ihrem „auf den Widerspruch gegen Natur und Vernunft gegründeten kirchlichen Dogma" und der neuen Religion; denn die Wissenschaft hat mit der „Aufdeckung der natürlichen, der psychischen und sozialen Faktoren, die in der Schaffung dieses Dogmas wirksam gewesen sind", — „ein religiöses Moment in ihren eigensten Arbeitsgebieten gefunden, — nämlich den Glauben an die im Mechanismus des Naturgeschehens beschlossen liegenden Schaffens- und Entwicklungskräfte", „den Glauben an eine neue Menschenzukunft", „an den Menschen und die in seinen elementarsten Lebensbedingungen wirksamen Entwicklungskräfte".

Das alte Christentum, so wird der Gegensatz weiter ausgeführt, war „Weltverneinung", hatte „Weltuntergangsstimmung", wie die offizielle griechische Philosophie zur Zeit seiner Begründung „Verfallsphilosophie" war. „Todesahnung" ging durch die Gemüter, wie auch die Apostelbriefe eine große Weltkatastrophe für die Erscheinung Christi zur Voraussetzung haben, und Christus in der Offenbarung Johannis über „endlose Trümmer- und Leichenfelder schreitet".

Die sittlichen und religiösen Grundideen des Christentums waren vornehmlich die Armut, und die neue Predigt „kündigte sich von Haus aus als eine frohe Botschaft für die Armen an". Darum verwarf sie aufs strengste Reichtum und Besitz, betrachtete den genossenschaftlichen Besitz, die Gütergemeinschaft, als die für die Christen wünschenswerteste Gestalt des Eigentums; darum war der Christus, der im Stalle geboren wurde, der Sohn des Zimmermanns, der nicht wußte, wohin er sein Haupt legen sollte, der rechte Erlöser.

Die zweite grundlegende Idee war die Keuschheit, nicht bloß in ihrer Beziehung auf das Leben der Geschlechter, sondern auf alles, was in den Bereich ihrer Tätigkeit fallen kann, was man „mönchische Lebensauffassung, Weltflucht, Weltverneinung" nennt, einschließlich des Fastens als der natürlichsten Aeußerung einer „aszetischen, weltverneinenden Lebensauffassung". Denn die christliche Keuschheit hat zu ihrer Voraussetzung die Unreinheit der Ernährung und der Fortpflanzung, die beide gereinigt und geläutert werden müssen.

Als „Kitt" der einzelnen Tugenden tritt hinzu, der Gehorsam, das „Lebenselement" des Christentums, das „Lebensgesetz des christlichen Kommunismus", der „praktisch gewordene Ausdruck des kirchlichen Einheitsgedankens, der den Menschen aus seiner Vereinzelung herausholt zur Lebensgemeinschaft des Ganzen".

Auf den angegebenen Grundlagen, denen durch ihre Verankerung in Gestalt Christi, des „Jesusgottes", der Stempel des Absoluten aufgedrückt wird, sollte eine neue Gesellschaftsordnung entstehen, eine Ordnung der Armut, Entsagung und des Gehorsams gegen die des Reichtums, des Genusses und der Willkürherrschaft.

Demgegenüber stellt sich das neue moderne Christentum dar als die Bejahung all dieser Verneinungen, preist nicht die Armut selig, sondern den Reichtum, erzieht nicht zum Gehorsam, sondern zur Freiheit, sieht in der Natur nichts Dämonisches, sondern die Förderin und Gehilfin des Menschen, bildet ein neues Menschheitsideal, den „naturfrohen, seinen Sinnen vertrauenden und mit den Sinnen die Welt erfassenden" Menschen; wirft alle Absolutheit, die das alte Christentum in Anspruch nahm, über den Haufen und weist diesem nur eine Stellung im „unendlichen Entwicklungsleben" an wie jeder anderen Erscheinung.

Der Mensch „sucht sich nunmehr selbst die Gesetze seines Daseins in sich", und das eigentliche Problem des religiösen Lebens ist, wie dieser neue persönliche Mensch mit dem alten christlichen zusammenbestehen kann. Die katholische Kirche kennt das Problem nicht, weil ihr das historisch gewordene Christentum die „absolute Norm" des Lebens auch heute noch ist.

Die protestantische Kirche dagegen hat die Lösung seit mehreren Jahrhunderten übernommen, aber nicht gebracht, sondern nur Trümmer geschaffen und nur dürftige Reste des ursprünglichen Christentums erhalten, indem sie stets die Vergangenheit vergewaltigte und ihr Christentum in sie hineintrug. So hat sie das Neue Testament Stück um Stück verworfen, alle „Uebernatürlichkeiten" aus dem Urchristentum entfernt, die „transzendente Christusidee" eliminiert und an ihre Stelle ein menschliches Individuum, einen „frommen jüdischen Rabbi", gesetzt, ihn zum „fröhlichen Optimisten" gemacht, zum Muster eines „harmlosen Lebens- und Naturgenusses". Da die biblischen Erzählungen Mythen sind und außerbiblische Quellen für eine solche Persönlichkeit nicht vorliegen, so ist der religiöse Gehalt dieses historischen Jesus und damit auch das Fundament des ganzen, auch des modernen Christentums nichts anderes, als daß er an „Gott als seinen himmlischen Vater geglaubt, und in diesem Glauben trotz etlicher Schwankungen festgeblieben ist".

Vertreter der Orthodoxie und des freien Gedankens haben gegen diese Modernisierung des Christentums gekämpft, aber nichts erreicht als „den Beweis erbracht, daß sich die „Brücke zwischen dem modernen Leben und dem alten Christentum auf theologischem Wege nicht schlagen läßt". Die historische Rekonstruktion des Christentums würde nur sagen, was „war, nicht, was ist, noch weniger, was werden und sein soll."

Wir müssen uns also, da die Theologen versagen, an die „Religion", das religiöse Empfinden der Menschen halten. Und da kommt uns der Entwicklungsgedanke zu Hilfe, indem er uns sagt, daß ein religiöses verwandtes Urchristentum und modernes mit einander verbindet, daß ein „organischer Zusammenhang mit den primären religiösen Lebenskräften" besteht, und daß die äußeren Formen des Christentums, seine äußere Welt: „Himmel und Hölle, Gott und Christus, Geist und Seele, Mensch und Menschengemeinschaft" nur „Bausteine" sind eines Glaubensgebäudes, das der Zeit seinen „Tribut" gezollt hat und nun zu „Trümmern" geworden ist.

Das moderne Leben will eine „Verinnerlichung" des Christentums, will in der eigenen Seele sich einen „Tempel der Gerechtigkeit" bauen ohne Finger Gottes, ohne Walten einer ewigen, göttlichen Gerechtigkeit; wie Maeterlink. Oder es will mit Nietzsche eine „neue Lebensbejahung, eine glaubens- und zukunftsfrohe Schau in große, in letzte Kulturaufgaben und Kulturziele, ferne unentdeckte Menscheneilande mit einem persönlichen Menschenbilde."

In dem Sozialismus mit seinen Beziehungen zur altchristlichen Empfindungswelt, mit der Frauenfrage und ihrer Aehnlichkeit mit dem „ethisch-religiösen Grundcharakter" der altchristlichen Ideen, mit der mythenbildenden Naturbetrachtung und Beseelung will sich ein neues Christentum gestalten, mit denselben religiösen Triebkräften der Seele, die wurzeln in „dem Gemeinschaft bildenden, zukunftschaffenden, über sich hinausringenden Genius der Menschheit."

So wird Christus der Mensch, „der mit der Kraft seiner Liebe und seines Glaubens an das in jedem Menschen wohnende Gute die Geister bezwingt, daß sie bei sich selbst Einkehr halten und dort ihr eigenstes, ihr lebendiges Gutes finden". So wird die Bibel ein wertvolles Sammelwerk „religionsgeschichtlicher Literatur", so wird Gott aus einer „äußeren Realität wieder ein inneres Erlebnis, aus einem theologischen Begriff eine schöpferische, dichterische Synthese, die lebendige Einheit aller seelischen Beziehungen". — — —

Auf diese Weise soll also das moderne Christentum nach Kalthoffs Meinung mit dem alten Christentum geeint werden. Das heißt aber nichts anderes, als alles Christliche am Christentum zerstören, nicht nur die Form in Trümmer und Scherben schlagen, sondern Wesen und Sache selbst; das heißt die Grundlage jeder Religion, die Idee Gottes, vernichten und auf einen verschwommenen Pantheismus verfallen, als was man ja in Wahrheit das ganze System darstellt. Das heißt auch die Grundlage jedes moralischen Lebens zerstören; denn die Geschichte lehrt deutlich genug, wie schnell die Bestie im Menschen erwacht, wenn er sich selbst und den Triebkräften seiner Seele überlassen ist ohne eine Gewalt über sich, zu der er betet, die er fürchtet und liebt.

Zur Kritik der katholischen Studentenkorporationen.

Von

Dr. phil. Leo Heidemann, Berlin.

Als langjähriges, augenblicklich noch inaktives Mitglied einer Berliner katholischen Korporation möchte ich dem mit großem Freimut geschriebenen Artikel in Nr. 28 der „Allgemeinen Rundschau" mir einiges hinzuzufügen gestatten. Zunächst dürfte es dem Verfasser des genannten Artikels selbst nicht unwillkommen sein, wenn hier festgestellt wird, daß all die gerügten Mängel, wie sehr sie auch den Tatsachen entsprechen, doch kaum jemals sämtlich auf eine Korporation zutreffen. Andernfalls dürfte der Gesamteindruck jenes Artikels auf solche Leser der „Allgem. Rundschau", die den kath. Korporationen ferne stehen, gar zu ungünstig ausfallen. Es darf gewiß auch hinzugefügt werden, daß in vielen Korporationen bereits eine Besserung nach der angeregten Seite hin eingetreten ist und in den übrigen der herrschende Geist nach der jeweiligen Zusammensetzung der Mitglieder und besonders auch der Wahl des Vorstandes sich keineswegs in jedem Semester gleicht. Dies muß zur Ehre unserer kath. Korporationen, in denen so viel guter Wille und edle Kraft herrscht, unbedingt hinzugefügt werden.

Nun noch einiges zur Besserung der tatsächlich bestehenden Mängel. Es sind keineswegs neue Gedanken, die hier in Kürze ausgesprochen werden sollen, sondern von verdienten Männern schon hie und da angeregt wurden. Auch der Verfasser des letzten Artikels weist auf einige Punkte hin, so daß es nur einer kurzen Zusammenfassung bedarf.

Als Grundübel, an dem alle Korporationen mehr oder weniger kranken, möchte ich den Geist der sogenannten Exklusivität bezeichnen, daß nämlich die einzelnen Korporationen in der Universitätsstadt möglichst für sich zu bleiben bestrebt sind, und allenfalls mit den Kartellkorporationen, wo solche vorhanden sind, in nähere Fühlung treten. Ein Vorteil ergibt sich hieraus insofern, als in dem möglichst engen Zusammenschluß der Vereins- bzw. Couleurbrüder der einzelne, zumal in den Gefahren einer Großstadt, doch einen starken Halt finden kann, freilich auch nur kann, denn wenn einmal in diesem engen Freundeskreis ein oder mehrere schlechte Elemente die Oberhand gewinnen, dann tritt das Gegenteil ein, daß selbst der Gute in seinen sittlichen Grundsätzen wankend wird. Doch muß auch hier wieder auf Grund der Erfahrungstatsachen konstatiert werden, daß dieser Fall der seltenere ist.

In jedem Fall aber ist diese Exklusivität, die möglichst mit allen der Korporation nicht unmittelbar dienenden Zwecken verschont werden will, ein Mittel, die großzügige Arbeit in unseren Korporationen zu hemmen, das, was ich als den wahrhaft katholischen Geist bezeichnen möchte, der sich nicht mit einem seiner augenblicklichen Beschäftigung entsprechenden geistigen Horizont begnügt, nicht eben nur dem Fachstudium obliegt, sondern das hier Gewonnene zugleich den größeren Zwecken und höheren Zielen dienstbar zu machen sucht, die den künftigen Führern des katholischen deutschen Volkes gestellt sind. Warum hält es später oft so schwer, angesehene Mitglieder einer Gemeinde zu mehr als zur Erfüllung ihrer gewöhnlichen Christenpflichten zu bewegen? Gewiß ist es an sich erfreulich, wenn wenigstens deren Erfüllung gewährleistet ist. Daß es aber genügend sei, möchte ich stark bezweifeln, aus dem einfachen Grunde: wo bleibt da das Moment des sozialen Ausgleichs, wenn ich trotz des mir vom lieben Herrgott gewordenen Vorzuges eben doch nur dasselbe leiste, was der Arbeiter auch und unter viel schwereren Bedingungen leisten muß: die Erfüllung meiner gerade unbedingt notwendigen Berufspflichten. Es ist noch nicht lange her, daß auf einem großen Kommerse des hiesigen Vereins deutscher Studenten der bekannte Hofprediger a. D. Stöcker in Gegenwart Sr. Kaiserl. Hoheit des Kronprinzen den Mitgliedern dieses Vereins die Worte zurief, sie sollten dereinst die Garde der Hohenzollern sein, sich also nicht mit der Erfüllung der gewöhnlichen Bürgerpflichten begnügen. Dasselbe gilt auch von uns katholischen Studenten, nur mit dem Unterschiede, daß wir ein solches Plus an Pflichten ebensowohl im Dienste unserer hl. Kirche wie unseres Vaterlandes übernehmen sollten. Wenn das aber dereinst in Erfüllung gehen soll, dann muß der Grund hierzu in der Zeit unseres Studiums gelegt werden; hier ist der Geist noch frisch und für die höchsten und weitesten Gesichtspunkte aufnahmefähig, hier erfüllt noch edelste Begeisterung das Herz und treibt den Willen zur stärksten Kraftentfaltung. Verlangt unsere hl. Kirche also von ihren Gebildeten, daß sie in stärkerem Maße für ihre

Interessen eintreten, dann haben sie die heilige Pflicht, neben ihrem Fachstudium auch den kirchlichen Wissenschaftszweigen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, sich mit den Grundproblemen der theologischen Wissenschaft bekannt zu machen, insonderheit der Dogmatik und Apologetik, was freilich nicht ohne philosophische Vorstudien möglich sein wird. Letztere sind nun aber mehr oder weniger schon durch die Berufsstudien geboten.

Wie aber soll das geschehen, zumal in einer Stadt wie Berlin, wo der junge Student ausschließlich Gegnern seiner Weltanschauung in die Hände gegeben ist? Und selbst da, wo letzteres nicht zutrifft, muß nicht auch da eine Anregung und methodische Belehrung vorausgehen? Hier müßten unsere Akademischen Kongregationen einsetzen, die in erster Linie unseren religiösen Eifer wacherhalten und vermehren, dann aber auch unsere religiös-wissenschaftliche Ausbildung fördern sollten. Ich halte deshalb dafür, daß sich diese Kongregationen nicht mit der Abhaltung eines wöchentlichen Gottesdienstes und einer Ansprache begnügen, sondern in regelmäßigen wissenschaftlichen Kolloquien über Fragen aus dem Gebiet der Philosophie und Theologie, soweit sie zur Verteidigung unseres hl. Glaubens von wesentlicher Bedeutung sind, handeln, wobei die Gelegenheit einer freien Aussprache gegeben ist. Hierzu ist freilich ein größerer Kreis nicht geeignet; darauf kommt es auch nicht so sehr an, als darauf, die wirklich tüchtigen Elemente, die ein Plus an gutem Willen hinsichtlich ihrer eigenen Vervollkommnung wie der ihrer Kommilitonen mitbringen, herauszuziehen; diese werden dann von selbst den gewonnenen Nutzen auch anderen zu vermitteln verstehen, ganz abgesehen davon, daß die Kongregation auch mehrere Male im Semester für die Allgemeinheit der Studentenschaft apologetische Vorträge oder einen ganzen Vortragszyklus veranstalten kann, wo dann die Sodalen die Werbetrommel rühren. Freilich ist der Nutzen, der hieraus gerade entspringen kann, immer nur ein bedingter, und wenn der Betreffende überhaupt nicht zum Besuch solcher Vorträge zu bewegen ist, gänzlich illusorisch. Viel wertvoller bleibt darum immer die Einzelarbeit, die durch die in der Kongregation geschulten Sodalen innerhalb der Korporationen im persönlichen Verkehr geleistet werden muß. Daneben kann dann noch ein sozial-caritatives Kränzchen bestehen, wenn es sich nicht empfiehlt, dasselbe mit der Akademischen Kongregation zu verbinden. So wird auch für unsere spätere Tätigkeit im Dienste des Vaterlandes vorgearbeitet.

Zweierlei ist jedenfalls wichtig, daß die Akademische Kongregation eine Schule sozusagen der Elite unserer Studenten wird — Massenkongregationen erfüllen ihren Zweck immer nur halb und sind zudem mancherorten, man denke z. B. an Berlin, gar nicht möglich. Und zweitens — und damit kommen wir auf unser eigentliches Thema zurück: die Beseitigung von Mißständen in unseren katholischen Korporationen — dürfen die Kongregation und ihre Bestrebungen in den Korporationen nicht ein Hindernis finden. Der Geist der hier herrschenden Exklusivität führt nur zu häufig dazu, daß gerade Korporationsstudenten die Versammlungen und Veranstaltungen der Kongregation gar nicht besuchen können, weil man so ziemlich alle Abende der Woche für die Korporation in Anspruch nimmt und so über dem Prinzip der Geselligkeit die wichtigsten Dinge vernachlässigt werden. Das Prinzip der Exklusivität ist auch schuld, wenn es oft schwerhält, unsere Korporationen zum Beitritt zum Akademischen Bonifatiusverein, d. h. zur Gründung einer Ortsgruppe zu bewegen, oder, wenn sie einmal beigetreten sind, zum möglichst vollzähligen Besuch der Generalversammlungen, deren Hauptzweck doch gerade darin besteht, unsere studierende Jugend auf diese für die Erhaltung des Besitzstandes unserer hl. Kirche in unserem Vaterlande so wichtige Institution hinzuweisen, damit sie später mit dem Einsatz des Ansehens von Amt und Person von selbst für die Ausbreitung des Bonifatiuswerkes eintreten.

Der richtige Ausgleich also in der Pflege des Prinzips der Geselligkeit und der uns als katholischen Korporationen gebotenen höheren Prinzipien im Dienste unserer hl. Kirche und unseres Vaterlandes muß das Losungswort für die Hebung und Ausbreitung unserer katholischen Korporationen sein. Dazu ist aber ein möglichst großer Prozentsatz tüchtiger Elemente nötig, von denen sich manche lieber unter die Kritiker als unter die Mitarbeiter stellen, und nicht zuletzt auch die tatkräftige Mithilfe der Alten Herren, die wenigstens doch durch einen oder zwei aus ihrer Mitte für die Mitarbeit und Unterstützung der Aktiven Sorge tragen können. Man mute den jungen Studenten nicht zu viel zu, daß sie aus sich heraus Idealmenschen und Idealkorporationen werden, sie bedürfen als junge Leute der Anregung und Belehrung, und werden dieselbe, wo es in der richtigen Weise, d. h. mit Verständnis für die Jugend und jugendlicher Begeisterung geschieht, niemals zurückweisen. Es ist eine Freude zu sehen, wie solche Philister — leider sind ihrer nur wenige —, die eben in erster Linie die geistigen Interessen ihrer Korporation im Auge haben, in den Versammlungen stets mit einem Sturm der Begeisterung empfangen werden.

Es ist in letzter Zeit in der Presse oft darauf hingewiesen worden, daß in größeren Universitätsstädten eigene Studentenseelsorger angestellt werden möchten. In den meisten Fällen ließe sich wohl ein am Orte angestellter geistlicher Herr ausfindig machen, dem von seinem Bischofe mit der Leitung der Akademischen Kongregation auch diese Aufgabe übertragen werden könnte. Wenn nun die Alten Herren unserer Korporationen weiter nichts erreichten als dieses, wäre ihrerseits das Hauptsächlichste geschehen. Vielleicht kann es als Ansporn dienen, wenn sie erfahren, daß in Berlin dieser Plan seiner Verwirklichung entgegengeht. Freilich erfordert eine erfolgreiche Tätigkeit unter den außerordentlich schwierigen Berliner Verhältnissen die ganze Kraft eines Mannes, so daß auch die Besoldungsfrage in diesem Falle einer besonderen Lösung bedurfte. Hier hat erfreulicherweise die Akademische Bonifatiusvereinigung eingegriffen und den größten Teil des Jahresgehaltes garantiert. Darum kann unseren Alten Herren auch die Unterstützung dieser Vereine durch Beitritt als Ehrenmitglieder nur aufs dringendste empfohlen werden; mit um so mehr Nachdruck werden sie dann für die Unterstützung eines eigenen Studenten-Seelsorgers durch den Akademischen Bonifatiusverein Sorge tragen können.

Sommernebel.

Duftumgraut der Himmelsbogen,
Schattenbilder rings die Höhen;
[illegible]äge rinnt des Stromes Welle,
Regungslos die Linden stehen.
Kaum ein Raunen in den Tannen,
Kaum ein Flüstern in den Halmen,
Ein Verklingen ferner Glocken,
Gleich dem Widerhall der Psalmen.

Die geheimnisvolle Stille
Bricht kein Laut, nur leise, leise
Singt aus sommergrünen Zweigen
Eine Amsel ihre Weise.
Rote Rosen, weiße Lilien
An geneigtem Stengel schwanken,
Und um beide schmiegt das Geißblatt
Seine blütenschweren Ranken.

Ausgelöscht und wie versunken
Hinter jenem Dunstgeschiebe
Bläulich weißer Nebelmassen
Dieser Erde wirr Getriebe,
All ihr Hasten, all ihr Jagen,
Ihr verzweiflungsvolles Sehnen
Nach den glanzumfloss'nen Bildern
Eitlen Glücks und eitler Tränen.

O, ich lieb' euch, sanft umflorte,
Dämmerstille Sommertage,
Wenn mir ungezählt verinnet
Stund' um Stund' im grünen Hage,
Wenn verstohlen durch die Wipfel
Hundertjähr'ger, alter Bäume
Auf des Westwinds leichten Flügeln
Gleiten süße Märchenträume.

A. Jüng[illegible]

Soziale Betätigung der Frau in der Familie.

Von

Berta Rosch, Chateau de Bella-Ly.

(Schluß.)

Nach dem Gesagten wird man mir entgegnen können: Was Sie sagen, ist vielleicht richtig, aber Sie haben vergessen, daß Sie von der sozialen Aufgabe der Frau, nicht von ihren häuslichen Pflichten reden wollten. Das sind doch verschiedene Dinge! — Sind Sie davon überzeugt? Glauben Sie wirklich, daß häusliche Pflichten sehr verschieden sind von sozialen Pflichten? —

Es ist eine falsche Theorie, die Gesellschaft als eine Vereinigung, ein Gebilde von Individuen aufzufassen, — die Gesellschaft ist ein Gebilde, eine Vereinigung von Familien. Die Basis der menschlichen Gesellschaft war die Vereinigung des Mannes mit der Frau, das heißt: die Familie in ihrer primitivsten Form.

Mit Verschwendung von Zeit und Mühe kann man diese Wahrheit durch eine Unmenge von Zitaten belegen, kann man nachweisen, daß die Familie das wahre soziale Atom, nicht das Individuum, und daß zwischen der Regierung eines Königreiches und der seines Hauses nur ein Unterschied besteht, — der der Grenzen.

Daraus geht auch hervor, daß alles, was man in der Familie, für oder gegen sie tut, eine unmittelbare Rückwirkung auf die Gesellschaft hat — für oder gegen sie.

Die Aufgabe der Frau in der Familie, — eine Wahrheit kann man nie zu oft sagen, — ist ihre hauptsächliche soziale Aufgabe, doch ist die häuslich-soziale Pflicht der Frau noch nicht erschöpft durch einfache Erfüllung der Gattin-, Mutter- und Tochterpflichten. Gehen wir noch weitere Objekte weiblicher Verantwortlichkeit und Pflichten suchen. —

Wer sind jene anderen, auf die die Frau ihre Sorge ausdehnen kann und muß?

Die meisten Frauen haben genügend Gerechtigkeitsgefühl, um die soziale Not mitzufühlen. Aber die wenigsten wissen etwas dagegen zu tun. Haben alle schon genügend Umschau gehalten bei sich und um sich, im eigenen Heim, ob da nichts ist, was noch zu wünschen übrig läßt? Haben alle sich schon darüber Rechenschaft gegeben, daß ihre Dienstboten in Wahrheit zu ihrem Hause gehören, daß sie auch für ihre Angestellten verantwortlich sind? — Man wird mir sagen: Das ist den heutigen Dienstboten gegenüber unmöglich, sie sind ja nur Eintagsfliegen in unserem Hause, nur Fremde, — wenig eifrig, zur Not anständig, Menschen, denen der Inhalt ihres Brotkorbes den Zenith ihres Interesses bedeutet. Gewiß, die Beziehungen zwischen Herrschaft und Dienerschaft sind nicht mehr wie früher, der trennende Graben besteht leider einmal. Aber, die geholfen, ihn zu graben, müssen ihn auch ausfüllen helfen.

Der Abhängigkeitszustand des Dieners gegenüber dem Herrn ist für den letzteren eine Quelle sozialer Pflichten und zugleich ein befruchtender Strom sozialen Einflusses. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch die Dienstboten eine Seele haben, die gestützt und geschützt, die beraten werden muß, daß sie einen Körper haben und daß dieser Körper der Pflege und der Ruhe benötigt. Wir müssen selbst den Mut haben, uns einzugestehen, daß sie mehr Geduld haben müssen, uns zu bedienen, als wir, um die Mängel ihrer Bedienung zu ertragen.

Entfernen wir uns noch weiter vom häuslichen Kreise, so finden wir noch andere, denen gegenüber die sozialgesinnte Frau ihr Apostolat ausüben muß: die Lieferanten. Und weil ich von Frauen spreche, will ich bei jenen Lieferanten bleiben, die den ersten Platz im Herzen der Frau resp. im Portemonnaie einnehmen: den Schneiderinnen. Wie werden diese verdienstvollen Mitarbeiter am Triumphbau weiblicher Schönheit, diese mitunter künstlerischen Schöpfer weiblicher Grazie und Eleganz oft behandelt?

Ich möchte auf zwei Ursachen der Misere unserer Arbeiterinnen hinweisen, denen die Frauen wirksam entgegenarbeiten könnten. So sicher eine anständige Frau ihre Rechnungen bezahlt, so sicher ist, daß dies häufig verspätet geschieht. Wenn der betreffende Lieferant auch versichert: „Das hätte durchaus nicht so geeilt!" so ist das eine jener vielen Gebrauchslügen, mit denen wir uns leider tagtäglich den Wahrheitssinn abstumpfen. Seid überzeugt, das Bezahlen eilt immer. Die Lieferanten sind den Handelsgesetzen und -gebräuchen unterworfen, mit ihren Zahlungen an bestimmte Termine gebunden; sie können ihre Zahlungen nicht mit der gleichen Leichtigkeit hinausschieben, wie wir.

Seite an Seite mit der Verzögerung der Bezahlung kann man die Dringlichkeit der Bestellung setzen. Alle, die sich jemals gründlich mit der Arbeiterinnenfrage befaßt haben, wissen, daß der Umstand, keine geregelte, fortlaufende Arbeit zu besitzen, infolgedessen immer auf eine überanstrengende Arbeitszeit ein nahezu arbeitsloser Stillstand folgt, viel zum Arbeiterinnenelend beiträgt. Ich bin selbst zu sehr eitle Frau, um nicht mitzuverstehen, daß man seine Toiletten kein Jahr vorausbestellen kann, — o Mode, was würdest du sagen! — aber ich weiß auch, daß es eine schlechte Angewohnheit, keine Notwendigkeit ist, seine Bestellung erst in letzter Stunde zu geben, zu verlangen, daß arme, meist ungenügend ernährte Arbeiterinnen ihr bißchen Jugend und Kraft vorzeitig verlieren, daß sie das Licht ihrer Augen schwer schädigen in durchwachten, durcharbeiteten Nächten, damit ihr vielleicht eine einzige Stunde Triumphe feiert in einer neuen Robe. — Wann werden wir Frauen denken lernen? — Die Gedankenlosigkeit trägt mehr zur Verschlimmerung der sozialen Nöten bei, als wirkliches Uebelwollen. — Jene, die die Kleider tragen, müssen jenen genähert werden, die sie machen, damit jene, die arbeiten lassen, sich jener erbarmen, die arbeiten.

Doch es gibt noch andere, auf die wir und die auf uns ein Recht haben. Ihr seid vielleicht die Frau eines Industriellen, eines Ingenieurs, eines Kaufmannes, eines Betriebsleiters irgendwelcher Art; euer Gatte beschäftigt oder beaufsichtigt Angestellte und Arbeiter; er hat Pflichten diesen gegenüber, aber er nicht allein, die Frau teilt diese Aufgaben. Sie schuldet ihnen leiblichen und geistigen Schutz, Beistand in ihren Nöten, ihrem Elend, ihren Krankheiten.

Doch es bleibt den Frauen noch eine andere soziale Aufgabe: Die Erziehung der sogenannten „Gesellschaft" unseres Verkehrskreises. Die Männer machen die Gesetze, die Frauen die Sitten einer Epoche. Die Männer werden in ihrer Nähe immer so sein, wie sie ihnen erlauben, zu sein. Das Benehmen, die Sitten der Gesellschaft, besonders der Männer, wird durch das Benehmen, die Sitten der Frauen bedingt. Die Frau ist es, die der Gesellschaft den Stempel der Gesittung, der Beherrschung, oder je nachdem den Stempel zügellosen „Sichgehenlassens" aufdrückt.

Die Aufgabe der Frau ist keine geringere, als die „Welt" zu leiten. Diese Pflicht ist keine leichte! Läßt man sich widerstandslos treiben von den launenhaften Fluten der sogenannten „Welt", wird man ihr ohnmächtiges Opfer sein; widerstrebt man direkt ihren Verfügungen, ist die Exkommunikation sicher, gegen die es keinen Appell gibt, als Unterwerfung. Die Frau, die die Gesellschaft beeinflussen will, darf niemals den Anschein haben, sie führen zu wollen; sie muß dann zu folgen scheinen, wenn sie leitet.

Dann gehört selbstverständlich zu unseren sozialen Pflichten noch die Unterstützung der Armen. Die Barmherzigkeit ist eine unserer imperativen Pflichten. Bezahlen wir unser Glück, unsere materielle Besserstellung an jene, die durch ihr Schicksal uns gegenüber benachteiligt sind. Christus hätte ein unendlich verzweiflungsvolles Wort gesprochen, als er erklärte, daß es immer Arme zwischen uns geben werde, wenn er nicht zugleich sein Gebot „zu geben" an jene erlassen hätte, die besitzen, nicht nur zu geben das tägliche, leibliche Brot, nein, auch jenes schönste, persönlichste der Almosen, seltener und sozialer als das erstere, unser Mitleid, unsere Teilnahme, unser Interesse, unseren moralischen Schutz, — mit einem Worte — die Liebe! Die gebende Hand ist ein totes Glied, wenn sie nicht mit dem Herzen vereint ist.

Wir Frauen haben alle Ursache, mit unserer sozialen Aufgabe zufrieden zu sein. Doch höre ich noch einige Unzufriedene fragen: Warum haben wir nicht die gleichen sozialen Pflichten wie die Männer? Gleiche Pflichten, gleiche Rechte, gleiche Tätigkeit, das wäre das einzig richtige.

Warum andere Rechte, andere Pflichten? Weil wir vom Manne verschieden sind. Wir sind ihm gleichwertig — die Bescheidenheit verbietet mir zu sagen überlegen, — aber wir sind ihm nicht gleichartig. Diese Verschiedenheit, körperlich und geistig, bedingt auch die Verschiedenheit unserer Bestimmung. Wir müssen stolz darauf sein, echte „Frau" zu sein und keine schlechte Imitation des Mannes.

Es sind wohl hauptsächlich zwei Punkte, welche wir dem Manne neiden: seine überlegene gründlichere Ausbildung und seine Anteilnahme am öffentlichen Leben. Mit dem ersten Punkte ist den Männern geschmeichelt, denn in Wahrheit ist es mit dieser überlegenen Ausbildung nicht soweit her; die Erziehung des männlichen Menschheitsteiles krankt an den gleichen Schäden wie die unsere. Wenn auch eine gewisse Anzahl von Männern eine überlegene Bildung besitzt, die große Mehrzahl erhebt sich nicht über die Bildungsstufe weiblichen Durchschnittes. Die gelehrte Frau ist durchaus nicht so selten, wie man annimmt, und sie wäre

noch häufiger, wenn wir uns besser bewußt wären, daß die Frauen nur benötigen, alle Fähigkeiten, die in ihnen liegen, anzufachen, zu nähren, auszubilden, um wirklich gebildete wissende Menschen zu sein. Ausgedehnteres, vertiefteres und ernsteres weibliches Wissen wäre für die ganze Kultur ein Vorteil. Wir müssen richtig zu leben und zu handeln verstehen, nützlich und wohltätig wirken können, dazu müssen wir lernen und wissen; dazu sei uns die **Kultur des Geistes Mittel, nicht Zweck.** Es bleibt uns noch die Frage des Vorzuges der Männer im öffentlichen Leben. Ist diese Tätigkeit wirklich etwas so dringend Wünschenswertes? Was versäumen wir, indem wir nicht direkt daran teilhaben? Ob es ein Vorteil für die soziale Kultur wäre, wenn sich die Frau ihres unverkennbar großen indirekten Einflusses auf das öffentliche Leben entäußerte, um dafür die direkte Tätigkeit einzutauschen, bleibe dahingestellt. Eines ist sicher: am Tage, wo wir die letztere antreten, ist unsere indirekte Beeinflussung erloschen. Es ist schwer festzustellen, ob wir bei einer Aenderung gewinnen oder verlieren. Wenn diese weiten Domänen, die dem weiblichen Schaffen offen stehen, noch nicht genügen, um den flammenden Eifer der Frau zu befriedigen, wenn sie noch weitergehen will in Selbstaufopferung und Hingebung, dann steht uns katholischen Frauen noch der Ordensberuf offen. Er ist mehr als eine einfache soziale Aufgabe, er ist eine göttliche Berufung. Glücklich jene, die Gott ruft zum übernatürlichen Glücke des Selbstvergessens im Dienste anderer. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß das immer nur eine sehr beschränkte Zahl sein wird.

Manche Frau wird von meiner Auffassung zurückgestoßen sein und fragen: Was wird aus dem Ideal? — was aus der Poesie, wenn die Frau so ganz und gar „pot au feu“ wird?

Was ist denn das Ideal? Ist es nicht einfach jenes höhere, übernatürliche Gefühl, das unsere Handlungen leitet, welcher Art sie auch sind? Wenn wir unsere Handlungen, seien sie noch so niedrig, beseelen durch eine möglichst hohe Auffassung, werden sie dadurch nicht in sich selbst erhoben und veredelt? Das Ideal liegt nicht in dem, was wir tun, sondern im Geiste, wie wir es tun, — nicht das „Was“, das „Wie“ ist die Seele unserer Handlungen.

Auch die Poesie ist nicht mehr in Gefahr als das Ideal. Die Poesie ist, gleich dem Ideal, seiner Inspiratorin, eine außergewöhnliche, erhobene Art, die Natur und das Leben aufzufassen und zu betrachten und edle Gefühle aus ihnen herauszulesen oder in sie hineinzulegen. Nichts in der gezeichneten sozialen Rolle der Frau widerspricht der Poesie, wenn sie ihres Zieles bewußt, mutig in der Ausführung mit hoher, reiner Stirn, erhobenen Hauptes den Weg ihrer manchmal kleinlichen Pflichten schreitet, der endlosen himmlischen Poesie entgegen.

Um zum Schlusse noch kurz einmal die soziale Aufgabe der Frau zu charakterisieren, lasse ich Fenelon und nach ihm einer Protestantin, Madame Necker, das Wort: „Die Beschäftigungen der Frau sind für die Allgemeinheit nicht weniger wichtig, als die des Mannes; denn sie hat ein Haus zu leiten, einen Mann glücklich zu machen und Kinder gut zu erziehen.“

„Die besondere Aufgabe der Frau ist, das Leben zu vervollkommnen, zu erheitern, zu verschönern und zu heiligen!“

Der Krefelder Rheinhafen.

Von

Roth-Krefeld.

Krefeld, die alte Samt- und Seidenstadt, die Metropole des linken Niederrheins, ist in die Reihe der deutschen Hafenstädte getreten. Am 6. Juli d. Js. ist der mit einem Kostenaufwande von 11 Millionen Mark erbaute Rheinhafen bei Linn in Gegenwart vieler hervorragender Persönlichkeiten, so des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten, Breitenbach, feierlich eingeweiht worden.

Infolge seiner einseitigen Industrie hat Krefeld schon lange auf eine Besserung seiner Verkehrsverhältnisse bedacht sein müssen, sollte nicht die ganze Entwicklung der Stadt vollständig ins Hemmen geraten. Daher ist bereits in den 70 er Jahren der Gedanke aufgetaucht, die Binnenstadt durch eine Wasserstraße mit dem Rheine zu verbinden. Aber erst gegen die zweite Mitte der 90 er Jahre erhielt dieser Gedanke Neubelebung und feste Gestalt, bis die Stadtverordneten nach Jahren reiflicher Erwägungen und Untersuchungen am 21. April 1901 den Hafenbau beschlossen und die bereits erwähnte Summe bewilligten. Die Bauausführung, die im wesentlichen in den Händen der Firma Grün und Bilfinger (Mannheim) lag, ist von dem städtischen Baumeister Hentrich geleitet worden und hat 2½ Jahre gedauert.

Der Hafen liegt oberhalb des Städtchens Uerdingen im Gebiet des Ortes Linn, der im Jahre 1901 eingemeindet worden ist. Die breite Hafeneinfahrt ist im flachen Winkel gegen den Strom gerichtet und sichert sowohl einzeln fahrenden Schiffen wie großen Schleppzügen bei jedem Wasserstande eine bequeme Einfahrt. Das Hafenbecken ist 1800 m lang und wird durch eine elektrisch betriebene Drehbrücke, deren beide Oeffnungen eine lichte Weite von 28 m haben, in zwei Teile geteilt: den Außen- oder Rheinhafen und den Binnen- oder Osthafen. Von dem 460 m langen und 60 m breiten Rheinhafen ist eine Wasserfläche von 18,000 qm abgetrennt, die als Floßliegeplatz dienen soll. Der Binnenhafen erbreitert sich hinter der Drehbrücke zu einem 200 m breiten Wendeplatz I, der den Schiffen gestattet, vor dem Auslauf in ruhigem Wasser zu drehen. An den Wendeplatz schließt sich der 900 m lange Binnenhafen, der bei 45 m Sohlenbreite und 65 m Wasserspiegelbreite den freien Verkehr auch dem breitesten Fahrzeuge mit größtem Tiefgange gestattet, wenn beide Ufer mit beladenen Schiffen besetzt sind. Ein 120 m breiter zweiter Wendeplatz schließt den Binnenhafen ab, dessen Sohle übrigens 0,5 m unter der Rheinsohle liegt. Die Handelswerft ist von einer 500 Meter langen, senkrechten Kaimauer umsäumt, die zur Hälfte am offenen Rhein und zur Hälfte am inneren Hafenbecken liegt und, wenn der Handelsverkehr sich stark entwickeln sollte, nach beiden Seiten verlängert werden kann. An der Spitze der Handelswerft erhebt sich als Wahrzeichen ein hoher, eiserner Mast in voller Takelung. Für den öffentlichen Ladeverkehr ist auf der Handelswerft ein vierstöckiges Lagerhaus errichtet. Dieses ist mit elektrisch betriebenen Aufzügen versehen und zeichnet sich durch große Uebersichtlichkeit der Räume aus. Das weite Gelände rings um den Hafen bis zum Staatsbahnhof Linn ist in den Besitz der Stadt Krefeld übergegangen und soll zur Anlage von gewerblichen Unternehmungen dienen. Rund 70 ha sind hochwasserfrei aufgehöht worden und bieten, da dieses Gebiet von Gleisen und Straßen durchzogen ist, Plätze jeder Art mit oder ohne eigenes Ufer für die verschiedenartigsten Industriezwecke. Die Straßen sind kanalisiert und haben elektrische Stromzufuhr für Licht und Kraft. Die Verteilung der verschiedenen Arten der Industrie ist wie folgt, gedacht: Das Ufer am Floßliegeplatz soll der Holzindustrie, Säge- und Hobelwerken vorbehalten bleiben. Die Plätze an den Wendebecken sind für Schiffsbauereien und Schiffsinstandsetzungsanstalten mit den nötigen Trockendocks besonders geeignet, während sich an den beiden Ufern des Binnenhafens Industrieen jeder Art, die mit großen Massenfrachten zu rechnen haben, niederlassen können. Um auch solchen gewerblichen Unternehmungen Gelegenheit zur Ansiedelung zu geben, die zwar Wert auf die Nähe der Wasserstraße legen, ohne indessen unmittelbar vom Schiff auf den Fabrikhof verladen zu müssen, ist eine besondere Platzgruppe vorgesehen. Die Eisenbahngleise des Hafens sind an die normalspurige Kleinbahn Hafen-Krefeld angeschlossen, die bei der Station Krefeld-Linn mit dem Staats-Eisenbahnnetz in Verbindung steht. **Hier** ist ein ausgedehnter Verschubbahnhof eingerichtet, der bei täglich mehrmaliger Zustellung und Abholung der Wagen die schnelle Abfertigung der Güter gewährleistet. Endlich sei noch erwähnt, daß für eine Erweiterung der Anlagen in weitgehendster Weise vorgesorgt ist.

Die Bedeutung des Krefelder Hafens, der bereits im November des vergangenen Jahres dem Betrieb übergeben worden ist und bis jetzt im ganzen einen Güterverkehr von 11,175 Tonnen aufzuweisen gehabt hat, liegt zweifellos in der Zukunft. Der Gedanke des Hafenbaues ist von der Erwartung und Hoffnung bestimmt worden, daß der Rhein-Maas-Schelde-Kanal baldige Aussicht auf Durchführung hat und daß auch der Rhein-Niers-Kanal gebaut wird. Für diese beiden Kanäle ist Krefeld der gegebene Ausgangspunkt. Nach dem Bau des geplanten Mittelland- und Dortmund-Rhein-Kanals würde der Rhein-Maas-Schelde-Kanal die natürliche Fortsetzung der neuen deutschen Kanäle nach der Schelde bilden. Der Weg von dem großen rheinisch-westfälischen Industrie- und Kohlengebiete nach der mächtig emporstrebenden belgischen Hafen- und Handelsstadt Antwerpen würde fast um die Hälfte ermäßigt werden, abgesehen davon, daß die Fahrt durch den Kanal bedeutend sicherer sein würde, als der jetzt vorhandene gefahrvolle und schwierige Weg durch die Watten und Flußarme des Rheins und der Schelde längs der Nordseeküste. Auch würde der Bau dieses Kanals den Krefelder Rheinhafen zum Ausfuhrhafen für die vom Kanal berührten und ihrer Erschließung harrenden ausgedehnten Kohlenfelder am linken Niederrhein machen. Wenn sich diese Hoffnungen erfüllen, dann wird dem Krefelder Hafen eine große industrielle und handelspolitische Bedeutung bevorstehen und die Stadt einen Aufschwung nehmen, den man ihr ob ihres von so großem Wagemut und so großer Tatkraft zeugenden Unternehmens nur von Herzen gönnen kann.

Das Gewitter.

So greifbar naß blaut heute das Gebirg:
Du kannst des Scheitels Föhrenhäupter zählen.
Tief aus dem Kessel steigen Nebel auf
Wie Rauchgewölbe, die ob Feuern schwehlen.
Das weite Tal liegt fahl im Wetterschein,
Als sei's gebannt in starren Schlangenblicken.
Wie eisern ruh'n die Wipfel in der Luft,
Kein Halm und Schilf am Ufer wagt zu nicken,
Am Himmel lauert schwarz Gevatter Tod.
Die Hagelflocken zieh'n vor grauen Wänden
Und Zeus Kronion hält wie dazumal
Des Blitzes Dreizack in erboß'nen Händen.

Nun gellt des Sturmes erstes Hornsignal,
Da flötet scheu die Amsel im Gehege,
Und ächzend streut der Rotdorn opfergleich
Die Blütenfülle auf die Gartenwege.
Schrill saust es durch die Pappeln! Kling und Klang!
Daß sie wie schwanke Gerten weh'n und schnellen:
Die scharfe Peitsche fürchtend — fließ'n entlang.
Poseidons Rosse — unsres Stromes Wellen,
Und nun — Gott Äol selbst! — Bis in den Staub
Beugt er die Stirnen ragender Vasallen.
Vor seinem Knie knickt er den Eichenbaum,
Denn, was nicht tief genug sich bückt, muß fallen.

Ein dumpfes Dröhnen übertönt den Sturm,
Als führen droben tausend wilde Heere.
In ihren Festen bebt der Erde Bau
Vor unsichtbarer Kampfgeschütze Schwere.
Ein Blitz — ein Schlag — die große Stunde naht!
Des Himmels Tore sind zurückgeschlagen —
Und über uns rollt hin mit Urweltskraft
Der Donnerer auf seinem Siegeswagen.
Er kommt in seines Feuers Majestät,
Daß sich geblendet alle Blicke senken.
Der Segen und die Reinheit sind's, die hoch
Die weitausgreifenden Gespanne lenken.

Kein Dach wird schirmen dich, wenn Er dich sucht,
Und Aug in Auge sollst du vor ihm stehen
Und ihn erkennend und bekennend flehen:
„Herr, Dein allmächt'ger Wille soll geschehen!"

M. Herbert.

Rosen.

Von
Nanny Lambrecht.

Sonnenblanke Tage, die ihr Lichtgesprenkel in die zierlichen Sanssouci-Gärten streuen und über die Villen darin, die in [...]iefer, vornehmer Ruhe stehen, über das Volk am Sonntage, [...]as wider die Gartengitter drängt und in die farbenglühende [B]lumenpracht hineinstarrt!

Mit Fächeln und Raunen und Rispeln streicht ein zärt[li]ches Lüftchen über den weichgoldigen englischen Rasen. Und [...]üngolden schimmert die Blätterpracht unter der Sonnenglasur. [D]urch die dicken Wuschelköpfe der ernsten Buchen ein weihe[vo]lles Rauschen, ein sonores Moll, das aus lauen Sommer[...]enden quillt.

Noch sind die Tage der Rosen!

Fern hinter der Reihe kugelrund geschnittener Lorbeerbäume eine dufthauchende, leuchtende Pracht in dem englischen Parkdunkel. So lieb und verschwiegen und doch — Königinnen! Die Blutrote mit dem dunstigen Samt ihrer Blütenblätter. Nachtigallenblut! So geht die Mythe. Die Nachtigall sah diese neue Blumenkönigin und verfiel in so ekstatische Liebe zu ihr, daß sie ihr weiches, tönereiches Herz in die Dornen stieß. Ihr Blut floß in die Blüte und färbte sie rot. — Den Griechen blühte sie als weiße Rose, bis Amor bei einem Götterfeste im hohen Olymp mit seinen rosenroten Flügeln eine Schale Nektar umstieß und der edle Trank die weißen Rosenbüsche um den Olymp sprenkelte. Da stäubte es blutrot in den Blütenblättern auf. Die Wohlgerüche des Orients stiegen in die leis bewegten Lüfte. Blühen und Duften und geheimes Werben! Rote Rosen — Liebesrosen! Zahlreich weben die Sagen um sie.

Und kalt und marmorn und keusch die Weiße!

Ihre Bedeutung schließt in frommen Schauern der Koran ein. Während der nächtlichen Himmelfahrt Mohammeds soll sie aus seinen Schweißtropfen entstanden sein. Da ward sie den Muselmännern heilig und verehrungswert. Nicht einmal ein Rosenblättchen im Staube wird ihr Fuß zertreten. Der Siamese weiß eine Sage vom guten Geist, der unter dem Rosenstrauche, und vom bösen, der unter einer Zypresse zur Welt kam. Und Rosen schlossen sich zu blühenden Kränzen im griechischen Volksleben. Heimlich Liebende tauschten sich Rosenkränze aus, und nachts entströmten ihre berauschenden Düfte auf der Zimmerschwelle der Geliebten. Rosen flocht man der Braut in den Myrtenkranz, schmückte man das bräutliche Lager, das Haus, die Säle. Ueberall Rosen!

„Mit Rosen bekränzt" läßt auch Euripides Iphigenie in Aulis zum Opferaltere schreiten. Bei Festgelagen und heitern Tänzen hing der Rosenkranz im wallenden Haare — in diesem Falle schon mehr sinnig-praktisch, denn „das kühlte das Haupt, wehrte der Trunkenheit und heilte das Kopfweh!" So nahm die Rose die symbolische Bedeutung ein, die bei uns Eiche und Lorbeer inne hat. Die Römer aber nahmen den Griechen den Ruhm und die Rose. Sie kam nach Rom und in strenge Zucht. Man streifte ihr das Symbol der Schönheit, Jugend, Liebe, Lebenslust ab, und ernst, fast streng ward Sitte und Bedeutung. Sie sollte dem Verdienste Krone und Anerkennung sein. Sie ward rar und begehrenswert und umworben wie ein Orden. Aber schon nach dem Tode des Augustus geriet ihr Tugendmantel ins Verschleißen. Mit dem Sittenverfall Roms verfiel auch der Respekt vor ihrer Würde und Erhabenheit. Die Blumenkönigin sank in den Rinnstein. Ihre Bedeutung wurde die schmutzigste. Sie sollte indessen die Wandelbarkeit des Geschickes im Prestotempo erfahren, kam wieder zu Ehren und symbolisierte die Verschwiegenheit. Bei Gastmählern baumelte sie in Ranken von der Decke des Zimmers herab, und streng war ihr Mahnen: Ihr Männer, so ihr hier schwelgt, gebt eure Geheimnisse nicht preis beim fröhlichen Schmaus! Und plaudert nicht aus die Reden der Weinlaune! — Uebrigens als moderne Einrichtung auch nicht zu verachten. Eine solche Rosenpredigt von der Decke herab beim heutigen Bier- und Kaffeeklatsch — nicht übel!

Aber Heidenbrauch soll nicht Christenbrauch sein. Heute noch, damals schon. Den ersten Christen gleißte aus der glutvollen Schönheit der Blumenkönigin die Sünde Roms entgegen. Sie waren ihr abgeneigt und duldeten sie nicht einmal auf den Gräbern ihrer Lieben. Und dann entfaltete das Rosenwunder des hl. Dominikus den Kult des Rosenkranzes auch in der christlichen Gemeinde. Maler tauchten die Pinsel in die Farbenwärme zu ihrer Verherrlichung. Maria, die Himmelskönigin, wurde die geistliche Rose. Mehrfach umschlingen sie die Rosenkränze: der weiße, der von ihren Freuden zeugt, der rote von ihren Leiden, der goldene von ihren Glorien. Mit Dornen und dürren Stengeln stand ein Strauch. Darüber hing Maria die Windeln des Jesuskindes zum Trocknen und weiße Hagrosen sproßten auf. Das göttliche Kindlein wuchs heran und wurde der sterbende Gottmensch am Kreuze. Da fiel ein Tropfen von Christi Blut ins Moos, und mit Knöspchen unb bebenden Blütenblättchen entsproß dem gesegneten Erdreich dir Moosrose. Tod, Grab und Verwesung überhaucht die Rosensage mit Schönheit und Verklärung. In einem dänischen Volksliede „Age und Else" geht ein Singen und Sagen davon, daß in des toten Bräutigams Sarg Rosen erblühen, wenn die Vielliebe lacht. Und auch auf Isoldens Grabhügel läßt König Mark einen Rosenstock pflanzen, auf Tristans Ruhestätte eine Weinrebe. Beide schlangen unauflöslich ineinander. „Sie küssen sich, da die Liebe der Menschen in die Staude übergeht, die auf seinem Grabe blüht."

Aber auch Rosen gibt es, die nicht Duft und lebendiges Blühen haben und doch voll Glanz und Würde sind: die Tugendrose. Es ist dies eine künstliche Rose, deren Stengel und Blätter aus massivem Golde gefertigt sind. Katholischen Fürstinnen wird sie als Geschenk des Papstes. Die feierliche Segnung ist am Sonntage Laetare. Der Brauch soll von Leo IX. 1048 herrühren. — In Frankreich war es seit dem 14. Jahrhundert Sitte, daß die Herzöge und Pairs der Ressorts in Paris, sofern sie Prinzen von Geblüt waren, dreimal im Jahre dem Magistrate des Parlaments einen Korb Rosen überreichten. Die baillée des roses, wie man diese Zeremonie nannte, hielt sich trotz der ausgesetzten Preise nicht über die Unruhen der Liga hinaus. Anna von Oesterreich wies noch unter der Fronde darauf hin und beklagte sich, noch verpflichtet zu sein, dem Parlament den Rosenkorb zu präsentieren. Hier wiederum der despektierliche Begriff der Rose. Aber dieses eine für sie demütigende Blatt in der Geschichte Frankreichs zerstörte nicht ihre historische Bedeutung.

Zwei kriegführende Parteien Englands unter den Rosenemblemen! Haus Lancaster unter dem Panier der roten, Haus York unter dem der weißen. Und rosenrotes Bruderblut floß, Tränen des Eros, geweint um die geliebte Roselia, die Artemis am Rosenstrauch tötete. Da leiteten zwei Rosen die Versöhnung ein durch die Heirat Richmonds mit Elisabeth von York. Eine rote Ros', eine weiße Ros'! Und Frieden in den Landen!

Kriegslustig wie nun einmal auch Blumenköniginnen sein können, spielt sie auch in den Befreiungskriegen eine Episodenrolle. Pflückt da bei Sedan unter dem Donner der Kanonen und dem Zischen der Granaten ein Jäger der 3. Kompagnie des Garde-Jägerbataillons mitten im Schlachttosen eine Rose und schickt sie nach dem Siege an den Berliner Magistrat mit dem Ersuchen, sie derjenigen Dame zu geben, die sich am hilfreichsten bei der Pflege der Verwundeten gezeigt habe. Der Magistrat übersandte sie der Königin Augusta. Der Bescheidenheit der hohen Frau widerstrebte es, sich als die Würdigste zu betrachten, und so schickte sie die Sedanrose nach den Baracken, bis eine Würdigere gefunden sei. Bleich und welk lag die Rose alldort im Betsale unter Glas, wanderte aber nach Auflösung der Baracken wieder in die Hände der Kaiserin zurück. Wie viel Poesie und Ritterlichkeit lag über dieser Tat des Frauenlobers von Sedan, der sein kriegwildes Herz einem so sinnigen Gedanken öffnete! Sein Name ist nicht bekannt. Ob er heimzog mit den Kriegsscharen unter den Klängen des Siegesmarsches — oder ob die „Rose von Sedan" die letzte war, die er im Leben noch brach?

Rosenkult und Rosenkultur allerwegen! Von Poeten gepriesen, von Liebhabern gepflückt, von Züchtern gepflanzt, ideell und materiell nutzbar; als Windrose dem Schiffer; in der Architektur durch den Reichtum von gotischen Rosen und Rosetten, die ebenso viele Varianten in der Kunst aufweisen wie in der Natur. Rosenhonig! Rosenöl! Und da knüpft wieder die Sage an. Ein Festtag der indischen Prinzessin Nurmahal. Ihr zu Lob und Ehren wurde ein Riesenbassin mit Rosenwasser angefüllt. Ein vergoldetes Schiff schwamm darauf, rosenumrankt waren die Ruder. Und inmitten als schönste Zier Prinzessin Nurmahal. Auf das eigenartige Gewässer brannte die heiße Sonne Indiens nieder. Das Wasser ward durchsetzt mit wohlriechendem Oele. Die duftschwere Würze hing in den Lüften. Der Sonnenbrand hatte aus dem Rosenwasser den Extrakt Rosenöl gewonnen. Den idealen Gedanken schöpfte die Spekulation aus. Man wußte jetzt die Zubereitung, und das Geschäft war gemacht. Doch ist das Pariser Geschäft das höchst florierende. Likör- und Parfümhändler besitzen ganze Rosenplantagen. Eigentümlich berührt es, daß die Einführung der Rose in Frankreich durch die Kreuzzüge geschah, wo heute allda noch in duftschweren Farbengluten die Rosen blühen, aber das Kreuz vereinsamt. Ein grauer Werkeltag in dem blühenden, treibenden Weltrosensonntag!

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Wenn alle Bühnenstücke an Trostlosigkeit den „Gespenstern" von Henrik Ibsen gleich wären, so möchte er lieber Holzhacker sein als Theaterreferent, sagte mir einmal ein bekannter Kritiker von Ruf. Jeder Kenner von Ibsens Familientragödie wird das jener Uebertreibung zugrunde liegende Gefühl verstehen. Es gibt kaum ein Drama wie dieses, welches den Hörer in gleicher Stärke foltert und dann im hoffnungslosesten Pessimismus entläßt. Rein ästhetisch genommen ist das Werk meisterlich aufgebaut und rollt sich in einer eisernen Konsequenz ab, wie solche selbst bei Ibsen selten ist. Von der Weltanschauung seines Schöpfers aus gesehen, vermag niemand seine eiserne Logik zu verkennen, sein quälender Schluß resultiert notwendigerweise aus Ibsens alles Metaphysische negierendem Pessimismus. — Das Gastspiel von Joseph Kainz hatte zur Reprise dieser Familienkatastrophe Anlaß gegeben. Ibsen im Sommer zu spielen, wenn das Ensemble teilweise in Urlaub ist und man die Rollen austeilen muß, wie es eben geht, ist gefährlich. Die großen Eindrücke, welche Kainz mit Mitgliedern des Wiener Burgtheaters vor einigen Jahren in den „Gespenstern" auf unserer Hofbühne hervorgerufen, stellten sich nicht in gleichem Maße ein. Außer dem Gaste ragte nur Ida Bardou-Müller als Oswalds Mutter hervor, welche die unglückliche Frau trotz sichtlich zu bekämpfender Indisposition mit vielen feinen Zügen und mit in ihrer diskret andeutenden Art wirkungsvollen Halbtönen gestaltete. Kainz bot im Schlußakt eine geradezu erschütternde Darstellung, vorher trug er kräftigere Farben auf als früher, die für meine Empfindung für Ibsen weniger passen. Die letzte Gastspielgabe des großen Künstlers war der Leutnant Rudorff in Otto Erich Hartlebens Offiziersdrama „Rosenmontag". Kainz hat die Rolle in diesem Frühjahr bereits hier gegeben. Zu bewundern war wieder die geschmeidige Jünglingsnatur, welche der reife Darsteller sich noch zu geben weiß, doch war der Künstler damals von eindringlicherer Schlichtheit und Einfachheit, während diesmal der blendende Virtuose vorherrschte. — Das Gastspiel von Frank Wedekind und seiner Frau fand in der Reprise von „Erdgeist" seine Fortsetzung. Bei der einstigen Uraufführung des Wedekind'schen Dramas gab es den schlimmsten Skandal, den das Schauspielhaus, das damals noch in den „Zentralsälen" zur Miete wohnte, je erlebte. Diesmal pfiff man nicht auf den Hausschlüsseln, sondern klatschte zumeist wie besessen. Man goutiert eben heute das Mephistophelische durch die Macht der Gewöhnung besser, ist für technische Schwächen nachsichtiger und weniger kampflustig wie in des Naturalismus Maienblüte. Der „Erdgeist" Wedekinds ist bekanntlich das „männermordende" Weib. Ihn ästhetisch neu zu werten, liegt wenig Anlaß vor.

Verschiedenes. In Berlin wird im Oktober unter dem Protektorate des Kronprinzen ein Händelfest stattfinden. Es werden aufgeführt Israel in Egypten unter Leitung von Siegfried Ochs, Instrumentalwerke und die Cäcilienode unter Leitung von Joseph Joachim, Belsazar unter der Direktion von Georg Schumann. — Der Münchener Kammersänger Heinrich Knote hat seinen Vertrag mit Conrieds Newyorker Oper gelöst. Er wird auf einen Teil seines Gastspielurlaubes zugunsten der Münchener Hofbühne verzichten und den Rest zum Studium italienischer Rollen in Italien, sowie zu Berliner und Pariser Gastspielen verwenden. — Professor Julius Stockhausen, der berühmte Gesangspädagoge feierte in Frankfurt a. M. den achtzigsten Geburtstag. Als ausübender Künstler hat er als Lieder- und Oratoriensänger durch seinen künstlerischen Ernst in einer Zeit verflachenden Virtuosentums epochemachend gewirkt und als Lehrer verdanken ihm viele erste Künstler ihre sangliche Ausbildung. — In Elberfeld starb der 1844 in München geborene Opernkomponist Georg Rauchenecker als Stadtkapellmeister. Mit 12 Jahren trat er bereits als Aspirant in das Orchester des Münchener Hoftheaters; mit 15 Jahren wurde er als erster Geiger an das Grand Théâtre von Lyon berufen. Späterhin ist ihm das Glück nicht immer günstig gewesen. Er hat zahlreiche Opern komponiert, von denen einige in Elberfeld und anderen Bühnen erfolgreich aufgeführt wurden. Zu dem durchschlagenden Erfolge an einem großen führenden Theater, den Raucheneckers Opern nach dem Urteile ihrer Kenner verdienen, ist der bis zuletzt eifrig schaffende Tondichter nicht durchgedrungen.

München. L. G. Oberlaender.

Briefkasten der Redaktion: An Verschiedene! Das Cliché (Salem Aleikum-Zigaretten) in Nr. 29 wurde ohne Vorwissen des Herausgebers in letzter Stunde in den Inseratenteil eingeschoben. Der Herausgeber, der sich z. Z. in Bad Brückenau befindet und von dort die Redaktions- und Verlagsgeschäfte ungemindert fortführt, hat sofort, nachdem ihm das Cliché zu Gesicht gekommen war, wirksame Maßregeln getroffen, um ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft vorzubeugen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3250.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme) Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 31. München, 4. August 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Ein Totenjubiläum.

Zum 100. Jahrestag der Auflösung des heiligen römischen Reiches (6. August 1806—1906).

Von

Dr. Luzian Pfleger, Straßburg i. E.

Wir stehen am Grabhügel eines großen Toten. Wer gedenkt seiner noch heutzutage, ohne daß ein ironisches Lächeln über das Antlitz huscht? Wir haben die Dankbarkeit verlernt.

Am 6. August des Jahres 1806 bereitete die berühmte Proklamation des Kaisers Franz II. dem alten heiligen römischen Reich deutscher Nation ein jähes Ende. „Bei der Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit", heißt es da, „die Pflichten Unseres Kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unseren Grundsätzen und Unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Wert in unseren Augen haben konnte, als Wir dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des Deutschen Reichs Uns bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genügen zu leisten imstande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des Deutschen Reiches gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände als erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das Deutsche Reich losgezählt betrachten und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiermit geschieht, niederlegen."

Ein Federstrich war es — und das Reich hörte auf zu sein; es hörte auf, das Scheinleben zu führen, das es in den letzten Jahren, ja in den letzten Jahrhunderten geführt hatte. Siechtum war schon längst in den morschen Körper eingezogen. Und es war zum Gespötte der Völker geworden. Voltaire lachte: es sei weder heilig noch römisch. Und der Staatsphilosoph Hegel wünschte dieser „konstitutionellen Anarchie" mit Ingrimm den Untergang: Fiat iustitia, pereat Germania. Schon 1766 hatte eine politische Flugschrift mit Bezug auf das Reich gesagt: Wenn etwas nicht mehr stehen kann, so ist es nicht schade, wenn es in die Grube fällt. Und so wankte die altehrwürdige Gestalt des Reichs, einem todkranken Ritter aus alter, grauer Zeit gleich, mit rostigem Harnisch und lahmem Gaul, der Grube entgegen, die ihm der siegesgewaltige Korse gegraben. Die Besten und Klügsten unter den Deutschen sahen in ihm nur noch einen Popanz alter Herrlichkeit. Unsere Dichter und Klassiker hatten kein Verhältnis zu ihm, erst nach dem Sturz und in den Zeiten der allgemeinen Verwirrung Deutschlands regte sich — doch davon gleich! — in vielen Herzen die Sehnsucht nach dem Verlorenen. Hölderlin bejubelt die Siege der Franzosen, „die Riesenschritte der Republikaner". Abstrakte Republikaner waren die meisten, das lag so in der kosmopolitisch geschwängerten Luft. Am wildesten hat sich noch der jugendliche Feuerkopf Görres geberdet, als die Franzosen 1797 Mainz wiederum besetzt hatten. Da hat er mit vollen Backen dem sterbenden Reich das Totenlied geblasen und mit erschreckendem Hohne das Testament des Verstorbenen eröffnet, in welchem die französische Republik zum Erben des linken Rheinufers und Se. Exzellenz General Bonaparte zum Testamentsexekutor bestellt ist. Man meint, man hört jetzt schon die Töne, auf die die Pariser Briefe Börnes gestimmt sind. Görres schrieb: „Am 30. Dezember 1797, dem Tage des Ueberganges von Mainz, um 3 Uhr nachmittags starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig nach gänzlicher Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen das römische Reich schwerfälligen Andenkens . . ."

Aber die Endkatastrophe kam erst nachher, am 6. August 1806. Sie hat fast niemanden überrascht. Der Rheinbund hatte ja schon die faktische Auflösung des alten Reiches bedeutet. Und Napoleons Sinnen war stets darauf gerichtet gewesen, dem Kaiser Franz den Nimbus der alten Reichskrone zu nehmen. Er wurde leichter mit ihm fertig, als er glaubte. Selbst Talleyrand, der geriebene Kanzler, wunderte sich. Ueber die Rheinbundsakte schrieb er am 13. Juli an Napoleon: „Dieser Vertrag ist der erstaunlichste, den die Welt seit 500 Jahren gesehen hat; er zieht die Auflösung eines alten Reiches nach sich und ergänzt ein anderes, das in dem Genie seines Gründers eine Bürgschaft für seine Dauer besitzt." Das letztere war auch eine Täuschung, wie sie die Geschichte so zahlreich aufzuweisen hat. Das Reich des Eroberers hat den Sturz des alten Reiches um kein Dezennium überdauert. Aber sein aufgehender Glanz war damals so blendend, daß fast niemand dem gestürzten römischen Reiche eine Träne nachweinte. Die Reichsstände am allerwenigsten. Nur der König Gustav von Schweden nahm direkt Stellung zur Niederlegung der Kaiserkrone und erfüllte am 22. August „die ihm als Reichsfürsten obliegende schmerzhafte Pflicht", seinen deutschen Untertanen von der kaiserlichen Proklamation Kunde zu geben: „Wenn die heiligsten Verbindungen, welche mehr als tausend Jahre hindurch das Deutsche Reich zusammenhielten, jetzt aufgelöst werden, so kann doch niemals die deutsche Nation vernichtet werden, und durch die Gnade des Allerhöchsten wird Deutschland dereinst aufs neue zu Macht und Ansehen wieder hergestellt werden".

So war das Reich ins Grab gesunken, lautlos, ohne viel Leidtragende. Die Völker Europas und die Stämme Deutschlands zitterten vor dem Blicke Napoleons. Man hatte keine Zeit, sich in Betrachtungen zu ergehen über das, was das Reich geleistet hatte, was es gewesen war für Deutschland im Lauf

der vielen dahingeschwundenen Jahrhunderte, ob sein Bestehen ein Glück war für die Nation, oder ob es ihr zum Unsegen gereichte.

Ein halbes Jahrhundert später warf man die Frage wieder auf, als die Sehnsucht nach Deutschlands Einigung die Gemüter bewegte und Kleindeutsche und Großdeutsche für ihre politischen Ideale kämpften. Wie selten eine akademische Rede, hat die am 28. November 1859 gehaltene Festrede des Historikers Heinrich von Sybel über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit den Streit der Geister heraufbeschworen. Sybel brach den Stab über das alte Kaisertum, in dem der Deutsche die Glanzzeit seiner Geschichte erblickt hatte; das Kaiserreich habe niemandem genützt, es habe die politische Entwickelung Deutschlands gehemmt, es sei ein fortwährender Uebergriff in die Rechte der Nationen gewesen, der schließlich den Verfall der deutschen Nation herbeizog. Dagegen erhob sich der Innsbrucker Forscher Ficker als beredter Anwalt im Jahre 1862 für das alte Reich und seine Größe und verfocht mit Energie die These, daß in dem Kaiserreiche die staatliche Gestaltung zu erblicken sei, in welcher den nationalen wie den allgemeinen Bedürfnissen am geeignetsten Rechnung getragen war, und daß das Unglück der Nation nicht aus der Gründung, sondern aus dem Verfall des Reiches herzuleiten sei.

Das sind diametrale Gegensätze in der historischen Auffassung des Reiches. Heute, wo das neue geeinigte Deutschland auf mehr denn ein Menschenalter friedlichen Bestandes zurückblickt, und wo nicht mehr so sehr politische Nebenabsichten den Gedankengang des nüchtern abwägenden Historikers bestimmen, stehen wir auch einem so mächtigen und komplizierten historischen Phänomen, wie dem alten Kaiserreiche, vorurteilsloser gegenüber. Vor allem, und das ist das wichtigste, bleibt daran fest zu halten, daß, wie Onno Klopp kurz vor seinem Tode niederschrieb, „ohne die Kenntnis der Idee des römischen Kaisertums uns die Geschichte Europas im Mittelalter und darüber hinaus, insbesondere aber die der deutschen Nation selbst, auch bei aller Kenntnis im einzelnen, dennoch ein verschlossenes Buch bleibt."

Nur dann wird uns das Mittelalter verständlich, wenn wir festhalten, daß im Glauben jener Zeiten als unbezweifelte Wahrheiten angesehen wurden: daß es von Rechts wegen einen Beherrscher der Welt geben müsse, daß das Weltreich nach ewigem Recht dem römischen Kaiser gehöre, dem Nachfolger des Augustus, und endlich, daß der deutsche König der unbezweifelte römische Kaiser und deshalb der Herr der Welt sei. Dieser Glaube mag uns befremden, aber auch Dante dachte nicht anders. Dieser Glaube hat die Geschichte des Mittelalters bestimmt und die Gestalt Europas verändert. Für solche, die das Wohl und Wehe der deutschen Nation, vor allem in rein politischer Hinsicht, als Maßstab der geschichtlichen Betrachtungsweise nehmen, ist natürlich die Idee der christlichen Universalmonarchie — die große leitende Idee Dantes —, wie sie im römischen Kaisertum ihre Verkörperung suchte, aber niemals völlig fand, von vornherein ein verfehltes und verderbliches historisches Agens gewesen. Nach ihnen hätten die deutschen Könige klüger gehandelt, wenn sie sich begnügt hätten, nur deutsche Könige zu sein; der erste Heinrich mit seiner Sachsenpolitik gilt ihnen als Idealtypus eines nationaldeutschen Herrschers.

Es liegt ja viel Wahres in solchen Gedankengängen. Es ist unbestreitbar, daß die Vereinigung des deutschen Königtums mit dem Erbe der Julier in Deutschland allmählich die Zerstörung der königlichen Gewalt herbeiführte. Die Italienerzüge oder die Vernachlässigung der deutschen Interessen, die so manchem Herrscher zum bitteren Vorwurf gemacht wird, waren nicht allein schuld an diesem Gang der Dinge. Ueber der hohen, kaiserlichen Würde verblaßte der Glanz des lokalen Königtums. James Bryce, der bekannte englische Historiker, der zwei Jahre nach dem Sybel-Fickerschen Reichsfederkrieg einen vielbemerkten Essay The Holy Roman Empire (Oxford 1864) über dieselbe Frage schrieb, hat betont, daß die äußerst schwankende und nur nominelle Lehensherrschaft, die der Kaiser als Herrscher der Welt außerhalb seines Königreiches ausübte, einen rückwirkenden Einfluß ausübte auf die deutschen Vasallen, welche eine vollständigere Unabhängigkeit erlangten, als die Vasallenfürsten irgend eines anderen Staates, weil ihr Lehnsherr, der Kaiser, alle andern Suzeräne an Würde übertraf. Dazu kam der notwendig sich ergebende Charakter des Wahlreiches, so daß schließlich das heilige römische Reich zu einem deutschen Königreiche herabsank, in dem die Königswürde nur äußerliches Schaugepränge war. Es ist hier nicht der Ort, um über die verschiedenen Machtphasen des Reiches eingehender zu handeln. Nicht durch den Vertrag von Verdun kam seine Gründung zustande, sondern aus staatsrechtlichen Erwägungen muß man in dem Wahlakte Konrads I. die Geburtsstunde des Deutschen Reiches erblicken; erst jetzt lösen sich die deutschen Wähler endgültig von der karolingischen Monarchie ab, das fränkische Reich wird von dem deutschen abgelöst, auf das der universalistische Gedanke überging. Mit Friedrich II. kam das Reich zu Fall, für welches Rom göttlich prädestinierter Mittelpunkt gewesen war, in welchem Kaiser und Papst aus göttlicher Machtvollkommenheit herrschten. Zwei Schwerter gab es damals auf Erden, das geistliche und das weltliche, und auf der allmählich fest ausgebildeten Lehre von diesen zwei Schwertern gründet die christliche Weltanschauung des Mittelalters, ja so stark hatte sich diese Theorie der Gemüter bemächtigt, daß sie noch in der Augsburger Konfession (im 28. Artikel) durchschimmert. Wie das Paläologenreich zu Konstantinopel, so lebte das römische Reich mit Rudolf von Habsburg nach der „schrecklichen, kaiserlosen Zeit" wieder auf. Wohl waren er und seine beiden Nachfolger nur deutsche Könige, aber in der Zeit Dantes und des hochstrebenden Luxemburgers kam frisches Leben in den eingeschläferten Organismus, die antiimperiale Idee erhob ihr Haupt. Doch was tat's, da der realistische Karl IV., bestrebt, Böhmen zur Grundlage seiner Macht zu machen, alle der deutschen Krone noch verbliebenen Rechte veräußerte, während das zentrifugale Bestreben der geistlichen und weltlichen Reichsglieder stetig zunahm, auf Kosten der arm gewordenen Krone! Der ritterliche Maximilian, unter dem die Krone erblich wurde und, bei aller Beibehaltung der Wahlform, dem Haus Oesterreich zufiel, suchte die alte Machtfülle des Kaisertums wieder herzustellen, allein er, wie der mächtige Spanier Karl V. blieben Präsidenten einer losen Körperschaft. Man darf nicht vergessen, daß die religiöse Neuerung dazwischen kam und die alten Formen noch morscher machte, den Rest besorgte der Friede von 1648. Die Kaiserwürde hatte das alte Königreich der Ostfranken geschwächt, aber die Macht des Königtums hatte doch sein Bestehen gesichert. Auch nach dem westfälischen Frieden war der magische Schimmer der alten Kaiserkrone für ihren Träger immer noch ein erstrebenswertes Ziel, und noch im Jahre 1697 hielt der weitblickende Leibniz die Idee von Kaiser und Reich für wichtig genug, um auf sie seine „Mahnung an die Deutschen" zu gründen: „Die deutsche Nation hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Recht sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt, daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter unzweifelhaft gebührt und gelassen worden."

Aber es kam schließlich eine Zeit, wo der Zauber des Kaisertitels von seinem geheimnisvollen Reiz verlor durch das Emporkommen rivalisierender Potentaten. Der Moskowiter tat den ersten Schritt, als er den Kaisertitel annahm, dann kam der gewaltige „Kaiser der Franzosen" und behauptete, der wahre Nachfolger Karls des Großen zu sein. Und nun suchte Franz II einen Ausweg: er nannte sich Erbkaiser von Oesterreich. Ein englischer Historiker nennt diesen Titel einen „monströsen, lächerlichen und unsinnigen Zusatz." Die Folge war, daß in Deutschland Erbkönige auftraten. Und des alten römischen Reiches heilige Macht war dahin, die Proklamation vom 6. August war die Grabschrift für den fast 900jährigen Toten, den der unersättliche Friedhof der Weltgeschichte aufnahm.

Aber sind wir, die Epigonen, berechtigt, an den ehrwürdigen, oft machtvollen Gestalten derer, die des alten Reiches Krone getragen, hämische Kritik zu üben, weil sie unerreichbaren Idealen nacheilten und darüber ihrem eigenen Volke das hohe Gut eines einheitlichen Staates vorenthielten? Mitnichten! Es ist nicht angängig, jene trotz aller Irrungen und Wirrungen mitunter großen Zeiten mit dem Maßstabe moderner politischer Ideen zu messen und in fruchtloser Klage sich zu ergehen über das, was schon vor Jahrhunderten hätte sein können. Was jene Herrscher taten, mußten sie, dem Drange ihres Herzens und der Stimme der Zeit folgend, tun. „Es wäre für Menschen in ihrer Stellung unnatürlich gewesen, anders zu handeln," sagt mit Recht A. Freemann, einer der geistvollsten englischen Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts. Nicht bloß politische und materielle Momente wiegen schwer auf der Wage der Weltgeschichte, für der Völker ewiges und zeitliches Wohl und Wehe kommen noch andere, gewichtigere Faktoren in Betracht. Es wäre eine lohnende Aufgabe zu zeigen, wie die alte Idee von Kaiser und Reich das deutsche Volk teilnehmen ließ an den Schätzen einer alten und reichen Kultur, was diese Idee wirkte im Dienste des das ganze Mittelalter durchdringenden christlichen Gedankens. Dem Universalismus desselben entsprach die Idee des Universalreiches vollkommen. Mit dem Gemeingeist der Christenheit stand es in innigster Wechselbeziehung. So innig, daß sich die fest-

Meinung bildete, daß mit dem römischen Reiche die Menschengeschichte sich vollende, eine Meinung, die noch der protestantische Historiker Sleidan in die für uns merkwürdig klingenden Worte faßt: „Daher folgt, daß mit dem römischen Reich der Lauf der Welt sich endet, und darüber hinaus kein anderes Reich zu erwarten steht, sondern daß dann, über dem Einsturz aller weltlichen Fürstentümer, jenes ständige Reich sich erheben wird, unter Christus selber als dem Haupte und Herrscher.“ Die großen gemeinsamen Aufgaben der mittelalterlichen Christenheit nach außen, die Kreuzzüge, der Kampf gegen den Islam, gegen die Heiden im Norden und Osten, konnten nur unternommen werden, weil das Bestehen des Kaiserreichs dem gesamten christlichen Staatenkreise Europas festen Halt bot und größere Schwankungen der europäischen Staatsordnung schier unmöglich machte. Darum blieben die Kriege unter den christlichen Staaten nur auf ein lokales Gebiet beschränkt und erst als nach dem Verfalle des Reichs fremde Mächte in Deutschland und Italien ihre Heere versammelten, wurden allgemeine Kriege möglich.

Doch genug. Wir begreifen heute, daß nach dem Sturze des alten Reiches, als, um ein Wort Eichendorffs zu gebrauchen, die Pflugschar des Krieges darüber ging und aus Deutschlands Erniedrigung kein Ausweg sich zeigen wollte, alle jene Männer, die sich ins verlästerte, graue Mittelalter geflüchtet hatten und aus dem Borne der Romantik tranken, sich zurücksehnten nach den glanzvollen Tagen der Reichsherrlichkeit, wo ein Sinn und ein Gedanke die christlichen Völker einte. Im Jahre 1810 hat Friedrich Schlegel dem alten Kaisertum eine tiefgehende Vorlesung gewidmet. Und der edle Achim von Arnim rief aus in ehrlichem Schmerze: „O mein Gott, wo sind die alten Bäume, unter denen wir noch gestern richteten, die uralten Zeiten fester Grenzen, was ist damit geschehen, was geschieht? Fast vergessen sind sie schon unter dem Volke, schmerzlich stoßen wir uns an ihren Wurzeln. Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, es wächst da kein Holz wieder; daß Deutschland nicht so verwirtschaftet werde, sei unser Bemühen!“ Mit heißem Bemühen sucht er in seinem Roman „Die Kronenwächter“ die neue deutsche Kaiserkrone. Der Politiker Görres, den die blutigen Blätter der Zeitgeschichte ernüchtert hatten, schlug über das Kapitel „Kaiser und Reich“ ganz andere Töne an, wie im zweiten Bande seiner politischen Schriften zu ersehen ist. Und der begeisterte Max von Schenkendorf, der durch und durch Preuße ist, sucht eine höhere Vermittlung der deutschnationalen Gegensätze und Antipathien, er will ein einzig Deutschland und einen deutschen Kaiser, Deutschland soll sein:

Ein Haus der Freiheit und des Ruhms,
Der Weisheit und der Stärke,
Ein' Burg des alten Rittertums,
Ein Rüsthaus jedem Werke,
Das nach dem rechten Ziele strebt,
Ein Haus, in dem der Glaube lebt,
Die Liebe, Zucht und Ehre.

Der edlen Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesfurcht und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen.
Der Herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutscher Kaiser.

Das ist die Sehnsucht des politischen Romantikers, die er am Grabe des alten Reichs laut hinausruft in das zerrissene Deutschland, von dem ein anderer Romantiker, der Norweger Heinrich Steffens, spricht als einer „wunderbar schwebenden, unsicher schwankenden, in seiner inneren herrlichen Bedeutung und äußeren Kraftlosigkeit unsäglich rührenden Idee, deren Wirklichkeit, als ewiger Wunsch, keinen irdischen Grund zu haben scheint.“ Aber er ist nüchtern genug, um nicht Phantomen nachzujagen: „Das uralte Kaisertum, der langsam erloschene Glanz des Reichs kann niemals wieder aufleben.“ Und weiter malt er seinen politischen Zukunftstraum aus: „Wir ahnen einen großen Bund, einen Föderativstaat, nicht aus Eroberungssucht eines frechen Tyrannen, nicht aus eitler Herrschbegier, aber aus dem schönen Sinn eines gerechten, mächtigen Volkes entsprungen, nicht durch Künste einer herabgesunkenen Diplomatik, sondern durch das heiligste Zutrauen begründet.“

Das wurde im Jahre 1817 geschrieben, 11 Jahre nach dem Begräbnis des Reiches. Seither ist die Geschichte ihren ehernen Gang gegangen, ein Jahrhundert lang. Ein neuer Reichsbau ist entstanden, aus anderen Steinen erbaut, fester gefügt und auf anderer Grundlage errichtet als das alte römische Reich deutscher Nation. Wird er auch ein so zähes Leben haben wie sein ergrauter Vorgänger, dessen wir heute pietätvoll gedenken?

Randglossen zum elsässischen Kulturproblem.*)

Von

Charles Wendelin.

Man darf jetzt Gott sei Dank sagen: Kulturproblem! Wir sind glücklich soweit, daß wir die elsässische Frage nicht mehr als rein politische betrachten. Man wechselt die Nationalität nicht wie ein Kleid, will sagen, man wird nicht über Nacht französisch oder deutsch. Hier liegt das Problem beim Elsaß durch seine eigenartige Geschichte besonders verwickelt.

Aber man empfand es wohl gar nicht jenseits des Rheins. Die optimistischen Hoffnungen auf „die wiedergewonnenen Brüder“ waren manchmal rührend in ihrer Naivität. Der Münchener Historiker Franz von Löher sagte in einem dickleibigen Buch: „Ergiebiger Lehrstoff und gutes Deutsch wieder in allen Schulen, auf allen Kanzeln, in allen Aemtern, deutsche Zeitschriften und Bücher in den Lesevereinen und Volksbibliotheken, der schöne Reichtum unserer wohlausgestatteten Volksliteratur in den Familien, Studien endlich auf deutschen Universitäten — welchen Umschwung endlich im Dichten und Trachten wird das alles schon in einigen Jahren erzeugen, wenn nur erst die französische Entwöhnung und das Eis der frostigen und abweisenden Lebensanschauung gebrochen ist!“

Dies Urteil findet man nebst anderen in einem freimütigen Aufsatze der „Histor.-polit. Blätter“ (1905, Bd. 136, H. III) über „Das elsässische Kulturproblem“. Verfasser ist ein Pseudonymus: Hieronymus Alsata, der im Anschluß an einen literarhistorischen Essay des elsässischen Schriftstellers Karl Gruber die Frage wesentlich geschichtlich-chronologisch behandelt, „da das Problem ein eminent historisches sei“. Der Artikel bringt interessante Aeußerungen bedeutender Männer zu der elsässischen Frage, namentlich in der ersten Phase ihrer Geschichte, von der Annexion durch Ludwig XIV. bis zum Kriege von 1870.

Auch Leopold von Ranke hatte mit dem Elsaß Enttäuschungen erlebt. Ende 1879 stellte er fest, daß zwischen Eingeborenen und Deutschen noch immer keine Annäherung stattfinde: „Es bleibt nichts übrig als das germanische Element hervorzuheben und zu fördern; die einzige greifbare Handhabe dazu bietet die Augsburger Konfession dar . . .“

Das war nun schon das zweitemal, daß das Elsaß von den deutschen Befreiern nichts wissen wollte. Das erstemal bei den Befreiungskriegen: statt Jubel und Sehnsucht nach der deutschen Heimat, eine „blinde, plumpe Anhänglichkeit an die Franzosen“, die Görres im „Rheinischen Merkur“ bitter beklagte, ähnlich wie Jakob Grimm etwas früher an selber Stelle.

Indessen, meint der Referent der „Hist.-pol. Bl.“, sei Görres weitblickend genug gewesen, die Motive dieser Franzosenfreundlichkeit zu verstehen, und ehrlich sie zu billigen: „Wir haben ihnen nichts zu bieten. Sehen sie über den Rhein, so gewahren sie ihre Standesgenossen an den Bettelstab gebracht, geschunden, geplackt, geplagt durch Krieg und schlechte Administration in alle Wege . . .“ Ein Motiv wäre also der wirtschaftliche Vorteil. Weitere findet Görres in der Revolution und in Napoleon. Das heißt nach Karl Grubers prägnanter Terminologie: Motiv der Franzosenfreundlichkeit ist die bei Anschluß an Frankreich ermöglichte Befriedigung der zwei Stammestriebe, Handel und Heeresdienst.

Man begreift mit H. Alsata die Schwierigkeit, „auf den französischen Stamm ein deutsches Reis zu pflanzen“. Mit den genannten Stammestrieben hatte sich der elsässische Baum in französischer Erde festgewurzelt und war durch französische Nahrung groß geworden. Wenn er auch die französische Geisteskultur nicht genoß: von Deutschland bezog er gar keine Lebenssäfte mehr. Es ging daher nicht an, ihn einfach auszureißen und in deutsche Erde zu setzen. Vernünftiger wäre es gewesen, ihn im Mittelland seiner Heimat Wurzel fassen und wachsen zu lassen; dann würde er sich von selbst an das deutsche Klima gewöhnen. Nach Gruber: „Wir müssen uns national wiederfinden, um uns geistig entwickeln zu können, um wieder Fühlung zu gewinnen mit den hochentwickelten Nachbarkulturen rechts und links.“ („Das Magazin“, 1904, 22, S. 695.)

Daraus ergibt sich die Einseitigkeit der mittelalterlich-deutschen Linie (F. Lienhard-Chr. Schmitt) und der „Stürmer“, einer bereits eingegangenen jungelsässischen

*) Der Aufsatz liegt schon seit längerer Zeit bei der Redaktion und wurde aus Versehen vergessen. Im Elsaß hat sich mittlerweile manches geändert, nichtsdestoweniger bringen wir ihn zum Abdruck als interessanten Beitrag zur reichsländischen Kulturfrage. D. R.

Literatengruppe. Beide haben nicht das richtige Verhältnis zu unserer Vergangenheit. Lienhard greift wohl zurück, aber zu weit. Ueber die Jahrhunderte der Fremdherrschaft weg kann man nicht ohne weiteres anknüpfen; denn sie waren nicht verbindende Brücke, sondern trennender Abgrund. Und die Stürmer kümmerten sich überhaupt nicht um elsässische Geschichte und Landschaft. Schickele sagte es schroff heraus: „Die Rassenfrage kümmert uns nicht." („Magazin" 1904, 22.) Ob es klug gehandelt ist, achtlos vorbeizugehen an dem großen Stromnetz stammverwandten Blutes, von welchem dem Dichter alle Kräfte und Säfte der Vergangenheit zufluten?

Goethe wußte diese Lebensquellen zu schätzen. Sie flossen für ihn aus dem deutschen Süden, in dem er und für den er geboren ist. Dafür spricht allein schon sein Urteil über Hebels Alemannische Gedichte: „Sie gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden." 1778 war er in Berlin: er hat es kaum ausgehalten bis zur Abreise. Dagegen konnte er einmal wie ein Kind weinen vor einem Bilde, das eine Rheinlandschaft darstellte — aus Uebermacht der aufquellenden Heimatgefühle. Nebenbei: er war Deutschlands größter Dichter und, wie man sagt, ein Kosmopolit.

Ich wollte bloß zeigen, daß unsere Dichter sich nicht zu schämen brauchen, wenn sie im Stammesboden wurzeln und die wiedergewonnenen Stammesgrundlagen weiter ausbauen. Das ist nicht bloß ein Weg zum Ziel, sondern nach den jetzigen Einsichten der Weg. Ein Umweg allerdings, aber ein notwendiger und ein reizend kurzweiliger. Er führt durch unsere Berge voll der Wunder, durch flüsternde Tannenwälder an starrenden Felsen und ragenden Burgen vorbei, durch dieses ganze mystische Ineinanderweben von Gegenwart und Vergangenheit, von Leben und Tod . . . Er führt über Rebhügel und fruchtschwere Ebenen, durch Dörfer und Städte, wo jedes Menschengesicht und jedes Haus und jeder Stein mit eigenen Worten redet — leset bei Goethe nach, wie schön unser Elsaß ist (u. a. an Frau von Stein 1779). Wir stehen an dem Brunnen der Poesie. Ich weiß nicht, warum es uns verdrießen soll, daraus zu trinken. Viele tun es ja schon. Aber bis jetzt haben sie mehr nur genippt — national-elsässische Linie.

Und noch einmal: Wir müssen den Weg gehen. Um mit dem Franzosen Maurice Barrès zu sprechen: „Die Grundbegriffe unserer Toten sollen wir in uns zur Sprache kommen lassen; das sind wir unserer geistigen Gesundheit schuldig". Schickele hat ähnliches mehr als einmal formuliert; aber — — — Er hat auch geschrieben: „Die Starken werden bleiben, sie allein; auf dem Wege weiterschreiten, der nicht nach Berlin führt und nicht nach Paris, sondern endlich in — ihre Heimat." („Stürmer", 1902, 6.) Manche von den „Starken" scheinen diesen Weg noch nicht gefunden zu haben. Oder gilt das noch als Versprechen, jetzt noch?

Ob von den „Stürmern" noch etwas zu erhoffen ist oder nicht: jedenfalls scheint H. Alsata — Verzeihung, daß ich ihn so ganz aus den Augen verloren habe — ihre Literaturrevolution doch zu gering anzuschlagen: „Sie haben wenige Spuren zurückgelassen und von Berlin drüben, wo sich um Schickele . . . ein kleiner Kreis von Genossen sammelte, wehte dem Elsaß keine Renaissanceluft entgegen." Gruber schätzt sie wohl richtiger ein, wenn er sagt: „Das Verdienst der Stürmer ist unmittelbar das gewesen, „Leben in die Bude" gebracht zu haben. Aber schon das bedeutete für unsere Verhältnisse ungefähr genau so viel, wie die Wirkung der „Berliner Bühne" auf die großdeutsche Literatur. Mittelbar markierten die Stürmer die Elemente einer Zukunftslinie, welche über die nationale und deutsche hinausdeutet". (Zeitgenössische Dichtung des Elsaß S. 117.) Nach Schickele selbst: „Sie sind Wegweiser geworden", Wegweiser, insofern sie Ziele aufgestellt haben. Aber auch nur Ziele. Und dafür muß man ihnen dankbar sein — wie dem weckenden Frühlingssturm.

Wie wohl tat diese frische Zugluft! Alle Wolken vom Himmel weg, weit und rein der Horizont! Kein Ziel ist kühn genug. Hört: „Das Elsaß muß ein großdeutscher Kulturfaktor werden . . . ‚Elsässer' wird kein politischer Begriff mehr sein, denn was wollen die paar Leutchen anfangen . . . Nationalbewußtsein ist die bewußte kulturelle Kraft eines Volkes, das Bewußtsein einer Mission für die Menschheit." (Stürmer 1902, 6.) Stolzer war noch kein Traum eines Elsässers. Gruber ist pessimistischer: er glaubt nicht an eine besondere künstlerische Mission des Elsaß. Zuversichtlicher ist H. Alsata. Er hofft, daß „der Elsässer das großdeutsche Kulturbild um eine landschaftliche Nuance bereichern wird, deren Ton im Gesamtbild erst ihren vollen Zauber entfaltet." Mindestens! Warum auch nicht? Der Satz, es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen, ist noch nicht dementiert worden. Und unser Ziel ist ja berauschend schön. Zwar liegt zwischen uns und ihm viel Arbeit und ein langer Weg, aber auch ein bewußter glutvoller Wille. Einer, der nach Taten drängt und voller Zukunftshoffnung ist.

Und nun wird noch eine Stimme aus vergangenen Tagen laut, die dem Eilenden auf dem Wege nachklingt, voll leuchtenden Trostes und lockender Verheißung. Bei Viktor Hehn, dem feinsinnigen Goetheforscher, steht dieses Merkwürdige: „Im Elsaß war es gewesen, wo der junge Genius (Goethes) zuerst seine Flügel entfaltete: dort ging ihm die wahre Ansicht der Welt auf, dort erklangen die ersten wirklich empfundenen Lieder von seinen Lippen und dort empfing er die ersten Keime nachmaliger großer Schöpfungen, bis auf die Gestalt der Ottilie herab, diese lieblichste Blüte des Herbstes seiner Dichtung. Vom Elsaß aus begann er das Werk, durch ein Band höchst humaner Bildung, die seit der Reformation zerfallene Nation zu vereinigen, — genau hundert Jahre vorher, ehe ein Nachkomme Friedrichs des Großen diese eminent deutsche Landschaft dem Reich wieder zuführte. Als Friedrich im Jahre 1786 starb, da fragte ein Bauer in Schwaben: ‚wer soll nun die Welt regieren?' In der Tat dauerte es achtzig Jahre, ehe wieder einer da war, der die Welt zu regieren verstand und dann auch das Elsaß wieder heimbrachte. Und als Goethe am 22. März 1832 starb, da datierte Börne von diesem Tage die Freiheit Deutschlands. Wirklich war damit eine Epoche geschlossen, und es begann das jüdische Zeitalter, in dem wir jetzt leben. Wenn es auch achtzig Jahre dauerte, dann würde es im Jahre 1912 seine Endschaft erreichen. Soll dann wieder ein Dichter auftreten, der sich zu Goethe verhielte, etwa wie in der Staatskunst Bismarck zu Friedrich dem Großen, dann wird er, wie wir glauben, kein geborener Märker oder Pommer, wohl aber vielleicht ein Elsässer sein." (Gedanken über Goethe, S. 40).

Kunst und Sittlichkeit.

In den „Münchner Neuesten Nachrichten" wurden nach dem herrlichen Briefe Prof. Hans Thomas (abgedruckt in Nr. 30 der „Allgemeinen Rundschau", S. 353 ff.) mehrere Stimmen veröffentlicht, die mehr oder minder den völlig entgegengesetzten Standpunkt vertreten oder zum umgekehrten Ziele kommen. Weder von dem freisinnigen Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen bzw. Hof noch von Prof. Max Slevogt (Berlin) noch endlich von Ludwig Thoma, dem Mitarbeiter des „Simplicissimus", ließ sich etwas anderes erwarten. Um so schwerer fällt ein Urteil in die Wagschale, das von keinem Geringeren als dem Direktor der Münchener Kunstakademie, dem berühmten Erzgießer Ferdinand von Miller, lebenslänglichem Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte, herrührt. Ferdinand von Miller schreibt:

„Die Ansicht Hans Thomas, welche in seinem veröffentlichten Brief in der Frage „Sittlichkeit und Kunst" zum Ausdruck kommt, teile ich vollständig.

Es ist unzweifelhaft, daß durch gewisse künstlerische wie literarische Produkte eine sittliche Verrohung in unserer Jugend überhand nimmt.

Mit alledem hat aber Kunst und Poesie nichts zu tun.

Die Aktphotographien, wollen wir ganz offen sein, haben andere Zwecke, als den Künstler zu begeistern!

Mit einem Künstler muß es schlecht bestellt sein, wenn solche Produkte auf sein künstlerisches Schaffen und Denken befruchtend wirken sollen. Die Sinnlichkeit ist dem Menschen angeboren, doch muß sie durch Religion, durch Erziehung, Bildung und Gesetz in den Schranken gehalten werden, daß sie nicht als Gift für Geist und Können, als zersetzend für Familie wie Staat wirkt.

Ich fürchte nicht, daß die Bewegung*), wie sie jetzt ist, die Kunst schädigen wird.

Sollte sie gegen wirkliche Kunst sich richten, dann werden nicht nur wir Künstler, sondern alle, die wirkliche Kunst schätzen und kennen, dagegen energisch Stellung zu nehmen wissen.

Uebrigens habe ich bereits in der Reichsratskammer **) meine Ansicht in dieser Frage zum Ausdruck gebracht."

---

*) Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

**) Abgedruckt in Nr. 9 der „Allgemeinen Rundschau" Seite 100.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Erfolg von Hagen-Schwelm.

Nur 1 Reichstagsmandat von 397; aber daß es trotz alledem im bürgerlichen Besitzstande erhalten wurde, ist ein Ereignis von allgemeiner Bedeutung. Wenn es überhaupt noch möglich ist, die unselige Förderung der Sozialdemokratie durch die konfessionelle Hetze des Evangelischen Bundes einzuschränken, so gab es kein besseres Mittel, als dem häßlichen Vorgang von Altena-Iserlohn ein beschämendes, belehrendes und anregendes Exempel in Hagen-Schwelm gegenüberzustellen. Das ist geschehen. Das Zentrum hat glühende Kohlen auf die Häupter der protestantischen Hetzer gesammelt. Die verlegene Haltung der kulturkämpferischen Blätter verrät deutlich genug, wie unangenehm ihnen die brave Tat der Zentrumswähler von Hagen-Schwelm ist.

Die letzteren verdienen ein besonderes Loblied auf ihre überlegene Einsicht und Charakterstärke. Wir deuteten schon in der vorigen Nummer an, daß die Aufstellung der Wahlparole einige Schwierigkeiten machte. Während die allgemeine Parteileitung und auch die meisten örtlichen Führer die Notwendigkeit des aktiven Eintretens für den bürgerlichen Stichwahlkandidaten erkannten und betonten, behaupteten einzelne, die Stimmung der Zentrumswähler sei infolge des Iserlohner Vorganges und gewisser kommunaler Ereignisse 2c. so gereizt, daß die Aufforderung zum Eintreten für den freisinnigen Kandidaten einen Aufruhr im eigenen Lager, namentlich bei den katholischen Arbeitern, hervorrufen werde. Um die Einstimmigkeit zu retten, mußte man der Wahlparole jene Kompromißfassung geben, von der wir in der vorigen Nummer nichts Besseres sagen konnten, als daß sie auch genügen könne. Zum Ueberfluß brachte nun zwischen Paroleausgabe und Stichwahltag die „Westdeutsche Volksztg." des Abgeordneten Fusangel, die dort die Zentrumsinteressen vertreten sollte, eine Reihe von Artikeln, welche die Zentrumswähler abhalten sollten, für den Gegner der Sozialdemokratie zu stimmen. Der Vorsitzende des Kreiswahlkomitees sah sich genötigt, gegen dieses Vorgehen, das der getroffenen Vereinbarung widerstrebte, öffentlich aufzutreten. Die Eintracht und Disziplin waren also in den führenden Kreisen zu dieser kritischen Stunde mangelhaft. Und d e n n o c h hat unser treues, braves Volk in seinem gesunden Menschenverstande das Richtige erkannt und getan. Die vorliegenden Zahlen erweisen, daß von den 5000 Zentrumswählern wenigstens 4000 in der Stichwahl für den freisinnigen Kandidaten eingetreten sind. Hut ab vor diesen Leuten, die weder durch den Zorn über den Vorgang im Nachbarkreise, noch durch die örtlichen Reibereien, noch durch die falschen Ratschläge ihrer örtlichen Presse sich beirren ließen, sondern ein sicheres Verständnis für die allgemeinen Interessen des Reiches und der Partei bewiesen. Wer da gesagt hat, man könne der „Stimmung" der Wähler die entschiedene Parole nicht zumuten, der muß diese tüchtige Wählerschaft um Verzeihung bitten.

Unser Wunsch, daß die Zentrumswähler von Hagen-Schwelm die geistige und sittliche Ueberlegenheit über den Gegner vor aller Welt klarstellen möchten, ist über Erwarten glänzend erfüllt worden. Aber wo bleiben die Vorteile, die wir von einer solchen „edlen Rache" erhofften? Nun, man muß nicht gleich am Tage nach der Saat die Ernte einfahren wollen. Vorläufig ist das Ansehen der Zentrumspartei erhöht, das Ansehen der konfessionellen Hetze und ihre Parole „Lieber rot als schwarz" empfindlich herabgedrückt worden. Daß sofort ein allgemeines antisozialdemokratisches Wahlkartell oder auch nur Stichwahlkartell zustande käme, darf man nicht erwarten. Aber die Wiederholung eines Skandals wie in Altena-Iserlohn ist doch sehr erschwert. Wenn nichts Störendes dazwischen kommt, wird dem Zentrum im Jahre 1908 die Gegenseitigkeit bei der Stichwahlhilfe in größerem Umfange zuteil werden, als es 1903 und in den bisherigen Ersatzwahlen der Fall war. Wir stellen in aller Ruhe diese Wahrscheinlichkeit fest, ohne daß ein sehnsüchtiger Wunsch der Vater des Gedankens wäre. Denn wir sind in der glücklichen Lage, um Stichwahlhilfe nicht betteln gehen zu brauchen. Die wenigen Mandate, zu deren Behauptung wir fremde Hilfe gebrauchen, behalten wir natürlich gern und vermehren sie auch noch gern, wenn es geht. Aber im Notfalle kann das Zentrum auch ohne sie seine parlamentarische Stellung behaupten.

Kurz: wenn dieser Zwischenfall nicht zur Förderung des Friedens unter den Konfessionen und den bürgerlichen Parteien beiträgt, so ist mit Fausthandschuhen zu greifen, auf welcher Seite die Schuld liegt. Die Zentrumspartei hat das Ihrige getan, und die Zentrumswähler von Hagen-Schwelm haben mehr geleistet als ihre normale Pflicht und Schuldigkeit.

Kolonialskandale und Immunität.

Ob der Abg. Erzberger in seinem jugendfrischen Tatendrang bei dem Kampfe gegen die Mißstände im Kolonialwesen überall Form und Maß nach den feinsten Regeln der Kunst gewahrt hat, kann man ruhig dahingestellt sein lassen. Gegenüber den schnöden Verunglimpfungen, die eine gewisse Presse gegen sein Klärungs- und Reinigungswerk richtet, und bei der Behandlung, die ihm jetzt die amtlichen Juristen zuteil werden lassen, müssen alle wahren Freunde der Gerechtigkeit und Lauterkeit entschieden an seine Seite treten. Die Verhaftung des Majors Fischer, der die Bekleidung der Schutztruppen bei der Firma Tippelskirch zu bestellen und abzurechnen hatte und von Herrn v. Tippelskirch Darlehen bis nahezu 100,000 M empfing, zeigt doch deutlich, daß ein kleiner Herkules in diesem Stalle Stoff genug findet. Der Versuch einer befangenen Presse, die schweren materiellen Mißstände zurückzuschieben hinter die nebensächliche formelle Frage, ob ein Beamter einmal einem Reichstagsabgeordneten ein Wort mehr gesagt habe, als der bureaukratischen Geheimniskrämerei entspricht, kann nicht helfen; die Wahrheit marschiert auch in Deutschland. Inzwischen ist nun durch das schneidige Vorgehen der Justiz gegen den „Zeugen" Erzberger die I m m u n i t ä t der Reichstagsabgeordneten und sogar des Reichstagsgebäudes ins Spiel gekommen. Der Abgeordnete Erzberger ist den Wünschen des Untersuchungsrichters nach „Material" offenbar auf das bereitwilligste entgegengekommen. Bezeichnenderweise wird ihm jetzt sogar der Vorwurf gemacht, daß er nicht rechtzeitig auf seine Immunität sich versteift habe. Hätte er es getan, so würde die ganze einflußreiche Presse, welche die Kolonialskandale zu vertuschen sucht, ihm in allen Tonarten vorgeworfen haben, daß er kneife und sein offenbar bedenkliches Material der richterlichen Prüfung entziehe 2c. Darum halten wir es für recht nützlich, daß Untersuchungsrichter und Staatsanwalt die Gemächer und die Regale des Abgeordneten Erzberger bis auf „Herz und Nieren" durchforschen konnten, sogar das im Reichstage lagernde Material. Die Immunitätsfrage kann und muß ja nachher noch erledigt werden. Vorläufig sehen wir, daß die nationalliberale Presse ihr altes Parteipalladium der Rechtssicherheit der Abgeordneten schnöde im Stiche läßt. Die übliche deutsche „Manier", die Gesetzesparagraphen in engherziger Wortklauberei auszulegen, ohne auf den Geist und Zweck zu achten, feiert wieder Triumphe. Wenn es nach diesen Liberalen gänge, so wäre ein Abgeordneter seiner Bewegungs- und Arbeitsfreiheit nur dann sicher, wenn er selbst eines Vergehens schuldig ist; solange er selbst schuldlos bleibt, ist er allen Schikanen der Haussuchung, der körperlichen Durchsuchung, der Beschlagnahme seines Materials, der Zitierung und gegebenenfalls der Vorführung als Zeuge, ja in letzter Instanz sogar der Verhaftung wegen Zeugnisverweigerung unterworfen. Ob ihm dadurch die Erfüllung seines Amtes als Volksvertreter unmöglich gemacht wird, soll gleichgültig sein. Erst wenn der Abg. Erzberger die Erklärung abgeben könnte, er sei als Anstifter oder dergleichen mitschuldig an der angeblichen Pflichtverletzung, erst dann würde ihm als angeklagtem Abgeordneten die Immunität zuteil werden, die man dem schuldlosen Abgeordneten nach der Buchstabeninterpretation versagen zu dürfen glaubt. Wir sind überzeugt, daß der Abg. Erzberger sich nicht einschüchtern läßt, sondern contra audentior ibit. Aber klargestellt muß es doch werden, daß eine gewalttätige Regierung mit Hilfe des angeblich zulässigen Vorgehens gegen Abgeordnete als Zeugen oder Materialinhaber die Tätigkeit einer parlamentarischen Opposition lahm legen kann, indem sie irgend ein geeignetes Ermittelungsverfahren gegen Herrn Schultze oder gegen Herrn Unbekannt eröffnet.

Oesterreichs Wahlreform.

Von

Redakteur Franz Eckardt, Brünn.

In den letzten acht Jahren, seit zu Badenis unglücklichen Zeiten die nationale Brandfackel in unser Abgeordnetenhaus geschleudert worden war, versumpfte das Verfassungsleben Oesterreichs so sehr, daß es zum Gespötte aller Völker wurde. Alle Anstrengungen der zahlreichen Ministerpräsidenten und selbst die großartigen wirtschaftspolitischen Pläne Dr. v. Koerbers konnten unsere Volksvertretung nicht zu einer Befreiungstat zwingen. Darum wurde immer lauter der Ruf nach einer gründlichen Neuordnung des Parlamentarismus erhoben und als Panacee die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes angepriesen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Krone wurde Ministerpräsident Baron Gautsch in wenigen Wochen aus einem Wahlreform-Saulus ein begeisterter Paulus: er brachte die Wahlreformvorlage im Reichsrate ein. Zwar stolperte er bald darüber, aber sein Nachfolger Prinz Hohenlohe vertrat dasselbe Programm, und als Hohenlohe über die magyarische Koalition zu Fall kam, setzte sein Nachfolger Baron Beck das angefangene Werk fort.

Leicht ist das Werk bei den 7 Nationen und den 17 Kronländern und den zahllosen Parteien nun gerade nicht, und die grundsätzlichen Wahlreformgegner, die Privilegierten des Großgrundbesitzes, der Handelskammern und die um ihre Wiederwahl sehr besorgten Liberalnationalen aller Schattierungen, hatten leichtes Spiel, der Reform ein Bein zu stellen. Im Wahlreformausschusse ging es daher oft recht hitzig zu, und die „parlamentarischen" Minister hatten alle Hände voll zu tun, um die von den Reformgegnern aufgetürmten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Zuletzt schleppten noch die Deutschböhmen, die Bismarck einmal als die „Herbstzeitlosen" verspottete, Prügel herbei, welche dann den deutschliberalen Parteiministern zwischen die Füße geworfen werden sollten, und es mußte erst Ministerpräsident Baron Beck mit der Demission der Gesamtregierung drohen lassen, bis endlich auch diese Prügel beseitigt werden konnten.

Die Wahlreformgegner hatten nämlich zwei „Blocks" erfunden, von denen sie behaupteten, daß diese sich das Gleichgewicht halten müßten, damit nicht das Abgeordnetenhaus eine slavische Mehrheit erhalte. Der eine Block wird der „deutschromanische" genannt und besteht aus Deutschen, Italienern und Rumänen; der andere wird von sämtlichen Slaven gebildet: Tschechen, Polen, Ruthenen und Südslaven (Kroaten und Slovenen). Die Differenz zwischen diesen Blocks beträgt jetzt 31, so daß die Slaven entschieden in der Minderheit sind. Die Wahlreform des Baron Gautsch brachte aber den Slaven die Mehrheit (225:230), die „Spannung" betrug also 5 Mandate; Prinz Hohenlohe erhöhte die Mandatezahl abermals, seine „Spannung" (246:249) betrug noch 3 Mandate. Hier setzten die Deutschböhmen ein, indem ihr Wortführer Dr. Pergelt eine Vermehrung der deutschen Mandate verlangte, daß die Spannung ganz aufhöre. Schließlich kam ein Kompromiß zustande, welches die Mandatezahl auf 516 erhöht (bisher 425) und die Spannung auf 2 herabmindert (257:259). Damit ist die Zahl der Abgeordneten, welche Baron Gautsch um 30, Prinz Hohenlohe um 70 und Baron Beck abermals um 21 erhöhen wollte, tatsächlich um 91 gestiegen. Nimmt man aber dazu, daß aus den bisherigen 106 Privilegierten (85 Großgrundbesitzer und 21 Handelskammervertreter) jetzt auch Volksabgeordnete werden, da ihre Mandate aufgeteilt wurden, so wird das Abgeordnetenhaus 197 neue Volksmandate aufzuweisen haben. Allerdings eine gründliche Renovierung des „hohen Hauses".

Interessant ist die Mandatsvermehrung der einzelnen Nationalitäten. Es werden zählen die

	Jetzt	Künftig
Deutschen	205	233
Tschechen	87	108
Polen	72	81
Ruthenen	10	33
Südslaven	28	37
Italiener	18	19
Rumänen	5	5
	425	516

Den stärksten Zuwachs, der aber noch lange nicht ihrer Kopfzahl und Bedeutung entspricht, erhalten die Ruthenen, was nur ihre bisherige Rechtlosigkeit charakterisiert; die Polen, welche an Kopfzahl die Ruthenen nur um ein Geringes überragen, haben 48 Mandate mehr. Die starke Vermehrung der slavischen Mandate ist ein „Verdienst" der liberalen und nationalen Deutschböhmen. Diese Patentnationalen, die eigentlichen Wahlreformgegner, schrien zwar, daß man die Blockspannung des Baron Gautsch im Interesse des Deutschtums beseitigen müsse, und darum setzten sie 61 neue Mandate durch, von denen die Nichtdeutschen 33 und die Deutschen 28 erhielten. Und diese Vermehrung soll im deutschen Interesse gelegen sein?! Im liberalen Parteiinteresse, ja, das stimmt, denn von den neuen 28 Mandaten bekommen weder die Christlichsozialen noch das Zentrum eins. Es sind also echt österreichisch wieder einmal die Gegner der Reform belohnt worden. Die beiden genannten christlichen Parteien haben wahrhaftige Selbstverleugnung geübt, nur damit das große Werk, dessen ehrliche Anhänger sie sind, zustande kommt. Das Volk wird das nach und nach erkennen und dann werden die Früchte der Reform diesen Parteien zufallen, die über kurz oder lang in eine einzige Partei zusammenwachsen müssen. Die Selbstverleugnung der Christlichsozialen zeigt besonders das Kronland Niederösterreich, welches nach der Kopfzahl Anspruch auf 80 Mandate hätte, sich aber mit 64 begnügt, und dessen Mandate zu mindestens 80 Prozent den Christlichsozialen zufallen müssen.

Mit diesem letzten Kompromisse des Wahlreformausschusses kann man das Zustandekommen der Reform so ziemlich als gesichert betrachten. Wohl wird die Wahlkreiseinteilung, die im September darankommen soll, noch viel zu schaffen machen; auch die Agrarier, welche das Pluralsystem verlangen, werden noch Schwierigkeiten bereiten. Deutscherseits soll beantragt werden, daß die spätere Abänderung der Wahlkreiseinteilung nur mit Zweidrittelmehrheit beschlossen werden kann, wofür auch die Polen stimmen wollen. Aber all das kann die Reform wohl noch etwas verzögern, aber nicht mehr verhindern, so daß man auf die kaiserliche Sanktionierung der ganzen Reform wohl zu Weihnachten hoffen darf.

Von einem gleichen Wahlrecht ist die Reform freilich himmelweit entfernt. Wenn man den Wahlkreis des jetzigen Eisenbahnministers Dr. v. Derschatta in Graz mit 14,000 Seelen neben den eines slovenischen Landgemeindenvertreters mit 68,000 Seelen stellt, hört wohl jede „Gleichheit" auf. Die Ruthenen in Galizien sind äußerst stiefmütterlich bedacht im Vergleiche zu den Polen, und die Juden, welche als Nation durch den Mund des Abg. Dr. Straucher auch Mandate begehrten, bekommen kein einziges. Was natürlich nicht ausschließt, daß in Galizien, Bukowina und Mähren Juden zu Volksvertretern gewählt werden.

Zum Schlusse noch zwei statistische Tabellen, die zur Charakterisierung der Wahlreform nötig sind und klar genug für sich selbst sprechen. Die 516 Abgeordneten des künftigen Reichsrates verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Kronländer:

	Jetzt	Künftig
Böhmen	110	130
Mähren	43	49
Schlesien	12	15
Galizien	78	106
Bukowina	11	14
Niederösterreich	46	64
Oberösterreich	20	22
Salzburg	6	7
Steiermark	27	30
Kärnten	10	10
Krain	11	12
Tirol	21	25
Vorarlberg	4	4
Istrien	5	6
Görz	5	6
Triest	5	5
Dalmatien	11	11
	425	516

In den Großmachtstaaten haben die Abgeordneten mit Ausnahme Spaniens eine höhere Seelenzahl in ihren Wahlkreisen als in Oesterreich, wie nachstehende Tabelle zeigt:

	Mitgliederzahl des Parlaments	Bevölkerung in Millionen	Ein Abgeordneter für eine Bevölkerung von:
Deutsches Reich	397	60	151,130
Frankreich	584	39	66,619
England	670	42	52,530
Italien	508	33,5	65,551
Spanien	432	18,6	43,054
Vereinigte Staaten	386	76,3	180,660
(Ungarn	453	19,2	42,386)
Oesterreich	516	26	50,880

Die mächtigsten und aufstrebendsten Staaten begnügen sich tatsächlich und relativ mit der geringsten Zahl von Abgeordneten: Deutsches Reich und Nordamerika. Soll man daraus Schlüsse ziehen auf die anderen?

Der Ausgang der „Affäre".

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Die „Affäre", wie ganz Frankreich, Europa und die ganze gesittete Welt den Prozeß des jüdischen Hauptmanns Dreyfus nannte, ist nun endgültig abgefertigt.

Wenn man die unglückselige Geschichte von Anfang an mit Aufmerksamkeit als unparteilicher Zuschauer, logisch und kritisch, verfolgt hat, die Vorgänge und die Verhandlungen der verschiedenen Prozesse kennt, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß dem Dreyfus durch unlautere, ja durch verbrecherische Machenschaften eine böse Karte in die Hand gespielt wurde. Nur dieser Vorgang ist schuld, daß es auch fernerhin Leute geben wird, die an der Unschuld des jüdischen Hauptmanns zweifeln.

Dreyfus war bekanntlich demjenigen Bureau des Generalstabs zugeteilt, welches mit dem sogenannten „Nachrichten-Bureau" in Verbindung stand, in welchem alle Fäden der Spionage und der Kontrespionage zusammenliefen. Dreyfus scheint dadurch recht anrüchige Sachen in die Hände bekommen zu haben oder in Verkehr mit anrüchigen Personen gekommen zu sein. Bei dem bösen Spiele wurde auch mit gefälschten Karten gespielt, bis schließlich der „Schippenbube" dem „Juden" in den Händen blieb. Die Sache wäre, wie andere gleichartige unliebsame Geschichten, nicht aus dem Bereiche der Polizei und der Justiz gekommen, wenn nicht die antisemitische Bewegung in Frankreich damals in voller Gärung gewesen wäre. Der Sturz der Bank von Bontoux, der Union générale und die darauffolgende Panamageschichte hatten weite Gesellschaftskreise in das Lager des Antisemitismus getrieben. Dadurch wurde die Sache auf das politische und soziale Gebiet gezerrt, wo sie einen so heillosen Verlauf nehmen sollte.

Die Angst vor den Folgen des Verrates, der Judenhaß, das Parteigetriebe waren die Ursache, daß aus einer Justizsache eine Haupt- und Staatsaktion wurde, die sich schließlich zu einem Drama, ja zu einer ganzen Reihe von Trauerspielen umgestaltete.

In dem Hauptdrama traten die verschiedensten Gestalten auf. Neben dem „Verräter" gab es Hauptrollen, welche von Ministern, Kammerpräsidenten, Generälen usw. aufgeführt wurden. Ebenso traten ausländische Namen im Drama hervor, wie die der Militär-Attachés der deutschen, italienischen und russischen Botschaft. Auch der ehemalige spanische Militär-Attaché, Marquez de Valcarlos, spielte eine Rolle, leider eine recht unschmeichelhafte, die ihm den Ausschluß aus der spanischen Armee zuzog. Dann kamen noch die „stummen Rollen", deren Träger die entscheidenden und aufklärenden Schläge führten.

Ja, in das Drama und das durch dasselbe bedungene Parteigezänk wurden nicht allein das Staatsoberhaupt Frankreichs, sondern auch allerhöchste Personen des Auslandes gezogen.

Man muß sich an den unter Louis XV. gegen die Tuchhändlersfamilie Calas von Toulouse angestrengten Prozeß erinnern, deren Eigenschaft als Calvinisten alle konfessionellen Leidenschaften entflammte, Frankreich in zwei Lager teilte und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, um die Spaltung der Geister zu begreifen, welche die „Affäre" von Dreyfus in Frankreich hervorgebracht hat.

Auch der famose Halsbandprozeß vom Jahre 1786, in welchem dank den Machenschaften einer Abenteuerin, deren Verschlagenheit alle Begriffe überstieg, soviel Kot auf die Kirche in der Person des Kardinals Louis de Rohan, Fürstbischofs von Straßburg, Landgrafs von Lothringen und deutschen Reichsstands und auf die Monarchie in der Person der damals schon unglücklichen Königin Marie Antoinette geworfen wurde, gibt Aufschluß, wie es kommen konnte, daß eine Justizsache zu einer politischen Haupt- und Staatsaktion mit ganz außerordentlich schweren Folgen aufgebauscht werden konnte. All der Haß und die Sympathie, welche seinerzeit die Parteileidenschaft der Familie Calas in dem Mordprozeß eines ihrer Angehörigen, der Königin Marie Antoinette, dem Kardinal Louis de Rohan und der Gräfin de Lamothe, der Anstifterin der Halsbandgeschichte, zuzog, findet sich wieder in der „Affäre".

Für die einen ist Dreyfus der schmachvolle Verräter, für die anderen das unschuldige Opfer. Der Kommandant du Paty de Clam fand den Beweis der Schuld von Dreyfus in dem Zittern von dessen Händen und gekreuzten Füßen. Heute noch, nachdem die Sache zwölf Jahre lang besprochen worden und mit dem endgültigen Wahrspruche der Unschuld des Angeklagten ihren Abschluß fand, kommt ein ganz ehrenwerter Offizier, der Major Driant, Schwiegersohn des Generals Boulanger, und erklärt im „Eclair", daß er bei der Degradation des Dreyfus vom tiefsten Mitleide ergriffen gewesen wäre. Als aber Dreyfus alle schmerzvollen Phasen der Degradation durchlaufen hatte, habe er, im Begriff, in den Zellenwagen einzusteigen, ausgerufen: „Und mein Koffer!"

Diese drei Worte haben Driant genügt, von der absoluten Schuld des Dreyfus überzeugt zu sein. Und wie viele Leute haben ihre Ueberzeugung auf derartige Vorkommnisse aufgebaut!

Der „Osservatore Cattolico", der, wie eine ganze Reihe katholischer Zeitungen Italiens, Frankreichs und Belgiens, sich auf die Schuld von Dreyfus eingeschworen hatte, findet jetzt in den Beweisgründen, von der Art der des Kommandanten Driant, ein Haar. Das Mailänder Blatt sagt folgendes:

„Die von Driant erzählte Anekdote ist annehmbar. Die Phrase des Dreyfus kann ein gutes psychologisches Dokument bilden für die, welche das Temperament des Helden der Teufelsinsel zu studieren suchen und sich auf die unerschütterliche Geisteskälte desselben berufen wollen. Wenn aber der Kommandant Driant aus der eisigen Kälte, welche die unglückliche Phrase des Dreyfus bei ihm hervorgebracht, den Schluß seiner Schuld zieht, muß man wirklich frei und offen sagen, daß Driant zu weit gegangen ist.

Diese Anekdote hat uns veranlaßt, gelegentlich der Affäre Dreyfus einen Blick auf die furia francese zu werfen. Es ist gut darauf hinzuweisen, daß diese verfluchte Furia den teuflischen Gang der Sache veranlaßt und den verschiedenen Krisen ihren Stempel aufgeprägt hat. Wir können uns irren, aber in unserem Optimismus glauben wir, daß die Affäre bei uns in Italien unmöglich gewesen wäre oder jedenfalls einen anderen Gang genommen haben würde.

Man möge nur die verschiedenen Phasen der Affäre verfolgen: In militärischen Kreisen, in der Presse, im Parlamente, in den so routinierten Justizkreisen glaubte man stets bei einem Hexentanze von Aufgeregten, von Besessenen, von wütenden Narren zu sein. Niemand dachte daran, die Regeln der Justiz zu beobachten, die Polemisten beschimpften sich in gemeinster Weise, die Richter verloren ihre berufsmäßige Ruhe, die Soldaten vergaßen ihre sprichwörtliche Rechtlichkeit, die Parteien stürzten in gräßlicher Wut auf die Sache, um dieselbe in ihrem Sinne auszubeuten. Die Bewegungen sind so toll, die Reden so wild und das ganze Vorgehen so außerordentlich brutal gewesen, daß man sich fragen darf, ob das Volk, bei welchem alles dieses gestern stattgefunden, sich seines Rufes der Höflichkeit und des guten Geschmackes noch rühmen darf.

Heute sehen wir das Parlament, als ob es die Beute des Paroxismus wäre, Ehren und Apotheosen und olympische Triumphe für Lebendige und Tote dekretieren! Bei dem Werke der Genugtuung sehen wir die Hersteller der unverfälschten Justiz sich wie Betrunkene gebärden, die weder Maß noch Zurückhaltung kennen! Man sollte wörtlich die Auslassungen von Messimy — ein ehemaliger Offizier — die Reden Brissons und Barthous, die Diatriben und Philippika eines Pressensé, eines Delpech lesen, um einen Begriff von der Aufregung dieser Leute zu haben. Ist dieser Brisson nicht etwa derselbe, der an alle Mauern Frankreichs die Fälschung von Henry anschlagen ließ?

Verfluchte furia francese — schließt der „Osservatore Cattolico". Die Heißblütigkeit und die Hirnlosigkeit haben böse Sachen angestiftet und für unsere Kollegen über den Alpen war die Affäre Dreyfus eine recht böse Sache." —

Ich will nicht daran erinnern, welche Kollegen des Auslandes in dasselbe Horn geblasen haben. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Sache endgültig aus der Welt geschafft ist. Man kann über Dreyfus und den General Mercier denken, was man will; die Ruhe ist im Gange und wird hoffentlich weder von der einen noch von der anderen Seite gestört werden. Man wird der „Affäre" nur noch wie eines bösen Traumes gedenken und sich freuen, daß Land und Volk von diesem Alpdrucke endlich befreit wurden.

Gewitterschwüle.

Bleigrau der Himmel und regenschwer,
Die dämmernde Ferne ein Nebelmeer,
Aus dessen bläulich wallendem Flor
Gespensterhaft ragen die Höhen empor.

Still brütend die Luft, kein erfrischender Hauch,
Kein Vogelgezwitscher in Baum und Strauch,
Und selbst die köstlichsten Blüten der Flur
Veratmen beengenden Odem nur.

Ein banges Schauern, ein zitternder Schmerz
Legt sich beklemmend auf Geist und Herz,
Als ob auf den Schwingen der Nacht ich jäh
Ein furchtbar Geschick sich nahen mir säh'.

Ein feuriger Schein zuckt über das Tal, —
Ich fühl' des Blitzes befreienden Strahl.
In sanften Regen, in labenden Tau
Löst mild sich der Wolken ehernes Grau.

A. Jüngst.

Vom theologischen Büchermarkt.

P. Hartmann Grisars Rede auf dem 5. internationalen Kongreß katholischer Gelehrten in München 1900 „Ein Anliegen der katholischen Geschichtskritik" bedeutet einen Merkstein für die hagiographische Literatur in Deutschland, insoferne sich seitdem mehr und mehr die Anschauung siegreich Bahn bricht, daß auch in der Heiligenbiographie eine kritische Scheidung von historischer Wahrheit und frommer Dichtung namentlich der legendären Ausschmückung des einfachen Geschehnisses sehr vonnöten ist, daß auch für den Hagiographen in vollem Umfang das schöne Wort des großen Leo XIII. Geltung besitzt: „Als führender Grundsatz gelte dem Geschichtsschreiber das oberste Gesetz der Geschichtswissenschaft: erstens nichts Falsches zu berichten und zweitens alles Wahre zu sagen, dann halte sich der Geschichtsschreiber frei von allem begründeten Verdacht der Parteilichkeit und frei von allem Verdacht der Feindschaft." Verkörpert finden wir die beregten Bestrebungen in den illustrierten Heiligenmonographien des Köselschen Verlags, in dem hagiographischen Jahresbericht und neuestens in den Legenden-Studien des Tübinger Historikers Dr. H. Günter. (Köln. J. P. Bachem 1906. XII u. 192 S. 8° M 3.60.) Der Verfasser hat sich auf hagiographischem Gebiet sehr vorteilhaft bekannt gemacht durch seine Monographie Kaiser Heinrich des Heiligen, und sein Vortrag über Legendenbildung auf der letztjährigen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft begegnete höchstem Interesse. Schon damals gab der Generalsekretär der Görres-Gesellschaft, Dr. Cardauns, dem Wunsche Ausdruck, der Vortragende möge seine hochinteressanten Forschungsergebnisse in Druck geben und so weiteren Kreisen zugänglich machen. Das ist nun geschehen und wir dürfen sagen: diese neue Güntersche Publikation stellt einen sehr wertvollen Beitrag zur hagiographischen Forschung dar. Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit selber als Skizze und gibt ihr den Namen: „Legenden-Studien" damit anzeigend daß seine Gabe noch nicht als abschließende, allumfassende Behandlung des Gegenstandes gelten soll. Allein im Hinblick auf die wissenschaftliche Methode Günters und in Anbetracht des außerordentlich reichen Materials, welches in Text und Noten dieser Studien angehäuft ist, ohne daß es die Materialsammlung des Verfassers erschöpfte, darf schon heute gesagt werden: weitere Forschungen auf diesem Gebiete werden die von Günter gewonnenen Resultate im wesentlichen nicht verschieben. Der reiche Inhalt der Schrift verteilt sich auf 5 Abschnitte: 1. Das außerordentliche in der authentischen Akte. 2. Das Wunder in der Legende. 3. Die Akte und ihre Weiterbildung. 4. Die Märtyrerlegende im Abendland. 5. Die Bekenner-Vita. Ein exaktes und eingehendes Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Werkes. Günters Schrift wünschen wir recht viele, aufmerksame, reife und ruhige Leser. Die stilistische Eigenart des Verfassers, der gedrängt von der Ueberfülle des Stoffes mitunter nur ein Wort an Stelle eines ganzen Satzes setzt, die Wichtigkeit und Fülle der behandelten Probleme, der gediegene, echt wissenschaftliche Charakter der Publikation motivieren diesen Wunsch. Ueber die prinzipiellen Leitgedanken seiner Ausführungen spricht sich Günter also aus: Nicht der Wunderglaube steht (in diesen Studien) in Frage, sondern die Autorität der Wunderberichte, der Glaube unter solchen Voraussetzungen... Der geschichtliche Heilige ist und bleibt ein Produkt wie des christlichen Gedankens so auch seiner Zeit. Die Legende ist die ererbte Brille, durch die man die Heiligenbilder anzusehen sich gewöhnt hat. Dabei soll der Tradition ihr Recht ungeschmälert sein, insofern doch in der Regel eine historische Erscheinung nur auf Grund bestimmter Voraussetzungen zum Legendenträger werden konnte. Schon dadurch, daß sich die Legende mit ihrem Namen verknüpfte, sind die historischen Heiligen als Menschen weit über dem Mittelmaß legitimiert. Und mir will scheinen, als ob sie unter der Tünche markiger und gesünder wieder herauskämen."

Einem bedeutsamen Sproß des fränkischen Geschlechts der Truchsesse von Pommersfelden widmet ein junger Historiker auf Veranlassung des in Gelehrtenkreisen rühmlichst bekannten Dr. Friedrich Schneider-Mainz eine wohlgelungene, dankenswerte Monographie. (Lorenz Truchseß von Pommersfelden, 1473—1543. Domdechant von Mainz. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Frühzeit der Kirchenspaltung von Dr. J. B. Kißling. Mainz. Kirchheim & Cie. 1906. VIII u. 96 S. 8° M 1.20.) Erstmals werden hier auf Grund ausgedehnter archivalischer Studien Einzelheiten jenes schweren Konfliktes veröffentlicht, der zwischen dem Mainzer Kurfürsten Kardinal Albrecht von Brandenburg und dem ersten Geistlichen seines Domkapitels ausbrach und zur Exilierung des letzteren führte. Bereits diese Beziehung der Hauptperson der Monographie zur weltgeschichtlichen Persönlichkeit des Hohenzollers auf dem Erzstuhl der Mainzer Kirche würde das vorliegende Lebensbild freundlichem Interesse begegnen lassen; mehr noch wird dies der Fall sein, da Kißling die Person des Lorenz Truchseß in lebenswarmer Schilderung uns menschlich näher bringt, indem er die Wege offenlegt, die zu dem vom kirchlichen und politischen Standpunkte aus tief bedauerlichen Vorkommnis führten. Mit der Charakteristik des Mainzer Domdechanten verbindet der Verfasser interessante Ausblicke in die Kultur der Frühzeit des Reformationszeitalters, und so ist diese neueste Publikation des jungen, strebsamen Historikers nicht nur wertvoll für den Fachgelehrten, sondern bietet überdies weiteren Kreisen eine interessante, gehaltvolle und gewinnbringende Lektüre.

1874 sandte der nachmalige Bischof von Mainz, Dr. Heinrich Brück, sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium" erstmals in die Welt. Dasselbe fand freundliche Aufnahme, erlebte in periodischer Wiederkehr Neuauflagen und wurde in das Englische, Französische und Italienische übertragen. Auch im Ausland wurde die Brücksche Kirchengeschichte wiederholt neu aufgelegt. Selbst nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl fand der verdiente Kirchenhistoriker neben seinen bischöflichen Amtspflichten noch Muße, die 8. Auflage des Lehrbuches persönlich zu besorgen. Die notwendig gewordene 9. Auflage übernahm nach dem inzwischen erfolgten Ableben Brücks dessen Schüler und Nachfolger auf der Lehrkanzel für Kirchengeschichte am bischöflichen Seminar in Mainz, Dr. Jakob Schmidt. (Lehrbuch der Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium von Dr. Heinrich Brück, weil. Bischof von Mainz. Neunte, teilweise umgearbeitete Auflage herausgegeben von Dr. Jakob Schmidt. Münster i. W. Aschendorff 1906, gr. 8° XVI. und 940 S. M 11.—.) Derselbe unterzog das Lehrbuch in manchen Partien einer Umarbeitung, die als glücklich genannt werden darf, weil sie das Werk noch zweckentsprechender ausgestaltete, als dies früher bereits der Fall war. Namentlich erfuhr die von der Kritik wiederholt beklagte Ueberfülle des Quellen- und Notenapparates eine umfassende Revision; der Umfang des Buches ist dadurch, wiewohl die kirchlichen Geschehnisse bis auf die neueste Zeit registriert sind, um 21 Seiten geringer geworden, gegenüber der 8. Auflage — dies aber nicht zum Nachteil des Werkes.

Die Preußischen Jahrbücher veröffentlichten im Maiheft 1906 ein Preisausschreiben katholischer und protestantischer Männer unter dem Titel: „Ein Wort zum konfessionellen Frieden". Die Angelegenheit wurde von den großen katholischen Tagesblättern auf ihren wahren Wert eingeschätzt und abgesehen von der [illegible]fizierung keiner weiteren tieferen Erörterung unterstellt. Die Kolportage des Preisausschreibens in den Kreisen gebildeter katholischer Laien, speziell der akademischen Jugend, die Propaganda, welche der altkatholische Professor Götz-Bonn für dasselbe inszenierte, veranlaßten den Freiburger Kirchenrechtslehrer Prof. Heiner zu einer Replik. (Konfessioneller Geisteskampf und Reformkatholizismus auf Grund des Preisausschreibens „Ein Wort zum konfessionellen Frieden" von Dr. Franz Heiner, Universitätsprofessor. Paderborn, Schöningh 1906. VI und 220 S. M [illegible]) H. führt, wie aus seinen vielen Gelegenheitsbroschüren — wir erinnern an die Erörterungen der Straßburger Fakultätsfrage oder seinen „Jesuitismus" — deutlich ersichtlich, eine gute Klinge und auch diesmal bereitet er den Männern des Preisausschreibens eine vollständige und schmachvolle „Abfuhr". Wir übergeben Einzelheiten, wollen auch nicht wegen des befremdenden Titels der Schrift noch auch wegen der überreichen Ironie und des übergroßen Sarkasmus in den Ausführungen mit dem [illegible]

fasser rechten: nur soviel sei gesagt, daß diese neueste Schrift des Freiburger Kanonisten eine reiche Fülle apologetischen Materials enthält und aus diesem Grund namentlich den in Vereinen als Redner tätigen Priestern und Laien wertvolle Dienste wird leisten können.

Ein Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament, welches dem heutigen Stand der Einleitungswissenschaft entspricht und alles wesentliche in knapper und übersichtlicher Darstellung bringt, mangelte bisher auf katholischer Seite, nachdem Neuentdeckungen und neue Forschungsresultate die einschlägigen Werke älteren Datums fast völlig entwertet hatten. Diesen Mangel sucht die uns vorliegende Publikation des Münsteraner Professors für alttestamentliche Exegese zu heben, und es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser mit glücklichem Erfolg an dieser großen Aufgabe gearbeitet hat. (Lehrbuch der allgemeinen Einleitung in das Alte Testament von Dr. Winand Fell. Paderborn. Schöningh 1906, 8°. X und 244 S. M 3,20.) Der Autor hat sich bei der Bearbeitung des Buches vor allem die Aufgabe gestellt, die Studierenden der Theologie vollständiger und genauer, als dies selbst in manchen größeren Einleitungswerken geschieht, mit der einschlägigen Literatur bekannt zu machen. Bei diesen Literaturangaben wurden vor allem die Veröffentlichungen der neueren und neuesten Zeit, aber auch wertvolle Publikationen vergangener Jahrhunderte berücksichtigt und auf wichtigere Artikel in verschiedenen neueren enzyklopädischen Werken hingewiesen. Diese reichen Literaturangaben bilden zweifelsohne einen der Hauptvorzüge des Werkes, indem sie dem Interessenten zu einem eingehenden Studium von Detailfragen behilflich sind. So ersteht namentlich den im Leben stehenden Priestern an dem Fellschen Buche ein nützlicher Führer und Berater zu dem Arsenal, welches die Waffen birgt, die eine erfolgreiche Verteidigung in dem modernen Streit um die Bibel garantieren. Kürze und Prägnanz charakterisiert die gesamten Ausführungen; klipp und klar gibt der Autor seine eigene Anschauung und seine Stellungnahme zu abweichenden Meinungen anderer theologischer Richtungen; durch die Abteilung des gesamten Stoffes in zahlreichen (207) Paragraphen und geschickte Verwendung von Sperrdruck erhält das ganze Werk eine große Uebersichtlichkeit; für die wichtigeren Thesen wurden die Quellenbelege im Wortlaut mitgeteilt — ein Umstand, der besonders wohltuend von solchen empfunden werden wird, die fernab von großen Bibliotheken wohnen, aber das Verlangen haben, entsprechend den gesteigerten Anforderungen der modernen Seelsorge den Rahmen ihres Wissens auch auf biblischem Gebiete zu erweitern. Die vorliegende allgemeine Einleitung läßt uns der in Aussicht gestellten speziellen Einleitung in das Alte Testament aus der Feder desselben Verfassers mit hohen Erwartungen entgegensehen.

Eine anregende Lektüre für Priester wie namentlich auch für die gebildete Laienwelt legt der Aschendorffsche Verlag vor. (Dr. Krogh-Tonningh: Katholisches Christentum und moderne Welt. Homiletische Vorträge. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Gustav Ferbers. Münster i. W. 1905. XII und 422 S. klein 8° M 4,50.) Der Titel der deutschen Ausgabe ist nicht sehr glücklich gewählt. Die Zusammenhänge zwischen katholischem Christentum und moderner Welt erschöpfend darzustellen, lag gar nicht in der Absicht Tonninghs. Gab doch derselbe seinem jüngsten Geisteskind im Original den Namen: Kirchenjahr. Vorträge zur Belehrung, Ermahnung und zum Trost. Moderne Probleme kommen allerdings in den Vorträgen mehrfach zur Sprache; allein meist werden dieselben nur gestreift, auf ein vertiefteres Eingehen wird verzichtet. Diese Ausstellung soll aber den wirklichen Wert der vorliegenden Publikation des vorteilhaft bekannten norwegischen Konvertiten, der ehedem ein seeleneifriger Pfarrer und ein sehr beliebter Prediger an der Gamle Aker-Kirche in Christiania war, in keiner Weise schmälern. Aus diesen kurzen Vorträgen spricht zu uns eine ausgeprägte Persönlichkeit, ein Mann voll hohen Geistes und Gemütes, ein Seelsorger mit offenem Auge für die Licht- und Schattenseiten des modernen Lebens in seinen verschiedenen Aeußerungen. Man würde fehlgehen, wollte man in dieser Schrift Tonninghs regelrechte „Predigten" sehen; dieselbe enthält vielmehr geistvolle Betrachtungen und Auslegungen, die ein tiefgläubiger Mann an ausgewählte evangelische Perikopen knüpft und welche ihr charakteristisches Gepräge dadurch erhalten, daß der Autor diese Meditationen anstellt unter dem Gesichtswinkel neuzeitlicher Verhältnisse und unter Anziehung der Anschauung weiter Kreise der Gegenwart. Der Jesuit Lohmann, ein guter Kenner des Katholizismus in den nordischen Missionen, schreibt über diese neueste Veröffentlichung Krogh-Tonninghs: „Den nordischen Katholiken hat der Verfasser in diesem Buch einen wahren Schatz in die Hand gegeben." Dies Wort darf ruhig dahin erweitert werden: „Auch die gebildeten Laienkreise der Katholiken Deutschlands werden mit Nutzen und Genuß die Ausführungen des geistvollen Nordländers zu verschiedenen religiösen Fragen lesen".

München. Dr. Philipp Friedrich.

Münchener Kunstausstellungen. (III.)

Von

Dr. Felix Mader.

Den Nichtmünchenern, die im Glaspalast sich eingefunden, gilt unser heutiger Bericht. Ueberraschungen kommen auch da nicht vor, aber gediegene Kunst zeigt sich überall erfreulich viel.

Die Berliner sprechen alle modernen Kunstsprachen mit unterschiedlicher Beseelung. Da ist ein feingestimmtes, kühles Empire-Interieur — vortrefflich! Viel Studium und Beobachtung liegt Kobersteins „Blumenrache" zugrunde. Wäre das symbolisierende Thema sympathischer — eine Dame stirbt am Duft der Blumen, die als Personifikationen auftreten —, dann wäre der melodienreiche Kolorismus des Gemäldes der stärksten Wirkung sicher. Oenikes einsame Kirche spricht die Sprache der monumentalen, gehaltvollen Elegie. Aus den an Form und Stimmung unerschöpflichen Quellen der Natur bereichern sich die Landschafter. Die träumerischen Reize fränkischer Waldgegenden schildert Hertel; Lessing die ernste Größe felsiger Harzlandschaft, Licht das stille Weben der Dämmerung, die weite Einsamkeit der norwegischen Küste Saltzmann. Körner hält sich in seinem märchenhaften Dolomitmotiv glücklicherweise von Süßlichkeit fern, auch Bombach und Fehr sind gut. Das Damenporträt von Genutat bedeutet nach jeder Richtung hin eine glückliche Inspiration. Eltze hat bei den Franzosen koloristisch viel gelernt. Harrachs Guter Hirte sollte im Typus tiefer sein. Endlich nennen wir das große Triptychon von Schlapitz: Der Dombau. Hier kleiden sich wieder einmal Ideen in Form und Farbe. Man kann aber mit dem Künstler darüber rechten, ob nicht beim Mittelstück statt der gewählten Winterstimmung eine andere der koloristischen Tonführung halber vorzuziehen gewesen wäre.

Den durchgehenden Eindruck künstlerischer Solidität erwecken die Düsseldorfer. Die Beeinflussung durch französische und englische Art spricht sich mehrfach deutlich aus. Den englischen Einfluß kann man weniger begrüßen: die verwaschenen Nebellandschaften und kaprizierten Porträts stehen doch der Manier nahe. Dagegen kann man es bei einem Bild wie Reusings Sommer, das so gut in der Gruppierung, so plastisch und lichtvoll in der Farbe wirkt, nicht bedauern, daß der Maler über die Grenze gesehen. Das Gleiche gilt von Marx, der in seinem Gartenkonzert so feinfühlige Beobachtung der Licht- und Farbenwelt im Freien bekundet. Gute Landschaften gibt es hier eine Reihe. Ackermann, Liesegang, Clarenbach sandten Vortreffliches. Willes Eifelmotiv ist voll Seele und Licht; an Böcklinsche Stimmungen erinnert Marco in seinem Tempel der Feueranbeter. Hackenbroichs rotgekleidete Dame fällt auf, aber das Porträt ist gut in Ausdruck und Durchbildung. Petersen, Gabel, Schnurr wandeln englisch-französische Wege.

Bei den Karlsruhern macht sich Ritters Gruppenbildnis der Prinzessinen zu Löwenstein-Wertheim als großes Dekorationsstück an erster Stelle geltend. Die Absicht des Künstlers ging auf reiche, dekorative Stimmung und die ist ihm geglückt. Propheter spricht in einem Damenbildnis sehr naiv. Wie leuchtet doch der Kopf in ausdrucksvoller Silhouette vor dem grauvioletten Himmel! Das Studium der Engländer des späten 18. Jahrhunderts kommt ja allerdings deutlich zur Erscheinung, aber auch des Künstlers eigene Persönlichkeit. Kellers Finale interessiert vielleicht als Kulturschilderung mehr denn als Malerei. Unter den Landschaften finden sich unruhige Motive in Fleckenmanier. Tüchtiges Können und ein gewisser Ernst in Sujet und Stimmungen findet sich bei der Schleswig-Holsteinischen Künstlergruppe. Typisch hierfür ist Wilckens mit seiner nordischen Sage. Mutvoll, entschlossen tritt der Held, Weib und Kind schirmend, dem Feinde entgegen. Die düster-blaue Stimmung hat etwas Heroisches an sich. Leipold schildert die trübe Elegie der Meeresküste, während Resch zarten, verklärenden Silberton über seine Strandszenen ausbreitet, die auch in den linearen Motiven klar und formenschön wirken. Jessens Bauernstube ist nicht neu, aber voll Frische und Leuchtkraft der Töne mit ihrem hellen Getäfel, dem roten Pflaster, dem blau-weißen Delfter Porzellan. Auch Claudius und Röbbe gewinnen mit ihren Stimmungsmotiven, Wrage ebenfalls.

Die Kollektion der Württemberger Künstler beschränkt sich fast völlig auf die Landschaft. Stimmungsbilder mit wenig gegenständlichen Linien, weich in den Umrissen und träumerisch im Ton malt Schickhardt, während Drück die sonnigen Stimmungen der weiten Landschaft, das Spiegeln des Abendhimmels im Flußlauf eindrucksvoll, ohne Sentimentalität schildert. Symbolische Töne schlägt Zix in seinem „Weg aus der Tiefe" an, Starkers „Brücke" steht der gleichen Richtung nahe.

Abend.

Leise dämmert's. — Auf die Wiesen
Sinken Nebelschleier nieder;
Dort, wo dunkle Wipfel grüßen,
Strahlt in Glut die Sonne wieder.

Schlummernd liegen schon die Felder —
Still der Teich am Wiesenrand. —
Schweigend, wie die dunklen Wälder,
Zieht der Abend übers Land. —

Segnet milde alles Leben
Nach des Tages Kampf und Müh'n,
Während hinter Wolkenweben
Sterne ihre Bahnen zieh'n.

Gottesfrieden, — — Erdenschweigen
Ruh'n auf müder Abendwelt —
Und die gold'nen Ähren neigen
Sich dem Herrn im Himmelszelt.

Meine Brust doch will es dehnen,
Von der Abendluft umweht:
Still, in kindlich frommem Sehnen,
Sprech auch ich mein Nachtgebet.

Jos. Hermann Reim.

Sommerfrische.

Von

Hanns Gisbert.

Reges Leben herrschte im großen Saale der „Vier Jahreszeiten“ in Berchtesgaden; die Almtänze sollten heute dort aufgeführt werden, die echten unverfälschten Tänze, wie die kernigen Gebirgssöhne sie auf dem Tanzboden am Sonntag mit ihren Deandln und um dieselben tanzen, nicht der schwache Abklatsch derselben, der den Großstädtern auf den Bühnen der Variétés mundgerecht gemacht wird. Das lockte allemal eine Menge Zuschauer an; denn so leicht ließ sich keiner die Gelegenheit entgehen, die urwüchsigen Kinder der Berge, die in ihrer malerischen Tracht dem Auge ein solch wohlgefälliges Bild boten, auch in ihren originellen Tänzen zu sehen, lockte um so mehr, als die Sommerfrischler und Fremden gebeten waren, sich gleichfalls in der kleidsamen Landestracht einzufinden. Das machte sich manche Großstadtschöne zunutze, um durch den Augenschein zu beweisen, daß sie gar wohl den Vergleich mit den frischen Bauernmädchen aushalten könne; mancher junge Tourist, braungebrannt von verwegenen Kletterpartien über steile Felsen und schroffe Grate, paßte so vorzüglich in die „kurze Wichs“, daß man ihn kaum aus den stämmigen Bauernburschen herauserkennen konnte. Aber da war auch manche Heldengestalt mit hochgebürstetem Schnurrbart, den Zwicker auf der allzu gebogenen Nase, den grünen Velpel mit Gamsbart und Spielhahnfeder verwegen auf das wohlfrisierte und pomadisierte Haupt gesetzt, der dem zahlreich erschienenen Publikum unfreiwillig Veranlassung zu stürmischer Heiterkeit bot, ahnungslos daß er, die Verkörperung des Salontirolers, neben der ungekünstelten Derbheit der Naturburschen doppelt auffiel.

Es war ein buntes, zusammengewürfeltes Bild in dem großen Saale, in dessen Hintergrund eine Sennhütte eine stimmungsvolle Dekoration zu dem Feste abgab. Deutsche aus allen Gegenden des Reiches, wobei freilich die norddeutsche Sprache neben dem Bayerisch am meisten auffiel, Holländer, Belgier, Engländer; die einen in hocheleganter Gesellschaftstoilette, die anderen im wetterfesten Touristenkostüm; da waren Damen mit Brillanten übersät und andere wieder in schlichter Bluse und fußfreiem Rock oder der hübschen Tracht des Landes. Da fehlte nicht der sich überhebende Berliner mit seinem „Dajewesen“, nicht der gemietliche Sachse, der den Spaßmacher für seine Gesellschaft machte und bei jedem Zweiten überlegte, ob das „nu ä Salontiroler sei oder nich“, nicht der joviale Geschäftsreisende, der in Essen und Trinken ein Erkleckliches leistete, und nicht der distinguiert aussehende englische Reverend mit seiner prüden Gemahlin und den hübschen, schlanken Töchtern, die mit verstohlener Freude den sich eigentlich recht shocking gebärdenden Tänzern zusahen, nicht der pensionierte Rechnungsrat, der töchterreiche Familienvater, die kokette junge Witwe neben den Reichenhaller Badegästen, die herüber gekommen waren, sich auch an den Aufführungen zu erfreuen.

Ueber die Galerie des Saales gebeugt, sahen sich die Gäste des Hotels das bunte Bild an, sozusagen vom ersten Rang aus. Der Staub und die Hitze drangen zwar unangenehm nach oben; aber man war doch mehr unter sich, nicht in direkter Nähe des stampfenden, hopsenden, wilden Landvolks. Und wenn es einen gelüstete, konnte man immerhin nach unten gehen, um sich die Sache einmal genau anzusehen. Ganz vorne an der hölzernen Brüstung lehnte eine jugendlich schlanke, zarte Gestalt, zu der manch bewundernder Blick von unten heraufstreifte. Auf weich abfallenden Schultern ein anmutig getragenes Mädchenköpfchen mit süßen, verträumten Augen und vollen, roten Lippen in einem feingeschnittenen Gesicht, mit einer schweren mattblonden Flechtenkrone und den zarten, durchsichtigen Farben des Nordens. Zart, überzart war überhaupt der ganze Eindruck, den Mabel Ashleys liebliche Erscheinung bei aller unleugbaren Schönheit und vornehmen Eleganz dem unbefangenen Zuschauer machte, und neben dem Ausdruck der Bewunderung streifte mancher mitleidige Blick das graziöse junge Geschöpf, als es jetzt, gefolgt vom Bräutigam und Vater, in feiner spitzenüberrieselten Chiffontoilette die Treppe hinunterschritt, um die Figuren des Tanzes aus der Nähe anzusehen.

Mit strahlenden Augen und halb geöffneten Lippen folgte Mabel Ashley den Bewegungen der Tänzerinnen, wie sie erst spröde und abweisend die Werbung des sie umschmeichelnden Burschen abzulehnen scheinen, nach und nach zutraulicher werdend, demselben Gehör geben, um dann schelmisch kokett auf sein Liebeswerben einzugehen. Das zierliche Köpfchen zuckte unwillkürlich nach dem Takte der Musik und es zuckte gleichfalls in den zierlichen Füßchen, die Figuren des Tanzes auszuführen, die sie schnell nach ihrem Sinne erfaßt und von der Kreszenz oben auf der Alm erlernt hatte. Die Zenz, die in der Nähe des vornehmen Familienpensionats, in dem Ashleys Wohnung genommen hatten, eine Almenwirtschaft betrieb, mußte sie auch in die Geheimnisse der langgezogenen, melodischen Juchzer einweihen, und strahlend folgten Mabel die Blicke der beiden Herren, wenn sie sich biegsam und anmutig im Tanze wiegte. Schien die segensreiche Wirkung der stärkenden Sommerfrische doch nicht auszubleiben; dem lebenslustigen jungen Geschöpfe schien auch die Lebenskraft wiedergegeben zu sein.

Aber als sie sich jetzt in Staub und Hitze bittend an Lord Browningon wandte: „O Humphrey dearest! ich möchte so gerne!“ bat er sie besorgt mit einem Hinweis auf ihre ungeeignete Toilette von ihrem Vorhaben abzustehen. Trotzdem setzte sie, wie immer, ihren Willen durch; der enttäuschte Ausdruck des süßen, jungen Gesichtes und ein feuchter Glanz der Blauaugen machte sogar den strengen Vater gefügig. Bald drehten sich die Verlobten nach den Klängen eines eingeschobenen Walzers, obwohl dem korrekten Engländer alles Auffallende zuwider war.

Lord Ashley folgte den Tanzenden mit den Blicken. Es ähnlich Mabel ihrer Mutter war, die das Opfer jener Krankheit geworden, die gerade in den Reihen der Jugend so unerbittlich wütet! Diese Aehnlichkeit mit der Frau, die er über alles geliebt hatte, war Lord Ashleys Freude und Sorge. Seine Lebensaufgabe bildete es, das zarte Kind durch Sport und körperliche Uebungen zu kräftigen, um sorgsam das dräuende Gespenst fern zu halten. Erst eine anstrengende Tanzsaison hatte wieder erneute Befürchtungen in ihm wachgerufen; glücklicherweise hatte die Kur in Reichenhall und jetzt der Aufenthalt in dem herrlichen Berchtesgaden ihr außerordentlich wohl getan. Ihre Wangen hatten sich gerundet, ihre allzuzarten Farben vertieft. Wie sie jetzt in den Armen ihres Bräutigams vorüberschwebte, mit strahlenden Augen und geröteten Wangen, schien sie das Bild der Gesundheit zu sein. Aber die Sorge wich nicht aus des Vaters Herzen, er kannte diese trügerische Blüte und Schönheit.

Der Tanz hatte geendet; Mabel löste sich aus dem Arme ihres Verlobten und mischte sich unter die Tanzenden. Das ermutigte einen Fremden, sie um die Gunst eines Tanzes zu bitten; allmählich wich auch die Scheu der schmucken Burschen vor der vornehmen Fremden. Einer nach dem anderen forderte sie zum Tanze auf und Mabel schlug es keinem ab, keinem. Unermüdlich drehte sich die graziöse Gestalt, bald allein im Schuhplattler vor dem werbenden Burschen, bald schelmisch im Dätscherl, bald kokett und übermütig, je nachdem es der Tanz verlangte. Tanzen, tanzen . . . einerlei, ob es ein eleganter Fremder oder ein urwüchsiger Naturbursche war. Sie wollte keine Pause machen, trotz Humphrey Browningtons Bitten und Beschwörungen, trotz allen Mahnens des ängstlichen Vaters. „Laß mich doch, Papa! Ich bin ja so glücklich. Bitte, bitte, Humphrey, nur noch ein einziges letztes Mal!"

Wieder und wieder tauchte das liebliche Antlitz in den Reihen der Tanzenden auf; hochrot waren die sonst so zart gefärbten Wangen; die träumerischen Augen funkelten vor Lebenslust und Erregung. Lord Ashleys Stirn legte sich in ernste Falten. Diese Extravaganz, zu der Mabel leider in letzter Zeit neigte, konnte die ganze Wirkung der Kur aufs Spiel setzen. Aber sie ließ sich ja nicht halten, und man konnte sie doch nicht mit Gewalt fortführen. Seine Besorgnis äußerte sich in ärgerlichen Worten.

Die Musik intonierte jetzt einen munteren Galopp. Stürmisch rasten die Paare dahin und aufgeregt bittend nahte sich Lord Brownington seiner Braut: „Be careful, darling; that's too much for you!"

Aber schon hatte sie ihren Arm gewährend auf den Arm eines riesenhaften, stämmigen Burschen gelegt, der nun mit ihr im wilden Galopp dahinsauste, bald chassierend, bald sich mit ihr im Kreise drehend, wieder und wieder, unermüdlich, ohne Pause, ohne Halt, wie die robuste Gesundheit des kernigen Volksschlags das selbstverständlich findet. Für Mabel Ashleys zarte Kräfte aber war dies letzte zuviel; stürmischer schlug ihr Herz; höher brannten ihre Wangen, um dann jäh in ein fahles Bleich überzugehen; kraftloser wurden ihre Bewegungen, alles drehte sich um sie her im Kreise und allmählich schwand ihr das Bewußtsein.

Der hünenhafte Bursche empfand nicht einmal, daß er eine willenlose Tänzerin führte; aber Vater und Bräutigam bemerkten es mit Grauen, die entsetzten Zuschauer sahen es an dem bleich und bleicher werdenden Gesicht, an den aufgerissenen, stieren Augen, an dem schmerzhaften Ausdruck um die halbgeöffneten Lippen. Und weiter und weiter wirbelte der riesige Tänzer die kraftlose Gestalt, die den Eindruck einer Sterbenden machte, ohne daß die Zurufe der Zuschauer ihm Einhalt zu bieten vermochten, ohne daß Humphrey Brownington, der sich in tödlicher Besorgnis hinzudrängte, ihn zu erreichen vermochte. Als der Tanz geendet hatte, war es zu spät; Lord Brownington nahm eine vollständig Bewußtlose in seinen Armen auf; als man Mabel aus dem im Schritt nach Hause fahrenden Wagen heben wollte, preßte sich ein schwerer Atemzug aus der kranken Brust und dann folgte ein nicht endenwollender Blutstrom. . . .

Sie schien wirklich eine Sterbende zu sein; als die Krankheit aber Wochen und Monate dauerte, schöpften ihre Verwandten wieder Hoffnung. Langsam kehrten die Kräfte zurück; als sie zum ersten Male ihr Krankenlager verließ, rankte sich der Wein schon rot um die Laube im Garten, in der sie so gerne geträumt hatte, und der rauhe Herbstwind trieb die welken Blätter zu Scharen . . .

Erschauernd schmiegte sie sich an die Brust ihres Verlobten und lauschte seinen Plänen. Im sonnigen Süden würde sie sich bald ganz erholen. . . . Etwas von der früheren, strahlenden Heiterkeit kehrte auf ihr holdes, blasses Gesicht zurück, und herzend versprach sie, recht kräftig werden zu wollen, um ihre Lieben für ihren Ungehorsam zu entschädigen.

Eine schöne, aber trügerische Hoffnung weckte das in den Herzen ihrer Geliebten. Ein zweiter Blutsturz nahm den Rest ihrer Lebenskraft mit fort; nach wenig Tagen ging sie hinüber, sanft, ruhig, schmerzlos.

Auf der letzten Kunstausstellung fesselte ein wundervolles Denkmal aller Aufmerksamkeit: Eine liebliche Mädchengestalt mit feinen Zügen und schwerer Flechtenkrone breitet die Arme wie zum Fluge nach oben, ohne der enge verschlungenen trauernden Gestalten eines Greises und eines Jünglings zu achten, die sie halten wollen. Das ist alles, was noch an Mabel Ashley erinnert.

Programm
der 53. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands
zu Essen vom 19. bis 23. August 1906.

Samstag, den 18. August: Abends 6 Uhr: Feierliches Glockengeläute von allen katholischen Kirchen der Stadt.

Sonntag, den 19. August: Vorm. 9½ Uhr: Pontifikalamt zur Anrufung des Heiligen Geistes in der Münsterkirche (Burgplatz). Nachm. 2½ Uhr: Festzug der katholischen Arbeiter-, Gesellen- und Knappenvereine; anschließend hieran öffentliche Festversammlungen dieser Vereine in 15 verschiedenen Sälen. Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier in der Festhalle.

Montag, den 20. August: Vorm. 8 Uhr: Pontifikalamt zu Ehren der allerseligsten Jungfrau in der St. Gertrudiskirche (Viehoferplatz). Vorm. 9½ Uhr: Erste geschlossene Versammlung im großen Saale des städtischen Saalbaues (Eingang Kettwiger-Chaussee). Nachm. 3 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den vier oberen Sälen des städtischen Saalbaues. Nachm. 5 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der Festhalle (Friedrichstraße).

Dienstag, den 21. August: Vorm. 7 Uhr: Pontifikalamt in der Kirche St. Mariä Himmelfahrt zu Essen-West. Vorm. 8 Uhr: Pontifikal-Requiem für die verstorbenen Mitglieder der früheren Generalversammlungen in der St. Josephskirche (Ottilienstraße). Vorm. 11 Uhr: Zweite geschlossene Versammlung im großen Saale des städtischen Saalbaues. Nachm. 3 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den oberen Sälen des städtischen Saalbaues. Nachm. 5 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der Festhalle. Abends 8½ Uhr: Volksunterhaltungsabend in der Festhalle.

Mittwoch, den 22. August: Vorm. 7½ Uhr: Männer-Wallfahrt zum Grabe des hl. Ludgerus in der Abteikirche zu Werden. Sonderzug hin und zurück. Vorm. 11 Uhr: Dritte geschlossene Versammlung im großen Saale des städtischen Saalbaues. Nachm. 3 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse in den oberen Sälen des städtischen Saalbaues. Nachm. 5 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung in der Festhalle. Abends 8 Uhr: Gartenfest im Stadtgarten.

Donnerstag, den 23. August: Vorm. 7 Uhr: Heilige Messen in verschiedenen Kirchen. Vorm. 8 Uhr: Vierte geschlossene Versammlung in der Festhalle. Vorm. 10½ Uhr: Vierte öffentliche Versammlung in der Festhalle. Nachm. 2 Uhr: Festmahl im großen Saale des städtischen Saalbaues.

Programm der besonderen Veranstaltungen.

Sonntag, den 19. August: Vorm. 11 Uhr: Generalversammlung des Augustinusvereins im Kruppsaale des Saalbaues.

Montag, den 20. August: Vorm. 11½ Uhr: Versammlung des deutschen Lourdes-Vereins im oberen Saale B des städtischen Saalbaues. Nachm. 2½ Uhr: Versammlung der Vorstände der Hilfsvereine des Borromäusvereins im Hotel Hansa (am Steelertor). Abends 8 Uhr: Festkommers des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands (nicht farbentragend) im großen Saale des städtischen Saalbaues (Eingang: Kettwiger Chaussee). Abends 8 Uhr: Festkommers des katholischen deutschen Verbandes farbentragender Studentenkorporationen im großen Saale des Kriegerheims (Bahnhofstraße). Abends 8 Uhr: Festkommers des Verbandes der wissenschaftlichen Studentenvereine „Unitas" in dem Kruppsaale des städtischen Saalbaues (Eingang: Straße „Am Stadtgarten"). Abends 8 Uhr: Festversammlung der Vinzenzvereine im großen Saale des Alfredushauses (Frohnhauserstraße Nr. 21). Abends 8 Uhr: Festversammlung des katholischen Gesellenvereins Essen im großen Saale des katholischen Gesellenhauses (Steeler-Chaussee 12). Abends 8 Uhr: Versammlung des Vereins abstinenter Katholiken Deutschlands im kleinen Musiksaale des städtischen Saalbaues (part.). Abends 8 Uhr: Zusammenkunft ehemaliger Anima-Priester im Stimmsaal des städtischen Saalbaues (1 Treppe). Abends 8¼ Uhr: Festversammlung des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands im Colosseum.

Dienstag, den 21. August: Vorm. 9½ Uhr: Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland in der Festhalle. Nachm. 2½ Uhr: Generalversammlung der akad. Bonifatiusvereine im großen Saale des katholischen Gesellenhauses (Steele-Chaussee Nr. 12). Nachm. 3 Uhr: Geschäftliche Versammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands im kleinen Musiksaale des städtischen Saalbaues. Abends 8 Uhr: Festversammlung des katholischen Lehrerverbandes Deutschlands im großen Saale des Kriegerheims (Bahnhofstraße. Abends 8 Uhr: Festkommers des Verbandes der katholischen deutschen Studentenverbindungen (farbentragende im großen Saale des städtischen Saalbaues (Eingang: Kettwiger-Chaussee. Abends 8 Uhr: Festversammlung des Verbandes der katholischen kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands im Colosseum (Kopstadtsplatz). Abends 8 Uhr: Versammlung des katholischen Kreuzbündnisses im kleinen Musiksaale des städtischen Saalbaues.

Mittwoch, den 22. August: Vorm. 9½ Uhr: Generalversammlung des Unio Piana (Verband der akademischen Pius-Vereine Deutschlands) im großen Saale des Hotels Hansa (Steelertor). Nachm. 2½ Uhr: Katholischer Missionskongreß im großen Saale des städtischen Saalbaues (Eingang: Kettwiger-Chaussee).

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Theater am Gärtnerplatz. In neuer Einstudierung erschienen „Gasparone“ und „Don Cesar“. Die alten Operetten hatten bei recht günstiger Wiedergabe sehr guten Erfolg. Es ist mittlerweile schon die Behauptung zum Gemeinplatz geworden, daß die neueren Werke, auch die zugkräftigsten der Saison, die alten an künstlerischem Wert nicht zu erreichen vermögen, aber dieser Gedanke drängt sich dem Zuhörer stets von neuem auf.

Verschiedenes. Zu den Münchener Sommerfestspielen (vom 2. August bis 7. September) ist nunmehr das endgültige Verzeichnis der Besetzungen veröffentlicht worden. Wir sehen aus diesem mit Befriedigung, daß größtenteils mit eigenen Kräften die Aufführungen besetzt sind, da ein ausgedehntes Gastspielwesen immer Lockerungen des Ensembles zufolge hat. Die musikalische Direktion der Mozartspiele im Kgl. Residenztheater hat ausschließlich Felix Mottl inne, in der Regie von „Don Giovanni“, „Figaros Hochzeit“ und „Cosi fan tutte“ teilen sich Wirk, Fuchs und Dr. Walter. Die „Meistersingervorstellungen“ dirigieren Mottl und Franz Fischer. Den Sachs singen abwechselnd Feinhals und van Rooy (New York). Als Stolzing alterniert Knote mit Burrian und Walter. Den Tannhäuser wird Richard Strauß dirigieren. Die Rolle der Elisabeth ist bei jeder der drei Aufführungen durch Gäste besetzt, vermutlich da Frl. Moreno ihre Stimme noch einige Zeit schonen soll. Frl. Ternina alterniert mit Frl. Farrar (Berlin) als Elisabeth, als Venus Frau Burk-Berger mit Frl. Faßbender, der Karlsruher Primadonna, die nun für die Münchener Hofbühne verpflichtet ist. Die zwei Aufführung des „Ringes der Nibelungen“ dirigiert Mottl. Knote und Burrian als Siegfried; der Siegmund Ernst Kraus', Frau Plaichinger, Briesemeister und die Schumann-Heink, Feinhals als Wotan, Zador usw. sind bekannte hervorragende Erscheinungen unserer Festspiele. Die Regie des „Ringes“ haben Professor Fuchs und Wirk. — — Der Hofkapellmeister Röhr in München dementiert die Nachricht, daß er wegen einer Berufung nach Prag München zu verlassen gedenke. Die Notiz hatte sich eine Woche lang mit ziemlicher Bestimmtheit in vielen Tagesblättern behauptet. — In Bayreuth haben die diesjährigen Festspiele begonnen. Die Berichte melden einstimmig ausverkaufte Häuser und stürmische Begeisterung. Das Hauptkontingent der Besucher stellt heuer Deutschland. Zur Aufführung gelangten „Tristan“, „Parsifal“ und der „Ring“. Bei sorgfältigem Studium der Berichte der kritisch Abwägenden wie der Enthusiasten gelangt man zur Ueberzeugung, daß heuer nicht alle Erwartungen erfüllt wurden. Allgemeine bewundernde Anerkennung finden die Dirigenten Mottl, Muck und Hans Richter. Ueber den zweifellos sehr begabten neuen „Tristan“ Alfred von Bary hört man neben schlechtweg bewundernden Stimmen solche, welche bedauern, daß das schöne Material, bevor die gesangliche Ausbildung ganz abgeschlossen, in den Dienst des Sprachgesanges gestellt wurde. Darstellerisch bot Dr. v. Bary im Schlußakt das Vollendetste. Die Isolde Frau Wittich wird sanglich mehr wie darstellerisch gepriesen. Der neue Parsifaldarsteller, Alois Nadwiger aus Graz, scheint eine große Zukunft zu haben. Frau Leffler-Burkard aus Wiesbaden gestaltete die Kundry packend, ihre Auffassung dürfte sich jedoch nicht in allen Punkten mit der Bayreuther Tradition decken. Felix von Kraus findet als König Marke und Titurel große Anerkennung. Im „Ring“ sangen u. a. mit vollem Erfolge Ernst Kraus (Siegfried), Ellen Gulbranson (Brünnhilde) und Bertram (Wotan). Gegen die dekorative und kostümliche Ausstattung, die beim Wagnerschen „Gesamtkunstwerk“ doch keine Nebendinge sind, werden mancherlei Einwände laut. Es fällt schwer hier an einen Rückgang zu glauben, höchstens an ein momentanes Nichtweiterschreiten, während die meisten unserer großen Bühnen die einst in Bayreuth gefundenen Anregungen weiter ausbauten und so den Blick der Zuschauer aufs äußerste verwöhnten.

In Dresden, wo Robert Schumann einige Jahre lebte, fand anläßlich des bevorstehenden fünfzigjährigen Todestages des großen Tondichters in der Kreuzkirche eine Gedächtnisfeier statt. Der Kirchenchor sang das Kyrie, Gloria, Credo und Offertorium aus der C-moll-Messe Schumanns. Zwei Orgelfugen spielte A. Sittard. Den Schluß bildete das „Requiem“ (op. 90), welches die Hofsängerin Kleinert prächtig sang.

Zum Leiter der Meininger Hofbühne wurde deren seitheriger Regisseur und Charakterdarsteller Otto Osmar ernannt. — Zugunsten des österreich-ungarischen Hilfsvereins in München veranstaltete der Sänger Fritz Werner in Ischl eine künstlerisch wie finanziell erfolgreiche Wohltätigkeitsvorstellung des „Bruder Straubinger“, der Kaiser Franz Josef, sowie Prinzessin Gisela und die Prinzen Leopold, Rupprecht, Georg und Konrad von Bayern anwohnten. — Die Frankfurter „Operettenfestspiele“ begannen mit „Orpheus in der Unterwelt“ unter der Direktion des Wiener Hofkapellmeisters Hellmesberger künstlerisch sehr befriedigend und in sehenswerter Ausstattung. — Im Parke Monceau in Paris wurde ein Denkmal Chopins durch den Bildhauer Froment-Meurice errichtet. — Von den Konkurrenzentwürfen für das Stadttheater in Lübeck wurde derjenige Professor Martin Dülfers aus München zur Ausführung bestimmt.

München. L. G. Oberlaender.

Die Rheinischen Goethefestspiele. Griechenlands blau lachender Himmel spannte diesmal seinen sonnigen Bogen über die Bühne Sophokleischer tragischer Dichtung. Infolge baulicher Veränderungen des Stadttheaters war man gezwungen, das Apollotheater in Anspruch zu nehmen. Man hatte verstanden, durch kunstvolle Bekleidungen der Proszeniumslogen und des Parkettwandelganges den sonst sehr zersplitterten Redeschall zu bannen. Man schuf ein antikes Theater, welches bei Ortsveränderungen nur eines die betreffende Kulisse andeutenden Vorhanges bedurfte. Regie und Einrichtung der Stücke, ein Werk Max Grubes nach der Donnerschen Uebersetzung in den Urversmaßen, ließ manche Längen fortfallen und hob die dramatische Knappheit des „Königs Oedipus“, „Oedipus' Ende“ und der „Antigone“. Ein altgriechischer Königspalast im Hintergrunde, säulenprächtig von klassischer Einfachheit, direkt vor ihm die erhöhtere Bühne der Hauptakteure, vor dieser die größere, tiefer liegende, eigentliche Bühne, auf der der Chor und die Boten hauptsächlich auftreten. Oedipus ist bekanntlich durch Götterwille dazu bestimmt, von seinen Eltern im Säuglingsalter ausgesetzt zu werden, König Laios, seinen Vater, zu erschlagen und Jokaste, seine Mutter, zu ehelichen, die Blutsverwandtschaft nicht ahnend. Als das Geschehene zur Kenntnis der Unglücklichen gelangt, erhängt sich Jokaste und Oedipus schlägt sich darauf mit ihren goldenen Armspangen die Augen aus. In „Oedipus' Ende“ zieht der Blinde mit seinen Töchtern Antigone und Ismene wandernd von Thebä fort. Er ist von seinem Schwager Kreon und seinen Söhnen Polyneikes und Eteokles aus seinem Lande vertrieben worden, um im Haine der Eumeniden zu Kolonos bei Athen nach des pythischen Apollon Spruch Unterkunft und das Ziel seiner Leiden zu finden. Unbesiegbar und glücklich sollte das Land sein, das Oedipus' Gebeine berge. Obgleich Kreon, der infolge des Streites von Oedipus' Söhnen um den Thronbesitz die Herrschaft über Thebä gewann, der Glücksverheißung des Orakels wegen gerne Oedipus in seinem Lande, wenn auch mit Gewaltmitteln wieder aufgenommen hätte, gelang es doch Theseus, dem Könige Athens, dies zu verhindern. Auch Polyneikes vermochte nicht, seinen Vater zur Rückkehr zu veranlassen. Der Fluch des Verstoßenen folgte ihm auf den Fersen. Oedipus erfüllte seine Sendung sterbend in geheimnisvoller Tiefe des Eumeniden-Haines. „Antigone“, die dritte Tragödie, zeigt, wie Antigone, nachdem Polyneikes und Eteokles sich im Bruderkampfe gegenseitig getötet, dem Verbote Kreons, des nunmehrigen Königs Thebäs, zum Trotz Polyneikes würdig bestattet. Kreon läßt sie lebend einmauern. Hämon, sein Sohn, Antigones Geliebter, stößt sich vor ihrem aufgerissenen Mauergrab das Schwert verzweifelnd in die Brust. Eurydike, die Königin, treibt sich, erschüttert von der Schilderung von ihres Sohnes Tod, ebenfalls den Stahl in den Busen. Sophokles hat es im Rahmen dieser Trilogie verstanden, Tragödien von solch unvergleichlicher Meisterschaft zu schaffen, daß sich, was Straffheit der Handlung anlangt, keine ähnliche Schöpfung an die Seite stellen läßt, wobei ihm noch der Ruhm gebührt, als Heide den peinlichen Stoff mit einer uns Christen fremd gewordenen Dezenz behandelt zu haben. In „Oedipus“ und „Antigone“ steht Teiresias, der finstere, blinde Seher, mit seiner unheilvollen Schicksalsstimme als Handlungsförderer im Kern der Tragödie, während der Chor als miterlebender Körper der Handlung in gedankenvollen Reden perlen die Anschauungen des Volkes aushaucht. Die Chöre, von ersten Künstlern gesprochen, fein abgetönt, wurden wesentlich in der Wirkung dadurch gesteigert, daß je nach Situation ein einzelner Sprecher allein die Rede führte. Oedipus (Alexander Otto) war großartig. Ihm am nächsten stand der Teiresias (Hans Marr). Auch die übrigen Rollen waren in guten Händen. Nach Sophokles' folgte Franz Grillparzers „Goldnes Vließ“: der „Gastfreund“, die „Argonauten“ und „Medea“. Die letzte Tragödie ist die bekannteste. Eine Sprache von Schönheit und Adel, getragen von lebendiger Handlung. Kostüme, Darstellung, Dekoration, alles echt. Rosa Poppe als Medea war bedeutend. Auch Ernst Wendt als Jason war am Platze, Adolf Kleins Kreon repräsentabel. Die übrigen genügten. Goethes wunderbare Iphigenie war der kostbarste und größte Edelstein im antiken Kronreif, der unter hellenischem Himmel erglänzte. Bei Sophokles herbe Tragik, bei Grillparzer handelnde Charakterstärke, bei Goethe intimste harmonische Handlung der Seele. Rosa Poppes Iphigenie war geistvoll, aber ohne die warme Goethesche Lyrik, Staegemanns Orest genial.

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3250.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme) Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 11. August 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der Spielteufel.

Von

Ludwig **Wittmann**, Essen a. d. Ruhr.

Die neueste **Spieler-Affäre** in Bayern, in welche neben jungen Aristokraten auch Offiziere, und zwar speziell ein preußischer Major, verwickelt sein sollen, lenkt wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf den **Spielteufel in der Armee**.

Solange man die Kenntnis besitzt, daß eine Trommel mit Kalbsfell bespannt wird, und solange man den Gebrauch der **Würfel** kennt, ist unter Verwendung dieser beiden Instrumente im Heere auch gewürfelt, d. h. gespielt worden. In den alten deutschen Landsknechtheeren trieben sich allerlei fahrende Gesellen umher, die selbst einem Gerichtsvollzieher heurigen Datums mit der größten Seelenruhe entgegensehen konnten, Leute, die nichts zu verlieren und höchstens etwas zu gewinnen hatten. Da wurden dann die Würfel herausgeholt und auf der Trommel um das bißchen Sold geknöchelt, bis der letzte Heller die Tasche verlassen. Als dann später die **Spielkarten** aufkamen, gerieten die Würfel allmählich in Vergessenheit, aber die Gewohnheit des Glücksspieles im Heere erhielt sich, nur waren die äußeren Verhältnisse andere geworden. Man suchte wohl in allen Heeren dem Spielteufel entgegenzuarbeiten, und namentlich in unserem deutschen Heere ist man von jeher streng gegen ihn vorgegangen. Daß der Erfolg kein vollständiger war, das zeigt uns die neue Spieleraffäre, das zeigte ganz besonders eklatant vor ungefähr sieben Jahren der große Spielerprozeß in **Berlin**, in den zur größten Schädigung des Ansehens unseres Offizierskorps eine fast noch größere Anzahl von Offizieren verwickelt war, als dies in dem vorhergegangenen **hannoverschen** Spielerprozeß der Fall gewesen war. Wenn auch in dem neuen **Fall Preysing** vielleicht nicht alle beteiligten Offiziere ihr Zeugnis abzulegen haben werden, so bleibt doch die bedauerliche Tatsache bestehen, daß sich hier wieder einmal ein Sumpf von gänzlich unhaltbaren Zuständen aufgetan hat, dessen Melioration nicht nur von den militärischen Oberen, sondern von jedem gesitteten Menschen erstrebt und gefördert werden muß. Freilich wird es schon ganz bedeutend strenger Maßnahmen seitens der obersten Kriegsherrn bedürfen, um den Spielteufel im Heere wirksam zu bekämpfen. Solange jedoch das „jeu“ ebenso wie das Duell gewissermaßen ein Reservat des Offiziersstandes darstellt, solange ist schlechterdings auf eine Besserung nicht zu hoffen.

Die Entwicklung des Spielteufels im Heere zu seiner jetzigen, geradezu entsittlichenden Gestalt ist aber nicht durch Ueberlieferung, wie etwa aus der Landsknechtzeit, zu unserer Kenntnis gebracht. Nach dem Zeugnis eines alten Offiziers, der vor mehreren Jahren in der gewiß „militärfrommen“ „Straßburger Post“ zum Berliner Spielerprozeß seine Randglossen machte, habe jeder, der „die letzten 40 Jahre dem Offizierskorps angehört und offene Augen gehabt hat, diese Entwicklung nach und nach herankommen sehen.“ Schon im Anfang seiner Offizierszeit sei dem Glücks- oder dem Hasardspiel in den Kreisen der jungen Offiziere nicht selten gefrönt worden. Regimentshäuser und Offizierskasinos gab es damals so gut wie nicht, und da pflegte die Offizierswachtstube auf der Hauptwache das gewöhnliche Spiellokal abzugeben; denn nur selten sei es möglich gewesen, in einem Hinterzimmer irgendeiner Bierwirtschaft einen versteckten Raum zu erhalten. Selbstverständlich war das Hasardspiel im Heere verboten, und wo auf der Wache ein Spielchen gemacht wurde, verstand man gut aufzupassen. Wenn der revidierende Offizier die Wachtstube betrat, waren Karten und Geld längst im Schubkasten des Tisches verschwunden, und das übliche Wachtbild hing würde- und stimmungsvoll in aller Unschuld an der Wand über dem Wachtsofa. Zur damaligen Zeit handelte es sich beim Spiel aber nicht um große Summen; es wurde auch viel mit den kleineren Münzen pointiert, und wenn einmal ein Spieler einen Taler als Einsatz wagte, dann wurde er schon als verwegener Wagehals angestaunt. Freilich, wer damals die Spielbäder von Baden-Baden, Ems, Wiesbaden, Nauheim und Pyrmont, deren öffentliche Spielbanken erst 1872 geschlossen wurden, aus eigener Anschauung im Spiel kennen gelernt hatte, der hielt wohl den Einsatz eines Talers für „lumpig“. Als dann späterhin die Offizierswachen eingingen und die Glücksspieler damit ein sehr geeignetes Spiellokal verloren hatten, da kam auch das Glücksspiel im Heer im allgemeinen mehr und mehr ab.

Während im Feldzug 1866 wenig oder gar nichts vom Glücksspiel im Heere zu merken war, kam es im Kriege von 1870/71, besonders in der Zeit der Waffenruhe, wieder auf, und da es verhältnismäßig viel Geld und viel freie Zeit gab, wurde auch ziemlich flott gespielt, und man konnte auch viel höhere Einsätze sehen als früher. Ein Stück vom alten Landsknechtleben war also geblieben; es war wie eine erbliche Belastung, nur waren an die Stelle der Würfel die Karten getreten. Auch der gemeine Soldat führte sie zur Kurzweil im Tornister bei sich; wenn es aber zum Gefecht ging, warf er die Spielkarten fort, weil sie nach bekanntem Soldatenaberglauben den Besitzer „eher an die Kugel liefern“.

Einen förmlichen **Aufschwung** nahm sodann das Hasardspiel im Heere durch die größere Beteiligung der Offiziere am **Rennsport**, wo sie im Verein mit dem Buchmacher und Totalisator auf Gewinn ohne Arbeit aufmerksam gemacht wurden. Hier lernten noch andere Leute als die Offiziere das Glücksspiel kennen, und die Höhe der dabei gewagten Summen stieg immer mehr. Nach

Rennen oder Jagden war ein Hasardspiel etwas ganz Selbstverständliches geworden, und so kann es denn nicht verwundern, wenn aus der anfänglichen aufregenden Zerstreuung, die das Spiel verschaffte, sich eine Gewohnheit entwickelte, die zuletzt nicht einmal vor dem Laster Halt macht und mit dem Besitz zugleich den guten Namen und die Ehre opfert, wie wir das in Hannover und Berlin gesehen haben, und wie dies auch der neueste Fall in Bayern eklatant beweist.

Wie ist nun aber dem Uebel im Heere abzuhelfen, wo es mit dem Verbot durch Befehl nicht möglich gewesen ist? Schwer erscheint es, den geeigneten Weg zu finden. Ein wenig wäre schon geholfen, wenn das Unbar-Spielen aufhörte, bei dem erfahrungsgemäß mehr Geld verspielt wird als beim baren Spiel; auf gleicher Stufe mit dem Unbar-Spielen steht das Spielen mit erborgtem Geld. „Spielschulden sind Ehrenschulden" ist ein in den aristokratischen Kreisen anerkannter Satz, dem schon mancher zum Opfer gefallen ist. Hierbei werden seltsamerweise zunächst nur die wirklich schuldig gebliebenen Spielverluste gerechnet, während die zum Zweck des Spiels gemachten Schulden nach dem Ehrenkodex nicht unter diesen Satz fallen! Wenn man diesen Satz doch abschaffen könnte! Denn was bei Spielschulden ehrenhafter sein sollte als bei einer anderen, etwa aus materieller, wirklicher Notlage gemachten Schuld, ist nicht recht erfindlich. Nach römischem Recht durften Spielschulden aus Glücksspielen nicht eingeklagt werden; das Verlorene konnte sogar vor Gericht zurückgefordert werden, und das Haus, wo Glücksspieler auf der Tat betroffen wurden, unterlag der Konfiskation. Nach dem älteren deutschen Recht galten zwar Spielgeschäfte als erlaubte Geschäfte, und das Verlorene konnte daher von dem Gewinner eingeklagt werden. Aber schon im 14., mehr aber noch im 16. und 17. Jahrhundert drang die Ansicht durch, daß das hohe und übermäßige Spiel, besonders auf Borg, bei Strafe zu verbieten sei, und man gelangte so zur Unterscheidung zwischen verbotenen und erlaubten Spielen, die sich weniger auf ihre Art, als auf die Höhe der Einsätze bezog. Im Offizierskorps des preußischen und bayerischen Heeres ist das Glücksspiel ohne weiteres verboten, und der Spieler macht sich straffällig; aber die Handhabung dieses Verbotes ist mehr als milde, und die dabei geübte Nachsicht trägt auch einen Teil der Schuld an den Erscheinungen, wie wir sie jetzt wieder haben hervortreten sehen.

Wenn wir aber bemerken, daß es immer wieder die jugendlichen Elemente sind, die vom Spielteufel im Heere befallen sind, so weist dies auf die Notwendigkeit hin, hier erzieherisch einzuwirken und schon von Haus aus, ehe noch der junge Mann zur Universität geht oder ins Heer eintritt, ihn zu einer ernsten Arbeit anzuhalten und zu einem Lebenslauf vorzubereiten, wo er in arbeitsamer Tätigkeit und ehrenhaftem Streben sich ein Anrecht auf die Genüsse erwirbt, die jedem redlichen Arbeiter gegönnt werden. Der verantwortungsreiche Beruf des Offiziers kann und darf keine Personen unter sich dulden, die aus dem Spiel förmlich ein Gewerbe machen, auch wenn der gewiegteste Jurist die Gewerbsmäßigkeit nicht nachzuweisen vermag. Zum dritten Male innerhalb weniger Jahre zerrt der Spielteufel im Heere ihm verfallene Offiziere vor das öffentliche Forum; möge es das letzte Mal sein!

Die Schule den Pädagogen!

Kritische Untersuchung einer modernen Phrase.

Von

A. Jakobi.

Wenn mich das Geschick jemals dazu ausersähe, als Erzieher an einem Lehrerseminar zu wirken, so würde ich sofort konfessionslosen Moralunterricht einrichten und den Goetheschen Faust zur Grundlage desselben machen. Nicht als ob ich dächte, den Faust selbst unreifen Knabenköpfen zum Verständnis zu bringen; aber der Wagner im ersten und der Baccalaureus im zweiten Teile würde für manch einen Schüler ein Spiegel fürs Leben sein, und eine ganze Menge von Sprüchen der Lebensweisheit des Faust verdienten es, von dem Lehramtskandidaten auswendig gelernt und auf jedem allgemeinen deutschen Lehrertag den Herren Tagenden ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden. Wie schön paßte nicht schon als Dekor der Rednertribüne der Spruch aus dem Vorspiel:

> Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft,
> Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
> Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
> Doch, merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit hören!

Zur Abwechslung könnte auch der andere Spruch Verwendung finden:

> In bunten Bildern wenig Klarheit,
> Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
> So wird der beste Trank gebraut,
> Der jedermann erquickt und auferbaut.

In München haben sich in diesen Pfingsttagen eine Menge Pädagogen und Nichtpädagogen aus ganz Deutschland ein Stelldichein gegeben und der Welt ein Schauspiel bereitet, das mit Sorge um die Zukunft erfüllen kann. Es waren Jugendbildner unserer Nation, die dort die Töne des wilden Radikalismus angeschlagen und an Stelle der vernünftigen, sachlichen Diskussion die hohlsten Schlagworte gesetzt haben. Und aus all dem Wust der Phrase hörte man immer wieder das Leitmotiv: „Hinaus mit den Pfaffen, hinaus mit der Kirche, hinaus mit der Religion aus der Volksschule! Die Schule den Pädagogen allein!"

> „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
> Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Suchen wir den Sinn der Phrase: „Die Schule den Pädagogen" zu ergründen. Dieselbe kann ein doppeltes bedeuten: 1. daß nur pädagogisch geschulte Männer (und Frauen!) an der Schule tätig sein und die Aufsicht über die Schularbeit führen sollen; und in diesem Sinne ist das Wort durchaus vernünftig und berechtigt. Erziehung ist Kunst, und zwar geheiligte Kunst, und der Stümper soll seine Finger von der Menschenseele weglassen. Ohne weiteres ist auch zuzugeben, daß, wie auf der Berliner Tagung des katholischen Lehrerverbandes Herr Linnarz-Wilmersdorf (vgl. „Kölnische Volkszeitung" Nr. 501) hervorhob, Theologen und Philologen nicht ohne weiteres Fachleute in der Volksschule sind; aber demgegenüber sei die Tatsache festgelegt, daß auch Elementarlehrer nicht ohne weiteres Fachleute in der Volksschule sind. Das wird doch auch der einseitigste Vertreter des Lehrerstandes nicht behaupten, daß die jungen Leute, die drei Jahre Präparandenunterricht, meist im Nebenamt, und drei Jahre Seminarunterricht genossen haben, und wäre der Unterricht auch einwandfrei, gleich Fachleute in der Schule sind. Selbst das Wiederholungsexamen prägt nicht das unauslöschliche Merkmal des Fachmannes ein. Also — es gehört zunächst ein lebhaftes Interesse für die Schule, ein feines Verständnis für ihre Bedeutung und außerdem ein intensives theoretisches und praktisches Studium dazu, Fachmann in bezug auf den Volksschulunterricht zu werden, und die Lehrer, welche Fachleute geworden sind, haben sich ebenso gut durch Privatstudium und Arbeit die nötige Kenntnis erworben, wie die Geistlichen und Philologen. Es ist also bloß die Frage, ob nicht Gymnasium und Hochschule bessere Vorbedingungen für das Studium der Volksschulkunde vermitteln als das Lehrerseminar; und das möchten wir ceteris paribus bis zum Beweise des Gegenteils allerdings ganz entschieden behaupten.

Wir verhehlen uns nicht, daß der Klerus heutiger Zeit durch seelsorgliche und brennende soziale Probleme so sehr in Anspruch genommen ist, daß viele seiner Vertreter den Blick und das Interesse für die Volksschule verloren haben; auch nicht, daß der Großstadtklerus vielfach überhaupt keine Zeit hat, sich mit der nötigen Intensität der Schulaufsicht zu widmen. Wir gönnen tüchtigen, erfahrenen Pädagogen von ganzem Herzen ihre Stellung als Rektoren und Kreisschulinspektoren und wünschen auch, daß das System in der größeren Stadt wenigstens sich immer mehr auswachsen möge; nur möchten wir uns dann an Herrn Limarz-Wilmersdorf die bescheidene Frage erlauben, wie er sich das Mitbeaufsichtigungsrecht der Kirche denkt und welchen Weg er in Vorschlag bringen will, um dasselbe zu wahren, sowie, ob er an die Möglichkeit glaubt, nach Beseitigung der heutigen geistlichen Schulaufsicht die Mitbeaufsichtigung gesetzlich zu normieren; so lange uns darauf keine Antwort wird, erlauben wir uns auch die betreffende These des Herrn als Phrase anzusehen. Und im Interesse des Lehrerstandes selbst hegen wir den bescheidenen Wunsch, daß nicht das öde Strebertum das Sprungbrett zur Erreichung der Rektorenwürde werden möge, sonst könnten die Herren, welche mit solcher Emphase nach der Fachaufsicht rufen, schließlich dastehen wie der Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!" Man sollte denken, manche trübe Erfahrungen in dieser Beziehung ließen auch die jungen Herren Lehrer etwas vorsichtiger sein. Auch sollen die Herren nicht vergessen, daß sie als Vertreter des Schulzwanges

eine ganz andere Stellung zu Kirche und Familie haben, als die Leiter der freien höheren Schulen.

Auf dem Lande aber und in den Landstädten ist der Pfarrer — und wird hoffentlich noch für lange bleiben — die geborene Aufsichtsperson für die Schule, und deshalb kann besonders an unsere Theologen und an unseren jungen Klerus nicht eindringlich genug die Mahnung gerichtet werden: Studiert Pädagogik, systematische Pädagogik. Bei eurer philosophischen Vorbildung fällt auch dies Studium nicht schwer, und es ist ein schönes, auch für die ganze Seelsorge fruchtbringendes Studium, wie die junge Menschenseele sich bildet; es ist ein Studium des warm pulsierenden Lebens, nicht des toten Buchstabens. Und an unsere Ordinariate sollte man in der gegenwärtigen Zeitlage mit der ehrfurchtsvollen Bitte herantreten, dem Studium der Pädagogik ein größeres Maß von Zeit und Gelegenheit einzuräumen, damit der junge Klerus wenigstens mit der Waffenrüstung der pädagogischen Grundzüge ins Leben trete. Mit katechetischen Uebungen und Musterkatechesen ist nicht genug getan! Und an die Pfarrer und Seelsorger in kleinen Gemeinden kann man nicht eindringlich genug die Mahnung richten: Seid Freunde der Lehrer! Nicht bloß in dem Sinne, daß ihr sie gelegentlich zum Glase Wein einladet oder Skat mit ihnen spielt, sondern in dem Sinne, daß ihr die alten hochachtet und die jungen erzieht! Die Jugendbildner, die mit ihren 20 Jahren das Seminar verlassen, sind erziehungsfähig und erziehungsbedürftig, ebenso gut, wie der neue Kaplan, der mit dem ganzen Idealismus und der ganzen Weltfremdheit seiner 24 Jahre zu euch kommt, und wenn ihr den Erzieherberuf der katholischen Kirche repräsentiert, so nehmt euch mit väterlicher Sorgfalt jener Jünglinge an, denen die Kirche ihr Kostbarstes in die Hände gibt, die Seelen der unsterblichen Ebenbilder des göttlichen Jesuskindes!

„Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn, ein schönerer, sie zu bewahren, doch der schönst' und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten!"

2. Die Phrase: „Die Schule den Pädagogen" kann aber auch noch eine andere Bedeutung haben, und mehrere Herren von der Münchener Tagung waren so liebenswürdig, der verblüfften Welt offen zu bekennen, in welchem Sinne sie dieselbe aufgefaßt wissen wollen. — Sie verlangen nichts weniger als die Loslösung der Schule und der Erziehung unserer Nation von der Grundlage der christlichen Weltanschauung. Der moderne Schulkampf ist also tatsächlich ein Kampf zwischen Christentum und Atheismus, und das Christentum verzichtete auf sein Daseinsrecht, und seine berufenen Diener machten sich des Verrates schuldig, wollten sie den Fehdehandschuh nicht aufheben, den ihnen in München die Vertreter des Atheismus hingeworfen haben.

Wir brauchen uns mit diesen Vertretern nicht über die innere Wahrheit des christlichen Dogmas auseinanderzusetzen. Davon pflegen die Herren zu reden wie der Blinde von den Farben; und wenn sie schon an Fragen des praktischen Lebens mit dem Rüstzeug der klappernden Karnevalspritsche herangehen, so wäre es vergeblich Bemühen, ihrem Verständnis christliches Dogma nahebringen zu wollen. Das wissen sie alles besser aus Brehms Tierleben und Haeckels Welträtseln. Aber allen, welche noch auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen, möchten wir die Frage vorlegen: Kann der Pädagoge ohne das Fundament des Christentums erziehen?

Das ist genau dieselbe Frage wie diese: Kann ein Charakter werden ohne das Fundament einer einheitlichen, festen, klaren Weltanschauung, und hat eine andere als die christliche theistische Weltanschauung innere Daseinsberechtigung? Es gibt keine Ethik ohne Weltanschauung, denn Ethik ist nicht äußere Wohlanständigkeit, sondern in erster Linie Hingebung des Willens an das Ideal.

Demselben Marmorblock kann das Schicksal beschieden sein, daß er sich unter der Hand des Künstlers in einen Apollo oder einen Zeus, in einen grinsenden Faun, einen molossischen Kettenhund oder eine trunkene Hetäre verwandelt. Das kann dem Marmor gleichgültig sein; aber ob aus der bildsamen Menschenseele ein edler, zielbewußter, charakterfester Mensch, oder ein fader Stutzer, oder ein bombenwerfender Anarchist, oder ein weltverachtender Uebermensch gebildet wird, das ist weder für das Individuum, noch für die Gesellschaft gleichgültig, und die Prätension der Autonomie seitens der Pädagogik ist ein Zeichen innerer Haltlosigkeit und dabei eine Unverschämtheit, die nicht schroff genug zurückgewiesen werden kann. Die Erziehung ist eine ideelle, sondern eine eminent praktische Kunst, sie soll Menschen für das Leben, d. h. für Kampf und Entsagen und Ertragen fähig machen, den Egoismus ersticken und opferfreudige Liebe pflegen — ohne Weltanschauung? Ohne christliche Weltanschauung? Ohne bewußtes Motiv mag der Hund den Eber hetzen und der Gaul die Droschke zerren; aber dem Menschen zumuten, er solle ohne klar bewußtes Motiv kämpfen, ertragen, entsagen, das heißt die vernünftige Kreatur ihrer höchsten und herrlichsten Würde, ihrer freien Selbstbestimmung, berauben.

Aber wollten die Herren wirklich darauf verzichten, in der Schule Weltanschauung zu vermitteln, das beste, was sie haben und geben können, ihren Schülern auf den Lebensweg mitzugeben? Ach nein; sie wollen ja nur an Stelle des Christentums ihre eigene Weltanschauung setzen, das heißt jene, welche sie aus modern-pantheistischen oder materialistischen Autoren herausgesogen haben; an Stelle des Christentums wollen sie den krassesten Subjektivismus setzen und die Kinder unseres Volkes zu Versuchskaninchen ihrer — unreifen Ideen machen. Glauben sie denn, die Aussicht, im All aufzugehen, sei ein hinreichendes Motiv des sittlichen Lebens? oder der Gedanke, auf den Sockel eines Kriegerdenkmals geschrieben zu werden, genügend, um Vaterlandsliebe zu erzeugen? Wenn es selbst gelingen sollte, zur Zeit allgemeiner Begeisterung durch Brandreden, Bier und Musik eine urteilslose Menge fortzureißen zum Fanatismus des Augenblicks, so soll man nicht vergessen, daß die Pädagogik keine alldeutschen Fanatiker und Hurramenschen zu erziehen hat, sondern Charaktere, und daß im täglichen Kampf ums Dasein und um die Pflicht andere Faktoren wirksam sein müssen als die Erregung des flüchtigen Augenblicks: das starke sittliche Bewußtsein nämlich und die solide Kraft des Willens, welche in keiner anderen Weltanschauung Wurzel und Nährboden finden als in der positiv-christlichen. Die Höhe der Lächerlichkeit aber, die nur den Köpfen spitzfindiger Sophisten entspringen und die nur der gehirnloseste Teil der Pädagogen nachbeten konnte, ist der „konfessionslose Moralunterricht", mit dem die heutige französische Staatsschule ihre Jugend beglückt und — gründlich korrumpiert. Man sollte doch denken, das Geschlecht der Basedow sei aus Deutschland verschwunden, und man verwechselte Kinder nicht mehr mit Kälbern!

Nein, ins Bewußtsein der Jugend gehört die lebendige Gottesidee, nicht als etwas Angeklebtes und mühsam auswendig Gelerntes, sondern als herrschender Leitstern auf dem Lebenswege, in ihr Herz gehört das Gewissen, das ihr in der Stunde der Versuchung warnend zur Seite steht, gehört die opferfreudige Hingabe an das höchste und herrlichste Ideal, das der Menschenarbeit im Dienste des Vaterlandes und der Menschheit erst volle Größe und ewigen Wert verleiht, und das ist das Ideal des Christentums. Darum möchten wir unserem Volke angesichts der bedenklichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Schule die eindringliche Mahnung zurufen: Deutsches Volk, wahre dein heiligstes Gut, den christlichen Glauben deiner Jugend!

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die neuen Zuckungen in Rußland.

Auf seiten der russischen Regierung fehlt es an einem Mann, einer überragenden, hinreißenden, einigenden Persönlichkeit. Aber bei den Revolutionären herrscht derselbe Mangel. Infolgedessen ist die Antwort der Umsturzpartei auf das Auflösungsdekret erstens zu spät und zweitens in zersplitterten und deshalb unwirksamen Demonstrationen erfolgt. Sagen wir lieber: vorläufig unwirksam; denn in Rußland ist so ziemlich alles möglich, also auch vielleicht noch ein zufälliges Zusammenklappen der revolutionären Unternehmungen. Zunächst sind die Meutereien, die in Sveaborg, Kronstadt und Reval nicht mit einem Schlage, sondern nach und nach ausgebrochen waren, verhältnismäßig schnell und leicht überwunden, und die Versuche mit dem politischen Massenstreik sind in Petersburg bereits als gescheitert, in dem nachklappernden Moskau als aussichtslos zu betrachten. Die Börse erholt sich bereits wieder von dem Kursdruck, den die Zwischenfälle herbeigeführt hatten. Die letzteren muß man nicht mit dem westeuropäischen oder gar mit dem deutschen Ordnungsmaßstabe messen, sondern nach den russischen Sitten und Gebräuchen abschätzen. Im vorigen Jahre war es schon viel schlimmer. Darin liegt ein bedeutendes Hoffnungsmoment für die Ordnungspartei. Denn von Rechts wegen hätte es jetzt viel schlimmer sein müssen, weil die Auflösung der Duma tatsächlich eine sehr scharfe

Herausforderung der gesamten Umsturzkräfte war. Die Meutereien haben wieder gezeigt, daß die Seemannschaft intellektuell und moralisch bedeutend minderwertiger ist als die Landtruppen. Es stimmte das überein mit den Leistungen im letzten Kriege: das Landheer hat sich freilich nicht gerade mit Ruhm bedeckt, aber doch den tapferen Japanern einen anerkennenswerten Widerstand entgegengesetzt, während die russische Seemacht überall eine phänomenale Jämmerlichkeit bekundet hat. Auch die meuternden Matrosen haben jetzt an der Ostsee, wie schon früher im Schwarzen Meere, gezeigt, daß sie ebenso dumm, wie roh sind. Keine Ueberlegung, keine Ausdauer; ein wildes Losschlagen und ein feiges Nachgeben; ein toller Rausch und ein trauriger Katzenjammer. Und dabei sollen die Meuterer noch von geschulten Agenten der finnischen Roten Garde und des russischen Umsturzkomitees angestiftet und geführt worden sein. Ein Teil der betreffenden Schiffsmannschaften ist treu geblieben und die zur Bekämpfung der Meuterer aufgebotene Artillerie und Infanterie hat sich brav gehalten. So bleibt denn schließlich der Eindruck zurück, daß die Regierung des Heeres in höherem Grade, als man bisher angenommen, sicher ist. Diese Erkenntnis wird auch lähmend auf die Streikversuche einwirken, die jetzt nach und nach einsetzen. Zu einer wirklich allgemeinen Arbeitseinstellung, welche die erstrebte Verkehrslähmung und Notlage herbeiführen könnte, ist es bisher nicht gekommen.

Das sind verhältnismäßig günstige Vorzeichen für das Stolypinsche Unternehmen. Ihnen gegenüber steht die Ergebnislosigkeit der Unterhandlungen mit den sog. Nichtbureaukraten wegen Eintritts in das Kabinett. Es heißt, die sondierten Herren von der rechten Seite der Erduma verlangten sofortige Reformen, während Stolypin ein langsameres Vorgehen wünsche. Die Meinungsverschiedenheit wird wohl etwas weiter und tiefer gehen als auf das bloße Tempo. Vielleicht hat Stolypin nicht Vollmacht genug; vielleicht trauen auch die befragten Politiker nicht der Festigkeit des Kahnes, dem sie ihre Person anvertrauen sollen. Der Zar ist ein Schilfrohr und Herr Trepow ist immer noch der mächtigste Mann am Hofe. Die revolutionären Zwischenfälle im Reiche können jeden Augenblick wieder den Ausschlag geben, daß man die diplomatische Reformpolitik Stolypins, die mit langfristigen Wechseln arbeiten muß, wieder ersetzt durch ein Gewaltregiment, das sofortige sichtbare „Erfolge" schafft.

Einen ganz eigenartigen Zug in die russische Bewegung bringt das Märchen von der deutschen Einmischung. Die revolutionären Agenten: Rußland arbeite sowohl beim Militär wie bei der Zivilbevölkerung fortgesetzt mit der Behauptung, daß Zar Nikolaus mit dem Deutschen Kaiser (der österreichische wird nur nebenbei erwähnt) den Einmarsch deutscher Truppen zur Unterdrückung der Revolution für den Notfall vereinbart und sich dadurch des Landesverrats schuldig gemacht habe. Diese Lüge wird offenbar nach Reminiszenzen aus der großen französischen Revolution verwertet. Bei uns zu Lande hat man zuerst gedacht, das alberne Gerede von den zum Einmarsch bereitstehenden deutschen Regimentern sei nur zu der gewohnten Verdächtigung der deutschen Politik erfunden worden. Man sieht nun aber, daß in diesem Falle die englisch-französische Fabrik von deutschfeindlichen Lügen mit der russischen Revolution Hand in Hand arbeitet. Auch jetzt noch, wo der schändliche Mißbrauch dieser Lüge zu Umsturzzwecken vorliegt, fahren diese deutschfeindlichen Blätter fort, von der Einmischung des Deutschen Kaisers in die russische Entwicklung zu fabulieren und namentlich die Auflösung der Duma auf Ratschläge und Versprechungen Kaiser Wilhelms zurückzuführen. Dabei liegt die wirkliche Einmischung ganz anderswo. Die französische Presse und zwar die Block- und Regierungspresse hat die Maßnahmen des Zaren höchst abfällig beurteilt und die Opposition ermuntert. In England braucht man nicht erst die Sünden der Presse zu suchen; dort hat der Premierminister im Beisein von Mitgliedern der aufgelösten Duma gerufen: die Duma ist tot, es lebe die Duma! — eine Keckheit, die sich nur ein britischer Minister ungestraft erlauben darf.

Die Lage ist klar und durchsichtig genug. Aber daß der Zar und die Anhänger der Ordnung in Rußland durchaus die entsprechenden Schlüsse ziehen würden, wollen wir uns ja nicht einbilden. Behauptet der Zar seine Autorität, so wird seine künftige Regierung, mag sie Stolypin oder Trepow heißen, über Deutschland hinweg die rechte Hand nach Paris und die linke nach London strecken; sollte aber das alte Regiment fallen, so wird die neue Regierung in Rußland erst recht Deutschland als den Erbfeind und Westeuropa als den Kultur- und Finanzfreund betrachten.

Oxenstierna sagte vor fast 300 Jahren, die Welt würde mit wunderbar wenig Verstand regiert. Heutzutage kann man sagen, daß die neueste Weltgeschichte mit verzweifelt viel Lüge auferbaut werde.

Der königliche Onkel und der kaiserliche Neffe.

In Homburg soll nunmehr nach offiziöser Ankündigung die Begegnung stattfinden, die durch ihr langes Nichtstattfinden auffällig geworden ist. Von dem Ueberschwang der Erwartungen, die sich an Monarchenbegegnungen zu knüpfen pflegten, sind wir allgemach zurückgekommen. Im vorliegenden Falle ist noch besonders der Charakter des englischen Herrschers zu berücksichtigen, der nichts Impressionistisches an sich hat. Die große Beredtsamkeit und die ebenso große Liebenswürdigkeit seines kaiserlichen Neffen wird an dem Programm, das sich der ausgereifte Träger der britischen Krone gesetzt hat, nichts zu ändern vermögen. Ebenso ist es verfehlt, wenn in der Presse gesagt wird, die Zurückweisung des britischen Flottenbesuches vom Zarenhofe habe König Eduard in seiner Bündnispolitik stutzig gemacht und zur Wiederannäherung an Deutschland bewogen. Zweifellos ist es König Eduard eigenstes Werk, daß sein Reich aus der splendid isolation zu einer Bündnisjägerei rings um Deutschland herum übergegangen ist. Auf diesem wohlerwogenen Wege wird er sich durch solche kleine Zwischenfälle nicht irremachen lassen, sondern höchstens Form und Maß seines Vorgehens beeinflussen lassen durch politische Notwendigkeiten, wie sie sich z. B. aus der Rücksicht auf das vor den Wahlen ihm aufgezwungene liberale Ministerium ergaben. Aber auch das Ministerium Campbell-Bannerman mit seiner demonstrativen Friedlichkeit und seinem theatralischen Abrüstungseifer braucht den König nicht zum vollen Verzicht auf seinen Bündnissport zu bewegen. Bündnisse sehen ja recht friedlich aus, wenn die feindselige Spitze derselben etwas cachiert wird. So krasse Vorstöße, wie sie seinerzeit Delcassé im Verein mit der englischen Politik gegen das deutsche Interesse und Selbstbewußtsein gemacht hat, kann man jetzt freilich nicht gut mehr sich leisten. Die gegenwärtige englische Regierung würde entweder das Akzept auf solchen Wechseln verweigern oder sie würde mit oder ohne Bewußtsein den archimedischen Zirkel stören, etwa in der Weise, wie jetzt Campbell-Bannerman durch das Hoch auf die tote Duma die Intimität mit Rußland gefährdet hat. Wenn die Friedenssicherheit gewachsen ist, so ist das auf den englischen Kabinettswechsel, aber nicht auf einen Gesinnungswechsel am englischen Hofe zurückzuführen. Daß König Eduard bei seiner Durchreise durch Deutschland seinen Neffen begrüßt, ist eine Höflichkeitspflicht. Die Unterlassung im vorigen Jahr war auffallend; die Erfüllung in diesem Jahr ist kein weltgeschichtliches Ereignis. Die politischen Hofdichter sollen nicht vergessen, daß die Teilnahme des Königs Eduard an der Kieler Festwoche unmittelbar der Annäherung Englands an das Delcasséche Frankreich vorherging. Es liegt ja auch in der Natur der Sache, daß König Eduard britische Weltpolitik nach seinem Rezepte betreibt. Wir müssen schon zufrieden sein, wenn er sich durch persönliche Stimmungen nicht zu einer Verschärfung seiner hochpolitischen Unternehmungslust hinreißen läßt. Im übrigen haben wir der neubelebten britischen Politik nichts anderes entgegenzusetzen, als eine ruhige, weitsichtige, möglichst wortarme und tatkräftige Wahrung der deutschen Interessen. Auch durch den Abrüstungseifer, der jetzt im Londoner Parlament Modesache ist, dürfen wir uns nicht irremachen in der Wachsamkeit und in der Erkenntnis, daß die eigene Kraft schließlich der einzige unverführbare Bundesgenosse ist. Die englische Regierung hat die Abstriche an ihrem Flottenetat so klug abgemessen, daß nur der schöne Schein gewahrt ist, aber eine Verminderung des Uebergewichtes Englands zur See nicht eintreten kann. Mit dieser Art Abrüstung wird sogar der unternehmungslustige König zufrieden sein.

Studentenseelsorge.

Von

cand. phil. H. Kuster.

Die Forderung eines tieferen religiöseren Lebens und die Betonung eben dieser Forderung den Schattenseiten gegenüber, von denen das katholische Studentenleben auch nicht verschont geblieben ist, darf als ein Zeichen von Gesundheit und Kraft der katholischen Korporationen erachtet werden. Ohne das studentische Leben in Formen gießen zu wollen, die dem modernen Leben nicht zusagen, weiß man doch, daß die Bedeutung und Bestimmung einer katholischen Korporation nur in den Prinzipien beruht, von denen das erste Prinzip der Religion und Konfession diese katholischen Vereinigungen in Tagen hoher Begeisterung ins Leben rief und ihnen auch heute das unterscheidende Wesensmerkmal an die Stirne prägt. — Man tut gut daran, — wie es auch geschehen ist*), — den Stand unserer Korporationen zu bewerten nach dem Maße, wie man diesem ersten Lebensprinzip gerecht wird und in welcher Weise man es in tätiges Leben umzusetzen bestrebt ist.

Diese Zeilen sollen nur einen kleinen Beitrag darstellen, wie man eben jetzt bestrebt ist, dieses Prinzip in kräftiger und nottuender Weise zu erneuern, indem man jetzt aus den Reihen katholischer Studenten heraus den Ruf erhebt, dem katholischen Akademiker auch die bisher nicht immer in gewünschter Weise vorhandene Gelegenheit zu bieten, das religiöse Leben im Sinne seiner Kirche zu pflegen.

Der 3. Januar 1905 war vielleicht ein wichtiges Datum in der Geschichte der katholischen Studentenkorporationen, als in Würzburg die Präsides der Marianischen Akademiker-Kongregationen sich mit katholischen Studierenden höherer und niederer Semester zusammenfanden, um der „Pastoration der katholischen Akademiker" praktisch näher zu treten; Delegierte aus Bonn, Freiburg i. B., Halle, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg und Würzburg waren zugegen. Die Resultate der Besprechungen sollen hier nach einem kurzen gedruckten Bericht der Konferenz einem weiteren Publikum zugängig gemacht werden; der Schreiber dieser Zeilen hielt eben diese Zeitschrift für geeignet, weil sie unter dem 24. März 1906 bereits einen Artikel über „Neue Ziele für unsere Studenten" brachte, der in engem Zusammenhang mit den Grundgedanken vorliegender Erörterung stand**). Die Denkschrift mit dem Bericht der Konferenzergebnisse sollte den bischöfl. Behörden zugehen; auf der Straßburger Katholikenversammlung wurde sie erwähnt, wie der stenographische Bericht zeigt.

Schon im Jahre 1904 wurde die Forderung von einem aktiven Studenten geltend gemacht in der „Caritas". Die dortigen Ausführungen fanden überaus lebhaften Widerhall erfreulicherweise in der aktiven Studentenschaft, was am besten eine redaktionelle Bemerkung der „Caritas" zum Ausdruck brachte: „Immer dringender werden die Anfragen an die Redaktion, warum die Artikelserie über die Studentenseelsorge nicht fortgesetzt würde. Und was das bemerkenswerteste ist, gerade aus Studentenkreisen drängt man uns zur Weiterbesprechung der Frage. Aus ihrer Mitte kam sogar der Vorschlag zu einer Zusammenkunft der für diese Angelegenheit sich interessierendeu Autoriäten. Andere ungestüme Naturen glaubten der Caritasredaktion eine Abnahme des Interesses vorwerfen zu müssen, weil dieselbe durch den unerbittlichen Raumzwang abgehalten war, in den letzten Nummern weitere Stimmen zu veröffentlichen; bilde doch, wie es in einem Briefe heißt, in manchen Studentenzirkeln die durch die Artikel angeschnittene Frage geradezu das Tagesgespräch.

Das Erstarken der antikatholischen Hochschulbewegung und zumal das „famose" Flugblatt Leipziger Studenten (das ja bekanntermaßen mit dem Pathos des Weltreformers Abweisung jeder religiösen und konfessionellen „Bindung", Ausschluß der theologischen Fakultäten aus der „Universitas litterarum" usw. forderte, um so den „wahren Begriff der akademischen Freiheit" zu statuieren) brachte den Stein wieder ins Rollen, die „Kölnische Volkszeitung" erörterte in mehreren augenscheinlich mit höchstpersönlicher Anteilnahme verfaßten Abhandlungen die Frage. Und zwar nicht allein ihre Notwendigkeit, die als unbeanstandete Wahrheit hingenommen wird, sondern diese Besprechungen boten schon klare Winke für die praktische Tätigkeit eines event. Studentenseelsorgers: Möglichst ausgedehnte Einzelseelsorge und individueller Verkehr — Gründung und Leitung Marianischer Kongregationen und sozialcaritativer Vereinigungen — Errichtung von Auskunftsstellen und Wohnungsvermittlung.

Die Präsidesversammlung in Würzburg kommt in ihren Ergebnissen auf dieselben Grundzüge hinaus. In der Denkschrift, die sie über ihre Beratungen unter dem Titel „Pastoration der katholischen Akademiker" herausgab, gliederte sie das Material in 4 Hauptrubriken: Rubrik I enthält in kurzen Leitsätzen: Die Notwendigkeit der eigenen Seelsorge für Studenten (a und b); die Opportunität akademischer Kongregationen und freier sozialcaritativer Vereinigungen als der besten Mittel zur Studentenseelsorge (c); Aufstellung einer vorläufigen Kommission für Studentenpastoration, gebildet von den Präsides der bestehenden akademischen Sodalitäten zu Bonn, Freiburg i. B., Karlsruhe und Straßburg (d); Vorschlag einer Denkschrift an die hochwürdigsten Oberhirten des Deutschen Reiches (e); Meinungsaustausch mit den Religionslehrern der Mittelschulen, „um über die Frage der Vorbereitung der oberen Klassen auf das akademische Leben zu beraten" (f). Rubrik II und III begründen dann eingehend Einzelforderungen, und zwar Rubrik II „die Bedürfnisfrage nach Pastoration der Studenten", Rubrik III „die Bedürfnisfrage nach sozialcaritativer Bildung". Rubrik IV bietet den Abschluß des Memoria mit „Praktischen Schlußfolgerungen".

Nach Rubrik II erweist das Bedürfnis studentischer Seelsorge überhaupt der allgemein unbezweifelte religiös-sittliche Mißstand weiter Kreise innerhalb der Studentenschaft, in seinem abstoßendsten Ausdruck bekannt unter dem physischen Elend geschlechtlicher Verseuchung; die statistischen Aufschlüsse an dieser Stelle erhärten eine nur von großen Optimisten verkannte Tatsache. — Für den katholischen Akademiker ergibt sich die Bedürfnisfrage aus dem schon eingangs berührten prinzipiellen Rückgang der konfessionellen Verbindungen: unvoreingenommene Stimmen aus Alten Herrenkreisen in den Blättern des großen und kleinen CV und der übrigen Verbände vereinigen sich hier in übereinstimmender Feststellung der Wirklichkeit. Wie der Verfasser dieses aus eigener Erfahrung an einer gewissen Universität und aus den Klagen dortiger A. H. A. H. zu entnehmen Gelegenheit hatte, fällt der Beginn dieses „Krebsganges" ziemlich zusammen mit dem Austritt der Theologiestudierenden, auf Gebot der geistlichen Obern hin. (Siehe Allg. Rundschau, 14. Juli 1906, S. 334.)

Gegen die Verblassung der Prinzipien wirkt, abgesehen von religiöser Erneuerung, auch schon viel die Erwärmung für sozialcaritative Zwecke, da hier das Moment der Religion wesentlich grundlegend mit in Erwägung kommt und zugleich damit eine inhaltliche Bereicherung des Vereinslebens geboten ist (cf. „Allgemeine Rundschau", Nr. 12, S. 137 ff.). Rubrik III schenkt solcher sozialcaritativen Bildung eingehendere Beachtung. — Nicht allein individuelle Mitarbeit mit den Vinzenzvereinen (und die läßt noch sehr zu wünschen übrig!) soll das Maß sozialcaritativer Betätigung abgeben; in Anbetracht des drängenden Ernstes der sozialen Frage, der Kulturfrage des XX. Jahrhunderts, muß schon die akademische Jugend in die einschlägigen Gedankenkreise eingeführt werden. Die Worte Prof. Spahns auf der Bonner Generalversammlung des Vereins Arbeiterwohl sollten Leitmotiv des Handelns für die Akademiker werden, an die sie auch gerichtet waren: In dem Alter, wo weite und weiteste Schichten der Bevölkerung in körperlich und geistig zerrüttender Arbeit den Kampf ums Dasein kämpfen, sollt ihr nicht die Hände in den Schoß legen, oder anderer „Arbeit" nachgehen. — Welche Weihe aber das Vereinsleben durch die verklärende Kraft solch edler Ideale erhalten kann, besonders wenn die Mahnung von berufener Instanz ausgeht, illustriere die Reminiszenz eines aktiven Studenten, (in der Rubrik III zitiert aus der „Caritas", 05, S. 86): „Ich gedenke da einer Kneipe, bei der uns ein Geistlicher in begeisterten und begeisternden Worten mahnte, in unserer frohen Studentenzeit schon ab und zu einen Blick seitwärts auf das materielle und geistige Elend unserer Mitmenschen zu werfen und die auch für uns sich ergebenden Pflichten zu erfüllen. Diese Kneipe, über der durch die Rede jenes A. H. ein Hauch viel reinerer Freuden als sonst schwebte, war nach dem übereinstimmenden Urteile aller Teilnehmer die schönste jenes Semesters". — Ideal gedacht und schön gesagt, nur sei die Forderung ein Idealismus der Taten, nicht bloß der Gedanken und Worte. Fürwahr, ein großes, wenn auch einstweilen noch mühselig zu beackerndes Arbeitsfeld des Studentenseelsorgers!

Rubrik IV, „Praktische Schlußforderungen" ist für die angebahnte Verwirklichung der gesetzten Ziele die inhaltschwerste:

Als Hauptfrage wird hingestellt die Wahl eines geeigneten Geistlichen; seine pastorale Arbeit wird sich nicht einzig auf die Sicherung der religiösen Erkenntnis, des Glaubenslebens der Akademiker, erstrecken müssen, sondern mindestens mit gleicher Dringlichkeit auf die Forderung religiösen Bekenntnisses, des religiösen Gnadenlebens; demgemäß wird er Wert legen nicht blos auf Vortrag und Einzelbelehrung, sowie persönliche Diskussion, zumal in Zweifeln usw., sondern auch auf Pflege und Belebung der praktischen religiösen Betätigung, des Sakramentenempfanges rc., „um so zugleich jener nicht unbedeutenden Strömung, die auf Verflachung des Uebernatürlichen, namentlich in gebildeten Kreisen abzielt, entgegenzuwirken".

Die engere Form seines Wirkens, (ob sofortige strenge Organisation, Marianische Kongregationen mit sozialcaritativen Abteilungen, oder nur solche, oder vorläufig kein organisierter Zusammenschluß richtet sich wohl am vorteilhaftesten je nach den Ortsverhältnissen.

Einheitliches Zusammenarbeiten der einzelnen Studentenseelsorger ist, sehr erwünscht, schon im Hinblick auf die Tatsache

*) „Akademia" (Organ des großen CV) Nr. 7 u. 9: „Wir sind im CV im Krebsgang begriffen".

„Universitas" (Organ des sog. „kleinen" CV) Nr. 18, 1904: Die Gefahr bestände in „Verflachung der Prinzipien", „in der Abweichung von bewährten Traditionen, welche die katholischen Korporationen groß und stark gemacht und zu Ansehen gebracht haben bei den gebildeten und wohlhabenden Katholiken Deutschlands."

**) Ebenso der Artikel der „Allg. Rundschau" (Nr. 28, S. 333): „Freimütige Kritik der katholischen Studentenkorporationen" von stud. med. A. Koepchen, Bonn, kann als willkommene Ergänzung, bzw. Einleitung zu vorstehendem betrachtet werden.

des Universitätenwechsels, um den Abgang bzw. Zufluß der katholischen Akademiker immer an die seelsorgerliche Instanz leiten zu können; aus demselben Grunde empfiehlt sich die Einrichtung von Wohnungsbureaus zur Vermittlung anständiger Wohnungen.

Ein durchaus nicht zu verachtendes Moment ist in der Denkschrift, deren Skizze vor uns liegt, nicht erwähnt worden: die Geldfrage. Hier haben die Besprechungen der „Kölnischen Volkszeitung" mit mehr realem Blick schon Anregungen gebracht, und „Akademia" bietet unter dem 15. Februar 1906 dazu noch einige Erweiterungen. Es wurde verwiesen auf den Albertus-Magnusverein und auf den Bonifatiusverein (für Berlin ist, dem Vernehmen nach, die Kostenfrage für den ersten „Studentenvater" gelöst). Ein anderer Vorschlag wollte die Eltern zur Kostendeckung herangezogen wissen: wo man die kath. Studierenden auf ca. 10000 veranschlagen könne, ließen sich bei einem Beitrage von 1 M seitens der Eltern von der Totalsumme schon 4—5 Seelsorgerstellen in den größten Städten unterhalten. Es dürfte hier jedoch ein gewisser Skeptizismus am Platze sein; ob wohl alle Eltern, auch wenn sie sich katholisch nennen, zu unserem Zwecke den Beitrag böten? Die leider nicht zu leugnende Indolenz, zumal in den Reihen der kathol. „Intellecktuellen", geht wohl tiefer als derartiger Optimismus annehmen mag, und was bedeutet denn ein Betrag von jährlich 10000 M? „Ob man, wie gemeint wird, mit 10000 M vier oder fünf solcher Studentenseelsorger in den größten Städten unterhalten kann, erscheint doch ein wenig zweifelhaft." — Dagegen ein Heranziehen der Philisterverbände „zwecks einmaliger Sammlung zu einem gemeinschaftlichen Unterstützungsfonds oder zwecks jährlicher fester Zuschüsse" spricht mehr für sich. Oder dürfte man denn den A. H. A. H. nicht ein kleines pekuniäres Opfer zumuten? Aus ihrer Mitte erhob sich ja eine sehr lebhafte Begrüßung der ganzen Bewegung und ihre nicht unbegründeten Klagen verraten doch ein warmes Herzensinteresse für dieses Problem, das ja im Grunde nichts anderes besagt, als eine Wiedergeburt der großen Ideale, welche den Lebensquell einer Erscheinung wie unserer konfessionellen Korporationen darstellen! Eine solche Wiederbelebung ist notwendig, sie stärkt, wie eingangs berührt, die Existenzberechtigung dieser ganzen Institution, während andernfalls mit der Preisgabe des Hauptprinzips seitens der katholischen Inkorporierten die antikatholische Studentenbewegung einen Rechtstitel für ihr Ziel der Auflösung konfessioneller Verbindungen gewinnt.

Zum Abschluß vorliegender Gedanken noch ein Wort zur allgemeinen kulturellen Würdigung der in Frage kommenden Strömung.

Sie bedeutet zweifellos für das heutige Stadium einer Uebergangszeit, einer allgemeinen „Ideenwanderung" und Ideenscheidung, nur einen besonderen Wellenschlag in der durchgängig aufsteigenden Bewegung zur Religion, die für die Gegenwart typisch ist. Mögen allzu schwarzseherische Ideologen diese Zeichen „mehr als das letzte Aufflackern einer Flamme, die bald für immer verlöschen wird", („Die Zukunft des Protestantismus", Von einem (protest.) Laien, Berlin 1906, Einleitg.) deuten, Tieferblickenden enthüllen sie das heiße Menschheitssehnen nach religiöser Renaissance einer Zeit, der mit dem religiösen allmählich alle Lebensideale zu entschwinden drohen.

Zu dieser Kulturheilung beizutragen, ist vor allem katholische Pflicht; nur zu gut kennen die feineren protestantischen Geister die Not der Zeit, die besonders in den jüngsten Tagen der fortschreitenden Selbstzersetzung des Protestantismus gegenüber den Katholizismus unumwunden als die einzige Geistesmacht anerkennen, die noch (mit Erfolg) den Kampf um den christlichen Grundgedanken aufnehmen kann. Glauben wir Katholiken ja nicht, daß dieser innere Niedergang des Protestantismus eine Stärkung unserer Position enthalte, (cf. „Allg. Rundschau", Nr. 23, S. 270) daß wir „dem Auflösungsprozeß alles überlassen" dürften, um zuletzt getrost „die Erbschaft anzutreten" und auf Lorbeeren auszuruhen! . . . . Diese Selbsttäuschung von uns fernzuhalten, war auch eine Leitidee des nunmehr verewigten Schell. Wollen wir nicht in eine Art splendid isolation gegenüber dem Ansturm des Neu-Heidentums geraten, so gilt hier nur die Losung: Zusammenschluß alles noch positiv Christlichen vor diesem Feind (wahrhaft) christlicher d. h. wahrhaft menschlicher Lebensgestaltung zu positiver, regenerierender Kulturarbeit!

Die religiöse Selbstbesinnung unter den Scharen der katholischen Akademiker bildet zugleich auch die Antwort auf die kürzlich erfolgte Gründung des akademischen „Jungdeutschen Kulturbundes", der, laut Flugblatt, auf der Basis der Ergebnisse des Evolutionismus „überkonfessionelle, moderne Kulturpolitik" (!?) treiben will. — —

Wir begrüßen also das Erwachen des religiösen Bewußtseins unserer „Konfessionellen", das sich in dem Ruf nach Studentenseelsorge kundgibt, als eine Kulturtat; sie wird verhüten, daß Sittenbilder, wie sie der be—rühmte Roman „Katholische Studenten" entwirft, jemals lebendige Wirklichkeit werden, und wir schließen mit der Bitte der „Akademia" (15. Febr. 1906): „Mögen die berufenen Stellen, unsere Bischöfe, der Frage, die nun einmal gestellt ist, näher treten."

Naturstimmungen.

I.

Lautlos stromabwärts treibt mein Kahn.
Der Fluß ist still, der Fluß ist träg.
Die Weiden hängen schwer herein,
Die Erlen folgen seinem Weg.
Die Einsamkeit am Ufer träumt,
Die Schwermut schläft in ihrem Schoß.
Sie tragen wie zwei Nornenfraun
Tief im Gemüt mein Menschenlos.
Mit grauen Händen faßt's mich an,
Ich bin so fern, bin so allein,
Wie ein lebendig klopfend Herz
Schon eingesargt im letzten Schrein.
Es ruft nach meiner armen Seel'
Kein tief vertrauend Liebeswort:
Ich treibe schweigsam auf der Flut —
Und immer fort und immer fort.
Ach tönte nur ein Vogellied,
Ach — schrillte nur ein Mövenschrei!
Und pfiff am Weg ein Wanderbursch —
Und schöß' ein schnelles Boot vorbei! —
Mir ist, als glitt auf Lethe's Strom
Mein müdes Schiff ins tote Meer —
Und immer tiefer wird der Strom
Und all das Schweigen um mich her

II.

Über die dunkle Ebne kam
Leichtfüßig goldnes Licht geschritten,
Da hoben die Pflanzen im Wiesengrund
Die Händlein auf mit frommen Bitten:
Wir tragen Kinderlein im Schoß!
Du Himmelslicht! Gib ihnen Segen!
Da flossen alle Quellen leis
Dem wonnevollen Strahl entgegen
Die tiefsten Keime regten sich;
Ja, die noch nichts vom Leben wußten
Im Dunkel drunten, fühlten gleich,
Daß sie empor zur Gottheit mußten.
Aufjubelten die Farben laut
Aus allen unscheinbaren Dingen.
Es fing die Erde wie die Braut
Des hohen Liedes an zu singen:
„Du goldnes Licht, Geliebter mein,
„Du bist der Schönste von den Schönen."
Ein Hymnus wie das Glück so tief,
Begann die Erde zu durchtönen.

III.

Nun steht mein Gärtchen der Rosen voll,
Nun glüht es auf allen Rabatten.
Die Sonnenwunder brechen hervor
Aus tiefem Dunkel und Schatten.
Nun ist die große Erfüllung da,
Das liebliche Sommerversprechen.
Nun kannst du Rosen und weißen Jasmin
Von meinen Sträuchern dir brechen.
Nun kannst du in blühenden Kronen gehn,
Was würde die Liebe dir wehren?
Nun ist mein Garten der Rosen voll,
Nun ist mein Herz voll Gewähren.

M. Herbert

Kaiser Sigismund, Huß und eine — „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte“!

Von

Dr. Peter Anton Kirsch.

W. Walter schreibt im Jahre 1899 in Sybels „Historischer Zeitschrift“: „Ohne Zweifel waren Intelligenz und Borniertheit zu jener (Luthers) Zeit nicht so verteilt, daß jene allein bei den Reformatoren, diese allein bei ihren Gegnern zu finden war.“ Gründliche Forschung und Beschäftigung mit den Gegnern Luthers hat dieses Vorurteil beseitigt, welches bis in die letzten Jahrzehnte umging. Aber sofort ist es in anderer Gestalt bei einer Klasse von Skribenten, welche jedem Dogmenzwang den Krieg erklären, wieder zum Dogma geworden, das da lautet: Alles, was katholische Gelehrte leisten, trägt von vornherein den Stempel der Minderwertigkeit an sich; alle literarischen Erzeugnisse, die aus nichtkatholischer Quelle fließen, sind hervorragende Geistesprodukte, und wenn sie tausendmal das hirnverbrannteste Zeug darstellen. Ich bin weit davon entfernt, behaupten zu wollen, alle akatholischen Gelehrten seien solcher Ansicht; denn gerade unter den wissenschaftlichen Forschern gibt es seit einem Jahrzehnt immer mehr und mehr vorurteilsfreie Männer, welche es über sich bringen ohne Neid und Scheelsucht den wissenschaftlichen Leistungen der Katholiken Anerkennung zu zollen. Das Gros solcher Schreier gegen die „ultramontane“ Wissenschaft besteht aus Zeilenschreibern, die nicht einmal imstande sind, sich ein selbständiges Urteil zu bilden, geschweige denn Resultate selbstständiger Forschung zu bieten, sondern lediglich ihrem Leserkreis durch ein ödes, antikatholisches Phrasengeklingel zu imponieren suchen. Mit einem solchen Helden habe ich mich zu befassen.

In Nr. 5 (1905) der freidenkerischen Frankfurter Halbmonatschrift „Das Freie Wort“ hatte sich ein H. — K. entrüstet über eine Verbesserung in dem Eckertzschen Geschichtsbuch betreffend das Verhalten des Kaisers Sigismund bei der Verurteilung des Magisters Johannes Huß. In Nr. 157 v. 7. Juni 1905 gab auch die „Frankfurter Zeitung“ diese Auslassungen wieder. „Der Verfasser derselben hatte die Absicht mit einem Beispiel kurz darauf hinzuweisen, wie das freundliche Entgegenkommen, mit welchem man in Deutschland jeden Anstoß bei dem Zentrum oder anderer Orthodoxie zartfühlend zu vermeiden sucht, sich nun auch in den Lehrbüchern der Schule beobachten läßt.“

Auf diese Ausführungen hin habe ich in Nr. 40 (1905) der „Allgemeinen Rundschau“ mit Namenszeichnung unter dem Titel: „Der Geleitsbrief des Kaisers Sigismund für Huß“ den jetzigen Stand der Frage dargelegt. Was tut nun dieser H. — K.? Er verlegt sich auf die Kampfesweise eines Buschkleppers und sucht aus dem Hinterhalt die „ultramontane“ Wissenschaft niederzustrecken; er stellt sich seinen Lesern vor als ein jemand, der „bislang der ultramontanen Leuchte gegenüber die traurige Rolle einer Lichtputzschere spielte.“ Wider Willen hat sich dieser literarische Buschklepper richtig eingeschätzt; denn unsauber wie eine Lichtputzschere ist das Handwerk dieses anonymen Skribenten und — Blech wie das Material einer Lichtputzschere ist das Geschreibsel, welches diese „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte“ ihren Lesern offeriert. Im übrigen erkläre ich den Mann für einen lächerlichen Renommisten, solange er sich mit geschlossenem Visier und seinem hölzernen Säbel à la Don Quichotte als Geistestöter des „Ultramontanismus“ aufspielt. Herr H. — K., nur heraus mit der Farbe, ich werde Ihnen Rede und Antwort stehen! Wir werden dann sehen und weiter darüber sprechen, wie Ihre Lichtputzschere bei der Reinigung der „ultramontanen Leuchte bislang“ funktioniert hat.

Sie unterstellen mir, daß „wahrscheinlich Herr Dr. Peter Anton Kirsch die Bemerkung in der „Frankfurter Zeitung“ vom 13. Juni 1905, Nr. 162 Abendblatt, gelesen hat, in welchem der Historiker Dr. M. Brosch (Venedig) das Resultat der „neuesten Untersuchungen“ von K. Müller kurz zusammenfaßte — aber in einem ganz anderen Sinne als Herr Dr. Peter Anton Kirsch in der „Münchener Rundschau“. H. — K., Sie spielen hier allerdings mit dieser Unterstellung eine sehr „traurige Rolle“, aber ganz würdig eines Buschkleppers. Sie dürfen mir auf Ehrenwort glauben, daß ich kein Abonnent der „Frankfurter Zeitung“ bin, daß ich nur gelegentlich dieselbe zu Händen bekomme, daß ich von der kurzen Zusammenfassung des Herrn Dr. Brosch in der „Frankfurter Zeitung“ keine Ahnung hatte, bis ich durch ihr neuestes Elaborat im „Freien Wort“ darauf aufmerksam wurde.

Zudem pflege ich trotz aller Hochschätzung gar mancher literarischen Leistungen, welche in dem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ niedergelegt sind, dort nicht wie „die Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte“ Aufschluß über historische Quellen zu suchen. Herr H.—K., ich hatte durchaus nicht nötig, mir „den Band I der Historischen Vierteljahresschrift Leipzig 1898 geben“ zu lassen, den auch „Sie“! jetzt erst (bei ihrer neuesten Tätigkeit als Lichtputzschere!) neben sich „liegen“ hatten. Ich kannte den Aufsatz von K. Müller schon seit dem Jahre 1898, da ich — ich darf es Ihnen im Vertrauen sagen — selbst im Besitz der Historischen Vierteljahresschrift bin. Aber Sie hatten, wie Sie unwillkürlich verraten, keine blasse Ahnung von der Existenz dieser Abhandlung; Sie wollen sich als „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte“ aufspielen und können mit Ihrem Kronzeugen nicht einmal Zeitschriften richtig zitieren. Wenn Ihre „Wissenschaft“ als Geistestöter des Ultramontanismus so weit her wäre, als Sie in Ihrer Renommisterei glauben machen wollen, dann mußten Sie auch wissen, daß diese nicht mit dem Druckorte zitiert zu werden pflegen. Sie hatten und haben vielleicht bis zum Augenblick keine Ahnung, wer Ihr Kronzeuge sei, den Sie lediglich als Retter in der Not aufmarschieren ließen. Das beweist mir die Weglassung des Epitheton ornans, welches die „Frankfurter Zeitung“ bei der Wiedergabe der „kurzen Zusammenfassung“ des Herrn Dr. Brosch angewandt hatte. Diese nennt denselben einen „geschätzten Historiker“, während Sie nur schüchtern von dem „Historiker Dr. M. Brosch“ zu schreiben wagten. Allerdings das beste, wenn man nicht näher über die Bedeutung des Zeugen für die vorliegende Frage orientiert ist, aber auch eine Mahnung, nicht die Kompetenz desselben blindlings zu überschätzen.

Ich gestehe Ihnen ehrlich, daß auch mir trotz meiner mehrjährigen Beschäftigung auf italienischen und französischen Archiven und Bibliotheken, und infolge davon meiner Bekanntschaft mit gar manchen ausländischen Gelehrten von der Bedeutung des Herrn Dr. Brosch für die historische Wissenschaft nichts bekannt war. Ich suchte aber sofort meine Unkenntnis in dieser Richtung zu korrigieren und erfuhr, was ich Ihnen andurch mitteilen will: Dr. iur. Moritz Brosch, wohnhaft in Venedig, geboren Prag, 7. April 1829. Er verfaßte: Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates 1878; Geschichte des Kirchenstaates 1880/82; Bolingbroke und die Wighs und Tories seiner Zeit 1883; Cromwell und die puritanische Revolution 1896; Neuere Geschichte von England 1890/97; Geschichte aus dem Leben dreier Großwesire 1899. — Ich würde die Leser der „Allgemeinen Rundschau“ beleidigen, wenn ich darauf hinweisen würde, woher ich diese Angaben genommen. Ihnen jedoch, Herr H.—K., die Sie „wahrscheinlich“ zu „den Menschen“ gehören, die über solche Dinge „weniger unterrichtet“ sind, will ich die Fundgrube für derartiges gerne schriftlich mitteilen in Dankbarkeit für die Erheiterung, welche Sie mir durch Ihre literarische Leistung bereitet haben. Sie gestatten mir, daß ich Sie auf eine verborgene Kraft aufmerksam mache, welche in Ihnen schlummert: Sie würden nämlich einen ausgezeichneten Mitarbeiter für ein „Witz“blatt abgeben. Aber verschonen Sie, bitte, Zeitschriften, welche ernst genommen werden wollen, mit ihren Zuschriften; Sie blamieren dieselben und auch — sich selbst. Zur Belustigung der Leser der „Allgemeinen Rundschau“ sei z. B. nachstehender Geistesblitz (!) dieser „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte“ wiedergegeben: „Meine anthropologischen Kenntnisse sind soweit entwickelt, daß ich keine Seifenfabrik daraufhin gründen werde, um in afrikanischen Kolonien meine Produkte abzusetzen“!!!

Herr H.—K. ist auch sehr indigniert, daß ich seinen Angriff auf den Neubearbeiter des Eckertzschen Geschichtsbuches in Nr. 5 des „Freien Wortes“ „abgeschrieben“ habe, „bis auf den Satz, der dem Ganzen die Spitze gab: „Anderseits kann der Verfasser der neueren Darstellung schon derartig von der modernden Frühlingsluft des Zentrums beeinflußt sein, daß ihm ganz unbewußt die hinterlistige Auffassung eingegeben wurde, die man gewöhnlich doch nur als einen niederträchtigen Jesuitenkniff bezeichnet.“

Allerdings habe ich die historische (!) Begründung, mit welcher Herr H.—K. seinen Angriff stützen wollte, unter Anführungszeichen wiedergegeben; dies nennt ein solcher Skribent „abschreiben“. Ich habe auch den soeben angeführten Satz nicht „abgeschrieben“. Warum das wohl? Aus Mitleid mit dem Verfasser, damit die Leser der „Allgemeinen Rundschau“ nicht zum Glauben kommen sollten, in seinem Cerebrospinalsystem sei etwas in Unordnung geraten. Ich darf Ihnen, „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte“, noch mehr verraten. Sogar die „Frankfurter Zeitung“, die in Nr. 157 vom 7. Juni 1905 Ihre „kurze Mitteilung“ „abgeschrieben“ hat, glaubte bei den Lesern Zweifel über Ihre normale Veranlagung durch die Wiedergabe solcher „Gedankenblitze“ erwecken zu können und ließ den „Satz, der dem Ganzen die Spitze gab,“ in Nächstenliebe weg.

Herr H.—K. ist nicht imstande, sich ein selbständiges Urteil in der Frage zu bilden. Darum war ihm Herr Dr. Brosch mit seinen Mitteilungen höchst willkommen. Er empfiehlt sie sogar denjenigen Lesern des „Freien Wort", „welche der vorliegende Fall interessiert und denen es an Zeit oder Gelegenheit fehlt, die betreffenden Belege einzusehen." Ob nun Herr Dr. Brosch, von Hause aus Jurist, welcher in seinem 50. Lebensjahre sich speziell den historischen Studien zugewendet zu haben scheint, wenigstens um diese Zeit zum erstenmal mit einer solchen Publikation an die Oeffentlichkeit tritt, eine besondere Autorität gerade in dieser Frage beanspruchen darf, überlasse ich dem Urteil der Leser. Aber auf etwas anderes möchte ich hinweisen, daß **das ganze Urteil des Herrn Dr. Brosch aus zwei, aus dem Zusammenhang gerissenen, der Abhandlung K. Müllers ohne Anführungszeichen wörtlich entnommenen Sätzen zusammengeschweißt ist.**

Dr. Brosch, „Frankf. Zeitung", Nr. 162, 13. Juni 05.	K. Müller, Histor. Vierteljahrsschrift, 1898.
„Die von Ihnen („Frankf. Ztg.", 7. Juni 1905) gebrachte Reklamation gegen die versuchte Rettung Kaiser Sigismunds von Beschuldigung des Eidbruchs stellt die Sache noch lange nicht so schlimm für dieses Kaisers Ruf dar, als sie sich wirklich verhält. Denn bevor der Geleitsbrief erteilt worden, war es zwischen Huß und dem Kaiser zu Verhandlungen gekommen, welche dahin führten, daß Sigismund Hussen die feierliche **Zusage** geben ließ, daß er ihn unversehrt nach Böhmen werde zurückbringen lassen, damit ihn dort König Wenzel und der böhmische Klerus richten. Und Sigismund genügte es nicht, diese Zusage zu brechen. Er selbst forderte das Konzil auf, Hussen auch dann nicht freizugeben, wenn er widerrufe; er müsse mindestens abschwören und zum Gegenteil seiner bisherigen Lehre sich ausdrücklich bekennen, wolle er das nicht, so müsse er verbrannt werden. Der dokumentarisch erbrachte Beweis hierfür ist in Prof. Karl Müllers Abhandlung: „König Sigismunds Geleit für Huß" (Historische Vierteljahrsschrift, Leipzig 1898) zu lesen."	S. 59: „Huß behauptet später im Gefängnis noch ausdrücklich, daß der König ihm durch Lefl von Lazan und andere habe versprechen lassen, daß, er wenn sich Huß dem Urteil der Synode nicht unterwerfen wolle, ihn wieder **unverletzt nach Böhmen zurückbringen werde, damit ihn dort König Wenzel und der böhmische Klerus richten.**" S. 75: Kaiser Sigismund forderte jetzt nach den „Audienzen" „**das Konzil auf, Huß selbst dann nicht freizugeben, wenn er noch widerriefe**; denn er finge in Böhmen doch gleich wieder an. **Er müsse mindestens abschwören und das Gegenteil seiner bisherigen Lehre feierlich vortragen, wolle er das nicht, so müsse er verbrannt werden.**"

Die „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte" gefällt sich nun in der „traurigen Rolle", solche „literarische" Leistungen den Lesern des Organs für Freidenkertum zur Orientierung über die Frage anzupreisen, während er in demselben Atemzuge orakelt von „der bekannten Art" der ultramontanen Geschichtsforschung, „wissenschaftlich" zu arbeiten, indem sie „Einzelresultate als Gesamtresultate" anführt. Entweder haben wir es bei diesem literarischen Buschklepper H.—K. mit einem Menschen zu tun, der so beschränkt und oberflächlich veranlagt ist, daß ihm mildernde Umstände zugebilligt werden müssen, wenn er bei der Durchsicht der Müllerschen Abhandlung auf die Quelle der Broschschen Mitteilung nicht gekommen ist; oder aber wir haben es wieder einmal mit einem verbohrten Fanatiker gegen den „Ultramontanismus" zu tun, der da „arbeitet" nach dem Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel".

Tatsächlich gehört die „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte" zu der letzteren Kategorie; denn er wirft mir vor, ich zitiere Karl Müller „zuerst unter Anführungszeichen", übernehme in meinem Artikel „aber auch Sätze und Gedanken ohne dieselben". Zum Beweise dafür hat er zwei Sätze in meiner Abhandlung entdeckt. Ich schreibe: „Zudem war der Geleitsbrief erst ausgestellt worden, nachdem Huß längst von Prag abgereist war (29. September 1414) — nämlich am 18. Oktober — und ist ihm jedenfalls nicht vor seiner am 3. November 1414 erfolgten Ankunft in Konstanz zu Händen gekommen." Müller führt S. 50 aus: „Der Geleitsbrief ist erst ausgestellt worden, nachdem Huß längst (29. September 1414) abgereist war; er ist vom 18. Oktober aus Speyer datiert und vielleicht erst nach seiner Ankunft in Konstanz (3. November) in Hussens Hände gekommen." Aehnlich noch ein zweites Sätzchen von drei Zeilen, welches die **Gedanken** Karl Müllers wiedergibt. Fürwahr eine „traurige Rolle", wenn man mit der Wahrheit so umspringen muß, wie dieser Buschklepper, um seine Blamage zu verdecken!

Es ist mir durchaus nicht eingefallen, den Aufsatz in der „Allgemeinen Rundschau" als Resultat eigener Forschung auszugeben. Ich habe ausdrücklich betont, daß ich mich auf die neueste Untersuchung K. Müllers stütze, welche der „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte" völlig unbekannt war, als sie gegen das Eckertzsche Geschichtsbuch zu Felde zog. Ich habe überdies noch die wörtlich entnommenen Sätze in Anführungszeichen wiedergegeben; nur bewußter Verstoß gegen die Wahrheit, was übrigens bei einem Skribenten wie diesem H.—K. nicht wunder nehmen darf, bringt es fertig, mir den Vorwurf zu machen, ich hätte Sätze ohne Anführungszeichen übernommen. Man kleidet solche Niederträchtigkeiten in das doppelsinnige „Sätze oder Gedanken"; den Jesuiten schreibt man solche Kniffe zu und „Freidenker" praktizieren sie.

Ich bin mit dem, was literarische Gewissenhaftigkeit anlangt, zu sehr vertraut, als daß ich mir von einem H.—K. darüber Vorlesungen halten lassen müßte. Ich weise solche vorlaute Bemühungen um so energischer zurück, wenn sie auf das Hoensbroechsche Rezept hinauszulaufen scheinen, auch „Gedanken" eines Autors, den man bereits als seine Quelle bezeichnet hat, in Anführungszeichen wiederzugeben. Damit ist der Fälschung Tor und Türe geöffnet.

Zum Beweis dafür, daß ich „Einzelresultate Müllers als Gesamtresultate" anführe, bezeichnet die „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte" den Geleitsbrief — ohne nähere Angabe jedoch, wie dies zu verstehen sei. Das gerade Gegenteil aber ist wahr. Ich unterscheide in meinem Aufsatze ausdrücklich zwei Teile. Im ersten behandele ich die Frage über den Geleitsbrief und beantworte dann „getrennt hiervon die andere Frage, ob die wiederholten mündlichen Zusagen, die der Kaiser dem Magister Huß gemacht, **nicht mehr enthielten als der Geleitsbrief.**"

Wenn ein Mann wie H.—K. trotzdem sich zu solcher Behauptung versteigt, so lasse ich ihm ernstlich mildernde Umstände gelten, denn die Geistesverfassung des Mannes ist eine derartige und er steht mit der Logik auf solch gespanntem Fuße, daß er für solches Tun wirklich nicht verantwortlich gemacht werden kann. Man lese z. B. folgende Stilblüte, welche die „Lichtputzschere" mir widmet: „Sie (die römische Kirche) hat meines Erachtens die moralische Verantwortung zu tragen, daß man im vorliegendem Falle einen Menschen (Huß) wegen seiner Ueberzeugung verbrannte. Und der Geruch des verbrannten Menschenfleisches bleibt in den Kleidern derer, die dabeigewesen sind. — Mit solchen Kleidern aber kann man keine Wahrheit verhüllen und noch weniger es unternehmen, einer „Zeitschrift des Freidenkertums" „eine kräftige Abfuhr" beizubringen."

Ich habe mir schon Gewissen genug daraus gemacht, daß ich den Herrn H.—K. zu seiner „Erwiderung" veranlaßt und so zu seiner unsterblichen Blamage beigetragen habe. Daß ich aber „dabeigewesen" sei, als man Huß verbrannte und in „Kleidern" herumgehen soll, welche den „Geruch verbrannten Menschenfleisches" an sich tragen, diese Entdeckung der „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte" hat mich für den Augenblick tief unglücklich gemacht. Aber nur für einen Augenblick. Denn schon in demselben Moment wurde ich mir wieder bewußt, daß ich es bei dem H.—K. mit einem literarisch nicht ernst zu nehmenden Menschen zu tun hätte.

Er versteigt sich auch zu dem bemerkenswerten Satze: „Die ernsten Geschichtsforscher finden in Fachzeitschriften wie in dem Aufsatze Karl Müllers das Nötige und werden je nach ihrem Standpunkte zu einem Schlußurteil kommen." Ich könnte diesen „Gelehrten" eine schöne Verlegenheit bereiten, wenn ich mich nach dem Namen der „Fachzeitschriften" erkundigte. Zudem möchte er am Ende dies **auch** als eine direkte Aufforderung zu neuen Leistungen im Stile der geschilderten betrachten, und diese Strafe haben seine Leser nicht verdient.

Wie ich auf Grund der Müllerschen Untersuchung zu meinem Schlußurteil kam, daß die erste Schuld an seinem tragischen Geschick Huß selbst treffe, nicht Kaiser Sigismund,

wie wenig ich dabei „Einzelresultate Müllers als Gesamtresultate" anführte, darüber mögen schließlich die Leser selbst urteilen.

Nach Müller (S. 61) war es „in der Tat eine Frage der Zuverlässigkeit und Macht des Königs, ob er seine Zusagen halten wollte und konnte." Des Näheren führt er sodann S. 62 ff. aus: 1. Wollte man in Konstanz einen kanonischen Prozeß gegen Huß von vornherein verhindern, so mußte man vor allem für ihn ein günstiges Zeugnis seiner Prager Kirchenbehörde, von der ja der Disziplinarprozeß gegen ihn ausgegangen war, zu erlangen suchen; 2. Huß mußte ferner zurückhalten und seine öffentlichen Verhandlungen über Glaubensfragen erst vornehmen, wenn der König da war und seine Hand über ihn halten konnte; 3. man mußte endlich und vor allem sich des Papstes als der höchsten geistlichen Obrigkeit in Konstanz versichern, man mußte von ihm die Zusage bekommen, daß er eine etwaige Anklage gegen Huß verhindern, daß er auch die Tatsache ignorieren werde, daß Huß schon drei Jahre im Banne war, ohne um Lösung zu bitten; denn sie allein genügte schon, um den Verdacht der Häresie zu begründen.

„Von diesen drei Maßregeln hat Huß selbst für die erste zu sorgen gehabt." Seine Bemühungen hatten den Erfolg, daß nach „dieser Seite hin ihm der Rücken gedeckt zu sein schien." Auch hinsichtlich des zweiten Punktes lag die Sorge „wesentlich" Huß ob. Schon bei der ersten Botschaft, welche die böhmischen Adeligen und Freunde des Huß, Johannes von Chlum und Wenzel von Duba an den Magister zu bestellen hatten, hatte ihm Sigismund sagen lassen, wenn er nach Konstanz gehe, solle er über seine Sache erst sprechen, wenn der König selbst in Konstanz wäre und dabei sein könnte. In Konstanz haben ihn die beiden Geleitsmänner und Freunde Chlum und Duba noch einmal daran erinnert, und Huß hat es fest versprochen.

„Die Verhandlungen endlich mit dem Papst hat Sigismund offenbar selbst geführt. Johann XXIII. war bekanntlich nicht in der Lage ihm viel zu versagen" . ., und die Vermutung hat viel für sich, daß mit dem Papste Verabredungen getroffen wurden. Der König konnte so große Zusagen machen, und „der Papst so viel Entgegenkommen zeigen", weil „Huß bisher nicht als Ketzer verurteilt war, ja daß die Kurie die Zumutung seiner Prager Feinde, den Ketzerprozeß gegen ihn zu eröffnen, stillschweigend abgelehnt hatte." Am 28. November fiel der entscheidende Schlag. An diesem Tage kam in Hussens Quartier eine von den Kardinälen entsandte Deputation, bestehend aus zwei Bischöfen, dem Konstanzer Bürgermeister und einem Adeligen. „Da Huß früher mit Papst und Kardinälen habe reden wollen, so seien sie jetzt bereit, ihn zu hören." Hiergegen wehrte sich Joh. v. Chlum, welcher immer in der Umgebung des Huß war, aufs entschiedenste. „Huß dürfe nach ausdrücklichem Befehl des Königs vor dessen Ankunft in seiner Sache nicht reden. Ihr Verlangen verletze die Ehre des Königs." Nun aber erhob sich Huß. „Er sei zum Konzil, nicht zu den Kardinälen gekommen und habe nie die Absicht gehabt, mit ihnen zu sprechen; trotzdem sei er bereit, sogleich zu ihnen zu gehen. Die Kardinäle, die „das Heft in der Hand" hatten, gingen „auf eigne Faust" vor und brachten Huß in ihre Gewalt, „indem sie ihn in einer feigen, verlogenen Intrigue" veranlaßten, dem vorsichtigen Gebot des Königs zum Trotz sich mit ihnen einzulassen."

Die Frage, ob Huß mit Recht oder Unrecht verurteilt wurde, scheidet hier völlig aus. Ebenso die andere, ob das Verhalten der Kardinäle tadelnswert war, und die Strafe den Makel der Grausamkeit an sich trägt. Dieses sind Untersuchungen für sich. Hier handelt es sich lediglich darum, wen die erste Schuld an seiner Verurteilung trifft, den Kaiser Sigismund oder den Magister selbst. Das konfessionelle Moment muß völlig zurücktreten, und es paßt ganz zu dem übrigen Geklapper der „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte", wenn sie sich dahin vernehmen läßt: „Nach dem Urteil des Herrn Dr. P. A. Kirsch ist Huß der Schuldige und mit Recht als Ketzer verbrannt worden". Einem Manne vom Schlage des H.—K. klar machen zu wollen, daß ich durchaus andere Ansicht ausgesprochen habe, wäre vergebliches Bemühen. Auch jetzt noch bin ich auf Grund des dokumentarischen Beleges der Meinung: Der Vorwurf, der Kaiser habe mindestens moralisch nicht korrekt gehandelt, als er Huß schließlich fallen ließ, wird zu Unrecht gegen ihn erhoben. Das voreilige Handeln, die Renommisterei des Huß sind doch nicht auf Rechnung des Kaisers zu setzen. Ein Johannes von Chlum erkannte klar, wie viel von der gewissenhaften Ausführung des Befehles, sich vor der Ankunft des Kaisers in Konstanz in keine Unterhandlungen einzulassen, abhänge. Huß brach das dahingehende feste Versprechen, und insofern trifft ihn die erste Schuld an seinem tragischen Schicksal.

Ich begreife recht wohl, daß „Voraussetzungslose" von der Zunft des Herrn H.—K. zu diesem Resultate nicht kommen können, weil sie jede Frage eben unter dem Gesichtswinkel Zentrum, Jesuiten, römische Kirche zu betrachten gewohnt sind, und ihr ganzes „wissenschaftliches" Treiben nichts anderes als eine verdeckte Hetze gegen die katholische Kirche darstellt. Pathologisch interessant aber ist die Erscheinung, daß Menschen von der Geistesverfassung dieser „Lichtputzschere der ultramontanen Leuchte" sich als Präzeptoren und Korrektoren der katholischen Wissenschaft hinzustellen erdreisten. Gegen solche Zudringlichkeiten hilft kein anderes Mittel, als von Fall zu Fall Leute, die wissenschaftlich eine solch traurige Rolle spielen, an den Pranger zu stellen.

Hebung der katholischen Literatur.

Von

Maria Cuylen.

Angeregt durch den gleichnamigen Artikel des Schriftstellers Hans Eschelbach aus Bonn in Nummer 29 der „Allgemeinen Rundschau" werden gewiß viele, die es angeht und die es interessiert, zum Nachdenken über die Lage der katholischen Literatur bewogen. Und manche Schriftsteller und Laien werden vielleicht die leise am Familientisch besprochene Meinung laut äußern, und weil nach alter Erfahrung die Wechselrede am ersten zur Klarheit der Ansichten führt, so ist schon viel gewonnen. Wir werden dann wenigstens das erhalten, was Hans Eschelbach bei den Leitern der Katholikenversammlungen vergebens gesucht: den Tribut der Aufmerksamkeit.

Die Klagen der Schriftsteller sind naturgemäß so alt wie ihr Stand. Eigentlich müßte man jemand, dem man recht wohl will, und der mit dem ganzen ungebrochenen Mute der Jugend den Schriftstellerweg sich bahnen will, raten: du, gib fein acht; da findest du dichte Dornhecken und nur ganz wenig Rosen, besonders, wenn du deinen Beruf künstlerisch auffassest. Die Kunst geht nach Brot; wer sich ihr widmen will, muß fähig sein zu hungern und zu frieren. Er muß sich in jede Lebenslage schicken können; er muß Optimist sein. Sonst wählt er lieber einen anderen leichten Beruf, der ihm die Sorge um die Kasse erleichtert, und der ihm einige Stunden täglich übrig läßt für seine schöne Liebhaberei. Wir haben ja prächtige Beispiele, wie Geistliche, Lehrer und auch Hausfrauen ganz Hervorragendes geleistet haben neben ihrer Berufstätigkeit.

Die künstlerisch Schaffenden „auf der andern Seite" stehen, soviel ich beurteilen kann, doch insofern besser, als in ihrem Lager mehr Reichtum in den Redaktionskassen, darum bessere Honorare und vielleicht auch mehr Helfershelfer sich finden, die die jungen Kräfte an sich ziehen.

Bei den Liberalen gibt's eine ganze Menge literarischer Vereinigungen, wo die strebsamen, jungen Schriftsteller sozusagen aus den Kinderschuhen herausgezogen werden. Unter dem Vorsitz durchgebildeter Herren und Damen werden da Vorträge gehalten, die Werke alter und neuer Meister gelesen, ab und zu trägt auch ein Dichter seine eigene Schöpfung vor; sie werden kritisiert . . . usw. Auf einfachste Weise wird so der junge Schriftsteller mit den technischen Fehlern und Schwierigkeiten vertraut, die sein Kollege unter katholischer Fahne erst mühsam nach mancher Zurücksendung seiner Arbeiten und eingehendem Studium allein herausfindet.

Die Anregung im kleinen Kreis der literarischen Vereinigung würde den jungen Schriftsteller auch vor Mutlosigkeit schützen. — Mutlosigkeit ist das schwarze Gespenst im Leben jedes strebenden Menschen; es wird zum größten Ungeheuer in der Schriftstellerbude. Wer schreibt — der Menge also von sich etwas geben will, muß froh sein. Der Pessimismus, der wie ein Trauerflor über die sonnigen Gefilde der Dichtkunst weht, ist nur der Ausfluß mutloser Stunden, gedrückter Verhältnisse oder vielmehr einer Lebensanschauung, die sich nicht auf vernünftiges Denken stützt. Froh sein heißt aber nicht leichtsinnig sein. Es ist ein Stück Selbstvertrauen. Das Frohsein entspringt dem inneren Bewußtsein: du wirst noch etwas leisten können;

und dies Bewußtsein wird zum Künstlerstolz, wenn Zeugnisse vorliegen: du kannst etwas.

So, im kleinen literarischen Kreis, meine ich, müßte der Schriftsteller Anregung suchen und finden. Wenn solche Vereinigungen in den verschiedensten Städten beständen und als Vorwurf die neueste Literatur nähmen, dann müßten doch die Dichter der Gegenwart in weitesten Kreisen, wenigstens in solchen, die sich für die schöne Literatur interessieren, bekannt werden. Für die persönliche Wertschätzung des Schriftstellers ist dieses stille Bekanntwerden unendlich vorteilhafter als das erzwungene auf öffentlichen Dichterabenden, wo er gegen 100 Mark Tagesgage seine Dichtungen vorträgt. Der Mittelstand — und der kommt doch bei den verschiedenen Vereinen am meisten in Betracht — wird immer einen unbezahlten Poeten lieber hören als einen bezahlten; und das neueste Werk eines liebenswürdigen Schriftstellers, der sie einmal gelegentlich mit seiner Art vertraut machte, werden sie zu Weihnachten recht gerne kaufen. Der Bürgerkreis ist in seinem Urteil impulsiv und persönlich; er findet meist nicht den „ganz besonderen Reiz" der Vorträge eigener Dichtungen, und man hört oft merkwürdige intime Aeußerungen über diesen Punkt. Sie haben einfach ein „unangenehmes Gefühl gegen den Vortrag eigener Dichtungen". — Ist das denn so ganz unbegründet? Schließlich soll man die Dichtung, weil sie eine von den sieben Künsten ist, doch nicht wie Dutzendware auf dem Markte anpreisen.

Wenn die katholischen Zeitungen und Zeitschriften nur annähernd die Honorare der liberalen Blätter gäben und geben könnten, und wenn alle in Nr. 29 angeführten Ungerechtigkeiten, die den armen Schriftstellerstand treffen und schwächen, wegfielen — aber auch nur dann —, könnte ein fleißig Schaffender, wenn er auch im Kleinverkauf der Abzüge ein wenig kaufmännisches Talent entwickelt, doch wohl auch ohne öffentliches Auftreten das Gewollte verdienen.

Natürlich, die öffentlichen Dichterabende haben den Zweck der Volksbildung. Das ist etwas Gutes und Schönes, aber es ist auch eine traurige und unleugbare Tatsache, daß der Mittelstand in diesem Punkte recht genügsam ist. Ich bin fest überzeugt, in meiner Heimat, im rheinischen Industriebezirk, könnte ein öffentlicher Dichterabend kaum jemals zur Zufriedenheit des Dichters ausfallen, es sei denn, daß er schon sehr berühmt wäre, oder daß er persönliche Freunde und Gönner in der Gegend besäße, die für ihn werben.

Um noch einmal auf literarische oder Schriftsteller-Vereinigungen zurückzukommen: als es mich verlangte nach dem lebendig sprudelnden Quell der Literatur, da riet man mir allgemein München an; als ich in München Umschau hielt, da fand ich keine einzige Schriftstellerinnen-Vereinigung, geschweige denn eine katholische; man wies mich wohl an eine Gräfin bekannten Namens; aber sie und alle die Reformgestalten ihrer neu zu gründenden Schriftstellerinnen-Verbindung stehen unter der Fahne der Frauenrechtlerinnen; dafür bin ich noch nicht überspannt genug. Wohl besteht hier eine interkonfessionelle Schriftsteller-Vereinigung, da sind natürlich die Interessen der katholischen Schriftsteller ziemlich in die Ecke gerückt. — Auch eine literarische Genossenschaft tagt im Künstlerhaus. Als ich den Vorsitzenden zwecks eventueller Aufnahme besuchte, war er liebenswürdig und aufrichtig genug, mich gleich in erster Viertelstunde mit dem Standpunkt seiner Vereinigung bekannt zu machen: Gegenüber den modernen Erzeugnissen der Literatur und Kunst muß man jede Prüderie fahren lassen. Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts sind darüber längst hinaus! — Und trotzdem ich nun ein ganz moderner Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts bin, erlaubte ich mir doch, meine ethischen und ästhetischen „altmodischen" Grundsätze höher zu schätzen als den Eintritt in jene Vereinigung.

Man sollte es kaum glauben, daß in einer Stadt von etwa 600,000 Einwohnern mit katholischer Residenz, einer großen Universität und ausgesprochen künstlerischem Streben sich nicht die richtigen Elemente zusammenfinden, um eine literarische Vereinigung unter Katholiken zu begründen. In der Organisation sind die Freierdenkenden ganz entschieden Meister. Sie verkennen nicht den hohen Wert des Zusammenhaltens von Gesinnungsgenossen, wenn eben ihre Gesinnung auch öffentlich Geltung haben soll. —

Aber es gibt ja viel schöne einsame Wege zum selben Ziel. Wenn eine solche Vereinigung wider Erwarten hier in München nicht zustande kommen könnte, so würde mich persönlich wieder mein Optimismus trösten: Vielleicht liegt darin die weise Vox populi: Bilde Künstler, rede nicht!

Neuere Literatur zur deutschen Arbeiterversicherung.

Die Mängel, die der deutschen Arbeiterversicherung anhaften, und die sich im wesentlichen äußern in der großen Zersplitterung, dem bureaukratischen Aufbau und den hieraus resultierenden verhältnismäßig hohen Verwaltungskosten, lassen die Frage einer Reform im Sinne einer Vereinheitlichung bzw. Verschmelzung der einzelnen Versicherungszweige nicht mehr umgehen, so daß die Regierung selbst bereits Vorarbeiten zu derselben ergriffen hat. Nicht unbeachtet sollten dabei bleiben die Vorschläge, die die sozialpolitische Literatur zu dieser Frage neuerdings reichlicher denn je bietet. Der vom 17.—23. September 1905 in Wien abgehaltene internationale Kongreß für Arbeiterversicherung, auf welchem über Vorschläge zur „Vereinfachung und Verschmelzung der verschiedenen Versicherungszweige" zum erstenmal öffentlich verhandelt wurde, veranlaßt F. von Jagwitz in seiner Schrift: **Die Vereinheitlichung der Arbeiterversicherung und der VII. internationale Arbeiter-Versicherungskongreß** (Berlin 1906, A. W. Hayns Erben. 109 S. 2,40 M), alle bisher gemachten Vorschläge einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen und die ihm am zweckmäßigsten erscheinenden in ein einheitliches System zu bringen. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind zum Schluß in besonderen Leitsätzen zusammengefaßt. Recht einleuchtend sind die Darlegungen, die für die Notwendigkeit der Lösung des Problems sprechen. — Einen Rückblick in die Vergangenheit und einen Ausblick in die Zukunft der Arbeiterversicherung bietet Dr. Moritz Wagner mit seinem Buche: **Die deutsche Arbeiterversicherung. Ihre Entstehung und Weiterentwickelung** (Berlin-Grunewald 1906. Verlag der Arbeiterversorgung. A. Troschel. 314 S. 5 M). Mit Recht betont der Verfasser, daß die weitere Entwickelung der Arbeiterversicherung den bisherigen Werdegang nicht übersehen darf, sondern auf ihm aufbauen muß. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Buch in seiner ganzen Anlage gehalten. Besonderer Berücksichtigung hat Wagner die Stellung unterzogen, welche Regierung und Parteien in den verschiedenen Entwickelungsstadien der Arbeiterversicherung eingenommen haben und damit einen Beitrag zur Geschichte der Parteien des Deutschen Reichstages in dieser Frage geliefert. Das Buch wendet sich in erster Linie an diejenigen, welche sich mit der Weitergestaltung der Arbeiterversicherung beschäftigen wollen und will diesen auch ein Nachschlage- und Orientierungsmittel über die Entstehungsgeschichte derselben sein. — In gleichem Verlage ist erschienen: **Das geltende deutsche Arbeiterversicherungsrecht und das Problem seiner künftigen Vereinheitlichung.** Von **Arndt v. List**, Dr. jur. 256 S. 3 M). Das Buch soll kein Lehrbuch sein, sondern ein Führer durch den komplizierten Stoff der Arbeiterversicherungsgesetze. Der das Verschmelzungsproblem behandelnde Schlußabschnitt bringt die Vorschläge von Schäffle an, der schon 1892 mit solchen hervortrat bis auf die oben genannten des Herrn v. Jagwitz, allerdings mit Auswahl. Kommen in vorstehendem mehr die Theoretiker zum Wort, so äußert sich als Praktiker der Berufsgenossenschaftsgeschäftsführer **Paul Lohmar** mit seiner Broschüre: **Ueber Reform und Vereinheitlichung unserer Arbeiterversicherung** (Köln; Selbstverlag des Verfassers. 68 S. 1,25 M). Wenn Lohmar auch Angestellter einer Berufsgenossenschaft ist, so hält er sich bei seinen Vorschlägen von allem fern, was diese als vom Interessenstandpunkt eingegeben erscheinen lassen könnte. Ausdrücklich betont er: „Man darf nicht deshalb an den überkommenen Institutionen, an bisherigen Formen der Arbeiterversicherung hängen, weil sie manchen Beteiligten im Laufe ihrer geschichtlichen Entwickelung lieb geworden sind. Die Institutionen, die Formen der Organisationen sind nicht nur ihrer selbst wegen da, sie sind lediglich Mittel zum Zweck, und der Zweck, dem sie dienen, ist möglichst vollkommene Durchführung der sozialen Versicherung mit den denkbar einfachsten Mitteln." — Als ein guter Leitfaden zur Einführung in die verschiedenen Zweige der heutigen Arbeiterversicherung darf wohl bezeichnet werden das: **Recht der Arbeiterversicherung.** Grundriß zu Vorlesungen und zum Selbststudium Von Dr. **Fritz Stier-Somlo**, Universitätsprofessor in Bonn (Bonn. Röhrscheid & Ebbecke, 92 S. 1,25 M). Verfasser hat sich durch sein kürzlich erschienenes, großzügig angelegtes Werk Deutsche Sozialgesetzgebung (Jena, Fischer) als einen der besten Kenner unserer sozialen Versicherung erwiesen.

Dr. Emil van den **Boom**.

Autosteuer und Grenzverkehr.

Von

Dr. Brüning, Aachen.

Kürzlich habe ich in der „Allgemeinen Rundschau" auf die Schäden hingewiesen, die die Fahrkartensteuer für den Fremdenverkehr aus Westeuropa für uns, besonders für das Rheinland, zur Folge haben wird. Von vielen Seiten ist mir die Richtigkeit meiner Behauptungen bestätigt worden. Mit dem Ausdruck des Dankes dafür verbinde ich den Wunsch, daß jeder in seinem Kreise tätig sein möchte, diese törichte, weil unpraktische Steuer nach Kräften zu bekämpfen. In Frankreich, Belgien und Holland ist man Tag für Tag bemüht, den Verkehr zu erleichtern und zu verbilligen. Die Sonderzüge nach den Seebädern werden vermehrt und erhebliche Fahrpreisermäßigungen auch für die Wallfahrer gewährt. Bei uns ist die See für den Binnenländer nur erreichbar, wenn ihm das Geld in der Tasche strotzt. Millionen und Millionen bekommen sie überhaupt nicht zu sehen. Das ist in Frankreich anders. Und erst recht in Belgien und Holland.

Die Autosteuer wird den Grenzverkehr auch aufs äußerste schädigen. Die vorgeschriebene Visierung der Steuerkarten bei *jeder* Rückkehr aus Deutschland nach Belgien 2c. bringt Unzuträglichkeiten mit sich. Beispielsweise kann ein Fahrer, der eine 5tägige Steuerkarte zu 15 Mark löst, schon am ersten Tage die dadurch erworbenen Rechte einbüßen, wenn er abends auf der Rückfahrt aus Deutschland das deutsche Grenzzollamt nur einige Minuten zu spät erreicht, in welchem Falle das Visum wegen Toresschlusses nicht mehr erfolgt und die Karte zurückgehalten wird. Eine große Menge Holländer, Belgier und Franzosen machten früher Ausflüge nach Deutschland; jetzt lassen sie es bleiben, denn sie müssen jedesmal 15 Mark zahlen, wenn sie es *nicht* vorziehen, für vier Sonntage desselben Monats 40 Mark zu erlegen. Zahlreiche Ausländer haben auf deutschem Gebiete Jagden und Fischereien, deren Pachtsummen für viele deutsche Gemeinden die Haupteinnahme bilden. Diese Jagden waren von den Ausländern nur gepachtet worden, weil sie sie mit dem Automobil leicht erreichen konnten. Nun kostet jede Reise, abgesehen von den Umständen und Förmlichkeiten, 15 Mark. Auch Ausländer, die diesseits der Grenze Fabriken haben, werden von der Steuer schwer betroffen. Ob sie dieselbe auf die Dauer tragen wollen, bleibt abzuwarten.

Jedenfalls geht hier an der Grenze die allgemeine Meinung dahin, daß, ebenso wie durch die Verteuerung der Eisenbahnfahrten, auch durch die Autosteuer der Grenzverkehr beeinträchtigt und nicht nur den Hotelbesitzern ein großer Schaden zugefügt wird, sondern daß dieser Schaden sich bis weit nach dem Binnenlande hin erstrecken wird. Wie viele haben früher den Rhein besucht und sind jetzt der Steuer wegen nach Ostende und Scheveningen gefahren! Am Sonnabend den 14. Juli kamen in der deutsch-belgischen Grenzstation Herbesthal 80 Automobile durch, die genau die belgische Grenze einhielten und nach Holland fuhren anstatt an den Rhein. Solche Reisende lassen stets vieles Geld dort, wo sie hinkommen. Nach Deutschland werden sie wohl wenig mehr bringen.

Möchte man doch recht bald allgemein zu der Ueberzeugung kommen, daß es etwas Kurzsichtigeres als die Verteuerung des Verkehrs in heutiger Zeit gar nicht geben kann!

Fischbach.

Von

Professor H. Paur in Burghausen a. S.

Von jenem ungeheuren Walde, der einst ganz Deutschland überzog, später als kaiserlicher Forst immer noch gewaltige zusammenhängende Massen bildete, dann in Eisenschmelzen und Hammerschmieden, rings um die Städte und bei Neugründungen von Höfen und Weilern zu schwinden begann und noch immer ein Viertel unseres Vaterlandes bedeckt, — das Zeichen der Jugend unserer Kultur gegenüber den Mittelmeerländern, wie Humboldt sagt, — von jenem großen Forst ist im Nürnberger Reichswald ein schönes Stück erhalten. Die große Fabrikstadt hat ihn wohl rings um ihr Weichbild zurückgeschoben; der schon bei der berühmten Weihergruppe des Dutzendteiches schlüpft ein Fußpfad in ihn hinein und tut, als gäbe es weder Steinkohlen noch Schornsteine. „Schlag noch einmal die Bogen um mich, du grünes Zelt!"

Ich habe ihn schon schelten hören, diesen Föhrenwald mit den hohen, erst kahlen, dann wie vom Abendscheine der Sonne rötlich glänzenden Stämmen und den in tausend und abertausend Spitzen und Nadeln sich verlierenden Kronen oben, die ins heiterstille Himmelsblau ihre Flüsterlieder sprechen, großartig, leicht wehmütig wie verlorenes Wellenrauschen fern im Meere, dem nur mit weitgespannten Flügeln ein mächtiger Albatros lauscht. Aber ich habe ihn immer gerne gehabt und bräche gerne eine schwache Lanze für ihn, den mächtigen Wald mit seinen hunderttausend Riesenschäften!

Der Pfad läuft ein gutes Stück am Fischbach hin, und auch diesem unberühmten Gewässer, dessen fußbreites Bett jedes Kind überspringt, weiß ich nur Gutes nachzusagen. Braunklar, tiefeingegraben, weiß er sich bald romantisch zu gebärden, indem er blaue Glockenblumen über sich hereinhängen läßt, bald spielt er, über Steinchen perlend und plätschernd, den Sorglosen, bald strömt er still, tief und dunkel durch ausgewaschenes Wurzelgeflecht und tut so geheimnisvoll, als berge er eine Märchenkrone.

Wenn da die Sonne durchblickt, schmale, zitternde Grasrispen nicken, glänzendes Farnkraut seine eleganten Blätter spreizt, und die feierliche Stille unten wie auf Meeresgrunde dem Wogenrauschen der grünen Wipfel oben lauscht, da wird es dem Deutschen seltsam zumute. Seine alten Heidengötter und seine christlich frömmsten Kindertage schreiten durch den Tempel seines Waldes.

Von Zeit zu Zeit steht eine stattliche Eiche mitten unter den Föhren, von Zeit zu Zeit ist ein Stück Forst gerodet und einzelne mächtige Stämme, die stehen geblieben, wiegen sich im Winde wie Palmen. Seitwärts, ungesehen, schlüpft der Bach in neuem Bette; sein altes trockenes Rinnsal sticht als grasiger Graben hell von dem braungrünen niederen Teppich der Heidelbeere ab. Unruhig gaukelt der gelbrote Schmetterling über den Steg, brummend schnurrt die borstige Hummel ins duftende Haidekraut. Dann lichtet sich der Wald und aus weiter Rodung, zwischen Hopfen, Getreide und Wiesen, mit dem typischen, ummauerten, altertümlichen „Schlößla" prangend, grüßt der Ort Fischbach den Wanderer. Ein paar alte hohe Eichen, hat eine Art historischer Instinkt achtungsvoll geschont, als Patriarchen und Aristokraten des Forstes, indes den plebeischeren Nadelholzstamm die Axt vertilgte. Scheint in den Eichen eine ältere Vegetationsschicht wie in einzelnen der Erosion trotzenden Gipfeln noch aufzuragen, so reden die Renaissancevoluten und Barockgiebel der alten Bauten von dem jüngsten und mächtigsten Herrn der Erde, dem Menschen. Unter seinem Dache gedeiht die Kultur: das ganz löbliche Wirtshaus von Fischbach vertreibt mit Bier und Schinken den philosophischsten Durst und den unpoetischsten Hunger.

Abendruhe.

Wie wonnig ist's, am Waldesrand zu liegen,
Die Brust voll Klang, im Herzen Wunderträume,
Wenn über mir die Wipfel hoher Bäume
Sich flüsternd leis im Abendhauche wiegen!

Des Alltags Sorgen mir wie Rauch verfliegen,
Frei schweift der Blick in weite Himmelsräume,
Wo rosig glüh'n der Wolken zarte Säume,
Die Lämmern gleich auf blauen Triften liegen.

Hier ruh' ich sanft auf weichen Mooses Pfühle,
Im süßen Rausch verfliegen mir die Stunden,
Der Großstadt fern, dem wirren Weltgewühle.

Ein selig Sein, von Zeit und Raum entbunden —
Hier schwelgt das Herz im Reiche der Gefühle,
Und still vernarben seine tiefsten Wunden.

Joh. Stader.

Bühnen- und Musikrundschau.

Musikfeste am Rhein. Es wird behauptet, die 1818 gegründeten Niederrheinischen Musikfeste hätten sich überlebt. Das ist begreiflich. Zur Zeit als das erste derartige Fest in Düsseldorf gefeiert wurde, war die musikalische Leistungsfähigkeit der Rheinstädte nur gering. Um die großen Oratorien Haendels und die Sinfonien Beethovens würdig aufführen zu können, tat man sich zusammen. Die Coblenzer fuhren per Nachen den Rhein hinab nach Köln, um den Chor zu verstärken und die Düsseldorfer fuhren auf Leiter(Stell-)wagen gen Aachen, um dem Orchester Sukkurs zu bringen. Diese Fahrten sollen sehr vergnüglich gewesen sein. Als Dirigenten verschrieb man berühmte zeitgenössische Musiker; die Soli ließ man aber der Billigkeit halber von talentbegabten Liebhabern (Dilettanten) singen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sich die Verhältnisse schon bedeutend zu ihrem Vorteil geändert. Man fuhr nunmehr mit Dampfschiffen oder wohl gar mit der Eisenbahn in Massen zu der Feststadt. Auf dem Aachener Musikfest 1840, das Spohr dirigierte, zählte der Chor bereits 402 Sänger und das Orchester 100 Musiker, und für die Soli ließ man namhafte Berufssänger kommen. 25 Jahre später hatten die Rheinstädte alle ihren städtischen Kapellmeister, und die Winterkonzerte gaben den Musikfesten in bezug auf hervorragende Solisten und die Zahl der im Chor und Orchester Mitwirkenden kaum etwas nach. Da hatte es denn noch kaum einen Reiz, die schönen Pfingsttage in einem schwülen Konzertsaal zu verbringen. Das sahen die Veranstalter der Musikfeste, die Musikkomitees wohl ein, aber keiner wollte den Totengräber spielen, und so wurde dann wacker weiter musiziert. Ja, es entstanden sogar noch neue musikfestliche Gründungen am sangesfrohen Vater Rhein und an der Mosel. Zu diesen gehören die Haendelfeste in Mainz und die Mittelrheinischen Musikfeste, zu denen sich die Städte Coblenz, Trier und Saarbrücken vereinigt haben. Diesmal war Saarbrücken die Feststadt und Fritz Steinbach der Festdirigent. Das 83. Niederrheinische Musikfest wurde heuer in der Stadt Karls des Großen in Aachen gefeiert. Unter Leitung des städtischen Musikdirektors Prof. Eberhard Schwickerath und des Hofkapellmeisters Felix Weingartner kamen Werke von Bach, Beethoven, Brahms, Liszt (Faustsinfonie), Berlioz zu Gehör. Der Chor zählte 331 Kehlen, das Orchester 119 Instrumente. Zu den Aachener Festen stellen stets noch recht zahlreiche Kontingente die benachbarten Holländer und Belgier. Ein französischer Kritiker war entzückt von den Chören und Streichinstrumenten, weniger von den Blasinstrumenten, für die in Deutschland die Vorbilder fehlen. Bei der Bonner Gedenkfeier für Rob. Schumann, der vor 50 Jahren im Sommer 1856 durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst wurde, kamen nur Werke dieses Meisters zur Aufführung. In die Leitung der Chor- und Orchesterstücke — letztere durch die Berliner Philharmoniker ausgeführt — teilten sich Joachim und der städtische Musikdirektor Prof. Grüters. Als Solisten wirkten mit der Pianist E. von Dohnányi, der in Bonn persona gratissima ist, das Joachim-Quartett und ein Pariser Hornquartett (Konzert für 4 Waldhörner). Als Vokalsolisten traten auf die Damen Kappel, Münz und Kraus-Osborn, sowie die Herren Senius, Prof. Meschaert und F. v. Kraus, die bei dem spanischen Liederspiel, dem Requiem für Mignon, den Faustszenen usw. in Aktion traten. Der Vollständigkeit sei auch noch des 42. Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins gedacht, das diesmal in der mächtig aufblühenden Industriestadt Essen seine Tagungen hielt. Die Teilnehmer, die meist der äußersten musikalischen Fortschrittspartei angehören, spielen sich ihre Kompositionen dort gegenseitig vor, beklatschen sie im Saal und verlästern sie dann vor der Türe. Der Clou war diesmal Mahlers neueste sechste Sinfonie. Sphinx-Musik! Dagegen erregten viel Interesse O. Neitzels Phantasiestück Das Leben ein Traum (nach Calderon) für Violine (Konzertmeister Kosman) und Orchester. Von unserem guten Köln ist nichts Außergewöhnliches zu berichten; nachdem wir die Opernfestspiele glücklich absolviert, ruhen wir einstweilen auf unseren Lorbeeren.

Hermann Kipper.

Königliches Residenztheater. Mit Fuldas „Zwillingsschwester" hat die Hofbühne am 1. August ihre Vorstellungen wieder aufgenommen. Tags darauf begannen die Mozartfestspiele unter Mottls Direktion bei ziemlich vollständig ausverkauftem Hause. „Don Giovanni" und „Figaros Hochzeit" wiesen die an dieser Stelle oft gerühmte Besetzung auf in der bekannten köstlichen Possart-Levischen Inszene. Daß durch die neuerlich gegebenen Vorschriften der Feuerpolizei die Lautenschlägersche Drehbühne gerade in München, wo ihr Siegeslauf begann, in der Ausnützung ihrer Kräfte gehemmt wird, ist bedauerlich.

Münchener Schauspielhaus. In Beaumarchais' „Figaros Hochzeit" verabschiedete sich Herr August Weigert mit einer frischen, trefflichen Wiedergabe des Figaro. Der Abschied ist nicht schmerzlich. Der beliebte Künstler überquert ja nur die Maximilianstraße, um als neues Mitglied der Hofbühne zu noch reicherer Entwicklung, wie wir zuversichtlich hoffen, fortzuschreiten.

Münchener Volkstheater. „Im Austragsstüberl", das bekannte Volksstück Maximilian Schmidts und Hans Neuerts, mit der liebenswürdigen Musik Horaks wurde in zumeist frischer, tüchtiger Besetzung einstudiert und bewährte auch an dieser Bühne seine Anziehungskraft dank seiner sympathischen Mischung von Scherz und Ernst. Zweifellos dient die Bühne so ihrer volkstümlichen Kunstaufgabe glücklicher, wie mit „Ausstattungsstücken", die mit Kunst herzlich wenig zu tun haben.

Verschiedenes. In Bayreuth steht mit ziemlicher Sicherheit die Wiederholung des diesjährigen Festspielprogramms für 1907 zu erwarten. Der Kaiser hat an Frau Cosima Wagner zum Beginn der heurigen Spiele nachstehende Depesche, die erst später bekannt wurde, gerichtet: „Zu Beginn der diesjährigen Bühnenfestspiele sende ich Ihnen meine herzlichsten und aufrichtigsten Wünsche für deren glücklichen Verlauf und gutes Gelingen. Es sind nunmehr 30 Jahre verflossen, daß mein in Gott ruhender Herr Großvater in Bayreuth weilte, um Zeuge zu sein der künstlerischen Tat, die dort vollbracht wurde. Es erfüllt mich mit Freude und Dankbarkeit, daß dieses erhabene Werk noch heute in unveränderter Weise fortbesteht und gepflegt wird, zum Ruhme des großen Meisters und der deutschen Kunst." In die Festspielzeit fiel auch der 20. Todestag von Franz Liszt, der auf dem Bayreuther Friedhofe, unweit dem Grabe Jean Pauls, ruht. — In Paris starb Alexander Luigini, der erste Kapellmeister der Komischen Oper. Er war ein außergewöhnlich begabter Dirigent, der auch als Tondichter schöne Erfolge erzielte. Am meisten aufgeführt wurde seine komische Oper „Margots Launen". — Der Ordensrat der Ehrenlegion hat sich geweigert, die Tragödin Sarah Bernhard zu dekorieren und sich dadurch mit den Wünschen des Ministers und des „tout Paris" in Widerspruch gesetzt. Man nimmt in Frankreich solche Bagatellen gerne sehr seriös.

München. L. G. Oberlaender.

Kleine Rundschau.

Wie man nicht kolonisieren soll.

Die Angriffe des Zentrumsabgeordneten Erzberger auf die deutsche Kolonialverwaltung sind vielfach als übertrieben, ja als völlig unbegründet hingestellt worden. (Der Katzenjammer blieb freilich nicht aus, und viele leisten heute dem geschmähten Abg. Erzberger Abbitte). Nun lese man das Buch „Ansiedlerschicksale" der Frau von Falkenhausen. Es handelt über Deutsch-Ostafrika; aber Kenner behaupten, daß die von der Verfasserin aufgedeckten Schäden auch in allen anderen deutschen Kolonien vorhanden sind. Militaristen und Beamte spielen dort die großen und vornehmen Herren, ohne viel zu tun, und die Zivilisten, die sich als Ansiedler, Plantagenbesitzer und Kaufleute im Schweiße ihres Angesichts abplagen müssen, werden von jenen als zweitklassige Menschen behandelt. Von den Schwarzen, deren Nachahmungstalent stark entwickelt ist, natürlich auch. Und ebenso selbstverständlicherweise machen die Schwarzen als Arbeiter den gesellschaftlich minderwertigen Zivilisten als Arbeitgebern Schwierigkeiten aller Art. Die Folge dieser von den Trägern der blanken Knöpfe und Schleppsäbel eingebürgerten Methode ist denn auch nicht ausgeblieben: die Kolonie geht wirtschaftlich rückwärts, da die werteschaffende Arbeit nicht vorankommt ... Außerdem herrscht da unten eine üble Protektionswirtschaft. Die aufrechten, selbständigen Charaktere werden geschnitten und hinausschikaniert, wer aber vor der hohen Regierung einen krummen Buckel machen kann, wird begünstigt. Als praktisch vorteilhaft kann man diese Selektionstheorie nicht bezeichnen. Sie ist vielmehr gerade eine Auswahl der Untauglichen. Die Abenteurer kommen in die Höhe und das Ansiedlertum sinkt zum notwendigen Uebel herab. Ja, es wird geradezu als lästiger Ballast angesehen. Die Regierung will es ausschließlich mit den Schwarzen zu tun haben. Aber ihre Methode, diese zu behandeln, ist ebenso fehlerhaft. Es ist die bekannte Erziehung mit Zuckerbrot und Peitsche, die noch niemals gute Resultate ergeben hat. Sie erzeugt Anmaßung, Auffässigkeit und passiven Widerstand. Den Schaden davon haben wieder die Plantagen und Faktoreien, nicht die Regierenden, die ihre hohen Gehälter einstreichen, ob sie sie verdient haben oder nicht. Es hat sich ein Heer von Beamten herausgebildet, die ein Gehalt beziehen, welches so reichlich bemessen ist, daß sie im allgemeinen mehr Zeit nötig haben, es aufzubrauchen, als andere Leute. Wird einerseits systemlos mangelhaft regiert, so wird andererseits auch wieder zuviel regiert. Auf dem Papier nämlich. Der Tinteetat für Deutsch-Ostafrika beläuft sich ja auf 50,000 M! Die Beamtengehälter verschlingen Millionen. Für gemeinnützige Arbeiten, wie Wegebauten, Eisenbahnen und Unterstützung der Ansiedler darf deshalb das Budget nicht belastet werden. Das sind üble Dinge, die man da zu lesen bekommt. Sie machen es zu einem guten Teil erklärlich, daß es mit der Kolonialfreudigkeit nicht weit her sein kann und darf. Für Militaristen- und Assessorendünkel und -Ungeschicklichkeiten jahrelang Millionen zu verpulvern, das ist denn doch ein übel angebrachter Sport. Wenn man nicht lernen will — beispielsweise von Engländern und Holländern — wie kolonisiert werden muß, oder es nicht lernen kann, dann wäre es nachgerade Zeit, unsere afrikanischen Streusandbüchsen meistbietend zu verkaufen. Bisher hat man in ihnen doch nur bewiesen, wie man nicht kolonisieren soll.

Dr. Berser.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 33. München, 18. August 1906. III. Jahrgang.

Zum Katholikentage in Essen.

Was regt denn heut' so jubelnd sich
Im Land des Eisens und der Kohle,
Daß noch ein leises Echo dringt
Bis zu des Schachtes tiefster Sohle?
Was läßt die Glocken nah und fern
In hellem Feierton erschallen
Und was die Menge Schar um Schar
Zum gleichen Ziele fröhlich wallen?

Sie alle, die im Deutschen Reich
Katholisch sich mit Freuden nennen,
Und deren Herzen voller Glut
Für Gott und seine Kirche brennen,
Sie strömen her von Ost und Süd,
Des Höchsten Banner zu entfalten
Und in des Ruhrtals reichen Gau'n
Heerschau in alter Treu' zu halten.

Hier gilt nicht reich, hier gilt nicht arm,
Hier gibt es keine Grenz' noch Schranke,
Nur Gott und seine Ehre ist
Der einzig leitende Gedanke.
Zum Frieden, nicht zum Streite sind
In Christo sie hieher berufen,
Zu festem Wall, zu Schutz und Schirm
An Altars wie an Thrones Stufen.

In diesem Hochgefühle geht
Ein frischer Odem durch die Lande,
Ein Geist des Lebens und der Lieb',
In dem sich lösen alle Bande.
Und wer in schwerer Arbeit sich
Geduldig müht im Schoß der Erde,
Legt Schlegel heut' und Eisen hin,
Daß ihm ein Teil des Segens werde.

Denn Segen, reicher Segen quillt
Dem ganzen Volk aus diesen Tagen
Und läßt in freud'ger Glaubenskraft
Die Herzen aller höher schlagen.
Des Bergmanns Gruß: „Glück auf! Glück auf!"
Sei drum des Festes froher Bote,
Der Willkommruf von Stadt und Land
Im Reich der Zechen und der Schlote.

A. Jüngst.

Inhaltangabe.

Der Gruß der neuen Zeit.

(Zur 53. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.)

Von

Dr. Carl Sonnenschein, Elberfeld.

Einmal noch laß die Fahnen
Ob Grabeshügeln weh'n,
Laß deine stolzen Ahnen
Dem Geist Parade steh'n,
Dann auf vom Grabesschweigen
Hinein ins Morgenrot
Die neuen Helden steigen,
Da uns die alten tot.

Paul Körber
(Bundeslied des Windthorstbundes).

In Essen willkommen!

Das ist keine Akademie, zu der sie Girlanden winden, und über der griechische Zypressen in traumverlorner Schönheit schatten, nicht die stille Geheimratsniedlichkeit weimarscher Hofpoeten, nicht das gesättigte Glück der blanken Kleinstadtfenster, vor denen Halm und Blume mit dem glatten Kiesel Zwiesprach halten — und dahinter friedsame Bürger und unendliche, fromme, geschützte, gähnende Ruhe.

Hier dröhnt das Leben, stampft die Maschine, wirbelt Mensch um Mensch; verschwindet, vergeht zermalmend, loht auf und raucht qualmend, stürmend gen Himmel, zu dem bißchen Himmel empor, das die Wolken noch lassen, Knäuel von Schwarz emporwerfend, Schlot um Schlot.

Und unten in tausend Schmerzen neben den eisernen Giganten das kleine Geschlecht der Zwerge, erdrückt, zerquetscht, zuckend, zu Boden gebeugt.

Und darüber grollt, das Brüllen der ehernen Löwen, der Donner der neuen Geschütze und der Schlag der Eisenhämmer.

Und an deinen Fenstern, Katholikentag, gleißt der rote Schein der Hochöfen auf und malt glühe Lichter auf die Eichenkränze darinnen, und blutige Gloriolen legt er über Papst und Kaiser.

Das ist die neue Zeit.

Versteh' ihr blutrotes Grüßen, das hineinloht zu dir, das hohe Lied, das sie donnernd zu dir emporträgt. Es liegt Sehnsucht darin und ein Heimweh nach ehrlichem Glück.

Die Zeit führt einen Kampf um neue Kultur, sie ringt um mehr Licht, um Leben, um Menschenwürde, um Brüderlichkeit. Sie schreit nach Christentum.

Sie lebt nicht vom Brote allein, nicht vom harten, blutigen Fortschritt, nicht vom Kanonendonner, nicht von Volksbibliotheken, nicht von Konsumvereinen und nicht von Zollpolitik, auch der meistbegünstigsten Länder nicht, sie bedarf der inneren Werte.

Und so kommt sie denn in Eisen und Rauch, in Brüllen und Beben, in Glut und Glühen, in Sehnsucht und Knirschen, in tosendem Kampf, zu dir, deutscher Katholizismus.

Sie reckt ihre eisernen Arme nach einer Welt des Lichtes und der Harmonie, nach stolzem Glücke, das um die Masten geht, und nach verschlossener Seelenpracht in festen Burgen, nach neuen Gesetzen in tausendfacher Formvollendung und nach dem alten Gotte im Kyffhäuser der ewigen Tradition.

Das alles geht klagend zu dir, stöhnend zu dir, hoffend und sehnend durch dieses Eisenlied, das dich umrauscht.

Und du der einzige, der dieses Sehnen stillen kann, diesen Traum wahr machen, rüste dich. —

Die Zeit will eine Weltanschauung des Lebens, eine Macht des Geistes, eine Religion sozialer Vertiefung.

I.

Sie will das Leben. Du mußt es elastisch umfassen, in dich aufnehmen. Nichts darf dir zu hart sein und nichts zu fein, es gehört in dein Blut, das wallende, es ist Odem von dir. Häng' deine Adler hoch in die Sphären, laß sie von da kreisend überschauen und sicher beherrschen. Du hast einstens die höchsten Dome emporgehoben, bis wo die Kreuzblume mit den Wolken spielt. Du hast Jahrhunderte absorbiert und warst jedem alles, sprachst eines jeden Sprache, schmiegtest dich an und verstandest jede Zeit. Da versteh' auch die neue Zeit und nimm sie in deinen Schutz.

Sie will das Leben, das rauschende, vielgestaltige, unendliche. Du mußt es führend beherrschen, durchdringend führen. Lichtwolken ruhen über dir, wie auf Raffaels Disputa. Du seiest superior, in die Glut der Ewigkeit getaucht, alles geistig Große in dir erlebend und über die Natur adelnd hinaushebend. Die Zeit sehnt sich nach Imperatorenhand, die die Zügel zusammenrafft.

Sie will das Leben, das nie ermüdende. Du mußt es in dir triebkräftig erhalten, aus dir herausarbeitend, in dir erneuernd. Die Ruhe tötet. Wohl blaut dir der kristallene Himmel ewigen Christusbesitzes, an dem die kleinen, goldgeränderten Wolken elysischen Friedens schwimmen, aber Seelenharmonie soll eines unbändigen, machtvollen Geschlechtes Kampfpreis sein.

Nicht Moslems Zauberstille an Kuppel und Zinnen, nicht der südliche Schlaf der vergitterten, arabischen Pracht, sondern romanische Wucht und gotische Lebensraschheit und moderne Bejahung und katholische Sicherheitskraft — Leben, Leben. O, wie manchem haben sie das Christentum verekelt, da sie es zur Religion der Philister machten. Die Tugend zur Spießerei, die Moral zur Langeweile, das Dogma zur Fessel, zum bleiernen Gewicht. Und doch gibt's psychologisch verstanden, nirgends soviel Fortschrittskraft wie bei dir. Niemand ist revolutionärer wie du, Katholizismus, denn niemand lebt vom Hauche der Idee, wie du, und ist nur an die Ewigkeit gebunden.

Wirf also deine Falken kühn zur Jagd, laß jubeln, was Kraft, was Liebe, was Schwung hat, laß rauschen um die alten Ruinen bis durch die Gassen der letzten katholischen Kleinstadt den Odem deines unvergänglichen Lebens. Stoß die Kähne hoch in die See, „hinein ins Morgenrot."

II.

Die neue Zeit will den Gedanken und den Geist.

Das Mittelalter verbrämte seine Prinzipien mit Macht und schützte seine Altäre mit dem Knauf des Schwertes und gürtete seine Geistesführer mit dem Purpur des weltlichen Fürsten.

Wir nicht so. Wir stoßen uns an dem Gemisch. Wir scheiden Materielles und Geistiges. Wir sehnen uns nach Seelenherrschaft und Souveränität des freien, aus sich bezwingenden Gedankens. Unser Empfinden ist humanistisch und wächst aus der Renaissance heraus.

So sei uns diese Geisteskraft, die Predigt des klaren Christentums, der Pulsschlag der Liebe zu den großen Gedanken, der Sieg, der gotthafte, der Weltanschauung und der Seele.

Was irdisch war, Kurfürstenpracht und -laxheit, ist schon — Gott sei es gedankt — von dir genommen. Die Aebte mit dem Krummstab schlummern unter den Steinen im Münster. Die Karossenherrlichkeit und die Sommerschlösser und die Perückenzeit sind dahin. — O Gott, wie wolltest du auch sonst hier in die Stadt der gigantischen, todesverachtenden Arbeit einziehen. Gut für dich, daß du frei bist.

Frei. Nicht Cäsarenliebe hält dich, nicht Inspektion, kein Troß von Vorreitern, wie es einst die Lakaien nicht taten und der Kaiser nicht, der den Steigbügel hielt. Keine Phalanx von blanken Kanonen, keine Bajonette, kein Kronenglanz. Dein Palast ist keines Königs Palais und keines Kaisers Garnisonen.

Frei sollst du sein. In deinen Hallen woge die Flut des Geistes, der überwindet, der überzeugt, der mit sich reißt.

Siehe, alles hienieden bricht zusammen und berstet. Nicht Parteien retten, nicht Parlamente, und über die Wahrheit wird nicht abgestimmt. Taktik und Klugheit glätten des Stromes Bett, aber die Fülle und die trotzende Kraft, die quillt von den Bergen.

Die dich schützen und die dir die gepanzerte Faust bieten, tun sie's aus Klugheit, tun sie's aus Neigung, sie tun es nicht ewig, sie sinken ins Grab und sie retten nicht, sie, die sich selbst nicht entrücken können dem Kampf und der Zersetzung des Gedankens.

Höflich sein ist nicht Schwäche, aber wisse, daß dein Reich nicht auf der Gunst der Kabinette, nicht auf der Sympathie der Herrscher, nicht auf dem Plebiszit der Völker ruht, nicht auf den Lanzen der Ulanen, sondern auf deinem eigenen Gehalt an ganzer Wahrheit, an sittlicher Kraft, an göttlicher Gnade.

III.

Und dann drittens — ein ernstes Wort. Sei sozial. Entfessele die unsagbare Kraft des Christentums in dir — laß es sich nicht aus Taktik, nicht aus der Not des Druckes entfalten — zu ganzer christlich-sozialer Weltanschauung.

Die Zeit ist reif. Sittlich genesen, nach 300 Jahren der Wiedergeburt, dogmatisch einiger denn je, zu konfessioneller Kraft geschmiedet von dreißigjährigem Kampfe, sympathienverbunden in deinen Gliedern, führergekettet, stehst du, ein Block im Sturm.

Eine neue Epoche hebet an, die Vertiefung, die soziale nach innen. Schwerer sie als die Schlacht um formale Orthodoxie, Sittenstärke, um konfessionelle Macht. Ein Sieg nach innen, der sich in all seinen Gliedern selbst durchdrang, selbst bezwang. Ein Werk christlich sozialer Renaissance.

Gibt's reformgewaltigeres als katholische Lehre? Als das Gebot der christlichen Nächstenliebe? Ihn lieben wie uns selbst? Gibt's orkanhafteren Sturm der tiefen, geistigen, ethischen Revolution als diese kurzen Worte und dieses große Christentum, das sie durch die Generationen trägt?

So folge denn der Epoche des Quaderbaues nach außen die Zeit der vertieften Arbeit, der sozialen Konzentration.

Münze um die Nächstenliebe, die am Fuße deiner Altäre wacht, die am Herde deiner Familie glüht, in konkrete moderne Formen sozialer Arbeit.

Laß Elisabeths, der genialsten Aristokratin, Demokratie aus den Kammern deiner Wartburg in die Lande gehen; laß uns in modernen Worten sagen und denken, was alte Liebe war.

Lehr' uns Almosen vergeistigen und von der feudalen Form der Gabe an Geld und Labsal sie heben zur freien Höhe sozialer Mithilfe bei Emporbildung eines Standes.

Und bis zum letzten, der frondet hinter Pflug und Scheune, und bis zur letzten Magd in der Eifel, und bis zum letzten Proletarierkind, das im Frühlicht des Morgens von Haus zu Haus geht, die Zeitung tragend, und bis zur bleichen Heimarbeit unter dem First, die sich neigt, schwankend und todesmatt über das bleiche Linnen...!

Lehr' uns Menschenwürde und -hoheit lieben, wollen, erkämpfen. Vor allem unserer akademischen Welt ruf' es tief in die Seele, daß wir alle ein Volk sind und alle diese schaffenden Menschenkinder unsere Brüder und Schwestern und daß es der jungen katholischen Intelligenz größte, stolzeste Aristokratie wäre, für die christliche Demokratie Hirn und Hand zu spannen.

Mit einem Wort: lehr' uns und wachse dich aus zu dieser Tiefe — Ketteler begann den Ideengang und wurde unterbrochen und wir haben es nachher im Kampfe nicht vollgehalten — daß wir die große Reform, das große soziale Werk nicht tun dürfen aus taktischem Zwange, sondern aus Prinzip, nicht akzeptierend und geschoben, sondern aus innerstem Drang und selbst vorwärtsgehend und Bresche legend.

Ja, so muß es werden. Die Frühlingsstürme der Kultur, der neuen, die kommt, gehören nicht fern rauschend über die Wipfel unserer Bäume, sondern in unser eigen Werden und Tun. Sie sollen aus unserer katholischen Seele brechen, sie sollen mit dem Jubel der Ueberzeugung hinausgeschleudert werden, und nicht mit der sauren Miene dessen gegeben, der nur gezwungen hinter dem Wagen einherschreitet.

Nicht die Sklaven wir, die gefesselten im Triumphzug der sozialen Idee, sondern ganz hoch in der stolzen Mitte die Führer.

* * *

Und die letzten Funken stieben aus der Esse und glühen ostwärts, sie warten des Sonnenaufgangs.

Und mälich steigst du, junger, ganzer zukunftsfroher Katholizismus empor am erbleichenden Rande, deine Falkenflügel spannen sich zum Fluge.

Glückauf, dich grüßt die neue Zeit!

Dem Katholikentage.

Durch Sommertage, still und froh und golden,
Schweift fort mein Auge heut' zu eurer Schar.
Und ob mich Schatten oft umdunkeln wollten,
Heut wird mein Blick aufs neue licht und klar.
Ums Banner Christi, das in Licht entrollte,
Sah ich geeint heut' ungezählte Reih'n.
Verzweiflung, weich', die mich betören wollte:
Mit Christus kämpfen heißt schon Sieger sein!

Ich weiß, die Völker schreiten noch auf Pfaden,
Die allzutief durch dunkle Nächte geh'n.
Das Heer der Arbeit murrt, von Not beladen,
Und sieht dein Kreuzbild nicht mehr auf den Höh'n.
Durch alle Welt geh'n düstrer Armut Bahnen,
Indes der Reichtum schwelgt bei brausendem Wein.
Doch durch das tiefste Herz jauchzt mir ein Ahnen:
Mit Christus kämpfen heißt schon Sieger sein!

Ein Tag wird nah'n, ein Ende alles Leides,
Da wird ein Reuesturm die Welt durchweh'n,
Bedeckt vom Saum des großen Heilandskleides
Wird dann die Heerflut aller Völker steh'n.
Und Kronen, Szepter, blut'ge Wehrgehänge,
Als Opfer ruh'n sie dann am Altarstein.
Und durch die Erde brausen Friedensänge:
Mit Christus kämpfen heißt schon Sieger sein!

Lorenz Krapp.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der kranke Mann vom Bosporus.

Diese Bezeichnung, die schon viele Jahrzehnte lang dem siechen und zähen Türkenreiche gewidmet worden ist, erhält jetzt eine persönliche Spitze. Sultan Abdul Hamid wird als ernstlich krank bezeichnet. Bei der langen Regierungsdauer und dem entsprechenden Alter des Sultans klingt das gar nicht unwahrscheinlich. Aber man hatte sich den Gedanken an einen Thronwechsel in Stambul abgewöhnt; dort, wo früher so häufige Palasttragödien eintraten, bald natürlichen, bald künstlichen Ursprungs, herrschte seit langem eine Stetigkeit im Regiment, die mit dem sonst üblichen schnellen Wechsel in der neuzeitlichen Entwicklung in Kontrast stand. Abdul Hamid wurde trotz der Verfolgungsangst, die fortwährend auf seinen Nerven lastet, bei gutem Appetit alt, und sein wackliger Thron blieb inmitten aller inneren und äußeren Stürme bis heute stehen bei einer Politik der Passivität, die unseren westeuropäischen Begriffen nicht imponieren kann, aber für den Orient im allgemeinen und die Türkei im besonderen anscheinend sehr zweckmäßig ist. In fatalistischer Ruhe die Dinge gehen lassen; gegenüber den entrüsteten oder begehrlichen Westmächten dilatorische Politik treiben und abwarten, ob es zu einer unbehaglichen Flottendemonstration kommt; im letzteren Falle soweit einlenken, als zur Abwendung des Daumens vom Auge unvermeidlich ist, und dann die Dinge im alten Gleise weiter laufen lassen. Die Nachfolger Abdul Hamids werden vermutlich dieselbe Taktik einhalten, so gut sie es ihrem langjährigen Vorbilde nachmachen können. Insofern wäre also ein Thronwechsel nicht aufregend. Aber die beiden Teile des altfranzösischen Rufes: „Der König ist tot, es lebe der König!" sind in der Türkei manchmal durch überraschende Zwischenfälle getrennt. Diesmal muß man nicht bloß an Palastränke denken. Auf dem Balkan gärt es so wie so schon sehr bedenklich, und die Nachricht vom Thronwechsel in Stambul könnte leicht die Umtriebe der verschiedenartigen Banden und die Spannung unter den gerngroßen Staaten noch verschärfen. Zum Ueberfluß ist die Türkei, nachdem soeben der Streit mit England wegen der Sinaihalbinsel abgetan ist, mit Frankreich in Konflikt geraten wegen des Hinterlandes von Tripolis, nach dessen Oasen mohammedanische und französische Truppen, letztere unter Mißachtung der italienischen Ansprüche, ein Wettrennen veranstalten.

Wenn die Franzosen auf den Oasen an der Karawanenstraße zum Tschadsee den „Swinegel" schon vorfinden sollten und letzterer nicht kurzerhand sich verscheuchen läßt, so wird es wohl zu der üblichen Pression in Konstantinopel kommen, die bei normalen Verhältnissen um so sicherer Erfolg haben müßte, als England mit Frankreich auch in diesem Stück der afrikanischen Eroberungspolitik zusammenarbeitet. Doch wenn nun in Konstantinopel gerade ein Interregnum besteht oder ein neuer Khalif die kluge Selbstverleugnung noch nicht gleich im Griffe hat, so kann es Weiterungen geben, deren Tragweite unter den kritischen Verhältnissen nicht abzusehen sind.

Noch ernster ist die Lage auf dem Balkan. In Mazedonien, an dem Oesterreich-Ungarn und Rußland mit ihrem großen Reformwerk schon jahrelang herumdoktern, ist keine Ruhe zu erzielen. Nachdem Griechenland schon mit Rumänien in offenen Zwiespalt geraten war, steht es jetzt auch mit Bulgarien auf dem angehenden Kriegsfuß. Die durcheinander gemischten Nationalitäten vertragen sich nicht, wenn sie nicht unter der Knute eines unparteiischen Oberherrn zur Ruhe gezwungen werden. Rußland ist zurzeit ganz ohnmächtig und Oesterreich-Ungarn halb. Der Rest der österreichischen Aktionskraft wird gelähmt durch die „freundschaftliche" Rücksicht auf das begehrliche Italien und durch die Gefahr einer englisch-französischen Einmischung. Das große Kaiserreich an der Donau hat ja schon seine schwere Not mit dem handelspolitischen Trotz des kleinen Serbien.

In der Presse wird darauf hingewiesen, daß die Kronprinzessin von Griechenland sich während der Begegnung mit dem König Eduard bei ihrem Bruder, unserm Kaiser, befinden werde. Allerdings können die beiden Monarchen außer der russischen Krisis auch noch die Balkanwirren besprechen; aber wir glauben nicht, daß König Eduard andere Pläne vom Taunus mitnehmen wird, als er hergebracht hat.

Die Entwicklung in Rußland.

Als Aktivum kann das Ministerium den vollständigen Fehlschlag des Generalstreiks buchen. Demgegenüber steht das Scheitern der „nichtbureaukratischen" Ministerkombination und das Aufflackern von Bauernaufständen. Aber diese Passiva wiegen nicht so schwer. Der Generalstreik hätte, wenn die in den Großstädten vereinigten Massen nach einer gemeinsamen Parole vorgegangen wären, zu sehr ernsten Kraftproben geführt. Die Unruhen auf dem platten Lande können hier und da freilich sehr verderblich wirken; aber wenn schon die städtischen Massen nicht zu einer allgemeinen Aktion kommen können, so wird in die ländlichen Tumulte erst recht kein System kommen. Die Regierung steht also zurzeit so stark da, wie es seit langem nicht einem Zarenkabinett beschieden war. Das Selbstbewußtsein Stolypins hat auch wohl zum Verzicht auf den Eintritt parlamentarischer Politiker in das Kabinett beigetragen. Die drei befragten Persönlichkeiten, Graf Heyden, Fürst Lwow und Gutschkow, litten nicht an übermäßiger Bescheidenheit. Sie forderten nicht bloß die rückhaltlose Annahme ihres Programms, sondern auch die sofortige Berufung von wenigstens fünf Gesinnungsgenossen, d. h. die Auslieferung der Macht an sie allein. Stolypin hätte die Annahme dieser Bedingungen schwerlich erwirken können, aber wahrscheinlich auch nicht erwirken wollen, da er dann die mit viel Glück erworbene Machtstellung hätte preisgeben müssen zugunsten von Leuten, die doch unerprobte und nach ihrem bisherigen Verhalten nicht ganz rückgratfeste Anfänger in der Politik sind. Er hat nun sein Ministerium durch drei Beamte vollständig gemacht, und wir werden in Rußland ein Seitenstück haben zu der Probe auf die Leistungsfähigkeit von Beamtenministerien, die gelegentlich schon in Oesterreich mit günstigem Ausgang gemacht ist. Die Hauptsache bleibt doch immer, ob die Regierung brauchbare Reformen zu entwerfen vermag, und zwar so schnell, daß sie noch auf die Wahlbewegung einen Einfluß in größerem Umfange auszuüben vermögen.

Die Krisis in der nationalliberalen Partei.

Der Rückgang der nationalliberalen Stimmen bei den jüngsten drei Ersatzwahlen zum Reichstag hat den unzufriedenen Elementen die Zunge gelöst, und nach dem bisherigen Vorspiel in der Presse ist zu erwarten, daß der für Oktober anberaumte Parteitag zu lebhaften Auseinandersetzungen führen wird. Man sucht da nach den „Ursachen" in allerhand Einzelheiten, während doch die ganze Sache sich einfach auf den Gegensatz zwischen den „Alten" und den „Jungen" zurückführen läßt. Die Alten haben in Bedächtigkeit positive Politik getrieben und praktische Arbeit geleistet, sowohl im Reichstage bei der Finanz- und Steuerpolitik, als im preußischen Abgeordnetenhause beim Schulgesetz. Dabei haben sie nicht bloß mit der Regierung, sondern auch mit den Konservativen und sogar mit dem Zentrum zusammenarbeiten müssen, und zwar ohne für die Parteizwecke etwas Greifbares herausschlagen zu können, nicht einmal die Berufung ihres Paasche zur Leitung des Kolonialwesens. Dieser friedliche Dienst in Reih und Glied der anderen Parteien paßt aber den „Jungen" nicht. Sie wollen, daß der Liberalismus herrsche und kämpfe. Herrsche über die Minister und die Konversativen, kämpfe gegen die protestantische Orthodoxie und vor allem gegen Zentrum und Ultramontanismus. Die Jungen wollen den Kulturkampf mit allen Schikanen und scheuen auch die Annäherung an die Sozialdemokratie nicht, soweit sie ihnen zur Förderung ihrer Herrsch- und Kampfgelüste förderlich erscheint. Dabei berühren sie sich mit den Freisinnigen der Barth-Naumannschen Richtung; ja neuerdings geht sogar bei der Freisinnigen Volkspartei, die einst unter Richter so entschieden antisozialdemokratisch war, unter dem Einflusse von Müller-Meiningen derselbe Geist um. Deshalb hat das Zentralorgan der Freisinnigen Volkspartei die entscheidende Wahlhilfe des Zentrums in Hagen-Schwelm, die von dem gewählten Parteikandidaten öffentlich dankbar anerkannt wurde, nach Möglichkeit totzuschweigen, ja sogar in Abrede zu stellen gesucht. Es ist da unter Beteiligung des jungen Flügels der Nationalliberalen eine Blockbildung angebahnt, die — unter Zuhilfenahme von Antipathien gegen die neuen Zölle und Steuern sowie gegen das Schulgesetz, die „Ketzergerichte" der Konsistorien und des Oberkirchenrates und die ganze „klerikale" Politik — die Führung des rechten Flügels brechen will. Die häusliche Krisis in der nationalliberalen Partei wird wesentlichen Einfluß haben auf die Wahltaktik von 1908, insbesondere auf die Wirksamkeit der Parole „Lieber rot als schwarz". Die Sozialdemokratie steht schmunzelnd dahinter.

Zur englischen Schulvorlage.

Von

Dr. M. Wolf, Gera.

Am 8. April wurde die neue Schulvorlage der liberalen Regierung, die neben der Schutzzollfrage eine bedeutende Rolle im Wahlkampf gespielt und den Liberalen mit zu ihrem so gewaltigen, unerhörten Sieg verholfen hatte, vom Unterrichtsminister Birrell im Unterhaus eingebracht und ohne namentliche Abstimmung in erster Lesung angenommen. Die zweite Lesung fand am 10. Mai statt, wobei die Vorlage mit 412 gegen 206, also mit der imposanten und erdrückenden Mehrheit von 206 Stimmen zur Annahme gelangte. Da in England jede Gesetzvorlage eine zweimalige Lesung und Abstimmung zu bestehen hat, bevor die eigentliche Debatte darüber eröffnet wird, so begann der Kampf, der im Lande während der Zeit bereits allenthalben mit aller Schärfe eingesetzt hatte, im Parlamente nun erst jetzt. Zu diesem Zwecke konstituierte sich das Unterhaus wie herkömmlich als Komitee, das dann nicht mehr wie die gewöhnlichen Sitzungen vom speaker, sondern von einem chairman geleitet wird. Alle Mitglieder des Hauses können dabei zugegen sein und jeder kann zu derselben Angelegenheit mehr als einmal das Wort ergreifen. Die Vorlage durch dieses Stadium der Beratung glücklich durchzubringen, kostete der Regierung trotz der von vornherein für sie sicheren Majorität viele Mühe und Ausdauer. Die Opposition, wozu sich von Anfang an die Konservativen bekannten, und zu denen sich schließlich, als die Regierung sich zu keinem annehmbaren Kompromiß herbeiließ, noch die katholischen Iren gesellten, führte den Kampf sehr lebhaft und geschickt. Wochenlang tobte der Streit hin und her. Am 6. Juli, gelegentlich der Frage, ob während der Religionsstunden, falls solche nach der sog. 4/5-Klausel an einer Schule eingerichtet werden, der Schulbesuch für alle Kinder obligatorisch sei, wobei für die den Religionsunterricht nicht besuchenden Kinder anderweitiger Unterricht anzusetzen sei, fiel die Majorität für die Regierung auf 16 Stimmen. 84 Liberale stimmten dabei gegen den Regierungsvorschlag, der den Schulbesuch in diesem Falle nicht für obligatorisch erklären wollte, darunter sogar 3 Mitglieder des Kabinetts. Diese Frage wurde dann als offene der Entscheidung des Parlaments überlassen.

Der Hauptkampf drehte sich um die Paragraphen, die die Gestaltung des Religionsunterrichtes in der künftigen Volksschule regeln sollen.

Dieser soll in allen Staatsschulen im Prinzip undenominational (interkonfessionell, undogmatisch) sein. Schulen mit konfessionellem Religionsunterricht sollen unter Voraussetzung bestimmter Verhältnisse als Ausnahme nur geduldet werden. Dieses Prinzip und die zugehörigen Bestimmungen der Vorlage wurden von der Opposition als gänzlich verfehlt rundweg abgelehnt. Ob auf Wunsch von 4/5 der Eltern der eine derzeitige Konfessionsschule besuchenden Kinder der Religionsunterricht in der hergebrachten Weise weitergeführt werden darf, steht nach der Vorlage im Belieben der lokalen Unterrichtsbehörden, die dies gewähren können, nach dem Wortlaut aber nicht gewähren müssen. Mit Recht wird hierzu geltend gemacht, daß diese Bestimmung den konfessionellen Zwist in die Gemeinden verpflanze, und daß derselbe bei den künftigen Gemeindewahlen eine große Rolle spielen werde.

Bei dem Antrage, diese Bestimmung mandatory (verbindlich) statt bloß permissive (willkürlich) zu machen, stimmten deshalb auch 26 Liberale gegen die Regierung. Endlich wurde die Vorlage durch alle Klippen glücklich hindurchgebracht, und am 30. Juli fand die entscheidende dritte Lesung statt. Nach einem glänzenden Rededuell zwischen den Führern der Opposition, Mr. Long und dem früheren Premierminister Balfour seitens der Konservativen, dem Führer der Iren, Mr. Redmond, der den Standpunkt der Katholiken zu der Vorlage darlegte, einerseits, und dem Unterrichtsminister Birrell anderseits, den sein joviales Auftreten und sein guter Humor bis zur letzten Stunde nicht verließ, wurde die Vorlage mit 369 gegen 177, also mit einer Majorität von 192 Stimmen, angenommen. Die Abstimmung war fast nur eine Parade der Parteien. Nur zwei Liberale stimmten gegen das Gesetz, der eine als Katholik, der andere wegen seiner den Katholiken seines Wahlkreises gegebenen Versprechungen. Auch 3 Mitglieder der Arbeiterpartei stimmten mit der Opposition, während ein viertes Mitglied das Gesetz zwar stark verurteilte, aber trotzdem dafür stimmte. Geschlossen stimmten mit Nein die Konservativen und die Iren.

Trotz des in der englischen Parlamentsgeschichte lange nicht dagewesenen glänzenden Sieges der Regierung ist das Schicksal des Gesetzentwurfes noch recht ungewiß. Denn daß er in der jetzigen Form vom Oberhaus angenommen wird, daran ist nicht zu denken. Man war sogar darauf gefaßt, daß er dort ohne weiteres abgelehnt würde. Dies ist freilich nicht eingetreten. Noch am Abend des 30. Juli, nach der Annahme im Unterhaus, wurde die Vorlage im Oberhaus eingebracht, das eigens bis 3/4 1 Uhr nachts getagt hatte, und sie wurde dort ohne Debatte und ohne Abstimmung in erster Lesung angenommen. Am 1. August ging man zur zweiten Lesung über und am 3. August erfolgte die „einstimmige" Annahme, d. h. ein Antrag auf Ablehnung war nicht gestellt worden. Die tatsächliche Entscheidung wird, wie im Unterhaus, erst bei der dritten Lesung in den Monaten Oktober und November erfolgen. Dazu hat die Opposition mit dem Erzbischof von Canterbury an der Spitze, der die Bill in der Oeffentlichkeit wie im Oberhaus bei der zweiten Lesung äußerst scharf kritisierte, tief einschneidende Aenderungen in Aussicht gestellt. Auch der Herzog von Norfolk verurteilte die Vorlage vom katholischen Standpunkte aus. Soviel darf als sicher gelten, die Bill wird im Oberhaus, wie der Führer der Iren, Redmond, sich ausdrückte, „be mended or ended".

Die Stellung der Katholiken zu der Vorlage war von Anfang an recht schwierig und teilweise unklar. Durch das konservative Schulgesetz von 1902 hatte man ihnen vollständig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von einem neuen Unterrichtsgesetz hatten sie also keine neuen Vorteile zu erwarten. Anderseits war das bestehende Gesetz wegen der berechtigten Klagen der Nonconformists und der von diesen organisierten sog. passive resistance unhaltbar. Der Unterrichtsminister hatte nicht verfehlt, wiederholt und öffentlich zu erklären, daß er die berechtigten Wünsche der Katholiken berücksichtigen und ihnen entgegenkommen werde. Noch nach der zweiten Lesung war in den „Times" zu lesen, daß die Katholiken schließlich das Gesetz annehmen würden; ebenso hoffte man, daß auch die Iren dafür stimmen würden. Der katholische liberale Abgeordnete Belloc schrieb im April eine Broschüre, wonach durch einige geringe Aenderungen das Gesetz für die Katholiken annehmbar geworden wäre, und er hoffte damals, daß der Minister leicht darauf eingehen werde. Diese Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt. In der Form, wie die Vorlage im Unterhaus zur Annahme gelangt ist, würde die Hälfte aller katholischen Schulen, die mit schweren Opfern erbaut und bis 1902 meist aus Privatmitteln unterhalten worden sind, auf den Aussterbeetat gesetzt werden; denn die sog. facilities, welche die Fortführung einer Konfessionsschule in der bisherigen Weise ermöglichen, gelten nur für Gemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern. Von dieser Bestimmung werden die Anglikaner noch weit schwerer betroffen als die Katholiken.

Bei der Wichtigkeit der Schulfrage für die Katholiken hat sich daraus eine eigentümliche Konstellation ergeben: Die Katholiken, und als solche auch die Iren, die an und für sich an dem vorliegenden Entwurf kein Interesse haben, kämpfen Schulter an Schulter mit den konservativen Hochkirchlern, unter deren drückender Vorherrschaft sie früher und in Irland teilweise noch jetzt so sehr zu leiden hatten, gegen die liberale Partei, der sie das Beschneiden der anglikanischen Vorherrschaft und das Aufheben der konfessionellen Beschränkungen, die den Katholiken wie den Nonconformists im Laufe des letzten Jahrhunderts zugute kamen, zum größten Teil zu verdanken haben. Freilich kann man nicht leugnen, daß die Liberalen, die sich fast ausschließlich aus Nonconformists und „liberalen" Churchmen zusammensetzen, jetzt, wo sie sich mächtig fühlen, das anglikanisch-konservative Joch abzuschütteln, unbewußt dem Rachegrundsatz huldigen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und durch das Schulgesetz dem Lande eine neue Staatsreligion, Undenominationalism, etwa = undogmatisches Christentum, aufzuzwingen versuchen.

Arbeit.

Auf harter Arbeit rauhen Pfaden
Geh mutig deinem Glück entgegen,
Mit dem dich Gott will einst begnaden.
Denk stets daran: Auf Dornenwegen
Sollst du des Glückes Rosen pflücken,
Denn nur Erkämpftes kann dich schmücken.

Eugen Mack.

Essen an der Ruhr.

Von

W. Hankamer, Chefredakteur, Essen.

Ein Jahrhundert vollendet sich in diesen Tagen, daß der ländergierige Schwager (Murat) des herrschgewaltigen französischen Eroberers das Gebiet der Stadt Essen mitten im Frieden an sich riß. Nur ein äußerst bescheidenes Landstädtchen war es noch, dem lediglich seine geschichtliche Vergangenheit einige Bedeutung verlieh. „Welch eine Entwicklung von einem Nonnenkloster zur größten Waffenschmiede der Welt", sagt der heimatliche Geschichtsschreiber in seinem interessanten Rückblick auf das verflossene Jahrtausend Essener Geschichte.

An der Grenzscheide des Franken- und Sachsenlandes gelegen, ein Umstand, der sich auch in den Charaktereigenschaften der altangesessenen Bevölkerung offenbart, ward das Essener Land nach der Niederwerfung des trutzigen Sachsenvolkes und seiner zwangsweisen Bekehrung zum Christentum vom Bischof Altfried von Hildesheim ausersehen, hier ein von dem zuständigen Herrscher mit königlicher Munifizenz ausgestattetes freiweltliches Frauenstift zu gründen, damit dort die Töchter des sächsischen Adels im Christentum erzogen werden konnten. Das benachbarte Werden hatte früher schon durch den hl. Ludgerus eine Benediktiner-Abtei erhalten, um die Geistlichen heranzubilden, die das im Herzen noch heidnische Sachsen mit dem Geiste des Christentums erfüllen sollten. Das Frauenstift hat jahrhundertelang den Mittelpunkt für die Entwicklung Essens gebildet, ohne es seiner Natur nach zu einer größeren Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte kommen zu lassen. Als der Deputationshauptschluß diesen Zustand dauernd beseitigte, lagen die wertvollen schwarzen Diamanten noch ziemlich unberührt im tiefen Schacht. Wie die Schürfung der Steinkohlen sich in den allerengsten Grenzen gehalten hatte, steckte auch die so eng damit verknüpfte Eisenindustrie völlig in den Kinderschuhen. Das wurde auch zunächst nicht wesentlich anders, als infolge des Wiener Kongresses die Essener Lande endgültig mit der Krone Preußens vereinigt wurden. Erst die große Verkehrs- und Kulturumwälzung, welche durch den Bau der Eisenbahnen herbeigeführt wurden, nahmen Essen nach und nach das bis dahin noch ausschließlich landwirtschaftliche Gepräge. Die kleinen industriellen Ansätze waren bedeutungslos und verblieben auch nicht dauernd im Stadtgebiete. Erst in den 1840er Jahren nahm der Kohlenbergbau umfangreiche Formen an. Nur unter den allergrößten Schwierigkeiten hat auch der Begründer der weltberühmten Essener Gußstahlfabrik Jahrzehnte hindurch sich seinen Platz an der Sonne des großgewerblichen Lebens erkämpfen müssen. Einige neunzig Jahre sind es her, als der Großvater des verstorbenen letzten männlichen Trägers dieses Namens, Friedrich Krupp, mit zwei Arbeitern seine „Fabrik" begründete. Ungefähr 62,000 Menschen stehen heute in Dienst und Arbeit dieses gewaltigen Unternehmens, von dessen „kleinen Ausgaben" man ein annäherndes Bild erhält, wenn man bedenkt, daß die Firma in einem Jahre für gesetzliche Kranken-, Invaliden- und Unfallversicherung rund 2 1/2 Millionen Mark, als Beiträge zu gesetzlich nicht vorgeschriebenen Kassen gleichzeitig über 2 Millionen Mark bezahlt.

Es war auf der Londoner Weltausstellung im Jahre 1851, als das erste Stahlhaus Englands einen Block Gußstahl ausgestellt hatte, ein Metall, das damals nur in kleinem Maßstabe, für Werkzeuge angewandt wurde. Dieser Block, der 5 Zentner wog, trug in ungeheuren Buchstaben die Worte „Monstre Bloc" (ungeheurer Block). Als der Vater des verstorbenen Alfred Krupp vor Eröffnung der Ausstellung an diesem Block vorüberging, er, der die Kunst, große Gußstahlstücke herzustellen, erfunden und im stillen erprobt hatte, verfügte er sich schleunigst auf ein Telegraphenamt und bestellte einen „umgehend zu liefernden" Gußstahlblock im Gewichte von 40 Zentnern, auf den er in kleinster Schrift die Worte „Little Bloc" (kleiner Block) anbringen ließ. Dieser Scherz kann als die beste Charakteristik der Ueberlegenheit der Kruppschen Werke gelten. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß die drei ineinander greifenden Ringe, mit denen alle Erzeugnisse der Firma Krupp gestempelt werden, keine Anspielung auf Lessings weisen Nathan und seine Erzählung von den drei Ringen sein sollen, wie zuweilen scherzhaft behauptet wird, sondern die drei Reifen sollen an die nahtlosen Eisenbahnreifen aus Gußstahl erinnern, denen Alfred Krupp, der Vater des letzten Krupp, auf Grund seiner ihm patentierten Erfindung und ihres ungeheuren Erfolges, die materiellen Mittel zur Vergrößerung seines Unternehmens ver-

dankte. Erst dieser materielle Erfolg gestattete ihm, sich der Geschützfabrikation in dem Umfange zu widmen, wie er es erstrebte. Alfred Krupp war es auch, der 1861 den Tausendzentner-Hammer „Fritz“ mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen Mark schuf, den auch Kaiser Wilhelm I. bei seinem Besuch der Kruppschen Werke im Jahre 1878 besichtigte. Der Monteur, der mit der Aufgabe betraut worden war, dem Monarchen den Dampfhammer zu erläutern, wies bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß dieses Riesenwerkzeug sich so haarscharf einstellen lasse, daß der Kaiser seine Taschenuhr auf den Amboß legen könne, ohne daß sie im geringsten durch den Hammer verletzt werden würde, obwohl dieser so unendlich knapp vor dem Gegenstande Halt machen würde, daß es unmöglich wäre, die Uhr unter dem Hammer hervorzuziehen. Das Experiment wurde gemacht, vollzog sich genau nach den Worten des Erklärers, dem der Monarch zum Dank diese Uhr zum Geschenk machte. Geheimrat Krupp überreichte sie ihm in einen Tausendmarkschein gewickelt.

Jedenfalls wird die Kruppsche Gußstahlfabrik den allgemeinen Zielpunkt des Interesses für die Besucher bilden. Wenn auch das Innere dieser Stätte großgewerblichen Lebens verschlossen bleiben wird, das äußere Bild ist schon von einer imponierenden Größe. Wie keine andere unter den großartigen Schöpfungen modernen Geistes des rheinisch-westfälischen Industriebezirks spiegelt sie die kraftvolle Entwicklung des deutschen Gewerbefleißes in den letzten 50 Jahren wieder, der Deutschland ebenbürtig an die Seite der übrigen großindustriellen Reiche gesetzt hat. Die Tatkraft und das Genie des Unternehmertums haben hier wetteifernd mit dem Fleiße und der Intelligenz der Arbeiterschaft fruchtbringend gewaltet.

Aus einer lebensmüden steifen Patrizierin, wie wir Essen an der Schwelle des verflossenen Jahrhunderts angetroffen haben, ist die würdige Assindia eine wackere Bürgerin voll Lebensfreude und Wirtschaftlichkeit geworden, die in ihrer nie rastenden gewerblichen Geschäftigkeit sich naturgemäß nicht immer und überall in ihrem Festtagskleid präsentieren kann. Aber ihr äußeres Ansehen ist entschieden besser als ihr Ruf, den eine schlecht informierte und auch übelwollende Schriftstellerwelt ihr verschafft hat, so daß noch bis in die neueste Zeit hinein naserümpfend über die Metropole des rheinisch-westfälischen Industriegebiets hinweggesehen worden ist. Lewin Schücking sagt in der 2. Auflage des im Jahre 1872 erschienenen, von ihm und Freiligrath herausgegebenen hochberühmten Werkes: „Das malerische und romantische Westfalen“ noch wörtlich: „Essen selbst ist eine häßliche Stadt, der die vor ihren Toren liegenden villenartigen Häuser einigen Schmuck geben. Sie ist so schwarz vom Kohlenstaub wie London von seinem Nebelqualm.“

Ein geharnischter Protest aus der Mitte der Bürgerschaft hat veranlaßt, daß diese wahrheitswidrige Charakteristik in der folgenden Auflage ausgemerzt wurde. Denn im Jahre 1872 war schon sehr vieles geschehen, um der Stadt selbst und ihrer näheren Umgebung ein neuzeitliches Ansehen zu geben. Und jetzt! So zahlreich auch die rauchschwarzen Schlote des Kruppschen Riesenwerkes gegen Himmel streben — Essen bietet das Vollgepräge einer modernen Großstadt mit allen ihren Annehmlichkeiten. Die Genialität ihres verstorbenen Oberbürgermeisters Zweigert hat, gestützt von einer verständnisvollen städtischen Vertretung, unter außerordentlichen schwierigen Verhältnissen für die Verschönerung des Stadtbildes hervorragendes geleistet. Mit großen Geldopfern ist im Innern der Stadt, wo die Verkehrsadern zusammenstoßen, die unregelmäßige mittelalterliche Bauweise korrigiert worden, um dem reichen geschäftlichen Leben, wie es so manche andere Großstadt vielfach vergebens anstrebt, freie Bahn zu schaffen. Manches bleibt da allerdings noch nachzuholen, aber die Straßenzüge, welche um das alte Stadtbild herum entstanden sind, bieten dagegen ein getreues, wenn auch nicht völlig ausgereiftes Bild neuzeitlicher Entwicklung. In der Ausgestaltung des Essener Stadtbildes, vor allem der Stadtperipherie, tritt ein starkes sozialpolitisches Empfinden besonders angenehm hervor, die gleichzeitig auch in verschiedenen caritativen und hygienischen Einrichtungen ihren warmen Ausdruck gefunden haben. Die amtliche Fürsorge rivalisierte nach dieser Richtung mit der Privatwohltätigkeit. Die den modernen Anforderungen angepaßten katholischen und evangelischen Krankenhäuser, die großartige Idioten- und Taubstummenanstalt, Gesellenhospize und Waisenhäuser legen Zeugnis ab von dem aufrichtigen Bestreben, überall helfend einzugreifen, wo die Not sich zeigt. Ein städtisches Krankenhaus, dem reiche Vermächtnisse bereits zugefallen sind, mit einem Kostenaufwand von über 5 Millionen Mark, ist in der Ausführung begriffen. Ein leuchtendes Zeichen herzlicher Arbeiterfürsorge offenbart sich vor allem in den verschiedenen von den verstorbenen Inhabern des Kruppschen Werkes geschaffenen und behaglich eingerichteten Arbeiterkolonien und sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen.

Für die Volksbildung ist sowohl hinsichtlich des höheren als des niederen Schulwesens reichlich Sorge getragen. Vielleicht hätte man sogar etwas weniger splendid bei der baulichen Ausgestaltung einzelner Anstaltsgebäude verfahren sollen.

Wie ein zukünftiges Wahrzeichen präsentiert sich der monumentale Saalbau inmitten des prächtig gepflegten städtischen Gartens. Noch vor kurzem ist innerhalb der Kölner Stadtverordnetenversammlung davon bewundernd die Rede gewesen. Es handelt sich um eine allgemeine Erholungsstätte, wie sie in einer derartigen Vollendung kaum eine andere Großstadt aufzuweisen haben dürfte. Daneben ist jetzt auch noch der Stadtwald erworben worden, um der Bürgerschaft eine weitausgedehnte Stätte der Erfrischung zu bieten.

Aber nicht nur in industrieller Beziehung bietet Essen seine hochinteressanten Seiten. Dort, wo der gleichmäßige Gang der Maschinen keinen Stillstand duldet, wo der nächtlich gerötete Himmel ein Wahrzeichen irdischen Schaffens des rastlosen Menschengeistes ist, hat von jeher auch ein frisches, geradezu vorbildliches kirchliches Leben pulsiert. Es ist das ein treu gehütetes, kostbares Vermächtnis der Väter, die in dem ehrwürdigen Erinnerungszeichen kirchlich-frommen Sinnes und hochentwickelten Kunstfleißes aus grauer Vorzeit, wie es die Münsterkirche bietet, ihre besondere Stärkung zur mutigen Verteidigung ihrer religiösen Ueberzeugung gewonnen haben mögen. Aus der ottonischen Zeit stammt dieses hehre Gotteshaus mit seiner Goldkammer, dessen unvergleichlicher Schatz an goldenen und silbernen Kirchengeräten die Bewunderung des Kenners herausfordert. Bis gegen Ende der 1860er Jahre hatten die Katholiken Essens nur dieses eine Gotteshaus; jetzt bieten acht prächtig ausgestattete Kirchen und fünf Notkirchen zur Befriedigung des stark entwickelten religiösen Pflichtbewußtseins des katholischen Volksteils keinen hinreichenden Raum. Drei weitere Gotteshäuser sind im Entstehen begriffen, noch weitere geplant. Ein vorbildlicher Opfersinn, der auch in Zeiten wirtschaftlicher Rückschläge sich kräftig bewährt hat, ließ diese dauernden Zeugen des Glaubenseifers inmitten einer vielfach gottentfremdeten Welt erstehen.

Ein Netz von Vereinen, kirchlichen, wohltätigen und sozialpolitischen Charakters, ist über Stadt und Land gezogen. Sie sind es, welche die herrlichen Früchte des kirchlichen Lebens gezeitigt und die viel bewunderte Widerstandskraft des katholischen Volksteils in der Verteidigung der religiösen Ueberzeugung hervorgerufen haben. Essen ist nämlich ein historischer Boden für die protestantische Kontroverspropaganda in der traurigen Ausartung des Evangelischen Bundes. Die Anfänge gehen zurück in die Mitte 1840er Jahre, wo der Krummachersche Katechismus erschienen ist und die preußische Zensur eine ausreichende Widerlegung unmöglich machte. Die gleiche Rückgratfestigkeit wie gegen die liberal-protestantischen Anfeindungen hat die katholische, insbesonderlich die Arbeiterbevölkerung gegen die seitens der Sozialdemokratie mit allen Mitteln der Verhetzung versuchte Untergrabung der kirchlichen und staatlichen Autorität an den Tag gelegt. Die populäre christliche Sozialpolitik hat so recht in Essen ihre praktische Pflege gefunden. In Essen können in betreff der planmäßigen Einrichtung und gedeihlichen Leitung katholischer Arbeitervereine instruktive Studien gemacht werden. Die christliche Gewerkschaftsbewegung hat von Essen aus ihren Siegeslauf durch das Deutsche Reich genommen. Der Volksverein für das katholische Deutschland hat allerdings nicht im ersten Ansturm, aber nachträglich eine um so freundwilligere Aufnahme gefunden. Im Stadt- und Landkreis sind rund 25,000 Katholiken im Volksverein organisiert.

Die nähere Umgebung entbehrt auch nicht des landschaftlichen Reizes. Das malerische Ruhrtal mit der Villa Hügel übt allsommerlich seine Anziehungskraft auf die Bewohner in meilenweiter Entfernung aus. Dort liegt das friedliche Werden mit seiner altehrwürdigen Abteikirche und dem Grabe des Friesenapostels Ludgerus, das Ziel der Wallfahrt der Versammlung, dahinter das gewerbefleißige Kettwig, alles umrahmt von Fluß, Wald und Hügel.

So vereinigt sich in Essen alles, was Herz und Sinn gefangen nehmen und allgemeines Interesse erwecken kann. Die Hauptsache wird aber für die Besucher sein, teilzunehmen an der Lösung der bedeutungsvollen Aufgaben, welche der 53. Generalversammlung nicht zuletzt nach der sozialpolitischen Seite gestellt sind. Nicht irdische, vergängliche Vorteile sind es, welche erjagt werden sollen, sondern es ist der Dienst des Kreuzes, der uns zusammenruft und der allein die Völker zur vollen Wahrheit und zu unvergänglichem Glücke führt.

Auf des Messers Schneide.

Ein Stimmungsbild aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

Von

Redakteur Collet, Duisburg-Ruhrort.

Hochkonjunktur! Wenn je, so haben wir sie heute. „Sie können auf des Rheines Flut die Schiffe kaum verladen", darf man mit Recht hier Scheffel variieren. In den Rhein-Ruhrhäfen stauen sich die mit Kohlen und Eisen beladenen Waggons; kaum bleibt ein Gleis zum Rangieren frei. Sonntagsarbeit muß der Tag- und Nachtarbeit zu Hilfe kommen. Den Zechen und Kokereien des Ruhrgebiets wurden in der letzten Julihälfte ca. 4500 Waggons à 10 Tonnen weniger gestellt, als zum Versand notwendig waren. Zu Tausenden werden die im Auslande angeworbenen Arbeiter in das Industriegebiet gebracht. Hochkonjunktur!

Es gibt Leute, die das erfreulich nennen, die meisten nennen es bedauerlich. Letztere sind diejenigen, die da erfahren, daß von dem reichen Segen der an sich erfreulichen Erscheinung der Allgemeinheit weit weniger zugute kommt als ihr gebührt. Das ist aber nicht nur das Bedauerliche, sondern auch das Gefährliche der wirtschaftlichen Situation. Zu dieser Allgemeinheit zählen zunächst die Arbeiter. Die Löhne, vor einigen Jahren durch die Krise in der Industrie gedrückt, erfuhren nur geringe Aufbesserung. Sie schwanken zwischen 3 und 6 M pro Schicht von 8 bzw. 10 und 12 Stunden, halten meistens die Mitte von 4 und 5 M. Die längeren Schichten gelten für die Eisenindustrie. Wohnungsmieten und Lebensmittelpreise steigen rapide. Haus- und Boden-Agrarier nützen die Situation aus.

Die Großindustrie hat ein Palliativmittel dagegen. Sie baut Arbeiterkolonien und gründet Werk-Konsumanstalten: „Wir geben euch Gelegenheit, billig zu wohnen und billige Nahrungsmittel zu erwerben, benützt die Gelegenheiten und ihr werdet finden, daß euer Lohn auskömmlich ist." Der intelligente Arbeiter sieht in beiden nur ein Mittel, die Abhängigkeit der Arbeiterschaft von der Großindustrie zu steigern. Der Volkswirt rechnet nach, daß der Großindustrie durch ihr Arbeiterwohnungs-, Konsum- und Kantinensystem 75 Prozent und mehr der gezahlten Lohnsummen wenige Tage nach der Löhnung wieder zufließen, also wieder nutzbar gemacht werden. Die Angehörigen des Mittelstandes, Kaufleute, Handwerker 2c. sehen sich in ihrer Existenz bedroht. Es gibt Ortschaften im Industriegebiet mit 20 und 30 Tausend Einwohnern, in denen außer einigen als Warenhäuser betriebenen Abschlagszahlungsgeschäften nur noch Händler mit landwirtschaftlichen Produkten und sogenannte Schnellsohlereien für Schuhwaren existieren können. Die Großindustrie schluckt alles, selbst die durch Lohnsteigerungen sich hebende Lebensweise der Arbeiter zahlt ihr erhöhten Tribut.

Ungesunde wirtschaftliche Verhältnisse haben keinen Bestand. An dieser Tatsache läßt sich nicht rütteln. Mögen solche Verhältnisse die Folge verfehlter Entwicklung oder, wie hier, das Produkt einer ihrer Natur nach ungerechten Spekulation sein, die Folge ist die gleiche. Auf des Messers Schneide bewegt sich die augenblickliche Situation im Ruhrgebiet.

Oft hört man der Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß trotz allem die Arbeiterschaft so ruhig sich verhält. Man gebe sich keiner Täuschung hin. Es gärt in den Massen, still zwar, aber stetig. Der Großindustrie kommt zweierlei zugute: Die Bergarbeiterschaft hat sich noch nicht gänzlich vom letzten großen Ausstand erholt. Sie hat auch das Empfinden, daß ihr in Bürgerkreisen weniger Sympathie blüht als beim Ausstand 1904. Das ist erklärlich. Die bürgerliche Geschäftswelt hatte gehofft, ein Sieg der Bergarbeiter würde Lohnerhöhung, Abbruch der Beziehungen zu den Werk-Konsums zur Folge haben. Die Hoffnung war eitel, vielfach stehen heute noch die Kreditkonten offen, die man den Bergarbeitern zur Streikzeit bewilligte. Die Industriearbeiter sind in sich uneinig. Die Zahl der Organisierten ist verhältnismäßig klein und verteilt sich auf mehrere sich befehdende Verbände. Die Ausländer sind meist indifferent und werden von ihren deutschen Kollegen mit Mißtrauen betrachtet.

Trotzdem dürfte die Krisis, wenn sie plötzlich hereinbricht, eine Arbeiterbewegung zeitigen, keine klug berechnete, sondern eine impulsive, wie es die der Bergarbeiter 1904 gewesen ist.

Auch ein Wort über die katholischen Studentenkorporationen.

Von

August Nuß, Referendar, Gernsheim a. Rh.

In Nr. 28 der „Allg. Rundschau" brachte Alex Koepchen eine „Freimütige Kritik der katholischen Studentenkorporationen." Es sei mir als Mitglied des CV (Cartell-Verband der katholischen deutschen Studentenverbindungen) gestattet, darauf einiges in Kürze zu antworten.

Zunächst will ich — um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen — ausdrücklich feststellen, daß ich das Innenleben, den Geist unserer katholischen Korporationen für deren wesentlichsten Lebensinhalt halte, daß nach meiner Ansicht die praktische Betätigung der Prinzipien: Religion, Wissenschaft, Freundschaft! der Lebenskern für die katholischen akademischen Vereinigungen sein muß, ohne den sie ihre Daseinsberechtigung verlieren; mit einem Wort: ich unterschreibe rückhaltlos den Satz: „Nicht nur in die Breite müssen wir wachsen, vor allem in die Tiefe!"

Ich gehe also von demselben Vordersatz aus wie der Herr Verfasser. Trotzdem vermag ich mich seinen Ausführungen nicht anzuschließen.

Die katholischen Studentenkorporationen sind aus idealen Grundsätzen herausgeborene, zu idealen Zwecken gegründete Schöpfungen, aber Schöpfungen — von Menschen! Sie sind wie diese mit allen ihren Vorzügen, aber auch ihren Schwächen behaftet. Sie sind wandelbar und wechselnd wie die Menschen, die ihre Reihen füllen, verschwinden und dann wieder anderen Adamskindern Platz machen. Die katholischen Korporationen sind Kinder ihrer Zeit. Sie sind von den sie umgebenden Verhältnissen beeinflußt, sie sind in die Speichen des Rades der Zeit eingefügt und bleiben deshalb in fortlaufender Bewegung. Und es ist gut so! Es ist gut, daß auch unsere katholischen Korporationen den Verhältnissen und Forderungen der Zeit Rechnung tragen. Dann sind sie auch nicht rückständig und unzeitgemäß. Was vor 30 und 50 Jahren für sie maßgebend war, braucht heute nicht mehr für sie zu gelten. Dies gilt namentlich vom sog. äußeren Auftreten. Betrachtet euch einmal die alten Studentenbilder und vergleicht sie mit den neuen. Auch damals erschienen unsere katholischen Musensöhne „in ihrer äußeren Haltung einwandfrei", und doch kann wohl niemand ihre damalige Kleidung und ihren studentischen habitus als Muster für den heutigen katholischen Korporationsstudenten hinstellen. Wollen die katholischen Korporationsstudenten heutzutage wirklich „einwandfrei", d. h. ohne als „Schlote" aufzufallen, daherkommen, so müssen sie in Kleidung, Haltung, Lebensführung, mit einem Wort: in ihrem ganzen Benehmen den — ich gebrauche das verpönte Wort, weil es am verständlichsten ist — „schneidigen" Studiosus erkennen lassen, dem jeder Kenner und Gebildete ansieht, daß er sich benehmen kann und sich in jeder gesellschaftlichen Situation zurecht findet. Er braucht deshalb noch lange kein „Modeaffe" zu sein. So etwas wäre höchst affig und borniert! Nur nicht gleich vom Extrem des Gigerl in das andere Extrem verfallen wollen. Aber — der gentleman braucht so viel Geld! Dann ist er ein „protziger" gentleman, ein Verschwender, der nichts wert ist. So wollen wir keine Leute haben, die mehr ausgeben, als sie vertragen können. Anderseits wäre es deplaziert und ein praktischer Unsinn, wenn man den Leuten die Grenze vorschreiben wollte, über die sie beim Geldausgeben nicht hinausgehen dürfen. Ich habe viele Freunde kennen gelernt, die mit verhältnismäßig wenig Geld ein ganz flottes Studentenleben als schneidige Verbindungsstudenten geführt haben, — ohne Schulden zu machen! Die Leute haben sich haushälterisch eingerichtet. In den katholischen Korporationen gibt es keine „Wechselskala", nach der die Aufnahmefähigkeit des einzelnen Fuchsen bemessen wird. Natürlich, mit nichts kann ein inkorporierter Student nicht auskommen. Dies dürfte aber auch einem „Wilden" nicht gut möglich sein. Ein jeder strecke sich nach seiner Decke und sehe zu, wie er's treibe. Auch sind die Ausgaben für die drei- und viertägigen Stiftungsfeste und sonstigen Veranstaltungen nicht allzu groß, wenn man bedenkt, daß das Stiftungsfest naturgemäß nur alle Jahre einmal gefeiert wird und daß die übrigen „Mimiken" nicht zum Alltäglichen gehören. Man richtet sich dann, wenn man's nötig hat, an den vergnügungsleeren, „saueren" Tagen pekuniär so ein, daß man für die „frohen Feste" zu leben hat. Man braucht deshalb weder bei der einen noch bei der anderen Sorte von Tagen zu verhungern. Im übrigen richten sich die Re-

präsentationspflichten der einzelnen studentischen Korporationen ganz nach den einzelnen Orten. Die Frage, warum die Ballabende in den teuersten Sälen der Stadt und nicht in den billigeren abgehalten werden, will ich hier nicht beantworten, obwohl ich eine Antwort wüßte. Als allgemein gültiger Grundsatz darf wohl ausgesprochen werden, daß eine katholische Studentenkorporation, die neben innerer Charakterfestigkeit auch zu repräsentieren versteht, sich selbst und der katholischen Sache einen guten Dienst erweist. Und was das Trinken angeht, so stehe ich mit sehr vielen, wohl weitaus den meisten katholischen Korporationen auf dem Standpunkt völliger Neutralität, indem man weder die Rechte der mäßigen Alkoholiker noch die der mäßigen Temperenzler verletzen soll. Ich habe schon alkoholfreies Getränk auf der Kneipe trinken sehen. Der Antialkoholiker kam damals nicht in Bier-Verruf. Im übrigen geht's recht gemütlich in unseren Korporationen zu, und wenn man hie und da in der Fuchsenstunde vielleicht etwas derb angefaßt wird, so darf man's nicht so tragisch nehmen.

Ueber dem äußeren Auftreten, dem Repräsentieren usw. müssen naturnotwendig bei uns katholischen Korporationsstudenten unsere Grundsätze stehen. Es mag sein und nach manchen Erfahrungen bin ich gezwungen, dies offen zuzugeben, daß in dieser Beziehung bei uns auch nicht alles Gold ist, was glänzt. Ich habe Cartellbrüder kennen gelernt, an deren „Lebensfreundschaft“ man verzweifeln könnte, und wie mir wird es vielen anderen gegangen sein. Ich habe aber auch — Gott sei Dank — noch viel mehr Cartellbrüder kennen gelernt, an deren aufrichtiger Freundschaft man sich erbauen und ein Beispiel absehen konnte. Wie steht es ferner bei manchen katholischen Korporationsstudenten mit der „Wissenschaft“! „Nun hab' ich Semester und heiß' altes Haus — doch: die Schätze der Weisheit sind auch noch nicht mein!“ Die meisten katholischen Korporationsstudenten aber, die so singen, haben diesen Studentenvers — Gott sei Dank — persönlich nicht mit- oder nachempfunden. Und nun erst das Prinzip „Religion!“ Hier kommt ein bitteres Kapitel. Gar vieles wäre hier über die Begriffe: Verinnerlichung, religiöse Ueberzeugung und Leben nach dieser Ueberzeugung, auf der einen Seite — und über religiöse Gleichgültigkeit und Lauheit, Unglauben und Voraussetzungslosigkeit auf der anderen Seite zu sagen. Doch, die meisten unserer Gesinnungsgenossen sind es nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich; man darf annehmen, daß alle katholischen Korporationen sich den Glauben ihrer Gründer bewahrt haben, und wenn sie unter unerschütterlichem Festhalten an ihren altbewährten Grundsätzen in bezug auf deren Aeußerungsformen den modernen Forderungen der Zeit, soweit es möglich und erlaubt ist, gerecht zu werden suchen, so darf man sie noch lange nicht der Untreue und Gesinnungslosigkeit zeihen! Das wäre stockkonservativ! Wir sollen und wollen auf der Grundlage katholischer Lebensanschauung „freie Burschen“ sein. Von spezifisch religiösen Genossenschaften halten wir uns frei — als offizielle Korporationen, ohne dabei der Wertschätzung zu vergessen, welcher sich die von der Kirche approbierten Kongregationen ꝛc. bei ihren kirchlichen Vorgesetzten erfreuen.

Ich bin nach alledem der Ansicht, daß der Herr Verfasser des Aufsatzes in Nr. 28 der „Allgemeinen Rundschau“ den Kardinalfehler gemacht hat, daß er beklagenswerte Einzelerscheinungen im kath. Korporationswesen verallgemeinert hat. Man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten! Gerade die modernen Hochschulkämpfe und der akademische Freiheitsrummel haben die katholischen Studentenverbände auf ihre Lebensquelle, ihre Prinzipien hingewiesen. Und es ist mir gerade im Hinblick auf die jetzige Epoche unseres akademischen Lebens unverständlich, wie in dem oben erwähnten Aufsatz von der „Uneinigkeit“ der einzelnen katholischen Studentenverbände gesprochen werden konnte. Es ist wahr: Unter den einzelnen katholischen Verbänden besteht keine völlig geordnete und neidlose Einigkeit. Es ist auch richtig, daß Gegensätze bestehen z. B. hinsichtlich des Couleurtragens und sonstigen Aeußerlichkeiten. Allein das ist nicht richtig, daß diese „Zersplitterung“ beweisen soll, daß es „am Gefühl der Zusammengehörigkeit, an religiösem Bewußtsein (!) fehlt.“ Der Hauptgrund der „Uneinigkeit“ ist lediglich die Rivalität. Jeder katholische Studentenverband ist der Nebenbuhler, der Konkurrent des anderen. Aber deshalb sind sie noch lange nicht „uneinig“ in bezug auf ihre Lebensanschauung, ihr religiöses Bewußtsein. Da sind sie vielmehr vollständig einig! Getrennt marschieren und vereint schlagen! ist ihre Losung und sie sind schon nahezu 50 Jahre recht gut dabei gefahren. Die Stagnation ist vom Uebel; reger anständiger Wettbewerb unter Rivalen bringt Fluß ins geistige und sonstige Leben. Ueberdies sind die verschiedenen katholischen Studentenverbände geradezu notwendig, weil sie der Geschmacksrichtung des einzelnen katholischen Studenten Rechnung tragen. Auch hier darf man einzelne Vorkommnisse nicht generell behandeln.

* * *

Referendar H. Schmitz in Köln übersandte nachstehende „Randglossen zur Kritik der katholischen Studentenkorporationen“:

Dem Verfasser der „Kritik“ muß ich in zwei Punkten widersprechen. Leider muß ich auf Grund meiner und meiner Freunde Erfahrungen bestreiten, daß die katholischen Korporationen allesamt und überall moralisch unantastbar seien.*) Es hat schon für einige derselben Semester gegeben, wo es mit der Moral einzelner Mitglieder, selbst einer größeren Anzahl, gar nicht besonders stand, und sich dies in Beschlüssen, wenn auch in negativem Sinne, kundgab. Es ist nicht angenehm, dies feststellen zu müssen; aber nur bei Einsicht der Wahrheit läßt sich etwas bessern; gerade diese Wahrheit fordert die besondere Studentenpastoration in den Großstädten.

Wenn ferner gewünscht wird, daß die Konviktoristen an dem Korporationsleben teilnehmen, so glaube ich nicht, daß unsere Korporationen dieselben mit Freuden aufnehmen würden. Für die Konviktoristen würde das auch nicht zu empfehlen sein; eine solche Verweltlichung des Konviktlebens würde dem theologischen Studium schwerlich förderlich sein. Allerdings wäre sehr zu wünschen, daß die Theologen für ein oder zwei Semester den Korporationen angehörten, zur eigenen Prüfung und Charakterfestigung und vor allem zum Wohl ihrer Kommilitonen.

Zu dem Zweck müßte ihnen aber gestattet sein, ganz aus dem Konvikt hinauszugehen. Würden sie auch dann diese Semester für ihre theologische und eventuell auch asketische Ausbildung verlieren, der Allgemeinheit würde dies nur nützen! Jedenfalls dürfte es nicht mehr vorkommen, daß Vorgesetzte der jungen Theologen dieselben deshalb für minderwertig halten, weil sie Korporationsstudenten gewesen sind. Zu bedenken ist auch noch, daß ehemalige Korporationsstudenten als Kaplane oder Pfarrer eher Konnex mit den andern akademisch gebildeten Katholiken erhalten, als es bisher gelingt. Dies würde manchen kirchlichen, caritativen und sozialen Bestrebungen sehr förderlich sein können.

Zum Schlusse möchte ich den Wunsch aussprechen, daß an dem Ort, wo diese Zeitschrift erscheint, bald etwas für gründliche Studentenseelsorge und Gewinnung der Studenten für soziale Arbeit geschieht. Diesen Wunsch teilen besonders diejenigen mit mir, welche die bestehenden sozial-caritativen Vereinigungen kennen und nach München verschlagen werden.

---

*) Von anderer Seite wird dem Herausgeber zu dieser Frage geschrieben: Nach meiner, auf einwandfreier Grundlage beruhender Kenntnis der Sachlage könnte ein solcher Vorwurf nur mit nachdrücklichster Einschränkung erhoben werden. Es mag richtig sein, daß hier und da gefehlt wird, aber diese Vorwürfe betreffen doch nur einzelne Personen, die den Korporationen angehören, deren Bestand sich in den Semestern ändert. Demnach dürfte es den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, wenn konstatiert wird, daß der Geist unserer katholischen Korporationen immer noch sittlich einwandfrei ist, und daß, von in kleiner Minderheit befindlichen, innerlich dem katholischen Korporationsgeist entfremdeten Elementen abgesehen, die katholischen Studentenverbände das allgemeine Gepräge moralisch hochstehender akademischer Organisationen tragen.

Meeresfrieden.

Wie wundersame Festbeleuchtung
Steht überm Meer das Abendgold,
Geschmückt mit königlicher Krone
Hellflimmernd jede Woge rollt.

Ein Murmeln bald und bald ein Rauschen,
Wie Wind, der durch die Linden zieht;
Bald orgeltief, bald leis verhallend
Erklingt der See melodisch Lied.

Am weiten Horizont ein Segel,
Ein leiser, ferner Möwenschrei,
Und in unendlich tiefem Frieden
Schwebt segnend Gott der Herr vorbei.

M. Bachem-Sieger

Gottfried Kurth.

Von

Dr. J. Holzner, München.

Am 15. Juli veranstaltete die belgische Universitätsstadt Lüttich eine Abschiedsfeier eigener Art. Arrangiert von den christlichen Demokraten galt sie einem Manne, auf den nicht bloß ein 7 Millionen-Volk wie Belgien, nein, auf den die ganze katholische Welt, soweit sie wissenschaftlich interessiert ist, mit Stolz hinweisen darf: „Auch er ist einer der unsrigen!“ Prof. Gottfr. Kurth, der berühmte Verfasser der „Anfänge der Zivilisation“, der Mann der exaktesten Forschung und der wärmsten Poesie, der trockensten Gelehrtenarbeit und feurigsten Initiative, des kindlichsten Glaubens und der kühnsten Gedanken, der Abgott der Studenten und der Liebling der Arbeiter: er tritt nach 33 Jahren schwerer Arbeit und aufregenden Kampfes von seiner Tätigkeit an der Universität zurück, um als geistiger Führer der christlichen Demokratie nur mehr den sozialen Interessen seines Landes zu leben. Einzig in seiner Art war das Fest: der Beamte, der Vertreter der Wissenschaft, der Mann mit der schwieligen Hand, Priester und Laien waren an der Huldigung für diesen Gelehrten gleich interessiert. Das Ausland hat ihn telegraphisch beglückwünscht. Nur von den katholischen Gelehrten Deutschlands ist bedauerlicherweise nichts verlautet. Und doch gehört G. Kurth auch uns! Deutsch ist seine Muttersprache, wenn er auch seine Werke in der offiziellen französischen Sprache schrieb, deutsch ist sein ehrlicher gerader Sinn, urgermanisch sein wahrheitsliebender, unbeugsamer Charakter, deutsch ist auch seine historische Methode und Akribie. Uns Münchenern aber ist er seit dem Gelehrtenkongreß von 1900 kein Fremdling mehr! Es rechtfertigt sich also von selbst, wenn wir dem liebenswürdigen Apologeten und seinem Lebenswerk einige Zeilen widmen, wobei wir uns auf den schönen Nachruf eines seiner Schüler im „XX. Siècle“ beziehen.

Gottfr. Kurth ist 1847 zu Arlon geboren. Mit 16 Jahren schon lenkte er durch seine außerordentliche Begabung die Aufmerksamkeit des Landes auf sich. Damals schrieb er bei einer von der Regierung angeordneten musikalischen Preisbewerbung eine Kantate, welche die Jury, ohne den Verfasser zu kennen, mit dem ersten Preis krönte; in der ersten nur zu natürlichen Verblüffung sträubte sie sich lange, den Preis einem Tertianer zuzuerkennen. 2 Jahre später gewann er, was noch nie dagewesen, drei Ehrenpreise in der Rhetorik, die ihm eine auf Befehl des Königs eigens geprägte goldene Medaille eintrugen.

„Die Musen stritten sich,“ wie Senator Braun in der Festrede so schön sagte, „um das Wunderkind. Die sein 16jähriges Herz schlagen ließ und ihm die ersten Lorbeeren zudachte, inspirierte auch später seine Werke; aber der Clio weihte er sein Leben, und zwar einer christlichen Clio, deren Kult er mit dem edelsten Feuer und der eindringlichsten Kritik pflegte.“

Sein Meisterwerk „Les Origines de la Civilisation“ verschaffte dem 34jährigen einen Weltruf und zählt zu den klassischen Werken der Geschichtschreibung. Sein zweites Werk „Die Geschichte der Dichtkunst bei den Merovingern“, lieferte zugleich das Material zu der herrlichen Monographie über Chlodwig (1901), dessen Charakterbild nun von der legendenhaften Uebertünchung befreit im reinen Lichte der Geschichte erstrahlt. „Die Kirche an den Wendepunkten der Geschichte“ zeigt den synthetischen Geist des Verfassers so recht in seiner gestaltenden Kraft. Die größte Bewunderung in Belgien fand aber das geradezu unvergleichliche „Handbüchlein der belgischen Geschichte“ für Volksschulen, in dem sich der große Gelehrte wie ein echter Künstler ganz zur Fassungskraft der Kleinen herabläßt. Wann wird uns bayerischen Katholiken ein katholischer Geschichtsschreiber ein ähnliches Buch bescheren? Unsere katholische Vergangenheit würde es wahrhaft verdienen, einen gleichen Herold zu finden! 20 eng gedruckte Seiten wären nötig, um nur eine Uebersicht der literarischen Arbeiten Kurths zu geben. Was aber bei einer solchen Fülle das wichtigste ist: Kurth war immer er selbst. Frei von aller Unselbstständigkeit, von aller Amalgamierung fremder Gedanken und Resultate, von allem plagiatorischem Geist, der auch unter Gelehrten nicht selten vorkommen soll, war Kurth ein Feind aller Schablone und Routine. Nachdem er das Material gleichsam unter dem Mikroskop vorbereitet hatte, entwarf er nach Art der alten Freskomaler großzügige Gemälde von kühner Auffassung und leuchtender Farbenpracht. Der Historiker, der Künstler und Redner ergänzten und kontrollierten sich in ihm aufs vorteilhafteste. Wie der Paläontologe mit Hilfe eines Knochens oder Wirbelstückes untergegangene Arten rekonstruiert, so ließ Kurth oft aus dürftigen Dokumenten durch seine glückliche Divinationsgabe entschwundene Epochen und Menschen wieder erstehen. „Intuition der Vergangenheit“ verlangt er vom Historiker, jene beschwörende Kraft, welche die Toten erweckt, und die allein den Paläographen, den Chronisten zum Geschichtsschreiber macht. So hat er selbst Chlodwig, Clotilde, Bonifaz, Notger aus der Asche wieder zum Leben erweckt.

Kurth hat Schule gemacht. Viele der bedeutendsten Historiker Belgiens sind seine Schüler. Wenn Belgien in der Gründlichkeit historischer Forschung, in der Bedeutung historischer Leistungen einen ehrenvollen Vergleich aushält mit Deutschland, so mag es sich bei Kurth bedanken. Er hat überall Talente geweckt, seine Schüler nie, wie so manche Professoren es tun, für seine eigenen Arbeiten ausgebeutet. Wie viele Werke seiner Schüler hat er selbstlos inspiriert! Er stand in wahrhaft väterlichem Verhältnis zu ihnen, hat als echter Erzieher ihre Seelen gemodelt und ihnen den Stempel seines edlen Geistes aufgedrückt. Er übte aber auch einen faszinierenden Einfluß auf sie aus. Sein feuriges Temperament, seine romantische Ardennen-Natur, seine gewaltige rhetorische Ader schützten ihn vor der Langweile, die der Tod so vieler akademischer Vorträge ist. Aber wenn er sich zuweilen seiner poetischen Inspiration überließ, dann berauschte er mit einer Fülle von Ideen seine Hörer und seine Worte rieselten wie ein Goldregen über sein atemlos lauschendes Auditorium nieder. Was Wunder, wenn die akademische Jugend mit fast schwärmerischer Liebe an ihrem Lehrer hing!

Noch viel wäre zu sagen über den Politiker Kurth. Er war nicht der Mann, die Welt von den Fenstern seines Studierzimmers aus zu betrachten. Die tiefsten Impulse der christlichen Liebe trieben ihn, alles, was er als wahr erkannte, in Lebenswerte umzusetzen. Der Grundzug seines Charakters ist demokratisch: „Für Gott und fürs Volk!“ Das Emporringen der niederen Volksklassen zur Anteilnahme an allen Kulturgütern und an der politischen Führung, das mit Christus begonnen hat, ist das Ziel der christlichen Demokratie, der Kurth den Rest seines Lebens widmen wird. So steht er heute vor uns, und wir senden ihm unsern Gruß: Dem großen Gelehrten, dem liebenswürdigen Redner, dem edlen Jugenderzieher, dem Propheten der christlichen Demokratie, dem unerschrockenen Apologeten, dem treuen „Kapitän Jesu Christi!“

Prof. Forel über Kunst und Kunstgewerbe im Dienste der Pornographie.

Es dürfte für weite Kreise beachtenswert sein, was der bekannte Professor der Psychiatrie August Forel in seinem Werk: „Die sexuelle Frage“*) über die Kunst und das Kunsthandwerk, die der Pornographie (dieses Wort übersetzt Forel mit: „Liebe zum Schweinischen“) dienen, äußert. Die Zitate sind wörtlich nach der Seitenzahl der neuesten Ausgabe. Das Wort „Pornographie“ ist in der Ausgabe durchschossen. Die Worte „guten, alten Zeit“ sind von Forel in „—“ gesetzt.

Forel ist bekanntlich ein Hauptvertreter des Haeckelschen Monismus und hält auch sein Werk im Sinne dieser atheistischen philosophischen Anschauungen. Forel schreibt:

S. 84, Z. 3. „Den Naturzweck des Geschlechtstriebes vergessend hat die menschliche Kultur denselben als künstlichen Genuß gezüchtet und alle nur erdenklichen Mittel ersonnen, um die Libido zu erhöhen und ihr Abwechslung zu verschaffen.“

S. 84 Z. 11. „Die moderne Kunst vor allem ist vielfach zu einem großartigen Hilfsmittel der Anreizung des Erotismus, sagen wir es gerade heraus, zu einem Bundesgenossen der Pornographie geworden. Mit erheuchelter Entrüstung gegen die Andersdenkenden werden häufig die unglaublichsten erotischen Reizmittel unter dem Deckmantel der Kunst verteidigt und bewundert. Die Photographie und alle andern so ungeheuer verfeinerten und verbesserten Methoden der bildlichen Vervielfältigung, die verbesserten Verkehrsmittel, die den heimlichen Geschlechtsverkehr erleichtern, das Kunstgewerbe, das unsere Wohnungen und Geräte schmückt und verziert, der ganze raffinierte Luxus unserer Zeit, der größere Komfort der Wohnungen, der

*) Prof. Aug. Forel, Die sexuelle Frage. 4. und 5. Auflage. 16.—25. Tausend. München, 1906. Ernst Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.

Betten 2c. sind alle vielfach in die Dienste der erotischen Lüsternheit getreten."

S. 84, Z. 25. „Mit einem Wort, die künstliche Züchtung der Libido sexualis des Mannes hat eine wahre Hochschule des Lasters entstehen lassen. Es ist keine Frage, daß die jetzt überall verbreiteten, zugleich kunstvollen und naturgetreuen Darstellungen erotischer Szenen sexuell viel mehr anzureizen vermögen als die groben, mangelhaften Darstellungen der „guten, alten Zeit", in welcher die erotischen Kunstwerke auf wenige Museen oder auf den Besitz reicher Leute beschränkt waren."

S. 84, Z. 34. „Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß durch immer wiederholte künstliche Reizung in aller nur erdenklicher Abwechslung, welche die Objekte der sexuellen Begehrlichkeit vermehrt und anziehender gestaltet, jene Begehrlichkeit gesteigert wird."

S. 86, Z. 30. „Wir haben schon (sc. S. 84. D. R.) die pornographische Kunst als eines der Mittel zur künstlichen Reizung der Libido bezeichnet. Für niedriger angelegte Menschen kommen aber vor allem ihre unkünstlerischen, rohen, auf Reizung des Geschlechtstriebes zu Gewinnzwecken hinzielenden Abarten in Betracht. Die Gewinnsucht! Dieses Wort bezeichnet die Hauptquelle des Uebels. Die gewinnsüchtige Ausbeutung des Geschlechtstriebes ist neben derjenigen der alkoholischen Trinkgewohnheiten ein Hauptfeld des sozialen Raubritterwesens. Die Hauptmittel zur künstlichen Reizung der sexuellen Schwäche der Männer sind neben den pornographischen Bildern:

Die pornographischen Romane, in welchen die sexuelle Begehrlichkeit durch alle Mittel der Darstellung künstlich gereizt wird und deren Illustrationen mit den vorhin erwähnten Bildern wetteifern, um die Kauflust des Publikums zu erhöhen."

Aus meiner italienischen Skizzenmappe.

Von

Emil Ritter.

Ein nächtliches Gespräch.

Der Mondschein fließt an der Kuppel von St. Peter hinab, über die Steinmassen des Domes, über den weiten Platz, auf dem die Fontänen rauschen.

Im Schatten, an eine Säule der Kolonnaden gelehnt, steht ein Wesen, das nicht zum erstenmal mit dem Mondstrahle hier zusammentrifft. Für seinesgleichen und für die Gestirne hat es Gestalt und Form, für das Auge der Irdischen ist es Geist.

Das Wesen läßt den Blick lange, lange auf St. Peter ruhen. Dann stöhnt es, zornig und wehevoll zugleich, und verbirgt, wie beschämt, das Gesicht in dem weiten Nebelmantel.

Durch die Säulengänge huscht eine zweite mystische Gestalt, auch sie kein ungewohnter Gast unter den steinernen Heiligen Berninis. Unbemerkt naht sie sich der ersten.

„Bramante!" flüstert es.

Der Mantel sinkt, Bramante wendet das Haupt.

„Du, Michel Angelo?"

Die beiden Meister von St. Peter reichen sich die Hand und schauen sich stumm in die Augen. Jeder weiß, was den anderen aus der Grabesruhe hergetrieben.

„Ich meine doch, Michel Angelo," hebt Bramante nach der feierlichen Stille an, und fast klingt eifersüchtiger Stolz auf einen erhabenen Schmerz durch seine Stimme, „du hättest der unsterblichen Werke so viele hinterlassen dürfen, daß dir der elende Bau nicht den Frieden zu stören brauchte! Ich aber —"

Michel Angelo antwortet nicht sogleich. Er blickt zur Kuppel hinauf, von der nur die Laterne hinter der riesigen Fassade Madernas emporragt.

„Vielleicht", sagt er endlich, „gilt mir keines meiner Kinder als wohlgeraten. Oder habe ich gerade dieses Werk meines reifen Alters mehr geliebt als alle anderen!"

„Aber dein Eigenstes ist doch gelungen," wirft Bramante wieder ein. „Gehe auf den Monte Pincio, gehe nur zur Engelsburg und sieh deine Kuppel! Sie ist ein Wunder! Nun denke an meinen Plan, — der ich doch vor allen anderen den großen Gedanken im Herzen trug. Denke, was aus meinem Dom geworden ist!"

Die Meister schreiten schweigend durch das Düster der Kolonnaden, dann weiter nach der Piazza Pia, nach der Engelsburg. Ueber die Engelsbrücke wollen sie wandern.

Da gewahren sie einen Menschen. Ein Mann, jung, fremdländisch im Charakter des Gesichtes und der Gewandung, stützt sich auf das Geländer und richtet die Augen unverwandt nach der Peterskuppel.

„Wir wollen uns ihm zeigen und sein Urteil hören", sagt Michel Angelo.

Als römische Bürger, in seltsam faltigen Mänteln, nähern sie sich dem Einsamen.

Er bemerkt sie nicht, obwohl seine Augen weit geöffnet sind und im Mondlicht glänzen.

„Bewunderst du den Bau, Freund?" ruft Bramante laut.

Wie aus einem Traume erwachend, wendet sich der Jüngling um, — und er verharrt in Schweigen.

„Was meinst du von dem Werke?" fragt jetzt Michel Angelo.

„O herrlich, herrlich!" flüstert jener und fährt sich über die Augen, als verscheuche er die letzten Schleier des Schlummers.

„Herrlich, ja, wenn du die Kuppel beschaust," sagt Bramante. „Das andere ist Sünde und Verbrechen. Hast du den ganzen Riesen gesehen? Seine häßliche Stirne?"

„Alles habe ich gesehen und sehe es jeden Tag, und es ist wunderbar!"

Die Meister wechseln Blicke. Michel Angelo hat Spott um den Mund, Bramantes Stirne legt sich in Falten.

„Wunderbar sagst du", beginnt Michel Angelo wieder, „uns aber dünkt manches anders. Begründe uns darum dein Urteil!"

„Begründen?" Der Jüngling lenkt das Auge von ihnen weg und von neuem zur Kuppel hin. „Wenn ihr das Wunder nicht fühlt, kann ich es euch nicht lehren. — Ist das nicht göttlich, seht!"

„Göttlich! Das Ungeheuer, das unter der Kuppel flach und breit und öde liegt?" stößt Bramante zornig hervor.

Der Jüngling ist immer in die Betrachtung des geschmähten Werkes vertieft. Mit wechselnder Stimme, die bald zum weichen Flüsterton sinkt, bald zu starker Inbrunst sich steigert, spricht er, mehr mit sich, als mit den Fremdlingen.

„Flach und breit und öde? Recht so. Ist nicht auch unser Irdisches, sind nicht Welt und Menschheit so? Die Menschheit wäre ein Ungeheuer, wenn nicht aus ihr göttlich wunderbar die Kuppel emporstiege.

Seht nur, wie diese Kuppel aus Stein gewaltig, über hinaufreicht in den Himmel! Seht, wie sie ihr Haupt in das Licht taucht, und wie sie das Licht hinabzieht auf die Erde unter sich!

Das ist ein Finger, der zum Lichte zeigt, eine Hand, die Lichtstrahlen aus der Höhe holt. Und dieser Dom, diese Kuppel ist mir gleichsam ein physischer Mittelpunkt, der erste Stützpunkt der Brücke, die Gott zwischen Himmel und Erde geschlagen hat. Es mag ein Zufall sein, daß der Statthalter Christi im Schatten der Kuppel wohnt. Aber Millionen Christen strömen hier als an der Herzkammer der Kirche zusammen und die Blutadern gehen von hier aus.

Und dieser physische Mittelpunkt ist zugleich der mächtige Bildausdruck des Kirchengedankens. Für einen Abfall von Christus halten viele die Kirche. Möchten sie das Symbol der Peterskuppel verstehen! Mitten in der irdischen Oede ragt sie auf, die Kirche, hoch zum Himmel steigend, die Herzen mit sich reißend, und Lichtstrahlen gehen in ihr abwärts ihren Weg. Und wie es hier scheint, daß von der Spitze der Kuppel alles andere seinen Mondglanz empfängt, so wird in Wirklichkeit der Menschheit durch die Kirche alles Heil."

Es dämmert gen Morgen. Der Jüngling schweigt ein weniges und dann:

„Wenn ich in der Nacht hier gestanden habe, um in die Predigt der Kuppel tiefer einzudringen, sind die Wunder im Innern von St. Peter meine Sehnsucht am Tage. Ich schaue oben aus der schwindelnden Höhe auf die Menschlein hinunter, die alle von der Kuppel beschützt und umschlossen werden. Man sollte meinen, sie wäre mit Milliarden nicht auszufüllen.

So ist auch das Seelenbereich der Kirche ohne Grenzen. Nicht alleinseligmachend nenne ich sie, nein, allseligmachend. Alles Gnadenlicht kommt durch sie in die Tiefe und keinen schließt sie von sich aus, hasse oder liebe er sie. Für alle ist sie der emporgereckte Finger, die einen gütig lenkend, den anderen drohend den Weg zur Wahrheit weisend."

An Michel Angelos Geistesauge zieht die Vergangenheit vorüber. Er grübelt über den Kirchengedanken seiner Zeitgenossen nach. Er grübelt — — —

Bramante tut im Herzen alle Trauer ab; so ist doch sein Werk nicht vergebens gegründet. Geistige Schönheit ersetzt die körperliche.

Der Jüngling ist in Betrachtung verloren, bis plötzlich ein Morgenschimmer über die Kuppel blitzt.

„So, Fremdlinge," ruft er, „so, wie wir sie jetzt im jungen Tageslichte sehen, wird die Kirche einst erkannt werden — von den Menschen draußen und darinnen. Auch die in ihr sind, verstehen sie nur selten. Dann wird das goldene Zeitalter anbrechen!"

Und da er sich zu ihnen wendet, sind die Fremdlinge entschwunden; denn es ist heller Tag geworden.

Essen.

Du liegst im Glanz der Fackellichter,
Geschäft'ge Stadt, ruh'loser Ort;
Dein Atem faucht empor in dichter
Rauchwolken Zug, zum Himmel fort.
Und deiner Lebenspulse Tönen
Pocht zitternd in die Nacht hinaus:
Ein unermüdlich Hämmerdröhnen
Und der Maschinen Flug und Braus.

Von deiner Essen grellem Feuer
Blitzt drohend her das blut'ge Rot,
Und drohend sitzt ein Ungeheuer
Zu Häupten dir, die dunkle Not.
Du aber schlägst mit stolzen Kräften
Hellklingend auf den Amboß ein;
Das Leben strömt in frischen Säften,
Und aus dem Qualm lacht Sonnenschein.

Sieh: Hoch im Wirrsal deiner Schlote
Ragt Turm an Turm und Kreuzesbild,
Steht mancher Dom als stiller Bote
Des Heils, das unser Tun erfüllt.
Zur Arbeit ist der Mensch geboren,
Und jeder schaffe seine Frist,
Doch alles Wirken wär' verloren
Wenn er sein ew'ges Ziel vergißt.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Das Gastmahl der Sünder.

Legende von Anna Freiin von Krane.

Eines Abends hatten die Zöllner ein Gastmahl gerichtet und saßen nieder, um sich daran zu erfreuen. Weil die ehrbaren rauen nichts mit ihnen zu schaffen haben wollten, hatten sie ch die Mädchen aus den schlechten Kneipen dazu eingeladen, nd die waren in ihrem besten Putz erschienen, lachend und hlend, daß man es drei Straßen weit hören konnte.

Die Zöllner wollten nun mit den Mädchen recht lustig in, aber, wie es so kam, als sie eine Zeitlang beisammen geesen waren, ging es mit der lauten Fröhlichkeit nicht mehr eiter, denn sie war ja nur gemacht und fand keinen Widerll in den Herzen der Gesellschaft. Da sah es nämlich gar üb und traurig aus und es sprach eine Stimme darin zu den ännern: „Was habt ihr von all euerem Geld und Gut und ohlleben? Es drückt euch wie ein Mühlstein und wird euere eelen zur Hölle niederziehen, denn der Fluch von Witwen und aisen, von obdachlosen Männern und hilflosen Greisen hängt ran!" Und zu den Mädchen sprach die Herzensstimme auch d redete also: „Was hilfts euch, daß ihr jung und schön seid? sser wäre es euch, einäugig und blatternarbig zu sein, als auf r Bahn des Lasters dahin zu gehen, immer weiter und immer fer in den Sündenpfuhl hinein, bis zum schrecklichen Ende! eh' euch!"

Als nun die Stimme so redete und sich nicht betäuben noch überschreien ließ, da wurden die Zöllner und Sünderinnen sehr betrübt, aßen nicht und tranken nicht, sondern saßen da, wie bei einem Leichenmahl, bebten vor dem Zorn Gottes und wußten weder Rat noch Hilfe, denn sie konnten ihre Sünden nicht mehr ungeschehen machen, und wenn sie ihre rechte Hand, ja die Augen aus dem Kopf, dafür gegeben hätten! Es wurde so still im Gemach, daß man das Knistern der brennenden Lampen hören konnte, und von draußen her klang das Rieseln der Brunnen herein und das Rauschen der hohen Baumwipfel im Nachtwind. Plötzlich zuckte eines der Mädchen zusammen und rief: „Wer kommt da die Gasse herab und geht auf das Haus zu? Wessen Schritt ist das?" Alle horchten auf, denn der Klang dieses Schrittes war ihnen bekannt, obwohl sie ihn heute zum ersten Male hörten. Er tönte wie das Wehen des Frühlingswindes, vor dem der Winter entflieht... „So schreitet nur Einer", flüsterten die Lauscher mit erblassenden Lippen und sahen sich erschrocken an. „Jesus von Nazareth kommt zu uns!"

Nun war der Richter vor der Tür und ihr Verdammungsurteil sollte gesprochen werden! So dachten die armen Sünder und einige von ihnen sprangen auf, um zu fliehen, aber ihre Füße waren wie angewurzelt, daß sie nicht fort konnten; andere sanken in die Kissen ihrer Lager zurück und suchten sich darin zu verstecken; die Mädchen aber schmiegten sich in einem zitternden Haufen zusammen und hielten die Hände vor ihre geschminkten Gesichter.

Dabei kam der Schritt immer näher, und siehe, nun trat Einer über die Schwelle, dessen Anblick war eitel Güte und Barmherzigkeit, dessen Hände waren allen entgegengestreckt, wie die eines Bruders, der zu seinen Geschwistern kommt, und dessen mildlächelnde Lippen sprachen den Gruß: „Der Friede sei mit euch!"

Einen Augenblick lang standen alle wie erstarrt, dann löste sich der Bann in einem tiefen Aufatmen, und der Hauswirt wagte es vorzutreten, um den wunderbaren Gast zu begrüßen. „Wie geschieht mir, daß du zu uns kommst, o Herr!" stammelte er verwirrt und befangen.

„Ihr habt mich ja eingeladen!" antwortete der Menschensohn.

„Wir...? Wann hätten wir es gewagt, dich einzuladen, Herr?" fragten alle durcheinander, mit großem Staunen.

„Euer Leid um euere Sünden hat mich gerufen! Und nun bin ich bei euch, um das Nachtmahl mit euch zu halten."

Langsam, langsam begriffen die armen Seelen, daß der Herr ihre befleckte Menschlichkeit noch so weit achtete, daß er als Mensch mit ihnen verkehren wollte, um ihnen seine Güte zu beweisen — O, wie sie sich nun beeilten ihn zu ehren und zu bedienen!

Sie rückten ihm das beste Polster zurecht, sie boten ihm einen Goldbecher mit edlem Wein, sie setzten ihm die auserlesensten Speisen vor, und in ihre verdüsterten Augen kam ein sanftseliges Leuchten als sie sahen, daß Jesus ihr Mahl annahm und mit den Sündern aß, als seien sie Gerechte.

Auch die Mädchen wagten sich nun herbei, eine nach der anderen, nachdem sie sich vorher die Schminke von den Gesichtern gewischt hatten, weil sie sich der grellen Farbe schämten. Sie nahmen ihre Blumenkränze von Kopf und Schultern und legten sie um das Lager des Herrn herum, so daß es aus lauter Blüten herausschaute, und dann kauerten sie sich ihm zu Füßen auf der Erde nieder und blickten auf den Heiland, mit großen, gnadehungernden Augen.

Der Menschensohn aber sprach zu den armen Sündern und Sünderinnen, wie eine Mutter zu ihren Kindlein, er erzählte ihnen eine wundersame Geschichte von einem Vater, der zwei Söhne hatte. Der eine war brav, aber der andere lief vom Hause weg und ergab sich einem schlechten Lebenswandel, ward bitter dafür gestraft und litt und büßte, bis er das einzige tat, was notwendig war: er machte sich auf und ging zu seinem Vater, um dessen Verzeihung zu erflehen...

Wie die Sünder aufhorchten, um nur ja kein Wort zu verlieren! Wie sie die Qualen des verlorenen Sohnes verstanden, und wie ihre Herzen vor Angst pochten, was nun der Vater mit dem Reuigen beginnen werde! Weinend sprachen sie seine Worte nach und schlugen sich an die Brust dabei: „Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir, ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!"

Jesus aber blickte die Armen milde an mit seinen Heilandsaugen und seine Stimme klang sanft, wie der Ruf der Turteltauben im Wald, als er ihnen weiter erzählte, wie der Vater den Wiedergefundenen an sein Herz nahm, und wie er sich freute ihn bei sich zu haben, und wie das ganze Haus mit ihm jubelte —

genau so, wie der Vater im Himmel und seine Engel sich freuen, wenn ein Sünder Buße tut!

Da verklärten sich all die bekümmerten Gesichter der Zuhörer, der letzte Rest von Härte, Gemeinheit und Tücke wich daraus, bis sie gut und unschuldig aussahen, wie damals, als sie noch am Knie der Mutter spielten, und wie Kinder hoben sie die Hände und flehten, in rührendem Vertrauen: „Herr, lehre uns, was wir zu tun haben, um in das Reich Gottes zu kommen."

Jesus aber sah ihren guten Willen und begnadigte sie deshalb! Er hob die Hand über ihre Häupter und sprach sie los von ihren Sünden, daß diese ausgetilgt wurden vor dem Angesicht Gottes, und dann lehrte er sie den Weg des Lebens und redete die ganze Nacht mit ihnen, bis er bei Tagesgrauen von ihnen schied, um an anderen Seelen das Werk seiner Gnade zu tun. Sie geleiteten ihn weit vor die Stadt hinaus, dann segnete er sie zum Abschiede, und sie knieten im Feld und schauten ihm nach, so lange sie sein weißes Gewand noch schimmern sahen. Nachher aber gingen sie hin und gaben ihr unrecht erworbenes Gut an die Armen, verdienten sich von nun an ihr Brot mit ehrlicher Arbeit, waren oft beisammen in Gebet und Andacht und lebten bußfertigen Herzens in allen guten Werken, gleich Gerechten.

Als die Pharisäer und Schriftgelehrten davon hörten, ärgerten sie sich darüber und spotteten: „Dieser Jesus nimmt die Sünder an und ißt mit ihnen."

Das kam dem Herrn zu Ohren und er sagte darauf: „Wahrlich sage ich euch, daß die bußfertigen Zöllner und Dirnen vor den Kindern Gottes in das Himmelreich eingehen werden!"

Bücherschau.

Die Reichsfinanzreform hat sofort nach ihrem Abschluß ihre literarische Behandlung erfahren durch zwei in gleicher Weise empfehlenswerte Schriften. Erstere, der Feder des Mitgliedes des Reichstages und der bayer. Kammer der Abgeordneten, Dr. Eugen Jäger, entstammend, betitelt sich Die Reichsfinanzreform von 1906 und ihre neue Steuern (M.-Gladbach, 1906. Volksvereinsverlag. 69 S. Preis M 0.60), die andere Die Reichsfinanzreform von 1906 von Dr. H. Linschmann, Redakteur der Kölnischen Zeitung (Stuttgart, 1906. E. H. Moritz. 210 S. Preis M. 2,50 geb.). Nach kurzen einleitenden Ausführungen über die Finanznot des Reiches behandelt Jäger zunächst die abgelehnte Tabaksteuer, um dann in weiteren Kapiteln die Besteuerung der Zigaretten, die Erhöhung der norddeutschen Brausteuer, die Reichserbschaftssteuer und die Ergänzungen zum Reichsstempelgesetz (die abgelehnte Quittungssteuer; die Besteuerung der Frachturkunden; die Besteuerung der Kraftfahrzeuge; die Tantiemensteuer; die Reichsfahrkartensteuer) darzustellen. Ein besonderes Kapitel ist weiter den sog. Ersatzsteuern, d. h. jenen Steuern gewidmet, die den Ausfall decken sollten, der durch die geringere Erhöhung der Biersteuer, die Ablehnung der Tabaksteuer usw. eintrat, und die nicht von der Regierung vorgeschlagen waren (Reform der Branntweinsteuer; teilweise Erhöhung einiger Tarife der Reichspost; die gestaffelte Umsatzsteuer für Mühlen; die Wehrsteuer; die Reichs-Einkommen- und Vermögenssteuer; die Abänderung des Reichsstempelgesetzes gegenüber Aktiengesellschaften und Börse). Die Schlußbemerkungen betrachten die Finanzreform als nationales Werk. Die neuen Steuern sind dargestellt nach ihrer Entstehung, den inneren und äußeren Gründen für dieselbe und vor allem ihrer sozialen Bedeutung, sofern bei ihrer Ausgestaltung insbesondere auf die Schonung der sog. schwachen Schultern Bedacht genommen worden ist. Da die Jägersche Schrift, die auch sonst noch eine Reihe interessanter volkswirtschaftlicher Exkurse enthält, den schwierigen Gegenstand der Reichsfinanzreform in besonders populärer Weise behandelt, dürfte diese namentlich für die Massenverbreitung zu empfehlen sein. — Der Rückblick auf die Geschichte der Reichsfinanzreform von Dr. Linschmann offenbart eine anerkennenswerte Sachkenntnis auf dem behandelten Gebiete und verbindet mit dieser eine gewandte Darstellung. Der Verfasser schildert zunächst, wie das Reich in seine Finanznöten gekommen ist, und die Versuche, die gemacht wurden, um es aus denselben zu befreien, um sodann die neuen Steuern sowohl in der von der Regierung vorgeschlagenen als in der vom Reichstag angenommenen Form vorzuführen. Besonderer Wert ist vor allem auch auf die parlamentarische Behandlung der Regierungsvorschläge bzw. der heutigen neuen Steuern gelegt worden, und dabei muß anerkannt werden, daß der Verfasser hier die gewiß nicht leichte Aufgabe, unparteiisch zu bleiben, mit Geschick gelöst hat. Auf die klare, übersichtliche Darstellung des Dr. Linschmann seien namentlich die gebildeten Kreise aufmerksam gemacht.

Dr. Emil van den Boom.

Bühnen- und Musikrundschau.

Königliches Residenztheater. Die Mozart-Festspiele hatten sich auch im zweiten Zyklus sehr starken Besuches und freudigsten Beifalls zu erfreuen. Felix Mottls musikalische Direktion findet allgemein begeisterte Anerkennung. — Herrn Weigert sah ich in Bahrs „Wienerinnen" und kann mit Vergnügen konstatieren, daß das ehemalige Mitglied des Münchener Schauspielhauses sich in das Ensemble der Hofbühne schon recht glücklich eingefügt hat.

Verschiedenes. Shakespeares „Wintermärchen" wird von zweien unserer bekanntesten Tondichter in Musik gesetzt. Engelbert Humperdincks Komposition wird lediglich eine musikalische Illustrierung der Dichtung sein, an welcher er im Auftrage Reinhardts, des Direktors des Deutschen Theaters in Berlin, arbeitet. Karl Goldmark jedoch hat sich durch seinen Librettisten Willner das Textbuch zu einer Oper herstellen lassen und bereits die Komposition der beiden ersten Akte des „Wintermärchens" vollendet. Die Urpremière soll im nächsten Jahre an der Budapester Hofoper erfolgen. — In London hat sich eine Gesellschaft gebildet, die im Januar 1907 eine vierwöchentliche deutsche Opernsaison veranstalten will. In den Wagner-Aufführungen soll dem Bayreuther Vorbild tunlichst nachgestrebt werden. Die diesjährige Covent Garden Opernsaison (Mai bis Juli) hat 25 Opern in 73 Vorstellungen gegeben. Wagner und — Puccini erreichten die höchsten Aufführungsziffern. — Als ersten Kapellmeister an das deutsche Landestheater in Prag wurde Paul Ottenheimer, der noch jugendliche Dirigent der Nürnberger Bühne, berufen, der sich unlängst durch eine glückliche Einstudierung von Straußens „Salome" in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Es hatten sich 119 Bewerber gemeldet. — Das Gastspiel der italienischen Kinderoper in Berlin hat der Aufführung des „Barbiers von Sevilla" „Crispino und die Fee", eine in Deutschland wenig bekannte komisch-phantastische Oper des Librettisten Verdis, F. Maria Piave folgen lassen, zu der Luigi und Frederico Ricci eine leichte, gefällige Musik geschrieben haben. Dieses Werk ist für Kinder geeigneter und somit konnte auch der Eindruck ein mehr künstlerischer sein. Die Stimmen klingen jedoch forciert, scharf und grell und werden von der allabendlichen Ueberanstrengung bald abgenutzt sein, so daß man die Kinder ob dieser kurzen Epoche trügerischen Glanzes nur bedauern kann. — In Pont aux Dames bei Paris wurde durch die Initiative des Schauspielers Coquelin des Aelteren ein Heim für alte Bühnenkünstler gegründet, und in diesem ein Freilufttheater eröffnet. — In Berlin wird am 3. Oktober, dem Geburtstage Lortzings, ein Denkmal dieses liebenswerten Tondichters enthüllt werden, das Gustav Eberlein geschaffen hat, von welchem auch das vielumstrittene Monument Richard Wagners herrührt. — In Christiania plant man die Errichtung eines Denkmals für Henrik Ibsen. Der Entwurf des Bildhauers Gustav Vigeland knüpft an des Dichters dramatischen Epilog „Wenn wir Toten erwachen" an. Soweit man nach Photographien urteilen kann, erscheint das Werk als eine fronige Allegorie, die Einheitlichkeit und Großzügigkeit vermissen läßt. — Professor Hugo Heermann, der vier Jahrzehnte als ausübender Künstler und als Lehrer führend im Musikleben Frankfurts gestanden, nahm in einem im Opernhause veranstalteten Konzert Abschied vor seiner Uebersiedelung nach Cincinatti, wohin eine Berufung unter glänzenden Bedingungen ihn gelockt hat. Auf Empfehlung Rossinis wurde der 1844 in Heilbronn geborene Künstler ichzehnjährig zur Ausbildung in das Brüsseler Konservatorium aufgenommen, welches er mit dem ersten Preis absolvierte. Er ging zu weiterer Ausbildung nach Paris. Schon 1865 wurde der junge Geiger als Leiter der Kammermusik und später als Konzertmeister an die Museumsgesellschaft nach Frankfurt a. M. berufen, zu welcher Stellung 1878 noch die eines ersten Lehrers für Violine am Dr. Hochschen Konservatorium hinzukam. Zahlreiche Kunstreisen haben Heermann in der internationalen Kunstwelt aufs rühmlichste bekannt gemacht. — In dem Naturtheater des Pyrenäenbadeortes Cauterets werden neben französischen Dramen und Opern in diesem Sommer auch Richard Wagners „Siegfried" und die „Antigone" von Sophokles mit der Musik Felix Mendelssohn-Bartholdys in bedeutender Besetzung unter freiem Himmel gegeben.

München. L. G. Oberlaender.

Beilagen: Die vorliegende Nummer enthält sehr beachtenswerte Prospekte der **„Gesellschaft für christliche Kunst", München**, sowie eine Beilage der bestbekannten Zigarrenfirma **Joh. Eggers-Hemelingen.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Glersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 28.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 34. München, 25. August 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der Dualismus zwischen sozialdemokratischer Partei und Gewerkschaften.

Von

Dr. M. Wagner, Berlin.

Nicht nur für die Eingeweihten sondern auch für die Außenstehenden ist es seit langem kein Geheimnis mehr, welche geheimen Kräfte ständig in Bewegung sind, die Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaft zu vertuschen und zu überbrücken. Schon seit Jahren haben die „Beschwichtigungsräte“ hinter den Kulissen vollauf zu tun, um der Oeffentlichkeit gegenüber den Schein zu wahren, als seien die Gewerkschaften die Elitetruppen der sozialdemokratischen Partei. Bekannt ist die Theorie von den „zwei Beinen“ des Sozialismus, von dem politischen, das unter der Alleinherrschaft des Proletariats den Zukunftsstaat begründen will, und dem gewerkschaftlichen, das sich auf den Boden der Realpolitik stellt und unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen möglichst annehmbare Arbeitsbedingungen für die arbeitende Klasse zu erringen sucht. Die „zielbewußten“ Genossen drängen mit aller Macht die hinter ihnen stehenden Massen in den Zukunftsstaat hinein und wollen von den gewerkschaftlichen Zielen nichts wissen. Immer wieder rufen sie den Gewerkschaftsführern zu, die Gewerkschaftskassen sollten gefüllt werden, um die Parteiziele zu stützen. Und was das Ziel der Partei ist, darüber hat der Führer der Partei in Jena keinen Zweifel gelassen, als er den Ausspruch tat: „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft von dieser Staatsordnung bleiben, so lange ich lebe und existiere, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben und sie, wenn ich kann, zu beseitigen.“ Und es gelang ihm, auf dem Parteitag zu Jena eine Resolution durchzudrücken, die auf eine leidenschaftliche Empfehlung des Massenstreiks hinauslief. Mit den gewohnten Phrasen donnerte er gegen die „Nur Gewerkschaftlerei“, pathetisch rief er aus: „Das deutsche Volk muß doch ein paar Wochen hungern können.“ Man müsse die Arbeiter aufklären, daß wir einer Katastrophe entgegen gehen.

Schon bald nach dem Parteitag von Jena schrieb der bekannte Gewerkschaftsführer von Elm: es sei ganz unverantwortlich, immer wieder von den Endzielen zu reden und die noch Fernstehenden vor den Kopf zu stoßen. Denn eine der Hauptaufgaben der Gewerkschaften bestände ja darin, die noch Fernstehenden herbeizuholen. Dies gelinge aber nur dann, wenn man den Gewerkschaften eine gewisse Freiheit zusichere und auch wahre. Zu diesem Zweck machte er den Vorschlag, einen „gewerkschaftlichen, parlamentarischen Beirat“ zu schaffen. Mit dem Hineintreiben der Gewerkschaften in ein radikales Fahrwasser war die Partei einverstanden, dagegen wollte sie nichts wissen von der Gewährung einer gewissen Freiheit. Nun war der Zankapfel zwischen Partei und Gewerkschaft gelegt. Die Gewerkschaftsführer rückten weit ab von den utopistischen Zielen der Partei. v. Elm erklärte damals in den „Sozialistischen Monatsheften“:

„Ich muß ganz entschieden bestreiten, daß sich die Gewerkschaften in Statuten oder in programmatischen Erklärungen jemals auf das Endziel der Sozialdemokratie: die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum festgelegt hätten. Die Gewerkschaften sind Organisationen zu dem ausgesprochenen Zweck, auf dem Boden des heutigen Gegenwartsstaates für die Arbeiterklasse die größtmöglichen Vorteile zu erringen; die Fragen einer zukünftigen Gesellschaftsordnung zu erörtern, haben alle Gewerkschaften bisher abgelehnt; auf das sozialdemokratische Programm verpflichtet keine Gewerkschaft neueintretende Mitglieder.“

Die sogenannten „Lokalorganisierten“, deren Zahl zwar ziemlich klein, die aber um so radikaler für den Massenstreik eintreten, haben nicht geruht, dieses Thema unter Führung von Friedberg in Zukunft zu diskutieren.

In der letzten Zeit hat eine Konferenz der deutschen Zentralverbands-Vorstände im Berliner Gewerkschaftshause stattgefunden, über die das Organ der „Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften“ interessante Mitteilungen macht. Nach diesen Mitteilungen lauten die Vorschläge von Bebel folgendermaßen:

1. Der Parteivorstand habe nicht die Absicht, den politischen Massenstreik zu propagieren, sondern werde, soweit es ihm möglich sei, einen solchen zu verhindern suchen.

2. Wenn dennoch ein solcher Streik ausbrechen sollte, so müßte derselbe von der Partei geführt werden, und die Gewerkschaften hätten sich offiziell nicht daran zu beteiligen.

3. Für den Fall eines solchen Streiks sollten die Gewerkschaften dieser Bewegung nicht in den Rücken fallen.

4. Ebenso dürfte die Gewerkschaftspresse in diesem Falle nicht gegen die Bewegung wirken.

5. Die Unterstützung der Streikenden und die Kosten für die Folgen eines solchen Streiks zu tragen, müsse Aufgabe der Partei sein. Die Mittel müßten unter Mitwirkung aller Genossen, eventuell durch allgemeine Sammlungen aufgebracht werden.

6. Wenn Aussperrungen und Streiks als Folgen dieses Streiks zurückbleiben sollten, so wäre zu empfehlen, daß die Gewerkschaften für die Unterstützung eintreten.

Die Vertreter der „Freien Vereinigung“ wollen hiervon nichts wissen, sondern rücken weit ab von Bebel, indem sie erklären:

„Entweder ist dann die deutsche Arbeiterschaft auf den Jenaer Parteitag schon getäuscht worden, oder die Macht der *Generalkommission*, fußend auf den Kölner Gewerkschaftskongreßbeschluß betreffend den Massenstreik, ist *so groß*, daß nachträglich Parteibeschlüsse illusorisch gemacht und die deutschen Arbeiter düpiert werden können. Unterzeichnete Organisationsleiter erklären demgegenüber auf das nachdrücklichste, unbekümmert jener geheimen Abmachungen, die Propaganda des General- bzw. Massenstreiks, wie dies im Programm der „Freien Vereinigung Deutscher Gewerkschaften“ niedergelegt ist, weiter eifrig zu betreiben und halten es für ihre Pflicht, wie bisher, so auch ferner, das Proletariat bei jeder Gelegenheit auf die Bedeutung jenes wirtschaftlichen Kampfmittels hinzuweisen.“

Von großem Interesse ist dabei die Begründung, welche Bebel zu seinem Vorschlage gab. Der Vertreter des Maurerverbandes berichtet hierüber:

„Bebel habe erklärt: In Deutschland lägen die Verhältnisse so und besonders in Preußen, daß eine *glückliche Lösung des politischen Massenstreiks nicht gut möglich sei*. Es sei daher der Parteivorstand auch schon in der letzten Zeit allen derartigen Versuchen, einen Streik in Szene zu setzen, entgegen getreten, so in Sachsen, ebenso in Hamburg und Preußen, von wo bestimmte Vorschläge kamen und insbesondere in Berlin. Es sei Auffassung des Parteivorstandes, daß nach Möglichkeit der Inszenierung eines politischen Massenstreiks entgegen zu wirken sei. Sollte aber *aus irgend einem Grunde plötzlich dennoch ein solcher Streik ausbrechen oder nicht zu verhindern sein*, dann setze er voraus, daß sich die Gewerkschaften an einem solchem politischen Massenstreik offiziell nicht beteiligen (Hört! Hört!), sondern daß er Sache der *Partei* bleibe, daß also die Partei den politischen Massenstreik zu führen habe; selbstverständlich dürften ihr die *Gewerkschaftsgenossen nicht hindernd in den Weg treten*, d. h. es dürfte nicht offiziell Stellung dagegen genommen werden, sondern die Genossen müßten, wie es die Taktik und die Disziplin erfordern, für die *glückliche Durchführung eines solchen Streiks sorgen*, daß, falls der Streik unvermeidlich sein sollte, aus Gründen, die aus gegebenen Verhältnissen herauswachsen, auch die gewerkschaftliche Presse *nicht entgegen* wirkt. Später haben wir diese Frage klar gestellt und gefragt, ob die Meinung vorhanden sei, daß die gewerkschaftliche Presse vor dem vielleicht ausbrechenden politischen Massenstreik ihre freie Ansicht nicht äußern dürfe. Es wurde geantwortet, daß sowohl die Gewerkschaftspresse als auch die Parteipresse *vollständig* frei seien und lediglich aus Gründen der Disziplin im Augenblick des Ausbruches und während des Kampfes nicht dagegen Stellung nehmen sollen. Weiter geht die Ansicht von Bebel dahin, falls ein solcher Streik ausbricht, seine Unterstützung und seine Folgen lediglich Sache der Partei sein sollen.“

Nunmehr konnte die Partei nicht mehr zurückhalten mit offiziellen Erklärungen. In der erwähnten gemeinsamen Sitzung des Parteivorstandes und der Generalkommission der Gewerkschaften vom 16. Februar 1906 wurde ein gemeinsames Protokoll aufgesetzt, wonach der Parteivorstand einen *Massenstreik nach Möglichkeit verhindern werde*. Demnach war, wie so häufig, hinter verschlossenen Türen gerade das Gegenteil von dem vereinbart, was in Jena *öffentlich* beschlossen war. Die Arbeiter waren wieder einmal am Narrenseil geführt worden. Die Partei hatte wieder einmal bewiesen, wie schnell sie zu den glänzendsten Versprechungen bereit ist, an deren Ausführung sie überhaupt nicht denkt. Stellen wir einmal die beiden Lesarten über den Februarbeschluß nebeneinander:

Nach der Generalkommission:	Nach dem Parteivorstand bzw. Bebel:
„Der Parteivorstand hat *nicht die Absicht*, den *politischen Massenstreik zu propagieren*, sondern wird, soweit es ihm *möglich ist*, einen solchen zu *verhindern suchen*.“	„Der Parteivorstand hat *nicht die Absicht*, *gegenwärtig* den politischen Massenstreik zu propagieren, *sollte derselbe aber propagiert werden müssen*, so wird sich der Parteivorstand mit der *Generalkommission* zuvor ins *Benehmen setzen*.“

Die Generalkommission behauptet auf das nachdrücklichste, daß die von ihr wiedergegebene Fassung des Protokolls die einzig richtige sei, zumal dieses erst nach eingehender Besprechung und Zustimmung mit Bebel festgesetzt sei. Der Parteivorstand dagegen hält an seiner Erklärung fest. Diese Ausführung macht allerdings den Eindruck, als ob sie „korrigiert“ sei. Das war ja auch notwendig, um nicht den Jenenser Beschluß umzustoßen und die Arbeiter nicht zu düpieren. Sehr kleinlaut lautet der Schlußsatz der Erklärung des Parteivorstandes:

„Es *ist bisher in der Arbeiterbewegung noch nicht vorgekommen*, daß die Vertreter zweier Körperschaften sich in der Beurteilung der stattgehabten Verhandlung *schnurstracks gegenüber standen*. Wir müssen es also jedem Parteigenossen überlassen, sich auf Grund der abgegebenen Erklärungen sein Urteil zu bilden.“

Bebel ist jedenfalls mit diesen Manipulationen in eine Klemme hineingeraten, aus der er nicht gut wieder heraus kann. Es ist eben die alte Politik, die Bebel schon von jeher betrieben, alles zu vertuschen, was man für unausführbar hält, aber versprochen hat. Die in das radikale Fahrwasser getriebene Arbeiterschaft darf eben nicht aufgeklärt werden, sie darf dem Parteivorstand nicht in die Karten sehen, sie muß vertröstet werden auf eine gelegentliche Demonstration, die die heutige Gesellschaftsordnung aus ihren Angeln heben soll. Die in Jena gefaßte Resolution droht die Gewerkschaften zu einer Politik zu zwingen, von der sie nichts wissen wollen. Die Gewerkschaften streben in der Hauptsache nach der wirtschaftlichen Hebung ihrer Mitglieder, wie dies ja auch das Ziel der englischen Gewerkschaften ist, die von utopistischen Zielen weit abrücken. Wenn der Jenenser Parteitag den Beschluß faßte, für die Aufklärung der Massen über den Massenstreik durch Herausgabe und Verteilung einer Broschüre zu sorgen, so wird das Resultat derselben erst recht Anlaß und Gelegenheit zu Kämpfen zwischen Gewerkschaftspolitik und allgemeiner Politik der Partei geben. Und es ist ein bedenkliches Zeichen, wenn gerade die stärksten und ältesten Organisationen, wie etwa die Organisation der Buchdrucker, die ohne die sozialistische Partei groß geworden sind, immer wieder erklären, von den utopistischen Zielen nichts wissen zu wollen. Uns Gegnern kann es ja nur recht sein, wenn die Erörterung über den Massenstreik noch weiter geht, dann wird sie den Arbeitern die Augen darüber öffnen, daß die Führer der Parteien im Innern davon überzeugt sind, der Generalstreik sei ein „Generalunsinn“. Jedenfalls haben der Staat und die bürgerliche Partei ein Interesse daran, das Pulver trocken zu halten. Und es ist nur zu wünschen, daß auch die deutschen Unternehmer sich immer mehr zusammenschließen, um den übertriebenen Forderungen der von der Partei aufgehetzten Arbeiter entgegen zu treten.

Der nächste Parteitag kann interessante Ueberraschungen bieten. Ebenso pflaumenweich wie in diesen Tagen die politische Organisation zu der Frage Stellung genommen, ebenso scharf gedenken die „Lokalorganisierten“ aufzutreten. Die Veröffentlichung des Protokolls der Konferenz der Gewerkschaftsvorstände, die in diesen Tagen im „Vorwärts“ erfolgt ist, beweist, daß Sozialdemokratie und Gewerkschaften doch nicht so recht aus einem Fleisch und Blut sind.

E. Faguet und die Unterrichtsfreiheit in Frankreich.

Von

Jos. Massarette, Rom.

Als edle Frucht der Unterrichtsfreiheit entstand in Frankrei[ch] neben dem von Napoleon I. geschaffenen System der „Universit[ät“] ein ganz freies Bildungswesen, dessen Leistungen die des staatlich[en] Unterrichts vielfach weit hinter sich ließen. 1850 nahm d[ie] französische Kammer das Gesetz über die Freiheit des mittler[en] Unterrichts an. Damals verteidigte Thiers eine Freiheit, die [er] den Katholiken ehedem mit den Worten: „Wer die Erziehu[ng] hat, hat die Herrschaft“ verweigert hatte. Der berühm[te] Lacordaire aber schrieb: „Ja, wer die Erziehung hat, hat d[ie] Herrschaft; aber wenn es kein Monopol mehr gibt, wenn all[en] die Konkurrenz ermöglicht ist, Gläubigen und Ungläubigen, dan[n] hat der Würdigste, der Aufopferndste die Herrschaft“. Als 1[8..] das Gesetz über die Freiheit des Universitätsunterrichts bera[ten] wurde, sagte Bischof Dupanloup u. a.: „Wir wollen nach Kräft[en] dazu beitragen, daß die geistigen Kräfte Frankreichs durch We[tt]eifer und Konkurrenz gehoben werden . . . . . . Die Freih[eit] wird den Unterricht neu beleben, ihm neue Gesichtskreise eröffne[n], ihn neue Methoden finden lassen, zu neuen Fortschritten un[d] unerwarteten Hilfsquellen führen und ihm eine Originalität un[d]

eine Fruchtbarkeit verleihen, welche nur der Freiheit angehören..." Den Standpunkt der Gegner, worunter Challemel-Lacour, welcher den katholischen Universitäten ein überaus glänzendes Zeugnis ausstellte, jedoch erklärte gegen das Gesetz stimmen zu wollen, weil es nur der katholischen Sache Nutzen bringen werde, kennzeichnete der Bischof von Orleans also: „Wir wollen keine Konkurrenz mit euch, wir haben Angst vor euch; die Freiheit jagt uns Furcht ein; wir sind Freisinnige, welche die Freiheit fürchten".

Die Unterrichtsfreiheit zeitigte herrliche Früchte. Auf ihrem Boden konnte die alte Allianz zwischen der Religion und den Wissenschaften neue Triumphe feiern. Die Erfolge des freien Unterrichts stellten die der Staatsschulen in Schatten. So durfte es nicht weitergehen in der französischen Freimaurerrepublik. Es begann die Aera härtester Gewissensknechtung. Ein Attentat nach dem andern wurde gegen die Gewissensfreiheit verübt. Schon ist der Gesetzentwurf angekündigt, den das Ministerium Sarrien-Clemenceau der Kammer vorlegen wird, um vollends zu zerstören, was die Katholiken von ihrem kostbaren Recht auf christliche Schulen noch retten konnten.

Während durchweg die kulturkämpferische Presse der verschiedenen Schattierungen in dem Gedanken an den bevorstehenden Freiheitsmord schwelgt, erheben sich auch auf nichtklerikaler Seite vereinzelte Stimmen zugunsten der Unterrichtsfreiheit. Emil Faguet ist Mitglied der französischen Akademie und der „Université". Einer der hervorragendsten Theoretiker des politischen Liberalismus, wurde er von den sogenannten liberalen Blättern auch außerhalb Frankreichs oft gefeiert. Dies wird jetzt wohl nicht mehr geschehen, nachdem Faguet kürzlich in der Pariser „Croix" für die bedrohte Unterrichtsfreiheit energisch eingetreten ist.

Er erklärt sich als ihr entschiedener Anhänger, und zwar vom Standpunkte des Philosophen, Patrioten und „universitaire" aus. „Als Philosoph", so schreibt er, „glaube ich fest, daß, in welchem Lande es immer sei, die Erziehung vielgestaltig oder gar nicht sein wird. Ich glaube, daß ein „alleiniger Unterricht", erteilt vom Staat oder irgend einem anderen allein, nach einem einzigen Programm und nur von einem Geist belebt, völlig lethargisch ist und nach einem halben Jahrhundert eine Nation ganz stumpfsinnig machen muß. Man glaubt immer oder tut wie wenn man glaubte, daß vor der französischen Revolution der Unterricht einzig und allein von einer mächtigen Gesellschaft erteilt worden sei, welche die ganze französische Erziehung in Händen gehabt hätte. Das ist ein schwerer Irrtum. Diese Gesellschaft unterrichtete unter Konkurrenz von drei oder vier anderen, abgesehen von den freien kleinen weltlichen Schulen. Daher pulsierte intellektuelles Leben in der Nation. Einer Sache seid sicher: Das Volk, das sich gewöhnen und welches man durch die Einheit des Unterrichts gewöhnen würde, nur Eines zu denken, würde gar nichts denken. Uebrigens ist Frankreich auf dem Wege zu diesem Ziele begriffen; ich fürchte, daß es erreicht wird, denn die Einheit des Unterrichts führt direkt dahin."

Wenn Faguet vom patriotischen Standpunkt aus für die freien Schulen eintritt, so tut er's in der richtigen Erkenntnis, daß in ihnen echte, reine Vaterlandsliebe eingeflößt wird, im Gegensatz zu den Staatsschulen, deren Lehrpersonal größtenteils radikal oder sozialistisch gesinnt ist und nur insofern Liebe zum Vaterland lehrt, als dieses nach ihrem Sinne regiert wird. Wie so ziemlich alle seine bedeutenden Kollegen von der „Université" wünscht Faguet auch als „universitaire" das Fortbestehen des freien Unterrichts in Frankreich. Nach seiner Ueberzeugung bedürfe der Staatsunterricht eines Spornes und der könne nur in der Konkurrenz, dem Wettstreit, liegen. Die „Université" würde bald einschlafen, wenn sie nicht fühlte, daß die Familien beständig ihre Leistungen mit jenen der freien Unterrichtsanstalten vergleichen. So seien denn auch die wichtigsten Reformen im staatlichen Unterricht auf das Beispiel von drüben zurückzuführen.

Faguet fährt fort: „Man soll seine Freunde keiner schlechten Gesinnung zeihen; jedoch soll und kann man ein eigenes Bekenntnis ablegen. Dies tue ich auf Grund meiner Erinnerungen, wenn ich sage: Eigentlich liegt dem Wunsche der Staatsprofessoren nach Abschaffung des freien Unterrichts ein wenig unbewußte Trägheit zugrunde. Sie sagen sich, ohne weiter zu bedenken: Von wegen jener Leute, um den Kampf auszuhalten und aus Furcht vor der Parallele, welche das Land beständig zwischen ihnen und uns zieht, verlangt man unaufhörlich von uns neue Bemühungen und führt fortwährend Verbesserungen ein, die uns in unseren Gewohnheiten stören. Allein werden wir ganz ruhig sein. Machen wir die Vergleichung überflüssig, indem wir den einen Teil abschaffen. — ... Wie jede menschliche Tätigkeit wird die Universität eine Konkurrenz auszuhalten haben oder sie wird einschlummern. Die Staatsuniversität könnte kein schlimmeres Unglück treffen als die Aufhebung der Unterrichtsfreiheit. . ."

Die Gründe, welche Faguet und andere hervorragende Schulmänner zugunsten der schon durch das Naturgesetz geforderten Unterrichtsfreiheit vorbringen, mögen noch so schwerwiegend sein, nichts wird die gegenwärtigen Machthaber von der Verwirklichung ihrer satanischen Pläne abbringen. Es sollen nur mehr Logenknechte das Recht haben, zu unterrichten, mag auch das unglückliche Land mit Riesenschritten sich dem Abgrund nähern. Es muß noch schlimmer kommen, ehe die Katholiken ihre Kräfte einen werden, das unerträglich gewordene Joch abzuschütteln. Wird es dann nicht zu spät sein?

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Essener Katholikentag.

Diese Zeilen werden während des Auftaktes geschrieben und können also nur ein hoffnungsvolles Wiegenlied bilden. Vortreffliche Vorbereitungen und ein prächtiger Anfang lassen in der Tat das Beste erwarten, trotz der kulturkämpferischen Regenwolken. Der genius loci trägt eine Rüstung von Panzerplatten; im Schwerpunkt der schwersten Industrie steht die Versammlung natürlich unter dem Zwillingszeichen der sozialen Frage und des rastlosen technisch-wissenschaftlichen Fortschrittes. Essen und Krupp sind untrennbar; es war eine schöne und nützliche Erweiterung des Programms, daß die Herren vom Zentralkomitee und Vertreter der katholischen Presse am Samstag eine Besichtigung der Kruppschen Anlagen vornahmen, wobei sie nicht bloß den gewaltigen Geist und die stählerne Tatkraft, sondern auch die soziale Menschenfreundlichkeit bewundern konnten. Wie das zähe Streben nach dem Höheren und dem noch Höheren aus dem Kleinen zu ganz Großem gelangt, sieht man an der bescheidenen Stammhütte, die inmitten der Kruppschen Industriestadt steht. Damals konnte vielleicht der Name Krupp mit dem Worte „Rückständigkeit" verknüpft werden; jetzt ist er synonym mit der Ueberlegenheit auf seinem Gebiete. Wenn dem deutschen Katholizismus noch gelegentlich der Vorwurf der „Inferiorität" gemacht wird, so wollen wir fortfahren, ihn durch Taten zu widerlegen, die Gleichberechtigung im politischen und geistigen Leben, ja die Superiorität auf allen mit der christlichen Weltanschauung zusammenhängenden Gebieten durch rastlose Arbeit zu erreichen. Das Wort „modern" wird vielfach im verächtlichen Sinne für die Auswüchse des Zeitgeistes gebraucht; faßt man es weiter auf als den Inbegriff der Kunst, den neuen Verhältnissen mit den neuesten Hilfsmitteln der Zeit schnell und geschickt gerecht zu werden, so müssen wir gerade die katholische Volkskraft in Deutschland modern zu machen suchen, zu dem modernen politischen und sozialen, caritativen und kulturellen Sauerteig für die Nation. In zeitgemäßer Form allen alles zu sein — das wird gewiß die Parole der Essener Konzentration der katholischen Weltanschauung.

Der Papst und die französische Kirchenfrage.

Pius X. hat für Frankreich ähnliche Schwierigkeiten zu lösen wie Pius IX. vor 33 Jahren für Preußen. Doch wer geschichtliche Parallelen zieht, darf nicht außer acht lassen, daß die Entwicklung der Dinge nicht in der geraden Linie des Mathematikers erfolgt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein Kulturkampf in dem Frankreich von 1906 bei aller Verwandtschaft der Triebfedern und Ziele sich in wesentlichen Punkten anders gestaltet als ein Kulturkampf in dem Preußen von 1873. Der gemeinsame Grundzug ist der Aberglaube der Staatsgewalt, ohne Einvernehmen und sogar ohne Fühlung mit der kirchlichen Autorität die Dinge eigenmächtig regeln zu können. Dabei muß man freilich zur staatsmännischen Ehre des Fürsten Bismarck anerkennen, daß er sehr bald erkannte und auch öffentlich andeutete, die einseitige Gesetzgebung sei als die Unterlage zu betrachten für eine Verständigung mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche — eine Erkenntnis, zu der Herr Combes und seine Genossen noch nicht vorgedrungen sind. Dr. Falk und seine protestantischen Professoren fingen an mit den Maigesetzen, die rücksichtslos das innere Leben der katholischen Kirche unter

Staatsaufsicht stellten. Die naturgemäße Folge war die glatte Ablehnung vonseiten der Kirche, indem Pius IX. die Gesetze als irritae für den kirchlichen Bereich erklärte. Im Jahre 1875 kam das Kirchenvermögensgesetz, das äußere Angelegenheiten der Kirche behandelte und zwar unter besserer Wahrung der bischöflichen Autorität als wie in den ersten Gesetzen. Die Kirche konnte sich zur Mitwirkung bei der Ausführung dieses Gesetzes bereit erklären, und daß sie es trotz aller Bedenken tat, bildete den Wendepunkt im preußischen Kulturkampf. Langsam aber sicher kam man nach dieser ersten Probe der Verständigungsmöglichkeit zu der Umgestaltung der Maigesetze gemäß den vorhergehenden Vereinbarungen mit dem Hl. Stuhle. In Frankreich hat man auf das Seitenstück zu den ersten Maigesetzen Falks verzichtet; das dort beschlossene Trennungsgesetz bewegt sich auf demselben Boden mit dem preußischen Kirchenvermögensgesetz. Es wäre also wohl möglich gewesen, eine Form zu finden, die für die Kirche trotz des grundsätzlichen Anstoßes praktisch erträglich gewesen wäre. Aber ein Teil der dortigen Mehrheit wurde durch die Arglist des écrasez l'infame, ein anderer Teil durch Unkenntnis und Schwäche bewogen, nicht bloß die vermögensrechtliche Verwaltung, sondern die ganze kirchliche Organisation auf die rein „demokratische" Basis der Kultusgenossenschaften zu stellen. Herr Briand, der jetzige Kultusminister und damalige Berichterstatter, ahnte schon, daß allzu scharf schartig mache, und brachte eine kleine Klausel durch, die wenigstens bei den Kultusgenossenschaften einen gewissen Zusammenhang mit der von ihm angeblich vertretenen Kirche voraussetzte. Aber diese Klausel genügte nicht, um den Papst und die Bischöfe zu überzeugen, daß sich die Kirche Gottes in Frankreich auf dem Flugsand der Kultusgenossenschaften fundieren ließe.

Hervorragende Katholiken vertraten die Ansicht, daß man zur Vermeidung größerer Uebel einen Versuch riskieren könnte. Nach eingehenden Beratungen hat der Hl. Stuhl durch die jetzt veröffentlichte Enzyklika die negative Entscheidung getroffen, und die Kultusgenossenschaften in der Form des Trennungsgesetzes werden unbedingt und endgültig verworfen als unvereinbar mit der göttlichen Verfassung und den unveräußerlichen Rechten der Kirche.

„Also ist das ganze Trennungsgesetz verworfen und abgetan", folgern einige voreilig. Der Hl. Vater deutet aber in der Enzyklika selbst an, daß die Kirche sich in eine Trennung wohl schicken kann, wenn nur ihre Freiheit und ihre Lebensinteressen genügend gewahrt sind. Er beantwortet die zweite Frage, ob nicht Kultusgenossenschaften von zugleich kanonischem und gesetzlichem Charakter möglich seien, nicht mit einem absoluten Nein, sondern macht einen solchen Versuch von der vorgängigen Sicherung der göttlichen Verfassung und der notwendigsten Rechte der Kirche abhängig. Er überläßt ferner den Bischöfen, auf der Grundlage des gemeinen Rechtes alle Mittel zur Organisierung des religiösen Kultus zu ergreifen.

Die Behauptung, daß Rom einen vollen „Bruch" herbeigeführt habe, ist also nicht zutreffend. Einige Kritiker fallen in das andere Extrem, dem Hl. Stuhle übermäßige Hoffnungen auf eine Revision des Trennungsgesetzes nachzusagen. Offenbar wünschen Papst und Bischöfe eine Abänderung des Gesetzes; aber nach den Andeutungen der Enzyklika könnte ein tolerari posse schon durch eine Novelle erzielt werden, welche die Kultusgenossenschaften in das hierarchische System einzufügen ermöglicht. Vielleicht mag auch noch in anderer Form die notwendigste Sicherung des kirchlichen Autoritätsprinzips sich erreichen lassen. Der Hl. Vater vermeidet es offenbar absichtlich, auf die Einzelheiten einzugehen, um für die Ausgleichsversuche den weitesten Spielraum zu lassen. Zu dieser Taktik scheint es auch zu gehören, daß er die vorläufige Vorsorge für die Kultusorganisation den französischen Bischöfen überläßt, vielleicht in der väterlichen Erwägung, daß es der Regierung, nachdem sie die Beziehungen zum Hl. Stuhle in aufbrausender Voreiligkeit demonstrativ abgebrochen hat, leichter sein würde, mit den Landesbischöfen in Fühlung zu treten.

Was nun die angeblich so schrecklichen Folgen des „Bruches" angeht, so kann freilich die Regierung, wenn bis zum 11. Dezember keine Kultusgenossenschaften gebildet sind, die Kirchen und deren Güter anderen Zwecken zuwenden, aber sie bzw. die in den Besitz gelangenden Gemeinden brauchen es nicht zu tun. Ebenso brauchen die für die Geistlichen ausgesetzten Alterspensionen nicht fortzufallen. Das einzige, was das Gesetz formell von dem Zustandekommen der Kultusgenossenschaften abhängig macht, ist die Zahlung des Gehaltszuschusses an Geistliche, die in Gemeinden von weniger als 1000 Seelen angestellt sind.

Daraus ergibt sich, daß der weitere Verlauf der Dinge wesentlich von den Entschließungen der Regierung und der Kammermehrheit abhängt und daß die Zukunftsbilder in der Tagespresse mit dem voreiligen Pinsel der tendenziösen Einbildungskraft gemalt sind. Die Gegner der Kirche berufen sich gerne darauf, daß der kulturkämpferische Block bei den letzten Wahlen eine starke Vermehrung erfahren habe. Das ist richtig; aber es ist auch der Schwerpunkt der Mehrheit etwas weiter nach rechts geschoben werden, d. h. die Regierung kann die radikalen und intransigenten Elemente jetzt eher links liegen lassen wie früher. Wenn sie will.

Die Kolonialskandale.

Die Krankheit als Genesungsprozeß auffassend, darf man sich über den Ausbruch dieses Komplexes von Aergernissen durch die Hoffnung auf eine Läuterung und Auffrischung des öffentlichen Lebens trösten. Es drohte uns in der Tat die Sauberkeit und Feinfühligkeit verloren zu gehen. Zu dem letzten Punkte rechnen wir auch das lange Beharren des preußischen Ministers v. Podbielski in der Teilhaberschaft an der Firma v. Tippelskirch. Nach dem Buchstaben der Disziplinar- und Strafgesetze war dagegen „nichts zu erinnern"; aber die Art der Geschäfte war doch derartig, daß ein preußischer Minister weder seinen Namen noch den seiner Gattin öffentlich für die mit den Behörden paktierende und von der Gunst der Behörden profitierende Firma in die Wagschale fallen lassen durfte. Herr v. Podbielski hat nun die Aufforderung zum Bericht mit der Einreichung seines Entlassungsgesuches beantwortet. Da er ein sehr tüchtiger Landwirtschaftsminister war, so hätten wir lieber gesehen, wenn er rechtzeitig seine und seiner Familie Entlassung bei der gewinnreichen Firma genommen hätte und dann Minister geblieben wäre. Aber wenn sich die Teilhaberschaft nicht lösen ließ, so muß allerdings das Portefeuille abgelöst werden. Denn nicht bloß die Günstlingswirtschaft selbst, sondern auch der Schein und der Verdacht einer solchen muß beseitigt, die Unbefangenheit der leitenden Beamten außer allem Zweifel gestellt bleiben. In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf.

Vom bayerischen Landtag.

Schlußrückblick.

Von

Dr. M. Flemisch, Mitglied der bayerischen Kammer der Abgeordneten.

Die Session ist zu Ende! Sie hat genau 10½ Monate gedauert und ist die längste von den langen Sessionen der letzten 12 Jahre, bleibt jedoch in der Zahl der Plenarsitzungen hinter den Sessionen der Jahre 1901/02 und 1903/04 um eine minimale Ziffer zurück.

Zunächst einige Details aus den Beratungen der letzten Wochen:

Gegen die Baulast der katholischen Pfarrer hat unter den Interessenten eine lebhafte Bewegung eingesetzt, die in der Presse und in Versammlungen ihren Ausdruck fand und schließlich zu der sogenannten „Augsburger Resolution" führte. Die Frage wurde auch in der Kammer angeschnitten. Kultusminister v. Wehner gab zu, daß die jetzige Regelung der Baulast mit gewissen Härten verbunden sei, doch solle die Abhilfe nicht auf dem Wege der Gesetzgebung angestrebt, sondern durch andere Mittel, insbesondere durch Gründung von Pfründebaufonds in die Wege geleitet werden. Der Staat wird zu diesen Fonds Zuschüsse leisten und der Minister will bereits die beim Etat der Ausgaben für kirchliche Zwecke in der 27. Finanzperiode sich ergebenden Erübrigungen hierzu verwenden. Damit ist ein Anfang und ein guter Schritt zur praktischen Lösung der für einen großen Teil der Pfründebesitzer so schwer wiegenden Angelegenheit gemacht, wenn die Ausführungen des Ministers eine Erfüllung aller Wünsche der Interessenten auch nicht enthalten. Mit Wärme wurde beim Etat der Ausgaben für kirchliche Zwecke auch die materielle Lage der Emeriten besprochen. „Die unterste Kategorie der pragmatischen Beamten hat nach 10 Dienstjahren mehr Pension als ein Priester nach 40 Jahren" (Dr. Heim in der Sitzung vom 13. Juli). Wenn der Staat eine konkordatmäßige Verpflichtung zur Sustentation der Emeriten auch nicht anerkennt, so sprechen doch die „dringendsten Billigkeitsgründe" (Minister v. Landmann in der 160. Sitzung des Jahres 19[illegible]

dafür, daß der Staat sich der „Veteranen der Kirche“ (Kultusminister v. Wehner in der Sitzung vom 13. Juli) annimmt, die nicht nur ihrer Kirche, sondern auch dem Staate gedient haben und von denen man erwarten darf, daß sie nach 40 Jahren treuer Dienstzeit nicht hungern müssen und nicht auf Almosen angewiesen sind (Dr. Heim, ebendort).

Nun zu einigen wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Fragen:

Beunruhigende Nachrichten über ungenügende Kontrolle der Gersteneinfuhr und Gerüchte über eine von Oesterreich in Aussicht genommene Gewährung von Ausfuhrprämien auf Gerste hatten die Zentrumspartei veranlaßt, die Staatsregierung über diese Angelegenheit zu interpellieren. Der Finanzminister suchte in seiner Beantwortung der Interpellation beruhigend zu wirken. Dr. Heim, dessen Ausführungen auch hier den überlegenen Fachmann erkennen ließen, ging der Sache tiefer auf den Grund: Der Haupteinfall der fremden Gerste erfolgt über Königsberg, Danzig, Hamburg, Bremen und die Rheinhäfen. Die Gerste kommt auf dem Meerwege herein; große Trieurtrommeln sortieren sie 2c. Von dieser Gerste fühlt sich Oesterreich bedrückt. Nur eine richtige, unterschiedslose, gleichmäßige Behandlung an der Grenze kann hier helfen. Mit dem Anschroten einzelner Körner, wie es jetzt beliebt wird, ist's nicht getan; nur das Ritzverfahren schließt jede Verwendung zu Brau- und Malzzwecken aus. Es besteht gegen Oesterreich die strikte Verpflichtung für uns, dafür zu sorgen, daß Deutschland Oesterreich nicht zur Einführung von Einfuhrscheinen zwingt, und Deutschland hat das in der Hand, wenn es für die Denaturierung ein Verfahren beliebt, das Oesterreich vollständig beruhigt.

Das Bestreben, die Bodenzinse möglichst bald aus der Welt zu schaffen, hatte die Freie Vereinigung veranlaßt, die Einführung einer bayerischen Staatslotterie (Klassenlotterie) zu beantragen. Der Finanzminister sprach sich vom „steuerlichen“ und „volkswirtschaftlichen“ Standpunkt gegen den Antrag „Prieger und Genossen“ aus; er könne sich nicht entschließen, der Bevölkerung jährlich ca. 20 Millionen zu nehmen, um dadurch eine Mehreinnahme von rund 2 Millionen zu erzielen. Solange der bayerische Staat noch in anderer Weise die Mittel aufbringen kann, um seine Staatsbedürfnisse zu decken, könne er der Einführung einer Staatslotterie nicht das Wort reden. Scharfe Verurteilung fand in der Debatte auch die Bewilligung von Lotterien zu Kirchenbauten, gemeinnützigen Zwecken usw. Bayern hat bekanntlich schon einmal eine Staatslotterie gehabt. Als das Lotto im Jahre 1861 aufgehoben werden sollte, sprach sich keine Stimme dagegen aus, wohl aber verurteilte der liberale Abg. Dr. Völk die Einnahmeposition, die sich aus dem Erträgnis des Lottospiels ergab, auf das schärfste als „gerichtet durch das Verderben, durch die Seufzer, durch den Kummer, den Jammer, das Elend und die Verzweiflung aller derjenigen, welche dieses verfluchte Spiel über sie gebracht hat“ (Sten. Ber. 1861, B. 4, S. 65).

Der Antrag „Prieger“ wurde schließlich gegen die Stimmen der Freien Vereinigung und eines Teiles der Zentrumspartei abgelehnt.

Die bestmögliche Gestaltung des Verkehrswesens ist eine für unsere heutigen Verhältnisse nicht mehr zu umgehende Notwendigkeit. Bayern kann sich in dieser Hinsicht sehen lassen, wenn auch die stets steigende statt fallende Eisenbahnschuld die ernsteste Beachtung unserer Finanzpolitiker verdient. Die in Bayern versuchsweise errichteten staatlichen Motorwagenlinien haben sich nach einer dem Landtag vorgelegten Denkschrift der Verkehrsverwaltung bewährt. Der Automobilbetrieb soll noch weiter in den Postverkehr eingeführt werden und dürfte in manchen Gegenden ein ebenso geeigneter wie genügender Ersatz für die sich nur selten rentierenden Lokalbahnen sein. Voraussetzung für die Errichtung einer Motorlinie ist jedoch, daß die beteiligten Gemeinden und sonstigen Interessenten die vierprozentige Verzinsung und zehnprozentige Amortisation des für die Errichtung des Betriebes aufgewendeten Kapitals übernehmen; die Betriebskosten werden vollständig von der Verwaltung getragen; dabei wird der bisherige Aufwand für Omnibusverbindungen, die durch den Motorbetrieb in Wegfall kommen, den Gemeinden durch die neuesten Bestimmungen zugute gerechnet.

Der auch für das Land immer wichtiger werdende Fernsprechverkehr soll nach einem auch im Reichsrat angenommenen Antrag „Dr. Heim“ durch Neuregelung der Telephongebühren auf der Grundlage des Gesprächszählens zweckmäßiger gestaltet und in seiner Ausnützung insbesondere dem bis jetzt der Stadt gegenüber benachteiligten Lande erleichtert werden.

Beim Verkehrsetat nahm die Diskussion über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des mittleren und niederen Personals einen großen Teil der Debatte in Anspruch. Schwierig war die Frage, ob und wie die vom X. Ausschuß gefaßten und im Plenum angenommenen Beschlüsse auf Verbesserung der Verhältnisse der Arbeiter in Staatsbetrieben schon diesmal beim Eisenbahnetat durchgeführt werden sollen. Schließlich fand ein Antrag „Dr. v. Daller“ Annahme, der die Staatsregierung ermächtigt, die im Etat zur Besserung der Lohnverhältnisse der in der Eisenbahnverwaltung beschäftigten Taglohnarbeiter eingesetzten Summen um denjenigen Betrag zu überschreiten, der notwendig ist, um die einschlägigen Beschlüsse des X. Ausschusses vom 1. September 1906 ab zu realisieren. Ein Antrag „Lerno“ dehnte konsequenterweise den Antrag „Dr. v. Daller“ auf alle in Staatsbetrieben beschäftigten Taglohnarbeiter aus, soweit nicht in einzelnen Etats schon das Nötige geschehen ist. Es sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß die einschneidenden Beschlüsse des X. Ausschusses zur Beratung des Antrages des Abg. Segitz, Verbesserung der Verhältnisse der Arbeiter in Staatsbetrieben betr., auf dem ausgezeichneten Bericht des zum Referenten bestellten Zentrumsabgeordneten Oswald basieren und den in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeitern das bringen, was sie unter den gegebenen Verhältnissen billigerweise erwarten können.

Ein Gesetzentwurf, das Gebührenwesen betr., soll unter Abänderung einzelner Teile des Gesetzes vom Jahre 1899 eine gleichmäßige Handhabung desselben gewährleisten. Den Sozialdemokraten war der Entwurf zu „agrar-mittelständisch“, die Bauernbündler fanden, daß er das Großkapital zu wenig heranziehe. Es scheint danach, daß die nach dem Berichte des Abg. Dr. Einhauser vom Ausschuß modifizierte Regierungsvorlage die richtige Mitte eingehalten hat. Gegen einen Antrag „Frank“ auf Aenderung des Berggesetzes verhielt sich der größte Teil der Liberalen Vereinigung ablehnend. Nach ihrer Meinung tut er der armen Großindustrie zu wehe. Die Regierung ist dagegen mit dem Antrag einverstanden. Durch denselben soll die Tätigkeit der Privatindustrie nicht ausgeschaltet werden; aber „der Staat, der die Ausbeutung seiner Bodenschätze durch die freiheitliche Gesetzgebung für den Privaten ermöglicht, soll doch auch etwas davon haben“ (Abg. Frank bei Begründung seines Antrages). Ein Antrag „Brandstätter“, Zuwendung höherer Zuschüsse zum Zwecke der Wasserversorgung und des Feuerlöschwesens betr., wurde angenommen, ebenso ein Antrag „Osel“, welcher der Regierung die Kompetenz einräumt, aus den regelmäßigen jährlichen Beiträgen bis zu 9% der Gesamtsumme zur Unterstützung verunglückter Feuerwehrmänner und deren Hinterbliebenen, sowie zur Förderung des Feuerlöschwesens zu verwenden. Aus den Anträgen „Dr. Jäger und Genossen“, die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Bayern betr., wurden weitere Ziffern erledigt.

Endlich noch ein paar Randglossen zur Behandlung des Wassergesetzes: Dasselbe ist von der Kammer der Abgeordneten am 25. Juli fertig gestellt worden und wird in einer nach Weihnachten einzuberufenden Nachsession seine endgültige Erledigung finden. Noch am 10. Juli hatte Graf Feilitzsch in einer Ausschußsitzung des Reichsrates die Erklärung abgegeben, die K. Staatsregierung habe sich dahin schlüssig gemacht, daß eine Nachsession nicht stattfinden werde; denn die K. Staatsregierung habe gegen eine solche sehr wichtige, namentlich prinzipielle Bedenken. Es sei der Wunsch der K. Staatsregierung, daß das Wassergesetz noch in dieser Session erledigt werde; wenn aber dieser Wunsch unerfüllbar sei, so könne die K. Staatsregierung nichts anderes tun, als sich dareinzufinden und den Gesetzentwurf dem nächsten Landtag neuerdings vorzulegen. Am 20. Juli war gemeinschaftliche Direktorialsitzung; ihr Verlauf ergab eine vollständige Isolierung des Ministers: keiner der anwesenden Reichsräte sprach sich gegen eine Nachsession aus. Allein Graf Feilitzsch zog aus dieser „splendid isolation“ nicht die Konsequenzen, von denen man nach Lage der Dinge hätte annehmen können, daß er sie ziehen würde, sondern schlängelte sich mit aalglatter Geschmeidigkeit auf den ihm von Dr. v. Orterer nahegelegten Standpunkt der „neuerlichen Erwägungen“, um dann am 23. Juli mit einer graziösen Verbeugung vor der Wichtigkeit des Wassergesetzes und dem Wohle des Volkes namens der Staatsregierung die Nachsession zu konzedieren. Am 10. Juli hat Graf Crailsheim in der genannten Ausschußsitzung des Reichsrates der Staatsregierung seinen reichsrätlichen Dank ausgesprochen, daß eine Nachsession nicht bewilligt werde. Am 31. Juli, also nach der „Kapitulation des Grafen Feilitzsch vor den Führern des Zentrums“, interpellierte jedoch nicht Graf Crailsheim den

Minister wegen seiner „Schwäche“, sondern Reichsrat Prinz Georg. Graf Crailsheim hüllte sich in Schweigen. Soweit der gewissenhafte Chronist.

Die Nachsession kommt also; doch ist sie lediglich zur Erledigung des Wassergesetzes bestimmt. Das Straßengesetz, das die Reichsratskammer bereits beraten und angenommen hat, wird dem nächsten Landtag aufgehoben, der sich außerdem mit der Reform der direkten Steuern, mit der Kirchengemeindeordnung, mit dem Fischereigesetz usw. zu befassen haben wird. Ob die Nachsession dann wieder prinzipiellen Bedenken begegnen wird? Doch das kümmert uns heute noch nicht. Vorläufig sind wir zufrieden, daß wir am Ende dieser Session angelangt sind. Man hat viel über sie losgezogen und es ist nicht immer gerade die berufenste Seite gewesen, die sie zum Gegenstande liebevoller Erörterungen gemacht hat. Ich enthalte mich an dieser Stelle jedes Raisonnements. Diese Art, die Tätigkeit der Volksvertretung zu diskreditieren, ist ja nicht neu. Schon Präsident v. Ow hatte im Jahre 1892 Anlaß in seiner Schlußrede folgende Bemerkung zu machen: „Wie es früheren Landtagen geschehen, so geschah es auch diesem, seine Dauer wurde mehrfach getadelt.“ Also schon damals, wo man es nur auf 109 Sitzungen brachte, und noch früher auch schon! Frhr. v. Ow bemerkte damals weiter: „Aber haben denn diejenigen, welche die Dauer tadeln, wohl auch je sich umgesehen um die Verhandlungen anderwärts, haben sie auch wohl sich umgesehen um die Arbeitsfülle des bayerischen Landtags? Alle Verhältnisse im menschlichen Leben haben eine ungeahnte Entfaltung und Entwicklung genommen und das macht sich auch geltend in der Arbeit des Landtags.“

Der gegenwärtige Landtag hat zwei hervorragend wichtige, die Verhältnisse auf Dezennien hinaus festlegende Gesetze fertig gestellt: das Wahlgesetz und das Wassergesetz; er hat die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse unseres Volkes durch eine große Anzahl von Initiativanträgen zu fördern gesucht und war bemüht, bei der Beratung der verschiedenen Etats die Interessen des Volkes in nachdrücklicher Weise zu wahren und zu schützen. Zwar sind es gerade diese Etatsdebatten, aus denen man der Mehrheitspartei einen Strick drehen möchte; allein auch hier sei wieder ein Wort des Frhrn. v. Ow zitiert, der in seiner Schlußrede als Kammerpräsident im Jahre 1882 u. a. bemerkte: „Die Budgetverhandlungen, so wichtig, so wertvoll sie sind für den Kredit des Landes, für den ruhigen, geordneten Gang der Regierungsgeschäfte, sind doch gewiß ebensowertvoll, ja gerade in der jetzigen Zeit doppelt wertvoll, weil sie Gelegenheit geben zur offenen Kundgabe der sozialen und sittlichen Zustände im Volke.“

Das Ende der gegenwärtigen Session bedeutet zugleich auch, von ihrem „Anhang“ natürlich abgesehen, das Ende des Landtags. Was werden die Maiwahlen des Jahres 1907 bringen? Wer wird die Früchte des neuen Wahlgesetzes einheimsen? In diesem Augenblicke eine müßige Frage! Die Mehrheitspartei wird sich jedenfalls nicht darüber zu besinnen haben, wie viele Mandate sie zu ihren jetzigen noch hinzugewinnen kann; für sie handelt es sich nur um den einen brennenden Punkt: Wie werden sich die Verhältnisse gestalten, resp. wie können sie gestaltet werden, um möglichst wenig Mandate zu verlieren?

Doch ich sollte ja nur einen summarischen Ueberblick über die letzte Phase der diesjährigen Kammerverhandlungen geben. Ich schließe, indem ich sage: Der Landtag ist tot, es lebe der Landtag!

Sehnsucht.

Ach, nur ein Atemzug
In freier Luft allein,
Ach, nur ein freier Flug,
Um wieder Ich zu sein,
Ein Schrei, mich zu befrein!
Dann ruhen, stille sein,
Die Augen schließen
Nur einen Augenblick —
Das wäre Genießen,
Das wäre Glück!

Th. Singolt.

Neue pädagogische Literatur.

Von

Franz Weigl.

Auf dem Gebiete der spezifischen Schulbücher liegen zwei sehr beachtenswerte Neuerscheinungen vor. Ein originelles mit gutem Glück zu Ende geführtes Unternehmen, das vorbildlich in der Lesebuchliteratur wirken muß, ist Dr. Luzian Pflegers „Katholischer Glaube im deutschen Volke“. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht“ (Dürrs „Deutsche Bibliothek“ Bd. XII B, Leipzig, Dürr, 8°, 148 S., geb. 1.75 M). Für die Einstellung bester konfessioneller religiöser Prosa im Unterricht, wie sie die für alle Konfessionen berechneten Lesebücher unmöglich machen, ist hier der Weg gewiesen. Nach der Seite des praktischen Wissens ist gleichbedeutsam das in dem sehr fortschrittlich arbeitenden Verlag von C. A. Seyfried & Cie. (K. Schnell) erschienene Werk: „Von der Schule ins Leben.“ Lesebuch für Sonntagsschulen (8°. VIII, 380 S., geb. 1 M). „Ein Schulbuch, das zugleich Volksbuch ist“, dieses Urteil hat das neue Buch trefflich charakterisiert. Es birgt alle praktischen Lehrstoffe, die dem Landwirt, dem kleinen Geschäftsmann, der Hausfrau im täglichen Leben zu wissen not tun. Es birgt diese Stoffe noch dazu in einer Form, welche derart fesselt, daß der Leser ungern das Buch zur Seite legt. Und der Verlag hat — trotz des minimalen Preises von 1 M in Originalleinenband — zahlreiche Illustrationen in künstlerischer Ausführung, durchaus Originale, für den Text eigens geschaffen, beigegeben. Durch diese Illustrationen wird das Buch zu einer auch von künstlerischem Standpunkt aus nicht hoch genug zu schätzenden Leistung. An Spezialfragen der pädagogischen Praxis sind neuestens bearbeitet „Die Katechismusfrage“ von B. Keller (Heft 10 meiner „Pädagogischen Zeitfragen“, München, Lentner. 8°. 59 S. 80 Pf.) und „Der biologische Unterricht an den höheren Schulen“ von E. Wasmann S. J. (Köln, Bachem. 8°. 30 S. 1.20 M). Erstgenannte Broschüre behandelt die schwierige Frage der Katechismusreform mit eingehender theoretischer Begründung und mit praktischen Fingerzeigen. Das ganze Kapitel „Von der Nächstenliebe“ ist z. B. in neuer Bearbeitung in Frage und Antwort dargestellt. Im letztgenannten Büchlein bespricht der allseits hochgeschätzte naturwissenschaftliche Forscher eine wichtige Frage des naturkundlichen Unterrichts. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die eingehendere Berücksichtigung der Biologie wünschenswert ist, daß aber eine programmäßige Behandlung der Deszendenztheorie auch vom Lehrplan der höheren Schulen auszuschließen sei und daß sich der Lehrer der Biologie vor allem keine „metaphysischen Spekulationen“ gestatten dürfe. Sehr empfehlenswert erscheint es dem Verfasser, wenn die Lehrer der Naturwissenschaften und der Religionslehrer sich „über die Behandlungsweise der Grenzfragen ihres beiderseitigen Unterrichtes in freundschaftlicher Weise vereinbaren würden.“ Dem Religionslehrer wünscht er endlich möglichst umfassende und gründliche Kenntnisse über die Grenzgebiete.

Von Neuerscheinungen der pädagogischen Theorie ist zunächst zu nennen eine dankenswerte Zusammenstellung des bisherigen Entwickelungsganges der experimentellen Psychologie, die Dr. Const. Gutberlet unter dem Titel „Psychophysik, historisch-kritische Studien über experimentelle Psychologie“ bei Kirchheim in Mainz (8°. XII, 364 S. geb. 11 M) erscheinen ließ. Viele Praktiker, die auf die Ergebnisse angewiesen sind, aber an der wissenschaftlichen Forschung nicht teilnehmen können, werden dem bekannten Psychologen die Arbeit danken und ihn um Weiterführung derselben bitten. Weiter ist auf dem Gebiete der pädagogischen Theorie bedeutsam das Erscheinen des II. Bandes von Univ.-Prof. Dr. W. Reins „Pädagogik in systematischer Darstellung“. Dieser Band enthält „Die Lehre vom Bildungswesen“ und ist bei Beyer & Mann in Langensalza (gr. 8°. XII, 667 S. geb. 12 M) erschienen. Ich habe im Vorjahre in der „Allg. Rundschau“ in dem Aufsatz über „Die Schulprogramme der linksstehenden politischen Parteien im Lichte der pädagogischen Wissenschaft“ den I. Band des vorliegendes Werkes mehrfach angezogen. Auch im II. Band bewährt sich Rein u. a. bezüglich der Zielstellung für die Pädagogik, bezüglich der Fragen der Konfessionsschule, der Verteidigung des Religionsunterrichts als konservativer Pädagoge. Können wir dem Protestanten Rein auch nicht in allen Anschauungen folgen, so wird doch kein katholischer Pädagoge, der sich mit der wissenschaftlichen Bearbeitung seines Faches intensiver befaßt, das Werk ohne Beachtung lassen können. Ein weiteres Werk von Rein schreitet in zweiter Auflage rasch vorwärts. Sein „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik“ ist nun im gleichen Verlag, wie das letztgenannte Werk, bis zum 8. Halbband gediehen. Was Willmann in seinem Vortrage bei dem V. internationalen Kongreß katholischer Gelehrter 1900 zu München von den ersten Halbbänden sagen konnte, das Werk „lege Gewicht auf die Vermeidung konfessioneller Einseitigkeit“, gilt auch von den späteren Bänden. Bei dem großen Umfange, den die Pädagogik mit ihren Hilfswissenschaften heute schon angenommen hat, ist es gewiß ein bedeutsames Lob, wenn man von dieser Enzyklopädie sagen kann, sie ist in ihren Artikeln umfassend und lasse keine Lücke.

Neue belletristische Erscheinungen.

Besprochen von Dr. A. Lohr.

Arthur Achleitners „Kanonikus Sturmfried"[1], des großen „Zeitbildes aus dem Katholizismus der Gegenwart", dritter und letzter Band, ist gewiß nicht ganz unschuldig daran, daß ich mir in letzter Zeit die schlimme Angewohnheit eines längeren Nachmittagsschläfchens an den Hals gelesen habe. Die Hundstage mit ihrer lähmenden Hitze sind freilich auch in Rechnung zu ziehen, aber der „Kanonikus" ist nicht weniger in papierenem Stile geschrieben als seine zwei Vorgänger, der „Dorfpfarrer" und der „Stadtpfarrer." Fast noch mehr als bei diesen ist hier die magere Handlung mit Erörterungen und Schilderungeu in die Breite gezogen; sogar ein langer Exkurs über den Titel „Monsignore" bleibt uns nicht erspart. Auch der öftere falsche Wechsel der Zeiten fällt einem hier wieder auf die Nerven. Unser Held Gregorius ist jetzt Kanonikus am Dom der Hauptstadt und Referent für Kirchenbauten an der erzbischöflichen Regierung geworden. Als solchen sehen wir ihn ein paarmal in der Kapitelversammlung und einmal dabei, wie er einen Uebergriff seines intriganten Kollegen Dr. Lork in seine Sparte zurückweist. In der Hauptsache treffen wir ihn jedoch als Präsidenten der St. Anna-Vorschußkasse an, wozu ihn die etwas exzentrische Prinzessin Pia Belfonte auf Vorschlag seines Kollegen Graf Schwamberg gemacht hat. Da seine Geschäftsführung von keinerlei Sachkenntnis getrübt ist, macht die Kasse zum Schaden der katholischen Sache Bankerott. Sturmfried legt sein Kanonikat nieder und zieht als stiller Mann mit seiner Schwester, die durch einen Unglücksfall ihren Mann und durch den Krach ihr Vermögen verloren hat, als Pfarrer nach Partenstein, wo er noch etliche zwanzig Jahre der cura animarum obliegt und sich die Sympathien der Leute gewinnt. Ein Jahr nach der Primiz seines Neffen, den er als vierjährigen Jungen mit nach Partenstein genommen hatte, segnet er dann das Zeitliche, ohne zu bedenken, daß er durch ein derartig langes Leben das ganze dreibändige Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart um mehr als zwanzig Jahre zurückverlegt und so zu einem hübschen Anachronismus macht. Da nimmt es sich wirklich nett aus, daß der Erzbischof Dr. Berger dem Kanonikus Sturmfried schon katholische Preßstimmen von 1905 und 1906 über das Verbot gewisser weltlicher Beschäftigungen für Priester zitiert und die Fürstin Belfonte den so sehr modernen Tod des Sturzes vom Automobil findet. Aber auf solche Kleinigkeiten geht es augenscheinlich nicht mehr zusammen. Lebenswahrheit und psychologische Vertiefung scheinen überhaupt recht entbehrlich zu sein. Rein äußerlich wird Gregorius von einer Lage in die andere versetzt, eine psychologische Entwicklung seines Lebensganges scheint nicht besonders vonnöten. Teilweise noch weniger glaubhaft gemacht und gelegentlich unmotiviert hereingezogen und wieder fallen gelassen sind ferner mehrere andere Personen, wie der jüdische Bankier Markus und seine Frau, die Fürstin Pia Belfonte, v. Schmerczek, Pfarrer Mangold u. a. Auch die Rolle, die Schwester Ottilie in diesem Bande wieder spielt, ist nichts weniger als glaubhaft. Ueberall sieht man, wie die Geschichte eilfertig zusammengeschrieben und wie bald da, bald dort eine längliche Schilderung eingeschoben ist, die zwar den Umfang vergrößert, aber die Freude an der Erzählung nicht vermehrt. Als Unterhaltungslektüre mag der Band ja wohl freundliche Leser finden; der Kunstfreund kann nur seinem Bedauern Ausdruck geben.

Von einem guten Bestreben zeugen zwei eigenartige Erstlingswerke. Da ist einmal Gustav Leutelts Roman: „Die Königshäuser"[2], eine Dorfgeschichte aus dem Isergebirge an der böhmisch-schlesischen Grenze. In leuchtenden Duft ist Leutelts ganze Welt gehüllt, aus der nur, stark abgetönt, das Dörfchen Friedrichswald mit den beiden feindlichen Königshäusern, in deren einem, dem Ascherhof, Johannes, der Held der Geschichte haust, und dahinter der Kamm des spukumwobenen Gebirges hervorschimmert. Der Dichter läßt uns nicht an seine Menschen herankommen; wir sehen alles nur wie aus einer poetischen Ferne und haben öfters das Gefühl, als ob die Menschen, deren Schicksale wir begleiten, beim Nähertreten uns wie Schemen unter den Blicken zerfließen würden. Und doch weiß uns Leutelt in seine Welt hereinzuziehen und durch die einheitlich festgehaltene Stimmung für uns auch poetisch glaubhaft zu machen. Manchmal freilich droht alles zu sehr ineinander zu verschwimmen und der Erzähler verliert den Boden gar zu sehr unter Füßen; ein anderes Mal kommen auch nicht recht passende Elemente von außen in die Welt der Geschichte herein, die stimmungsstörend wirken. Ich halte Leutelt nach dieser Probe für vielversprechend.

Von ganz anderer Art ist der Erstling einer Pfälzerin, die „Kinder der Gasse"[3] von Charlotte Knoeckel. Die naturalistische Strömung, die im allgemeinen längst abgeebbt ist und bei der männlichen Schriftstellerwelt kaum noch einen bedeutenden Vertreter besitzt, hat merkwürdigerweise aus den Kreisen belletristischer Damen immer wieder Zufluß erhalten. Auch Ch. Knoeckel ist ganz Naturalistin im Sinne Zolas. Mit bemerkenswerter Naturtreue und Anschaulichkeit schildert sie das Leben und Treiben kleiner Leute, Handwerker und Fabrikarbeiter in einer Pfälzer Industriestadt (gemeint ist augenscheinlich Neustadt a. H.). Sie zeigt, in welchen Verhältnissen die Kinder dieser Leute aufwachsen, wie schwer sie mit dem Leben zu kämpfen haben und wie die Last ihres Daseins sie frühzeitig zermürbt, physisch und moralisch zu Boden drückt. Die Schilderung dieser Armeleutekinder ist im ersten Teile des Romans meist recht gelungen; je mehr die Kinder der Gasse aber dem Leben entgegenwachsen, desto mehr fällt der Roman auseinander. Die einzelnen Episoden wirken dann teils unwahr und konstruiert, teils anstößig. Auch stören phrasenhaft wiederkehrende Wendungen, wo bei der Schilderung die Beobachtung nicht ausgereicht hat und auch gelegentlich ein etwas harter Stil. Aber die Anzeichen einer starken Kraft sind vorhanden.

Ein außerordentlich peinliches Buch ist der Roman „Das Haus am Abhang"[1] von Siegfried Trebitsch. Ein junger Arzt, der zudem verlobt ist, vergißt sich mit einer schwindsüchtigen Patientin, die erst stirbt, nachdem sie geboren hat. Von der Gesellschaft geächtet, gibt sich der Arzt dann den Tod, nachdem er sein Kind seiner Braut vermacht hat. Dieses zur dichterischen Behandlung kaum geeignete Thema wirkt nun dadurch noch peinlicher, daß der fehlende Arzt mit seiner Patientin in gesellschaftskritischen Gegensatz zu der ihn verurteilenden öffentlichen Meinung gebracht ist. Trotz ihres Fehltritts stellt der Verfasser die beiden als sittlich hoch über zahlreichen maßgebenden Elementen der Gesellschaft stehend hin. Auch der katholische Pfarrer Czibulka kommt sehr schlecht weg. Ueberhaupt erscheinen katholische Dinge fast nur in verzerrtem Lichte. Immerhin zeigt sich Trebitsch aber redlich bemüht, eine Tat, die auf den ersten Blick als grobes Verbrechen erscheint, menschlich zu verstehen, wenn auch nicht zu entschuldigen. Stilistisch und in der Komposition ist der Roman nicht besonders gelungen, was ihn zusammen mit allem anderen kaum empfehlenswert erscheinen läßt.

Einer Irreführung des Publikums kommt der Titel von Maria Bashkirtscheffs Sammlung „Tagebuchblätter und Briefwechsel mit Guy de Maupassant"[2] gleich, der jetzt in allen Buchauslagen zu sehen ist. Man meint nämlich danach, etwas Neues über Maupassant zu erfahren. Allerdings sind nun am Schlusse des Buches einige Briefe von Maupassant zu finden, die der große Schriftsteller an die Bashkirtscheff, die ihm anonym geschrieben, unter einer Chiffre gerichtet hatte. Aber die Korrespondenz hörte schon wieder auf, noch ehe sich die beiden kennen lernten, und Maupassants Briefe bieten daher kein tieferes Interesse. Das übrige aber sind unsagbar oberflächliche, uninteressante Tagebuchblätter einer maßlos eitlen, ehrsüchtigen und anmaßenden jungen Russin, die ein bescheidenes Talent zur Malerei besaß und 1884 in Paris starb. Die Uebersetzung, sowie eine hysterische Vorrede, stammt von einer Julia Virginia, dem Pseudonym eines Frl. Scheuermann. Vor dem Ankauf dieses „hochinteressanten Memoirenwerks", wie der Buchumschlag sagt, darf man wohl warnen.

[1] Mainz 1906. Kirchheim & Co. 381 S. 4 M (5.—).
[2] Berlin 1906. S. Fischer. 295 S. 3.50 M (4.50).
[3] Berlin 1906. S. Fischer. 340 S. 4 M (5.—).

[1] Berlin 1906. S. Fischer. 225 S. 3 M (4.—).
[2] Berlin und Leipzig 1906. H. Seemann Nachf. 25 Porträts und Faksimiles. 248 S. 2 M.

Johannes Philipp Palm.

Eine Säkular-Erinnerung.

Von

Dr. J. Weigl.

Am 26. August jährt sich zum hundertsten Male der Todestag des Nürnberger Buchhändlers Johannes Philipp Palm, der dem Rachebedürfnis des Kaiser-Usurpators Napoleon I. zum Opfer gebracht wurde.

Es war eine böse Zeit damals in unseren Landen: die Franzosenzeit, von der noch unsere Großeltern anschaulich zu erzählen wußten. Der Deutsche rechtlos in deutschem Land. Die Fürsten uneins und ohnmächtig gegen den korsischen Emporkömmling der französischen Revolution, und oft seine Vasallen. Das alte Kaisertum in Trümmer gefallen. Arg hatten während des Krieges von 1805 die französischen Heerhaufen in den ansbachischen Landen gehaust gegen Bauer und Bürger, Weib und Kind, und in ihrem zuchtlosen Uebermut weder Eigentum noch Ehre der Bewohner respektiert. Die Generäle und Offiziere, Davoust an der Spitze, waren nicht besser als ihre Mannschaften. Was die einen durch Kontributionen, erreichten die anderen durch „Taschengelder", mit denen sie den letzten Groschen erpreßten. Was wunders, daß nur mühsam der Grimm des Volkes verhalten wurde? Aber da und dort flammte er gegen die Peiniger auf, wie ein Blitzesfunke, der grell die Situation beleuchtet! Manch einen Grenadier oder Chasseur fand man, eine Kugel in der Brust. Und noch anders machte der

Groll sich Luft: in Massen erschienen durch Stadt und Dorf Flugschriften. Heimlich gedruckt, meist ohne Namen von Verfasser und Verleger, äußerten sie den großen Verdruß über die politische Lage. Eine solche war die des ansbachischen Kammerassessors Johannes Konrad von Yelin: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Sie kam irgendwo im Ries zu Händen der Franzosen; hatte doch Napoleon zahlreiche Spione und Geheimkommissare über Deutschland verstreut. Es wurde über den Fund Meldung nach Paris gemacht und zugleich nach Urheber und Verbreitern gefahndet. Zunächst führte die Spur nach Donauwörth zu einem Wirt namens Schoderer, von da nach Augsburg in die Stagesche Buchhandlung. Deren Kommis Jamisch wurde, ebenso wie Schoderer, verhaftet durch französische Offiziere. Die weiteren Nachforschungen lenkten nach Nürnberg in die Steinsche Buchhandlung. Ihr Besitzer war Palm. Geboren am 17. November 1768 in Schorndorf in Württemberg, lernte er seinen Beruf in Erlangen und wurde dann Steins Schwiegersohn. Im Frühjahr 1806 hatte er die Yelinsche Schrift versandt. Ratschläge seiner Freunde, nach Preußen zu fliehen, lehnte er mit Mannesmut ab, obschon er die Folgen seiner patriotischen Tat vorausahnte. Er wurde — trotzdem Nürnberg freie Reichsstadt und neutrales Gebiet war — von den Franzosen verhaftet am 13. August und auf unmittelbaren Befehl Napoleons nach Braunau a. Inn geschleppt. Hier trat am 25. August ein Kriegsgericht zusammen. Richter waren sieben französische Stabsoffiziere, öffentlicher Ankläger der famose General Binot, der Palm des „Hochverrates" zieh. Dieses Gericht war eine ganz leere Farce; denn längst schon hatte Napoleon durch geheimen Befehl angeordnet, Palm zu erschießen. Mit diesem wurden noch fünf Männer zum Tod verurteilt: Schoderer und Jamisch, der Wirt Merkle von Neckarsulm, der Linzer Buchhändler Eurich und der Wiener Kupfer. Die beiden letzteren hatten eine Spottschrift vertrieben, in der die Genealogie des Hauses Bonaparte dargestellt war. Diese fünf Schicksalsgenossen Palms wurden begnadigt und kamen nach wochenlanger Haft wieder frei. Palm selbst wurde einige Stunden nach Fällung des kriegsgerichtlichen Urteils erschossen. Er hat den Gegnern die Freude nicht gemacht, um Pardon zu bitten, sondern mit ungebrochenem deutschen Mannesmut die Kugeln der französischen Soldaten herankommen lassen.

Sein Haus in Nürnberg schmückte König Ludwig I. mit einer Gedenktafel. In Braunau wurde ihm 1866 eine Anerkennung durch ein Standbild aus Bronze. Sein Andenken aber sei für den Deutschen aere perennius!

Sankt Maurus im Felde.

Glosse*) von J. v. Solm.

Ein Mann in der goldenen Reife seiner Jahre. Wohlgepflegter Vollbart, hohe geistvolle Stirn, blitzendes Auge, distinguierte und bewußte Art des Auftretens, gewähltes Touristenkostüm und sonstige imponderable Einzelheiten machten den geheimen Justizrat von Walstorff zur anziehenden, angenehm auffallenden Erscheinung. Jetzt, da er, von Burg Wildenstein kommend, an der Mauruskapelle erst vorbeischritt, dann aber umkehrte, an den Stufen derselben Halt machte und sich nachdenklich auf den silbergriffigen Stock stützte, gab er zum eigenartigen Kirchlein eine eigenartige Staffage ab.

Er selber war eine ausgeprägte Eigenart. Nicht nur in seinen Vorlesungen und seiner einzigen Auffassung der Jurisprudenz, wegen deren das Auditorium mit Entzücken an seinem Munde hing — auch eine Eigenart in seiner Stellung zu Daseinsfragen und Weltanschauung. Mit dem sonoren Ton edler Ueberzeugung hatte er sich einmal selbst — im vorigen Jahre war es, bei seiner Prorektoratsrede — als „positiv ungläubig" bezeichnet, und seine reiche Erfahrung, seine umfassende Fach-, vielseitige Sprachen- und ausgedehnte Lebenskenntnis, seine bewunderten ethnographischen Forschungen und Reisen — all das hatte jener Selbstwertung ein merkwürdiges Gewicht gegeben.

So stand er da vor St. Maurus, erst nur ausrastend, dann überlegend, wie er sich mit dem vor ihm ragenden Zeichen eines „positiven Glaubens" wenigstens ästhetisch abfinden solle.

Er sah sich um und trat zur Seite. Auf dem nahegelegenen Oekonomiehof regte sich nichts; weit und breit war kein Mensch sichtbar. Nun heftete er prüfend den klaren Blick auf die Kapelle, die jetzt schrägwärts vor ihm lag, und sprach dann laut mit sich, wie er gerne tat, wenn er sich allein wußte, jedes Wort mit der beredten Prägnanz des Geistreichen formulierend.

„Bizarr!" war sein erstes. „Aber in gewissem Sinne fesselnd. Der Aufbau ist geschickt und die Umgebung sehr passend gewählt. — Diese Verbindung von Isismus und Romanismus, von orientalischem Stil und okzidentalischer Bauart dünkt mir kühn, und auch nicht durchaus konsequent festgehalten; immerhin gibt das gräzisierende Timbre daran dem Ganzen eine reine würdige Leichtheit. Ein emendierter Justinian in Elzevir. Oder ein altrussisches Email." So sprechend, hatte er sich langsam vor die Fassadenmitte begeben und trat nun etwas zurück, so dem Ensemble die Wirkung zu gestatten.

„Primavista-Eindruck: Heiligtum. Zweiter: Marientempel. — Lege ich das Pagodenhafte, das mir das Ding zu haben scheint, erst hinein? Jedenfalls stimmt's doch nicht; die betenden Genien an den Karniesen verwischen es wieder. Aber steif, streng! — Ob ich mir die Arbeit näher betrachte? Entweihen wird meine Anwesenheit das Heiligtum nicht, und — Effekt auf mich wird es auch nicht hervorbringen. Es ist dazu zu kühl und läßt mich zu kühl. En avant!"

Er schwieg und ging zunächst die untere Vorbautreppe hinauf, von wo er dann das Muttergottesbild, zu dessen Seiten St. Benedikt und St. Scholastika die Hände emporheben, in seine Seele rinnen ließ.

„Schablone!" hörte man ihn hierauf äußern. „Die Farbengebung wundervoll, vielleicht etwas grell und unvermittelt, pleinair; doch das schadete nichts. Die zwei großen Nebenfiguren sind am besten gelungen, wenn auch etwas traditionell. Das Palmenzeug oben ist mir ebenso unsympathisch als Wellengerinnsel und Dekoration unten. Einundzwanzig Wellen rechts, einundzwanzig links, fünf Nonnen hüben, fünf Mönche drüben — genau abgezählt! Das Kreuz in der Mitte dagegen möchte ich nicht wegwünschen. Eine Art Hausmarke der Benediktiner", lächelte er und ließ den Bart sorgsam durch die Finger gleiten. „Aber die umzackte Madonna! Was wohl Katholikenherzen beim Anblick der Mutter mit dem Kinde empfinden mögen? — „Wer mich findet, der findet das Leben." Offenbar ein Ausspruch Christi. Gehaltvoll, tief und — wenn er Gott und Gottessohn — wahr! — Daß sie kein Ora pro nobis, Maria! dazu geschrieben haben, wie ich's in Italien so oft fand! Da ist sie zu kurz gekommen bei den guten Beuronern, von denen ja der Bau herstammt, wie —" er blätterte rasch im roten Buch — „Baedeker zu berichten weiß. Ich will's nachholen: Ora pro nobis, Maria!" sandte er in höflich-gedämpftem Ton zum Bilde hinauf, so wie er sonst wohl sagte: „Ich küsse Ihnen die Hand, gnädige Frau." Denn er war Junggeselle und kam viel in Gesellschaften und Routs, wenn es ihm seine Zeit erlaubte; auf ihn wirkte Salonluft wie eine Erholung.

Die Augen aber, die ihm von der bemalten Wand antworteten, waren nicht die einer Weltdame, und ihr Blick, vor dem er sich hatte abwenden wollen, fesselte den Besucher so, daß er sich näherte, bis die beiden Seitengestalten aus seinem engeren Gesichtskreise rückten und nur Maria auf dem Throne, den göttlichen Sohn im Arm, sich unmittelbar vor ihm befand. „Es ist schade," spann sich des Einsamen Räsonnement fort, „schade, daß das Kindlein seiner Gewandung nach so wenig anspricht. Er wünscht es sich auch darin anziehend, lieblich, und möchte vom Künstlerstandpunkt nichts daran auszusetzen haben. Denn ein Mensch und ein Gott — was, Walstorff! — Aber der Bambino mit seinem ernsthaften Gesichtchen hat mir's wahrhaftig angetan. — Nur keine Sentimentalitäten! Sollte einmal eine Stunde kommen, in der ich sage: Ich glaube?"

Der Geheimrat schüttelte leicht den Kopf und versuchte sein voriges Lächeln, das ihm nicht ganz gelingen wollte.

„Gehen wir doch zu den anderen Darstellungen über," entschied er sich sodann.

Da aber fiel ihm ein, daß er vorhin — eben als sich ihm die östliche Seitenansicht der Kapelle geboten hatte — eine Reihe von Bildern, vier an der Zahl, auf der äußeren Wand des Gotteshäusleins gesehen habe. „Die will ich nicht unbeschaut lassen." Er verließ den interessanten Vorraum und ging ein wenig die Berghalde hinan, bis er sich vor dem Zyklus befand, den man „das Gehorsamswunder" nennt.

Die Idee war ihm leicht faßlich. Im ersten Teil, links des Fensters, zog ihn außer St. Benedikti wahrhaft ehrwürdiger Gestalt hauptsächlich die allerliebst aufmerksame Miene und Haltung des kleinen Plazidus an, der zu den Füßen seines geistlichen Vaters kniete; nächstdem auch die anmutig herbe

*) zur gleichnamigen Künstlerkartenserie im Verlag der Beuroner Kunstschule (M —.80).

gezogene Pose des etwas älteren, schon mit Tonsur und Ordensgewand geschmückten Maurus. Es gefiel ihm das Gemütreiche an diesem wie am nächsten Fresko: der heilige Greis — an dem das Detail des meisterhaft gezeichneten wallenden Bartes besonders auffiel — gibt dem jüngeren Schüler Auftrag zum Wasserholen, und der ältere steht in ehrerbietiger Entfernung dabei.

„Wahrlich", kam es dem Professor, „so schön habe ich den schlichten Gehorsam noch selten dargestellt gesehen, und dies dazu mit so wenigen und so diskreten Kunstmitteln! — Es muß doch um die Unterwerfung, wie sie im Kloster geübt wird, etwas Großes sein. Und das hat nur die katholische Kirche. Außerdem geht das alles so leicht und scheinbar zwanglos, daß ich annehmen muß, deren Anhänger werden schon allein durch ihren Glauben dazu erzogen. — Habe ich nicht selbst einst als Privatdozent in einem Vortrag erwähnt: „Wenn auch wohl alle Religionen nur als ein ideales Wähnen zu bezeichnen sind, so ist doch unstreitig das entsprechendste, konsequenteste und harmonischste dieser luftigen Kultgebilde der Katholizismus"? Nun, hier an diesem Feldkapellchen finde ich's wieder bestätigt. — Doch vorwärts: Sieh, jetzt streckt der Patriarch beschwörend die Hände aus und sein Auge gräbt sich visionär in die Ferne. Ja — so ein Heiliger durchdringt im natürlichen wie im mystischen Leben gar manche Schleier, die uns Profane vom Erkennen und dem Urgrund des Wissens trennen. Warum? Weil Gott sich ihm enthüllt? Gott? Was ist das? Wer ist das? Wenn Gott ist, dann kann er freilich alles, auch dem fürbittenden Flehen einer frommen Seele eine Kraft verleihen, wie sie das Schlußbild wirksam zeigt: dann kann man auch auf Wogen wandeln — selbst auf so wie hier stilisierten, die mir von neuem zur lebhaft asiatischen Reminiszenz werden — chinesisch das Wasser, japanisch das Schilf und der übrigens geradezu köstliche Reiher in der Höhe. — Nun aber wieder ins Innere!"

„O wundersam!" rief Walstorff aus, als er vor dem Altarbilde stand. „Da mag man denken wie man will — das Gemälde ist unübertrefflich! Das Preziöse, das mir an der Beuroner Kunst gar nicht einleuchten will und sich mir sonst nur als gespreizt nüchtern aufdrängt, tritt gerade da als schönheits- und ideevermittelndes Element ein und wird zur gesättigten Zartheit. Dieser Gekreuzigte muß Messias und Gottmensch sein; diese Maria Mutter des Herrn; dieser Johannes Christi Lieblingsjünger; dieser Täufer ein Prophet; dieser — wer ist es doch? ah — Joseph mit dem Blütenstab ein Heiliger; diese Katharina und Zäzilia himmlische Chorführerinnen in einem Lilienparadies! Alles Licht aber saugt der duftige Körper in der Mitte ein und strahlt es in ätherischen Schwingungspulsen wieder aus. — Glauben möchte man können, nur um dem Werk die innere, mystisch und geschichtlich tief genug begründete, rechte Würdigung zu geben! Das ist der Triumph einer Kunst, die ich hieratisch nennen würde, wäre mir diese Bezeichnung dafür nicht zu senil, zu mumienhaft! — Aber den Christuskopf muß ich eigens genauer vornehmen". Damit nestelte der Tourist den Görz-Trieder aus dem feinen, gelben Lederfutteral, dessen Riemen ihm über die Schulter hing und brachte ihn ans Auge.

Zuerst war es ein wortloses Schauen, und unablässig kehrte ihm nur der Gedanke wieder: „So und nicht anders! Die überirdische Ruhe dieses müden, nach heiliger Pflichterfüllung todmatt auf die Brust herabgewelkten Hauptes! — Tot und doch sprechend! gefällt und doch siegreich! nackter Mensch und doch höchster König!"

So ging es in Walstorffs Geiste her und hin, und es wäre ihm nach und nach so einleuchtend geworden, daß er ohne Schwierigkeit vielleicht ein Gebet hätte zustande bringen können — wenn nicht gleich einer ehernen Säule die Ueberzeugung das vermorschte Gerüst seines Unglaubens gestützt hätte: „Es ist unmöglich! Eine höchst bedeutende, auch historisch und kulturell bedeutsame Erscheinung, der Nazarener, aber — ein Meteor!"

Es wurde dem Geheimrat schwül und er begab sich neuerdings — nur für einen kurzen Augenblick, wie er sich vornahm — ins Freie. Diesmal suchte er des Kirchleins Westfront auf, wo sein Auge auf der Darstellung haften blieb, wie der heilige Maurus durch Segnung mit dem Kreuz einen Lahmen heilt.

„Eine Illustration zu der rätselhaften Sentenz: Im Kreuz ist Heil! Weil vor neunzehnhundert Jahren Einer in Jerusalem ans Kreuz geheftet worden, soll dieses Zeichen Lösung und Erlösung, Glück, Seligkeit bringen! Und doch, wer das annimmt: ich glaube, der ist ruhig, ist der Erfüllung alles Sehnens, des tiefen geheimnisvollen Sehnens im Menschenherzen gewiß. — Es brauchte also nur des Wollens?" fragte er sich traurig, wandte sich ab, trat wieder vor die Eingangstür und warf einen umflorten Blick auf die gefällige Aussicht ins Donautal. „Wenn man nun aber nicht wollen kann?! — Am besten, ich gehe, ehe ich mir jegliche Stimmung verderbe." Schon hob er in der Tat den Fuß zum Gehen; da erinnerte er sich, daß er, der Gewissenhaftigkeit des Kritikers zulieb, drinnen mindestens noch das Gemälde vom Tod des heiligen Maurus in Augenschein nehmen müsse. Zum zweiten Male also begab er sich hinein und unterzog das just nicht günstig belichtete Bild an der Türwand einer Besichtigung. „Pretiosa in conspectu Domini mors Sanctorum eius" murmelte er ablesend vor sich hin. „Wie sie sich alle so teilnahmsvoll um den sterbenden Heiligen scharen, dessen Seele schon beinahe da ist, wohin seine Hand weist, im Himmel droben. — Das ist's! dafür arbeiten sich diese Leute ab und kasteien sich; dafür bauen sie Kirchen, Kapellen und Klöster; dafür malen sie und so weiter — nicht zum Vergnügen, Zeitvertreib oder aus Wahnwitz. Das muß man ihnen lassen: Sie wissen, was sie wollen! Kostbar ist in den Augen des Herrn der Tod seiner Heiligen. Das ist knapp wie ein Axiom, und dabei so sicher, so gewiß, so verheißungsschwer! Und sind nicht Heilige und Mönche Menschen wie wir? Sollten sie und alle, die an ein Jenseits und einen belohnenden Gott glauben, von einem geistigen Marasmus befallen sein? Undenkbar. — Gibt's aber einen belohnenden, dann — wie? — dann gibt's auch einen strafenden Gott! Und dann? —" Mit gepreßter Stimme stieß der Grübler dies hervor, straffte aber dann mit einer energischen Bewegung den Nacken. Es scheint hier weht Klosterluft, und die steckt an. Fort doch mit solchen Phantastereien, die in schwarzen Kutten und mit geschorenen Häuptern sich um mich herumdrängen wie die Mönchsgruppe da um ihren Abt! — Nur noch einen Blick nach jenen farblosen Engeln nebenan, zur Regeneration seelischen Gleichgewichts!

Was die zwei ersten sich wundern und ekstatisch die Arme ausbreiten und knieen! Warum wohl? Aha, wegen des Kreuzopfers über dem Altare. — Und der nächste lädt förmlich zur Anbetung ein. Bei mir, zarter hingehauchter himmlischer Freund, wirbst du umsonst; ich ziehe frei und aufrecht meines Weges weiter. — Was hat nur der letzte der in der Zeichnung ganz entzückend geratenen geflügelten Gottesboten? Wie der in sich versunken ist! Vor unsichtbaren Glorienstrahlen birgt er das Gesicht mit Händen, Armen und Gewand, das Haupt überwältigt nach vorn gesenkt, daß die Locken über die Stirne fluten. Kann es denn Höheres geben als ihn? Wen betet er an? Gott? Gott —"

„Gott!" wiederholte der Professor in tiefem versonnenen Schauer, und noch einmal, als formten seine Lippen ein Körperliches: „Gott! — — Die Engel beten ihn an, die Menschen sehnen sich nach ihm als der ewigen Güte, fürchten ihn als die ewige Gerechtigkeit! — Was habe da ich zu befahren! O" — wie eine Offenbarung drang es in die sich mit dem Körper immer mehr neigende Seele, und sie richtete sich wieder auf — „ist er nicht auch barmherzig? — Der Geist des Kindes erwacht wieder in mir: O Gott, wenn du barmherzig bist, so sieh auch auf mich, denn: Ich glaube!" — Aber nach kurzem Ueberlegen verbesserte sich der stets korrekte Jurist, und langsam und betont sprach er: „Nein — ich will glauben wollen!"

Leise schmerzlichsüße Tränen tauten auf die Steinfliesen nieder — und auf ein hartes Herz!...

Minuten, Viertelstunden verrannen; der Entrückte merkte es nicht. Was in ihm vorging! Aber als er sich endlich wieder erhob — war das nicht ein völlig anderer? Aeußerlich schon. Umschwebte es ihn nicht wie eine Weihe? Und erst im Innern! War doch ein Sohn daran, seinem Vater in die Arme zu eilen!

Wie einer, der seinen eigenen Geist beschworen, trat Geheimrat von Walstorff aus St. Maurus hinaus. Er hatte Mühe, sich soweit zu fassen, daß er einen vom Wirtschaftsgebäude herüberkommenden freundlichen Benediktinerbruder unauffällig fragen konnte: „Bitte, wo ist Kloster Beuron?" —

Seitdem sind zehn Jahre verstrichen. Als ich neulich den P. Theophil in Beuron besuchte, führte er mich auch nach „St. Maurus im Felde" und sagte mir dort mit jenem heiteren Ernste, der ihm so wohl anstand: „Sehen Sie, lieber Freund, hätte ich diese" — damit deutete er auf das Muttergottesbild der Vorhalle — „und den heiligen Maurus seinerzeit nicht begrüßt, dann wäre ich heute —" ich sah ihn erwartungsvoll an; doch da verbarg er, in strenger Selbstbeherrschung geschult, sein heiß aufquellendes Gefühl, ließ den Schalk von früher um die Mundwinkel spielen und vollendete: „geheimer Oberjustizrat."

Aus südlichen Nächten.*)

Der Tag ging sterben. Mählich brach die Nacht hernieder.
Aus allen Gärten flutete ein Blütenduft.
Von den Altanen kamen windverwehte Lieder
Ganz leise durch die märchenblaue Abendluft.

Die Mainachtsterne zogen auf in gold'nem Reigen,
Des Lichtes Silbertropfen sickerten aufs Feld,
Die weißen Pappeln ragten Fackeln gleich im Schweigen,
Den Himmelsdom durchleuchtend über aller Welt.

Das ist die Nacht, die einst den ersten Menschen blaute,
Die hingekniet vor ihres Schöpfers Gütigkeit.
Das ist die Nacht, in der Chaldäas Weisheit schaute
Gestirne, die Geschicke wiesen künft'ger Zeit.

In diesen Nächten hat einst eines Sternes Funkeln
Den Weisen ihren Weg gen Bethlehem gezeigt.
In diesen Nächten hat oft Christus, tief im Dunkeln,
Sein göttlichschönes Haupt einst im Gebet geneigt.

In diesen Südlandsnächten liegt ein heil'ges Sehnen
Nach einer alten, reinen, unbefleckten Zeit,
Nach einem toten Eden, fern von Schmerz und Tränen,
Nach einer neuen Paradiesesseligkeit.

Da greift auch mich ein jähes, heißes Heimverlangen
Nach jenem Glaubenseiland, dem ich fernwärts wich,
Und plötzlich naht, vom Dornenkranz das Haar durchhangen,
Sich Christus mir und fragt mich: „Bruder, kennst du mich?"

Ich sink' zum Staube: „Herr, ich tat der Sünden größte,
Die Sonne lösch' ich, die uns glänzt mit gold'ner Spur,
Zerschlug den Christus in mir, der die Welt erlöste, —
Und nun ist Finsternis in mir und Heimweh nur."

Und Christus sprach: „Steh' auf! Und wären deine Sünden
Wie Purpur rot und ungezählt wie Meeressand —
Ich bin die Liebe. Dir Verzeihung zu verkünden,
Kam ich zu dir." Und segnend hob er seine Hand.

Ich schaute auf. Da schwand er tief in dunkler Ferne.
Ich aber schwur, zu kehren aus des Irrwalds Nacht,
Bis mir am Himmel leuchten meines Gottes Sterne
So groß und golden einst zur stillen Totenwacht . . .

Bonn. Karl Jünger.

---

*) Nach einem Motiv aus Arno von Waldens eben erschienener Erzählung „Kreuz oder Halbmond" (Regensburg 1906, Manz).

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

II.

Kopenhagen.

30 km von Roskilde liegt Kopenhagen (Köbenhavn), des kleinen Reiches unverhältnismäßig großes Haupt, von den dritthalb Millionen Einwohnern mehr als den sechsten Teil in seinen Mauern beherbergend, Zentrum des Landes als Stadt des Königs und der Regierung, Zentrum auch in Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kunst.

„Det smukke Köbenhavn!" Ja, schön ist es. Natürlich darf es nicht mit Stockholm, Neapel oder Konstantinopel um die Palme streiten, weit entfernt. Aber so trist und öde, wie es in den Jugenderinnerungen Jörgensens auftritt, mit dem ewigen Regen und dem Mangel an Sonne, die fast nie in die unfreundliche Studentenwohnung hineinscheint, so arg ist es schließlich auch nicht. Es bietet ein sehr verschiedenes Angesicht, je nachdem, von welcher Seite man es betrachtet.

Wandert man vom Hauptbahnhof, dem wir allerdings so bald wie möglich das Ende seiner verdienstvollen Existenz oder wenigstens die gebührende Versetzung in den Ruhestand wünschen wollen, zum Rathausplatz und von da nach Kongens Nytorv durch die dichtbevölkerten, verkehrsreichen Straßen mit ihren weithin strahlenden Schaufenstern, die alle Herrlichkeit der Welt vor den Blicken der neugierigen Passanten ausbreiten, da haben wir ein Stück des gleichen nervösen, hastenden, spekulierenden, gewinnenden und verlierenden Großstadttreibens, das uns auch anderswo die Sinne betäubt und den Atem raubt.

Gehen wir dann über den weiten, imposanten Platz und durch die Bredgade mit ihren vornehmen Gebäuden, ihren Kirchen und Kuppeln, ihren Behausungen für Geldkönige und Diplomaten, so fühlen wir uns unwillkürlich in eine „feine Gegend" versetzt und wundern uns schon gar nicht, wenn wir erfahren, daß da nebenan — eben rechts durch eine Querstraße — der König wohnt.

Und kommen wir dann in die schönen grünen Anlagen, die in ununterbrochener Folge die Stadt begleiten, hier als Aborre-, hier als Oersteds-Park, hier als Botanischer Garten, dort als Anlagen von Rosenborg oder Oesterbro, oder durchstreifen wir dort drüben die freundlich verschlungenen Wege von Frederiksberg Have und dem angrenzenden Waldgebiet, so sehen wir, daß das Auge doch auch erquickende Ruhepunkte findet und sich am wohltuenden Grün der schmucken Baumgruppen und Rasenanlagen, an der bunten Pracht der Blumenbeete und den stillen Gewässern der Teiche so recht erfreuen und erholen kann. Und ähnliches gilt von den breiten, bequemen Alleen, die unwiderstehlich zu einer längeren Promenade einladen.

Oder wir verfügen uns an die „Langelinie" und sehen dem Spiel der Wellen zu und den Seglern und Dampfschiffen, die ihre feuchte Bahn dahinziehen und nach allerlei Erlebnissen und Abenteuern den friedlichen Hafen aufsuchen. Ja, da kann man stundenlang ruhen und träumen, oder wenn man gerade nicht so poetisch aufgelegt, kann man sich auch in den Garten des nahen Pavillons setzen und die schöne Aussicht mit einem Glase Bier oder einer Tasse Mokka vereinigen.

Doch das alles ist eine mehr allgemeine Betrachtung, der noch etwas von unfruchtbar grauer Theorie anklebt. Machen wir statt dessen lieber einen gescheiten Spaziergang und sehen wir, was uns in den Weg kommt bei dieser Gelegenheit.

Durch die echt großstädtische Oesterbropassage verfügen wir uns nach dem Rathausplatze. Ein gewaltiger Bau mit ungeheuren roten Ziegelmassen liegt vor uns, außerordentlich solid, mäßig geschmückt, ein Bild gesunden, kräftigen Bürgertums, dänische Renaissance. Vor dem Haupteingang ist künstlich eine muschelförmige Vertiefung des Platzes angebracht, über deren Existenzberechtigung die Gelehrten seinerzeit sehr tiefsinnig philosophieren konnten. Nun, sie ist einmal da und wir wollen ihr das Dasein nicht rauben. Jedenfalls ermöglicht sie eine imposantere Steintreppe vor dem Portale.

Was uns eigentlich noch mehr interessiert, ist die große goldschimmernde Figur droben über dem Eingang. Bischöfliche Gewänder, Mitra, Stab? Wer hat sich denn da nach dem lutherischen Dänemark verirrt? Nein, er hat sich hier wohl nicht verirrt, Dänemarks größter Sohn, wie er noch von einem seiner neuesten Biographen (Larsen) gefeiert wird, Bischof Absalom, der große Bischof von Roskilde, spätere Erzbischof von Lund und Primas von Schweden, er, dem König Waldemar einen guten Teil seiner Bedeutung und Kopenhagen seine Existenz verdankt.

Von da streifen wir durch einige stillere, anspruchslosere Straßen nach dem alten, jetzt in Trümmer liegenden Königsschlosse. Unterwegs lassen wir uns von dem liebenswürdigen Kanzleirat Thomassen einmal das Skole-Museum zeigen, mit seinen reichen Schätzen an Schuleinrichtungen und Hilfsmitteln für den Unterricht. Zumal für Lehrer sehr instruktiv, aber auch für den Laien nicht ohne Interesse.

Dann kommen wir zu einem alten und zugleich altmodischen Palais, das aber in seinem Innern große Schätze birgt. Die Menschen soll man ja auch nicht vorschnell nach dem Aeußern beurteilen. Doch reflektieren wir nicht zuviel. Wir haben keine Zeit. Vier Sammlungen sind hier untergebracht, und zwei davon wollen wir wenigstens mitnehmen. Zunächst die ethnographische. Ob wir uns mehr für die Waffen und die Gerätschaften der wildesten Barbarenstämme oder für die feinen Seidengewänder und Porzellanwaren der Chinesen interessieren, einerlei, wir verleben anregende Stunden. Noch größer wird unser Staunen, wenn wir die unerschöpflichen Reichtümer der altnordisch-dänischen Sammlung ins Auge fassen. Dieses Oldnordisk Museum, das jetzt bald ein Jahrhundert besteht, ist vorbildlich gewesen und

seiner Art. Was man da alles sieht, wenn man diese Säle durchschreitet und mit Hilfe dieser großartigen Sammlungen ein Bild von den Menschen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu gewinnen sucht, um dann die uns näherliegenden Perioden des älteren und jüngeren Mittelalters wie der Renaissancezeit zu durchleben, das darzustellen würde ein ganzes Buch kosten. Für einen Katholiken, der seine Glaubensgenossen in diesem Lande in so verschwindender Minorität sieht, wird der reine Kunstgenuß schließlich etwas gestört, da man sich fragt, woher denn all diese Madonnen- und Heiligenbilder, diese Altäre, diese bischöflichen und priesterlichen Gewänder, dieses goldfunkelnde Kirchengerät und diese Reliquien stammen mögen. Ja, woher? —

Dem Museum gegenüber gelangt man über ein paar Brücken zu einem weitläufigen Gebäudekomplex mit großen freien Plätzen, und durchschreitet man diese, so erblickt man ein grauenvolles Bild der Verwüstung, das herrliche Christiansborg Slot, das im vergangenen Jahrhundert zweimal abgebrannt, jetzt seit 1884 als kolossale Ruine ernst und mahnend in das wogende Treiben der Stadt hineinblickt.

Wie hat doch Philipp Witkop diese Greuel der Verwüstung besungen?

„Glutgeborstne Säulen trauern
Und der Wind geht dumpf und schwer,
Unter schuttverwehten Mauern
Wühlen sich die Ratten her.

Und sie zerren aus den Trümmern
Halbverbrannten Tand ans Licht,
Der von golddurchblitzten Zimmern,
Von versunknen Wundern spricht.

Damals war die süßversehnte,
Ewig tatenleere Zeit,
Und auf seidnen Polstern dehnte
Gähnend sich die Weichlichkeit.

Aber nimmer ihrer spotten
Läßt die Urkraft der Natur,
In die weichdurchträumten Grotten
Warf sie ihre Flammenspur.

Denn verlodern soll, was nichtig,
Was verweichlicht und erschlafft.
Ewig hart und unnachsichtig
Richtet und regiert die Kraft."

Von der Frontseite und ebenso vom Höjbroplads aus ist der Anblick übrigens gar nicht so unästhetisch. Nur muß man nicht allzu nahe davorstehen und allzu deutlich den Jammer der rohen Backsteinwände im Innern und die verwüstete Herrlichkeit der Götter im Giebelfelde oben vor Augen haben. Am schönsten nimmt sich das Schloß wohl aus etwas seitlich gesehen und aus genügendem Abstand, jenseits des Reiterstandbildes für Bischof Absalom.

Ein Reiterstandbild erhebt sich auch mitten vor dem Schlosse. Friedrich VII. ist's, dem dieses Denkmal gewidmet, und am Sockel liest man das Datum des 5. Juni 1849, des berühmten Tages, der Dänemark sein Grundlov (Grundgesetz) schenkte, das unter anderm auch Schul- und Religionsfreiheit verlieh. Der 5. Juni ist bis heute ein nationaler Festtag, wo alle Schulen geschlossen sind und alles feiert und vergnügt ist. Wie oft habe ich meinen Spaß daran gehabt, die schöne Distinktion auf meinem Fahrplan zu bewundern: So und so fahren die Züge an den Hverdage, den gewöhnlichen Wochentagen, und so an den Sön- og Helligdage samt Grundlovsdagen, den Sonn- und Festtagen samt dem Tage des Grundgesetzes. Denn da will eben jeder gute Bürger mit der Klampenbergbahn in die grünenden, freien Wälder.

Werfen wir noch einen Blick auf die in niederländischer Renaissance aufgeführte Börse mit ihrem seltsamen Turm (ein paar Drachen, die mit dem Kopf nach unten, ihre Schwänze in kühner Verwicklung zum Himmel emportürmen), sodann nach dem an einen ägyptischen Tempel erinnernden Bau des Thorvaldsen-Museums, das die Werke des Meisters in vollständiger Sammlung, wenn auch nicht alles im Original, enthält und auch das Grab des Künstlers umschließt, beachten wir ferner die an der gegenüberliegenden Seite des Schlosses untergebrachte Store kongelige Bibliothek mit ihren 580,000 Bänden und 20,000 Handschriften und gehen wir dann zu Absaloms neuem Denkmal. Der Bischof sitzt gepanzert hoch zu Roß, die Streitaxt in der Hand. Offenbar kehrt er gerade aus dem Wendenkrieg heim, nachdem er die dänischen Gestade aufs neue vor den gefährlichen Nachbarn geschützt und verteidigt. Ein Bischof, dem es passierte, daß er neun Monate eines Jahres auf der See und an den Küsten herumstreifen mußte! Das war die Macht der Zeitverhältnisse! Daß Absalom zugleich ein sehr tugendhafter Priester, hat er ja auch aufs schönste bewiesen. Seine Kriege waren in gleicher Weise für Gott und Vaterland.

Jetzt einmal nach dem Rundetaarn, dem runden Turm, diesem Kolossus, der sich ohne jede Harmonie der Verbindung vor die Trinitatiskirche gepflanzt. Man kann mit einem Wagen den gewundenen breiten Weg, der spiralförmig in ihm zur Höhe emporführt, hinauffahren. Peter der Große wenigstens leistete sich den Ulk. Andere ehrsame Bürger gehen besser zu Fuß, ersteigen zum Schluß noch eine kurze, enge Treppe und erfreuen sich dann an dem weiten Panorama, dem Ausblick auf die Türme und Schlösser und das Meer von roten Ziegeldächern, mit denen die Altstadt das Bauwerk umbrandet. Für angehende Selbstmörder empfiehlt sich der Turm nicht, da das Dach, auf dem man die Aussicht genießt, sehr fürsorglich rings mit kolossalem Gitterwerk umgeben ist. Doch hat, wenn ich nicht irre, der junge Poet in Bergsöes Roman „Fra den gamle Fabrik" ein Mittel entdeckt, wie man doch drüber kommen kann.

Von hier gehen wir nach der Universität (1479 gegründet), schauen flüchtig auf die 300,000 Bände und 6500 Handschriften — durchlesen können wir sie ja doch nicht so rasch — und bewundern dann in der Vor Frue-Kirke (Liebfrauenkirche) Thorwaldsens meisterhaften Christus auf dem Altare und seine berühmten Apostel zu beiden Seiten der langgestreckten Basilika.

Von hier aus können wir abwechslungshalber einmal in in die Anlagen gehen, vielleicht auch einen Abstecher an die drei Seen machen, die im Westen die Stadt umrahmen. Dann statten wir bei Schloß Rosenborg unserem Freunde Andersen einen Besuch ab, denn er thront hier herrlich im Grünen, meistens von seinen Lieblingen, den spielenden Kindern, umgeben. Im Schlosse, einem Bauwerk im niederländischen Renaissancestil, durchwandern wir die „Chronologische Sammlung der dänischen Könige", eine wirklich wertvolle Vereinigung der verschiedensten Kostbarkeiten und Reliquien aus der dänischen Königsfamilie, besonders reichhaltig von der Zeit Christians IV. (1588—1648) an. Erwähnt sei nur noch der große Rittersaal mit seinen Thronen, vor denen die drei Silberlöwen stehen, dann die interessante Sammlung von Porzellan und venetianischem Glas, die von Zeit zu Zeit gezeigt wird, und die Kronkleinodien, die gewöhnliche Sterbliche nicht leicht besichtigen dürfen. Vorsicht ist übrigens gut. Meldeten doch kürzlich die Blätter, daß ein Angestellter des Schlosses dieses miserabel geplündert, um dann im Nebenamt einen schwunghaften Handel mit Altertümern zu betreiben. Es ist vieles möglich auf Erden.

Nun gehen wir nach dem nahen Amalienborg, einer Vereinigung von vier Empirepalästen, die sich um das von ehrwürdigem Grün überzogene Standbild Friedrich V. gruppieren. Kürzlich viel in den Zeitungen genannt, als der alte König hier in seiner Winterresidenz so unerwartet rasch aus dem Leben geschieden.

In der Nähe liegt St. Ansgar, die freundliche Kirche des Apostolischen Vikars, des hochwürdigsten Herrn Bischofs Johannes von Euch, ferner die prunkvolle Marmorkirche mit ihrer weithin strahlenden Kuppel und ihrer seltsamen Umrahmung von Statuen großer katholischer Heiligen neben allerhand verdächtigen Leuten von der Art des Huß usw., sodann die schwerer zugängliche russische Kirche, sehenswert in ihrer ungemein feinen, von einer zarten Schönheit überstrahlten Ausstattung.

Dann kehren wir zurück zu Kongens Nytorv mit seinem blumenumrahmten Wahrzeichen, dem Reiterstandbild Christians V. oder wie der Kopenhagener bequemer sagt: Hesten, das Pferd. Da liegt auch das Königliche Theater mit seinen mächtigen Denkmälern für Holberg und Oehlenschläger. Vielleicht beliebt es, heut abend einmal ein dänisches Drama zu hören? Oder nicht? Dann können wir eventuell auch nach dem Tivoli gehen, diesem einzigartigen Etablissement mit seinen herrlichen Garten- und Teichanlagen, seinem dreifachen Konzert und Volkstheater und Pantomimen, seinem Kinematographen und Karussell, seiner Rutschbahn und tausend anderen Dingen, die große Geister natürlich kühl lassen, aber doch Gelegenheit geben, ein gutes Stück Volksleben zu studieren und den stillen Kopenhagener, den wir im Laufe des Tages nur von der äußerlichen und geschäftsmäßigen Seite kennen gelernt, auch einmal zu beobachten, wie er sich amüsiert nach des Tages Last. Denn wer da meint, er habe mit dem Verlassen des Dampfers in Korsör oder mit seinem Eintreffen in Gedser die Zone der „harten, wetterfesten, ernsten Nordmänner" betreten und von Wikingern träumt mit stählernen Sehnen und stählernem Sinn, der zeigt, daß er noch viel zu lernen hat auf dem Gebiete der Völkerkunde.

Sonnenzauber.

Mich lockt der Buchen kühles Schattendüster,
Des Waldes märchenhafte Dämmerruh',
Und traumverloren hör' ich dem Geflüster
Der hohen, dichtbelaubten Wipfel zu.

Ein Windhauch säuselt in den Blätterkronen,
Darinnen tief, ins kühle Laub geschmiegt,
Des Sommers leichtbeschwingte Gäste wohnen,
Vom Mittagszauber heimlich eingewiegt.

Ans Ufer steigt von schmaler Felsentreppe
Phantomengleich die lichte Sonnenfee
Und streift mit ihrer goldgestickten Schleppe
Das schwanke Binsenkraut am Buchensee.

Und elfenleicht, auf moosumrankten Steigen,
Durchwandelt sie den stillen Hochwalddom,
Es blitzt und funkelt in den Buchenzweigen
Und süßer wallt empor der Düfte Strom.

Und lächelnd webt mit schmeichelndem Beginnen,
Um mich ihr Netz die holde Gauklerin,
In süßer Rast, in träumerischem Sinnen,
Geb ich mich willig ihrem Zauber hin.

Josefine Moos.

Kleine Rundschau.

Abgeordneter Erzberger in Düsseldorf.

„Das Blättlein hat schon leise sich gewandt.“ Leider! möchte man fast sagen, wenn man an den alten Ruhm der preußischen Ehrenhaftigkeit denkt. Als der Abgeordnete Erzberger genau vor einem Jahr seine Anschuldigungen gegen das Kolonialamt erhob, war man als Preuße erst wütend und dann seufzte man: Möchte es doch nicht wahr sein! — — Aber — aber! das Blättlein hat schon ganz und gar sich gewandt; die preußische Beamtenehre hat ein Loch bekommen und des bösen Erzberger Ehre ist rehabilitiert. „Es reut mich kein Wort, das ich gesprochen habe“, durfte er in Düsseldorf stolz sagen. Heute unterbreche man ihn nicht mehr mit Ordnungsrufen; heute beschäftige sich das Gericht mit der Sache. Erzberger verurteilte mit Recht alle Monopole als Quellen unehrlicher Profitwut. Das schlimmste sei die Beteiligung eines preußischen Ministers am Gewinn bei Tippelskirch, oder vielmehr einer preußischen Ministerfrau. „Juristisch mag das alles fein sein und auch für einen Geschäftsmann; aber hier kommt auch die politische Moral in Betracht, und das deutsche Volk denkt doch etwas anders darüber.“ Sehr richtig: das deutsche Volk denkt anders darüber und sagt sich mit schmerzlicher Erkenntnis, daß wir uns auf dem Wege zu einer Korruption befinden, die nicht schnell genug beseitigt werden kann. Und deshalb wollen wir dem Abgeordneten Erzberger dafür dankbar sein, daß er den Mut gehabt hat, dieser hochpotenten Korruption zu Leibe zu gehen. Wir freuen uns auch, daß die Düsseldorfer Versammlung dem vielangefeindeten Cicero der Zentrumspartei die verdiente Genugtuung gegeben hat. Dr. B.

Der Albertus-Magnus-Verein Köln

veröffentlicht soeben seinen Bericht für das Jahr 1905. Die Gesamteinnahme betrug 52,168 Mk. Der Verein besitzt Rechtsfähigkeit. In letzter Zeit sind ihm auch Zuwendungen als Stiftungen zugeflossen. Er unterstützt nicht nur das Studium von Katholiken, sondern gewährt ihnen auch Beihilfen zur Wiederherstellung in Krankheitsfällen. Im ganzen wurden im Berichtsjahre 160 Gesuche bewilligt; diese verteilen sich auf 17 Juristen, 6 Mediziner, 59 Philologen, 13 Mathematiker, 6 Techniker, 2 Landwirtschaftler und 57 kranke Studenten. Der Verein will nicht das Gelehrtenproletariat vermehren. Diese Gefahr ist indes für den katholischen Volksteil auch noch nicht vorhanden, denn dessen Prozentsatz an Studierenden erreicht noch lange nicht die ihm zukommende Höhe. Mit Recht warnt der Verein vor dem Studium der Theologie, wenn nicht ein innerer Beruf die jungen Leute förmlich dazu zwinge und ihnen die Gewähr gebe, tüchtige Priester zu werden. Dr. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregenten-Theater. Die erste Woche unserer heurigen Wagner-Festspiele ist vorüber. An bedeutenden künstlerischen Eindrücken reich, standen die Vorstellungen durchaus auf der Höhe der Vorjahre und die Anziehungskraft, welche die Spiele auf ein stark international gefärbtes Publikum ausüben, ist noch gewachsen. Sie begannen mit den „Meistersingern“, die Franz Fischer leitete. Die Wiederholung dirigierte Mottl. Beide leisteten Hervorragendes; bei unserem Generalmusikdirektor bewundern wir die große Klarheit und Präzision, welche doch die Wärme des Empfindens nicht missen läßt; Fischer wirkt in der Ausmalung des Stimmungsvollen oft hinreißend. Die Ueppigkeit seiner Klangfarben möge ja bisweilen eine Minderung erheischen, wenn man mit einer künstlerischen Vollnatur um Einzelheiten rechten will. Den bis jetzt bis zur „Walküre“ gediehenen Ringzyklus dirigiert Mottl in bekannter künstlerischer Hingebung. Einen — für unser Festspielhaus — neuen Dirigenten wies der „Tannhäuser“ auf: Richard Strauß. Der bedeutende Künstler nimmt breitere aber durchaus nicht schleppende) Tempi, als dies im allgemeinen in dieser Oper Brauch ist. Seine Interpretation läßt aber vieles zu gesteigerter Wirkung kommen. Großzügigkeit in der Gesamtauffassung vereint sich mit feinsinniger Nüancierung der Details zu glücklichster Wirkung. Zwischen den Sachsdarstellungen unseres Feinhals, der auch als Wotan wieder Bedeutendes bot, und Anton van Rooys darf die Wahl schwer fallen. Beide besitzen in hohem Grade darstellerische Kultur, Empfindung, Humor und Eigenart. Sanglich dürfte der stimmfrischere Feinhals den Gast an Fülle der Tongebung überragen. Die Wiederholungen werden Gelegenheit geben, auf einzelne Rollen näher einzugehen. Knotes stets herrlicher Stolzing sei neuerdings gerühmt, auch Fräulein Koboths anmutsvolles Evchen, deren Gestaltung stets von sorgsamem Weiterstreben kündet, und Geis, unser geradezu „klassischer“ Beckmesser. Bender bot als Pogner und Hunding Vortreffliches. Meisterhaft war Milka Ternina als Elisabeth und Sieglinde. Eine Kritik, welche sich nicht in kleineren Mängeln festlegt, wird bei ihr noch Töne genug von großer Schönheit konstatieren müssen, und wo sich der einstige Klangreiz nicht so ganz erhalten hat, läßt die der Künstlerin großes technisches Können doch fast vergessen. Die Noblesse und Gefühlsinnigkeit ihrer Darstellung sind preisenswert. Burrian sang den Tannhäuser mit bedeutender Wirkung, wie man sie von dem bekannt vortrefflichen Künstler nicht anders erwartete. Ganz hervorragende Fortschritte sowohl nach der sanglichen Seite, wie nach derjenigen größerer darstellerischer Freiheit hat Frau Burk-Berger (als Venus) gemacht und Broderich habe ich den Wolfram von gleichem Klangreiz noch nicht singen hören. Zadors Alberich ist eine oft gerühmte Leistung; von prächtigem Klangzauber war das Rheintöchterterzett der Damen Bosetti, David und Preuse-Matzenauer. Kraus (Berlin) hat hier den Siegmund schon öfters gesungen. Er ist wohl dessen künstlerisch reifster Interpret. Ueber Frau Plaichingers bedeutende Brünnhilde wird nach Vollendung des ganzen Ringes noch zu reden sein. Die Regie sorgte wieder für eine lebensvolle und fein abgetönte Darstellung und zeigte in der Bewältigung der Massen Professor Fuchs' rühmliches Talent. Die dekorative Ausstattung bot wieder hervorragend schöne Bühnenbilder von oft berückendem Zauber. Die Götterburg und die Regenbogenbrücke sind wieder neugestaltet, ohne daß man hier, wie bei sonst fast allen Szenen sagen könnte, daß das Vollkommene hier Ereignis geworden ist. Der Vereinfachung der Tannhäuserjagdszene möchte ich auch nicht das Wort reden; aber was wollen diese kleinen Ausstellungen neben dieser Fülle des wahrhaft Schönen, Großen und Guten bedeuten.

Münchener Schauspielhaus. Einen starken Lacherfolg hatte „Die vom Hochsattel“ von Leo Walter Stein und Ludwig Heller, dem Mitglied des Schauspielhauses. Die Autoren hatten sich schon einmal für Mesalliancen dramatisch begeistert und mit ihren „Soldaten“ sogar die Hofbühne, allerdings nur für ein Weilchen, erobert. Das neue Stück ist lediglich ein Schwank, er dürfte sich dank seiner zumeist guten Witze länger halten. Man muß in der Tat recht viel lachen, ohne sich nachher über die Dummheiten ärgern zu müssen. Auch ist keiner der Scherze unanständig, was heute immerhin lobend hervorzuheben ist. Der in seinen Standesvorurteilen verrostete, verarmte alte Baron und die parodistisch haft einfältige Geh. Kommerzienrätin von Rosenstock sind solche Reinkulturen des Kretinismus, wie man sie im realen Leben doch kaum finden wird, aber sie geben famose Rollen ab. Rosenstock ist so eine Art weiser Nathan auf dem Comptoirsessel. Viel Psychologie ist nicht auf sein anmutiges Töchterchen und den jungen Baron und greisen Wagnersänger verwandt. Es sind einfach „Lichtgestalten“, und es ist immer schön, wenn Lichtgestalten „einander kriegen“ und der übliche Mitgiftjäger das Nachsehen hat.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Hans Stephan in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1 60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme) Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch — Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 35. München, 1. September 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der Essener Katholikentag als Wahrzeichen konfessionellen Friedens und kulturellen Fortschritts.

Von
Kurt von Blankenau.

Kulturförderung und Versöhnung! Das waren die beiden Glocken, die in Essen geläutet wurden, und das Festgeläute hat in ganz Deutschland, ja noch weit darüber hinaus, lebhaften Widerhall gefunden. Das vivos voco ist schon erfüllt; ob auch das fulgura frango zutreffen wird, müssen wir abwarten.

Welche fulgura? Vor allem die konfessionelle Gehässigkeit, dann im allgemeinen das Vorurteil gegen Christentum und Kirche, als ob diese „rückständigen" Faktoren in die „moderne" Welt nicht mehr hineinpaßten. Die Essener Tagung hat in der eindringlichsten und zugleich gewinnendsten Weise den Beweis erbracht, daß die christliche Idee modern ist im rechten Sinne dieses Wortes, und daß die älteste und größte Organisation des Christentums, der Katholizismus, mit seinem modernen Können und Wollen die Friedfertigkeit verbindet. Man spricht in den politischen Blättern und Reden viel von dem Zusammenschlusse der bürgerlichen Parteien zur Rettung von Staat und Gesellschaft gegen den Umsturz. In Essen ist die Solidarität aller Christen, der *Zusammenschluß aller gott- und christusgläubigen Kräfte* zur Rettung der gesamten Kultur, der geistigen und sittlichen, der politischen und sozialen, proklamiert worden. Das inhaltschwere Wort „christlich-sozial" ist bekanntlich von einer einzelnen Parteigruppe in Deutschland schon für ihre Firma benutzt worden. Wenn es noch frei wäre und in seiner ganzen weit und tief greifenden Bedeutung aufgefaßt würde, so wäre es ein passendes Adjektivum für die Solidarität aller praktischen Christen beider Bekenntnisse. Das Pronunziamento von Essen: „Gläubige Christen aller Bekenntnisse, wahrt vereint die heiligsten Güter!" bildet den konträren und kontradiktorischen Gegensatz zur Parole des Evangelischen Bundes, der die Protestanten zum Vernichtungskriege gegen den Katholizismus aufruft und das Zusammengehen mit dem revolutionären Atheismus im Kampfe gegen Christen anderer Denomination nicht verschmäht. Eine solche Verirrung aus Haß und Eitelkeit kann man nicht mit einem Schlage abstellen. Man kann nur allen, die noch nicht ganz verblendet sind, das Besinnen und die bessere Erkenntnis erleichtern, indem man die Häßlichkeit jenes Treibens in möglichst klares Licht stellt durch die Vorführung des herrlichen Ideals der christlichen Gemeinbürgschaft und durch die feierliche Erklärung in Wort und Tat: **Wir sind bereit zum friedlichen Zusammenwirken für christlich-deutsche Kultur und Ordnung.** Eine sehr wertvolle Unterstützung hat diese Einladung erhalten durch das Antworttelegramm des *Kaisers*, der das Programm des Katholikentages: „Versöhnung der Konfessionen und der sozialen Gegensätze" mit freudiger Billigung begleitete. Ist da nicht die Hoffnung gestattet, daß den gewerbsmäßigen Hetzern und Spaltern die weitere Arbeit doch etwas erschwert, dagegen die christliche Sammlungspolitik erleichtert und gefördert werden wird?

Wir nehmen hier gerne Akt von folgendem Ausspruch der „Deutschen Tageszeitung", deren Leitung bekanntlich in protestantischen Händen ist:

„Was uns an fast allen Reden, die in Essen gehalten wurden, am angenehmsten berührt hat, das war der vollständige Verzicht auf konfessionelle Polemik, der immer wieder durchdringende Gedanke, daß beide christlichen Konfessionen schiedlich und friedlich gegen den gemeinsamen Gegner, gegen den Unglauben kämpfen müßten. Diesen Frieden zu fördern, ist auch unser Ziel. Die konfessionelle Trennung ist geschichtlich geworden; sie liegt im Heilsplane Gottes. Eine Beseitigung der Trennung ist unmöglich, wenn wir auch alle gläubig und hoffend der Zeit harren, da ein Hirt und eine Herde sein wird. Möglich ist aber jetzt schon und notwendig eine Milderung der konfessionellen Gegensätze, eine schärfere Betonung der einigenden Punkte. Der Essener Katholikentag hat das Trennende beiseite gelassen und das Einende hervorgehoben. *Wir hoffen, daß er den konfessionellen Frieden gefördert hat*; gefährdet hat er ihn nicht. Das zuzugestehen ist eine Pflicht der Billigkeit."

In den letzen Bemerkungen klingt eine gewisse Resignation durch: das Bewußtsein, daß die alten Vorurteile und die neueren Hetzfrüchte nicht so schnell und so umfassend, wie man wohl wünschte, aus der Welt zu schaffen sind. Dem verschließen auch wir nicht die Augen; aber wir können in Gewissensruhe dem Keimen der ausgestreuten Friedenssaat entgegensehen, denn die deutschen Katholiken haben das *ihrige getan*.

Nicht bloß die *deutschen* Katholiken! Ein besonderes Gepräge wurde der Essener Tagung aufgedrückt durch die Teilnahme eines Kardinals der Kurie als außerordentlichen Delegierten des Hl. Stuhles. Der päpstliche Segen, den er in spezieller Vollmacht überbrachte, ist auch dem Versöhnungsprogramm und dem ganzen kulturellen Streben der Essener Tagung gespendet worden.

„*Bildung und Katholizismus* sind keine Gegensätze; das hat auch der diesjährige Katholikentag wieder bewiesen." So bekennt weiterhin das erwähnte protestantische Blatt, und wir stellen dieses Moment als ebenbürtig neben das des konfessionellen Friedens. Der glänzende Beweis, daß die Kirche nicht eine Feindin oder ein Hemmnis, sondern die beste Förderin und unentbehrliche Pflegerin der wahren Kultur ist, auch unter den

modernen Verhältnissen und in der Nachbarschaft von „Krupp“, bedeutet nicht etwa eine einseitige Verherrlichung des Katholizismus, sondern soll allen Christgläubigen zur Freude und zum Nutzen gereichen. Denn auch hier ist für ein gemeinsames Interesse gearbeitet, da auch die positiven Evangelischen zu ringen haben mit dem Vorurteil, daß das Christentum nicht mehr in die moderne Welt passe. Auch in diesem Punkte der Klarstellung der unerschöpflichen Kulturkraft des Christentums muß die Solidarität allen Bekennern des Kreuzes bewußt werden.

Wird so der Geist der Essener Tagung richtig aufgefaßt, so können die Gutgesinnten aus dem andern Lager den Glanz der Essener Tagung ohne Neid, ja sogar mit freundnachbarlichem Wohlgefallen betrachten. Die äußere Herrlichkeit war in der Tat groß, über Erwarten groß. Vorsichtige Naturen in unseren Reihen fragen sich ja auch schon: Wo soll das hinaus? Wie können wir noch eine größere Höhe erreichen oder auch nur die erreichte Höhe dauernd behaupten? Können wir immer auf die Teilnahme mehrerer Kardinäle und zahlreicher Bischöfe rechnen? Werden sich fortan immer über 5000 vollberechtigte Mitglieder und noch jeden Tag mehr als 10,000 Teilnehmer in der Festhalle einfinden? Ist es möglich, an den künftigen Versammlungsorten eine solche musterhafte Halle herzustellen wie in Essen, die für 12,000 Personen berechnet ist und zur Not 15,000 faßt und dabei eine vorzügliche Akustik hat? Kann man anderswo auf einen Zustrom von 50,000 Katholiken am Festzugs-Sonntag rechnen? Solche Sorgen sind erklärlich, aber sie brauchen uns die Freude und Zuversicht nicht zu trüben. Der Glanz und die Größe der einzelnen Katholikentage braucht über die jeweiligen Verhältnisse, welche Ort und Zeit mit sich bringen, nicht hinauszugehen. Es schadet nicht, wenn auf eine Monstre-Versammlung zur Abwechslung eine mittlere Tagung folgt; vorausgesetzt, daß der innere Gehalt, die geistigen Leistungen der Führer und die Gesinnung der Teilnehmer auf der alten Höhe bleiben.

Zitieren wir nochmals das erwähnte protestantische Blatt von Berlin: „Die begeisterte Stimmung war durchaus echt und keineswegs gemacht. In dieser Stimmung und der einmütigen Geschlossenheit liegt die eigentliche Bedeutung des Katholikentages. Man mag zum Katholizismus stehen, wie man will: das wird man nicht bestreiten können, daß er eine Macht ist, mit der gerechnet werden muß, — eine Macht, die in sich gefestet ist und weder unterwühlt noch über den Haufen gerannt werden kann.“ Auch wir legen auf die geistig-moralische Pracht und Macht den entscheidenden Wert, und wir betonen nochmals, daß diese Macht sich als friedfertig und hilfsbereit erwiesen hat. Ob und inwieweit die ausgestreckte Hand von den anderen christlichen Volksgenossen ergriffen werden wird, müssen wir abwarten. Inzwischen tun wir das unsrige, um unsere eigene Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, unsere eigene Geschlossenheit, Zielbewußtheit und Tatkraft auf der Höhe zu halten und womöglich noch zu vervollkommnen. Das ist nicht ultramontane Macht- oder Eroberungspolitik, wie von den Hetzern mit unerschöpflichem Phrasenschwall gesagt wird, sondern einfach die Erfüllung unserer Pflicht und Schuldigkeit, wie sie von der natürlichen Klugheit, dem staatsbürgerlichen Recht und dem christlichen Gewissen vorgezeichnet ist.

Der Essener Tag hat die deutschen Katholiken auf das innigste und kräftigste erbaut. Wenn er dem Gegner imponiert hat, so ist uns das nicht unangenehm. Noch angenehmer wäre es uns, wenn auch die besseren Elemente in den anderen Lagern an der Erbauung partizipieren würden.

Will man aus den Essener Vorgängen eine aktuelle Folgerung ziehen, so möchten wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß die abscheuliche und verhängnisvolle Formel „Lieber rot als schwarz“ nach dieser Manifestation des katholischen Deutschland doch nicht mehr in demselben Umfange, wie leider bisher, Anklang finden werde.

Die deutschen Katholiken haben das ihrige getan, wie in Hagen-Schwelm, so in Essen.

Die kirchliche Lage in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Das entscheidende Wort des Papstes ist gefallen, auf welches Frankreich seit langen Monaten wartete. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau“ werden schon anderweitig den Text des päpstlichen Aktenstückes gelesen haben, das die Kultusgesellschaften absolut verwirft.

Das heißt aber noch lange nicht, daß der Papst den Eiferern recht gibt, welche gelegentlich der Kirchen-Inventarien bewiesen haben, daß mit mehr oder minder gewaltsamen Kundgebungen nichts auszurichten ist. Der Heilige Vater sagt nämlich ganz ausdrücklich in seiner Enzyklika:

„Mögen also die Katholiken Frankreichs, wenn sie uns wahrhaft ihre Unterwerfung und ihre Anhänglichkeit beweisen wollen, streiten für die Kirche, gemäß der Anordnung, welche wir ihnen bereits erteilt haben, nämlich mit Ausdauer und Energie, ohne mit Aufruhr noch Gewalt vorzugehen.“

Anderseits sagt der Papst den Bischöfen: „Eure Sache ist es nun, Ehrwürdige Brüder, ans Werk zu gehen und alle Mittel anzuwenden, welche das Recht allen Bürgern zuerkennt, um den Religionskultus zu erstellen und zu organisieren.“

Die drei hauptsächlichen katholischen Organe haben erklärt, die päpstlichen Weisungen vollinhaltlich anzunehmen. Hingegen sind die sogenannten „auchkatholischen“ Zeitungen über jene, welche sich auf das Verbot von Aufruhr und Gewalt beziehen, stillschweigend hinweggegangen und scheinen ebenso von der Weisung des Papstes, sich auf den Boden des gemeinen Rechtes zu stellen, wenig hören zu wollen. In ihren doch so weitschweifenden Betrachtungen, wo sie von dem „Scheunengottesdienst“ und dem „Kirchenpfennig“ reden, erwähnen sie obenbesagter Weisungen mit keinem Sterbenswörtchen. Hingegen schwören sie in allem anderen dem Papste gehorsam zu sein.

Die „Vérité française“, das Hauptorgan des rechten Flügels der Katholiken, veröffentlicht einen Artikel ihres Mitarbeiters Loth, welcher zeigt, in welcher Weise man das Gesetz in diesen Kreisen betrachtet.

„Man sah zuerst in den zu bildenden Kultusgesellschaften — sagt A. Loth — ein gesetzliches Mittel, um von den anscheinenden Vorteilen des Gesetzes Nutzen zu ziehen. Man hat sich nur mit deren Bildung befaßt, welche in den meisten Fällen allerdings mit dem Respekte vor der Hierarchie in Einklang stand. Man hat aber nicht genau auf den Gang der Gesellschaften geachtet, die, je nachdem, lauter kleine schismatische Gemeinden werden konnten.

Wenn man sich nun auf den Boden des Genossenschaftsgesetzes von 1901 stellt, können die Kultusgesellschaften unter dieses Gesetz gestellt werden, welches die Kontrolle und die Autorität derselben der Generalversammlung derjenigen unterstellt, die ihre Beiträge bezahlt haben. Aber gerade auf diesem Wege würde die Kontrolle und die Autorität in den Pfarreien nicht mehr dem unter seinem Bischofe stehenden Pfarrer, sondern der Generalversammlung der betreffenden Gesellschaft anheimgefallen sein. Dies wäre gleichbedeutend mit dem Umsturze der ganzen Kirchenverfassung geworden sein.

Diese praktischen und streng gesetzlichen Folgen des Gesetzes wurden anfangs nicht bemerkt, aber jetzt sollte man sie doch nicht noch länger ignorieren wollen. Und deshalb braucht man weder zu erstaunen noch es zu bedauern, daß der Papst nicht irgendein Mittel zur Verständigung mit dieser Lage gefunden hat.“

Im Kerne hat Loth zwar recht, aber der Papst hat nicht umsonst auf das gemeine Recht hingewiesen, sondern jedenfalls dabei den Gedanken gehabt, daß sich auf diesem Wege doch noch ein Mittel finden werde, um den Religionskultus zu erstellen und zu organisieren.

Dies wird die Sache des Episkopates sein, wie es ja der Papst ausdrücklich sagt. Welche Stellung wird dabei aber die Jakobiner-Regierung einnehmen? Zwei Minister haben ihre Stimme schon erhoben. Der Ministerpräsident Sarrien, den man noch zu den gemäßigten Mitgliedern des Jakobiner-Ministeriums rechnet, hat bei Eröffnung des Generalrates zu Macon in Burgund eine Rede gehalten.

Diese zählte alle angeblichen Vorteile des Trennungsgesetzes auf, das die Kirchen und Pfarrhäuser den Katholiken zur Nutznießung überlasse, den älteren Priestern eine Altersversorgung, den jüngeren eine zeitig beschränkte Unterstützung und der Kirche

bei Ausübung des Kultus eine Freiheit gewähre, die sie in Frankreich niemals besessen habe.

Ein solches Gesetz wäre kein Werk der Verfolgung und Beraubung, und alle Versuche würden scheitern, das Volk gegen das Gesetz aufzuhetzen. Die Regierung sei entschlossen, jeden Widerstand zu unterdrücken und die Achtung des Trennungsgesetzes durchzusetzen, gerade so gut wie die jedes anderen Gesetzes.

Der Minister Barthou hat seinerseits bei Eröffnung des Generalrates der Landschaft Béarn zu Pau eine gleichartige, aber noch schneidigere Rede gehalten, die sich hauptsächlich gegen jede Milderung des Gesetzes wendet.

Das Amtsblatt des Vatikans stellt den verschiedenartigsten Eindruck fest, den die Entscheidung des Papstes in Frankreich hervorgebracht habe, in erster Linie in den Regierungs- und Parlamentskreisen. Dieser Eindruck habe sich besonders in der übermäßigen Gesprächigkeit und den sich widersprechenden Aeußerungen der Regierungspresse kundgegeben.

Werden sich die Katholiken jetzt endlich organisieren? Werden sie ihrem Parteihader entsagen? Werden sie ihre Presse kräftig, nicht allein pekuniär, sondern auch in anderer Weise stützen und unterstützen? Werden sie endlich zu der Selbstlosigkeit kommen, ohne welche eine gesunde Organisation unmöglich ist? Wird man sich in geistlichen Kreisen entschließen, die Pfarrkinder nicht mehr wie bisher in vier, fünf und sechs Klassen, je nach der Größe ihres Geldbeutels, einzuteilen, wenn sie das Sakrament der Ehe nehmen oder ein kirchliches Leichenbegängnis verlangen? Gerade diese Mißbräuche haben namentlich in den Städten und ganz besonders in Paris unzählige Leute der Kirche entfremdet, welche nicht begreifen konnten, daß bei Spendung eines Sakramentes nach Klassen vorgegangen werden müsse. Man behauptet, dieses Klassensystem sei eines der besten Einkunftsmittel der Kirche, aber es wäre weit besser, wenn auf derartige Mittel im Interesse der Kirche selbst verzichtet würde.

Alles dieses sind schwerwiegende Fragen, deren Beantwortung keine leichte Aufgabe ist. Ueber die Organisation ist schon hin- und herberaten worden. An Truppen fehlt es nicht, nur haben wir zuviele Befehlshaber. Wer sich nur in irgendeiner Weise fühlt, sei es infolge seines echten oder unechten Adelstitels, sei es infolge seines Geldkastens oder der von seinem Vater oder Großvater erworbenen Verdienste, will Porz Oberst sein. So sind die katholischen Kandidaten beim letzten Wahlfeldzuge unterlegen, weil die einen auf die Pfeife des Grafen Albert de Mun tanzten, die andern die Kirchenorgel des Herrn Etienne Lamy anhörten, wenn sie nicht Drumont in der antisemitischen „Libre Parole" oder gar dem Rochefort, dem Gottesschläger und Beschimpfer der heiligen Jungfrau, nachliefen.

Was den Parteihader betrifft, so wird derselbe solange bestehen, als der rechte und der linke Flügel sich in ihren Parteiorganen bekämpfen können. Trotz der päpstlichen Mahnungen werden die Plänkeleien nicht eingestellt. Und wie kann man auf einen wirklichen Einfluß der katholischen Presse zählen, wenn man bedenkt, daß die beiden angesehensten katholischen Organe Frankreichs es im In- und Auslande noch nicht auf zusammen 10,000 Abonnenten bringen konnten?

Msgr. de Kernaeret, Rektor der katholischen Universität von Angers im Herzogtum Anjou, fordert in der „Vérité" zu der Bildung einer neuen Partei auf.

„Auf dem religiösen Gebiete — sagt er — haben wir nur unseren Oberhirten zu folgen. Aber anderseits können wir doch eine Partei bilden, welche die formlose Koalition aller anständigen Leute Frankreichs sein würde, denen jede Verfolgung widerlich ist. Auf diese Weise könnte jeder seinen persönlichen Schrullen nachgehen, aber alle würden in der hartnäckigen Bekämpfung gegen das verbrecherische Regime einig sein, das uns zu töten droht."

Zu gleicher Zeit macht der Rektor die Bemerkung, daß es mit dem Neoroyalismus in Frankreich deshalb nicht weit her sei, weil sich derselbe mit dem orleanistischen Liberalismus vermischt habe.

Msgr. de Kernaeret hofft also viel von einer Partei der anständigen Leute. Aber eine solche Partei hat es ja nach den blutigen Tagen der Kommune von 1871 gegeben. Der alte Thiers hat sich damals nicht wenig damit gebrüstet, der Vater dieser Partei zu sein.

Dieselbe ist aber wenige Jahre nach ihrer Geburt in alle Winde zerstoben. Sie hat dabei zwar ihren Geldbeutel gerettet, aber wenn es heute „polnisch" zugeht, so haben die Ueberlebenden und deren Nachkommen kein Recht, sich deshalb zu beklagen, denn, wie man sich bettet, so liegt man.

Die Adresse des belgischen an den französischen Episkopat.

Von
Jos. Massarette.

Einen wirklich glänzenden Verlauf nahm der Eucharistische Kongreß, der soeben in Tournai tagte. Demselben wohnte im Namen des Hl. Vaters Kardinal Vincenz Vannutelli bei, umgeben von belgischen und französischen Bischöfen; ferner bemerkte man unter den Anwesenden Senatoren, Deputierte und viele andere hervorragende Persönlichkeiten. Die Schlußversammlung am 18. August erhielt eine besondere Bedeutung durch die vom Erzbischof von Mecheln, Msgr. Mercier, verlesene Sympathieadresse des belgischen Episkopats an den französischen und die Antwort des Msgr. Amette, Koadjutor des Kardinal-Erzbischofs von Paris. Die Adresse lautet in der Uebersetzung:

„An Seine Eminenz Kardinal Richard, Erzbischof von Paris, und J. J. Gnaden die Bischöfe der Kirche von Frankreich.

Teure und verehrte Mitbrüder! Am Vorabend schmerzlicher Prüfungen befinden Sie sich in banger Sorge. Wir empfinden das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß wir mit dem Herzen bei Ihnen sind. Mit Bewunderung und frohem Stolz haben wir die von Seiner Eminenz Kardinal Lecot im Namen der Versammlung der französischen Bischöfe abgegebene Erklärung vernommen: „In Frankreich ist der Episkopat einmütig in den Fragen des Patriotismus und des Glaubens, und der Wille des Hl. Vaters, von allen erkannt, wird immer unseren Beschlüssen die endgültige Richtung geben."

Jetzt ist dieser entscheidende Wille Ihnen bekannt. Teuere und wackere Mitbrüder, Ihr Patriotismus und Ihr Glaube wird Sie aufrecht erhalten und mit dem gemeinsamen Vater des katholischen Erdkreises werden Sie einstimmig sagen: „Wir können nicht die Stirne unter die Ungerechtigkeit beugen; wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen." Die Gläubigen werden Ihnen folgen ohne Gewalttätigkeit, aber mit Festigkeit. Die noch frische Erinnerung an die siegreichen Kämpfe unserer Brüder in Deutschland wird Sie in der Ueberzeugung bestärken, daß die Verfolger vorübergehen, während Gottes Wort ewig ist. Wir, denen die Vorsehung Friede und Freiheit gnädig gewährt, möchten wie der hl. Paulus Euch des Trostes teilhaftig machen, den wir selbst genießen: „consolamur pro vestra consolatione."

Ihre Prüfungen haben schon lange gedauert und sind herb gewesen. Uns scheint, daß Sie uns mit dem hl. Apostel sagen: „Unsere Drangsale drückten uns außerordentlich und überstiegen so sehr unsere Kräfte, daß wir sogar des Lebens überdrüssig waren. Aber eine innere Stimme sagte uns, daß wir nicht auf uns selbst, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt, vertrauen sollten, der uns auch aus solchen großen Gefahren gerettet und gerissen hat: und wir hoffen auf ihn, daß er uns auch ferner retten wird. Wenn Ihr auch durch Euer Gebet uns unterstützt, so werden jene zahlreicher sein, die zu unserem Heil werden beigetragen haben, und zahlreicher die Dankesäußerungen, die am Tage unseres Triumphes zu Gott emporsteigen werden."

Ja, geliebte Mitbrüder, wir werden für Sie beten, wir werden unsere Gläubigen auffordern, für Sie zu beten. Hoffen wir bald, zu Ihnen zurückkehren zu können, um Gott dafür zu danken, daß er durch die Prüfung das katholische Leben in Ihrem lieben Vaterland gestärkt haben wird. Als Zeugen Ihres Mannesmutes werden die christlichen Nationen da sein, um zu bezeugen, daß Ihr Gewissen dem Glauben treu blieb, daß „Sie gewandelt sind den geraden Weg in Gottes Klarheit, nicht folgend den Impulsen fleischlicher Weisheit, aber im Einklang mit den Eingebungen der Gnade des Herrn."

Wir laden alle belgischen Priester ein, das Meßopfer darzubringen, und die frommen Gläubigen, eine hl. Kommunion aufzuopfern für das Heil Frankreichs. In derselben Meinung mögen sie auch das schöne Gebet wiederholt sprechen: Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer Deiner Liebe. Sende aus Deinen Geist und sie werden neu geschaffen werden und das Angesicht der Erde wird erneuert werden. „Emitte Spiritum tuum et creabuntur, et renovabis faciem terrae."

Diese ebenso klare wie herzliche Adresse ist außer vom Erzbischof von Mecheln unterzeichnet von den Bischöfen von Gent, Bruges, Tournai, Namur und Lüttich. Den meisten der Kongreßmitglieder kam die Kundgebung inniger Sympathie unerwartet. Nur die belgischen Bischöfe, der Internuntius und der Kardinallegat wußten davon. Offenbar ist sie auf die Initiative des hervorragenden Mechelner Kirchenfürsten zurückzuführen, dessen Stempel sie auch trägt; er versteht es besonders, in den Briefen des hl. Paulus die manchmal schwer zu erfassenden logischen Verbindungen hervortreten zu lassen, ohne zu Umschreibungen zu greifen, so auch diesmal in bezug auf Verse aus dem

1. und 5. Kapitel des zweiten Korintherbriefes. Msgr. Mercier las langsam und ausdrucksvoll. Mit jedem Worte stieg die Erregung der Versammlung, jeder Satz entfesselte einen neuen Beifallssturm. Besonderen Nachdruck legte der Erzbischof auf die Worte: ohne Gewalttätigkeit.

Nun erhob sich Msgr. Amette, der von der Adresse keine Ahnung gehabt und sich während der Lektüre krampfhaft bemüht hatte, seine Erregung zu bemeistern. Seine Dankesantwort war denn auch in ihrer improvisierten Art ein Schrei aus tiefstem Herzensgrunde. Er betonte, daß die französischen Katholiken nach dem Beispiel ihrer belgischen Brüder die geraubte Freiheit wieder erringen würden.

Wenn der Pariser Koadjutor erklärte, der gesamte französische Episkopat werde nur ein Herz, eine Stimme und eine Tat haben, um dem Worte des Papstes zu gehorchen, so ist dies gewiß eine hocherfreuliche Feststellung. Allzu berechtigt sind leider die Klagen, daß weite Volksmassen in dieser schweren Zeit eine geradezu unglaubliche Gleichgültigkeit an den Tag legen. Der Kirche entfremdet, entzogen dem Einfluß des Klerus, dessen größter Teil es nicht verstanden, enge Fühlung mit dem Volke zu gewinnen, entbehren sie des elementarsten Verständnisses für die hochwichtigen Fragen der Gegenwart, haben aufgehört, katholisch zu fühlen. So stand's nicht in Preußen beim Ausbruch des Kulturkampfes, der die Katholiken bis zu einem gewissen Punkt organisiert vorfand, da der Protestantismus ihnen stets Aufgaben der Defensive aufdrängte. Die französischen Katholiken trösten sich mit dem Gedanken, daß ihre deutschen Religionsgenossen aus dem Kulturkampf gestärkt hervorgingen. In Frankreich weht schon viele Jahre Kulturkampfluft. Trotz des schmählichsten Treibens der fanatischen Machthaber haben die letzten Wahlen ihre Stellung noch verstärkt. Man darf denn auch zweifeln, ob die Katholiken sich von einer nahen Zukunft etwas versprechen sollen.

Dr. Paul Heyse gegen die modernen Pornographen.

Paul Heyse, der in seinen Werken der sog. „gesunden Sinnlichkeit" Konzessionen macht, die ihm seitens der Kritik schon manchen scharfen Angriff zuzogen, hat gegen die heutige Schmutzfabrikation ein Zeugnis abgelegt, das gerade aus seiner Feder doppelt schwer wiegt. Dr. Paul Heyse richtete an den Verfasser der Broschüre „Die graphische Reklame der Prostitution", Dr. Ludwig Kemmer, einen Brief, der in der soeben erschienenen neuen Auflage (4. und 5. Tausend) mit Genehmigung des Briefschreibers veröffentlicht wird. Die als Manuskript gedruckte Broschüre ist nunmehr im Buchhandel durch die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München, Wilhelmstraße 9, zum Preise von 1 M zu beziehen. Hier der Wortlaut des Briefes:

„Sehr geehrter Herr!

Sie erwarten keine Antwort von mir. Ich kann aber nicht umhin, Ihnen für die Zusendung Ihrer vortrefflichen Schrift meinen wärmsten Dank zu sagen. Erst durch Ihre in so würdigem Ton bei aller Schärfe und mit dem vollen Nachdruck des Vaterlandsfreundes durchgeführte Darstellung habe ich einen Begriff davon erhalten, welche Ausdehnung die verderbliche Seuche der pornographischen bildlichen Verführungskünste angenommen hat, und Blicke getan in mir bis dahin unbekannte Regionen, die mich mit Entsetzen und Grauen erfüllt haben. Sie erwerben sich ein hohes Verdienst um die Sanierung unserer sittlichen Kultur und die Bewahrung unsrer Jugend vor dem Versinken in bodenlosen Schmutz, wenn Sie den rücksichtslosen Kampf gegen diese schamlosen Vergifter unseres Volkes fortsetzen. Wäre es nur nicht so schwierig, bei der Wahl der Mittel zur Abhilfe keinen Fehlgriff zu tun und sich von der Gemeinschaft derer entschieden fernzuhalten, die von dem Naturrecht gesunder Sinne keinen Begriff haben und mit den Ausgeburten einer unzüchtigen Phantasie auch die Forderungen eines freien Kunstgefühls als unsittlich verdammen. Doch ist ja Aussicht, daß die Formel gefunden werde, die Irrtümer subjektiver Beschränktheit nach Möglichkeit auszuschließen, und ich hoffe mit Ihnen, daß im Verfolg der Anregungen, die der Kunstwart gegeben hat, etwas Zweckmäßiges zustande kommen möchte.

In aufrichtiger Hochachtung

Ihr sehr ergebener

München, 6. VII. 1906. Dr. Paul Heyse."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Wirkung des Essener Tages.

Mit mikroskopischem Eifer werden von unseren Gegnern — sowohl von den Sozialdemokraten als von den Anhängern des Evangelischen Bundes — die Akten der jeweiligen Generalversammlung der Katholiken Deutschlands durchforscht, ob sich nicht irgendwo ein Häkchen für Verdächtigungen und Anklagen finden lasse. Dieses Jahr hat man in all den Vorträgen und Resolutionen nichts gefunden, was sich zu Angriffen auf den katholischen Volksteil erwarten ließe. Aber die geschworenen Feinde der in Essen verkündeten Versöhnungspolitik verzagten doch nicht. Ein ungenauer Bericht über die lateinische Ansprache des Kardinals Vanutelli wurde ausgeschlachtet, um wieder einmal den „Beweis" zu liefern, daß die Katholiken nicht bloß in den religiösen, sondern auch in den bürgerlichen und sozialen Angelegenheiten von den Befehlen der Bischöfe und des Papstes durchaus abhängig seien. Daran ließ sich dann die gewünschte Nutzanwendung knüpfen, mit solchen unselbständigen „Werkzeugen Roms" könne man nicht zusammengehen. Inzwischen ist nun in der Tagespresse schon festgestellt worden, daß Kardinal Vanutelli bei seinem Lobe der Ergebenheit gegen die kirchliche Autorität die bürgerlichen und sozialen Angelegenheiten nur erwähnt hat mit dem einschränkenden Zusatz: quatenus religionem attingit, soweit die Religion berührt wird. Es ist ja auch selbstverständlich, daß der Herr Kardinal in seiner anerkennenden Begrüßungsrede nicht neue Verpflichtungen aufstellen, sondern vielmehr die treue Befolgung der bestehenden Verpflichtungen loben wollte. Das geltende Recht sowie die bisherige Praxis bezeugen aber die schöne und fruchtbare Harmonie zwischen der Autorität auf dem religiösen Gebiete und der staatsbürgerlichen Freiheit auf dem weltlichen Gebiete. Diese Harmonie ist im katholischen Deutschland so vollkommen entwickelt und in 53 Generalversammlungen so ungestört geblieben, daß die Mißdeutungsversuche der Gegner wirkungslos abprallen müssen. Was insbesondere die Zentrumspartei angeht, die man mit solchen Verdrehungen auch angreifen will, so ist über deren Beziehung zur kirchlichen Autorität im Jahre 1887 durch Wort und Tat die vollste Klarheit geschaffen worden. Der Hl. Stuhl ließ sich damals bewegen, den Wunsch auf Annahme des Septennatsgesetzes auszusprechen; nicht einen Befehl, sondern den Wunsch, und zwar mit Rücksicht auf die kirchenpolitischen Verhandlungen. Der Vorstand der Zentrumsfraktion des Reichstages hielt es für geboten, in dem Antwortschreiben die Unabhängigkeit des Zentrums in rein politischen Fragen, wie es die Septennatsfrage war, bestimmt zu betonen, und zwar zu dem doppelten Zwecke, den Hl. Stuhl vor einer Belastung mit der Verantwortlichkeit für die Zentrumspolitik zu bewahren und anderseits den Charakter des Zentrums als rein politische Partei außer Zweifel zu stellen. Es ist bekannt, daß der Hl. Stuhl diesen Standpunkt in aller Form gebilligt und sich lebhaft für den Fortbestand des Zentrums in der vom Freiherrn von Franckenstein formulierten Selbstherrlichkeit ausgesprochen hat. Die bezüglichen Aktenstücke sind damals veröffentlicht worden, weil Fürst Bismarck darauf drang in der trügerischen Hoffnung, damit in den „unüberwindlichen Turm" eine Bresche legen zu können. Windthorst aber wußte in seiner Gürzenich-Rede, die zu den großartigsten Leistungen seiner Staatskunst gehört, das Bismarcksche Spiel zu vereiteln. Seit zwei Jahrzehnten ist das, was damals klargestellt wurde, durch die politischen Tatsachen weiter erhärtet worden. Wenn jetzt von gegnerischen Blättern hinter einem ungenau berichteten Satz gehackt wird, so zeigt sich darin nur der böse Wille dieser Hetzer, welche die Versöhnung der Konfessionen und das Zusammengehen aller Christusgläubigen grundsätzlich und gewerbsmäßig zu vereiteln suchen. Im offenen Gegensatz zu dem Wunsch des Kaisers, der seine Freude über das Programm des Essener Katholikentages so warm zum Ausdruck gebracht hat.

Von konservativ-evangelischer Seite ist dagegen durch die „Kreuzztg." die Bereitschaft zur Mitarbeit an der Versöhnungspolitik ausgesprochen worden. Man sollte meinen, daß der gesunde Menschenverstand und das christliche Gefühl in der evangelischen Bevölkerung doch mehr Boden gewinnen müsse, nachdem von Essen aus ein so kräftiger Anstoß zur Besinnung auf die gemeinsamen höchsten Interessen gegeben worden ist. Ein derartiger psychologischer Prozeß braucht Zeit zur Vertiefung und Verbreitung. Wir wollen also die Hoffnung auf die Saat nicht schwinden lassen, wenn auch nicht im Hand-

umdrehen das ganze Feld voll reifer Aehren steht. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch auf dem intellektuellen und moralischen Gebiete. Der Kraftstrom des Friedens und der Sammlung, der von Essen ausgegangen, wird nicht verloren sein, wenn seine Wirkungen auch erst nach und nach und vielleicht auf Umwegen sich einstellen. Die deutschen Katholiken werden in demselben Sinne weiterarbeiten,' bis die Macht der beiden Zwietrachtsparteien, des Evangelischen Bundes und der Sozialdemokratie, gebrochen ist.

Die hakatistische Enteignung.

Auf den Friedenstag von Essen ist alsbald ein „Deutscher Tag", d. h. ein Kampftag der Hakatisten in Marienburg (Westpreußen) gefolgt. In der letzten Woche erschienen in der Presse Betrachtungen über die Frage, ob man nicht in den Ostmarken die Waffe der Enteignung des in Polenhänden befindlichen Grund und Bodens ergreifen müsse, um dem bisherigen Fiasko des antipolnischen „Kulturkampfes" abzuhelfen. Der Ostmarkenverein, der diesen Fühler vorausgestreckt, hat nun wirklich resolviert, daß die Ansiedelungskommission das Enteignungsrecht durch königliche Verordnung oder, wenn die Rechtsgrundlage dazu nicht zweifellos sei, durch ein neues Ausnahmegesetz erhalten müsse. Ueberdies fordert die Resolution noch gesetzliche Maßregeln, durch welche eine Verschiebung des Grundbesitzes zuungunsten der Deutschen verhindert werden soll. Was für gesetzliche Maßregeln es sein sollen, wird in dem Beschluß nicht angegeben; in der Diskussion war die Rede von einem allgemeinen Vorkaufsrecht der Staatsbehörden, und zwar mit der Maßgabe, daß die Behörde die Wahl habe, ob sie den bedungenen Verkaufspreis oder den Taxpreis des Enteignungsverfahrens zahlen wolle. Gegen diese Ungeheuerlichkeit hatten aber selbst die hakatistischen Führer Bedenken, aber nicht etwa menschliche oder juristische, sondern vielmehr das praktische Bedenken, daß Deutsche aus anderen Gegenden sich nicht als Käufer melden würden, wenn über ihrem Grundbesitz das Damoklesschwert der Enteignung zum Taxpreise schwebe. Aber wenn man dennoch der Ansiedelungskommission das Enteignungsrecht geben will, wird damit die Kauflust der Deutschen nicht auch bedrückt? Die Zwangsenteignung wird die Sozialdemokratie erfreuen, vielleicht auch die radikalen Bodenreformer. Denn wenn wir einmal anfangen aus „Staatsraison" das Grundeigentum anzufassen, weshalb soll man denn nicht auch aus sozialen und hygienischen Gründen enteignen? Und warum soll das Enteignungsverfahren beim Grund und Boden Halt machen? Die Polen werfen sich ja bekanntlich mit Hilfe des Geldes, das ihnen aus dem veräußerten Grund und Boden zuströmt, mit viel Eifer und Erfolg auf den Gewerbebetrieb. Vertreibt man sie noch weiter vom platten Lande, so werden sie in den Städten um so mehr wirtschaftliche und soziale Macht gewinnen. Also was bleibt anderes übrig, als nächstens eine Zwangsenteignung der polnischen Geschäftsbetriebe zu fordern? Und so weiter — bis schließlich nur der Zwangstransport in die deutschen Kolonien übrig bleibt, wenn nicht etwa der Ostmarken-Verein die Nachahmung des bethlehemitischen Kindermordes in schwungvollen Reden und Resolutionen appetitlich macht. Zum Ueberfluß hat man noch Eingriffe in den katholischen Gottesdienst empfohlen und will die nächste Tagung des Verfolgungsvereins nach Oberschlesien verlegen. Darob werden sich Corfanty und Genossen höchlichst freuen. Die Radikalpolen haben wirklich übermäßig viel Glück. Sie leben von der Torheit ihrer Gegner.

Der Terror in Rußland.

Anscheinend von Moskau aus wird in Petersburg Mord auf Mord veranstaltet. Das Attentat gegen den leitenden Minister Stolypin war großartig angelegt, hat auch Dutzende von Opfern gefordert, aber Stolypin selbst ist unversehrt geblieben. Zwei weitere Attentate kleineren Stiles richteten sich gegen zwei Personen aus der näheren Umgebung des Zaren in Peterhof: General Minn wurde hinterrücks erschossen, General Staal, der angeblich dem vielgehaßten Trepow ähnlich sieht, wurde durch die Wachsamkeit der Geheimpolizisten gerettet. Vermutlich werden die Mordanschläge sich fortsetzen. Was die Moskauer Zentrale des Terrorismus sich davon verspricht, ist schwer abzusehen. Wenn es logisch zugeht, müssen sie mehr der Reaktion als der Revolution Vorschub leisten. Vielleicht will man auch die schärfste Reaktion hervorrufen in der Erwartung, daß dadurch endlich die bisher vergebens erstrebte allgemeine Revolution in Gang komme. Immerhin liegt aber ein Widerspruch darin, daß man Trepow und Stolypin zugleich zu ermorden sucht. Vorläufig scheint die Stellung Stolypins erheblich befestigt zu sein, und das ist gewiß kein Vorteil für die Revolutionäre.

Die Organisation der Gesetzgebung und Verwaltung unserer Schutzgebiete.

Von

Willy Söhling, Mülheim am Rhein.

Durch die sonst nur durch das Klappern der berühmten Seeschlange gestörte sommerliche Stille des Blätterwaldes der deutschen Presse geht in diesem Jahre ein starkes Rauschen, das seinen Ausgang nimmt von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Artikel mit Ueberschriften wie „Koloniales, Kolonialskandale, Neue Enthüllungen aus dem Kolonialamt" usw. kann man heute jeden Tag in den Blättern finden; kurz, unsere Kolonien stehen augenblicklich im Vordergrunde des Interesses, so daß es nicht unangebracht erscheint, die heutige Organisation der Gesetzgebung und Verwaltung in unseren Schutzgebieten, wofür man eine gründliche Reform in capite et in membris, und zwar mit Recht, fordert, einmal darzulegen.

Nicht vom wirtschaftlichen, sondern vom staatsrechtlichen Standpunkte aus betrachtet ist es durchaus unrichtig, von unseren überseeischen Besitzungen als von Kolonien zu reden. Obwohl der Sprachgebrauch unsicher ist, so versteht doch heute die herrschende Meinung unter Kolonien überseeische Besitzungen eines Staates, die so eng mit dem Mutterlande verknüpft sind, daß sie sowohl staatsrechtlich wie völkerrechtlich im Verhältnis zum Mutterlande als Inland gelten. Dies kommt z. B. darin zum Ausdruck, daß staatsrechlich betrachtet die Gesetze des Mutterlandes ohne weiteres auch in den Kolonien gelten, völkerrechtlich betrachtet ein Angriff auf die Kolonien auch ein Angriff auf das Mutterland ist. Dagegen sind unsere überseeischen Besitzungen zwar völkerrechtlich, d. h. im Verhältnis zu anderen Staaten, deutsches Gebiet, innerhalb dessen dem Deutschen Reiche die alleinige Herrschaft zusteht, mit dem ius excludendi alios, der Befugnis, andere Staaten auszuschließen; sie gehören zwar dem Deutschen Reiche, und wie Laband (Staatsrecht II, S. 277) sagt, ist jeder Angriff oder Eingriff eines anderen Staates, der sich gegen ein Schutzgebiet richtet, eine Verletzung des Reiches. Staatsrechtlich, d. h. im Verhältnis zum Deutschen Reiche, gelten jene Besitzungen nicht als Inland. Sie sind also nicht Bundesgebiet im Sinne des Artikel 1 der Reichsverfassung, so daß also z. B. der Kaiser (Reichsverfassung Art. 11, Abs. 2) zur Kriegserklärung der Zustimmung des Bundesrats auch dann bedarf, wenn ein Angriff auf ein Schutzgebiet erfolgt, während bei einem Angriff auf das Bundesgebiet diese Zustimmung des Bundesrats nicht erforderlich ist. Ferner gelten Reichsgesetze in den Schutzgebieten nur, wenn sie ausdrücklich eingeführt werden, wie z. B. das Reichsstrafgesetzbuch durch § 2 des Reichsgesetzes vom 17. April 1886 betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete. Unsere überseeischen Besitzungen sind vielmehr lediglich der Schutzgewalt des Reiches unterworfen. Ob allerdings noch praktisch ein Unterschied zwischen Schutzgewalt und voller territorialer Souveränität besteht, mag dahingestellt bleiben. Nach Laband ist eine wirklich territoriale Souveränität vorhanden, die jedoch dadurch eingeschränkt ist, daß die Handhabung einzelner Herrschaftsrechte den Häuptlingen zusteht.

Die reichsgesetzliche Grundlage für das Verhältnis der Schutzgebiete zum Reich bildet das Schutzgebietsgesetz vom 25. Juli 1900. Nach dem § 1 dieses Gesetzes wird die Schutzgewalt ausgeübt im Namen des Reiches durch den Kaiser, der hier grundsätzlich unbeschränkt ist, d. h. „seiner Schutzgewalt sind unterworfen alle Gegenstände, Verhältnisse, Tatbestände, die in den Schutzgebieten zur Entfaltung kommen." (Hänel, Staatsrecht.) Die Gesetze werden deshalb von ihm allein, ohne jede Mitwirkung des Bundesrats und Reichstages festgestellt, sanktioniert, ausgefertigt und verkündet. Seine Anordnungen sind vom Reichskanzler gegenzuzeichnen, der damit die Verantwortlichkeit übernimmt.

Ich sage, grundsätzlich ist der Kaiser in seiner Schutzgewalt unbeschränkt. Dies schließt nicht aus, daß er teilweise in bezug auf den Rahmen, innerhalb dessen sich seine Gesetzgebung bewegen kann, durch andere Reichsgesetze beschränkt ist. So ist z. B. das Privat- und Strafrecht und das gerichtliche Verfahren im allgemeinen materiell auf Grundlage des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 10. Juli 1879 geregelt, was sich aber nur auf die Reichsangehörigen und die Schutzgenossen bezieht.

Neben dem Kaiser hat ein weitgehendes Verordnungsrecht in Polizei- und Verwaltungsangelegenheiten der Reichskanzler, der wiederum seinerseits die Ausübung dieser Befugnis einem Be-

amten des Schutzgebietes übertragen kann (Schutzgebietsgesetz § 15). Außerdem hat er das Recht, die zur Ausführung des Schutzgebietsgesetzes erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Was die Stellung des **Reichstages** in bezug auf die Schutzgebiete betrifft, so hat er an der Gesetzgebung gar keinen Anteil. Nach dem Reichsgesetz vom 30. März 1892 hat er jedoch mitzuwirken bei der Feststellung des Etats; ferner ist ihm sowie dem Bundesrat über die Verwendung aller Einnahmen vom Reichskanzler jährlich Rechnung zu legen. Infolge der Ereignisse in letzter Zeit gehen die Bestrebungen der Zentrumsfraktion darauf hinaus, wie Reichstagsabgeordneter Erzberger jüngst in Düsseldorf erklärte, dem Reichstag einen größeren Einfluß auf den Gang der Gesetzgebung zu sichern.

Für die **Verwaltung** bildet die **Zentralinstanz** der **Reichskanzler** und die jetzt so viel genannte **Kolonialabteilung** des Auswärtigen Amtes. Diese Kolonialabteilung wurde gebildet am 1. April 1890 als 4. Abteilung des Auswärtigen Amtes. Von ihr ressortiert die ganze Verwaltung der Schutzgebiete, einschließlich der Behörden und Beamten. Nur soweit ist sie dem Staatssekretär des Auswärtigen untergeordnet, als es sich um Beziehungen zu auswärtigen Staaten und um die allgemeine Politik handelt, um zu vermeiden, daß eventuell eine doppelte auswärtige Politik vom Staatssekretär des Auswärtigen und dem Direktor der Kolonialabteilung getrieben wird. Im übrigen steht sie unmittelbar unter dem Reichskanzler. In allen eigentlichen Kolonialsachen, insbesondere in organisatorischen Fragen, ist sie vollständig selbständig. Die Bestrebungen, aus der Kolonialabteilung ein selbständiges Staatssekretariat zu machen, sind noch in aller Erinnerung und brauchen nicht noch besonders erwähnt zu werden.

Der Kolonialabteilung beigeordnet ist als sachverständiger Beirat der **Kolonialrat**. Er wurde gebildet durch Verfügung vom 10. Oktober 1890. Seine Mitglieder werden vom Reichskanzler nach freiem Belieben aus Sachverständigen berufen, wobei jedoch die großen kolonialen Handelsgesellschaften ein Vorschlagsrecht haben. Unter dem Vorsitz des Chefs der Kolonialabteilung hat der Kolonialrat einerseits sein Gutachten über die ihm vorgelegten Kolonialangelegenheiten abzugeben, anderseits über selbständige Anträge seiner Mitglieder Beschluß zu fassen und diesen der Kolonialabteilung zu unterbreiten.

Was die **lokale Organisation** der Schutzgebiete anbelangt, so ist diese nicht einheitlich geregelt. Im allgemeinen ist sie folgendermaßen geordnet: An der Spitze eines Schutzgebietes steht ein **Gouverneur** (auch Kommissar oder Landeshauptmann genannt). Er wird vom Kaiser ernannt und kann von ihm auch jederzeit in den einstweiligen Ruhestand versetzt werden. Alle Zivilbehörden sind ihm untergeordnet, und teilweise hat er auch das militärische Oberkommando. Ferner kann ihm, wie schon erwähnt, durch den Reichskanzler ein weitgehendes Verordnungsrecht übertragen werden.

Den Gouverneuren untergeordnet sind die **Bezirksamtmänner**, die an der Spitze eines Amtsbezirkes stehen, ferner die Beamten der Zoll- und Steuerverwaltung, die auch mit der Wahrnehmung von Geschäften der Landesverwaltung betraut sind. Weiterhin gibt es noch einen ganzen Stab von Beamten in den Schutzgebieten, wie Kanzler, Sekretäre, Dolmetscher bis hinab zum Amtsdiener.

Für die Verwaltung von **Kiautschou** gilt ein Besonderes. Da dieses hauptsächlich für Marinezwecke in Betracht kommt, ist es nicht der allgemeinen Verwaltung der Schutzgebiete unterstellt, sondern es wird vom **Reichsmarineamt** verwaltet.

Aveläuten.

In heilig stillem Frieden ruht
Der Sonne matter Abendschein
Ersterbend in der roten Glut
Ob Heidegrund, ob Flur und Hain.
Ein Glöcklein klingt so friedensmild,
Die Arbeit ruht. Sie beten all',
Das ist des Abends schönstes Bild,
Der Tagesfreuden Widerhall.

Tübingen. Eugen Mack.

Das „deutsche Gespenst".

Von
Dr. **Versen**.

Man erinnert sich wohl noch, welche Angst vor Deutschland die Marokkoaffäre in Belgien und Holland hervorrief. Diese Angst ist noch nicht geschwunden. Sie hat ein literarisches Produkt erzeugt, das Beachtung verdient. Der Belgier Emil Jenissen veröffentlicht eine Schrift unter dem Titel „Le Spectre allemand". Darin heißt es: „Die deutsche Expansion kann sich nur auf Kosten der Nachbarn vollziehen, da die Erde überall besetzt ist und ausgebeutet wird. Durch seinen Stolz und seine Bedürfnisse ist Deutschland also die große und die einzige Kriegsgefahr für Europa." Und weiter heißt es: „Die Hegemonie in Europa zu besitzen, aus dem Kontinent ein Großdeutschland zu machen usw., durch diese Tat zugleich schöne Kolonien in Asien und Afrika zu erwerben, das ist der Traum, mehr als der Traum, die **Notwendigkeit** der teutonischen Zukunft, der einzige Ausweg aus den Schwierigkeiten, in welchen das Reich sich befindet." Jenissen geht in seiner Furcht vor den Teutonen so weit, anzuraten, daß die wallonischen Teile Belgiens zu Frankreich geschlagen werden, um dieses zu kräftigen, die vlamischen Teile zu Holland, das dann unter holländischem Schutze einen Wall gegen Deutschland bilden müsse.

Solche und ähnliche Ergüsse sind sehr charakteristisch für die weitverbreitete Auffassung, Deutschland trage sich mit Eroberungsgedanken und werde einen Krieg heraufbeschwören, der ganz Europa in Flammen setzen müsse.

Entspringen diese Befürchtungen lediglich der belgischen Phantasie? Keineswegs! Die Belgier und Holländer lesen deutsche Zeitungen, und darin ist häufig genug von autoritativer Seite, beispielsweise von Generälen — allerdings inaktiven, aber das beachten Ausländer nicht — der Gedanke ausgesprochen worden, Deutschland könne seine 60 Millionen, die in zwanzig Jahren wahrscheinlich 80 sein werden, nicht mehr unterbringen und ernähren, es müsse sich nach Westen hin ausdehnen.

So ist die Angst vor dem „deutschen Gespenst" im Westen begreiflich.

Wie sieht's im Osten aus?

Am 5. Juli veröffentlichte Freiherr Alexis v. Engelhardt (hinter dem wir einen gräflichen General vermuten) im „Tag" einen Artikel „Zur russischen Grenzbesorgnis", der mit den Worten beginnt: „Es ist gewiß eine Tatsache, daß sich in der öffentlichen Meinung Rußlands eine gewisse Unruhe und Besorgnis Deutschland gegenüber geltend macht." Freiherr v. Engelhardt gibt zu, daß diese Unruhe durch deutsche Preßäußerungen begründet sei. Er glaubt auch an die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit unserer Engagierung in Rußland bei schrankenlosem Ausbruch des dortigen „revolutionären Wahnwitzes". Aber die Meinung der „Novoje Wremja", daß wir uns für unser Einschreiten an russischem Gebiet schadlos halten würden, weist Freiherr v. Engelhardt zurück.

Am 3. August veröffentlichte derselbe Freiherr im „Tag" einen Artikel: „Es spukt." Darin heißt es: „Im „Journal des Débats" unterrichtet ein anonymer Wissender die blöde Herde nichtsahnender Mitmenschen über die tiefsten Geheimnisse zeitgenössischer Politik. Sündenbock: Kaiser Wilhelm. Kann es nicht anders sein. Dieser ganz böse Schreckgeist Europas verfolgt mit begehrenden Raubtierblick die Entwicklung der russischen Ereignisse. Gewaltige Annexionsgedanken sind es, die den Herrscher erfüllen." Freiherr v. Engelhardt bezeichnet dann die Enthüllungen des „Journal des Débats" als sonderbare Offenbarungen, die nur den Zweck hätten, die russischen fortschrittlichen Kreise gegen Deutschland und seinen Kaiser zu verhetzen. Im übrigen meint der Freiherr, daß bei diesen Lügen französischer und russischer Blätter eines für uns tröstlich sei: der Kaiser werde bald auf der ganzen Erde als geharnischtes Schreckgespenst ins Feld geführt werden. Das sei ein gutes Anzeichen und könne heilsame Rassensuggestionen brauchbaren Respekts hervorrufen.

Diese Ansicht wird wohl nur von Bramarbassen geteilt werden. Im selben „Tag" veröffentlicht dann am 4. August der zivile Dr. A. Wirth, der zu seinem Spezialvergnügen auch gern mit dem Säbel rasselt, einen alarmierenden Artikel „Die Stunde der Gefahr". Danach spürten wir das russische Feuer schon in allen Gliedern. Unsere Sozialisten würden unbotmäßiger, unser Handel leide, und wenn Rußland zusammenbreche, werde das europäische Gleichgewicht, ja die ganze Welt erschüttert werden. Deshalb sei jetzt der Ort und die Zeit, die Zukunft vorschauend

zu bedenken, sich auszusprechen und die Möglichkeiten zu erwägen. „Hier kann es sich einmal zeigen, wie die Presse Gutes wirken kann, und zwar in diesem Falle nicht nur vorbereitend im Innern, sondern auch aufklärend und friedefördernd gegenüber unseren Nebenbuhlern im Westen. Neuerdings ist zwar eine neue Art der Volksverdummung beliebt, die in auswärtigen Dingen die öffentliche Meinung zu unterdrücken trachtet. Es sei nicht angebracht, über Gefahren zu reden und die Absichten der eigenen Regierung zu enthüllen. Das macht sich sehr vornehm und ist — sehr bequem, um Widerspruch zu ertöten, um ein Volk zu entmannen. Ein fressend Gift ist diese behutsame Meinung der Neunmalweisen, einschläfernd Opium, das dauernden Kräfteverfall zur Folge hat. Wenn es des Giftes bedarf, so wäre es Arsenik, um aus dem Schlummer heraus zur Tatkraft aufzurütteln. Wenn daher mich neuerdings wieder die „Köln. Volkszeitung" (bei Gelegenheit meines „Tag"-Aufsatzes „Imperialismus") mit ihrer Gegnerschaft beehrt und ungefähr sagt: Wenn der Kaiser weniger Reden hielte und die Alldeutschen weniger schrieben, so stände es besser um Deutschland — so sage ich: Nein! Reden zur Stunde der Gefahr ist Pflicht, und Schweigen wäre Verbrechen."

Herr Wirth ist sodann für baldigen Einfall in Rußland, aber ja nicht „kostenlos".

Fast könnte man ob dieser Tiraden grob werden und dem Herrn zurufen: Verehrtester Privatdozent! Halten Sie doch um Gotteswillen den Mund! Und wenn Ihnen das Blut zu heiß durch die Adern rinnt, dann nehmen Sie in der Isar ein Bad, da, wo sie am kältesten ist.

Ferner: Wie kommen Sie dazu, Ihre Don Quijoterien mit den Absichten unserer Regierung zu identifizieren? Sie „enthüllen" nur sich selbst, sonst nichts.

Sie paradieren zur Begründung Ihrer Eroberungspläne mit historischen Reminiszenzen, indem Sie sagen, der Eingriff von außen werde (in Rußland) rascher kommen als in Frankreich (nach 1789). So siegesgewiß, wie Sie sind, Herr Dr. Wirth, zogen damals auch die Preußen ins Feld. Aber haben Sie vergessen, wie das Ende war? Erst kam der Baseler Friede und dann kam Jena. Und würde Napoleon die Pläne, von denen er auf St. Helena bedauerte, daß er sie nicht ausgeführt hatte, ausgeführt haben, dann gäbe es heute kein Preußen mehr. Die Geschichte ist doch dazu da, daß man aus ihr lernt, nicht wieder dieselben Fehler zu begehen. Unseren Truppen wie der Reichsarmee fehlte damals der moralische Mut, gegen das revolutionäre Frankreich zu kämpfen. Er würde unserer Armee heute noch mehr fehlen, wenn es gegen das um ein bißchen politische Freiheit ringende Rußland ginge. Denn von der Richtigkeit des Goetheschen Worts: „Die Revolutionen kommen von oben, nicht von unten", ist man heute viel allgemeiner überzeugt als 1793.

Den Gipfelpunkt seiner politischen Naivität erklimmt Herr Wirth, wenn er meint, den Westmächten müsse klar gemacht werden, daß sie nichts Besseres wünschen könnten, als wenn Deutschland seine ganze Kraft auf Rußland verwendete.

Na, machen Sie das England und Frankreich doch erst mal klar, verehrter Herr Doktor, und kommen Sie dann mit Ihren Eroberungsplänen!

Antisemitismus.

Von

H. Rosenbeck, Rechtsanwalt, Bamberg.

Der Antisemitismus ist keine Erscheinung der Neuzeit, sondern so alt wie unsere Zeitrechnung nach Jahren von Christi Geburt. Als, hauptsächlich nach dem Falle Jerusalems, die Juden Palästina verlassend, aus einem Ackerbau treibenden zu einem über die ganze Welt zerstreuten Handelsvolke wurden, machte sich bald überall Antipathie der Urbewohner gegen die fremden Eindringlinge geltend. Stolz verachtete der Römer die meist als Geldwechsler oder Wucherer auftretenden Juden, und die Christen mußten diese seine Abneigung oft blutig büßen, denn man hielt sie für eine Sekte der Juden.

Im Mittelalter steigerte sich der Haß gegen die Israeliten oft bis zu förmlichen Judenverfolgungen: grausam wurden sie in Menge hingeschlachtet, für rechtlos erklärt und aus manchen Gegenden völlig vertrieben.

In weniger zivilisierten Ländern z. B. Rußland, tritt auch heute noch bisweilen der Antisemitismus in dieser brutalen Form auf.

In unserer Zeit und bei unserem Volke ist natürlich der Kampf der Anhänger des Judentums und ihrer Gegner der höheren Kulturstufe entsprechend nur ein geistiger, aber immerhin sehr intensiv. Vielfach ist man dabei auch zu Uebertreibungen geneigt und will das Judentum für alle möglichen sozialen Schäden verantwortlich machen, an denen der liebe deutsche Michel eigentlich selber schuld ist; weil ihm eben manche Eigenschaften abgehen, die nur gute zu nennen sind, die aber der Jud besitzt, die ihm zu seinen Erfolgen verhelfen. Möge es daher in diesem Sinne einem Christen gestattet sein, eine kleine Apologetik des Judentums hier zu bringen, ohne daß etwa deshalb die schlechten Charaktereigenschaften der Israeliten von heutzutage bestritten werden sollen.

Warum werden eigentlich die Juden gehaßt? Die Antwort ist leicht zu finden.

Ueberall, wohin der Jud kommt, pflegt er das Kapital an sich zu ziehen; leicht gelingt es ihm, die christliche Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen und die Vorherrschaft zu erringen; so haben wir in den größeren Städten die Warenhäuser und Basare, welche die kleineren Geschäfte förmlich aufsaugen und riesige Kapitalaufhäufungen darstellen; außerdem herrscht der Jud auf dem Geldmarkt als Bankier und repräsentiert einen großen Teil der Finanzkraft des Staates. Aus dem Gefühl seiner Geldmacht entspringt auch jene verhaßte Impertinenz in der Oeffentlichkeit, die man als „jüdische Unverschämtheit" bezeichnet. Auf dem Lande bringt der Jude die Bauern durch klug gewährte Darlehen in seine Botmäßigkeit und hat das Monopol des Viehhandels, dieses so wichtigen Zweiges der Landwirtschaft, uneingeschränkt in Händen.

Daher jammert man denn auch allenthalben über die Judenplage und schreit nach Abhilfe eventuell sogar mit staatlichen Zwangsmitteln.

Wie wenig solche aber helfen würden, lehrt das Mittelalter, als die Juden, von strenger Obrigkeit im engen Ghetto zusammengepfercht, trotzdem oft mit ihren Geldmitteln den größten Einfluß auf Fürsten und Kaiser ausübten, wenn diese zeitweis einen kleinen Pump benötigten.

Außer Habgier, unbarmherzigen Vorgehen in Geldsachen, Neigung andere zu übervorteilen und dergl. gibt es nun aber zunächst eine sehr schätzenswerte Eigenschaft der Juden, die ihnen das Ansammeln von Reichtümern und damit dominierende Stellung ermöglicht, nämlich ihre Sparsamkeit.

Damit sieht es bei unserem christlichen Volke im Gegensatz zu den israelitischen Mitbürgern oft recht schlecht aus.

Wollte man auf einer Karrikatur etwa ein Wappen des deutschen Volkes allegorisch darstellen, so dürfte vielleicht derjenige Zeichner den Nagel auf den Kopf treffen, der in den Wappenfeldern auch einen Maßkrug, Spielkarte, Tabakspfeife oder Schnupftabaksdose anbrächte. Was machen auch unsere vielen Wirte für gute Geschäfte trotz des Jammers über die schlechten Zeiten. Und dabei rekrutiert sich ihre Kundschaft fast ebenso stark aus den ärmeren, wie aus den geldbesitzenden Kreisen.

Wollte man nun einmal das interessante Experiment anstellen, an einem Sonntag vormittag eine Kontrolle der Frühschoppengäste nach Stand und vermutlichem Vermögen, aber auch nach Zugehörigkeit zum christlichen oder mosaischen Bekenntnis vorzunehmen, so würde sich jedenfalls folgendes Resultat ergeben: Recht viele Wirthshausbesucher christlicher Konfession, die es viel nötiger hätten zu sparen, anstatt beim Frühschoppen eine für ihre Verhältnisse erhebliche Summe für Alkohol, Tabak und Spiel auszugeben. Juden in ähnlichen Verhältnissen würden vielleicht keinen einzigen Vertreter zum Frühschoppen stellen und, wenn doch, würde dieser höchstens mit einer Tasse Kaffee sich begnügen.

In den besseren Restaurants dagegen ließe sich wohl eine erkleckliche Anzahl Juden bei opulenten Frühstücken mit Wein antreffen aber lauter Leute, die sich's leisten können, die es bereits zu etwas gebracht haben.

Dies ist eben der Unterschied: Der Jude versteht zu sparen, er genießt erst, wenn seine Verhältnisse es erlauben, unter den Christen aber findet sich diese Eigenschaft viel weniger.

Ist der Jud einmal zu Vermögen gelangt, dann spielt er freilich nicht den Geizigen, sondern läßt seinen natürlichen Hang zur Sinnlichkeit und weichlicher Ueppigkeit die Zügel schießen, aber wieder nur, soweit seine Verhältnisse es gestatten.

Hieher gehört auch die blühende, viel Geld verschlingende Vereins- und Klubmeierei. Wo findet man unter den Juden solche Blödsinnsblüten, wie im Kreise ihrer christlichen Mitbürger?

Erst jüngst wußten die Blätter von der Bannerweihe eines „Schnupfvereins“ zu berichten!

Der Jude besitzt einen ausgesprochenen Handelsgeist als natürliche Anlage; hierin können ihm die Christen unmöglich gleichkommen; aber sie könnten hier und da etwas mehr Rührigkeit entfalten, ohne deshalb noch in die Fehler des Judentums zu verfallen.

Man vergleiche hier wieder unsere jüdischen Geschäftsleute mit ihren christlichen Kollegen! Meistens hat der Jude die größere Auswahl, und dann, wie höflich und zuvorkommend ist der israelitische Geschäftsherr, wie unermüdlich im Vorzeigen seiner Waren! Auch rasche und prompte Lieferung findet man häufiger beim jüdischen als beim christlichen Geschäftsmann. Kauft man auch nichts ein, bleibt er doch unverändert artig und liebenswürdig, er entbietet uns auf der Straße, selbst nach langer Zeit, noch einen ehrfurchtsvollen Gruß. Wie anders ist das oft mit Christen im gleichen Falle! Abgesehen davon, daß der Käufer, wenn ihm nach langer Wahl nichts gefällt, eventuell sogar Grobheiten einstecken muß, wird er doch zum mindesten kühl behandelt. Er merkt sich aber das und geht eben anderswo hin, wo ihm größere Auswahl und zuvorkommendere Behandlung geboten wird.

Ein weiterer Grund zu der bekannten Tatsache, daß Juden eher zu Vermögen kommen, als manche ihrer christlichen Mitbürger, liegt in ihrem fast ausnahmslos völlig tadelfreien häuslichen Verhältnissen. Wo sich das Judentum rein erhalten hat, findet sich überall das schönste Familienleben; der Vater gehört ganz den Seinen, für sie sorgt er unermüdlich, Ehebruch ist etwas Seltenes. Die Kinder werden meistens vortrefflich erzogen, musterhafte Beachtung der Glaubensvorschriften könnte manchen Christen beschämen.

Man wird nicht bezweifeln, das dies alles zum Emporblühen eines Geschäftes eminent viel beiträgt; die Gerichtsverhandlungen aber können den besten Beweis liefern, daß es in dieser Beziehung bei den Juden viel besser steht als bei den Christen, denn nur sehr selten (und dann meist wegen Eigentumsdelikten, die sich auf ihre Geschäftsführung beziehen) kommen Juden vor den Strafrichter.

In den Städten freilich, wo die Juden unter die übrige Bevölkerung zerstreut sind, haben sie auch deren Unsitten angenommen und verfallen einem religiösen Indifferentismus, der dann auch Lockerung ihrer sonstigen strengen Ansichten auf das Familienleben mit sich bringt. Im allgemeinen aber leben die Juden fast ausnahmslos in den geordnetsten häuslichen Verhältnissen und übertreffen darin manche Andersgläubigen.

Ein förderliches Moment für den Juden ist auch die Unterstützung, die ihm von seinen Glaubensgenossen überall zuteil wird, wo es sich nicht gerade um Konkurrenten der gleichen Branche handelt. Im Judentum herrscht ein starker Zusammenhalt, jeder hilft dem andern, soweit es geht, selbst geheime Geschäftssprachen wurden erfunden, mit der sie sich untereinander zum Zwecke besserer Gewinnerzielung verständigen.

Dies geht schon aus dem Nationalstolz der Juden hervor, jeder will nur Jude sein und freut sich, eventuell einem Glaubensgenossen zu helfen!

Hier fehlt es auch gar viel bei uns! Würden die christlichen Geschäftsleute unter sich so zusammenhalten wie die israelitischen, wäre wohl auch manches anders.

Aber so kümmert sich keiner um den andern; im Auslande geriert sich der Deutsche, sobald er nur einmal ein paar Brocken der Sprache versteht, als Ausländer, der es unter Umständen nicht gerne sieht, wenn er noch für einen Deutschen gehalten wird. Von Zusammenhalt ist wenig zu merken, daran ändern auch die schönsten Festreden von deutscher Brüderlichkeit usw. nicht viel.

So hat auch der oft verächtlich betrachtete Jude seine guten Eigenschaften und gibt es auch hier Licht und Schatten.

Könnten wir nur unsere kleinen Leute dazu bringen, sich des Juden Sparsamkeit, seine Rührigkeit, seinen Ordnungssinn, seine peinliche Genauigkeit, seine Glaubenstreue und Sorgsamkeit für die Angehörigen sich anzueignen, dann würde ihnen der Jude in seinen Schattenseiten sicherlich weniger gefährlich werden, als es jetzt der Fall ist.

Eine bedeutungsvolle Ueberraschung zum englischen Schulstreit.

Von

Dr. M. Wolf, Gera.

Ganz England, soweit es an dem gegenwärtig dort tobenden Kampf um die Schule ein Interesse hat, befindet sich seit etwa 14 Tagen wieder in fieberhafter Aufregung, trotzdem man nach der Vertagung des Parlamentes am 3. August die Streitaxt bis zum Oktober begraben glaubte. Die Minister sind in die Ferien gegangen, darunter der Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman nach Marienbad, wo er zugleich mit seiner sehr leidenden Gattin sich von den wahrlich nicht geringen Strapazen seiner ersten Parlamentssession zu erholen gedenkt; die Opposition rüstete sich im stillen für den entscheidenden Kampf in der Schulvorlage, der bei der 3. Lesung im Oktober und November im Oberhause ausgefochten werden soll, — da kam plötzlich und unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine Entscheidung des obersten Appellgerichtshofes — Court of Appeal —, der ungeheure Verwirrung hervorrufen mußte und die Dinge gewissermaßen auf den Kopf stellte, indem er eben jene Bestimmung des Unterrichtsgesetzes von 1902, derentwegen hauptsächlich die neue Vorlage eingebracht wurde, für ungültig erklärte. Somit wäre also der lange, erbitterte Kampf, der das Land seit vier Jahren durchtobte, zwecklos und unnötig gewesen. Was soll daraufhin geschehen? Ein Glück, daß Ministerium und Parlament gegenwärtig außer Aktion sind, um nicht übereilt Stellung dazu nehmen zu müssen, sondern sich diese bis nach den Ferien aufsparen können.

Die Sachlage ist kurz folgende. Das letzte konservative Schulgesetz von 1902 war hauptsächlich deshalb unhaltbar, weil es das — wie man boshaft sich ausdrückte — plötzlich sehr feinfühlig gewordene religiöse Gewissen der Nonconformists verletzte. Nach diesem Gesetz wurden die Staats- und die bisherigen konfessionellen Privatschulen, voluntary schools, soweit diese den geforderten Ansprüchen gemäß sich als „efficient“ erwiesen, unterschiedslos aus der Unterrichtssteuer unterhalten. Die Nonconformists protestierten nun hauptsächlich dagegen, daß mit dem Geld der Steuerzahler auch der anglikanische, katholische und jüdische Religionsunterricht bezahlt werde. Sie begnügten sich nicht mit dem formellen Protest, sondern organisierten im ganzen Lande die sogenannte passive resistance, d. h. sie zogen aus eigener Machtvollkommenheit einen minimalen Betrag, gewöhnlich 1/2 bis 1 Penny, vom Steuerbetrag ab und ließen es daraufhin zur gerichtlichen Entscheidung kommen. In feierlichem Aufzuge zogen sie gewöhnlich unter Anführung des Geistlichen zum Gerichtshof, verteidigten sich mit der „Ungerechtigkeit“ des Gesetzes und ließen sich als Märtyrer ihrer Ueberzeugung verurteilen. Ueber 70000 solcher Gerichtsbeschlüsse sollen in den vier Jahren bereits erfolgt sein. Viele solcher passive resisters mußten nicht nur einmal, ja sogar mehrere Male ins Gefängnis wandern. Alle lokalen Unterrichtsbehörden hatten für die Behauptung, daß das Gesetz bzw. seine Durchführung nicht zu Recht bestehe, kein Verständnis bis auf eine und zwar den Grafschaftsrat, County Council, von West Riding, dem größten Verwaltungsbezirk von Yorkshire. Dieser stellte sich auf den Standpunkt der Nonconformists und zog einfach den Lehrern einen der Zahl der von ihnen erteilten Religionsstunden entsprechenden Betrag ihres Gehaltes ab. Eine ministerielle Verfügung, die die volle Auszahlung des Gehaltes anordnete, erkannte der Rat nicht an, sondern beschritt den Klageweg. In erster Instanz, beim Divisional Court, bekam er Unrecht, aber der Court of Appeal entschied, wie bereits erwähnt, mit Mehrheit, nicht einstimmig, daß tatsächlich aus dem Gesetz von 1902 für die lokalen Unterrichtsbehörden keine Verpflichtung hergeleitet werden könne, die Auslagen für die Erteilung des Religionsunterrichtes in den übernommenen konfessionellen Schulen zu bestreiten.

Diese Entscheidung ist von weittragendster Bedeutung und ihre Folgen sind noch nicht abzusehen. Zwar ist sie an und für sich noch nicht als endgültig anzusehen. Für alle gerichtlichen Entscheidungen gilt in England als letzte Instanz das House of Lords, und dieses müßte freilich in erster Linie wissen, wie das von ihm beschlossene Gesetz zu verstehen ist. Aber es ist fraglich, ob der jetzige Unterrichtsminister Birrell die Entscheidung des Oberhauses anrufen wird. Man kann im Gegenteil vermuten, daß dieser unerwartete Zwischenfall ihm sehr gelegen kommt und ihm schließlich die beste Lösung an die Hand gibt, um aus der schwierigen Klemme herauszukommen, in die er mit seiner Vorlage geraten ist.

Es wird ja nicht mit Unrecht behauptet, daß die neue Vorlage weniger ein Schulgesetz bilde, als vielmehr ein Gesetz zur Regelung von Schwierigkeiten konfessioneller Natur, wie sie die Nonconformists in dem Akt von 1902 gefunden haben. Da sonstige irgendwie wichtige Bedenken gegen das alte Gesetz nicht vorgebracht werden, so wäre wohl der bequemste Ausweg für die Regierung, die Entscheidung rechtskräftig werden zu lassen und die neue Vorlage zurückzuziehen. Dann würden die Nonconformists nicht nur keine Gewissensbedenken mehr haben, es würde sich im Gegenteil ergeben, daß sie gegenüber den Anhängern der Konfessionsschulen bedeutend im Vorteil wären; denn für sie wird der von ihnen gebilligte, seit 1870 in den Staatsschulen eingeführte interkonfessionelle Religionsunterricht, nach seinem Begründer Cowper-Temple benannt, aus der staatlichen Unterrichtssteuer bestritten, während die Anglikaner, Katholiken und Juden dazu in gleicher Weise mitbezahlen und dazu noch eigens für den Religionsunterricht an ihren Schulen aufzukommen haben. Der Betrag dürfte ja im Vergleich zu den früher gebrachten Opfern nicht sehr erheblich sein, doch wären sie ihren Mitbürgern gegenüber immerhin im Nachteil, und man fragt jetzt schon ironisch, ob bei einer etwaigen solchen Sachlage sich das Gewissen der Nonconformists in seiner bisherigen Feinfühligkeit und Empfindlichkeit zeigen werde.

Das Ganze ist ein so eigenartiges Spiel des Zufalls im innerpolitischen Leben eines Landes, wie wohl nicht leicht wieder ein Beispiel in der Geschichte zu finden sein dürfte. Auf die weitere Entwicklung darf man gespannt sein.

Ein Kirchenfürst.

Von

S. Stillger.

Noch ist der Bischofssitz des hl. Bonifatius verwaist, da Bischof **Adalbert Endert** von Fulda am 17. Juli gestorben ist, und jetzt tat sich die Gruft in der Jakobskirche in Regensburg auf, um den Leichnam des Nachfolgers des hl. Wolfgangs, des verstorbenen **Bischofs Ignatius v. Senestrey** aufzunehmen. Während Bischof Adalbert nur acht Jahre regierte und ganz im stillen wirkte, und da er aus dem Seelsorgsklerus der Diözese Fulda hervorgegangen, sein Augenmerk vor allem auf das Praktische gerichtet hatte, war Ignatius ein reiches und langes Bischofsleben geschenkt — fast ein halbes Säkulum hindurch — und sein Name wurde selbst über die Grenzen des deutschen Vaterlandes bekannt.

Wer hätte es gedacht, daß der lungenkranke, selbst von den Aerzten schon aufgegebene Neopresbyter **Ignatius Senestrey**, der 1842 seinen Austritt aus der Diözese Regensburg erbat, um in München die mütterliche Pflege zu genießen, als 88jähriger Bischof von Regensburg, als Senior und Nestor des deutschen Episkopates und sicher einer der ältesten Bischöfe des ganzen Erdkreises sterben würde! Wunderbar sind die Wege der göttlichen Vorsehung! Früher als geplant, mußte er als Neugeweihter das Germanicum in Rom krankheitshalber verlassen. Aber in der deutschen Heimat erholte er sich überraschend und konnte in Würzburg noch den Doktor der Theologie zu seinem Doktor der Philosophie hinzufügen. Graf Reisach, damals Bischof von Eichstätt, suchte sich den jungen Gelehrten zur Erziehung seines Klerus zu sichern, aber das Lungenleiden zwang ihn bald, die Lehrkanzel, auf welcher er Philosophie dozierte, wieder zu verlassen und sich von neuem unter die mütterliche Pflege zu flüchten. Nachdem er sich wieder erholt hatte, durchlief er rasch die hierarchische Stufenleiter. Vorher war er schon Kooperator in Dietramszell gewesen, jetzt wurde er Krankenhauskuratus in München, später Pfarrherr in Kühbach, dann durch die Ernennung des Grafen von Reisach, der unterdessen als Erzbischof nach München gekommen war, Domzeremoniar und Ordinariatssekretär in München. Hier wurde König Max auf ihn aufmerksam und dieser ernannte ihn bald darauf zum Domkapitular in Eichstätt. Vergessen dürfen wir nicht zu erwähnen, daß Ignatius Senestrey bei einer Nachwahl für kurze Zeit in die bayerische Kammer gewählt worden war. Aus dieser Zeit hatte er eine große Hochachtung für jene Volksvertreter erhalten, welche furchtlos für die christlichen Grundsätze eintraten. Aus seiner Eigenschaft als überzeugter Zentrumsmann machte er kein Hehl, seitdem das Zentrum ins Leben getreten war.

Als nun 1858 der Bischofsstuhl in Regensburg erledigt wurde, ernannte ihn König Max zum Bischof von Regensburg. König Max hatte den großen Geist und die unwandelbare Königstreue in Ignatius Senestrey erkannt und brachte ihm ein unbegrenztes Vertrauen entgegen. Als einmal Bischof Ignatius von seinen Feinden beim König verklagt worden war, schrieb ihm dieser darüber und ersuchte um Aufklärung. Die volle Aufklärung wurde dann dem König, als dieser nach Regensburg gekommen war. Im Dom hatten beide ganz allein eine lange Unterredung, welche damit endigte, daß der König den Bischof ersuchte, wenn er je wieder Schwierigkeiten haben sollte, dann möge er sich direkt an ihn wenden. Ueber den Briefwechsel zwischen Monarch und Bischof und über das Vertrauen, welches ersterer in diesen Kirchenfürsten setzte, wird der Biograph des letzteren Aufschluß geben. Als der verstorbene Bischof diese Episode erzählte, fügte er unter Tränen hinzu, daß König Max leider viel zu früh für sein Land gestorben sei. Ich erzähle dies, weil die liberale Presse dem Mann gar so gern jeden Patriotismus absprechen wollte. Ja, wenn man sich den modernen Staat als christentumsfeindlich denkt, dann allerdings war Bischof Ignatius sein unversöhnlicher Gegner; aber ich meine, man kann sich den modernen Staat sehr leicht in voller Harmonie mit den christlichen Grundsätzen denken, ohne daß dadurch irgendwie die Duldsamkeit und persönliche Freiheit in Brüche zu gehen brauchen.

Die liberale Presse gebärdet sich so gern als kunstbegeistert, hat aber völlig die großen und unvergeßlichen Verdienste übersehen, die sich Ignatius v. Senestrey um die Kunst erworben hat. Kaum hatte er sein bischöfliches Amt angetreten, als sein erstes Werk war, einen Dombauverein zu gründen, um die Türme und die Giebelfassade am Dom auszubauen. Vierhundert Jahre war der herrliche gotische Dom ohne Türme mit unfertiger Giebelfassade trauernd dagestanden. Ignatius ging mit Eifer daran, um sich für das schwierige Werk zu rüsten. Er erließ dazu Hirtenbriefe und Aufrufe an seine Diözesanen. In dem ersten Hirtenbrief, den er zu diesem Zwecke an seine Diözesanen erließ, heißt es:

„Die Not und das Unglück der Zeiten aber, die dann über Deutschland hereinbrachen, trauervolle Tage der Zerrissenheit und Zwietracht, der Jammer und das Elend schwerer, furchtbarer Kriege zerstörten das Feuer der heiligen Begeisterung und raubten die Mittel und den Sinn zur Vollendung des großartig angelegten Werkes." Nach einem Jahrzehnt war das große Werk schon vollendet. Sogar während des Bruderkrieges von 1866 brauchte dank der Fürsorge des Hirten der Bau nicht eingestellt zu werden. Aus der königlichen Schatulle waren alljährlich 8000 Gulden geflossen und die übrigen Kosten hatte der Bischof fast allein aus der Diözese selbst aufgebracht.

Unterdessen hatte Ignatius schon ein zweites Werk in Angriff genommen. Das Kloster der schottischen Benediktiner in Regensburg war am aussterben. Nachdem die Säkularisation desselben in Rom durchgesetzt, baute er mit staatlicher Genehmigung an Stelle dieses Klosters das Priesterseminar, das bisher in Obermünster untergebracht war. Die herrliche romanische Kirche des ehemaligen Schottenklosters wurde gründlich und stilgerecht restauriert. Ignatius hat sich in jener Kirche auch sein Grab gewählt. Obermünster wurde als zweites Knabenseminar eingerichtet; auch die Obermünsterkirche erfuhr eine gründliche Renovation.

Bischof Ignatius baute gern; gerade an seinem Sterbetag wurde in Straubing das neue, dritte Knabenseminar, ein Monumentalbau, bezogen. Und vor nicht allzulanger Zeit ist auch der alte Bischofshof, die bischöfliche Brauerei, gründlich und neuzeitlich umgebaut worden. Als das alte Dekanat Wunsiedel — in der bayerischen Diaspora gelegen — wieder an Regensburg abgetreten worden war, ging Ignatius sofort daran, in den größeren Orten, wo sich zahlreiche Katholiken angesiedelt hatten, Expadituren zu errichten und Gotteshäuser zu erbauen. Er hat es noch erlebt, daß diese Expadituren zu Pfarreien erhoben wurden. Auch zahlreiche andere Neubauten und Restaurationen von Kirchen und kirchlichen Gebäuden in der Diözese Regensburg wurden von ihm angeregt und gefördert. Der verstorbene Bischof hatte ein ausgeprägtes Kunstverständnis und hielt mit seiner Meinung in seiner offenen, geraden Art nie hinter dem Berge. Die große Liebe und das große Vertrauen, welches der Bischof bei seinem Klerus besaß, zeigte sich hauptsächlich darin, daß ein sehr großer Teil der Mittel, welche der Bischof zur Ausführung seiner Pläne benötigte, ihm von seinem Klerus zur Verfügung gestellt wurde.

Bischof Ignatius ist es zu verdanken, daß Regensburg die Wiege und der Mittelpunkt der Reform der Kirchenmusik wurde, wodurch heute noch Regensburg berühmt ist. Der Reform der

Kirchenmusik ging voraus die Reform des Ritus; letztere stieß im Volke auf große Hindernisse und es dauerte lange, bis dieses sich mit dem neu eingeführten römischen Ritus ausgesöhnt hatte. Aber Ignatius kannte keine Hindernisse, wenn er einmal nach reiflicher Ueberlegung etwas begonnen hatte.

Das bischöfliche Wirken des Verstorbenen ist in ganz Deutschland zu gut bekannt. Dank der Angriffe der liberalen Presse ist kein anderer Name eines deutschen Bischofs so oft in der Oeffentlichkeit genannt worden. Große Kämpfe fielen in sein Episkopat, so die früheren Schulkämpfe in Bayern, der Kampf um die Unfehlbarkeit des Papstes und die darauffolgenden Kämpfe gegen die Altkatholiken, der ganze Kulturkampf, das große Ringen zwischen Kirche und Staat, und immer stand Ignatius seiner Heerde vor als starker und treuer Wächter. Er wurde niemals schlafend gefunden, er wurde niemals schwach und schwankend, und dank seines großen und starken Geistes war er auch oft der anerkannte Führer seiner Amtskollegen.

Wer hätte dieses Wirken vorausgesehen, als er sein bischöfliches Amt, erst vierzig Jahre alt, antrat! Wer hätte gedacht, daß in diesem schwächlichen Körper, in diesem zarten und feinen Herrlein, dessen weiches Angesicht fast einem Mädchenantlitz glich, eine so große Heldenseele wohnte! Sein Klerus empfing ihn mit vollem Mißtrauen, man vermutete in ihm den Hof- und Staatsbischof. Aber wie wurde die Welt bald enttäuscht! Bei jedem großen Ereignis, bei jeder auftretenden Zeitfrage trat er in Hirtenbriefen, die im Lapidarstil geschrieben sind, vor seine Heerde und zeigte sich als Lehrer des Volkes, und diese Hirtenworte klangen hinaus weit über die Grenzen seiner Diözese. Er kannte kein Bangen und Beugen, kein Kompromissieren mit dem Feinde; er ging stets gerade den geraden Weg. Aber wie patriotisch klingen seine Hirtenbriefe vor und nach den kriegerischen Ereignissen während seines Episkopates; es war nicht jener Patriotismus der Phrase, der sich in der Stunde der Gefahr in feigen Egoismus verwandelt, sondern es war jener Patriotismus, der zu jedem Opfer bereit, welches das Vaterland verlangt, und diesen predigte er auch seiner Heerde und erfüllte sie mit demselben. Ja, seine Gegner, welche ihn als Staatsfeind stempeln möchten, sollten seine Hirtenschreiben z. B. vor, während und nach dem Kriege von 1870/71 nachlesen, und wenn sie aufrichtig sind, dann müssen sie seine glühende und lautere Vaterlandsliebe anerkennen, wie sie nur eine großmütige Seele fähig ist. Sein Patriotismus war so lauter wie seine Demut, welche sich z. B. so herrlich nach seinem Tode zeigte, als jenes Schreiben von der Domkanzel verlesen wurde, worin er es sich verbat, seiner Verdienste und Schöpfungen am Grabe zu gedenken, und worin er befahl, nur von der großen Verantwortung eines Bischofs zu reden, damit seine Freunde sich seiner im Gebete erbarmten. Das gläubige Volk wird den verstorbenen Hirten, der sich ganz eins mit ihm fühlte, nicht vergessen und sein Name wird nicht verlöschen und in der Geschichte von Bayern unvergänglich bleiben. Ignatius war ein Kirchenfürst, wie ihn die Kirche in großer und schwerer Zeit bedurft hatte. Seine große und edle Seele möge ruhen im ewigen, himmlischen Frieden!

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

III.

Allerlei Katholisches aus protestantischem Land.

Vor reichlich einem halben Jahrhundert war es wohl gerade kein Vergnügen, als Katholik in das liebe Dänemark verschlagen zu werden. „At blive katholsk, katholisch werden" war ein euphemistischer Ausdruck für „verrückt werden", und die Gesetzgebung duftete noch bedenklich nach Blut und Scheiterhaufen. Das soll nicht etwa ein schlechter Witz sein. Unter Christian V. (1670—99) wurde katholischen Priestern der Aufenthalt im Lande unter Todesstrafe verboten. Allerdings stand eine solche Kraftgesetzgebung der alten Staatsraison glücklicherweise nur noch auf dem Papier, aber es war doch nicht eben behaglich, von derartigen Gesetzesgespenstern einer vergangenen Zeit auch nur bedroht zu werden. Und sonst waren die Verhältnisse ja auch nicht sehr rosig.

Das Grundlov hat in vieler Beziehung reine Bahn geschaffen, Gott sei Dank! Wir wollen vor Christians VII. Bildnis den Hut abnehmen, wenn uns ein gütiges Schicksal mal wieder nach dem lieben Kopenhagen führt.

Jetzt arbeitet die dänische Mission mit einem großen Apparat. Während sie Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Diözese Hildesheim unterstellt wurde, später Osnabrück, dann Paderborn, seit 1841 unter dem Bischof resp. Weihbischof von Osnabrück als Provikar stand, wurde 1868 eine eigene Apostolische Präfektur errichtet, die 1892 zum Apostolischen Vikariat erhoben wurde. An der Spitze steht der hochwürdigste Herr Johannes von Euch, Titularbischof von Anastasiopolis, der in Kopenhagen bei St. Ansgar residiert.

Wenn man Gelegenheit hat, bei Sr. Bischöflichen Gnaden persönlich vorzusprechen und die dunkle Treppe zu seinen Gemächern hinaufsteigt, und wenn man bei dieser Gelegenheit sieht, wie viele Personen sonst noch in diesem „Bischöflichen Palais" wohnen müssen, bis herab zu dem wackeren Küster von St. Ansgar nebst Familie, und wenn dann der Bischof, diese von Alter und Arbeit immer noch ungebeugte Herrschergestalt, mit dem unverwüstlichen Optimismus und Gottvertrauen in den edlen Zügen, einem in der bescheidenen kleinen Wohnung entgegentritt, da fühlt man sich zurückversetzt in die strenge Einfachheit der apostolischen Zeit, man sieht die Kirche arm an Erdengut, aber reich an Idealismus und wahrer Größe und reich im Besitz ihrer Wahrheit, ihrer Gnade und ihres hohen Berufes; und wenn man nachher, bevor man das Haus verläßt, nebenan im Oratorium des Bischofs niederkniet und hinabblickt in das geheimnisvolle Dunkel des Chores, wo das rote Licht der Ampel seinen Schein auf den Tabernakel und über die ernsten Heiligengestalten droben in der Apsis hinzittern läßt, da sieht man, wo der würdige Missionsbischof seine Kraft und seinen Mut erneuert, wenn das Kreuz der Arbeit und des Mißerfolges ihm zu hart in die Schultern schneiden will.

Es ist viel für die Katholiken geschehen. Etwa sechzig Priester arbeiten auf mehr als zwanzig Stationen. Dreißig Kirchen und Kapellen und ebensoviele Schulen sorgen für die religiösen Bedürfnisse des Volkes und die Erziehung der Jugend. Orden und Kongregationen in buntester Mannigfaltigkeit wirken einmütig mit dem Weltklerus für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen. Unter anderem ist die Kleinigkeit von mehr als zweihundert Josephsschwestern (von Chambéry) tätig, und sogar die bösen Jesuiten fehlen nicht; trotzdem ist Dänemark bis auf den heutigen Tag nicht zugrunde gegangen, und niemand zittert vor Tyrannenmord und Probabilismus, womit man in anderen Kulturstaaten, wie es heißt, noch heute — die Kinder bange machen kann.

Einige der Kirchen sind auch als Bauwerke sehenswert. Erwähnung verdienen besonders die Kirche von Aarhus (Jütland) und die Jesu Hjerte Kirke (Herz-Jesu-Kirche) in der Stenogade zu Kopenhagen. (Vgl. meinen Artikel im Innsbrucker „Sendboten", März 1903.) Diese letztere hat kürzlich auch den lange ersehnten, echt künstlerisch ausgeführten Hochaltar erhalten, den würdigsten Schmuck dieses herrlichen gotischen Gotteshauses.

Die Aufgabe der Priester ist teilweise eine recht schwierige. Es gilt, die paar Tausend Katholiken, die so zerstreut ringsumher im Lande wohnen und manchmal nur geringe Gemeinden bilden, gut zusammenzuhalten und gegen die tausend und abertausend Gefahren, welche von allen Seiten drohen, zu waffnen und zu stärken. Manche Katholiken muß man überhaupt erst „entdecken", nämlich solche, die etwa nach einem mehr oder minder oberflächlichen Mittun, ohne daß ihnen das kirchliche Leben recht in Fleisch und Blut übergegangen, in den Strudel der Hauptstadt geraten mit seinem Geldmachen und seinen Vergnügungen, und die dann in andersgläubiger Umgebung bald kein „akutes religiöses Bedürfnis" mehr verspüren und tun, als ob sie sich mit unserem Herrgott höchstens noch in „gewissen Beziehungen" halten müßten, so ungefähr, wie jener bekannte Edelmann in Colomas „Sepalien".

Wie stellen sich nun die Protestanten unserer hl. Kirche gegenüber? Wie ich neulich schon bemerkt, herrscht in Dänemark durchgehends nicht dieser rohe und blinde Fanatismus, wie er anderswo bisweilen von sich reden macht. Es gibt freilich auch hier Leute, die z. B. an den alljährlich im Sommer ins Land kommenden Polen ihre Proselytenmacherei zu betätigen und mit ihren Traktätlein katholischen Mitbürgern das Licht des wahren Evangelii anzuzünden bestrebt sind. Aber im allgemeinen kann man nicht klagen. Ich habe noch nicht gehört, daß man in Dänemark die Kirchenfenster eingeworfen, wie sich das der Mob in meiner Vaterstadt Hamburg geleistet. Es ist auch noch nicht vorgekommen, daß man den reichen Schmuck an Girlanden, Blumen und Fahnen, wie er alljährlich für die Fronleichnams-

prozession in Charlottenlund aufgeboten, zu verwüsten oder die Prozession selbst, die im Freien gehalten wird, zu stören versucht hätte.

Ja, diese Prozession! Viermal bin ich dabei gewesen. Es gehört zu meinen liebsten dänischen Erinnerungen. (Vgl. „Sendbote", September 1903.) Der feierliche Zug bewegt sich unter Gebet, Gesang und festlicher Musik durch die schön gezierten Alleen des Gartens und über den Spielplatz des St. Andreas-Kollegs zu der großen steinernen Pensionatstreppe, wo ein ergreifendes Gebet gesprochen wird und dann das Tantum ergo mit dem sakramentalen Segen folgt, worauf die Prozession auf demselben Wege in die Kirche zurückkehrt. Wie oft gehen da selbst Protestanten, innerlich bewegt, mit und knien andächtig nieder, von der Gegenwart ihres Heilands getroffen und ergriffen! Aber keiner, der sich Ungezogenheiten herausnähme!

Natürlich fehlt es auch nicht an Photographen, welche die Prozession, mit Vorliebe auch den Augenblick des Segens, auf ihrer Platte festbannen. Und am folgenden Tage kann man eventuell im „Illustreret Familie-Journal" ein Bild des Festes mit entsprechendem Artikel finden, ohne jede gehässige Spitze.

Einmal war ich bei einer Theatervorstellung im Andreas-Kolleg, zu der sich auch der berühmte Komiker Schröder eingefunden. Wenn Schröder in Kopenhagen auftritt, so bekommt er eine der letzten Nummern des Programms, denn sein Direktor weiß, daß die Leute ihn absolut hören wollen und wenigstens so lange bleiben, bis er gesungen hat. Heute sang er aus freien Stücken im Zwischenakt ein paar seiner selbstgemachten Couplets und erntete stürmischen Beifall. Der Grund seines Auftretens? Er wollte jedenfalls den Katholiken das Fest verschönern, denn er war im Konvertiten-Unterricht.

Eines seiner Lieder schloß immer mit dem Refrain:

„Det er akkurat det samme
Paa en anden Melodi."
„Das ist ganz genau dasselbe
Nach 'ner andern Melodie."

Am folgenden Tage stand in einer der großen Zeitungen der Hauptstadt eine sehr anerkennende Kritik der Theatervorstellung nebst einer allgemeineren Belobigung der pädagogischen Erfolge des Kollegs. Dann wurde Herr Schröder rühmend erwähnt, und hier konnte sich der Korrespondent natürlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, freundlich zu witzeln: „Na, Schröder wird wohl mit seinem Katholizismus auch bald zu der Erkenntnis kommen:

Det er akkurat det samme
Paa en anden Melodi."

Aber darum weiter keine Feindschaft nicht! Schröder und sein Publikum blieben gute Freunde.

Manche Konvertiten müssen große Opfer bringen, was ihre Stellung und ihre Einkünfte betrifft. Wenn z. B. so ein protestantischer Pastor zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt und dann die Konsequenz zieht und den großen Schritt tut, da kann eine bedenkliche Ebbe in seinem Geldschrank eintreten, und vielleicht muß er tüchtig arbeiten, um sich und die Seinen anständig durchs Leben zu bringen, vielleicht sogar von der Mildtätigkeit anderer Gebrauch machen. Aber Respekt vor denen, die dann noch sagen: „Magis amica veritas!"

Man hat wohl bedauert, daß die vielen Priester in Dänemark ihre Kräfte aufbrauchen, ohne große sichtbare Erfolge. Man geht dabei von dem Gedanken aus, daß doch mehr Protestanten, welche sich für religiöse Fragen interessieren und tiefes religiöses Bedürfnis zu haben scheinen, den Weg der Wahrheit finden müßten. Dieser Gedanke bedarf indes der Richtigstellung. Die dortigen Geistlichen sehen ihre Aufgabe mit Recht darin, für die ansässigen Katholiken zu sorgen. Wenn Andersgläubige dabei auch die Kirche näher kennen lernen und sich ihr anschließen, so ist das ja ein angenehmer Nebenerfolg, aber nicht der Hauptzweck ihrer Tätigkeit.

Uebrigens finden manche den Weg zur Kirche. Jedes Jahr kehrt eine Anzahl zur alten Kirche zurück, von der einst ihre Vorfahren mit Gewalt und List losgerissen. Und wenn auch nicht dieser Zug nach Rom sich zeigt, wie er sich zeitweise in England geltend macht, auch eine einzige Seele ist kostbar in Gottes Augen. Und wer weiß, ob der Herr nicht in Zukunft einst, wenn der Protestantismus auch hier an seinem inneren Mangel an Einheit, Klarheit und Festigkeit zugrunde geht, die besseren Elemente — und wie viele sind hier nicht der edlen, vortrefflichen Menschen, wirklich bona fide! — den Weg zur lange verkannten Kirche finden läßt!

Vanitas vanitatum.

Umwebt von holden Lichtgestalten
Schritt sinnend ich am Waldessaum,
Da weckt ein wunderlich Gebilde
Mich jäh aus gold'nem Märchentraum.

Ein pfeildurchbohrtes Herz, gegraben
Tief in des Weges rauhen Boden,
Ringsum des Geißblatts Blüten nicken,
Und drüber schwanken grüne Loden.

Neugierig schauen Fink und Amsel
Hin auf die rätselhaften Zeichen,
Bedächtig schütteln ihre Wipfel
Die hundertjähr'gen stolzen Eichen.

Fast lächerlich und dennoch rührend
Der Lieb' Symbol in diesen Haken,
Wo Staub und Regen es verlöschen
Und rasche Füße drüber walken.

Mir ist, als ob mit stummer Bitte
Die unbeholf'nen Züge flehten,
Sie sanft zu schonen, denn wie bald, ach,
Ist auch ein Menschenherz zertreten.

A. Jünast.

Die Peterskirche in Rom.

Von
Carl Humpf, Würzburg.

Die treffliche Schilderung, die das altehrwürdige Venedig in Nr. 11 (1905) der „Allgemeinen Rundschau" erfuhr, hat jenes seltsame Heimweh in mir erweckt, das uns hin und wieder nach früher besuchten, besonders schönen oder berühmten Orten zu befallen pflegt. Und nicht zuletzt ist es Italien, mit dem wir uns so schnell zu befreunden vermögen, weil seine reichen Kunstschätze und seine Wallfahrtsorte und seine Geschichte und seine Legenden Gemeindegut der Völker sind. Nur der blaue Himmel gehört dem Italiener.

Da wird der einfache Bürgersmann zum Bewunderer der Kunst und der Künstler zum gläubigen Christen.

Was muß der Fachmann fühlen und — sehen, wenn er in Rom vor dem Vesperbild Michelangelos in der Peterskirche steht, vor diesem Wunder der Bildhauerkunst, an welchem schon der Laie die vollkommene Leichenähnlichkeit des toten Heilandes, die allgemeine Formvollendung, „wie sie kaum die Natur im Fleische erreicht", entdeckt! Gewiß, der Laie bekommt hier ein ungeahntes Interesse an der Kunst!

Ein schlichter Bauersmann, mit dem ich vor Jahresfrist an die heiligen Stätten Roms pilgerte, lernte alle hervorragenden Schöpfungen Michelangelos kennen und behielt sie treu im Gedächtnis, ohne Gefahr zu laufen, wie dies naheliegend gewesen wäre, Pinsel mit Meißel zu verwechseln. Er kannte den „Moses" in S. Pietro in Vincoli und begeisterte sich für das Riesenprojekt, mit dem diese Marmorstatue verknüpft ist, das einem Julius II. ein Grabdenkmal von unvergänglichem Ruhme werden sollte. Er wiederholte seinen Besuch in der Sixtinischen Kapelle, bewunderte mehr als einmal die Pietà in der Peterskirche und ließ nicht minder der Kreuzigung des hl. Petrus, dem Wandgemälde in der Cappella Paolina volle Würdigung widerfahren. Auch Michelangelo als Dombaumeister kannte er und bewunderte mit Recht die Peterskirche und besonders die kühne Kuppel als dessen eigenes Werk, obwohl er den Ausführungen unseres Führers zufolge eher dem Urbaumeister Bramante den Ruhm hätte einräumen müssen, St. Pietro erbaut zu haben.

Man braucht nicht Fachmann, nicht Künstler zu sein, um sich an der Kunst laben zu können.

Wenn du den schweren Ledervorhang einer der fünf Eingangspforten zur Peterskirche emporhebst und langsam, zögernd eintrittst in den Weltdom; wenn dein erster Gedanke ist: „Nun bin ich in Rom, im Petersdom, in der größten Kirche der Welt — beim hl. Petrus — nun bin ich glücklich, bin zu beneiden ob dieses Vorzuges", so darfst du sicher sein, daß die Gedanken des

gläubigen Künstlers wesentlich nicht viel von den deinigen abweichen. Dann aber — ein Moment nur —, und das geübte Auge des Fachmannes beginnt zu arbeiten, zu messen, zu bewundern. Und du? Sieh', auch du trittst ja nicht unvorbereitet ein in diese Wunderkirche! Ein seltsam Gefühl überkommt dich — nicht das der Andacht! Dein Blick erfaßt die glänzende Fläche, die vor deinen Füßen liegt in ungeheurer Ausdehnung, und dein Auge gleitet, durch nichts gehemmt, dahin bis zur fernen Confessio, bis zum Grabe des Apostelfürsten.

Es ist eigentümlich, daß so viel von der Enttäuschung gesprochen wird, welche den Besucher der Peterskirche beim ersten Anblick überkommen soll; dies ist wohl nur zum Teil zutreffend und gewiß nur individuell zu nehmen. Der Grad des Eindrucks, den der gewaltige Dom auf den Besucher macht, wird in erster Linie davon abhängen, wie hoch dieser seine Phantasie vor dem Eintritt „geschraubt“ hat. Man muß sich schon einen Märchendom geträumt haben, wenn von einer wirklichen Enttäuschung die Rede sein kann. Eher ist wohl das Gegenteil der Fall. Vor allem wird die auffallend geräumige, sehr breite und lange Bodenfläche, auf welcher die einzelnen Besucher, ja selbst kleinere Gruppen kaum störend ins Auge fallen, und welche nicht von deutschen Betstühlen, Kronleuchtern und vorspringender Kanzel unterbrochen ist, den Blick fesseln.

Und wagst du es endlich, über dich zu schauen, so ist dein Auge bereits orientiert und es vermag den zahllosen Feldern des Plafonds die Maße der Bodenfläche anzulegen. Schreitest du dann weiter, leicht, vermeintlich schwebend unter dem Eindruck der gewaltigen Formen und Lichtmassen, so *siehst* du die Größe der Peterskirche nicht nur, sondern du *fühlst* sie auch. Wie überwältigend ist der Anblick der kühnen Bogen zu beiden Seiten des Mittelschiffes — und doch wie selbstverständlich erscheint dir die Tatsache, daß deren vier genügen, dieses ungeheure Ganze zu tragen! Du erblickst das Gesimse über den Pfeilern und lächelst nicht mehr ungläubig, wie du es eine halbe Stunde vorher getan, als du im Führer lasest, „es könne ein Reiter sein Rößlein darauf tummeln“.

Es überkommt dich auch kein schwindelndes Gefühl, wenn du jetzt, unter der großen Kuppel stehend, emporblickst in diese harmonischen Räume. Staunend schaust du die Riesen da oben. Die Bemerkung des Führers, die Feder in der Hand des hl. Lukas habe eine Länge von 2 m, vernimmst du mit gelindem Grausen und dennoch nickst du verständnisvoll mit dem Kopfe und für die Mosaikgemälde an der Wölbung erscheint dir kein Maß zu hoch. Du blickst in die Runde. St. Peter bedeckt einen Flächenraum von über 21,190 qm — doch dies geht über dein Uebersichtsvermögen; du wendest dich lieber noch einmal zurück zum Mittelschiff und in deiner Kühnheit stellst du deine bescheidene Dorfkirche ein halbes Dutzend mal in diesen Raum; und siehe — es gelingt mitsamt dem Glockenturm, denn das Schiff ist 44 m hoch.

Aber — du bist ja in einer Kirche! Warum bist du so wenig zur Andacht gestimmt? Geduld — die Andacht kommt, wie das Verständnis für des Weltdoms Größe kam. Du befindest dich vor dem Riesenaltar, der direkt unter der Kuppel frei in der Mitte steht. Siehe die Andächtigen, die an der Marmorbrüstung knien! In tiefster Sammlung beten sie über dieser heiligen Stätte, die durch 89 brennende Lampen als solche gekennzeichnet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet ist. Tiefste Ruhe herrscht hier, am Grabe des hl. Petrus. O — da kommt es auch über dich mit einem Male! und es zwingt dich nieder auf die Knie und du möchtest weinen vor innerer Bewegung. Die heiße Stirne drückst du an den kühlen Marmor und der arme Fischer und große Apostelfürst trägt deine frommen Gedanken als Gebet zum Throne seines Herrn und Meisters.

Bücherschau.

Der Alkohol und der Alkoholismus von Dr. Kurt Bieling. Ein Wegweiser zum Verständnis moderner Kulturarbeit. Verlag der „Aerztlichen Rundschau“ München. Es bedarf noch großer Arbeit, wenn die Gefahren des Alkoholismus dem deutschen Volke wirklich bekannt werden sollen. Das vorliegende Werkchen kann in dieser Beziehung gewiß sehr nützlich wirken, es ist leicht verständlich und hübsch geschrieben. In neun Abschnitten gibt es genaue Belehrung über alles in Betreff des Alkoholismus Wissenswerte. Diese Abschnitte lauten: 1. Alkohol und alkoholische Getränke. 2. Physiologische Wirkung des Alkohols. 3. Alkohol und Krankheit. 4. Alkohol und Tod. 5. Alkohol und Unfall. 6. Alkohol und Verbrechen. 7. Alkohol und Rasse. 8. Bekämpfung des Alkoholismus (Antialkohol-Vereinigungen). 9. Der Arzt und der Alkohol. Wir empfehlen das Büchlein angelegentlich sowohl Aerzten als Laien. Der Preis M 1.40 ist mäßig gehalten. Neuhaus-München.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinz-Regententheater. Der schon im vorigen Berichte gestreifte Ringzyklus hat sich unter Mottls Direktion bis zum Schlusse auf einer stolzen Höhe der Vollendung gehalten, an der im instrumentalen Teile wohl nichts, im vokalen und darstellerischen nichts Wesentliches zu wünschen übrig bleibt. Knotes Siegfried war wieder von hinreißender Wirkung. Es wurde erst jüngst hier betont, daß der bedeutende Sänger neuerdings an Schönheit und Fülle des Tones noch gewonnen hat. Bis zur letzten Note von prächtigem Klangreiz war die hoheitsvolle Brünnhilde von Frau Plaichinger. Die Berliner Künstlerin hat, seit wir sie vor einigen Jahren zum ersten Male auf unserer Festspielbühne sahen, an Vertiefung wesentlich gewonnen, auch die bei Wagner so wichtige Aussprache ist, will man sich nicht in bedeutungslosen Beckmessereien ergehen, vortrefflich zu nennen. Der idealen Verkörperung Siegmunds und Sieglindens durch Kraus und Milka Ternina ist schon ganz kurz gedacht worden. Beide waren ganz vorzüglich disponiert. „Siehe, der Lenz lacht in den Saal“ haben wir selten mit solch weichem Schmelz der Stimme singen hören. Charlotte Huhn weiß der wenig dankbaren Rolle der Fricka Bedeutung zu geben. Zadors Alberich war wieder von eindringlicher Wirkung. Der Mime des Herrn Reiß ist namentlich nach der Seite der schauspielerischen Leistung außerordentlich. Von unseres Feinhals prächtigem Wotan war schon neulich die Rede. Frau Preuse-Matzenauers Erda hat an charakteristischen Zügen noch gewonnen. Sanglich gab sie wieder außerordentlich Klangschönes, ebenso Frau Bosetti (Stimme des Waldvogels). Als Fafner und auch im größten Teil der Hagenrolle bot Gillmann sehr eindrucksvolle Leistungen. Brodersen und Fräulein Koboth repräsentieren Gunther und Gutrune seit längerem sehr anerkennenswert; ganz erstklassig ist die Besetzung der Waltraute durch die sanglich und durch bedeutende darstellerische Intelligenz hervorragende Frau Schumann-Heink, welche auch mit den Damen Huhn und Burk-Berger der auch in unserem Festspielhause früher nicht immer völlig geglückten Nornenszene ihre volle Bedeutung verlieh. In der Weise, wie sie zur Ausführung gelangten, kann in der Besetzung zweier Rollen durch eine Künstlerin kein die Wirkung abschwächendes Moment erblickt werden. Die szenische Ausgestaltung des so eminent anforderungsvollen Werkes baute sich sorgfältig auf den Fundamenten auf, die Possart vormals geschaffen hat, ohne deshalb neue Initiative ermangeln zu lassen. Eine Neugestaltung hat wieder die Dekoration des Walkürenfelsens gefunden, die ein an sich schönes Bühnenbild abgibt, nur ist meines Erachtens der Eindruck gigantischer Einsamkeit schon glücklicher betont worden. In der dritten Aufführung der „Meistersinger“ sang Burrian mit hervorragendem Gelingen den Stolzing. Fräulein Tordek ist ein sehr sympathisches Evchen. Des David des mit Walter alternierenden Reiß ist noch nicht gedacht worden. Von gleicher Frische ist die Jungfer Lene der Frau Preuse. — Der Besuch unserer Festspiele ist außerordentlich günstig. Die Tafel „Ausverkauft“ zeigt sich oft als schöne Zier der Kasse und auch sonst weisen die zahlreichen Reihen des Amphitheaters nur wenige leere Plätze auf. Der Beifall des den zumeist aus sehr verwöhnten Elementen zusammengesetzten Publikums ist ein ungeteilt begeisterter.

Münchener Gärtnerplatztheater. Es gab zwei sehr blumen- und applausreiche Abschiedsvorstellungen. In Herrn Pauli verliert das Ensemble einen trefflichen Sänger. Schwer wird es sein, Herrn Wallner zu ersetzen, diesen Charakterkomiker ersten Ranges. Die Operettenautoren sind ja immer mehr leere Spaßmacher geworden, Wallner ist in seinem Fache immer ein Künstler geblieben. So blutleer und gedankenarm die „Dichter“ oft ihre komischen Alten gezeichnet, der Darsteller wußte ihnen neben einer stets originellen Maske eine Charakteristik von trefflichem und nie unfeinem Humor zu geben. So war er fast die bedeutsamste Erscheinung in unserem Operettenensemble, obwohl er die musikalische Seite seiner Aufgaben nur durch eiserne Schulung und sorgfältigen Fleiß bewältigen konnte. Ein Projekt, nach welchem am Gärtnerplatz die Spieloper gepflegt werden sollte, in der Weise, daß die Augsburger Oper und unsere Operette in ein Verhältnis gegenseitigen Künstleraustausches getreten wären, dürfte sich nicht realisieren, dagegen gilt die Gründung einer „Komischen Oper“ für bevorstehend. In Berlin und in Wien hat man neuerdings mit volkstümlichen Opernvorstellungen gute Erfahrungen gemacht. Der Erfolg einer Münchener Komischen Oper wird davon abhängen, ob es ihr gelingt, gute Leistungen mit nicht hohen Preisen zu vereinen.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3250.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 36. München, 8. September 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Zum neuen Schuljahr.

Von
Dr. med. J. Weigl.

Einen Ueberschuß an Körperkraft und Lebensfülle bringt unsere Jugend aus den Ferientagen mit in das neue Schuljahr herein. Die Mühen des alten haben sie draußen vergessen in Wald und Feld, auf den Bergen und an den Seen: die einen in der frohen Gesellschaft der Eltern und Verwandten. Nicht minder heiter die anderen im lustigen Kreise der Ferienkolonien. Auch den sozial weniger Begünstigten gibt ja heutzutage das warme Nächstenempfinden unserer Bevölkerung Ferien, voll Glück und Edelgenuß.

Der reichliche Aufenthalt in frischer Luft und Sonnenschein, die ausgiebige Bewegung des Körpers in bequemster Kleidung zu Land und zu Wasser bräunten die Haut, erstarkten die Muskeln, dehnten Brustkorb und Lungen, erfrischten Blut und Nerven. Indes fanden Geist und Gemüt wohltätige Anregung durch die neugestaltigen und verschiedenartigen Bilder, die Mutter Natur bei jedem Schritt dem Schauenden aufstellt. Das sind nicht mehr die nervös abgehetzten, schlappen Blaßgesichter der Großstadt; nein, die roten Wangen und lebhaften Gesichtszüge künden uns Gesundheit, Lebensfrohsinn, Zukunftsmut.

Nun aber gilt es, den Besitzstand der Jugend zu wahren, daß sparsam gezehrt werde vom errungenen Gesundheitsplus! Arbeit schadet nicht. Darum frisch hinein in das neue Schuljahr! Wir alle sind durch Schulen gegangen und haben alle die Tage des Lernens mit Erfolg durchgemacht. Und nun wir im Mittag des Lebens stehen, heißt es da nicht jedem von uns erst ganz: Nil sine labore? — Nur Arbeit krönt der Erfolg. Jetzt sind unsere Jungens und Mädels in den Schulen, den Weg zum Wissen zu gehen.

In jeder Schulform gibt es nach Menge und Art objektive Summen von Kenntnissen, die zu erwerben notwendig sind, soll nicht auch bei uns im deutschen Land die schädliche Halbheit des Wissens Platz greifen, nicht die störende und zerstörende Oberflächlichkeit der Bildung sich breit machen. Die Summen der objektiven Bildung sind Erwerbssache der schulischen Lernjahre, die Ausdehnung der subjektiven nach Umfang und Tiefe ist Sache des persönlichen Erlebens. Dieses wird sich immer sehr verschieden gestalten, je nach eigener Individualität und umgebenden Einflüssen. Nicht für alle können sich hier eine physiologische und psychische Breite anmessen lassen. Aber die Schule ist und wird stets sein die vorbereitende Arena, wo Geist und Charakter ihr Training durchmachen müssen, damit sich Menschen bilden von ganzem Gehalt. Mit festem Kern aus der ursprünglichen Unform Persönlichkeiten sich herausmeißeln, die einst in späteren Tagen das eigene Sein und jedes, das daran sich bindet, glücklich zu gestalten, und der Allgemeinheit unseres Volkes als brauchbare Glieder zu nutzen das Vermögen haben.

So betrachten wir die Erreichung des jeweiligen Lehrzieles einer Klasse oder Schule nicht etwa als eine harte Notwendigkeit, die der Staat aus pedantischer Uniformität auferlegte, sondern vielmehr als eine ethische Angelegenheit des Individuums für einen großen völkischen Endzweck. Insoweit nun die kurze Einsicht der Jugend das nicht erfaßt, ist in der elterlichen Gewalt eines der schönsten Rechte: das humane Einwirken auf das jugendliche Wesen, daß wir es zur Bildungsfreudigkeit begeistern und den latenten Bildungsdrang wohlmeinend anregen!

In der Reihe unserer elterlichen Erziehungspflichten aber steht zu den ersten: Schutz der Jugend vor all den schädlichen — hemmenden oder überreizenden Einflüssen, die den innerlichen wie äußerlichen Entwicklungsgang des jugendlichen Individuums stören.

Zum einen Teil ist dies ja Aufgabe jedes Schulbetriebes: der Kampf gegen allen der Jugend inadäquaten Zopf und Gamaschendrill muß von den Schulen mehr und lebhafter denn bisher aufgenommen werden.

Zum anderen jedoch mit einem großen Anteil liegt die Aufgabe am Elternhaus und dessen Ersatz. Nicht alle Eltern und nicht alle Institute, Erziehungsanstalten, Pensionate stehen auf der Höhe der Anforderungen der pädagogischen und hygienischen Erfahrungsgrundsätze.

Einer der wichtigsten und folgenschwersten Fehler ist die häufige unzweckmäßige Gestaltung der Erholung. In ihr liegt die Quelle jener künstlichen Ueberbürdung, die zahlreiche Neurastheniker in jungen Jahren schafft. Natürlich ganz unabsichtlich mißwertet oft genug Unvernunft und Unkenntnis die Stunden der Erholung.

Vergessen wir doch nicht, daß in unseren landesüblichen Bildungsgängen — gleichviel um welche Schule es sich handle — das intensivste Einleben in die Schulanforderungen bei Knaben und Mädchen in die Zeit der sogenannten Entwicklungsjahre fällt. Nun mag man darüber nachdenken, wie immer man will: es läßt sich schwerlich eine Aenderung ausfindig machen. Aber welche rein körperlichen Evolutionen in verschiedenen Organen und Organteilen macht hier der jugendliche Organismus durch? Wieviele Tausende von Zellen werden da neu entwickelt oder umgestaltet in den Säftekreislauf eingestellt? Daß das nicht ohne Wirkung auf die Psyche bleiben kann, ist ohne weiteres klar. Die raschere geistige und körperliche Ermüdlichkeit in diesen Jahren ist nicht etwas Imaginäres oder Illusionistisches. Sie ist faktisch vorhanden. Wir haben nur nicht die feinstregistrierenden Instrumente, die das im Experiment exakt nachweisen und graphisch uns vor Augen führen können. Aber wie dann, wenn zu dieser

naturbedingten somato-psychischen Angestrengtheit außer der durch das Lernen des Schulstoffes resultierenden Ermüdung noch eine künstliche Belastung tritt — anstatt Erholung? Muß dann eben nicht eine abbauende Summation von Wirkungen eintreten? Die wir zum Ende als nervöse Débâcle unter der Form der reizbaren Schwäche und ähnlicher Zustände in nervenspezialistischen Sprechzimmern sehen.

Die künstliche Ueberbürdung, also jene durch Mißbrauch der Erholungszeiten geschaffene überflüssige Belastung des jugendlichen Individuums, kann auf verschiedensten Gebieten liegen.

In erster Linie benennen wir hierher gehörig die Reihe von Nebenfächern außerhalb der schulischen. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Wahl in der Regel nicht vom jugendlichen Individuum ausgeht. Irgendeine kapriziöse Verwandte oder ein Freund des Hauses finden, daß diese oder jene Kunst zu lernen doch sehr hübsch für den Jungen oder das Töchterchen seien. Ob diese Anlage oder Lust haben, beispielsweise für irgend ein Musikinstrument oder für Malen, wird vielfach nicht gefragt. Sie bekommen eben einfach die und jene Stunde. Daß damit auch ein höchst schädlicher Dilettantismus angezüchtet wird, der häufig auf das Notwendige, ja unter Umständen später in das Leben übergeht, daran denken die Eltern zunächst nicht. Ebensowenig daran, daß bei mangelnder Veranlagung und Freude das Ganze eine körperliche und geistige Qual ist, in Summe nutzlose Belastung.

Zur künstlichen Ueberbürdung ressortieren ferner die falschen Vergnügungen, die man der Jugend bietet. Ganz verkehrt ist, sie frühzeitig in die Unterhaltungen der Gesellschaft einzuführen. Der natürliche Vorwitz erhält hierdurch Nahrung statt Eindämmung. Blasierte Frühreife ist die Folge. Der uralte Grundsatz: junge Leute abends vor starken Eindrücken zu bewahren, besteht auch für unsere Tage unverändert zu Recht. Geistige Anregung ist in den Zeiten der Erholung entschieden auch Bedürfnis und von bestem Einfluß. Aber sie ist doch wesentlich differenziert von intellektueller und gemütlicher Erregung. Die so notwendige Schlafenszeit muß in jedem Alter eine bestimmte, physiologisch-begründete Länge haben. Nicht minder ist die Schlaftiefe wichtig. Beide werden aber durch die Insulte starker abendlicher Eindrücke gestört. Erwachen mit Verstimmung und minderwertiger Arbeitskraft schafft eine ungünstige Situation für das kommende Tagewerk. So halten wir von diesem Gesichtspunkte die Variétés und Tingel-Tangels für höchst ungeeignete Erholungsorte der Schüler, denen wir den Besuch eines guten Theaterstückes oder Konzertes von Herzen als Abwechslung an freien Tagen gönnen. Eben das Einführen aber in die nervenangreifenden Raffinements des gesellschaftlichen Lebensgenusses ist von Uebel. Es macht nur psychische Indigestionen, denen sich physische nicht selten zugesellen.

Eine der größten Schädlichkeiten erkennen wir in den Kneipabenden der Schüler und den analogen Kaffee- und Teekränzchen der Backfischchen. Der Geselligkeitstrieb der Jugend muß in gesunde Bahnen geleitet werden. Nicht zu Sumpf und ödem Klatsch! Die Froschverbindungen vor allem und ähnliche soziale Verirrungen sind Schädlinge. In ihnen erwachsen keine Charaktere, sondern Heuchler und Duckmäuser. Lehre man doch die Jugend offen auftreten und das Rückgrat steifen für die Stürme des Lebens. Das Karikieren studentischer Formen wirkt lächerlich. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der ernsten und wohlgefügten Erziehung des jungen Fuchsen in seiner Verbindung gegenüber dem Betonen der äußerlichen Formen eines Similikomments in der Froschverbindung. Dort ist bewußtes Ringen um einen Kreis von Idealen, um eine Weltanschauung für den künftigen deutschen Mann; in der Schülerverbindung nur Maskerade, eine theatralische Farce. Schülerverbindungen sind Krebsschäden in unserer sozialen Ordnung.

An ihre Stelle muß die vernünftige Betätigung geeigneter Sportarten einsetzen. Angefangen von den Turnspielen bis zu den mannigfachen spezialsportlichen Uebungen wie Wandern, Schwimmen, Rudern, die vielerorts schon eingeführt sind und bestens sich bewähren. Solche Erholung geschieht vor den Augen aller Welt und die Kontrolle der Oeffentlichkeit wirkt erfahrungsgemäß sogar sehr günstig, indem sie Schlappheit und vereinzelte Trägheit aus dem Ganzen eher beseitigen hilft. Freies Messen der Kräfte, freiwilliges Entfalten der schlummernden individuellen Energien kann den einzelnen nur günstig beeinflussen im Sinne des Ausgleichs von geistiger wie körperlicher Arbeit und Erholung.

Indem wir auf solche Weise bedacht sind, die Lebensführung der Jugend in die richtigen Bahnen zu lenken, wird es uns gelingen, ihr den größtmöglichen Gesundheitsschutz zu geben. Und das zum Besten von Schule, Jugend und Volkstum!

Ein schreiendes Bedürfnis auf dem Gebiete der katholischen Pädagogik.

Von

Prof. Dr. Sägmüller, Tübingen.

Die Zeit der Aufklärung, seit Mitte des 18. Jahrhunderts, hat bei dem allgemeiner werdenden Bedürfnis nach Bildung eine Reihe von Enzyklopädien, Konversationslexika usw. hervorgebracht. Und bis zur Stunde steht diese Art von Literatur im Flor. Mit Stolz dürfen wir Katholiken auf das im Erscheinen begriffene, bereits bis zum 6. Band inklusive fertig gediehene Herdersche Konversationslexikon hinweisen.

An die allgemeinen Enzyklopädien und Konversationslexika schlossen sich dann bald auch die Fachlexika an. Bei dem Interesse, welches das Publikum der Erziehung und Pädagogik immer entgegenbringt, konnte es nicht ausbleiben, daß nicht auch auf diesem Gebiete solche „Literatur" entstand. Da war es freudig zu begrüßen, daß schon anfangs der sechziger Jahre (1863) des vergangenen Jahrhunderts die beiden hochverdienten katholischen Geistlichen und Pädagogen: Hermann Rolfus, Pfarrer zu Reiselfingen im Großherzogtum Baden, und Adolf Pfister, Pfarrer und Schulinspektor zu Rißtissen im Königreiche Württemberg, sich zur Herausgabe einer Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien unter Mitwirkung von geistlichen und weltlichen Schulmännern entschlossen. Ihrem vierbändigen, 1866 abgeschlossenen, bei Kupferberg in Mainz erschienenen Werke schickten sie folgende Vorrede voran:

„Indem wir hiermit unsere Arbeit der Lesewelt übergeben, sind wir weit entfernt zu wähnen, daß wir mehr darbieten als einen bescheidenen Versuch, eine Seite der Pädagogik entwickeln zu helfen, welche katholischerseits bis jetzt zu wenig berücksichtigt worden ist. Wir sind uns der Mängel unserer Arbeit wohl bewußt und müssen bekennen, daß keine Zeit ungünstiger zur Abfassung eines Werkes sein kann als die unsere, in welcher jeder Tag auf dem Gebiete des Schulwesens umfassende Veränderungen bringen kann und bringt. Rechnen wir noch dazu, wie unsicher noch so manches in der Pädagogik und wie zweifelhaft vieles, insbesondere das statistische Material ist, so wäre ein Zuwarten allerdings geboten gewesen. Allein, als wir bedachten, daß gerade jetzt der Kampf um den Einfluß, der der Kirche auf die Schule gewährt werden soll, entbrannt ist und jeden Tag heißer wird, so mußten wir uns entschließen, ein Werk zu veröffentlichen, das dazu dienen soll, die Grundsätze der katholischen Erziehung und die daraus sich ergebenden notwendigen Folgerungen zu beleuchten, selbst auf die Gefahr hin, manchen billigen Wünschen nicht genügen zu können. Doch sind wir uns bewußt, unverdrossen gesammelt, die besten Quellen benutzt und uns die Unbefangenheit bewahrt zu haben."

So die Vorrede. Das Werk war gelungen. Beweis ist, daß es bereits 1872 ff. in zweiter Auflage, und daß 1884 ein Supplementband erschien.

Unterdessen ist man auf anderer Seite nicht untätig gewesen. Von 1858—1878 gab Prälat K. A. Schmid, Gymnasialrektor a. D. in Stuttgart, in Lexikonformat seine elfbändige Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens heraus, abgesehen von manchen protestantischen Vorurteilen, eine treffliche Leistung. Professor Rein in Jena aber ließ 1894 ff. erscheinen sein Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik in 7 Bänden. Bei demselben arbeiteten auch katholische Autoren mit, vor allem Willman. So ist der Standpunkt auch für den Katholiken annehmbar. Seit 1903 erscheint das Werk in 2. Auflage. Bereits sind 4 Bände heraus. Die Richtung ist im wesentlichen unverändert.

Nichtsdestoweniger, oder vielmehr gerade wegen all des Vorausgegangenen besteht katholischerseits ein schreiendes Bedürfnis, daß die Realenzyklopädie von Rolfus und Pfister in neuer Auflage erscheine, oder eine andere. Wer sich von dieser Notwendigkeit überzeugen will, lese nur nochmals die aufgeführte Vorrede. Das dort Gesagte trifft heute alles in vielfach verstärktem Maße zu. An Männern, die in die Rolle von den unterdessen verewigten hochverdienten Editoren einspringen könnten, dürfte es doch nicht fehlen. Tatsächlich ist denn auch dem Vernehmen nach eine Neuauflage der Rolfus-Pfisterschen Enzyklopädie von Schulrat Seminardirektor a. D. Ritgen in Metz in Verbindung mit dem katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches in Aussicht genommen und ein bezüglicher Aufruf bereits ergangen. Möge das Unternehmen rasch gedeihen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Innere Krisis?

Fürst Bülow ist, nachdem er an der Feier der Taufe des kaiserlichen Enkels teilgenommen und eine Sitzung des Staatsministeriums abgehalten, zur Seeluft von Norderney zurückgekehrt. Das sieht doch gar nicht nach „Krisis“ aus. Aber es gibt doch Wetterpropheten, die einen stürmischen Herbst mit Gewitterneigung voraussehen. Zunächst ist noch immer die Affäre Podbielski in der Schwebe, und dazu haben wir eine kleine Affäre Deimling bekommen, die sich unter Umständen im Zusammenhange mit der ersten Sache recht hübsch auswachsen könnte.

Podbielski klammert sich an sein Portefeuille mit einem Eifer, der dem jovialen Weid- und Geschäftsmanne schwerlich angeboren ist. Eine mächtige Partei sucht ihn „nun erst recht“ zu halten. Es soll eine Kraftprobe werden, und leider ist ihr der Charakter eines Ringkampfes mit dem Ministerpräsidenten und Reichskanzler aufgedrückt worden. Fürst Bülow hatte offiziös verlauten lassen, daß Herr v. Podbielski ihn ersucht habe, sein Entlassungsgesuch dem Monarchen zu übermitteln, und Herr v. Podbielski hatte durch seine offiziöse Presse diese Behauptung für unrichtig erklärt, worauf Fürst Bülow über sich ein Sturzbad von mitleidigen Belehrungen und spöttischer Kritik ergehen lassen mußte. Die auf Antrag des Reichskanzlers erfolgte Entschließung der Krone, daß über das Entlassungsgesuch zurzeit noch nicht entschieden werden könne, lieferte den Beweis, daß Fürst Bülow wahrheitsgetreu berichtet hatte. Die Offiziösen und Freunde Podbielskis gaben dann nachträglich auch zu, daß der Landwirtschaftsminister aus Vergeßlichkeit oder wegen einer anderen Auffassung der fraglichen Stelle in seinem Schreiben seine Presse nicht ganz zutreffend informiert habe. Diese Reibereien sind an sich kleinlich, aber sie lassen die starke Spannung zwischen den beiden Lagern erkennen. Herr v. Podbielski hat trotz der „schwebenden Lage“, in der er sich durch sein unerledigtes Abschiedsgesuch befindet, sich neuerdings voll und ganz als Minister geriert, obschon manche das Verbleiben im Urlaub für korrekter erachteten. Und nun kommt die Meldung, daß Verhandlungen über die Aufhebung der Beteiligung der Frau v. Podbielski an der Firma Tippelskirch im Gange seien. Vor mehr als drei Wochen ist schon dem Landwirtschaftsminister in der Zentrumspresse (auch an dieser Stelle in Nr. 34 der „Allg. Rundschau“) der Rat gegeben worden, die anstößig gewordenen Beziehungen zu lösen. Hätte er sofort bei Beginn des Skandals die Erklärung abgegeben, daß er nach dieser Wendung der Dinge auch die indirekte Beteiligung als Mann seiner Frau aufgeben wolle, so hätte sich vielleicht die Krisis im Keime ersticken lassen. Die verzögerte Lösung mag ja sachlich auch noch genügen können; aber inzwischen ist nun die Spannung zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten offensichtlich geworden. Zum Ueberfluß fahren auch heute noch die publizistischen Gönner Podbielskis fort, ihren Lieblingsminister als den Märtyrer seiner agrarischen und royalistischen Gesinnung hinzustellen und alle Angriffe gegen ihn als einen frevelhaften Versuch der Vergewaltigung der Krone hinzustellen; woraus Fürst Bülow die Schlußfolgerung ziehen kann, daß es mit seinem „Royalismus“ schlecht bestellt ist. Die Herren, welche sich hier als Wächter der Unabhängigkeit der Krone aufspielen, versuchen die Krone ihren Wünschen gefügig zu stimmen, sogar auf die Gefahr hin, daß aus der Podbielski-Krisis eine allgemeine Ministerkrisis in Reich und Staat werde. Die Gegner Bülows scheinen nun auch noch den Fall Deimling zur Beeinflussung der höchsten Stelle ausnutzen zu wollen. Der streitbare Oberst hat nach seiner Ankunft in Südwestafrika die Rolle des Konfliktshelden weiter gespielt, die er im Reichstage begonnen hatte. Den vom Reichstage abgelehnten Weiterbau der Wüstenbahn erklärte er neuerdings für eine militärische Notwendigkeit und forderte das „Material“, um trotz Reichstag darauf los zu bauen. Alsdann ließ ihn der Reichskanzler pflichtgemäß bescheiden, daß ohne gesetzliche Bewilligung der Mittel nicht gebaut werden könne, und gab diese Verfügung bekannt. Das suchen nun die Schmeichler des Absolutismus gegen den angeblich allzu parlamentarischen Reichskanzler auszubeuten.

Die Tatsache, daß Fürst Bülow trotz alledem wieder nach Norderney gereist ist, läßt auf einen großen Rest von Selbstbewußtsein und Zuversicht schließen. Wir wollen hoffen, daß die Ränke der Gegner Bülows keinen Erfolg haben; denn das wäre unter den obwaltenden Verhältnissen geradezu verhängnisvoll für die innere Entwicklung Deutschlands, das sich angesichts der starken Umsturzpartei und der Gefahren vom Auslande den Luxus eines Konflikts wirklich nicht gestatten darf.

Die Muttersprache im Religionsunterricht.

Die verzweifelten Beschlüsse des „Deutschen Tages“ haben soeben gezeigt, daß die antipolnische Ansiedelungspolitik Fiasko gemacht hat. Nun versuchen die Polen, auch der hakatistischen Sprachenpolitik eine offensichtliche Schlappe beizubringen, und zwar mittels einer Art Kinderkreuzzug, der sich gegen den schwächsten Punkt, den Ausschluß des Polnischen vom Religionsunterricht, richtet. Immer zahlreicher werden die Fälle des passiven Widerstandes der Schulkinder, die in den schulplanmäßigen Religionsstunden auf deutsch antworten und beten sollen. Mit den gewöhnlichen Mitteln läßt sich die Widersetzlichkeit anscheinend nicht brechen. Man rechnet schon damit, daß man die widerspenstigen Kinder über die normale Schulzeit hinaus dem Schulzwange unterwerfen muß, nach dem Vorgang von Wreschen; aber die Hakatisten bemerken mit Bedauern, daß dieses Strafmittel keine sofortige Wirksamkeit entfaltet. An einer Stelle hat sich der blinde Eifer schon zu dem Vorschlage verstiegen, man solle die widerspenstigen Polenkinder überhaupt von den Vorteilen der deutschen Schulbildung, auch in den weltlichen Fächern, ausschließen; das wäre die schärfste Strafe, die den Nachwuchs für das ganze Leben wirtschaftlich konkurrenzunfähig machen würde. Also eine Art geistigen Kindermordes! Der unparteiische Zuschauer muß natürlich das Hereinziehen der Kinder in den Kampf bedauern, aber auch zugeben, daß die polnische Agitation hier in der Auswahl des Angriffspunktes sich schlau gezeigt hat. Den Gebrauch des Deutschen in den weltlichen Fächern läßt man unbeanstandet und greift nur den Religionsunterricht heraus, in dem in der Tat der Gebrauch der Muttersprache durch die Natur der Sache und das Empfinden des Volkes gefordert wird. Alle berechtigten, ja sogar alle vernünftigen Ziele der Ostmarkenpolitik könnten sehr wohl und im letzten Grunde sogar noch besser erreicht werden, wenn die Regierung den Gebrauch der polnischen Sprache im Religionsunterricht zuließe. Aber wer darf auf den baldigen Durchbruch einer solchen Erkenntnis hoffen, wenn die Hakatisten, die den Kurs bestimmen, sogar den Gottesdienst in den rein polnischen Gemeinden zwangsweise verdeutschen wollen, vorläufig wenigstens zur Hälfte. Auch der Hinweis auf die Gefährdung der religiösen Erziehung wird wohl nichts helfen. Nächstens wird der Evangelische Bund in Graudenz tagen, und da wird gewiß auch der Vertrauensselige erfahren, daß Germanisierung und Protestantisierung die beiden Räder an ein und demselben Karren bilden. Die verpfuschte Antipolenpolitik wird bis zur Ernüchterung und Umkehr noch viel Geld, viel Tränen und viel politisches und sittliches Verderbnis kosten. Fürst Bismarck hat da als grollender Verbannter seinen Nachfolgern ein schreckliches Kuckucksei ins Nest gelegt, und sie haben es so eifrig ausgebrütet, und sie hegen und pflegen das Unglücksküken mit stockblinder Zärtlichkeit.

Das großmannsüchtige Bulgarien.

Fürst Bismarck hatte gegen Bulgarien, obschon es eine Schöpfung „seines“ Kongresses von 1879 war, stets ein großes Mißtrauen. Damit hat er, wenn nicht ganz, so doch halb recht behalten. Wir deutschen Gefühlspolitiker haben in Bulgarien schon manche Enttäuschungen erlebt. Erst von seiten des Volkes, dann von seiten des Fürsten Ferdinand, der dem russischen Moloch zu Ehren seinen Sohn schismatisch wiedertaufen ließ, und nun von beiden Seiten zugleich. Denn augenblicklich ist Bulgarien ein höchst frivoler Störenfried, und der Fürst beteiligt sich rückhaltlos an der herausfordernden Politik, die geradezu freche Formen annimmt. Wenn die christlichen Staaten auf der Balkanhalbinsel die Türkei schlecht behandeln, so lassen wir zur Not noch mildernde Umstände gelten. Aber das Vorgehen der Bulgaren gegen die Griechen geht doch über alles Maß hinaus. Die Erregung des griechischen Volkes, die sogar der Dynastie unbequem wird, ist erklärlich. Ein Glück, daß die Griechen vor wenigen Jahren noch durch den unglücklichen Krieg gegen die Pforte über ihre militärische Unfähigkeit belehrt worden sind; sonst würden sie aus Wut über die Mißhandlung ihrer Stammes- und engeren Glaubensgenossen vielleicht losschlagen. Aber wenn die „Pferdekur“, die man damals dem griechischen Größenwahn angedeihen ließ, so gute Früchte gebracht hat, wie wäre es denn mit einer ähnlichen Zwangserziehung Bulgariens? Sollte das gute Zureden in Sofia nicht helfen, so ermächtige man doch die Pforte, den größenwahnsinnigen Bulgaren einmal die türkische militärische Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

Eine Tat für die christliche Erziehungswissenschaft.

Von

Fr. Weigl, München.

Wir haben im vorigen Jahrgang der „Allg. Rundschau" über den pädagogischen Kurs in Salzburg berichtet und dort des regen wissenschaftlichen Strebens auf dem Gebiete christlicher Erziehungswissenschaft rühmend gedacht. Die Sammlung der verschiedensten Kräfte, die hier tätig sind, ist eine nicht hoch genug anzuschlagende Tat der Arrangeure der Salzburger Kurse. Welch reges Leben in der christlichen Erziehungswissenschaft herrscht, zeigt wieder ein Ueberblick über das Arbeitsgebiet des heurigen Kurses, der in der Zeit vom 13. bis 19. August 177 Hörer aus den verschiedensten Schulgattungen nach Salzburg, der „Stadt Otto Willmanns" geführt hatte.

Altmeister Willmann behandelte in 2 Vorlesungen die „logische und didaktische Methodenlehre"; der bekannte Psychologe Habrich hatte „Willensfreiheit und Willensbildung" gewählt; Seminardirektor Dr. Giese gab in trefflicher Darlegung „die Rektifikation der Herbartschen Formalstufen"; Rektor Pötsch brachte eine vorzügliche „Einführung in die Willmannsche Didaktik"; Universitätsprofessor Dr. Nagl-Wien bot 4 Vorlesungen über „deutsche Wortlehre", die den trefflichen Ethymologen zeigten, und Verfasser dieses Berichtes war für die Darstellung der „Praxis des Arbeitsunterrichtes in der Schule" beigezogen. Die bis jetzt genannten Vorlesungen wandten sich zunächst an das Spezialinteresse der Pädagogen; über dasselbe hinaus lagen die übrigen Vorlesungen.

„Wechselnde und bleibende Erziehungsideale des 18. und 19. Jahrhunderts" stellte der Direktor des Wiener Pädagogiums Dr. R. Hornich dar. In glänzender Diktion zeigte er, wie die Schatten des längst überwunden geglaubten Zeitalters der Aufklärung in unsere Tage hereinfallen, wie Kants Philosophie wirkt, wie Darwin und Nietzsche, Hegel und Fichte Einfluß zu gewinnen suchten. Diese philosophischen Ideen sind nicht ohne Einfluß geblieben auf die Erziehungswissenschaft. Während sie aber einen ständigen Wechsel, ein ruheloses Suchen in der „modernen" Pädagogik veranlassen, steht in der Grundlage dauernd fest das christliche Erziehungsideal. Hier ist eben die rechte Auffassung vom letzten Ziel des Menschen, von der darauf aufgebauten Weltordnung, die einen individuellen und sozialen Wert des Menschen anerkennt, gegeben. Hornich konnte dazu Roschers Wort anführen: „Die Erde würde zum Himmel werden, wenn das Christentum überall und in alleweg die Herrschaft führen würde."

„Die erziehliche Bedeutung der germanischen Mythen und Sagen" legte Dr. Rich. Kralik-Mayrswalden klar. Der jedem, welcher sich mit moderner Literatur befaßt, wohlbekannte Dozent widerlegte zunächst die Bedenken, die gegen Märchen, Sage und Mythus als Bildungsstoffe vorgebracht werden, namentlich nachweisend, daß keine Beeinträchtigung des Wahrheitsgefühls zu befürchten sei, weil jedem Märchen, jeder Sage, jedem Mythus ein bestimmter Wahrheitsgehalt innewohne. In positiver Weise kommt für diese Stoffe ihre der Jugend zusagende Form, ihr nationaler Geist, ja selbst die religiöse Wertung in Frage.

Ueber den Zusammenschluß aller Pädagogen, die auf christlichem Boden stehen, ob sie nun in Volks-, Mittel- oder Hochschulen arbeiten, sprach in einer eigenen Stunde Rektor Pötsch. Und er wußte so zu begeistern, daß der Zusammenschluß aller, die in den Salzburger Kursen sich schon zu wissenschaftlichem Streben zusammengefunden, noch enger werden soll. Es wurde nämlich die Idee der Gründung eines „Vereins für christliche Erziehungswissenschaft" sofort in die Tat umgesetzt, indem aus den Anwesenden heraus ein Arbeitsausschuß aufgestellt wurde, der die einleitenden Schritte besorgen soll. Zwei Kennzeichen, die auch im Namen des Vereins zu finden sind, soll er haben: Er will auf christlicher Grundlage arbeiten und er will streng wissenschaftliche Arbeit leisten. Wie die Grundlagen hinsichtlich des christlichen Charakters laufen, hat Willmann schon festgelegt; wir haben diesbezüglich einen soliden Unterbau in seiner „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung".*) Daß sodann eine gründliche wissenschaftliche Behandlung der Erziehungsfragen, trotz der geringschätzigen Meinung, die noch manche Kreise von der Pädagogik haben, möglich ist, zeigt wiederum das genannte Werk, das strenge, mit dem ganzen wissenschaftlichen Apparat arbeitend, aufgebaut ist. Hat Willmann so schon den Boden bereitet, so war es selbstverständlich, daß er als Ehrenpräsident sofort aufgestellt wurde. Weiter wurden in den Arbeitsausschuß zunächst gewählt für Oesterreich: Dr. Hornich, Direktor des Pädagogiums in Wien, Seminardirektor Dr. Giese-Wien und Gymnasialprofessor Dr. Zirwick-Salzburg; für Bayern: Privatdozent Dr. Göttler-München, Gymnasialprofessor M. Siebengartner-Regensburg und Lehrer Fr. Weigl-München; für Norddeutschland: Seminaroberlehrer Habrich-Xanten und Rektor Pötsch-Styrum.

Mit dieser Gründung ist die Tat für die christliche Erziehungswissenschaft, von der ich eingangs sprach, zu einer dauernd wirksamen geworden. Möge sie sich recht fruchtbar zeigen auch für die Praxis: für die tüchtige Erziehung der heranwachsenden Jugend!

*) Braunschweig, Vieweg. 2 Bde., 3. Aufl. 1903.

Zwei ernste Gedanken über Mädchenerziehung.

Von

Dr. Strehler-Steglitz.

Höhere Mädchenschule und Elternhaus auf der Anklagebank! So möchte man am liebsten das Schriftchen überschreiben, das seit kurzem in den Schaufenstern der Berliner Buchhandlungen den Ehrenplatz einnimmt.*) Wer tritt als Ankläger auf? Die, welche es vor allem angeht — die Frauen selbst!

Auf die Aufforderung der „Gartenlaube" hin haben vierzig von ihnen, alleinstehende Damen aus besseren Ständen, ihre Lebenserfahrungen der Oeffentlichkeit übergeben, in schlichter, vertrauenerweckender Form, nicht aus Eitelkeit, sondern um ihren Schicksalsgenossinnen zu nützen.

40 moderne Frauenberufe lassen sie vor unserem Auge vorüberziehen, von der Schneiderin und Fleischbeschauerin angefangen bis zur „Zuckerfabrik-Chemikerin" und „Küchenzettelmacherin". Ein interessanter Ausschnitt aus dem wogenden Leben, ein buntes Durcheinander von Bildern zeitgenössischer Kultur!

Und doch singen alle nur das eine traurige Lied: In der Jugend verhätschelt, ausschließlich zur Heirat bestimmt, wurden wir, durch einen Unglücksschlag der erwerbenden Hand des Mannes beraubt, in Not und Elend getrieben, weil wir nichts gelernt hatten, was imstande gewesen wäre, uns den Unterhalt zu verdienen. In der Schule nichts gründlich gelernt! Nicht einmal auf die Hauptfähigkeit aufmerksam geworden! Deshalb jetzt — wenigstens für den Augenblick — rat- und hilflos, für den Kampf des Lebens unbrauchbar! Hören wir eine Lithographin (S. 213): „Mein Vater war ein hoher Beamter, und ich glaubte den Anspruch zu besitzen, entsprechend seiner hohen Stellung bevorzugt, umschwärmt und gelobt zu werden. Die Töchterschule und einige Jahre des Salonlebens lagen hinter mir, meine Tätigkeit im Elternhaus war nicht anders gewesen als die von so vielen jungen Mädchen, die, ohne etwas Besonderes gelernt zu haben, in allen Künsten dilettieren und so die Zeit erwarten, die sie als junge Frauen in einen eigenen Wirkungskreis stellen soll."

Und weiter S. 216: „Wenn man mich doch nur ein Fach als sichere Unterlage für den Kampf in des Lebens Not gründlich und gewissenhaft gelehrt hätte! Wie hatte ich die Zeit vertrödelt! Wie eitel, hochfahrend und anmaßend war ich bezüglich meiner kunstdilettantischen Arbeiten gewesen!"

Das sind bittere Worte! Sind sie berechtigt? Es wird schwer sein, dagegen als Verteidiger aufzutreten. Gewiß, unsere höheren Mädchenschulen bedürfen gerade nach dieser Richtung hin gar sehr der Reform. Beschränkung und Vertiefung des Stoffes! Hinaus mit dem tausenderlei gelehrten Krimskrams und Tändel — und hinein die Anleitung zur ernsten, praktischen Arbeit, aus Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit. Nicht alles halb, sondern die Anfangsgründe, aber diese ganz! Kein Mädchen darf die Schule verlassen mit dem Gefühl: Jetzt bist du fertig, sondern: Jetzt mußt du erst anfangen, etwas Tüchtiges zu lernen. Dadurch würde in gleicher Weise sowohl der Ueberbürdung wie der Blasiertheit unserer „Höheren Töchter" vorgebeugt.

Aber die Mädchenschule trifft nicht alle Schuld: Neben ihr sitzt als Angeklagter das Elternhaus!

*) Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt . . . ! Leipzig, [illegible] Keils Nachfolger.

Die heutige Unsicherheit der Lebensbedingungen fordert gebieterisch, daß kein Mädchen mehr ausschließlich zur Heirat bestimmt und danach erzogen wird. Hohe Beamtentöchter, Millionäre, alle finden wir wieder kämpfend um den Lebensunterhalt. Eigentümlich drastisch beleuchtet erscheinen in diesem Lichte die gebräuchlichen Phrasen: Meine Tochter hat so etwas nicht nötig! Oder: Meine Tochter ist zu gut zum Verdienen, sie soll nicht den Schmelz der Weiblichkeit verlieren, sie muß der Sonnenschein unseres Hauses bleiben!

Sicher: Die Ehe bleibt der erste und natürliche Beruf des Mädchens. Aber daneben zur Sicherheit die Ausbildung in einem bestimmten Fache, das der Hauptfähigkeit entspricht und imstande ist, den Kampf um die materielle Existenz aufzunehmen. Dafür ist die Pensionsbildung unzureichend, sie genügt kaum noch zur Vorbereitung für die Ehe. An ihre Stelle müssen die modernen Mittel der Ausbildung treten: Privatkurse, Fabriken, Ateliers usw. Wenn ein Mädchen und vor allem die Eltern den beschränkten Standeshochmut ablegen, wird es ihnen niemals schwer sein, etwas Passendes zu finden. Ja, sie mögen getrost einen neuen Beruf schaffen, der den Neigungen und Fähigkeiten ihrer Tochter entspricht, wenn sie ihr nur die Ausbildung zuteil werden lassen, die man bei Fachleuten voraussetzt.

Deshalb: Eltern! Lasset eure Töchter die jungen Jahre nicht vertändeln! Lasset sie etwas Praktisches, Brauchbares lernen! Z. B. Schneidern, Kochen, Telegraphen- und Fernsprechdienst, Sprachen, Buchführung, Lehrerin, Handarbeiten, Obst- und Geflügelzucht, Gartenbau, Kindergärtnerin, Handels- und Haushaltungslehrerin, Putzmacherin, Zeichnerin und Kunstmalerin u. a. m.

Dem Herrn Kultusminister v. Studt aber, der sich mit dem Plane einer Reform der höheren Mädchenschule in Preußen ernstlich trägt, möchten wir das lehrreiche Schriftchen recht angelegentlich zum Studium und zur Berücksichtigung empfehlen.

Wichtige Vorgänge in der Jugendschriftenbewegung vor und auf dem Deutschen Lehrertag.

Von

Joseph Lohrer, München.

In der Reichshauptstadt und in der bayerischen Residenzstadt haben heuer die Vertreter der deutschen Lehrerverbände mit rühmenswerter Offenherzigkeit verkündet, was das Endziel ihrer Bestrebungen ist. Von dem Katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches war von vornherein eine klare Stellungnahme in dem heutigen Kampfe um die Volksschule zu erwarten. Auch von dem Deutschen Lehrervereine, in dem die radikale Lehrerschaft aller Schattierungen Tausende, ja Zehntausende von gemäßigten und konservativen Kollegen für eine schulrevolutionäre Bewegung mißbraucht, war durch die Bremer, Hamburger und Leipziger Resolutionen klarer Kurs signalisiert. Daß nun freilich so offen gesprochen würde, wie dies zum scheinbaren Entsetzen des liberalen Beschwichtigungspolitikers Schubert in München geschehen ist, konnte man doch nicht erwarten. Die Katholiken Bayerns, besonders die Mitglieder des Katholischen Lehrervereins in Bayern schulden den offenen Bekennern des Radikalismus auf dem Münchener Lehrertag ganz besonderen Dank. Leider muß dieser etwas eingeschränkt werden; denn in einem Punkte waren auch die Hamburger, gelinde ausgedrückt, zurückhaltend. Es war in der Stellungnahme zur Jugendschriftenfrage. Da diese nicht in einer öffentlichen Hauptversammlung erfolgte, wurde ihr unseres Wissens bisher in der Tagespresse nicht die ihrer Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt. Es soll darum im folgenden auf die wichtigsten Vorgänge vor und bei der Tagung eingegangen werden.

Wie die Leser der „Allgemeinen Rundschau“ aus der Besprechung über die Broschüre „Vom modernen Elende in der Jugendliteratur“ wissen, wollen die Hamburger Lehrer, die durch ihren Einfluß auf die „Jugendschriften-Warte“ Führer der gesamten „freien“ Lehrerschaft in der Jugendschriftenfrage geworden sind, dem modernen Aesthetizismus die Vorherrschaft auf dem Gebiete der Jugendliteratur sichern. Besonders der Vater der Hamburger Bewegung, Lehrer Wolgast-Hamburg, hat die Ideen einer voraussetzungslosen, künstlerischen Weltanschauung mit vielem Geschick und starkem Pathos auf das spezielle Gebiet der Jugendliteratur übertragen. Er forderte, daß das Kunstwerk als solches wirken müsse. Nebenabsichten, wenn auch noch so wohlgemeinte, wie z. B. religiöse, politische, patriotische, dürfen mit dem Kunstwerk nicht verquickt werden. Damit war unauffällig ein Mittel gefunden, alle religiösen und patriotischen Jugendschriften, die der Verbreitung der ästhetischen Weltanschauung hinderlich sind, scheinbar mit vollem Rechte als ungeeignete „Tendenzschriften“ abzulehnen. In der vorerwähnten Broschüre ist der Nachweis geliefert worden, welche Gefahr die Hamburger Jugendschriftenbewegung, in deren Dienst sich sämtliche Prüfungsausschüsse des Deutschen Lehrervereins stellten, gerade für die spezifisch katholische und bayerisch-patriotische Jugendliteratur geworden ist und noch werden kann. In einer außergewöhnlich großen Anzahl von Besprechungen, die in Tagesblättern, Zeitschriften und pädagogischen Organen auf katholischer Seite über das Werkchen erschienen sind, wurde die Gefahr als wirklich bestehend anerkannt. Eine einzige Ausnahme bildeten Dr. Thalhofers Auslassungen in der „Warte“. Er nennt die Schrift, die mit allem Nachdrucke für die so schwer gefährdete katholische Jugendschrift eintritt, eine „Streitbroschüre“ und findet wie auch bisher keinen entschiedenen Ton gegen das prinziell höchst bedeutungsvolle Vorgehen der Hamburger bei Verabfassung und Verbreitung simultaner Jugendschriftenverzeichnisse. Was soll der Satz „Uns Katholiken sind Dinge und Ideen wertvoll, die Akatholiken anders bewerten. Wir brauchen uns darüber nicht abzustreiten, wir müssen uns nur über diese Notwendigkeit klar werden und die gegenseitigen Auffassungen bei Beurteilungen möglichst von dem jeweiligen Standpunkte aus zu verstehen suchen“ (Lit. Ratg. d. Warte 1902 S. 62), in einem Kampfe um Sein und Nichtsein der katholischen Jugendliteratur für eine Bedeutung haben? Was soll man gar dazu sagen, daß Dr. Thalhofer in seinen Verzeichnissen bedenkliche Jugendschriften aus rein ästhetischen Erwägungen bedingt empfiehlt, aber nicht einmal die bedenklichen Stellen bezeichnet? Was von all dem zu halten ist, beweist am besten das Lob, das Dr. Thalhofer von den Hamburgern in vollen Tönen gespendet wird. Bei der Münchener Tagung meinte Dr. Th., er könnte — abgesehen von der Weltanschauung — sich vielleicht nach Jahrzehnten mit den Hamburgern einigen. In Heft 5/6 der Monatsschrift für pädagogische Reform „Der Säemann“ sagt Wolgast bei Verurteilung der Broschüre „Vom modernen Elend in der Jugendliteratur“, Dr. Thalhofer sei vom katholischen Standpunkte aus zu wesentlich anderen Urteilen über die Jugendschriftenreform wie Lohrer gekommen. Dr. Thalhofer hat darum leider recht, wenn er selbst sagt, er nehme eine „exponierte Stellung“ ein.

Die mehrgenannte Broschüre wurde auch von Gegnern beachtet. Die „Bayerische Lehrerzeitung“ rechnete sie freilich wieder zu den Erscheinungen, von welchen die konservativen Mitglieder nichts erfahren dürfen, hatte ja Schubert auf der Bayreuther Lehrerversammlung erklärt „der Anschluß an Hamburg (in der Jugendschriftensache) hat sich bewährt“. Schließlich wurde dieser Plan doch vereitelt durch eine Besprechung von seiten des Hamburger Lehrers Köster in der „Jugendschriften-Warte“, die auch der „Bayerischen Lehrerzeitung“ beiliegt. Köster stellt bezeichnenderweise „dem literarischen Standpunkte Dr. Thalhofers die scharf konfessionellen Anschauungen Lohrers“ entgegen und schreibt den für das Verständnis der Hamburger Kunstrichtung wichtigen Satz: „Der Schriftsteller, der sich mit der Absicht hinsetzt, eine katholische und patriotische Jugendschrift zu schreiben, wird schwerlich den strengsten Anforderungen in bezug auf literarischen und künstlerischen Wert genügen können, womit nicht gesagt ist, daß es keine Kunstwerke geben kann, die katholischen und patriotischen Geist atmen“. Bei der schon erwähnten Besprechung im „Säemann“ fordert Wolgast in naiver Verwunderung, es soll gezeigt werden, „warum ein katholisches Kind die zitierten Tatsachen oder Auffassungen nicht lesen darf“. Wir wollen keinen literarischen Eiertanz mit Hamburg aufführen und verweisen Wolgast an Dr. Thalhofer, der fast sämtliche von uns verurteilten Bücher nur bedingt annimmt oder auch ablehnt. Sonderbar, Dr. Thalhofer nennt gar keine Stellen, das wird nicht bemängelt. Wir sollen auch noch Kommentare für die inkriminierten Stellen liefern.

Warum gehen wir so ausführlich auf die Stellungnahme der führenden Hamburger zu der Broschüre „Vom modernen Elend in der Jugendliteratur“ ein? Weil sie beweist, daß diese Herren die Bedeutung der „Reaktion“, ohne daß sie es öffentlich zugeben, durchaus nicht unterschätzen. Sie wissen ja auch, daß man nicht bloß auf katholischer Seite, sondern auch in evangelischen Kreisen, ja sogar bis in die Reihen gesinnungstüchtiger

Führer des Deutschen Lehrervereins hinein etwas „reaktionär" gegen Hamburg gesinnt ist. Zum Beweise für letztere Tatsache kann der wirkungsvolle „Protest" von E. Ries-Frankfurt a. M. in Nr. 2 der Jugendschriftenwarte gegen Gläser-Hamburg dienen. Letzterer hatte nämlich in Nr. 12 der Jugendschriftenwarte vom Jahre 1905 die Behauptung aufgestellt, daß Jugendschriften durch Moral und Patriotismus degradiert würden. Trotzdem Gläser durch eine beschwichtigende und einschränkende Erklärung den Eindruck des markigen Protestes abschwächen wollte, erschien noch eine zweite Gegenerklärung — man denke sich, sogar ein tapferer Bayer trat auf den Plan — von F. Dippold, Kulmbach-Blaich. Dieser konstatierte ausdrücklich: „Ich halte es jedoch für fraglich, ob durch eine ziemlich rückhaltslose eigenartige Pionierarbeit, die selbst in fortschrittlichen Kreisen einiges Unbehagen hervorrufen dürfte, der pädagogischen Kunstpflege in fördernder Weise gedient wird." In einer zweiten Erklärung hält Gläser dem Satze Dippolds „die Kunst ist nach unserer Ansicht ein Mittel zu höherem Endzweck" den Ausspruch entgegen: „Das künstlerische Prinzip ist für uns als Erzieher nicht dem moralischen und religiösen neben-, sondern übergeordnet". Damit war trotz aller Beschönigungen der rein ästethische und darum bedenkliche Standpunkt der Hamburger wieder offen vortreten.

Wenn man all diese Erscheinungen des letzten Halbjahres kennt, dann versteht man erst den Verlauf der Verhandlungen über die Jugendschriften-Frage auf der deutschen Lehrerversammlung zu München. Den Bericht darüber entnehmen wir der „Augsburger Postzeitung". Sie schreibt:

„Am Pfingstmontag setzte die Arbeit der inzwischen auf 4500 Teilnehmern gewachsenen Versammlung mit Ausschußsitzungen, Vertreterversammlungen und Referaten in Nebenversammlungen ein. Nachmittags 2 Uhr fand eine Versammlung der letztgenannten Art von den „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften" statt. Die Versammlung ist für weiteste Kreise deshalb beachtenswert, weil sie sich mit der schwierigen Frage: „Die Tendenz in der Dichtung mit besonderer Berücksichtigung der Jugendschriften" beschäftigte. Der Referent, Nanjoks-Königsberg, hatte hierzu folgende beachtenswerte Thesen aufgestellt: „1. Der Jugendschrift darf dichterischer Wert nicht abgesprochen werden, sobald eine darin enthaltene Tendenz künstlerisch bewältigt wird. 2. Eine Jugendschrift kennzeichnet sich dagegen als ein tendenziöses Machwerk, wenn ihr Inhalt einer bestimmten Absicht zuliebe ohne Rücksicht auf die Forderung der Lebenswahrheit konstruiert ist. 3. Die Jugendschrift muß sowohl dichterischen Wert haben, als auch den pädagogischen Forderungen gerecht werden; darum sind bei Beurteilung der Jugendschrift Form und Stoff in gleichem Maße einer eingehenden Prüfung zu unterziehen." Der Redner hatte sonach auch die pädagogischen Anforderungen wohl überlegt. Leider kam er mit seiner Anschauung nicht zur Geltung. Seine Thesen fielen kurzerhand unter den Tisch und die Hamburger Thesen, die gar nicht zum Referat standen, wurden als Ausgangspunkt gewählt. Aus der Debatte heben wir hervor, daß der als Führer der freien Bewegung bekannte Lehrer Wolgast-Hamburg besonders betonte, es liege ihm ferne, künstlerisch-wertvolle Jugendschriften, die eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung üben, abzulehnen. Diese Konstatierung ist sehr erfreulich und es ist nur zu wünschen, daß sich die Beachtung dieses Grundsatzes in der Praxis der Hamburger recht bald geltend mache. Die Thesen, die schließlich angenommen wurden, sind folgende: „1. Tendenz im Sinne des Dranges nach Darstellung einer Idee mit den Mitteln der Dichtkunst ist ein notwendiges Moment dichterischen Schaffens. Tendenz im Sinne des absichtlichen Werbens für einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck bringt ein fremdes Moment in das dichterische Schaffen. (Eigentliche Tendenzschriften.) 2. Dichtungen, die bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestalten zugleich eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung auf den Leser üben, sind, soferne sie im übrigen der Aufnahmefähigkeit jugendlicher Leser gerecht werden, als Jugendlektüre unbedingt zu empfehlen. 3. Eigentliche Tendenzschriften müssen vom Kinde ferne gehalten werden, weil sie die Naivität des künstlerischen Genießens zerstören und falsche Normen für die Wertschätzung von Dichtungen festlegen. Die Hamburger einseitig-künstlerische Richtung hat also auch in München gesiegt."

Der Korrespondent des „Bayer. Kurier" rät den auf katholischer Seite tätigen Vertretern in der Jugendschriftenbewegung:

„1. Sie mögen dafür sorgen, daß gute katholische und patriotische Jugendschriften, die auch künstlerisch wertvoll sind, von den Verlegern den „Vereinigten Prüfungsausschüssen für Jugendschriften" bestimmt in Vorlage gebracht werden, damit nicht die Ausrede aufkommen kann, die Schriften wurden nicht übereicht. 2. Sie möchten dafür sorgen, daß noch mehr solche Schriften neu geschaffen werden. Jetzt, nachdem die Streitpunkte sich zu klären scheinen, ist unverzüglich positive Arbeit nach der Seite der Erstellung erstklassiger Jugendschriften (in jeder Beziehung erstklassig!) von größter Bedeutung."

Der Mann scheint Optimist zu sein. Gewiß muß man, um die Hamburger auch zur praktischen Anwendung ihrer versöhnlich klingenden Sätze zu bringen, die Vorlage katholischer Jugendschriften seitens der Verleger veranlassen. Ob man aber mehr erreicht als was das bisherige klägliche Resultat darstellt, ist nach den Erfahrungen katholischer Verleger sehr fraglich. Die Schaffung neuer künstlerisch wertvoller katholischer Jugendschriften ist auch aus anderen Gründen schon eine viel wertvollere Arbeit. Die Hauptsache bleibt aber immer, daß die Katholiken Deutschlands ihre eigenen, an den Kath. Lehrerverband angegliederten Organisationen für Herstellung, Beurteilung und Verbreitung geeigneter Jugendschriften so ausbauen, daß die eigenen Ziele und Ideen verwirklicht werden, daß aber auch der Hamburger und jeder anderen modernen Gefahr jederzeit schnell und wirksam begegnet werden kann. Alle Optimisten aber, besonders die von der katholischen Reformergruppe, möchten wir fragen, ob sie ernstlich glauben, daß die radikalen Wortführer des Münchener Lehrertages die Bestrebungen der Katholiken in der Jugendschriftenfrage wirklich wohlwollend würdigen und fördern werden.

Ideen und Ideale des modernen Fabrikarbeiters.

Von

A. Jakobi.

Der ehemalige Pastor und jetzige sozialdemokratische Agitator Paul Göhre hat für die Herausgabe von Arbeitermemoiren den Dank eines jeden Soziologen verdient. Sein neuestes Werk dieser Art ist: „Die Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters", in der ein sozialdemokratischer Arbeiter, Moritz William Theodor Bromme, seinen Lebenslauf schlicht und wahr erzählt, so erzählt, wie eben nur ein Arbeiter erzählen kann: ohne Disposition, ohne Stil, in harter Sprache, Erlebnis an Erlebnis gereiht, wie sich im Gedächtnis des schlichten Mannes der Stoff eben gelagert hat. Die Bedeutung des Buches liegt auf einem ganz andern Gebiet, als wohin die nebenbei recht konfuse Göhresche Einleitung sie verlegt: es ist ein unschätzbarer Beitrag zur Psychologie und Psychiatrie des Sozialismus.

Damit hat Göhre entschieden Glück gehabt, daß er in Bromme einen Typ des modernen sozialdemokratischen Arbeiters gefunden hat, wie man ihn nicht alle Tage findet.

In einer Besprechung im Juniheft des „Hochland" sagt Joh. Mumbauer dem Verfasser der „Lebensgeschichte" Pietätlosigkeit gegen seine eigene Familie nach und meint, dieselbe werde selbst durch die rücksichtsloseste Absicht, die Wirklichkeit ohne jeden Schleier zu zeigen, nicht entschuldigt. Wir sind anderer Ansicht. Die „brutale, fast zynische Offenheit" gehört unbedingt mit dazu, einen Einblick in die dunkle, schwüle Brutstätte der sozialistischen Ideen zu vermitteln. Ohne sie wäre das Buch nicht das, was ihm seine Bedeutung gibt. Sie ist das eigentliche Zeugnis dafür, daß für das schlichte Empfinden dieses Arbeiters in den Schmerzen und Leidenschaften der eigenen Familie und des persönlichen Daseins die Qualen seines ganzen Standes sich abspiegeln, und mit blutendem Herzen hat er sie aufgedeckt, unbekümmert darum, daß er auch von seiner Familie manche Dinge erzählt, die sie eben als moderne, unchristliche Arbeiterfamilie charakterisieren. Und darin liegt eben die unheimliche Wucht und Bedeutung dieses Buches, daß es nicht Theorie und Räsonnement ist, sondern Leben, brutales, nicht selten zynisches Arbeiterleben.

An das Buch eines Fabrikarbeiters kann man nicht mit den ethischen Normen der sog. gebildeten Gesellschaft herantreten. Es will vielmehr aus dem Milieu heraus gewürdigt sein, aus dem es hervorgegangen ist, und das sind eben die sittlichen Anschauungen und Strebungen des modernen, will heißen unchristlichen Arbeiterstandes. Es muß den Freund des Volkes allerdings mit tiefer Besorgnis erfüllen, wenn er sich überzeugt, daß schon seit Generationen eine vollständige Umwertung der sittlichen Grundbegriffe sich im Bewußtsein in der Volkspsyche vollzieht. Was frühere Zeiten als gemeine geschlechtliche Ausschreitungen verabscheuten und brandmarkten, das ist unserer Zeit willkommener Gesprächsstoff, und offen rühmt man sich in Arbeiterkreisen, und nicht allein in solchen, der Gemeinheiten und Liederlichkeiten seiner Jugend. Sollte Bromme durch die Pietät gegen seinen Vater veranlaßt sein, dessen Jugendausschweifungen, die er selbst mit innigem Behagen seinen Ko-

gängern zum besten gegeben, die er im Beisein des scheinbar schlafenden, in Wirklichkeit gespannt horchenden Kindes breitgetreten hat, nicht als charakteristisch für das Zotenelend und die traurigen sittlichen Anschauungen einer gewaltig großen Schicht des Volkes zu erzählen? Bromme ist es selbst augenscheinlich nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, ein wie gesundes Empfinden ihn gerade in Aufdeckung der grausigen sittlichen Korruption der modernen Arbeiterschaft geleitet hat, und wie aus allen seinen Worten über Ehe, Familienglück und Gattenliebe der natürlich-gesunde Protest gegen die sozialdemokratische „freie Liebe" schallt. Er geriert sich als Apostel der Vernünftigkeit, aber was ihm als Ideal vorschwebt, das ist christliche Liebe und christliches Eheglück, das allerdings auch für Bromme eben durch die scheußlichen Ausschreitungen, deren Zeuge er gewesen ist, und die seinen durchaus gesunden moralischen Sinn abgestumpft haben, nicht makellos geblieben ist. Daß der Mann im Geschlechtsverkehr zur Zeit des Brautstandes weiter nichts findet, kann dem Protestanten, für den die Ehe keine göttliche Sanktion durch das Sakrament empfängt, weiter nicht übel vermerkt werden, und das gereicht ihm zur Ehre, daß er die Ehe legalisiert, sobald die Folgen ihn dazu veranlassen. Aber das geht doch aus seinen Worten hervor, daß er das infame Treiben der jugendlichen Knechte des Lasters von Herzen verabscheut, und daß er in den tiefen sittlichen Schäden der Fabrik einen Grund mehr für seinen Pessimismus und seine Verzweiflung an der Arbeitersache findet. Und hier hat er in der Tat den Finger auf ein furchtbares modernes Geschwür gelegt: Zote, gräßliche Ungeniertheit gegenüber der heranwachsenden Generation, abgründige Lasterhaftigkeit vom ersten Jünglingsalter an, tiefe Gemeinheit des Weibes und gegen das Weib — Dinge, welche sich in vielen modernen Fabriken nicht etwa in geheime Schlupfwinkel verkriechen, sondern am offenen Tage ihr Verwüstungswerk verrichten. Und was zum Himmel schreit, ist die Beteiligung der Meister, ja stellenweise der Prinzipale an diesem scheußlichen Treiben — und da fragt man sich: Wo kommen die Sozialdemokraten her?

Wir wollen nicht übertreiben. Wir kennen auch Fabrikorte, die liegen im katholischen Westen der preußischen Monarchie, da ist eine alte Arbeiterbevölkerung, aber da lebt noch durchaus gesunder sittlicher Geist, da ist das Gros der Arbeiterinnen noch keusch, und da wächst ein Geschlecht kräftiger Menschen, die nicht das Schicksal anklagen und nicht in so trostloser Weise nach dem Tode ihrer Kinder jammern, wie es das innerlich mit sich zerfallene, genuß- und vergnügungssüchtige Weib Brommes tut. Da wissen die Weiber noch zu entsagen und mit starken Schultern die Bürde des Daseins zu ertragen, und da sind sie glücklicher als in jenen Kreisen, in welche Bromme uns einführt.

Neben der Unsittlichkeit geißelt der Verfasser der „Lebensgeschichte" besonders den Alkoholismus, dem ein großer Teil der modernen Arbeiter verfallen ist. Er führt uns Familienszenen voll tiefer Tragik vor, Szenen der traurigsten Selbsterniedrigung des Menschen, der vollständigsten Pflichtvergessenheit gegenüber der Familie. Manche dieser Szenen erinnert in ihrer wuchtigen Tragik an Gorkis Nachtasyl. Gott sei Dank hat die Polizei in den letzten Jahren mit dem Trucksystem aufgeräumt und damit einen der schlimmsten sozialen Schäden beseitigt. Aber wenn man unter Arbeitern lebt, hat man noch hundertmal Gelegenheit zu beobachten, in wie gräßlicher Weise der Alkohol das Familienglück zerstört und für die geistigen und moralischen Schäden der folgenden Generation verantwortlich ist.

Von anderen Schäden erwähnen wir noch die Unfähigkeit der Leute des Volkes zur Kindererziehung. Die Behandlung der Sprößlinge ist vielfach geradezu brutal, die Ausnützung ihrer schwachen Kraft schändlich, und fast niemals führt die elterliche Liebe die Zuchtrute, wohl aber die blinde Leidenschaft des Zornes. Ueberhaupt diese Eltern von heute! Diese egoistischen, brutalen, alles sittlichen Ernstes baren, aller tieferen Religiosität entbehrenden Eltern, das ist ein trauriges soziales Problem. Wir haben das Empfinden, daß Bromme da, wo er von seinen Eltern spricht, nach einem Gute seufzt, das seinem kindlichen Bewußtsein als das Höchste und Heiligste sich geoffenbart hat, dessen Verwirklichung er jedoch nur in jenen wenigen Augenblicken erlebt hat, wo seine Mutter sich auf das Restchen Christentum besann, das ihr aus der Kindheit geblieben war: wir meinen nach christlicher, teilnehmender, hingebender Liebe. Und das bißchen christliche Mutterliebe, das er empfangen hat, ist auch für den Mann hinreichend, sich mit tiefer, warmer Pietät an die verstorbene Mutter zu erinnern.

Wir erwähnen noch die krasse Genußsucht, die Stumpfheit und den Mangel an Ehrbegriff beim arbeitenden Volk, die Indolenz, die Feigheit, um das Bild dieser modernen Arbeiterschaft vollständig nach Brommes Vorlage zu reproduzieren. Was der Arbeiter über die Arbeitgeber sagt, ist natürlich nicht sehr schmeichelhaft für letztere, und wenn uns auch manche Urteile übertrieben, manche hart und einseitig, manche vom Klassenhaß diktiert erscheinen, so sollten doch die Unternehmer ihr soziales Gewissen einmal erforschen und sich fragen, ob nicht Graf Posadowsky recht gehabt hat, als er im Reichstag vom Schwinden des Idealismus und von brutaler Genußsucht bei den besitzenden Ständen sprach. Macht sich nicht das protzenhafte Parvenutum gerade in Unternehmerkreisen breit? Und geben nicht die Herren Vorgesetzten den Untergebenen oft genug das Beispiel von Glaubens-, Sitten- und Lieblosigkeit? Oskar Wilde sagt einmal: Der Pöbel nimmt die Dummheit, Liederlichkeit und Gemeinheit als seine eigenste Domäne in Anspruch; wenn wir andern einmal eine Eselei begehen, so kommt ihm das vor, als ob wir in seinen Gehegen wilderten. Wahr ist an diesem Bonmot, daß der kleine Mann, der schlichte Arbeiter, dem Großen, dem Gebildeten, von vornherein keine Gemeinheit und Sittenlosigkeit zutraut, daß er ihn aber mit tiefer Verachtung straft, wenn er sich in diesem kindlichen Gedanken getäuscht sieht.

Warum hat dieser Bromme, dieser intelligente Mensch und tüchtige Arbeiter, es zu nichts gebracht? Zunächst, weil er ein viel zu unruhiger Geist war, weil er seine geistige Kraft in allen möglichen Berufen zersplittert hat. Es will uns scheinen, daß er zu Unrecht nur den Ankläger spielt. Ihn selbst oder vielmehr sein Geschick trifft auch ein gut Teil der Verantwortung. Ihm ist es ähnlich ergangen wie seinem Freunde Koller, diesem Ahasverustyp unter den modernen Arbeitern, der nebenbei gesagt seinem Freunde doch zu sehr mit Wissenschaft imponiert hat. Diese Gestalten des wandernden Genies sind so selten gar nicht, und von ihnen kann man sagen, daß sie an ihrer Genialität zugrunde gegangen sind.

Geradezu rührend ist des Arbeiters Durst nach Bildung und seine naive Begeisterung für die Bücher; aber auf Schritt und Tritt verrät er, welch dämonische Gefahr sich für den ungereiften und ungeschulten Geist in den Büchern birgt. Er hat gelesen — ziellos, wahllos, Dichtung, Weltanschauungsschriften, populär-naturwissenschaftliche Sachen, wie sie eben die sozialdemokratische Kolportage unters Volk wirft; und nun nimmt dieser arme Mensch, der sich so gerne als den starken Mann aufspielt, all die Hypothesen und Albernheiten und Trugschlüsse des modernen Atheismus für Wahrheit, all dies Gift Heinescher Satire für echte Poesie, und daran muß das bißchen religiösen Gefühls — von tieferem Eindringen in den Geist des Christentums kann bei ihm überhaupt keine Rede sein — kläglich zerschellen. Und dann ist der Atheist fertig, der Mensch, der sich mit Grausen der blinden Naturgewalt gegenübergestellt sieht und in sich kein Trostmittel hat, kein Gefühl als die stumpfe Verzweiflung, da die Krankheit ihn beschleicht und droht, seine Kinder des Ernährers zu berauben. Da ist auch der Revolutionär fertig, der nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht der Empörung gegen die gegenwärtige Gesellschaftsordnung hat, der er sein Dasein und dessen Elend verdankt. An einer einzigen Stelle wird der Mann in widerlicher Weise großschnauzig, das ist da, wo er von dem Zimmermann von Nazareth spricht. Kennte er nur das Programm dieses Zimmermanns von Nazareth, dann würde er zur Einsicht gelangen, daß darin eine Lösung der sozialen Frage enthalten ist, welche alle modern-sozialistischen Programme unendlich überragt. Dann würde ihm vielleicht ein Licht darüber aufgehen, daß nicht Atheismus und Phrasentum, nicht Naturwissenschaft und Poesie dem Menschen die Kraft der Liebe und den Heroismus des Leidens vermitteln, sondern einzig der solide Gottesglaube und das Christentum. Dann würde er vielleicht auch erkennen, daß all die guten, edlen Ansätze, die in ihm selbst vorhanden sind, all sein Sittlichkeits-, Pflicht- und Rechtsbewußtsein nur Rückstände des Christentums sind, und dann würde er vielleicht ein anderes Ideal erfassen lernen: Erziehung des Arbeiterstandes zum lebendigen Christentum; und nicht bloß des Arbeiterstandes, sondern auch des Arbeitgeberstandes, auch aller Schichten des Bürgerstandes, und dann würde ihm vielleicht die Idee des christlichen Staates und der christlichen Gesellschaft in den Gesichtskreis kommen. So aber ächzt er unter dem Drucke einer Weltanschauung, die allem Guten, das sie auf dem Gebiete gewerkschaftlicher Organisation, auf dem Gebiete der Erziehung des Arbeiterstandes, der Bildung dieses Standes rc. erstrebt, den Stempel des tollen Jagens nach dem Nichts, nach dem Ziel- und Uferlosen aufdrückt und es dadurch mit dem Fluche der Vergeblichkeit belastet.

Fiasko der Ehereform in Oesterreich.

Von

Andreas Freiherrn von Di Pauli.

Die in neuerer und neuester Zeit erfolgten Angriffe gegen das österreichische Eherecht haben nun eine glänzende Abwehr gefunden. Das Generalsekretariat des katholischen Zentralkomitees für Oesterreich hat kürzlich das Ergebnis der katholischen Protestpetition gegen die Eherechtsreform veröffentlicht. Die Zahl der Einzelunterschriften der ungefähr 8000 Proteste beträgt 4'426,099. Durch diesen großartigen Erfolg dürfte wohl einstweilen die Frage der Eherechtsreform als erledigt gelten. Einstweilen! Denn es muß angenommen werden, daß trotzdem die Reformer nach wie vor auf ihren Forderungen beharren — und nunmehr eine Aenderung in der Wahl der Mittel zur Verwirklichung ihrer Ziele herbeiführen werden. Zwar hat man das Mißlingen der Eherechtsreform-Aktion voraussehen können. Wer einigermaßen die Entwicklung derselben verfolgt hat, dem muß es sofort aufgefallen sein, daß diese Aktion, die in erster Linie doch ein juridisches Interesse hatte, derart in schiefe und falsche Bahnen durch eine maßlose Agitation gelenkt wurde, daß eine ruhige und sachliche Diskussion von vornherein ausgeschlossen war. Man lese doch nur die Protokolle der Enquete betreffend die Reform des österreichischen Eherechts! Die genannte Enquete fand auf Veranlassung der kulturpolitischen Gesellschaft vom 27. Januar bis 24. Februar 1905 statt und bezweckte eine kritische Behandlung des Eherechtes von den verschiedensten Standpunkten aus. Ich muß jedoch gestehen, daß mir selten eine größere Beschränktheit des Denkens begegnet ist, als sie sich in den Protokollen der Enquete zeigt. Ruhige, objektive Behandlung des fraglichen Themas ist überhaupt kaum zu finden. In den Vordergrund ist das persönliche Interesse getreten, das jeder einzelne an einer Reform des Eherechtes haben mag. Die betreffenden Reformvorschläge strotzen von juridischen Ungeheuerlichkeiten und den meisten Rednern der Enquete ist die Abolierung des § 111 a BGB., der die Unlösbarkeit der katholisch geschlossenen Ehe zum Ausdruck bringt, zu einer fixen Idee geworden, deren Verwirklichung mit krankhaften Gedankenkonvulsionen angestrebt wird. Der Rufer im Streite um den § 111 ist Fritz Riederer, der bildlich gesprochen die niedliche Aufgabe verfolgt, mit Kanonen nach Spatzen zu schießen.

Der genannte Fritz Riederer läßt auch eine Zeitschrift erscheinen, „Die Eherechtsreform", das Organ für die Interessen der katholisch Geschiedenen in Oesterreich. Die Aufschriften der einzelnen Artikel sind höchst bezeichnend für die geistige Höhe der Zeitschrift: so ist ein Aufsatz überschrieben „Religion und Pfaffentum", ein anderer: „Aus dem römischen Gnadenfüllhorn", ein dritter: „Ein Wort an den Gefangenen im Vatikan". Eine kleine Stichprobe aus dem letzten: „... In dem letzten Dezennium sind nicht weniger als sechs katholisch geschlossene Ehen von Aristokraten durch die Hand des „Unfehlbaren" gelöst worden. Das letzte Geschäft machte Herr Sarto mit dem millionenreichen Prinzen von Schönburg-Waldenburg. . . ." Obmann Riederer empfahl der Versammlung, an Herrn Sarto in Rom nachfolgende Entschließung gelangen zu lassen: . . . „Die Ehe Sr. Durchlaucht des Prinzen Friedrich von Schönburg-Waldenburg wurde kürzlich von Eurer Heiligkeit für ungültig erklärt, weil diese bereits im Jahre 1897 geschlossene Ehe nach der Angabe von sieben ärztlichen Autoritäten niemals vollzogen worden sein soll. Der „Verein katholisch geschiedener Eheleute" spricht die bestimmte Erwartung aus, daß Seiner Durchlaucht dem Herrn Prinzen Friedrich von Schönburg-Waldenburg die Eingehung einer zweiten Ehe von Eurer Heiligkeit nicht gestattet werde, denn der Prinz hat durch den Nichtvollzug seiner ersten Ehe dargetan, daß ihm die Ehefähigkeit vollständig mangelt, und daß er nicht geeignet ist, neuerdings das heilige Sakrament der Ehe zu empfangen."

Herr Fritz Riederer hat nun auch den verdienten Lohn für seine emsige Tätigkeit bezüglich der Eherechtsreform erhalten. Wie er in einem Zirkular an die Abonnenten der „Eherechtsreform" bekannt gibt, ist das Erscheinen der „Eherechtsreform" bis auf weiteres eingestellt worden, indem er über eine Klage des fürsterzbischöflichen Ordinariates in Wien zu 200 Kronen Geldstrafe verurteilt wurde, „da sich diese gnadentriefende Kirchenbehörde durch einen in der ‚Eherechtsreform' erschienenen Artikel beleidigt fühlte". Die betreffende Summe zu zahlen, war jedoch Riederer nicht imstande und deshalb beschloß die Staatsanwaltschaft, die Herausgabe der Zeitschrift für solange einzustellen, bis die Zahlung ausgewiesen wird. Mit diesem Knalleffekt dürfte die österreichische Eherechtsreformbewegung wohl vorläufig ihren Abschluß gefunden haben.

Staatliche Versicherung der Privatbeamten.

Von

Alfons Ennesch, Hütteningenieur, Aachen.

Am 8. Juni d. J. hat das österreichische Herrenhaus eine Regierungsvorlage in dritter Lesung angenommen, betr. „Die Pensionsversicherung der in privaten Diensten und einiger in öffentlichen Diensten Angestellten", nachdem genau 4 Monate früher, am 8. Februar, das Abgeordnetenhaus seinerseits die Vorlage einstimmig angenommen hatte. Von dem Nebenumstande abgesehen, daß einige von seiten des Herrenhauses an dem Gesetze vorgenommene Aenderungen gegenüber der Fassung, die es im Abgeordnetenhause gefunden, eine Rückverweisung an letzteres bedingen, dürfte nunmehr ein gesetzgeberisches Werk im Nachbarstaate zum Abschluß gebracht sein, dessen Werdegänge seit annähernd zwei Dezennien die beteiligten Kreise in Spannung halten. Eine Berücksichtigung dieser Werdegänge ist im Rahmen vorliegender Abhandlung nicht beabsichtigt, weil zu weitführend und weil eine solche nur im Rahmen einer Spezialabhandlung gebührend zur Geltung gelangen könnte. Unsere Prämisse soll lediglich im flüchtigen Lapidarstil den Hintergrund andeuten, an welchen sich eine gleichlaufende geistige Strömung anlehnt, die gerade im Laufe der beiden letzten Jahre im Deutschen Reiche machtvoll zur Geltung gelangt ist.

Es war am 21. Mai 1901 als die k. k. österreichische Regierung, dem Parlamente den bereits erwähnten Gesetzentwurf in offizieller Form unterbreitete. Zunächst nahm die deutsche Presse — die sozial angehauchten Organe nicht ausgeschlossen — von diesem Vorgehen der österreichischen Regierung, das immerhin als ein kühnes sozialpolitisches Experiment zu bewerten war, wenig oder gar keine Notiz. Erst als die „Kölnische Volkszeitung" einige Monate später dem Gegenstand die gebührende Beachtung zuwandte, ging allmählich ein Säuseln durch den deutschen Blätterwald. Allen anderen Organen voran, war es die rheinisch-westfälische Zentrumspresse, welche sich in einer unzweideutigen Weise zum Anwalte der Erwerbsgruppen aufwarf, auf welche das Vorgehen der Nachbarregierung eine Rückwirkung hervorrufen mußte. Die Spalten dieser Organe, die bis dahin unter ihrer Rubrik „Soziales und Volkswirtschaftliches" lediglich die Kreise der Arbeiter, Handwerker, Detaillisten, Landwirte eingerangiert hatten, begannen nun auch in regelmäßigen Abständen die Berufsgruppe der „Privatbeamten" zu berücksichtigen. Die Oeffentlichkeit konnte somit erfahren, daß dieser neue Stand im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einem äußerst wichtigen Organismus in der Struktur unseres Gesellschaftskörpers ausgewachsen war. Die Politiker ihrerseits begannen einzusehen, das Berufsstände mit einer Angehörigenzahl von annähernd zwei Millionen, nicht über die Achsel anzusehen seien, und daß im Zeichen eines allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes der Einfluß einer solchen geschlossenen Gruppe ein gewichtiges Moment im öffentlichen Leben abgeben müßte. Dieser Erkenntnis hat sich denn auch im Laufe der letzten Jahre keine unserer politischen Parteien entzogen. Die aktenmäßigen Belege liegen vor, daß man es auf dieser Seite keineswegs bei der Erkenntnis bewenden gelassen hat, sondern daß man im Gegenteil bestrebt war, aus der gegebenen Situation ohne Zeitverlust die praktische Nutzanwendung abzuleiten. Selbst solche politische Richtungen, bei denen das Manchestertum bis dahin zum eisernen Bestande des Parteiprogrammes gehört hatte, begannen einzusehen, daß es endlich an der Zeit sei, die nötige Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse herauszukehren, wenn anders sie nicht den Einfluß auf weite Kreise ihrer politischen Gesinnungsgenossen als Einbuße verzeichnen mochten. So fanden die Wünsche der Privatbeamten, die sich vorerst in schüchterner Weise in die Oeffentlichkeit wagten, Fürsprecher in allen Lagern und diese Wahrnehmungen ermutigte zu kühnen Verstößen, denen weitere Erfolge nicht versagt blieben. Die ersten Stimmen, die im Rheinland und Westfalen laut geworden, weckten bald ein Echo in den verschiedenen Teilen des Reiches. Die Parole „Pensions- und Hinterbliebenen-Versicherung der Privatbeamten", wirkte in ungeahnter Werbekraft; von Memel bis Trier, von der Wasserkante bis zum Bodensee ging eine Bewegung durch die Reihen der geistigen Arbeiter. — Und die geistigen Arbeiter hatten sich noch vor einem Dezennium mit allem Nachdrucke dagegen gewehrt, von dem Staate unter die schützenden Fittiche genommen zu werden, als die Reichsregierung

die Invaliditäts- und Altersgesetzgebung ins Leben rief, deren Fürsorge auch dem geistigen Arbeiter in weitestem Maße zugebilligt werden sollte! — Tempora mutantur!

Auch die geistigen Arbeiter hatten es mittlerweile verstanden, die Zeichen der Zeit zu deuten, auch an ihren Kreisen war die Entwickelung der letzten Hälfte des vergangenen Säkulum nicht spurlos vorübergegangen. Hatten sie im Jahre 1890 den Anschluß verpaßt, indem sie es nicht verstanden hatten, sich bei der neuen Gesetzgebung die nötige Berücksichtigung in der ihren Wünschen entsprechenden Form zu verschaffen, — „weil sie nicht mit den Arbeitern in einen Topf geworfen sein wollten", — so sollte nun, da sich der neue Anknüpfungspunkt bot, das Versäumte mit allen zu Gebote stehenden, ehrlichen Mitteln nachgeholt werden. Das konnte nunmehr mit um so besseren Aussichten unternommen werden, als es sich nicht mehr um eine „Alters- und Invalidenversicherung" handelte, sondern um eine staatliche „Pensionsversicherung". — Ein dialektischer Kunstgriff ermöglichte es, die diesbezüglichen Anschauungen in grundlegender Weise zu beeinflussen.

Die Arbeit zur Erreichung des Zieles wurde nunmehr ohne Aufschub aufgenommen. Und zwar geschah dies in einer solch zielbewußten Weise, mit einer solchen Hingebung und Begeisterung, daß diese Arbeit unbedingt einen moralischen und materiellen Erfolg in sich tragen mußte. Aus den Reihen der Interessenten selbst gingen mutiger und aufopferungsfreudiger Apostel eine ganze Reihe hervor. Mit der nötigen Demosthenesgabe begabt, eingeführt in die Entwicklungsgänge der modernen Volkswirtschaft und Sozialpolitik, konnte die Aufklärungsarbeit solcher Fürsprecher, die die Krankheiten ihrer Berufsstände am eigenen Körper studiert hatten, nicht ohne weittragenden Einfluß auf die Oeffentlichkeit und die maßgebenden Faktoren bleiben. Der deutsche Reichstag war es, der von seiten dieser maßgebenden Faktoren zuerst die Initiative ergriff. Konservative, Nationalliberale und Zentrum bekundeten ihr praktisches Entgegenkommen durch die Einbringung, von Initiativanträgen, deren Inhalt auf eine grundsätzliche und praktische Anerkennung der aufgestellten Forderung — reichsgesetzliche Regelung der Versorgungsfrage in Anwendung auf die geistigen Arbeiter in privaten Diensten — hinausläuft. Auch die anderen Fraktionen haben sich im Laufe der beiden letzten Jahre keine Gelegenheit entgehen lassen, um sowohl innerhalb als außerhalb des Parlamentes ihre Solidarität mit den eingeleiteten Bestrebungen zum Ausdrucke zu bringen.

Diese ersten greifbaren Erfolge mußten den Privatbeamten in der Ueberzeugung bestärken, daß sie mit ihren Bestrebungen auf dem guten Wege seien und daß es angebracht erscheine, in diesen Bahnen weiter zu steuern, beziehungsweise dem bisherigen taktischen Vorgehen treu zu bleiben, hingegen die geschaffenen Positionen zu festigen und neue zu errichten. Die Interessenten hatten von Beginn der Agitation an mit richtigem Scharfblicke erkannt, daß ein erstes Erfordernis für eine gedeihliche Weiterentwickelung und eine zielbewußte Förderung der Bestrebungen darin zu erblicken sei, daß eine Zentralisierung sämtlicher vorhandenen Kräfte zur Tat würde. Jede Zersplitterung müßte angesichts der Gemeinsamkeit des Zieles vermieden, die Absorption toter Kraft auf ein Minimum reduziert werden. Eine einheitliche Leitung mußte geschaffen werden, damit einer Zersplitterung der Kräfte vorgebeugt war, und ein einheitliches Arbeiten verbürgt erscheinen konnte. Bereits am 31. März 1903 hatte man diese Gesichtspunkte in die Praxis umgesetzt, indem eine in Berlin tagende Vertreterversammlung einen Hauptausschuß bis zur Erreichung des endgültigen Zieles als die oberste Instanz anerkannte. Damit war eine weitere Garantie, für eine fruchtbare Entwickelung der eingeleiteten Bestrebungen gegeben, indem die Privatbeamtenschaft nunmehr, der Oeffentlichkeit und den maßgebenden Faktoren gegenüber, als ein unter einheitlicher Leitung stehender, geschlossener Bock zur Geltung gelangte. Ein neues Gebilde ragte in unser öffentliches Leben hinein, das eigentlich erst über Nacht herangereift war, nicht zum geringen Erstaunen weitester Kreise.

Die materiellen Erfolge aufzuzählen, auf welche diese Bewegung heute bereits mit gerechter Befriedigung zurückblickt, würde den Rahmen dieser Arbeit allzusehr ausweiten. Unumstößliche Tatsache ist es, daß sie es verstanden hat, sich in dem allerkürzesten Zeitraume die ungeteilten Sympathien der breitesten Oeffentlichkeit zu sichern, die einflußreichsten Organe der Tagespresse in ihren Dienst zu stellen, die sämtlichen Parteien des Reichstages in maßgebender Weise zu beeinflussen und die vollste Beachtung der Regierung zu finden. „Möge es gemeinsamer Arbeit gelingen, ihre wirtschaftliche Zukunft zu sichern", drahtete in den letzten Tagen der verantwortliche Leiter unser staatlichen Sozialpolitik an eine Versammlung von Privatbeamten, welche in Leipzig in einer Stärke von 3000 Köpfen tagte, um von neuem die Forderung des gesetzlichen Eingriffes für eine Regelung der Versorgungsfrage mit allem Nachdrucke zu betonen.

Diese Auffassung der Lage, durch deren Betonung wir uns kaum der Gefahr eines ernstlichen Widerspruches aussetzen dürften, charakterisiert in einer genügenden Weise den derzeitigen Stand der Dinge, wie dieser derartige Stand der ferneren Entwickelung wieder die günstigsten Aussichten eröffnet. Die Oeffentlichkeit hat das Prinzip der aufgestellten Forderung sanktioniert, das Parlament hat diese Sanktion gutgeheißen, und sich zum Anwalt der Forderung aufgeworfen. Sache der Reichsregierung ist es nunmehr, die von dem Grafen Posadowsky betonte „gemeinsame" Arbeit aufzunehmen, um die Forderung aus der theoretischen Sphäre heraus in die des praktischen Versuches überzuleiten. Hier beginnt die Serie der Klippen und Untiefen, die zu umschiffen sind, wenn das Schiff der Bewegung in absehbarer Zeit in den sicheren Hafen des Reichsgesetzblattes einlaufen soll. Wertvolle Vorarbeiten sind geleistet, auf deren Grundlage ein Weiterbau ohne Zeitverlust erfolgen kann. Eine reichhaltige Literatur ist im Entstehen begriffen, eine Reihe brauchbarer publizistischer Erzeugnisse liegt vor. Die Geistesarbeit hat in dankbarer Weise eingesetzt. Die „gemeinsame" Arbeit kann ohne weiteren Aufschub in Angriff genommen werden, ist auch in gewissem Sinne bereits in Angriff genommen. Sie wird um so sicherer und so eher zum Ziele führen, als sie „Arbeit" bleibt, Arbeit, die wie es bisher der Fall war, um ihrer selbst willen verrichtet wurde, ohne daß man es für nötig befunden hätte, sie zuvor auf den politischen Karren zu laden. Die Privatbeamten haben es bis zur Stunde konsequenterweise abgelehnt, sich bei ihren Bemühungen um die Regelung dieser Frage vor ein politisches Parteijoch schirren zu lassen, und die Folge dieser vernünftigen Auffassung der Lage war zunächst die, daß sämtliche bürgerliche Parteien es sich angelegen sein ließen, den Pensionswagen gemeinsam weiterzuschieben. Der fernere Erfolg der eingeleiteten Aktion wird darum auch an erster Stelle davon abhängen, ob man das Ziel auch in der Zukunft lediglich unter dem Gesichtspunkte einer wirtschaftlichen und versicherungstechnischen Frage verfolgen will, unter Beiseitelassung jedweden politischen Momentes, um auf diese Weise der Bundesgenossenschaft sämtlicher bürgerlichen Parteien sicher zu gehen.

An einen — für viele.

Edlen Herzens hohes Streben
Frei auf deiner Stirn' sich malt,
Und aus deinen klaren Augen
Reiner Seele Glanz erstrahlt.

Deine Jugend, edler Jüngling,
Haben Genien gepflegt
Und die Musen süßen Wohllaut
Auf die Lippen dir gelegt.

Aber sag', welch' düst'res Ahnen
Deine Brust so bang durchzieht,
Sag', warum die schweren Töne,
Tiefen Harmes klagend Lied?

Warum rauscht durch deine Seele
Chopins totenbanger Klang,
Singst im jungen Lenzesleben
Deiner Hoffnung Grabgesang?

Scheuch' hinweg die dunklen Träume,
Nebel, der umflort den Blick,
Sing' von Glauben, Hoffen, Lieben,
Jugendfrohem Herzensglück!

Bonn. Karl Jünger.

Eine Totengruppe.

Skizze von Euzen Mack.

Salem war einst hochberühmte Reichsabtei des Zisterzienserordens, heute gehören die monumentalen Gebäude zum badischen Krongut. Die Kirche, ein Gotteshaus von schweigender Majestät und Größe, dient noch ihrem Einen großen Zweck. In harmonischem Zusammenklang läuteten die Glocken über das stille Tal hin. Viele Gläubige wallten zum Münster. Es war am 9. September, am Geburtsfest des greisen Großherzogs Friedrich.

Welch überwältigenden Eindruck macht das Münster zu Salem mit seiner großen Einfachheit und wieder mit seiner herrlichen Pracht! Die tiefsten und erhabensten Ideen pochen ans Herz und erwachen in ihm. Hier lernt man beten. Und heute, wo die Orgel das „Großer Gott, wir loben Dich“ jauchzt! Wie bei Osterjubel schwingt sich die Seele auf in freudigem Frohlocken. Doch wenn die Orgel klagt, betet das innige Gebet für die Toten! Da trauert dein Herz und du erschauderst in todesbanger Stimmung vor dem Gott über Leben und Tod. Ja sie betet das innige Gebet für die Toten. — — Sie klagt voll Trauer, Schmerz, Wehmut. Doch das ganze Todesbangen im düstersten Kontrast zum Leben predigen nicht die Orgel, nicht die Glocken, — nein, die Totengruppe im Münster.

Kalter Stein, Marmor und Alabaster, aber Künstlerhand hat ihn gemeißelt, daß er in lebendigster Ideenfülle mit allgewaltiger Wucht den Tod des Lebens zeigt.

In der modernen Plastik hat George Frederik Watts Monument „Die Zukunft“ Aufsehen erregt. Ein kühner Renner stürmt einen Felsen hinan. Die Hinterhufe des Rosses ritzen sich in den Felsgrund ein, der linke Vorderfuß hebt aus zum Sprung. Der Reiter beugt sich zurück, hält die Rechte vor das Auge, auf das sprühendes Sonnenlicht niederblitzt. Wie weit ist's auf die Zukunftshöhe, auf den Gipfel des Glücks? — — Das ist die lebendigste Jagd nach dem Sonnenschloß der Zukunft. Die tatenschwere Gegenwart eilt dem Reich entgegen, wo die Taten noch Pläne, Träume, Phantasie sind, bis sich Hoffnung und Erfüllung verschwistern zur Großtat, welche der titanenhafte Renner mit Riesenenergie vollführt.

Anders die Totengruppe zu Salem. Auch Blicke in die Zukunft, sie sind ruhiger, — ernst, die Wirkung ist stärker.

Links der Papst mit der Tiara — der Papst im Totenmantel; hinter ihm der Bettler — im Totenmantel. Der Tod reicht dem höchsten Würdenträger und dem mit Sorge und Armut Ueberbürdeten gleiches Kleid.

Eine schwarze Totentafel, die Statistik des Chronisten Tod: 1165 Frovinus, ... noch 39 Namen folgen. Der Bettler hält den von oben niederfallenden Vorhang zurück und stellt die stumme Frage: Wann kommt der nächste? Wann kommt, nicht: wer ist? Auf die letzte Frage war die Antwort gegeben. Auf einem Purpursessel saß bei Feierlichkeiten der lebende Abt immer der Totentafel gegenüber. Wenn er aufblickte und in die ferne Zukunft schaute? Ein Tag kommt, der Tod schreibt eine Zahl und den Namen des Abtes daneben. Das war ein Blick in die Zukunft, ernst genug, im Abt titanenhafte Ehrgier und Ueberhebung über die Klosterinsassen niederzuhalten. Dieser Eine Blick fügte zu jedem Plan des Abtes das memento mori. Diese Tafel war das Golgatha eines vermessenen „Ich will“ und sagte: „wenn du darfst“.

Ueber der Totentafel schweben zwei Engel. Einer macht Seifenblasen — Nichtigkeit des Irdischen, der andere posaunt zum Endgericht. Wieder Blicke in die Zukunft? Nein, in die ewige Gegenwart, ins endlose Sein. Da schreibst du nicht mehr „auf die erste Flagge Erinnerung, auf die andere Hoffnung“.

Rechts von der Totentafel steht Elias im wallenden Prophetenmantel, daneben liegen zwei Totenschädel, der eines Greises, der eines Kindes. Auch Elias, der Greis, muß den Prophetenmantel gegen den Totenmantel eintauschen.

Aus dem mächtigen Sarkophag unter der ganzen Gruppe reden noch einmal die Todesgedanken.

Die Totengruppe wirkt lange nach. — Am Morgen vor ihr, am Abend vor den rauschenden Wassern des Bodensees, im Hintergrund der nahende Herbst, in der Ferne Alpenhöhen — und immer wieder das düstere Bild: die Totengruppe zu Salem.

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

IV.

Von Dichtern und Studenten.

Vor ein paar Jahren machte ich bei einem Herrn aus Heidelberg den Cicerone und schleppte ihn kreuz und quer durch die Stadt, damit er nachher recht erzählen könne, was es doch Schönes und Interessantes in Kopenhagen zu sehen gebe.

Natürlich sprachen wir auch von Johannes Jörgensen, dem berühmten Konvertiten und Schriftsteller, der jetzt auch in Deutschland immer weitere Kreise zu interessieren beginnt und schon mit etlichen Büchern in unsere Sprache übersetzt ist.

Der Fremde äußerte den Wunsch, den großen Mann einmal zu sehen. Ich versprach ihm diesen Genuß.

Zunächst aber gingen wir in einen Laden, um Einkäufe zu machen. Da war eine bunte Auswahl von Albums, Photographien, Ansichtskarten ꝛc. Ob wir nicht auch ein Porträt von Jörgensen haben könnten? Man bedauerte, man hatte keines.

Vielleicht hat der Dichter inzwischen auch diesen vorletzten Schritt zur Unsterblichkeit getan. Den vorletzten. Denn der letzte ist die Marmortafel und das Denkmal.

Das beste Denkmal hat er sich übrigens schon gesetzt in seinen Werken. Die werden noch fortleben, wenn schon manches naturalistische Effektstückchen und manche Photographie von Kopenhagener Tagesgrößen aus den Läden verschwunden.

Ja, ja, die armen Naturalisten. Sie hatten sich so viele Hoffnung gemacht mit Jörgensen, und da ist er ihnen eines Tages katholisch geworden. Das ist auch reineweg „at blive katholik“. Und was das schlimmste ist, seitdem Jörgensen „inferior“ geworden, seitdem die Jesuiten mit ihm Freundschaft geschlossen und die Franziskaner ihm selbst beinahe die Kutte angelegt, da ist er noch viel bedeutender als Denker und Künstler geworden denn in seinen Erstlingswerken, die er selbst nie mehr in den Verzeichnissen seiner Schriften anführt. Nochmal reinweg „at blive katholik“!

Er hat in den zehn Jahren seit seiner Konversion viel geschrieben, manche Probe seines genialen Könnens abgelegt, und es sind nicht etwa bloß die Katholiken, die ihn lesen. Freilich er hat gewissen Herren etwas unsanft seine Meinung gesagt, er hat sich in „Livslögn og Livssandhed“ („Lebenslüge und Lebenswahrheit“) von seinen Verirrungen energisch losgerissen, er hat den „Feinden der Hölle“ („Helvedfjender“) grelle Scheinwerfer angezündet über modernen Unglauben und moderne Sittenlosigkeit, er hat über dem Gewirr des Menschenlebens die schrecklichen Mahnungen des jüngsten Tages („Den yderste Dag“) erschallen lassen; und dann, wieviel hat er nicht geschwärmt in römischer Mosaik („Romersk Mosaik“) und römischen Heiligengestalten („Romerske Helgenbilleder“) und Schreckensbildern von Weltflucht und Aszese („Den hellige Ild“, „Das heilige Feuer“, „Beuron“, „Rejsebogen“, „Das Reisebuch“), während er für die modernen Schwächen moderner Eheleute so wenig Verständnis zeigte („Eva“)! Aber immerhin, ein Stilist, ein Meister der Sprache ist er wie wenige (vgl. „Digte“ und „Lyrik. Udvalgte Ungdomsdigte“) und sämtliche Prosaschriften. Und er hat auch etwas zu sagen, er hat Gedanken, mag er nun in einem kurzen packend komponierten Roman (wie die eben erwähnte „Eva“), einer kurzen Novelle, (z. B. der zweiten in „Graes“), oder einem größeren psychologischen Gemälde (z. B. in „Vor Frue i Danmark“) seine Welt- und Lebensanschauung niederlegen oder in einem historischen Bildnis die Ideale des Christentums realisiert vor seine skeptischen Mitbürger hinstellen (wie er es mit dem Apostel der Aussätzigen auf Molokai getan in „En Apostel“), mag er seine eigenen Reiseerlebnisse schildern (wie zuletzt in „Rejsebilleder fra Nord og Syd“) oder in feingeschauten Bildern seine Beobachtungen aus Natur und Menschenleben mit den herrlichsten Ideen durchstrahlen („Lignelser“, „Parabeln“).

Deshalb lesen ihn auch Protestanten und selbst Freigeister gern. Seltsam genug, zu seinen „Fioretti“, diesen italienischen Franziskanergeschichten, hat kein geringerer als Björnstjerne Björnson ihm das Vorwort geschrieben, und der geistreiche Valdemar Vedel schrieb dem Buche eine lange, lobsingende Besprechung und konnte gar nicht genug empfehlen, aus diesem Werk von den Jüngern des Heiligen von Assissi innige Nächstenliebe zu lernen, um dann — das war das allerdings komische Finale — zu sehen, wie man auch ohne das ganze, konsequente Christentum diese herrlichen Vorzüge sich aneignen könne. „Die Früchte ohne den Baum!“ wie mir einer meiner Freunde erklärte, als er den Artikel gelesen.

Natürlich fehlt es Jörgensen auch an Gegnern nicht. Als vor einiger Zeit die Kopenhagener Studenten ihre jährliche große Festlichkeit hielten, war unser Dichter eingeladen, dabei die Rede zu halten, die größte Auszeichnung, die sie jemand zuteil werden lassen. Selbstverständlich gab es einige Schreihälse, welche das nicht zugeben wollten und in Wort und Schrift (d. h. in Wort und Zeitung) gegen den „Apostaten", der Brandes und Jacobsen gelästert, ihre polemische Befähigung erprobten. Aber die unerfahrenen Jünglinge wurden von der vernünftigeren Majorität mit erdrückendem Uebergewicht zur Ruhe gebracht, und Jörgensen, der unter sotanen Verhältnissen abgelehnt, einigermaßen gezwungen, die ehrenvolle Einladung anzunehmen. So hat er denn unter donnerndem Applaus vor dem Banner der Studenten seine von Poesie überströmende Rede vom Suchen nach Wahrheit gehalten. — —

Meinen Heidelberger Schutzbefohlenen habe ich glücklich, nachdem wir Kopenhagen studiert, nach Charlottenbund gebracht (20 Minuten per Bahn) und dann zu der kleinen, bescheidenen Villa „Refugium", die der Dichter damals bewohnte.

Er empfing uns sehr liebenswürdig, freute sich über den Gast, den ich ihm zuführte, und plauderte zur Feier des Tages deutsch, mit großer Geläufigkeit. Mein Begleiter aber nahm statt des Porträts, das er nicht hatte erhalten können, in seinem Geiste eine dauerhafte Photographie des berühmten Mannes auf.

Jörgensen ist eine große, schlanke Erscheinung, mit länglichem Gesicht, ernsten und doch freundlichen Augen. Das ziemlich kurz gehaltene Haar, der gleichfalls kurze Bart und auf der Nase das Pincenez, dürften gleichfalls als charakterisierende Züge jedem leicht in der Erinnerung bleiben, der ihn kennen gelernt.

Natürlich kam das Gespräch auch auf Italien, das gelobte Land in den Augen des Dichters. Was hat er uns nicht schon alles von Italien erzählt in seinen Büchern, welch farbensatte Gemälde nicht von seiner Schönheit und seinen Bewohnern entrollt!

Daß es übrigens auch viel Trauriges in Italien gibt, zeigte er uns bei diesem Besuche ebenfalls, indem er uns ein Witzblatt hinhielt, das ihm dort in die Hände geraten. Nun, es gibt ja überall Gemeinheit.

Jörgensen selbst ist von Spott nicht verschont geblieben. Als er einst einen dänischen Bruder in Apoll wegen seiner Ungehörigkeiten vorgenommen, war bald in einer Kopenhagener Zeitung sein „Bild" zu sehen. Johannes Jörgensen mit Kneifer und Zigarre, aber sonst in dem berühmten Kleid von Kamelhaaren, das sein Namenspatron getragen und neben ihm der „Pharisäer", dem er die Wahrheit gesagt: darunter die obligate Inschrift, ein gut Teil beißender als notwendig.

So etwas wird Jörgensen natürlich niemals „bekehren". Er wird noch manchen schönen Artikel und manches schöne Buch schreiben und nicht wie Professor Rubek in Ibsens letztem Drama sagen: „Det er ikke möjen vaerd at gaa der og slide sig ud for mobben og massen — og for hele verden!" „Es ist nicht der Mühe wert, da zu gehen und sich abzurackern für den Mob und die Menge und die ganze Welt!"

Daß bei den dänischen Studenten noch etwas zu erreichen — und für solche bietet auch Jörgensen manches Lehrreiche; für Kinder und in usum Delphini dagegen hat er nicht immer geschrieben — das sieht man auch so recht daraus, daß bisweilen katholische Geistliche eingeladen werden, um in ihren Vereinen zu reden. So hat der Jesuitenpater Amand Breitung, ein Mann der gründlichsten theologischen und naturwissenschaftlichen Bildung, bei Professoren wie Studenten durch seine gediegene Beweisführung und seinen gründlichen positiven Gehalt große Anerkennung gefunden.

Solche Belehrung ist gerade gegenwärtig um so nötiger, wo ein ganz junger Mensch, der über ein größeres Quantum von Keckheit als von Philosophie und sonstigen Wissenschaften zu verfügen scheint, den in Deutschland allerseits von der Wissenschaft begrabenen Darwinismus wieder auszugraben und aus seinen verrotteten, fossilen Gebeinen den armen Dänen eine „wissenschaftliche" Kraftsuppe zu bereiten sucht. — An die Vorträge schließt sich immer eine öffentliche Diskussion, die sich unter Umständen tief in die Nacht hineinzieht. Man kann sich freuen, wenn in diesen Vereinen wirklich solid gebildete Männer — denn nur solche sind da am Platze — Zutritt und Gelegenheit zum Reden und zum Antworten haben, um die Feinde der Jugend, die Feinde des Christentums, die Feinde des Glaubens siegreich zu widerlegen und in die Schranken zu weisen.

Mehr als ein Student hat auch schon den Weg zur vollen Wahrheit gefunden. Erwähnt sei nur noch — um wieder mit einem Dichter zu schließen — der junge Schriftsteller R. Jahn-Nielsen, der hoffentlich auch mit seinen trefflichen Talenten noch viel des Guten und Schönen leisten wird.

Am Grabe Dantes.

Du schlummerst sanft im Schoß der Mutter Erde,
Du unvergleichlich hoher, edler Geist,
Ob fremde auch, sie leicht sich dir erweist,
Daß dem Verbannten endlich Friede werde.

Ausruhend nun von jeglicher Beschwerde
Dort, wo das Heer der Sterne selig kreist,
Der Engel Chor den Dreimaleinen preist,
Schaust du zurück mit lächelnder Gebärde.

Dich, der mit adlerkühnem Blick hienieden
Erspäht, was keinem Sterblichen beschieden,
Dem sich erschloß des Jenseits dunkles Tor,

All der Verdammten Qual, der Armen Peinen,
Die fern von Gott im Rein'gungsorte weinen,
Dich führt' die Lieb' zum ew'gen Licht empor.

A. Jüngst.

Professor Hermann Kipper.

Den Lesern der „Rundschau" ist der Name Hermann Kipper ein wohlbekannter. Seine Berichte über das Theater- und Musikleben Kölns zeugen von einer starken, noch jugendfrischen Begeisterung für alles künstlerisch Echte, von einem tiefen, auf große Erfahrung und vielseitigstes Wissen gestütztem Verständnis, aber auch von einem feinen, nie verletzendem Humor. Diese Eigenschaften eines echten Kritikers hat der nunmehr Achtzigjährige besonders während einer 30jährigen Tätigkeit in der „Kölnischen Volkszeitung" geübt und hierdurch auf das künstlerische Leben Kölns einen bedeutsamen Einfluß geübt.

Am 27. August 1826 wurde er als Sohn eines Gesangslehrers am Gymnasium in Koblenz geboren. Das musikalische Talent des Vaters zeigte sich bald auf den Knaben vererbt und schon in frühen Jahren konnte der junge Kipper, dessen Ausbildung K. Anschütz, der Direktor des Kgl. Musikinstituts, übernommen, mit großem Erfolg in Konzerten als Pianist vor die Oeffentlichkeit treten. Der frühe Tod seiner Eltern veranlaßte ihn 1843 nach Köln zu gehen, der Stadt, welcher er bis heute treu geblieben ist. Heinrich Dorn, der städtische Kapellmeister, setzte in die tondichterische Begabung seines Schülers große Hoffnungen, ebenso große aber auch in sein musikpädagogisches Talent, denn er übertrug dem Jüngling die künstlerische Ausbildung seines Sohnes und beschäftigte ihn an seiner Musikschule und seinem Klavierinstitute. Durch die Empfehlung Dorns, der später einer Berufung als Hofkapellmeister nach Berlin folgte, und derjenigen Franz Liszts wurde Kipper von dem Musikhaus Eck & Lefebre engagiert, wo er in Gemeinschaft mit dem Komponisten Jos. Joachim Raff die Prüfung der neuen Klaviere vorzunehmen hatte. In dieser Stellung kam er mit allen pianistischen Größen dieser Tage in anregende Verbindung. Auch der treffliche Komödiendichter Roderich Benedix, der damals Oberregisseur des Kölner Theaters war, trat ihm in väterlicher Freundschaft näher und förderte das Verständnis des jungen Musikers auf dem Gebiete des Bühnenwesens und der Literatur. Die Position in der Klavierfabrik war von nicht langer Dauer, da die Firma sich in diesen ungünstigen Zeiten nicht halten konnte. Der Plan, eine Musikhandlung zu eröffnen, scheiterte an Kippers geringen kaufmännischen Neigungen; so mußte er Klavierstunden geben, da seine Kompositionen ihm wohl Anerkennung, aber nur schmalen finanziellen Gewinn eintrugen. Im Winter 1851 gründete er mit gleichgesinnten, jungen Künstlern eine Gesellschaft „Humorrhoidaria", welche im gewissen Sinne das Theater ersetzen sollte, für das sich wegen jahrelangen, pekuniären Mißerfolgen kein Unternehmer gefunden hatte. Kipper war die leitende Persönlichkeit des Ganzen; seinen sprudelnden Humor wußte er für seine zahlreichen Singspiele und Operetten glänzend zu verwerten, in denen der Komponist und Dichter zugleich als Sänger und zuweilen als Ballettänzer auftrat. „Der Haifisch" betitelte sich seine erste, kleine Opernschöpfung, die nicht nur in Köln glänzenden Erfolg hatte, sondern auch im In- und Auslande eine große Zahl von Aufführungen erlebte. 1860 wurde Kipper Gesangslehrer am Apostelgymnasium und einige Jahre später auch noch am Marzellengymnasium, Stellungen, welche er vier Jahrzehnte mit größtem Erfolge inne hatte. Auch an Opern- und Konzertschulen wirkte und wirkt er mit großem Erfolge. Als Dirigent des Sängerbundes hat er einige Jahre sich aufs glücklichste betätigt. Seit 1872 versieht Kipper,

wie eingangs hervorgehoben, das aufreibende Kritikeramt. Es kann deshalb nur mit Bewunderung gesagt werden, daß ihm Spannkraft und Muße blieb zu vielen trefflichen komischen Operetten („Der Quacksalber“, „Inkognito“, „Kellner und Lord“ u. a.), die sich zahlreicher Aufführungen erfreuen durften. Der 80. Geburtstag des so reich begabten, trefflichen Mannes hat ihm außer der Verleihung des Professortitels zahllose Beweise dankbarer Anerkennung und herzlicher Sympathie gebracht. Möge ihm noch lange ein froher Lebensabend beschieden sein. L. G. Oberlaender.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinz-Regententheater. Als in dieser Woche die „Meistersinger“ zum vierten Male im heurigen Zyklus in unserem Festspielhause gespielt wurden, da war es just die Stunde, da sie draußen an den stillen Ufern des Starnbergersees einen Mann begruben, der bei jener erwartungsfrohen Eröffnungsfeier dieser Bühne vor fünf Jahren den Hans Sachs zum letzten Male gesungen hat, welcher zu seinen ergreifendsten musikdramatischen Gestaltungen an unserer Kgl. Bühne durch lange, glückliche Jahre gehört hatte: Eugen Gura.... Mit diesem Manne ist wieder einer der wenigen großen Künstler dahingegangen, denen wir unauslöschliche Erinnerungen verdanken, weil sie eben mehr besaßen als ein glänzendes Stimmaterial und eine gute Schule, weil ein tiefes Gemüt und eine scharfe Intelligenz ihnen ein kongeniales Nachschaffen der Gestalten des Dichters ermöglichte. Auch als Balladen- und Liedersänger stand Gura unerreicht. Löwe, Schubert, Schumann, Strauß und Hugo Wolf gehörten in seiner Interpretation zu ganz einzig gestalteten künstlerischen Erlebnissen, die auch in den Seelen derjenigen Konzertbesucher lange nachklangen, die Beruf oder Neigung all die verwirrenden Eindrücke einer langen musikalischen Winterkampagne durchkosten ließen. So wird Guras Angedenken ein unvergängliches sein. — In der Meistersingervorstellung sang diesmal wieder van Rooy den Sachs, dessen Vorzüge wir unlängst schon dargelegt haben; neu war nur das Evchen besetzt. Frau Bosettis hervorragende sangliche Qualitäten kamen aufs glücklichste zur Geltung, und ihre empfindungsvolle Darstellung ließ die ganze Lieblichkeit, welche Wagner über die Pognerstochter ausgeschüttet, zur schönsten Geltung kommen. In einer Tannhäuseraufführung, welche leider nicht in allen Punkten unter so günstigen Sternen stand wie die erste, lernten wir eine neue Elisabeth, Geraldine Farrar (Berlin), kennen. Wie bekannt, will die Neubayreuther Kunstauffassung diese Rolle den Heroinen wegnehmen, um das Mädchenhafte der Elisabeth zur stärkeren Geltung zu bringen; wir haben unlängst auch im Hoftheater einen derartigen Versuch erlebt. Ich weiß die Vorzüge dieser Kunstanschauung zu schätzen, aber das musikdramatische Element tritt bei diesen Vertreterinnen doch zurück. Die neue Elisabeth war von entzückendem Klangreiz und auch darstellerisch von vielen feinen Details. Fritz Aug. v. Kaulbach hat uns die fesselnde Individualität der Künstlerin in zwei Porträts des vorjährigen Glaspalastes vorgeführt, schon aus diesen läßt sich schließen, daß diese blendende künstlerische Persönlichkeit in romanischen Opern wohl noch sieghafter wirken muß. Demungeachtet war der starke Beifall ein voll berechtigter. Ueber ein Experiment in der Besetzung Wolframs ließe sich fragen cui bono? Der Besuch ist weiterhin ein glänzender.

Residenztheater. Zu Goethes Geburtstag gab man „Die Laune des Verliebten“, die ein halbes Jahrhundert nicht, und „Die Mitschuldigen“, welche überhaupt noch nicht auf dem Spielplan unserer Kgl. Bühne gestanden haben. Es ist in verschiedenen Tagesblättern diese Geburtstagfeier als des Olympiers nicht ganz würdig bezeichnet worden. Ich halte es aber für wertvoll, daß man das Goethe-Repertoire bei diesem Anlaß ergänzte. „Die Laune des Verliebten“ schrieb der achtzehnjährige Jüngling, als er scheinbar völlig in dem leichtfertig-äußerlichen „Milieu“ des „Klein-Paris“ aufging. Wenn dieses „Schäferspiel“ jedoch nicht so veraltet ist, wie all die anderen der damaligen Moderichtung, so liegt dies darin, daß Goethe eigene Empfindung in die erstarrten Formen zu gießen wußte, gerade so, wie der Lyriker später mit den Versen „Kleine Blumen, kleine Blätter“ die anachreontischen Spielereien zu bleibendem Kunstwerke emporhob. „Die Mitschuldigen“ sind etwas später geschrieben wie das Schäferspiel. Der reifere Dichter hat das Jugendwerk selbst verurteilt. Das tout pardonner des Schlusses wirkt beinahe etwas frivol; aber es ist an klugen und feinen Worten doch reich und an komischer Wirkung darf es den Neid unserer Stückeschreiber von heute erregen. Unser neuer Regisseur Runge hat beide Stückchen mit feinem Stilgefühl und echter künstlerischer Sorgfalt inszeniert und Buschbeck sorgte für eine historisch richtige und künstlerisch fesselnde Ausstattung. Die Alexandriner wußten die meisten Darsteller recht gut zu sprechen. Im Schäferspiel spielten Frl. Reubke und Waldau vortrefflich. Die Rolle des Launischen liegt Herrn Storm gut, minder Frl. Brünner die Amine, obwohl ihre Tränenausbrüche Beifall weckten. Eine feinkomische Leistung war der Wirt Wohlmuths in den „Mitschuldigen“. Frl. Lossen wußte für die wenig dankbare Rolle der Sophie Sympathie zu wecken, noch undankbarer ist diejenige Söllers, die Waldau mit großem Geschick gab, denn es ist schwer für einen Lumpen zu interessieren, dem jede bessere Seite mangelt. Rottmann traf die Figur des Alceſt im ganzen, nur wäre statt Behäbigkeit mehr flottes Rokoko am Platze.

Münchener Schauspielhaus. „Loulou“, ein Schwank von Soulié und de Grosse hatte einen starken Lacherfolg. Wir kennen diese Autoren noch nicht, aber wir kennen ihre Motive, das meist minder anmutige Spielen mit tatsächlichen und vermeintlichen Ehebrüchen, wir kennen auch die Methoden und Tricks und die oft sehr derben Eindeutigkeiten, welche gebührend belacht werden. Daß im letzten Akte das Interesse abflaut, ist auch nichts neues. Wenn ich daher die flotte Aufführung hervorhebe, so habe ich meiner Referentenpflicht Genüge getan.

Verschiedenes. In Bayreuth werden 1907 keine Festspiele stattfinden. — In Berlin blieben die Premieren „Die Frau ohne Lächeln“, in welcher der Engländer Pinero mit französischen Schwankmotiven kokettiert und „Spatzenliebe“ des Parisers Louis Artus ohne erheblichen künstlerischen Erfolg. — In Gmunden starb die Gräfin von Prokesch-Osten, die unter ihrem Mädchennamen Friederike Goßmann als große Naive der Theatergeschichte angehört. Seit 1867 hat sie die Bretter nicht mehr betreten, aber noch heute sprechen unsere Mütter und Väter mit einer Begeisterung von dieser Künstlerin, der ersten Darstellerin der „Grille“, die selten ist bei der sonst üblichen Vergeßlichkeit gegenüber verrauschtem Bühnenzauber. In München hat die Goßmann erstmalig die Bühne betreten. Gastspiele haben sie später im In- und Auslande berühmt gemacht. — Dem bedeutenden Karlsruher Tondichter Friedrich Klose, welcher besonders durch seine Oper „Ilsebill“ sich einen klangvollen Namen gemacht hat, ist die Stelle eines Lehrers für Kontrapunkt und Kompositionslehre an der Münchener Akademie der Tonkunst übertragen worden. — Das zur 150. Wiederkehr von Mozarts Geburtstag veranstaltete Salzburger Musikfest bot „Don Giovanni“ in italienischer Sprache mit d'Andrade in der Titelrolle und „Figaros Hochzeit“ in bedeutenden Aufführungen. Mottl dirigierte die Wiener Philharmoniker und Camille Saint-Saëns spielte das Klavierkonzert in Es mit reifer Technik. — Ein gemeinschaftliches Theater werden die drei Städte Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach demnächst gründen. Es sind schon bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt. — In München hört man wieder von einem neuen Bühnenprojekt. Es scheint sich jedoch lediglich um ein Unterhaltungstheater zu handeln, das Pariser Schwänke importieren will. — Unter Mitwirkung von 3000 Musikern wurde in Freiburg in der Schweiz das 14. eidgenössische Musikfest begangen. — Ein Kunstfreund in Halle stiftete für die Renovierung des alten Goethe-Theaters in Lauchstädt 50,000 Mark. — Im Berliner Theater des Westens begann unter der Leitung des Professors Guerra eine italienische Kinderoper ihr Gastspiel mit der Aufführung des „Barbiers von Sevilla“. Das Meisterwerk Rossinis ist nicht für Kinderstimmen geschrieben; so daß man ein derartiges Beginnen eine Geschmacklosigkeit nennen muß, obwohl einige Kinder sehr hübsch sangen. Namhafte Kritiker weisen mit Nachdruck auf die pädagogischen und gesundheitlichen Bedenken hin, welche dieses Unternehmen wachruft. — In Berlin wird die Errichtung eines Hebbel-Theaters sowie eines „Künstlerischen Theaters“ geplant. Das letztere will „aus edlem Dilettantismus heraus“ seine Kräfte gewinnen. Das erscheint uns doch eine gefährliche Sache. — Einen sehr guten Erfolg hatte im Schlierseer Bauerntheater die Uraufführung von „Sherlock Holmes im Gebirge“ von der bekannten Münchener Künstlerin Frau Hartl-Mitius. Von den Darstellern fand Terofal besonderes Lob. — In Köln wird Anfang September eine neue Operettenbühne eröffnet. — Das Nationaltheater in Christiania hatte mit einem Ibsenzyklus einen großen künstlerischen Erfolg; auch das Berliner Lessing-Theater plant die Aufführung einer Reihenfolge von Dramen des nordischen Dichters. Dieser chronologische Zyklus soll in zwei Jahren vollendet sein. — Das Deutsche Theater in Newyork soll nach Berichten, welche noch der Bestätigung bedürfen, an eine Variétégesellschaft verkauft sein. Direktor Conried werde die Verträge soweit als möglich rückgängig machen und mit den übrigen Kräften in einem gemieteten Theater Sonntagsvorstellungen geben. Für das Deutschtum Amerikas würde dies sehr beklagenswert sein. Dagegen kommt aus St. Louis die Meldung von der Gründung einer deutschen Bühne durch finanzkräftige Deutschamerikaner.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch — Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 37 München, 15. September 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Religiöse Wahrheit und katholisches Dogma.

Von

Dr. Heinrich Straubinger, Dettingen in Hohenzollern.

Das christlich-katholische Dogma, die christliche Wahrheit in der Form, wie sie von der katholischen Kirche vorgetragen wird, ist für viele ein Stein des Anstoßes und des Aergernisses. Selbst in katholischen Kreisen begegnet es mitunter einer gewissen Besorgnis, und schon der bloße Name ist geeignet, eine Art psychischen Unbehagens hervorzurufen. Die Lehrverkündigung der katholischen Kirche mit der Verpflichtung zum Glauben erscheint vielfach als ein unbefugter Eingriff in die Persönlichkeit des Menschen, als eine Unterdrückung oder wenigstens Bevormundung seiner geistigen Selbständigkeit. Und doch ist das katholische Dogma im Wesen der religiösen Wahrheit überhaupt und speziell im Wesen und in der Geschichte der christlichen Wahrheit tiefinnerlich begründet. Nachstehende Zeilen verfolgen den Zweck, obigen Satz näher zu erläutern.

I.

1. Nach theistischer Weltanschauung, die durch das exakte logische Denken als die einzig richtige erwiesen wird, ist Gott der Urheber alles dessen, was außer ihm da ist. Als Urheber des Seins ist Gott auch Quelle der Wahrheit; in ihm wohnt die Wahrheit in absoluter Einfachheit und unendlicher Wesensfülle. Genauer gesagt: Gott ist die Wahrheit.

Die Wahrheit in ihrem innersten Wesen, nach ihrem ganzen Inhalte und vollen Umfange zu erfassen, ist dem Menschengeiste nicht möglich, ganz sicher ist es ihm bis jetzt nicht gelungen. Der gegenwärtige Wissensschatz der Menschheit stellt nicht die Wahrheit dar, sondern er enthält nur Wahrheiten, die sich zu jener verhalten wie die Buchstaben eines Wortes zum Worte selbst.

Die Einzelwahrheiten sind Offenbarungen, Erscheinungsformen der Einen Urwahrheit oder — mit etwas pantheistisch klingendem Ausdruck — Ausstrahlungen und Ausscheidungen derselben, die sich um so mehr verdichten, je weiter sie sich von ihrem Urquell entfernen. Der Gottheit am nächsten steht die religiöse Wahrheit; deshalb trägt die Wahrheit im Gebiete der Religion ihre geistigste und reinste Form. Daran schließen sich die reinen Verstandeswahrheiten, wie Philosophie und Mathematik sie bieten. Sinnlich-geistige Form nimmt die Wahrheit an, sofern sie im Menschenleben sich kundgibt und Gegenstand jener Wissenschaften ist, die irgendwie das natürliche Leben in seinen vergangenen oder gegenwärtigen Gestaltungen behandeln. Ein reiches Maß von Wahrheit ist auch niedergelegt in der Natur. Hier ist sie gewissermaßen materialisiert, und es ist Aufgabe der Naturwissenschaften, sie ihrer körperlichen Hülle zu entkleiden und zu eruieren in ihrer strahlenden Reinheit.

Als Ausstrahlungen der Einen Wahrheit bilden die Einzelwahrheiten eine fortlaufende Kette. Dadurch besteht nicht nur zwischen den Wahrheitssätzen eines bestimmten Wissenszweiges, sondern ebenso auch zwischen den verschiedenen Wissenszweigen ein innerer Zusammenhang. Die profanen Wahrheiten finden ihre Fortsetzung und Vollendung in den religiösen Wahrheiten in derselben Weise, wie innerhalb des profanen und religiösen Wissens die verschiedenen Gebiete sich vielfach berühren und ineinander greifen.

Demgegenüber wird heute vielfach versucht, zwischen profaner und religiöser Wahrheit eine Scheidewand aufzurichten, um diese gegen jene zu isolieren. Der religiösen Wahrheit, sagt man, eignet keine objektive Realität, wenigstens ist es dem Menschen nicht möglich, sie als objektiv reale zu erkennen; sie ist eine unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzung unseres Geistes oder ein rein subjektives Produkt, eine willkürliche Fiktion des Menschenherzens, das für gewisse Zeiten und Stunden etwas Höheres bedarf, an das es sich anschließen will. Also nicht das, was religiöse Wahrheit ist, hat der Mensch in seinem Denken, Wollen und Handeln anzuerkennen, sondern das ist religiöse Wahrheit, was er als solche empfindet und denkt.

Die Theorie hat allmählich ihre Vertreter in allen Zweigen des Wissens und Lebens. In der Philosophie wurde sie heimisch durch die Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und namentlich durch Kant, der bekanntlich die Wahrheiten vom Dasein Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele und von der Freiheit des Willens lediglich als Postulate der praktischen Vernunft wollte gelten lassen. Durch die Kantsche Philosophie fand sie Aufnahme und Weiterbildung seitens der protestantischen Theologie. Sie ist hinabgedrungen bis in die breiten Schichten des Volkes, und auch in Parlamenten kann man sie hören.

2. Bisher wurde die Wahrheit lediglich nach ihrer objektiven Seite hin in Betracht gezogen, sofern sie ist, ganz ohne Rücksicht auf einen erkennenden Intellekt. Die Wahrheit kann jedoch und soll auch Eigentum des Menschengeistes werden. Nach dieser Seite hin — sofern sie vom Menschen gewußt und erkannt wird — nennen wir sie subjektive Wahrheit.

Wenn wir objektive und subjektive Wahrheit miteinander vergleichen, so erhellt auf den ersten Blick, daß diese nur einen Bruchteil jener ausmacht, mag man nun das Wissen des einzelnen Menschen oder das Gesamtwissen der Menschheit ins Auge fassen. Anderseits besteht zwischen beiden ein ganz merkwürdiger Parallelismus. Oben wurden bei der objektiven Wahrheit vier Stufen unterschieden: die göttlichen Wahrheiten der Religion, die abstrakten Wahrheiten der reinen Wissenschaften, die sinnlich-geistigen Wahrheiten des Menschenlebens und die versinnlichten Wahr-

heiten der Natur. In derselben Weise gibt es eine vierfache Form der Wahrheitsvermittlung: Sinnenerkenntnis, Glaubenserkenntnis, Verstandeserkenntnis und Vernunfterkenntnis.

Die Sinne vermitteln dem Intellekte jene Wahrheiten, die in der Natur niedergelegt sind; den äußeren Sinnen entspricht das Selbstbewußtsein für die Vorgänge des Innenlebens. Im Glauben ziehen jene Wahrheiten in den Intellekt ein, die sich im Menschenleben kundgeben. In der Sinnes- und Glaubenswahrnehmung verhält sich der Geist vorherrschend rezeptiv. Hier nun setzt die Tätigkeit des Verstandes ein, wobei der Geist aus der Passivität in die Aktivität übergeht. Der Verstand hat eine doppelte Aufgabe: einmal aus der Sinnes- und Glaubenswahrnehmung den geistigen Gehalt zu eruieren und im Intellekte zu hinterlegen, sodann aus diesen Erkenntnissen neue zu produzieren. Ueber dem Ganzen steht die Vernunft. Sie beurteilt und bewertet alles, was irgendwie mit dem Menschengeiste in Berührung kommt, nach den höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkten des Seins. Bei jedem Ding lassen sich mit Leichtigkeit, ja mit einer gewissen Notwendigkeit, vier solche Orientierungspunkte unterscheiden: sein An-sich-sein, sein Verhältnis zu anderen Dingen, seine Bedeutung für den Menschen, sein Woher und Wozu. Die Vernunftanlage des Menschengeistes löst sich also in vier Grundformen aus, die füglich Ideen genannt werden können: die logische Idee, die das Ding auffaßt nach Sein und Nichtsein; die ästhetische Idee, die es betrachtet im Rahmen seiner Umgebung; die ethische Idee, die es bewertet in seiner Bedeutung für den Menschen; endlich die religiöse Idee, die es ins Auge faßt nach seinem letzten Anfang und Ende. Diese Ideen und die durch sie gewonnenen Erkenntnisse sind sich nicht koordiniert. Zu oberst steht die religiöse Idee mit ihrem göttlichen Inhalte; sie ist Ende und Schlußstein der subjektiven Wahrheit, wie die Gottheit Anfang und Grundstein der objektiven Wahrheit ist.

II.

Da im Christentum die religiöse Wahrheit ein Teil Geschichte geworden ist, so kommt unter den vier genannten Erkenntnisformen für das Dogma in erster Linie das Glauben in Betracht. Nicht als ob die Tätigkeit des Verstandes und der Vernunft ausgeschlossen oder unterdrückt wäre, aber der Glaube ist eben der Weg, auf welchem das Dogma im objektiven Sinne, die christliche Wahrheit, zum Dogma im subjektiven Sinne, zur erkannten christlichen Wahrheit, wird.

1. Die Glaubenserkenntnis steht zwischen der Sinneswahrnehmung und der Verstandeserkenntnis. Wie bei der Sinneswahrnehmung wird hier dem Intellekt der Gegenstand von außen geboten, jedoch trägt die Wahrheitsvermittlung mehr geistigen Charakter; dort geschieht sie durch den Mechanismus der Natur, hier durch das gesprochene oder geschriebene Wort bzw. seinen Inhalt. Wie das Verstandeswissen ist auch das Glauben das Zu-eigen-haben einer Wahrheit durch den Intellekt, verbunden mit der Ueberzeugung von der Richtigkeit des Erkannten. Während aber — damit kommen wir zum Charakteristikum des Glaubens — bei dem Verstandeswissen die Ueberzeugung von der Richtigkeit der gewonnenen Erkenntnis sich gründet auf die eigene Einsicht in deren Möglichkeit und Tatsächlichkeit bzw. Notwendigkeit, beruht sie beim Glauben im Vertrauen auf fremde Einsicht, auf die Einsicht desjenigen, der die Wahrheit vermittelt. Daß aber eine solche Wahrheit innerlich möglich ist und daß derjenige, der sie mitteilt, Vertrauen verdient, weil er sie richtig erkennen kann und vermitteln will: das zu untersuchen, ist wieder Aufgabe des Verstandes, und dadurch wird der Glaube ein vernünftiger Akt.

Der Glaube ist also die Anerkennung einer Wahrheit nicht auf Grund eigener Einsicht in deren Tatsächlichkeit oder Notwendigkeit, sondern auf die Autorität eines anderen hin, den der Verstand als durchaus glaubwürdig erkennt. Das Glauben in diesem Sinne schließt in sich eine feste, auf vernünftiger Grundlage ruhende Ueberzeugung, und dadurch unterscheidet es sich wesentlich von dem vulgären Glauben, dem bloßen Meinen und Vermuten. Man kann es füglich das wissenschaftliche Glauben nennen; denn tatsächlich ist es ein integrierender Bestandteil im Organismus des menschlichen Erkennens und spielt es im Betriebe der Wissenschaften eine unverhältnismäßig große Rolle. Ohne dieses wissenschaftliche Glauben ist beispielsweise eine Wissenschaft der Geschichte nicht möglich.

2. Das von dem wissenschaftlichen Glauben Gesagte gilt in gleicher Weise auch von dem religiösen Glauben. Dasselbe enthält die beiden Elemente des profanen Glaubens: Annahme einer Wahrheit durch den menschlichen Intellekt, verbunden mit einer vernünftigen Ueberzeugung von der Richtigkeit des Geglaubten. Dazu kommt ein drittes Element, wodurch es den Charakter des Religiösen bekommt, der Umstand nämlich, daß es sich hier um religiöse Wahrheiten handelt, um Wahrheiten über Gott und göttliche Dinge. Das religiöse Glauben ist also Annahme einer religiösen Wahrheit durch den Intellekt, verbunden mit einer vernünftigen Ueberzeugung von der Richtigkeit.

Eine bestimmtere Form des religiösen Glaubens ist das christlich-katholische Glauben. Hier kommt der weitere Umstand hinzu, daß die vernünftige Ueberzeugung von der Richtigkeit des Geglaubten gesteigert ist zur absoluten Gewißheit. Das christlich-katholische Glauben ist also Annahme einer religiösen Wahrheit durch den Intellekt, verbunden mit einer absoluten Gewißheit von der Richtigkeit des Geglaubten.

Verweilen wir noch etwas beim christlich-katholischen Glauben. In ihm finden wir die beiden obengenannten Elemente des profanen Glaubens wieder, allerdings in verschärfter Form. Das eine, mehr objektive Element des profanen Glaubens — Wahrheit — erscheint als religiöse Wahrheit, das andere, mehr subjektive — vernünftige Ueberzeugung — als absolute Gewißheit. Daraus ist ersichtlich, daß das christlich-katholische Glauben kein Gegensatz, sondern nur eine spezifizierte und potenzierte Form des profanen Glaubens ist.

3. Das spezifische Merkmal des christlich-katholischen Glaubens ist die absolute Gewißheit von der Richtigkeit des Geglaubten. Daß eine solche Gewißheit in Sachen der Religion wünschenswert ist, unterliegt keinem Zweifel. Es fragt sich nur: Ist sie auch vernünftig? Wir antworten zunächst nur so viel: Nicht jede absolute Gewißheit ist unvernünftig. Für jeden Menschen ist es absolut gewiß, daß das Ganze größer ist als einer seiner Teile; niemand wird behaupten, diese Gewißheit sei unvernünftig. Beim christlich-katholischen Glauben gründet sich die absolute Gewißheit auf eine äußere Autorität. Ist nun eine solche absolute Gewißheit noch vernünftig? Antwort: Ja, wenn die Autorität die nötigen Garantien für eine absolute Gewißheit bietet.

Die religiöse Wahrheit des Christentums hat ihre Quelle in Jesus Christus. Nach christlicher Anschauung — und die gewissenhafte Forschung weist die Richtigkeit dieses Standpunktes nach — ist Jesus Christus wahrhaft und wesenhaft Sohn Gottes und Gott selbst; in ihm haben wir also jegliche nur wünschenswerte Garantie für eine absolute Gewißheit. Zugleich tritt der Mensch im Christentum durch sein Verhalten zur Wahrheit in ein bestimmtes Verhältnis zum göttlichen Willen; der Glaube wird ein sittlicher Akt.

Nach christlich-katholischer Anschauung — und auch dieser Standpunkt wird von der ernsten, exakten Forschung als richtig erwiesen — ist die katholische Kirche der fortlebende und fortwirkende Christus auf Erden, eine gottmenschliche Institution, gottmenschlich nicht bloß in ihrem Ursprung, weil ihr Stifter der Gottmensch ist, sondern gottmenschlich auch in ihrem Wesen, weil in ihr neben dem menschlichen Faktor auch ein göttlicher lebt und wirkt, der Geist Gottes, der Geist der Wahrheit. Also auch in der katholischen Kirche haben wir die nötigen Garantien für eine absolute Gewißheit.

In der katholischen Kirche wird demnach dem Menschen die religiöse Wahrheit geboten von einer äußeren Autorität, und zwar von einer Autorität, die ausgerüstet ist mit göttlicher Machtvollkommenheit, die also die Fähigkeit besitzt, die religiöse Wahrheit mit unfehlbarer Sicherheit zu erkennen, und die das Recht hat, die religiöse Wahrheit mit absoluter Gültigkeit zu verkünden, so daß die Nichtannahme derselben unvernünftig und zugleich unsittlich ist; mit anderen Worten: hier ist die religiöse Wahrheit zum Dogma geworden, denn Dogma ist nichts anderes als eine autoritativ verkündete religiöse Wahrheit.

Die Wahrheit, auch und vorab die religiöse Wahrheit, ist eine über dem Menschen stehende Macht, nicht ein Menschengebilde, das der Mensch nach Belieben drücken und dehnen könnte. Die Wahrheit wohnt von Anfang an nicht im Menschen, im Nebelreich der Phantasie und des Gefühls, sie thront viel höher, im Sonnenreich der Gottheit. Der Mensch hat die Anlage für die Wahrheit, und die Wahrheit will sich zu ihm herablassen, um sein ganzes Wesen zu durchdringen und zu adeln; sie will Licht werden für seinen Verstand, Kraft für seinen Willen und Freude für sein Herz. Soll aber eine solche Vermählung zwischen dem Menschengeiste und der Wahrheit stattfinden, so müssen beide sich gegenseitig bis zu einem gewissen Grade assimilieren. Die Wahrheit muß also, soll sie wirksam werden für das Leben, dem Menschenwesen konnaturale Formen annehmen, ebenso wie die Gottheit, um den Menschen menschlich näher zu sein, die Form der Menschlichkeit angenommen und sich mit ihr vereinigt hat zu einer konkreten Persönlichkeit in Jesus Christus.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Dernburg der Kühne.

Kein Korpsstudent, kein Reserveoffizier, kein Beamtensprößling, kein Junker — und der will Leiter des Kolonialamts werden, mit der Aussicht auf Staatssekretariat und Ministerfrack!? Die Bureaukratie schüttelt ihr Perückenhaupt und der Kastengeist ballt die Faust in der Tasche. Von der Linken aber erhebt sich ein Beifall, als ob eine Schwalbe schon einen Sommer für die ehr- und machthungrige Bank- und Börsenschicht bedeute. Der unbefangene Beobachter sagt: Ein interessantes Experiment, aber zunächst von persönlicher Bedeutung. Soll der Mann den Herkules spielen, so bringt er wenigstens einen Mut mit, der über das normale Maß hinausgeht. Den Augiasstall der Kolonialabteilung zu reinigen und in unseren exotischen Besitzungen die goldenen Aepfel der Hesperiden zu holen, das ist schon viel; aber noch größer ist die Aufgabe, mit der lernäischen Schlange des Beamtenklüngels fertig zu werden. Auch die schärfsten Geschosse laufen sich in einem Sandwall tot. Wenn Herr Dernburg den passiven Widerstand der zünftigen Bureaukratie und die zähe Gegnerschaft der in ihren Privilegien gefährdeten Kreise zu überwinden vermag, so kann er den Bismarckschen Helm probieren.

Dem Erbprinzen von Hohenlohe macht der Reichskanzler klar, daß der Kolonialbesen doch für seine zarte Hand zu schwer geworden sei, und einen Bankprinzen gemischten Geblütes schlägt er dem Kaiser als Nachfolger auf diesem kritischen Posten vor. Fürst Bülow zeigt sich da in überraschend hohem Maße weitherzig und selbstherrlich. Manche werden sogar sagen: herausfordernd. Will man den leitenden Staatsmann nicht für einen Hasardspieler halten, so muß man annehmen, daß er trotz aller Krisengerüchte recht festen Boden unter seinen Füßen fühlt. Und dabei ist die Angelegenheit Podbielski noch nicht einmal erledigt, wenigstens noch nicht äußerlich pro foro.

Gerade diejenigen Herren, die sonst jedes Dreinreden in das Ernennungsrecht der Krone für einen demokratischen Frevel erklären, sollten dem neuen Herrn im Kolonialamt ohne Vorurteil entgegentreten. Der Kaiser, der ihn auf Vorschlag des verantwortlichen Ministers ernannt hat, muß von seiner Geeignetheit überzeugt worden sein. Dazu brauchen wir nicht blindeifrig Hurra zu rufen, aber wir müssen den berufenen Mann ungestört die Probe ablegen lassen. Vorläufig kennt die öffentliche Meinung noch nicht einmal sein Wollen, geschweige denn sein Können. Der voraufgegangene Ruf, daß er energisch bis zur Rücksichtslosigkeit sein könne, will nichts besagen gegenüber den ganz neuen Verhältnissen und Aufgaben. Es ist auch nicht viel zu machen mit der Formel, daß in die Kolonialpolitik der kaufmännische Zug kommen solle. Bis die neue Exzellenz dazu kommt, in den Kolonien seine kaufmännischen Talente zu verwerten, hat er viele und schwere staatsmännische Aufgaben, negativer und positiver Natur, zu bewältigen. Zurzeit hat er, nachdem er formell den Amtsstuhl eingenommen, sich Urlaub geben lassen, der gewiß weniger der Erholung als dem vorbereitenden Studium dient und nebenbei auch das Abwarten der weiteren Ergebnisse der schwebenden Prozesse gestattet. Zu loben wäre vorläufig nur, daß der neue Beamte nicht bloß seine sehr lukrativen Aufsichtsratsstellen pflichtmäßig niedergelegt, sondern auch über die gesetzliche Verpflichtung hinaus seinen Besitz an Dividendenpapieren abgestoßen hat. Wenigstens ist das in der Tagespresse ohne Widerspruch berichtet worden, sogar mit dem Zusatz, daß er die Papiere wirklich verkauft, nicht etwa auf seine Frau übertragen habe. In die Lobrede über das „pekuniäre Opfer", das der bisherige Inhaber von mehreren Hunderttausenden Jahreseinkommen dem Reiche bringe, braucht man nicht gleich einzustimmen, da nach dem etwaigen Ausscheiden aus dem Amte sich das Opfer schon wieder einbringen läßt; aber es ist doch nett, daß dieser Neuling im Punkte der reinen Hände den älteren Herrschaften ein gutes Beispiel gibt. In Geldsachen schien ja leider die alte preußische Feinfühligkeit gefährdet zu sein.

Der Kaiser gegen die Schwarzseher.

Der Trinkspruch des Kaisers bei dem Provinzialdiner in Breslau am 8. September gehört zu den sensationellen Reden des beredten Monarchen. Der Gedankengang an sich hat freilich nichts Ueberraschendes: aus den Schicksalen Friedrichs des Großen in Schlesien und aus den Ereignissen von 1806 bis 1815 leitet der Kaiser die Mahnung her, unverzagt mit Aufbietung aller Kräfte mitzuarbeiten an dem Heile des Vaterlandes. Aber die Warnung vor der Verzagtheit führte den kaiserlichen Redner zu dem kräftigen Wort: „Den Lebenden gehört die Welt und der Lebende hat Recht. Schwarzseher dulde ich nicht, und wer sich zur Arbeit nicht eignet, der scheide aus, und wenn er will, suche er sich ein besseres Land." Diese Worte, die eine Mahnung von 1892 wiederholen (daß die Nörgler den Staub von den Füßen schütteln möchten), reizen die Presse zu kritischen Randglossen oder gar zu scharfem Widerspruch. Der Kaiser verurteilt und verbannt moralisch die Schwarzseher; daraus wollen manche folgern, daß er nur die Schönfärberei gelten lassen wolle. Mit dieser Auspressung der Worte und Zuspitzung der Gegensätze tut man dem lebhaften, frei gesprochenen Vortrage Gewalt an; eine dreimal gefeilte Thronrede verträgt so etwas eher. Bei der Beurteilung des impulsiven Herzensergusses muß man alles in allem nehmen, mehr auf den Wald als auf den einzelnen Baum achten. Wir finden nicht, daß der Kaiser die gewissenhafte, wohlgemeinte Kritik verwehren will, sondern beziehen seine kräftige Verurteilung auf die rücksichtslose, lähmende und zerstörende Kritik, die das Vaterland schlecht macht vor aller Welt und Schaden statt Erbauung stiftet. Aus den einleitenden Worten vom „Lebenden" scheint hervorzugehen, daß der Kaiser besonders diejenigen Schwarzseher im Auge hat, welche die Bismarcksche Zeit gegen die gegenwärtige Politik und deren Träger ausspielen. Damit wäre an den Gedankengang der Rede von 1892 angeknüpft. In der Tat hat der „neue Kurs" auch heutzutage noch solche Angriffe auszuhalten wie in seiner ersten Jugend bald nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck. Wir haben auch heute noch Leute, die in Wort und Schrift berufsmäßig das übertriebene Loben des alten Kurses, das übertriebene Tadeln des neuen Kurses betreiben, um sich in der angeblichen Erbschaft des Bismarckschen Geistes selbstgefällig zu spreizen. Die „Alldeutschen" haben auf ihrem jüngsten Kongreß noch solche Schwarzmalerei betrieben. Auch stoßen viele andere Kulturkämpfer gerne in dieses Horn und benutzen gerade die Schwierigkeiten der auswärtigen Politik sehr gerne, um sich durch bittere Ausfälle auf angebliche Schlappen zu rächen für die Abweisung ihrer innerpolitischen Gelüste. Und dann haben wir die Ueberpatrioten und Konfliktspolitiker, welche die deutsche Flotte und teilweise auch die deutsche Landmacht so schlecht machen, wie es ihre tendenziöse Zunge oder Feder nur vermag, um die Regierung zu maßlosen Neuforderungen aufzustacheln, wobei sie auf die Schwächung des deutschen Ansehens durch ihre unberechtigte Schwarzmalerei nicht achten. Von den Sozialdemokraten, bei denen die Anschwärzung alles Bestehenden zum Geschäft gehört, braucht man da noch gar nicht zu reden.

Das Herunterreißen, das die einen aus Eitelkeit und Eigensinn, die anderen aus hinterlistiger Taktik betreiben, schädigt unser Ansehen in der Welt und erschwert die Aufgaben unserer Staatskunst. Es ist wirklich nicht schwer, in kritischen Bemerkungen über die hohe Politik ein „geistreiches" Pfauenrad zu schlagen. Fehler sind gemacht worden und werden nach dem allgemeinen menschlichen Verhängnis auch wohl noch ferner gemacht werden. Aber Fehler sind auch schon zu Bismarcks Zeiten gemacht worden und Mißerfolge gab es auch damals schon, schließlich in solcher Anhäufung, daß die „Germania" nur dem allgemeinen Empfinden Ausdruck gab, als sie das geflügelte Wort prägte: „Es gelingt nichts mehr." Im neuen Kurs ist den neuen Personen manches nicht recht gelungen, aber doch auch manches ganz leidlich gelungen. Der Kritiker, der sich nicht von der Eitelkeit oder dem Neid, sondern nur von seinem Gewissen leiten läßt, findet im Einzelfalle schon den richtigen Weg, um das Wahre zu sagen, soweit es nützen kann, und dabei alles zu vermeiden, was den Interessen des Vaterlandes schaden könnte. Die Kritik soll frei sein, auch der höchsten Stelle gegenüber, aber sie soll sich selbst binden durch die vernünftige Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, namentlich dem feindseligen Auslande gegenüber. Die Verurteilung der schädlichen Schwarzmalerei, die nur niederreißt statt aufzubauen, ist also gewiß gerechtfertigt. Der gewissenhafte Kritiker wird sich nicht bedrückt fühlen durch die kaiserliche Rede, denn er hat ja gerade das im Auge, was der Kaiser mit so hinreißenden Worten empfiehlt: die Arbeit für das Vaterland, die Belehrung über die rechte Arbeit und die Anfeuerung zur eifrigen Mitwirkung aller Gutgesinnten. Er will nicht das Nest schlecht machen, in dem er sitzt, sondern vielmehr besser machen.

Das französische Trennungsgesetz von Blocleuten verurteilt.

Von

Jos. Massarette.

In nicht geringe Verlegenheit hat die Enzyklika, welche die Kultusgesellschaften verwirft, die nicht ganz verblendeten unter den französischen Blocmännern gebracht. Dies zeigt sich mit jedem Tag klarer. In seinem Aerger hat der „Temps" zu einem geschickten, aber unredlichen Manöver gegriffen, um dem Papst die Verantwortlichkeit für den drohenden Religionskrieg aufzubürden, den der Bloc allein heraufbeschworen hat, und dessen Ausbruch er allein verhindern könnte durch einige Aenderungen am Trennungsgesetz. Das Lügengebäude des Regierungsblattes ist jedoch im Lichte der Tatsachen und Dementis in sich zusammengestürzt. Ehrlicher geben sich jetzt mehrere Radikal-Sozialisten der Kammermehrheit. Heute verurteilen sie klar und scharf dasselbe Gesetz, für das sie seinerzeit mit Begeisterung gestimmt hatten. Die Haltung des Papstes erscheint ihnen durchaus logisch, berechtigt und ehrlich, und sie stehen nicht an, dieser Ueberzeugung, die sich jedem, der nur etwas klar sieht und unbefangen urteilt, aufdrängen muß, lauten Ausdruck zu geben.

Solche Erklärungen, die man von einem Mitglied der äußersten Linken nimmer erwartet hätte, hat u. a. der Radikal-Sozialist Paul Meunier, Deputierter für das Aube-Departement, abgegeben. Einem Interviewer sagte er: „Das Gesetz vom 11. Dezember 1905 ist nicht ein Gesetz der Trennung von Kirchen und Staat. Es ist ein Gesetz, das den mißbräuchlichen Anspruch erhebt, die Kirchen in Frankreich zu reorganisieren. Es ist ein schlechtes Gesetz."

Meunier bezeichnete weiterhin das Trennungsgesetz in seinen Bestimmungen als abscheulich und äußerte sich dann über die Entscheidung Pius' X., wie folgt: „Der Papst ist in seinem Recht. Er will keine Kultusgenossenschaften. Das ist seine Sache. Er ist das unumschränkte Haupt der katholischen Kirche. Er organisiert seine Kirche, wie er will. Das geht uns nichts an, und ich gebe nicht zu, daß der französische Gesetzgeber sich an Stelle des Papstes und der Bischöfe setze behufs Organisation und Regierung der katholischen Kirche in Frankreich. Die Kultusgenossenschaften sind ein Unding, ein Unsinn. Wenn man ein Trennungsgesetz schaffen will, so macht man kein Reorganisationsgesetz. Mit welchem Recht und durch welchen eigentümlichen Mißbrauch will der französische Staat ganz allein eine Kirche organisieren, von der er sich zu trennen erklärt? Es ist, als wenn ein geschiedener Gatte die Lebensweise seiner ehemaligen Frau selbstherrlich regeln wollte. Sie würde sich darum nicht kümmern. Die Kirche tut desgleichen. Der Gesetzgeber hat sich in eine Angelegenheit gemischt, die nur die Kirche was angeht. Was wird man nun tun?

Zwei Lösungen sind möglich: Entweder wird man das Gesetz, so wie es ist, anwenden, oder man wird es verbessern. Im ersten Fall werden die Kirchengüter konfisziert und den Wohltätigkeitsanstalten überwiesen. Das hat Allard sehr richtig Jaurès bemerkt. Das Land würde sich über diese Lösung nicht beklagen, aber gerade diese wollte Briand einst um jeden Preis vermeiden.

Die andere Lösung ist auch einfach; das Gesetz verbessern heißt: alle seine Bestimmungen, die eine Organisation des Kultus bedeuten, einfach abschaffen; die Kultusgenossenschaften, jenes angeblich notwendige Mittel, um die Güter zu überweisen, beseitigen; den Kirchenfabriken das Recht lassen, selbst ihre Güter zu liquidieren und nach Belieben einem zuzuweisen; sofort den Gemeinden die freie Verfügung über die ihnen gehörenden Gebäude überlassen, womit die Gemeinden sehr zufrieden sein werden. Es heißt ferner: den Kultusdienern die Pensionen streichen. Aber im einen wie anderen Fall muß man die bejahrten und kranken Geistlichen unterstützen; das ist eine soziale Pflicht, der niemand sich zu entziehen sucht."

Wieso es gekommen, daß bei Meunier und anderen Kulturkämpfern, die jetzt verbrennen, was sie gestern angebetet haben, diese bessere Einsicht sich Bahn brechen konnte, mag dahingestellt bleiben. Möglich, daß der Anfang dieser spät kommenden Weisheit in der Furcht vor den Wählern zu suchen ist, von denen manche sich auf Seite der Katholiken stellen würden, wenn man diese zum äußersten treiben, ihnen den Religionskrieg aufdrängen würde. Auch Jaurès hat eben noch seine Freunde beschworen, den Katholiken keine Garantie zu entziehen, wohl wissend, daß, wenn die Verfolgung den Höhepunkt erreicht, die Verfolger sehr leicht den kürzeren ziehen können.

* * *

Ein paar Tage bevor der französische Episkopat zu weiterer Beratung in Paris zusammentreten sollte, richtete Minister Briand an die Präfekten ein geradezu ungeheuerliches Rundschreiben betreffend die Auslegung des Trennungsgesetzes. Die Katholiken werden dadurch außerhalb des gemeinen Rechts gestellt. Was das Vereinsgesetz von 1901 jedermann erlaubt, soll ihnen verboten sein. Jaurès, der für dies ministerielle Zirkular nur bitteren Tadel hat, unterstreicht in der „Humanité" dessen Tendenz mit den Worten: „Briand wollte ohne Zweifel die Bischöfe zwingen, gänzlich zu kapitulieren und zwischen der vollständigen und direkten Annahme der durch die Enzyklika verurteilten Kultusgenossenschaften und dem Verzicht auf jeden katholischen Kultus zu wählen. Meiner Auffassung nach hat er einen falschen Weg eingeschlagen." Jaurès ist der Ansicht, daß das Gesetz von 1901 eine zuverlässigere Handhabe biete, der Kirche den Todesstoß zu versetzen, als das Erzwingen von Kultusgenossenschaften.

Durch das Briandsche Zirkular sollte offenbar ein Druck auf die Bischöfe ausgeübt werden. Wenn die Regierung sich davon eine solche Wirkung versprach, so ließ sie indes diese Illusion rasch fallen. Denn noch vor dem Zusammentritt der Bischöfe brachte der „Temps", der offiziöse Wortführer der Regierung in den gegenwärtigen Wirren, einen aufsehenerregenden Artikel, worin er das Zirkular zu rechtfertigen suchte und schließlich eine Revision und Erweiterung des Trennungsgesetzes verlangte. Es heißt darin: „Das Briandsche Zirkular verschärft nicht das Gesetz, sondern wendet es nur an. Die Folgen sind ungeheuer, widersinnig. Wir geben das zu, und selbst der Minister jammert ohne Zweifel darüber. Aber das Gesetz ist daran schuld; das Gesetz muß man angreifen. Herr Jaurès hat ein Mittel gegen das Uebel in der Forderung der Anwendung des gemeinen Rechtes auf die Katholiken gefunden. Er wäre sogar bereit, in diesem Fall das gemeine Recht zu erweitern. Gegen das Trennungsgesetz muß man ankämpfen, da es das gemeine Recht einschränkt. Revidieren wir also das Gesetz, um es zu erweitern und auf diese Weise das durch die Enzyklika gestellte Problem lösen zu können."

Also eben noch stellte die Regierung durch das Zirkular den Bischöfen die Alternative: Nehmt die Kultusgenossenschaften an oder ihr müßt auf jeden öffentlichen Kultus verzichten. Und gleich darauf gibt ihr Leibblatt ohne Umschweife die tolle Ungerechtigkeit der Folgen zu, welche der Minister aus dem Gesetze zieht, dessen Urheber er ist. Man sieht, daß die Kulturkämpfer vor der festen Haltung des Episkopats in arge Verlegenheit geraten sind, in der sie sich nicht zu raten noch zu helfen wissen. Die Schwäche der Regierung tritt im Artikel des „Temps" zutage. Sie zögert, und das bedeutet eine erste Niederlage, welcher weitere folgen werden, wenn die Bischöfe einig bleiben. Und hierüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Am 4. September sandten 82 Bischöfe aus Paris ein Telegramm an den Papst, welches folgendermaßen lautet:

„Heiliger Vater! Die französischen Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe haben sich mit Zustimmung Eurer Heiligkeit zu einer Vollversammlung eingefunden, um die Mittel zu ergreifen, welche das Recht jedem Bürger zuerkennt, zur Organisierung des Kultus in ihrem Lande. Sie beeilen sich, Eurer Heiligkeit ihren tiefsten Dank auszusprechen für die lichtvollen Weisungen, welche Sie in der Enzyklika Gravissimo gegeben hat. Sie legen zu den Füßen Eurer Heiligkeit den Ausdruck ihres kindlichen Gehorsams nieder, in welchem sie mit ihren Priestern und Gläubigen mutig verharren wollen, trotz aller Prüfungen und Gefahren. Sie hoffen, daß ihre Eintracht und ihre Mühen, unterstützt durch den Segen Eurer Heiligkeit, ihnen die Gnade verdienen werden, jene Lösung ausfindig zu machen, welche dem öffentlichen Frieden und der Wohlfahrt der französischen Kirche dienlich ist."

Um den Papst scharen sich treu die Bischöfe und hinter diesen steht die große Masse der gläubigen Katholiken.

Gymnasialer Aufbau oder Vollgymnasium für die weibliche studierende Jugend?

Von
Dr. phil. B. Klara Renz.

Wer das Ringen des weiblichen Geschlechtes um geistige und soziale Erhöhung hauptsächlich in den allerletzten Jahren verfolgte, hat neben dem einheitlich dahin zielenden Wunsche auch die beträchtliche Verschiedenheit der vorgeschlagenen Mittel zu derselben wahrgenommen. Abgesehen von den Unterrichtsplänen und -Versuchen für die bereits in bindenden Pflichtkreisen stehenden Frauen, welche verhältnismäßig wenig Zeit in Beschlag nehmen durften und dürfen, und welche deshalb hauptsächlich Vorträge, Vereinsabende u.dgl. Veranstaltungen ins Auge fassen, ist viel Fleiß auf den Entwurf von Lehrplänen und die Aufstellung von Unterrichtsmethoden für die weibliche Jugend verwandt worden. Diese Jugend ja ist es hauptsächlich, der das Resultat unserer Sturm- und Drangperiode zugute kommen soll; sie ist es vornehmlich, für welche die ältere weibliche Generation den Verlust dieser und jener Gunst verschmerzt, da und dort Spott erntet und von diesem oder jenem das Todesurteil über ihre „Weiblichkeit“ fällen hört. Das tapfere Ringen unseres Geschlechtes der Gegenwart ist also, schon vom altruistischen Standpunkte aufgefaßt, anerkennenswert, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in diesem wie in jedem anderen Kampfe eine subjektive Notwendigkeit zur Offenbarung der latenten Kräfte treibt, daß also auch unser Kampf zugleich Selbstbefriedigung ist. Ohne diese Art einer naturnotwendigen Selbstliebe gibt es überhaupt kein menschliches Handeln, denn das Prinzip der Selbsterhaltung ist eines der Grundprinzipien des Seins.

Die angedeutete Meinungsverschiedenheit betreffs der Art der Ausbildung unseres Geschlechtes kann niemanden wundernehmen, der auch nur einigen Einblick in die Schwierigkeit der Lösung einer solchen Aufgabe hat. Man erinnere sich beispielsweise an den Ideenkampf der Männer um das höhere Schulwesen ihres Geschlechtes in den verflossenen drei oder vier Jahrzehnten, welcher immer noch nicht zur Klarheit geführt hat, dann wird man die Meinungsverschiedenheit im weiblichen Lager kaum als ein Vorzeichen, daß hier doch keine Klarheit zu erzielen sei, ausdeuten können.

Ein unüberwindliches Hindernis auf dem Wege zu einer in jeder Hinsicht zweckmäßigen Mädchenbildung scheint freilich die Befürchtung für die Fortexistenz der jetzigen höheren Mädchen- oder Töchterschulen zu sein, deren es ja eine große Menge gibt. Die Anhänger und eifrigen Verfechter dieses Systems scheinen auch Erfolg zu haben. Wo von der Vertiefung der weiblichen Geistesbildung die Rede ist, begegnet man fast ausschließlich der Ansicht, man könne zu diesem Ziele nur auf dem Wege der bereits bestehenden höheren Mädchen- oder Töchterschule kommen; diese müsse der Kern und die Grundlage der Sache bleiben; nur auf Gegebenem dürfe weiter gebaut, das Bestehende müsse unter allen Umständen berücksichtigt werden. Wir finden, um nur einige Beispiele anzuführen, auf der Tagesordnung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen (Fachabteilung für höhere Mädchenbildung) XX. Hauptversammlung[1]) als Punkt 2 der 1. Sitzung: „Mitteilungen über den Entwurf eines Lehrplans für die 10klassige höhere Mädchenschule und den gymnasialen Aufbau.“ Auch Herr Schulrat Dr. Löweneck sprach sich, wie aus dem Referat in Nr. 100 „der Augsburger Postzeitung“[2]) hervorgeht, auf dem 4. Bayerischen Frauentage dahin aus, daß die Vorbildung zu einem späteren wissenschaftlichen Fachstudium nicht von der höheren Mädchenschule, für welche er freilich akademisch gebildete Lehrkräfte in größerem Umfange wünscht, als das bisher der Fall war, getrennt zu werden brauche. Die höhere Mädchenschule sei eine Mittelschule, welche bezwecke, ihre Schülerinnen religiös-sittlich zu erziehen und ihnen eine Bildung zu vermitteln, die sie zur Lösung ihrer dereinstigen Aufgabe im Kreise der gebildeten deutschen Familie befähige; dieselbe biete ihren Schülerinnen ein genügendes Maß von Kenntnissen und formaler Geistesschulung, um zu höherem Studium überzuleiten oder für bestimmte, dem Erwerbe dienende Berufsarbeiten auszubilden. Fräulein Dr. Bäumer-Berlin meinte in ihrem in der Aula des städtischen Gymnasiums in Berlin gehaltenen Vortrag „über die Gymnasialbildung unserer Mädchen“[3]) gar, die Forderung nach Vollgymnasien für Mädchen entspringe einem frauenrechtlerischen Fanatismus, der für die Mädchen alles so haben wolle wie für die Knaben.

Der Umsatz der Idee eines gymnasialen Aufbaues in die Wirklichkeit hat übrigens dem Wesen nach schon an verschiedenen Orten stattgefunden. Sind doch, abgesehen von München, bereits in mehreren Städten vier- und mehrjährige Gymnasialkurse, welche die höhere Töchterschulbildung voraussetzen, ins Leben getreten und entwickeln sich von Jahr zu Jahr.

Nichtsdestoweniger oder vielmehr gerade deshalb sehen wir es als unsere Pflicht an, im Interesse einer jüngeren Generation unseres Geschlechtes gegen eine derartige Verquickung von Unterrichtsmethoden und Bildungsanstalten ernstlich zu protestieren. Nie und nimmer darf der Konservatismus so weit gehen, daß wir ihm zulieb die Interessen geistig besonders begabter und aufrichtig strebsamer Mädchen auch für die Zukunft zum Opfer bringen. Was die weitaus größte Mehrzahl der heranwachsenden Töchter betrifft, so haben sie in ihrem späteren einfach praktischen Leben für vieles, was in einer Schule gelehrt werden muß, welche zugleich für das akademische Studium vorbereitet, kaum Verwertung, und anderseits wäre manches, was der späteren Hausfrau zu wissen nötig ist, der Abiturientin gleichbedeutend mit Zeitverlust. Gibt es denn zehnjährige „höhere“ Knabenschulen nach Art der zehnjährigen „höheren“ Mädchenschulen?[1]) Wie würde man über einen solchen Umweg zum akademischen Studium für das männliche Geschlecht urteilen? Fiel es je umsichtigen Schulmännern ein, aus Rücksicht für junge Leute, die etwas ästhetisch-literarische Bildung mit mehr oder weniger Zutaten wünschten, die kostbare Zeit anderer, die wissenschaftliche Zwecke im Augen haben, zu vergeuden, oder umgekehrt die Interessen jener diesen zu opfern? Gibt es nicht für die männliche Jugend, außer den verschiedensten direkt praktischen Zwecken dienenden Schulen, humanistische Gymnasien, Realgymnasien und, in Preußen wenigstens, Oberrealschulen — alle mit neunjährigem systematischem, auf das Abiturium direkt hinzielendem Unterrichte? Und die studierende weibliche Jugend soll auch in der Zukunft nur auf Umwegen zum Ziele kommen? Wir wissen wohl, daß von der einen und anderen Seite auch betreffs der männlichen Jugend eine gemeinsame Grundlage in der sogenannten Reformschule gesucht wird. Aber auch diese stellt wenigstens etwas Einheitliches vor. Nicht so der „gymnasiale Aufbau“ auf der „höheren Töchterschule“. Zwischen der Methode der letzteren und der Methode des Gymnasiums besteht ein bedeutungsvoller Hiatus, welchen nur die Erfahrenen auf beiden Gebieten voll und ganz kennen. Die intellektuelle Ueberlegenheit des Sekundaners gegenüber der Absolventin einer höheren Töchterschule weist auf denselben hin. Soll nun dieses Mißverhältnis im Unterrichte beider Geschlechter auch auf die Zukunft übertragen werden? Soll es auch für die relativ Wenigen, für die geistig Strebsamsten unseres Geschlechtes fortbestehen, obschon dieselben beim Abiturium und auf den Hochschulen dasselbe leisten sollen wie die jungen Männer? Ist es nicht fast grausam, jungen Mädchen die Schwierigkeit des Umdenkens nach zehnjähriger Schulung aufzubürden und sie mit dem neunjährigen Pensum des Gymnasiasten in vier Jahren abzuhetzen, so daß sie, wenn nicht außerordentlich begabt und körperlich sehr kräftig, mit überreizten Nerven und fragmentarischen Kenntnissen vor einem Examen stehen, zu welchem der junge Mann sich mit Muße vorbereiten konnte? Wird man nicht die notwendigen Folgen einer solchen Vorschule zu einem „Beweise“ gegen die seelische und körperliche Befähigung des Mädchens für tiefere Studien, hauptsächlich aber gegen eine würdige Verwertung im Staate anführen? Wenn es verschiedene Berufe geben muß, muß auch die Vorbereitung zu denselben verschieden sein. Man reformiere die höhere Mädchenschule, denn sie braucht es, soll der Besuch derselben nicht auch für die den regelmäßigen Beruf als Gattin und Mutter ergreifenden Mädchen Zeitverlust bedeuten. Aber man gewähre den Ausnahmen unseres Geschlechtes, den nach Wissenschaft strebenden Töchtern, dieselbe Vorbildung, wie sie dem Studenten am Gymnasium, Realgymnasium oder an der Oberrealschule gewährt wird. Ein einheitliches Zusammenwirken der katholischen Frauen Deutschlands könnte, ohne allzu große Opfer, vollgültige, d. h. neunjährige Privat-Gymnasialkurse ins Leben rufen, und wären es einstweilen nur zwei: Einer als Parallele des staatlichen humanistischen Gymnasiums, der andere als Gegenstück des staatlichen Realgymnasiums. Was relativ kleinen Vereinen dieser und jener Stadt be-

---

[1]) In München-Gladbach, 12. Juni 1905.
[2]) 3. Mai 1905.
[3]) Siehe Zeitschrift „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage,“ Jahrg. I, S. 328 f.

[1]) Wir haben hier die zehnjährige Mädchenschule in Norddeutschland im Auge.

treffs vierjähriger Kurse gelungen, sollte dem **Katholischen Frauenbunde** mit vollgültigen Kursen gelingen!

Zwar lesen wir auch in den „Verhandlungen der I. Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes“ in Frankfurt a. M. 6.—8. November 1904,[1]) der gesamte Frauenbund wünsche, „daß die Ausbildung der weiblichen Jugend grundsätzlich, nur auf Grundlage der entsprechend auszubildenden höheren Mädchenschule geschehe“. Aber das gilt doch wohl für die **Regel**, nicht für die von uns angedeuteten Ausnahmen! Denn K. Brunnen meint in der bereits zitierten „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage“[2]): „Unsere zukünftige höhere Mädchenschule soll keine Fachbildung vermitteln; sie soll nichts mehr und nichts weniger als ‚die Mutter des Menschen‘ erziehen“, und die Redakteurin der genannten Zeitschrift, Fräulein M. Landmann-Danzig, schreibt gegenüber der geplanten dreizehnklassigen Reformschule des Fräulein Poehlmann-Tilsit, welche eine Mädchenrealschule und ein Realgymnasium in sich vereinen soll: „Es ist keine Frage, daß für eine Anzahl von Berufen, die sich bereits den Frauen erschlossen haben und noch täglich erschließen, sowohl die eine, wie die andere Schulgattung ihre Bedeutung hat. Aber anderseits kann ein Bau wie der vorliegende in seinem ganzen Umfang nur für eine **verschwindende Minderzahl** von höheren Schulen gemeint sein, die Kleinstadt, ja auch die mittlere Stadt wird sich nach wie vor mit einem Kursus von 10 Jahren, vielleicht in ganz beschränkter Zusammenziehung von Unter-, Mittel- und Oberstufe bescheiden müssen. **Diese Schulgattung als fest abgeschlossenes Ganzes können wir nun einmal nicht entbehren.** Andauernde Praxis auch kann erst zeigen, ob die so scharfe Betonung der Verstandesbildung, wie sie sich in dem Plane zeigt, derjenige Weg ist, auf dem die weibliche **Allgemeinbildung ihr Ziel erreicht.**“[3])

Aus solchen Aeußerungen eines Organes, das unseres Wissens mit dem Katholischen Frauenbund in bester Fühlung steht, ersehen wir, daß es hier nicht an der Erkenntnis der Tatsache fehlt, daß die höhere Mädchenschule als Regel andere Wege zu gehen hat als jene Mittelschule, welche für die Ausnahmen zur Universität führt.

Eine andere Frage wäre es, in welchen Punkten der Lehrplan des Gymnasiums zugunsten religiöser Vertiefung und zur Einführung in die Elemente naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu verbessern wäre. Ist doch katholischerseits kaum ein Zweifel darüber, daß wir hier vor zwei Brennpunkten unserer Kulturaufgaben stehen. —

* * *

Unsere Zeit ist die Periode des Umschwunges. Während wir mit der Entwickelung der hier dargelegten Gedanken beschäftigt waren, fand im preußischen Ministerium des öffentlichen Unterrichtes eine Konferenz zur Beratung über die höhere Mädchenbildung statt, und das Resultat ist, wie wir vernehmen, im wesentlichen folgendes: Es sollen „Lyzeen“ errichtet werden, deren Lehrplan sich im **großen und ganzen** mit jenen der höheren Mädchenschulen deckt, wobei die in den letzteren wahrnehmbaren Mängel möglichst beseitigt werden. Auf diesen „Lyzeen“ sind „Oberlyzeen“ geplant, die, den Lehrplänen der Oberrealschule, des Realgymnasiums und des humanistischen Gymnasiums entsprechend, die studierende weibliche Jugend zum Eintritt in die Universität vorbereiten sollen.

Mit diesem Resultat ist ein hochbedeutender Schritt gemacht, und wenn wir in demselben auch noch nicht das uns vorschwebende Ideal in die Tat umgesetzt sehen, so liegt doch in der geplanten Einheit des Lehrplanes für derartige Lyzeen resp. in dem damit in Aussicht gestellten systematischen Unterricht eine große Befriedigung. Vielleicht zeigt sich später der preußische Kultusminister mit seinem weiten Blick auch einem Vollgymnasium nicht abgeneigt. In Süddeutschland, wo die altklassischen Studien noch so festen Boden haben, daß ein sehr bedeutender Teil der Bevölkerung dieselben, und nicht mit Unrecht, als eines der vortrefflichsten Bildungsmittel ansieht, wären humanistische Vollgymnasien auch für die oben angedeuteten Ausnahmen noch wünschenswerter als in Norddeutschland, wo den Realien höherer Wert beigelegt wird. Denn auch auf dem Gebiete der Frauenfrage ist es weise, sich den Kulturströmungen der Länder und Zeiten anzupassen.

[1]) J. P. Bachem, Köln. S. 57.
[2]) Jahrg. I, Heft IV. S. 196.
[3]) Ibid. S. 195.

Unsere äußere Kultur im Verhältnis zur innern.

Von

Dr. Vögele-Schönthal.

Wir haben ja gewiß eine glänzende äußere Kultur (richtiger gesagt Zivilisation), eine in früheren Jahrhunderten nie geahnte technische Beherrschung der Natur und ihrer Kräfte, eine staunenswerte Entfaltung und Befriedigung zahlloser Bedürfnisse. Aber was wir vermissen, das ist eine in gleicher Weise entwickelte innere Kultur: die Unterordnung der individuellen Bedürfnisse unter geistig-sittliche Lebensmächte, die Herrschaft des Menschen über seine eigene Natur: mit einem Wort, eine entsprechende sittliche Kultur.

Die moderne Kultur ist bis tief in ihre einzelnen Te[ile] und Zweige hinein stark veräußerlicht (verweltlicht). Die mittelalterliche Kultur war mehr innerlich, mehr religiös als die der Gegenwart, wenn auch die äußere Kultur des Mittelalters hinter der modernen sehr weit zurücksteht. Wir lassen hier, damit man uns nicht der Einseitigkeit oder Voreingenommenheit zeihe, einem Gelehrten, der nicht auf unserem (katholischen) Standpunkt steht, Professor Dr. Fr. W. Foerster[1]) das Wort: „Die **moderne Kultur** ist ihrem ganzen Wesen nach in erster Linie eine **technische Kultur.** — Die Kultur des Mittelalters ruhte im wesentlichen auf der Sorge um die innere Kultur des Menschen. Die gesamte Vorstellung des Menschen, die Kunst, die Ornament[ik] — ja das ganze tägliche Leben stand damals unter der Herrschaft einer erhabenen Symbolik, welche die Seele beständig an das Wesentlichste und Wertvollste des Lebens erinnerte und auf die Pflicht der Sammlung und Reinigung konzentrierte, indem sie ihr auf Schritt und Tritt die großen Ideen des Gerichts und der Erlösung nahebrachte. Der Mensch fiel und sündigte wie zu allen Zeiten — aber er wußte, daß er fiel und sündigte.“ Aber fragen wir: wie ist es jetzt? Jetzt ist man jenseits von gut und böse; ja, was noch schlimmer ist: man nennt das Bö[se] gut und das Gute böse.

„Es ist das Zeichen **aller rein weltlichen Kultur**, daß des Menschen Denken und Sinnen auf das Nebensächliche lenkt“, fährt Dr. Foerster in seinem geistreichen Buche fort. „Wir rühmen unser Zeitalter, weil es durch Telegraph und Telephon, durch Eisenbahnen und Schnelldampfer die Menschen mit neuen Fäden aneinandergeknüpft habe —, in Wahrheit aber haben uns alle diese Dinge nur weiter voneinander entfremdet; denn in der atemlosen Hast des modernen Lebens bleibt uns zu wenig Ruhe mehr, — und so werden wir immer blinder und immer gereizter im gegenseitigen Verkehr.“ In der Tat, in der Familie zwischen Herrschaft und Dienstboten herrscht nicht mehr das frühere patriarchalische Verhältnis und unter den Gliedern einer Gemeinde nicht mehr der innige freund-nachbarliche Verkehr. In den Großstädten wohnen die Familien oft neben- und untereinander im selben Hause, ohne sich zu grüßen oder zu kennen. Daß das Familienleben gelockert ist, beweisen schon die zahlreichen Ehescheidungen unserer Zeit.

„Wir entdecken den Nordpol und erschließen dunkle Kontinente“, fährt Dr. Foerster in seiner geistreichen Kulturbetrachtung fort, „wir durchleuchten mit neuen Strahlen unser ganzes Knochengerüste; Fernrohr und Mikroskop enthüllen täglich neue Welten — aber mitten in diesem großen Zeitalter der Entdeckung sind wir in vielem innerlich ärmer geworden, wir haben keine neuen Methoden zur Durchleuchtung der menschlichen Seele gefunden.“ Die katholische Kirche hat ein altes, probates und immer wieder neues Mittel zur Durchleuchtung der Seele: die Privatbeichte, die Ohrenbeichte. Aber der Welt ist dieses Mittel unangenehm. Sie schmäht[2]) oder, wenn sie das nicht tut, verschmäht sie es wenigstens.

Wir haben 100 und 1000 Mittel zur Befriedigung der Sinne und des Luxusses, aber das, was zuletzt doch das wahre und innere Glück ausmacht: die Zufriedenheit, das Sicher[heit]...

[1]) „Jugendlehre“, ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1904.

[2]) Daß Graßmanns unwissenschaftliche Broschüre, welche die Ohrenbeichte nur karikiert, so weithin Verbreitung und Glauben fand, ist kein Lichtpunkt für die deutsche Kultur. Der gesunde Menschenverstand schon muß sich sagen, daß, wenn die Beichte tatsächlich so, wie Graßmann schildert, gehandhabt würde in der katholischen Kirche, es geradezu ein Rätsel oder Wunder wäre, wenn überhaupt noch jemand in ihr beichten würde.

bescheiden ist in weiten Kreisen verloren gegangen. Der christliche Kulturhistoriker wie der philosophische Ethiker stimmen darin überein, daß man über der Entfesselung technischer und wirtschaftlicher Kräfte die Kultur des inneren Menschen vernachlässigt oder allzusehr vergessen hat. „Und diese entfesselten Kräfte", schreibt Dr. Foerster, „werden immer mehr von den niedersten Begehrlichkeiten in den Dienst genommen." Wir müssen mit Dr. Foerster die sich aufdrängende Frage, ob die gegenwärtigen Kulturvölker die sittliche Reife zur richtigen Anwendung der ungeheuren technischen Machtmittel besitzen, verneinen. Dr. Foerster redet mit Recht von einer förmlichen „Kulturgefahr", die er in der Frage andeutet: „Ob alle jene Errungenschaften des Geistes — durch die unerschöpflichen materiellen Genüsse, die sie erschließen, und durch die grenzenlose Steigerung der Bedürfnisse, die sie mit sich bringen, vielleicht am Ende doch nur zur Verrohung und Veräußerlichung des menschlichen Lebens führen?" Die Roheitsdelikte haben z. B. trotz unserer modernen feinen Kultur eher zu- als abgenommen.

Mit scharfem Blicke erkennt Dr. Foerster das tiefste Wesen unserer sozialen Frage darin, „daß unsere Herrschaft über die Gaben und Kräfte der äußeren Natur nicht Hand in Hand gegangen ist mit der Unterwerfung des Elementaren und Tierischen in unserer Natur". Indem er von dem Axiom, daß ohne innere Kultur, d. h. ohne Herrschaft des Menschen über seine eigene Natur, eine Zivilisation, wäre es auch äußerlich die glänzendste, nicht lebensfähig ist, ausgeht, bezeichnet er es als eine Lebensfrage unserer Gesellschaft, „ob sie die Kraft hat, ihre technische Zivilisation wieder dem unterzuordnen, was man Kultur der Seele nennt — oder ob all das Wissen und Können rettungslos dazu bestimmt ist, nur dem materiellen Raffinement und damit der sittlichen Entartung zu dienen". Einen ähnlichen Gedanken hat der edle Staatssekretär Graf Posadowski (12./15. Dezember 1905) im deutschen Reichstag mit den Worten ausgesprochen: „Und darin sehe ich auch den eigentlichen Grund, daß die bürgerliche Gesellschaft nicht die Kraft hat, die Sozialdemokratie zu überwinden, weil in der Sozialdemokratie und in unserer bürgerlichen Gesellschaft mit ihrem wachsenden Reichtum, weil in beiden ein Materialismus herrscht, der kongeniale Erscheinungen auf Grund derselben Ursache erzeugt." Auch dieser tiefblickende Staatsmann hält eine „geistig sittliche Wiedergeburt" für das einzige Rettungsmittel.

Das Kreuz im Walde.

In des Waldes grüner Wildnis,
Bei dem klaren Rieselbronnen,
Lehnt das blasse Dulderbildnis
Des Erlösers, laubumsponnen.

Wilder Rosen Flammenzeichen
Glühen auf im Sonnenstrahle,
Drücken ihre duftig weichen
Lippen auf die Purpurmale.

Kaum ein Flüstern in den Zweigen,
Kaum ein scheuer Tritt im Moose,
Traumhaft durch das tiefe Schweigen
Streift des Abendwinds Gekose.

Und mit lindem Blütenhauche
Fächelt er das stumm beredte
Christusbild im Rosenstrauche. —
Wand'rer, raste hier und bete!

Josefine Moos.

Ferdinand von Saar †.

Von
Hans Eckardt (Brünn.)

Zu den bedeutendsten Dichtern Oesterreichs, die in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts zur Entwicklung kamen, zählt Ferdinand von Saar. Es ist aber erst das Verdienst der Gegenwart, seine große Bedeutung anerkannt zu haben. Denn war es bei Anzengruber die „starke Theatralik", bei P. K. Rosegger „die volkstümliche Lehrhaftigkeit" und bei Marie Ebner-Eschenbach „allerlei Tendenz und Satire", was diesen Zeitgenossen der Entwicklungsjahre Saars rasch viele Herzen gewann, so fehlte dem Wiener Poeten solch ein Mittel, das ihn leichter volle Anerkennung hätte finden lassen. Die Folge war unverdiente Zurücksetzung, ja förmliche Nichtbeachtung, was den Dichter bitter schmerzte und ihm die Worte, die er „an einen verstorbenen Dichter" richtete, in den Mund legte:

„Indessen Euch des Beifalls Münzen rollten,
Bei Hungerkost ein dürftig Liedlein sang er,
Verachtet still von Euch und laut gescholten."

Man hatte damals wirklich kein Interesse für Saars Dichtungen. Große Schuld daran war auch, daß sich der junge Schriftsteller zuerst dem Drama zuwandte und gerade damals die Theaterverhältnisse überaus traurige waren. Nur das Streben nach „zugkräftigen Stücken", die einen guten Reingewinn sicherten, stellte das Repertoire zusammen. Selbst dramatische Größen, wie Hebbel, Grillparzer, Ludwig, hatten darunter zu leiden. Um wieviel schwieriger war die Lage für mittlere Talente! Franz Nissel und Albert Lindner hatten dies bereits erfahren müssen und auch Saar sollte keinen leichteren Stand haben. 1863 trat er mit seinem „Heinrich IV." in die Oeffentlichkeit, den Grillparzer anerkennend würdigte. Ist auch die Anlage dieses Dramas im großen und ganzen gut, sind auch einige Szenen, wie die im Burghofe zu Canossa, höchst poetisch, so finden wir es doch begreiflich, wenn es nicht günstig aufgenommen wurde. Der Dichter war dem gewaltigen Stoffe noch nicht gewachsen. Er fühlte sich noch zu schwach, um den geschichtlich wahren Konflikt zwischen dem großen Papste und dem Kaiser in seinem Drama wiederzugeben. So sucht er nach „persönlichen" Motiven: Streben nach Macht und verlorene Frauenliebe sind in seinem „Heinrich IV." die Ursachen des erbitterten Kampfes. Doch schon in den „Die beiden de Witt" war er dem Stoffe vollkommen gerecht. Auch der Aufbau, die Charaktere der einzelnen Personen, kurz alles zeugte von einem tüchtigen Schritte nach vorwärts. 1878 gelang es ihm sogar „Die beiden de Witt" im Wiener Burgtheater zur Aufführung zu bringen. Aber die Zeit, wo man den seichten französischen Bühnenstücken so große Begeisterung entgegenbrachte, stand natürlich einem so ernsten Dramatiker unfreundlich gegenüber. Man lehnte ihn ab, warf ihm mangelnde Kenntnis der Bühnentechnik vor, kurz, Saar mußte zur Erkenntnis kommen, daß „die Bretter für ihn nie die Welt bedeuten werden". Das Publikum und die Kritik hatten ihm ja sehr unrecht getan und wenn man seine Werke öfters zur Aufführung gebracht hätte, so wäre Saar Gelegenheit geboten gewesen, die kleineren Mängel seiner Schöpfungen zu studieren, zu sehen, wo er die letzte Feile anlegen müsse und so hätten wir in Saar jetzt vielleicht auch einen Dramatiker, auf den wir stolz sein müßten. Aber nichts von alledem. Der Dichter ließ sich zwar nicht so schnell von dem einmal betretenen Wege ablenken und sein „Thassilo", der den Kampf des bayerischen Herzogs gegen Karl den Großen darstellt, brachte Saar auch der wirklichen Tragödie am nächsten. Aber der verdorbene Geschmack des Publikums drängte ihn förmlich in andere Bahnen.

Es dauerte auch nicht lange, so wandte sich Saar mehr der Lyrik und Elegie zu. Eine heiße, oft aber auch herbe Innigkeit kommt hier zur Sprache. Mit Vorliebe preist er die Seelengröße im Entbehren und Entsagen, den Starkmut in seelischer Verlassenheit. Er hatte ja selbst tief ins Leben geblickt, seitdem er nach dem piemontesischen Feldzuge freiwillig aus dem Militärdienste ausgetreten war, um sich dem Dichterberufe hinzugeben. Wenn er seine Lieder ertönen läßt, so schlägt er nicht in die Saiten, um uns ein Stück lebensfroher Lyrik Goethes vorzusingen, nein, er irrt ein bißchen abseits von dem gewöhnlichen Wege unserer Lyriker. Er hält einen Gedanken, eine Tatsache fest und spinnt jetzt alle möglichen Betrachtungen daran. Diese Reflexionslyrik erinnert uns an Hebbel, dem er allerdings oft weit nachsteht. Aber auch manches seiner Lieder wird unvergeßlich sein. Resignation ist der Grundakkord der Lyrik Saars.

Deshalb sang er auch so herrliche Lieder zum Lob und Preis des Herbstes, der doch ein Bild alles Vergänglichen ist, von denen ihn das folgende treffend kennzeichnet:

Der du die Wälder färbst,
Sonniger, milder Herbst,
Schöner als Rosenblühn
Dünkt mir dein sanftes Glühn.

Nimmermehr Sturm und Drang,
Nimmermehr Sehnsuchtsklang;
Leise nur atmest du
Tiefer Erfüllung Ruh.

Viel leichter und lebendiger sind Saars Elegien. Besonders seine „Wiener Elegien" reihen ein Bild zwanglos an das andere, ja wir erkennen hier fast gar nicht unseren tiefsinnigen Dichter wieder. Eine Liebe — vielleicht die einzige, die ihn nie betrog — zu seiner Vaterstadt läßt ihn da die begeisterten Worte singen:

Doch du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Turm auf,
Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.
Und so wirst du besteh'n, was auch die Zukunft dir bringe,
Dir und der heimischen Flur, die dich umgrünt und umblüht.
Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frühlrot,
Und bei fernem Geläut segnet dich jetzt dein Poet.

Auch viel Persönliches bringen seine Elegien. Sein Loblied auf Ad. Stifter z. B. läßt uns einen tiefen Blick in Saars seelischen Entwicklungsgang tun: „Adalbert Stifter! Wie grüßt aus meiner Jugend der Name mich so innig und traut! Mit ihm die goldene Zeit, da ich, fast noch ein Knabe, das „Haidedorf" las und den „Hochwald". Andacht durchschauerte mich, nahm ich die „Studien" zur Hand. Freilich gar bald — zu bald! — enthüllte sich grausam das Leben, Bahnen weisend der Kunst, die ich dann selber beschritt. Doch es verblaßten mir nie die lichten, die holden Gestalten, die mich erfreut und entzückt, die mich ergriffen so tief. Heilig hielt ich sie stets, in Ehrfurcht gedenkend des Dichters, der mir ein Eden erschloß, das ich, ach leider, verlor." Mit seinen Elegien kam Saar schon gewaltig der Epik nahe, zu deren Sänger er besonders in seinen „Bildern und Gestalten" ward. Wenn wir bis jetzt den Dichter in seinem Schaffen verfolgten, so durften wir ihn gewiß als Romantiker bezeichnen. Jetzt ist es aber mit einem Schlage anders geworden. Die lebenswahre Empfindung des heutigen Volkslebens in seinem „Arbeitergruß", diese feine Charakteristik des modernen Judentums im „Judenweib", all das führt uns schon einen ganz modernen Schriftsteller vor Augen. Zweimal ging Saar auch daran, ein größeres episches Gedicht zu schaffen. Die scherzhafte „Pincelliade", eine Erinnerung an sein Militärleben und „Hermann und Dorothea", ein Idyll aus Mähren im Anschluß an Goethe, verdienen gewiß hervorgehoben zu werden.

Die höchste Stufe seines künstlerischen Schaffens erreichte Saar auf dem ihm ureigensten Gebiet, in der Novelle. Dort konnte er all die bittere Lebenserfahrung verdichten, die er seit seiner Jugend gesammelt, dort konnte er uns sein tiefstes Wesen offenbaren. Saars erste Novelle „Innocenz" entstand zu einer Zeit, wo der politische Kampf seine hochgehenden Wogen auch in das Land der Kunst schleuderte. Tendenzstücke, seien es Romane oder Dramen, waren die Folge dieser Erscheinung. Saars „Innocenz" kennt aber nichts von diesem „Sturm und Drang" in der Dichtung. Nicht der konfessionelle oder nationale Kampf sollte zur Sprache kommen, nein, Saar schwang sich in höhere Sphären und stimmte ein herrliches Lied zum Preise eines großen, gewaltigen Seelenringens an. Ein slavischer Mönch, der, von seinem Kloster auf den einsamen Wyschehrad entsandt, dort seines Amtes waltet, wird plötzlich durch die Liebe zu einem Mädchen auf eine ernste Probe gestellt. Doch in treuer Pflichterfüllung siegt sein starker Charakter. Sein Amt als Geistlicher ruft ihn an die Bahre eines ihm ganz fremden Mädchens und dort findet er seine Ruhe wieder. Der Anblick der Toten mahnt ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen, gibt ihm die Kraft zu entsagen und sich selbst zum Troste spricht er zu dem gebrochenen Bräutigam die tröstenden Worte: Ein großer Schmerz läutert, indem er die Seele zwingt, ihr Tiefstes zu sammeln. Er reift in uns die Erkenntnis, daß nur jenes Glück, welches wir ganz in uns finden, Dauer verspricht, und jedes andere, so schön es auch sei, vor einem Hauche in nichts zerstieben kann. Aus diesen schlichten Worten spricht Saars ganzes Lebensproblem: die Entsagung. Es ist meistens ein einziger Gedanke, der seine Novellen durchzieht: In „Marianne" stirbt eine unglückliche verheiratete Frau am Herzschlage, als sie mit ihrem Geliebten tanzt, in „Die Geigerin" ein ideales Mädchen an der verschmähten Liebe eines ihrer Zuneigung unwürdigen Mannes. Das „Haus Reichegg" rollt uns ein trauriges Bild aus dem Leben „besserer Kreise" auf: ein junges Mädchen hängt mit inniger Liebe an dem Geliebten ihrer Mutter und entsagt. Es ist, wie wir sehen, Saar nicht darum zu tun, großzügige Bilder vor uns aufzurollen, die den Rahmen einer Novelle überschreiten würden. Auch nicht nach dem Gegenstand als solchen fragt er. Ist es einmal die idealste Liebe, von der er spricht, so scheut er sich nicht, ein andermal auch die frechste Dirne uns zu zeigen. Er „greift eben hinein ins volle Menschenleben", ohne dabei sein besonderes Augenmerk auf die Ausgestaltung des Problems zu legen. Ihm handelt es sich hauptsächlich nur darum, das Psychologische, den Charakter seiner Gestalten zu zeichnen. Und er versteht es, mit wahrer Meisterschaft uns ein Bildchen auf die Leinwand zu zaubern. Jeder Pinselstrich ist mit Absicht eingefügt, jede Figur trägt die ihr charakteristischen Züge, die bis ins kleinste fein ausgeführt sind. Dabei herrscht ein inniger Zusammenhang zwischen Held und Umgebung, so daß jede seiner Novellen mit Recht ein **ganzes** Kunstwerk genannt werden darf. Der Titel seiner zwei Bände „Novellen aus Oesterreich" ist dadurch bedingt, daß Saar als Milieu seiner Erzählungen österreichische Verhältnisse verwertet und aus seinen vorgeführten Gestalten läßt sich leicht diese oder jene bekannte Persönlichkeit des österreichischen öffentlichen Lebens erkennen. Im Laufe der Jahre ließ er auch noch eine Reihe anderer Novellen folgen, die sich würdig an seine früheren anreihen. Nur scheint es, als ob gerade seine letzteren Schöpfungen viel mehr von dem pessimistischen Geiste eines Schopenhauers erfüllt wären. Er kennt fast keine „ideale Weiblichkeit" mehr, alles ist mehr oder minder Dirne.

Das ganze Schaffen unseres Dichters durchzieht der Zug der Entsagung. Nur der helle Sonnenschein glücklicher, seliger Erinnerung wirft öfter seinen Zauber in das ernste Bild seiner Kunst. Sein Erinnern, sein Leben im Vergangenen, das ist seine Kunst. „Ich bin", schreibt er, „ein Freund der Vergangenheit. Nur jene Vergangenheit will ich gemeint wissen, die mit ihren Ausläufern in die Gegenwart hineinreicht und welcher ich, da der Mensch nun einmal seine Jugendeindrücke nicht los werden kann, noch dem Herzen nach angehöre." — Wenn er uns dann das Bild alter Zeiten vor Augen führt, dann freuen uns wir Oesterreicher, in ihm einen Wilhelm Raabe zu besitzen. Und wenn wir uns dann wieder so ganz dem Reiz der Gestalten, ihrer feinen Charakteristik hingeben, so erinnert uns Saar an den großen Theodor Storm und wir fühlen es, daß er ihn in manchem, besonders in der festen Zeichnung seiner Gestalten, übertrifft. In gewissem Sinne ist er ja ein Epigone in seinem Schaffen; er hätte sich selbst nicht besser charakterisieren können als mit den Worten, die er von einem Musiker im „Requiem der Liebe" schreibt: „Er war kein Bahnbrecher gewesen, ein Spätgeborener war er, in dessen Werken die Kunst einer großen Vergangenheit gewissermaßen den elegischen Nachhall gefunden." Und trotz alledem blieb er modern. Um dieser großen Vorzüge willen wird sein Name mit goldenen Lettern in dem Buche der Literatur prangen.

Saars bittere Lebenserfahrungen bewogen ihn sehr bald, in sich selbst sein Glück zu suchen und so traf auch ihn das Dichterlos so viel anderer, er krankte dahin an dem seelischen Uebel der Vereinsamung. „Einsam wie immer sann ich bei einem Glase Bier weiter über Kunst und Künstler," schreibt er; und an seinen Freund richtet er die Worte: „Du sollst wissen, daß ich an Entsagung gewöhnt bin, ja noch mehr, ich habe — so seltsam dies auch klingen mag — bereits gelernt, entsagend zu genießen." Dieses Entsagen oder vielleicht Entsagenmüssen legte ihm schon seit langem selbstmörderische Gedanken nahe. Ein schweres körperliches Leiden trat noch dazu. Er schien sich die Worte, die er selbst in „Die Geigerin" niederschrieb, immer mehr zu Herzen zu nehmen: „Dann aber, wenn man erkennen wird, daß der Mensch nichts anderes ist als eine Mischung geheimnisvoll wirkender Atome, die ihm schon im Keime sein Schicksal vorausbestimmen, dann wird man, glaube ich, auch dahinter gekommen sein, daß es trotz aller geistigen Errungenschaften besser ist, nicht zu leben!" — Und der 24. Juli 1906 brachte die Trauerbotschaft: Saar war durch Selbstmord geendet. Furchtbar hatte sich das Schicksal an ihm erfüllt. Was er einst (189[illegible] „Der Herbstreigen") von einem Schriftsteller erzählte, das ging — wie grausam ist doch oft des Geschickes Macht — an ihm in Erfüllung: „Zur Nachtzeit in Tobsucht verfallend, unternahm er einen Selbstmordversuch, der nicht vollständig gelang. Am nächsten Tag verschied er, ohne das Bewußtsein erlangt zu haben. Die Schriftsteller Wiens beteiligten sich sehr zahlreich an seinem Leichenbegängnisse und ein prachtvoller Lorbeerkranz lag auf dem Sarge. Man ehrte den Tod." (S. 159.) Furchtbar — aber wahr. Mitleidsvoll stehen wir an einem Grabe draußen in Döbling (Wien) und mit uns beugt sich die versöhnende, verzeihende Barmherzigkeit über die letzte Ruhestätte eines Dichters, den wir so lieb haben, weil wir seine Werke so

lieb haben, von denen sein eigenes Wort gilt: „Man kann sich nicht satt schauen daran. Das kommt aber daher, weil man ihre eigentliche Schönheit mit den Blicken gleichsam erst aus der Tiefe an die Oberfläche saugen muß. Beim ersten Hinsehen erscheinen sie fast leer und lassen kalt. Solchen, die kein geistiges Auge besitzen, werden sie niemals ein rechtes Wohlbefinden abgewinnen." („Innocenz.")

Etwas von der Dominikanerkirche in Regensburg.

Von

M. Herbert.

Die dringende Notwendigkeit einer Restaurierung hat in der letzten Zeit das allgemeine Interesse in besonderer Lebendigkeit auf die altehrwürdige Dominikanerkirche in Regensburg hingewiesen. Jeder, der unser schönes mittelalterliches Stadtbild mit liebevollem Auge studierte, kennt das hochragende Dach dieses deutschen Tempelheiligtums, daß sich stolz und edel über den Gebäuden seiner Umgebung erhebt.

Als die Dominikaner, von Leo IX. dazu ermächtigt, sich 1216 in Regensburg niederließen, um die gärenden Glaubensstreitigkeiten zu beschwichtigen, räumte ihnen bald darauf, im Jahre 1229, Bischof Siegfried die St. Blasiuskirche ein, der sie 1277 ihre jetzige Gestalt verliehen. Ueber die Baumeister des herrlichen Kunstwerkes, als welches die Kirche heute vor uns steht, begannen die Gelehrten manchen Streit.

Albertus Magnus soll den Bau beeinflußt haben. Andere sagen, Erwin von Steinbach, der Erbauer des Straßburger Münsters, habe den von ihm für den Regensburger Dom entworfenen Plan für die Dominikanerkirche benutzt.

Augenblicklich steht nach den Forschungen des Grafen von Walderndorff nur fest, daß „Bruder Diemar", dessen Abbild als knieender Dominikanermönch zur Konsole einer Säule des nördlichen Seitenchores dient, der Erbauer eben dieses Chores gewesen ist, vielleicht ist ihm sogar der ganze Bau zuzuschreiben.

Dieser „Bruder Diemar" gilt als Wahrzeichen der Kirche. Er hält den Zirkel gesenkt in der Hand, hat die andere Hand über die Augen gelegt und visiert in den schönen Chor hinein. Ist er der Baumeister, dann hat er etwas Großes geschaffen, der brave Bruder, dessen Staub wohl irgendwo hier unter den Steinen modert.

Hören wir die Kritiken kenntnisreicher Männer über die Kirche.

Graf Walderndorff, der gewiegte Kenner der Geschichte Regensburgs, schreibt von ihr in seinem hochinteressanten Werke über unsere Stadt: „Die Dominikanerkirche gehört trotz ihrer großen Einfachheit zu den schönsten und edelsten gotischen kirchlichen Bauwerken".

W. Adler sagt: „Bei ihrer Anlage sind stattliche, für eine Bettelordenskirche sogar sehr seltene Höhendimensionen inne gehalten und eine so vortreffliche, edle und klare Raumgestaltung gewonnen worden, daß die Regensburger Dominikanerkirche unter den deutschen Kirchen dieses Ordens den ersten Rang einnimmt".

Sehr schön wird die Kirche von J. Sighart in seiner „Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern" charakterisiert: „Das Bauwerk steht vor uns in höchster Schlichtheit. Arm und streng in den Formen wie der Orden selbst in seiner Jugendblüte. Aber das Ganze ist auch so ideal, so würdevoll, so himmelanstrebend wie der Orden, alle Verhältnisse sind so leicht, so edel, so harmonisch, daß wir dem Bau unsere Bewunderung nicht versagen können."

Allerdings herrscht eine klösterlich arme Strenge in diesen zum Teil ganz kahlen, von hohen edlen Säulen getragenen Schiffen, in diesen selten geschmückten Kapitellen, diesen hohen, schlanken Fenstern.

Heute wirkt die Schmucklosigkeit an den ungegliederten großflächigen Wänden, die nur dann und wann, besonders im Chor, von einem reizenden gotischen Fensterlein unterbrochen sind, wie schwere Eintönigkeit, da sie glatt weiß getüncht sind.

Aber unter dieser langweiligen Tünche schlafen herrliche bunte Fresken, da und dort hat ein vorsichtiger Meißel sie bloßgelegt. Leider aber scheint es unmöglich, sie wieder zum Leben zu erwecken, wie das in der alten Benediktinerkirche in Prüfening und in der Allerheiligen-Kapelle des Regensburger Domkreuzganges in so wunderbarer Weise gelungen ist.

Steht man vor der Orgel des Gotteshauses und sendet durch das weite lichte Schiff den Blick zum hohen Chor, dann wird man wohl an des verstorbenen Schell herrliches Wort vom Gottesbegriff und dem gotischen Dom gemahnt: „Wohl ist auch der griechische Tempelbau von imponierender Schönheit, indem er den Gegensatz von tragender Kraft und wuchtender Last unverhüllt ausspricht; aber trotz aller Schönheit muß der mechanische Dualismus überwunden und der christliche Gottesbegriff auch hier in der Methode durchgeführt werden, so daß wie im Leben der Natur und des Geistes der Gegensatz von Kraft und Stoff überwunden wird, und der geistige Tempelbau wie ein gotischer Dom emporsteigt in freier Kraft, die von keiner Last gedrückt in Freude und Lust ihre Formenfülle entfaltet."

Eine Eigentümlichkeit der Kirche sind die sogenannten Hornkonsolen, von welchen sich von der Mitte der Wand aus die Dienste erheben. Man sieht diese seltene Form von Konsolen auch beim Außenportal von Sankt Emeram, in St. Sebald in Nürnberg, am Dome zu Freising und im Querschiff des Straßburger Münsters.

Der Chor war früher durch ein Eisengitter, ein Prachtstück der Schmiedearbeit, vom Schiff getrennt; dieser Lettner wurde aus der Kirche verkauft, was sehr störend wirkt, da überhaupt die vollständige Schmucklosigkeit des Mittelbaues einen fast nackten und öden Eindruck hervorbringt.

In den Seitenschiffen findet sich manches schöne Bildwerk, mancher prächtige, mittelalterliche Grabstein. So steht neben dem südlichen Tore an der Wand eine gar liebliche Statue der Muttergottes, welche in ihrem weiten Mantel den verschiedenartigsten Menschenkindern Zuflucht gewährt.

In der Nähe, auf einem Seitenaltare, sieht man den „Engelsturz", der Rubens zugeschrieben wird. Die starke drastische Realistik des Bildes deutet auf einen großen Meister, doch haben die Farben nichts von der feurigen Leuchtkraft des Rubensschen Pinsels.

An derselben Wand, in der Nähe des Aufgangs zur Orgel, ist ein uraltes Steinrelief, die Passion darstellend, eingemauert, eine lebendige und ergreifende Darstellung.

Das nördliche Seitenschiff, in dem auch die Säule des Bruders Diemar sich befindet, diente als Grabkapelle der Weichser zu Traubling und Ramspaur und der Truchsesse von Eckmühl. Ein großer Stein mit dem Wappen der Truchsesse, einem gewaltigen Hirschgeweih, gibt kund, daß hier Truchseß Ulrich, † 1283, ruht. Er war ein großer Gönner der Kirche und eifriger Förderer ihres Baues.

Im Jahre 1894 wurden an der Südwand dieser Kapelle Wandmalereien, aus dem 14. Jahrhundert stammend, bloßgelegt. Es sind Rundelle, welche Namen und Wappen enthalten. Die ersten zwei Rundelle ruhen auf den Zweigen eines Stammbaumes. Das Ganze ist ein höchst eigentümliches Epitaph für die hier Beerdigten.

Aeußerst interessant in ihrem feudalen Stolz sind die drei Meter hohen roten Marmorgrabsteine, die an Säulen im nördlichen Seitenschiff lehnen. Der eine zeigt den Ritter Jörg Schenk von Neideck, der in der großen Schlacht gegen die Böhmen bei Schönberg 1504 gefallen ist, der andere den kaiserl. Reichshauptmann Thomas Fuchs v. Schneeberg, † 1526. Beide Denkmäler sind künstlerische Arbeiten; lebensvoll und charakteristisch, bieten sie ein Stück Zeitgeschichte. Erhabene, ernste Schönheit, reiche historische Reminiszenzen wohnen in diesen Hallen — aber es liegt ein Staub der Vergessenheit, wie tragischer Hauch der Vereinsamung darüber. Selten daß ein Besucher die weiten Schiffe durchmißt, um die großartigen Verhältnisse der Kirche auf sich wirken zu lassen.

Ja, im großen und ganzen macht die Vernachlässigung und Aermlichkeit der Kirche, die als eines der schönsten frühgotischen Denkmäler Deutschlands gilt, einen traurigen und deprimierenden Eindruck, und es ist zu hoffen, daß die eifrigen Bemühungen des Herrn Lyzealdirektors Dr. Schenz, dem wichtigen architektonischen Denkmal eine stilgerechte Restaurierung zu verschaffen, bei der so kunstverständigen Regierung Bayerns regste Unterstützung finden werden.

In erfreulichem Gegensatz zu dem öden Aspekt des großartigen Bauwerks befindet sich der mittelalterliche Lehrsaal, der an den Kreuzgang der Kirche angebaut ist und 1694 zu einer Kapelle des hl. Albertus Magnus umgewandelt wurde. Hier steht noch wohlerhalten der Lehrstuhl des hl. Albertus Magnus, und auf dem schönen Flügelaltar hat der Pinsel Altheimers die erhabene Geschichte des frommen Gelehrten verewigt.

Die Kapelle wurde durch die Munifizenz des regierenden Fürsten von Thurn und Taxis glänzend restauriert und ist eines der vielen im Verborgenen schimmernden Juwele der alten, an großen Reminiszenzen so reichen Ratisbona.

Die Schlimme.

Die mir die Maienblüte stahl,
Die sonnengolddurchstrahlte,
Die meiner Freuden Prunkpokal
Mit Tränentau bezahlte,

Es war ein Weib, deß' Nervenfaust
Bricht Herzen leicht wie Binsen,
Daß selbst dem Gottesleugner graust
Bei ihrer Miene Grinsen.

Ein Weib, das einmal wo zu Gast,
Der Tafel Tuch belagert,
Daß, wo sie tagt zu Kost und Rast,
Des Wirtes Wange magert.

Er sieht in jedem Spiegel sie,
Im Blick der Frau, der Kinder;
Sie weckt ihn nachts und morgens früh,
Zur Tageszeit nicht minder.

Sie klopft ihm hart auf Hirn und Herz
Mit ihrem Eisenfinger,
Scheucht von der Schwelle Glück und Scherz,
Des Unheils greller Singer.

Sie drängt in jedes Haus sich frech,
Sie weiß es zu betreten,
Vor einem aber flieht sie weg,
Sie flieht vor bravem Beten.

Sie kommt zurück durchs Schlüsselloch,
Will nicht so flink von hinnen,
Sie hofft und harret immer noch,
Sich wieder einzuspinnen.

Und fragst du, wer die Schlimme ist,
Zur Plage auserlesen,
Die weder Reich noch Arm vergißt:
Die Sorge ist's gewesen . . . .

Düsseldorf. Joseph Schneiders.

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

V.

Am Esrom-See.

Das nordöstliche Seeland ist reich gesegnet mit Wasser, und zwar wirklich **gesegnet**. Es spielt eine Hauptrolle im Landschaftsbilde.

Die herrlichsten ästhetischen Wirkungen beruhen oft großenteils auf diesem beweglichen, veränderlichen Element, das oft so unschuldig friedsam träumen kann wie das Auge des Kindes, das sorglos in den Armen der liebenden Mutter ruht, und das sich dann wieder schäumend hin- und herwälzt und seinen weißen Gischt in ohnmächtiger Wut an den Steinblöcken der Gestade emporspritzt, ein Bild des Sünders, der in der Friedlosigkeit seines Innern flucht und tobt gegen Gott und Menschheit.

Wie oft habe ich am Meere gestanden, am Sund und am Kattegatt und dem ewig neuen Spiel der Fluten zugeschaut! Aber ebenso schön, in mancher Beziehung noch reizvoller, ist es an den herrlichen Binnenseen. Und da hatte ich eine besondere Vorliebe für den Esrom-See (Esrom-Sö).

An einem prächtigen Julitage machte ich einmal mit zwei lieben Freunden einen Ausflug dahin. Nach einer längeren Bahnfahrt und einem Besuche des Frederiksborg Slot bei Hilleröd ging's nach dem weitgedehnten Gribskov (Geierwald), der sich am ganzen Westufer des Sees hinzieht und noch viel größer ist als der berühmte Dyrehave am Sund. So schön wie diesen habe ich ihn allerdings nicht gefunden. Der Charakter ist ein ganz anderer, sehr viel Nadelholz. Wir durchstreiften den Wald in verschiedenen Richtungen. Zunächst galt es, den Fruebjerg (Frauenberg) zu finden und zu ersteigen. Es gelang ohne große Schwierigkeit.

Da hat sich auf einmal das Wort „Berg" in meine „Nordischen Erinnerungen" verirrt. Es ist wahr, Dänemark hat keine Berge, nur wenige bessere Maulwurfshügel, wenn man es in Parallele zu anderen Ländern stellt. In Jütland gibt es zwei, welche 150 m Meereshöhe überschreiten, den Himmelbjerg mit 162 m, der seinen schönen Namen sicher davon erhalten, daß er dem Himmel so unvergleichlich nahe, und Ejers Bavnehöj mit 172 m. So weit haben es die Inseln nicht gebracht.

Immerhin war es für unsere Begriffe ein kleiner Widerschein der Seligkeiten, welche die Bergtouristen durchkosten, da wir auf den Fruebjerg hinaufkraxelten. Oben belohnte uns dann in stiller Waldeinsamkeit und würzigem Duft ein Frühstück, das in den Tiefen unserer Rocktaschen verborgen gewesen, und der Ausblick in die Umgegend. Ueber Bäume und Ginsterbüsche hinweg schweifte das Auge hinüber zum Arre-Sö, der drüben in der Ferne silbern erglänzte. Ein freies, luftiges Panorama, wie wir es uns erträumt, fanden wir übrigens nicht, und ich kann den freundlichen Lesern, die etwa einmal in diese Gegenden kommen, den Abstecher zu unserem Berge kaum empfehlen, trotz der freundlichen, offenen Holzhalle, die zu Nutz und Frommen der Besucher auf seinem Gipfel eingerichtet.

Aber etwas anderes möchte ich warm anpreisen, nämlich einen schönen Spaziergang an den Esrom-See.

Wir wanderten in östlicher Richtung auf ihn zu. Es war ein langer Weg bei warmem Wetter. Aber gesund ist's hier zu wandern. Und wenn dann plötzlich hinter den schmucken Bauernhäusern von Nöddebo und dem freundlichen Kirchturm der spiegelklare, wunderbare See aufleuchtet in seiner sanften idyllischen Schönheit — ah, da muß man bleiben und schauen. Wie ist das einladend zu stillem Sinnen und Betrachten!

Die größte Schönheit ist freilich am jenseitigen Ufer, wo der großartige Park von Fredensborg liegt; doch darüber erzähl ich ein andermal. Weiter nach Norden werden die Ufer so etwas einförmig und kahl, von hier aus gesehen. Wir sind hier ja auf der eigentlichen Waldseite. Aber prächtig ist's doch, an einem klaren Sommertage mit wolkenlosem Himmel, warmem Sonnenschein und einem kühlen Lüftchen unter den Bäumen der ländlichen Wirtschaft zu sitzen und alle Sorgen und Mühsale des Lebens für ein Stündchen zu vergessen. Ein gutes Mittagessen kann man da auch haben, doch will ich nicht in vossischer Be-lichkeit meine verehrten Leser mit kulinarischen Berichten langweilen.

Mehr als einmal bin ich von hier aus nach dem berühmten Park von Fredensborg hinübergefahren. Am anderen Seeufer wohnt ein Schiffer, ein alter, liebenswürdiger Seebär, der einen hinüberholt. Man sagt dem Kellner Bescheid; er läßt das Signal aufziehen, und bald hat man's drüben gesehen.

Ein Boot wird losgemacht, eine Nußschale für unsere Augen, wir können sie anfangs kaum erblicken. Allmählich kommt sie näher und näher, und wenn wir hinuntergestiegen zum Ufer, brauchen wir wohl nicht mehr allzulange zu warten.

Einmal habe ich die Ankunft des Bootes unten am See abgewartet. Es war etwas stürmisches Wetter; um so angenehmer versprach die Fahrt zu werden. Mit einem lieben Bekannten lag ich im Grase und zitierte, wie mir das manchmal so Spaß macht, während unser Seemann, mit den Wellen kämpfend, langsam herankam, allerlei Dichterstellen, die mir gerade durch den Kopf gingen, diesmal aus Schillers „Tell" . .

Der See ist heute so unruhig, sieh nur, wie es schäumt und wie die weißen Wellen ans Ufer schlagen; wenn wir noch eine Kleinigkeit weiterrücken, werden wir selbst naß. Na, kein Wunder

„'s ist heut Simons und Juda,
Da rast der See und will seine Opfer haben" . . .

Ach, unser armer, biederer Seebär! Wie er sich plagen muß! Er kommt garnicht von der Stelle.

„Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt!
Die Flut geht drüber weg. — Ich seh's nicht mehr.
Doch halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wackre durch die Brandung."

Da, da kommt das Schiff endlich.

„Es ist das Herrenschiff von Uri, Vater;
Ich kenn's am roten Dach und an der Fahne." . . .

Nein, es war bloß der freundliche Seemann von Fredensborg. Jetzt kam er ganz nahe ans Ufer; wir stiegen ein und es folgte eine der schönsten Seefahrten, die ich im Leben gemacht. Die prächtigen Uferlandschaften mit ihren wechselnden Szenerien, die weite unruhige Wassermasse, das schaukelnde, schwankende Schifflein — es war entzückend und doch außerordentlich ungefährlich.

Ich bin auch beim freundlichsten Wetter schon über den See gefahren, wo er dalag wie ein Spiegel von flüssigem Silber. Nein, lieber so wie heute! „Βίος ἐν κινήσει." „Leben in der Bewegung!" Aristoteles soll's nicht umsonst gesagt haben!

Trau're nicht!

Trau're nicht, wenn gold'ne Aehren,
Von dem Frühlingswind geboren,
Fühllos kalt der Schnitter mordet.
Auch wir Menschen sind nur Gräser,
Die, in wilder Lust erstanden,
Bald im Schmerz zu Boden sinken.
Und in dieser kurzen Spanne,
Zwischen Balsamduft und Leiden,
Liegt das Kampffeld unsres Lebens;
Zwischen Werden und Vergehen
Liegt die Höhe unsrer Kunst.

Bonn. Karl Jünger

Bücherschau.

„Soziale Kultur." In einem stattlichen Umfange von 480 Seiten liegt der erste Halbband des laufenden Jahrganges der „Soziale Kultur", der Zeitschrift „Arbeiterwohl" und der „Christlichsozialen Blätter", Neue Folge, vor. Redigiert von Prof. Dr. F. Hitze-Münster und Dr. W. Hohn-M.-Gladbach (26. Jahrgang M.-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins für das katholische Deutschland. Preis des ganzen Jahrganges 6 M). Die „Soziale Kultur" erörtert in Abhandlungen die schwebenden Fragen der Gesetzgebung, der berufsgenossenschaftlichen Selbsthilfe und gemeinnützigen Wohlfahrtspflege und versucht dabei in das Verständnis der treibenden Ideen und der Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens einzuführen; sie bucht gleichzeitig systematisch in einer spezialisierten Rundschau die bemerkenswerten Einzeltatsachen und Einzelerscheinungen und bietet so eine Registratur des sozialen Lebens, der sozialen Gesetzgebung mit der sozialen Arbeit; endlich legt sie besonderen Wert auf eine fachmännische Besprechung volkswirtschaftlicher und sozialer Literatur und gibt vierteljährlich eine Uebersicht über den wesentlichsten Inhalt von über ? nationalökonomischen und sozialpolitischen Zeitschriften. Für die Mannigfaltigkeit dieser Zeitschrift bürgt wohl der Umstand, daß für den eben abgeschlossenen Halbband über 50 Mitarbeiter Beiträge geliefert haben, unter diesen Universitätsprofessoren, Nationalökonomen der Theorie und Praxis, Statistiker, Aerzte, Juristen, Landwirte ꝛc. Gerade dadurch, daß die „Soziale Kultur" besonderen Wert auf fachmännische Mitarbeit aus den verschiedensten Kreisen legt, dürfte sie am ehesten in der Lage sein, den verschiedensten zur sozialen Arbeit berufenen Ständen, Geistlichen, Aerzten, Verwaltungsbeamten, Juristen, Stadtverordneten, Kaufleuten, Fabrikanten, Beamten der Berufsorganisationen ꝛc. als Orientierungs- und Belehrungsquelle zu dienen. Lange Zeit ist in katholischen Kreisen das Bedürfnis nach einer groß angelegten und von fachmännischen Kräften bedienten sozialpolitischen Monatsschrift lebhaft empfunden worden. Man darf heute wohl sagen, daß dem Ziele, diesem Bedürfnis abzuhelfen, die „Soziale Kultur" nach Möglichkeit schon entgegengeht. Daß sich die Zeitschrift auch in nichtkatholischen Kreisen bereits besonderer Beachtung erfreut, zeigt ihre Erwähnung auf dem eben beendeten evangelisch-sozialen Kongreß in Jena, wo dieselbe als Muster für ein ähnliches evangelisches Zentralorgan für Sozialpolitik hingestellt wurde. Die Gediegenheit der „Sozialen Kultur" rechtfertigt ihre Unterstützung durch alle sozial gesinnten Kreise. M.

Münchener Kunstausstellungen. (IV.)

Von

Dr. Felix Mader.

Sezession. Die Ausstellung am Königsplatz hat dem Glaspalast gegenüber ein großes, allerdings rein äußerliches Bene voraus: sie ist viel kleiner und infolgedessen viel leichter zu genießen. Dieser Umstand kommt den einzelnen Kunstschöpfungen wesentlich zu statten, während der Glaspalast infolge des Zeitaufwandes beim Besuch und der intensiven Inanspruchnahme der geistigen Kräfte den einzelnen Werken weniger günstig sein kann. Die künstlerische Physiognomie wie das künstlerische Niveau sind übrigens in beiden Ausstellungen gleichstehend.

Wir nennen die wesentlichsten Erscheinungen. Mit großer ernster Sachlichkeit malt Kalckreuth seinen Erntewagen. Das gedämpfte Halbdunkel des Scheunenraumes rahmt den durch das offene Tor gesehenen Freilichtausschnitt wirkungsvoll ein; dabei solide Linienführung! Dettmanns Mittagspause der Ausflügler ist so voll Sonnenlicht und atmet so viel Naturpoesie, daß der auf dem blühenden Anger ausgebreitete Imbiß fast beleidigt. In seiner Verkündigung an die Hirten ließ sich der Künstler von Uhde beeinflussen. Die Inspiration war nicht unmittelbar und tiefgreifend genug; außerdem müßte die Gruppenanordnung geschlossener sein. — Gute, kleine Landschaften sieht man von Stadler. Namentlich der einsame Waldbach mit der Holzbrücke spricht von intimster Versenkung in die poesievollen Reize des deutschen Waldes. Ein ganz anderer ist Dill. Die paar Bilder, die er ausstellt, sieht man mit Interesse: mit Geschmack und feinster Stimmung sind diese in Motiv und Farbe sehr einfachen Konzeptionen hingehaucht, aber viele derselben nebeneinander wären langweilig. Vor Nachahmung muß da sehr gewarnt werden, denn unter einer weniger glücklichen Künstlerhand würde die ödeste Manier ins Kraut schießen, wie Beispiele schon gezeigt haben. Albert Keller malt mit Geschmack und Geschick seine Weltdamen, die ein eigener kalter, gemütloser Hauch umgibt. Letzteres gilt auch für Stuck, der die gesamte Berichterstattung, soviel ich sehe, kühl gelassen hat. Weder gedanklich noch koloristisch bietet er Neues. An den Salomegestalten hat man allmählich genug, namentlich in solch pathologisch-hysterischen Erscheinungen, wie Stucks Salome ist. Bei den Grazien war sie nie zu Gast, daher ihre gründliche Häßlichkeit. Auch mit dem Bacchanale ist nichts anzufangen; zudem drängt sich so sehr der Gedanke in den Vordergrund, daß die großen Fragen der Menschheit nicht mit Bacchanalien und Frühlingsfesten zu lösen sind, und an der Lösung dieser Fragen mitzuarbeiten, muß trotz allem immer noch als ein heiliges Vorrecht der Künste betrachtet werden. (Aber Stuck hat doch den Aufruf des Monistenbundes — unterzeichnet. Ist das noch nicht genug? Anmerkung des Herausgebers.) Die Tiermalerei der Zügelschule bietet Vortreffliches. Zügel selber malt eine Schafherde unter Bäumen. Der Gegensatz zwischen den Schattentönen und dem einfallenden Licht wirkt überzeugend. Sehr gut ist Schramm-Zittau in seinem Stallbild, etwas unruhig in dem Ententstück. Nun kommen wir zu Hodler! Seine kolorierten Kartons nehmen ein Kabinett ein. Hodler ist sicher eine starke Künstlerindividualität, kam aber auf künstlerische Abwege. Man fragt sich vor diesen Kartons: wollte Hodler das Publikum ulken oder ist's ihm ernst? Das letztere. Aber dieser ungesunde Allegorismus, diese gesuchte Primitivität der Form muß direkt abgelehnt werden. Diese ledergelben Männer, die vor einem Spirituspräparat, Jungfrau genannt, ihre schwarzen Mäntel über den Kopf ziehen, und diese grobknochigen Jungfrauen in froschgrünen Sackkleidern, die den Jüngling bewundern, sind das nicht komische Ideen? Am glücklichsten war Hodler in seinen fünf alten Männern, denen er alle Runzeln des Alters in die ausdrucksvollen Köpfe gezeichnet. Koloristisch sehen sie aus, als wären sie eben unter der Tünche einer alten Kirche entdeckt und durch Abklopfen bloßgelegt worden. — Die eindrucksvoll beleuchtete Gruppe in Speyers Flucht nach Aegypten spricht sehr an, nur wird dieser Joseph mit der kühnen Feder am Hut nicht allgemein zusagen. Kaiser schildert die Stimmung des bewölkten Himmels über weiter Landschaft kraftvoll und klar, während Bruno Becker in seinem italienischen Motiv Melodien von feiner, leiser Melancholie anschlägt; auch seine Nebellandschaft ist gut. Sambergers Porträtkunst spricht in vier Bildnissen sehr eindrucksvoll zum Beschauer: ernst, monumental, voll scharfer Charakteristik wie immer.

Die auswärtige Kunst hat sich mit verhältnismäßig wenig Schöpfungen eingefunden. Laverys Dame in Schwarz am schwarzen Klavier vor schwarzem Hintergrund wirkt ebenso klar

wie weich. Blanche mit seinem pikanten Kolorismus, Carrières verschwimmend gelber Duft, Besnards theatralisch beleuchteter Klavierspieler, Quaderas kühle Familiengruppe charakterisieren ungefähr die augenblicklich geltende französisch-englische Art. Vielleicht ist der Tag nicht fern, wo die Mode diese Art für süßlich, farbendruckartig erkennen und die Arme nach etwas Neuem ausstrecken wird. Aber sicher hat dieser Kolorismus viel Gutes.

Noch möchten wir anfügen, daß die banalen, geist- und geschmacklosen Motive, die man in früheren Ausstellungen sehen mußte, immer mehr zurückgehen: eine interessante Beobachtung für denjenigen, der sich erinnert, mit welchen Phrasen die schalsten Stümpereien zu Kunstwerken emporgeredet wurden.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinz-Regententheater. Mit der dritten Tannhäuser-aufführung, die den schwächeren Eindruck der matteren zweiten wieder aufhob, sind unsere Festspiele zu Ende gegangen. Der Besuch ist bis zuletzt ein außerordentlich starker geblieben, so daß wohl der Wunsch auftauchen konnte, daß die Intendanz statt 16, wie früher, 20 Festvorstellungen hätte veranstalten sollen. Allein es hat doch schon zwischendurch einige durch sangliche Ermüdung beeinträchtigte Leistungen gegeben, so daß man aus künstlerischen Rücksichten für die enger gezogene Termingrenze plädieren muß. An künstlerischer Geschlossenheit ist fraglos der erste Zyklus der bedeutendste gewesen. Dieses Urteil hindert nicht, die stolze Höhe der übrigen auch anzuerkennen, doch ist es eben Aufgabe der Kritik, auf Wege hinzuweisen, welche noch zu größerer Vervollkommnung führen könnten. Besetzungsexperimente aus Entgegenkommen gegen verdiente Künstler fehlen noch nicht ganz, und manchem gastierenden „star" ist das Ins-Publikum-Singen noch nicht gänzlich abgewöhnt worden. Von den hier noch nicht besprochenen Leistungen ist Frau Gadski zu nennen, welche statt dem ursprünglich vorgesehenen, aus nicht bekannt gewordenen Gründen fern gebliebenen Frl. Faßbender die Brünnhilde sang. Die hervorragende Gesangskünstlerin gab im „Siegfried" das Vollkommenste; im Schlußdrama steht sie, schon ihrer Individualität nach, an dramatischer Größe hinter einer Plaichinger zurück. Den Siegfried gab diesmal Burrian mit den an ihm stets zu bewundernden glänzenden Mitteln. Eine Meisterleistung sanglicher und dramatischer Kunst ist die Erda Frau Schumann-Heinks. Frau Preuse sang die Fricka mit blendender Tonschönheit und trefflicher Charakteristik. Dagegen liegen die starken Vorzüge ihrer Waltraute mehr auf dem rein stimmlichen Gebiete. Den Loge gestaltete diesmal Briesemeister; in kleinen Rollen seien mit Anerkennung hervorgehoben Bauberger, Holzapfel und die Damen Höfer, Blank und Flith. Den Stolzing sang in der vierten Meistersingeraufführung unser bewährter Raoul Walter. Als Landgraf im „Tannhäuser" alternierten Bender und Gillmann mit gutem Glücke. Bei allen anderen Besetzungen muß auf die Vorberichte verwiesen werden. Was Felix Mottls geniale Direktion, Franz Fischer, Rich. Strauß und Oberregisseur Fuchs, dem im „Ring" Wirk trefflich zur Seite stand, leisteten, muß nochmals mit vollster Anerkennung hervorgehoben werden. Geben ihre Taten doch die Gewähr, daß die Fortführung unserer Festspiele beitragen werde zur Mehrung des Ruhmes unserer Kunststadt München.

Verschiedenes. Im Südwesten Berlins ist eine neue Opernbühne unter dem Namen „Lorzing-Theater" eröffnet worden. Die erste Vorstellung brachte „Zar und Zimmermann" in recht ansprechender Weise. Die Preise der Bühne sind für breitere Schichten zugeschnitten. — Recht zahlreich sind bereits die Berliner Premieren, ohne daß irgendetwas von größerer Bedeutung dabei zutage getreten wäre. Die Galavorstellung, welche altem Gebrauche gemäß den großen Paradetag abschließt, brachte ein Hohenzollerndrama von Viktor Hahn. „Ein Kaisertag in Nürnberg" schildert in ganz hübschen Versen, wie Friedrich von Zollern dem Kaiser Rotbart das Leben rettete und Burggraf von Nürnberg wurde. Das Stückchen erfüllte bei glänzender Inszenierung seinen Festzweck recht gut, wiewohl manche kühne Redefloskel schon auf der Grenzscheide eines schönen Patriotismus zu chauvinistischem Phrasenschwall steht. In einer Fechtszene wurde der treffliche Schauspieler Dr. Pohl durch ein Schwert am Auge verwundet, glücklicherweise ohne schwerere Folgen. — Das unter neuer Leitung stehende „Neue Theater" brachte das Drama eines homo novus: „Frost im Frühling" von Leo Lenz. In einzelnen Punkten an Sudermanns „Heimat" anklingend, ist es nach den verschiedensten Berichten doch allzu sehr auf grelle Effekte zugeschnitten, um auf feiner Empfindende eine Wirkung ausüben zu können. — Das Schillertheater O versuchte sich mit Ibsens „Frau Inger von Oestrot". Der nordische Dichter hat bekanntlich erst später seine künstlerische Eigenart gefunden; in diesem historischen Intrigenstück, welches der Sechsundzwanzigjährige für die Nationalbühne in Bergen schrieb, erscheint er lediglich als ein kluger Schüler Scribes. — Mehr Glück hatte das Lessingtheater mit der Reprise des „Fuhrmann Henschel" von Gerh. Hauptmann, dem seit der Premiere dieses Dramas im Jahre 1898 nur noch halbe Erfolge beschieden waren. — Ludwig Fuldas feinsinnige Molièreübersetzungen haben viel dazu beigetragen, den großen Lustspieldichter auf den deutschen Bühnen noch heimischer zu machen. Doch gibt es auch bei Molière veraltete und mit Recht vergessene Stücke; so hatte der „Sganarell" trotz Fuldas gewandter Verse im „Neuen Theater" wenig Erfolg. Größeres Interesse erweckte der „Bourgeois gentilhomme" in der neuen Uebertragung. — In Hamburg leitete eine Novität von Otto Ernst, dem bekannten Dichter des „Flachsmann", die Saison ein. „Ortrun und Ilsebill", eine Märchenkomödie, fand zwar eine gute Aufnahme, bedeutet jedoch, literarisch genommen, nicht allzuviel. Die symbolische Tiefe, welche in Andersens Märchen vom Fischer und seiner Frau liegt und auch in Klyses Oper empfunden wird, wird bei Ernst auf Kosten äußerlich wirkender Geschehnisse nicht völlig ausgeschöpft.

München. L. G. Oberlaender.

Kleine Rundschau.

Der christlich-soziale Metallarbeiterverband Deutschlands hielt vom 2. bis 5. September in Aachen seine 4. Generalversammlung ab. Aus dem vom Zentralvorsitzenden Wieber erstatteten Geschäftsbericht des Hauptvorstandes vom 1. Juli 1904 bis 1. Juli 1906 entnehmen wir, daß die Mitgliederzahl des Verbandes am 1. Juli ds. Js. 23,541 betrug; sie hat in noch nicht zwei Jahren um 13,541 zugenommen. Die Zahl der Ortsgruppen hat sich in derselben Zeit um 120 vermehrt und beträgt im ganzen 325. Das Kassenwesen hat sich gleichfalls günstig entwickelt. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 523,381 M gegen 145,734 M in den vorhergehenden zwei Jahren. Allerdings sind auch die Ansprüche an die Kasse erheblich gestiegen. Allein für Streiks und Maßregelungen wurden 161,272 M verausgabt. In der Gesamtheit stand den Einnahmen eine Ausgabe von 345,276 M gegenüber, wovon indes 213,347 M den Mitgliedern wieder zuflossen, da sie für Unterstützungen, Bildungszwecke und das Verbandsorgan aufgewendet wurden. Das Barvermögen der Hauptkasse betrug am 1. Juli ds. Js. 178,104 M, so daß auf jedes Mitglied zurzeit 8 M Verbandsvermögen entfallen. Viele Lohnbewegungen hat der Verband zum siegreichen Ende geführt. Mit besonderer Genugtuung darf er auf den Kampf im Saarrevier zurückblicken, wo der überfeudale Heißsporn Dr. Alexander Tille kräftig an die Wand gedrückt wurde. Es war ja auch schon fast eine Donquichotterie seitens dieses durch seine englischen Erfahrungen noch nicht klug gewordenen Herrn, Koalitionsfreiheit und Tarifgemeinschaft beseitigen zu wollen. Vielmehr wäre zu wünschen, daß letztere in der Großindustrie immer weiteren Boden gewänne und daß die Gesetzgebung mit dieser neuen Einrichtung im Wirtschaftsleben möglichst bald in Einklang gebracht würde. Die Aachener Generalversammlung war sehr gut besucht, und ihre Verhandlungen, maßvoll in der Form, aber zielbewußt in der Sache, fanden allgemeinen Beifall. Auch die Reichstagsabgeordneten Giesberts, Nacken und Sittard nahmen an den Verhandlungen teil. Dr. b.

Volkstrachten.

Der Erhaltung und Wiederbelebung der alten Volkstrachten wird immer mehr Aufmerksamkeit zugewandt. Der bedeutendste Vertreter in dieser Sache ist wohl der Pfarrer Dr. Hansjakob in Freiburg, und sein Werk „Unsere Volkstrachten", das bereits in mehreren Auflagen erschienen ist, verdient ganz besondere Beachtung und kann zum Studium nur empfohlen werden. Nachdem das deutsche Kaiserpaar bei verschiedenen Gelegenheiten der Wiederbelebung der alten Volkstracht eine erhöhte Beachtung geschenkt hat, sind zahlreiche Vereine ins Leben getreten, welche sich die Förderung dieser volkstümlichen Bestrebungen angelegen sein lassen. Wenn auch an eine weitgehende Wiederbelebung der alten Trachten nicht zu denken ist, so wäre schon viel erreicht, wenn wenigstens das Bestehende erhalten bliebe. — Was mir aber vom Uebel erscheint, das ist die Veranstaltung von großen Trachtenfesten. Der Bauer eignet sich nicht als Objekt für die schaulustige Menge, und gerade diese laute Aufmerksamkeit wird so manchen veranlassen, seine alte, liebgewordene Tracht abzulegen, um endlich unbeachtet zu bleiben. Ein stilles Wirken von einzelnen Personen in kleinen Kreisen halte ich für viel ersprießlicher. E. S.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. == Telephon 3860. ==

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch = Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 38. München, 22. September 1906. III. Jahrgang.

Die verehrlichen Leser der ‚Allgemeinen Rundschau' erinnern wir an die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Für die Postabonnenten ist der Postbestellzettel für 4. Quartal beigelegt. Wir bitten unsere Freunde, den nicht benötigten zweiten Bestellschein mit gütiger Empfehlung der ‚Allgemeinen Rundschau' in ihrem Bekanntenkreise unterzubringen. Von der ‚Allgemeinen Rundschau' ist in anerkennenden Zeitungsstimmen wie in Privatbriefen und in Zuschriften namhafter Autoritäten des katholischen Lagers schon so oft gesagt worden: ‚Sie sollte in keinem besseren katholischen Hause fehlen.' Aber tatsächlich fehlt sie noch in vielen gebildeten katholischen Familien. Wer der ‚Allgemeinen Rundschau' aufrichtig wohl will, sollte die kleine Mühe nicht scheuen, auf der blauen Postkarte, welche der Gesamtauflage beigelegt ist, geeignete Adressen mitzuteilen, an welche Gratis-Probenummern versandt werden könnten.

Herzlichster Dank im voraus!

Verlag und Redaktion.

Inhaltangabe.

Zur Generalversammlung der Görresgesellschaft in Bonn.

Von

Dr. Hubert Trimborn.

In den Tagen vom 25. bis 28. September d. J. wird die Görresgesellschaft in Bonn ihre Generalversammlung abhalten und damit zugleich das Fest ihres 30jährigen Bestehens begehen. Es ist das erstemal, daß die Görresgesellschaft in der rheinischen Musenstadt tagt, obwohl diese sozusagen ihre geistige Geburtsstätte ist und sie statutarisch daselbst noch ihr Domizil hat, wenn auch die Inhaber des Präsidiums und des Sekretariats später in München und Köln lebten. Gerade die Wahl dieser Stadt der diesjährigen Tagung dürfte es als angebracht erscheinen lassen, einige Reminiszenzen an die Gründung hervorzuholen.

Es war schon vor dem Jahre 1876, als recht zeitgemäß — die Zeiten waren sehr böse — unter verschiedenen Herren, welche den Kulturkampf am eigenen Leibe erfahren hatten, der Gedanke erwogen wurde, ob es nicht möglich sei, eine von katholischen Grundsätzen geleitete wissenschaftliche Assoziation ins Leben zu rufen. Niemand konnte absehen, ob und wann die kirchenfeindliche Bewegung ein Ende oder eine Milderung erfahren werde. Für das Projekt einer katholischen Universität war alle Aussicht geschwunden, da den katholischen Gelehrten sich in der Universitätslaufbahn unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. Man war daher der Ansicht, hier könne vielleicht eine Vereinigung helfen, welche, völlig auf dem Boden der Freiheit erwachsen, sich die Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen zum Ziele setze.

Diese Gedanken fielen auf fruchtbaren Boden, und hauptsächlich waren es damalige Bonner Herren, die den Gedanken weiterspannen und im September 1875 mit noch einigen anderen Herren sich zur ersten grundlegenden Besprechung zu Rolandseck, einem durch die Aussicht auf das Siebengebirge malerisch gelegenen Oertchen in der Nähe Bonns, zusammenfanden. Aus dem benachbarten Bonn waren anwesend der frühere Oberbürgermeister Leopold Kaufmann (†), Privatdozent Dr. Freiherr v. Hertling, heute bayerischer Reichsrat und Professor der Philosophie in München, und Privatdozent der Geschichte Dr. Cardauns, heute Hauptredakteur der „Kölnischen Volkszeitung". Außerdem waren noch anwesend Advokat (jetzt Justizrat) Dr. Julius Bachem, Dr. med. (Sanitätsrat) Karl Hopmann aus Köln und Advokat (Justizrat) Eduard Müller aus Koblenz.

Schon im Oktober wurde in einer größeren Versammlung hervorragender Katholiken der Rheinprovinz zu Koblenz der Gedanke einer eingehenden Besprechung unterzogen und die Grundlinien des Planes festgestellt. Im November wendete sich ein zu diesem Zwecke gewähltes Komitee in einem vertraulichen Rundschreiben an eine größere Anzahl katholischer Gelehrten und in einem besonderen Schreiben an die Mitglieder des Episkopates, dieselben zum Beitritt und zur konstituierenden Versammlung bei Gelegenheit der Koblenzer Görresfeier einladend.

Die Menge der Beitritts- und Zustimmungserklärungen zeigte, welcher Sympathie sich der Gedanke erfreute, und so wurde denn am Nachmittag (24. Januar 1876) vor dem Koblenzer Görresfest von mehr als 200 Anwesenden die Konstituierung der Gesellschaft vollzogen; am Abend des darauffolgenden Tages war die Zahl bereits auf 300 angewachsen. In einem Aufruf vom März 1876 wendete sich das in Koblenz gebildete Komitee an die Oeffentlichkeit. Um „das Andenken des edlen Patrioten, des tiefsinnigen Forschers, des wahren Christen und mutigen Vorkämpfers für Recht und Freiheit der Kirche in der Gegenwart zu beleben und eine alte Schuld der Dankbarkeit und Verehrung endlich abzutragen", sei in Koblenz beschlossen worden, Joseph Görres „ein dauerndes Gedächtnisdenkmal zu errichten, geeignet, seinen Geist unter uns zu erneuern und lebendig zu erhalten."

Auch die Zwecke der Görresgesellschaft, die ausschließlich wissenschaftliche sind — die Gesellschaft steht bekanntlich aller Politik fern —, sind in dem genannten Aufruf genau fixiert und die Sätze sind wörtlich in das Statut übergegangen, welches auf der ersten Generalversammlung zu Frankfurt a. M. angenommen wurde. Es heißt dort: Die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland will auf katholischem Standpunkte und im katholischen Sinne wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen hin wecken und fördern. Der Verein will namentlich jüngeren katholischen Gelehrten An-

regung geben und zugleich die nötige materielle Unterstützung gewähren zur Bearbeitung wichtiger Fragen aus dem Gebiete der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Geschichte und der Rechts- und Sozialwissenschaft. Er beabsichtigt ferner durch jährliche Generalversammlungen den katholischen Gelehrten und Freunden der Wissenschaft den lang entbehrten Vereinigungspunkt zu bieten. Die Görresgesellschaft ist kein bloßer Gelehrtenverein. Sie ist sich bewußt, nur dann Dauerndes leisten zu können, wenn es ihr gelingt, im Boden des Volkes Wurzel zu fassen. Klar und bestimmt ist hier die grundsätzliche Richtung der Gesellschaft, ihr, die eigentliche Theologie stillschweigend ausschließendes Arbeitsfeld und ihr Arbeitsprogramm umschrieben. Wie dieses Ziel erstrebt und teilweise erreicht worden ist, haben die bisherigen Arbeiten gezeigt.

Das Programm in seinen Grundzügen war bei der Gründung das gleiche wie es heute ist, aber noch hatte sich die allgemeine Tendenz nicht in bestimmten Einzelaufgaben ausgeprägt, in deren Erfüllung sie ihre fruchtbare Verwirklichung finden sollte. Eine nach der anderen haben sich diese im Laufe der Jahre eingestellt. Zuerst das historische Jahrbuch, jetzt in seinem 27. Bande vorliegend. Berufen, ein Sammelpunkt der katholischen Historiker zu werden, erfreut es sich weit darüber hinaus in den Kreisen der Fachmänner eines wohlbegründeten Ansehens. Dann das Philosophische Jahrbuch, seit 18 Jahren eifrig bemüht, mit den philosophischen Bestrebungen der Gegenwart Fühlung zu halten und die Probleme, welche die Neuzeit bewegen, im Sinne und Geist der Philosophia perennis zu lösen. Es folgte das Staatslexikon, eine Frucht jahrelanger sorgfältiger Vorbereitung, welche insbesondere den peinlichen Mangel an fachmännisch geschulten Mitarbeitern zu überwinden hatte. Mit Genugtuung und berechtigtem Stolze darf es die Gesellschaft erfüllen, daß das Werk in seinen fünf Bänden in zweiter Auflage vollendet vorliegt und eine neue Bearbeitung bereits ins Auge gefaßt ist, die sich in einzelnen wichtigen Punkten abermals als eine verbesserte herausstellen dürfte. Als viertes großes Unternehmen ist das Historische Institut in Rom zu nennen, welchem in der vollständigen Sammlung und Bearbeitung der Akten des Konzils von Trient eine viel beneidete, auf Jahre hinaus die Kräfte in Anspruch nehmende Aufgabe zugefallen ist. Andere höchst bedeutsame Aufgaben sind ins Auge gefaßt und voraussichtlich wird sich in diesem Jahre an der Geburtsstätte Bonn ein weiterer Ausbau der Gesellschaft vollziehen durch Errichtung mehrerer neuer, überaus notwendiger und zeitgemäßer Sektionen.

Vielfach ist der Vorwurf laut geworden, daß sich die Katholiken in der Görresgesellschaft von den übrigen Mitbürgern absonderten. Das sei zu verwerfen, da die Wissenschaft interkonfessionell sei. Gewiß ist die Wissenschaft interkonfessionell. Aber trotzdem haben die Katholiken neben den allgemeinen wissenschaftlichen Gebieten, die auch die Andersgläubigen beschäftigen, noch einen besonderen Kreis von Aufgaben und Studien, wo es gilt, speziell katholische Anschauungen und Einrichtungen zu erforschen, klarzulegen und nötigenfalls zu verteidigen, und es wäre unrecht, ihnen die Berechtigung dazu abzusprechen. Dabei bleibt die wirkliche Forschung, die wissenschaftliche Prüfung und Erklärung doch die Hauptsache. Durch den statutarischen Ausschluß der Apologetik und der theologischen Disziplinen aus ihrem Programm beweist die Görresgesellschaft wohl am besten, daß sie rein wissenschaftliche Ziele verfolgt und ihr nichts ferner liegt, als den religiösen Hader zu schüren. Die Görresgesellschaft stellt sich also in keinen Gegensatz zur wahren Wissenschaft, sondern nur zu denjenigen, die von vornherein den Standpunkt der prinzipiellen Verneinung einnehmen. Dies muß sie als Vereinigung, die Anteil hat an dem positiven Charakter der katholischen Kirche, naturgemäß ablehnen. Wenn man ehrlich ist, muß man doch zugeben, daß der prinzipiell bejahende Standpunkt wohl mindestens ebenso viel Berechtigung hat wie der prinzipiell verneinende. Die Hauptsache ist, daß die Gesellschaft bei allen Arbeiten die moderne Methode fordert, daß sie die Katholiken an streng kritische Denk- und Arbeitsweise gewöhnt und die Resultate der Wissenschaft dem katholischen Volksteil zugänglich macht. Das ist eine bedeutungsvolle Aufgabe sowohl im Interesse der Kirche als auch im allgemeinen patriotischen Interesse. In dieser Erwägung sollte eigentlich, da die Görresgesellschaft die einzige große Vereinigung in Deutschland ist, die dieses Ziel verfolgt, die einzige wissenschaftliche Verbindung, die als solche die 20 Millionen deutscher Katholiken repräsentiert, jeder gebildete Katholik ihr angehören, ein jeder wenigstens, der den Wert der Wissenschaft kennt und von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß jede Kulturmacht mit ihr in Fühlung bleibt.

Des österreichischen Reichsrates zwölfte Stunde.

Von

Franz Eckardt, Redakteur in Brünn.

Der österreichische Reichsrat wurde für den 18. September zur Aufnahme seiner Sitzungen wieder nach Wien einberufen, nachdem am 12. September der Wahlreformausschuß seine Tätigkeit wieder begonnen hatte. Das Abgeordnetenhaus hatte somit 59 Tage Sommerferien. Um sich die Herren Volksvertreter günstig zu stimmen, wurde das Abgeordnetenhaus für diese Ferien nicht vertagt, sondern es wurde nur keine Sitzung angesetzt. Bei Vertagung gibt's keine Diäten. So aber erhielt jeder der Abgeordneten 59×20 K = 1180 K Ferialdiäten geschenkt, was für die 425 Abgeordneten die nette Summe von 492,500 K, also rund eine halbe Million ausmacht, welche aus den Steuern des Volkes für nichts und wieder nichts vergeudet worden ist. Wenn sich eine Volksvertretung eine solche Summe von der Regierung schenken läßt, so deutet das auf einen höchst unerfreulichen Tiefstand der Regierung und der Volksvertretung hin, und es ist allerhöchste Zeit, daß auf Grund eines ganz neuen Wahlgesetzes ein ganz neues Volkshaus zur Vertretung der Volksinteressen gewählt wird.

Am 12. Januar 1901 wurden mit der Wahl aus dem Großgrundbesitze die Reichsratswahlen beendet und am 31. Januar 1901 wurde das Abgeordnetenhaus mit der kaiserlichen Thronrede eröffnet. Aus diesen Daten folgert die Regierung, daß die letzte Session des Reichsrates mit dem 31. Januar 1907 ablaufe, da das Abgeordnetenhaus für 6 Jahre gewählt wird. Es hat also noch 4½ Monate Existenzberechtigung: seine zwölfte und letzte Stunde hat begonnen. Die Hauptaufgabe ist die Vollendung der Wahlreform.

Die offenen und versteckten Feinde des allgemeinen gleichen Wahlrechtes haben im Wahlreformausschusse und bei anderen Gelegenheiten nichts versäumt, dieser Reform ein Bein zu stellen. Jetzt stellen sie die Forderung des Pluralitätswahlrechtes auf und verlangen, daß jeder Wahlberechtigte, welcher mindestens 8 Kronen direkte Steuer zahlt, eine zweite Wahlstimme erhalten soll. Es ist dieser Gedanke gewiß prinzipiell nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen, obwohl man die Pluralität auch auf den selbständigen Familienhaushalt, den Bildungsgrad usw. anwenden könnte. Aber heute handelt es sich um die Frage: soll das Abgeordnetenhaus noch einmal nach dem alten System der Interessenkurien gewählt werden oder nicht? Wer diese Frage verneint, muß alles vermeiden, was die Reform verhindern kann, denn die Zeit drängt, der Hammer des Uhrwerkes ist schon erhoben, welcher die zwölfte Stunde verkünden soll. Darum werden Christlichsoziale und Zentrum auf die Wahlpflicht, und wird die Regierung auf die Reform des Herrenhauses verzichten müssen. Vielleicht gelingt es den deutschen Parteien mit Hilfe der Polen durchzusetzen, daß eine Zweidrittelmehrheit gesetzlich als erforderlich festgesetzt wird, wenn einmal die Wahlkreiseinteilung geändert werden soll. Ein Gesetz zum Schutze der Wahl- und Versammlungsfreiheit wird nach Verabschiedung der Wahlreform leicht durchgesetzt werden und eine entsprechende Geschäftsordnung muß sich das neue Abgeordnetenhaus selbst schaffen.

Zu den versteckten Gegnern des allgemeinen gleichen Wahlrechtes gehören auch die Deutsche Volkspartei und die Deutschfreisinnigen, welche bei der jüngsten Parlamentarisierung der Regierung ihre Vertrauensmänner Derschatta, Prade und Marchet in Ministersessel gebracht haben. Und nun tritt das wohl nur in Oesterreich Mögliche ein, daß außerhalb der Regierung stehende Parteien eine Regierungsvorlage gegen Regierungsparteien verteidigen müssen. Damit ist aber zugleich angedeutet, daß die Aussichten der Wahlreform sich sehr verschlechtert haben. Abg. Dr. Geßmann von der christlichsozialen Vereinigung hat daher am 11. September in einer großen Arbeiterversammlung in Wien der Regierung und den Regierungsparteien die ungeheure Verantwortung vorgehalten, welche sie trifft, falls die Wahlreform nicht rechtzeitig zum Beschluß erhoben wird.

Zu den unbedingten Freunden der Wahlreform — wenn auch nicht gerade aller Einzelheiten der Regierungsvorlage — gehören die Christlichsozialen und jene Mitglieder des Zentrums aus Oberösterreich, welche der Fahne Dr. Ebenhochs folgen. Leider haben sich die Katholischkonservativen in Tirol und Steiermark in das Pluralwahlrecht verbissen und dafür sogar vereinzelte Anhänger in Oberösterreich gefunden, welche nun gegen den um die katholische Sache hoch verdienten Landeshauptmann von Oberösterreich frondieren. Ihr Wortführer ist

der Abg. Ez, Zeugschmied in Ried und gewählt aus der allgemeinen Kurie. Dieser hat sich jüngst in Redewendungen, welche die Arbeiter tief erbittern müssen, gegen das gleiche Wahlrecht ausgesprochen, so daß er von der „Katholischen Arbeiterzeitung" in Linz aufgefordert wurde, sein Reichsratsmandat niederzulegen. Im „Linzer Volksblatt" trat Landeshauptmann Dr. Ebenhoch abermals entschieden für die Erledigung der Wahlreformvorlage ein. Abg. Ez hat darauf in seiner „Oberösterr. Volksztg." mit solcher Erbitterung geantwortet, daß man glaubt, ein katholisches oder christlichsoziales Tiroler Blatt aus der Zeit des erbittertsten Bruderkampfes vor sich zu haben.

Dieser Vorfall lenkt die Aufmerksamkeit wieder einmal auf das Verhältnis der Christlichsozialen zu den Katholischkonservativen. Die Wahlreform, welche diesen Parteien voraussichtlich nur Vorteile bringen wird trotz der teilweise recht ungerechten Wahlkreiseinteilung, hatte die Reibereien zwischen diesen Bruderparteien gemildert. Das war vornehmlich dem klugen und weitblickenden Abg. Dr. Ebenhoch zu verdanken. Es wird nach den Neuwahlen sich ein deutschliberaler, ja vielleicht sogar ein deutsch-czechisch-liberaler Block im Abgeordnetenhause bilden, welcher zur Folge haben muß, daß auch die positiv-christlichen Parteien sich zu einem einzigen parlamentarischen Körper zusammenschließen. Das ist aber nur möglich, wenn im Zentrum die Richtung Ebenhoch die Oberhand gewinnt. Man darf nicht vergessen, daß in allen Kronländern der junge Klerus im christlichsozialen Lager steht, und da naturgemäß der junge Klerus sich mehr an Organisation und Agitation beteiligt als der ältere, so wird auch die parteipolitische Richtung des jungen Klerus im katholischen Volke immer mehr zur Geltung gelangen. Dieser natürlichen Entwicklung sich entgegenzustemmen, führt zur Zermalmung. Ein kluger und weitschauender Politiker wird daher trachten, die neue Richtung zu beeinflussen, damit sie nie vom katholischen Wege ablenkt. Mit leuchtendem Vorbilde sind darin die so stramm katholischen Vorarlberger vorangegangen: sie sind entschiedene Christlichsoziale, aber auch entschiedene Katholiken. In ihrem Lande gibt's keinen Bruderkrieg, aber auch keinen judenliberalen Einfluß mehr. Zu demselben Ziele streben allem Anschein nach die sehr rührigen und sehr gut organisierten Oberösterreicher, und es wird der christlichsozialen Volkspartei nur zum Vorteile und zur inneren Festigung gereichen, wenn die ihnen ebenbürtigen Oberösterreicher sich den Vorarlbergern anschließen und in die Christlichsoziale Vereinigung eintreten. Die nächste Folge wäre dann, daß die restlichen Zentrumsmänner aus Tirol, Salzburg und Steiermark ihnen folgten und so eine positiv-christliche Partei von mindestens 100—120 Mann zustande brächten. Diese Partei könnte im Verein mit den christlichen Abgeordneten der slawischen Parteien jede christentumsfeindliche Richtung in der Staatsleitung Oesterreichs verhindern. Um diesen Zweck zu erreichen, sollte den einzelnen Parteien und den einzelnen Politikern kein Opfer zu groß sein. Die Erreichung dieses Zweckes kann in der zwölften Stunde des Abgeordnetenhauses noch angebahnt werden, wenn jede Eigenbrodelei vermieden wird und die beiden christlichen deutschen Parteien sich rückhaltlos für die Wahlreform einsetzen. Wenn auch nicht im Ausschusse. Im Plenum wird's hoffentlich geschehen.

Fast will es scheinen, als ob es dem Ministerpräsidenten Baron Beck glücken sollte, auch die größte Reichsfrage: die Neuregelung unseres staatsrechtlichen Verhältnisses zu Ungarn, noch vor Sessionsschluß in Gang zu bringen. Baron Beck soll nämlich bei seinem jüngsten Aufenthalte in Budapest den ungarischen Premier Wekerle dahin gebracht haben, daß dieser zu gemeinsamen Konferenzen der von beiden Regierungen eingesetzten Fachkommissionen für das Studium der Ausgleichsfragen seine Zustimmung gegeben habe; ja Dr. Wekerle, der sich bisher auf die Szell-Koerberschen Abmachungen als Grundlage aller Verhandlungen steifte, hat sogar zugestanden, daß der ganze Komplex der Ausgleichsfragen in Verhandlung genommen werden solle. Das kommt einer Willenserklärung gleich, nach welcher die ungarische Regierung einen neuen Ausgleich ernstlich anstrebt. Wenn man bedenkt, daß bei den letzten Wahlen in Ungarn die Parole galt: niemand sei berechtigt, von der vollen Souveränität des ungarischen Staates auch nur das geringste aufzugeben, und daß Ungarn zu Oesterreich in keinem anderen Verhältnisse stehe als mit anderen auswärtigen Staaten, so muß man zugeben, daß sich in den Köpfen der Koalitionsminister eine erfreuliche Wandlung vollzogen hat, aus welcher ein neuer Gemeinsamkeitszustand hervorgehen kann. Unsere Regierung steht also in der zwölften Stunde des Reichsrates vor großen, unsere Reichshälfte und die Monarchie umwälzenden Aufgaben.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die braunschweigische Frage.

Beinahe hatten wir es vergessen, daß an unserem Reichskörper eine unvernarbte Wundstelle noch unterm Pflaster lag. Man gewöhnt sich an alles, auch an eine 21 jährige Regentschaft, die eigentlich nur ein vorübergehender Notbehelf sein sollte. Der Tod des Prinzen Albrecht von Preußen hat die braunschweigische quieta in Motion gebracht. Prinz Albrecht hatte sozusagen seinen Beruf verfehlt. Ein preußischer Offizier übernimmt bekanntlich jeden Posten, auf den er kommandiert wird, mag er seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechen oder nicht. „Wem der König ein Amt gibt, dem gibt Gott den Verstand dazu." General von Caprivi ging ohne Zaudern vom Kasernenhofe an den Bismarckschen Regierungstisch, und Prinz Albrecht, der Soldat war und sein wollte, übernahm auf Befehl des alten Kaisers die Regentschaft in dem wildfremden Braunschweig. Er hat den Posten, der ihm gar nicht lag, korrekt ausgefüllt, bis der Tod ihn abrief. Manch anderer Prinz hätte die Gelegenheit benützt, um seine Familie heimisch zu machen auf dem Throne des hübschen Ländchens. Prinz Albrecht tat nichts dergleichen; er erfüllte nicht einmal den ersten Wunsch der realpolitischen Braunschweiger: eine flotte Hofhaltung dauernd in ihrer Mitte zu haben. Ob absichtlich oder unabsichtlich — der Prinz huldigte mit dieser Zurückhaltung dem Legitimitätsprinzip, das durch die Politik des Fürsten Bismarck von 1884 und 1885 ins Gedränge geraten war.

Das braunschweigische Volk in seiner großen Mehrzahl ist nicht prinzipiell welfisch gesinnt, aber es wünscht offenbar die Thronbesteigung des wirklichen Herzogs, damit es die Dynastie endgültig im Lande hat. Die regierende Schicht in Braunschweig — Ministerium und Abgeordnete — hat aber anscheinend keine Sehnsucht nach einem neuen und wirklichen Herrn; sie fürchten wohl, daß die konservative Richtung des erbberechtigten Geschlechts dem hergebrachten liberalen Klüngel unbequem werden könnte, während ein neuer Regent auf seine Wähler mehr Rücksicht zu nehmen pflegt. So wird denn von Braunschweig aus schon dafür agitiert, man solle schleunigst durch eine Regentenwahl ein neues fait accompli schaffen, sich mit dem Hause Cumberland gar nicht einlassen und sogar für den Fall, daß der Verzicht auf Hannover ausgesprochen würde, eine „welfische Dynastie in Braunschweig" a limine abweisen, sintemalen ja noch eine welfische Agitation bestehe. Das ist nicht bloß ein Frevel gegen das Legitimitätsprinzip, sondern auch ein Verstoß gegen den Bundesratsbeschluß von 1885; denn letzterer begründet die „Behinderung" des legitimen Thronerben nur mit dem unfriedlichen Verhältnis zu Preußen. Sobald der Herzog von Cumberland oder sein Rechtsnachfolger durch den Verzicht auf Hannover und die Anerkennung des preußischen Besitzstandes mit Berlin Frieden schließt, wird der Bundesrat ihn in folgerichtiger Anwendung des Beschlusses von 1885 zur tatsächlichen Ausübung seines anerkannten Rechtes zulassen müssen.

Von einer „Annäherung" zwischen dem Hohenzollernschen und dem Cumberlandschen Hofe ist in den verflossenen zwei Jahrzehnten oft gesprochen worden, namentlich im Anschluß an die Hochzeiten, die Fäden hinüber und herüber zu spinnen schienen. Jetzt aber, wo das „hic Rhodus, hic salta!" gilt, ist noch nichts der Oeffentlichkeit bekannt geworden, was auch nur auf einen ernsten Versuch des Ausgleiches deutet. Wenn man das bedauert und die Ausnützung dieser Gelegenheit wünscht, so braucht man noch längst kein welfischer Parteigänger zu sein. Die Zentrumsparole lautet: Für Wahrheit, Freiheit und Recht! Der Rechtssicherheit in Deutschland — nicht bloß in Braunschweig allein — wäre ein sehr großer Dienst erwiesen, wenn die braunschweigische Frage endgültig gelöst würde, natürlich gemäß dem Legitimitätsprinzip, das auch der Bundesratsbeschluß von 1885 als Rechtsnorm anerkannt hat, wenn er auch eine vorläufige Behinderung der Ausübung für gegeben erachtete. Seit den Ereignissen von 1866 sind jetzt 40 Jahre verflossen; die Entwicklung von mehr als einem Menschenalter sollte auf der einen Seite zum Bewußtsein bringen, daß mit dem Schreckgespenst der „welfischen Agitation" oder gar einer „Welfenlegion" jetzt kein Eindruck mehr zu machen ist, und auf der anderen Seite, daß an der vollendeten, eingewurzelten Tatsache der Einverleibung Hannovers in Preußen nach aller menschlichen Berechnung nichts mehr zu ändern ist. Wenn das unglückliche hannoversche Königsgeschlecht in dem braunschweigischen Throne einen Ersatz fände für den Verlust im Kriege von 1866 und somit wieder versöhnt mit dem

einstigen Gegner in die Reihe der deutschen Fürsten träte, so wäre der letzte Rest der Nachwehen von 1866 in der besten Weise, die realpolitisch denkbar ist, beseitigt. Die Nationalliberalen nennen das „welfische Umtriebe der Ultramontanen"; wir halten den Ausgleich für die wahrhaft nationale Politik.

Der nationalliberale Familienzwist.

Größere Parteien haben oft einen rechten und einen linken Flügel; auch kleine Parteien gestatten sich manchmal diesen Luxus des Dualismus. Die Nationalliberalen haben seit einiger Zeit sich für den inneren Zwiespalt eine andere Nomenklatur zugelegt; was nach rechts schwingt, nennt man dort „alt", und auf dem linken Parteiflügel sollen die „Jungen" ihren Spielplatz haben. Die Bezeichnungen rühren her von dem geräuschvollen Auftreten der nationalliberalen Jugendvereine, die es für einen Beruf ihrer Altersstufe halten, radikaler und selbstbewußter zu sein als die „alten Herren". Mit dem mildernden Umstande der Jugendlichkeit ist es übrigens nicht weit her, da die „Jungen" die offizielle Altersgrenze bis auf 40 Jahre hinaufgerückt haben und natürlich die älteren Semester gern als Mitläufer behalten oder annehmen. In der jetzt begonnenen Auseinandersetzung sammelt der Verband der Jugendvereine alles um seine Sturmfahne, was unzufrieden ist mit der Reichsfinanzreform und dem preußischen Schulgesetz. Wegen der Mitwirkung bei diesem neuesten Kompromißwerke wird den beiden Berliner Fraktionen von vorlauten Parteigenossen die Hölle fürchterlich heiß gemacht. In Hannover fing der Tanz an; die anwesenden Parteiführer wurden auf das Armesünderbänkchen gesetzt, und wenn auch eine Resolution, die auf offene Scheidung losging, gegen eine starke Minderheit abgelehnt wurde, so faßte man doch kräftige Beschlüsse, die nicht bloß platonisches Mißtrauen, sondern auch die Verdrängung der „Alten" durch möglichst viel „junge" Kandidaten für 1908 bezwecken. Dann kam ein Vertretertag der rheinischen Nationalliberalen zu **Bonn**; dort erschienen die Abgeordneten, gewitzigt durch Hannover, in größerer Zahl. So gelang es, die Mißtrauens-Resolution zu Fall zu bringen, jedoch nur mit 59 gegen 51 Stimmen. Ein Pyrrhussieg; um so mehr, als es sich dort nicht um eine Sonderversammlung der Jugendverbände handelte und anfangs 250 allgemeine Vertreter anwesend waren. Zugleich hat in Chemnitz der Landesausschuß der nationalliberalen Partei Sachsens einen regelrechten Tadel wegen der „Erschwerung des Verkehrs- und Wirtschaftslebens" durch die Reichsfinanzreform fast einstimmig angenommen. Es gärt also gewaltig in der nationalliberalen Partei. Wie eine Ironie der Weltgeschichte wirkt es, daß die Fraktionen so schwere Angriffe über sich ergehen lassen müssen, nachdem sie im preußischen Landtage durch das Schulkartell das Zentrum an die Wand gedrückt zu haben glaubten, und nachdem sie im Reichstag zu der Steuerreform mitgeholfen, deren Verzögerung sie bisher dem Zentrum in den schärfsten Tönen zum Verbrechen angerechnet hatten. Zufriedenheit im Zentrum, grimmige Gardinenpredigten bei den Nationalliberalen — das ist ein klares Zeugnis für die letzte Session.

Die Entwicklung in Rußland.

Keine entscheidende Wendung, aber eine Reihe von sensationellen Zwischenfällen. Der Zar hat mit seiner Familie eine Fahrt in See unternommen, und zwar nach derselben Gegend, wo er s. Z. mit dem Kaiser Wilhelm zusammentraf. Trepow, der einstige kampflustige Gouverneur von Petersburg und auch nach seiner Berufung zum Palastgouverneur noch der gefürchtetste Vertreter der gewaltsamen Reaktion, ist plötzlich an Herzschlag gestorben. Die Behauptung, daß die revolutionäre Partei ihn vergiftet habe, ist ebensowenig wahrscheinlich wie die Vermutung, der Zar wolle die Spazierfahrt zur Flucht benützen. Viel Entrüstung erregt der Pogrom in Siedlce. Es scheint aber, als ob Stolypin die Ausschreitungen der dortigen Soldateska gegen die Juden, so schnell er konnte, zum Stillstand gebracht habe. Die Metzeleien sind ja entsetzlich; aber in Rußland ist man an Blutvergießen von beiden Seiten schon so sehr gewöhnt, daß man die politische Nachwirkung dieses neuesten Falles nicht nach unseren Begriffen schätzen darf. In das Programm Stolypins passen solche Ausschreitungen gewiß nicht, wenn er auch zur schnellen Abstrafung der revolutionären Mörder in den bedrohten Gegenden das Standrecht eingeführt hat. Damit man dahinter keine „Reaktion" vermute, hat er gleichzeitig ein langes, sehr langes Communiqué über seine Reformpläne erlassen. Wenn er nun einen Kongreß der Kadetten verboten hat, so können wir uns darauf nur den Vers machen, daß er die eigentliche Wahlbewegung hinausschieben möchte, bis er seine Reformen faßbar ans Tageslicht bringen kann. Vorläufig scheint Stolypin fest zu stehen.

Organisation des Klerus.

Motto: „Tempus faciendi".

Von

Pfarrer J. B. Barnickel.

I.

Ein Hauptfehler unserer Tage ist der, daß zu viel geredet und zu wenig gehandelt wird. Auch der Klerus scheint in sozialer und caritativer Beziehung, welche allein hier in Betracht kommt, nicht ganz von dieser Schwäche frei zu sein. Allerdings ist die im Titel unseres Artikels enthaltene Frage eine so ernste und wichtige, daß auftauchende Bedenken mindestens entschuldbar sind. Dabei ist aber diese Frage keineswegs so schwierig, daß sie nicht gelöst werden könnte. Die Bedenken, die erhoben werden, sind ideeller und materieller Art. Hauptsächlich wird eingewendet, daß die schönste und großartigste Organisation die Kirche sei. Die Priester fänden an dieser Organisation alles, was nötig sei, um den Zeitbedürfnissen Rechnung zu tragen. Ein Surrogat in Form eines Vereines erscheine darum als unkirchlich und gefährlich. Wenn Feinde der Kirche derartige Einwände erheben, so wissen sie wohl, warum sie eifern. Wenn aber Freunde im eigenen Lager päpstlicher sein wollen als der Papst, so verkennen sie zunächst, daß die Aufgabe der Kirche als solcher und ihrer Institutionen eine übernatürliche ist; ferner, daß die soziale und caritative Organisation des Klerus seinen hohen Aufgaben gerade in unserer Zeit nur förderlich sein kann; endlich, daß eine derartige Organisation vor allem von denen ins Werk gesetzt werden muß, welche derselben bedürfen. Wenn darum die Geistlichkeit in gerechter Würdigung der Zeitlage einen Zusammenschluß zu gegenseitiger Ermutigung und Stärkung sucht, so kann und wird solcher edlen „Betätigung der Selbsthilfe mit erlaubten Mitteln" nichts im Wege stehen, solange die schon durch den priesterlichen Takt und die akademische Bildung gebotenen Schranken eingehalten werden. Mit Recht würde man angesichts unserer Opfer und Bemühungen für das Volk und für die so überaus segensreichen Organisationen der verschiedensten Stände auf christlicher Grundlage die Achsel zucken: wollten wir nicht endlich die Konsequenz ziehen und der Ueberzeugung durch die Tat Ausdruck verleihen, daß das, was für alle anderen so ersprießlich ist, doch auch unserem eigenen Stande wahrlich nicht schaden kann. In den Tagen unserer modernen Völkerwanderung gilt auch für den weltfernen Mitbruder auf dem stillen Lande — Schreiber gehört dazu — weniger als je das stets frivole Wort:

„Kein Dörflein ist so klein,
's ist nicht ein Päpstlein drein!"

Nichts wäre gefährlicher für uns, nichts erwünschter für das einmütig und geschlossen gegen uns auf der ganzen Linie heranrückende Heer der Feinde, als Absonderung jedes einzelnen aus uns und damit Zersplitterung unserer ohnehin geringen Kraft. Sind wir uns hierüber einig, dann fallen alle materiellen Bedenken in sich zusammen. Denn „wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg". Besteht kein Zweifel, daß uns innige Fühlungnahme not tut in einer Zeit, die keine Entfernungen mehr kennt, dann werden wir um Mittel und Wege nicht verlegen sein. In den letzten Jahren und Monaten hat sich ohnedies der Mangel eines solchen einheitlichen Zusammengehens des Klerus mehr als einmal fühlbar gemacht. Und es wird täglich schlimmer, wenn wir uns nicht endlich besinnen und dem Gebaren ein energisches: „Quousque tandem, Catilina?" entgegenhalten. Nur durch eine machtvolle Organisation sind wir imstande, zu verhindern, daß man unsere heiligsten Lehren und Einrichtungen in den Staub zieht, daß man Personen, die uns und allen Guten — wir sagen absichtlich nicht bloß: „allen Gläubigen" — verehrungswürdig sind, offen anfällt, daß man die Kirche für vogelfrei erklärt und über ihren durch Jahrtausende erprobten Bestand zur Tagesordnung übergehen möchte. Haben übrigens die Gegner nicht recht, wenn sie die Gelegenheit wahrnehmen? Wo kein Kläger, da ist ja kein Richter! Sollen überall die Laien einspringen und wir etwa zuschauen, wie sie kämpfen und ringen? Nein, Führer voran! Voran, ihr Rufer im Streite! Mitbrüder, scharet euch enger zusammen, Schulter an Schulter! Es ist Zeit, zu handeln! Es ist höchst notwendig, tatkräftig vorzugehen! In necessariis unitas!

II.

Die materiellen Bedenken über die Art und Beschaffenheit der Organisation sind glücklicherweise schon gelöst. Die Diskussion über einen Pfarrerverein ist überflüssig. Schreiber könnte, obwohl selbst Pfarrer, sich nicht für eine auf die Pfarrer

allein beschränkte Organisation erwärmen. Ein derartiger Verein böte höchstens Anlaß, daß man früher oder später in ihm eine Spitze erblicken möchte. Und die übrigen Konfratres, die nicht Pfarrer sind, was soll mit ihnen werden? Nein, wir müssen tiefer graben, umfassender vorgehen. Es ist nicht erforderlich, das Vorbild hierzu aus dem anderen Lager zu holen. Jene Pfarrvereine erfreuen sich in mehreren deutschen Staaten bei der eigenen Oberbehörde, wie bei den staatlichen Organen einer nicht eben besonderen Beliebtheit. Sie können uns nicht zum Muster dienen. Was wir brauchen, ist ein allgemeiner Priesterverein mit möglichst zeitgemäßem Programm, mit möglichst räumlicher Ausdehnung, mit möglichst gediegener Wirksamkeit. In einem solchen Vereine finden alle Kategorien der Standesgenossen Unterkunft. Herrliche Erfolge in ideeller und materieller Beziehung können durch denselben erzielt werden. Selbstverständlich ist für den entsprechenden Ausbau desselben in jeder Diözese zu sorgen und muß jeder Diözesanabteilung das Recht im eigenen Hause voll und ganz gewahrt bleiben. Diese Organisation ist nun nicht bloß mehr ein Vorschlag, ein Projekt, sie ist vielmehr tatsächlich schon gegründet und entfaltet eine anerkennenswerte Tätigkeit. Es ist dies: „Der Priesterverein für das katholische Deutschland". (Sitz in Köln am Rhein.)

Welche Mühe würde es verursachen, wollte man in jeder Diözese erst eigene Vereine gründen und dieselben dann zu einem Verbande verschmelzen! Viel leichter ist der andere Weg, der nach jahrelangen Arbeiten und nach Aufwand großer Opfer sich als der gangbarste erwies, nämlich folgender Modus: Der Verein wird sofort über ganz Deutschland ausgedehnt. Jeder Priester aus jeder Diözese kann Mitglied werden, sogar schon Alumnen, welche die Subdiakonatsweihe empfangen haben. Sobald in einer Diözese eine gewisse Anzahl von Mitgliedern — in der provisorischen Geschäftsordnung, die sich erst durch die Praxis genauer bestimmen läßt, sind 30 Mitglieder vorgesehen — sind, erhält diese Diözese einen selbständigen Diözesanausschuß mit eigener Vorstandschaft. So ist alsdann de facto der Diözesanverein auf die einfachste Weise und ganz von selbst zustande gekommen. Sind aber, was zu bedauern wäre, in einer Diözese nur wenige Herren von solchem guten Korpsgeist beseelt, so haben sie eben auch, falls sie nur Mitglieder des Priestervereines „Pax" werden, Anrecht auf alle Vorteile, die derselbe schon jetzt bietet und noch des weiteren im Laufe der Zeit im eifrigen Streben nach Fortentwicklung bieten wird.

Es sei gestattet, auf einen Irrtum hinzuweisen. Obwohl der „Priesterversicherungsverein" nur ein Uebergang zur Anknüpfung der notwendigen engeren Verbrüderung sein sollte, so ist der jetzige Priesterverein „Pax" doch nicht ein bloßer „kirchlicher Versicherungsverein", wie ursprünglich geplant war. Die Erfolge zeigen allerdings, daß das Kalkul richtig war: in kaum einem ³/₄-Jahre, ohne Mithilfe von besonderem Anwerbepersonal und trotz eifrigster Gegenaktion der Konkurrenzanstalten, hat der Verein für seine Mitglieder dreiviertel Millionen Mark Versicherungssumme vermittelt. Ein guter Anfang! Die Vorteile sind natürlich bei diesem Vereine weit größer, als sie ein Vertrag mit einem enger begrenzten Personenkreise je gewährleisten könnte. Doch, wie gesagt, ist mit dieser Fürsorge des Vereines für seine Mitglieder durchaus nicht sein Wirkungsgebiet erschöpft. Er faßt vielmehr laut § 1 der Satzung seinen Zweck in die Worte: „vor allem den Vereinsmitgliedern auf dem Gebiete der Caritas und der sozialen Wohlfahrt, namentlich des Versicherungswesens, Vorteile zu verschaffen." Laut Geschäftsordnung soll eine Abteilung für Versicherung und eine Abteilung „für sonstige Wohlfahrtseinrichtungen" errichtet werden. Die Zentrale hat überhaupt die Aufgabe, den Verein weiter auszubauen. Der Ausbau vollzieht sich am besten dadurch, daß möglichst bald recht viele Diözesanausschüsse entstehen und ein ansehnlicher Mitgliederstand die Begeisterung des Klerus für die Wahrung und Förderung seiner berechtigten Standesinteressen offen zeigt. Dann wird der Verein sich zum schönsten Blütenbaume priesterlicher Eintracht und Liebe entfalten gemäß seinem Wahlspruch:

In unitate caritas,
In caritate unitas.

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Chronik.

Von

Wilhelm Fromm-Paris.

Die Generalkongregation der Gesellschaft Jesu hat einen Deutschen zum Ordensgeneral gewählt. Diese einfache Depesche, welche am Abend des Festes von Mariä Geburt in Paris eintraf, bildete eine Art Hiobspost für Leute, welche jeder Methode von Kritik bar sind und glauben, daß ein so wichtiger, über die ganze Welt verbreiteter Orden wie die Gesellschaft Jesu sich von nebensächlichen Rücksichten bei der Wahl des Ordensgenerals leiten lasse.

Der Umstand, daß die Wiege des als General erwählten Pater Wernz unweit der Quellen des Neckars und der Donau gestanden, scheint selbst unbefangenen Blättern wie Blei im Magen zu liegen. Der „Univers", der „Figaro" usw. plaidieren für mildernde Umstände, indem sie, und zwar mit vollem Rechte, versichern, daß der neue Ordensgeneral keineswegs ein Gegner Frankreichs sei. Warum sollte er es auch sein?

Die Bischofskonferenz, welche in dem ehemaligen Palaste der Herzöge du Chatelet von neuem tagte, stand vierzehn Tage im Vordergrunde der Besprechungen und Erwägungen der gesamten Presse.

Vor einem Vierteljahrhundert wußte wenigstens die öffentliche Meinung, daß in kirchlichen Dingen eine sichere Berichterstattung im „Univers" zu finden war. Jetzt ist es anders; die auchkatholischen und selbst recht unkatholische Zeitungen werden aus geistlichen Kreisen bedient. Letztere scheinen nicht zu begreifen, welch wichtige Bedeutung eine unabhängige wirklich katholische Presse in dem Kulturkampfe haben könnte. So nimmt z. B. der Bischof Touchet von Orleans den „Gaulois" zum Sprachrohr, ein Erzbischof hat seinerseits das nationalistische „Echo de Paris" dazu gewählt, die Meinung anderer Kirchenfürsten findet man in der „Autorité", der „Libre Parole". Ja selbst der „Intransigeant" des Rochefort und das pornographische „Journal" versichern, aus den bestunterrichteten kirchlichen Kreisen Mitteilungen zu erhalten!

Man sieht: wir sind noch weit von der Reorganisation der katholischen Presse entfernt, welche doch der Papst persönlich so sehr empfohlen hat. An Erstehung von katholischen Organen, wie sie Berlin, Breslau, Köln, München, Augsburg, Bonn, Stuttgart, Karlsruhe, Metz usw. besitzen, ist bei der gegebenen Lage nicht zu denken. Jetzt scheint man das Heil in einer Art „Scherl-Presse" zu suchen, welche die katholische Presse in einen Ring bringen soll, der in Wirklichkeit der Sache nur schaden würde. Sämtliche Katholiken bekämen auf diese Weise die gleiche geistige Kost vorgesetzt, so daß von persönlicher Initiative und Willenskraft keine Rede sein würde. Das Wort hätten alsdann die Kapitalisten zu sprechen, deren Intelligenz in geistlichen, wissenschaftlichen, politischen Dingen, in historischen und Kunst-Fragen gewöhnlich nicht von der Stärke ihres Geldbeutels ist.

Man hat allerdings in letzterer Zeit von einer Fusion der beiden hauptsächlichsten Pariser katholischen Zeitungen, des „Univers" und der „Vérité française", gesprochen. Bis jetzt ist man aber noch zu keinem Resultat gelangt, denn die bestehenden Unterströmungen scheinen so stark zu sein, daß selbst der Papst dieselben nicht zu stauen vermochte. Trotzdem ist eine gut redigierte katholische Presse ein Gebot der Not, doch sucht man demselben auf die verkehrteste Weise stattzugeben. Die „Croix", das ehemalige Assumptionistenblatt, hat in den verschiedensten Gegenden „Ableger", deren drei erste Seiten den Satz des Zentralblattes haben, und deren letzte Seite mit Lokalnachrichten der betreffenden Gegend, in der der „Ableger" erscheint, gespickt wird. Was von einer derartigen geistigen Kost, die aus einer Zentralküche kommt, zu denken ist, wird der unbefangene Leser schon selbst wissen. Die Katholiken ihrerseits werden schon die Erfahrung machen, wohin eine derartige Zentralisation der Presse führen wird. Dieselbe wird in politischer Beziehung einer Coterie angehören, welche der Kirche und dem Heiligen Stuhle viel Unannehmlichkeiten bereiten könnte, während in finanzieller Beziehung die Hintermänner ein gutes, ja sehr gutes Geschäft machen würden.

Als ob Kreuz und Trübsal die Katholiken nicht schon genug heimgesucht hätten, wollen jetzt Tollköpfe die Dreyfusgeschichte von neuem anfachen. Der „Eclair", welcher nationalistisch und auchkatholisch zu gleicher Zeit ist, macht Anspruch, den Platz einzunehmen, welchen der „Univers" volle sechzig Jahre unbestritten hatte, bis zum Tage, an dem er ihm von seiner Stiefschwester, der „Vérité française", streitig gemacht wurde.

Der „Eclair“ hat nun den Blasebalg in die Hand genommen, um die unter der Asche glimmenden Kohlen von neuem anzufachen. Der Blasebalg ist die Action française, ein Verband von Politikern der verschiedensten Parteigruppen, die wohlweislich ihre richtige Fahne in der Tasche behalten.

Dieser Verband will nun, dem „Eclair“ zufolge, einen neuen Feldzug gegen Dreyfus aufnehmen und in öffentlichen Plakaten den Entscheid des Kassationshofes diskutieren. Zu gleicher Zeit sollen am 19., 20. und 21. September, den zwölften Jahrtagen des ersten Dreyfusprozesses, Volksvorträge über die Sache gehalten werden, und man will eine Volksversammlung am Jahrtage der Degradation von Dreyfus veranstalten.

Anderseits meldet die „Vérité française“, das Organ der äußersten Rechten, welche letzthin von Dreyfus gezwungen wurde, eine umfangreiche Berichtigung zu veröffentlichen, die Wiederaufnahme der Affäre, und zwar auf der ersten Seite in fetter Schrift. Dieselbe bestände darin, daß Dreyfus gewillt wäre, alle Zeitungen zu verfolgen, die ihre Ehrabschneidung gegen ihn fortsetzen würden. Die „Vérité française“ fügt hinzu: „Das Schwurgericht ist in diesem Falle die einzig zustehende Behörde. Der ganze Prozeß würde also wieder angefangen werden.“

Der „Matin“ hat eine belgische Auflage, weil die biederen Brabanter wahrscheinlich noch nicht genug an ihrer eigenen Presse haben. Während die Pariser Auflage mit der Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten des Generals André fortfährt, bezeichnet das Blatt in seiner Brüsseler Auflage dieselben als Salbadereien und macht sich darüber lustig. Dasselbe Blatt hat dem vom Präsidenten Fallières entlassenen Koch den Rat gegeben, seine Denkwürdigkeiten zu veröffentlichen, und zu gleicher Zeit hat es seine Spalten der Kammerjungfer des russischen Geheimrats Greger geöffnet, der beschuldigt ist, einer Gräfin, deren Gast er war, einen blauen Diamanten von großem Werte gestohlen zu haben. Die Geschwätzigkeit der Kammerzofe soll also den Lesern über das Gregersche Ehepaar Gereimtes und Ungereimtes, aber hauptsächlich „noch nicht Dagewesenes“ auftischen.

Eine neue Papstbiographie.

Von

Dr. W. van Gulik (Rom).

Ein flüchtiger Blick auf die gewaltige schriftstellerische Tätigkeit, in welcher die Ereignisse vom 4. Juli 1903, dem Tode Leo XIII. an bis zur Krönung seines Nachfolgers am 9. August desselben Jahres ihren Niederschlag gefunden haben, könnte die Ankündigung einer neuen Vita Pius' X. einigermaßen auffallend erscheinen lassen. Um von den Konklaveschriften und anderen Traktaten, welche das Leben des Hl. Vaters nicht ex professo behandeln, gänzlich zu schweigen, soll hier nur die Tatsache hervorgestellt werden, daß die Literatur über Pius X. allein in deutscher Sprache mehr als ein halbes Dutzend größere und kleinere Arbeiten aufweist, die ihrem Gegenstand teils wissenschaftlich und kritisch, teils in volkstümlicher Darstellung gerecht zu werden suchen. Vor allem seien genannt die vorzüglichen Biographien von de Waal („Papst Pius X. Ein Lebensbild des Hl. Vaters.“ München, Allg. Verlagsgesellschaft, 1903), P. M. Baumgarten (in der zweiten Auflage seines I. Bandes von „Die katholische Kirche und ihre Diener in Wort und Bild“. Ebend., 1904) und J. Schmidlin („Papst Pius X. Sein Vorleben und seine Erhebung.“ Hamm i. W., Breer & Thiemann, 1903), denen die Kritik, soweit sie dem Referenten zu Gesicht gekommen ist, fast rückhaltlose Anerkennung zollen konnte. Da der Gesichtswinkel, unter dem die genannten Autoren ihr Thema behandeln, ein durchaus verschiedener und die Darstellung eines jeden von dem Gedankengang der anderen gänzlich unbeeinflußt ist, so ergeben die drei Schriften in ihrer Gesamtheit ein reiches und harmonisches Bild, dessen Einzelheiten der interessierte Leser immer wieder gerne sich vor Augen führt. Für weitere Volkskreise bestimmt sind die Schriften von Dr. Julius Romanus, Seiwert, Pfarrer O. L. und P. Thomas Villanova O. Cap., letztere beide zum guten Teil beruhend auf den Werken von de Waal und Schmidlin. Weitere Viten, besonders französischer Provenienz, finden sich vermerkt in einer gut orientierenden Uebersicht Baumgartens in „Theol. Revue“ Nr. 15/16 (1904) Sp. 449—456, werden jedoch, soweit dort angegeben, als „nicht auf der Höhe stehend“ bezeichnet. Auffallen dürfte die relativ geringe Anzahl italienischer Papstviten, von denen die aus dem Schmidlinschen Werke erflossene Uebersetzung („Papa Pio X. Cenni biografici ed esaltazione alla cattedra di San Pietro. Riveduta ed aumentata dall' autore.“ Roma, Desclée 1904) wohl die beste ist. Sie wurde besorgt von dem durch die Uebersetzung der Bardenhewerschen Patrologie in seine Muttersprache bereits rühmlichst bekannten Angelo Mercati, welcher seitdem durch die italienische Ausgabe der Liturgia Romana e liturgia del Esarcato von Baumstark und von Denifles Lutherbuch wahre Kabinettstücke seiner Meisterschaft und des Verständnisses der deutschen Sprache geliefert hat.

Als Gegenstück in populär-wissenschaftlichem Rahmen können wir jetzt eine neue Arbeit anzeigen, welche, einer italienischen Feder entstammend, sowohl durch ihren Inhalt und die gewandte, fließende Darstellung, wie durch ihre Ausstattung im allgemeinen den Kritiker sehr befriedigen kann. (Sac. Dott. Luigi Daelli: Pio X [Cenni biografici] con 400 illustrazioni. Bergamo, Società editrice Familia, 1906, 398 Seit. — Lire 3.50.) Verfasser widmet sein Werk dem Kardinal Andr. Ferrari von Mailand, welchem er die Anregung zu demselben verdankt infolge einer Unterhaltung am Tage der Abreise des genannten Kirchenfürsten zum Konklave. Die Einleitung (S. 1—19) wirft einen kurzen Blick auf die letzten Tage Leos XIII. und stellt die Hauptmomente des vierzehntägigen Kranken- und Sterbelagers klar heraus. Dann folgt in zehn Kapiteln das Leben des gegenwärtigen Trägers der Tiara: I. La famiglia Sarto di Riese. II. I genitori di Pio X. III. Gli studi giovanili di Gius. Sarto. IV. I primi gradi della carriera ecclesiastica. V. Dal canonicato al vescovato. VI. Il vescovo. VII. Il Patriarcato. VIII. Sede vacante. IX. L'elezione di Pio X. X. Il Pontefice. Die Auswahl des Stoffes hat Daelli seinem Zweck entsprechend vom populär-wissenschaftlichen Standpunkte aus vorgenommen und denselben durch seine leichte und gefällige Sprache in einer so anregenden Weise verarbeitet, daß man seiner Darstellung gerne auch da folgt, wo sie in epischer Breite sich ergeht. Damit rechtfertigen sich von selbst die zahlreich eingestreuten und sehr geschickt ausgewählten kleineren Szenen und Anekdoten aus dem Leben des Papstes, welche neben wahren Priestertugenden so schön den echten und gesunden Humor kennzeichnen, den Seine Heiligkeit auch jetzt unter der Last seiner vielgestaltigen schweren Hirtensorge nicht verloren hat (z. B. S. 37, 139 f., 225, 235, 381 f.). Dankenswert sind die an betreffender Stelle gebotenen historischen Notizen über die einzelnen Orte und ihre Bewohner, unter denen Pius X. tätig war, über Riese, Castelfranco, Padova, Tombolo, Salzano, Treviso, Mantua (S. 97 ff.) und Venedig (S. 135 ff.); lebensvoll und warm spricht zum Leser die Schilderung der priesterlichen Wirksamkeit in Tombolo und Salzano (z. B. S. 74), der innige und traute Verkehr des geliebten Oberhirten mit seinen Seminaristen (S. 113 f.), bei denen er wie ein Vater sozusagen ein- und ausging. So versteht man die Worte Leos XIII. bei der Ernennung Sartos zum Bischofe: „Se la diocesi di Mantova non ama il suo nuovo pastore, è segno che non può amare alcuno, poichè il Sarto è il più degno ed amabile dei vescovi.“ („Wenn die Diözese Mantua ihren neuen Hirten nicht liebt, so kann sie keinen lieben; denn Sarto ist der würdigste und liebenswürdigste Bischof.“) (S. 103.) Des weiteren heben wir vor allem hervor die ansprechende Beschreibung der Abfahrt des Patriarchen zum Konklave (S. 103) und den mit Rücksicht auf den Zweck der Schrift besonders anzuerkennenden Exkurs über die Geschichte und Entwicklung der Papstwahl und des Konklave (Verschluß des Wahlraumes „con chiave“), auf welches der Bericht über das denkwürdige Konklave vor der Wahl des Theobald Visconti (Gregor X.) 1271 zu Viterbo ein bezeichnendes Licht wirft.

Die einzelnen Stadien treten klar hervor. Es fehlen auch nicht die seit Pius IX. geltenden Bestimmungen über die Papstwahl, welche den durch die unita Italia geschaffenen neuen Rechtszuständen entsprechend von dem Genannten noch bis in das Jahr 1878 hinein geschaffen wurden und die jüngsten Verordnungen Leos XIII. über denselben Gegenstand (S. 247 ff.). Merkwürdig mutet den Leser unter Berücksichtigung des ominösen österreichischen Vetos eine Konstitution Leos XIII. von 18[illegible] März 2 an, in welcher der große Papst die Verordnungen seines Vorgängers wiederholt und mit besonderem Nachdruck für die Freiheit der Wahl jede Dazwischenkunft außenstehender Faktoren ausschließt. Der unter dem Eindruck der Ereignisse selbst in lebhaften Farben geschilderte Bericht über die letzte Wahl bringt (S. 264—279) die Bildnisse der zum Konklave erschienenen 62 Purpurträger mit kurzen Daten und Angabe der jeweiligen Konklavisten (Kardinal Celesia, Erzbischof von Palermo, der wegen seines hohen Alters die Beschwerden der Reise und des Konklave sich nicht zumuten durfte und der Erzbischof Kardinal Moran von Sydney, welcher erst nach getätigter Wahl ankam.

sehten im Konklave), gibt genaue Einzelheiten über die Wahl, die Skrutinien, die Sfumata, das Veto des Kardinal Kniaz de Kozielsko Puzyna von Krakau (S. 292—298), sowie einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über das formale Veto-„Recht", welches sich historisch aus dem materiellen und indirekten Veto des 16. und 17. Jahrhunderts entwickelte. Durchaus unterschreiben kann man den Satz des Verfassers (S. 297): „L'intromissione nella nomina pontificia da parte dei Governi in questi tempi è per lo meno un anacronismo." Das Urteil über die Einbringung des österreichischen Veto durch den Kardinal Puzyna überläßt V. der Geschichte. Das letzte Kapitel bringt interessante Notizen über den vatikanischen Palast (S. 342 ff.), über das Privatleben des Heiligen Vaters (S. 358 ff.), sein Programm und seine ersten Regierungsakte. Die letzten Seiten (386 ff.) sind dem Staatssekretär Kardinal Merry del Val gewidmet.

Die Auswahl der 400 Illustrationen, unter denen 26 Vollbilder, ist im allgemeinen eine recht glückliche, die Reproduktion gut, wie überhaupt die vom Verlage gebotene Ausstattung mit Rücksicht auf den sehr niedrigen Preis befriedigt. Dem Vernehmen nach beabsichtigt einer unserer großen Verleger die vorliegende Biographie auch der deutschen Lesewelt zugänglich zu machen. Im Hinblick auf diese zu erwartende Uebersetzung seien uns einige kleine Bemerkungen gestattet. Im VIII. Kapitel könnte auf die Konklave-Neuordnungen bzw. -Regelungen unter Klemens VI., Julius II. und Paul IV. etwas näher eingegangen, im letzten sollte der gegenwärtige Stand der Katechismusfrage, der Fürsorge für den Gregorianischen Choral, für die politisch-christliche Bewegung in Italien, für den Katholizismus in Frankreich und Rußland usw. berücksichtigt resp. mehr herausgearbeitet und müßten die sog. „Reformschriften" der letzten Jahre kurz herangezogen und gebührend gekennzeichnet werden. (Vergl. z. B. die Zusammenstellung in der „Literarischen Rundschau" 1906 Nr. 2 Sp. 67 ff.) Von den Bildern dürften einige, weil zu wenig charakteristisch, ohne weiteres fortfallen (z. B. S. 6 und 320). Auch das zweite Papstporträt (Photograph Fratelli Garatti-Treviso) würde man nach der zuerst gebrachten römischen Photographie gerne vermissen, ebenso das Bild S. 11: „La prima benedizione al popolo", wohingegen das Vollbild S. 357 besonders gefällt. S. 93 hätte in der Gruppe der Seminarprofessoren von Treviso die Person Sartos kenntlich gemacht werden müssen. Unnötig erscheint uns endlich die Wiederholung der Bilder der Kardinäle Manara, Svampa und Ferrari (S. 180 und 267, 272, 275) und bei Monsignore Callegari, Bischof von Padua und Präsidenten des Eucharistischen Kongresses (S. 181) könnte die Bezeichnung „Kard." in Klammern gesetzt werden, weil derselbe erst 1903 (9. Nov.) von Papst Pius X. kreiert wurde.

Alles in allem können wir dieser neuen, von einem frischen, begeisternden Hauche durchzogenen Papstbiographie, sollte die geplante Uebersetzung zustande kommen, auch in deutschen Landen weiteste Verbreitung wünschen und sind überzeugt, daß sie vielen katholischen Familien eine angenehme und vor allem auch sehr lehrreiche Lektüre abgeben wird. Dabei werden die zahlreichen Illustrationen vielen liebe alte Reiseerinnerungen von ihrem Besuche in Rom und Italien auffrischen.

Schutz der Jugend vor dem Schmutz.

An die sämtlichen Oberlehrer der Münchener Volksschulen ist folgende beachtenswerte Verfügung mit Beginn des neuen Schuljahres ergangen:

„Auf Grund Sitzungsbeschlusses vom 5. Juli werden Sie beauftragt, das Klaßlehrpersonal und die Religionslehrer Ihrer Schule davon in Kenntnis zu setzen, daß dieselben ein stetes Augenmerk auf die sittliche Haltung der Schüler der oberen Klassen zu richten haben, und, wo es nötig und zweckmäßig scheint, in väterlicher bzw. mütterlicher Weise die Schulkinder auf die seelischen und geistigen Gefahren der geheimen Sünden aufmerksam machen sollen.

Des weiteren werden Sie angewiesen, im Verein mit dem Lehrpersonale darauf hinzuwirken, daß in den Buchhandlungen, Zeitungsgeschäften, Milchläden rc., die sich in der Nähe Ihres Schulhauses befinden, nicht Bilder ausgestellt werden, welche das sittliche Gefühl der Kinder verletzen können."

Diese Verfügung gibt der Lehrerschaft eine dankenswerte Stütze und einen sicheren Rückhalt in den Bestrebungen, die auf den Schutz der Jugend vor dem Schmutz der Schaufenster gerichtet sind.

Rm.

Vom Weltmeer zum Weltmeere.

Von

Peter Busch.

Wieder ein Sieg des beharrlichen Menschen über die eifersüchtigen Eisgötter im arktischen Meere! Ein Sieg über unwirtliche Wüsten voll schwimmender Eismassen, ragender Gletscher und Eisberge! Ein Sieg über schreckliche Todesstarre und finstere Polarnacht und unheimliche Oede.

Der norwegische Kapitän Amundsen ist in den jüngsten Tagen bei der kleinen Stadt Nome in Alaska gelandet, nachdem er mehr als drei lange Jahre im eisigen Norden geweilt. Sein großes Ziel hat er erreicht: Als er am 16. Juni 1903 mit der „Gjöa" Christiania verließ, da hatte er den kühnen Plan, nordwestlich das Eismeer zu kreuzen und durch die halb erstarrte Inselwelt des nördlichsten Amerika sich durchzuringen, bis er in der Beringstraße die Fluten des Stillen Ozeans begrüßen könnte.

Drei Jahre dauerte der Kampf, drei lange neunmonatliche Winternächte, nur erhellt von dem geisterhaften Spiel des flammenden Nordlichtes am hohen Himmel. Drei Jahre Einsamkeit mit wenigen Getreuen, nur belebt von dem Studium der großen gewaltigen Natur, keine Stimme als das Krachen der Eisberge, das Bersten der Eismeere, das Brausen der kalten Schneestürme über die weite Ebene! Aber es ist gelungen und alle Not und aller Kampf vergessen.

Wie der große Schwede Nordenskjöld das eisige Nordeuropa umfuhr und die Mündung der großen sibirischen Ströme sah, so Amundsen die Gletscherberge Grönlands und die Nordküste Amerikas da, wo es klare Scheidung nicht mehr gibt von Meer und Land, von Wasser und Eis!

Eine traurige Erinnerung, dauernd traurig, weil nie sie geheilt werden kann, bleibt zurück: die Geister des Nordens haben auch diesmal ihr Opfer gefordert, doch bescheidener denn sonst; nur eine Leiche mußten die Tapferen ihr lassen. Aber wenn auch nur eine, es war ein kühner, vertrauter Genosse und sein Tod eine schwere Stunde für alle!

Das war eine rechte Wikingerfahrt! Wikingerdrang und Wikingermut! Doch nicht zu Mord und Raub, nein zur friedlichen Eroberung! Nicht reiche Städte galt es zu entdecken mit goldgefüllten Palästen der Bürger, nicht hochgetürmte Schiffe, schwankend unter der Last der Schätze des Orientes, nicht weite, ährenwogende Fluren und traubenfunkelnde Weinhänge! Normannenart ist milder geworden: sie sucht nunmehr das eisbewehrte Siegel nordischer Natur zu lösen, sie will den Schleier heben, der geheimnisvoll bedeckt, was der Schöpfer auch gelegt ins nebelige Niflheim an tiefen, schwer ergründlichen Gesetzen!

Es wird berichtet, daß ein ergrauter, vielverehrter Lehrer und Freund dem jungen nordischen Forscher gesagt habe: Eine Arbeit von unermeßlicher Bedeutung für die Wissenschaft werden Sie ausführen, wenn Sie dieses Ziel erreichen. Amundsen hat es getan. Und was ihn zog, konnte nur sein, neue Gesetze abzulauschen dem eisumhüllten Pole, und zum Lohne den besten aller Pfadsucher der Wissenschaft gleichgestellt zu werden. Das wird ihm nun zuteil! Königsdank und Volksdank und, was ihm am höchsten: Dank und Lob der Männer des Geistes und der Helden, die nordische Meere befahren!

Eine echte Wikingerfahrt! Erprobt im Kampfe mit den Eismächten des Südens, unter Führung eines anderen großen Forschers, hat der mutige Norweger aus heimischen Wassern die pfadlose Bahn betreten im kleinen Schiff, mit wenigen beherzten Männern. Das Wort des alten staunenden Dichters beim Anblick des Seefahrermutes wurde wieder wahr: erzbewehrt war die Brust, die das schwache Fahrzeug trug.

Er wußte wohl, auf der Bahn, die er ging, moderte manch stolzes Schiff am Meeresgrunde, das denselben Weg gefahren und nie zurückgekehrt; da bleichte das Gebein manch mutigen Mannes, den gleich ihm edler Wissensdrang beherrscht und der ihn bezahlt mit dem eigenen Leben; er hatte selbst gefühlt die eisige Kälte, die schneidenden Winde, das Grauen der schweigenden Einsamkeit, das heiße Sehnen des Auges nach dem lösenden ersten Strahl des Tageslichtes; stärker als dies alles war der Zug zum Wissen, der Trieb zur Wahrheit, dem er unbeirrt und unbeengt nachging zu jeder Gefahr.

Wenn er, einmal daheim, der Ruhe und Muße zurückgegeben, der Welt erzählen wird, was er sah und forschte und ihr mitbrachte, dann mag seiner Taten ganzer Wert erkannt sein; heut entbietet ihm und denen, die mit ihm den Sieg errungen, die erfreute Menschheit nur bescheidenen Willkommgruß!

Worte, Worte! keine Taten! . . . .

Von
H. Kortendieck, München.

Hunderttausend Abonnenten, vielleicht das Dreifache an Lesern, — welche Fülle von Macht und Einfluß bedeuten diese runden Ziffern, welches Maß von Verantwortung aber auch legen sie auf die Schultern jenes Mannes, dessen Papierballen die öffentliche Meinung für einen so weiten Kreis widerspiegeln.

Mein Gegenüber, ein von mir hochgeschätzter alter Herr, den ich zufällig auf dem Bahnsteig traf, hatte eines der Blätter aufgehoben, die von den Reisenden achtlos im Coupé zurückgelassen waren. Eine Kopfnotiz besagte in großen Lettern, daß die Auflage des Blattes — Generalanzeiger bekannter Sorte — gerade das erste Hunderttausend überschritten habe, und dieser Hinweis hatte unser Thema veranlaßt.

Dabei ist die ungeheure Macht, welche die Presse verleiht, noch unverhältnismäßig oft in den Händen von Personen, die sehr weit davon entfernt sind, sich ihrer großen Verantwortung bewußt zu sein. Manchem Verleger ist es völlig gleich, ob er Millionen der Moral und Gesellschaft schädlicher Miasmen in die Welt setzt, wenn sie nur den Säckel füllen. Viele Redakteure wollen vor allen Dingen ihren Lesern gefallen. Anstatt daher das Publikum zu einem höheren Standpunkt heranzubilden, steigen sie zu ihm herab und sind bemüht, ihm nach dem Munde zu reden. Da nun aber im Durchschnittsmenschen die schlechten Neigungen die guten überwiegen, muß eine Presse, die nichts anderes sein will als der Ausdruck der Meinungen ihrer Leser, notwendig eine schlechte sein.

Meinem verehrten Freunde schien das Gesprächsthema zu gefallen, er geriet ordentlich in Feuer.

Habent sua fata libelli, „auch die Bücher haben ihren Schicksalslauf", sagten schon die Alten. Das Buch stellt ein Stück der Lebensarbeit, des Denkens und Fühlens eines Menschen, oft ein Bild der ganzen Persönlichkeit dar. Doch aus einem Buche spricht immer nur der Geist eines Menschen zu uns, und auch der hochbegabteste Menschengeist ist immer nur ein subjektiver Reflektor der mannigfach bewegten Lebensbilder seiner Zeit. Wieviel mehr gilt jenes Wort aber von den heutigen Zeitungen mit ihren Riesenauflagen, deren Blätter uns ein Bild geben nicht eines Menschenlebens und Denkens, sondern des Ringens und Strebens ganzer Generationen. Sie verbindet unser kleines, winziges „Ich" alltäglich mit der großen Millionenmacht draußen, sie formt die glatte Fläche des Alltags zum Relief, verknüpft unsere Interessen tausendfach mit denen des Nächsten. Alle großen Ereignisse der Zeit finden in ihr rollenden Widerhall und all jene tausend kleinen Fragen und Interessen des öffentlichen Lebens, welche wie schimmernde Libellen über dem großen Strome der Zeit schweben, ziehen, von ihr glossiert, voll atmenden Lebens an uns vorüber. Wie das gesprochene Wort sich gleichzeitig Hunderten von Zuhörern mitteilt und im selben Momente die Ideen des Redners in allen Köpfen widerhallen läßt, so zündet der gedruckte Gedanke gleichzeitig und nachwirkend in den Köpfen vieler Millionen. Die Presse ist ein zweischneidiges Schwert: sie kann unermeßlich Gutes stiften, aber auch viel Böses anrichten; sie kann Lehrer und Erzieher, aber auch Verführer und Verderber des Volkes sein. Lohnt es sich da nicht des Schweißes der Edelsten, ist es nicht Pflicht jedes denkenden Menschen, diesen geistigen Strom in die richtige Bahn zu lenken zum Segen der Menschheit?

Gewiß, erwiderte ich, wir haben auch Gott sei Dank in Deutschland eine große Zahl von Männern, welche die hohe Bedeutung, die eine tüchtige Presse für unser Volk haben muß, klar erkennen und die heutige Entartung eines großen Teiles derselben aufs tiefste beklagen. Besonders in unserem katholischen Lager widmet man der Presse rege Beachtung. Auf allen Katholikentagen wird zu ihrer Unterstützung aufgefordert, wo immer ein paar anständige Männer zusammenkommen, wird über ihre Auswüchse gesprochen, werden die guten Blätter gelobt.

Jawohl, „gelobt" — mein Freund lächelte bitter — und doch macht man es der guten Presse so schwer, hoch zu kommen. Können Sie mir in unserem ganzen lieben Vaterlande auch nur eine katholische Zeitung nennen, die es bezüglich der Höhe der Auflage mit diesen farb- und charakterlosen Wischen, die sich „Generalanzeiger" nennen, aufnehmen kann? Ja — loben mögen die Katholiken ihre Presse und sie freuen sich von Herzen, daß es auch noch solche Organe gibt, die den Götzen des Tages mannhaften Widerstand leisten — aber abonnieren wollen sie lieber die anderen Blätter, die offen oder versteckt täglich ihr Heiligstes mit Kot bewerfen. Sie sind ja so amüsant und geschickt redigiert, bringen so viel fürs Geld. Und doch sind unsere Blätter mindestens ebensogut geleitet und unsere Verleger lassen es an Anstrengung nicht fehlen. Allerdings müssen sie auf die Zugmittel verzichten, denen ihre Gegner die größten Erfolge verdanken, auf alles „Sensationelle", Pikante und wie sonst die Fachausdrücke für Lüge, Verleumdung und Fäulnis lauten. Ich verlange nicht, daß man auf ein Blatt abonniert, nur weil es gesinnungstüchtig ist, aber ich behaupte, daß es Ehrenpflicht eines jeden anständigen Mannes ist, diejenigen Zeitungen und Zeitschriften, die er lobt, auch durch ein Abonnement zu unterstützen. So wenig es genügt, daß wir sie loben, so wenig genügt es, daß wir sie im Klub oder in der Kneipe lesen. Damit sie auf die Dauer gelesen werden können, müssen sie bestehen, und damit sie bestehen können, muß auf sie abonniert werden. Nicht jedem gestattet seine finanzielle Lage, auf unsere führenden Zeitungen und Zeitschriften zu abonnieren; aber wer es kann und tut es nicht, der trägt das Seine bei, die schlechte Presse zu unterstützen, auch wenn er auf diese Blätter ebenfalls nicht abonniert. „Der Adel verpflichtet" — das gilt auch vom Adel der Gesinnung. Wer in der schlechten Presse ein Unglück sieht und sie durch eine gute ersetzt haben will, der muß die letztere auch unterstützen. Unterstützt wird aber eine Zeitung oder Zeitschrift weder sonderlich dadurch, daß man sie lobt, noch dadurch, daß man sie liest, sondern dadurch, daß man auf sie abonniert. Besonders auch unsere kleinere Lokalpresse verdient Unterstützung. Sie, die gegen die Konkurrenz der großstädtischen Waschblätter so schwer ankämpfen muß, hat schon wichtige Pionierarbeit geleistet und leistet sie noch täglich.

Jawohl, fiel ich ein, — bemüht, nicht ganz den stummen Zuhörer zu spielen und auch meinen Teil zur Erörterung beizutragen — und gerade unsere kleine Lokalpresse ist es, der gegenüber jedermann Rechte, aber niemand Pflichten zu haben glaubt. Auch an diese kleinen Blätter stellt man die höchsten Anforderungen und gerät in Entrüstung, wenn sie denselben nicht in allem genügen; den gegnerischen Blättern jedoch — trägt man die Anzeigen ins Haus. An eine Unterstützung der eigenen Presse durch Inserate und lokale Mitarbeit wird viel zu wenig gedacht. Der katholische Verleger soll sich nach der Anschauung eines weiten Leserpublikums an der Freude genügen lassen, für die „gute Sache" sich zu bemühen. Seines Parteiblattes erinnert man sich erst, wenn man es für den Verein oder sonstwie zu eigenen Zwecken nötig hat; dann wird die „eigene Sache" plötzlich die „gute Sache" und der Redakteur „ist vor Gott und seinem Gewissen", „im Interesse der Partei" verpflichtet, die Reklametrommel zu rühren. Also mehr Unterstützung, weniger Kritik!

Der alte Herr hatte meinen heftigen Anklagen ruhig zugehört, stieß noch einige schwere Dampfwolken vor sich hin und fuhr fort.

Der Mensch hat ja nun einmal die Neigung, an allem, was klüger sein will als er selbst, also besonders an Regierung, Magistrat und Presse, seinen Tadel zu üben. Ich halte diese menschliche Schwäche für weniger gefährlich; jedenfalls ist Kritik bedeutend besser als jene Gleichgültigkeit und Nichtbeachtung, die bei den Verlegern Mutlosigkeit und dumpfe Resignation erweckt. Ein anderer von Ihnen gestreifter Punkt verdient dagegen erhöhte Beachtung; ich meine die Unterstützung durch Anzeigen. Nicht allein Geschäftsleuten bietet sich hier Gelegenheit zur tatkräftigen Unterstützung ihres Organs, auch der Private kann in dieser Hinsicht manches tun. Bei freudigen oder traurigen Familienereignissen, bei kleinen Gesuchen und Angeboten leisten auch diesen die Spalten der Zeitung gute Dienste. Was aber alle können, das ist, die Inserenten des eigenen Organs bevorzugen und sich jederzeit auf die Inserate beziehen. Jede Anfrage, jede Bestellung kommt dann der betreffenden Zeitung indirekt zugute, indem sie zur Weiteraufgabe des Inserats führt. Besonders unseren Hausfrauen steht hier ein weites Feld zur Betätigung offen.

Niemand kann wissen, wo und wie ein Wort, das in einer Zeitung steht, als Samenkorn in eines Menschen Herz fallen und emporkeimen wird zum Segen oder zum Fluch. Daher die ungeheure, unheimliche Macht der Presse, daher aber auch das hohe Verdienst, das sich jemand durch die Unterstützung der guten Presse erwirbt. Gelingt es durch unsere Unterstützung, den guten Blättern einen großen Leserkreis zuzuführen, so werden die Inserenten nicht ausbleiben. Wir erschließen damit unseren Organen eine Einnahmequelle, die zur reichhaltigeren Ausgestaltung und qualitativen Hebung des redaktionellen Teils verwendet werden kann zum Nutzen jedes Lesers und zum Wohle der Religion und Vaterland.

Herbstgruß.

Ein rußlos Rauschen kommt vom Wehr der Naab.
Die Schatten wandern in den Grund hinab.
Die Schatten schlingen ihrer Schwermut Bande
Rings um die lichten, grünen Wiesenlande,
Jedoch die Klippen überstrahlt mit Wonne
Der letzte Kuß der roten Abendsonne.

Wo hoch am Fels der Enzian gedeiht,
Da lag ich einsam und vergaß die Zeit.
Die letzten Blumen wehn auf schwanken Stengeln —
Vom Tale schallt der letzten Sense Dengeln —
Weiß fasert sich die Distel rings im Kraut
Und überm Hang der wilde Schlehdorn blaut.

Die dunklen Föhren ragen fruchtbeschwert.
Die letzte Schwalbe durch den Aether fährt.
Des Herbstes Stille trägt mich in den Armen,
Des Herbstes Stille hat mit mir Erbarmen.
Noch taumelt rund ein blaues Falterlein
Wie letzte Sehnsucht um das Kalkgestein,

Ach, letzte Sehnsucht — Herbstesenzian!
Auf dunklen Fluten geht ein Schifferkahn —
Was hilft es, daß ich's länger mir verhehle?
Auf dunklen Fluten rudert meine Seele.
Mit Staarenwolken, die gen Süden wimmeln,
Sehnt sie sich fort nach fernen, fernen Himmeln.

Kallmünz. M. Herbert.

Aus meiner italienischen Skizzenmappe.

Von

Emil Ritter.

Firenze la bella.

Unsere Erdenwünsche gleichen einem Wasser ohne Grund und ohne Ufer. Mögen uns die Lebensströme Millionen von [fr]eudeglitzernden Tropfen bringen, Liebe und Brudertreue und Lust [un]d Frieden, Sorglosigkeit und Ueberfluß und Schaffenslohn — [im]mer breitet sich die Willigkeit des Empfangens ins Endlose, [im]mer klafft die Tiefe der Sehnsucht.

Nur in einem gibt es ein Uebermaß: in der Gottesgnade, [die] wir Schönheit nennen. Wem einmal dieses Uebermaß der [Sc]hönheit gekommen ist, der fühlt, daß die arme Körperlichkeit [f]ür zu eng wird, in dessen Augen dämpfen Tränen das glänzende [Sp]iegelbild und, ohne es zu wollen, faltet er die Hände in heißer [Da]nkbarkeit.

Auf der weißen Terrassenmauer von San Miniato saß ich [un]d dachte nicht, daß sich Königreiche vor mir auftun sollten.

Ich empfand die Sonnenglut des Mittags und sah, wie [das] Licht alle Dinge umwogte. Nicht weit von mir stand das [gro]ße Bronzebildwerk nach dem David des Michel Angelo. Der [Me]nsch, nicht in den verklärten Linien des griechischen Apoll, [nich]t in der üppigen Formgebung Sansovinos, — der Mensch in [der] herben Wahrheit, die einen Hauch von Jungfräulichkeit gibt. [Das] paradiesische Kleid, der Aether, umhüllt die jungen Glieder, [die] zu starker Tat leicht zurückgebogen sind. Das Gesicht ist die [Verk]örperung einer unberührten und doch nachdenklichen Knabenseele.

Der Blick ist nach den Hügeln jenseits der Stadt gerichtet, [und] grüßend antwortet ein Lächeln der Natur dem Abbilde ihres [Meis]terwerks herüber.

Doch das Lächeln nur in der Farbenfröhlichkeit, die aus [dunkl]en Cypressen, braunen Felsen, weißen Häusern und blauem [Him]mel die unbesiegliche Sonnenkraft zusammenzaubert. In [der F]erne ziehen sich die Berge in ernsten, sinnenden Linien hin. [Und] Blick und Lächeln schweben über die Stadt, die in den [Hüge]lkranz eingepreßt ist. Eine regellose Masse von hohen und niederen Häusern, über die Türme und Kuppeln ragen. Der Arno, trüb und hager, wälzt sich durch die Steinhaufen. Nur einförmige, starre, gebrochene Linien, nur stumpfe, tote Farben — und doch keine Kluft zwischen der Menschenschönheit hier und der Naturschönheit dort drüben. Es ist eine Ueberleitung, ein Mittelglied, das nicht absticht, das sich gleichwertig einfügt.

Es muß etwas von Schönheit sein, — Firenze la bella, — dieser wilde Haufen von Menschenwohnungen, aus denen fast das Bettlergeschrei und die Elendsluft zu San Miniato heraufdringen. Es muß eine Schönheit in der Häßlichkeit sein, eine Schönheit, die nicht von Farben- und Linienwirkung oder von Rhythmus und Wohllaut abhängig ist.

Ueber San Miniato mag der Florentiner Dante oft gewandelt sein, tiefgesenkten oder kühnerhobenen Hauptes, die Bilder seiner „Göttlichen Komödie" im Hirne wälzend. Es ist eigentümlich, daß die Dichtung, die wir gern an die Spitze aller stellen, weit entfernt ist von dem landläufigen Begriff der Schönheit. Wohl hat sie den Reiz einer Sprache, die wie Glockenton ans Ohr klingt, aber diese Sprache ringt fast überall mit der Gedankenwucht — wie eine Glocke in Meeresabgründen um Gehör ringen müßte.

Und das Dargestellte selber? „Hinunter geht es hier in Nacht und Schauer." Damit ist Hölle und zum Teil auch Fegefeuer gekennzeichnet. Schon in der Einteilung der Hölle liegt etwas, das unsere Sinne verletzt. Es ist kein Aufbau, der immer, auch in der unglücklichsten Form, den Eindruck des Machtvollen hervorbringen müßte. Es geht abwärts, ein Schlund, der sich nach unten verengt, und der unzählige andere Höhlen und Löcher einschließt. Und das Leben in diesen Höhlen? Jede einzelne Szene aus ihm, lebendig ausgemalt und mit ganzer Seele erfaßt, macht uns zittern. Sogar im dritten Teile, in dem der Dichter zur ewigen Schönheit selber vordringen will, kann er kein Bild geben, das schön im irdischen Sinne wäre. Nur in körperlosen Vorstellungen, die vor dem genießenden Auge keine Form gewinnen können, schafft er.

Was sollen wir hier mit unserer Schönheit?

Drunten im Kloster San Marco hat der „englische Frater" seine Werke geboren, knieend, in tränenvollem Mitleben des Dargestellten, selber ein Bild von geheimnisvoller Schönheit. Er hat Engel auf Goldgrund gemalt, die nichts sind als Seele; die langen, faltenreichen Gewänder sind wie die rein geistigen Vorstellungen Dantes vor dem genießenden Auge. Fra Angelico hat den Gekreuzigten gemalt, wieder und wieder. Er hat die schmerzensreiche Mutter und die trauernden Jünger gemalt. Rein malerisch betrachtet ist der zerschlagene, formlose, aszetische Leib abstoßend, die Wehmut der Umgebung erhöht noch den verzweifelten Eindruck.

Was willst du hier, Schönheit, die wir sonst nur im sinnlichen Wohlgefallen suchen?

Ja, noch mehr, selbst die Vernichtung der Schönheit kann zur Schönheit werden. Vor dem Palazzo Vecchio, wo jetzt Marmorbilder die weißen Glieder dehnen, war einst Florenz zusammengeströmt und hörte dem Manne zu, der den Krieg predigte gegen alles, was der Schönheitsdurst und die Sinnenverfeinerung der Renaissance hervorgebracht hatte. Da gingen kostbare Werke, üppige Augenweide, zugrunde. Da beugten Herrschgewohnte büßend ihren Nacken. Da rissen herrliche Frauen Spangen und Ketten ab und legten über die lockenden Schultern rauhe Sackgewänder. Ein Vernichtungskampf gegen alles Augenschmeichlerische, gegen den Geist des heiteren Griechentums, das noch heute unser Ideal des Schönheitskultes ist.

Aber aus den Blicken, die sich von der Sünde wandten und verlangend den Himmel suchten, leuchtete eine andere, tiefere Schönheit. Und das Volk lag zu den Füßen Savonarolas, hingerissen, trunken von der Schönheit, die trotz der eckigen, hohlen Züge, trotz des weltfremden, verdammenden Auges von ihm ausstrahlte.

Was wir gemeinhin „schön" nennen, sind das nicht nur Erscheinungen, die sich gänzlich im engen Bereich unserer sinnlichen Empfindung, unseres sinnlichen Verständnisses halten, sich unseren sinnlichen Bedürfnissen besonders gut anpassen? Dem Löwen mag die menschliche Gestalt schön erscheinen, soweit sie Nahrungswert hat. Das ist sein tierischer Horizont. Wir schätzen an ihr den gleichmäßigen Bau, die Linienwirkung — und eine unbewußte sinnliche Neigung zu der Gestalt, weil sie eine menschliche ist, uns notwendig, uns verbrüdert, uns liebend, uns befriedigend, spricht jedenfalls immer mit. Müssen wir nun nicht annehmen, daß Gott auch an einem mißgestalteten, häßlichen, uns abstoßenden Menschen seine Freude hat, als an seinem Werke? So wächst mit dem geistigen Horizonte das

Reich des „Schönen", und im letzten Grunde ist alle Wirklichkeit Schönheit. Bei Gott selbst können wir ja auch von Schönheit nicht mehr sprechen. Bei ihm wird alles, Ebenmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Güte, zur Wahrheit. Der Schönheitsgenuß der Seligen ist nichts anderes als Wahrheitserkenntnis.

So ist es denn klar: in allem auf dieser Erde ist etwas von Schönheit — darum Firenze la bella mit Recht. Wenn wir uns ganz unserer sinnlichen Empfindung überlassen, können wir nur in harmonischen Verhältnissen die Wahrheit und somit die Schönheit erkennen. In solcher Beschränkung befand sich das Griechentum. Die Erleuchtung des Christentums hat uns neue Wahrheiten erschlossen, und was einst für unharmonisch und häßlich galt, erkennen wir heute als tiefere Schönheit, die über unsere irdische Enge hinausragt und daher erst nach unserer Vollendung voll genossen werden kann — als erkannte Wahrheit.

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

VI.

Im Esrom-Kloster.

An einem wunderschönen Sommertage des Jahres 1904 fuhr ich mit einem meiner Kollegen nach Hilleröd. Dort ging's dann auf die Sekundärbahn, welche durch den schönen Nadelwald am Westufer des Esrom-Sees fährt.

Es war ein sehr patriarchalisches Eisenbähnchen. Einmal ein sehr kleiner Zug, auf bescheidenen Verkehr zugeschnitten. Dann noch angenehm frei von aller modernen Kultur mit Billettschalter und Perronsperre. Man löste die Karten im Zuge selbst während des Fahrens.

Patriarchalisch war auch die Gesellschaft in der Bahn. Leuchtender Mittelpunkt ein semitischer Roßhändler aus Kopenhagen. Er würdigte uns sogar seiner Karte, auf der ein mutiges Pferd den Beruf des Genannten verkündete: Wulff Nathansen; folgt die Adresse. Ich schätze Pferde sehr hoch, habe aber vorläufig leider keine Gelegenheit, Herrn Nathansen und seinen edlen Tieren geschäftlich näherzutreten.

Die Aussicht in die grüne Waldlandschaft zu beiden Seiten war schön und erquickend. Noch besser wurde es, als wir in Maarum den Zug verließen und jetzt, aus voller Brust atmend, die Steigungen und Senkungen des Weges überschritten, der uns durch den Gribskov zum alten Esrom-Kloster führen sollte.

Jetzt hörte der Wald auf. Ein prächtiger Umblick von der Höhe, auf die wir hier gelangten, über das gewellte Terrain mit seinen sauberen Gehöften und lachenden Fluren, den schattenspendenden Baumgruppen in der Nähe und den mächtigen Waldungen im Hintergrund. Vor uns, jenseits des Kattegatts, die Höhen von Schweden herübergrüßend. Der Kullen!

Aber all diese Schönheit war heute mehr oder weniger Episode für uns, unser Ziel war nicht die leuchtende Au im Glanz der Julisonne, sondern die Finsternis eines mittelalterlichen Klosters. So rückständig war ich an diesem Tage aufgelegt!

Man hatte mir nicht viel über das Esrom-Kloster erzählen können; um so interessanter mußte es ja sein, der Sache auf den Grund zu kommen.

Es glückte. Nach einigem Wandern fanden wir in der Nähe des lieblichen Sees, was wir suchten, ein Gehöft mit altertümlichem, allerdings in den oberen Teilen merkwürdig neu aussehendem Hauptgebäude. Alte Munkestene, diese großen Ziegel, wie sie die Mönche so gerne zum Bauen verwandten.

Richtig, das war es. Das heißt, die Reste einstiger Herrlichkeit. Die Kirche ist total verschwunden und von dem übrigen ist auch das meiste untergegangen. Das Hauptgebäude ist nach den alten Traditionen restauriert, aber nur die unteren Teile sind ganz echt.

Wenn wir hineingehen und die kolossalen Eichenbalken anschauen — freilich, die sind aus einer anderen Zeit. Wo sind jetzt die dänischen Eichenwälder? Die Buche ist hier längst an ihre Stelle getreten.

Der untere Gang und alles, was man so sieht, schlicht und klösterlicher Armut entsprechend. Hier also sind vor Jahrhunderten die braven Mönche gewandert, betend und arbeitend, Gott und der Kirche, den Menschen, der Kultur dienend. Aber wer schenkt ihnen heute noch ein dankbar liebendes Andenken?

„Den wack'ren Kutteträgern,
Alles menschlich schönen Wissens
Frommen Hütern, treuen Pflegern!"

Ich habe zu wenig in den Akten des Klosters geblättert, um wissen zu können, wieviele hier etwa im langen Laufe der Zeit gelebt, die ihrem hohen Berufe weniger Ehre gemacht, aber soviel weiß ich, daß Einar Christiansens vieraktige Komödie „Broder Rus", die dem Esrom-Kloster die zweifelhafte Ehre antut, Schauplatz der Handlung zu sein, eben eine Komödie ist, fast so groß wie die, daß moderne „Gebildete" ihre Kenntnisse des Ordenslebens vor allem gewissen Romanen und Dramen entnehmen, die sich mehr durch „der Tendenz Verpfeffrung" hervortun als durch den „Weihrauchduft der frommen Seele". Aber man ist ja heutzutage sehr gnädig gegen die Tendenz, ob „künstlerisch" oder nicht künstlerisch, wenn's nur keine katholische Tendenz ist. Ja, Bauer, das ist 'ne andre Sache. . . .

Wir stiegen in die Kellerräume, die stark gemauert, gewölbt, weißgetüncht, ganz klösterlich. Nur etwas gar niedrig waren sie, der Boden war früher gewiß tiefer aufgegraben.

Hier fanden wir u. a. auch die Reliquien des Bruders Rus, der von allerhand Sagen verherrlicht ist. Der Teufel selbst nahm nämlich eines Tages die Gestalt eines Mönches an, um je die wirklichen Mönche im Esrom-Kloster zum Bösen zu verführen. Er arbeitete als Bruder Rus und leistete Dienste als Bäcker. Da sieht man heut noch seinen Rost, auf dem er gebacken und daneben ein großes Loch in der Mauer, natürlich „Bruder Rus' Bäckerofen". Gleich kommt eine andere Lesart.

An der weißen Decke und an der Wand wimmelt es von Inschriften. Vieles nach dem bewährten Rezept: „Les noms des fous se trouvent partout." Daneben hat sich auch einer zum „Dichten" begeistert. Es scheint auch ein tüchtiger Kenner von Mittelalter und Klosterleben gewesen zu sein. Ich habe die Inschrift mit meinem Bleistift zerstört, ich bekenne es; denn was soll sie noch weiterhin die Unwissenheit verschiedener Besucher vertiefen und Abneigung gegen die Institutionen der Kirche säen. Da ich sie aber aufmerksam gelesen und da sie überhaupt nur kurz war, behielt ich sie im Gedächtnis, schrieb sie nachher bei einer Rast im Walde, in Ermangelung von anderem Papier, auf die vorhin erhaltene — Wulff Nathansen, verzeih mir's! — Adreßkarte. So sei sie denn jetzt in ihrer ganzen Tiefe und poetischen Schönheit dem freundlichen Leser anvertraut:

„Stakkels, stakkels Broder Rus,
Maaske en Slags Ambrosius.
Ingen aner, ingen ved,
Hvad her du maatte lide.
Dig blev ej skaenkt Barmhjertighed
I din bittre store Kvide. . . .
Maaske en Kvinde tidt holdt Vagt
Ved Kisten her, hvor du blev lagt."

Und dicht dabei hieß es:

„Her er det sket, her er det haendt,
At du paa Rist blev lagt og braendt."

Wir wollen's frei, aber finngemäß übertragen:

„Armer, armer Bruder Rus,
Vielleicht 'ne Art Ambrosius, (?)
Was du hier littst, das ahnt man nicht,
Das weiß man nicht; vergebens
Erhofftest du Barmherzigkeit
Im Elend deines Lebens. . . .
Ein Weib vielleicht hielt oft die Wacht
Am Sarg, der dir die Ruh' gebracht."

„Hier ist's gescheh'n, hier ist's gescheh'n:
Im Feuer mußtest du vergeh'n!"

Mehr kann man wirklich von zehn Linien nicht verlangen. Ein unglücklicher Mönch, eine herzlose Inquisition, die ihn schm… ein liebendes Weib an seinem Sarge! „Ingen aner, ingen … Niemand ahnt es, niemand weiß es." Um so mehr Anerkennung dem „Dichter", daß er es trotzdem weiß — wir Poeten sind bisweilen inspiriert! Eine Idee übrigens, die unter Br… tausend Mark wert ist. Felix Dahn könnte einen dreibändigen Roman drüber schreiben.

Vom Esrom-Kloster gingen wir, nachdem wir uns in der benachbarten Gartenwirtschaft gestärkt, mit sehr gemischten Gefühlen hinab zum schimmernden Esrom-See, der im Kranz seiner Wälder und Parkanlagen, vom heitersten Sonnenglanz überstreut, seine lieblichen Gewässer vor uns ausbreitete. … schöne Natur, der Frieden in Gottes Werk und — die Irrtümer der Menschen mit ihrem ganzen Gefolge von Verkennung, Ver[…]leumdung, Haß und Kampfgeschrei! Ja, ja,

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Auf die Vogelsburg.

Von
Professor H. Paur in Burghausen a. S.

Vom bierberühmten altertümlichen **Kitzingen** führt eine jener schmalen, alten steinernen Bogenbrücken, wie sie seit dem 13. Jahrhundert entstanden, als die Städte reich wurden und manchmal gleichzeitig in ihrer Rathauskasse Flut und in ihrem Flusse die Ebbe eines heißen Sommers fanden, ans andere Mainufer, in den Vorort **Etwashausen** mit seinem metaphysischen Namen, über den der gelbe Postomnibus unter dem Tore eben nachzudenken scheint.

Nach unserem nächsten Ziele **Volkach** schlagen wir nun die Straße nach Norden ein, die als Sehne eines flachen Mainbogens durch Wald führt, in dem die Tannen duften und der Kuckuck ruft. Der Wald war einst der Herrscher in diesen Landen, bevor die dichtere Besiedelung und die neue wirtschaftliche, geistige und sittliche Welt, die das Christentum brachte, ihn zu roden begann; in der Tagesfrühe wandern wir so durch den Morgen unserer Kulturgeschichte. Man gewöhnt sich bald daran, nur mit der Natur zu tun zu haben, und ist doppelt überrascht, wenn die Straße, aus dem Walde heraustretend, mit eleganter wie einladender Wendung auf die Kulturlandschaft weist, die sich plötzlich enthüllt: Felder und Städtchen und der blaue Fluß. Das ist Stadtschwarzach; aber interessanter finden wir Münsterschwarzach, die erste „kulturhistorische Oertlichkeit" unseres Marsches. Schon die Namen reden davon, wie hier geistliche und bürgerliche Kultur sich durchdringen. Durch ein Tor in einem Rokokohäuschen eintretend, überblickt man ein halb ländliches, halb geistliches Ensemble, vorne ein dekoratives Gebüsch mit einer Sandsteinvase, links zwei große Gebäude, rechts die lange Reihe der Türmchen über den ehemaligen Karthäuserzellen, kurz die anziehenden Formen einer alten Klosteranlage, aber ins Schlößchenhafte verweltlicht, ins ökonomiemäßige verländlicht, noch eben über dem Trivialen stehend. Nach dem einsamen Wald der ältesten Zeiten deutscher Geschichte begrüßen wir hier die Periode der antik-christlichen Kultur, die in den Klöstern uns Schrifttum und Obstbau, Architektur und Blumengärtchen brachte und das Ideal der Beschaulichkeit und Weltflucht, aus der Fäulnis einer überkultivierten Zeit heraus als Reaktion des sittlichen Triebes zu verstehen, in eine noch ganz jugendkräftige und naive neue Welt hinübertrug.

Die Gegend zwischen Schwarzach und Volkach ist langweilig, der Zauber des Morgens weicht dem Druck des Mittags, die Hitze lastet über den einsamen Feldern. Erst der Anblick von Volkach mit seinen Türmen erquickt wieder und links auf der Höhe liegt ein reicher, halb kloster- halb kirchenartiger grauer Bau, aus dichtumschließendem, grünem Forst in die blaue Luft ragend, indes der Hügel den geheimnisvollen Wald noch bis zur Talsohle wie eine breit dahinrauschende Schleppe hinabwallen läßt. Das weckt, durchs Auge in die Phantasie einschlagend, die Vorstellung eines Wettstreits von Menschenwerk mit der Elementarpoesie der Natur, von einer großen in die Einsamkeit sich flüchtenden Seele, der aber die heilsbedürftige Welt huldigend, empfangend, zu neuem Leben entzündet sich naht. Ein bißchen Subiaco, ein bißchen Gralsburg und jedenfalls ganz entzückend.

Das Städtchen **Volkach** hat zwei schlanke hohe Tortürme, eine breite Straße mit alter gotischer Kirche und Rathaus, stattliche, meist dem 17. und 18. Jahrhundert entstammende Bürgerhäuser, Reste von Mauer und Graben und ist reinlich und sehenswürdig. Durch das Zweiggegitter schöner Alleen schimmert der Main herüber, den eine Fähre überschreitet. Eine halbe Stunde später ist man, westwärts gehend, auf der **Vogelsburg**. Das ist die dritte reizvolle Oertlichkeit unseres Ausflugs, ganz anders als die vorigen, aber nicht minder anziehend.

Der Main bildet Volkach gegenüber eine hufeisenförmige Schlinge, innerhalb deren, zumal an der schmalen Kehle, die Höhen ziemlich steil ansteigen. Oben überblickt man das Tal mit dem Strom, über den nie rastend die geschäftige Fähre gleitet, schaut Wald und Feld, Dörfer und Kapellen, frohes, volles Leben unten und Spielraum für einsame Träume oben. Die **Vogelsburg** besteht aus einer stattlichen gotischen Kirche mit Kloster und einem in seiner Einfachheit reizvollen Wirtsgarten, über dessen Mauerbrüstung, unter schattigen Bäumen, das Auge in die blühende Sommerwelt ringsum sich verliert. Am stärksten ist also der geistliche Charakter des Ortes ausgeprägt, und dann sinkt die Skala der Interessen über den militärischen Zug dieser natürlichen Festung und den Kirmeston eines an Kegelbahn und Blechmusik sich erlustierenden Sonntagnachmittags bis auf den Nullpunkt der Sättigung von den Freuden eines gut verbrachten Tages. In dieser Stimmung seliger Zufriedenheit wandern wir nach Seligenstadt, der Bahnstation, und schon ist Vergangenheit, was wir noch kaum in allen Teilen im Gedächtnis überschauen.

Und auch das ist schon lang vorbei. Seitdem hat uns die Sonne Homers im leibhaften Hellas und der echte Halbmond auf den Türmen von Stambul geleuchtet; aber wir stellen die harmlose Wanderung durch einen deutschen Gau dem Glanze auch des goldenen Hornes gleich. In manchem mag uns die Erinnerung das Bild dieses Tages nicht völlig treu bewahrt haben oder ein kleiner Irrtum uns unterlaufen sein; aber die Poesie solchen Wanderns klingt uns bis in späte Jahre unverlierbar nach.

Herbst.

Ich sah ein welkes Blatt schon weh'n
Und Nebel wogen naß und weit.
Mein Herz, halt ein im raschen Geh'n!
Ich glaube, es wird Herbsteszeit.

Die Amsel schrie heut nacht im Wald,
Als folterte sie Abschiedsqual.
Und wach' ich auf am Morgen kalt,
Seh' ich sie wohl zum letztenmal.

In der Allee die Pappeln steh'n
Bald grau und starr, wie Wächter müd'.
Durch Gärten, drüber Wolken weh'n,
Lockt nimmermehr ein Drossellied.

Und durch die Wälder fahl und kahl
Geht dann ein Weib im Abendrot: —
Frau Schwermut ist's, und ihr Gemahl
Schleicht hüstelnd hinter ihr, der Tod . . .

Lorenz Krapp.

Die Modernen in der Kirchenbaukunst.

Von
Architekt Franz Jacob Schmitt in München, vormals Dombaumeister von St. Stephan in Metz.

Die Modernen wenden ihre Blicke nun auch dem Kirchenbauwesen zu und vermeinen, daß dieses mit den bisher verwendeten Formen unmöglich eine Fortentwicklung haben könne. Der 1841 in Wien geborene Otto Wagner, seit 1894 Professor an der dortigen Kunstakademie, hat die neue Synagoge zu Budapest erbaut und versucht sich jetzt auf dem Gebiete des christlichen Kultus, indem er den Plan zum Neubau einer katholischen Pfarrkirche für die Wiener Vorstadt Währing entwarf, welcher jedoch zur Ausführung nicht gelangt. Hat das Pantheon in Rom $43^1/_2$ Meter lichten Durchmesser, so entschied Wagner sich für einen Rundraum von nur 30 Meter Lichtweite, welchem er bei 2 Meter starken Umfassungsmauern keine feuersichere Steinwölbung, sondern eine eiserne Decke mit dem vergänglichen Surrogate von Rabitzeinlagen geben wollte. Der Grundriß ist eine Kopie der im Jahre 1808 vom Baudirektor Friedrich Weinbrenner (1766—1826) hergestellten katholischen St. Stephans-Pfarrkirche zu Karlsruhe in Baden, die hiergegen vorgebrachte berechtigte Kritik gilt selbstredend auch für Otto Wagners neue Auflage.

Der Wiener Architekt findet bei den alten Kirchen ein völliges Vernachlässigen der akustischen Forderungen in bezug auf die Kanzel und bietet dann seinen Mitbürgern eine Rotunde an, von der man durch Georg Mollers Pfarrkirche des heiligen Ludwig in Darmstadt vom Jahre 1827 weiß, daß gerade diese Bauform die denkbar schlechteste Akustik abgibt. Unseren bestehenden Gotteshäusern wird die Unmöglichkeit der Beheizung vorgeworfen, woraus ersichtlich, daß Otto Wagner die Stadt Paris nicht näher

kennt, denn dort sind alle Kirchen beheizt und hat Viollet-le-Duc sogar die altehrwürdige Metropolitankirche Notre-Dame mit dieser modernen Errungenschaft ausgestattet. Auch die optischen Forderungen findet Architekt Wagner in den vorhandenen Kirchenbauten nicht genügend wahrgenommen und bringt selbst die beiden Nebenaltäre in nur 6 Meter hohe, durch je 2 Freipfeiler abgetrennte Kreuzesarme, welche ihr nötiges Tageslicht indirekt spärlich erhalten. Sogar der Hochaltar wurde in einem derartigen niedrigen Rechtecke aufgestellt, um hinter sich auch noch den Orgel- und Sängerchor zu erhalten. Wagner bestimmte seinen Neubau für 3000 Kirchengänger und brachte im ganzen nur 3 Türen an, während heutzutage auf je 500 Gläubige ein Ein- und Ausgang von der Obrigkeit verlangt wird. Wie sorgte hierin doch schon die Blütezeit der Gotik, wo die kleine Kollegiat-Stiftskirche St. Urban in Troyes an der Westfront 3 Portale und an beiden Armen des Querhauses weitere 4 Portale besitzt. Auch die Ventilation beanstandete Otto Wagner bei unseren Gotteshäusern, während sich hierauf schon das Mittelalter sehr gut verstanden hat; beachte man doch nur die offenen Schlußsteine der gotischen Rippengewölbe und wie dabei alle verbrauchte Luft in den hochragenden Dachraum entweicht.

Weiter vermißt Wagner infolge der vielen Stützen, Streben und Vorlagen bei den alten Kirchen die Weiträumigkeit; als ob dieselbe nicht durch die Benediktiner in San Paolo fuori le mure zu Rom, die Franziskaner in Santa Croce zu Florenz, die Dominikaner in St. Romanus zu Toulouse an der Garonne, die Jesuiten in St. Michael zu München und die Augustiner-Chorherren im Oktogon St. Maria auf dem Karlshofe zu Prag vollkommen erreicht worden wäre. Architekt Wagner selbst mußte aber, wie Weinbrenner in Karlsruhe, nicht weniger als 6 freistehende Stützen aufstellen, um die 3 Kreuzesarme seiner für Währing geplanten Rotunde zu ermöglichen. Im Tambour brachte er 8 riesige Fenster mit horizontalen Stürzen an, auch 8 geböschte Mauerpfeiler mit je 5 Kanelluren, darüber wurden dann mächtige Grabeskränze eines Mausoleums aufgehangen! Die runde Flachkuppel hat am Fuße 8 kleine rechteckige Fenster und schließt mit einer winzigen Laterne, welche wohl nur als Ventilationsöffnung dienen sollte. Da die ganze Rotunde eines Sockel- und Kranzgesimses entbehrt, so offenbart sich auch hierin der Moderne, für den es selbst im Kirchenbau keine Tradition gibt. Der hinter dem platt geschlossenen Chore projektierte quadratische Turm von 74 Meter Höhe erinnert auffallend an den Faro des Hafens von Genua, dieser Leuchtturm schließt mit seiner Laterne richtig ab; beim Turme der Pfarrkirche müßte aber außer den vier Uhrzifferblättern noch ein wirkliches Glockenhaus mit großen Schallöffnungen angebracht werden. Dieser wichtige Bauteil fehlt und dafür wird die Skulptur zweier ausschreitenden Viktorien von 4½ Meter Höhe den Blicken der Wiener Bevölkerung geboten. Die Gläubigen sollten weiter in einer stets von zwei Seiten zugänglichen Krypta das Bildwerk des heiligen Grabes und die 14 Kreuzwegstationen schauen dürfen!

Zum Schlusse spreche ich die Meinung aus, daß eine Regeneration der Kirchenbaukunst nur auf Grund neuer Konstruktionen möglich ist, daß diese aber nicht aus Surrogaten, sondern aus echten dauerhaften Baumaterialien bestehen dürfen; nur solche können das Haus des Herrn bilden; wie die Kunstgeschichte lehrt, haben es so alle Perioden der Architektur gehalten und ihre Erfolge dadurch errungen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Unser neuer Regisseur Runge hat Grillparzers „Der Traum ein Leben" neu einstudiert. Das hier lange nicht gegebene dramatische Märchen des seit längerem zu Unrecht ins Hintertreffen geratenen Wiener Klassikers stellt eine wirkliche Bereicherung unseres Spielplanes dar. Sein reicher poetischer wie ethischer Gehalt dürfte heute auch wieder von einem stärkeren Teil des Publikums tiefer erfaßt werden, da sich die literarischen Neigungen unserer Zeit wieder mehr und mehr der dramatischen Wirklichkeitsschilderung abgewandt haben und geneigter geworden sind, durch die Schleier der Dichtung eine höhere poetische Wahrheit zu erkennen. Wenn man auch im Reiche der schönen Künste die auf die Hervorbringungsfreudigkeit lähmend wirkenden Schwarzseher nicht dulden soll, so wird man doch von den recht zahlreichen Märchendramen der letzten Jahre keines finden, welches sich auch nur in einigem Abstande mit Grillparzers (übrigens bei seiner Entstehung keineswegs überall günstig aufgenommenem) Werk messen kann. Wir dürfen in dem Traumdrama vor allem seine Klarheit der Disposition bewundern, welche bei aller Ueppigkeit der Phantastik nie von der zum Ziel führenden Bahn ablenkt, anderenteils die die Fäden lenkende Hand des Dichters nie illusionsstörend erkennen läßt. So atmet mit dem Helden Rustan der Zuschauer erleichtert auf, wenn das Drama des Ehrgeizes als schreckendes und mahnendes Traumgebilde zerrinnt und des Dichters Tendenz: „Eines nur ist Glück hienieden, eins: des Innern stiller Frieden und die schuldbefreite Brust", wirkt nicht mit abkühlender Lehrhaftigkeit, sondern wächst organisch aus der Märchenschöpfung heraus. Der Traum als solcher, der „nicht Wünsche erschafft, sondern die vorhandenen weckt", besteht in seiner meisterhaften Schilderung nicht nur vor dem Forum der Poesie, sondern auch vor demjenigen neuerer wissenschaftlicher Erkenntnis, wie solche Grillparzer noch nicht in diesem Umfange zur Verfügung stehen konnten. Die Regie Runges zeigte wieder viel künstlerische Sorgfalt und kluges Eingehen auf die Intentionen der Dichtung. Es war sehr vorteilhaft, zwischen dem ersten und zweiten Akte nur einen Wolkenvorhang fallen zu lassen; hierdurch konnte niemand im unklaren sein, was Traum, was Wirklichkeit; denn Ueberraschungen sind immer ein gefährlich Ding, wie der alte Bühnenpraktiker Laube im Nachwort zu Grillparzers Dichtung sehr richtig bemerkt. Runges Einrichtung stellt übrigens hier wieder her, was das Originalmanuskript anfänglich teilweise schon vorsah, nur die „Pause" mußte man damals dem noch nicht durch Wagner zu längerem Stillsitzen erzogenen Publikum lassen. Dekorationen und Kostüme waren von bestem Geschmacke. Den Rustan gab Weigert; im Anfang mochte man mehr überschäumendes Temperament wünschen, doch der Held wuchs mit der fortschreitenden Handlung zu starker Innerlichkeit und Größe des Ausdruckes. Zieht man in Betracht, daß der Künstler für das Drama großen Stils noch mehr oder weniger ein Neuling ist, so darf man für seine Entwicklung unter der Führung kenntnisreicher Regisseure günstige Hoffnungen hegen. Heine gab den Sklaven Zanga, Rustans Anstifter zum Bösen, mit einer reichen und immer überzeugenden Charakteristik. Vorzüglich spielte Jacobi den König und Wohlmuth den Stummen; König repräsentierte Rustans trefflichen Oheim [illegible] würdig. Die weiblichen Hauptrollen fanden durch die Damen Lossen und Berndl eine durchaus entsprechende Vertretung.

Das Kgl. Residenztheater brachte am gleichen Abend eine Neueinstudierung der „Hedda Gabler", auf die noch zurückzukommen sein wird. Unter der feinsinnigen Regie des auch persönlich mitwirkenden Herrn Basil wurde die Darstellung des peinlichen Stoffes zu einer künstlerischen Glanzleistung. Unsere Bühnen zeigen leider wieder die Tendenz alles Neue auf den Samstag zu häufen. Referent hätte am letzten in vier Theatern zu gleicher Zeit sein müssen.

Verschiedenes. In der Wiener Hofoper wurde Wagners „Siegfried" zum hundertsten Male gegeben. Die Premiere war im Herbst 1878. — Die Leitung des Stadttheaters in [illegible] hat der kgl. bayerische Kammersänger Brucks übernommen und ein reiches künstlerisches Programm in Aussicht gestellt. — In München tagten die Delegierten des Zentralverbandes deutscher Tonkünstler und Tonkünstlervereine. Der Kongreß beschäftigte sich u. a. mit der reformbedürftigen Frage des Stundenhonorars und trat für die Festsetzung einer Mindestgrenze ein. Die Pensionsanstalt soll am 1. Dezember eröffnet werden. — In Franzensbad wurde ein Goethedenkmal, für welches die Form eines Brunnens gewählt worden war, enthüllt. Im Stadttheater fand eine entsprechende Festfeier statt. Goethe hat bekanntlich das Bad sehr häufig besucht. — Das seit 75 Jahren bestehende Orchester in Chemnitz wird von der Stadt in eigene Verwaltung genommen. — Im Berliner „Neuen Theater" hatte ein sehr derber Versschwank von Max Dreyer „Eine" geringen Erfolg. Er ist bereits vor zehn Jahren einmal durchgefallen. — Karl Rößlers Tragödie „Der reiche Jüngling", dessen Urpremiere vormals das Münchener Volkstheater in einer Separataufführung gegeben hatte, erlebte im Kgl. Schauspielhause in Dresden bei glänzender Darstellung einen kräftigen, wenn auch nicht unbestrittenen Erfolg.

München. L. G. Oberlaender.

Die heutige Nummer enthält zwei **Beilagen**, die wir der besonderen Beachtung unseres Leserkreises empfehlen: 1. einen Prospekt der **Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br.** über „Apologie des Christentums" von Prof. Dr. Paul Schanz, dritte vermehrte und verbesserte Auflage; 2. eine **Zigarren-Preisliste** der Firma **Joh. Eggers & Co. in Hemelingen b. Bremen.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen: Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Lattenbachstraße 1a, Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 26.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 39. München, 29. September 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Die Frauenarbeit.

Von

Dr. Hans Rost, Augsburg.

Die Gestaltung unseres Kultur- und Wirtschaftslebens zeigt ein Doppelgesicht, dessen Züge sich von Jahr zu Jahr verschärfen und plastischer hervortreten. Die Frau von ehedem, die ihren natürlichen und beruflichen Standort in der Kinderstube, in der Spinnstube, am Herde hatte, wird zusehends in den Strudel des Erwerbslebens gezogen, den Zwecken des häuslichen Lebens entfernt und entfremdet. Hand in Hand mit dieser Entwicklungsgestaltung läuft die Erschwerung der Verehelichung. die erschwerte Aufzucht der Kinder, die Negation des Mutterberufes des Weibes. Man kann einer Mutter mit Töchtern heute keinen unvernünftigeren Rat erteilen, als etwa den des Scherzwortes: Unsinn, Auguste, heiraten mußte. Was allein frommt, das ist die Berücksichtigung der dualistischen Spaltung im Leben der heutigen Frau und die Anpassung an die gewordenen Zeitverhältnisse. Redensarten, wie das stereotype Wort, die Frau gehöre an den Herd, sind eben längst unwahr geworden. Die Frau von heute steht schon zu einem erklecklichen Bruchteile mitten in der Arbeit der Nation auf geistigem und vor allem auf körperlichem Gebiete. Wie ist diese Entwicklung gekommen, welche Berufe sollen die Frauen ergreifen, wie steht es mit dem Mutterschaftszwecke, welchen Schutz, welche Fürsorge müssen wir den Frauen angedeihen lassen, welche Wegweiser führen zu einem befriedigenden Lose unserer Frauen? Diese Fragen durchschwirren in Versammlungen, Kongressen die Luft; auf dem Papier werden die hirnverbranntesten, sowie optimistische und brauchbare Lösungsvorschläge aufgerollt. Aus der Flut fortwährend erscheinender Schriften sei auf ein eben erschienenes Bändchen der Teubnerschen Sammlung in Leipzig aufmerksam gemacht, welches den Verfasser zweier bedeutsamer Werke über die Heimarbeit, den Privatdozenten Dr. Robert Wilbrandt, Berlin, zum Bearbeiter hat. (139 S., 1.25 M.)

Das Büchlein zeichnet sich aus durch Knappheit der Darstellung, durch Herausschälung der wesentlichsten Gesichtspunkte, durch eine frische Beschreibung des Problems unter Einflechtung zahlreicher konkreter Bilder und nicht zuletzt durch seine praktische Brauchbarkeit. Daß die Aufsätze in das Gewand von Vorträgen mit ihrem persönlichen anziehenden Tone gekleidet sind, erhöht den Genuß der Lektüre nicht gering.

Zunächst wird der Leser eingeführt in die Gründe, wie die Frauenberufsfrage überhaupt entstanden ist. Den Ursprung derselben erblickt Wilbrandt in dem Umstande, als sich vom Bauernhofe Berufe abspalteten und als in der Stadt Handwerke entstanden. Die moderne Frauenarbeit ist eine Folge des kapitalistischen Systems. Mit der Verwertung der Spinnmaschinen, Dampfmaschinen, des mechanischen Webstuhls wurden die billigeren Arbeitskräfte der Kinder und Frauen in die Fabriken hineingezogen. Die Beschäftigung des billigeren Geschlechtes ermöglichte eine höhere Kapitalverzinsung. Der großkapitalistische Betrieb produziert auch die hauswirtschaftlichen Bedürfnisse, die Mietskaserne verdrängt allen landwirtschaftlichen oder gärtnerischen Nebencharakter des Hauses, wo Frauenhände Arbeit fanden. Zahlreiche Frauenkräfte werden freigelegt. Die Frau der besitzlosen Klassen mußte Arbeit suchen, der „Dame" der besitzenden Klassen blieb nur zweierlei übrig: entweder die Zeit totzuschlagen im Salon, mit Sport, mit Dilettantismus aller Art, oder nach Arbeit zu verlangen. Auch für die Bürgerstochter, die Tochter des Mittelstandes, der Beamtenschaft wurde die Arbeit im Hause vermindert. Wie für die Proletarierin, ergibt sich für sie die Notwendigkeit zur Suche nach geeigneten Arbeitsgebieten. Die Folgen der kapitalistischen, großstädtischen Entwicklung sind: „Mißbrauch und Ueberlastung der Proletarierin, gebundene Werte und Lebensleere der Tochter der besitzenden Klasse und endlich beim Mädchen des Mittelstandes eine absolute Erwerbsnotwendigkeit, für welche die entsprechenden Berufe erst zu suchen waren." Die Ehe bietet auch keinen Ausweg aus dem Zwange zur Arbeit. Nach der Statistik von 1895 waren in Deutschland Frauen im Alter von über 16 Jahren ledig 5'886,000, verheiratet 8'784,000, verwitwet oder geschieden 2'209,000.

Diese Entwicklung brachte naturnotwendig die Erschließung von Frauenberufen. Nadelarbeiten und die Stellung der Erzieherin waren lange im Anfange die einzigen Möglichkeiten, die sich dem gebildeten Mädchen boten. Heute aber hat die Frauenberufsarbeit in erheblichem Maße sich auf alle Gebiete erweitert, namentlich auf Erziehung, Unterricht, Krankenpflege, soziale Fürsorge, Beamtenlaufbahn, wissenschaftliche und akademische Disziplinen; nur in der Landwirtschaft und beim Dienstbotenberuf finden wir wachsenden Rückschritt. Wir sind heute in Deutschland so weit, daß für die große Masse rein rechtlich an Frauenberufen nicht mehr viel zu erschließen ist, anderseits hat sich gezeigt, daß bei den höheren und höchsten Berufen die Riegel noch vielfach verschlossen sind. Den Frauen stehen zahlreiche Berufe offen. Allein den Kernpunkt des ganzen Frauenarbeitsproblems müssen wir hier eingehend einschalten, nämlich die Frage von „Beruf und Mutterschaft". Die Ehe ist heute für die Arbeiterklasse keine wirtschaftliche Gemeinschaft mehr wie beim Bauer und der Bäuerin oder dem Meister und der Frau Meisterin, sondern sie ist in der Hauptsache Konsumtionsgemeinschaft. Frau und Kinder werden durch den Erwerb des Mannes unterhalten. Verfeinerung und Verteuerung der Lebenshaltung und hohe Ansprüche an die Ausbildungszwecke erschweren im Mittelstand, bei den Beamten die Heiratsmöglichkeit. Daher die Abnahme und die Verspätung des Heiratens, daher das Junggesellentum. Beim Arbeiterstand ist die Heiratsgrenze nicht verschoben worden, denn hier ist es

Sitte, daß die Frau mitverdient. Etwa 1 Million Frauen mögen es sein, die durch landwirtschaftlichen Nebenerwerb in eigener Wirtschaft zur Erhaltung der Familie beitragen. Die nächstgrößte Zahl der miterwerbenden Arbeiterfrauen sind die Heimarbeiterinnen. 230,000 verheiratete und verwitwete Frauen sind in Fabriken beschäftigt. Landarbeitersfrauen und landwirtschaftliche Wanderarbeiterinnen bilden die letzten Gruppen der Arbeitersfrauen. Da, wo die Tätigkeit auf das eigene Heim beschränkt ist, lassen sich Arbeit und Erfüllung der Mutterschaftspflichten noch am ehesten vereinigen. Am schlimmsten ist die Lage der Fabrikarbeiterin. Früh- und Fehlgeburten, Kindersterblichkeit, Vernachlässigung der Kindererziehung, Steigen der jugendlichen Kriminalität sind hier die rächenden Folgen des Kapitalismus, der die Frauenhände zur Arbeit heranzieht. Durch ein staatliches Verbot die Frauenarbeit zu beseitigen, ist hart und zurzeit unmöglich. Das Ideal ist ein allmählicher Umschwung zur Beseitigung unpassender Berufe, sowie die Möglichkeit eines harmonischen Ineinandergreifens von Beruf und Mutterschaft.

Ein Bild der Ungerechtigkeit und des Jammers zeigt das Kapitel der Frauenlöhne. „Die Frauenarbeit hat bisher vielfach nur eine so geringe Bezahlung gefunden, daß in den großen Massen des weiblichen Geschlechts mit der Entstehung der Frauenberufssorge ein Frauenelend entstanden ist, und sie wird allgemein auch bei gleicher Leistung geringer bezahlt als die männliche Arbeit." Voreingenommenheit gegen die Frauenarbeit, höhere Bedürfnislosigkeit, stärkere Konkurrenz und Mangel an gewerkschaftlicher Organisation tragen hier die Schuld.

Die Frau als volkswirtschaftliche Arbeiterin bedarf im erhöhten Maße des Schutzes in ihrer Eigenschaft als Arbeiterin und als Weib. Die Frauenarbeit braucht infolge der Anlage des Weibes zur Mutterschaft besondere Bedingungen und Schonungsmaßnahmen. In Deutschland wie in anderen Ländern ist bereits ein Arbeiterinnenschutz durchgeführt, der freilich erst ein Mindestmaß von notwendigen Bestimmungen enthält. Vor allem fehlt noch ein ausreichender Schutz der Mütter in den Fabriken. Ein Ideal wäre die gesetzliche Halbtagsschicht für verheiratete Frauen. Das würde aber ein Herabsinken der Dividenden für die kapitalistischen Aktionäre bedeuten und ein Auswandern nach billigeren Arbeitsländern. Der Kapitalismus steht der Lösung der Probleme der Frauenwelt hindernd im Wege. Für heute gibt es zwei Auswege, das ist die Organisation der Frauen als Produzentin und als Konsumentin. Diese Mittel allein sind die Wegweiser zum Schutze und zur Befreiung der Frauen.

Für die bisherigen Gedankengänge und Nachweisungen enthüllt der Verfasser nunmehr ein sehr reichhaltiges statistisches Material, welches die Frauenarbeit nach ihren bedeutsamsten Gesichtspunkten beleuchtet. Diese zahlenmäßige Ergänzung wird von allen Lesern des fesselnd geschriebenen Büchleins freudigst begrüßt werden, da die Zusammenstellung knapp und doch zureichend ist, und in die Berufsarten, die Arbeitslöhne, die Hausindustrie, die Arbeiterinnenorganisationen in stetem Zusammenhalt mit der Männerarbeit klare Einblicke gewährt.

Recht lehrreich gestaltet sich am Schlusse der „Wegweiser zum Studium des Problems". Der Leser bzw. die Leserin finden hier sehr viel Anregung und Belehrung. Für die verschiedenen Abschnitte des Büchleins findet sich hier eine reiche Literatur angegeben, die dem Weiterforschenden sehr zweckdienlich sein wird. Auch den Fachmann wird die übersichtliche Literaturzusammenstellung interessieren. Bei Aufzählung der wichtigsten Zeitschriften für die sozial arbeitende Frauenwelt hätte „Die christliche Frau" nicht vergessen werden dürfen. Wenn das Büchlein im allgemeinen auch von einem sozialistischen Hauche durchweht ist, so darf es infolge seiner klaren anschaulichen Darstellung des Problems Frauenarbeit, infolge der eindringlichen Sachkenntnis und der Gewandtheit des Ausdruckes allen jenen unumwunden empfohlen werden, die für das Los unserer arbeitenden Mädchen und Frauen Interesse, Herz und tatkräftigen Willen übrig haben. Für unbeschäftigte höhere Töchter und sich langweilende Salondamen ist das Büchlein wertvoller als der letzte, noch nicht gelesene Roman.

Akademische Katholikentage?

Von

Dr. Alfons Stein.

Es ist in letzter Zeit in dieser Zeitschrift in mehreren Artikeln das Thema der katholischen Studentenkorporationen nach allen Seiten hin beleuchtet worden. Die folgenden Zeilen sollen dazu dienen, einen in dieser Frage neu auftauchenden Vorschlag zu würdigen.

Niemand wird leugnen, daß die katholischen Studentenvereinigungen, sobald für die geistige Betätigung der Prinzipien Religiosität, Wissenschaft, Freundschaft nicht mehr genügend Sorge getragen wäre und dieselben infolge einer derartigen Verflachung zu bloßen Massendemonstrationen herabsänken, ihre Existenzberechtigung verlieren würden, nicht vor der Behörde, sondern vor sich selbst. So weit darf es nicht kommen. Es müssen die geeigneten Mittel gefunden werden, mit denen das vorhandene Gute weiter ausgebaut, in ein bestimmtes, zielbewußtes System gebracht werden kann.

Ein Mittel, welches wohl dazu geeignet wäre, dieses Ideal in die Wirklichkeit umzusetzen, wurde kürzlich von Dr. ten Hompel in den „Akademischen Monatsblättern", dem Organ des Verbandes der katholischen Studentenvereine Deutschlands, angesichts des Essener Katholikentages in Form eines Aufrufes an die sämtlichen katholischen Studentenverbände geschildert: Vereinigung der katholischen Akademiker, Studierenden wie Philister, auf jährlich wiederkehrenden Generalversammlungen, in der Weise, daß die verschiedenen Verbände ihre bisher getrennt abgehaltenen Verbandstage auf einen Ort zusammenlegen.

Ob allerdings der an jener Stelle vorgeschlagene Name „Akademische Katholikenversammlungen" glücklich gewählt ist, möchte ich jetzt nicht entscheiden. Eine derartige Veranstaltung dürfte auch nicht den leisesten Anschein eines akademischen Konkurrenzunternehmens gegenüber den großartigen allgemeinen deutschen Katholikenversammlungen erwecken.

Um einen allenfallsigen Einwand vorweg zurückzuweisen: Ist nicht bei einem solchen Zusammenschluß aller Verbände der schädliche Einfluß einer Uniformierung und Zentralisierung zu befürchten? Nein! Jeder Verband, jede Verbindung würde ihre Individualität behalten, indem die Verbände ihre internen Angelegenheiten in gesonderten Sitzungen erledigen würden.

Dr. ten Hompel beruft sich in den „Akademischen Monatsblättern" auf den verstorbenen großen Apologeten Professor Hermann Schell, welcher ihm gegenüber wenige Wochen vor seinem Tode, noch im Mai dieses Jahres, auf einem Spaziergange geäußert habe: „Nur gebildete Kreise, die auf einem höheren Niveau stehen und die Apologie des Christentums im ganzen erfassen, sind der Not der Zeit gewachsen. Die apologetische Schulung der akademischen Jugend bildet hier den vornehmsten Ansatzpunkt. Aufrichtig begrüße ich daher den Vorschlag, akademische Katholikentage in der Art einzurichten, daß planmäßig zu den Generalversammlungen des Verbandes[1]) Redner mitten aus dem Geisteskampfe der Gegenwart herangezogen werden. Dieser Vorschlag bietet vielleicht einen glücklichen Ausweg, denn er führt zu einer Einrichtung, die nicht den Namen und das Spezialprogramm eines bestimmten Mannes trägt, die vielmehr dem positiven Christentum schlechthin zugänglich ist und fern von jeder Parteipolitik anknüpft an das Bestehende, an unsere studentischen Organisationen. Gewiß, hier liegt ein Ansatzpunkt zur Rettung unserer gebildeten Welt für die Religion, für die Kirche. Apologetische, philosophische, soziale Vorträge auf den zusammengelegten Generalversammlungen der Vereinler, Verbindler, Unitarier, akademische Generalversammlungen der katholischen Jugend und ihrer Philisterien, das wäre ein Fortschritt."

Zu unterstreichen ist der Satz, daß dem Rednerprogramm unter keinen Umständen der Stempel einer bestimmten Richtung aufgedrückt sein darf, wenn nicht gerade der entgegengesetzte Zweck, die Zersplitterung, erreicht werden soll.

Die von Dr. ten Hompel gewissermaßen als Typen angeführten Namen bedürften jedenfalls der weitherzigsten Ergänzung, namentlich auch insofern, daß geistreiche Männer, die sich ak[...] am politischen Leben betätigen, nicht auszuschließen wären. Gehört es doch in manchen jüngeren Kreisen schon beinahe zum guten Ton, die Beschäftigung mit der Tagespolitik zu einer le[...] macula zu stempeln. Mancher junge Gelehrte erinnert sich des Segens der Politik erst dann, wenn er — einer parlamentarischen Fürsprache für seine Laufbahn bedarf.

[1]) Professor Schell war Mitglied des Verbandes katholischer Studentenvereine Deutschlands.

Die auf den gedachten Versammlungen angeschnittenen Fragen würden sicherlich anregend wirken und zu Hause, in den einzelnen Korporationen, zu Kontroversen und wissenschaftlichen Abenden Anlaß geben. Auf der nächsten Generalversammlung könnte dann Bericht erstattet werden und so fort. Vielleicht würden sich nach dem Vorbild der, dank der Rührigkeit bewährter Männer mancherorts ins Leben gerufenen sozialcaritativen Kränzchen, welche keine Verbandsunterschiede kennen, auch endlich an anderen Universitäten wissenschaftliche Gruppen bilden. Demgegenüber könnte eingeworfen werden, man solle erst an allen Universitäten solche Zirkel gründen und dann erst auf gemeinsamen Generalversammlungen zusammentreten. Dagegen ist festzustellen, daß bisher derartige Bemühungen an dem fehlenden Interesse scheiterten. Erst muß durch großzügige Versammlungen das Interesse geweckt werden.

Daß es mit der apologetischen Schulung der Jugend, auch bevor dieselbe die Universität bezieht, an manchen Orten nicht zum besten bestellt ist (Verfasser hat hier ganz besonders Münchener Verhältnisse im Auge), wird jeder bestätigen, welcher in den letzten Jahren aus gewissen Großstadtgymnasien hervorgegangen ist, wo bei der Behandlung der apologetischen Fragen infolge mißverstandener Rücksichtnahme auf unsere „im Glauben getrennten Brüder" nicht nur keine festwurzelnde Begeisterung für die Sache der kaum notdürftig bekannten eigenen Religion, sondern im Gegenteil der Geist des Zweifels und der Nörgelsucht geweckt und genährt wird.

Hier sollte dann wenigstens die Universität einsetzen, um die Lücken auszufüllen, die Scharten auszuwetzen. Aber wer darauf hofft, ist verloren. Und dann kann man es erleben, daß katholische Korporationsstudenten durch die in gleißende Reden eingehüllten bitteren Pillen antichristlicher und oftmals recht fadenscheiniger und unwissenschaftlicher Soziologie in krankhafte Verzückung geraten, während die Lehrsäle christlicher Sozialpolitiker fast leer stehen. Aber auch denjenigen winkt Unheil, welche, bisher von einem unerschrockenen, pflichtbewußten Religionslehrer behütet und geleitet, voll Zuversicht die Schwelle der Hörsäle überschreiten und nun jahrelang auf Schritt und Tritt der Geringschätzung oder gar der offenen Verachtung und Verhöhnung alles dessen begegnen, das ihnen durch Ueberzeugung und Familientradition heilig ist.

Die Gefahr wird dadurch verschärft, daß sich das glaubensfeindliche Gift den Studenten in den gefälligsten Formen darbietet, indem es dem menschlichen Willen und den im Jüngling erwachenden Trieben den weitesten Spielraum läßt. Mit marktschreierischer Reklametrommel als neu, sensationell, noch nie dagewesen angepriesen, erweckt es auch noch den Eindruck der geistigen Ueberlegenheit gegenüber dem bisherigen, „längst überwundenen", „mittelalterlichen" Standpunkt.

Wenn gegenüber diesen schädlichen Einflüssen nicht ein anderer Machtfaktor eingreift, um das Gleichgewicht herzustellen, so tritt zum mindesten Stillstand ein, und Stillstand ist Rückschritt und endet in der Regel mit einem gänzlichen Versinken im Sumpfe.

Man braucht durchaus kein Schwarzseher zu sein, um zu behaupten, daß diese im christlichen Sinne negativen Einwirkungen sich stellenweise in den katholischen Vereinigungen bemerkbar zu machen beginnen, wie in jüngster Zeit erst die offenen Aussprachen in der „Allgemeinen Rundschau" und in Verbandsorganen dargetan haben. Der Boden muß mit eisernem Besen gesäubert werden. Wenn bei diesem Reinigungsprozeß die Ziffer der Verbandsangehörigen auch eine Minderung erfahren sollte, so wäre das nicht im mindesten zu beklagen, denn es würde sich fast immer um Elemente handeln, die sich in dem gesunden Milieu nicht heimisch fühlten. Anderseits soll natürlich durchaus kein Draufgängertum empfohlen werden. Aber es muß aufhören, daß die katholischen Studentenverbindungen von den Eltern als Besserungsanstalten für hoffnungslos verlorene Söhne, von Strebern als Protektionsgelegenheit, von Feiglingen als Zufluchtsstätte vor der Mensur angesehen werden.

Mit der Ausräumung schädlicher und hemmender Einflüsse muß aber selbstredend der innere Ausbau Hand in Hand gehen. Und dazu würden gemeinsame Akademikertage gewiß ein sehr fruchtbringendes Mittel sein. In diesem Sinne sei den katholischen Studentenverbänden auch an dieser Stelle zugerufen: **Schließt euch zusammen auf gemeinsamen Generalversammlungen zu ernster Arbeit, um gegenüber der antichristlichen Minierarbeit ein gewaltiges geistiges Bollwerk zu errichten, zum Wohle der kommenden Generationen, zur Apologie des Christentums.**

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Braunschweig und Baden.

Die Jubiläumsfeierlichkeiten in Karlsruhe können mit Recht den Neid der Braunschweiger erregen. In Baden konnte man sehen, welch ein Segen und ein Behagen es für ein Land ist, wenn der legitime Fürst, von allen Schichten des Volkes geehrt und geliebt, vom Himmel durch lange Dauer der Gesundheit und des Lebens ausgezeichnet, ein musterhaftes Familienleben führend, mit den anderen deutschen Fürsten und dem Oberhaupt des Reiches im herzlichsten Einvernehmen stehend, die Entwicklung des Staates mit milder und doch sicherer, wahrhaft landesväterlicher Hand leiten kann. Das verflossene halbe Jahrhundert des Großherzogtums ist freilich nicht wolkenfrei und nicht gewitterlos gewesen; das „Musterländle" hat Parteikämpfe zu bestehen gehabt, die dem wohlmeinenden Herrscher manche Sorgen und einem Teile des Volkes, namentlich dem katholischen, manche Bitternis bereitet haben. Es hatte sich dort eine einseitige, zu lange andauernde und mit zu geringem Gegengewichte versehene Parteiherrschaft des Nationalliberalismus im Landtage und in der Bureaukratie entwickelt. Erst zur Jahrhundertwende gelang es, die absolute Mehrheit der einen Partei in der Kammer zu brechen. Bei den Wahlen im vorigen Jahre auf Grund des neuen Wahlgesetzes wäre es wahrscheinlich zu einer christlich-konservativen Mehrheit gekommen, wenn nicht der Liberalismus in seiner Verzweiflung den schmählichen Pakt mit der Sozialdemokratie eingegangen wäre: ein Frevel gegen die Interessen von Staat, Gesellschaftsordnung und Kultur, der bei dem Landesherrn selbst eine schärfere Verurteilung fand als bei dem befangenen Beamtentum. Der beste Fürst kann im modernen Verfassungsstaat nicht alles nach seinen Idealen gestalten; aber der Segen, der von dem Throne ausgeht, ist doch groß, wenn er nach Kräften die unvermeidlichen Härten mildert, die Ordnung und die Stetigkeit verbürgt und so das Vertrauen auf eine allmähliche Ueberwindung der Mißstände und Entwicklung zum Besseren aufrecht erhält. So wollen wir mit unseren Gesinnungsgenossen in Baden hoffen, daß dem achtzigjährigen Großherzog noch beschieden sein möge, auch die Ueberwindung der Nachwehen des liberal-sozialdemokratischen Bündnisses mitwirkend zu erleben. Die Teilnahme des Kaisers an den Festlichkeiten erhob die Landesfeier zu einer Reichsfeier, die ihre besondere Weihe erhielt durch die Erinnerung an die Gründung des Reiches, bei welcher der gefeierte Fürst so verdienstlich mitgewirkt.

Also in Baden ein schönes Fest der Eintracht und der Rechtssicherheit. In Braunschweig dagegen herrscht Unsicherheit und Zerfahrenheit. Der Regentschaftsrat hat den Landtag einberufen, ohne der Volksvertretung bestimmte Vorschläge zu unterbreiten. Der Landtag hat auf die zurückhaltende Eröffnungsrede eine vorläufige Antwort beschlossen, die ebenfalls in diplomatischen Wendungen nichts sagt. Inzwischen verlautet, daß die Volksvertretung nicht geneigt sei, durch Wahl eines neuen Regenten ein neues Provisorium zu begründen, sondern daß man dem Volkswunsche nach einer definitiven Regelung der Regierungsverhältnisse Rechnung tragen wolle. Der Wunsch ist begreiflich und ist einwandsfrei, soweit er sich auf den Regierungsantritt des legitimen Fürsten richtete. Es kann aber zu einem nationalen Verhängnis werden, wenn es zu einer Vergewaltigung des Legitimitätsprinzips, zu einer Erschütterung der Rechtssicherheit der deutschen Fürstenhäuser kommen sollte. Wenn der braunschweigische Landtag und gar der Bundesrat sich verleiten ließen zu einer „Absetzung" des berechtigten Thronerben, so würde ein Aergernis geschaffen, das viel schlimmere Nachwirkungen haben müßte als die Ereignisse von 1866; denn das Kriegsrecht kann manches sanieren, während eine parlamentarische Entthronung einen unerhörten und unheilbaren Rechtsbruch darstellen würde. Uebrigens hat das braunschweigische Ministerium noch vor wenigen Jahren die feierliche Erklärung abgegeben, daß es einem solchen Schritte niemals zustimmen würde. Wir hoffen also, daß die auf Ausschluß des Cumberlandschen Hauses zielenden Bestrebungen keinen Anklang finden werden, weder in Braunschweig noch in Berlin, und daß die Taktik des Landtags den redlichen Zweck verfolgt, den Herzog von Cumberland zum Heraustreten aus seiner passiven Haltung zu bewegen und zugleich in Berlin eine Formulierung der Friedensbedingungen zu veranlassen. Als ein ungünstiges Zeichen wird es vielfach betrachtet, daß der Herzog von Cumberland bei den Festlichkeiten in Karlsruhe, zu denen er als Verschwägerter gehörte, nicht erschienen oder, wie die Zeitungen

sagen, „dem Kaiser ausgewichen“ ist. Ob das „Ausweichen auf die Initiative des Herzogs zurückzuführen ist, läßt sich noch nicht übersehen. Die Nichtbegegnung zeigt zwar, daß eine Verständigung noch nicht erfolgt ist, aber sie schließt die Anbahnung an sich nicht aus. Vor 21 Jahren hat der Herzog von Cumberland die Reichsverfassung anerkannt, aber daneben seinen „Rechtsanspruch“ auf Hannover aufrecht erhalten zu können und zu müssen geglaubt. Nachdem inzwischen die Verjährung des durch Kriegsrecht geschaffenen Zustandes auf vier Jahrzehnte fortgeschritten ist, so wird er mit der Anerkennung des status quo sich und seinem Hause nichts vergeben. Ueber die Form einer solchen Anerkennung würde sich bei beiderseitigem guten Willen zwischen Berlin und Gmunden eine befriedigende Verständigung erzielen lassen. Fürst Bülow wird gewiß nicht verkennen, daß es sich hier um etwas mehr handelt als um die Interessen eines einzelnen Hauses und eines einzelnen Ländchens, nämlich um die Verhütung eines verhängnisvollen Präzedenzfalles und um den Schutz der Rechtssicherheit und der Eintracht im deutschen Bundesstaate.

Das Hirtenschreiben der französischen Bischöfe.

Würdig und entschieden ist das gemeinsame Wort der Bischöfe, das am 23. d. Mts. von den französischen Kanzeln verlesen wurde. Einmütig und geschickt haben die Oberhirten die Entscheidung, die der Hl. Stuhl getroffen, sowohl den Gläubigen als den Gegnern zum Bewußtsein gebracht. Indem sie ihre Uebereinstimmung mit der Willensmeinung des Papstes bekunden, können sie zugleich versichern, daß die Priester eins seien mit den Bischöfen und bereit, lieber Beraubungen und Armut über sich ergehen zu lassen, als ihrer Pflicht untreu zu werden. Das Martyrium der Kirche wird entschlossen in Betracht gezogen und bereits hingewiesen auf die Gewissenspflicht der Gläubigen, im Notfall durch eine freiwillige Kirchensteuer zum Unterhalt des Kultus und der Geistlichen beizutragen. Aber die Bischöfe halten noch immer an der Hoffnung fest, daß die Staatsgewalt nicht zum Aeußersten schreiten, sondern einen modus vivendi anbahnen werde. Auch diese Hoffnung entspricht durchaus dem Vorgehen des Hl. Stuhles, wie es durch die Enzyklika vom vorigen Monat gekennzeichnet ist. Um für einen friedlichen Ausgleich Raum zu lassen, haben die Bischöfe die Anweisungen für den Fall, daß ein Notbehelf auf Grund des gemeinen Rechts eingerichtet werden müßte, noch zurückbehalten mit der Erklärung: „Wir werden euch zu geeigneter Zeit die für diesen Zweck nötigen Instruktionen zugehen lassen gemäß den Eventualitäten, die sich ergeben können.“ Die Bischöfe deuten auch die Eventualitäten, die sie von seiten des Staates noch erhoffen, in verschiedenen Stufen an. Zunächst wünschen sie, daß die gesetzliche Einrichtung des katholischen Kultus keine andere Regelung erfahre als im Einverständnis mit dem Oberhaupt der Kirche; das zielt offenbar auf die Forderung der Enzyklika, daß die jetzigen Bestimmungen über die Kultusgenossenschaften in Einklang gebracht werden müßten mit der gottgesetzten Verfassung der Kirche, also der hierarchischen Autorität unterzuordnen seien unter Ausschaltung des Staatsrats, der jetzt einseitig die letztinstanzliche Entscheidung bilden soll. In zweiter Linie fordern die Bischöfe, daß man wenigstens die Kirche im Genusse der ihr gehörenden Güter und der gemeinrechtlichen Freiheiten nach dem Muster anderer Länder lasse. D. h.: Falls die Verständigung nicht beliebt wird, möge man die Trennung ehrlich und gerecht durchführen, ohne Beraubung und ohne Unterdrückung durch eine staatliche Oberaufsicht. Man sieht, daß bei gutem Willen auch die Republikaner noch gangbare Wege zu einer friedlichen Lösung finden könnten. Sie sollten um so eher einen derselben beschreiten, als das Hirtenschreiben mit durchschlagender Kraft und Kürze den Nachweis liefert, daß das Gesetz tatsächlich unter dem Titel der Gewissensbefreiung das Gewissen der Katholiken vergewaltigen will, da es ihnen eine Kultusverfassung aufzuzwingen versucht, die ihrer Glaubenslehre und Glaubenspflicht widerspricht.

Ausführlich und beredt weisen die Bischöfe den spezifisch französischen Vorwurf zurück, daß sie bei ihrem Widerstande von politischen Interessen, von Feindseligkeit gegen die republikanische Verfassung geleitet würden. Diese Veröffentlichung und eindringliche Verwahrung war nötig, da die französischen Kulturkämpfer noch viel ärger als die deutschen Kulturkämpfer die Kirche als staatsfeindlich und antinational zu verdächtigen suchen. Auf diese Weise möchte man Zwiespalt säen in den Reihen der Gläubigen, womöglich sogar unter den Hirten. Vorläufig hat man glücklicherweise den Eindruck, daß die Gesamtheit der französischen Katholiken so einig und entschlossen ist wie kaum je zuvor. Die Posse der „Katholischen Liga“, die der Abenteurer des Houx aufführt, bestärkt nur den hoffnungsvollen Eindruck.

Aphorismen.

Wie lieb wir die Sonne hatten, spüren wir erst im Dunkeln. Und wie lieb wir manche Menschen hatten, erst an ihren Gräbern.

* * *

Den feinsten und tiefsten Menschen widerfährt es oft, wenn die Liebe über sie kommt, daß sie die flachsten und harmlosesten lieben müssen. So rächt sich die Natur, die das Mittelmaß liebt, an ihnen.

* * *

Nichts Furchtbareres als die Bierbankgemütlichkeit guter Freunde. Lieber mit meinen ärgsten Feinden mich herumschlagen, als mit meinen Freunden auf der Bierbank Gemütlichkeit spielen.

* * *

Die feinsten und die rohesten Seelen schweigen viel. Denn beide wissen, daß sie Anstoß erregen, wenn sie sprechen.

* * *

Tränen geliebter Menschen sind wie Wolken. Sie verdunkeln mir den ganzen Horizont.

* * *

„Hienieden“ und „Frieden“ ist ein alter Reim. Ach Gott, wie wenige sind, die ihn erleben!

Lorenz Krapp.

Organisation des Klerus.

Von

Pfarrer J. B. Barnickel.

III.

Die Hauptsache, um den Ausbau der bereits in die Wege geleiteten Organisation zu vollenden, besteht darin, daß die beteiligten Kreise, nämlich die Geistlichen selbst, ihre tätige Mitwirkung nicht versagen. Darum muß vor allem eine rege Anmeldung an den Verein (Adresse: Deutscher Priesterverein „Pax“ in Köln a. Rh.) sich zeigen. Dann wird alles Weitere sich von selber finden. Haben wir auch augenblicklich kein Interesse an einer Versicherungsnahme, so versetzen wir doch durch unseren Jahresbeitrag den Verein in die Lage, seine Ziele besser zu verfolgen. „Der Jahresbeitrag beträgt für Kleriker, welche noch nicht die Priesterweihe haben, eine Mark, für Priester mindestens drei Mark. Mitglieder, welche durch den Priesterverein „Pax“ eine Versicherung schließen, sind von diesem Beitrag entbunden, so lange die Versicherung besteht.“ (§ 3 der Vereinssatzung. Für Lebensversicherung hat der Verein durch einen Vergünstigungsvertrag mit der altrenommierten Versicherungsgesellschaft „Concordia“ in Köln gesorgt. Für Haftpflichtversicherung hat die kirchliche Oberbehörde in Köln einen „Kirchlichen Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit“ ins Leben gerufen, dem sich bereits zehn deutsche Diözesen angegliedert haben und noch weitere anschließen können. „Diese Versicherung erstreckt sich insbesondere auf alle Ansprüche, welche von dritten Personen oder von eigenen Vertretern, Angestellten, Bediensteten (Küstern, Glöcknern usw.) gegen die Kirchengemeinden bzw. kirchlichen Anstalten erhoben werden können.“ Für Feuerversicherung wird zufolge des Antrages einer bischöflichen Stelle auf der Frankfurter Generalversammlung künftighin gleichfalls in geeigneter Weise Vorkehrung getroffen werden. Desgleichen soll zufolge der Anregung eines anderen bischöflichen Delegaten auf der gleichen Versammlung die Fürsorge für kranke, altersschwache und dienstunfähig gewordene Priester ins Auge gefaßt und Verbesserung der diesbezüglichen Verhältnisse angestrebt werden. Auch das kirchliche Hilfspersonal soll entsprechende Berücksichtigung hierbei finden. Einen wichtigen Punkt bildet die Einrichtung einer Spar- und Kreditkasse innerhalb des Vereins. Letztere läßt sich auf der Lebensversicherung insoferne leicht aufbauen, als der Verein eine Police bis zur Hälfte oder bis zu einem höheren Bruchteil beleihen kann. Eine Versicherungsgesellschaft hat strenge Vorschriften, die Prämienreserve gilt bei ihr in dieser Beziehung als gesetzliche Höchstgrenze. Diese Prämienreserve beträgt aber für einen mit dem Eintrittsalter von 25 Jahren Versicherten nach vollen fünf Jahren erst ungefähr ein Achtel, nach vollen zehn Jahren erst ungefähr den vierten Teil des versicherten Kapitals. Der Katholische Lehrerverein Deutschlands belehnt nach dem vorgeschlagenen Modus die Policen seiner

Mitglieder. Nach dem Vorbilde des Verbandes deutscher Beamtenvereine, des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands, der Vermögensverwaltungsstelle für Offiziere und Beamte und vieler ähnlicher Einrichtungen wird niemand gerade dem Klerus eine notwendige Selbsthilfe verargen. Für Hilfs- und Unterstützungskassen gilt ohnedies das Grundgesetz der großen Zahl. Eine einzelne Diözese, auch wenn sie viele Priester zählt, würde darum stets mit derartigen Kassen weit größere Schwierigkeiten haben als ein Verband, dessen Name schon eine hohe Beteiligung voraussetzt. Aehnlich verhält es sich mit sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen, z. B. Abschluß von Verträgen mit Kurorten oder Erwerbung von Sanatorien. Neuestens wird bekannt, daß eine süddeutsche Diözese sich mit dem Gedanken trägt, ein solches Sanatorium zu errichten. Schreiber erhielt zufällig einen Adelssitz zu mäßigem Preise angeboten, der zu diesem Zwecke wie geschaffen ist.

Der altbewährte Grundsatz: „Concordia parvae res crescunt" eröffnet dem Priesterverein „Pax" ein weites, herrliches Wirkungsfeld und stellt gute Erfolge in Aussicht. Der Ernst der Zeit hat übrigens schon vorgebaut. So hat vor nicht langer Zeit eine Dekanatskonferenz den Beschluß gefaßt: „Unter geneigtester Mitwirkung der kirchlichen Oberbehörden ist ein allgemeiner Priesterverein zur Förderung und Wahrung der Standesinteressen ins Leben zu rufen." Dasselbe Dekanat beschloß neuerdings die Einrichtung eines regelmäßigen Konventikels zur wissenschaftlichen Fortbildung und Besprechung seelsorgerlicher Angelegenheiten. Die sozialen Konferenzen des Klerus sind bereits eine allgemein bekannte Sache. Neuerdings haben die Religionsprofessoren Bayerns eine „Gewerkschaft" gegründet unter dem Titel: „Konferenz der Religionslehrer an bayerischen Mittelschulen". Gott sei Dank, es regt sich. Es besteht kein Zweifel, daß bei durchgreifender Organisation es ermöglicht wird, die Ueberweisung von verziehenden katholischen Arbeitern und Arbeiterfamilien an die zuständige Seelsorgsstelle hauptsächlich in Diasporagegenden zur Durchführung zu bringen. Es wäre darum kein Unding, wenn „Pax" in jedem Dekanat einen Vertrauensmann, in jedem Priesterseminare einen Geschäftsführer, in jeder Diözese eine, nach Umständen mehrere Geschäftsstellen hätte. Ferner wäre es gar nicht schade, wenn „Pax" für verschiedene Zeitbedürfnisse, als da sind Pflege der Caritas, der sozialen Frage, der christlichen Kunst, Literatur und Presse, der inneren und äußeren Mission usw., besondere „Fachabteilungen" einrichten würde, damit jeder Konfrater gegebenenfalls auch weiß, wohin er sich zu wenden hat. Sogar eine Vereinsbücherei ließe sich erschwingen. Sodann würde es unserem vorgeschrittenen Zeitalter keinen Nachteil bringen, wenn so mancher alte Zopf durch die Vermittlung des Allgemeinen deutschen Priestervereins „Pax" fallen möchte. Neuestens nennt man als solche Kuriositäten: Die Ueberwachung des Klerus durch Polizeiorgane (geheime Kontrolle ꝛc.), im „intoleranten" Bayern eine Zensur des Pfarrers durch ein bezirksamtliches Qualifikationszeugnis bei Bewerbung um eine neue Stelle, welche Vorschrift aber nur für die katholische, nicht für die protestantische Geistlichkeit — wie steht es mit den Rabbinaten? — besteht. Auch in den Gesetzen über Kirchenvermögen, Armenrecht, Schuldisziplin sollen einige kritische Punkte stecken, die bei kritischen Zeiten eben kritisch werden könnten. Endlich sei eines nicht verschwiegen: ein „Ehrengericht", wie es andere angesehene Stände haben, wäre gegenüber manchen recht bedauerlichen Skandalen — ein Regens nannte die fortgesetzte Unterstützung der gegnerischen Presse durch Geistliche — wohl am Platze. Diese kurzen Ausführungen können indes die Aufgabe eines Priestervereins für das katholische Deutschland nur andeuten, nicht erschöpfen. Die Errichtung von Geschäftsstellen, vor allem wenigstens einer solchen in Süddeutschland, würde noch viele Probleme ans Tageslicht fördern, die der Lösung harren. Allerdings hat die Errichtung einer Geschäftsstelle einen entsprechenden Mitgliederstand zur notwendigen Voraussetzung.

IV.

Das Hauptmittel zur Hebung der Vereinssache und zur wirksamen Verbreitung der Vereinsideen, sowie namentlich zur Bekanntmachung der notwendigen Vereinsmitteilungen ist ein Vereinsorgan, eine Priesterzeitung, ein Wochenblatt für den katholischen Klerus Deutschlands. Mit einem Wochenblatt kann man sich zufrieden geben, aber dieses muß geschaffen werden. Welch einen unangenehmen Eindruck macht es, wenn der Klerus gezwungen ist, seine besonderen Standesangelegenheiten immer wieder in offenen Tagesblättern zu erörtern. Auch für die betreffenden Organe wäre schon mit Rücksicht auf den übrigen Leserkreis und ganz besonders mit Rücksicht auf diejenigen, welche noch zum Leserkreis gewonnen werden sollen, eine Entlastung nach dieser Beziehung wünschenswert. Dieses „Fachorgan" kann und wird natürlich die Tagespresse in keiner Weise überflüssig machen oder verdrängen. Noch viel weniger wird es den größeren theologischen Monat- oder Quartalschriften irgend welchen Eintrag tun, da diese umfangreicheren Abhandlungen dienen. Das Wochenorgan oder vielmehr Vereinsorgan kann aber den beiden anderen, den katholischen Tagesblättern und den theologischen Fachschriften, in die Hände arbeiten, indem es seinen Leserkreis, den Mitgliederstand, in bestimmt abgegrenzten Gruppen einem gewissen Organ zuführt. In Württemberg scheiterte die allgemein für notwendig gehaltene Gründung eines solchen Standesorgans an zwei Punkten, an der Redakteurfrage und der Frage nach der finanziellen Fundierung. Beide Fragen lösen sich bei einem für einen größeren Kreis, für den Gesamtklerus Deutschlands zu gründenden Organe wesentlich leichter und einfacher. Denn es wäre doch mehr als traurig, wenn unter den 21,000 Priestern Deutschlands sich kein einziger fände, der dieses Organ leiten könnte, das als Sprachrohr der Geistlichkeit hauptsächlich von dieser selbst bedient werden wird. Die finanzielle Fundierung ist bei Anlehnung an einen soliden Verlag — Verhandlungen sind im Gange — überflüssig. Ueberflüssig ist es aber nicht, daß der Klerus seine Standesehre wahrt und mittut d. h. abonniert, damit er das erhalte, was alle anderen Stände, selbst die arbeitenden niederen Klassen, besitzen: ein eigenes Standesorgan. Dieses dient zur offenen und ehrlichen Aussprache auch dessen, was man weder in einem Tagesorgan bringen, noch in den allzu periodisch erscheinenden Fachorganen besprechen kann. Unzweifelhaft werden bei den Priesterkonferenzen, diesen Versammlungen ernst denkender und gebildeter Männer, manche Gedanken zutage gefördert, welche verdienen, durch Veröffentlichung in weitere Kreise zu gelangen. Darum frisch ans Werk! Tempus faciendi. „Es kann in der Welt nur Gutes werden durch die Tat!"

Der katholische Gesellenverein.

Von

Ludwig Schiela, München.

„Wir sind gewachsen."

Rückständig" und „überlebt" sind die beiden Epitheta, welche man nur zu oft in Verbindung mit dem katholischen Gesellenverein hören kann, und sie sind tatsächlich nicht unberechtigt dort, wo man mit einer gewissen Starrköpfigkeit und Hartnäckigkeit an den „Institutionen Kolpings" festhalten will. Wo der Verein wie unbeweglich an einen Felsblock geschmiedet von der hellen Sonne moderner Kultur sich zwar bescheinen, aber nicht durchdringen läßt von den lebenskräftigen Farbenstrahlen ihres schillernden Spektrums, da wird eben auch Wachstum und Fortschritt vergeblich erhofft werden. Hat doch auch Vater Kolping nach den Bedürfnissen seiner Zeit gehandelt, und heute würde er seinen Verein gewiß ebenso der modernen Zeit anpassen. War es Ernst oder Scherz, als ein hoher Kirchenfürst, ein um die Gesellenvereinssache hochverdienter Mann, jede zeitgemäße Reform des Vereins abwies mit den Worten: „Das hätte Vater Kolping schon ausgeführt und eingerichtet im Verein, wenn es notwendig wäre." Wer auf diesem Standpunkt steht, der ist wirklich auf dem „toten" Punkte angelangt und da ist der Vorwurf berechtigt: Rückständig und überlebt!

Indes die große Mehrzahl ist anderer Ansicht, und die jüngste, vollkommen neue Institution der Gesellenvereine hat es zur Genüge bewiesen. Bereits in der Pfingstwoche hat man in Köln den Versuch gemacht, die sozialen Kurse des Volksvereins zu spezialisieren und auch dem Handwerk, d. h. der Handwerkerjugend zu adaptieren. Man wollte einmal von dieser Seite aus dem Mittelstande unter die Arme zu greifen suchen, um durch die Entfaltung der Kolpingschen Idee die Jugend unter den Gewerbetreibenden wehrhaft zu machen für den Lebens- und Existenzkampf. So ward jüngst auch in München ein praktisch-sozialer Kurs für Gesellenvereinspräsides, Vorstände und Lehrer abgehalten und dürfte wohl in religiöser, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht die besten Früchte für das Handwerk zur Reife bringen.

Man hat schon manchmal geglaubt, die Zurücksetzung und geringe Wertachtung des Vereins beruhe auf der starken Betonung seines ersten Prinzips: Religion und Tugend, wo heute eben auch das soziale Moment wahrhaft modern genannt werden muß. Indes dürfte ein kurzer Blick in die soziale Strömung unserer Tage sofort die Empfindung wecken: Mehr Idealismus ist notwendig, und diesen in seiner wahren Gestalt bietet nur die Religion. „Katholisch“ ist der Beiname des Vereins, so hat es sein Stifter gewollt, und er war zu fromm und rechtgläubig, als daß er den wirtschaftlichen Zweck an die erste Stelle gerückt hätte. Ja, es bedeutete für den Verein die allergrößte Gefahr, wollte er jetzt den Bogen überspannen und sich als soziale oder wirtschaftliche Vereinigung gebärden. Die katholische Religion ganz zur Durchbildung zu bringen in seinen Mitgliedern und die volle und ungehinderte Entfaltung des katholischen Glaubenslebens in seinen Mitgliedern, das ist das schönste und höchste, aber auch notwendigste Arbeitsziel im Gesellenverein. So stark aber auch das „Katholische“ hierbei hervortritt, Andersgläubigen wird in weitgehender Weise entgegengekommen, weil eben doch die „christliche Nächstenliebe“, Liebe gegen die wandernden Gesellen, das Fundament des Vereins bildet. Und dieser wirklich moderne soziale Gedanke, das kalte Recht auf Unterstützung in den Mantel wärmender Liebe zu hüllen, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Man redet soviel von Ledigenheimen, und viele schwärmen für manches neuerbaute Heim — und der Bahnbrecher auf diesem Gebiete, Vater Kolping, der schon vor fünfzig Jahren solche errichtet für seine Gesellen, ist für manchen unbekannt geblieben bis zum heutigen Tage. Und was der Gesellenverein nicht in sein Programm aufnehmen konnte, um denselben nicht zu überlasten, das findet er in anderen Organisationen, zu denen er längst die verschiedensten Verbindungswege gebahnt hat. Freilich darf man nicht vergessen, dem Handwerk gilt seine Arbeit in erster Linie; gleichwohl betrachtet er jeden ungelernten Arbeiter, den er zum gelernten erzieht, wenn auch nicht als eine direkte Förderung des Handwerks, so doch wenigstens als ein Minus am Proletariat, und das ist eben doch auch kein geringer Erfolg zum Schutze des Handwerks. Dabei wird der Verein gerade auch in der Zukunft die fachliche Bildung, sei es in eigenen, selbst eingerichteten Unterrichtsabteilungen, sei es durch Empfehlung der Gewerbe- und Fortbildungsschulen, nach besten Kräften fördern.

Darum muß es jetzt nach den glänzenden Tagen zu München und Köln Aufgabe aller Freunde des Vereins sein, jede Art von „Rückständigkeit“ aus demselben zu verbannen und mit Liebe und Begeisterung an der Hebung desselben zu einer wahrhaft modernen Organisation im besten Sinne des Wortes treu den Prinzipien Vater Kolpings zu arbeiten. So dürfen wir dann auch hoffnungsfreudig in die Zukunft schauen: Wir sind nicht rückständig, wir haben uns nicht überlebt; sondern wir verdienen das Urteil, das in Essen jüngst über uns gefällt wurde: Wir sind gewachsen, nach innen und außen.

Wie ließ ich euch . . . . .

Wie ließ ich euch, ihr dämmerbleichen Tage,
Darin der Sonne matter Schimmer rinnt;
Wie silbernes Gespinnst in Hain und Hage
Und wehmutsvoll singt seine Totenklage
Um den gestorb'nen Sommer leis der Wind.

Ein letztes Glühen auf den Rosenhängen,
Ein letzter heimwehbanger, süßer Duft,
Ein Hall von zitternd tiefen Glockenklängen,
Wie wenn verwehte Träume ferne sängen,
Ein heimlich Seufzen in der weichen Luft.

Dann fühl ich meine Sehnsucht sanft verrinnen,
Sie schließt die heißen Augen müde zu
Und schwebt auf lichten Fittigen von hinnen.
Die Welt verblaßt — es sinken ihre Zinnen
Und ferne Palmen winken mild zur Ruh.

Linz a. Donau. Anna Esser.

Poesie und Dichter.*)

Zwanglose Plaudereien von Leo van Heemstede.

III.

Der Ursprung der Poesie, wie alles Guten, Wahren und Schönen, ist Gott selbst. Er darf mit dem allergrößten Recht und im buchstäblichen Sinn des Wortes der erste und größte Dichter genannt werden. In seiner erhabenen Schöpfung hat er all seine unendlichen Eigenschaften, seine Größe, Allmacht, Weisheit, Güte, Schönheit, Wahrheit in einem endlichen Bilde widergespiegelt und dieses Gedicht dem gewidmet, den er die Krone seiner Schöpfung nennt und von dem er selbst sagt: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Ebenbild und Gleichnis.“ Durch ihn, durch seinen göttlichen Hauch, durch sein aus den Tiefen der Ewigkeit ertönendes Wort: „Es werde Licht!“ ist das Gedicht der Welt entstanden, das gewaltige Universum, wo Himmel über Himmel sich wölbt, wo unzählbare Sonnen und Sterne sich um ihr ewiges Zentrum bewegen.

„Wer ist es, der so hoch gesessen,
So tief im unerforschten Licht?
Den Zeit und Ewigkeit nicht messen
Noch Zirkel und der ohne Gewicht
In sich besteht, der äußerm Streben
Entbehrend in sich selber ruht,
In seinem Wesen alles Leben,
Was um ihn, in ihm, hält in Hut?
Der niemals wankend kreist im Schweben
Um eine einz'ge Mitte hin,
Als Sonne der Sonnen, Geist und Leben,
Die Seele von allem, was der Sinn
Verstehen kann und nicht verstehen,
Das Herz, der Quell, der Ozean,
Von allem Guten, was zu sehen?
Denn all dies fließt aus seinem Plan,
Besteht durch seiner Weisheit Schalten
Und seine Allmacht; Leben schuf
Aus Nichts er, ach sein gnädig Walten
Den Himmel baute durch einen Ruf!“

So singt der Niederländer Vondel in Weisen, die eines Dank würdig sind, zum Preise des höchsten Wesens, das den Menschen über die Engel stellen wollte und ihm in seinem Urzustand die Macht gab, sein Haupt über die Firnen der höchsten Berge bis zu den Sphären zu erheben, wo er selbst in unnahbarem Lichte thront.

Wie hätten wir, die so hoch bevorzugten Geschöpfe, den Herrn gepriesen; welche endlosen Ströme fleckenloser Lieder wären aus der ewigen Quelle der Schönheit hervorgebrochen, um die Erde zu befruchten und, von den glühenden Strahlen der ewigen Liebe aufgesogen, zum Himmel zurückzukehren! Wie hätte unter uns allen ein Wettstreit bestanden, um das Bild des Schöpfers aus der eigenen Seele in der vollkommensten Weise zurückzustrahlen, wäre nicht durch die Sünde die Harmonie gestört, wären wir nicht durch sie aus den Blumengärten Edens zu den Disteln und Dornen Nods, des Landes der Verbannung, verwiesen worden!

Da war mit dem Glück die Poesie verjagt; da begann das Reich der traurigen Wirklichkeit mit dem harten Gesetz der Arbeit im Schweiße des Angesichtes. Aber die Poesie ist unsterblich wie jede Emanation Gottes, wie die Seele des Menschen, die nicht vom Todesurteil getroffen ward, und der Dichter Anastasius Grün hat recht, wenn er singt:

„So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besät
Und noch ein Mensch die Züge
Der gold'nen Schrift versteht;
So lang der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wald noch rauschet
Und einen Müden kühlt;
So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blüh'n,
So lang noch Wangen lächeln
Und Augen Freude sprüh'n;
So lang noch Gräber trauern
Mit den Zypressen d'ran,
So lang ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:
So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weihe lieh.
Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.“

*) Vgl. I. Jahrg. N. 11 u. 29.

Man möge noch so sehr dawider protestieren, und hundertmal behaupten, daß man nichts mit der Poesie zu schaffen haben wolle, sie läßt einen nicht los, sie wendet sich nicht ab von dem Undankbaren, sie wacht an seiner Seite, wenn er sich auch bis über die Ohren in den Staub der Erde, in die Materie vergräbt; ja, mag er sie mißhandeln und zu erdrosseln suchen, sie stirbt nicht. Mag sie, dem Erlöschen nahe, nur noch zu flimmern scheinen, ihr geheimnisvoller Funke glüht und brennt fort wie das griechische Feuer unter dem Wasser; die poetische Kraft ist immerfort wirksam im Menschengeiste wie die vulkanische Glut in den Tiefen des scheinbar ausgebrannten Kraters.

„Das Leben", sagt Eichendorff in seiner Studie über ästhetisches Christentum und Antichristentum, „ruht bei weitem mehr auf dem Gefühle und der poetischen Kraft in den Menschen, als die Nüchternen sich träumen lassen. Der Verstand legt zwar den Pfeil auf den Bogen zurecht und richtet und zielt; aber das Gefühl ist die Sehne, die den Pfeil nach dem Ziele fortschnellt und die Tat ist zuletzt nur ein anderer Ausdruck der Poesie."

Ohne Poesie, ohne Gefühlswärme, ohne Enthusiasmus würde auf der Welt nichts Großes geschehen oder je geschehen sein, wir würden vor lauter Verstand und Langeweile sterben.

Die Poesie hat mithin ihren Ursprung in der natürlichen Anlage des Menschen, sie ist ihm angeboren, und wenn auch diese Gottesgabe durch die erste Sünde und ihre Folgen entartet und in trauriger Weise entstellt und mißbraucht ist, sie bleibt doch unser bis zum Untergang der Welt, um alsdann ihre herrliche Wiedergeburt zur ursprünglichen Schönheit zu feiern.

Was ist die Poesie anders — wir haben es schon erläutert — als der Hauch der nimmer ruhenden Sehnsucht nach der ewigen, unvergänglichen, absoluten Schönheit, deren Sein wir ahnen und fühlen, die aber nirgends in die Erscheinung tritt! Das vollkommene Glück, das uns verloren ging, lebt in unserer Hoffnung, höher, voller, wärmer in dem Maße, als unser Glaube der Wahrheit näher kommt und wir durch unsere religiöse Ueberzeugung in tieferen Zügen aus den ungetrübten Quellen der Offenbarung trinken dürfen. Was die Religion uns zu glauben vorschreibt, wird uns durch die Poesie gewissermaßen bestätigt; die Poesie gibt uns die innere Gewißheit, daß unser Glaube kein irriger ist; sie ist prophetisch und läßt uns die Herrlichkeit des wiedergefundenen Paradieses schauen; sie sagt uns, daß Lüge und Mißgestalt auf die Dauer nicht siegen können und dürfen.

Schauen wir auf das Kind, das in seiner Unschuld den besten Teil des irdischen Paradieses bewahrt hat; im Auge des Kindes ist alles schön, weil es von Häßlichkeit, Schuld und Sünde nichts weiß. In der Hand eines Knäbleins wird ein Kieselstein zum Diamanten; seine lebhafte Phantasie schafft überall Wunder. Das Schaukelpferd trägt den Ritter ohne Furcht und Tadel in die wilde Schlacht hinein, während das Schwesterlein der zerbrochenen Puppe die zärtlichste Muttersorge widmet. Wenn wir unsere Kinder mit liebevollem Sinn bei ihren Spielen beobachten, so werden wir mit Eichendorff sagen: „Alle Kinder sind geborene Poeten und mancher Dichter zehrt lebenslang an dem Schatze jener wunderbaren Zeit, wo er noch nicht wußte, daß es eine Dichtkunst in der Welt gibt."

Was er darauf folgen läßt, ist so schön, daß wir uns nicht versagen können, diese Ausführungen des als Literaturhistoriker viel zu wenig geschätzten Dichters in extenso hier wiederzugeben.

„Scheinbar ein ganz nutzloses Luxurieren des menschlichen Geistes, ist die Poesie dennoch die eigentliche Lebensluft, in der wir alle, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, mehr oder minder gesund und kräftig atmen; unsichtbar aber alldurchdringend, nicht selbst das Licht, aber das Medium des Lichts, wie die Luft, die uns die Sterne spiegelt und den Boden lockert und wärmt, daß die Blumen und Wälder sehnsüchtig daraus zum Himmel wachsen; und gäbe es Menschen, die gar keine Poesie in sich, oder ihre Poesie an die Altklugheit der Welt ausgetauscht hätten, so wären dies eben nur kranke, defekte Leute. Wenn nun aber die Religion nicht einseitig diese und jene Anlage, sondern den ganzen Menschen, also auch Phantasie und Gefühl, deren Ausdruck eben die Poesie, gleichmäßig in Anspruch nimmt, so ist gar nicht abzusehen, warum der Mensch gerade in seinem Innersten auf jene mächtige Schwinge verzichten, aus dem wunderbaren Instrument, über das der Finger Gottes gleitet, eine Saite herausnehmen und so die ursprünglich vorgesehene Harmonie willkürlich zerstören soll. Diese Bedeutung der Poesie als eines geheimnisvollen Organs zur Wahrnehmung wie zur Mitteilung der göttlichen Dinge ist auch von jeher von der Kirche anerkannt worden, wie sie durch ihre Münster, ihre Musik, ihre Hymnen und Heiligenbilder zu allen Zeiten bekundet hat; ja, der ganze äußere Kultus der Kirche selbst ist ein großes bedeutungsvolles Kunstwerk."

Aus diesen Worten läßt sich bereits schließen, daß die Poesie, wie sie ihren Ursprung in Gott hat, auch bei allen Völkern mit dem Gottesdienste auf das innigste verquickt war, daß die ersten Formen, worin sie sich äußerte, ganz und gar vom religiösen Gefühl beseelt und durchdrungen waren.

„Alle Poesie", sagt wieder Eichendorff in seiner Geschichte des Dramas, „wurzelt ursprünglich in dem religiösen Gefühle der Völker; der frühesten, dem Epos, liegt überall die Sage, der Sage aber die Mythe, das ist der Götterglaube, zu Grunde. So sind bei Homer die Helden Halbgötter und die Götter menschlich; die nordische Edda ist eigentlich eine epische Religionslehre. Die Weltgeschichte der Religionen weist unverkennbar auf ein untergegangenes Gottesreich zurück; durch die Geschichte aller Völker geht ununterbrochen ein Strom von Erinnerungen, Wehmut und sehnsüchtiger Ahnung nach endlicher Wiederversöhnung durch das Christentum. Das älteste Schauspiel, das wir kennen, das indische, wurde für ein Geschenk des Gottes Brahma gehalten. Daß das griechische Schauspiel aus dem religiösen Kultus, als wesentlicher Schmuck desselben hervorgegangen, ist allgemein bekannt. Bei den Römern selbst war der „vates" Priester und Dichter zugleich."

An erster Stelle aber ist das Buch der Bücher hier zu nennen, die Heilige Schrift, deren Seiten alle in den höchsten Tönen der Poesie den ewigen Schöpfer verherrlichen. Hier ist alles Gottesdienst und alles Poesie, beide gehen in einander auf. Jehova ist der strahlende Mittelpunkt dieser ganz eigenartigen Poesie des auserkorenen hebräischen Gottesvolkes, das von allen anderen Völkern gesondert war und sich in ganz eigener Weise entwickelt hat. Von diesem Mittelpunkt geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück; zu seiner Verherrlichung steigen die erhabenen Gesänge in dichten Weihrauchwolken beharrlich empor. Keine Natur-, keine Menschenvergötterung, kein Fatum, kein blindes Schicksal bringt hier einen schrillen Mißklang hervor. Die Hoffnung auf den verheißenen Messias ist der Grundton des erhabenen Gedichtes, das wir als das Testament Gottes aus der vorchristlichen Zeit in so hohen Ehren halten.

„Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer," schreibt Alexander von Humboldt im zweiten Bande seines Kosmos, „daß, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt: sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Sie ist ihm der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Deshalb ist die lyrische Dichtung der Hebräer so großartig und von feierlichem Ernst; sie ist trübe und sehnsuchtsvoll, wenn sie die irdischen Zustände der Menschheit berührt."

Hier, auf dem Tabor der Poesie, möchte man sein Zelt aufschlagen, um sich immer und immer wieder an den tausend Schönheiten zu ergötzen, die durch die von Gott selbst unmittelbar inspirierten Sänger in diesen heiligen Büchern verschwenderisch ausgebreitet sind.

Selbst ein Spötter wie Heine, dem nichts heilig war, mußte dem magischen Einfluß dieser Poesie erliegen. „Im alten Testament", so schreibt er, „habe ich das erste Buch Moses durchgelesen. Wie lange Karawanenzüge zog die heilige Vorzeit durch meinen Geist. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmgruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stillsonniges Morgenland, wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten!"

Und Goethe sagt in Wahrheit und Dichtung: „Gerne flüchtete ich mich nach jenen morgenländischen Gegenden; ich versenkte mich in die ersten Bücher Moses und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft."

„Den berühmten Malern religiöser Stoffe", sagt Albert Werfer in seiner „Poesie der Bibel", woraus wir obige Stellen entnommen, „war die Bibel das tägliche Brot." Das nämliche gilt von vielen der ausgezeichnetsten Dichter aller Nationen; Dante, Tasso, Milton, Vondel, Klopstock, Helle seien als leuchtende Beispiele hervorgehoben.

Wie unvergleichlich erhaben ist das großartige Naturgemälde, das Moses im ersten Buche der Genesis vor uns aufrollt! Die nur gar zu flüchtige Idylle des Paradieses mit der traurigen Katastrophe des Sündenfalles, das entsetzliche Drama der menschlichen Verderbtheit und die Nemesis der Sintflut, die Ekloge der Patriarchenzeit mit der wunderbaren Episode des

prophetischen Joseph, die Kriegs- und Siegeslieder von Moses und Debora, die herrliche Elegie des Königs David über den Tod von Saul und Jonathan, die Psalmen, das Hohe Lied, die Bücher der Weisheit und der Sprüche, die triumphierenden Visionen des Isaias und die Klagelieder des Jeremias, die lieblichen Erzählungen von der schönen Ruth und dem frommen Tobias, das Heldengedicht der Makkabäer, alle diese Bilder möchte ich zu einem Panorama vereinigen, um auf die tausend Schönheiten zu weisen, die in diesem uralten aber ewig jungen Vorbild der höchsten Poesie verborgen sind. Ich möchte wie ein Moses mit der Rute den Felsen schlagen, damit die Quellen wieder hervorsprudeln, die das in der Wüste der Gottentfremdung trostlos und verdrossen umherirrende Volk zu laben, seinen brennenden Durst nach der verlorenen Schönheit allein zu stillen vermögen.

Hier ist die Poesie, die mit dem Himmel, die mit dem Herrn des Himmels selbst im engsten Kontakte steht. Alle Poesie, die sich von ferne mit ihr messen kann, ist auf das innigste mit der Religion verschwistert. Durch die schönsten Werke des klassischen Altertums, die das volle Licht der Offenbarung entbehren, schimmert doch die morgenrötliche Ahnung der ewigen Wahrheit; Sophokles ringt wider das unerbittliche Fatum, um zur Idee einer allwaltenden Vorsehung durchzudringen. Je weiter sich aber die Dichter vom Dienst der Götter und der von ihnen erkannten Wahrheit entfernen, um so wertloser wird ihre Poesie, das warme Gefühl weicht dem kühlen Verstande, der göttliche Enthusiasmus dem armseligen, menschlichen Rationalismus.

Wie hoch steht der fromme Vergil, der selbst einem Dante zum Führer dienen durfte, über dem leichtlebigen Horaz, der zwar schöne Verse zu machen und treffliche Regeln zu geben wußte, dessen Poesie aber keine anderen Götter kennt als Bacchus und Venus!

Und tiefer und immer tiefer versank die Poesie in den irdischen Schlamm. Kriegerische Schauspiele und blutige Zirkuskünste waren Lust und Leben der stolzen und grausamen Römer; mit allem, was groß und edel war, hatte sich die Poesie mit der Religion aus dem Leben zurückgezogen, um wie das Feuer der Vesta von wenigen auserkorenen jungfräulichen Händen genährt zu werden.

Es war die Zeit, da die etwas anrüchige Tugend des Stoikers Seneka und der bombastische Stil seiner Trauerspiele die höchste Bewunderung der Zeitgenossen und ihres jugendlichen Nachwuchses erregte, aber „schon trat“, wie Werser in seiner oben zitierten schönen Studie sagt, „der Gottmensch wie ein neuer Orpheus, die Lyra des Evangeliums in der Hand, aus der Wüste hervor, die wilden Triebe besänftigend und alle Regungen der Seele in Harmonie bringend.“

Ueber die Regeneration der Poesie durch das Christentum möchten wir den Leser ein anderes Mal unterhalten.

Wieder einmal ein Eifelroman.

Von

H. von Pier.

Die Eifel hat wieder einmal zu einem Roman herhalten müssen. Klara Viebig hat natürlich bei dem Buche — „Jungfräulichkeit“ von Joseph Ponten — Pate gestanden. An extremem Naturalismus steht es dem „Weiberdorf“ nicht nach, an Frivolität und Zynismus übertrifft es dasselbe noch. Der Schauplatz ist diesmal die nördliche Vordereifel, die Umgegend von Aachen. Ein paar bekannte Personen sind illustrativ verwendet. Das zieht natürlich für den ganzen Landkreis Aachen. Ueberall kauft und liest man das Buch. In Schülerkreisen findet es allgemeinste Verbreitung. Der Verfasser, ein Aachener, hat ja erst vor drei Jahren das Kaiser-Karls-Gymnasium verlassen. Viele erinnern sich seiner noch. Und zudem soll der Roman über die „Karlspenne“ handeln, Lehrer karikieren. In Wirklichkeit werden Lehrer und Schüler in kaum 2½ Seiten flüchtig, aber gehässig gestreift. Und um dieser 2½ Seiten willen lesen all die blutjungen Pennäler das Buch, das die Leihbibliotheken bereitwilligst zur Verfügung stellen.

Daß der Roman auch über die Aachener Gegend hinaus zieht, dafür sorgt schon der Titel und das Problem. Kritiklose Kritiken singen Lobeshymnen auf das Buch und helfen für weitere Verbreitung.

Unter dem Deckmäntelchen hohen literarischen Wertes verschwinden Tendenz und Unmoral. Da ist es wohl an der Zeit, ein offenes Wort zu reden.

* * *

Zwei Bauernkinder aus dem Eifeler Vorland sind es, um die sich der Roman dreht, dorther, wo die Eifel an das Hohe Venn grenzt. Rochus ist von seinen in Armut und Not lebenden Eltern zum geistlichen Beruf bestimmt worden. Aber schon während des Vorbereitungsunterrichtes beim Ortspfarrer zeigt sich seine Unzufriedenheit damit. Er besucht noch das Gymnasium in Aachen, aber als Obersekundaner sattelt er um, gibt die Studien auf und kehrt in sein Heimatsdorf zurück, wo er Genoveva, seine Jugendgespielin, zur Jungfrau erblüht, wiederfindet. In rastloser Arbeit erwirbt er sich bald Grund und Boden und nimmt Genoveva als seine Frau in das neu erbaute Bauernhaus hinüber. Als Kulturmenschen wollen sie hier leben und den rückständigen, philisterhaften Landsleuten von ihrer Kultur mitteilen. Den Gipfelpunkt soll eine eheliche Entsagungskultur bilden, die sie sich aus Tolstois Kreutzersonate zusammenphilosophiert haben. Bei dem Bauernvolk macht sich Rochus dadurch verhaßt und wird auf alle Art geärgert und angefeindet. Als er schließlich einsieht, daß in Kaltenscheid seines Bleibens nicht mehr ist, weil vor allem ihre Kinderlosigkeit Anstoß erregt, glaubt er den Augenblick gekommen, der Entsagungstheorie ein Ende zu machen. Aber gleich beim ersten Kinde stirbt seine Frau. Er will sie in Mainz verbrennen lassen. Aber die Bauern überfallen den Leichenzug und graben sie auf dem Kirchhof ein. Einige Monate sitzt er dann in seinem Erker und träumt. Au… einmal rafft er sich auf, gräbt in einer geisterhaften Nacht den Sarg aus, bringt ihn in sein Haus, öffnet ihn (nach mehreren Monaten!!), wirft sich über die Leiche und bedeckt sie mit Küssen!!! Dann zündet er Haus und Scheune an und bereitet sich und ihr ein grausiges Krematorium. —

Von Tolstois vielbesprochener Kreutzersonate ist Ponten ausgegangen. Daraus stammt die Grundidee der „Jungfräulichkeit“. Ganz so verrückt, wie viele anfänglich behauptet, … die Kreutzersonate ja wohl nicht. Aber sicherlich ist Tolstoi einen falschen Weg gegangen. Durch die Schilderung einer mit Ehebruch und Mord endenden normalen Ehe verwirft der unerbitt… liche Pessimist in unglaublich waghalsiger Verallgemeinerung d… Normalehe überhaupt und sucht so die Menschen auf ein Ide… hinzuweisen. Ponten hat da richtig erkannt, daß es weit vorte… hafter ist, einen direkten Beweis zu führen und uns an ein… Musterpaar das Streben nach dem Tolstoischen Ideal zu zeichn… So ist er bei dem „Wie?“ glücklicher gewesen. Aber wo is… mit dem „Was?“ hingeraten? Da ist nichts mehr zu find… von dem hohen sittlichen Ernst des alten Russen, nichts mehr … dem mitleidsvollen Verlangen, der sinkenden Menschheit em… zuhelfen. Das ist nur noch ein mit raffinierter Sinnli… geschriebener sexual-psychologischer Versuch eines modernen Rom… fabrikanten, der dem verwöhnten Gaumen der Leser eine … pikante Kost zu bereiten sucht. Tolstois Kreutzersonate liest … mit Erschütterung, Pontens „Jungfräulichkeit“ mit Abscheu. M… höre nur, wie Ponten sein Liebespaar schildert: „Wüst saßen d… Lippen auf dem Fleische. Das Küssen war fast ein Lecken g… worden, wie es verliebte Tiere tun.“ Und bald darauf werd… zwei Kühe stierisch und werfen Junge. Rochus und Geno… wohnen der Stallszene bei. „Es war feierliche, gottesdienstlic… Andacht im Stalle. Wie in der Kirche(!!) an hohen Festtag… … „Rochus und Genoveva sahen sich einmal leuchtend an. … ahnten!“ Und in der Nacht findet er zum ersten Male Ei… zu ihr. Durch das Vorbild der Tiere werden sie zusamm… getrieben! Niedriger, sinnlicher, animalischer läßt sich … Menschennatur doch wohl kaum schildern. Und solche Men… sollen sich in rein idealem Streben zu einer Entsagungsk… emporschwingen und um derentwillen die schlimmsten An… dungen erdulden? Eine solche Entsagungskultur, wie Po… sie vorführt, mit all den sinnlichen Spielereien, die dabei se… verständlich erlaubt bleiben und weidlich ausgenützt werden, … überhaupt ein Unsinn in sich und entspricht gewiß nicht … dem Tolstoischen „Ideal“, das jede sinnliche Liebe verwirft. … der Kritiker der „Tägl. Rundschau“ für ein solches Sujet … „Honny soit qui mal y pense“ mißbrauchen und das raffinierte … ein „Erlebnis“ nennen kann, das „dichterische und menschliche Le… kräfte in sich trägt und frei(!!) macht“, ist mir ganz unbegrei…

Doch sehen wir einmal ganz ab von der Grundidee … von all den zynischen Zwischenbemerkungen, die als Würze … und da eingestreut sind. Sehen wir auch ab von den geh… Ausfällen gegen den Katholizismus, gegen geschlossene … Zölibat usw., gegen die Philister, „deren Lebensziel … d… die ewige Seligkeit ist“. Prüfen wir den Roman nur … auf seinen literarischen Wert.

Zunächst der vielgerühmte Stil! Der ist so untersch… daß man sich oft verwundert fragt, wie zwei so ganz versch…

geschriebene Kapitel aus derselben Feder stammen können. Einen eigenen Stil hat Ponten überhaupt noch nicht. Das sind lauter Anklänge. Bald meint man die ungenießbar schwülstigen Phrasen eines Grabbeschen Redehelden zu hören, bald übertreibt er in manierierter Weise die Satzkürze der Modernen. Ab und zu bei dieser Sucht nach Kürze Fehler gegen die Sprache zu machen, darauf kommt es ihm nicht an. Die Schilderungen des Eifeldorfes, der Felder, des Ruhrtals verraten stark den Einfluß Klara Viebigs. Manche Szene aus dem Leben der Dorfbewohner, insbesondere die Gemeinderatssitzung, weisen deutlich auf Joseph Lauff als Vorbild hin. Die Szene, wo Rochus nach dem Tod der Eltern bei den schwarzen Totenkisten unter den heulenden Geschwistern sitzt, schmeckt sehr nach Sudermann. Daß Ibsen, Schopenhauer und noch manche andere Gedanken haben hergeben müssen, ist bei einem modernen Schriftsteller, der sich einen philosophischen Anstrich geben will — Gott und Unsterblichkeit werden natürlich angezweifelt —, nicht zu verwundern. Dazu kommen immerwährende Anspielungen auf Sprichwörter, Sentenzen und Bibelworte, die eine große Belesenheit beweisen, aber auf die Dauer ermüden. Ueberhaupt möchte man weniger Andeutungen und Beziehungen auf andere und statt dessen mehr Eigenes finden. Auch der an sich bewunderswerte Bilderreichtum wirkt manchmal unvorteilhaft, zumal das unruhige Wechseln der Bilder. Bald ist Rochus' Wohnhaus eine Kulturpflanze, bald wird von seinem Knochengerüst und seinem Fleisch gesprochen, dann ist es ein rotköpfiger Riesenpilz, dann wieder wird es zu einem trotzigen Mann, der einsam und selbstbewußt auf der Höhe steht. Und das alles in einer 1-seitigen Schilderung!

Daneben weist der Roman aber auch ganz ausgezeichnete Stellen auf, wie die kleine Szene, wo die Mäuse in der Kornkammer ihre alte Stammestragödie „Katz und Maus" spielen, oder die reizende Beschreibung der sauber getrennten Fruchtfelder, die ihm wie wohlgeordnete Getreideregimenter erscheinen, oder die farbenprächtigen Heidebilder, und vor allem die Floßfahrt, ein Prachtstück voll frischer Natürlichkeit. Doch gerät auch hier in den Schluß wieder etwas Gesuchtes hinein. Wie soll man es sich vorstellen, daß „die Nacht in den Höhlen der Konglomeratfelsen Fuß und Raum faßt?" Das erinnert an den lächerlichen Schlußsatz der schlichten Schilderung der Eifelstube und ihrer einfachen Bewohner, wo er das eben geborene Kindchen bezeichnet als „den Wurm, der soeben aufgetaucht ist aus dem unlotbaren Meergrund des Seins an die Oberfläche des wechselvollen Lebens."

Und die Charakteristik der Personen? In erster Linie verlangt man doch einmal, daß die Charaktere wahr gezeichnet sind. Und das sind die Eifler Pontens durchaus nicht. Ponten hat uns einen Heimatroman aus der Vordereifel geben wollen. Aber statt wirklicher Typen bekommen wir nur Karikaturen zu sehen. Aus den kernigen, religiös und sittlich gesunden Bauern, als welche die Eifler bekannt sind, macht er borniert dumme, fanatische Eiferer. Auf Widersprüche kommt es ihm dabei gar nicht an. Dieselben Bauern, die kurz vorher noch als erzgeizig geschildert worden sind, sollen bald darauf, um Rochus aus dem Lande herauszuärgern, ein Komitee mit einer eigenen Entschädigungskasse bilden und jedem Wirt, der Rochus den Eintritt verweigert, zwei Mark Entschädigung bezahlen! Eine solche Uebertreibung wirkt einfach unglaublich. Und ebenso die Entstehung des Schandliedes, zu dem der Schullehrer eine Melodie komponiert, „halb das Lied vom Evangelium: Wir sind im wahren Christentum, halb: Heil dir im Siegerkranz." Und dieses niederträchtige Lied sollen auch die Kinder singen „auf dem Schulhofe, beim Seilchenspringen, bei jeder Gelegenheit zum Spielen". Und dann die rohe Geißelszene, die ebenso wie der folgende, zweifelhafte Aufzug, möglichst breit und realistisch geschildert wird! Da werden die Eifler ja zu reinen Bestien! Wer da die Tendenz nicht herausschmeckt, dessen Gaumen müßte ganz unreizbar geworden sein.

Je mehr der Roman aufs Ende zugeht, um so deutlicher wird es, wodurch Ponten seine Leser zu befriedigen sucht. Die Gerichtsverhandlung in Aachen wird so pikant wie möglich gewürzt und möglichst breit über zwei Kapitel ausgedehnt. Vor der Oeffentlichkeit wird das Schandlied wieder gesungen, die intimsten Sachen wieder verhandelt und — dazu lächelt das ganze Gericht. Mit besonderer Liebe verweilt Ponten bei diesem niederträchtigen Lächeln. Das ist ja wieder eine hübsche Gelegenheit zu einem Hieb auf Gericht und Geschworene des katholischen Rheinlands! Und mit welchem zynischen Wohlbehagen wird dann die Weiterverbreitung der Skandalgeschichte in den Zeitungen berichtet. Und dann, „nachdem eine gewisse Zeit vergangen war und im ganzen Eifelvorland kein Haus war, das sie nicht gekannt hätte, wurde sie in den meisten Wirtschaften eingerahmt und zum unvergänglichen Andenken aufgehängt". — Schließlich noch ein Beispiel: Genovevas Tod. Eben hatten sich ihre Augen auf immer geschlossen. Auf dem Tische steht das Sanktissimum. Da holt Rochus zwei Burgunderflaschen, füllt fünf Gläser und bietet den Umstehenden, dem Arzt, dem Pastor und dem Küster an. Und „erschüttert(!) taten sie alle nach seinem Willen und nahmen die Gläser in die Hand". Und mit den Worten: „Dir, Genoveva, wenn du uns noch hörst!" bringt er einen Toast auf die Tote aus. — Weiterer Worte bedarf es wohl nicht.

Daß Ponten viel Talent hat, soll nicht geleugnet werden, aber daß er es so mißbraucht, ist traurig.

Volkslied.

Jede rote Rose,
Die im Sommer blüht,
Gleichet einem Herzen,
Das in Liebe glüht.

Jede spitze Dorne,
Die der Rose wacht,
Gleichet bittern Schmerzen,
So die Liebe bracht'.

Als der Knab' das hörte,
Zählte er sogleich
Rosen all und Dornen
In dem Sommerreich.

Und er kehrte wieder
Mit der trüben Mär',
Daß bei hundert Dornen
Je ein Röslein wär'.

Bonn. Karl Jünger.

Individuen.

Studie von Hans Besold.

Es ist etwas Eigentümliches um uns Menschen. Auf der einen Seite größte geistige Verwandtschaft, auf der anderen die grellsten Widersprüche und Gegensätze; neben den schönsten Lichtseiten die dunkelsten Schattierungen, neben der aufopferndsten Selbstlosigkeit der ausgeprägteste Egoismus: als ob wir uns wie ewige Rätsel gegenüberständen.

Nichts Anziehenderes und Abstoßenderes als unsere Umgebung.

Könnten wir Menschen uns vollkommen untereinander verstehen, ja dann wären alle Rätsel gelöst. Doch müßte das ein trostloser Anblick sein, ein unerträgliches Einerlei ohne Abwechslung und Interesse, ein Wandeln von Toten unter Toten, denkbar nüchtern und stumm.

Mensch sein heißt eben auf Kosten der Umgebung seinem Leben Abwechslung zu verschaffen, sein Ich in den Vordergrund zu drängen suchen, dem Selbsterhaltungstrieb genügen. Mensch sein heißt in der großen Welt seine eigene Welt bauen und darin leben. Das Bedürfnis, mit der Umgebung zu leben, liegt in der Natur des Menschen begründet.

Ein Chaos von Leidenschaften durchflutet unser Inneres. In den Stimmungen treten sie nach außen. Eben diese Stimmungen weisen die größten Kontraste sowohl nach Stärke als auch nach Zeit auf, sie charakterisieren die Persönlichkeit. Gleiche Stimmungen, eine seltene Ausnahme von der Regel, bringen die Individuen einander näher, nahe oft bis zur Hingabe. Ungleiche Stimmungen können bei ihrem Aufeinandertreffen verletzen, setzen eine Kluft, die schwer zu überbrücken ist; da tritt der Egoismus dem Egoismus gegenüber, Extreme prallen aufeinander und suchen sich gegenseitig zu zerschmettern — die Vernunft unterliegt dem Willen. In solchen Verfassungen tritt die Ueberzeugungs- und Urteilslosigkeit widerlicher denn je zutage.

Der Egoismus findet ja sein weitestes Arbeitsfeld im Urteil. Man läßt keine geistige Ueberlegenheit gelten; der schuldigen Gerechtigkeit wird alsdann roh ins Antlitz geschlagen. Was gilt dem Egoismus die Ueberzeugung? Nichts, gar nichts, als daß er sie da verleugnet, wo er sie doch siegen lassen sollte und — müßte. Und was stößt mehr ab als solche Individuen? Sie machen sich verhaßt und drücken sich selbst den Brandstempel des Stümpers auf.

Noch bedauerlicher ist das konventionelle Sykophantentum. Unter der Maske der Aufrichtigkeit und des Wohlwollens geben sie Teilnahme vor, ohne daß ihr Inneres davon nur annähernd etwas weiß.

Besser als diese Sorte sind jene Individuen, die die Wahrheit bekennen und damit verbessernd auf den Angesprochenen

einwirken wollen, sei es nun, daß sie die Wahrheit mit geschmeidigem Sarkasmus bekleiden, sei es, daß diese plump und polternd zum Ausdruck gebracht wird, sei es endlich, daß sie im Gewande des Scherzes, Witzes oder gar des Hohnes erscheint. Jede einzelne dieser Arten ist eben individuell charakteristisch.

Die edelste Art ist wohl die des Freundes, der die Wahrheit unverhohlen und unverblümt, jedoch selbstlos, dem Freunde entgegenhält, ohne zu verletzen und zu kränken, ohne in den Bund auch nur die geringste Disharmonie zu bringen.

So findet sich in den einzelnen Individuen eine Unsumme von positiven und negativen Werten, die zu keinem annähernden, einigermaßen rechnerischen Resultat zu führen vermögen. Es ist einfach unmöglich festzustellen, ob das Plus oder das Minus überwiegend ist, oder ob sie sich etwa gar das Gleichgewicht halten. Kaum glaubt man eine Norm aufgestellt zu haben, so wird sie wieder von neuen Zahlen umgestoßen. Der Mensch bleibt eben unergründlich und unerschöpflich in seinen Fähigkeiten, noch mehr aber in seinen Leidenschaften.

Die Karlsruher Jubiläumsfestlichkeiten.

Von

W. Hubert, Karlsruhe.

Die festlichen Veranstaltungen zur Feier des 80. Geburtstages Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden und der goldenen Hochzeit des Großherzogpaares, zugleich auch der Silberhochzeit des schwedischen Kronprinzenpaares haben vergangene Woche ihren Höhepunkt erreicht. Unbeschreiblicher Jubel erfüllte die ganze Bevölkerung. In unserer Residenzstadt gab es wohl kein Haus, das nicht auf irgend eine Art festlich geschmückt war. Staatsgebäude, städtische und Privathäuser überboten sich an Prachtdekoration. Hat doch die Stadtverwaltung allein schon 60,000 M zur Ausschmückung der Stadt verwendet. Die elektrische Beleuchtung des Marktplatzes mit vielen Tausenden von Glühbirnen kostete allein 16,000 M. Die allgemeine Illumination am Abend des 20. September war von überwältigender Wirkung. Bei den Rundfahrten des hohen Jubelpaares konnte man an dem allgemeinen Hutschwenken und an den donnernden Hochrufen die ungemeine Beliebtheit des Herrscherpaares wahrnehmen. Tausende und Abertausende bewegten sich in den letzten Tagen vor dem Schlosse. Manch hohen und höchsten Gast konnte unsere Stadt begrüßen. Wir nennen nur Kaiser Wilhelm und die Kaiserin, Prinz Heinrich von Preußen und den König von Belgien. Am Sonntag, den 23. September brachten Abordnungen deutscher Städte dem hohen Herrscherpaare ihre Huldigung dar.

Ein besonderer Anziehungspunkt für die vielen Fremden, die die Festlichkeiten besuchten, sind die Jubiläumsausstellungen. In kurzer Zeit entstanden drei größere Ausstellungen. Am 28. Juli bereits wurde im ehemaligen Markgräflichen Palais die Jubiläumsausstellung für Kunst und Kunstgewerbe eröffnet. Die vorhandenen Räume sind sehr gut ausgenutzt und gestatten einen Einblick in die hervorragenden Leistungen Badens auf diesen weitverzweigten Gebieten.

Die Landwirtschafts- und Gartenbauausstellung tat sich am 19. September auf. Die Gartenbauausstellung befindet sich auf dem ausgedehnten Platze vor dem Haupteingang zum Stadtgarten, nächst dem Bahnhof. Die einzelnen Objekte sind sehr vorteilhaft in die zum Teil schon vorhanden gewesenen Anlagen eingegliedert, überhaupt macht die ganze Zusammenstellung einen frischen, prächtigen Eindruck. Musikkapellen spielen täglich in der Haupthalle. Die Landwirtschaftsausstellung erfreut sich eines besonders regen Besuches der Landbevölkerung. Der sogenannte Meßplatz bot den nötigen Raum. Die großen Segeltuchzelte sind von einer bekannten Konstanzer Firma erstellt. So mancher neue Gedanke wird hier gezeigt, ja man kann sagen; es fehlt wohl kaum etwas auf diesem Gebiete, das hier nicht zu finden wäre. Die Maschinenfabrik Lanz in Mannheim hat das einzige monumentale Gebäude errichtet. Man scheint die Anlage der Gebäude überhaupt etwas übereilt zu haben. So vermißten wir bei unserem Besuche sehr irgend eine künstliche Beleuchtung der Räume. Besonders da es doch bei dieser vorgerückten Jahreszeit am Spätnachmittag schon bald dämmert, hätte eine entsprechende Erhellung einzelner Räumlichkeiten viel zum regen Besuche beigetragen. Als Beispiel nur eine kleine Episode, die sich vor einigen Tagen zutrug: Der Kronprinz Gustav von Schweden besuchte etwa um 6 Uhr abends in Begleitung seines Sohnes die Landwirtschaftsausstellung. Es dunkelte schon ganz erheblich, als er die ohnehin düsteren Räume der Abteilung für Fischerei betrat. Es blieb nichts anderes übrig, als ihm zwei dienstbare Geister, mit Stallaternen bewaffnet, zur Verfügung zu stellen, damit er die Besichtigung fortsetzen konnte. Die Großherzoglichen Herrschaften besuchten die Ausstellungen mehrere Male und interessierten sich lebhaft für die sprechenden Beweise badischen Gewerbefleißes.

Theaterstudien.

Von

Johannes Mayrhofer, Hamburg.

Mit dem 1. September hat auch das Hamburger Bühneninterregnum seinen Abschluß gefunden, und wer sich für das Leben und Wirken, das Bauen und Zerstören des modernen Theaters interessiert, kann auch hier in der großen Handelsmetropole allerhand belehrende Studien anstellen.

Eigentlich war auch die Sommer-, Ferien- und Gastspielperiode ziemlich instruktiv — in ihrer Art. Da florierte z. B. das Hallersche Vaudeville-Ensemble aus Berlin mit seinen „Herren von Maxim oder: Die Reise durch die Halbwelt in 80 Nächten“, einer recht bunten Posse, welche ihre Weisheit wenigstens teilweise aus Frankreich importiert (Flers, „Messalinette ou le voyage autour du demimonde en quatre-vingt nuits“); um dieselbe Zeit profanierte im benachbarten Altona das Berliner Theater „Folies Caprice“ — gelegentlich zu Wohltätigkeitszwecken! — die heiligen Hallen des „Schillertheaters“ mit seinem als Gipfel der Komik angepriesenen horrenden Unsinn. Die Musen verhüllten weinend ihr Antlitz, wenn „Der Beheme“ oder Satyrs „Nach dem Zapfenstreich“ — zu Wohltätigkeitszwecken! — über die Bretter ging, die die Welt bedeuten, aber leider kam Felix Berg nicht so rasch auf den Gedanken, ob er nicht der Freien und Hansestadt und der edlen Kunst die größte Wohltat durch ein baldiges Wiederbeglücken der Reichshauptstadt erweisen könne. Daneben versorgte das „Ernst Drucker-Theater“ in bewährter Weise sein Publikum mit seinen bekannten Sensationsstücken, in preiswürdiger Gewissenhaftigkeit auf den Theaterzetteln und in den Zeitungen beifügend: „Eintritt nur Erwachsenen gestattet“. Sehr viel zu üben brauchen die glücklichen Schauspieler dieses Musentempels jedenfalls nicht, denn jede Nummer des Repertoires wird in endlosen Repetitionen ausgepreßt, bis auch kein Tropfen mehr darin ist, und dann kommt eben wieder was Neues; wenn „Das Mädchen aus dem Nachtcafé“ nicht mehr zieht, kommt „Das Bett“ an die Reihe — die Titel sind wirklich mit Geschmack gewählt — und wenn das gebührend abgenutzt, wird der französische Schlammvulkan hoffentlich wieder ein neues Prachtstück ausgespieen haben. Im Carl Schultze-Theater gab es schon etwas Besseres, doch war auch hier nicht alles Gold. Laufs und Kraatz', „Die Logenbrüder“ ist ja gewiß ein recht amüsantes Stück, wenn man die moralischen Grundsätze seiner Helden nicht so genau anschaut. Heijermans „Allerseelen“ ist für einen Katholiken entschieden peinlich. Warum muß man denn immer den katholischen Priestern die Augen auskratzen und dann dabei — den konfessionellen Frieden preisen!

Jetzt ist also das Interregnum vorüber. Man kann die bis dahin geschlossenen großen Theater besuchen, die drei unter der Direktion von Max Bachur stehenden (Hamburger und Altonaer Stadttheater und Thalia-Theater) sowie das „Deutsche Schauspielhaus“ des Freiherrn v. Berger, und auch Volks- und Operettenbühne stehen wieder unter einer hiesigen Verwaltung. Da wollen wir einmal — mit neun Theatern in nächster Nähe und mit gelegentlichen Abstechern in die Ferne läßt sich das ja wohl machen — ein kleines Bild vom Musentempel der Gegenwart zu gewinnen suchen.

Natürlich fühlt man sich verpflichtet, das Andenken des großen Norwegers gebührend zu feiern. Die Auswahl der Stücke verdient bislang Anerkennung, wenigstens insofern wir von Ibsens krauseren und allzu mystisch-symbolistischen Bühnenphantasien mit ihren gräßlichen, spleenigen Hilden und Heddas samt Zubehör vorläufig verschont geblieben sind. Besondere Sympathien scheinen sich „Die Stützen der Gesellschaft“ zu erfreuen, sie werden zugleich in zwei Theatern gegeben, und des wiederholt; es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß gerade dieses Drama die Kompositionskunst des Dichters im vorteilhaften Lichte zeigt und daß das Gewitter am Schluß, wo Konsul Bernick so gründlich mit seiner Vergangenheit abrechnet, um aus der „Lüge“ herauszukommen, etwas moralisch Wohltuendes an sich hat, wenn man auch in diesem Stücke nicht gerade zu allem Ja und Amen sagt.

Ibsen läßt ein gehöriges Unwetter auf die pharisäische, verlogene Gesellschaft niedergehen, aber am Ende ist die Luft doch merklich gereinigt, mag auch die Illumination durch Bernicks Mitbürger für diesmal unterbleiben. Selbst die Frau des Konsuls, die sich so schmählich in ihrem Gatten getäuscht, schmiegt sich vertrauensvoll an ihn; jetzt hat sie ihn gefunden. Wie ganz anders, wie unbefriedigend schließt da nicht Sudermanns

„Johannisfeuer“ trotz der glänzenden Darstellung, die es im „Deutschen Schauspielhause“ fand. „Ich weiß, ganz arm kann ich nun nie mehr werden. Denn einmal hat das „Johannisfeuer“ auch für mich gebrannt. Eine Nacht. Einmal!“ Und kaum noch hat Marikke ihrem angebeteten Georg das gesagt, da erklärt sie der vertrauensseligen Trude: „Es war alles Unsinn, mein Süßes! Er liebt dich ganz allein. Er hat nie eine andere geliebt, sagt er. Und er — wird — sehr glücklich sein — sagt er.“ Und Georg und Trude gehen an den Altar, während der Herr Bräutigam bis zum letzten Augenblicke drauf und dran gewesen, auf das ungeliebte Mädchen zu verzichten. Ob Henrik Ibsen das nicht auch eine „Lüge“ genannt hätte?

Etwas mehr von der humoristischen Seite nimmt Hermann Bahr die Ehe in seinen „Wienerinnen“. Ich habe kein Urteil darüber, ob in Wien viele moderne Damen von diesem naiven Egoismus, dieser durch lauter Laune und Wohlergehen großgezüchteten Unglücklichtuerei, dieser pseudo-ästhetischen Verunsinnung des Daseins usw. anzutreffen sind, wie der Dichter sie in scharfer Charakteristik herausgearbeitet, und wie sie im Stadttheater zu Altona in virtuosem Spiel verkörpert vor uns standen. Na, wenn's der Fall ist, sind ihnen jedenfalls so pädagogische Ehemänner wie der Herr Architekt Ulrich im Interesse ihres eigenen Glückes nur bestens zu wünschen. Das Publikum war denn auch höchlichst amüsiert und befriedigt.

Im übrigen wird man mit einem wahren Platzregen von Oper und Schauspiel, Klassizismus und Romantik, Shakespeare und Kotzebue, Anzengruber und Hauptmann und tausend anderen Dingen überschüttet, für die wir leider im Rahmen des heutigen Artikels keinen Raum mehr finden, soviel da auch noch zu sagen wäre. Wir versparen es uns auf eine andere Gelegenheit, um noch ein wenig ausführlicher über eine Novität zu berichten, die einen Sohn unserer Stadt zum Verfasser hat. Es ist dies die fünfaktige Märchenkomödie „Ortrun und Ilsebill“ von Otto Ernst, die am Thalia-Theater wiederholte brillante Aufführungen erlebte. Brillant, was die Leistungen der Spieler betrifft, wie die Dekorationen, Maschinerien und Beleuchtungseffekte. Es ist auf die ganze Darstellung, bis in die Einzelheiten hinein, eine liebevolle Sorgfalt verwendet, wie sie nicht leicht von einem anderen deutschen Theater überboten werden dürfte — wir meinen, soweit das neue Drama von Ernst in Betracht kommt.

Märchenhaft ist das Stück in der Tat. Auf dem Meeresgrund lebt in tiefer Sehnsucht nach der verlorenen Oberwelt und in traurige Mißgestalt gekleidet der verwunschene Prinz Irmeland. Nur durch den Kuß einer reinen Jungfrau kann er erlöst werden. Aber wie soll überhaupt eine Jungfrau in sein kaltes nasses Reich herniedersteigen? Doch dies gelingt. Die habgierige Frau des Fischers Munk, die böse Ilsebill, opfert nämlich ihre Stieftochter, die schöne Ortrun. Freilich kann sie diese nicht zwingen, doch die edle Maid wagt freiwillig den Sprung in die Tiefe, um den Ihren ein glücklicheres Leben zu verschaffen. Jetzt kann nämlich Ilsebill durch den Mund ihres Mannes jederzeit den Prinzen zitieren und sich alle Güter der Welt herbeiwünschen. Davon macht sie denn auch ausgiebigen Gebrauch, so wenig auch ihr Mann, der so lange glücklich und zufrieden in einer allerliebsten duftigen Heringstonne gewohnt, diese Sucht nach Macht und Besitz begreifen kann. Erst muß sie ein Haus bekommen mit schönem Garten, dann muß sie Gräfin werden, dann — es kostet freilich wieder etwas, nämlich ihr eigenes Söhnchen Ubbe, das jetzt der Ortrun Gesellschaft leisten muß — wird sie gar König, dann Kaiser, dann Papst (!) Innocentia. Schließlich will sie gar dem Herrgott gleich sein, und dann — sitzt sie mit mit einem Male wieder vor der Heringstonne. Der Zauber, der den Prinzen bannte, ist gebrochen; Ortrun hat ihn gerettet und folgt ihm jetzt als seine Braut in sein nordisches Reich. Frau Ilsebill kann nicht mit; aber wenn sie brav und zufrieden ist, bekommt sie übers Jahr wieder ein schönes Haus mit Garten wie ehedem. Auch von Rungholt, der versunkenen Stadt, die zu suchen Prinz Irmeland einst ausgezogen, ist der Fluch gewichen. Sie taucht aus der Meerestiefe empor und huldigt ihm als ihrem König.

Es gibt so mancherlei Wesen in der Schöpfung, die gleichsam auf der Grenze zweier Reiche der Natur stehen. Dahin gehört auch so manches seltsame Getier, an das die Meergeschöpfe dieses Stückes erinnerten. Ganz ästhetisch wirken sie auf den Menschen nicht, es fehlt ihnen in etwa die Einheit, dies Grundelement jeder wahren Schönheit. Mit einem gewissen Recht kann man dies auch von Ernsts Märchenkomödie selber sagen. So ein lebendig gewordenes Märchen beschert uns allzuleicht Besonderlichkeiten, mit denen sich unser Geschmack nicht vollkommen versöhnt. Der moderne Mensch ist in der Regel viel zu kühl und „vernünftig“, als daß dann die nötige Illusion bei ihm erreicht werden könnte. Und Ernst selber ist vielleicht etwas zu „vernünftig“, sonst hätte er wohl seinen Witz etwas mehr gezügelt, wo dieser über den Rahmen des Märchens hinauswollte, und so das Zischen bei der Königsszene (in der Uraufführung) glücklich vermieden. Anderseits hat er freilich viel Phantasie, eine Phantasie, die ihn sogar befähigt, Frau Ilsebill als Papst mit Tiara und Hirtenstab in ihrem Bett liegend neben ihrem Herrn Gemahl, dem immerdar gleich einfachen Fischer Munk, vor unsere erstaunten Augen zu zaubern. Die Wanderung der Geschwister durch die versunkene Stadt ist etwas episodenhaft, mag aber, der herrlichen Bühnenwirkung zuliebe, passieren.

Größer ist Ernst auf alle Fälle, wo er Phantasie und Gemüt so recht in den Dienst einer edlen Menschlichkeit stellt. Mit welch zarten Farbentönen weiß er nicht die Schmerzen des Heimwehs, die kindlichen Spiele der Geschwister, die goldige, unverwüstliche Zufriedenheit des prachtvollen Fischers, das sanfte edle Mitleid mit dem leidenden Mitmenschen usw. zu zeichnen! Möge es Ernst gelingen, seine reichen poetischen Talente bald in einem neuen Märchendrama von vollendeter Einheitlichkeit und Abrundung in der Komposition und feinster, durch keine überflüssigen Plattheiten und satirischen Witzeleien getrübten Märchenstimmung zu betätigen!

Herbstabend.

Der Mond scheint selig durch den Apfelbaum,
Ein Mädchenlachen kichert durch die Äste,
Verwundert huscht ein Traum von Raum zu Raum,
Und bringt zum Aveläuten liebe Gäste.

Die reifen Früchte prasseln fröhlich nieder,
Zwei dunkle Augen glänzen ihnen nach;
Wo hier und stolz der öde Zweifel lag,
Kehrt demutsvoll die leise Freude wieder.

Max Gebr.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Mit einer vortrefflichen Vorstellung des „Fliegenden Holländer“ haben unsere Opernaufführungen wieder begonnen. Unter Mottls Direktion mit Feinhals und Frau Burk-Berger als Holländer und Senta nahm die Vorstellung bei kräftigem Applaus gewohnt großzügigen Verlauf. Neu war lediglich der Erik Hagens, dessen Stimme zwar recht hübsch ist, doch der Gestalt volle Bedeutung nicht ganz zur Geltung brachte. — Als Bürgermeister in Lortzings unverwüstlichem „Zar und Zimmermann“ gastierte Franz Adam von der Wiesbadener Hofbühne, der im Juni sich schon als ein gut charakterisierender Beckmesser vorgestellt hatte. Seine wohlgeschulte, nicht eben große Stimme ist von sympathischem Klangreize. Aber als Ersatz für unseren allgemein beliebten Sieglitz wäre sein Engagement ein bedauerlicher Rückschritt. — Eine Vorstellung der „Einnahme Trojas“ mußte unterbleiben, nachdem das Publikum ein Stündchen Zeuge gewesen, wie man sich fruchtlos bemühte, den eisernen Vorhang zu heben. Hoffentlich trägt die nunmehr behobene Funktionsstörung nicht dazu bei, das Sicherheitsgefühl des Publikums zu irritieren.

Kgl. Residenztheater. Der vorüglichen Neueinstudierung der „Hedda Gabler“ ist nun die erste Premiere mit in ihrer Art nicht minder vorzüglicher Besetzung gefolgt. Karl Rößlers Lustspiel „Das Lebensfest“ hatte einen sehr guten Erfolg. Der Verfasser, der unter der Aera Drach dem Ensemble des Deutschen Theaters angehörte, wurde vielfach gerufen. Es wurde mit einer Unermüdlichkeit gelacht, wie sie selten erlebt wird. Ein kurzes Referat der Fabel würde wenig von dem oft köstlichen Humor des Ganzen geben. Wenn bei Rößlers Drama großen Stils, dem hier uraufgeführten „Reichen Jüngling“, die Ueberfülle der Details als Fehler empfunden werden mußte, so ist sie hier bei dem freieren Gefüge ein großer Mithelfer zum Erfolg, zumal alle Figuren frisch gesehen und frei von jeder Theaterschablone sind. Das Stück hat jüngst auch in Berlin einen großen Erfolg gehabt; dies

wundert mich einigermaßen, nicht weil die Berliner in dem Lustspiele schlechter wegkommen als das bajuvarische Malervolk draußen im Dachauer Moos, sondern weil so vieles von den gut beobachteten Einzelzügen und dem Atelierjargon anderswo doch in seiner „Echtheit“ nicht so geschätzt werden kann wie in München. Allerdings bleibt auch sonst des Amüsanten genug. Welch köstliche Spezialitäten von Kunstsnobs lernen wir kennen. Es fällt manch feiner Hieb auf das in unendliches Gefasel und Jonglieren mit geistreichelnden Worten ausgeartete künstlerische „Interesse“ unserer Zeit. Otto Ernst hat in seiner „Jugend von heute“ in einigem ja ähnliches versucht, aber Rößlers Humor ist künstlerischer. Der Autor versteht seine Figuren innerlich trotz all ihrer Schrullen. Es ist nichts Schulmeisterndes dabei. Wie die Poseure sich in romantische Stimmung hineinlügen und dabei die unbestreitbarsten Tatsachen drehen und modeln bis zum direkten Gegenteil der Wahrheit, und anderes mehr, ist mit nicht geringem komischen Können gegeben. Aber auch die treuherzigen Gestalten des Malers Meier und Centas, die durch die Ankunft der raffinierten hohlen Gesellschaftsdame schier um ihr Liebesglück kommen, sind sehr richtig gezeichnet. Die Regie führte Basil, der auch in einer kleineren Rolle eine urwüchsige Figur mit vornehmen Mitteln hinstellte, in jeder Hinsicht vorzüglich. Brillierende Damen der Gesellschaft liegen Frl. v. Hagen sehr gut. Weigert verkörperte den schlichtbraven Maler sympathisch, ebenso Frl. Berndl seine Partnerin. Es gehört viel Wärme des Tones dazu, um die urwüchsige Liebeserklärung: „O, du — Viech“, so empfinden zu lassen, wie es der Autor gedacht hat. Gestalten wie der Roderich Heines und der Kommerzienrat Suskes wird man nicht so leicht in einem Ensemble finden. Ich erwähne nur kurz noch mit allem Lobe die Damen Brünner, Werner und Neubke (von letzterer ist es nun leider sicher, daß sie einem Frankfurter Engagement folgt), sowie Waldau, der wieder eine prächtige Figur schuf, Leßmann, Nadler, Storm und Trautsch.

Theater am Gärtnerplatz. Offenbachs keck temperamentvoller „Orpheus in der Unterwelt“, welcher seit Bralls Zeiten nicht mehr gegeben wurde, ist neu einstudiert worden und hat eine sehr hübsche, geschmackvolle Ausstattung erhalten. Unter Horaks musikalischer und Grasellis szenischer Leitung hatte das übermütige Stück einen sehr kräftigen Lacherfolg, den allzu viele Lokalanspielungen und Scherze noch zu verstärken schienen. Die Damen Fischer, Freihardt und Andrée, sowie die Herren Ludl, Seibold und Zeder gaben sehr frische und temperamentvolle Leistungen und auch die Besetzung der kleineren Rollen durfte genügen. Die Bühne hat wohl nun für eine Weile wieder ein „Zugstück“.

Verschiedenes. Zu Heinrich Laubes 100. Geburtstag wurden in Wien, Hamburg, Frankfurt a. M. und Brünn sein Drama: „Graf Essex“ neu einstudiert gegeben. Laubes kunsthistorische Bedeutung liegt nicht in seinen dichterischen, sondern in seinen Fähigkeiten als Bühnenleiter, und als solcher reicht die Spur von seinen Erdentagen noch auf unsere Bühnen von heute. Seine Stärke lag in dem Ausschöpfen des geistigen Gehaltes der Dramen, den er seinen Schauspielern mitzuteilen wußte. „Die Hälfte der Schauspielkunst ist Fleiß“ hat er unter sein Bild als Motto geschrieben. Die künstlerische Phantasie trat bei ihm zurück. Die Ausstattung, die wir heute immer feinsinniger gestalten, verachtete er als „Tapeziererdramaturgie“. In der Pflege der Sprache und in dem künstlerischen Ernst seiner Arbeit muß Laube uns noch Muster sein. — Im Berliner „Deutschen Theater“ hat der vielbewunderte und in letzter Zeit vielgescholtene Direktor Reinhardt mit Musik von Humperdinck und in künstlerischer Ausstattung von Prof. Orlik Shakespeares „Wintermärchen“ gegeben. Bewunderer und Tadler halten sich die Wage, doch geben die Meinungen darin überein, daß die Inszene eine das Alltagsmaß weit überschreitende Kunstleistung ist. — In Berlin W. soll ein „Tiergartentheater“ gebaut werden, welches Lust- und Schauspiele pflegen will. — Leo Blech hat sein Engagement am Kgl. Opernhaus in Berlin als Dirigent von „Carmen“ angetreten. Es wurde ihm vom Publikum eine begeisterte Aufnahme zuteil; die Presse verhält sich mehr abwartend. — Im Berliner Kgl. Schauspielhaus hat Schönthans Lustspiel „Klein-Dorrit“ stärkeren Erfolg gefunden als vor kurzem an der Münchener Hofbühne. — In Prag fand die Uraufführung von Richhard Heubergers Oper „Barfüßle“ statt, die einen starken äußeren Erfolg hatte, aber den besseren „Wiener“ Durchschnitt nicht sonderlich zu überragen scheint. — Die russischen Bühnen feierten die 150. Wiederkehr der Gründung eines ständigen Theaters in Rußland durch die Kaiserin Elisabeth. Die Feier des Jubiläums war, wie Petersburger Blätter melden, recht matt. — Im Coburger Hoftheater wurde Ohorns neues Bühnenwerk „Der Abt von St. Bernhard“ sehr beklatscht. Den Berichten nach soll es jedoch viele undramatische Stellen enthalten, welche mit dürren Diskussionen ausgefüllt sind.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 40. München, 6. Oktober 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Rückblick auf den sozialdemokratischen Parteitag in Mannheim.

Von

Dr. M. Wagner, Berlin.

Noch war der Jubel, der das badische Land anläßlich der goldenen Hochzeitsfeier des Großherzoglichen Paares durchtönte, nicht verklungen, da versammelten sich die „Genossen" in Badens Industriezentrum, um, wie alljährlich, die „rote Woche" abzuhalten. Die städtischen Behörden von Mannheim haben, wie bekannt, ihre Zusage, der sozialdemokratischen Partei die städtische Festhalle für ihre Verhandlungen zur Verfügung zu stellen, zurückgezogen; ebenso hat auch die Reichspostverwaltung in letzter Stunde ihre Zusage, dem Parteitag einen besonderen Postdienst einzurichten, zurückgezogen. Man kann über diese Maßnahme denken, wie man will, jedenfalls kann sich der Parteitag darüber nicht beschweren. Denn in der Herabwürdigung aller staatlichen und kommunalen Institutionen haben die „Genossen" immer ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet.

Wie in dem vorhergehenden Jahre, so befand sich die Sozialdemokratie auch diesmal wieder vor dem Parteitage in einer gesteigerten Bewegung, bei der es sich nicht um ein bloßes Literatengezänk, sondern um die prinzipielle Frage der Stellung von Partei und Gewerkschaften zueinander handelte. Auf diese Frage will ich unten näher eingehen; zunächst soll uns hier die Frage der sozialdemokratischen Kriegskasse beschäftigen, die nach den verschiedensten Richtungen hin ein Interesse der bürgerlichen Parteien beansprucht.

Schon der Parteitag in Dresden hatte sich mit der Unsicherheit der Beitragsleistungen der politischen Organisation beschäftigt, und das Ergebnis der letzten Reichstagswahlen hatte den Parteivorstand zu der Ansicht gebracht, aus den 3 Millionen Wählern müsse ein weit größerer Kriegsschatz als bisher herausgeschlagen werden. Die in Dresden mit der Ausarbeitung eines neuen Organisationsstatuts beauftragte Kommission legte auf dem letzten Parteitage in Jena ein neues Organisationsstatut vor, das mit einigen Abänderungen vom Parteitage angenommen wurde. Nach diesem Statut sollte für jeden Wahlkreis der sozialdemokratische Verein die Grundlage der Organisation bilden, dem jeder in dem betreffenden Wahlkreis wohnende „Genosse" angehören müsse. Die Vereine werden zu Bezirksverbänden sowie zu Landesorganisationen vereinigt. Von den Beiträgen der einzelnen Wahlkreise müssen mindestens 20 Prozent der Einnahmen an die Zentralkasse abgeführt werden. An dem nötigen Eifer zur Durchführung des neuen Organisationsstatuts haben es die „Genossen" nicht fehlen lassen. Allerdings ist das neueste finanzielle Ergebnis kein glänzendes und steht in keinem Zusammenhang mit dem Wachstum der Partei. Der sozialdemokratische Kriegsschatz hat lediglich eine Zunahme von 18,000 M zu verzeichnen; dabei ist zu bedenken, daß Berlin um 10,000 M und Sachsen um 24,000 M zurückgegangen sind. Dafür sind anderseits die Einnahmen speziell aus dem Rheinlande ziemlich gestiegen. Die süddeutschen „Genossen" haben sich den Tadel des Parteivorstandes zugezogen. Der Vorsitzende des Parteitages „scheute diesmal sogar nicht zurück", Namen zu nennen. Daß die Partei mit ihren Unternehmungen „unter der Herrschaft des Kapitalismus" ganz gut fährt und noch selber gut kapitalistisch zu wirtschaften versteht, beweist der Umstand, daß die Parteiunternehmungen einen ganz erheblichen Ueberschuß ergeben haben. So lieferte der „Vorwärts" einen Ueberschuß von 141,000 M, der „Wahre Jakob" 56,000 M. Dagegen ist der Ueberschuß der Vorwärtsbuchhandlung von 95,000 M im Jahre 1904/05 auf nur 60,000 M zurückgegangen. In den Einnahmen figurieren auch 100,000 M von einem „Xyz" und einem „Abc". Die „Nordische Wasserkante" hat wohl die übliche Rate von 50,000 M im Oktober gezahlt, die zweite Rate im Februar blieb aber diesmal aus.

In den Kreisen der Eingeweihten besteht kein Zweifel darüber, daß die Einnahmen durchaus unsicher sind. Man kann daher auch begreifen, daß die Gewerkschaften, die über ein großes Vermögen verfügen, in der bekannten Februarkonferenz gegenüber der Partei sich aufs hohe Roß setzten. Die Gewerkschaften haben heute eine Mitgliederschaft von beinahe 1½ Million, die Partei vermag bis heute noch nicht eine Statistik der Mitglieder der Wahlvereine herauszugeben. Die Februarkonferenz schien zu zeigen, daß die Gewerkschaften gar nicht daran denken, sich von der Parteileitung ins Schlepptau nehmen zu lassen. Sie haben immer wieder erklärt, im Prinzip auf dem Boden des von der Partei vertretenen Klassenkampfes zu stehen, indessen wollen sie, und das von ihrem Standpunkte her mit vollem Recht, einen weitgehenden Einfluß auf das Tempo und die Taktik dieses Kampfes haben.

Die Veröffentlichung des Protokolls der Februarkonferenz zwischen Partei und Gewerkschaft, auf die ich kürzlich in dieser Zeitschrift ausführlich zu sprechen kam, hat die Frage ins Rollen gebracht. Die Veröffentlichung des Protokolls erfolgte gegen den Willen der Gewerkschaftsvertreter, die keinen Zweifel darüber ließen, daß sie ein derartiges Vorgehen als Vertrauensbruch bezeichneten. Die Stimmung auf beiden Seiten wurde so erregt, daß der Parteitag nicht umhin konnte, diesen Gegenstand auf die Tagesordnung zu setzen. Als Referent wurde der Abgeordnete Bebel, als Korreferent der Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Legien, bestellt.

Hatte Bebel in Jena den Zauberlehrlingen der Sozialdemokratie die Mittel in die Hand gelegt, die Geister des Massenstreiks zu rufen, so mußte er diesmal die rechten Worte

finden, die wildgewordenen Besen wieder in die Ecke zu stellen. Der Abgeordnete Liebknecht hatte recht, als er sagte, diesmal sei Bebel mehr der Mann im grauen Bart als der mit dem ewig jungen Herzen gewesen. Bebels Referat hatte nichts von der hinreißenden agitatorischen Wirkung seines Referates in Jena. So gut er konnte, suchte er die Veröffentlichung des Konferenzprotokolls zu rechtfertigen und dagegen zu protestieren, daß man ihm sowohl als dem Parteivorstande einen Verstoß gegen die Resolution in Jena zutrauen könne. Seine Ausführungen in der Konferenz seien dieselben gewesen wie seine Ausführungen in Jena. Er bezeichnete es geradezu als ein Verbrechen, das Proletariat unter Vergessen aller für Preußen in Frage kommenden geradezu einzigartigen Zustände der sicheren Niederlage entgegenzuführen. „Wenn ich auch mit großer Begeisterung für den Massenstreik eingetreten bin, so kann man doch aus keinem Wort herausnehmen, daß ich für einen Massenstreik bereits im nächsten Jahre eingetreten sei. Gerade weil es sich für uns nach der ganzen Gestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland um ganz bestimmte Rechte handelt, für die der Massenstreik inszeniert werden muß, und weil wir im eigenen Interesse den Wunsch haben müssen, eine solche Demonstration vollständig in der Hand zu haben, verlangen wir, daß in viel höherem Maße jetzt agitiert und aufgeklärt wird, damit wir im gegebenen Moment unsere disziplinierten Massen, die die undisziplinierten fortreißen sollen, in der Hand haben, so daß keine Dummheit gemacht wird. Ich erkläre Ihnen im Namen des Gesamtparteivorstandes und der Kontrollkommission, da wir darüber beraten haben: wir stehen auf dem Boden, daß zwar der Massenstreik notwendig sei, aber wir lassen uns nicht in diesen Massenstreik hineinhetzen, einerlei von welcher Seite dies geschieht.“ Bebels Rede war im Grunde genommen weiter nichts als eine Verteidigungsrede auf die Angriffe, die er aus dem eigenen Lager über sich hat ergehen lassen müssen. Der Korreferent **Legien** ließ es denn auch nicht an Angriffen gegen den Parteivorstand fehlen. Sein Referat begann mit einem scharfen Vorstoß gegen den Parteivorstand. Es sei einerlei, ob die Veröffentlichung des Protokolls durch den Parteivorstand oder durch die Lokalorganisation erfolgt sei, es bleibe eine Indiskretion, die dem Parteivorstand noch einmal recht unangenehm in Erinnerung kommen dürfte. Jedenfalls werde es die Generalkommission in Zukunft sich überlegen, noch einmal mit dem Parteivorstand zu verhandeln. Der Parteivorstand hätte einfach erklären müssen, daß im Protokoll nichts Anstoßerregendes stehe. Legien verteidigte seine wiederholt dokumentierte Ansicht, im Grunde genommen sei der Massenstreik nichts anderes als der für Unsinn erklärte alte Generalstreik. Gerade zur gegenwärtigen Zeit sei an eine erfolgreiche Durchführung eines solchen Kampfes überhaupt nicht zu denken. Deshalb sei die ganze Debatte, die den Gegnern nur die Schwäche der sozialdemokratischen Partei enthüllt habe, überflüssig gewesen. Die Gewerkschaften seien, wie aus den Beschlüssen des Kölner Gewerkschaftskongresses hervorgehe, bereit, im Notfalle mit der Partei zusammen Angriffe auf die Volksrechte abzuwehren, und würden dann vor keinem Mittel zurückscheuen. Indessen sei es verfehlt und unklug, sich schon jetzt auf bestimmte Kampfesmittel festzulegen; im Grunde genommen seien Partei und Gewerkschaft völlig einer Meinung.

Dem Referate von Bebel und dem Korreferat folgte eine endlose Reihe von Rednern. Schon von vornherein konnte man sagen, daß die ganze Debatte enden werde wie das Hornberger Schießen. Das eindrückliche Mahnwort Bebels, der immer noch eine große persönliche Macht auf die Massen besitzt, daß der Friede zwischen Partei und Gewerkschaften einen gewaltigen moralischen Gewinn bedeuten werde und die herrlichste Frucht des Parteitages wäre, verhallte nicht ungehört. Die Einigungsversuche, die hinter den Kulissen am Werke waren, taten das Ihrige. Man konnte aus der Debatte entnehmen, daß die scharfe Resolution Kautskys, die die Gewerkschaften vollständig in das Parteijoch spannen wollte, nicht angenommen würde. Vor der Abstimmung erklärte Kautsky, da das Ergebnis der Abstimmung infolge taktischer Gründe ein gefälschtes sein werde, ziehe er den zweiten Teil seiner Resolution zurück. Der Antrag Bebel und Legien wurde schließlich zu einem einheitlichen Antrag vereinigt und erhielt folgende Fassung:

I.

„Der Parteitag bestätigt den Jenaer Parteibeschluß zum politischen Massenstreik und hält nach der Feststellung, daß der Beschluß des Kölner Gewerkschaftskongresses nicht im Widerspruch steht mit dem Jenaer Beschluß, allen Streit über den Sinn des Kölner Beschlusses für erledigt.

Der Parteitag empfiehlt nochmals besonders nachdrücklich die Beschlüsse zur Nachachtung, die die Stärkung und Ausbreitung der Parteiorganisation, die Verbreitung der Parteipresse und den Beitritt der Parteigenossen zu den Gewerkschaften und der Gewerkschaftsmitglieder zur Parteiorganisation fordern.

Sobald der Parteivorstand die Notwendigkeit eines politischen Massenstreiks für gegeben erachtet, hat derselbe sich mit der Generalkommission der Gewerkschaften in Verbindung zu setzen und alle Maßnahmen zu ergreifen, die erforderlich sind, um die Aktion erfolgreich durchzuführen.

II.

Die Gewerkschaften sind unumgänglich notwendig für die Hebung der Klassenlage der Arbeiter innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft; sie sind nicht minder notwendig wie die sozialdemokratische Partei, die den Kampf für die Hebung der Arbeiterklasse und ihre Gleichberechtigung mit den anderen Klassen der Gesellschaft auf politischem Gebiet zu führen hat, im weiteren aber über diese ihre nächste Aufgabe hinaus die Befreiung der Arbeiterklasse von jeder Unterdrückung und Ausbeutung durch Aufhebung des Lohnsystems und die Organisation einer auf der sozialen Gleichheit aller beruhenden Erzeugungs- und Austauschweise, also der sozialistischen Gesellschaft, erstrebt, ein Ziel, das auch der klassenbewußte Arbeiter der Gewerkschaft notwendig erstreben muß. Beide Organisationen sind also in ihren Kämpfen auf gegenseitige Verständigung und Zusammenwirken angewiesen.

Um bei Aktionen, die die Interessen der Gewerkschaften und der Partei gleichmäßig berühren, ein einheitliches Vorgehen herbeizuführen, sollen die Zentralleitungen der beiden Organisationen sich zu verständigen suchen.

Um aber jene Einheitlichkeit des Denkens und Handelns von Partei und Gewerkschaft zu sichern, die ein unentbehrliches Erfordernis für den siegreichen Fortgang des proletarischen Klassenkampfes bildet, ist es unbedingt notwendig, daß die gewerkschaftliche Bewegung von dem Geiste der Sozialdemokratie beherrscht werde. Es ist daher Pflicht eines jeden Parteigenossen, in diesem Sinne zu wirken.“

Die namentliche Abstimmung über die Resolution im ganzen ergab, daß von 391 Delegierten 386 dafür und 5 dagegen stimmten. Dafür stimmten auch die Genossen Legien, v. Elm, Bömelburg.

Es ist also wieder einmal das Tischtuch zwischen Partei und Gewerkschaft notdürftig geflickt, der Riß ist verkleistert worden — aber er besteht nichtsdestoweniger. Erst die Praxis muß zeigen, inwieweit die Gewerkschaften gewillt sind, sich in das Schlepptau des Parteivorstandes nehmen zu lassen. Und man kann sagen, die harten Worte, die sich Bebel von Legien und Bömelburg auf der einen und von der „blutigen Rosa“ auf der anderen Seite hat sagen lassen müssen, sind doch etwas mehr als Eingebungen des Augenblicks, als Einflüsse einer augenblicklichen Laune.

Während man in Jena stundenlang über die Frage der **Maifeier** diskutierte, wurde diesmal diese in einigen Minuten abgetan. Nach einer ganz kurzen Debatte wurde die Jenaer Resolution mit einer großen Mehrheit angenommen.

Ein Antrag, die Angehörigen der Lokalorganisation aus der Partei auszuschließen, wurde nicht zur Abstimmung gebracht. Der Parteivorstand und die Kontrollkommission wurden beauftragt, dem nächsten Parteitage eine Resolution im Sinne der Lübecker Resolution vorzulegen.

Die folgenden Punkte der Tagesordnung „**Sozialdemokratie und Volkserziehung**“ sowie die Referate über „**Strafrecht, Strafreform und Strafvollzug**“ atmeten den Geist, der immer einreißen, aber nicht verbessern will.

Wenn man den Verlauf des diesjährigen Parteitages charakterisieren will, so kann man sagen, daß von der Siegesfreudigkeit früherer Parteitage nicht mehr die Rede war. Der diesjährige Parteitag stellt im Grunde genommen weiter nichts dar als eine Verteidigung gegen Angriffe aus der eigenen Mitte.

In den letzten Tagen ist der „Freisinnigen Zeitung“ ein Zirkular des sozialdemokratischen Parteivorstandes auf den Redaktionstisch geflogen, aus dem wir folgendes entnehmen:

„Die Vorbereitungen für die Wahlen von 1908 müssen schon jetzt mit aller Umsicht und Energie betrieben werden durch Ausgestaltung der Organisation, Verbreitung der Parteipresse und Sammlung eines Wahlfonds. Es muß eine Ehrensache für jeden Wahlkreis sein, hierin das Höchste zu leisten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir schon im Jahre 1907 allgemeine Reichstagswahlen bekommen, wenn der vorhandene Konfliktstoff in der nächsten Session zu einer Auflösung des Reichstags führen sollte. Wir müssen also auf dem Posten sein! Aber wann immer die allgemeinen Wahlen sein mögen, fest steht für jeden, der die öffentlichen Angelegenheiten verfolgt: Wir werden das nächste Mal einen Wahlkampf bekommen, wie wir bisher noch keinen zu führen hatten! . . . Wir wissen aus bester Quelle, daß der Verband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie bei dem nächsten allgemeinen

Wahlkampf seine ganzen Kräfte auf die oben bezeichneten Wahlkreise wirft, um dieselben uns zu entreißen. Er hat die Rechnung aufgestellt: er hoffe der Partei das nächstemal dadurch 20 bis 25 Wahlkreise zu entreißen. Es wird Sache der Parteigenossen und mit in erster Linie Sache der betreffenden Abgeordneten sein, daß diese Rechnung zu schanden wird. Aber auch die verschiedenen bürgerlichen Parteien rüsten diesesmal in ganz anderer Weise zum Kampf als früher. Beachten wir ferner, daß die bürgerlichen Parteien, die früher in der Organisation und Agitation hinter uns zurückstanden, von uns gelernt haben und gegenwärtig uns hierin vielfach nicht nur gleich, sondern zum Teil auch über sind. So haben wir Gründe genug, unsere Kräfte bis aufs äußerste anzustrengen, um den kommenden Kämpfen mit Erfolg gewachsen zu sein."

Also hier ein Bekenntnis der Schwäche, das in aller Stille und mit großer Heimlichtuerei von der „Partei der Oeffentlichkeit" eingestanden wird!

Hoffentlich wird das für die bürgerlichen Parteien ein Ansporn sein, bei den nächsten Reichstagswahlen alle Kräfte anzuspannen.

Obszönes unter dem Deckmantel der Kunst.

„The Catholic Fortnightly Review" in St. Louis (Amerika) schreibt in Nr. 18 vom 15. September 1906: „Die jüngsthin infolge einer von Mr. A. Comstock eidlich abgegebenen Erklärung in Newyork vorgenommene Konfiszierung einer Publikation der Art Student's League (erschienen unter dem Titel: The American Student of Art) machte die von uns aus der Münchener „Allgemeinen Rundschau" entnommenen Gedanken des Herrn Prof. Gebhard Fugel besonders zeitgemäß und das „New York Freeman's Journal" druckte sie zustimmend ab in seiner Nr. 3718 vom 11. August. Prof. Fugel, selbst ein anerkannter Künstler, wie sich unsere Leser erinnern, vertrat den Standpunkt, daß der kritiklose Verkauf von Nuditäten darstellenden Photographien unter der Etikette von Kunststudien und als Materialien zu Kunststudien kein von den Künstlern als Lücke empfundenes Bedürfnis ausfüllt; Künstler kaufen im gewöhnlichen diese Bilder überhaupt nicht, weil sie sie nicht brauchen; aber jener Verkauf richtet eine heillose Verwirrung im großen Publikum an, einschließlich einer sehr großen Anzahl unreifer Knaben und Mädchen, die, selbst wenn jene Bilder nicht direkt obszön wären, zum mindesten Harm durch sie erleiden müssen. Mr. Comstocks Vorgehen gegen die Art Student's League hat zu einer ganz lebhaften Besprechung dieser selben Frage in der amerikanischen Tagespresse geführt, und mit Freuden sehen wir eine solche Autorität wie Prof. Charles H. Moore (Harvard-Universität) denselben hohen sittlichen Standpunkt einnehmen, auf den sich die „Allgemeine Rundschau" unseres energischen Kollegen Dr. Kausen-München immer gestellt hat. „Was auch das Bedürfnis des Nackten zur Kunstübung," schreibt Prof. Moore in der „New York Evening Post" vom 9. August, „für die ganz Wenigen sein mag, die das Talent und genug Geistesbildung haben, es richtig zu gebrauchen, derlei Kunstübung ist in keiner Weise wesentlich für die Ausbildung des Durchschnittstudierenden. Betrachtet vom Standpunkt der Kunstdisziplin aus, ist für jeden Zweck, den diese Studenten erreichen können, das Studium jeder anderen natürlichen organischen Form ebenso nützlich wie das der menschlichen Gestalt. Der Studierende, der in einem grünen Zweig nicht die Schönheit sieht, wird sie auch nicht in der Venus von Milo finden. Wie dem aber auch sei, es läßt sich gar nicht rechtfertigen, in der Oeffentlichkeit die rohen Figuren anmutsloser nackter Akademiemodelle Parade marschieren zu lassen. Sie gehören, wenn irgendwohin, in des Studierenden Skizzenbuch. Sie sind keine Kunstwerke und besitzen nichts, das sie der Aufmerksamkeit des Publikums empfehle, während hingegen als bloße Darstellung der Nudität sie das gesetzmäßige Vorgehen rechtfertigen, das eingeleitet wurde. Nur wenn geläutert durch hohes künstlerisches Empfinden und durch die höchste künstlerische Behandlung, wird das Nackte in der Kunst gerechtfertigt. Die nackten Darstellungen der Akademiestudierenden und des unteren großen Haufens der Professionsmaler erheben sich selten über das Vulgäre und über die Unreinheit derer von Pariser Salons."

(Uebersetzt von Dr. Prosiegel.)

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Chamade von Mannheim.

Die hektische Farbe der Entschließung von Jena war in Mannheim von des Gedankens Blässe gebleicht. Herr Bebel, der Generalfeldmarschall, zog das lange Schwert seiner Beredsamkeit und kommandierte: Rechtsum kehrt! Der alte Führer, der bisher als geradliniger Winkelried seiner Prinzipien besonders geschätzt wurde, hat sich plötzlich als Schlangenmensch der Taktik produziert. Der umgekehrte Tell: bei ihm ist das gärende Drachengift in die Milch der besonnenen Denkungsart zurückverwandelt. Mit demselben hinreißenden Wortschwall, wie er in Jena den Massenstreik und die zugehörige Revolution in Aussicht gestellt, wußte er diesmal die inneren und äußeren Hindernisse einer solchen Kladderadatschpolitik klar zu machen und den preußischen Staat als einen rocher de bronce zu preisen, gegen den man den Schädel erst nach einem langen, langen Training anrennen lassen darf.

Woher die Metamorphose, die eines neuen Ovid würdig wäre? Drei Faktoren haben erzieherisch gewirkt: Stolypin, die Gewerkschaftskommission und die herannahenden Reichstagswahlen.

Mit Stolypins Namen möchten wir dabei kurz das derzeitige Fiasko der russischen Revolution bezeichnen. Das bare Geld, das die deutsche Sozialdemokratie in das schlechte russische Geschäft gesteckt hat, könnte sie leichten Herzens schießen lassen. Aber sie hat sich geistig und moralisch mit dem bisher erfolglosen Mordbrennertum solidarisch gemacht. Nicht bloß sich selbst, sondern auch den folgsamen Massen hatte man eingeredet, daß die russischen Bombenbrüder die Bahnbrecher für die europäische Gesamtrevolution seien. Die Erfolglosigkeit im Osten hat nun sehr ernüchternd auf die Massen und erleuchtend auf die Führer gewirkt. Letztere sehen ein, daß man das Volk nicht ungestraft allzu schnellen und allzu starken Enttäuschungen aussetzen darf und also die Revolutionswechsel auf längere Sicht umschreiben muß. Eine Wiederholung des Vorganges aus dem vorigen Jahrzehnte, als Bebel den für das alte Jahrhundert fest prophezeiten „Kladderadatsch" vertagen mußte.

Die Gewerkschaftsführer, welche bei ihrer besseren Kenntnis der Wirklichkeit die Revolutionsromantik des Massenstreiks von vornherein bekämpft hatten, waren in Jena unterlegen, da damals noch der Himmel voll russischer Geigen hing. Inzwischen hatten sie von der Logik der Tatsachen soviel Unterstützung erhalten, daß der Diktator von Jena mit ihnen paktieren mußte.

Die Eintracht und Geschlossenheit sollte aber um jeden Preis erhalten werden, weil die Reichstagswahlen vor der Türe stehen. 1908 ist nicht mehr fern, und Bebel rechnet sogar mit der Möglichkeit der Auflösung und der Neuwahl im nächsten Jahre. Da gilt es die 3 Millionen-Herrlichkeit von 1903 zu behaupten und womöglich noch einen ansehnlichen Zuwachs zu erzielen. Dazu braucht man unbedingt die eifrige Mitarbeit der „freien" Gewerkschaften. Also schnell ein Pflaster auf die Wunde von Jena!

Wir vermuten, daß Herr Bebel, nachdem er einmal zur wahltaktischen Besinnung gezwungen war, auch noch etwas weiter gedacht hat. Das blaurote Bündnis in Baden, der Vorgang von Altena-Iserlohn, das zähe Liebeswerben von Freisinnigen und Demokraten, der Drang der „jungen" Nationalliberalen nach links — diese und andere Zeichen der Zeit müssen gewiß bei den Roten die Hoffnung auf Wahlhilfe von Liberalen wecken. Diese Handlanger, die so manches Mandat, namentlich in der Stichwahl mit einem Schwarzen, den Roten zuschanzen können, muß man sich nach Kräften warm halten. Warum soll man nicht bis zu den nächsten Wahlen sich etwas gemäßigt und besonnen aufspielen? Wenn das Heu drinnen ist, kann man ja wieder Revolution spielen wie in Dresden und Jena.

Nur taktische Schiebungen! Wer sich dadurch über Wesen und Endziele der Umsturzpartei täuschen läßt, der will getäuscht sein. Die Gewerkschaftsführer werden vielleicht sich einbilden, daß sie gesiegt hätten. Tatsächlich sind sie und mit ihnen die Arbeiter, die sich in die „freien" Gewerkschaften haben locken oder zwingen lassen, aufs neue in den Dienst der politischen Partei des Umsturzes gepreßt worden. Vielleicht merken sie später einmal, welch eine Komödie man ihnen auf den abwechslungsreichen Parteitagen vorgespiegelt hat. Vorläufig ist mit einer Klärung und Ernüchterung noch nicht zu rechnen. Wir müssen uns auf einen schweren Wahlkampf mit der geschlossenen Sozialdemokratie und ihrem ganzen Mitläufertum, einschließlich der rabiaten Kulturkämpfer, gefaßt und bereit machen.

Der braunschweigische Landtag.

Der Volksvertretung in Braunschweig sind wir als Katholiken nicht besonders freundlich gesinnt, da sie die Unterdrückungsgesetze auf unseren Glaubensgenossen lasten läßt. Aber die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß der Landtag in der Thronfrage sich bisher brav benommen hat. Er hat in einer Resolution die endgültige Regelung gefordert, ohne dabei das Legitimitätsprinzip oder die Pietät gegen die berechtigte Dynastie zu verletzen. Es ist sogar eine Ergebenheit gegen das „angestammte Herrscherhaus“ zutage getreten, die viele überrascht hat. Das Vorgehen des Landtages, dem der Regentschaftsrat sich angeschlossen hat, bezweckte die Anbahnung eines Friedens zwischen Preußen und dem Hause Cumberland durch Vermittlung des Reichskanzlers als des Vorsitzenden des Bundesrats. Durch die Reise des Staatsministers Dr. v. Otto zum Fürsten Bülow ist die Ausgleichsaktion eingeleitet. Ein Schritt von der einen oder der anderen Seite ist bisher nicht ersichtlich geworden. Der Berichterstatter im Landtage hat es deutlich herausgesagt, daß der Verzicht auf Hannover die unerläßliche Vorbedingung sei; diese Offenheit soll offenbar die Passivität des Herzogs von Cumberland überwinden helfen. In der Presse wird erörtert, ob es nicht genügen würde, wenn der Herzog von Cumberland sein Erbrecht auf **Braunschweig** seinen Söhnen übertrage und letztere den Verzicht auf Hannover aussprächen. Wir fürchten, daß Preußen sich damit nicht zufrieden geben würde. Sollte der Herzog wegen des angeblichen Versprechens am Todesbett seines Vaters oder aus sonst einem Grunde nicht in der Lage sein, für seine Person die Annexion Hannovers anzuerkennen, so bliebe wohl kein anderer Weg zur friedlichen Lösung, als daß er vollständig auf seine Rechte als Chef des Hauses Braunschweig und Lüneburg j. L. verzichtete und die ganze Regelung seinen Söhnen überließe.

Französische Ministerreden.

Natürlich müssen die Minister der radikalen Mehrheit das Trennungsgesetz loben und nach Kräften durchzuführen suchen. Aber die neuesten Ergüsse von Sarrien und Clemenceau gehen doch über das zulässige Maß der „politischen Heuchelei“ hinaus. Beide suchen das Volk aufzustacheln mit der Lüge, daß die Kirche aus Feindseligkeit gegen die Republik die Kultusgenossenschaften ablehne und ein ungehöriger „fremder Eingriff“ in die Gesetzgebung des Landes versucht werde. Dabei hat Clemenceau sogar die Dreistigkeit zu sagen, die Kirche unterwerfe sich den „deutschen Härten“, während sie in Frankreich Aufruhr und Bürgerkrieg wieder aufleben lassen wolle. Das Ministerium sollte sich doch den Abenteurer Henri des Houx von den Nationalisten ausborgen und ihm das Portefeuille des chauvinistischen Schisma übertragen. Es ist eine verblüffend freche Unwahrheit, den Papst einer Bevorzugung Deutschlands vor Frankreich zu beschuldigen. Wenn Herr Clemenceau in unserer Kirchenpolitik „deutsche Härten“ entdeckt hat, so mag er doch die **ganze** deutsche Gesetzgebung auf Frankreich übertragen, aber die **ganze** mit Einschluß der konfessionellen Schule nebst obligatorischem Religionsunterricht, der Staatsbeiträge für Bistümer und Pfarreien, der Ordnung für die Kirchensteuern rc. Dann wird er sehen, daß das tolerari posse für Frankreich ebensogut zu erzielen wäre wie für Preußen, obschon tatsächlich in der deutschen Gesetzgebung noch gewisse Härten stecken, die das Zentrum bisher vergebens zu beseitigen suchte. Der durchschlagende Unterschied ist eben der, daß unsere Gesetzgebung die Verfassung der katholischen Kirche unangetastet läßt, während die französische Gesetzgebung Kultus und Seelsorge den „Kultusgenossenschaften“ überantworten will, die nach dem Urteil der kirchlichen Autorität in der **jetzigen** Fassung des Gesetzes mit der gottgesetzten Verfassung der Kirche nicht in Einklang stehen. Von „Aufruhr und Bürgerkrieg“ kann gar keine Rede sein. Papst und Bischöfe warnen nicht bloß ausdrücklich vor jeder Gewalttat, sondern ihre Kundgebungen zielen durchaus dahin, daß die Regierung und das Parlament durch einige **Milderungen** im Gesetz, namentlich betreffend die kirchlichen Garantien der Kultusgenossenschaften, der Kirche die Annahme des Trennungsplanes ermöglichen mögen. Wenn die Minister jetzt die Autorität des Oberhauptes der katholischen Kirche als einen fremden und unberufenen Einfluß hinstellen, so verstärken sie unwillkürlich die Gründe, welche die Kirche zur vorläufig ablehnenden Haltung gezwungen haben. Was soll man von dem Staatsrat, den das Gesetz zur letzten Instanz in der Frage der Katholizität der Kultusgenossenschaften macht, erst erwarten?

Das vorlaute und überhitzige Vorgehen der Minister macht den Eindruck, daß die regierenden Kulturkämpfer sich doch ihrer Sache nicht so sicher fühlen. Von **kirchlicher** Seite ist man bisher viel ruhiger, zuversichtlicher, würdiger und weiser vorgegangen.

Ein freimütiges Wort über katholische Studentenkorporationen.

Von

Apotheker Joseph Pomp, M.-Gladbach.[1])

Die „Allgemeine Rundschau“ brachte eine Reihe von Artikeln über katholische Studentenkorporationen. Durch alle zieht sich wie ein roter Faden die Klage: trotz glänzender Außenseite hapert es vielerorts gar sehr am inneren Ausbau. Manch treffendes Wort wurde darüber gesagt. Ein Punkt, in meinen Augen der wichtigste — die Moral —, wird jedoch nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend behandelt. Ich bedauere sehr, den betreffenden Herren hier entschieden widersprechen zu müssen. Wenn man nämlich einmal, in bester Absicht Uebelstände zu beseitigen, das Kapitel katholische Studentenkorporationen vor der Oeffentlichkeit anschneidet, so muß auch offen und mannhaft der **vollen** Wahrheit die Ehre gegeben werden. Unsere gute Sache braucht die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen, selbst wenn sie noch so viele — und sie hat deren augenblicklich reichlich —, menschlich schwache, fehlbare Vertreter zählt. Ganz falsch wäre es daher, ja wir provozierten den Vorwurf der Heuchelei, wollten wir diese zum Teil selbst dem Gegner bekannten Tatsachen beschönigen oder gar bestreiten. Ich lese in der „Allgemeinen Rundschau“ folgende Sätze über das Thema Moral: „. . . es soll verhütet werden, daß Sittenbilder, wie sie der be—rühmte Friedwaltsche Roman katholischer Studenten entwirft, jemals lebendige Wirklichkeit werden.“ Ferner: „. . . Dann wissen wir zu genau, daß die katholischen Korporationen trotz all der Mängel allein durch ihren ablehnenden Duellstandpunkt, sowie durch ihre moralische Unantastbarkeit über jede Verdächtigung erhaben dastehen.“ — Daß schließlich auch noch von ungehöriger Verallgemeinerung der Einzelfälle geredet wird, kann nicht wundernehmen. Diese letztere Kardinalphrase macht nachgerade keinen Eindruck mehr, es sei denn, der Betreffende gäbe klipp und klar an, von wievielen Einzelfällen an man sich nach seiner Ansicht ein allgemeines Urteil zu bilden berechtigt wäre. Wenn außerdem jener Satz von der moralischen Unantastbarkeit, so wie er da steht, keine unzutreffende Verallgemeinerung bedeutet, dann habe ich noch keine gelesen. Aber wirklich starr war ich ob der Bemerkung hinsichtlich Friedwaltscher Sittenbilder! Wer das schreibt, verdient das Epitheton eines beneidenswerten Fremdlings in Israel. Ich behaupte, und viele mit mir, Friedwaltsche Sittenbilder brauchen nicht erst mehr lebendige Wirklichkeit zu **werden**, sie **sind** es.

Mehr denn ein junger, in der „Praxis“ stehender Mann hat mir schon erklärt: wenn nicht bald Remedur geschaffen wird, kann die Zeit kommen, wo eine Reihe katholischer Korporationen sich von den gegnerischen lediglich durch Ablehnung des Duells unterscheidet. So hart der Ausspruch manchem klingen wird, nach meiner Erfahrung vermag ich dieser Befürchtung die Berechtigung nicht mehr abzusprechen. Ich stimme daher, was Moral angeht, den Ausführungen des Herrn Referendar Schmitz-Köln (Alter Herr des Kartellverbandes der kath. deutschen Studentenverbindungen) an dieser Stelle ausdrücklich bei.[2]) Nicht mehr beklagenswerte vereinzelte Fälle liegen heute vor, nein, eine ganze Reihe von Mitgliedern katholischer Studentenkorporationen steht moralisch nicht so hoch, daß sie **katholischen** Korporationen zur Ehre gereichten. Und einer erheblichen Anzahl guter Elemente fehlen Mut sowie Entschiedenheit, das erkannte Uebel an der Wurzel anzugreifen. Wie weit die moralisch nicht einwandfreien Elemente Korporationen ihr Gepräge aufzudrücken vermögen, will ich weiter nicht erörtern. Zur Ehre vieler Korporationen muß ich aber hinzufügen, daß sie die Krise, welche ihnen aller Voraussicht nach bevorstand, nicht gescheut haben, um unter unsäglicher Mühe reinliche Scheidung herbeizuführen. Vivant sequentes!

Woher nun dieser Niedergang katholischer Korporationen? Zunächst kommen heute viele junge Leute schon moralisch minderwertig vom Gymnasium[3]) zur Hochschule infolge sträflicher Unkenntnis der Eltern auf dem Gebiete der Pädagogik überhaupt und der sexuellen Pädagogik im besonderen. Nachdem man vielleicht 18 Jahre lang den Sohn lediglich parieren gelehrt, ihn die sexuelle Aufklärung bei „guten“ Freunden hat suchen lassen, wird er mit dem lapidaren Satz: „Adieu, mein Sohn, bleibe rein

[1]) Der Verfasser ist Alter Herr des sog. kleinen C. V., der Kartellvereinigung katholischer deutscher Studentenkorporationen.

[2]) Der Niedergang begann zeitlich damals, als man uns die Theologen entzogen hat.

[3]) Der Religionsunterricht auf einigen Gymnasien rc. wird heute noch nicht seiner Aufgabe allseitig gerecht; eine Umgestaltung muß dringendst gefordert werden.

brav", in die Welt zur Hochschule, ja sogar skrupellos zur Großstadt-Hochschule geschickt. Sein Eintritt in eine katholische Korporation bringt den eventuellen letzten Rest von Besorgnissen zum Schweigen, unter solchen Fittichen kann nichts passieren!

Wie steht's in Wirklichkeit um den Schutz der Korporationen? Notorisch beeinflussen die verantwortlichen Leiter derselben den dort herrschenden Geist. Und wer sind die verantwortlichen Leiter? Etwa die ältesten, die charakterfestesten der Korona? Nein, nicht *selten* entscheidet hierüber eine glänzende Fassade, die Schneid; dabei an Charakter vielleicht selbst noch schwanke Rohre sollen sie Strauchelnden Stütze, Verirrten Wegweiser sein! Denn mit Menschenkenntnis nicht beschwert, tätigt man heute Aufnahmen, die sich bald als schwere Mißgriffe herausstellen. Schutzanstalten *sollen* unsere Korporationen sein, — zu Korrektionsanstalten aber fehlt ihnen nicht mehr als alles. Wie werden, frage ich, die verantwortlichen Leiter ihrer Pflicht gerecht hinsichtlich der Wohnungen, der Bedienung und „idealer" Verhältnisse ihrer Schutzbefohlenen? An süddeutschen Hochschulen ist das Kellnerinnenwesen*) eine oft viel zu wenig beachtete Gefahr. Leisten da die Korporationen allenthalben, was wir von ihnen verlangen müssen? Aber die Alten Herren, sie werden doch nach dem Rechten sehen! Leider nicht immer! Jener Interesse erschöpft sich oft im Beitragzahlen, wenn's hoch kommt, werden auch Stiftungsfeste besucht. Das auf Stiftungsfesten Gebotene möchte ich mit potemkinschen Dörfern vergleichen, die dazu noch in die Weihrauchwolken gehüllt sind, welche den so „lieben" Alten Herrn bei seinen Besuchen zu umgeben pflegen. Klappt es einmal irgendwo nicht, so fallen die lieben Alten Herren natürlich aus sämtlichen Wolken. Etliche Entrüstungsrufe: „So etwas, wie kann das vorkommen" — und der beklagenswerte Einzelfall ist erledigt, über allen Wipfeln Ruh' — bis zum nächsten Einzelfall.

Als weiteren Grund für die heutigen unerfreulichen Zustände führe ich, trotz des Protestes der jungen Herren, den Umstand an, daß man vielerorts die Ausübung der Religion kurz und bündig zur Privatsache degradiert hat. Zur Privatsache, — *in* jenem Alter, wo erfahrungsgemäß die Neigungen des Herzens aus bestimmten Gründen, je nach Temperament mehr oder weniger heftig, Widerspruch gegen gewisse Wahrheiten unserer Religion erheben. Nach etlichen Jahren entsprechender Lebensweise täuschen ebendieselben jungen Leute sich dann vor, „sie hätten die Religion ihrer Väter lediglich, weil mit der nunmehr aufgeklärten Vernunft unvereinbarlich, z. B. schweren Herzens über Bord werfen müssen". — Arzt und Apotheker wissen es besser.

Da wird geschrieben über Studentenseelsorge! Was soll denn so ein Studentenseelsorger erreichen, wo die Leiter der Korporationen sich um Seelsorge nicht kümmern! Der Effekt wird jenem gleich sein, wenn ich als Vater dem Religionslehrer der Schule die Seelsorge meiner Kinder allein überlasse. Dabei will ich davon absehen, wie vom Studentenseelsorger Uebermenschliches an Takt, Umsicht und Lebenserfahrung vorausgesetzt wird, soll er selbst Hand in Hand mit den Korporationen Ersprießliches wirken. Nicht sehr viele werden sich hierzu für qualifiziert halten, und gerade diese lassen sich so leicht nicht in eine derartig dornenvolle Laufbahn drängen.

Wo und wie angesetzt werden muß, welche Faktoren behufs sittlicher Hebung mancher katholischen Korporationen heranzuziehen sind, soll die ganze Aktion nicht Stückwerk bleiben, wird jeder wirkliche Kenner der Verhältnisse aus vorstehendem unschwer ersehen. Wer aber immer an diese große Aufgabe herantreten will, möge sich beizeiten darüber klar werden, daß er auch das Martyrium seiner Ueberzeugung auf sich zu nehmen hat, das Crucifige bleibt eben nimmer aus; fehlt ihm Mut und Kraft hierzu, dann beginne er lieber nicht. Zum Schlusse bitte ich meine zwar harten Worte zu nehmen, wie sie gesprochen sind, in bester Absicht unserer erhabenen Sache zu dienen. Ich lebe der festen Ueberzeugung: eine wirklich unantastbare Moral ringt selbst unserem Gegner Achtung, Bewunderung ab — das Gegenteil bringt uns unwiderruflich um unsere Existenzberechtigung. Der „Allgemeinen Rundschau" sind wir alle zu Dank verpflichtet, daß sie diese offene Aussprache, deren Resultat wohl eine allseitige Erkenntnis und Besserung sein wird, ermöglichte.

*) Man lese nur wieder die jüngsten Münchener Schwurgerichtsverhandlungen über eine Kellnerin, deretwegen ein junger Russe einen norddeutschen Studenten erschoß.

Die Bonner Tagung der Görresgesellschaft.

Von

Dr. Hubert Trimborn.

Der Verlauf der Generalversammlung der Görresgesellschaft, die in den Tagen vom 25.—28. September in Bonn stattfand, ist ein für die Vereinigung hochzufriedenstellender gewesen. Sowohl durch die wissenschaftlichen wie geselligen Veranstaltungen ging ein frischer Zug, der sicherlich viele Nichtmitglieder, die an den Versammlungen teilgenommen haben, zum Beitritt in diesen vornehmen Verein veranlassen dürfte. Mitglieder waren aus allen Gauen des Reiches herbeigeeilt, während aus Bonn und seiner Umgebung sowie dem ganzen Rheinlande sehr viele Nichtmitglieder den Vorträgen ihre Aufmerksamkeit schenkten. Von Männern von Ruf bemerkten wir: Exzellenz Professor Dr. Freiherrn v. Hertling, Professor Dr. Grauert, die Privatdozenten Dr. Drerup und Dr. Ettlinger, sowie Archivrat Dr. Weiß aus München, Chefredakteur Dr. Cardauns, Justizrat Dr. Julius Bachem und Sanitätsrat Dr. Hopmann (Köln), Professor Dr. Hitze, Professor Dr. Mausbach, Prälat Dr. Hülskamp und Dr. Geiser (Münster), Professor Dr. Baumgartner, Professor Dr. Jungnitz und Professor Dr. Pohle (Breslau), Professor Dr. Felten, Professor Dr. Kirschkamp, Professor Dr. Kellner, Professor Dr. Dyroff, Professor Dr. Hauptmann (Bonn), Domkapitular Dr. Selbst (Mainz), Professor Dr. Beyerle (Göttingen), Professor Dr. Kirsch und Professor Dr. Schnürer (Freiburg, Schweiz), Prälat Dr. Ehses und P. Grisar (Rom), P. Dahlmann, S. J., und P. Wasmann, S. J. (Luxemburg) u. a. Auch viele Studenten der katholischen Korporationen und die Laienwelt waren stark vertreten.

Den allgemeinen öffentlichen Versammlungen ging eine Vorstandssitzung voraus, die sich mit der Vorberatung der Generalversammlung beschäftigte, deren diesmal überaus starkes Programm einige Aenderungen in der Tagesordnung wünschenswert machte. Es wurde ferner mitgeteilt, daß beim Philosophischen Jahrbuch Professor Dr. Schreiber (Fulda) die Redaktionsgeschäfte an Stelle des Professors Schmitt übernimmt. Eine Ehrengabe für die Generalversammlung lag während der Vorstandssitzung vor in Gestalt des ersten Heftes der reformationsgeschichtlichen Studien und Texte, die Privatdozent Dr. Greving (Bonn) herauszugeben begonnen hat: Johann Eck als junger Gelehrter — eine literar- und dogmengeschichtliche Untersuchung über seinen Chrysopassus praedestinationis aus dem Jahre 1514 (Münster, Aschendorff. 1906).

Auf den Abend des ersten Tages war eine allgemeine Begrüßungsversammlung anberaumt. Das war ein Händedrücken, ein Umarmen alter lieber Freunde, die nach langer Zeit sich wiedersahen und traute Erinnerungen austauschten. Professor Dr. Dyroff, der als Vorsitzender des Lokalkomitees durch seine unermüdlichen Arbeiten an den Vorbereitungen den größten Anteil daran hat, daß die Generalversammlung so überaus glänzend verlaufen ist, hieß die Görresgesellschaft in Bonn, der Heimat des Vereins, herzlich willkommen. Er führte in streng logischer Form den Beweis, daß sie in diesem Jahre nirgendwo anders abgehalten werden durfte. Sein Hoch auf die Gesellschaft beantwortete Justizrat Dr. Julius Bachem mit einem solchen auf die Stadt Bonn, ihr Lokalkomitee und dessen eifrigen Vorsitzenden. Redner erging sich in ernsten und launigen Erinnerungen an die Bonner Studentenzeit und Präliminarien der Gründung; es ergab sich dabei, daß von dem ganz kleinen Kreis der meist jungen Leute, die 1875 die Sache in die Hand nahmen, die Hälfte im Saale anwesend war, gealtert zwar, aber noch körperlich und geistig frisch, vor allem der erste Vorsitzende, Frhr. v. Hertling, der trotz seines Augenleidens die Reise von München nach Bonn nicht gescheut hatte. Die Ausführungen Professor Dr. Dyroffs, daß Bonn der Gründungsort resp. die Heimat der Gesellschaft sei, entfesselte darüber einen homerischen Streit. In geistvoller Weise gaben die Herren Domkapitular Selbst und Professor Dr. Grauert historische Belege, daß die Priorität für den Gründungsgedanken dem goldenen Mainz beziehungsweise München gebühre. Domkapitular Selbst erwähnte hierbei, daß von Mainz nunmehr auch der Gedanke ausgehe, eine Sektion für alte Kultur und Geschichte zu gründen, die auf der heurigen Tagung ins Leben treten solle. Und Professor Dr. Grauert verband mit seinen Ausführungen sehr feinsinnige Bemerkungen über die historischen Beziehungen Bayerns zu Köln und Bonn durch die Kurfürsten aus dem Wittelsbacher Hause.

Die am folgenden Morgen tagende Hauptversammlung eröffnete Frhr. v. Hertling in seiner Eigenschaft als Präsident.

Er gedachte hierbei zweier Männer, die besonders dazu beigetragen, daß die Gesellschaft so rasch im katholischen Deutschland Wurzel fassen konnte, des verstorbenen Bonner Oberbürgermeisters Leopold Kaufmann, welcher jahrelang das Amt eines Geschäftsführers innegehabt, und seines Freundes, des leider zu früh dahingeschiedenen Erzbischofs Dr. Simar von Köln, dessen großes Wissen und streng abgemessenes klares Urteil für die Gesellschaft von unschätzbarem Werte gewesen. Heute, nach den dreißig Jahren des Bestehens, sei eine neue Generation herangewachsen, die nun an die Stelle der alten Generation treten möge. Auch das evangelische Oberhaupt der Stadt Bonn, Oberbürgermeister Spiritus hatte sich eingefunden, um den Kreis bedeutender Männer zu begrüßen, die sich zu ernster Arbeit in Bonn zusammengefunden. Er hob rühmend hervor, daß es ein großes Verdienst der Gesellschaft sei, daß sie auch in populärer Form die Wissenschaft weiteren Kreisen zugänglich mache. Eine solche Arbeit, die auf positiver christlicher Grundlage beruhe, sei wahrhaft segenspendend. Unrecht sei es allerdings, daß die Gesellschaft erst nach 30 Jahren in ihrem Wohnsitz Bonn tage, wo doch die Naturschönheiten und die freundliche Aufnahmebereitschaft der Bewohner zum Besuche einlade.

Die eigentliche Arbeit der Versammlung trat mit der Erstattung des Geschäftsberichts durch Chefredakteur Dr. Cardauns in ihr Recht. Die Finanzlage der Gesellschaft stellt sich als sehr gut dar; nicht weniger als 46,000 M können jährlich für die Zwecke des Vereins verausgabt werden. Die Mitgliederzahl betrug im Jahre 1905 2952, hinzugekommen sind 105, ausgeschieden durch den Tod und Austritt 162; der Rückgang um 57 Mitglieder wird durch Neuanmeldung in der Hauptversammlung wohl ausgeglichen werden. Eine Reihe von Ehrenmitgliedern und lebenslänglicher Mitglieder ist bereits angemeldet.

Die wissenschaftlichen Beratungen und Vorträge erweckten besonders das Interesse der Herren vom Fach, zumal in den Sektionssitzungen. Verfolgt doch die Görresgesellschaft als Vereinigung von Gelehrten die Pflege der Wissenschaften nach sachlicher Kritik. Zu diesen Vorträgen zählen wir die des Professors Dr. Schnürer über die neuesten Forschungen zur Geschichte des hl. Franziskus von Assisi, des Prälaten Ehses in der historischen Sektion über die Rechtfertigungslehre Johannes Groppers auf dem Tridentiner Konzil, des Professors Dr. Switalski in der philosophischen Sektion über reine und psychologische Logik, des Professors Dr. Grabmann über die Grundlegung der scholastischen Methode in der Patristik und Vorscholastik, des Domkapitulars Selbst über das Thema „Alter Orient" und Geschichtsforschung, des Dr. Heyes (Bonn) über die etheologische Stellung der protohistorischen Aegypter, des Dr. Drerup über „Ein politisches Pamphlet aus Athen 404 v. Christus". Die zuletzt genannten Vorträge wurden gehalten in der neubegründeten Sektion für alte Kultur und Geschichte. Außerdem wurde eine naturhistorische Sektion gegründet, in der P. Wasmann einen hochwissenschaftlichen, aber auch von der Laienwelt mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten Vortrag über die Gründung neuer Ameisenkolonien hielt, der so stark besucht war, daß die Zuhörer bis zur Türe des Sektionssaales standen. Den Glanzpunkt der Tagung bildete unstreitig der Vortrag von P. Grisar: „Die lateranische Palastkapelle der mittelalterlichen Päpste und ihr neu entdeckter Schatz", wofür eine außerordentliche Hauptversammlung anberaumt war. Zu diesem von der historischen Sektion angeregten Vortrage hatte sich das Publikum so zahlreich eingefunden, daß die große Beethovenhalle bis auf den letzten Platz besetzt war. Auch die Damenwelt hatte hierzu ein großes Kontingent gestellt. Alle Zuhörer waren überwältigt von dem Eindruck, den diese ungewöhnlichen Vorführungen hervorgerufen haben, und so konnte Professor Dr. Grauert sagen, daß der Vortrag in der Tat eine wissenschaftliche Offenbarung gewesen sei.

Die Abende waren der Erholung nach ernster Arbeit gewidmet. Zwanglos fand man sich Mittwoch im Saale des Bonner Bürgervereins, Donnerstag in der Lese- und Erholungsgesellschaft zusammen, wo bei den anerkannt guten Weinen und unter Mitwirkung mehrerer Bonner Gesangvereine die Geselligkeit ihren Höhepunkt erreichte. Auch das Festmahl im Saale des Hotel Stern verlief mit seinen verschiedenen ernsten und launigen Toasten auf das anregendste. Ein Ausflug nach Rolandseck, dem Vororte Bonns, wo sich vor 31 Jahren sechs Herren zur Besprechung bezüglich der Gründung des Vereins zusammengefunden hatten, bildete den Schluß der überaus gut verlaufenen Generalversammlung, die gewiß neue Mitglieder werben wird, aber auch Anregungen gebracht hat, die dem Verein zur Fortentwicklung gereichen.

Generalversammlung des „Deutschen Vereins für Volkshygiene".

Von

Dr. med. J. Weigl.

In des Reiches Westmark, im waffengegürteten Metz, hatten wir dieses Jahr in den Tagen vom 21. mit 23. September uns zusammengefunden: Eine stattliche Anzahl von Delegierten der Ortsgruppen Berlin, Dresden, Duisburg, Düsseldorf, Frankfurt-M., Hamburg, Karlsruhe, Leipzig, München, Saarlouis, Straßburg und eine ganze Reihe Einzelmitglieder aus Orten, wo noch keine Ortsgruppen bestehen, besonders aus den Rheinlanden. In vorzüglicher Weise hatte der Metzer Verkehrsverein mit den Herren unserer Ortsgruppe für beste Ortsunterkunft der Auswärtigen Sorge getragen. War dort die Freude über den unerwartet großen Besuch eine echte, ungekünstelt und herzlich: so beherrschte hinwieder uns der Eindruck der liebevollen Aufnahme. Das ergab eine Resultante, die mächtig das Zusammengehörigkeitsgefühl hob, und in allen die Arbeitsfreude wesentlich förderte. Wie jedes Jahr war der erste Tag der Besprechung des inneren Vereinslebens gewidmet. Freitags nach 11 Uhr eröffnete der Vorsitzende Geh. Obermedizinalrat Prof. Schmidtmann die Geschäftssitzung der Mitgliederversammlung. Seine warm gehaltenen Begrüßungsworte, mit denen er zum ersten Male als Vorsitzender vor uns trat, gewannen ihm rasch unser aller aufrichtige Sympathien. Zahlreiche Glückwunschtelegramme von Behörden und Privaten begünstigten die frohe Stimmung in dem prachtvollen, Gold in Weiß gehaltenen Festsaal des Stadthauses, den die Stadtverwaltung zur Verfügung gestellt hatte. Der Geschäftsführer Generalarzt Dr. Haase erstattete den Jahresbericht, der mit riesigem Fleiße bearbeitet, in markigen Zügen von den reichhaltigen und vielgestaltigen Arbeiten der Zentrale und einzelnen Ortsgruppen ein lebenswarmes Bild entrollte. Es gibt kein Gebiet der Volksgesundheitspflege, auf dem unser Verein nicht arbeitet entweder selbständig oder durch ideelle und materielle Unterstützung anderer Vereine. So zeigt sich überall regste Vereinstätigkeit und allseitigste Arbeit, die freilich eines jeden Kraft sehr anspannt und den Wunsch der beiden Herren rechtfertigt, daß sich die Reihen der Mitglieder und Ortsgruppen stetig mehren möchten. In gewandter Weise erledigte Rentner A. Guttmann den Kassenbericht und gab einen vortrefflichen Ueberblick über die finanzielle Lage des Vereins, die günstig ist. Nun folgten Berichte, Anträge und Anregungen aus den Reihen der Delegierten; besonders wurde betont, wie wichtig es ist, daß wir mit anderen Vereinen, welche bestimmten Arbeitsgebieten der Volkswohlfahrtspflege dienen, in Fühlung treten und zusammenarbeiten. Praktische Beispiele konnte vor allem der Münchener Delegierte anführen und erntete allseitigen Beifall. Anschließend folgte eine mehrstündige Sitzung des Zentralausschusses und dann die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten und hygienischen Einrichtungen: die herrliche Kathedrale, das städtische Museum, das Luft- und Sonnenbad, die städtischen Moselbäder, der Schlachthof mit der in seinem Rayon gelegenen Säuglingsmilchküche, endlich die nach Aufgabe der Stadtumwallung ringsum erstehenden reizenden Parkanlagen, wie der Kaiser-Wilhelm-Ring, fesselten unsere Aufmerksamkeit bis in die Abendstunden.

Am zweiten Tag fand öffentliche Versammlung statt. Damen und Herren, Bürger, Arbeiter, Geistliche, Zivil und Militär, insbesondere das gesamte dienstfreie Sanitätsoffizierkorps, waren erschienen. In eleganter Form begrüßte der Vorsitzende die stattliche Schar. Warme Begrüßungsworte spendeten die Vertreter der hohen Regierung und Oberbürgermeister Ströver, sowie Sanitätsrat Dr. Adelmann. Ihnen reihten sich an die Vertreter der Vereine vom roten Kreuz, der Gesellschaft für lothringische Geschichte, der Metzer Aerzteverein u. a. Die geschickt gewählten Vorträge wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. In bekannter fesselnder Beredsamkeit behandelte Hofrat Raydt (Leipzig): „Die Notwendigkeit von Spielplätzen und Spielnachmittagen für unsere Jugend" und gab ein prächtiges, klares Bild vom heutigen Stand der ganzen Bewegung. Prof. Schottelius (Freiburg i. B.) sprach über „Giftige Konserven" und demonstrierte an Präparaten die Tätigkeit der die Zersetzung bewirkenden Bakterien. „Uebertragbare Krankheiten und Wohnungsnot" lautete der Vortrag von Dr. Matthes (Metz). Aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen schilderte Redner den Zusammenhang zwischen unhygienischen Wohnungsverhältnissen und Volkskrankheiten. Die folgende lebhafte Diskussion, welche der Vorsitzende mit geschicktem Eingreifen in den Bahnen strenger

Sachlichkeit zügelte, ergab ein wirkungsvolles Resümee. Nach deren Schluß wurde die großartige, modernst eingerichtete Konservenfabrik von Moitrier besichtigt und dann fand man sich zu einem Diner zusammen, das bei vorzüglicher Leistung von Küche und Keller, gewürzt mit stimmungsvollen Toasten, dem Tag einen reizenden Abschluß gab. Am anderen Morgen fuhren wir nach den Schlachtfeldern von 1870. Unter der sachkundigen Führung des Herrn Leutnant Baermann vom 4. Bayer. Infanterieregiment pilgerten wir über die Gefilde von St. Privat, Roncourt, Habonville nach Gravelotte. Hier war's, wo wir vor den Heldengräbern der Zehntausende, die einst kämpften und bluteten um Deutschlands Größe, Frieden und Einheit, unseren Führern deutsche Waffentreue schwuren im geistigen Kampfe für das erhabene Ziel der Förderung der Volksgesundheit: Zu Gottes Ehre, des Vaterlandes Blühen und unseres Volkes herrlicher Entfaltung!

Herbstgold.

Vom Rosenscheine des Morgens durchglüht,
Von funkelnden Demanttropfen betaut,
Ist über Nacht hier ein Wunder erblüht,
Wie herrlicher kaum der Lenz es geschaut.

Gold, Gold, so weit nur das Auge reicht,
Ein flimmernder, schimmernder Märchendom,
Und wenn der Wind durch die Wipfel streicht,
So rieselt's herab in goldenem Strom.

Hat eine gütige Zauberin hold
Mit ihrem Stabe berühret den Hain,
Daß Blatt um Blatt, gleich flüssigem Gold,
Nun leuchtet im Morgensonnenschein?

Winkt golddüberschauert am Waldessaum
Mir Fata Morgana mit lockendem Gruß?
Ward Wahrheit ein glücklicher Feentraum? —
In dürrem Laube raschelt mein Fuß.

A. Jüngst.

„Schutz der Jugend vor dem Schmutz."

Unter diesem Titel wurde in Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau" eine Verfügung der Kgl. Lokalschulkommission München mitgeteilt, die in anerkennenswerter Weise die Lehrerschaft veranlaßt, darauf hinzuwirken, „daß in den Buchhandlungen, Zeitungsgeschäften, Milchläden rc.", die sich in der Nähe der Schulhäuser befinden, „nicht Bilder ausgestellt werden, welche das sittliche Gefühl der Kinder verletzen können". In dem mitgeteilten Anschreiben ist Bezug genommen auf einen Sitzungsbeschluß der Lokalschulkommission vom 5. Juli. Die sozialdemokratische „Münchener Post" schreibt nun in Nr. 215, S. 5: „. . . Es kommt aber auch hinzu, daß ein solcher Sitzungsbeschluß, von dem die Verfügung spricht, gar nicht existiert." Nachdem die „Münchener Post" so sicher auftrat, haben verschiedene Blätter — auch bürgerliche — diese widersprechende Notiz mitgeteilt. Wir erklären demgegenüber, daß die von uns mitgeteilte Verfügung genaue Abschrift des offiziell ausgegebenen Zirkulars ist. — Der Protest der „Münchener Post" dagegen, „daß der Lehrer und die Lehrerin zu Sittlichkeitspolizisten degradiert werden", ist ganz unangebracht; denn Erzieher, die ihre Aufgabe wirklich ernst nehmen, sehen in der Verfügung keine Degradierung", sondern, wie wir schon betonten, „eine dankenswerte Stütze und einen sicheren Rückhalt" in dem von ihrem Beruf gebotenen Vorgehen.

Rm.

Die Mittelschule auf der Nürnberger Ausstellung.

Von

H. Morin, Kgl. Gymnasiallehrer, München.

Bei dem regen Interesse, welches heute in allen Kreisen der Entwicklung unseres Unterrichtswesens entgegengebracht wird, mußte man darauf gespannt sein, wie der gegenwärtige Stand des Zeichenunterrichtes, von welchem heute ausschließlich die Rede sein soll, durch die in Nürnberg ausstellenden Mittelschulen repräsentiert wurde.

Daß der Betrieb heutzutage ein ganz anderer geworden ist als noch vor einem Jahrzehnt, mußte selbst dem Laien auf den ersten Blick auffallen; denn wo man früher eintönige Flächen in Weiß, Grau und Schwarz, ausschließlich Zeichnungen mit Blei, Kohle und Kreide nach Vorlagen und Gips gesehen, da leuchten heute die Ornamente in kräftigen, die Flächen gut hervorhebenden Farben, und Malereien nach Naturobjekten aller Art zeigen, daß man mit dem allen Farbensinn ertötenden Gips gebrochen hat.

Ein energisches, frisches Streben, ein Ringen nach dem Rechten, ein Drängen nach Wahrheit ist unverkennbar in den Zeichenunterricht der Mittelschulen gefahren und hat den alten Zopf hinausgefegt; freilich nicht überall so, daß nicht noch ein Endchen davon hängen geblieben wäre. Beim Augsburger Realgymnasium z. B. ist dieser Zopf noch nicht verschwunden; die Arbeiten sind zwar peinlich sauber, bewegen sich aber sonst noch ganz in der alten, langweiligen Schablone. Das Würzburger Realgymnasium sucht aus dieser Schablone herauszukommen, vergreift sich aber in der Wahl der Mittel und stellt z. B. ganz zwecklose farbige Kopien irgend eines Frauenporträts aus, die noch dazu mit ärgstem Dilettantismus gefertigt sind.

Ueberhaupt noch dieses schreckliche Kopieren, in dem selbst die Realschulen neben sonst oft recht guten Leistungen noch immer befangen sind! Da tauchen plötzlich hier und dort Kopien auf nach den „dekorativen Vorbildern" — noch dazu in gleicher Größe —, dann wieder eine Bleistiftkopie eines Piglheinschen Pastells, schrecklich hart und ungeschickt gemacht usw. Wenn sich nur alle Lehrer einmal darüber klar wären, daß solche Kopien den Schüler nicht im geringsten fördern und als Zeitverschwendung zu betrachten sind.

Am Münchener Realgymnasium ist zu loben, daß mit diesen Kopien aufgeräumt wurde und ein konsequentes Studium der Natur Platz gegriffen hat. Nur darf die Freude an der Farbe nicht so weit führen, daß man die Form darüber vernachlässigt. Einige bedenkliche Zeichenfehler fallen auf, u. a. ein total verzeichnetes Schachbrett. Das benachbarte humanistische Gymnasium zeigt die gleiche Konsequenz im Naturstudium, welches dem Lehrplan entsprechend bis zur Landschaft durchgeführt ist, und die Schüler sind unbestritten auch an genaues Zeichnen gewöhnt. Die letztgenannten Anstalten sind übrigens die einzigen mit festgeschlossenem, konsequentem System; an den Realschulen macht sich überall ein unsicheres Tasten bemerkbar, ein Schwanken zwischen Altem und Neuem, wie einzelne Naturzeichnungen neben altmodischen Kopien beweisen. Wie einige Anstalten es über sich gewinnen konnten, im ersten Ornamentzeichnen so geschmacklose Muster wie die „uralten Motive in hochmodernem Gewand" kopieren zu lassen, ist unbegreiflich; jeder Lehrer könnte doch mit Leichtigkeit selbst hübschere Entwürfe für seinen Unterricht herstellen. Eine gewisse Farbenangst ist unverkennbar, wenn man z. B. von den Naturstudien einen blassen Tiger, einen verschossenen Arras u. dgl. mit den keck und flott hingesetzten Naturarbeiten des Münchener Realgymnasiums vergleicht. Geradezu glänzend ist diese Anstalt durch ihr Linearzeichnen vertreten. Flotte Malereien nach Vögeln, z. B. eine Mandelkrähe, einen Papagei rc., hat eigentlich nur eine Realschule; aber diese tragen so unverkennbar die Hand des Lehrers, namentlich im Beiwerk, daß sie eigentlich nicht hätten ausgestellt werden dürfen. Eigene Tätigkeit des Lehrers ist vielfach bei den Modellen, hier aber mit Vergnügen zu konstatieren. Einen höchst instruktiven Apparat für Perspektive hat das Nürnberger Realgymnasium ausgestellt, die zweite Nürnberger Kreisrealschule vorzügliche Formalpräparate, welche den steifen und geschmacklosen Pflanzenpräparaten der Maria Theresia-Realschule München weit vorzuziehen sind. Am humanistischen Gymnasium stammen nahezu alle Modelle, vom großen Körpermodell bis zum präparierten Schmetterling, von der Hand des Lehrers. Unter anderem fällt das getreue Modell einer Dorfkirche auf, das aber mehr ein Schaustück ist, weil die vielen Details das Objekt als Modell untauglich machen. Am ersten, obligatorischen

Ornamentunterricht fehlt es aber auch hier bei dieser Anstalt, welche doch sonst dem Zug der Zeit zu folgen sucht. Hellmuths moderne Vasen sind ferner eine Zierde jedes Zeichensaales. Daß überall etwas fehlt, beweist eben nur die Reformbedürftigkeit des Zeichenunterrichtes, und wir hören ja, daß namentlich von den Lehrkräften der humanistischen und Realgymnasien eine solche kräftigst angestrebt wird.

Einstweilen aber erfreuen wir uns an dem ehrlichen Streben, das alle Lehrer zeigen, an dem regen Leben im Zeichenunterricht, welches uns ein Beweis sein kann, daß unsere Mittelschulen auch in diesem Fach nicht stehen bleiben, sondern dem Zug der Zeit folgen und durch allerlei Schwierigkeiten sich in die Höhe arbeiten. Per aspera ad astra!

Erziehung der Schwachsinnigen.

Bildungsanstalten des Staates, der Provinzen bzw. Kreise und der Kommunen für Schwachsinnige im Deutschen Reiche. [1]

Die Prophylaxis in der Not geistiger Minderwertigkeit findet noch immer geringe Beachtung. Schon vor 13 Jahren hat Trüper in seiner Schrift „Psychopathische Minderwertigkeiten im Kindesalter" (Gütersloh-Bertelsmann) auf die nervenschädigende Wirkung der falschen Ernährung der Eltern, namentlich auf die zerrüttenden Schädigungen durch Alkohol und andere Genußmittel (Kaffee, Tee, Tabak) hingewiesen und er hat die Notwendigkeit des Schutzes der Jugend vor diesen Giften gefordert; er will die Kleinen während ihrer ganzen Kindheit vor Alkohol wie vor Kaffee und ähnlichen Genüssen gehütet wissen. Inzwischen hat Strümpell in seiner epochemachenden „Pädagog. Pathologie" (Leipzig 1899) folgendermaßen geurteilt:

„Unter den akuten wie unter den chronischen Vergiftungen, sofern sie Ursache sind für das Eintreten nicht nur flüchtiger, sondern auch länger dauernder psychopathischer Erscheinungen, spielt die größte Rolle die Vergiftung mit Alkohol und überhaupt mit Reiz- und Genußmitteln (Kaffee). Dieser Mißbrauch ist besonders unter Kindern sehr gefährlich und ruft unter ihnen eine übergroße Zahl von Erkrankungen mit psychopathischen Folgen hervor." Und Direktor Dr. Heller schließt in seinem Grundriß der Heilpädagogik (Leipzig, Engelmann) „Russischen Tee und Bohnenkaffee" gleich dem Alkohol bei der Ernährung dieser Kinder aus. Er schreibt: „Diese Genußmittel müssen unter allen Umständen entzogen werden, selbst wenn sie zunächst keinen ungünstigen Einfluß auf das körperliche und geistige Befinden auszuüben scheinen. Die ungünstige Wirkung der erwähnten Genußmittel gelangt häufig erst nach einiger Zeit zum Ausdruck, wenn die hierdurch veranlaßten Schädlichkeiten eine gewisse Höhe erreicht haben. Hierbei lassen sich folgende Symptome beobachten: Hochgradige Reizbarkeit, gesteigerter Bewegungsdrang, Schlaflosigkeit, Unaufmerksamkeit, Gedächtnisschwäche, bei Kindern in der Pubertätsentwicklung auch sexuelle Erregungszustände und dadurch bedingte Masturbation." Und alle, die die Frage der Heilerziehung behandelten, seien es Mediziner oder Pädagogen, haben auf die prophylaktische Wirkung der Vermeidung der Genußgifte hingewiesen. Neuestens kommt dazu sogar ein statistischer Beleg. In der „Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift" erschien im laufenden 8. Jahrgang Nr. 19 ein „Statistischer Beitrag zur Aetiologie der Idiotie" von Dr. F. Heyn, der in 17,6 % der Fälle die angedeutete falsche Ernährung der Kinder als Ursache des Schwachsinns feststellt. Trotz dieser klaren Stellungnahme der Männer der Wissenschaft und Praxis, trotz der statistischen Belege, trotz des Vorhandenseins guter Ersatzmittel für alkoholische Getränke und Bohnenkaffee in Milch, Malzkaffee, Fruchtlimonaden und einheimischen Tees, ist diese prophylaktische Maßnahme noch wenig beachtet.

Aehnlich ist es mit den anderen prophylaktischen Mitteln. Die Vorsicht der Kindermädchen, ja der Eltern selbst in bezug auf Schutz der Kinder vor Kopfverletzungen mannigfacher Art ist trotz der großen Zahl der Fälle geistiger Minderwertigkeit, die wir in ihnen begründet wissen, nicht größer geworden. Und auch die allgemeinen Mißgriffe in der Erziehung, die Strümpell knapp und treffend in dem erwähnten Werk als Roheiten gegen die Kinder in der ersten Altersperiode, oder frühzeitige Verzärtelung, als Mangel an Strenge gegenüber exzitierenden wie deprimierenden Affekten, als verfrühte Beteiligung der Kinder an Vergnügungen und Genüssen der Erwachsenen geißelt, sind nicht geringer geworden.

So ist es kein Wunder, daß immer wieder eine große Zahl von geistig minderwertigen Kindern aus unseren allgemeinen Bildungsanstalten, den Volksschulen, ausgeschieden und eigener Behandlung zugeführt werden muß. Wie wird nun gegenwärtig für diese Kinder gesorgt?

Wir haben in Deutschland drei Hauptversorgungsarten:

1. Geschlossene Anstalten, die den Kindern neben der Bildung auch die ganze Erziehung geben und die gewöhnlich nur den schwereren Fällen ihre Tätigkeit widmen;

2. eigene Klassen, dem Volksschulkörper großer Städte angeschlossen, die die Kinder mit größeren Defekten aufnehmen: die Hilfsschulen;

3. eigene Klassen im Volksschulkörper der großen Städte, die die Kinder mit geringeren geistigen Defekten behandeln: Die Sonderklassen im Sinne der Bestrebungen, wie sie von Schulrat Dr. Sickinger, Mannheim, angebahnt und mit Erfolg propagiert werden.

Ueberschauen wir nun zunächst im allgemeinen, was für eine Arbeit in allen diesen Bildungsanstalten des Deutschen Reiches geleistet wird.

Geschlossene Anstalten, die Unterricht erteilen, also nicht nur Pflege-, sondern wirkliche Bildungsanstalten sind, besitzen wir 81. An diesen Anstalten waren am Schluß des Jahres 1905 383 Lehrer und Lehrerinnen tätig und es wurden 5219 Kinder unterrichtet.

Ich habe diese Zahlen zusammengestellt nach der Statistik in dem vorzüglichen „Kalender für Lehrer und Lehrerinnen an Schulen und Anstalten für geistig Schwache" von Frenzel, Gerhardt und Schulze, Leipzig, Scheffer 1906/07, da es wohl nicht angezeigt erschien, die vielen privaten Anstalten wieder auch von meiner Seite mit einem Fragebogen zu belästigen.

Hilfsschulen waren am Schlusse des Jahres 1905 in 162 deutschen Städten eingerichtet.

Sonderklassen im Sinne des Mannheimer Systems haben gegenwärtig 22 deutsche Städte — zum Teil noch versuchsweise — eingerichtet.

Fragen wir nun wie sich der Staat, die Provinzen bzw. Kreise und die Städte offiziell zu diesen Bildungsanstalten verhalten und wie weit sie namentlich an der Einrichtung dieser Bildungsgelegenheiten beteiligt sind. Die hier folgenden Zahlen habe ich selbst bei den einzelnen Anstalten erhoben.

1. Anstalten des Staates.

Von den 81 geschlossenen Anstalten sind 8 Einrichtungen des Staates. Sie verteilen sich folgendermaßen:

Das Königreich Sachsen hat 4 Staatsanstalten:
Chemnitz mit 13 Lehrkräften und 308 Schülern,
Großhennersdorf mit 6 Lehrkräften und 168 Schülern,
Hochschweitzen mit 1 Lehrkraft und 40 Schülern,
Nossen mit 4 Lehrkräften und 134 Schülern.

Das Großherzogtum Hessen hat 1 Staatsanstalt: Darmstadt mit 5 Lehrkräften und 111 Schülern.

Das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin hat 1 Staatsanstalt: Schwerin mit 6 Lehrkräften und 80 Schülern.

Das Großherzogtum Anhalt hat 1 Staatsanstalt: Dessau mit 3 Lehrkräften und 27 Schülern.

Das Herzogtum Sachsen-Altenburg hat 1 Staatsanstalt: Roda mit 1 Lehrkraft und 35 Schülern.

Zusammen werden in den Staatsanstalten von 39 Lehrkräften 903 Schüler unterrichtet.

Es ist also etwa der zehnte Teil der Anstalten staatlich, 1/10 der Lehrkräfte ist staatlich verwendet, etwas mehr als 1/6 der Anstaltsschüler ist staatlich versorgt.

2. Anstalten der Provinzen bzw. Kreise.

Von den sämtlichen Anstalten sind 5 provinzielle Einrichtungen. Sie verteilen sich auf folgende Provinzen des Königreiches Preußen:

Prov. Brandenburg: Potsdam m. 4 Lehrkräften u. 130 Schülern.
Prov. Hannover: Langenhagen m. 9 Lehrkräften u. 153 Schülern.
Prov. Posen: Kosten mit 1 Lehrkraft und 49 Schülern,
Prov. Schleswig-Holst.: Schleswig m. 3 Lehrkräften u. 98 Schülern.
Rheinprovinz: Unterrath mit 2 Lehrkräften und 20 Schülern.

Zusammen werden hier von 19 Lehrkräften 458 Schwachsinnige unterrichtet.

Es ist also etwa der 16. Teil der Anstalten provinziell, 1/20 der Lehrkräfte ist provinziell verwendet und 1/11 der Anstaltsschüler ist in Provinzialanstalten untergebracht.

[1] Vortrag, gehalten auf dem „Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge" zu Berlin am 1. Oktober von Lehrer Franz Weigl, Herausgeber der „Pädagog. Zeitfragen", München.

3. Anstalten der Kommunen.

a) Geschlossene Anstalten: Von den sämtlichen Anstalten sind zwei städtisch, und zwar die beiden Anstalten der Reichshauptstadt Berlin: Wuhlgarten für jugendliche Epileptiker mit 5 Lehrkräften und 65 Schülern, Dalldorf für bildungsfähige Idioten mit 10 Lehrkräften und 186 Schülern.

b) Hilfsschulen: Die sämtlichen in den 162 Städten eingerichteten Hilfsschulen sind durchwegs offizielle Einrichtungen dieser Kommunen. Sie unterrichten gegenwärtig durch 822 Lehrkräfte 14,073 Kinder.

c) Sonderklassen: Die in 22 deutschen Städten eingerichteten Sonderklassen sind ebenfalls offiziell kommunale Einrichtungen. Ueber die Zahl der Lehrkräfte und Schüler läßt sich gegenwärtig festes Material nicht geben, da die Einrichtung noch vielfach im Stadium des Versuches ist.

Ueberblicken wir diese Darstellung, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß der Hauptteil der Arbeit in der Anstaltsversorgung der privaten Wohltätigkeit, caritativen Einrichtungen, verbleibt. Nur ein kleiner Teil der Arbeit entfällt auf staatliche, provinzielle und kommunelle Einrichtungen. Nach meinem Dafürhalten — und diese Ansicht deckt sich mit bedeutenden Stimmen, die in der heilpädagogischen Literatur laut wurden — ist dies sehr bedauerlich.

Es soll den privaten Unternehmungen durchaus nicht nahegetreten werden. Im Gegenteil! Mit Dank muß man anerkennen, daß die Arbeit, die bisher in dieser Richtung von Vereinigungen, Klöstern, einzelnen edlen Menschenfreunden geleistet wurde, großartig ist, und man wird nur den Wunsch hegen, daß die Unterstützungen, die von Staat, Kreis und Kommunen an diese Privatinstitute bisher geleistet wurden, auch erhalten bleiben. Aber die offizielle Anstaltshilfe ist doch allgemein nicht länger mehr entbehrlich. Es ist wohl zu würdigen, wenn darauf hingewiesen wurde, daß auf die Dauer die immer größere Zahl von notwendigen Lehrkräften für die Privatanstalten schwer zu haben ist, daß die Unsicherheit der Stellung, das Fehlen einer Altersversorgung gerade die tüchtigsten Lehrkräfte von der Uebernahme einer Lehrstelle an Privatschulen abhält. Es ist auch zu erwägen, daß die finanzielle Fundierung, die eine durchaus gut organisierte Bildungseinrichtung für die Schwachsinnigen garantiert, bei privaten Unternehmungen — besonders für Kinder aus ärmeren Familien — sehr erschwert ist. Wie bei der Blinden- und Taubstummenversorgung müßten doch Staat, Provinzen, Kommunen diese Garantien schaffen.

Am meisten aber ist die Unzulänglichkeit der privaten Hilfe für das Eintreten offizieller Einrichtungen maßgebend. Es fehlen uns leider genaue statistische Belege für die Größe des diesbezüglich ungestillten Elendes, aber einige deutlich sprechende Zahlen stehen uns immerhin zur Verfügung. In der Broschüre: „Heilpädagogische Jugendfürsorge in Bayern" (Heft 1 meiner Sammlung „Päd. Zeitfr.") habe ich eine amtliche Statistik für den Kreis Unterfranken vom Jahre 1902 angeführt, derzufolge dort 90 Kretinen und 134 Idioten außerhalb von Anstalten waren. In einem einzigen der 8 Kreise Bayerns waren also — obwohl Bayern 17 derartige Anstalten besitzt — über 200 solcher Unglückliche unversorgt geblieben. Weitere Zahlen hat meine Umfrage für die vorliegende Arbeit ergeben. Ich hatte am Schluß des Fragebogens, den ich anfangs Juli dieses Jahres an die offiziell eingerichteten Anstalten hinausgab und für dessen Beantwortung ich hier gerne öffentlich danke, geschrieben: „Wie hoch schätzen Sie die Zahl der in ihrem Bundesstaat noch unversorgt bleibenden schwachsinnigen Kinder?" Darauf antwortete ein sehr zuverlässiger Anstaltsdirektor für Preußen mit 2000, ein solcher für das Großherzogtum Hessen mit 150 bis 200 und ein dritter für Mecklenburg-Schwerin mit zirka 100 Kindern.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache; mögen sie bei den staatlichen und provinziellen Behörden nicht ungehört verklingen!

Die Einrichtung von Hilfsschulen ist dank der ersprießlichen Aufklärungsarbeit des „Verbandes der Hilfsschulen Deutschlands" mit dem unermüdlichen Stadtschulrat Dr. Wehrhahn-Hannover an der Spitze, rasch vorwärts gegangen. Während 1898 erst 56 Hilfsschulen mit 4281 Kindern und 1900 erst 98 Hilfsschulen mit 7013 Kindern bestanden, sind es gegenwärtig 162 Schulen mit 14,073 Kindern. Seit 1898 hat sich demnach die Zahl verdreifacht, seit 1900 verdoppelt. Und doch bleibt hier den Kommunen noch viel zu tun. Nach der Zählung von 1900 haben wir in Deutschland:

864 Städte mit 5001 bis 20,000 Einwohnern,
194 „ „ 20,001 „ 100,000 „
33 „ „ über 100,000 „

Bedenken wir nun, daß in Städten von 10—25,000 Einwohnern an Hilfsschulen recht wohl eingerichtet werden können, so dürften zirka 500 Städte in Deutschland die äußeren Bedingungen für diese Organisation besitzen. Noch vielen Kommunen ist somit Gelegenheit gegeben, mit der Einrichtung von Bildungsanstalten für die Schwachsinnigen ihre Schulorganisation zu verbessern.

Aehnlich steht es mit der Einrichtung von Sonderklassen. Auch hier liegt für die größeren Städte, die Schulkörper mit mehrfach parallel aufsteigenden Klassensystemen besitzen, ein großes Arbeitsfeld für pädagogisch wie sozial segensvolle Betätigung vor.

Es ist nur noch der Einrichtung von Bildungsveranstaltungen zu gedenken, die kleinere Städte, welche weder Hilfs- noch Sonderklassen errichten können, als Ersatz schaffen mögen. Ich meine die Einrichtung von Nachhilfestunden, die in Schulkörpern mit mehreren Lehrkräften, recht wohl heilpädagogisch wirksam ausgestaltet werden könnten und den kleineren Städten und größeren Dörfern einigermaßen die Hilfsschule ersetzen würden. Zu diesem Zwecke wäre nur wesentliche Voraussetzung, daß die Lehrkräfte, die sich dieser Arbeit unterziehen, auch Gelegenheit finden könnten, sich mit Theorie und Praxis der Heilpädagogik vertraut zu machen. Sind genug Lehrkräfte vorhanden, die mit Erfolg an die Arbeit treten können, so wäre diese Organisation ohne wesentliche Kosten und ohne große technische Schwierigkeiten zu schaffen. Den kleineren Städten und Ortschaften wäre aber eine segensvolle Bildungsveranstaltung für die Schwachsinnigen leichteren Grades damit gegeben.

Wir haben in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nur allgemeine Musterung auf dem großen Arbeitsfelde für offizielle Hilfe in der Not geistiger Minderwertigkeit halten können. Es wäre eine dankenswerte Arbeit, auch die bereits erzielten Erfolge, ferner die organisatorischen Maßnahmen, finanzielle Fundierung usw. an den bereits bestehenden offiziellen Anstalten darzulegen. Bei meiner Umfrage wurde mir ein so reiches bezügliches Material in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, daß es unmöglich war, die ursprünglich beabsichtigte Verarbeitung desselben für die knappe heutige Darlegung zu erreichen. Vielleicht gibt sich sonst einmal Gelegenheit, dieses Material in seiner Ausführlichkeit darzulegen, so daß der Anregung, die dieser Vortrag den staatlichen, provinziellen und kommunalen Behörden geben will, die Mitteilung der praktischen Grundlagen für den weiteren Ausbau in der Organisation von offiziellen Bildungsanstalten für die Schwachsinnigen folgen kann.

Und nun ist es Herbst.

Und nun ist es Herbst! — Auf verödetem Feld
Ergänzen golden die letzten Garben;
Zum Abschied schmückt sich die sterbende Welt
Noch einmal mit ihren glühendsten Farben.

Ueppige Astern streut Mutter Natur
In das Gewand ihr mit gütigen Händen,
Durchleuchtet mit Sonnenblumen die Flur
Als letzten, duftlosen Liebesspenden.

Blutrot und golden schimmert der Hain —
Doch ein herber Hauch durchzieht seine Räume;
Kraftloser Herbstessonnenschein
Erweckt im Herzen wehmütige Träume.

Nicht Jugendlust mehr und Hoffnungsdrang
Quellen lebendig bei seinem Strahle —
Nur ein traumhaft Verhallen, ein Abschiedssang,
Wie Verklingen der Abendglocken im Tale.

Köln. M. Bachem-Sieger.

Die Brautfahrt.

Skizze vom Hunsrücken von Nanny Lambrecht.

Die Dunkelheit wallt gespenstig in den engen Straßen. Ab und zu an den Häusern ein Laternenarm. Eine trübe Flamme fackelt und schwelt auf dem Docht.

Abendliche Spaziergänger durchqueren den Lichtkreis. Kleinstadttypen, Bürgermädchen in Latzschürzen, Arm in Arm in langer Reihe. Hinter ihnen schäkern die Burschen. Vor der Stadt an der Brücke sammeln sie sich in Gruppen, schwatzen, pfeifen. Einer wirft sich auf die Landstraße, drückt das Ohr an den Boden, horcht. Wump! Wump! pulst es aus der Erde. Ein rasselndes Gefährt —, klatschender Hufschlag. Die schwatzenden Gruppen lösen sich. „Spannt't Seil, ihr Buwe! De Brautwage kimmt, wahrhaftig'n Gott!"

Die Burschen, die rittlings auf dem Brückengeländer sitzen, springen ab und mit Stoßen und Drängen zwischen die Mädchen.

„Allweil eweg! Platz for die Harte-Braut!"

Die Hunsrücker Kleinstädter halten an ihrem Volksbrauch. Die Braut, die von auswärts zuzieht, wird „eingeholt". Das ist eine Ehre, aber sie kann den Hals darüber brechen.

Der Ruf prallt wie Feuerlärm in die stillen Straßen.

An der Ladentreppe des Gasthofs Hart fallen die trüben Lichtsträhne in eine feierliche Gruppe. Nachbarfrauen, die alter Sitte gemäß der Braut den „Spruch" aufsagen müssen. Sie stehen und tuscheln. Ihre Haubenbänder rascheln im Abendwind.

Vom Brückentore her ein Böllerschuß. Da schrecken sie zusammen, streifen die herausquellenden Schürzenfalten glatt, schlucken an ihrer Erregung, stieren in das dunkle Gewimmel von Frauen, Kindern und Hunden. Ihre Gedanken flüchten vor das Stadttor. Da herüber lärmt und johlt ein Menschenwust.

Zwischen zwei Häusern vor der Brücke läuft quer über die Straße ein Brunnenseil. In einem Abstand von einigen Metern ein zweites, und ein drittes stärkeres am Brückengeländer. Der „außerhalbsche" Brautwagen muß Hindernisse passieren, mit gebrochener Achse heimschleppen. Und die Braut muß in der Himmelangst aufkrähen, und die Weiber kreischen. . . . Und dann erzählt man sich in breitem Lachen, wie „dat eso scheene war".

Aus dem toten Dunkel der Landstraße zwei blitzende Lichter, schnaubende Hengste und ein Wagen voll Hochzeitsgäste um das Brautpaar. Die Seilbuben wölben die Hand um den Mund, brüllen:

„Hühopp! Hie wird Zoll b'zahlt!"

Zwischen den flirrenden Lichtern heraus ein Gekreische.

„Holt'n beim Deiwel un sein' Großmudder! Hühopp! Hühopp!" Der Wagen nimmt einen gewaltigen Anlauf, schwankt in die Dunkelheit. — — Die Hengste bäumen auf. Ihre Vorderhufe schlagen in die Luft. Der Schaum flockt. Die Mähne fliegt. Die Haut dampft. Die straffgezogenen Zügel reißen die Pferdeköpfe zurück. Aus dem tropfenden Maul ein schrilles Wiehern — ein wilder Sprung. Hühopp! — . . . .

Nieder praddeln die Pferdehufe, rasseln die Räder. Ein Triumphgeschrei aus dem Gefährt. Ein ängstlicher Frauenmund dazwischen. Und ein neuer Anlauf. Die Peitsche knallt auf die dampfenden Pferderücken. Das blanke Geschirr tinkt und klinkert unter dem Zusammenstoß. Das Handpferd stürzt. Die Burschen jagen herbei. Hühopp! Hühopp! Mit geschundenen Knien rafft das Tier sich auf. Die Leine zerrt ihm das Maul blutig. Mit hinkendem Bein weiter — wie toll weiter. Es gilt die Brautehre. Pfiffe gellen und Triumphgeschrei in dem Menschengewühl. Auf den schweißnassen Pferdewanst sausen die Knüttel. Grob prasseln die Zurufe . . . . In Staub und Dunkelheit versinkt der Brautwagen. Das dritte Seil ist genommen. Die langen Enden schürfen über den Boden. Im Lichtkreise der Ladentreppe hält das Gefährt. Ferd Hart führt eine schmale, schüchterne Frau in den Kreis der Steifröcke und Flatterhauben. Aus der Menge ein Tuscheln und Raunen.

„Drei Seil' kaput! Und der wird doch kein Glück hon. —"

„Dat Julche . . . . . . dat arm' Mensch!"

Ferd Hart drängt hinein.

Zwei lichtgrelle Fenster am Gasthofe Hart. Dahinter Lärm und Gläserklang. Weindunst und Tabaksqualm rötet die Gesichter.

Hinter dem Marktbrunnen beugt ein Mädchenkopf hervor. Eine Gestalt — husch! Quer über die Straße unter die erleuchteten Fenster. Um die vollen Schultern strafft das Tuch. Auf der Grundmauer kauert sie mit schlotternden Knien. Ihre Arme streichen an der Wand hinauf — und höher hinauf bis zum Stuck der Nische. Die ist zwischen zwei Fenstern und hat den Sankt Christophorus als Fassadenschmuck. Ein Menschenkörper windet sich lang und kriechend hinauf, mit aufgestemmten Armen in die Nische und neben die plumpe, verwitterte Heiligenfigur, ächzt leise und weint leise. Und leise ein wilder Schwur. Ihre Blicke flackern wirr in den gleißenden Schein. Das Licht der Armleuchter prallt wider die Scheiben. Die Vorhänge sind zurückgezogen. Ein weißer Dunst über erhitzten Köpfen. Einer redet und schwankt. Die anderen brüllen ein Hoch auf die Braut. Die lächelt und wie die Sonne ist ihr Gesicht. Die Gestalt in der Nische reckt vor. Das bräutliche Gesicht will sie sehen — und ob sie glücklich ist, die da an ihrer Stelle! Und ob sie schön ist — schöner als sie. Ihr Bild will sie aufsaugen mit eifersüchtigen Blicken, und die lange Nacht sollte es sie quälen . . . . . Die lange Nacht bis zum Hochzeitstage! Ihre Augen weiten sich. Ihr Herzschlag stößt durch den geöffneten Mund. Sein Arm um ihre Schulter, sein glühendes Gesicht an ihrem bleichen, glücklichen. Das Blut sickert ihr in die Augen. Die sind gläsern und starr, und leichenfarben ihr Gesicht. Das stumpfe, schwarze Haar strafft um ihre niedere Stirne. So ist's wie eine Totenmaske und so drängt sie's an die Scheibe. — Das Hoch auf das Brautpaar durchdröhnt das Zimmer. Die strahlenden Augen der Braut schauen in die festliche Runde. Da nickt sie in stillseliger Anerkennung. Und hinüber zum Fenster. Da packt sie eiskalt das Entsetzen. War das der Blick einer Wahnsinnigen? Ein Leichengesicht! Ihr Aufschrei schrillt in den Jubel. Sie reißen die trunkenen Augen auf. Da ist die Scheibe leer und die Nacht starrt schwarz herein.

Aus der Nische schlängelt der Schatten, und lautlos fort, und lautlos, tränenlos eine lange, schweigende Nacht bis zum Hochzeitsmorgen.

Am Marktbrunnen klunkst das Wasser wie eine Menschenbrust in tiefem Leid. Und durch die umstehenden Lindenbäume zieht eine traurige Mär von betrogener Liebe Pein — — — —

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

VII.

Zwei Schlösser.

Südöstlich vom Esrom-See liegt das Schloß Fredensborg. Es ist nicht wie andere dänische Schlösser in ein Museum verwandelt, es liegt auch nicht in Trümmern wie der gewaltige, monumentale Bau im Kerne der Hauptstadt; aber anderseits ist es auch nicht ständig wirkliche Residenz. Aber wenn der dänische König im Sommer eine Woche stiller Einsamkeit, der Geschäften fern, inmitten der herrlichsten Zauber seines Landes verleben oder in vertrautem Gespräch mit den gekrönten Häuptern von Europa in würdiger Umgebung lustwandeln will, da kann er wohl nichts Besseres tun, als sich in Fredensborg niederlassen.

Das Schloß ist ziemlich groß, aber von einer vornehmen, anspruchslosen Einfachheit; die Fremden geben sich oft gar nicht die Mühe, das Innere, soweit es zugänglich, zu besuchen und den großen Kuppelsaal zu besichtigen. Aber der Park, der Park!

Neben dem Schlosse ist der Marmorgarten, nicht jedem geöffnet. Aber die herrlichen Anlagen hinter dem Gebäude, der weite in üppigstem Blumenflor prangende freie Platz, leicht umrahmt von den gewaltigen, feingeschwungenen Postamenten, auf denen die symbolischen Figuren von Dänemark und Norwegen in edler Grazie thronen, und dann der ewig neue Park, der sich von hier aus den See entlang hinzieht, da kann jeder umhergehen und schauen und sich freuen. Ein Plätzchen Erde, das Natur und Kunst zum Paradiese umzuschaffen gesucht!

Der Park ist teilweise im englischen, teilweise im französischen Stil angelegt. Die Bäume sind vielfach ganz herrliche Exemplare; Alleen von einer idyllischen Schönheit wie von einer düsteren Kraft und Erhabenheit, daneben keck verwachsenes Buschwerk, dort wieder prächtiger Rasen, vom Gärtner zu einem wirklichen Samtteppich herangezogen; hier ein lauschiger Weg unter lispelnden Laubdächern am plätschernden Seegestade, dort ein amphitheatralisch angelegter Talkessel mit gar seltsamen Gestalten auf den Zuschauerplätzen: eine ganze Menge nordischer Bauern in ihren interessanten heimischen Kostümen (Normandsdalen) — Bauern in Stein, wie sonst Feldherrn und Dichter — da wieder auf malerischem Waldhintergrund ein russischer Pavillon, dort wieder ein Denkmal, eine Statue oder sonst eine Ueberraschung

Eigenartig ist besonders die Anlage von Alleen, die vom Schlosse aus strahlenförmig auf den See zulaufen. Die hohen, grünbehangenen Wände der stattlichen Baumreihen, und über Rasen und Statuen hinweg der Blick zu einem reizend blauen Fleckchen des wundervollen Sees und darüber der lachende Sommerhimmel!

Ja, wenn man König von Dänemark wäre! Da würde ich, wenn die warmen Tage kommen, nach wohlgetaner Arbeit Amalienborg und Bernstorff den Rücken kehren, von Bernstorff nichts entnehmen als die große Tafel über dem Portale: „Honesto inter labores otio sacrum." Die sollte über Fredensborg leuchten, und dann vier Wochen mit einem ideenreichen Buch zum Meditieren, einem lieben Freund zum Plaudern, Gottes blauen Himmel vor Augen und die Musik der brandenden Wogen des Esrom im Ohr! . . .

Gleich neben dem Park sind die gärtenumrahmten Häuser des Städtchens und die weiten Grasfluren und Aecker der Umgegend. Man kann ohne Schwierigkeit in den Park hinein und hinaus. Und doch welch ein Unterschied oft! Es ist an manchen Stellen, als sei hier der Eingang zu einem Heiligtum der Schönheit. Mir wenigstens war's einst, als müßte hier beim Blick in den Park ein Maler die rechte Idee finden können, um Miltons Dämon bezaubert in die Herrlichkeit des irdischen Paradieses schauen zu lassen! . . .

Auf einem schönen anderthalbstündigen Spaziergang kommt man von Fredensborg nach Hilleröd, wenn man nicht der Versuchung unterliegt, statt dessen ein Billett bei der Eisenbahn zu nehmen und rasch hinüberzufliegen.

Hilleröd ist ein Provinzstädtchen mit einem vielfach etwas kleinbürgerlichen Gepräge in seinen Straßen und Häusern. Aber es besitzt ein Juwel, das herrliche Frederiksborg-Schloß (Frederiksborg-Slot) auf einer Insel des benachbarten Sees. Der See ist nicht so imposant wie der, den wir eben besucht, aber das Schloß gibt ihm Ansehen und Bedeutung, während es selbst durch ihn gehoben wird zu stolzer, unnahbarer Schönheit, die doch wieder mit selbstbewußtem Wohlgefallen den Adel ihrer Züge in seinen klaren Fluten widerspiegelt.

Durch verschiedene große Vorhöfe und nach wiederholtem Ueberschreiten des Wassers (einmal auf einer merkwürdigen S-förmigen Steinbrücke), kommt man zu dem großen Schlosse, das in dem bekannten Lieblingsstil Christians IV., aber zugleich in ungewöhnlichem Reichtum an Säulen und Statuen zum Himmel aufsteigt.

Den einen Flügel nimmt die Schloßkirche ein, ein prächtiger Bau, ei st Krönungsstätte der Könige und Kapitelsaal für den Elefanten- und Danebrog-Orden. Ich habe mich aber bis auf den heutigen Tag nicht mit ihr versöhnen können, weil sie mir zu saalartig, fast möchte ich sagen, ballsaalartig vorkommt; besonders empfinde ich den Mangel einer Apsis für den Altar, der ungefähr gerade so gut ans entgegengesetzte Ende der Kirche gestellt werden könnte. Aber was mich immer und immer wieder anzog, das sind die meisterhaften Gemälde Blochs in einer Art Oratorium am Ende der Kirche. Ein Leben, eine Fülle in der Farbengebung, eine Meisterschaft in der Behandlung der Lichteffekte! Niemand braucht erst ein Jahr Aesthetik zu studieren, um von diesen Bildern gepackt zu werden.

Das Schloß selbst ist ein Museum, aber in welch einem Rahmen! Wenn man nur die leeren Säle zu durchwandern hätte mit ihren ewig wechselnden Deckengemälden, Reliefs 2c. 2c. und dann diese Gänge, Hallen, Turmzimmer mit dem Ausblick auf Garten, Straße und Wasser, es wäre schon der Mühe wert. Statt dessen hat man nun einen unübersehbaren Reichtum von Gemälden, Statuen, Büsten, kostbaren Möbeln, tausend Dingen, die den Historiker und besonders den Kulturhistoriker interessieren, die dem Künstler und Aesthetiker das Herz erfreuen und den gewöhnlichen Besucher fast erdrücken unter ihrer gewaltigen Menge und wundervollen Mannigfaltigkeit.

Ein besonderer Glanzpunkt ist natürlich der Besuch des riesigen Rittersaales, der einfach verschwenderisch geziert ist und das Auge blendet mit seinem glatten, blanken Marmor, seiner Ueberfülle von Dekoration und den hohen Herrschergestalten, die allenthalben lebensgroß von den Wänden herabschauen.

Um das Museum wirklich auszukosten, muß man ein gutes Stück Kenntnisse aus der dänischen Geschichte und Kulturgeschichte mitbringen, muß wissen, was Absalom und Waldemar geleistet, was Andersen und Holberg gedichtet, was Tycho Brahe im Reich der Sterne und Overskov in dem der Kulissen getan. Aber wenn man auch bescheidener gerüstet erscheint, die Ausbeute ist eine große. Und anderseits so viel des Stoffes, daß man gern wieder einmal nach Hilleröd fährt, um in anderer Verfassung und anderer Gemütsstimmung die reichen Schätze aufs neue auf sich einwirken zu lassen.

Schöner Herbsttag.

Ist das nicht Frühlingsgold und Maienpracht?
Der Windhauch streichelt dir die Wangen sacht,
Die weite Ferne nähert sich vertraut,
Und herzbetörend süß der Himmel blaut.
Die Wellen springen silbern auf im Fluß —
Doch dir zu Füßen fällt die reife Nuß.
Du fährst empor. Dies ist der Frühling nicht.
Oktober borgte sich des Maien Licht;
Dich zu betrügen prägt er falschen Glanz
Und lächelt in der Glut des Fieberbrands.
Unheimlich weht ein Fittich, todeskühl,
Dein Herz erfaßt ein bittres Angstgefühl.
Du merkst, wie tückisch, falsch die Oede blinkt,
Und wie das letzte Grün zum Staube sinkt,
Und daß dein Ohr dem Krähenschrei gelauscht,
Und daß dein Fuß im toten Laube rauscht.

Köln. Laurenz Kiesgen.

Von der Sitte des Küssens.

Von

Dr. Hans Rost, Augsburg.

Das Küssen ist bei den Kulturmenschen der innige Ausdruck zarter seelischer Zuneigung. In freudiger Wonne drückt die Mutter unter liebevollen Küssen ihren Liebling ans Herz. Wenn der Sohn das Vaterhaus verläßt, so pressen ihm die Eltern zum Abschied unter Segenswünschen den Vater- und Mutterkuß auf die brennenden Wangen. Der jungen Liebe zartes Sehnen, süßes Hoffen ist ein verzagter Kuß auf keusche Lippen. Ein Zeichen von Galanterie ist es, der Dame des Hauses die Hand zu küssen. In den Liebesliedern spiegelt sich das lyrisch-erotische Moment des Kusses wieder. Der Kulturmensch erblickt in der Neigung, sich zu küssen, eine feine, zarte und edle Aeußerung von Menschen, die sich lieb haben. In unseren Anschauungen erfreut sich denn auch die Sitte des Küssens in den Grenzen eines edlen Umganges allgemeiner Billigung, sie wird mit einem Hauch von Poesie umwoben, freilich erfährt sie auch ihre Einschränkung, und der Spruch: „Küssen ist keine Sünd" ist schon der Ausfluß einer leichtfertigen Auffassung.

Wenn Gretchen in Goethes „Faust" ihr sehnsüchtiges Verlangen nach dem Geliebten mit den Worten endet: „Und ach, sein Kuß", so wird es wohl nur wenige Leser und Leserinnen geben, die Gretchens Stammeln nicht für eine allgemeine menschliche Eigenschaft halten. Dem ist jedoch bei weitem nicht so. Es ist eine interessante völkerpsychologische Tatsache, daß die Naturvölker und Völker auf kulturellen Zwischenstufen vom Küssen keine Ahnung besitzen. Das Küssen als Ausdruck zärtlicher Gefühle ist dem Menschen kein angeborenes Verlangen, vielmehr erst das Ergebnis der Verfeinerung der Empfindungen durch eine höhere Kulturentwicklung. Dieses Kapitel der ars amandi ist bis heute vielen Indianerstämmen, Negervölkern, selbst den ostasiatischen Völkern ein siebenfach verschlossenes Buch geblieben. Die Chinesen haben eine alte und reiche Liebeslyrik, besingen aber niemals den Kuß. Man sollte meinen, den Japanern, die sich doch in so vielen Dingen den Abendländern angeähnelt haben, müßte der Brauch des Küssens nicht fremd geblieben sein. Das Liebeswerben bei den Japanern ist aber so primitiv und ohne Wärme, daß nichts widersinniger wäre als ein Kuß. Ehen aus Liebe sind eine Seltenheit. Man erlaubt nach vorausgegangenen Befragungen den jungen Leuten eine Zusammenkunft, wobei das Mädchen nichts spricht. Man verneigt sich tief. Dann fragt man die jungen Leute, ob sie wollen. Im Jafalle tauscht man Geschenke aus und bestimmt den Hochzeitstag. Der Kuß existiert nicht.

Nach Kandt, Caput Nili, kann der Neger im Innern Afrikas weder küssen, noch hat er einen Namen dafür. Er erzählt folgendes hübsche Geschichtchen. In einer Negerschule sollte der Bischof der Mission zum Besuche kommen. Da prägte man den Kindern ein, daß sie bei der Begrüßung den Ring des hohen Gastes zu küssen hätten. Jedoch die folgsamen, aber unwissenden Kinder leckten den Ring und viele wollten ihn ganz

in den Mund stecken. Die Liebkosung des Küssens ist also dem Neger ein spanisches Dorf.

Von den Indianern Südamerikas bemerkt Karl Appuns, daß die Ehegatten einander bei weitem nicht so leidenschaftlich und zärtlich zugetan sind, wie dies bei den Europäern und anderen Völkern der Fall ist. Das Küssen ist ihnen völlig unbekannt. Als der Forschungsreisende diese Sitte einbürgern wollte, hat er in der ersten Zeit manches Gelächter der Zuschauer veranlaßt und die Indianermädchen, die nicht wußten, was dies bedeuten sollte, ganz verwirrt gemacht. Manche Reisende erregten durch ihre Versuche, zu küssen, nur das Entsetzen und die entschiedenste Abneigung von Negermädchen oder Lappländerinnen.

Diese totale Unkenntnis des zarten Brauches, sich zu küssen, mutet uns Europäer seltsam an. Aber wir sind überzeugt, daß unsere Leserinnen nicht den mindesten Neid verspüren auf ihre „armen" Schwestern am und um den Aequator herum, die auch nicht die leiseste Vorstellung haben von der Frage des philosophierenden Katers Hidigeigei: „Warum küssen sich die Menschen?"

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. In der letzten Woche gab lediglich eine Lohengrinvorstellung zur Besprechung Anlaß wegen des Probegastspieles von Frau Burg-Zimmermann, welche die Elsa sang. Wie jüngst bei einem Gaste aus Wiesbaden, muß die Kritik auch hier fragen, wen es zu ersetzen gilt. Anscheinend Frl. Koboth, von der es schon länger hieß, daß sie ginge, die dazwischen wohl aber wieder blieb und nun nach allerdings offiziell nicht bestätigten Nachrichten ohne Abschiedsvorstellung die Hofbühne verließ. Ich bin mir über die Grenzen der vielleicht nicht immer hinreißenden, aber doch stets ein anständiges Durchschnittsmaß überragenden Leistungen der sehr arbeitsfreudigen Künstlerin nicht im unklaren und doch sehe ich sie sehr ungern scheiden. Ihre Stimme hatte einen liebenswürdigen Reiz und in der dramatischen Gestaltung hat sie noch in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Wechsel, der nicht sicher besseres bringt, ist gewiß nicht nötig. Als Micaela hat Frl. Larsen sie nicht voll ersetzt und als Elsa Frau Burg nicht. Möglicherweise nur einstweilen noch nicht; aber warum sicheres gegen unsicheres tauschen? Die Stimme der neuen „Elsa" war zwar recht sympathisch, aber nicht eben groß. Geeignet sind Gestalt und Auftreten; auch das Spiel ist lobenswert. Knote (Lohengrin), Feinhals (Telramund) und Frau Preuse (Ortrud) boten die bekannten Prachtleistungen. Fischer dirigierte die von einem zahlreichen und beifallsfreudigen Publikum besuchte Vorstellung.

Münchener Schauspielhaus. Die deutschen Bühnen werden seit längerer Zeit mit Stücken des Iren Bernard Shaw überschwemmt. Das Schauspielhaus hat schon die „Helden" mit Erfolg gespielt; im Kgl. Residenztheater haben wir die Napoleonsfarce „Der Schlachtenlenker" gesehen, und die neue Première „Der Teufelskerl" wird nicht die letzte sein. Es wäre wünschenswert, wenn die literarische Ueberschätzung dieses klugen Spötters auf den Brettern etwas nachließe. Wir Deutsche brauchen immer einen ausländischen Literaturgötzen, d'Annunzio, Oskar Wilde waren die letzten, jetzt ist es Shaw. Nun es geht alles vorüber . . . Die Handlung bei Shaw ist Nebensache, ein buntes Spiel des Zufalls, und ein solcher ist es auch, ob jemand ein „Held" wird. Der Autor strebt danach, jede Pose als Lüge, alle Größe als hohlen Schein zu entlarven; übrigens ist er ein geistreicher Mann, „geistreich" etwa im Sinne des „Simplizissimus", auch mit Wedekind hat er eine Art Verwandtschaft, nur kann ich nicht finden, daß, was er sagt, überwältigend neu oder tief wäre, im Gegenteil, seine Art, die Menschen aus der Kammerdienerperspektive zu betrachten, gibt von ihnen vielleicht hin und wieder amüsante documents humains, aber doch Zerrbilder, dem Leben so unähnlich wie die posierenden Helden des schwerterklirrenden Epigonendramas, das Bernard Shaw bekämpfen zu möchten glaubt. Die Aufführung war recht gut; insbesondere Herr Lackner in der Titelrolle. Wir glauben es wenigstens. Denn da, wie Herr Shaw unlängst in einer Vorrede publizierte, einstweilen noch kein Kritiker gescheit genug war, ihn ganz zu verstehen, läßt sich natürlich schwer sagen, ob die Darsteller den Intentionen des geistvollen Autoren ganz entsprechen . . . .

Verschiedenes. Im Berliner „Neuen Theater" hat der „Jubiläumsbrunnen", ein Drama von Walter Bloem, ziemlich starken Beifall gefunden. Ein für die moderne Kunst eintretender liberaler Pastor und sein bilderstürmerischer Amtsbruder bilden die Gegenspieler. Der Autor steht auf der Seite der ersteren und er verteidigt seine Thesen mehr mit der Lungenkraft des begeisterten Volksredners, als mit dem dramatischen Können des gestaltenden Dichters. — Im „Kleinen Theater" gefiel Bernard Shaws Komödie: „Man kann nie wissen" (Der verlorene Vater) durch ihre groteske Stimmung. — Das Theater des Westens hat seinen Direktor gewechselt. Alois Prasch, der früher in Mannheim mit Glück Intendant war, legte die Leitung nach starken pekuniären Mißerfolgen nieder. Er hat den Komponisten Wolf-Ferrari in Berlin eingeführt und auch sonst manch Interessantes geboten, aber er soll in Folge seiner unsicheren Position nicht immer mit der wünschenswerten künstlerischen Sorgfalt gearbeitet haben. Auch war seine Gesundheit schwer angegriffen. Sein Nachfolger Below dürfte finanziell stärkeren Rückhalt haben. — Die Berliner „Komische Oper" brachte „Carmen" in geradezu glanzvoller Ausstattung, die nach den Berichten künstlerisch sehenswert ist. Durch einen aufs äußerste ausgebildeten Realismus der Darstellungskunst hat man jedoch der Musik oft Zwang angetan und ihr von ihrem hinreißenden Temperament genommen. — Im Hamburger Schiller-Theater hatte Fritz Stavenhagens Drama „Der Lotse" großen Erfolg. Der Dichter, welcher von guten Kennern der Mundart Fritz Reuters außerordentlich geschätzt wurde, ist vor kurzem, kaum 30 Jahre alt, gestorben. Es wird zurzeit in Norddeutschland zu einer Ehrengabe für die bedrängte Familie des Poeten gesammelt. — In Leipzig ist ein historisches Seeräuberdrama: „Störtebecker" von Rolf W. Martens glatt durchgefallen. — In Frankfurt a. M. starb Julius Stockhausen, der Altmeister der deutschen Gesangskunst, dessen Verdienste wir im Juli an dieser Stelle anläßlich seines 80. Geburtstages gedacht hatten.

München. L. G. Oberlaender.

Von den Kölner Bühnen. Nach den glänzend verlaufenen sommerlichen Festspielen haben die beiden städtischen Theater eine kurze Weile — wenn man so sagen darf — auf ihren Lorbeeren geruht. Während dieser Zeit waren Einheimische und Fremde auf die mäßigen Genüsse angewiesen, die das Sommertheater an der Flora bot, wo man mit einem bunt zusammengewürfelten Ensemble Schau- und Lustspiele gab. Inzwischen fühlte man plötzlich das Bedürfnis, eine Festhalle zu bauen — zu welchem Zwecke, — das wußte eigentlich niemand zu sagen. Auf eisenbahnfiskalischem Gelände in dem verwilderten ehemaligen Kaisergarten, der schon seit Jahren brach liegt, sollte der Prachtbau erstehen. Die Stadtverordneten waren aber vorläufig für das Millionenprojekt nicht zu haben. Am 1. September haben dann die beiden städtischen Bühnen — das alte und neue Stadttheater, die man jetzt gerne in Opern- und Schauspielhaus umtaufen möchte —, die Spielzeit begonnen. Das Opernhaus brachte gleich am ersten Abend eine Novität: das musikalische Lustspiel „Das süße Gift", Text von Martin Frehsée, früher Dramaturg, Musik von Albert Gorter, Kapellmeister am Stadttheater in Straßburg. Es ist ein Einakter, der aber anderthalb Stunden währt. Halb so lang wäre gerade genug gewesen. Also gekürzt könnte die Novität sich über Wasser halten, denn der Vorgang ist drollig und die Musik hübsch. Um den Abend zu füllen, sollte zu dem Einakter Cornelius' neueinstudierter „Barbier von Bagdad" gegeben werden. Allein der neuengagierte Tenorist Max Paul, der den Narredin singen sollte, hatte sich in den Ferien so „verkraxelt", daß er bis heute noch nicht — wörtlich zu nehmen — auftreten konnte. Dadurch konnte der wohlüberlegte Spielplan nicht eingehalten werden. Eine weitere Kalamität ist der Oper dadurch erwachsen, daß wir keinen ersten Tenor gewinnen konnten. Das Fach soll nun durch 5 Gäste im laufenden Winter aufrecht erhalten werden. Indes schon die beiden ersten Nothelfer, die wir bis jetzt vorgestellt, haben versagt, und nur unser früherer Heldentenor Adolf Gröbke fand Gnade vor den Augen unseres anspruchsvollen Publikums. Den Herodes in „Salome", die jetzt mit unseren Kräften gegeben wird, sollte Burrian singen. Da er aber absagte, übernahm der erste Tenorist Costa des Nürnberger Stadttheaters die Partie und führte sie in kunstgediegener Weise vor. In der Wiederholung sollte Dr. Brisemeister den Tetrarch singen. Aber es kam nicht dazu und der Heldentenor des Leipziger Stadttheaters, Urlus, trat vor den Riß.

Das Schauspiel begann — ein kühnes Unterfangen — mit „Hamlet", und brachte schon am dritten Abend seine erste Novität „Das Land der Jugend", Komödie in 3 Akten von Heinr. Bauer. Das Stück gefiel. Als zweite Neuigkeit folgte „Der Prinzgemahl" von Xanrof, der einen großen Lacherfolg erzielte.

Im Residenztheater hatte sich unter Leitung eines Herrn Stick eine Oper etabliert. Da sie jedoch mit ganz unzulänglichen Kräften „arbeitete", verkrachte sie bereits nach 14 Tagen. Auf soliderer Basis scheint das am 10. September eröffnete Metropoltheater — die frühere Philharmonie — zu stehen, in dem man Operetten gibt. Bis jetzt hat sich „Die lustige Witwe" auf dem Spielplan erhalten.

Im Skalatheater gab eine italienische Kinderoper den „Barbier von Sevilla", „Die Nachtwandlerin" usw. Die Primadonna, ein 15jähriges Mädchen, war eine kleine Gesangsvirtuosin, die es mit mancher angesehenen Koloratursängerin an Kehlfertigkeit aufnehmen konnte.

Prof. Hermann Kipper.

Das Gedicht „Herbstabend" von Max Behr in Nr. 39, Seite 469, weist in einem kleinen Teile der Auflage eine durch ein Versehen hervorgerufene Entstellung des Textes auf. Der vorletzte Vers sollte lauten: „Wo vorher stolz der öde Zweifel lag".

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 41. München, 13. Oktober 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Die katholische Bewegung in Oesterreich.

Von

Joseph Platzer, Andorf bei Schärding.

Die katholische Bewegung, die in Oesterreich früher nie recht in Fluß kommen wollte, nimmt seit einem Jahre einen derart erfreulichen Verlauf, daß es angezeigt erscheint, die gegenwärtige Situation eingehender zu besprechen.

Die allgemeinen österreichischen Katholikentage waren früher so recht die Schmerzenskinder schaffenslustiger Katholiken. Vom Jahre 1877 bis zum Jahre 1905, also in einem Zeitraum von 28 Jahren, fanden im ganzen nur fünf allgemeine österreichische Katholikentage statt. Infolge verschiedener Hindernisse, namentlich durch die parteipolitischen und nationalen Zwistigkeiten, wurde fast immer die Einberufung **allgemeiner** Katholikentage vereitelt oder doch erschwert. Die Katholiken des habsburgischen Reiches, die doch die überwältigende Majorität aller Bewohner desselben darstellen, waren in viele Gruppen zerfallen und dadurch so geschwächt, daß dies alles den Gedanken nahelegte, Frankreichs Schicksal könnte einst auch über unsere alte katholische Monarchie hereinbrechen, um so mehr, als die Feinde der Kirche überaus zielbewußt, mit Ausdauer und großem Erfolg arbeiteten.

Aber sowie in den Zeiten der ersten Christen die Verfolgungswut der heidnisch-römischen Kaiser aus dem Blut der Martyrer neue Scharen mutiger Glaubenskämpfer erstehen ließ, so sollte es sich auch hier zeigen, daß Gottes weise Allmacht auch aus Bösem Gutes, ja sehr Gutes emporblühen lassen kann. Es kam nämlich im Dezember 1904 die jedes katholische Gemüt aufs tiefste empörende Verunehrung des Allerheiligsten Altarssakramentes durch das bekanntlich im Solde der Los von Rom-Bewegung stehende „Alldeutsche Tagblatt". Hellste Entrüstung darüber in allen katholischen Kreisen war die Folge. Der greise Fürsterzbischof von Wien, Kardinal Dr. Gruscha, erhob sich als Erster zum feierlichen Proteste. Sofort schlossen sich auch die übrigen Kirchenfürsten dieser Kundgebung an. Das schon seit dem dritten niederösterreichischen Katholikentage eingesetzte katholische Aktionskomitee, an dessen Spitze Baron Max Vittinghoff-Schell als Präsident und Lehrer Hans Bösbauer als Sekretär standen, organisierte eine zielbewußte Abwehrbewegung gegen die in Oesterreich immer übermütiger und fanatischer werdenden Angriffe der Feinde des katholischen Glaubens. Zahllose Versammlungen fanden statt, die Zeugnis gaben, daß die Geduld der Katholiken Oesterreichs — ähnlich wie es auch der bekannte katholische Arbeiterführer, Gemeinderat Kunschak beim Katholikentag selbst in der imposanten Männerversammlung des Bonifatiusvereines im Wiener Rathaus am 19. November 1905 in alle Gaue Oesterreichs mit klarer Stimme hinausrief, daß es oben und unten gehört werden konnte — nun zu Ende gehe. Den Abschluß fand diese mächtige Protestbewegung durch eine für den 9. Januar 1905 vom Katholischen Volksverein für Niederösterreich in die Volkshalle des neuen Wiener Rathauses einberufene Männerversammlung, die von mehr als 6000 Männern besucht war. Zu dieser Versammlung langten mehr als 800 Telegramme aus allen Teilen der Monarchie ein. Es gab keine katholische Gruppe und keine Nation, die sich hier nicht eins mit den Wiener Männern erklärt hätte. Bei der Verteidigung des eucharistischen Heilandes hatte sich das ganze katholische Oesterreich einhellig zusammengefunden, und Gruppen, die sich früher feindselig gegenüber standen, senkten die Waffen, um sie gegen den gemeinsamen Feind, den frevelnden Verächter des größten Heiligtums der Katholiken, zu kehren. Und wie immer aus der Einheit Großes und Edles erblüht, so entstand nun aus dieser — sozusagen „**augenblicklichen**" Einigung, die die Liebe zum Heiligsten Altarssakrament wie ex abrupto hervorgebracht, der dringende Wunsch nach einer **dauernden** Einigung, und diese sollte anbahnen: ein allgemeiner österreichischer Katholikentag. Von allen Seiten kam nun der Wunsch: es sollte **endlich** — der letzte allgemeine Katholikentag Oesterreichs war vor neun Jahren in Salzburg gewesen —, **endlich** wieder einmal ein allgemeiner österreichischer Katholikentag stattfinden.

Diesem Wunsche Rechnung tragend, luden die Katholikentagskommissäre, Graf Silva Tarruia und Baron Vittinghoff-Schell, die Delegierten der österreichischen Bischöfe zu einer Konferenz ein. In derselben wurde einstimmig beschlossen, noch im November 1905 in der Reichshauptstadt den V. Allgemeinen österreichischen Katholikentag zu veranstalten. Derselbe sollte nach den Beschlüssen des Salzburger Katholikentages auf **neuer** Grundlage aufgebaut werden. Die Delegiertenkonferenz beschloß in jeder österreichischen Diözese ein eigenes Diözesankomitee zu bilden und deren Delegierte zum Katholikentag einzuladen, so daß also der V. Allgemeine österreichische Katholikentag in seinem wesentlichsten Teile die Delegiertenversammlung der österreichischen Diözesanorganisationen darstellen sollte.

Damit war den österreichischen Katholikentagen endlich die feste Grundlage geboten. Der V. Allgemeine österreichische Katholikentag (18. bis 21. November 1905) bildet ein Ruhmesblatt in der Geschichte der katholischen Bewegung Oesterreichs. Fast alle Kirchenfürsten waren erschienen, zu Tausenden zählten die Teilnehmer aus allen Ständen, die aus allen Teilen Oesterreichs herbeigeeilt waren, vom hohen Adel bis zum einfachen Arbeiter im schlichten Sonntagsgewand, von den höchsten Würdenträgern der Kirche bis zum letzten Dorfkaplan. Jede Nation war vertreten. Und welche Begeisterung, welche Einmütigkeit herrschte unter allen diesen, die gastlich da zusammengekommen; selbst bei den schwierigsten Fragen, wo manche vorher mit Recht bangten um die Einigkeit, trat jeder Parteistandpunkt zurück hinter der

einen großen gemeinsamen Idee des „katholischen Oesterreichs“: ein Herz und eine Seele! Unter all den Beratungen und Versammlungen des Katholikentages war die Konferenz der Diözesandelegierten die bedeutendste und folgenschwerste. Der 21. November ist der Geburtstag der katholischen Reichsorganisation. An diesem Tage versammelten sich die Vertreter des österreichischen Diözesankomitees, um die Zentralorganisation zu beschließen. Viele bezweifelten vorher, ob die Angehörigen der einzelnen politischen Parteien, die Vertreter der verschiedenen Nationen für eine Einigung zu haben wären. Und siehe da! Nach dem grundlegenden Referate des Katholikentagskommissärs, des Grafen Silva Tarruia, nach der alle mit sich reißenden Begründung durch Gemeinderat Kunschak erhoben sich die aus allen Ländern Oesterreichs herbeigeeilten Delegierten, um unter jubelnder Begeisterung einmütig eine Zentralorganisation zu beschließen und sofort ein Zentralkomitee einzusetzen.

Emsig wurden diese denkwürdigen Beschlüsse der praktischen Durchführung zugeführt. Heute gibt es keine Diözese in Oesterreich, in der nicht ein vom Diözesanbischof genehmigtes Diözesankomitee bestünde. Das Zentralkomitee, an dessen Spitze Graf Silva Tarruia als Präsident und Dr. Baron Spinette als Generalsekretär traten, hatte bald alle Fäden der nichtpolitischen katholischen Bewegung in der Hand. Das freimaurerische Attentat gegen den gesetzlichen Schutz des christlichen Charakters der Ehe bot der neuen Zentralorganisation Gelegenheit, ihre internationale Feuerprobe zu bestehen. Binnen vier Wochen waren auf Anregung des Zentralkomitees in den einzelnen Diözesen Oesterreichs 4'426,099 Einzelunterschriften und 7583 Gemeindeproteste eingelangt. Diese katholische Protestpetition ist der beste Beleg, daß trotz früherer Fehler nun die deutschen, slovenischen, tschechischen, italienischen, polnischen und ruthenischen Katholiken Oesterreichs gemeinsame Arbeit und gemeinsames Kämpfen gelernt haben. Die freisinnige Presse ist über dieses Petitionsergebnis, das einzig dasteht in Oesterreich, ganz entsetzt. Die antiklerikale „Block“bildung im österreichischen Parlamente zeigt, daß die koalierten Feinde der Kirche es für nötig fanden, mit schärferen Waffen dem Klerikalismus zu Leibe zu rücken. Am 14. September fand die zweite Delegiertenversammlung der österreichischen Katholiken statt, die dem Detailausbau gewidmet war. Eine sehr dankenswerte Frucht des letzten Katholikentages war auch der Reichspreßverein des Piusvereins, dessen vom herzoglichen Rat Dr. Wilhelm Koch vortrefflich geleiteten Manuskriptkorrespondenz es nun zu danken ist, daß die katholische Presse Oesterreichs einheitlich zielbewußt und rechtzeitig den Abwehrkampf zu führen in der Lage ist. Alles in allem: ein frischer Zug geht endlich — vielleicht in zwölfter Stunde — durch die Gaue des altehrwürdigen Habsburgerreiches.

Vom Stillen Meere.

Von

Peter Busch.

Das Altertum kannte und befuhr nur ein Meer, das Mittelländische. Was außerhalb dieses viel besungenen Wasserbeckens und seiner fruchtbaren Randländer lag, war dem eigentlichen Völkerleben, seiner Industrie, seinem Handel, seinen Kriegen entzogen: die „Säulen des Herkules“ schlossen den Ring nach Westen, das Hochland von Vorder- und Mittelasien nach Osten, die Alpen und die Hochgebirge von Nordafrika im Norden und Süden. Gelegentliche Ausnahmen, wie Hannos Fahrt um die Küste von Westafrika, wie Züge der Bernsteinsucher an die englische und norddeutsche Küste, wie endlich Alexanders des Großen Seefahrt auf dem Persischen Golf, sind eben nur Ausnahmen.

Das ausgehende Mittelalter ging über die „Säulen des Herkules“ anfangs nur zögernd, dann mit kühnem Mute hinaus und machte die Sage von der Atlantis in ungeahnter Weise zur Wahrheit. Christoph Columbus schlug als einer der größten Pfadfinder und Wegebahner aller Zeiten die erste Brücke über den Riesenkanal, der Europa von Amerika trennt und nach ihm zogen Seefahrer, Forscher, Kaufleute, Krieger und Missionäre und knüpften ungezählte Verbindungen an von Küste zu Küste: der Atlantische Ozean wurde Mittelpunkt des Welthandels und der Weltgeschichte, und Portugiesen, Spanier, Engländer, Niederländer und Franzosen tummelten sich auf ihm mit ihren Kriegs- und Handelsflotten.

Die Neuzeit schuf sich ein noch größeres, offeneres Feld für ihre Weltpolitik und Weltwirtschaft: den Stillen Ozean. Sie mußte zuerst verstehen und würdigen lernen, daß Marko Paolos sagenhafte Insel Zipangu von sehr greifbarer Wirklichkeit sei, und daß am Ostrande Asiens ein Reich sich befände mit ungezählter Völkermenge und uralter Kultur, das, einmal gekannt und geöffnet, wohl oder übel seine Rolle, und zwar keine kleine Rolle, in der Weltgeschichte spielen werde. So ist denn der Stille Ozean, wenn auch nicht wie einst Mittelmeer und Atlantischer Ozean alleiniges Zentrum des Weltverkehrs, doch zu einem hervorragendem Teile der Erde geworden, wonach viele Kräfte, die heute weltbewegend wirken, gravitieren.

Der Große Ozean dehnt sich als größtes der Weltmeere 161 Millionen Quadratkilometer weit zwischen Asien, Amerika und Australien aus und seine Wogen bespülen alle Klimazonen, alle Arten von Küstengestaltungen und schauen alle Vegetationen von dem eisstarrenden Alaska bis zu den üppigsten Tropengärten auf Java. Seitdem die Völker an seinen Küsten erwacht sind, und europäische Händler und Sendlinge aller Art ihren Fuß auf seine Gestade gesetzt haben, begann an ihnen ein Wettkampf um Besitz und Einfluß, und alle Staaten suchten Stützpunkte zu gewinnen zur friedlichen und, wenn nötig, kriegerischen Eroberung. Dieser Wettkampf hat eine ganz neue Färbung bekommen, seit Japan sich auf sich selbst besann, sich „europäisierte“ und auch seinen Platz an der Sonne beanspruchte. Er wird mit jedem Tage ernster, da Japan China aufzurütteln und mit sich fortzureißen sucht auf der Bahn der Kultur und selbständigen Entwicklung und zur Teilnahme an der Weltwirtschaft und Weltpolitik.

In großen Zügen dürfte sich die Lage am Stillen Ozean augenblicklich also skizzieren lassen: die Prätentionen und Ansprüche der Fremden, d. h. der Europäer, sind bedeutend bescheidener geworden, die der Einheimischen, d. h. Chinesen, Japaner, Australier und Amerikaner, gestiegen, und zwar in ungleich höherem Maße. Zwar behauptet Europa im Handel noch immer die erste Stelle und belebt durch seine Zugangsstraßen, den Suezkanal und die sibirische Bahn, die Ostküste Asiens alle Tage mehr. Die Zahl der Schiffe, der Handelsniederlassungen, der Konsulate, die Handelsbilanz steigen, aber viele glänzende Hoffnungen sind jäh verblichen. Rußland sitzt noch in Wladiwostok, hat aber Port Arthur aufgeben müssen und nach der Vernichtung seiner Kriegsflotte vorläufig auf jede kriegerische Tätigkeit in Ostasien verzichtet. In der Mandschurei wird es von Chinesen und Japanern industriell und kommerziell zurückgedrängt, und von den Milliarden von Rubeln, die es dort gelassen, scheint kein einziger den Rückweg über den Baikalsee antreten zu wollen. Dazu ist sein Prestige, das vor dem Kriege selbst Europäern, die in Ostasien reisten, schier unzerstörbar dünkte, seit dem Falle Port Arthurs und seit der Seeschlacht in der Straße von Korea ganz und gar geschwunden. Von den stolzen Plänen Alexjews und seiner Helfer ist nichts geblieben als Enttäuschung.

Deutschlands Pachtvertrag mit China läuft noch mehr als 90 Jahre, Tsingtau wird mit vielen Kosten ausgebaut, Hafenanlagen, Befestigungen, sogar Kuranlagen werden gemacht; aber das Ganze will nicht recht, die Chinesen verfolgen uns mit ehrlichem Hasse, das vielgepriesene Hinterland hat wie die ganze Provinz Schantung sich noch immer nicht aufgetan und will es auch nicht tun; kurzum, viele Leute glauben, es wäre uns besser, wenn wir nie in China uns verankert hätten, dann brauchten wir auch, was schwerer, eines Tages nicht mit Nachteil abzuziehen. Ob unsere Besitzungen im Süden des Stillen Ozeans Neu-Guinea, die Marschallinseln, die Karolinen und Samoa uns je rechte Freude machen und dem Mutterlande die aufgewandte Mühe und Geldopfer dankbar ersetzen werden, ist eine Zweifelfrage, auf die nur die unsichere Zukunft Antwort gibt.

Am besten scheint England in Ostasien seine Stellung zu behaupten. Seine Kolonie Hongkong ist eines der ersten Handelsemporien am ganzen Stillen Ozean und ebenso einer der festesten militärischen Punkte. Außerdem dominiert England unbestritten in einem anderen ersten Handelsplatz, in Schanghai, und hat seine politische Stellung auch durch das Bündnis mit Japan erheblich verstärkt. Aber war nicht dieses Bündnis die erste Folge der Erkenntnis, daß die Herrschaft englischer Kreuzer und Handelsdampfer am Westgestade des Stillen Ozeans vorbei sei? In der Frage der chinesischen Zölle ist bis jetzt noch keine Klarheit gekommen, und England muß sich mit nichtssagenden und [illegible] schleppenden diplomatischen Noten zufrieden geben. „Es war einmal“, daß englische Kriegsschiffe bei ähnlichen Verwicklungen Wunder wirkten — es ist nicht mehr. Noch herrscht England freilich im Reich des Handels, aber der Konkurrenten sind viele, und sie mehren und stärken sich alle Tage.

Die Prätentionen der Einheimischen sind gewaltig gestiegen. Wohin wir schauen, dasselbe Bild! Wie haben sich doch die europäischen Mächte den Kopf zerbrochen, nach welcher Methode China geteilt werden müsse. Diese Arbeit verursacht nun den Diplomaten keine Mühe mehr, sie hat jede praktische Bedeutung verloren. Unter der Beihilfe Japans und dem moralischen Einflusse seiner Siege und der russischen Niederlagen hat China sich gereckt und beginnt seine Kräfte zu fühlen und würde eine Teilung zu einem höchst gefährlichen Experiment für die Teilenden werden lassen. Die Männer der Reform haben Oberwasser; Leute vom Schlage des verstorbenen Meisters Li-Hung-Tschang und seines gelehrigen Schülers Yuanchikai nehmen die einflußreichsten Stellungen ein und bestreben sich, alles zu erneuern: Heer und Flotte, Schule und Beamtentum, Handel und Industrie, und zuletzt die ganze Verfassung; alles nach europäischem Muster. Und dieses Treibens erstes Motiv ist: Hinaus mit den Fremden!

Japan hat diesem Motiv eine schärfere Deutung gegeben, die gipfelt in dem Satze: Ostasien den Ostasiaten! Oder vorläufig noch: Ostasien den Japanern! Und das meinen sie in einer Ausdehnung, wie der Gedanke sie nur irgend verträgt: Japanisch die ganze chinesische Reformarbeit, japanisch Korea mit Heer, Verwaltung, äußerer Vertretung, Ackerbau, Handel und Industrie; japanisch der Handel in der Mandschurei, wie überhaupt von Singapore und Australien bis zu den Aleuten und Alaska hinauf; endlich japanisch alle Schiffahrtslinien zwischen Japan—China und Nordamerika, Australien, Hinter-Indien und dem Suezkanal. Ihre bisherigen Erfolge geben ihnen den Mut, solche weitausschauenden Pläne nicht nur im stillen zu träumen, sondern öffentlich auszusprechen und energisch zu verfolgen.

Australien, die englische Kolonie, ist längst mündig geworden. Es hat seine eigene Monroedoktrin aufgestellt für Australien und die umliegenden Inseln, die es als von Natur zu sich gehörig beansprucht. Es hat öffentlich gegen die deutschen Erwerbungen im Stillen Ozean protestiert und respektiert das Mutterland nur soviel, als es gerade zu seinem eigenen Nutzen dient. Das eigentliche Ziel des Bundes ist die Herrschaft im südlichen Stillen Ozean, wie auch der dauernde, versteckte und offene Kampf gegen alles „Gelbe", d. h. die Chinesen und die drohende feindliche Invasion der Japaner, beweist.

Wir sind gewohnt, nur die Westgestade des Großen Ozeans als eine bewegende und bewegte Wetterecke des Weltfriedens zu betrachten. Derweil aber arbeiten die Nordamerikaner an dem Ostgestade mit großer Energie an der Ausdehnung ihres Einflusses. Die spanische Niederlage hat ihnen die Philippinen gebracht — vielleicht für sie die beste Frucht des Krieges! — und sie damit bis hart an die ostasiatische Küste vorgeschoben. Sie wissen dieses günstig gelegene Vorwerk klüglich auszunutzen und bauen die Bucht von Manila zu einer Land- und Seefeste erster Güte aus, zugleich als Ausfallstor nach China und Japan; die Hawaii-Inseln als Zwischenstation würden im Ernstfalle vorzügliche Dienste leisten als Reservestützpunkt. Da die Nordamerikaner im unbestrittenen Besitz der Ostgestade des Stillen Ozeans sind, soweit sie in unserem Falle überhaupt in Betracht kommen, und durch ihre grandiosen Ueberlandbahnen und den zukünftigen Panamakanal die Riesenentfernungen des Kontinents beinahe aufgehoben haben, so befinden sie sich in äußerst günstiger Stellung bei dem Ringen um den Stillen Ozean.

Dementsprechend sind denn auch ihre Ansprüche keineswegs übermäßig bescheiden. Roosevelt äußerte 1903 auf einer Reise in Kalifornien, die künftige Herrschaft über das Stille Meer komme nur der nordamerikanischen Union zu, und im Laufe dieses Jahrhunderts müsse diese natürliche Forderung erfüllt werden. Er wiederholte nur, was andere vor ihm gesagt, und was die Stimmung aller echten Yankees ist. So kann man denn im Ernste von einem Kampfe um den Großen Ozean reden; und der Mitkämpfer sind viele und mächtige. Deutschlands Ziel im vorerst noch friedlichen Kampfe ist klar: nicht um großen Landerwerb kann es gehen, sondern um Stützpunkte für den Handel. Im Wettlaufe der Nationen muß es sein Recht wahren: an der Erschließung der Länder mitzuwirken und die Völker, die der Auferstehung harren, der Kultur zu schenken. Seine Schiffe müssen sicher die großen Handelsstraßen ziehen, seine Kaufleute unbehelligt die eigenen Schätze gegen fremde umtauschen; seine Glaubensboten endlich muß der deutsche Adler schützen, wenn sie denen, die in „Finsternis und Todesschatten" sitzen, das Licht der Wahrheit bringen und das Brot des Lebens reichen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Nationalliberale Kleisterkünste auf dem Goslarer Parteitage.

Auch eine Duplizität der Ereignisse: nachdem die Sozialdemokratie in Mannheim den Riß zwischen Parteileitung und Gewerkschaften überkleistert hatte, wandte die nationalliberale Partei in Goslar dasselbe minderwertige Bindemittel auf den Spalt zwischen Alten und Jungen an. Hier wie dort Verlegenheitsresolutionen, die in sich widerspruchsvoll sind. In Mannheim brachten die Sozialdemokraten es fertig, die Kölner Resolution gegen den Massenstreik und die Jenaer Resolution für den Massenstreik als übereinstimmend zu bezeichnen. In Goslar stellte man Schwarz und Weiß nicht ganz so kraß nebeneinander, sondern fabrizierte verschiedene Resolutionen, von denen die eine nach rechts, die andere nach links schielte; die eine den Jungen zuliebe die liberalen Forderungen in den Vordergrund stellte, die andere den Alten zu Ehren die positive Mitarbeit an den politischen Aufgaben „auch fernerhin" empfahl. In der dritten Resolution bekam dann die Fraktion ein Höflichkeitsvotum, das man allenfalls in der Dämmerung als Vertrauensvotum ausgeben kann: in Sachen der Reichsfinanzreform werden nämlich die „äußerst schwierige Lage" und das „ernste Streben" der Fraktion anerkannt und damit werden „die Meinungsverschiedenheiten als ausgeglichen" erklärt. Also beileibe keine Billigung der Taten der Fraktion, nur eine Höflichkeit gegenüber dem „Streben", die auch der schärfste sachliche Gegner mitmachen kann, ohne sich etwas zu vergeben. Und doch wollten zwanzig unzufriedene Delegierte auch diese harmlose Verbeugung noch nicht einmal mitmachen. Die anwesenden Führer der Fraktion hatten in der Debatte manchen kräftigen Ton riskiert, um die billige Kritik der radikalen Dilettanten zurückzuweisen. Aber als es zur Abstimmung kam, hatten sie nicht den Mut, das zu fordern, was sie nach den rücksichtslosen Angriffen ehrenhalber hätten fordern müssen: ein klares Vertrauensvotum. Die klare Abstimmung „für oder gegen die Haltung der Fraktion?" hätte zu einem Tischtuchschnitt geführt; um das zu vermeiden, opferten die Abgeordneten ihr berechtigtes Selbstgefühl auf dem Altare der äußerlichen Parteieinheit und ließen sich eine Zensur gefallen, die nur den Sinn haben kann: Fleiß gut, Leistungen schlecht.

Zu der sozialdemokratischen Versöhnungskomödie bemerkten wir, daß die Rücksicht auf den nächsten Wahlkampf des Rätsels Lösung biete. Der nationalliberale Verkleisterungsbeschluß hat den Schlüssel zur Lösung gleich am Hosenbund hängen: am Ende der Resolution 3 wird die Erwartung ausgesprochen, „daß alt und jung, wie bisher, gemeinsam unter Hochhaltung der nationalen, aber nicht minder liberalen Grundsätze in die Vorbereitung der künftigen Reichstagswahlen eintreten werden". Vielleicht gibt es Schlauberger in der Partei, die es für eine Erleichterung der Wahlarbeit ansehen, daß die Divergenzen nicht zum klaren Ausgleich gelangt sind. So kann man bei den Wahlen à deux mains operieren: hier die liberal-oppositionelle Richtung hervorkehren, um Stimmen von links einzufangen, dort die positiv-nationale Tendenz, um bei der Rechten und namentlich bei der Regierung Unterstützung zu finden. Die Nutzanwendung ist wiederum: auf die inneren Zwistigkeiten der nationalliberalen Partei dürfen wir bei unserem Wahlgeschäft keine Hoffnungen setzen, ebensowenig wie auf die häuslichen Zänkereien in der Sozialdemokratie. Gegen das Zentrum und auch gegen die wahrhaft christlichen Konservativen werden die Nazi wie die Sozi in sich einig dastehen, vielfach vermutlich auch unter einander einig.

Fürst Bülow an die Braunschweiger.

Fürst Bülow tritt mit einem Male in den Kürassierstiefeln Bismarcks von 1885 auf. Den biederen Braunschweigern, die in Berlin wegen einer friedlichen Lösung ihrer Thronfolgefrage anklopften, hat er zwei kalte Wasserstrahlen zukommen lassen. Den einen als Reichskanzler, der die erbetenen „Schritte" glattweg ablehnte; den zweiten, noch kälter, als Präsident des preußischen Staatsministeriums, das die „welfische Regierung" in Braunschweig nach wie vor als eine unerträgliche Gefahr betrachtet. Der Ton, der die Musik macht, hat dem Fürsten Bülow den lebhaftesten Beifall eingetragen gerade von den Alldeutschen und den sonstigen Kraftpolitikern, die bisher gegen ihn und seine Politik den Namen Bismarck auszuspielen liebten. Dort betrachtet man die Schreiben als die unbedingte und endgültige Abweisung des erbberechtigten Welfenhauses. Der Wortlaut der beiden

Schreiben schließt aber trotz aller Schärfe doch die Möglichkeit einer künftigen Zulassung des legitimen Thronerben nicht absolut aus. Es wird dort von der „obwaltenden Sachlage“ gesprochen und „zurzeit“ die Unternehmung von Schritten abgelehnt. Es bleibt also immerhin noch denkbar, daß der Herzog von Cumberland durch eine entgegenkommende Kundgebung den Bundesrat veranlassen könnte, in eine neue Beratung über den Behinderungsbeschluß von 1885 zu treten. Da eine solche Kundgebung, die das „Verhältnis“ des Herzogs zu Preußen ändern könnte, bisher fehlte, konnte der Bundesrat nach seinem Wiederzusammentritt nichts weiter tun, als von den Akten des Reichskanzlers Kenntnis nehmen. Das Schlimme ist nun, daß die schroffen Erklärungen des Fürsten Bülow die Neigung zur Nachgiebigkeit, falls eine solche in Gmunden bestehen sollte, leicht im Keime ersticken können, um so mehr, als die Schreiben durchblicken lassen, daß Preußen sich mit einem einfachen Verzicht auf Hannover nicht befriedigen lasse, sondern auch die Ausräumung der sogenannten welfischen Agitation fordern will. Wir kennen nicht die Absichten des Herzogs von Cumberland, und bei dem Charakter dieses Fürsten, der an das Hamlet-Problem erinnert, sind sie schwer zu erraten. Man kann nur im Bedingungssatze sagen: wenn er die Absicht hatte, einzulenken, so hätte er besser, vor der Berliner Erklärung das Wort ergriffen. Jetzt ist seine Aktion, soweit sie sich nicht auf die einfache Wahrung seines alten Protestſtandpunktes beschränken will, erschwert. Die Braunschweiger haben einen redlichen und geschickten Anlauf gemacht, um sowohl für ihr engeres Vaterland als auch für das ganze Reich die Wohltat einer friedlichen Beilegung dieses alten Zwistes zu erlangen. Sie hätten besseren Dank verdient, in Berlin und in Gmunden.

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe.

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe, die soeben veröffentlicht worden sind, bringen die Bestätigung für die alte Ansicht, daß bei der Krisis von 1890 (Rücktritt des Fürsten Bismarck) Meinungsverschiedenheiten über die auswärtige Politik, insbesondere über das Verhältnis zu Rußland, wesentlich mitgespielt haben. Bekanntlich wurde der „Rückversicherungsvertrag“, den Fürst Bismarck heimlich mit Rußland abgeschlossen hatte, von Caprivi nicht erneuert, und die Zentrumspresse sprach sich damals dahin aus, daß dieser hinter dem Rücken Oesterreichs abgeschlossene Vertrag eine schwere Gefahr für das österreichisch-deutsche Bündnis gebildet hätte. Jetzt wird durch das Zeugnis Hohenlohes bestätigt, daß Fürst Bismarck zu jener Zeit tatsächlich die deutsche Politik von Oesterreich ab und auf das Bündnis mit Rußland hin instradieren wollte. Die Enthüllungen werfen auch in anderer Hinsicht auf das Verhalten Bismarcks ein ungünstiges Licht. Die Bismarck-Fanatiker aber verfahren nach der Parole, daß der Hieb die beste Abwehr sei, und versuchen die gegenwärtige hochpolitische Lage als ganz trostlos für das „eingekesselte“ Deutschland darzustellen, um dann auszurufen: Seht, das kommt von dem Verlassen der Bismarckschen Pfade! Es handelt sich aber zunächst um die Frage, ob das „Wettkriechen vor Rußland“, das damals tatsächlich schon das berechtigte Mißtrauen Oesterreichs erregt hatte, uns besser bekommen wäre als das Festhalten an dem Bündnis von 1879. Hätten wir wirklich in Rußland einen zuverlässigen Bundesgenossen gewinnen können? Wer noch so leichtgläubig ist, das anzunehmen, der muß doch wenigstens zugestehen, daß uns zurzeit, also in der angeblich so kritischen gegenwärtigen Lage, die Freundschaft des vollständig aktionsunfähigen Rußland gar nichts helfen könnte. Im Gegenteil, die Solidarität mit dem Koloß im Osten wäre uns sehr teuer zu stehen gekommen, nicht bloß in finanzieller Hinsicht. Darum ist auch gar kein Anlaß, daß man sich hierzulande irgendwie aufrege über die Nachricht, das bündnissüchtige England habe mit Rußland einen Freundschaftsvertrag vereinbart, der die asiatischen Interessen der beiden Mächte ausgleiche. Was kann uns das schaden? Wenn England mit Oesterreich-Ungarn ein Bündnis gegen uns schlösse, das wäre eine ernste Wendung. Und die hätten wir sicher schon zu beklagen gehabt, wenn die Politik fortgeführt worden wäre, die Fürst Bismarck in jenem letzten Jahre seines Regiments einschlug, als ihm „nichts mehr gelang“. Wenn die gegenwärtige Lage für uns weniger glänzend, aber noch keineswegs gefährlich aussieht, so ist das nicht auf den Rücktritt Bismarcks zurückzuführen, sondern vielmehr auf den Regierungsantritt Eduards VII., der die krampfhafte Allianzpolitik mit der Spitze gegen Deutschland in Gang gebracht hat. Dieses Bündnisfieber können wir in Gemütsruhe sich austoben lassen, solange wir selbst stark sind und an Oesterreich einen Freund in der Not haben.

Pariser Zeitläufe.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Der Herbst hat begonnen. Die Oktobertage sind dazu angetan, allerlei geschichtliche Erinnerungen der Revolutionszeit ins Gedächtnis der streitenden Parteien zurückzurufen. Im Oktober 1789 zwangen die Aufständigen die Königliche Familie und den Hof, Versailles zu verlassen, die dadurch den Parisern ausgeliefert wurden. Und genau sechs Jahre darauf, am 13. Vendémiaire des Jahres IV, am 5. Oktober 1795, versuchten die royalistischen Sektionen von Paris gegen den Nationalkonvent zu marschieren, wurden aber dabei vom General Bonaparte, dem künftigen Kaiser, mit Kartätschen niedergeschmettert.

Auch die heurigen Oktobertage scheinen eine Rolle in der Geschichte spielen zu sollen. Wir haben den Kirchenstreit, die bevorstehende Rückkehr der Landboten und Senatoren, die Ministerreden, die Rüstungen der politischen Parteien, ohne der Schwänke zu gedenken, die recht oft in die Geschichte des Landes eingegriffen und eingreifen.

Die Irrungen eines einfachen Dorfpfarrers haben wieder einmal so recht gezeigt, wohin politische Leidenschaft führen kann. Dieser Landpfarrer, der Abbé Delarue, Pfarrer von Chatenay in der Diözese von Chartres, ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ wahrscheinlich schon bekannt. Diesen Sommer verschwand er eines Tages aus seiner Pfarrei. Verschiedene Umstände ließen darauf schließen, daß er das Opfer eines Mordes geworden sein konnte. Es war die Sache der Justiz, sich mit dem Verschwinden zu befassen, zu gleicher Zeit nahm aber auch die Presse — und welche Presse — die Angelegenheit in die Hand, wie es hier Sitte ist.

Geisterbanner, Fakire, Bluthunde, Molosse, ja auch Hyänen wurden von einem Sensationsblatte in Dienst genommen, um bei Auffindung des verschwundenen Pfarrers und dessen etwaigen Mördern der Polizei und der Justiz zuvorzukommen. Es war ein wahrer Hexensabbat, der um so mehr für besagtes Blatt Reklame machte, als er gerade in die saure Gurkenzeit fiel.

Inzwischen verschwand aber auch die Lehrerin der Pfarrschule des Dorfes. Die Angehörigen derselben gaben bei Befragen an, dieselbe habe eine Stellung im Auslande erhalten, ohne jedoch näheres darüber mitzuteilen.

Schließlich kam es aus Anlaß der Sache zu Preßpolemiken, wobei man sich die unliebsamsten Beiwörter gegenseitig an den Kopf warf. Das Dorf, das Dekanat, die Diözese, die Pariser Presse, auch ein Teil der belgischen Presse, die an dem Baume der ersteren zu nagen gewohnt ist, spalteten sich in zwei Parteien. Die eine schwor sich auf die Ermordung des Dorfpfarrers ein, während die andere auf der Suche nach der gleichfalls verschwundenen Lehrerin war.

Da keinerlei gültige Beweise für den Tod des Dorfpfarrers vorlagen, hätte man schließlich mit dem Seelenamte für denselben warten können. Die Eiferer hatten es aber eilig und veranstalteten am 22. September ein feierliches Requiem, bei welchem der Dekan des Sprengels die Absolution gab und der Diözesanbischof durch einen Geistlichen des Ordinariats vertreten war.

Ein böser Zufall wollte nun, daß ein Viertelskommissär von Brüssel am gleichen Tage ein seit einigen Wochen aus Frankreich zugereistes Ehepaar behufs der Erfüllung der gesetzlichen Anzeigepflicht auf das Kommissariat des Viertels vorladen ließ. Die Geladenen erschienen, und da sie ohne jegliche Papiere waren, gestanden sie, daß sie sich unter falschem Namen eingemietet hatten. Der Mann war niemand anderer als der verschwundene Dorfpfarrer und seine Begleiterin die Lehrerin von Chatenay!

Man kann sich das Hallo denken, welches diese Entdeckung sofort in der Brüsseler und der Pariser Skandalpresse gemacht.

Verirrte und verwirrte Persönlichkeiten gibt es in allen Berufsständen, auch unter der Geistlichkeit. Es wäre somit seitens der katholischen Presse vernünftig gewesen, den Verlauf der Sache weiter abzuwarten, einen scharfen Tadel gegen den verirrten Priester und das Bedauern über das Vorgefallene auszusprechen. Wie ist aber so etwas möglich, wenn man sich vorher gegenseitig mit dem Titel „nichtswürdige Individuen“ belegt hat, weil man über die Sache nicht so wie der Gegner dachte?

Die unliebsame Geschichte erheischte also doppelte Vorsicht und sachgemäße Sprache. Die „Libre Parole“, welche wegen ihrer

gewagten Thesen bekannt ist, sprach sofort ihre Ueberzeugung aus, daß Brüsseler Ehepaar seien nicht der Pfarrer und die Lehrerin, sondern Leute, die von Kirchenfeinden bezahlt seien, um einen großen Skandal zu machen. Die Feststellung der Identität des Paares war zweifelsohne zu erwarten und hätten Zeitungen wie die „Croix" usw., jedenfalls dieselben abwarten können. Sie zogen aber vor, der „Libre Parole" nachzuhinken, so daß der Skandal nur noch größer wurde. Schließlich gabelte ein Abendblatt einen Gastwirt des Boulevard Saint Germain auf, der aus der gleichen Gemeinde wie der Abbé Delarue stammt und dessen Spiel- und Schulkamerad war. Der Zeilenfischer und der Gastwirt begaben sich nach Brüssel, wo sie sich Eingang bei dem Ehepaare zu verschaffen wußten. Der Pfarrer war äußerst zerknirscht und niedergeschlagen, als er den Freund seiner Kindheit vor sich sah.

Erst jetzt tun besagte katholische Zeitungen, was sie gleich vom Anfang an hätten tun sollen, und bezeichnen den Pfarrer als räudiges Schaf, dessen Strafe schon in seiner Tat liege.

Leider hat sich jetzt der auf so schlimme Irrwege geratene Geistliche dazu verleiten lassen, für das Sensationsblatt, das so unendlich viel zur Verbreitung des Skandals beigetragen, seine „Denkwürdigkeiten" zu schreiben. Der Unglückliche wird, für ihn nur allzubald, erfahren, welch schreckliche Folgen für sein ganzes Leben seine nichtswürdige Tat haben wird.

Ein ehemaliger Kampf- und Fechtgenosse Leo Taxils gibt ein Wochenblatt heraus, das den von seinem ehemaligen Freunde Taxil auf die Spule gesetzten Faden weiter fortspinnt.

Ohne daran zu denken, daß über diese Fäden die „Croix" gelegentlich der Vaughan-Geschichten so erbärmlich gestolpert ist, beziehen dennoch katholische Blätter derartigen Zwirn. Die letzte Leistung besagten Wochenblattes besteht darin, die Katholiken, welche nicht auf die Fahne der Eiferer schwören, als Freimaurer zu bezeichnen, die, wie es der „Sillon" ja schon getan hätte, den Papst gefügig machen wollten, das Trennungsgesetz anzunehmen.

Das Geschwätz eines ehemaligen Kampfgenossen Taxils würde jedenfalls nicht beachtet werden, wenn katholische Blätter in ihrer Vertrauensduselei und trotz der Taxiliaden nicht ihre Weisheit in oft recht unberufenen Organen wie obbesagtes Wochenblatt suchen würden. Alle Erfahrungen, die in dieser Beziehung gemacht wurden, scheinen aber nichts nützen zu sollen. Taxil ist von der Bildfläche verschwunden, nachdem er sein behäbiges und bewolltes Schäflein ins Trockene gebracht hat. Die Taxiliaden werden aber unentwegt weitergeführt.

Oktober.

Es geht ein Zug geheimer Trauer
Durch diese herbstlich heitern Tage,
Als ob Natur die Todesschauer
Schon ahnungsvoll im Herzen trage.

Als ob sie mit dem bunten Flitter
Und mit der Sonne klarstem Golde,
Dem Purpurlaub an Strauch und Gitter
Die Welt darüber täuschen wollte,

Daß alles Müh'n zuletzt vergebens
Und bald ihr großes Werk zu Ende,
Und daß der warme Hauch des Lebens
Ihr immer mehr und mehr entschwände.

Sie will noch weich und licht umkleiden
Des Todes starre, dunkle Klippen
Und trägt noch sieghaft im Verscheiden
Ein Lächeln auf den stolzen Lippen.

Josefine Moos.

Gymnasialer Aufbau oder Mädchengymnasium?

Von

Johannes Spieker, Gymnasialoberlehrer, Münster.

Fräulein Dr. Renz verlangt in Nr. 37 der „Allgemeinen Rundschau" vom 15. September (S. 439 ff.) statt des gymnasialen Aufbaus auf der zehnklassigen Töchterschule Mädchengymnasien von unten auf wie für Knaben. Sie verwirft den vierjährigen Aufbau als „fast grausam", weil er „jungen Mädchen die Schwierigkeit des Umdenkens nach zehnjähriger Schulung aufbürde und sie mit dem neunjährigen Pensum der Gymnasiasten in vier Jahren abhetze". „Man gewähre", sagt sie, „den nach Wissenschaft strebenden Töchtern dieselbe Vorbildung, wie sie dem Studenten am Gymnasium, Realgymnasium oder an der Oberrealschule gewährt wird."

Gleichwertig muß die Vorbildung sein, nicht aber die gleiche. Der vierjährige Aufbau ist keineswegs grausam. Eine Schülerin, welche die zehn Klassen der höheren Mädchenschule durchlaufen, steht doch weit über einem Sextaner und hat soviel grammatische Schulung erlangt und im Französischen, Englischen, Deutschen ꝛc. soviel Kenntnisse erworben, daß sie in vier Jahren auch im Lateinischen usw. die entsprechende Reifeprüfung eines Realgymnasiums oder auch Gymnasiums wohl bestehen kann. An einer Oberrealschule ginge es, weil keine dritte Sprache mehr hinzukäme, noch schneller; doch werden sich dafür noch weniger Abiturientinnen finden.

Besonders aber, sollte man meinen, müßte doch die Frauenwelt einsehen: Solange Knabenart verschieden ist von Mädchenart; solange beim Mädchen mehr die Gemütsseite hervortritt, ohne es deswegen geistig minderwertiger erscheinen zu lassen; solange schon die körperliche Konstitution ihm zartere Aufgaben zuweist: solange muß auch das Mädchenherz andere Nahrung und der Mädchenverstand, auch wenn er „nach Wissenschaft strebt", andere Bildung verlangen als der Knabenverstand.

Darum hat ja auch der Katholische Frauenbund in Frankfurt sich dafür ausgesprochen, „daß die Ausbildung der weiblichen Jugend grundsätzlich nur auf Grundlage der entsprechend auszubildenden höheren Mädchenschule geschehe".

In Frankreich kann man sich auf 8 verschiedenen Wegen[1]) die Universitätsreife erwerben, bei uns auf 3 Weisen. Warum soll es da für Mädchen nicht wenigstens noch eine vierte geben? Ich möchte auch die armen neunjährigen Mädchen bedauern, die schon so früh, wie leider die Sextaner, den abstrakten Unterricht im Lateinischen ꝛc. beginnen müßten. Dies wäre eher „grausam" zu nennen. Nach Ablauf ihrer 9 Jahre, auf der Oberprima, würden wir eine große Anzahl weiblicher Bücherwürmer und „verstudierter" Mädchen mehr haben, zumal hier die Gefahr bei dem Lerneifer der Mädchen noch größer ist. Gott hat die Frauennatur ihrem Zwecke entsprechend anders geschaffen, da sollen auch wir sie anders bilden und nicht mit den Knaben „über einen Kamm scheren".

Als Hauptgrund für diese Gleichheitsforderung tritt die Absicht hervor zu zeigen, daß man dasselbe könne, was Knaben können. Aber darum die Mädchennatur ignorieren?

Warum überhaupt alles uniformieren und egalisieren? Nicht zwei Gesichter hat Gott völlig gleich geschaffen und nicht zwei Seelen, aber der Mensch will alles gleich machen!

Merkwürdigerweise gibt sich die Verfasserin am Schlusse doch mit dem in Berlin beschlossenen vierklassigen Aufbau als mit einem „hochbedeutenden Schritte" in „hoher Befriedigung" zufrieden und hofft nur noch, daß der „preußische Kultusminister mit seinem weiten Blicke auch einem Vollgymnasium (für Mädchen) nicht abgeneigt" sei.

Was mir an der neuen Ordnung nicht gefällt, ist besonders die Ausdehnung des Mädchenstudiums auf 2 Jahre mehr als für Knaben. Diese brauchen (gesetzlich) $3 + 9 = 12$ Jahre bis zum Abitür, die Mädchen aber künftig $10 + 4 = 14$ Jahre? Ist das nötig? Da künftig schon in den letzten zwei Jahren des zehnjährigen Lyzeumskurses der lateinische Nebenunterricht beginnen

[1]) Entweder mit Latein, Griechisch und Philosophie als Hauptfächern, oder mit Latein, Griechisch und Mathematik, oder mit Latein, zwei lebenden Sprachen (Deutsch oder Englisch) und Philosophie, oder mit Latein, zwei lebenden Sprachen und Mathematik, oder mit Latein, Naturwissenschaft und Philosophie, oder mit Latein, Naturwissenschaft und Mathematik, oder Naturwissenschaft, zwei lebenden Sprachen und Philosophie, oder Naturwissenschaft, zwei lebenden Sprachen und Mathematik.

wird, genügt ein dreijähriger Aufbau. Diesen haben auf der Januarkonferenz auch katholische Vertreter warm befürwortet. Die Konferenz der Direktoren höherer Mädchenschulen vom 10. und 11. April hält ihn ebenfalls für richtiger. Warum wollen da die Frauen katholischer sein als der Papst (hier die Schulverwaltung)?

Die Forderung einer um zwei Jahre längeren Studienzeit für Mädchen sieht so aus wie das Geständnis einer Minderwertigkeit des Mädchenverstandes. Ganz gewiß werden auch die zwei Plusjahre die Zahl der studierenden Mädchen nicht vermehren!

Die 21. Hauptversammlung des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen zu Straßburg fordert den „vierjährigen Kursus mit Gymnasial-, Realgymnasial- und Oberrealschulbildung", dann heißt es weiter: „Einen eigens für die Mädchen geschaffenen Weg zur Reifeprüfung weisen wir zurück."

Vorsichtiger ist das Organ des Katholischen Frauenbundes, „Die christliche Frau". Es ist der Ansicht, daß das junge Mädchen „die gleichen Kenntnisse nachweisen muß, wenn es sie auch naturgemäß auf anderem Wege gewonnen hat und durchweg gewonnen haben soll" als der Knabe.

Aehnlich hat der Katholische Frauenbund selbst in einer am 4. Juli in Köln beschlossenen Bittschrift sich ausgedrückt, indem er für das Abiturientenexamen zwar dieselben Anforderungen gestellt wünscht wie für Knaben, aber beifügt: „Jedoch in Anbetracht der besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse der Frauenwelt erscheint uns ein getrennter Weg, der zu denselben Zielen führt, angebracht." Die „Historisch-politischen Blätter" (1906, S. 309) stimmen ebenfalls dem Urteil der „Täglichen Rundschau" zu, das folgendermaßen lautet: „Jeder kann und wird die Reform (der Berliner Januarkonferenz) mit größter Freude begrüßen. Denn, was vor allem wohltuend berührt, sie ist wohldurchdacht in ihrem Aufbau, ein organisches Ganze, kein Flickwerk, kein Abklatsch der Knabenschulen, vielmehr durch die Eigenart des zehn- oder achtjährigen gemeinsamen Bildungswesens für alle wohl geeignet für künftige Reform der Knabenschulen (?) die Grundlage abzugeben?" Solchen Stimmen gegenüber werden hoffentlich auch diejenigen Damen, welche im Uebereifer partout den Knabenschulen gleiche Anstalten für Mädchen haben wollten, einsehen, daß auch auf obigem Wege erreicht wird, was für die höhere Mädchenbildung erreicht werden muß.

Der Sturm.

Heulte der Sturm durch Täler und Höh'n,
Ließ seinen flatternden Mantel weh'n
Über Wälder und Wiesen,
Nahm er alle die Blättlein mit,
Die verwelket und wollten nit
Grün und saftig mehr sprießen.

Hab' ich dem Sturme weinend geklagt
All meine Leiden und hab' ihm gesagt:
„Lös mich vom bitteren Schmerze!
Wie du die dürren Blättlein trägst,
Wenn du durch Wälder und Felder fegst,
Nimm auch mein trauriges Herze!"

Hat der Sturmwind lauter geheult
Und ist lachend weiter geeilt:
„Freund, du mußt mich nicht quälen!
Bin nur für welkende Blättlein gesandt,
Kann nicht tragen ins ferne Land
Welkende Menschenseelen."

Bonn. Karl Jünger.

Zur Definition des Schönen.

Von

P. Gisbert Menge, O. F. M.

Was ist schön? Frage den Kunstkenner, und er wird dir eine Anzahl Werke nennen, die durch ihre strahlende Schönheit den Anschauer bannen, bezaubern, entzücken. Siehe dort den Kunstfreund vor der Sixtinischen Madonna. Sein Auge flammt, auf den leicht geöffneten Lippen liegt der Ausdruck des Staunens; die Phantasie hat ihn emporgetragen in das Zauberreich des Schönen, in dessen Genuß sein Herz nun schwelgt.

Was ist schön? Frage den Philosophen, und er gerät in Verwirrung, er ist verlegen um eine befriedigende Antwort. Selbst den tiefst denkenden Männern der Wissenschaft ist es noch nicht gelungen, die Frage nach dem Wesen des Schönen allseitig zu lösen, eine Definition des Schönen zu geben, die sich die allgemeine Anerkennung errungen hätte.*)

Wenn wir deshalb eines alten Meisters bisher nicht beachtete Definition des Schönen vorlegen, so schmeicheln wir uns nicht mit der Hoffnung, vollständige Klarheit über das schwebende Problem zu verbreiten, sondern möchten es gleichsam nur in neue Beleuchtung rücken.

In seinen Vorträgen über das Sechstagewerk (collat. 11, n. 4) sagt der heilige Bonaventura, daß sich die Geheimnisse der Heiligen Schrift durch große Schönheit auszeichnen, und fährt dann fort: „aber sie erscheinen nur wegen der Uebereinstimmung des Darstellenden mit dem Dargestellten schön." Per ligna suavia et pulchra intelliguntur sacramenta scripturarum, quae magnam habent pulchritudinem; tamen non apparent pulchra nisi ex conformitate repraesentantis ad repraesentatum. Danach liegt also die Schönheit in der Uebereinstimmung der Darstellung mit dem dargestellten Gegenstande.

Prüfen wir den Wert dieser Begriffsbestimmung. Die innere Erfahrung lehrt uns, daß das Schöne Wohlgefallen erregt. Worin hat dieses Wohlgefallen seinen Grund? In der Uebereinstimmung zwischen Bild und Wirklichkeit.

Daß zwei zerlumpte Bettelbuben auf der Straße eine Traube verzehren, ist an sich nichts Schönes. Doch welch ein Zauber liegt auf Murillos malerischer Wiedergabe einer solchen Szene!

Vor mehreren Jahren brachte eine Zeitschrift die Abbildung eines Gemäldes, das einen höchst einfachen Vorgang darstellte: Arbeiter nehmen ihr Vesperbrot ein, Frauen und Kinder gießen den Gatten und Vätern den dampfenden Kaffee in die dargereichten Schalen. Wie gewöhnlich! Und doch welch ein Reiz in diesem Bilde! Den Namen des Künstlers haben wir vergessen; aber der Eindruck, den das Gemälde auf uns gemacht, ist noch nicht verwischt.

Ein zerfallenes Haus ist keineswegs geeignet, uns zu ergötzen. Doch lese man einmal Annettens von Droste-Hülshoff Gedicht „Das öde Haus". Nachdem sie die Umgebung beschrieben, fährt sie fort:

Das Dach, vom Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der schillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers gold'ner Spiegel
Ragt kopflos am Gesims hervor.

Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen;
Noch hängt am Mauerpflock ein Rest
Verwirrten Wergs, das Seil zu spinnen,
Wie halbvermorschtes Haar, und drinnen
Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nickt
Ein Schellenband an Schnall und Riemen,
Mit grober Wolle ist gestickt
„Diana" auf dem Lederstriemen;
Ein Pfeifchen auch vergaß man hier,
Als man den Tannensarg geschlossen,
Den Mann begrub man, tot geschossen
Hat man das alte, treue Tier.

*) Vgl. die Aussprüche bei Kirstein, Entwurf einer Aesthetik der Natur und Kunst, Paderborn 1896, S. 3 ff.

Wem gefiele nicht diese naturtreue Schilderung? Annette schrieb einmal an Schlüter, daß ihre Stärke in der durch die Kunst veredelten Natur liege; in neuerer Zeit bezeichnet man die westfälische Dichterin als Vertreterin eines verständigen Realismus. Beides ist richtig. Unsere Definition bestätigt das, wie wir noch sehen werden.

Schon oft haben wir, ohne ein besonderes Gefallen zu spüren, gesehen, wie der Wagenführer die Pferde einstellte. Doch wie gefällt uns Goethes so naturtreue Darstellung dieses gewöhnlichen Vorganges!

„Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die mutigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schönversilberten Schnallen,
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leichthinziehenden Pferde."

Bonaventuras Definition empfiehlt sich ferner durch den Umstand, daß sie manche Frage der Aesthetik ganz einfach löst. Sie macht uns den Gegensatz des Schönen, das **Häßliche**, leicht verständlich. Wenn das Schöne in der Uebereinstimmung, dann besteht das Häßliche im Widerspruch zwischen der Darstellung und dem dargestellten Gegenstande.

Ist das Häßliche in der Kunst berechtigt? Ohne Zweifel. Wohl sagt man, daß das Häßliche niemals gefallen kann. Das gilt aber nur vom Häßlichen an sich, nicht aber von der naturtreuen Darstellung des Häßlichen. Eine Einschränkung werden wir allerdings nachher noch machen.

Auf Grund der Bonaventuranischen Definition kann man göttliche, natürliche, künstlerische, mechanische Schönheit unterscheiden. Da in Gott Wesen und Idee in der vollkommensten Weise übereinstimmen, ja sich vollkommen decken, so ist in Gott die vollendetste Schönheit, er ist die Schönheit selbst. — Die Naturdinge sind schön, insofern sie mit den Ideen Gottes übereinstimmen. — Die künstlerische Schönheit setzt eine menschliche Tätigkeit voraus und ist die durch menschliche Tätigkeit bewirkte Uebereinstimmung der Darstellung mit dem dargestellten Gegenstande. — Wird diese Uebereinstimmung auf mechanischem Wege erreicht, etwa durch Photographie, so könnte man von einer mechanischen Schönheit reden.

Der Künstler ist bei seinem Schaffen an gewisse allgemeine Gesetze gebunden. Die Kunst verlangt Einheit in der Mannigfaltigkeit. Warum? Weil die künstlerisch bewirkte Schönheit, wenn wir auf ihren tiefsten Grund zurückgehen, ein Strahl der unendlichen Schönheit Gottes ist, in Gott aber die höchste Einheit mit der reichsten Mannigfaltigkeit sich vereinigt. Da Gott ferner kein totes Sein, sondern die Fülle des Lebens ist, so muß auch die Kunst Lebendigkeit offenbaren.

Die Werke der Kunst erregen nicht in gleicher Weise unser Wohlgefallen, sind nicht von gleichem Werte. Zur Bestimmung dieses Wertgrades gibt aber unsere Definition einen guten Maßstab. Ein Kunstwerk muß sich durch Uebereinstimmung mit dem dargestellten Gegenstande auszeichnen. Je höher demnach der dargestellte Gegenstand an sich (Gehalt), je vollkommener jene Uebereinstimmung (Form), desto größer ist der Wert des Kunstwerkes.

Also, könnte man erwidern, ist die Photographie einer hervorragend schönen Person ein großes Kunstwerk. — In dieser Objektion liegt eine Verwechslung des Begriffs. Kunst fordert ja immer eine menschliche Tätigkeit als bewirkende Ursache, die Photographie setzt die Arbeit des Menschen nur als conditio sine qua non voraus. Die Photographie an sich kann also wohl etwas mechanisch, aber nicht künstlerisch Schönes zu Wege bringen. Allerdings kann auch der Photograph eigentlich künstlerisch arbeiten, z. B. durch geschickte, lebensvolle Gruppierung der zu photographierenden Personen.

Lassen wir die gegebene Definition gelten, so ergibt sich von selbst, daß auch die Genre-, Stillebens-, Landschafts- und Porträtmalerei zur Kunst gehören. Eine Landschaft, die an sich wenig Reize bietet, wird gefallen, wenn der Maler sie naturgetreu auf die Leinwand zaubert. Naturgetreu; die Uebereinstimmung braucht keine faktische zu sein, sonst müßten wir ja jede dargestellte Landschaft erst gesehen haben, bevor wir über ihren künstlerischen Wert urteilen; es genügt, wenn die Darstellung den Eindruck des in sich Wahren macht, wenn die Uebereinstimmung eine ideelle ist. Demnach ist „Stimmung" für ein Landschaftsbild nicht wesentlich notwendig, wohl kann sie den Wert des Gemäldes erhöhen.

Idealismus und Realismus: das sind die beiden Mächte, die in unserer Zeit auf dem Gebiete der Kunst um die Oberherrschaft ringen. Und doch könnten beide auf Grund unserer Definition gar leicht Frieden schließen. — Realismus bedeutet in der Kunst jene Richtung, die für das künstlerische Schaffen die Objekte dem wirklichen Leben entnimmt, während der Idealismus seine Stoffe in einer höheren, vom Geiste des Künstlers erfaßten Welt sucht. Schönheit ist nun Uebereinstimmung zwischen Bild und Wirklichkeit, und bringt der Realismus das wirkliche Leben zur Anschauung, so leuchtet seine Berechtigung von selbst ein. Aber er darf nicht den Anspruch erheben, allein Kunst zu sein; auch der Idealismus besteht zu Recht. Das Ideal, das den Künstler erzittern macht, existiert doch auch, wenn sich auch seine einzelnen Züge selten in einem geschaffenen Subjekte vereinigt finden. Solange also der ideale Künstler nicht Werke schafft, die über die Möglichkeit hinausragen, ist sein Idealismus berechtigt.

Noch mehr. Wir haben oben gesagt, daß ein Kunstwerk um so höher steht, je höher einerseits der Inhalt, je vollkommener anderseits die Form ist. Folglich besitzt bei gleicher Formvollendung ein idealistisch verklärtes Werk höheren Kunstwert.

Gegen unsere Definition könnte man einwenden, daß nach ihr auch die lebenswahre Darstellung des Häßlichen schön ist, eine Ansicht, die der modernen Richtung des Realismus, die mit Vorliebe die Schatten und Nachtseiten des Lebens schildert, Tür und Tor öffnen würde. — Es ist jedoch nicht schwer, die Verwerflichkeit des ausschreitenden Realismus auch vom Standpunkte der Kunst zu erkennen.

Zweck der Kunst ist es, einen uneigennützigen Genuß zu bereiten. Wenn dennoch der Künstler das Häßliche so darstellt, daß der Abscheu davor das Wohlgefallen an der gelungenen Darstellung unterdrückt, so verfehlt er sich gegen den Zweck der Kunst. Handelt es sich um Darstellung des sittlich Häßlichen, des Bösen, so sind noch andere Rücksichten zu nehmen. Kunst ist doch für alle da. Wenn dennoch ein Künstler das Böse so darstellt, daß sich ein edler Mensch in seinen Gefühlen und Anschauungen verletzt fühlt, so verstößt er wiederum gegen die Aufgabe der Kunst. Ist ferner nicht auch die Kunst an das Sittengesetz gebunden? Wer gibt ihr das Recht, die von Gott gezogenen Grenzen zu überschreiten? Kann sie eine Dispens von dem allgemein geltenden Sittengesetz nachweisen? Nimmermehr. Besonders muß sich der Künstler hüten, die zarte Tugend der Keuschheit zu verletzen. Er schafft eben für Menschen, die nicht mehr im Zustande paradischer Unschuld leben, deren Natur vielmehr durch die Sünde verderbt ist.

Noch von einem anderen Gesichtspunkt betrachtet, muß der exzessive Realismus verurteilt werden. Naturwahr, sagt man, muß der Künstler arbeiten. Gut; gibt es denn in der Natur nur Häßliches? sind die Menschen nur mehr Lumpen? Warum wählt man denn nicht auch das Natur-Schöne, das Menschlich-Edle zum Gegenstand der Darstellung?

Nachts auf dem Bildstöckljoch.

Wie ein weiter Königsmantel,
Der mit Sternen übersät,
Glänzet über mir des Himmels
Nächtlich stille Majestät!

Unter mir des Hochgebirges
Wild zerklüftetes Gestein,
In den dunklen Schluchten flimmert
Geisterhaft der Mondenschein!

Lauschend horch' ich in die Ferne,
Totenstille weit und breit;
Nur des eignen Herzens Schlagen
Hör' ich in der Einsamkeit!

Meine Seele fühlt im Schweigen
Segnend einen Gotteshauch —
Und ich falte still die Hände
Betend — wie im Kinderbrauch!

Helene Matten.

Zur Jugendschriftenbewegung.

Von

Dr. Thalhofer, München.

Auf der Generalversammlung der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften in München (1. Sitzung, Montag, den 4. Juni 1906) wurde nach längerer Debatte folgende These angenommen: „Tendenz im Sinne des Dranges nach Darstellung einer Idee mit den Mitteln der Dichtkunst ist ein notwendiges Moment dichterischen Schaffens. Tendenz im Sinne des absichtlichen Werbens für einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck bringt ein fremdes Moment in das dichterische Schaffen (eigentliche Tendenzschriften).“ Das Verfängliche liegt in den Worten „für einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck“. Hierin ist dem subjektiven, auch ethisch bestimmten subjektiven Ermessen die Entscheidung zugeschoben, ob eine Idee einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck einführe oder nicht. Ich griff in die Debatte nicht ein, weil ich in dem Kreise der hier tagenden Männer fremd war und mit einer Preßkarte (für „Hochland“) als Gast teilnahm. Ueberdies mußte ja die Besprechung der nachfolgenden ersten Berliner These einige Klarheit bringen. Diese These wurde denn auch sofort zur Debatte gestellt und angenommen, sie lautet: „Dichtungen, die bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestaltens zugleich eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung auf den Leser ausüben, sind, sofern sie im übrigen der Aufnahmefähigkeit jugendlicher Leser gerecht werden als Jugendlektüre unbedingt zu empfehlen.“ Erste Aufgabe des Künstlers (Dichters) ist nach dem Sinne dieser These ein dem Kinde zugängliches Stück Leben dichterisch zu gestalten und vor das Kind lebenswahr und lebensvoll hinzustellen. Die erste Wirkung wird die Freude darüber sein, daß die Sache so wahr und lebendig vor einem steht, z. B. der Hase oder der Fuchs in einem Bilderbuch oder der listige Wolf und die leichtsinnigen Geißlein im Märchen. Die meisten Kunstwerke und Dichtungen üben aber außer dieser Wirkung der Freude und des Behagens andere, stillere und auch oft später eintretende Wirkungen aus. Dazu gehören die religiösen, moralischen, patriotischen Wirkungen. Z. B. das Bild des tapferen Reitergenerals Jan von Werth, wie es Binder vor die Jugend frisch und lebendig hinstellt, wird im Knaben Mut und Kaisertreue wecken oder stärken; die prächtige Erzählung Brackls (Gillis Hobelspäne), in der ein Tiroler Ochsenbube mit seinem schlichten Dulderleben fast erschreckend greifbar vor den Leser tritt, wird manch niedergedrücktes, unverstandenes, geplagtes Kind aufrichten und moralisch stärken; Huonders Erzählung aus Zeiten der Christenverfolgung, Eine rote und eine weiße Rose, wird dem Kinde helfen, den religiösen Begriff des christlichen Martyriums nachzuempfinden und in sich, soweit es für ein Kind möglich ist, zu erleben. Bücher, die solche Wirkungen ausüben, sind nach der angenommenen Berliner These unbedingt zu empfehlen. Der Zusatz „bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestaltens“ ist eigentlich überflüssig. Denn tatsächlich üben Dichtungen, Erzählungen, die künstlerisch schwach sind, keine wahre, nachhaltige Wirkung aus. Nicht etwa aus „Aesthetizismus“ sondern aus pädagogischen Gründen sollten wir der Jugend nur dichterisch wertvolle Bücher geben, weil sie allein erzieherisch wirken. Ich habe diesen Gedanken ausführlich dargelegt und an zwei Beispielen aus der neuesten Erzählungsliteratur als berechtigt nachgewiesen im Berliner „Kritischen Beobachter“ auf dem Jugend- und Volksschriftenmarkt (2. Jahrgang (1906) 1, 2). Wenn dieser Zusatz doch hinzukam, so nötigte dazu die allen bekannte Tatsache, daß eine Unzahl von Jugendschriften, besonders Erzählungen, durch starkes Unterstreichen der religiösen, moralischen und patriotischen Gedanken über ihre künstlerische Bedeutungslosigkeit hinwegtäuschen wollen und auch hinwegtäuschen. Freilich lassen sich durch solche Wortmacherei nur diejenigen täuschen, die nicht durch ständigen Verkehr mit großen Kunst- und Literaturwerken an sich selbst erfahren, welch tiefen Eindruck der wahre Künstler und Dichter durch seine Gestaltungskraft auf den Menschen ausüben kann.

Diese Berliner These stellt also mit Recht den literarischen Wert einer Jugendschrift an die erste Stelle; sie sagt dann weiter: Wenn eine literarisch wertvolle Schrift durch ihren Stoff religiös, moralisch, patriotisch wirkt, so lehnen wir sie wegen dieser Wirkung nicht ab, sondern sie ist unbedingt empfehlenswert. Die ganze These kennzeichnet sich als eine Abwehr; sie will den Vorwurf zurückweisen, als ob man in den Prüfungskommissionen bestimmte Jugendschriften deshalb ablehne, weil sie religiöse, moralische, patriotische Ideen vertreten. Für denjenigen, der die ganze Hamburger Bewegung kritisch beobachtet hat, wäre diese Abwehrthese nicht notwendig gewesen. Aber die klare Aussprache war doch wertvoll; sie ergänzte die oben verfänglich genannten Worte der ersten These dahin, daß religiöse, moralische und patriotische Wirkungen nicht als Zwecke, die außerhalb der Kunst liegen, angesehen werden. Ich hielt die klare Aussprache dieses Gedankens für so wichtig, daß ich selbst an der Debatte hierüber mich beteiligte und die These zur Annahme empfahl. Meine damals gesprochenen Worte wurden von solchen, die mich nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, falsch gedeutet, und ich sah mich damals schon zu Berichtigungen in zwei Tagesblättern genötigt.

Ich glaube, daß diese Darstellung über die Bedeutung der umstrittenen ersten zwei Thesen einen besseren Einblick gewährt als der von Lohrer zitierte Zeitungsbericht. („Allgemeine Rundschau“ 1906, S. 428.)

Mein Eintreten für die zweite These hängt mit meiner seit 4 Jahren öfters zum Ausdruck gekommenen Stellung zu der Hamburger Bewegung überhaupt zusammen.

Nicht ohne reifliche Ueberlegung und nach langjährigen praktischen Versuchen schloß ich mich der wichtigsten grundsätzlichen Forderung der deutschen Prüfungsausschüsse an: die Jugendschrift muß literarisch wertvoll, muß ein Kunstwerk sein. Der ausschlaggebende Grund für mich ist der, weil ein literarisch wertvolles Buch am ehesten eine nachhaltige Wirkung erreichen, also erziehlich wirken kann. In diesem Grunde könnte man schon eine Scheidung von den Hamburgern erblicken. Ich bin aber dieser Ansicht nicht. Die Absicht der Hamburger wird im letzten nicht erkannt, wenn man sie dahin bestimmt, sie wollen das Kind künstlerisch genießen lehren. Der künstlerisch genußfähige, erwachsene Mensch kann gewiß eine Freude daran erleben, wie der Künstler (Dichter) einen Stoff gestaltet, er wird [illegible] aber doch nicht dem Einfluß dessen entziehen können, was der Künstler (Dichter) zu sagen hat. Noch viel mehr gilt das für die Jugend, wenn ich auch nicht leugne, daß das Kind von der Aufnahme des Was, des stofflichen Inhaltes zum Genusse des Wie, der künstlerischen Form geführt werden kann und soll. Auch die Hamburger, meine ich, wollen, daß die Jugend durch die von ihnen empfohlenen Bücher inhaltlich beeinflußt wird, daß ihr dadurch Lebenswerte vermittelt werden. Und hierin, in der Vermittlung von Werten für die Lebensauffassung und Lebensgestaltung liegt der entscheidende Punkt, von dem aus sich auch die Scheidung der positiv christlich Gesinnten von den religiös Freidenkenden vollziehen muß. Freilich tritt die Scheidung nicht sofort ein; es gibt ein Stück Weges, auf dem beide [illegible] zusammen gehen können. Es gibt nämlich eine Reihe von [illegible]lichen Werten und Grundforderungen, die in gleicher Weise der christliche wie der nur den Humanitätsgedanken vertretende Erzieher der Jugend übermitteln will. Försters Jugendlehre [illegible] dafür der beste Beweis. Wir finden deshalb in den Listen der Hamburger wie derjenigen Kreise, welche den strengsten [illegible]lichen Standpunkt allein rein und entschieden festzuhalten glauben, eine gute Zahl von Jugendbüchern, die beide mit gleicher [illegible]haltlosigkeit empfehlen.

Schwieriger und strittiger wird die Sache, wenn es [illegible] um literarisch hochstehende Bücher handelt, deren Grundidee oder Grundgedanken vom christlich-katholischen Standpunkte aus als wertvoll bezeichnet werden können, während doch einzelne Nebengedanken und Ausdrücke mit der katholischen Auffassung nicht übereinstimmen. Nach ernster Prüfung der Frage kam [illegible] mit Kiesgen, meinem Mitarbeiter, zu dem Entschlusse, [illegible] Bücher nur bedingt zu empfehlen und über die in der Liste [illegible]dingt, mit einem „b“ versehenen Bücher, die Bemerkung vorauszuschicken: „Die mit einem b (= bedingt) versehenen Bücher empfehlen wir unter der Bedingung, daß wenige zu beanstandende Stellen von Eltern oder Erziehern erklärt oder berichtigt werden.“ In dem „Literarischen Ratgeber für Weihnachten 1902“ [illegible]gründete ich diese Stellungnahme folgendermaßen: „Die Jugendlektüre soll nach unserer Ansicht von Familie oder Schule [illegible]leitet und überwacht werden. In vielen Familien ist es möglich, daß zusammen gelesen oder über die private Lektüre gesprochen wird. Ein Buch, das nicht wert ist, daß man daraus einzelnes bespricht, ist auch nicht wert, gelesen zu werden. Hier ist [illegible] nun leicht, ein paar Sätze richtig zu stellen, daran anknüpfend das Gute des Buches besonders herauszuheben, auch über [illegible] Vorzüge und Mängel eines Schriftstellers zu reden. Warum schaden unseren jungen Leuten oft die seichtesten Bücher so sehr? Weil sie nicht gelernt haben, ein Buch vernünftig zu lesen. Einer frühreifen Kritisiersucht soll damit keineswegs das [illegible] geredet werden, aber die reifere Jugend muß zu einer [illegible]

mählichen Selbständigkeit des Urteils erzogen werden, so daß ein paar schiefe Sätze die Lektüre eines sonst sehr guten Buches nicht unmöglich machen müssen; dazu ist allerdings notwendig, daß Eltern und Erzieher der Jugend kein Buch in die Hand geben, das sie nicht selbst kennen oder über das sie nicht wenigstens im allgemeinen unterrichtet sind. Daß sich auch die Eltern um die Bücher der Jugend kümmern, ist ein Hauptmittel, um aus unserer Jugendbüchermisere herauszukommen. Hätten die Erwachsenen lesen müssen, was sie alljährlich ihren Kindern geben, es wäre längst die Hälfte abgeworfen worden. Damit ergibt sich dann die weitere Forderung, daß der Jugend wenig Bücher gegeben werden. Ein gutes Buch ist doch mehr als 20 Bände Lesefutter. Man kann den Einwand machen, daß hiermit Bedingungen vorausgesetzt werden, die meist nicht gegeben sind. Zugegeben das; dann haben wir die ernsteste Pflicht, alles zu tun, daß die Verhältnisse sich eben bessern. Auch „literarische Ratgeber“ haben nicht die Aufgabe, der Familie ihre eigensten Pflichten abzunehmen, sondern nur die Erfüllung derselben zu erleichtern. Wenn sie trotz allem nicht erfüllt werden können, haben wir die Schule als Hilfsanstalt auch nach dieser Richtung.“

Immer wieder erneute Prüfung dieses Standpunktes auf verschiedene Angriffe hin konnten mich bis heute von ihm nicht abbringen. Mein vorigjähriges Jugendschriftenverzeichnis im „Ratgeber“ enthielt folgende bedingt empfohlene Bücher: Defoe, Robinson (Originalausgabe); Rosegger, Als ich noch Waldbauernbub war. 3 Teile; Storm, Pole Poppenspieler; Thompson, Bingo und andere Tiergeschichten; Giberne, Sonne, Mond und Sterne; Giberne, Das Meer. (Letztere zwei bedingt wegen des beigebundenen Verlagsverzeichnisses.) Diese Bücher finden sich verzeichnet unter den für die IV. Stufe, Kinder von 13—14 Jahren empfohlenen Schriften. Unter denen für die nächste Stufe tragen ein b: Baumberger, Juhu!; Kipling, Im Dschungel, Das neue Dschungelbuch; Lichtenberger, Mein kleiner Trott; Meyer, Ludwig und Annemarie; Rosegger, Waldferien; Jung Stillings Leben; Klein, Fröschweiler Chronik; Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes; Pfalz, Ein Knabenleben, Fritz Spalteholz. Das sind 19 Bücher unter den zirka 300—400 Büchern meines Verzeichnisses.

In den kritischen Ausführungen, die meinen Verzeichnissen jeweils vorangehen, oder in besonderen Artikeln der Literarischen Warte habe ich nicht versäumt, meine Leser über den Charakter der genannten Bücher näher zu unterrichten. Insbesondere ließen meine kritischen Ausführungen darüber keinen Zweifel, daß ich den fraglichen Schriften außer ihren literarischen Qualitäten, eine ethische Bedeutung beimesse, daß ich sie wegen dieses doppelten Vorzuges nicht fallen lassen wollte und mit einem Warnungszeichen versehen meiner Liste einfügte.

Die bildende Bedeutung des Lesens steht nun einmal für mich im Vordergrunde. Bildende Kraft äußern aber nur literarisch wertvolle Schriften. Und darum wird es mir nicht so leicht wie anderen, literarisch und ethisch wertvolle Bücher wegen einiger Stellen abzulehnen, so wenig leicht ich es nehmen kann, literarische Schwächlingsprodukte serienweise bloß wegen ihres katholischen Standpunktes zu empfehlen. Die leitende Führung der Eltern und Erzieher bei der Lektüre solcher Bücher in Anspruch zu nehmen, halte ich nicht bloß für recht, sondern für ein Stück Erziehung selbst, ich meine Erziehung der Eltern zur gemeinsamen Lektüre. Diese Idee berührt sich mit einem Gedanken, den einmal Herz in den „Borromäus-Blättern“ aussprach (1904, 2, Nr. 3). Er meint, daß wir bei Anschaffung von Büchern für Volksbibliotheken gezwungen sind, auch Bücher derjenigen Autoren aufzunehmen, die nicht auf dem katholischen Standpunkte stehen, ihn aber nicht prinzipiell bekämpfen, sondern, indem sie nur hin und wieder eine für Katholiken anstößige Bemerkung enthalten. Die damit aufsteigenden Gefahren müßten aber durch bessere apologetische Schulung der Leser paralysiert werden. Die Leute müssen eben lesen lernen, d. h. nicht kritiklos allem Gedruckten sich hingeben. Und ich meine, damit kann schon bei der Jugend mit 13—14 Jahren begonnen werden. Daß dies möglich ist, weiß ich aus eigener Erfahrung und es wäre sehr wertvoll, über Wege dieses Verfahrens sich gründlich auszusprechen.

In Wirklichkeit steht aber bei meinen Gegnern nur der eine Gedanke über ihrer Bewußtseinsschwelle: der Mann „von der katholischen Reformergruppe“ erschwert uns den Kampf gegen die Hamburger und gegen die mit ihnen verbundenen liberalen Lehrervereine. Diesem berechtigten Vorwurfe gegenüber kann ich nur das sagen: Die Jugendschriftenfrage ist eine Frage, die der in der Lehrervereinsbewegung nicht tätige Pädagoge ganz für sich, losgelöst von anderen im Streite stehenden Fragen, behandeln kann. Ich habe bisher versucht, die Frage rein sachlich zu prüfen und werde es weiterhin tun. Taktische Erwägungen können mich nicht hindern, die sachliche Wahrheit zu suchen, soweit es mir als menschlich begrenztem Sucher möglich ist.

Anderseits habe ich darüber mich nie getäuscht, daß die Frage untrennbar ist von der Weltanschauungsfrage. Und hier allein liegt der Punkt, von dem aus die Hamburger und ich, ein so gutes Stück wir miteinander gehen, doch auseinander kommen und immer auseinander waren. Ich kenne literarisch wertvolle Bücher auf der Hamburger Liste, die ich künstlerisch genieße, der Jugend aber nicht empfehle oder auch nur zugestehe. Das ist der jedem, auch dem blind Eifernden sichtbare Unterschied. Meine Liste führt auch Bücher und wird sie immer führen, die ich für literarisch wertvoll halte, die aber die Hamburger strengster Observanz — denn auch hier gibt es Schattierungen — nie aufnehmen werden. Und warum nicht? Sie können sagen: Das Buch ist künstlerisch nicht wertvoll oder es wirbt für eine Tendenz, beides Gründe zur Ablehnung. Sollte ich nun künstlerisch weniger fein empfindend sein und weniger klar erkennen, ob eine eigentliche Tendenz vorliegt? Das braucht gar nicht angenommen zu werden. Hier tritt eben jene Tatsache ein, auf die ich öfters schon hingewiesen habe. Es ist nämlich außerordentlich schwer, daß sich bei aller Schulung und Selbstprüfung das ästhetische Gewissen vom ethischen nicht beeinflussen lasse. Gewiß muß das erstrebt werden, schon deshalb, um einem Buche zunächst literarisch gerecht zu werden. Da aber ein Jugendbuch nicht bloß auf seinen literarischen Wert, sondern auch auf seine erziehliche Bedeutung zu prüfen ist, so liegt es nahe, daß die Ansicht über den ethischen Wert des Buches auch die ästhetische Würdigung etwas beeinflusse. Tatsächlich ist dies auch hüben und drüben der Fall und schafft unvermeidliche Verschiedenheiten in der Beurteilung mancher Bücher. Dazu kommt noch ein weiteres und das wichtigste Moment. Auch die Hamburger wollen das Kind nicht bloß künstlerisch genußfähig, sie wollen, daß durch des Dichters und an des Dichters Lebensauffassung die des Kindes sich bilde. Sie verlangen aber nicht wie wir, daß des Dichters Lebensauffassung selbst durch die festen Grundlinien des Christentums orientiert sei, noch weniger des Christentums in konfessioneller Ausprägung, oder was wir zum mindesten fordern, daß die Grundidee eines dichterischen Jugendbuches der religiös konfessionellen Auffassung nicht widerstreite. Und damit ergibt sich eine nicht zu verwischende Verschiedenheit zwischen meinem kritischen Standpunkte und dem der Hamburger.

Dessen werden sie sich auch bewußt sein. Wenn sie trotzdem meiner und meiner gleichgesinnten Mitarbeiter Tätigkeit anerkennend gedacht haben, so anerkennen sie eben, daß ich neben dem ethischen den literarischen Standpunkt mit aller Entschiedenheit geltend mache. Es handelt sich mit nichten „um Sein oder Nichtsein der katholischen Jugendliteratur“, sondern um Sosein oder Anderssein. Und das Anderssein oder die Besserung und Hebung der katholischen Jugendliteratur kann auf keinem anderen Wege erreicht werden, als wenn die literarische Bedeutung eines Jugendbuches vor allem und zunächst geprüft wird. Wenn ich auch das bildende Moment am höchsten stelle, so verlange ich doch nicht, daß zunächst die erzieherische Absicht des Schriftstellers geprüft werde. Nein, gerade deshalb verlange ich in erster Linie, daß das Buch literarisch wertvoll sei, denn nur so kann es bildend wirken. Die katholische Jugendschriftenkritik wird auch solange für sich selbst keinen festen Einheitspunkt gewinnen und keinen Einfluß auf die Verleger und die Bücherproduktion bekommen, solange sie sich nicht auf den Grundsatz als ihren ersten einigt: Die Jugendschrift muß vor allem literarisch wertvoll sein.

Am Rheinfall.

Skizze von Eugen Mack.

Ein sonniger Septembermorgen war über dem Hohentwiel erstanden und hatte den Nebeln Urlaub gegeben. Sie waren auseinandergestoben, paradiesisches Land war dem Blick des Wanderers vergönnt. Geschichte und Sage wollten mit ihrem Erzählen und Raunen das lebensvolle Bild noch lieblicher malen. Sie wurden nicht müde, als der Hohentwiel bereits mit dem Mittag Zwiesprache hielt und sich bei ihm bedankte, daß er solche Hitze sprühen ließ und denen den Aufstieg verleidete, die ihn am Morgen einige Stunden später angesetzt hatten. Der Twiel wollte wieder einmal seine Ruhe haben. Möglich, daß ihm zum Trutz Frau Sage desto mehr zu plaudern wußte, als ein Höhenweg durch freundliche Schweizerdörfchen führte, dann durch schattigen Wald, in dessen dichtem Revier Gewehrknall ein Echo suchte. Nahe dem Schlößchen Stetten bot eine Steinbank gute Rast. „Diese Straße sind Hadumoth und Audifax wohl auch gezogen;" Frau Sage hätte gern weiter gesponnen, doch sie mochte merken, daß sie keine aufmerksamen Zuhörer mehr hatte, und sie schwieg. Dann ging's in die Niederung, rascher, je größer die Sehnsucht nach dem Rhein. Endlich ist Schaffhausen erreicht. Da gilt im Schillerjahr 1905 ein Besuch dem Münster, besonders einem Seitenraum beim Kreuzgang. Hier ist die gefeierte große Glocke mit der Inschrift: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. Wie oft haben Freude und Trauer von vier Jahrhunderten an ihre „metallene Krone" geschlagen, und sie hat majestätisch hinausklingen lassen, was ihr vertraut worden. Nun ist sie stumm, und hoch über ihr zwischen Himmel und Erde thront, jauchzt, betet, klagt eine andere mit der alten Inschrift: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.

„Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt."

Einst tat's die alte Glocke, jetzt die neue über der alten. So saust die Zeit und wirft über Jahrhunderte den Schleier, über große Taten, über gefeierte Namen Vergessenheit, wenn nicht Metall und Stein von vergangenen Größen melden. Den Schaffhausenern sind Johannes von Müllers Geburtshaus und seine Marmorbüste auf der Kasinopromenade eine Erinnerung an ihren Landsmann. „Nie war ich von einer Partei, sondern immer für Wahrheit und Recht da, wo ich sie zu finden glaubte."

Diese Worte Müllers, des Mannes mit dem echten Schweizerkopf, der breiten Widderstirn, dem derben Stiernacken, den lebensvollen, charakteristischen Zügen sind auf seinem Denkmal zu lesen. Bald hundert Jahre ist der berühmte Historiker nicht mehr. Es saust die Zeit. Viele hat sie in Ruhe gewiegt, doch den Einen kann sie nicht bändigen, der in ewiger Jugend, ein leidenschaftlicher, stürmischer Gebirgssohn, von der Riesenhöhe des St. Gotthard auszieht und, bevor er dem blühenden deutschen Land gehört, mit des Aufschlags Donner der Schweiz den Abschiedsgruß entbietet. — Noch vor Einbruch der Dämmerung stehen wir am Rheinfall. Hei, wie die Katarakte ins Herz hineindonnern und der brausende Gischt im Abendglanz aufstäubt und im funkelndsten Brillantregen niedersinkt. Es braust und sprüht und dampft und stürzt. Wut und Milde, Flut und Ruhe wechseln. Menschenherz, wie ist dir vor diesem Naturwunder? Du weißt es nicht. Die Wassermacht betäubt dich, du wirst hingerissen, bewegt und erregt. Der Blick wendet sich ab, um alsobald wieder auf den Wellen zu ruhen, die da „mit lautem Jubelsang" so tönend niederrauschen. Wie viele Millionen sind hier gestanden, und jeder fühlte wie du, und jeder fühlte wieder anders, aber im Banne dieses mächtigen Zaubers lagen alle. Hier dichtet die Natur und singt immer den gleichen Sang, die eine Sturmmelodie, und du bist „in den gewaltigen Takt verloren", hier predigt die Natur die eine „begeisternde Bergespredigt". Du hörst's, große Stimmung ist in dir, um dich, doch was gleicht sie der, die aus dem Tosen steigt! Vernimm die Dichterworte, lausche, vergleiche, ob sie nur ein wenig dem nahe kommen, was du siehst, hörst, empfindest.

„Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen,
Mir entstürzte, vor Lust zitternd, das meinige fast,
Rastlos donnernde Massen, auf donnernde Massen geworfen,
Ohr und Auge, wohin retten sie sich im Tumult?
Wahrlich den eigenen Wutschrei hörete nicht der Gigant hier,
Läg' er, vom Himmel gestürzt, unten am Felsen gekrümmt.
Rosse der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern
Stürmen herunter und streu'n silberne Mähnen umher.
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, nimmer dieselben,
Ewig dieselbigen — wer wartet das Ende wohl aus?
Angst umzieht dir den Busen mit eins, und wie du es denkest,
Ueber das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb'."
Ed. Mörike.

Das ist gewaltiges Zischen, Tosen, Schäumen, Brausen, Krachen, Fluten, Drängen. Langsam gehen wir nach Neuhausen zurück, der Rheinfalldonner dröhnt immer noch ans Ohr, nur gemach erstirbt der starke Ruf. — —

Tiefes Dunkel. — Nacht. In der Fischetz regt sich kein Lüftchen. Ueber die Rheinfallbrücke eilt die Eisenbahn, beleuchtete Waggons werfen Lichtstrahlen auf den Rhein, geisterhafter Nebelstaub steigt auf. Der Himmel wird heller, er zündet seine Sternlein an. Auch der stille Vollmond huscht aus den Wolken, und sein geheimnisvolles Licht küßt die Silberlocken des Rheins. Die Balkons des palastartigen Hotels Schweizerhof füllen sich mit Fremden, ganze Scharen kommen herunter zum Schlößchen Wörth und in den stillen Hain. Alles harrt auf die künstliche elektrisch-bengalische Beleuchtung. Das auf dem Rhein tanzende Vollmondlicht erscheint wie ein Mysterium der Nacht, magisch und wunderbar, träumend schaut die Seele das lustige Spiel, auf einmal tschsch . . . bum, noch einmal . . ., Raketen sind vom Schweizerhof und Schloß Laufen aufgestiegen. Wunder über Wunder, in magischer Märchenpracht, im funkelndsten Farbenspiel liegt der Rheinfall vor uns. Wohin soll sich das Auge wenden, um die ganze Schönheit anzustaunen! Blau, rot, gold, silberweiß . . Lichtwogen in allen Farben auf den Wassern, den Felsen, den Kalksteinbänken, über den Essen, auf den Türmen und Erkern. Ein feenhafter Anblick. Majestätisch über allem der Sternenhimmel. Dort die Stille heiliger Nacht, hier Brandung und Wogendonner, Jubelruf und Aufschrei der Natur, Zorn und Grimm, Lob und Andacht; — ruhiger fallen die Rheinwasser, es ist als ob der Rhein sein Abendgebet bete, dann wieder der alte starke Akkord. Ueber allem Dröhnenden, Brausenden wacht in gleicher Schönheit und Ruhe, dämmernd wie aus weiter Ferne, der Friedensengel Licht und segnet den eilenden Rhein. Wo sind die Gegensätze so gewaltig wie hier? In den Fabrikessen hämmert morgen die Arbeit und dingt sich die Kraft des Rheins, das Schloß Laufen läßt morgen seine Zinnen von der Sonne bescheinen und hüllt sich in das ganze göttliche Gewand der Poesie, wenn der Rhein die Morgensonnenstrahlen blitzend widerscheint. Und trotz Arbeit und Poesie, der Rhein wiegt und zählt nicht, seine Würde ist nicht Kraft, nicht Schönheit, ist Freiheit. Unbändig stürmt er in freiem Lauf, freier und stärker ist er als Menschen, die um ihn sich freuen, um ihn ringen, lieben, sorgen. Doppellebendig braust er hinein ins germanische Land. —

Die Pracht ist vorüber. Selige, geweihte Stunden am Rheinfall. Ueber die Macht solcher Schönheit wirft die Zeit nicht Vergessenheit!

Miramar.

Von

Marie Amelie von Godin.

So weit das Auge reicht, graues Gestein, unwirtliches Felsenland, und dann wieder ein kleines Dörflein mit seltsam farblosen Häusern, in tiefeingeschnittenen Talmulden der Wald und manchesmal auf der Höhe ein halbzerfallener Turm, verwittertes Mauerwerk, noch von der Römerzeit her vielleicht — das ist der Karst.

Ueber das Gestein hin klettern die Reben oder sie bedecken kleine Strecken Landes, aus denen die Steine geklaubt und am Rande zu losen Mauern geschichtet wurden.

Am Tage, als ich zum erstenmal durch diese Gegend fuhr, war keine Wolke am Himmel, und die Sonne spielte über das Grau hin, sie durchstrahlte auch den Schatten, der darum merkwürdig durchsichtig erschien und in tausenderlei Abstufungen bis zum dunkelsten Violett das Auge auf sich zog.

Während stundenlanger Fahrt verändert der Karst sein Aussehen kaum; nur wer ganz genau hinsieht und an den fein abgestimmten Schattierungen dieser, dem oberflächlichen Beschauer gleichförmigen Eintönigkeit seine Freude hat, wird des Karstes eigenartigen Zauber empfinden.

Da plötzlich, ganz unvermittelt, macht der Zug eine Wendung, und leuchtend blau dehnt sich die Adria zu Füßen des Reisenden. Es ist, als öffneten sich die Pforten des Paradieses — ein Anblick von hinreißender, überwältigender Schönheit. Fluten Lichtes überstrahlen das Meer mit einem Glorienschein, und die Wogen sind

durchsichtig und klar wie das Blau des Firmamentes, nur tausendmal lebensvoller und darum tausendmal bestrickender.

Gelbe, rote Segel gleiten über die Fluten — dort am Horizonte ein Dampfer — ein zweiter. Wie die Sonnenstrahlen über das Wasser huschen!

Steil fallen die Felsen der Küste gegen die See zu ab, von Rebengerank überzogen, von Zypressen, von blühendem Oleander bewachsen. Links, an den Abhängen des Gebirges, erheben sich stolz die blendendweißen Häuserreihen von Triest.

Zwischen Zypressen aber, hart am Gestade, von den Wogen rauschend umspült, steht das Marmorschloß Miramar.

Seit ich es zuerst gesehen, ist es allen meinen Träumen, allen meinen Phantasien das Märchenschloß, das hehre Schloß am Meer! So unberührt liegt Miramar, fern von der Stadt, nicht verborgen, aber einsam, nicht prunkvoll, aber stolz! —

Lange konnte ich mich nicht entschließen, es zu besuchen, denn wie selten entspricht ein irdisch Ding dem Idealbilde, das wir uns davon geschaffen — und wie bitter ist dann oftmals die Enttäuschung.

Darum wollte ich nicht nach Miramar, ich wollte mir den herrlichen ersten Eindruck nicht rauben und zerstören lassen. Erst als ich das viertemal in Triest war, nahm ich meinen moralischen Mut zusammen und fuhr eines Morgens zum Schlosse hinaus.

Triest, die Berge und das Meer umhüllte der Duft ganz und gar. Nur manches Mal war droben auf der Höhe plötzlich eines der reizenden Landhäuser beleuchtet oder es glitzerte schillernd eine Woge im Sonnenlicht — dann aber floß der Duft wieder über der Landschaft zusammen.

Es war so recht ein Morgen zum Träumen.

Die Straße führt am Meere entlang, zwischen Felsen und Wasser, und das Rauschen der anprallenden Wogen hallt von den Wänden des Abhanges leise wieder.

Die Straßenbahn hörte auf, das Hafengebiet mit seinem nimmermüden Leben lag längst hinter uns, nur ab und zu ein Spaziergänger, ein Gefahrt unterbrach die Ruhe.

Vor den Toren des Schloßgartens bleiben die Wagen zurück. Langsam schritt ich über den Kies des Fahrwegs und stand dann sinnend vor dem Schloß.

Es war noch nicht 10 Uhr, die Pforte noch nicht geöffnet. So blieb mir alle Muße, den Garten genau zu besehen. Ernst und feierlich liegt das Schloß in den prächtigen Anlagen. Rosen schlingen sich an den weißen Mauern empor, und zwischen dem Gezweig der Bäume blinkt das Meer. Gleichmäßig schlagen die Wogen an den Felsen, wehmütig, wie ein Klagelied.

Dann betrat ich die dichten, fast geheimnisvollen Laubgänge des Gartens. Oleander- und Kamelienbäume standen in voller Blüte von einer Pracht und Glut der Farbe, die wir uns daheim kaum vorzustellen vermögen. Kein Weg ist wie der andere. Hier führen in den Stein gehauene Stufen zu einer Felsengrotte, in der die Wogen der Adria, durch das gebrochene Licht seltsam beleuchtet, bis zu unseren Füßen dringen, und dort geht ein Pfad durch prächtige Rosenanlagen und bietet einen lachenden Ausblick auf das Meer. Bald wähnt man sich im Walde, und es rauscht leise in den Zypressenwipfeln, bald erscheint in der Ferne das Schloß zwischen den Bäumen und hebt sich strahlend von seinem wundervollen blauen Hintergrunde.

Der Garten von Miramar ist ein Zaubergarten!

Auf Schritt und Tritt aber ist man von der Erinnerung an den unglücklichen Schöpfer dieser feinempfundenen, dem Landschaftsbilde so wundervoll angeschmiegten Herrlichkeit begleitet. Nur eine edle Künstlerseele konnte Miramar zu dem gestalten, was es heute ist.

Des Schlosses Schloßgeist ist die Wehmut! Hier hat Kaiser Max von Mexiko mit seiner Gemahlin alles Glück der Erde genossen, hier nahm er die Krone, die sein Verderben war, hierher kam seine Witwe zurück, als das Elend ihres zerstörten Lebens langsam ihren Geist umnachtete. In diesen Laubgängen, die sie einst am Arm ihres geliebten Gemahls durchschritten, wandelte sie später unsteten Fußes, irren Blickes! Dies lachend schöne Märchenschloß war der Schauplatz einer der erschütterndsten Tragödien der Welt- und Menschheitsgeschichte. Das furchtbare Unglück des Erbauers hat Miramar seine Weihe verliehen. Ließe sich ein anderes Schloß denken, an Lage und Umgebung gleich herrlich, gleich anmutsvoll wie Miramar, niemals könnte sein Anblick gleich überwältigend zur Seele sprechen.

Das Innere des Schlosses ist von gediegenem Reichtum. Jeder Raum trägt den Stempel eines durchaus persönlichen, eingebildeten Geschmackes. — Die Zimmer sind keine Prunkgemächer, es sind die Zimmer eines vornehmen, harmonischschönen Heimes. Wohl kein Stück der Einrichtung wurde hierher gebracht, nur weil es etwa zum Stile paßte, sondern weil es dem Erzherzog und seiner Gemahlin lieb war, oder weil es ihnen — und nicht ihrem Baumeister — so und nicht anders gefiel. Das gibt den Gemächern von Miramar etwas ungemein Warmes, zu Herzen Gehendes. Hier waltet ein Geist, der längst zur Ruhe gegangen, der Geist und das Gemüt einer edlen und feinfühligen Persönlichkeit.

Zuletzt trat ich auf die Steinterrasse vor dem Schloß. Sie ist auf die Felsen des Ufers gebaut und der Gischt der Wogen mag bei stürmischer See über sie hinweg bis an die Fenster schlagen.

Weit, weit dehnt sich das Meer.

O, wer das Meer und seine tausend Lichter, das Spiel seiner Wogen, das Schillern und Leuchten und Wechseln seiner Farben schildern könnte!

Wie den Fluten entstiegen, erhebt sich am Gestade Triest. Seine Häuserreihen durchbrechen bis auf die Höhe hinauf das Grau des Gebirges. Und in der Atmosphäre ein Flimmern, ein Fluten, ein Wogen des Lichtes ohnegleichen: der Süden mit all seiner lachenden, all seiner wehen Pracht.

Bis in den Abgrund, bis in das tiefe geheimnisvolle Dunkel des Meeresgrundes sind die Kanten und Schroffen des Felsens zu erkennen. Meer und Flechten und Quallen überziehen das Riff, überziehen auch die Marmorwand der Terrasse. Bis zu meinen verschlungenen Händen sprang der Schaum. Ueberflutend und wieder zurückebbend und dann wieder sich erhebend, brauste die Adria. Hier, von dieser Terrasse stürzen sich oft verzweifelte Menschen, denn kranke Seelen können der erschütternden und doch so sanften Trauer Miramars nicht widerstehen. Die Aermsten! Es sollte ihnen die wundervolle Schönheit doch tausendfach von der liebevollen Güte unseres Gottes erzählen! —

Bühnen- und Musikrundschau.

Theater am Gärtnerplatz. Da unsere Hofbühne ihre dieswöchentliche Premiere verschoben hat, gelangt unser Operettentheater diesmal an die Spitze der heutigen Bühnenschau. Glücklicherweise trifft dieser Zufall eine Premiere, für welche diese Hervorhebung nicht unverdient ist. „Die lustige Witwe" des „Rastelbinder"-Komponisten Franz Lehár gehört zweifellos zu den besseren der letzten Jahre und bei dem herrschenden starken Bedürfnis nach leichter Musik ist es nicht unerklärlich, daß das Werk in Wien bereits seine zweihundertste, in Berlin seine hundertste Aufführung hinter sich hat. Lehár weiß eine gefällige, sehr einschmeichelnde Musik zu schreiben, sie fällt leicht ins Ohr, ohne deshalb trivial zu werden. Frisch und zuweilen sympathisch an das Lied im „Volkston" anklingend, gibt Lehárs Tonwelt ihr Originellstes nach der sentimentalen, ein wenig schwermütigen Seite und in den Klängen einer schmachtenden, weichen Liebeslyrik. Viktor Léon und Leo Stein haben „nach einer fremden Grundidee" ein sehr brauchbares Textbuch geschaffen. Der „Gesandtschaftsattaché", welcher aus Staatsraison heiraten soll, damit dem Ländchen die Millionen der reichen Erbin erhalten bleiben, während sich gerade dieser Reichtum anfänglich trennend zwischen die Liebenden stellt, war eine feine Lustspielfigur des vorigen Jahrhunderts. Die Librettisten haben diese Idee gut für ihre Zwecke gemodelt, und wenn sie sich schließlich nicht enthalten konnten, einige sogenannte pikante Damen „bei Maxim" einzuschmuggeln, so taten sie das, weil es ihrer Meinung nach in der Operette nicht anders geht. Die Aufführung war sehr flott und elegant und es wurde auch durchwegs sehr frisch und gut gesungen. Der Beifall war sehr stark, das Haus ausverkauft.

Verschiedenes. Das „Neue Theater" in Berlin bringt unter dem Protektorate König Alfonsos einen „Spanischen Schauspielzyklus". Der Beginn gestaltete sich nicht besonders erfolgreich. Das Lustspiel Miguel Echegarays: „Magdalena", dessen Autor nicht mit dem gleichnamigen Dichter von „Galeotto" zu verwechseln ist, erwies sich als ein ziemlich mattes Stückchen, dem es freilich hin und wieder an freundlichem Humor nicht fehlt. — Das Berliner Kgl. Schauspielhaus bot eine Neueinstudierung von „Hamlet". Ludwig Barnays Regie war von vornehmer Ausgeglichenheit. Einzelheiten zeigten, daß der im allgemeinen dem „Neuen" wenig zugetane Künstler doch für die Vorzüge einer intimeren Stimmungskunst nicht blind ist. — In Dresden hatte die Neuinszenierung des „Oberon" außerordentlich großen Erfolg. Die Oper wurde von allen Zutaten aus späterer Zeit befreit und erstrangig in allen Rollen besetzt. — Das Burgtheater in Wien hat Ibsens „Nora" einstudiert. Die Besetzung findet bei der Kritik wenig Lob; das Puppenheim wurde zu sehr nach der Art des Salonstückes hin gespielt. — Ein neues „Kleines Schauspielhaus" gefiel in Wien bei seiner

Eröffnung wegen seiner intimen Ausgestaltung des Raumes. Weniger interessierte das zum Debut gewählte Stück: „Auf Gnade und Ungnade“ von dem kürzlich verstorbenen italienischen Dramatiker Giacosa. — Das Wiener Deutsche Volkstheater hat neuerdings ein religiöses Kampfstück „Bitt' für mich“ von Stieber einstudiert, ohne daß hinter dem Pathos dichterische Kraft steckte. Auch aus dem Einakterzyklus von Friedrich Ellbogen: „Recht“, den das Bürgertheater brachte, spricht mehr der Advokat als der Poet. — Rößlers „Lebensfest“ hatte an dem Darmstädter Hoftheater und in Nürnberg nur geringen Erfolg. Die Satire, die in München zündete, blieb mehr oder minder unverstanden. — Der Komponist Pfitzner hat E. T. A. Hoffmanns Oper: „Undine“ neu für die Bühne bearbeitet. Das Werk des auch musikalisch genial veranlagten Schriftstellers ist 1816 mit bedeutendem Erfolg in Berlin gegeben worden, später aber nahezu verschollen gewesen. — „La plus amoureuse“, ein etwas geschwätziges Schauspiel von Lucien Besnard, hatte bei seiner Pariser Uraufführung im Baudeville nur mittleren Erfolg. — Beyerleins „Zapfenstreich“ ist von der russischen Zensur freigegeben worden. Das Petersburger Alexandertheater erhält eine Drehbühne nach Münchener Muster. Sie wird die erste in Rußland sein. — In Dänemark wird der 60. Geburtstag des Dichters Holger Drachmann allgemein feierlich begangen. Das Kgl. Theater in Kopenhagen bringt an dem Festtage (9. Oktober) sein neues Drama: „Herr Oluf, er reitet — —“. — Einen äußeren Erfolg hatte im „Deutschen Volkstheater“ in Wien Heinrich Lilienfeins Drama „Marie Friedhammer“. Kulturkämpferisches Pathos und politische Schlagworte geben billige Effekte. — In Frankfurt a. M. gefiel eine neue Operette: „Die Inselbraut“ bei ihrer Uraufführung sehr gut. Die Musik von Friedr. Gellert und der Text von C. Eckelmann sind liebenswürdig und gefällig. — Es hat sich eine „Rheinische Ibsen-Vereinigung“ gebildet, die das Andenken des Dichters ehren und seine Gedanken weiter ausbauen will. — In Paris wurde das Theâtre Antoine, welches einst den deutschen und nordischen Realismus in Frankreich einführte, unter seinem neuen Direktor Gemier mit einer Satire: „La vie publique“ von Emile Fabre erfolgreich wieder eröffnet.

München. L. G. Oberlaender.

Für Mitteilung von Adressen, an welche Gratisprobenummern gesandt werden können, ist der Verlag stets dankbar.

Kleine Rundschau.

Die katholischen Arbeitervereine der Erzdiözese Köln

hielten in Düren ihren 12. Delegiertentag ab. Der Verband zählt zurzeit 202 Vereine mit 43,000 Mitgliedern. Die Tagung beschäftigte sich besonders eingehend mit der Frage, wie die Jugend für die Arbeitervereine zu gewinnen sei. Zu dem Zweck wurde die baldige Herausgabe einer Jugendzeitung beschlossen, die über wirtschaftliche Standesfragen und über die Bestrebungen der Sozialdemokratie Aufklärung verbreiten solle. Sehr beachtenswert war die Erörterung des Themas „Die staatsbürgerliche Schulung, eine neue Aufgabe der Arbeitervereine“. Durch dieselbe sollen die Arbeiter mit den Rechten und Pflichten bekannt gemacht werden, die sie als Mitglieder der öffentlichen Gemeinwesen, des Reiches, des Staates, der Gemeinde haben. Dieser Schulung erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, erfordert das wachsende Interesse der katholischen Arbeiter an den politischen Bestrebungen, erfordert besonders die Tatsache, daß Vertreter der Arbeiter in den Wahlkomitees der politischen Parteien und in den Gemeinde-Vertretungen immer zahlreicher aufgenommen werden. Durchaus berechtigt war in diesem Zusammenhange die Klage, daß den Wünschen der Arbeiter in bezug auf Vertretung in öffentlichen Körperschaften seitens der Parteivertretungen an manchen Orten trotz wiederholter Aufforderung nicht Rechnung getragen worden sei. Schließlich wurden die Arbeiter zu einer tatkräftigen Unterstützung der Zentrumspresse ermahnt, die heute einen besonders schweren Stand habe, da alles Mögliche, zumal billige Preise, von ihr verlangt würde, während die Gegenleistungen des Publikums sehr viel zu wünschen übrig ließen. Vielerorts kämpfe die katholische Presse geradezu um ihre Existenz, weil weite Kreise ihr indolent gegenüberständen.

Dr. B.

Die Gallensteinleiden, ihre Verhütung und operationslose Behandlung.

Von Dr. Kuhn, Chefarzt des Vinzentius-Krankenhauses in Karlsruhe. 3. u. 4. verm. u. verb. Auflage. M 1.40, geb. M 2.20. Verlag der „Aerztlichen Rundschau“, München, Liebherrstraße 8.

„Wenn jedermann die vortrefflichen Ratschläge Dr. Kuhns befolgte, würde das Gallensteinleiden zu den seltenen Vorkommnissen der ärztlichen Praxis gehören.“

„Deutsche militärärztl. Zeitschrift“. „Deutsche Aerztezeitung“.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 42. München, 20. Oktober 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Das Tagebuch des Fürsten Chlodwig Hohenlohe.

Von
Kurt von Blankenau.

„Denkwürdigkeiten" ist nicht der richtige Titel. Das Memoirenwerk, das der verewigte Fürst mit Hilfe des Oberkonsistorialpräsidenten Curtius auf Grund der Aufzeichnungen bearbeiten wollte, hat der Tod verhindert. Leider haben die Hinterbliebenen sich nicht gescheut, schon nach fünf Jahren die Heimlichkeiten des Toten auf den Markt zu bringen, in die Sensationsecke des Büchermarktes. Der buchhändlerische Erfolg, der nach allen Regeln der modernen „feineren" Reklame eingeleitet wurde, wird kolossal sein; die moralische, gesellschaftliche und politische Verantwortlichkeit auch.

„Onkel Chlodwig" selbst trägt keine andere Verantwortlichkeit als für seine Neigung, schwarz auf weiß unter das Kopfkissen zu legen, was er an dem Tage gesehen und gehört, manchmal auch, was er gedacht hatte. Darob wird er jetzt angegriffen und der kleinlichen Klatschsucht beschuldigt, als ob sein familiärer Titel jetzt in Tante Chlodwig umgewandelt werden müßte. Wie reckenhaft, sagt die Bismarckgemeinde, erscheint ihm gegenüber unser Otto! Jawohl, im Charakter des Fürsten Chlodwig Hohenlohe stecken weibliche Züge; eine zarte Hand hat die Tagesneuigkeiten gesammelt und geschrieben. Es war auch eine zarte Hand, die von 1894 bis 1900 am Webstuhl der deutschen Politik die Fäden glättete und knüpfte. Als Menschen und als Politiker waren der Hüne Bismarck und der zierliche Hohenlohe in formeller Hinsicht Antipoden. Dort die männliche Eigenart bis zur Brutalität gesteigert, hier die zierliche und geschmeidige Natur mit weiblicher Geschicklichkeit und auch mit weibischen Schwächen. Vom politischen Standpunkt betrachtet, hat jede Eigenart zu ihrer Zeit Großes erreicht; denn ehrlicherweise kann man nicht leugnen, daß die Hohenlohesche Kanzlerschaft durch die Fertigstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches, die Reform der Militärjustiz, die Aufhebung des Verbindungsverbots für Vereine und die friedliche Erledigung zweier Flottenvorlagen fruchtbar gewesen ist. Die Politik von 1866 hätte Hohenlohe nicht machen können; aber Bismarck hätte trotz oder vielmehr wegen seiner großen Handschuhnummer auch nicht die inneren Erfolge von 1894 bis 1900 herausdrechseln können. Wir brauchen für Hohenlohe nicht Partei zu ergreifen; denn daß er „antiultramontan" gewesen und geblieben ist, bestätigen seine Aufzeichnungen nur zu sehr. Aber die Gerechtigkeit erfordert, daß man ihn verteidigt gegen die Vorwürfe, als ob er die zu den Menschenrechten gehörende Tagebuchfreiheit mißbraucht und als Politiker nichts geleistet hätte.

Die vorzeitige Veröffentlichung des ungesiebten Rohstoffes hat der Kaiser selbst als indiskret, taktlos und völlig inopportun verurteilt, und zwar schon auf die ersten Proben hin. Die Entrüstung des Kaisers war nur zu berechtigt. Was für die Geschichtsforscher der nächsten Generation ein unschätzbarer Beitrag zur Ermittelung der Wahrheit gewesen wäre, ist jetzt eine Quelle mannigfacher Aergernisse. Es kommt nun darauf an, ob die Aergernisse glimpflich überwunden werden können, oder ob nachhaltige Schäden durch diese Indiskretionen angerichtet werden.

In den Vordergrund drängen sich immer die Enthüllungen über die Krisis von 1890. Das Tagebuch gebe dazu nichts eigentlich Neues, sagen einige. Und doch fällt, wenn man alle Einzelheiten zusammenstellt, ein neues Licht auf den Reibungs- und Scheidungsprozeß, der sich vom Sommer 1888 bis zum Frühjahr 1890 zwischen den zwei Kraftnaturen abspielte. Der Kaiser war nicht minder männlich als der alte Kanzler. Die weitverbreitete Ansicht, daß der Krach durch formale Zwistigkeiten, durch Zwischenträgereien und Empfindlichkeiten rc. veranlaßt worden sei, hält vor den posthumen Zeugnissen Hohenlohes nicht stand. Es waren sachliche Gegensätze der bedeutendsten Art eingetreten. In der inneren Politik wollte Bismarck die antisozialdemokratische Gewalt- und Konfliktspolitik, der Kaiser eine durchgreifende Reformpolitik, wenigstens einen ehrlichen Versuch mit der letzteren, da er nicht den Säbel hauen und die Flinte schießen lassen wollte, ehe er etwas getan für die arbeitenden Klassen. In der äußeren Politik wollte Bismarck sich mit Rußland solidarisch machen, während der Kaiser die daraus resultierende Entfremdung Oesterreichs scheute. Durch eine temporisierende Diplomatie hätte Bismarck den Krach noch hinausschieben können. Aber er handelte während dieser ganzen Zeit durchaus nach der Parole: „Biegen oder brechen!" An der Hand des Tagebuchs durchleben wir diese Reihe von Bismarckschen Rücksichtslosigkeiten noch einmal. Der Dulderkaiser Friedrich III. wird so behandelt, daß der Prinz von Wales (der jetzige König von England) über die Grobheiten der Familie Bismarck, Vater und Sohn, entsetzt ist. Ueber Kaiser Wilhelm II. fällt der alte Bismarck abfällige Urteile sogar vor fremden Diplomaten. Die Wohlgemut-Affäre spitzt er zu einem unverständlichen Konflikt mit der Schweiz zu. In Elsaß-Lothringen wird der Paßzwang eingeführt, den sogar der milde Hohenlohe als „Unsinn" bezeichnet. Als der Kaiser gegen den Wunsch Bismarcks zur internationalen Arbeiterschutzkonferenz einladet, sucht sein Reichskanzler die Schweiz gegen den Plan des Kaisers aufzustacheln. Die leidenschaftliche Aufbauschung der Geffcken-Affäre richtet sich gegen das Andenken des Vaters des Kaisers. Der alte Kanzler hatte sich in diese Sache so verbissen, daß Hohenlohe nach einem Gespräch mit ihm in erschütterndem Lakonismus bemerkt, er habe den Eindruck eines geistig nicht ganz gesunden Menschen gemacht. Dieses schneidende Wort wäre gewiß nicht in die Oeffentlichkeit gelangt, wenn Fürst Chlodwig selbst die Aufzeichnungen verarbeitet hätte.

Aber es wirft ein grelles Streiflicht auf die verblüffenden Ereignisse dieser Jahre; man ahnt das Verhängnis, das damals zu dem Schreckensruf führte: „Es gelingt nichts mehr!" und das nach der Entlassung Bismarcks die Welt mit ganz unfaßbaren Verirrungen eines „eingefleischten Royalisten" überraschte. Die starke Subjektivität des großen Staatsmannes hatte sich in einer hypertrophischen, exzessiven Weise entwickelt, so daß ein Zusammenarbeiten mit einem Monarchen überhaupt nicht mehr möglich war. Das Dilemma „Dynastie Bismarck oder Dynastie Hohenzollern", das der nachsichtige Großherzog von Baden formulieren mußte, lag tatsächlich vor. Nebenbei beleuchtet das Tagebuch auch die schädliche Rolle, die Herbert Bismarck teils aktiv, teils passiv als verzogener kleiner Sohn des großen Vaters gespielt hat. Die Bismarckgemeinde sucht sich aus Leibeskräften zu wehren gegen die Enthüllungen, die ihren Helden in weniger schönem Lichte erscheinen lassen. Durch alte und neue Fabeln wollen sie die Ansicht erhalten, daß der Kaiser in kleinlicher Weise den alten Staatsmann gekränkt und beiseite geschoben habe. Fürst Hohenlohe aber zeigt in seiner unbewußten Chronistentreue, daß auf seiten des Kaisers die Geduld und das selbstlose Pflichtgefühl, auf seiten Bismarcks die Unverträglichkeit und ein ganz erschreckender Mangel an Gleichgewicht war. Wir wären in der Tat in russische Zustände geraten, im Innern wie in der auswärtigen Politik, wenn der Kaiser nicht in jenen kritischen Tagen der Bismarckschen Maßlosigkeit ein Ziel gesetzt hätte.

Das ist die tröstliche Seite der Indiskretion, daß die monarchische Autorität keinen Schaden leidet. Aber — sagt man — die Sozialdemokratie wird reiche Ausbeute haben bei all den Enthüllungen über die Kabale und das Gegenteil an Liebe in den regierenden Regionen und in den Beamtenbureaus. Gewiß, Menschliches und Allzumenschliches wird da in reichem Maße vorgeführt. Aber das Schlimmste davon fällt doch auf vergangene Persönlichkeiten, insbesondere auf die „Dynastie Bismarck". Im übrigen ist das Aergernis einmal da, und bleibt nichts anderes übrig, als was der Katechismus nach der Gewissenserforschung vorschreibt: Reu und Leid erwecken, den Vorsatz der Besserung fassen. Möge im neuen Kurs das Ränkespiel, die Klatscherei und Streberei immer mehr zurückgedrängt werden, damit unsere Zeit im Lichte ungeschminkter Tagebuch-Aufzeichnungen besser besteht als die von Hohenlohe beleuchtete Zeit.

Bei gutem Willen lassen sich aus der Schreibseligkeit des Verstorbenen viele gute Lehren ziehen.

Soll eine Verschmelzung der christlichen Gewerkschaften mit den sozialdemokratischen stattfinden?

Ein Beitrag zur Gewerkschaftsfrage.

Von

Dr. Jörg, Köln.

Zwei große Bergarbeiterverbände stehen sich im Ruhrgebiet einander gegenüber, der christliche Gewerkverein und der sozialdemokratische sog. „alte" Verband. Als die beiden Verbände bei dem großen Bergarbeiterstreik im vorigen Jahre zusammengingen, tauchte vielfach die Frage nach einer Verschmelzung derselben auf. Doch bald verstummte die Sache wieder und die Reichstagsersatzwahl im Wahlkreise Essen im Sommer 1905 ließ die christliche und die sozialdemokratische Arbeiterschaft wieder in ihrer vollen Gegnerschaft in die Erscheinung treten.

In den letzten Monaten jedoch trat die Frage wieder hervor und wurde von den verschiedensten Seiten auf das lebhafteste diskutiert. Am letzten Sonntag im September hielt nun der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter eine große Anzahl von Versammlungen im ganzen Ruhrgebiet ab. Auf der Tagesordnung stand u. a. überall das Thema: „Ist eine Verschmelzung der bestehenden Arbeiterorganisationen möglich?" Die Antwort darauf wurde in allen Versammlungen einmütig in einer Entschließung niedergelegt, worin entschieden gegen eine Verschmelzung protestiert wird, solange der alte Verband auf materialistischem Boden stehe und sich nicht ganz entschieden von der sozialdemokratischen Partei loslöse; der Zentralvorstand solle in dieser Richtung strikte vorgehen.

Dieses einmütige, klare und bestimmte Votum der christlichen Bergarbeiterschaft erhält jetzt eine ganz vortreffliche Ergänzung und Begründung in einer Broschüre aus der Feder des Redakteurs am „Bergknappen" H. Imbusch: „**Ist eine Verschmelzung der Bergarbeiterorganisationen möglich?** Kritische Betrachtungen zur Frage der Verschmelzung der beiden großen Bergarbeiterverbände". (Essen-Ruhr, Verlag von Fredebeul & Koenen.) Auf nicht weniger als 80 Druckseiten gibt der Verfasser ein ganz vorzügliches Material zu unserer Frage und zugleich eine recht beachtenswerte Verteidigung der christlichen Gewerkschaftsbewegung als solcher.

Ausgehend von dem sozialdemokratischen Vorwurf, die christlichen Gewerkschaftler seien „Arbeiterzersplitterer" erkennt Imbusch ohne weiteres an, daß das Ideal an sich eine einheitliche, starke, geschlossene Arbeiterorganisation sei. Wenn trotzdem die deutsche Arbeiterschaft in verschiedene Organisationsrichtungen gespalten ist, so trägt die Schuld daran hauptsächlich die sog. „freie" Gewerkschaftsbewegung, die, anstatt die politische und religiöse Neutralität zu wahren, offen zur Sozialdemokratie übergegangen ist. In den einzelnen Kapiteln weist dann der Verfasser an der Hand eines außerordentlich reichen Belegmaterials aus der sozialdemokratischen Parteipresse und der „freien" Gewerkschaftspresse, an der Hand von Reden aus dem Munde der politischen oder gewerkschaftlichen Führer der Sozialdemokratie und der „freien" Verbände ꝛc. nach, daß die Sozialdemokratie religions- und christentumsfeindlich, daß die „freien" Gewerkschaften und die Sozialdemokratie eins und daß das Endziel derselben nicht etwa sei, „dem Proletariat eine halbwegs erträgliche wirtschaftliche Existenz zu schaffen", sondern Klassenkampf und Umsturz; wie ferner die „freien" Gewerkschaften auf dem Boden des nackten, krassesten Materialismus stehen und deshalb auch religionsfeindlich sind und offen für die politische Sozialdemokratie arbeiten.

Nun ist es aber durchaus nicht richtig, daß eine Gewerkschaft naturnotwendig in der sozialdemokratischen Partei ihre politische Vertretung sehen müsse. Im Gegenteil, „eine Gewerkschaft kann und darf sich gar nicht einer bestimmten politischen Partei verschreiben, weil die Aufgaben der Gewerkschaften von denen jeder politischen Partei grundverschieden sind. Die Gewerkschaften wollen die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Gegenwart bessern, das ist ein ganz bestimmt abgegrenztes Ziel, das an und für sich allen Arbeitern, gleich welcher Partei sie angehören, gemeinsam ist. Die politischen Parteien haben aber ganz andere Aufgaben. Die ganze Gesetzgebung nach allen ihren Seiten ist ihr Tätigkeitsfeld. Darunter befinden sich rein kirchliche Fragen, ferner religiöse Fragen allgemeiner Art, Fragen der Erziehung und Bildung, der Justiz, der Verwaltung, des Militärwesens usw. Das sind alles Dinge, die die Gewerkschaftler gar nichts angehen. Wenn man aber die sozialdemokratische Partei unterstützt, dann unterstützt man eben ihr ganzes Programm nach allen Seiten, auch nach der religiösen Seite. Wer demnach die Gewerkschaftsbewegung der sozialdemokratischen Partei irgendwie — auch nur ideell — anschließt, der vergewaltigt die Mitglieder der Gewerkschaft in ihrer religiösen und politischen Ueberzeugung und legt damit selbst den Grund zur Zersplitterung der Arbeiter."

So hat die Sozialdemokratie selbst die christlichen Arbeiter auf Grund ihrer religiösen und politischen Ansichten geradezu gezwungen, eigene Gewerkschaften zu bilden. Und die glänzende Entwicklung der christlichen Gewerkschaften hat bewiesen, wie sehr dieselben einem Bedürfnis der Arbeiter entsprang.

Ist es den christlichen Arbeitern direkt unmöglich gemacht, den „freien" Gewerkschaften in ihrer Allgemeinheit beizutreten, so gilt dies in demselben Maße im besonderen auch von dem „freien", dem sog. „alten" Bergarbeiterverband. Um den ebenbürtigen Gewerkverein christlicher Bergarbeiter wieder zu vernichten und seine Mitglieder für sich zu gewinnen, suchte der alte Verband sich zuweilen ein neutrales Mäntelchen umzuhängen; demselben Grunde entsprang der wiederholte Versuch des alten Verbandes, eine Verschmelzung der beiden Bergarbeiterverbände immer und immer wieder als möglich hinzustellen.

Demgegenüber weist Imbusch im zweiten Teil seiner Broschüre, wiederum unter Beibringung eines geradezu überreichen, ganz erdrückenden Materials, nach, daß der alte Verband gar nicht neutral ist, daß vielmehr alter Verband und Sozialdemokratie eins sind, daß er ganz auf dem Boden materialistischer Weltanschauung steht, religionsfeindlich ist und offen für die politische Sozialdemokratie arbeitet. — So unterscheidet sich das Verhältnis des christlichen Gewerkvereins zum sog. alten Verband „in nichts von dem Verhältnis der gesamten christlichen zur gesamten sozialdemo-

kratischen Bewegung." „Die christlichen Arbeiter können und dürfen nicht zum Verräter an ihrer religiösen und politischen Ueberzeugung werden und sich dem auf materialistischem, christentumsfeindlichem Standpunkt stehenden alten Verband anschließen; sie wollen auf dem Boden der christlichen Weltanschauung dem Arbeiterstand zu seinem Rechte verhelfen, weil sie überzeugt sind, daß jede Wirtschaftspolitik, welche den Idealen des Christentums zuwiderläuft und diese geradezu bekämpft, dem Arbeiterstande schließlich nur Schaden bringen kann. Die christlichen Arbeiter sind sich bewußt, daß sie bei der Verfolgung ihrer materiellen Interessen am Christentum keine Gegner haben, im Gegenteil, ihre Forderungen, Anerkennung der Menschenwürde und Gleichberechtigung der Arbeiter, gerechter Lohn usw., finden erst durch das Christentum mit seiner höheren Bewertung des Menschen, seiner idealeren Auffassung von der Arbeit, seinen Geboten der Gerechtigkeit und der Liebe ihre prinzipielle Begründung."

Der scharfe, erbitterte Kampf zwischen den beiden Gewerkschaftsorganisationen entspricht jedoch nicht so sehr einer Uneinigkeit in den absehbaren wirtschaftlichen Zielen. Darum meint Imbusch gleich im Vorwort zu seiner Broschüre, daß eine Verständigung in solchen Fragen, in denen sich beide Organisationen einig sind, immer leicht möglich sei; und daß diese Verständigung in praktischen wirtschaftlichen Fragen von Fall zu Fall auf Grund gegenseitiger praktischer Toleranz unter den beiden Verbänden erfolgen möge, das sei und bleibe sein Wunsch.

Anderseits aber wird trotzdem stets ein scharfer, erbitterter Kampf zwischen den beiden Richtungen geführt werden, welcher der Verschiedenheit der Grundanschauungen entspringt. Ein Umschwung ist in absehbarer Zeit hier nicht zu erwarten, vielmehr wird der Kampf mit steigender Erbitterung weitergeführt werden. „Die christlichen Arbeiter können und werden nicht ruhig zusehen, wie von dem sozialdemokratischen Verband an der Verdrängung der christlichen Grundsätze in der Arbeiterschaft gearbeitet wird, sie können sich nicht für den Sozialismus erziehen lassen, weil sie wissen, daß gerade die Verdrängung der christlichen Grundsätze, die allgemeine Proklamierung des Rechtes der Gewalt, einen Kampf aller gegen alle nach sich ziehen und schließlich zum Untergang der Gesellschaft führen muß; sie wollen das Joch des Kapitalismus nicht mit dem des Sozialismus vertauschen." Deshalb ist denn auch eine Verschmelzung der beiden Bergarbeiterverbände ein Ding der Unmöglichkeit.

So sehr nun diese Spaltung in der deutschen Gewerkschaftsbewegung an sich zu bedauern ist, so ist ihr dadurch doch anderseits ein „idealer Schwung" verliehen, der sie vorteilhaft von der englischen abhebt. Gerade die christliche Bewegung hat Tausende von Arbeitern, die niemals zur Sozialdemokratie gegangen wären, für den Gewerkschaftsgedanken gewonnen, und so ist dieselbe für die Gesamtarbeiterschaft auch wirtschaftlich zum großen Vorteil geworden. Und während die „freien Gewerkschaften" mit ihrem Radikalismus, einseitigen Klassenkampf, ihrem revolutionären Endziel und ihren zuweilen übertriebenen, unberechtigten Forderungen der Sache der Arbeiterschaft nur zu oft schon auf das empfindlichste geschadet haben, war die christliche Bewegung mit ihrer ruhigen und besonnenn und dabei doch entschiedenen Vertretung der Arbeiterinteressen, durch ihre praktische Gegenwartsarbeit auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung schon gar oft der Gesamtarbeiterschaft von eminentem, ausschlaggebendem Vorteil.

Wenn nun trotz alledem die Führer des sozialdemokratischen Verbandes doch immer und immer wieder die christlichen Bergarbeiter für eine Verschmelzung der beiden Verbände zu gewinnen suchen, so geschieht dies nicht, um eine einheitliche neutrale, sondern um eine einheitliche sozialdemokratische Organisation zu schaffen; und wirklich erschreckend sind die Beweise, die Imbusch dafür beibringt, wie wenig in all diesen Dingen den Führern des alten Verbandes zu vertrauen ist. — Wäre die Broschüre einige Tage später erschienen, dann hätte der Verfasser auch noch hinweisen können darauf, wie sich jetzt auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Mannheim die sog. „freien" Gewerkschaften von neuem wieder mit Haut und Haaren der politischen Sozialdemokratie verschrieben haben.

Dazu kommt endlich noch das Solidaritätsgefühl und die Selbstachtung. In schier unheimlicher Weise mehren sich die Fälle von sozialdemokratischem Terrorismus gegen die christliche Arbeiterschaft und zusehends wird der Kampf schärfer. Angesichts dessen müßten „die christlichen Bergleute, die Mitglieder des Gewerkvereins, charakterlose, erbärmliche Gesellen sein, wenn sie ihre bisherigen Mitkämpfer im Stiche ließen". Der Entschluß der christlichen Bergarbeiter ist darum klar und entschieden: „Die Parole kann nur lauten: mit den christlich und national gesinnten Arbeitern anderer Berufe stehen auch wir Bergleute nach wie vor fest und treu zur christlich-nationalen Arbeiterbewegung."

Es ist, wie gesagt, ein überaus reiches Tatsachenmaterial, das Imbusch zum Beweise seiner Leitsätze anführt, Material nicht aus längst vergangenen Zeiten, sondern aus den letzten Jahren und aus der Gegenwart, nicht aus entlegenen Gegenden, sondern aus dem unmittelbaren ureigensten Interessenkreis. Das Werkchen bedeutet gleichzeitig nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Bergarbeiterfrage, sondern auch zur ganzen Gewerkschaftsfrage als solcher. Weit über die Arbeiterkreise hinaus verdient es Beachtung in allen Kreisen, die sich mit Arbeiterfragen befassen, nicht zuletzt auch in Arbeitgeberkreisen, wo leider die ganze Gewerkschaftsidee und ihre verschiedenen Formen, in denen sie uns entgegentritt, nur gar zu oft noch immer nicht das nötige Verständnis erfährt. Mit der Tatsache muß sich nun einmal das heutige Wirtschaftsleben abfinden, daß in der modernen Zeit die Gewerkschaftsidee nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist und Recht und Gerechtigkeit, wie allen Ständen, so auch der Arbeiterschaft gewährt werden muß. Imbusch, der selbst Gewerkschaftler ist, gibt uns hier zu den verschiedensten Fragen wertvolle Aufklärung, schätzenswertes Material und recht beachtenswerte Gesichtspunkte an. Möge man nur allseits mithelfen, dafür zu sorgen, daß in all den großen Wirtschaftsfragen eine christliche und nationale Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung die Grundlage bildet.

* * *

Inzwischen hat man auch in der Oeffentlichkeit bereits Stellung genommen zu der Broschüre Imbuschs. So meint die „Frankfurter Zeitung", daß das Werkchen zwar mit viel Geschick und einem außerordentlichen Fleiß abgefaßt sei, redet aber dann selbst einer Verschmelzung der Bergarbeiterverbände das Wort. Das Blatt meint, daß die Führer des alten Verbandes und sein Organ „hier und da" eine Aeußerung getan hätten, die besser unterblieben wäre, „schon deshalb, weil Imbusch sie jetzt fruktifizieren kann"; es könne jedenfalls nicht verkannt werden, daß der alte Verband ehrlich bestrebt sei, die Empfindlichkeiten der christlichen Bergarbeiter zu respektieren und die wirkliche Neutralität aufrecht zu erhalten. So sei denn auch die Einigung im wesentlichen lediglich abhängig von dem „guten Willen" des christlichen Verbandes. Man muß sich wundern, daß die „Frankftr. Ztg." angesichts des Materials, das Imbusch bietet, es noch wagen mag, sich zu solchen Aeußerungen zu versteigen. Dies noch um so mehr, als wir im eigensten Interesse des Blattes nicht annehmen können, daß es ein solcher Fremdling in Israel sei und ihm die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung, speziell auch der Bergarbeiterbewegung im Ruhrgebiet, so fremd sei. Weniger aber wird man sich über die Stellungnahme der „Frankft. Ztg." wundern, wenn man ihre Gesamthaltung in den letzten Jahren allen positiv christlichen Fragen gegenüber in Betracht zieht und wie sie dementsprechend der christlichen Gewerkschaftsbewegung gegenüber stets ein Liebäugeln mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften offen zur Schau getragen hat.

Demgegenüber hat die gesamte christliche Gewerkschaftspresse und die der christlichen Arbeiterbewegung nahestehende Presse das sozialdemokratische Ansinnen sofort auf das entschiedenste abgewiesen. So meint u. a. das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands in einer Zuschrift: „Nichts wie blauer Dunst ist auch der Einigungsrummel, den der (alte) Verband gegenwärtig inszeniert. Die Bergleute werden das durchschauen und der Macher aller dieser Tricks wird nicht auf seine Rechnung kommen; im Gegenteil, je mehr derartige Experimente fehlschlagen, desto richtiger wird man auf die Dauer die Macher derselben einschätzen."

Die ganze Sache hatte man sich auf sozialdemokratischer Seite eigentlich zu schön gedacht. Bei den Bergarbeitern wollte man den Anfang machen. Wäre es gelungen, den Gewerkverein christlicher Bergarbeiter zu vernichten, dann hätte man nachher mit den übrigen christlichen Verbänden ziemlich leichtes Spiel gehabt. Treffend schildert die Situation eine Zuschrift an die „Westdeutsche Arbeiterztg.", wenn sie u. a. sagt: „Die Leute, die diesen Einigungsrummel inszenierten, und die Art, wie sie ihren Zweck zu erreichen suchten, ließen uns bald auf die leitenden Beweggründe schließen. Der sozialdemokratische Verband ist von seiner stolzen Mitgliederzahl 140,000 auf 80,000 zusammengeschmolzen. Flauheit und Schlappheit ist an allen Ecken eingerissen. Nun haben aber die sozialdemokratischen Bergarbeiterführer die Aufgabe übernommen, mittels der gewerkschaftlichen

Organisation das Ruhrrevier für die Sozialdemokratie zu erobern. Also mußten sie der verhängnisvollen „Bewegung nach unten“ zusteuern, die Agitation durch neue Reizmittel zu beleben suchen. So kam denn die Verschmelzungsfrage in Fluß, die Einigung mit dem „Judasverband“, wie man seinerzeit den christlichen Gewerkverein schimpfte. So verstehen wir die Inszenierung dieser lärmenden Einigungspropaganda.“

Nicht etwa gewerkschaftliche Interessen, sondern die parteipolitischen Interessen der Sozialdemokratie waren es in erster Linie, die den alten Verband wieder einmal das Gaukelspiel vollführen ließen. Und in der Tat, die Sache wäre im Hinblick auf die nächste Reichstagswahl 1908 auch gar zu schön gewesen. Doch die christliche Arbeiterschaft hatte die ganze Mache wieder sofort durchschaut und machte den Herrn Sozialdemokraten einen dicken Strich durch den Plan. Die unverrückbare Losung unserer christlichen Arbeiter lautete allenthalben: „Wollt ihr Einigung, dann schließt euch **uns** an“ — denn „die christlichen Bergleute sind nicht gewillt, sich neben dem Druck des Kapitals auch noch unter die Knute der sozialdemokratischen Partei zu stellen“.

Die Bergarbeiterbewegung im Ruhrrevier

nimmt allmählich entschiedenere Formen an. Die Siebenerkommission fordert von den Zechenverwaltungen eine durchschnittliche Lohnerhöhung um mindestens 15 Proz. und bessere Regelung der Löhne im Gedinge, ferner Aufhebung der Sperre zwischen den einzelnen Werken bzw. Revieren, damit auch die im Bergbau tätigen Arbeiter die durch die Sperrsysteme entzogene volle Freizügigkeit erhalten.

Die Bergwerksbesitzer wollen nicht vor dem 1. April an eine allgemeine Lohnerhöhung herantreten, zumal seit dem 1. Januar eine durchschnittliche Lohnerhöhung von 10 Prozent bewilligt worden sei; daß dieselbe nicht genüge, sei Schuld der Regierung, die die Lebensmittel so sehr habe verteuern lassen. Das ganze Lohnmehr werde durch diese Teuerung absorbiert, und der Tribut, den die Ruhrrevierindustrie der Landwirtschaft zahlen müsse, betrage jährlich 40 bis 50 Millionen. Die jetzt verlangte Lohnerhöhung könne nicht bewilligt werden, da sie trotz der guten Konjunktur die Rentabilität der Bergwerke so sehr vermindere, daß kaum noch nennenswerte Dividenden ausgeworfen werden könnten. Zum 1. April 1907 würde man an eine Lohnerhöhung herantreten, weil dann ebenfalls eine Erhöhung des Kohlenpreises vorgenommen werden solle.

Die Zechenbesitzer wollen zwar mit den Vertretern der Belegschaften verhandeln, nicht aber mit den Organisationen; denn den Bergarbeiterausschüssen steht nach ihrer Ansicht nicht das gesetzliche Recht zu, in der Lohnfrage mitzusprechen. Das Vorgehen der Siebenerkommission hat somit nicht die geringste Aussicht auf Erfolg.

Die Zechenbesitzer stellen sich also wieder wie früher auf den Standpunkt: „Wir verhandeln nicht“. Trotzdem geben sie sich der Hoffnung hin, daß ihr Vorgehen diesmal von der Oeffentlichkeit günstiger beurteilt werden würde.

Das bleibt abzuwarten. Immerhin kommt die neue Bewegung der Bergarbeiter etwas schnell nach dem großen Streik im vorigen Jahr. Auch können die Löhne an sich als genügend bezeichnet werden. Freilich nicht in Rücksicht auf die exorbitanten Fleischpreise. Aber die verdanken wir dem Herrn Pod, und deshalb sollten sich die Arbeiter zunächst an diesen wenden. Auch das von den Zechenbesitzern eingeführte Sperrsystem läßt sich entschuldigen, wenn man weiß, daß das Nomadentum der Polen und Italiener im Ruhrrevier jeden geregelten Betrieb unmöglich macht. Die Zahl der eingewanderten Italiener stieg bereits im vorigen Jahr auf 70,000. Im Bergrevier Oberhausen-Duisburg sind von 30,000 Bergleuten nicht weniger als 14,000, also nahezu die Hälfte, fremdsprachige Arbeiter. Und das sind unsichere, wandersüchtige Elemente, die den Arbeitgebern viel Mühe und Sorge machen.

Wenn man gerecht sein will, wird man schon aus diesen Angaben ersehen, wie falsch es ist, alle Schuld allein auf seiten der Bergwerksbesitzer zu suchen. Das tut auch manches katholische Blatt. Wir raten nochmals: abwarten!

Einen groben taktischen Fehler haben die Arbeiter schon jetzt gemacht, indem sie Unterstützung bei den belgischen Bergleuten suchten. Durch solche internationale Machenschaften können sie ihre Stellung in der öffentlichen Meinung, die ihnen bisher in so hohem Grade wohlwollte, nicht verbessern.

Dr. Versen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Graudenz contra Essen.

Nur eine Walze hat der Evangelische Bund auf seiner Drehorgel: den Katholizismus zu schelten und den Protestantismus selbstgefällig zu lobpreisen, das ist der vielen Reden gleichmäßiger Inhalt. Was über diese „Spezialität“ hinausgeht, geht auch über die Leistungsfähigkeit dieser Herren hinaus. Der Katholikentag von Essen hatte ihnen eine Nuß zu knacken gegeben, die für ihre Zähne nicht paßte. „Versöhnung der Konfessionen und der sozialen Gegensätze, Zusammenschluß aller Christgläubigen gegen Unglauben und Umsturz“ — was sollte damit ein Bund anfangen, für den Verhetzung der Konfessionen die Lebensaufgabe ist, und der die Parole „Lieber rot, als schwarz!“ in Pflege hat? Die Schwierigkeiten der Lage für die Bündler verkennen wir nicht; aber auch bei der nachsichtigsten Beurteilung muß man sagen: die Lösung der Aufgabe war schlecht, über Erwarten schlecht. Was da in Graudenz geredet und resolviert wurde, um die Abweisung der Friedenshand zu beschönigen, zeugte gar zu deutlich von Verlegenheit und Zerfahrenheit; wer genauer zusieht, kann auch die Unwahrhaftigkeit und den bösen Willen nicht verkennen. In die letzteren Kategorien gehört der Trick der langatmigen Resolution, die Aufforderung von Essen als das „Ansinnen“ eines **parteipolitischen** Bündnisses mit dem Zentrum hinzustellen und gegen diese Windmühle eine fulminante Attacke zu reiten. Der Verlegenheit schreiben wir es aufs Konto, wenn ein aus Berlin verschriebener Redner, Prof. Scholz, eine Serie von krampfhaften Witzen über das Friedenskonzert von Essen zum besten gab. Der geistreich sein sollende Herr verstieg sich schließlich zu der Bemerkung: „Es fehlte nur noch die Posaune, die um des lieben Friedens willen die alte Weise hinausposaunt hätte: Wir glauben all an einen Gott: Christ, Jude, Türk und Hottentott“. Spottete seines eigenen Bundes und wußte nicht wie! Denn erstens betrachtet der Bund es als seine Aufgabe, auch die **nicht**-gläubigen Elemente des Protestantismus mit den gläubigen zusammen gegen Rom marschieren zu lassen, und zweitens hatte gerade der Direktor des Bundes, Lic. Everling, den Versuch gemacht, ein dogmatisches Kuddelmuddel zu schaffen. Abweichend von der feierlichen Resolution stellte er für den Frieden der Konfessionen die sonderbare Vorbedingung auf, die Katholiken sollten zuerst „den Protestantismus für eine berechtigte Erscheinungsform des Christentums erklären“. Lebhafter Beifall soll diese Phrase begleitet haben. Die applaudierende Masse wußte wohl nicht, welch ein Unsinn in dieser Forderung steckt. Die Wissenden aber kann man von der Böswilligkeit nicht freisprechen; denn wer die Sache auf das Gebiet der „dogmatischen Toleranz“ hinüberspielt, will das Gegenteil vom Frieden. Der Protestantismus erfüllt selbst nicht diese Vorbedingung des Friedens, die man heuchlerisch den Katholiken vorschreiben will. Die Herren erkennen den Katholizismus **nicht** als berechtigte Erscheinungsform des Christentums an; sie bekämpfen diese Erscheinungsform, weil sie eine andere Auffassung vom Christentum haben, und wir geben ihnen auch die Freiheit, ihre Auffassung gegen die unserige geltend zu machen, solange sie dabei die anständige Form wahren und nicht in Roheiten à la Thümmel und Bachstein verfallen. Aber alle Unbefangenen müssen sich doch baß wundern, wenn derselbe Bund, der die Thümmel und Bachstein großgezogen und geschützt hat, von den Katholiken die dogmatische Anerkennung für den Protestantismus verlangt, nachdem er den Katholizismus als Götzendienst hingestellt hat!

Der Bund mutet überhaupt dem gesunden Menschenverstand etwas viel zu. Zu seinem stereotypen Thema gehört der „Beweis“, daß die Toleranz eigentlich Intoleranz sei, wenn sie auch den Katholiken zugute komme. In Graudenz wurde dasselbe Sophisma an dem Begriff Parität versucht; aus lauter Parität muß der Staat die Konfessionen disparitätisch behandeln, d. h. den Protestantismus bevorzugen vor dem Katholizismus. Die Zauberformel für den logischen Widersinn lautet: Nicht jedem das Gleiche, sondern jedem das Seine! Nun gab gerade der **Kaiser** den Bündlern eine Probe von dem suum cuique zu kosten: während er dem Essener Katholikentag eigenhändig den wärmsten Dank für sein Versöhnungsprogramm ausgesprochen hatte, ließ er dem Graudenzer Bundestag auf sein farbloses Begrüßungstelegramm einfach durch seinen Kabinettsrat bestens danken. Das empfanden die Herren als eine disparitätische Behandlung. Aber, wenn sie vom Staatsoberhaupte dieselbe

warme Anerkennung haben wollten, so hätten sie sich auch zu demselben Programm „Versöhnung der Konfessionen und der sozialen Gegensätze" aufschwingen sollen. Neuerdings war eine gewisse Annäherung zwischen den positiven Evangelischen und dem Bunde in Gang gekommen. Nach den kräftigen Absagen, welche die „Deutsche Tageszeitung" und die „Kreuzztg." an die Graudenzer Leistungen gerichtet haben, darf man wohl annehmen, daß die Werbekraft des Bundes nach rechts hin zurückgeht. Auf der anderen Seite ist von den Alldeutschen und sonstigen liberalen Kulturkämpfern dem Bunde auch kräftig der Text gelesen worden wegen der Ungeschicklichkeit und politischen Unfähigkeit, die er in der Behandlung des Essener Friedensrufes bewiesen hat.

Sekundogenitur in Braunschweig?

In einem Schreiben an den Kaiser hat der Herzog von Cumberland versucht, auf dem in Nr. 40 dieses Blattes bezeichneten Wege den Zugang nach Braunschweig zu eröffnen. Er selbst und sein ältester Sohn wollten zugunsten des jüngeren Sohnes, des Prinzen Ernst August, auf Braunschweig verzichten, mit dem Vorbehalte der Sukzession im Falle des Aussterbens dieser jüngeren Linie. Von einem Verzicht auf Hannover war in dem Schreiben keine Rede; auch die Frage, ob der jüngere Prinz im Falle des Todes seines kinderlosen älteren Bruders die vermeintlichen Rechtsansprüche auf Hannover als seine Erbschaft betrachten werde, blieb unberührt. Die Antwort des Kaisers lautete ablehnend, da die Sach- und Rechtslage durch den Vorschlag des Herzogs nicht geändert worden sei. Die Ablehnung kann die Kenner der preußischen Auffassung nicht überraschen. Der Verzicht auf Hannover ist die erste Vorbedingung jeder Annäherung. Der Herzog hat den Briefwechsel der braunschweigischen Regierung mitgeteilt mit der Bemerkung, daß er das weitestgehende Entgegenkommen bekundet habe. Am 18. Oktober soll der braunschweigische Landtag wieder zusammentreten. Es heißt in den Zeitungen, daß der Herzog einen Aufruf an das braunschweigische Volk erlassen wolle. Nach unserer Ansicht gibt es nur eine Weiche, die von dem toten Strang herunterführen kann: solange der Verzicht auf Hannover ausbleibt, wird Preußen keine Veränderung der Sach- und Rechtslage anerkennen und der Bundesrat nicht zu einer Revision des Beschlusses von 1885 schreiten. Ist der Herzog nicht in der Lage, seinerseits das erlösende Wort zu sprechen, so bleibt nur der Ausweg denkbar, daß er seine ganzen Rechte als Chef des Hauses den Söhnen abtritt und letztere verzichten. Unter dieser Voraussetzung würde die Ueberlassung des braunschweigischen Thrones an den jugendfrischen jüngeren Sproß des Welfenhauses eine sehr glückliche und namentlich den Braunschweigern erwünschte Lösung bedeuten. Die meisten deutschen Bundesfürsten würden gewiß die friedliche Lösung mit Freuden begrüßen und fördern helfen; doch hat die Anrufung des Bundesrates erst dann Sinn und Zweck, wenn der Verzicht erfolgt ist. Sonst besteht die Gefahr, daß Braunschweig der Sekundogenitur eines anderen Fürstengeschlechts anheimfällt. Da Landtag und Regierung neuerdings das Recht des „angestammten" Fürstenhauses im Prinzip bestimmt anerkannt haben, so darf man wohl hoffen, daß sie im ungünstigen Falle sich nicht zur Schaffung einer neuen Dynastie verlocken lassen, sondern nur einen neuen Regenten wählen. Immerhin drängt aber das Provisorium zum Definitivum, und wenn der neue Regent strebsamer ist als der Prinz Albrecht, so kann sich mit der Zeit der Regentenstuhl in den Herzogsthron umwandeln. Die Politik ist die Kunst des M ö g l i c h e n. Das gilt auch für Gmunden.

Die Entwicklung in Rußland.

Der Zar ist zurückgekehrt in seine Residenz. Die Kadetten haben ihren in Altrußland verbotenen Parteitag in Finnland gehalten, und Stolypin braucht es vermutlich nicht zu bereuen, daß er sie dort gewähren ließ. Denn es wurde das Fiasko des großmächtig proklamierten „passiven Widerstandes" festgestellt und daneben die Zerfahrenheit und politische Unfähigkeit dieser anspruchsvollen Partei. Die Kadetten verstehen das Abc der Politik nicht, sonst hätten sie nicht den törichten Beschluß gefaßt, den vollzogenen Anleihen die Gültigkeit abzusprechen. Diese Torheit hat wohl den Engländern, die zur Beglückwünschung der aufgelösten Duma nach Petersburg kommen wollten, den notgedrungenen Verzicht auf diese kecke Einmischungsfahrt erleichtert. Das russische Volk ist, wie sich klar zeigt, für den Konstitutionalismus noch nicht reif. Wir wünschen Herrn Stolypin als Erzieher Glück; aber wir freuen uns, daß es Bismarck nicht mehr gelang, uns mit dem rat- und geldlosen Rußland solidarisch zu machen.

Der erste kath. theologische Hochschulkursus.

Von

Dr. J. Bilz, Freiburg i. B.

Unterm 19. August hatte die „Kölnische Volkszeitung" in Nr. 742 geschrieben: „Theologische Ferienkursus, selbstverständlich evangelische, zeigt die „Christliche Welt" nicht weniger als drei an", und daran die Bemerkung geknüpft: „Die Frage „katholische theologische Ferienkursus" wurde schon wiederholt angeschnitten. Obwohl über ihre Notwendigkeit und Nützlichkeit kein Zweifel bestehen kann, kam man in der Angelegenheit über einen Meinungsaustausch nicht hinaus." Damals war der Plan für den ersten katholischen theologischen Hochschulkurs in Freiburg i. B. schon fertig und die Vorbereitung dazu im vollen Gang. Die Marianische Priesterkongregation der Erzdiözese Freiburg, welcher weitaus die meisten Geistlichen angehören, an ihrer Spitze der Präfekt Dr. Schofer, hatte die Sache in die Hand genommen, um ihrer Pflicht, die Mitglieder auch in scientia zu fördern, gerecht zu werden. Die brennendste theologische Frage der Gegenwart, die biblische Frage, sollte der Hauptprogrammpunkt sein. Nachdem der Gedanke gelegentlich verschiedener Konferenzen im Lande besprochen und allseits freudigst begrüßt worden war, ergingen Mitte September an alle Geistlichen der Erzdiözese Einzeleinladungen unter Zusendung des Programmes.

Es zeigte sich, daß man einen glücklichen Griff getan hatte. Als der Präfekt der Kongregation, Dr. Schofer, am Montag, den 8. Oktober den ersten Hochschulkursus eröffnete, konnte er konstatieren, daß die Erwartungen weit übertroffen wurden. Die Zahl der Teilnehmer, die von Tag zu Tag wuchs, belief sich auf 240. Alle Teile des Landes waren vertreten, vom Bodensee bis an die Tauber. Ehrwürdige Herren, die ihre 100 Semester zählten, saßen neben dem Neupriester und dem Theologen vom ersten Semester zu den Füßen der Professoren. Aus Württemberg und dem Elsaß hatten sich Gäste eingefunden. Der Ordensklerus hatte seine Vertreter entsendet und selbst einige akademisch gebildete Laien hatten Zulassung erbeten und erhalten. Die Kirchenbehörde bewies ihr lebhaftes Interesse an dem Unternehmen dadurch, daß ihre Mitglieder, der hochwürdigste Herr Weihbischof Dr. Knecht an der Spitze, soweit möglich, allen Vorlesungen beiwohnten. In seiner Begrüßungsansprache konnte der hochwürdigste Herr die Versicherung aussprechen, daß auch der hochwürdigste Herr Erzbischof, der durch Firmungsreisen verhindert war zu erscheinen, den wärmsten Anteil an der Veranstaltung nehme. Nach Erteilung des bischöflichen Segens begannen die Vorlesungen. Die Universitätsprofessoren Dr. Hoberg von Freiburg und Dr. Fonck S. J. von Innsbruck hatten sich in die Aufgabe geteilt, in großen Zügen über die biblische Frage zu orientieren. Am Montag wurden zwei, von Dienstag bis Freitag je drei Vormittagsvorlesungen gehalten. Da es unmöglich ist, an dieser Stelle im einzelnen zu referieren, seien hier nur die Themata mitgeteilt. Professor Fonck behandelte folgende Gegenstände:

Die Stellung der christlichen Vergangenheit zur biblischen Frage.

Der ältere Rationalismus und sein Einfluß auf die katholische Exegese.

Mythentheorie, Tendenzkritik und moderner Eklektizismus außerhalb der Kirche.

Loisy und seine Schule.

Die Enzyklika: Providentissimus Deus. Die fortschrittlichen katholischen Exegeten der Gegenwart.

Bibel und Naturwissenschaft.

Bibel und Geschichte.

Die Schwierigkeiten der biblischen Fragen und ihre Lösung.

Bibel und Praxis im Priesterleben.

Professor Hoberg behandelte in zwei Vorträgen: Die Forschungen über das babylonische und assyrische Altertum im 19. Jahrhundert und ihr Wert für die Profangeschichte (1. Vortrag) und für die biblische Geschichte (2. Vortrag); in zwei weiteren Vorträgen die Themata: Geschichtliche Entwicklung der Pentateuchfrage und Positive Darstellung über den Ursprung des Pentateuchs mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Entscheidung der Bibelkommission.

Der Standpunkt der beiden Dozenten, welcher aus ihren Publikationen über ähnliche Themata bekannt ist, kam klar und entschieden zum Ausdruck. Geradezu glänzend war der Nachweis, daß nach der Enzyklika Providentissimus Deus an der vollen Irrtumslosigkeit der hl. Schriften (in der ursprünglichen Gestalt, wie sie aus der Hand der hl. Schriftsteller kamen) auch in profanwissenschaftlichen Dingen festgehalten werden muß, und

daß aus der berühmt gewordenen Stelle „invabit transferri“ kein Schluß in der Richtung gezogen werden darf, als ob die Hl. Schrift, wie sie über Vorgänge im Bereich der Natur „nach dem Augenschein“ berichtet, auch nur Geschichte nach dem Augenschein, d. h. nach der Volkstradition, dem Volksglauben oder den Quellen, denen der hl. Autor die Verantwortung überläßt; geben wolle. Von durchschlagendem Erfolg war die Kritik, welche Professor Fonck an den Beweisen übte, mit welchen Professor Norbert Peters in seiner Schrift „Bibel und Naturwissenschaft“ nach den Grundsätzen der katholischen Theologie (Paderborn 1906) das Vorhandensein von naturwissenschaftlichen Irrtümern in der Hl. Schrift begründen will. Es war dem Redner, der sich hier auf seinem anerkannt eigensten Gebiete bewegte, ein Leichtes, zu zeigen, daß nur oberflächliche Betrachtungen in den ebenda S. 22 ff. angeführten Beispielen einen Irrtum der Hl. Schrift in naturwissenschaftlichen Dingen entdecken können. Ebenso leichtes Spiel hatte er gegenüber den Beweisen v. Hummelauers, mit denen dieser seine Behauptung zu stützen versucht, die Genesis wolle nur „Volkstraditionen“ geben. Grelle Schlaglichter warfen die Vorträge auf die Art, wie manche Vertreter der modernen Theorien aus den trüben Quellen der rationalistischen protestantischen Bibelforschung schöpfen, ohne genug zu bedenken, daß dort der Standpunkt der übernatürlichen Offenbarung ganz verlassen ist. Der Blick auf die unheilvollen Konsequenzen, welche die fortschrittliche Auffassung schon herbeigeführt hat und in verstärktem Maße nach sich ziehen wird, besonders, wenn sie ihre Prinzipien auch ernstlich auf das Neue Testament anwendet, konnte nur in der Ueberzeugung bestärken, daß der eingeschlagene Weg nicht der richtige sei. Prof. Hoberg, als ehemaliger Lehrer den meisten Teilnehmern am Hochschulkurs bekannt und mit stürmischem Applaus empfangen, führte seine Themata in der bekannten markigen, präzisen Form durch. Insbesondere wurde der letzte Vortrag über Moses und den Pentateuch als eine Musterleistung an Klarheit, logischem Aufbau und durchschlagender Argumentation allerseits anerkannt. Für das Einzelne müssen wir darauf verweisen, daß die Vorträge im Druck erscheinen werden. Es war das beste Zeichen dafür, wie sehr der Gegenstand und die Art seiner Behandlung das Interesse erweckte, daß die Zuhörerschaft mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte und jeden Tag von 9—12½ Uhr aushielt. Die Diskussion, welche an jeden einzelnen Vortrag sich anschloß, war recht instruktiv; der Fragekasten wurde eifrig benutzt.

An den Nachmittagen fand jeweils ein Vortrag über soziale Themata statt, insbesondere unter dem Gesichtspunkt, was der Klerus zur Besserung der sozialen Verhältnisse tun könne. Die Herren Direktoren Dr. Brauns und Dr. Hohn von München-Gladbach und Domkustos Dr. Retzbach von Freiburg teilten sich in die Arbeit. Wenn auch hier die Beteiligung eine rege war und die Diskussion noch vielfache Anregung brachte, war nicht zu verkennen, daß die rein theologischen Fragen das Hauptinteresse in Anspruch genommen hatten — ein beachtenswerter Fingerzeig für ähnliche Veranstaltungen.

Bei dem Hochschulkurs konnte ein gemütlicher Abend nicht fehlen. So fanden sich Professoren und Hörer am Donnerstag Abend bei einem Glas Bier zusammen. Der Dank der Hörerschaft kam zum lebhaftesten Ausdruck insbesondere dafür, daß die Vorlesungen aus vielen Gemütern die Beunruhigung verbannt haben, welche angesichts der so sicher auftretenden modernen Richtung sich da und dort geltend machen wollte. Gar mancher hat an diesem Abend wieder einmal einen Salamander gerieben, dem die fröhliche Zeit des akademischen Studiums schon lang entwichen war, und so konnte es nicht fehlen, daß in einer von Stadtpfarrer Knebel-Mannheim schneidig präsidierten Exkneipe das Lied „O alte Burschenherrlichkeit“ stieg.

Den offiziellen Dank sprach am Schluß der Tagung der Hochw. Herr Weihbischof Dr. Knecht aus, indem er betonte, es handle sich wirklich um einen Kampf um die Wahrheit und es müsse von den unheilvollsten Folgen für den Glauben sein, wenn der Subjektivismus der Protestanten in unsere Behandlung der Hl. Schrift eindringe.

Man schied von der Dreisamstadt mit dem Wunsche, daß dem ersten, so gut gelungenen Hochschulkurs bald andere folgen mögen.

Dr. Schofer, der als Präfekt der Priesterkongregation die Veranstaltung in die Wege leitete, hat sich damit ein großes Verdienst und den wärmsten Dank des Klerus gesichert.

Unterstützung studierender Katholiken.

Von

Prof. F. Hüllen, Trier.

Die höheren Lehranstalten Preußens wurden am Schluß des Schuljahres 1904/05 von 191,446 Schülern besucht; davon waren 132,036 evangelisch, 46,504 katholisch, 12,420 jüdisch und 486 Dissidenten: es waren also 68,97 % evangelisch, **24,29 % katholisch**, 6,49 % jüdisch und 0,25 % dissidentisch. In der Bevölkerung Preußens aber sind die Konfessionen vertreten mit 63,31 %, **35,15 %** und 1,14 %. Während demnach die Evangelischen 5,66 % und die Juden 5,35 % Schüler mehr stellten, als ihnen nach der Bevölkerungsquote zukämen, blieben die Katholiken mit 10,86 % zurück. (Besonders auffallend ist dieses Mißverhältnis bei den Realanstalten, auf denen stark fünfmal soviel evangelische als katholische Schüler waren.) Ebenso sind unter den Studierenden der drei weltlichen Fakultäten in ganz Deutschland die Katholiken um 11 % zu gering vertreten. — Und da regt sich die „Kölnische Zeitung“ (1906 Nr. 914) darüber auf, daß der Albertus-Magnus-Verein talentvollen, aber wenig bemittelten Katholiken zur Vollendung ihrer akademischen Studien behilflich sein will; sie redete von einer „bedrohlichen Beeinflussung unseres nationalen Lebens in ultramontanem Sinne“ und von einer „planmäßigen Ultramontanisiernng der akademischen Stände“! Ja, Soldat werden und Steuern zahlen, das dürfen wohl die Katholiken, aber beileibe nicht in eine höhere Stellung sich emporarbeiten. Wenn man aus ihnen so eine Art von Heloten im Staat machen könnte, das würde nach dem Sinn der Herren vom Evangelischen Bunde und der „Kölnischen Zeitung“ sein. Unbeirrt durch jede Verdächtigung müssen die Katholiken weiterstreben: Talentvolle Knaben sollen dem Studium zugeführt werden, Geistliche und Lehrer werden bei der Auswahl und Vorbereitung gerne helfen; wohlhabende Katholiken handeln im Dienste edler Nächstenliebe und zur Ehre ihrer Religion, wenn sie unbemittelten Studenten zu ihren Studien helfen, sei es unmittelbar, sei es durch den genannten Albertus-Magnus-Verein (gegründet 1897 in Trier), der für alle deutschen Diözesen (mit Ausnahme von Sachsen und Posen) in Diözesanverbänden organisiert ist. Die diesjährige Katholikenversammlung in Essen „empfiehlt angelegentlichst, diesen Vereinen beizutreten und sie nach Kräften zu unterstützen, insbesondere durch Bildung von Diözesanverbänden und Ortsgruppen, sowie durch Schenkungen und Vermächtnisse“.

Die katholischen Studentenkorporationen.

Zwei Entgegnungen.

I.

Herr Apotheker Joseph Pomp schreibt in seinem „freimütigen Wort über katholische Studentenkorporationen“ (Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau“) u. a. folgendes:

„Daß schließlich auch noch von ungehöriger Verallgemeinerung der Einzelfälle geredet wird, kann nicht wundernehmen. Diese letztere Kardinalphrase macht nachgerade keinen Eindruck mehr, es sei denn, der Betreffende gäbe klipp und klar an, von wievielen Einzelfällen an man sich nach seiner Ansicht ein allgemeines Urteil zu bilden berechtigt wäre.“

Diese meine früheren Ausführungen betreffende Apostrophierung veranlaßt mich gegen meine ursprüngliche Absicht, zu dem obigen Thema nochmals das Wort zu ergreifen. Ich beschränke mich dabei auf folgendes:

1. Die Absicht des Herrn Verfassers ist zweifellos die beste. Dagegen vermißt man in seinem Artikel über die Moral katholischer Studentenkorporationen ein gründliches Eingehen auf praktische Besserungsvorschläge in concreto. Und doch wäre gerade die ausführliche Behandlung der praktisch äußerst wichtigen Fragen „wo und wie angesetzt werden muß, welche Faktoren behufs sittlicher Hebung mancher katholischer Korporationen heranzuziehen sind“, von größerem Nutzen gewesen als die den breiteren Raum einnehmende, manche guten Gedanken aufweisende negative Kritik.

2. Daß „vieles faul ist im Staate Dänemark“, daß insbesondere in puncto Moral an einzelnen katholischen Korporationen leider manches auszusetzen ist, wird von vernünftigen Leuten nicht bestritten. Daß eine Vogelstraußpolitik hier nur von Schaden wäre, ist ebenfalls über jeden Zweifel erhaben.

Was aber nicht über jeden Zweifel erhaben ist, das ist die Frage, ob die moralische Fäulnis in unseren katholischen Studentenkorporationen so weit vorgeschritten ist, wie es der Herr Verfasser behauptet. Ich bin der Meinung, daß, wenn etwa von 30 Leuten 5 moralisch verdorben sind, man deshalb die übrigen 25 nicht auch schon zu verdammen braucht. Diese 25, die in der Majorität sind, können sogar die anderen 5 „bekehren" oder wenigstens einen Teil von ihnen zu sich herüberziehen. Aber es gibt Leute, — den Herrn Verfasser rechne ich nicht dazu —, die durch den Anblick der 5 schlechten Elemente so kopfscheu werden, daß sie die übrigen 25 gar nicht mehr sehen und dann, der Logik und den Tatsachen zum Trotz, kühn behaupten, „die" betreffende Korporation ist nichts wert! Und doch handelt es sich hier um 5 „beklagenswerte Einzelfälle" oder richtiger — wie ich in meinem Artikel sagte —, „Einzelerscheinungen", denen ein durch die Majorität von 25 Leuten repräsentiertes gutes Gesamtbild gegenübersteht. Die Korporation taugt aber trotzdem nichts! Ungehörige Verallgemeinerung! Ferner wäre es unrecht, einzelne, die sich ausnahmsweise auftretender Verfehlungen schuldig machen und dazu noch jedesmal moralischen Katzenjammer empfinden, gemeinsam mit fast gewohnheitsmäßig sündigenden Individuen, die kein Gewissen mehr haben, in einen Topf zu werfen. Die letzteren haben selbstverständlich in unseren katholischen Korporationen keinen Platz; sie sind gewaltsam zu entfernen, wenn sie nicht von selbst gehen. Die ersteren aber soll man nicht gleich radikal behandeln, sondern zunächst durch Ermahnungen, gutes Beispiel und ernsthafte Belehrungen, schließlich auch durch Ehrenstrafen auf den richtigen Weg zu leiten suchen. Erst dann, wenn sie sich endgültig jener unmoralischen Sorte von Studenten angeschlossen haben, soll man sie als verdorrte Aeste absägen. Dies ist schon wegen der Ansteckungsgefahr unbedingt erforderlich, damit nicht solch ein „räudiges Schaf die ganze Herde ansteckt". Vielfach kommt es aber, wie die Erfahrung lehrt, vor, daß jene schwachen Elemente nur eines sittlichen Haltes, einer Stütze bedürfen, um sich als ganze Männer fürs Leben aufzurichten. Und wenn der Herr Verfasser von „schwanken Rohren" spricht, die den Strauchelnden Stütze, den Verirrten Wegweiser sein sollen, so weiß ich nicht, ob er damit die richtige Sachkenntnis verrät. Ich habe viele mittlere und höhere Semester gefunden, die keine schwanken Rohre waren, wenn sie auch noch nicht die wettererprobte Festigkeit von stämmigen Eichen besaßen. Ich möchte aber behaupten, daß solche jugendliche Leute mehr Einfluß auf ihre leichtlebigen Altersgenossen hatten als die alten Philister, weil sie in ihrem Alter, Entwickelungsgang und ihren Leiden und Freuden ihren leichtsinnigen Gefährten am nächsten standen. Gleichwohl ist der Einfluß der Alten Herren auf das Innenleben unserer Korporationen doch größer und nachhaltiger, als der Herr Verfasser annimmt. Wenn auch naturgemäß nicht alle Alten Herren sich mit ihrer Korporation in ersprießlicher Weise abgeben können, so finden sich doch in den einzelnen Musenstädten erfahrungsgemäß immer wieder bestimmte Philister, die in dauerndem und nutzbringendem Konnex mit ihrer Korporation stehen. Auf zweierlei darf ich in diesem Zusammenhang noch hinweisen. Einmal beweist meines Erachtens ja gerade der „Kampf", der im katholischen Korporationswesen gegen die Unmoral geführt wird und dessen Existenz dem Herrn Verfasser eine lobende Anerkennung „zur Ehre vieler Korporationen" abnötigt, daß der Geist, der unsere Korporationen erfüllt, von unrühmlichen Ausnahmen abgesehen, ein guter ist. Wäre er aber ein so schlechter, wie man nach manchen Verlautbarungen des Herrn Verfassers bald annehmen könnte, so würde ich keinen Moment zögern, derartigen geradezu „gefährlichen" Korporationen auf immer den Rücken zu kehren. Zum zweiten darf ich noch sagen: Es ist eine alte Erfahrung, daß man kritikwürdige Erscheinungen und Dinge aus der Ferne immer als schlimmer ansieht, als sie, bei Licht betrachtet, tatsächlich sind. So geht es in der Regel auch hier. Alles in allem: Wenn auch hier und da in den katholischen Studentenkorporationen in puncto Moral gesündigt wird — die Friedwaltschen Sittenbilder sind nicht die Regel, sie gehören zu den Ausnahmen, zu den „Einzelerscheinungen"! Aber auch die letzteren auszumerzen, ist gewiß des Schweißes der Edlen wert.

Gernsheim. Aug. Nuß, Referendar.

II.

Ein Echo aus der Aktivitas und eine offene Anfrage an Herrn Apotheker Joseph Pomp in München-Gladbach.

Sehr geehrter Herr!

Sie glaubten in Nr. 40 dieser Zeitschrift der bisherigen opinio communis über die „moralische Unantastbarkeit" der katholischen Studentenkorporationen „entschieden widersprechen zu müssen". Sie konstatierten einen sittlichen „Niedergang katholischer Korporationen", reden ganz generell von „katholischen Studentenkorporationen".*) Als Angehöriger des „Verbandes wissenschaftlicher katholischer Studentenvereine Unitas", der an elf Universitäten blüht, erhebe ich ganz energisch Protest gegen Ihre Anschuldigungen und bestreite, daß dieselben auf irgend einen unserer 15 Verbandsvereine auch nur im allermindesten Anwendung finden. Um Sie aber davon zu überzeugen, erlaube ich mir, an Sie folgende Anfragen zu richten: Ist Ihnen bekannt, daß nach einem gemeinsamen Vereinsstatut alle Mitglieder unserer Vereine im Wintersemester zweimal und im Sommersemester einmal gemeinschaftlich zu den hl. Sakramenten gehen, und daß ein Mitglied, das dabei „schwänzt", unnachsichtlich entlassen wird? Ist also hier „Religion zur Privatsache degradiert"? Oder ist Ihnen ein Fall bekannt, daß diese Bestimmung nicht strikte gehandhabt wurde? Halten Sie es überhaupt für psychologisch möglich, daß in einem Verein, dessen sämtliche Mitglieder während sieben Monaten dreimal zu den Sakramenten gehen, „eine ganze Reihe von Mitgliedern sittlich nicht auf der Höhe stehen"? Noch mehr: Ist Ihnen bekannt, daß unter den Beschlüssen unserer Generalversammlungen der Passus steht: „Die Generalversammlung stellt sich aufs neue prinzipiell auf den Standpunkt, daß es in bezug auf das Prinzip der Virtus keinerlei Konzessionen gibt; ein Bruch dieses Prinzips hat unweigerlich Ausschluß zur Folge. Es ist Ehrensache der Konvente, in dieser Beziehung rücksichtslos vorzugehen."

Ist Ihnen ein Fall bekannt, wo dieser Beschluß ignoriert wurde? Ist anderseits ein Verein, der so energisch über die Moral seiner Mitglieder wacht, nicht unanfechtbar, selbst wenn öfters Einzelfälle vorkämen? Letztere passieren in jedem Stande, sogar beim Klerus, und doch würden Sie diesen nur dann für korrupt erklären, wenn er gegebenenfalls ein oder zwei Augen zudrückte. Uebrigens stelle ich Ihnen gern alle Nummern unseres „Schwarzen Brettes" zur Verfügung; ich glaube kaum, daß Sie innerhalb zehn Jahren ein Dutzend „Dimissionen wegen Verletzung der Virtus" finden werden. Und was heißt das bei einem Aktivbestand von 500 Studenten! Dazu kommt, daß unseren wöchentlichen Kneipen noch jedesmal eine 1—2stündige „wissenschaftliche Sitzung" vorausgeht und wir den „Saufzwang" längst abgeschafft haben; wo aber Bacchus verbannt und Minerva auf den Thron erhoben ist, bleibt für Venus bekanntlich wenig Platz.

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen: Sie bezeichnen eine „akademische Seelsorge" als „Utopie". Aber haben Sie noch nie von den „Studentenseelsorgern" P. v. Doß und Dr. Schofer in Freiburg gehört? Solche Leute wollen wir (ich spreche hier wohl im Sinne aller Verbände) und solche Männer können wir verlangen, und wir werden nicht ruhen, bis wir sie haben, schon dadurch dokumentierend, daß uns „Religion" noch lange nicht „Privatsache" ist. Ferner wünschen wir eine sonntägliche Predigt, wie sie unserem Bildungsgang angemessen ist; wir haben aber z. B. hier im „katholischen" Münster noch nicht einmal einen akademischen Gottesdienst trotz Fakultät und Bischofssitz! Endlich noch eins: Wenn es Ihrer mutigen Feder gelänge, statt des feindseligen oder wenigstens gleichgültigen Verhaltens der verschiedenen katholischen Verbände untereinander, wie wir es täglich nicht nur bei jugendlichen Heißspornen, sondern oft auch bei „Alten Herren" mit grauen Haaren und in einflußreichen Stellungen bemerken können, ein freundschaftliches Miteinandergehen, wie es sich für Brüder ziemt, anzubahnen, dann hätten Sie Großes geleistet.

Münster i. W. K. R. Alik, stud. philol.

---

*) Der Herausgeber stellt bei dieser Gelegenheit fest, daß Herr Referendar H. Schmitz in Köln (A. H. des C.V.) der Erste war, der in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 33, S. 394) „auf Grund seiner und seiner Freunde Erfahrungen bestreitet, daß die katholischen Korporationen allesamt und überall moralisch unantastbar seien". Es wird überhaupt da und dort übersehen, daß im laufenden Jahrgange der „Allgemeinen Rundschau" bereits eine ganze Reihe von Aufsätzen über studentische Fragen erschienen sind. Dieselben seien hier kurz in Erinnerung gebracht. Nr. 12: „Neue Ziele für unsere Studenten" (Franz X. Münch). Nr. 28: „Freimütige Kritik der katholischen Studentenkorporationen" (stud. med. Alex Koepchen). Nr. 30: „Zur Kritik der katholischen Studentenkorporationen" (Dr. phil. Leo Heidemann). Nr. 32: „Studentenseelsorge" (cand. phil. H. Ruster). Nr. 33: „Auch ein Wort über die katholischen Studentenkorporationen" (Referendar Aug. Nuß und Referendar H. Schmitz). Nr. 39: „Akademische Katholikentage?" (Dr. Alfons Stein). Nr. 40: Apotheker Joseph Pomp: „Ein freimütiges Wort über katholische Studentenkorporationen".

Shakespeareprobleme von Emil Mauerhof.[1]

Wer den Namen Shakespeare ausspricht, weilt im Reiche der Kunst; wer Probleme behandelt, steht im Banne der Wissenschaft; wer demnach Shakespeareprobleme als Thema wählt, operiert entweder mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß zwei getrennte Kreise dasselbe Zentrum haben können, oder er bemüht sich, geschiedene Gebiete einer neuen Einheit einzufügen. Das letzte ist bei Mauerhof der Fall.

Sein Buch zählt zu den wenigen, die uns in die Seele des Dichters und ins Herz des Kunstwerkes führen. Weshalb solche Bücher trotz der Legion der Shakespearedeuter nur wenige sind, das erklärt einer der modernsten unter unseren Denker-Dichtern mit folgendem Ausspruch: Der Schöpfung schöne Hülle hält ihr Wesen wohlverwahrt, ist von Reiz so spröd wie zart und erschließt des Glückes Fülle dem nur, dessen eigne Art die Art des Schöpfers offenbart.

Nur der Geistverwandte des Dichters lüftet den Schleier seines Werkes, das ist das Geheimnis des Kunstgenusses und das heilige Sesam aller Kritik. Aber so viel dies ist, es ist doch nicht alles. Denn alle Philosophie und Psychologie, alle Welt- und Menschenkenntnis, alle Erfahrung und Empfindung versagen, wenn dem deutenden Geiste das letzte fehlt: die Gabe der Gestaltung. Diese Gabe aber besitzt Mauerhof in reichem Maße. Er versteht es, in kraftvoller, klarer und poetisch reicher Sprache abgerundete Bilder zu entwerfen, die uns das Verständnis der Kunst eröffnen, indem sie das Kunstwerk durch ein Kunstwerk erklären.

Nach Mauerhof ist jede echte Dichtung Klarheit und der Titel Shakespeareprobleme nur ein Zugeständnis an den Leser. „Der gewöhnliche Leser“, so schreibt er in der Einleitung, „hält es zumeist für unmöglich, daß die Gelehrsamkeit nicht alles zu deuten verstünde, und ist darum gar zu leicht geneigt, die ungenügende Leistung eher auf die Rechnung des einen Dichters als auf das Unvermögen so vieler anscheinend ausgezeichneter Köpfe zu setzen, die sich mit der sinnvollen Erörterung dieser oder jenen dichterischen Erscheinung vergeblich abquälen. Er wird dabei nicht gewahr, daß Gelehrsamkeit und Kunstverstand zwei von Grund aus verschiedene Fähigkeiten und Vermögen darstellen. Zur Gelehrsamkeit gehören, wie natürlich, Kenntnisse; aber diese für sich allein versagen vollständig einem Meisterwerke der Kunst gegenüber, das einzig von einer ungetrübten Naturempfindung begriffen werden kann.“

Mauerhof gehört also nicht zu jenen Neunmalweisen, die, gelte es auch einen Dichter wie Shakespeare, mehr mit der Schaustellung ihrer eigenen Ideen als mit der Erforschung der Gedankenwelt desjenigen Geistesfürsten beschäftigt sind, in dessen Dienst sie zu stehen vorgeben. Mauerhof trägt nicht hinein, er legt bloß; er baut keine Potemkinschen Dörfer in die Landschaft, sondern räumt hinweg, was die Aussicht versperrt; kurz: er bemüht sich in wirklich großzügiger Manier um die seelische Eroberung Shakespearischer Unermeßlichkeiten. Diese Eroberung hat natürlich, soweit eine fremde Hand uns leitet, ihre Grenze an der Schwelle der Empfindung. Wenn daher Mauerhof behauptet, daß alle Kunst Klarheit sei, so mißverstehe man ihn nicht dahin, als könne diese Klarheit auf dem Wege kritischer Analyse ihren letzten Helligkeitsgrad geben. Das ist unmöglich, ist hier und nirgend sonst, auch bei einem Goethe nicht bezweckt und bleibt einzig ein Glücksgenuß des verwandten Gefühls. Aber den Umkreis der Gedanken und der Phantasie für diesen Genuß einzustimmen, das ist eine Arbeit, die Mauerhof aufs trefflichste leistet. Er wird dabei unterstützt von einer erstaunlichen Belesenheit und einer gründlichen Kenntnis des Englischen und ist stets bemüht, die seelischen Motive in eine solche sittlich-religiöse Weltanschauung einzukreisen, die ohne Engherzigkeit dem Bedürfnis psychologischer Forschung wie echten Gottsuchertums entgegenkommt. Am höchsten stelle ich unter Mauerhofs Darlegungen die über Macbeth und über Hamlet. Die letzten soweit, als sie noch nicht von Auseinandersetzungen mit gegnerischen Ansichten unterbrochen werden.

Hier allerdings, wo die Herren Kuno Fischer, Rümelin, Genée, Werder, H. Grimm, Gervinus, Türck und Ascher ganz unter sich sind, verwandelt sich Mauerhof, häufig gereizt und aufs ungeheuerlichste angegriffen, zu jenem Typus streitbarer Wissenschaft, den Hans Hoffmann in seiner köstlichen Handschrift A. für alle Zeiten festgehalten hat. Zugegeben sei indessen auch bei diesen Partien, ob man sie nun billigt oder nicht, daß Mauerhof auch dort zu fesseln weiß, wo er seine Gegner „mit rosenumwundenem Schwert“ aufs Schafott führt. H. Ploetz, Stettin.

[1] J. Köselscher Verlag in Kempten 4.50 M, geb. 5.50 M.

Oktoberabend.

Lieblich leuchtet die Landschaft im Glanze der scheidenden Sonne,
Oben das freundliche Dorf, unten der blinkende Strom.
Feierlich wölbt sich ein heiterer Himmel in sonniger Klarheit,
Strahlend im reinsten Azur über das weite Gefild.
Hügel und Wälder verschwimmen im zarten bläulichen Dufte,
Wo sich am Horizont fern Himmel und Erde vereint.
Langsam gleitet ein Boot auf des Stromes glitzernden Wellen,
Tief in die grünliche Flut taucht hier der Fischer sein Netz.
Seitwärts schimmert das Dorf im Kranze der Erlen und Buchen,
Prangend im buntesten Schmuck leuchtet das welkende Laub.
Fruchtreiche Gärten umhegen des Landmanns friedliche Hütte,
Schirmend die Linde sich neigt über das niedere Dach.
Schwer beladen mit Früchten des Birnbaums Zweige sich senken
Ueber das Dornengeheg, lockend zum süßen Genuß.
Glänzende Fäden umspinnen die Flur und gaukeln im Winde,
Sinnig im Munde des Volks fliegender Sommer genannt.
Astern, die Rosen des Herbstes, erglühen auf zierlichen Beeten,
Irrend von Blüte zu Blüt' schweben die Falter einher.
Wilder Wein dort umrankt die alte zerfallene Mauer,
Mild von der Sonne durchglüht schimmert das purpur'ne Laub.
Jauchzend lenkt hier ein Knabe den bunten fliegenden Drachen,
Der sich mit wehendem Schweif stolz in die Lüfte erhebt.
Ueppig rankende Reben bilden ein schattiges Laubdach,
Dort im vertrauten Gespräch flüstert ein liebendes Paar.
Halb verborgen im Laubwerk schimmert die goldene Traube,
Die uns im funkelnden Wein köstliche Labung verheißt.
Tiefer neigt sich die Sonne im Kranze purpur'ner Wölkchen
Wallend wie flüßiges Gold leuchtet der Spiegel des Stroms.
Müde kehrt von der Arbeit ein Köhler zum heimischen Herde,
Ueber die sorgende Stirn rinnt ihm der perlende Schweiß.
Hoch auf dem Gipfel des Hügels ragt eine kleine Kapelle,
Glöcklein mit silbernem Klang läuten zum Englischen Gruß.
Grauviolett wallt im Westen ein trüber dunstiger Schleier,
Glühend im reinsten Karmin gleitet die Sonne hinab.
Dunkler sich färben die purpur'nen Wolken am Horizont ferne,
Mild in die Dämmerung strahlt Venus mit herrlichem Glanz.
Oestlich erhebt sich des Vollmonds bleiche ruhige Scheibe,
Sanft durch den schlummernden Hain säuselt der kühlende West.
Seitwärts führt mich der Weg durch die Wiese zum Saume des [illegible]
Munteres Grillengezirp schwirrend im Dunkel verhallt.
Wallender Nebel phantastisch Gebilde wogt in der Ferne,
Wie ein gespenstiger Zug über das brauende Moor.
Irrlichter huschen vorbei wie Seelen im Reiche der Schatten.
Ahnungsvoll schauert das Herz, fühlend die Geister der Nacht.
Still ruht der sterbende Wald nun, von allen Sängern verlassen,
Irrend im dichten Gehölz hämmert noch einsam der Specht.
Tiefer führt mich der schlängelnde Pfad durch die düstere Wildnis
Ueber bemoostes Gestein rieselt der plaudernde Bach.
Schauerlich hallt durch das Dickicht des Uhus klagender Lockruf.
Dumpf, wie ein Seufzer der Nacht, wirft ihn das Echo zurück
Dort, wo die Felswand sich senket hinab in die gähnende Tiefe.
Dicht am Rande der Schlucht, ragt ein verwittertes Kreuz.
Ganz in der Nähe schmiegt sich des Einsiedlers friedliche Klause.
Wie ein verborgenes Nest, dicht an die felsige Wand.
Betend kniet dort der Klausner im Schatten der prächtigen Buche:
Auf sein verblichenes Haar senkt sich ein welkendes Blatt.
Leise flüstert sein Mund die Worte des büßenden Sängers:
„Führ' aus dem Kerker, o Herr, bald meine Seele zu Dir!“

Joh. St[illegible]

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer.

VIII.

Am Sund.

„Aber weiter, —
Von, wo Kronborgs Wälle thronen,
Bis, wo fern im Süd Drei-Kronen
Grüßt den Dänen, —
Welche Reih' von schlanken Schwänen,
Welch Gewimmel,
Welch ein Zug von Segeln weiß!
Boote sich an Boote spinnen,
Licht in den gewölbten Linnen;
Wimpel heiter,
Blauer Himmel
Spiegeln sich im Wellenkreis."

So besingt der neue „Magus aus Norden", Henrik Ibsen, in seinem „Reimbrief an Frau Heiberg" die Schönheit des dänischen Sundes. Nein, nicht die Schönheit, eine der vielen Schönheiten; denn wie könnte man in solch einer kurzen Strophe ein treues Bild dieser wundervollen Szenerien aufrollen.

Und damit nur ja keiner glaube, das da oben — was sagen die Lyriker nicht alles, wenn sie gut aufgelegt sind und ein Glas Sekt getrunken haben! — das sei eben nur so ein Versuch, sich zur obligaten Begeisterung aufzustacheln — vielleicht ein bißchen Prosa gefällig? „Können Sie erraten," schrieb der alte Mann am 3. Juni 1897 an G. Brandes, „was ich erträume und plane und mir als etwas Wunderschönes ausmale? Das ist: mich am Oeresund niederzulassen, zwischen Kopenhagen und Helsingör auf einer freien, offenen Stätte, wo ich alle Meeressegler sehen kann, wie sie aus weiter Ferne kommen und in weite Ferne ziehen. Das kann ich hier [in Christiania] nicht .... Hier innen oder, richtiger gesagt, hier oben an den Fjorden habe ich ja das Land meiner Geburt. Aber — aber — aber: wo finde ich das Land meiner Heimat? Was mich am meisten anzieht, das ist das Meer." —

Also da am Sunde hoffte der greise Heimatlose am Ende seiner Tage noch so etwas wie eine Heimat zu finden. Ich muß sagen, er hatte doch keinen so üblen Geschmack, wenigstens in dieser Richtung.

Macht man mit dem Küstendampfer von Kopenhagen aus eine Fahrt, so hat man zunächst das vielgestaltige Leben und Treiben der großen Stadt und ihre Hafenarbeit vor Augen, ein kräftig hingeworfenes realistisches Bild, kein zartes Idyll. Aber dann entschwindet allmählich die verwirrende Fülle prosaischer Bilder, und die Metropole von Dänemark legt sich als bloßer Bestandteil in einem schönen, trefflich komponierten Panorama an den Horizont.

Vorbei geht's an dem Häusergewirr von Hellerup wie an dem feierlichen Waldesdunkel, welches Charlottenlund und das Kronprinzenschloß umrahmt, an den Fischernetzen von Skovshoved wie an den komfortablen Hotels von Klampenborg und dem wundervollen Grün, aus dem die schmucken Restaurants und Sommervillen von Skodsborg hervorleuchten. Und so geht es weiter in reizvoller Mannigfaltigkeit. Die plätschernden Fluten, die prangenden Ufer und dahinter der herrliche dänische Buchenwald mit seinen hohen, tempelgleichen Hallen, wo Hirsch und Reh umherschweifen, ohne sich vor dem friedlichen Spaziergänger zu fürchten, welcher

„entflohen des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch"

hier die köstliche, erfrischende Wald- und Seeluft atmet.

Weiter nach Norden sind die Ufer weniger reizvoll, doch bietet es auch hier genug der Anregung für Gedanke und Stimmung. Man sucht mit dem Feldstecher die einsamen Ufer der Insel Hveen ab und läßt sich aus der entschwundenen Herrlichkeit Uranienborgs einen Gruß zurufen vom alten Tycho Brahe; man folgt dem Laufe der schwedischen Küste und beobachtet, wie sich in einiger Entfernung der Sund verengt, wie die beiden Länder einander nahekommen, ohne jedoch ein allzu enges Bündnis zu schließen, wie immer noch Platz bleibt für die hier besonders zahlreichen Fahrzeuge, die vom Sund hinaus wollen ins stürmische Kattegatt, vom Kattegatt in die sanfteren Gewässer des Sundes.

Und dann die Einfahrt in Helsingör, Bewegung, Leben — Hafen, Molo und Schiffe — Gedränge der Passagiere und fliegende Karten, die das nächste Hotel anpreisen — Bahnhof und Fähre nach Helsingborg — Hamlet und Shakespeare und Kronborg . . .

„Jugendland."

Darf ich eines Versuches auf dem Gebiete der Jugendzeitschriften gedenken, der ein öffentliches Interesse und warme Unterstützung aus unseren katholischen Kreisen zu verdienen scheint? Ich meine Ritters halbmonatliche Zeitschrift „Jugendland", die eben ihr erstes Halbjahr zurückgelegt hat. Wir glauben nämlich, daß für einen solchen Versuch das erste halbe Jahr — gerade das erste — soviel respektable Arbeit darstellt, daß man ruhig darüber reden darf, ohne unbescheiden und stolz zu machen. Das halbe Jahr hat zudem gezeigt, was das Unternehmen will, hat ihm seine eigenen Züge gegeben und ermöglicht so ein richtiges Urteil.

„Jugendland" soll etwas Neues sein. Zunächst dem Ziele nach. Kein Jugendblatt, dessen Aufgaben sich darin auslebten, das Lesebedürfnis der Jugendlichen schlechthin zu decken, sie moralisch zu halten und zu sichern, sie zu unterhalten, sondern ein ausgesprochenes Kulturprogramm: In unserer gewerblichen und kaufmännischen Jugend das Verständnis für die geistigen Güter erregen. Ein Blatt, das programmatisch eine Einführung in religiöses Nachdenken, in soziales Wissen, in künstlerisches Empfinden bieten will. Wir denken, das allein ist schon viel. Magna voluisse! Das herauszustellen als ein neues Ziel.

Es liegt geschichtliche Notwendigkeit in diesem neuen Typ einer Jugendzeitschrift. Das Erwachen der Intelligenz, die Sehnsucht nach Anteilnehmen an unseren geistigen Kulturgütern ergreift andauernd weiter die Seele des vierten Standes. Wir stehen da in tiefgehenden Umformungen unserer gesamten Verhältnisse. Was Lassalle den Bund zwischen Arbeiterbewegung und Wissenschaft im sozialistischen Sinne genannt hat, geht als eine Erfassung des Proletariats durch Bildung in Wirklichkeit über. Es erschließen sich ganze Ketten von Seelen im Volk diesem neuen Leben.

Davon sind die Arbeiter, die aus unserer christlichen Weltanschauung leben, mitergriffen, und wir fassen das nicht nur als etwas Unvermeidliches, sondern wesentlich als etwas Großes, als einen erhabenen Zug der modernen Kultur, ja als die Lebendigmachung, als die Konkretisation von Grundempfindungen auf, die im christlichen Gesetz der Nächstenliebe grundgelegt sind. Als die Auflösung in plastische Akkorde von dunklen Melodien, die in der Seele des Christentums schlummern, und deshalb freuen wir uns unserer Zeit, weil sie uns befähigt, christlicher zu sein in der Liebe zum Mitmenschen, als je eine Zeit zuvor es vermochte.

Nun ist es klar: das ist ein Programm, das auch die Linien unserer Jugendzeitschriften beeinflussen, das in ihre bewährte bisherige Arbeit neue Töne hineinrufen wird. Je weiter intellektuell unsere Gewerkschaftsbewegung sich verbreitet, je mehr sie die Geister im allgemeinen zu größerer Regsamkeit anreizt, in ihnen die Freude an dem Leben weckt, in dem sie stehen, je weiter der Riß wird, der das Bleigewölk des Hergebrachten, Unvermeidlichen durchschneidet und ein erlösendes Blau dem verwunderten Auge zeigt, einen Ausweg, einen Kulturaufstieg, ein offenes Tor statt der ewigen Mauern — um so früher wird dieser Kulturdrang im Leben des Arbeiters, des kleinen Mannes einsetzen. Das ist eine natürliche Folge der erweiterten Bildungsmöglichkeiten, und dann ist nicht nur das gegebene Bedürfnis auszufüllen, dann erfordert dieser Aufstieg programmatisches Entgegenkommen.

Ein Versuch in der Richtung, auf dieses Ziel zu arbeiten, ist „Jugendland". Es bietet eine systematische, verständliche und dabei schön geschriebene Rundschau über die öffentlichen Ereignisse, bietet Erzählungen womöglich aus guten Federn, hier und da klassisches Altes erneuernd, bietet Informationsartikel über religiöse und soziale Dinge, über Vereinswesen und Sport, Gedichte von hervorragenden Dichtern und literarische Skizzen, jedesmal mit einer entsprechenden Einführung, und schließlich in jeder Nummer ein vorzügliches Kunstbild auf besonderem Papier mit feinsinniger Einführung in dessen Bedeutung.

Nun sind freilich auch für den, der die bisherigen Ausführungen anerkennt, noch methodische Fragen aufgespart: die Fragen nach dem Tone, nach der Verteilung, nach der Anpassung an die verschiedenen ländlichen, mittelständischen, großstädtischen Auffassungen der Jugendlichen, kurz die Pädagogik, wenn ich einmal so sagen darf, der Zeitschrift. Wer will da behaupten, der vorliegende Versuch sei schon allerwärts vollkommen? Es wird noch mancher Mithilfe und Ergänzung aus dem Kreise der geneigten Kritiker bedürfen, die ich darum dem jungen literarischen Kinde von Herzen wünsche.

Das Unternehmen ist, wir empfinden das alle, ein Wagnis, es ist früh — ich wage nicht zu sagen: verfrüht —, aber sollen wir nicht auf diesem Gebiete einmal mit dem Werden des Problems selbst mitwachsen, und lieber einmal vor der Zeit, als von ihr gezwungen, nachträglich zur Stelle sein. Mich dünkt, es bleibt noch genug Raum zum Langsamgehen!

Dann möchte ich zum Aufzeigen dieser neuen Zeitschrift in ihrem Zusammenhang mit unserer gesamten fortschrittlichen Weltanschauung das Wort hinzufügen: Programm ist das erste, aber Mithilfe das zweite. Hier liegt neues Land. Komm, hilf erobern!

M.-Gladbach. Dr. Sonnenschein.

Herbstgedanken.

Wenn sich im Herbst in Wald und Flur
Das Laub beginnt zu färben,
Dann gehet still durch die Natur
Ein dunkler Zug zum Sterben!

Doch wo das Alte sinkt und fällt,
Zeigt sich schon neues Regen,
Der junge Trieb der Knospe schwellt
Dem Frühlingstraum entgegen!

So auch der Mensch aufs neu erblüht
Nach irdischem Vergehen,
Und die befreite Seele zieht
Zu lichten, klaren Höhen! —

Eugenie Langsdorf.

Vom theologischen Büchermarkt.

Von

Dr. Phil. Friedrich-München.

Unter allen kirchlichen Institutionen war keine mehr dem Wandel unterworfen denn die Festtage und deren Feier. Unser heutiges liturgisches Kirchenjahr ist das Produkt einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwicklung. Nicht nur der in der allgemeinen Kirche fortwirkende göttliche Geist und die religiöse Gesinnung des Volkes, auch der gesamte Kulturzustand einzelner Länder sowie wirtschaftliche und selbst politische Momente wurden hierbei von bestimmendem Einfluß. Eine zusammenfassende, nach dem jetzigen Stand der Forschung umgeformte Darstellung dessen, was die älteren Autoren zu dieser Genesis des Kirchenjahres nur nebenbei, die neueren nur in Sonderartikeln über dieses oder jenes Fest meldeten, bietet uns in Verbindung mit den Resultaten eigener Forschung auf diesem Gebiete der Bonner Universitätsprofessor Heinrich Kellner in seiner soeben in 2. Auflage erschienenen, höchst verdienstvollen Heortologie (Heortologie oder die geschichtliche Entwicklung des Kirchenjahres und der Heiligenfeste von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 2. vollständig neubearbeitete und vermehrte Auflage. Freiburg 1906. Herders Verlag. gr. 8° XII und 304 S. brosch. 6 M, geb. 7.20 M). Der 1. Teil (Kirchenfeste im allgemeinen) bringt neben einer knappen Einleitung Erörterungen über Sonntagsfeier und Sonntagsruhe, über Einteilung der Feste, über die Vermehrung und die mit dem XVII. Jahrhundert einsetzende Verminderung der Kirchenfeste. Der spezielle Teil handelt in seinem 1. Abschnitt von dem Kirchenjahr (Osterfestkreis; Weihnachtsfestkreis; sonstige Vorkommnisse im Kirchenjahr, nämlich Quatemberfasten, Litanien, Kirchweihe und Patronsfeste), während im 2. Abschnitte die Heiligenfeste zur Darstellung kommen, jedoch mit der notwendigen Beschränkung, daß nur auf die jetzt öffentlich gefeierten Feste und jene, welche ehemals Feiertage waren, rekurriert wird. Im 3. Teil werden, teils um Einwendungen gegen einzelne (in dem Buch) ausgesprochenen Ansichten zuvorzukommen, teils um für selbständige Forschung Anregung und Grundlage zu geben, ausführliche Nachrichten über die Quellenliteratur beigefügt. Es liegt nicht in dem Rahmen unseres Berichtes über theologische Novitäten, eingehende Rezensionen der Werke mit fachwissenschaftlichen Details zu geben. Darum müssen wir uns auch bei Kellners wertvoller Publikation auf allgemeine Gesichtspunkte beschränken. Die Behandlung des Kirchenjahres erscheint hier ganz unter dem Gesichtswinkel des historischen Werdens; die homiletische und asketische Betrachtung bleibt völlig ausgeschlossen. Es werden aber hierbei keine kühnen Kombinationen oder den Widerspruch herausfordernden Theorien vorgetragen, sondern die ganze Darstellung gründet auf eingehendem und umfassendem Quellenstudium. Dabei ist als besonderer Vorzug zu rühmen, daß die Angaben des Verfassers durchweg zuverlässig sind. Auch heute noch wird man gern und uneingeschränkt dem beipflichten, was Kellner in der Vorrede zur 1. Auflage der Heortologie schrieb: „Die Behandlung der betreffenden Materie in Predigt und Katechese zu erleichtern und die Gesichtspunkte in Kürze klar hinzustellen, welche zur geschichtlich korrekten Behandlung notwendig sind von kritikloser Leichtgläubigkeit wie von glaubensloser Zweifelsucht gleich weit entfernt — das schien eine zeitgemäße Aufgabe zu sein". Der Autor wendet sich mit seinen Ausführungen vorzugsweise an die Studierenden der Theologie und den jüngeren Klerus. Wir wünschen aufrichtig, daß das tüchtige Buch mit seinem reichen Inhalt in diesen Kreisen wie beim Klerus überhaupt viele Freunde finden möge. Niemand wird die Lektüre dieses Werkes ohne reiche Anregung und Belehrung für sich beschließen; welch reicher Quell für die Belehrung anderer, speziell dem Prediger fließt, zeigt ein Einblick in die homiletischen und katechetischen Studien des geistvollen, rühmlichst bekannten Luzerner Chorherrn A. Meyenberg. Aus den anregend geschriebenen Darlegungen Kellners dürfte aber auch gar mancher gebildete Laie einen tiefen Einblick in die Schönheiten des Kirchenjahres gewinnen, und dem Verständnis gar mancher sinnige Brauch in der vollen Tiefe und Erhabenheit des ihm zugrunde liegenden religiösen Gedankens erschlossen werden.

Die theologische Forschungsarbeit der Gegenwart wendet sich mit sichtlicher Vorliebe und intensivem Eifer den Werken der Kirchenschriftsteller der ältesten Jahrhunderte zu. Waren es anfangs überwiegend akatholische Gelehrte, welche dieses Spezialgebiet bearbeiteten, so macht sich seit den 90er Jahren des vorigen Säkulums erfreulicherweise auch seitens der Katholiken eine rege Beteiligung an derartigen Studien bemerkbar. Es genügt aus Deutschland die Namen Bardenhewer, Diekamp, Ehrhard, Ernst, Funk, H. Koch und Rauschen zu nennen. Der Letztgenannte hatte den glücklichen Gedanken, einen für weitere Kreise berechneten Führer durch die Gebiete der Patrologie und älteren Dogmengeschichte zu edieren. Im Unterschied von Bardenhewers mustergültigem Kompendium der Patrologie schuf der Bonner Universitätslehrer in Inhalt und Form an Bardenhewer teilweise sich anlehnend ein patrologisches Lernbuch: es soll dieser Grundriß — nach der Intention seines Verfassers — an erster Stelle als Vorlage für die Hörer bei akademischen Vorlesungen, als Hilfsmittel zum Selbstunterricht und als Kommonitorium für solche dienen, die früher gelernt haben; er kann aber auch jedem Gebildeten Dienste leisten zur Orientierung auf den viel bebauten und immer höher geschätzten Gebieten der Patrologie und älteren Dogmengeschichte. Die Hauptsorge des Verfassers war auf wissenschaftliche Korrektheit des Inhaltes, auf Einfachheit und Prägnanz des Ausdrucks gerichtet; in kürzester Form sollten die gesicherten Ergebnisse der zahlreichen Detailarbeiten über die Kirchenväter vorgeführt, und in zweifelhaften Fällen der heutige Stand der Frage genau skizziert werden. Rauschen löste seine Aufgabe vorzüglich, und sein Grundriß der Patrologie fand denn auch beste Aufnahme. Eine Uebersetzung desselben ins Italienische und Polnische ist bereits betätigt; eine Uebertragung ins Französische und Spanische steht bevor. Schon nach drei Jahren war die erste hohe Auflage vergriffen, und nunmehr legt der Autor eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage vor (Grundriß der Patrologie mit besonderer Berücksichtigung der Dogmengeschichte. Freiburg 1906. Herders Verlag. Klein 8° XVI und 253 S. brosch. M 2.40, geb. M 2.90). Verbessert darf sich die Neuauflage mit Recht insofern nennen, als der Verfasser nicht nur einige Partien des Buches völlig umarbeitete, sondern auch den verschiedenen berechtigten Wünschen und Ausstellungen, welche Fachmänner gegenüber der ersten Auflage geäußert hatten, gewissenhaft Rechnung trug; vermehrt wurde die Auflage durch Aufnahme verschiedener Schriftsteller und Schriftwerke, die in der ersten Auflage fehlten, sowie durch Einbeziehung der neuesten Forschungsergebnisse. Die Abschnitte von rein dogmengeschichtlichem Charakter sind auch in der Neuauflage durch Stern gekennzeichnet und man wird gerade bei diesen Exkursen den Standpunkt des Verfassers: volle Objektivität ohne jede apologetische Tendenz warm begrüßen. So scheiden wir von dem schönen Buch mit dem Wunsche, daß es zahlreiche neue Freunde in theologischen und nichttheologischen Kreisen finde, und daß die warme Begeisterung des Verfassers für seine Sache in vielen Herzen gleiches Feuer entzünden möge.

Moritz Meschler S. J. hat sich durch seine verschiedenen Arbeiten auf den Gebieten der Askese und Hagiographie um diese Literaturzweige wohl verdient gemacht. Namentlich darf das zweibändige Werk: „Das Leben unseres Herrn Jesus Christus, des Sohnes Gottes", das bereits in 6. Auflage vorliegt, als vorzüglich und geradezu einzig in seiner Art gelten. Wenn nun Meschler mit einem neuen Christusbuch (Der göttliche Heiland. Ein Lebensbild der studierenden Jugend gewidmet. Freiburg 1906. Herders Verlag. 8° XVI und 670 S., brosch. M 4.50, geb. M 6.50) an die Oeffentlichkeit tritt, so wird diese Tatsache um so weniger wundernehmen, als einmal unseres Wissens ein derartiges Buch für den bezeichneten Leserkreis noch nicht geschrieben war, und anderseits Meschler durch die Studien für sein größeres Werk mit der einschlägigen Materie sehr vertraut war. In der Vorrede wird die Zueignung der Arbeit an die studierende Jugend motiviert, wobei sich der Autor selber in weiser Beschränkung als Leser seines Werkes die [illegible] der Mittelschulen denkt. Zweck und Anlage des Buches werden in diesem Zusammenhang also charakterisiert: „Für jene (welche noch in der Vorbereitung auf das akademische Studium begriffen sind) mag ein Leben Jesu nach den Evangelien, in geschichtlichem Zusammenhang, seiner inneren und äußeren Bedeutung nach für das Christentum und die Kirche und mit besonderer Würdigung des Charakterbildes Jesu nach den Ausführungen der besten katholischen Schrifterklärer nicht allen Nutzens ledig bleiben." Ausdrücklich betont Meschler, daß moralisierende Ausführungen aus diesem Lebensbild verbannt seien; die Predigt will er einzig „der Zug[illegible] des Ideals" überlassen. Die Ziele, welche sich der Verfasser gesteckt, sind im großen und ganzen erreicht. Doch würde un[illegible]

Erachtens die Zugkraft des Buches noch weit größer sein, wären die Verfasser des jetzt zur Besprechung stehenden Werkes wie des oben genannten Erbauungsbuches über das Leben Jesu nicht identisch. Die beiden Arbeiten richten sich an ganz verschiedene Lebensalter und sind von verschiedener Tendenz beherrscht; gleichwohl ist die Abhängigkeit der neuen Schrift von der früheren eine sehr große und geht bis zur wörtlichen Uebereinstimmung ganzer Partien. Die asketische Behandlung des Stoffes tritt wiederholt deutlich zutage, namentlich auch durch die numerische Aufzählung der Handlungsmotive 2c. Daß das Buch durch die berührte Eigenart an Frische und Ursprünglichkeit, an einem das Ganze beherrschenden einheitlichen Zug Einbuße erlitt, liegt klar und wird unseres Dafürhaltens gar manchen aus unserer heutigen Jugend von der Lektüre des ganzen, umfangreichen Werkes abhalten. Wäre doch die jugendwarme Frische, in welcher die Gedankenreihen im Vorwort zum Ausdruck kommen, herrschend geblieben durch das ganze Buch: das Ideal im Heilandsbild wäre dem Denken und Fühlen der Jugend weit näher gebracht worden, als es tatsächlich geschehen! Die Innenwelt der Jugend ist einmal anders geartet als die der reifen Männer der Askese und solcher, die bereits auf dem Wege sind, solches zu werden, und gar verschieden sind die Pfade, die zu Geist und Herz beider Menschengattungen führen. Trotz der Ausstellungen, die wir an dem Buche machen mußten, glauben wir, daß der Nutzen der Arbeit größer sein wird, als der Verfasser in seiner Bescheidenheit es ausspricht. Möge die reifere studierende Jugend an unseren Mittelschulen zu dem Buche greifen, um in ernster Geistesarbeit dort die Schätze zu heben, die in dem Leben Jesu für jeden Christenmenschen lagern. Meschlers Buch „Der göttliche Heiland", durch den 3. Band der Apologie des Christentums von Schanz ergänzt, wird auch für den Akademiker sehr wertvoll sich erweisen, um die rechte Antwort zu gewinnen auf die alte und doch auch heute noch neue Frage: Was dünkt euch von Christus? (Mt. 22, 42.)

Ein erprobtes, wertvolles Vademekum für die gebildeten Kreise versendet in neuem, geschmackvollem Gewand der Bachemsche Verlag („Der Christ im Weltleben und seine Unvollkommenheiten." Zur Beherzigung für die gebildeten Christen aller Stände. Herausgegeben von P. Tilmann Pesch, S. J. 18. Auflage. Mit dem Bilde des Herausgebers. Köln a. Rh., ohne Jahreszahl. 352 S. Einband a) schwarz Kaliko mit Rotschnitt M 2, b) farbig Kaliko mit Goldpressung und Buntschnitt (Geschenkband) M 2.40.) Eine französische Publikation, betitelt „Die kleinen Tugenden", veranlaßte die Abfassung des vorliegenden Büchleins, das in seinen ersten Auflagen unter dem Namen „Die kleinen Unvollkommenheiten der Christen im Weltleben" ging. Der Geist, von dem das Büchlein durchweht ist, liegt in den Worten des Vorberichtes ausgesprochen: „In unserer Zeit ist es mehr als jemals nötig, daß man nicht bloß aus Gewohnheit glaubt, was das Evangelium lehrt, und nicht bloß in weichlichem Gefühl die Vorschriften desselben befolgt. Wenn man nicht sein Heil den größten Gefahren aussetzen will, muß man inmitten der Stürme und Kämpfe des Lebens stark und entschieden dastehen und Herr seiner selbst und auch der kleinen Unvollkommenheiten werden." Die 3. Auflage fand eine eingehende Bearbeitung durch Tilmann Pesch, den gelehrten Verfasser der großen Welträtsel, der mit hoher Gelehrsamkeit echte, tiefgründige Frömmigkeit und einen offenen Blick für die Zeichen der modernen Zeit verband. Des Verfassers Taktik, durch eine Gegenüberstellung der im Alltagsleben häufig begegnenden, oft unbeachteten Fehlern mit den korrespondierenden Tugenden den Pfad zur sittlichen Läuterung und Vollendung zu zeigen, ohne Weltflucht zu predigen, ist entschieden beizupflichten. Und darum wird jeder Freund echter Religiosität und Frömmigkeit freudig den Umstand begrüßen, daß in 8 Jahren 14 neue Auflagen des vorliegenden Büchleins nötig wurden. Der rührige Verlag ließ der 11. wie auch der 16. Auflage des Büchleins eine Vermehrung des Inhalts in der Weise zuteil werden, daß aktuelle, das religiöse Leben berührende Mängel von berufener Feder ganz im Sinne des † Tilmann Pesch erörtert wurden und auf deren Heilmittel hingewiesen ward. Nimmt man hierzu die Tatsache, daß aus den Blättern dieses Büchleins ein tüchtiger Kenner der Welt und des Menschenherzens, ein gereifter Mann der Askese und ein im besten Sinn des Wortes echt moderner Mensch zu den gebildeten Katholiken unserer Tage spricht und deren religiöse Pflichten charakterisiert, so wird man sich des seitherigen buchhändlerischen Erfolges des Büchleins aufrichtig freuen und gleichzeitig diesem Geisteskinde Peschs viele neue Leser und Leserinnen wünschen. Hier ist das berühmte Wort Tolle lege einmal wahrhaft am Platz.

Um die Uebertragung einer Schrift asketischen Charakters aus dem Französischen ins Deutsche ist es meist eine bedenkliche Sache. Gallischer und germanischer Geist gehen auf diesem Gebiet verschiedene Pfade. Das eben besprochene Büchlein von Tilmann Pesch hat diese Klippe seiner französischen Vorlage vollkommen überwunden. Anders liegt die Sache bei einer von Lehmkuhl besorgten, nunmehr in 6. Auflage vorliegenden Schrift dieser Gattung („Die göttliche Vorsehung." Köln. Bachems Verlag. 160 S. geb. in zwei hübschen Einbänden: a) schwarz Kaliko mit Rotschnitt M 1.80; b) farbig Kaliko mit Goldpressung und Buntschnitt M 2). Gleich der ursprünglichen französischen Ausgabe von 1844 enthält die vorliegende Schrift in der 1. Abteilung die landläufige Begründung der Lehre von der Vorsehung aus Schrift und Tradition. Daran reiht sich eine Anwendung der Lehre auf besondere Fälle. Hier wäre es unseres Erachtens bei der Neuauflage des Büchleins, das doch der jetzt lebenden Generation dienen soll, angezeigt gewesen, auf jene Einwände einzugehen, welche in der glaubensfeindlichen Presse der Gegenwart so häufig gegen die göttliche Weltregierung erhoben werden, um den gläubigen Volksteil in seiner Ueberzeugung von dem Walten der Vorsehung irre zu machen. Diese gewiß berechtigte Erwartung bleibt aber ohne Erfüllung. Die 2. Abteilung enthält Auszüge aus drei Predigten des ehrwürdigen Claudius de la Colombière S. J. zu dem vorliegenden Thema. Ein Anhang mit Gebeten zur göttlichen Vorsehung schließt das Ganze. Die Darstellung ist recht populär gehalten und richtet sich an weiteste Kreise des Publikums. Dem Büchlein fehlt jedoch jede „persönliche Note". Die Neuausgabe läßt von dem Theologen Lehmkuhl wenig verspüren. Und das wird man um so mehr bedauern müssen, als eine Arbeit über die göttliche Vorsehung unter Berücksichtigung neuzeitlicher Bedenken und Angriffe gegen dieselbe gewiß eine ebenso zeitgemäße als verdienstvolle Aufgabe wäre.

Der Regensburger Professor der Moraltheologie, Dr. J. Behringer, läßt (als Manuskript gedruckt) eine dankenswerte Abhandlung über die wichtigsten Rechtsregeln im geltenden Erbrecht erscheinen („Das Erbrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches" in seinen wichtigsten Bestimmungen unter kurzem Hinweis auf sein Verhältnis zum natürlichen und kirchlichen Rechte. Regensburg 1906. Pustets Verlag. IV und 120 S. brosch. M 1). In der Einleitung werden die einschlägigen Rechtsbegriffe erläutert, das Erbrecht und die Testierfreiheit vom naturrechtlichen Standpunkt begründet. In der eigentlichen Abhandlung kommt die umfangreiche Materie in 7 Abschnitten zur Darstellung. Die einschlägigen Paragraphen des BGB. sind jeweils im Texte vermerkt. Neben einer übersichtlichen Anordnung des Stoffes ist die Broschüre ausgezeichnet durch eine knappe und prägnante Fassung der Gedanken, durch eine gediegene und populäre Interpretation der Gesetzesnormen. Den nicht Rechtbeflissenen weiterer Kreise wird auf diese Weise ein zuverlässiger Führer durch ein wichtiges Gebiet des öffentlichen Rechtes geboten.

Im gleichen Verlag erschien eine kleine Abhandlung über das Weihwasser („Das Weihwasser und seine Bedeutung für den katholischen Christen" von P. H. Teiler, O. Cist. Regensburg 1906. III und 38 S., brosch. M —.60). Die Absicht des Verfassers, den Leser an die Wirkungen des Weihwassers zu erinnern und so für ihn den Gebrauch desselben nutzbringend zu machen, ist erreicht. In populärer Form wird die Bedeutung des Wassers im Reich der Natur und Gnade erörtert, die kirchliche Lehre von dem Weihwasser als Sakramentale gegeben, der Ritus der Weihwasserweihe geschildert, die Wirkung des Weihwassers und dessen liturgische und private Verwendung dargestellt. Für die Bibliothek des Priesters kommt die kleine Schrift kaum in Betracht; dagegen wird dieselbe dem Laien speziell bei der religiösen Unterweisung der Jugend nützliche Dienste leisten.

Dem Gedächtnis Hermann Schells, des so rasch und früh heimgegangenen Apologeten an der Alma Julia in Würzburg, widmet dessen Fakultätskollege, Professor Merkle einen erhabenen Nachruf, indem er geistvoll und überzeugend zahlreiche Berührungspunkte zwischen der Tätigkeit des Völkerapostels und Schells Wirken offenlegt („Auf den Pfaden des Völkerapostels." Gedächtnisrede bei der akademischen Totenfeier für Hermann Schell, gehalten in der Universitätskirche zu Würzburg am 11. Juni 1906 von Sebastian Merkle. Mainz und München. Kirchheim & Cie. 1906. Klein 4°. 21 S. In moderner Druckausstattung mit Porträt und Faksimile des Verewigten M —.60). Unter dem Vielen, was über Schells Persönlichkeit und Wirken in den letzten Monaten gesprochen und geschrieben wurde, steht Merkles großzügige Würdigung zweifellos an allererster Stelle und hat mehr denn Augenblickswert. Die in vornehmer Ausstattung sich präsentierende Weihegabe des Würzburger Kirchenhistorikers an den toten Freund und Kollegen wird mit Recht viele Liebhaber finden.

Bei einem Manne von der Bedeutung Schells, den ein bayerischer Kirchenfürst „den unbedingt populärsten katholischen Theologen der Neuzeit" nannte, interessieren weitere Kreise auch Einzelheiten seines Lebensganges, die Ehrungen, welche man dem toten großen Theologen erwies. Was die Tagesblätter darüber melden, ist bisweilen nur lückenhaft, und die Aufbewahrung solcher Einzelnotizen gestaltet sich mitunter umständlich. Mit Dank wird man darum eine Zusammenstellung solcher Einzelnachrichten begrüßen, welche Redakteur M. Hemmerich veranstaltete („Am Grabe Professor Dr. Hermann Schells." Heimgang Schells, dessen Leichenfeier und die dabei gehaltenen Trauerreden. Nach stenographischen Aufzeichnungen und anderen Mitteilungen zusammengestellt von M. Hemmerich. Würzburg. Fränkische Gesellschaftsdruckerei 1906. 8°. 21 S.). Die Broschüre wurde bereits mehrmals neu aufgelegt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Die Intendanz hat für Schauspielvorstellungen außer Abonnement eine Herabsetzung der Eintrittspreise beschlossen. Eine Maßregel, welche aufs freudigste zu begrüßen ist; wird doch ein großer Teil von intelligentem und kunstfreudigem Publikum durch die hohen Preise in dem Kunstgenuß aufs äußerste beschränkt und ist doch die Bühne, wie im Ausland schon lange, auch in Deutschland immer mehr zum Privileg für die oberen Schichten geworden, was wiederum nicht ohne Einfluß auf die Spielpläne geblieben ist. — Aber auch in dem, was unsere Hofbühne bietet, zeigt sich, daß ein erfreulicher Zug nach Vorwärtsstreben sie erfüllt. Die Premiere von Hebbels „Herodes und Mariamne" war eine begrüßenswerte Tat. Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Hebbels Drama in Wien glatt durchfiel und auch heute noch wird über diesen ernsten Dichter mehr klug geredet, als daß er dem größeren Publikum näher stünde. Die sehr gute Aufnahme des Werkes war also durchaus nicht sicher vorauszusehen gewesen. Es war ein anderer Dichter, der durch seine Werke unwillkürlich auch für Hebbel freiere Bahn schuf: Henrik Ibsen. Viel gemeinsames ist zwischen ihnen; ihre Feinhörigkeit für die leisesten Schwingungen der Seele, das ernste Streben, immer tiefer in die dunklen Schächte des Empfindungslebens einzudringen, was sie jedoch des öfteren zu spekulativen Spitzfindigkeiten verführt. Beide haben ein gesteigertes Individualitätsgefühl und als dessen Folge verleihen sie einer Neuwertung der Stellung des Weibes dem Manne gegenüber dichterischen Ausdruck. Indem Herodes sein Weib unter das Schwert stellte, hat er, um mit Ibsen zu reden, das Liebesleben in ihr getötet. Beiden Seelenforschern gemeinsam ist auch, daß ihre Gestaltungen nicht aus glühendem Schöpfungsdrange entstanden; sie vermögen zwar stark zu fesseln, niemals aber hinzureißen, wie es selbst die psychologisch fragwürdigste Figur unter Schillers Charakteren vermag. Hebbel ist darum sehr schwer zu spielen. Was unsere Hofbühne bot, war wenigstens in den Hauptgestalten sehr achtungswert. Heine gab den Herodes; es war wieder eine packende Leistung, voll großer Momente und überzeugenden Details. Die Mariamne spielte Frl. Berndl, die mich recht überrascht hat. Gewiß, an Temperament und überragender Bedeutung blieb die Künstlerin, der die Wärme einer schönen Menschlichkeit näher liegt als lodernde Glut, einiges schuldig, aber in der Anlage dieses schwierigen Charakters waren doch alle Umrißlinien sicher gezeichnet. Hier fehlte es bei anderen bisweilen; so mißlang die Salome einer sonst sehr verdienten Künstlerin durchaus, dem Römer Titus fehlte kühle Objektivität und die Szene der drei Könige aus dem Morgenlande war erheblich nüchterner, als ich sie mir vorgestellt. Im ganzen wußte jedoch Runges Regie, die in der Festszene direkt Hervorragendes bot, mit den vorhandenen Kräften die Inszenierung zu einer des Dichters würdigen zu machen. — Farblos dagegen war das Bühnenbild in Grillparzers „Medea." Als Kolcherin gastierte Josephine Rottmann von Frankfurt auf Engagement. Der ihr vorausgehende gute Ruf hat nicht enttäuscht. Die Heroine großen Stils, die wir so lange schon suchen, scheint in ihr gefunden. Innere Größe, ein edles Organ, eine imposante und eindrucksvolle Erscheinung und ein reges Mienenspiel, das sind die Vorzüge, welche der Künstlerin sehr starken Beifall brachten und ihre weiteren Gastgaben mit Spannung erwarten lassen. Frl. Rottmann ist noch jung, ihre Routine ist demgemäß noch nicht eben groß. Sprachtechnisch scheint noch einiges zu regeln, aber schon heute glaube ich zu schnellem Zugreifen raten zu sollen. Diese Künstlerin ist in ein paar Jahren sonst nur für das Riesentheaterportemonnaie der Reichshauptstadt bezahlbar . . . .

Kgl. Residenztheater. „Baccarat", ein „Stück" von Henry Bernstein, das Rud. Lothar für die deutsche Bühne bearbeitete, hatte einen Schauspielererfolg. Monnard gab den leichtsinnigen Spieler brillant und von Frl. von Hagen habe ich außer ihrer „Magda" keine Rolle gesehen, die sie so eindringlich zu spielen vermöchte wie diese Geliebte, welche um den Preis ihrer Ehre den geliebten Mann zu retten sucht. Elegant und flott im Aufbau läßt die Spannung doch schon vor der Lösung des Konfliktes nach. Diese Menschen sind nichts für ein „literarisches" Publikum, es sind wirkungsvolle Schauspielerrollen und haben auch gar keine höheren Ambitionen. Das Stück gehört in die Kategorie von Sudermanns „Blumenboot", dem die Berliner Kritik in diesen Tagen einen schlechten Empfang bereitete. Theater, äußerliches Theater mit Pariser Routine da wie dort.

Münchener Schauspielhaus. Einen schönen und durch eine treffliche Aufführung unterstützten Erfolg hatte „Allerseelen", ein „Spiel" von Heijermans. Pfarrer Nansen hat die Seelensorge über ein armselig verlassenes Fischerdorf; arm und klein ist die Gemeinde auch im Geiste, denn als ihr Hirte eine Frau in sein Haus aufnimmt, die guter Hoffnung an seiner Schwelle niedergesunken, da erhebt sich ein Murren und Tuscheln, da der Dorfschulze als Standesbeamter herausgebracht, daß die Wöchnerin keinen angetrauten Gatten ihr Eigen nenne. Daß der Geistliche dem Drängen des Pöbels nicht nachgibt, die Todkranke auf die Straße zu werfen, ist nur Menschenpflicht. Daß ein Bischof den Pfarrer ob dieses Aergernisses suspendieren würde, erscheint nicht glaubhaft. In dem Stücke geschieht es. Nansen bringt das Opfer umsonst, denn die Seelenrettung mißlingt, er vermag zwischen seinem edlen Glauben und der hoffnungslosen Verzweiflung der von Jugend auf geschundenen Proletarierin keine Brücke zu schlagen. Hierin hat das Stück ein paar Szenen, die nicht ohne Poesie sind. Dagegen ist der zelotische „korrekte" Amtsbruder ohne Liebe gebildet und wirkt deshalb höchst unsympathisch. Mit greller Dissonanz schließt das „Spiel", dessen Grundstimmung ein hoffnungsloser Pessimismus ist. Frau Wasa, die Gattin unseres Hoftheaterregisseurs Runge, trat als Rita ihr Engagement sehr verheißungsvoll an.

Aus den Konzert- und Rezitationssälen. Schumanns Gedächtnis war das erste Volkssymphoniekonzert geweiht. Stavenhagen dirigierte die Manfred-Ouvertüre und die Es-dur-Symphonie mit Hingebung und Präzision. Wolfg. Ruoff brachte mit großer Technik und eindringendem Verständnis das Klavierkonzert in A-moll. Ein von José Lassalle dirigiertes Volkssymphoniekonzert bot Haydns Es-dur-Symphonie und Brahms Symphonie in D-dur. Der moderne Tondichter steht dem Orchesterleiter näher, hier wußte er sein Bestes zu geben, doch bot auch das Haydnsche Werk ansehnliche Eindrücke. — Sehr guten Erfolg hatte ein junger Geiger Karl Edelmann, der mit der bekannten Liedersängerin Rikoff und Max Reger sich zu einem sympathisch wirkenden Abend vereinigt hatte. Der hier ausgebildete Künstler besitzt eine stattliche Technik und reiches künstlerisches Verständnis. — Der Hofschauspieler Heine rezitierte im Neuen Verein Werke Conr. Ferd. Meyers. Die Gedichte sprach er mit starker Wirkung, doch ein mißliches Eiltempo ließ die Novelle „Die Richterin" nur stellenweise eindrucksvoll erscheinen. — Roda Roda ist als Autor manch keck verwegenen Geschichtchens bekannt. Er produziert ein wenig zuviel, aber er weiß seine Sachen vortrefflich vorzutragen. Es erhält alles Farbe und Leben.

Verschiedenes. In Rom ist die berühmte italienische Schauspielerin Adelaide Ristori, 84 Jahre alt, gestorben. Klassische Schönheit und bedeutendes Talent ließen sie lange Zeit als die erste Schauspielerin der Welt gelten; durch zahlreiche Gastspiele, die einem Triumphzug glichen, hat sie sich in allen Kulturstaaten berühmt gemacht. Für Deutsche ist sie als Schillersche Maria Stuart und als Lady Macbeth am bewunderungswürdigsten erschienen. — Auf Veranlassung des Deutschen Kaisers wird eine Neuausgabe der Kompositionen des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen erfolgen. Der Hohenzollernprinz, welcher gerade vor hundert Jahren den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu Saalfeld erlitt, erhob sich als Tondichter weit über das übliche Maß fürstlicher Amateure. — Das dritte bayerische Musikfest, welches in Nürnberg stattfindet, wurde auf 1908 verschoben. — In der Berliner Hofoper ersang sich der italienische Tenorist Caruso ungewöhnliche Erfolge. Der Kaiser ließ den Sänger in die Loge rufen und sprach ihm seine Anerkennung aus. — Großen Erfolg hatte das Hugo-Wolf-Fest in Stuttgart. Alle bedeutenden Werke des früh verschiedenen Tondichters kamen in fünf Tagen zu zumeist hervorragender Wiedergabe. Nach den Berichten ist die Bewunderung, welche von berufenen Musikkennern ja schon lange Wolf gezollt wird, durch diesen großzügigen Ueberblick noch bedeutend gewachsen. — In Frankfurt a. M. dirigierte Mottl zwei große Symphoniekonzerte mit bedeutendem Erfolge. Daselbst fand bei ihrer Uraufführung eine Pantomime von Anna Hil. „Die Altweibermühle" dank ihres geistreichen Humors und der liebenswürdigen Musik Herrn Baselts starken Beifall. — In Stuttgart hatte „Paolo und Franceska" des englischen Dichters Stephen Philipps nur schwache Wirkung. — Im Pariser Theâtre de la renaissance hatte Capus' neuestes Werk: „Les Passagères" einen großen Erfolg. Die Sprache soll sehr geistreich sein. Der Inhalt des Stückes will mir nach verschiedenen Referaten dies weniger erscheinen. „Natürlich" ebenfalls eine Eheirrung behandelt Sardou in „La Piste", die unter dem Titel: „Verlorene Spuren" im Berliner Lustspielhaus nicht zündete, obwohl der gewiegte Bühnenpraktikus Blumenthal die Bearbeitung übernommen hatte.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin (auch f. Inserat-Annahme): Peter Giersbach, Berlin W. 50, Ansbacherstraße 25. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 43. München, 27. Oktober 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Das rechtliche Verhältnis der Kirche zu den Staatsschulen.

Von

Dr. Th. Grentrup, S. V. D., St. Gabriel, Mödling.

Der Kampf um die Schule scheint mancherorts wieder modern zu werden. England erstrebte die konfessionslose Schule, in Oesterreich agitiert die „Freie Schule" und in Oberitalien hat es stellenweise den Anschein, als wolle man mit Gewalt die Schule von der Religion „befreien".

Zur richtigen Beurteilung solcher Dinge möchte es sich vielleicht lohnen, das rechtliche Verhältnis von Kirche und Schule nach christlichen Prinzipien wieder einmal klar herauszustellen.

Um von vornherein gegen den Verdacht hyperkirchlicher Theorien geschützt zu sein, möge gleich zu Anfang ein ganz unverdächtiges Zeugnis aus „Herzogs Realencyklopädie für protest. Theol. und Kirche" Platz finden. Da heißt es (Bd. XVIII, S. 796): „Daß der Kirche die Aufsicht über den Religionsunterricht — denn nicht der Staat hat die Pflicht der religiösen Bildung, sondern die Kirche — und über die sittliche Haltung des Schulwesens zukomme, wird von einsichtigen Vertretern der freien Schule anerkannt." So das Zitat; zergliedern wir's ein wenig! Also 1. nicht der Staat, sondern die Kirche hat die Pflicht der religiösen Bildung, 2. darum hat die Kirche die Aufsicht über den Religionsunterricht und 3. auch die Aufsicht über die sittliche Haltung des Schulwesens.

1. Nicht nur als Erlöser, auch als Lehrer erschien Christus unter dem Volke. „Ich bin der Weg und die Wahrheit." Der Born der Wahrheit aber, den der göttliche Lehrmeister eröffnete, durfte sich nimmer wieder schließen, die ganze Menschheit bis zu den fernsten Generationen sollte hingeleitet werden zu den lebendigen Quellen der Wahrheit. Aber wer übernahm da auf göttliches Geheiß die Führerrolle? Etwa der Staat? Christus hätte — wir bezweifeln es nicht — den Staat zum Herold der übernatürlichen Wahrheit und den Kaiser zum Hohenpriester seiner Religion bestellen können, aber es war anders beschlossen. Die gottmenschliche Macht und Weisheit schuf ein neues geistiges Herrscherdiadem, schmückte mit ihm seine hehre Braut, die Kirche, und gab ihr Gewalt, sein Reich auf Erden unabhängig und frei von allen Fesseln weltlicher Herrschaft zu regieren. Und zu den Dienern dieses neu gegründeten Reiches, zu seinen Aposteln, sprach Christus die Worte: „Gehet hinaus in alle Welt und lehret alle Völker." In diesen Worten lag für die Kirche der strikte Befehl — nicht bloß der Wunsch —, die Menschheit in der christlichen Religion zu erziehen.

2. Aber dehnt sich der göttliche Befehl auch auf die Kinder und ihre Erziehung aus? Ohne Zweifel! Denn als Christus seine Kirche zur Lehrerin der Völker berief, hat er ihrer Jurisdiktion keine Schranken gezogen, er fügte nicht hinzu: die Kinder müßt ihr erst vom Staate erziehen lassen —, und sollte dieser sie mit Geographie und Geschichte bereits so in Anspruch nehmen, daß den armen Kindern für die Religion keine Zeit bleibt, sollte er in konfessionslosen Schulen den Glauben und die Unschuld den Kindern rauben, so müßt ihr später sehen, wie ihr euch mit diesen traurigen Wesen zurechtfindet! Hat aber Christus diese Einschränkung nicht gemacht, so sind auch die Kinder ein Teil „aller Völker", und hat die Kirche das Recht und die Pflicht, sie in den Wahrheiten des Glaubens zu erziehen. (Vgl. P. Hammerstein L. St. 1872 S. 159.) Doch wo findet die Kirche das Kind, um sich ihres göttlichen Auftrages zu entledigen? Nach den heutigen Staatsgesetzen können selbst die Eltern nicht mehr frei über ihre Kinder verfügen. Der Staat zwingt sie in seine Schule. „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt", lautet das Programm. Es ist schon viel für und gegen den Schulzwang geschrieben worden — es steht nicht in unserer Absicht, die Frage hier von neuem aufzurollen —, soviel ist aber gewiß: durch den Schulzwang können und dürfen die unveräußerlichen Rechte der Kirche in keiner Weise geschmälert werden. So hoch die Bildung der Kinder in profanen Dingen anzuschlagen ist, die religiöse Bildung — man mag es gegnerischer Seite zugeben oder nicht — kommt an erster Stelle. Die profane Bildung zieht ihre Kreise nur für die Zeit des Erdenlebens, die religiöse wirkt für die Ewigkeit; die profane Bildung ist Staatswille, die religiöse ist ausdrücklicher Gottesbefehl. Wir schließen darum nicht zuviel, wenn wir behaupten: die Kirche hat das erste Recht in der Kindererziehung. Freilich ist die Kirche gehalten, die Interessen des Staates zu wahren, aber glaubt wohl jemand im Ernste, daß der Religionsunterricht die Staatsinteressen stören würde? Im Gegenteil kann die ganze Erziehung des Kindes nur gewinnen, wenn man der Kirche einen möglichst weiten Spielraum läßt. Hören wir, was unser Gewährsmann, den wir bereits zu Anfang zitiert haben, darüber sagt: „Die Kirche kommt nicht mit leeren Händen in die Schule, sie bringt den für die Erziehung wichtigsten Stoff mit und den guten Willen, ihn erzieherisch zu verwenden" (a. a. O. S. 795).

3. Einem Gärtner, dem die Pflege der Blumen obliegt, ist es selbstverständlich, daß er seine Pfleglinge gegen Frost und Unwetter schützen muß. Machen wir die Anwendung! Der Kirche wurde die Aufgabe, die Keime der Gottesfurcht in den Herzen der Kinder zu entwickeln und zur Blüte zu bringen; sollte sie nicht das Recht und die Pflicht haben, zu protestieren, wenn in den Schulen Indifferentismus oder gar offen bekannter Unglaube, gleich einem eisigen Froste in Frühlingstagen, die froh aufkeimende Saat des Glaubens in den Kindern zu vernichten droht? Kein redlich Denkender wird dies in Abrede stellen. Der erzieht wahrlich die Kinder schlecht für Glauben und Unschuld,

der sie nicht vor Verderbnis zu schützen sucht! Aus dieser elementaren Wahrheit deduzieren die Kanonisten das Recht der Kirche, auch über die profanen Wissenschaften in den Schulen eine gewisse Aufsicht zu führen. Man nennt es ein negatives Recht, weil es nur auf die Entfernung von Mißständen Bezug hat. Wo die Profaninstruktion sich ruhig in ihren Grenzen bewegt, hat die Kirche keinen Grund, sich einzumischen; wo aber etwa der Unterricht in weltlichen Dingen als Werkzeug der Zerstörung für Glauben und Unschuld mißbraucht wird, da muß die Kirche gebieterisch ihre Stimme erheben.

Die Rechte der Kirche auf die Schule sind göttlichen Ursprunges, sie verteidigen ist ein wahrer Gottesdienst. Mit Freuden hat uns darum der Protest der Katholiken Wiens (am 9. d. M.) gegen die „Freie Schule" erfüllt. Es heißt darin: „Die in der Versammlung des Katholischen Volksvereins anwesenden Vertrauensmänner der Katholiken Wiens erheben einmütig Protest gegen die durch die verjudeten Freimaurer veranlaßten Attentate auf die Erziehung in der öffentlichen Schule. Sie erklären es als selbstverständliche Pflicht der Regierung, vor dem jüdisch-freimaurerischen Terrorismus nicht zurückzuschrecken, sondern den durch die Agitation der „Freien Schule" verletzten Gesetzen vollkommene Wirksamkeit zu sichern. Die Katholiken Wiens werden keinerlei Schmälerungen ihrer ohnehin dürftigen konfessionellen Rechte mehr dulden, sondern von jetzt an mehr als je auf die Durchführung ihrer Forderungen der entschiedenen Verchristlichung der allgemeinen Schule bestehen."

Oesterreichs Staatshaushalt für 1907.

Von

Franz Eckardt, Redakteur in Brünn.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 12. Oktober hat Finanzminister Dr. v. Korytowski den Staatsvoranschlag für 1907 eingebracht und mit einer mehr als zweistündigen Rede eingeleitet. Bei solchen Gelegenheiten denkt der steuerzahlende Patriot immer zuerst an ein Defizit, an welchem ja die meisten Staaten leiden und welches dann große Anforderungen an die Steuerpresse stellt. Hört man den Finanzminister reden, so weicht sogleich die Angst vor einem Defizit, denn Herr v. Korytowski hat einen Ueberschuß von 1'629,730 K herausgerechnet. Das ist zwar nicht so viel wie im laufenden Jahre, wo man einen Ueberschuß von rund 3 Millionen auf dem Papier stehen hatte, aber doch immer noch besser als ein Fehlbetrag.

Die Gesamtausgaben hat das Finanzministerium mit 1890'871,352 K angesetzt, das sind 66 Millionen mehr als im Jahre 1906; die Gesamteinnahmen mit 1892'501,082 K, oder um 65 Millionen höher als im Vorjahre. Die österreichischen Steuerzahler haben also die wenig erfreuliche Aussicht, im nächsten Jahre 66 Millionen Kronen mehr an den Staat abzuliefern als heuer. Wenn man bedenkt, daß vor zehn Jahren unsere Staatsausgaben nur 1378 Millionen betrugen, daß also diese Ausgaben in nur zehn Jahren um 513 Millionen, gleich 37 Proz., gestiegen sind und daß jetzt 71 K gegen damals 53 K jährliche Staatsausgaben auf den Kopf der Bevölkerung entfallen, so kann man aus dieser riesigen Steigerung unseres Staatshaushaltes erkennen, daß eine unglaublich starke wirtschaftliche Leistungsfähigkeit in der österreichischen Bevölkerung steckt. Wie ganz anders aber würde Oesterreich im Bilde seines Staatshaushaltes dastehen, wenn es verschont geblieben wäre von den schweren Krisen im Innern, die ihr Entstehen den nationalen Kämpfen, hervorgerufen durch die unseligen Sprachenverordnungen des Ministerpräsidenten Grafen Badeni, verdanken! Welche wirtschaftliche Großmacht könnte heute Oesterreich sein, wenn es nicht 40 Jahre hindurch das Ausbeutungsobjekt für die magyarische Erpresserpolitik gewesen wäre! Und daraus folgt, daß es für Oesterreich jetzt die wichtigste Aufgabe ist, die nationalen Kämpfe zu beseitigen und mit Ungarn einen gerechten — oder gar keinen — Ausgleich abzuschließen.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, in welchen Ministerien die Ausgaben für 1907 um insgesamt 66 Millionen steigen sollen: Ministerium des Innern 3 Millionen, Landesverteidigung 3,7 Millionen, Kultus und Unterricht 3 Millionen, Finanzen 19 Millionen, Handel 5,6 Millionen, Eisenbahnen 34 Millionen, Justiz 1,5 Millionen und die Pensionen der Staatsangestellten steigen um 4 Millionen. Das einzige Ackerbauministerium hat sich einen Abstrich gefallen lassen müssen: es soll um 3 Millionen weniger ausgeben als heuer. Bei dem Umstande, daß von der Gesamtbevölkerung Oesterreichs immer noch fast 60 Prozent von der Landwirtschaft leben und es dem Bauernstande wahrlich nicht gut geht, recht sonderbar. Die Haupteinnahmenvermehrung weisen die Ministerien der Finanzen (30 Millionen), des Handels (8), der Eisenbahnen (27) auf, so daß man bei solchen Steigerungen wahrlich auf die Verteuerung der Post-, Telegraphen- und Telephongebühren wohl verzichten könnte. Dr. v. Korytowski bringt trotz dieser starken Steigerung der Staatseinnahmen um insgesamt 65 Millionen seinen geringen Ueberschuß von anderthalb Millionen aber nur dadurch zustande, daß er nach Art der modernsten Staatskünstler sein Budget nicht mit den 200 Millionen Kronen neuen Schulden, sondern nur mit den neuen Schuldzinsen belastet. Würde er kaufmännisch richtig budgetieren, so käme er zu einem ganz erklecklichen Defizit.

Unser Finanzminister stammt aus der Schule des großen polnischen Finanzkünstlers Dunajewski, der als Finanzminister das chronische Defizit aus dem österreichischen Staatshaushalte entfernte und die sehr gesunde Devise zur Tat machte, daß sich auch der Staat nach der Decke strecken müsse. Dem Grundsatze verspricht Dr. v. Korytowski zu folgen. Vor allem will er einen Teil der Investitionen (Bahnbauten) nicht durch außerordentlichen Kredit, sondern aus den eigenen Einnahmen decken. Viel kommt ihm dabei freilich zustatten, daß er aus dem Jahre 1905 Ueberschüsse in der Höhe von 52 Millionen in den Kassen hat, von denen allein 31,5 Millionen für Eisenbahnen verwendet werden sollen.

Von den 66 Millionen, um welche unsere Staatsausgaben 1907 vermehrt werden sollen, kommt fast die Hälfte (31) den Staatsbeamten zugute, indem 16 Millionen für Gehaltserhöhungen und 15 Millionen zur Anstellung neuer Beamten verwendet werden sollen. Da die Preise aller Lebensmittel ständig steigen — es vergeht kaum eine Woche, in welcher nicht eine Gewerbegenossenschaft unter Berufung auf die Steigerung der Fleisch-, Milch-, Brotpreise eine 15—30prozentige Steigerung der Preise ihrer Erzeugnisse ankündigen würde —, ist die Gehaltserhöhung der Beamten auch mit diesem Betrage noch nicht abgeschlossen. Wohin soll das aber führen, zumal die Zahl der öffentlichen Beamten von Jahr zu Jahr vermehrt wird? Schon wird fast ein Drittel der gesamten Staatsausgaben für die persönlichen Bezüge der Staatsbeamten und -Diener verwendet. Da wäre es doch wohl an der Zeit, die von Dr. v. Koerber angeregte Reform der Staatsverwaltung in Angriff zu nehmen, wenn auch nicht gerade in der von diesem Staatsmanne vorgeschlagenen Form. In vielen Ressorts gibt es widerspruchslos zu viel Beamte, die sich einen großen Teil ihrer täglichen Amtszeit mit Zeitunglesen, Rauchen und Plaudern vertreiben müssen. Da könnte gespart werden. Weniger Beamte und diesen bessere Bezahlung geben. Das müßte ein Teil der Verwaltungsreform sein.

Einem solchen Sparen würde allerdings wenig die Vermehrung der Staatsmittelschulen entsprechen, die Finanzminister Dr. v. Korytowski ankündigt. Wenn das so zu verstehen wäre, daß der Staat die bestehenden Landes-, Gemeinde- und Privatmittelschulen in seine Verwaltung übernehmen will, dann könnte man dieser „Vermehrung", die eigentlich keine „Vermehrung" der Mittelschulen wäre, nur zustimmen, da sie eine sehr willkommene Entlastung der Länder und Gemeinden bedeuten würde. Die vielen Mittelschulen, deren Absolventen nicht alle auf die Hochschulen gehen, aber auch nicht Beamtenstellen finden können, erzeugen heute ein „gebildetes Proletariat", welches die Führer und Agitatoren aller destruktiven Parteien stellt und vor welchem der Finanzminister nicht genug warnen konnte. Es ist auch entschieden unwahr, wenn von „fortschrittlicher" Seite behauptet wird, wir hätten mehr Akademiker nötig, um Oesterreich zu einem modernen und konkurrenzfähigen Staate zu machen. Was uns fehlt, ist vielmehr Intelligenz im Kaufmann-, Gewerbe- und Bauernstande. Den Mittelschulen wird oft das Schülermaterial aus diesen Ständen mit Gewalt zugetrieben, um eine an sich überflüssige Mittelschule zu erhalten. Das ist besonders in den national zerklüfteten Sudetenländern der Fall. Natürlich werden nicht die mittelmäßigen oder dummen Kinder des erwerbenden Mittelstandes in die Mittelschulen gepreßt, sondern die besonders aufgeweckten Kinder, wodurch eben diesen Ständen der intelligente Nachwuchs verloren geht. Wenn aber der Staat einmal seinen Bedarf an Beamten einschränken würde, so würde auch der für unser Wirtschaftsleben ungesunde Zulauf zu den Mittelschulen eingedämmt werden, zum Heile der arbeitenden Mittelstände. Von seiten der Konsulate wird ja nur zu oft Klage darüber geführt, daß Oesterreich zu wenig unternehmungslustige Kaufleute hätte, um die Konkurrenz mit den anderen Staaten auf dem Weltmarkte siegreich aufnehmen zu können.

Sehr wenig befriedigend klangen die Ausführungen des Finanzministers über die Verhandlungen mit Ungarn. Bestimmtes hütete er sich zu sagen und die Hoffnungen, von welchen er sprach, werden gar viele nicht teilen. Wenn Wekerle dieser Tage im ungarischen Reichstage erklärte, er sei überzeugt, daß ein Ausgleich zustande kommen werde, welcher die „Rechte" Ungarns auf jedem Gebiete wahre, so haben die Oesterreicher alle Ursache, auf der Hut und äußerst mißtrauisch zu sein.

Zum Schlusse ersuchte der Finanzminister, es möge dieser Staatsvoranschlag im abgekürzten Verfahren rechtzeitig erledigt werden. Ein Wunsch, dem sich die österreichischen Völker wohl alle anschließen, dessen Erfüllung aber niemand erwartet, wer die Verhältnisse im jetzigen Reichsrate kennt.

Zur Lage in den Niederlanden.

Von

Peter Wirtz, Brüssel.

Ueber ein Jahr ist nunmehr das liberale Kabinett De Meester in den Niederlanden am Ruder. Von der großen Umwälzung, die sich nach dem Fall der „reaktionären" Mehrheit vollziehen sollte, hat man in dem letzten parlamentarischen Jahre wenig oder gar nichts verspürt, und selbst regierungsfreundliche Blätter müssen heute zugeben, daß das erste Jahr liberaler Regierung ziemlich fruchtlos blieb. Einen einzigen Gesetzentwurf hat die Zweite Kammer verabschiedet, und zwar die Novelle über den Arbeitsvertrag, so wie sie von Dr. Kuyper eingebracht und von De Meester beibehalten worden war, trotzdem vor dem Regierungswechsel die Liberalen an dem Vorschlage nichts Gutes entdeckt hatten. Die Debatte in der Ersten Kammer steht noch aus. Des weiteren hat sich das Kabinett in politische Debatten nicht eingelassen und gleicht vielmehr einem Geschäftsministerium. Diese politische Ohnmacht schildert treffend ein liberales Blatt: „De Meester hat in der Zweiten Kammer keine feste Mehrheit; er ist bald auf die Stütze der Rechten, bald auf die Hilfe der Sozialisten, die in der Mehrheit links sitzen, angewiesen. In der Ersten Kammer bilden die Liberalen die Minorität. In ähnlicher Lage könnte niemand besser handeln als De Meester."

Bisher hat's ja mit dieser Schaukelpferdpolitik gut gegangen. Wird sie sich aber bei den kommenden Debatten über neue Finanzreformen ebensogut bewähren? Bekanntlich zogen alle Liberalen bei den letzten Wahlen mit dem Rufe in den Kampf: „Wählt nicht für die „Klerikalen", sonst gibt's neue Steuern!" Und jetzt ist die erste überhaupt von den Liberalen vorgeschlagene Reform eine Novelle, die 8 Millionen Gulden neue Steuern vorschlägt. Solches lehrt uns die letzte Thronrede. Was sagen dazu die so betrogenen Wähler? In einem Lande, wo sogar die ABC-Schützen rauchen, dürften 10 Proz. Zuschlag auf die Tabaksteuer kaum willkommen sein. Die Freihändler werden einer Erhöhung der Einfuhrzölle grollen. Mit Freuden wird man dagegen eine Ermäßigung der Zuckerzölle begrüßen, und gegen eine Taxe von [illegible]0 anstatt 63 Gulden pro Hektoliter Alkohol dürfte auch nichts einzuwenden sein. Die übrigen neuen Lasten kommen auf Erbschaftssteuer, Wechselstempel und Einschreibegebühren hat.

Die Thronrede verspricht außer den neuen Steuern eine ganze Reihe von sozialen Gesetzen, die sich auf dem Papier recht hübsch ausnehmen, aber nicht so leicht durchführbar sind. Das Regierungsprogramm ist übrigens ziemlich nebelhaft. Für die Arbeiter wird da nicht viel herauskommen. Sind die Herren Sozialisten auch damit einverstanden? Wahrscheinlich ja. Wenn man ihnen für ihre Propaganda, die z. B. in der Marineverwaltung die Disziplin untergraben hat, nicht zu streng auf die Finger sieht, ist's ihnen schon recht. Auch die Liberalen sind zufrieden, wenn sie über die Staatskrippe verfügen und De Meester den beiden Führern Goeman Borgesius und Treub die Zeit läßt, sich in langer theoretischer Polemik über die beste Regierungsmethode auszusprechen. Nur ein Faden hält diese heterolitische Mehrheit zusammen, nämlich der Kampf für „moderne Kultur" d. i. mit anderen Worten Antiklerikalismus en gros. Man muß ja lobend anerkennen, daß De Meester im allgemeinen nicht auf diesem Pfade wandelt. Die christliche Mehrheit würde übrigens ein energisches Veto einlegen, und nicht zuletzt die Katholiken, deren kräftiges Auftreten neulich die in Utrecht veranstaltete und von den Sozialisten Domela Nieuwenhuis bewunderte „soziale Woche" nach deutschem Muster zur Genüge dargetan hat.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die zähen Braunschweiger.

Die Regierung von Braunschweig hat sich freilich rückwärts konzentriert und einfach Regentenwahl beantragt; der Landtag aber bewies mehr altsächsische Hartnäckigkeit. Seine staatsrechtliche Kommission hat sowohl nach Berlin wie nach Gmunden ein ernstes Wort gerichtet und im berechtigten Selbstbewußtsein gefordert, daß die hohen Herrschaften doch gefälligst auch auf die Wünsche und Bedürfnisse des braunschweigischen Volkes Rücksicht nehmen möchten. Dem Fürsten Bülow wirft der Bericht vor, daß er sich in „nicht schlüssiger" Weise hinter dem Bundesratsbeschluß von 1885 verschanzt, einen zu kühlen Ton angeschlagen und sich nur von dem einseitig preußischen Gesichtspunkt habe leiten lassen. Dem Herzog von Cumberland wird bemerkt, daß sein Schreiben vom 2. Oktober nicht als das weitestgehende Entgegenkommen gelten könne, da es über die Frage des Verzichts auf Hannover hinweggehe und also den Eindruck mache, daß der Herzog nicht gewillt sei, seine Ansprüche auf Hannover aufzugeben. Obschon der bisherige Versuch des Ausgleichs als gescheitert betrachtet werden muß, soll doch noch ein letzter Versuch unternommen werden und zwar durch Stellung einer Art von Ultimatum mit dreimonatlicher Frist. Der Landtag spricht die Ueberzeugung aus, „daß ohne einen endgültigen und vorbehaltlosen Verzicht der sämtlichen Agnaten des herzoglichen Hauses auf Hannover die im Interesse des Landes dringend wünschenswerte Verständigung zwischen der Krone Preußen und dem Herzog nicht zu erhoffen ist". Dieser Beschluß soll zur Kenntnis des Herzogs und der preußischen Regierung gebracht, und der Landtag nach Eintreffen einer Erklärung des Herzogs oder nach Ablauf von 3 Monaten wieder einberufen werden. Dieser Antrag der staatsrechtlichen Kommission ist in einer vertraulichen Sitzung des Landtags bereits genehmigt worden. Der Vorgang beweist: 1. daß die Braunschweiger mit dem bisherigen Gang der Dinge sehr unzufrieden sind, aber dafür in höherem Grade Berlin als Gmunden verantwortlich machen; 2. daß der Herzog von Cumberland auch jetzt noch die Anwartschaft auf den braunschweigischen Thron für sein Geschlecht sicherstellen kann, wenn er auf Hannover, das nach aller menschlichen Berechnung doch unwiederbringlich verloren ist, ausdrücklich in der vorgeschlagenen Form verzichtet. Wenn der erbetene Verzicht nicht erfolgt, so wird vermutlich die öffentliche Meinung in Braunschweig umschlagen und den Herzog verantwortlich machen für die bittere Enttäuschung. Allerdings wird auch in dem Falle vorläufig nur ein Regent gewählt werden, aber es steht dann ernstlich zu befürchten, daß diejenigen Einflüsse die Oberhand gewinnen, die ein Definitivum unter Ausschluß des Hauses Cumberland anstreben. Auf der anderen Seite kann man freilich unter den obwaltenden Verhältnissen dem Herzog nicht dafür garantieren, daß der Verzicht ihm oder seinem Sohne sofort die Tore von Braunschweig öffnen werde. Auf die Dauer jedoch würde ein weiterer Widerstand nach erfolgtem Verzicht und korrektem Verhalten des Herzogs nicht haltbar sein und Braunschweig würde dem Geschlecht des ehemaligen Königs von Hannover eine schöne Zukunft im Kreise der deutschen Bundesfürsten sichern. Jetzt ist der letzte günstige Augenblick.

Erzbischof v. Stablewski und die Hakatisten.

Solange in der polnischen Bewegung das radikale Element mit seinen grenzumwälzenden Utopien das Wort führte, konnten die Hakatisten zufrieden sein; denn die Maßlosigkeiten dieser Demagogie brachte immer neues Wasser auf die Mühle des antipolnischen Kulturkampfes. Jetzt hat aber der polnische Selbsterhaltungstrieb an einem anderen Punkte eingesetzt, wo ein vollberechtigtes Interesse in einwandfreier Form sich verteidigen läßt, wo die konservativ und kirchlich gesinnten Elemente nicht bloß mittun können, sondern sogar die Führung übernehmen müssen, und wo die anderssprachige Minderheit auf die Teilnahme der gerecht denkenden Deutschen rechnen darf. Es handelt sich um die Erteilung des Religionsunterrichts in der Muttersprache, eine Angelegenheit, die über den politischen Rahmen hinausgeht und wegen der großen sittlich-religiösen Bedeutung in das Recht der Eltern und der Kirche als legitimen Erteilerin des Religionsunterrichts eingreift. Erzbischof v. Stablewski, dessen vorsichtige Haltung in dem Nationalitätenstreit auch die ehrlichen Gegner anerkennen müssen, konnte zu den Klagen der Eltern über die Unwirksamkeit des Religionsunterrichts in der nicht zum Herzen dringenden Fremdsprache nicht schweigen. Seine Verteidigung

des kirchlichen und zugleich natürlichen Grundsatzes von der religiösen Erziehung in der Muttersprache wird von den Hakatisten als Aufruhr und Eidbruch gescholten, obschon er sich auf die ruhigste Wahrung des kirchlichen Interesses beschränkt und sein Vorgehen tatsächlich beschwichtigend auf die erregten Gemüter gewirkt hat. Das wütende Geschrei nach einem neuen Kulturkampf, das nicht bloß die katholische Kirche in den Ostmarken, sondern wegen des Eintretens des Zentrums für den muttersprachlichen Religionsunterricht den gesamten Katholizismus treffen soll, enthüllt einen erschrecklichen Mangel an Besonnenheit und einen noch erschrecklicheren Ueberfluß an Böswilligkeit in den hakatistischen Kreisen. Die blindeifrige Antipolenpolitik, die uns der rachsüchtige Fürst Bismarck nach seiner Entlassung einbrockte, hat verschiedene schwache Seiten, wie die Erfolge der angeblich bekämpften polnischen Agitation deutlich genug zeigen. Der allerschwächste Punkt ist aber der Mißbrauch der Religionsstunden zu Zwangsübungen in der deutschen Sprache; denn dadurch wird für die Kenntnis des Deutschen gar nichts erreicht, wohl aber wird die Abneigung gegen alles Deutsche, der nationale Trotz, die Mißachtung der Autorität, die Abstumpfung des religiösen und kirchlichen Bewußtseins und infolgedessen die Zugänglichkeit für eine radikale Agitation gefördert. Wenn die Regierung klug wäre, so würde sie zunächst diese törichste von allen hakatistischen Maßregeln rückgängig machen. Die Klugheit allein tut's freilich nicht; es würde sehr viel Tapferkeit dazu gehören, um der hakatistischen Strömung dieses Zugeständnis an die Vernunft und Gerechtigkeit abzuzwingen.

Goluchowski und Clemenceau.

Der konservative Vertreter des hochpolitischen status quo in Oesterreich-Ungarn geht; ein radikaler Streber mit einem abenteuerlichen Mundwerk kommt in Frankreich obenauf. Die europäische Friedenssicherheit wird dadurch gewiß nicht gehoben; aber wir müssen uns auch mit diesen Zwischenfällen abfinden. Denn Graf Goluchowski hatte das normale Maß des ministeriellen Daseins schon weit überschritten, und wenn Frankreich nun einmal der Herrschaft der großmündigen Radikalen verfallen ist, so muß es auch die Experimente über sich ergehen lassen, in denen sich der lange verkniffene Ehrgeiz des alten Demagogen Clemenceau austoben will.

Graf Goluchowski hatte sich in seiner langjährigen Tätigkeit als Leiter der auswärtigen Politik des Donaureiches als Hort des deutsch-österreichischen Bundes und zugleich als Pfleger des Einvernehmens mit Rußland erwiesen. Wenn er jetzt wegen der Feindschaft der Magyaren den Posten räumt, so wollen wir bis zum Beweise des Gegenteils annehmen, daß das nur ein Personen-, kein Systemwechsel ist. Auch wer den Magyaren das größte Mißtrauen entgegenbringt, wird doch keinen rechten Grund finden zu der Befürchtung, daß sie ihren innerpolitischen Siegeszug gefährden wollten durch einen Ansturm gegen die altbewährten Grundlagen der auswärtigen Politik ihres Kaisers. Das Verlangen nach dem Rücktritt Goluchowskis findet seine genügende Erklärung (wenn auch nicht Rechtfertigung) in dem Grimm der Magyaren wegen der Begünstigung des Kabinetts Fejervary verhaßten Andenkens. Als Kaiser Franz Josef sich zu der Kapitulation vor der Kossuthpartei entschloß, war die Stellung des Grafen Goluchowsky angesägt. Wenn er jetzt zähe an seinem Amte geklebt hätte, so wäre das vielleicht für die auswärtige Politik verhängnisvoll geworden, da alsdann die mächtigen Magyaren den Widerwillen gegen die Person auf die von ihm vertretene Sache übertragen hätten. Seinem Nachfolger wird es vermutlich leichter werden, die Ungarn bei der alten Politik des Dreibundes und der Deutschfreundlichkeit zu halten. Daß der Nachfolger den Willen dazu mitbringt, ist bei der Gesinnung des Kaisers Franz Josef ohne weiteres vorauszusetzen. Darum scheint uns das Geschrei unserer Alldeutschen, als ob der Rücktritt Goluchowskis ein Produkt englischer Ränke und ein neuer Erfolg der Rundreisepolitik Eduards VII. wäre, ebenso unberechtigt wie unwürdig zu sein.

Bange machen gilt nicht. Auch die Ministerpräsidentschaft Clemenceaus in Frankreich betrachten wir am besten mit der Ruhe des unangreifbaren Nachbarn. Herr Clemenceau hat sich auf seine neue Würde vorbereitet durch eine knatternde Automobil-Beredsamkeit, die einerseits den unerbittlichen Krieg gegen die katholische Kirche predigte, anderseits durch scharfe Ausfälle gegen Deutschland den chauvinistischen Volksleidenschaften zu schmeicheln suchte. Wenn er oder die ins auswärtige Ministerium berufene Kreatur gemäß diesem Schwadronieren Politik macht, so wird es bald zu Reibungen und kalten Wasserstrahlen kommen. Aber sollte er in seinen vorgerückten Jahren nicht selbst einsehen, daß ihm dann das Schicksal Delcassés beschieden sein würde — trotz aller englischen Hintermänner?

Die neuen Bischöfe von Regensburg und Passau.

Von

S. Stillger, Straubing.

Gerade zwei Monate sind verflossen, seit ich mit Freuden dem Wunsche nachkam, dem verstorbenen Oberhirten von Regensburg in der „Allgemeinen Rundschau" ein kleines Denkmal zu setzen. Mit ebenso großer Freude erfülle ich den Wunsch, hier an gleicher Stelle seinem Nachfolger eine kurze Begrüßung zu widmen. Liegt ja doch eine gewisse Aehnlichkeit beim Antritt der Diözese zwischen beiden vor. Ignatius von Senestrey wurde als neuernannter Bischof von Regensburg von der gesamten kirchenfeindlichen Presse jubelnd begrüßt. Ihr Zweck war, Mißtrauen zwischen Hirt und Herde zu säen. Aber wie bald hat sich dieses Hosanna in das Crucifige verwandelt! Auch jetzt ein ähnliches Manöver wieder von seiten der kirchenfeindlichen Presse, indem sie, die besonderen Umstände ausbeutend, Mißtrauen zwischen Hirt und Herde, zwischen Bischof und Klerus zu säen sucht. Wenn diese Umstände auch außergewöhnlich sind, so weiß Klerus und Volk aber doch, daß sie die Gutheißung des Heiligen Stuhles gefunden haben, und das allein schon würde genügen, um unserem neuen Oberhirten Antonius von Henle, der den Hirtenstab von Passau mit dem von Regensburg vertauschen mußte, der das Opfer bringt, die beschwerlichste, weil ausgedehnteste, Diözese Bayerns zu übernehmen und sich wieder in neue Verhältnisse einzuleben, das vollste uneingeschränkteste Vertrauen entgegenzubringen. Volk und Klerus werden auf den neuen Oberhirten das gleiche väterliche Vertrauen übertragen, das sie dem verstorbenen Bischof entgegengebracht haben. Bischof Ignatius war es, welcher Klerus und Volk während eines halben Säkulums seinen großen Geist einhauchte, darum gewissermaßen eine Tradition geschaffen hat; und wollen wir dieselbe kurz bezeichnen, so müssen wir sagen: Bischof Ignatius hat Klerus und Volk gelehrt, unerschütterliche Treue gegen Gott und seine Kirche zu üben, aber auch untertan und gehorsam zu sein gegen geistliche und weltliche Obrigkeit. Es ist eine Verleumdung, wenn die kirchenfeindliche Presse behauptet, Bischof Ignatius habe seinen Klerus staatsfeindlich erzogen. Er hat seinen Klerus erfüllt mit glühender Liebe und felsenharter Treue zum angestammten Herrscherhaus, wie auch zum engeren und weiteren Vaterlande; allerdings war auch sein Wahlspruch gleich dem großen Apostel: Gott mehr zu gehorchen als der weltlichen Obrigkeit.

Die Presse erzählt viel Gutes und Schönes von unserem neuen Oberhirten, aber besonders ein Umstand wäre schon hinreichend, im Klerus und Volk für ihn herzliche Liebe und Verehrung zu wecken — es ist dies die große Förderung der Caritas, die Förderung des sozialen priesterlichen Wirkens. Denn ein Bischof, der ein Freund der Caritas ist, muß seinem Klerus und Volk ein gütiger und milder Vater sein und verdient darum, verehrt und geliebt zu werden. Es wird nämlich übereinstimmend erzählt, daß der schwäbische Don Bosco, Ringseisen von Ursberg seine großen Werke der Caritas ohne die kräftige Förderung des früheren Augsburger Generalvikars Henle nicht zustande gebracht hätte. Desgleichen wird von Passau berichtet, welch großer Förderer des katholischen Vereinswesens unser neuer Oberhirte gewesen. Ein Mann, der in dieser Weise die Bedürfnisse der Zeit erfaßt, verdient das unbedingte Vertrauen, einem solchen Bischof wird Volk und Klerus gerne gehorchen; denn diese Tatsachen beweisen mehr als alles andere seine Weitherzigkeit und wahrhaft väterliche Güte. Darum werden Klerus und Volk bemüht sein, ihm sein schweres Hirtenamt möglichst zu erleichtern.

Aber wenn wir der neuen Besetzung des ehrwürdigen Bischofsstuhles von Regensburg gedenken, dann dürfen wir auch eines Mannes nicht vergessen, der uns jetzt verläßt, um als Bischof von Passau sein Wirken fortzusetzen — nämlich unseres bisherigen Weihbischofs Freiherrn Sigismund von Ow. — Wir wollen hier nicht wiederholen, was die Blätter schon erzählt haben, aber an etwas darf ich erinnern, was von keinem Blatte erwähnt wurde. Es war vor einer Reihe von Jahren, als die Präsides der katholischen Arbeitervereine der Diözese Regensburg beisammen waren, um sich von der bischöflichen Behörde einen Diözesanpräses zu erbitten. Und als man sich beriet, wen man sich ausbitten sollte, wurde der Name des Freiherrn von Ow genannt. Sofort waren alle Feuer und Flamme dafür, diesen seeleneifrigen Priester als Diözesanpräses zu erbitten

Und wie schnell war er bereit, diese Bürde auf sich zu nehmen! Und wie suchte er sich in seine neue schwierige Aufgabe hineinzuleben und hineinzuarbeiten! Er stand bald tatsächlich an der Spitze der katholischen Arbeiterbewegung in der Diözese, und es ist nicht zum geringsten sein Werk, wenn dieselbe einen ungeahnten Aufschwung nahm. Man muß ihn gesehen haben, wie er die Präsidesversammlungen leitete, wie er den Arbeiterversammlungen beiwohnte und wie er durch Wort und Beispiel alle zu begeistern verstand. Hier konnte man echten und wahren Edelmut sehen, gepaart mit priesterlichem Opfermut. Es war, als ginge von seiner Person ein Zauber aus, der alle zu freudigstem Tun aneiferte. Und welcher Jubel entstand, als dieser Mann zum Weihbischof der Diözese erhoben wurde! Aber auch jetzt widmete er den Arbeitern all seine Schaffenskraft; die neue Würde vermochte ihn nicht von den Arbeitern zu trennen, und dieser Umstand schien alle noch zu größerer und freudigerer Arbeit anzuspornen.

Daß Volk und Klerus ihn mit Trauer ziehen sehen, versteht sich von selbst. Doch Gottesfügung sei gepriesen in allen Dingen! Beiden Oberhirten rufen wir zu: Ad multos annos!

Pariser Zeitläufe.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Unsere Landboten sind auf den 25. Oktober einberufen; alsdann kann der Tanz im Palais Bourbon von neuem beginnen. Die Jakobiner-Mehrheit scheint die extremen Mitglieder der Sozialisten von ihren Rockschößen schütteln zu wollen, so daß es mit Hilfe der Opposition zu einer Ministerkrisis kommen kann. Wer aber Clemenceau und seine Genossen ersetzen soll, weiß die Opposition bis jetzt selbst nicht. Sollte auch ein gemäßigteres Ministerium in die Kammer einziehen, der alte Geist bleibt.

Der von Henri des Houx gegründete „Houssitenbund" hat bis jetzt ganz erbärmliche Erfolge. Da der „Matin" die Sache schon abgelagert findet, soll dem Bunde eine spezielle Zeitung erstehen. H. des Houx ist in Fragen von Zeitungsgründereien kein Neuling. Er hat sich schon mit drei oder vier Gründungen katholischer Blätter befaßt, die aber alle nach längerer oder kürzerer Zeit wegen Abonnentenmangel eingehen mußten. Wer hinter der letzten Gründung steckt, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. H. des Houx selbst ist arm wie eine Kirchenmaus.

Das neue „katholische" Blatt soll sich „l'Avènement" (Die Ankunft) nennen. Der Titel ist sehr elastisch und ruft den Spott der katholischen Zeitungen hervor. Pierre Veuillot ist im „Univers" der Ansicht, daß H. des Houx eine Herde ohne Hirten bilden will, und Artur Loth beweist in der „Vérité française" mit gesundem Humor, daß das ganze Beginnen des H. des Houx und seiner Freunde schimpflich und resultatlos für dieselben verlaufen werde.

Der Marquis de Reverseaux de Rouvray, welcher seit neun Jahren den Posten eines Botschafters beim Wiener Hofe inne hat, soll abberufen werden. Sein Nachfolger soll der alternde Elegant, der ehemalige Kammerpräsident, Paul Deschanel, werden.

Der abgehende Botschafter hat sich um die französischen Interessen am Wiener Hofe viele Verdienste erworben. Es ist ihm zu verdanken, daß die Botschaft binnen kurzem das alte Lobkovicpalais verlassen und in das neuerbaute Botschaftspalais am Karlsplatz, im aristokratischen Stadtteile der Wieden, einziehen wird.

Herr Deschanel ist ein wahres Sonntagskind. Sein Vater, der verstorbene Emil Deschanel, machte seine Karriere als Opfer des napoleonischen Staatsstreiches. Er flüchtete nach Belgien und kam nach dem Sturze des Kaiserreiches zurück. Sein in Brüssel geborener Sohn, der, wenn ich nicht irre, in Heidelberg vorzügliche Studien gemacht, hatte natürlich den Wind in den Segeln, als er in das politische Leben eintrat. Er erhielt der Reihe nach die schönsten Unterpräfekturposten, wo er überall das Andenken eines liebenswürdigen, eleganten jungen Mannes hinterließ. In einem dieser Bezirke, in dem von Nogent le Rotrou, der alten Hauptstadt der Landschaft Perche, dem größten Pferdemarkt Frankreichs, ankerte er sich bei der Bevölkerung so fest, daß er seit mehreren Legislaturperioden von derselben als Abgeordneter in die Kammer geschickt wird. In seinen reiferen Jahren heiratete er die Tochter des Abgeordneten René Brice, Chef des linken Zentrums. Der Einfluß seines Schwiegervaters ebnete ihm den Weg auf den Präsidentenstuhl der Kammer. Schon glaubte er den Weg zum Elysée gefunden zu haben, aber die Jakobiner-Mehrheit wollte, trotz seines Votums für das Trennungsgesetz, nichts von seiner Anwartschaft wissen.

Jetzt soll er als Kompensation den erstklassigen Botschafterposten zu Wien erhalten. Er kennt Deutschland vortrefflich und Oesterreich ziemlich gut und ist Mitglied der Akademie française. Auch der Graf von Chateaubriand, Botschafter zu St. Petersburg, und der Herzog von Broglie, Botschafter zu London, gehörten dieser gelehrten Körperschaft an. Auf diese Weise werden nach und nach in der französischen Diplomatie die aristokratischen Mitglieder durch bürgerliche Elemente ersetzt werden. Die Ursache dieser Aenderung liegt weniger an dem republikanischen Geiste, der sich in den maßgebenden Kreisen geltend macht, als in dem Umstande, daß schon seit Jahren der Eintritt in die diplomatische Karriere nicht von Adelsbriefen, sondern von einem ziemlich schweren Examen bedingt ist. Allerdings erstreckt sich dieses Examen nur auf die jungen Attachés und Sekretäre, während die Botschafter und Gesandten des Examens enthoben sind. Für sie genügt es, bei den regierenden Herren des Tages gut angeschrieben und keine Dummköpfe zu sein.

Im übrigen beweist ja ein Staatsexamen noch lange nicht, daß man ein diplomatisches Genie ist. Der Botschafter zu Konstantinopel, H. E. Constans, ehemaliger Minister und gegenwärtig Senator, hat keinerlei höheres Examen gemacht. Dieser Umstand hat ihn aber keineswegs verhindert, seit nahezu sieben Jahren auf seinem so wichtigen Posten viel Geschick bewiesen und bedeutende Erfolge errungen zu haben.

Paris hat gegenwärtig ein Schauspiel, das ihm seit 30 Jahren nicht geworden. Der Lord-Mayor, die Aldermen und die Sheriffe der City von London sind Gäste der guten Stadt Paris. Der Lord-Mayor und sein Gefolge haben ihre Staatswagen, ihre Perücken, ihre aus den Zeiten der Königin Anna stammenden Kostüme, ihre Stäbe und Hellebarden mitgebracht und damit den Parisern eine Augenweide beschert, die Hunderttausende auf die Beine brachte.

Leider hat der Mob der Turfplätze den englischen Gästen am Tage nach ihrem Einzuge ein Schauspiel geboten, das nicht im offiziellen Programm stand. Gelegentlich des Wettrennens auf der Wiese der ehemaligen Abtei von Longchamps im Bois de Boulogne hat sich der Sportmob zu den größten Ausschreitungen hinreißen lassen unter dem Vorwande, es sei am Startplatze mit unlauteren Dingen zugegangen.

Die „Gäste" des Ringes durchbrachen die Umzäunung des Sattelplatzes, zerschlugen die Baracken und Zahlstellen des Totalisators, plünderten die Einnahmen und legten schließlich Feuer an die Buden und Bauten des Sattelplatzes. Mehrere Personen sind dabei schwer verletzt worden, und Militär- und Gendarmerie-Brigaden mußten einschreiten, um nur einigermaßen die Ordnung wieder herzustellen.

Spätrosen.

Die letzten Rosen brach ich heut vom Strauch,
Die träumend zwischen fahlem Laub gehangen,
Schon lag's wie Raubreif auf den zarten Wangen,
Um ihre Glieder floß der Wehmut Hauch.

Berauschend quoll ihr Duft! ich sog ihn ein,
Den Zaubertrank, in durst'gen Atemzügen, —
Da war's, — als ob die Nachtigallen schlügen
Und rings in Blüten atmete der Hain.

Versunken lag die Zeit. — Mir schien,
Als käm' der Mai zurück mit tausend Wonnen
Und hielte frühlingsfroh mein Herz umsponnen
Mit seinen weichen Sehnsuchtsmelodien.

Und war doch Herbst. — Verschleiert rings das Land,
In Nebelduft die weite Welt verloren,
Und die den holden Trug heraufbeschworen, —
Die Rosen, — dufteten in meiner Hand. — — — —

Josefine Moos.

Die katholischen Studentenkorporationen.

Herr Apotheker Pomp in M.-Gladbach, der Verfasser des Artikels in Nr. 40: „Ein freimütiges Wort über katholische Studentenkorporationen“, sandte der „Allgemeinen Rundschau“ als Antwort auf die Entgegnungen des Herrn Referendar Nuß und des Herrn stud. phil. Alik in Nr. 41 zwei längere Repliken. Herr Apotheker Pomp bittet seine Kritiker vor allem dringendst, seine Ausführungen in Nr. 40 ganz genau und im Zusammenhange, nebst allen Einschränkungen, eventuell zweimal und dreimal zu lesen und nicht einzelne Sätze herauszugreifen. Nachdem der von Herrn Apotheker Pomp verfolgte Zweck in der Hauptsache bereits erreicht sein dürfte, glaubt der Herausgeber schon mit Rücksicht darauf, daß auch die Herren Nuß und Alik sich einschneidende Kürzungen ihrer Entgegnungen hatten gefallen lassen müssen, aus den Repliken des Herrn Pomp Unwesentliches ausscheiden zu dürfen. Die gegebenen Anregungen weiter zu verfolgen, wird ohnehin Sache der einzelnen Verbände und Korporationen sein. Daß die in der „Allgemeinen Rundschau“ erschienenen Artikel innerhalb der Verbände die verdiente Beachtung finden, steht bereits außer allem Zweifel. Es sei nur beispielsweise erwähnt, daß die „Academia“, das Organ des C. V., der katholischen deutschen Studentenverbindungen, in ihrer Nummer 6 vom 15. Oktober 1906 unter dem Titel: „Berechtigte oder unberechtigte Kritik?“ an leitender Stelle den in Nr. 12, 28, 30, 32 und 33 der „Allgemeinen Rundschau“ erschienenen Artikeln eine mehr als neun Spalten umfassende, eingehende Besprechung widmet und weitere Ausführungen (hauptsächlich über den Artikel Pomps in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau“) in Aussicht stellt.[1])

I.

Herr Apotheker Pomp bemerkt gegenüber den Ausführungen des Herrn Referendar Nuß in Nr. 41 u. a. folgendes:

Herr Referendar Nuß sagt mit dankenswerter Offenheit: „Daß vieles faul ist im Staate Dänemark, insbesondere in puncto Moral, wird von vernünftigen Leuten nicht bestritten 2c. Was aber nicht über jeden Zweifel erhaben ist, das ist die Frage, ob die moralische Fäulnis so weit fortgeschritten ist, wie Verfasser behauptet.“ Dagegen bemerke ich: Eben weil die Fäulnis nach meiner und einer ganzen Reihe anderer Kenner Ansicht in unzutreffender Weise bestritten wurde (siehe meine Zitate), sah ich mich veranlaßt, die Gewissen aufzurütteln.

Herr Referendar Nuß benutzt in seiner Entgegnung wiederum das Wort „Einzelerscheinung“. Ich bitte recht dringend, dies Wort aus der Diskussion gütigst auszumerzen. Mir waren Einzelerscheinungen, Einzelfälle bekannt, und sind mir solche weiter bekannt geworden, die Bände sprechen. Solcherart Einzelfälle möchte ich mit Pilzen vergleichen. Der Laie hält einen sich an der Oberfläche zeigenden Pilz für eine Einzelerscheinung, der Sachverständige weiß, daß eine Durchwucherung der Unterlage vorausgeht.

Herr Referendar Nuß bemängelt meine Ausführungen als lediglich negative Kritik. Zu Unrecht — es kam nur zunächst darauf an, sozusagen den Kampfplatz abzustecken, positive Vorschläge zur Besserung sollten folgen. Nachstehend einige derselben, sie machen weder auf Vollständigkeit noch auf Vollkommenheit Anspruch. An erster Stelle weise ich auf die Wichtigkeit sexueller Pädagogik für die Eltern hin. Eltern, besonders nicht akademisch gebildete, sind durch die Presse davor zu warnen, ganz junge Leute von ungefestigtem Charakter direkt vom Gymnasium nach einer Großstadthochschule oder nach Süddeutschland mit seiner Kellnerinnenbedienung ziehen zu lassen.

Aufgabe der Religionslehrer wäre es, den Religionsunterricht so anregend zu gestalten, daß der junge Mann sich seine Weiterbildung auf diesem Gebiete dauernd angelegen sein läßt und damit zu der Ueberzeugung gelangt, wie ein Leben nach den Vorschriften seiner Religion nicht nur kein Hindernis edlen Genusses, edler Freude und wahren Glückes ist, daß im Gegenteil gerade diese Lebensweise allein Glück und Gesundheit bedingt.

In vielen Korporationen erheischt die Pflege, die Ausübung der Religion dringend eine Neubelebung! Mehrmaligen Sakramenteempfang und gewissenhafte Anwendung der übrigen Gnadenmittel verlangen wir Eltern mit Recht von Vereinigungen, die unsere Stelle zu vertreten sich mit Stolz rühmen.

Alle jene frivolen, leichtfertigen Verhältnisse und Tändeleien mit Kellnerinnen und Personen ähnlicher Bildungsstufe, ja selbst mit der sagenumwobenen filia hospitalis, seien von Korporations wegen strikte untersagt — entweder oder sollte es da heißen. Ein wachsames Auge richte man auch auf die Wohnungen der Mitglieder; wer die Gefahr liebt, kommt darin um.

Die Korporationen müssen auf eine Einschränkung des Alkoholgenusses hinzuwirken dauernd bemüht bleiben, nicht nur vom gesundheitlichen und finanziellen Standpunkt ihrer Mitglieder aus, sondern vor allem vom moralischen Standpunkt aus. Ein paar Abende in der Woche absolut alkoholfrei und mit sich allein auf der Bude — wie viele erfaßt davor ein Grauen, und doch, wie notwendig wäre es für gar manchen Charakter!

Jene Anschauung, im Interesse der sog. allgemeinen Bildung sei jede Theaternovität, jede Gemäldegalerie skrupel- und wahllos zu sehen, jede Literaturneuheit zu verschlingen, bedürfte wohl einer Nachprüfung auf ihre Berechtigung. Zwar ist es statthaft, bis dicht an die Grenze zu treten; ob es aber in diesem Alter klug ist, möge jeder mit seinem Gewissen ausmachen. Altfränkische Wahrheiten sind es, die ich ausspreche: Anwendung der Gnadenmittel und Meiden der nächsten Gelegenheit! Aber es bleiben eherne Wahrheiten, welche von keinem, auch von katholischen Studenten nicht, ohne die traurigsten Folgen ignoriert werden dürfen. Als Vorbeugungsmittel empfehlen sich körperliche Uebungen, gesundheitsgemäße, rationelle Ernährung. Gerade hier wird viel gesündigt.

Pflicht endlich der Alten Herren ist es heute mehr denn je, in so veränderten Zeitläufen der jungen Generation mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. So halte ich es beispielsweise nicht für richtig, Vergehen gegen die virtus vor einer Korona von nur jungen Leuten in epischer Breite behandeln und aburteilen zu lassen. Die jungen Leute können meines Erachtens durchweg gar nicht die Menschenkenntnis und Lebenserfahrung besitzen, zu entscheiden, ob jemand und wer zu halten ist, wer gehalten werden darf.

Hiermit bin ich am wichtigsten Punkte meiner Ausführungen angelangt. Herr Nuß unterscheidet ganz richtig zwischen aus Schwäche fehlenden und gewohnheitsmäßig sündigenden Individuen. Erstere will auch ich nicht entfernt wissen, muß aber hinzufügen: unter der Voraussetzung, — daß sie in keiner Weise Mitschuldige machen und durch ihre Fehler nicht den Ruf der Korporation schädigen und die Gegner als Mitwisser und Mittäter aus weiterer Duldung dieser jungen Leute unrichtige Schlüsse auf die Gesamtkorporation ziehen würden.

Eine Kategorie aber möchte ich radikal entfernt wissen, ja mit Hilfe menschenkennender Alter Herren überhaupt nicht hineinlassen. Das sind jene, deren Wurmstichigkeit bereits auf dem Gymnasium sozusagen gerichtskundig war. Aus Ueberzeugung kommen solche nicht zu uns; denn sie erklären meist keck: hätte der fremde katholische Alte keine Schwierigkeit wegen des Wechsels gemacht, wäre der Eintritt anderswo erfolgt. Nicht nur Pflicht der Selbstachtung ist es, derartigen Leuten die Türe zu weisen, und seien sie von Gott weiß wem empfohlen, sondern auch heilige Pflicht den guten Elementen gegenüber; denn diese Leute bessert keine Korporation von Engeln, sie sind und bleiben vielmehr eine dauernde Gefahr für alle übrigen, ja gerade sie untergraben den Ruf aller katholischen Korporationen beim Gegner; ihr Prahlen mit Sünden ist ja sprichwörtlich. Hier haben alle Rücksichten auf einflußreiche Alte Herren, angesehene katholische Namen zurückzutreten. Man möge mich als Rigoristen bezeichnen. Nun, dann war auch jener ein Rigorist, welcher das Gleichnis von Aergernisgeben und Mühlstein aussprach.

II.

Dem Herrn stud. phil. Alik erwidert Herr Apotheker Pomp im wesentlichen folgendes:

Jedenfalls wird ein Pronunziamento Ihrer Art mich nie und nimmer veranlassen, meine wohlüberlegte Reserve vorzeitig zu verlassen, mir Blößen zu geben, indem ich etwa einen Verband gegen den anderen ausspielte. Folgte ich Ihnen, so müßte ich jene Verbände, Korporationen, ja schließlich sogar Personen namhaft machen. Ein vollberechtigter Sturm der Entrüstung erhöbe sich bei Feind und auch bei Freund. Dieser Sturm würde mich mit mathematischer Sicherheit, bevor mein Ziel erreicht wäre, hinwegfegen. Bei den hohen sittlichen Anschauungen, welche Sie äußern, kann dies aber Ihr Wunsch nicht sein. Seien Sie und alle Gegner, d-

---

[1]) In der Einleitung dieses der „Allgemeinen Rundschau“ gewidmeten Artikels bemerkt die „Academia“ u. a.:

„Die katholischen Studentenkorporationen sind eine Sache des ganzen katholischen Volkes, und darum hat die katholische Presse einerseits die Pflicht, das katholische Volk auf diese Korporationen hinzuweisen und zu unterrichten, anderseits auch die Berechtigung, nötigenfalls ihre Stimme zu erheben, wenn diese Korporationen vielleicht hie und da auf Abwege kommen sollten und in ihnen sich Zustände herausbilden sollten, die den Erwartungen, die man an sie billigerweise zu stellen berechtigt ist, nicht in allem entsprechen oder wenigstens nicht zu entsprechen scheinen. Die katholischen Studentenkorporationen sind keine Geheimbünde, sie haben sich so einzurichten, daß alles, was in ihnen geschieht, die breiteste Oeffentlichkeit vertragen kann, und sie haben diese Pflicht um so mehr, da sie von den Gegnern mit überaus mißtrauischen und oft mehr als feindseligen Augen beobachtet werden .... Den katholischen Korporationen kann aber nur erwünscht sein, wenn sie von der Presse an ihre Ziele und Zwecke gemahnt und auf etwaige Mißstände aufmerksam gemacht werden, wie sie jedem dankbar sind und sein müssen, der sie auf solche hinweist. Sie erkennen es ja gern an, daß in ihnen Mißstände entstehen können, und es ist das um so leichter möglich, je höher ihre Ziele sind. Eine Reihe von Artikeln hat besonders die „Allgemeine Rundschau“ (herausg. von Dr. Armin Kausen) gebracht. Zweck der folgenden Zeilen ist, über diese Artikel zunächst zu referieren.“

sich nach Ihnen noch erheben mögen, versichert: ich habe meine Worte so überlegt; so gestellt, daß selbe zwar die Sache recht zeichneten, jedoch möglichst keine Personen verletzten. Nur mit dieser Methode kann der Zweck, der nicht Skandalsucht und hämische Bloßstellung, sondern allseitige Erkenntnis, Besserung ist, erreicht werden. Für jeden einzelnen Punkt meiner Ausführungen, dies muß von einem ehrlichen Manne verlangt werden, besaß ich **vor** Veröffentlichung meine Unterlagen; 8 Tage **nach** derselben waren diese in ungeahnter Weise durch eine ganze Reihe Zustimmungskundgebungen mit detaillierten Angaben erweitert, gestützt. Sämtliche Kundgebungen betonen die dezente Schilderung der Gesamtlage.*) Nach meiner Empfindung atmen ernstgesinnte Kreise ob der Veröffentlichung wie von einem Alp befreit auf! Es liegt meines Erachtens nicht im Interesse der guten Sache, Details, so stürmisch wie geschehen, zu begehren, abgesehen davon, daß es aus einer ganzen Reihe anderer Gründe durchaus untunlich wäre, damit hervorzutreten. Sie verstehen mich hoffentlich und stellen sonach nicht die Diagnose auf „Kneifen", was meine Art nimmer gewesen.

Einer prinzipiellen Frage möchte ich näher treten. Sie sagen: „Halten Sie es für psychologisch möglich, daß in einem Verein, dessen sämtliche Mitglieder während sieben Monaten dreimal zu den Sakramenten gehen, eine ganze Reihe Mitglieder sittlich nicht auf der Höhe stehen?" . . . . So ist die Frage für Ihre Zwecke ungünstig gestellt. Formulieren Sie daher die Frage etwa so: „Was sagen Sie dazu, wenn von unseren Mitgliedern zweimaliger Sakramenteempfang pro Semester nicht nur auf dem Papier verlangt, sondern in der Praxis bedingungslos allewege durchgesetzt wird, wenn wir keinerlei Konzessionen 2c. kennen?" — Dann würde ich gern erklären: Hut ab vor so ernstem Streben, die Unsittlichkeit mit dem **richtigsten** Mittel unseren Reihen fernzuhalten.

Sie schreiben ferner, ich bezeichnete eine akademische Studentenseelsorge als Utopie. Das dürfen Sie nicht sagen. Weder dem Wortlaut noch dem Sinne nach tat ich so etwas. Sie fragen: „Haben Sie noch nie etwas von den Studentenseelsorgern P. Doß, Dr. Schofer gehört? Solche Leute **wollen** wir und solche Männer **können wir** verlangen." Zwar gehört, Herr Alik, habe ich von solchen Männern, die mir als ganz einzig geartete **Persönlichkeiten** in des Wortes vollster Bedeutung geschildert wurden. Sie **wollen** und **können** nun allerdings solche Leute verlangen, aber weder Sie, noch ich, noch selbst ein Bischof vermag derartige **Persönlichkeiten** auf Kommando und in genügender Zahl aus dem Boden zu stampfen. Dazu betonte ich die heutigen, wesentlich schwierigeren Zeitläufe. Dies so in etwa der wahre Sinn meiner Worte.

Voll und ganz berechtigt ist Ihr Wunsch nach akademischem Gottesdienst mit **wirklich zweckentsprechender** Predigt. Jedoch er muß auch — besucht werden. Wenn ich nicht sehr irre, bestand so etwas zu meiner Zeit in Münster. Sicherlich genügt Ihre Anregung, um, wenn wirklich ein Bedürfnis danach gefühlt wird, dasselbe zu befriedigen. Gerade in Ihrer Stadt braucht nicht lange nach einer geeigneten Persönlichkeit gesucht zu werden.

Ein tief beschämendes Kapitel schneiden Sie an mit Ihren Bemerkungen über das Verhältnis katholischer Korporationen untereinander. Vielleicht nähern Sie sich später im Leben auf Grund gemachter Erfahrungen meiner Ansicht, daß negativ entwickelter Korpsgeist eine „Eigentümlichkeit" der Katholiken (beachten Sie den Ursprung des Wortes dabei) überhaupt ist. Immer wieder erleben wir es **ja**: das Zauberwort „Rom" macht unter unseren Gegnern Herodes und Pilatus zu Freunden. Gemeinschaftlicher Haß ist stärker als — gemeinschaftliche Liebe.

* * *

Zum Schlusse sei dem Hern Referendar H. **Schmitz** in Köln, der in Nr. 33 der „Allgemeinen Rundschau" sozusagen den ersten Alarmruf erhob, nochmals das Wort gegeben:

Es dürfte an der Zeit sein, die **Kritik** der katholischen Studentenkorporationen und auch die Antikritik **verstummen** zu lassen. Zwar glaubte ich gegenüber der allzu optimistischen Anschauung Koepchens über den moralischen Zustand in den Korporationen eine mehr pessimistische zum Ausdruck bringen zu sollen. Nachdem aber beide Meinungen zu Wort gekommen sind, und, wie ich wohl annehmen darf, der allgemeine Eindruck der ist, daß man mir **mehr oder weniger** recht gibt, ist der Zweck der Kritik erreicht, und nun gilt es zu **handeln**, wenigstens aber **Wege zur Besserung zu weisen.**

Meines Erachtens sind die Mittel zur Besserung stärkere Betonung des **ersten** und **zweiten** Prinzips der katholischen Korporationen. Daß es daran im allgemeinen fehlt, wage ich trotz des Protestes des stud. phil. Alik zu behaupten. Es mag sein, daß er bessere Erfahrungen gemacht hat als andere. Selbst wenn es in allen Unitasvereinen besser steht als anderswo, so bleibt doch noch immer zu bedenken, daß diese nur einen geringen Bruchteil der katholischen Korporationen ausmachen. Ich verspreche mir auch nicht viel von dem Wirken der Korporationen selbst für regere Betätigung des ersten Prinzips; wohl aber von anderen Einrichtungen. Es sei zunächst nochmals gesagt: **man gebe uns Studentenseelsorger**; ob diese nur Studentenseelsorge ausüben oder daneben noch sonst seelsorgerisch oder wissenschaftlich tätig sein sollen, das zu entscheiden, bleibe dem einzelnen Fall überlassen. Wenigstens aber errichte oder rekonstruiere man akademische **Kongregationen** mit **tüchtigen** Präsides, die mit Studenten zu verkehren verstehen. Warum wurden bisher nur in Berlin **Exerzitien** bzw. religiöse Vorträge abgehalten?

Und dann das **zweite** Prinzip: Gründen wir auch hier interkorporative wissenschaftliche Vereinigungen! Und da heute die soziale Frage die Welt beherrscht und sich hierfür die **Angehörigen aller Fakultäten** interessieren, so dürften sich gerade die **sozial-caritativen Vereinigungen** nach dem Muster der Bonner und Freiburger empfehlen. Auch aus der Idee der **akademischen Katholikentage** ließe sich ein **brauchbarer Kern** herausschälen; doch möchte ich nicht näher darauf eingehen, da, wie ich höre, eine andere Seite dies zu tun beabsichtigt.

Im vorstehenden sollte nichts Neues gesagt, sondern aus dem Gesagten das Wichtige hervorgehoben werden. Unsere Sache ist es nun, dieses **Wichtige** bei andern durch Agitation von Mund zu Mund bekannt zu machen und dafür zu sorgen, daß die angeführten **Ideen** immer mehr in die **Tat umgesetzt werden**. Also, keine Kritik mehr, sondern **Vorschläge**, wie zu bessern ist, und **Taten**, die zur Besserung zu führen versprechen.

*) Auch dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" gingen inzwischen wieder verschiedene Mitteilungen zu, welche die Berechtigung der Beschwerden des Herrn Pomp unterstreichen.

Nochmals zur Definition des Schönen.

Von

Dr. **Eduard Lutz**, Aichach.

In Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau" erschien ein Aufsatz von P. Gisbert Menge „Zur Definition des Schönen". Die darin ausgesprochene Auffassung über die Natur des Schönen darf nicht unbeanstandet bleiben. Denn eine Reihe von, ich möchte sagen, leichten Sinnes dem Papier anvertrauten Ideen fordern zur Kritik heraus. Doch sei nicht Kritik der Hauptzweck dieser Zeilen, sondern Belehrung. Der Gegenstand ist wohl des Ernstes wert.

Zunächst ein Wort im Interesse der historisch-philosophischen Forschung. P. Gisbert erwähnt eine Stelle aus dem Sechstagewerke Bonaventuras. Nach derselben zeichnen sich die Geheimnisse der Heiligen Schrift durch große Schönheit aus; „aber sie erscheinen nur wegen der Uebereinstimmung des Darstellenden mit dem Dargestellten schön." P. Gisbert glaubt sich auf Grund dieser Stelle zum Schlusse berechtigt, Bonaventura lege das Wesen der **Schönheit** in die „Uebereinstimmung der Darstellnng mit dem dargestellten Gegenstande".

Dieser Schluß ist unstatthaft. Bonaventura spricht an erwähnter Stelle ausdrücklich nur von **Geheimnissen**, welche sich unmittelbar auf Gott beziehen und aus dieser Beziehung ihre Schönheit schöpfen. Es ist dies ein Gedanke, der sich durch die gesamten Werke des seraphischen Lehrers des Mittelalters zieht: Gott ist der Urquell alles Schönen, Wahren und Guten, die „ars aeterna". Darum sind die Geheimnisse, welche sich unmittelbar auf ihn beziehen, wie überhaupt alles, was Abbild Gottes bzw. seiner Idee ist, schön. Doch darauf sei hier nicht weiter eingegangen.

Wir heben nur folgendes hervor. Gott ist schön, der Quell der Schönheit, sagt Bonaventura, und darum ist sein Abbild „conformitas" notwendig auch schön; das Abbild empfängt sein Attribut vom Urbilde, die „conformitas" von der „Form". Sollte dieser Satz für das ganze Gebiet der Aesthetik allgemeine Geltung haben, dann müssen wir ihn auf alle Fälle anwenden können. Nun aber, greifen wir einen der typischen Fälle P. Gisberts heraus. Die zerlumpten Bettelbuben sind nichts weniger als schön; ich füge hinzu, die alte Hexe oder die Harfenjulle mit schielenden Augen und einer Zahnlücke ist häßlich, die Hexe aber und die Betteljungen, die der Künstler malt, sind schön. Nach P. Gisbert ist die Schönheit im letzteren Falle auch auf „das wirkliche Urbild" zurückzuführen.

Die Unzulänglichkeiten liegen auf der Hand. Nego paritatem! Zwischen Gott und den Geheimnissen, den Dingen und dem nach ihnen verfertigten Bild des Künstlers liegen andere

Verhältnisse. Gott ist die Schönheit selber, die erwähnten Typen der Außenwelt aber sind unschön, vielleicht häßlich. Ihr Abbild kann darum nicht aus gleichem Grunde schön sein. Ich will gleich noch eins hinzufügen, worauf wir noch zurückzukommen haben: Der größte Künstler wäre nach P. Gisbert bezw. Bonaventura nichts mehr als der treueste Kopist.

Dann nennen wir nach P. Gisbert ein Bild nur schön, wenn und weil es eine naturgetreue Wiedergabe des Objektes ist. „Uebereinstimmung der Darstellung mit dem dargestellten Gegenstande.“ Es sei nebenbei noch bemerkt, daß die Definition Bonaventuras vom Schönen ganz anders lautet. Man muß dieselbe aber dort suchen, wo Bonaventura von der Einwirkung der Dinge auf uns und von dem diesen Eindruck begleitenden Gefühle des Schönen, Angenehmen und Wohlgefallens ausdrücklich spricht. Wir können P. Gisbert verraten, daß Bonaventura daselbst das Gefühl des Schönen in ganz modernem Sinne erklärt. Er sucht nämlich, was ihm, dem Lehrer des 13. Jahrhunderts, nicht hoch genug angerechnet werden kann, einen Hauptfaktor für das Zustandekommen des Schönheitsgefühles in dem betrachtenden Subjekte selber. Und von da aus erhält die Definition des Schönen einen ganz eigenartigen Charakter. Man hat in neuerer Zeit „schön“ das genannt, was gefällt; Bonaventura würde auch sagen, was freut, ergötzt, angenehm ist. Doch genug hiervon. Von P. Gisberts Ausführungen wollen wir sprechen. Wir wollen zeigen, daß nicht darin der Grund des Schönheitsgefühles liegt, worin er es sucht.

„Daß zwei zerlumpte Bettelbuben auf der Straße eine Traube verzehren, ist an sich nichts Schönes. Doch welch ein Zauber liegt auf Murillos malerischer Wiedergabe einer solchen Szene!“ — Beides stimmt. Aber der Zauber liegt keineswegs darin, daß die Szene „naturgetreu auf Leinwand“ gezaubert ist.

Wäre die naturgetreue Wiedergabe der Grund der Schönheit, dann müßte die sorgfältige Photographie, das Bild im Spiegel den Eindruck höchster Schönheit machen. Nun liegt tatsächlich etwas in jeder Photographie, in jedem Spiegelbild, was das Bild wenigstens e i n e m in der Regel gefallen macht: Das Bild im Spiegel gefällt dem sich spiegelnden Subjekte. Das ist Eigenliebe, sagen wir. Das Subjekt hat Freude an dem Bilde, weil es sich in einer Weise selber darin findet. Dies ist sehr wichtig. Doch soll darauf noch nicht weiter eingegangen werden.

Im allgemeinen bezeichnen wir aber eine Photographie, das Spiegelbild keineswegs als Vollendung der Schönheit, wir finden in demselben nicht unsere „ästhetische Befriedigung“ trotz der naturgetreuen Wiedergabe. P. Giesbert verhehlt sich dies nicht. Und er sagt nun: zur Kunst gehöre eben menschliche Tätigkeit. Eines dabei ist richtig: Kunst kommt von „Können“, „machen können“. Aber das andere will mir nicht einleuchten: daß wir das Abbild auf der Leinwand für schöner — der Ausdruck paßt nicht recht — halten, weil es der Künstler, — nein, — weil es die Menschenhand hingezaubert hat. Die Freude am Kunstwerk, der ästhetische Genuß wäre danach nichts weiter als „Wohlgefallen an der „g e l u n g e n e n“ Darstellung“. S. 489.

Wer schon einmal ästhetisch betrachtet hat oder betrachten konnte, der wird sich erinnern, daß bei der reinen Betrachtung, beim reinen, wahren ästhetischen Genuß jeder Gedanke an den Künstler, die Arbeit, das „Gelungensein“ geschwunden ist. Und nehmen wir an: Es malte einer eine Traube so naturgetreu, daß die Vögel kommen und daran zu picken versuchen, oder er malte ein heranziehendes Heer so, daß die vorderste Reihe der Pferde über das Bild hinaus zu treten scheint. Wäre das ein Kunstwerk? Wenn es auf die naturgetreue Wiedergabe ankäme, wäre es sicher ein solches! — Der Künstler darf aber nicht in erwähntem Sinne „naturgetreu wiedergeben“, sondern er soll als Künstler idealisierend arbeiten. Das Reich des künstlerischen Schaffens, der ästhetischen Betrachtung und der ästhetischen Wirkung ist eine eigene Welt für sich.

Es genügt nicht, um Künstler zu sein, daß einer Fertigkeit hat in der Wiedergabe der Außenwelt; der Gottesfunke, die Himmelsgabe muß in ihm liegen, kraft der er über diese Welt sich erheben und andere mit sich höher zu ziehen vermag. Es sind dies keine leeren Worte. Und das größte Gesetz des Künstlers heißt: arbeite als Künstler, nicht als Handwerker; schaffe Werke, welche den Betrachter die irdische Welt des Raumes und der Zeit vergessen machen. Idealismus ist und bleibt die Grundforderung, welche wir an den Künstler auf jeglichem Gebiete stellen.

Wenn das wahr ist, dann muß jeder Künstler Idealist sein. Und in der Tat, auch der Realist ist es, wenn er wirklich realistischer „Künstler“ ist. Denn des letzteren Aufgabe ist es, das Reale künstlerisch, d. h. so darzustellen, daß bei dessen Betrachtung jeder Gedanke an die Wirklichkeit bei dem schwinden muß, der der ästhetischen Betrachtung fähig ist.

Der Realist dagegen — leider gibt es deren zu viele — der nur naturgetreu wiedergibt, unter Aufwendung der unkünstlerischsten Mittel naturgetreu zu werden und zu bleiben bestrebt ist, ist kein Künstler. Und das, was er schafft, ist damit in gleicher Weise gerichtet und nicht zum wenigsten das Publikum, das ihm Beifall zollt.

Noch ein Wort über den Idealismus und Realismus. In der Kunst gibt es eigentlich keinen „G e g e n s a t z“ zwischen Idealist und Realist. Beide idealisieren, schaffen für eine Idealwelt. Beide arbeiten nach denselben Gesetzen und beider Werke sind aus demselben Grunde schön. Der „Unterschied“ — denn nur von einem solchen können wir reden — zwischen Realist und Idealist kann nur der sein: Ersterer, der Realist hebt Gegenstände der Sinnenwelt unter Beibehaltung der sinnlichen Form in die Idealwelt bzw. in das Reich der reinen Betrachtung; letzterer dagegen kleidet „Ideen“ in sinnliche Form nach den Gesetzen der Aesthetik, welche in ihm als Künstler lebendig sind.

Beide begegnen sich im Reiche der Kunst, reichen sich, wenn sie sich eben als Künstler begegnen, versöhnend und als Brüder die Hände.

Ob die Darstellung des Häßlichen schön ist?

Die „lebenswahre“, d. h. die irdisch-, räumlich- und zeitlich-, lebenswahre Darstellung des Häßlichen nie. Wenn es dagegen im Reiche des Idealen erscheint, reiht es sich an die übrigen „künstlerischen“ Produkte in gewissem Sinne gleichwertig an. Im wahren Kunstwerke verschwindet eben das Häßliche so gut wie das irdisch Sinnliche, das im Reiche der Kunst keinen Platz hat.

Doch haben jene nicht ganz recht, welche sagen: Es gibt nur sinnliche Schönheit. Die Aesthetik, die Lehre von dem Schönen, habe es mit den Formen zu tun. Diese Einschränkung mag sich die Aesthetik als Wissenschaft gefallen lassen. Dann umfaßt sie aber nicht mehr das ganze Gebiet des Schönen und — wohl besser gesagt — der ästhetischen Wirkung. Die Aufgabe der Kunst läßt sie aber dann total aus dem Auge. Denn die Formen sollen doch etwas zum Ausdruck bringen. Und nun kommt es darauf an, daß der Künstler sein Objekt in solche Form zu kleiden versteht, daß das Ganze aus der idealen, der ästhetischen Welt zu uns spricht. Das Objekt, die Idee darf sich nicht mit Räumlichzeitlichem verknüpfen, und auch die Form darf sie nicht in dieses Gebiet herunterziehen. Wir haben also beim Kunstwerk zu unterscheiden zwischen Inhalt und Form. Und auch auf den ersteren an und für sich kommt es an. Sonst brauchten die Künstler nicht nach Landschaften zu jagen. Wir werden doch nicht sagen, daß diese oder jene reichere Landschaft, dieser oder jener Inhalt den Kunstwert des Bildes nach seiner formellen Seite erhöht. Das wäre Torheit. Aber die Bedeutung des Kunstwerkes vermag jenes Element trotzdem zu heben. Inhalt und Form beim Kunstwerk von einander zu trennen, kann eben nie erlaubt sein. Denn die Formen sind nie für sich da, sondern um etwas zum Ausdruck zu bringen. Das Werk, bei dem der künstlerische Inhalt, die „Stimmung“, zurücktritt, ist nur ein einseitig vollendetes Kunstwerk. Vielleicht können wir schlechthin sagen: Es ist ein Werk technischer Vollendung. Gibt es aber deren, die nur letzteres sind? Doch genug davon. Die eigenartige Bewandtnis, welche es zwischen Inhalt und Form beim Kunstwerk hat, kann hier nicht zum Austrage kommen.

Nach der von Bonaventura übernommenen Definition des Schönen hätte P. Gisbert endlich kein Recht, das Gebiet der Kunst einzuschränken. An und für sich wenigstens dürfte es nicht eingeschränkt werden, da bei „naturgetreuer“ Wiedergabe nach ihm immer etwas Schönes herauskommen muß. Darum sollte man mit ihm für das ganze Gebiet der Kunst sagen können: „Kunst ist doch für alle da“. Das ist aber nicht wahr. Zwar hat ihr keineswegs Gott „Grenzen gezogen“. Die Kunst an und für sich, das wahre Kunstwerk, besitzt eine „Dispens vom Sittengesetz“. Aber die Schwächung der menschlichen Fähigkeiten, die böse Lust, die überall gerne nur Sinnliches sieht, die Unfähigkeit, ästhetisch zu betrachten, sei es infolge mangelhafter harmonischer Entwickelung der Fähigkeiten bei den Kindern und bei der Jugend, oder auch bei Erwachsenen, rufen dem Künstler ein im Gewissen verpflichtendes Halt entgegen.

Niemand verlangt von einem Kinde, daß es Logarithmen aufschlage oder einen großen mathematischen Beweis führe. Aber der ästhetischen Betrachtung soll es ganz und gar fähig sein. Und doch, welches von beiden ist leichter?

Noch auf andere Unrichtigkeiten bei P. Gisbert könnte aufmerksam gemacht werden. So, wenn er konsequent seine

Definition sagt, das Häßliche bestehe „im Widerspruche zwischen der Darstellung und dem dargestellten Gegenstande". Wenn ich danach etwas dem Häßlichen Widersprechendes malte — dies wäre offenbar etwas Nicht-Häßliches oder etwas Schönes — dann wäre auch dieses häßlich.

Worin erblickt P. Gisbert den Widerspruch?

Oder, ein starker Löwe ist zu malen, und nun male ich einen schwachen Löwen. Ist das Bild notwendig häßlich?

Was heißt ferner: Die „Darstellung muß den Eindruck des in sich Wahren machen", „die Uebereinstimmung" — zwischen Wirklichkeit und Kunstwerk — muß „eine ideelle sein"?

Und nun noch ein Letztes, womit wir uns nicht allein gegen P. Gisbert wenden:

Wenn auch die Uebereinstimmung der Darstellung mit dem dargestellten Gegenstande in uns das Gefühl des Schönen hervorriefe, wenn auch Einheit in der Mannigfaltigkeit uns als schön erscheint, wenn auch schön ist, was bei interesseloser Betrachtung gefällt, so frägt sich immer noch: „**Warum**" ruft dies alles in uns das Gefühl des Schönen hervor? Erst die Antwort darauf vermag der Definition des Schönen näher zu kommen. Es handelt sich nicht darum, zu wissen, welcher Gegenstand und wann ein solcher schön ist, sondern warum „ich" das Gefühl des Schönen habe, was **ich** in dem Kunstwerke finde. Erst nachdem wir den psychologischen Vorgang analisiert haben, werden wir den Quell entdecken, aus dem das Gefühl des Schönen strömt.

Auf einem anderen Wege ist ihm P. Gisbert auch begegnet, aber ohne sich dessen so recht bewußt zu werden, wie es mir scheint. „Da Gott ferner kein totes Sein, sondern die Fülle des Lebens ist, so muß auch die Kunst **Lebendigkeit** offenbaren." S. 489.

Wir schließen unseren Aufsatz, wenn auch nicht unseren Exkurs in das Gebiet des Schönen, mit den Worten:

Ja, nur das Leben ist schön, und nur weil ein Kunstwerk Leben atmet, reines Leben, aus dem alles Lebenverneinende, beeinträchtigende geschwunden ist, weckt dasselbe in uns ästhetische Gefühle.

Und um jedem Mißverständnisse vorzubeugen, fügen wir etwas Bekanntes hinzu:

Der Mensch hat nicht nur sinnliches Leben, sondern auch geistiges, nicht nur sinnliche Bedürfnisse, sondern auch sittliche, religiöse, intellektuelle. Weil in der Harmonie all dieser Fähigkeit vor uns der Idealmensch ersteht, so darf die Kunst nicht dagegen sündigen. Denn sie soll das Ideale schaffen, darstellen. Damit haben wir den Weg gezeigt, auf dem wir zu der Definition des Schönen gelangen wollen.

Den Vergessenen!

Herbstlich schon die Fluren wildern,
Wehmut durch die Lande zieht —
Sehnsucht such' ich, Weh zu mildern,
Das mein trauernd Herz durchglüht.

Allen möcht' ich Lieder spenden,
Denen heut' kein Tränlein quillt, —
Noch von liebevollen Händen
Neu der Weihbronn wird gefüllt.

Wo ein Herz nach bangem Streiten
Schlummert von der Weltlust müd',
Möcht' den Arm ich segnend breiten,
So aus Frieden Trost erblüht.

Kränze möcht' ich, Blüten bringen,
Grüße in die Gruft hinab, —
Harfen sollen trauernd klingen,
Über des Vergess'nen Grab. —

Herz! O kannst du Bess'res wählen?
Bet' an der Vergess'nen Gruft!
Allerseelen, — Allerseelen,
Zittert's durch die Abendluft. — — —

Jos. Hermann Keim.

In Santi Quaranta und Patras.

Skizze von Marie Amelie von Godin.

Die leise bewegten Wogen des Meeres glitzerten in der Sonne und unser schönes Schiff glitt sachte dahin — mühelos, beinahe als fliege es durch die Lüfte. Vor wenigen Stunden hatte es im Hafen von Korfu die Anker gelichtet und nun fuhr es an der albanischen Küste entlang.

Wohl war am Gestade beinahe kein Baum zu sehen, fast kein Strauch, aber das Land war doch schön in seiner großartigen und eindrucksvollen Oede. Statt Korfus Orleander- und Orangenbäumen, statt seiner betäubenden Blütenpracht nur einige verkrüppelte Oliven — aber hier wie dort das gleiche strahlende Sonnenlicht, hier wie dort das Azur, die in der Ferne so wunderbar verschwimmenden Farbentöne des Meeres, die kristallklare, durchsichtige Atmosphäre, welche an den Riffen und Felsen des Gestades jede Spalte, jede Zacke klar und scharf umrissen erkennen läßt — dabei die eigentümlich fließenden Linien des Gebirges, an denen das Auge mit wahrem Entzücken haften bleibt.

Etwa um 3 Uhr nachmittags fuhren wir in die Bucht von Santi Quaranta. Wer sich eine Stadt oder auch nur ein größeres Dorf erwartet hatte, wurde enttäuscht, aber wer, wie ich, auf etwas recht Eigentümliches und für das Land Bezeichnendes gehofft, der konnte sicherlich zufrieden sein.

Zwischen dem Meere und den steil abfallenden, aber nicht allzu hohen Bergen war eine Reihe von Gebäuden. Je näher wir kamen, desto größer und lebhafter wurde unser Staunen, denn in den Häusern waren große Breschen, einige hatten kein Dach mehr, die Läden waren von den Fenstern gerissen und das Mauerwerk drohte an hundert Stellen einzufallen. Nur zwei Häuser, darunter ein Hotel, schienen unversehrt. „Das ist so seit dem griechisch-türkischen Krieg, da wurde Santi Quaranta beschossen, erklärte man uns, und seitdem wurde nichts wieder aufgebaut."

Dicht neben dem Hotel, auch am Rande des Meeres, sind die Ueberreste eines römischen Forts; schon im Altertum war also dieser sichere, gute Hafen bekannt.

Im Hintergrunde führen einige kleine Straßen auf die Höhen, Maultiere und Esel ziehen schwer beladen dahin, von ihren Herren gemessenen Schrittes begleitet.

Eine große, stimmungsvolle Weltabgeschiedenheit liegt über Santi Quaranta.

Trotz seiner Verwahrlosung ist es ein ziemlich bedeutender Handelsplatz, für die Ausfuhr des albanischen Hinterlandes wichtig genug, um sogar von den Eildampfern des österreichischen Lloyd angelaufen zu werden.

Hierher kommen die vornehmen Albaner, selbst wenn sie den Rest des Jahres in ihren glänzenden Palästen am Bosporus verbringen, zur Jagd. Die Umgebung ist ein wahres Eldorado für Liebhaber des edlen Weidwerks.

Solch ein junger Albaner, der mit kurzen Unterbrechungen neun Monate in Santi Quaranta gewesen, stieg ein, um mit uns nach Konstantinopel zu fahren. Es war ein eleganter und liebenswürdiger Kavalier von weltmännisch sicherer, höflicher Art und abendländischer Bildung. Seine Kleidung war ganz europäisch, nur trug er das Fes und einen zierlich gestickten Albanermantel. Mit ihm kam in einem Käfig ein zahmes Reh und sein Jagdhund an Bord, der manchesmal durch klägliches Geheul seine geringe Freude an der Seefahrt zu erkennen gab.

Außer dem vornehmen Bey bestiegen noch gewiß zwanzig Passagiere 3. Klasse unser Schiff. Ich habe sie später unten im Schiffsraume besucht. Mit Polstern und Teppichen hatten sie es sich bequem gemacht, brauten ihren Tee, immer eine Familie beisammen — in den schönen bunten Trachten und Fetzen des Orients! Da die Schiffe nicht am Lande anlegen können, war die ganze Gesellschaft in Boten herzugefahren. Trotz der kleinen Kinder ging die Umschiffung gut und für orientalische Verhältnisse mit merkwürdig wenig Geschrei vonstatten.

Als dann nach Aus- und Einladen unser Schiff sich wieder in Bewegung setzte, stand ich noch lange auf Verdeck und sah zu der eigentümlichen Ansiedlung hinüber, denn Santi Quaranta hat gewiß nicht seinesgleichen auf Erden.

Am nächsten Morgen weckten mich in aller Frühe die Kommandorufe der wachhabenden Offiziere und ein heftiger Ruck, der das ganze Schiff durchzitterte.

Ich schlief allein in einer der Verdeckskabinen. Das ist schön, dachte ich mir, wir sind sicherlich aufgefahren, rieb meine Augen und sah durch das Fenster hinaus. Indes, alles, was ich

erblicken konnte, war ein Stück sonnenbeschienenen Hafendamms. Das sah nicht besorgniserregend aus. Freilich, irgend etwas war nicht in Ordnung, denn wir fuhren langsam zurück, und von der Brücke tönte immer noch laut und bestimmt die Stimme des Kapitäns.

Bevor wir untergehen, wird man mich schon wecken, dachte ich und schlief weiter.

Als ich zwei Stunden später auf Verdeck kam, begegnete ich dem Kommandanten. „Nun, wie geht's?"

„Schlecht, das Steuer ist gebrochen."

Das also war's gewesen! Gerade bei der Einfahrt in den Hafen von Patras brach das Steuer, und das Schiff, das natürlich nicht im selben Augenblick zum Stehen gebracht werden konnte, drehte sich ein wenig und fuhr leicht auf eine Sandbank auf.

Im Laufe des Vormittags wurde der Schaden repariert.

Wir Passagiere waren über den verlängerten Aufenthalt gar nicht traurig, denn Patras, mit seinem schönen alten Kastell, seinem großartigen Hintergrund von Bergen, lag im Sonnenlichte vor uns.

Wir stiegen auch an Land.

Patras ist nun freilich keine Großstadt — der Zug aus Athen hält z. B. auf offener Straße — aber ihre weißen Häuserreihen und eine große Kirche mit abgestumpften Türmen passen sich dem Landschaftsbilde anmutig an.

Vom Hafen bis zum Kastell sind etwa 20 Minuten zu steigen, dann tritt man in die alten Umfassungsmauern.

Im Zweifel, welche Treppe wohl auf die Türme führe, blieben wir einen Augenblick stehen, als uns ein Mann anrief: „Sprechen Sie italienisch?"

„Gewiß," antworteten wir erfreut.

„So kommen Sie mit mir."

Er schritt uns voraus, ein großer rothaariger Geselle.

Oben auf der Zinne bot sich uns ein unvergleichlich schönes Bild: vor uns die Stadt mit ihren winkeligen Gassen und Sträßchen, darüber hinaus das Meer mit unserem Schiff und dann wieder, leuchtend beschienen, die griechische Küste, rechts, zwischen steilen Bergen, die Einfahrt zum Golf von Korinth und hinter uns, von schwarzen Wetterwolken teilweise düster eingehüllt, das Gebirge. Was läßt sich Herrlicheres denken, als diese Vereinigung von Meeres- und Bergesschönheit!

„Ich lebe nun beinahe 7 Jahre im Kastell, in 3 Monaten werde ich entlassen," sagte unser Führer.

Wir blickten erstaunt auf: „Wieso?"

„Das Kastell ist ein Zuchthaus!" erklärte er.

„Ein Zuchthaus? — Warum sind Sie dann hier?" „Ich bin Seemann gewesen, sagte er, und habe Unglück gehabt. Ich kam mit einem anderen Italiener in Streit, gerade, als wir aufs Schiff gingen, und es war Gottes Wille, daß ich eben ein Messer bei mir hatte."

„Ein Messer," rief ich entsetzt, „und da haben Sie ihn gestochen?"

„Er war gleich tot," meinte er achselzuckend, „es war eben ein Unglück!"

Ich wußte nicht, sollte ich mich mehr über die Tat oder über seine Gleichgültigkeit entsetzen.

„Aber ich habe mich so gut geführt," fuhr er stolz fort, daß ich jetzt die Schlüssel habe. Sehen Sie! — und er hielt den Schlüsselbund in die Höhe — abends, auch wenn sie untertags nicht heraus sollen, schließe ich die Kameraden ein, ich selbst muß nur für die Nacht hinein. Aber ich freue mich heraus, meine Frau, mein Sohn sind auch froh, wenn ich komme, wenn es ihnen unten in der Stadt auch allein gar nicht schlecht ging. Sie haben mich oft besucht. Und dann werde ich wieder Seemann." All das sagte er lächelnd.

Dann führte er uns in den Gefängnishof. Nur durch ein starkes Gitter nach außen abgeschlossen waren hier die Gefangenen in einem großen Raum zu sehen. Sie sangen und riefen uns Scherzworte heraus.

„Addio", rief unser Führer und grüßte mit der Höflichkeit, die den Italiener nie verläßt. Sieben Jahre in dieser wüsten Gesellschaft! Da hatten wir es wahrhaftig besser, die wir auf unserem guten Schiff all den Herrlichkeiten des Orients entgegenfuhren!

Herbstwanderlust.

Der Herbstwind jagt durchs falbe Laub,
Er fegt die feuchten Gassen.
Da läßt es nimmer mich daheim,
Muß Hut und Mantel fassen.

Ich wandre ja fürs Leben gern,
Wenn rasch die Wolken fließen,
Und über mir in schnellem Flug
Die Kranichheere ziehen.

Und wehret meinem Fuß der Wind,
Will mir das Wandern neiden:
Es gibt erst rechte Wanderlust,
Muß man den Weg erstreiten.

Drum wandre ich fürs Leben gern,
Wenn rasch die Wolken fließen,
Und über mir in schnellem Flug
Die Kranichheere ziehen.

Hel. Pagés.

Berliner Theaterstudien.

Von

Johannes Mayrhofer.

Ein glücklicher Stern hat mich für ein paar Wochen nach Berlin geführt, nach der Hauptstadt des Reiches und der Intelligenz, der Stadt der Kirchen-, aber auch der Theaterbauten. Etwa dreißig Bühnen widmen sich dem Dienste der Musen — natürlich chacun à son goût — und noch ist dem „schreienden Bedürfnis" nach Kunst nicht Genüge geschehen. Man baut und baut. Quousque tandem?

Die Theater sind vielfach sehr vornehm angelegt, selbst in den Foyers und Restaurationssälen ist nicht gegeizt mit Spiegeln, Purpur und Goldesglanz, elektrischem Licht und Musik und allem, „was Menschenbrust bewegt". Besonders groß sind sie indes nicht alle. Die Zahl der Plätze im „Kleinen Theater" z. B. taxiere ich auf vierhundert. Erster und zweiter Rang, Galerie, Sitzplatz und Stehplatz, sind hier wie anderswo im Reiche der Möglichkeiten geblieben.

Bisweilen sind die Theater ganz veilchenhaft verborgen irgendwo hineingebaut. Es gibt hochfeine Musentempel, von deren unmittelbarer Nähe man absolut keine Ahnung hätte, wenn nicht eine in die Augen fallende Inschrift über einem Portal von ziemlich gewöhnlichen Dimensionen den schweren Glauben an ihre Existenz erleichterte. Und unternimmt man etwa im „Trianon-Theater" in der Pause einen kleinen Spaziergang durch das Vestibül, so wird man da plötzlich durch ein dumpfes Rollen aus seinen kritischen Träumen aufgescheucht: Aha, die Eisenbahn über unseren Köpfen. Hoffentlich bricht sie nicht durch. . . .

Einen Vorteil hat diese Anlage kleinerer Theater aber gewiß, vorausgesetzt, daß sie etwas Tüchtiges leisten. Es liegt dem Ganzen — um wieder auf die Kirchenbauten zurückzukommen — wohl ein ähnlicher Gedanke zugrunde, wie bei zahlreichen Neuschöpfungen auf diesem Gebiete — ich muß da so recht an das Programm der protestantischen „Indre Mission" in Kopenhagen denken: Beau… zu erreichen, an vielen Stellen, wenn auch im kleinen. Und da die Theater überdies in der glücklichen Lage sind, Billetts zu verkaufen — mit Schmerz sei es gebucht, die Preise sind manchmal auch sehr vornehm — so kann sich wohl eine ziemliche Anzahl von Apollos Heiligtümern auf dem Boden der Hauptstadt ihres Daseins erfreuen. Bald dürfte es indes doch genug des Guten sein.

* * *

Es gab wieder allerhand Premieren. Im Residenztheater ging „Triplepatte" von Bernard und Godfernaux (deutsch von Wolff-Jacoby) über die Bretter, um jetzt Tag für Tag wiederholt zu werden. Der Vicomte de Houdan, welcher sich immer von den Verhältnissen treiben läßt, dabei aber, wie Ibsens Peer Gynt, ein unüberwindliches Grauen vor dem letzten entscheidenden Schritt hat, der sogar noch auf dem Standesamt, wo er natürlich die ganze Hochzeitsgesellschaft in tausend Höllenqualen eine halbe Stunde hat auf sich warten lassen, statt des Jawortes die Erklärung abgibt, so was müsse er sich erst wohl überlegen, und der dann nach längst aufgehobener Verlobung schließlich doch noch seine Yvonne lieben lernt und schätzen, so daß sie sich zum Schluß — trotz Triplepatte! — wirklich noch kriegen — dieser seltsame

„Held“ wurde vom Direktor des Theaters selbst, von R. Alexander mit großem Geschick verkörpert. Auch die glänzende Szenerie, speziell der Kurort im ersten Akt, und überhaupt das ganze bunte Leben des figurenreichen Stückes trägt sicher bei, dem leichtgeschürzten Schwank die Gunst des Publikums zu erhalten.

Im „Neuen Theater“ erlebte Walter Bloems „Jubiläumsbrunnen“ seine Erstaufführung unter der Regie des Verfassers. Ein unerquickliches Drama. Anfangs ein eigentliches Thesenstück, in dem die Frage über das Nackte in der Kunst herumdiskutiert wird, zum Schluß eine Metamorphose ins bürgerliche Familiendrama. Als Vertreter der beiden sich auf Leben und Tod befeindenden Richtungen stehen zwei „Pfarrer der reformierten Gemeinde“ da, Georg Ellmenreich und Jonathan Kottsieper, dieser trotz all seiner Bibelsprüche ein bornierter Mensch, stets bereit, das Kind mit dem Bade auszuschütten, ohne die geringste Vorstellung von der Kunst, die natürlich nur ein Werk des Teufels sein kann, jener, bei all den sympathischen Zügen, mit denen Bloem ihn krampfhaft auszustatten sucht, nur ein großes Kind, ohne Idee von Seelsorge und Pädagogik. Das schmutzige Werk, das sein verlotterter Neffe Hellmuth geschaffen, der nuditätenwimmelnde Jubiläumsbrunnen, ist natürlich dem Herrn Pastor ein ganz harmloses Spielzeug, und er unternimmt es, die entsetzte Gemeinde von der Kanzel herab für die unschuldigen Kunstgenüsse zu erziehen. Als sich Hellmuth — in seinen Manieren übrigens ein ziemlich ungewöhnlicher Flegel — hinreichend in Ellmenreichs Tochter verliebt, möchte der Pastor, dem doch allmählich vor seiner Gottähnlichkeit bange wird, das geliebte Kind vor diesem seltsamen Genie retten. Aber es ist zu spät. Im entscheidenden Augenblick wirft sie sich ihm an den Hals, indes der arme Pastor aufseufzt: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei ....“ und kraftlos in sich zusammenbricht. Daß die Frage nach der Verderblichkeit oder Unschädlichkeit des Brunnens, der gerade draußen von den Bürgern demoliert wird, im Stücke korrekt behandelt und gelöst sei — übrigens gehören solche Untersuchungen nicht auf die Bühne —, das können wir leider nicht behaupten, und was das Familiendrama betrifft, so ist es uns nicht möglich, an ein glückliches Schicksal der armen Isolde zu glauben. Wohl nur zu bald wird sie erfahren, daß die Gattin eines Hellmuth Ellmenreich „unter Tränen erzogen“ werden muß — wir brauchen seine eigenen Worte, die er kurz zuvor keck genug gewesen, vor dem Vater hinzuwerfen. Und wenn diese „Erziehung“ fehlschlägt, was dann? Dann wird sie eben „abgestoßen“. Atheistisch vorurteilslose Genies im Stile der Hellmuth Ellmenreich stolpern über keine unauflöslichen Bande. Arme Isolde!

So wenig wir nun wünschen können, daß der „Jubiläumsbrunnen“ noch lange seine trüben Gewässer im „Neuen Theater“ hervorplätschert, so dankbar sind wir eben derselben Schaubühne für die vorzügliche Darbietung von Miguel Echegarays „Caridad“. Der bezeichnende Titel war leider verflüchtigt in den ziemlich nichtssagenden „Magdalena“. („Spanischer Schauspielzyklus unter dem Protektorate Sr. Maj. des Königs von Spanien.“ Oberleitung: Erich Paetel.)

Magdalena, die Nichte des reichen Jorge de Oviedo, widmet sich in selbstlosester Aufopferung dem Dienste der Unglücklichen. Das schützt sie indes nicht davor, daß ein paar nichtswürdige Menschen, die außer ihrem Grafen- resp. Herzogsnamen nicht viel Rühmliches aufzuweisen haben, das Glück der edlen, schönen Jungfrau ihren selbstischen Absichten zu opfern suchen. Magdalena will diese Verbindungen nicht, ihr Herz gehört dem vortrefflichen, wenn auch unbegüterten Carlos. Der ist auch der Kandidat des Onkels, des alten skeptischen Onkels, dem das Leben besonders den einen Satz beigebracht, daß es keine Dankbarkeit gibt. Beinahe scheint es, daß der Onkel, diesmal wenigstens, recht haben soll, denn Beatrix, ein armes, hilfloses Wesen, das Magdalena einem herzlosen Gaukler abgekauft und wie eine Schwester bei sich gebildet und erzogen, verliebt sich mit der ganzen Wildheit ihrer Natur in Carlos. Sie rettet ihn vor einem der nichtswürdigen Adeligen, der ihn durch ein Duell ermorden will. Aber Magdalena, ihre eigene edle Retterin, haßt sie beinahe. Grimmig kämpfen in ihrer Brust die widerstreitenden Gefühle. Doch siegt in ihr das Edle, sie verzichtet, sie gönnt Magdalena ihr Glück und — schweigt. Dem alten Jorge aber gibt sie den Glauben an die Menschheit und an die Dankbarkeit zurück.

Das alles ist aber nicht in gutgemeinten, erbaulichen Redensarten entwickelt, sondern in einem Drama, das wirkt und packt. Es ist mir einfach unerfindlich, wie ein Berliner Kritiker behaupten onnte, unter den Personen des Stücks befinde sich „ein einziger Mensch — der alte Herr von Oviedo, unter Larven die einzig ühlende Brust“. Ist denn nicht Magdalena selbst, deren heitere indliche Tugend vielleicht einzelnen modernen Großstädtern etwas nglaublich vorkommen könnte, wie nach dem Leben gezeichnet? ja, es gibt auch in sehr vornehmen Familien eine Caritas, die urch den Glauben allen Jammer und Schmutz und Undank überindet; ich wurde bei dieser Magdalena lebhaft an eine ganz ntsprechende Persönlichkeit erinnert, deren schönes, stilles Wirken n Dienste der Menschheit ich noch unlängst bewundern konnte. enn besagter Rezensent den Lustspielton nicht immer getroffen eht, so gebe ich ihm allerdings vollkommen recht. „Magdalena“ ebensowenig eine Komödie, wie viele der großen „Comedias“, e Calderon de la Barca unsterblich gemacht. Es freut mich, daß das Publikum die „Magdalena“ besser gewürdigt, wie der laute Beifall unzweideutig kundtat.

Entschieden komödienhaft war dagegen eine Novität von Bernard Shaw, „Man kann nie wissen“, die uns im „Kleinen Theater“ beschert wurde. In dem Moment, da der Vorhang sich teilen will, ertönt ein furchtbares Quieken auf der Szene. Der Vorhang geht auseinander, und vor uns steht eine junge Dame, die auf nicht mißzuverstehende Weise an ihre Wange greift, neben ihr in stoischer Ruhe Dr. Valentine, der junge Zahnarzt. Daß dieses Drama uns nicht in medias res versetzte, könnte selbst ein Feind nicht behaupten. Im übrigen war die Komposition nicht immer tadellos. Die Versöhnung der kuriosen Frau Clandon, der Verfasserin der „Frau im 20. Jahrhundert“, mit ihrem allerdings nicht kongenialen Mann, den sie fast zwei Dezennien nicht mehr gesehen, ist doch allzu äußerlich herbeigeführt. Auch sonst könnte wohl einmal besser vermittelt und motiviert werden. Das Publikum war indes sehr dankbar für die Komik verschiedener Situationen und für das sehr talentvolle Spiel Harry Waldens, der sich seiner Aufgabe selbst da gewachsen zeigte, als es galt, in schrecklich-schönem Realismus an seinem eigenen bärenhaften Hauswirt alle Schauer einer zahnärztlichen Praxis zu erproben. (Wohl nur Zufall war es, daß bei dieser Apotheose des Zahnarztes das erste Inserat in der Theaterzeitung von Krügers Zahnklinik herrührte; jedenfalls weiß ich nicht, ob die Darbietung des Abends sonderlich zum Besuche eines solchen Instituts einlud.) Walden imponierte gleichfalls durch seine trefflichen Leistungen in dem immer wieder gegebenen Wildeschen Schauspiel „Ein idealer Gatte“.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Josephine Rottmann ließ ihrer Medea die Goethesche „Iphigenie“ und (im Residenztheater) die Janetta in Brieux „roter Robe“ folgen. Sowohl die Idealgestalt des Griechentums im Lichte deutscher Klassizität, wie die baskische Bäuerin mit dem robust leidenschaftlichen Empfinden fanden eine nicht nur bühnenwirksame, sondern auch seelisch vertiefte Verkörperung und bestätigten die schon bei Beginn des Gastspiels gewonnene Ueberzeugung, daß die junge Künstlerin würdig ist, eine erste Stelle an unserer ersten Bühne einzunehmen. So ist es freudig zu begrüßen, daß das Engagement (vorbehaltlich der Allerhöchsten Genehmigung) bereits abgeschlossen ist. Kleine Unebenheiten in der Sprachbehandlung fehlten zwar auch in den letzten Rollen nicht, wir sind aber überzeugt, daß sich diese Details bald bessern, ist doch unsere neue Schauspielregie, wie wir aus manchen Anzeichen zu merken glauben, am Werk, sich eingehender mit den einzelnen Kräften zu befassen. Darf man also auf dem Gebiete des Schauspiels schöne Zeiten erhoffen, so mehren sich die Stimmen, welchen unsere Oper Sorge bereitet. Wir haben schon die Entlassung verdienter Mitglieder erwähnt und ihr Ersatz durch kaum gleichwertige. So stellen sich Neubesetzungen zumeist nicht als Gewinn dar. In Rossinis „Tell“, der jüngst wieder einmal in Szene ging und in dem Feinhals in der Titelrolle und Walter als Arnold glänzende Leistungen boten, erschienen neubesetzt die Mathilde durch Fräulein Larsen und die Hedwig durch Fräulein Jirasek. Es war sehr anständiges Mittelmaß, aber gewiß nicht mehr. Gillmann ließ mich als Walter Fürst Sieglitz nicht ganz vergessen, dafür hat letzterer den alten Melchtal mit bestem Erfolge übernommen. Neu und gut war der Fischer durch Buysson besetzt. — Im „Freischütz“ sang Frau Burg-Zimmermann erstmalig die Agathe. Gleich ihrem Ennchen klang auch hier ihre Stimme sehr sympathisch, ohne daß ihre Gestaltung von stärkerer Eigenart gewesen wäre. Neben dem prächtig charakterisierten Kaspar des Herrn Sieglitz und Frau Bosetti als vortrefflichem Aennchen stand ein recht geschmackvoller Sänger von der Stuttgarter Hofoper, Herr P. Müller, als Ersatz für unsere sämtlich indisponierten Tenoristen. Die Gesundheitsverhältnisse liegen an anderen Bühnen günstiger als hier .... Wie wir hören, ist Hr. Sieglitz, dem das Publikum im „Waffenschmied“ durch Beifall bei offener Bühne seine besonderen Sympathien bewies, für weitere fünf Jahre neu verpflichtet worden. Ein gleichwertiger Ersatz für diesen Sänger, dessen nie versagende Sicherheit und Routine durch eine echt künstlerische Gestaltungsgabe unterstützt wird, wäre auch nicht zu finden gewesen. Einigen Staub aufgewirbelt hat das Engagement des Herrn Fritz Cortolezzis, welcher nach nur kurzer Tätigkeit in Regensburg und Nürnberg als Kapellmeister berufen wurde. Kritik und Publikum haben keine Gelegenheit gehabt, ihr Votum abzugeben. Hierüber entrüsten sich diejenigen am meisten, welche in ihren Forderungen, die Machtbefugnisse unseres Generalmusikdirektors zu erweitern, nicht weit genug gehen konnten. Nun handelt Mottl nach souveränem Gutdünken, tu l'as voulu .... Wir brauchen ja eigentlich keinen weiteren Dirigenten. Ging doch Reichenberger, der in Frankfurt a. M. gut abschneidet, weil er sich überflüssig fühlte. Aus diesem Grunde haben wir dagegen gesprochen, als vor einiger Zeit für eine Berufung Pfitzners Stimmung gemacht wurde. Herr Cortolezzis ist nun einmal engagiert, und wir werden seine Leistungen ohne Voreingenommen-

heit erwarten. Sehr bedauerlich wäre es, wenn Felix Mottl jetzt seine vielseitige künstlerische Tätigkeit noch weiter nach auswärts verzweigen würde. . . .

Aus den Konzert- und Rezitationssälen. Eine für München neue Erscheinung auf pianistischem Gebiete war Lonny Epstein, eine begabte Schülerin des vorzüglichen Frankfurter Meisters Carl Friedberg. Die junge Künstlerin hatte sich ein sehr schwieriges und vielseitiges Programm von Bach, Beethoven, Brahms, Chopin und Liszt ausgewählt, welches sie nicht nur mit hohem technischen Geschick, sondern auch mit geistiger Vertiefung zu Gehör brachte. Einige Seltsamkeiten in der Pedalbehandlung wiegen nicht schwer. Der Beifall des recht gut besuchten Saales wuchs mit jeder Nummer. Es war ein schöner und verdienter Erfolg. — Die hohe Bedeutung des Pianisten Max Pauer hat noch vorigen Winter mein verstorbener Vorgänger an dieser Stelle darlegen können. Man durfte sich auf das Wiederkommen des reichbegabten Stuttgarters freuen. Seine spielende Bewältigung der fis-moll-Sonate von Brahms, der Eroicavariationen und Stücke von Couperin, Haydn und Liszt ist bewunderungswürdig. Ars latet arte sua. Der Applaus überschritt mit Recht die Grenzen der gewohnten freudigen Anerkennung. — Großes Lobes würdig ist auch das Sevčik-Quartett aus Prag, bestehend aus Lhotsky (1. Violine), Moravec (Viola), Prochazka (2. Violine), Waska. Famos zusammen eingespielt und von ursprünglichem musikalischem Temperament boten die Künstler Streichquartette von Grieg (g-moll op. 27) und Beethoven (f-moll op. 95) sowie unter Mitwirkung der talentvollen Münchener Pianistin Carola Mikorey Dvoraks Quintett in A-dur. — Liederabende veranstalteten diese Woche Franz Bergen und Helene Staegemann, beides Künstler von einer feinen Kultur des Geschmackes und der Vortragsweise. Bergen brachte neben Rich. Strauß, Thuille und Wolf auch den fast vergessenen, liebenswerten Rob. Franz wieder einmal zur Geltung. Die Begleitung besorgte Schmid-Lindner in bekannter Diskretion. Fräulein Staegemann gab einen Schumannabend und brachte dabei doch einige ihrer Individualität ferner liegende Sachen. Entzückend gelang ihr „Das Echo." Hier war auch der Beifall am regsten. Am Flügel saß Heinrich Schwartz, der infolge einer Krankheit Langentbehrte. — Starke Begeisterung weckte das Symphoniekonzert, in welchem Stavenhagen Brahms „Tragische Ouverture", die erste Symphonie" und mit Felix Berber als Solisten das Violinkonzert Brahms dirigierte. Der Brahmsabend, welcher wegen des großen Andrangs wiederholt werden mußte, bot durch die meisterhafte Wiedergabe ungetrübten Genuß. — Charlotte Wiehé bot in ihren Liedern, Chansons und Romanzen an Grazie und Charme das Beste der Kabarettkunst. (Ob aber die begeistert klatschenden jungen Damen den Sinn mancher in sechs Sprachen gepfefferten Stelle erfaßt hatten?)

Verschiedenes. Das „Neue Schauspielhaus" in Berlin wurde mit Shakespeares „Sturm" eröffnet, doch trugen Gebäude und Aufführung noch den Stempel des Unfertigen. — Der Münchener junge Dichter und ehemalige „Scharfrichter" Leo Greiner gelangte am Berliner Deutschen Theater mit seinem „Liebeskönig" zur Uraufführung. Ein Polenkönig wirbt in hündischer Unterwürfigkeit um die schöne Kaiserstochter. Diese verlacht den Häßlichen. Da erhebt er eine Dirne zu sich auf den Thron, die er schließlich tötet, weil sie — eine Dirne ist. Die Kritik kennt einige feine Reize im Melos der Sprache an, nennt jedoch den Dichter einen Theaterfremdling und fühlt sich von Wladimirs perversen Empfindungen mehr degoutiert, als tragisch erschüttert. — Das Drama eines „Häßlichen" hat auch Herm. Reichenbach zu bilden versucht, dessen Urpremiere in Hamburg geringen Erfolg hatte. — Einer Schlappe ziemlich ähnlich war auch die Erstaufführung des „Glashauses", eines Schauspieles des tantiemengesegneten Oskar Blumenthal, welche das Wiener Burgtheater herausbrachte. — Das Kgl. Schauspielhaus in Berlin hatte mit John Lehmann's Lustspiel: „Das Lied vom braven Mann" Erfolg. Der „Brave" ist ein Kritiker, der eine Schauspielerin „herunterreißt", obwohl er sie liebt. Er verliert seine Stelle, gewinnt aber das Herz der Künstlerin. — Die Komödie „Der Bräutigam wider Willen" von Otto Julius Bierbaum hatte bei ihrer Uraufführung in Leipzig mittleren Erfolg. Ein etwas idiotischer Fürst ist, den Berichten nach, originell gezeichnet, alles andere erscheint nicht allzu neu und interessant. — Das Züricher Theater hat sich an Ibsens „Catilina" gewagt. Das Sturm- und Drangdrama des Einundzwanzigjährigen erschien damit zum ersten Male in deutscher Sprache auf der Bühne. Es war nur ein interessantes Experiment. — Die vornehmste Bühne Spaniens, das Teatro Espanol in Madrid, welches künstlerisch etwas heruntergekommen ist, soll nach dem Vorbilde der „Comédie Française" in eine Schauspielersozietät umgewandelt werden. — Peter Auzinger, der treffliche Münchner Dialektdichter, feierte am 18. Oktober seinen 70. Geburtstag. Man gab dem beliebten Poeten einen Festabend von echt Münchner Reiz und ohne das bei solchen Anlässen übliche Pedaltreten der Ueberschätzung. Eine Ehrengabe soll den Lebensabend des liebenswürdigen Greises erleichtern.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. d. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. — Telephon 3850. —

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459. Auslieferung in Leipzig durch — Carl Fr. Fleischer. —

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 44. — München, 3. November 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der Katholische Frauenbund.

Von

Isabella Freiin von Carnap, Köln.

Die Frauenfrage schließt die verschiedenartigsten Einzelfragen in sich und greift in alle Gebiete des modernen Kulturlebens ein. Sie ist für die einen eine Erwerbs- und Existenzfrage; für die anderen der Wunsch nach einem Wirkungskreise, nach neuem Lebensinhalt; für diese der Drang nach voller Entfaltung der Persönlichkeit, für jene das Streben nach höherer Bildung und wieder für andere der Ruf nach Schutz und Recht, nach Gleichstellung und Gleichberechtigung mit dem Manne.

Der Wunsch, zu arbeiten an der Lösung all dieser Fragen, führte die Frauenbewegung herbei. Immer lauter und eindringlicher wurde der Ruf zur Mitarbeit in der modernen Frauenbewegung. Zuerst zögernd und vereinzelt folgten die Frauen diesem Rufe, doch nach und nach fand er in tausenden von Frauenherzen Widerhall. Alle kamen sie, um für die Besserstellung und wirtschaftliche Hebung der Frauen einzutreten. Einmütig steuerten die Meisten dem Ziele entgegen, nur Wege und Mittel waren verschiedene. Manche ließen sich von den Stürmen im modernen Leben der Frauenwelt fortreißen wie Blätter vom tobenden Wirbelwinde, weit über ihr Ziel hinaus. Andere versuchten ihrer Forderung der vollen Gleichberechtigung mit dem Manne auch nach außen hin durch emanzipiertes Auftreten Nachdruck zu verleihen. „Humanität" war die Triebkraft einer weiteren Gruppe; noch andere wählten „moderne Ethik" zu ihrer Losung. Viele wollten die Religion ganz ausgeschaltet wissen mit der Begründung, „Religion sei Privatsache". Frauen, die Herz und Hand offen halten wollten für die Bestrebungen des modernen Kulturlebens, aber nur im engsten Anschlusse an ihren Glauben und ihre christliche Weltanschauung und Sittenlehre, fühlten sich in den Kreisen der interkonfessionellen Frauenbewegung nicht mehr so recht heimisch und verlangten nach einem Zusammenschluß mit Gleichgesinnten. So entstand zunächst der „Evangelische Frauenbund", und 6 Jahre später riefen die katholischen Frauen auch eine eigene Organisation ins Leben.

Lägen die Ziele der Frauenbewegung nur auf materiellem, wirtschaftlichem Gebiete, dann könnten die katholischen Frauen sich der interkonfessionellen Frauenbewegung anschließen; aber es handelt sich oft um viel wichtigere Dinge. Die Mitarbeit der Frau wird am wertvollsten, am unentbehrlichsten da, wo es sich um den Einfluß auf das Gemüt, um die sittliche Hebung der Frau, um die Erziehung der Kinder usw. handelt. Das religiöse Bedürfnis macht einen tiefinnersten Zug im Wesen der Frau aus und ist so tief eingewurzelt bei der Mehrzahl, daß es auch in ihrem Handeln zutage tritt, ganz ungewollt als ein natürlicher Teil ihrer eigensten Persönlichkeit.

So wurde denn im November 1903 ein „Katholischer Frauenbund" gegründet, der anfangs viele Hindernisse selbst im eigenen Lager zu überwinden hatte. Aber mit Begeisterung und in dem Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen, arbeiteten die katholischen Frauen weiter, und im November 1904 konnte endlich der junge Bund an die Oeffentlichkeit treten.

Um sein Ziel zu erreichen, erstrebt der Frauenbund vor allem den engen *Zusammenschluß aller katholischen Frauen und Jungfrauen*. Alle diejenigen, die bereits auf sozialem und caritativem Gebiete gearbeitet haben, finden im Frauenbund eine gute Gelegenheit, ihre Tätigkeit noch sicherer zu stellen und klarer und wirksamer zu gestalten. Und jene, die bis jetzt noch nichts getan haben, weil sie nicht wußten, wie groß die Not, wie brennend die Frage ist, sie werden durch den Frauenbund aufgeklärt und angeregt, ihre Tätigkeiten und Kräfte nicht brach liegen zu lassen, sondern zum Wohle der Menschheit zu gebrauchen.

Durch diese große Vereinigung bildet die katholische Frauenwelt eine Macht, mit der in allen städtischen und staatlichen Einrichtungen für die Frauen gerechnet werden muß. Einzelne mögen für sich allein Großes und Wertvolles leisten, aber unendlich viel Größeres kann geschaffen werden, wenn viele Kräfte sich zusammenschließen.

Auch die auf den verschiedenen Gebieten sich bewegende *Vereinstätigkeit* sucht der Frauenbund zu einem *planmäßigen Zusammenarbeiten* zu verbinden. Die in einer Stadt schon bestehenden und selbständig tätigen Vereine und Verbände können dem Frauenbund angeschlossen werden und dadurch die Vorteile einer großen Organisation genießen, ohne ihre Bewegungsfreiheit einzubüßen. So gibt der Frauenbund als große, das ganze Vaterland umfassende Organisation den katholischen Vereinen und Frauenbestrebungen den Rückhalt, dessen sie dringend bedürfen im Sturme der Zeiten.

Der Bund sammelt die Schätze, welche die Vereine an caritativen und sozialen Bestrebungen und Erfahrungen vereinzelt und verborgen besitzen und macht sie durch Veröffentlichungen in Zeitungen, Zeitschriften und Flugblättern, namentlich im Bundesorgan „Die christliche Frau", den anderen Vereinen nutzbar. Durch Propaganda und Agitation stellt der Bund sich in den Dienst sämtlicher wissenschaftlicher, sozialer und caritativer Bestrebungen.

Seine vornehmste Aufgabe sieht der Katholische Frauenbund darin, an der *Lösung der gegenwärtig das Frauengeschlecht bewegenden Fragen im Sinne der christlichen Weltanschauung* mitzuarbeiten. Er sucht allen Gebieten der Frauentätigkeit im allgemeinen, allen Neuerungen, Gründungen und Verbesserungen die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Alles Bemerkenswerte und Nachahmungswürdige, sowohl aus der Mitte der eigenen, der angeschlossenen Vereine,

wie aus fremden Verbindungen und Organisationen, wird der Bund seinen Mitgliedern zur Kenntnis bringen, damit der Gesichtskreis der Frau sich immer mehr erweitere und ihr Wissen auf dem Gebiete der Frauenfrage sich vertiefe. Diese **Aufklärung** wird erzielt durch Verbreitung von Schriften, des vorläufigen Bundesorganes „Die christliche Frau", deren „Mitteilungen aus dem Katholischen Frauenbunde" jedem Mitglied monatlich kostenfrei gegeben werden. Auch steht die **Bibliothek** des Gesamtbundes den Mitgliedern, den Zweigvereinen, sowie den Vorständen der angeschlossenen Vereine zur freien Verfügung. Der Frauenbund richtet für seine Zweigvereine jährlich Wandervortragskurse ein, die neben den sonstigen Vorträgen, Studienzirkeln, sozialen Kursen u. dergl. abgehalten werden. Der Frauenbund bezweckt dadurch, den Frauen zu helfen, auf wissenschaftlichem, sozialem und caritativem Gebiete je nach Wirkungskreis und Lebensstellung ihren Platz zu behaupten, sie zu befähigen, am gewerblichen und kommunalen Leben sowohl für die Allgemeinheit als auch im Berufe und Lebenserwerb zu arbeiten. Durch **Aufklärung, Schulung und Anregung** soll die katholische Frau sich immer mehr bewußt werden, daß sie neben ihrer natürlichsten Aufgabe in der Familie im Berufe als Gattin und Mutter auch am öffentlichen Wohle mitwirken muß, und daß sie auch soziale Pflichten hat. Der Frauenbund geht von dem Prinzip aus, nicht nur die augenblickliche soziale Notlage der Frauen zu lindern und dem Elend beizuspringen, sondern auch die Ursachen sozialer Mißverhältnisse zu beseitigen und darauf hinzuwirken, daß die Frau in wirtschaftlicher, geistiger und sozialer Hinsicht den zeitlichen Verhältnissen gewachsen ist.

Eine erweiterte **Frauenbildung** soll hervorragend dabei helfen. Einer uferlosen Emanzipation das Wort zu reden, ist der Frauenbund weit entfernt; aber er kann nicht genug auf die Wichtigkeit einer gründlichen Bildung des weiblichen Geschlechtes hinweisen. Dies gilt nicht nur für die Unverheiratete, die vielleicht ihren Hauptberuf in Ausübung der wissenschaftlichen Tätigkeit sieht, sondern auch in ganz besonderem Maße für die Gattin, die Verständnis besitzen muß für die geistigen Interessen des Mannes, und für die Mutter, die imstande sein muß, mit ihren heranwachsenden Söhnen auch geistigen Austausch zu pflegen und über die Tagesfragen, welche die Masse bewegen, sich ein Urteil zu bilden. Auch der Frage des **akademischen Studiums besonders begabter Frauen** schenkt der Frauenbund volle Sympathie und warmes Interesse.

Auf diesen drei weiten Gebieten der caritativen, sozialen und wissenschaftlichen Tätigkeit wirken gewiß schon manche Vereine segens- und erfolgreich; aber diese Arbeit bleibt eine Teilarbeit, wenn sie nicht einem großen Ganzen angehört, einer Organisation, welche die gesamte katholische Frauen- und Vereinswelt umschließt und nur durch diesen Zusammenschluß so wirksam arbeiten kann, wie es unter den heutigen Verhältnissen notwendig ist.

Darum legt der Katholische Frauenbund in seiner Organisation einen Hauptwert auf diesen Zusammenschluß und die Einheit. Und damit diese Einheit, auf die alles ankommt, nie gestört wird, steht an der Spitze des ganzen Bundes ein **Zentralvorstand**. Dieser hat die Aufgabe, über die allgemeinen Interessen des Bundes zu wachen, den wahrhaft christlichen Sinn in die moderne Frauenbewegung hineinzutragen, aufzuklären, zu orientieren und für die Vervollkommnung der Frauen zu arbeiten. Dem Zentralvorstand steht der **Ausschuß des Gesamtbundes** beratend zur Seite. Diesem gehören 60 gewählte Frauen aus allen Gegenden Deutschlands und die jeweiligen Vorsitzenden der Zweigvereine an. Als weiteres Organ sind die drei **großen Bundesabteilungen** zu nennen mit ihren **Studienkommissionen für wissenschaftliche, soziale und caritative Bestrebungen**. Diesen Kommissionen fällt die Aufgabe des Studiums aller Bestrebungen auf wissenschaftlichem, sozialem und caritativem Gebiete, sowohl der bestehenden Einrichtungen als auch der Neugründungen zu. Die Resultate werden durch das Bundesorgan, Zeitungen und Flugblätter veröffentlicht. Alle diese Aufgaben für den Gesamtbund nehmen die Zentrale, Ausschuß und Kommissionen so in Anspruch, daß sie nicht auch noch die lokale Arbeit in den einzelnen Städten und Ortschaften übernehmen können. Darum gründet die Zentrale in allen Gauen Deutschlands **Zweigvereine**. Diese umfassen alle Mitglieder ihrer Stadt und arbeiten im Sinne des katholischen Frauenbundes für dessen Reformbestrebungen. Jeder Zweigverein hat einen besonderen Vorstand und Ausschuß. So kann die Mitarbeit der einzelnen Mitglieder sich viel intensiver und erfolgreicher gestalten.

Um die Einheit und enge Fühlung von Zentrale und Zweigvereinen stets zu wahren, sind letztere der Zentrale **direkt** angeschlossen und werden auch stets von der **Zentrale** selbst **gegründet**. Den Zweigvereinen hingegen steht das Recht zu, in ihrer nächsten Umgebung die Mitglieder der kleineren Ortschaften zu **Töchtervereinen** zusammenzuschließen. Diese Töchtervereine verhandeln nur durch den Zweigverein mit der Zentrale.

Bis jetzt gehören dem Katholischen Frauenbund 30 Zweigvereine an. Die Gesamtmitgliederzahl übersteigt 11,200, außer den Mitgliedern der 136 angeschlossenen selbständigen Vereine. Alle diese Zweigvereine sind eifrig an der Arbeit, jeder hat sich das Gebiet herausgesucht, auf dem vorher noch am wenigsten geleistet wurde.

Die Erfolge, die der junge Bund in den 2 Jahren seines Bestehens hatte, sind hauptsächlich auf die Einigkeit zurückzuführen, die in der ganzen Organisation herrscht. Darum muß der Katholische Frauenbund, will er seiner einmal festgelegten Organisation treu bleiben und sein großes Ziel erreichen, auf dem begonnenen Wege unbeirrt ruhig weiterschreiten im vollen Vertrauen auf den Segen Gottes und die Billigung der heiligen katholischen Kirche. Dies bietet auch die sichere Garantie, daß die katholischen Frauenbündlerinnen keine Emanzipation wollen, sondern fest gegründet auf dem Boden ihrer Kirche ihre Fähigkeiten und ihre weibliche Eigenart zur Ehre Gottes und zum Segen ihrer Mitschwestern gebrauchen werden. Daß der Frauenbund erkannt hat, daß dem Leben der Frau in wissenschaftlicher, sozialer und caritativer Beziehung weitere Ziele gesteckt werden müssen als in alten Zeiten, wird kein Ernstdenkender ihm als Emanzipation anrechnen.

Möchten immer mehr Frauen erkennen, wie notwendig und segensreich ein solch einmütig organisiertes Vorgehen ist, und freudig dem Katholischen Frauenbunde beitreten.

Im Frauenbunde arbeiten die katholischen Frauen mit warmem Herzen und weitem Blick, in Liebe und Vertrauen schwesterlich Hand in Hand. Ob von Süd oder Nord, Ost oder West, ob arm oder reich, vornehm oder gering, alle verbindet die gleiche Liebe, die gleiche Begeisterung zu den idealen und hohen Zielen des Bundes.

Ja, Liebe und Vertrauen müssen das Bindemittel bleiben zwischen allen, sonst verkümmert auch die beste Organisation. Möchten doch recht viele in diesem Sinne dem Katholischen Frauenbunde beitreten und mitarbeiten; möchte das Feuer heiliger Begeisterung alle katholische Frauenherzen durchglühen und aneifern, mitzuhelfen an dem großen erhabenen Werk, die **Frauenfrage in christlichem Sinne zu lösen.**

„**Eine für alle und alle für eine!**" sei das Losungswort der Frauen im Katholischen Frauenbund.

Zum Thema „Frauenbewegung".

Von

E. M. Hamann - Gößweinstein i. Oberfranken.

Abgesehen von den katholischen Frauen, die aus Prinzip „allein arbeiten": diese Wendung, mit der Dr. Käte Schirmacher[1]) den katholischen Frauen für jetzt und für die Zukunft eine Sonderstellung in der Frauenbewegung zuweist, hat mich auf den ersten Blick frappiert und in der Folge zu einer Gewissenserforschung veranlaßt.

Die betr. Wendung wird kaum als Ehrenzeugnis bezweckt gewesen sein, obwohl sie begrifflich ein solches umschließt. Denn was heißt „aus Prinzip allein arbeiten" anderes, als einheitlich aus einer Grunderkenntnis, einer Grundregel heraus streben und handeln! Ob auch aus einer durch **logischen Willensschluß** zu eigen gemachten **persönlichen Grundüberzeugung**? Das bliebe noch zu entscheiden; gewiß ist, daß man uns katholischen Frauen gerade dieses Hauptmoment einer selbständigen, einer im besten Sinne freiheitlichen Bewegung mit Vorliebe abzusprechen pflegt.

Unwillkürlich fragt man sich: Woher kommt es, daß manche unserer Schwestern „drüben" uns von vornherein zu einer bloß durch „auferlegten" Willen organisierten Schar von Nachtreterinnen stempeln?

Zunächst vom Mißverstehen des katholischen Autoritätsprinzips bezüglich der kirchlichen Lehren. Man setzt einfach voraus — durchschnittlich, wenn auch nicht immer —, daß die

[1]) „Die moderne Frauenbewegung" S. 76. Teubner, Leipzig, Berlin.

Lehren und deren Forderungen von ihren Anhängern mit geschlossenen Augen, womöglich unter Schauern rückgratloser Hingabe, übernommen werden, zumal von den Frauen. Ein bißchen Logik, sollte man denken, müßte eine derartige Voraussetzung entkräften. Wie vermöchte eine intellektuelle, das Ewigkeitsprinzip in sich begreifende Universalgemeinschaft wie die katholische Kirche seit nahezu zweitausend Jahren wachsend fortzubestehen auf — absolutistischer Grundlage?

Freilich, wenn man die Begriffe Absolutismus und Autorität verwechselt!

Der gesamte Kulturprozeß stellt sich, genau besehen, als auf Autoritätsglauben fußend dar. Der Schüler erhält so und so lange, so und so oft feststehende oder auch neu entdeckte Wahrheiten vom Lehrer übermittelt, ehe er selbst sich durch äußere und innere Erfahrung, durch eigenerprobtes Urteil von der Tatsächlichkeit dieser Wahrheiten überzeugen kann. Aber erst die persönlichen Realisierungen der anfänglich autoritativ übermittelten Erkenntnisse bilden die Stufen zum demnächsten, zum weiteren Auf- und Ausbau individueller und allgemeiner Entwickelung.

Der intellektuelle Ueberzeugungskatholik weiß, daß nichts den einzelnen, und in dem einzelnen die Kirche, kräftiger fördert als das bewußte Zueigenmachen, das individuelle Erfahren und Umsetzen überkommener Heilswahrheiten; daß aber zum Besitzergreifen und Durchdringen, zum Verlebendigen dieser Wahrheiten der geistige, der sich vergeistigende Mensch gehört. — Er weiß, daß die Hauptträger der Gesamtkirche nicht nur die unmittelbar empfindenden, sondern vor allem die zugleich gründlich denkenden Gläubigen sind; er weiß auch, daß die Zahl der letzteren weit die der gewöhnlichen Schätzung übertrifft — oder unsere Kirche würde nicht bestehen und wachsen, wie sie es tut.

Dies schließt nicht aus, daß jene Zahl nicht noch bedeutend größer, daß selbst seitens der gründlich denkenden Gläubigen in Einzelfällen die Energie des Aufnehmens, Unterscheidens und sich Aeußerns kraftvoller und zwecksicherer sein sollte. Und hier möchte ich unterstreichen: zumal unter den Frauen — nicht zuletzt unter jenen Frauen, die sich in die (trotz aller Auswüchse) herrliche Frauenbewegung eingestellt haben.

Selbstverständlich brauchen wir keiner von uns denkenden katholischen Frauen erst zu sagen: Unsere große Mutter, die Kirche, verlangt nicht Knechtes-, sondern Kindessinn; nicht blindes Sichunterwerfen, sondern freies, erkenntnisklares Gehorchen; nicht gedankenlosen Herdentrott, sondern helläugiges, zielbewußtes Wegverfolgen. Wenn's sein kann und darf: auch Weganbahnen.

Aber dies dürfen wir sagen: bei allem Streben nach vollkommener Wahrung der uns von Natur und Offenbarung gesetzten Grenzen sollten wir katholischen Frauen noch emsiger bedacht sein, für uns selbst wie für andere unsere Stellung gegenüber der Gesamtheit zu ergründen, zu beleuchten und zu klären; sollten wir, aus liebender Ehrfurcht vor des Ewigen Absichten mit unserem Geschlechte, noch sorgsamer, selbständiger unterscheiden lernen zwischen geheiligter und profaner Ueberlieferung, zwischen göttlichem Gebote und menschlicher Willkür, zwischen wahrer Autorität und unberechtigter Bevormundung. Wenn es wahr ist — und es ist wahr —, daß Gott die beiden Hauptträger der Menschheit gleichwertig, wiewohl andersartig schuf: dann wollte er auch die gleichwertige, wiewohl andersartige Entwickelung und Betätigung der jeweiligen Persönlichkeit in Freiheit, unter seinem Gesetze. Jedes träge oder feige sich Begeben eigener Erkenntnis und Entschließung, jedes zaghafte Weichen, Nachfolgen oder Zustimmen ohne innere Ueberzeugung ist daher gleich unwürdig für die Frau wie für den Mann.

Kein Zweifel: wir katholischen Frauen fehlen da öfter und nicht zuletzt dadurch, daß wir den Schein der Abhängigkeit, der Willensschwankung oder gar Willenlosigkeit nach außen wecken und bestehen lassen, wo wir innerlich bereits das Richtige erkannten. Kein Zweifel, wir lassen uns noch viel zu viel „vor-...ngen", auch öffentlich, wo wir selber schon wissen sollten; wo wir in der Tat bereits wissen; wo wir vielleicht anders, besser wissen. Kein Zweifel: wir lächeln oft amüsiert oder schmerzlich resigniert in uns hinein, während unsere äußere Haltung Bestätigung, Zufriedenheit atmet; wir schweigen oft traditionellen Irrtümern, Halbwahrheiten und Mißständen gegenüber: aus Gewohnheit, aus Taktik, aus Müdigkeit, aus Mutlosigkeit — in dem Gefühle, vor altersgrauer Wand zu stehen, die von uns nicht zu durchbrechen oder zu übersteigen, nicht einmal zu umgehen sei.

Aber wer glaubt, kann Berge versetzen, soll Berge versetzen. Und wir können glauben, sollen glauben: an unsere eigene Berufung, an unsere eigene Begabung.

Die Berufung zielt aufs Ewige, und in diesem aufs Zeitliche. Die Frau hat die eine Hälfte aller Menschheitsleistung zu tun — was forschen wir: ob die schwerere, ob die leichtere Hälfte! Die Schleier auch dieser noch unentschiedenen Frage werden sich entwirren, je mehr wir selber in uns auf Klarheit dringen. Das Eine steht unumstößlich fest: wer an einer derartigen Universalaufgabe so unerläßlich, so eindringend mitzuwirken hat, muß als freie, vollwertige Persönlichkeit denken, schaffen und gelten.

Die Begabung zielt auf die Auslösung der Wesenheit. Was forschen wir, ob und wie viel weniger unmittelbar schöpferisch tätig die Frau sei und je sein könne als der Mann! Unsere Edelkräfte liegen, unserer differenzierten Wesenheit entsprechend, der Hauptsache nach auf anderem Gebiete, bezüglich der (im umfassenden Sinne) geistigen Arbeit vor allem nach der intuitiven, anregenden, umsetzenden, erhaltenden, ausgleichenden, vertiefenden, harmonisierenden Richtung. Auf welcher Seite sich die höchsten Resultate finden? Die Schleier auch dieser noch unentschiedenen Frage werden sich entwirren, je mehr wir uns auf uns selbst, auf unsere gottgewollten Ziele und gottverliehenen Mittel besinnen; je bestimmter, mutiger, weiser, gütiger wir diese für jene entwickeln, einsetzen, verwerten.

Wir haben eine wundervolle Hilfe: durch Vermittelung unserer Kirche das führende Licht, die stählenden, erhebenden Gnaden von oben. Aber beide wollen erkannt, übernommen, ins aktuelle Leben getragen sein, zumal in diese große Bewegung, welche die mächtigste unserer Zeit geworden ist.

Wir haben sie schon hereingetragen: die katholische Frauenbewegung zeigt es. Selbstlob wäre töricht; doch dürfen wir sagen: in der kurzen Frist ist relativ viel getan worden. Nicht durch uns allein. Wir sind die letzten, zu verkennen, daß so manches von anderer Seite Vorbereitete unserem Erfassen und Durchdringen sich dargeboten hat; daß wir auch gute, zum Teil beste Förderung erfuhren seitens des einsichtigen, des berufenen katholischen Mannes.

Wir werden ihm das nicht danken, indem wir auf verbriefte Rechte pochen, neue herrisch fordern, uns mit ihm in schroffen Wett- und Widerstreit bringen. Davor bewahrt uns unsere religiöse Weltanschauung, die Mann und Weib in Gotteskindschaft geeint sehen will: zu gegenseitiger Ergänzung, durch ein wesenverbundenes, wenn auch nicht weseneinheitliches vollwertiges Leben; die uns gemahnt: Erkenne dich selbst! Liebe die anderen!

Aber die Selbstzucht bedingende Selbsterkenntnis, die Leben befruchtende Nächstenliebe setzt Selbstdenken, Selbsturteilen, Selbsthandeln voraus — wo das Gottesgesetz es vorschreibt: unter autoritativer Führung; wo der Kampf des Daseins, das Aufwärtsschreiten der Gesamtheit es heischt: zum Erklimmen und Behaupten weiterer Entwicklungsstufen.

Schon jetzt liegen die Hauptstationen unseres Weges klar:

Die Selbsterkenntnis wird in den Mittelpunkt unserer Bestrebungen immer mehr die Krone der Weiblichkeit rücken: die in erhabenster Deutung gefaßte Mütterlichkeit, welche sämtliche Möglichkeiten zur Erfüllung weiblicher Tugend umschließt.

Die Nächstenliebe wird immer mehr unser Ichbewußtsein läutern, vergeistigen, wird uns zu immer tätigerem, immer zielsichererem Gemeinsinne spornen und befähigen, wird uns immer wuchtiger über uns selbst hinausheben, daß wir in Wahrheit als anerkannte Priesterinnen der Sitte, als berufene Dienerinnen göttlichen Geistes das Böse bezwingen, die Härte mildern, die Not lindern, das zu Unrecht Getrennte und Unterworfene verbinden und befreien, das Gute und Schöne finden und fördern helfen werden.

All das auch, vielleicht nicht selten in erster Linie d. i. unmittelbar, für unser eigen Geschlecht. Aber mittelbar stets für das Ganze, für Familie, Gemeinde, Vaterland und Kirche — für die Menschheit und deren ewige Bestimmung.

Viel Arbeit blüht uns — Pionier-, Missions- und zumal Friedensarbeit mannigfacher Art. Wir werden sie leisten: kraft unserer Ideale, kraft unserer immer bewußter, immer fester auf das Nächste wie das Höchste gerichteten Erkenntnis- und Willensenergie.

Dem Frauenbunde

zu seiner Tagung am 4. November 1906.

Es ändern sich die Menschen wie die Zeiten,
Und neue Kräfte heischt ein neu Geschlecht;
Des zwanzigsten Jahrhunderts Frauen streiten
Mit zielbewußtem Streben um ihr Recht,
Seit auch das Weib aus friedlichem Gelasse
Des Lebens Not getrieben auf die Gasse.

Ihr edlen Frauen, die ihr treu befunden
Den Gott und seine heil'ge Kirche stets,
Die ihr so manchen Feind schon überwunden
Mit Waffen der Geduld und des Gebets:
An euch ist heut' der Kampfesruf ergangen,
Ihr alle habt das Losungswort empfangen.

Des Weibes Rechte mutig zu erstreiten,
Dürft ihr die offne Walstatt scheuen nicht,
Doch maßvoll muß euch der Gedanke leiten,
Daß, wo ein Recht, auch eine heil'ge Pflicht,
Die Pflicht, zu wahren eure höchste Zierde,
Der echten Weiblichkeit erhab'ne Würde.

Drum nicht dorthin, wo seine roten Fahnen
Mit lautem Wortgepräng der Aufruhr schwingt,
Wo auf den selbstgewählten, schiefen Bahnen
Der freien Liebe keckes Lied erklingt,
Wo, gegen Gott und sein Gesetz verschworen,
Die Frauen ihren schönsten Schmuck verloren.

Schart um das Kreuz euch, dessen glorreich Zeichen
Zuerst gesprengt des Weibes harten Bann,
Und dessen Glanz, statt sterbend zu erbleichen,
Nur heller, hehrer leuchtet euch voran.
Im Kreuz ist eurem Kämpfen, eurem Streben
Das Unterpfand des Sieges schon gegeben.

Im Kreuze sollt als Priesterin ihr walten
Am eig'nen Herd in Freud' und Frieden auch,
Sollt eurer Kinder zarte Händchen falten
Und sie behüten vor des Bösen Hauch,
Tief in ihr Herz, zu künft'ger Zeiten Segen,
Des Glaubens und der Sitte Samen legen.

Im Kreuze sollt ihr gottbegeistert ringen,
Darf nichts zu groß und nichts zu klein euch sein,
Sollt ihr empor zu lichter Höh' euch schwingen
Und in des Wissens Tiefen dringen ein,
Sollt ihr in hilfsbereiter Lieb' der Armen,
Der Kranken und Verlass'nen euch erbarmen.

So weit das Feld, das in des Kreuzes Schimmer
Vor eurem Blick sich gnadvoll aufgetan,
So viel der Arbeit und des Kampf's, daß nimmer
Ihr müßig feiern dürft auf eurer Bahn!
Ob reich die Mühen, reicher noch die Krone,
Die den Bewährten wird an Gottes Throne.

O seht, ihr all aus Süden wie aus Norden,
Die ihr zu Rat und Tat vereinigt hier,
Der Kampfruf ist zum Kreuzesruf geworden,
Er sammelt euch um Jesu Siegspanier.
Wenn Gott für euch, wer möcht' euch widerstehen?
Wer euer Recht nicht triumphieren sehen?

A. Jüngst.

Der Anteil der Frau an der Kultur der Gegenwart.

Von

H. Dransfeld-Werl.

Die Kultur der Gegenwart, jene Summe von Errungenschaften auf wirtschaftlichem, intellektuellem und sittlichem Gebiete, die unserem Zeitalter ein ganz bestimmtes Gepräge geben, ist im wesentlichen eine Tat des Mannes. Er hat den modernen Staat und die moderne Industrie geschaffen, er gab in allen Bewegungen der Wissenschaft und Kunst die Richtung; und wenn die Frau ihm auch Gefolgschaft leistete und sich durchweg als tüchtige und gelehrige Schülerin zeigte, so blieben doch die höchsten Gipfel sein Monopol und sein Vorrecht. Das weibliche Geschlecht hat keinen Michelangelo und keinen Shakespeare hervorgebracht, kein Erfindergenie wie Edison, keine kaufmännische Größe wie jene Handelsherren, deren Tätigkeit heute die Welt umklammert.

Diese Wirklichkeiten ohne weiteres zugeben heißt aber nicht, daraus eine Minderwertigkeit der Frau folgern, wie es so häufig geschieht. Nur Oberflächlichkeit bildet ihr Urteil allein nach dem, was äußere Form und Wirkung ist, ohne den Ursachen nachzuforschen, die gerade für diese Form und diese Wirkung die notwendige Vorbedingung waren. Die Kultur der Gegenwart ist kein totes, starres Gebäude, sondern ein lebensvoller Baum: in tausend geheimen Fasern muß seine Wurzel das Erdreich durchdringen, durch tausend unscheinbare Poren muß ihm die Luft den Nahrungsstrom zuführen, damit seine Krone erstarke und er von Jahr zu Jahr reichere Frucht trage.

Der Anteil der Frau an der Kultur der Gegenwart scheint auf den ersten Blick gering. Tatsächlich muß man sagen, daß die Frau früherer Jahrhunderte in dieser Beziehung eine bessere Stelle einnahm. Die Familie ist noch immer die Urzelle der Gesellschaft, aber sie hat ihre stark und charakteristisch geprägten Wesenslinien verloren; sie ist nicht mehr das kleine Königreich, an dessen Pforten der Mann stand als Kämpfer, Ernährer und Herrscher, während in der innern Gemarkung die Frau das Zepter führte, aber ein Zepter, das weite Arbeitsgebiete öffnete und schwere Pflichten auferlegte. Am Gewebe der Kultur spann da das Weib einen starken Faden, sowohl als produzierende Hausfrau wie als Mutter, da jene Zeit das Familienleben viel mehr konzentrierte und Söhne und Töchter und die große Schar der Hausgenossen, Knechte und Mägde, Lehrlinge und Gesellen, intensiver und länger dem erzieherischen Einfluß der Herrin des Hauses unterwarf.

Es ist oft genug gesagt worden, daß die Verschiebung der häuslichen Verhältnisse auch eine Verschiebung der gesamten Frauenstellung zur Folge hatte. Die Kollektivproduktion hat die Einzelproduktion, die tausendfältige Erziehungskraft der Gesellschaft, wenigstens zum Teil, den starken Familieneinfluß der Frau abgelöst; die früher herb geschlossene Urzelle tastet mit unzähligen Fühlfäden in die Oeffentlichkeit, und jeder Fühlfaden wird zum Verbindungsfaden. Und diesem Drang nach außen mußte die Frau folgen, mußte das Reich, in dem sie seit Jahrhunderten wurzelte, mit dem Markt des Lebens vertauschen. Der aber war die Domäne des Mannes. Hier fühlte sich naturgemäß die Frau als Eindringling, und sie mußte Nachahmer werden, um sich in die Manneskultur einzugliedern. Denn der Mann hatte das Maß für jedes Sein und Geschehen gesetzt: sich selbst, nicht etwa als eine, sondern schlechthin als die menschliche Größe, der die Frauen sich auch in ihrem wirtschaftlichen und intellektuellen Können anzupassen hatten. Aber damit lieferten sie keinen neuen Einschlag in die Kultur der Gegenwart, sie verstärkten nur den Einschlag des Mannes. Wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir uns durch das Heer der Telegraphistinnen und Bureaubeamtinnen nicht blenden lassen und es nicht als einen kulturellen Erfolg der Frauenbewegung registrieren, wenn irgendwo beispielsweise ein weiblicher Fleischbeschauer angestellt wird. Diese Frauen leisten Männerarbeit, ohne daß die Ausmünzung ihrer spezifisch weiblichen Veranlagung von ihnen gefordert wird. Sie wirken also nicht am vornehmsten Platze, weil der Beruf ihr Weibesleben nicht ausfüllt und ihre vornehmsten Kräfte brach liegen läßt. In diesem Sinne konnte Ellen Key in Wahrheit von einer „mißbrauchten Frauenkraft" sprechen.

Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß die Frauen nun auf all diese Stellen zu verzichten haben. Auch für die Männer gibt es bekanntlich Berufe, die dem Wesen der Män-

lichkeit nach unserer Auffassung nicht entsprechen und doch seit Jahrhunderten von ihnen festgehalten und ausgebaut worden sind. Es gibt eine Not der Zeit, der wir elastisch nachgeben müssen, indem wir freilich ihre Forderungen, wenigstens im Prinzip, nicht als Ziel, sondern nur als Etappe setzen. Denn die schroffe Notwendigkeit schafft selten Idealzustände; und schließlich bleibt der Frau ihr Persönlichkeitswert, den sie außerhalb ihres Berufes in voller Schönheit entfalten kann, wenn der Beruf selbst ihn nicht von ihr fordert.

Wo soll sich denn Frauenkraft betätigen, um zum bedeutungsvollen Kulturfaktor zu werden? Ueberall da, wo von ihr gefordert wird, was der Mann nicht geben kann, nämlich das spezifisch Weibliche: das Mütterlich-Sorgende, das Intuitiv-Verstehende, das Frauenhaft-Geschickte, das ganze große Kapital weiblicher Liebes- und Opferfähigkeit. Eine Telegraphistin arbeitet dem Wesen nach wie der Mann, wenn graduell auch vielleicht schlechter oder besser. Aber das Wirken der gebildeten, auf der Höhe ihrer Pflichten stehenden Lehrerin ist von dem des Lehrers himmelweit verschieden, und sie übertrifft ihn stets in einer ganz bestimmten Sphäre, eben kraft ihrer weiblichen Natur, selbst wenn er das Wunder eines Pädagogen wäre. Dasselbe gilt von der Frauen- und Kinderärztin, der Fabrikinspektorin, der Armen- und Waisenpflegerin, die der Mann nach einer gewissen Seite hin nie vollständig ersetzen kann, wie es die Frau dem Manne gegenüber in hundert Fällen nicht zu tun vermag.

Die Mutterschaft ist jener Beruf, der die weibliche Kraft zur höchsten Blüte treibt und sie zugleich am intensivsten für die Gesellschaft ausnutzt; deshalb wird naturgemäß die *Frau als Mutter* den Wurzeln der Kultur die meiste Nahrung zuführen. Aber ebenso naturgemäß strömt diese Kraft in unsichtbaren Kanälen, so daß der Kulturbeitrag der Mutter nicht immer klar erkannt und genügend gewürdigt, zuweilen sogar direkt geleugnet wird. Es kommt hinzu, daß die Gegenwart die mütterlichen Kräfte nicht voll auslöst, ihnen vielleicht gar Hemmnisse in den Weg legt. Deshalb gilt es als Kollektivaufgabe der Gesellschaft: einerseits die Persönlichkeit der Mutter durch die Einflüsse der Erziehung und des sozialen Lebens zu klären, zu festigen und zu heben, damit sie voll und ganz ihrer Aufgabe gerecht werde; anderseits jenen Auswüchsen der Zeit entgegenzutreten, die ihren Einfluß auf ihrem ureigenen Gebiete schädigen und unterbinden.

Der Anteil der *berufstätigen Frau* an der Kultur der Gegenwart tritt mehr hervor, obwohl er selbstverständlich durchweg nicht höher einzuschätzen ist. Es bleibt nun die Frage: wird sie jemals, wenn sie als Geschlecht aus der auch geistigen Unmündigkeit vieler Jahrhunderte sich emporgerungen hat, im Hochgebirge der Wissenschaft, auf den lichten Gefilden der Kunst, in den Irrgängen des modernen wirtschaftlichen Lebens zur Bahnbrecherin und Pfadfinderin werden? also nicht allein zur ergänzenden, sondern auch zur schöpferischen Kulturträgerin, mithin zur *Kulturschöpferin*? Es gibt Schlußfolgerungen zur Frauenfrage, die hier ein nachdrückliches Nein sprechen. Und doch gehört das letzte Wort der Zukunft, die heute noch niemand voll und ganz überblickt, wie vor einem Jahrhundert noch niemand jenes Frühlingswehen und jene Frühlingskraft, jene immerhin respektabeln Ansätze zu selbständiger Arbeit ahnte, wie sie heute in der Frauenwelt zur Tatsache geworden sind. Der Geist bläst eben, wohin er will, und die Entwickelung der Zeit hat schon manche Prophezeiung über den Haufen geworfen.

Nicht überall, auch in der höheren Betätigung ihrer Kräfte, wird die Frau speziell weibliche Kulturwerte schaffen. Für die Wissenschaft an sich ist es beispielsweise ganz gleichgültig, ob eine Frau oder ein Mann das Radium entdeckte. Aber für alle Zweige, die aus den rein abstrakten Gebieten in soziale hinüberspielen, die den Menschen als Persönlichkeit und als Gesellschaftswesen zum Gegenstand haben, kann und wird sie ein neues Moment in die Forschung hineintragen, jenes Moment, das aus der Summe des Eigenen, also auch aus den Geschlechtseigentümlichkeiten, seine Färbung und Richtung erhält. Es sei in diesem Sinne hier nur gesprochen von Gebieten der Nationalökonomie, der Pädagogik, der Geschichtswissenschaft, der Literatur und Kunstgeschichte 2c. Hier gibt es Seiten, die eine Frau anders schaut und — richtiger schaut, anders beurteilt und — richtiger beurteilt als der Mann; sie muß nur den Mut haben, sie *selbst zu sein*, die ganze Kraft ihrer harmonisch durchgebildeten, rein weiblichen Persönlichkeit einzusetzen, ohne den zweifelhaften Ehrgeiz, es dem Manne auf *seinen* Gebieten und in *seinen* Eigentümlichkeiten gleich zutun. Das wird sie niemals erreichen, sondern im besten Falle eine mehr oder minder gute Kopie darstellen. Daß dieselben Grundsätze für die Ausübung der Kunst gelten, braucht nicht erwähnt zu werden.

Und wenn dann die Prophezeiungen Recht behalten, daß Frauenfuß nie auf den höchsten Gipfeln der Kultur wandeln wird, dann bleibt ein letzter, vornehmster Trost. Der Mann wirkt vornehmlich durch das, was er *tut*, die Frau durch das, was sie *ist*. Der Widerschein ihrer Persönlichkeit war noch stets imstande, ihrer Umgebung eine bestimmte, wenn auch feine Kulturfärbung zu geben. Der Mann schafft Erkenntniswerte nur zu häufig als Selbstzweck; aber das letzte und höchste Ziel für alles menschliche Tun ist die Nutzbarmachung dessen, was zeitlos geschaffen wurde, für die allgemeinen Zwecke der Menschheit. Und hier kann eine der bedeutendsten Kulturmissionen der Frau liegen: bewußt durch tausend Betätigungen ihres sozialen Sinnes, unbewußt durch die Fülle ihrer auf der Höhe der Zeit stehenden Persönlichkeit zwischen den Gipfeln und Abgründen der Kultur zu vermitteln, tote Erkenntniswerte in lebendige Gesellschaftswerte, Ruhmestaten des Verstandes in Ruhmestaten des Herzens, Licht in Wärme umzusetzen.

Gedanken zur höheren Mädchenbildung.

Von

Pauline Herber, Boppard.

Die Frage der höheren Mädchenbildung, durch sich selbst allezeit schon ein recht schwieriges Problem, ist nachgerade zu einer der kompliziertesten des Tages geworden.

Zunächst in Hinsicht der Schulbildung. Lange vor der Geburtsstunde der jetzigen höheren Mädchenschule, als welche die Weimarer Konferenz des Jahres 1872 bezeichnet wird, deren Vorlagen sich die Falksche Konferenz in Berlin ein Jahr später in allen wesentlichen Punkten anschloß, bis zur theoretischen Neuschöpfung des Sorgenkindes durch die Maibestimmungen des Jahres 1894 und danach bis zur offiziellen Inangriffnahme einer den Anforderungen des 20. Jahrhunderts entsprechenden praktischen Reform auf der Januarkonferenz dieses Jahres in Berlin, — und seither noch immer weiter —, welche Unsumme von Erörterungen, Mahn- und Streitschriften, Kompromissen und Protesten, billigen Witzeleien und ernsten Arbeiten im Dienst der „Frage", oder sagen wir lieber der „Fragen" über die Art, die rechtliche Stellung, die Organisation, den Ausbau, das Lehrkollegium, die Lehrpläne und manches andere! Dazwischen Klagen von der einen Seite, daß man bisher zu viel das Wissen und Denken, zu wenig das Fühlen und innere Wollen erzogen habe, von der anderen gerade umgekehrt, daß das ästhetisch-ethische Moment des Unterrichts übermäßig gepflegt worden sei.

Eine ihrer tüchtigsten Anwälte — Marie Martin — hat den Ausspruch getan: „Die höhere Mädchenschule liegt auf dem Prokrustesbett der Parteien und muß es dulden, daß man von allen Seiten an ihr dehnt und hackt, um sie für irgend ein Schema zurecht zu stutzen." Irgend ein Schema, das selbst oft genug weder aus gründlicher Erfahrung hergeleitet, noch auf ein klar erkanntes Ziel hin gerichtet ist.

Da ist die alte Forderung „einer eigentümlich weiblichen Bildung, die nach Umfang und Inhalt, nach Grundlage und Ziel von der männlichen verschieden sei". Die bestehenden höheren Mädchenschulen sind noch auf dies Rezept abgestempelt, obwohl in Wirklichkeit das Eigentümlichweibliche sich als ein hohler Begriff erweist. Die Ergebnisse sind von der Frauenbewegung rundweg als unzureichende Halbbildung erklärt worden, ein Urteil, in dem Schema gegen Schema gestellt ist und das jedenfalls in seiner Allgemeinheit durch die doch nicht ganz so hoffnungslose Wirklichkeit widerlegt wird.

Dort betreibt die reaktionäre Partei die ausschließliche Einführung von Schulformen, die den Bildungsgängen der männlichen Jugend möglichst entsprechen und auf dieselben Berechtigungen zugeschnitten sind wie jene: Realschulen, Oberrealschulen, Gymnasien — wenn es sein muß — für Mädchen, lieber aber nach dem Koedukationssystem in gemeinsamen Anstalten. In der Mitte stehen die, welche die Berechtigungsbildung für das frühe Mädchenalter bekämpfen, dagegen eintreten für eine gesteigerte Allgemeinbildung als Grundlage für den Beruf der Hausfrau und Mutter wie für jede höhere Berufsbildung. Auf diesem Boden stand die Regierungsvorlage der preußischen Januarkonferenz, die den Plan einer zehnklassigen höheren Mädchenschule mit vermehrtem Mathematik- und naturwissenschaftlichem Unterricht und fakultativem Lateinunterricht enthielt und über dieser Schulgattung, Lyzeum genannt, ein vierjähriges Oberlyzeum zur Erreichung der Universitätsreife in Aussicht nahm.

Hier hat sich nun über humanistische oder lateinlose Vorbereitung für die Universität ein neuer Streit entsponnen, in welchem so ziemlich die gesamte weibliche Vertretung des Mädchenbildungswesens der Mehrzahl der Mädchenschuldirektoren gegenübersteht. Dazwischen noch Meinungsverschiedenheiten über die Dauer der gymnasialen Vorbereitung für das weibliche akademische Studium, über die Notwendigkeit und Dauer von höheren allgemeinen Fortbildungskursen, sogenannten Mutterschulen, Agitationen für und gegen weibliche Schulleitung, für und gegen hauswirtschaftlichen Unterricht als Gegenstand der höheren Allgemeinbildung, und anderes Stimmengewirr.

„Herr, die Not ist groß!" möchte man rufen, und, weit entfernt dem steigenden Getön auch nur eine Stimme hinzuzufügen, nur von Herzen wünschen, daß eine feste, geschickte Meistertat alles in Harmonie auflöse und dem Konzert eines segensvollen Kulturfortschritts einfüge.

Ein gutes Stück des Schicksals der kommenden Geschlechter liegt in der Mädchenbildung eingeschlossen; denn wenn die Gesellschaft nicht ist, wie sie sein soll, so liegt dies unleugbar vorwiegend an Mängeln der Bildung und Erziehung der Frauen.

Solches wußte auch Altmeister Pestalozzi, da er, von tiefem Erbarmen zur armen Menschheit erfaßt, ihr als Heilmittel und Heilquelle das Musterbild einer Mutter schenkte, die „ihre Kinder lehrt", einer Frau aus dem Volke zwar, deren Bildung jedoch den Grundcharakter besitzt, dessen keine Frauenbildung entraten darf, soll anders sie Segen bringen und beglückend wirken.

Damals, als der große pädagogische Reformator nach mehrfachen mißglückten Versuchen der Volkserziehung in seinen „Abendstunden eines Einsiedlers" nachdachte über das Notwendigste, da entrang sich ihm das Wort: „Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden." Und ein Pestalozzi mußte dabei naturgemäß zuerst an die Bildung der Frau denken, nicht nur, weil nach seinem Erkennen der Keim aller Menschheitsbildung in ihren Händen liegt, sondern auch deshalb, weil ihre Natur mehr als die des Mannes *bewegte* Natur ist, dem Meere vergleichbar in ihrer Tiefe und Weite, ihrer Neigung, maßlos überzufließen, in spritzendem Schaum sich zu vergeuden oder im Wühlen der Tiefen sich zu erschöpfen, — aber auch still zu ruhen in fester Begrenzung, dafern die Macht der verantwortungauslösenden Liebe sie erfüllt und regiert.

Die Mädchen müssen zu innerer Ruhe gebildet werden, zu lebendiger Ruhe, aus der sie für sich selbst Halt und Sicherheit schöpfen und die Kraft, jedweder Aufgabe ihres Daseins gerecht zu werden.

Ruhe und Wärme, sind es nicht die Vorbedingungen der Entwicklung jedes neuen Lebens? Wenn an dem gegenwärtigen sittlichen Niedergang der Gesellschaft das vergangene Geschlecht der Mütter einen großen Teil der Schuld trägt, so liegt dies nicht daran, daß sie nicht genug unterrichtet, sondern daß sie zu wenig erzogen waren, — erzogen zur Befriedigung ihres Wesens in seinem Innersten, zur reinen Kraft ihrer Natur: zur inneren Ruhe.

Mädchenbildung, fortgerissen in die geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Interessenströmungen der Zeit, Mädchenschulbildung, seit 50 Jahren auf dem Prokrustesbett der Parteien, deren jede möglichst glänzende äußere Erfolge erstrebt — sie haben Ziel und Bestimmung jeder wahren weiblichen Kultur allzu sehr in den Hintergrund gedrängt.

Wir stehen in diesem Augenblick vor einer bedeutsamen Wendung der Dinge. Möge sie von Grund aus neue oder vielmehr altbewährte Gesichtspunkte für Form und Maß, Ziele und Wege der höheren Mädchenbildung eröffnen.

Der Mensch muß zur inneren Ruhe gebildet werden. Kein Vielwissen, kein Abhetzen durch Lehren und Lernen, „das die Seele trocken läßt und den Willen nicht keimen und quellen macht". An nur würdigen, weise begrenzten Stoffen werde der Geist geübt, so daß klares Verständnis der Dinge und hohe, reine Gedanken allgemein das Wesen der intellektuellen Bildung ausmachen. Tief eingepflanzt in die weibliche Seele werde der rechte gesunde Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die da nach der großen Predigt des Lehrers aller Lehrer auf dem Berge sich nennt: Demut, Sanftmut, edle Trauer, Barmherzigkeit, Herzensreinheit, Friedfertigkeit, Leidensmut. Und deren Frucht und Lohn Seligkeit — Ruhen der Seele — ist. Solche Gerechtigkeit unter dem Einfluß des Geistes ihres Verkündigers mit der persönlichen Eigenart der Frau vermählt, legt den festen Grund zu ihrem seelischen Gleichgewicht, das hinwiederum sie ihre Befestigung im wahren Lichte sehen läßt und die innere Selbständigkeit und Freiheit einschließt, dem Hohen nachzustreben in Ordnung und Stetigkeit.

Seelenruhe ist der Widerschein der Ordnung. Das weibliche Leben ist geordnet, wenn überall an gottgewollter Stelle sein „lieben und nützen" wirksam ist. Lieben und nützen vor allem in der Familie. Des sterbenden Pestalozzi letzte Mahnung an die Seinen war das Wort: „Suchet euer Glück im stillen häuslichen Kreise." Für die Frau hat dies Wort Ewigkeitsgeltung — trotz aller sozialen Wandlungen und Rufe ins öffentliche Leben. Die Mädchenbildung muß wieder mehr dies Glück schätzen lehren, muß bestimmter und praktischer an die Interessen des häuslichen Kreises anknüpfen — in Umfang und Inhalt, Grundlage und Ziel. Dann nur ist sie wirklich eine eigentümlich weibliche und dadurch Persönlichkeits- und Kraftbildung.

Es ist hier nicht der Platz, zu untersuchen, ob es nicht in der gegenwärtigen Zeit geraten wäre, daß die Schule die Einführung der Mädchen in den häuslichen Pflichtenkreis durch Unterricht in der Hauswirtschaftskunde, Hauspädagogik und häuslichen Gesundheitspflege zu ihren allgemeinen Aufgaben rechnete. Für die Volksschule ist die Frage vielfach praktisch bejaht. Die höhere Mädchenschule lehnt sie einstweilen ab. Damit fällt nun dem Hause die unumgängliche Pflicht anheim, mit Zurückdrängung aller Hindernisse und Schwierigkeiten den Mädchen Interesse, Geschmack und Geschick an häuslicher Betätigung zu vermitteln. Es ist das ein weiteres Moment der weiblichen Bildung, das man in den letzten Jahrzehnten gerade in Deutschland allzuviel vernachlässigt, ja verächtlich behandelt hat, als stemple es die Mädchen zu minderwertigen geistigen Existenzen. Jedes *kleine* Mädchen hat Freude an häuslicher Hantierung. Es ist ihm angeboren, weil es zu seiner ursprünglichen Bestimmung gehört. Darum ist es Unterdrückung der Natur, wenn man später der Tochter nur Schulinteressen zuerkennt und ihre Arbeit nur in Schularbeit bestehen läßt, eine Unterdrückung, die sich nur zu oft in Verflachung, Oberflächlichkeit, Aeußerlichkeit, nervöser Ueberreizung, Vergnügungssucht und anderem bitter rächt. Darum: Mädchenbildung mit frühester Gewöhnung an häusliche Pflichten! Und Mädchenschulen, deren Lehr- und Stundenpläne täglich so viel *geeignete freie* Zeit lassen, daß die Kinder von ihrem frühen Alter an der Mutter zur Hand gehen und von ihr angeleitet werden können. Ein zehnjähriger Schulbesuch ohne häusliche Uebung läßt für gewöhnlich die Anlage und das Interesse verkümmern. Fortbildungskurse mit hauswirtschaftlichem Unterricht können daher nur ergänzen und vervollkommnen, nicht fruchtbringend grundlegen. Für arme Kranke mit eigener Hand zu kochen und zu flicken, sollte die erste soziale Arbeit sein, deren sich unsere Mädchen rühmen dürfen. Nicht als ob ihr philanthropisches Interesse hier auch endigen solle. Aber es muß hier seinen Anfang nehmen und auch pflichtgetreu dahin zurückkehren.

„Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden." Das gilt auch für die Lehrer und Lehrerinnen unserer Mädchen, die doch schließlich aller Schulbildung Geist und Gepräge geben. Hier setze am ehesten die Tongebung ein.

Herbstkönig Tod.

Wandere gerne durch herbstliche Haine,
Drinnen das Leben in Hochglut verkohlt;
Unter der Sonne küssendem Scheine
Leuchtet das Gelb und es blutet das Rot.

Bodenwärts knistern dürr-braune Blätter,
Ob von der Linde, der Weide am Teich,
Ob von der Espe gejagt sie das Wetter,
Ob von dem Eichbaum — gilt alles gleich!

Atmet die Wärme, ihr Läublein seiden,
Die ihr noch grünet mit lebender Macht:
Balde, wie balde vielleicht kommt das Scheiden —
Balde, ach balde ist alles vollbracht. . . .

Herbstkönig! Sterbend als Opferflamme
Will ich verzucken in leuchtendem Rot,
Aber nicht dorren und fallen vom Stamme —
Nimm mich erobernd, Herbstkönig Tod!

Anna de Cri[illegible]

Soziale Ausbildung der Frau.

Von

C. Walterbach, Chefredakteur des „Arbeiter".

Jede Arbeit erfordert ein Können; nicht allein ein körperliches, sondern auch ein geistiges. Ohne daß man eine Sache genau kennt, ist es unmöglich, in ihr mit Erfolg zu arbeiten. Und je schwieriger die Arbeit ist, um so größer muß das Wissen sein, das der besitzt, der sie leisten soll. Nun ist man sich in der ganzen Welt darüber einig, daß die schwierigsten Fragen, welche die Gegenwart zu lösen hat, die sozialen sind, und doch gibt es Leute, auch unter unserer katholischen Frauenwelt, welche ohne gründliche Vorkenntnis sich an die soziale Arbeit machen. Sie bleiben deshalb auch erfolglos. Das ist noch das beste, denn oft verderben sie mehr, als sie gutmachen. Sie sind mit jenen vergleichbar, die beim Brande, nur um zu retten, das Porzellan aus dem dritten Stockwerke auf das Straßenpflaster werfen. Sie hatten mitgeholfen an den Rettungsarbeiten, freilich mehr zugrunde gerichtet, als das Feuer verderben konnte.

Zu sozialer Arbeit gehört soziale Bildung. In dieser richtigen Erkenntnis hat der Katholische Frauenbund seinen sozialen Kommissionen zunächst die Aufgabe zugedacht, soziale Studien zu betreiben und dann erst an die soziale Arbeit zu gehen. Soziales Wissen ist ein Spezialwissen, es muß auf allgemeinem Wissen aufgebaut sein und sich von Stufe zu Stufe weiter spezialisieren. Ueber die Breite und Tiefe der allgemeinen Bildung, auf die sich die soziale Ausbildung der Frau aufbauen soll, brauche ich hier nichts zu sagen. Das Fundament richtet sich immer nach dem Aufbau, den es tragen soll. Vor einem möchte ich hier nur warnen. Die herrlichen Vorträge der wissenschaftlichen Kommissionen des Katholischen Frauenbundes könnten die Versuchung nahelegen, ähnlich bei der sozialen Ausbildung vorzugehen. Wir im Katholischen Frauenbunde zu München haben dieser Versuchung nicht nachgegeben, sondern haben im „**Seminar für die soziale Praxis**", in dem wir einen Winter gearbeitet haben, solche Themata gewählt, die, wenn man auch noch so oft davon redet und liest, doch vielen Frauen in ihrem Wesen unklar und fremd sind. Noch eins! Es ist meines Erachtens durchaus falsch, wollten die Frauen bei ihrer sozialen Ausbildung sich nur auf die Frauenfrage beschränken. Die soziale Bewegung ist eine einheitliche, in ihren einzelnen Teilen eng verknüpfte, so daß man unmöglich z. B. die Arbeiterinnenfrage voll und ganz erfassen kann, wenn man nicht auch mit der Arbeiterfrage und Arbeiterbewegung wenigstens in ihren wesentlichsten Teilen bekannt geworden ist. Das gilt noch mehr, je tiefer man in die Details geht. Wer z. B. sich den Heimarbeiterinnen zuwendet, wird notwendig sich zuerst mit der Arbeiter- und Arbeiterinnen-, mit der Gewerkschaftsfrage vertraut gemacht haben müssen, ehe er an die Spezialliteratur, geschweige denn an die praktische Arbeit schreiten kann. Mit einem Wort: es muß System in der ganzen sozialen Ausbildung sein. Das ist eigentlich selbstverständlich. Dennoch glaubte ich es hier sagen zu müssen, weil die Erfahrung mich lehrt, daß man bei dem sozialen Studium gern in die Schmetterlingsnatur verfällt, die überall ein Tröpfchen nascht, aber keinen Becher ganz leeren will. Auch bei den Frauen, deren Geduld man so gern und mit Recht preist, fehlt diese Geduld bisweilen bei der sozialen Ausbildung, und mancher Stoff, den man gleich zu Anfang bearbeiten möchte, ist ihnen durch das System gar zu weit zurückgestellt.

Es fragt sich nun, wie man die Frau sozial bilden könne. Wie bei jedem Bildungsgange, so sind auch hier die Mittel gar verschieden nach Ort und Personen. Es wird nicht überall gehen, soziale Kommissionen im Katholischen Frauenbunde zu bilden, und doch kann es auch an solchen Orten, wo diese fehlt, Frauen geben, die sich sozial bilden wollen. Sie werden sich eben auf das Privatstudium sozialer Handbücher, wie das von Dr. **Retzbach** „Leitfaden für die soziale Praxis", der **Biederlack** „Die soziale Frage", Professor Dr. **Hitze** „Die Arbeiterfrage" 2c., beschränken. Für die Arbeiterinnenfrage hat ja Frau **Gnauck-Kühne** uns in ihrer „Einführung in die Arbeiterinnenfrage" einen vorzüglichen Leitfaden geschaffen. Daneben darf, um auch die Gegenwart zu verfolgen, die Lektüre sozialer Zeitschriften („Soziale Revue", „Soziale Kultur", „Soziale Praxis") nicht übersehen werden. Aber, ich meine, wer sich sozial bilden will, sollte auch in die **soziale Volkslektüre** eindringen und darum z. B. eines der Arbeiterinnenorgane aufmerksam und regelmäßig lesen. Diese Lektüre wird die soziale Bildung oft mehr fördern als das Studium dickleibiger Bände. Ueberhaupt werden unsere Frauen, wenigstens in ihrer Mehrzahl, gut daran tun, die Broschürenliteratur der Sozialpolitik (ich denke da in erster Linie an die „Sozialen Tagesfragen" des Volksvereins) neben den genannten Handbüchern ihrem Studium zugrunde zu legen.

Sind an einem Orte mehrere Frauen, die sich sozial ausbilden wollen, so können sie sich leicht in die Arbeit teilen, indem sie das Studium der einzelnen Kapitel des Handbuches wie die Lektüre der verschiedenen Zeitschriften untereinander verteilen, regelmäßig zusammenkommen und über das Gelesene gegenseitig referieren. Die Zeitschriften können nach Art eines Lesezirkels untereinander zirkulieren. Vollkommen ist das nicht, aber bei gutem Willen und genügender Ausdauer läßt sich doch vieles erreichen.

Besser dünkt mir das „Seminar für die soziale Praxis", wie wir es in München begonnen und, wie ich glaube, mit gutem Erfolge durchgeführt haben. Ich kann das deshalb sagen, weil ich, wenn ich auch Leiter desselben war, doch nicht die Arbeiten zu leisten hatte. Das mußten die teilnehmenden Damen (es waren durchschnittlich 20—25) selbst besorgen. Zu Beginn des Semesters wurden die Themata gleichzeitig mit den notwendigen Stoffquellen fixiert und an die einzelnen „Seminaristinnen" verteilt. Alle aber mußten aus dem Handbuche sich über das Thema jeweils orientieren. Die Themata selbst waren nach den oben ausgeführten Grundsätzen zusammengestellt. Durch diese seminaristische Form waren die Damen zum Selbststudium gezwungen, hatten Gelegenheit, das Studierte sofort wiederzugeben und sich im Reden und öffentlichen Auftreten zu üben. Letztere Uebung hat sich vielfach als notwendig erwiesen. Die Referate waren durchschnittlich recht gut und machten den „Neulingen" in solchen Arbeiten alle Ehre. An dieselben reihte sich eine mehr oder minder lebhafte Diskussion, je nachdem die „Seminaristinnen" den behandelten Stoff gründlich vorbereitet hatten und denselben beherrschten. Daß auch manche Fehler und Irrtümer unterliefen, ist natürlich und kommt ja auch anderswo vor. Dazu ist eben der Leiter da, damit er zu gegebener Zeit berichtige. Jedesmal wurde aus der Mitte der Anwesenden eine andere Vorsitzende und eine Schriftführerin gewählt. Auch Vorsitz und Protokoll wollen gelernt sein, müssen aber dann auch jedesmal der Kritik unterzogen werden.

Oft bin ich gefragt worden: Wozu diese soziale Ausbildung der Frau? Auffallend waren es meistens Männer, die diese Frage stellten. Ich antwortete jedesmal: Der Mann, der es zuließ, daß die Frau an den sozialen Nöten unserer Zeit teilnimmt, zwingt sie auch, an den sozialen Heilmitteln teilzunehmen. Hätten wir keine Frauenarbeit und damit keine Arbeiterinnenfrage, keine Kinder- und Heimarbeit, keine Dienstbotennot, kein soziales Frauenelend, dann könnten vielleicht unsere Frauen auf soziale Ausbildung verzichten. Ich sage „vielleicht", denn ich kann gar nicht einsehen, warum es der Frau verwehrt sein soll, sich um die Not der Aermsten zu interessieren und ihre Lage zu studieren. Nun aber haben wir so viele Gebiete der sozialen Frage, bei denen es sich um die Frauen handelt, da müssen wir auch die Frauen sozial bilden. Ich bleibe nur bei dem, was mir als Präses des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeiterinnenvereine am nächsten liegt. Wieviele Hilfe bedürfen nicht unsere Arbeiterinnenvereine und ihre jugendlichen Vorstufen, die Patronagen, wenn sie zu einer Bewegung werden sollen, die der Sozialdemokratie den notwendigen Widerstand leisten kann. Ich denke dabei an den Eindruck, den ein Vortrag macht, wenn die Frau zur Frau spricht; ich denke an die weibliche Mitarbeit, welcher unsere Arbeiterinnenorgane bedürfen, an die sozialen Unterrichtskurse für Arbeiterinnen, die, so notwendig sie auch sind, dann erst richtig durchgeführt werden können, wenn wir für dieselben Frauen als Lehrerinnen besitzen. Wenn ich nur die Arbeiterinnenvereine hier nenne, so tue ich dies, wie gesagt, nur deshalb, weil mir dies naheliegt, ohne die Bedeutung der sozialen Bildung der Frau auf anderen Gebieten unterschätzen zu wollen. Ich will auch keine Apologie der sozialen Frauenbildung schreiben. Wer die heute noch nicht erfaßt hat, dem wird man vergebens predigen. Ich wollte nur kurz andeuten, in wie mannigfacher Weise Frauen ihre soziale Ausbildung nutzbar machen können. Es gibt nämlich, wie mich die Erfahrung lehrt, Frauen, die viel Geschick und großes Interesse zu sozialem Studium besitzen, die nur deshalb beiseite stehen, weil sie meinen, da sie kein Rednertalent besäßen, habe die soziale Ausbildung für sie keinen Wert. Nichts ist falscher als dies. Die soziale Bewegung bedarf gewiß der Rede, noch mehr aber der Arbeit, und zu sozialer Arbeit gehört soziales Wissen auch bei den Frauen. Drum frisch ans Werk!

Die Arbeiterinnenfrage.

Von
Gg. Ernst, München.

I.

Ueber der Pforte unserer Zeit steht, wie ein eifriger Vorkämpfer neuzeitlichen Egoismus bemerkt, mit großen Lettern geschrieben: Verwerte dich! Auch dem Frauendasein, möchte man meinen, ist heutzutage dieses Wort aufgeprägt, freilich nicht in dem Sinne, als ob erst unsere Zeit der Frau das Gebot der Arbeit gegeben. Aber mehr denn je ist an das weibliche Geschlecht die Notwendigkeit herangetreten, durch wirtschaftliche Tätigkeit sich die eigene Existenz zu sichern.

Der Mensch mußte immer arbeiten; von diesem Gesetze war auch die Frau niemals ausgenommen. Ihr Arbeitsfeld war ehedem Haus und Familie, hier schaffte sie emsig sorgend für die Ihren. Und war es notwendig, daß das Weib neben dem Manne zum Unterhalte der Familie Geld verdiente, dann geschah dieses wieder zumeist im eigenen Hause. Nur nebenbei war dieser Erwerb und sollte keineswegs die Hausarbeit beeinträchtigen. So hatte Mutter und Tochter der Tätigkeit genug im eigenen Hause. Die häusliche Erwerbstätigkeit der Frau ist heute lahmgelegt, ersetzt durch die Maschine. Was früher Frauenhände mit viel Eifer für eigenen oder fremden Bedarf gefertigt, besorgt heute viel besser und viel schneller die Maschine. Darum sind zahlreiche Hände frei geworden; die weibliche Arbeitskraft muß sich anderweitig Beschäftigung und Verdienst suchen. Woher der Drang der Bessersituierten nach höherer Bildung, nach neuen Berufen; woher das Bestreben bei den unteren Klassen, in die Großbetriebe und Fabriken zu gelangen?

Auch gewerbliche Frauenarbeit hat es immer gegeben, wenn auch nicht in der heutigen Ausdehnung. Das Los der abhängigen Lohnarbeiterin war aber früher besser als heute.

Mit kurzem Worte drückt Frau Gnauck-Kühne in ihrem empfehlenswerten Büchlein „Die Arbeiterinnenfrage" dieses Verhältnis aus, ein Wort, das alles besagt: „Die abhängige Arbeiterin war zugleich Mensch in dem Kreise, in dem sie arbeitete."

Heute ist das anders. Die neuzeitliche Entwicklung hat durch die Maschine die ganze Produktionsordnung umgestürzt, hat das Erwerbsleben anders gemacht. Der Mensch in der Arbeiterin muß zurücktreten, nur die „Hand" wird gewertet. Nun hat die menschliche Hand den Hauptanteil bei der Arbeit verloren, die Maschine hat ihn erworben. „Die Maschine ist die Arbeiterin, die menschliche Hand nur die Dienerin." Was ist natürlicher, als daß diese so sehr zurücktretende Hilfskraft, wie die menschliche Hand sie geworden, nur äußerst billig bewertet wird. „Und die billigsten Kräfte, die der Unternehmer haben kann, das sind die Frauenhände."

Noch wäre alles gut gewesen, wenn ein Mangel an weiblichen Arbeitskräften sich gezeigt hätte. Das war aber nicht der Fall; denn die freien Frauenhände brauchten Arbeit. An der Maschine fanden sie die Arbeit. Und woher kamen denn einem ununterbrochenen Strome gleich die billigen Frauenhände, die noch immer die Arbeit billiger machten? Da ist eine Familie, der Mann arbeitet, aber verdient zu wenig, um die Bedürfnisse der Familie zu befriedigen. Das zwingt die Frau hinaus aus dem häuslichen Kreise, um mitzuverdienen. Es wachsen Mädchen heran; mit Sehnsucht wartet man, bis die Schultüre sich schließt und die Fabriken sich öffnen, um das Arbeitermädchen aufzunehmen. „In wenigen Minuten oder einigen Stunden sind die Handgriffe gelernt. Und am Sonnabend gibt's Bargeld" — das längst erwartete und ersehnte Geld. Da sind es die Frauen untüchtiger und selbstsüchtiger Männer, die für ihre und der Kinder Existenz schaffen müssen, dort Witwen oder unversorgte Ledige, die um jeden Preis nach Arbeit suchen. So hat sich innerhalb der industriellen Arbeiterklasse eine neue Klasse gebildet, die Arbeiterinnen, die nach Millionen zählt, die in bitterer Not sich befindet.

Worin zeigt sich diese Not? Nur einzelne Punkte möchte ich anführen. Wie leidet doch das Familienleben, wenn die Frau, die Mutter täglich zur Arbeitsstätte eilen muß. Unversorgt ist das Hauswesen, die Kinder sind sich selbst überlassen. Das Gefühl für ein echtes Familienleben muß da schwinden, eine gute, wirksame Kindererziehung ist nicht möglich. Doch darauf sei nur hingewiesen. Wie schon bemerkt, ist die Frauenarbeit an und für sich billig. Das Ueberangebot macht sie noch billiger. So kommt es, daß für die Frauenarbeit vielfach ein Lohn bezahlt wird, der zum Leben oft nicht hinreicht. Anders ist es beim Arbeiter; seine Leistung wird höher bezahlt. Und er kann sich leichter helfen, denn er ist nicht allein. Was aber will die Arbeiterin tun? Was nützt es, wenn sie einen höheren Lohn begehrt? Man wird ihr die Türe zeigen, an der schon viele andere auf ihren Platz warten. Und wie weint sie, wenn am Sonnabend ihr der Lohn noch gekürzt wird, sei es aus irgendwelchem Grunde. Aber wieder, was will sie tun? Der Unternehmer hat vielleicht ein „grausames" Mitleid mit ihr; aber helfen braucht er ihr nicht; warten doch so viele andere. Weinend bleibt sie, und ihr Jammerleben nimmt seinen Fortgang. Welch schlimme Folgen diese Lage für die Sittlichkeit eines Mädchens haben kann, ist einleuchtend. Das schlecht bezahlte Mädchen, das nicht leben kann mit seinem Lohne, das arbeitslose Mädchen, das vergebens nach Arbeit sucht, wird sich nicht auf die Straße setzen und verhungern, wenn vielleicht von anderer Seite ein leichter, lohnender Erwerb so verführerisch winkt. Man muß Achtung haben vor einem Mädchen, das in solch schlimmen Tagen standhaft bleibt. Hier möge hingewiesen sein auf die vielen sittlichen Gefahren, welche der Arbeiterin von verschiedenster Seite drohen, in der Arbeitsstätte, auf der Straße. — Ein dunkler Punkt im Leben der Arbeiterin darf nicht vergessen werden, die Unsicherheit ihrer Existenz. Welche Unsumme von Elend, von Sorge und Kummer schließt doch für die Arbeiterin das Wort „Arbeitslosigkeit" ein, die immer wie ein Gespenst lauert, vor dem sie niemals sicher ist. Sie kann nur einige Handgriffe an der Maschine, bleibt diese still infolge einer Krisis, dann ist die Arme brotlos. All diese kurz gezeichneten Uebelstände — die Unsicherheit der Existenz, die sittlichen Gefahren, die Schädigung des Familienlebens, wozu gewiß noch manche andere kommen — faßt die „Arbeiterinnenfrage" zusammen.

„Und das alles," sagt wiederum Gnauck-Kühne, „das alles wäre mit einem Schlage anders, wenn die Arbeiterin nicht so vereinzelt wäre! Mit solch einem losgelösten, verwehten Blatte kann jeder Wind spielen!"

II.

Darum Organisation! Sammlung der Einzelnen! Auch die Arbeiterinnen dürfen sich nicht einzig und allein hoffend und wartend dem Gesetzgeber in die Arme werfen, bis dieser Hilfe bringt; nein, wie die Arbeiter aus eigener Kraft durch Selbsthilfe im jahrzehntelangen Schaffen und Streben sich emporgerungen und eine achtunggebietende Stellung im Gesellschaftskörper erworben, so müssen auch die Arbeiterinnen aus eigener Kraft vorwärts und aufwärts streben, geführt vielleicht und unterstützt durch die Arbeiter. Wohl hat der Gesetzgeber schon manches getan zum Wohle der weiblichen Arbeiterschaft, bis herab auf das neue internationale Uebereinkommen betreffend das Verbot der Nachtarbeit von Frauen. Und gerade die deutsche Arbeiterfürsorge steht obenan. Immerhin mag schon vieles zur Besserung geschehen sein, noch mehr gilt es zu erstreben. Gnauck-Kühne stellt eine ganze Blütenlese von Reformen zusammen, die noch zu erreichen wären: Verkürzung der Arbeitszeit durch Einführung des zehnstündigen Maximalarbeitstages; mittäglicher Schluß am Sonnabend; Wöchnerinnenruhe von mindestens sechs Wochen; Mutterschaftsentschädigung; Vereins- und Versammlungsfreiheit; Arbeitgeberparagraph, der die Ausbeutung der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Arbeiterin seitens der männlichen Vorgesetzten verhindern soll; endlich das Stimmrecht für die Wahl der Gewerbegerichtsbeisitzer. Wahrlich Stoff genug für die Gesetzgebung! Der Gesetzgeber möge dabei das eine bedenken: Was für die Arbeiterin, besonders was für die Mutter geschieht, das ist fürs ganze Volk, fürs Vaterland.

Wie die Arbeiter es getan, so müssen auch die Arbeiterinnen den Weg der Selbsthilfe gehen. Und dieser Weg führt von selbst zur Organisation. Die einzelne Arbeiterin, nochmal sei es betont, vermag nichts, sie ist machtlos, ein wehrloses Blatt; nur vereint mit den anderen kann sie etwas erreichen. Hier wäre es eine schöne Aufgabe sozial gesinnter und sozial geschulter Frauen, mitzuhelfen, die Arbeiterinnen zu sammeln. Es war eine edle, fruchtbringende Tat, als die Fürstin Oettingen-Spielberg in München begann, Arbeiterinnen zu vereinen. Zunächst galt ihre Fürsorge den jungen Mädchen, die, aus der Schule entlassen, in die Fabrik eintreten; sie wurden gesammelt in „Patronagen", der Vorstufe zu den Arbeiterinnenvereinen. Beides ist notwendig; notwendig auch, daß man sich mit allem Ernst derselben annehme. Die Zahl der katholischen Arbeiterinnenvereine in Deutschland, die 100 bald erreichen dürfte, wächst beständig, wenn auch langsam. Im Arbeiterinnenverein hat das Mädchen alles, was in ihrem Arbeitsleben ihm mangelt; es ist herausgehoben aus seiner Vereinzelung, hier hat es Anschl-

und Aussprache. Hier hat es jemand, zu dem es jederzeit kommen kann um Rat und Hilfe, um Unterstützung in ihren Anliegen. Im Verein ist der Platz, wo die Arbeiterin menschenwürdige Erholung und Unterhaltung findet nach der tagelangen öden, geisttötenden Arbeit an der Maschine; hier findet sie die notwendige Belehrung; denn was die Schule geboten, ist für sie im Hasten und Schaffen so bald verflogen. Und hier findet sie auch jene religiös-sittliche Hebung, die gerade für die Arbeiterin heutigen Tags so unbedingt notwendig ist. Und wenn so vielfach geklagt wird, daß den Arbeiterinnen gar oft die hauswirtschaftliche Ausbildung mangelt, so ist es wieder der Verein, der hierzu Gelegenheit bietet.

Noch etwas! Wohl ist es der nächste Zweck des Arbeiterinnenvereins, die Mitglieder religiös-sittlich zu bewahren, kann er aber und soll er nicht auch die Vorstufe oder Schulung sein für die christlichen Gewerkschaften? Wirtschaftliche Hebung, Besserung der Arbeitsbedingungen ist ja gerade für die Arbeiterin so wichtig und notwenig. Die Gegner sind uns auch da vorangegangen, aber auch bei uns ist der „erste, schwerste Schritt" bereits getan. Freilich wird es viele Schwierigkeiten geben, die überwunden werden müssen. Die Arbeiterin allein vermag bei ihrem kargen Lohn nicht zu viele und zu große Opfer bringen. Da muß helfend, unterstützend, aufklärend und ermunternd der Mann eintreten. Erst im Bunde mit dem Arbeiter wird die Arbeiterin sich stark und kräftig fühlen. Fürwahr, eine edle Aufgabe für den Mann, die Arbeiterinnen zu begeistern für die Berufsorganisation, mitzuwirken an der Hebung des weiblichen Geschlechtes zu neuem Kulturleben mit mehr Recht und Einfluß. Aber soll nur er der Genius sein, der mit kräftig-starken Flügeln zum Himmel hinanstrebt und das Weib mit sich emporzieht?

Auch die Frauen, die sozial arbeiten wollen und helfen können, müssen mitwirken. Mögen diese das Wort einer ihrer Führerinnen recht beherzigen: „Hier ist ein noch ungenügend bebautes Feld sozialer Arbeit, ein Weinberg, der auf Arbeiter wartet, auf Frauen, welche die Lage ihrer arbeitenden Geschlechtsgenossinnen kennen und verstehen und Hand anlegen wollen."

Die Armut.

„Ich habe die Armut gesehen!" — — — —
Großäugig stand sie am Wegesrand
Und streckte flehend die hagere Hand
Und senkte flüsternd der Stimme Ton:
„Habt Mitleid, Herrin, um Gotteslohn!"
In Lumpen gehüllt, die Züge voll Harm,
Hielt sie ihr weinendes Kindlein im Arm,
Ein Anblick, so schmerzlich und jammervoll,
Daß mir vor Mitleid das Herze schwoll. —

„Da nehmt! — und lindert die drückendste Not
Und kauft eurem hungernden Mägdlein Brot." —
„O Dank!" — sie küßte mir schluchzend die Hand,
Die bettelnde Armut am Wegesrand. — — — —

O Gott! Da kam es mir plötzlich vor,
Als trüge die Welt einen Trauerflor, —
Als senkten sich Schatten schwarz und dicht,
Auf des Tages lachendes Lenzgesicht. —
„Wer bin ich, Herr, was hab' ich getan,
Daß du mir geebnet die Lebensbahn?
Die Truhen gefüllt, gesegnet das Mahl,
Mich sorglich bewahrt vor des Hungers Qual?
Ein Heim mir gewiesen, so warm und weich.
Wie glücklich bin ich, — wie bin ich reich!"

Und jene, gebeugt von der Wucht des Geschicks,
Verfemt, — verachtet, — Stiefkinder des Glücks.
— — — — — — — — — — — — — —
Und wie im Traume schritt ich dahin,
Und dachte nur immer der Bettlerin!

Josefine Moos.

Caritative Arbeit.

Von

Caroline Freiin von Raesfeldt, München.

Wem Einsicht verliehen ist, der verwende sie zu nutzbringender Unterweisung; wer Reichtum besitzt, der karge nicht mit Wohltun; wer in praktischen Dingen Erfahrung und Uebung hat, verwende sein Können zum Besten seiner Mitmenschen! Diese Aussprüche Gregors des Großen für seine Zeitgenossen gelten noch ebenso für heute.

Eine reiche Caritasliteratur steht uns seit Jahren zu Gebote, doch wird dieselbe noch viel zu wenig benützt. Die Rührigkeit in nichtkatholischen und noch mehr in nichtchristlichen Kreisen macht es uns katholischen Frauen doppelt zur Pflicht, Zeit und Fähigkeiten dem Dienst der Armen zu widmen, soweit es neben den nächstliegenden häuslichen Aufgaben möglich ist.

Es genügt nicht mehr die opfervolle, hingebende Arbeit der klösterlichen Pfleg- und Erziehungsschwestern, welche jahrhundertelang in aller Stille und Anspruchslosigkeit die sozialen Aufgaben erfüllt haben, die jetzt von der modernen Presse als neuentdeckte Wissenschaft empfohlen wird. Die Zeitverhältnisse drängen dazu, daß Frauen, die in der Welt leben, auf Grund ihrer christlichen Gesinnung mit Volksbeglückerinnen anderer Denkungsart in Wettbewerb treten und daß sie durch verständnisvolles, zielbewußtes Verwerten ihrer geistigen und materiellen Vorzüge drohenden sozialen Schäden vorbeugen und vorhandene Uebel zu mindern suchen. Zur Wahrung von Religion und Sitte muß die christliche Frau, so viel es ihre Verhältnisse gestatten, bereit sein, im gegebenen Fall auch an der öffentlichen Armenpflege teilzunehmen.

Eine wichtige Stellung in der Jugendfürsorge nimmt die Waisenpflegerin ein, welche nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ihre Dienste den Gemeindewaisenräten anbieten kann. Es handelt sich dabei um Beaufsichtigung und Leitung der Erziehung verlassener Kinder unter dem Schulalter, und der Mädchen bis zur Mündigkeit. Reiche Gelegenheit zur Aussaat und Pflanzung religiöser, sittlicher und für das praktische Leben der armen Arbeiterin notwendiger Grundsätze bietet sich da den Frauen, denen es mit Uebung der Caritas ernst ist.

Die Kinder, die aus Mangel an rechtzeitiger, gewissenhafter Fürsorge religiös verwahrlost aufwachsen, sind die Zeitgenossen, werden vielleicht als dienend später die Hausgenossen unserer Kinder; — schon dieser Gedanke sollte jede fromme Mutter zur rettenden Tat anspornen.

Für soziale und caritative Tätigkeit ihre Mitglieder zu befähigen, daß sie nicht rückständig gegenüber Andersgläubigen erscheinen, ist Pflicht katholischer Caritasvereine. Es darf nicht gesagt werden: „Die Katholikinnen sind für öffentliche Betätigung nicht zu haben — oder die Katholikinnen erfassen die Bedürfnisse der Zeit nicht ernst genug." Wir dürfen es nicht stillschweigend hinnehmen, daß die Bemühungen klösterlicher Kinderpflege von religionsfeindlicher Seite gleich Null geachtet oder gar als schädlich bezeichnet werden.

Die Frauen, die durch ihre Lebensstellung und Bildung allen Ständen voranleuchten sollen in Vertretung und Wahrung ihrer religiösen Ueberzeugung, müssen die Verantwortung ihrer bevorzugten Lage fühlen und nach Kräften mit Einfluß und materiellen Mitteln sowie mit Anspannung ihrer Geistesgaben helfen, dem Volk den Schatz des Glaubens und der Sitte zu erhalten.

Der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet nicht die Aufzählung aller Gelegenheiten zu caritativer Betätigung. Es genüge der Hinweis auf Benützung der Caritas- und Sozial-Literatur, die Erinnerung an die Notwendigkeit der Kenntnis einschlägiger Gesetze, der Vertrautheit mit lokalen Einrichtungen (zum Vorbeugen oder zum Beseitigen von Notständen). Jeder einzelne Fall in der Armenpflege, sowie die Gesamttätigkeit caritativer Vereine erfordert regen Verkehr mit den einschlägigen Behörden und mit andern Vereinen und Anstalten im engeren und weiteren Vaterland. Vor allem ist es aber notwendig, wenn man Uebelständen abhelfen will, die Ursachen derselben zu erforschen und diesen entgegenzuarbeiten. Wir müssen die armen Familien, die sich um Unterstützung an Vereine wenden, selbständig zu machen suchen und darauf dringen, daß Arbeitsfähige die unentgeltlichen Arbeitsnachweise benützen, welche in vielen Städten und Märkten von den Gemeinden, vielfach auch von Vereinen, besonders für Mädchen eingerichtet sind. Das ist nur ein Beispiel von Veranstaltungen, die einer katholischen Armenpflegerin bekannt und vertraut sein

sollen. In allen Vereinen ist der Mangel an gründlich (im Armenwesen) unterrichteten jungen Kräften fühlbar. Für ältere Mitglieder ist es immer schwer, sich in die Erfordernisse der Neuzeit zu finden.

Die heranwachsende weibliche Jugend kann ihre freie Zeit keinem edleren Studium widmen als der Hilfeleistung von Mensch zum Menschen, vom Christen zu seinen Brüdern und Schwestern im weitesten Sinn. Theoretische und praktische Anleitung ist der Frauenbund (und seine angeschlossenen Vereine) gerne bereit zu vermitteln.

Schutz der Jugend!

Von

Frau Ellen Ammann-München.

Wer unbefangen die heutigen Verhältnisse betrachtet, muß zugeben, daß in keinem anderen Jahrhundert die Unsittlichkeit so offen aufgetreten, wie dies zurzeit der Fall ist.

Heute verlangt sie einen anerkannten Platz in der Oeffentlichkeit. Sie will die Definition von Recht und Unrecht ändern, sie will den Begriff des Sittlichen verschieben und Sachen sittlich nennen, deren Erwähnung früher jedem die Schamröte ins Gesicht trieb.

Nicht nur die sogenannten „Frommen" erheben ihre Warnungsrufe, nein, von allen Seiten wird die Klage ausgesprochen, daß sich ein sittlicher Niedergang der deutschen Jugend, ja des ganzen Volkes bemerkbar macht. Immer mehr Stimmen werden laut, welche darauf hinweisen, daß Eltern, Lehrer, Vormünder, Waisenpfleger, kurz alle, welche sich mit der Erziehung der Jugend befassen, nach Kräften zusammenwirken müssen, um dem Vaterland ein unverdorbenes Geschlecht zu erhalten.

Auch wir Frauen dürfen nicht untätig zusehen, wenn tägliche Erfahrungen zeigen, daß unsere heiligsten Güter gefährdet werden. Für uns gilt es ein Doppeltes: unsere Mitschwestern und unsere Kinder.

Unsere Pflicht ist es, für die Würde der Frau einzutreten und auf die Gefahr hinzuweisen, die uns vom Neuheidentum droht, welches uns wieder in jene Erniedrigung herabdrücken möchte, in dem das Frauengeschlecht sich befand, ehe die Segnungen des Christentums ihm zuteil wurden.

Unsere Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß unser Teuerstes, unsere Kinder, vor den dunklen Mächten bewahrt werden, die jene sittliche Höhe bedrohen, welche uns stets als Ideal vorgeschwebt für unsere Nachkommen, für unser Volk.

Wir Mütter wenden umsonst alle Mühe und Sorge auf, die Jugend zu sittenreinen Menschen zu erziehen, wenn der heutige Zustand fortbestehen darf, wenn entsittlichende Einflüsse, wie es heute geschieht, sich unseren Kindern bei jedem Schritt und Tritt weiter aufdrängen dürfen. Fast in jeder Straße in den Schaufenstern der Läden, ja selbst in Milch-, Papier- und Buchhandlungen, wo unsere Kinder ihre Schulrequisiten kaufen müssen, drängen sich ihnen die Erzeugnisse der Pornographie in Form von Bildern, Postkarten, schlechten Witzblättern und Broschüren unsittlichen Inhaltes auf. Und neben diesen sind ausgestellt Schulbücher, Klassiker und Indianergeschichten!

Jugendliche Neugierde und anerzogene Wißbegierde veranlassen die Schüler oft, solche harmlos scheinende, aber raffiniert verfaßte Machwerke zu kaufen. Die in den verschiedensten Mädchenschulen und Mädchenpensionaten in ganz Deutschland beschlagnahmten Postkarten und Witzblätter, sowie die zahlreichen Dimissionen an unseren Gymnasien wegen Lesens von Schmutzbroschüren sollten uns zu einer ernstlichen Gewissenserforschung veranlassen.

Der Staat, wir alle tragen mit an der Verantwortung, daß heute die Versuchung sich öffentlich an unsere Jugend herandrängt in einem Alter, in dem sie deren Folgen nicht bemessen kann.

Wir sind schuld daran, daß sie in Gefahr schwebt, ihr kostbarstes Gut zu verlieren und eine nie zu ersetzende Einbuße an Gesundheit des Körpers und der Seele zu erleiden.

Alle müssen wir auch zusammenhelfen, um die Gefahr abzuwenden!

Von solchen Erwägungen ging der Münchener Katholische Frauenbund aus, als er im März 1906 sämtliche Frauenvereine Münchens zusammenrief, um ihnen eine Eingabe vorzulegen, in welcher der bayerische Landtag gebeten wurde, die Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes zu veranlassen, in welchem gefordert würde:

1. daß die öffentliche Ausstellung aller Schriften und Abbildungen, welche das Schamgefühl der Jugend verletzen, speziell zu ihrer verfrühten Aufklärung in sexueller Hinsicht beitragen können, in den Schaufenstern verboten wird;

2. daß der Verkauf solcher Schriften und Abbildungen an Jugendliche unter 18 Jahren verboten wird.

Zweiundzwanzig Frauenvereine Münchens unterzeichneten die Eingabe. Ein paar schlossen sich nicht an, da sie glaubten, daß „die Kunst bedroht sein könnte".

Die echte Kunst darf nicht getroffen werden! Aber jenen Parasiten der Kunst, welche man mit dem schönen Namen Pornographen bezeichnet, sollte das Handwerk etwas erschwert werden. Handwerk in der Kunst ist nicht wünschenswert!

Gestützt auf das Prinzip der persönlichen Freiheit, erheben wir Mütter die Forderung, daß alle schamlosen oder zur verfrühten Aufklärung beitragenden Dinge, seien es Schriften, Abbildungen oder ähnliches, aus den Schaufenstern verschwinden.

Wir haben das Recht, unsere Kinder nach unserer sittlichen und religiösen Auffassung zu erziehen.

Dieses ist unter den heutigen Verhältnissen unmöglich!

Wir wissen zwar, daß manches, was auf die Jugend entsittlichend wirken muß, auf die Erwachsenen keinen Einfluß hat. Mögen also diese Sachen, die dem reifen Manne keine Gefahr bringen oder für ihn wissenswert sind, in den Läden ihm zugänglich sein. Das Auge der Jugend aber soll nicht durch die Auslagen zu früh darauf hingelenkt werden.

Wir wissen auch, daß es leider heutzutage Menschen gibt, welche behaupten, daß solche Machwerke keine Pornographie seien, und wir wollen heute nicht ihr „Recht" antasten, ihre „eigene Sittlichkeit" zu haben. Mögen sie das Gewünschte im Innern gewisser Läden kaufen!

Wir aber protestieren dagegen, daß „dieser neue Sittlichkeitsbegriff" uns und unseren Kindern durch die Schaufenster aufgedrängt werde.

Die Durchführung der zweiten Forderung der Eingabe, daß der Verkauf solcher Schriften 2c. an Jugendliche unter 18 Jahren verboten werde, würde zweifelsohne trotz aller Schwierigkeiten einen ähnlichen Nutzen haben, welchen ein gleichlautendes Verbot des Verkaufes von Alkohol an Minderjährige, beispielsweise in Skandinavien, gehabt hat.

Wir Frauen können aber mehr zur Lösung der Frage beitragen, als es auf den ersten Blick ersichtlich ist. Wer hat heutzutage nicht von „der Macht der Konsumenten" und „der Konsumentenmoral" gehört.

Frauen Deutschlands, werdet euch dieser Macht bewußt! Bedenket eure Verantwortung!

Ihr befördert Verdienst und Umsatz des Geschäftes, in dem ihr einkauft, und billigt bis zu einem gewissen Grade alles, was in dem betreffenden Laden feilgeboten wird. Die meisten Einkäufe werden von Frauen besorgt, und die kleinen Kaufleute besonders sind fast allein von den Frauen abhängig. In der Hand der Frau liegt tatsächlich die Möglichkeit, die pornographischen Erzeugnisse aus einer ganzen Anzahl von Läden zu verbannen.

Frauen Deutschlands! Habt den Mut zu sagen: „Solange solche Sachen hier verkauft werden, wird von meinem Haus aus nichts bei Ihnen eingekauft", und ihr werdet selbst über den Erfolg erstaunt sein.

Habt den Mut, als sittlich denkende, wahrhaft fromme Frauen einen Boykott auszusprechen über alle diese Verkäufer!

Mögen die Vereine aller Konfessionen sich zusammenschließen, wie die von Köln, und vor Weihnachten ein Rundschreiben an die Kaufleute ihrer Stadt schicken, indem sie erklären, daß ihre Mitglieder nichts in einem Laden einkaufen werden, welcher Pornographisches in seinem Schaufenster beherbergt. Dort waren die Folgen der Ankündigung unverkennbar — anderswo wird es ebenso sein!

Auch beim Schutz der Jugend vor sittlichen Gefahren ist die Mahnung der Heiligen Schrift zu beachten: „Bete und arbeite."

Die Anregung zu einem solchen Vorgehen aller Vereine, aller Frauen wäre eine schöne segenbringende, der Zweigvereine des Katholischen Frauenbundes und seiner Mitglieder würdige Tat

Wissenschaftliche Vorträge im Frauenbunde.

Von

Marie Amelie von Godin.

Solange ein Volk verhältnismäßig auf niederer kultureller Entwicklungsstufe steht, solange also der Mann sich hauptsächlich dem Kriegs- und Weidwerk und die Frau der Versorgung des Hausstandes widmet, stehen sich Mann und Frau an geistiger Bildung, oder besser Unbildung, ebenbürtig gegenüber. Das Schaffensfeld des Vaters, Gatten, Bruders und Sohnes ist dem Verständnis der Frau noch keineswegs verschlossen. Einzelne — Männer sowohl als Frauen — sind ihrer Zeit vorausgeeilt, bilden aber die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.

Mit der Zivilisation unseres Volkes wuchs der Durchschnittsbildungsgrad des Mannes immer mehr. Vorzügliche Schulen, Mittelschulen und Hochschulen stehen heute unseren Brüdern und Söhnen offen, während der Unterricht der Frau so weit zurückblieb, daß die Gattin und Mutter dem Berufe, den Ideen, dem Streben ihres Gatten und Sohnes vielfach nicht mehr Verständnis, sehr oft nicht einmal mehr Interesse entgegenbringen kann. Die Folgen liegen auf der Hand. Die Gattin, welche ihrem Gatten gerade in dem, was seines Lebens edelsten Inhalt ausmacht, verständnislos zur Seite steht, wird ihm, bewußt oder unbewußt, statt der Gefährtin die Geliebte, ein Spielzeug, eine Ablenkung für einige müßige Stunden — oder die Haushälterin.

Wir leben in einer gefahrvollen Zeit. Mit der Wissenschaft kämpft eine hochmütige und ungläubige Scheinwissenschaft um die Herrschaft, und manche Mutter sieht mit blutendem Herzen ihren Sohn den Glauben seiner Kindheit — ihren Glauben verlieren, ohne anders als mit Gebet helfen zu können. Sie sieht die Gefahr, möchte mit ihr kämpfen; wie soll sie aber einen Irrtum überwinden, den sie nicht widerlegen kann, wie soll sie vor den Abwegen der Kunst, Literatur und Wissenschaft wirkungsvoll warnen, wenn ihr mit Recht entgegnet wird, daß Kunst, Literatur und Wissenschaft ihr überhaupt ein Buch mit sieben Siegeln sind. Es handelt sich also für uns Frauen um unsere höchsten Güter, um die freundschaftlich-achtungsvolle Liebe unserer Gatten, um die Seelen unserer Söhne!

Viele Frauen sind freilich schon jetzt nicht mehr ganz ungebildet, aber der Mädchenunterricht erstrebt im allgemeinen doch noch viel zu sehr ein äußerlich glanzvolles Auftreten. Wenn wir an die vielen jungen Damen denken, die ganz in Sport und Mode aufgehen oder ganz in den rein materiellen Pflichten des Haushaltes; die Mädchen, deren einziges Streben Geselligkeit ist, obwohl sie vom Genuß eines freundschaftlichen Gedankenaustausches keine Ahnung haben; die ein wenig fremde Sprachen plappern, ohne einen Begriff von der speziellen Eigenart der Nationen, ein wenig malen, Lyrik und Romane lesen, ohne Kenntnis der Malerei und Literatur, ohne selbständiges Urteil, dann wird uns erst klar, wie viel bis jetzt noch versäumt wurde, wie viel verbessert werden muß.

Wir stehen nicht mehr ganz am Anfang einer Bewegung, welche für die Frau mittlerer und hoher Stände eine vielseitige und vertiefte Bildung fordert; man besinnt sich in unseren Tagen bereits allenthalben auf Mittel, dieses berechtigte Verlangen zu erfüllen. Eine der wirkungsvollsten Maßregeln zu diesem Zweck sind die wissenschaftlichen Vorträge für Damen, welche von Zweigvereinen des Katholischen Frauenbundes ins Leben gerufen und hoffentlich bald auch von anderen Zweigvereinen gleicherweise veranstaltet werden.

Bewährte Kräfte der Hochschule haben sich in München zu den Vortragszyklen bereit erklärt und dadurch bewiesen, daß sie die Wichtigkeit solcher Unternehmungen anerkennen. Möchten doch auch recht viele daraus Nutzen ziehen! Es handelt sich hier nicht um berufliche Ausbildung, die Hörerinnen solcher Vorträge werden auch nicht zu Blaustrümpfen. Ihr eigenes Innenleben wird harmonisch ausgestaltet. Schließlich ist doch auch der weibliche Verstand ein Talent, über dessen Verkümmerung oder Ausbildung Rechenschaft zu geben ist. Die Familie, das Familienleben wird an jeder Wissensbereicherung nur gewinnen. Die Wirkung der wissenschaftlichen Vorträge soll und wird nicht auf ihre Dauer beschränkt bleiben — die wenigen Stunden können gar nicht alles umfassen. Aber durch sie wird der Wissenstrieb geweckt und veredelt. Was der Vortrag in kurzen Zügen behandelt, vertieft die Hörerin zu Hause aus Freude zur Sache; ihr Verständnis ist erschlossen, im täglichen Leben, in der Lektüre findet sie tausend Beziehungen zum Vernommenen. So wird ihr vieles lebendig, wirklich zum geistigen Eigentum, was ihr in der Schule als unreifem Kinde nur eine Lektion ohne Nutzen gewesen. Selbständiges Denken wird ihr sicher daheim nichts schaden, und wenn manche auch nur bis zur Ueberzeugung vordringt, daß es unendlich viele Dinge gibt, die sich nicht in eine Schablone pressen und gedankenlos aburteilen lassen, so ist schon unendlich viel gewonnen.

Die Einrichtung wissenschaftlicher Vorträge, welche Wissen, Glauben und Lebensauffassung der katholischen Frau bereichern, beleben, vertiefen, ist also wohl eine würdige Aufgabe für den Frauenbund. Mögen die katholischen Frauen sich recht davon durchdringen: größere Bildung, nicht um sich von Haus und häuslichen Pflichten zu emanzipieren, sondern um alles Edle und Gute mit den Gatten und Söhnen verständnisvoll teilen, zu allem Großen anspornen, alles wahrhaft Wertvolle wirksam und klug verteidigen zu können.

Zur Dienstbotenfrage.

Von

Luise Fogt, Bureauleiterin des Marianischen Mädchenschutzvereins, München.

Schon öfter ist das Wort gefallen: „Die Frauenfrage ist in erster Linie eine Magenfrage." — Für die bürgerlichen Frauen aller Konfessionen und Richtungen ist sie, dies läßt sich leicht beobachten, in erster Linie eine Frage der Gerechtigkeit gegenüber den erwerbsbedürftigen und erwerbstätigen Schwestern. Daß sie aber für die „Genossinnen" nicht in letzter Linie eine Umsturzfrage ist, zeigten bei ihrer Konferenz in Mannheim zunächst die Referate über die Schule und die Dienstboten.

Hier wollen wir nur dies letztere ins Auge fassen. „Der Privathaushalt muß aufgelöst werden" — „alle Stellenvermittlungen müssen eingehen, außer der unseren." Das muß wohl so verstanden werden: „Dem Familienleben, der Erziehung der Kinder in der Familie soll ein Ende gemacht werden." Und „alle Bedingungen bei Aufnahme von Arbeitskräften für das Haus werden von uns diktiert".

Fänden sich nun — was bei uns in Bayern unbedingt geleugnet werden kann und muß — im Dienstbotenstande massenhaft Anhängerinnen dieser beiden Sätze, was dann? Dann würden ohne Zweifel die Hausfrauen sich zu helfen wissen. Kompagnien für Stiegenreinigung, Parkettglätten, Teppichklopfen würden überall aus dem Boden herauswachsen. Und für den inneren leichteren Dienst des Hauses, Küche und Kinderpflege, fänden sich schnell geeignete Kräfte aus bürgerlichen Kreisen. Aber damit wäre auch in die Frauenwelt der Klassenkampf getragen, aufgezwungen von den „Genossinnen". Diesen Klassenkampf aber, der schließlich auch der Frauenbewegung nur schaden kann, wollen wir nicht. Daher ist es eine ernste Aufgabe aller bürgerlichen Frauenverbände, die berechtigten Klagen derer, die sich von uns losreißen wollen, abzustellen, indem wir zunächst all unseren Einfluß einsetzen, die Revision jener Gesindeordnungen in Deutschland zu erreichen, die nicht mehr zeitgemäß sind. Eine Gesindeordnung, die den Herrschaften das Züchtigungsrecht zuspricht, paßt nicht ins zwanzigste Jahrhundert; und wenn nach 3 Wochen der Krankheit ein Mädchen ganz verlassen dastehen kann, ohne gesetzlichen Anspruch auf Pflege und Hilfe, so wird es mit Recht die bürgerliche Gesellschaft rücksichtsloser Härte zeihen.

Bei uns in Bayern, das — und nicht nur von den „Genossen" — so manchesmal „rückständig" gescholten wird, lautet der erste Satz der Gesindeordnung folgendermaßen: „Der Dienstvertrag ist ein freier Arbeitsvertrag." Und jede Herrschaft ist dafür verantwortlich, daß der Dienstbote bei der Krankenkasse angemeldet wird. Versäumt das die Herrschaft, so fallen alle Pflegekosten ihr zur Last und zwar bis zur Dauer von 26 Wochen. Die eigentliche Krankheit wird im Krankenhause bekämpft. Dann aber nehmen Genesungsheime, Sanatorien, Walderholungsstätten die Dienstboten auf, so daß sie neugekräftigt zu ihrer Arbeit zurückkehren können. Anderseits leuchtet das schöne, sinnige Wort, mit dem noch heute in Bayern die ländlichen Dienstboten bezeichnet werden: „Ehehalten", Stützen der Ehe und des Hauses, in das Bewußtsein unserer Dienstmädchen, die meist vom Lande stammen, hinein. Besonders jene, die religiösen Dienstmädchenvereinen angehören, sind stets bereit, wenn man es ihnen nur gestattet, das Interesse der Familie zu ihrem eigenen zu machen. So ist es denn kein Zufall, daß diese religiösen Vereine stets auch gelegentlich Stellenvermittlung üben. Die Familien suchen eben das Gute, wo sie es finden. Und wenn der Marianische Mädchenschutzverein durch sein kath. Adressenverzeichnis „Führer", durch Rat, Auskunft, Korrespondenz,

durch seine Bahnhofmissionen Tausenden von schutzbedürftigen Mädchen sicheres Geleite bietet, so sieht er es doch nicht als eine minderwertige Aufgabe an, Hunderte von gut katholischen Familien und Hunderte von gut katholischen Mädchen, oft für viele Jahre, zusammenzubringen. Die Dienstbotenfrage greift so tief in den Frieden und das Glück der Familie ein, daß jede vernünftige Frau sie für eine der wichtigsten ansieht, die es in ihrem hausfraulichen Leben gibt. Daher das Bestreben, den sich täglich durch Verheiratung, Invalidität und Tod lichtenden Stab wirklich verlässiger „Ehehalten" in Stadt und Land wirksam zu erneuern. Daß auch die Dienstmädchen einer Heranbildung bedürfen, daß es nicht genügt, junge Dinger aufs Geratewohl in irgend ein Dienstverhältnis zu stecken, diese Erkenntnis bricht sich mehr und mehr Bahn. Ob aber Koch- und Haushaltungsschulen zweckentsprechender sind, oder ob die praktische, aber mühsamere Schule, wie sie das tägliche Leben einer einfachen Familie bietet mit allen Zwischen- und kleinen Unfällen, Verspätungen, Störungen, die da unvermeidlich sind — vorausgesetzt immer, daß eine erfahrene Hausfrau einer solchen Familie vorsteht und sich liebevoll des jungen Mädchens annimmt —, darüber können ja die Meinungen geteilt sein. Sicherlich aber passen zur Heranbildung von tüchtigen Dienstmädchen so prächtige moderne Anstalten nicht, wie z. B. das Münchener Waisenhaus.

Die Aerzte bemitleiden oft die Mädchen, die, das großartige, schöne Heim verlassend, ein einfaches Zimmerchen einer Privatwohnung als Stuben- oder Kindermädchen bewohnen und auch körperlich durch den Wechsel ihrer Verhältnisse leiden. Zu grober Arbeit sind sie natürlich ganz untauglich; denn es war Zentralheizung, Gasbeleuchtung da, und kaltes und warmes Wasser floß in das Waschbecken, das man nur umzudrehen braucht, um das Wasser abfließen zu lassen. Arme Kinder, die so für den Kampf ums Dasein vorbereitet werden!

Stellen wir diesem Bilde das eines Mädchens entgegen, das auf dem Lande in einer Lehrersfamilie z. B. täglich den Herd und die Schulöfen anschüren, die Küchenlampe putzen und pflegen, das Wasser am Brunnen holen muß 2c. Kommt später ein solches Kind in die Stadt, wie wundersam angenehm erscheint ihm, wenn das Wasser von selbst in die Küche läuft, wenn es nur eines Drehens bedarf, um ein helles Licht hervorzuzaubern u. dergl. Auch im Interesse der angehenden Dienstmädchen selbst liegt es also, daß sie für die Anforderungen, ja, sagen wir es gerade heraus, für die Kreuze ihres Standes tauglich gemacht werden. Das Wort vom Kreuze ist freilich sehr unmodern; aber doch bleibt bestehen, daß kein Mensch und am allerwenigsten eine Frau, und trüge sie eine Königskrone, dem Kreuze und Leiden entrinnen kann. Die es versucht, ihr Kreuz abwirft und einem lockenden Irrlicht folgt, gerät meist in den Sumpf. Wenn aber ein Mädchen dann in seiner ersten Stelle ist — o möge da die Frau recht ihrer Verantwortung gedenken! Meist ist nicht nur das äußere Wohl, sondern auch die ganze Lebensrichtung eines solchen Kindes davon abhängig, welches Beispiel von ernstem religiösen Streben, von Pflichttreue und Opferwilligkeit ihm die Herrin gibt.

„Wie der Herr, so der Knecht." Wenn wir brave Dienstboten wollen, so seien wir selbst, was wir sein sollen, und das Jammern über unzuverlässige Dienstboten wird sich bedeutend verringern. Daß auch die Organisation der Dienstboten kommen wird und muß, ist klar. Organisation auf christlicher Grundlage, unbeschadet den konfessionellen Dienstmädchenvereinen beider Konfessionen, deren Gebiet ein anderes ist als das der Organisation. Diese Frage ist schon ins praktische Leben übersetzt, doch seit so kurzer Zeit, daß für eingehende Erörterung einige weitere Erfahrungen abgewartet werden müssen.

Aphorismen.

Ein Rätsel: Adel, und doch nicht im Hofkalender, Adel, und doch keine Spur von Adelsstolz? Das ist der Seelenadel der Tugendheroen, derer, die sich klein dünken bei all ihrer Größe.

* * *

Heutzutage ist alles ungeheuer bequem. Elektrische Straßenbahn, elektrisches Licht und elektrische Küche! Man kann sogar elektrisch in die Hölle fahren, nur noch nicht in den Himmel. Da ist die fatale Grenze der Technik. Mayrhofer.

* * *

Der Segenswunsch, der zurückglänzt aus den Freudentränen eines Bettlers, dem du ein Almosen gegeben, sei dir mehr wert als die offiziellen Hochrufe, welche einige hundert Menschen auf dich ausbringen. Elmar.

Joseph v. Görres — über die Frauenfrage.

Von

P. Aug. Rösler, C. SS. R.

Wenn er lebte, der alte große Görres, was würde er über die Frauenbewegung sagen, die München in diesen Tagen zum Schauplatz des Katholischen Frauenbundes gemacht hat? Die Frage kann einem Besucher von München, geschweige denn einem Münchener nicht unnütz vorkommen. Noch immer leuchtet der Stern, der in Görres' Feuergeiste über München aufgegangen war, den Katholiken Deutschlands, und zu diesen gehört doch auch der Katholische Frauenbund. Görres aber wäre nie so kurzsichtig gewesen, um die Bedeutung der heutigen Frauenbewegung zu verkennen. Wenn er lebte, so würde er wie ein Prophet der Vorzeit von der Frauenversammlung begrüßt und verehrt werden; er selbst aber würde wohl den Kongreß aufsuchen, um den Versammelten das zu sagen, was er mit weitschauendem Blicke bei Lebzeiten verkündet hat. Gewiß, er brauchte nichts Neues zu sagen. In der genialen Schrift „Europa und die Revolution",[1] die er 1821 in 27 Tagen mit unauslöschlichen Feuerzügen aufs Papier geworfen hat, findet sich auch der tiefste Sinn der Frauenfrage bloßgelegt.

Vielleicht sagt mancher Leser dieser Behauptung verwundert: Aber in der ganzen Schrift ist ja von der Frauenfrage keine Rede. Nur zweimal werden überhaupt die Frauen darin erwähnt. Einmal redet Görres rückblickend auf die französischen Zustände vor der Revolution von „mutwillig angefangenen, meist von Weibern geleiteten Kriegen" (S. 348). Sodann kommt er vorausschauend auf die Zukunft dort auf die Frauen zu sprechen, wo er das Wiedererwachen des katholischen Geistes in Deutschland erwähnt. „Auch das muß", sagt er im Beginn dieses Abschnittes (S. 451) „erfreulich für jeden sein, der sich die Vorzeichen der kommenden Zeit zu deuten weiß, daß der Katholizismus wieder sein Haupt erhebt." Nachdem er die Zeichen dieser Wiedererhebung angeführt und vorausgesagt hat, die Kirche werde innerlich die triumphierende werden, schon weil sie äußerlich die ecclesia pressa sei, führt er die allgemeine Aufgabe an, die bei dieser religiösen Erweckung vor allem zu erfüllen sei. In diesem Zusammenhange nun sagt er: „. . . mögen die Frauen flüchten aus dumpfer Gegenwart in die heitere Gedankenwelt; mag jeder, der den Ernst des Lebens erkennt, dem Höheren auch in der Beschauung sein Recht gestatten: aber die Religion der Jugend muß vorherrschend werktätig sein; nicht blos Hörer muß das Wort bei ihr finden, sondern Täter; ihre Kirche ist die streitende, und ihr Glaube jener lebendige, der, weil er die feste Ueberzeugung vom endlichen Sieg des Guten in sich trägt, auch ihr den Sieg gewinnt. . . . Darum kann nur eine freudige, wackere, rüstige Religiosität dem Vaterlande frommen; aber eine träge, träumende, phantastische würde, wenn allgemein verbreitet, nur die Uebel mehren, die es drücken."

Heute könnte Görres auf den Sieg zurückblicken, den er der von ihm gewünschten katholischen Religiosität vorausgesagt hat. Dabei würde er auch freudig anerkennen, was die Frauen geleistet haben. Die übrige Zeit seines Lebens hat manchen seiner Gedanken ausgereift, der im Jahre 1821 noch der Klärung bedurfte. Demnach würde er heute auch die Rolle, die er den Frauen in dem angeführten letzten Ausspruch zuteilt, höher einschätzen. Eine Frau war es, die ihn bald darauf zu dem Geständnis nötigte: „Dies ist das Ernsteste, was ich im Leben gesehen." Den ergreifenden Bericht über seinen Besuch bei Maria von Mörl, den er seit jenen Worten 1835 gemacht, hat er mit den Worten geschlossen: „Ihr scheint in unseren Tagen die Sorge für die ewige Lampe übertragen worden, die im Heiligtume brennt, damit ihr Licht durch Versäumnis nicht erlösche und der Faden, der sich durch die Zeit schlingt, nicht abreiße." Die Kölner Wirren und die Wallfahrt nach Trier haben ihn erst recht belehrt, was „freudige, wackere, rüstige Religiosität" auch bei den Frauen bedeutet. Träte er daher heute vor die glänzende Versammlung des Katholischen Frauenbundes und würde er die eifrige Bereitwilligkeit der vereinigten Frauen zu sozialer und caritativer Hilfe in katholischem Sinne sehen, so würde er seine laute Freude sicher zum Ausdruck bringen.

Allein mit dem Gesagten ist die Bedeutung jener Schrift aus dem Jahre 1821 für die Frauenfrage keineswegs dargetan. Wäre darin nicht mehr zu finden, so dürfte sie kaum hier erwähnt werden. Wer aber etwas tiefer auf den Grund von Görres

[1] Politische Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. IV. Bd. 245—482. München 1856.

Forschung über die Revolution und ihre Geschichte geht, wird unschwer darin auch die Frauenfrage beantwortet finden. In dem ersten Abschnitte mit der Aufschrift „Orientierung" legt nämlich Görres die beiden Grundkräfte der Menschennatur dar, deren harmonisches Zusammenwirken den Frieden und das Glück der Gesellschaft im Gefolge hat. Die ganze Geschichte der Menschheit besteht in Ausgleichsversuchen zwischen diesen Grundtrieben, die als Grundentzweiung „in die innerste Tiefe der Menschheit zurückgehen" und von da aus die Gebiete des Raumes, der Zeit und des Geistes gegensätzlich beherrschen. In jedes dieser Gebiete tragen diese beiden Grundtriebe ihren eigentümlichen Gegensatz, um sich dadurch einerseits gegenseitig in Schranken zu halten, anderseits sich zu gedeihlicher fortschreitender Tätigkeit anzuspornen. Von den beiden Grundtrieben, welche die erwähnten drei großen Gegensätze im Gefolge haben, nennt Görres den einen den bindenden, den anderen den spannenden. Die bindende Kraft erweist sich im Raume als Liebe zur Scholle oder zur Heimat, in der Zeit als Liebe zur Vergangenheit oder Pietät gegen die Ueberlieferung, im Gebiete des Geistes als gehorsame Treue gegen die Autorität. Der zweite, spannende Trieb oder die Schwungkraft im Gegensatz zur Bindekraft treibt den Menschen im Raum zur Eroberung neuer Gebiete, erweckt bezüglich der Zeit in ihm Zukunftsstreben und nötigt ihn gegenüber der Autorität zu selbständigem Auftreten. „Jene drei Bänder, deren eines die Familie in Liebe an Vaterland und Heimat knüpft, das zweite die lebenden Geschlechter an die vergangenen, das dritte in Treue und Gehorsam alle untereinander und mit dem Staate eint, werden nur als verschiedene Aeußerungen einer und derselben geistigen Schwerkraft erscheinen, die mit der Einheit jene drei Postulate, das Geisterreich, in sich verbindet. Ebenso werden die drei Schwungkräfte: jene bewegende, die mit Emsigkeit in Industrie und Verkehr den steten Güterwechsel unterhält, die treibende, verjüngende, die alle volksmäßige Entwicklung selbständig durch die Geschichte führt; endlich jene persönliche Freiheit, auf der die Ehre, wie des Ganzen, so jedes besonderen Gliedes der Gesellschaft ruht, nur die Farben desselben dreifach gebrochenen Strahles geistiger Freiheit sein" (S. 274). Wie keine dieser beiden Kräfte die andere entbehren kann, wie die einseitige Entwicklung der einen oder der anderen zur verhängnisvollen Unordnung führt, wie alle Katastrophen der Geschichte aus solchen einseitigen Entwicklungen hervorgegangen sind und immer wieder hervorgehen: das hat Görres in machtvoller Beherrschung des Stoffes dargelegt; die Folgerungen aber daraus hat er als Mahnung seinen Zeitgenossen und den künftigen Geschlechtern vorgestellt, indem er sie auf den Lenker aller Geschichte hinweist, der jene Grundentzweiung schöpferisch hervorgerufen hat und in dem sie in vollkommenster Einheit ihren Mittelpunkt hat.

Görres' Geistesauge war bei diesem genialen Tiefblicke auf die menschliche Gesellschaft gerichtet. Nun wächst aber der großartige Menschheitsorganismus aus der Keimzelle der Einzelfamilie heraus, die hier wie dort im Gegensatze zwischen Mann und Weib und in der ergänzenden Vereinigung beider ihren Seinsgrund hat. Es braucht daher keine Künstelei, um Görres' Gedanken auf das Verhältnis der Geschlechter zu einander anzuwenden; vielmehr werden wir durch die innere Zusammengehörigkeit von Menschheit und Familie zur Einsicht gedrängt, wie zwanglos und von selbst in Görres' Worten auch die Frauenfrage, die ja nichts anderes ist als die Frage nach der Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Menschheit, gelöst ist. Ohne vielleicht selbst daran zu denken, hat dieser Görres schließlich zur Darstellung der genannten Gegensätze in der Gesellschaft gerade die Worte gebraucht, womit unzähligemal der Gegensatz zwischen Mann und Weib und deren eigentümlichen Arbeitsgebieten geschildert worden ist. So verlangt er von der wahren „Stimme des Volkes" (vox populi), die nur „mit wahrer Religiosität in innerster Wurzel verbunden" als Gottes Stimme (vox Dei) auftreten kann, daß sie begreife, „wie jener stille Zug der Häuslichkeit und sittiger Liebe, in dem die Familie in sich und mit der Heimat zusammenhängt, die eigentlich lebendige Kohäsionskraft der Gesellschaft sei, daß aber noch eine andere Lebenstätigkeit, der Gemeingeist, diese Elemente wieder in ein Ganzes verbinden und das Verbundene in der Gemeinschaft erhalten müsse, wenn es in seinem Bestande beharren und gedeihen soll." Weiterschreitend auf Görres' Gedankengange dürfen wir daher die eine zentripetale Kraft vorzugsweise dem Weibe, die andere zentrifugale dem Manne zuschreiben.

Zwei verschiedene Arbeitsgebiete ergeben sich daraus für die beiden Geschlechter, die eine absolut gleichartige Betätigung ausschließen. In dem Gedichte „Würde der Frauen" hat Schiller diesen Gegensatz in schwungvollen Versen geschildert. Was Görres von der spannenden Schwungkraft sagt, schreibt der Dichter dem Manne zu:

> Gierig greift er in die Ferne,
> Nimmer wird sein Herz gestillt;
> Rastlos durch entleg'ne Sterne
> Jagt er seines Traumes Bild.

Und die bindende Kraft malt Schiller im Weibe, wenn er fortfährt:

> Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
> Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
> Warnend zurück in der Gegenwart Spur.

Hiernach ist es nun sehr leicht, Görres' Urteil über die einzelnen Erscheinungen der heutigen Frauenbewegung abzuleiten. „Beruht jeder wahre Kulturfortschritt auf der friedlichen gegenseitigen Ergänzung jener beiden Kräfte, so ist es gänzlich zerrütteten und mit sich zerfallenen Zeiten allein vorbehalten, daß beide sich feindselig einander entgegenstellen und als Gegenfüßler in einen unversöhnlichen Streit eintreten." (S. 328.) Bestrebungen also, welche heute einen solchen Gegensatz zwischen den Geschlechtern zum Ausdruck bringen, würde Görres als ein Zeichen der Zerrüttung verurteilen. Die radikalen Emanzipationsbestrebungen, die in jedem sozialen, historisch begründeten Vorrange des Mannes eine angemaßte despotische Tyrannei erblicken und in kindischer Sophistik jede soziale Unterordnung des Weibes als Minderwertigkeit auslegen, würde er ebenso bekämpfen wie Rousseaus Sozialkontrakt. Wie Rousseau, so sind auch die Emanzipierten Feinde jeder Geschichte und Ueberlieferung und bauen ihre Theorien auf der Einbildung auf, als seien bis heute nie und nirgends die Elemente einer gerechten Sozialordnung vorhanden gewesen oder, um mit Görres zu reden, als ob nie eine Nation bestanden habe.

Als Zeichen der Zerrüttung würde Görres Schriften zurückweisen, die den „physiologischen und moralischen Schwachsinn des Weibes" einerseits, „den physiologischen Stumpfsinn des Mannes" anderseits dartun sollen. Mit demselben Widerwillen würde er den Spott von Hedwig Dohm über „die Ritter der Mater dolorosa" zur Kenntnis nehmen, wie die leichtsinnigen „Bekenntnisse einer Monistin" einer Katinka von Rosen, die nicht bloß sich, sondern dem weiblichen Geschlechte überhaupt moralischen Schwachsinn imputiert. Aber auch für eine Mrs. Stanton mit ihrer „The Womans Bible" und eine Mrs. Anthony mit der unbewiesenen Phrase, daß nach göttlichem und menschlichem Rechte der Frau die gleiche direkte Teilnahme am politischen Leben zukomme, würde ihm jede Sympathie fehlen. Ein absolutes Veto gegen die Ausdehnung des allgemeinen politischen Wahlrechtes auf das weibliche Geschlecht würde er einlegen, weil dadurch handgreiflich die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib und der Ausgleich zwischen der bindenden und spannenden Kraft aufgehoben würde. Auf keinen Fall würde Görres sich deshalb zu Experimenten in diesem Punkte bereit zeigen, weil unsere Zeit an Ueberraschungen gewöhnt sei. Als Kenner der Geschichte würde er den Ueberraschungen die Gesetze der Menschheitsentwicklung entgegenhalten. Im allgemeinen würde er in der radikalen Frauenemanzipation nur ein fortgeschrittenes Stadium des Zersetzungsprozesses erblicken, dessen Beginn er im Jahre 1821 fünf Jahrhunderte zurück datierte. Wie er aber diese allmähliche Auflösung „von einer gleichmäßig fortschreitenden Reorganisation aller gesellschaftlichen Verhältnisse begleitet" hinstellte, so würde er auch in der Frauenbewegung der Gegenwart ein positives Moment anerkennen und ihr, soweit sie in den Bahnen der Natur und der Geschichte sich bewegt, eine hervorragende Bedeutung für die glückliche Neugestaltung der Verhältnisse zuschreiben. Vom philosophischen bzw. ideellen wie vom wirtschaftlichen Standpunkt aus kommt der Frauenbewegung eine berechtigte Notwehr gegen die Begehungs- und Unterlassungssünden vieler Männer zu, die in Görres' Sinne eine einseitige Entwicklung der Schwungkraft in der Gesellschaft bedeuten. Gegen die bekannte Schrift von Prof. Möbius hat Frieda v. Bülow diesbezüglich mit vollem Rechte geschrieben: „Ein Männergeschlecht, das nicht imstande ist, den größten Teil seiner Weiber vor schwerer Arbeit, Siechtum und Hunger zu schützen, sollte wenigstens schweigen, wenn die Frauen endlich einmal ihr Heil auf eigene Faust versuchen." Zu den Männern aber, die ihrer Pflicht eingedenk nicht schweigen, sondern die berechtigten sozialen Hilfsversuche der Frauen unterstützen, würde sich zweifelsohne gern Joseph von Görres gesellen. Die bisherige Entwicklung des Katholischen Frauenbundes würde ihn bestimmen, die Münchener Frauenversammlung zu ermuntern, in „der freudigen, wackeren, rüstigen Religiosität" weiter zu arbeiten an der christlichen Befreiung des Weibes innerhalb der modernen Gesellschaft.

Astern.

Schon längst hat der Herbststurm
Im Tale geräumt,
Und noch steht mein Garten
Von Astern umsäumt.
Um mich her ist alles
Schon öde und Nacht;
Die Astern nur prangen
In üppiger Pracht,

Und wuchern und schimmern
In blau, weiß und rot.
Es bindet zum Kranz sie
Der grimmige Tod
Und drückt sie der Erde
Aufs sterbende Haupt,
Die leuchtenden Astern,
Die er ihr geraubt.

Château de Terrans. Irma Schleburg.

Gelernte Frauenarbeit.

Von

M. Bachem-Sieger, Köln.

Ich möchte dir, verehrlicher Leser, nicht mit Utopien, mit Hoffnungen, mit Wünschen, mit Voraussetzungen, sondern mit Tatsachen kommen, möchte festen Boden unter den Füßen haben. Der festeste Boden dürfte in statistischen Zahlen aus amtlichen Erhebungen bestehen.

E. Gnauck-Kühne gibt uns in ihrem Buche „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende", was die amtlichen Quellen an Material über die Lage des weiblichen Geschlechtes enthalten. Der Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung beträgt rund eine Million. Allerdings heiraten drei Viertel der weiblichen Personen. Aber dieser Beruf nimmt die Frauenwelt nur in den Altersstufen von 30 bis 50 Jahren in erheblichem Maße in Anspruch. Vorher und nachher ist ein hoher Prozentsatz ohne natürlichen Versorger; 60 Prozent müssen dauernd oder vorübergehend tatsächlich eine Erwerbstätigkeit ausüben.

Diese Tatsachen sind gegeben.

Muß sich nicht diesen Zahlen gegenüber jede Mutter, die Töchter hat, fragen: Wie sorge ich für ihre Zukunft?

Die einzige Antwort kann nur sein: durch gelernte Arbeit.

Aber was ist gelernte Arbeit? Ich denke, gelernte Arbeit ist solche, die man sich durch längere systematische Vorbereitung zu eigen macht und die dann auch befähigt, etwas Ganzes zu leisten. Bei der ungelernten Arbeit fehlt beides, sowohl die systematische Vorbildung, wie die Möglichkeit, ein Ganzes zu leisten; sie besteht nur in Handgriffen, die in kürzester Zeit, in wenigen Tagen oder gar Stunden — gelernt werden. Wie und wo sie gelernt werden, ist dem Zufall überlassen.

Die Frauenarbeit gilt im Durchschnitt für ungelernt und wird danach bewertet. Dies trifft natürlich nicht zu für die freien Berufe, die gelernte Arbeit darstellen und dann aber auch eine andere Bewertung erfahren. Die Mehrzahl der weiblichen Personen hingegen hat tatsächlich nur ungelernte Arbeit zu bieten, so die landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiterinnen. Insonderheit die letzteren sind übel daran. Die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiterinnen wird in etwa durch die Landflucht der Männer günstig beeinflußt; denn diese Landflucht vermehrt die Nachfrage nach Arbeiterinnen. Auch ist landwirtschaftliche Arbeit nicht in demselben Maße, wie die industrielle, lokal beschränkt. Die industriellen Arbeiterinnen stehen im vollen wirtschaftlichen Kampfe und ihre ganze Ausrüstung zu demselben besteht in einigen wenigen Handgriffen. Verlieren sie den Platz in der Fabrik, so steht ihnen nicht, wie der Landarbeiterin, die weite Welt offen, sondern ihre Auswahl ist beschränkt auf die Art der Fabriken, in denen sie zufällig gearbeitet haben.

Unter den im Handelsgewerbe tätigen weiblichen Personen stoßen wir erst bei der Buchhalterin, der Stenographin auf gelernte Arbeit. Die große, immer wachsende Zahl der Ladnerinnen hat nur ungelernte Arbeit anzubieten.

Leider ist auch die hauswirtschaftliche Arbeit in den meisten Fällen eine ungelernte; auf alle Fälle ist die Vorbildung eine rein zufällige, ein Umstand, der nicht geeignet ist, Respekt vor der Leistung der Hausmutter einzuflößen. Die Zufälligkeit der Bildung und Ausbildung des weiblichen Geschlechts hat schon vor 20 Jahren Mommsen als einen Hauptschaden bezeichnet. Daß hier Wandel geschaffen werden muß, sowohl in Leistung wie in Bewertung, ist nicht nur wünschenswert, sondern geboten.

Und nun noch ein Wort über unsere „höheren Töchter". Sie haben so vielerlei gelernt: Musik und Sprachenund Zeichnen und Malen und Sticken. — Aber was hilft dies alles? Würde es sie instand setzen, in irgend einem dieser Fächer einen Befähigungsnachweis zu erbringen, ein Examen machen zu können? Im Durchschnitt sicher nicht! Sobald es sich darum handelt, eine Arbeit berufsmäßig zu leisten, sehen wir, daß die Töchter vielerlei, aber nichts recht gelernt haben. Multa, non multum. Sie sind schlechthin Dilettanten. Darauf kann man, sei es als Ledige, sei es als Witwe, keine Existenz aufbauen.

Der Frauenbewegung gebührt das Verdienst, durch berechtigte Kritik den Frauen die Augen geöffnet zu haben. An uns ist es, mitzuwirken, daß unsere Töchter nicht die Zahl der ungelernten Arbeiterinnen vermehren, sondern daß sie, gleichviel welcher sozialen Schicht sie angehören, eine Sache berufsmäßig zu leisten instand gesetzt werden. Berechtigt ihre Begabung, ihre Leistung als Schülerinnen dazu, so mögen sie in die sogenannten freien Berufe eintreten und studieren, Musik oder irgend einen Zweig der bildenden Kunst oder des Kunstgewerbes treiben. Aber trachten wir auch, die Handarbeit wieder zu Ehren zu bringen; legen wir den Töchtern nichts in den Weg, wenn sie bei ausgesprochenem Geschick und Geschmack Putzmacherin, Modistin, Kochkünstlerin werden wollen. Gerade in diesen beiden letzten Berufen fordert die siegreiche Konkurrenz der Männer die Intelligenz der Mädchen zum Wettbewerb geradezu heraus. Koch und Damenschneider sind als männliche Eindringlinge an die besten Plätze gekommen, in erster Linie, weil sie für ihr Fach gründlich vorgebildet worden sind, weil sie gelernte Arbeit anbieten.

Als leitender Gedanke muß gelten: Welche Arbeit meine Tochter auch wählen mag, sie soll sie gründlich, pflichtmäßig, berufsmäßig lernen. Multum, non multa.

Vollständig abgesehen aber von dem praktischen Werte, den eine berufsmäßig gelernte Arbeit für jedes weibliche Wesen hat — der ideale Wert ist noch weit größer. Systematisches, pflichtbewußtes Vertiefen in eine Sache bewirkt Disziplin — und ein disziplinierter Geist ist ein moralischer Gewinn, der nicht hoch genug bewertet werden kann. Das geistige Niveau der Frau hebt sich in ungeahnter Weise, sobald sie lernt, statt sich mit hunderterlei Dingen müßig zu beschäftigen, ihren Verstand zu konzentrieren. Was aber die Persönlichkeit hebt, kommt der Allgemeinheit zugute.

Erhörung.

Skizze von M. Herbert.

I.

Der gewaltige, altersgraue Dom war ganz leer. Nichts regte sich in dem großen, säulengetragenen Schiffe. Alles war so schweigsam, wie der stumme Beter von schwarzem Erz im Mittelgang, der seit Jahrhunderten auf seinem Grabe kniete und die Hände zum Kreuze erhob.

In sich versunken standen die uralten Sandsteinbilder an den Säulen unter ihren Baldachinen, die Häupter über ihre Bücher oder ihre verschlungenen Hände geneigt, als träumten sie den Traum der Ewigkeit.

Die Sonne kam glutig durch die farbigen Glasmalereien und warf bunte Lichter auf die plattgetretenen Grabsteine am Boden — aber im Osten der große, silberne Hochaltar lag schon im Dunklen und glimmte und gleißte aus dem Schatten hervor.

Vor dem Sakramentshäuschen strahlte das ewige Licht aus der Rubinampel — wie ein wachendes und tröstendes Auge in dieser Einsamkeit und Stille.

Eine blasse, arme Frauengestalt schlich lautlos herein, sie war durch den großen Säulenumgang herangeglitten, ein schmaler, scheuer, grauer Schatten, eine müde, vergrämte Seele. Sie gehörte ja zu den Zöllnern, die von Ferne stehen und an ihre Brust schlagen. Jede ihrer Bewegungen war voll Demut, gleich einer Bitte um Verzeihung.

Sie kauerte sich in eine der Kniebänke nieder, eine Zeitlang ohne zu denken und zu beten — nur froh um die Zuflucht.

Nach und nach traten die Stille, die Größe, die Güte des Gotteshauses an ihr Herz heran, nahmen es mütterlich in die Hände und lösten sein starres Gebrest.

Sie hob den gesenkten Kopf freier, ihre gefaltete Stirn glättete sich, ihr Atem ging ruhiger, und ihre traurigen, verweinten Augen wanderten hilfesuchend durch die schweigsamen Gänge dem führenden Lichtstrahl der ewigen Lampe entgegen.

Die Angst und das Mißtrauen, welche in ihre noch jugendlichen Züge eingegraben waren, schwanden, und es wurde ihr von Gott die Gnade gegeben, demütigen und aufrichtigen Herzens

zu beten. Ach, es war das zitternde Angstgebet einer Mutter für ihr Kind . . . Sie kam aus der Sprechstunde des Arztes, der ihren Heinz behandelte.

Es war spät geworden, denn sie war zuletzt daran gekommen, weil sie in ihrer großen Verschüchterung sich nicht aus ihrem Winkel hervortraute, solange so viele Menschen da herum saßen. Sie meinte ja, jeder müsse es ihr ansehen, daß ihr Heinz daheim ein lediges Kind sei. Ach, — um die Schand und Schmach!

Der Hofrat war ein vielbeschäftigter Mann, nicht ohne Wohlmeinen, aber kurz und barsch, weil es eben gar so viele Leute gibt, die kein Ende finden mit Klagen. Er sprach mit den Leuten aus dem Volke in ihrer Sprache, das war sein Brauch.

„Herr Hofrat haben den Heinz gestern untersucht. Was haben der Herr Hofrat g'funden?"

Er verstand sie kaum, ihre Stimme schwankte wie ein Rohr im Winde.

„Ja, meine Liebe, da is halt g'feit, der Bub is ja a Herd von Tuberkeln."

„Muaß er denn also sterben, der Heinz?" — sie zerriß fast die Schürze — so krampften sich ihre Finger hinein — sie zitterte, ihre Zähne schlugen zusammen — es lag eine furchtbare Spannung in der Stimme.

Der Hofrat sah das Mädchen durch seine funkelnden scharfgeschliffenen Brillengläser erstaunt an. Im großen und ganzen jammerten die Mädeln nicht um ihre ledigen Kinder, wenn sie dahinstarben.

„Bringst ihn schwerlich durch, Sopherl. Is auch besser so; denk', was einer hat auf der Welt, wo einen elendig'n Körper besitzt und harte Arbeit tun muß."

„Sell is wahr, is fei' wahr, Herr Hofrat. . . . Aber — wie is das End'?"

„Muß halt wahrscheinlich ersticken!"

Als es der Hofrat gesagt hatte, tat's ihm leid — ist oft schrecklich die brutale Wirklichkeit — aber sein Grundsatz war, daß, wer die Wahrheit erleben muß, sie auch hören kann.

Seine Zeit war um. Er ließ sie stehen.

„Wird's schon verwinden!" — —

Nun kniete sie im leeren Dom mit ihrer Seelenangst und Herzensnot. Und da betete sie für ihr armes Kind, wie die Mütter beten, aus der Tiefe der Natur heraus. „Schau, liaber Herrgott! i woaß, das Kind hat koa Recht auf dera Welt, i woaß. Aber i bin 's, wo g'sündigt hat! — Lass' den Buam net leiden für mei' Sünd'! Nur net dersticken, nur net dersticken!" Ihr ganzer Jammer brach aus. Immer heißer und inniger wurde ihr Bitten und Beschwören. „Schau' — liaba Himmelvater — so viel brav is der Heinz, kennst ihn ja. Kein Mucks erl hat er tan bei dem schweren Wehtun und immer hat er g'lernt, was er könnt hat. Und gern hat er mi g'habt — der Heinz — so viel gern! Nöt dersticken!"

Nichts war in dem gewaltigen Dom als das tiefmenschlich stammelnde Gebet der armen Sünderin, und doch schien es, als senkten die Heiligen ihre Ewigkeitsbücher und lauschten danach hin, als neige die Mutter Maria ihr gekröntes Haupt — als flamme das rote, ewige Licht neben dem Hochaltar auf — als Zeichen der Erhörung.

II.

Unterdessen war der kranke Heinz allein daheim, in dem engen Gelaß im Heiligengeistgäßchen.

„Es is etwas mit mir nöt wie mit die andern", dachte grübelnd der elfjährige verkrüppelte Knabe, der über seine Schiefertafel gebeugt auf der Fensterbank lehnte und schrieb.

Es schwebt ein Problem über seinem jungen Leben, das sein Kopf nicht entwirren konnte. Der Junge schrieb schon eine merkwürdig gute Handschrift. Es lagen Charakter und frühe Gereiftheit in diesen schlanken, geläufigen, flüssig dahingleitenden Buchstaben. Da er immer krank gewesen, hatte er sich selbst gelehrt und hatte viel gelernt. Ueber alle Dinge, welche in den Bereich seines in der Vorstadtgasse gelegenen Fensterleins kamen, machte er sich seine Gedanken.

Heute hatte er die Kuh beschrieben.

„Die Kuh ist ein Lasttier, weil sie einen breiten Rücken hat. Sie ist brav und geduldig, aber nicht dumm. Die Kuh denkt sich ihr Teil, das sieht man an ihren Augen.

Die Kühe haben nämlich sehr schöne Augen. Sie sprechen damit wie die Menschen mit dem Mund. Aber die Kühe sind besser als die Menschen, die meine Mutter und mich so bitterböse anschauen." Die wunderschönen weichen, goldbraunen Augen des Kindes hoben sich mit einem schmerzlich fragenden Ausdruck.

Draußen auf dem Pflaster vor der benachbarten Klostermauer der Kreuzschwestern spielten Kinder mit einem verschlissenen roten Gummiball. Sie warfen ihn jauchzend in die Höhe, fingen ihn wieder, balgten sich darum, überkugelten einander und schrien mit ihren hellen, schrillen, ungedämpften Stimmen, daß der fröhliche junge Lärm weit über das Heiliggeistgäßchen hinaus über Höfe und Drischel fuhr. Das sind Naturlaute, so unvermeidlich wie das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde, das Schnattern der Gänse und das Gurren der Tauben vor dem Schlag. Niemand beschwert sich darüber, jeder nimmt's hin, weil es zum gesunden Leben gehört. Nur dem Knaben taten diese Ausbrüche einer unbekümmerten Lustigkeit wehe, weil er davon ausgeschlossen war, und weil die Buben seine Feinde waren.

„Wo ist denn dein Vater, Goasbua, hinketer?" schrien sie, sobald sie seiner ansichtig wurden, und dadurch hatte das Kind verstehen gelernt, daß sein Unglück darin bestand, keinen „Vater" zu haben. Die Menschen verzeihen gern denen, die sich selber leichtherzig ihre Sünden verzeihen, die über eine Schuld hinwegleben, als sei nichts geschehen, die dem Leben die Stirne bieten und das Lachen nicht verlernen. Aber denen, die ihre Schmach fühlen und sich scheu zurückziehen, denen verzeihen sie nicht; denn die Menschen begreifen nicht die tiefen Beweggründe solchen Tuns. Des Knaben Mutter hatte sich geschämt nach ihrem Fall. Sie scheute die Nachbarn, ihre rohen Fragen, ihre schadenfrohen Worte, und nun trugen Mutter und Kind am blinden Haß ihrer Umgebung; denn wer einmal die Brücken, welche zu den Menschen führen, abbricht, der kann sie so leicht nicht wieder schlagen, zuweilen niemals wieder.

Auf der Klostermauer, die vor des Knaben Fensterlein sich erhob, lehnte ein blühender Kastanienbaum, denn es war im Maien. Gar kraftvoll leuchtete dieser dunkelstolze Kerzenhalter auf die grauen Ziegeldächer und die kleinen, armen Häuser mit den erblindeten Gucklöchern nieder. Er war wie ein Blumenstrauß, den Gott der Herr an die Brust der Armut gesteckt hat, daß sie wenigstens einmal im Jahre so königlich geschmückt sei, wie es seiner erwählten Braut geziemt.

Der Kastanienbaum war der Freund des vereinsamten Knaben. Er war das einzige Stück fröhlichen grünen Wachstums und herzerfreuender Gottespracht, das zu ihm herein kam in sein verdumpftes, frühe besudeltes Dasein, das einzige Lachende, zur Sonne strebende Unbekümmerte und Freie.

Jetzt flog der Gummiball der Gassenbuben in sein blühendes Gezweig. Ein Regenschauer zierlicher rotweißer Blütenblättchen und duftender, federngleicher Staubgefäße ging hernieder und mit ihnen auch eine am Stengel geknickte ganze Kerze.

Die spielenden Kinder achteten weder des weißen Schneefalles noch des herabgesunkenen Blumenlichtes, denn der Gummiball war über die Mauer in den Klostergarten gesprungen und nun war die ganze Rotte zerstoben. Es galt jetzt der Pförtnerin solange vorzuwinseln, bis sie einem der wenig vertrauenerweckenden jungen Marodeure gestatten würde, den Flüchtling zurückzuholen.

Der einsame Knabe am Fenster aber hatte mit Entzücken den weißen Kastanienblüten zugeschaut, wie sie an der Mauer niedertaumelten, da und dort auf einem vorspringenden Stein liegen blieben und vom Luftzug getragen sogar bis an seine Scheiben flogen.

Wie ein weitausgebreiteter, wundervoll gestickter Schleier lagen sie nun auf dem dunkelblauen Basaltpflaster. Und erst die Kerze! Sie war mitten auf der Gasse liegen geblieben, von keinem beachtet, aber herrlich und unversehrt, so wie Sonne, Luft und frischer Morgentau ihre Herrlichkeit gebildet hatten.

Dem verlassenen Kinde schlug das Herz! Ach, daß gerade jetzt die Mutter abwesend sein mußte, daß niemand in der Nähe war, ihm die Blüte hereinzuholen, ehe sie zertreten, überfahren und verstaubt wurde! —

Leise und beschwerlich glitt Heinz von seinem hohen dreibeinigen Schemel herab und griff nach den Krücken, die an der Wand lehnten, dann humpelte er langsam zur Stubentür, über den dumpfen, steingepflasterten Vorplatz, half sich keuchend und ungeschickt die muldenförmig ausgetretene Haustreppe hinab und strebte der Mitte der Straße zu, wo die weiße herabgewehte Kastanienblüte auf ihn harrte. Mühsam bückte er sich danach und verlor dabei die Krücken, — da — dicht hinter ihm ein paar schnelle warnende Trompetenstöße, ein Rauschen, Sausen und Fauchen. — Das große vornehme, mit rotem Leder ausgeschlagene Automobil war über Heinz hinweggefahren.

Still lag der tote Knabe da — die Kastanienkerze in der blassen, kleinen Hand — das weiße, weiche Gesicht mit Blut und Staub besudelt.

Im rasenden Lauf verschwand um die Straßenecke das Automobil.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Mit der Première des zierlichen musikalischen Lustspiels „Flauto solo“ errang unsere Hofbühne einen ungetrübten Erfolg, wesentlich unterstützt durch die Wiedergabe, welche die kleine Oper Eugen d'Alberts unter Mottls feinsinniger musikalischer Direktion gefunden hat. Auch die Darstellung war voll Charme, ohne alle sich leicht einschleichenden Vergröberungen. In dieser Hinsicht darf unsere Oper noch immer als in jeder Beziehung vorbildlich gelten. Ob d'Albert nach seiner hier erfolgreich, aber nur mit geringen Wiederholungen aufgeführten „Abreise“ tondichterisch gewachsen oder sich gleich geblieben, diese Frage läßt sich nicht mit einem Satze beantworten. Die technische Feinheit und der erlesene Geschmack seiner Instrumentierung ist eher noch gewachsen; die melodiöse Erfindung weist wieder sehr viel des Anmutigen und Lieblichen auf, und manches überrascht durch die Ursprünglichkeit des musikalischen Gedankens; ob aber der dramatische Nerv ein gleich lebendiger, möchten wir verneinen. Es mag dies zu gutem Teile durch das Textbuch verschuldet werden, das d'Albert sich wählte. Hans von Wolzogen, der bekannte Vorkämpfer Rich. Wagners, hat die kleine Hof- und Musikantenintrigue recht hübsch und geschmackvoll zu einem Libretto verarbeitet; manche Wendung ist jedoch zu fein akzentuiert, um im musikalischen Lustspiel verstanden zu werden und darum zur richtigen Wirkung zu kommen. Wolzogen hat die kleine Geschichte, welche sich am Hofe des preußischen Soldatenkönigs und seines den schönen Künsten geneigten Sohnes (Friedrich des Großen) zutrug, in ein pseudonymes Rokokofürstentum verlegt, wohl aus der Erwägung, hierdurch der Oper da und dort Hindernisse aus dem Wege zu räumen, da auf preußischen Bühnen es der Erlaubnis des Monarchen bedarf, um Hohenzollernfürsten auf die Bretter zu stellen. Bender und Buysson gaben den fürstlichen Vater und seinen Sohn in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Die reizvollste Rolle ist diejenige der Peppina, die Frau Bosetti sanglich und darstellerisch ganz prächtig gestaltete. Ebenso schufen Bauberger und besonders Geis ganz köstliche Figuren. Die Regie führte Professor Fuchs. Gleich der Inszenierung war auch die Ausstattung alles Lobes würdig; kurzum es war eine im besten Sinne harmonische Vorstellung, die den großen Beifall, den sie fand, voll und ganz verdient.

Erstes Kaim-Konzert. Mit Beethovens herrlicher Eroïca eröffnete das Kaimorchester sein erstes Konzert. Georg Schnéevoigt bewies durch dessen Leitung wieder seine hohen Dirigentenfähigkeiten. Das erhabene Werk übte in seiner Interpretation, welche alle Teile gleich kraftvoll mit hinreißender Empfindung herausgearbeitet hatte, eine tiefgreifende Wirkung aus. Die Budapester Geigerin Stefi Geyer, die Solistin des Abends, spielte mit größtem Erfolge Goldmarks Konzert op. 28. Die junge Künstlerin beherrschte ihre große Aufgabe technisch geradezu spielend; aber auch in Auffassung und Empfindung erwies sie sich als erstrangige künstlerische Kraft, die höchsten Beifalls würdig ist. Eine temperamentvolle Wiedergabe der Freischützouvertüre bildete das Ende des genußreichen Abends.

Verschiedenes. Die Komische Oper in Berlin hatte mit Leo Delibes' „Lakmé“ einen starken Erfolg. Das exotische Kolorit der Musik fesselte, durch eine vortreffliche Aufführung gehoben; so scheint es fast, daß für diese in Deutschland beinahe in Vergessenheit geratene Oper wieder größeres Interesse erwache, obwohl die Kritik nicht verkennt, daß das lyrisch feinsinnige Werk in dramatischer Beziehung schwach ist. Von starker Wirkung sind auch die Dekorationen Professor Lefflers. Der zweite Akt erhielt besonderes Interesse durch den Schlangentanz der Ruth St. Denis. — Das berühmte Lamoureux-Orchester aus Paris, welches gegenwärtig mit einem Dirigenten Chevillard in Deutschland reist, fand in Berlin begeisterte Aufnahme. Soweit die französischen Künstler französische Werke zum Vortrag brachten, war der stürmische Beifall ein vollberechtigter. Berlioz' „Carneval romain“ und Saint-Saëns „Danse macabre“ fanden eine glänzende Wiedergabe, weniger konnte sich die Kritik mit der Interpretation Mozarts und Richard Wagners befreunden. — Artur Nikisch ist von dem Posten eines Studiendirektors am Kgl. Konservatorium in Leipzig zurückgetreten, um sich weiterhin zu entlasten. Alle unsere heutigen Dirigentengrößen leiden mehr oder weniger an dem Uebermaß künstlerischer Verpflichtungen. — In Paris starb die Witwe Charles Gounods, des berühmten Komponisten. Sie war ihrem Gatten eine verständnisvolle Helferin bei seiner Arbeit gewesen. — Edmund Eylers neue Operette „Künstlerblut“ hatte im Wiener Karltheater starken Beifall. Das Beste in musikalischer Hinsicht bieten ein paar Lieder im bekannten Wiener Genre.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in M
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 45. München, 10. November 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Das Deutsche Museum und der Kaiserbesuch in München.

Von

Dr. Albert Stange, München.

Am 12. und 13. November d. J. wird eine für ganz Deutschland und insbesondere für Bayerns Hauptstadt München hochbedeutsame Feier, die Grundsteinlegung des „Deutschen Museums", dessen reichhaltige Schätze einstweilen im Alten Nationalmuseum in provisorischer Weise untergebracht sind und die von dem genannten Termine an der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen, stattfinden. Ja, dieser Tag, der stets ein Merkstein in der Geschichte der deutschen Wissenschaft und Technik bleiben wird, bekommt noch einen ganz besonderen Glanz durch die persönliche Teilnahme des Deutschen Kaisers mit einer erlauchten Gemahlin.

Es war der 1. Mai 1903, als der geniale Schöpfer des Gedankens, ein derartiges Museum ins Leben zu rufen, Kgl. Baurat Dr. O. v. Miller, ein Rundschreiben versandte, mit welchem r anläßlich des in München tagenden Ingenieur-Kongresses diese Idee in Anregung brachte und gleichzeitig eine Versammlung ehufs Vorbesprechung betreffend die Gründung eines Museums on Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik vorschlug. iese fand am 5. Mai 1903 unter Teilnahme von 23 Herren, arunter die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft und echnik, statt. Der Erfolg dieser Sitzung war der, daß die Idee ne derartig große Begeisterung fand, daß sofort zur Wahl eines ovisorischen Komitees geschritten werden konnte.

Am 28. Juni 1903 erfolgte im Festsaale der Kgl. Bayer. fademie der Wissenschaften in München unter dem Vorsitze . K. Hoh. des Prinzen Ludwig von Bayern die Gründung s Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik.

Wie sehr das Unternehmen auch nach außen Anklang geden hat, beweist nicht nur, daß vor allem unser Prinz-Regent n neuen Institut sein wärmstes Interesse zuwandte, sondern s auch Kaiser und Reich der Verwirklichung tatkräftig beitraten und nicht zuletzt die Stadt München selbst, welche den schönen Platz auf der Kohleninsel dem Museum als Bauplatz unentgeltlich zur Verfügung stellte. Aber auch die Regierungen der einzelnen Bundesstaaten, vor allem Bayern, verliehen dem neuen Unternehmen ihre bereitwilligste Förderung. Nicht minder sei der Großindustrie und Privaten gedacht, die dem Museum durch Stiftung von Geld und wertvollen Objekten in kurzer Zeit einen ansehnlichen Grundstock gegeben haben.

Der Zweck des Museums ist, die historische Entwicklung der naturwissenschaftlichen Forschungen, der Technik und der Industrie in ihrer Wechselwirkung darzustellen und ihre wichtigsten Stufen durch hervorragende und typische Meisterwerke zu veranschaulichen. Was die geschichtliche Bedeutung des Museums betrifft, so haben vor allen Dingen historisch bedeutsame Originalapparate, Maschinen-Erstlingsentwürfe, Skizzen und Berechnungen, Aufzeichnungen erster Versuchsreihen, deren Durchführung eine Erkenntnis des inneren Zusammenhanges von Erscheinungen mit sich gebracht haben, den ersten Platz einzunehmen. Demnach soll das Museum vor allem eine Ruhmeshalle der deutschen Wissenschaft und Technik sein; wie eine solche das Conservatoire des Arts et Métiers für Frankreich und das Kensington-Museum für England geworden ist.

Hinsichtlich der Räume für das provisorische Museum möge hervorgehoben werden, daß der wertvollen, systematisch geordneten Sammlung schon jetzt über 8000 qm Saalfläche zur Verfügung stehen. Wenn man erwägt, daß das Conservatoire des Arts et Métiers etwa 9000 qm, das Kensington-Museum für seine technische Abteilung nur etwa 6000 qm benützt, so sehen wir daraus, daß das Provisorium von Anfang an einen Umfang erhalten hat, der es ermöglicht, die Besucher für das patriotische Unternehmen zu begeistern und ihnen eine Vorstellung davon zu geben, was sie an Anregung und Belehrung bei Vollendung des endgültigen Museums — welches anfänglich 13,000 qm Ausstellungsräume, die später auf 24,000 qm erweitert werden können, umfaßt — zu erwarten haben.

Was wir heute schon bei einem flüchtigen Rundgange durch zirka 40 wissenschaftliche und technische Gruppen für eine große Anzahl wertvoller historischer Objekte finden, ist geradezu erstaunlich; es ist selbstverständlich, daß sich im Rahmen eines Artikels nur allgemein gehaltene Andeutungen geben lassen, um sich nur einigermaßen eine Vorstellung von dem jetzigen Stande des „Deutschen Museums" ein Bild machen zu können.

Wir beginnen mit dem Saale für Geologie und finden dort Bilder und Modelle, wie sich die Kenntnis von der Gestalt der Erde seit den Zeiten der Babylonier bis zu den Forschungen von Kant und Laplace vervollkommnet hat; ferner wird uns die Umgestaltung der Erdoberfläche durch Vulkane, Wasser und Eis zur Darstellung gebracht. Den Abschluß dieser interessanten Gruppe bilden geologische Reliefs, ferner eine Entwicklungsreihe der geologischen Karten, welche über das Innere der Erde mit immer größer werdenden Klarheit Aufschluß geben. Wen die Entwicklung des Bergwesens interessiert, der kann im nächsten Saale die lehrreichsten Studien machen. Wir finden, angefangen von der alten Wünschelrute bis zu den neuesten Tiefbohrbetrieben, die zur Auffindung von Lagerstätten dienenden Einrichtungen. Vor allem fallen hier die verschiedensten Bohrwerkzeuge von den primitivsten Bohrern bis zu den vollendetsten modernen elektrischen Kurbelstoßmaschinen nach dem System von Siemens und Halske auf. Hieran reiht sich der Abbau der Lagerstätten, der Ausbau der Strecken und Schächte, die Förderung, die Wasserhaltung

und die Weiterführungen von den primitivsten Anlagen, wie sie Agricola beschreibt, bis zu den vollendetsten technischen Einrichtungen. Aber all dieses ist nicht in der kühlen Nüchternheit anderer Museen ausgestellt, sondern auch der naturgetreuen Wiedergabe der wirklichen Verhältnisse ist dabei vollauf Rechnung getragen; zum Beispiel möge hierfür der Stollen, welcher uns in die Tiefe eines Kohlenbergwerkes mit vollkommener Darstellung des ganzen Förderprozesses führt, hervorgehoben werden.

An den Bergbau schließt sich das Metall- und Eisenhüttenwesen. Im Metallhüttenwesen wird vor allem die Gewinnung der wichtigsten Metalle, wie Kupfer, Blei, Zink, Silber ꝛc. durch Schnittmodelle der Oefen dargestellt. Die Entwicklung des Eisenhüttenwesens wird durch die verschiedenen Ofensysteme und ihre Nebenanlagen, wie Winderhitzer ꝛc. zur Veranschaulichung gebracht. Die Großartigkeit dieses Prozesses wird dem Besucher durch Bilder, durch Modelle ganzer Hochofenanlagen, sowie durch die Aufstellung einer Originalbessemerbirne in natürlicher Größe vor Augen geführt.

Der nächste Saal enthält die Metallbereitung; wie ein Idyll mutet in der Fülle dieser Eisenkonstruktionsteile, Schnittmodelle ꝛc. die getreue Nachbildung einer alten Schmiede aus der Mitte des 19. Jahrhunderts an mit Amboß, Hammer und Esse. Nebenan finden wir das Modell des berühmten Dampfhammers „Fritz". Der Prozeß des Walzens wird dem Laien durch ein in Bewegung zu setzendes Modell eines Schienenwalzwerkes verständlich gemacht.

Die Gruppe Wassermotoren bietet eine Fülle interessanter Gegenstände. Von ganz besonderer Bedeutung unter den Wassermotoren ist die im Original aufgestellte Reichenbachsche Wassersäulenmaschine, die fast 100 Jahre lang die Sole von Berchtesgaden nach Reichenhall beförderte. Einen besonderen Reiz üben die Modelle und Zeichnungen besonders beachtenswerter Wasserkraftanlagen, wie z. B. die Anlage am Niagara u. dgl. auf den Besucher aus.

Die nächste Abteilung dient den Dampfmaschinen und Dampfkesseln; sie wird eröffnet durch die älteste noch in Deutschland sich befindliche Maschine nach Wattschem System mit hölzernem Steuerbaum, die trotz des mächtigen Zylinders kaum 17 Pferdekräfte zu liefern vermag. Ferner ist in dieser Abteilung von Bedeutung eine eiserne Balanciermaschine der Gutehoffnungshütte, die Alban Maschine in dorischem Aufbau mit aufgehängtem oszillierendem Zylinder. Neben einer alten 40pferdigen Seitenbalanciermaschine befindet sich die Cockerillmaschine des Torpedobootes S I, das einst in schwerer Konkurrenz dem deutschen Schiffbau zum Siege verhalf. Die Dampfkessel sind bereits ziemlich vollständig durch einen der ältesten Kofferkessel, einen Originalröhrenkessel von Alban und durch Modelle der neuesten Kesseltypen vertreten. Der Lokomobilenbau ist durch die erste Lokomobile von Wolf, durch Modelle hervorragender Verbesserungen, wie der Heißdampflokomobile sowie durch die Nachbildung einer ganzen Lokomobilenzentrale dargestellt. Die Abteilung für Gasmotoren ist ebenfalls sehr wichtig; wir finden hier Heißluftmaschinen von Ericsson & Lehmann, Gasmotor von Lenoir, die atmosphärische Maschine von Langen, die Nachbildung des ersten Gasmotors von Otto und die Modelle der neuen großen Motore. Die Motore für flüssige Brennstoffe werden durch den ersten Petroleummotor von Daimler, durch die Spiritusmotore, vor allem durch den ersten Dieselmotor vertreten sein.

Eine Sammlung von Akkumulatoren zeigt die Entwicklung der Elektrotechnik. In dem Saale für Landtransportmittel befinden sich zunächst die Modelle der Fuhrwerke von der ältesten bis zur neuesten Zeit; ferner bietet eine Sammlung von Fahrrädern, die Entwicklung der Automobile berechtigtes Interesse.

Der Lokomotiv- und Eisenbahnwagenbau wird in zahlreichen Modellen in seiner allmählichen Entwicklung zur Darstellung kommen; vor allem wird diese Gruppe durch die Nachbildung der ersten Lokomotive, sowie der „Puffing Billy", der ersten Schnellzugslokomotive von Maffei, repräsentiert. Einen ansehnlichen Platz nimmt das von der Firma Krupp gestiftete Modell eines Schiffshebewerkes ein.

Im ersten Stockwerk betreten wir zuerst den Saal, der die Gruppe für Astronomie in sich birgt. Hier werden vor allem die einander folgenden Weltanschauungen von Ptolemäus, von Tycho de Brahe und von Kopernikus durch alte Planetarien oder deren Nachbildung erläutert. Besonders sinnreich konstruiert ist das Tellurium mit 4 m Sonnenferne, welches elektrisch betrieben wird. Es folgen sodann die Instrumente zur Beobachtung der Gestirne, darunter die alten Quadranten der Würzburger Sternwarte, die hölzernen Spiegelteleskope von Newton und die Modelle der neuesten Fernrohre großer Sternwarten ꝛc. An die Fernrohre schließen sich an die astronomischen Spezialinstrumente auf astrophysikalischem Gebiete, wie Photometer, spektroskopische Apparate usw.

In der nun folgenden Gruppe der Geodäsie finden wir die verschiedenen Arten von Distanzmessern, Nivellierungsinstrumenten, Theodoliten, Bussolen ꝛc. aufgestellt.

Nunmehr gelangen wir zu der mathematischen Abteilung, welche die verschiedenen Arten der Rechenmaschinen, Planimetern, Pantographen, vollständige Serien von geometrischen Modellen ꝛc. enthält, als erste Abteilung des Meßwesens die Uhren und zwar zunächst die verschiedenen Sonnen-, Sand-, Wasser- und Oeluhren, ferner die Taschenuhren von den ersten eisernen Werken mit Schweinsborsten als Reguliermechanismen bis zu den vollkommensten neuesten Werken. Es folgen in historischer Entwicklung die Turmuhren, die Stand- und Wanduhren, die elektrischen Uhren und als Beispiel der höchsten Genauigkeit der Zeitmessung eine Originaluhr von Riefler mit Nebenuhr und allen Schalteinrichtungen. Die Herstellung von Uhren wird uns in einer alten Originaluhrmacherwerkstätte und in einem modernen Fabriketablissement naturgetreu vorgeführt.

Unter den Meßapparaten finden wir eine Sammlung von Wagen, Thermometern, Hygrometern, Barometern, darunter die 12 m hohe Nachbildung des Wasserbarometers von Guericke.

In der Gruppe Mechanik werden durch Modelle und Zeichnungen die Grundgesetze, wie sie von Archimedes, Galilei, Newton usw. aufgestellt, den Besuchern klargemacht; anschließend hieran befinden sich die verschiedenen Luftpumpen; besonders interessant sind die nachgeahmten Versuche v. Guerickes über den Luftdruck. Im Stiegenhaus befindet sich das von Professor Rauber angefertigte lebensvolle Bild, welches die berühmten Versuche mit den leergepumpten Magdeburger Halbkugeln, die acht feste Pferdegespanne nicht auseinanderbringen konnten, wirkungsvoll zur Anschauung bringt.

Die nächstfolgende Gruppe Optik enthält Demonstrationsapparate, die die optischen Gesetze über Fortpflanzung, Reflexion und Brechung des Lichtes, über Polarisation, Beugung ꝛc. in klarer Weise erläutern. Die praktische Anwendung der optischen Gesetze kann an den verschiedenen Systemen von Fernrohren, Mikroskopen, Spektral- und Polarisationsapparaten, unter denen sich Meisterwerke von Fraunhofer, Steinheil, Abbe, Schwerdt usw. befinden, beobachtet werden.

Die Gruppe Wärme bietet uns insbesondere sinnreich konstruierte Meßapparate, mit denen man die Ausdehnung durch die Wärme und die Wärmemengen bestimmen kann. Besonders wertvoll ist der Originalapparat von Robert Mayer, den dieser mit finanzieller Unterstützung des württembergischen Gewerbemuseums ausführen ließ, um zu versuchen, ob seine Gesetze über Wärmeäquivalent auch für die Industrie vorteilhaft verwertet werden können.

In der Gruppe Akustik befindet sich vor allem die modellweise Darstellung der Wellen und ihrer Gesetze, ferner Demonstrationsapparate, welche die Erzeugung der verschiedenen Töne, die Fortpflanzung des Schalles usw. dem Museumsbesucher verständlich machen. Hieran schließt sich deren praktische Anwendung, der Instrumentenbau, die Lärm- und Klanginstrumente, wie Trommeln und Glocken, die Holz- und Blechblasinstrumente, die Saiteninstrumente, Klaviere und Orgeln, technisch hervorragende Automaten, unter denen besonders ein Trompeter aus dem Jahr 1810, der dem Prinz-Regenten, als letzterer das Museum besuchte, einen Zapfenstreich korrekt vorblies, für den Besucher besonders interessant. Das vorgeführte Experiment mit der singenden Bogenlampe, wobei ein Pistonsolo ausgezeichnet übertragen wird, dürfte den Besucher überraschen.

Die magnetischen Gesetze in der Gruppe Magnetismus und Elektrizität sind teils durch Demonstrationsmodelle, teils durch hervorragende Originale, z. B. der erdmagnetischen von Gauß, Lamont vorgeführt. Die Elektrizität wird durch Maschinen und Apparate erläutert; hauptsächlich heben wir hervor: die verschiedenen Formen der Leydener Flaschen, die Originalinfluenzmaschine von Toepler, Apparate von Galvani, Volta, Ampère, Ohm ꝛc. Einen großen Anziehungspunkt wird zweifellos das Röntgenkabinett, sowie eine vollständige Telephoneinrichtung mit Umschaltstelle ꝛc. auf den Besucher ausüben. Die Reproduktionstechnik hat unter anderem die wertvolle Senefelder-Originalpresse aufzuweisen.

Die Abteilung Chemie dürfte dem Laien sowohl als auch dem Fachmann viel des Interessanten und Lehrreichen bieten; wir wandeln die vier naturgetreu nachgebildeten Laboratorien, angefangen vom alchimistischen Zeitalter bis zur Jetztzeit durch und werden so mit der Entwicklung dieser überaus anregenden Wissenschaft vertraut gemacht.

Auch die Schiffsabteilung bietet uns eine Fülle des Sehenswerten, so beispielsweise die hervorragenden Modelle des Schiffes des Columbus „Santa Maria", die „Gauß", eine chinesische Dschunke rc., ferner eine große Anzahl Modelle moderner Kriegsschiffe, Kauffahrer und Salondampfer. Die Schußwirkung auf Panzerplatten, ein Torpedo vor und nach der Explosion, die Imitation des 6000 kg schweren Marineankers beleben diese Abteilung in drastischer Weise.

Auch der landwirtschaftlichen Abteilung ist zu gedenken, die wirklich mit großer Sorgfalt zusammengestellt ist.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schätze des Museums mußte aus räumlichen Rücksichten Platz in der alten „Schweren Reiterkaserne" finden, so z. B. das Metallhüttenwesen, die Gastechnik, die angewandte Elektrizität, die Beleuchtungstechnik, Brückenbau, Städtewesen und die Pläne, Skizzen und Modelle der 31 Bewerber um den Konkurrenzpreis des Museumsbaues.

Endlich sei noch des Ehrensaales gedacht, der in der Mitte des ersten Stockwerkes eingerichtet ist und Gemälde, Reliefs und Hermen berühmter Erfinder in sich birgt, wie Joseph v. Fraunhofer (1787—1826), Karl Friedrich Gauß (1777—1855), Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716), Otto v. Guericke (1602—1686), Werner v. Siemens (1816—1892), Alfred Krupp (1812—1887), Robert Mayer (1814—1878), Hermann v. Helmholtz (1821—1894), Robert Bunsen (1811—1899), Justus v. Liebig (1803—1873).

Aus Vorstehendem ersehen wir somit, daß das Deutsche Museum nicht nur ein Institut für historische Sammlungen sein soll, sondern es wird auch die ebenso wichtige Aufgabe erfüllen, dem großen Publikum in geeigneter Weise einen Einblick in die Geheimnisse der Naturkräfte und Technik zu verschaffen. Was bisher geleistet worden ist, beweisen folgende Zahlen: Bis jetzt sind annähernd 6000, darunter sehr wertvolle Gegenstände gesammelt; die Bibliothek zählt zirka 16,000 Bände und die fachwissenschaftliche Zeitschriftensammlung hat die Zahl 170 erreicht.

Auf jeden Fall kann die Museumsleitung mit vollster Befriedigung auf ihre bisherige Tätigkeit zurückblicken und gerade ihrem Vorsitzenden, Baurat Dr. Oskar v. Miller, wird der gebührende Dank und die Anerkennung Deutschlands für das geschaffene Nationalwerk in reichem Maße an dem Tage der Grundsteinlegung des Museum-Neubaues zuerkannt werden müssen.

Bevor wir unsere kleine Abhandlung schließen, möge noch ganz besonders auf die Tatsache hingewiesen werden, daß der Deutsche Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin als Gäste unseres erhabenen Prinz-Regenten dem hochwichtigen Festakte beiwohnen und dadurch der bedeutsamen Feier einen ganz besonders hohen Glanz verleihen werden. Mit Recht bietet München in seiner bekannten Gastfreundschaft alles auf, um dem Kaiserlichen Paare einen würdigen Empfang zu bereiten und dasselbe mit hellem Jubel zu begrüßen; will doch gerade München durch das Aufbieten aller ihm zu Gebote stehenden Kräfte beweisen, daß es gerade Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. seine Dankbarkeit zu Füßen legen will dafür, daß es lediglich seiner Allerhöchsten Initiative zuzuschreiben ist, daß gerade München die Stadt ist, welche das hervorragende Institut hegen und pflegen soll.

Das Fest der Grundsteinlegung ist denn auch vor allem ein Fest des Volkes, ein Fest der Gewerbe und Innungen, ein Fest der studierenden Jugend, und „so möge denn ein gütiges Geschick darüber walten, daß der Glanz der kommenden Feier durch keinen Mißklang gestört werde und aller Welt Zeugnis gibt von der Größe und weittragenden Bedeutung des Werkes, das durch die Gründung des Deutschen Museums Gestaltung erhält".

Zum Schlusse seien die Worte, die der Protektor des Deutschen Museums, Prinz Ludwig von Bayern, in seiner Rede am 3. Oktober 1905 gesprochen hat, noch angefügt: „Mögen alle interessierten Kreise, wie bisher, so auch weiterhin, zu dem Werke beitragen, dann wird es eine schöne Schöpfung werden und, wenn fortgeschritten, auch stets eine neue Schöpfung, indem es gleichzeitig die Entwicklung der Technik von den frühesten Zeiten an veranschaulichen und bis auf die neueste Zeit ohne Unterbrechung fortführen wird. Das Museum wird ein wesentliches Bildungsmittel für die Nation und von größtem Nutzen besonders für die aufblühende Industrie des Reiches sein. Hoffen wir, daß unsere Erwartungen sich erfüllen und daß wir ein Werk entstehen sehen, um das uns die ganze Welt beneiden wird." Ja, möge es, wie Rektor v. Dyck in seiner Festrede sagt: in einem sichtbaren Museum wie in den unsichtbaren Verbindungen, die das gemeinsame Wirken um alle seine Glieder schlingt, seiner hohen Aufgabe gerecht werden:

Der deutschen Arbeit in Wissenschaft und Technik,
Dem deutschen Volk zur Ehr' und Vorbild."

Kossuth befiehlt und — — —

Von

Redakteur Franz Eckardt, Brünn.

Am 21. Oktober überreichte Graf Agenor Goluchowski dem Kaiser die Bitte, ihn von seinem Amte als Minister des Aeußern und des Kaiserlichen Hauses zu entheben, und der Kaiser gab dieser Bitte „im Prinzipe", wie es in der offiziösen Preßverlautbarung hieß, nach.

Als vor einigen Wochen die Presse über den Wiederzusammentritt der Delegationen zu berichten begann, fingen einige Blätter der Unabhängigkeitspartei eine erbitterte Fehde gegen den Aeußernminister an und verlangten schlankweg dessen Rücktritt. Andere Blätter behaupteten, Graf Goluchowski habe vom ungarischen Ministerpräsidenten verlangt, er solle dafür gutstehen, daß der gemeinsame Minister des Aeußern in der ungarischen Delegation ohne Mißtrauensvotum davonkomme, und als Wekerle diese Garantieforderung ablehnte, erklärt habe, er werde daraus seine Schlüsse ziehen. Die Koalitionsminister hatten dann mehrfach Audienzen beim Kaiser in Wien, und die Folge dieser Audienzen war das Demissionsgesuch des Grafen Goluchowski. So lautet die Demissionsgeschichte, soweit sie sich in der Oeffentlichkeit abgespielt hat.

Man mag sich darüber wundern, daß Graf Goluchowski, der doch den magyarischen Koalitionspolitikern mehr nachgegeben hat, als er jemals verantworten können wird, falls er es für seine Amtspflicht gehalten hat, das Interesse der Gesamtmonarchie zu vertreten, auf einmal bei den Kossuthisten so in Ungnade gefallen ist. Diese Ungnade datiert von dem Augenblicke an, als der Kaiser nach der historischen Fünfminuten-Audienz die Koalitionsführer mit ihren weiteren Wünschen an den Grafen Goluchowski wies. Dadurch erschien ihnen auf einmal der bisherige Magyarenfreund als Kopf der „schwarzgelben Hofkamarilla". Damals begann der Geheimkrieg gegen Goluchowski, der nun mit dem vollständigen Siege der Kossuthisten geendigt hat.

Dieser Sieg erinnert an den Sturz des Amtsvorgängers Goluchowskis. Damals führte der jetzt als politischer Abenteurer gemeingefährlichster Art entlarvte Baron Banffy als Ministerpräsident den Kampf gegen „Wien", wenn er sich auch amtlich als Gegner Kossuths aufspielte. Banffy war der Vater der antikatholischen Kulturkampf-Gesetzgebung. Der Wiener Nuntius Agliardi hatte als Gast des Fürstprimas von Ungarn in Gran sich gegen die Eingriffe der freimaurerischen Gewaltherrscher Ungarns in kirchliche Angelegenheiten ausgesprochen. Darauf fügte Baron Banffy in öffentlicher Reichstagssitzung dem Nuntius eine haßerfüllte Beleidigung zu (Banffy ist Calviner!), die geradezu ein europäischer Skandal in allen Diplomatenkreisen war. Der damalige Aeußernminister Graf Kalnoky wollte und konnte diese anmaßende Taktlosigkeit nicht mit seinem Namen decken, und da die Krone sich zur Entlassung Banffys nicht entschließen konnte, mußte Kalnoky nach vierzehn Jahren erfolgreicher Tätigkeit den Magyaren geopfert werden. Graf Kalnoky durfte der Krone noch einen seiner Vertrauensmänner zum Nachfolger vorschlagen, Graf Goluchowskis Demission wurde „im Prinzip" angenommen, um ein Provisorium zu schaffen, während dessen die Krone einen Mann für diesen wichtigsten Posten suchen mußte, der auch den Koalitionsrevolutionären genehm ist.

Dieses Provisorium war so recht nach dem Herzen Wekerles. Die ungarische Regierung wollte Goluchowski stürzen, aber zugleich den Schein erwecken, als ob sie auf das Kronrecht der Ministerernennung nicht den leisesten Einfluß nehme; denn ein von der magyarischen Koalition empfohlener und von der Krone angenommener Minister des Auswärtigen mußte bei einem großen Teile des Auslandes Mißtrauen gegen die gemeinsame Reichsregierung erregen. Denn heute ist es schon kein Geheimnis mehr, daß bei dem gegen Goluchowski angezettelten Kampfe die innerpolitischen Gründe erst in zweiter Linie maßgebend waren. Graf Goluchowski ließ sich nicht von seiner Ueberzeugung abbringen, daß sein Amt ihn als gemeinsamen Minister zwinge, vor allem die Interessen der Gesamtmonarchie zu vertreten und auf die magyarischen Sonderwünsche nicht das Hauptgewicht seiner Tätigkeit zu legen. Nun haben aber Kossuth wie Graf Apponyi durch ihr eigenmächtiges Verhalten in außerpolitischen Fragen bewiesen, daß sie eine Leitung der auswärtigen Staatspolitik im speziell ungarischen Interesse wünschen. Die intimen Beziehungen der Koalitionsführer zu England sind ja kein Geheimnis geblieben. Der

Besuch Apponyis in London und beim König Eduard, der Gegenbesuch des Eightyklub in Budapest sind ja keine Zufallsereignisse, vor allem wenn man bedenkt, daß der österreichisch-ungarische Botschafter beim Londoner Hofe, Graf Mensdorff, der Schwager des Grafen Apponyi ist. Und zum Ueberflusse ließ sich gerade dieser Tage ein einflußreiches, der italienischen Regierung nahestehendes italienisches Blatt dahin vernehmen, daß Italien alles tun müsse, um den Dreibund mit Italiens inniger Stellung zu England in Einklang zu bringen. Italiens enge Beziehungen zum Magyarentum sind ebenso bekannt wie seine Sehnsucht, den Lockungen Frankreichs zu folgen und den Dreibund zu sprengen. Und Kossuth steht mit König Viktor Emanuel in so auffallend intimen Beziehungen, daß man nicht ohne guten Grund behauptet hat, die Koalition erhalte ihre Kriegskosten aus Italien.

Graf Goluchowski hat natürlich diese geheimen Quertreibereien sehr gut gekannt; er wußte aber auch, daß er ihnen nicht nachgeben dürfe, wenn er sich nicht selbst an der Sprengung des Dreibundes mitschuldig machen wolle. Und eine Sprengung des Dreibundes, besonders die **Trennung vom Deutschen Reiche müßte eine Katastrophe für Oesterreich bedeuten.** Zu einer solchen riskanten Politik ist aber die innerpolitische Lage Oesterreichs doch fürwahr nicht angetan. Würde Oesterreich die Freundschaft mit Deutschland (und auch mit Rußland) aufgeben, so wäre es nicht nur den stets unverläßlichen „Freunden" im Westen und Süden ausgeliefert, sondern es würde auch sich selbst im Innern seine kräftigste und zuverlässigste Stütze rauben. Eine nicht mit dem Deutschen Reiche harmonierende auswärtige Politik müßte sich in Oesterreich naturgemäß **gegen das Deutschtum** richten, was am besten aus den Bemühungen der Tschechen hervorgeht, die seit Jahren in allen Delegationsverhandlungen darauf gerichtet sind, den Dreibund und besonders den Bündnisvertrag mit dem Deutschen Reiche als schädlich für die Interessen Oesterreichs hinzustellen. Die Deutschen sind **und bleiben** aber das staatserhaltende Element unter den Völkern Oesterreichs, und darum ist es auch ganz besonders im Interesse der Dynastie gelegen, daß alle Bestrebungen, in unsere auswärtige Reichspolitik eine deutschfeindliche Richtung zu bringen, schon durch die Persönlichkeit des jeweiligen Aeußernministers zurückgewiesen werden. Die Deutschen müssen die hervorragendsten Schützer der Dynastie **bleiben** können, wenn der Staat soll bestehen können.

Und doch scheint man mit dieser Binsenwahrheit nicht gerechnet zu haben, als Goluchowski dem kossuthistischen Verlangen geopfert wurde. Es scheint bei der Krone das Bewußtsein, daß die erhaltenden Kräfte der Monarchie und der Dynastie **diesseits** der Leitha sich befinden, geschwunden zu sein. Anders ist es kaum zu erklären, daß der erste der **gemeinsamen** Minister verabschiedet wurde, ohne daß man den Delegationen, welchen die gemeinsamen Minister **verantwortlich** sind, Gelegenheit geboten hätte, die Verteidigungsrede Goluchowskis zu hören. Die ungarische Delegation droht von ferne, Kossuth befiehlt und — Goluchowski fällt. Ministerpräsident Baron Beck hat freilich auf die Interpellation Geßmann im Abgeordnetenhause erklärt, die österreichische Regierung habe Kenntnis gehabt von den Umständen, welche den Grafen Goluchowski zur Demission bewogen, sie habe auch ihren Standpunkt demgegenüber vertreten können, aber daß sie auch nur den Versuch gemacht hätte, den Minister des Aeußern gegen die Magyaren zu halten, hat Baron Beck nicht zu behaupten gewagt. „**Ungarn ist Trumpf, Ungarn allein**", sagt mit Recht das Organ des deutschliberalen Großgrundbesitzes. Ja, Ungarn ist so sehr Trumpf, daß eine einzige **Partei** des ungarischen Reichstages über das Schicksal der **gemeinsamen** Regierung entscheiden kann.

Nun darf man aber nicht etwa denken, daß die Oesterreicher oder etwa gar die Deutschen Oesterreichs mit der Politik des Grafen Goluchowski stets einverstanden gewesen wären. Das wäre ein großer Irrtum. Nicht den Sturz dieses Ministers empfindet man diesseits der Leitha als Demütigung, sondern nur die **Form**, in der er erfolgt ist. Gerne erkennt man zwar an, daß Goluchowski mehr als ein Jahrzehnt eine ausgesprochene Friedenspolitik getrieben hat, und daß er sich vom Dreibund nicht abdrängen ließ; man bucht ihm gerne gut den Erfolg bei der Marokko-Konferenz, die freundschaftliche Befestigung unseres Verhältnisses zu Rußland durch die Entrevue zu Mürzsteg, die Milderung der Spannung in dem Verhältnisse zu Italien durch seine Zusammenkunft mit Tittoni in Abbazia. Aber man übersieht auch nicht, daß er nie ein Mann der mutig zugreifenden **Tat** gewesen ist, daß er, trotzdem er manchmal gegen die Türkei diplomatisch grob war, die orientalische Frage in sehr bedrohlichem Zustande seinem Nachfolger übergeben muß, und daß er in dem Zollkonflikte mit Serbien nicht zu Entschlüssen kommen konnte, welche diesen kleinen und im Innern zerklüfteten Staat zur Räson gebracht hätten. Am schwersten aber muß man ihm zum Vorwurf machen, daß er den Magyaren bzw. den Kossuthisten zuliebe ein Stück der Gemeinsamkeit nach dem anderen zu opfern bereit war, ohne den Heißhunger der Koalitionsführer stillen zu können; und wenn er jetzt auf Kommando Kossuths seine Entlassung nehmen mußte, so erreicht ihn da mit einer gewissen Schicksalsironie die wohlverdiente Strafe. Die Katholiken haben ihm noch den besonderen Vorwurf zu machen, daß er einen Kirchenfürst Galiziens veranlaßte, bei der letzten Papstwahl ein Veto gegen die Wahl des Kardinal-Staatssekretärs Rampolla einzulegen, und so sich in kirchliche Angelegenheiten einmischte, die ihn als Minister nichts angingen. Er sah das auch wohl später ein, indem er sein Veto als einen „guten Ratschlag" darzustellen suchte.

Auf die Demission Goluchowskis folgte unmittelbar die des gemeinsamen Kriegsministers, Feldzeugmeister Ritter v. Pitreich, die vom Kaiser ebenfalls sogleich angenommen wurde. Man hat gesagt, er sei gegangen, weil die Koalitionsführer das Versprechen, das erhöhte Rekrutenkontingent in der ungarischen Delegation durchzusetzen, verleugnet hätten. Pitreich erklärte aber selbst, daß das falsch sei, er habe vielmehr die Verhandlungen darüber mit dem Kabinett Wekerle wieder aufgenommen. Es scheint aber doch der Grund der Demission in der Rekrutenfrage zu liegen, und es scheint, daß Wekerle und Kossuth ihren Parteien nicht die Wahrheit über den mit der Krone geschlossenen Pakt gesagt haben. So sagt wenigstens „Magyar Szo": „Pitreich ist deshalb gefallen, weil er mit seiner bekannten Loyalität in die **zweideutige Taktik** der Koalition **einging**. Er duldete es, daß man vor der ungarischen öffentlichen Meinung den Inhalt des Paktes **verfälschte** und er so Gelegenheit bot, daß damit ein Grund gegeben war, daß die ungarische Regierung die Kontingentserhöhung vertagt. Das **verlogene und ehrlose** Koalitionssystem hat ihn für seine Loyalität damit bezahlt, daß er angeschmiert wurde." Damit würde das Zorneswort Pitreichs übereinstimmen, er habe demissioniert „**aus Widerwillen** gegen politisches Gebaren, welches **Selbstzweck, nationale Leidenschaft und Volkssport** — kurz ein **Gewerbe** geworden ist, **in welchem er sich nicht mehr zurechtzufinden vermöge**." Dadurch wäre die Annahme wohl widerlegt, daß Pitreich durch seine Demission anstrebe, Nachfolger des pensionierten Grafen Beck und Generalstabschef zu werden, um den Magyaren noch mehr von der Gemeinsamkeit des Heeres opfern zu können, als er es als Kriegsminister bereits getan.

An die Stelle Goluchowskis berief der Kaiser den bisherigen Botschafter am russischen Hofe, Alois Lexa Baron **Aehrenthal**, der in politischer Beziehung ein weißes Blatt ist. Da er mit einer magyarischen Aristokratin (Gräfin Szechenyi) verheiratet ist und durch seine Familie innig mit dem Liberalismus Oesterreichs zusammenhängt, wird er als der passendste Mann für den gerade jetzt so verantwortungsvollen Posten betrachtet. Daß er ein Anhänger der Dreibunds-Friedenspolitik und der Gemeinsamkeit der Monarchie ist, hat er ja selbst gleich durch ein Interview verkünden lassen, und die Magyaren nahmen die Ernennung ziemlich freundlich auf. Ob er der Mann ist, den die Monarchie jetzt braucht, muß er selbst erst durch Taten beweisen. Kriegsminister wurde der Landesverteidigungsminister Feldzeugmeister Schönaich, der hoffentlich der weiteren Zerrüttung der Armee entgegentreten wird.

Recht interessant ist, daß in dem Kaiserlichen Ernennungsschreiben in staatsrechtlicher Hinsicht*) nicht die geringste Aenderung eingetreten ist. Der Minister des Aeußern wird mit dem Vorsitze „**im gemeinsamen Ministerrate**" betraut und Feldzeugmeister Schönaich wird zum „**Reichs-Kriegsminister**" ernannt. Entgegen den bekannten Erklärungen in der ungarischen Delegation gibt es bei der Krone noch ein **Reich**, eine staatsrechtliche Einheit der beiden Reichsteile. Hoffentlich handeln die neuen Minister im Sinne **der Krone** und nicht, wie ihre Vorgänger so oft, im Sinne der Koalitionsrebellen.

*) Vergl. die Aufsätze „Oesterreich und Ungarn" in Nr. 28 und 29 der „Allgem. Rundschau" vom laufenden Jahre.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Krisengerüchte.

Klatsch und Kabale schaffen mit Hilfe der Druckerschwärze im Handumdrehen eine Beunruhigung, als ob ein grundstürzender Umschwung der ganzen Politik unmittelbar bevorstünde. Krisenschriftsteller mit einem zwölfjährigen Tagebuch versichern uns, daß die gegenwärtige Lage eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der von 1894 habe, die bekanntlich mit dem Sturze des gesiegt habenden Caprivi endete. Wer in der wallenden Brühe die festen Klöße der Tatsachen sucht, findet nicht viel. Der Reichstag steht vor der Türe, und Podbielski ist immer noch da! Das ist des zottigen Pudels Kern. Als der Tippelskirch-Skandal den Herrn von Podbielski in ein bedenkliches Licht stellte, machte bekanntlich Fürst Bülow aus der Andeutung der Demission vor der Oeffentlichkeit die vollendete Tatsache eines Entlassungsgesuches, und der Kaiser beschloß auf Antrag des Ministerpräsidenten nicht die Ablehnung des Gesuches, sondern die Vertagung der Entscheidung. Seitdem ist der persönliche Gegensatz derartig, daß beide Staatsmänner zugleich nicht im Amte bleiben können. Und die Sachlage ist derartig, daß Herrn von Podbielskis Verbleiben zu schweren Aergernissen führen müßte. Also die normale Konsequenz wäre der Rücktritt Podbielskis wegen erschütterter Gesundheit und das Verbleiben des wieder gesundeten Fürsten Bülow. Da bei uns zu Lande aber das Anormale als das Wahrscheinliche gilt, so sagen einige, Pod als Liebling des Monarchen werde bleiben und Fürst Bülow werde gehen müssen; andere jedoch, die mit der Unhaltbarkeit einer weiteren Ministertätigkeit des Herrn von Podbielski rechnen, prophezeien den gemeinsamen Sturz der beiden Rivalen gemäß dem Doppelopfer Eulenburg-Caprivi vom Jahre 1894. Das hört sich schön an, und es fehlt auch wahrlich nicht an Leuten, die dem Fürsten Bülow gern den Eselsfußtritt geben möchten. Doch ist ein Doppeltes zu beachten: 1. daß kein zuverlässiges Anzeichen für eine Gesinnungsänderung des Monarchen gegenüber dem Fürsten Bülow bekannt geworden ist, und 2. daß sehr gewichtige Erwägungen, namentlich Rücksichten auf die zurzeit nicht ganz einfache *auswärtige* Politik, einen Personenwechsel an der leitenden Stelle widerraten.

Man braucht kein Bülowschwärmer zu sein und wird doch zugestehen müssen, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen die relativ beste Persönlichkeit ist, um einerseits die friedliche Weiterentwicklung im Innern, anderseits die glatte Ueberwindung der hochpolitischen Schwierigkeiten zu sichern. Der Krisenlärm geht ersichtlich aus von solchen Stellen, die ein Interesse an der Erschütterung des inneren Friedens haben, von den Staatsstreichpolitikern und von den eingeschworenen Kulturkämpfern, und wenn auch nationalliberale Zeitungen und Redner sich an der Hetze beteiligen, so erklärt sich das durch das Bedürfnis, ihren tatendurstigen linken Flügel zu befriedigen. Allerdings werden die *extremen* Agrarier, die vom Vorstande des Bundes der Landwirte repräsentiert werden, den Sturz ihres leidenschaftlich geliebten Podbielski dem Fürsten Bülow niemals vergeben. *Diese* Gegnerschaft büßt aber an ihrer Gefährlichkeit sehr viel ein, seitdem in der Fleischnotfrage ein Teil der Landwirtschaft von dem radikalen Standpunkt Podbielskis abrückt. Der Beschluß des Vorstandes der rheinischen Landwirtschaftskammer, eine gewisse Zufuhr aus Holland in die Grenzschlachthäuser nach oberschlesischem Muster für zuläßig und wünschenswert zu erklären, bekommt unter diesem Gesichtswinkel eine sehr große politische Bedeutung.

Es gibt noch mehr schwache Punkte in der gegenwärtigen *Politik*: so auf sozialpolitischem Gebiete die Verzögerung der Gesetzgebung über die Berufsvereine und die Unklarheit, die neuerdings durch die sich widersprechenden Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." zur Bergarbeiterbewegung geschaffen ist; auf dem Kolonialgebiete die unerledigten Skandale und die ungelösten Organisationsfragen; auf dem preußischen Gebiete der unselige Hakatismus mit dem Schulstreik; von Braunschweig, Dreiklassenwahlrecht ꝛc. gar nicht zu reden. Wir möchten manches anders haben, als es ist oder zu werden droht. Aber, ist denn von einem Nachfolger Bülows mehr und besseres zu erwarten als *von ihm*?

Wir können die Zweckmäßigkeitsfrage ganz unbefangen stellen. Unsere Gegner sagen freilich, wir betrachteten eigennützig den Fürsten Bülow als den Minister des „Zentrumskurses". Doch steht er in manchen und wichtigen Dingen (z. B. in der Polenpolitik und dem Widerspruch gegen den Toleranzantrag) unseren Bestrebungen entgegen, und anderseits haben wir durchaus nicht die Furcht, daß ein Personenwechsel unserer Sache oder der Stellung des Zentrums auf die Dauer Schaden bringen könnte. Etwaige Rückfälle in die Scharfmacherei oder den offenen Kulturkampf würden *uns* nicht schaden, wohl aber könnten solche Experimente, auch wenn sie nicht lange dauerten, dem Gemeinwohl schwere Wunden zufügen. Deshalb sind wir für Stetigkeit, und hoffen auch, daß das Bedürfnis nach Stetigkeit ausschlaggebend bleibt.

Der polnische Schulstreik.

Die preußische Regierung hat amtlich und halbamtlich ihre Unentwegtheit in Sachen des deutschsprachigen Religionsunterrichts verkünden lassen. Sie will aber wenigstens die Besonnenheit bewahren und den Schulstreik nur mit sog. kleinen Mitteln bekämpfen: Ueberweisung der widerspenstigen Kinder in deutsche Sprachstunden, Arreststrafen, Verlängerung der Schulzeit, Schulversäumnisstrafe gegen die Eltern, Heranziehung der Gemeinden zu Aufwendungen für neue Lehrer und neue Schulräume. Keine Märtyrer zu schaffen, ist der vernünftigste Zug in der Regierungspolitik. Die Hakatisten sind aber damit nicht zufrieden; sie fordern einen großen Krieg gegenüber dem „Kinderkreuzzug", ja sogar die Verhängung des Belagerungszustandes, vor allem natürlich die Maßregelung des Erzbischofs und der polnischen Geistlichen. Man sieht, daß der Kinderstreik den gefährlichen Heißspornen auf *beiden* Seiten zugute kommt. Aus dem Feuerchen in der Schule kann sich leicht eine ungeheuere Feuersbrunst entwickeln. Die besseren Elemente des Polentums sollten die Gefahr nicht verkennen und das mögliche tun, um den Widerstand gegen den Sprachenzwang aus dem falschen Geleise heraus in legale und pädagogisch unschädliche Bahnen zurückzuführen.

Die auswärtige Lage.

Eine Ernennung und zwei Ministerreisen sind als neue Tatsachen zu verzeichnen. Frhr. von Aehrenthal, der bisherige österreichisch-ungarische Botschafter in St. Petersburg, hat die Erbschaft Goluchowskis angetreten. Unser Staatssekretär des Auswärtigen, Frhr. von Tschirschky, hat in Italien Visiten gemacht, nicht bloß bei den weltlichen Machthabern, sondern auch im Vatikan. Herr von Iswolsky, der russische Minister des Auswärtigen, hat in Paris und in Berlin zu tun gehabt. Die nächste Wirkung dieser Vorgänge war ein Preßgerede über die Auferstehung des Dreikaiserbündnisses. Für denkende Zuschauer hätte es einer offiziösen Widerlegung dieses Gerüchtes nicht bedurft. Allerdings sagt man dem Frhrn. von Aehrenthal eine große Liebe für Rußland nach, in dessem Hofschatten er sozusagen groß geworden ist. Aber von der größten russischen Sympathie bis zu dem Plane, unter den gegenwärtigen Verhältnissen den alten Bundesgenossen Frankreichs zu einem Bündnis mit Deutschland und Oesterreich überzuführen, ist doch ein weiter Abstand. Daß Frhr. von Aehrenthal die *Freundschaft* mit Rußland pflegt, insbesondere die Vereinbarung über die Zucht am Balkan, kann uns nur recht sein; denn Deutschland hält auch nach wie vor gern die beste Nachbarschaft mit Rußland, allerdings ohne einen geheimen Rückversicherungsvertrag und ohne Haftung für die russischen Schulden. Der neue Minister der habsburgischen Krone hat sogleich die bündigsten Versicherungen über seine Dreibundtreue gegeben, und diese Selbstverständlichkeit erhält eine angenehme Ergänzung durch die freundliche Aufnahme, die seine Ernennung in *Italien* findet. Manchmal räumt ein Personenwechsel in der Rumpelkammer der staatlichen Beziehungen vorteilhaft auf. Auch die Reise unseres Tschirschky nach Rom bestärkt die Hoffnung, daß Italien sich seiner Zugehörigkeit zum Dreibunde wieder etwas lebhafter bewußt werde. Das ist freilich keine Gewähr für die Zukunft, aber doch ein Beitrag zur gegenwärtigen Beruhigung.

Manche wollen wissen, daß Iswolsky in Paris bei den neuen radikalen Ministern nicht die gewünschte Liebe für die russische *Autokratie* gefunden habe. Darüber braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen; im Ernstfalle würde es an der Eintracht gegen Deutschland doch nicht fehlen. Aber man muß anerkennen, daß das Ministerium Clemenceau sich seit seiner Konstituierung friedlicher gezeigt hat, als man nach den vorhergegangenen Kraftreden des angehenden Diktators erwarten durfte. Auch in den marokkanischen Zwischenfällen ist die neue Regierung bisher gemäßigt und vertragstreu geblieben. Nebenbei verzeichnen wir gerne, daß nach den Erklärungen des Kultusministers Briand auf Grund einer Entscheidung des Staatsrates die Weiterbenützung der katholischen Kirchen auf Grund der allgemeinen Versammlungsfreiheit ermöglicht werden soll. Man scheint auch im radikalen Frankreich nicht so heiß zu essen, wie man kocht.

Der Köpenicker Gaunerstreich.

Von einem Offizier.

Nicht um diese höchst peinliche Burleske noch einmal mehr oder weniger anmutig zu erzählen, kommen wir darauf zurück, sondern um einige Dinge zu erörtern, die bisher übersehen worden sind.

Zunächst die Frage: Wie kommt es, daß das Wachtkommando, mit dem der uniformierte Gauner seinen Unfug treiben konnte, scharfe Patronen bei sich führte? Es ist Vorschrift, daß dieselben bei Ablösung der folgenden Wache übergeben werden müssen. Diese Vorschrift scheint also nicht befolgt worden zu sein. Das wäre ein dienstliches Vergehen, das streng bestraft werden müßte; denn wenn **eine** Vorschrift notwendig ist, so ist es diese. Schon mit einer einzigen scharfen Patrone, die ein Soldat ohne dienstlichen Zweck bei sich führt, kann das größte Unheil angerichtet werden. Deshalb erscheint uns unter all den Unbegreiflichkeiten dieser Affäre die Belassung der scharfen Munition in den Patrontaschen des abgelösten Wachtkommandos als die schlimmste. Nur dadurch war der Pseudohauptmann in den Stand gesetzt, zitternde Angst um sich zu verbreiten. Vor dem Bajonett erschrickt man weniger schnell.

Den Soldaten darf man keine Vorwürfe machen. Solche verdienen diejenigen, welche es für nötig halten, dem gemeinen Mann Botmäßigkeit bis zur Besinnungslosigkeit einzudressieren und ihn zur zweibeinigen Maschine hinabzudrücken. Maschinen denken aber nicht nach.

Wohl um zu verhindern, daß die Erkenntnis der Schäden der Stupiditätsdressur allgemein würde, wird behauptet, die beteiligten Füsiliere seien Rekruten, denen die militärische Sicherheit fehle. Es heißt sogar, das habe man zur Entschuldigung der Soldaten dem Kaiser berichtet. Wir halten das für ausgeschlossen, denn sonst hätte man den Kaiser belogen. Die Rekruten vom vorigen Jahr sind keine Rekruten mehr, sondern sogenannte alte Leute. Die Rekruten dieses Jahres sind am 6. Oktober eingezogen worden; sie waren noch so weit zurück, daß man sie ohne Führung kaum auf die Straße ließ, geschweige denn als Wachtmannschaften verwendet, zu dem verantwortungsvollsten Dienst, den es überhaupt gibt!

Diese Rekruten wurden gerade unterrichtet über Ehrenbezeugungen, direkte Vorgesetzte, Pflichten des Soldaten usw. usw. Möge man sich den Köpenicker Fall zur Lehre dienen lassen und ihnen, den Rekruten, während der Dienstzeit die Rechtsunkenntnis einigermaßen austreiben, die leider in bedauernswertem Maße fast allgemein unter dem Volke herrscht. Wäre das nicht der Fall, so hätten die Soldaten wissen müssen, daß für das Eingreifen von Militärpersonen nur der allgemeine Fall des Betreffens oder Verfolgens auf frischer Tat gilt und außerdem nur für Vergehen, die zur Zuständigkeit der Militärgerichte gehören; daß im übrigen aber Militärpersonen nur auf Ersuchen einer Zivilbehörde und auf Grund eines richterlichen Befehls einzuschreiten haben.

Unkenntnis auf diesem Gebiet ist schlimmer, als es tausend falsche „Honneurs“ sein können. Aber über Aeußerlichkeiten vergißt man das Wichtige!

Der Bürgermeister von Köpenick hätte sich vielleicht weniger schnell ins Bockshorn jagen lassen, wenn er nicht Reserveoffizier gewesen wäre. Auch im Offizierkorps ist ja „Ordre parieren“ die erste Pflicht. Nach Gründen darf niemals gefragt werden. Man sieht, wohin man mit der Uebertreibung des Autoritätsbegriffs kommt. Die Hacken- und Hosennahtdisziplin muß solche Früchte zeitigen. Sie beruht auf bloßer Einschüchterung und läßt der Ueberlegung keinen Raum. An amtlichen Stellen hat man sich ja übrigens schon vielfach gewöhnt, unmittelbar ergehenden allerhöchsten Anordnungen ohne Zutun der betreffenden vorgesetzten Behörde schlankweg und rückhaltlos nachzugeben, in der Gewißheit, hinterher von der verfassungsmäßig eingesetzten Behörde nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Vor einer Allerhöchsten Kabinettsorder, scharfgeladenen Gewehren und Bajonetten hätte auch so mancher andere die Geistesgegenwart so sehr verloren, daß er auf einige Unvorschriftsmäßigkeiten an der Uniform des befehlenden Offiziers nicht geachtet haben würde.

Suchen wir also die Erklärung der blamablen Affäre nicht in den beteiligten und leidenden Personen, sondern in Zuständen, die dringend der Abhilfe benötigen. Vor allem emanzipiere man sich von dem geisttötenden Drill und verhelfe auch bei der uniformierten Menschheit der Vernunft zur Betätigung ihrer heilsamen Gaben. Dann wäre uns dieser Vorfall, der unsere wichtigste Institution dem allgemeinen Gespötte aussetzt, erspart geblieben. —

Diese Zeilen waren geschrieben, bevor man den Gauner ergriffen hatte. Er ist, wie bekannt, ein konfisziert aussehender Mensch von fast 60 Jahren, wovon er 27 in Gefängnis und Zuchthaus zugebracht hat. Ein Schuster, ein ganz erbärmlicher Pechdrahtzieher! Und so was braucht bloß 'ne Offiziersuniform anzuziehen und alles klappt im Musterstaate Preußen vor ihm zusammen.

Ich konnte mir wahrlich keine treffendere Illustration und keinen besseren Beweis für die Richtigkeit meiner oben ausgesprochenen Ansichten wünschen!

Die katholischen Studentenkorporationen.

Vom Herausgeber.

Die jüngsten kritischen und antikritischen Artikel der „Allgemeinen Rundschau“ über katholische Studentenkorporationen haben dem Herausgeber eine ganze Flut von mehr oder minder ausführlichen Zuschriften eingetragen. Unter mehr als vierzig Briefen befinden sich nur zwei, welche gegen die Pompschen Artikel scharfen Einspruch erhoben, der aber mittlerweile auf Grund schriftlichen Gedankenaustausches mit dem Herausgeber wesentlich gemildert und eingeschränkt wurde. Die meisten Zuschriften stellen sich offen auf die Seite Pomps, ohne einzelne seiner Worte abzuwägen; mehrere wenden sich nur gegen mißdeutungsfähige Verallgemeinerungen. Der Eindruck, daß durch die „Allgemeine Rundschau“ ein erfolgversprechender Anstoß zu gründlicher Revision mancher unerfreulicher Zustände gegeben worden sei, ist allgemein. Als Grundzug ist festzustellen, daß der gute Wille, etwaige Schäden auszumerzen und auch vorbeugend alle geeigneten Mittel zu ergreifen, allen ernsten und weitblickenden Freunden der katholischen Korporationen als etwas Selbstverständliches gilt.

Daß über den **Umfang** der Berechtigung von Klagen, wie sie von Herrn Apotheker Pomp und Herrn Referendar H. Schmitz, in gemilderter Form auch von Herrn Referendar Aug. Nuß, öffentlich erhoben wurden, je nach Ort und Milieu die Urteile und Meinungen auseinandergehen, liegt in der Natur der Sache. Wenn es laut Nuß „einzelne“, laut Pomp „manche“ katholische Korporationen gibt, an welchen in puncto Moral leider vieles auszusetzen ist, so bleibt dabei doch bestehen, daß die große Mehrzahl der Korporationen in Süd und Nord, in West und Ost den Ehrenschild der moralischen Unantastbarkeit fleckenlos erhielt und mit laxeren „modernen“ Anschauungen keinen Kompromiß versuchte. Wer aus Artikeln der „Allgemeinen Rundschau“ herausliest, daß alle Korporationen in einen Topf geworfen worden seien, hat die Artikel entweder gar nicht oder sehr unaufmerksam gelesen. Anderseits enthält schon der bloße Gedanke, in den Spalten der „Allgemeinen Rundschau“ konkrete Fälle und bestimmte Korporationen mit Namen und Daten an den Pranger zu stellen, eine Ungeheuerlichkeit und wäre aus naheliegenden Gründen überhaupt nicht ausführbar.

Im übrigen bildet sich auch in studentischen und studentenfreundlichen Kreisen über derartige Verhältnisse und Zustände eine ziemlich feinfühlige öffentliche Meinung heraus, die selten fehlgreift, so daß die Gefahr, auch unantastbare Korporationen könnten durch „Verallgemeinerungen“ in Mißkredit gebracht werden, im Ernst kaum besteht. Wo alteingesessene Korporationen mit ausgedehntem Philisterium und regen Beziehungen zur katholischen Elite am Orte bestehen, ist schon von selbst eine gewisse Gewähr geboten, daß nie ein Ton und eine Lebensauffassung einreißt, wie man sie in einzelnen jüngeren Korporationen jetzt um so häufiger antrifft, je mehr die jungen Leute — die dazu noch viel fach aus weiter Ferne zugezogen kommen, über einen hohen Wechsel und ungemessene freie Zeit verfügen — sich selbst überlassen sind. Zum „patenten“, schneidigen Auftreten soll nun einmal auch die größere Gewandtheit im Verkehr mit dem anderen Geschlecht gehören. Die Grenze ist bald überschritten, wenn Gelegenheit, Verführung, schlechtes Beispiel, Nachäfferei und die Sucht, den Vorwurf der Duckmäuserei und des Betbrüdertums so drastisch wie möglich zu widerlegen, zusammenwirken.

Aus einer Fußnote, welche der Herausgeber dem Pompschen Artikel in Nr. 40 (Seite 475) beifügte, ist von einigen der irrtümliche Schluß gezogen worden, daß Herr Apotheker Pomp seine Pfeile speziell gegen **Münchener** Korporationen habe richten wollen. Die konkreten Vorgänge, von denen Herr Pomp wohl zunächst ausging, betreffen aber weder München noch überhaupt eine süddeutsche Hochschule. Durch diese Feststellung werden selbstredend die allgemeinen Bemerkungen zum Beispiel über die Gefahren des Kellnerinnenwesens

(auch „Verhältnisse“ mit Ladnerinnen ꝛc. wären hier nicht zu vergessen) in gar keiner Weise berührt. Dieser Gefahr unterliegt aber der „eingewanderte“ norddeutsche Student notorisch viel leichter als der „eingeborene“ Münchener oder Bayer. Ein hochangesehener katholischer Beamter in München, der Ehrenmitglied zweier großer Verbände ist*) und sich durch den auf seine Vaterstadt fallenden bösen Schein peinlich berührt fühlte, verlangte allen Ernstes eine auf einen längeren Zeitraum sich erstreckende Statistik der wegen sittlicher Verfehlungen erfolgten Ausschließungen. Es werde sich dann ergeben, daß die weitaus größte Mehrzahl sittlicher Fehltritte auf das Konto der „Fremdenkolonisten“ falle, die „das Münchener Leben kennen lernen“ wollten und dazu von ihren Eltern mit entsprechenden Mitteln ausgerüstet waren. Daß der Begriff „norddeutscher Student“ in München einen gewissen Beigeschmack hat, ist jedem erklärlich, der lange Zeit die Dinge mit eigenen Augen verfolgt hat. Man braucht nur kurz nach dem Semesterbeginn, namentlich an „couleurfreien“ Sonntagen, abends die Straßen zu durchwandern, um ausreichende Studien über das mehr als ungenierte Wesen „norddeutscher Studenten“ zu machen. Niemand beklagt dies mehr als die guten und ernsten Elemente unter den norddeutschen Studenten, deren es zweifellos in München sehr viele gibt, nicht nur in katholischen Korporationen. Selbst bei studentischen Exzessen, welche im Gerichtssaal ihren Abschluß finden, spielt der norddeutsche Student leider nur zu häufig eine Rolle. Warum? Hauptsächlich wohl, weil viele „fern von Madrid“ ihren Freiheitsdrang ungezügelter sich ausleben lassen. Diese Abschweifung vom Thema soll nur zur besseren Erklärung der oben angedeuteten besonderen Verhältnisse dienen, ohne daß im allgemeinen für die norddeutschen Mitglieder katholischer Studentenkorporationen ein Vorwurf daraus herauszulesen wäre. Jeder ehrliche Norddeutsche, wenn er auch vom Rhein oder aus Westfalen kommt, muß die Berechtigung dieser Bemerkungen zugeben.

Bemerkenswert ist, daß die große Zahl der katholischen Korporationen und die Philisterzirkel, welche die „Allgemeine Rundschau“ in ihren Lokalen ständig halten, in der jüngsten Zeit — seit den freimütigen kritischen Erörterungen — eine sehr erhebliche Erweiterung erfahren hat. Aus der letzten Zeit ist nur ein Fall bekannt geworden, daß eine katholische Korporation die „Rundschau“ abbestellte. Auch unter dem theologischen Nachwuchs erfreut sich die „Allgemeine Rundschau“ steigender Beliebtheit. Es gibt theologische Seminare und Konvikte, in welchen die „Allgemeine Rundschau“ zwischen 30 und 50 Abonnenten hat.

* * *

Aus studentischen Kreisen in München wird der „Allgemeinen Rundschau“ geschrieben: Daß die Diskussion über die katholischen Studentenkorporationen bereits an manchen Orten dazu beigetragen hat, eine Gewissenserforschung innerhalb derselben zu erregen, beweisen die Erörterungen und Auseinandersetzungen in den Philisterzirkeln und auf den Konventen, wie man von vielen Seiten hört. Der erste praktische Erfolg wurde am vergangenen Samstag Nachmittag in München durch die Gründung der „Münchener sozial-wissenschaftlichen Vereinigung“ ins Leben gerufen. Das Hauptverdienst der Anregung kommt dem „Akademischen Görresverein“ zu, wie auch aus dem Untertitel „als Sektion des Akademischen Görresvereins gegründet“ hervorgeht. Außerdem war namentlich die „Aenania“ (C. V.) mit einem äußerst starken Kontingent in der Gründungssitzung vertreten. Im übrigen dürften sich die Mitglieder sämtlicher katholischen Studentenvereinigungen gleichmäßig an dem neuen Studienzirkel beteiligen, wie dies schon aus der Zusammensetzung des engeren und weiteren Ausschusses zu ersehen ist. Den Ausschüssen steht ein Beirat von älteren Herren mit den bestbekannten Namen auf sozial-wissenschaftlichem Gebiete beratend zur Seite. Wie lebens- und tatkräftig die neue Vereinigung ist, zeigt der Umstand, daß bereits für den nächsten Sonntag die erste Generalversammlung angesetzt ist, in welcher neben der Programmrede und einem Referat über die in Bonn und Freiburg bestehenden ähnlichen „Kränzchen“, mit welchen das neue in freundschaftlichen Verkehr trat, zugleich ein wissenschaftlicher Vortrag stattfinden wird.

*) Derselbe Herr ersucht auch um die ausdrückliche Feststellung, daß in den alten Münchener Korporationen von jeher die Theologen neben den anderen Fakultäten stark vertreten sind.

Novembernebel.

Was die grauen Nebel spinnen,
Weiß ich nimmer recht zu sagen;
Doch mein Herz verfällt in Sinnen,
Und es will mir schier verzagen.

Schaut es lichte Augensterne
Traumhaft aus dem Nebel blühen —
Oder durch die duft'ge Ferne
Stille Kirchhofsrosen glühen? . .

Was die grauen Nebel brauen,
Weiß ich nimmermehr zu deuten:
Doch mein Herz, auf Heimatauen,
Hört die Totenglocken läuten.

Beuron. P. Timotheus Kranich O. S. B.

Von Speyer bis Graudenz.

Ein Blick auf die jüngste Tagung des Evangel. Bundes.

Von

Dr. Eugen Jaeger,

Mitglied des Deutschen Reichstages und des Bayerischen Landtages.

I.

Von Graudenz drang in den Tagen vom 7. bis 10. Oktober in die deutschen Gaue ein Ton, der in scharfem Gegensatz zu den Worten steht, die das deutsche Volk von Kaiser Wilhelm seit Jahren hört, und die er noch kurz vorher am 9. September zu Breslau wiederholt hatte, zu den Worten: ein jeder solle in seinem Stande, ob hoch oder nieder, unter Zusammenschluß der Konfessionen dem Unglauben steuern. Der Evangelische Bund hat, wie schon von jeher, so auch bei seiner letzten Tagung zu Graudenz diese Aufforderung, man kann fast sagen, mit Hohn abgewiesen. Wir folgen bei den Berichten über diese Versammlung der „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 280 ff.), die mit besonderer Vorliebe und als Organ des Bundes die Reden ausführlich wiedergibt. Der gedruckte Geschäftsbericht, den dieses Blatt ebenfalls bringt, spricht von einem gewaltigen Aufschwung des Bundes in den letzten zwei Jahren; er zähle jetzt 330,000 Mitglieder in 38 Haupt- und 2000 Zweigvereinen. Um diese hohe Mitgliederzahl herbeizuführen, wurde besonders die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes benutzt und als Bedrohung des „Evangeliums“ und der deutschen Protestanten hingestellt. Daß die Schürung überkommener Leidenschaften eine Haupttriebfeder für den Zuwachs des Bundes ist, sagt der Jahresbericht mit den Worten: „Der Sturm der Entrüstung, der nach Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes das evangelische Deutschland durchzog, hatte, in Verbindung mit den überall im öffentlichen Leben wahrgenommenen Berücksichtigungen, Bevorzugungen, Liebedienereien gegenüber dem im Zentrum zu politischer Machtentscheidung ausgewachsenen Ultramontanismus, auch die Scharen der Gleichgültigen ergriffen und immer neue Tausende dem Evangelischen Bunde zugeführt. Dem protestantischen Zorne ist seitdem durch keine in gleicher Weise aufreizende Aktion der leitenden Kreise neue Nahrung zugeführt worden; nur die stille Glut verhaltener Erbitterung ist zurückgeblieben, die mit der ultramontanen Gefahr als mit einem schweren, über dem Reich schwebenden Verhängnisse rechnet, aber auch den Blick schärft und die Kraft stählt, um die Wendungen und Wandlungen herbeizuführen, ohne deren Eintritt das Heimatland der Reformation unheilvollen Zeiten entgegengeht.“

Im letzten Satz haben wir die beiden Grundlagen für den Aufschwung des Bundes deutlich vor uns, eine erinnerungswehmütig-sentimentale und ahnungsdüster-gruselige: die dem Durchschnittsprotestanten anerzogene, ehrfürchtig-mystische Verehrung vor dem Worte Reformation und die Summe all der gehässigen Märchen, Fabeln und Schreckbilder, durch die das protestantische Volk seit Jahrhunderten ununterbrochen und systematisch in Furcht und Grauen vor dem Katholizismus gehalten wird, als einer an sich verächtlichen, aber auch hassens-

werten, ungeheuerlichen und unheimlichen, mit einer gefährlichen Zauberkraft versehenen Macht. Auch in Graudenz wurde die Furcht vor dem Katholizismus wieder gründlich geschürt: „Katholisch ist Trumpf im Deutschen Reiche“, rief Oberstabsarzt Schondorff-Graudenz in der Volksversammlung aus; man spüre das auf allen Gebieten und nicht zuletzt in der Gesetzgebung. Zu dieser antikatholischen Stimmung, die aus Verachtung, Haß und Furcht gemischt ist, gehört als Gegenpol ein hohes Maß von Selbsteinschätzung und Selbstlob, das regelmäßigen Beobachtern protestantischer Versammlungen ebenfalls bekannt ist, und das auch die Graudenzer Redner wieder reichlich dem Protestantismus und der Versammlung gespendet haben. In engster Verbindung damit spielen bei diesen Versammlungen auch Phrasen und Schlagwörter eine große Rolle. Auch das hat sich in Graudenz wieder gezeigt. Professor D. Scholz-Berlin sprach von der „aufsteigenden Linie evangelischen Glaubenslebens“. Weiter rühmte man die „Weitherzigkeit evangelischer Auffassung“, sprach „von den Lebenskräften der Reformation, die sich von jeher als volks- und staatserhaltend erwiesen haben“;[1]) „wir fürchten Gott, sonst nichts in der Welt“; „kein Rühmen, aber auch kein Fürchten, das ist evangelische Frömmigkeit“. Dann war die Rede vom „deutschen Gewissen“, man dürfe sich von Roms Glanz und Pomp nicht imponieren lassen. Man sprach von der herrlichen deutschen Bildung, die durch unsere Klassiker und Denker begründet und tief im Protestantismus verankert sei; man sprach vom Papst, der diese ganze protestantische Bildung verdamme, usw. Das Wort „ultramontan“ ist auch ein Gruselwort, das seine Wirkung selbst auf die gebildeten Protestanten nicht verfehlt und auch in Graudenz das Leitmotiv fast aller Reden war. In der Versammlung vom 7. Oktober hielt Pfarrer Niemöller einen Vortrag über „evangelische Wachsamkeit“.

Er bezeichnete als einen der gefährlichsten Feinde, welche die deutsch-evangelische Kirche bedrohen und ihre ganze Wachsamkeit herausfordern, den Ultramontanismus, den Jesuitismus, Rom. Von Rom her, so führte der Vortragende aus, droht eine politische Gefahr, da es auch das weltliche Regiment in seine Gewalt zu bekommen sucht, eine religiöse Gefahr, da es, am Maßstab der Bibel gemessen, bis auf den heutigen Tag für eine Reihe von Irrlehren in die Schranken tritt, eine soziale Gefahr, da es mit seinem Anspruch, die alleinseligmachende Kirche zu sein, zwischen sich und allen Andersdenkenden das Tischtuch zerschneidet, eine wirtschaftliche und wissenschaftliche Gefahr, da es mit seiner Anerkennung des Syllabus allem gesunden Fortschritt das Rückgrat ausbricht. Demgegenüber gilt es wachsam zu sein. Solche Wachsamkeit sei in unseren Tagen doppelt notwendig, da Rom jetzt, wie der Essener Katholikentag bewies, mit Macht die Friedensschalmei bläst, was nach früheren Erfahrungen als aufrichtig nicht zu werten ist. Diese Wachsamkeit sei jetzt besonders für überzeugte evangelische Christen am Platze, da Rom sie auffordere, mit ihm gemeinsam den Unglauben zu bekämpfen und eine Bundesgenossenschaft einzugehen, die einem Verrat an dem Erbe der Väter gleichkäme.

Wer regelmäßige Berichte über protestantische Versammlungen liest, wird weiter erkennen, daß hier stets ein doppelter Maßstab angelegt, der Protestantismus ganz anders gemessen wird wie der Katholizismus, und zwar grundsätzlich. Was die Herren am Katholizismus tadeln, oft auf Grund falscher Unterschiebungen und unrichtiger Darstellungen seines Wesens und Strebens, und worüber sie sich dann sittlich entrüsten, das üben sie selbst ungeniert als etwas ganz Selbstverständliches. Wenn der „Ultramontanismus“ jene Art von Katholizismus ist, die „sich Staat und Gesellschaft, öffentliches und privates Leben dienstbar zu machen“ sucht (Augsburger Abendztg.“ Nr. 282, Nachmittagssitzung vom 9. Oktober), so zeigt die Graudenzer Versammlung, daß der Evangelische Bund für den Protestantismus genau dasselbe erstrebt. Man sprach in Graudenz von einer „protestantischen Staatsgeschichte“ im Zusammenhang mit Gustav Adolf und Königin Elisabeth als Bannerträgern des Protestantismus, der als Grundlage der Kultur gepriesen wurde. Man rühmte das „echte Hohenzollernwort“: „Wir sind protestantisch bis auf die Knochen“ (Scholz-Berlin). Man erklärte, das Losungswort des Bundes sei deutsch-evangelisch, und dazu gehöre die deutsch-evangelische Bildung, die deutsch-evangelische Volksschule und das deutsch-evangelische Kaisertum, überhaupt der deutsch-evangelische Geist (Prälat Herrmann-Stuttgart). In all diesem liegt unwiderleglich der Anspruch, daß die protestantische Auffassung das öffentliche und private Leben, Staat und Gesellschaft durchdringen müsse, daß die ganze Kultur des deutschen Volkes nur protestantisch sein dürfe, daß der Protestantismus Staatsgewalt und Gesetzgebung, Armeeführung und Politik beherrschen und für sich ausnutzen wolle und müsse, daß außer ihm keine andere Idee Berechtigung haben dürfe.

Zu den ständig wiederkehrenden Phrasen gehört auch der Spruch: der Kampf gelte nicht den Katholiken, sondern den „Ultramontanen“; nur das böse Rom und die argen Jesuiten störten den Frieden, der Evangelische Bund wolle aber den Frieden der Konfessionen. Scholz-Berlin sagte: „Wir ehren jeden rechtschaffenen Katholiken, warnen aber vor jesuitischem Geiste.“ Dieselbe Melodie sangen mit rührseligem Augenaufschlag auch andere Redner. Im Eifer der Leidenschaft aber fiel bereits Scholz aus der Rolle. In der Versammlung sagte er zuerst: „Das Auftreten päpstlicher Nuntien auf deutschem Boden ist immer in die schwersten Zeiten deutscher Geschichte gefallen.“ Noch deutlicher wurde er mit den Worten: „Den Katholiken wird der Anschluß ans Vaterland, der Ruf: „Deutschland über alles in der Welt!“ schwer, denn sie müssen zwei Herren dienen. Katholische Staatsbeamte können so in Konflikt kommen.“

In diesen Worten liegt zunächst eine hochgradige Ungezogenheit gegen die Katholiken; dann zeigen auch sie das doppelte Maß, mit dem der Evangelische Bund alles behandelt. Mit welcher Begeisterung wird Luther als der Held gepriesen, der 1521 vor dem Reichstag zu Worms die Worte gesprochen haben soll: Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen. (Tatsächlich wurden diese Worte ihm bekanntlich angedichtet.) Den offenen Konflikt, mit dem Luther zwischen den Reichsgesetzen und seiner religiösen Auffassung stand, feiert der Protestantismus seit jener Zeit in zahllosen Predigten, in Denkmälern und Bildern; die Katholiken aber werden wegen der Möglichkeit eines solchen Konfliktes nobel und vornehm von oben als gefährliche, stets der Untreue und des Verrats verdächtige Staatsdiener denunziert! Oder wollte Scholz bei vielleicht die Zwangsübertritte vom Luthertum zum Calvinismus und umgekehrt rechtfertigen, die im 16. Jahrhundert so massenhaft vorkamen und welche die giftige Feindschaft beider Lager so unendlich verstärkten? Die betreffenden Fürsten zwangen ihre Untertanen einfach, ihre Religion anzunehmen oder auszuwandern. Gleich darauf sagte derselbe Scholz: der Protestantismus gewähre allen seinen Kindern volle Freiheit; er gebe dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Die Protestanten dürfen also „zwei Herren“ dienen, die Katholiken dürfen in diesem Sinne nicht tun. Ein katholischer Beamter könnte doch nur dann in einen solchen Konflikt kommen, wenn der Staat Gesetze macht, die in das Gewissen eingreifen. Das war im preußischen Kulturkampf allerdings der Fall, und als Bismarck diese Gesetze zurücknahm, entstand im Zorn und Trotz darüber der Evangelische Bund. Die katholische Auffassung ruht auf dem weltgeschichtlichen Grundgedanken der Trennung beider Gewalten, ein Gedanke, auf dem die ganze christliche Zivilisation erwachsen ist. Von welcher Bedeutung dieser Grundgedanke für die Freiheit des Gewissens, für die Freiheit der Staatsbürger und der sozialen Kräfte ist, davon hat man freilich im Evangelischen Bunde keine Ahnung. Man spricht auch nicht gerne davon, denn der Protestantismus ist es ja, der im 16. Jahrhundert das Verhältnis von Kirche und Staat grundsätzlich und gewaltsam wieder zum heidnisch-römisch-byzantinischen Cäsaro-Papismus zurückgeworfen hat.

[1]) Die beste Beleuchtung dieser stolzen Worte bildet das offene Zugeständnis, das Bismarck in den ersten Jahren des Kulturkampfes im preußischen Landtage machte: in der Revolutionszeit von 1848 seien nur die katholischen Landesteile Preußens königstreu geblieben. Auch die furchtbar leidenschaftliche jüngste Empörung der protestantisch (lutherisch) erzogenen Letten mit ihrer vandalischen Zerstörungswut ist eine hübsche Beleuchtung obiger Worte.

Des Winters Nahen.

Schon hallt durch die herbstlichen Lande
Des Winters klirrender Schritt;
Er holt sich im weißen Gewande
Sein Bräutlein zum Todesritt.

Ich sehe das zuckende Leben
Erstarren im Arme von Erz
Und fühle noch einmal beben
Das sterbende Sonnenherz.

Beuron. P. Timotheus Kranich O. S. B.

Schatzkammer und Kaisergruft.

Von

P. Karl Lehmann, S.V.D., Mödling.

Wer die kaiserliche Schatzkammer zu Wien besucht und all die Herrlichkeit vergangener und gegenwärtiger Zeit, die dieselbe enthält, an seinen Augen vorüberziehen ließ, steht schließlich im letzten Saale vor einem kunstvoll gearbeiteten verschlossenen Schrein. Er schaut in seinen Führer und liest die Erklärung: „Dieser Kasten dient zur Aufbewahrung der Schlüssel zu den Särgen verstorbener Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses, welche in der kaiserlichen Gruft bei den P. P. Kapuzinern oder auch anderswo beigesetzt sind."

Betroffen wird da mancher Besucher auf den zierlichen Schrein hinschauen. Es werden ihm etwa dieselben Gedanken durch den Sinn gehen wie jemandem, dem im Gedränge einer belebten Straße ein schwarz umflorter Leichenwagen begegnet.

Als die Schatzkammer im vorigen Jahrhundert aufs neue geordnet wurde, bestimmte der Kaiser, daß in derselben nur jene Gegenstände zu verbleiben hätten, die geeignet wären, „die Machtvollkommenheit und den Reichtum der Herrscherfamilie" zu bezeugen.

Nun ja, von der Machtvollkommenheit dieses erlauchten Geschlechtes zeugt jene ehrwürdige Kaiserkrone, welche 600 Jahre hindurch die Häupter der deutschen Kaiser schmückte. Habsburger waren es zumeist, die diese Krone trugen. Zeuge hiervon ist auch der mit verschwenderischer Pracht gezierte Krönungsornat. Er stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, und gar manches könnte er uns erzählen von jenen großen Männern, die einstens in ihm zur Krönung schritten.

Den Reichtum und die Macht dieses Geschlechtes künden uns Krone und Reichsinsignien der Herrscher des österreichischen Kaiserhauses, die glänzende Tracht der Ordensritter vom Goldenen Vließe, die Ordenssterne ruhmreicher Feldherren, die Diademe von Kaiserinnen, Königinnen und Fürstinnen, ihre Geschmeide und Diamanten von fabelhaftem Wert.

Fast geblendet vom Anblick alles dessen haben wir unseren Rundgang vollendet, und nun zum Schluß: Die Schlüssel zu den Särgen der Mitglieder des Kaiserhauses. Kann man wohl nachdrücklicher gemahnt werden an das Wort des Königs: „Vanitas vanitatum"?

Ein Weg von etwa fünf Minuten führt uns zur Gruft bei den P. P. Kapuzinern. Hier ist der Ort, wo die Großen der Welt ruhen. In schmucklosen Bleisärgen liegen hier die Ueberreste jener, deren Häupter einst Kaiserkronen getragen, deren Stirne Diademe von funkelnden Diamanten geziert, deren Brust mit Ordenssternen und Brillanten geschmückt waren. Seit dem Jahre 1618 ist dies die Begräbnisstätte sämtlicher Kaiser und Kaiserinnen, die Oesterreichs Thron innegehabt, zahlreicher Erzherzoge und Erzherzoginnen.

Dort sehen wir unter anderem das herrliche Monument der ruhmreichen Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz I. Um dasselbe herum gruppieren sich in einfachen Särgen die sterblichen Ueberreste ihrer Kinder, unter ihnen Joseph II.

Nicht weit davon deutet uns eine Inschrift an, daß wir vor der Ruhestätte der Maria Ludowika, der Tochter Franz I. und einstigen Gemahlin Napoleons Bonaparte, stehen. Daneben ruht der Sohn beider, Napoleon, der den Titel „König von Rom" trug und als Herzog von Reichstadt, 1832, starb. Als derselbe 1811 zu Paris geboren wurde, schenkte diese Stadt für den Prinzen eine Wiege, ganz aus vergoldetem Silber gearbeitet, mit Perlen und Edelsteinen reich verziert. Diese Wiege wird in der Schatzkammer gezeigt. Wer hätte dem Erstgeborenen des damaligen Weltbeherrschers ein solch ruhmloses Ende prophezeit?

Andere Särge mahnen daran, daß selbst gekrönte Häupter nicht sicher sind vor den herben Schicksalsschlägen, die den Sterblichen Tränen des Kummers entlocken. So der des Bruders des jetzigen Kaisers, Ferdinand Maximilian, der 1867 im Alter von 35 Jahren als Kaiser von Mexiko von rebellischen Untertanen erschossen wurde, und die Ruhestätte der verstorbenen Kaiserin von Oesterreich, einer Tochter des bayerischen Königshauses, deren trauriges Ende bei allen noch in schmerzlicher Erinnerung ist.

Ja, auch hier bewahrheitet sich, was manche zu vergessen scheinen, wenn sie mißgünstig auf die Pracht der Großen schauen, das Wort, das Salomon von sich sagt: „Sum quidem et ego mortalis homo." Sap. VII. „Auch ich bin ein sterblicher Mensch". Aber auch hier in dieser Gruft leuchtet der Trost des königlichen Sängers: „Et exsultabunt ossa humiliata" „Es werden frohlocken die gedemütigten Gebeine".

„Unser Bayerland."[1]

Das Erscheinen dieses Werkes ist in der „Allgemeinen Rundschau" von uns bereits früher begrüßt worden. Jetzt, da die Arbeit fertig vorliegt, können wir unser Urteil über dasselbe voll und ganz aufrecht erhalten. Wir beglückwünschen die Autoren, welche uns diese Darstellung geschenkt, und den Verlag, welcher einen künstlerisch auf solcher Höhe stehenden Buchschmuck liefern konnte. „Unser Bayerland" verkörpert wie wenig andere Werke die Eigenart der an ihm tätigen Verfasser in glücklichster Mischung; der volkstümliche Schriftsteller und der geschulte Historiker haben sich zu vereintem Schaffen brüderlich die Hand geboten. Treuherzige Ehrlichkeit, warmherziges Empfinden, hochherzige Gesinnung leuchten aus jeder Zeile entgegen. Was bietet uns nun dieses Buch? An erster Stelle die Geschichte des ganzen Bayern, d. h. die Geschichte aller der Teile, die das heutige Bayern ausmachen. Also nicht die Geschichte Schwabens, Frankens und der Pfalz erst von dem Augenblicke an, da sie in Verbindung mit dem eigentlichen Altbayern getreten sind. So ist z. B. S. 67 die Entstehung derjenigen Bistümer gezeichnet worden, welche, wie Würzburg, Bamberg heute zu Bayern gehören, während sie ehemals selbständige Fürstentümer bildeten. Selbstverständlich ist auch die Geschichte der Gebiete angeschlossen worden, welche einmal Bayern unterstellt waren, so lange eben die Verbindung währte. Und trotzdem hat die Darstellung nichts Zerhacktes, immer bildet das, was jeweilig der Begriff Bayern umfaßte, den Mittelpunkt, um den alles andere geschickt gruppiert ist. Auch äußerlich geben die Regierungszeiten der bayerischen Herzöge den Rahmen ab. Doch nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich ist die Darstellung vollständig. Von den Zeiten an, als die Bajuwaren auftauchten, wo nur die Kenntnis der Kulturverhältnisse der Geschichtsdarstellung einen Inhalt gibt, ist der Faden geführt worden bis zur Gegenwart, da Bayern auf eine hundertjährige Geschichte als Königreich zurückblickt. Nur hätten wir hin und wieder gerade die letzten hundert Jahre noch etwas ausführlicher behandelt gewünscht. Doch diese kleine Ausstellung soll unser anerkennendes Urteil nicht beeinträchtigen, daß hier eine Geschichte Bayerns in wünschenswerter Vollständigkeit vorliegt. Und dann, „Unser Bayerland" ist nicht allein Regenten- und Kriegsgeschichte, sondern auch eine fein beobachtende Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. An allen Wendepunkten in der Geschichte wird die ganze Zeit in allen ihren Erscheinungen charakterisiert; und da hat mich besonders die Beobachtung gefreut, daß nicht das Ereignis als Tatsache dem Leser vorgeführt wird, sondern daß ihm die wichtigsten Quellen unseres Wissens dabei auch erschlossen werden. Und nicht nur das, auch die literargeschichtliche Ueberlieferung wird, wenn es vom Orte ist, in passender Form zur Darstellung gebracht. Ich weise hier nur auf den instruktiven Eingang zum dritten Kapitel hin (S. 79): „Im Jahre 1793 gab der um die Erforschung der älteren Geschichte unseres Vaterlandes hochverdiente kurfürstlich bayerische Universitätsprofessor Joh. Nep. Mederer nach einer aus dem 8. Jahrhundert stammenden Handschrift, die er auf der damaligen Universitätsbibliothek in Ingolstadt fand, das älteste Gesetzbuch der Bajuwaren heraus. Dies ist das ehrwürdigste Denkmal der bajuwarischen Rechts- und Kulturgeschichte; aus ihm strahlt, wie aus einem Spiegel, der innere Zustand Bajuwariens getreu zurück, Licht und Schatten mit gleicher Schärfe wiedergebend." Dann folgt eine nähere Inhaltsgabe des Gesetzwerkes. Prächtig ist auch der Abschnitt „Innere Verhältnisse vom 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts." Ueber Stände, Städte, Land, Rechtspflege, häusliches Leben, Kunst, Wissenschaft, religiöses Leben finden wir da eine ebenso anziehende, wie inhaltreiche Darstellung. Und das ist um so wichtiger, als damals wie das ganze Reich so auch Bayern am Vorabend folgenschwerer Ereignisse stand: Die Loslösung eines großen Teiles des Reiches von der katholischen Kirche und die Bauernunruhen gaben der Geschichte auf lange hinaus das Gepräge. Soviel von der Gestaltung des Buches. An inneren Vorzügen nenne ich das Bestreben, die Geschichte nicht nur als ein Nach- und Nebeneinander der Dinge zu betrachten, sondern sie genetisch zur Anschauung zu bringen, zu erklären, wie denn alles so geworden ist. Und doch wird dabei den Ereignissen keine Gewalt angetan, wie es heute oft üblich ist. Ein weiterer Vorzug ist das Zurückgehen auf gleichzeitige Quellen, die oft als selbstsprechend eingeführt werden. Wie oft redet da ein kleiner Zug, den Jos. Weiß aus den Archiven zieht, ganze Bände! Und nur noch eines. Die Verfasser sind katholisch; aber man merkt das nur aus der Tiefe des religiösen und rein menschlichen Empfindens. Ich bin überzeugt, daß auch den Andersgläubigen gerade diese Züge erfreuen werden, daß er aber nichts in dem Buche findet, was seine Empfindungen verletze. Das Buch erfüllt auch hier seine Aufgabe, ein Festgeschenk von Bayern an Bayern zu sein ohne Unterschied des Standes und der Konfession. Und erwähnen wir nun noch, daß dem warmherzigen bayerischen Empfinden die Liebe zum großen deutschen Vaterlande zur Seite geht, daß das Buch einen bildnerischen Schmuck aufweist, der für die allgemeine deutsche Kulturgeschichte hervorragend wichtig ist, so haben wir wohl ein Recht, das Buch der Beachtung auch über die weißblauen Grenzpfähle hinaus zu empfehlen. Dr. Max Jansen

[1] Vaterländische Geschichte, volkstümlich dargestellt von Dr. Otto Denk und Dr. Joseph Weiß. Mit 15 Tafelbildern und 161 Textabbildungen. München, Allgemeine Verlagsanstalt.

Es war einmal.

Ein Herbstbild von M. Ellis.

Auf meinem Schreibtisch steht in schlanker Vase ein bunter Strauß: Georginen und Chrysanthemen, glutrote Brombeerzweige auf dem dunkeln Hintergrunde braungrünes Farn: ein Herbst-Idyll im kleinen. Die Strahlen der Morgensonne huschen über die Blumen, so daß all die bunte Pracht hell aufleuchtet. . . . Vor meinem Fenster spielt eine Orgel das alte Lied „Aus der Jugendzeit", und der Reim läßt mich nicht los, der so sehnsüchtig klagt:

„O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Könnt' auf deine sel'gen Au'n
Ich noch einmal nur, ich noch einmal nur
Entflieh'n, entflieh'n im Traum!" . . . .

Wie doch oft im Leben geringfügige Umstände sich so eigentümlich verketten: der Strauß, an dem ich soeben mit leiser Wehmut die ersten Spuren des Verwelkens wahrnahm, war ja noch vor kurzem gepflückt auf jenen heimatlichen Fluren, die mir heute so ferne lagen.

Der Herbst ist die Zeit der Erinnerung: in jenen Tagen, da die Rosen verblühen, der Wald das buntschillernde Kleid anlegt, das schon der Vorbote nahen Verwelkens ist, schweift die Seele so gerne zurück in die Tage des Lenzes und der Sommerfreuden — sie fliegt „nach Hause". — Ich habe mir den Strauß in der Heimat gepflückt. Ein kühler Morgen im Oktober; dichter Nebel umhüllte noch Städte und Dörfer, und Feld und Wald, an denen der Zug vorübersauste, der mich der Heimat zuführte. Doch als ich nun endlich zögernd dahinschritt über die Brücke des großen Stromes, zögernd im bewußten Genießen jeden Schrittes auf heimatlicher Erde, da brach die Sonne strahlend durch die Wolken und ließ die ganze Pracht jenes zauberischen Fleckchens Erde wie im Glorienschein aufleuchten: den Strom, die Berge, die Häuserreihen an beiden Ufern, die stolze Feste, die, wie aus dem Stein herauswachsend, zum Himmel strebt. Ein Sonntagmorgen war's: von nah und fern riefen die Glocken im feierlichen Geläute, und horch! auch jene eine, deren Klang ich nie vergessen konnte. „Komm', komm', du müder Wand'rer", ruft sie mir heute zu, „auf daß ich dir zum Frieden läute!" Ja, ich komme. Ich trete ein in das Heiligtum, das mir dereinst das erste Anrecht auf die Gemeinschaft mit dem Himmel gab; — das an einem „Weißen Sonntag" vor so und so viel langen Jahren meiner Seele jenen Glücksbegriff vermittelte, wie sie ihn in solcher Klarheit und Fülle nie, nie im Leben mehr wiederfand. — Und wieder fingen sie heute, wie auch damals, das alte schöne Lied: „O Herr, ich bin nicht würdig, zu deinem Tisch zu geh'n." — Da däucht mir plötzlich, als sei mit all dem, was seit jenen vergangenen Stunden mir an irdischem Wünschen und Begehren durch die Seele ging, ich nicht mehr wert, an jener geweihten Stätte zu verweilen. Ich trete hinaus; unter den Linden auf dem Vorplatz spielen die Kinder und schauen fremd und fragend zu mir auf: — was kümmert's sie, daß auch ich einst im Schatten jener uralten Bäume gespielt und gejauchzt wie sie. . . . . Aber mir ist nun, als wandle ich nicht mehr allein, als gehe der Geist meiner Jugend mir zur Seite, als flüstere er mir zu bei jedem Baum, bei jedem Haus, an dem ich vorüberschreite: „Denkst du daran?" Und nun biege ich um die Ecke, und vor mir liegt die Straße, in der das Haus mir winkt, das meine Jugend behütet: mein Elternhaus! Wunderbares Wort! Wort, dem keines im Leben gleichkommt, das in der letzten Erdenstunde der heimatlosen Seele oft wie eine glänzende Vision aufleuchtet . . . . . Da steh' ich nun und schaue und möchte hinein in das Haus, hinein und zurückleben und rufen: „Vater, Mutter, ich bin's ja, ich, euer Kind!" . . . . . . Aber, ich stehe wie gebannt; die Knie beben mir. Ich sehe nur wie durch einen Nebel die in der Morgensonne glitzernden Scheiben, ich sehe die Blumen, die auf der Fensterbank stehen und nicht meiner Mutter Blumen sind — ich gewahre den fremden Kinderkopf, der sich über das Fenstergitter lehnt aus jener Stube, wo ich so oft mit meinen Lieben vereint gewesen und nicht wußte, wie glücklich ich war . . . . . Müde schleich' ich von dannen, was frommt mir die Stätte, an die ich kein Anrecht mehr habe?

Herbststimmung . . . . Georginen und Chrysanthemen und flammend rote Brombeerranken — ist es nicht, als ob die Natur vor dem Scheiden noch einmal alles hervorgezaubert, was ihr an leuchtender Farbenpracht zu Gebote steht? Doch schau, schon hat der Nachtfrost hier und da einige Blumen geknickt, der Wind seufzt durch die Bäume, und die welken Blätter fallen. Schreiten wir nicht umsonst über das fallende Laub, beherzigen wir, was es uns mahnend sagt: So schwindet alles im Leben, Glück und Leid, und der Mensch mit ihm. Um so ernster führt es uns aber auch das Recht des Lebens und der Lebenden vor die Seele. O, wir alle, die wir uns heim sehnen und an Gräbern weinen, haben wir nicht etwas gut zu machen an jenen, die der kühle Rasen deckt? Ein übereiltes Wort, eine rasche, unüberlegte Tat? Sühnen wir es an denen, die uns noch geblieben, und die zu lieben uns ein Gott ans Herz gelegt. Die Liebe erträgt alles und duldet alles. Und mag es denn auch Herbst werden in unserm Leben, die Liebe ist der Sonnenstrahl, der alles übergoldet, einerlei, ob er auf die taufrischen Blüten des Lenzes oder über das sterbende Laub des Novembers fällt.

Caritas.

Eine Fabel von August Nuß.

Es war einmal ein reicher König, voll hohen Sinnes. Und er hatte drei Söhne. Die versammelte er eines Tages um sich und sprach:

„Hier gebe ich jedem von euch Gold und Silber die Menge und auch viel glitzernden Edelstein, jedem gleich viel. Ziehet hinaus ins Land und benutzet dies Geschmeide nach euerem Willen. Und wer von euch dem Land den größten Nutzen damit erweist, der soll König sein und herrschen über das Land an meiner Stelle!"

Und die Söhne zogen hinaus, mit Gold und vielem Reichtum beladen.

Viele Monde vergingen.

Da kehrte der erste von des Königs Söhnen zurück in reichem Gewande. Stolzes Selbstbewußtsein leuchtete in seinem Antlitz Er trat vor den König und sprach:

„Siehe, ich habe mit dem Golde, das du mir gabst, Handel und Industrie ins Land gebracht. Neue Verkehrsadern habe ich erschlossen. Qualmende Schlote, sausende Essen und stampfende Maschinen künden jetzt von nie geahnter Erwerbskraft, und der elektrische Funke trägt die Gedanken der Menschen im Nu von Ort zu Ort. Mit dem reichen Schatze, den du mir gabst, habe ich deinem Volke zu neuen Reichtümern verholfen."

Der König sprach:

„Du hast nichts Unrechtes mit dem Golde gemacht. Ich muß dich loben."

Und es kam der zweite Königssohn. Sein Gewand schimmerte in glitzernder Pracht. Selbstgefällig lächelnd trat er vor den Herrscher und sprach:

„Siehe, ich habe die Schätze, die du mir geschenkt, zum Nutzen des Landes verwertet. Ich habe hohe Schulen errichtet, viele Gelehrten und Künstler von großem Ruf in dein Land berufen, und dafür gesorgt, daß Wissenschaft, Kunst und Literatur Gemeingut deines ganzen Volkes werden!"

Da sprach der König:

„Ich kann dich nicht schelten, du hast dem Lande viel Gutes erwiesen."

Da kam zuletzt auch des Königs dritter Sohn, in einfacher Kleidung. Zufriedenheit lag auf seinem Antlitz, als er demütig vor seinen Vater trat. Bescheiden schlug er die Augen nieder und schwieg.

Der König aber fragte:

„Nun, mein Sohn, was hast du dem Lande gegeben?"

Da schlug der Jüngling die Augen auf; Glück leuchtete darin.

„Siehe," antwortete er, „alles, was du mir schenktest, gab ich den Armen. Die Nackten kleidete ich. Die Dürstenden tränkte ich. Die Hungernden speiste ich. Die Betrübten tröstete ich und die Irrenden belehrte ich. Ich predigte das Evangelium der Armut und übte es. Ich gab den Aermsten äußeres Glück und — inneren Frieden. Ich ging unter die Armen, die ich bereicherte. Ich liebe meinen Nächsten wie mich selbst."

Da strahlte des Königs Auge und es freute sich sein Herz. Er nahm seinen dritten Sohn bei der Hand, führte ihn auf den Thron, gab ihm Purpur, Krone und Szepter, und sprach:

„Sei König und herrsche! Denn du hast das Land wahrhaft glücklich gemacht. Du hast mein Volk verstanden, und das Volk verstehet dich. Du übest echte — Caritas!"

Berliner Theaterstudien.

Von
Johannes Mayrhofer.

Der Realismus ist, wie wir schon neulich gesehen, das Zeichen, in dem die moderne Dramatik in Berlin zu siegen hofft. Verwandelt sie doch schon unter Bernard Shaws Auspizien die Bühne — um den Ausdruck eines Berliner Witzboldes zu gebrauchen — in ein „Zahnatorium", ein Realismus, der allerdings noch überboten wurde von Reulings „Friedensdorf", das im „Lustspielhause" seine Premiere fand. Da wurde selbst ein lebendiges Schwein auf die Bühne gebracht, „in Freiheit dressiert und vorgeführt". Wem da noch nicht die Illusion gelingen will, er sei in einem Dorfe des Spreewaldes, dem ist doch nicht zu helfen. Ja, im Spreewalde ist's, wo ein paar großstadtmüde Berliner sich angesiedelt. Sie haben sich für teures Geld eine elende, strohgedeckte Bauernhütte anschwindeln lassen und praktizieren dort das idyllische Landleben so lange, bis sie, von ihren niederträchtigen bäuerlichen Mitbürgern auf der ganzen Linie übers Ohr gehauen, ausgeplündert und halb zu Tode gemartert, zu der Erkenntnis kommen, daß es doch nirgends so schön ist wie an den Fleischtöpfen Berlins, und so kehren sie denn zurück in das Eldorado ihrer Seelen. Das Stück war denn auch sehr spaßhaft und überdies so nützlich in der Moral von der Geschicht'!

„Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Noch viel mehr Heiterkeit erzielte das Lustspielhaus mit Kadelburg. „Der Weg zur Hölle" ist ja auch wirklich kolossal ulkig. Wenn nur nicht immer wieder auf unseren Bühnen das Problem der ehelichen Treue resp. Untreue aufs neue in allen erdenkbaren Gestalten nach den zugkräftigen Rezepten behandelt werden müßte!

Das gilt auch von der in mimischer und szenischer Hinsicht tadellosen Premiere von „Der Hausfreund" im Trianon-Theater. („L'ange du foyer", von R. de Flers und G. de Caillavet, deutsch bearbeitet von L. Jacobson.) Es ist ja wahr, daß sich auf diesem Boden eine Unmasse der interessantesten Verwicklungen herbeiführen läßt, daß sich da Gelegenheit zu Situationen bietet von zwerchfellerschütternder Komik; aber wie kann dieses ewige Betrügen der lieben Ehegatten, umkleidet von allen Reizen des Witzes und Humors und meist unter peinlicher Vermeidung des Begriffes „Sünde" und ähnlicher altmodischer Dinge, auf einen großen Teil des Publikums anders wirken als verflachend und abstumpfend in moralischer Beziehung! Auch dann, wenn die einzelne Vorstellung nicht gerade besondere sinnliche Anreizung bietet.

In dieser Beziehung ist übrigens auch nicht alles Gold im lieben Berlin. So ein süßlicher Elfentanz mit Zubehör, in der „Versunkenen Glocke" angebracht, oder ein Pariser Cancan in der „Fledermaus", oder eine mehr als gerade notwendig dekolletierte Darstellerin einer naiv-koketten, in spanischer Leidenschaftlichkeit glühenden Lola Cornero — ob das wirklich alles nur den reinen Kunstgenuß erhöht? „Dem Reinen ist alles rein." Natürlich! Aber wenn man sich auch nur ein klein wenig in der Welt umgesehen und ein klein wenig Menschenkenntnis erworben, da weiß man auch, auf welch riesigen Fundamenten die menschliche Tugend oft ruht und daß die Erbsünde doch auch kein Märchen ist. Und da sieht man dann manchmal Kinder im Theater, die mit der größten Selbstverständlichkeit solch ästhetisch bildenden Kulturfaktoren ausgeliefert werden von der pädagogischen Weisheit ihrer Erzieher!

Natürlich ist es ja ein großer Vorzug, möglichst frei und liberal und vorurteilslos zu sein. Philisterhaft und prüde, wer sich erlaubt, eine andere Ansicht zu haben. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den eine Stelle im „Deutschen Drama der Gegenwart" von R. Lothar auf mich gemacht, wo es heißt: „Auch die Renaissancemenschen standen jenseits von Gut und Böse, und dieselben Richter, die heute im Theater ihr Veto sprechen, würden gewiß auch an Cäsar Borgia, von Lucretia Borgia nicht zu sprechen, vieles auszusetzen und zu tadeln haben. Ich aber gebe für ein Stückchen schimmernder Haut der Lucretia, das aus Schleiern hervorleuchtet, und für einen Schwertesblitz des großen Cesare gern alle Moral und alle Sittenpredigt der braven Bürgersleute dahin. Das vergesse ich nicht, wenn ich Wildes Salome sehe. Da ist es mir, als blühe noch einmal in alter Glut und Pracht, aber im Farbenschimmer und mit dem raffinierten Duft heutiger Nacht, die Sündenblume auf, die jene alten Condottieri des Genusses aus dem Himmel rissen." Eines jedenfalls —ann man an diesem traurigen Geständnis rühmen — es ist —rlich. — —

Erlaubte es der Raum, so würde ich gern noch so manche andere Berliner Theatererinnerung auffrischen, so an die erfolgreiche Aufführung von „Hasemanns Töchter" im Schiller-Theater (N.), an die Hauptmann- und Ibsenvorstellungen im —ssing-Theater, an das schauerlich getroffene Milieu von Gorkis „Nachtasyl", wie es sich doppelt schaurig im Rahmen einer altgriechischen Schaubühne (im „Kleinen Theater") vor uns entrollte, an den im farbenprächtigsten Zeitkostüm gebotenen „Bürgerlichen Edelmann" und den die edle Juristerei so fürchterlich persiflierenden „Stammgast" von Courteline („Neues Theater").

Herbstlied.

Altweibersommer! Durch die blaue Luft
Fliegt ein Gespinst, gewebt aus Licht und Duft —
Den Faden spann zum Allerseelenkleid
Die alte Nonne, Frau Vergänglichkeit.

Sie sitzt am Fels und spinnt tagaus, tagein,
Sie sitzt und spinnt im letzten Sonnenschein.
Vor ihrem Hauch die gold'ne Wärme flieht,
Sie lockt den Herbstessturm mit ihrem Lied!

So geht das Lied: Verflattern und vergeh'n:
So geht das Lied: Verblassen und verweh'n,
So geht das Lied: Vorbei des Lebens Not.
So geht das Lied: Ich spinne für den Tod.

Des Todenliedes großer Wunsch und Takt
Hat rings das frohe Leben angepackt.
O sieh', die gelben Blüten tanzen schon
Nach seiner Melodie und seinem Ton.

M. Herbert.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. „Ernst", „eine triviale Komödie für seriöse Leute" von Oskar Wilde fand einen guten Heiterkeitserfolg. William Archer, der bedeutendste Kritiker Englands, hat in „The Tribune" glänzende Studien über das Berliner Theater veröffentlicht. Er schreibt u. a. über Wilde: Hätte dieser ahnen können, daß es seinem Witz bestimmt war, nicht im Englischen oder Französischen, sondern im Deutschen am Leben zu bleiben, er hätte darin die letzte Ironie des Schicksals erblickt... Wir lesen hier aus den Worten eines übrigens für deutsche Kunst begeisterten Mannes, wie unverständlich ihm unsere fatale Neigung ist, abgelegte Kleider des Auslandes für unseren Gebrauch neu auszubügeln. Archer spricht vom „idealen Gatten": eine gleich „anspruchslose Lappalie" ist „The importance of being Earnest'. Wilde ist nur in wenigen Werken ganz Künstler gewesen. Das meiste schrieb er des Erwerbs wegen; so ist die „triviale" Komödie in der Erfindung ganz Publikumsware. Ich behaupte, sie steht hierin nicht höher wie Charleys Tante. Eine Inhaltsangabe wäre sogar weniger kurzweilig. Als nun der Grundriß des Dreiakters fixiert war, erinnerte sich Wilde wohl seiner Künstlerschaft und er schrieb den Dialog mit dem Blendwerk seines Geistes, seinem Reichtum an guten und schlechten Witzen, und den Bosheiten und den Nadelstichen des Gesellschaftskritikers. Er tut den Leuten übrigens nie zu weh, ganz wie etwa unser Ludwig Fulda. Das Publikum soll lachen, nicht gekränkt sein. Auch unsere Theaterbesucher amüsierten sich, aber schließlich hemmt doch diese Menge Esprit den „heiteren Tanzschritt", der dem Ende zustrebt. Man wird müde. Unter Runges Regie ward sehr gut gespielt. Waldau, Weigert, die Damen Reubke und Brünner konnten nicht besser sein, auch die Nebenrollen waren vortrefflich besetzt. Ohne interessante Schauspieler würde „Ernst" wenig Interesse wecken.

Münchener Schauspielhaus. „Mandragola", die beste Komödie Machiavellis, zählt zum Besitze der Weltliteratur, denn sie gehört zu den starken Zeitdokumenten der Renaissance. Sie kann uns auch darüber belehren, wieviel uns Heutige von jener Zeit trennt, die uns nach dem Glauben von tausend Literaten und Aestheten so nahe steht. Ich spreche hierbei natürlich von der „Mandragola" des großen Florentiners und nicht von dem Liebestrank, wie ihn Paul Eger für einen verdorbenen modernen Geschmack bereitete. Ich plädiere nicht für eine Aufführung des Originalwerkes, aber ich glaube, sie würde weniger frivol wirken, als hier dieses Spiel in Zuckerwasserverdünnung und koketten Fuldaversen. Was sich dieser seinem Erscheinen auf der Bühne nach sehr jugendliche Herr Eger an Ungeniertheit[1] der Rede gestattet, geht an die Grenze des Möglichen. Es bleibe dahingestellt, ob die Zensur das Stück passieren lassen durfte, ob die Gefahr des öffentlichen Aergernisses von derjenigen einer falschen Dulderglorie aufgewogen wird; aber die Kritik ist verpflichtet, gegen diesen Skandal mit allem Nachdruck zu protestieren. Wenn ich erwähne, daß ich in dieser sittlichen Verurteilung mit den

[1]) Ein „auf freidenkendem, völlig konfessionslosem Standpunkte stehender Theaterfreund" schreibt der „Allgemeinen Rundschau": „Es war eine ganz eindeutige Schweinerei. Zwei Stunden lang wird in lüsternen Wendungen fast ausschließlich von dem „einzigen Mittel" gesprochen, das der schönen jungen Frau eines impotenten alten Einfaltspinsels zur Fruchtbarkeit verhelfen soll. Ich empfand einen wahren Ekel nicht nur vor dem Stück, sondern noch mehr fast vor einem „feinen" Publikum von „Damen" und „Herren", das sich förmlich vor Vergnügen wälzte."

„Münchner Neuesten Nachrichten" einig gehe, so zeigt dies, daß ich nicht etwa aus Prüderie spreche, sondern daß eben Herr Eger auch den voraussetzungslosen Verfechtern der Kunstfreiheit Besorgnis einflößt. In Paris wenden sich jetzt einige bedeutende Blätter gegen die immer kecker werdenden Schwankschreiber. Paul Eger ist schlimmer, denn er kommt mit literarischen Ambitionen.[1])

Aus den Konzertsälen. Von bewunderungswürdigem Zusammenspiel und blendender Technik ist das Brüsseler Quartett der Herren Schörg, Daucher, Miry und Gaillard. Klangschönheit und Nüancierungsfähigkeit sind über alles Lob erhaben. Ob unter der glänzenden Eleganz der Vortragsweise sich eine besonders tiefe Empfindung verbirgt, wollte mir bei Beethoven und mehr noch bei Mozart zuweilen fraglich erscheinen. Von ganz vortrefflichem Erfolg war auch das erste Konzert des Münchener Streichquartettes, in welchem sich die Herren Kilian, Knauer, Vollnhals und Kiefer wieder als äußerst feinsinnige Künstler von fein nüanciertem Zusammenspiel bewährten. Neben Beethoven und Haydn kam Max Schillings Streichquartett in E-moll zum Vortrag. Sehr starken Besuches und großen Beifalls erfreute sich auch der Sonatenabend, den Stavenhagen und Fritz Berber in bekannt künstlerischer Vollendung boten. Ebenfalls einen Sonatenabend von künstlerischer Vollendung gab der Cellist Julius Klengel mit dem Pianisten Fritz von Bose. Brahms und Saint-Saëns fanden meisterliche Wiedergabe. Erika von Binzer ist eine in unseren Konzertsälen schon wohlbekannte Erscheinung; sie ist eine stark begabte Pianistin mit reifer Technik und einer allen Mätzchen abholden sympathischen Vortragsweise. Gleich Frl. von Binzer fand der mitwirkende Amerikaner Sidney Biden, dessen Bariton von seltenem Klangreiz ist, großen Beifall. — Ein Baritonist von hervorragender Tonfülle ist auch Max Buckfath. Bei Susanna Dessoir liegt das Verhältnis umgekehrt. Hier ist der Reichtum an Stimme durchaus nicht von üppiger Fülle; um so mehr besitzt sie Empfinden, Geist, Geschmack und eindringlichen Vortrag. — Lilli Lehmann ist immer eines ausverkauften Saales sicher. Ihre Gesangskunst ist in der Tat heute noch bewunderungswürdig und ihre Stimme besitzt fast noch unvermindert den alten Klangreiz. Die Arie der Donna Anna und die Lieder von R. Franz boten einen nicht leicht zu überbietenden Genuß; ferner liegt ihr, wie bekannt, Rich. Wagner. — Else Widens sympathische Sangeskunst brachte uns neben R. Franz und Brahms Schumanns „Frauenliebe und Leben" und erntete für ihre vorzügliche Wiedergabe berechtigten Beifall. — Ebenfalls eine Sängerin von Distinktion ist Gertrud Fischer-Maretzki, die über ansehnliche Mittel und sympathischen Vortrag verfügt. — Ueber die Konzerte der Musikalischen Akademie im Kgl. Odeon werden wir heuer nicht berichten, da die Verwaltung anscheinend auf eine Besprechung in ersten Wochenschriften keinen Wert legt. Das Odeon zu besuchen veranlaßte uns das Konzert, welches Ernst Kraus, Pfitzner, Kiefer und das Kaimorchester daselbst veranstalteten. Der herrliche Tenorist sang die Arie „Durch die Wälder, durch die Auen", den Monolog des Siegnot aus der „Rose vom Liebesgarten" und die Gralserzählung mit dem ganzen Glanze seiner vorzüglich disponierten Stimme. Pfitzner dirigierte die „Freischütz"-Ouvertüre und Teile seiner „Rose" in oft faszinierender Weise. Der Cellist Kiefer bewährte in Dvoráks H-moll-Konzert (op. 104) seine oft gerühmte Meisterschaft. — Am gleichen Abend gaben die Pianisten Hans Hermanns und Marie Hermanns-Stibbe ein Konzert in Verbindung mit Sophie Molenar, welche Lieder von Brahms, Strauß und dem Konzertgeber Hermanns sehr schön und geschmackvoll sang. Die Stücke der Pianisten gelangten auf zwei Klavieren zum Vortrag. Ihr Spiel ist von sorgfältigster Präzision und Großzügigkeit. — Die Altistin Marie Henke ist im Münchener Konzertleben eine schon länger geschätzte Persönlichkeit. Aug. Schmid-Lindner brachte in bekanntem, vornehmem Spiel zwei sympathische Stücke Thuilles. Das von Stavenhagen dirigierte zweite Volkssymphoniekonzert war Liszt gewidmet. „Prometheus" und „Dante-Symphonie" fanden eine prächtige, fein nüancierte Wiedergabe. Den 137. Psalm „An den Wassern Babylons" hörte ich zum ersten Male; er verdient, daß man ihn öfter zu hören Gelegenheit gibt. Das Sopransolo sang hierin, wie in der Dante-Symphonie, Ella Kolei (Wien) mit sympathischer Stimme und schönem Ausdruck. Der Frauenchor war im ganzen recht klangrein; Heydes Violinsolo, Hempel (Orgel) und Foehr (Harfe) boten Treffliches.

München. L. G. Oberlaender.

[1]) Hanns von Gumppenberg läßt in Nr. 514 der „Münchner Neuesten Nachrichten" auf Dichter, Publikum und Bühnenleitung wahre Geißelhiebe niedersausen. Er schreibt mit beißendem Spott u. a.: „Respekt vor diesem Stück! Denn es ist nichts geringeres als ein Symbol unserer gesamten Gegenwartskultur. . . . zeigt gedankenarme Abhängigkeit von der Vergangenheit ohne Verständnis und Pietät für deren Besseres und Bestes: genau wie unsere Gesamtkultur; und was es aus eigenem bietet, ist platte Roheit, die sich mit allerlei Schönrederei, allerhand poetischen, sentimentalen und menschheitsrechtlichen Phrasen trivialster Prägung und allerhand gleißenden Toilettenkünsten ein hochkultiviertes Ansehen zu geben sucht: genau wie die tatsächliche Roheit unserer Gesamtkultur. Darum Respekt. Ein echter Dichter der Zeit hat sich uns vorgestellt: ein Dichter, der diese Zeit in ihren intimsten Sehnsüchten belauschte, der sie ganz versteht und ihr so recht aus dem Herzen, daher auch wieder zum Herzen spricht — wie die atemlose Ergriffenheit, das befriedigte Gelächter und noch mehr das glückliche Gekicher vieler Premierengäste, der dankbare Applaus nach den Aktschlüssen und der wiederholte Hervorruf des anscheinend noch sehr jugendlichen Autors zur Genüge bewies. Die Machiavellische Originalkomödie, die uns seinerzeit der Akademisch-dramatische Verein in lustiger Inszenierung vorgeführt hat, könnte man weit eher ohne grobe Anstandsverletzung eingehend analysieren als diese ihre moderne Umgestaltung. . . . Auf eines aber muß schließlich doch noch hingewiesen werden: auf die große Gefahr, die derartige unkünstlerische und doch sich vornehm künstlerisch gebärdende Sinnenkitzelstücke für die echte Kunst bedeuten in unserer Zeit der Nuditätenschnüffelei und der Zensurbedrohung. Es ist wirklich kein Wunder, wenn der Widerwille, den solche Produkte bei vielen gesund empfindenden Kunstlaien erregen müssen, sich in irrtümlicher Uebertragung und Verallgemeinerung auch gegen jede unbefangen künstlerische — nicht bloß von der Prüderie, auch von der passiven Lüsternheit freie — Darstellung des Sexuellen wendet. Wie läßt sich von künstlerisch unerfahrenen Zensoren eine solche Unterscheidung verlangen, wenn sie von den Kunstinstituten selbst nicht geübt wird?"

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 46. München, 17. November 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Nachklänge zur Münchener Generalversammlung des Kathol Frauenbundes.

Von
Marie Amelie Freiin von Godin.

Es gibt auch heute noch eine ziemliche Anzahl lieber, guter Katholikinnen — von den Männern gar nicht zu reden —, die bei dem Worte „Frauenbund" ein leichter Schauer überläuft. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß viele dieser braven konservativen — man möge es mir nicht übelnehmen — ein wenig unklaren und schlecht orientierten Seelen in den Tagen vom 4.—6. November den Verhandlungen des Frauenbundes gefolgt sind, denn ich glaube, sie werden sich in diesem Falle davon überzeugt haben, daß da etwa nicht Emanzipation, sondern ruhige, zeitgemäße Entwicklung angestrebt wird, ein Fortschritt, der die Katholikinnen vor der sonst eines Tages unvermeidlichen Erkenntnis bewahren will, daß sie gegenüber den anderen Frauen in jeder Beziehung zurückgeblieben wären und gerade ihre heiligsten Aufgaben, ihre Aufgaben im Dienste der Kirche und im Schoße der Familie, nicht mehr vollwertig erfüllen könnten.

Als sich am 4. November abends eine große Anzahl von Gästen im Café Luitpold zu einer ungezwungenen Begrüßungsfeier vereinigte, da zeigte es sich, wieviele bedeutende Männer und Frauen unserer Richtung dem Katholischen Frauenbund bereits Verständnis und Sympathie entgegenbringen: Parlamentarier und Redakteure, Künstler, Schriftstellerinnen und Dichterinnen! Der Katholische Lehrerinnenverein, der Caritasverband, der Evangelische Frauenbund sandten Vertreter, und der hiesige Zweigverein hatte die Freude, mit ihnen neben den Damen der Zentrale Köln Delegierte von fast allen 30 Zweigvereinen des Bundes begrüßen zu können.

Auf den heiteren Abend, der durch lebende Bilder, musikalische Darbietungen und Deklamationen der allgemein so beliebten M. Herbert (Frau Therese Keiter) abwechslungsreich gestaltet wurde, folgte am Montag morgen die ernste Arbeit. Nach dem Pontifikalamte in der Basilika hatte der Hochwürdigste Herr Erzbischof die Güte, vor Beginn der Verhandlungen in den Prinzensälen einige Worte an die versammelten Mitglieder zu richten, in denen er der Freude darüber Ausdruck verlieh, daß die Zentrale Köln sich entschlossen hatte, die Generalversammlung nach München zu berufen. Der Hochwürdigste Herr Erzbischof bewies in seiner Ansprache, daß er den Bestrebungen des Frauenbundes ebensoviel Verständnis als Würdigung entgegenbringt, wofür der Bund ihm nicht ehrfurchtsvoll und herzlich genug danken kann.

Es ist hier unmöglich, auf jede Einzelheit der Verhandlungen einzugehen, aber ich kann mir nicht versagen, mit Freuden zu erwähnen, daß Ihre Königliche Hoheiten Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand, die Prinzessinnen Adelgunde und Klara fast der ganzen Tagung beigewohnt haben, ebenso wie Se. Exzellenz Freiherr E. von der Ropp, Bischof von Wilna.

Aus dem Rechenschaftsbericht, den Freiin von Carnap, die Schriftführerin der Zentrale Köln, vortrug, ließ sich ersehen, daß der Frauenbund sich seit der letzten Generalversammlung in Frankfurt (Herbst 1904) nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe weiterentwickelt hat, das heißt, daß nicht allein die Zahl der Zweigvereine auf 30 und die der Mitglieder auf 11,962 gestiegen ist, sondern es dem Frauenbund auch möglich war, durch Abhaltung sozialer Seminare, wissenschaftlicher Hochschulvorträge und populärer Vorträge, Verbreitung zweckentsprechender Schriften, Einrichtung von Lesezimmern usw. seinen Zielen zu dienen.

Nach dem Kassenbericht folgten einige lebhaft diskutierte Anträge über die Stellung des Bundes zu der Arbeiterinnenfrage, über die von den Zweigvereinen an die Zentrale zu zahlenden Beiträge, über die Frage der Ausbildung katholischer Kindergärtnerinnen, über die Unterstützung des Studienfonds der Zentrale und andere interne Angelegenheiten des Bundes.

Nach der kurzen Mittagspause trug Frau Lantz-Düsseldorf an Stelle des erkrankten Fräulein Storp ein Referat vor: „Zur Orientierung über die Organisation der katholischen weltlichen Krankenpflege." Klar und überzeugend ergab sich aus den Darlegungen, daß neben den Klosterfrauen auch weltliche, möglichst vollkommen ausgebildete und geschulte Pflegerinnen benötigt werden, da die Zahl der Krankenschwestern viel zu gering ist. Die Krankenpflege ist ein hoher, heiliger Beruf und, im richtigen Geiste erfaßt, wird sein Wert auch dadurch nicht verringert, daß er ein Broterwerb wird. Es ist nicht einzusehen, warum eine Arbeit dadurch an sich schlechter werden soll, weil man sie bezahlt. Die Referentin wünscht sehr, daß der Frauenbund eifrig mitarbeite, solche katholische Pflegerinnen zu beschaffen, eventuell ausbilden zu lassen.

In der regen Diskussion wies Herr Dr. Heigl-München auf die so sehr beliebten Schwestern vom III. Orden hin. Präses Werner berichtete, daß der Katholische Caritasverband München eine Sektion zur Ausbildung von ländlichen Krankenpflegerinnen gebildet hat. Fräulein De la Croix, eine Johanniterschwester, regte an, ob nicht etwa auch auf katholischer Seite (z. B. von den Maltesern) die Ausbildung solcher freiwilliger Krankenschwestern für das eigene Haus, die eigene Familie und Bekanntschaft zu ermöglichen wäre.

Auf Vorschlag des Herrn Präses Lausberg-Köln wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die General-

versammlung hat mit großem Interesse die hochinteressanten Ausführungen über die durch die modernen Verhältnisse notwendig gewordenen weltlichen Krankenpflegerinnen und deren allseitige religiöse und fachliche Ausbildung Kenntnis genommen. Sie ersucht alle Zweigvereine, auf diese wichtige Institution, unbeschadet der rühmlichen Tätigkeit unserer krankenpflegenden Ordensschwestern, aufmerksam zu machen und die für diese Zwecke geeigneten und gewillten Mädchen zur Erlangung von Informationen und Vermittlung an die bereits bestehenden Zentralen zu weisen."

Im zweiten Referate ging Frau Dr. Kleitner-München ebenso erschöpfend wie überzeugend auf die in unseren Tagen brennend gewordene Dienstbotenfrage ein. Es war wirklich eine Freude, den klaren Ausführungen dieser gerecht und billig denkenden Hausfrau zu folgen, die sich so gut vor jedem Extrem zu hüten wußte und großherzig genug ist, die Schuld an den heutigen mißlichen Verhältnissen nicht etwa den Dienstboten allein in die Schuhe zu schieben. Ihr scheint die Rettung in möglichst rascher Organisation der Dienstboten — und der Herrschaften zu liegen, ehe noch sozialdemokratische Verhetzung die überwiegende Mehrzahl der Dienstboten, denen von unserer Seite noch nichts geboten wird, in die freien Dienstbotenorganisationen getrieben hat. Die Organisation wird ja nicht nur den Dienstboten zu ihrem Recht verhelfen, wo es wirklich nötig ist, sie wird ebenso gut die Herrschaft vor Ueberforderung und Anmaßung schützen. Man braucht sich nicht zu fürchten, das patriarchalische Moment wird niemals ganz aus dem Verhältnis des Dienstherrn zum Dienstboten schwinden, wird es umso weniger, wenn wir den Dienstboten in ihren gerechten Forderungen entgegenkommen.

Auch auf dieses Referat folgte eine lebhafte Diskussion, in der unter anderem auch die Art der für Dienstboten zu gründenden Organisationen gestreift wurde. Namentlich Präses Walterbach redete der Gründung konfessioneller Dienstbotenvereine das Wort — das Weitere werde sich dann finden.

Am Abend sprach P. Benno Auracher über „Die katholische Frauenbewegung und die caritative und soziale Arbeit". Es war nur schade, daß der prächtige alte Rathaussaal sich als viel zu klein erwies, um alle diejenigen zu fassen, welche dem Vortrag folgen wollten.

Zu Beginn der Versammlung teilte die I. Vorsitzende mit, daß Se. Heiligkeit Papst Pius X. an die Generalversammlung durch seinen Staatssekretär ein huldvolles Schreiben gerichtet habe, worauf Se. Exzellenz der apostolische Nuntius Msgr. Caputo im Auftrage des Hl. Vaters mit den anwesenden Bischöfen von Wilna und Kopenhagen den päpstlichen Segen spendete. P. Auracher erläuterte, daß die Arbeit der Frau auch auf sozialem Gebiete, wie auf caritativen, als Ergänzung der Arbeit des Mannes, nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig sei. Die katholische Frau ist spät zum Bewußtsein der durch die modernen Verhältnisse eingetretenen Erweiterung ihres Wirkungs- und Pflichtenkreises gekommen, nun soll sie mutig ans Werk gehen, soll lernen, und wenn sie nicht alle sozialen Fragen gründlich studieren kann, so soll sie deshalb die Nützlichkeit ihrer Mitarbeit nicht bezweifeln — wir brauchen nicht lauter Führerinnen, wir brauchen auch geduldige, aufopfernde, fügsame Frauen, um die Weisungen der Führerinnen in die Tat umzusetzen. Der begeisterte Beifall bewies, daß der Redner die Herzen der Hörer zu bewegen, ihren Verstand zu überzeugen vermocht hat. Jeder wohl mußte sich sagen, da bin auch ich nicht überflüssig in dieser großen, nur in der Form, nicht dem Geist nach neuen Wirksamkeit zur Ehre Gottes und zum Besten der Mitschwestern.

Am Dienstag vormittag fanden drei Referate ohne Diskussion statt.

Fräulein Hamel-München sprach über das Thema: „Wie fassen wir katholischen Frauen die Frauenbewegung auf, und warum arbeiten wir darin?" und betonte, daß die Bewegung ein Kampf um Recht und Brot ist; denn drei Leitsätze, deren Logik jedem Unbefangenen feststeht, werden den Frauen gegenüber praktisch nicht anerkannt, es sind die Leitsätze: „Gleichwertige Arbeit verdient gleichen Lohn", „gleiche Pflichten geben gleiche Rechte", „gleiche Sünde erheischt gleiche Sühne". An der Hand der Geschichte bewies die Referentin, daß erst Reformation und Revolution der Frau einen Teil jener Rechte (wie Sitz und Stimme in den Landständen, die Möglichkeit höchster wissenschaftlicher Studien) geraubt haben, die sie sich heute zurückerringen will.

Gräfin Montgelas entwarf im zweiten Referat des Tages ein ausführliches, eingehendes Bild der Patronagen als Vorschule zu den konfessionellen Arbeiterinnenvereinen und ihrer Geschichte, so daß es wohl jedem klar werden mußte, welche Wichtigkeit diese Einrichtung für die allgemein gewünschte, ersehnte Organisation der Arbeiterinnen hat.

P. Koch S. J. sprach sodann über die Heimarbeiterinnenfrage, das traurige Los, die teilweise beispiellos schlechte Bezahlung der Heimarbeiterinnen. Aus dem Umstande, daß die Heimarbeiterinnen auf ihren geringen Verdienst angewiesen sind und fürchten, durch Angaben ihre Beschäftigung zu verlieren, ergibt sich von selbst das Heikle der Frage, deren Lösung ungemein schwierig anzufassen ist. P. Koch, welcher die Frage seit Jahren studiert hat, hält auch hier die Organisation für das beste Mittel, da staatliche Hilfe allein niemals genügen kann; denn nur die Organisation wird die Heimarbeiterin geistig und ethisch heben und dann eben durch den Zusammenschluß materiell erleichtern können. Bei der traurigen Lage der armen Geschöpfe, die durch ihr Elend abgestumpft und verschüchtert sind, werden eine Reihe behutsam ausgeführter Vorarbeiten nötig sein. Für diese Vorarbeiten, für die Erkundigungen sind aber die katholischen Damen mit am besten befähigt; die Frauen, die hauptsächlichsten Konsumenten, können durch energisches charaktervolles Auftreten wohl auch die Verkäufer zu einer besseren Löhnung der Heimarbeiten bestimmen.

In der Schlußversammlung entrollte Frl. Landmann-Danzig an der Hand einiger Leitsätze in ihrem Referat: „Ziel der höheren Frauenbildung und Mittel zur Erreichung derselben" einen vollständigen, wohldurchdachten Plan für die allenthalben heute so dringend geforderten Reformen, einen Plan, der mit unserer Weltauffassung zu vereinen ist und die katholischen Mädchen befähigt, an den wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Tage teilzunehmen, damit nicht etwa die neu zu schaffenden Stellen für akademisch gebildete Frauen mangels solcher im katholischen Lager mit Andersdenkenden besetzt werden müßten, was unserer heiligen Sache ein unberechenbarer Schaden wäre.

In der lebhaften Diskussion wurden noch verschiedene Punkte herausgehoben, auf die besonderes Gewicht zu legen ist, wie auf die Erziehung der Mädchen zur Selbsthingabe an die Mitwelt durch Anleitung zur persönlichen caritativen Betätigung von frühester Jugend an, dann die Ausbildung zum häuslichen Beruf.

Einstimmig wurde folgende Resolution gefaßt. „Die Generalversammlung des Kath. Frauenbundes hat mit großem Interesse die lichtvollen und ausführlichen Darlegungen über das Thema: „Ziel der höheren Frauenbildung und Mittel zur Erreichung desselben" entgegengenommen. Ohne die Leitsätze in allen Stücken zu adoptieren, da manche technischen und fachlichen Punkte nicht sachgemäß und erschöpfend vor dem Forum der Generalversammlung diskutiert werden können, erklärt letztere sich durchaus einverstanden mit den allgemeinen Grundsätzen und den Richtlinien zur Ausführung derselben. Die Frage einer eventuellen gemeinsamen Erziehung der Geschlechter, welche neuerdings in Fluß gebracht ist, empfiehlt dieselbe der lebhaften Beachtung und dem eingehenden Studium aller Frauenkreise."

Nach warmen, herzlichen Schlußworten von Frau [illegible] Ammann-München, Präses Lausberg-Köln und Frau Robert Bachem-Sieger, Köln wurde die Generalversammlung geschlossen.

So haben die Tagungen ihr Ende gefunden und es kann wohl mit Befriedigung gesagt werden, daß vielerlei eingehend und, soweit die beschränkte Zeit es zuließ, erschöpfend besprochen wurde. Nahezu alle für die Frauenwelt heute besonders brennenden Fragen standen auf der Tagesordnung, und nun kann mit mehr Klarheit als vorher und darum auch mit mehr Begeisterung und Mut an ein zielbewußtes Handeln geschritten werden.

Die Telegramme und Schreiben von hohen und allerhöchsten Persönlichkeiten, wie besonders das Telegramm Seiner Majestät des Kaisers, werden manche Zaghafte beruhigen über die Wirksamkeit des Frauenbundes, namentlich aber die Tatsache, daß S. H. der Papst außer dem Schreiben des Staatssekretärs mit seinem Segen auch noch zum Schlusse der Generalversammlung ein Telegramm gesendet hat. Päpstlicher zu sein als der Papst ist denn doch wohl nicht nötig. Möge das offenkundige Wohlwollen des Hl. Vaters für die Bestrebungen des Bundes doch recht viele, die bis heute mißtrauisch oder zuwartend [illegible] gestanden, zum Beitritt bewegen.

Deutsches Museum und Deutscher Kaiser.

Vom Herausgeber.

Die Grundsteinlegung des Deutschen Museums in München ist ein historischer Vorgang von hoher nationaler Bedeutung. Die persönliche Teilnahme des **Deutschen Kaisers** und der **Kaiserin** gibt dieser Tatsache auch nach außen hin einen sprechenden Ausdruck. Der hochfestliche Empfang, den der bayerische Hof und die Bevölkerung der bayerischen Hauptstadt dem Kaiserpaare darboten, gewinnt durch die aufrichtige Begeisterung und natürliche Herzlichkeit, die sich in der auflodernden Stimmung von Hunderttausenden, in dem Gepränge der Feststraßen, in dem kaum noch zu überbietenden Wetteifer von Kunst und Gewerbe, Wissenschaft und Technik kundgab, eine weit über den Tageszweck hinausreichende Prägung. Die originelle Festfahrt durch ein endloses Spalier von huldigenden gewerblichen Gruppen und anderen Körperschaften und das Festspiel im Hoftheater waren die künstlerischen Glanzpunkte der Festtage. Die große Parade auf der Maximilianstraße war eine militärische Bravourleistung. Heller Sonnenschein lachte vom Himmel und spiegelte sich in aller Mienen.

Das Ausland, dessen Blicke in diesen Tagen mit begreiflicher Spannung nach München gerichtet waren, kann aus der hier abermals besiegelten **Verbrüderung von Süd und Nord** die Lehre ziehen, daß Bayern auch fürderhin in guten und in bösen Tagen treu zum Kaiser und zum Reiche steht. Unbeschadet aller Meinungsverschiedenheiten über Einzelfragen und unbeirrt durch fremde Schadenfreude über „enthüllte“ Menschlichkeiten älteren und neueren Datums, schart sich das deutsche Volk aller Stämme in mauerfester Phalanx um das Banner des Reiches, froh der in 36 jährigem Frieden erstarkten Einheit, in stolzem Kraftbewußtsein entschlossen, einer Welt von Feinden zu trotzen.

Der herzliche, begeisterte Empfang in München hat dem Kaiser wohlgetan. Das las man aus seinen Augen, wo er sich nur zeigen mochte. Die aus ganz Deutschland herbeigeeilten Ehrengäste — darunter illustre Namen — aus allen Gebieten der Naturwissenschaften und Technik, Staatsmänner und Diplomaten des Reiches und der Einzelstaaten werden erhebende Eindrücke aus München heimbringen.

Schon das vom Magistrat München veranstaltete **Festmahl** im ehrwürdigen, mit Trophäen einer reichen Vergangenheit geschmückten Alten Rathaussaal war in seiner Art ein Ereignis. Im Mittelpunkte des Abends stand der **Trinkspruch des Prinzen Ludwig von Bayern** auf den Deutschen Kaiser. Nachdem Staatssekretär Graf Posadowsky, der zugleich als Vertreter des Reichskanzlers erschienen war, München als Hort der Künste und Wissenschaften und nun auch der wissenschaftlich aufgebauten Technik gepriesen und die Verdienste des greisen Prinz-Regenten um die neueste Schöpfung deutschen Geistes und deutscher Tatkraft gefeiert hatte, erhob sich Prinz Ludwig, der Protektor des Deutschen Museums, zu nachstehendem Trinkspruche:

Ueber drei Jahre sind verflossen, seit zum ersten Male der Gedanke auftauchte, in München ein Museum für Naturwissenschaften und Technik zu errichten, ein Museum, das den anderen großen Museen in England und Frankreich ebenbürtig sein soll. Ein kühner Gedanke in so später Zeit, wenn man bedenkt, wie weit die anderen Staaten schon vorausgegangen sind, ein kühner Gedanke auch, das Museum in München zu errichten, da München wohl die Hauptstadt Bayerns, aber nicht die Hauptstadt des Deutschen Reiches ist. Es ist gegangen, dank der Tätigkeit vor allem des Baurates Dr. v. Miller, der aber Unterstützung gefunden hat bei einer großen Anzahl Industrieller und Gelehrter, aber auch Unterstützung insbesondere in der Stadt München, die ja einen höchst wertvollen Bauplatz zur Verfügung gestellt und auch eine hohe Summe für den Bau bewilligt hat, Unterstützung dann auch durch den bayerischen Staat und nicht zuletzt auch durch das ganze Deutsche Reich.

Wäre das letztere nicht der Fall gewesen, so wäre es wohl schwer geworden, hier in München ein so großes Werk zu vollbringen. Es ist von allen Seiten eingesehen worden, daß wir in Deutschland nicht zurückstehen sollen, und daß wir in der Technik, in der Praxis wohl sehr weit sind, in den Sammlungen aber zurück. Nicht am wenigsten hat das **Seine Majestät der Kaiser selbst** betont. Es ist bekannt, daß Seine Majestät von Technik viel versteht, insbesondere was den Kriegsschiffbau anlangt. Denn es wird nicht ein Kriegsschiff gebaut, von dem er nicht bis ins kleinste Detail unterrichtet ist, und dessen Bewaffnung und Ausrüstung er nicht genau kennen würde. Ebenso ist es auch bezüglich der Ausrüstung der Armee. Denn wie wir alle wohl wissen und Seiner Majestät im höchsten Grade dankbar sein müssen, daß er während seiner, schon nicht mehr ganz kurzen Regierung mit großem Erfolge tätig ist, **dem Deutschen Reiche den Frieden zu erhalten**, so hat er gewiß nicht versäumt, die deutsche Macht zu Lande auf den Höhepunkt zu bringen, auf dem sie jetzt steht, — auf eine Höhe, wie sie unbedingt notwendig ist, um den Frieden dem Deutschen Reiche zu erhalten.

So kommt auch Seine Majestät persönlich hierher, um an der Grundsteinlegung des Museums teilzunehmen. Er wird von allen Seiten mit Freuden begrüßt, und nicht am wenigsten von der heutigen Versammlung, die noch zahlreicher ist als die konstituierende. „Deutsches Museum“ solle — so wurde im vorigen Jahre bestimmt — die Sammlung heißen. **Deutsches Museum und Deutscher Kaiser, das klingt wohl zusammen!** Daß das Deutsche Museum einen großen Förderer in Seiner Majestät hat, das wissen wir, und darum ergreifen wir das Glas und rufen: **Seine Majestät der Deutsche Kaiser hoch!**“

Der greise Geheimrat Dr. **von Neumayer**, der berühmte Begründer der deutschen Seewarte, feierte den Prinzen-Protektor, Erster Bürgermeister Geheimrat Dr. **von Borscht** toastete auf das Deutsche Museum, Geheimrat Dr. **von Siemens** auf die Stadt München.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Besuch des Kaisers in München.

In den letzten Wochen war die Schwarzseherei mit Hilfe der Druckerschwärze weithin Mode geworden. Süddeutschland scheint für diesen Verdrossenheits-Bazillus ein schlechterer Boden zu sein als Norddeutschland. Denn die Kaisertage in München stehen, nach den bisherigen Berichten zu urteilen, im schärfsten Gegensatz zu dem künstlich gezüchteten Pessimismus. Die Grundsteinlegung zum Deutschen Museum unter Beteiligung des Kaiserlichen Paares ist an sich kein sensationelles Ereignis; doch haben die braven Bayern mit gesundem nationalen Instinkt herausgefühlt, daß unter den obwaltenden Verhältnissen diese Zeremonie benützt werden könne und müsse, um Zeugnis abzulegen vor aller Welt von der Reichstreue und der Reichsfreudigkeit, die trotz alledem die deutsche Nation erfüllt. Die „Reichsverdrossenheit“, wie man früher die üble Laune zu nennen pflegte, hatte durch die neuen Quertreibereien eine scharfe Zuspitzung gegen die Person des regierenden Kaisers erhalten; durch die wiederholten Ausfälle gegen das „persönliche Regiment“ und die „Eigenart des Kaisers“ suchte man eine Art „Kaiserverdrossenheit“ herbeizuführen. Der außerordentlich imposante und außerordentlich herzliche Empfang, der dem Kaiser soeben in München zuteil geworden, zeigt nicht bloß Reichsfreude, sondern auch Freude am Kaiser. Und dabei sind sie alle beteiligt, vom Prinz-Regenten mit seinem erlauchten Hause bis zum altbayerischen Bauer und Holzknecht. Das ganze bayerische Volk in all seinen Ständen und Klassen betätigt mit warmem Herzen sein nationales Hochgefühl. „Byzantinismus“ ist bekanntlich in Norddeutschland viel mehr zu Hause als in Süddeutschland; wenn hier das Volk Hurra und Hoch ruft, so steckt keine selbstsüchtige oder knechtselige Liebedienerei dahinter, sondern „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns“, die nach dem Liede den Herrscherthron sichern sollen wie Fels im Meer. Solche freudige Kundgebungen der Volksseele sollen natürlich nicht die **ausnahmslose** Zufriedenheit bekunden mit allem, was getan und was geworden ist; aber sie zeigen doch, daß der gesunde Sinn des Volkes wohl zu unterscheiden weiß zwischen den Einzelheiten, die kritisiert und verbessert werden müssen, und den nationalen Institutionen, die man trotz unvermeidlicher Mängel hochhalten und pflegen muß wie die Sonne trotz der zeitweiligen Wolkenschleier, zu unterscheiden weiß zwischen den verantwortlichen Staatsmännern, an die man die Beschwerden zu richten hat, und den Trägern der Kronen, deren erster Beruf von Gottes Gnaden ist, die staatlichen und nationalen Ideale des Volkes zu verkörpern, die Autorität und die Gesamtheit der guten Kräfte, aus deren geregelter Tätigkeit die stete Verbesserung der Zustände hervorgehen muß, in ihrer Person zu kristallisieren. In Immermanns Münchhausen sagt der alte westfälische Femschulze, der Typus eines konservativen Demokraten: die Könige seien dem Volke zum Pläsier gesetzet. Darin liegt ein tiefer Sinn, den man namentlich in unserer Zeit beachten sollte, wenn gar zu arg verstoßen wird gegen den Grundsatz, daß die Verantwortlichkeit bei den Ministern liegt. Dieser Grundsatz muß auch dann beachtet werden, wenn die Könige in ihrer impulsiven Persönlichkeit gelegentlich das ratsame Maß der Zurück-

haltung in dornigen Angelegenheiten überschreiten. Vor allem ist es geboten, bei den Kritiken das nationale Interesse, das allgemeine Wohl im Auge zu behalten. Bei den jüngsten Versuchen der Wassertrübung hat man sogar vielfach die Rücksicht auf die auswärtigen Interessen aus dem Auge gelassen. In Blättern, die sich deutsch nennen, sind die hochpolitischen Schwierigkeiten in einer Weise übertrieben und die Lage Deutschlands im Völkerkonzert als so heillos isoliert dargestellt worden, daß die Feinde und Neider Deutschlands ihre helle Freude daran hatten. Gegenüber diesen gemeinschädlichen Quertreibereien ist es sehr gut, wenn einmal wieder eindringlich den Gegnern draußen klar gemacht wird, daß das deutsche Volk nach wie vor nicht bloß äußerlich einig, sondern innerlich geschlossen, treu und freudig und zuversichtlich zu Kaiser und Reich steht.

Podbielskis Entlassung und die sog. Krisis.

Die Reichsfreudigkeit ist von einer schleichenden Gefahr befreit worden durch die endliche Lösung der Podbielski-Frage auf dem normalen Wege. Herr von Podbielski hat unter Berufung auf seinen tatsächlich ungünstigen Gesundheitszustand sein Abschiedsgesuch erneuert; der Abschied ist bewilligt worden unter einer normalen Ordensauszeichnung, aber nicht mit der früher angekündigten Verleihung des höchsten preußischen Ordens vom Schwarzen Adler. Herr von Podbielski hat, um chinesisch zu reden, das Gesicht wahren können, und das ist ihm zu gönnen, da er ein tüchtiger Mann war in seiner Art, der nur durch seinen stark ausgebildeten kaufmännischen Trieb sich zu einer an sich nicht unehrenhaften, aber mit der Ministerstellung unvereinbare Beteiligung an dem allzu profitablen Tippelskirch-Geschäft veranlaßt worden ist. Seine engeren Freunde sagen, er sei vollständig gerechtfertigt aus der peinlichen Sache hervorgegangen und nur wegen seiner Krankheit zurückgetreten. Das ist falsch, und es muß bei aller Schonung des Mannes doch festgehalten werden, daß sein Rücktritt aufs neue den Grundsatz bekräftigt, der namentlich in Preußen mit Recht stets hochbewertet wurde: der Grundsatz, daß die leitenden Staatsbeamten vollständig frei sein müssen von geschäftlichen Beziehungen, die ihre Unbefangenheit in Frage stellen oder auch nur den Schein eines Gebrauchs ihres Amtes zu persönlichen Vorteilen erwecken könnten.

Die Spekulation gewisser Ränkeschmiede, daß Podbielski den Fürsten Bülow in seinem Sturze mitreißen werde, wie vor 12 Jahren Botho Eulenburg den Grafen Caprivi, hat bisher nicht reüssiert und besitzt auch keine Aussichten dazu. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Fürst Bülow fest im Sattel sitzt. Nun könnte man das ganze Krisengerede abschließen. Aber soll der wieder zusammentretende Reichstag denn stille schweigen? Durchaus nicht. Mögen die Wortführer der gut gesinnten Parteien so kräftig als möglich für Reformen reden, wo solche wünschenswert und möglich sind; aber mögen sie auch den Versuchen entgegentreten, durch sensationelle Gerüchte und tendenziöse Uebertreibungen die Beunruhigung fortzusetzen. Mit glänzenden Deklamationen über die „Isolierung Deutschlands“ oder das „persönliche Regiment“ wird nichts Heilsames erreicht; wer ehrlich bessern und fördern will, muß sich an die mühselige Arbeit in all den einzelnen schwebenden Fragen und Aufgaben machen. Durch die Klärung der Personalverhältnisse in den oberen Regionen wird hoffentlich dem Parlament der Uebergang zur schaffenden Alltagstätigkeit erleichtert.

Vor allem drängt sich die brennende Frage der Fleischteuerung hervor. Die extremen Agrarier behaupten auch heute noch, daß Fürst Bülow in dieser Sache nach wie vor vollständig auf dem Standpunkt Podbielskis stehe, d. h. nichts tun werde. Dagegen sprechen nicht bloß innere Wahrscheinlichkeitsgründe, sondern auch eine Mitteilung des „freiwillig-gouvernementalen“ Berliner Lokal-Anzeigers, der zugleich mit dem Rücktritt Podbielskis ankündigt: „Das Ergebnis der vom Reichskanzler angeordneten Erhebungen über die Ursachen der Fleischteuerung liege seit 14 Tagen vor; wenn auch die Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft dabei verhältnismäßig günstig abschneide, so glaube doch die Reichsregierung dem augenblicklichen Notstande sofort Rechnung tragen zu sollen; sie werde sich mit dem Landwirtschaftsministerium (das zunächst vom Minister des Innern mitverwaltet wird) über die Maßnahmen einigen. Ob diese in Herabsetzungen der Tarife oder in sonstigen Erleichterungen der Einfuhr bestehen würden, bleibe abzuwarten.“ Nun gut, warten wir eben in dem Bewußtsein, daß der einheimischen Viehzucht der nötige Schutz gewährt bleiben muß, daß ein großes, durchschlagendes Heilmittel gegen die Preissteigerung bisher noch nicht entdeckt worden ist, daß aber die Regierung unbedingt guten Willen zeigen und die möglichen kleinen Linderungsmittel ergreifen muß, um nicht eine berechtigte Mißstimmung wegen Nichtbeachtung der Notlage der breiten Schichten hervorzurufen. Neben der Fleischteuerung liegen bekanntlich noch viele und große Gebiete, auf denen die Schwierigkeiten üppig erwachsen und die Ränkepolitiker Stützpunkte finden. Wenn wir alles in allem nehmen, so gilt nach der Erledigung des Podbielski-Falles ebenso gut wie vorher die einfache und doch so wichtige Moral: helfe jeder die Wahlarbeiten der Partei möglichst frühzeitig und möglichst kräftig fördern. Es wird 1908 in Wirklichkeit „kritisch“ werden.

Das „große“ Ministerium in Frankreich.

Eine echt französische Stilübung war das Antrittsprogramm des Ministeriums Clemenceau. Eine Liste von Reformversprechungen, die für ein Dutzend Generationen ausreichen kann. Natürlich eine „erdrückende“ Regierungsmehrheit im Parlament; die zu einem pompösen Anfang zu gewinnen, ist ja der erste und leitende Gesichtspunkt bei solchen Aufsätzen. Aber die Schlange lauert unter dem schön beschriebenen Papier! In diesem Falle hat sich überraschend schnell die Uneinigkeit in den ministeriellen Reihen offenbart, und zwar in der brennenden Frage der Kirchenpolitik. Die radikale Partei hat sofort den Kultusminister Briand ad audiendum verbum vor sich zitiert, um ihm die verhältnismäßig friedliche Haltung, die er mit dem Staatsrat auf Grund des gemeinen Rechts einzuhalten gewillt war, wieder abzugewöhnen. Herr Briand hat sich auch schon zu gewissen Selbstkorrekturen und Zweideutigkeiten bequemt. Trotzdem wird vermutlich an diesem Punkte die Zersetzung des radikalen Regiments beginnen.

Von Speyer bis Graudenz.

Ein Blick auf die jüngste Tagung des Evangel. Bundes

Von

Dr. Eugen Jaeger,

Mitglied des Deutschen Reichstages und des Bayerischen Landtages

II.

Ein sonderbares Verlangen stellte in Graudenz der Bundesdirektor, Lizentiat Everling, indem er unter lebhaftem Beifall sagte, der Friede könne nur gewahrt werden, wenn die Katholiken sich endlich einmal herbeilassen, „den Protestantismus als berechtigte Erscheinungsform des Christentums anzuerkennen“. Welche Art des Protestantismus Everling im Auge hat, das verschwieg er klugerweise. Wir müssen diese Frage stellen. Ist es der Protestantismus Luthers oder Calvins oder der Wiedertäufer? Ist es die Lehre Osianders, Majors, Amsdorfs, die Melanchthons oder die seines wütendsten Gegners Flacius? Welche überhaupt von den mannigfaltig verschiedenen und gegensätzlichen Lehren, die bereits im Protestantismus des 16. Jahrhunderts sich so heftig und bis auf den Tod bekämpften? Oder welche Richtung im neueren Protestantismus soll man als berechtigte Erscheinungsform des Christentums anerkennen? Meint Everling das orthodoxe Luthertum oder den orthodoxen Calvinismus, soweit beide heute noch bestehen? Meint er die Lehre Stöckers oder die hunderterlei Uebergänge, die von diesem einen Pole zum krassen und offenen Heidentum des radikalen Liberalismus führen, wie er sich in den Namen Häckel und Kalthoff kennzeichnet und die den Protestantismus vollständig im Pantheismus untergehen lassen. Es muß genügen, daß die katholische Kirche auch die protestantische Taufe, wenn richtig gespendet, als gültig anerkennt, daß sie ebenso die protestantische Ehe als gültig achtet und in jedem gläubigen Protestanten einen Christen sieht, wie sie überhaupt ja lehrt, daß auch der im guten Glauben Irrende selig werden kann. Umgekehrt aber haben Luther und Melanchthon und mit ihnen der gesamte Protestantismus des 16. Jahrhunderts immer wieder ausdrücklich erklärt, die Katholiken seien keine Christen, sondern trieben mit bewußter Erkenntnis der Unwahrheit ihrer Lehre Abgötterei. Wenn die damaligen Protestanten von Christen redeten, meinten sie immer sich selbst. Es ist auf katholischer Seite in der Gegenwart noch niemandem eingefallen, zu fragen, ob diese Ansicht heute noch auf protestantischer Seite gilt, um das ausdrückliche Aufgeben dieser Lehre als Bedingung des Friedens hinzustellen. Man ist auf katholischer Seite überhaupt nicht so empfindlich wie auf der anderen, weil man weitherziger und wirklich tolerant ist; auf protestantischer Seite aber fragen sich zahllose Pastoren täglich schon morgens in der Frühe: „...

mich Rom heute noch nicht in meinem evangelischen Bewußtsein gekränkt, damit ich mich entrüsten kann?“ [1])

Daß man den Katholizismus meint und — um den Schein der Toleranz zu wahren — den „Ultramontanismus“ im Munde führt, hat die „Kölnische Zeitung“, die dem Evangelischen Bunde so nahe verwandt ist, erst unlängst in einem unbewachten Augenblicke zugestanden. In Nr. 1064 vom 6. Oktober bringt sie einen Jubelartikel über „Katholische Toleranz“. Im Königreich Sachsen, sagt sie, hätten die beiden Konfessionen sich soeben dahin verständigt, daß auf den protestantischen und katholischen Gottesäckern künftig den Geistlichen beider Konfessionen gleichmäßig die Vornahme von Begräbnisfeierlichkeiten nach den Vorschriften des eigenen Bekenntnisses für ihre Glaubensgenossen gestattet sei. Die „Kölnische Zeitung“ bemerkt hiezu, es sei an einem schönen Beispiel bewiesen, „wie tolerant die katholische Kirche zu sein vermag und welch ein Unterschied zwischen Katholizismus und Ultramontanismus vorhanden sei“. Die katholische Kirche in Sachsen ist damit von der „Kölnischen Zeitung“ als nicht-ultramontan anerkannt; trotzdem verweigert ihr Herzensfreund, der Evangelische Bund, auch den sächsischen Katholiken das Recht, das der Toleranzantrag des Zentrums für sie fordert.

In der Versammlung vom 8. Oktober gab Prälat Herrmann-Stuttgart als Losung des Bundes das Wort „deutsch-evangelisch“ aus, pries das evangelische Kaisertum und sagte dann:

„Wir wehren keinem Andersgläubigen, zum gemeinsamen Wohle des Vaterlandes nach seiner Art und seinen Kräften beizutragen, und wer mit uns zusammenarbeiten will auf irgendeinem Gebiete deutscher Wohlfahrt und deutscher Gesittung im gegenseitigen Vertrauen und Achtung der Konfessionen, ist uns auch in dieser konfessionell zerrissenen Zeit aufrichtig willkommen.“

Jawohl, so willkommen, daß der Evangelische Bund mit der „stillen Glut verhaltener Erbitterung“, deren er sich rühmt, mit aller Macht dagegen wütet, daß die katholischen Arbeiter und Beamten in Mecklenburg, Sachsen und Braunschweig die freie Religionsübung erlangen. Heilige Messen, Geistliche und Sakramente werden, wenn überhaupt gestattet, ihnen auf das dürftigste und engherzigste Maß polizeilich zugemessen.[2]) Man benützt die Kräfte der Katholiken für die Wohlfahrt des Landes, sie dürfen auch Steuern zahlen und sogar für das Vaterland bluten, aber das einfachste Recht der freien Religionsübung verweigert man ihnen leidenschaftlich. Angesichts der Möglichkeit, daß eine der beteiligten Regierungen in einer Regung von Gerechtigkeitsgefühl den Katholiken dieses ihr Recht gewähren könnte, erhebt der Evangelische Bund von Metz bis Memel jetzt schon fast täglich ein Geschrei, als ob das Vaterland vor dem Untergang stünde. Dabei versichern die Herren mit salbungsvollem Augenaufschlag, so wieder in Graudenz, sie wollten mit den Katholiken in Frieden leben! Nicht das geringste Verständnis haben sie für die Tatsache, daß die Protestanten in den katholischen Ländern, in Bayern, Oesterreich, Baden usw., schon längst unter Zustimmung der katholischen Bevölkerung die freie öffentliche Religionsübung haben, während den Katholiken diese in Mecklenburg, Sachsen und Braunschweig hartnäckig verweigert wird. Ihre von Haß versteinerten Herzen sind jeder Regung von Scham darüber unzugänglich, ja sie haben nicht einmal das Gefühl, daß sie auch in dieser Frage grundsätzlich zweierlei Maß anwenden. Wie großzügig und hochherzig steht auch hier der katholische Volksteil da! Im Gegensatze dazu hat Lizentiat Everling-Halle, Direktor des Bundes, in der Versammlung vom 10. Oktober in dem Vortrage: „Toleranz als Schlagwort und Prinzip“ sich bemüht, mit unendlichem Aufgebot von Phrasen und mühseligen, schlangenartigen Windungen zu beweisen, daß der Bund Toleranz wolle, aber dem Toleranzantrag des Zentrums widerstehen müsse, das heißt, daß er tatsächlich also seine Intoleranz unter toleranten Phrasen verberge. Heute noch, wie in seiner Hauptversammlung zu Speyer 1893, will der Evangelische Bund den Katholiken Duldung gewähren, aber keine Gleichberechtigung — Toleranz, aber keine Parität. Damals geschah es mit folgender Hauptkundgebung: „Der Grundsatz der Toleranz ist dank dem Geiste des evangelischen Bekenntnisses in Deutschland öffentliches Recht geworden. Unter seinem Schutze, ja unter Uebertreibung des Prinzips bis zur Verwechslung von Toleranz mit Parität hat die römische Kirche im öffentlichen Leben der Gegenwart eine Stellung erlangt, welche weder der Zahl ihrer Mitglieder, noch dem Wahrheitsgehalt ihrer Lehren entspricht.“

Das war 1893. Heute sucht der Direktor des Bundes zu beweisen, daß der Bund die Gleichberechtigung nicht gewähren könne — alles der eigenen Selbst- und Herrschsucht willen.

Den Trumpf setzte die Graudenzer Generalversammlung auf das ganze zwanzigjährige Wirken des Bundes durch eine öffentliche, einstimmig angenommene Erklärung gegen die Generalversammlung der deutschen Katholiken, die im August zu Essen stattgefunden hat. Diese Erklärung des Bundes lautet:

„Der Essener Katholikentag hat die Losung ausgegeben: Zusammenschluß der Gott- und Christusgläubigen aller Konfessionen zum Kampfe wider den Unglauben und Umsturz. Demgegenüber geben wir, die zur 19. Tagung des Evangelischen Bundes versammelten Protestanten, folgende Erklärung ab: Mit den Christen aller Kirchen und Konfessionen, die in dem Herrn Christus allein das Heil sehen, fühlen wir uns im Geiste eins; jene Essener Losung ist indessen nur eine Wiederholung der seit Gründung der konfessionellen Zentrumspartei stets von ihr erlassenen Aufforderung zum politischen Zusammenschluß der „gläubigen Christen“. Dieses Ansinnen weisen wir als verhängnisvoll für unser Vaterland und für unsere evangelische Kirche zurück; wir erachten es vielmehr als eine Gewissenspflicht, unsere evangelischen Volksgenossen und insbesondere die von jener Seite als gläubig angesprochenen Kreise vor einem Eingehen auf das angebotene Bündnis zu warnen. Denn bei aller Anerkennung der Ehrlichkeit, mit der viele fromme Katholiken meinen, uns auf diese Weise die Hand zu bieten, können wir doch in jener Tendenz des Katholikentages nichts anderes erkennen als einen geschickten Versuch, die Macht der die römischen Interessen in erster Linie vertretenden Zentrumspartei zu stärken und „jene Freiheit der Kirche“ erobern zu helfen, die unvereinbar ist mit den Grundlagen des souveränen nationalen Staates und eine beständige Bedrohung des konfessionellen Friedens bedeutet. Unsere evangelische Losung dagegen ist: Freie Entfaltung der Lebenskräfte der Reformation, welche sich von jeher als volks- und staatserhaltend erwiesen haben, Zusammenarbeiten mit allen Schaffensfreudigen, welche dem Vaterlande dienen wollen, auf allen Gebieten der christlichen Gesittung und der Volkswohlfahrt, aber kein Bündnis mit dem Zentrum und keinerlei politische Unterstützung dieser parlamentarischen Interessenvertretung der römischen Kirche; denn die römische Kirche ist kein Bollwerk gegen Revolution und Umsturz und noch jeder politische Verbündete mit dem Ultramontanismus war schließlich der Betrogene.“ (Schluß folgt.)

[1]) Auch die „Kreuzzeitung“ verwarf gleich nach Graudenz dieses Verlangen des Bundes mit den Worten: „Diese Forderung kann doch nur aufgestellt werden, wenn auch der Evangelische Bund den Katholizismus als eine berechtigte Erscheinungsform des Christentums anerkennt. Daran ist aber nicht zu denken. Wir als evangelische Christen würden auch auf das entschiedenste dagegen protestieren. Die Konfessionen schließen einander aus; sie müssen das Gemeinsame betonen, um gemeinsame Ziele zu erreichen, von dem Trennenden aber können sie nichts preisgeben, und es hieße für jede Konfession, sich selbst preisgeben, wenn sie die andere für eine berechtigte Erscheinungsform der gemeinsamen Religion anerkennte. Die Forderung an die Katholiken ist also unberechtigt. Sie beruht wohl auf einem Mißverstehen der katholischen Forderung, der Staat solle die katholische Kirche als gleichberechtigt mit der evangelischen anerkennen. Der paritätische Staat muß diese Forderung erfüllen, die Konfessionen selbst aber schließen einander aus, und ihr modus vivendi besteht nur darin, daß sie einander achten und anständig behandeln.“

[2]) In Meerane z. B. sind einige hundert katholische Arbeiter, die das Verlangen stellen, wenigstens einmal im Monate eine heilige Messe hören zu dürfen — jetzt ist es ihnen nur vierteljährig gestattet. Die sächsische Regierung lehnt mit Rücksicht auf den sonst unvermeidlichen Wutanfall des Evangelischen Bundes dieses Verlangen beharrlich ab! Man meint allerdings dabei, Sachsen wäre ein großes Schilda!

Verbrüdert.

Wittelsbach und Hohenzollern
Geh'n gleich Brüdern Hand in Hand,
Wie ja auch des Einen Wiege
Nah' bei der des Andern stand.

Und als Leu und Aar im Kriege
Ebenbürtig sich an Mut,
Feiern sie die gleichen Siege,
Wenn das Reich im Frieden ruht.

Martin Greif.

Die Juden und die Revolution in Rußland.

Von

Peter Busch.

Die internationale Judenpresse tut alles, um ihren Berichten über die Vorgänge in Rußland die beliebte sensationelle Färbung zu geben. Vor allem hat sie es verstanden, das Vorgehen des russischen Volks und wohl auch der Regierung gegen die Juden der zivilisierten Welt in möglichst blutigen Bildern zu zeigen, so daß wir uns schon gewöhnt haben, als stehende Rubrik in den Tagesblättern die Bezeichnungen „Judenmetzeleien", „Judenmassacres" usw. zu finden. Indessen — wie bedauernswert jene Vorgänge auch immer sind — die genannte Presse hat vergessen, auf die Ursachen hinzuweisen, die sie hervorgerufen haben. Auch in den Wirren der russischen Revolution kommen die Dinge keineswegs ganz über Nacht; und wenn man die Juden sogar gern als die geplagtesten Opfer der Bewegung hinstellt, dann verlangt die Gerechtigkeit, daß ihre Schuldfrage einer objektiven Würdigung unterzogen wird.*)

Wir wollen zunächst einige Gedanken vorausschicken, um den Standpunkt der Frage zu klären. Da ist vor allem festzustellen, daß die Zahlen der Getöteten, die die Korrespondenten jüdischer Blätter aus Rußland telegraphieren, zumeist weit übertrieben sind, wie nachherige ruhige Zählungen — über die man nichts meldet — fast stets ergeben haben. Die Telegramme sprechen ganz allgemein von „Judenmetzeleien" und nennen im selben Atemzuge irgend eine stark nach oben abgerundete Zahl von Opfern, hüten sich aber sehr wohl, auch nur anzudeuten, wieviele Christen unter diesen Opfern sind, die von den Soldaten und den Juden selbst, die sehr wohl bewaffnet sind, erschossen wurden. Ihre Zahl belief sich bei den Straßenkämpfen in Odessa, Kiew, Lodz usw. auf viele Tausende. Was man an Uebertreibungen leistet, dafür nur ein Beispiel: Der Aufstand in Moskau stellte sich nach den Berichten gewisser Blätter dar als eine Riesenbewegung, daran halb Moskau und eine Menge Zuzügler sich beteiligt haben. In Wahrheit haben von den 1,300,000 Einwohnern ungefähr 20,000, d. h. der fünfundsechzigste Teil, mitgetan. Die Kämpfe selbst spielten sich auf einem Raume von 1,5 Quadratkilometer ab, während der ganze Flächenraum Moskaus deren 70 umfaßt; die Zahl der Toten dürfte 600 betragen haben, die Blätter gaben mehr an, als überhaupt am Aufstande sich beteiligt hatten. Dann wird man wohl zugeben müssen, daß die langjährigen Repressalien der Regierung gegen die Juden und deren eigenen bekannten Geschäftspraktiken dem Volk und dem Militär ein gewisses Recht zu geben schienen, gegen die Juden mit besonderem Nachdruck vorzugehen. Endlich, wenn das Volk Not leidet oder, durch Alkohol und aufrührerische Reden erregt, auf Raub und Plünderung ausgeht, dann nimmt es, wo etwas zu nehmen ist, und das war eben bei den Juden zunächst der Fall.

Das alles aber erklärt die Ereignisse nicht vollkommen, erklärt es weder, daß die Behörden gegen die Juden vorgingen oder sie doch nicht hinreichend schützten, noch, daß Volk und Polizei zeitweilig mit wahrer Wut gerade sie ausraubten und töteten. Man muß schon andere Erklärungen suchen; sie liegen so weit nicht ab.

Die Juden sind von Anfang an die **Hauptmacher der Revolution** gewesen; sie haben sie vorbereitet, organisiert, mit Geld unterstützt, praktisch durchzuführen gesucht. Wie jede Aktion eine Reaktion und jeder Schlag einen Rückschlag erzeugt, so auch hier: die Revolution hat an ihren Vätern Vergeltung geübt und sie selbst getroffen; wer Wind sät, wird immer Sturm ernten. Diese unsere Behauptung werden wir beweisen. Wir zitieren zunächst einen unparteiischen Zeugen, einen Lobredner der Revolution und der Juden: Alexander Ular „Rußlands Wiederaufbau".

„In dem furchtbaren Kampfe, der im geheimen seit Alexander II. gegen den Despotismus der Alkoholikerdynastie Holstein-Gottorp geführt wird, haben sich die Juden endgültig von der zwanzig Jahrhunderte langen Verachtung reingewaschen (!), mit der sie der ungerechte Stumpfsinn der Christen überhäuft hatte; zuerst durch ihre todesmutige Teilnahme am intellektuellen Nihilismus mit seinen terroristischen Folgen, dann im unablässigen mysteriösen Kampfe gegen die Beamtenoligarchie durch die Erziehung der stumpfen Nerven. — Es ist sicher, daß weder der moderne Terrorismus, der recht eigentlich die Revolution in Gang gebracht, noch das allmähliche Erwachen des Muschik zum politischen Selbstbewußtsein ohne die Juden möglich gewesen wäre." — Nachdem dann in einer längeren Ausführung der Verfasser an den Juden vor allem den „Heldenmut in allen Kampfarten" gelobt, sie als „Schmuggler im edlen, aber mit vogelfreiem Tode geahndeten Dienste der Volksaufklärung gegen die Finsternis der orthodoxen Gehirnknebelung", als von der „Volkswut bewaffnete Henker der Beamtenoligarchie", als Organisatoren des Terrorismus, des Streiks, des Aufstandes, als Bomben fabrizierende Chemiker, als „Strategen des Barrikadenbaues" gepriesen, fährt er fort: „Nur die jämmerlichste Parteilichkeit könnte behaupten, das zukünftige Rußland verdanke nicht den Juden den größten Teil seiner Freiheiten. Die russischen Revolutionäre haben von ihnen die besten Kampfmethoden gelernt." Wenn dem so ist — unsere Daten werden es beweisen —, wie kann man sich dann doch nur wundern, daß die Regierung sich gegen solche Elemente wehrt und schließlich, da sie einen festen Besitzstand verteidigt, in der Wahl ihrer Mittel auch skrupellos vorgeht? Oder ist vielleicht die Wut des Volkes noch so ganz unbegreiflich, wenn es die Störenfriede aller Ordnung und öffentlichen Sicherheit scharf und blutig zurückweist? Die Meldungen von wirklichen, allgemeinen Volksaufständen sind ja bis zu dieser Stunde Schwindel; alles in der Art bis jetzt Geleistete war „Mache" einzelner.

Aus einer Unmasse von weiteren Zeugen für die Juden als die Hauptträger der Revolution wählen wir nur einige markante aus: Der berüchtigte „Bund", der in ganz Westrußland von Riga bis Odessa die Revolution macht, ist jüdisch. Akimow sagt in seiner Schrift über die Entstehung der Sozialdemokratie in Rußland, sie sei in Wilna 1885 von Rabbinatskandidaten gegründet worden. Der Sozialdemokrat Engelhardt äußert sich in der „Nowoje Wremja" des näheren: „Im Jahre 1892 war bereits ein ganzes Netz revolutionärer Gesellschaften über Russisch-Polen und die westlichen Gouvernements verbreitet und an deren Spitze befanden sich überall nur Juden. Als Schlupfwinkel dieser revolutionären Gesellschaft dienten die jüdischen Synagogen und ihre geheime Korrespondenz wurde im jüdischen Jargon und mit hebräischen Lettern geführt. Im Jahre 18.. wurde dann der jüdische Arbeiterbund unter dem Namen „Bund" geschaffen, welcher ausdrücklich die bewaffnete Revolution auf seine Fahne schrieb. Das ist der Ursprung der gegenwärtigen russischen Revolution und jeder Kenner muß zugeben, daß dieser Ursprung ein jüdischer ist. Seither befindet sich die russische Arbeiterschaft unter dem jüdischen Einflusse der aus den jüdischen Synagogen hervorgegangenen Geheimorganisation des „Bundes", welcher nur jüdische Zwecke verfolgt und welchem daher die Interessen der nichtjüdischen Arbeiter in Wirklichkeit vollkommen gleichgültig sind." Das Wiener „Deutsche Volksblatt" berichtet aus Lodz unter dem 20. Januar 1906: „Es gibt in Lodz jetzt nur noch eine allerdings große revolutionäre Partei, das ist der aus 50,000 Personen, Männern und Frauen — ausschließlich Juden, bestehende Bund."

Wir wollen auch der Vollständigkeit halber eine jüdische Stimme hören, den „Pester Lloyd". Er läßt sich aus Petersburg unter dem 31. Januar 1906 schreiben: „Die aufrührerischen Organisationen, besonders der „Bund", entwickeln auf Grund eines ausgezeichnet ausgearbeiteten Systems eine Tätigkeit, deren besondere Gefährlichkeit darin besteht, daß der „Stein durch stete Tropfen allmählich ausgehöhlt wird". Im Verlaufe des ganzen Monats Dezember stand der gesamte Nordwesten Rußlands unter der Macht des alleinherrschenden „Bundes". Dazu geben wir einen Bericht über die literarische Tätigkeit dieser jüdischen Organisation, die dem Wilnaer Organ desselben entnommen ist. Darin wird mit freudigem Stolze mitgeteilt, daß das Zentralkomitee des Bundes im Laufe von 10 Monaten 2,000,000 Flugblätter herausgegeben hat und daneben .. Nummern einer periodischen Schrift, jede in 30,000 Exemplaren. Außerdem wurden in einem Monat vier Proklamationen, jede zu 120,000 Exemplaren, publiziert. Der Bund unterhält fünf Zentralbuchdruckereien und beschäftigt in jeder ständig 22 Mann.

Wie es vielfach zu den Judenmetzeleien kommt durch die eigene Schuld der Juden, berichtet die in solchen Dingen übermäßige „Kreuzzeitung" (14. November 1905): „Allmählich werden Stimmen laut, die alle die Gewalttaten in einem anderen Licht erscheinen lassen, als es die demokratische und jüdische Presse bisher

*) Anm. Wer sich über die russische Revolution unterrichten will, ohne daß er die jüdische und demokratische Presse allein zu Führern hat, dem empfehlen wir auf das allerangelegentlichste das Werk von Rudolf Urba: Die russische Revolution. 2 B., Prag 1906. Viele Einzelheiten in unserer Skizze sind diesem trefflichen Werke entnommen.

tat. Aus den neuesten Berichten geht jedenfalls das eine hervor, daß von jüdischer Seite die reichstreue Bevölkerung in maßloser Weise gereizt worden ist. Aus Saratow und Kiew werden verschiedene Einzelheiten verbreitet, die das mit Sicherheit bestätigen. — Den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch der Judenhetze bot der beabsichtigte Widerstand der jüdischen Partei gegen den Wunsch der Kaufmannschaft, eine patriotische Kundgebung zu veranlassen. (Anläßlich des kaiserlichen Manifestes betreffs der Duma.) Als der Plan der Juden, der übrigens nicht zur Ausführung kam, unter der erbitterten Volksmenge bekannt wurde, war diese nicht mehr zu halten und begann die jüdischen Geschäfte zu verwüsten. Eine Aufreizung seitens der Polizei und der Regierung, wie vielfach behauptet wird, war gar nicht nötig. In Kiew, wo die Juden ebenfalls entsetzlich mißhandelt worden sind, hatten die Revolutionäre, die von Semiten geführt wurden, früher furchtbar gehaust und das religiöse und monarchische Empfinden schwer verletzt. Sie waren ins Gebäude der Stadtverwaltung gedrungen und hatten die Heiligenbilder sowie die Porträts der kaiserlichen Familie vernichtet." Am 15. November schrieb sie weiter: „Seit dem Gumbinner Prozeß ist es aller Welt klar und wird auch von keiner Seite mehr bestritten, daß die Revolution in Rußland ganz vorzugsweise das Werk des internationalen Judentums ist. Die „Mandelstamm und Silberfarb" haben die Fackel des Aufruhrs in das Riesenreich des Zaren geworfen. Das Blut, das die Revolution vergossen hat, kommt also zuallererst auf das Haupt der Juden. — In Odessa und anderen Orten Südwestrußlands sind es augenscheinlich dieselben Volksmassen, die bis vor kurzem unter jüdisch-sozialdemokratischer Führung brannten und sengten und die jetzt den Juden selbst Tod und Vernichtung bringen. Wir haben es uns gemerkt und werden es nicht vergessen, daß die jüdisch-freisinnige Presse stets Worte des Verständnisses und der Verteidigung für die Mordbuben hatte, die in Rußland Bomben warfen, Offiziere abschlachteten und der Staatsgewalt entgegentraten. Wir merken es uns auch, daß jetzt dieselben Blätter sich den Anschein geben, als seien die russischen Juden die unschuldigen Lämmer, die kein Wässerchen getrübt haben."

Für Odessa haben wir einen deutschen Fabrikanten als Augenzeugen. Er schreibt: „Am 18. Oktober a. St. erschien das Manifest. Die sozialdemokratische Partei, die aus 90 bis 95 Prozent Juden besteht, organisierte sofort die Revolution. — Die jüdischen Studenten inszenierten einen Manifestationsumzug mit roten Fahnen. Es war eine bunt zusammengewürfelte Menge von Fachschülern, Gymnasiasten und Judenjungen aller Berufe nebst einer Anzahl jüdischer Studentinnen. — Im Gebäude der Duma wurden revolutionäre Reden gehalten, das Bild des Kaisers zerschossen, zerrissen und mit Füßen getreten. Auf der Straße wurde unterdessen die trikolore russische Fahne zerfetzt und nur der rote Teil derselben beibehalten. Der von der Duma zu Illuminationszwecken aufgestellte Beleuchtungskörper mit der Inschrift: „Gott beschütze den Zaren!" wurde zerstört." — Ein anderer Bericht vervollständigt das Bild: „Juden gingen mit Waffen durch die Straßen, und wer den Laden nicht schließen wollte, dem wurde alles demoliert. — Dem Wachmann Andrej Gubi schnitten die Juden alle Finger ab und stachen ihm die Augen aus. Gubi starb auf dem Wege ins Krankenhaus. — Die Juden trugen eine Spotttafel voran mit der Aufschrift: Das Haus der Romanow wird versteigert!" — Anderswo schleifte man neben den Bildnissen des Kaisers Kruzifixe unter Spott und Hohn auf die Straßen und hing sie den Hunden um den Hals. Das waren dieselben tapferen Burschen, die sich bei der Einberufung der Reservisten zum Kriege zum großen Teile drückten, die sich im Felde zu 90 Prozent krank meldeten, und von denen sich 12,000, obwohl im ganzen nur 18,000 ausgerückt waren, von den Japanern fangen ließen!

Bedarf es, um die Hauptmacher der Revolution zu zeichnen, noch weiterer Tatsachen? Nun, Gapon, der berühmte Pope, war ein getaufter Jude, der Revolutionär bei der Flotte, der Leutnant Schmidt, war ein ungetaufter, von 22 in Warschau erschossenen Revolutionären waren 21 Juden, 4 in Moskau erschossene Rädelsführer waren es alle, die Anführer der revolutionären Studenten, Arbeiter, die Aufwiegler der Bauern, die Hetzer in der Presse: ist nur Juden. Sapienti sat!

Noch einmal: Sind da die Judenmetzeleien etwas irgendwie Unbegreifliches? Sind sie nicht vielmehr allzu natürlich? Wir bedauern sie gewiß, wundern uns aber nicht, wenn das [illegible]rentreue Volk die Verhöhnung des Herrschers blutig zurückweist, wundern uns auch nicht, wenn dann die Hefe des Volkes, immer zu Raub und Mord bereit, Exzesse begeht, die sich der [illegible]esprechung entziehen.

Pariser Zeitläufe.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Die Presse hat augenblicklich viele Eisen im Feuer und braucht ihre Sensationsnachrichten nicht dem famosen Spezialdraht des „Matin" zu entlehnen. An erster Stelle stand die im Parlamente verlesene ministerielle Erklärung. Dieselbe enthält eine ganze Reihe von Versprechungen auf dem Gebiete der äußeren und der inneren Politik. Frieden nach außen, Glückseligkeit nach innen, das ist das Leitmotiv der Erklärung, welche Clemenceau, der neue Ministerpräsident, in der Kammer verlesen hat.

Der den Katholiken zugedachte Teil der Glückseligkeit besteht darin: „allen Bürgern die Ausübung der durch das Trennungsgesetz verwirklichten Gewissensfreiheit zu sichern". Zu gleicher Zeit beklagt sich aber auch der Minister, daß seine guten Absichten vom Papste verkannt werden, der nicht allein eine fremde Autorität bilde, „sondern selbst fremden Einflüssen unterworfen" sei. Was man hier seit der Wahl des Pater Wernz unter „fremden Einflüssen" versteht, werden die Leser schon verstehen.

Während die Jakobinerpresse den Minister und seine Politik verhimmelt, wird er von der Oppositionspresse verdonnert. In der Mitte stehen eine Gruppe von Sozialisten und eine Gruppe von Nationalisten, die sich beim Vertrauensvotum der Abstimmung enthielten. Die Sozialisten haben ihre Enthaltung damit begründet, sie wollten das neue Ministerium nach seinen Taten und nicht nach seinen Versprechungen beurteilen. Die nationalistische Gruppe, in welcher sich Orleanisten, Bonapartisten usw. zusammenfanden, hat sich über ihre Enthaltung bei der Abstimmung aus unbekannten Gründen nicht aussprechen wollen.

Die von den Jakobinern begeistert applaudierte „antiklerikale" Rede des Kultusministers Briand mit ihren Angriffen gegen den Papst war nur ein Anhängsel zur Rede Clemenceaus. (Die deutsche liberale Presse feiert sie als großen „Sieg".)

Verschiedene Zeitungen fabeln von allen möglichen Geschichten, die sich gelegentlich der Romreise des Barons Tschirschky von Boegendorff zugetragen haben sollen. Der „Petit Parisien", das verbreitetste der Pariser republikanischen Blätter, weiß sogar zu erzählen, was Tschirschky mit dem Papste abgemacht hat. Er soll denselben bestimmt haben, den Kaiser von Oesterreich zu empfangen, der seinen Besuch zu Rom gelegentlich der Erneuerung der Tripelallianz dem Könige von Italien versprochen habe! Dieselbe läuft bekanntlich im Jahre 1912 ab, also zu einem Zeitpunkte, da der Kaiser 82 Jahre alt sein wird!

Der „Petit Parisien" weist ganz besonders auf die Uebereilung hin, mit welcher der deutsche Staatsmann dem Papste von dem Besuche gesprochen habe, der ja erst in sechs Jahren abgestattet werden soll! Ob selbst Schulbuben so etwas glauben, kann in Frage gestellt werden. Die Hauptsache ist, den Papst als einen Eideshelfer der Tripelallianz hinzustellen.

Der Exkandidat auf dem Präsidentenstuhl und ehemalige Kammerpräsident Doumer, der wieder in die einfache Reihe der Abgeordneten getreten ist, soll die Absicht haben, eine neue Zeitung zu gründen. Mit welchem Gelde und für welche Partei, ist bisher unbekannt geblieben.

Die etwas zweifelhafte Haltung Doumers scheint Clemenceau unbequem zu sein; der Minister gab ihm soeben einen Wink mit dem Zaunpfahl, indem er den Präfekten des Aisne-Departements, Goulley, seiner Stelle enthob. Dieses Departement umfaßt den Wahlbezirk, welcher in den drei letzten Legislaturperioden Doumer stets zum Abgeordneten wählte. Der neue Präfekt ist Schrammeck, ehemaliger Beamter der Polizeipräfektur, der Doumer wenig hold zu sein scheint und ihn jedenfalls nicht, wie sein Vorgänger Goulley, bei den Wahlen amtlich unterstützen wird.

Auch der Präfekt von Dijon, der Hauptstadt von Burgund, Phelut, wurde in den Ruhestand versetzt. Derselbe hatte diese Stelle seit langen Jahren zu behaupten gewußt und war die Petersilie auf allen ministeriellen Suppen der letzten zwanzig Jahre. Clemenceau scheint ihn jedoch als unsicheren Kantonisten zu betrachten und hat ihn kaltgestellt.

Gelegentlich des Grubenunglücks von Courrières erwähnte ich unterm 25. März der Kurse, welche zwei Tage nach der Katastrophe an der Kohlenbörse von Lille, der Handelsmetropole von Französisch-Flandern, notiert wurden.

Die seinerzeit mit 500 oder 1000 Franken aufgelegten Aktien standen auf schwindelnder Höhe. Eine Aktie von Anzin galt an diesem Tage 640,500 Frs., die von Aniche 378,000 Frs. und die von Vicoigne 26,580 Frs. Die Aktien werden nur per Hundertstel

oder Zwanzigstel gehandelt. Die Presse machte auf diese Verhältnisse aufmerksam, und die öffentliche Meinung verlangte eine eingreifende Reform der bestehenden Bergwerks- und Hüttengesetzgebung. Die maßgebenden Kreise brauchten drei Vierteljahre dazu, um einen Gesetzentwurf auszuarbeiten, der am 31. Oktober vom Ministerrate angenommen wurde. Die Gesetzesvorlage bestimmt, daß alle Minenvergebungen, die gegenwärtig nicht ausgebeutet sind, sofort dem Staate anheimfallen, und daß die bestehenden Konzessionen nicht erweitert werden dürfen. Bei zukünftigen Vergebungen wird der Staat alle nötigen Vorsichtsmaßregeln anwenden, damit der Gewinn für die Besitzer der Teilhaberscheine nicht mehr so enorm hoch wie bisher sein könne. Ferner soll bei allen zukünftigen Konzessionen die Bedingung gestellt werden, daß ein Teil des Gewinnes an eine zu schaffende Zentralkasse des Bergwerks- und Hüttenwesens abgeführt werde, welche denselben an die beteiligten Arbeiter und Angestellten nach Verhältnis ihres Lohnes und ihrer Arbeitszeit zu verteilen haben wird.

Die beabsichtigte Reform kann allerdings den Mißständen der bestehenden Gesellschaften nicht begegnen, aber jedenfalls wird sie für die Zukunft verhindern, daß ein Anteilschein von 1000 Franken binnen zwei Menschenaltern einen Wert von 640,500 Franken darstellen kann, wie es bei der Grubengesellschaft von Anzin der Fall ist.

Zwei Streiks.

Neun Wochen lang hat der Ausstand auf einem der größten Hüttenwerke Deutschlands gedauert, er hat Millionen dem Nationalvermögen entzogen, die Gewerbetreibenden Aachens empfindlich geschädigt, er hat viele Familien in hungerndes Elend getrieben und vor allem bewiesen, wie wenig realpolitische Klugheit deutsche Arbeiter besitzen. Von einer Handvoll Hirsch-Dunckerscher Hetzer lassen sich 4000 Arbeiter in einen Streik hineintreiben, dessen Nutzlosigkeit ein Kind voraussagen konnte, und von dem auch die Arrangeure wußten, daß er ein klägliches Ende nehmen würde. Er hat es jetzt genommen, und man erfüllt förmlich eine moralische Verpflichtung, wenn man öffentlich erklärt, daß es eine gewissenlosere Gesellschaft als diejenige, die diesen Streik auf Roter Erde inszeniert hat, gar nicht geben kann. Unbegreiflicher als ihre Frivolität ist nur noch die Beschränktheit der Arbeiter. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein hat den Streik gemacht lediglich zu dem Zweck, um Mitglieder zu fangen. Deshalb trieb er die Arbeiter zu Forderungen, die unerfüllbar waren, und schließlich zum Ausstand, mit dem Versprechen, für genügende Unterstützung zu sorgen. Diese bestand darin, daß jeder Ausständige in acht Wochen 16 M erhielt! Auch die mithetzende sozialdemokratische Gewerkschaft hat den Arbeitern nicht geholfen. Ohne den weitgehenden Kredit der kleinen Bäcker, Metzger und Kolonialwarenhändler hätten sie verhungern müssen!

Da drüben, im „freien" Belgien, geht's noch toller zu. Beim Streik in Verviers hat sich die Sozialdemokratie im ganzen Glanze ihres verbrecherischen Terrorismus gezeigt. Auf Maueranschlägen konnte man Todesdrohungen gegen die Arbeitgeber lesen, Attentate wurden verübt, die kleine Geschäftswelt gebrandschatzt und die Bauern bestohlen. Der Zweck des Streiks war die vollständige Vernichtung der Autorität der Arbeitgeber. Sie sollten nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu gelten haben. Nur die Syndikate sollten noch herrschen. Der Arbeitgeber wurde mit „du" angeredet und beschimpft, wenn er es bloß wagte, seine Fabrik zu betreten. Er durfte nicht einmal mehr den Gang der Fabrikation bestimmen. Ein erfreuliches Zukunftsbild.

Schließlich mußten 17,000 Textilarbeiter ausgesperrt werden. Das Fazit in erster Linie ist eine ungeheure Verschuldung dieser Arbeiter. Sie haben in vier Wochen zwei Millionen Franken an Löhnen eingebüßt. Auch die Maison du Peuple ist verkracht. Die gesamte Vervierser Tuchindustrie hat solchen Schaden gelitten, daß sie ihn lange nachfühlen wird. Viel schlimmer noch ist die sittliche Schädigung der Bevölkerung bis in die Kinderkreise hinein.

Nun hat man Frieden geschlossen; aber wird und kann dieser Frieden haltbar sein? Sehr bezeichnend ist sein erster Grundsatz: „Im Prinzip soll der Arbeitgeber frei in der Leitung seines Betriebes sein." So etwas muß auch noch stipuliert werden! Der belgische Staat sollte weniger für die „Freiheit" und etwas mehr für Hebung seiner Autorität und Volksbildung tun.

Aachen. Dr. Brüning.

Unbillige Erschwerung des Rechtsweges.

Von

Dr. Krueckemeyer, St. Johann.

Der Pariser „Matin" hatte im November 1904 eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die sich mit angeblichen Mißständen des Waisenhauses der Schwestern vom hl. Thomas von Villanova in Aix (Südfrankreich) beschäftigten. Der Inhalt dieser Artikel war teilweise von dem in Kolmar (Elsaß) erscheinenden „Elsässer Tagblatt" übernommen worden. Darauf ließen die Schwestern bei dem Schöffengericht in Kolmar durch einen dortigen Rechtsanwalt Privatklage wegen Beleidigung erheben. Inzwischen war in Frankreich auf Grund der Artikel des „Matin" gegen die Schwestern eine Untersuchung eingeleitet worden. Die Verhandlung der in Kolmar anhängig gemachten Privatklage wurde bis zu deren Erledigung — ungefähr 1½ Jahre — verschoben. Die in Frankreich geführte Untersuchung hatte das Resultat, daß die vom „Matin" vorgebrachten Beschuldigungen fallen gelassen und schließlich nur gegen zwei Schwestern wegen Ueberschreitung des Züchtigungsrechts Anklage erhoben wurde. In dem Prozeß wurde die eine Schwester freigesprochen, die andere zu 14 Tagen Gefängnis, jedoch mit bedingtem Straferlaß, verurteilt. Nunmehr wurde auch in der Privatklage in Kolmar Termin angesetzt, und zwar auf den 20. Juli. Gleichzeitig wurde seitens des Kolmarer Gerichts angeordnet, daß die klagenden Schwestern persönlich zum Termin zu erscheinen hätten. Eine von dem Anwalt der Schwestern an das Gericht gerichtete Eingabe, die Schwestern mit Rücksicht auf die weite Entfernung ihres Wohnorts vom Gericht — Aix liegt ungefähr 200 Stunden von Kolmar entfernt — vom persönlichen Erscheinen zu entbinden, wurde abgelehnt. Die Schwestern kamen dennoch aus dem vom Verteidiger angegebenen Grunde der Aufforderung des Gerichts nicht nach. Die Folge war, daß die Klage abgewiesen wurde. In dem Abweisungsbeschluß wurde begründend ausgeführt, daß die Schwestern, die von sehr weit her die Klage erhoben hätten, durch ihr Nichterscheinen bewiesen hätten, daß sie derselben nicht das nötige Interesse entgegenbrächten.

Zieht man hierbei in Betracht, daß dem Gericht in Kolmar das in Aix gefällte Urteil vorlag, daß die Klägerinnen durch einen Anwalt ordnungsmäßig vertreten waren, daß sie selbst gar keine weiteren Ausführungen zu machen hatten, und daß auch von einer Führung des Wahrheitsbeweises seitens des Angeklagten gar keine Rede war, so liegt es auf der Hand, daß das Vorgehen des Kolmarer Gerichts — trotz aller formellen Berechtigung — eine ganz unbillige Erschwerung des Rechtsweges in sich schließt. Sollte dasselbe Schule machen, so würde die praktische Folge sein, daß in Zukunft jeder ungestraft beleidigt werden könnte, der von dem Sitze des zuständigen Gerichts in der nötigen Entfernung wohnt. Denn es liegt auf der Hand, daß die meisten Menschen auf die Durchführung einer Privatklage verzichten werden, wenn sie dazu eventuell eine ganze Anzahl von langen Reisen, womöglich gar noch bei mehreren Instanzen, machen müssen. Die ihnen dadurch auferlegten Verluste an Zeit und Unannehmlichkeiten würden zu der ihnen durch Bestrafung des Beleidigers widerfahrenden Genugtuung in gar keinem Verhältnis stehen. Im Interesse des Ansehens unserer Rechtspflege würde das aber keinesfalls liegen.

Unaussprechliches.

Natur, deinen Seufzern, den unaussprechlichen,
Lauscht meine Sehnsucht in einsamen Nächten,
Ob von Geheimem sie Kunde mir brächten —
Schweigend verharren die unbestechlichen.

Ach! nur im Echo, dem fernen, schwächlichen,
Hallt es wie Ahnung von höherem Leben;
Sprache der Geister ward nicht gegeben
Söhnen des Staubes, den armen, gebrechlichen.

Künden nicht Worte, die unzulänglichen,
Was die Wogen, die Wipfel rauschen,
Aus den Tönen der Meister erlauschen
Magst du den Odem des Unvergänglichen.

Leo van Heemstede.

Die Bedeutung der Indizierung.

Von
Dr. Zimmern, Speyer.

Diese Bedeutung, „über die viel Unklarheit" herrscht, heißt es in Nr. 180 der „Augsb. Postztg.", erläutert Universitätsprofessor Dr. F. X. Kiefl im Augustheft vom „Hochland": . . . . „Die Behandlung dieser Frage ist jedoch nur ein Bruchteil eines in der Auffassung großzügigen und in der Gelehrsamkeit tiefgründigen Artikels, gewidmet über Hermann Schell . . ." —

Wie aus dieser Ankündigung hervorgeht, ist die fragliche Erläuterung so eng verbunden mit der Indizierung der Werke Schells, die *als Beispiele zur Beleuchtung* der Erläuterung behandelt wird, daß es leider nicht möglich ist, den Fall Schell unberührt zu lassen, wenn man zu den Erläuterungen etwas bemerken will. Das gleiche gilt von gewissen Teilen des dem Verstorbenen gewidmeten Nachrufes. So sehr auch ein solcher Nachruf Sache des freundschaftlichen Gefühles und privaten Geschmackes ist, wenn der Nachruf seinen Gegenstand negativ dadurch erheben möchte, daß er andere heruntersetzt, so haben diese das *Recht der Abwehr*. Also, nicht gegen die positiven Ausführungen zu Ehren des Verstorbenen sind folgende Bemerkungen gerichtet, sondern allein zu den Erläuterungen sollen einige Worte der Richtigstellung gesagt, sowie zu den *so schweren gegen andere vorgebrachten Anklagen* die berechtigte Einsprache erhoben werden.

Zu diesem Zwecke seien dem billigen Urteil aller ruhig Denkenden folgende Aeußerungen des Kieflschen Aufsatzes zusammengestellt, die sich zum Teil auf theologische Richtungen, zum Teil auf die Gegner der theologischen Richtungen Schells beziehen: „Die nörgelnde Kritik der Zeitungstheologen und Broschürenschreiber (S. 553); Armseligkeit des theologischen Betriebes in den letzten 200 Jahren (554); Schells Gottesbegriff hätten so viele Theologen in beschämender Weise mißverstanden (557); Unwesen des modernen Rezensionswesens, das sich kritische Urteile erlaubt, ohne das betreffende Buch zu lesen, geschweige zu studieren (558); maßlose Anfeindungen Schells (558); wissenschaftliches Banausentum der Gegner (560); man habe gegen Schell langweilige Schulstreitigkeiten geführt und sei ihm mit persönlichen Anschuldigungen in den Rücken gefallen (561); kleinliche Neider des akademischen Ruhmes (563); sensationslüsterner Strohhaufen der Tageskritik (564); Schell habe dem stumpfen Richtschwert der anonymen Zeitungstheologen und des Broschürendilettantismus sich ausgeliefert (564); es habe eine Aera der Entstellung seiner Worte . . . . und falschen Anschuldigungen begonnen, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen, bis sein edles *Herz verblutete* (564); man habe unverantwortliche Perfidie geübt (566); es hätten einige anonyme Zeitungstheologen Gelegenheit genommen, in Lokalblättchen und in führenden Organen ihre Unwissenheit in dogmatischen Dingen zu bekunden . . . . systematisch zu täuschen, aber auch die Flamme des Aergernisses in kirchlich peripherischen und außerkirchlichen Kreisen immer neu anzufachen; pharisäischer Notschrei; Deckmantel der Kirchlichkeit; man suchte ihn wissenschaftlich tot zu machen; falsche Anschuldigungen (567); der in der Presse besonders geschäftige Theologus, lucus a non lucendo (569); gelehrte Kritik, welche nach Schlagwörtern des Inhaltsverzeichnisses urteilt; man *spreche suffisant von Schells Unklarheit*; kenne nur das Einmaleins (570); Gespenst einer einseitigen systematischen parteiischen Tadelsucht und gewissenlosen Verhetzung; Todfeind; wie ein tödlicher Stoß in seinen Lebensnerv sei die Verdächtigung gewesen; *dies habe Schell getötet* (572); neue Denunziation, *der letzte Nagel auf den Sarg*" (573).

Dazu wird überhaupt das katholische Publikum Deutschlands als nicht so reif und als auf einem niedrigeren Niveau befindlich als das in England hingestellt (564) und von der ungläubigen Richtung bald geredet als von der „wachsenden Uebermacht der deutschen Spekulation" (551), dem „Triumphzug des modernen Geistes durch das Reich des Denkens" (556), von den „gewaltigen Zyklopenmauern des modernen Denkens", den „Hochburgen der modernen Wissenschaft", und wieder ganz im Widerspruch mit dieser hohen Erhebung des Unglaubens und seiner „Wissenschaft" von dem „blendenden Zauber der flüchtigen modernen Philosopheme", und den „einander zerschellenden, sich gegenseitig auflösenden, mächtigen Katarakten der Systeme deutscher Spekulation" (549).

Der Verfasser scheint aber doch selbst gefühlt zu haben, daß hier etwas weniger mehr gewesen wäre, denn er schließt: „Sollte in obigen Zeilen ein herbes Wort niedergelegt sein, so geschah es, um zu zeigen, daß wir Menschen fehlen, daß aber die Kirche ewig rein und unbefleckt ist." Das genügt zur Abwehr!

Nun die Erläuterung über die Bedeutung der Indizierung! „Man unterscheidet", sagt Herr K., „eine doppelte *kirchliche Lehrpolizei* hinsichtlich der Indizierung glaubensgefährlicher Schriften: *eine äußere und eine innere*. Hat die oberste kirchliche Behörde durch *gewissenhafte Prüfung* gefunden, daß eine Schrift nachweisbare Irrtümer gegen den Glauben enthält, dann werden die betreffenden Sätze ausgehoben und wird der Autor zum Widerruf aufgefordert. Hat jedoch die *gewissenhafte Prüfung* der betreffenden Werke eine sichere Handhabe für eine Irrlehre des Autors nicht ergeben, lautet aber dennoch die *Denunziation*, welche Voraussetzung jeder Indizierung ist, dahin, daß die betreffenden Werke Verwirrung anrichten, so *tritt bloß die äußere Lehrpolizei in Bewegung*: „die einschlägigen denunzierten Schriften werden verboten, aber die Kongregation enthält sich ausdrücklich alles und jedes Urteils über den Glaubensstand des Verfassers, ja *selbst über den objektiven Inhalt seiner Schriften*." Die Sperrdrucke sind von mir.

De internis non judicat praetor, „Gedanken sind zollfrei", und so dürfte die Enthaltung über den „Glaubensstand" schon begreiflich sein, jedoch anders ist es wohl mit dem Urteil über den „objektiven Inhalt" der Schriften. Bekanntlich hat Papst Benedikt XIV. über das Verfahren bei Prüfung und Beurteilung von Schriften durch die Indexkongregation eine Verordnung herausgegeben, welche nach ihren Anfangsworten „Sollicita ac provida" genannt wird. Und Leo XIII. hat diese Verordnung neuerdings unverändert aufrecht erhalten. Sie muß als ein wahres Muster von Sorgfalt und Vorsicht dafür anerkannt werden, daß jede Parteilichkeit und Voreingenommenheit ausgeschlossen bleibe und bloß Sachlichkeit und Gründlichkeit, sowie neben oder vielmehr über der strengen Gerechtigkeit auch Billigkeit und Milde walte. Die ganze Tendenz der Geschäftsordnung für den Index geht nicht darauf hinaus, die Autoren in ihren Worten nach Art der Pharisäer zu fangen, sondern sie möglichst frei durchkommen zu lassen.

Wer an diese Vorschrift der Päpste denkt, kann unmöglich glauben, daß eine der höchsten Kirchenbehörden, die aus Männern von tiefgründiger Gelehrsamkeit und peinlicher Gewissenhaftigkeit besteht, „sich alles und jedes Urteils über den objektiven Inhalt einer Schrift enthaltend", diese Schriften verbietet „als Verwirrung anrichtend", bloß um dem „Drängen der Denunziation aus pastorellen Gründen nachzugeben" (569), ohne vorher gewissenhaft zu prüfen, ob denn zur Annahme, daß die Schriften Verwirrung anrichten, auch ein fundamentum in re, ein innerer Grund in den Schriften selber vorhanden sei. Wenn die Indexkongregation wirklich so oberflächlich verfahren würde, so wäre das in einem Falle um so bedenklicher, wo die „Denunziation", wie im Falle Schell, so schwerer Schuld angeklagt wird, eine Schuld, an der alsdann auch die kirchliche Behörde selber mitschuldig dastehen würde.

Und die Indexkongregation hatte bei ihrem Verbot sicher ein fundamentum in re — einen festen Boden, auf dem allein sie als „äußere Lehrpolizei in Bewegung treten" durfte. Schon in der Literarischen Beilage der „Kölnischen Volkszeitung" vom 14. Juni wird bemerkt, daß „eine nicht glücklich formulierte, *in ihrem Wortlaut verfängliche Stelle*, Anlaß zur Untersuchung aller irgendwie schwankenden Stellen bot". Auf die Frage: Warum ist Schell überhaupt indiziert worden? gibt Herr Kiefl folgende Antwort: „Auch Schell konnte die Arbeit der inneren Bezwingung des modernen Geistes durch die christliche Idee nicht allein und definitiv leisten . . . Nicht überall, wo seine titanische Kraft im ersten Sturmlaufe die Hochburgen der ungläubigen Wissenschaft zu nehmen glaubte, ist der Sturm definitiv gelungen. Der große, glänzende Rahmen, welchen Schell aus neuem Wissensmaterial der alten Wahrheit geschaffen, bedarf noch vielfach der Ergänzung. Das sind *selbstverständliche Dinge* . . . Schells Grundsatz war, auf möglichst wenig Papier möglichst viel Ideen zu bieten." Also: „brevis esse volo, obscurus fio, ich will kurz sein und werde dunkel." Weshalb unter solchen Umständen anderen vorwerfen, sie hätten „suffisant von Schells Unklarheit" gesprochen? Und wie kann da jemand glauben, die Indexkongregation enthalte sich jedes Urteils über den objektiven Inhalt der verbotenen Schriften?

„So wurden die Jesuiten Bellarmin und Suarez, so wurden Segur und Papebroek, Hirscher, Oswald und selbst Leo XIII. mit einer ersten Schrift indiziert", fügt Herr Kiefl bei (568). In dem Septemberheft der „Stimmen aus Maria Laach" (Miszellen) werden diese Angaben richtig gestellt. Daß jene dem Papste

Leo XIII. unterschobene Schrift von einem Kanonikus Paoletti herrührt, hat schon Hilgers in seinem Werke „Der Index", S. 117 und 171, dargetan. Daß Segur, Papebroek, Hirscher und selbst Oswald mit Schell als bahnbrechendem, epochemachendem Dogmatiker, der „eine Dogmatik auf völlig neuer Grundlage" (Hochland 553) herausgab, nicht auf gleiche Stufe gestellt werden können, haben die „Stimmen" sogar zu Ehren Schells hervorgehoben. Die beiden allein ebenbürtigen angeblichen Schicksalsgenossen Schells, Bellarmin und Suarez, sind aber, wie bei Hilgers zu ersehen ist, rechtskräftig nicht auf den Index gekommen.

Soviel über die Erläuterungen betreffend die Bedeutung der Indizierung. Hoffentlich erklärt man es nicht als Ueberschreitung der Abwehr, wenn ich noch einige Tatsachen aus Herrn Kiefls Aufsatz anführe: „Seit zwei Jahren hielten den herzleidenden Gelehrten nur noch die **stärksten Medikamente**, namentlich der tägliche Gebrauch von Jodlösung aufrecht" (573). Und: „Endlich sah Schell ein, daß es nur einen Weg gebe, seine durch **ungerechte** Folgerungen aus dem Indexdekret entstellten Intentionen in strahlender Reinheit der Oeffentlichkeit vorzuführen .... Er sprach in München, Berlin, Stuttgart, Straßburg, Mannheim, Breslau, Köln, Darmstadt usw. Die Zeit der **Ferien** reichte zuletzt nicht mehr hin, um die Einladungen zu befriedigen. Und die Körperkraft war der **ruhelosen Energie des Geistes** nicht mehr gewachsen."

Schell krankte also an einem tiefern organischen Leiden, er entfaltete eine körperlich aufreibende, geistige Tätigkeit; er war der Reinheit seiner Absichten sich bewußt, hatte zahlreiche hervorragende Freunde und sogar die vollständige Beruhigung des Hl. Vaters zu seinem Trost. Wenn ein Mann von einem solchen moralischen Halt aber solcher physischen Innenschwäche plötzlich stirbt, so stirbt er nicht an den Wespenbissen als so armselig geschilderter Feinde. Soviel zur Abwehr.

Würzburg.

Aus dem neuesten Werke von Johannes Jörgensen

(„Rejsebilleder fra Nord og Syd").

Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. *)

Reist man in Süddeutschland von Ort zu Ort, so begegnet es einem oftmals, daß man an einer oder der anderen kleinen Stadt oder Dorfschaft vorbeikommt, welche einen so innig heimisch begrüßt, daß es ist, als sollte man da gleich Halt machen und den Rest seiner Tage dableiben. So eine kleine, graue Stadt mit einer grauen, alten Burg, einer grauen, alten Kirche, halb verfallenen Brücken über fließenden Gewässern und alten, grauen Häusern, die sich an alte, graue Felsen schmiegen, solch eine Stadt ist Besigheim am Neckar, solch eine Stadt ist Lauffenburg am Rhein. Besonders die letztere rief mir mit plötzlicher Stärke die wundervollen Worte von Edgar Poe in die Erinnerung — an old, grey, mouldering and decaying city near the Rhine. Ja, hier könnte sie wohnen, die schöne, rätselvolle Ligria, von welcher uns der unglückliche Amerikaner erzählt. . .

Aber der Zug läßt solche Abstecher nicht zu, die Zeit auch nicht. Und nach einer langen Eisenbahnreise — ich will nicht sagen, nach einer langen, ermüdenden, wie die stehende Wendung lautet, denn das Reisen ermüdet mich niemals — verlasse ich meinen Zug erst in Würzburg. . . .

Würzburg liegt in dem guten Bayerland, und das Hotel, welches nicht ersten Ranges ist, begegnet einem gleich mit der soliden Gemütlichkeit von ganz Süddeutschland. Der gebohnte Boden, die tiefen Fenster, die breiten weißen Gardinen, die riesenhaften Betten und die vielen schweren Handtücher — alles legt Zeugnis davon ab, daß das Haus nichts weiß von moderner Humbugs-Eleganz. Auf gut Deutsch heißt es auch „Wittelsbacher Hof", nicht Hôtel de dies oder das — wie ich zu meinem Kummer irgendwo einen guten alten „Gasthof zum wilden Mann" in ein Hôtel du Sauvage verwandelt gesehen habe!

Da ich mich gewaschen, ausgeruht und gesättigt, ist es abend geworden und Mondschein. Der „Wittelsbacher Hof" liegt auf einem Marktplatz, und das erste, was mein Auge trifft, da ich hinausgehe, ist eine kleine, schöne, gotische Kirche. Marienkapelle heißt sie und ist wie ein kleines, edles Kind aus der gotischen Domkirchen schöner Familie.

Ich gehe etwas weiter und komme durch einige moderne Straßen. Die Läden sind hier groß und strahlend, aber überall ist man daran zu schließen. Es ist erst acht Uhr. In einer Stunde wird da kein anderer Verkehr in den Straßen sein als die Wirtshausmädchen, welche die vollen Bierkrüge heimtragen zu den podagristischen Bürgern und die leeren zurückbringen. An einer Stelle, wo etwas Bäume sind, geht ein junges Mädchen ungeduldig auf und ab und wartet.

Dann komme ich auf einen großen Platz, wo der Mondschein liegt wie Schnee. Auf der anderen Seite ist ein großes weißes Palais. Eine breite Allee läuft an dem kunstvollen schmiedeeisernen Gitter hin um den Park des Schlosses.

Das Palais ist das ehemals fürstbischöfliche, und der Park, der dazu gehört, hat ungewöhnlich schöne und große Bäume. Die kräftigen Stämme und Zweige, die frühlingsflaumigen Kronen zeichnen sich klar gegen den Himmel der Vollmondnacht.

Ich bleibe stehen. Kein Laut. Nur weit unten in der Allee ein rieselnder Brunnen. Und da werde ich mit einem Male wunderbar stark ergriffen von Süddeutschlands Stimmung — der Poesie der alten, katholischen Bürgerstädte — Gretchenstimmung...

Ich kann mich nicht entschließen, heimzugehen. Die Stadt ist ganz leer, überall. Nur hier und dort eines der bierkrugtragenden Mädchen, und unter einer Lampe, welche vor einem heiligen Bildnis brennt, schlüpft ein Schatten an mir vorbei — mit einer Hahnenfeder am Hut, will mir's scheinen — und waren's nicht auch die Saiten einer Gitarre, die unter seinem Mantel klangen, blitzte nicht ein Schimmer des Wiedererkennens in seinem Auge: Unseliger Faust, was suchst du hier? Noch kann ich dir also begegnen — o Mephisto?

Ich gehe hinunter zum Mainflusse, der mitten durch Würzburg fließt, zu der „alten Brücke". Wo die nächste Laterne brennt unter der nächsten Madonna, eilt eine Barmherzige Schwester heim. Das weiße Brustlinnen leuchtet und das Kruzifix blinkt auf ihrer schwarzen Tracht. So komme ich zur Mainbrücke.

Die Begegnung mit Mephisto hat mein Gemüt in Bewegung gebracht. Die Mainbrücke ist alt und grau, mit vielen Heiligen von halb verwittertem Stein. Ich gehe sie zu Ende und mache Halt bei einer der Statuen und sehe hinaus über den Strom.

Breit, breiter als das Wasser zwischen Kopenhagen und Trekroner, fließt der Main. Im Mondnebel verbleichen jenseits des Stromes alle Dächer und Türme Würzburgs. Auf dem Ufer, wo ich stehe, erhebt sich der Berg mit der Wallfahrtskirche „Das Käppele" hoch und dunkel über die Häuser einer Vorstadt; ein einsames rotes Licht ist droben angezündet. Die ferneren Höhen den Fluß hinauf und hinab schwinden hin im Nebel.

Aber über dem Wasser ist das Mondlicht stark und lebendig. Der Mainfluß ist geschäftig und unruhig, schäumt und braust um die Brückenpfeiler. Der Main strömt stark und wogend, und auf dem strömenden Wasser schaukelt der Mondschein mit Goldschuppen.

Lange stehe ich auf der Mainbrücke, gegen einen der alten Steinheiligen gelehnt. Ich denke an einen, der nicht gerade ein Heiliger war, den ich aber doch so gern habe — den Dichter meiner Jugend, Heinrich Heine . . . Ich habe sein „Buch der Lieder" beinahe auswendig gekonnt. Und jetzt schwillt es empor in mir, Vers auf Vers, in diesem Heineschen Mondschein. Hör, hör, war es nicht hier, daß er gesungen:

„Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz . . ."

Ja, hier war und hier wohnte sie — in einem der alten Häuser da drüben, dessen Söller sich gegen den brausenden Main hinwendet . . . Und ich, ich stehe hier, als wäre ich jener, über den jener Dichterkummer dahingegangen, und es fängt an, in mir zu singen und zu weinen:

„In diesem Hause wohnte mein Schatz . . ."

Zuletzt bin ich nahe daran, es zu glauben. Ach, Mondschein, Mondschein . . .

* * *

In der Gaststube des Hotels ist der Würzburger Stammtisch dicht besetzt. Am Ende des mit einem bunten Tuch gedeckten Tisches sitzt der Wirt selbst, am anderen seine Tochter, eine lustige, üppige Schönheit, dunkelhaarig und mit dunklen Augen. Zwei junge Leute wetteifern, ihr den Hof zu machen, und sie lacht in einem fort mit zurückgebogenem Haupte.

Aber am anderen Ende streitet man um Glaubenssachen, und ein kleiner eifriger Mann rückt dem Patriarchen Jak[illegible] mächtig auf den Leib wegen seiner Aufführung gegen Ei[illegible] „Und das soll ein Patriarch sein, das soll uns ein Vorbild sein!" ruft er indigniert aus. Beifallfordernd sieht er im Kreise umher, und es wird getrunken. Aber in die ernste Rede lacht mit aller Macht das junge Mädchen hinein, den weißen, runden Hals weit zurückgeworfen — „der Wirtin Töchterlein" aus dem Volkslied...

*) Nachdruck ohne Genehmigung des Uebersetzers nicht gestattet.

Feierstille.

Der Abend kam. Wir ruh'n im Schweigen
Und sitzen still zum Fenster hin.
Nur auf der Gasse tanzt den Reigen
Der Jugend froher Kindersinn.

Das war ein Tag voll Müh'n und Sorgen,
Voll Weh und Widerwärtigkeit.
Ein Hasten nur war unser Morgen
Und unser Mittag Müdigkeit.

Nun hast du Ruh'. Wir lächeln leise,
Und meine Hand faßt deine Hand,
Und sinnend lauschen wir der Weise,
Die leise klingt durchs stille Land.

Die Worte ruh'n, die Lippen schweigen,
Die Uhr tickt träumend durchs Gemach.
Fernher nur lockt der Kinderreigen —
Wir schau'n verlor'nen Stunden nach.

Bonn. Karl Jünger.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. In vollkommen neuer Einstudierung erschienen unter der Leitung des Hofkapellmeisters Röhr und des Regisseurs Wirk die „Hugenotten". Was auch den feiner Empfindenden heute an Meyerbeers Musik hin und wieder weniger sympathisch sein mag, das eine läßt sich nicht leugnen, daß sie in vielen Punkten noch von lebenskräftigem Eindruck ist und des öfteren sogar Partien vor hervorragender Schönheit aufweist. Das vollbesetzte Haus zeigte sich durch die Wiederaufnahme der alten Oper in den Spielplan sichtlich erfreut, um so mehr als die Aufführung eine sehr gute war. Raoul Walter ist, wie vor Jahren, ein glanzvoller Vertreter des Raoul. Diese Rolle gehört mit zu denjenigen, welche dem trefflichen Sänger am glücklichsten liegen. Neu war Frau Burk-Berger als Valentine, mit welcher die begabte Künstlerin einen neuen Beweis ihrer noch wachsenden Fähigkeiten erbrachte. Vortrefflich singt Frau Bosetti die Margarete; Bauberger, Gillmann und Frl. Tordek seien noch anerkennend hervorgehoben.

Kgl. Residenztheater. „Die Condottieri", ein Schauspiel von Rudolf Herzog. — Andrea Verrochios gewaltiges Reiterstandbild hat dem Namen Coleoni Ewigkeitsklang gegeben. Wir sehen in dem Denkmal mehr als das Monument eines venetianischen Feldherrn. Dieses erhabene Kunstwerk gibt gleichsam den Typus jener Genies des Willens und der Tat, über das Persönliche hinaus ein Symbol der Renaissance. Rudolf Herzog hat dem Erzbilde, das stumm so eindringlich redet, Sprache verliehen — und nun vermag Bartolomeo Coleoni, nur mit minderer welthistorischer Resonanz — zu uns zu sprechen. — Aber liegt dies am Dichter allein, können diese Gestalten des Rinascimento überhaupt für unser Empfinden lebendig werden? Fühlen wir mit diesen Kriegshelden, die nicht ihrem Vaterlande dienen, sondern dem Meistbietenden, also eigentlich Krämer sind, denen auch der Verrat keine Schmach gilt, wenn er ihrem Ruhm und ihrem Besitze Vorteil bringt? Wir sehen diese Menschen eben durch das Medium ihrer Kunst, deren Größe einzig dasteht, und uns fesselt ihr Geschmack, der ihre Lebensführung im guten und im schlechten in ein Meer von Schönheit zu tauchen wußte. — Herzog hat schon als Romancier sich als ein Mann von künstlerischem Takt bewiesen. Auch in seinem Drama zeigt er ernstes Streben und Verständnis. Da dringt nicht, wie bei so vielen, ein modern gefärbtes Wort an unser Ohr, das jeden historisch Gebildeten aus aller Stimmung reißt. Diese Männer und Frauen sind in ihrer Liebe und in ihrem Haß durchaus richtig gesehen, aber inneres Leben haben sie doch nur solange, als sie von starken Schauspielerindividualitäten verkörpert auf der Bühne vor uns stehen. Der sich dem Tode nahe fühlende Condottiere erstrebt einen letzten Sieg; er will von der widerstrebenden Republik erzwingen, daß sie ihn durch die Errichtung seines Standbildes ehrt. Während er mit dem Rate hierüber in heißem Wortkampf steht, ereilt ihn der Tod. Sein Sohn läßt rasch des Vaters Visier herunter und führt die Sache des angeblich nur Ohnmächtigen zu Ende. Der Gedanke, daß der in seiner Rüstung dasitzende Tote noch solche Macht über die Menschen besitzt, daß er für sich den ersehnten Ruhm, als Erzbild unsterblich zu sein, und für den Sohn den Oberbefehl erkämpft, ist zweifellos groß empfunden. Ebenso ist das zweite Motiv des Schauspiels, die Aufrüttelung von Coleonis träumerischem Sohn zum Tatmenschen durch die Liebe, vortrefflich gedacht. Leider hat die Gestaltungskraft des Dichters nur zu einem wirksamen Theaterstück gereicht, nicht zu dem erstrebten Drama gewaltiger Leidenschaften. Ich achte darum Herzogs Werk nicht gering; es bietet künstlerische Aufgaben, die jeden ernsten Schauspieler reizen müssen. Den alternden Uebermenschen stellte Heine in jeder Nüance klug bedacht mit eindringlicher Wirkung hin. Sehr lebensvoll gestaltete Monnard den Sohn. Die Leidenschaftstöne der weiblichen Kraftnaturen traf Frl. v. Hagen am glücklichsten; bei Fräulein Dandlers Dogeressa klangen sie bisweilen forciert. Lützenkirchen und Jacobi gaben in kleineren Rollen treffliches. Die Aufführung leitete Heine, der für ein prunkvolles Milieu von mächtiger Stimmungskraft gesorgt hatte.

Aus den Konzertsälen. Das zweite Kaimkonzert brachte Dvoráks Symphonie „Aus der neuen Welt", ein Werk, dessen sympathische künstlerische Qualitäten hier schon mehrmals Würdigung fanden, und R. Strauß' bekannte Tondichtung „Don Juan". Schneevoigt dirigierte glänzend in jener sorgfältig nüancierenden Art, die wir besonders an ihm schätzen. Das Piano war von einer entzückenden Schönheit und Reinheit des Tones und die Kontraste auf das wirkungsvollste herausgearbeitet. Nächst ihm erntete Herr van Fliet, der in letzter Stunde für eine erkrankte Solistin eingesprungen war, den stärksten Beifall. Er brachte Saint-Saëns' Violoncello-Konzert in A-moll in virtuoser Weise zum Vortrag. Hempel spielte Toccata und Fuge D-moll für Orgel von Bach in den bei ihm längst bekannten künstlerischen Qualitäten. — Das vierte Volks-Symphoniekonzert brachte als Solisten Erhard Heyde, der dem Kaimorchester als Konzertmeister angehört. Er spielte Beethovens Violinkonzert mit einer bravourösen Technik und einer wundervollen Schönheit des Tones, die größten Beifall fand. Den Schluß bildete die „Eroica", welche wir vom Kaimorchester erst vor kurzem gehört hatten. Auch unter der Direktion Stavenhagens bot dasselbe eine treffliche Wiedergabe dieser erhabenen Symphonie. — Mit besonderem Interesse hatte man die Aufführung von Mahlers sechster Symphonie erwartet, welche der Komponist selbst in einem Wohltätigkeitskonzert dirigierte. Man kennt Mahlers Vorliebe für gewisse Naturalismen, wie Glockentöne und Hammerschläge, seine Art, Klänge im Volkston in seine überraffinierte Instrumentierung zu mischen und so vieles andere, was die einen für Koketterie, die anderen für Genialität halten. In Mahler lebt zweifellos die Sehnsucht nach Großem und Gewaltigem, er gehört zu den erfindungsreichsten Köpfen der heute lebenden Musikergeneration. Er zieht an und stößt ab; jedenfalls ist seine „sechste" kein Werk, das nach erstmaligem Hören eine abschließende Kritik ermöglicht. Grandios ist Mahler als Dirigent. In seiner Symphonie und im Meistersingervorspiel leitete er das verstärkte Kaimorchester geradezu glänzend. Auch die Solisten des etwas zu anforderungsreichen Abends, die prächtige Sängerin Tilly Koenen und der ausgezeichnete Pianist E. v. Dohnányi verdienen größte Anerkennung. — Ein neues Quartett hat Bruno Ahner, der erste Konzertmeister des Hoftheaters, mit den im gleichen Orchester wirkenden Herren E. Wagner, Heindl und Ebner gegründet, dessen erstes Konzert neben Beethoven und Mozart das selten gehörte Verdische Streichquartett in E-moll in durchaus glücklicher Wiedergabe brachte. Daß die neue Vereinigung noch enger sich in einander einfühlen wird, wenn sie eine längere Wirkungszeit hinter sich hat, ist natürlich; aber schon heute ist das „Ahnerquartett" auf ansehnlicher künstlerischer Höhe und durchaus des starken Applauses würdig, der seinem Debut gezollt wurde. — So gerne wir jedem Verdienste gerecht werden möchten, zwingt uns die täglich wachsende Zahl der Konzerte nunmehr nur noch diejenigen Veranstaltungen zu besprechen, die für unsere Leser von besonderem Interesse sind.

Verschiedenes. In Berlin fand ein viertägiges Händelfest statt, in dessen Dienst sich die größten Chorvereine und bedeutendsten Künstler mit hervorragendem Gelingen gestellt hatten. — „Hamlet" feierte an der Berliner Hofbühne das Fest der 300. Aufführung; die erste hat 1787 stattgefunden. — Zu einem Theaterskandal führte die Premiere von Herbert Eulenbergs „Ritter Blaubart" im Lessingtheater in Berlin. Der Autor zeigt wie in dem in München erfolglos aufgeführten „Halbe Helden" dichterische Qualitäten, vermag aber bis jetzt technische Ungeschicklichkeiten nicht zu meiden, die die Stimmung des Publikums in Ulklaune umschlagen lassen. — Im Hoftheater zu Koburg ging die Aeschyläische Oresteiatrilogie mit Musik des Hofkapellmeisters Lorenz mit gutem künstlerischen Erfolge in Szene. — Die Uraufführung von Adolf Pauls Komödie „Lohndiener" fand am Kgl. Schauspielhaus in Dresden zwar Beifall, doch fehlt der Satire trotz manch hübschen Details das Zündende. — J. Wiegands in Stuttgart erstaufgeführtes Schauspiel „Frühling" fand nur matte Teilnahme. Das Stück behandelt mit versöhnlichem Schlusse zwei Ehekrisen. — In Paris hatte eine Operette „La plus Belle" Erfolg mehr durch das Verdienst des deutschen Komponisten Viktor Holländer, als durch Pierre Vebers ungeniertes Textbuch. — Die kaiserlichen Theater in Warschau wurden auf 30 Jahre an die Stadt verpachtet. —

Das in **Berlin** enthüllte, von **Eberlein** geschaffene **Lortzing-Denkmal** ist Abbildungen nach ein sehr ansehnliches Kunstwerk. Von den Veranstaltungen, welche zu dieser Gedächtnisfeier getroffen wurden, ist die Einstudierung der „**Drei Rolandsknappen**“ durch das Theater des Westens die interessanteste; denn diese letzte Oper Lortzings war lange verschollen. Sie zeigt seine liebenswerte Künstlernatur, wenn auch nicht so frisch, wie in seinen Hauptwerken. Um das Werk auch für andere Bühnen wiederzugewinnen, erforderte das technisch schwach behandelte Orchester eine pietätvolle Revision. — Das „**Neue Schauspielhaus**“, dessen Eröffnungsprobe wir kürzlich erwähnten, ist nun mit Shakespeares „**Sturm**“, zu dem **Humperdinck** eine allseitiges Lob findende Musik schrieb, der Oeffentlichkeit übergeben worden. Einstweilen befriedigte es mehr dekorativ als darstellerisch. Das Theatergebäude besitzt auch einen großen Konzertsaal. Eine von Dr. **Prill** geleitete Kapelle strebt daselbst nach großen künstlerischen und populär-künstlerischen Zielen, wie sie das Kaimorchester in so glanzvoller Weise vereint. — Die **Berliner** „Komische Oper“ hatte mit Anselm **Götzls** „**Zierpuppen**“ und **Dalcrozés** „**Onkel Dazumal**“ guten Erfolg. Die Musik beider Werke findet sympathische Anerkennung. — Zu Christine **Hebbels** 90. Geburtstage plant das **Wiener Burgtheater** eine Festvorstellung von „Maria Magdalena“ Hebbels. — In **Christiania** fand die Uraufführung von Axel **Maurers** Belsazar-Drama „**Der König von Babylon**“ freundliche Aufnahme.

München. L. G. **Oberlaender**.

Aus den Kölner Konzertsälen. Zu diesen, den Konzertsälen, kann man mit Fug und Recht auch das von Peter **Behrens** in der Flora erbaute **Tonhaus** rechnen. Der Bau wurde gelegentlich der Deutschen Kunstausstellung errichtet, die am 31. Okt. geschlossen wurde. Es musizierten verschiedene berühmte Quartettvereinigungen in dem Raum, der ausschaut wie ein byzantinisches Baptisterium: so **Joachim** und Genossen, das Wiener **Rosé**- und das **Gürzenich**-Quartett. Zuletzt gab's Orgelvorträge und die bekannte Noraspielerin Irene **Triesch** rezitierte Bibeltexte und der Berliner Schauspieler Emanuel **Reicher** las den Parsifaltext glattweg vor. Als erster Konzertgeber erschien der Pianist Raoul v. **Koczalsky**, der im Konzertsaal des Hotel Disch gleich hintereinander 8 Klavierrezitals gab. Ihm folgte an der gleichen Stelle der Geiger Willy **Burmester**, der es bei einem Abend bewenden ließ. Von großem Interesse und in gewisser Beziehung vorbildlich war das Konzert, das Camille **Chevillard** mit dem Pariser Lamoureux-Orchester im Gürzenich gab. Vorbildlich in bezug auf die wohldisziplinierten Bläsergruppen, als Höhepunkt der Aufführung ist die temperamentvolle Ausdeutung und Ausführung der Beethovenschen C-moll-Sinfonie und Schumanns Manfred-Ouvertüre zu bezeichnen. Einen sehr guten Eindruck machte das Konzert, das der gemischte Yorkshire-Chor im Gürzenich veranstaltet. Die mustergültigen Leistungen des über 300 Sängerinnen und Sänger zählenden Chors bestätigten den guten Ruf, den die englischen Chöre haben. Wie hätte Händel in seinen Oratorien es wagen können, den Chören solche Aufgaben zu stellen, wenn er sich nicht auf deren Tüchtigkeit hätte verlassen können. Die Engländer erwiesen sich nicht nur als ferme Sänger, sondern auch als höfliche Leute; denn sie bedankten sich nicht nur bei dem Oberbürgermeister und dem Publikum, sondern auch — man denke — um mit Goethe zu reden — bei der Kritik! Merkwürdiger Fall! Wenn am Rhein die Weinlese beginnt und man den süßen Most schlürft, dann heben auch die großen Musikaufführungen an. So war's von alters her der Brauch. Im ersten Gürzenichkonzert (23. Oktober) führte Generalmusikdirektor **Steinbach** eine Serenade des Münchners **Max Reger** zum allerersten Male auf. Reger ist in der Sommerfrische, die er am Chiemsee verlebt, in sich gegangen und hat sich wieder zur reinen Musik bekehrt, von der er sich in seiner Sinfonietta weit ab in die Wildnis verirrt hatte. Diese Serenade ist keine vergnügliche Nachtmusik, wie Mozart solche schrieb, sondern ein aus vier Sätzen bestehendes Orchesterstück in der Form, die Brahms dieser Gattung gegeben. Daß dieser (Brahms) und auch Humperdinck Gevatter bei dieser Chiemseer Serenade gestanden, ist unverkennbar. Als Solistin hatte man eine englische Sängerin Miß Kirby **Lunn** verschrieben. Da sie zur Generalprobe nicht eingetroffen war, so war sie mit der Akustik des Saales nicht vertraut und sang die Arie des Sextus aus Mozarts Krönungsoper **Titus** mit solch ausgiebiger Kraft, als befände sie sich in der riesigen Albert Hall in London. Bei ihrem Liedervortrage gewann sie mehr und mehr Fühlung mit den Klangverhältnissen des Saales und bot dann recht Schönes. Mendelssohns Hebriden-Ouvertüre, mit der begonnen, und Beethovens Achte, mit der diese erste Aufführung größeren Stils geschlossen wurde, gelangen dem Orchester vollkommen. Obgleich dieses 100 Köpfe zählt, war die Klangschönheit doch nur mäßig. Es klingt tatsächlich nicht gut in dem alten Tanz- und Kaufhaus, dem Gürzenich, so daß **Steinbach** mit dem Gedanken umgeht, das Musikfest, das dem Turnus nach in Köln stattzufinden hat, im Neuen Theater — wenn die Väter der Stadt ihre Zustimmung geben — abzuhalten. Das Gürzenichquartett brachte in dem ersten Kammermusikkonzert zwei Neuigkeiten zum Vortrag: Streichquartett Op. 11 (D-dur) von Hugo **Kaun** und eine Serenade für Klavier, Violine und Klarinette von dem am hiesigen Konservatorium wirkenden Waldemar von **Baußnern**. Kaun tritt, ohne gerade Neues zu bieten, sehr anspruchsvoll auf; von **Baußnern** dagegen bescheidet sich damit, eine elegante graziöse Musik zu schreiben, die dem Ohre schmeichelt und den Geist angenehm beschäftigt. Auch die **Musikalische Gesellschaft**, die älteste musikalische Vereinigung Kölns, hat wieder mit ihren interessanten Samstagskonzertchen begonnen, die so beliebt sind, weil kein Toilettenzwang besteht und man in höchstens zwei Stunden, einen Solovortrag, eine Ouvertüre oder eine Sinfonie hört. Nach der Aufführung gibt's dann noch eine Nachsitzung, bei der manche Flasche ausgestochen und allerlei der Musik ersprießliche Dinge ausgeheckt werden.

Prof. Hermann **Kipper**.

Bücherschau.

Gebt mir große Gedanken! Ein Buch für die Krisen des Lebens von Franz X. Kerer. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1906; V. u. 152 Seiten. Preis Mk. 1.20 brosch. — In einer Zeit lebend, die nur zu sehr an Materialismus krankt, dürfen wir die vorliegende Schrift mit Freuden begrüßen. Der Verfasser tritt in derselben dem modernen Zeitgeiste, der alles der höheren Weihe zu entkleiden sucht, erfolgreich entgegen durch den Hinweis auf die hohen Ziele und erhabenen Ideale, für die der Mensch von seinem Schöpfer bestimmt ist. Die Tiefe der dabei vorgetragenen Gedanken, die Wärme und Begeisterung, die auf jeder Seite sich kundgibt, und die leicht fließende Sprache werden nicht verfehlen, den aufmerksamen Leser für das Wahre, Gute und Schöne zu begeistern und ihn in schweren Stunden des Lebens wieder aufzurichten und zu trösten. Die Schrift, in welcher sich der Verfasser vor allem an die „edle Jugend“ wendet, wird in der Hand eines jeden Menschen, der es mit der Beantwortung des Woher? und Wohin? seines Lebens ernst nimmt, nur reichen Segen stiften.

Kleine Rundschau.

Wissenschaftliche Vortragszyklen für Damen in München

haben am 8. November im Saal Ottostraße 7/0 begonnen. Die an jedem Freitag von 5—6 Uhr nachmittags stattfindenden Vorträge von Dr. Szelinski „Chemie im Hause“ erheischen besonders das Interesse der Hausfrauen. Es wird ferner auf die Dienstagvorträge (von 11—12 Uhr vormittags) des Dr. Freiherrn von Schwerin: „Stellung und Einfluß der Frau im deutschen Kulturleben“, auf die Mittwochvorträge (von 5—6 Uhr nachmittags) des Prof. Dr. Walter: „Die Frau und die soziale Frage“, auf die Ausführungen des Prof. Dr. Knöpfler: „Der Kampf zwischen Christentum und Heidentum von Konstantin bis zur Völkerwanderung“ jeden Montag von 11—12 Uhr vormittags und auf die literarisch wertvollen Montag- und Samstagvorträge von Dr. P. Expeditus Schmidt: „Goethes Faust“ und „Das deutsche Drama im letzten Vierteljahrhundert“ hingewiesen. Karten zu den Vortragszyklen oder Einzelvorträgen sind bei Otto Bauer Hofmusikalienhandlung, Maximilianstraße 5, zu haben.

Ueber das Gärungsproblem

hielt Prof. Eduard Buchner aus Berlin zum Besten des Pettenkoferhauses in München einen hochinteressanten Vortrag. Seit Entdeckung der Hefezelle durch Schwann 1837 war die strittige Frage, ob die Vergärung von Zuckersäften Bierwürze, Most in Kohlensäure und Alkohol an die Tätigkeit der lebenden Hefezelle gebunden sei. Da gelang es vor einigen Jahren Eduard Buchner nachzuweisen, daß der vollkommen zellfreie und abgetötete Hefepreßsaft die Gärwirkung ungeschwächt entfaltet. Weiterhin stellte B. aus ihm das Enzym Zymase als das wirksame Prinzip der Zuckergärung rein dar. Während Hefepreßsaft durch die in ihm vorhandene, von Martin Hahn entdeckte Endotryptase nicht beständig ist und der Selbstverdauung anheimfällt, ist die Zymase beständig. B. nennt sie deshalb Dauerhefe. Das Ergebnis der Forschung: daß es eine Gärung ohne Leben gibt. Diese Tatsache eröffnet große Perspektive; denn voraussichtlich finden auch andere Vorgänge, welche bisher nur als Lebensprozesse galten, ihre Erklärungen durch Enzymwirkungen, wie das hinsichtlich der vom Chlorophyll bewirkten Aufnahme von Kohlensäure in den Pflanzenkörben und Umwandlung derselben in Zucker bereits nachgewiesen ist.

Dr. Wei[illegible]

Druckfehlerberichtigung: In Nummer 45, Seite 545, muß es im Gedicht „Herbstlied“ von M. Herbert statt „Die alte Nonne“ heißen: „Die alte Fr[illegible]

Der im vorigen Jahre ins Leben getretene **Priesterverein für das katholische Deutschland „Pax“** hält am Mittwoch, den 14 ds Mts, von [illegible] 10 Uhr, im **Katholischen Kasino zu Mainz** seine zweite Generalversammlung. Die Tagesordnung weist recht wichtige Punkte auf, vor allem die Beratung und [illegible]fassung über Einführung und Einrichtung weiterer Versicherungszweige für den [illegible]. Trotz seines kurzen Bestehens hat der Verein schon ganz bedeutende Erfolge aufzuweisen. Die Zahl der Mitglieder, besonders derjenigen, welche durch seine Vermittlung eine [illegible]versicherung mit der Vertragsgesellschaft Concordia abgeschlossen haben, nimmt in großem Maße zu, trotz aller Gegenagitation. Wie zeitgemäß die Gründung des Vereins [illegible] beweisen auch die vielen Sympathiekundgebungen und Anregungen, welche dem Verein aus den Reihen des höheren und niederen Klerus zugehen. Es steht daher auch zu erwarten, daß die Generalversammlung zu Mainz, wozu jedem interessierten Kleriker Zutritt gestattet wird, eine gute Beteiligung aufweisen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 24. November 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Von Speyer bis Graudenz.

Von
Dr. Eugen Jaeger,
Mitglied des Deutschen Reichstages und des Bayerischen Landtages.

III. (Schluß.)

Die Graudenzer Erklärung gegen die Essener Katholikenver-sammlung ist eine wunderbare Mischung von Friedensversicherung und Kriegserklärung. Am aufrichtigsten gemeint ist jedenfalls die Grobheit am Schlusse. Die Rücksicht auf den Oberpräsidenten von Jagow, der der Versammlung im Namen der Regierung und der Provinz Westpreußen Gruß und Willkomm entboten hatte, hat die Herren dabei nicht geniert. Ob sich der Ober-präsident an dieser Erklärung gestoßen hat, ist auch zu bezweifeln. Seit Jahren ist man gewöhnt, daß in Preußen hohe Staats-beamte und das protestantische Kirchenregiment die General-versammlungen des Bundes begrüßen, wobei gewissermaßen anstandshalber noch einige schüchterne Mahnungen zur Wahrung des konfessionellen Friedens einfließen, Mahnungen, von denen man im voraus weiß oder wissen kann, daß sie vergeblich sind. In den überwiegend katholischen Ländern Deutschlands wäre bei katholischen Versammlungen der umgekehrte Vorgang ganz un-möglich, weil man hier mit Handlungen und nicht mit Phrasen tolerant ist. Die „Kreuz-Zeitung" bemerkte zu obiger feierlicher Erklärung des Evangelischen Bundes:

„Die so scharfe Erklärung des Evangelischen Bundes wird den Tatsachen nicht ganz gerecht. Auch ist es im Kampfe der Parteien keine gute und empfehlenswerte Gepflogenheit, dem Gegner ganz allgemein die bona fides abzusprechen und von einer ganzen Partei zu sagen, daß sie noch jeden politischen Verbündeten betrogen habe. Scharfe Worte sind unvermeidlich, aber be-leidigende Worte rächen sich stets an dem, der sie gebraucht. In diesem Falle kann sich aber nicht nur die Zentrumspartei beleidigt fühlen, sondern auch die Parteien, die gelegentlich mit ihr zusammen in ehrlichem Streben nach der Wohlfahrt des Staates und der Kirchen gearbeitet haben."

Die Leiter der Graudenzer Versammlung hatten selbstver-ständlich Kenntnis von der Breslauer Rede des Kaisers, in welcher er die Kundgabe der Essener Katholikenversammlung sich aneignete. Der Evangelische Bund hat sich also in bewußten Gegensatz zum Programm des Kaisers gestellt. Die Herren wissen allerdings, daß das ihnen keine Gefahr bringen wird. Wohin aber kommt das Vaterland bei diesem Treiben? Das Deutsche Reich ist in der ganzen Welt fast vereinsamt; man achtet und fürchtet uns, aber allseitiger Haß und Bund gegen uns ist die Losung fast überall, wohin wir blicken. Im Innern sind finstere Gewalten an der Arbeit, die religiös-sittlichen Grundlagen unseres Volkslebens gänzlich zu zerstören und der Katholizismus zeigt dabei eine weit größere Widerstandsfähigkeit als der Protestantismus. Das Wort des Straßburger Hochschul-lehrers Ziegler in einem offiziellen Vortrage auf der jüngsten Versammlung des Deutschen Lehrervereins zu München von der Unvereinbarkeit zwischen Glauben und Wissen ist trotz seiner kurzsichtigen Auffassung der Dinge doch das Programm einer immer mehr wachsenden Gemeinde unter den Gebildeten und im Volke, besonders auf protestantischer Seite und nicht zuletzt in der protestantischen deutschen Lehrerschaft.

Jenem Worte zur Seite stellt sich der Ausspruch, den der Münchener Hochschulprofessor Riezler nach der „Süddeutschen Montagszeitung" im Dezember 1905 vor einem Münchener Gerichte getan hat: „Wo die Religion anfängt, hört meistens der gesunde Menschenverstand und die Logik auf." Auch das ist zwar ebenfalls nicht wahr, trotzdem aber die Anschauung wachsender Kreise. Dazu kommt die Drohung der Münchener Zeitung „Fortschritt" (Nr. 29 vom 14. Oktober), des Organs der bayerischen Jungliberalen: der Liberalismus werde, wenn man ihm den Kampf gegen die Orthodoxie erschwere, die Aus-trittsbewegung aus der Kirche fördern, „in der Erwägung, daß nichts das Phantom vom christlichen Staate mit allen seinen Konsequenzen rascher beseitigen wird als die Massen-rückkehr der Intelligenz zum Heidentum".

Das sind einzelne Symptome einer fressenden, tief sitzenden Krankheit, Symptome, deren Aufzählung sich beliebig erweitern läßt und die es begreiflich erscheinen lassen, daß die protestan-tisch-konservative Presse sich gegen die Graudenzer Er-scheinungen, die wir gekennzeichnet, mehr oder weniger ablehnend verhalten hat. In den konservativ-protestantischen Kreisen hat man sich allerdings vielfach, zumal in Norddeutschland, einen weiteren Blick gewahrt und vergißt über der eigenen Konfession nicht die Bedürfnisse des Vaterlandes und den nationalen Zu-sammenhang mit den Deutschen anderen Glaubens. Den Evan-gelischen Bund kümmert aber der Fortbestand des Christentums in Deutschland viel weniger als der Kampf gegen die katho-lische Kirche. Der Kaiser blickt weiter, er erkennt die Gefahr, wenn ihm auch die Kraft wohl fehlt, sie folgerichtig zu be-kämpfen. Der Weg dazu liegt in dem friedlichen Zusammengehen aller christlichen Elemente. Frankreich geht an seinem Kultur-kampf auch politisch zugrunde. England dagegen hat nicht bloß hochherzig, sondern auch politisch klug die verheerenden leidenschaftlichen inneren Kämpfe beendet, den einzelnen Kon-fessionen die Freiheit gegeben, und kann so seine ganze Kraft verwenden, um seine Weltstellung zu erhalten und immer mehr zu festigen. In Deutschland aber würden die Hetzer das Vater-land lieber noch einmal in einem Dreißigjährigen Kriege zugrunde richten, als den Katholiken die gleiche Religionsfreiheit gewähren. Diese Religionsfreiheit der Katholiken verträgt der Protestantismus in Dänemark, in den Vereinigten Staaten, in England und Holland, und niemand regt sich dort darüber auf. In England ist das no popery-Geschrei längst erloschen und auch

der holländische Calvinismus bekommt keinen Wutanfall mehr, wenn er einen Jesuiten sieht. Selbst die Jesuiten dürfen in all diesen Ländern trotz der vorwiegend protestantischen Bevölkerung frei herumgehen, sie dürfen Kollegien errichten, in den Spitälern und der Seelsorge wirken, Missionen halten und überhaupt ihre gesamte Ordenstätigkeit ausüben, ohne daß ihnen ein Hindernis in den Weg gelegt wird. Wollte in all diesen protestantischen Ländern jemand nach dem Muster der Graudenzer Generalversammlung behaupten, dieser Zustand sei „unvereinbar mit den Grundlagen des souveränen, nationalen Staates und eine ständige Bedrohung des konfessionellen Friedens", so würde man ihn verständnislos anschauen oder für das Irrenhaus reif erklären. Niemand erblickt dort in der Religionsfreiheit eine Gefahr für das Vaterland, ja nicht einmal für den Protestantismus. In der Tat wird in jenen Ländern durch die Religionsfreiheit der Katholiken der Friede nicht im mindesten gestört und nicht etwa, weil die Katholiken und Jesuiten dort anders wären als in Deutschland, sondern weil dort die protestantische Pastorenschaft, denn diese ist die Triebfeder, im Laufe der Zeit dort tolerant und verträglich geworden ist. Bei uns aber wollen die Herren nicht begreifen, wie lächerlich der Evangelische Bund mit seiner Katholiken- und Jesuitenfurcht den deutschen Protestantismus vor der ganzen Welt und auch vor der protestantischen Welt macht. Der Protestantismus jener Länder hat sich auf den modernen Boden gestellt, der Evangelische Bund in Deutschland dagegen steckt noch ganz im 16. Jahrhundert. Es verschließt sich gegen alles, was bisher geschehen und was vorher gewesen ist, bei ihm fangen Weltgeschichte, Kultur und Zivilisation erst mit dem 16. Jahrhundert an, selbst die Kritik, welche die eigene protestantische Wissenschaft an jenem Jahrhundert und seinen Lehren übt, ist ihm ein verschlossenes Buch. Wie die Franzosen nach Jules Ferry hypnotisiert nach dem „Loch von Belfort" sehen, so starrt der Evangelische Bund hypnotisiert nach Rom und den Jesuiten. Das ununterbrochene Jammergeschrei, in welchem die Tätigkeit des Bundes seit 20 Jahren besteht, ist einerseits ein ununterbrochenes Hilferufen nach dem weltlichen Arme zum Schutz gegen die katholische Kirche und dadurch das Zugeständnis der eigenen geistigen Schwäche, anderseits ein ununterbrochenes Predigen der Unduldsamkeit, damit aber unwillkürlich und weil dem Hasse entsprossen, eine um so ehrlichere Anerkennung von der hohen Bedeutung der katholischen Kirche.

Graf Franz von und zu Bodman. †

Von

Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Wer kennt von den Besuchern des Bodensees nicht dessen Idylle: den Ueberlingersee? Jene Stelle auserwählter Naturschönheiten, die auch der greise Fürst des badischen Landes zum Herbstaufenthalt bevorzugt, die liebliche **Mainau**. Fahren wir mit dem Dampfer zwei Stationen weiter, so landen wir in **Bodman**, einem reizend gelegenen Dorfe am Fuße der alten Stammburg des edlen Geschlechtes Bodman, am Ausläufer des Ueberlingersees. Am 17. November war der Stammsitz des Grafen Bodman der Sammelpunkt einer überaus zahlreichen Trauergesellschaft, die dem Grundhern, dem Senior des Hauses, die letzte Ehre erwies.

Graf Franz v. Bodman tot! Diese Trauerkunde hat nicht nur bei den Katholiken des Seekreises, deren treuester, bester einer er war, die Gemüter aufs tiefste erschüttert und ergriffen; im ganzen Lande und darüber hinaus hat die Todesnachricht ein wehmütiges Echo gefunden. Weiteren politischen Kreisen war Graf Franz v. Bodman bekannt durch seine Tätigkeit als erster Vizepräsident der Ersten badischen Kammer, in welcher Eigenschaft er sich das große Verdienst des Zustandekommens der **Wahlreform** (direkte Wahl) erwarb. Mitglied der Ersten badischen Kammer war er seit dem Jahre 1868. Der Großherzog von Baden, der als „Nachbar" einen regen gesellschaftlichen Verkehr mit der gräflichen Familie pflegte und ihm seine Huld des öfteren bewies, erhob das Familienoberhaupt im Jahre 1902 in den Grafenstand. Der Großherzog, die Großherzogin und das erbgroßherzogliche Paar bezeigten denn auch der gräflichen Familie in herzlichen Telegrammen wärmste, innige Teilnahme. „Tief ergriffen von der Trauerbotschaft", versichert Großherzog Friedrich u. a., „gedenke er des teuren Verstorbenen mit unwandelbarer Dankbarkeit." Die Großherzogin schrieb u. a.: „Es ist auch **für uns** ein **sehr schmerzlicher persönlicher Verlust**, und die **weitesten Kreise** werden davon berührt. Der Heimgegangene wird **allen**, die ihn kannten, **unvergeßlich** bleiben, insbesondere **denjenigen**, die, **wie ich, langjährige, unveränderlich treue, dankbare Beziehungen** zu ihm hatten."

Verheiratet war der Graf in erster Ehe mit der Freiin Sophie v. Kreiten-Landenberg; der sehr glücklichen Ehe entsprossen drei Kinder: Marie, vermählt mit Frhrn. Hartmann v. Om-Wachendorf, Kgl. bayer. Kämmerer, Oberst à la suite, Hofmarschall und persönlicher Adjutant des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern. Das zweite Kind ist der jetzige Majoratsherr, Graf **Othmar**, Ritter des Kgl. bayer. St. Georgordens, Großh. bad. Kammerherr, Kgl. preuß. Oberleutnant der Landwehrkavallerie, vermählt mit Gräfin Marie v. Walderdorff. Der letzte Sprosse ist Frhr. Rudolf v. Bodman, Dr. jur., gleichfalls Ritter des bayer. St. Georgordens, Grundherr von Zwiefaltendorf, vermählt mit Freiin Josepha Dael von Koeth-Wanscheid. In zweiter Ehe vermählte sich der verstorbene Graf mit der verwitweten Freifrau Elisabeth v. Speth, geb. Gräfin v. Kissingen-Nippenburg.

Graf Franz v. Bodman, der seine Erziehung in der Königl. Pagerie in München genoß, war ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, die personifizierte Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit. An Lauterkeit seiner Gesinnung, sowohl der religiösen wie patriotischen, war er ein Muster. In seiner Grundherrschaft herrschten die heute so verpönten und mißachteten patriarchalischen Verhältnisse. Im Volke war er „unser Graf", und seine soziale Tätigkeit könnte viel erzählen von Opfermut und Opferwilligkeit. Besonders am Herzen lag ihm die katholische Presse, für die er manche Lanze brach. Die Geschichte der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands verzeichnet seinen Namen mit Ehren. Im Jahre 1[illegible] war er Präsident des Lokalkomitees in **Konstanz** (13. bis 16. September). Die Schwierigkeiten, die damals im Seekreise die Katholikenversammlung zu überwinden hatte, konnten nur durch Aufopferung und Bekennermut behoben werden. Sie kennzeichnen sich am besten durch des Grafen eigene Worte am Begrüßungsabend: „Wir waren uns trotz der vielen Schwierigkeiten bewußt, wie **notwendig** und **segenbringend** eine solche Versammlung der mutigen Bekenner unserer heiligen Kirche für das religiöse Leben der Stadt und der ganzen Gegend sein werde. . . . Kein allgemeiner Festjubel, kein befohlener Fahnenschmuck empfängt Sie, die **offizielle Welt** beteiligt sich nicht. Seien Sie aber überzeugt, daß Ihnen die Herzen aller wahren Katholiken desto wärmer entgegenschlagen." So stand der Verstorbene von jeher entschieden auf seiten der Katholiken, besonders in den schweren Zeiten des Kulturkampfes. Die Katholiken wußten ihm warmen Dank für sein rastloses Eintreten und das Jahr 1[illegible] sah den Grafen v. Bodman als Präsidenten der Frankfurter Katholikenversammlung.

Wie er religiös auf seiten der katholischen Kirche, so stand er **politisch** auf seiten des Zentrums. In der dritten bis fünften Legislaturperiode wurde er als Vertreter des 14. badischen Wahlkreises in den Reichstag gesandt, wo er der Zentrumsfraktion als Mitglied angehörte. Vor kurz zwei Jahren feierte Graf v. Bodman seinen 70. Geburtstag, der ihn noch in voller Frische sah und an dem ihm von seinen zahlreichen politischen Freunden die herzlichsten Segenswünsche zugingen.

Ein besonderes Verdienst hatte der Verstorbene um die Reichstagswahl im Jahre 1903, als die Nationalliberalen des Seekreises einen letzten Ansturm auf die Zentrumsfeste des ersten Reichstagswahlkreises machten. Es gelang ihnen, den zu dieser Zeit als Landeskommissär in Konstanz amtierenden Freiherrn Heinrich v. Bodman (einen Vetter des Grafen) als Kandidaten zu gewinnen, und mit ihm, dem **höchsten Beamten** im Kreise, sollte die Kraftprobe gemacht werden. Sie mißlang aber nicht nur, sondern das Zentrum brachte seinen bewährten und hochverdienten Abgeordneten, Geheimen Finanzrat Hug, zum **ersten Male im ersten Wahlgange** durch! Bei dieser Wahl, bei der vielfach mit dem Namen Bodman Mißbrauch getrieben wurde, erhob sich der Graf v. Bodman und seine Familie und stellte sich offen und mutig auf die Seite des Zentrums, und nie werde ich den denkwürdigen Augenblick vergessen, als der nun Verblichene an einer Zentrumsversammlung in Stockach das Wort ergriff und von tiefer Rührung überwältigt, einen Brief seines Herrn Bruders Baron v. Bodman in Baden-Baden verlas, in dem die Treue zur katholischen Fahne, die Treue zum Zentrum so beredt zum Ausdruck kam. Im Anschluß daran sprach der Herr Graf bei dem den Wahlausgang so bedeutsamen Worte: „Ich sehe mich genötigt

kategorisch zu erklären, daß ich meinem Vetter zuliebe meine Grundsätze, die ich seit 40 Jahren im öffentlichen Leben betätigt habe, nicht verleugne; ich würde es auch nicht tun, wenn es mein Bruder oder selbst mein Sohn wäre." In einer begeisternden, packenden Rede, wie ich den Herrn Grafen niemals sprechen hörte, sprach er dann zur Versammlung, die mit unbeschreiblichem Jubel seine Ausführungen entgegennahm. Wie von einem Alp befreit, wurde diese Stellungnahme des Herrn Grafen und seiner Familie entgegengenommen, und er hatte einen großen Anteil an dem herrlichen Wahlsieg des Jahres 1903.

Jetzt sind seine Augen erloschen, es bettet ihn die kühle Erde. Nie aber wird sein Andenken erlöschen bei den Katholiken Badens, besonders des Seekreises. Durch seine reiche Tätigkeit auf religiösem, sozialem und politischem Gebiete hat er sich in den Herzen derselben ein Denkmal gesetzt, das dauernder ist denn Erz und Stein!

Nachklänge zu den Münchener Kaisertagen.

Von

L. G. Oberlaender.

War der Einzug des Deutschen Kaiserpaares schon imposant durch die begeisterte Begrüßung einer trotz des Werktages zu ungezählten Tausenden die Straßen säumenden Menge, so gestaltete sich anderen Tags die Fahrt zur Grundsteinlegung des Deutschen Museums zu einer in ihrer Art geradezu grandiosen Kundgebung. Das waren Stürme ungekünstelten Jubels, wie man sie selten erlebt, zumal wenn man erwägt, daß der Münchener sonst im Straßenleben schwer aus einer gewissen Reserve herausgeht. Die großen Vorbereitungen, welche getroffen waren, um den kaiserlichen Gästen München im Festschmuck zu zeigen, entsprachen den allgemeinen Empfindungen. Da war nichts, was nach kühlem, offiziellem Pomp aussah; alles hatte den Reiz des Persönlichen und war mit Liebe entworfen und ausgeführt.

Wer die ganze via triumphalis von der Kgl. Residenz bis zur „Kohleninsel" durchwandern wollte, um alles zu besehen, was da aufgeboten war, um den Kaiser zu erfreuen, der mußte sich schon ziemlich zeitig des Morgens auf den Weg machen. In unübersehbar langer Wagenkette fuhren die Festteilnehmer zur Festhalle. Ganz wundervoll präsentierte sich u. a. die Dekorierung des Odeonsplatzes und der Feldherrnhalle. Ich nenne nur die Schmückung der Kolossalflaggenmasten; sie waren in Maibäume verwandelt, aber mit welch künstlerischem Takte und von welch bodenständiger Frische. War jüngst bei dem Deutschen Schützenfeste die Dekorierung der ganzen Straßenzüge künstlerischer Diktatur unterstellt, so waren diesmal die einzelnen Häuser dem freien Geschmacke ihrer Besitzer überlassen, und nur einzelnen Hauptpunkten wurde nach besonderen künstlerischen Plänen ein festliches Gewand bereitet.

Auf dem Odeonsplatze standen u. a. 3000 Veteranen, und schon hier begannen die malerisch gestellten Gruppen der Vereine und Innungen. Ich kann sie nicht alle aufzählen, da dies den zugemessenen Raum gar ansehnlich überschreiten würde; die Kaufleute hatten in der Weinstraße einen von einem stolzen Segelschiff bekrönten Schwibbogen gestiftet, der aussah, als spanne er sich in traulichem Reiz von altersher über die Straße. Unweit davon erhob sich die von den Brauern errichtete Triumphpforte, und nun betrat man den Marienplatz. Das neue Rathaus ist nun von den Gerüsten befreit, seine stolz ragende Gotik übt einen starken Zauber aus. Ueppiger Festschmuck würde diesem eher Eintrag tun. Girlanden, die sich den schlanken Linien anschmiegen, und Fahnen genügen. Während der Vorüberfahrt der kaiserlichen Gäste ging zum ersten Male das Spielwerk der Turmuhr. Es zeigt den historischen „Schäfflertanz", der unten auf dem Platze auch in natura auf einem Podium vorgeführt wurde, ebenso wie der alte Brauch des „Metzgersprunges", alte pietätvoll gewahrte Traditionen, wie sie sich in wenig anderen Großstädten noch lebenskräftig erhalten haben.

Nun ging der Weg durch die engen Bogen des alten Rathauses in das sich weitende Tal. Auch hier finden wir in der Schmückung oft ungemein Reizvolles. Mit welch feinem Empfinden haben die hier waltenden Künstler die rhythmischen Schönheiten des alten Städtebildes hervorgehoben und verstärkt! Auch an allen Gruppen, die hier Aufstellung genommen, spürt man die ordnende Hand des Malers, aber dabei ist nirgends der Eindruck von „Gestelltem"; alles wirkt natürlich, Embleme, Wappen, Kostüme, nirgends hat man die Empfindung, hier ist eine Maskengarderobe geplündert worden. Das meiste ist alter, wohlverwahrter Besitz. Manche Gruppierung entbehrt auch nicht volkstümlichen Humors. Die hübsche Aufstellung der Bäcker sei besonders genannt. Sie standen am Isartor, dessen Fresken ihrer Vorfahren tapfere Kriegstaten für Kaiser Ludwig den Bayern schildern.

Unweit hiervon sah man die katholischen bürgerlichen Vereine, welche 500 Teilnehmer entsendet hatten. Die von Professor J. Bradl kunstvoll entworfene Dekoration begrenzte jede Seite durch einen mit Girlanden geschmückten Pylonen, der von einem Blumenkorbe gekrönt wurde. Zwischen den zwei Pylonen jeder Seite standen hochaufragende Flaggen Mast an Mast in bayerischen und deutschen Farben. Die mittlere Flaggenstange jeder Seite trug ein Emblem mit St. Michael, dem deutschen, und St. Benno, dem Münchener Schutzpatron geziert. Von dem gleichen Künstler geschmückt war die gelungene Gruppe der Schlosser im Tal. Nur im Fluge seien erwähnt die urwüchsigen altgermanischen Gestalten, der in einen architektonisch durchgebildeten Garten umgewandelte Gruppenplatz der Graphischen Künste, die Wirte mit ihrem Maibaum, Weinhändler, Maler, Schmiede, Gärtner, die Schützengesellschaften, die Uhrmacher mit einem Riesenplanetarium, die Schreiner, deren Dekorationsbauten der nüchternen Architektur der alten Reiterkaserne ein schmuckvolles Aussehen verliehen, die flotte Jagdgruppe des Reit- und Fahrvereins. Die katholischen Gesellenvereine standen 600 Teilnehmer stark in der Steinsdorfstraße.

Wir kennen nach Skizzen G. v. Seidls Museumsbau gut genug, um diesen Gebäudekomplex in seiner vornehmen und intimen Rhythmik uns an Ort und Stelle aufgebaut zu denken und uns auszumalen, wie feinsinnig er in das Landschafts- und Städtebild hinein empfunden ist. Die Festhalle war vornehm geschmückt, insbesondere das aus Goldgirlanden gebildete Hofzelt wirkte prächtig. In der Mitte der Festhalle lag in einer Vertiefung, zu der Stufen hinabführten, der Grundstein. Mädchen im zartesten Schulalter umstanden den Kreis, Lorbeerkränze in den Händchen. Teils deutsche, teils bayerische Farbenschärpen schmückten die weißen Kleidchen. Die Halle füllte sich bald mit einer illustren Festversammlung. Bald nahten, auf dem ganzen langen Wege von ununterbrochenem Jubel begleitet, die Wagen des Regenten und seiner kaiserlichen Gäste. Vor dem Eingang hatten eine Ehrenkompagnie und Abordnungen aller studentischen Korporationen in ihrer malerischen Wichs Aufstellung genommen.

Beim Eintreten der hohen Herrschaften empfingen sie brausende Hochrufe. Der Regent führte die Kaiserin, der Kaiser die Frau Prinzessin Ludwig. Der Kaiser trug die Uniform der Totenkopfhusaren, die ihm so gut steht und das noch so jugendkräftig Elastische seiner ritterlichen Erscheinung glücklich zur Geltung bringt. Auch die Kaiserin sieht, obwohl ihre Haare fast weiß geworden sind, viel jünger aus, als sie ihren Lebensjahren nach ist. Sie dankt mit einer leichten Grazie, die etwas sehr Gewinnendes hat. Die Rede des Bürgermeisters v. Borscht traf mit glücklich geprägten Worten die Empfindungen des Tages. Das Hoch auf Kaiser und Regent fand stürmischen Widerhall. Professor v. Röntgen, der berühmte Erfinder, schilderte den Werdegang der Museumsgründung, und mit Freude wurde Baurat v. Millers Verlesung der Urkunde aufgenommen, in welcher der Kaiser dem Museum ein Schiffsmodell stiftet. Mit herzlichen Worten wandte sich nun der Regent an seine kaiserlichen Gäste. Hierauf erfolgten die Hammerschläge, während die Glocken aller Kirchen ertönten. Kaiser, Regent und Prinz Ludwig, der Protektor des Museums, vollzogen die Schläge mit Weihesprüchen, die anderen Fürstlichkeiten und die Spitzen des Museums u. a. unter Gesang des Sängerbundes und der Zentralsingschule. Dann zogen die kleinen Mädchen die Stufen hinab und bekränzten den Stein mit ihrem Lorbeer. Diese reizende Kinderszene erfreute den Regenten und das Kaiserpaar sichtlich. Mit dem Gesang des Niederländischen Dankgebetes schloß unter brausenden Orgelklängen der feierliche Akt.

Unter lauten Jubelrufen bestiegen die Herrschaften die Galawagen, die Eskorte mit ihrem ausgesucht prächtigen Pferdematerial setzte sich in Bewegung. — — Wer den vorgeschriebenen Weg ging, kam noch zeitig und ohne ins Gedränge zu geraten, in die Maximiliansstraße zur großen Parade. Auch hier war alles aufs schönste geschmückt. Der Vorbeimarsch der Truppen bot in dem glitzernden Sonnenschein ein prächtiges militärisches Bild, und der Kaiser äußerte sich über den Verlauf sehr befriedigt. — Damit hatten die Veranstaltungen ein Ende, die sich in der breiteren Oeffentlichkeit abspielten. Man hatte noch öfters Gelegenheit, den Kaiser an diesem Tage zu sehen, der ohne Ermüdung seine Zeit nutzte zur Besichtigung von Museen u. a. m. Später nahm er auch einen von Münchener Vereinen gespendeten Pokal, ein Meisterwerk unseres Kunstgewerbes, entgegen. Eine Galatafel beim Prinz-Regenten und ein Rout bei dem Prinzen Ludwig, auf welchem Professor Slaby einen Vortrag über Otto von Guericke hielt, schlossen den Festtag. Gegen Mitternacht rollten die kaiserlichen Hofzüge aus dem Bahnhofe.

Bei der Galatafel sagte Kaiser Wilhelm in seinem Trinkspruch u. a.:

„Der Empfang seitens der Bevölkerung Ew. Kgl. Hoheit Residenz war getragen von einem großen nationalen Gedanken und spielte sich ab auf wunderbarem Hintergrund köstlicher Kunst..... Die schönste Weihe des Festes war aber für uns alle, daß wir Ew. Kgl. Hoheit erlauchte und erhabene Person in so voller Frische auf dem Feste haben vorstehen sehen können, und ich glaube aus den Herzen eines jeden Anwesenden, eines jeden Bayern sprechen zu dürfen, wenn ich rufe: Ich bitte Gottes Segen auf das Haupt Ew. Kgl. Hoheit und Ihr erlauchtes Haus."

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Fürst Bülow im Reichstage. — Das Silberjubiläum der Sozialreform.

Die große Rede, zu der Fürst Bülow sich durch die nationalliberale Interpellation gern veranlassen ließ, war 1. ein überzeugendes Gesundheitsattest, 2. ein Beweis für die Festigkeit seiner Stellung und 3. ein kräftiger defensiver Vorstoß gegen Schwarzseher und Ränkeschmiede. Die Frische des Reichskanzlers spiegelt sich in dieser oratorischen Leistung mit erfreulicher Klarheit wieder. Der alte Bülow! Mit seinen Vorzügen und auch mit seinen Eigenheiten, die von den Gegnern Schwächen genannt werden. Die Krisengerüchte sind nun vollständig verstummt. Das hätte allerdings die selbstbewußte Rhetorik allein nicht bewirken können; die Entlassung Podbielskis mußte luftreinigend vorhergehen. Immerhin bleibt der schnelle Abfall des viel beschrienen Krisenfiebers bemerkenswert. Es war Mache.

Fürst Bülow wollte beruhigend wirken, und das hat er auch in bedeutendem Maße erreicht. Bei Licht besehen, hat er freilich nichts Neues enthüllt. Aber unter dem Krisen- und Isolierungslärm hatten viele die mildernden und beruhigenden Momente vergessen. Alle Welt ist einig darüber, daß der nationalliberale Interpellant Bassermann sich weniger von wirklichen „Besorgnissen“ wegen der auswärtigen Lage leiten ließ als von parteipolitischen Bedürfnissen. Es rast der „junge“ See und will Mannesmut vor Kanzlersessel und Kaiserthron betätigt haben. An sich ist dieses Aufwerfen der frischgeplätteten nationalliberalen Heldenbrust auch dem Kanzler nicht tragisch vorgekommen. Aber etwas ernster wurde die Sache im Zusammenhang mit den Quertreibereien der Scharfmacher und besonders der zähen Gruppe der Bismarck-Fanatiker, welche die Asche des großen Toten zu Schießpulver verarbeiten. Daher war es auch kein Zufall, daß Bülow in seiner Rede die **Bismarck-Frage** kräftig anschnitt, sogar an zwei Stellen. Einerseits legte er dar, wie töricht und wie wenig echt bismarckisch es sei, wenn man die Meinung vertrete, daß immerfort und unter allen Umständen nach derselben Methode, wie man sie dem Fürsten Bismarck nachsage, Politik gemacht werden müsse, sozusagen ewig in den gleichen Kürassierstiefeln. Wozu wir anmerken möchten, daß auch Fürst Bismarck gelegentlich seinen Geist in Lackstiefeln oder auch in Filzpantoffeln auftreten ließ. Anderseits wies Fürst Bülow nach, daß auch zu Bismarcks Zeiten die hohe Politik nicht eitel Triumph und Wohlgefallen gewesen sei, sondern mit vielen Schwierigkeiten und auch Schlappen zu ringen gehabt habe. Eine autoritative und mit interessantem Material gespickte Bestätigung der Einwürfe, die wir den Bismarck-Anbetern an dieser Stelle schon mehrfach gemacht haben.

Eine Weltrundschau im schärfsten Sinne des Wortes war es, was Fürst Bülow vortrug. Er ließ unsere Beziehungen zu allen Großstaaten der beiden Hemisphären Revue passieren. Man kann den Grundton optimistisch nennen; sogar Visconti-Venosta profitiert von der schönfärberischen Tendenz. Aber ein Staatsmann an so verantwortlicher Stelle muß in gewissem Maße optimistisch werden, solange er nicht gezwungen ist, gegenüber einer dringenden Gefahr Alarm zu blasen. Wie weit bei den Einzelheiten solcher Reden taktische und sozusagen pädagogische Gesichtspunkte auf die Färbung einwirken, braucht man nicht subtil zu untersuchen. Die Hauptsache ist die klare Feststellung, daß seit Algeciras die politische Lage nicht gespannter, sondern vielmehr besser geworden ist. Auf dem Boden dieser allmählichen détente glaubte Fürst Bülow mit Aussicht auf Erfolg nach verschiedenen Seiten hin aufklärende und beruhigende Versicherungen abgeben zu können. Nach England hin zur Beschwichtigung der Flotteneifersucht; nach Frankreich zur Beseitigung der Furcht vor deutscher Zudringlichkeit; nach Rußland zur strikten Widerlegung aller Einmischungsgerüchte; nach allen drei Ländern zur Bekräftigung der deutschen Gelassenheit gegenüber den verschiedenen Bündnissen und Ententen, soweit dieselben keinen deutschfeindlichen Charakter haben; nach Ungarn wiederum zum strikten Dementi aller Einmischungsgelüste; nach Italien zur Beruhigung der dortigen Gewissensnöte. Wird's helfen? Vorläufig hat Fürst Bülow eine „gute Presse“, d. h. im großen und ganzen entspricht der Eindruck der Rede im Auslande, den die Presse widerspiegelt, den Beruhigungstendenzen des Redners. Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, daß er auch Schattierungen in der Rede angebracht hat, die wie höfliche Warnungen aussehen, z. B. in der unbedingten Anerkennung des friedlichen Charakters des alten Zweibundes und in der „Hoffnung“ auf Friedlichkeit der von König Eduard und Delcassé begründeten entente cordiale, und daß er durch den Hinweis auf die Wehrkraft des 60 Millionen-Reiches die etwaige „Einkreisung“ Deutschlands als eine splendid solation erscheinen ließ.

In einer zweiten Rede schnitt Fürst Bülow auch das heikle Thema vom „persönlichen Regiment“ an. In ähnlicher Weise wie schon früher. Die Ausführungen lassen sich dahin zusammenfassen: 1. Es ist nicht so schlimm, 2. Deutschland will einen wirklichen, tatkräftigen Herrscher haben und freut sich der Rose, indem es mit den unvermeidlichen Dornen sich schon abzufinden weiß.

Die Debatte, die sich im Reichstag an die Bülow-Rede knüpfte, bot keine Ueberraschungen. Es zeigte sich, daß die Volksvertretung bei der Erörterung hochpolitischer Angelegenheiten nicht den festen Boden unter den Füßen hat, wie bei den Verhandlungen über innerpolitische Fragen. Es fehlt das amtliche Material, das für die parlamentarischen Reden denselben Wert hat wie der Erdboden für den Antäus. Darum hat das Zentrum an die Verhandlung den Antrag geknüpft, daß die Regierung jährlich dem Reichstage die nötigen Mitteilungen über die auswärtigen Angelegenheiten zugehen lassen möge. Eine halboffiziöse Stimme beschwört gegenüber diesem Wunsche schon wieder das Gespenst, das Fürst Bülow soeben zu bannen versucht hat: weil Fürst Bismarck sich vor mehr als einem Menschenalter einmal gegen die periodischen Weißbücher ausgesprochen hat, soll es in aller Ewigkeit bei der alten Zugeknöpftheit bleiben. Aber die hohe Politik ist wirklich keine Heimlichkeit mehr nach dem Muster der alten alchimistischen Goldküchen. Die öffentliche Meinung im Inlande und im Auslande spielt eine immer größere Rolle. Was auf den ersten Blick wie eine lästige parlamentarische Einmischung aussieht, wird von der geschickten Hand leicht zu einer wertvollen Unterstützung gemacht werden können. Auch zur Abwehr der Gefahren der unverantwortlichen „Plötzlichkeiten“. Fürst Bülow sollte also die Anregung nicht einfach abweisen, sondern über die rechte Form der erweiterten Oeffentlichkeit unbefangen in Verhandlung treten.

Alle Freunde des Friedens und der Stetigkeit begrüßen das frische und flotte Wiederantreten des Fürsten Bülow. Die erneuten Kräfte des Körpers und Geistes kann er vollauf verwerten, denn nicht bloß die auswärtige, sondern auch die innere Politik ist reich an schwierigen und dringenden Aufgaben. Vor allem fordert die **Fleischnot** Entschlossenheit und Klugheit. Die Wiederbesetzung des landwirtschaftlichen Ministeriums in Preußen, die damit in Zusammenhang steht, ist bereits gelungen. Wir nehmen an, daß Herr v. **Arnim-Criewen**, der Nachfolger Podbielskis, nicht in der Taktik seines Vorgängers befangen ist, der die Fleischteuerung und ihre politischen und sozialen Wirkungen einfach ignorieren und in stoischer Ruhe jeden Versuch der Abhilfe von vornherein ausschließen wollte. Auch die Beratungen des Berliner Landeseisenbahnrates über Verbesserung des Fleischtarifs zeigen, daß die Passivität überwunden ist.

Fürst Bülow wird nicht verkennen, daß die gewissenhafte und kluge Behandlung der Teuerungsfrage auch in das Kapitel der **Sozialpolitik** gehört, deren wir am 17. November, dem **25. Jahrestage der kaiserlichen Botschaft von 1881** in Jubiläumsstimmung uns neuerdings bewußt geworden sind. Der kaiserliche Erlaß zum Silberjubiläum findet unseren warmen Beifall, wenn er den **christlichen** Charakter der Sozialreform hervorhebt, den individuellen und genossenschaftlichen Liebesdienst am Wohle des Nächsten als Ergänzung derselben preist und gegenüber der sozialdemokratischen Brunnenvergiftung auf den endlichen Sieg der gerechten Erkenntnis und des inneren Friedens hofft. Aber der regierende Kaiser hätte nicht zu verschweigen brauchen, daß die Botschaft seines Großvaters, die sich auf die **Versorgung** der kranken, verletzten und invaliden Arbeiter richtete, ihre bedeutsame Ergänzung gefunden hat durch die Erlasse vom Frühjahr 1890 und die daran sich schließende Gesetzgebung für **Arbeiterschutz** und **Arbeiterrecht**. Weiter zu bauen in allen drei Richtungen der sozialen Gesetzgebung, das muß der Jubiläumsentschluß sein; an Hemmungen und Hindernissen fehlt es ja beiden nicht. Die Reichsregierung hat erfreulicherweise endlich einen Entwurf über die **Rechtsfähigkeit** der Berufsvereine vorgelegt, der bei allen Mängeln doch als Einleitung zu weiterem Fortschritt zu begrüßen ist. Möge Fürst Bülow seine erneute Kraft und Macht im Vereine mit dem tüchtigen Grafen Posadowsky dafür einsetzen, daß das zweite Vierteljahrhundert der Sozialreform noch fruchtbarer werde als das erste! Die Frage der Fragen ist und bleibt die soziale Frage.

Noch einen Tag!

Es neigt sich der Tag.
Mitten im Schaffen
Halte ich inne:
Es leuchtet die Glut,
Es lodern die Flammen
Und drinnen das schwarze Eisen
Biegt sich und glüht
In der Zange Griff
Und zischt, in das Naß getaucht.
Dann wird es still
Unterm Hammer.
Schlag auf Schlag,
Wuchtig geführt
Von des grimmen Lebens
Sehniger Faust,
Beugt es und zwingt es
Zur Form. —

So zwingt sich das Herz
In das Muß,
Getrieben von Lebens
Hast und Kampf.
Tropfen um Tropfen
Fällt in das Meer der Zeit
Nur eine Spanne
Von Jahr zu Jahr,
Nur eine Spanne
Zur Ewigkeit.
O Vater, Erbarmer,
Laß mich atemlos schaffen!
Laß mir des Lebens
Hast und Kampf,
Lasse mich dulden
Schlag auf Schlag
Noch einen Tag!

Th. Singolt.

Häckel und das zwölfte Gebot.

Von

Dr. Strehler-Zehlendorf.

Daß in keinem Berliner Buchladen Häckels Welträtsel mit dem feinen, knallroten Umschlag und dem Zusatz: 181.—200. Tausend fehlen dürfen, versteht sich von selbst.

Dagegen dürfte es manchem neu und vielen unerhört erscheinen, daß sich seit einiger Zeit daneben ein kleines Schriftchen eingenistet hat, das etwas gegen seinen großen Nachbar zu sagen wagt.[1]) Allerdings: Es entgeht meistens dem Auge des Käufers 1. wegen seiner Schmalbrüstigkeit (90 Seiten) und 2. wegen seines verzwickten Titels. Was geht mich Hegel an? Wer ist Kossuth? Wie lautet das 12. Gebot?

Und doch: Es verdient hervorgezogen und studiert zu werden. Denn welche Kraft entwickelt dieses Kerlchen gegen seinen riesenhaften Nachbar, wie trifft er ihn mit der Schleuder seines Wissens an die Stirn, daß er betäubt, ja tot hinsinkt!

Um kurz zu sein: Ein Fachmann, Professor der Physik Chwolson aus Petersburg, unternimmt es, die Welträtsel Häckels auf ihren physikalischen Inhalt zu untersuchen. Hegel mit seinen Extravaganzen und ein gewisser „Philosoph" Kossuth dienen ihm dabei nur als Einleitung und Schluß.

Die Physik bildet nach Häckels eigenem Geständnis die Grundlage seines Monismus, das Substanzgesetz wird von ihm selbst als „der Leitstern" proklamiert, welcher „die monistische Philosophie durch das gewaltige Labyrinth der Welträtsel zu deren Lösung führt".

Aber nun kommt ein Physiker und beweist, daß dieser Leitstern für Häckel zum Irrlicht geworden ist, daß überhaupt alles, was aus der Physik von Häckel benützt worden, falsch verstanden oder verkehrt angewandt worden ist, daß er somit schwer gegen das 12. Gebot gesündigt hat, welches lautet: Du sollst niemals über etwas schreiben, was du nicht verstehst.

Wahrhaftig: Einen wirksameren Angriffspunkt konnte man nicht finden. Und wie geistreich, witzig, fein und klar weiß der Verfasser zu disputieren!

Häckel benutzt aus der Physik hauptsächlich das Substanzgesetz und das Entropiegesetz. Das erstere teilt sich wieder zweifach: Das Gesetz von der Erhaltung der Massen und von der Erhaltung der Energie.

Das Massengesetz besagt: Daß bei allen Vorgängen, die in einem geschlossenen Raume stattfinden, die Summe aller in diesem System vorhandenen Massen unverändert bleibt.

Häckel dehnt dieses Gesetz auf das Universum aus, spricht von ewiger Erhaltung, unendlicher Quantität der Materie. Wer gibt ihm das Recht dazu? Wer hat ihm diese Konstanz im Weltall jemals nachgewiesen?

Das Energiegesetz lautet: Bei allen Umwandlungen einer Energieart in eine andere ist die neu entstandene Energiemenge stets genau gleich der verschwundenen. Was macht Häckel aus diesem Gesetz?

„Alles, was er über die „Grundlage" und den „Leitstern" seiner Philosophie sagt, ist einfach total falsch, ist auf Mißverständnissen gegründet und von jenem spezifischen Phrasengeist erfüllt, den wir oben charakterisiert haben. Wehe dem Gymnasiasten, der in solchem Maße das Energiegesetz falsch erklären würde!" (S. 52.)

Er verwechselt z. B. die zwei total verschiedenen Dinge Kraft und Energie, ja er setzt sie absichtlich gleich. Warum? Weil er's so braucht zur Konstruktion seines Monismus. Wenn Erhaltung der Energie gleichbedeutend ist mit Erhaltung der Kraft, dann ist es ihm ein Kinderspiel, die „ewige und unendliche Maschine des Weltalls" zu konstruieren, das Perpetuum mobile des Kosmos, dann braucht er keinen Gott und Schöpfer mehr.

Das Resultat seiner Untersuchungen über dieses Gesetz legt deshalb der Verfasser in folgenden Sätzen nieder:

1. Häckel erklärt ein physikalisches Gesetz als Grundlage und Leitstern seines philosophischen Systems.
2. Häckel hält es nicht für notwendig, sich mit diesem Gesetze oberflächlich bekannt zu machen, indem er ein elementares Lehrbuch der Physik zur Hand nimmt.
3. Statt dessen begnügt er sich mit irgendwelchen populären Elaboraten und verläßt sich auf eigene dunkle Erinnerungen.
4. Er hat keine Ahnung von dem Inhalt des Energiegesetzes, welches die eine Hälfte seines Substanzgesetzes bildet.
5. Jede seiner zahlreichen Aeußerungen über das Substanzgesetz ist falsch. —

Noch kräftiger wird der Angriff bei den Prüfungen über die Anwendung des Entropiegesetzes.

Dieses Gesetz ist der Stolz der modernen Physik, eine der großartigsten wissenschaftlichen Entdeckungen, durch die eine ganze Wissenschaft in neue Bahnen gelenkt wurde. Es lautet seinem Kerne nach: „In den Vorgängen der uns bekannten Welt herrscht eine ganz bestimmte Tendenz, sie geschehen alle, ausnahmslos, in einer bestimmten Richtung. Betrachten wir jeden positiven Vorgang bildlich als einen Schritt vorwärts, jeden negativen als einen Schritt rückwärts, so können wir sagen, daß Schritte vorwärts in beliebiger Menge beständig geschehen können, daß aber jeder Schritt rückwärts von einem gleichzeitigen und gleichgroßen Schritt vorwärts begleitet und kompensiert sein muß. Es gibt also kein Rückwärts. Es gibt nur ein Vorwärtsschreiten und allenfalls einen Stillstand."

Dieses Gesetz beherrscht alle Erscheinungen, die in der Welt vor sich gehen, es ist das Gesetz der Evolution der Welt, denn es lehrt, daß die Welt ein Organismus ist, der sich in einer ganz bestimmten, genau definierbaren Richtung entwickelt. Es zeigt ebenso klar, daß der Endzustand der Welt bewegungsloses Erstarren ist.

Wie stellt sich Häckel zu diesem unendlich wichtigen und wertvollen Gesetze? Risum teneatis: Er verwirft es ganz und gar. Warum? Weil es dem Substanzgesetz, d. h. der Form, die er ihm gegeben hat, widerspricht! Denn von einem ewigen, sich selbst erneuernden Kreislauf kann keine Rede mehr sein, sobald einer das Gesetz der Entropie kennen gelernt hat.

Man versteht, daß beim Anblick dieser Tatsache den Physiker Empörung, Erbitterung und Zweifel am gesunden Verstande des Autors erfassen, daß er nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll, daß schließlich die Verachtung gegen ein so dilettantenhaftes Vorgehen die Oberhand gewinnt.

Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst! Häckels Welträtsel sind, nach der physikalischen Seite hin, typisch für jene Werke, deren Autoren dieses Gebot nicht kennen oder ignorieren! — Ob nur nach der physikalischen Seite hin?

Prof. Chwolson streift S. 41 die astronomischen Sätze Häckels und macht hinter jedes Wort ein Fragezeichen!

Er zeigt sich sodann auch als tüchtigen Philosophen, indem er für die grundlegenden, philosophischen Definitionen Häckels nur ein ungläubiges Kopfschütteln übrig hat.

So stellt er die Frage: Wie entstand die erste Bewegung? Häckel antwortet: Die Bewegung ist eine immanente und ursprüngliche Eigenschaft der Materie!

Was ist das Leben? Antwort: Die eigentümlichen chemisch-physikalischen Eigenschaften des Kohlenstoffs — und namentlich der fettflüssige Aggregatzustand und die leichte Zersetzbarkeit der höchst zusammengesetzten eiweißartigen Kohlenstoffverbindungen!

[1]) Hegel, Häckel, Kossuth und das 12. Gebot. Braunschweig, Vieweg 1906.

Was ist die Seele? Antwort: **Der Kollektivbegriff für eine Summe von Gehirnfunktionen.**

Wie entstand die bewußte Empfindung? Antwort: **Durch Spiegelung der Empfindungen in einem Zentralteile des Nervensystems!**

Was geschieht bei der Befruchtung? **Die Kerne beider Zellen, der Spermakern und der Eikern, werden durch eine geheimnisvolle Kraft, die wir als eine chemische, dem Geruch verwandte Sinnestätigkeit** deuten, zu einander hingezogen, nähern sich und verschmelzen mit einander.

Wie erklärt sich die Vererbung? Antwort: **Die Erblichkeit ist das Gedächtnis der Plastidule!**

So löst Häckel die Rätsel, über denen Jahrtausende gegrübelt. Und Millionen geben ihm recht und jubeln ihm zu. **Wie ist das möglich?** Das ist eine interessante Frage, aber sie gehört nicht hierher.

Professor Chwolson hat sein Schriftchen für **gebildete Laien** geschrieben. Neulich fragte mich ein Realschüler nach einer **populären Widerlegung** der Welträtsel Häckels für seinen Vater. Derselbe halte es sonst in seinem Bureau nicht mehr aus. **Ich wußte ihm keine zu nennen!** Wer von meinen Lesern vermag mir eine **anzugeben** oder, falls er keine findet, selbst eine solche **zu schreiben?** Sie muß aber so ausfallen, daß sie so gern gelesen wird wie Häckels Welträtsel!

Ein antisemitisches Kapitel aus Oesterreich.

Von

Redakteur Franz Eckardt in Brünn.

Ein ganz merkwürdiger, auffallender Gegensatz besteht zwischen den reichsdeutschen und den österreichischen Zeitungen katholischer Richtung in bezug auf den Antisemitismus. Während führende Organe des Zentrums im Deutschen Reiche den Antisemitismus scharf verurteilen, gibt es in Oesterreich keine einzige katholische Zeitung, welche nicht grundsätzlich antisemitisch wäre. Selbst das Wiener „Vaterland", welches — wohl mit Recht — als das erklärte Organ des Episkopates und des katholisch-konservativen Hochadels gilt und jüdischen Inseraten Aufnahme gewährt, ist in seinem redaktionellen Teil fast in jeder Nummer gezwungen, recht kräftige antisemitische Töne anzuschlagen. Die jetzt vorzüglich geleitete, mehr den demokratischen Standpunkt vertretende „Reichspost" ist schon infolge ihres christlichsozialen Parteiprogramms grundsätzlich antisemitisch; und nimmt man die katholischen Tagblätter von Graz, Linz, Salzburg, Bregenz, Innsbruck zur Hand, man wird sie alle antisemitisch nennen müssen. Und wie die Blätter, so die Parteien. Ja man kann getrost sagen, daß heutzutage in Oesterreich alle nichtjüdischen Staatsbürger in ihrem Innern Antisemiten sind, selbst wenn sie hin und wieder ihre guten Gründe haben, den Verdacht des Antisemitelns von sich fern zu halten.

Woher nun dieser Unterschied in einer so wichtigen Frage zwischen den Katholiken Oesterreichs und denen des Deutschen Reiches? Ich gestehe, daß ich diese Frage nicht restlos zu beantworten vermag. Vielleicht findet sich ein reichsdeutscher Mitarbeiter der „Allgemeinen Rundschau", welcher die Haltung der Katholiken im Reiche rechtfertigt. Mir mag es gestattet sein, an einem Skandalprozeß, welcher vorige Woche durch fünf Tage das Wiener Landesgericht beschäftigte, zu zeigen, daß das Judentum Oesterreichs selbst es ist, welches alle Arier, auch die tolerantesten Katholiken, zum Antisemitismus geradezu preßt.

Viele Leser der „Allgem. Rundsch." werden wohl den Fall der Lisbeth Brugier aus der Passauerstraße in Berlin kennen, und sie haben gewiß mit sittlicher Entrüstung sich von diesem Großstadtsumpfe abgewendet. Nun, der genannte Wiener Skandalprozeß hat in **allem** den Berliner Fall — soweit er hier bekannt ist — ganz entsetzlich übertroffen; er ließ in einen solchen Abgrund tierischer — oder eigentlich: untertierischer — Lasterhaftigkeiten blicken, daß auch den abgehärtesten Gerichtssaalbesucher ein Grausen beschlich. In dem „Modesalon" der Madame Regine **Riehl**, einem von der Polizei „tolerierten" und überwachten „Freudenhause", wurde der abscheulichste, menschenunwürdigste Menschenfleischhandel getrieben. Keines der unglückseligen Geschöpfe, welches darin einmal Aufnahme gefunden hatte, kam wieder heraus, bevor es nicht seelisch und körperlich durch und durch verseucht war. Mit eisernen Ofenhaken und Hundspeitschen wurden die „Damen" gepeitscht, wenn sie sich den perversesten Lüsten vertierter Lebemänner nicht fügen wollten; das „verdiente" Geld wurde ihnen bis auf den letzten Heller abgenommen, so daß sie nicht einmal den Sündenlohn erhielten, sondern ausschließlich der Bereicherung ihrer Sklavenhälterin dienten, welche im Vorjahre ein Reineinkommen von 35,000 K zu fatieren imstande war und sich in wenigen Jahren ein Haus um 300,000 K „erwerben" konnte.

Neben der Riehl verdienten aber auch noch andere von ihrem „Salon". Vor allem die Dienstbotenvermittlungsbureaus.[1] Wenn im Sommer die Herrschaften aufs Land gehen, entlassen sie meistens auf zwei bis drei Monate ihre Dienstmägde, welche dann ebenso lange in Wien ohne Posten leben müssen. Bei den Dienstvermittlerinnen und bei den „Bettfrauen", bei denen sie Unterstand finden, beginnt die Verführung zum Schandleben, ja der Prozeß hat gezeigt, daß sie aus diesen Bureaus direkt der Riehl als Dienstmädchen „geliefert" wurden, und waren sie einmal erst in deren Klauen, so waren sie auch schon verloren. Schier unglaublich klingt die **Tatsache**, daß **Eltern** ihre Töchter ins Riehlsche Sklavenhaus brachten und in demselben die Mädchen so lange prügelten, bis sie willig wurden. Und dann bezogen diese Eltern eine monatliche Rente aus dem Sündenleben ihrer Kinder!

Menschenhandel für Häuser nach Art des Riehlschen treiben aber auch — **Polizeikonfidenten**. Solcher Hilfskräfte, welche meistens mehrfach vorbestrafte Zuchthäusler sind, kann keine Polizei entraten; da sie aber nur fallweise und dann nur mäßig entlohnt werden, müssen sie sich nach einem Nebenerwerb umsehen, den sie nur zu häufig im **Mädchenhandel** finden. Das weiß die Polizei sehr gut; da aber viele ihrer **Beamten** mit der Prostitution auf intimstem Fuße stehen (wie unten noch gezeigt werden soll) und da unter den Konfidenten „linke" — d. h. falsche — Zeugen sehr leicht aufzutreiben sind, so geschieht seitens der Polizei gegen das verruchte Nebengeschäft ihrer Konfidenten nicht das geringste. Fast jeder Konfident ist ein Zuhälter (Louis, Strizzi). Die „Katz", wie sie im Verbrecherjargon ihre Mädel nennen, ist ihr Ausbeutungsobjekt. Auch das weiß die Polizei; sie behandelt die „Katz" auch viel milder als andere Straßendirnen, wird doch die „Katz" sogar als Polizeispitzel verwendet. Findet nämlich ein Verbrecher an einem solchen Geschöpf Gefallen, so zwingt sie ihr Zuhälter-Konfident, solange mit dem Verbrecher zu gehen, bis dessen Geld aufgezehrt ist, von dem natürlich auch in seine Tasche ein Teil durch Vermittlung der „Katz" gewandert ist. Erst wenn der Dieb, Einbrecher, Räuber ganz von dem Mädel ausgesackelt ist, wird er von dem Konfidenten der Polizei angezeigt. Diese Zustände sind in Wien allgemein bekannt. Und wenn der Konfident seiner „Katz" überdrüssig ist, so verschachert er sie an Sklavenhälterinnen à la Riehl.

In dem Skandalprozesse spielte die Polizei selbst eine sehr traurige Rolle. Gerade von dem Verteidiger der Riehl wurde der Beweis geführt, daß Polizeibeamte, welchen die Ueberwachung des tolerierten Hauses anvertraut war, sich durch „freien" Verkehr mit den „Damen" und durch Weingelage **bestechen** ließen, so daß alle Klagen der ihrer Freiheit beraubten, aufs scheußlichste mißhandelten und ausgebeuteten Mädchen selbst dann ungehört verhallten, wenn einzelne Menschenfreunde oder Nachbarn bei der Polizeidirektion darüber Anzeige erstatteten. Ja es wurde nachgewiesen, daß ein Funktionär des „Vereins gegen den Mädchenhandel", welcher eine Anzeige gegen den Skandal im Modesalon Riehl erstattete, sich die Zurechtweisung gefallen lassen mußte, er solle seine Nase nicht in Dinge stecken, die ihn nichts angehen, und es wurde ihm gedroht, der Verein werde aufgelöst werden, wenn er sich noch weiter um solche Dinge kümmere. Polizeibeamte, welche als Zeugen über ihre Wahrnehmungen im Hause Riehl aussagen sollten, machten von der Wohltat des Gesetzes Gebrauch, welches ihnen gestattet, sich der Aussagen zu entschlagen, wenn diese ihnen — Schande bringen könnte. Polizeiagent Bi... mußte sich nachweisen lassen, daß er bei Tag und Nacht Gast der Riehl gewesen, ohne natürlich für die „Freuden" etwas gezahlt zu haben. All das besagt, daß die Polizei sich mitschuldig gemacht hat an dem scheußlichsten Seelenmord, welcher im Salon Riehl berufsmäßig betrieben wurde.

Reichsdeutsche Leser werden nun wahrscheinlich sich verwundert denken: Wie kommt ein Provinzredakteur zu einer so genauen Kenntnis des doch **geheim** durchgeführten Prozesses? Antwort: aus den Wiener liberalen Zeitungen! Man muß nämlich wissen, daß in Oesterreich eine geheime Gerichtsverhandlung sich von einer öffentlichen nur dadurch unterscheidet, daß zu ersterer der bei letzterer gestattete freie Zutritt des Publikums aufgehoben wird. Jeder Angeklagte hat aber das Recht, drei Vertrauensmänner der Verhandlung beizuziehen, und die Journalisten haben das Recht, über die gesamte Verhandlung so ausführlich zu berichten, wie sie nur wollen. Und je „geheimer" ein solcher Prozeß geführt werden **sollte**, desto breiter wird er in den Zeitungen behandelt. Etwa 200 Personen wird der Zutritt wegen des unsittlichen Verhandlungsgegenstandes verweigert, aber Millionen

---

[1]) Es wird in der liberalen Presse breitgetreten, daß auch das Städtische Dienstvermittlungsamt, geleitet von dem christlich-sozialen Abg. **Prochaska**, der Riehl Dienstmädchen geliefert habe. Um Mißdeutungen gegenüberzutreten, sei festgestellt, daß tatsächlich ein einziges Mal eine **Köchin** für die Riehl vermittelt wurde. Da diese Köchin aber bereits im 52. Lebensjahre stand, wird sie wohl kein Ausbeutungsobjekt für die Riehl gewesen sein. Und dann: kann man von einem Amte und vor allem von dessen Leiter, der doch in die Details der Vermittlung nicht eingeweiht ist, verlangen, daß sie den Charakter der Riehl kennen mußten? Soll etwa ein christlich-sozialer Abgeordneter die Bordelle Wiens kennen? Der alldeutsche Abgeordnete Malik machte am 9. November im Abgeordnetenhause dem Abg. Prochaska den Vorwurf, daß **er** für Bordelle Mädchen vermittele. Eine niederträchtigere Verleumdung ist wohl kaum denkbar. Malik mußte Abbitte leisten.

über Millionen können mit den Gerichtssaaljournalisten in dem noch dazu pikant hergerichteten Schlamm der Unsittlichkeit sich grunzend wälzen, wenn sie nur die 8 Heller opfern, um welche sie sich das „interessante" Blatt in jeder k. k. Trafik kaufen können. Das Wort „geheime Verhandlung" ist also eigentlich nur eine Sittlichkeitsheuchelei; denn wenn man mit der Geheimerklärung eines Prozesses der öffentlichen Sittlichkeit dienen will, so muß man auch den Journalisten verbieten, etwas anderes über den Prozeß zu berichten als den Gegenstand und den Ausgang des Prozesses, womöglich in knappem, vom Präsidenten genehmigtem Texte. Jetzt aber hat die liberale Presse alle Tage seitenlang über die widerlichsten Cochonnerien in denkbar größter Ausführlichkeit berichtet, hat die Porträts der Angeklagten und Zeugen veröffentlicht, interessante Momente aus der Verhandlung „im Bilde festgehalten", kurz, hat mit dem widerlichsten Schlamm der Unsittlichkeit im Gerichtssaale ein Bombengeschäft gemacht durch den Einzelverkauf.

Und nun die Frage: Was hat denn das alles mit dem Antisemitismus zu tun? Nur gemach! Die Hauptangeklagten, die Riehl und ihre Helfershelferin Pollak, sind Jüdinnen.[1]) Jene Polizeibeamten, welche unerlaubte Beziehungen zu dem von ihnen zu überwachenden Schandhause unterhielten, waren zumeist Juden (so auch Agent Piß). Die Konfidenten, die Mädchenhändler, die Dienstvermittlerinnen, die Zutreiber der Riehl sind fast ausnahmslos Juden. Und diejenigen, welche aus dem Prozesse den in Geld abzuschätzenden Nutzen zogen, sind die von Juden geschriebenen und verlegten Zeitungen. Das hat dieser Prozeß evident dar dargetan. Aber noch mehr: die Schreiber der unsittlichen Bücher, die Fabrikanten der schamlosen Bilder und „pikanten" Kunstgegenstände sind in Oesterreich fast ausnahmslos Juden. Die „Dichter" der schlüpfrigsten Schwänke und Operetten sind Juden; die publizistischen Vertreter der „Herrenmoral", die Arrangeure der Cabarets sind Juden. Kurz: wohin das Auge blickt, sieht es allüberall dort Juden als Macher, wo etwas unternommen wird, was die Sittlichkeit des christlichen Volkes untergraben soll. **Die Reaktion gegen die Entsittlichung des christlichen Volkes ist daher ganz naturgemäß gegen die Juden gerichtet, der Antisemitismus ist bei uns ein Abwehrkampf zum Schutze der Sittlichkeit, zur Erhaltung der Religiosität unseres christlichen Volkes.** Mit der Religion der Juden hat der Antisemitismus nichts zu tun.

Daß der Antisemitismus in Oesterreich berechtigt ist, daß er absolut nicht gegen die von der katholischen Kirche verlangte Toleranz gegen Andersgläubige verstößt, dürfte aus Vorstehendem zur Genüge klar hervorgehen. Glücklich das Land, in welchem die Katholiken nicht vom Judentum zum Antisemitismus gezwungen werden. Ist Deutschland solch ein glückliches Land? Ich lese in einem Berliner protestantischen Blatte, daß auch die Lisbeth Brugier in der Passauerstraße Berlins eine Jüdin ist. Sollte es sich nicht verlohnen, den Ursachen des Antisemitismus auf sittlichem, wirtschaftlichem und religiösem Gebiete auch im Deutschen Reiche etwas gründlich nachzuforschen?

[1]) Die Riehl ist lutherisch getauft. Trotzdem wurde im Prozesse festgestellt, daß sie eine ihrer „Damen" zur hl. Firmung in die St. Stefanskirche geführt hat. Sollte solch ein Skandal schon anderswo vorgekommen sein? Und wie war er möglich?

Allerlei Belletristisches.

Skizze von E. M. Hamann-Gößweinstein.

„Als es dunkel war" nennt sich ein Roman des Engländers Guy Thorne, von Clara Moeller gut ins Deutsche übersetzt. (Zum Besten der Deutschen Seemannsmission. Wismar i. M. Verlag von Hans Bartholdi 1906. 384 S. br. M 4.50, geb. 5.50.) Das Buch hat eine aufsehenerregende Voraussetzung zum Thema: den öffentlichen Sturz des Christentums infolge eines ungeheuren Betruges, der durch Aufweisung eines zweiten (falschen) Grabes und dessen Inschrift die Nichtauferstehung Christi der Welt als Tatsache aufzwingt. Nur auf ein halbes Jahr: dann tritt das bodenlos gemeine, das — an sich — bodenlos plumpe Verbrechen, welches nur eine dem Unglauben zuneigende Gesellschaft so leicht zu blenden vermochte, ans Tageslicht. Aber die kurze Frist schon beweist, daß die Menschheit nicht mehr ohne das Christentum bestehen kann, daß das universale Laster einzieht, wo der Glaube an den göttlichen Todesüberwinder offiziell vor dem Unglauben zurückweichen muß. Krieg und Sklaverei, Raub und Mord, individuelle und allgemeine Entsittlichung und Verkommenheit, vor allem furchtbare Knechtung des Weibes wie der Schutzbedürftigen überhaupt durchbrechen jegliche Ordnung in Haus, Gemeinde und Staat. Bis das Volk, das seine vitalsten Interessen bedroht sieht, sich mit dem Wutschrei um Verantwortung, um Vergeltung gegen die Urheber dieses Zustandes und ihre anerkannteste Partei wendet. Bis die Masse, wenngleich zunächst ohne Logik, unter dem krassen Drucke der Not, die eben noch leer gelassenen, verhöhnten und geschändeten Gotteshäuser wieder aufsucht. Der Glaube an das Kreuz, der auch während dieser Periode des Dunkels in den aus innerer Erfahrung gefestigten Ueberzeugungschristen lebendig geblieben war, richtet sich schwer und massig auf angesichts des noch nicht entkräfteten „Beweises" von der Unhaltbarkeit des Evangeliums. — All das ist mit Farben des Lebens geschildert, in einem bis zur atemlosen Spannung gesteigerten technischen Aufbau, mit Hilfe einer im ganzen einwandfreien Charakteristik. Trotzdem ragt das Werk nicht über einen gehobenen Sensationsroman hinaus. Manche tiefere Töne klingen an — aber der Effekt spielt das Leitmotiv. Gar nicht so selten kommt der Psychologe auf seine Rechnung — aber die feinsten, die unmittelbarsten Seelenäußerungen, die just hier nicht fehlen dürften, fehlen in der Tat. Der Autor zählt sicher zu den guten Christen und tüchtigen Schriftstellern — aber die Genialität des großen Dichters blieb ihm fremd. Und gerade sie war zur Bewältigung dieser grandiosen Aufgabe notwendig.

Philosophisches Halbdunkel liegt auf der bei uns unter Reklamewirbel angekündigten dreibändigen Prosadichtung des Holländers Frederik van Eeden: Der kleine Johannes. (Deutsche Ausgabe, trefflich besorgt von Else Otten. Verlegt bei Schuster & Loeffler. Berlin und Leipzig 1906. I. Bd. 194 S., II. Bd. 214 S., III. Bd. 347 S.) Der Verfasser schreibt nur für Strenggläubige seines eigenen Credos. Die märchen- bzw. parabelhafte Ausgestaltung des buntscheckigen hypermodernen Stoffes breitet zunächst Schleier, dicke wie spinnwebdünne, über die niedergelegte Tendenz, von der man leider nicht sagen kann, daß sie durchweg künstlerisch ausgelöst sei. Bald heben sich die Schleier, und wir sehen, daß die Lebensanschauung des Autors auf einen „humanen", von Dämonen- und Teufelsspuk durchwobenen, arg verwaschenen Rationalismus hinausläuft — mit einer sehr eiligen Spitze gegen den Katholizismus, versteht sich. Schade darum; denn Frederik van Eeden hat das Zeug zu einem echten Poeten. Der erste Band, in dem die Natur- und Seelenstimmung oft mit entzückender Naivität zur Geltung kommt, zeigt das zumal. Der letzte dagegen fällt mitleiderregend ab. Die meisten Leser werden in das Gesamtwerk zu viel „hineingeheimnist" finden. Und zwar mit Recht. Weder das dichterische noch das ethische Totalresultat entspricht, als solches, der aufgewendeten Mühe seitens des Verfassers und — des Lesers. Einzelne Teile jedoch sind schön, ein paar sogar außerordentlich schön. Aber auch sie vermögen dem „Kleinen Johannes" nicht die eigentliche Existenzberechtigung zu verleihen.

Sehr realistisch stellt Lulu von Strauß und Torney in der ersten „Geschichte" ihres letzten Erzählbandes das Leben dar. (Der Hof am Brink. Das Meerminneke. Egon Fleischel & Co. Berlin 1906. 291 S. Preis M 3.50.) Es ist das Leben historischer Vergangenheit: der des Dreißigjährigen Krieges, da der Bauer von Freund und Feind gebrandschatzt, ausgesogen, geknechtet wurde, bis er allen Glauben an Gott und an sich selber verlor. Nur wenige Starke blieben, die, wenn auch sie Gott verließen, zur rechtlosen Selbsthilfe griffen. — Zu ihnen zählt der Hofbauer von Brink, der mit seinen wilden Söhnen nächtliche Raubzüge ausführt und infolgedessen Neid und Argwohn erregenden Wohlstand zur Schau tragen kann. Die Nemesis erreicht ihn durch die Rache der verarmten Bevölkerung, die ihn, seine Familie und seinen Besitz der Vernichtung preisgibt. — Die Zeichnung dieses brutal knorrigen Charakters, der mit Kraft und Einheitlichkeit aufgebaut ist, erfährt künstlerische Milderung durch einen an ritterliche Gutmütigkeit streifenden Zug der Menschlichkeit; desgleichen die Ausgestaltung seines Schicksals durch die allmählich erwachende heroische Liebe seiner zweiten Frau und die Rettung seines besten Sohnes. Die epische Begabung der Autorin tritt in dieser Novelle mit objektiver Klarheit und Wucht zutage.

Anders in der zweiten Geschichte des Buches, die in Holland spielt, zur Zeit der eben dort eindringenden „Reformation". „Das Meerminneke" ist technisch gut erzählt. Immer wieder spürt man, in Schilderung und Charakteristik, die überlegene Hand des formenden Dichters. Aber nicht seinen überlegenen Geist, der über dem erwählten Stoffe steht. Vielmehr macht sich die Autorin subjektiver Parteinahme schuldig. Nicht etwa durch die — allerdings bisweilen schlimmen — Reden ihrer Gestalten: die ließen sich im letzten Grunde noch immer aufs Objektive hin motivieren; sondern durch die ungerechte Verteilung von Licht und Schatten auf die Gestalten selbst; durch die Art des Irrtums, der Unwissenheit, der Blindheit,

mit welcher Ereignisse, Dinge und Menschen konfessionell „verwertet“ werden. Gerade hierin hätte ich Besseres von der Verfasserin erwartet, der wir ja auch in unseren eigensten vornehmen Lesekreisen wiederholt begegnen. Letzterer Umstand allein hätte sie vor diesem bedauerlichen faux pas bewahren sollen.

Der jüngste „Stern“ neuester Belletristik und Lyrik: der Prager Hugo Salus, hat unter dem Titel Das blaue Fenster vier Novellen herausgegeben. (Egon Fleischel & Co., Berlin 1906. 222 S. Preis M 3.—.) „In allen tritt ein Zug zur Mystik hervor, der aber keineswegs störend wirkt, vielmehr der Umgebung angemessen ist, in die der Dichter die Handlung verlegt“, heißt es im Waschzettel. Nun, diese Mystik ist kaum ernst zu nehmen. Mir wenigstens macht sie den Eindruck eines romantisch graziösen Effektmittels, das der Autor sich, vor dem Gebrauch, von allen Seiten mit amüsierter Genauigkeit angeschaut hat. Am höchsten steht „Der Rächer“; er zeigt eine psychologische Vertiefung — nicht Tiefe —, die den unleugbaren Stimmungsreizen der Salusschen Diktion annähernd entspricht. Tragisch verläuft „Pietà“, ohne Erzielung echt tragischer Wirkung. Lachender Humor neckt in „Das Meerweibchen“, derb törichte Ausgelassenheit in „Der Spiegel“. Hier und da empfindet man die Berechnung der sprachlichen Einkleidung; im ganzen aber tritt auch hier die „Tendenz“, wie in dem Buche überhaupt, zurück.

Tendenz ist die Grundnote des Toni Schwabeschen: Bleib jung meine Seele! (Axel Junker Verlag, Berlin 274 S. Preis M 3.50, geb. M 4.50.) Ich habe mir den Inhalt des früheren Schwabeschen Romans: „Die Stadt mit lichten Türmen“, ins Gedächtnis zurückgerufen, während ich das dem vorliegenden Buche beigegebene anmutige Bildnis der noch jugendlichen Autorin beschaute. Und es hat mir dann doppelt leid getan um dieses ihr neuestes Werk. Nicht als ob es keinen künstlerischen oder rein ethischen Wert besäße. Im Gegenteil: beides eignet ihm in nicht geringem Maße. Selten wohl ist das sich entwickelnde Sehnsuchtseelenleben des vorwiegend geistig, aber auch sinnlich veranlagten und falsch erzogenen modernen Mädchens innerhalb gottabgekehrter „besserer“ Kreise mit größerer Sicherheit und — Erbarmung, zugleich mit relativ unmittelbarerem dichterischen Vermögen dargestellt worden als hier. Aber Toni Schwabe, die feinsinnige Psychologin und Natursymbolikerin, ist einen Schritt zu weit gegangen, einen Riesenschritt. Sie läßt ihre Heldin, die in halb unbestimmtem heißen Drange nach schöpferischer Betätigung sich zu verzehren und zu verlieren droht, die wahre Liebe kennen lernen, noch dazu eine Liebe mit nahezu vollkommener Gegenliebe — und dennoch wirft diese „Heldin“ sich an einen ungeliebten Mann weg. In erster Linie aus brutaler Sinnlichkeit, erst in zweiter aus Dankbarkeit. — Die Verfasserin glaubt hierfür, so überzeugt wie irrtümlich, die moralische und ästhetische Ausgleichung zu finden in dem festen Entschlusse der derartig Gefallenen, ihre Schuld durch Entsagung des lockenden Selbstmordes, durch mühevolles Schaffen, durch liebende Sorge für das in ihr erwachende Leben (die Frucht roher Leidenschaft) zu sühnen: „Kein Trost soll mir werden, und ich will das Leben tragen, wie es kommt. Schaffen will ich — und nicht aufhören, mich dem Größeren zu geben — und will an meinem Werk verbluten . . . Bleib jung, meine Seele! — bleib jung! — für meine Arbeit und mein Kind.“ Ein Idealismus, der uns aus dunklen, ergreifenden Augen anschaut und dem wir doch nicht rückhaltlos begegnen dürfen, weil er Fehlwege wandelt.

Einen Seelen-Erzelsiorweg deckt Isabelle Kaisers „Vater unser . . . .“ auf, von der Verfasserin selbst nicht durchaus glücklich aus der französischen Fassung in unsere Sprache übersetzt. (Vater unser . . . Roman aus der Gegenwart. Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem. 210 S. brosch. M 3.—, geb. M 4.—.) Das Buch mag, was die ursprüngliche Entstehung betrifft, mindestens ein Dezennium alt sein. Es trägt auch die Spuren der Jugendlichkeit — willkommene und minder willkommene. So wie es ist, bedeutet es eine starke Verheißung auf die künstlerische Zukunft der Autorin. Aber auch an sich ist es trotz wegzuwünschender Schwächen, wie einige die epische Steigerung beschwerende Reflexions- und Schilderungsmomente, die wertvolle Gabe eines berufenen Dichters und — Gotteskindes. Das Sonnenlicht zwingender Poesie, unerschütterlicher Idealität und sieghafter Güte überstrahlt diese Widerspiegelung eines Brennpunktes in der sozialen Ellipse. Es ist unmöglich, daß Isabelle Kaiser derzeit schon in alle hier mit dichterischer und seelischer Hingabe dargestellten Verhältnisse des bürgerlichen Großstadtlebens persönlich hineingeschaut habe. Desto bewunderungswürdiger erscheint die intuitive Kraft, mit der sie die Wirklichkeit selbst in den verschiedensten Aeußerungen und Phasen vor uns aufruft, mit der sie uns den Blick klarlegt in die differenziertesten Köpfe und Herzen. Stets haben wir es mit Wesen von Fleisch und Blut zu tun, und selbst da, wo der Zweifler und Nörgler lächeln möchte über allzuviel Optimismus, wird ihn die Urgewalt der das ganze Werk durchdringenden gesunden Wahrhaftigkeit Lügen strafen können. Isabelle Kaiser weiß viel von Schuld und Sündennot, aber noch mehr weiß sie von der alles erlösenden Gottesliebe, die sich immer neu bekundet durch ihr zu- und nachstrebende Menschenliebe.

Seine Majestät! lautet die unlängst erschienene zweite deutsche Novellenreihe der gleichen Autorin. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 185 S. geh. M 2.50, geb. M 3.50.) Auch dieses Buch vom Tode, obwohl ungleich in dichterischem Werte und ethischer Auffassung, spricht erquickend an Urteil und Gemüt, zeigt die nach oben zielende Richtung dieses merkwürdig reichen Menschen und Künstlers.

Die Frucht eines bereits ausgereiften, wenn auch beileibe nicht abgeschlossenen hervorragenden Talentes ist der Roman Doktor Sörrensen von M. Herbert. (Köln a. Rh., Verlag und Druck von J. P. Bachem. 199 S. M 3.—.) Es gibt neuerdings Leute, welche M. Herberts ausgeprägte Eigenarten ummodeln möchten. Sie rechnen ihr diese an den Fingern vor, greifen sie, unterstrichen, aus dem von ihr und durch sie uns dargebotenen und vereinheitlichten Ganzen heraus und verzerren dadurch letzteres in karikierender Weise. M. Herbert wird auch daraus lernen. Aber den Grundzug ihres dichterischen Ich wird selbst sie nicht ändern können und — wollen. Es wäre auch schade darum. Schauen wir uns doch um! Wo haben wir, in unserem katholischen Deutschland, eine zweite wie sie! Wie viel hat sie uns schon gegeben! Wie viel gibt sie uns immer noch? Vor allem ihre auf positivem Boden stehende künstlerische und menschliche Vollpersönlichkeit, die ein Recht hat zu sagen: „Nehmt mich, wie ich bin — als das, was Gott, Schicksal und eigenes Wollen aus mir machten“. Diese Vollpersönlichkeit offenbart sich auch in „Doktor Sörrensen“. Was die tiefgründige Autorin dem Leben, der Natur, der Kunst abgelauscht und ihrem Innersten organisch verwebt hat, kleidet sie hier in eine nicht allzu straffe prosaepische Form, aus der häufige Gedankenblitze aufzucken, die weit ausgedehnten Ideen- und Empfindungskreise des Buches hell beleuchtend. Wo die Personenzeichnung aufbauend schafft, nicht schildert, wirkt sie interessant, eindringend bis in feine und feinste Züge. Einiges spricht nicht unmittelbar an uns; so die Charakteristik der Gattin des Helden und ihres Liebhabers, beide brutale Gesellschaftstypen. Am vollendetsten ausgestaltet ist die Heldin Margarete Isling, ein Bild kraftvoller und zugleich gütiger, zarter Weiblichkeit. Der, den sie entsagend liebt, steht im Mittelpunkte der Handlung, in dem er freilich als bereits Gewordener, als Träger festgelegter Verhältnisse erscheint. Er ist ein Märtyrer selbsterkorener, allerdings teils unbedacht gewählter Pflichten, ein Held herrlicher, menschenbeglückender Selbstbetätigung. Das Herz aber, das fast weiblich weich gebliebene, entbehrt immer schwerer. Als es den härtesten Stoß erleidet, verdunkelt sich dem Manne, der Ungezählten als Arzt mit gründlichem Wissen und liebevoller Fürsorge aufhalf, das Licht des Verstandes, bis Margarete Islings Liebe ihn dem eigenen Ich, der Arbeit, dem echten Glück zurückgewinnen darf. — Wie ein roter Faden zieht sich durch das Buch dieses Erfahrungsresult, dem Dr. Sörrensen zuletzt Ausdruck gibt: „Wir . . . müssen oft lange und schwer kämpfen, bis wir zu uns selbst und unserer innerlichen Wahrhaftigkeit gelangen. Zuweilen tappen wir ein halbes Leben hindurch in der Irre, bis Klarheit und Erkenntnis wiederkehren.“

Zum Schlusse sei noch streifend auf einige neuerdings katholischerseits veröffentlichte Belletristika hingewiesen: Dr. Karl Domanigs Kleine Erzählungen (Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung. 215 S. Zweite, vermehrte Auflage. M 3.50): schlicht, lieb und traut, keine großen Probleme lösend, aber getragen von sonnigem Humor und verstehender, gottinniger Menschenliebe; Ein gutes Wort. Erzählung von M. Buol (Bozen, Druck und Verlag von Alois Auer & Co. 83 S.): echt volkstümlich, von einfacher, klarer, herzgewinnender Darstellung; Siege von Antonie Haupt (F. W. Cordier, Heiligenstadt, 125 S.): vier anspruchslos aber kernhaft frisch geschriebene „historische Erzählungen“; endlich Butzon & Berckers wirklich verdienstvolles Sammelwerk-Unternehmen: Aus Vergangenheit und Gegenwart, unter dessen letzten Heften (à 30 Pf.!) mir besonders R. Fabri de Fabris' gemüt- und poesiereiche Schlichte Geschichten und René Bazins Meine Tante Giron als künstlerisch am besten gelungen auffielen.

Dies irae — —

Von

J. Engelhardt.

Gewaltig tönen die Klänge der Orgel durch die alte Kirche. Mit ihren mächtigen Wellen füllen sie die weiten hochgewölbten Hallen der Schiffe und sprechen mit ihrem großen vollen Schall zu jedem von den Andächtigen, die da unten auf den Knien liegen, und schwingen sich wieder empor bis zu den riesigen Bogen der Wölbung, zu dem großen, ergreifenden Gemälde vom jüngsten Gericht. Und das Volk dort unten versteht ihre Sprache. Tief gebeugt knien sie da, Männer und Frauen, die abgearbeiteten Hände ehrfurchtsvoll gefaltet; kaum daß sie es wagen, das Auge zu heben und zum Altare zu sehen, wo der Priester steht, ganz eingehüllt in eine dichte Wolke blauen Weihrauchs.

„Judex ergo cum sedebit!" so klang es jetzt stolz und mächtig herab vom Chore, schmetternd wie die Posaune des Richters, und der Klang füllte jeden Winkel des weiten Gotteshauses und drang in jede Nische und Kapelle an die scheuen, lauschenden Ohren der Beter. Ganz hinten, tief unter der breiten Empore der Orgel im Halbdunkel der gemalten Kirchenfenster, stand ein junger Mann. Auch an sein Ohr schlug der Ton und machte ihn erbeben. Scheu blickte er vor zum Altar, wo die schwarz gedeckte Tumba stand, von Lichtern umstrahlt und fast begraben in einem Meer von Blumen und Grün, und wie erschreckt senkte er wieder die Augen und bohrte starr seinen Blick in die harten Steinfliesen des Fußbodens. Und weiter ging der Gesang, jetzt sanft, leise — zagend — klagend, und wie im Versinken vor des Richters Majestät erstarb und verhallte im weiten Gewölbe die Klage: „Quid sum miser tunc dicturus?"

Dem jungen Manne schauerte es. Es war ihm, als ruhten auf seinen Schultern die hohen, massigen Strebepfeiler des herrlichen Baues und wollten ihn erdrücken. Einen letzten scheuen Blick warf er auf den Sarkophag vorne im Chor und dann eilte er hinaus!

Er trat auf den Kirchplatz — aus der hehren, majestätischen Stille des Tempels mitten ins geschäftige Treiben des Markttages. Da trieben die Kärrner ihre alten, ausgehungerten Mähren an, dort überschüttete ein Bauer seinen störrigen Zugochsen mit wütenden Flüchen und Schlägen; Weiber keiften oder feilschten um Gemüse und Obst, Händler priesen Waren an mit schnarrenden und ausgeschrienen Stimmen, und all dieser wüste Lärm des kleinsten und gemeinsten Handelsgetriebes vereinigte sich zu einem einzigen, großen, häßlich quietschenden und knarrenden Mißtone.

Doch Franz stürmte hindurch, ohne all das zu bemerken. In seinem Ohr tönte immer noch der Klang der Orgel und des Gesanges, überwältigend und mächtig, drohend und stolz. Weiter ging es durch die Straßen, vorbei an den alten, ehrwürdigen Patrizierhäusern mit ihren Erkern und Türmchen in die neuen Stadtteile mit den stolzen, protzigen Palästen der Hochfinanz. Jetzt stand er vor dem Klubhause. Franz warf einen Blick hinüber zu den hohen, vornehmen Spiegelfenstern und ein verächtliches Zucken ging über sein Gesicht. Mit der geballten Faust schlug er sich vor die Stirne und eilte weiter. „Nur fort! fort!" rief es in ihm; fast lief er, unbekümmert um die staunenden Blicke, die man ihm zuwarf. Blindlings strebte er vorwärts, ohne zu sehen wohin.

Da — plötzlich stockte sein Fuß. Ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes, leuchteten wieder die spiegelnden Fenster des Klubhauses in der Sonne. Er war im Kreise gelaufen.

Was kam ihm auch gerade dieser Ort heute immer wieder zu Gesicht? Da war es gewesen, am Abende eines Sonntags im Fasching. Man hatte diniert und viel getrunken, dann wurde gespielt. Mit brennenden Augen war er dagesessen über seinen Karten, den Kopf vom Wein erhitzt, seiner selbst nicht mehr mächtig. Die Gäste gingen einer nach dem anderen, nur die jungen Leute saßen da, blind und taub, und tranken und spielten. Nun spielte er jeden Abend. Anfangs mit Glück, später mit mmer größeren Verlusten. Er kam in Schulden, kam zu Betrug und Fälschung. Da trat plötzlich der Zusammenbruch ein. Mit chwerem, blödem Kopfe war er nach einer durchschwärmten Nacht nach Hause gekommen, unfähig zu denken oder irgend etwas zu un. Es wurde Mittag — da pochte schwer die Polizei an seine Tür, den Fälscher zu verhaften. Seine alte Mutter wohnte bei hm. In fliegender Hast war er zu ihr geeilt, stammelnd gestand r seine Schuld und nahm Abschied. Er sah sie sinken, das Bewußtsein verlieren. — Da führte man ihn hinweg — er wurde erhandelt, verurteilt.

Seine Mutter verwand den Schlag nie; ihr Totenamt war es, das er eben gehört.

Franz sah auf. Er stand allein im großen Stadtpark. Weinend sank er auf den Rasen. Lange lag er so. Endlich erhob er sich und wanderte zur Stadt zurück. Mächtig stieg bald wieder die alte Kirche vor ihm empor. Er trat hinein. Ehrwürdiges Schweigen empfing ihn. Die Orgel war verstummt und verlassen lag der hehre Bau mit seinen weiten Hallen vor ihm im stimmungsvollen Dämmerlichte der hohen gemalten Glasfenster. Beruhigend umfing ihn die ehrfurchtgebietende Stille und Vergebung verheißend breitete der Heiland am Altare seine Arme aus. Vor Franz' Geiste zogen die letzten Jahre vorbei, verlorene Jahre seines Lebens, und ein heißes Gefühl der Reue beschlich ihn. Still kniete er auf der Bank bei einem der Beichtstühle nieder und vergrub das Gesicht in den Händen — — —.

Weihnachtbücherschau 1906.

Vom Herausgeber.

I.

Einem akademisch gebildeten Herrn in völlig unabhängiger Stellung wurde unlängst das Abonnement auf eine angesehene katholische Zeitschrift empfohlen. Was antwortete der Herr, der als überzeugungstreuer Katholik bekannt ist und in der katholischen Gesellschaft in X. sogar eine gewisse Rolle spielt? „Ich halte zwei Zeitungen (eine liberale und eine katholische wurden genannt), und meine Familie liest die — ‚Gartenlaube'. Weitere Zeitschriften brauchen wir nicht." Das kleine Erlebnis ist verbürgt. Als seltenes Kuriosum würde es keine Erwähnung verdienen. Aber für einen nicht geringen Teil von katholischen Familien, die sich sonst zu den gutgesinnten zählen, ist der Fall mehr oder wenig typisch.

Man kann auf diesem Gebiete unglaubliche Dinge erleben. Du frägst einen Herrn, der aus seiner katholischen Gesinnung kein Hehl macht, eine vornehme Dame, welche du regelmäßig zur Kirche gehen siehst, ob sie schon etwas von der verstorbenen Freiin Brackel oder M. Herbert, Enrica von Handel-Mazzetti oder Fogazarro, von Anton Schott, Jörgensen, Sienkiewicz, Paul Keller, Hans Eschelbach, Antonie Jüngst, von Richard von Kralik, Franz Eichert, Karl Domanig, von Spillmann, Antonie Haupt gelesen habe? Aus den erstaunten Mienen erkennst du in der Regel die verneinende Antwort. Du fährst noch eine Weile mit Aufzählung von Namen fort. Es kommt vor, daß man irgend einen Roman der Brackel vom Hörensagen kennt. Auch erinnert man sich vielleicht, von einem Zeitungsstreit über Fogazzaro und Handel-Mazzetti oder wenigstens die Namen Jörgensen und Sienkiewicz gelesen zu haben. Aber von anderen katholischen Belletristen und Dichtern wissen die meisten nicht einmal die Namen. Und wenn du dann frägst: „Was lesen Sie denn?" wirst du namentlich von gebildeten katholischen Damen oft ein lückenloses Register von Modebüchern und vielgenannten Reklamenamen hören, deren künstlerische Qualität nicht immer im Verhältnis zu ihrer Berühmtheit steht.

Forscht man nach den Ursachen, so ist die beliebte Phrase von der „Rückständigkeit" auf katholischer Seite natürlich sofort bei der Hand. Aber selbst wenn man zugibt, daß in anderen Lagern namentlich auf dem Gebiete des künstlerisch zu wertenden Romans bisher quantitativ und qualitativ mehr geleistet wurde, so steht doch anderseits fest, daß die massenhaft verbreitete Durchschnittslektüre akatholischen und antikatholischen Ursprungs auch hinter mäßigen künstlerischen Ansprüchen weit zurückbleibt. Und wie kommt es, daß auf unserer Seite unbestrittenes Genie nur zu oft das Schicksal der Mittelmäßigkeit teilen muß, ja daß die letztere sich in der Regel noch eher einen Platz an der Sonne verschafft?

Tatsache ist, daß die beklagten Zustände dort, wo gesunde Verhältnisse der Tagespresse bestehen, relativ viel weniger vorkommen. Aber wo farblose oder offenkundig liberale Allerweltsblätter auch in katholischen Häusern jahraus jahrein die tägliche Lektüre bilden, muß das richtige Augenmaß für literarische Leistungen verloren gehen, die von jenen systematisch totgeschwiegen und, wenn je erwähnt, in Bausch und Bogen mit Hohn und Spott überschüttet werden.

Auf den Einwand, selbst die besten unter den katholischen Erzählern schrieben nicht interessant genug — worunter man wohl meistens „pikant" versteht —, soll hier nicht näher eingegangen werden. In dem Bestreben, diesem Mangel abzuhelfen und auch sogenannte sexuelle Probleme dem modernen Empfinden näher zu bringen, kann man unter Umständen von der Scylla in die Charybdis geraten und die Gunst seiner bisherigen Freunde verscherzen, ohne wesentliche neue Eroberungen zu machen. Dasselbe gilt von religiösen und konfessionellen Selbstverleugnungen, bei denen der katholische Standpunkt ins Hintertreffen gerät. — —

Es bleibt nichts übrig, als den beklagten Zuständen klar ins Auge zu sehen und in zäher Ausdauer und rastloser Kleinarbeit Schritt um Schritt die vorgefaßten Meinungen zu überwinden, dem katholischen Schrifttum den gebührenden Platz an der Sonne zu erobern.

Solange aber ein erheblicher Bruchteil gebildeter Katholiken unsere besten Autoren nicht kennt und nicht liest, liegt die Aussicht, bei den Gegnern gerechte Würdigung zu finden, noch in weitem Felde. Handel-Mazzettis „Jesse und Maria“ und Fogazzaros „Il Santo“ waren seit erdenklicher Zeit die einzigen katholischen Romane, mit denen sich auch gegnerische Zeitungen eingehender beschäftigt haben. Aber in beiden Fällen geschah es nicht, weil man sich vor künstlerischer Größe beugte, sondern weil man in „Jesse und Maria“ protestantische Superiorität, in dem „Heiligen“ des Italieners reformkatholische Auffassung zu spüren glaubte. Aber wieviele Protestanten haben z. B. „Jesse und Maria“ wirklich selbst gelesen und sich nicht auf das beschränkt, was ihnen Zeitungskritiken und Literaturblätter berichteten? Und doch ist Handel-Mazzetti ein geradezu phänomenales Talent von einer künstlerischen Gestaltungskraft, die hundert andere überragt.

„Wir Wilde sind doch bess're Menschen!“ In größeren katholischen Zeitungen und Zeitschriften ist man längst von dem Grundsatz abgekommen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und die akatholische literarische Produktion zu ignorieren. Und wir tun gut daran. Einer unserer namhaftesten Schriftsteller bemerkte erst vor wenigen Tagen in einem Briefe: „Wir Katholiken müssen von jedem Kulturwert Notiz nehmen, Gebrauch machen. Das hebt unsere Bildung weit über die der anderen, daß wir unser Feld und das ihre beherrschen, während sie nichts von uns wissen.“

Die natürlichen Grenzen dieses Hinübergreifens ergeben sich von selbst. Es wäre Selbstmord, wenn gebildete Katholiken die gegnerische Literatur auf Kosten der unserigen bevorzugten, wenn katholische Zeitungen für gegnerische Erzeugnisse Reklame machten und dadurch katholische Autoren und Verleger im Existenzkampfe direkt schädigten. Große, führende Blätter, deren gebildeter Leserkreis zum Teil sogar berufsmäßig auf eine universelle Literaturkenntnis angewiesen ist, sind in dieser Hinsicht anders zu beurteilen, als die eigentliche Volkspresse. Auf diesem Gebiete wird oft durch Gedankenlosigkeit gesündigt. In manchen kleinen katholischen Provinzblättern findet man z. B. regelmäßig Reklamewaschzettel von Zeitschriften, die weder in religiöser noch in sittlicher Hinsicht völlig einwandfrei sind. Der ungeschulte „Redakteur“ nimmt die mit den prächtigen Heften gesandten Reklamen ungelesen auf, oder die Buchhandlung, welche das katholische Blatt verlegt, vertreibt zugleich die empfohlenen Zeitschriften.

Ein naheliegendes Beispiel für die obenerwähnte natürliche Grenze bietet die Reklame für Konversationslexika. Wenn eine katholische Zeitung für den „Brockhaus“ (den „großen“ oder den „kleinen“) — vom „Meyer“ gar nicht zu reden — nur aus dem Grunde Reklame machte, weil als Gegenleistung ein Exemplar zu ermäßigtem Preise geboten wird, so wäre das gewiß nicht zu billigen. Bei großen Zeitungen können besondere Verhältnisse die Aufnahme einer Anzeige rechtfertigen, wenn gleichzeitig mit dem gebotenen Nachdruck die Bedenken gegen den akatholischen Standpunkt unterstrichen werden. Aber auch hier zwingt der katholische Selbsterhaltungstrieb zur größten Vorsicht und Zurückhaltung. So lange „unser“ neues Herdersches Konversationslexikon in unseren eigenen Kreisen noch nicht die allgemeine Ausbreitung gefunden hat, welche im Interesse der Sache unbedingt erforderlich ist, sollte es für alle gebildeten Katholiken ein Ehrenpunkt sein, ihre ganze Kraft dafür einzusetzen, daß der neue „Herder“, der aller Voraussicht nach in etwa Jahresfrist völlig abgeschlossen in acht Bänden vorliegen wird, in keinem besseren katholischen Hause, in keiner Bibliothek, in keinem Lesesaale u. dgl. fehle.

Zum Abschluß dieser einleitenden Bemerkungen sei noch ein Wort über die Wertung unserer sog. katholischen Literatur im allgemeinen gestattet. Die seinerzeit an der katholischen Belletristik geübte einschneidende Kritik war damals zum Teil berechtigt. Vieles ist inzwischen besser, wenn auch noch nicht alles gut geworden. Aber man vergesse niemals, daß die Kritik sich fast ausschließlich auf die neben aufdringlicher Tendenz vermißten literarisch-künstlerischen Qualitäten erstreckte. Es handelte sich zunächst also um Werke höherer Kunstgattung. Das große, weite Gebiet der eigentlichen Volksliteratur stand außerhalb dieser Erörterungen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die damalige Gewissenserforschung auch auf diesem Gebiete manche gute Frucht getragen hat. Die katholische Volks- und Jugendliteratur ist gottlob so reich und kerngesund, daß wir nur aus dem Vollen zu schöpfen brauchen, um selbst angesichts der gesteigerten geistigen Ansprüche und der gewaltigen Mehrung des Wissens allen Bedürfnissen gerecht zu werden.

Wir beginnen unseren Rundblick über besonders beachtenswerte Geschenkliteratur, wie schon seit langen Jahren, mit den diesjährigen Neuheiten der **Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. B.** An erster Stelle steht das monumentalste Werk dieses Verlages, Herders Konversationslexikon (8 Bände geb. in Halbfranz zu je M 12.50). Den allgemeinen Bemerkungen in der Einleitung braucht hier nur noch weniges angefügt zu werden. Daß Herders Konversationslexikon kein Tendenzwerk ist, sondern bei aller Betonung der katholischen Weltanschauung mit strengster, vorurteilslosester Objektivität „jedem das Seine“ läßt und andere ähnliche Werke durch seine weitherzige Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit geradezu beschämt, ist auch von der gegnerischen Kritik unumwunden anerkannt worden. Alle Vorzüge des Lexikons zeigt der neueste sechste Band infolge seiner besonders interessanten Treffworte (endigend mit „Pompeji“) in gehäuftem Maße. Die wissenschaftliche Genauigkeit und doch prägnante Kürze des Textes, das wertvolle, technisch vollendete Material der Bildtafeln und Illustrationen können nicht mehr übertroffen werden. Da Zahlungserleichterungen geboten werden, kann der relativ sehr niedrige Preis von 100 M für acht Bände niemanden abhalten, diesen kostbaren Schatz des Wissens zu erwerben. Wenn man 1908 schreibt, prangt der achtbändige Herder vollständig in den Regalen.

Nicht umsonst ist in neuester Zeit von verschiedenen Seiten nach neuem Rüstzeug im Verteidigungskampfe gegen Unglauben und Zweifelsucht gerufen worden. Die Neuerscheinungen und Neubearbeitungen des **Herderschen Verlages** stehen zu einem sehr erheblichen Teile im Zeichen der Apologetik.

Hettingers „Apologie des Christentums“ hat mehr als vierzig Jahre lang der christlichen Ueberzeugung unschätzbare Pionierdienste geleistet und wird auch in einer neuen Zeit und in neuen Kämpfen dauernden Wert behalten. Die beiden ersten Bände (der schon früher eingeführten praktischeren Ordnung von fünf Bänden) liegen jetzt in neunter Auflage vor (geb. in Halbfranz à M 6.20). Der neue Herausgeber, Prof. Dr. Eugen Müller, ist bestrebt, an die lichtvollen, von edler Begeisterung beseelten Vorträge des Meisters nur da die bessernde und ergänzende Hand anzulegen, wo neue wissenschaftliche Forschung und das Bedürfnis nach klarerer Begründung dies nötig machten.

Sehr empfehlenswert für den praktischen Gebrauch sind die „Apologetischen Vorträge“ von Dr. Anton Leinz, Divisionspfarrer in Freiburg i. Br. (geb. in biegsamem Kunstleder M 3.—). In gemeinverständlicher Form, aber mit wissenschaftlicher Gründlichkeit werden in diesen 18 Vorträgen die aktuellsten Fragen erörtert. Nicht nur als Anleitung für Redner, sondern auch zur privaten Weiterbildung können diese Vorträge nur wärmstens empfohlen werden.

In zweiter verbesserter Auflage erschien: „Abende am Genfer See“, Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung, von Professor Marian Morawski, S. J., aus dem Polnischen übertragen von Jakob Overmans, S. J. (geb. M 2.80). Das Buch des früher an der Universität in Krakau wirkenden berühmten Gelehrten ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden und hat überall Aufsehen erregt. Der Gebildete findet hier in anziehender Form eine wissenschaftlich fundierte Lösung der wichtigsten Fragen, welche die moderne Welt bewegen.

Eine an den gewöhnlichen Hausmannsverstand sich wendende Apologie für die breiten Schichten des Volkes bieten die „Abendunterhaltungen zwischen Bauersmann, Fabrikarbeiter und Pfarrer“ von Joseph Hößle, die jetzt in dritter, von Dr. Engelbert Käser neu bearbeiteter Auflage vorliegen. (Leinenband M 2.—.) Dieser volkstümlichen Darstellung religiöser Zeitfragen gebührt die allerweiteste Verbreitung.

Wer Dr. Schusters verdienstvolles „Handbuch zur Biblischen Geschichte“ in seiner ursprünglichen Form gekannt und benutzt hat, wird nicht ohne einen gewissen Neid, aber auch mit aufrichtiger Genugtuung die sechste, völlig neu bearbeitete Auflage des in zweiter bis fünfter Auflage schon von Dr. Holzammer bedeutend verbesserten und ergänzten Werkes in die Hand nehmen. Den ersten Band, „Das Alte Testament“ (geb. in Halbfranz M 13.50), hat Dr. Joseph Selbst, den zweiten, „Das Neue Testament“ (geb. in Halbfranz M 11.50), Dr. Jakob Schäfer, beide Professoren am bischöflichen Priesterseminar in Mainz, bearbeitet. In einer Zeit, da die Bibelfrage im Vordergrunde des Interesses steht und der wissenschaftliche Streit hin und her wogt, füllt das Handbuch in seiner neuen Form geradezu eine Lücke aus. Weder auf katholischer noch auf protestantischer Seite besaß man bisher einen Bibelkommentar von ähnlicher Uebersichtlichkeit, Vielseitigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit. Schon die 52 Seiten umfassende Einleitung von Dr. Selbst (die biblische Geschichte und die Wissenschaft) hat in ihrer klaren, besonnenen, gemeinverständlichen Darstellung den schwierigen Stoff meisterhaft entwickelt. In vielen ganz neuen Abschnitten und in überaus zahlreichen Ergänzungen sind die Ergebnisse neuerer Forschungen verwertet. Auch die illustrative Ausstattung wurde wesentlich bereichert und verbessert. Der zweite Band steht dem ersten in gar keiner Weise nach. Dr. Schäfer hat den biblischen Einleitungsfragen des Neuen Testamentes besondere Beachtung geschenkt und bietet insgesamt eine knappe, aber gründliche, den heutigen Stand der Wissenschaft widerspiegelnde Uebersicht. Eine erstaunliche Fülle von Stoff ist in einer jedem Gebildeten faßbaren Form verarbeitet. Keine Frage blieb unerörtert. Die moderne Bibelkritik findet eine Beleuchtung und Widerlegung, die auch den gebildeten Laien fesseln muß. Die neuen Illustrationen weisen namentlich wertvolle Darstellungen aus der altchristlichen Kunst auf. Die Vollendung des zweibändigen biblischen Handbuches ist ein Erfolg, der nicht hoch genug einzuschätzen ist.

Den apologetischen Werken des Herderschen Verlages nahe verwandt sind die beliebten Bücher von P. T. Pesch („Christliche Lebensphilosophie“) und Fr. A. M. Weiß („Lebensweisheit in der Tasche“ und „Die Kunst zu leben“). Letztgenanntes „Handbüchlein für Erzieher und zur Selbsterziehung“ ist bereits in sechster Auflage erschienen (geb. M 4.—, fein M 5.80) — das beste Lob für seinen inneren Wert. — Adolf v. Doß' „Gedanken und Ratschläge für gebildete Jünglinge“ (geb. M 3.60) erlebte die 15. Auflage.

Neu ist das der studierenden Jugend gewidmete Lebensbild „Der göttliche Heiland" von Moritz Meschler, S. J. (Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Christi.) Ein Charakterbild Jesu nach den Evangelien, in geschichtlichem und kirchengeschichtlichem Zusammenhang wirkt in unserer an Idealen armen Zeit als die beste Predigt (geb. M 6.50). Neu ist auch „Mutterseelenallein", Wegweiser für christliche Mütter von Wilhelm August Berberich, mit einem Vorwort von Prälat Dr. Krieg. Als Lehrbuch der häuslichen Erziehung sehr zu empfehlen. (Geb. M 1.60 und M 2.—). Als praktischer Führer auf dem Lebenswege wird „Der Jungfrau Tugendspiegel", Lesungen für jeden Tag des Monats, nach Saglio von J. Mersmann, sehr gerühmt (geb. M 2.20). Emil Prinz zu Oettingen-Spielberg bietet den deutschen Katholiken eine Blütenlese aus den frommen Schriften des französischen Bischofs Gay unter dem Titel „Schätze des Glaubens und der Liebe" (geb. M 2.60). Meschlers „Leben des heiligen Aloysius", ein passendes Geschenk füt Jünglinge, erlebte bereits die achte Auflage (fein geb. M 3.60). Von der billigen Volksausgabe der Alban Stolzschen Werke liegt „Das Vaterunser und der unendliche Gruß", 526 Seiten stark (geb. M 2.60) abermals in neuer Auflage vor. Es gehört zu den Büchern, die sich niemals überleben!

Eine köstliche Gabe bescherte uns Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, in einer Neuen Folge seines mit so großem Beifall aufgenommenen Buches „Aus Kunst und Leben". Auch der neue Band ist mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text geschmückt. (Leinenband M 7.—, Halbfranz M 8.40.) Die sechs ersten Abschnitte sind kunsthistorische und kunstkritische Studien über Rubens, Raffael, mittelalterliche Darstellungen des hl. Thomas von Aquin, des Freiburger Münsters und Württembergs letzte Klosterbauten. In Keppler vereinigt sich das gründliche Wissen des Gelehrten und der feine Geschmack des Kunstkenners mit der Gabe, in wenigen, scharf geprägten Worten Vieles zu sagen und durch einen anregenden, vornehmen Plauderton den Leser zu fesseln und zu begeistern. Letzteres ist dem geistreichen Autor ganz besonders in dem letzten Kapitel „Von der Freude" in glücklichster Weise gelungen. Keppler hält hier einer freudearmen Zeit, die um so gieriger nach immer neuen Freuden jagt, einen Spiegel vor, der auf den ersten Blick viele überraschen wird. Aber je tiefer man sich hineinliest, um so lebhafter wird man von der Wahrheit dieser Beobachtungen und Empfindungen überzeugt sein. Unserer blasierten, von vorübergehenden Augenblicksfreuden übersättigten Zeit fehlt es an den hundert kleinen Freuden, welche auch das Leben des Geringsten erhellen. In der Rückkehr zur soliden christlichen Lebensauffassung erblickt Keppler das sicherste Mittel, auch wieder fröhliche, sonnige Naturen zu erziehen. Es sind zum Teil ganz neuartige Gedanken, die uns in diesem Kapitel „von der Freude" entgegentreten. Manche treffende Streiflichter fallen auf moderne Kunst und öffentliches Leben; der verbitternden Konfessionshetze sind ernste abmahnende Worte gewidmet. Wir würden dem Verfasser und dem Verlage zu erwägen geben, ob der Abschnitt „Von der Freude" nicht in einem billigen Sonderbändchen den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden könnte. Es würde gewiß Aufsehen erregen. Der auserlesene Bilderschmuck ist auch in der technischen Wiedergabe über jedes Lob erhaben.

Als prächtiges Festgeschenk empfiehlt sich Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte, der nun abgeschlossen vorliegt. Der zweite Teil (Neuzeit) ist erst eben erschienen. Das ganze Werk enthält 146 Tafeln mit 1262 Bildern (Leinenband M 22.—). Dem deutschen Text steht der französische gegenüber. Daß alles halbwegs Anstößige diesem Album ferngehalten wurde, dafür bürgen außer dem Verlage schon die Namen der Bearbeiter, von denen Prof. Dr. Joseph Sauer die Auswahl der Bilder, Prof. Joseph Brill die einleitende Uebersicht über die Kunstgeschichte besorgten. Die strenge Sichtung ist durch den Hauptzweck des Atlas, als Anschauungsmaterial an höheren Schulen zu dienen, gerechtfertigt. Für reife, gebildete Kreise hätte der Rahmen manchmal etwas weiter gezogen werden müssen, um charakteristische Züge einer Epoche nicht zu verwischen. Im übrigen findet jede Epoche eine geschlossene Darstellung. Ein Bilderverzeichnis mit Erläuterungen, ein Personen- und Sachregister erleichtern die Benutzung des Atlas. Die technische Reproduktion und die ganze Ausstattung verdienen die höchste Anerkennung.

Der von Architekt Kempf und Kunstmaler Schuster herausgegebene prächtige Führer durch das „Freiburger Münster" (Leinenband M 3.— mit 93 Bildern) wird Kunstfreunde sehr befriedigen.

Ein kostbares Werk, das Kunsthistorikern und Kunstfreunden inen seltenen Genuß bereiten wird, ist die zum 80. Geburtstage es Großherzogs von Baden erschienene Festschrift Professors r. Künstles: „Die Kunst des Klosters Reichenau im X. und X. Jahrhundert und der neu entdeckte karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Ueberlingen." (geb. M 20.—).

Von Granderaths „Geschichte des Vatikanischen onzils" ist nun der dritte und letzte Band erschienen (geb. in albfranz M 14.60), herausgegeben von Konrad Kirch, S. J. Die ritik hat einmütig anerkannt, daß dieses Werk die authentische Geschichte des Vatikanismus enthält. Der Schlußband behandelt ausschließlich die Debatten über die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramts.

In zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage erschien Kardinal Steinhubers zweibändige „Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom" (mit 58 Bildern und 24 Tafeln, geb. M 23.50). Schon die große Bedeutung des Kollegiums für die Förderung katholischen Lebens begründet den hohen Wert des Werkes. Die von Dr. Joseph Schmidlin nunmehr vollendete „Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom" (mit 30 Bildern, gebunden M 17.50) bietet in der Geschichte der Anima gleichzeitig die der deutschen Gemeinde in Rom und der Beziehungen Deutschlands zum Mittelpunkt der Kirche.

Sehr lesenswert ist Stanislaus von Smolkas „Erinnerung an Leo XIII.", diese geistvollen, glaubensinnigen Gedanken eines polnischen Gelehrten und Staatsmannes (geb. M 7.60).

Johannes Mundwiler S. J., hat einem Volksmissionär des 19. Jahrhunderts aus altadeligem Geschlecht, „P. Georg von Waldburg-Zeil, S. J." (geb. M 2.40) ein wohlverdientes Denkmal gesetzt. Das Büchlein weckt Erinnerungen an stürmische Zeiten und begeisterten Opfermut. Namen wie P. Roh, P. Haßlacher, die uns älteren noch geläufig sind, werden wieder lebendig, neben ihnen der edle Graf im schlichten Ordenskleide.

Von Emil Michaels, S. J., „Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters" liegt der vierte Band vor (geb. M 8.40). Die deutsche Dichtung und deutsche Musik des 13. Jahrhunderts gewinnt durch diese erschöpfende Behandlung erhöhte Bedeutung.

Ludwig Pastors „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" findet bei der fachmännischen Kritik auch auf protestantischer Seite immer mehr Anerkennung, ja Bewunderung. Der neueste Halbband (IV. Bd., I. Abteilung) der die Gestalt des Medicäerpapstes Leos X. in eine zum Teil völlig neue Beleuchtung rückt und wegen der Stellung dieses Papstes zu Luther für Deutschland ein hervorragendes Interesse hat, wird selbst vom „Archiv für Reformationsgeschichte" (Berlin) wegen der „vollendeten Meisterschaft" des „monumentalen Werkes" und wegen der strengen Unparteilichkeit des Forschers hoch belobt. Das „Literarische Zentralblatt" (Leipzig) feiert das Erscheinen des neuen Bandes als „wissenschaftliches Ereignis" und hebt die „überaus gewissenhaften Spezialstudien", die „vollständige Beherrschung der Archivschätze" hervor. Die „Deutsche Literaturzeitung" (Leipzig) betont die „sonst nirgends erreichte Vollständigkeit und Genauigkeit", das „besonnene Schlußurteil", die wohltuende Vermeidung unnützer Polemik. (Geb. M 10.—.)

Auf dem Gebiete der Unterhaltungs-, Volks- und Jugendliteratur hat der Herdersche Verlag eine so stattliche Fülle gediegener Werke aufzuweisen, daß ein kleiner Stillstand in der Produktion nicht weiter auffällt. Neu ist Konrad Kümmels zweite Serie von Erzählungen für Volk und Jugend unter dem Sammeltitel „Sonntagsstille". Jedes der schmucken Bändchen kostet gebunden M 1.80. Bisher sind zwei Bändchen erschienen: Christmonat I und II. Diese schlichten, kernigen Erzählungen zeigen die gleichen Vorzüge wie die der so beliebt gewordenen Serie „An Gottes Hand". Neu ist auch der gefällige Originalband „Das Fürstentum Sardhana" von Sev. Noti, S. J., die fast märchenhaft klingende, fesselnde Geschichte einer indischen Herrscherin und eines Straßburger Fleischers, der sich zum Fürsten eines christlichen Staates am Ganges emporarbeitete. (Geb. M 3.50.)

In dritter, vermehrter Auflage erschienen Alexander Baumgartners, S.J., vielgerühmte „Reisebilder aus Schottland", mit 85 Bildern und einer Karte. (Originalband M 8.—.)

Joseph Spillmanns erschütternde Erzählung „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses" erlebte bereits die 10. und 11. Auflage und ist nun auch mit zwölf ansprechenden Bildern geschmückt. (Geb. M 3.—.)

Desselben Verfassers zweibändige Romane „Tapfer und treu" (geb. M 4.—) und „Um das Leben einer Königin" (geb. M 4.—) liegen in dieser billigen, äußerst preiswerten Volksausgabe nun in fünfter bzw. dritter Auflage vor. Jedes weitere Wort zu ihrer wärmsten Empfehlung wäre überflüssig.

Der von Prof. Dr. Otto Hellinghaus völlig neu bearbeiteten zweiten Auflage von Lindemanns „Bibliothek deutscher Klassiker für Schule und Haus" wurde vor Jahresfrist an dieser Stelle eine eingehende Würdigung zuteil. Die geschmackvoll und solid ausgestatteten, handlichen Bände bürgern sich sehr gut ein. Schillers Werken in drei Bänden sind nun in ebenfalls drei Bänden Goethes Werke (geb. à M 3.—) gefolgt. Die getroffene Auswahl hat alle hervorragenden Dichtungen berücksichtigt, soweit sie für Schule und Haus von dauerndem Werte sind. Gedichte mit sittlich anstößigem Inhalt sind überhaupt nicht aufgenommen, jedoch lag dem Herausgeber jede falsche Prüderie ferne. Die Einleitungen und Anmerkungen befriedigen auch weitgehende Ansprüche.

In zweiter, von Gietmann neu durchgesehener Auflage liegen die erstmals von Joh. Bapt. Diel herausgegebenen „Ausgewählten Schriften Clemens Brentanos" vor (2 Bände mit Porträt und 6 Illustrationen von Eduard von Steinle, geb. M 7). Seit dem Erscheinen der ersten Auflage ist die

literarische Bedeutung Brentanos mehr und mehr auch von denen anerkannt worden, die sich durch seine Rückkehr zu christlicher Lebensauffassung zu Vorurteilen verleiten ließen. Gietmann hat die reichen Vorzüge des Dichters wie des Menschen und Patrioten noch klarer herausgestellt.

In neuen Auflagen erschienen die illustrierten Jugenderzählungen „Die Herberge zum Schutzengel“ (nach Ségur von Pongráz) und „Die beiden Walter“ (nach M. v. Stolz von M. Hoffmann). Jedes der reizend ausgestatteten Bändchen kostet gebunden M 2.—.

Das von allen Seiten als hervorragendstes Nachschlagewerk gerühmte „Jahrbuch der Naturwissenschaften“ (Leinenband M 6.—) von Dr. Max Wildermann erlebte den 21. Jahrgang (1905—1906). Von den Botanischen Taschenbüchern des Dr. Plüß liegt „Unsere Getreidearten und Feldblumen“ (mit 244 Bildern) in dritter vermehrter Auflage vor. (Geb. M 2.40.) Die von Dr. Reisert besorgte Klavierausgabe des deutschen Kommersbuches „Deutsche Lieder“ hat sich auch als musikalisches Haus- und Familienbuch so rasch eingebürgert, daß eine zweite vermehrte Auflage (621 Lieder und Gesänge) notwendig wurde. (Leinwandband M 15.—.)

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Die Galavorstellung zu Ehren der Anwesenheit des Kaiserpaares fand Tags darauf eine Wiederholung, die trotz sehr hoher Preise sehr starken Zuspruch hatte. Unsere ersten Maler hatten sich um die künstlerische Ausgestaltung des von R. v. Schmädel verfaßten und von Thuille feinsinnig vertonten Festspieles verdient gemacht. Es bestand in der Hauptsache aus einem Aufzug von allegorischen Verkörperungen der verschiedensten Zweige von Wissenschaft und Technik; gleich die erste Gruppe „Musik“ war berückend schön, aber zu ihrer Symbolisierung haben ja Jahrhunderte vorgearbeitet; schwieriger lag die Aufgabe bei wissenschaftlichen Disziplinen, deren Charakter nach landläufigem Urteil „unpoetisch“ ist: Maschinenbau, Technik u. a. Auch hier war die Lösung eine ungezwungene, lebensvolle, und dies verdient lebhafte Anerkennung. Die grenzenlose Begeisterung, wie sie in einem Teil der Tagespresse zum Ausdruck gekommen, teile ich nicht ganz. Wenn auf der Bühne die Poesie zur Dienerin der technischen Künste wird, so kann der Eindruck nie so eindringlich sein. Ich sage dies nicht, um bei einem Feste den Nörgler zu machen, sondern weil diese Tendenzen heute da und dort hervortreten und ich in ihnen das Neuland dramatischer Kunst nicht zu erblicken vermag. Mottl dirigierte die Euryanthe-Ouvertüre und Wagners Kaisermarsch, der zu einer pompösen Huldigungsszene überleitete, die den Schluß der schönen Vorstellung bildete.

Aus den Konzertsälen. Das dritte Kaimkonzert brachte als Solisten Reisenauer, der Liszts A-dur-Konzert mit einer hinreichenden Bravour spielte und das Publikum zu lautester Bewunderung begeisterte. Unter den vielen hervorragenden Genüssen der Musiksaison steht diese Leistung des genialen Pianisten in erster Reihe. Das Orchester begleitete ihn unter Schneevoigts Leitung vortrefflich. Ebenso gelang die Wiedergabe des Ingweldevorspiels von Schillings und der an Schönheiten so reichen dritten Symphonie (d-moll) von Brückner in hoher künstlerischer Vollkommenheit. — Im Volkssymphoniekonzert hatte man Gelegenheit, sein Urteil über Mahlers jüngst gehörte „Sechste“ zu revidieren. Stavenhagen dankte mit einigen Gesten, die man deuten konnte, er habe die Wahl „auf vielseitiges Verlangen“, nicht aus innerem Drange getroffen; doch stand seine Direktion des so schwierigen Werkes auf recht hoher Stufe. Die Aufnahme des vielumstrittenen Opus war geteilt; doch behielten die Begeisterten die Oberhand. Der erste Satz bereitete mir wieder von allem den höchsten Genuß, aber gar vielem vermag ich keinen Klangreiz abzugewinnen, und ganz ehrlich gestanden empfand ich die vertrauten Töne des darauffolgenden herrlichen Meistersingervorspiels als eine Art Erholung. Das böhmische Streichquartett hat Nedbal, eines seiner bedeutendsten Mitglieder verloren, doch ist der Ersatzmann Georg Herold kein geringerer Künstler, wenn vielleicht auch keine so stark umrissene Persönlichkeit. Das Quartett hinterließ auch in der Neuordnung Eindrücke erlesener Art. — Dr. Dillmanns Klavierinterpretation Wagners ist in ihrer Art vollendet, was man auch im Prinzip gegen die Zerreißung des als Gesamtkunstwerk Gedachten sagen kann.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 48. München, 1. Dezember 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Der Papst und die geschichtliche Wahrheit.

Von

Universitätsprofessor Dr. Karl Braig, Freiburg i. B.

Die heiße Jahreszeit hatte mich lange zur Untätigkeit verurteilt. Da ward mir ein kleines Buch in die Hände gelegt, das ich, seit vielen peinvollen Wochen das erste, wieder mit Bedacht lesen konnte. Die Arbeitslust und der Arbeitsmut erwachten wie aus einem Schlafe der Erschöpfung.

Stanislaus v. Smolca, Professor der Geschichte an der Universität Krakau, dem seine Forschungen, zumal auf slavischem Boden, einen Platz unter den namhaftesten Historikern der Gegenwart sichern, hat in einer Schrift „Erinnerung an Leo XIII." Gedanken über die weltgeschichtliche Bedeutung des jüngsten Leoninischen Pontifikates veröffentlicht. Nicht Unerhörtes oder Niegesagtes will der Gelehrte vorbringen. Aber er bespricht Fragen von entscheidendem Gewichte mit einer Kraft des Glaubens, mit einer Schönheit und Wärme der Darstellung, daß jeder Leser voll ungeteilter Aufmerksamkeit zuhört, daß insbesondere der Theologe mit Spannung lauscht und das Büchlein unter aufrichtigem Danke gegen den geistvollen Verfasser schließt. Was in der „Erinnerung an Leo XIII." [1]) ein Nichttheologe sagt über das Verhältnis der päpstlichen Lehrgewalt zu den Tatsachen und Wahrheiten der Geschichte; was ein Vertreter der Profangeschichte von der Unabhängigkeit des obersten, des souveränen Lehrers in der Christenheit gegenüber den Meinungen und sogenannten Ueberzeugungen, gegenüber den Fortschritten und freiheitlichen Eroberungen in der wissenschaftlichen und politischen Welt urteilt; was ein Laie und Staatsmann in Bezug auf die Grundfragen der Philosophie und der Theologie, nicht zuletzt über die brennenden Fragen der Zeit, über die Probleme der sozialen Gerechtigkeit und des sozialen Friedens, im Anschluß an die bedeutsamsten apostolischen Briefe Leos XIII. vorträgt: das gehört in seiner Kürze, Einfachheit und Faßlichkeit zum Trefflichsten, was die volkstümliche Apologetik aufzuweisen hat.

Zwei Fragen sind es vor den übrigen, deren Beantwortung Herrn v. Smolca nach unserem Dafürhalten gelungen ist. Wie steht die Unfehlbarkeit des Papstes, die ein unveränderliches Dogma des katholischen Bekenntnisses bildet, zu den Tatsachen der Geschichte, die, nicht bloß die erfreulichen, sondern in gleicher Weise die unerfreulichen, auch den Inhalt unveränderlicher Sätze darstellen? Das ist die eine Frage, die wir zunächst herausheben. Die andere besagt: Wodurch unterscheiden sich die „Neuchristen" von den Altgläubigen, und welches sind die Kennzeichen des echten Katholiken in dogmatischer Hinsicht?

Herr v. Smolca hat längere Zeit die Forschungen im Vatikanischen Archive geleitet, die von der Krakauer Akademie der Wissenschaften im Jahre 1886 begonnen worden sind. Durch den Fürstbischof von Krakau, den späteren Kardinal Dunajewski bei Leo XIII. eingeführt, wurde der Gelehrte, wie er erzählt, mehrerer Unterhaltungen mit dem Papste gewürdigt.

„Es sind viele da," so erklärte der Papst einmal (1897), „die sich an die Eröffnung der Archive des Heiligen Stuhles noch nicht gewöhnen können und die in übrigens gutem Glauben meinen, darüber wachen zu müssen, daß nicht in unberufene Hände Dokumente geraten, die den Apostolischen Stuhl bloßstellen, einen Schatten auf die Heiligkeit der Kirche werfen könnten. Mein bestimmter, fester Wille ist aber: Nichts verheimlichen, alles der wissenschaftlichen Forschung zugänglich machen — gleichgültig, was anderswo geschieht, welche Einrichtungen andere Archive haben.[1]) Weltliche Höfe mögen gute Gründe zur Verheimlichung alter Papiere haben: der Apostolische Stuhl allein darf und soll seine Archive ohne alle Einschränkung öffnen — nicht darum, als ob neben dem Lichte nicht auch hier sich mannigfache Schatten zeigen möchten, die bisher unbekannt waren. Sie werden sich zweifellos zeigen. Das wird doch niemand verheimlichen können — aber man braucht es auch nicht zu verheimlichen —, daß es nicht nur lasterhafte Priester, Bischöfe, Kardinäle, sondern auch schlechte Päpste gegeben hat. Während jedoch alle Staaten, heute oder morgen, an der Nichtswürdigkeit ihrer Lenker zugrunde gegangen sind, hat die Kirche allein festgestanden, sie steht und wird stehen, unerschütterlich. Der Apostolische Stuhl allein, wenn er auch zuweilen für lange Jahre der Erniedrigung anheimfällt, erhebt sich jedesmal und das schon so oft im Laufe der Jahrhunderte, steht auf vom Fall und steigt zu früher nicht geahnter Höhe empor, als ob die vorausgegangenen Zeiten des Falles nur zur Hebung seines Glanzes dienen sollten. Je gründlicher die geschichtliche Wahrheit erforscht wird, die unverfälschte, wenn auch viele Schatten an den menschlichen Gestalten der Päpste und ihrer Mitarbeiter aufgedeckt werden sollten, desto klarer wird sich für jeden ungetrübten Sinn abheben, mit desto größerer, mit unerbittlicher Sicherheit wird aus der Geschichte zum menschlichen Geiste reden — die Göttlichkeit der Kirche Christi."[2])

Den Worten Leos XIII. fügt Smolca später Aussprüche Pius' X. an.

„Es ist mein entschiedener Wille," hat Leos Nachfolger kurz nach dessen Tod zu einem Historiker gesagt, „es ist mein entschiedener Wille, daß in Sachen der Benutzung der Vatikanischen Archive alles bleibe, wie der verstorbene Papst es bestimmt hat... Die Eröffnung des Vatikanischen Archivs ist zweifellos eine der größten Taten

[1]) Erinnerung an Leo XIII. Gedanken über die weltgeschichtliche Bedeutung seines Pontifikates. Von Stanislaus v. Smolca. Freiburg, Herder, 1906. VI, 108 S. 8°.

[1]) Vergl. heute die „Erinnerungen" des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe.

[2]) Erinnerung an Leo XIII. S. 6f. Vergl. S. 22f.

Leos XIII. Das Archiv bleibt auch ferner geöffnet; denn das kann der Kirche nur Vorteil bringen. Die Wahrheit soll man nicht scheuen."

Diese Papstworte drücken in erhabener Weise die katholische Ueberzeugung aus: Die Kirche, ein Werk Gottes, hat nichts zu fürchten von der Geschichte, die ein Werk der menschlichen Torheit ist, fort und fort verbessert durch die göttliche Weisheit. So hat man bekanntlich die Welt- und die Kirchengeschichte schon definiert. Wie nun kommt es, daß die Päpste die katholische Ueberzeugung mit einer Festigkeit aussprechen können, die sich in majestätischer Ruhe, mit vollendeter Siegeszuversicht kundgibt, so daß allein schon diese Tatsache geeignet ist, Staunen, ja Bewunderung zu erregen? Woher denn wissen der zehnte Pius und der dreizehnte Leo, was sie mit unfehlbarer Sicherheit äußern, nämlich daß die menschlichen Schwächen der Päpste — darum dürfen sie auch mit vollem Rechte beleuchtet werden — nicht mehr sind und nicht weniger als „Wolken vor der Sonne"?

Die Antwort auf unsere Frage ist dem Katholiken höchst einfach. Die Kirche fürchtet für ihre Heiligkeit, das Papsttum fürchtet für seine Unfehlbarkeit nichts von der Geschichte, nichts von den dunkelsten ihrer Dokumente, weil die Geschichte dem Papsttum und der Kirche zu deren Wesen nichts gegeben hat, weil deshalb auch „alte Papiere" dem Papsttum und der Kirche nicht einen Schatten ihrer göttlichen Vorrechte nehmen können. Herr v. Smolca wird bei keinem Katholiken, auch bei keinem unterrichteten Akatholiken auf Widerspruch stoßen, wenn er behauptet: Vor dem Erlasse des Syllabus, der die Hauptirrtümer der Neuzeit aus dem Bereiche der christlichen, der katholischen Wahrheit mit auktoritativer Energie verwiesen hat; vor dem Vatikanischen Konzile, das in seiner Konstitution De Ecclesia die Glaubenssätze über die göttliche Grundlage der Kirche und des Papsttums, über die Befugnisse und Aufgaben beider mit unvergleichlicher Klarheit umgrenzt hat — da gab es recht mannigfache Mißverständnisse selbst unter den Gläubigen, da herrschten sogar unter Theologen oft verworrene Vorstellungen. Zwischen den Gegensätzen eines urteilslos blinden Gehorsams und einer leeren, unverbindlichen Ehrerbietung gingen die Auffassungen hin und her.

Nun ist auf dem Vatikanum ein für allemal die Gewalt und das Ansehen des Papstes in die gebührenden Grenzen eingeschlossen, und dadurch ist für alle Zukunft den Verirrungen eines überreizten religiösen Gefühles gleichwie den Ausschreitungen einer liberalen Unbotmäßigkeit vorgebeugt. Jetzt kann sich der Katholik sowohl gegen den krankhaften Uebereifer Gläubiger als gegen die unartigen Anmaßungen Halb- und Ungläubiger auf die Entscheidungen einer allgemeinen Kirchenversammlung berufen, wenn er als den apostolisch überlieferten Inhalt seiner Ueberzeugung die Sätze hinstellt: Der Papst ist, wie wir alle, ein gebrechlicher Mensch, den aber Gott zum sichtbaren Oberhaupt seiner Kirche gemacht und dem er die Fülle der Gewalten über diese Kirche gegeben, dem der Herr insbesondere das Vorrecht verliehen hat, in dem lehramtlichen Vortrag über die göttliche Wahrheit und das christliche Tugendleben, bei den letzten Entscheidungen über die Glaubens- und Sittenlehre Jesu und seiner Apostel gegen jeglichen Irrtum geschützt zu sein.

Smolca hebt ausdrücklich hervor, daß es zweier Bedingungen bedurfte, die dem Papst erlaubten, den Inhalt der vatikanischen Geheimschränke für Gläubige und für Kirchenfeinde zu erschließen. Erste Bedingung war die entscheidende **Erklärung** des Vatikanums über das Wesen der Kirche und des päpstlichen Lehrprimates; die andere Bedingung war der eine unerschütterliche Sicherheit gewährende **Glaube** des Papstes an die Wahrheit der Erklärung. Dieser Glaube mußte die Ueberzeugung schaffen, „daß auch die verbissensten Gegner des Papsttums in dessen Geheimarchiven nichts finden würden, was die unter dem Beistande des Heiligen Geistes begrifflich umschriebene und verkündete Wahrheit gefährden könnte."

Und wie liegt die Sache? Die rauhe geschichtliche Wahrheit z. B. über Alexander VI., über die Mediceerpäpste[1]), kann den katholischen Herzen sehr wehe tun. Aber es ist in der Geschichte des Papsttums eine Tatsache, und zwar die allerwichtigste Tatsache diese: daß die eifrigsten Forschungen nicht den leisesten Schatten auf irgend ein Wort zu werfen vermochten, das ein Borgia ex cathedra gesprochen hätte; daß zur Zeit eines unwürdigen Ablaßhandels kein durch das Ansehen des Apostolischen Stuhles bekräftigter Ausspruch ergangen ist, der die Züge der dogmatischen Lehre vom Ablaß entstellt hätte.

Die echte Geschichtsforschung, die der Wahrheit, nicht der Tendenz oder der Partei dienen will, hat, was dem Katholiken zum Trost und den Außenstehenden zur Belehrung unablässig wiederholt werden darf und muß, noch niemals einen Gegensatz, einen Widerspruch zwischen dem zeitlosen Dogma der Wahrheit und den Tatsachen der Zeitentwicklung, auch den düstersten, festzustellen vermocht. Nur die Urteilslosigkeit oder das von bösem Willen gehaltene Vorurteil kann heute noch die nichtamtlichen Briefe des Papstes Honorius, welche in der Form ungenau sich über den göttlichen und menschlichen Willen in Jesus Christus ausließen, oder die Erklärungen römischer Theologen gegen die richtige Anschauung von Kopernikus und Galilei, was den Bau des Sonnensystems angeht, mit dem katholischen Glaubenssatze von der Unfehlbarkeit des Papstes in einen feindlichen Zusammenhang bringen. Es ist die Rede, daß das Dogma die Geschichte schon gemeistert habe, eine törichte Rede. Freilich siegt das unveränderliche Dogma stets über die Velleitäten derer, welche die Geschichte machen oder willkürlich Gemachtes willkürlich darstellen möchten, genau so wie die Mathematik mit ihren unveränderlichen Gesetzen über die haltlosen Hypothesen gewisser Naturforscher immer noch gesiegt hat.

Wenn die Tatsache, daß die Geschichte, streng und rein erforscht, gewissenhaft und treu erzählt, überall die Ehre der Kirche und der katholischen Glaubenslehre erhöht, die katholische Wahrheit in helles und helleres Licht stellt, in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist, dann wird es nicht die Ansicht eines einzelnen Gelehrten mehr sein, sondern es wird zur allgemeinen Anschauung werden, was Herr v. Smolca schreibt:

„Die Eröffnung des Vatikanischen Archivs darf gewiß unter die mannigfachen Faktoren gezählt werden, die während des letzten Menschenalters zur Festigung der katholischen Gemeinschaft in der Kraft des Glaubens an das Unfehlbarkeitsdogma wesentlich beigetragen haben."[1])

Hat der Papst vor der ganzen Weltgeschichte kein Bangen, dann kann, rein menschlich die Sache genommen, dies erhabene Selbstvertrauen des Nachfolgers Petri das Vertrauen der Seinigen nur kräftigen bis zur Unerschütterlichkeit, das Vertrauen: Die getreu dem Papste folgen, werden angesichts der verworrenen und vielfach trostlosen Probleme in der Gegenwart nicht fehltreten, sie werden niemals vom rechten Weg abkommen, wenn sie in **allen** Dingen des göttlichen **Glaubens** und der christlichen **Sitten** freudig und hoffnungsstark dem Lichte nachgehen, das vom Felsen des hl. Petrus als einem Leuchtturme der Kirchen- und der Weltgeschichte strahlt.

---

[1]) Siehe Ludwig **Pastor**, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.

[1]) Erinnerung S. 23.

Fahrkartensteuer und Portoerhöhung.

Die Reichsboten mögen sagen was sie wollen: diese Steuer und diese Erhöhung waren von Uebel. Je eher man sie wieder abschafft, desto bester. Tatsachen beweisen! Seit dem 1. Juli d. J. haben wir die Portoerhöhung, und die Folge ist: die gewohnte Steigerung der Einnahmen der Reichspostverwaltung hat in den letzten Monaten, vor allem im September, erheblich nachgelassen. In den ersten drei Monaten dieses Jahres hatte der Ueberschuß über die entsprechende Zeit des Vorjahres 12,59 Millionen Mark oder 10,2 vom Hundert betragen; im zweiten Vierteljahr belief er sich auf 7,84 Millionen Mark oder 6,5 vom Hundert. Der erste unter dem neuen Portotarif stehende Monat Juli brachte noch eine Mehreinnahme von 4,06 Millionen Mark oder 8,25 vom Hundert, vermutlich, weil in ihm noch ein großer Teil der im Monat Juni vereinnahmten Beträge zur Abrechnung und damit zur zahlenmäßigen Darstellung kam. Im August ging der Ueberschuß über das Vorjahr auf 2,33 Millionen Mark oder 6,36 vom Hundert zurück, und im September betrug er nur noch 1,57 Millionen Mark oder 3,86 vom Hundert. Eine derart geringe Steigerung ist in den letzten 2½ Jahren nicht mehr vorgekommen. Aehnlich unerfreulich sind die Erfahrungen mit der Kartensteuer: die erste Wagenklasse wird auf großen Bahnnetzen ausgeschaltet, der Uebergang aus der zweiten in die dritte Klasse ist enorm und der Bedarf von Wagen vierter Klasse kann kaum befriedigt werden. Die Handelskammer in Zittau behauptete, daß seit Einführung der Steuer 90 Prozent der Frequenzsteigerung auf die vierte Klasse entfallen. Die „Zeitschrift der deutschen Eisenbahnverwaltungen" gab auch zu, daß das, was der Reichsfiskus an der Fahrkartensteuer gewinne, die deutschen Eisenbahnen auf der anderen Seite leider zu einem großen Teil an Personengeldeinnahmen einzubüßen haben würden. Der Abgeordnete v. Kardorff hat die Fahrkartensteuer damit zu verteidigen gesucht, daß er auf dem freikonservativen Parteitage behauptete, in allen Kulturländern seien die Personentarife bedeutend höher als bei uns. Holland, Belgien und Frankreich zählt der Herr dann wohl nicht zu den Kulturländern!

Dr. Versen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Erzbischof von Stablewski †.

Für die preußische Ostmark kein Glück und kein Stern! Der plötzliche Tod des Erzbischofs von Gnesen und Posen, Florian von Stablewski, ist auch vom rein politischen Standpunkt tief zu beklagen. Der von den Hakatisten so arg verlästerte und auch von den modernen Höflingen mißkannte Kirchenfürst war tatsächlich ein Mann des Friedens und wäre an dem Tage, wo die Versöhnung möglich geworden, vor allem geeignet und berufen gewesen, an der Beruhigung der Ostmarken entscheidend mitzuwirken. Stablewski, der zugleich ein frommer Bischof und ein erfahrener Politiker war, die größte Geschicklichkeit mit der persönlichen und amtlichen Autorität vereinigte und gleichsam in seiner Persönlichkeit den Ausgleich zwischen dem berechtigten polnischen Nationalbewußtsein und dem preußisch-deutschen Staatsgedanken verkörperte, wird noch sehr vermißt werden, auch von solchen. die heute noch den „widerspenstigen" Erzbischof verkennen. Der Verlust ist um so schlimmer, als jetzt zu all den anderen Streitigkeiten sich auch noch die um die Wiederbesetzung des wichtigen Postens gesellt. Die hakatistischen Blätter und leider auch solche, die der Regierung nahestehen, geben bereits mit mehr Eifer als Ueberlegung die Parole aus: in Posen sei kein Platz mehr für einen Erzbischof polnischen Namens und polnischer Nationalität! Es steht zu befürchten, daß man dem Heiligen Stuhl zumuten wird, für die Erzdiözese Gnesen-Posen einen Oberhirten deutscher Nationalität und sogar deutschen Namens zu ernennen. Das wird den Heiligen Stuhl in eine schwierige Lage bringen. Die ökumenische Kirche Gottes ist erhaben über Nationalzwistigkeiten; aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen, bei der fieberhaften Spannung des politischen Nationalgefühles und bei der rücksichtslosen Hetzarbeit der radikalen Demagogen würde ein Geistlicher deutschen Namens auf dem Stuhle des hl. Adalbert, einen sehr schweren, wenn nicht verzweifelten Stand haben. Einen noch viel schwereren Stand als der Vorgänger des Verewigten, der Erzbischof Dinder, der vor zwanzig Jahren, in einer weit weniger erregten Zeit, pflichtergeben die Dornenkrone auf sich nahm und schon nach vier Jahren unter den Sorgen und Kränkungen aufgerieben war.

Die hakatistischen Kulturkämpfer sagen, der Staat habe mit den beiden „polnischen" Erzbischöfen Ledochowski und Stablewski gar zu schlechte Erfahrungen gemacht. Umgekehrt liegt die Sache: die beiden Erzbischöfe, die im Vertrauen auf den friedlichen Sinn der Regierung ihr Werk der Beruhigung und Versöhnung begannen, wurden bitterlich enttäuscht, indem die Politik bald zum inneren Krieg überging, zu Ledochowskis Zeiten zum Bismarck-Falkschen Kulturkampf, nach der Inthronisation Stablewskis zu den hakatistischen Feindseligkeiten. Nicht die polnische Nationalität, sondern Gewissen und Hirtenpflicht verhinderten die Bischöfe, eine Politik zu unterstützen, die sie für ungerecht und verderblich halten mußten. Sobald die Ostmarkenpolitik in die Bahnen der Gerechtigkeit zurücklenkt und insbesondere von Uebergriffen auf das religiös-sittliche Gebiet, wie z. B. der Vergewaltigung der Muttersprache im Religionsunterricht, Abstand nimmt, wird der künftige Erzbischof von Posen an der Herstellung des Friedens nach Kräften mitarbeiten, auch wenn er polnischen Namens und polnischer Abstammung ist. Der Unterschied ist aber der, daß ein polnischer Oberhirt bei seiner stammverwandten Herde volles Vertrauen genießt, auch in den sogenannten nationalen und politischen Angelegenheiten, und also einen starken, beschwichtigenden Einfluß ausüben kann, während ein Erzbischof mit deutschem Namen auf Vorurteil stößt und von den skrupellosen großpolnischen Agitatoren nur zu leicht verdächtigt werden kann.

Zurzeit befinden sich unsere polnisch sprechenden Mitbürger in einer Ueberreizung des nationalen Bewußtseins. Eine traurige Tatsache, die man nicht den Korfanty und Genossen allein auf das Schuldkonto schreiben darf. Die Hauptschuld tragen die Hakatisten mit ihrer unseligen Politik der Verfolgungen und Schikanen. Der schlimmste Fehler war, die kleinliche Verfolgung der polnischen Muttersprache auf den Religionsunterricht auszudehnen; dadurch wurden auch die kirchlich-konservativ gerichteten Kreise und die politisch indifferenten Volkskreise in die Kampfstimmung versetzt und der radikalen Agitation zugänglich gemacht. Jeder weitere Versuch, den Hakatismus auf das religiöse und kirchliche Gebiet hinüberzuspielen, muß das Uebel noch verschlimmern. Die radikale Partei unter den Polen macht bekanntlich keinen Halt vor den kirchlichen Interessen; sie ist in ihrem unbedingten Deutschenhasse besonders bestrebt, das konfessionelle Solidaritätsbewußtsein zu untergraben, und bekämpft daher das glaubensverwandte und gerechte Zentrum noch grimmiger als die hakatistischen Parteien, und macht in der polnischen Diaspora von Rheinland und Westfalen der katholischen Kultusgemeinschaft die größten Schwierigkeiten. Wir sind überzeugt, daß diese großpolnischen Vabanque-Politiker sich im stillen die Hände reiben, wenn sie sehen, daß man sich in Berlin auf einen „deutschen" Erzbischof verbeißt.

„Wir verstehen uns gegenseitig nicht mehr", hieß es mit Recht während des ersten Kulturkampfes. Im neuen antipolnischen Kulturkampf verstehen sich Hakatisten und Zentrum auch nicht mehr. Vergebens weisen wir die Hakatisten auf die Tatsachen hin, die handgreiflich beweisen, daß die moderne Ostmarkenpolitik nur die Geschäfte der Korfanty und Genossen besorgt. Vergebens suchen wir den Hakatisten klar zu machen, daß der verewigte Erzbischof nicht anders handeln konnte und durfte, wenn er nicht das Unheil für Staat und Volk verschlimmern und auch die Kirche in das Verderben hineinziehen wollte. Die unbefangene Geschichtschreibung wird dem langjährigen Martyrium des treuen Oberhirten gerecht werden und über diejenigen zu Gericht sitzen, welche diese tüchtige, für Staat und Kirche und Volk so wertvolle Kraft vorzeitig gelähmt und aufgerieben haben, über die Fanatiker und Hetzer auf beiden Seiten, die überdeutschen Hakatisten und die großpolnischen Demagogen.

Der Diäten-Reichstag.

Der Absentismus scheint glücklich überwunden zu sein, aber noch nicht die extensive Redesucht. Man muß sogar befürchten, daß mit der Annäherung an den Wahltermin die Neigung für Agitationsreden zum Fenster hinaus zunimmt. Bei den Wahlprüfungen hatten wir schon vielversprechende Proben der Block-Beredsamkeit zu kosten. Glücklicherweise behielten die besonnenen Urteile der Wahlprüfungskommission doch die Mehrheit, obschon die Nationalliberalen bei den wilden Ausfällen der Linken gegen sog. klerikale Wahlbeeinflussungen sich in ihrem kulturkämpferischen Herzen bedenklich zu den Sozialdemokraten und Freisinnigen hingezogen fühlten. Man kann zugeben, daß diese hitzigen Wahldebatten nicht den besten Zeitpunkt boten für die Wiederbelebung des Schlusses der Debatten. Aber auch die nachfolgenden Erörterungen wuchsen wieder zu sehr in die Breite. Besonders bei dem Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine hatte die Sozialdemokratie es offensichtlich darauf angelegt, die erste Beratung zu Agitationsreden auszubeuten, wobei in erster Linie eine wohlpräparierte Verdächtigung des Zentrums angestrebt wurde, obschon der treffliche Zentrumsredner Trimborn die Mängel des Entwurfs und die anzustrebenden gründlichen Verbesserungen klar dargelegt hatte. Was aus dem Gesetzentwurf zu machen ist, kann sich erst in der mühsamen Kommissionsarbeit zeigen. Zur Vorbereitung derselben würde es hier wie in den meisten anderen Fällen, vollauf genügen, wenn die Fraktionen in der ersten Lesung kurz und trocken die hauptsächlichen Leitmotive darlegten. Die Broschüren, die bei der ersten Lesung geredet werden, haben doch zu wenig praktischen Wert. Die Mehrheitsparteien sollten sich vereinigen, um durch gutes Beispiel ihrerseits und durch Handhabung der Guillotine gegen die zeitverschwenderische Redewut der Linken einen flotteren Gang der Beratungen herbeizuführen. Durch Abschneiden der agitatorischen Redeübungen würde man nicht bloß den Zeitungen und deren Lesern die erwünschte Nutznießung der parlamentarischen Verhandlungen erleichtern, sondern auch selbst Zeit und Kraft sparen für die schöpferische Arbeit. Vor allem gilt es, einen Rückfall in den Absentismus zu verhüten. Die 20 M allein tun es nicht, wenn tagelang die Flegel auf leerem Stroh klappern.

Wolken am hochpolitischen Himmel.

Der französische Ministerpräsident Clemenceau geriet in die Klemme, als ein Senator mit klarem Ja oder Nein eine Antwort forderte auf die Frage, ob eine Militärkonventiou zwischen England und Frankreich bestehe. „Ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht," sagte der Leiter der französischen Politik. Kein Zweifel, daß ein strategisches Einverständnis besteht, wenn es auch nicht gerade die regelrechte Form eines Vertrages hat. Diese Bestätigung eines alten Gerüchtes ist jedoch weniger beunruhigend als die französisch-spanische Flottendemonstration vor Tanger, die angeblich nur zur Verwirklichung der vertragsmäßigen Polizeiaufgabe in Szene gesetzt wird, aber nur zu leicht sich zu einer neuen verschlechterten Ausgabe der alten Wirren auswachsen kann.

Pariser Zeitläufe.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Nach der Aufregung, welche sich seit vierzehn Tagen auf dem Gebiete der inneren Politik bemerkbar gemacht hatte, werden jetzt allerseits Beruhigungspülverlein dargeboten.

Der Minister, Sozialist und ehemalige Journalist Viviani hat eingesehen, daß blinder Eifer nur schaden kann, denn er hat seine vor der Kammer gemachten religionsfeindlichen Erklärungen nicht etwa abgeschwächt, sondern geradezu abgeschworen. Vor dem Senate hat er folgende kategorische Erklärung abgegeben: „Ich habe niemals im Auftrage und im Namen der Regierung gesagt, dieselbe müsse religionsfeindlich und bereit sein, in Frankreich eine kirchenfeindliche Politik anzufangen."

Es ist jammerschade, daß der Senat nicht das Beispiel der Kammer nachahmte, die bekanntlich den Anschlag der Kammerrede Vivianis in allen Gemeinden des Landes befohlen hat. Auf diese Weise hätten dann die biederen Bauern erfahren, wie schnell ein Minister, je nach dem Unterschied der Versammlung, seine Meinung ändern und sich selbst widersprechen darf.

Briand, der Kultusminister, gibt seinerseits die beruhigendsten Versicherungen, so daß selbst vorsichtige katholische Blätter einen versöhnlicheren Ton angeschlagen haben.

Das Ministerium hat infolge dieser äußeren Ruhe den gegenwärtigen Zeitpunkt gewählt, um die zu Lichtmeß begonnenen Inventarien der Kirchengüter wieder aufzunehmen. Bei Beginn der Inventarien kam es bekanntlich in etwa 1800 Pfarreien zu Unordnungen, Widerstand usw., so daß die Regierung damals zurückzuhufen schien. Als sie aber nach den Wahlen die Gleichgültigkeit der Massen festgestellt hatte, wurde mit der Aufnahme der Inventarien fortgefahren. Dieselben sind gegenwärtig in mehr als 60,000 Pfarreien vollendet, und sind nur noch in ungefähr 3600 Pfarreien vorzunehmen.

Hier in Paris, wo nur wenige Inventarien im Rückstande geblieben, wurde am Nachmittag des 19. November in der Augustinuskirche, der Pfarrkirche der gleichnamigen plutokratischen Pfarrei, mit dem Inventarium begonnen. Dasselbe lief mit Hilfe der Polizei und der Schlosserinstrumente in ziemlich glatter Weise ab und soll in diesen Tagen fortgesetzt werden. In einzelnen Diözesen sind die Aufnahmen beendigt, während in der Auvergne, der Bretagne und Französisch-Flandern noch viele Inventarien ausstehen. Man befürchtet mit Recht, daß das Vorgehen der Regierung in diesen Gegenden Widerstand hervorrufen könnte. Deshalb sind energische militärische Maßregeln ergriffen worden.

Die Wahrung der Geheimnisse der Landesverteidigung scheint für die Nationalistenpresse kein vaterländisches Gebot zu sein. So weiß z. B. die „Bourgogne" vom 20. November angebliche Einzelheiten über Vorsichtsmaßregeln an der Ostgrenze zu melden, während das nationalistische Hauptorgan, das „Echo de Paris", behauptet, daß keines der Schiffe des Mittelmeergeschwaders vor zehn Tagen seefähig gewesen sei, um nach Marokko abdampfen zu können.

Die Kolonialverwaltung kostet dem Lande viel Geld, selbst in Algier, das doch in nächster Nähe des Mutterlandes liegt und seit mehr als 75 Jahren unter Frankreichs Banner steht. Der Staatshaushalt verlangt für Algerien 104 Millionen Ausgaben, während die Einnahmen kaum 70 Millionen betragen. Die Zahl der in Algerien lebenden Franzosen, worin die ansässigen Juden inbegriffen sind, beträgt etwa 8 Prozent der Gesamtbevölkerung, von welcher weitere 5 Prozent Ausländer, d. h. Italiener, Spanier, Portugiesen und Malteser sind. Ein jeder in Algerien etablierte Franzose kostet also dem Mutterlande 200 Frs. per Jahr.

Eine gewisse Madame Leonie Leon, welche zu Lebzeiten Gambettas als dessen Egeria gepriesen wurde, aber in Wirklichkeit dessen Zuhälterin war, ist einsam und still in der Villa des Stadtviertels von Auteuil gestorben, wohin sie nach dem plötzlichen Tode des „Tribuns" gezogen war. Die Zeitungen der verschiedensten Schattierungen, selbst mehrere auchkatholische Organe, pressen sich Zähren aus den Augen, um die „Ratgeberin" des großen Patrioten zu beweinen. Sonderbarerweise bringt keine einzige Zeitung, selbst der sensationslüsterne „Matin" nicht, auch nur die geringste Andeutung über den richtigen Zivilstand dieser Person. Jedoch sei zu ihrer Verteidigung gesagt, daß sie seit dem gewaltsamen Tode Gambettas, der ihr von einzelnen Zeitungen zur Last gelegt wurde, ein christliches, ja selbst erbauliches Leben führte und es auch in christlicher Weise endigte.

„Akademische Freiheit" an Oesterreichs Hochschulen.

Von

Dr. **Jos. Grendel, Wien.**

Der an Deutschlands Hochschulen geführte Kampf gegen die katholischen Studentenverbindungen hat an den schwarzgelben Grenzpfählen nicht Halt gemacht. Nur wird er hier — das muß zur Ehre der reichsdeutschen Studentenschaft schon gesagt werden — ungleich roher und brutaler geführt. Es sind die Argumente des niedrigsten Straßenpöbels, deren sich die alldeutschen Verbindungen in diesem Kampfe bedienen.

Augenblicklich steht Graz in dieser Hinsicht an der Spitze. Seit 18 Jahren ist dort gegen die „Karolina" von den „nationalen" Studenten der Kampf in der rohesten Weise geführt worden. Ueberfälle auf die „Karolinen" bei Tag und Nacht in zehn- und zwanzigfacher Uebermacht, Mützenraub, körperliche Mißhandlungen, Anspucken: das sind die „Geisteswaffen" dieser teutonischen Helden. Endlich sollte den „Karolinen" auch der Besuch der Vorlesungen unmöglich gemacht werden. Und das Mittel? Streik der „nationalen" Studenten.

Sie blieben jenen Vorlesungen ferne, bei denen „Karolinen" anwesend waren. Am Dienstag vormittag, — so berichtet das „Grazer Volksblatt" — kam es im Hörsaal des Prof. Dresch zu Skandalszenen. Als der Herr Professor mit seiner Vorlesung, an welcher auch zwei „Karolinen" teilnahmen, beginnen wollte, begannen die „Freiheitlichen" zu brüllen und machten einen Heidenlärm. Auf die Frage des Professors, ob diese Demonstrationen ihm gelten, wurde ihm geantwortet, daß sich der Lärm gegen die „Karolina-B . . . ." richte. Der Professor brach alsdann seine Vorlesung ab und verließ den Saal. Mehrere Professoren fügten sich dem Terrorismus dieser „Freiheits"helden und stellten ihre Vorlesungen ein.

Der Kampf der „nationalen" Studenten gilt übrigens nicht bloß der katholischen, sondern auch der österreichisch-patriotischen „Karolina". 1895 war der Kaiser Franz Josef bei der Eröffnung der neuen Universität persönlich anwesend. Die „Karolina" durfte an der Feier nicht teilnehmen. Den „nationalen" Verbindungen war der Ehrenplatz eingeräumt. Sie benutzten das, um den Kaiser durch das Nichtkreuzen der Schläger zu beleidigen. Bei der alljährlichen Inaugurationsfeier, von der die „Karolina" Jahr für Jahr ausgeschlossen bleibt, wird von den Chargierten der „nationalen" Verbindungen bei der an den Landesherrn gerichteten Strophe „Vivat et respublica et qui illam regit" zur absichtlichen Verhöhnung des Kaisers der Schläger nicht gezogen.

Völlig **unverständlich** ist bei dieser Sachlage das Verhalten der akademischen Behörden. Sie weichen dem Terrorismus der radikalen Studentenschaft. „Die Ruhe muß um jeden Preis erhalten werden." Und deshalb opfert man das Recht und fügt sich dem Unrecht. Es ist das eine empörende Pflichtversäumnis. Dadurch nimmt natürlich die Brutalität der „freiheitlichen" Studentenschaft von Jahr zu Jahr, mehr und mehr, zu. Sie diktieren, der Senat gehorcht. Und das nennt man „akademische Freiheit"! „**Akademische Freiheit**" wird es **geschrieben und gesprochen, gedacht** aber wird es als **rohester Terrorismus gegen Andersdenkende.**

Diese Erscheinungen sind übrigens nur ein kleiner Ausschnitt aus einem großen Prozesse, der sich in Oesterreich vollzieht. Diese unbegreifliche Schwäche, dieses Zurückweichen der Behörden vor dem Radikalismus zeigte sich auch anderwärts. Sprach man doch hier seinerzeit von einer „k. k. Sozialdemokratie".

In dem österreichischen Volke liegt ein ungeheueres Kapital von Anhänglichkeit an Kaiserhaus und Vaterland. Aber auch das ungeheuerste Kapital läßt sich verschleudern. Und der unfehlbarste Weg dahin ist der: die Treuen den Untreuen opfern, jene schlagen, damit diese zufrieden seien. Dadurch werden die Treuen irre, die Untreuen immer anmaßender und frecher. Nur eines kann hier Rettung bringen: **eine feste Hand**, die auch dem Radikalismus gegenüber durchgreift. Und Gott sei Dank: es mehren sich die Zeichen, die auf einen Umschwung zum Besseren deuten. „Immer schärfer", schrieb neulich die „Vossische Zeitung" in Berlin „hebt sich die Gestalt des Thronfolgers vom politischen Hintergrunde ab, als eines **Mannes von starkem, fast leidenschaftlichem Willen,** einer nicht ganz vorurteilslosen, aber **kräftigen Persönlichkeit.**" Das ist es gerade was in Oesterreich nottut. Dann wird dieses alte, katholische Reich, „an Ehren und an Siegen reich", einer glücklichen und glänzenden Zukunft entgegengehen.

Erklärung zur Abwehr.

Von

Universitätsprofessor Dr. Kiefl in Würzburg.

Ich habe im Augustheft des „Hochland“ einen Nekrolog auf Hermann Schell veröffentlicht, worin zu loyaler Aufhellung herrschender Mißverständnisse eine Erörterung der Bedeutung des Index nicht zu umgehen war. Ich habe diesen Passus speziell auf ausdrücklichen Wunsch mehrerer hochgebildeter Laien eingefügt. *Selbstverständlich habe ich dabei als Vertreter der katholischen Dogmatik an einer deutschen Universität den kirchlichen Standpunkt fachmännisch korrekt dargestellt.* Ich habe mich auf das beschränkt, worüber in der dogmatischen Fachliteratur *Einstimmigkeit* herrscht, und keinem in der Theologie gründlich bewanderten Leser hätte entgehen dürfen, daß meine Auffassung in *allen* größeren dogmatischen Werken, z. B. bei Scheeben, vorgetragen und begründet wird. Ich hätte es nun Herrn Dr. Zimmern nicht allzu sehr verargen können, wenn ihm dieser Sachverhalt entgangen ist, weil ja, wie ich loyal zugestehen will, Herr Zimmern in seinem Artikel in Nr. 46 nicht als Fachmann auftritt, vielmehr sämtliche tieferen, theologischen Fragen unerörtert lassen will. Dagegen konnte und mußte ich von jedem loyalen Gegner erwarten, daß meine Ausführungen korrekt wiedergegeben werden.

Ich traute meinen Augen nicht, als ich Zimmerns Insinuation las, ich hätte der Indexkongregation vorgeworfen, daß sie „so oberflächlich verfahre“, „ohne vorher gewissenhaft zu prüfen“; „die ganze Geschäftsordnung für den Index gehe darauf hinaus, die Autoren *nach Art der Pharisäer* in ihren Worten zu fangen“. Indem Zimmern sich den Anschein gibt, als müsse er die Indexkongregation *mir gegenüber* gegen diese Vorwürfe verteidigen, erweckte er *notwendig* in den Lesern die Meinung, als hätte ich derartige Vorwürfe wenigstens indirekt ausgesprochen. Das ist nun aber denn doch ein starkes Stück für jeden, der meine Ausführungen kennt. Ich habe die kirchliche Gesetzgebung und deren Handhabung durch die Indexkongregation auf das wärmste in Schutz genommen, und zwar ohne jeden Vorbehalt; ich habe den Nachweis geführt, daß die schweren Mißverständnisse im Falle Schell nicht der kirchlichen Gesetzgebung und deren offizieller Handhabung, sondern dem unerleuchteten Eifer einiger schlecht unterrichteter Zeitungstheologen zur Last fallen. Ich habe mir durch diese Darlegung als zu indexfreundlich sogar den Tadel von theologischer Seite im „20. Jahrhundert“ zugezogen. Ich schloß meine Darlegung Seite 573 also: „*Daraus ersieht man, wie ungerecht die Vorwürfe sind, welche anläßlich des Todes Schells wieder gegen Rom und die kirchliche Auktorität erhoben worden sind. Schell selbst hat über Rom sich nicht beklagt.*“ Und nun kommt Herr Zimmern mit einem Artikel im Feuilleton der „Augsburger Postz.“ Nr. 259, und behauptet, er habe — wie es eingangs heißt, „mit Akribie und genauen Zitaten“ — den Nachweis in der „Rundschau“ geführt, daß in meinem Artikel über Schell und die Bedeutung der Indizierung „*die seitherigen Angriffe und Herabsetzungen zusammengefaßt noch ausgiebiger und schärfer auftreten, und schließlich auf die Indexkongregation fallen*“. Was soll man dazu überhaupt noch sagen?

Zur Sache selbst bemerkte ich im „Hochland“ folgendes: Die Fachterminologie unterscheidet eine doppelte kirchliche Lehrpolizei hinsichtlich der Indizierung von Schriften, eine äußere und innere. Hat die oberste Kirchenbehörde durch *gewissenhafte Prüfung* gefunden, daß eine Schrift nachweisbar Irrtümer gegen den Glauben enthält, dann werden die betreffenden Sätze ausgehoben und wird der Autor zum Widerruf aufgefordert. Hat die *gewissenhafte Prüfung* eine sichere Handhabe für eine Irrlehre des Autors nicht ergeben, lautet aber die Denunziation, welche kirchenrechtlich die notwendige Voraussetzung jeder Indizierung bildet, begründeterweise dahin, daß die betreffenden Werke Verwirrung anrichten, so tritt bloß die äußere Lehrpolizei in Bewegung. Die denunzierten Schriften werden verboten; aber die Kongregation enthält sich des Urteils über den Glaubensstand des Verfassers, ja über den objektiven Inhalt seiner Schriften. Die Kirche verlangt in diesen Fällen keinerlei Widerruf vom Verfasser. So ist es im Falle Schell geschehen.

Diese Unterscheidung, welche klar auch bei Scheeben, Franzelin usw. entwickelt und übrigens jedem Dogmatiker und Kanonisten geläufig ist, will nun Zimmern anfechten. Er will es nicht glauben, was doch jeder Fachtheologe weiß, daß die Kirche mit der zweiten Art der Indizierung durchaus nicht das Urteil ausspricht, der Autor trage eine Irrlehre vor; daß sie sogar die Organe der Indexkongregation seit Benedikt XIV. unter strengster Eidespflicht zum Stillschweigen über die verhandelten Motive der Indizierung anhält, damit für sie nicht das Präjudiz entstehe, als habe sie Fragen entscheiden wollen, welche sie eben nicht entscheiden wollte. Jeder Fachtheologe weiß, daß bei dieser zweiten Art der Indizierung es völlig unentschieden für das äußere Forum gelassen wird, ob die Indizierung auf Grund des objektiven Inhaltes der Schrift oder nur der Ausdrucksweise erfolgt ist. Das sind lauter selbstverständliche Dinge. Herr Zimmern läßt außer Berechnung, daß selbst das unfehlbare Tribunal der allgemeinen Konzilien gegenüber theologischen Glaubensfragen trotz gewissenhaftester Prüfung zu einem „non liquet“ kommen kann und oft gekommen ist, um so mehr das nicht unfehlbare Tribunal der Indexkongregation. Er läßt außer Berechnung, daß ein Buch zu einer bestimmten Zeit Verwirrung anrichten kann und in einer späteren Zeit nicht mehr. Die Kirche hat Galilei indiziert; sie hat aber Galileis Weltanschauung nicht verworfen. Für die damalige Zeit war Galileis Schriftstellerei verfänglich; ihren objektiven Inhalt wollte die Kirche nicht treffen, und es wäre für uns traurig, wenn sie ihn hätte treffen wollen.

Diesen erleuchteten kirchlichen Grundsätzen gegenüber verwies ich auf die Verwirrung, welche zur Zeit der Indizierung Schells der falsche Zelotismus einiger Zeitungstheologen anrichtete. Ich verwies darauf, wie man den kirchlichen Oberhirten Schells angriff, nach dessen Wegzug erst „das Geschwür habe aufbrechen können“. Ich zeigte, wie man die kirchliche Behörde, welche einen Teil von Schells indizierten Werken approbiert hatte, angriff. Ich zeigte, wie ein solcher Zeitungstheologe telegraphisch an ein norddeutsches Blatt Auszüge aus den Verhandlungen der Indexkongregation sandte, die ihm nur auf unrechtmäßigem Wege bekannt sein konnten, und obwohl Benedikt XIV. unter strengster Eidespflicht die Publizierung derartiger Mitteilungen verboten und Leo XIII. im Falle Schell diese Eidespflicht dringendst eingeschärft hatte. Ich wies darauf hin, wie ein solcher „Theologus“ in der Presse sogar die „Schonung“ rühmte, mit der man „katholischerseits“ die Gründe der Zensurierung Schells bekannt gegeben habe, während doch die Bekanntgabe überhaupt kirchengesetzlich einen Eidbruch darstellte. Es war doch milde ausgedrückt, wenn ich diesem traurigen Theologus das Attribut „lucus a non lucendo“ lieh. Ich verwies darauf, wie ein solcher Zeitungstheologe das katholische Deutschland alarmierte durch eine Meldung über angebliche, gravierende Vorgänge in Schells Auditorium, betreffs derer ich mich authentisch überzeugte, daß sie aus der Luft gegriffen war, aber die ganze öffentliche Meinung Deutschlands über Schell auf Jahre hinaus in schwerer Weise irre führte. Ich verwies darauf, wie noch im Oktober 1905 in Rom eine Denunziation einlief, daß Schell höchst gefährliche, häretische Lehren im Kolleg vorbringe, und wie auf mein Befragen bei Hörern Schells diese Denunziation als völlig frei erfunden sich erwies. Ich habe darauf hingewiesen, wie ein Zeitungstheologe mit der Indizierung Schells nicht zufrieden war, sondern meinte, ein „offener oder geheimer Widerspruch gegen geoffenbarte Wahrheiten müsse notwendig zum *vollen* Bruche führen. *Jeder Katholik habe ein Recht, von der kirchlichen Behörde eine baldige Beseitigung dieses Aergernisses zu fordern.*“ Ich verwies endlich auf den Alarmruf, „es müsse noch mehr gegen Schell geschehen, wenn wir nicht einer traurigen Zukunft entgegengehen sollen“. (Die Materialien für obige Angaben können bei mir eingesehen werden.*)

Diesen Uebereifer, welcher Kritik an dem Verhalten der obersten Kirchenbehörde übte und Schell als einen Geächteten behandelte, welcher aus dem Spruch der Indexkongregation ein Indult herleiten zu können glaubte, um offene Unwahrheiten über

*) Wenn man den Ton, in welchem ich den Schell-Nekrolog schrieb, psychologisch begreifen will, muß man wie ich mit Schell dessen letzte Monate verlebt haben. Die letzterwähnte, gewissenlose, weil völlig aus der Luft gegriffene Denunziation hat Schell das Herz gebrochen, und die Loyalität der römischen Kurie konnte das nicht mehr hindern. Zu gleicher Zeit mit Schell wurde ich (zufolge mir mehrfach authentisch zugegangener Meldung) in Rom denunziert, daß ich in meinem Kolleg lehre, es gebe nicht sieben, sondern dreißig Sakramente usw. Zum Schluß mußte ich die erheiternde Wahrnehmung machen, daß einer der Ankläger nicht einmal die theologischen termini in einer anderwärtigen amtlichen Anklageschrift richtig schreiben konnte.

Schell in die Welt zu setzen, und welchem die demütige Unterwerfung des edlen Gelehrten nicht genügte, wollte ich rügen. Theologische Richtungen habe ich nicht angegriffen, zeigte vielmehr S. 558 an dem Beispiele des Jesuiten Hurter, wie auch die abweichendste theologische Richtung mit Vornehmheit des Urteils und Noblesse des wissenschaftlichen Verkehrs vereinbar ist. Ich habe es nicht unterlassen, zu konstatieren, daß mein Tadel nur vereinzelte, notorisch unedle Angriffe auf Schell im Auge habe. „So gering auch die Zahl der Urheber dieses Treibens war, es hat doch so viel Verwirrung angestiftet, daß heute eine Aufklärung katholischer Laienkreise, die unter diesem Aergernis so viel gelitten, nötig erscheint, so gerne ich an dieser peinlichen Seite der Sache vorübergegangen wäre." (S. 568). Wie kann also Herr Dr. Zimmern erklären, ich hätte *die ganze katholische Publizistik und Journalistik* beleidigt? Nein, Herr Dr. Zimmern, mein „Hochland"-Artikel hat mit der katholischen Publizistik nichts zu tun. Die ganze katholische Presse hat einmütig die herrlichsten Nachrufe auf Schell gebracht, auch die „Rundschau" sofort nach Schells Tod den so überaus warmen, markigen, wissenschaftlich so fest fundamentierten Nekrolog von Stölzle. Sämtliche katholische Zeitungen größeren Stils (auch die „Allgemeine Rundschau", deren Herausgeber den Aufruf mitunterzeichnete) haben den Aufruf zum Schelldenkmal unentgeltlich gebracht, und zumeist noch Beiträge zum Denkmal gestiftet. Ich bin in der Sache doch eher zu einem Urteil befugt als Herr Zimmern, welcher die Person Schells und die einschlägigen Verhältnisse nur von der Ferne kennt. Besonders betont Herr Zimmern, daß er mir *geschichtliche Ungenauigkeiten* nachgewiesen habe: „Bellarmin und Suarez sind, wie bei Hilgers zu ersehen ist, rechtskräftig nicht auf den Index gekommen." Freilich hätte Herr Zimmern gerade bei Hilgers das Gegenteil sehen können, wenn er das Buch überhaupt in der Hand gehabt hätte. Bei Hilgers heißt es nämlich wörtlich S. 139: „Daß Bellarmin durch Sixtus V. auf den Index gesetzt war, ist schon S. 12 gesagt. Aber auch Segneri stand darauf." (In einem Schreiben des Jesuitengenerals Aquaviva vom 9. November 1590 heißt es, der Indexkatalog mit dem Namen Bellarmins sei bereits gedruckt; auch die Einleitungsbulle Sixtus V. zu diesem Index vom 9. März 1590 war bereits gedruckt. Der Papst sei aber bewogen worden, die Sache noch „aliquamdiu inhibere"; unterdessen starb er; 1593 wurde der Name Bellarmins vom Index wieder gestrichen. Vgl. Reusch II 303.) Auch betreffs des Suarez gibt Hilgers offen zu, was übrigens jeder Theologe weiß, daß derselbe auf dem Index gestanden, aber durch Leo XIII. wieder freigegeben worden sei (S. 109, 138; Reusch II 304). Hilgers sagt S. 138: „Neben den Männern der Wissenschaft fehlen im Index die kirchlichen Würdenträger nicht, nicht der Kardinal und nicht die Bischöfe. . . . Dominikaner stehen dort neben Benediktinern, Franziskaner neben Jesuiten." Hilgers, selbst Jesuit, konstatiert, daß auch jetzt, nachdem Leo XIII. viele Jesuiten vom Index abgesetzt hat, noch achzig Jesuiten auf demselben stehen, und er ist vernünftig genug, S. 141 geradezu zu sagen: „Der Index hatte auf die Jesuiten ein besonders wachsames Auge. Männer wie *Bellarmin, Suarez*, Papebroch, Harduin, und Schriftsteller der Aszese wie Boutauld, Surin, Scaramelli, Rubino, Segneri waren bei ihrer Schriftstellerei vor einem Indexverbot nicht sicher. Irren wir nicht, dann beweist die Indexgeschichte allen Unparteiischen, daß die Jesuiten in den wichtigsten Glaubenskämpfen auf seiten der Kirche den guten Kampf redlich mitgekämpft haben." Das also hätte Herr Zimmern bei dem von ihm zitierten Jesuiten Hilgers lesen können.

Es fehlt mir eine wissenschaftliche Bezeichnung dafür, wenn Zimmern auch sonst in seinen Zitaten geflissentlich jedes irgendwie abfällige Wort verallgemeinert, als hätte ich *alle* von Schell abweichenden, *theologischen Richtungen* angegriffen, nachdem ich doch keine derselben angriff, sondern überall konstatierte, daß es sich nur um vereinzelte, *persönliche* Fehler von allerdings oft weittragender Wirkung handle. Herr Zimmern sucht den Anschein zu erwecken, als hätte ich jede Kritik an Schells System verpönt, während ich doch an den meisten Stellen die Fachtheologie ausdrücklich ausnahm (553). Beinahe sämtliche deutsche Fachtheologen von Namen haben in wärmster Weise in den letzten Monaten ihre Zustimmung zu einer außerordentlichen Ehrung Schells kundgegeben. Die meisten „Kritiker", welche tatsächlich die öffentliche Meinung über Schell machten, waren kaum berufen, über wissenschaftliche Theologie mitzusprechen. Von der Zimmernschen „Genauigkeit" im Zitieren seien hier nur einige Proben gegeben: Mit Nachdruck hebt er hervor, ich hätte von „Armseligkeit des *theologischen* Betriebes in den letzten zwei Jahrhunderten gesprochen". Ich sprach aber nicht vom theologischen, sondern vom *dogmatischen* Betrieb. Ersteres wäre ungerecht, letzteres aber entspricht dem einmütigen Urteil aller wissenschaftlichen Theologen. Ferner zitiert Zimmern einen Passus S. 564 meines Artikels in der Form, als hätte ich gesagt, daß „das *katholische* Publikum Deutschlands sich nicht reif erwies". Das Wort „katholisch" hat mir Herr Zimmern in den Text *eingeschoben*; ich sprach vom „*deutschen* Publikum"; ich sprach *unmittelbar* voraus davon, daß Schells Aeußerungen über den Jesuitenorden von der *akatholischen* Publizistik ins Ungeheuere übertrieben worden seien. Zimmern behauptet, ich hätte der ungläubigen Richtung Weihrauch gestreut. Ich schrieb S. 570: „Nicht überall, wo Schells titanische Kraft im ersten Sturmlauf die Hochburgen der *ungläubigen* Wissenschaft zu nehmen glaubte, ist der Sturm definitiv gelungen." Tadelnd notiert mein Zensor: „Hochburgen der *modernen* Wissenschaft." Ich schrieb: „Wie gewaltige Zyklopenmauern sind in Schells Werken die modernen *Probleme* aufgeschichtet; aus allen Winkeln seiner Werke starren die Stacheln des modernen Zweifels, welche an seinem eigenen ehernen Geistespanzer sich brachen, aber manches nicht in gleicher Schule gestählte Gemüt verwunden können." Zimmern notiert strafend: „gewaltige Zyklopenmauern des modernen *Denkens*". Ich schrieb: „Was der moderne Geist an *Problemen, Rätseln, Geheimnissen* auf seinem Triumphzug durch das Reich der *Natur*, der *Geschichte* und des *Denkens* aufgeworfen, darauf wirft Schell das Licht des Dogmas". Daraus zitiert Zimmern tadelnd: „*Triumphzug des modernen Geistes durch das Reich des Denkens*". Ich bemerkte S. 551, daß Günther einen unglücklichen Versuch machte, gegenüber der *damals* „wachsenden Uebermacht der deutschen Spekulation einen neuen Ausgangspunkt der Apologetik zu suchen", daß aber ein solcher Versuch Schells in seinem ersten von der Kritik einstimmig hoch erhobenen und auch kirchlich nie beanstandeten Werk in Fühlung mit den gewaltigen, in soliden Ankern befestigten Gedankenketten des englischen Lehrers gelungen sei. Aus diesem Satz zitiert Zimmern ganz allgemein und lakonisch: „wachsende Uebermacht der deutschen Spekulation," ohne seinen Lesern anzudeuten, daß ich von der Zeit Günthers spreche. So sind fast alle Zitate Zimmerns, *die er in Anführungszeichen bringt*, entweder verstümmelt oder meist sogar im Wortlaut umgebogen und entstellt.

Ich bin glücklich, daß die Methode, aus einer wissenschaftlichen Abhandlung unter gänzlicher Beiseitelassung der behandelten sachlichen Probleme mit entstellten Zitaten einem Fachtheologen einen Strick zu drehen, nicht herrschend ist. Für unseren unvergeßlichen Schell aber hat in den letzten Monaten in Zuschriften an das Denkmalskomitee usw. das ganze katholische Deutschland, namentlich die gebildete Laienwelt, ein großartiges, rührendes und ehrendes Zeugnis der Pietät ausgestellt und Schell wird als Zierde des deutschen Katholizismus und als leuchtendes Ideal *kirchlicher Treue* in der Nachwelt fortleben.

Schwarze Fahrt.

Ueber die Flut der Zeit
Gleitet — gebrochen der Mast —
Still der Vergessenheit
Schiff mit schauriger Last.

Andere traurig bleich:
„Niemand hat uns gekannt,
Als wir zum Totenreich
Stießen vom irdischen Strand."

Schemen, düster und matt,
Jammern am finsteren Bord:
„Ach, uns vergessen hat
All unser Erdenhort!"

Wohltaten sonder Zahl,
Starrend mit sehnendem Blick,
Klagen allzumal:
„Unser vergaß man im Glück."

Ueber der schwarzen Fahrt
Schwebt's aus lichter Höh':
„Weh dir, Menschheit hart!
Mich auch vergaßest du! Weh!"

Friedr. Carlshausen.

Ein Calderon-Theater.

Von
Archivrat Dr. Jos. Weiß, München.

Die Bühne ist heutigen Tages ein Geschäftsinstitut geworden, das, mitten im Strome des wirtschaftlichen Erwerbslebens stehend, nicht bloß dem Publikum künstlerische Genüsse vermitteln, sondern auch dem Unternehmer pekuniäre Gewinste abwerfen soll. Früher stritt man sich darüber, ob das Theater eine „moralische Anstalt" sei, ob es bloß der „müßigen Zerstreuung" zu dienen habe. In der Gegenwart ist die Bühnenkunst ein Gewerbe, das nach gewerbsmäßigen Normen zu beurteilen ist; verschoben hat sich der ideale Gesichtspunkt, und die Dichter und ihre Erfolge „macht" vorzüglich der Kassenrapport. Wir haben keine wahre Volksbühne mehr, nur eine Luxusbühne. Diese Umwandelung haben die Meininger, die aus dem klassischen Drama ein opernhaftes Ausstattungsstück herstellten, in erster Linie gefördert. Die Luxusbühne handelt nach dem Gesetze der wirtschaftlichen Auslese, sie sucht sich die Zahlungsfähigsten aus; seit Jahren haben sich fast allerorts die Eintrittspreise verdreifacht, und auch die Einrichtung von Abonnements begünstigt überwiegend nur die Gutsituierten. In Wahrheit also besitzen wir keine Kunst für alle, sondern nur für bestimmte Klassen, mag es auch feststehen, daß Kunstsinn und Zahlungsfähigkeit nicht immer einen Herzensbund geschlossen haben. Der Ruf, die Kunst dem Volke und das Volk der Kunst wiederzugeben, das Theater als wirtschaftliches Privatinstitut zu verdrängen und das Volk als Trägerin der künstlerischen Kraft zu berufen, d. h. an Stelle des Schauspielerstandes eine ganz aus Dilettanten bestehende, alle bürgerlichen Schichten umfassende Genossenschaft einzurichten, ist schon verschiedentlich erhoben worden. Auch R. Wagner dachte daran. Im Grunde auch sind solche Reformpläne (Einführung eines neuen Dramas mit einem der Volksphantasie naheliegenden, erhebenden, geschichtlichen oder religiösen Stoff, Einführung eines luxusfreien Bühnenapparats und volkstümliche Beziehung zwischen Darsteller und Zuschauer) nichts Neues und nichts anderes, als was in unseren altbayerischen ländlichen Gemeinden und anderwärts vielfach schon betrieben wird. Herrig hat ähnliches seinerzeit in Worms durch seine „Lutherfestspiele" zu verwirklichen gesucht, indem er die dramatische Kunst zu einer „künstlerischen Spiegelung des evangelischen Gottesdienstes" machen wollte. In unserer Zeit der sozialen Kämpfe gilt es fürwahr, die sozialen Aufgaben der Kunst, um die das wirtschaftliche Institut der Luxusbühne sich nicht kümmert, nachdrücklich zu betonen. Es gilt, das Volk aus der demoralisierenden Atmosphäre der Spezialitätenbühne herauszuheben, es seine Erholung und Zerstreuung vom ermüdenden Gleichmaß der Tage in dramatischem Genuß suchen zu lehren und eben diesen Genuß ihm auch annehmlich zu machen. So wird die **Theaterreformfrage** eine **wirtschaftliche** und **sozialpädagogische** Frage.

Im Jahre 1890 veröffentlichte Professor G. Adler in der „Gegenwart" einen Aufruf zugunsten von Arbeitervorstellungen. Er fand ein Echo in Berlin und Wien. In Berlin erkannte die Sozialdemokratie gar wohl, welch sozialpädagogische, agitatorische Macht das Wort der Bühne besitzt und wie treffliche Dienste es für die Propaganda einer Weltanschauung leisten kann! Dr. Bruno Wille eröffnete dort am 19. Oktober 1890 die „Freie Volksbühne"; wer 1 M Entree und 50 Pf. Beitrag für jeden Wintermonat zahlte, durfte als Mitglied einmal im Monat eine Sonntagnachmittagsvorstellung besuchen. Diese Bühne, ein Werk der Selbsthilfe, zählte im ersten Jahre ihres Bestehens etwa 2000 Mitglieder, im Jahre 1895: 7600, und hatte 52,000 M Einnahmen gegenüber 51,000 M Ausgaben; sie ging infolge ihrer Konflikte mit der staatlichen Zensur ein. Den Weg der Selbsthilfe beschritt in Erkenntnis von dem sozial-ethischen Moment der Bühnendarstellungen auch die Kath. Leogesellschaft in Wien auf Anregung Richard Kraliks. In seinem „Kunstbüchlein" mit dem Motto Friedrichs von Sonnenburg: „Die rechte Kunst ist Gottes Bote" plädierte er 1891 lebhaft dafür, dem Drama die volkstümlichen Grundlagen wieder zu verschaffen. Großes Aufsehen erregten ie von der Leogesellschaft veranstalteten Vorstellungen. Alle Zuschauer, Weltkinder und Gläubige, die sozialdemokratische Arbeiterzeitung" und das liberale „Neue Wiener Tageblatt" anden unter dem Banne eines großen künstlerischen Eindrucks. s ist die Bestätigung des Satzes, den Fr. Vischer (Ueber dramat. unst und Literatur I, 34) ausgesprochen hat: „Die rein ästhetische irkung des Dramas auf der Bühne läßt ungesucht und mit innerer otwendigkeit unendliche Wirkungen im Menschen und Bürger zuück, wie kein anderes Kunstwerk, Wirkungen, welche sich durch die Gewalt der gemeinschaftlichen Erschütterung, die in einem Moment ganze Massen durchzittert, in jedem einzelnen Zuschauer so verstärken, als erweiterte und vervielfachte sich sein Herz um so viele Herzen, als hier gemeinschaftlich schlagen und pochen!" Aristoteles hieß diesen Einfluß das ψυχαγωγικόν. Wenn wir uns das vorhalten und mit dem Münchener Germanisten H. Paul (Akademierede vom 13. Nov. 1897) anerkennen, daß gerade das eine große Wichtigkeit für die moralische Bildung eines Menschen hat, was, wie das Theater, „das Vergnügen seiner an Berufsarbeit freien Zeit, seine Feierstunden und Feiertage" ausmacht, dann bildet die Theaterfrage kein kleines Kapitel der sozialen Frage, und dann hat auch die Theaterkritik nicht als eine Tändelei, sondern als eine ernste Sache zu gelten, in der nicht dem Reportertum, sondern dem Manne von Wissen und Gewissen das letzte Wort gebührt. „Ein Kritiker, der sechsmal in der Woche nächtlicherweile sein Urteil abgeben muß über neue Dramen und die Leistungen der Schauspieler, noch ehe er sich des Eindrucks recht bewußt geworden, ist unzweifelhaft zum Reporter herabgesunken, er sei, wer immer er sei. Denn wie es ein Gesetz der poetischen Ferne gibt, so gibt es auch ein Gesetz der kritischen Entfernung. Ein Kritiker, der sich nicht Zeit nehmen darf, hat sein vornehmstes Recht verloren." (Leo Berg in der „Umschau" 1897 S. 10 ff.)

Die Klagen über den Niedergang des Theaters sind alt. Sie klingen schon an in Schillers vielberufener Vorlesung vom Jahre 1784 über „die Schaubühne als eine moralische Anstalt", und der Züricher Literarhistoriker J. J. Honegger versuchte vor etwa 30 Jahren in 5 Bänden seiner „Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte" den Nachweis zu liefern, daß „die Geschichte des Theater überall eine Geschichte des Verfalles" sei! Abhilfe erstrebten Wilhelm v. Humboldt, der Freiherr vom Stein und der preußische Kultusminister von Ladenberg damit, daß sie das Theater als ein für die allgemeine Bildung wesentliches Institut unter die Obsorge des Kultusministeriums stellen wollten. Vorangekommen sind wir seitdem nicht, und was ich speziell „Ueber unsere Stellung zum Theater" am 4. Juli 1900 in Nr. 27 der Liter. Beil. der „Köln. Volkszeitung" ausgeführt habe, könnte ich hier lediglich wiederholen. Ja, ich könnte dem noch beifügen, daß auch die Abstumpfung gewisser Theaterleitungen in der sittlichen Auslese der anzunehmenden Stücke ebenso die gleiche geblieben ist, wie die stumpfe Untätigkeit weiterer positiver Kreise gegen diese Zustände. Allein, wer immer flieht, verliert stets an Terrain. Wir müssen vielmehr, wie Borinski (Das Theater S. 136) mit Recht betont, „uns die freie Musterung dessen, was das Theater in einem hochentwickelten Staatswesen leisten soll und leisten kann, damit das allgemeine Wohl dadurch keinen Schaden leide," wahren. Heute wie vor 40 Jahren gilt, was der Speyer Domkapitular W. Molitor in seiner Schrift: „Das Theater in seiner Bedeutung und gegenwärtigen Stellung" aussprach: „Der Feldherr, welcher dem Feinde eine reiche, fruchtbare Provinz ohne Schwertstreich überläßt, trägt nur dazu bei, daß jener sie um so gründlicher ausbeute!"

Was also nun? Taten sollen endlich an Stelle der Worte treten. Die Freien Bühnen zeigen uns dazu den Weg, auf dem ohne Unterschied des Bekenntnisses alle die Freunde eines lauteren, vornehmlich im christlichen Geiste gestalteten Theaterwesens zusammengehen können zum gemeinschaftlichen Werk der sittlichen Erneuerung der Bühne und Veredelung ihres Einflusses auf das Volk. Es gilt die Gründung einer entsprechenden **Gesellschaft**. Sie ist am Sonntag, dem 25. November zu **München** in die Wege geleitet worden und trägt den Namen des Dichters, von dem **A. W. Schlegel** erklärte: „Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effekt so zu poetisieren gewußt hätte und der zugleich so sinnlich kräftig und so ätherisch wäre", des Dichters, den **Goethe** das „Genie" nannte, das „zugleich den meisten Verstand hatte" und dessen „Standhaften Prinzen" er in Weimar zur Aufführung brachte; des Dichters, mit dessen „Wundertätigem Magus" **Byron** und **Shelley** sich eingehend beschäftigten, dessen „Andacht zum Kreuze" **E. T. A. Hoffmann** im Bamberger Theater aufführen ließ, dessen Komödie „Das Leben ein Traum" **Lessing** übersetzen wollte, den **Immermann** den „Theaterdichter par excellence" nannte, dem König **Ludwig I.** von Schwanthalers Meisterhand eine Statue im Kgl. Hof- und Nationaltheater setzen ließ! **Calderon!** Er soll der Patron sein. Damit sei nicht gesagt, daß die neue Bühne so eine Art von „Gewächshaus" darstellen wird, „wo die Dramen aller Völkerklimate in Töpfen großgezogen werden". Aber ebensowenig eine literarästhetische Versuchsstation für Erstaufführungen und Gastspiele, wie das moderne Theater. Nein, das Calderon-Theater wird die Wurzeln seiner Kraft in dem Lebensgeist des christlichen Volkes und in dem sittlichen Hochgefühl des vaterländischen Dramas suchen müssen. Aus diesen Wurzeln wird die Blüte

seiner Kunst treiben. Es muß volkstümlich im edelsten Sinne sein. Es wird seine Pforten aber auch jeder dramatischen Poesie öffnen, deren Ideengehalt, ohne eine ausgesprochen christliche Dichtung darzustellen, der sittlichen Erhebung dient.

Desgleichen wird die Calderon-Gesellschaft jedermann in ihren Reihen willkommen heißen, der es wohlmeint mit einer ethischen Läuterung der Bühnenkunst.

Die Beratung der Statuten der Calderon-Gesellschaft wurde am Sonntag, den 25. ds. von einer gut besuchten Versammlung im Richard Wagnersaal des Bayerischen Hofes begonnen und wird in einer nächsten Versammlung beendigt werden. Zahlreiche Mitglieder haben sich schon in die Listen eingezeichnet. In Bälde hoffen wir näheres mitteilen zu können.

Vergiß!

Vergiß, wenn ich dir weh getan
Mit unbedachtem Wort,
Ich weiß, es trieb auf schiefer Bahn
Mein Ungestüm mich fort.

Und doch — ich bin dir gar so gut
Und habe dich so lieb;
Drum — riß mich fort mein heißes Blut,
Vergiß es mir — vergiß! —

Ich will ja nur beglückt von fern
An deinem Wege steh'n
Und still für dich zu Gott dem Herrn
Um Glück und Segen flehn! —

Eugenie Langsdorf.

Kind und Spiel.

Von

Ben. Appel, stud. theol.

Bei meinen Wanderungen durch die Straßen der Stadt ist es meine besondere Freude, mich in die Auslagen der Spielwarenläden zu vertiefen und den Reichtum der hier aufgetürmten Schätze zu betrachten. Von dem einfachsten „Schepperl" bis zur vollendetsten Maschine, die mancher physikalischen Sammlung an Mittelschulen Ehre machen würde; von der gliedlosen, aus einem Stück gearbeiteten Puppe bis zur vollendetsten leichtbeweglichen Weltdame in glänzender Promenadetoilette, welch eine Fülle! Und doch wird mir bei alle dem fast weh ums Herz. . . . Denn das meiste ist für den Augenblick geschaffen und läßt in dem Kinde, das du damit zu beglücken vermeinst, keine tiefen Eindrücke zurück. Ich muß dabei so oft an ein Beispiel denken, das L. Kellner, der warme Kinderfreund und begeisterte Pädagoge, einmal erzählte: „Ein Knabe saß mitten in einer Fülle von Spielsachen und weinte bitterlich. Auf meine Frage nach der Ursache seines Leides jammerte er: O, wenn ich nur eine Zigarrenschachtel hätte!" Wir werden verstehen, was dem Knaben jenen Wunsch aussprechen ließ, wenn wir einmal einem Buben zugeschaut haben, der den ganzen Nachmittag eifrig an einem Stück Rinde arbeitet, um daraus ein seetüchtiges Boot zu bauen; er schneidet und hämmert und bohrt und sinnt und vergißt die ganze Welt um sich: er ist jetzt Schiffsbaumeister. Oder schau jenen Mädchen zu: wie die Mütter ihre Kinder, so waschen und kleiden, so nähren und belehren sie ihre Puppen, selig darüber, weil sie selbst schaffen, selbst erfinden und ihre Erfahrungen an ihnen bewähren können. Es ist der Schaffenstrieb, der selig macht. J. Paul war gewiß auch ein Kenner des Menschenherzens; er sagt einmal: „Was heiter und selig macht und erhält, ist einzig die Tätigkeit", und das gilt auch von dem Kinde.

Wir schätzen das Kind viel zu niedrig ein, wenn wir glauben, es wolle mit den Spielsachen nur tändeln; nein, erleben will es etwas in ihnen, hineinlegen will es sein eigenes Sinnen und Denken, sich selbst drinnen erproben und wiederfinden. Das mag auf den ersten Blick hin etwas zu hoch gegriffen erscheinen. Aber betrachten wir die Kinder näher, einzeln oder in Gruppen, immer werden wir finden, daß sie die Spielsachen, welche nur eine Betätigungsweise zulassen und ihnen also nichts zu bieten vermögen, bald zurücklassen und sich an dem, was noch zu bilden ist — zu bilden nämlich nach ihrem Sinn — versuchen. Der neue Eisenbahnzug Hänschens läge schon lange auf dem Speicherboden, wenn nur die Bewegung Gegenstand der Ergötzung wäre; aber der Zug dient ihm bald nur mehr dazu, seine eigenen Erfahrungen an ihm zu erproben: er wird den Expeditor spielen, Abfahrt und Ankunft des Zuges bestimmen, die Stationen ausrufen, die Weichen stellen, Waren auf- und abladen und seine Kameraden zum Mitfahren einladen. So bildet er selbst in fingierter Rolle den Mittelpunkt des Spiels; sich selbst schreibt er die führende Rolle dem Stoff gegenüber zu. Was kann nicht z. B. so ein ganz simpler Stecken für einen regsamen Knaben sein; er reitet mit ihm über Stock und Stein, er erschießt damit die Spatzen auf dem Dache oder die sich ihm nahenden Feinde; er betrachtet damit, seinem sternkundigen Onkel gleich, den gestirnten Himmel und raucht seinen Stock als Friedenspfeife; ein paar Nägel und ein zweiter kleinerer Stock machen ihn zum Schlachtschwerte, oder er pflanzt ihn als Kreuz über dem Hügel auf, unter dem er seinen Liebling, den Spatz oder die Maus, begraben hat. Bindet er an jenen einfachen Stecken ein Taschentuch, so stürmt er als Fähnrich allen voran. — Was sagt doch einmal Goethe von dem Spiele der Kinder: „Kinder wissen aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stück Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe und jeder Winkel zur Hütte."

Ja, die Phantasie des Kindes ist überaus erfinderisch; das Kind tritt sogar aus seinem eigenen Ich heraus und fühlt sich überaus wohl in der Rolle eines Tieres, ja selbst eines leblosen Wesens. Daß der Knabe selbst das Pferd macht und sich tummeln läßt, oft ein recht unbändiges, wildes Pferd, das ausschlägt und beißt und rasend davonstürmt, haben wohl alle beobachtet. Bei Landkindern tritt einem die unverfälschte Natur noch eher entgegen als bei Stadtkindern, während letztere meist mehr Phantasie, Gestaltungsgabe zeigen. Wenn wir Kinder irgendwo ohne Spielzeug spielen sehen, sind sie immer gestaltend, selbst schaffend tätig. Schauen wir Kindern zu an einem Sandhaufen sitzend; von meiner Studierstube auf dem Lande aus hatte ich täglich Gelegenheit, Stadtkinder im Alter von 5 bis 7 Jahren, Mädchen und Knaben zu beobachten, die gewiß reichlich Spielsachen besaßen; dort aber sah ich nichts als höchstens eine Schaufel und einen kleinen Blechtrog zum Aufnehmen des Sandes, in der Nähe war ein Brunnenbecken. Da saßen und standen sie den ganzen Tag überaus selig, unerschöpflich in der Gestaltung, sei es, daß sie Tunnels in den Sand gruben oder Wasserbecken und Kanäle anlegten oder Festungsbauten aufführten. Und welche Mutter hat nicht schon — vielleicht zu ihrem Schrecken — die Erfahrung gemacht, daß ihr schöner Baby in seinem schönsten Kleidchen in einem unbewachten Augenblick im Sande saß und selig alles, selbst die schönste Trompete, die kunstvollste Maschine vergaß! Das ist die Kindesnatur, die nur wenig bedarf, die unverfälschte Natur, welche wir allzuwenig zu pflegen wissen.

Unerschöpflich wäre das Gebiet der Betrachtung darüber, was das Kind schon alles aus den Dingen in Natur und Haus gemacht hat! Welch reiche Quelle der schönsten Freuden dem Kinde das Spiel mit den Blumen, besonders den zarter angelegten Mädchen bereitet, beachten wir allzuwenig; daher die Blasiertheit unserer Kinder mit 12 Jahren und darüber. O lernten wir den Kindern wieder und mit ihnen wir selbst zur Einfachheit der Natur zurückzukehren, die nach den Worten der Alten „mit wenigem zufrieden" ist. Denn der Reichtum des Menschen und auch des Kindes liegt nicht in der Fülle dessen, was außer ihm ist, sondern in dem, was er selbst in alles hineinlegt; der Reiz des Kinderspiels liegt nicht darin, daß es die Langeweile verscheucht und momentan frohe Gesichter schafft, sondern daß es dem innersten Trieb zur Tätigkeit Nahrung gibt und die Ideen, die im Kinde halb entwickelt ruhen, zur Wirklichkeit werden läßt. Wir sollen das Spiel der Kinder nicht stören, aber in die rechten Gleise lenken; wir sollen Auswüchse beseitigen, aber nicht zu strenge und mit zu rauher Hand in die uns Aelteren vielleicht oft eigenartig erscheinenden Gedankenkreise der spielenden Kinder eingreifen. Wir würden öfter in der Wahl der Spielsachen das Richtige treffen, wenn wir öfter uns an unsere eigenen Kinderjahre erinnerten, wie und wo und womit wir am liebsten spielten. Wenn wir zu Weihnachten die Kinder mit solchen Gegenständen beglücken, die ihnen nicht nur eine einzige, sondern eine vielfache, mannigfaltige Beschäftigungsart zulassen, so haben wir sie nicht bloß für einen oder den anderen Tag unterhalten, sondern ihrem innersten Trieb nach Tätigkeit und Auswirkung ihrer Phantasie ein weites Feld eröffnet.

Spätherbst.

Das Leben ist ein Steigen
Auf Bergesbahn;
Die Weiser alle zeigen
Vom Tal hinan.

Und liegt des Weges Mitte
Schon weit bergab,
Dann hemme deine Schritte
Und schau hinab.

Wie vor dir liegt das Ganze
So wunderbar,
Im letzten Sonnenglanze
Nun doppelt klar.

Was hoch und groß dich deuchte,
Wie ist es klein.
Jetzt dringt dein Blick, der feuchte,
Gar tief hinein.

Wofür du heiß gestritten,
Du merkst es kaum;
Was du erlebt, erlitten,
Ist wie ein Traum.

Es liegt, da du schon höher,
Das and're weit —
Nur näher, immer näher
Die Ewigkeit. —

Bertha Rosch. Derlen-Saar.

Beim Selamlik.

Von

Marie Amelie Freiin von Godin.

Einen Kawassen der deutschen Botschaft, durch deren Verwendung wir zum Selamlik zugelassen worden waren, auf dem Kutscherbock unseres Wagens, fuhren mein Bruder und ich am 9. März dieses Jahres zum Jildis-Kiosk hinauf, voll Erwartung auf das berühmte und eigenartige Schauspiel, dem wir entgegengingen.

Zuerst führt der Weg am Bosporus entlang. Es war ein herrlicher, wolkenloser Morgen und Fluten strahlendsten Sonnenlichtes überströmten die Landschaft. Das Wasser des Meeres leuchtete in durchsichtigem Azur und die Valide-Moschee, die stolzen Sultanschlösser am Gestade im Weiß ihres prächtigen Marmors. Auf dem Bosporus hüpften aufleuchtend silberne Strahlen und die Delphine sprangen vergnügt aus den Wogen, zehn, zwölf auf einmal, um dann gleich wieder im Wasser zu verschwinden.

Die asiatische Küste hinter Scutari und Haidar Pascha verschwamm im Duft, aber jenseits des Bosporus waren die vielen lieblichen Ortschaften, die schönen Gartenanlagen, die Pinien und Zypressenwälder deutlich zu erkennen. Die Gegend von Konstantinopel bis ans Schwarze Meer ist ein Paradies an Liebreiz und Pracht.

Auf der Straße fuhr eine Reihe von Wagen, lauter Selamlikbesucher, die von den verschiedenen Gesandtschaften hier zusammentrafen, um dann dicht nacheinander den Berg zum Jildis-Kiosk hinauf zu fahren. Dabei kamen wir an einem Teil der Truppen vorüber, die stramm und schneidig zur Parade aufmarschieren und einen durchaus guten Eindruck hervorrufen. Einige Regimenter stecken in Uniform à l'empereur Guillaume, d. h. nach deutschem Muster, auch ein Beweis dafür, welchen Einfluß, welche Bedeutung die Kaiserbesuche in Konstantinopel hatten, andere, namentlich die ägyptischen Truppen, tragen in ihren Gewändern der Farbenfreude des Orients Rechnung. Auch der berühmte gebogene Türkensäbel ist noch nicht ganz verschwunden.

Die Straße ist ungefähr eine halbe Stunde im Umkreis des Palastes dem Verkehr abgesperrt. Auch an gewöhnlichen Tagen kann niemand unbeobachtet in die Nähe des Herrschers vordringen, denn ein wahres Heer kaiserlicher Spione ist damit beschäftigt, alles Verdächtige von der Umgebung des Sultans fern zu halten und die Wahrscheinlichkeit eines Anschlages auf seine Person möglichst herabzumindern.

Ausgedehnte Gartenanlagen umgeben die Residenz und verbergen sie fast vollständig, so daß sie von der Stadt oder vom Meere aus beinahe niemals deutlich gesehen werden kann. Der Jildis-Kiosk ist nicht etwa ein mächtiger Palast wie Dolma Bagtsche, Tschiragan Serai oder Beylerbey Serai, die Schlösser der früheren Sultane am Bosporus, sondern er besteht aus einer Reihe kleiner Pavillons und Palästen, die mehr oder weniger prunkvoll, je nach Raum und Bedarf, nach und nach während der Regierung Abdul Hamid II. um den alten, eigentlichen Jildis-Kiosk errichtet wurden.

Unsere Wagen hielten vor einem Pavillon aus weißem Marmor. Unter der Türe stand ein türkischer Offizier, der die Eintretenden, eine Liste in der Hand, mit Namen rief, nachdem er jedem eine Visitenkarte abgenommen hatte. Erst dann wurden wir in einen Salon geführt, dessen große und zahlreiche Fenster, weitgeöffnet, den Ausblick auf den Paradeplatz vor der Hamidié-Moschee gewähren. Das Gemach ist prunkvoll ausgestattet, aber niemand nimmt sich die Zeit, es näher zu betrachten, denn das Bild, welches sich von den Fenstern darbietet, ist ebenso abwechslungsreich als großartig, ebenso bunt als reizvoll.

Links führt durch ein großes Tor die Straße aus den Sultansgärten heraus, am Kiosk der Botschafter und dem Moscheeplatz vorüber, um sich dann am Bergabhange dem Blick zu verlieren. Gerade vor dem Pavillon gabelt sie sich und eine zweite Straße führt direkt hinunter an das Meer, nach Beschiktasch.

Auf der Straße und rechts auf der weiten Fläche, die sich zwischen dem Kiosk und Pera dehnt, nimmt das Militär Aufstellung — Kavallerie und Fußtruppen, eine bunte Menge. Grüne und rote Uniformen mit Goldborten und blanken Knöpfen leuchten in der Sonne und die gezogenen Säbel blitzen.

Vor dem Kiosk der Botschafter bildeten die Leibregimenter der Arnauten und Zuaven Spalier, ausgesucht schöne, stattliche Menschen. Auch die Stabsoffiziere versammelten sich. Sie sind zumeist europäisch geschult, einige haben selbst in Europa bei der Truppe gedient und sehen in ihren kleidsamen Uniformen, zum großen Teil junge, hübsche Leute, nicht viel anders aus als bei uns die Offiziere eines vornehmen Regiments.

Die Hamidié-Moschee ist ein zierlicher, anmutiger Bau, von Abdul Hamid II. zu seinem eigenen Gebrauche errichtet. Ihr blendend weißes Gemäuer, ihr schlankes Minarett hob sich prächtig von dem Hintergrunde, dem in der Tiefe blau glitzernden Meere ab.

Weiter nach rechts liegt die Stadt, ihre unregelmäßigen, aber so ungemein malerischen Häuserreihen bedecken die Höhe und den Abhang bis an den Bosporus, an das Goldene Horn, ans Meer. An jenem Morgen war die ganze Landschaft in Duft gehüllt, die Färbung wunderbar fein abgestimmt, nur ab und zu ein Fenster blitzte hell in der Sonne auf und das Meer war am Horizonte wie flüssiges Silber.

Im Kiosk hatten sich indessen neben einer Anzahl von Fremden auch der österreichische und der holländische Botschafter eingefunden. Einer der Herren sprach über das Attentat des vergangenen Sommers:

„Zu unserer Rechten dort, wo Sie jene kleine Rasenfläche sehen, hat der Anschlag stattgefunden. Ich weise mit der Hand nicht hin, weil es Verdacht erregen könnte."

Das Attentat lebt in Konstantinopel noch in aller Munde. Es war damals eine fürchterliche Verwirrung in der ganzen Stadt. Ueber 20 der Wagen, welche sich früher rechts neben dem Gesandtenkiosk aufstellten, wurden von der Bombe zerstört, Insassen, Kutscher und Pferde in Stücke gerissen. 24 Personen kamen ums Leben, darunter ein hoher Würdenträger des kaiserlichen Palastes, und 78 wurden verwundet. Selbstverständlich erfolgte sofort die Verhaftung einiger Personen, darunter jenes deutschen Lehrers, von dem damals alle Zeitungen sprachen.

Er war erst am Tage vorher in Konstantinopel angekommen. Zum Glück wußten mehrere Gäste seines Hotels, daß er zum Selamlik gegangen war. Als er unter den Leichen nicht gefunden wurde, meldeten sie sein Verschwinden bei der Gesandtschaft, durch deren Bemühungen er dann auch schließlich wieder auf freien Fuß kam.

Seit dem Attentat durften die Wagen und auch das Publikum auf der Straße dem Selamlik nicht mehr beiwohnen, nur noch die auf persönlicher Verwendung der Botschafter im Kiosk zugelassenen Fremden, und seit einigen Wochen wird überhaupt für niemanden mehr eine Ausnahme gemacht.

Jetzt hatten sich die Regimenter vollzählig versammelt; unter klingendem Spiel fand sich auch die Musik ein. Da wurde in Karren feiner Sand herbeigeschafft und die Straße schnell damit bestreut.

Drei türkische Offiziere beobachteten die Fremden im Kiosk ununterbrochen, sie wandten den Blick kaum von unseren Händen weg. Einer derselben kam auf mich zu, kurz vor der Anfahrt des Sultans:

„Gnädige Frau haben ein Opernglas", sagte er höflich auf französisch, „und das ist nicht erlaubt." Nun hielt ich nur einen großen weißen Muff in den Händen, und weil ich glaubte, der Offizier halte diesen für irgend etwas Gefährliches, wollte ich ihn gehorsam dem Türken übergeben.

„Nein, gnädige Frau, der Operngucker." Da hielt ich Umschau; meine Nachbarin führte wirklich einen Operngucker bei sich. Er wurde ihr abgenommen trotz der wenig respektvollen Bemerkungen über den Kulturzustand der Türkei, welche sie zum Glück halblaut und auf Deutsch ganz erbost zwischen ihren Zähnen hervorstieß.

Um sie zu beruhigen, erzählte ich ihr, was ich am Abend vorher im Hotel erfahren hatte. Vergangenes Jahr besichtigte eine französische Schauspielerin den Jildis-Kiosk, soweit er Fremden zugänglich ist, und äußerte beim Betreten eines Pavillons zu einem Begleiter: „Aber ich bitte Sie, von diesem Pavillon aus könnte der Sultan leicht getötet werden, wenn er zum Selamlik fährt." Am Abend fand sie im Hotel einen hohen türkischen Orden und 30,000 Frs. vor, als Dank des Sultans für ihre Warnung, die von irgend einem Spion aufgefangen worden war. Mit dem Abbruch jenes Pavillons wurde schon am nächsten Morgen begonnen.

Zwischen den Reihen Militär vor unseren Fenstern wurde der kleinste und, wie man sagt, liebste Sohn des Sultans von seinem graubärtigen Erzieher getragen. Das Kind mag etwa vier Jahre alt sein, ein hübscher, frischer Knabe. Er trug Uniform, hohe, bespornte Reiterstiefel und grüßte mit der Hand an der Mütze nach allen Seiten.

Das Tor zum Jildis-Kiosk stand weit offen, und mit prächtigen Pferden bespannt nahten sich nun langsam die Wagen des kaiserlichen Harems. Jeder Wagen ist von Eunuchen umgeben, die Fenster sind geöffnet, so daß man die Frauen Seiner Majestät wohl unterscheiden kann. Sie sind nach Art der vornehmen Damen nur bis zu den Augen und nur mit ganz durchsichtigem Seidenkrepp verschleiert und in die kostbarsten Seidengewänder gehüllt. In den Händen halten sie Fächer, mit denen sie nachlässig spielen, ohne sich dahinter zu verbergen. Schöne, junge Frauen, alle sehen mit ihren dunklen Augen zum Botschafterkiosk herauf. Für sie ist die Fahrt zum Selamlik wohl das Ereignis der Woche, der einzige Augenblick, in dem sie nicht nur selbst etwas von der Welt sehen, sondern sich auch sehen lassen können. Bei den Frauen waren auch einige kleine Mädchen, Töchter des Sultans.

Die Haremswagen stellen sich im Moscheehofe der Reihe nach, genau in der Richtung nach Mekka, auf, dann werden die Pferde ausgespannt, damit diese Richtung während des Gebets der Insassinnen nicht am Ende verlassen werde.

Nun nahte der Sultan selbst.

Die Musik spielt und alles ruft: „Unser Padischah lebe lange!" während der Sultanswagen durch das Spalier rollt.

Seine Majestät trug ein einfaches Zivil, der korpulente Kriegsminister an seiner Seite strotzte hingegen von Purpur und Gold. Höflich grüßte der Sultan zu den Fenstern des Gesandtenkiosk herauf, während wir uns alle verneigten.

Abdul Hamid II. hat ein mageres, bleiches Gesicht mit langem, schwarzem Bart und einem Ausdruck, den wohl jene nie vergessen, die jemals in dies Antlitz geschaut.

Von der Galerie des Minaretts tönte jetzt das Gebet des Muezzin; er sang gut, mit heller, klarer Stimme. Man sagte mir, es sei der beste Muezzin der ganzen Stadt. Immerhin war sein Gesang noch absonderlich genug, ich konnte mich sonst niemals bei der eigentümlichen türkischen Singweise, die zu allem Ueberfluß noch von komischen Handbewegungen begleitet wird, eines Lächelns erwehren. Beim Selamlik dachte ich während des Muezzingebetes und während dann der Sultan im Innern der Moschee verweilte, noch an die Erscheinung, an das Gesicht des Sultans. Es ist ein unheimliches Gesicht, ein Gemisch von Furcht und Grausamkeit spricht aus seinen Zügen. Mir fielen plötzlich all die düsteren Dinge ein, die wir seit unserer Ankunft erfahren hatten, und die man uns leise, in der Angst vor den Spionen, mitgeteilt hatte. Jetzt, nachdem ich den Sultan gesehen, fing ich an sie zu glauben, während sie mir früher zum Teil ganz unerhört und unmöglich erschienen waren.

Der Sultan, hatte man uns erzählt, ist von Natur furchtsam, hat eine nervöse, schwache Konstitution. Schon als Kird konnte er den Knall einer Pistole nicht ertragen. Diese Furchtsamkeit ist von seiner Umgebung immer mehr gesteigert worden. Man stelle sich das Leben des unglücklichen Monarchen vor, dem seine Spione täglich von den Verschwörungen und auf sein Leben geplanten Anschlägen berichten, Erzählungen, die sie häufig erfinden, um ihre eigene Notwendigkeit und Nützlichkeit darzutun. Kein Wunder, wenn der Herrscher bei seiner angeborenen Nervenschwäche immer mißtrauischer, immer ängstlicher wurde.

Abdul Hamid II. zeigt sich seinem Volke niemals; er verläßt den Jildis-Kiosk nur einmal im Jahre, um im alten Serail, in Stambul drüben, wie es der Ritus von ihm verlangt, den Mantel des Propheten zu verehren. Tags vorher schon ist die ganze Stadt in Aufregung, alles zerbricht sich den Kopf darüber, welchen Weg der Padischah wohl einschlagen wird. Da streut man dann in einer Straße Sand, das Volk sammelt sich an, um den kaiserlichen Wagen zu erwarten; plötzlich kommt aber die Nachricht, der Sultan sei mit der Jacht ans Serail gefahren – oder außen um die ganze Stadt herum, und die enttäuschte Menge zerstreut sich wieder.

Gerade das furchtlose Auftreten und die unbefangene Freundlichkeit, mit der unser Deutscher Kaiser und unsere Kaiserin sich Konstantinopel und die Umgebung der Stadt besahen, haben ihnen dort alle Herzen gewonnen.

Die Furchtsamkeit des Sultans läßt ihn oft rücksichtslos grausam erscheinen. Vor mehreren Monaten besuchte er seine Lieblingstochter in ihrem Palaste. Sie hatte ein Paar schöner Pistolen in der Hand und spielte damit, während sie mit ihrem Vater sprach. Da faßte den Sultan plötzlich die Angst, sie könne ihm etwas anhaben wollen, er riß ihr die Pistolen aus der Hand und schoß sie nieder.

Wenn man freilich daran denkt, wie Abdul Hamid II. gegen seinen Bruder Murad V. auftrat, frägt man sich, ob ihm nicht die Grausamkeit angeboren und die Furchtsamkeit nur eine Folge seines schlechten Gewissens ist. 30 Jahre hielt er Sultan Murad im Tscheragan-Serai gefangen, nachdem er ihn unter dem Vorwande einer Geisteskrankheit entthront hatte. Der unglückliche Fürst verbrachte, streng bewacht, ein entsetzliches Leben, um voriges Jahr — wie es in Konstantinopel ein offenes Geheimnis, oder wenigstens eine allgemein vertretene Annahme ist — auf Befehl Abdul Hamid II. eines gewaltsamen Todes zu sterben.

Ueber die Verbrechen, die noch heute in Konstantinopel begangen werden, über die Ausschreitungen des Spioniersystems, einer geradezu beispiellosen Bestechlichkeit und inneren Ro... der maßgebenden Kreise, ließen sich ganze Bücher schreiben.

Während des Sultangebetes wurden uns im Kiosk trefflicher orientalischer Kaffee und Zigaretten serviert. Wir waren ja Gäste Seiner Majestät! Meine Nachbarin fand, der Kaffee schmecke nach Karbol — ich bin sicher, sie hielt ihn für vergiftet. Ich schlürfte ihn mit Behagen, denn ich hatte mich an die Stärke des türkischen Kaffees schon längst, schon während einer früheren Reise gewöhnt, und der Kaffee im Jildis-Kiosk war besonders ausgezeichnet. Die Zigarette steckte ich als Andenken in die Tasche. Ein Herr auf unserem Schiff hatte mir auf der Herreise nach Konstantinopel erzählt, daß er vor einem Jahre mit seiner Nichte beim Selamlik gewesen. Als die junge Dame zwei Zigaretten nahm, in der Absicht, die eine zu rauchen und die andere nach Hause zu nehmen, sagte er ihr auf italienisch, sie möge die zweite wieder zurücklegen. Da brachte der türkische Offizier nach einer Weile eine ganze Schachtel Zigaretten. „Seine Majestät wird sich freuen," sagte er auch auf italienisch und überreichte sie dem jungen Mädchen.

Der Sultan betet eine kleine halbe Stunde lang und so hatten wir Zeit untereinander zu plaudern.

Meine Nachbarin fragte mich: „Wie lange sind Sie schon hier?"

„In der dritten Woche, gnädige Frau", da schlug sie die Hände zusammen: „Ja um Gottes willen, was haben Sie hier so lange getan, wie haben sie nur die Zeit totgeschlagen?"

Ich lächelte, wir haben jeden Tag etwas Neues angesehen und neue Schönheiten entdeckt; ich wollte, wir könnten noch drei Wochen bleiben.

„Neue Schönheiten, rief sie, wir sind zwei Tage hier und gehen morgen abend wieder fort — neue Schönheiten, hier, bei dem Schmutz, dem schlechten Geruch. Wir haben in drei Wochen Aegypten und Konstantinopel gesehen und bleiben dann auch noch zwei Tage in Wien — da hat man doch ein Stückchen Welt kennen gelernt."

Wenn doch nur die Leute das Geld zum Reisen hätten, die auch etwas davon haben, und nicht solche, die im herrlichen Konstantinopel nur den Schmutz und den Geruch bemerken und herausfinden, daß orientalischer Kaffee bester Sorte nach Karbol schmeckt, und das angesichts der paradiesisch schönen Gegend zu unseren Füßen.

Nun war das Gebet beendet und wir lehnten uns weit aus den Fenstern, um alles gut zu sehen. Der Sultan bestieg mit einem seiner erwachsenen Söhne ein Phaethon, das er selbst im Schritt zum Jildis-Kiosk zurücklenkte. Wieder grüßte er zu uns herauf. —

Hinter seinem Wagen liefen die anwesenden Würdenträger des Reichs — mit Orden bedeckt — aber doch Sklaven. In wenigen Minuten verschwand alles durch das Tor vor dem Jildis-Kiosk.

Der Selamlik war zu Ende.

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer, Hamburg.

IX.

Helsingör.

„Die fahrende Post nach Helsingör," so meldet ein vorsündflutlicher „Wegweiser für Reisende durch Dänemark, Norwegen und Schweden", den ich neulich auf der Hamburger Stadtbibliothek ausgegraben, „geht jeden Vormittag um 9 Uhr von Kopenhagen ab. Ein Reisender zahlt für sich und 50 Pfd. Reisegepäck:

von Kopenhagen nach Helsingör 5 Mk.
„ „ nach Hirschholm 3 Mk.
„ „ nach Lyngbye 1 Mk. 8 Schill.

Mittwochs und Sonntags geht die Postdiligence von Kopenhagen nach Helsingör und kehrt jedesmal am folgenden Tage zurück. Für einen Platz in derselben bezahlt jede Person von Kopenhagen nach Helsingör 9 Rthlr. 2 Mk." u. s. w.

Auch sonst viele interessante Angaben, z. B. über die Postschiffe, die beiden Fähren und das Paketboot von Nyestedt und Heiligenhafen. Preise für „eine Kutsche ohne Pferde", für „eine Chaise oder einen holsteinischen Wagen", „ein Kabriolet", „ein Pferd", „eine Person bürgerlichen oder höheren Standes", „ein Kind (für Säuglinge wird nichts bezahlt)", „einen Koffer". . .

Gott sei Dank, daß wir im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts leben! Da geht es doch einfacher.

Doch machen wir keine Digressionen. So ein Ausflug nach Helsingör ist auch ohne das interessant genug.

Es führen viele Wege nach Rom, nach Helsingör führen wenigstens einige. Man kann von Kopenhagen mit der Eisenbahn fahren, man kann, wenn man Kraft und Mut zu einer großen Fußtour besitzt, ein größeres oder geringeres Stück des Weges auf dem wundervollen „Strandvej" zurücklegen, man kann mit „Prins Hamlet" in einer reizenden Küstenfahrt auf den blauen Fluten des Sundes ans Ziel gelangen. Ich habe mich wiederholt mit diesen verschiedenen Möglichkeiten bekannt gemacht, und ich muß sagen, sie haben alle sehr viel für sich.

Helsingör selbst ist eine kleine, einfache Stadt mit reichlich 1,000 Einwohnern und nicht ganz so vielen Spiegeln vor den Fenstern, durch die man die bedeutenden und unbedeutenden Vorgänge auf der Straße studieren kann, ohne sich sonderlich anzustrengen. Ich möchte wünschen, daß alle gemeingefährlichen, steckbrieflich verfolgten Individuen nach Helsingör wanderten. Es würde dort ein Vergnügen sein, sie zu identifizieren und der Königin Justitia in die Hände zu liefern.

Und wenn man in Verlegenheit käme mit den nötigen Quartieren, könnte man ja in Kronborg noch einige Logis einrichten; es gibt da allerlei Auswahl bis zu den schauerlichsten Kerkerlöchern. Doch auch hier sehen wir, daß wir schon im zwanzigsten Jahrhundert leben und sehr human geworden sind. Die unheimlichen Räume haben nur mehr historischen Wert — und Wert für die Familie des Verwalters, der die Fremden da umherführen läßt.

Nachdem wir das Schloß, das an vorspringender Stelle direkt am Sunde gelegen, aus einiger Entfernung auf uns wirken gelassen mit seinen grauen Mauern und ragenden Türmen, gehen wir durch die äußeren Gebäude hindurch zu den mächtigen Anlagen von Wall und Graben und Mauerwerk, vorüber an zahlreichen Soldaten, die jetzt in dem alten Renaissance-Schloß ihre Kaserne eingerichtet. Dann geht's durch ein weiteres statuengeschmücktes Tor in den großen Hof. Wir beschauen die abwechslungsvollen, architektonisch reich gegliederten Wände und versuchen, unsere Gedanken möglichst wenig von dem lauten Treiben ablenken zu lassen, das die Jünger des Kriegsgottes auf dem weiten Platze durcheinanderwürfelt.

Dann hinab in die Kasematten! Eine Führerin mit der Lampe in der Hand schreitet uns voraus und sagt bei allen historisch merkwürdigen Punkten getreulich ihre Lektion auf. Hier saß der gefangen, und in jenem Winkel der — unheimliche, düstere Löcher; schon jetzt, da die Lampe doch eine gewisse Helligkeit verbreitet, umwebt uns eine wahre Nacht des Grauens und des Todes. Hier gefangen zu sitzen, allein, hilflos, auf engem Raum zwischen den grausigen, schwarzen Wänden, über sich die Wälle von Kronborg und Luft und Frühlingsgrün und Sonne — ach ja, die liebe Sonne! . . Es liegt wie ein Schatten der Hölle über diesen Kerkerzellen. Und auch die anderen Räume, wo einst die Schweden lagen, ein paar Tausend Mann stark, und exerzierten — aber welch ein unterirdischer Exerzierplatz, selbst wenn er damals ein gutes Stück tiefer gewesen! — und hier das „Zimmer", wo der Kommandant wohl so manche Stunde gedacht und gearbeitet, indes durch jenes Loch, „Fenster" genannt, eine Kleinigkeit Miniatur-Tageslicht den Weg in seine verlorene Einsamkeit fand und ihn erinnerte, daß da draußen noch eine andere Welt lag, um die er ringen und kämpfen sollte mit seinen Soldaten — und hier wieder die Vorratsräume mit steingehauenen Gefäßen für allerlei Nahrungsmittel, die einem Hotel Bristol für eine Zyklopen-Insel alle Ehre gemacht hätten!

Aber der Grundton ist ein sehr düsterer.

„Es freue sich,
Wer da atmet im rosichten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich."

Die unterirdischen Gänge, welche ich sonst wohl durchwandert, so noch kürzlich die großen Labyrinthe beim Rodspark in Valkenburg (Holland), haben mir in der Regel weniger Finsternis und Schrecken entgegengeworfen als die schwarzen, feuchten Wände der Kasematten von Kronborg. Es ist wie eine Befreiung, wenn man endlich die lange Treppe emporsteigt, die einen wieder ans Tageslicht emporführt, und in Gedanken setzt man die monumentale Inschrift aus Dantes Inferno über diese Stätte des Grauens und der Verzweiflung:

„. . . Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate."

Will man jetzt so recht empor ins Reich des Lichtes und der Luft, so kann man einen der Türme besteigen (der große Turm 57 m hoch, der Feuerturm 48 m) und hinausblicken auf das Meer und die Gestade von Dänemark und Schweden, hinüber zu den Häuserreihen von Helsingborg und seinem massiven, anspruchsvollen Turmkoloß, von wo vielleicht andere Reisende gerade ihr Glas auf die schlankeren Türme von Kronborg richten.

Wer sich aber für die Poesie in gleicher Weise erwärmt wie für die Schönheit der Natur, der wird möglichst bald, soweit ihm der militärische Charakter des Schlosses dies gestattet, seine Schritte zu der denkwürdigen Terrasse lenken, wo sich im Anblick des blauen Meeres und der ragenden Steinmassen von Kronborg in nächtlicher Weile der Geist des alten Dänenkönigs vor seinem Hamlet zeigt, wie Shakespeares Genius es für alle Zeit in der Weltliteratur niedergelegt, was Saxo Grammatikus einst als Herodot der dänischen Geschichte einem engeren Kreise erzählt hat.

Und wenn wir uns dann gelagert und den ersten Akt des „Hamlet" vor unserem Geiste aufgeführt, indes die Fluten zu unseren Füßen uns noch so manches aus alter, grauer Vorzeit zugemurmelt, dann machen wir uns auf und begeben uns hinaus in die Anlagen, um auch „Hamlets Grab" in seiner idyllischen Schönheit einen Besuch abzustatten.

Eine neue Volkserzählung von Maximilian Schmidt.*)

Wer da glaubte, Maximilian Schmidt würde fortan auf den am 70. Geburtstag so reich geernteten Lorbeeren ausruhen, hat ihn schlecht gekannt. Nochmals, im 75. Jahre, tritt der unermüdliche Poet mit einem neuen, groß angelegten Volksroman vor die deutsche Lesewelt. Es ist wieder seine waldumrauschte Heimat, der Bayerische Wald, und zwar der untere, südöstlich gegen Passau zu gelegene Teil desselben, in den er uns führt. Hier, in der sogenannten Granitz, wird in bäuerlichen Bergwerken der zu Schmelztiegeln und Bleistiften verwendete Graphit gewonnen. Bei der liebevollen Schilderung dieser interessanten Industrie reicht wieder der Dichter dem Kulturhistoriker die Hand und so schöpfen wir, obwohl die Spannung der dramatisch bewegten Handlung nie nachläßt, doch zugleich eine Fülle von Belehrung über Sitten, Sagen, Bräuche und Trachten dieser dem großen Publikum wenig bekannten Gegenden aus dem Buche. Von optimistischem Idealismus erfüllt, der sich besonders in der schlichten bäuerlichen Heldin, der tapferen und menschenfreundlichen Regina, widerspiegelt, zeigt sich Schmidt auch hier wieder als Realist im edelsten Sinne dieses Wortes. Er sieht nicht nur die Nacht-, sondern auch die Lichtseiten des Lebens, die der moderne Pessimismus so gern von Grund aus wegleugnen möchte, und zeichnet auf diese Weise wahre und wirkliche Menschen. Nur von der peinlich genauen Wiedergabe des Dialektes, wie sie sich in seinen früheren Werken findet, hat der Verfasser diesmal, wohl aus Rücksicht auf die Allgemeinverständlichkeit, abgesehen, doch hat seine Bauernsprache auch in dieser milderen Abtönung nichts mit dem schrecklichen Salonbayerisch so mancher Dorfnovellisten gemein, denn was an Worten und Redewendungen im Passauer Walde wirklich charakteristisch erscheint, ist durchaus zur Geltung gekommen. Im übrigen hat sich im Stile des Dichters nichts geändert; klar, schlicht und frei von allem Schwulst erzählt er die kunstvoll verschlungene, episodenreiche Handlung, deren gewandte Erfindung nirgends die Spuren des Alters verrät. Besonders in den humoristischen Szenen, die sich um die köstlichen Figuren des adeligen Lumpenhändlers, des Gemeindedieners Veitl und seines bösen Weibes ranken, sprudelt die unerschöpfliche Phantasie des Autors mit herzerfreuender, jugendlicher Frische. Indessen würde der künstlerische Wert allein Schmidts „Regina" noch nicht zu einer echten Volkserzählung stempeln. Ihre große, erzieherische Bedeutung liegt vielmehr auf einem anderen und zwar auf humanitärem Gebiete. Um das Werk auf dieses hinüber zu spielen, hat der Dichter seinen Rahmen weiter als sonst gezogen. Der große Krieg von 1870/71 bildet den Hintergrund des Ganzen. Was dort die Krieger in Freud und Leid zusammengeführt, das wird bestimmend auch für das Schicksal ihrer Kinder, und so nimmt einerseits die Schilderung des Veteranenlebens auf dem Lande einen breiten Raum ein, während anderseits die segensreiche Tätigkeit des Roten Kreuzes immer wieder in den Vordergrund tritt. Einer Schwester dieses menschenfreundlichen Instituts, die er später unerwartet in der Frau des Kommandanten von Oberhaus wiederfindet, verdankt der Vater der Heldin sein Leben, und so läßt er auch seine Tochter im Dienste desselben ausbilden. In hingebender Krankenpflege findet diese Trost für die zeitweilige Untreue ihres geliebten Martl, rettet die durch die mangelhafte ländliche Krankenpflege an den Rand des Grabes gebrachte alte Veilawidl und führt damit auch deren Tochter, die arme irre Rakinger Liesl, eine der schönsten Gestalten des Romans, schließlich noch zu Glück und Frieden. Besser als jede belehrende Broschüre weiß Schmidt durch seine eindringlichen Schilderungen den großen Nutzen des Roten Kreuzes in Krieg und Frieden darzutun, seinen Wert für die noch so sehr im argen liegende Landkrankenpflege hervorzuheben, über alle Einzelheiten seines wahrhaft christlichen Wirkens zu unterrichten und das Glück zu veranschaulichen, das bei allen äußeren Widerwärtigkeiten der Mensch in Betätigung edelster Nächstenliebe zu finden vermag.

Auch der Waldverein darf bezüglich seiner Bestrebungen zur Hebung des Fremdenverkehrs dem Verfasser für seine neueste Schöpfung dankbar sein. Kommt sie doch gerade recht, um der unlängst eröffneten Bahn von Passau nach Hauzenberg die erwünschten Touristen und Sommerfrischler zuzuführen, die, durch Schmidts Erzählung angeregt, sich selbst von den hier geschilderten Naturschönheiten überzeugen wollen und so dazu beitragen werden, eines der schönsten deutschen Waldgebirge unverdienter Vergessenheit zu entreißen und es dem großen Reiseverkehr näher zu bringen.

Franz Wichmann.

*) Regina. Volkserzählung aus dem Passauer Walde von Maximilian Schmidt. Leipzig. H. Haessel Verlag. 1907.

Weihnachtbücherschau 1906.

Vom Herausgeber.

II.

Auf dem Gebiete der vornehmeren Belletristik hat jahrzehntelang der Verlag von J. P. Bachem in Köln unter den katholischen Verlegern den ersten Platz behauptet. Man hatte sich allmählich daran gewöhnt, daß auf unserer Seite alle bessere Roman- und Novellenliteratur den Bachemschen Stempel tragen müsse. Namentlich im letzten Jahrzehnt haben aber eine ganze Reihe von anderen katholischen Verlagen das gleiche Gebiet mit mehr oder minder Erfolg beackert. Neue Namen tauchten neben den alten auf, und ganz besonders aus dem Verlag von Benziger & Cie. in Einsiedeln, aus der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München und aus dem Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten gingen zahlreiche belletristische Werke hervor, die sich über das Durchschnittsmaß erhoben und zum Teil eine gewisse Berühmtheit erlangten. Alle diese neuen Erscheinungen sind im Laufe der Jahre vom Weihnachtsbücherschauer gewürdigt worden. Ein neuer Roman aus dem Benzigerschen Verlage wird an geeigneter Stelle noch zu erwähnen sein. Die Allgemeine Verlagsgesellschaft und der Köselsche Verlag haben in diesem Jahre keine Novitäten aufzuweisen. Einige Romane des erstgenannten Verlages erlebten neue Auflagen. Der von Kösel vorbereitete Fogazzarosche Roman „Il Santo" ist nach der Indizierung in einen akatholischen Verlag übergegangen. Aus den vorigjährigen Neuerscheinungen des Köselschen Verlages ragt trotz aller Beanstandung einiger Schwächen Handel-Mazettis historischer Roman „Jesse und Maria" als monumentale Schöpfung hoch hervor. Von dieser genialen Künstlerin dürfte noch Großes zu erhoffen sein.

Der **Verlag von J. P. Bachem in Köln** bleibt seiner Tradition treu, alljährlich einige neue Romane auf den Weihnachtstisch zu legen. Diesmal ist an erster Stelle ein nachgelassener Roman von Ferdinande Freiin von Brackel zu nennen. Es ist ein sozialer Roman mit dem charakteristischen Titel „Die Enterbten" (Salonband M 6.—). Das eigentliche Feld der Brackel war der Gesellschaftsroman. Selbst der auf dem Hintergrunde der religiösen und politischen Gegensätze des preußischen Kulturkampfes aufgebaute Roman „Im Streit der Zeit" (4. Auflage, Salonband M 8.—) spielt vornehmlich in den Schichten der Gesellschaft. Der neue soziale Roman „Die Enterbten", mit dem Freiin Brackel ihr reiches Wirken abschloß, ist in seiner Bedeutung noch höher zu werten als der erwähnte kirchenpolitische Roman. Die beherrschende Idee ist einheitlich, folgerichtig, zielbewußt durchgeführt. Es ist ein vielverschlungenes modernes Zeitgemälde, das mit ausgeprägtem Wirklichkeitssinn die Handlung und die Personen für und durch sich selbst sprechen läßt, ohne daß es der eingestreuten Reflexionen bedürfte. In diesem Punkte unterschied sich ja Ferdinande von Brackel stets von M. Herbert, welche mit einer Eigenart, die nur dem ernsten Künstler erlaubt ist, die Reflexion, sozusagen die psychologische Nutzanwendung, stets aus der Handlung sich entwickeln läßt. Unter den sozialen Romanen christlicher Richtung nimmt Brackels „Die Enterbten" jedenfalls eine sehr beachtenswerte Stelle ein und muß neben dem im gleichen Verlage erschienenen preisgekrönten Pariser „Roman der Arbeiterin" von Charles de Vitis, der bereits die sechste Auflage erlebte (Salonband M 6.—) und dem gleichfalls französischen Roman einer Modistin von René Bazin: „Aus ganzer Seele" (Salonband M 3.50) rühmend hervorgehoben werden.

Vier ältere Romane der Freiin Brackel erlebten abermals neue Auflagen, ein Beweis ihrer großen Beliebtheit, namentlich in der Damenwelt. Das unübertroffene Jugendwerk „Die Tochter des Kunstreiters" mußte bereits zum 24. Male neu aufgelegt werden (Salonband M 5.75), der große Roman „Daniella" (Salonband M 7.50) ist in neunter, „Am Heidstock" (Salonband M 5.75) gleichfalls in neunter, die Novelle „Prinzeß Ada" (Salonband M 4.50) in fünfter Auflage erschienen. Daß auch die äußere Ausstattung diese Bände zu wertvollen Festgeschenken stempelt, braucht kaum betont zu werden.

Noch einen zweiten sozialen Roman hat der Bachemsche Verlag diesmal unter seinen Novitäten aufzuweisen: „Vater unser . . . ." von Isabella Kaiser (Salonband M 4.—). [illegible] es sind soziale Bilder anderer Art als in Brackels „Enterbten", die Isabella Kaiser auf dem symbolischen Hintergrunde der [illegible] Bitten des Vaterunsers vor uns aufrollt. Mit kurzen kräftigen Strichen und in schöner Sprache sind Szenen aus dem modernen Großstadtleben gezeichnet, deren Realismus vor keiner Wahrheit zurückschreckt, aber niemals das Zartgefühl verletzt. Die versöhnende, verzeihende Liebe löst in durchaus künstlerischer Form die Knoten der Handlung.

Die oben bereits erwähnte Eigenart M. Herberts, [illegible] bis in die kleinsten Verästelungen entwickelte Seelenmalerei, [illegible] die äußeren Vorgänge mit den enträtselten Verschlingungen der Gedankenwelt überzeugend verkettet, ist in ihrem neuesten Roman „Doktor Sörrensen" (Salonband M 3.50) meisterhaft durchgeführt. Dabei ist die „Geschichte" keineswegs Nebensache; die Handlung, die Schicksale der Personen in diesem Eheroman fesseln den [illegible]

bis zum Schlusse. Das Interesse wird durch die miterlebten Seelenkämpfe des im Mittelpunkte stehenden Arztes und seiner weiblichen Umgebung nur noch gesteigert. Der neue Herbertsche Roman wirkt zweifellos charakterbildend, ohne daß diese Wirkung sich aufdrängte.

Der Novellenband „Ein Buch von der Güte" von M. Herbert, fünf auf denselben Grundgedanken gestimmte, aber in originellster Mannigfaltigkeit ausgemalte Geschichten (Salonband M 5.—) erschien in zweiter Auflage. Als wertvolles Festgeschenk ist die in einem hübschen Geschenkkästchen vereinigte Sammlung von sieben im Bachemschen Verlage erschienenen Romanen und Novellen von M. Herbert zu empfehlen. Man findet hier in sieben Bänden vereinigt: „Jagd nach dem Glück", Das Kind seines Herzens", „Ohne Steuer", Ein Buch von der Güte", „Von unmodernen Frauen" (Novellen), Alessandro Botticelli" und den Novellenband „Marianne Fiedler". Der Preis von M 25.— (mit Kästchen) bedeutet eine wesentliche Ermäßigung, da die sieben Bände sonst M 29.75 kosten.

Zu den Novitäten des Bachemschen Verlages gehören zwei Novellen von S. Clausius, „Auge um Auge", Novelle aus einer deutschen Seestadt (Salonband M 2.80) und „Die Gemblows" (M 3.20). S. Clausius hat eine frische, packende Art, mit wenigen Strichen die Situation zu zeichnen und Menschen von Fleisch und Blut mit ausgeprägter Individualität hinzustellen, mag es sich nun um das vorwiegend aristokratische Milieu der „Gemblows" handeln oder um die bürgerliche Sphäre der Seestadt. Den erschütternden, tragischen Momenten, die in beiden Novellen ihre Rolle spielen, stehen lichtere Bilder versöhnend gegenüber. Namentlich die Mädchengestalten der beiden Novellen (Düvele, Baronesse Marie und Margret) sind mit einer gewissen Liebe herausgearbeitet.

Außer den bereits erwähnten haben auch noch mehrere andere Romane ꝛc. des Bachemschen Verlages Neuauflagen erfahren. Sheehans irischer Priesterroman „Mein neuer Kaplan" (Salonband M 6.—) erlebte die sechste, Henri Bordeaux' von der französischen Akademie preisgekrönter Roman „Furcht vor dem Leben" (Salonband M 4.50) die zweite, Ernst Lingens preisgekrönte Novelle „Vergib und vergiß" (Salonband M 5.50), die neunte, die köstliche Novellengalerie „Junge Ehen" (reich illustriert, zweifarbiger Druck, Salonband M 7.50) die zweite, Louis Colomas Novelle „Hinter den Kulissen", (mit Biographie und Bildnis des Verfassers, Salonband M 2.50), die zweite, die Novellen „Der Hüttenmeister", sowie „Der Königschütz" und „Aus der Art geschlagen" von Anton Schott (zwei Salonbände à M 2.50) die zweite, die Tiroler Erzählung „Das Marterl" von M. v. Buol (Salonband M 2.50) ebenfalls die zweite, „Das Lob des Kreuzes" von Jos. Grau, Kloster- und Hofgeschichte aus der Karolingerzeit (Salonband M 6.—) die dritte, Lady Fullertons historischer Roman „Unglaublich und doch wahr" (Salonband M 5.50) die neunte Auflage. Es erübrigt sich, allen diesen oft gerühmten Bänden noch weitere empfehlende Worte zu widmen. Das wirksamste Lob liegt in der starken Nachfrage, welche auch bei Erzeugnissen der jüngsten Jahre schon Neuauflagen nötig machte.

Zu den unverwüstlichen Lieblingen des Volkes und der reiferen Jugend gehören die meist in einem Atemzuge genannten Bände „Fabiola" von Kardinal Wisemann und „Kallista" von Kardinal Newmann, Erzählungen aus der Zeit der Christenverfolgungen. Der Bachemsche Verlag hat den beiden Bänden einen reichen künstlerischen Bilderschmuck (von Otto Maehly) beigegeben. In diesem Jahre erlebte „Fabiola" die 11., „Kallista" die 14. Auflage (Salonband je M 4.—).

Zum 50. Todestage Heinrich Heines (17. Februar 1906) ließ der Verlag von J. P. Bachem eine vermehrte und verbesserte Auflage des von der Kritik seinerzeit äußerst schmeichelhaft beurteilten Keiterschen Buches „Heinrich Heine, sein Leben, sein Charakter, seine Werke" besorgen (geb. M 3.—). Der heimgegangene unvergeßliche Heinrich Keiter hätte kaum einen literaturkundigeren, scharfsinnigeren, gleich ihm poetisches Empfinden mit unerbittlicher kritischer Gerechtigkeit verbindenden Bearbeiter finden können. Die von Dr. Anton Lohr herausgegebene Neuauflage hat das wertvolle Charakterbild des unglücklichen Dichters in der Tat auf eine Höhe gehoben, welche dem heutigen Stande der Heine-Forschung entspricht und alle wichtigen, neueren Arbeiten über Heine berücksichtigt. Bei seinen Aenderungen und Ergänzungen ist Dr. Anton Lohr mit sichtlicher Pietät zu Werke gegangen. Eine durchgreifende Umgestaltung fanden nur die Anschauungen Keiters über die Sinnesänderung des Dichters am Ende seines Lebens. Hier hat sich Dr. Lohr dem wohlbegründeten Urteil Nietzkis und anderer angeschlossen.

In demselben Verlage und von demselben Bearbeiter erschien im Frühjahr eine bisher vermißte Auswahl Heinescher Dichtungen für die deutsche Familie (geb. M 3.—). Heines sämtliche Werke eignen sich höchstens zum Studium für ernste Literaturkenner. Es sind aber so manche wertvolle Körner und selbst wahre Perlen in ihnen verborgen, daß man eine vorsichtige Auswahl für die reifere Jugend und die Familie nur als einen Gewinn betrachten kann. Dr. Lohr hat sich im Vorwort und in einer biographischen Einführung über die Gesichtspunkte, die ihn bei seiner Auswahl leiteten, klar ausgesprochen und zugleich das zwischen Extremen sich bewegende Doppelgesicht des Dichters charakterisiert. Der Bachemsche Verlag ließ den Heineschen Dichtungen in Druck und Papier und durch einen überaus prächtigen Einband eine Ausstattung angedeihen, die einen viel höheren Preis rechtfertigen würde. Um so mehr sollte das schöne Buch gekauft werden.

Eine schlichte Sammlung von 36, meist kurzen, aber wirkungsvollen Gedichten über das Schulleben (für Lehrer und Eltern) gab Hans Willy Mertens unter dem Titel „Meine Schule" heraus (Salonband M 2).

In zweiter vermehrter Auflage erschien M. Paulys reich illustriertes „Perlen aus dem Sagenschatz des Rheinlandes" (Prachtband M 3).

Auch auf dem Gebiete der Naturkunde hat der Bachemsche Verlag eine Reihe von hervorragenden Werken aufzuweisen. Die jedem Gebildeten verständliche Einführung in die moderne Astronomie, welche der Breslauer Universitätsprofessor Dr. Jos. Pohle unter dem Titel „Die Sternenwelten und ihre Bewohner" herausgab, war ein guter Wurf und hat bei vielen eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden. In rascher Folge mußten daher schon fünf Auflagen erscheinen, deren jede durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen verbessert wurde. Wir können das herrliche Werk (mit vielen, zum Teil mehrfarbigen Tafeln und Textillustrationen, geb. M 10.—) nur wärmstens empfehlen.

Dem Pohleschen Werke über die gesamte Astronomie trat jetzt ein besonderes Buch über den Mond an die Seite: „Der Mond als Gestirn und Welt und sein Einfluß auf unsere Erde" von Egon Lützeler (mit 80 Abbildungen und 17 Kunstdrucktafeln, Originalband M 6.—.) Auch der Aeltere und Gebildete wird aus diesem nicht bloß für die reifere Jugend bestimmten Buche manche Ergänzung und Bereicherung seines Wissens schöpfen, denn die Mondforschung hat in der neuesten Zeit manche Fortschritte gemacht, die man früher kaum geahnt

In zweiter, bedeutend vermehrter Auflage (mit 5 Tafeln und 37 Textbildern) erschien das sehr lehrreiche Buch des Prof. Dr. Albert Gockel über „Das Gewitter" (Originalband M 6.—).

Die von christlichem Geiste getragenen, außerordentlich lehrreichen und interessanten „Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur", begründet von Dr. M. Bach, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Prof. L. Borgas, liegen nun abermals in vier reichillustrierten Bänden (4. bis 12. Auflage) vor. Der vierte Band wurde von A. Jülkenbeck neu bearbeitet. Jeder Band kostet gebunden M 4.—.

Auch die reiche und gediegene Jugendliteratur des Bachemschen Verlages hat wieder manche wertvolle Bereicherung aufzuweisen. Angelika Harten, deren neue Märchen „Zur Sonnwendzeit" (Prachtband M 4.—) soviel Bewunderung fanden, erfreut die Kinderwelt abermals durch ein neues Märchenbuch „Im Zauberland." Es sind zwölf herzige, liebliche Märchen und Geschichten, denen am Schlusse noch eine Sammlung von hübschen Kinderreimen folgt. Gleich der „Sonnwendzeit" ist auch das neue „Zauberland" sehr reich illustriert und mit acht Farbendruckbildern geschmückt. Prachtband M 4.—.)

Liessems illustrierte „Erzählungen, Märchen und Gedichte für die Kleinen" ist in 6. Auflage erschienen (gebunden M 2), das beste Zeichen für die Beliebheit des hübschen Buches.

In stolzem Aufmarsch präsentieren sich Bachems neue illustrierte Jugendschriften für reifere Knaben. Von diesen fesselnden und lehrreichen Erzählungen aus den besten Federn ist nunmehr bereits der 31., 32. und 33. Band erschienen. Mehrere frühere Bände der von Rob. Münchgesang begründeten Serie erreichten die 2. oder 3. Auflage. Die drei neusten Bände sind: „Die Königin der Rugier," Erzählung aus den Zeiten der Völkerwanderung von Ad. Jos. Cüppers, „Im Kampf um die Freiheit," Erzählung aus der letzten Zeit der Erbuntertänigkeit der Bauern von Ad. Holdschmidt, „Kreuz und Halbmond," Erzählung aus dem Zeitalter der Kreuzzüge von H. von Wahlde. Die reiche Ausstattung bleibt unverändert dieselbe: Einbandzeichnung und vier Kunstdruckbilder in Farben, prächtiger Kalikoband (geb. à M 3).

Bachems illustrierte Erzählungen für jüngere Mädchen (Kalikoprachtbände mit Farbendruckbild und vier Einschaltbildern à M 2.50), von denen jetzt 24 Bände vorliegen, wurden in diesem Jahre durch zwei Bände bereichert: „Auf der Sonnenalp", Erzählung für junge Mädchen von M. Beeg, „Die kleine Nachbarin", Erzählung für junge Mädchen von E. von Pütz.

Von Bachems Jugenderzählungen für Knaben und Mädchen (von 9—14 Jahren) begrüßen wir vier neue Bändchen: Band 33: Heinrich Findelkind, Erzählung von Ferdinande Freiin von Brackel, Band 34: Gillis Hobelspäne, Erzählung von M. von Buol, Band 35: Unter schwerem Verdacht, Erzählung von M. Maidorf, Band 36: Anita Paggini. — Der Waldfriede, zwei Erzählungen von Paula Schlicht. Jedes dieser mit vier Vollbildern gezierten Bändchen kostet in hübschem Einband nur M 7.20.

Zuletzt, aber nicht als letztes sei die neue dritte Auflage des im Bachemschen Verlage erschienenen Festbilderbuches (in Quartformat) „Vom lieben Jesuskind", Legenden aus seiner Jugendzeit, von Elisabeth Forster, empfehlend hervor-

gehoben. Das stattliche Buch mit seinen 15 prächtigen farbigen Bildern und seinen sinnigen Legenden und Versen wird auch erzieherisch die segensreichsten Früchte bringen.

Aus dem **Verlage von Kirchheim & Co. in Mainz** ist an erster Stelle das kostbare Prachtwerk „Die Bibel in der Kunst" hervorzuheben, das bereits vor Jahresfrist auf Grund der ersten Lieferungen bewundernde Anerkennung fand. Das abschließende Urteil, das damals vorbehalten blieb, kann angesichts des nun vollständig in einem würdigen Prachtbande vorliegenden Gesamtwerkes den ersten Eindruck nur bestätigen. Die Aufgabe, der Bibel mit den Mitteln der modernen Kunst eine monumentale Verherrlichung zu bereiten, ist glänzend gelöst. Die einzige Ausstellung, die wir zu machen hätten, betrifft das allzu erhebliche Vorwiegen des Alten neben dem Neuen Testament. Dem ersteren sind 64, dem letzteren nur 33 Tafeln gewidmet. Die Erklärung liegt wohl zum Teil darin, daß der Verlag, wie wir einer gelegentlichen Mitteilung entnehmen, die Reproduktionsrechte von der ausländischen Gesellschaft „Die illustrierte Bibel" erwarb, deren große Bibel mit lateinischem Volltext die gleichen Illustrationen größeren Formats enthält. Auf diese große Ausgabe bezog sich auch das von einer Seite angezweifelte Empfehlungsschreiben des Kardinalstaatssekretärs Rampolla. Die künstlerische Anlehnung an jenes Werk erklärt es vor allem, daß einige deutsche Meister, die zu den bedeutendsten Vertretern der modernen Kunst zu zählen sind, in dieser Kunstbibel fehlen, obgleich gerade sie zu einer erheblichen Bereicherung des Neuen Testamentes hätten beitragen können. Es genügt, wenn wir nur zwei Namen nennen: Prof. Gebhard Fugel und Martin Feuerstein, die als „biblische" Maler neben einem Max Liebermann, Fritz von Uhde, Jos. Israels, G. Segantini und Rochegrosse nicht hätten fehlen dürfen. Aber diese Lücke soll uns den Genuß an den übrigen herrlichen Kunstschöpfungen und an dem groß angelegten Ganzen nicht beeinträchtigen, denn die „Bibel in der Kunst" ist und bleibt ein großartiges Dokument für die Eigenart der modernen Kunstsprache, die bei aller Unabhängigkeit vom Althergebrachten ihre biblischen Darstellungen mit tiefer Empfindung zu beseelen weiß. Die technische Reproduktion der Bilder auf Kupferdruck wird den höchsten Anforderungen gerecht. Die Bibeltexte des P. Augustin Arndt, S. J., sind mit dessen ausdrücklicher Zustimmung beigefügt. Das ganze Werk samt den Illustrationen hat die Approbation der zuständigen bischöflichen Zensur erhalten. Der Preis von M 30.— für den pompösen Folio-Prachtband ist angemessen.

Ein sehr empfehlenswertes Festgeschenk für gebildete Katholiken ist die illustrierte Neuausgabe von Dr. Hermann Schells „Christus". Kurz vor seinem Tode hat Prof. Schell die im Text und in den Illustrationen vermehrte Prachtausgabe (mit einer Gravüre, 2 Tonätzungen, 90 Abbildungen in Rotkaliko-Einband mit Goldpressung M 5.—) gutgeheißen. Der jetzige Erzbischof von Bamberg, Dr. Abert, hat Schells „Christus" als eine „nach Inhalt und Form glänzende Leistung der katholischen Theologie" gekennzeichnet. Als moderne Religionsphilosophie des katholischen Christentums findet das Werk großen Anklang. Die neue Auflage hat schon das 17. Tausend erreicht.

Prof. Dr. Martin Spahn hat sich das Ziel gesetzt, in einer Sammlung „Kultur und Katholizismus" einesteils für wissenschaftlich begründete, in Essayform gehaltene Lebensbilder hervorragender Katholiken, anderseits für aktuelle Fragen innerhalb des Katholizismus unserer Tage durch billige, geschmackvolle Bändchen möglichst weite gebildete Kreise zu interessieren. Bisher liegen vier Bändchen dieser Sammlung (mit Titelgravüre, elegant kartoniert à M 1.50) vor: Prof. Dr. Endres entwirft ein interessantes Bild des Münchener katholischen Philosophen Martin Deuringer, der einst zielbewußt die Versöhnung von Glaube und Philosophie anstrebte. Prof. Dr. Adolf Dyroff führt uns den italienischen Politiker und Philosophen Grafen „Rosmini" vor Augen, den Vorläufer so vieler heute in Italien vertretener Ideen. Dr. Jos. Popp charakterisiert „Eduard v. Steinle" in seiner Persönlichkeit und in seiner Kunst. Die vorwiegend kritische Veranlagung des Verfassers hat ihn in der unternommenen Aufgabe, den bisherigen Ruhmeskranz des Kirchenmalers zu entblättern und den ruhmeswürdigen Romantiker um so höher zu stellen, wohl manchmal etwas zu weit geführt. Prof. Dr. Seidenberger erwarb sich durch eine zusammenfassende Studie über „Otto Willmann und seine Bildungslehre" den Dank nicht nur der christlichen Pädagogen, sondern aller Gebildeten, welche dem mächtigen Vordringen einer wissenschaftlich begründeten christlichen Pädagogik mit Interesse folgen.

Aus der illustrierten Serie „Weltgeschichte in Karakterbildern" erforderte der von der ganzen Kritik als hervorragend gerühmte Band „Napoleon I." von Karl Ritter v. Landmann wieder eine neue Auflage (6. und 7. Tausend).

Artur Achleitners Hochlandserzählungen „Der Eiskaplan" und „Portiunkula" haben bei ihrem Erscheinen in diesen Blättern eine in der Hauptsache sehr anerkennende Besprechung gefunden. Inzwischen hat „Der Eiskaplan" (eleg. geb. M 3.50) die erste, „Portiunkula" (geb. M 4.50) die zweite Auflage erreicht.

Die dreibändige Romanserie „Gregorius Sturmfried" von Artur Achleitner liegt nach der Vollendung des dritten Bandes („Kanonikus Sturmfried"), der den „Dorfpfarrer" und „Stadtpfarrer" abschließend ergänzt, nunmehr vollständig vor. Der dritte Band wird das Urteil über die beiden früheren nicht ändern können. Dieses ganze „Zeitbild aus dem Katholizismus der Gegenwart" hat vom literarisch-künstlerischen Standpunkte manche Beanstandung erfahren. Läßt man diesen höheren Kunstmaßstab beiseite, so behält die Arbeit gewiß ihren unterhaltenden und belehrenden Wert und wird auch, wenn sie in die rechten Hände kommt, manches Vorurteil gegen den Klerus aller Grade zerstreuen helfen. Im Schlußbande hat Achleitner einzelne Typen aus dem „höheren" Klerus der Bischofsstadt mit guter Beobachtungsgabe gezeichnet. Ob es ihm gelungen ist, die Schattenseiten geschäftlicher Unternehmungen geistlicher Personen in gerechter Abwägung sinnfällig zu gestalten, bleibe dahingestellt. Die Tendenz überwuchert überhaupt allzu oft die Kunst des Erzählers und gibt dem ganzen Aufbau etwas Gezwungenes, das nicht aus sich selbst herauswächst.

Die amerikanische Jugenderzählung „Tom Playfair" von Franz Finn, S. J., deutsche Bearbeitung von Franz Betten, S. J., liegt bereits in vierter Auflage vor (Originalband M 3.—). Finns Erzählungen gehören bekanntlich zu dem besten, was die neuere Jugendliteratur aufzuweisen hat.

Heinrich Hubert Mönchs „Kleine Heiligenlegende für die katholische Jugend" („Das himmlische Jerusalem") erfuhr eine Neubearbeitung, welche nach dem Tode des Verfassers ein ungenannter Herausgeber besorgt hat. Diese Neuauflage berücksichtigt die neuere kritische Methode insofern, als alle Lebensbilder noch nicht heilig oder selig gesprochener Personen ausgeschieden und im übrigen Vorgänge, die nicht geschichtlich beglaubigt sind, als legendär gekennzeichnet sind. (Mit Farbendruckbild des hl. Aloysius, Kalikoband M 3.50.)

Die zehnte Auflage erlebten die herrlichen Gedenkblätter, welche P. Adolf v. Doß, S. J., unter dem Titel „Die Perle der Tugenden" der christlichen Jugend widmete. (Leinenband M 1.20.)

Besondere Empfehlung verdienen auch noch die in zweiter, durchgesehener Auflage erschienenen beiden Bändchen des Kapuzinerpaters Matthias v. Bremscheid: „Kurze Sonntagspredigten" (geb. M 3.50) und „Kurze Festtagspredigten" (geb. M 2.20) für das katholische Kirchenjahr. Es sind wahre Musterpredigten darunter.

Der „Münchener Volksschriftenverlag" hat seine spottbilligen Sammlungen „Münchener Volksschriften" und „Münchener Jugendschriften" wieder um eine beträchtliche Anzahl von durchwegs empfehlenswerten Bändchen vermehrt. Erstere Sammlung zählt jetzt 40, letztere 20 Bändchen zu 15 Pf. Für Geschenkzwecke eignet sich vorzüglich die sehr gut ausgestattete Bandausgabe (je 5 Bändchen in Ganzleinenband zusammengebunden M 1.35 bei durchschnittlich 320 Seiten). Wir können hier nicht auf die einzelnen Bändchen eingehen, wir begnügen uns, das Urteil von José Schneider-Arno im „Allgemeinen Literaturblatt", herausgegeben durch die österr. Leogesellschaft, (Wien 1906 Nr. 18) über die „Münchener Volksschriften" wiederzugeben: „Jedes dieser Bändchen ist lesenswert, von echt christlichem Geist erfüllt, ja ich möchte fast sagen auferbauend in seiner guten aber nicht aufdringlichen Tendenz . . . Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Büchlein allenthalben Freude bereiten und die Lust zum Lesen wecken, auch bei den einfachen Leuten — und gerade da am allermeisten. Fürs Volk geschrieben werden sie auch überall Eingang finden und willkommen sein!" — Die im gleichen Verlag erscheinende Sammlung apologetischer Broschüren „Glaube und Wissen" ist jetzt bis zum 10. Bändchen gediehen, für gebildete Leser eine treffliche apologetische Rüstkammer. Im Laufe dieses Jahres sind erschienen: P. Cathrein, S. J., „Gewissen und Gewissensfreiheit", Dr. Beck „Die menschliche Willensfreiheit", Dr. Walter „Kapitalismus, Sozialismus und Christentum", Krose, S. J., „Religions- und Moralstatistik", Dr. Heiner „Die Jesuiten und ihre Gegner". Der Preis der Bändchen (50 Pf.) ist für Inhalt und Ausstattung erstaunlich billig.

Von **Weigls „Pädagogische Zeitfragen"** (im Buchhandel durch Lentner-München), die in der allgemeinen wie Fachpresse hervorragende Anerkennung erfahren und die neuerdings durch ministerielle Empfehlung der sämtlichen vorgelegten Hefte für die offiziellen Lehrerbibliotheken ausgezeichnet wurden, behandelt im abgelaufenen Jahrgang spezielle Fachfragen: Nr. 8 Kohlhepp Qu., „Die Berufsbildung der Volksschullehrer" (80 Pf.), Nr. 10 Keller V., „Die Katechismusfrage" (80 Pf.), Nr. 11 Türmer W. F., „Die Veranschaulichung im Schulbetrieb der Gegenwart" (60 Pf.) Auf allgemeines Interesse dürfen die kulturhistorischen Studien des Herausgebers (Nr. 7): „Die Schulzustände Bayerns bei seiner Erhebung zum Königreich" (80 Pf.), die Arbeit des bekannten Münchener Lehrers Max Ritthaler: „Ueber Objektivität im allgemeinen, Objektivität in der Geschichtsforschung und im Geschichtsunterricht, ein tiefgrabender Beitrag zur Simultanschulfrage" (Nr. 9, 40 Pf.) und A. Wahrheits Broschüre über „Die Phantasie im Lichte der Jugendschutzbestrebungen, ein Beitrag zur Frage der Sexualpädagogik" (Nr. 12, 60 Pf.) rechnen. Speziell das letzte Heft, das dem gewerblichen den sittlichen Jugendschutz gegenüberstellt, verdient in breitesten Volkskreisen größte Beachtung. Es hat in der sexual-pädagogischen Literatur zum erstenmal auf den springenden Punkt eingehend hingewiesen.

Vom 1. Jahrgang hatte besonderen Erfolg Heft 4, Weigl Dr. med. Jos., „Jugenderziehung und Genußgifte", das im 20. Tausend vorliegt, und Heft 6, Lohrer J., „Vom modernen Elend in der Jugendliteratur", das im 5. Tausend hinausgeht. Der neue Jahrgang ist auch im Abonnement zu haben, direkt bei der Ausgabestelle F. Weigl, München, Erhardtstr. 30.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Generalintendant Frhr. von Perfall hat in Rücksicht auf sein hohes Alter sein schon mehrfach erbetenes Abschiedsgesuch erneuert und der Regent hat demselben durch ein huldvolles Handschreiben unter Verleihung des Hubertusordens willfahren. Perfalls Berufung war 1864 erfolgt, nachdem er sich schon vorher um das musikalische Leben Münchens reiche Verdienste erworben. Obwohl selbst Tondichter hat er während seiner Leitung der Hofbühnen, in welcher er 1892 von Possart abgelöst wurde, neben der Oper das Drama nie vernachlässigt. Seine Einführung der Shakespearebühne und sein Eintreten für Ibsen wird ihm die Theatergeschichte nie vergessen, in der Oper führte er glänzende Tage herauf, in der die neue Kunst Wagners sich in der Wiedergabe durch geniale Sänger zu wundersamer Blüte entfaltete. Wir jüngeren kennen von jenen großen Künstlern Vogl z. B. nur aus seinen älteren Tagen und viele sind für uns überhaupt schon Geschichte und so vermögen wir leichter das heute Gebotene zu würdigen, wie ältere, welche den Blick sehnsüchtig nach rückwärts wenden. Erfordert die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß die Schwierigkeiten, allererste Kräfte dauernd zu fesseln, inzwischen gewaltig gewachsen, so schmälert dies nicht die Verdienste der Aera Perfall. — Emil Birron vom Deutschen Volkstheater in Wien kandierte als Carlos, Romeo und Prinz Heinz im unverwüstlichen Altheidelberg um die neuzubesetzende Charge des jugendlichen Liebhabers. Es war eine Notwendigkeit, einen Künstler zu suchen, der mehr geben kann, als aus Storms herben Mitteln bei allem ehrlichen Streben herauszupressen war; dieser scheint in dem jungen und daher noch nicht völlig fertigen Schauspieler gefunden. Organ, Erscheinung und Temperament bestechen, grelle Uebertreibungen fehlen nicht, doch dies wird sich mildern lassen, zumal seine Charakterisierung in der Anlage zumeist überzeugt und das richtige trifft. Ich glaube daher, die Intendanz dürfte hier zugreifen, und sie hat dies, wie man hört, auch schon getan. Die lange erwartete Erstaufführung von Rich. Strauß „Salome" gestaltete sich bei völlig ausverkauftem Hause zu einem sensationellen Ereignis. Da die Vorstellung nach Redaktionsschluß fiel, muß eine eingehende Würdigung für die nächste Nummer aufgespart werden.

Münchner Schauspielhaus. „Meister Joseph", ein Schauspiel in 4 „Vorgängen" von Eberh. König. Es war eine „Uraufführung" und so mußten die gleichzeitigen anderen Premieren, Preobers „Nachtkritik", die im Kgl. Residenztheater in manchen Einzelheiten amüsierte und der „blaue Klub", mit welchem Dreher sein diesjähriges Gärtnertheatergastspiel eröffnete, zurückstehen. Wir kennen den Autor König durch seinen „Gevatter Tod" von der Hofbühne. Man sagt, Raffaël sei ein Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren wäre. Für mich stand schon nach der Premiere des Märchendramas fest, daß König ganz sicher kein Dichter geworden wäre, hätte er nicht so „schrecklich viel gelesen." Diesmal hatte es ihm die Diebskomödie seines großen Landsmannes Hauptmann angetan, aber leider auch Kolportageromane, etwa mit dem spannenden Titel: „Die verscharrte Leiche im Keller oder die Geheimnisse des Bäckerhauses." Um es kurz vorweg zu nehmen, das Trauerspiel ward ausgelacht. Das Publikum hatte nicht unrecht. Herr Eberhard König ist von bemerkenswertem dramatischen Ungeschick. Daß jeder Akt von neuem eine umständliche Exposition bringt, hat er wohl selbst gemerkt; er schrieb deshalb statt Akt „Vorgang". Das ist zwar bequem, macht aber nichts besser. Um Brutalitäten erträglich zu machen, fehlt es ihm an Kraft, und den Szenen, auf die ein komisches Licht fallen soll, der rechte Humor. In welche Gesellschaft führt uns dies Stück, die Biberpelzdiebe sind harmlose Leute dagegen! Der Autor hat das Werk in das Holland des 18. Jahrhunderts verlegt; dies gab dem „künstlerischen Beirat" der Bühne Anlaß zu geschmackvoller Ausstattung. Warum König historisch kam und so der Gefahr böser Stilwidrigkeiten der Sprache nicht entging, weiß ich nicht zu sagen. Was nützte es, daß von vielen gut, von Frau Bardou-Müller glänzend gespielt wurde, und schließlich, was nützt die Kritik? Es wird so unendlich viel und sehr viel kluges jahraus, jahrein über die dramatische Kunst geschrieben und trotzdem täuschen sich die Schaffenden und die Theater so oft über das Bühnenmögliche, wenn auch nicht immer die Mißgriffe so faustdick zutage treten wie bei diesem unglückseligen „Meister Joseph".

Aus den Konzert- und Vortragssälen. Possart las uns den „Parsival." Solange die Aufführung an Bayreuth gebunden, ist es wenigstens verdienstvoll, die Dichtung einem breiterem Publikum zugänglich zu machen. Keiner, der Possart hörte, wird noch im Zweifel sein, daß die Schöpfung auch ohne Musik ein großes Kunstwerk ist; freilich wird die Rezitation am besten stets das Vorrecht eines Meisters bleiben von den unvergleichlichen technischen und geistigen Fähigkeiten eines Possart. — Einen Rezitationsabend veranstalteten auch Hofpauer und Stury. Die von ihrem Bühnenwirken den Münchenern unvergessenen beliebten Künstler fanden für ihr sorgfältig gewähltes Programm reichen Beifall. — Heitere Stunden vermitteln stets Wolzogen und seine Gattin Elsa Laura. Können und Wollen stehen hier in anmutigrr Harmonie. — So hart es klingen mag, ein geradezu schlechter Interpret seiner Werke ist Dehmel, den die „Dramatische Gesellschaft" zu einem Abend geladen. Viele preisen ihn als „ersten Lyriker Deutschlands"; ich kann dieser Meinung mit bestem Willen nicht beistimmen. Dehmel wurde nicht verlacht, wie hier vor sieben Jahren, aber nur langsam suggerierten einzelne den Applaus der Allgemeinheit. — Der Genfer Geiger H. Marteau spielte im vierten Kaimkonzert Brahms Violinkonzert mit einem hinreißenden Klangzauber. Der ganze Abend war diesem Tondichter gewidmet. Die Variationen über ein Haydnsches Thema und die e-moll-Symphonie erfuhren unter Schnéevoigts Leitungs plastisch herausgearbeitete, beifallswürdige Wiedergabe. — Ungewöhnlich starken Besuch wies der Romantiker-Abend des Volkssymphoniekonzertes auf. Stavenhagen dirigierte Mendelssohns Ouverture von Meeresstille und glückliche Fahrt, die uns viel näherstehende h-moll-Symphonie Schuberts und zum Schlusse die prächtige Euryantheouvertüre. Die Agathenarie und ein Schubertlied sang Olga Islar anmutig und sympathisch, aber nicht eben temperamentvoll. Sie fand viel Beifall, aber wozu wird bei uns der Applaus so oft auf die Spitze getrieben, bis sich Stimmen des Widerspruchs melden? Stavenhagen fand für seine hervorragende Leitung begeisterte Anerkennung. Diese fehlte auch nicht dem Münchener Streichquartett für die prächtigen Darbietungen seines zweiten Abends. Neu war Hugo Kauns op. 41. Das Werk zeigt Geschmack, Vornehmheit, Klangreiz und hervorragendes technisches Geschick; doch ist es in der Erfindung nicht von stärkerer Eigenart. — Der jugendliche holländische Komponist Jan Ingenhoven gab mit dem Kaimorchester ein Konzert, das seine großen Fähigkeiten, die wir schon aus dem Vorjahre kennen, aufs neue erwies, leider brachte er manches Werk von geringerer Eigenart, dem auch sein eigenes Orchesterlied leider zuzurechnen ist. — Die Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins bot in einem Wohltätigkeitskonzert uns ein Wiedersehen mit Frau Senger-Bettaque, unserer noch unersetzten „Isolde", welche den Liebestod aus Tristan und die Ozeanarie aus Oberon mit glänzenden Mitteln sang. Schnéevoigt dirigierte mit feinstem Empfinden. Daß die Tonwellen der Tristanmusik bisweilen die Stimme zudecken, ist im Konzertsaal nicht zu vermeiden. Wir heben noch die Gaben der bekannten Violinistin Studeny und unserer früheren Heroine Magda Irschick (Baronin Perfall) hervor. — Sehr gut besucht war das Konzert zum Besten der Haidhausener Kinderbewahranstalt in der St. Lukaskirche. Die sehr gut eingeübten Chöre leitete H. Engelhardt, der auch durch vortreffliche Orgelvorträge erfreute, mit Umsicht und Präzision. Die bekannte Sopranistin Mathilde Urban bot Gesänge von Bach und Schubert mit echter Empfindung. Von edlem Schmelz ist der Bariton Werner-Koffkas und in dem von Engelhardt komponierten schönen Adagio für Horn und Orgel blies E. Rieder sehr klangrein.

Verschiedenes. Ueber das „neue Schauspielhaus" in Berlin haben die Erbauer Boswau und Knauer eine von Lud. Pietsch verfaßte Denkschrift veröffentlicht, die schon als Buch durch seine Ausstattung Interesse erweckt. Bau und Einrichtungen werden durch vorzügliche Lichtdrucke erläutert. An Komfort scheint hier das Höchste erreicht. Von der Architektur und dem bildenden Schmuck erscheint die Außenseite besonders von stärkerer Eigenart. Das Haus besitzt die größte stationäre Drehbühne Deutschlands. Die Sicherung gegen Feuersgefahr ist die erdenklich größte. Die Pläne des Direktors Halm sind hochkünstlerische; er „will das Beste, Erhabenste und im schönsten Sinne Erfreuendste bieten, was ältere und neuere Kunst geschaffen; alles Gemeine, Frivole und Perverse soll ausgeschlossen bleiben". Die ganze Gründung ist so umfangreich, daß sie wohl nur mit Millionenkapital ins Leben zu rufen war. Man darf daher sicher annehmen, daß die Bühne finanziell so glücklich fundamentiert ist, um ihre hochkünstlerischen Intentionen auch verwirklichen zu können, wenn der pekuniäre Erfolg sich nicht gleich im ersten Jahre einstellen würde. — Shaws neuestes Werk: „Des Doktors Dilemna" enttäuschte bei seiner Uraufführung das Londoner Publikum. Ob gut oder schlecht wird es wohl übersetzt werden, derweil der Spötter in Deutschland Mode ist. — Im Koburger Hoftheater erwies sich Hans Jaegers Erstling: „Schranken" als eine hübsche Talentprobe. — Im Wiener „Kleinen Schauspielhaus" interessierte Dörmanns Einakterzyklus „Das stärkere Geschlecht", obwohl die Aufführung unzulänglich war. — Im Berliner Neuen Schauspielhaus hatte Dreyers „Hochzeitsfackel", ein Spiel in der Maiennacht, Erfolg. Die Poesie wird vielfach als gemacht beurteilt, günstiger spricht sich die Kritik über den Humor des Werkes aus. — Vielfachgerühmt wird die Oper „Strandrecht", die in Leipzig ihre Uraufführung erlebte. Der Musik der Engländerin E. M. Smith wird Kraft und Eigenart zuerkannt.

München. L. G. Oberlaender.

Kleine Rundschau.

Die Mainzer Generalversammlung des „Pax", Priesterverein für das katholische Deutschland, war gut besucht. Mit hoher Befriedigung wurden die mündlichen und schriftlichen Zustimmungen und Segenswünsche der hochwürdigsten bischöflichen Ordinariate zur Kenntnis genommen. Nachdem noch in einigen ehrenden Worten des leider zu früh verstorbenen ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Huppert gedacht worden war, ging man an die Erledigung der Tagesordnung. Der erstattete Kassenbericht ergab einen sehr günstigen finanziellen Stand des Vereins. Aus dem Geschäftsbericht und den Mitteilungen über die bisherige Entwicklung des Vereins ist besonders hervorzuheben, daß der Verein mit einer Ausnahme schon in allen Diözesen Mitglieder zählt. An der Spitze marschieren die Diözesen Paderborn, Köln und Trier. Diese Mitglieder rekrutieren sich zum allergrößten Teil aus solchen, welche durch Vermittlung des Vereins mit der Vertragsgesellschaft Concordia eine Versicherung abgeschlossen haben. Die Versicherungen von Mitgliedern des Pax repräsentieren eine Summe von zwei Millionen Mark. Die Generalversammlung genehmigte die vorgeschlagenen kleinen Aenderungen der Satzungen und beauftragte den Vorstand, nunmehr die Eintragung des Pax in das Vereinsregister in die Wege zu leiten. Die vom Vorstand kooptierten Mitglieder wurden bestätigt und Herr Domkapitular Scharmer in Pelplin neu hinzugewählt. Der Vorstand besteht also außer dem Vorgenannten zurzeit aus folgenden Mitgliedern: Limberg, Gefängnispfarrer in Anrath bei Krefeld, I. Vorsitzender, Mühlen, Pfarrer in Bürrig bei Küppersteg, II. Vorsitzender, Breuer, Pfarrer in Köln a. Rh., Schriftführer, Barnickel, Pfarrer in Thurndorf, Schriftführer, Beckschäfer, Generalvikariatssekretär in Osnabrück, Präses Mehler in Regensburg, Dr. Wald, Dekan und Pfarrer in Ockstadt in Hessen. Die praktischen Kassengeschäfte hat ein bewährter in Geldgeschäften sehr erfahrener Laie im Interesse der guten Sache bereitwillig übernommen. Die Versicherungsberechtigung durch Vermittlung des Pax wurde auch auf Haushaltungsangehörige des Klerus ausgedehnt. Die Einrichtung einer Sterbegeldversicherung in Höhe von M 500 bis M 1500 mit Hilfe der Vertragsgesellschaft Concordia erhielt die Genehmigung der Versammlung. Anmeldungen und Anfragen sind wie bisher zu richten, an die Zentrale des „Pax", Priesterverein für das katholische Deutschland, Köln a. Rh. Komödienstraße 8.

Die Münchener Gesellschaft für Naturwissenschaften und Psychologie veranstaltet im laufenden Winter dahier eine Reihe von Vorträgen. Als Redner für den ersten Vortrag war Universitätsprofessor Dr. Kneib, der Nachfolger Schells auf dem Lehrstuhl für Apologetik in Würzburg, gewonnen. Derselbe sprach in den Prinzensälen des Café Luitpold vor einem zahlreichen Auditorium über die Willensfreiheit des Menschen.

Die Münchener Tagung des Katholischen Frauenbundes. In der bekannten Aachener Zeitung „Echo der Gegenwart" finden wir aus der Feder eines Besuchers der Versammlung eine Schilderung, die es verdient, noch in weiteren Kreisen und besonders in München bekannt zu werden. Was die äußere Erscheinung der Versammlung anbetrifft, so rühmt der Beurteiler vor allem den hohen Ernst der Teilnehmerinnen, die von weiblicher Geschäftigkeit und Gesprächigkeit ebenso weit entfernt waren, wie von schüchterner Hilflosigkeit. Bei den Verhandlungen selbst habe sich das lebhafte Interesse zuweilen zu hinreißender Begeisterung gesteigert. Bewunderung verdienten die gastlichen Talente der Münchnerinnen. Durch ihr natürliches, einfach herzliches Wesen verständen sie das Gefühl gemütlicher Zusammengehörigkeit um sich zu verbreiten, so daß man in einer einzigen großen Familie zu weilen glaube und die Empfindung heimtrage, daß ein echter Familiengeist kaum irgendwo besser gedeihen könne als in München. Auch äußerlich seien die Teilnehmerinnen an der Generalversammlung so reizvoll gewesen, daß man den Mangel an jüngerer Männerwelt nur habe bedauern können. So mancher hätte dort wohl sein Ideal gefunden, unter dieser großen Schar blühender Mädchengestalten, die zugleich bewiesen, daß das ernsteste geistige Streben sehr wohl alle Emanzipationskarrikaturen zu vermeiden imstande sei. Die Frage, ob das Gebotene den hohen Erwartungen, die man der Tagung entgegengebracht, entsprochen habe, müsse man mit einem freudigen Ja beantworten. Der Gang der Verhandlungen habe niemals der parlamentarischen Form und Sicherheit entbehrt und die Eleganz der Diskussion sei zuweilen staunenswert gewesen. Nach solchen Leistungen müsse man der Forderung der Generalversammlung, daß keine Höhe der Wissenschaft denjenigen Mädchen, die die Fähigkeit hätten, sich hinaufzuschwingen, verwehrt werden dürfe, rückhaltlos zustimmen. Unter den Rednern und Rednerinnen rühmt der Berichterstatter namentlich P. Benno Auracher und Fräulein Behn. Hohes Lob zollt er auch den Prinzessinnen Bayerns, die ihr Interesse für die Frauenbewegung durch unermüdliche Teilnahme an allen Sitzungen betätigt hätten. Durch diese Tagung habe München bis in alle, auch der einfachsten und bescheidensten Mitarbeiterinnenkreise hinein bewiesen, was der Frauenbund zu leisten vermöge, wenn alle Frauen ihre Kräfte einsetzten zur Lösung der Frauenfrage auf dem Boden katholischer Weltanschauung.

Dr. B.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum. Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18, österr. Zeit.-Verz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Tattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1469.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 49. München, 8. Dezember 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Im neuen Polenkurs.

Stimmungsbild aus der Ostmark.

Von

E. Seefried.

In der Ostmark gärt's.

Wenn man den Schulstreik als den Höhepunkt der polnischen Erregung betrachten wollte, so irrt man sich. Es ist der Anfang des Konflikts. Die Saat unserer Herrenpolitik ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Früchte schmecken aber verteufelt sauer.

Jede Tat hat ihre Ursache. Auf dem Boden des Kampfschauplatzes müssen wir die Gründe suchen. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Warum ist es soweit gekommen? Wer trägt die Schuld? — Schauen wir etwas zurück.

Es gab in der Ostmark eine Zeit, in der es ruhig und friedlich zuging, Deutsche und Polen lebten ohne Haß nebeneinander. Es fehlte nicht viel und das alte Sprichwort: „Solange die Welt Welt bleibt, wird der Pole dem Deutschen kein Bruder“, wäre hinfällig geworden. Wir waren auf dem besten Wege einer segensreichen Versöhnungspolitik. Und das Deutschtum drang langsam, aber unaufhaltsam vor. In Westpreußen z. B. war etwa vor 50 Jahren in den Schulen neben dem deutschen auch der polnische Leseunterricht üblich. Vor 20 Jahren wurde noch Religion in der Muttersprache erteilt, vor 10 Jahren war nur noch auf der Unterstufe die polnische Sprache im Gebrauch. Und um die Wende des Jahrhunderts konnte man in Westpreußen die Schulen zählen, in denen die Muttersprache zur Anwendung kam. Es fiel den Eltern nicht ein zu opponieren. Sie freuten sich vielmehr, daß ihre Kinder eutsch lernten. Noch weitere 10, 20 Jahre, und das Nationalgefühl der Polen wäre sang- und klanglos eingeschlummert.

In beiden Lagern wußten die Zeitungen noch wenig über en Kampf der Polen und Deutschen zu berichten. Kamen ier und da Uebergriffe der Polen vor, so schwieg man sie einfach ot. Man zeterte noch nicht bei dem geringsten Anlasse, daß das eutschtum in Gefahr sei.

Und in dieser Zeit wurde viel erreicht, obwohl keine schönklingenden Protokolle die Erfolge verzeichnen. Ich denke dabei an den kassubischen Volksstamm. In Pommern ist er gänzlich germanisiert, und auch in den nördlichen Kreisen Westpreußens Putzig, Neustadt, Karthaus, Berent, — wo heute flott gestreikt wird —, war das Deutschtum bereits so weit vorgedrungen, daß die Polen offen erklärten, diese Landesteile wären ihnen verloren gegangen. Die Sprache der Bewohner ist eine Art „plattpolnisch“. Das „Hochpolnisch“ erlernen sie nur sehr schwer. Sie schämten sich ihres Idioms, und da sie mit den Deutschen sympathisierten und in Frieden lebten, so lernten sie das Deutsche gern, bedienten sich dessen im Umgange mit Fremden, und einige waren auf dem besten Wege, ihre Muttersprache zu vergessen.

Doch es sollte anders kommen. Die Polen sind die reinen Glückspilze. Es kam das neue Ansiedelungsgesetz, das den eingeborenen, mit den Deutschen stark assimilierten Bewohnern den Stuhl vor die Tür setzte und erklärte: Wir wollen von euch nichts wissen. Ihr gehört ebenfalls zu der staatsfeindlichen Polenpartei und seid dem neuen Ansiedelungsgesetz unterworfen. Natürlich darf man sich nicht wundern, wenn das Polentum mit einem Schlage in diesen Kreisen festen Fuß faßte, und nun sich der Haß gegen das Deutschtum allmählich auch hier entwickelt.

Es wäre zu alledem nicht gekommen, wenn wir den friedlichen Kurs der Versöhnungspolitik weiter gesteuert wären. Doch Leuten, „die es allezeit besser wissen“, ging die Karre zu langsam. Es war keine Schneid' in der Sache. Man mußte aus dem Schlafe aufgerüttelt werden, und mit Reden und Hurra kam der sog. „H. K. T.-Verein“ zur Welt. Und damit beginnt der neue Kurs. Von da ab kam wirklich Leben in die Bude. Aber man hat gar nicht bedacht, daß von dem Lärm auch der Gegner aus seinen Träumen aufgerüttelt werde.

Es begann der Kampf. Es ist zwar wenig Blut geflossen, aber desto mehr Gift der Zwietracht. Aus der Versöhnungspolitik wurde eine Gewalt- und Herrenpolitik. Und die Erbitterung und Entfremdung wächst von Tag zu Tag.

Mit dem Ostmarkenverein zog auch die Misere der Deutschen im allgemeinen und der Beamten im besonderen hier ein. Bis dahin war es noch erträglich. Mit Recht verdienten früher, namentlich die Beamten auf dem Lande, die Bezeichnung „Pioniere des Deutschtums.“ (Heute sind die Worte eine leere Phrase.) Ihr Einfluß war sehr groß. Sie waren in dem kleinen Wirkungskreise eine Vertrauensperson. Das Volk suchte bei ihnen Rat und Hilfe. Das Deutschtum machte Frotschritte, denn die Leute waren stolz, wenn sie deutsch sprechen konnten.

Jetzt ist das Bild ein wesentlich anderes. Der Beamte ist zu einer isolierten Stellung förmlich gezwungen. Das Vertrauen ist dahin. Ein harmloser Verkehr, der auf die Entwickelung der Dinge vom günstigsten Einfluß war, ist heute nicht mehr möglich. „Gute Freunde“ würden darunter sofort eine Polenfreundlichkeit wittern. Und wenn der Beamte erst in diesen „Geruch“ kommt, so gnade ihm Gott! Seine Tage sind gezählt. Anders ist es, wenn man ein Rittergut sein eigen nennt. Da darf man ruhig mit Polen verkehren und gilt dabei doch als der „echt deutsche Mann“.

Es muß leider gesagt werden, daß sich hier ein Strebertum eigenster Art ausgebildet hat. Herr von Tiedemann, der Begründer des Ostmarkenvereines, schrieb in „Tag“ „. . . Der Deutsche fühlt sich in der Provinz Posen der Regel nach nur als Fremder. Für ihn ist der Kampf ums Dasein eine rein geschäftliche Angelegenheit, und er betrachtet jedes Unternehmen

lediglich aus dem Gesichtspunkt der Rentabilität . . ." Und das trifft ehrlich für die ganze Ostmark zu. Der Gutsbesitzer bleibt hier so lange, bis er den günstigsten Augenblick erfaßt hat, seinen Besitz für eine möglichst hohe Summe loszuschlagen. Dann wendet er dem Osten den Rücken. Die höheren Beamten betrachten die Anstellung in diesen Provinzen nur als eine Uebergangszeit. Wo sie mit den Polen in Berührung kommen, suchen sie durch ein möglichst schneidiges Regiment die Aufmerksamkeit „nach oben" auf sich zu lenken. Es gilt Karriere zu machen. Und da kann man in der kurzen Zeit keine Versöhnungspolitik treiben. Das ist zu langweilig. Erfolge will man sehen, und sei es nur auf dem Papier.

Will man als ein „rechter Patriot" gelten, so muß man notgedrungen Krieger-, Ostmarken- und sonstigen Vereinen angehören und — möglichst viel Reden schwingen. Ja, darin haben wir's herrlich weit gebracht. Und was bekommt man dort zu hören? Das Deutschtum sei in Gefahr! — Die Polen rücken überall vor! — Ein Stück Land nach dem anderen geht den Deutschen verloren! — Sie legen uns wirtschaftlich lahm! — Die Zuhörer, die kein selbständiges Urteil haben — und es ist oft die Mehrzahl — müssen entmutigt werden. Es entsteht eine Mißstimmung unter den Deutschen. Sie schreiben die Erfolglosigkeit der Regierung zu. Und da sie alles Heil von „oben" erwarten, so verlangen sie noch strengere Maßnahmen gegen die Polen. Es nimmt sich auch schön aus, wenn man von der Rednertribüne der Versammlung auseinandersetzt, was die Regierung alles versäumt habe. Man spielt sich dabei als „echt deutscher Mann" auf und braucht persönlich seine Haut nicht zu Markt zu tragen. Eine Resolution wird einstimmig angenommen und der Regierung überreicht. Und man hat das erhabene Gefühl, „für das Deutschtum eine Lanze gebrochen zu haben". — Nach der Arbeit muß man sich stärken, und als „echt deutscher Mann" geht man zum — Polen. Ich persönlich sehe übrigens darin kein Staatsverbrechen. Ich will aber damit nur kennzeichnen, daß die ganze Bekämpfung der Polen oft auf ein nacktes Pharisäertum, auf eine gefällige Dekoration hinausgeht.

Die Sprache der Polen ist in ihren Versammlungen eine wesentlich andere. Da spricht der Redner von fixen Ideen wie von vollendeten Tatsachen. Das gibt dem einfachen Mann Mut, das erfüllt ihn mit Vertrauen zu seinen Führern, und das Volk wird zum willenlosen Werkzeug, das blindlings ihrem Rufe folgt.

Und erst die Zeitungen! Welch selbstbewußte Sprache führen sie! Da sagte mir neulich ein Bauer: „Wissen Sie, jetzt wird in der Schule nur polnisch unterrichtet." „Wer hat Ihnen das Märchen aufgebunden?" fragte ich. „Hier steht's", und er zeigte mir eine polnische Zeitung. — Wahrhaftig! Das konnte einem imponieren. Der Schreiber des Artikels glaubte selbst nicht an den Unsinn. Aber er kannte das Volk. Möglichst dick auftragen. Mit Tatsachen kommen. Das wirkt. Und wenige Tage darauf brach auch in Westpreußen der Schulstreik aus. —

Unserer Polenpolitik fehlt die selbstbewußte Ruhe, das großzügige Handeln. Wir können uns noch immer nicht die Politik der Nadelstiche abgewöhnen. Ein jeder will in seinem Wirkungskreis ein möglichst schneidiges Regiment führen, um zu referieren: das habe ich erreicht! Ich will hier nur ein einfaches, kaum beachtenswertes Beispiel anführen, das so harmlos erscheint und doch unangenehme Konflikte nach sich ziehen kann. Die Lehrer erhalten die Weisung, streng darauf zu achten, daß die Kinder die Schulbücher nicht mit polnischem Zeitungspapier bezogen haben. Nun gehört eine riesige Portion Phantasie dazu und eine vollständige Unkenntnis des Charakters des westpreußischen Landvolkes, um anzunehmen, daß sich in der Wahl des Papiers eine großpolnische Bewegung äußern sollte. Die Kinder beziehen eben die Bücher mit dem Papier, welches ihnen zur Verfügung steht. Erst durch das Verbot schwindet die Harmlosigkeit der Sache. — Nun nehmen wir einmal den Fall an, ein Vater wäre ebenso schneidig wie der Lehrer und erteilte seinem Kinde einen Gegenbefehl. Was dann? Wem soll das Kind gehorchen? So entsteht aus einer nichtssagenden Lappalie ein böser Konflikt, der zu den unangenehmsten Unzuträglichkeiten führen kann. — So lange die Polen freie Bürger sind, wird man sie mit nur Befehlen nicht regieren können.

Inwieweit die Forderungen der Polen bezüglich des Religionsunterrichts berechtigt sind, will ich hier nicht erörtern. Der Schulstreik ist aber die natürliche Folge unserer Ostmarkenpolitik. Daß die Regierung die Bewegung unterdrücken wird, ist zweifellos. Doch die Ruhe wird nur eine scheinbare, eine vorübergehende sein. Der Sieg der Deutschen wird aber stets nur ein äußerlicher bleiben. Den Vorteil haben die Polen. Wenn nicht mehr, so ist es für sie eine Reklame. Die Welt erfährt, daß sie noch existieren. Und die Sympathie der Allgemeinheit ist stets auf Seiten des Schwächern.

Es werden jetzt Stimmen laut, die eine Versöhnungspolitik empfehlen. Davon sind wir aber noch weit entfernt, wenn der Gesamtausschuß des Ostmarkenvereins, — der hier vorläufig das Feld beherrscht — den einstimmigen Beschluß fassen kann, daß die Ansiedelungskommission das Recht erhalten soll, jedes Grundstück in den polnischen Landesteilen zu enteignen. Das fehlt uns noch. Dann hätten wir glücklich ausgespielt. Wir hätten deutsche Grundbesitzer und nach Millionen zählende polnische Arbeiter. Die nationalen Gegensätze würden sich noch bedeutend verschärfen. Die Unruhen würden erst recht an der Tagesordnung sein, denn das Proletariat hätte dabei nichts zu verlieren. Der Grund und Boden würde enorm im Preise sinken, und für die Deutschen würden trostlose, unhaltbare Zustände eintreten.

Allen Respekt vor der Arbeit und dem Eifer des Ostmarkenvereins, aber die Mittel, die er zur Bekämpfung des Polentums in Bereitschaft hält, sind in der Mehrzahl verfehlt. Es wurde bis dahin nichts erzielt als eine immer mehr um sich greifende Erbitterung und Entfremdung der beiden Nationen. Und die hier ehrlich arbeitenden Deutschen, die den falschen Kurs längst erkannt haben, müssen ein friedliches Gesicht aufsetzen, sonst gelten sie als schlechte Patrioten.

Die Deutschen fühlen sich hier unbehaglich. Selbst mit der viel gepriesenen Zufriedenheit der Ansiedler in der Ostmark ist es nicht weit her. Man lasse sich aber nicht von einem Beamten darüber referieren, sondern besuche die Leute in ihren vier Wänden. Sogar die russischen Rückwanderer beklagen sich über die ungünstigen Verhältnisse, und für die Ansiedler aus Thüringen, Westfalen, Rheinland ist der Kontrast zwischen dem Westen und dem Osten ein enormer. Der Gedanke der Einzelansiedelung ist ein unglückseliger. Dadurch fühlen sich die Leute isoliert und einsam, und nur wenige finden hier eine wirkliche zweite Heimat.

Wer sich in der Ostmark ansiedelt, der will in erster Linie wirtschaftlich emporkommen. Nationale Gegensätze sind ihm gänzlich unbekannt. Der deutsche Bauer ist kein politischer Kämpfer. Er liebt die Ruhe. Diese findet er hier aber selten. Obwohl die Kommission nur deutsche Ansiedler wählt, so sind doch die angrenzenden Ortschaften polnisch, und der Deutsche ist gezwungen, mit dem Polen in Verkehr zu treten.

Man glaubt schon sehr viel getan zu haben, wenn die Ansiedelungskommission ein Gut kauft und es an Deutsche unter günstigen Bedingungen verteilt. Die Ansiedler, denen erst alles so rosig erschien, sind meist nach kurzer Zeit enttäuscht. Der Boden ist undankbar, die Verkehrsverhältnisse sind schlecht. Eisenbahnen, Chausseen sind nur spärlich gesät. Nach der Kirche, nach der Schule, zur Stadt sind weite Entfernungen. Ländliche Wohlfahrtseinrichtungen irgend welcher Art existieren fast nirgends.

Was der Ostmark nottut? Das ist in wenigen Worten gesagt: Eine großzügig angelegte ruhige Kulturarbeit, Eisenbahnen, Chausseen, ländliche Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, damit der deutsche Bauer hier erst existenzfähig wird, damit er sich behaglich fühlt und festen Fuß faßt. — Ob aber dabei etwas mehr oder weniger Reden gehalten werden, ob die Schulbücher der Kinder mit polnischen oder deutschen Zeitungen bezogen sind, und ob schließlich der Religionsunterricht in der deutschen oder in der polnischen Sprache erteilt wird — davon hängt das Heil der Ostmark nicht ab. —

Inzwischen ist der Erzbischof Dr. von Stablewski, der in dieser bösen Zeit im Vordergrund des allgemeinen Interesses stand, am 24. November am Herzschlag gestorben. Er mag der Regierung und namentlich dem Ostmarkenverein unbequem gewesen sein. Wenn man aber glaubt, daß die Dinge sich nunmehr zum besseren wenden werden, so täuscht man sich. Augenblicklich vielleicht: ja! aber nicht auf die Dauer.

Der Erzbischof war mit Leib und Seele ein Pole, aber deutschfeindlich war er nicht. Und wenn er trotzdem dafür galt, so hatte es die Tagespresse verschuldet. Die meisten haben doch den Erzbischof nur nach den kleinlichen Zeitungsberichten beurteilen können. Die Deutschen aber, die mit ihm in naher Beziehung standen, bezeugen einmütig, daß er ein Aristokrat des Geistes und der Tat gewesen ist, dem jede kleinliche Schikane fernlag. Sein Ideal war nicht das erträumte Polenreich, sondern die Versöhnung der beiden Nationen zum Heile der Kirche. — Er hat es selbst geäußert, daß sein Einfluß auf die jetzige Bewegung stark überschätzt werde. Ich bin auch der Ansicht. Und man wird es erleben, daß auch ohne von Stablewski in der Schule gestreikt wird. Der Erzbischof war eine viel zu vornehme Natur, um die Rolle eines Agitators zu spielen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kolonialreform und der Zopf.

Wenn ein leichtsinniger Student vom Vater oder einem guten Goldonkel „saniert" werden soll, so kommt es gar nicht selten vor, daß der junge Sünder bei der Beichte seiner Schulden ein Pöstchen verschweigt. Nachdem eine Weile die neue Ordnung der Dinge gut gegangen, macht der übergangene Posten, der als Heckepfennig bei dem Wucherer stehen geblieben, die ganze Herrlichkeit wieder zunichte. Aehnlich scheint es mit der Reform der Kolonialpolitik zu gehen. Die ersten Tage der Reichstagsverhandlungen waren ein großer glänzender Triumph für den neuen Mann und sein neues System. Aber am vierten und fünften Tag schlug das Wetter um. Augenblicklich kann man seufzen: Desinit in piscem mulier formosa superne. Woher das? Weil die Regierung bei der Regulierung ihrer Kolonialschulden einen Posten beiseite schieben wollte: in der Behandlung der „Kolonialskandale" im engeren Sinne, der Ausschreitungen gegen Eingeborne und der sonstigen Exzesse des Tropenkollers, sollte das alte landesübliche System beibehalten werden, die „schneidigen" höheren Beamten möglichst zu schonen und die indiskreten Subalternbeamten umso schärfer zu verfolgen.

Abgesehen von diesem verhängnisvollen „Heckepfennig" der alten Schuld hatte die Regierung in der Reformaktion tatsächlich in kurzer Zeit viel geleistet und noch mehr in sichere Aussicht gestellt. Der neue Kolonialdirektor Geheimrat Dernburg war bei seinem Auftreten im Reichstage ein ganz anderer Mann, als man nach der rosenroten, mit phantastischen Zahlen jonglierenden Denkschrift über das Kolonialkapitel sich ihn hatte vorstellen müssen. Ein Optimist immer noch, aber ein realpolitischer Optimist, der weiß, was er will, und anscheinend auch kann, was er will. Die blutsaugerischen Monopolverträge mit Tippelskirch, Oranien-Apotheke und Wörmann hat er in den Erstlingsmonaten seiner Amtsführung bereits gelöst. Er konnte die Einsetzung einer besonderen Untersuchungskommission mit zwei Richtern und einem Staatsanwalt mitteilen. Er will für eine geregelte Wirtschaft und rechtzeitigen Rechnungsbezug sorgen, überhaupt das Budgetrecht des Reichstages respektieren und auf dessen Mitarbeit den größten Wert legen. Nach einer Fahrt in die Kolonien will er ein Investitions-Programm für den wirtschaftlichen Ausschuß der Kolonien vorlegen. Er verkündet den Grundsatz der fleckenlosen weißen Weste; für den Kolonialdienst sollen die tüchtigsten und lautersten Kräfte gerade gut genug sein.

Das ist viel, sehr viel für den ersten Anlauf. Warum ließ man aber auf dem schönen i das Tüpfelchen fehlen? Herr Bebel wußte den schwachen Punkt schon am Samstag zu seinen Zwecken der Kolonialverekelung auszunutzen, indem er mittels der ungeklärten Greuelberichte aus Afrika eine turbulente Szene machte. Der freisinnige Abgeordnete Ablaß verteidigte den entlassenen Beamten Pöplau, dessen angeblich disziplinwidrige Enthüllungen man mit zehnmal mehr Schneidigkeit verfolgt als das von ihm Enthüllte. Der treffliche Zentrumsabgeordnete Roeren, dessen vorsichtig abwägende Art allgemein bekannt ist, mußte für den ebenfalls verfolgten Ankläger Wistuba eintreten und durch Mitteilung von verbürgten tropischen Barbareien der Vertuschung zugunsten von Protektionskindern entgegentreten. Er konnte dabei feststellen, daß das Material der Verwaltung längst bekannt, aber nicht gebührend zum Austrag gebracht sei. So fällt wieder ein Reif in der Frühlingsnacht auf die eben aufgekeimte Kolonialzuversicht.

Woran liegt die Schuld? Dafür gibt die einleitende Rede des Reichskanzlers einen Fingerzeig. Wenn er den neuen Mann und das neue System einführen wollte, so hätte er von Rechts wegen sagen oder doch wenigstens denken müssen, daß zu dieser luftreinigenden und fortschrittlichen Wendung der Dinge diejenigen wesentlich beigetragen haben, welche die Mißstände klar stellten. Aber statt dessen polemisierte er gegen die Enthüller und die Kritiker, namentlich gegen die Presse, unter unzulässiger Verallgemeinerung etwaiger Mißgriffe, und sang auf den preußisch-deutschen Beamtenstand im allgemeinen ein überflüssiges Loblied, aus dem die Opposition nur den Aerger über die Aufdeckung von Verfehlungen höherer Beamten heraushören wollte. Der neue Kolonialdirektor selbst hatte ein besseres Verfahren eingeschlagen, indem er an die betreffenden Abgeordneten schrieb, sie möchten ihm die Anschuldigungen, die sie für begründet hielten, alsbald mitteilen, damit er die Untersuchung einleite. Der Reichskanzler hätte einfach auf dieses Vorgehen sich berufen und ohne rhetorisches Beiwerk die Verfolgung ohne Ansehen der Person verkünden sollen. Das schneidige Vorgehen gegen die unbequemen enthüllenden „Subalternbeamten", das sich bis zu der Haussuchung im Reichstage und der Beschlagnahme des Materials des Abgeordneten Erzberger zuspitzte, war schon vor dem Amtsantritte Dernburgs im Gange. Offenbar hat seine sonst recht scharfe Reformschere gegen diesen Zopf des bureaukratischen Pharisäismus bisher versagt. Das ist tief zu bedauern; denn nun werden die Agitatoren der Linken schon dafür sorgen, daß trotz aller schönen Reformen doch im Volke der Eindruck haften bleibt, die alte Klüngelwirtschaft solle fortbestehen.

Neulich haben wir die große hochpolitische Rede des Fürsten Bülow loben können. Heute können wir zwar auch die Tat des Reichskanzlers, nämlich die Beförderung der neuen Kraft an die Spitze des Kolonialamtes, kräftig loben, aber in der begleitenden Rede griff der sonst so gewandte Staatsmann doch mehrfach daneben. Einen so folgenschweren Monopolvertrag, wie mit Tippelskirch, kann der verantwortliche Leiter der Reichsgeschäfte doch nicht abtun mit der Bemerkung, daß er mehr zu tun habe, als sich um die Einkaufspreise von Sätteln, Stiefeln und Mänteln zu kümmern. Allerdings muß er sich darum kümmern, wenn es sich um einen Schaden von Millionen handelt und die öffentliche Kritik ihn längst auf das Unwesen aufmerksam machte. Und wenn der Reichskanzler die Eingabe des „Subalternbeamten" Pöplau seiner Beachtung für weniger würdig erachtete, dann hätte er auch nicht in einer feierlichen Inaugurationsrede diesem Subalternbeamten die Ehre einer persönlichen Bekämpfung durch Verlesung des Disziplinarurteils vom Reichskanzlerstuhle zuteil werden lassen sollen. Es fehlte da offenbar an dem richtigen Augenmaß, an dem rechten Verständnis für die Volksseele, die ganz etwas anderes verlangt als die „Abschlachtung" des einen oder anderen Enthüllers.

Wenn die Kolonialpolitik sich bessern will, so muß sie alle alten Sünden ohne Ausnahme abstoßen. Mit Halbheiten, mit einer schielenden Reform kommt man nicht weiter. Der neue Direktor hat sich durch die alte Methode des unbedingten Schutzes der fehlsamen Beamten schon verleiten lassen, gegen das Zentrum ganz grobe und obendrein unbegründete Beleidigungen vom Stapel zu lassen — zur Freude der geschworenen Feinde der Kolonien auf der Linken, die mit größtem Eifer darauf hinarbeiten, der Zentrumspartei und den katholisch-kirchlichen Kreisen die Unterstützung der Kolonialpolitik unmöglich zu machen. Wenn es da zu einem Krach kommt, der über den Rahmen der Kolonialsache hinaus die allgemeine Politik schädlich berührt, so ist das nur der unseligen, anscheinend unausrottbaren Methode zuzuschreiben, bei Anschuldigungen gegen Beamte immer erst mit aller Schärfe den Beschuldiger zu fassen.

Die französische Politik.

Die Flottendemonstration vor Tanger geht nun in Szene, nachdem die französische Regierung mit dem neuen spanischen Kabinett, das ebenso liberal und kulturkämpferisch sein will wie sein Vorgänger, die Verhandlungen zum Abschluß gebracht hat. Den Oberbefehl führt natürlich der französische Don Quichotte, nicht der kleine spanische Sancho Pansa. Zur Beschwichtigung Europas haben die beiden Mächte den Vertragsmächten die Versicherung gegeben, daß sie nur kraft des Polizeimandats von Algeciras und im Sinne der internationalen Akte vorgehen wollten. Der Anfang des Unternehmens wird auch wohl in diesem Rahmen bleiben. Aber wie sich die Fortsetzung und das Ende gestalten wird, ist doch etwas zweifelhaft. Die Widerstandsfähigkeit des marokkanischen Volkes gegen eine Invasion des Innern ist jedenfalls eine bessere Gewähr gegen französische Eroberungsgelüste und spanische Blindheit als das diplomatische Papier. Trotzdem hat die Akte von Algeciras eine größere Bedeutung, als die geschworenen Gegner der „Tschirschky-Politik" ihr nachsagen. Jeder Eroberungsversuch ist jetzt, nachdem die Integrität Marokkos völkerrechtlich sicher gestellt ist, ein offenbarer Rechtsbruch, zu dem man sich angesichts der internationalen Konsequenzen auch von den feinsten englischen Ränkeschmieden nicht so leicht verleiten lassen wird.

Zu der hochpolitischen Aktionslust des gegenwärtigen französischen Ministeriums steht seine vorsichtige Haltung im Kulturkampf in einem gewissen Gegensatz. Der Kultusminister Briand hat trotz der radikalen Scharfmachversuche seine Absicht durchgeführt, den katholischen Geistlichen auch beim Mangel an Kultusvereinen die Weiterbenutzung der Kirchen für den Gottesdienst auf Grund des gemeinen Rechts von 1881 zu gestatten. Die Hoffnung auf einen modus vivendi ist dadurch aufs neue belebt worden. Oder sind die schlimmen Pläne der Kirchenstürmer nur um ein Jährchen verschoben?

Zur Erhöhung der Parlamentsdiäten in Frankreich.

Von

Guilleaume de Tolbiac.

Ohne viel Geräusch ging in der Deputiertenkammer der Antrag, die Gebühren der Parlamentsmitglieder von 9000 Frs. auf 15,000 Frs. zu erhöhen, glatt durch. Eine beinahe unheimliche Ruhe schien für einige Augenblicke sich im Palaste der Auserwählten niedergelassen zu haben. Statt der donnernden Reden nur hier und da ein geheimnisvolles Flüstern, nur der Redner auf der Tribüne findet den nötigen Mut, den Antrag zu begründen. Großer Mühe, das Haus zu überzeugen, bedurfte es nicht, und so wurde das Gesetz Baudon mit aufgehobenen Händen votiert. Während an sonstigen Tagen viele der Volksvertreter durch Abwesenheit glänzen, fehlte heute kein teures Haupt. Und so kann das „Journal officiell“, wo sonst alles in die Breite geht, sich einer ergreifenden Kürze befleißigen. Selbst die Namensverzeichnisse derer, die mit „ja“ bzw. „nein“ abgestimmt, fehlen, obgleich sie sonst bei tiefeinschneidenden Abstimmungen üblich sind. Man könnte beinahe glauben, die Herren Deputierten wären plötzlich von unheimlicher Bescheidenheit ergriffen worden. Mit all dem ist's nun leider nichts, denn in — Geldgeschichten hört selbst in der wortreichen Redemühle des französischen Parlaments die Gemütlichkeit auf.

Uebrigens kann ein Land wie Frankreich mit seinem Jahresdefizite von mehr als 500 Millionen Mark sich diesen Luxus schon erlauben, denn bei einer solchen Ziffer spielen einige Hunderttausende mehr oder weniger gar keine Rolle. Bis jetzt schon sah die französische Gesetzgebung eine Freigebigkeit gegen seine Deputierten und Senatoren — wie sie nirgends fast geübt wird. Wahrscheinlich ist Frankreich das einzige Land, in dem die Mitglieder des Oberhauses Bezahlung aus der Staatskasse erhalten. In einigen Ländern z. B. England, Italien, Spanien und Portugal, ist das Amt eines Abgeordneten unbezahlt. In Oesterreich, Bulgarien, Dänemark, Preußen, Norwegen, Rumänien, Serbien und der Schweiz sind sie als Tagesarbeiter bezahlt, d. h. die Entschädigung ist berechnet für jeden Tag der Tagung und schwankt zwischen 10 M bis 15 M pro Tag. Am geringsten zahlt Bayern, nämlich 10 M. Nach dem bisherigen System erhielt jedes Mitglied des französischen Parlaments, gleichgültig, ob anwesend oder nicht, ein Jahresgehalt von 9000 Frs.

Interessant ist eine vergleichende Zusammenstellung der Parlamentsdiäten der verschiedenen Länder:

Frankreich	9000	Frs. (künftig 15,000)
Ungarn	5000	„
Niederlande	4150	„
Belgien	4000	„
Deutschland	3750	„
Griechenland	1800	„
Schweden	1650	„

Wie es sich gehört für ein demokratisches Staatswesen, marschiert die französische Republik in dieser Beziehung an der Spitze sämtlicher Kulturstaaten. Da nun gegenwärtig „Kultur“ Trumpf ist im Lande Mariannens und anderseits der französische Steuerzahler wohl der geduldigste und — „schwerste“ seiner Spezies ist, so bedurfte es gar keiner besonderen parlamentarischen Taschenspielerkünste, um das Bedürfnis einer Erhöhung der Parlamentsdiäten schwarz in schwarz auszumalen.

Wahr ist, daß z. B. die Abgeordneten in Ungarn eine Mietsentschädigung erhalten von 1650 Frs. Aber die französische Republik, die ihre Auserwählten am besten bezahlt, übertrumpft alle anderen Länder auch in bezug auf die „Sporteln“. Jedes Parlamentsmitglied hat freie Reise auf den Staatsbahnen und, mittels 10 Frs. mehr pro Monat, auf allen Eisenbahnen. In Spanien fahren die Deputierten zu reduzierten Preisen, wogegen sie in Oesterreich eine Reiseentschädigung erhalten; in Bulgarien, den Niederlanden, Norwegen, Serbien, Schweden und der Schweiz haben die Mitglieder der Parlamente nur Anrecht auf eine Freireise; in den anderen Ländern, z. B. in Deutschland, ist den Volksvertretern freie Eisenbahnfahrt gewährleistet. Es gibt in Europa freilich ein kleines Land, das diesen Vergünstigungen noch eine andere beigefügt hat. In Norwegen empfangen nämlich die Parlamentarier freie ärztliche Behandlung. Die französischen Kollegen haben an dieses Recht noch nicht gedacht. Mit Rücksicht auf die hygienische Bedeutung der Sache wird vielleicht in einem „Nachtrags“-Gesetze das Versäumte nachgeholt.

Pariser Zeitläufe.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

Im Laufe der vergangenen Woche haben weitere 2000 Inventarien der Kirchengüter stattgefunden. Dieselben führten nur in einzelnen Diözesen zu mehr oder weniger lärmenden Kundgebungen und passivem Widerstande. In Französisch-Flandern, in der Bretagne und in der Auvergne mußte Gewalt gebraucht werden, um die Inventarien aufnehmen zu können. Da der Papst in seiner Enzyklika jeden offenen Widerstand verboten, so hatte die Geistlichkeit Sorge getragen, daß fast überall im Sinne der päpstlichen Weisungen gehandelt wurde.

Im übrigen wäre ja auch offener Widerstand vollständig nutzlos gewesen. Die Regierung verfügte über alle Machtmittel, um jeden Widerstand zu brechen. Es verbleibt daher den Katholiken nur der letzte Weg, den der Papst in seiner Enzyklika auch angedeutet hat, der Weg einer gesunden Organisation aller Kräfte auf dem Boden des gemeinen Rechtes.

An Anstrengungen fehlt es in dieser Beziehung nicht, wenn man aber die ziemlich zahlreichen Heerhaufen und die überaus zahlreichen Führer betrachtet, die sich an die Spitze gedrängt haben, so kann man für eine wirklich kräftige Organisation nur Befürchtung haben.

Drumont, der Antisemiten- und Nationalistenhäuptling, der seine Pappenheimer kennt, sagt, daß gerade die Leute, welche von der Revolution das ärgste zu fürchten hätten, nur darauf bedacht wären, „den schwarzen Peter“ anderen in die Hand zu schmuggeln. „Im übrigen sind sie nicht gewillt — sagt Drumont — auch nur einen roten Heller ihrer Einkünfte der sozialen Sache zu opfern, oder auf den geringsten Fetzen ihres Luxus zu verzichten. Sie sind dermaßen beschäftigt, auf unnütze Weise ihr Geld hinauszuwerfen, daß ihnen keine Zeit verbleibt, daran zu denken, sie könnten selbst hinausgeworfen werden.“ —

Drumont ist hart für seine Freunde, aber in dieser Beziehung gibt er nur der Wahrheit die Ehre.

Die „Lanterne“ behauptet, unser greiser Kardinalerzbischof Richard müsse am 11. Dezember den Erzbischofshof verlassen, der dem Arbeitsminister Viviani als Amtswohnung eingeräumt werde. In Wirklichkeit war von einer solchen Maßregel niemals die Rede. Hingegen trägt sich die Regierung mit der Absicht, das neu gegründete Ministerium vorläufig in dem Palaste unterzubringen, welcher dem Erzbischofshofe gegenüber gelegen ist und vor der Revolution ein Apanagegut der Herzöge von Bourbon war. Dieser Bau ist unter den Namen Hotel de Sens bekannt, weil dasselbe zuerst von der Prinzessin Theresia Alexandrina von Bourbon-Condé, welche den Titel Mademoiselle de Sens führte, im Jahre 1733 bezogen wurde. Besagte Prinzessin war eine Enkelin der Herzogin Anna Henriette von Bourbon, des Pfalzgrafen Eduards Tochter aus seiner Ehe mit Anna von Gonzaga. Unter der Restauration ward in dem Palaste die persönliche Leibgarde von Karl X. installiert, und derselbe diente seit dem Sturze der Bourbonen als Generalstabsschule.

Die Tuberkulose, welche man anderswo auf das energischste bekämpft, greift in der Städtebevölkerung Frankreichs immer mehr und mehr um sich. Hier in Paris zählt man 4,24 Lungenkranke auf je 1000 Einwohner. In den größeren Städten ist die Zahl auf 2,92 per 1000 Einwohner gestiegen, und es wurde festgestellt, daß in den letzten 15 Jahren die Zahl der Lungenkranken um 26% gestiegen, während sie im gleichen Zeitabschnitte in England um 40% und in Deutschland um 25% gefallen ist. Diese beiden letzteren Länder haben Lungenheilstätten angelegt und für eine praktische Gesundheitslehre Sorge getragen.

Der Doktor Meslier behauptet mit vollem Recht, daß die Regierung nur deswegen nichts tue, weil sie sich von Gelehrten täuschen ließ, denen es nur um fette Posten, hohe Orden und sonstige Einkünfte zu tun sei, und deren ganzer Verdienst darin bestehe, Vereine zu gründen, in welchen aristokratische Faullenzer Zerstreuungen suchten, oder Lotterien zu veranstalten, welche hauptsächlich nur für die betreffenden Bankiers ein greifbares Resultat hätten.

Geld und Gut öffnet alle Türen und Tore. Die Porges, welche vor drei Menschenaltern noch in der Prager Judenstadt florierten, verkehren jetzt mit den ersten Geschlechtern Europas, ja sogar mit allerhöchsten Herrschaften, wie die verwitwete Großherzogin von Mecklenburg und deren Schwägerin, die Großfürstin Wladimir, welche zu Cannes zu den Gästen der Porges gezählt werden.

Der Herr Julius Porges hatte z. B. bei einem Abschiedsmahle den Fürsten Franz von Teck — Nebenzweig des Hauses Württemberg, — den Herzog und die Herzogin von Bailen, einen Prinzen Liechtenstein, den Fürsten Karl von Fürstenberg, den mexikanischen Gold-Magnaten Yturbe, den Freiherrn von Stumm und verschiedene englische und amerikanische Goldprotzen zu Tische. Sein Vetter Edmund Porges, Sohn von Theodor Porges, hat seine drei Schwestern an französische, belgische und römische Aristokraten verheiratet, so daß aus einer Prager Porges eine römische Borghese geworden ist, deren jetziger Familienname auf der Schauseite des Petersdomes von Rom prangt.

Das Schloß von Epinay, das eine Stunde westlich von Saint Denis und drei Stunden nördlich von Paris liegt, diente dem „König-Gemahl" der seligen Isabella II. als Schmollwinkel. Schloß und Park sind nun auf Antrag der Erben versteigert worden und erzielten nur den Spottpreis von 100,000 Fr. Hätte die Gemeinde selbst nicht ein Angebot gemacht, so wäre sogar dieser Preis nicht erzielt worden, weil die Groß-Industrie in dieser Gegend immer mehr und mehr sich ausbreitet.

Das Schloß war früher ein Hausgut der Familie de Montmorency, die es im Jahre 1741 an einen General-Steuerpächter verkaufte. Dieser schenkte es seiner Tochter, die es als Morgengabe dem wurmstichigen Grafen von Houdetot mitbrachte. Seit der Revolution haben das Schloß und die Domäne oft den Besitzer gewechselt.

Während ein so alter historischer Herrensitz um ein paar Batzen verkauft wurde, erzielten die Erben des Türken-Hirsch die nette Summe von 2,500,000 Fr. mit dem Verkaufe des Palastes, den der Münchener Bankier neben dem Elysee-Palaste besaß, und den er von dem ehemaligen Staatsminister Rouher gekauft hatte, welcher bei dem Kaufe der Strohmann der Kaiserin Eugenie war.

Rastlose Welle.

Hoch über des goldenen Bechers Rand
Ergießt sich schäumend die Purpurflut;
Die Berge flammen in letzter Glut,
Dann legt sich über das schauernde Land
Der Schatten, der graue Geselle —
Fort wälzt sich die rastlose Welle.

Dann zögern die Weiser mit trägem Schlag,
Als wollte die finst're Nacht fortan
Die Erde fesseln in ihren Bann,
Doch siegreich schwingt sein Schwert der Tag,
Sein silberschillerndes, helle —
Froh grüßt ihn die rauschende Welle.

Und Morgen wird Tag und Abend Nacht,
Und tausend Blüten früh ersteh'n,
Die in des Mittags Brand vergeh'n;
Wo gestern wogte der Aehren Pracht,
Steh'n Stoppeln an öder Stelle —
Fort hastet im Taumel die Welle.

Es reihet und rundet sich Jahr an Jahr
In Werdewonnen und Scheidenot,
Vom Leben ist nur ein Schritt zum Tod,
Im Raume stoßen sich Wieg und Bahr —
Du Tropfen aus sprudelnder Quelle,
Fort trägt dich im Strudel die Welle.

Sie trägt dich ins nimmer alternde Meer,
Des wogende Brust sich senkt und hebt,
Von des Alleuchtenden Odem belebt,
Vom Geist, der über den Wassern her
Lichtschwebend schuf Zelle an Zelle —
Er zählte die Tropfen der Welle.

Oberlahnstein. — Leo van Heemstede.

„Ausschluß der Oeffentlichkeit."

Auch ein Sittlichkeitskapitel.

Von

Dr. Otto von Erlbach.

Franz Eckardt (Brünn) hat in Nr. 47 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 564 ff) mit Recht den groben Mißbrauch beklagt, den die liberale Presse in Oesterreich mit sog. „geheimen Gerichtsverhandlungen" zu treiben pflegt. „Je geheimer ein solcher Prozeß geführt werden sollte, desto breiter wird er in den Zeitungen behandelt." Leider sind aber diese Dinge keine österreichische oder Wiener Spezialität. Im Deutschen Reiche wird in einem großen Teile der Presse nach ähnlichen Heften gearbeitet. Zur Ehre vieler als anständig geltenden Zeitungen sei gerne angenommen, daß man den Unfug nur mehr oder minder mitmacht, weil man hinter der „Konkurrenz" nicht zurückstehen mag und weil die Erfahrung lehrt, daß die Sensationslust des großen Haufens sich an der Lektüre von Berichten über Prozesse mit „pikantem" oder schauerlichem Hintergrunde nie genug tun kann. Ob aber die verantwortlichen Zeitungsleiter sich auch voll bewußt sind, daß hinter der Gier, mit welcher sogenannte Sittlichkeitsprozesse verfolgt werden, an sich schon eine gewisse Perversität lauert, und daß die Presse mit ihren genauen, bis hart an die äußerste Grenze gehenden Berichten der ohnehin immer mehr um sich greifenden Perversität Vorschub leistet? Selbst in einzelnen Zeitungen mit katholischer Grundtendenz wird in der Berichterstattung über sog. Sexualvergehen nicht immer die nötige Vorsicht angewendet.

Ein Prozeß aus den jüngsten Tagen ließ den augenfälligen Widersinn, der in der praktischen Handhabung des „Ausschlusses der Oeffentlichkeit" liegt, besonders kraß hervortreten. Das Schwurgericht in Bayreuth hat am 29. November den verheirateten protestantischen Lehrer Friedrich Müller in Dürnberg wegen eines an einer $11^1/_2$ jährigen Schülerin verübten Mordes nach vorausgegangenem Sittlichkeitsverbrechen zum Tode und zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Einen Tag nach der Verurteilung gestand das Scheusal, im Jahre 1898 unter ähnlichen Umständen auch den bisher unaufgeklärten Mord an einer Witwe in Bayreuth, bei welcher der damalige Einjährig-Freiwillige zur Miete wohnte, verübt zu haben. Schon vor der Verhandlung meldete die „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 328 am 27. Nov.) aus Bayreuth:

„Wie von eingeweihter Seite versichert wird, ist der Fall so eigenartig gelagert wie selten einer, so daß die größte Vorsicht auch bei der Durchführung der Hauptverhandlung am Schwurgerichte angezeigt erscheint und beobachtet werden wird. Aus diesem Grunde wird hauptsächlich auch der Ausschluß der Oeffentlichkeit erfolgen und aufs strengste durchgeführt werden."

In der Tat wurde der Ausschluß der Oeffentlichkeit mit noch größeren Vorsichtsmaßregeln, als sonst üblich sind, durchgeführt. Das bereits zitierte Blatt meldete darüber in Nr. 329 vom 28. November:

„Nach Verlesung des Verweisungsbeschlusses beantragte der Vertreter der Anklage, I. Staatsanwalt Landgraf, Ausschluß der Oeffentlichkeit, und zwar müsse er, nach Rücksprache mit den Sachverständigen, bei der Eigenartigkeit des Falles beantragen, daß nur den Beamten des Landgerichts und der Staatsanwaltschaft und den Berichterstattern das Verbleiben im Saale gestattet werde; das Gericht beschloß demgemäß; es wurden nur die vorgenannten Beamten und sieben Vertreter der Presse zugelassen. Der Vorsitzende ordnete an, daß die Türen zu schließen seien, und bemerkte, daß weitere Personen als die jetzt anwesenden auf keinen Fall Zutritt haben."

Der Gerichtshof hat also zweifellos seine Schuldigkeit getan. Aber nun kommt der springende Punkt: Die Presse und ihre Berichterstattung. Hier könnte man versucht werden, die scharfen Worte Eckardts in Nr. 47, S. 564, wenn auch mit einiger Abschwächung, zu variieren und die Tatsache festzustellen, daß 100 Personen der Zutritt zur Verhandlung verweigert wird, aber Hunderttausende nachher im Geiste der Verhandlung beiwohnen können, von welcher ihnen mit epischer Breite, zum Teil sogar mit stenographischer Genauigkeit ein möglichst umfassendes Bild dargeboten wird.

Es darf als selbstverständlich angenommen werden, daß der Präsident des Schwurgerichtes bei dieser oder bei anderer Gelegenheit die Berichterstatter an ihre Pflicht erinnert hat, nur das in die Presse zu tragen, was ohne Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit mitgeteilt werden kann. Aber über diese Grenze sind die Begriffe vielleicht niemals soweit auseinander-

gegangen wie heute — namentlich in der Presse. Hätte der Gerichtshof in Bayreuth die Absicht gehabt, die Oeffentlichkeit *nur* für solche Details des Verbrechens und der Verhandlung auszuschließen, welche geradezu unnennbare Dinge entschleiern müssen, so wäre der Ausschluß für die ganze Verhandlung unnötig gewesen.

Es kam alles darauf an, wie die Zeitungsberichterstatter ihre Aufgabe auffaßten, ob sie sich bewußt blieben, daß ihre Referate einer *völlig unbegrenzten Oeffentlichkeit* zu Gesicht kamen, während die ausgeschlossenen Zuhörer im Gerichtssaale im Verhältnis zu den Lesern unserer Großpresse eine geradezu *winzige „Oeffentlichkeit"* dargestellt hätten, bei der die unreife Jugend, welche notorisch heutzutage vielfach Zeitungen liest, von vorneherein gänzlich ausgeschaltet gewesen wäre.

Wie hat sich nun die Presse in dem vorliegenden Falle zu dem *verschärften Ausschluß der Oeffentlichkeit verhalten?* Eine große Reihe bayerischer Zeitungen verschiedener Parteirichtung schränkte die Berichterstattung auf ein Mindestmaß ein, andere brachten zwar längere Berichte, bemühten sich aber wenigstens, den Mordprozeß zu unterstreichen und in bezug auf das Sittlichkeitsverbrechen weder „Kriminalstudenten" noch Sensationslüsternen und Neugierigen greifbaren Stoff zu bieten. Leider ist aber wieder mehr als ein Blatt ziemlich erheblich über die Grenzen hinausgegangen, welche aus kriminal-psychologischen und volkspädagogischen Gründen gefordert werden müssen. Ueber die ansteckende Wirkung derartiger Schilderungen auf die Phantasie und unter Umständen sogar auf schlummernde Triebe ist im letzten Jahrzehnt viel geredet und geschrieben worden. Die Zeitungen drucken die Artikel und Reden ab, aber bei der nächsten Gelegenheit verstoßen die meisten wieder gegen die einmal erkannte Wahrheit.

Den umfangreichsten und detailliertesten Bericht über den Bayreuther Prozeß dürfte dasjenige Blatt an die Oeffentlichkeit gestellt haben, welches anfangs über den *strengen Ausschluß der Oeffentlichkeit* so ernste Mitteilungen machte. Die *„Augsburger Abendzeitung"* widmete nämlich in den Nummern 329, 330 und 331 der Berichterstattung über diesen mit Ausschluß der Oeffentlichkeit geführten Prozeß *sieben Spalten in kleinem Drucke*, rund 720 Druckzeilen. Dabei ist zu bemerken, daß diese Berichte fast jedesmal, wenn das scheußliche Sittlichkeitsdelikt zur Sprache kommt, einige, wenn auch nicht äußerste Details heranziehen, die in einer Zeitung, die auf den Familientisch kommt, weit mehr Aergernis erregen müssen, als in dem üblichen Auditorium der Gerichtssäle. Der Zitatbeweis für diesen Vorwurf kann und darf hier begreiflicherweise nicht geführt werden. Jedenfalls gehören alle diese Dinge bis zur begrifflichen Definition des Lustmordes durch den Staatsanwalt nicht in eine Familienzeitung, und es kann ruhig behauptet werden, daß eine derartige Berichterstattung der reinste Hohn auf den *strengen Ausschluß der Oeffentlichkeit* ist. Dabei soll durchaus nicht verschwiegen werden, daß die *Redaktion* des genannten Blattes augenfällig bestrebt gewesen ist, dem unvorsichtigen Berichterstatter das Konzept zu korrigieren. An einer Stelle (Nr. 331, Seite 7, erste Spalte, 10. oder 11. Zeile) erkennt das Auge des Fachmannes auf den ersten Blick, daß noch in letzter Minute vor der „Zurichtung" der betreffenden Kolumne fünf oder sechs Worte aus einer immer noch recht verfänglichen Stelle ausgemerzt worden sind, ohne daß die entstandenen Zwischenräume in der Eile ausgefüllt werden konnten.

Solange ein Gerichtshof, welcher den Ausschluß der Oeffentlichkeit für das Zuhörerpublikum verfügt, auf die Art und den Umfang der Zeitungsberichterstattung über solche „geheimen" Verhandlungen keinen entscheidenden Einfluß hat, und solange zugelassene Berichterstatter und von ihnen bediente Zeitungen den klar zutage liegenden Beweggründen der Ausschließung der Oeffentlichkeit nicht hinreichend Rechnung tragen, bleibt als einziges und letztes Mittel die völlig *paritätische Behandlung der Publizitätsorgane der Presse mit dem stets nur aus Erwachsenen bestehenden „Publikum" der Gerichtssäle*. Während derjenigen Teile einer Verhandlung, welche unsittliche Handlungen, Vorbereitungen zu unsittlichen Handlungen oder körperliche Einwirkungen unsittlicher Handlungen betreffen, sollten Zeitungsberichterstatter, welche das ihnen bisher gewährte Privileg vor der Oeffentlichkeit nicht richtig zu handhaben wissen, nicht mehr anders behandelt werden als andere ausgewachsene Sterbliche. Diese Forderung hat mit der *Freiheit der Presse* nicht das mindeste zu tun, sie ergibt sich aus unantastbaren Bestimmungen des allgemeinen Rechtes, das für jeden gleich ist und von niemandem umgangen werden darf. Es ist eine Forderung der Konsequenz und des gesunden Menschenverstandes.

v. Ows „Hom" und die Katharina Emmerich-Frage.

Von

Dr. E. Lindl, München.

Die uns durch Clemens Brentano überlieferten Betrachtungen der am 9. Februar 1824 zu Dülmen verstorbenen Augustinerinnennonne Anna Katharina Emmerich treten neuerdings wieder mehr in den Vordergrund vielseitiger Untersuchungen. Spielt schon in der bekannten Frage, ob das Grab Mariens zu Ephesus oder zu Jerusalem zu suchen sei, die Meinung und der Name Katharina Emmerichs bei vielen Autoren, die darüber handeln, so Wegener, Fonk und neuerdings Nießen (vergleiche dagegen Baumstark im Oriens christianus, 1904, S. 371 ff.) eine bedeutende Rolle, so ist v. Ows Buch „Hom"[1]) ausschließlich dem Nachweise gewidmet, daß Emmerichs Angaben über „Hom" der historischen Wahrheit entsprechen. Wichtig ist bei der Beurteilung des Buches, was der Verfasser selbst in der Einleitung darüber bemerkt: „Es liegt mir ferne zu glauben, meinerseits einen brauchbaren Stein zum Baue der Wissenschaft beitragen zu können; dazu fehlt mir bei meinem Thema, das in vorgeschichtliche Zeiten zurückreicht, die nötige linguistische, orientalistische und ethnographische Vorbildung" (S. VI); ferner „Einen Vorwurf will ich von vornherein als begründet hinnehmen, nämlich den, nicht genügend die einschlägige Literatur zu Rate gezogen zu haben." Der Verfasser meint zwar, „dieselbe ist eben dem Stoffe entsprechend von solchem Umfange, daß ein volles Menschenalter nicht ausreichte, um sie auch nur einigermaßen zu bewältigen" (S. VI).

Aus diesen Vorbemerkungen des Autors wird jedermann erkennen, daß ein fachwissenschaftliches Referat in vielen Punkten und — leider in den Hauptpunkten — nicht wird zustimmen können. Es muß zwar von vornherein rühmend hervorgehoben werden, daß Baron v. Ow aus idealer Begeisterung für seine Meinung von der Uebernatürlichkeit der Visionen Emmerichs durch vier Jahre hindurch sich der Ausarbeitung dieses Buches gewidmet und sich in ein ihm früher fremdes Gebiet hineinzuarbeiten suchte. Zugleich muß anerkannt werden, daß der Verfasser selbst, wie seine einleitenden Worte zeigen, sich der Schwächen seines Buches wohl bewußt ist.

Ehe ich nun zum eigentlichen Referat komme, möchte ich zunächst eine allgemeine, mehr theologische Vorbemerkung vorausschicken. v. Ow glaubt, obwohl die kirchlichen Behörden trotz jahrelanger Verhandlungen immer noch keine definitive Stellung — ja, soviel ich mitteilen kann, steht gegenwärtig in Rom diese Frage nicht günstig für Katharina Emmerich — zu den „Visionen" der Dülmer Klosterfrau genommen, eine scharf pronunzierte Verteidigungsrolle durchführen zu müssen. Doch dürfte schon der eine Umstand, daß das kompetente theologische Lehramt mit einer Urteilsfällung bis jetzt gezögert hat, auch dem fernstehenden Laien zeigen, daß hier nicht Glaube oder Unglaube, sondern nur die nicht so einfach gelagerte Sachlage selbst bisher hindernd im Wege stand. Und so wäre es für eine ruhige, nüchterne Untersuchung der Katharina Emmerich-Frage besser gewesen, wenn auch v. Ow sich gleich P. Schmöger und Clemens Brentano auf den zunächst abwartenden Standpunkt gestellt hätte. Selbst P. Schmöger, der begeisterte Herausgeber der Pustetschen Ausgabe (1881) der Emmerichschen Gesichten, sagt am Schlusse seiner Vorrede: „Zum Schlusse erklärt der Herausgeber in vollkommenster Unterwerfung unter die Dekrete Urbans VIII., daß er dem ganzen Inhalte des vorliegenden Buches keine andere als rein menschliche Glaubwürdigkeit beilegt und beigelegt wissen will" (S. LXII). Auch Clemens Brentano setzt seiner erstmaligen Publikation die Worte voran: „Sollten die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der kontemplativen Jesusliebe sich irgend auszeichnen, so protestieren sie doch feierlich auch gegen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit. Sie wollen nichts, als sich demütig den unzählig verschiedenen Darstellungen des bitteren Leidens durch bildende Künstler und fromme Schriftsteller anschließen, und höchstens für vielleicht ebenso unvollkommen aufgefaßte und erzählte, als ungeschickt niedergeschriebene Fastenbetrachtungen einer frommen Klosterfrau gelten."

Denn bei den Emmerichschen Gesichten handelt es sich nicht bloß um schwierige, rein theologische Fragen, die sich vom kirchlichen Lehramt ohne längere Untersuchungen entscheiden

[1]) „Hom", der falsche Prophet aus noachitischer Zeit. Eine religionsgeschichtliche Studie von Anton Frhr. v. Ow, Leutkirch, Hofbuchhandlung Bernklau, 1906.

ließen, sondern auch um nichttheologische, und zwar geographische, historische und sprachgeschichtliche Momente, die der Kompetenz der theologischen Beurteiler völlig fern liegen, die aber gleichwohl nach allen Seiten beleuchtet sein müssen, ehe die Kirche ein abschließendes Urteil fällen kann.

Zu diesen nichttheologischen Punkten, die eben nur der Historiker, der Orientalist beurteilen kann, gehört nun auch die Mitteilung Katharina Emmerichs über „Hom".

Eigentümlicherweise steht nun in den von Clemens Brentano selbst herausgegebenen älteren Ausgaben der Emmerichschen Gesichten nichts von diesem Hom. Erst P. Schmöger hat in seiner Neuausgabe (bei Pustet, Regensburg 1881) auch die Erzählung über Hom aufgenommen. Clemens Brentano hat nur einen kurzen Bericht über den mit Hom in Verbindung stehenden Dsemschid (im 3. Bd., S. 69) veröffentlicht, indem er über Jesus anläßlich seines angeblichen Aufenthaltes in Cypern (wovon aber die Evangelien selber nichts berichten) Katharina Emmerich erzählen läßt: „Sie (die heidnischen Philosophen ebenda) erwähnten auch eines ältesten weisen Königs, der hoch oben in Indien hervorgekommen sei und Dsemschid heiße und mit einem goldenen Dolche, den er von Gott erhalten, so viele Länder geteilt und bevölkert und überall Segen verbreitet habe, und fragten Jesum über ihn und allerlei Wunder, die sie von ihm erzählten. Jesus sagte ihnen, daß Dsemschid ein natürlich-kluger und sinnlich-weiser Mann und Völkerführer gewesen sei, der einen Stamm Völker, als sie sich nach der Trennung beim Turme von Babel zerstreuten, geführt, und Länder nach gewissen Ordnungen mit ihnen besetzt habe, und daß es solche Führer gegeben habe, welche übler gehaust hätten als er, weil seine Rasse nicht so verfinstert gewesen sei. Er zeigte ihnen aber auch, welche Fabeln auf seine Rechnung geschrieben würden, und wie er ein falsches Nebenbild und Irrbild des Priesters und Königs Melchisedech sei." Soviel berichtet Brentano selbst. Schmöger nun hat aus den Tagebüchern Brentanos die ganze folgende Episode über Hom noch mitgeteilt (S. 21 ff.) mit der Ueberschrift: „Noe und seine Nachkommen. — Die Stammführer Hom und Dsemschid."

„Es war in jener Zeit ein schreckliches Treiben auf Erden. Die Menschen verübten alle Laster ... Mosoch, der Sohn Japhets und Enkel Noes, wurde so zum Fall gebracht, da er auf dem Felde arbeitend den Saft einer Pflanze getrunken hatte, von dem er berauscht wurde ... Mosoch wurde der Vater eines Sohnes, der H o m genannt wurde. Als das Kind geboren wurde, bat Mosoch seinen Bruder Thubal, sich desselben anzunehmen, damit seine Schmach verborgen bleibe; und Thubal tat es aus Liebe. Es wurde das Kind mit dem Stengel und den Sprossen der Schleimwurzel Hom vor Thubals Zelthütte gelegt von seiner Mutter, welche dadurch ein Recht auf sein Erbe zu erlangen hoffte; aber die Flut war schon nahe und es war aus mit dem Weibe. Thubal nahm das Kind zu sich und ließ es in seinem Hause aufziehen, ohne seine Herkunft zu verraten. So geschah es, daß das Kind in die Arche kam. Thubal gab ihm den Namen der Wurzel Hom, weil sie als das einzige Abzeichen bei ihm lag." Hierauf erzählt Emmerich den Bericht über den Bau der Arche und die Flut. Sodann heißt es wieder: „Als Thubal mit den Familien von Noe schied, da sah ich jenes Kind des Mosoch, den Hom, das mit in die Arche gekommen war, auch darunter. Hom war schon erwachsen. Ich sah ihn nachmals ganz verschieden von den anderen und groß wie einen Riesen, sehr ernst und eigen. Er trug ein langes Mantelkleid und war wie ein Priester. Er sonderte sich ab und brachte viele Nächte allein auf dem Gipfel des Gebirgsrückens zu. Er sah nach den Sternen und trieb Zauberei und war durch den Teufel in Gesichten, die er in eine Ordnung und Lehre brachte, durch welche er die Lehre Henochs trübte .... Thubal war ein guter Mann. Homs Treiben und seine Lehre gefiel ihm nicht und es tat ihm wehe, daß einer seiner Söhne, der Vater D s e m s c h i d s, dem Hom anhing .... Hom empfing von seinen Anhängern beinahe göttliche Verehrung. Er brachte ihnen die Lehre bei, daß Gott im Feuer sei. Auch mit dem Wasser hatte er viel zu tun und besonders mit der Schleimwurzel, von der er seinen Namen hatte. Er pflanzte sie und teilte sie als hl. Nahrung und Arznei mit Feierlichkeit aus, so daß eine religiöse Handlung zuletzt daraus entstand. Ihren Saft oder Brei trug er in einem braunen Gefäß wie ein Mörser bei sich .... Hom war nicht verheiratet und wurde nicht sehr alt. Er verkündete viele Gesichte über seinen Tod. Ich sah ihn aber schrecklich sterben, daß nichts von ihm zurückblieb, indem der böse Feind ihn mit sich nahm. Darum glaubten seine Anhänger, er sei wie Henoch an einen hl. Ort entrückt worden. Der Vater Dsemschids wurde von ihm unterrichtet, er hinterließ ihm seinen Geist, damit er an seine Stelle trete."

Soweit Katharina Emmerich über Hom.

Ausführlicher berichtet sie dann noch über D s e m s c h i d (s. Schmöger, S. 28): „Dsemschid wurde durch seine Weisheit der Führer seines Stammes. . . . Er war unbeschreiblich lebendig und rasch, viel tätiger und auch besser als Hom, der mehr finster und steif war. Er brachte Homs Lehre und Religion recht in Ausübung, setzte noch mancherlei dazu und sah viel nach den Sternen. . . . Dsemschid hatte ein goldenes, eiförmiges Gefäß umhängen. . . . Das Gefäß hatte eine durchbrochene Krone als Deckel, und wenn Dsemschid Feuer machte, nahm er etwas heraus und warf es in das Feuer. Das Gefäß war in der Arche gewesen und Noe hatte das Feuer darin aufbewahrt. Nun wurde es das Heiligtum Dsemschids. . . . Der Glanzstern (Zoraster), der viel später ist, war ein Nachkomme von dem Sohne Dsemschids und erneuerte seine Lehre. . . . Dsemschid traf noch in die Zeit der Derketo und ihrer Tochter, der Mutter von Semiramis. Bis Babel selbst kam er nicht; aber sein Lauf kam in diese Richtung." Mit der bereits von Brentano erwähnten Episode Christi auf Cypern schließt Katharina Emmerich ihre Angabe mit den Worten: „Ich sah die Geschichte Homs und Dsemschids, als Jesus vor den heidnischen Philosophen in Lanisa auf Cypern lernte."

Auf Grund dieser Ausführungen der Katharina Emmerich vor allem über Hom ward der Verfasser, Baron v. Ow, veranlaßt, in der gesamten Weltliteratur nach Spuren einer Existenz und der Wirksamkeit des „Hom" nachzuforschen. Das Resultat ist sein bereits erwähntes, über 500 Seiten starkes Buch mit dem Titel „Hom", der falsche Prophet aus noachitischer Zeit.

v. Ow glaubt hierin, so in dem zweiten Abschnitte, die heiligen Schriften der Eranier mit besonderer Rücksicht auf Haoma, in dem 3. „Hom bei den indischen Brahmanen und den Buddhisten", wie im 4. Abschnitte, Erinnerungen an Hom und seine Zeit bei anderen Völkern (Asien, griechische und nordische Mythologie, Afrika, Amerika) den Nachweis liefern zu können, daß (S. 360) „überall da, wo sich Erinnerungen an die Flutpatriarchen erhalten haben, auch die Gestalt Homs mehr oder weniger deutlich hervortritt". Im Hinblick auf Angaben der Apokalypse über das Weltende und analogen Anschauungen vor allem der indischen und eranischen Quellen will v. Ow die Stelle Apok. 19, 20: „Und das Tier ward ergriffen und mit ihm d e r f a l s c h e P r o p h e t" gerade auf Hom deuten, „welcher „der falsche Prophet" kat' exochén ist und welcher . . . gleich Henoch und Elias aufbewahrt worden zu sein scheint, um in der letzten Zeit am Kampfe zwischen Christ und Antichrist teilzunehmen" (S. 509).

Gleichzeitig folgert der Verfasser aus dem seiner Meinung nach gelungenen Nachweise dieser Bedeutung des Hom auch die R i c h t i g k e i t d e r a u s d e n V i s i o n e n b e i E m m e r i c h stammenden Angaben über Hom. Denn „Brentano hat die Visionen genau so wiedergegeben, wie sie ihm Emmerich vorerzählte" (S. 456) und weiterhin „ist die Emmerich 1824 gestorben und wußte sicher nichts von den Forschungen Anquetils über die Zendtexte" (worin eben die nationalen Berichte der Iranier über Hom stehen). v. Ow begründet dieses (S. 362) damit, „daß zwar die erste Kunde über das Avesta aus dem Jahre 1771 stammt, die Publikationen Anquetils aber ein halbes Jahrhundert lang gänzlich vernachlässigt wurden und erst im Jahre 1826 ab durch andere Gelehrte sichere Kunde über die heiligen Schriften der Eranier verbreitet wurde."

Wenn dem nun in allem so wäre, so müßte nun auch meiner Ueberzeugung nach jeder ohne weiteres sich dem v. Owschen Urteile über Hom und Katharina Emmerich anschließen. Nun aber kommt hier sehr wesentlich ein Mangel des Buches in Betracht, den der Verfasser, wie schon eingangs erwähnt, selbst zugegeben, nämlich der, daß er „nicht genügend die einschlägige" und eben hier die schon vor Katharina Emmerich in Deutschland über Hom und Dsemschid bekannte „Literatur zu Rate gezogen hat". Ja, wäre vor Katharina Emmerich nirgends, wenigstens nicht in deutscher Sprache, irgend etwas über Hom und Dsemschid zu lesen gewesen, dann wäre natürlicherweise sofort jeder Zweifel über die Echtheit der Emmerichschen Visionen ausgeschlossen. Doch da dies, wie sogleich gezeigt wird, nicht der Fall ist, auch kein einziges, uns jetzt erst durch moderne Ausgrabungen bekannt gewordenes Faktum der Geschichte schon bei Emmerich erwähnt wird, sondern in freier, nicht immer zu kontrollierender Kombination lauter damals schon bekannte Namen uns entgegentreten, so muß die kirchliche Behörde, ehe sie ein abschließendes Urteil fällen darf, eben auch diese Möglichkeiten irgend eines rein menschlich zu erklärenden Nachwirkens älterer schon bekannter Angaben über Hom usw. hier ins Auge fassen. (Schluß folgt.)

Immaculata.

Der Weihrauch schwelt. Die Orgel singt so leise,
So müde träumt der bleiche Kerzenschein . . .
Nun zittert eine alte, wehe Weise
Durch Duft und Licht: „Maria, Jungfrau rein . . .“

Die Fahnen wallen. Ihre Purpurseide
Fließt schwer und knisternd über Blumen hin.
Und glanzumgossen thront im Lilienkleide
Und Sternendiadem die Königin.

Von ihrer keuschen Stirne strahlt ein Blinken,
In dem sich Huld und Liebreiz still vermählt. —
Du Reine, wirst du mir Erhörung winken?
Ich seh' dich lächeln . . . Und der Weihrauch schwelt.

August Detrée.

Zur Gegenwehr.*)

Von

Dr. F. J. Zimmern.

In Nr. 48 dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Kiefl gegen meinen Aufsatz in Nr. 46 eine Erklärung zur „Abwehr“ veröffentlicht, welche einiger Berichtigungen bedarf. Vor allem sei wiederholt, daß nicht meine Wenigkeit es war, die angefangen hat, und ebenso, daß nicht die positive Seite der Ehrungen Schells den Gegenstand des Streites ausmacht, sondern nur deren negative Seite, nämlich die ehrenrührigen Angriffe gegen die vermeintlichen Feinde Schells, die Herabsetzung von Leuten anderer theologischer Richtungen, sowie auch des katholischen Publikums von Deutschland.

Da ich zu Lebzeiten Schells niemals ein Wort gegen ihn geschrieben habe, so hatte ich keine Ursache, aus persönlichen Gefühlen gegen die angedeuteten Angriffe und Herabsetzungen aufzutreten.

Herr Dr. Kiefl gesteht an anderer Stelle, daß „auch die schärfsten wissenschaftlichen Gegner Schells an seinem Grabe in vornehmer Ritterlichkeit die Fahne gesenkt haben“, und nennt als ein solches Beispiel die „Innsbrucker Zeitschrift“, Heft 2, also ein von Jesuiten herausgegebenes Organ. Kaum war jedoch Schell begraben, so erschien bereits in der literarischen Beilage der „Köln. Volkszeitung“ (14. Juni) ein Nachruf, der zwar mit einer schönen Friedensmahnung schloß, aber jener „Ritterlichkeit“ nicht Gleiches mit Gleichem vergolten hat.

Der Lobredner Schells frischte nämlich aus der Festrede Schells bei Eröffnung des Universitätsgebäudes zu Würzburg die Aeußerung auf, daß die „Rückständigkeit“ der Katholiken ihren Grund in „hergebrachtem Vorurteil gegen die Wissenschaft“ habe, und ihre „Leichtgläubigkeit“ gegenüber dem Taxilschwindel davon herkomme, daß „man die gebildeten Katholiken kirchlicherseits zu wenig zum selbständigen Denken anleite, und die kirchliche Wissenschaft unter dem Einfluß der Jesuitenschule minderwertig geworden sei“. Zu dieser Unritterlichkeit habe ich damals noch geschwiegen, da ihr Schauplatz unserer Pfalz etwas ferne lag.

Doch am 25. Juni schon brachte die liberale „Speierer Zeitung“ einen Artikel unter der Aufschrift „Zu Tod gehetzt“, der auch sonst in liberalen Lokalblättern der Pfalz die Runde machte. Gleichzeitig ging, datiert unter dem 26. Juni, von Berlin aus ein Artikel an das französische Reformerorgan „Demain“ (veröffentlicht unter dem 20. Juli), in welchem Nichtschellianern auch im Auslande „anthropomorphische und abergläubische Auffassung der Religion“, „fruchtlose Dialektik ohne Herz und ohne Intelligenz“, „Darbietung von Steinen toter Formeln“ zum Vorwurf gemacht und auch dazu gesagt wird: „Plötzlich brach das verborgene Uebel in seiner gehässigsten Form aus bei dem Taxilschwindel.“

*) Jos. Hilgers S. J., auf dessen bei Herder in Freiburg erschienenes Buch „Der Index der verbotenen Bücher“ Professor Dr. Kiefl sich in Nr. 48 wiederholt beruft, sandte der „Allgemeinen Rundschau“ eine längere interessante Entgegnung, welche in Nr. 50 zum Abdruck gelangen wird.

In dem Artikel „Zu Tod gehetzt“ heißt es: „Die Jesuiten“ und „gewisse Kreise in Würzburg“ hätten in einer Art und Weise Schell von 1896 an „die letzten Tage des Lebens vergällt...... genügend das Herz krank zu machen und schließlich zu brechen“, weil Schell die Jesuiten beschuldigt habe „die eifrigsten Förderer des Romanisierungsprozesses zu sein, durch den deutsche Innerlichkeit und deutsches Streben nach Wahrheit und Persönlichkeitskultur überwuchert werde“. So habe Schell sich die Jesuiten zu Feinden gemacht.

Gegen diesen Versuch, jetzt auch in der Pfalz das Publikum über Schells Person und den Charakter der Indizierung (um Herrn Dr. Kiefls Worte zu benützen) „systematisch zu täuschen, aber auch die Flamme des Aergernisses in kirchlich peripherischen und außerkirchlichen Kreisen immer neu anzufachen“, habe ich endlich zur Feder und Abwehr in Nr. 177 der „Pfälzer Zeitung“ gegriffen, zumal mit dem Vorwurf des „Zu Tod gehetzt“ auch der Vorwurf des Taxilschwindels verquickt war, indem es dabei hieß, daß Schell geglaubt habe, „durch seinen Idealismus die Theologie und Kirche aus dem Sumpfboden des Aberglaubens herausführen zu können...... in dem allein ein Taxilschwindel gedeihen konnte.“

Ich erinnerte hingegen daran, wie gerade der Jesuit Gruber nach dem Zeugnis der „Köln. Volkszeitung“ (1897, Nr. 53) und der „Germania“ (1897, Nr. 111) der erste Schriftsteller in Deutschland war, der dem Taxilschwindel entgegentrat, während Schell damals in seiner Schrift „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“ die von den Jesuiten gepflegte theologische Richtung im allgemeinen und den Pater Gruber im besondern, trotz seiner Berichtigungen in der „Germania“ (1897, Nr. 111 und „Köln. Volkszeitung“ (1897, Nr. 372) für den Taxilschwindel verantwortlich machte.

Als völlig ungerufener Sekundant erließ nun Herr Dr. Kiefl gegen diese Abwehr des Mißbrauchs, der mit Schell getrieben wurde, eine Erklärung in Nr. 180 der „Pfälzer Zeitung“, worin er sagte: „Ich kenne den Artikel, gegen welchen in Nr. 177 angekämpft wird, nicht, allein für ungerecht halte ich es, den verstorbenen Schell für das, was über ihn nach seinem Tode geschrieben wird, verantwortlich zu machen.“ Letzteres hatte ich nun gar nicht getan, aber von dem, was ich wirklich getan hatte, mochte Herr Dr. Kiefl nichts wissen.

In meiner Gegenerklärung („Pfälzer Ztg.“ 182) erwiderte ich: „Ungerecht ist es, von andern zu fordern, daß sie sich und ihre Kirche aus dem feigen Hinterhalt eines frischen Grabes mit vergifteten Pfeilen wehrlos beschießen lassen sollen“. Diese „guten Freunde“ Schells hätte der Freund von seinem Grabe fern halten müssen.

Man hätte nun hoffen dürfen, daß der aus „berufener Feder“ angekündigte „Hochland“-Artikel über Schell ein schönes Beispiel geboten hätte, wie man denn über Schell nach seinem Tode schreiben sollte; allein Herr Dr. Kiefl hat in diesem Artikel, was die Herabsetzung von Leuten anderer theologischer Richtungen und des katholischen Publikums in Deutschland betrifft, ganz in die Kerbe der Zeitungsschellianer gehauen. Ich habe eine Blumenlese aus diesem Artikel zusammengestellt, allerdings von der Sonnenblume an bis zum kleinsten Vergißmeinnichtchen, der „Akribie“ halber, und natürlich (was aber Herrn Dr. Kiefl geniert) „geflissentlich“.

Diese meine Akribie nun hat sich von Herrn Dr. Kiefl schwere Anklagen zugezogen: „So sind fast alle Zitate Zimmerns, die er in Anführungszeichen bringt, entweder verstümmelt oder meist sogar im Wortlaut umgebogen und entstellt“. Da hätte ich z. B., sagt Herr Dr. Kiefl, „Armseligkeit des theologischen“ statt des „dogmatischen Betriebes in den letzten zwei Jahrhunderten“ geschrieben. Allein die Dogmatik ist doch das theologische Hauptfach! Und wenn man in den Artikeln der Zeitungsschellianer von „Minderwertigkeit der kirchlichen Wissenschaft unter dem Einfluß der Jesuitenschule“, von „herausführen der Theologie und Kirche aus dem Sumpfboden des Aberglaubens“ und bei Herrn Dr. Kiefl selbst fort und fort von „Zeitungstheologen“ liest (ein Kompliment, das ich aus Hochachtung für den akademischen Lehrstuhl durch ein Gegenkompliment nach der Muster Kieflscher Wortbildung nicht vergelten möchte), so kann es einem leicht zustoßen, daß man aus Versehen per synecdochen theologisch statt dogmatisch setzt.

Aehnlich verhält es sich auch mit der zweiten Anklage, als habe ich das Wort „katholisch in den Text eingeschoben“, indem ich geschrieben hatte, daß Herr Dr. Kiefl „das katholische deutsche Publikum als nicht so reif wie das in England hingestellt habe“. Hierauf entgegnet Herr Dr. Kiefl vorwurfsvoll:

„Ich sprach vom deutschen Publikum." Als ob im deutschen Publikum das katholische Publikum nicht darinsteckte!

Und gar die dritte Anklage! Sie lautet: „Zimmern behauptet, ich hätte der ungläubigen Richtung Weihrauch gestreut." Weit gefehlt! Wer alle meine hierauf bezüglichen Zitate, auch die von Herrn Dr. Kiefl hier ausgelassenen, zusammenhält, der findet heraus, daß ich nichts weniger als „Weihrauch" gerochen habe, sondern nur so nebenbei auf einen gewissen Widerspruch aufmerksam machen wollte, der darin erscheint, daß Herr Dr. Kiefl von einer gewissen „Wissenschaft" bald wie von „Hochburgen", „Cyklopenmauern", „Triumphzug" und bald wie von „flüchtigen Philosophemen" und „einander zerschellenden, sich gegenseitig auflösenden Katarakten" schreibt. Doch das ist vom aller geringsten Belang zur eigentlichen Sache.

Die von Herrn Dr. Kiefl mir durch obige drei Beispiele vorgehaltene Verstümmelung, Umbiegung, Entstellung ist überhaupt zur Sache von keinem Belang, noch weniger jedoch sind diese drei Beispiele „fast alle" meine Zitate. Ich habe deren noch etwa achtzehn Stück mehr vorgeführt; um es nochmals kurz anzudeuten: Unwesen, Banausentum, kleinliche Neider, Strohhaufen der Tageskritik, Entstellung, unverantwortliche Perfidie, Unwissenheit, pharisäischer Notschrei, gewissenlose Verhetzung, tödlicher Stoß, Tötung, letzter Nagel auf den Sarg — diese Zitate hat Dr. Kiefl umgangen. Und dadurch, sowie auch, daß er nichts Aergeres vorbringen konnte als die Vertauschung von „dogmatisch" mit „theologisch", die „Einschiebung" des „katholischen" in das deutsche Publikum und seine vermeintliche Weihrauchstreuung, hat er die Akribie meiner vielen Hauptzitate bestätigt.

Doch Herr Dr. Kiefl klagt mich ja auch noch der „Verallgemeinerung" an, als ob er „alle von Schell abweichenden theologischen Richtungen angegriffen", „jede Kritik an Schells System verpönt" habe, wogegen er doch „an den meisten Stellen die Fachtheologie ausdrücklich ausgenommen" habe. Auch diese Anklage ist unrichtig. Ich habe nur diejenigen Leute und ihre theologische Richtung als Gegenstand der Kieflschen Ausfälle und Herabsetzungen hingestellt, die von Herrn Dr. Kiefl als Mitschuldige an Schells Indizierung und Tod behandelt wurden. Das sind nicht „alle", aber auch nicht so „Vereinzelte", wie Herr Dr. Kiefl schreibt, sondern immerhin viele genug. Wie viele? Das weiß nur Herr Dr. Kiefl allein. Oder wen anerkennt Herr Dr. Kiefl als Fachtheologen?

Die Dogmatiker der letzten zwei Jahrhunderte zeiht er ja über Bausch und Bogen der „Armseligkeit", die „neuern Lehrbücher" des Strebens nach „toten Formeln" (555), „theologische Kreise einer nicht genug zu beklagenden Methode" (555), „viele Fachtheologen", daß sie Schells Gottesbegriff „in beschämender Weise mißverstanden" haben (557), seine „meisten Kritiker", daß sie geurteilt hätten, ohne studiert zu haben, das „Gros der Theologen", daß sie Schells „Riesenarbeit so gut wie unbenützt gelassen" haben (560). Wer bleibt da in den Augen des Herrn Dr. Kiefl noch überhaupt ein Theologe, geschweige denn ein Fachtheologe? Schreibt er doch auch in seiner „Abwehr": „Die meisten Kritiker, welche tatsächlich die öffentliche Meinung über Schell machten, waren kaum berufen, über wissenschaftliche Theologie mitzusprechen." Das sind in Herrn Dr. Kiefls Augen lauter verächtliche „Zeitungstheologen". Wer ist da vor diesem Universitätsprofessor noch seines bißchens theologischen Lebens sicher, besonders wenn man zu verhindern sucht, daß die alten, scharf geprägten Begriffswerte der Theologie verwaschen werden unter dem Kataraktenschwall modischer Phrasenwerte! — Und damit wären wir glücklich am Index angelangt.

Zu meiner Bemerkung, daß Bellarmin „rechtskräftig" auf den Index nicht gekommen sei, entgegnet Herr Dr. Kiefl: „Freilich hätte Herr Zimmern gerade bei Hilgers das Gegenteil sehen können, wenn er das Buch überhaupt in der Hand gehabt hätte." Umgekehrt würde Herr Dr. Kiefl, wenn er alle auf verschiedenen Seiten und gerade die auf Seite 12 stehenden Angaben bei Hilgers genau gelesen hätte, sich überzeugt haben, daß meine Bemerkung richtig ist. Was die Indizierung des Suarez betrifft, so schreiben die „Stimmen aus Maria Laach" (Septemberheft Seite 359): „Allerdings findet sich in den älteren Indexausgaben unter dem Stichwort Suarez eine Notiz, und die liebe Oberflächlichkeit, die sich nicht die Mühe gibt, zu lesen, was geschrieben steht, kann glauben, irgend ein Werk des großen Gelehrten sei verboten. Aber die Notiz lautet folgendermaßen: „Von den Disputationen des Franz Suarez ist Band V über die Zensuren, gedruckt zu Venedig 1606 bei Joh. Antonius und Jak. de Franziscis oder J. B. Ciotti, nicht erlaubt, wenn nicht die Blätter und Stellen, welche letztere unterschlagen hatten, wieder eingefügt werden". —

Bezüglich des Verfahrens der Indexkongregation unterscheidet Herr Dr. Kiefl eine innere und eine äußere Lehrpolizei. „Diese Unterscheidung will nun Zimmern anfechten," behauptet Herr Dr. Kiefl. Nein! Diese Unterscheidung will Zimmern nicht anfechten. „Hat jedoch die gewissenhafte Prüfung, sagt Herr Dr. Kiefl, der betreffenden Werke eine sichere Handhabe für eine Irrlehre des Autors nicht ergeben, lautet aber dennoch die Denunziation, welche Voraussetzung jeder Indizierung ist, dahin, daß die betreffenden Werke Verwirrung anrichten, so tritt bloß die äußere Lehrpolizei in Bewegung. Die einschlägigen denunzierten Schriften werden verboten, aber die Kongregation enthält sich ausdrücklich alles und jedes Urteils über den Glaubensstand des Verfassers, ja selbst über den objektiven Inhalt seiner Schriften." So lautet die Stelle im „Hochland".

Das Wort „Denunziation" hat eine fachwissenschaftliche und eine populär sprachliche Bedeutung. Das „Hochland" ist aber keine wissenschaftlich kirchenrechtliche Fachzeitung. Hier erscheint darum das Hervortreten der gehässigen Nebenbedeutung nicht ausgeschlossen, besonders, wenn man bedenkt, mit welch scharfen Zügen und grellen Farben Herr Dr. Kiefl das Treiben der „Zeitungstheologen" und das „Drängen der Denunziation" (569) geschildert hat. Gesteht doch Herr Dr. Kiefl auch in seiner „Abwehr": „Ich habe den Nachweis geführt, daß die schweren Mißverständnisse im Falle Schell nicht der kirchlichen Gesetzgebung und deren offizieller Handhabung, sondern dem unüberleuchteten Eifer einiger schlecht unterrichteter Zeitungstheologen zur Last fallen".

Wie soll man sich nun das „Problem" der Indizierung Schells und seine Lösung nach Herrn Dr. Kiefl vorstellen? Wohl etwa so: Die Indexkongregation hat keine Schuld an ihm gefunden; aber da ertönt der „pharisäische Notschrei" (567), es erhebt sich das „Drängen der Denunziation" (569): Er richtet Verwirrung an! Auf den Index mit ihm! — Es sind zwar nur „einige" Zeitungstheologen, aber die Kongregation kann sich „der schwersten Mißverständnisse" nicht erwehren. Also, auf den Index! Das ungefähr ist der Eindruck, den man aus der Darstellung des Herrn Dr. Kiefl von der Rolle gewinnt, in welcher die Kongregation des Index bei dem „Problem" der Indizierung Schells erscheint, und diese Rolle ist es, deren Richtigkeit ich angefochten habe.

Freilich hat Herr Dr. Kiefl auch wieder in Worten „die kirchliche Gesetzgebung und deren Handhabung durch die Indexkongregation auf das wärmste in Schutz genommen." Er hat es damit eben gemacht, wie siehe oben — mit den Theologen. Er hat so gesagt, er hat auch wieder so gesagt, und am Schlusse sagte er: „Ich bin glücklich, daß die Methode aus einer wissenschaftlichen (?) Abhandlung unter gänzlicher (?) Beiseitelassung der behandelten Probleme mit entstellten (?) Zitaten einem Fachtheologen einen Strick zu drehen, nicht herrschend ist." Die Fragezeichen sind natürlich von mir. Wer von uns beiden den Befähigungsnachweis als Seilermeister geliefert hat, überlasse ich dem Leser.

Von Speyer bis Graudenz.

(Richtigstellung.)

In dem dritten Artikel „Von Speyer bis Graudenz", Rückblick auf die letzte Tagung des Evangelischen Bundes, ist aus der „Süddeutschen Montagszeitung" vom 5. Dezember 1905 eine Aeußerung zitiert, die Professor Riezler in München bei einer Gerichtsverhandlung daselbst getan haben soll: Wo die Religion aufhört, hört meistens der gesunde Menschenverstand und die Logik auf. Von kundiger Seite wird uns mitgeteilt, daß Professor Riezler einen Ausspruch mit diesem Wortlaut nicht getan hat. Seine Aeußerung lautete dem Sinne nach: „Wo manche Leute meinen, die Religion sei im Spiele, hört für sie jede logische Erwägung auf." In dieser Form ist Riezlers Aeußerung allerdings einwandfrei. Wir bedauern sehr, daß wir durch die falsche Berichterstattung der unseres Wissens sehr radikalen „Süddeutschen Montagszeitung" in die Irre geführt worden sind. An der Tatsache aber, daß eine wachsende Anzahl von Gebildeten Religion und Christentum mit dem gesunden Menschenverstand für unverträglich hält, kann auch diese Richtigstellung nichts ändern.

Das stenographische Einheitssystem.

Von

Rektor A. Hülster.

Aus Eisenach wird unter dem 25. November gemeldet: Gestern und heute berieten hier die Vertreter der deutschen Stenographenschulen über die Frage der Einheitsstenographie. Vertreten waren die Schulen Gabelsberger, Stolze-Schrey, Stolze, Nationalstenographie, Stenotachygraphie, Arends und Roller. Die Schulen Brauns und Faulmann hatten schriftlich ihr Einverständnis kundgegeben. Einstimmig wurde die Einheitlichkeit auf stenographischem Gebiete als erstrebenswert bezeichnet und beschlossen, den einzelnen Schulen die Einsetzung eines Ausschusses vorzuschlagen, der in Verbindung mit den Regierungen die Grundlagen für eine Einheitsstenographie zu schaffen habe. Ueber die Zusammensetzung dieses Ausschusses, der aus 23 Personen bestehen soll, wurde ebenfalls volles Einverständnis erzielt und sodann ein Arbeitsausschuß aus je einem Vertreter der sieben Schulen gewählt, um auch die Regierungen für den Plan zu gewinnen und auf diesem Wege der stenographischen Zersplitterung in Deutschland ein Ende zu machen.

So wäre denn endlich — endlich die stenographische Einigungsfrage in ein Stadium getreten, welches allen, die die Stenographie als ein wichtiges Bildungselement erkannten und erkennen, einen langgehegten Wunsch zu erfüllen verspricht. Es wird sich jetzt im Grunde genommen darum handeln, ob die beiden wichtigsten, gegenwärtig dominierenden Systeme Gabelsberger und Stolze-Schrey sich die Hand reichen. Bei gutem Willen hüben und drüben ist das leicht möglich, da beide Systeme dasselbe Grundprinzip, Vokalbezeichnung durch die Stellung resp. Verstärkung des folgenden Konsonanten und Zweizeiligkeit, befolgen. Der Verschmelzung dieser beiden großen Systeme ist wesentlich vorgearbeitet durch das Zusammengehen der Schreyschen (vereinfachten) und Neu-Stolzeschen Schule, welches auf dem Bonner Verbandstage 1896 in die Wege geleitet und bald nachher unter Zugrundelegung einer Einheitsschrift verwirklicht wurde. Man hatte seinerzeit die Hoffnung, daß dieser für die stenographische Bewegung sehr wichtige Schritt, durch den kleinere Systeme mit einem Schlage hors de concours gesetzt wurden, der unmittelbare Vorbote einer Allianz Gabelsberger-Stolze-Schrey sein werde. Es wäre auch vielleicht noch im vorigen Jahrhundert dazu gekommen, wenn in dem ganzen Systemkampf mehr objektiv-wissenschaftliches und nicht gar so viel persönliches Interesse mitgespielt hätte. Mittlerweile sind die konkurrierenden großen Systeme zu der Ueberzeugung gelangt, daß keines das andere numerisch so schlagen kann, daß auf dem Kriegspfade ein endgültiges Uebergewicht zu erlangen und eine Entscheidung zu holen wäre. Dieser Erkenntnis und friedlicherer Stimmung hat dann aber auch Vater Staat ein wenig nachgeholfen, indem er wiederholt erklärte, von der Aufnahme der Stenographie in das Unterrichtsprogramm könne solange keine Rede sein, als die Befehdung der einzelnen Systeme untereinander andauern. So stehen wir denn heute nach vielen Kämpfen und Mühen endlich an dem Punkte, an dem wir vor einem Dezennium bereits stehen konnten und mußten. Wie gesagt, wird eine Einigung unter den beiden größten Systemen verhältnismäßig leicht zu erreichen sein, und voraussichtlich wird eine Einheitsschrift geschaffen, in der sowohl die Gabelsbergersche wie die Stolze-Schreysche Schule die charakteristische Eigenart ihres einstigen Sondersystems wiederfindet. Daß auch Schulen mit einem auf ganz anderem Prinzip sich aufbauenden Systeme wie z. B. die Stenotachygraphie, Arends und Roller den Einigungsverhandlungen beitreten, ist um so mehr anzuerkennen, als darin die Bereitwilligkeit zutage tritt, bisherige Ideale dem Einheitsgedanken gänzlich zu opfern.

Mutterschaft.

Es gehört zu den beschämendsten Folgen eines zuchtlosen Sinnengenusses, daß die Mutterschaft als eine Last, ja als ein Unglück betrachtet wird, dem man mit allen Mitteln auszuweichen sucht. Doch dieser Fluch kann sich für die Nachwelt auch zum Segen wenden. Manch giftiger Keim erstickt und wird nicht fortgepflanzt; es mindert sich die Zahl der „erblich Belasteten“. Für die volle Gleichberechtigung lediger Zufallsmütter plaidieren heute mit sachverständigster Miene „freidenkende Frauen“, denen die Bürde der Mutterschaft ein Greuel, die geheiligte Würde ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Die Zukunft gehört trotz allem den berufenen Müttern, den opferwilligen Hüterinnen der reinen Flamme am unentweihten Herd, die ein starkes, aufrechtes, pflichtbewußtes Geschlecht gebären. Erlbach.

Zum Streit um Heinrich Heine.

Von

Dr. Anton Lohr.

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme“ singt H. Heine einmal. Das ist in gewissem Sinne heute noch richtiger als zu seinen Lebzeiten. Ist einmal ein halbes Jahrhundert seit dem Tode eines deutschen Barden dahingegangen, so pflegt gemeiniglich ein „common sens“ in seiner Beurteilung eingetreten zu sein. Nur bei Heine ist's noch nicht so. Der vor sieben Jahren gefeierte 100. Jahrestag seiner Geburt, wie der heuer begangene 50. Todestag, die mit ihrer Flut journalistischer Eintagsartikel und ihrer Anregung zu erhöhter literarischer Heine-Forschung den Namen des Sängers des „Buches der Lieder“ wieder lebhafter ins Gedächtnis weiterer Kreise zurückriefen, haben zur Genüge gezeigt, daß diese Inkarnation von Widersprüchen, diese eigenartige Mischung von Gut und Böse, die sich hinter dem Menschen Heine birgt, auch heute noch das sonst so schwerfällige deutsche Publikum in die beiden Heerlager begeisterter Bewunderer und ebenso leidenschaftlicher Gegner spalten kann. Und es scheint nicht, als ob die ruhig-abwägende Beurteilung dieses literarischen Phänomens schon bald über die leidenschaftliche Ungerechtigkeit beider Extreme siegen sollte.

Einen besonders leidenschaftlichen und gehässigen Ton hat Ad. Bartels[1]) mit seinem Buch „Heinrich Heine. Auch ein Denkmal“ in die Diskussion über Heine hineingetragen. Freilich fühlte sich dieser Bannerträger reingermanischen Rassentums, der mit Vorliebe vom Rassenstandpunkt aus literarische Wertungen anstellt, durch die Beweihräucherung, die eine gewisse mächtige Presse Heine zu seinem 50. Todestage darbrachte, sowie durch die von verschiedenen Seiten betriebene lebhafte Agitation für ein Heine-Denkmal auf deutschem Boden, auch mächtig erbittert und herausgefordert. Und so setzte er sich denn voll Grimm hin und schrieb sich in endlosen, ästhetisch-psychologische Betrachtungen mit reichlicher Polemik vermischenden Ausführungen seinen Haß gegen den „Juden“, der sich in den germanischen Dichterhimmel drängen wollte, vom Herzen. Von den drei langen Kapiteln seines Werkes ist das erste „Heines Leben“ betitelt. Trotzdem stellt es aber weniger eine psychologische Biographie als eine mit saftigen Bemerkungen und allerlei „Vermutungen“ verbrämte Kompilation alles für den Dichter Nachteiligen vor. Nun findet sich in Heines Leben zwar Schmutz in Hülle und Fülle — aber die von offenem Haß betätigte Zusammenhäufung all dieses wirklichen oder vermeintlichen Schmutzes ist doch noch nicht ganz „Heines Leben“. Aehnlich steht es mit dem zweiten Abschnitt „Heine, der Dichter und Macher seines Ruhmes“, in dem Bartels eine Menge Gedichte kritisiert und neben treffenden Bemerkungen auch wieder eine ganze Reihe geradezu lächerlicher Nörgeleien vornimmt. Die Geißelhiebe derbsten Spottes, die dafür von zahlreichen Seiten auf das Haupt des „Heinetöters“ niederprasselten, haben denn auch keinen ganz Unschuldigen getroffen. Furchtbar leicht macht sich der doch etwas gar zu eingebildete Bartels im dritten und letzten Kapitel die Lösung des „Rätsels Heinrich Heines“, worüber doch schon so viele schwitzende Menschenhäupter vergebens nachgegrübelt. In der Jugend ist ihm Heine einfach der „spöttelnde Judenjüngling“, später der „satte Bourgeois, der über Weltbefreiung schmust“, und schließlich der „heruntergekommene Lebemann mit dem absoluten Skeptizismus und dem — pardon! — bösen Maul“. Aber wie kommt es dann, daß ein solcher Mann, „der Jude als Talent wie als Persönlichkeit“ ist, „unser deutsches Volk gar nichts angeht“ und nach Bartels nur durch die Agitation der Judenpresse noch lebt — der meistkomponierte deutsche Liederdichter ist?! Ad. Bartels wird jetzt wohl selber einsehen, daß er mit seinem auch stilistisch wenig einwandfreien Buch sich selber mehr als Heine geschadet hat. Haß ruft eben nur wieder Haß wach, widerlegt aber nicht. Im ganzen und großen muß das Wesen Heines einem konservativ, national und religiös gerichteten Geiste freilich widerstehen, aber auch ihm gegenüber muß das Wort gelten: nur die Wahrheit wird euch freimachen und das rechte Verhältnis zu Heine gewinnen lassen.

Von ganz anderem Geiste ist die von Prof. Dr. E. Elster unter dem Titel „Heinrich Heine“[2]) besorgte zusammenfassende Veröffentlichung der dreißigjährigen Heinestudien des am 15. März 1905 in Bonn verstorbenen Prof. H. Hüffer durch-

[1]) Dresden und Leipzig 1906. C. A. Koch. (H. Ehlers.) XV. u. 375 S. M 3.— (4.20).

[2]) Berlin 1906. Bondi. 301 S. gr. 8°. M 4.— (5.50)

drungen. Prof. Hüffer, der bekanntlich sich auch um die literarhistorische Forschung über seine Landsmännin Annette von Droste-Hülshoff große Verdienste erwarb, hat der Heine-Forschung besonders durch die Entdeckung und Veröffentlichung der Korrespondenz Heines mit seinen Jugendfreunden Sethe, Detmold und Keller genützt und viel zur Aufhellung von Heines Jugendleben und zur Kenntnis seiner menschlichen und dichterischen Entwicklung beigetragen. Weniger gelungen war bei diesem aufs Konkrete gerichteten Geiste die ästhetische Seite seiner Wertungen. Sein Heinebuch zeigt den abgeklärten Bonner Gelehrten als den ruhig überlegenen Beobachter, der mehr die Lichtseiten seines Gegenstandes sieht und selbst da, wo wir entrüstet auffahren möchten, eher menschlich zu verstehen als zu verurteilen geneigt ist.

Ein dickleibiges Buch über „Heinrich Heine"[1]) legt uns auch Achim v. Winterfeld vor. Leider gibt es keine Macht der Welt, die das Erscheinen solcher Bücher, deren Veröffentlichung von ihrem Verfasser mit schwerem Golde erkauft werden muß, verhindern könnte. W. ist eigentlich jugendlicher Heineschwärmer, findet aber doch an seinem Helden manches zu tadeln, damit Herr Publikus sieht, daß der Verfasser nicht „blind" gegen die Schwächen seines — wir dürfen schon sagen — Opfers ist. Der Stoff ist nicht bewältigt, sehr ungeschickt in lauter Einzelaufsätze auseinandergerissen, die Heine-Literatur recht mangelhaft benützt, die Darstellung daher voller Fehler, und der Stil von unangenehmer Geschwollenheit und Phrasenhaftigkeit. Der Verfasser muß erst wissenschaftlich zu arbeiten lernen.

Nicht viel besser ist die kleine Schrift H. Graefs.[2]) Der Verfasser hat sich offenbar recht wenig mit Heinestudien geplagt, so daß sein Büchlein auch für sehr „populäre" Zwecke noch nicht völlig genügt. Einzelne Bemerkungen darin sind allerdings nicht übel.

Von literarhistorischen „Kärrnerarbeiten" zum Verständnisse Heines sind vor allem Helene Herrmanns eindringende „Studien zu Heines Romanzero" zu nennen.[3]) Die Verfasserin nimmt die längeren epischen Gedichte „Vitzliputzli", „Hebräische Melodien", „Der Dichter Firdusi" und „Spanische Atriden" vor und untersucht sie auf ihre Quellen, die Bedeutung der angeschlagenen Themata für Heine, das Heineinspielen persönlicher Erlebnisse des Dichters und ihre formelle Gestaltung. Wenn die erhaltenen Resultate auch nicht in allem zweifelsohne sind, da eben zu viele Momente, darunter manche gar nicht greifbare, in Betracht zu ziehen waren, so hat H. Herrmann doch wesentlich zum inneren Verständnisse der genannten Gedichte beigetragen und auch bewiesen, wieviel durch feinsinniges Einfühlen in die Eigenart eines Dichters zur Erklärung seiner Schöpfungen herauszuholen ist.

Eine verdienstvolle Untersuchung ist auch Aug. W. Fischers Dissertation „Ueber die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines".[4]) Die eingehende, sorgfältige Studie stellt nach allen Richtungen hin die formalen wie inhaltlichen Elemente fest, die Heines Lyrik aus dem Volkslied herübergenommen und sich adaptiert hat. Seiner großartigen Aneignungs- und Umschaffungsfähigkeit verdankt ja Heine seine schönsten Erfolge; dieses Schöpfen und Assimilieren aus den reichen Quellen des deutschen Volksliedes näher zu belauschen und zu beobachten, hat Fischers Untersuchung nun in eingehender Weise möglich gemacht. Leider hat sich Fischer über das besonders in diesem Zusammenhang interessierende innere Verhältnis Heines zum christlich-germanischen Volkstum und Volksgeiste ausgeschwiegen; allerdings ist über diesen Punkt schon viel geredet worden, darunter auch von Bartels in seiner einseitigen Art.

Weder sehr interessant, noch auch besonders geistreich sind die „Heine-Anekdoten"[5]), die E. Münz zum 50. Todestage des Dichters herausgegeben hat. Auch für das Verständnis Heines ist kaum viel aus ihnen zu gewinnen. Immerhin kann das Büchlein, da die eine und andere charakteristische Anekdote darunter ist, gelegentlich zum Durchblättern in die Hand genommen werden.

[1]) Dresden 1906. E. Pierson. 446 S. M 5.—
[2]) Leipzig 1906. 2. Aufl. Verlag f. Lit., Kunst und Musik. 30 S. 40 Pfg. („Beiträge z. Lit.-Geschichte", Heft 5).
[3]) Berlin 1906, Wiedmann. gr. 8°. 141 S. M 4.—.
[4]) Berlin 1905, Ebering. gr. 8°. 150 S. M 4.—.
[5]) Berlin und Leipzig 1906, K. Wigand. 8°. 44 S. M 1.—.

Nordische Erinnerungen.

Von

Johannes Mayrhofer, Hamburg.

X.

Am Grabe Hamlets.

In gleicher Richtung wie das Ufer des Meeres zieht sich von Helsingör ein ganzer Strich hügeligen Waldreviers hin, eine prächtige Gelegenheit zu reizvollen Spaziergängen.

Nicht weit von der Stadt, direkt am Kattegatt, ist ein berühmtes Hotel mit ausgedehnten Anlagen, Marienlyst, mit einem Restaurationssaal, wie man ihn nicht leicht wieder findet. Jedenfalls heißt es, daß sich in Dänemark keiner mit ihm an Länge messen könne, was ich sehr gern glaube. Unmittelbar daneben ist ein geräumiger Konzertsaal, der aber, genauer besehen, nur etwa halb so lang ist. Ein Diner in diesem großen und vornehmen Saal oder, noch besser, draußen an einem der zahlreichen Tische, in frischer, reiner Seeluft und mit dem Ausblick auf das ein paar Meter entfernte Meer, ist entschieden zu empfehlen. Empfehlen möchte ich auch wohl einen längeren Aufenthalt in diesem schönen Hotel; ich glaube, daß man da schon Ruhe und Abspannung finden kann (ganz abgesehen von den Seebädern), obschon ja auch für einen Konzertsaal und selbst ein Theater gesorgt ist und für wohlabgeschlossene Lawn-Tennis-Plätze, deren Pforten sich gegen entsprechende Vergütung geräuschlos auftun. Aber ein Blick ins Vestibül und die feinen Salons in der Nähe des Restaurationssaales — in die oberen Regionen des Hotels hinaufzusteigen, hatte ich leider keine Veranlassung — machen es mir zur Pflicht, jedem, den diese meine farblose Schilderung vielleicht doch reizen könnte, ein „Prüfe, wer sich ewig bindet" zuzurufen; er prüfe, ob er die nötigen Moneten hat. Wenn er außer seinen sonstigen Vorzügen auch diesen in unserer realistischen Welt nicht so ganz unwichtigen besitzen sollte, kann ich ihm allerdings nicht abraten.

Wenn man oberhalb des Hotels die genannten Anlagen durchschweift, so kommt man bald an einen Platz, der eine der schönsten Aussichten bietet, die ich hier gefunden. Aus einem Kranze grünender Bäume schaut man hinaus, nach dem Sunde hinüber, nach Kronborg, das man hier gerade in der rechten Entfernung vor sich hat, um seine charakteristischen Züge mit einem Blick zusammenzufassen. Und die Anlagen ringsumher sind auch so einladend.

Wir wenden uns um und wollen weiterziehen. Da sehen wir in der Nähe ein kleines schlichtes Steinmonument, als dessen bedeutsamster Teil sich ein Obelisk von mäßiger Höhe erhebt; „Hamlets Grav" ist darauf zu lesen, „das Grab Hamlets", und ringsum, wohl eingefriedigt, das trauliche Gewirr der immer anmutigen Efeuranken.

So ständen wir also am Grabe Hamlets? Ja, wer das glaubte! Shakespeare hat ja freilich für alle Zeiten Helsingör mit seinem Hamlet beschenkt; aber das ändert an der prosaischen Tatsache nichts, daß die Sage in den alten Quellen überhaupt nicht an dieser Stätte spielt, und Hamlets Grab ist jedenfalls von einem freundlichen Verschönerungsverein vor nicht allzu langer Zeit hier angebracht, geradeso wie die Quelle ein paar Minuten weiter in den Anlagen drin, die jetzt den stolzen Namen „Ophelia-Kilde" (Ophelia-Quelle) führt, Shakespeares Helden und Heldinnen jedenfalls nie einen Labetrunk gespendet. Aber was tut man nicht alles in schwachen Augenblicken! Ich will es nur bekennen, daß ich selbst, trotz meines kritischen und beinahe etwas skeptischen Sinnes und mit der vollen Ueberzeugung, daß „Hamlets Grav" eigentlich zunächst für reisende Engländer fabriziert ist, daselbst ein Efeublatt gepflückt und in mein Notizbuch gelegt habe. So groß ist die Macht der Musen! Es war nicht so Verehrung des „Prinzen von Dänemark", als vielmehr eine Verneigung vor dem Genie des großen Briten.

Freilich, ich gehe selbst mit einem Shakespeare nicht durch dick und dünn. „Quaudoque dormitat bonus Homerus."

Und was hat er sich nicht gerade im „Hamlet" für ein schändliches Wort über mein liebes Dänemark gestattet! Man höre und staune:

„Hamlet. . . . Laßt mich euch näher befragen: worin habt ihr, meine guten Freunde, es bei Fortunen versehen, daß sie euch hierher ins Gefängnis schickte?

Güldenstern. Ins Gefängnis, mein Prinz?

Hamlet. Dänemark ist ein Gefängnis.

Rosenkranz. So ist die Welt auch eins.

Hamlet. Ein stattliches, worin es viele Verschläge, Löcher und Kerker gibt. Dänemark ist einer der schlimmsten.

Rosenkranz. Wir denken nicht so davon, mein Prinz.
Hamlet. Nun, so ist es keiner für euch; denn an sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu. Für mich ist es ein Gefängnis. . . .“

Es ist doch ein seltsamer Kopf, dieser Hamlet. „An sich ist nichts weder gut noch böse“? Ob er bei seinem Aufenthalt in Wittenberg wohl gar einmal Nietzsche gelesen?

Ich muß mir seine Statue drüben in den Gartenanlagen von Morienlyst doch noch einmal in Muße ansehen, ob er denn wirklich gar so vergrübelt dreinschaut: „To be or not to be, that is the question!“

Weihnachtbücherschau 1906.*)

Vom Herausgeber.

III.

Eines der wertvollsten und hervorragendsten Festgeschenke verdankt die katholische Welt in diesem Jahre der **Verlagsanstalt Benziger & Co. in Einsiedeln** (Waldshut, Köln). Es ist das reich illustrierte Prachtwerk „Papst Pius X. in Leben und Wort“, von seinem früheren Zögling Monsignore Dr. Angelo Marchesan, Professor im bischöflichen Seminar von Treviso, Mitglied des venezianischen Ausschusses für vaterländische Geschichte, Ehrenkanoniker und Apostolischem Protonotar. Das großangelegte Werk ist im Benzigerschen Verlage sowohl in der italienischen Originalausgabe als in der von P. Kolumban Artho, O. S. B., Kapitular des Stiftes Einsiedeln, verfaßten deutschen Uebersetzung erschienen und liegt jetzt in beiden Ausgaben abgeschlossen vor. Ein herrlicher Band, an dessen wechselvollem Bilderschmuck sich das Auge nicht satt sehen kann, während der Text bald in schlichten Schilderungen und rührenden Anekdoten aus der Heimat und dem ersten Werdegang des Knaben und Studenten, bald in erhebenden Anklängen an historische Begebenheiten, die sich mit Joseph Sartos Leben verknüpfen, bald in ernsten, vielfach aktenmäßigen Berichten über die Hirtentätigkeit des alle hierarchischen Stufen erklimmenden, aber stets anspruchslos bescheidenen Priesters, Bischofs und Kardinals eine geradezu erschöpfende Biographie des heutigen Statthalters Christi bietet. Die absolute Zuverlässigkeit des Textes, der von einem Vertrauten des Papstes nachgeprüft wurde, verleiht dem Werke Marchesans einen Wert, der es über alle bisher erschienenen Lebensbilder Pius' X. stellt. Bei einem Umfange von 628 Seiten Großoktav und angesichts der 720 Bilder (darunter ein sprechendes Porträt des Papstes in Farbendruck und 22 anderen Kunstbeilagen) erscheint der Preis von 24 bzw. 28 M für den in Rotschnitt oder Goldschnitt gebundenen kostbaren Band keineswegs hoch. Wohlhabenden Privaten, Bibliotheken, Seminaren, Erziehungsanstalten kann die Anschaffung von Marchesans Werk nicht warm genug empfohlen werden. Auch als sinniges Festgeschenk für Primizianten und Priesterjubilare wird es stets am Platze sein.

Der französische Historiker Georg Goyau hat durch sein großangelegtes Werk „Das religiöse Deutschland“, dessen zweiter Teil „Der Katholizismus“ im französischen Original bisher zwei Bände (bis 1848) umfaßt, einiges Aufsehen erregt. Der erste Teil „Der Protestantismus“ liegt jetzt in einer mustergültigen deutschen Uebersetzung von Domkapitular Dr. Franz Joseph Kind vor, die im Verlage von Benziger & Co. erschienen ist (Leinenband mit Rotschnitt 5 M). Die berufensten Kritiker, darunter Prof. Dr. Freih. von Hertling, Domdekan Dr. Raich, haben Goyaus Werk sowohl wegen seiner tief eindringenden Kenntnis der verworrenen Zustände im deutschen Protestantismus als auch wegen der Unbefangenheit und Objektivität, mit der Goyau die Dinge betrachtet, ohne natürlich seinen katholischen Standpunkt jemals zu verleugnen, hoch belobt. Wer sich für die religiösen Gärungen unserer Zeit interessiert, muß das Buch gelesen haben. Mit einiger Spannung sieht man auch der deutschen Uebersetzung des „Katholizismus“ entgegen, die bereits vorbereitet wird.

Ein sehr zeitgemäßes und vielen gewiß willkommenes Buch ist P. Konrad Lienerts, O. S. B. die Einführung in Redekunst unter dem Titel „Der moderne Redner“. Der bei Benziger & Co. erschienene Band (geb. M. 4) ist zum Gebrauch in Unterrichtsanstalten und zum Selbstunterricht bestimmt und enthält außer der belehrenden Anleitung eine kurze Geschichte der Beredsamkeit und eine gut ausgewählte Sammlung vollständiger Musterreden aus neuester Zeit. Lienerts hat in diesem dritten Abschnitt, der fast zwei Drittel des Bandes umfaßt, aus der langen Reihe deutscher und schweizer Katholikentage sechszehn markante Reden über die wichtigsten Kulturfragen herausgestellt und durch übersichtliche Disposition und Einteilung zu Schulbeispielen gestempelt. Wir finden hier bekannte Namen, wie Prof. Meyenberg, Weihbischof Knecht, Freiherr von Hertling, Dr. Trimborn, Dr. Huppert, Prof. Mausbach, P. Auracher, Dr. Karl Bachem u. a. vertreten. Da das Buch lediglich die Ausbildung von Rednern unserer Richtung fördern will, ist diese Auswahl, welche im übrigen auch ein gewisses Programm darstellt, gerechtfertigt. In zweiter, umgearbeiteter Auflage erschien in demselben Verlage die „Allgemeine Erziehungslehre“ von Dr. Friedrich Noser und Jakob Grüninger (geb. M 2.80).

Zum Lobe der „Alten und Neuen Welt“, deren 40. Jahrgang in einem soliden, prächtigen roten Leinenbande (geb. M 10.80) vorliegt, braucht kaum ein neues Wort gesagt zu werden. Frisches Leben pulsiert in diesem reich und geschmackvoll illustrierten katholischen Familienblatt. Neben der Belletristik werden alle Gebiete der Unterhaltung und des modernen Wissens sorgfältig gepflegt. Der neue Jahrgang, den ein farbiges Papstporträt als Titelbild ziert, wird als Festgeschenk jedem überall willkommen sein. Derselbe enthält u. a. auch den Roman „Weltmenschen“ von Hruschka, der soeben bei Benziger in Buchform erschien.

Dieser gut illustrierte Roman von A. Hruschka ist insofern hochmodern, als er seine gesellschaftlichen Typen mitten aus dem überkultivierten Leben unserer Tage herausgreift. Jede Gattung modernen Sports und Spieles ist in die flott, lebendig und spannend entwickelte Handlung verwoben. Ein charakteristisches Bild eines dahersausenden Automobils bildet in bunter Deckenpressung gewissermaßen die Etikette. Die mit der schrillen Dissonanz eines Duellmordes anhebende Geschichte findet ihren versöhnenden Schluß in stiller Weltabgeschiedenheit (geb. M 4.—).

In zweiter Auflage erschien Georg Baumbergers gemütstiefes Skizzenbuch „Aus sonnigen Tagen“, Volks- und Landschaftsbilder aus der Schweiz, mit 75 höchst ansprechenden Illustrationen. Wir haben den Band schon früher warm empfohlen. (geb. M 4.—).

Weiteste Verbreitung in der katholischen Männerwelt wünschen wir dem religiösen Handbüchlein „Der Mann im Leben“ (geb. M 1.60 und höher), in welchen der Benediktinerpater Cölestin Muff die wesentlichsten Beziehungen der Männer zum modernen Leben kurz, bündig und überzeugend behandelt, um zu zeigen, wie man Charaktere bildet.

Noch vor Weihnachten erscheinen im Benzigerschen Verlage einige weitere Novitäten, denen der beste Geleitsbrief mit auf den Weg gegeben werden kann: Vorgewoort, „Erziehungsbilder“ (geb. M 3.20), „Auf der Schwelle zum Paradies“ (M 4), ein neuer Roman aus der bewährten Feder Edhors (der Roman hat übrigens in der „Alten und Neuen Welt“ großen Beifall gefunden), von Grüninger ein Gedichtband „Rast und Unruh“ (geb. M 3) und Skizzen aus dem Schülerleben unter dem Titel „Junges Volk“ (geb. M 3), bestempfohlene Jugendschriften von Müller mit dem Sammeltitel „Sonnenschein“, von denen bisher zwei Bändchen à M 1 erschienen: I. „Der Geißhirt am Gotthard“, II. Jutta, das Ritterkind“, endlich Stangs „Sozialismus und Christentum (geb. M 5.20).

Von der sehr preiswürdigen Serie „Ernst und Scherz fürs Kinderherz“ sind wieder zwei neue Heftchen (11. und 12. à 20 und 30 Pf. erschienen.

Wie alljährlich, sei auch den für Festzwecke sehr beliebten Bildern und Bildchen dieses Verlages ein empfehlendes Wort gewidmet. Man staunt über den Reichtum an Weihnachtsbildern und anderen religiösen Bildern jeder Art, die bei Benziger alljährlich neu herauskommen. Dabei bewegen sich die Hundertpreise in lückenloser Skala zwischen 50 Pf. und 8 M. Auch einige neue farbenprächtige Wandbilder à 80 Pf. sind erschienen.

Ein sehr verdienstvolles, außerordentlich zeitgemäßes Unternehmen ist Benzigers „Naturwissenschaftliche Bibliothek“ (jedes Bändchen in Leinwand gebunden M 1.50). Diese von dem Benediktinerpater Martin Gander, Professor der Naturgeschichte, begründete Sammlung ist jetzt bis zum 9. und 10. Bändchen gediehen. Das 9. Bändchen behandelt die „Wunder der Kleintierwelt“ mit 66 Illustrationen, das 10. „Darwin und seine Schule“. Wie die meisten bisherigen Bändchen, sind auch diese von Professor Martin Gander verfaßt, dessen ebenso anregende wie gründliche und klare, für jeden Gebildeten leicht verständliche Darstellungsweise wir schon bei einer früheren Besprechung der naturwissenschaftlichen Bibliothek rühmend hervorhoben. Daß die Bibliothek Anklang findet, beweisen die bereits nötig gewordenen zweiten Auflagen der beiden ersten Bändchen „Die Erde“ und „Der erste Organismus“, welche mit dem 3. Bändchen „Die Abstammungslehre“ das Problem der Schöpfung und Entwicklung im Zusammenhang behandeln. Der Verfasser steht auf dem Boden der neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, die er in überzeugendster Weise mit der Offenbarung und christlichen Naturanschauung in Einklang bringt. In einer Zeit, da der Sturmangriff gegen das Christentum hauptsächlich von gottentfremdeten Vertretern der modernen Naturwissenschaften ausgeht und nur zu viele Köpfe verwirrt, kann ein mit dem ganzen Apparat der Wissenschaft ausgerüsteter Naturforscher mehr Seelen retten als der redegewaltigste christliche Philosoph und Dogmatiker. Von den bisherigen Bändchen der Bibliothek ist das siebente „Die Uhren“ von Professor P. Fintan Kindler verfaßt, alle übrigen, „Die Bakterien“ (Nr. 4), „Die Pflanze in ihrem äußeren Bau (Nr. 5 und 6), „Naturwissenschaft und Glaube“

*) Im vorhergehenden Abschnitt sind zwei Druckfeher zu korrigieren: In Bachems „Jugenderzählungen“ kostet jedes Bändchen in hübschem Einband nur M 1.20 (nicht M 7.20) Arthur Achleitners „Eiskaplan“ (Kirchheim & Co. in Mainz) hat die dritte (nicht „erste“) Auflage erreicht.

(Nr. 8) von Professor P. Gander. Acht weitere Bändchen der Sammlung werden vorbereitet: „Vulkane und Erdbeben“, „Die fünf Sinne“, „Das Gehirn“, „Der Kalender“, „Wind und Wetter“, „Die Pflanze in ihrem inneren Bau“, „Die Energie“, „Die Ameisen“.

Hier sei gleich ein anderes populärwissenschaftliches Sammelunternehmen auf christlicher Grundlage angereiht, die vom Verlage der **Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten und München** erst unlängst neu begründete „Sammlung Kösel“, handliche, vornehm ausgestattete Bändchen (geb. à M 1). Die „Sammlung Kösel“ ist auf breitester Basis gedacht: sie will die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und praktisch-technischer Weltkunde auf den wichtigsten Gebieten durch erprobte Fachmänner in gemeinverständlicher anregender Darstellung ohne verwirrendem Ballast dem Wissenstrieb erschließen, ohne daß der gebildete Leser Gefahr läuft, mit dem vermehrten Wissen trügerische Zweifel an den Grundlagen des positiven Christentums und der bestehenden Kultur in den Kauf zu nehmen.

Die bisher erschienenen Bändchen bieten schon in den klangvollen Namen ihrer Autoren die sicherste Gewähr für den wissenschaftlich fundierten Gehalt wie für die unverbrüchliche Wahrung des gläubigen Standpunktes. Die Sammlung hätte nicht glänzender eröffnet werden können als durch den 1. Band „Recht, Staat und Gesellschaft“, von Exzellenz Geheimrat Prof. Dr. von Hertling. Die von gesundem sozialem und staatsmännischem Geiste durchtränkte wertvolle Schrift dürfte in den weitesten Kreisen auch außerhalb des katholischen Lagers verdiente Würdigung finden. In ihrer Art hervorragende Arbeiten sind auch die folgenden Bände: Band 2: „Verfassung und Organisation der Kirche“ von Msgr. Dr. Paul Maria Baumgarten unter Berücksichtigung der kleineren Organisationen der preußischen, englischen und russischen Landeskirche in einem besonderen Anhang, Band 3: „Die Fixsterne“ von Professor Dr. Joseph Plaßmann; Band 4: „Eisen und Stahl“ von Ingenieur Dr. Alois Wurm; Band 5: „Das Lehrerinnenwesen in Deutschland“ von Pauline Herber, der bekannten Vorsteherin des Kath. Deutschen Lehrerinnenverbandes; Band 6: „Geschichte der Kirchenmusik“ von Stiftskapellmeister Dr. Karl Weinmann in Regensburg; Band 7: „Mathematische Geographie“ von Prof. Dr. H. P. Baum; Band 8: „Die Messe im Morgenland“ von Dr. Anton Baumstark; Band 9: „Die Physik im Dienste der Medizin“ von Ingenieur Friedrich Dessauer, Direktor der vereinigten elektrotechnischen Institute Frankfurt-Aschaffenburg, im Verein mit Dr. Paul C. Franze, Arzt in Bad Nauheim. Der 10. und 11. Band eröffnet eine in Aussicht genommene Reihe von literarischen Neuausgaben durch die von dem jüngst ernannten Freiburger Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kosch eingeleitete und erläuterte „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ von Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Wie man sieht, wird hier eine Sammlung vorbereitet, die auch hohen Anforderungen gerecht zu werden verspricht.

Der rührige **Verlag von J. Habbel in Regensburg** hat sich auf dem Gebiete der Volks- und Jugendunterhaltung außerordentliche Verdienste erworben, indem er ungezählte Werke von anerkanntem Wert, welche entweder überhaupt noch nicht in Buchform erschienen oder aus der Reihe der gangbaren Artikel des Buchhandels mehr und mehr zurückgewichen waren, zu neuem Leben erweckte und auch noch viele andere bisher nur in kostspieligen Auflagen erreichbaren Schätze der Unterhaltungsliteratur in bester moderner Ausstattung zu den billigsten Preisen neu herausgab. Man braucht nur zu erinnern an die 60bändige von Berlepsche Romanbibliothek, an die 45 Bände der Gesammelten Werke der Gräfin Hahn-Hahn, an die bald bis zum 40. Bande vorgeschrittene Familienbibliothek „Für Herz und Haus“, an Brauns Novellen- und Roman-Sammlung, die bereits bis zum 30. Bande gediehen ist. Der Habbelsche Verlag hat namentlich den nun auch in Süddeutschland allerorts aufblühenden katholischen Volksbibliotheken dankenswerte Pionierdienste geleistet. Aber die genannten Ausgaben bilden nur einen Teil der Habbelschen Sammlungen und Einzelwerke.

Die selbst durch ihren schmucken Einband liebenswürdig wirkende Familienbibliothek „Für Herz und Haus“ (Leinenbände à M 1) weist in der 4. und 5. Serie (25. bis 40. Band) wieder eine stattliche Reihe von Romanen und Erzählungen aus den besten Federn auf: „Vom Strahl erreicht“, Erzählung aus der Zeit der ersten Christen in Alexandria von Monlaur deutsch von C. zur Haide; „Der Klosterschatz“, Erzählung von J. von Dirkink; „Gegen das Schicksal“, Erzählung von A. Gaus-Bachmann; „Der Mann mit dem Puppenspiel“, Erzählung von August Snieders, deutsch von Heinrich Borttmeyer; „Ohne Plan und Ziel“, Roman von Joseph Baierlein; „Die Meeresbraut“, Eine Nordlandsmär von Felix Nabor; „Meine Last war schwer“, Roman von L. Zumbroock; „Heimatglück“, „Der Erbstreit“, Erzählungen von J. Fichtner; „Ein Skizzenbuch“ von M. Herbert; „Lorbeer und Rose“, Novelle von A. Gaus-Bachmann; „Der Spruchbauer“, Erzählung aus der Oberpfalz von Joseph Baierlein; „Der kleine Geiger“, Roman von J. Fichtner; „Die Copistin“ von Maria Baierlein; „Nebelbilder“, Erzählungen von Lina Freifrau von Berlepsch; „Oberpfälzische Geschichten“ von M. Herbert.

Von Brauns Novellen- und Romansammlung liegen als 27.—30. Band vor: „Stumme Zeugen“, Newyorker Kriminalroman von Paul Hoecker; „Kapitola“, amerikanischer Roman von J. Deutscher; „Die Rivalin“, Roman von Champol; „Unter falscher Flagge“, Roman von J. Hohenfeld. Daß man einen dickleibigen, guten Roman von 683 Seiten, wie Hohenfelds „Unter falscher Flagge“, bei scharfem Druck auf tadellosem, weißem Papier und geschmackvoll gebunden um zwei Mark liefern kann, muß selbst dem Fachmann imponieren.

Auch die berühmten Romane Heinrich Sienkiewiczs macht der Habbelsche Verlag den breitesten Kreisen in gut ausgestatteten, billigen Ausgaben à M 2.— zugänglich. „Quo vadis“ ist schon früher erschienen. Jetzt sind die historischen Romane „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sturmflut“ und „Herr Wolodyjowski, der kleine Ritter“ (geb. à M 2.—) gefolgt.

Selbst den berühmten „Ben Hur“ von L. Wallace, diese Erzählung aus den Tagen des Messias, welcher an großzügiger Auffassung und gewaltiger Gestaltungskraft nur wenige Werke der Weltliteratur an die Seite gestellt werden können, bietet der Habbelsche Verlag um den Preis von 2 M (946 Seiten, hübsch gebunden.) Die Uebersetzung aus dem Englischen stammt von H. von Edorf.

Zu den beliebtesten Kinderbüchern und Jugendschriften gehören die mannigfachen Bände und Bändchen, mit denen Schwester M. Paula in Nonnenwerth die Festliteratur bereicherte. Der edlen Franziskanerin ist auch die köstliche Gabe der Märchenerzählerin in seltenem Maße gegeben. Ihre Märchenbilder „Für traute Stunden“ (Quartformat mit 67 Illustrationen und Vignetten, in farbigem Prachtband 3 M) erlebte bereits die 2. Auflage. Neu ist die „Waldchronik“ derselben Verfasserin, Märchen aus dem Waldleben. Zahlreiche ganzseitige Bilder und viele Textillustrationen gereichen dem Quartbande, der als Gegenstück zu dem vorerwähnten gelten kann, zu hoher Zierde. Diese elf Vorlesungen des Chronisten Kuckuck atmen so viel sonnige Heiterkeit und gesunden Humor, daß die lieben Kleinen der Märchendichterin wohl mit derselben beglückten Andacht lauschen werden, wie die Vögel und Tiere, die Blumen und Kräuter des Waldes dem Kuckuck. Unaufdringlich und fast unmerklich sind Goldkörner hoher erzieherischer Lebensweisheit eingestreut. Reizend ist auch der farbenprächtige Einband mit seinen sinnigen Tierbildern und dem silberbärtigen Zwerg, der die Waldchronik trägt. (M 3.—)

Von Joseph Baierleins „Jugendbücherei“, lehrreiche und sittenreiche Erzählungen für Knaben, sind bis jetzt vier Bändchen erschienen, (illustriert und hübsch gebunden à M 1.20), von Franz Bonns illustrierten Erzählungen und Gedichten „Jugend-Lust und -Leid“ sowie von M. Messerers illustrierten Erzählungen für Knaben und Mädchen „Aus seliger Jugendzeit“ ebenfalls je vier Bändchen à M 1.20).

Die „Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern“, dieses verdienstliche, großangelegte Unternehmen des Regensburger Domkapitulars Dr. Scheglmann, kann nicht oft genug in empfehlende Erinnerung gebracht werden. Die 1. Hälfte des III. Bandes wurde heuer vollendet; sie behandelt die Säkularisation der Fürstbistümer und von 32 Benediktinerabteien. Der Vandalismus der damaligen Aufklärungszeit, der unersetzliche Schätze von Kunst und Wissenschaft zerstörte und mit dem Reichtum der Kirchen und Klöster seine Taschen füllte, bietet manchen Fingerzeig für Bestrebungen der Jetztzeit.

Zum Schlusse auch noch etwas für Hausfrauen aus dem Habbelschen Verlage. Das auf 40jährige Erfahrungen gestützte „Praktische Kochbuch“ für die bürgerliche und feinere Küche (1930 Kochrezepte) von Marie Buchmeier ist durch viele hervorragende Zeugnisse warm empfohlen. Die zweite Auflage kostet bei einem Umfange von 687 Seiten in Leinenband nur M 3.—. Von derselben Verfasserin stammt das „Neue Kartoffel-Kochbuch“ (169 Originalrezepte, geb. 50 Pf.) und das „Neue Pilz- oder Schwammerlkochbuch“ (218 Originalrezepte), welches auch eine Beschreibung und 37 farbige Abbildungen der eßbaren und giftigen Schwämme enthält (M 1.—).

Aus **B. Kühlens Kunstverlag in M.-Gladbach** sei zunächst das neue Adventsbüchlein „Tauet Himmel den Gerechten“ (zur Vorbereitung auf das hohe Weihnachtsfest) empfohlen. (Kart. 40 Pf., geb. in Leinwand 60 Pf.) Das mit farbigem Titelbild, sechs Vollbildern und einer Musikbeilage ausgestattete Büchlein schließt an die sieben größeren Antiphonen an, die vom 17. Dezember bis zum Vorabend des hl. Christfestes in der Vesper der priesterlichen Tagzeiten vorgeschrieben sind.

Den großen neueren Kunstblättern des Kühlenschen Verlages wurde in der vorigjährigen Weihnachtsbücherschau eine eingehende Würdigung zuteil. Aus dem prächtigen Katalog (wird gratis versandt) kann sich jedermann über die reichen Schätze Kühlenscher Reproduktionskunst unterrichten. Die Kühlenschen Kunstprachtwerke haben in diesem Jahre wieder eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren durch das entzückende Album „Die geistliche Rose“, 15 Blätter nach Zeichnungen des Meisters Joseph v. Führich über die Geheimnisse des hl. Rosenkranzes, in Kupfer gestochen von A. Petrak. P. Joseph

Esser, S. J. hat zu den 15 Darstellungen poetische Texte geliefert. Die Zeichnungen Führichs sind mit einer Zartheit und technischen Vollendung wiedergegeben, die nicht mehr zu übertreffen ist. Man kann sich an diesen edel und einfach stilisierten, von tiefster Empfindung und Andacht verklärten Bildern kaum satt sehen. Das Album ist in Querfolioformat erschienen und kostet in vornehmem Leinenband mit Goldtitel 20 M. Unsere vorjährige warme Empfehlung des Prachtalbums „Die Verherrlichung des hl. Dominikus in der Kunst“, 32 Folioblätter in Lichtdruck mit erläuterndem Text von P. Nieuwbarn, sei hier nochmals in Erinnerung gebracht.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Fast ein Jahr nach der Uraufführung in Dresden ist Richard Strauß' Oper „Salome“ nun in der Vaterstadt des Tondichters zur Aufführung gelangt. Hier wie an allen Orten, wo man das grausig-imposante Werk gegeben, war die Wirkung eine eminente, aufrüttelnde, den Atem versetzende. Wir hätten daher Salome gerne zum zweiten Male gehört, bevor wir mit dem Bestreben objektiven Abwägens vor die Leser getreten wären. Durch die Erkrankung der Trägerin der Titelrolle ist dies untunlich geworden. Oskar Wildes „Salome“ ist bei uns überreichlich bekannt; es ist ein Kunstwerk, das man von vielen Gesichtspunkten aus abstoßend nennen kann, aber es ist in dem Sinne ein Kunstwerk, als die Absichten des Dichters ein restlose Verkörperung gefunden haben. Strauß hat das Drama fast verbotenus vertont. Durch die Macht der Musik gewinnt das Grausige noch an Intensität, die Farbenfülle seiner Klangwelt weiß uns das orientalisch schwüle Dekadenzmilieu, in dem jene perverse Sumpfblume erblüht, mit einer schöpferischen Kraft zu malen, deren Eindruck sich keiner entziehen kann. Das edle Pathos des Jochanaan wirkt nicht nur bedeutend als Gegensatz zu der ihn umgebenden Sinnenwelt; Strauß hat hier wirkliche Töne hohen, erhabenen Fühlens gefunden, welche wir befreiend empfinden. Freilich die Gesänge Salomes vor dem Haupte des Hingerichteten wirken wieder geradezu dämonisch. Bei Wilde schon abstoßend, ist die Szene hier bei dem Kuße geradezu fürchterlich, und in dieser Stimmung entläßt uns der Tondichter. Das Publikum bedurfte einen Augenblick der Sammlung, bis es seine Anerkennung im allerstärksten Maße kundgab. Diese galt wohl dem Werke wie der außerordentlichen Wiedergabe in gleicher Stärke. Innerlich haben wir ja mit dem fauligen Milieu und seiner orientalischen Geringwertung des Weibes, trotz allem, was man in unserer heutigen Kultur beklagenswertes finden mag, nichts gemeinsam, und so mag es in unserem Alexandrinertum liegen, daß Tondichter und Publikum sich für die ästhetischen Reize dieser Verfallgeschöpfe zu begeistern vermögen. Strauß fand eben in dem Wildeschen Texte eine Gelegenheit, seine üppigen Mittel zu einer schier betäubenden Glut zu entfalten, und er hat wohl in dieser Richtung hin ausgesprochen das letzte und stärkste, was unsere heutigen Ohren musikalisch erfassen können. Ich bin nicht der Ansicht, die man öfters vernimmt, daß Salome der Anfang neuer künstlerischer Möglichkeiten ist; ich glaube, sie steht am Ende der Richtung, als deren grandioseste Schöpfung uns „Tristan und Isolde“ gelten. Mottl und das zu einer bisher noch nie von einem Komponisten geforderten Ausdehnung verstärkte Orchester bewältigten die grenzenlos schwierige Aufgabe in rühmenswertester Weise; ebenso war die stimmungskräftige Inszene Wirks und die kostümliche Ausgestaltung Buschbecks von farbigstem Reize. In der Titelrolle gab Frl. Larsen besonders als Darstellerin eine Leistung ersten Ranges. Auch sanglich bot sie trotz einer leichten Indisposition vortreffliches. Gegen die Straußschen Tonmassen konnten auch die Stimmen der anderen nicht immer ankämpfen. Das verdeckte Orchester des Prinz-Regententheaters wäre hier dringend erforderlich. Der Tanz der Salome gelang einer Ballerine vorzüglich, auch ward bei diesem zeitweisen Tausch der Darstellerinnen eine Illusionsstörung mit Geschick vermieden. Eine ganz hervorragende Leistung war Knotes Herodes, den Jochanaan gestaltete Feinhals mit eindringlichster Wirkung. Mit größtem Bedauern hören wir, daß uns dieser treffliche Künstler nicht erhalten bleibt und die Bemühungen der Intendanz, ihn zu angemessenen Bedingungen neu an München zu fesseln, fruchtlos waren. Die Herodias fand durch Frau Preuse-Matzenauer eine in jeder Hinsicht vollkommene Vertreterin. Den Narraboth sang Buysson sehr schön und auch die kleineren Rollen waren in besten Händen. Eine solch glückliche Wiedergabe dieser schwierigen Oper ist das Ergebnis langen selbstlosen Mühens, der Anspornung aller künstlerischen und geistigen Kräfte in einer kaum dagewesenen Weise. Wie wir uns auch ästhetisch zu Straußens Salome stellen mögen, auf die vollendete Art ihrer Aufführung an unserem Hoftheater dürfen wir stolz sein.

Kgl. Residenztheater. Rudolf Presbers hübsches Lustspiel „Nachtkritik“ hatte einen lauwarmen Erfolg. Schon einmal ist in diesem Winter (in Berlin) ein Versuch gemacht worden, den altmodisch gewordenen „Journalisten“ Freytags ein modernes Gegenstück an die Seite zu setzen; aber die Pressevertreter Jon Lehmanns und Presbers werden die Saison nicht überleben. Presber, der treffliche Lyriker, ist auch ein feiner Humorist und diesen verleugnet er in dem Stückchen nicht; er macht uns oft und herzlich lachen; aber seine hübschen Einfälle sind in lockerem Zusammenhange mit der etwas konstruierten Geschichte von dem braven Redakteur, der wegen seiner unbeugsamen Gesinnung ums Brot kommt, worauf dann der Autor die Schicksalsfäden zu einem alles befriedigenden Ausgange lenkt. Schade um die vielen guten Scherze und geistreichen Wendungen. Was nützen prächtige Ornamente, wenn der Bau nicht tragfähig ist? Gespielt wurde recht gut. Monnards Redakteur und Frl. Neubkes Schauspielerin kann man nicht besser geben. Von prächtigem Humor war Suske als Verleger; Basils Chefredakteur und Waldau als eine Art Bellmaus redivivus, Frau Conrad-Ramlo und der journalistische Bösewicht Stettners waren famose Typen. Der Sohn des Verlegers war bei Storm ganz gut aufgehoben. Die Inszene Runges war gut, nur plaidierte er in der Redaktionseinrichtung für allzu puritanische Einfachheit, wie man sie kaum noch bei Provinzzeitungen finden dürfte.

Theater am Gärtnerplatz. Konrad Dreher, der Liebling der Münchner, ist wie alljährlich zu einem längeren Gastspiel eingezogen, und der Freund leichten Humors ist da stets eines frohen Abends sicher. Im „Blauen Klub“, einer etwas ungleich gearbeiteten Operette von Engel und Horst mit hübscher Musik von K. Kapeller, findet Dreher fast nur in Couplets Gelegenheit, seine spezifische Note behaglichen Humors zur Geltung zu bringen. Die Aufnahme war jedoch eine herzliche und die Gesamtaufführung des harmlos-heiteren Werkes war durchweg eine sehr gute, besonders Ludls Humor erfreute neben demjenigen des beliebten Gastes.

Aus den Konzertsälen. Im fünften Kaimkonzert sprang für eine erkrankte Solistin Frederic Lamond ein, der sich am Vorabend wieder als bewunderungswürdiger Beethoveninterpret bewährt hatte. Der hervorragende Pianist erntete mit Tschaikowskys B-moll Konzert stärksten Beifall. Vorausgegangen war des nämlichen Tondichters Manfredsymphonie, deren Wiedergabe unter Schneevoigt eine äußerst rühmenswerte war. Das Publikum zeigte sich dem russischen Werke gegenüber anfänglich ein wenig zurückhaltend; später aber sehr beifallsfreudig. Die Symphonie ist in der Mache glänzend, jedoch in den Mitteln nicht immer streng wählend und in der Erfindung gegenüber anderen Werken Tschaikowskys doch zurückstehend. Den Schluß bildete Smetanas „Vysehrad“, das hier schon bekannt war und eine temperamentvolle, mustergültige Wiedergabe erfuhr. — Einen sehr harmonischen und bedeutenden Eindruck hinterließ das Pariser Streichquartett der Herren Hayot, André, Denayer und Salmon, das Mozart, Beethoven und besonders Cesar Franck mit Temperament und reifem stilistischem Empfinden zu Gehör brachte. Eine das Maß künstlerischen Durchschnitts hoch überragende Pianistin ist Wanda v. Trzaska, welche ihren ganzen Abend Chopin widmete und berechtigten starken Beifall fand. Von reifer Technik erwies sich auch der begabte Klavierkünstler W. Ruoff. — F. Berber und J. Klengel erwarben reiche Anerkennung durch eine vorzügliche Wiedergabe des Brahmsschen Konzertes für Violine und Violoncell an einem mit dem Kaimorchester unter Stavenhagen gegebenen Abend, den noch das Joachimsche Violinkonzert und dessen Variationen füllte. Ottilie Metzger-Froitzheim von der Hamburger Oper ist eine Altistin von glänzenden Mitteln, vorzüglicher Ausbildung und eigener Auffassung. Ihr Liederabend gehörte zu den ungetrübtesten Genüssen. Auch der Baritonist Sidney Biden fand starken Beifall. Seine Mittel sind freilich weit beschränkter, aber er weiß sich innerhalb dieser Grenzen als ein geschmackvoller Sänger nicht ohne lässige Anmut zu bewegen.

Verschiedenes. Fritz Stavenhagens **Drama: „Mutter Mews“** zeigte nach den Berliner Berichten den „heißen Atem einer fortreißenden und oft im tiefsten erschütternden Kunst“. Wäre der Dichter nicht als 30jähriger seinen Entbehrungen erlegen, so hätte er sich sicher vom niederdeutschen Heimatskünstler zum Dramatiker von allgemeiner Bedeutung entwickelt. Die Aufführung im Deutschen Theater war vortrefflich. — Ludwig Fuldas Novität fand in Berlin eine anfänglich sehr günstige, später bestrittene Aufnahme „Der heimliche König“ ist eine Satire im „Talisman“geschmacke Der Schlußakt sucht alle Spitzen umzubiegen und alle Schärfen zu verzuckern. — Einen wirklich großen Erfolg hatte ein harmloses Lustspiel von Kadelburg und R. Skowronnek. „Husarenfieber“ verdankt seine Anregung dem bekannten Kaiserwort von den Krefelder Tanzhusaren und erfreut durch seine liebenswürdige Frohnatur das meist ausverkaufte Lustspielhaus. — Im Kgl. Schauspielhause zu Berlin verpuffte ein Drama „Merlin“ von G. Renner trotz prächtiger Ausstattung ohne tiefere Wirkung. — Bedeutenden Erfolg erzielte im Wiener Hofburgtheater ein Einakterabend, dessen drei Hauptrollen Kainz spielte. Hermann Bahrs „Narr“, „Der goldene Schlüssel“ von Max Bernstein und E. Welischs „Auf St. Matern“ wird geistvolle Grazie zuerkannt. Das Schweriner Hoftheater veranstaltet zu Ehren des bei dem Herzog Johann Albrecht zu Besuch weilenden Dichters einen Zyklus der bedeutenden Dramen von Richard Voß.

München. L. G. Oberlaender.

Kleine Rundschau.

Populär-wissenschaftliche Vorträge.

Der berühmte Biologe P. Erich Wasmann, S J., aus Luxemburg hielt am 28. November in München auf Anregung des Katholischen Frauenbundes einen Vortrag über Entwickelungslehre und christliche Weltanschauung. Der geräumige Richard Wagnersaal im „Bayerischen Hof" erwies sich fast als zu klein, denn Kopf an Kopf gedrängt stand und saß die sehr gewählte Zuhörerschaft — auch Prinzessinen vom Kgl. Hause waren anwesend — und lauschte mit größtem Interesse den Ausführungen des Redners. P. Wasmann, der erst einige Tage vorher im Münchener Verein für Naturkunde über das Seelenleben der Tiere und speziell über die Einrichtungen im Ameisenstaate einen durch Lichtbilder belebten Vortrag gehalten hatte, hob in seiner Einleitung in launiger Weise auf letzteren Vortrag ab, ging dann von dem Unterschiede der Konstanztheorie und Entwickelungslehre aus, verbreitete sich über die Entwickelungslehre als naturwissenschaftliche Hypothese und Theorie, sprach des längeren über theistische und monistische Weltanschauung, über den Darwinismus, der sich keineswegs mit der viel älteren Entwickelungslehre decke, und erläuterte dem mit gespannter Aufmerksamkeit folgenden Auditorium seine hochinteressanten Forschungen über die Frage, ob auch der Mensch sich entwickelte wie die Pflanzen und die Tiere. Der Redner widerlegte die tierische Abstammung des Menschen und trat lebhaft für die Vereinbarkeit der Entwickelungslehre mit der Offenbarung ein. Dabei fielen scharfe Schlaglichter auf die Lächerlichkeit und Absurdität der Häckelschen Theorien. P. Wasmann schloß seinen klaren und überzeugenden Vortrag mit dem trostreichen Ausblick, daß wohl die Entwickelungslehre siegen werde, wie auch das vor 350 Jahren aufgetauchte Kopernikanische Weltsystem gesiegt habe; aber ebensowenig wie durch letzteres die christliche Weltanschauung in die Brüche gegangen sei, werde auch die Entwickelungslehre die christlichen Ideen nicht über den Haufen werfen. Der Katholische Frauenbund erwirbt sich durch Veranstaltung solcher Vorträge, denen hoffentlich noch viele ähnlich hoch stehende folgen werden, ein um so bedeutsameres Verdienst, als leider in den letzten Jahren das gebildete München mit Vorträgen vielgenannter Tagesgrößen überschwemmt wird, welche einen systematischen Kampf gegen das Christentum, jeden Offenbarungsglauben und alle geltenden Sittlichkeitsbegriffe führen. Prof. Forel z. B. erntete im Konzertsale der „Vier Jahreszeiten" von Hunderten „lebhaften, herzlichen Beifall", wenn er das ganze bestehende Strafrecht als ein grausames Unrecht brandmarkte, weil alle Verbrecher nur Kranke seien, die keine Strafe verdienen. Selbst Forels Vortrag über die Biologie der Ameisen, der nach dem Wasmannschen stattfand, entbehrte nicht der atheistischen Seitenhiebe. Die Tatsache, daß die Abwendung von den Grundbegriffen des Gottesglaubens in den oberen wie unteren Schichten der Münchener Bevölkerung immer rapider fortschreitet, läßt sich durch bequemes Ignorieren nicht aus der Welt schaffen. Auch den legitimen Hütern der bestehenden Ordnung müßten endlich die Augen aufgehen, namentlich wenn sie sich von Kundigen berichten lassen, mit welchem Eifer ganz besonders die studierende Jugend den falschen Propheten religiöser und sittlicher Ungebundenheit scharenweise nachläuft. Videant consules!

M. K.

Honig ist bekanntlich ein vorzügliches, von allen Aerzten sehr empfohlenes, leicht verdauliches Nahrungsmittel; er ist besonders **sehr nützlich** für Hals- und Brustleidende. — Den Vorzug verdient aber entschieden echter reiner Bienenhonig, und beziehe man solchen, wo möglich, von guten Imkern selbst. In dieser Hinsicht verdient besonders empfohlen zu werden die Firma Groß-Imkerei B. **Plaggenborg** in **Werlte**, Provinz Hannover. Wenn man den Wert ihrer Ware und die **äußerst saubere** Behandlung derselben zu schätzen wüßte, so würde jeder gern von dieser Firma Honig beziehen. Die Ware findet daher allenthalben, auch bei den Bäckern, sehr großen Beifall.

Hermann Trapps Fabriksetablissement in Wildstein bei Eger. Unter den besten Bezugsquellen für vorzügliche Musikinstrumente und Saiten von garantiert reiner Stimmung ist an erster Stelle die Musikinstrumenten- und Saitenfabrik von Hermann Trapp in Wildstein bei Eger zu nennen. Die Firma genießt im In- und Auslande den denkbar besten Ruf und ist bekannt als Lieferantin für Kirchen, Theater, und Militärkapellen. Sie ist vielfach mit ersten Preisen prämiiert. Vor kurzem ist nun wieder ein neuer Katalog dieser Firma erschienen. Derselbe ist so reichhaltig ausgestattet und die Firma als solid und reell bekannt, so daß wir unsern Lesern empfehlen können, sich denselben kommen zu lassen.

Die Haarkrankheiten, speziell die Entstehung der Glatze, ihre Verhütung und Behandlung.

Von Dr. Meyer, Gerichtsass. und Bahnarzt in Bernstadt i. S. 3. u. 4. Aufl. M 1,20, geb. M 2. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", München, Liebherrstraße 8.

„Die Vorschläge, welche Dr. M. zur Beseitigung und Verhütung des Uebels angibt, sind überzeugender Natur, so daß die flott geschriebene Broschüre tatsächlich ebenso das Interesse der Aerzte wie der Laienwelt verdient."

„Allgemeine Zeitung". „New-Yorker Staatszeitung". „Medico".

Zu den anmutigsten Geschenken, durch die wir unsere Lieben erfreuen können, gehören ohne Frage die in beiliegendem Weihnachtsprospekt der **„Gesellschaft für christliche Kunst"** (Karlstr. 6) in trefflichen Abbildungen wiedergegebenen Gegenstände aus dem Bereiche der christlichen Kunst und des Kunstgewerbes. Was die Gesellschaft hinsichtlich Veröffentlichung künstlerisch vollendeter Reproduktionen geleistet hat, verdient alle Anerkennung, und es wäre nur zu wünschen, daß die prächtigen Kunstblätter ebenso wie das Uebrige die weiteste Verbreitung finden würden.

Der heutigen Nummer liegen ferner Prospekte der **Allgemeinen Verlagsgesellschaft m. b. H.,** über **erlesene Weihnachtsgeschenke** sowie ein solcher vom Verlage **P. Graevi in Merzig-Saar** über das Werkchen **„Die Katholische Kirche"** bei. Sämtliche Anlagen empfehlen wir bestens der Beachtung unserer Leser.

Fest-Geschenke aus der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.

In eleganten Einbänden. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Lieder. Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches besorgt von Dr. K. Reisert. 2., vermehrte Auflage, enthaltend 621 Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder, sowie ein- und zweistimmige Solo-Gesänge mit Klavierbegleitung. Hoch 4° Geb. in Leinwand M 15.—

Klemens Brentanos ausgewählte Schriften. Von Joh. Bapt. Diel S. J. 2. Aufl., neu durchgesehen von Gerhard Gietmann S. J. Mit dem Bildnis Klemens Brentanos und 6 Illustrationen. 2 Bde. Geb. M 7.—

Gedichte von A. Albing. 12° Geb. M 2.80

Die Lauretanische Litanei. Von A Baumgartner S. J. 3. Aufl. 12° Geb. M 2.20

Weltenmorgen. Dramatisches Gedicht v. E. Hlatký. 2. u. 3. Aufl. 12° Geb. M 5.60

Gedichte. Von J. B. Diel S. J. 3. u. 4. Aufl. 12° Geb. M 4.20

Aus den Bergen der Heimat. Dichtungen von Hans M. Grüninger. 12° Geb. M 2.20

Der ewige Jude. Episches Gedicht von J. Seeber. 8. u. 9. Aufl. 12° Geb. M 3.20

Romane und Erzählungen von J. Spillmann S. J. 12°

Der schwarze Schumacher. Geb. M 4.80

Kreuz und Chrysanthemum. 2. Aufl. 2 Bde. Geb. M 7.—

Tapfer und Treu. 4. Auflage. 2 Bände. Geb. M 7.—

Um das Leben einer Königin. 2. Aufl. 2 Bände. Geb. M 7.50

Lucius Flavius. 4. Aufl. 2 Bd. Geb. M 7.60

Die Wunderblume von Woxindon. 5. Aufl. 2 Bände. Geb. M 7.—

Wolken und Sonnenschein. 6. Aufl. Mit Bildern. 2 Bände. Geb. M 7.—

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses. 10. u. 11. Aufl. Mit 12 Bildern. Geb. M 3.—

Gesammelte Romane und Erzählungen. Volksausgabe. In Aussicht genommen 14 Bde. 12° Jeder Band in Leinwand geb. M 2.— Es liegen vor: Bd I u. II: Lucius Flavus. 2 Bde. Geb. M 4.— Bd III u. IV: Tapfer und Treu. 2 Bde. Geb. M 4.— Bd V u. VI: Um das Leben einer Königin. 2 Bde. Geb. M 4.—

Moribus paternis. Erzählung von A. Albing. 2. Aufl. 2 Bde. Geb. M 6.—

Der Pessimist. Roman von A. Albing. 2 Bde. 12° Geb. M 6.—

Novellen von Joh. B. Diel S. J. 5. u. 6. Aufl. Illustr. 12° Geb. M 4.80

Erzählungen von K. Kümmel: Auf der Sonnenseite. Humoristische Erzählungen. I. Bändchen. 2. Aufl. 12° Geb. M 2.30
An Gottes Hand. 6 Bändchen. 12° Geb. zu je M 2.20
Sonntagsstille. 12° Bd I u. II: Christmonat. Geb. je M 2.30

Die beiden Walter. Von M. von Stolz. Freie Bearbeitung von M. Hoffmann. 2. Aufl. Mit 40 Illustrationen. 8° Geb. M 2.—

Die Herberge zum Schutzengel. Von Gräfin Ségur. Uebersetzt von E. v. Pongrácz. 3. Aufl. Mit 67 Illustrationen. Geb. M 2.—

Ein wahrer Robinson oder die Abenteuer Owen Evans'. Herausgegeben von W. H. Anderdon S. J. Nach dem Englischen bearbeitet von M. Hoffmann. 2. Aufl. Mit 1 Titelbild in Farbendruck und 3 Vollbildern. 8° Geb. M 3.—

Aus fernen Landen. Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend. Von J. Spillmann S. J 12° I—XVIII. geb. je 80 Pf, XIX—XXII. geb. je M 1.—

Kinderfreude. Erzählungen f. Kinder. Mit farbigen Bildern. 12°. Bis jetzt sind 8 Bändchen erschienen. Geb. je M 1.20.

Edelsteine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen a. d. Schriften v. Alban Stolz. Ausgew. von H. Wagner. 12° Geb. M 2.40

Im heiligen Land. Pilgerbriefe der Jugend gewidmet von J. Liensberger. Mit Titelbild u. 33 Abbildungen. 12° Geb. M 1.20 u. M 1.40

Lebensweisheit in der Tasche. Von Fr. A. M. Weiß O. Pr. 10. Aufl. 12° Geb. M 4.— u. M 5.80

Die Kunst zu leben. Von Fr. A. M. Weiß O. Pr. 6. Aufl. 12° Geb. M 4. u. M 5.80

Gedanken u. Ratschläge. Von A. v. Doß S. J. 15. Aufl. 12° Geb. M 3.60, M 5.40 u. M 6.—

Christliche Lebensphilosophie. Von T. Pesch S. J. 9. Aufl. 12° Geb. M 4.70

Unsere Schwächen. Von P. Seb. von der O. S. B. 5. Aufl. 12° Geb. M 2.20

Die weise Jungfrau. Gedanken und Ratschläge f. gebildete Jungfrauen. Von A. v. Doß S. J. 6. Aufl. 12° Geb. M 3.60

Leben des heil. Aloysius von Gonzaga, Patrons der christlichen Jugend. Von M. Meschler S J. Mit 3 Lichtdruckbildern. 8. Aufl. 8° Geb. M 3.60

Der göttliche Heiland. Ein Lebensbild der studierenden Jugend gewidmet von M. Meschler S. J. 8° Geb. M 6.50

Reichste Auswahl von Geschenkwerken für alle Altersstufen und Bildungsgrade bietet der splendid ausgestattete **Weihnachts-Almanach** der Herderschen Verlagshandlung, der durch jed. Buchhandlung u. dir. v. d. Verlagshandlung kostenlos bezogen werden kann.

Das Ziel erreicht!

wer die elektr. Remustaschenlaterne „Stets bereit — **Hände frei**" gebraucht. Prüfen Sie das Produkt mehrjähriger Versuche und Erfahrungen Nr. 1 M 3, Nr. 3 M 4, mit **Doppelbatterie** M 4.50 und 5.50, Grösse 8½×5×2 cm oder 10×7×2½ cm. Ehrende Zeugnisse von Militär-, Zivilbehörden und Privaten.

Direkt vom Konstruktor Gustav Remus, Halle a. S. zu beziehen. Wiederverkäufer gesucht.

Feldpostbrief aus S.-W.-Afrika Karibib, 1. 4. 06. In den Besitz der Taschenlaterne „Hände frei" gelangt, kann ich Ihnen nur mitteilen, dass ich sehr zufr. bin. In stockfinstrer Nacht Dienstgang z. Hererowerft. Einige Kaffern näherten sich mir in nicht guter Absicht Auf zirka 15 Meter Entf. leuchtete ich an und die Kaffern hatten keine Courage, mich weiter zu belästigen. Die Remuslaterne werde ich meinen Kameraden empfehlen. Senden Sie mir umgehend per Nachnahme … Ersatzbatt. u. 10 Ersatzgluhbirnen.

Betrag wird zurückbezahlt, wenn die Laterne Ihren Beifall nicht findet.

Kath. Bürger-Verein

in **Trier a. Mosel**

gegründet 1864

langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos

empfiehlt seine naturreinen

Saar- und Moselweine

in den verschiedensten Preislagen.

Die langen Winterabende

sind so recht geeignet zum Studium. Wir empfehlen als eine dankbare Aufgabe, sich mit der Naturwissenschaft zu befreunden u. offerieren gegen

monatl. Ratenzahlungen

von Mark 3.— das auf christl. Standpunkt stehende Werk:

Haacke & Kunert

Das Tierleben der Erde

3 Bde. geb. mit 120 Farbendrucktafeln u. 620 Textbildern. Preis Mark 57.—

Das Werk ist auch in [illegible] auf Ausstattung das Be[illegible] auf diesem Gebiete.

Probeband gern zur Ansicht

Gregorius-Buchhandlung G. m. b. H., Köln

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. == Telephon 3850. ==

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459. Auslieferung in Leipzig durch = Carl Fr. Fleischer. =

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 50. München, 15. Dezember 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Die Wahlen in Württemberg.

Von

Joseph Häberle.

I. Die Wahlbewegung.

Am 3. November wurde die zu Ende gehende Landtagsperiode 1901—06 im Auftrag des Königs durch den Ministerpräsidenten von Breitling geschlossen. Ein großes Stück Arbeit fand damit seinen Abschluß. Auf den „unfruchtbaren“ Landtag 1895 bis 1900 war ein Landtag gefolgt, auf dem wichtige Reformwerke, die in früheren Jahren vergeblich in Angriff genommen wurden, zur Verabschiedung gelangt sind, so vor allem auf dem Gebiete des Steuerwesens, der Gemeindeverwaltung und der Landesverfassung, dann auf dem Gebiet des höheren Mädchenschulwesens und des Gewerbeschulwesens. Nicht zu vergessen sind die Zulassung der Feuerbestattung, das Postmarkenübereinkommen, die Einführung der vierten Wagenklasse und die allerdings gescheiterte Weizsäckersche Schulnovelle. All diese Reformen haben dem zu Ende gegangenen Landtag von der volksparteilichen Presse den Namen „Reformlandtag“ eingetragen. Mit dem Abschluß dieses og. Reformlandtages ist in unserem württembergischen Staatseben zugleich ein bedeutendes Stück Geschichte abgeschlossen und in großer Wendepunkt eingetreten, bedingt durch die am 9. Juli ach jahrelangen, heißen Kämpfen zustande gekommene Verassungsrevision. Ob die dadurch hervorgerufene „neue Ordnung ei allseitig gutem Willen, bei verständnisvollem, besonnenem, on der Rücksicht auf das Ganze beherrschtem Zusammenwirken ller Beteiligten eine sichere und feste Grundlage für die weitere edeihliche Entwicklung der idealen und materiellen Güter und er allseitigen Wohlfahrt unseres Volkes bilden wird“, lassen ir dahingestellt. Es wäre dies ja sicherlich sehr zu wünschen, ber wenn man bedenkt, daß das Hauptmotiv bei der Verfassungsvision ein konfessionell-protestantisches war, daß man eben in ster Linie im Hinblick auf die katholische Thronfolge vorher noch e katholische Majorität der Ersten Kammer beseitigen wollte nd daß, um diesen Zweck zu erreichen, sogar wichtige Volksrechte an die Erste Kammer verraten werden mußten, wenn man ferner bedenkt, daß die Erste Kammer durch den gewonnenen Zuwachs erst recht zur Regierungskammer und eine Hochburg des Nationalliberalismus wird, und daß dem Ueberhandnehmen des Radikalismus, namentlich des sozialdemokratischen, in der reinen Volkskammer Tür und Tor geöffnet ist, und daß endlich die ganze Verfassungsrevision eingefädelt worden ist zur Durchführung einer liberalen Schulgesetzgebung und der katholische Volksteil in Württemberg vollständig majorisiert wurde so darf man berechtigten Zweifel hegen, ob sich die von der Regierung bei Schluß des Landtages ausgesprochene „zuversichtliche Hoffnung“ erfüllen wird.

Kurz nach Schluß des alten Landtages wurde sofort der Termin für den ersten Teil der Wahlen ausgeschrieben, die das Interesse von ganz Deutschland in Anspruch nehmen, was besonders von den erst später stattfindenden Proporzwahlen gilt. Entsprechend der großen Bedeutung der diesmaligen Wahlen ist auch der Wahlkampf ausgefallen. Er ließ bisweilen an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig. Ueberall eine lebhafte Agitation, besonders auch bei der Sozialdemokratie. Die Wahlbewegung hatte ihre Wellen, wie leicht begreiflich, schon längst vorausgeworfen. Wir wollen nun zunächst ein paar der interessantesten charakteristischen Momente herausgreifen. Da sind in einer Ulmer Zeitung und hernach auch im „Schwarzwälder Boten“ einige „gute Katholiken“ zum Wort gekommen, von deren Leistungen für das Volk bisher die Geschichte noch nichts zu vermelden wußte; diese wollten dem Zentrum am Zeug flicken und ihm vorwerfen, es habe in der abgelaufenen Landtagssession eine „negative, unversöhnliche, intransigente“ Politik getrieben und habe sich in der Schulfrage durch „starre Prinzipienreiterei“ hervorgetan. Sie forderten zu einer Emanzipation des katholischen Volkes von der Zentrumsleitung, insbesondere von einer nie bestehenden „Diktatur Gröbers“, zur Gründung einer „freien Bürgerpartei“, eines „Reformzentrums“ auf, d. h. einer katholischen Partei ohne politisches Programm und ohne selbständige politische Arbeit. Das Ganze aber war eine Mache und stand unter dem Protektorat demokratischer Rechtsanwälte und Kommerzienräte. Eine Hauptrolle spielte dabei ein jüdischer Rechtsanwalt, und Payer und Haußmann ließen es nicht am nötigen Segen fehlen. Die Volkspartei sollte aber an ihrer katholischen Filiale wenig Freude erleben. Wir werden das schmähliche Fiasko derselben weiter unten kurz registrieren. Es mußte ja von Anfang an für jeden Denkenden feststehen: Jene Katholiken, welche gerade jetzt dem Zentrum die Heeresfolge verweigern, leiden entweder an politischer Kurzsichtigkeit oder sie haben in der letzten Zeit geschlafen und so jeden Kontakt mit den gegenwärtigen Zeitströmungen verloren, oder aber sie schwören auf die zentrumsfeindliche Presse als ihr Evangelium.

O unabhängige Bürgerpartei, die sich von der Volkspartei und ihrer Presse ins Schlepptau nehmen läßt! Damit aber haben wir den „freien“ oder „guten“ Katholiken bereits zuviel Ehre angetan.

Am „trefflichsten“ hat sich der Führer der Volkspartei, K. Haußmann, in den Wahlkampf eingeführt, der große „Staatsmann und Volkswirt“. Als solcher gerierte er sich auf dem oberschwäbischen Parteitag der Volkspartei in Ravensburg und holte sich aus seiner konfessionellen Rüstkammer einmal wieder den Vorwurf gegen das Zentrum hervor, es sei an der Verschärfung der konfessionellen Gegensätze schuldig. Und der Beweis hierfür? Risum teneatis! Ein Inserat in einer Zeitung, in dem

ein katholischer Melker gesucht wird. O Haußmannsche Weisheit und Findigkeit! Und dieser „große“ Politiker hatte die Kühnheit, denselben Vorwurf der konfessionellen Verhetzung mit demselben Beweis im Halbmondsaal in Stuttgart vorzubringen. Gröber reagierte darauf mit dem noch gelinden Ausdruck „Unverschämtheit“, was ihm allerdings einen Ordnungsruf zuzog. Gröber rief nun auch den Schutz des Präsidenten an gegen die taktlosen Angriffe des Abg. Haußmann, aber — hier zeigte sich, wer das Ruder führte im württembergischen Landtag — er fand den gewünschten Schutz nicht. Das heißt man wohl auf demokratischer Seite unparteiische Führung des Präsidiums? So etwas ist eben nur da möglich, wo die Volkspartei das Regiment führt. Uebrigens rechnete Gröber in der nächsten Sitzung mit Haußmann gründlich ab, der bös hereingefallen war. Gröber konnte konstatieren, daß der Einsender jenes Inserates ein urechter Demokrat war.

Die schwäbische Volkspartei und ihre Führer machten bei dieser Wahlbewegung ihrem Rufe alle Ehre, ihrem Rufe als einer Partei, bei der politische Charakterlosigkeit Trumpf ist. Ueberall streckt sie ihre Fühlhörner aus, um Stimmen zu fangen. Während es Deutsche Partei und Zentrum ablehnten, bei der Proporzwahl Vertreter des „Verbandes der württembergischen Unterbeamten“ auf ihren Zettel zu nehmen, ließ sich die Volkspartei das „Geschäftchen“, das sie damit zu machen hofft, nicht entgehen und gab natürlich wonnevollen Herzens eine diesbezügliche Zusage. Was sollen wir dann erst sagen von den famosen Bestrebungen der Demokratenpartei auf Herstellung eines liberal-radikalen Blockes nach badischem Muster, wozu ja die Führer der schwäbischen Volkspartei auch einen Teil beigetragen haben durch ihre „Blockreden“ im vorigen Herbst. Aber, o weh! Der Nationalliberalismus in Württemberg, die Deutsche Partei, hat sich auf ihre eigene Kraft besonnen und wollte von einem solchen Kartell nichts wissen. Das ist nun allerdings ein schnöder Undank dafür, daß die Volkspartei durch die Verfassungsrevision dem Nationalliberalismus in der Ersten Kammer eine neue Aera heraufgeführt hat. Und auch das immer zudringlicher werdende Liebeswerben der Volkspartei half nicht, ja nicht einmal die Drohungen mit einem Anschluß nach links, an die Sozialdemokratie, haben bei der Deutschen Partei verfangen, und selbst das von Herrn v. Payer (der sich in seiner Rolle als politischer Agitator sehr gut gefiel) inszenierte Geschrei von einer „reaktionären Mehrheit“ in der reinen Volkskammer hat seine Wirkung nicht getan. Alle Parteien zogen somit im allgemeinen selbständig in den Kampf, nur lokale Verhältnisse veranlaßten Deutsche Partei und Bauernbund einerseits und Volkspartei und Deutsche Partei anderseits, in einigen Bezirken zusammenzugehen.

Nun noch etwas von dem Programm, das die einzelnen Parteien ausgegeben haben für den kommenden Landtag. Als erste ist mit ihrem Programm die Sozialdemokratie auf dem Plan erschienen, was nicht zu verwundern war, da dasselbe nur eine Abschrift des früheren ist mit Anpassung an die inzwischen eingetretenen Veränderungen. Ein gutes Schlaglicht auf die Sozialdemokratie wirft gleich der erste Punkt des Programms, der u. a. folgende Forderungen enthält: „Ausbau der Landesverfassung in rein demokratischer Richtung — an Stelle der zwei Kammern eine einzige, aus Verhältniswahlen hervorgehende Kammer, deren Beschlüsse für die Regierung bindend sind. Vornahme der Wahl an einem gesetzlichen Ruhetag. Zweijährige Gesetzgebungs- und Wahlperiode“ (was gerade noch fehlt!). Eine Partei, die einer Verfassungsrevision zustimmte, bei der die Erste Kammer, deren Abschaffung sie verlangte, an Zahl der Mitglieder und an Rechten verstärkt wurde, ist damit von selbst gerichtet. Bezüglich des Verhältnisses von Staat und Kirche und bezüglich der Schule — der kommende Landtag wird von der Sozialdemokratie schon zu einem Schullandtag gestempelt — wird verlangt u. a.: „Alle Zuwendungen aus Staats- und Gemeindemitteln für kirchliche Zwecke haben zu unterbleiben. Die religiösen Gemeinschaften sind als Privatvereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen. Befreiung der Schule, als einer weltlichen Anstalt, von jeder geistlichen Beaufsichtigung und Einmischung. Obligatorischer Besuch der allgemeinen Volksschule für alle Kinder (Einheitsschule) als Vorstufe zu allen anderen Lehranstalten.“ Die Sozialdemokratie rückt also offen mit der Sprache heraus und unterscheidet sich hierin vorteilhaft von der Volkspartei, die es nicht wagt, offen in ihrem Programm die Trennung von Staat und Kirche, die Einführung der Simultanschule bzw. religionslosen Schule zu fordern. Und doch verlangt schon das allgemeine Programm der Volkspartei vom 21. Sept. 1895 die „Trennung der beiden nach Wesen und Aufgabe verschiedenen Gebiete von Staat und Kirche“, und das Mindestprogramm, das die Volkspartei in München zur Einigung aller Liberalen aufstellte, enthielt die Forderung: „Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht und allgemeine Volksschule für alle Konfessionen unter Beseitigung des Schulzwanges für den Religionsunterricht.“ Die Volkspartei sucht eben das Volk vor den Wahlen zu düpieren, ein Benehmen, das ganz charakteristisch ist für sie. Für jeden Urteilsfähigen steht fest, daß die Demokratie nach den Wahlen im Sinne der Trennung von Staat und Kirche arbeitet. Außer dem Zentrum treten alle Parteien ein für gänzliche bzw. teilweise Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht und für Einführung der Fachaufsicht an ihrer Stelle. Für die Beibehaltung der konfessionellen Volksschule sprechen sich außer dem Zentrum noch der Bauernbund und die Konservativen klar aus. Die Deutsche Partei behandelt die Schule als reine Staatssache, doch stellt sie in Aussicht, „die Bestrebungen, die Religion aus der Schule zu entfernen, zu bekämpfen“. Aber wie lange? Charakteristisch ist, daß in der Schulfrage gerade das Programm dieser Partei bei dem Organ des kath. Lehrervereins am meisten Anklang gefunden hat, während wichtige Punkte des Zentrumsprogramms als „Lappalien“ bezeichnet wurden. Das Zentrumsprogramm riecht eben nicht liberal genug.

Uebrigens kann die Zentrumsfraktion mit der Aufnahme ihres Programms in der Presse zufrieden sein. Die „Südd. Reichskorrespondenz“ charakterisiert dasselbe u. a. folgendermaßen: „Das Zentrum ruft den Wählern die bei seiner Gründung aufgestellten Grundsätze in Erinnerung und schließt hieran ein Arbeitsprogramm für die nächste Landtagsperiode, das mehr als das Programm irgend einer anderen Partei ins einzelne und einzelnste geht . . . Die Gerechtigkeit gebietet anzuerkennen, daß dieses Programm nicht nur das inhaltsreichste, sondern auch das am fleißigsten durchgearbeitete ist, das bei diesen Wahlen vor die Wähler gebracht wird.“ Diesen Worten und der weiteren sachlichen Besprechung des Zentrumsprogramms braucht der beste Zentrumsfreund nichts mehr hinzuzufügen.

II. Der Ausfall der Wahl.

Die Wahlschlacht selbst wurde am 5. Dezember geschlagen und brachte große Ueberraschungen. Einmal wurden sofort 42 Abgeordnete im ersten Wahlgang in den einzelnen Bezirken und Städten definitiv gewählt, so daß nur 27 Nachwahlen vorgenommen werden müssen. Dann aber war der 5. Dezember ein wahrer Zahltag. Da schieden sich die Geister, und wir werden wohl nicht fehlgehen in der Annahme, daß die Stellung der einzelnen Parteien zur Schulfrage wesentlich zu dieser Scheidung beitrug. Für das **Zentrum** ist die Wahl ausgefallen, wie es die Zentrumsfraktion samt ihrem Führer Gröber für ihre treue Pflichterfüllung, ihre rastlose Mitarbeit bei allen wichtigen Gesetzesfragen, für ihre Programmtreue vor allem in der Verfassungsrevision ganz und gar verdiente. **Ein glänzender Sieg** auf allen Seiten: 19 Mandate beim ersten Entscheidungskampf. Alle bisherigen Sitze (18 an der Zahl) sind behauptet und dazu ist Spaichingen, das trotz seiner 90 Proz. Katholiken immer einen kath. Demokraten in den Landtag sandte, mit großer Majorität gewonnen, was im ganzen Schwabenland mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Dann vereinigte das Zentrum noch in 3 Bezirken die größte Stimmenzahl auf seine Kandidaten, so daß die Nachwahl durchaus nicht aussichtslos ist. In weiteren 4 Bezirken liegt die Entscheidung über den Kandidaten in seiner Hand. Endlich ist überall auf der ganzen Linie ein zum Teil bedeutender Stimmenzuwachs zu verzeichnen. (85,0[illegible] Stimmen gegen 76,000 im Jahre 1900.) Das war die richtige Antwort auf all die schmählichen Angriffe gegen die Partei, ihre Führer und die Wähler selbst. Ein Bravo den wackeren Zentrums-Schwaben auch an dieser Stelle!

Das Fiasko des „Reformzentrums“, das auch einen Kandidaten einem Zentrumsmann von Fleisch und Blut gegenüber gestellt hatte, wurde oben schon angedeutet. 525 Stimmen hat er „erobert“ mit Unterstützung protestantischer Wähler! Hören wir den „Schwäbischen Merkur“ darüber: „Die von Ulm ausgegangene Bewegung, die eine freie kath. Partei ins Leben rufen sollte, hat sich als eine völlig taube Nuß erwiesen“. Ob jetzt den „Freien“ die Augen aufgegangen sind?

Von den anderen Parteien haben Deutsche Partei, und Volkspartei je 7 Sitze erhalten und ebensoviel Konservative und Bauernbund zusammen. Letztere, Konservative und Bauernbund, haben sehr gut abgeschnitten, sie gewinnen zwei Mandate von der Volkspartei und haben einen Stimmenzuwachs von 56 Prozent. Auch die Deutsche Partei kann zufrieden sein, wenngleich in einigen Bezirken ihre Stimmen zurückgedrängt wurden; aber [illegible]

hat bereits einen Sitz der Sozialdemokratie entrissen und kommt in aussichtsvolle Nachwahlen.

Die Volkspartei, die „führende" Partei in Württemberg, hat das verdiente Gericht ereilt. Drei Verluste hat sie zu melden und keinen Gewinn dafür und dazu noch einen starken Stimmenrückgang. Das ist die Antwort für die Wahllügen und das Schwindelmanöver. Einen Leidensgenossen hat die Volkspartei an der Sozialdemokratie, die aber nur den Verlust eines Mandates zu beklagen hat, anderseits aber ein gewaltiges Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen konstatieren kann.

Bei der Wahl der sechs Abgeordneten der Stadt Stuttgart, wobei zum erstenmal in Deutschland ein neues Wahlsystem, nämlich der Proporz, in Anwendung kam, hat die Sozialdemokratie den Löwenanteil davongetragen. Sie bekam drei Sitze, die Volkspartei, Deutsche Partei und die Konservativen mit Unterstützung des Zentrums erhielten je einen Sitz.

Das Gesamtresultat der bisherigen Wahlen ist sonach: Die Rechte zählt bis jetzt 35 Mandate, Zentrum 19, Deutsche Partei 8, Konservative und Bauernbund 8; die Linke verfügt über 13 Sitze: Volkspartei 8 und Sozialdemokratie 5, so daß also stark die Hälfte der Abgeordneten bis jetzt als gewählt aus der Urne hervorgegangen ist. Was für ein Resultat die 27 Stichwahlen ergeben werden, läßt sich bis jetzt auch nicht annähernd voraussagen, da noch keine Parole ausgegeben sind und sich ganz unerwartete Parteikonstellationen ergeben können. Freilich, Sozialdemokratie und Volkspartei werden sich wohl, wenn nicht alle bisherigen Anzeichen trügen, zu einem radikalen Block zusammentun, um zu retten, was noch zu retten ist. Eine starke Konkurrenz dagegen wäre eine kluge Wahltaktik seitens der anderen Parteien, wodurch bewirkt werden könnte, daß der radikale Block als Beute höchstens noch 14 Sitze unter sich zu verteilen hätte.

Da außer den Nachwahlen noch die Wahl der 17 Zusatzabgeordneten für die ausscheidenden, zum Teil in die Erste Kammer transportierten Privilegierten stattzufinden hat, läßt sich ein verläßliches Urteil über die Zusammensetzung der künftigen reinen Volkskammer noch nicht abgeben. Eine kleine konservative Mehrheit ließe sich erwerben. Und wir wünschen nur, daß sich der Zug nach rechts, welcher bei der ersten Wahl das Erfreulichste war, auch bei den kommenden Wahlen zur Geltung komme, zum Wohle unseres geliebten Schwabenlandes.

Die Wahrheit über die „Milliarde" der französischen Kongregationen.

Von

Jos. Massarette.

Als im Sommer 1901 in Frankreich das Vereinsgesetz zustande kam, behaupteten die Blockmänner, damit werde lediglich die Sicherung der Vereinigungsfreiheit bezweckt. Kein Einsichtiger zweifelte daran, daß in Wirklichkeit ihr tiefgründiger Haß gegen alles Katholische die Haupttriebfeder war. Die Kirche sollte in der Entfaltung der so herrlichen Wirksamkeit ihrer Ordensleute getroffen werden. Aber auch auf die Güter der Kongregationen war's abgesehen. Tausende von Kongreganisten beiderlei Geschlechtes, deren weltabgestorbenes Leben und Streben nach dem Triumph des Geistes über die Sinne den modernen Genußmenschen ein Greuel ist, und die zum Teil in hartem Dasein, zum Besten elender Menschenkinder sich rastlos abmühten, wurden auf die Straße geworfen, über die Grenze gejagt mit dem niederdrückenden Gefühl, daß nunmehr ihrem vielleicht Jahrhunderte alten Wirken im Dienste der Nächstenliebe auf heimatlichem Boden durch entartete Söhne des eigenen Vaterlandes ein unverdientes Ende bereitet sei.

Die Klostergütersäkularisation zu rechtfertigen, riefen die lärmenden Tamtamschläger des Kulturkampfs immer wieder von der Kammertribüne herab ins Land: „Das Vermögen der Kongregationen beläuft sich auf eine Milliarde. Diese „Tote Hand"-Milliarde stecken wir ein, um sie den Arbeitersyndikaten zur Einrichtung von Arbeiter-Altersversicherungen zu überweisen."

Vor fünf Jahren warf man mit diesem Versprechen um sich. Waldeck-Rousseau, der Vater des Vereinsgesetzes, der als erster von der Milliarde gefaselt hatte, ist tot. Er ist der Verlegenheit überhoben, Antwort geben zu müssen auf die undelikate Frage, was aus der famosen Milliarde der Kongregationen geworden. Auskunft könnten eigentlich nur die Liquidatoren geben, unter deren Händen sich das Klostergut verflüchtigt hat. Dieser ungewöhnlichen „Verflüchtigung einer Milliarde" widmet Fenelon Gibon im „Correspondant" eine eingehende Untersuchung. Seine reich dokumentierte Arbeit ermöglicht ein richtiges Urteil über die schier unglaublich klingenden, aber klar nachgewiesenen Treibereien der edlen Ritter, die sich die Vernichtung und Beraubung der Kongregationen auf gesetzlichem Wege zum Ziel gesetzt hatten.

Zuerst sollte die Jagd auf die Güter der Kongregationen vorbereitet werden. Man übertrieb deren Wert ins Fabelhafte. In die Aufzählung zog man Güter ein, die einzelnen oder vereinigten Privatleuten gehörten, von denen die Regierung aber meist willkürlich annahm, daß die wirklichen Besitzer Ordensleute seien; ferner solche Güter, die von Kongregationen gemietet (gepachtet) waren usw. Mit dieser schwindelhaften Berechnung kam man glücklich auf die Milliarde, die man brauchte, um die Menge zu verblüffen und ihre Gier aufzustacheln. Es figurieren da 75 Millionen, die Zivil- oder Handelsgesellschaften gehört hatten; 295 Millionen, deren Natur und Ursprung man nicht bestimmen konnte; 217 Millionen, repräsentierend den Wert von „okkupierten" Gütern, d. h. solchen, die sogar nach dem Geständnis des amtlichen Berichtes, Kongregationen nicht gehörten, schließlich Besitztümer von Privaten, Immobiliar-Gesellschaften und sogar von protestantischen Gesellschaften.

Tatsächlich wurde bei hoher Abschätzung nachgewiesen, daß sämtliche Kongregationen alles in allem etwa 463 Millionen besaßen, wovon 206 Millionen an hypothekarischer Belastung abzuziehen sind. Also etwa 257 Millionen Aktiva bei einer Zahl von 160,000 Ordensleuten und Hunderttausenden Armen und Verlassenen, die davon zehrten. Das sind doch keine glänzenden Vermögensverhältnisse; vielmehr muß man sie überaus bescheiden finden, wenn man an die zehn Milliarden des Pariser Rothschild allein denkt.

Seit fünf Jahren sind die Liquidatoren am Werk und mit ihnen ein ganzer Haufen von Advokaten, Anwälten, Gerichtsvollziehern, Schreibern u. dgl. Prozesse über Prozesse werden eingeleitet und die Liquidatoren und ihr Gefolge werden dabei fett. Nicht nur haben sie bei ihrer liquidatorischen Tätigkeit, die sich nach Aussage der offiziellen Sachverständigen auf Aktiva von einer Milliarde erstrecken sollte, noch nicht einen Centime rein erzielt, sie haben auch nicht weniger als 6 Millionen, welche die Staatskasse ihnen vorgeschossen, draufgebracht, d. h. durch die Kosten der zahllosen Prozesse verschlingen lassen. Wie's dabei zugeht, zeigt folgendes Beispiel, das Drumont in seiner „Libre Parole" anführt. Zu Saint-Brieux war jüngst das Kloster der Franziskaner zum Verkauf ausgeboten. Trotzdem die Gebäude mehr als 370,000 Frcs. gekostet hatten, fand sich doch kein Liebhaber, der 72,000 Frcs. geboten hätte. Diese ergebnislose Versteigerung hat 2406 Frcs. Anzeigenkosten verursacht; der Liquidator verlangte als Honorar 20,349 Frcs. Bekannt ist, daß der Sozialist Millerand in einem einzigen Liquidationsjahr mehr als 300,000 Frcs. an Honorar einsteckte.

Die Skandale sind so ungeheuerlich, daß selbst die blindwütigsten Pfaffenfresser sich ob des Treibens der Liquidationshyänen zu schämen beginnen und dagegen protestieren. Beispielsweise schreibt die „Action": „Diese Liquidationen gehen auf die phantastischste und willkürlichste Weise vor sich. Wenn Herr Briand es wünscht, können wir ihm dokumentarisch klaren Aufschluß geben über die Mißbräuche, die sich die Liquidatoren erlauben, welche manchmal ohne die geringste Scham ein gelinde gesagt tadelnswertes Verfahren wählen, wie Abrechnungen und Anleihen von zweifelhafter Gesetzlichkeit. Das versteht sich, ist recht menschlich; den Liquidatoren fallen bedeutende Summen zu. Sie haben bis heute den klarsten Nutzen aus den dem Gesetz vom Juli 1901 entspringenden Operationen gezogen. Es ist ganz natürlich, daß sie mit allen möglichen Mitteln dahin arbeiten, daß das Vergnügen lange dauere." Es scheint denn auch, daß sie noch ein Dutzend Jahre so fortwirtschaften wollen. Die „Milliarde der Kongregationen" wird alsdann mit dem Skelett des auf dem Felde gefallenen Tieres zu vergleichen sein, dem die Raubvögel das Fleisch bis auf den letzten Fetzen abgerissen haben.

Waldeck-Rousseau nannte die Humbert-Affäre den größten Schwindel des Jahrhunderts. Durch sein Vereinsgesetz hat er einem womöglich noch größeren Schwindel die Wege geebnet, der Milliardenfabel und Liquidation der Kongregationsgüter.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Dernburg contra Roeren.

Mit dieser Ueberschrift möchten wir nicht die Garantie übernehmen, daß es dem neuen Kolonialdirektor bei seinem Vorstoß in der sensationellen Montagssitzung nur darauf angekommen sei, angebliche Zudringlichkeiten des Abg. Roeren abzuwehren. Zu dem Zweck hätte er nicht einen so großen Apparat vor versammeltem Kriegsvolk in Tätigkeit zu setzen brauchen. Wir werden den Verdacht nicht los, daß der „neue Herr" außer von dem ausdrücklich betonten Zweck, „seinen" Beamten eine verstärkte Schutzgewißheit zu geben, sich auch von dem Bestreben leiten ließ, durch einen effektvollen Vorstoß gegen das Gespenst der „ultramontanen Nebenregierung" sich schnell einen Namen zu machen. Einige Wendungen in den Dernburgschen Reden, welche die vorgebrachten Personalien zu verallgemeinern suchen, deuten auf solche, bei dem Ursprungsmilieu des neuen Herrn nicht überraschende Nebengedanken hin. Die Einschränkung des Wortgefechts auf den individuellen Fall ist von dem Reichskanzler und in selbstloser Aufrichtigkeit von dem Abgeordneten Roeren besorgt worden. Der Reichskanzler mußte natürlich seinen neuen Abteilungsdirektor decken: er ließ aber mit deutlicher Geflissenheit hervortreten, daß er seinen Segen nur zur Kritik des Verhaltens des Abg. Roeren, nicht zu einer Kriegserklärung gegen die Zentrumspartei gegeben habe. Zu weiterer Beschwichtigung der Gemüter wiederholte Fürst Bülow nachdrücklich das Versprechen, daß die vorgefallenen Verfehlungen unnachsichtlich geahndet, die vorhandenen Mißstände rücksichtslos beseitigt werden sollen. Der Abg. Roeren wiederholte in der Beruhigungssitzung vom Dienstag in aller Form, was er schon in der ersten Rede am Tage vorher gesagt hatte: daß über die Angelegenheit Wistuba in der Zentrumsfraktion mit keinem Wort verhandelt worden war, und daß er überhaupt die Verhandlungen wegen der ganzen Togo-Angelegenheit lediglich in seinem Namen geführt habe, ohne auch nur die Fraktion in Kenntnis zu setzen. Er konnte hinzufügen, daß der frühere Kolonialdirektor selbst ihn aufgefordert habe, seinen vermittelnden Einfluß geltend zu machen.

„Endlich ein Mann!" soll ein konservativer Abgeordneter zu Ehren des Herrn Dernburg ausgerufen haben. Wenn das Verlesen einiger Aktenstücke betreffend das Auftreten des Abg. Roeren im Kolonialamt schon hinreicht, um den Ruf eines Helden zu erlangen, so sind die Lorbeeren billig geworden. Der Lindwurm der „Pression", gegen den der moderne Siegfried zu Felde gezogen, löste sich schließlich in eine Attrappe der „Registratur" auf. Strebsame jüngere Beamte, welche die jetzt von Herrn Dernburg gepflückten Lorbeeren schon im voraus gewittert hatten, waren nämlich zugegen gewesen, als Herr Roeren nach Abgabe eines Zeugnisses sich vor den Herren mit einer gewissen Aufgeknöpftheit über die politischen Folgen einer fortgesetzten Mißhandlung der Missionen ausgesprochen hatte. Sie hatten nicht etwa mannhaft den Abgeordneten zur Rede gestellt, sondern vielmehr nach seinem Weggange registriert, was sie gehört zu haben vermeinten, nämlich die unsinnige Drohung: „Wenn die Angelegenheit Wistuba nicht in der gewünschten Weise erledigt werde, werde das Zentrum keinen Groschen mehr für die Kolonien bewilligen." Der Kolonialdirektor las nun diese einseitige, unkontrollierte Niederschrift zweier meldelustiger Beamten als einen durchschlagenden Aktenbeweis vor, und zufällig noch in solcher Form, daß die Zuhörer glaubten, es handle sich um eine anerkannte protokollarische Zeugenaussage. Dieser Angriff auf den Abg. Roeren war in der Tat nicht fair, und auch die Zentrumsfraktion selbst, die sonst keinen Anlaß hatte, Herrn Roeren die Verantwortlichkeit für seine persönliche Tätigkeit abzunehmen, ließ durch den Abg. Erzberger erklären, sie müsse sich bestimmt dagegen aussprechen, daß solche Aufzeichnungen einzelner Beamten, die dem Betreffenden nicht einmal vorgelegt seien, als Aktenmaterial hier im Reichstage verwertet werden. „Wir werden uns in Zukunft wohl hüten, die Kolonialabteilung wieder zu betreten, sondern werden diese Dinge nur im Reichstage vorbringen, wenn es so in Zukunft weiter geht." Auch ein Abgeordneter der Linken, der sonst dem Zentrum spinnefeind, hob hervor, daß diese Verlesung aus den Akten eine Warnung sei für die Abgeordneten aller Fraktionen. Tatsächlich pflegen ja Abgeordnete aus allen Fraktionen wegen Angelegenheiten, die sich besser kurzerhand durch persönliche Rücksprache mit den Behörden als durch umständliche Verhandlungen im Plenum erledigen lassen, gelegentlich bei den Ministern oder Abteilungsleitern vorzusprechen. Daher ist an Herrn Dernburg auch die Aufforderung ergangen, er möchte doch gefälligst auch mitteilen, was über den Verkehr von Abgeordneten anderer Parteien, namentlich der Freikonservativen, in seinen Akten und Registraturen stehe. Das hat er nicht getan, sondern sich ausschließlich gegen den einen Roeren gewandt, dem man höchstens vorwerfen kann, daß er bei der Vermittelungstätigkeit, zu der er aufgefordert war, die diplomatische Vorsicht nicht immer gewahrt hat. Die Erfahrung lehrt für alle Abgeordnete, daß es besser ist, Dinge, die von den Gegnern mißverstanden und mißdeutet werden können, nur dort zu verhandeln, wo amtliche Stenographen oder wenigstens zuverlässige Zeugen zugegen sind. Die Regierung wird es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn die Erledigung der Geschäfte jetzt umständlicher wird. Das Zentrum kann sich eine würdige Zurückhaltung schon gestatten.

Die kulturkämpferischen Blätter, die am Montag abend Morgenluft gewittert hatten, ließen am nächsten Tage schon ihre vorwitzigen Flügel sinken, und bald lautete die Parole: „Es war nichts". Wir möchten das „nichts" nicht gerade unterschreiben. Etwas war es schon; wie weit sich dieser Zwischenfall aber auswachsen wird, bleibt abzuwarten. Auch das Vertrauen zu dem neuen Kolonialdirektor und zu der ganzen Reformaktion müssen wir auf Wartegeld setzen. Es bleibt abzuwarten, ob die Befürchtung sich verwirklicht, daß die Beschuldiger strenger als die Beschuldigten, die Missionare strenger als die sich auslebenden Beamten angefaßt werden können. Man kann sich dem Bedauern anschließen, daß die alten Skandale immer wieder öffentlich besprochen werden, ehe der neuen Verwaltung Zeit gelassen ist zu ihrer Reinigungs- und Sühnetätigkeit; aber die Schuld daran liegt doch in der übermäßigen Betonung des Beamtenschutzes, und nur das unparteiische Vorgehen wird reine Luft und Ruhe schaffen.

Der kritische Tag in Frankreich.

Unsere häuslichen Zänkereien müssen bei allem Schauen und Lärm doch als kleinlich gelten, wenn wir sie mit den inneren Krisen anderer Völker zusammenhalten, zurzeit namentlich mit der verhängnisvollen Lage, in der sich Frankreich bei dem sog. Inkrafttreten des Trennungsgesetzes befindet. In letzter Stunde, gerade eine Woche vor dem kritischen Tage des 11. Dezember, erließ Kultusminister Briand ein Rundschreiben, das auf den ersten Blick für eine wohlgemeinte Einlösung seines Versprechens gehalten werden konnte. Aber latet anguis in herba. Ohne sachlichen Grund war die Duldung des katholischen Gottesdienstes auf Grund des gemeinen Rechtes von 1881 abhängig gemacht von einer förmlichen behördlichen Anmeldung. Allerdings sollte die Formalität nur einmal im Jahre stattfinden; aber sie sollte stattfinden, als ob der nach göttlichem Recht und mehr als tausendjährigem Brauch geheiligte katholische Kultus nichts anderes wäre als eine von Monsieur X. einberufene Volksversammlung. Die Neugierde konnte diese Forderung nicht veranlaßt haben, denn die Gottesdienstordnung ist wahrlich auch den freimaurerischen Beamten sattsam bekannt. Offenbar sollte diese überflüssige Formalität eine Art Geßlerhut bedeuten. Im Vatikan wurden die grundsätzliche Bedeutung einer solchen Anmeldung und die Folgerungen, die etwa die Kulturkämpfer aus der anscheinenden Unterwerfung des Gottesdienstes unter das gewöhnliche Versammlungsrecht ziehen könnten, pflichtgemäß abgewogen, und der Hl. Stuhl entschied: den Gottesdienst in den Kirchen fortsetzen, aber sich jeder Erklärung enthalten! Nun tobt Herr Clemenceau, der angeblich mit Briand gleichgesinnte Ministerpräsident, und mit ihnen schreit die ganze freimaurerische Presse: Rom wolle den Krieg und solle ihn haben! Wir finden vielmehr den Willen zum Krieg dort, wo man diese für den Staat entbehrliche und für die Kirche anstößige Forderung der Anmeldung ausgeheckt hat. Es ist auch unwahr, wenn man den Hl. Stuhl der Aufreizung zum Ungehorsam gegen die Gesetze beschuldigt. Der Kirche kann man doch das Recht nicht bestreiten, daß sie auf die Anmeldung ihrer gottesdienstlichen „Versammlungen" bei der Polizei verzichtet, wenn sie in einer solchen Formalität einen gefährlichen Fallstrick erblickt. Der nächste Sonntag hätte ganz ruhig verlaufen können, wenn Clemenceau dem Kultusminister gestattet hätte, in seinem Rundschreiben einfach zu sagen: Der herkömmliche Gottesdienst in der Kirche wird von den Behörden auf Grund des Versammlungsgesetzes von 1881 zugelassen! Es kann noch das äußerste verhütet werden, wenn jetzt nachträglich gesagt wird, die den Behörden bekannte Gottesdienstordnung mache die Formalität der Anmeldung entbehrlich. Aber von dem neuen Rundschreiben, das angeblich die Herren Clemenceau und Briand am Montag entworfen haben sollen, läßt sich so viel gesunde Vernunft leider nicht erwarten, da Herr Clemenceau in dem Johannistrieb seiner

Großmannssucht schon wieder das alte Lied gesungen hat von der Einmischung eines „Ausländers“, von den „Agenten des Auslandes“, und was er sonst zur Anbahnung eines Schismas vorzubringen pflegt. Er will den Krieg, und leider wird Frankreich wenigstens den Anfang des inneren Krieges zu kosten bekommen. An Tränen und Ruinen wird kein Mangel sein; aber die treuen Katholiken Frankreichs halten offenbar die Klarheit und den vollen Austrag für ein kleineres Uebel als einen einschläfernden modus vivendi, der den Listen der Gegner Spielraum ließe.

Der sechste Band des Herderschen Konversationslexikons*)

zeigt wiederum in höchst charakteristischer Weise die Ueberlegenheit dieser epochemachenden Publikation gegenüber den ähnlichen Erscheinungen der zeitgenössischen enzyklopädischen Literatur. Letztere, bestimmt, der allgemeinen Bildung gegenüber dem herrschenden Spezialismus der Wissenschaft und Künste, deren Fortschritte und gesicherte Resultate in gemeinverständlicher, kurzer und zuverlässiger Weise zu vermitteln, hat diese Aufgabe bisher nur in unvollkommener Weise zu lösen vermocht. Die beiden Hauptfehler der zu großen, immer umfangreicheren oder der zu aphoristischen Darstellung sind dem Gemeinverständnisse gleich hinderlich. Letzteres verlangt alles Wesentliche in ebenso kurzer wie klarer Form, und diese fordert eine große Kunst, welche mit der vollendeten Beherrschung des Stoffes die entsprechende Ausdrucksgewalt vereinigt. Daß das Herdersche Konversationslexikon nach dieser Seite hin in bahnbrechender Reform der heutigen enzyklopädischen Literatur eine jetzt kaum mehr bestrittene Bedeutung sich erworben, wird in immer weiteren, berufenen Kreisen anerkannt, und wir möchten auf diesen entscheidenden Vorzug gegenüber der gesamten gleichartigen Literatur angesichts des VI. Bandes um so mehr hinweisen, als die Verlagshandlung jetzt die Vollendung des ganzes Werkes bis Herbst 1907 in bestimmter Weise ankündigt und der vorliegende Band aufs neue alle Vorzüge desselben ins hellste Licht stellt.

Gehen wir von den wissenschaftlichen, theoretischen Darstellungen aus. Man lese sorgsam die kurzen Artikel Moral, Musik, Mythologie, Pädagogik, Pastoraltheologie, Patrologie, Philologie, Philosophie, Paläogeographie, Paläographie, Paläontologie, Petrographie, Physik, Physiologie und man wird hier in jedem Einzelfall unter Ausschluß alles Nebensächlichen die wesentlichen Grundbegriffe, die Geschichte, die Fortentwicklung, die Literatur, den gegenwärtigen Stand der Kritik in so vollendet klarer und einfacher Form vor sich haben, daß man sagen kann: die Quintessenz alles dessen, was das Gemeinverständnis von diesen Wissenschaften wissen und verstehen muß, liegt vor uns, überall durch Beilagen erläutert, wo es das Gemeininteresse nahelegt, z. B. bei der Geschichte der Musik, der Pädagogik und der Philosophie. Auf dem gleichen Prinzip beruht die Bearbeitung der die Geschichte, Sprache, Literatur und Kunst ganzer Länder und Völker behandelnden Artikel, wie Neugriechische, Niederländische, Norwegische, Persische, Polnische Literatur und Sprache; zumal bei den Artikeln Nordische Sprache, Orientalische Sprachen, Nordische und Persische Kunst (mit Tafeln), Phönikische Kunst (mit Abbildungen), wo ein seltenes Maß archäologischer Studien zutage tritt. Fügen wir bei, daß der im Herderschen Lexikon durchgeführte Gedanke, das Bild (sei es im Texte oder auf Beilagen) dem Worte enge anzupassen auch hier Verwirklichung findet in den Artikeln Monstranz (mit Tafel), Mühle (Abb. „Hostienmühle“), Nothelfer, Olympia, Ornament (mit Tafel), Pantheon, Pergamon, Perpendikularstil, Perspektive, Peterskirche (Tafel), Pfahlbauten, Polarisation (Tafel), bes. Pompeji (mit Plan des ausgegrabenen Teiles, Gesamtansicht, Straßenbild, Wanddekorationen, Haus- und Ziergeräte). Mit welcher Sorgfalt, welchem Aufwande von Kosten und Arbeit die Illustration hergestellt ist, zeigt z. B. die farbige Tafel „Mosaik“.

Die zeitgeschichtlichen, gegenwärtig im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehenden Fragen des Verkehrs, namentlich des Fernverkehrs, sowie der Technik und Naturwissenschaften sind gleichfalls in umfassendster und ausgezeichneter Weise im Auge behalten. Dafür zeugen sowohl die Städtebilder München, Newyork und Paris (mit großen, aufs feinste durchgeführten Stadtplänen, Umgebungskarten, Straßenverzeichnissen), als namentlich das reiche und kostbare Kartenmaterial (fast ein Viertel der 60 Beilagen). Nordamerika, Ozeanien, Palästina (alt und neu), Persien, Platastaaten und Chile, Polarländer (Klima, Pflanzen- und Tierwelt, zur Ergänzung der Beilage Polarforschung) weisen im ganzen 32 Nebenkärtchen auf und auf den Rückseiten statistische Tabellen, Angaben über Bevölkerungs- und Erwerbszweige, Entdeckungsgeschichte und politische Entwicklung und dgl. Als eine Musterleistung möchten wir den Artikel Oesterreich hinstellen. Bei demselben zeigt sich die ungemein zweckmäßige Anlage des Lexikons aufs vorteilhafteste, die alles Wichtige knapp und doch klar und übersichtlich zusammenzufassen gestattet. Den vier großen Hauptkarten (darunter eine Geschichts- und eine Uebersichtskarte von Oesterreich-Ungarn) sind acht Nebenkarten (Lagepläne von Innsbruck, Salzburg, Prag, Triest; Bevölkerungsdichte, Volksstämme, Sprachenverteilung ꝛc.) beigegeben; auch hier sind die Rückseiten mit den verschiedenartigsten statistischen Tabellen über religiöse, wirtschaftliche und staatsrechtliche Verhältnisse, Bevölkerung, Heer und Kriegsmarine ausgefüllt.

Hinsichtlich der Technik und der Naturwissenschaften sei vor allem auf die dem heute so lebhaften Interesse für Automobilsport und Automobilindustrie entgegenkommenden höchst instruktiven Artikel und Tafeln Motorwagen (17 Abb.) hingewiesen. Dem gleichen Interesse dienen die Artikel Müllerei, Nähmaschinen, Oelkraftmaschinen, Panzer, Pflug, Musikwerke, Orgel (alle mit reich illustr. Tafeln), Papier (physikalische Grundlagen und Fortschritte), Münzwesen (staatsrechtliche Entwicklung von den ältesten Zeiten bis heute, Herstellung, Systeme usw. nebst etwa 70 deutlichen Abbildungen auf vierseitiger Tafel). Recht anschauliche Bilder aus der Anatomie geben die z. T. farbigen Tafeln Muskel, Nerven, Ohr, sowie die Artikel Nase und Niere. Der Hygiene dient der Artikel Nahrung (Beilage: Darlegung der Nahrungsmittelgesetzgebung im Deutschen Reich, in Oesterreich und der Schweiz), dem modernsten aller Heilverfahren, der Lichtbehandlung des Dänen Finsen, der gründliche Artikel Phototherapie. Ein Schmuck des Bandes sind die vortreffliche, fein getönte Mondkarte mit verschiedenen Mondlandschaften (eine sog. Skelettkarte erleichtert das Verständnis) und die Farbentafel bei dem Stichwort „Planeten“. Die botanischen Artikel Moose, Obst (mit Beilage: Obstbau und Obstverwertung), Orchideen, Palmen, Pflanze (mit Beilage Pflanzenreich), Pflanzenverbreitung (mit Karte) und die Farbentafel Pilze dürfen wohl ebenso wie die zoologischen Artikel Molche (Farbentafel), Muscheln, Okapi, Pfauen, Pferde (Tafel und Beilage) auf den Beifall aller Naturfreunde rechnen. Pflicht ist, ferner auf den wegen der ruhigen und rein sachlichen Kritik hervorragenden Wert der biographischen Artikel aus den verschiedenen Wissensgebieten hinzuweisen, wie Mirabeau, Mohammed, Molière, Moltke, Mommsen, Montalembert, Mörike, Th. Morus, Mozart, Murillo, Napoleon, Newman, O'Connel, Otto, Overbeck, Pascal, Peabody, Perfall, Perthes, Pestalozzi, Peter, Petrarca, Pius, Platen, Pombal, Pompadour usw. Von eindringender Sachkenntnis aus den weiten Gebieten der Theologie und Philosophie zeugen die Artikel Mischehen, Mission (Beilage), Molinistenstreit, Mystik, Naturalismus, Naturrecht, Nihilismus, relig. Orden (Beilage), Ordination (Beilage), Oxforderbewegung, Pantheimus, Papst, Papstwahl, Parität, Pessimismus, Petrus und Paulus (Beilage), Pietismus, Polytheismus ꝛc.; aus der Rechts-Staatswissenschaft und Nationalökonomie: Namen, Patentrecht (Beilage), Person, Pfand, Pflegschaft, Pflichtteil, Mitteleuropa, Wirtschaftsverein, Mittelstand, Musterschutz, Mutterschutz, Norddeutscher Lloyd, Notenbanken, Notstandsarbeiten, Obdachlosenfürsorge, Offene Handelsgesellschaft, Pacht, Panamerikanismus, Pangermanismus, Panslavismus, Papiergeld, Parlament, Patronage, Patronat, Pension, Politik, Polizei ꝛc., endlich Artikel und Beilage weltliche Orden mit der vielseitigen Farbentafel Ordenszeichen ꝛc.

Das Vorstehende möge den Leser auf den ganzen Reichtum und die Mannigfaltigkeit des Inhalts aufmerksam machen und damit den Wert und die Bedeutung des ganzen Werkes aufs neue empfehlen.

Köln — J. Weinand.

*) Mirabeau bis Pompeji (VIII Seiten und 1796 Spalten Text mit rund 400 Bildern, dazu 60 zum Teil farbigen Beilagen: 14 Karten, 29 Tafeln und 17 Textbeilagen mit zusammen 500 Bildern, im ganzen somit 900 Bildern. Freiburg, Herder, 1906. Geb. in Original-Halbfranzband M 12.50).

Zum Kampfe wider die Unsittlichkeit.

Von

Karl Hof.

Zum Kampfe gegen die männermordende Pest der Unsittlichkeit hat nun auch der katholische Lehrerverein der Pfalz, dem die überwiegende Mehrzahl der pfälzischen katholischen Lehrer angehört, Stellung genommen. Bei der diesjährigen Generalversammlung in Pirmasens hielt Lehrer Wahrheit aus Kaiserslautern einen von Herzen kommenden und die Herzen bewegenden Vortrag über die entsetzlichen Folgen der stets zunehmenden Unsittlichkeit und die Mittel zu deren Bekämpfung; er fand die Zustimmung sämtlicher Anwesenden. Der Vortrag ist in die von Weigl herausgegebene Sammlung pädagogischer Zeitfragen aufgenommen worden und dieser Tage unter dem Titel „Die Bedeutung der Phantasie im Lichte der Jugendschutzbestrebungen" erschienen*). Wieviel ist seit zwei Jahren geschrieben worden über sexuelle Pädagogik, über rechtzeitige Aufklärung der Jugend in geschlechtlichen Dingen! Eines aber ist immer übersehen worden: die Phantasie der Kinder vor schädlichen Einwirkungen zu schützen. Daß eine richtig verstandene Sexualpädagogik in erster Linie an den Schutz der Jugend vor dem sich mehr und mehr häufenden Schmutze denken müsse, das ist in dieser klaren, bestimmten und eindringlichen Fassung nie zum Ausdruck gekommen. Wahrheit hat sich das unbestreitbare Verdienst erworben, als Erster die gesamte Lehrerschaft auf den Plan gerufen zu haben zum Kampfe für das ihr anvertraute Heiligtum, die Reinheit der kindlichen Seele. Gerade noch zur rechten Zeit! Denn sinkt der Stand der Sittlichkeit noch ein Jahrzehnt lang in gleicher Weise wie bisher, dann ist unsere Jugend und damit die Zukunft unseres Vaterlandes verloren. Nach einem Ausspruch des Seminardirektors und Landtagsabgeordneten Andreae muß der Volksschullehrer, der seine Aufgabe voll und ganz erfaßt, zum Volksschullehrer werden. Wohlan, Lehrer Wahrheit zeigt, wie dies zu geschehen habe. Er erblickt den Schwerpunkt der Aufgabe des Lehrers in der entschiedenen Abwehr all dessen, was geeignet ist, der sinnlich-fleischlichen Richtung der Menschenseele Vorschub zu leisten, insbesondere in Ueberwachung des Umgangs und der Lektüre der Schüler. Sein Vortrag wird hiermit allen Lehrern und Geistlichen empfohlen; sie werden reiche Anregung darin finden.

Wahrheits Ausführungen seien heute in einem Punkte ergänzt. Es genügt nicht, gegen die gewissenlose Vergiftung unserer Jugend gelegentlich zu protestieren, sondern sie muß planmäßig Schritt für Schritt bekämpft und besiegt werden. Täuschen wir uns nicht! Es ist eine mächtige und einflußreiche Clique, die im Interesse ihres Geldbeutels systematisch die Kraft und Gesundheit des deutschen Volkes zerstört. Dieser Clique gegenüber kann nur der Zusammenschluß aller Gutgesinnten — und deren gibt es gottlob noch viele — etwas ausrichten. In München wirkt ja der Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Wie sieht es aber draußen auf dem Lande, wie sieht es in kleineren Städten aus? Sind dort diese Vereine nicht nötig? Dringt das Gift nicht in die entlegensten Gegenden? Dort gerade eröffnet sich den Lehrern jeder Partei und Konfession ein dankbares Feld der Tätigkeit. Und dazu seien zwei Vorschläge der Oeffentlichkeit unterbreitet.

Der erste Vorschlag geht dahin, den Verein zur Bekämpfung der Unsittlichkeit überall, auch in kleinen Städten und auf dem Lande einzuführen. Nur muß die Sache richtig und mit Geschick angepackt werden. Es kommt nicht auf eine möglichst große Zahl von Mitgliedern an, sondern auf die beharrliche Vertretung der sittlichen Grundsätze. Zwei oder drei Personen genügen, eine Ortsgruppe des Vereins zur Bekämpfung der Unsittlichkeit zu gründen. Eigene Vereinsbeiträge sollen nicht erhoben werden; es dürfte hinreichen, wenn der Führer des Vereins dem Münchener oder einem anderen größern Vereine beitritt, um jederzeit über den Stand der Bewegung unterrichtet zu sein. Die Hauptaufgabe dieser lokalen Vereinigungen besteht darin, an Ort und Stelle beständig und ohne Unterlaß nach dem Rechten zu sehen, die Eltern über die Gefahren, die ihre Kinder umlauern, aufzuklären, in Männer-, Bauern- und anderen Vereinen von Zeit zu Zeit einen belehrenden Vortrag zu halten, insbesondere ein wachsames Auge auf die in Wirtschaften aufliegenden Zeitungen und Zeitschriften und die Schaufenster der Buchhandlungen zu haben. Ein freundliches Wort der Belehrung vermag da viel. Wenn gute Worte kein Gehör finden, wird es dem Leiter der Ortsgruppe im Kampfe gegen Buchhändler und Buchbinder von Nutzen sein, den großen Verein als Rückendeckung hinter sich zu haben. Viele persönliche Anfeindungen werden vermieden, wenn der einzelne nicht für seine Person, sondern namens des Vereins vorgeht. Erst wenn das ganze Land mit einem großen Netze von Ortsgruppen überzogen ist, wenn überall wohlmeinende Augen zum Schutze der Jugend wachen, kann der Unsittlichkeit mit Aussicht auf vollen Erfolg entgegengearbeitet werden.

Der zweite Vorschlag betrifft die Fürsorge für die vom Lande und den kleinen Städten in die Großstadt abgehenden Jünglinge und Jungfrauen. Diese wichtige Frage ist schon häufig erörtert worden; es gibt auch gewissenhafte Seelsorger genug, die in dieser Hinsicht zur Aufklärung und Warnung ihrer Pfarrangehörigen alles Nötige tun. Aber an vielen Orten fehlt es darin ganz bedeutend. Nicht wenige Leute sind für den Geistlichen unerreichbar, sei es aus religiösen, sei es aus politischen Gründen. Da kann die Ortsgruppe des Vereins zur Bekämpfung der Unsittlichkeit die Lücke ausfüllen. Da der Verein religiös und politisch vollständig neutral ist und Männer aller Richtungen zu seinen Mitgliedern zählt, darf er an jedermann herantreten. Und er soll und muß an alle Eltern herantreten, deren Kinder die Heimat verlassen. Nie darf versäumt werden, an der Hand des in den bekannten Broschüren niedergelegten Materials die Eltern und je nach den Umständen auch die Jünglinge und Jungfrauen selbst über die in der Großstadt ihrer harrenden Gefahren aufzuklären. Erst jüngst hat der in Wien verhandelte Prozeß Riehl wieder schauerliche Abgründe menschlicher Verirrung aufgedeckt.

Mit der Warnung muß ein Hinweis auf die in der Fremde bestehenden, für die Jugend passenden Vereine, in erster Linie die religiösen Vereine der beiden christlichen Kirchen, Hand in Hand gehen. Ja, vielleicht kann noch mehr geschehen. Könnte nicht die Adresse des Auswandernden einem Vereine der Großstadt übermittelt werden, damit dieser sich des Ankömmlings liebevoll annehme, ihn durch geeignete Leute aufsuchen lasse und vor schlechter Gesellschaft bewahre? Die Sache ist schwierig, das sei zugegeben; aber Versuche müssen gemacht werden. Die Erfahrung lehrt, daß gerade die ahnungslosen Einwanderer vom Lande am ehesten auf Irrwege geraten, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß ihre Gedanken auf Edles und Erhabenes hingeordnet werden.

Mögen recht viele Lehrer aus Wahrheits Broschüre Begeisterung und Entschlossenheit schöpfen, an den oben gekennzeichneten Aufgaben mitzuwirken. Wenn alle zur Erziehung der Jugend berufenen Faktoren im Dienste dieser Art Sexualpädagogik arbeiten, kann der Erfolg unmöglich ausbleiben.

*) München, Leutner, 60 Pf. Vereine erhalten bei Abnahme größerer Posten, direkt vom Herausgeber (Weigl, München, Erhardtstr. 30) bezogen, Ermäßigung.

Nun weiß ich nicht.

Still schläft der Wald. — Ein Totenkleid
Deckt nun sein reges Leben zu.
Die Vöglein? — — Ach, die sind so weit —
Der munt're Quell? — — In stummer Ruh.

Dahin der traute Flüsterton,
Der einst von Ast zu Aste sprang,
Dahin, seitdem in Ast und Kron'
Das letzte Vogellied verklang.

Nun weiß ich nicht, zu wem ich geh'
Und wem ich meine Freuden sag';
Nun weiß ich nicht, wem ich mein Weh
Und meine stillen Schmerzen klag'.

Ihr lieben Vöglein, kehrt zurück,
Ihr trauten Sänger kommt recht bald!
Ihr bringt mir auch mein tröstlich Glück
Der stillen Zwiesprach mit dem Wald.

J. Schrallhamer.

Joseph Eckard, der schwäbische Arbeiter-apostel †.

Charakterbild, gezeichnet von Redakteur Fr. Wahl, Konstanz.

Große Bedürfnisse der Zeit erfordern große Männer mit klarem Blick, mit einem weiten Herzen und rührigen Händen. Die göttliche Vorsehung hat es nie an solchen Männern fehlen lassen und stets auch zur rechten Zeit den rechten Mann geschickt, um der notleidenden Menschheit zu helfen, um die irrende zu führen, um die gefährdete zu retten und zu schützen. Ein solcher Mann mit providentiellem apostolischem Auftrag und Heldenmut war Joseph Eckard, der langjährige Redakteur des „Deutschen Volksblattes" in Stuttgart, der am 2. Dezember — man kann wohl sagen: auf dem Felde der Arbeit — selig im Herrn an einem Herzschlag entschlafen ist im Alter von nicht ganz 42 Jahren.

Sein früh vollendetes Leben war ein Leben rastloser unermüdlicher Arbeit und opferfreudiger Entsagung. Im Jahre 1888 zum Priester geweiht, erhielt er seine erste und einzige Anstellung in der Pastoration als Vikar in Ludwigsburg und nach dem Tode seines Stadtpfarrers als Pfarrverweser daselbst. Schon hier zeichnete er sich als tüchtiger Kanzelredner aus und ward bald da und dorthin auch als Volksredner berufen. Seine eigentliche öffentliche Laufbahn begann er im August des Jahres 1900 mit seinem Eintritt in die Redaktion des „Deutschen Volksblattes". Hier war er so recht auf den Leuchter gestellt und konnte seine scharfe Urteilskraft, sein reiches Wissen und vor allem seinen hohen Idealismus in den Dienst der Presse und der Bedürfnisse der Zeit stellen, und er hat es im vollsten Maße getan.

Ich will hier nicht seine großen Verdienste um das Aufblühen des „Deutschen Volksblattes" schildern, auch nicht seine Tätigkeit als Landtagsabgeordneter in der Periode 1895 bis 1901 würdigen; nur ein Gedenkblatt will ich widmen seiner Liebe zum Arbeiterstande, die aus ihm einen schwäbischen Arbeiterapostel gemacht hat.

Joseph Eckard war in Württemberg einer der ersten, wenn nicht überhaupt der erste, der die hohe Bedeutung der Enzyklika Rerum novarum des großen Arbeiterpapstes Leo XIII. erkannt und erfaßt hat, und der Ruf des Papstes war ihm Befehl. Er machte sich sofort daran, die Enzyklika des Papstes in einer populären Darstellung den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Alsbald ging er auch ans Werk, um die vom Papste geforderte Organisation ins Leben zu rufen und gründete im Jahre 1892 in Stuttgart den katholischen Arbeiterverein, der für das ganze Land vorbildlich wurde. Von hier aus ging die segensreiche Bewegung der katholischen Arbeitersache durch das ganze Schwabenland und kaum ein Sonntag verging während eines vollen Jahrzehnts, der ihn nicht auf dem Felde der Arbeit gesehen hätte, um das Mahnwort des Arbeiterpapstes hinauszutragen bis in die entlegensten Winkel des Landes und die katholischen Arbeitervereine zu organisieren, auszubauen und zur schönsten Blüte zu bringen, so daß heute 112 katholische Arbeitervereine mit 13,000 Mitgliedern um den getreuen Eckard, ihren allverehrten Diözesanpräses trauern. Seine unermüdliche Tätigkeit im Dienste der katholischen Arbeiter jahraus, jahrein durch so viele Jahre, neben einem an Arbeiten überreichen Berufe, erforderte einen heroischen Opfersinn, der nur einer wahrhaft apostolischen Liebe zu dem Nächsten entspringen konnte. Keine Arbeit, keine Last war ihm zu viel; Schwierigkeiten kannte er überhaupt nicht. Seine Liebe, sein Idealismus überwand alles! An manchem Abend hielt er nicht weniger als drei Vorträge, bald im Arbeiterverein, bald im Unterrichtskurs, bald im Windthorstbund, bald im Gesellenverein, bald in der Jünglingskongregation, bald in der Marienanstalt, bald bei den Klosterfrauen, bald im Mütterverein. Allen gehörte er ganz, und überall saßen wiß- und lernbegierige Schüler und Schülerinnen zu seinen Füßen, um aus dem reichen Borne seines Wissens, seines praktischen Verstandes und seiner echten Frömmigkeit Belehrung, Ermunterung, Erbauung und Anregung zu schöpfen. Unvergeßlich sind mir für mein ganzes Leben die Stunden, die ich unter der Leitung dieses edlen Priesters im Unterrichtskurs des katholischen Arbeitervereins und im Windthorstbund zugebracht habe. Seine liebenswürdige, gewinnende Art des Auftretens riß alle zu edler Begeisterung für die hl. Sache hin. Ich habe ihn nie anders als mit einem freundlichen Lächeln gesehen. Kein Wunder, daß ihn alle liebten und verehrten wie einen Vater! Aus seinem hohen Idealismus, seiner Liebe und der Gnade Gottes schöpfte er die Kraft zu einer Arbeitsleistung, der unter Tausenden kaum einer gewachsen wäre.

Aber nicht allein seine Arbeitskraft, seine Zeit, seine Gesundheit stellte er für den Nächsten zur Verfügung; sein Opfermut ging weiter bis zum völligen Sichselbstvergessen. In der ersten Zeit seiner Wirksamkeit in Stuttgart brach ein großer Buchdruckerstreik aus, der viele Familienväter auf ein ganzes Jahr brotlos machte. Hier half der gute Eckard nicht nur mit Trost und Rat, sondern auch durch die Tat; er teilte mit den Arbeitern, was er hatte. Einer, der jene herben Tage und Wochen mitmachte, erzählte mir einst, daß Eckard einem Arbeiter 1500 M zur Gründung eines Geschäftes zur Verfügung stellte, ohne je wieder einen Pfennig zurückzufordern. Ja, er mußte sogar die Bitterkeit erleben, daß der betreffende Arbeiter später Sozialdemokrat wurde. Daß Eckard, solange er etwas besaß, keine Bitte abschlagen konnte, war unter seinen Schülern allgemein bekannt; man wußte auch, daß er sehr oft infolge seiner Freigebigkeit an den letzten Tagen des Monats kaum soviel besaß, um seinen einfachen Haushalt bestreiten zu können. Das beunruhigte ihn aber nicht. Einmal war ich Zeuge, wie ein Arbeiter zu ihm kam und 10 M zurückbrachte, die ihm Eckard vor längerer Zeit geliehen. Als der Arbeiter sich entfernt hatte, sagte er zu mir: „An diese 10 M hätte ich auch nicht mehr gedacht. Es wird schon wieder ein anderer kommen, der sie brauchen kann!" So lebte er mit den Arbeitern und für die Arbeiter; aber auch Angehörige anderer Stände, die ihn in der Not um Rat und Hilfe angingen, fanden bei ihm ein offenes Herz und eine offene Hand.

So floß ein volles Dezennium voll Arbeit und Opfern dahin, ohne daß Eckard nur an sich selbst gedacht hatte. Er fühlte sich reichlich belohnt, ein Heer von katholischen Arbeitern organisiert, für die christlichen Ideen gegenüber der Sozialdemokratie erhalten und eine Reihe tüchtiger Schüler herangebildet zu haben. Man mußte nun in ihn dringen, auch mehr an sein eigenes Hauswesen zu denken. Seine Tätigkeit als Redner in Arbeiter- und Volksvereinen wollte er natürlich nicht einschränken, solange es irgendwie ging, obwohl ihm diese Tätigkeit auch viele materielle Opfer auferlegte. Soviel mir bekannt wurde, schloß er erst um die Jahrhundertwende eine Lebensversicherung ab, es war höchste Zeit. Bald zeigten sich Folgen seiner Riesenarbeit, über die auch seine große Willenskraft nicht mehr hinweghelfen konnte. Dazu kam eine weitere Pflicht für ihn; er mußte an den Kindern seines allzufrüh verstorbenen Bruders, die elternlos geworden, Vaterstelle versehen. Daneben oblag ihm die Pflicht, für seinen alten Vater, der sich zum Gehen zweier Krücken bedienen muß, und für die Zukunft seiner Schwester zu sorgen. Ernste Pflichten! Doch sein Mut blieb ungebeugt! Rastlos arbeitete er weiter, bis um die Mitte des Jahres 1903 sich infolge der allzu großen Arbeit die Vorboten der Krankheit einstellten. Als man ihn im Windthorstbund bat, sich doch recht zu schonen, erwiderte er lächelnd: „Ich arbeite, so lange ich kann!" Leider sollte er es nicht mehr lange können. Ein schweres Leiden warf ihn aufs Krankenlager.

In den Wochen vor Weihnachten des Jahres 1904 war man fast täglich auf das Schlimmste gefaßt. Heiße Gebete stiegen im ganzen Lande zum Himmel für den geliebten Diözesanpräses, und wunderbarerweise trat vom Weihnachtsfeste ab eine langsame Besserung ein, so daß er schließlich wieder seinen Berufsarbeiten nachkommen konnte. Im letzten Sommer scheint er seinen Kräften aber doch wieder zu viel zugemutet zu haben mit der Bearbeitung der Tätigkeit der Zentrumsfraktion im Landtag 1900—1906. Seine letzte Arbeit sollte indessen noch dem Arbeiterstande gelten; 8 Tage vor seinem Tode gründete er in Stuttgart einen kath. Arbeiterinnenverein, sein letztes Werk! Nun hat er ausgekämpft. Er ruhe in Frieden!

Der Posener Waffenunterschleifsprozeß.

Von

Rogalla von Bieberstein.

Der am 28. November vor der Strafkammer des Landgerichts in Posen zur ersten Verhandlung gelangte Waffenunterschleifsprozeß wirft mit seinen bisherigen Verlautbarungen ein ungünstiges Licht auf die Ausübung der Kontrolle, welche den betreffenden Stellen hinsichtlich der Unbrauchbarmachung, Vernichtung oder Veräußerung für den Dienstgebrauch unverwendbar gewordener Waffen obliegt. Handelt es sich doch um eine weitverzweigte, offenbar zum Teil organisierte Bande von 12 Personen, die, mit dem Zentralsitz in Grüneberg seit einer Reihe von Jahren im ganzen Reiche, in Berlin, Spandau, Posen, Thorn, München, Metz, Straßburg, Saargemünd, Mörchingen und anderen Garnisonen Lothringens den Ankauf ausrangierter zum Teil gestohlener Waffen betrieb, und dieserhalb mit vielen Untermilitärs, wie Unteroffizieren, Feldwebeln, Zahlmeistern, einigen Zeugoffizieren und Mannschaften, sowie auch Militärbüchsenmachern und Kasernenwärtern in Verbindung stand. Allein nicht nur Waffen, wie Gewehre, Säbel, Revolver und Munition, sondern auch anderem dem Militärfiskus gehörigen Material und Vorräten, wie Blei, Kupferdraht, Messingbügeln, Stiefeln, Farin, Reis, Erbsen, Kaffee und Steinkohlen, galten die Unterschleife, und wurde der „Post" zufolge schon eine große Anzahl Militärpersonen ihrethalben bestraft.

Von wie bedeutendem Umfange die Unterschleife waren, geht daraus hervor, daß, der „Post" zufolge, die Gesamtzahl von über 150,000 im Laufe der Jahre für den Dienstgebrauch mehr oder weniger unbrauchbar gewordenen Gewehren des Heeres als allerdings auch für den sehr ausgedehnten, legalen und autorisierten Handel mit den Gewehrmodellen 1871, 1887 und 1888 in Betracht kommend, genannt wird und daß einer der an dem Geschäft Hauptbeteiligten seinen Jahresumsatz auf 90,000 M angab.

Hier handelt es sich somit um Vorgänge, denen die Militärbehörden in erster Linie im Interesse der ferneren Aufrecht-

erhaltung der sittlichen Intaktheit der betreffenden Untermilitärs ꝛc. des Heeres, die durch jene bedenklich geschädigt wurden, die ernsteste Beachtung und künftige Kontrolle zu widmen verpflichtet sind, und überdies um eine empfindliche, materielle Einbuße des Militärfiskus und somit des Staatssäckels. Denn bestimmungsmäßig sollen die unverwendungsfähig gewordenen Waffen unbrauchbar gemacht, und für Rechnung des ersteren veräußert werden. Bei vorkommenden Waffenverlusten aber ist nach der „Vorschrift für die Instandhaltung der Waffen bei den Truppen“ vom 21. April 1885 zu untersuchen, ob Ersatzansprüche gegen Offiziere begründet werden können. Unteroffiziere und Mannschaften, die ein Verschulden trifft, sind jedoch nach der kriegsministeriellen Verfügung vom 13. März 1885 nur zu bestrafen. Den Waffenrevisionsoffizieren bei den Truppen, von denen jedes Bataillon zwei besitzt, namentlich aber den Vorständen der Waffen- ꝛc. Vorräte in den Artilleriedepots, Artilleriewerkstätten und Gewehrfabriken und -Kammern, muß naturgemäß fortan eine sehr verschärfte Kontrolle der Waffenveräußerung zufallen, und böte dieselbe, in Anbetracht der völligen moralischen Intaktheit des deutschen Offizierkorps, die Garantie, daß künftig derartige, umfassende Unterschleife nicht mehr vorkommen. Für die Militärverwaltung aber dürfte in den unliebsamen Vorkommnissen eine Aufforderung liegen, ihre Aufmerksamkeit etwas mehr wie bisher auf die Kontrolle der Wirtschaft der Truppen, und etwas weniger überwiegend auf die Beschaffung neuer Waffen, Uniform- und Ausrüstungsstücke zu richten.

v. Ows „Hom“ und die Katharina Emmerich-Frage.

Von

Dr. E. Lindl, München.

(Schluß.)

Ob hier nun tatsächlich dieses letztere der Fall ist, möchte vorerst auch der Referent nicht verneinen noch bejahen, da, wie zum Schlusse gezeigt wird, eine Menge Nebenfrageu zuerst erörtert und entschieden sein müssen. Auch Referent möchte dem kompetenten kirchlichen Urteil nicht vorgreifen. Doch auf die vom Verfasser übersehenen, hier geradezu ausschlaggebenden älteren Berichte über Hom und Dsemschid sei im folgenden noch hingewiesen.

Da bekanntlich erst in den letzten fünf Lebensjahren die Emmerichschen Gesichte uns von Brentano aufgezeichnet wurden, dieselben also mit dem Ende des Monats Juli 1820 beginnen, so sind genau 146 Jahre vorher schon folgende Berichte über Dsemschid in deutscher Sprache veröffentlicht worden. Denn in „Petri della Valle Reiß-Beschreibung“, III. Teil, S. 136 (Genf 1674) ist zu lesen bei der Schilderung von Persepolis und einem Steinbilde daselbst: „Ich mutmaßte hierab . . ., ob nicht der daselbst eingehauene Mann der Gemscid (= italienische Aussprache Dschemscid!) oder, wie ihn andere nennen, wegen seiner Schönheit, Chorscid, welches in der alten Sprache die Sonne bedeutet, sein möchte, welcher Gemscid ein uralter König in Persien, noch lang vor dem großen Cyro und ein Abgöttischer gewest; von welchem annoch die Sage geht, daß er sich der Zauberei beflissen und die bösen Geister nach seinem Willen habe bannen können.“ — 17 Jahre später können wir „Taverniers Vierzig-jährigen Reisebeschreibung“ (Nürnberg 1691) die wesentlichsten Züge des „guten“ Hom-Propheten, damals aber noch auf Zoroaster oder Zer-Ateucht übertragen, entnehmen (S. 181) (8. Kapitel, von der Glaubensart der Gauren, als Nachkommen der alten Persianer, die das Feuer angebetet haben): „Sie geben vor, daß ihres Propheten Vater ein Franke von Geburt, namens Azer, und ein Bildhauer gewesen sei; daß er sein Vaterland verlassen und in dem ihrigen, als damals die Stadt Babylon, zu wohnen angekommen, und daselbst ein Weib namens Zoghdon geheiratet. Ja, daß in einer Nacht seine Frau ein Gesicht gehabt, da ihr vorkommen, wie daß sie Gott durch einen Engel aus dem Paradies besuchen lassen . . . und daß sie hernach einen Knaben, den sie Ebrahim = Zer Ateucht nennen, geboren habe.“ Der König Neubrost befiehlt hierauf eine Art bethlehemitischen Kindesmord, der kleine Prophet wird aber gerettet und vor den König gebracht. „Der König befahl nun ein Feuer anzubrennen und das Kind darein zu werfen. Aber durch Gottes Allmacht verwandelte sich das Feuer in ein Rosenbett. Die so bisher den jungen Propheten zu ehren angefangen, nahmen von diesem Feuer zu sich und verehren es, weil es des Propheten Würdigkeit zu bezeugen geholfen. . . . Nachdem aber der Prophet sah, daß er bei männiglich in großer Achtung stand, verbarg er sich und ist seither nicht wieder gesehen worden. Man weiß auch nicht, wo er hingekommen, daher die meisten glauben, daß er mit Leib und Seele in das Paradies versetzt worden, andere hingegen geben vor, daß er unterwegs bei Bagdad einen eisernen Sarg angetroffen, darein er sich gelegt und von den Engeln weggetragen worden sei. Sie eignen ihm drei Kinder zu, die am Weltende erst auf wunderbare Weise geboren werden. Wann dies alles geschehen, kommt die Auferstehung der Toten.“ — In dem nächstältesten deutschen Reisewerk von Niebuhr (Kopenhagen 1778) kommt gleichfalls S. 122 die Notiz vor: „Die Perser nennen diese Altertümer (von Persepolis) Tacht Jamschid (= persische Aussprache Dschamschid), d. i. die Residenz des J., und sind der Meinung, daß dieser, einer ihrer ältesten Könige, den Grund dazu gelegt habe.“ — Diese und weitere Angaben französischer Reisender, wie Chardin und Brum, verwertete späterhin J. G. Herder in seinem 1787 erschienenen Aufsatze über Persepolis (Zerstreute Blätter, 3. Sammlung, Gotha 1787), indem er ebenda über Dsemschid schrieb (S. 327): „Nun ist die einmütige Sage der Perser, daß einer ihrer alten und berühmtesten Könige, Dshemschid oder Dshiamschid diese Denkmale (von Persepolis) gebaut habe. . . . Als nämlich Dshemschid den Grund zur Felsenstadt (Persepolis) legte, fand man ein Gefäß von Türkis, das man seiner Kostbarkeit wegen Dshiamschid, das Gefäß der Sonne, nannte. . . . Er teilte seine Untertanen in drei Klassen, ordnete das Jahr. Sieben Provinzen soll er seinem Reiche unterworfen haben und seine Regierung so glücklich gewesen sein, daß selbst der Zend-Avesta ihn, dessen Religion er doch eigentlich verdrängen oder verbessern wollte, aus Ormuzd (des höchsten Gottes) Munde als das Muster eines vortrefflichen, reichen, glücklichen Königs lobt.“ Vom Gefäß wird noch gesagt, daß es ein hl. Becher war, aus dem die Perser Opfer gossen.

Somit finden sich im Gegensatz zu v. Ows Angabe schon lange vor Katharina Emmerich diese Notizen, die wohl auch in kleinere Aufsätze und Berichte von Zeitschriften, die ich nicht eigens eingesehen habe, übergegangen sind, in deutscher Literatur. Ja, gerade auf den Gleichklang und die, wie es objektiv liegt, gerade nur aus einem deutschen Berichte zu erklärende Falschschreibung des Emmerichschen „Dsemschid“ sei noch hingewiesen. Der Name selbst lautet richtig in persischer Sprache Jamschid (sprich Dschamschid) bzw. Jemschid; nun fehlen bei Emmerich die absolut zur richtigen Aussprache notwendigen Buchstaben ch, wie denn auch richtig nach italienischer Aussprache der Reisende della Valle bereits ein Gemscid oder Herder nach damaliger aus englischen Orientalistenkreisen übernommenen Schreibweise Dshemschid hat. Kath. Emmerichs Name Dsemschid würde also nur — rein objektiv gesprochen — ein Schreib- oder Lesefehler einer deutschen Vorlage sein können.

Auch v. Ows Angaben über die Nichtbeachtung der Anquetilschen, bereits 1771, also 49 Jahre vor Emmerichs ersten Visionsaufzeichnungen erschienenen Uebertragung des Zend-Avesta sind nicht allwegs richtig. Allerdings wurden erst später nochmalige genauere Uebersetzungen herausgegeben; aber wenn auch Anquetils französische Uebertragung für die Katharina Emmerich-Frage außer Betracht bleibt, so muß doch auf J. Frd. Klenkers schon 1781 in Leipzig erschienene deutsche Uebersetzung der Anquetilschen Zendavesta-Ausgabe hingewiesen werden. Ja zur Popularisierung des Zendavesta-Inhaltes trug gerade der wenige Jahre später, 1789 in Riga, von ebendemselben Kleuker verfaßte „Zend-Avesta im Kleinen“ wesentlich bei.

Die Hauptfrage hat also v. Ow gar nicht berührt noch gelöst, nämlich die Nichtbeeinflußung der Emmerichschen Angaben durch bereits in Deutschland vorher bekannte Ueberlieferungen über Dsemschid und Hom.

Daß nun gerade auch der Zendavesta gleichlautende Angaben über Dschemschid (bei Klenker Dsjemschid geschrieben) und über Hom enthält, hat auch v. Ow angegeben, aber als angebliche nachträgliche Bestätigungen für Katharina Emmerich, während der Zeit noch eine umgekehrte Entlehnung möglich wäre. Wichtig ist nun gerade für die Homfrage, was Klenker in seiner kleinen Ausgabe, I Abteilung, II. T. S. 19 in der 47. Anmerkung — lange schon vor Emmerich — mitgeteilt hat. „Der Name Hom hat in den Zendbüchern eine dreifache Bedeutung. Er bezeichnet 1. einen Weisen der Vorzeit, oder einen Patriarchen des Licht-gesetzes und Lichtweges, der einen Gott geweihten Lebenswandel führte, wie der Mosaische Henoch, wofür er von einigen orientalischen Schriftstellern auch gehalten wird; 2. einen Jzed, der Unsterblichkeit oder des unvergänglichen Lebens, der als solcher

seinem Charakter nach Licht und Leben ist, und nicht weniger zum Prinzip des Wassers als des Feuers gerechnet wird; 3. einen Baum" (oder Pflanze, eben die Hompflanze) „des Lebens, der ihm geweiht ist. So fern er als Jzed der Unsterblichkeit, der zugleich unsterblich macht, betrachtet wird, ist er eine Personifikation von Leben, Glück; in dieser Eigenschaft sind ihm die Lebensspeise und der Trank der Unsterblichkeit geheiligt, bei deren Zelebration er angerufen wird."

Wie also schon Klenker hier vermutet, ist Hom nach dem heutigen wissenschaftlichen Urteil eine ursprüngliche Personifikation der beim Gottesdienste gebrauchten Hompflanze gewesen. Diese heutige wissenschaftliche Anschauung über Hom als „ursprüngliche Personifikation" (siehe Iranischen Grundriß, herausgegeben von Geiger & Kuhn, II. Bd. S. 644) gründet sich zunächst auf die Tatsache, daß die ältesten iranischen religiösen Texte, die Gathâs, den „Menschen" Hom noch nicht kennen, auch das Zendavesta in den älteren Partien den Hom als göttliches Wesen betrachtet und als ersten Sterblichen ebenda gerade „Hom, der auf Anrufen Zoroasters aus der Höhe kommt", den „Vivengham, den Vater des berühmten Dsjemschid, des Vaters der Völker," nennt, und zwar als ersten, „der in der geschaffenen Welt, in Demut an Hom sich wendete". Noch wichtiger aber ist die auch durch v. Ow nicht widerlegte Tatsache, daß zwar die beiden nächstverwandten iranischen und indischen Urüberlieferungen aus der gemeinsamen vorindogermanischen Urzeit wohl den Dschemschid oder persisch Jam-schid, eben den iranischen Jima oder indischen Jama, als ältesten König kennen, aber daß der Name Hom (iranisch Haoma), auch bei den Indern nicht für einen der Urzeit angehörigen Menschen, sondern nur für die Somapflanze allein, beiden Völkern gemeinsam ist.

Daß allerdings spätere orientalische Schriftsteller, und selbst der berühmte persische Dichter Firdusi auch einen Menschen Hom aus der deifizierten ursprünglichen Hompflanze gemacht haben, kann nur als Beweis für die allmählich spätere Umbildung der ältesten Form betrachtet werden, wie ja analog das beim Gottesdienste verwendete Feuer bei den Indern gleichfalls später noch zum Feuergotte Agni wurde.

Und wenn also v. Ow in seinem Buche aus späteren iranischen Quellen mehrfache Belege für Emmerichs Hom bringt, so muß das zunächst als eine Verschiebung des Beweispunktes gelten. Der Zeit nach muß, rein objektiv gesprochen, Emmerichs Hom eben den späteren persischen Quellen entsprechen, weil er — gerade aus ihnen entnommen sein kann.

Hier muß v. Ow erst den Nachweis liefern, daß in keiner Weise Kath. Emmerich von den erwähnten, schon vor ihr in Deutschland bekannten Notizen über Hom und Dschemschid Kenntnis erhalten habe. Ich selbst kann es mangels einer genauen Biographie des ganzen Emmerichschen Lebens- und Erziehungsganges nicht tun. Auch kann prinzipiell diese Frage nicht gelöst werden, da nach eigenen Angaben der Kath. Emmerich sie mehrfach Bücher eingesehen hat und dann nicht mehr einsehen wollte, weil sie ihren Inhalt bereits auswendig zu kennen glaubte. Sie selbst erklärte hierüber: „Im Kloster wollte ich auch einige Male in die Bücher hineinguken, aber es ward mir ganz elend davon. Ich habe Gott sei Dank schier gar nichts gelesen und wenn ich in ein Buch sehe, meine ich, ich könne es auswendig" (Ausgabe Pustet, Regensburg 1858, I. Bd., S. XXXI). Ebenso müßte vom strengen, rein nüchternen Standpunkte aus auch die Möglichkeit irgend einer mündlichen Mitteilung aus dem Kreise ihrer Lehrer und Beichtväter usw. untersucht werden, was selbstverständlich gar nicht den geringsten Vorwurf irgend eines unredlichen Handelns involviert, weil ja unbewußt solche früher erworbene Kenntnisse bei ihren späteren Gesichten oder Betrachtungen, wie Clemens Brentano es nennt, nachwirken können.

Aus den hier angeführten Gründen also erkennt man unschwer, daß die schon lange gewünschte Entscheidung der kompetenten kirchlichen Behörden noch immer nicht erfolgte bzw. erfolgen konnte. Gerade weil die Emmerichschen Gesichte das rein theologische Gebiet verlassen und historische und geographische Details enthalten, ist auch eine vorherige Beurteilung dieser Materie notwendig.

Sicherlich bleibt es nun ein großes Verdienst des v. Owschen Buches „Hom", erstmalig diese wohl schwierigste Partie daraus zusammenhängend und mit weitem Blicke erörtert und so gewiß zu einer rascheren Entscheidung der gesamten Emmerichschen Frage beigetragen zu haben. Um so mehr möchte dies der Referent, der zwar in den Hauptpunkten eine mehr abwartende, ja oft eine ablehnende Stellung einnimmt, hervorheben, da er nur zu gut die dem Verfasser bei der Ausarbeitung seines Buches infolge des eigenartigen Materiales sich entgegenstellenden Schwierigkeiten kennt.

Bellarmin, Suarez und — Leo XIII. auf dem Index.

Von

Jos. Hilgers, S. J., Luxemburg.

Der Herr Professor Dr. Kiefl schreibt in seiner „Erklärung zur Abwehr" in Nr. 48 der „Allgemeinen Rundschau", S. 576*):

„Besonders betont Herr Zimmern, daß er mir geschichtliche Ungenauigkeiten nachgewiesen habe: „Bellarmin und Suarez sind, wie bei Hilgers zu ersehen ist, rechtskräftig nicht auf den Index gekommen." Freilich hätte Herr Zimmern gerade bei Hilgers das Gegenteil sehen können, wenn er das Buch überhaupt in der Hand gehabt hätte. Bei Hilgers heißt es nämlich wörtlich S. 139: „Daß Bellarmin durch Sixtus V. auf den Index gesetzt war, ist schon S. 12 gesagt. Aber auch Segneri stand darauf." (In einem Schreiben des Jesuitengenerals Aquaviva vom 9. November 1590 heißt es, der Indexkatalog mit dem Namen Bellarmins sei bereits gedruckt; auch die Einleitungsbulle Sixtus V. zu diesem Index vom 9. März 1590 war bereits gedruckt. Der Papst sei aber bewogen worden, die Sache noch „aliquamdiu inhibere"; unterdessen starb er; 1593 wurde der Name Bellarmins vom Index wieder gestrichen. Vgl. Reusch II 303.) Auch betreffs des Suarez gibt Hilgers offen zu, was übrigens jeder Theologe weiß, daß derselbe auf dem Index gestanden, aber durch Leo XIII. wieder freigegeben worden sei (S. 109, 138; Reusch II 304). Hilgers sagt S. 138: „Neben den Männern der Wissenschaft fehlen im Index die kirchlichen Würdenträger nicht, nicht der Kardinal und nicht die Bischöfe. . . . Dominikaner stehen dort neben Benediktinern, Franziskaner neben Jesuiten." Hilgers, selbst Jesuit, konstatiert, daß auch jetzt, nachdem Leo XIII. viele Jesuiten vom Index abgesetzt hat, noch achtzig Jesuiten auf demselben stehen, und er ist vernünftig genug, S. 141 geradezu zu sagen: „Der Index hatte auf die Jesuiten ein besonders wachsames Auge. Männer wie Bellarmin, Suarez, Papebroch, Harduin und Schriftsteller der Aszese wie Boutauld, Surin, Scaramelli, Rubino, Segneri waren bei ihrer Schriftstellerei vor einem Indexverbot nicht sicher. Irren wir nicht, dann beweist die Indexgeschichte allen Unparteiischen, daß die Jesuiten in den wichtigsten Glaubenskämpfen auf seiten der Kirche den guten Kampf redlich mitgekämpft haben." Das also hätte Herr Zimmern bei dem von ihm zitierten Jesuiten Hilgers lesen können."

Schon vorher hatte der Herr Professor Kiefl in der „Augsburger Postzeitung" unter dem 9. November 1906 über das vorstehende Thema bemerkt:

„Zur tatsächlichen Berichtigung habe ich zu erklären: Sixtus V setzte Bellarmins Disputationes de controversiis fidei auf den Index, zu dem er am 9. März 1590 die Einleitungsbulle schrieb (Hilgers S. 12). Da der Papst starb, wurde der bereits gedruckte Index wieder von Klemens VIII. zurückgezogen (Reusch I, 502). Suarez stand auf dem Index, wurde aber später freigegeben (Hilgers S. 109, 138). Daß nicht Erzbischof Joachim Pecci, sondern Kanonikus Paoletti ein von mir zitiertes Schriftchen verfaßte, behauptet Hilgers S. 117 in einer Anmerkung ohne Beleg. Was ich aber prinzipiell im „Hochland" behauptete, sagt viel wärmer und nachdrücklicher der Jesuit Hilgers S. 138, ja Leo XIII. selbst in dem S. 108 dortselbst angeführten goldenen Wort."

Da der Herr Professor Kiefl in diesen seinen Aeußerungen zumal das Buch des Jesuiten Hilgers „Der Index der verbotenen Bücher" (Herder, Freiburg 1904) anzieht, wird es demselben wohl gestattet sein, einige aufklärende, richtigstellende Bemerkungen zu machen. Wenn ich dabei nicht ausdrücklich Stellung nehme zu den Erörterungen des Herrn Professor Kiefl über die Bedeutung des Bücherverbotes durch die Indexkongregation, so darf kein Leser dies als stille Zustimmung auffassen.

Nach Kiefl setzte also Sixtus V. Bellarmins Disputationes de controversiis fidei auf den Index, zu dem er am 9. März 1590 die Einleitungsbulle schrieb. Und hier beruft Kiefl sich auf Hilgers S. 12. Da aber der Papst starb, wurde der bereits gedruckte Index wieder von Klemens VIII. zurückgezogen. Für diese Behauptung stützt Kiefl sich auf Reusch I, 502. Wäre der Index Sixtus V. in der Tat veröffentlicht und dadurch rechtskräftig geworden, so würde man das Verbot des Bellarminischen Buches, auch abgesehen davon, daß es von Sixtus nur mit „donec corrigatur" bis zur Verbesserung untersagt werden sollte, dennoch nicht dem Verbote etwa der Werke des Hermes, des Günthers oder Loisys gleichwertig setzen dürfen. Darin stimmen wohl alle überein, welche die Gründe beachten, welche Sixtus

*) Anmerkung des Herausgebers: Herr Prof. Dr. Kiefl legt gegenüber der Fußnote in Nr. 49, S. 594 besonderes Gewicht darauf, festzustellen, es sei unrichtig, daß er sich wiederholt auf Hilgers berufen habe; richtig sei vielmehr, daß er die Berufung Dr. Zimmerns auf Hilgers durch Hinweis auf andere Stellen bei Hilgers korrigiert habe.

gegen Bellarmins Werk aufbrachten. Allein hiervon soll nicht weiter Rede sein. Man vermißt vielmehr bei den oben angeführten Worten des Herrn Professor Kiefl die wissenschaftliche Akribie. Denn wenn auch Kiefl hier als Zeitungstheologe auftritt, so verlangt es gerade der weitere Leserkreis um so genauer und gewissenhafter zu sein, als es den wenigsten seiner Leser vergönnt ist, seine Angaben nachzuprüfen. Und in der Tat werden von 100 Lesern der Sätze Kiefls 99 wie in Beziehung auf Leo XIII. und Suarez, so auch in Beziehung auf Bellarmin irre gehen. Der Jesuit Hilgers möchte aber bei solcher Irreführung nicht gerne Handlangerdienste tun.

Es ist schon eine merkwürdige Art der Zitation, wenn Herr Professor Kiefl für den ersten Teil seiner Behauptung sich auf Hilgers beruft, für den zweiten Teil auf Reusch. Auf diesen zweiten Teil jedoch kommt es hier einzig und allein an, und dieser gerade wird von Hilgers genau auf der zitierten S. 12 ausdrücklich widerlegt, so daß also Hilgers S. 12 das Gegenteil von dem sagt, was Reusch I, 502 vorbringt. Ob's wohl einen Leser gibt, der diesen Sachverhalt aus den Worten des Herrn Professor Kiefl herauszulesen oder auch nur herauszuahnen vermag? Ja, es will fast den Anschein nehmen, als ob Herr Professor Kiefl bei Hilgers S. 12 nur den einen Satz gelesen, welcher lautet: „Unter dem 9. März 1590 stellte Sixtus V. die Einleitungsbulle zum neuen Index aus.“ Und selbst dieser Satz wird nicht in besonders glücklicher Weise wiedergegeben.

Papst Klemens VIII. hatte in seinem 1596 veröffentlichten Index eingangs gesagt, daß Sixtus V. sich um einen neuen Index verdient gemacht habe, allein gestorben sei (re minime absoluta) bevor die Sache vollendet war. Eben dieses Wort greift Reusch auf und fährt dann (I. 502) fort:

„Das klingt so, als ob der Index Sixtus' V. nicht nur noch nicht förmlich publiziert, sondern auch noch nicht fertig gedruckt gewesen wäre, und manche kurialistische Schriftsteller haben wirklich die Sache so dargestellt. Andere, welche den Sachverhalt kannten, gehen darüber mit diplomatischen Wendungen hinweg. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Index Sixtus' V. ganz dasselbe Schicksal gehabt hat, wie seine Ausgabe der Vulgata, daß er fertig gedruckt und wenigstens zur Publikation bestimmt war, daß er aber von seinem Nachfolger zurückgezogen und daß dann, um die förmliche Kassierung einer päpstlichen Bulle zu verschleiern, in dem Breve Klemens' VIII. eine Ausdrucksweise gewählt wurde, welche geeignet war, die Meinung hervorzurufen, als ob die Arbeit Sixtus' V. nicht vollendet gewesen und unter Klemens VIII. zu Ende geführt worden wäre.“

Herr Professor Kiefl nimmt Reuschs Darstellung gutgläubig an, ohne sich beim Herrn Professor Reusch auch nur um die Spur eines Belegs umzusehen. Denn daß in dem Vergleiche mit der Vulgataausgabe Sixtus' V. sich kein Beweis findet, wird auch K. bereitwilligst zugestehen. Man muß aber bei den Worten Reuschs schon stutzig werden, wenn dieser das, was er beweisen oder belegen soll, mit der schönen Phrase beginnt: „Es unterliegt keinem Zweifel.“ Schlimmer wird die Sache noch, wenn man gewahrt, daß in Reuschs Darlegung die Schlußfolgerung — welche Herr Professor sich gerade zu eigen gemacht hat — weit über die Prämissen hinausgeht. Denn wenn nach den Worten Reuschs der Index Sixtus' V. nur „wenigstens zur Publikation bestimmt war“ (was zu bemerken übrigens überflüssig, weil selbstverständlich war), so ist er wohl noch nicht publiziert und noch nicht rechtskräftig geworden, kann deshalb auch nicht zurückgezogen werden.

Wie in Parenthese möge hier auch daran erinnert werden, daß Herr Professor Kiefl den Nachfolger Sixtus' V., der nach Reusch den Index zurückzog, mit Klemens VIII. identifiziert. Reuschs Worte sind vorsichtiger. Zwischen Sixtus und Klemens gab es noch drei andere Päpste. Und nach K's obiger Deutung würde Bellarmins Buch unter Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV., Innozenz IX. und Klemens VIII. bis zum Jahre 1596 auf dem bis 1596 noch nicht „wieder zurückgezogenen“ Index gestanden haben.

Reusch hat eine hämische Schadenfreude, wo er den Päpsten eins anhängen kann. Besonders wenn die Annahme von Unaufrichtigkeit, Verschleierung und ähnlichen nicht schönen Sachen ein Rätsel zu lösen imstande sind, neigt er auch bei den Päpsten dahin, eine solche Annahme anderen möglichen Lösungen vorzuziehen. (Vgl. Hilgers, der Index S. 87.) Dieser seiner Voreingenommenheit ist Reusch hier wieder einmal zum Opfer gefallen und hat Herrn Professor Kiefl mit in den Fall hineingezogen. Man braucht mit Herrn Professor Kiefl nicht deshalb zu rechten, weil er die Widerlegung Reuschs bei Hilgers nicht beachtete. Allein er hätte dann doch gut daran getan, wenigstens nicht Hilgers S. 12 zu zitieren.

Was nun die Sache selbst angeht: den Index Sixtus' V. und Bellarmin auf demselben, so ist im „Index der verbotenen Bücher“ von Hilgers S. 11—13 und S. 524 f., wenn ich nicht sehr irre, genug beigebracht und genug bewiesen, um auch Herrn Professor Kiefl davon zu überzeugen, daß Bellarmins Buch nie auf dem Index gestanden hat in dem landläufigen Sinne, wie z. B. die Werke Schells darauf stehen. Sixtus V. hatte gewiß vor, das Buch zu verbieten, er hatte auch schon eine neue Indexliste drucken lassen, auf der dasselbe als verboten donec corrigatur (bis es verbessert sein würde) stand. Allein Sixtus veröffentlichte diesen Index nicht, sondern als man ihn anging darum, Bellarmins Buch nicht zu verbieten, hielt er denselben an und schob die Sache auf. Und als er darüber starb, verschwand bald der Name des Bellarmin von der Indexliste. Es verlangte nicht einmal einer der folgenden drei Päpste noch auch der vierte Klemens VIII. von Bellarmin statt dessen irgend eine Korrektur seines Werkes.

Der Jesuitengeneral Aquaviva schreibt in einem Privatbriefe (siehe Hilgers S. 12 und 525) an den deutschen Provinzial P. Ferd. Alberus unter dem 9. November 1590. (Sixtus V. war am 27. August 1590 gestorben):

„. . . . . . Ueber das Buch des P. Bellarmin scheinen Ew. Hochwürden so zu sprechen, als wenn Sie glaubten, es sei verboten worden: Dem ist nicht so; denn unter andern Fügungen der Vorsehung war auch die, daß Sixtus selbst, obgleich er das Buch verbieten wollte, ja schon den Index mit Bellarmins Namen hatte drucken lassen, nun dennoch, als man auf unsere Bitten sich beim Papste verwandte, einhielt und die Sache aufschob. Viel mehr taten dies die Kardinäle nach seinem Tode, indem sie jenen Index widerriefen und suspendierten.“

Das ist jedoch bei Hilgers weder der einzige noch der Hauptbeweis, daß der Erstdruck des Index Sixtus V. nie publiziert wurde und daß Bellarmins Werk nie als von der Kirche verboten auf dem Index stand. Hilgers hat in seinem Buche akten- und quellenmäßig gezeigt, worin jener Widerruf und jene Suspension bestand, was aus dem nicht einmal fertig gedruckten Index Sixtus' V. wurde in den Jahren 1590—1596, bis zunächst 1593 der Druck zur Veröffentlichung vollständig fertig ward (ohne Bellarmins Name), um nun dennoch nicht veröffentlicht zu werden, da Klemens VIII. die Veröffentlichung untersagte. Es sei hier darauf verwiesen. Ebendort kann Herr Professor Kiefl auf S. 529 f. das vollständige Einleitungsbreve Klemens' VIII. vom 17. Mai 1593 zum erst jetzt (1593) fertig gedruckten Index Sixtus' V. lesen. Und wenn ein Papstwort überhaupt für uns Geltung hat, so genügt dieses Breve mit seiner Aeußerung über die Arbeit Sixtus' V. am Index allein vollständig zum Beweise.

Bellarmins Buch hat also nie auf dem Index gestanden im Sinne des Herrn Professors Kiefl, nämlich nie auf einem rechtsgültigen Index als von der Kirche oder einem Papste rechtskräftig verbotenes Buch. Im übrigen ist der ganze wahre Sachverhalt, sowohl was Bellarmin als was Suarez betrifft, schon vor einigen Monaten in den Stimmen aus Maria Laach (LXXI, 357 ff) von einer anderen Feder dargelegt worden. Auch darauf können wir die Leser verweisen.

2. Was nun Suarez angeht, so ist die Sache etwas verwickelter, nicht zuungunsten des Suarez selbst. Wo ich in meinem Buche von der „Milderung des neuen Index“ handle, heißt es auf S. 109: „Zur Theologie gehören freigegebene Werke, die früher unter Bullarium, Buxtorf, Henriquez, Sa, Sanchez, Suarez und Walton standen. Bei all diesen Büchern handelte es sich um geringfügigere Mängel, deren Verbesserung gefordert wurde.“ Und an anderer Stelle (auf S. 138), wo ich von den Ordensleuten spreche, deren Namen sich im Index finden, wird bemerkt: „. . . Um nicht Namen aufzuzählen, die jetzt nicht mehr im Index stehen, wie Combefis, Papebroch, Suarez, seien hier beispielshalber genannt Natalis Alexander und Serry, Harduin und Noris . . .“ Also zunächst sagt Hilgers nicht kurzweg mit dürren Worten, wie es bei Kiefl heißt: Suarez stand auf dem Index, wurde aber später freigegeben. Was aber Hilgers in Wirklichkeit sagt, entspricht dem objektiven Sachverhalt. Gleichwohl dürfen auch Hilgers Worte nicht aus dem Zusammenhange gerissen werden: denn das „auf dem Index stehen“ kann immerhin noch in verschiedenem Sinne verstanden werden. Es stehen z. B. die Werke Leos des Großen „auf dem Index“, allerdings nur in der Ausgabe des Quesnel. In allen früheren römischen Indices nach dem Jahre 1609 bis 1900 findet sich der Name des Suarez und unter diesem Namen wird das von ihm verfaßte Werk über die Zensuren, welches venetianische Drucker in ihrer Ausgabe des Werkes verstümmelt hatten, eben dieser Verstümmelung wegen als durch Indexdekret verboten bezeichnet. Dies war aber nicht bloß in

jenem Dekret, sondern ausdrücklich auch in allen früheren Indices, bei dem Buche angegeben. Im übrigen ist jenes Verbot, Bedeutung und Grund desselben unter den Kirchengeschichtsschreibern und Theologen eine bekannte Sache, die eingehend behandelt wurde, z. B. von Werner in seinem „Franz Suarez" II Regensburg 1861, von den Analecta Juris Pontificii VII S., Rome 1863, 2181—2193, von Reusch, der Index der verbotenen Bücher II, Bonn 1885. Leo XIII. hat nun 1900 mit dem Namen des Suarez im Index auch das Verbot der gefälschten venetianischen Ausgabe des Werkes über die Zensuren aus dem Index getilgt. Aus dieser Darstellung geht hervor, daß Hilgers gerade mit Rücksicht auf Suarez) seine Worte vorsichtig gewählt und durchaus nichts Unrichtiges gesagt hat. Hilgers konnte und wollte *nicht* näher auf die Sache eingehen. Ja bei dem Wortlaute des Dekretes in den früheren Indices unter Suarez können Hilgers' Worte nicht mißverstanden werden. Auf dem Index stand also die gefälschte venetianische Ausgabe wegen dieser von Suarez verabscheuten Fälschung. Das Dekret der Indexkongregation ist deshalb, auch aus dem Geiste und der Absicht der Kongregation selber heraus, für Suarez nur ehrenvoll. Irreführend ist es also ganz gewiß, nur einfachhin zu sagen „Suarez stand auf dem Index, wurde aber später freigegeben". Mehr als irreführend ist es, „Suarez auf dem Index" und dessen Werk auf dem Index gleichzustellen etwa mit den verbotenen Schriften von Loisy, Fogazzaro u. a., deren Werke aus sachlichen Gründen verurteilt wurden und deshalb auf dem Index stehen.

Ich weiß sehr gut, daß man noch von einem anderen Werke des Suarez als von einem verbotenen spricht, ein Werk, das dann später als erlaubt galt und dessen Verbot auch authentisch durch den neuen Index oder richtiger schon 1897 durch die Bulle „officiorum ac munerum" als erlaubt erklärt wurde. Von diesem Bande des Suarez über die Gnade soll hier nicht weiter Rede sein. Es genügt, zu bemerken, daß diese Arbeit des Suarez in Rom und vom Papste schon vor dem Drucke ausdrücklich gelobt wurde, daß die Drucklegung nur deshalb (wenigstens zeitweilig) untersagt ward, weil das allgemeine Verbot, über die hier behandelten theologischen Streitfragen ohne besondere Erlaubnis zu schreiben, ergangen war, daß dann schließlich dieses Werk lange nach dem Tode des Suarez gegen dessen ausdrücklich bei Lebzeiten ausgesprochenen Willen ohne Erlaubnis nach der Mitte des 17. Jahrhunderts ans Licht kam. Wenn man das Werk wenigstens eine Zeitlang nach seinem ersten Erscheinen als verboten ansehen konnte, so nur deshalb, weil das Gebot des Stillschweigens durch die Drucklegung und Herausgabe übertreten war. Auf die Doktrin des Suarez würde also auch durch ein solches Verbot kein Schatten gefallen sein. Umgekehrt aber fällt durch das Verhalten des Suarez in dieser ganzen Sache Rom und den römischen Kongregationen gegenüber auf Suarez selbst das hellste Licht. Es ist ähnlicher Glanz wie der, welcher Fénélon bis auf unsere Tage umstrahlt. (Vgl. Hilgers, Der Index d. verb. B. S. 74, 115, 412 f.)

Es ist das jener edle Mannesmut der Unterwürfigkeit, wodurch nach dem Spanier Suarez und dem Franzosen Fénélon im 19. Jahrhundert der italienische Philosoph Rosmini und der deutsche Professor und Philosoph Ernst von Lasaulx den Gelehrten unserer Zeiten das glänzendste Beispiel gegeben haben. (Vgl. Hilgers 412 f., 574; Stölzle, Ernst von Lasaulx, Münster 1904, 275, 278; Stimmen aus Maria Laach LXVII, 566; s. auch „Augsb. Postztg.", Sonntag, 11. März 1906, Nr. 57, S. 3 f.)

3. Im neuen Index Leos XIII. wird auf S. 273 (2. Aufl. Rom 1901) ein anonymes Schriftchen, als durch Dekret der römischen Inquisition vom 13. Januar 1875 untersagt, verzeichnet. Der Titel heißt: „Del Sangue sacratissimo di Maria. Studii per ottenere la festività del medesimo." Von diesem Schriftchen sagt Herr Professor Kiefl: „Daß nicht Erzbischof Joachim Pecci [der spätere Leo XIII.], sondern Kanonikus Paoletti ein von mir zitiertes Schriftchen verfaßte, behauptet Hilgers S. 117 in einer Anmerkung ohne Beleg." Es soll hier nicht noch einmal daran erinnert werden, daß Herr Professor Kiefl oben bei Bellarmin die Darlegung Reuschs unbesehen ohne Beleg hinnahm, auch soll nur darauf hingedeutet werden, daß er bei Suarez die Darstellung Hilgers, ohne Beleg, wie er dieselbe sich zurechtlegte und wie sie ihm paßte, verwertete; hier liegt die Sache noch handgreiflicher da, nicht zugunsten des Herrn Professor Kiefl.

Nicht Hilgers, sondern die offizielle Indexausgabe Leos XIII gibt bei dem erwähnten Schriftchen (auf S. 273 u. 232) ausdrücklich Carlo Paoletti als Verfasser an. Wo Hilgers auf S. 117 von jenem Werkchen Paolettis redet, bemerkt er in einer Note, daß Zeitungen aus den Jahren 1901 und 1902 eben diese Arbeit Leo XIII. bzw. dem Erzbischof von Perugia Gioacchino Kardinal Pecci als Verfasser zuschrieben. Auf S. 171 bringt H. auch einen derartigen Zeitungsbericht, welcher, nebenbei bemerkt, in Rom selbst sofort nach dessen Erscheinen im Dezember 1901 durch ein öffentliches Blatt richtig gestellt wurde. (Vgl. La Voce della Verità, Roma, Venerdi & Sab. 27. u. 28. dec. 1901. Nr. 299. „Index expurgatorius".)

Ich muß annehmen, daß Herr Professor Kiefl, vielbeschäftigt, bloß die Anmerkung auf S. 117 und nicht den Text daselbst und noch weniger den Text des Index Leos XIII. beachtete, sonst würde er selber gewiß nicht wie der Amerikaner (auf S. 171) ohne jeglichen Beleg die ganz bestimmte Angabe des Index Leos XIII. Lügen strafen wollen. H., der den Index Leos XIII. kommentiert, braucht in der Tat für seine Anmerkung, insoweit sie Leo XIII. betrifft, keinen Beleg, oder vielmehr sein Text mit der Angabe des neuen Index ist mehr als jeder Beleg. Herr Professor Kiefl wird es also wohl selbst zugeben, daß durch das Verlangen eines Beleges zu meiner Angabe die ganze Sache unwissenschaftlich auf den Kopf gestellt, um nicht zu sagen, verdreht wird.

Zum Schlusse sei es hier (wie auf S. 138) noch einmal warm und nachdrücklich betont, daß der Index allerdings ein Ansehen der Person nicht gekannt hat und dies am wenigsten bei den Jesuiten. Die Worte dann auf S. 108 sind zwar nicht gerade Worte Leos XIII., allein, weil sie vom dermaligen Sekretär der Indexkongregation, dem hochwürdigsten P. Thomas Esser O. P. in dessen Vorrede zum Index, wie S. 108 ausdrücklich bemerkt (wird) stammen, nun wohl nicht weniger golden.

Sittlicher Schmutz im Theater.

Von

Fr. Weigl, München.

In Nr. 45 der „Allg. Rundschau" ist bereits auf eine Neuerwerbung des Münchener „Schauspielhauses", auf „Mandragola", hingewiesen worden. Schon mit dem 3. Satz des I. Aktes beginnt eine kurze Charakteristik der Anschauungen, die das ganze Stück beherrschen, in folgenden Worten:

„Der Teufel hole dieses Alten Haus
Mitsamt dem Weib! Verfluchtes Frauenzimmer!
Die schönste Dame in Florenz zu sein
Und dabei keusch wie Luna. Pfui! Gemeinheit!
Die ganze Pracht für den Gemahl allein.
Empörend, was! Ich pfeif auf solche Reinheit!"

Daß sich die „überlebte bürgerliche Moral" allerlei Verhöhnung gefallen lassen muß, ist selbstverständlich, wenn man den in Nr. 45, S. 545 ff. so weit als möglich angedeuteten Inhalt überschaut. Das Stärkste aber ist, daß Szene für Szene die gewöhnlichsten Eindeutigkeiten breit getreten werden, wie man sie krasser in den tiefstgesunkenen Kreisen des gesellschaftlichen Auswurfes kaum hören wird. Das Schauspielhaus ist mit diesem Stück tief unter das Niveau der modernen Tingeltangel, „Kabaretts" genannt, herabgestiegen. Ich habe vor kurzem eines der meistgenannten Berliner Kabaretts angesehen, um einen Maßstab zum Vergleich mit unseren Münchener Verhältnissen zu erhalten. Die Mandragola-Aufführung muß ich unter diesen Darbietungen einreihen; denn während dort die Pikanterien und Dreistigkeiten zwischen „harmlosere" Programm-Nummern eingestreut sind und doch nur kürzere Zeit den Hörer belästigen, kommt er in Mandragola aus den offenen und versteckten Reden über die niedrigsten Aeußerungen des Sinnen- und Trieblebens nicht heraus.

Man ist versucht, ein Wort, das Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Förster-Zürich manchen Sexualpädagogen widmete: sie könnten nimmer denken, sondern nur geschlechtlich denken, auch auf den Verfasser dieses Stückes, auf die Theaterleitung und auf das zustimmende Publikum anzuwenden. Ich unterschreibe deshalb völlig Hanns v. Gumppenbergs Urteil in Nr. 514 der „Münch. Neuest. Nachr.", das auch in den Einzelheiten das Stück richtig getroffen hat. Das Urteil ist bereits in Nr. 45 abgedruckt, da es aber an jener Stelle (Fußnote zur Bühnenschau) nicht von allen beachtet worden sein dürfte, sei es hier wiederholt. Hanns von Gumppenberg schreibt in der Kritik der Erstaufführung u. a.:

„Respekt vor diesem Stück! Denn es ist nichts Geringeres als ein Symbol unserer gesamten Gegenwartskultur, . . . zeigt gedankenarme Abhängigkeit von der Vergangenheit ohne

Verständnis und Pietät für deren Besseres und Bestes: genau wie unsere Gesamtkultur; und was es aus eigenem bietet, ist platte Roheit, die sich mit allerlei Schönrederei, allerhand poetischen, sentimentalen und menschheitsrechtlichen Phrasen trivialster Prägung und allerhand gleißenden Toilettenkünsten ein hochkultiviertes Ansehen zu geben sucht: genau wie die tatsächliche Roheit unserer Gesamtkultur. Darum Respekt. Ein echter Dichter der Zeit hat sich uns vorgestellt: ein Dichter, der diese Zeit in ihren intimsten Sehnsüchten belauschte, der sie ganz versteht und ihr so recht aus dem Herzen, daher auch wieder zum Herzen spricht — wie die atemlose Ergriffenheit, das befriedigte Gelächter und noch mehr das glückliche Gekicher vieler Premierengäste, der dankbare Applaus nach den Aktschlüssen und der wiederholte Hervorruf des anscheinend noch sehr jugendlichen Autors zur Genüge bewies. Die Machiavellische Originalkomödie, die uns seinerzeit der Akademisch-dramatische Verein in lustiger Inszenierung vorgeführt hat, könnte man weit eher ohne grobe Anstandsverletzung eingehend analysieren als diese ihre moderne Umgestaltung .... Auf eins aber muß schließlich doch noch hingewiesen werden: auf die große Gefahr, die derartige unkünstlerische und doch sich vornehm künstlerisch gebärdende Sinnenkitzelstücke für die echte Kunst bedeuten, in unserer Zeit der Nuditätenschnüffelei und der Zensurbedrohung. Es ist wirklich kein Wunder, wenn der Widerwille, den solche Produkte bei vielen gesund empfindenden Kunstlaien erregen müssen, sich in irrtümlicher Uebertragung und Verallgemeinerung auch gegen jede unbefangen künstlerische — nicht bloß von der Prüderie, auch von der passiven Lüsternheit freie — Darstellung des Sexuellen wendet. Wie läßt sich von künstlerisch unerfahrenen Zensoren eine solche Unterscheidung verlangen, wenn sie von den Kunstinstituten selbst nicht geübt wird?"

Leider haben diese Worte nicht entsprechende Wirkung getan. Die Direktion hat nicht etwa das Stück vom Repertoir gestrichen; im Gegenteil: am 10. Dezember wurde es bereits zum 17. Male gegeben und für diese Woche steht es wieder dreimal auf dem Theaterzettel. Sieht man sich nun noch dazu das Publikum bei den Aufführungen an, das zum großen Teil aus bartlosen Jünglingen, Gymnasiasten und Kommis von 16 und 17 Jahren, jungen Mädchen bis herab zum Backfischalter besteht, so weiß man nicht, worüber man sich mehr entsetzen soll: über die Profitgier der Direktion, die die Stimme ernster Kritik in den Wind schlägt, oder über die Geschmacks- und Sittenverirrung entwickelter Männer und Frauen, die an solchem Zeug Gefallen finden können, oder über die Gleichgültigkeit der Eltern, die die Jugend direkt der Verführung in die Arme treiben, oder aber über die allzu nachsichtige Aufsichtsbehörde die das Stück die Zensur passieren ließ und trotz der scharfen Kritik nicht Muße fand, der Sache nachzugehen, oder endlich über die schweigsame Tagespresse, die mit dem einen Hinweis sich genug getan hat und nun mit harmloser Miene die Hände in Unschuld wäscht, wenn auch das Gift Woche für Woche zu wiederholten Malen an die weitesten Kreise verabreicht wird.

Die „Allgemeine Rundschau" wird immer wieder ihre Stimme erheben, auch gegen diesen sittlichen Schmutz, der in den Theatern sich breit macht. Alle Beteiligten: die Direktion des Schauspielhauses, erwachsene Theaterbesucher, Eltern, Presse und Aufsichtsbehörde mögen an die Pflicht der Abweisung dieses Stückes erinnert werden; denn hier handelt es sich um sittliche Vergiftung die viel intensiver wirkt als schmutzige Bilder, unzüchtige Schriften, schlechte Reden und schamloses Beispiel, weil der schädigende Charakter dieser vier verschiedenen Sittenverderber in der einen Theateraufführung vereinigt ist.

Dankbarkeit.

Muß ich dir Gold und Silber schenken
„Und eitlen Glanz und Flitterschein,
Muß dich im Testament bedenken,
Kannst du mir dann erst dankbar sein?
Verachtest du die Hände,
Die sich für dich geplagt,
Die Sorgen, die ohn' Ende
Am Herzen mir genagt?
Und zählst du nicht die Tränen,
Die ich um dich geweint,
Und kannst du ganz vergessen,
Wie ich dir's gut gemeint?"
Hört' so ich meine Mutter sprechen,
Wär's mir die größte Seelenpein;
Drum laßt mich, bis die Augen brechen,
Für ihre Liebe dankbar sein!

Ignaz Landgraf.

Zur Jugendschriftenbewegung.

Von

Joseph Lohrer, München.

Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" wurden bisher über die wichtigsten Vorgänge in der Jugendschriftenbewegung unterrichtet. Besonders eingehend und aufklärend geschah dies in dem Referate, das Landtagsabgeordneter Professor Dr. Flemisch in Nr. 5 Jahrgang III der „Allgemeinen Rundschau" erscheinen ließ. Bekanntlich wurde damals die Broschüre „Vom modernen Elende in der Jugendliteratur", (Lentner-München 80 Pf.), die den Nachweis führt, daß die spezifisch-katholische und bayerische patriotische Jugendschrift durch die Propaganda der „freien" Lehrervereine ernstlich bedroht ist, in zustimmendem Sinne besprochen. Keine Stimme aus den Leserkreisen der „A. R." war damals vernehmbar, die sich im gegenteiligen Sinne ausgesprochen hätte. Erst ein kurzer Bericht über „Wichtige Vorgänge in der Jugendschriftenbewegung vor und auf dem Deutschen Lehrertag" rief den katholischen Jugendschriftenreformer Dr. Thalhofer auf den Plan. Dessen „exponierte Stellung" im Kampfe um die Jugendschriften war allerdings in einer Weise gezeichnet worden, daß ein weiteres Schweigen schlechterdings unmöglich war. Die etwas ausführliche Replik ist in Nr. 41 vom 13. Oktober enthalten. In Rücksicht auf das Urteil der Leser wäre eine Richtigstellung der mitunter recht sonderbaren Ausführungen Dr. Thalhofers keinesfalls geboten. Da aber Dr. Thalhofer keine Antwort als eine Antwort auffassen könnte, die seinen Erklärungen zustimmt, muß wohl oder übel längst Festgestelltes und öfter Gesagtes trotz dem knappen Raum der „Allgemeinen Rundschau" wiederholt worden.

Zunächst muß gesagt werden, daß der größte Teil der Ausführungen Dr. Thalhofers überflüssig ist. Die Binsenwahrheit, daß eine literarisch wertvolle Jugendschrift erzieherisch besser wirkt als eine minderwertige, wird man wohl nicht erst den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" mit gelehrten Auslassungen begreiflich machen müssen. Etwas anderes ist es aber mit der extremen Forderung, die die Hamburger aufstellen: „Die Jugendschrift" in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein. Gegen diesen Satz hat man nicht bloß auf katholischer, sondern auch auf protestantischer Seite, wie überhaupt in allen jenen Kreisen Front gemacht, die nicht lediglich auf gelehrte Theorien schwören, sondern sich auch einen praktischen Blick für die Wirkung echt kindertümlicher Lektüre bewahrt haben. Es seien hier von vielen Aussprüchen nur die trefflichen Ausführungen eines Otto von Greyerz angegeben. Er sagt: „Dieser Satz enthält meines Erachtens eine Banalität oder einen Irrtum. Daß eine Schrift in dichterischer Form ein Kunstwerk sein muß, ist klar, ob es nun eine Jugendschrift sei oder nicht. Denn von einer Schrift in dichterischer Form setzen wir alle voraus, daß es eine Dichtung sei. Wollte aber der Urheber dieses Satzes sagen, daß eine Jugendschrift, wofern sie nicht ausgesprochen belehrender Natur sei, ein Kunstwerk sein müsse, so würde er schwerlich recht haben. Manche biblische Erzählung, so sehr sie sich für die Jugend eignet, ist bei ihrer schlichten sachlichen Erzählungsform noch nicht Dichtung zu nennen. Aehnliches gilt von den Darstellungen der Chronisten und von naiven Selbstbiographen, wie z. B. Thomas Platter, dessen Lebensgeschichte eine ausgezeichnete Lektüre, besonders für jüngere Knaben bildet." Diese wenigen Worte charakterisieren so recht den extremen Kunststandpunkt der modernen Reformerkreise, die mit überlegenem Lächeln auf jene rückständigen Jugendschriftenkritiker im katholischen Lager herabsehen, die heute noch einen Christoph vom Schmid empfehlen und nicht die Jugendschriftenserien katholischer Verleger in Grund und Boden verdammen. Wollte man in der Weise, wie Dr. Thalhofer, durch die Blume Liebenswürdigkeiten austeilen, könnte man füglich sagen: Es gibt Leute, die vor lauter Gelehrsamkeit und Ichbewußtsein den Sinn für das Praktische fast vollständig verloren haben.

Ueberflüssig war in Thalhofers Replik auch vieles, was sich auf die Tendenz in der Jugendschrift bezog. Was unter Tendenz im allgemeinen zu verstehen ist, wissen doch alle, die sich etwas mit Lektüre beschäftigen. Sie wissen aber auch, in welchem Geiste die Hamburger die Tendenz einer Jugendschrift beurteilen. Diese haben gefordert, das Kunstwerk müsse als solches wirken, dürfe also keine patriotische, politische oder religiöse Tendenz haben. In der Theorie haben sich die Hamburger soweit vorgewagt, daß der Hamburger Lehrer Gläser in Nr. 1

(1905) der „Jugendschriftenwarte" sogar schrieb, daß **Jugendschriften** („Kinderliteratur") **durch** (Vermittlung von) **Patriotismus und Moral degradiert würden**, was den Frankfurter Lehrer Ries — selbst ein einflußreiches Mitglied des Deutschen Lehrervereins — zu wuchtigem „**Proteste**" und trefflichen Entgegnungen in der „Jugendschriftenwarte" veranlaßte. Die Hamburger haben in diesem Streite in jüngster Zeit etwas beigegeben, und die sogenannte Abwehrthese, die nach Dr. Thalhofer gar nicht notwendig gewesen wäre, ist den Hamburgern durch die Energie ihrer Gegner abgenötigt worden. Freilich bleibt es ein theoretischer Satz, wenn erklärt wird: „**Wenn eine literarisch wertvolle Schrift durch ihren Stoff religiös, moralisch, patriotisch wirkt, so lehnen wir sie wegen dieser Wirkung nicht ab.**" Die Hamburger hätten gleich offen beisetzen können: bisher haben wir das allerdings getan. Denn die Hamburger haben ein Jugendschriftenverzeichnis herausgegeben, das in religiöser Beziehung simultan und in nationaler Hinsicht ziemlich farblos gehalten ist. Katholische Tendenz war ganz ausgeschlossen, protestantische aber in einer für Katholiken verletzenden Weise bevorzugt. Diese Sache war um so gefährlicher, als der Deutsche Lehrerverein nichts unversucht ließ, **dieses Verzeichnis in ganz Deutschland einzuführen.** Wie kann im Hinblick auf diese unbestreitbare Tatsache Dr. Thalhofer in ganz unglaublicher Naivetät behaupten: „Es handelt sich mit nichten „um Sein oder Nichtsein der katholischen Jugendliteratur", sondern um Sosein oder Anderssein." Glaubt denn Dr. Thalhofer, wenn der Jugendschriftenstreit nicht eine höchst bedeutungsvolle Phase des Kampfes zweier Weltanschauungen wäre, es würde die so sehr überlasteten katholischen Lehrervereine auch noch die großen Opfer an Zeit, Mühe und Geld für einen glücklichen Ausgang dieser Sache bringen? Diesen Vereinen ist gerade in den letzten Jahren aus Vorgängen im Hamburger Lager klar geworden: Die Hamburger vertreten mit wahrem Fanatismus die Forderung der Beseitigung des konfessionellen Religionsunterrichts und in Konsequenz dessen auch die Unterdrückung des konfessionellen Momentes in der Jugendliteratur.

Endlich seien noch einige Worte zu Thalhofers bedingter Empfehlung bedenklicher Bücher angeführt. Es muß betont werden, daß gerade dieser Punkt den besonderen Widerspruch der Katholiken und das überschwengliche Lob der Hamburger verursacht hat. In der Theorie könnte ja Dr. Thalhofer den Hamburgern unter „voller Wahrung seines Standpunktes" recht nahe kommen. Das wäre nichts Gefährliches. Anders hat sich die Sache praktisch bei der Bücherempfehlung durch Verzeichnisse entwickelt. Dr. Thalhofer hätte in Konsequenz seines katholischen Standpunktes ebenso die tendenziösen Schriften verurteilen und ablehnen müssen, wie die katholischen Lehrervereine. Ein höchst sonderbarer Ausweg war nun die im größten Gegensatz zur sonstigen idealen Auffassung Thalhofers stehende bedingte Empfehlung ohne Angabe der gefährlichen Stellen. Die bedingte Empfehlung findet mit Recht hüben und drüben keine Befürwortung und Anwendung. Sie ist bei den von Dr. Thalhofer angeführten Büchern um so mehr zu verurteilen, da es in Werken von Storm, Rosegger, Kipling, Kügelgen sich nicht nur um einzelne Stellen, sondern um den ganzen Geist der Werke handelt. Daß auch die Zahl bei der bedingten Empfehlung eine Rolle spielen soll, ist doch recht merkwürdrg. Unsere Devise ist: **Kein einziges Buch** mit bedenklichem Inhalt, kein Buch mit auch nur **einer** gefährlichen Stelle wird empfohlen.

Noch manches wäre erklärend und berichtigend anzuführen. Dr. Thalhofer wird sich aber kaum aus der Sackgasse der bedingten Empfehlung durch theoretische Auseinandersetzungen an dieser Stelle herausdirigieren lassen. Es wird also in der eigentlichen Jugendschriftenpropaganda auch vor dem Thalhoferschen Jugendschriftenverzeichnisse gewarnt werden müssen; denn es geht nicht an, die tendenziösen Werke von Akatholiken, Religionsspöttern und Atheisten wegen rein literarischer Vorzüge der katholischen Jugend zu empfehlen.

Weihnachtbücherschau 1906.*)

IV. (Schluß.)

Der **Verlag von Fredebeul & Koenen in Essen (Ruhr)** hat sich neuerdings auch auf dem Gebiete der Belletristik einen guten Ruf erworben. Im vorigen Jahre trat er mit vielem Glück mit einer Romankollektion hervor, in der u. a. Werke von Lüppers, Schott und die berühmten Eifelgeschichten von Nanny Lambrecht erschienen. Heuer reiht er diesen zwei neue eigenartige Werke an: eine Erzählung aus Hörnum „**Tam Tamen**" von **Th. v. Paschwitz** (Preis gebd. 2,60 M) und einen von F. Helmy recht gewandt übersetzten Roman „**Die Tochter des Couriers**" von dem russischen Schriftsteller **Potapenko** (Preis gebd. 3.50 M). Während uns der letztere ein getreues Spiegelbild der russischen Verhältnisse vor Augen hält, das gerade jetzt während der Krisen im östlichen Nachbarreiche von besonderem Interesse ist, stehen wir nicht an, die Erzählung von Theodolinde Paschwitz für ein Meisterwerk ihrer Art zu erklären. Es ist die herbe Poesie des Meeres, die über dieser Erzählung ausgebreitet liegt. Mit Meisterhand malt uns die Verfasserin das Leben der Bewohner auf Sylt, ihren beständigen Kampf gegen Flut und Sand, und auf diesem Hintergrund schildert sie uns mit ergreifenden Worten das geduldige Warten der Braut auf die Rückkehr Tam Tamens, der sie in ihrem Lebensfrühling verlassen, um seinem Schifferberufe nachzugehen.

Eine Spezialität des Verlages sind Werke plattdeutscher Unterhaltungsliteratur. Auf diesem Gebiete hat die Firma bereits eine ansehnliche Serie von Werken veröffentlicht, u. a. die im westlichen Deutschland rühmlichst bekannten münsterländischen Dialektschriften **Augustin Wibbelts**. Auch in diesem Jahre legt uns Wibbelt wieder zwei Werke auf den Weihnachtstisch: einen dritten Band seiner unter dem Titel „**Drüke Möhne**" (gebd. 3.60 M) erschienenen „Geschichten in münsterländischer Mundart" und einen Band westfälischer Kleinstadtgeschichten unter dem Titel „**Windhok**" (Preis gebd. 3.60 M). Beide Werke zeugen von einer unverminderten Gestaltungskraft ihres Verfassers. Alle Vorzüge, die seinen früheren Werken eigen sind: eine prächtige Galerie gut beobachteter und scharf gezeichneter Originale, wie sie eben nur das Land der „roten Erde" hervorbringt, eine ganz vorzügliche Charakteristik, nie versiegende Erfindungsgabe, meisterhafte Beherrschung des münsterländischen Idioms und ein kerniger Humor, der überall den Geschichten ausgegossen ist, finden sich auch hier wieder.

Ein weiterer Zweig des rührigen Essener Verlages umfaßt Werke **praktischen und gemeinnützigen Inhalts**. Den meisten Beifall unter den in dieser Serie erschienenen Werken fand „**Das goldene Anstandsbuch**" von **J. v. Elz** (Preis gebd. 5 M), von dem soeben die 4. Auflage (10. bis 14. Tausend) auf den Markt kommt — bei der großen Zahl ähnlicher Werke gewiß das beste Zeichen für seinen Wert. Es ist ein stattlicher Geschenkband im Umfang von 540 Seiten, in dem alle Anstandsfragen vom christlichen Standpunkte aus in anregender und erschöpfender Weise behandelt werden. Als Weihnachtsnovität erscheint jetzt „**Das goldene Glückwunschbuch**" von der als Dichterin bekannten **Maria Pohl** (Preis gebd. 1.50 M), das Gedichte zu Neujahr, Geburts- und Namenstagen, Begrüßungsgedichte für Pfarrer, Bischöfe usw. enthält. Trotz seines poetischen Inhalts ist dieses Büchlein von eminent praktischem Wert. Die Verlagshandlung legt besonderes Gewicht auf ein hübsches geschmackvolles Aeußere ihrer Werke.

Auch in diesem Jahre bietet die rührige **Verlagsbuchhandlung Butzon & Bercker in Kevelaer** eine Anzahl ganz vorzüglicher Schriften. Die treffliche billige belletristische Bibliothek „**Aus Vergangenheit und Gegenwart**" ist auf 71 Bändchen angewachsen. Preis eines jeden Bändchens, ca. 100 S. 8°, elegant broschiert **nur 30 Pf.** Je 3 Bändchen in Bibliothekband gebunden kosten 1.50 M und je 3 Bändchen in hochfeinem Geschenkband nur 2 M. 71 Bändchen in 22 Bibliothekbänden kosten 35.20 M und in 22 Geschenkbänden 46.70 Mk. Unter dem Verfasserverzeichnis der bisher erschienenen Bändchen finden sich die besten Namen aus der katholischen Schriftstellerwelt. Daß das verdienstvolle Unternehmen, gute Literatur auch in die weitesten Kreise zu tragen, wo noch der Kolportageroman zu bekämpfen ist, auch mit schönen Erfolgen arbeitet, beweist die Tatsache, daß im letzten Jahre **über 100,000 Bändchen**, im ganzen aber bis 1. Oktober **über eine halbe Million abgesetzt worden sind**, und daß sie jetzt auch an vielen Bahnhöfen verkauft werden.

Eltern und Erziehern sei wiederholt das zeitgemäße Buch von E. Ernst: „**Elternpflicht.** Beiträge zur Frage der Sittenreinheit" in empfehlende Erinnerung gebracht. Jetzt liegt die 3. erweiterte Auflage vor. Das Buch sollte noch weit mehr beachtet werden, namentlich zu einer Zeit, da sexuelle „Belehrungen" aus anderen Lagern immer mehr Unheil anstiften. (Salonband 3.50 M.)

„**Haus und Herd**", Ein Familienbuch für das deutsche Volk, von **Fritz Nienkemper**, Verfasser der „Unpolitischen Zeitläufe" (Salonband 3.50 M), erlebte binnen Jahresfrist bereits die dritte Auflage. Wir haben von dem gehaltvollen, von Lebensweisheit übersprudelnden Buche einen solchen Erfolg vorhergesagt. Hoffent-

*) An diesem Schlußartikel waren neben dem Herausgeber, der mehrere Tage heftig erkrankt war, verschiedene Verfasser beteiligt.

lich wird recht bald ein weiterer Band nachfolgen! Die Freunde des Verfassers, die nach vielen Tausenden zählen, warten begierig darauf.

Aus dem Verlage der **Bonifaciusdruckerei in Paderborn** sind mehrere Neuheiten zu verzeichnen. Der beliebte Märchenerzähler aus dem Jesuitenorden, P. Schupp, bescherte der Jugend ein neues reizendes Märchenbüchlein „Die Glücksmühle" (Kalikoband 1.80 M). Von den früheren Märchen Schupps sind „Die sieben Finken" bereits in 3. Auflage, „Muttertränen" in 4. Auflage erschienen (geb. à 1.80 M). Alle diese Märchen haben auch ihren erzieherischen Wert. Die Wechselfälle in der Jagd nach dem Glück, die Folgen des Ungehorsams und der Segen reuiger Umkehr, die rettende Macht der Muttertränen sind in diesen drei Märchen sinnig veranschaulicht.

Von Hansens „Lebensbilder hervorragender Katholiken des XIX. Jahrhunderts" ist der vierte Band erschienen (geb. 4.60 M). Wir haben die früheren Bände nach Gebühr gewürdigt. Der vierte stellt sich den bisherigen Bänden ebenbürtig an die Seite. Das ganze Werk sollte in keiner besser situierten katholischen Familie, aber auch in keiner Bibliothek fehlen. Derartige Lebensbilder gehören zum Rüstzeug der Verteidigung der katholischen Wahrheit und des katholischen Lebens.

Konrad von Bolandens neuester historischer Roman „Die Säule der Wahrheit" (Geschenkband 3.50 M), eine Geschichte aus der Zeit der Glaubensspaltung, verdient als lehrreiche Volkslektüre alle Empfehlung.

In neuer (5.) Auflage erschien „Das Leben der Heiligen" von Grosez (deutsch von Rütjes), ein stattlicher Rotschnittband von 4.— M, in fünfter Auflage „Goffines Handpostille" in der Kramerschen Urausgabe (in geschmackvollem Einband 3.— M).

In 2. Auflage liegt der vierte Band des Hammerschen „Rosenkranz" vor. Die Werke des unvergeßlichen Dekans Dr. Phil. Hammer mit ihrer kernigen, ans Herz greifenden Sprache werden stets ihren Wert behalten für Priester wie für Laien (geb. 5 M).

Im Verlage der **Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff) Münster i. W.)** erschienen verschiedene neue Gedichtbändchen: „Goldne Fernen" von P. Thimoth. Kranich (Salonband 2.40 M), dessen erste Gedichtsammlung „Schlichte Spenden" (geb. 3.— M) gleichzeitig die zweite, erweiterte Auflage erreichte, kann den günstigen Eindruck des ersten Bändchens nur verstärken. Verschiedene Lieder des Beuroner Benediktinerpoeten wurden schon in Musik gesetzt. Die Kunst des gottbegnadeten Sängers erhebt sich hoch über das Durchschnittsmaß. Auch von Br. William (Aug. Müller) wird eine neue poetische Gabe angekündigt: „Grünes Laub und weißer Flieder" (geb. 3.— M). Der Kapuzinerpater Gaudentius Koch bietet unter dem Titel „Have pia anima" rührende „Lieder auf meiner Mutter Tod" (eleg. geb. 85 Pf.).

In zweiter Auflage erschien der Novellenband „In den Ardennen von Ernst Lingen (Salonband 4.— M), in vierter vermehrter Auflage „Gottesminne", dem hl. Alphonsus nachgedichtet von P. Alois Pichler, C. Ss. R. (Salonband 2.— M), in dritter, stark vermehrter Auflage Dr. Friedrich Wilhelm Helles herrlicher Lieder- und Balladenschatz „Marien-Preis", herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann (mit einem Beuroner Madonnenbilde, Salonband 2.50 M).

Alb. M. Boegle, S.J., hat unter dem Titel „Heldenjugend" 21 Lebensbilder aus der jüngsten Vergangenheit gesammelt, um die katholische Jugend, insbesondere die akademische, an strahlende Vorbilder zu gemahnen. Von den vorliegenden zwei Bänden kostet jeder gebunden nur 1.— M. Auch wegen der gewählten Sprache sind diese Bücher nur zu empfehlen.

Unserer raschlebigen, schnell vergessenden Zeit ist das Lebensbild „Johann Bernard Brinkmann, Bischof von Münster im Kulturkampf", Erinnerungen von J. Schürmann, Pfarrer in Duisburg, ein mahnendes Denkmal. Der ehemalige bischöfliche Kaplan hat mit seinen Aufzeichnungen aus dem Leben eines preußischen Bekennerbischofs das Gedächtnis an Vorgänge geweckt, derer viele, die damals mit ins Horn stießen, sich heute ehrlich schämen. Mancher Jüngere, der die Zeiten seit 1873 nicht erlebte, fragt sich heute verwundert: Wie waren solche Verfolgungen möglich? Schürmanns Buch, das nur 1.— M kostet, erreichte in kurzer Zeit die vierte Auflage.

Als originelles Christgeschenk aus dem **Verlage von Dr. Armin Kausen in München** seien die „Neuen Weihnachtgrüße" kurze Erzählungen, Novellen, Skizzen, unter Mitwirkung von A. J. Cüppers, J. von Dirkink †, von Ekensteen, Minna Freericks, M. Herbert, Friedr. Koch-Breuberg, M. Ludolff-Huyn, Marg. Mirbach, Anton Schott, herausgegeben von Dr. Armin Kausen, nochmals in Erinnerung gebracht. Die Kritik war einstimmig in der Anerkennung dieses „entzückenden", vornehmen Buches, das auch in seinem äußeren Gewande (Einbanddecke mit weihnachtlichem Schmucke, Blauschnitt mit Sternen) das Fest verkündet (Prachtband 3.— M). Zwei andere Weihnachtsbände von Dr. Armin Kausen sind schon früher erschienen: „In Blütenduft und Winterschnee" bei Cordier in Heiligenstadt (Salonband 5.— M), „Weihnachtgrüße" bei Laumann in Dülmen (Salonband 3.— M).

Die **Verlagshandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn** kann man in einer Weihnachtbücherschau nicht nennen, ohne Webers „Dreizehnlinden" zu erwähnen. Die unvergängliche Dichtung gehört der Weltliteratur an. Ihren beispiellosen Erfolg beweist die jetzt vorliegende 132. Auflage. (Goldschnittband 6.80 M, Halbfranz 7 M). Die illustrierte Pracht-Folioausgabe kostet in künstlerischem Einband 40 M.

Eine neue romantische Dichtung bietet uns der Schöninghsche Verlag in „Isolde" von F. Kesting. Die Mischung von morgenländischem Milieu mit mittelalterlichem deutschem Rittertum schafft ungesucht einen phantastischen Hintergrund mit stets wechselnden farbenprächtigen Bildern. Die Sprache ist gewählt, die Versführung im ganzen tadellos. (Goldschnittband 3.20 M).

Paul Kellers Neue Erzählungen „Das Niklasschiff" (und siebenzehn andere) werden dem beliebten schlesischen Dichter zu den vielen alten noch manche neue Freunde gewinnen. Die Mannigfaltigkeit der Stoffe gibt Keller Gelegenheit, sein Können von allen Seiten zu zeigen. Tiefe Empfindung und ein goldener Humor sind dem Dichter in seltenem Maße eigen. (Geb. 3 M).

Eine Erzählerin von mehr als gewöhnlicher Begabung ist Marie Deutschmann, deren kulturgeschichtlicher Roman „Spes unica" in großen Zügen das Leben und den Werdegang des heiligen Augustin mit packender Gestaltungskraft vor Augen führt. Der Roman zeugt von tiefem Verständnis für den wissenschaftlichen Untergrund, setzt aber auch ernste, gebildete Bilder voraus. (Geb. 5 M). Die vorausgegangene Novelle „Sonnenstrahl" (geb. 4 M) hatte bereits gezeigt, daß die Dichterin eines hohen Fluges fähig ist. Eine schöne Sprache zeichnet beide Werke aus.

In sechster Auflage erschien von Harthausens preisgekrönte Novelle „Mädchenleben". Eine anziehendere Lektüre für junge Mädchen läßt sich nicht leicht finden (geb. 3 M).

Ein wahrer Hausschatz für die deutsche Familie ist mit Recht Dr. S. Widmanns „Geschichte des deutschen Volkes" schon wiederholt genannt worden. Die zweite verbesserte Auflage (mit neun Porträttafeln) ist bis auf die Regierung Kaiser Wilhelms II. fortgeführt. Auch die kulturelle und sozialpolitische Seite ist nicht zu kurz gekommen. Wir empfehlen den stattlichen Kalikoband (geb. 8 M) ganz besonders als wertvolles Festgeschenk für jung und alt.

Vom **Verlage der Paulinus-Druckerei in Trier** liegen mehrere interessante Publikationen aus dem religiösen Gebiete vor. Zunächst sei ein Buch erwähnt, das Kardinal Vaughan in seiner Vorrede zum englischen Original als „ein klassisches Werk, eine wahre Fundgrube" bezeichnete. Es ist das von P. Thomas Livius verfaßte Werk „Die Allerseligste Jungfrau bei den Vätern der ersten sechs Jahrhunderte." Domkapitular Prinz Arenberg und Professor Dr. Dhom haben diese wichtigen Aufschlüsse über den Marienkult der ersten christlichen Jahrhunderte ins Deutsche übertragen. Der erste Band (geb. 5 M) ist aus dem Kirchheimschen Verlage in den Verlag der Paulinus-Druckerei übergegangen, welche noch vor Weihnachten auch den zweiten Band vorlegen wird.

Eine gediegene, mit dem besten Rüstzeug moderner Wissenschaft ausgestattete und doch durchaus volkstümliche und allgemein verständliche Apologetik bieten die Apologetischen Kanzelvorträge von Professor Dr. P. Einig in Trier. Der erste Band, der in 2. und 3. Auflage vorliegt (geb. 3.75 M) hat in der Presse die glänzendste Beurteilung gefunden. Im Frühjahr wird der zweite Band erscheinen.

Besondere Beachtung verdient auch die im Verlage der Paulinus-Druckerei erschienene deutsche Uebersetzung der Broschüre „Lourdes und die Aerzte" von Dr. F. de Backer, Direktor eines physiologischen Laboratoriums in Paris (80 Pf.). Der gelehrte Arzt tritt offen für die Tatsächlichkeit der Wunder von Lourdes ein. Man muß die Schrift gelesen haben, wenn man über Lourdes mitsprechen will. Schließlich sei noch ein im Druck erschienener Vortrag über „Die Jesuiten in Trier" (80 Pf.) erwähnt.

Die Gesellschaft für christliche Kunst in München, die sich durch ihre künstlerisch hochstehenden Reproduktionen in Vierfarbenkunstdruck bereits einen Ruf über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets hinaus erworben und die — besonders durch ihre glänzend ausgestattete Kunstzeitschrift — der guten Sache der Kunst außerordentlich wertvolle Dienste geleistet hat, ließ soeben ihren Hauptkatalog in neuer und völlig umgearbeiteter Auflage erscheinen. Mit den verschiedenen Abbildungen der Ausstellungs- und Verkaufsräume und zahlreicher neu aufgenommener Kunstblätter legt das schmucke Werkchen, das zum geringen Preis von 1 M von der Gesellschaft für christliche Kunst zu beziehen ist, ein beredtes Zeugnis ab von dem kräftigen Aufwärtsstreben der christlichen Kunstbestrebungen. Nicht weniger als 300 Werke christlicher Malerei und Plastik werden hier im Bilde vorgeführt.

Von den neuaufgenommenen fesseln vor allem Leo Sambergers idealer Christuskopf und Kuglers vorzügliche Radierung nach dem herrlichen Gemälde Anthoni van Dycks „Christus am Kreuz". Was Samberger, der gewiß wie kein zweiter moderner Meister berufen war, sich an das Ideal der Menschheit zu wagen, nach schwerem inneren Ringen geschaffen hat, ist für alle Zeiten ein Meisterwerk der christlichen Kunst. Welch wunderbare Tiefe liegt nicht in dem Auge des Gottmenschen! Der Ernst, der in dem Antlitz des Erlösers ruht, ist gemildert durch einen anderen Zug, der Güte und Erbarmung bekundet. Das Kunstblatt, eine treffliche Gravüre nach dem in der Ausstellung der Gesellschaft für christliche Kunst befindlichen Gemälde, kostet 10 M. Von besonderem Reiz sind die vom Künstler signierten Vorzugsdrucke auf Japanpapier,

denen einer auf 20 M kommt. Van Dycks „Christus am Kreuz" ist unbestritten eines der edelsten Werke, die die christliche Kunst aufzuweisen hat, und das von der Gesellschaft für christliche Kunst herausgegebene Kunstblatt darf sicher als die beste Nachbildung bezeichnet werden. Theodor Kugler hat das Kunstwerk tief erfaßt und in der Radierung durchaus Selbstempfundenes zum Ausdruck gebracht. Das Blatt in der Größe von 57 × 38 (reine Bildgröße) ist zum außergewöhnlich niedrigen Preise von 15 M (vom Künstler signierter Vorzugsdruck auf Japanpapier 40 M) erhältlich.

Besondere Erwähnung verdienen außer den bereits im Vorjahre genannten Kunstblättern „Heilige Familie" von Professor Feuerstein, Dite, „Madonna", Fugel, „Heiliges Abendmahl", u.a. die soeben erschienenen 40 Miniaturgravüren nach alten und neuen Meistern, die in dem reizenden Kassettchen ein wertvolles Weihnachtsgeschenk bilden (6.80 M). Nicht minderen Reiz als die Bildchen selbst haben die zwei Serien Briefbogen mit den gleichen Miniaturgravüren auf China, die unter dem Titel „Kunstgrüße" soeben auch zur Ausgabe gelangten. Es ist ein praktischer Gedanke, die herrlichen Schöpfungen christlicher Kunst auf Briefbogen zu reproduzieren. Ein Glückwunsch auf einem solchen Briefbogen wird doppelt freudig aufgenommen. Manche ernste Sujets sind geeignet, in schweren Stunden der Prüfung Trost und Ermunterung zu bieten.

Das umfangreichste Unternehmen der Gesellschaft für christliche Kunst ist jedoch ihre im III. Jahrgange stehende Kunstzeitschrift „Die christliche Kunst," Monatsschrift für alle Gebiete der christlichen Kunst und der Kunstwissenschaft, sowie für das gesamte Kunstleben. Das Jahresabonnement beträgt 12.— M und ist in Anbetracht des reichen Inhaltes und der glänzenden, auf der Höhe der Zeit stehenden Ausstattung, enorm billig. Die Zeitschrift vermittelt Liebe und Verständnis für die alte Kunst, gewährt aber den Schöpfungen der Neuzeit einen noch ausgiebigeren Raum. Die Zeitschrift betrachtet es als ihre Aufgabe, alle neuen Bestrebungen auf dem Gebiete der christlichen Kunst, sofern sie künstlerischen Wert haben, kräftig zu fördern, die Interessen der Künstler zu vertreten und eine Mittelstelle zwischen den Schaffenden und den Genießenden zu bilden. Nicht minder pietätvoll geht sie auf alle Strömungen der Profankunst ein. Zu den zahlreichen Textillustrationen kommt in jedem Heft eine Sonderbeilage in Mehrfarbendruck oder in einer anderen der vornehmsten modernen Reproduktionsarten. Als Weihnachtsgeschenke für Kunstfreunde, besonders auch für Studierende, sind die beiden gebundenen Jahrgänge auf das Beste zu empfehlen.

Die illustrierte Weltgeschichte. Die von Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer und Dr. W. Felten bei der Algemeinen Verlagsgesellschaft in München herausgegeben wird, interessiert, je weiter sie fortschreitet, immer größere Kreise. Augenblicklich sind zwei komplette Bände heraus, und zwar die Bände III und IV. Der zuletzt vollendete vierte Band hat Herrn Gymnasialdirektor Widmann zum Verfasser und behandelt die Geschichte der neuesten Zeit seit der französischen Revolution. Im ganzen muß man anerkennen, daß das Werk vom Anfang bis zum Ende nach originaler Herausgestaltung der geschichtlichen Darstellung erfolgreich hinarbeitet. Dieses Bemühen ist auch schon beim früher erschienenen dritten Bande anzuerkennen gewesen. So ist die französische Revolution nicht nach dem fast stereotyp gewordenen Schema behandelt, das sich in vielen Werken dieser Art findet, sondern es ist, was sonst viel beschrieben wird, dem Rasen des Pöbels weniger Beachtung geschenkt als dem verursachenden Ganzen, den leitenden Ideen, die herauszustellen überall man bemüht ist. Ich finde den Hinweis auf H. A. Taine und den Engländer E. Burke, der als den bleibenden Ausgang der Revolution die ungeheure Militärdespotie bezeichnet, sehr geschickt und von weltgeschichtlicher Auffassung zeugend. Ebenso ist die geistige Führung und Entwicklung in der deutschen Revolution und ganz besonders des französisch-deutschen Krieges pragmatisch ansprechend. Bei aller Kürze der Gesamtausführung — unsere großen weltgeschichtlichen Werke widmen diesem Stoff mehr wie ein halbes dutzend Bände — bleibt doch Raum für interessante Details, die besonders der eigentliche „Leser" solcher Bücher sucht. Ich erinnere hier an die Darstellung der Vorgänge in München während des Revolutionsjahres. Endlich kommt die herrliche Ausstattung dem Lesefreunde anreizend entgegen, indem sie ihm das Beste bietet, was je auf diesem Felde hergestellt worden ist. Die Ausführung und Auswahl der bunten und schwarzen Abbildungen ist wirklich aller Anerkennung würdig. B. Clemenz.

Das Glück im Heim. Im Verlage von A. Laumann in Dülmen i. W. ist ein festlich ausgestattetes, reich illustriertes Familienbuch (Leinenband 5 M.) erschienen, das wärmste Empfehlung verdient: „Das Glück im Heim", Eltern, Geistlichen Lesern gewidmet von Jul. Schmetz, Hauptlehrer. Der 430 Seiten starke Band ist mit fünfzehn Vollbildern, darunter einem farbigen Titelbilde geschmückt und auch im Druck und Papier reich ausgestattet. Es sind zum Teil recht „unmoderne" Lehren und Ansichten, die in diesen fünfundzwanzig Kapitein vorgetragen werden, aber ein gesunder christlicher Geist, tiefe Religiösität und ein abgeklärtes Verständnis für Volkswohl und Einzelwohl weht aus jedem Blatte. Wenn das Schmetzsche Ideal des christlichen Heims verkörpert ist, kann man sorglos in die Zukunft blicken, denn jung gewohnt ist alt getan. Kaum eine wichtige Frage des Lebens — von der Wiege bis zum Grabe — ist in dem Buche vergessen. Die Darstellung ist abwechslungsreich. Viele interessante Beispiele beleben den Ideengang.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Wie sich die Zeiten ändern! Vor zehn Jahren noch hätte man den Versuch, den Sophokleischen Oedipustragödien eine dritte hinzuzudichten, als eine idealistische Bemühung belächelt, höchstens entschuldbar bei einem braven Altphilologen, der auf seinem Schulkatheder den Kontakt mit seiner Zeit verloren hatte. Und die Theaterleiter hätten sein Stück ganz sicher nicht gelesen. Heute ist das verpönte Pathos wieder „modern" geworden. Hugo v. Hofmannsthals „Oedipus und die Sphinx" zieht in langsamen, aber sicheren Schritten über die vornehmen Bühnen Deutschlands. Auch hier hatte das Drama einen guten, wenn auch nicht unbestrittenen Erfolg. Infolge einer anderweitigen Rezensentenpflicht habe ich erst der zweiten Vorstellung beigewohnt. Hier fehlte jeder Widerspruch, aber auch der Beifall war kühler, ja er war mehr oder minder nur ein Applaus für die Schauspieler. Ich glaube nicht, daß unsere Bühnen aus Hofmannsthals Griechentum Gewinn ziehen werden, und ich sehe auch hier nur das unsichere Tasten eines vornehmen Aestheten nach den Ufern der Schönheit. Zu dem Fatum der Alten fehlt uns der Glaube und damit das unmittelbare Mitfühlen mit den Helden, die unter seinem Joche stöhnen. Eine Zeitlang lebte diese Unzerbrechbarkeit der Schicksalskette in der Lehrmeinung der Vererbung wieder auf, aber auch sie, die in Ibsens „Gespenstern" ihren bedeutendsten dichterischen Ausdruck gewonnen, hat bei ihren modernen wissenschaftlichen Vertretern die Schrecken der absoluten Notwendigkeit verloren. — Oedipus aber ist dem unentrinnbaren Geschick verfallen, den Vater zu töten und sich mit der Mutter blutschänderisch zu vermählen. Er flieht aus Korinth, dem Königshause seiner Pflegeeltern, die er für die eigenen hält, als ihm der schreckliche Orakelspruch kund geworden. Die Diener, die ihn zur Umkehr bewegen wollen, stößt er zurück, um als Einsamer in der Ferne zu leben und so die fürchterliche Erfüllung der Weissagung unmöglich zu machen; aber gerade hier erfaßt ihn das Schicksal. Er tötet in Notwehr den König Laïos, den Vater, der, um seinerseits dem verkündeten Schicksal zu entgehen, den Sohn ausgesetzt. Die in diesem ersten Akte ertönenden „Ahnesstimmen im Sturm" halte ich für keine glückliche Erfindung, sie erhöhen wohl nur rein äußerlich die Wirkung, zumal sie im Sturmesbrausen doch schwer verstanden werden können. Viel zu weit ausholend beschäftigt sich der zweite Akt mit dem zaudernden schwachen Kronprätendenten Kreon, in einer Szene zwischen Laïos' Witwe und seiner Mutter prophezeit letztere, daß die Königin Jokaste ausersehen, den kommenden Helden und König auch als Gemahlin zu entzücken. Das Volk tobt vor dem Herrscherpalast und fordert, daß Jokaste den Königsreif vergebe. Kreon wird verworfen. Nun naht der vom Seher Teiresias geahnte Held. Es ist Oedipus, der sich begeistert bereit erklärt, Theben von der gewaltigen Sphinx zu befreien, die das Land in Furcht und Schrecken hält. Von dem Reiz Jokastens entzückt, zieht er aus, die Heldentat zu verrichten. Hofmannsthal glaubt nun, Oedipus auch noch den Rest aktiven Heroentums nehmen zu sollen. Die Sphinx stürzt sich bei seinem Anblick in den Abgrund. Doch das Ungeheuer hat ihn beim Namen genannt. Dies bringt ihm mit Entsetzen den Fluch seines Lebens in Erinnerung. Er bittet Kreon, ihn zu töten. Doch dieser scheut sich, Hand zu legen an den sichtbar von den Göttern gesandten Erretter Thebens. Jokastes Namen verscheuchen wieder die bösen Ahnungen und Träume. Beseligt nimmt er die ihm mit dem Volke jubelnd entgegenziehende Königin in seine Arme. So endet mit Freudetönen Hofmannsthals Drama. Daß die fürchterliche Weissagung erfüllt ist und Oedipus seine Mutter als Gemahlin besitzt und in Laïos den Vater schlug, enthüllen ihm erst die Sophokleischen Tragödien, von denen der Dichter, wie man hört, eine neue Uebersetzung plant. Sollte dann einmal die ganze „Trilogie" über unsere Bühnen ziehen, so werden sich zwischen den neuen und alten Teilen doch Empfindungsklüfte auftun, insbesondere zwischen dem schön und viel redenden Helden mit seinem ektatischen Empfinden bei Hofmannsthal und dem monumental gezeichneten Oedipus des Griechen. Die Aufführung unter Heines Regie war recht gut, nur wurde für mein Gefühl von Anfang an zuviel Lungenkraft verausgabt. Vortrefflich war Lützenkirchen, der die pretiöse Wortkunst Hofmannsthals in der Titelrolle mit Geschmack meistert, ebenso die anmutsvolle Jokaste Frl. Berndls. Weigerts Kreon war sehr erfreulich. Er hat in der kurzen Zeit seiner Hoftheatertätigkeit viel hinzugelernt. Frau Schwartz gab der alten Königin Größe; auch die kleineren Rollen waren durchwes gut besetzt. Der Todesschrei der Sphinx erweckte Heiterkeit. Gewiß, das Publikum ist in solchen Fällen leicht kindlich, aber eine Zerreißung der Stimmung ist immer mißlich, besonders wo das künstlerische Miterleben der Zuhörer von geringer Intensivität ist. — Das Bestreben unserer Hofbühne, ältere Opern wieder dem Spielplan einzuverleiben, ist ein gutes, und mit der Wahl von Flotows „Martha" hatte sie bei dem Publikum großes Glück. Das liebenswürdige Werk hat sich in der Tat viel seiner Anmut und Frische bewahrt und in einer Besetzung mit Knote als Lyonel, Frau Bosetti als Martha gewährt sie immer noch einen künstlerischen Genuß. Hofkapellmeister Röhr hatte die Oper sehr flott einstudiert. Frau Preuse-Matzenauer, Bender, Geis und Gritzbach machten sich noch um die erfolgreiche Vorstellung recht verdient.

Aus den Konzertsälen. Das siebente Volkssymphoniekonzert brachte unter Stavenhagens Leitung Paul Dukas „Zauberlehrling“, den uns schon Weingartner vor einigen Jahren einmal vorführte. Es ist ein geistvoller Scherz von eleganter Technik. Bedeutenden Eindruck machte Berlioz’ „Phantastische Symphonie“, eine Schöpfung, die durch öfteres Hören nichts von ihrem Reiz verliert. In einem Konzert von Saint-Saëns erwies sich die Pianistin B. Vogel als eine Künstlerin von erstrangigem Können und selbständiger Auffassung. — Die „Deutsche Vereinigung für alte Musik“ hat heuer darauf verzichtet, sich in die Gewänder der alten Zeit zu hüllen, um so tiefer ist sie jedoch in den Geist ihrer alten Meister eingedrungen. Der Kammermusikabend brachte Werke von D. Buxtehude, Bach, Franz Benda und Stamitz, zumeist nur Musikstücke tüchtigen ehrlichen Könnens, in denen sich neben der Pianistin Elfrieda Schunck besonders die Geigerin Herma Studeny auszeichnete. Auch die Herren Döbereiner und L. Meister boten treffliche Leistungen. Johanna Bodenstein sang Händel, Haydn und Mozart in ihrer sympathischen, stilsicheren Art, die schon des öfteren gerühmt wurde. — Das Konzert des „Hösl-Quartetts“, dem sich der Klarinettist K Wagner angeschlossen hat, bot eine vollkommene Wiedergabe von Brahms’ h-moll-Quintett op. 115 und Haydns D-dur-Quartett op. 76, nicht so völlig ausgeglichen erschien das Zusammenspiel in dem a-moll-Quartett des Russen Tanéïew, einem geistreichen und mit zumeist nur vornehmen Mitteln originell wirkendem Werke. — Beifall fand auch der Beethovenabend des Münchener Pianisten Roesger, des Violinisten Alfr. Krasselt (Weimar) und des Cellisten O. Brückner (Wiesbaden), dreien hervorragenden Künstlern, wenn sie auch nicht immer von der sublimen Abstufung des Zusammenspiels waren, wie man sie von Kammermusikern fordert, die nicht wie sie für gewöhnlich örtlich getrennt leben. — An Konzerten vorzüglicher Pianistinnen ist ein Ueberfluß; recht günstige Qualitäten besitzt Nora Drewelt, die stärksten Beifall fand. Mit Lorbeer und Blumen wurde freilich auch die Partnerin der Konzertgeberin Clare Addison überhäuft, deren Sangeskunst doch mehr für Privatzirkel zugeschnitten ist. — Sehr ansehnliche technische Vorzüge besitzt die Pianistin Magda Richling, ohne indes schon stärkere Eigenart zu besitzen. Die Lieder des Frl. Toni Bendix, welche ihre Klaviervorträge unterbrachen, erfreuten durch den Geschmack der Vortragsweise. Ein Klavierkünstler von imposantem Können und individueller Auffassung ist Ferruccio Busoni, der in der Beethovenschen Sonate op. 106 am stärksten fesselte; reintechnisch erreicht ihn Alfredo Oswald, aber lange nicht an künstlerischer Vertiefung. Ueber die großen Geiger Willy Burmester und Br. Hubermann genügt es wohl zu sagen, daß sie wieder reiche künstlerische Eindrücke einem Publikum gewährten, das schon mit den größten Erwartungen gekommen ist. Auch Ferencz Hegedüs besitzt hier bereits einen guten Namen; sein bravouröses Violinspiel kann jedoch noch durch Vertiefung gewinnen. Die junge Münchener Geigerin W. v. Stubenrauch gab unlängst wieder eine Probe ihres schönen wachsenden Talentes. Sehr sympathische Eindrücke hinterließ auch der Liederabend von J. Loritz, des vortrefflich eingeführten Münchener Sängers.

Verschiedenes. Eine Woche nach der Münchener Premiere fand die Erstaufführung der „Salome“ unter der eigenen Leitung von Richard Strauß mit großem Erfolge im Berliner kgl. Opernhause statt. Die Wiedergabe wird sehr gelobt und die Musik findet bei solchen Kritikern, die sie nicht direkt bewundern, doch größte Anerkennung. Insbesondere findet die Jochanaanpartie, die auch wir hervorgehoben, warme Würdigung. „So erscheint Strauß“, schreibt ein bekannter Kritiker, „nicht mehr als Repräsentant einer dekadenten Epoche, sondern im Gegenteil einer von denen, die aus den Wirrnissen der Zeit auf reinere und höhere Ziele weisen“. Es wäre erfreulich, wenn diese Auffassung an Stelle der „sensationellen“ bei dem größeren Teil des Publikums Platz greifen würde. Die Eintrittskarten zur Berliner Premiere waren durch Bestellungen zwanzigfach überzeichnet. Wilde schrieb in „De Profundis“ eine Stelle, die darauf schließen läßt, daß er eine Vertonung seines Werkes ahnte. Er sagt: „Es ist ein Refrain, der in „Salome“ wiederkehrt, wodurch sie so sehr einem Musikstück gleicht.“ — Maxim Gorkis „Feinde“ blieben im „Kleinen Theater“ in Berlin ohne größeren Eindruck. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind die sich gegenüber stehenden „Feinde“. Es wird unendlich viel philosophiert und wenig gehandelt. Es steckt viel gute Beobachtung in dem Stücke, aber es bedeutet für die deutsche Bühne keine Bereicherung. In Düsseldorf hatte eine Oper von Isidore de Lara: „Moïna“ dank ihrer kraftvollen, aber etwas äußerlich effektreichen Musik einen starken Erfolg. Im Pariser „Odeon“ wurde zum ersten Male in Frankreich „Julius Cäsar“ gegeben. Antoine, der sich ja um die Einführung ausländischer Kunst in Paris schon manches starke Verdienst erworben, hatte eine ungeheuere Zahl von Proben an das Shakespearedrama gewandt. Die Regie zeigte sich von den Meiningern beeinflußt, ohne namentlich in den Schlachtenszenen das Niveau guter deutscher Bühnen zu erreichen. Die Darsteller finden bei den Franzosen höchstes Lob, bei den Korrespondenten deutscher Blätter um so weniger. Wir haben in München Herrn de Max, der den Marc Anton spielte, als Hamlet gesehen. Für deutschen Geschmack ist er als Shakespearedarsteller unerträglich, so hoch wir auch die Stileinheit zwischen Stück und Spiel werten mußten, wenn wir ihn in Rollen der klassischen französischen Tragödie sahen. — In der Comédie Francaise wurde ein Versdrama von unklarer Symbolik „Die Courtisane“ von Arnyvelde ohne größeren Erfolg gegeben. — Die Uraufführung von Schillings Oper „Moloch“ fand an der Dresdener Hofbühne stürmischen Beifall. Besonders wird die dramatische Kraft der Musik im zweiten Teile des Werkes gerühmt. — Eine Dichtung von Fr. Lienhard „Wieland, der Schmied, Musik von Goepfart wurde vom Hoftheater in Weimar mit ziemlich günstigem Erfolge aufgeführt. Die Sage aus der Edda ist mit starkem dichterischen Empfinden in dramatische Formen gegossen. — Leo Lenz, Lustspiel „Der Schürzenzins“ wurde bei der Leipziger Urpremiere freundlich beklatscht. Geschickt ersonnen schmälert die banale Sprache den Eindruck. — In Hamburg wurde in einer Matinee ein Drama von Liliencron „Knut der Herr“ aufgeführt. Das Publikum ehrte den anwesenden großen Lyriker, ohne zu verkennen, daß die Gabe dramatischen Gestaltens ihm nahezu versagt ist. — In Nürnberg fand das Drama „Mutterrecht“ von Wilhelmine Mohr starken Widerspruch. Die Autorin sucht ihre frauenrechtlerischen Lehrsätze auf den Brettern zu beweisen, ohne in dramatischer Charaktergestaltung über das primitivste hinauszukommen und so unfreiwilliger Heiterkeit nicht ganz zu entgehen. — In Paris wird Paul Adams in der Comédie Francaise gespieltes Drama „Die Möven“ mehr höflich als anerkennend beurteilt. Es steckt in dem Stücke viel falsch verstandener Nietzsche, der ad absurdum geführt wird.

München. L. G. Oberlaender.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum. Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag.
Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 51. München, 22. Dezember 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Und Friede den Menschen auf Erden . . .

Von
Dr. M. Flemisch.

Weihnachten! Wiegenfest des Christentums! Viel gefeiert in dem Wandel der Jahrhunderte und doch mit ursprünglicher Kraft immer aufs neue wieder jene ahnungsvolle Sehnsucht erzeugend, die heute noch ebenso wie auf den Fluren Bethlehems das menschliche Herz in seinem Tiefinnersten ergreift und es mit packender Allgewalt hinaufzieht zu jenen lichten Höhen, von dannen der Heiland uns erschienen; die Kindesseele beglückend, die unschuldsfroh und unberührt von den Stürmen des Lebens im Lichterglanz des Weihnachtsbaumes dem göttlichen Knaben huldigt, aber auch das Alter verjüngend und verklärend, das feuchten Auges an dem Glücke der Kinder sich freuend rückwärts schaut in die Zeit der eigenen seligen Jugendtage, und selbst dort noch leise Gedanken der Milde und Versöhnung auslösend, wo ein armes, verkümmertes, verlassenes Menschenherz schlägt, dem Schicksale grollend, mit der Menschheit hadernd, an seinem Gotte verzweifelnd . . . . . .

Weihnachten im zwanzigsten Jahrhundert! Was soll es in der ehernen Zeit, die in der wirtschaftlichen Krise und sozialen Gärung ihren Stempel erhalten, wo der Gegensatz zwischen der besitzenden und besitzlosen Klasse von Tag zu Tag schärfere Formen annimmt, wo der Klassenhaß auflodert und Stand gegen Stand sich rüstet zu dem bitteren Kampf um seine Existenz? Was soll dieses schönste, weihevollste und gemütsinnigste Fest der Christenheit in unseren Tagen, wo die Maschine regiert und kalt und herzlos Tausende und Millionen in das Joch der Sklaven zwängt? Wo der rauchende Schlot zum Himmel gähnt und Soll und Haben das einzige, immer wiederkehrende Leitmotiv bildet in der grausen Symphonie des Rädergetriebes? Wo die Kultur bis zum Raffinement gesteigert ist und doch nur eine schaurige Oede und Verflachung in der Gesellschaft zurückläßt; wo dem Herzen die Herrschaft genommen und die Vernunft zur Göttin erhoben und trotzdem die Leidenschaft wild und unbändig dahinbraust und der Zweifel mit Polypenarmen ungezählte Opfer umschließt? Wo auch die religiöse Not größer ist, als sie je gewesen?

All die großen und schwierigen Probleme der Gegenwart laufen in einem einzigen, hundertfach verschränkten und fest geschürzten Knoten zusammen, der unter gleißendem Namen doch sie alle unterbindet und in der gesunden Entwicklung hemmt. Gordiusknoten der modernen Kultur, wer kann dich entwirren?

Hörst du die Engelsstimmen auf Bethlehems Weiden? Friede den Menschen auf Erden! Friede und Liebe denen, die da guten Willens sind! Das ist der lindernde Balsam für die Krankheiten und Schäden unserer Zeit und unseres Volkes, das erlösende Wort für das Sehnen der ringenden und kämpfenden Menschheit. Alles erneuern in diesem Christusfrieden! Er labt und stärkt das kampfesmüde Herz mit dem stillen Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, mit dem tröstlichen Glauben an die ewige Wahrheit, mit der köstlichen Hoffnung auf ein unvergängliches Glück im Himmel auch dann, wenn die kalte Erde es nicht zu bieten vermag. Er heiligt das Leben in der Familie, segnend die Arbeit der Eltern, segnend den Gehorsam der Kinder und auch dann noch Trost und Mut spendend, wenn der Todesengel in die Stube tritt und treue Augen brechen. Er gibt auch der Gesellschaft ihre Weihe, mildert die Gegensätze zwischen arm und reich, zwischen hoch und nieder, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Regierenden und Regierten: Das Wort vom christlichen Staat ist kein leerer Schall, und die es gesprochen, hatten ihren guten Grund.

Christusfrieden — Menschheitssehnen! Kein Zweifel, diese Sehnsucht nach Christus, nach dem Frieden in Christus ist heute in weiten Kreisen vorhanden, bewußt oder unbewußt. Daran ändern auch die Bestrebungen der Christushasser nichts; gerade die Gereiztheit, mit der die Blockidee heute gegen die christliche Weltanschauung Sturm läuft, spricht für sie.

Allein die entschiedenere Betonung des christlichen Prinzips in der Welt, in der Gesellschaft, im Staat, in unserem ganzen Kulturleben, der schärfere religiöse Akzent unserer Tage hat auch die Gegensätzlichkeit der Bekenntnisse in den Streit geworfen, und Mißtrauen und Argwohn sind vielfach an der Arbeit, den Riß zu erweitern, der nun schon 400 Jahre durch unser Volk geht. Wir sind nicht berechtigt zu fragen, wie lange dieser Riß noch dauern soll. Der Herr hat ihn zugelassen, an ihm ist es, ob und wann er ihn schließen will. Aber wir haben die heilige Pflicht, diese Spaltung im Glauben nicht noch zu verschärfen. So will es nicht bloß die wirtschaftliche Not der Zeit, so will es in erster Linie der Christusfriede und die Christusliebe, die das Band bedeuten, um die im Bekenntnis getrennten Brüder wenigstens in dem Fundamente zusammenzuschließen, die Brücke darstellen, auf der wir unbeschadet unserer eigenen Ueberzeugung unter voller Achtung der Andersdenkenden zusammenkommen können und sollen, um über dem, was uns trennt, das uns Einigende zu betonen und auf dem Gebiete des praktischen Christentums die uns allen gleich heiligen Prinzipien der Lehre Christi in edlem, unermüdlichem Wetteifer in die goldene Tat umzusetzen

Und an Gelegenheit für diese hohe und edle Aufgabe fehlt es wahrhaftig nicht. Das Arbeitsfeld ist übergroß und bietet Raum genug für beide Konfessionen. Das soziale Elend unserer Tage in mannigfachster Gestalt und in kompliziertester Form schreit förmlich nach Abhilfe, und der christlichen Caritas war noch nie ein so großes Ziel, aber auch noch nie eine so große, heilige Aufgabe gestellt wie heute. Friede den Palästen; aber auch Friede und Liebe den Hütten! Und dort, wo Armut und Not, Krankheit und Siechtum eingekehrt sind, darf der Glaube nicht schwinden, daß es noch einen erbarmenden Gott gibt, der

auch die Aermsten der Armen nicht verläßt, darf die Erinnerung an das Wort des Herrn: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan“ und damit auch der Glaube an die Menschheit nicht erlöschen und die Hoffnung nicht weichen, daß der Engel der christlichen Nächstenliebe den Weg zu ihnen auch dann noch findet, wenn kein Kerzenschimmer des Weihnachtsbaumes ihm den Weg zur Hütte der Armen zeigt.

Weihnachten! Gedächtnis der alles umspannenden göttlichen Liebe, die vom Himmel stammend, vom Stalle zu Bethlehem aus sich über die Länder und Meere verbreitend mächtig genug war, der Erde ein neues Antlitz und der Menschheit eine neue Ordnung zu geben! Sollte die Kraft dieser Liebe heute versagen, wo die Menschheit sie sehnend sucht? . . .

Nacht ist's; die Sterne leuchten hell vom Himmel nieder, die Glocken läuten in die stille Welt hinaus, Lichtwellen fluten durch das Gotteshaus, die Akkorde der Orgel brausen durch die weiten Hallen und anbetend sinken die Scharen auf die Knie: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Die Reichstagsauflösung.

Von

Kurt von Blankenau.

Auch ein Weihnachtsgeschenk! Eine Ueberraschung, welche zeigt, daß die Aera der Plötzlichkeiten bei uns zulande noch nicht abgeschlossen ist. Fürst Bülow läßt freilich durch alle freiwilligen und unfreiwilligen gouvernementalen Federn verkünden, er selbst sei derjenige, welcher. Auch in der entscheidenden Reichstagssitzung gab er sich ein Selbstzeugnis, wonach der Spruch „Du glaubst zu schieben ꝛc.“ hier nicht zutreffen soll. Der Wanderer, der den Mantel bei wechselndem Winde nach der anderen Seite hängt, kann auch mit seinem liberum arbitrium prahlen. Frhr. von Zedlitz-Neukirch, der vielschreibende Berliner Landtagsabgeordnete, weist im „Tag“ darauf hin, daß seit der Erkrankung des Fürsten Bülow die Contremine in den oberen Regionen mit verstärktem Druck gearbeitet habe. Zu den stärksten Brecheisen der Scharfmacher gehört bekanntlich die Erregung des Argwohns, daß die Regierung zu sehr abhängig geworden sei von „diesen Kerls“ im Reichstag, besonders vom Zentrum. Die ablehnenden Beschlüsse vor Ausgang der vorletzten Reichstagstagung wurden natürlich ausgebeutet, und der neue Herr im Kolonialamt sorgte durch seinen geräuschvollen Feldzug gegen das Gespenst der Nebenregierung für Verschärfung der Stimmung. Fürst Bülow mußte, um oben zu bleiben, mit dem neuen Strome schwimmen. Die Metamorphose war fix und gründlich. Im Gegensatz zu seiner alten Natur und zu zahlreichen guten Erfahrungen schlug er den Boten der friedlichen Verständigung die sonst offene Türe vor der Nase zu. Er kopierte den Bismarck von 1887 und rief: Wenn Sie wollen, so haben Sie die Krisis! Das Zentrum wollte freilich nichts anderes als die Reduzierung der ungeheueren Aufwendung für die hottentottische Sandwüste auf das Maß des Notwendigen. Aber da die Regierung unter Ablehnung jedes Verständigungsversuchs die an sich verhältnismäßig kleine Streitfrage zu einem kaudinischen Joch für die Volksvertretung machte, so durfte man der von der Regierung gewollten Krisis nicht ausweichen.

Schlaue Leute haben gesagt, der Wahlkampf koste gewiß ebensoviel Geld, wie das Zentrum in Südwestafrika habe ersparen wollen. Mag sein; aber der nachfolgende Schwanz wäre länger gewesen als das Hündchen. Die platte Unterwerfung unter das Regierungsdiktat hätte maßlose Ansprüche der Kolonialfanatiker und besonders der militärischen Sportsmänner nach sich gezogen. Die Herausforderung zur Kraftprobe hätte sich sicherlich bei der nächsten besten Gelegenheit wiederholt. Es war handgreiflich klar, daß der gute Wille zum weiteren friedlichen Zusammenarbeiten der Regierung verloren gegangen war. Wenn nun einmal ein luftreinigendes Gewitter notwendig geworden, dann konnte ein Aufschub nur vom Uebel sein.

Die Wähler des Zentrums werden sich keinen Augenblick täuschen lassen über den wahren Sinn und Zweck der plötzlich inszenierten Kraftprobe. Man will die Zentrumspartei des Reichstags in eine machtlose Minderheitsstellung bringen. In dem Haß gegen das Zentrum sind die Leute, die der Dernburg-Bülowschen Aktion den Theaterapplaus besorgt haben, vollständig einig. Was dann nach „Ausschaltung“ des verhaßten Zentrums weiter werden soll, malt sich jede Gruppe dieser buntscheckigen Antizentrums-Koalition nach ihrem Gusto aus. Die Regierung denkt wohl vorläufig nicht weiter als bis zu dem schönen Traum von einer gehorsamen Mehrheit, die alles blindlings bewilligt, was sie im Namen der „nationalen Ehre“ für die jeweiligen maritimen und militärischen Liebhabereien fordert. Die alten Kartellparteien träumen von der Wiederkehr der Herrlichkeit, die ihnen 1887 durch die Angstwahlen beschieden war und „leider“ schon 1890 elend in die Brüche ging. Der Evangelische Bund und all die Kulturkämpfer rechts und links sehen hinter der Saharah der Hottentotten das Morgenrot eines neuen Krieges gegen „Rom“ und einer neuen Verfolgung des deutschen Katholizismus aufleuchten. Die Freisinnigen und die bürgerlichen Demokraten, die sich durch den Sohn ihres Parteigenossen Friedrich Dernburg zu diesem Feldzug gegen das Parlamentsrecht haben anwerben lassen, folgen dem Kalkul: bei Verfemung des Zentrums wird die Regierung keine Mehrheit ohne uns bilden können, also werden wir dann die regierende Partei und heben das Agrariertum, den Schutzzoll, die Studtsche Schulpolitik ꝛc. aus den Angeln!

Wer wird denn nun auf die Kosten kommen? Die verhältnismäßig besten Aussichten haben noch die Freisinnigen und Demokraten. Denn höher als einige Dutzend Mandate wird sogar der Optimist Dernburg den Gewinn der sogenannten nationalen Koalition nicht zu schätzen wagen, und dann würde also die bürgerliche Linke das Zünglein an der Wage bilden, wobei Fürst Bülow hübsch aus dem Regen in die Traufe gekommen wäre. Daß eine Kartellmehrheit, das heißt eine Mehrheit aus den Konservativen, der Reichspartei und den Nationalliberalen, erreicht würde, ist nach menschlicher Berechnung gar nicht anzunehmen. Die Angstwahlen von 1887 ergaben nur eine knappe Kartellmehrheit; die kolonialschwärmerischen Hurrawahlen von 1907 haben längst nicht eine solche Zugkraft.. Das gestehen sogar manche von unseren Gegnern ein; man hat dort, auch hinter den geschwungenen Säbeln, ernste Bedenken, ob der Zeitpunkt und der Ausgangspunkt richtig gewählt seien. Ueber die Wahlparole herrschen noch Unklarheit und Meinungsverschiedenheit. Die Regierung arbeitet offenbar darauf hin, den Kulturkämpfern möglichst den Mund zu verbinden. Sie sollten immer nur das Zentrum als politische Partei wegen seiner angeblich unerträglichen Herrschsucht angreifen, aber nicht die religiösen Gefühle der Katholiken. Eine komische Wirkung dieser Taktik findet man, beiläufig bemerkt, im „Reichsboten“, dem preußischen Pastorenblatt, das vor wenigen Tagen noch Herrn Dernburg als Bahnbrecher einer Los von Rom-Bewegung feierte, jetzt aber den Katholiken die süßeste Fuchspredigt hält.

Aus diesen und allen Anzeichen sieht man klar, daß die Regierung und ihre Freunde die fehlenden Mandate nicht den Sozialdemokraten abzujagen gedenken, sondern die ganze großmächtige Spekulation in der Eroberung von möglichst viel Zentrumsmandaten gipfelt. Der Angelpunkt der Situation ist also die Festigkeit des Zentrumsturmes, die Klarheit und Entschlossenheit unserer Wählerschaft.

Im Jahre 1887 behauptete das Zentrum seine Stellung, aber die Regierung errang einen ephemeren Erfolg durch die zahlreichen Verluste der Linken. Jetzt sind Verluste der Linken ausgeschlossen (als Gegner der Sozialdemokratie können wir trotz alledem sagen: leider!). Und Verluste des Zentrums? Ach, wie schwierig war die Lage 1887 geworden, als Fürst Bismarck mit dem bekannten Briefwechsel zwischen dem Nuntius und dem Frhrn. v. Franckenstein operierte! Und doch ließen die braven Zentrumswähler sich damals nicht verwirren, nicht spalten und nicht bange machen. Sollten die Epigonen von 1907 so sehr viel dümmer und feiger geworden sein? Wir glauben es nicht, und wenn Fürst Bülow es glauben sollte, so ist er bei einer schlechten Wahrsagerin gewesen.

Das Zentrum wird in alter Stärke wiederkehren, und der Nachfolger des Fürsten Bülow wird die Verhandlungen über die richtige Bemessung des Truppen- und Eisenbahnaufwandes für Südwestafrika, die jetzt brüsk verweigert wurden, aufnehmen und zu Ende führen. Das Zentrum wird seine ausschlaggebende Stellung im Reichstag auch in Zukunft ausüben, immer noch suaviter in modo, aber wahrscheinlich etwas fortius in re. Denn das Ende von dem überstürzt angefangenen Liede wird der alte Bismarcksche Vers vom unüberwindlichen Zentrumsturm sein.

Graf Ballestrem soll gesagt haben, an seine Stelle werde Singer in das Präsidentenhaus einziehen. Allerdings sieht die Regierungspolitik nach solcher Quartiermacherei aus. Aber die Zentrumswähler werden die nationalen Interessen

auch unter diesen schwierigen Umständen gegen die internationale und revolutionäre Sozialdemokratie herauszureißen wissen. Die Moral von der Geschichte wird sein, daß man die Unentbehrlichkeit des Zentrums auch dort erkennt, wo man es bisher für einen dienstbaren Geist hielt. Ein Drittel des Volkes — das läßt sich angesichts der sozialdemokratischen Gefahr nicht beiseite schieben. „Das Zentrum ist kein Spielzeug."

Große Worte ersetzen große Taten!

Vom Herausgeber.

Große Worte sind im Deutschen Reiche billig geworden wie Brombeeren. Wie in der äußeren Politik, so nun auch in der inneren. Man feiert die Reichstagsauflösung als erste „große Tat". Daß Gott erbarm'! Der Geist des Bramarbas spricht aus den Rodomontaden der Organe des liberalen Blocks wie aus den Kundgebungen hochoffiziöser Regierungsorgane.

Der Liberalismus hat glücklich vergessen, wovon noch vor ein paar Wochen das Herz voll war und der Mund überquoll. Es würde sich heute lohnen, aus den Spalten liberaler Blätter eine Blütenlese der zum Teil sehr stark gepfefferten Urteile zusammenzustellen, welche den staatsmännischen und diplomatischen Fähigkeiten der unverantwortlichen und verantwortlichen Reichslenker das denkbar schlechteste Zeugnis ausstellten. Es ist erst wenige Wochen her, daß in dieser Presse das bösartige Wort von der „Kaiserverdrossenheit" geprägt und der Reichskanzler als politisch toter Mann mit ausgesuchter Unfreundlichkeit behandelt wurde. Wer hat aber damals die das Ansehen von Kaiser und Reich vor der ganzen Welt bloßstellenden plumpen Ausfälle, soweit es ging, abzuwehren und abzuschwächen versucht? Die Presse des heute als „antinational" verschrieenen Zentrums.

In der internationalen Lage hat sich seitdem kein Atom geändert. Die Isolierung Deutschlands dauert fort. Aber Fürst Bülow ist in den Augen der Presse, die ihn vordem so blutig verhöhnte, glücklich zum größten Staatsmann der Gegenwart avanciert, weil er dem Kaiser den Rat gegeben haben soll, den Reichstag aufzulösen, weil er dem Zentrum in beispielloser Weise den Fehdehandschuh ins Gesicht warf und Arm in Arm mit Dernburg seiner Herzensneigung für den Liberalismus tönenden Ausdruck gab und geben ließ. Und der Liberalismus ist ob dieser Liebeserklärung so überglücklich, daß er, der sich sonst so gerne seiner Unabhängigkeit und seines Männerstolzes vor Königsthronen rühmt, die grausame Ironie des Schauspiels nicht zu merken scheint. Als offizielle Regierungspartei unter dem proklamierten Schutz und Schirm der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zieht der Liberalismus von Bassermann bis Sonnemann in den Wahlkampf. Risum teneatis, amici!

Aus wessen Leder der Liberalismus als künftiger Herrscher im Reichstage seine Riemen schneiden soll, scheint sich der Plötzlichkeitskurs vorher nicht überlegt zu haben. Das ist ja auch Nebensache. Große Worte ersetzen große Taten! — — —

In einem Teile der Blockpresse ist der Siegesrausch bereits einer merklichen Ernüchterung gewichen. Und es wird bis zum 25. Januar noch besser kommen. Das eine oder andere Blatt machte schon am ersten Tage nach der Katastrophe ein bedenkliches Gesicht. Zu den Bedachtsamen, welche auf Grund langer Erfahrungen liberale Vorschußlorbeeren stets sehr mäßig einschätzen, hat von jeher die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung" gehört. Auch diesmal behielt sie einen kühlen Kopf und meinte in Nr. 345 unter dem ersten Eindruck, der Kaiser habe eine plötzliche Klärung der Lage geschaffen, „die allerdings vielleicht mehr blendet als strahlt". In derselben Nummer las man in einem Artikel „Stimmungen in Bayern": „Zeiten und Wahlparole sind den Liberalen gewiß nicht günstig." Die Hoffnungen auf eine wesentlich andere Reichstagszusammensetzung müßten mehr im Norden und in Mitteldeutschland erfüllt werden als im Süden, in Bayern. Und aus Berlin ließ sich dasselbe Blatt schon am 14. Dezember depeschieren, das Zentrum könne darauf rechnen, daß es seinen Besitzstand vollständig wahren werde. Der freisinnige „Fränkische Kurier" in Nürnberg machte in Nr. 678 dem Reichskanzler den Vorwurf, er habe den Anschein nicht vermieden, als ob der Kampf gegen die parlamentarischen Einrichtungen an sich gehen könnte, und er habe damit den beiden Parteien, die er bekämpfen wollte, eine schwere Waffe in die Hand gegeben. Der demokratische „Nürnberger Anzeiger" hält die Auflösung vom Standpunkte der Regierung für verfehlt, vom Standpunkte des Volkes für erfreulich. Mit der nationalliberal-freisinnig-demokratischen Gemeinbürgschaft scheint es demnach schon jetzt nicht weit her zu sein.

Interessant ist das Urteil, das Dr. Karl Peters, von liberalen Münchener Kolonialfexen zu einem Vortrag im Neuen Verein eingeladen, am 14. Dezember über die Reichstagsauflösung aussprach. „Von den neuen Reichstagswahlen", so berichtete die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 346), „erwartet er sich keinerlei Besserung; es sei vielmehr, wie ihm auch gewiegte Parteikenner in Berlin gesagt haben, bei der großartigen Organisation und dem Kadavergehorsam der ultramontanen und sozialdemokratischen Massen damit zu rechnen, daß dieselbe, wenn nicht eine noch größere kolonialfeindliche Mehrheit zurückkehrt."

Ueber den „Kadavergehorsam" der Zentrumswähler braucht man mit Peters ebenso wenig zu rechten, wie über die aus den Fingern gesogene „Kolonialfeindschaft" des Zentrums. *)

Auch in norddeutschen Blättern stellt sich allmählich der Katzenjammer ein. Die freisinnige „Vossische Zeitung" hält dem Reichskanzler vor, daß das Zentrum nichts zu verlieren habe und die Sozialdemokraten noch Mandate zu gewinnen hoffen, und fragt besorgt: „Kehren diese Parteien in alter oder erhöhter Stärke zurück, was dann?" Dieselbe Frage erhebt mit etwas anderen Worten die demokratische „Frankfurter Zeitung". Auch die „Deutsche Tageszeitung", das Organ des Bundes der Landwirte, fürchtet, daß der Reichstag nicht wesentlich anders aussehen wird. Selbst die „Berliner Neuesten Nachrichten" „vermögen beim besten Willen nicht die Zuversicht auf das Gelingen der Kampagne aufzubringen". Sehr bezeichnend ist nachstehender Ausspruch dieses früheren Bismarckorgans: „Reichstagswahlen bringen uns jedesmal, und zwar in immer steigendem Maße, die Sorge vor dem Wachsen der Sozialdemokratie. Um so schwerer fällt diese Sorge auf unser Herz, als gerade das letzte Jahr, um es kurz zu sagen, im Zeichen der Skandale gestanden hat. Dem Kampfe der Sozialdemokratie gegen Monarchie und Gesellschaft haben Hohenlohes Aufzeichnungen, hat die Lotterwirtschaft der Kolonialbeamten, hat schließlich die Fleischnot den günstigsten Boden bereitet. Die der Sozialdemokratie fernstehenden Kreise sind durch die Vorgänge degoutiert, sind stellenweise in ihren monarchischen Empfindungen schwer verletzt worden."

Am Tage der Reichstagsauflösung war in Nr. 50 der „Grenzboten" (Ausgabe vom 13. Dezember) unter dem unmittelbaren Eindruck der Kolonialdebatten und der Brüskierung des Zentrums durch Dernburg und Bülow zu lesen: „Es ist eine seltsame Vorstellung, die sich seit langer Zeit eingebürgert hat, als ob das Zentrum seine Machtstellung nur einer freundlichen Vorliebe der Regierung verdanke, und als ob mit dem Augenblick, wo die Regierung den Mut habe, das zärtliche Verhältnis in einem Krach enden zu lassen, die Zeit angebrochen sei, in der andere Parteien den schönen Platz an der Sonne einnehmen könnten." Die „Grenzboten" verbreiten sich noch des längeren über das falsche Rechenexempel, die unüberlegte Hoffnung, und setzen den „Hitzköpfen", welche von der Reichstagsauflösung eine Verbesserung der parlamentarischen Verhältnisse erwarten, auseinander, daß die kolonialpolitischen Fragen zurzeit am wenigsten geeignet sind, einen Umschwung herbeizuführen. „Dazu greifen diese Interessen nicht tief genug, und skrupellose Parteiführer haben allzulange Muße gehabt, der großen Menge von Kolonialskandalen, Korruption der Kolonialverwaltung und ihrem Vertuschungssystem vorzureden." .. „Zu einer Wahlparole gehört schon ein Ruf, der stärker an den gesunden Instinkten der Volksseele rüttelt."

Aber was hilft alle Ernüchterung, nachdem die Kugel aus dem Rohr heraus ist? Der Plötzlichkeitskurs kann den Folgen der an die alleinige Adresse des Zentrums gerichteten

*) Dr. Karl Peters scheint deutsche Wähler mit den schwarzen Sklavinnen zu verwechseln, von denen er als Reichskommissar am Kilimandscharo in den Jahren 1891/92 einen so buchstäblichen „Kadavergehorsam" forderte, daß er dieselben sich, seinen Kameraden und den Unteroffizieren als „Weiber" zuteilte und, als sie entlaufen waren, auspeitschen und eine besonders „unbotmäßige" von Rechts wegen aufhängen ließ. Sehr erbaulich nachzulesen in den Auszügen des „Berl. Börsen-Courier" aus der neuen „Petersbroschüre" des Abg. von Kardorff, die in den nächsten Tagen bei C. A. Schwetschke in Berlin erscheinen soll. Und solchen „zivilisatorischen" Bestrebungen jubeln heute ostentativ Leute zu, die in Deutschland zwar auch für „freie Liebe", aber zugleich für Frauenemanzipation schwärmen! Wer kann sich da noch wundern, daß der Abg. Roeren, als er über ähnliche Weiberattacken deutscher Kolonisatoren im Reichstage laute Klage führte, als rückständiger Moralsimpel verhöhnt wurde.

Herausforderung und Kriegserklärung nicht mehr entgehen. Aber auch für das Zentrum wird der 13. Dezember 1906 stets eine gewaltige Lehre, ein mahnender Fingerzeig sein. Auch dem Gutmütigsten muß es endlich einmal klar geworden sein: man „mag“ uns oben nicht, man läßt sich unsere Unterstützung gefallen, weil und solange man uns braucht. Dann heißt es wieder: In die Ecke, Besen! Der eigentliche Machtfaktor im Reiche und in den Bundesstaaten war und blieb stets der Liberalismus, vor dessen Protesten grundsätzliche gesetzliche Aktionen, die auf eine feste Verankerung christlicher Weltanschauung abzielten, noch stets zurückweichen mußten, der in der maßgebenden Bureaukratie bis hoch hinauf seine „Personalien“ und seinen Einfluß jederzeit zu wahren wußte, neben dessen Macht selbst das konservative „altpreußische Junkertum“, wenn auch äußerlich noch so sehr begünstigt, im Ernstfalle völlig zurücktritt. Vielleicht kann das Zentrum aus einer solchen Betrachtung der Dinge für seine künftige Politik und Taktik manchen Nutzen ziehen. Es muß dahin kommen, daß die maßgebenden Faktoren der Regierung sich stets die unerbittliche Konsequenz vor Augen halten: Wenn das Zentrum, durch die Not gezwungen, jemals zur radikalen Opposition abschwenkte, — **was dann?**

Der Kulturkampf in Frankreich.

Von

Wilhelm Fromm, Paris.

In der kirchenpolitischen Lage, welche sich infolge des bekannten Rundschreibens des Kultusministers Briand etwas zu klären schien, trat am Feste Mariä Empfängnis ein plötzlicher Umschlag ein. Noch tags zuvor hatten mehrere Kirchenfürsten, wie der Kardinalerzbischof von Bordeaux und Msgr. Germain, Erzbischof von Toulouse, Weisung an ihre Diözesangeistlichkeit erlassen, sich der Voranzeige zu bedienen, welche durch das Versammlungsrecht von 1881 vorgeschrieben ist. Die beiden Diözesen gehören zu den bevölkertsten des Landes.

Am 8. Dezember in der frühesten Morgenstunde fanden die Gläubigen einen Aufruf an allen Kirchentüren und Pfarrhäusern von Paris, welcher die Katholiken einlud, sich um entschlossene Männer der Pfarrei zu scharen und jeder Gewaltmaßregel Widerstand zu leisten, obgleich letzteres ja vom Papste in der Enzyklika Gravissimo verboten worden ist. Der Aufruf trug keine Unterschrift, machte aber einen ziemlich bedeutenden Eindruck. Am selben Tage brachten alsdann die Abendblätter die Nachricht, der Hl. Vater habe die Beobachtung des Gesetzes von 1881, insoweit es die Voranzeige betrifft, verboten. Das Verbot war am Abend des 7. Dezember im Pariser Erzbischofspalais eingetroffen und wurde an den Gesamtepiskopat weitergedrahtet. Die beiden Metropoliten von Bordeaux und Toulouse erließen sofort Eilschreiben an ihre Geistlichkeit, um die tags vorher gegebenen Weisungen zurückzunehmen.

Der Eindruck des päpstlichen Verbotes war ein ungeheurer. Der Ministerrat beschloß sofort in überstürzender Hast eine Reihe von Maßnahmen, über deren Tragweite weder der Justizminister, noch der Minister des Innern, noch der Kultusminister sich bewußt zu sein schienen.

Die „Vérité française“, das Organ des rechten katholischen Flügels, schrieb: „Der Religionskrieg beginnt“, und der orleanistische „Soleil“ forderte auf, sofort zur Arquebuse, dem Gewehrstutzen der Religionskriege von 1572, zu greifen.

Die Jakobinerblätter frohlockten, weil sie in ihrem Hasse blind genug sind, zu glauben, daß infolge des päpstlichen Verbots sämtliche Kirchen geschlossen werden könnten und damit jeder Gottesdienst unmöglich gemacht würde.

In der allgemeinen Verwirrung wußten weder die Katholiken noch die Jakobiner, was jetzt kommen werde. Vorschläge wurden in allen Blättern gemacht. Einzelne katholische Zeitungen rieten zu großen Kundgebungen, die aber leider hierzulande gewöhnlich zu nichts führen; denn der Eifer erlahmte bisher sehr bald, wie es die Aufnahme der Inventarien gezeigt hat.

Die Jakobiner drohten, die Regierung werde gegen jede gottesdienstliche Handlung einschreiten. Aber das ist leichter gesagt als getan. Wo sollen die Polizeibeamten, die Gerichtsvollzieher, die Friedensrichter und Schreiber allein in Paris hergenommen werden, um jede Uebertretung des Versammlungsgesetzes von 1881 festzustellen, zu verfolgen und zu ahnden? In den meisten Pfarrkirchen von Paris finden tagtäglich von früh 5 Uhr bis mittags 12 Uhr heilige Messen statt, ohne der Spezialgottesdienste zu gedenken, die durch Heiraten und Leichenbegängnisse bedingt sind.

Selbst der Bürger **Jaurès** sagt in der „**Humanité**“, dem sozialistischen Zentralorgan, das **Trennungsgesetz** habe **Bankerott** gemacht. Er schreibt: „Jetzt, wo Rom weder das Versammlungsgesetz noch das Vereinsgesetz anerkennt, ist das Trennungsgesetz in seinem ganzen Organismus und in dem geschickten Mechanismus, der ihn ersetzen sollte, angegriffen. Es bleibt also nichts anderes übrig, als festzustellen, daß die ganze Maschine ins Stocken geraten ist. Es muß ein neues Gesetz gemacht werden; man kann dies sehr schnell tun. Trotz allem ist die Trennung vollendet und das Konkordat abgeschafft. Wir müssen also das gemeine Recht organisieren, indem wir den Katholiken erlauben, wie alle anderen Bürger vom Vereinsgesetze von 1901 Gebrauch zu machen, indem wir mit der sofortigen Einziehung der Kirchengüter vorgehen, die Bischofshöfe und Pfarrhäuser den Gemeinden übergeben und denselben die freie Verfügung der kirchlichen Gebäude überlassen, von welcher sie je nach dem Wunsche der Bevölkerung Gebrauch machen können. Zu gleicher Zeit müssen alle Zuwendungen und Pensionen unterdrückt werden, mit Ausnahme derer, welche den mehr als 60 Jahre alten Priestern gewährt sind.“

Die Regierung hat diese von Jaurès vorgezeichnete Rückzugslinie bereits betreten. Am 15. Dezember beschäftigte sich der Ministerrat mit einem Gesetzentwurf, welcher die Abhaltung des Gottesdienstes sichern soll. Die Pensionszahlung will man von der Anerkennung des Gesetzes abhängig machen.

Mittlerweile wurde in ganz Frankreich, besonders in den Städten, welche Bischofssitze sind, mit den Gewaltmaßregeln vorgegangen, welche in dem famosen Ministerrate am 11. Dezember beschlossen worden sind. Eine Reihe von Erzbischöfen und Bischöfen, worunter der Kardinalerzbischof von Lyon, folgten der ersten Aufforderung der Regierung und räumten die betreffenden Bischofshöfe. Andere Prälaten erklärten hingegen, nur der offenen Gewalt weichen zu wollen. Wieder andere, wie der Kardinalerzbischof von Bordeaux, erhielten einen von ihnen nicht verlangten Aufschub von einer oder zwei Wochen.

Auch sämtliche Priesterseminarien mußten mit der Ausräumung beginnen. In mehreren Diözesen hatte dieselbe übrigens schon vor Beginn der brutalen Aufforderung begonnen.

Hier in Paris, wo zwei große Seminarien bestehen, wurde der Vorstand des von den Priestern der Gesellschaft der Sulpiciens geleitete Seminars zur sofortigen Räumung aufgefordert. Hingegen wurde dem Vorstand des von Weltpriestern geleiteten Seminars von Saint Bernard ein Ausstand von 14 Tagen gewährt.

Die vom Papste verbotene Voranzeige ist bekanntlich nur den Geistlichen verboten. Infolgedessen haben in einer ganzen Reihe von Pfarreien befugte und unbefugte Laien die Voranzeige gemacht, womit sich die Regierung zu begnügen scheint. Allerdings hat schon einer der Pariser Stadtpfarrer, derjenige der Pfarrei von Saint Thomas d'Aquin, Einsprache gegen dieses Vorgehen erhoben, während andere Pfarrer gewähren ließen. Auf diese Weise sind die Geistlichen besagter Pfarreien bis auf weiteres den drohenden Strafanzeigen enthoben.

Die Lage wurde noch bedeutend verschärft durch die plötzliche **Ausweisung des bisherigen Uditore der päpstlichen Nuntiatur, Msgr. Montagnini,** sowie durch die in dem Palaste der ehemaligen Nuntiatur vorgenommene **Haussuchung**. Aber die leitenden Kreise sahen schon bald ein, daß man sich auch hier vergaloppiert hatte. Die Jakobinerpresse ist schon ziemlich kleinlaut geworden, und dem Minister des Auswärtigen scheinen nach dem Ministerrate, welcher die beiden Gewaltmaßregeln beschloß, ernste Bedenken aufgestiegen zu sein.

Ein diplomatischer Einspruch seitens des Heiligen Stuhles soll bevorstehen und an alle bei dem Vatikan beglaubigten Botschafter und Gesandten gerichtet werden. Im übrigen hat der Minister des Auswärtigen nach vollzogener Hausuntersuchung und Wegnahme von nahezu 2000 Aktenstücken die Vorsicht gebraucht, einen hohen Beamten, H. Gavarry, welcher den Rang eines außerordentlichen bevollmächtigten Ministers besitzt, an den Justizminister zu senden, um demselben zu bedeuten, nicht an Schriftstücke rühren zu lassen, welche das Datum vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen tragen. Zur größeren Vorsicht begab sich tags darauf H. Gavarry zu dem Untersuchungsrichter Ducasse, um der Sichtung der Papiere persönlich anzuwohnen. Auf diese Weise sollen eine Anzahl Schriftstücke von dem bevollmächtigten Minister versiegelt worden sein, um sie auf offiziösem Wege der päpstlichen Regierung zurückzustellen.

Weltrundschau.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kraftprobe gegen das Zentrum.

„Etwas war es schon", sagten wir vorige Woche. Das „etwas" hat sich überraschend schnell ausgewachsen zu einem inneren Konflikt. Am 25. Januar soll das wählende Volk entscheiden. Ja, worüber denn? Ob für den weiteren Kampf gegen die 300 hottentottischen Räuber auch nächstes Jahr noch 8000 regelrechte Soldaten à 10,000 M Jahreskosten nötig sind, oder ob man nicht wenigstens Vorbereitungen zu einer weiteren Verminderung der Schutztruppe bis auf 2500 Mann und zu einem Ersatz durch billigere Miliz und Polizeikräfte anordnen kann? Wegen einer solchen Einzelfrage läßt kein vernünftiger Staatsmann den großen Apparat der Neuwahlen in Tätigkeit treten. Die regelt man bei gutem Willen einfach auf dem altüblichen und bewährten Wege der parlamentarischen Verhandlungen. Aber Fürst Bülow entschloß sich plötzlich — wer kennt die Grenze der Willensfreiheit? —, die diplomatischen Beziehungen zum Zentrum abzubrechen, das ausschließliche Recht der Regierung über die Bemessung des Truppenaufwandes zu proklamieren, jeden Sparversuch des Reichstages als Attentat gegen die „nationale Ehre" und die „Weltmachtstellung" Deutschlands abzustempeln und mit Hilfe der Freisinnigen und der schwäbischen Demokraten einen Krieg gegen das Zentrum in Szene zu setzen.

Zum Glück haben die 300 Hottentotten-Räuber es in der Kunst des Zeitungslesens noch nicht weit gebracht. Sonst würde ihr Selbstbewußtsein in die zehnte Potenz steigen. Die dunklen Strauch- und Sandritter werden auf dieselbe Höhe der kriegführenden Macht gestellt wie einst der französische Erbfeind, und sie vermögen nicht bloß die deutschen Finanzen, sondern auch die innere Entwicklung Deutschlands aus den Angeln zu heben. Auf das Heldenspiel der vorigen Generation folgt jetzt das Satyrspiel der modernen Gerngroße.

Präsident Roosevelt hat neulich ausgeführt, daß ein frischer, fröhlicher Krieg manchmal besser sei als der ermattende Friede, und dafür hat er den Nobelschen Friedenspreis erhalten. Von diesem Standpunkt aus kann man auch der plötzlichen Wendung in unserer inneren Politik eine gute Seite abgewinnen. Die Lage war unklar, die Luft dumpf geworden, vor allem deshalb, weil die maßgebenden Kreise das richtige Augenmaß für die Verdienste und die Würde des Zentrums verloren hatten. Dagegen gibt es nur ein Heilmittel: durch eine Kraftprobe muß das richtige Verständnis für den anderen Teil wieder hergestellt und so eine neue Grundlage für einen modus vivendi gelegt werden. Das klärende Gewitter nennt man bei internationalen Mißverständnissen Krieg, bei nationalen „Krisis". „Wenn Sie wollen, haben Sie die Krisis," sagte Fürst Bülow von seinem neuen Kothurn herab. Das Zentrum meinte: Wenn es zur Kraftprobe kommen soll, dann nur sofort!

Am 25. Januar wird sich ergeben, ob in Deutschland fortan ohne und gegen das Zentrum regiert werden kann. Soweit wir bisher sehen, nimmt die Wählerschaft des Zentrums den hingeworfenen Handschuh mit einer sicheren Ruhe auf, während auf der Gegenseite eine nervöse Geschäftigkeit offenbare Unruhe verrät. Ja, man glaubt dort schon mit einem ungünstigen Ausfall dieses „plötzlichen" Wahlkampfes rechnen zu müssen und kündigt deshalb an, daß in solchem Falle wieder und wieder aufgelöst werden solle. Anscheinend soll die Furcht vor wiederholten Wahllasten als Einschüchterungsmittel benutzt werden, ebenso wie 1887 die Furcht vor Boulanger. Eine Beleidigung für die „nationalen" Wähler.

Die buntscheckige Koalition, welche sich zum Beutezug gegen die Zentrumswigwams unter der Bülowschen Sturmfahne vereinigt hat, wird auch dann nicht regierungsfähig sein, wenn sie (wider alle Berechnung) ein paar Stimmen Mehrheit erreichen sollte. Das freisinnig-demokratische Anhängsel wird sofort Zumutungen stellen, welche die angebliche Schreckensherrschaft des Zentrums als ein Kinderspiel erscheinen lassen. Die nationalliberalen Jungen fordern ja jetzt schon die Entlassung des preußischen Kultusministers nebst freigeistigem Systemwechsel in Kirche und Schule.

Der Wahlaufruf des Zentrums ist kurz, klar, kräftig und gemeinverständlich. Er stellt die Wahrung des verfassungsmäßigen Budgetrechtes der Volksvertretung in den Vordergrund. Die Wähler werden darauf hingewiesen, daß nicht die „nationale Ehre" oder der nationale Besitzstand in Frage kommen, sondern nur der Verschwendung und dem militärischen Absolutismus im Interesse des Volkes gewisse Grenzen gezogen werden sollen. Es wird ferner den Wählern nahegelegt, daß ein neuer Kartellreichstag eine neue Besteuerung des Massenverbrauches einführen, und daß sogar das Wahlrecht in Gefahr kommen würde.

Ein männliches Wort! Demgegenüber nimmt sich der in phrasenhaftem Feuilletonstil verfaßte nationalliberale Aufruf so aus, als ob er von der seligen Marlitt diktiert worden sei. Das freisinnig-demokratische Schwänzlein des Kartellhundes ist kurz, wie sich das bei den wenigen und zum Teil schwer gefährdeten Mandaten dieser richterlosen Gesellschaft gehört; lächerlich aber ist die Versicherung, daß diese Tribunen für die Volksrechte eintreten wollen, da sie gerade den Kotau vor der absolutistischen Regierungsforderung mitgemacht haben. Geradezu komisch wirkt es, wenn der Bund der Landwirte Agrarschutz und Heimatpolitik proklamiert und dabei sich anschickt, an Stelle des Zentrums die freihändlerische und stark verjudete Linke zum ausschlaggebenden Faktor zu machen. Es gibt glücklicherweise noch Landwirte genug in Deutschland, die nicht den Bock zum Gärtner wählen wollen.

Das Mitmachen der protestantischen Agrarier und Konservativen läßt sich nur aus konfessionellen Vorurteilen erklären. Das Organ des Evangelischen Bundes schreibt ja auch sehr schön, daß Fürst Bülow „Huttengeist" gezeigt habe, und der Wahlkampf unter dem Zeichen des „Lutherzornes" die Befreiung von der „Romknechtschaft" anstrebe. Wie man 1874 vor der Wahl mit einer gefälschten Papstbulle „Praesente cadavere" operierte, so ist jetzt das alberne Märchen aufgebracht worden, der Hl. Stuhl habe sich 1893 mit 500,000 M von Berlin bestechen lassen wollen. Es wird der Regierung trotz krampfhaften Bemühens nicht gelingen, die Kulturkampfsfahnen ihrer Gefolgschaft zum Verschwinden zu bringen. Der Zentrumsaufruf brauchte das konfessionelle Bewußtsein der deutschen Katholiken nicht erst besonders aufzurufen. Der katholische Volksteil weiß, daß es auf seine Ausschaltung und gegebenenfalls auf seine Mißhandlung abgesehen ist. Er wird zeigen, daß er noch da ist, und daß mit dem unerschütterlichen Turm gerechnet werden muß.

Die Vorgänge in Frankreich.

Was die Freimaurer in Frankreich betreiben, das stellen ihre Gesinnungsgenossen in Deutschland jetzt mit frischer Hoffnung als Vorbild auf. Die französischen Katholiken haben sich nicht gehörig zu wehren vermocht, weil sie kein Zentrum hatten, und uns mutet man zu, daß wir unser ruhmreiches Zentrum preisgeben sollen, um das wir in der ganzen Welt von Freund und Feind beneidet werden. In Frankreich macht die Sozialdemokratie mit den Freimaurern gemeinsame Sache. Bei ruhiger Entwicklung der Dinge bis zum Jahre 1908 hätten wir in Deutschland auch so einen großen Block nach dem Muster des badischen erleben können. Die plötzliche Kurzsichtigkeit der Regierung hat das Zentrum vor dieser Schwierigkeit bewahrt.

Die französischen Kulturkämpfer finden aber auch jetzt noch Schwierigkeiten genug, obschon ihr Meister Clemenceau unlängst à la Bülow ausrief: Sie wollen den Krieg, Sie sollen ihn haben! Die Regierung hat nun Gesetzesvorschläge gemacht, die in der formellen Enteignung der Kirchengebäude ꝛc. recht radikal vorgehen, aber in der Behinderung des Gottesdienstes eine Zaghaftigkeit zeigen, die das Mißtrauen der extremen Elemente erregt hat. Auch hat die Regierung nach allen tönenden Worten noch nicht gewagt, die Expatriierung der Bischöfe und Geistlichen als „Agenten einer ausländischen Macht" in Angriff zu nehmen. Der überraschende Respekt vor den religiösen Bedürfnissen des Volkes läßt gewissen Hoffnungen Raum. Was da jetzt durch „Anmeldungen" seitens unbefugter Laien ꝛc. zur Abwendung der Konflikte in den Kirchen versucht wird, ist freilich nur trauriger Notbehelf für den Augenblick; aber es ist doch bezeichnend, daß selbst der Bramarbas Clemenceau solche „Winkelzüge" zulassen muß. Die Demonstrationen italienischer Kirchenfeinde werden ihm nicht aus der Verlegenheit helfen können.

Allerlei aus dem „Musterländle".

Von
Redakteur Joseph Schlierf, Baden-Baden.

Bald in ernsthaftem Sinne, bald ironisch pflegt Baden das „Musterländle" genannt zu werden, und es ist nicht zu bestreiten, daß Baden sich des öfteren große Verdienste um Deutschland erworben hat, indem es neue Bahnen einschlug, die entweder vorbildlich für andere Bundesstaaten wurden oder aber als Warnung dienen konnten, wie man es nicht machen soll!" So urteilt ein alter, erfahrener Politiker in der „Schwäb. Chronik" (Abendblatt des „Schwäb. Merkur", Nr. 556), der alles andere, nur kein Zentrumsfreund ist, der sich aber trotz des in Baden stark vorhandenen Blockenthusiasmus sein klares Urteil bewahrt hat.

Bekannt ist ja allgemein der Ausgang der letzten Wahlen zum badischen Landtag. Das Zentrum holte sich auf den ersten Streich 28 Sitze. Das brachte die Nationalliberalen in arge Not. Die Zentrumsmehrheit — so sagte man — drohe! Die eigene Kraft, die „Werbekraft" des Nationalliberalismus hatte versagt, jetzt hieß es „Anschluß suchen". Bei den Hauptwahlen war schon der liberale (kleine) Block in Aktion getreten, bei den Stichwahlen riskierte man noch einen Schritt weiter nach links, — Rotliebchen winkte! Warum nicht einmal mit ihm ein Tänzchen wagen? Bei näherem Besehen fand man die rote Maid gar nicht so übel! Jedenfalls lieber rot als schwarz. Und die Sache machte sich. Zwar bildeten die „Genossen" durch die nationale und so liberal geleistete Wahlhilfe in der Zweiten Kammer das Zünglein an der Wage, aber sie leisteten im übrigen wertvolle Dienste. So bei der Präsidentenwahl. Bildete sich das Zentrum doch ein, mit seinen 28 Sitzen den Präsidentenstuhl beanspruchen zu können! Dabei hatten „Wir" Liberale zusammen einen Sitz mehr, und deshalb gebührte selbstverständlich „Uns" das Sesselrecht. Das Zentrum bekam „loyalerweise" das erste Vizepräsidium, das zweite — Rotliebchen, selbst auf die Gefahr hin, daß es sich spröde gegen die übliche Hofetikette zeigt.

Die Situation des „Großblocks" war geschaffen, die schiefe Ebene betreten. Zwar hier und da schüchterne Versuche, den Hemmschuh anzulegen, aber die unartigen „Jungen", welche an der Talfahrt so stürmische Freude hatten, schoben zu sehr. Zuerst galt es, eine gründliche Musterung über die Wahlen der „Schwarzen" abzuhalten. Es soll nicht immer „recht" zugegangen sein. Man kassierte. Als aber die beanstandeten Abgeordneten — es waren keine Liberalen — mit verdoppelter Stimmenzahl wieder kamen, gab es lange Gesichter beim Block. Nichts zu machen. Aber die katholischen Geistlichen hatten sich — man holte aus der Rüstkammer der 70er Jahre ein Instrument — angeblich „Wahlbeeinflussungen" zuschulden kommen lassen, und das muß geahndet werden. Die Regierung und der Staatsanwalt werden mobil gemacht und der kreißende Berg gebiert zwei winzige Mäuslein. Trotz — wenigstens in diesem Fall — aller intensivster Schnüffelarbeit von seiten liberaler Regierungsbeamten dieses klägliche Resultat. Aber etwas blieb doch hängen!

In Gündelwangen, das zum heißumstrittenen Bonndorfer Bezirke gehörte, bisher eine liberale Hochburg, hatte ein Pfarrer, namens Gaisert, etwas eifrig für das Zentrum agitiert, und das sollte ein trauriges Nachspiel geben. Ueber Gaisert sollten ebenfalls „Erhebungen" wegen dieser seiner politischen Tätigkeit gemacht werden; einige seiner Aeußerungen den Wählern gegenüber wurden beanstandet. Der Abgeordnete des Bezirks, der dem Zentrum angehörige Oberamtsrichter Wittemann, der sich unterstanden hatte, den „liberalen" Wahlkreis zu erobern, schrieb dem Pfarrer auf seine Anfrage verschiedenes auf die Wahl Bezügliches; u. a. über Leute, welche event. als Zeugen fungieren sollten: „Hoffentlich wissen die zwei nicht mehr, was Sie sagten." Diese Stelle sollte später noch eine große Rolle spielen.

Zuerst der „Fall Gaisert". Dieser hatte in unüberlegter, zweifellos unabsichtlicher Weise an einen Malermeister, der ein Gespräch des Pfarrers mit einem Wirt des Dorfes gehört haben sollte, geschrieben, wenn der Staatsanwalt ihn darüber frage, könne er ausweichend antworten. Daß die Zeugen vereidigt wurden, daran dachte der Pfarrer nicht. Dieser ungeschickte Brief des Pfarrers brachte ihm eine Anklage wegen Meineidsverleitung, von der er in der ersten Instanz (Strafkammer Waldshut) freigesprochen wurde. Die Strafkammer Freiburg i. Br. als Berufungsinstanz verurteilte Gaisert aber zu der Mindeststrafe von einem Jahre Zuchthaus. Gegen das Urteil ist Berufung eingelegt. Dieser traurige Ausgang des Prozesses gab der liberalen Blockpresse — die „Genossen" sekundierten kräftig — willkommene Gelegenheit, sich über „das ultramontane System", das Gaisert auf die Anklagebank gebracht hätte, zu ereifern. Waren die Richter der ersten Instanz zu förmlichem Spießrutenlaufen verdonnert ob ihres Freispruchs, so fand das zweitinstanzliche Urteil mit schlecht verhehlter Freude Zustimmung. Ein taktvoller Gegner hätte den für den so schwer Betroffenen ohnehin kaum verwindbaren Schlag auf sich beruhen lassen und zum mindesten abgewartet, bis das Urteil rechtskräftig war. Nationalliberale Blätter und ihre Blockfreunde peitschten aber wochenlang den Fall durch ihre Spalten, um der Wollust des Hasses dem Gegner gegenüber zu frönen! Dabei hätte diese Presse allen Grund, stille, recht stille zu sein, da ihr Brusttuch nicht das sauberste ist. Recht merkwürdig ging es nämlich bei der Vernehmung des Pfarrers Gaisert zu. Der protokollierende Aktuar sagte darüber unter Eid bei der Gerichtsverhandlung aus, daß zur Vernehmung für die beiden Delikte (Uebertretung des § 16c des badischen Kirchengesetzes und Verleitung zum Meineid) zwei verschiedene Protokollbogen zum voraus vorbereitet waren, daß dem Pfarrer Gaisert zunächst nur eröffnet wurde, er werde wegen Wahlbeeinflussung vernommen werden. Unmerklich wurde dann zur Vernehmung wegen Verleitung zum Meineide übergegangen, wurde der zweite Protokollbogen benützt, ließ man den Pfarrer unverfänglich weiter erzählen — bis er erfuhr, er sei der Verleitung zum „Meineide" angeklagt. Vom Verteidiger des Pfarrers wurde dieses Vorgehen des Staatsanwalts — der der Zentrumspartei nicht angehört — ins rechte Licht gerückt. Ueber derart kitzliche Dinge geht die liberale Presse hinweg, sie suchte sich, nachdem der Gaisert-Fall genügend und in allen erdenklichen Variationen nach „liberaler" Art abgewandelt war, ein anderes Opfer — den Oberamtsrichter Wittemann.

Ein Kesseltreiben, wie es schlimmer an persönlicher Herabsetzung und Verächtlichmachung nicht getrieben werden kann, begann gegen den Abg. Wittemann, der ungebeugt heute dem Sturme noch trotzt, den Lauterkeit und Mannesmut aufrecht erhalten gegen blindwütige Feinde, nicht Gegner. Die schon bezeichnete Stelle seines Briefes an den Pfarrer Gaisert wurde als „höchst verdächtig" angesehen, ja man scheute sich nicht, dem Mann, der vor Gericht unter Eid den Satz dahin erklärte: „Hoffentlich wissen die zwei nicht mehr, als was Sie sagten", gewissermaßen die Schuld zu dem Vorgehen Gaiserts beizumessen! Obwohl Herr Wittemann sagte und erklärte, in der Eile des Briefschreibens sei ihm ein lapsus calami passiert — es raste der liberale See — er wollte sein Opfer, seinen Wahlbezirk wieder haben. Endlich schien man das Erwünschte erreicht zu haben: Gegen Oberamtsrichter Wittemann ist eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet, hieß es. Der Wink nach „oben" war verstanden. Aber nicht genug an dem!

In einer Versammlung in Karlsruhe hatte sich der Zentrumsführer Wacker, der gewohnt ist, das Kind beim rechten Namen zu nennen, über diese „Fälle" Gaisert und Wittemann geäußert, und nun soll auch er, wie triumphierend verkündet wird, wegen Beleidigung vor den Kadi geschleppt werden. Um das Maß aber voll zu machen, vermelden die liberalen Gazetten noch, daß — nicht etwa der Staatsanwalt — auch ein Untersuchungsrichter im „Fall Gaisert" den Disziplinargerichtshof beschäftigen wird, um festzustellen, „inwieweit er als solcher und später als Zeuge die gebotenen Grenzen innegehalten hat". Dieser Mann ist nicht liberal.

Hier wäre noch ein großes Kapitel einzufügen über nationalliberale Wahlumtriebe. Aber nur ein kurzer Hinweis: In Meßkirch (Oberbaden) hat nach öffentlichen Darlegungen eines Amtsverkündigers-Redakteurs der Oberamtmann sich bei den Wahlen Dinge zu Schulden kommen lassen, die, wenn sie nur zur Hälfte wahr sind, Staatsanwaltschaft und Regierung in Bewegung setzen müßten. Merkwürdigerweise wurde dem „Enthüller" bis heute kein Haar gekrümmt! Dieser Oberamtmann gehört — natürlich — zu den Nationalliberalen! Ein weiteres langes Kapitel müßte noch der Schulpolitik in Baden gewidmet werden. Der Großh. Oberschulrat hat Schülern die Teilnahme an religiösen Vereinen untersagt; aber nur an diesen! So z. B. am Kindheit-Jesu-Verein, bekanntlich ein echt christlicher Verein, mit eminent vaterländischen Zwecken. Aber katholisch!

So geht es zurzeit in Baden zu. Und das katholische Volk? Steht es diesem Feldzug gleichgültig gegenüber? Wer die Zeitungsberichte genau verfolgt, wird die Antwort darauf geben können. Bei den Nationalliberalen hieß es von jeher: Nichts gelernt, nichts vergessen! Seit sie den „Genossen" verschrieben sind, geht's lustig abwärts, und die nächsten Wahlen werden zeigen, wo das Häuflein Elend noch endet.

Entschwunden und Wiedergefunden.

In den herz'gen Enkeln sehen
Wir die Kinder neu erstehen.

I.

Gehüllt in zarte Rosenschleier wallen
Der Phantasie anmutige Gestalten
In hochgewölbten, dämmerfernen Hallen.

Sie schweben leichten Fluges her und halten
Umschlungen sich im leichtbewegten Tanze,
Goldlöckchen schimmern hell aus Wolkenfalten.

Ihr holdes Kinderantlitz strahlt im Glanze
Des Tags, erwacht im ersten Lenzesprangen,
Der glüh'nde Rosen schlingt zum vollen Kranze.

So nah'n sie uns, wenn wir, vom Traum umfangen,
Ins Weite schau'n in duftverlor'ne Lande,
Und rückwärts schau'n den Weg, den wir gegangen.

In zarter Kindheit lieblichem Gewande
Erscheinen sie, wie wir sie einstmals sahen,
Beseligt von des Christbaums buntem Tande.

Wir möchten wieder zärtlich sie umfaßen,
Wie einst vor vielen langen, langen Jahren —
Sie sind entwichen, ach, eh wir uns nahen!

Und alle, alle, die einst mit uns waren,
Die gleichen sind's nicht mehr, die lieben alten,
Ob sie mit uns auch eines Weges gefahren.

Ein Blühen, Reifen, Welken und Erkalten,
Das ist Natur und Leben — und wir schauen
Der Phantasie anmutige Gestalten
Entschwunden, fern im duftverlor'nen Blauen!

II.

Als ich so sinnend saß und in die Ferne
Mit feuchtem Auge schaut und heißem Sehnen,
Da tauchten aus dem Dunkel neue Sterne.

Sie leuchteten und blinzelten gleich jenen,
Die hell in froher Jugend uns geleuchtet,
Und lächelten und lockten wie Sirenen.

Nicht länger blieb mein Auge da gefeuchtet;
Rasch blickt' ich auf und rief: „Seid mir von Herzen
Willkommen, die ihr meinen Kummer scheuchtet!"

Wie fortgeblasen waren alle Schmerzen,
Und um mich schauend sah ich funkeln helle
Den Tannenbaum, geschmückt mit hundert Kerzen.

Wie in der Kindheit Tagen rief die Schelle
Mit feinem Stimmchen die Erwartungsreichen,
Und kleine Füßchen trippelten zur Schwelle.

O Kinderaugen, Spiegel ohnegleichen,
Die uns den Himmel Edens wiedergeben,
Von dem die letzten Wolkenschatten weichen!

Ob fern im Duft auch die Gestalten schweben,
Die einst an unser Herz ihr Köpfchen legten,
Sie nahen wieder heut im vollen Leben.

Wie um den Baum einst unsre Kinder pflegten,
So diese nun, mit Trommeln und Trompeten
Die Träume scheuchend, die den Gram erregten.

Ihr, die der Großen Erbschaft angetreten,
Seid meines Christbaums allerliebste Spenden,
Hör' ich vorm Kripplein singen euch und beten.

Umschlungen von den kleinen, weichen Händen,
Ahn' ich, des Dankes voll, das stete Werden,
Bis sich Natur und Leben einst vollenden
Zum ew'gen Lenz im Himmel und auf Erden.

Leo van Heemstede.

Große Versammlung des Münch. Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von
Franz Weigl, München.

Als vor einem halben Jahre mehrere Männer, hauptsächlich angeregt durch die „Trutzbriefe" Dr. Otto v. Erlbachs und die Artikel Dr. Kemmers in der „Allgemeinen Rundschau", an die Gründung eines Münchener Vereins herangingen, der sich die Bekämpfung des sittlichen Schmutzes in all seinen Formen als Ziel setzte, da dachten sie wohl nicht, daß der neue Verein noch im gleichen Jahre eine so imposante Versammlung veranstalten könne, wie sie am 15. Dezember nun im großen Saale des Hackerbräukellers stattgefunden hat.

Der Saal, der reichlich 2000 Personen faßt, war im Hauptraum überfüllt und selbst auf den Galerien gut besetzt. In den letzten Wochen war dieser Besuch allerdings vorauszusehen; hat ja der Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens — wie aus dem knappen Bericht, den der I. Vorsitzende, Abg. Karl Freiherr von Freyberg, seinen herzlichen Begrüßungsworten anschloß, hervorging — etwa 35,000 Männer verschiedener Konfessionen und Parteien, teils als Einzelmitglieder, teils in den beigetretenen Korporationen, hinter sich gestellt. Der Vorsitzende konnte auch schon auf einige Arbeiten hinweisen, die der Verein vollzogen oder doch in Angriff genommen hat, so auf ein Vorgehen gegen das Prostitutionsunwesen, auf die Aufklärung bezüglich der Verbreitung von unsittlichen Bildern bzw. Aktphotographien, auf die Behandlung der gerade gegenwärtig in München sehr aktuellen Frage der Verbreitung sittlichen Schmutzes durch das Theater und ähnliches. Erfreulich ist auch die Anerkennung verschiedener hoher Behörden, die dem Verein schon zuteil wurde. In der Versammlung waren auch die gebildeten Stände stark vertreten, darunter auch viele Protestanten.

Nicht wenig hatte zu dem vorzüglichen Besuch der Versammlung die Gewinnung der beiden als hervorragende Kräfte bekannten Redner, Geheimrat Roeren aus Köln und Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Förster aus Zürich, beigetragen. Das bewies die herzliche Aufnahme, welche beide Referenten fanden.

Mit stürmischem Beifall begrüßt, trat zunächst der verdiente Begründer und Förderer dieser ganzen ernsten Bewegung, Geheimer Justiz- und Oberlandesgerichtsrat Roeren, an das Rednerpult. „Die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" hatte er sich als Thema gewählt. Zunächst konstatierte er an der Hand der Statistik (Zunahme der Prostitution in den Städten, Zunahme der Sittlichkeitsvergehen und der Geschlechtskrankheiten, Umsichgreifen der Verführung Jugendlicher) wie auch unter Hinweis auf offenkundige tägliche Erfahrungen einen Niedergang der Sittlichkeit in unserem Volke. Als Ursachen nennt er die fortschreitende Kultur, die allerdings an sich nicht zum Sittenverfall führen müßte, denn nur die „Auswüchse der Kultur" sind es, die entsittlichen, ferner soziale Mißstände (Schlafstellen- und Kostgängerwesen, Lohnverhältnisse der weiblichen Bediensteten und Angestellten), besonders aber die Verderbnis, die durch den literarischen Schmutz in Wort und Bild unter das Volk und namentlich unter die heranwachsende Jugend getragen wird. Mit der Erfahrung des Mannes, der diesen Schäden ernstlich auf den Grund geschaut hat, richtete der Redner ernste Worte an die anwesenden Väter und Lehrer zu besonderer Wachsamkeit, Worte, die lebhaften Widerhall auslösten. Den gleichen Widerhall fand sein Appell zur Sammlung aller Kräfte für den Kampf gegen diese Gemeinheiten. In herzlichen Beifallskundgebungen dankten die Hörer wiederholt dem verdienten Redner.

Ebenso warm wurde Professor Förster empfangen. Seine Ausführungen weckten auch um so größeres Interesse, als man in dem Züricher Dozenten eine Persönlichkeit achten muß, die mit schweren Kämpfen sich die heutige Stellung in der ethischen Frage errungen hat. Förster entstammt einer Familie, die den christlichen Traditionen fernestand, denen die Mehrzahl der Vereinsmitglieder entstammt. Sein Vater war der Mitbegründer der „Gesellschaft für ethische Kultur" und er selbst hat lange Zeit in der Richtung der ethischen Bewegung dieser Gesellschaft gearbeitet. Die pädagogische Praxis erst und gründliches Studium der ethischen Probleme hat ihn zu einer Stellungnahme in ethischen Fragen geführt, die die unbedingte Notwendigkeit religiöser Beeinflussung und den Wahrheitsgehalt der christlichen Anschauungen

anerkennt. Es ist schwer, aus dem herrlich abgerundeten Ganzen der Rede einzelnes herauszugreifen. Wir hoffen auf Grund stenographischer Aufzeichnungen den Lesern der „Allgem. Rundschau" in der nächsten Nummer einen kurzen Auszug bieten zu können. Hier möge nur noch der tiefe sittliche Ernst hervorgehoben werden, der über Försters Ausführungen lag und der Kirchenstille in die Räume einziehen ließ, nur ab und zu durch dröhnende Beifallskundgebungen unterbrochen, die sich am Schluß mehrfach wiederholten.

Wirklich, die Mitglieder des „Männervereins" können auf diese Versammlung stolz sein. Wenn ich dies hier sage, so mag es nicht als Unbescheidenheit gedeutet werden; es ist nicht mein Urteil, sondern das einer Reihe von Herren, die die Stunden miterlebten und bisher unserem Vereine noch ferne standen. Mögen nur recht viele neue Mitglieder herbeikommen und den Verein unterstützen in der großen Arbeit, die er sich gestellt und die zusammenfassend in der am Schluß der Versammlung einstimmig angenommenen Resolution dargestellt ist. Diese Resolution hat folgenden Wortlaut:

„Die in der heutigen Versammlung des „Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" anwesenden 2000 Männer verschiedener Konfessionen und Parteien stimmen den Ausführungen der beiden hochgeschätzten Herren Referenten und dem bisherigen Vorgehen der Vereinsvorstandschaft zu und rufen alle verantwortlichen Kräfte, namentlich Eltern, Berufserzieher, Behörden und Parlamente, aber auch die weitesten Kreise des Volkes zum Kampfe auf gegen die immer dreister und maßloser sich vordrängende öffentliche Unsittlichkeit mit ihren großen Gefahren für die heranwachsende Jugend. Insbesondere sollte der Kampf sich richten gegen die Verbreitung unsittlicher Bilder und Schriften und die schamlosen Ausstellungen in den Schaufenstern, gegen die durch eine laxe Handhabung der Zensur, wenn auch ungewollt, begünstigte Verherrlichung der Unzucht und des Ehebruches auf der Bühne und überhaupt gegen den auch in öffentlichen Vorträgen und in einem Teile der Presse immer unverhüllter betriebenen Umsturz aller bisherigen Sittlichkeitsbegriffe, gegen die schamlose Massenanpreisung der raffiniertesten sog. Schutzmittel, gegen die Ueberhandnahme des Unwesens der Prostitution. Die Versammlung spricht ihre Entrüstung gegen jene aus, welche die geschäftsmäßige Propaganda der Unsittlichkeit unter dem falschen Deckmantel der „Kunst" betreiben, und wendet sich daher besonders auch an alle Meister, Jünger und Freunde wahrer Kunst, deren freie Entfaltung in keiner Weise behindert werden soll, mit der Bitte um Unterstützung im Kampfe gegen das Gemeine und Niedrige."

Heilige Nacht.

Die Glocken läuten, das Fest ist da!
Die Glocken läuten: was dir geschah,
Was quälend in deine Seele drang,
Vergiß es heute beim Glockenklang!

Tritt in die Kirche, feierlich still,
Und höre, was sie dir künden will:
Der Menschheit, die sich im Kampf entzweit,
Wurde der Friede geboren heut'!

Der Weihnachtsfriede der heil'gen Nacht,
Der gläubige Seelen selig macht,
Der aus des Himmels Höhen gesandt —
Erschließe ihm deiner Seele Land!

Sieh' dort das ernste Madonnenbild,
Die Gottesmutter mit ihrem Kind,
Viel bunte Kerzlein flackern empor,
Viel fromme Seelen knien davor!

Im Weihrauchduft und im Kerzenglanz,
Bete auch du einen Rosenkranz,
Singe auch du mit der Orgel gleich
Das schönste Lied aus dem Glaubensreich,
Das jubelnd und fromm der Seele entwich:
Großer Gott — Vater — wir loben dich!

Eugenie Langsdorff.

Neuestes und Neues vom Büchertische.

Von

E. M. Hamann, Gößweinstein i. Oberfr.

Zum Neuesten gehört Gustav Frenssens bereits vielbesprochene, schon im 44. Tausend vorliegende Schöpfung: „Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht." 210 S. geb. M 3.— (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1906). Viel deutsches junges Heldentum hat in weiter Ferne unter den denkbar schwersten Entbehrungen und Mühen gestritten, gelitten, sich selbst hingegeben — und die eigene Nation hat anfangs so gut wie keine, später eine verhältnismäßig geringe innere Anteilnahme dafür gezeigt. Wie wenig auch dem großen Plus unseres Volkes die Kolonisation bedeuten möge: es sind doch unsere Stammesbrüder, die ihr Leben dort einsetzten und einsetzen, Söhne der deutschen Heimat, die unserem Interesse, unserem Herzen näher stehen sollten als alle japanischen und russischen Krieger, als alle fremdländischen Heere der Welt. Eben darauf weist Frenssens musterhaft schlichtes und in dieser Schlichtheit auch künstlerisch ergreifendes Werk nachdrücklich hin, mit der Sprache warmer Vaterlandsliebe, aber ohne Hurrapatriotismus, vielmehr unter wiederholter erschütternder Betonung der Naturrechte des Feindes, unter Zugeständnis unserer eigenen Fehler, Mißgriffe und — sagen wir's milde: Unerbittlichkeiten. Dabei immer wieder die Beleuchtung des allgemein Menschlichen, sowie des Charakteristischen, Typischen in uns, des nie Unterzubringenden, nie Untergehenden. Und prachtvolle knappe Naturschilderungen von echt Frenssenscher Art. Knappheit, Konzentration ist überhaupt das Merkmal des „Berichtes". Dessen Erzähler ist der Held: ein einfacher Schlossergeselle und Marinesoldat. Was er erzählt und wie er erzählt, geht in keiner Weise über den Horizont seiner Kreise, wenn auch die nordische Neigung zum Sinnieren sich des öfteren bekundet. Das tiefste Motiv: das religiöse, schlägt Frenssen in diesem Buche, hinter welches er selbst völlig zurückzutreten scheint, nur leise an; wir erfahren, was der Tatsächlichkeit entspricht: daß auf dem afrikanischen Glutboden manches eingeschlafene Gottvertrauen wieder aufgewacht ist. Das christlich kulturelle Motiv klingt etwas stärker an: durch Unterstreichung des Gegensatzes zwischen dem Gebote der Bruderliebe und der energischen Durchführung kultureller Eroberungskämpfe. Frenssen sucht die Möglichkeit einer künftigen Ausgleichung dieses Kontrastes dahin anzudeuten: „Wir müssen sorgen, daß wir vor allen Völkern der Erde die Besseren und Wacheren werden. Den Edleren, den Frischeren gehört die Welt. Das ist Gottes Gerechtigkeit . . . Wir müssen noch lange hart sein und töten; aber wir müssen uns dabei, als einzelne Menschen und als Volk, um hohe Gedanken und edle Taten bemühen ..., damit wir zu der zukünftigen brüderlichen Menschheit unser Teil beitragen." — „Peter Moors Fahrt nach Südwest" wird niemand irreführen; es wird im Gegenteil Gutes stiften, wenngleich auf einem speziellen, auf einem ethisch begrenzten Felde.

„Wanderbüchlein" nennt sich Karl Domanigs soeben erschienene Gedichtsammlung (57 S., Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung 1907). Man kann nicht anspruchsloser auftreten als dieser wohlbewährte Sänger es tut in dem vorliegenden Büchlein, das ein Bekenntnisbuch bedeutet, ein Lebensbuch. Aus dieser künstlerischen (oft volkstümlich sangbaren Einfachheit strahlt Heldenmut: ein solcher, der im Wandern zum ewigen Ziele das Leben überwindet. So mannhaft kernig ist das Büchlein, und dabei so weich und tief, so unmittelbar an das Tiefe und Weiche in uns sprechend. So abgeschlossen, so durchsichtig, so zur Kristallhelle geläutert, so hingegeben an das Beste und Höchste: an die Liebe zu den teuersten Menschen, zu allen Brüdern, zum Idealen, zu Gott. So getragen auch von echtem, großem Humor, so treu und gesund, so zeugend von edlem Selbstgefühl und ergreifender Demut. Ich wollte, es erstünden uns mehr solcher „Wanderbüchlein".

L. Rafaels (H. Kiesekamps) „Tiefen der Sehnsucht. Neue Gedichte" sind just herausgekommen (88 S., Leipzig, S. F. Amelangs Verlag 1906). Sie scheinen mir noch einen Fortschritt gegen die doch schon hervorragenden „Abendgluten" zu bedeuten: in ästhetischer und religiös ethischer Abgeklärtheit. Der Urgrund und das Urziel der Sehnsucht, der diese Gedichte gewidmet wurden, sind göttlicher Wesensart; die Leier, auf der diese ewige Melodie des Menschheitsanges sich hier abspielt, weist ein mannigfaches Saitenspiel auf. Aber die Saite der erotischen Liebe, der L. Rafael einst so glutvolle Töne zu entlocken wußte, fehlt. Desto reicher ist die der Mutterliebe geweihte („Bei den Kindern" und „Margarete"). Aber auch die anderen eignen

dem Urgrunde wahrer Poesie: dem zielbewußt gelebten Leben eines wirklichen Künstlers. Zwingend ergießt sich die Naturliebe in sprachschöne Rhythmen. Volksliedartiges gelang L. Rafael stets gut; so auch hier. Die Reihe ihrer wuchtigen Monodramen ist wiederum durch zwei ebenbürtige vermehrt worden („Kain" und „Maria von Magdala"). Die Abschnitte „Meiner Mutter", „Tagebuchblätter", „Sprüche und Verwandtes", „Lyrisch-Episches" enthalten viel Ueberzeugendes, Schönes. — Alles in allem: eine Weihnachtgabe echten „Dichter-, Frauen- und Menschentums".

Franz Eichert hat unlängst seine „Kreuzlieder" in veränderter Form veröffentlicht: „Kreuzlieder. Erster Teil. 3. Auflage", und „Kreuzesminne. Gedichte (der „Kreuzlieder zweiter Teil) 1. Auflage." Beide Bände — à 85 und 83 Seiten — herausgekommen im Verlage von Friedrich Alber, Ravensburg. Die herrlichen „Kreuzlieder" in alter Ausgabe sind bekannt, man möchte sagen: „Gott sei Dank!", zumal für die gesamte katholische deutsche Nation. Denn lange genug hat es gewährt, bis dieser Kreuzessänger von Gottesgnaden sich durchringen konnte zum Anerkennungsthrone von Volkesgnaden. Es lag nicht an ihm. Für sich selbst gewollt hatte er es nie: was er tat, tat er für Gott und fürs Volk. Und er tat es, wie gesagt, als ein Berufener, mit auserwählten Mitteln. Er ist gebeugt darüber geworden und, wahrlich! nicht der Goldschimmer des Reichtums bestrahlt ihn und sein Heim. Aber wir wissen doch jetzt allgemein, was ich schon früher aussprach: „So haben wir keinen Zweiten." Die Eichertgemeinde — denn eine solche existiert — wird sich der neuerstandenen „Kreuzlieder" und der neu entstandenen „Kreuzesminne" innig freuen. Möge diese Freude sich umsetzen in die Tat! In jede katholische Hausbibliothek, in jede öffentliche Bibliothek gehört unser Eichert! Möge denn das diesjährige Christfest tausende von Exemplaren der „Kreuzlieder" und der „Kreuzesminne", neben „Wetterleuchten" und „Höhenfeuer", unter ebenso vielen Lichterbäumen sehen!

Zum Schlusse ein kurzer Hinweis. Ich las soeben einen Brief, in dem ich um Angabe eines guten Bühnenstückes für gebildete katholische Dilettanten (Vereine) gebeten wurde. Mit Freuden mache ich da auf Alinda Jacobys neueres Werk aufmerksam: „Saulus. Drama in fünf Aufzügen." 68 S. brosch. 80 Pf. Theater-Bibliothek: 36. Bändchen. Aufführung bei Abnahme von sechs Exemplaren gestattet. (Limburg a. d. Lahn. Druck und Verlag der Limburger Vereinsdruckerei.) Wie ich bestimmt weiß, hat es sich schon glänzend bewährt, und zwar in anspruchsvollen Großstadtkreisen. Kein Wunder. Denn es ist auch nach der Tiefe ein überraschend wirkungsvolles Stück, mit Schönheiten, die ihm — trotz einiger Lücken — auch auf der öffentlichen Bühne Beifall erringen würden, wenn so etwas wegen des Stoffes heutzutage möglich wäre.

Vor Weihnacht.

Leise, weiße Flocken,
Weicher, leichter Fall!
Engelein frohlocken —
Weihnacht überall.

Dämm'rig und umdustert
War die Welt so weit.
Nun schmucküberplustert
Liegt sie tiefverschneit.

Wie von Kerzenflämmchen
Scheint erhellt die Nacht.
Jedes Tannenstämmchen
Schon bereit sich macht.

Leise, weiße Flocken,
Weicher, leichter Fall!
Horch! Die Weihnachtsglocken!
Lieber, trauter Schall!

Münster i. W. — Friedrich Castelle.

Das Weihnachtstörtchen.

Von
P. A. Sheehan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von H. Buß.

„Frank," sagte Frau Forrest, „dies ist nun das vierte Törtchen, das du heute abend gegessen hast. Ich fürchte, mein Junge, du wirst krank werden, wenn du dir dieses letzte nicht auf morgen aufhebst!"

Frank konnte seiner geliebten Mutter nicht ungehorsam sein; so nahm er eilig die Süßigkeit und trug sie in den Wandschrank.

Es war Weihnachtsabend.

Plötzlich hörte man ein schwaches, schüchternes Klopfen an der Türe, und da die Köchin alle Hände voll zu tun hatte, um für den Festtag Kuchen und Torten zu bereiten, so lief Frank zur Türe und öffnete. Ein eisiger Windstoß hob ihn beinahe vom Boden, während einige Schneeflocken leise auf den Fußboden fielen und langsam auf dem Teppich der Halle zerschmolzen.

„Gebt mir etwas für meine Kinder!" sagte eine schwache, zitternde Stimme. Und Frank sah vor sich eine bleiche, zarte Frau, welche in dem eisigen Sturm vor Kälte zitterte. Sie hielt ein kränklich aussehendes Kind im Arm, und der Schnee hatte ihm eine flimmernde Krone auf das Köpfchen gelegt, das aus dem umhüllenden Mantel der Mutter sichtbar wurde. Ein anderes Kind hielt sie an der Hand, und seine armseligen Lumpen flatterten nur so, als der Sturm in sie hineinfuhr und die kleinen Beinchen mit seinen eisigen Nadeln stach.

„Warten Sie einen Augenblick," sagte Frank, der ein rauher, entschlossener, männlicher Knabe war, jedoch der zartesten Gefühle fähig, wenn er sich derselben auch nicht einmal bewußt war. Nach einigen Augenblicken kehrte er mit folgender Sammlung zurück: mehrere Schnitten Brot, Stücke kalten Fleisches, ein Paket Tee, eine Tüte Zucker, ein Bündel Weintrauben, ein hölzerner Affe auf einem Stock, eine zerbrochene Puppe und als Krone aller dieser Schätze — sein eigenes Törtchen, das er sich für den kommenden Tag aufgehoben hatte.

„Gott segne dich, liebes Kind!" sagte die Frau, als sie die Schürze öffnete und all diese Kostbarkeiten zusammenlas, und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht und erhellte ihre Augen, als ob ein Engel vorbeigerauscht und sie berührt und verklärt habe.

Es schlug neun Uhr. Frank saß am Feuer seines Schlafzimmers und sah in die tanzenden, springenden Flammen, die an den Eisengittern emporzüngelten. Dann zog er langsam und widerstrebend zuerst den rechten, dann den linken Schuh aus, kroch in sein warmes Nestchen und horchte auf den wilden Sturm, der an den Fenstern rüttelte; dabei dachte er darüber nach, wo wohl die Kinder sein mochten, die er am Abend gesehen hatte. Leise stahl sich der Schlaf in seine Augen, und er schloß die Lider im friedvollen Schlummer der Kindheit.

Bum — bum — bum .... die große Glocke der Kathedrale schlug die Mitternacht, und der Sturm trug auf seinen Flügeln die Töne durch die Welt.

Frank fuhr in die Höhe.

Ging — gang — ging — gang ... die silbernen Klänge mischten sich mit den tiefen, die Freudenglocken sangen jubelnd ihre Weihnachtslieder! Frank hörte, wie die Türe der Halle geöffnet und wieder geschlossen wurde; er wußte, daß seine Mutter durch den Wintersturm zur Mitternachtsmesse ging. — —

Er blickte um sich. Hallo! was ist das? Dann setzte er sich auf und stützte sich auf seinen Ellenbogen.

Nein, es war keine Täuschung! In Franks eigenem Stuhl am Kamine saß ein kleines, altes Männlein, das nicht um einen Zoll größer war als Frank selbst. Es hielt seine Hände ans Feuer; Frank konnte ganz deutlich ihren dunklen Schatten über den roten Flammen sehen. Der Knabe war einen Augenblick sprachlos; bald jedoch kehrte ihm sein Knabenmut zurück und fröhlich rief er:

„Hallo, alter Bursche! Fröhliche Weihnachten!" Das fremde Männlein erhob sich langsam; die Arme auf dem Rücken verschränkt, kam es an Franks Bett heran, und indem es sich über den Knaben beugte, rief es halb im Ernst, halb im Scherz aus:

„O, du böser Bub!"

„Ich bin kein böser Bub!" sagte Frank voll Entrüstung über diese Antwort auf seinen herzlichen Willkomm. „Und du hast kein Recht, mir das zu sagen!"

„Wo ist mein Törtchen?" sagte das Männlein, indem es drohend den Finger erhob.

„Ich muß gestehen," entgegnete Frank, „daß ich keine Ahnung habe, wo dein Törtchen ist, — meines gab ich einer armen Frau!"

„O, du böser Bub," wiederholte der fremde kleine Mann, während er sich langsam abwendete und seinen Platz am Kamine wieder einnahm.

Doch fühlte Frank, daß der Alte es so schlimm nicht meinte. In diesem Augenblick versenkte er seine Hand tief, tief in seine Tasche und legte auf Franks Tisch, neben Kragen und Manschetten, ein Törtchen, welches ganz genau so aussah wie jenes, das Frank der armen Frau an der Türe gegeben hatte. Da lag es mit seinem erhabenen Rand, seiner braunen Rinde und den fünf Rosinen, welche die Köchin auf Franks eigenes Geheiß kreuzweise hineingesteckt hatte. Das Männlein nahm vorsichtig die Rinde ab und legte sie neben sich.

„Er wird sie gleich essen, der alte Schlecker!" dachte Frank. „Sicherlich hat er das Törtchen der armen Frau gestohlen!" Aber nein! Er zündete nur ein Hölzchen an den Kohlen des Kamins an und fuhr damit langsam über die Kruste. Ein schönes, blaues Feuer flammte auf, das in der Dunkelheit flatterte und züngelte, bis es die Decke erreicht hatte. Dann nahm es nach und nach das Aussehen eines brennenden Hauses an. Durch die schrecklichen Flammen im Innern hoben sich die Fenster deutlich in den dunklen Wänden ab. Frank konnte die Feuergarben sehen, welche von den Schindeln des Daches niederfielen. Dann hörte er großen Lärm und Stimmengewirr, das Geräusch von vielen Schritten und einen Laut, welcher klang wie das Rauschen der See. Dann folgte ein wilder Schrei, und ein dünner Wasserstrahl erhob sich über die Menge und fiel auf das Feuer. Wieder ein Schrei! Frank stand beinahe vor Entsetzen das Herz still, als er am Fenster des brennenden Hauses einen kleinen Jungen erblickte, der genau so aussah wie er selbst, nur mit einem Nachthemdchen bekleidet; in seinem Gesichtchen prägte sich Todesangst und Entsetzen aus, während seine Arme wild dahin und dorthin flogen.

Aufmunternde Rufe klangen hinauf, und eine Leiter wurde fest gegen das Fenster gelehnt; ein junger Matrose kletterte eilig empor und im nächsten Augenblick hielt er das zitternde Körperchen mit seinen starken Armen festumschlungen und trug es hinab, wo sanfte Hände und warme Herzen zu seinem Schutz bereit waren. Franks Herz schlug wild, in dicken Perlen stand der Schweiß auf seiner Stirne. Da hörte er plötzlich die rauhe Stimme des Männleins: „Schließe deine Augen!"

Frank schloß sie, spähte jedoch heimlich aus dem Augenwinkel. Da sah er, wie das alte Männlein die Rinde aufhob und um das Törtchen legte: im gleichen Augenblicke erlosch die schreckliche Feuersbrunst vollkommen. — —

Und die Weihnachtsglocken läuteten! — —

„Schließe deine Augen," sagte der Alte nochmals ärgerlich. Frank schloß sie nun und hielt sie, wie ihm schien, lange Zeit geschlossen.

„Schau auf!" sagte die rauhe Stimme. Frank öffnete seine Augen in einem Gemisch von Furcht und Neugierde, welch neue seltsame Vision ihn wohl erwarten werde. Doch es war nichts Schreckliches. Auf irgend eine Weise hatte sich das Törtchen in ein tiefes und breites Tal verwandelt, mit wilden Felsen und seltsamen dunklen Schluchten, mit finstern, eng zusammengedrängten oder unregelmäßig aufragenden, wie von einem Erdbeben durcheinander geschüttelten Bergen. Aus der Mitte erhob sich eine mächtige Bergspitze; ihr Fuß war mit Tannen geschmückt, weiter hinauf standen schwarze, dräuende Felsen, die Spitze des Berges aber war mit einer Krone von Schnee umgeben, die hoch in die Luft ragte und bis zur Decke des kleinen Schlafzimmers reichte. Am Fuß des Berges war ein Dorf. In dem Dorfe hörte man Lärm und Unruhe und die Laute vieler Stimmen. In der Straße standen einige Maulesel, mit Vorräten beladen, und drei Führer, große, kräftige braune Burschen, schlenderten auf und ab, die Bergstöcke in den Händen und ungeheure Rollen von Seilen um die Schultern geschlungen. Drei junge Herren standen abseits in eifrigem Gespräch. Sie waren jung, fast noch Knaben; doch sprach Kraft und Mut aus ihren Blicken, aus ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen. Das Wort „Gefahr" schien ihnen nicht bekannt zu sein. Endlich trennte sich der eine von seinen Gefährten und entfernte sich ganz niedergeschlagen und ärgerlich. Dann wurde das Zeichen gegeben: die beiden jungen Männer und ihre Führer zogen aus, um den Berg zu besteigen. Der Tag schritt vorwärts und der Abend kam. Ehe jedoch die Dämmerung einfiel, sah Frank, daß Leute mit langen Fernrohren aus ihren Häusern herausstürzten und nach dem beschneiten Gipfel spähten. Frank konnte dort nichts entdecken als den kalten, gefrorenen, glitzernden Schnee, der von dem Widerschein des Feuers rosenfarben und purpurrot aufglühte. Plötzlich hörte er rufen: „Dort sind sie!" Frank blickte nochmals hinauf; nun war es ihm, als sähe er fünf kleine, schwarze Pünktchen auf dem Schnee, die durch einen Faden miteinander verbunden waren. Langsam bewegten sich die fünf schwarzen Pünktchen über die schlüpfrige Fläche hinauf, bis sie in den Wolken verschwanden. Einige Minuten darauf waren sie wieder sichtbar, sie kletterten jetzt den steilen Hang des Berges hinab. Frank hielt den Atem an. Sie waren schon die Hälfte des Berges hinabgestiegen, als plötzlich die kleinste der durch das Seil verbundenen Gestalten stürzte: einer nach dem anderen wurden die tapferen Bergsteiger von Fels zu Fels geschleudert, von Abgrund zu Abgrund, bis sie endlich in einem dunklen Tale verschwunden waren. Ein Schrei des Entsetzens stieg aus dem Dorfe auf. Frank schloß seine Augen und drückte die Finger in die Ohren. Nach einigen Minuten schaute er jedoch auf und sah Fackeln sich durch das Dorf bewegen und Menschen hin und wieder eilen; er wußte, daß Leute auszogen, um nach den zerschmetterten Leichen der jungen Männer und ihrer Führer zu suchen. Dann begann eine Glocke zu läuten. Frank schien ihr Ton zu heiter für ein Begräbnis — denn nun bewegte sich an einem Hügel hinab, zwischen Bäumen hindurch und über das Tal ein trauriger Zug und betrat das Dorf. Bergbewohner mit gesenkten Köpfen trugen auf den Schultern eine Bahre; auf derselben lag etwas, von schwarzen Tüchern bedeckt. Hinter der Bahre kam ein junger Mann, in welchem Frank den Gefährten erkannte, welchen die anderen am Morgen zurückgelassen hatten. Er weinte leise und fuhr zuweilen mit seinem Taschentuch über die Augen.

Einen Augenblick erhob er das Gesicht und das rote Licht der Fackeln fiel darauf: Frank erkannte sich selbst. Er fühlte einen heißen Schrecken bei dem Gedanken, wie knapp er einem furchtbaren Tode entgangen war. Eine Weile lag er da und sann und sann, bis er plötzlich wieder den kleinen Alten beim Feuer und das Törtchen auf dem Tisch sah. Die Vision des Tales war verschwunden. — —

Und die Weihnachtsglocken läuteten! — —

Nach einer Weile sagte nun die Stimme des Männleins, diesmal jedoch gar sanft und freundlich: „Schließ deine Augen!" Frank folgte ihm sorgenvoll, er war traurig und erschreckt und fürchtete sich vor einem neuen entsetzlichem Bilde.

„Nun magst du aufblicken!" rief der Alte.

Ziemlich schüchtern spähte Frank hervor. Wie aber lachte sein Herz vor Freude, als er den schönen Hafen der eigenen Heimat sah, in seinen reichsten Farben von Blau und Gold, der Sonnenschein strömte darüberhin, und die kleinen Wellen tanzten und hüpften und funkelten. Lange Zeit blickte er auf die Wasser hinaus. Da hörte er in nächster Nähe Lachen und Sprechen und sah gerade unter sich ein großes, schönes Schiff. Seltsam! es schien ihm, als sei dies Schiff nichts anderes als sein in die Länge gezogenes und reich geschmücktes Törtchen! Es schaukelte auf den Wogen und hatte den geradesten Mast und das weißeste Segel der Welt. An Bord sah Frank eine Menge schöner Frauen und tapferer Männer, und obwohl sie sich verändert hatten, erkannte er in ihnen alle die Freunde seiner Kindheit. Starke Bootführer in blauen Jacken hoben Körbe und Koffer auf Deck — und über allem lag etwas, was Frank noch niemals zuvor gesehen hatte: es war eine Freude, ein Frieden, ein goldener Schein, welche von einem Lichte ausstrahlten, das heller war als die Sonne. Er selbst aber war sehr traurig. Die Leute bemitleideten ihn und sagten: „Ein anderes Mal, Frank, nimm's nicht so zu Herzen!" Und die Ruder wurden kräftig auf den Sand gestemmt, das Schiff ward vom Ufer gestoßen und die Segel wurden gelichtet. Eine fröhliche Brise fuhr in die Segel und trug das Schiff wie einen Vogel über die schimmernden Wasser. Frank wandte sich betrübt und enttäuscht ab. Aber siehe da! Als er den Admirals-Hafendamm entlang ging, sah er sich der armen Frau gegenüber, deren Kindern er sich freundlich erwiesen hatte. Doch war sie verändert. Sie hatte den seltsamen Blick, der ihr Antlitz verschönte, als der Engel sie berührt hatte, und ihr Kind war schön und rosig und streckte Frank die Händchen entgegen. Das kleine Mädchen aber war wunderschön gekleidet; es haschte nach Franks Hand, beugte ihn zu sich herab und flüsterte ihm etwas ins Ohr, was er aber nicht zu verstehen vermochte. Doch stahl sich ein großer Friede in sein Herz. All sein Kummer, all seine Enttäuschungen waren verschwunden!

Als jedoch der Abend kam, die Lampe angezündet und die Bücher geöffnet waren, kam die alte Traurigkeit von neuem

über ihn. Plötzlich ertönte ein scharfes Läuten und an der Haustüre wurde hastig geflüstert; ein heftiges Klopfen folgte, und er hörte die Stimme seiner Mutter sagen: „Mein Gott!" Dann wurde die Türe seines Zimmers aufgerissen, und seine Mutter stürzte herein, das Antlitz naß von Tränen. Bald wußte Frank, daß dies fröhliche Schiff vom Morgen als Wrack auf hoher See trieb, und er wußte auch, daß seine lieben Freunde, von denen er am Morgen so traurig Abschied genommen, als kalte, stille Leichen tief unten auf dem Grunde des Meeres unter den blauen kalten Wassern lagen. Seine Mutter aber trat zu ihm, schlang ihre Arme um seinen Hals, und er hörte sie sagen: — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wie Frank, fauler Junge! Noch zu Bett um 8 Uhr am Christmorgen! Du versprachst, der erste in der Sakristei zu sein, um Vater Ambrosius fröhliche Weihnachten zu wünschen! Nun aber kannst du bis zum Hochamt warten — übrigens ist ein Stoß Weihnachtskarten für dich gekommen!"

Frank lag einen Augenblick still da und suchte seine Gedanken zu sammeln. Nun erschienen ihm alle Visionen der Nacht wie ein Traum. Das weiße Licht des Weihnachtsschnees fiel ins Zimmer, und die Glocken läuteten zur Messe. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und rief:

„O, Mutter! wenn du wüßtest, was ich geträumt habe!"

„Mach' dir nichts daraus, mein Junge!" sagte die Mutter, „du kannst es mir ja bei Gelegenheit erzählen."

Und „bei Gelegenheit", als der Tisch abgeräumt war, als alle um das Feuer saßen und kein Schatten der Verstimmung auf dem fröhlichen, kleinen Kreise lag, da erzählte Frank seinen Traum, während seine Mutter seine Hand leise umschlungen hielt. Als er geendet hatte, strich sie ihm die schönen Locken aus der Stirne, küßte ihn sanft und sagte:

„Das war kein Traum, Frank, sondern eine Vision der Gefahren, von denen der liebe Gott meinen Jungen beschützen wird zur Belohnung für seine Mildtätigkeit gegen die Kleinen des Heilandes!"

Eine unmoderne Weihnachtsgeschichte.

Von

Anna de Crignis.

An einem kalten Christmorgen um die Mitte des vorigen Säkulums trieb eine nach Art der Bäuerinnen gekleidete Frau eine weißgestirnte Kuh dem nächsten Marktflecken zu. Dort bot sie dieselbe auf und hatte das selten schöne Stück bald an den Mann gebracht. Fest drückte sie den geldschweren Lederbeutel gegen die Brust, nachdem sie ihm fast zaghaft einige Sechser zu persönlichem Gebrauch entnommen hatte. Daß sie gar sehr einer Stärkung bedurfte, sah man auf den ersten Blick. Im Wirtshause herrschte festfrohes Hin- und Herwogen, seltsam kontrastierend mit dem hohen Ernste und tiefen Schweigen unserer eben angekommenen Bekannten. Erschöpft setzte sie sich auf die Ofenbank neben einen wettergebräunten Burschen, der anscheinend hinter seinem Kruge eingenickt war. Nachdem die Frau mit frostbebender Hand ihre Schatzbörse in der weiten Tasche des altväterlichen Mantels aus Schaffell geborgen hatte, legte sie diesen neben ihren Sitz, bestellte einen einfachen Imbiß und überließ sich dann ihren Gedanken. Eine drahtlose Telegraphie verband sie mit dem drei Stunden entfernten Heimatdorfe und ließ sie Zwiesprache führen mit ihrem kranken Manne und jedem ihrer fünf kleinen Kinder. Sie gestand ihnen im Geiste, welch schwerer Schritt es für sie gewesen, die gute Bleß in fremde Hände zu geben: aber dem Manne war kostspielige Stärkung, den Kindern und ihr das tägliche Brot vonnöten!

Eine Stunde später trug sie in der Apotheke geschäftig ihre Wünsche vor; man gab ihr ein rotes und grünes Schälchen Arznei und eine große Flasche purpurnen Weines. Ihre Hand senkte sich in die geheimnisvolle Tasche des alten Ueberrockes, aber so oft sie auch griff und wieder griff — die Tasche war leer. Wie eine Eissäule stand die Arme da, unfähig ein Wort zu stammeln; vor ihren Augen tanzten feurige Flämmchen und die Füße versagten den Dienst. Es dauerte minutenlang, bis sie sich fassen und dem Apotheker die Sachlage klar machen konnte. Aber dieser, ebenso hart als reich, entnahm ihrem Korbe seine Flaschen, führte sie am Aermel zur Türe und empfahl ihr frische Luft als bestes Mittel gegen Schwindelanfälle. Mechanisch und unsicher, wie eine Maschine, deren Oel zur Neige geht, schleppte sich die Aermste zum Wirtshaus zurück. Den ganzen Weg hatte sie abgesucht mit brennenden Augen und blutender Seele. Allein umsonst. Auch im „Grünen Kranz" wußte man nichts von dem verlorenen Schatz, bis ein Mädchen schließlich erzählte, es habe vor einer halben Stunde draußen am Gartenzaun einen nußbraunen Burschen gesehen, der eine Hand voll Taler gehabt habe und dann spornstreichs feldein gelaufen sei. Die Frau zog ihr buntes Tuch fester um den Kopf und schritt, ohne Mitleid und Spott abzuwarten, zur Türe hinaus. Ihr Gram war übergroß, tränenbar. Schon neigte sich der Tag, aber es blieb ihr nichts übrig, als tapfer vorwärts zu schreiten, dem Walde und der Nacht entgegen.

Nur heim, heim! Dann wieder fühlte sie die Qualen voraus, die ihr Herz brechen würden, weil sie den Ihren statt der versprochenen Weihnachtsfreude nur neues Unglück bringen konnte. Todmüde und verwirrt tastete sie zwei Stunden durch das Tannicht, bis sie beim letzten Scheine der Dämmerung an einer Kreuzung merkte, daß sie irre gegangen war. Dieses schreckliche Bewußtsein drückte sie zu Boden; ihrer Sinne nicht mehr mächtig, blieb sie liegen.

Nicht lange, so blitzte an derselben Stelle ein Lichtlein auf; es hing am Ledergurt des alten Waldbruders Wendelin, der wie von ungefähr des Weges kam. Ein barmherziger Samaritan, richtete er das ohnmächtige Weib auf, flößte ihm Heiltrank ein und führte es in seine Klause. Er fand auch bald den Schlüssel zu dem so schwer bedrängten Herzen. Liebreich wie ein Vater redete er über die Wunder der göttlichen Vorsehung. Ein seltsames Zucken flog über die versteinten Züge der Frau und endlich brachen Ströme befreiender Tränen aus ihren Augen. — Dann machte sich das seltsame Paar auf den Weg; der Einsiedel leuchtete mit seinem Laternchen voran, die Unglückliche folgte langsam und schwerfällig. — Am Scheidewege stand ein alter Apfelbaum; seines grünen Blätterschmuckes war er zwar ledig, hatte aber in seine Krone einen jungfräulichen Mistelkranz geflochten.

„Ich bin Fremdling hierzulande; in meiner Heimat jenseits des Meeres schmückt man heute Haus und Hof mit diesen Weihnachtspflanzen; sie sind Symbole eines neuerwachenden Lebens und sollen Glück bringen." So sprechend, war der Klausner auf ein morsches Bänklein gestiegen und hatte einen Arm voll Mistelzweige herabgeholt.

„Nehmt dieses glückverheißende Grün mit euch, gute Frau, und stellt es Eurem kranken Manne ans Lager. Hätte ich Schätze dieser Erde, Euch wäre noch diese Stunde geholfen worden."

Eine neue Tränenflut war die Antwort; doch das Weib war ruhiger geworden, nahm die Zweige, stammelte dem edlen Greise Herzensdank und eilte der kleinen Welt seiner Liebe zu.

Endlich, endlich stand die Frau vor der Türe. Wie sie bangte vor den Fragen ihres Mannes, vor den Bestürmungen der Kinder! Fast geräuschlos drehte sie den Schlüssel um und lauschte. Aber sie konnte nichts vernehmen als das Ticktack der alten Wanduhr. Mit Aufgebot aller Willenskraft öffnete sie die Stubentüre und hatte mit einem Blicke die Situation erfaßt. Gottlob! Die Kinder schliefen den festen Schlaf der Unschuld und Gesundheit. Auf den Zehenspitzen schlich sie zum Lager ihres Mannes. Er schlief nicht. Aber, welches Licht lag heute in seinen Blicken! Welch frisches Rot glühte auf seinen Wangen! Gottlob, nun ging es besser!

„Rosa!"

O, jetzt würde er fragen und alles wissen wollen. Sie sank in den Lehnstuhl.

„Rosa, komme näher, setze dich doch zu uns!"

„Zu uns?"

„Ja, liebes Weib; hat denn der Schnee so sehr dein Auge geblendet, daß du ihn nicht sehen kannst, der an meinem Bette weilt — — meinen Ahnherrn?"

Ein Schauder überkam sie. Armer Mann! Sollte er auch noch den Verstand verloren haben? —

„Mein Ahnherr ist da. Warum auch kannst du ihn nicht sehen? O, wie stattlich ist er mit dem Galafrack aus kirschrotem Sammet, den seidenen Kniehosen und blütenweißen Strümpfen! Breite Silberspangen zieren die feinen Schuhe. Die eine Hand hat er an den Degen gelegt, mit der anderen hebt er den Dreispitz vom gepuderten Haar — dich zu grüßen."

„Eduard — o, Eduard!!"

„Meine Rosa, schon stundenlang sitzt er bei mir. Er redet meine Sprache und ich die seine; er versteht mich wie niemand anderer in Dingen, in denen auch du mir nie folgen konntest! Ich mußte weinen vor Glück!"

„Eduard, wie sagtest du doch stets: Eine Kluft sei zwischen dir und mir, zwischen deiner und meiner Welt, deinem und meinem Geiste, die nichts überbrücken könne, selbst nicht — unsere Kinder."

„Vergib, wenn dir dies weh getan, verzeihe dem — Künstler!"

„Ich habe nichts zu vergeben, denn deine Rede ist wahr." In unendlicher Demut faltete sie die arbeitsamen Hände. —

„Höre, Weib! Ich habe ihm alles erzählt. Wie ich als junger Künstler Nächte hindurch geigte und malte im einsamen Elternhaus auf der Heide unter Leitung des liebevollsten Vaters, des großen Meisters. Wie dann der Krieg kam und mein Vater fortziehen mußte mit dem Korsen gen Rußland! Wie trostlos es dann zu Hause war, bis einstmals der Landesherr sich auf der Jagd verirrte, bei uns Rast hielt — meine Bilder sah und meine Geige hörte. Ich sollte mit ihm nach dem Süden, ins Land der Kunst, dem Glück, dem Leben entgegen! Da geschah etwas Unerhörtes. Meine Mutter, meine stolze Mutter warf sich mir zu Füßen, hob die Hände gegen mich und schluchzte: Mein Sohn, kannst du mich verlassen, kannst du uns verlassen — und sie zeigte auf die kleinen Zwillingsbrüder in der Wiege. . . . Ich blieb, der Fürst aber und mein Glück zogen fort. — — Das alles hab' ich dem Ahn' erzählt und weiter, wie ich dann dich gefreit, des Schulzen blondes Töchterlein. Küche und Kunkelstube, Feld und Anger, Rinder und Lämmlein waren dein ein und alles. Aber meine Welt war grenzenlos und lag unerreichbar hinter fernen, blauen Bergen. . . . Niemand vermochte mich und meine Kunst zu fassen. Schließlich erniedrigte ich sie zur Dirne —, indem ich Handwerker ward. Die Bauern fingen an mich zu verstehen in jener Stunde, in der ich an mir selbst verzweifelte. Ich trank und spielte, wurde ehr- und pflichtvergessen gegen Weib und Kind. — Dann kam dieses innere, schleichende Fieber . . ."

Auch die Wangen der Frau brannten. Sie wollte den seltsam Erregten auf andere Gedanken bringen. Die Misteln des Waldbruders kamen ihr zu Hilfe. Freundlich legte sie dieselben auf die Decke.

Sichtbar erfreut nahm sie der Leidende: „Ich will auch sie dem Ahnherrn zeigen, noch weilt er hier."

Eine längere Pause trat ein.

„Mein Ahne nennt diese seltsamen Pflanzen Sinnbilder eines neuen Lebens; viel Wunderbares weiß er zu erzählen vom Mistelkult, vom Fest der Wintersonnenwende, vom lichten Balder —"

Erschöpft sank er zurück. Besorgt nahm sich sein Weib in Treuen seiner an.

„Schone dich, erzähle mir ein andermal, Eduard!"

„Nein, Rosa, sogleich sollst du erfahren, wie wunderselig der Ahne zu mir sprach:

‚Ein Balder lebt' im Süden, einer Jungfrau Sohn:
Der Nornen Runenrätsel auf dem schwarzen Schild
Zu deuten, sandt' Allfader auf die Erde ihn.
Fried' war sein Heerruf, Liebe war sein blankes Schwert,
Als Taube saß ihm Unschuld auf dem Silberhelm.
Fromm lebte er und lehrte er, starb und vergab
Und unter fernen Palmen steht sein Grab im Licht.
Sein Wort, erzählt man, wandert hin von Tal zu Tal,
Erweichet harte Herzen, leget Hand in Hand
Und bauet auf versöhnter Welt ein Friedensreich.'*)

„Liebste, wenn du das verstehen könntest!" — —

„Liebster, vielleicht habe ich dich dieses eine Mal doch verstanden!" —

„Rosa, nun werde ich bald gesund sein."

„Ich glaube selbst, Eduard."

Plötzlich setzte er sich auf: „Frau, der Ahne geht — er segnet dich — mich — die Kinder. . . . Siehst du ihn — noch nicht? Dort — dort — bei der Uhr?"

Ein weltfremdes Lächeln umspielte Eduards Züge. Er preßte die Hand seines Weibes. Sein Blick weitete sich. Von den Misteln sah er auf Rosa.

„Sinnbilder — eines — neuen . . "

Ein Schrei durchgellte die Stube und die träumenden Kinder wurden wach. Weinend hingen sie sich an das Gewand der Mutter. — Nur der Vater lächelte, das edle Antlitz umrankt von geheimnisvollen Misteln, sein erlöstes, glückliches Ewigkeitlächeln.

*) Aus der Frithjofssage.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. „Christ-Elflein". Weihnachtsmärchen von Ilse von Stach. Musik von Hans Pfitzner. Den Kindern eine dramatische Festgabe zu bieten, ist zumeist der Betätigung literarischer Handwerker überlassen, welche mit flinker Feder irgend einen Märchenstoff bearbeiten in der Zuversicht, daß durch die Hilfe des Theatermaschinisten und -Schneiders das sogenannte „Poetische" sich schon einstellen werde. Auch heuer liegen wieder Berichte von derlei auswärtigen Produkten vor, nur unsere Münchener Hofbühne bot eine Gabe von künstlerischem Charakter. Es läßt sich nun freilich mancherlei gegen das „Christ-Elflein" einwenden, aber dies tritt meines Erachtens alles zurück vor der Tatsache, daß Ilse von Stach die Stimmung der Weih-

nachtszeit sehr glücklich getroffen hat; besonders der Zauber des verschneiten Waldes im ersten Akte wirkt hier mit wahrer Poesie. Mag Waldelfleins Sehnsucht nach Höherem, über ein spielerisch-frohes Dasein Hinausgreifendes, die in seiner schließlichen Wandlung zum Christ-Elflein ihre Erfüllung findet, für den Kinderverstand zu sublim gefaßt sein, die Kinderherzen werden gegen den poetischen Reiz nicht unempfindlich bleiben. In schlichter Größe, aber dem kindlichen Verständnis durchaus angemessen, ist das Christkindchen gezeichnet, von biederer Komik ohne Plattheit der Knecht Rupprecht. Rein poetisch genommen, ist auch die Szene an dem Sterbebett des braven Trautchens von schöner Wirkung. Immerhin bleibt es fraglich, ob es gerade für Kinder geeignet, das frohe Leuchten der Christbaumkerzen durch die Schatten des Todes zu verdüstern. Dieser ernste Eindruck schwingt in dem Kindergemüt vielleicht noch nach, wenn die Engelchen das Trautchen auf die Engelswiese getragen, wo es gar lustig hergeht. Das kindliche Fest leitet über zu einem feierlichen Chor. Das Christkindlein steigt goldene Thronesstufen empor, vor denen das Elflein betend kniet. Hans Pfitzner hat zu dem Märchen eine einfach gehaltene, liebliche und zu Herzen gehende Musik geschrieben, wie man sie dem Beherrscher der vorgeschrittensten orchestralen Klangwirkungen gar nicht zugetraut hätte. Sie enthält viele sehr liebenswürdige Melodien, ist stets klangschön und wirkt nur mit vornehmen Mitteln. Sie begleitet zumeist melodramatisch die Vorgänge. Sehr reizvoll gestaltete Maja Reubke das Elflein. Die anfänglich dem Gesang gewidmete Ausbildung dieser Schauspielerin kam ihr hier sehr zugute. Vortrefflich waren auch das Christkindlein Frl. Brünners, der prächtige Knecht Rupprecht unseres Sieglitz und auch die kleineren Rollen boten unter Runges Regie durchweg Gutes. Die Bühnenbilder, besonders der winterliche Wald und die an Hans Thoma anklingende Engelswiese, wirkten sehr günstig. Die musikalische Leitung lag in Mottls Händen, der dem einfachen Werk die an Größerem bewährte Sorgfalt angedeihen ließ. — Oberregisseur Savits, der schon lange beurlaubt, trat nach einer Tätigkeit von nahezu einem Vierteljahrhundert aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand. Seine größten künstlerischen Taten fallen unter die Aera Baron von Perfalls, mit dem er die „Shakespearebühne“ schuf. . . . .

Theater am Gärtnerplatz. Konrad Dreher hat als zweite Gastgabe einen Schwank: „Der Zechpreller“ gewählt, den er selbst in Gemeinschaft mit dem „Hochtouristen“-Dichter Neal verfaßt hat. Ein sächsischer Botanikprofessor gilt durch allerlei Mißgeschick in einem Alpenhotel als Zechpreller. Der Wirt nötigt ihn, seine Schuld als Hausknecht abzuverdienen. Hiermit ist der Anlaß zu den ulkigsten Situationen gegeben, die durch die echte Komik des Darstellers von erheiterndster Wirkung waren. So verbringt man in der künstlerisch nicht gerade anspruchsvollen Posse einen Abend amüsanter Zerstreuung und frohen Lachens.

Aus den Konzertsälen. Als Solist des 6. Kaimkonzertes war Franz von Vecsey gewonnen, dessen virtuose Wiedergabe des Tschaikowskischen Violinkonzertes eine in jeder Hinsicht erstaunliche Leistung für einen Künstler von so früher Jugend ist. Richard Strauß' „Heldenleben“ war unter Schnéevoigts rühmenswerter Leitung von weit packenderer Wirkung als eine Novität „Olympischer Frühling“ von Walter Courvoisier. Sie ist ein symphonischer Prolog zu dem gleichnamigen Epos von Karl Spitteler. Nachdem Weingartner mit so temperamentvoller Begeisterung für den Schweizer Poeten eingetreten, wird der „Olympische Frühling“ allerorts so sehr gerühmt, so daß ich nur mit Beschämung gestehen kann, zu dem Studium der sehr breit angelegten Dichtung leider noch keine Muße gefunden zu haben. Die Spitteler zuerkannte starke persönliche Note kann ich bei dem Komponisten nicht in größerem Grade finden. Seine Vorzüge bestehen in einer Schönheit des Kolorits und der Klangreize. — Das Volkssymphoniekonzert veranstaltete einen weiteren Brahms-Abend. Stavenhagen dirigierte die prächtige E moll Symphonie und die an künstlerischer Wirkung etwas zurückstehende Akademische Festouvertüre in sorgfältigster Nüancierung. Eine Solistin von hervorragender Begabung spielte das Violinkonzert, Frau Marie Soldat-Roeger ist eine Geigerin von glänzender Technik und starkem, künstlerischem Miterleben. — Wohl verfrüht war das Debüt der Violinistin Erika Rauscher, welche technisch gut ausgebildet, aber vom Konzertfieber behindert schien. Sehr Günstiges boten am gleichen Abend die Pianistin Hofmann-Mennacher, die erst vor kurzem schon einmal reichen Beifall geerntet, und das Kaimorchester unter Moosmüllers umsichtiger Leitung. — Starken Beifall fand der hiesige Pianist Ed. Bach, der technische Reife mit Großzügigkeit der Auffassung verbindet.

München. L. G. Oberlaender.

Schwachbeanlagte Kinder, ihre Förderung und Behandlung.

Von Dr. med. Stadelmann in Würzburg. M 1.20. Verlag der „Aerztlichen Rundschau“, München, Liebherrstraße 8.

„Die Erscheinungen bei abnormen Kindern werden uns durch diese vortreffliche Schrift recht verständlich. Sie werden in solch prägnanter und klarer Weise erläutert, daß man sofort den Fachmann erkennt, der über eine reiche Erfahrung verfügt. Recht interessant sind auch die Kapitel über die moralisch Schwachsinnigen, über die Epileptiker und die Hinweise und Fingerzeige bezüglich der Behandlung der Schwachsinnigen. Das Werkchen kann jedermann erfreuen. Es ist allgemein zu empfehlen.“ „Schulbote f. Hessen“. „Fortschritte d. Medizin“. „Zeitschr. f. Lehrmittelwes.“ „Bayer. Lehrerztg.“ u. a.

Herzliche Bitte an unsere Leser!

Nr. 39 und Nr. 40

der „Allgemeinen Rundschau" sind durch Versendung von aussergewöhnlich zahlreichen Gratis-Probeheften bis auf verhältnismässig kleine Bestände vergriffen. Um die Bestände nach Möglichkeit zu komplettieren, wenden wir uns an die Güte derjenigen Leser der „Allgemeinen Rundschau", welche die Jahrgänge nicht vollständig aufheben, also ausgelesene Einzelnummern leicht entbehren können. Für die freundliche Zusendung möglichst zahlreicher Nummern (Porto wird an angegebene Adressen gerne vergütet!) sagen schon im voraus herzlichsten Dank!

Verlag u. Expedition der „Allgemeinen Rundschau",
München, Tattenbachstrasse 1a.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum. Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15, österr. Zeit.-Vrz. Nr. 101a), i. Buchhandel u. b. Verlag. Probenummern kostenfrei durch den Verlag. Redaktion, Expedition u. Verlag: München, Dr. Armin Kausen, Cattenbachstraße 1a. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 4mal gesp. Kolonelzeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Vertretung in Berlin: Dr. A. Stiefelhagen, Berlin SW. 68, Kochstraße 14. Fernsprecher VI, 1459. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen.

№ 52. München, 29. Dezember 1906. III. Jahrgang.

Inhaltangabe.

Am Meilenstein 1907.

Von

Fritz Nienkemper, Berlin.

Beim vorigen Jahreswechsel hielt uns die auswärtige Politik in Spannung; jetzt sorgt die innere für die Sensation. Früher konnten wir uns schmeicheln, daß Deutschland sich doch viel ruhiger und gedeihlicher entwickle als die anderen Großmächte; aber man soll das Jahr nicht vor Weihnachten loben: vom politischen Pharisäismus sind wir „plötzlich“ kuriert worden.

„Wenn Sie wollen, so haben Sie die Krisis,“ sagte Fürst Bülow zum Reichstag. Deutschland liegt nahe bei Rußland; wenn man in Petersburg die Duma aufgelöst hat, so kann man ja auch in Deutschland mal den Reichstag auflösen. Die Duma war böswillig und arbeitsunfähig; der Reichstag dagegen war ein Muster von Geduld und Produktivität: Zolltarif und Handelsverträge, Flotten- und Militärgesetze, eine Reichsfinanzreform von fast 200 Millionen, riesige Bewilligungen für die Kolonien, treue und wirksame Unterstützung der auswärtigen Politik in schwierigen Zeiten — das sind die hauptsächlichsten Untaten „dieses“ Reichstages. Aber es geht ihm wie manchem langjährigen Dienstmädchen: wenn die treue Hausgehilfin mal ein Wort mitreden will in einer Angelegenheit, die der Herrschaft auf den Nerven liegt, so ist der Krach da, alle treuen Dienste sind vergessen, „das muß anders werden!“ Die Veränderung ist leicht, die Verbesserung schwer.

Das Ansehen Deutschlands sollte auf dem Spiele stehen, als die Reichstagsmehrheit meinte, man brauche doch gegen die letzten Reste der hottentottischen Räuberbanden nicht gerade ein Kriegsheer von 8000 Soldaten andauernd mobil zu halten. Das Ansehen Deutschlands hat in Wirklichkeit dadurch gelitten, daß die Regierung wegen einer solchen Lappalie, die zwischen dem ersten und zweiten Frühstück spielend erledigt werden kann, einen inneren Konflikt von unabsehbarer Tragweite herbeiführte.

Ein diensteifriger Affe soll einmal seinem Herrn den Schädel zertrümmert haben, als er mit einem großen Steine die Fliege totschlagen wollte, die auf die Stirn des Herrn sich niederzulassen gewagt hatte.

Wenn wir die Krisen in den anderen Ländern betrachten, so sehen wir leicht, warum und wozu dort der große Kriegsapparat in Bewegung gesetzt wird. In England haben die beiden großen Parteien um die Macht über das Weltreich gerungen, die Liberalen haben gesiegt, der König hat ohne Konflikt ein liberales Ministerium berufen und — tut nach wie vor in der Weltpolitik, was er will. In Frankreich hatten die vereinigten Freimaurer und Sozialdemokraten ihre kulturkämpferische Macht gegen die sehr schwächlichen katholisch-konservativen Volkskräfte zu verteidigen, und der Wahlkampf zwischen zwei Weltanschauungen brachte der falschen Kultur leider einen durchschlagenden Sieg. In Ungarn rang die magyarische Oligarchie erst die Hofburg nieder und befestigte dann bei den Wahlen ihre Herrschaft über das Land dermaßen, daß sie den auswärtigen Minister Goluchowski stürzen konnte und das habsburgische Gesamtreich schwer bedroht. Die andere Reichshälfte Oesterreich war lange Zeit das abschreckendste Bild der Zerfahrenheit und der chronischen Krisis, und dort sogar hat eine Regierung mit starken Nerven und klarem Blick eine Wahlreform dem Abschlusse nahe gebracht, die für eine bessere Zukunft die feste Grundlage zu werden verspricht. In Belgien haben die Wähler auch gerungen, und zwar nicht um aufgebauschtes Beiwerk, sondern für und gegen den Fortbestand des mehr als 20jährigen katholisch-konservativen Regiments, wobei sich letzteres mit dem blauen Auge von ein paar Mandatsverlusten behauptet hat. Was in Rußland bei dem Konflikt zwischen der Krone und der Duma auf dem Spiele steht, weiß jeder. In Deutschland aber, dem Lande der Dichter und Denker, wird das konstitutionelle Porzellan plötzlich in Scherben geschlagen, ohne daß der biedere Bürger und Bauer den rechten Grund und Zweck erfassen kann.

Oder soll bei uns auch ein Systemwechsel, ein Kulturumschwung erzielt werden? Ein Teil der Mitkämpfer der Regierung wünscht es und hofft es. Fürst Bülow kann doch kaum diese kulturkämpferische Spekulation mitmachen; denn das erste Opfer des Umschwunges wäre er selbst. Fürst Bismarck, sein großes Vorbild im Gebrauch der Kürassierstiefel, hat sich vom Höhepunkt seiner Erfolge ab zwanzig Jahre lang redlich bemüht, eine Reichstagsmehrheit auf seinen Namen zu begründen. Es gelang ihm erst durch eine seltene Verkettung von Umständen im Jahre 1887, und nach drei Jahren hatte auch dieses Angstprodukt schon ausgelebt; mit ihm die Herrlichkeit seines Schöpfers. Wehe den Epigonen, die sich zum Kopieren verleiten lassen! Nicht bloß die Personen, auch die Verhältnisse sind jetzt andere. Eine Kartellmehrheit ist überhaupt nicht mehr möglich. Von einer Blockmehrheit, zu der als integrierende Bestandteile der Bund der Landwirte und die freisinnig-demokratischen Gruppen gehören, mögen ja optimistische Exzellenzen träumen; sollte das Unwahrscheinliche Ereignis werden, so würde die Seifenblase spätestens beim zweiten Gesetzentwurf platzen und das Zentrum wieder in die ausschlaggebende Stellung treten. Und wohin würde Fürst Bülow dann treten?

Jeder Mensch muß in der ihm angeborenen Haut verbleiben. Fürst Bülow war nach Natur und Uebung berufen, in Krisenvermeidung zu arbeiten, als ausgleichender Staatsmann in der

hohen und der inneren Politik die Kunst des Möglichen zu pflegen. Er hat sich nun verleiten lassen, die Rolle des bahnbrechenden Titanen zu übernehmen. Sie liegt ihm nicht.

Noch im Anfang des verflossenen Jahres hielt der leitende Staatsmann eine schöne Rede über die Sammlung aller Ordnungsparteien gegen die Sozialdemokratie. Jetzt zerstört er selbst die bürgerliche Eintracht; jetzt proklamiert er den grimmigen Kampf gegen das Zentrum, hinter dem das katholische Drittel der Nation steht, und es ist doch mit Händen zu greifen, daß dieser Volksteil in der antisozialdemokratischen Wagschale schlechterdings nicht zu entbehren ist. Insofern hat das Experiment, das man bei uns zu Lande mit plötzlichem Leichtsinn anstellt, eine universale Bedeutung: es muß sich zeigen, ob sich mit der wirksamen Abwehr der sozialrevolutionären Gefahr zugleich der Sport eines Kulturkampfes gegen einen großen christlichgläubigen Volksteil vereinigen läßt. In Frankreich hat man in diesem Dilemma sich vorläufig damit geholfen, daß man die Sozialdemokratie mit in den kulturkämpferischen Regierungsblock aufnahm, und die Liberalen in Baden haben dazu eine Nachäffung geliefert. Im Deutschen Reiche läßt sich aber beim besten Willen ein solcher „großer Block“ nicht herstellen, und der kleine Block, der gegen Zentrum und Sozialdemokratie zugleich seine Herrschaft auftun will, scheitert an dem Mißverhältnis zwischen seiner schwachen Kraft und seiner riesigen Begehrlichkeit.

Vom „Schweineglück der Sozialdemokratie“ hat man im verflossenen Jahre wenig gesprochen. Es ging den roten Herren nicht nach Wunsch. Mit der Revolution in Rußland hatten sie sich zu sehr solidarisch gemacht. Der Rückschlag, den die dortigen Umstürzler unter Stolypins zäher Regierung erlitten, warf schwarze Schatten über die Grenze auf das rote Banner. Die Kraftprobe, welche die sozialdemokratische Partei im letzten Januar an dem blutigen russischen Gedenktage veranstalten wollte, wurde zu einer erschütternden Niederlage. Von besonderer praktischer (man möchte sagen: revolutionstechnischer) Bedeutung war das überraschende Fiasko des russischen Generalstreiks. Das Versagen dieser Waffe sowie die Abneigung der deutschen Gewerkschaften gegen Kraftvergeudung in parteipolitischen Demonstrationen nötigten Herrn Bebel, seine Taktik der Revoluzerei zu revidieren und auf dem roten Parteitag in Mannheim eine Chamade zu blasen. Der Massenstreik, der im vorigen Jahre als das menschheitrettende Allheilmittel angepriesen war, mußte mit großem rhetorischen Pomp in dem Giftschrank beigesetzt werden. Vom Januar 1906 an war die Stoßkraft der sozialdemokratischen Partei unverkennbar in der Abzehrung begriffen. Der neue Buchdruckertarif, ein kühner Versuch eines allgemeinen Tarifvertrages mit voller Haftung der beiden Zentralorganisationen, vermehrte das Unbehagen der zukunftsstaatlichen Parteileitung gegenüber der positiven und praktischen Richtung der Gewerkschaftlichen. Ein weitsichtiger Staatsmann hätte den Rückschlag gegen die „Revolutionsromantik“ und die übrige Gärung in der Sozialdemokratie pflegsam sich weiter entwickeln lassen bis zum normalen Wahljahr 1908, um dann einen wohlvorbereiteten Stoß gegen die Bebelei zu unternehmen. Aber Fürst Bülow vergaß angesichts der geharnischten Telegramme, die auf Wegjagen drängten, alle anderen Erwägungen und verschaffte durch den Konflikt wegen der absolutistischen Kolonialpolitik der Sozialdemokratie eine Wahlgelegenheit, wie sie dieselben zur Erhaltung der Einigkeit und zur Belebung der Schwungkraft nicht besser wünschen konnte. In gewissem Sinne kann man sagen, daß die Regierung der Sozialdemokratie Wahlhilfe leistet; denn der stärkste, gefürchtetste und bestgehaßte Gegner der Sozialdemokratie war und ist das Zentrum, und den nimmt jetzt die Regierung aufs Korn, zur Entlastung des roten Heerbannes.

Uebereilung und Ueberspannung, von welcher Seite man auch dieses Meisterstück des plötzlich vom Paulus zum Saulus revertierten Bülow betrachten mag! Nicht zum mindesten auch vom Gesichtspunkte der hohen Politik. Unsere Kolonialskandale erhöhen wahrlich das Ansehen Deutschlands nicht. Die Berufung Dernburgs hätte aber den schlechten Eindruck heben können; der neue und der alte Bernhard brauchten nur zu der Ankündigung der ersten Reformen hinzuzufügen: All die noch schwebenden Anschuldigungen und Klagen sollen ohne Ansehen der Person geprüft werden; gebt dem neuen Kurs nur etwas Zeit! Dann wäre die Hoffnungsstimmung des ersten Dernburgtages andauernd geblieben und eine Verständigung über die Forderungen in der alten gemütlichen Weise sicher erfolgt. Statt dessen der brüske Konflikt, der das Ausland nicht bloß auf unsere ganze Kolonialmisère von neuem aufmerksam macht, sondern auch den Respekt vor der inneren Festigkeit Deutschlands gründlich erschüttert. Durfte die Reichsregierung sich diesen Luxus im Jahre der Marokkokonferenz und der Einkesselungspolitik Eduards VII. gestatten? Wir haben die splendid isolation niemals tragisch genommen und die Schwierigkeiten der auswärtigen Politik niemals als Agitationsmittel gegen das „persönliche Regiment“ oder den Fürsten Bülow ausgenutzt, wie es leider die jetzt bevorzugten Nationalliberalen in Presse und Parlament nur zu gern getan. Wir hören es nach wie vor gern, wenn Fürst Bülow, Herr v. Tschirschky, der neue österreichische Minister v. Aehrental oder der wiedererstandene italienische Minister Tittoni die hochpolitische Lage, die Friedensaussichten und die Festigkeit des Dreibundes trotz Eduard und Clemenceau recht optimistisch besprechen. Auch heute noch gehören wir nicht zu den „Schwarzsehern“, gegen die der Kaiser sich am 8. September so scharf aussprach, als das Zentrum noch nicht so schwarz angesehen wurde. Aber es ist doch unverkennbar die internationale Lage schwieriger, viel schwieriger geworden, und Deutschland ist mehr als je auf seine eigene Kraft gegen einen ganzen Ring von Feinden und Neidern angewiesen. Daher die Pflicht, alle Kräfte sorgsam zusammenzuhalten, nicht bloß die militärischen, sondern auch die moralischen, wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte. Gegen diese nationale Notwendigkeit verstößt der vom Zaun gebrochene Konflikt in der gröbsten Weise.

Deutschland hat sich vor dem Auslande eine Blöße gegeben. Jetzt gilt es, sie flink wieder zu beseitigen. Das ist die Sache der Zentrumswähler. Wenn sie treu und fest bleiben, so wird sich schnell wieder einrenken, was plötzlich ausgerenkt worden, und nach der bedauerlichen Schwankung des Schiffes wird der alte Kurs wieder aufgenommen werden; denn in Deutschland ist unter den obwaltenden Verhältnissen keine andere Politik möglich als die vom Zentrum unterstützte Politik der mittleren Linie. Darum gehen wir in das Jahr 1907, das zu seinem Beginn ein Kampfjahr sein wird, in selbstbewußter Ruhe hinein, vertrauend auf den Sieg der guten Sache und der gesunden Vernunft. Der Stein, den Fürst Bülow plötzlich verwerfen wollte, wird nach der tatsächlichen Probe auf seine Festigkeit und Unentbehrlichkeit erst recht zum Eckstein der deutschen Politik werden.

Neujahr.

Nun schlaget die weiten Tore zurück!
Laßt eure Schleier den Boden bekleiden.
Ein großer Wanderer nahet des Wegs,
Ein neuer König der ewigen Zeiten.
Senket die Palmen! Die Rosen streut!
Schwinget die Fackeln! Laßt Zimbeln ertönen.
Lasset ein neues, ein jubelndes Lied
Euren jungen Töchtern und Söhnen!
Geht ihm entgegen! Der Sieger zieht ein!
Seine Stirn voll Verheißung und Gnaden
Strahlt wie ein neues, ein himmlisches Licht
Schon von der Ferne, von dunklen Gestaden.
Seine Barke stieß an den Strand.
Stolz und feurig sind seine Fanfaren.
Wie ein weckender, göttlicher Sturm
Kommen sie über die Lande gefahren —
Blasen von rastenden Seelen den Staub,
Uebersingen die alternden Schmerzen,
Bringen den neuen Gottesbefehl,
Neues Lenzen dem sterblichen Herzen.
Drum schlaget die eisernen Tore zurück!
Laßt eure Schleier den Boden bekleiden.
Ein großer König naht eurem Haus,
Hohe Feier sollt ihr bereiten,
Neue Hoffnungen bringt er euch mit.
Mut und Vertrauen sind seine Genossen.
Und das junge, das steigende Licht
Hat seine strahlende Krone durchschossen.

M. Herbert.

Die Kolonialmißwirtschaft.

Von

M. Erzberger, Berlin.

Einstens gaben große politische Fragen (Sozialistengesetz, Budgetrecht des Reichstags, Finanzpolitik) den nächsten Anstoß zur Reichstagsauflösung; scheinbar will das 20. Jahrhundert genügsamer werden! Aber auch nur scheinbar; denn im Kerne hat am 13. Dezember 1906 auch die Frage des Budgetrechts und des „fürstlichen Absolutismus" im Mittelpunkt des Streites gestanden, wenn auch bei einer Frage der Kolonialpolitik die Sache ausgefochten wurde! Mehrheit und Minderheit des Reichstags aber erklären: die Frage liegt tiefer! Zutreffend!

Aber bei allem Streit darf man doch nicht den Ausgangspunkt vergessen — die Mißwirtschaft in der Kolonialverwaltung — zumal schon viele sich anschicken, den Lorbeerkranz um diese zu winden, der alles Unschöne verdecken soll. Ein kleiner Anfang zum Bessern ist gemacht; der soll nicht geleugnet werden. Aber die Hauptarbeit ist noch zu tun.

Das Grundübel der deutschen Kolonialpolitik ist die totale Verkennung der Bedeutung der Eingeborenenfrage. Man will rasch reich werden, sucht für den Handel neue Märkte, will Geld um jeden Preis verdienen, sei es auch an der völkermordenden Schnapspest, und man will herrschen. Das war das Leitmotiv! Andere Völker gingen auch diesen Weg und sie zahlten bitter Lehrgeld, bis sie sie umkehrten und den Eingeborenen in den Mittelpunkt der gesamten Kolonialpolitik stellten. Auch er ist ein Glied der Menschheit, berufen zu derselben ewigen Bestimmung wie die Weißen und er ist auch — wirtschaftlich gesprochen — der beste Schatz einer Kolonie. Ohne Eingeborene gibt es weder in Togo, noch in Kamerun, noch in Ostafrika, noch in Südwestafrika eine kulturelle Aufwärtsentwicklung. So viele traurige Einzelbilder aus der Behandlung der Eingeborenen lassen erkennen, daß die verantwortlichen Beamten diesen Kardinalsatz nicht befolgt haben. Aber noch schlimmer ist das System, das solche Grausamkeiten zuläßt, und dieses kommt am drastischsten in der leider schon 10 Jahre bestehenden Verordnung über die Prügelstrafe zum Ausdruck. Wie konnte der Reichstag diese Verordnung so lange bestehen lassen, ohne sie zu bekämpfen! Diese Unterlassungssünde rächt sich bitter! Nach jener Verordnung kann die Prügelstrafe als Disziplinarstrafe verfügt werden, z. B. wenn ein Koch das Essen nicht schmackhaft bereitet, wenn ein schwarzer Arbeiter nicht zur vollen Zufriedenheit sich aufführt. Richterliche Entscheidung ist nicht geboten. Kein Wunder, daß an der Küste Westafrikas unsere Kolonien im Rufe der „25er-Kolonien" stehen. Und mit welcher Grausamkeit wird erst die Strafe vollzogen! Kein Wunder, daß der Kolonialdirektor das „Stäbchen" nicht sehen wollte; es war ein Knotenstock! Er rief: „Der Stock gehört gar nicht in dieses Haus!" Gewiß kommt er nicht wieder herein, wenn jene unglückselige Verfügung beseitigt ist, die dem untersten Beamten unter Umständen das Recht der Verhängung und des Vollzuges der Todesstrafe gibt.

Dann das Finanzwesen! Draußen „schwarze Kassen", wie ich sie im Reichstage schilderte, die das Budgetrecht aushöhlen und die Rechnungslegung zur Komödie machen! Dann aber erst die Rechnungslegung selbst. Der Rechnungshof hat jetzt endlich die Rechnung von 1896 (!!!) vorlegen können, und was er in dem Begleitschreiben sagt, ist für die Buchführung und Rechnungslegung der Kolonialverwaltung einfach vernichtend. Man muß nur noch zwischen den Zeilen zu lesen verstehen! Da gestattete sich einmal ein Referent, die Einnahme aus dem Pulvermonopol auf die Eisenbahneinnahme zu schlagen. Dann behielt ein Beamter Gelder, die den Eingeborenen gehören, zurück, um am Kaisers Geburtstag ein Fest veranstalten zu können! Es wäre interessant, zu erfahren, wie das alles verbucht worden ist. Doch ist dies nicht auffallend, wenn man daneben hält, daß selbst in der Zentrale in Berlin ganz klare Etatsbestimmungen einfach nicht eingehalten worden sind (Fall Tesch), bis der Reichstag hiervon Kenntnis erhielt.

Weiter das Lieferungswesen, das ja etwas gebessert worden ist. Die meisten Monopole sind gefallen; der Sturm des Zentrums hat sie hinweggefegt. Aber den Schaden hat der Reichsfiskus gehabt. Millionen verlor er infolge der „Ungeschicklichkeit" der vertragschließenden Beamten. Die Preise, die wir zahlen mußten, waren horrende. Die Zahlen sind ja bekannt.

Die Konzessionswirtschaft ist noch nicht genug an den Pranger gestellt; einflußreiche Leute taten sich zu einer Gesellschaft zusammen, um das Reich auszuplündern! Man ließ sich eine Konzession geben, tat nichts, ließ sich als Kolonialmann feiern und wollte immer höhere Ausgaben des Reiches haben, alles zugunsten der Gesellschaften. Es ist sehr bezeichnend, daß die große Kolonialkritik mit der Trinkgelderfrage von 360,000 M. beginnen mußte. Aus jenem Steinchen wurde eine Lawine. 32% des südwestafrikanischen Landes — und nicht der schlechtesten Teile — sind im Besitze von Landgesellschaften. Der Krieg, für uns ein Unglück, war für diese ein Glück. Eine dieser Gesellschaften, die 20 Jahre hindurch keinen Pfennig Dividende verteilen konnte, brachte es im Kriegsjahre 1905 auf 20% Dividende. Ein blutiger Hohn auf unsere Kolonialpolitik.

Und diese Kolonialpolitik mit den in Zusammenhang stehenden Expeditionen hat uns in 20 Jahren über 1 Milliarde Mark gekostet. Und für die nächsten 5—6 Jahre steht eine neue Ausgabe von 1/2 Milliarde bevor, wenn gar kein außerordentliches Ereignis eintritt, wenn man nur die Pläne durchführt, die man in der Budgetkommission uns mitteilte. Der Gesamthandel (nicht Gewinn) beträgt 318 Millionen. Die Milliarde des Kolonialdirektors, die er ausrechnen ließ, hat der ganze Reichstag zurückgestoßen. Mit Recht. „Tendenzroman! Mignonkünste! Amerikanismus!" schrieb darüber ein liberales Blatt, das heute vor dem neuen Herrn auf dem Bauche liegt.

Zur Reichstagsauflösung.

Von

Regierungsrat Karl Speck.

Für die breite Oeffentlichkeit eine Ueberraschung, für die Parlamentarier nicht unerwartet, brachte der 13. Dezember das frühzeitige Ende des seit 13. November wieder versammelten Reichstags. Abergläubische Zeichendeuter mögen aus diesem Zusammentreffen ihre weisen Schlüsse ziehen, ein ruhiger Beobachter der Ereignisse kann in dem plötzlichen Abschluß der kolonialpolitischen Tragikomödie, die sich in den letztvergangenen Wochen im Reichstag abgespielt hat, nur die notwendige Lösung eines von den maßgebenden Stellen im Reiche künstlich herbeigeführten Konfliktes erblicken. Zur Durchführung der Titelrolle des Stückes hatte man sich „als Gast" einen zugkräftigen Akteur aus Kreisen geholt, die bislang von der aktiven Mitwirkung in leitenden Rollen ausgeschlossen waren. Dieser neue Held war berufen, als „starker Mann" nicht nur dem Parterre, sondern auch den Tribünenbesuchern gewaltig zu imponieren. Des Beifalls der rechten Seite des Parterres war man — weniger in Rücksicht auf den Träger der Titelrolle, als vielmehr dank der Gesamttendenz des Stückes — sicher, und infolge seiner vorzüglichen Konnexionen mit der linken Seite des Hauses gelang es dem Heldendarsteller mit Leichtigkeit, in dem ausverkauften Hause Stürme des Beifalls zu entfesseln. Die Claque arbeitete vorzüglich. Auch an der Ausstattung des Stückes war nicht gespart worden, wohl in der Erinnerung an die Worte, die Goethe im Vorspiel zu „Faust" den Direktor sprechen läßt:

„Ihr wißt, auf unseren deutschen Bühnen
Probiert ein jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen."

An glänzenden Prospekten hat man es allerdings nicht fehlen lassen. Trotzdem aber blieb der gewünschte Erfolg versagt. Der Drache, der am Schluß des Stückes von dem „starken Mann" unter Theaterdonner von rechts und links durch einen Stoß ins Herz getötet werden sollte, zeigte sich wider Erwarten lebenskräftig. Mit dem Stoß ins Herz war es nichts, man mußte also zu einem weiteren Mittel greifen, sollte die Reputation des Regisseurs, der wiederholt selbst eingegriffen hatte, um das Stück über Wasser zu halten, auch nur noch eine kurze Weile gewahrt bleiben. Der Pfeil aber, den man nun absandte, um das verhaßte Ungeheuer zu erlegen, wird, falls nicht alle Zeichen trügen, sich ebenfalls als ein untaugliches Mittel erweisen und auf den Schützen selbst zurückfliegen.

Aller Liebe Mühe war umsonst, das Stück ist trotz Prospekten, Theaterdonner und Kulissenarbeit durchgefallen: eine Mehrheit für die Regierungsforderung hat sich nicht gefunden. Die Zentrumsfraktion des Reichstags ist sich der Schwere ihrer Verantwortung sehr wohl bewußt gewesen; aber nach eingehender, reiflicher Erwägung und in gewissenhafter Würdigung aller Umstände kam sie zu dem Schluß, daß jetzt der Zeitpunkt da sei, mit allem Nachdruck auf eine verstärkte Zurückberufung der Truppen aus Süd-

westafrika hinzuwirken. Der Menschenleben und Millionen sind genug geopfert für eine Kolonie, deren wirtschaftlicher Wert ebenso zweifelhaft ist wie die „Kultur", durch deren Verbreitung leider so manche unserer Vertreter den deutschen Namen in den Kolonien geschändet haben. Uebrigens handelte es sich schließlich gar nicht mehr um die Bewilligung für Südwest, es sollte vielmehr unter Zuhilfenahme des Freisinns die ausschlaggebende Stellung des Zentrums im Reichstag gebrochen werden. Wegen 9 Millionen herüber oder hinüber riskiert ein Fürst Bülow keine inneren Konflikte, die, mögen sie auf die eine oder andere Weise schließlich gelöst werden, niemals geeignet sind, das gedeihliche Zusammenarbeiten der gesetzgebenden Faktoren zu fördern, vielmehr immer schwere politische Verstimmungen zur Folge haben.

Just am Tage vor seiner Auflösung ist dem Reichstag der Etat für 1907 zugegangen, in welchem eine Anleihesumme von nicht weniger als rund 265 Millionen Mark vorgesehen ist, wozu noch 350 Millionen Schatzanweisungen und 57 Millionen ungedeckte Matrikularbeiträge kommen. Unter diesen Umständen die Zustimmung der Volksvertretung dazu zu verlangen, daß, solange der Generalstab es für nötig erachtet, 8000 Mann zur Bekämpfung der 300 bewaffneten Hottentotten im Felde bleiben mit einem Kostenaufwand von jährlich rund 80 Millionen Mark, ist wirklich eine starke Zumutung. Wenn die verbündeten Regierungen mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß der neue Reichstag zur Entlastung ihres Kontos, wie es die Denkschrift zum Etat in Aussicht nimmt, neue Steuern in Höhe von etwa 30 Millionen bewilligen wird, so werden sie vielleicht eine große Enttäuschung erleben. Mit noch viel mehr Recht als dies schon früher geschehen ist, wird man darauf hinweisen können, daß im Bundesrat der Ort ist, wo sie auf Sparsamkeit hinwirken müssen, aber regelmäßig versagen, wenn es gilt, den aus Berlin kommenden Wünschen entgegenzutreten. Wenn die Mehrheit des Reichstags Front macht gegen die Verschleuderung der Millionen in den Kolonien und auf Sparsamkeit drängt, geben im gleichen Augenblick, um diesen Widerstand des Reichstags zu brechen, die Vertreter der Einzelstaaten ihre Zustimmung zur Auflösung des Reichstags. Glaubt man unter diesen Umständen von dem neuen Reichstag eine besondere Rücksicht auf die einzelstaatlichen Finanzen erwarten zu dürfen? Es gehört schon ein starker Optimismus dazu, sich mit einer solchen Hoffnung zu tragen!

Wenn die liberale Presse glaubt berichten zu können, die Auflösung sei „vom ganzen deutschen Volk" mit hellem Jubel aufgenommen worden, so ist wohl auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Das deutsche Volk will in seiner übergroßen Mehrheit von einer Milliarden verschlingenden Kolonialpolitik nichts wissen. Hält sich dieselbe in vernünftigen, die Finanzlage nicht außer acht lassenden Grenzen, so wird sie beim Volke Verständnis und beim Zentrum die nötige Unterstützung finden. Was es mit der „nationalen Ehre" auf sich hat, die jetzt als Deckmantel für die häßlichen kolonialen Blößen in den Vordergrund geschoben werden soll, so wissen die Zentrumsfreunde im Lande sehr wohl, woran sie sind: kein Geringerer als der — Evangelische Bund (Berliner Gruppe) hat im trauten Verein mit den liberalen Hurrapatrioten Herrn Dernburg „für sein mannhaftes Auftreten gegenüber den fortgesetzten ultramontanen Versuchen, die deutsche Reichsregierung unter das kaudinische Joch zu bringen, seine rückhaltlose und dankbare Anerkennung" ausgesprochen. Das katholische Volk weiß also, wohin die Reise gehen soll. Es weiß und billigt aber auch, daß die Zentrumsfraktion darauf hinwirkt, daß die christlichen Grundsätze von Zucht und guter Sitte und die Rücksicht auf die Gesundung unseres Finanzwesens auch von den Kulturträgern in den Kolonien nicht außer acht gelassen werden.

Mag man diese Tätigkeit des Zentrums „Anmaßung, Eingriff in die Kommandogewalt, Nebenregierung" oder sonst was nennen, Tatsache ist, daß sich die Zentrumsfraktion bei der von ihr verfolgten Kolonialpolitik stets von rein sachlichen Erwägungen leiten ließ und sich grundsätzlich von jeder unberechtigten Einmischung in die Verwaltung fern gehalten hat. Dagegen wird sie auch in Zukunft für die Volksvertretung das Recht in Anspruch nehmen, jede Forderung auf ihre sachliche Begründung und unter Berücksichtigung der jeweiligen Finanzlage des Reichs zu prüfen und eventuell — auch entgegen den Wünschen des Generalstabs — abzulehnen. Als wahre Volkspartei wird sie gegen jeden Versuch einer Einschränkung des Budgetrechts des Reichstags entschieden Front machen und die Steuerkraft des Volkes zu schützen suchen gegen die ungeheuerlichen Ansprüche einer aussichtslosen Kolonialschwärmerei.

Der Zeitpunkt der Reichstagsauflösung war denkbar ungünstig gewählt. Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik ist es uns gelungen, alle Welt mit Mißtrauen gegen unsere Absichten zu erfüllen, und man ist nun auf dem besten Wege dazu, offenkundig zu machen, daß auch auf einem wichtigen innerpolitischen Gebiete die Mehrheit des Volkes mit den Absichten der maßgebenden deutschen Stellen nicht einverstanden ist. Eine Schwächung der Autorität der Regierung, welche gerade im gegenwärtigen Augenblick einer Kräftigung ganz besonders bedürfte, wird die notwendige Folge dieses Schrittes sein. Die Verantwortung, welche die leitenden Stellen in Berlin, aber auch die einzelstaatlichen Regierungen durch ihre Zustimmung zur Auflösung des Reichstags auf sich genommen haben, ist eine außerordentlich schwere. Möge die Krisis vorübergehen, ohne daß das Vaterland Schaden leidet!

Die Wahlen in Württemberg.

Von

Joseph Häberle.

III.

Die Nachwahlen.

Brüder reicht die Hand zum Bunde! Das war die von der Sozialdemokratie und der Volkspartei für die Nachwahlen ausgegebene Parole. Und die Sozialdemokraten waren wirklich „couleurfähige" Bundesgenossen, das kann niemand leugnen. Hat ja selbst ein sozialdemokratischer Kandidat Agitationsreden gehalten für einen Demokraten, und zwar gegen einen Zentrumskandidaten, der Arbeitersekretär ist. Die Volksparteiler selbst machten sich an manchen Orten in ziemlicher Stärke der Fahnenflucht schuldig. Die vorangetragene Fahne war ihnen eben zu rot. Aber sei dem, wie ihm wolle. Das „rote Kartell" hatte der Volkspartei das sprichwörtlich gewordene „Stichwahlglück" gebracht; dank der Schacherpolitik mit der Sozialdemokratie konnte sie 11 Mandate einheimsen und zählt nicht durch Zufall auch einen jüdischen Rechtsanwalt „ohne Falsch" zu den Ihrigen. Gleichwohl hat die Volkspartei in beiden Wahlgängen 10 Sitze verloren, denen ein Gewinn von nur 4 Sitzen gegenübersteht, und hat somit einen Gesamtverlust von 6 Mandaten. Der Sozialdemokratie sind bei den Nachwahlen 6 Sitze zugefallen, die sie teils aus eigener Kraft, teils mit Unterstützung der Volkspartei eroberte. Das rote Kartell hat somit in 17 Bezirken von den 27, in denen Nachwahlen stattfanden, den Sieg an seine Fahne geheftet.

Weniger gut als den „Radikalen" ist es den rechts stehenden Parteien gegangen, die diesmal nur 10 Sitze miteinander aufzuweisen haben: der Bauernbund und die Konservativen zusammen 4 Sitze, die Deutsche Partei 4 Sitze, das Zentrum 2 Sitze. Das Zentrum hat also zu den 19 Mandaten mit der größten Anstrengung aus eigener Kraft noch zwei gewonnen und sendet damit zwei treffliche Vertreter des Arbeiter- und Handwerkerstandes in den Landtag. Die beiden anderen Kandidaten des Zentrums sind dem gewaltigen Antizentrumsblock und dem furor protestanticus ehrenvoll unterlegen. Der Bauernbund insbesondere hatte die stärksten Register der konfessionellen Verhetzung gezogen. Sonst hatte das Zentrum die Parole „Gegen das rote Kartell" ausgegeben und lieferte glänzend den Beweis, daß bei den Katholiken nicht konfessionell gewählt wird, indem dieselben in verschiedenen Bezirken Mann für Mann ihre Stimme für die Deutsche Partei und den Bauernbund abgaben und den Kandidaten derselben zum Siege verhalfen. Uebrigens hat der Bauernbund bei den Nachwahlen ziemlich schlecht abgeschnitten. Ob ihm dabei nicht seine angebliche „Zentrumsfreundlichkeit", die nicht weit her ist, geschadet hat?

Nach den bisherigen Wahlen, die von Stuttgart inbegriffen, ergeben sich folgende Verlust- und Gewinnziffern: Volkspartei + 4, — 10; Zentrum + 3, — 0; Bauernbund und Konservative + 5, — 2; Deutsche Partei + 4, — 3; Sozialdemokratie + 5, — 1. Das Zentrum hat also allein keinen Verlust zu melden und die Volkspartei hat am schlechtesten abgeschnitten. Ganz nach Recht und Verdienst! Es zeigen sich sonach bis jetzt folgende Parteistärken: Zentrum 21, Volkspartei 20, Bauernbund und Konservative 12, Deutsche Partei 11 und Sozialdemokratie 11. Das Zentrum ist an die erste Stelle gerückt und kann durch die Proporzwahlen, die ihm 5 Sitze bringen können, nicht von dieser Stelle verdrängt werden, hätte sonach nach altem Herkommen Anspruch auf den Präsidentenstuhl. Wir werden sehen.

Deutschland und der Kongo-Freistaat.

Von

H. Osel, Landtagsabgeordneter.

Die Reichstagsauflösung kam gerade zur rechten Zeit, um dem Reichskanzler unter anderen Unbequemlichkeiten auch darüber hinwegzuhelfen, die Stellung Deutschlands zum Kongofreistaat eventuell klarstellen zu müssen. Und doch wäre das höchst notwendig. Hoffentlich ist das Versäumte aber noch nachzuholen. Eile hat die Geschichte. Die Belgier haben in ihrer Kammer unter Zustimmung der Regierung sich am 12. Dezember 1906 für die Annektierung des Kongostaates ausgesprochen. Der belgische Ministerpräsident erklärt, das belgische Gesetz werde die Regierungsform der Kolonialbesitzungen regeln. „Ohne einen Tag zu verlieren", will die Regierung mit dem Kammerausschuß die Ausarbeitung der Kolonialvorlage fördern. Mit 128 gegen 2 Stimmen wird eine entsprechende Tagesordnung der Union patriotique angenommen. Ein Novum zu den anderen, die längst ein Einschreiten der Signatarmächte des Berliner Kongovertrages vom 26. Februar 1885 nötig gemacht hätten. Diese Generalakte trifft Bestimmungen über die Handelsfreiheit des Kongostaates, über die Schiffahrt, den Sklavenhandel usw. und sollte die wirtschaftliche und kulturelle Aufschließung des über 2⅓ Millionen Quadratkilometer großen Staates inaugurieren. Allein der „Souverän des unabhängigen Kongostaates", König Leopold von Belgien, hat dieses Ziel keineswegs wirklich verfolgt und die papierenen Erlasse desselben können über die tatsächlichen Verhältnisse nicht wegtäuschen. Er benützt die unvorsichtigerweise 1890 zugestandene Erhebung von Zöllen und die sonstige Lässigkeit der Signatarmächte dazu, das international gedachte Zivilisationswerk zu einer national belgischen Ausbeutung einzurichten, die rein kapitalistische Interessen skrupellos verfolgt und dadurch nun schon 60—80 Millionen Mark jährlich in die Taschen der Aktionäre spielt, deren größter König Leopold selbst ist. Mit Recht heißt der Kongo die bestausgesogene Kolonie. Der Hauptgewinn entsteht aus dem Kautschukmonopol, zu dem sich noch ein Elfenbeinmonopol gesellt, für die der freie Handel somit ausgeschlossen ist. Nur ein schmaler Grenzstreifen ist letzterem überlassen, allein ihm fehlen die genannten Hauptprodukte. Auch die Schiffahrt ist monopolisiert und die 30,000 eingeborenen Soldaten, großenteils noch Menschenfresser, sorgen in bestialischer Weise dafür, daß die armen Wilden, die man gesetzlich zu tatsächlichen Sklaven gemacht hat, bis zur Erschöpfung ihre Deputate an Kautschuk, Elfenbein und Nahrungsmitteln für die Truppen liefern. Die bei uns in den Kolonien als Ausfluß einzelner vorhandene Prügelei ist im Kongo unter der Aegide der Nilpferdpeitsche systematisch eingeführt. Solche Zustände sind ein Hohn auf die Kongoakte und längst bekannt. Selbst die belgischerseits veranlaßte Untersuchungskommission konnte nicht umhin, die Mißstände im Kongo zuzugeben. Ebenso haben die Deutsche Kolonial-Gesellschaft und der Kolonialkongreß sich gegen die Mißwirtschaft ausgesprochen. Die Hauptbewegung geht von der Kongo Reform Association in England aus. Man spricht davon, englischer Neid diktiere sie. Allein andere Staaten sind gleich geschädigt. So hat denn auch erst vor kurzer Zeit die als Signatarmacht nicht in Frage kommende Nordamerikanische Union der genannten Association ihre volle Sympathie und tatkräftigste Unterstützung zugesagt. Selbst Frankreich steht auf diesem Boden. Nur Deutschland schweigt. Wir sind aber in Ostafrika noch direkter Nachbar des Kongostaates. Seine Einverleibung in den Besitz des belgischen Staates fordert gebieterisch eine Revision der Generalakte. Eben kommt die Nachricht, daß man in England der Meinung ist, die belgische Kammer und ihr Beschluß lasse in der Verwaltung des Kongo und dessen Ausbeutung alles beim Alten und verlangt Revision der Kongoakte. Wir müssen als Nachbarn umsomehr fordern, daß dort alles nach dem Rechten gehe. Der Reichstag wird gut tun, seinen neuesten Fortschritt — er kümmert sich mehr um die internationale Politik des Herrn von Bülow — beizubehalten und sobald er wieder „die Gnade hat", einberufen zu werden, sich zu erinnern, daß er nicht bloß Geldbewilligungsmaschine ist.

Ungeschminktes über die französischen Katholiken.

Von

Berta Rosch, Derlen-Saar.

Als die Märzstürme Bretagnens Felsenküste erzittern ließen, hätten rosigblickende Optimisten angesichts der Entrüstung bei Beginn der Kircheninventuren fast glauben können: „Nun braust lenzverheißender, auferstehungbringender Sturm über das katholische Frankreich."

Doch weit gefehlt!

Die Winterstürme wichen dem Wonnemond und die Widerstandsbegeisterung der Katholiken der Lässigkeit gegenüber den Wahlen am 6. Mai, der dem Blocke einen vollständigen Sieg brachte.

Für den, der die innere Zusammenhanglosigkeit, die Undisziplinierheit der französischen Katholiken kennt, war dieses Ergebnis nicht überraschend. Dem Zielbewußtsein und dem rührigen, organisierten Eifer der antikatholischen Minderheit hatte die katholische Mehrheit nur ihre Zerfahrenheit und Planlosigkeit entgegenzusetzen. Diese allerdings in imponierender Massenwirkung. Nicht Führerlosigkeit trägt die Schuld, sondern der Ueberfluß an Führern. So viel Köpfe, so viel Meinungen! Jeder französische Katholik hält sich für den berufensten Leiter, seine Pläne für die zweckdienlichsten und ausführbarsten, und bekämpft darum mit nationaleigener Leidenschaft die Personen und Meinungen außer ihm, statt sich mit ihnen in ausgleichender Mitarbeit zusammenzuschließen.

Schade um so viel Idealismus, so manches ehrliche Wollen, die dieserart unnütz verpufft werden. Französische Munitionsverschwendung!

So viel Idealismus und doch zu wenig, denn zu jenem idealsten Opfer: Aufgabe der Eigenpersönlichkeit um der Sache willen, freiwillige Unterordnung unter eine persönlich vielleicht mißliebige Führerschaft, zu stillem Opferbringen, versteht der Franzose sich nicht.

Ich habe dieselben Leute, die bei den Inventuren begeistert mit Kirchenstühlen und Stöcken um sich schlugen — einen Monat später sich der Wahl enthalten sehen, weil der gesinnungstüchtige und sehr befähigte Kandidat persönlich unbeliebt war. So geschehen in Nantes, wo der Blockvertreter Roch mit wenig Stimmen Mehrheit gewählt wurde, dank dem Zuhausebleiben der Royalisten.

Trotzdem die kirchlich gesinnten Abgeordneten in Kammer und Senat nicht allzu stark vertreten sind, finden sie sich noch kräftig genug, um wieder in sich gespalten zu sein. Der Abgrund zwischen Royalisten und Bonapartisten oder Nationalisten anderseits ist zu tief und weit, als daß er sich durch eine gemeinsame Vertretung der katholischen Sache überbrücken ließe; dazu kommt noch die Zersplitterung der einzelnen Gruppen, die unvermeidlich ist, da diese Parteien meist aus lauter Führerseinwollenden bestehen, statt vernunftgemäß aus Führer und Gefolge. Aus innerer Uneinigkeit kann niemals äußerer Erfolg ersprießen!

„Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen,
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selbst bezwingt!"

Jener, der zu gehorchen versteht, wenn die Not der Stunde es gebietend heischt.

Zum Teil trägt der Mangel an Idealismus, an persönlichem Opfergeist die Schuld an der Ohnmacht der französischen Katholiken. Hierzu gesellt sich leider noch mehr oder minder große innere Glaubensmüdigkeit und Glaubensfremdheit. Der französische Katholizismus ist zu sehr ins Kraut geschossen. Er hat zu viel an äußerem Prunk, an Verweltlichung, an Devotiönchen und zu wenig an Innerlichkeit. Die französische Volksseele ist nicht mehr stark genug durchsetzt mit dem Sauerteige der echten Gläubigkeit, um jetzt von der Verfolgung des Glaubens im tiefsten Grunde bewegt zu sein.

Doch die Masse trägt den Fehler nicht allein — auch im Klerus mag man reuig an die Brust schlagen. Der französische Klerus ist im Durchschnitt seiner Aufgabe nicht gewachsen. Was nützen alle guten Eigenschaften, wenn man sie in die Sakristei einschließt? Hinaus damit ins Volk! Leider hat der gebieterische Ruf unserer Zeit: „Gehet zum Volke!" nur zu lange beim französischen Klerus verschlossene Ohren gefunden. Unsere Zeit gehört dem Volke, dem Arbeiter. Er, der rastlos tätige, vergißt

nur zu leicht im harten Mühen um des Lebens und des Leibes Notdurft den Hunger und Durst seiner Seele. Der französische Priester wurde der großen Masse der Arbeitenden ein Fremder, weil er es nicht zeitig genug verstand, ihre Interessen zu den seinen zu machen. Darum fehlt heute auch das notwendige bindende Band. Wenn irgend jemand, dann gehört der Priester seiner Zeit, ihrer Not, ihren Eigenforderungen, und die Eigenforderung unserer Zeit heißt: soziale Aktion! Auf diesem Gebiete war der französische Klerus bislang rückständig. Hier muß eingesetzt werden und wird ja auch, Gott sei Dank, nach und nach eingesetzt.

Weniger „Moderne" fürs Volk und mehr für die Geistlichkeit! — das wäre vielleicht ein empfehlenswertes Rezept fürs katholische Frankreich.

Rückständigkeit herrscht beim französischen Klerus auch vielfach in wissenschaftlicher Beziehung. Die Frömmigkeit in allen Ehren, aber sie darf den vernünftigen Fortschritt nicht aufhalten, denn sie allein tut es wirklich nicht mehr in unserer kritisch-skeptischen Zeit. Mit Nur-Andachten löst man keine modernen Probleme. Ein großer Kreis der gebildeten Welt steht einzig aus diesem Grunde der Kirche fremd und fern gegenüber.

Von dem Inventurwiderstand und den vereinzelten jüngsten Demonstrationen bei der Exmission der Bischöffe und Schließung der Seminare ist für die Kirche nichts zu erhoffen. Diese ganze Erregung ist mehr eine künstliche politische Mache als eine tiefgegründete Auflehnung der Volksseele aus verletztem religiösem Empfinden. Kultusminister Briand konnte am 21. Dezember bei Beratung des neuen Kirchengesetzes der Kammer triumphierend ausrufen: „Seht da, das Land ist ruhig!"

Von ihren Sachwaltern in Kammer und Senat, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, haben die französischen Katholiken wenig zu erwarten. Von denen ist sich auch jeder der Nächste und von der Mehrzahl läßt sich ruhig sagen;

Viele Worte habt ihr stolz gesprochen,
Doch sah ich wenig Taten reifen;
Euch habt ihr manche Frucht gebrochen
Vom Baume, im Vorüberstreifen.

Doch die, für die zu kämpfen glühend —
Ihr einst geprahlt — und treu zu walten,
In schnöder Knechtung schwer sich mühend
Steh'n ihre mahnenden Gestalten.

Und ohne Antwort sind geblieben
Die alten, freiheitsdurstigen Klagen —
Ihr habt ja nur ein Spiel getrieben,
Zu Markte prahlend sie getragen!

Wann und woher mag wohl den französischen Katholiken der Mann erstehen, der fähig und würdig, die Führerschaft zu übernehmen; ein Mann des Willens und der Tat, ein Mann mit reinen Händen.

Zur Jahreswende.

Verklungen ist des Jahres letzte Stunde,
Und aus der Zukunft rosenfarb'nem Tor
Tritt jugendfrisch die neue Zeit hervor,
Ihr tönt ein Segenswunsch aus aller Munde.

Denn morgenschön, im gold'nen Strahlenkleide,
Mit einem Blumenkranz im Lockenhaar,
Schwebt goldverklärt dem neugebornen Jahr
Die Hoffnung als Begleiterin zur Seite.

Horch! Wie vom Dome her die Glocken hallen,
Die Fenster fliegen auf! aus jedem Haus
Erklingt es jubelnd in die Nacht hinaus:
„Glück auf dem neuen Jahr und seinem Erdenwallen!"

Josefine Moos.

Ein anderes schreiendes Bedürfnis auf dem Gebiete der katholischen Pädagogik.

Von

Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

Unter dieser Ueberschrift haben wir in Nr. 36 der „Allgemeinen Rundschau" 1906 auf den schweren Mangel einer katholischen Enzyklopädie der Pädagogik hingewiesen, ein Mangel, der um so bitterer empfunden wird, als protestantischerseits mehrere sehr tüchtige und umfassende Werke dieser Art vorhanden sind. Das geäußerte Desiderium soll bald seine Befriedigung erfahren; denn die Herdersche Verlagshandlung kündigte noch in ihren Mitteilungen vom September 1906 an, daß sie von der Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei in Mainz als der Rechtsnachfolgerin des früheren Verlegers Florian Kupferberg in Mainz die Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens von Rolfus und Pfister erworben habe mit der Absicht, sie in völlig umgearbeiteter und erweiterter Gestalt herauszugeben, und daß der Kaiserliche Seminardirektor a. D. Nigetiet in Chazelles bei Metz bereits mit den Vorarbeiten zu diesem neuen „Pädagogischen Lexikon" beschäftigt sei, eine Nachricht, die allenthalben mit der größten Freude aufgenommen wurde.

Heute möchten wir kurz auf ein zweites, nicht weniger dringendes Bedürfnis auf dem Gebiete der katholischen Pädagogik hinweisen, nämlich auf den äußerst schädlichen Mangel einer eingehenderen katholischen Geschichte der Pädagogik, einer Geschichte, die allen modernen wissenschaftlichen Anforderungen und zugleich den entschieden katholischen Anschauungen entsprechen würde.

Auch hier sind uns die Protestanten wieder um vieles voraus. Von kleineren protestantischen Darstellungen der Geschichte der Pädagogik wollen und können wir nicht reden — bei dem unerschöpflichen Reichtum des pädagogischen Büchermarkts an Klein- und Kurzware. — Aber nennen wollen wir: K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 4 Bde. 1. Aufl. 1842 ff., 7. Aufl. 1901 ff.; K. Schmidt, Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Kulturleben der Völker. 2 Bde. 1. Aufl. 1860 ff., 4 Bde. 4. Aufl. 1890 ff.; K. A. Schmid, Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit. 5 Bde. 1884 ff.; H. Schiller, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. 1 Bd. 1. Aufl. 1887, 4. Aufl. 1904. Th. Ziegler, Geschichte der Pädagogik (in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen). 1 Bd. 1. Aufl. 1895, 2. Aufl. 1904. Die beiden letzten Werke behandeln mehr die Geschichte des höheren Unterrichts.

Allen diesen protestantischen Geschichten der Erziehung ist mehr oder weniger eigen eine ungenügende Darstellung der erzieherischen Tätigkeit der Kirche im Mittelalter und der katholischen Pädagogik der neueren Zeit. Es kommt immer so heraus, als ob eigentlich erst mit der Reformation die Pädagogik aufgekommen wäre. Von dieser Art der Darstellung gilt, was Willmann von der Aufklärungszeit und ihrer Wirkung auf erzieherischem Gebiete sagt: sie verengt das Gesichtsfeld (J. B. Seidenberger, O. Willmann und seine Bildungslehre. O. J. (!) S. 38).

Was können wir nun — um auch hier von der kleinen Ware abzusehen, die in ihrer Art manchmal freilich ganz trefflich ist (z. B. die „Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte" von L. Kellner, 3 Bändchen, 1. Aufl. 1862, 3. Aufl. 1880, und dessen „Kurze Geschichte der Erziehung und des Unterrichts", 1. Aufl. 1877, 11. Aufl. 1899) — dieser protestantischen Phalanx an Gleichwertigem entgegenstellen? Tatsächlich nur: A. Stöckl, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik 1876; sodann den ersten Band von O. Willmanns Didaktik als Bildungslehre. 1. Aufl. 1882, 3. Aufl. 1903; endlich M. Kappes, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik. 1. Band: Altertum und Mittelalter, 18..

Das ist alles. Das ist aber viel zu wenig. Darum haben wir ein Recht, von einem schreienden Bedürfnis hierin auf dem Gebiete der katholischen Pädagogik zu reden.

Der es befriedigen will — exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! — muß neben der vollständigen Beherrschung des von anderen gebotenen und selbst verarbeiteten Stoffes vor allem zwei Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken — weil sie auf katholischer Seite heute vielfach ganz übersehen und vergessen werden. Erstens hat erst die katholische Kirche eine wahre Erziehung theoretisch gekannt auf Grund ihres Dogmas von Sündenfall und Bestimmung zur ewigen Seligkeit, die vermittelst der Erlösung und der Gnadenmittel erreicht werden kann. Also der

der Verfasser der katholischen Erziehungsgeschichte den Nachdruck darauf zu legen, wie die katholische Kirche von diesem theoretischen Standpunkt aus die ganze alte Erziehungsweisheit praktisch umgestaltet hat. Und zweitens bewährt die katholische Kirche auch in der neueren Zeit in alter Lehre und Kraft auch gegenüber der viel zu viel gepriesenen modernen, außerkirchlichen Erziehungskunst ihre Superiorität auf diesem Gebiete. Also ist auch das mit aller Energie und Entschiedenheit hervorzuheben in der Darstellung der neueren katholischen Pädagogen und des modernen katholischen Erziehungswesens.

Richard v. Kraliks „positive" Arbeit.

Von

Dr. Wilhelm Oehl (Wien).

> Beginnende Bildung fängt immer mit dem Tadel an, vollendete aber sieht in jedem das Positive.
>
> Hegel, Rechtsphilosophie.

Der edle Bischof Spalding sagt in einer seiner Reden einmal: „Kümmere dich nicht um das, was verbessert oder abgeschafft werden soll; widme dich vielmehr ganz dem Streben, das zu lernen, zu lieben und auszuteilen, was gut und schön ist! Der Geist des Schöpfers ist freudevoller und mächtiger als der des Kritikers und Reformers!" Dieses Wort trifft mit ausgezeichneter Charakteristik die Eigenart des literarischen Schaffens, das Kralik seit fünfundzwanzig Jahren mit immer mehr gesteigerter Kraft und Ausdauer auf dem Gebiete des philosophischen Denkens, des ästhetischen Urteils und des dichterischen Könnens entfaltet. Kralik arbeitet grundsätzlich nur positiv, nicht hadernd, sondern handelnd. Mit ausdrücklicher Beziehung beruft er sich ein paar Male auf die weise Mahnung, die Dionysius Areopagita an seinen Freund Sopater richtete: „Folge mir und mache es also: stehe davon ab, gegen andere zu sprechen; sprich aber für die Wahrheit so, daß das, was du sagst, durchaus unwiderleglich ist."

Kralik kennt den Wert der Kritik wohl und ist weit entfernt, sie zu unterschätzen. Aber die große kulturfördernde Macht des Aufbauens, des schöpferischen Erneuerns gilt ihm — und mit Recht — unvergleichlich höher als die Verneinung und Zerstörung, als die Kritik, die nur zu leicht in verbohrtes Nörgeln ausartet. Wie nun immer die einzelnen Geister je nach ihrer angeborenen Eigenart wirken mögen, kritisch oder positiv — Kraliks Arbeitsweise und Kulturprogramm sind durchaus positiv. Es scheint fast, als wäre dieser vielseitige Geist zu ungeduldig, als daß er sich mit kleinlichem Ausbessern, durch Reformieren dieses oder jenes Mißstandes um seine kostbare Zeit bringen wollte. Das überläßt er anderen, die ihre Neigung mehr zu Kritikern und Reformatoren macht. Er selbst eilt in kühnem Schritt vorwärts zu neuen Werken und schafft und schöpft aus dem Vollen immer wieder Neues und Großes. Ob er nun die Trümmer unserer alten Heldensage zu einem einheitlichen „Deutschen Götter- und Heldenbuch" vereinigt oder das mittelhochdeutsche Passional in neuer Gestalt als „Goldene Legende der Heiligen" veröffentlicht oder eine selbständige, geschlossene Weltanschauung in seiner „Weltweisheit" darstellt — immer ist es ein so großes Unternehmen, daß man über die Arbeitskraft und Tiefe eines solchen Geistes staunen muß. O. Kernstock hat auf die seltene Vielseitigkeit Kraliks wiederholt hingewiesen und diesen „Universalmenschen" mit Lessing verglichen. Nun, so wohl dieser Vergleich zutrifft, in einer Hinsicht ist er unzutreffend. Lessing war eben vorwiegend Kritiker und in seinen kritischen Waffengängen entfaltet sich seine Schlagfertigkeit und Vielgewandtheit am glänzendsten. Kraliks Methode ist aber eben nicht κριτικῶς, sondern ποιητικῶς.

Kraliks positives Arbeiten ist bedingt und begründet in seiner dialektischen Weltbetrachtung. Die Parteiung, die Entzweiung ist der wesentliche Charakter des zeit-räumlichen Diesseits. Die Welt ist eben ein Gotteskampf zwischen dem Ja und dem Nein, zwischen Sein und Nicht-Sein, zwischen dem Geist des Schöpfers und dem Geist der Verneinung. Die Aufgabe des Menschen ist, in diesem Weltkampf offen und tatkräftig für die erkannte Wahrheit Partei zu ergreifen. Vivere est militare. Neutralität ist Fahnenflucht. Diese rein praktische, kampfesfrohe Lebensansicht gründet Kralik in der „Weltwissenschaft", dem ersten Teile seiner „Weltweisheit", rein logisch auf die dialektische Grundanlage der Welt. Seine praktische Kulturarbeit ruht also auf wohlerwogenen, unerschütterlichen Grundlagen. Die Folge dieser Weltdialektik ist natürlich eine ausgesprochene „Positive".

Neben dieser logischen Begründung weiß Kralik auch vom bloß kulturhistorischen Standpunkt aus seine Methode zu verteidigen. In dem kurzen Aufsatze „Berechtigte Einseitigkeiten" (Neue Kulturstudien, S. 45 ff.) legt er dar, wie das Interesse für das Ganze einer Kultur es erfordert, daß sich der Einsichtige mit allem Nachdruck auf diejenige Seite stelle, wo er eine Betonung vernachlässigter Prinzipien für nötig hält. „Es hat Kulturen gegeben, die an allzu starrem, einseitigem Idealismus gelitten haben, wie die Zeiten der byzantinischen Kunst, der Scholastik. Da war es die Pflicht der bewußten Geister, die richtigen Grundlinien einer großartigen Weltanschauung durch das warme Blut eines frischen Naturalismus zu beleben und aufquellen zu machen. Wir aber stecken heute in der entgegengesetzten Einseitigkeit. Wir häufen schon seit vier Jahrhunderten so viel des Realen und Natürlichen, des Einzelnen und Erfahrungsgemäßen auf, daß uns die einfachen Linien einer einheitlichen Weltanschauung immer mehr verblaßt und zurückgedrängt erscheinen. Wenn ich es daher als Bürger des 13. oder 14. Jahrhunderts für meine Pflicht gehalten hätte, dem Realismus zu seinem lang verkannten Rechte zu verhelfen, so halte ich es aus denselben Gründen jetzt für meine Pflicht, ebenso entschieden für den Idealismus einzutreten, selbst auf die Gefahr hin, für sehr rückständig und verschroben gehalten zu werden. Aber ich bin ebensowenig Idealist wie Realist. Ich arbeite an der allgemeinen Kultur und richte darnach meine Arbeit ein. Ich stehe nicht rechts, weil ich glaube, daß man nur rechts stehen dürfe, sondern weil ich sehe und erkenne, daß auch da jemand stehen muß, um dafür zu sorgen, daß ein wichtiger Teil der allgemeinen Kulturarbeit nicht übersehen und versäumt wird." — Das Gleichgewichtsstreben also, das Interesse am gleichmäßigen Gedeihen der ganzen Kultur hat Kralik zu seinem so streng religiösen und ebenso streng nationalen Kulturprogramm geführt. Auch hier also zeigt sich der Meister am größten in der klugen Selbstbeschränkung.

Es ist sehr interessant, daß ein Politiker wie Gentz ganz denselben Gleichgewichtsgedanken zur Richtschnur seines Wirkens machte. In einem Schreiben an Joh. von Müller sagte er: „Zwei Prinzipien konstituieren die Welt, das eine ist das des immerwährenden Fortschritts, das andere das der notwendigen Beschränkung dieses Fortschritts. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden — —, regierte dieses allein, so würde alles versteinern und verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Prinzipien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. — — — In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht gegen das Erhaltungsprinzip, sowie in finsteren, wo es wider das Fortschrittsprinzip gestört ist, muß der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art Gegengewicht zu halten. — — — Wenn, wie in unserem Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. Auch jetzt in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr viele an der Kultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, dem undankbaren Geschäfte widmen: das Uebermaß zu bekämpfen." —

Man erkennt eine umfassende Weltökonomie in dieser Dialektik. Auf dem Fundamente einer ebenso scharfsinnigen wie kühnen Metaphysik erhebt sich fest und breit die sichtbare Wirklichkeit. Philosophie und der Kampf ums Dasein reichen einander hier die Hände. Hier ist aber auch der Ausgangspunkt der rückhaltlosen Betätigung, der Kralik sich und sein Leben widmete. „So laßt uns denn", lautet eine schöne Stelle in der schon genannten „Weltwissenschaft", „laßt uns tapfer unsern Willen im Wettkampf des Geistes erproben! Laßt uns die Zähne zusammenbeißen, die Füße in den Boden stemmen, die Sehnen der Glieder spannen und nicht erschrecken, wenn man uns ein griesgrimmiges Gesicht zeigt, nicht jammern, wenn wir dann auch überwunden werden! Laßt uns unsere Kräfte an einander betätigen, daß dem seine Ehre werde, der als Sieger hervorgeht! Aber laßt uns als Brüder kämpfen zum hohen Spiel, so wie die einherischen Helden in Walhall, nicht aus Mißgunst, aus Neid, sondern aus freier Lust an der Betätigung unserer gottgegebenen Kräfte!" — Wir sehen, es ist ein froher, freudiger und freier Geist, der mit aller Macht eine einmal erworbene Lebensführung festhält und folgerichtig bis zum letzten Atemzug den selbstgewollten, selbstgewählten Lebensweg vorwärtsschreitet — was auch daraus werde. So ist Richard Kralik das geworden, was er ist: ein wahrer πρόμαχος christlicher Weltanschauung, deutschen Volkstums und ästhetischer Kultur.

Silvesterlied.

Funkelnde, rebenentsprossene Flut,
Schäume! Haha!
Brause! Trara!
Rinne mir perlend durchs Blut!

Laß mich vergessen, daß wieder ein Jahr
Hinschwand des goldenen Lebens,
Heute nur mir die Erinnerung spar'
All des vergeblichen Strebens,

Aller der Tränen um Liebe und Glück,
Die heut' zu Eise erstarren.
Laß mich heute nur ein winziges Stück
Wandeln im Reiche der Narren.

Die nicht Gewes'nes, noch Kommendes rührt
Auf ihrem heiteren Wege,
Der sie wie mich zu balde nur führt
In des Todes Gehege.

Goldige, sorgenstillende Flut,
Zische! Haha!
Rausche! Trara!
Rolle mir zaubrisch durchs Blut!

Bonn. Karl Jünger.

Zum Thema „Frauenbewegung".

Von

P. Schumacher.

Frauenbildung, Mädchenerziehung nehmen neben der Arbeiterinnen- und der jüngsten, der Dienstbotenfrage, das allgemeine Interesse immer mehr in Anspruch.

Zumeist geschieht es wohl, weil die gegenwärtige Erziehung und Ausbildung der weiblichen Jugend vielfach zu dem traurigen Ergebnis führt: nichts gründlich gelernt, und weil daher so oft Frauen aller Stände, die aus irgendwelchen Gründen einem Berufe sich zuzuwenden gezwungen sind, rat- und hilflos dastehen, und für den Kampf des Lebens nahezu unbrauchbar sind. Indes dürften neben dieser auch andere Erwägungen ihre Bedeutung behalten. Eine derselben hat M. A. Freiin v. Godin in der dem Frauenbunde gewidmeten Nummer (44) dieser Wochenschrift berührt; sicherlich hat sie vielfache Zustimmung gefunden, vielleicht wird sie auch bei manchem als „Schwarzseherin" gelten.

„Wir leben" — schreibt sie — „in einer gefahrvollen Zeit. Mit der Wissenschaft kämpft eine hochmütige und ungläubige Scheinwissenschaft um die Herrschaft, und manche Mutter sieht mit blutendem Herzen ihren Sohn den Glauben seiner Kindheit — ihren Glauben — verlieren, ohne anders als mit Gebet helfen zu können. Sie sieht die Gefahr, möchte mit ihr kämpfen, wie soll sie aber einen Irrtum überwinden, den sie nicht widerlegen kann, wie soll sie vor den Abwegen der Kunst, Literatur und Wissenschaft wirkungsvoll warnen, wenn ihr mit Recht entgegnet wird, daß Kunst, Literatur und Wissenschaft ihr überhaupt ein Buch mit sieben Siegeln sind. Es handelt sich also für uns Frauen um unsere höchsten Güter, um die freundschaftlich achtungsvolle Liebe unserer Gatten, um die Seelen unserer Söhne!"

In der Tat, wie soll sie kämpfen und helfen? Der besorgten Mutter Einfluß auf ihren Knaben, so stark in der ersten Jugend, dauert unvermindert bis in die ersten Gymnasialjahre; schon beginnt er zu lockern. Die Vergleiche, die der Knabe zwischen seinem Unterricht, seinen Aufgaben und denen seiner fast gleichalterigen Schwester zieht, belehren ihn schon, daß er weit gründlicher als jene unterrichtet wird; er sieht, daß er mehr weiß. Die Mutter selbst bestätigt ihm ja auch diese Auffassung: „Du bist ein Junge und mußt mehr lernen als die Mädchen; Schwesterchen ist ja auch nicht so kräftig wie du; du willst doch einmal ein Mann werden." Und der Knabe, der im Elternhause wie auf der Schulbank immer wieder hört: „Wenn du in der Jugend nichts Ordentliches lernst, wirst du später nichts Tüchtiges leisten," überträgt diese Forderung ganz gleicherweise auf die Mädchen und wird sich seiner Ueberlegenheit bewußt. Dabei liegt ihm die Ueberlegung schon nicht mehr weit: Mutter war auch einst ein Mädchen, ein Schwesterchen! Man sage nicht, solche Gedanken lägen dem Knaben fern, wenn er die Oberklassen unserer höheren Schulen erreicht, stellt sie sicherlich mancher an, wenn die gute Erziehung ihm auch verbietet, sich seiner Ueberlegenheit zu brüsten oder auch nur seine Ansicht zu Hause zu verlautbaren. Wie recht er aber hat, bestätigt ihm vielleicht noch die Bemerkung eines Erwachsenen: „Das versteht ihr Frauen nicht!" oder wie man dergleichen nicht selten hören kann.

Ein anderes kommt hinzu.

Früher überwachte die Mutter sämtliche häusliche Arbeiten, mehr und mehr tritt sie auch hier zurück, jetzt vermag sie höchstens noch in den lebenden Sprachen zu helfen. Und in religiösen Dingen ergeht es ähnlich. Hier ist die Mutter zwar noch immer das Vorbild der Frömmigkeit, aber nur in den seltensten Fällen auch Lehrmeisterin der Ueberzeugung, wie sie es sein sollte.

So zieht der dem mütterlichen Einfluß mehr und mehr entzogene Sohn zur Universität, voller Träume von der Herrlichkeit des freien Studenten. Die glänzende Diktion eines glaubenslosen Philosophen zieht ihn in den Hörsaal, er bedenkt zu wenig die Mahnung, die jüngst ein Universitätsrektor den jungen Studenten bei ihrer Immatrikulation gab: „Schwört nicht auf unser Wort!" In den Grundlagen unserer heiligen Religion zu wenig vorgebildet, sucht er sich, fern den Wegen, die ihn die fromme Mutter zu weisen suchte, eine „freie", „moderne" Weltanschauung.

Die Frömmigkeit der Mutter deucht ihm Gefühl, weibliches Gefühl, Ueberzeugung hatte sie ihn nicht gelehrt, dazu fehlte es gleicherweise an Kenntnissen und Ansehen.

Wie anders könnte es sein, wenn die Mutter es verstanden, zur Liebe die Achtung vor ihrem Wissen, wenigstens ihrem allseitigen Interesse, ihrer geistigen Regsamkeit zu fügen. Jedes ihrer Worte fiele ganz anders in die Wagschale, und würde in tausend Fällen den Erfolg nicht vermissen lassen, zum Heile für den Sohn, zur Freude der Mutter. Auch zum berechtigten Selbstbewußtsein! Ist doch leider heute in der gebildeten Jugend der Gedanke nicht selten: „Meine Mutter ist eine sehr liebe alte Dame, aber . . . ." Man mag das mit Recht traurig, sehr traurig finden, wer aber mitten in den beteiligten Kreisen steht, wird schwerlich leugnen können, daß dies ein, wenn auch nur selten ausgesprochener, so doch ganz verbreiteter Gedanke ist.

Und täglich lehrt den Studenten wie den jungen „alten Herrn" die Damenwelt gleichen Alters, mit der er verkehrt, wie recht er hat. Da bemüht er sich, dem Gespräch mit einer jungen Dame eine ernstere Richtung zu geben; vergebens! er vermag es über das gewöhnliche gesellschaftliche Klatschniveau nicht emporzuheben; die „gebildete" Nachbarin würde ihm sonst auch durch ihre Aeußerungen oder ihre kaum verhehlte Langeweile beweisen, wie fremd, mindestens wie gleichgültig ihr das beregte Thema ist. So muß er denn wieder zu ihrer Geistessphäre herabsteigen, mit Mißmut, mindestens aber mit dem Gefühl des Mitleids.

Solche Erfahrungen bleiben auf das Urteil des jungen Mannes über das andere Geschlecht, aus dem er sich vielleicht schon bald die Braut und Gattin erwählt, nicht ohne Einfluß. Ob ihm dann die Gattin, so wie heute üblich vorgebildet und erzogen, wirklich Gefährtin in Freud' und Leid sein wird, ob sie ihm nicht vielmehr zu häufig „statt der Gefährtin die Geliebte, ein Spielzeug, eine Ablenkung für einige müßige Stunden — oder die Haushälterin" sein wird?

Das zu verhüten muß schon bei der Jugend begonnen werden, mit der Erziehung zum Interesse, mit gründlicher, nicht wahlloser Belehrung auf den wichtigsten Gebieten, vor allem auf religiösem. Dann würde auch die vielfach angeschnittene Frage: „Was lesen unsere gebildeten Frauen?", eine erfreulichere Beantwortung finden, als sie heute gegeben werden kann; die gebildete Frau würde dann nicht vergessen, daß die Hergenröther und Pesch, um nur diese beiden zu nennen, nicht allein für Männer geschrieben haben.

Wenn die Männer die Gesetze, so machen die Frauen die Sitten der Zeit; auf den Geist der Zeit aber werden die Frauen um so größeren heilsamen Einfluß ausüben, je mehr sie es verstehen, sich in der Erziehung der männlichen Jugend zur Geltung zu bringen.

Paris als „Lichtstadt".

Von

Dr. Versen.

Französischerseits ist man seit einiger Zeit mit besonderem Eifer bemüht, uns vom hohen Pferde herab zu behandeln und alles Mögliche bei uns schlecht zu finden. Erst kamen die Ergüsse Jules Hurets im Figaro, dann erklärte uns Herr Vincent d'Indy, daß der Deutsche ein Individuum ohne jede Geschmacksanlage sei und nun beweist Marcel Prévost in seinem Roman „Monsieur et Madame Moloch", daß die Franzosen uns kulturell doch auf allen Gebieten überlegen seien. „L'Allemagne nous déteste", das ist das Endergebnis des Prévostschen Urteils.

Wir sollen — nach Marcel, dem Vielgewandten — vor allem eifersüchtig auf die französische Eleganz sein!

Das Sammelbecken dieser Eleganz ist natürlich Paris, „la ville lumière!"

Das glauben natürlich auch viele Deutsche.

Mögen sie selber hingehen, schauen und prüfen und dann erst urteilen!

Den Unterschied zwischen deutschen und französischen Zuständen merkt man sogleich nach Ueberschreitung der Grenze. Holländische und belgische Bahnhöfe taugen auch nicht viel, ja der Brüsseler Hauptbahnhof ist ein wahres Monstrum von unpraktischer Verbauung; aber in Frankreich, wenigstens im Norden, sieht's auf diesem Gebiet noch schlimmer aus. Sogar auf größeren Stationen machen die Bahnhöfe den Eindruck von schmutzbeladenen Baracken eines Hüttenwerkes. Und ihre inneren Einrichtungen sind himmelschreiend primitiv. So primitiv wie viele Eisenbahnzüge selbst. Ein anständiger Mensch kann in Frankreich nicht dritter Klasse fahren. In Paris, glaubt man, werde alles schön, ja herrlich sein. Die Pariser Reklame verführt ja zu dieser Annahme; denn Paris ist ja nach ihr — und nach Marcel Prévost — das Sammelbecken aller mondänen Eleganz. Der Zug rollt in den Nordbahnhof hinein. Hilf Himmel! Ist das die Vorhalle der Zauberstadt?! Diese düstere Scheune von Eisensparren und bröckligem Mörtel? Nach den Berliner und Kölner, oder gar Frankfurter Bahnhöfen wirkt der Anblick des Gare du Nord fast abstoßend. Schmutz, Ruß, Steinkohlen- und Kehrichthaufen, schmutzige Blusenmänner, über dem Ganzen eine gewisse düstere Niedergeschlagenheit. Draußen ist es noch schmutziger. Ein magerer Gaul, der nur noch von der Peitsche lebt, zieht meine Droschke. Sie ist so eng, daß ich mit meinem Gegenüber mit den Knien karamboliere. Diese Pariser Vehikel überhaupt! Mögen es Droschken, Omnibusse oder die Wagen der elektrischen Straßenbahn sein. Alle sind sie unansehnlich, düster und schmutzig. Im Winter sollte man sie nur mit russischen Gummischuhen oder in langen Stiefeln betreten. Dann schadet es wenigstens nicht allzuviel, wenn einem die Fußspitzen bespuckt werden. Denn das Spucken ist in dieser Stadt des eleganten Geschmacks ein unantastbares Vorrecht. Wer sich darüber beschwert, gilt als preußischer Barbar. Die Schmutzerei scheint auch ein Pariser Privileg zu sein. Alles wird auf die Straße geworfen, besonders Papiere und Zeitungen, und am Abend watet man, bei Regenwetter, in einem förmlichen Sumpfmeer von Papierfetzen. Sogar auf den Boulevards. Sind das wirklich die Boulevards, die vielgerühmten, die als großstädtisches Paradies gepriesen werden? Zum größten Teil sind sie wahrlich davon das gerade Gegenteil. Auch in den Bäumen hängt dieses abscheuliche Papier, das Trottoir ist mangelhaft und auch so schmutzig, daß manche Damen die Röcke bis zum Knie aufnehmen. Teils vielleicht auch aus anderen Gründen. Nötig wär's zwar nicht, denn viel Verlockendes ist da nicht zu sehen. Degeneriertes Beinwerk. Es liegt wohl nicht bloß an einer gewissen Moral, daß die Statistik betreffend Bevölkerungszunahme in Paris und überhaupt im ganzen Seinedepartement, obwohl es das am stärksten bevölkerte ist, noch trostloser ausfällt als in den anderen französischen Städten und Departements. Ohne die Bretagne und Normandie und ein paar andere „rückständige" Gegenden gäbe es ja in Frankreich überhaupt keinen Bevölkerungszuwachs mehr. Ein Lichtpunkt ist dieser Zustand im französischen Leben auch wahrlich nicht. Die Zahl der ehelichen Geburten ist in Paris um 40 Prozent geringer als in Berlin, dagegen übersteigt die Zahl der unehelichen Geburten in Paris die in Berlin um 65 Prozent! Das sind traurige Merkmale einer überlebten und verrotteten Kultur, die nur darauf ausgeht, der Sinnlichkeit zu frönen. Kein Wunder, daß manchen tiefer blickenden Franzosen eine Ahnung von jener verborgenen furchtbaren Macht überkommt, die die Scham zu töten, den Mut zu lähmen und den Willen zu entnerven vermag. Umsonst hat Zola den Angstschrei „Fécondité!" ausgestoßen. Paris ist ein ermüdetes, unfruchtbares Ungeheuer, das nur noch die perverse Lust kennt und die Kraft hat, gegen sich selber zu wüten. Man sehe diese Mädchen- und Frauenwelt in den Riesenkaufhäusern, Theatern, Opern, Tanzsälen und im Gewoge des Straßenlebens. Toiletten und Amüsement sind ihr einziges Streben; nicht bei allen, aber doch bei den meisten. Die Koketterie und die Kokotterie gehen da Hand in Hand. Chic ist alles. Jawohl! Aber dieser Geschmack in der Kleidung ist weder vernünftig noch gesund und er ist nur deshalb so raffiniert, weil er ihre Trägerinnen befähigt, sich Reize zuzulegen, wo sie fehlen. Im allgemeinen ein dürftiges Geschlecht, diese autochthonen Töchter Lutetias. Und die Männer sind ihnen ähnlich. Deshalb blüht auch bei ihnen die Mode bis zur Affennarrheit. Einer immer wie der andere. Bald ist es tipp-topp, mit einem Stock von Malakkarohr mit Goldknopf ins Theater zu gehen: alles trägt den Stock; bald, sich à la Napoleon zu frisieren: alles trägt die Napoleonslocke; bald ist es Mode, ein seidenes Tuch von einer bestimmten Farbe aus der Smokingtasche heraushängen zu lassen: alles läßt es hängen! Die Pariser tragen auch Schnürleibchen und ganz feine Herren lassen sich sogar in Saffian binden.

Daß derartige Vertreter der männlichen Spezies dem Kokottentum die größte Toleranz, ja eine ausgesuchte Galanterie entgegenbringen, ist nicht verwunderlich. Aber nur die frivole Oberflächlichkeit kann diese gallische Galanterie als Lichtseite des Pariser Lebens auffassen. Sie ist vielmehr eine sehr böse Dekadenzerscheinung. Solange ein Volk gesund ist, bringt es dem käuflichen Sexualdienst Verachtung entgegen.

Wir wandern am Hause des Sensationsblattes „Matin" vorbei. Von oben bis unten ist es behängt, beklebt, bemalt mit Reklameschildern in Holz, Blech, Papier. Und diese Farben! Ein geradezu wahnwitziges Farbengemengsel. Man verzweifelt völlig an dem berühmten Pariser Geschmack, wenn man das sieht! Diese Fassade des „Matin" ist eine Orgie von Geschmacklosigkeit. Und beleidigt wird unser Auge noch recht oft; besonders durch die Holzverkleidungen vieler Häuser im unteren Stock. Mit grellen Farben bestrichen, werden sie bald schmutzig und machen dann einen geradezu abscheulichen Eindruck. In den oberen Stockwerken sehen die Häuser wie tot aus, denn alle Fenster sind mit nicht immer reinen Vorhängen dicht verhangen. Und dann dieses Trödel- und Kramwesen auf den Trottoirs. Was baut sich da nicht alles auf. Zur Reinlichkeit trägt es auch nicht bei. Darauf muß man schließlich überhaupt verzichten; zumal bei Regenwetter. Dann macht Paris seinem alten Namen Lutetia-Sumpfstadt alle Ehre.

Wir waten durch die Rue Rivoli. Diese Straße baute Napoleon III. als Durchbruchslinie von den Elysäischen Feldern bis hinunter zur Julisäule. Sie sollte die schönste und längste Straße der Welt werden. Das letztere mag sie sein, das erste ist sie sicherlich nicht. Wenigstens heute nicht mehr, unter der liederlichen Straßenwirtschaft der Republik, die alles gehen läßt, wie es eben geht. Denn frei ist der Bourgeois! Polizeivorschriften haßt er wie die Pest. Und Herr Huret bildet sich auf diese französische Eigentümlichkeit noch etwas ein. Deshalb steht auch in Paris die Straßenbettelei noch in üppiger Blüte. Huret gesteht, daß er während eines fünfmonatlichen Aufenthalts in Deutschland nicht ein einziges Mal angebettelt worden sei. Ich aber bin an einem Sonntag in Paris dreimal angebettelt worden, sogar im Louvre. Und welche unglaublich armselige, abgerissene Gestalten bekommt man fast überall zu Gesicht; nicht bloß in den dunklen Apachengäßchen, die so eng sind, daß kaum ein Wagen zwischen den Häusern durchfahren kann. Schrecklich die Männer, aber noch schrecklicher diese Weiber. Wenn man sie sieht, begreift man manches aus der Revolution und dem Kommunardenaufstand. Wenig Eindruck macht es auf den tieferen Betrachter, wenn er neben diesem Elend auch ganze Straßenzüge mit glänzenden Palästen sich breit machen sieht, in denen die vornehme Lebenslust, die das savoir vivre zu einer Kunst erhebt, und der liederliche Reichtum ihren beständigen Frühling feiern. In die traurigen Dunsthöhlen des Pariser Proletariats fällt kein Lichtstrahl. Da schleicht das Gespenst der Absinthseuche umher, der 1904 in ganz Frankreich 359,000 Hektoliter geopfert wurden, und das Gespenst der Tuberkulose, die in den letzten 11 Jahren in Paris 101,496 Menschen dahinraffte; 820 Häuser mit 106,308 Einwohnern lieferten allein 11,500 solcher Todesfälle.

Auf jedem Hektar wohnen in Paris 350 Menschen. Sie steht damit unter allen Hauptstädten am ungünstigsten da; denn sogar in London kommen auf den Hektar nur 150 Menschen.

Aehnlich traurige Ergebnisse hat eine Prüfung der Verbrecherstatistik. Paris ist die gelobte Stadt der Diebe und Einbrecher. Zweihundert Diebstähle kommen dort durchschnittlich täglich vor. Das macht ungefähr 70,000 Diebstähle aufs Jahr. Und so gehen jährlich nach der Aufstellung der Polizei Besitzgegenstände im Werte von etwa 15 Millionen Franken in Paris den rechtmäßigen Besitzern verloren und in die Hände des Diebsgesindels über. Noch erschreckender ist die Selbstmordstatistik in Paris. Und ganz Frankreich hat unter allen europäischen Staaten die höchste Sprosse der Selbstmordskala erreicht.

Wir könnten unsere Wanderungen und Beobachtungen noch weiter ausdehnen, zum Beispiel auf den Montmartre, der stellenweise einer großen Räuberhöhle gleicht; ferner in die Markthallen, deren Anblick es uns begreiflich macht, daß jetzt im Pariser Schlachthaus in der Vilette Zustände aufgedeckt sind, die den „Sumpf" in Chicago in Schatten stellen; und schließlich in Pariser Krankenhäuser, um die es unter der nachlässigen französischen Verwaltung am schlechtesten bestellt ist, so daß es vorkommt, daß Kranke von Ratten überfallen und angefressen werden.

Doch genug, und übergenug!

Wir wissen sehr wohl, daß es in Paris auch viel Schönes, Herrliches und Nachahmenswertes gibt. Aber dieses zu schildern, ist nicht der Zweck unserer Zeilen, sondern nur, nachzuweisen, daß die Herren Franzosen wohl daran täten, erst den Unrat vor ihrer eigenen Tür wegzukehren, bevor sie sich über unsere „kulturelle Minderwertigkeit" zu Gericht setzen.

Sexuelle Ethik und sexuelle Erziehung.

Nach Universitätsprofessor Dr. F. W. Förster, Zürich.*)

Auf dem Boden der sexuellen Frage finden wir eine Reihe entgegengesetzter Anschauungen. Will der Erzieher wirksam in das Leben eingreifen, dann muß er diese Grundanschauungen kennen. Zwei Hauptrichtungen stehen sich heute diametral gegenüber: die alte christliche Ethik und die sog. neue Sittlichkeit, welch letztere Nietzsches „Umwertung aller Werte" auch auf das ethische Leben anwendet. Die neue Ethik spricht mit den geringschätzigsten Ausdrücken über die alte Ethik, nennt sie lebensfeindlich, lebensfremd, hält ihr vor, daß sie allen Geboten der Rassenhygiene ins Gesicht schlage und der Enthaltung der menschlichen Persönlichkeit entgegenstehe. Es brauchen nur Namen wie Forel, Ellen Key, Helene Stöcker genannt zu werden, so kennt man die Träger dieser neuen Sittlichkeit.

Es gibt nun eine Reihe von Menschen, die das Vertrauen auf die christliche Ethik verloren haben und der neuen Ethik mit ihrem Ruf nach Freiheit, nach Ausleben der Persönlichkeit sich zuwenden. Vielen drängt sich bezüglich der christlichen Ethik die Frage auf: sind wir nicht doch wirklich veraltet, stehen wir vielleicht doch auf seiten einer verlorenen Sache und noch dazu in der wichtigsten Frage. Auf diese Frage stellt Förster eine bedeutsame Gegenfrage, die nach der Kompetenz jener Menschen, denen die alte Ethik zu wenig ist. Haben diese Menschen die Fähigkeit, über die ethischen Fragen zu urteilen, ja, ist jeder Mensch überhaupt fähig, ohne einen höheren Führer eine neue Ethik zu gründen? Schon im Altertum sagte man, zur Erkenntnis der ethischen Fragen ist nicht ein jeder berufen, nicht einmal jeder Gelehrte, nur jener, der zu einem höheren Grade von sittlicher Freiheit gekommen ist, dessen Vernunft frei ist, der nicht verkleidete Triebphilosophie betreibt. Die Menschen, die heute vielfach unberufen die alte Moral zu stürzen versuchen, und tausend neue Theorien hervorbringen, haben diese geistige Freiheit nicht erreicht; speziell in sexuell-ethischen Fragen kommt dies zum Ausdruck bei jenen, die nicht mehr mit reinem Denken diese Frage beurteilen können, sondern nur mit geschlechtlichem Denken. Es ist ein Denken, das diktiert ist von den Liebesphantomen der Menschen, ein Denken, das noch ganz an den Leib gebunden ist. Die Kompetenz zur Beurteilung der ethischen Frage ist diesen Leuten daher abzusprechen.

Das Bedauerliche ist, daß so viele konfuse Frauen sich auch in die Reihen der Neuerer mischen und — daß so viele Männer zu ihrer Theorie Ja sagen. Wir haben leider so viele schlecht erzogene Männer, daß sie diesem Ansinnen nicht charaktervoll widerstehen. (Reicher Beifall.)

Die christliche Ethik wird in alle Ewigkeit über der rein menschlichen, rein natürlichen Ethik stehen, weil sie auf dem Boden der vollkommenen Freiheit erbaut ist. Christus sagt, ich habe die Welt überwunden. Dieses Wort soll uns in Erinnerung bringen, daß nur die Persönlichkeit, die Herr war über die Welt und die sinnlichen Neigungen, daß nur der, der die Uebersicht hatte über alle Dinge, wahrhaft frei war, um über die sittlichen Fragen richtig zu urteilen. Christus hat auch die dämonischen Mächte gekannt und sich mit ihnen auseinandergesetzt, er hat ihnen einen durchdringenden Blick zugeworfen und ihnen das: „Hebe dich hinweg, Satanas!" zugerufen. Christus hatte die durchdringendste Lebenskenntnis, die für die Erarbeitung eines ethischen Systems notwendig ist.

Was bringen nun die Vertreter der neuen Ethik gegen die alte vor? Vor allem sagen sie, ihre Ethik sei eine Revolte des lebendigen Lebens gegen die christliche weltflüchtige Jenseitsmoral. Die wahre Sittlichkeit — meinen sie — darf nicht von dem Jenseits, sondern muß vom Diesseits ausgehen, sie muß fragen und sagen, was steigert das menschliche Leben, oder „bleibt der Erde treu", wie es Nietzsche ausdrückt. Im Namen dieser Ethik fordert man z. B. Auflösung der lebenslänglichen Ehe. Professor Ehrenfels in Prag wagt sogar die Behauptung, die lebenslängliche Ehe sei ein Attentat an der menschlichen Rasse, weil sie die Zeugungskräfte der Menschen einseitig bindet. Gumplowicz bekämpft die Monogamie im Namen der Soziologie, ja selbst vom „ethischen Ehebruch" wagt man zu sprechen. Gegenüber diesen Anschauungen schildert Förster in warmen Worten das Wesen der ehelichen Treue, hebt ihre sittliche Bedeutung und ihre tiefe Begründung hervor.

Treffend ist gegenüber den Forderungen der „Rassenhygiene" die Bemerkung, der Begriff der Rassenhygiene im Sinne der modernen Ethiker ist einfach höhere Fleischproduktion; wahre Rassenhygiene aber hänge ab von der Gestaltung der geistigen Kraft.

Auch die „Mutterschutzbestrebungen" sind hier zu besprechen. Forel sagt, es sei unethisch, daß man zwischen ehelicher und unehelicher Mutterschaft unterscheidet, und Ellen Key meint: „Heilig ist jede Mutterschaft, die Pflichtgefühl hervorgerufen hat." Es kommt Förster aber nicht darauf an, daß die Mutterschaft Pflichtgefühl hervorgerufen hat, sondern um sie heilig zu nennen, muß sie schon ausgegangen sein vom Pflichtgefühl. (Starker Beifall!) Eine Mütterlichkeit im Rausche der Sinne erworben, wo die höchsten Verantwortlichkeiten des Lebens verblassen, dürfen wir nicht heilig nennen. Mitleid mit dem Täter, aber festes Urteil gegenüber der Tat muß in diesem Falle unser Prinzip sein. (Reicher Beifall!)

Vom Standpunkt der Lebenssteigerung aus fordern die modernen Ethiker auch die „freie Liebe". Diese ist aber kein Zeichen von Lebenskraft und Gesundheit, sondern von einer Auflösung der Lebenskraft, von einer Loslösung des menschlichen Tuns von dem eigentlichen Kraftzentrum, dem Charakter.

Zu den pädagogischen Gesichtspunkten übergehend, meinte Förster zunächst, wenn die modernen Ethiker von dem Gedanken der Lebensbejahung ausgehen, so nehmen auch wir diese für uns in Anspruch; aber wir sind dafür, daß der Mensch in der Scheidestunde sein Leben wahrhaft bejahen kann und nicht einmal sagen muß, was Faust sagt: „O wäre ich nie geboren!" Das ist den jungen Leuten recht klar zu machen.

Der Forderung des „Sichauslebens" gegenüber betont Förster, man müsse diesen jungen Leuten sagen, daß persönliche Güte, persönliche Kraft, die volle Persönlichkeit nur das Ergebnis strenger Selbstzucht, der Askese der Konzentration ist.

Die falsche Auffassung der Kunst, daß diese erblühen könne auf Kosten des Charakters, entkräftet Förster, indem er meint, wer den Charakter erweicht und die Triebe schießen läßt und den Schmutz fördert im Namen der Kunst, der bringt nur Entartung und Verstümmlung der Kunst hervor.

Der Askese, der Selbstzucht gegenüber bringt man vor, sie schlage die Persönlichkeit in Fesseln, namentlich auf sexuellem Gebiete. Dies ist nicht richtig. Die christliche Lehre hat sich des Individuums immer angenommen gegenüber dem Staate, sie hat die Rechte der Persönlichkeit geschützt gegenüber den kollektivistischen Instinkten. So hat die christliche Lehre auch auf sexuellem Gebiete sich nicht den Tod, die Erniedrigung der Persönlichkeit zum Ziele gemacht, sondern sichert gegenüber dem Gattungstrieb die Persönlichkeit.

Die modernen Ethiker versprechen sich in der sexuellen Erziehung viel von der „Aufklärung". Es scheint Förster aber, daß man hierbei in den Grundfehler verfällt, zu viel von der bloßen intellektuellen Aufklärung zu erwarten. Die sexuelle Aufklärung wird von Menschen vertreten, die den Menschen nicht so kennen, wie ihn das Christentum kennt; man glaubt einfach, nur die Vernunft brauche aufgeklärt zu werden, vergißt aber die wichtigste Vorbereitung: starke Willensbildung. Man muß die Kinder erziehen zum Stolz gegen die Triebe. Diesen Gedanken weiter ausführend und die Weckung der anima naturaliter christiana betonend, zeigt Förster noch, wie das im Knaben erwachende Gefühl der Ritterlichkeit auszunützen sei.

Zum Schlusse betont Förster nochmal die Bedeutung der Religion in dieser Frage. Das Geschlechtsleben hängt gerade am meisten zusammen mit der Materie und ihren dämonischen Mächten; der Mensch kann nicht Mensch bleiben und nicht Persönlichkeit, wenn er sich nicht mit Gott verbindet und wenn er seine Seele nicht öffnet der göttlichen Wahrheit und Weisheit, die von dem kommt, der das Wort gesprochen hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!"

*) Vortrag bei der Versammlung des Münchener Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit. Vgl. Nr. 51, S. 625 ff. Im Wortlaut wird der Vortrag demnächst als Heft von F. Weigls Broschürensammlung: „Pädagogische Zeitfragen" erscheinen.

Der Traum.

Von

Dr. Th. Grentrup S. V. D. St. Gabriel, Mödling.

Die eifrigste Schaffnerin im Kreise des Erkennens ist die Phantasie. Kein Gedanke steht im weiten Gebiete des Geistes, der nicht zuerst in irgend einer Form durch das Feld der Phantasie gegangen wäre, und der nicht wiederum im Phantasiebild eine Begleiterin erhielte. Wie der Efeu sich schlank und behende um den Baumstamm legt, also umrankt die Phantasie in tausend anmutigen Formen die Gebilde des Geistes. Und glücklich, wenn die Phantasie sich an den Verstand anlehnt, wenn sie in ihm Stütze und Halt findet, doch wehe, wenn sie jeder Fessel ledig ihr eigenes Spiel führt! Dann stürzt sie gleich einer blinden Kraft ins Ungewisse und verfällt einem wilden, unstäten Treiben. Solch ein tolles, wildes Treiben der Phantasie zeigt uns der Traum.

Obwohl der Traum in seiner Erscheinung nichts Ueberraschendes und Seltenes bietet, hat doch noch niemand den Schlüssel zu seinem völligen Verständnis gefunden. Einige Erklärungen allerdings braucht man nur zu nennen und sie sind schon gerichtet. „So sagen z. B. die Spiritisten, daß während des Schlafes unsere von der grausamen despotischen Gewalt des Leibes befreite Seele davonfliegt, sei es in die höhere oder niedere Welt, sei es in andere Gegenden dieser Erde und sich dort in der Geisterwelt bewegt. Sie findet da die Seelen ihrer Verwandten und Freunde und der Eindruck dieser Träume lenkt dann während des Wachens unsere Gedanken auf Personen, die wir längst und für immer vergessen zu haben glaubten." (Meric, D. andere Leben.) Abgesehen von solchen Phantastereien sind sich alle Psychologen darin einig, daß der Traum auf Phantasietätigkeit beruhe. Während aber einige den festen Schlaf als den günstigsten Moment des Traumes bezeichnen, sind andere der Meinung, daß er am häufigsten und stärksten sei im leisen Schlafe. Das letztere scheint bestätigt durch die Erfahrung, daß wir uns nach Nächten voller Träume weniger erfrischt fühlen, was ein Zeichen ist, daß auch der Schlaf — die erquickende Ruhe — weniger tiefgreifend war. Der starke, feste Schlaf nimmt unsere Seelenkräfte — ausgenommen die vegetativen — in eine so enge Haft, daß auch dem freizügigsten Element, der Phantasie, kein oder doch nur geringer Spielraum bleibt. Ob aber im einzelnen Falle die Phantasie des Schlafenden sich vollständiger Ruhe hingegeben habe, ist auch nach dem Erwachen noch schwer zu entscheiden. Denn es mag keine Seltenheit sein, daß der Traum vorübergeht, ohne irgend eine Spur der Erinnerung im Wachenden zurückzulassen, so daß der Traum häufiger ist, als wir zu konstatieren vermögen; dürfen wir uns aber zu der Behauptung des Kartesius versteigen: „Kein Schlaf ohne Traum"? Dazu liegt kein Grund vor!

Wie nun entstehen die wunderlich bunten Phantasiegebilde, die uns im Schlafe umgaukeln, bald freundlich winkend, bald furchtbar drohend, bald spöttisch neckend? Ehedem hielt man dafür, den Faden für das Traumgewebe liefere die Phantasie selbst, der Traum entspringe ihr, wie die Pallas Athene dem Haupte des Zeus. Die Wahrheit dagegen ist sehr prosaisch: Ein Nervenreiz ist die Veranlassung des Traumes. Erklären wir uns etwas näher! Ein philosophischer Grundsatz lautet: Unsere Erkenntnisfähigkeiten — und dazu gehört ja die Phantasie — sind passive Fähigkeiten, d. h. sie bedürfen, um in Tätigkeit zu treten, immer der Anregung von seiten eines anderen. Es ist dies eigentlich nur eine spezielle Anwendung des allgemein geltenden Trägheitsgesetzes. So muß das Licht in das Auge hineinstrahlen und die Schallwelle in das Ohr dringen, sonst gibt es weder ein Sehen noch ein Hören. In stockfinsterer Nacht bemüht sich das schärfste Auge vergebens, etwas zu erspähen, und wo kein Klang oder Schall die Luft bewegt, bleibt das feinste Gehör taub. In gleicher Weise tritt auch die Phantasie weder beim Wachen noch beim Schlafen in Arbeit, wenn sie nicht durch irgend etwas aus ihrer Ruhe aufgestört wird. Zwar obwaltet ein großer Unterschied zwischen den äußeren Sinnen und der Phantasie. Die äußeren Sinne sind wie ein Spiegel, der das Bild nur so lange markiert, als die gegenwärtige Einwirkung dauert; ist der Freund, mit dem wir sprachen, unserer Gegenwart entrückt, so faßt ihn das Auge nicht mehr. Nicht so bei der Phantasie! Sie gleicht in ihrer Tätigkeit den Rädern der Uhr, die, einmal in Umlauf gesetzt, sich ungestört fortbewegen, sie gleicht dem Feuerwerk, das, an einer Stelle entfacht, sich selbst weiter entzündet. Aber des ersten Anstoßes kann auch sie nicht entbehren. Im wachen Zustande fehlt ihr diese Anregung wahrlich nicht. Verstand und Wille beherrschen sie, die äußeren und inneren Sinne hämmern gewaltig gegen ihre Pforten und erzwingen sich Einlaß. Aber wie ist es im Schlafe? Verstand und Wille üben ihre Beherrschung nicht mehr aus, das Auge hat sich geschlossen, alle Sinne scheinen zu ruhen! Doch merke man wohl: Im Schlafe ist nicht wie in der Bewußtlosigkeit die Sinnestätigkeit vollständig aufgehoben, sie ist nur herabgedrückt, sie ist wie das Feuer, das unter der Asche ruht und das ein leichter Windstoß zur sanften Glut entfachen kann. Selbst im Schlafe sind die Sinne den äußeren Eindrücken nicht ganz unzugänglich, es gibt leichte Nervenreize, die stark genug sind, um empfunden zu werden, die aber zu schwach sind, um den Schlafenden aufzuwecken. Da haben wir den Anfang des Traumes. So hat man beobachtet, daß „die leisesten Reize die ungeheuerlichsten und lebhaftesten Traumvorstellungen erzeugen. Eine unangenehme Hautempfindung erregt die Vorstellung von widrigen Tieren, etwa häßlichen Raupen, die am Leibe hinaufkriechen, ein mäßiger Seitenstich wird als Dolchstich oder als Biß eines tollen Hundes vorgestellt, ein leichtes Geräusch als ein Kanonenschuß, Atemnot als furchtbarer Alp, der sich auf die Brust stürzt, eine unangenehme Lage als schreckliche Verlegenheit z. B. Schweben über einem Abgrunde".[1]) Aber nicht bloß die Außenwelt vermag es, die Phantasie in das Reich der Träume hinauszustoßen, innere Vorgänge unseres eigenen körperlichen Lebens besorgen das Gleiche. Hier spielen die sogenannten „Organempfindungen" eine wichtige Rolle d. h. jene körperlichen Empfindungen, welche erregt werden teils durch normale, teils durch anormale Funktionen der Organe, so das Pochen des Herzens, der Schläfen, der Halsschlagadern, Zustände des Hungers, des Durstes u. dgl. „Die zufällige Erwärmung der Füße erscheint als Wandern über ein heißes Lavafeld; der Druck der Nervenstämme erweckt die Phantasie von Fesseln, welche die Glieder umschlingen, von Grausamkeiten, deren Opfer man ist; heftige körperliche Angstempfindungen aus Respirationsdruck erregen bald das Phantasma eines aufsitzenden Ungeheuers, bald dramatisierte Geschichten eines von uns begangenen schweren Verbrechens".[2]) Auch alle jene Vorstellungen, Gefühle und Wünsche, die kurz vor dem Schlafe unser Bewußtsein lebhaft erfüllten, und die, wenngleich mit verminderter Kraft und Deutlichkeit, doch noch eine Spanne Zeit in uns bleiben, locken nicht selten den Traum herauf. Eine interessante Lektüre, eine lebhafte Unterredung am Abend kann die Grundlage eines reichen Traumgebildes werden.

Hat die Phantasie aber nur einmal den leitenden Faden erhascht, so spinnt sie das Gewebe von selbst mühelos weiter. Als regsame Dienerin steht ihr die Assoziationsgabe zur Seite. Die erste Vorstellung erweckt eine zweite, die zweite eine dritte, die dritte eine vierte, ein ganzes Heer von Vorstellungen ist mit einem Schlage mobil gemacht. Das „leichte Geräusch" empfinden wir als „Kanonendonner" (s. oben) und wie auf ein Kommando füllt sich unsere Phantasie mit Soldaten, Krieg, Verwundeten, Toten... Dabei kommt es der Assoziation auf eine logische Gruppierung im allgemeinen nicht an; irgend eine Beziehung der Aehnlichkeit, des Kontrastes oder Koexistenz genügt, um zwei Dinge zusammenzubringen, nicht selten zum Hohn auf alles vernünftige Denken. Aber gerade so erwächst jenes wirre Durcheinander und so entsteht der köstliche Humor im Traumleben. Mit einer gewissen Vorliebe allerdings bricht die Assoziation in den Kreis unserer gewöhnlichen, eingebürgerten Vorstellungen ein; schlägt doch jedwede Tätigkeit am leichtesten in das Gewohnheitsmäßige zurück. Da kommen denn wohl unsere geheimsten Neigungen zum Vorschein, und was im Wachen den Grundton unserer Seele bildete, das klingt auch im Traume durch. Der Dichter hat darum nicht ganz Unrecht, wenn er sagt:

Doch vergiß es nicht: Die Träume,
Sie erschaffen nicht die Wünsche,
Die vorhand'nen wecken sie;
Und was jetzt verscheucht der Morgen,
Lag als Keim in dir verborgen. —
(Grillparzer, „Der Traum ein Leben.")

An Lebhaftigkeit und Intensität stehen die Traumbilder den Vorstellungen des Wachens um keinen Grad nach übertreffen sie sogar. Der Träumende sieht die Personen und Dinge in so lebensfrischen Farben und in so scharf und klar ausgeprägter Zeichnung vor sich, daß er sie mit der Wirklichkeit verwechselt, ja wohl gar anfängt mit ihnen zu reden, sie mit Namen ruft, seine Hand nach ihnen ausstreckt u. dgl. mehr. Aus der Tatsache, daß der Träumende seine Phantasien für Wahrheit

[1]) Gutberlet, Psychologie, S. 91.
[2]) Drbal, Psychologie, S. 124.

nimmt und mit bestem Willen sich dieses Wahnes nicht entschlagen kann, ist dem allzu ängstlichen Kartesius das Bedenken gekommen, wie man denn eigentlich noch Traum und Wahrheit unterscheiden solle! Doch wo der philosophisch grübelnde Intellekt eines Kartesius stolperte, wird der hausbackene Verstand eines gewöhnlichen Menschenkindes ungeniert vorbeiziehen, vielleicht mit einem hämischen Lächeln für den allzu Bedächtigen.

Die großen wissenschaftlichen Leistungen, die man dem Traume nachrühmt, sind wohl in geringen Anschlag zu bringen. Man behauptet freilich, der Traum habe schon philosophische und mathematische Probleme gelöst, deren Lösung man im Wachen vergebens gesucht habe. Doch sind solche glückliche Bescherungen — leider! — äußerst selten, so daß auch der wunderlichste Student dies Mittel kaum als profitabel ansehen dürfte. Jedenfalls gehört eine derartige „Kraftleistung" nicht zu den natürlichen und normalen Erscheinungen des Traumes. Die Sache erklärt sich leicht aus einer zufällig treffenden Kombination der Phantasievorstellungen. Sollten unter tausend bunt durcheinanderfahrenden Bildern nicht einmal auch solche Vorstellungen sich treffen, die in überraschender Weise zusammenstimmen?

Wenn Schubert meint, der Traum zeige in uns den versteckten Dichter, „so mag wohl ein Körnchen Wahrheit in der Verwandtschaft träumerischer und dichterischer Phantasie liegen" (Höfler).

Eine Neujahrsgeschichte.

Von

M. Panzer.

„Väterchen! Wie fühlst du dich nun? Sind die Schmerzen geringer?"

Die matten Augen des Kranken, der soeben aus einem kurzen Schlafe erwacht ist, richten sich voll mitleidiger Liebe auf die bang fragenden Züge des braunlockigen jungen Mädchens, das sich über ihn beugt. „Sorge dich nicht, Liebling. Es wird wieder besser werden. — — Armes Kind! — Wie mußt du müde sein. — — Es ist schon spät, nicht? Leg dich — schlafen!"

„Ich habe hier neben deinem Bette geschlafen, Herzenspapa," lautet die Antwort. „Nun bin ich wieder ganz munter und frisch."

Aber die tiefen Schatten, welche die großen Blauaugen umrahmen, und die durchsichtige Blässe an Schläfen und Wangen strafen die letzten Worte Lügen.

Es ist auch heute schon die vierte Nacht, daß sie an dem Krankenlager sitzt und angstvoll jedem Atemzuge von dorther lauscht.

Nun scheint er wieder entschlummert zu sein; mühsam, jedoch ziemlich gleichmäßig hebt und senkt sich seine Brust.

Eine kurze Weile noch beobachtet das Mädchen den Schlaf des Kranken, dann läßt es sich erschöpft auf den Stuhl nieder.

Die müden Blicke gleiten durch den dämmerigen Raum. Einfach, doch nicht ärmlich ist seine Einrichtung. Auf einem Tischchen mit weißem Linnen überdeckt, stehen sorglich geordnet Mixturen und Arzneien, wohl mehr zur Beruhigung als zur sicheren Hilfe. Denn der Arzt weiß, daß seine Macht hier am Ende ist, daß dieses schwere Herzleiden früher oder später zum Tode führen muß.

Von der Ecke des Zimmers ertönt ein knisterndes Geräusch, dann ein Ruf:

„Hanna!"

„Erschrocken springt die einsame Wärterin auf. Wenn das Brüderchen laut würde und den Vater weckte!

„Sei still, Ferdi, ganz still!" beschwichtigt sie leise. „Papa schläft so gut. Du darfst ihn nicht wecken. Mach nur die Aeuglein wieder zu, es ist noch lange nicht Morgen."

Der blonde, vierjährige Junge guckt verschlafen blinzelnd auf seine Schwester, die wie ein sorgsames Mütterlein ihm Kissen und Decke zurecht richtet, um das fest geschlossene Mündchen, das sich schon ganz bedrohlich herabgezogen hatte, spielt ein flüchtiges Lächeln, dann fallen die schweren Lider zu.

Johanna sitzt wieder auf ihrem Platze. Ihr Kopf ist auf die Hand gestützt, müde und schwer.

Es ist Silvester heute. Vielleicht bringt das neue Jahr wieder Glück ins Haus. Erinnerungen ziehen durch ihre Seele.

Wie anders war es vor einem Jahre in diesem Zimmer gewesen! Dort zwischen den beiden Fenstern stand der geschmückte Christbaum. Und wie sich klein Ferdinand gefreut hatte über das Schaukelpferd, das ihm Christkindchen gebracht! Wie sie selber immer und immer wieder das wunderschöne Märchenbuch zur Hand genommen hatte, das unter dem Weihnachtsbaum lag! O, und die Eltern waren so froh gewesen über dem Glück ihrer Kinder!

Aber dann — der holde Weihnachtsschimmer war kaum erloschen — dann kam das Herzeleid in dieses traute Heim. Die gute, liebe Mama war plötzlich an einer heftigen Lungenentzündung erkrankt, und eines Tages lag sie bleich und kalt zwischen blühenden Blumen.

Der Vater war beinahe fassungslos gewesen, seine Kraft von dieser Stunde an gebrochen.

Er kränkelte mehr als je, mußte oft wochenlang von der Ausübung seines Berufes sich ferne halten, bis er zu einem langen Siechtum sich niederlegte. Seitdem wuchs die Not mit jedem Tage.

Vaters Verdienst, der ehedem nicht schlecht gewesen, hörte auf, Ersparnisse waren nicht viel vorhanden, und wenn auch Johanna, die selber noch halb ein Kind war, mit rührender Hingebung für Vater und Bruder sorgte, sie konnte es sich doch bald nicht mehr verhehlen, daß das Gespenst der Armut schon vor der Türe stand. Aber sie war ja jung und kräftig, wollte gerne arbeiten, früh und spät, um Geld zu verdienen.

Wenn der Kranke manchmal durch eine Frage verriet, daß auch ihn auf seinem Schmerzenslager der Gedanke an die drohende materielle Not heftig quälte, dann wußte das tapfere Mädchen jedesmal durch eine heitere Rede die Sorgenfalte von seiner Stirne zu verscheuchen. Heuer hatte kein Baum hier gebrannt am Weihnachtsabend. Es war so still gewesen, so still und freudlos wie Wochen vorher. Ferdinand wollte wohl einmal nach dem Christkindlein fragen, aber da hatte ihn Schwester Hanna gar erschrocken angeblickt und den Finger an den Mund gelegt:

„Sei ruhig, Bubi, Christkindlein kommt auch zu uns, wenn du artig bist und nicht mehr davon sprichst. Weißt du, Papa darf's nicht hören; es macht ihn so traurig!"

Begreifen konnte es der Kleine zwar nicht recht, aber er ließ sich doch beschwichtigen, und weil er nichts mehr davon hörte, vergaß er endlich ganz darauf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Soweit war das Mädchen in seinen Gedanken gekommen. Da fuhr es plötzlich erschrocken aus seinen Träumen empor.

Sie hatte ja nun wirklich auf den Vater vergessen. Wenn er mittlerweile erwacht wäre! Gottlob! Sein Atem ging noch so tief und gleichmäßig wie vorher. O, daß ihn dieser Schlaf gesund machte!

Hannes Herz durchzuckte ein Gefühl seligen Hoffens. Sachte trat sie zum Tischchen.

Wenn Papa aufwachte, mußte er die Medizin bekommen. O weh, das eine Fläschchen war fast leer, und der Doktor hatte befohlen: „Alle zwei Stunden."

Rasch entschlossen griff sie nach Tuch und Kragen, um in die nahe Apotheke zu eilen. Zuvor aber prüfte sie den Inhalt ihres Geldbeutels. Da stieg es ihr siedend heiß in die Schläfe. Nur mehr wenige Nickelmünzen waren darin, und die reichten nicht hin. Was aber konnte sie anfangen, jetzt, mitten in der Nacht? Soll sie am Pfarrhofe läuten oder an der nahen Klosterpforte?

Da mit einem Male kommt ihr ein Gedanke. Sie öffnet eine Schublade und entnimmt derselben einen Zweig von roten Papierrosen. Die selige Mama hatte ihr Töchterchen einmal in einer glücklichen Stunde in der Anfertigung derselben unterwiesen. Lang ist's her. Seitdem waren die Blumen unbeachtet an dieser Stelle gelegen. Nun eilt sie bebenden Schrittes damit aus dem Hause.

Die Fenster des gegenüberliegenden Gasthofes sind noch hell erleuchtet. Töne lauter, ausgelassener Lustbarkeit dringen auf die Straße heraus. Unschlüssig, angstvoll steht Hanna vor der Türe. Soll sie es wagen? Der Lärm da drinnen wirkt auf sie wie eine lähmende Betäubung. Sie fürchtet sich vor diesen lachenden Menschen mit ihrer plumpen Fröhlichkeit. Es ist ihr, als müsse sie fliehen, so rasch ihre Füße sie trugen, fliehen wie vor einer drohenden Gefahr, der sich auszuliefern sie soeben im Begriffe gewesen.

Schon wendet sie sich zum Gehen — da tritt das Bild des leidenden Vaters ihr vor die Seele. Noch einen Augenblick — und jetzt drückt sie auf die Klinke, hochklopfenden Herzens.

„Hilf mir, liebes, liebes Jesulein! Meinem armen Vater zulieb, hilf mir!" betet sie in ihrer Herzensangst. Dann tritt sie ein, schüchtern und beklommen. Ach, sie hat ja noch niemals einen so schweren Gang gewagt.

Tabakqualm erfüllt den weiten Raum, daß sie nicht klar zu sehen vermag. Uebermütige Silvesterlaune glänzt auf allen Gesichtern. Gläser klingen aneinander: sie trinken auf ein neues, glückliches Jahr . . . . .

„Bitte, bitte, kauft den Zweig, nur fünfzig Pfennig, bitte nehmt ihn."

Die schüchterne Rede verliert sich in dem wilden Lärm.

Am zweiten Tisch erklingt sie aufs neue — vergebens. Auch am dritten, vierten, fünften Tische hört man sie nicht.

„Bitte, nehmt meine Blumen. Mein Vater ist krank. Wenn ich ihm keine Medizin bringen kann, muß er gewiß sterben. Erbarmt euch, o, erbarmt euch!"

Tränen rinnen über die bleichen Wangen des Mädchens, die Stimme erstickt in krankhaftem Schluchzen.

Für kurze Zeit wird es still in jenem Teile des Saales. Die Blicke wenden sich nach der Flehenden. Zögernd greift ein Herr mit breitem, wohlgenährtem, doch gutmütigem Gesichte nach seiner Börse, um ihr das verlangte Geldstück zu entnehmen. Dann reicht er es Hanna hin. Diese dankt ihm mit einem warmen Blick und geht rasch dem Ausgang zu.

Nach wenig Minuten hat sie die Apotheke erreicht. Sie erhält das Gewünschte und eilt nach Hause. Die Sorge um den Vater beflügelt ihren Schritt. Endlich ist sie oben.

Gott sei's gedankt! Er schläft noch. Aber aus dem Bette des Brüderchens tönt leises, ängstliches Weinen. Sie tritt zu ihm hin.

Einen scheuen Blick wirft sie im Vorübergehen auf den Schlafenden. Wie bleich seine Züge sind! Das war ihr noch gar nie so aufgefallen.

Wie gut er schläft!

Aber warum hört sie denn die Atemzüge nicht mehr? Sie neigt ihr Ohr tiefer herab, faßt leise seine Hand, die er auf der Decke liegen hat. Sie ist kalt wie Eis.

„Vater! Vater!" entringt es sich angstvoll ihrer Brust. Mit weit aufgerissenen Augen starrt sie auf das Lager nieder. „Vater! Gib mir Antwort! Hörst du mich nicht?"

Die Lippen des stillen Schläfers öffnen sich nicht. — — Er ist tot.

„Tot! Mein Gott! — Tot!

In wildem Schmerze schreit sie diese Worte hinaus, dann sinkt sie bewußtlos nieder. Nur das klägliche Weinen des Knaben stört die Ruhe in der einsamen Totenkammer.

* * *

Langsam, feierlich tönen die schweren, dumpfen Schläge der Domuhr durch die stille Nacht. Sie künden die zwölfte Stunde, das Ende des alten Jahres.

Auf den Straßen wird es lebendig. Türen und Fenster öffnen sich:

„Prosit Neujahr! Vivat hoch! Prosit Neujahr!"

Fröhliches Lachen und Rufen; dann wird's allmählich wieder ruhig. — — —

Unbekümmert um Freud' und Leid schreitet die Zeit weiter ihren ehernen Gang.

Harmloses Gespenst.

Kennys Puppe, hoppsassa,
Macht ihr viele Zweifel;
Sagte doch der Großpapa,
's wär' ein kleiner Teufel!

Hörner hat der kleine Mann,
Einen Bart gar spitzig,
Und er schaut die Kenny an
Schalkhaft fast und witzig.

Kenny hält den Teufel stolz
Hoch in Ehr' und Gnaden:
„Ist der Teufel nur aus Holz,
Kann er mir nicht schaden!"

Hans Eschelbach.

Zur Reform des Kölner Karnevals.

Von

Rechtsanwalt Paul Esch, Köln.

In seiner Würdigung des Kaiserschen Sittenromans „Der Karneval" auf S. 31 ff. dieser Zeitschrift sprach Heinrich Weertz davon, daß er daran gedacht habe, eine kritische Broschüre über den Kölner Karneval zu schreiben. Es ist gut, daß er seinen Gedanken doch noch ausgeführt hat. Denn Kritik und Reformvorschläge, wie er sie nunmehr in dem dritten Hefte der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren vorlegt[1]), sind in dieser zusammenfassenden Form bisher noch nicht geboten worden. So ist die Schrift recht geeignet, den Absichten des Verfassers entsprechend, „die Diskussion über den Karneval von neuem anzuregen."

In einleitenden Bemerkungen, die sich von Uebertreibung frei halten, legt Weertz seinen Standpunkt dar: Die karnevalistische Freude ist an sich berechtigt. Verwerflich dagegen wird sie, wenn die sittlichen Grenzen, insbesondere auch das richtige Zeitmaß überschritten werden.

Es ist nicht erst seit gestern, daß eine solche Ueberschreitung stattfindet. Schon 1891 sah sich der Erzbischof Krementz veranlaßt, in einer Beschwerde an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz auf schärfere polizeiliche Maßnahmen gegen das schamlose Straßentreiben an den drei Karnevalstagen zu drängen. Dasselbe bezweckte eine Eingabe der Kölner Pfarrer an den Polizeipräsidenten, die in der Broschüre abgedruckt ist. In dankenswerter Weise wird hier auch eine ernste und bedeutsame Rede des Weihbischofs Hermann Joseph Schmitz vom Jahre 1897 der Vergessenheit entrissen: „Wenn wochen-, ja monatelang Karneval getrieben wird", so rief er entrüstet aus, „dann geht man damit über das vernünftige und auch über das erlaubte Maß hinaus. . . Das ist bedauernswert für die Jugend: sie wird entnervt, entsittlicht und unfähig zu ernster Arbeit und ernstem Streben . . . Die soziale Frage liegt nicht allein auf dem Gebiete der Löhnungsfrage, sie liegt auch auf dem Gebiete maßloser, verschwenderischer und entsittlichender Genußsucht. Ein Karneval mit solchem Treiben ist eine wirtschaftliche Schädigung für den Arbeiterstand, für den Handwerkerstand. . . Wer seine Vaterstadt liebt, den fordere ich auf, gegen dieses maßlose Karnevalstreiben entschieden Front zu machen!"

Diese Rede ist deshalb von geradezu programmatischer Bedeutung, weil sie den Karneval zum ersten Male in das Licht der sozialen Frage gestellt hat. Leider hat sie über den augenblicklichen Beifallssturm hinaus wenig Beachtung gefunden. Man ist im allgemeinen der Gewohnheit treu geblieben, an dem „vaterstädtischen Feste" die Zote und überhaupt die sexuelle Unanständigkeit zu tadeln und im übrigen nur das Schwinden des alten, echten Humors zu beklagen. Zu den sozialen Gesichtspunkten der Schmitzschen Rede hat sich auch die Kölner Presse nur selten aufgeschwungen. Im Gegenteil. Sie hat das Karnevalsübermaß gefördert, indem sie über die allwöchentlichen Sitzungen der verschiedenen Karnevalsgesellschaften getreulich berichtete, wer in die „Bütt" gestiegen, welches „Krätzchen" Hinz oder Kunz vorgetragen. So mußte sie beim Publikum den Glauben befestigen, daß zu den wichtigsten, was seit Neujahr in Köln sich ereignet, eben die Karnevalssitzungen gehören. Allerdings hat namentlich die katholische Presse den Einfluß, den sie durch ihre Berichterstattung gewonnen, in dankenswerter Weise der Sittenreinheit dienstbar gemacht. Seine Drohung vom 7. Januar 1890: „Die Redaktion ist fest entschlossen, aller Zoterei, in welcher Gestalt auch immer dieselbe verübt werden mag, rücksichtslos entgegenzutreten", hat der „Kölner Lokalanzeiger" wacker wahrgehalten und zur Säuberung des Sitzungswesens erheblich beigetragen. Mit der Gründung der Kölner Narrenzunft im Jahre 1881 durch Hoster (Antun Meis), Wilhelm Koch und andere hat diese Bewegung zur Reinigung des Karnevals eingesetzt. Damals gab Joseph Wach, der verdiente Karnevalist, die Losung aus, die seitdem nicht wieder verhallt ist: „von Zoten frei die Narretei!" Ein König im Reiche der Zote, Aug. Wilcke, hat ihn dafür mit dem Spitznamen: „Erfinder der Moral im Karneval" geehrt. (Vgl. „Lokalanzeiger" 1892, Nr. 46.)

Die neuere Anti-Karnevalbewegung, die durch die zuerst im „Lokalanzeiger" aufgedeckten Scheußlichkeiten des Lichtmeßballes vom Jahre 1904 in Fluß kam, muß die seitherigen Reformbestrebungen dadurch ergänzen, daß sie, der Schmitzschen Rede

[1]) Der Kölner Karneval des zwanzigsten Jahrhunderts. Kritik und Reformvorschläge von Heinrich Weertz. Hamm i. W., Breer & Thriemann 1906.

folgend, den Karneval nicht nur von dem Standpunkte der sexuellen Wohlanständigkeit, sondern auch von dem höheren Gesichtspunkte der Sozialethik ins Auge faßt und demgemäß nicht nur auf Säuberung, sondern auch auf erhebliche zeitliche und räumliche Beschneidung und Abkürzung drängt. Sie nehme sich das Wort zur Devise, das einst Goethe dem jugendfrischen Karneval zugerufen:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn."

In dieser Hinsicht bietet die Weertzsche Broschüre einen wertvollen Beitrag. Sie weist wiederholt auf die schweren wirtschaftlichen Schäden hin, die der heutige Karneval im Gefolge hat, denen gegenüber die Vorteile einzelner Geschäftsleute, insbesondere der Wirte, nicht in Betracht kommen. Sie weist hin auf die Zerstörung oder Beeinträchtigung so manchen Familienglücks durch Verschwendung, Krankheit, geschlechtliche Verfehlung und Verwahrlosung der Kinder. Vor allem aber wird hier mit Recht der verderbliche Einfluß gezeigt, den der heutige Karneval auf den Charakter des Kölners ausübt: er erzieht das Volk zur Vergnügungssucht und zur Oberflächlichkeit. Er drückt, was Dr. Huppert, dessen Andenken die Schrift gewidmet ist, betont wissen wollte, das geistige Niveau Kölns hinunter. Daher zum Teil die oft beklagte geringe Teilnahme an wissenschaftlichen Veranstaltungen. Daher zum Teil der Mangel an Interesse für die bildende Kunst. Daher zum Teil wohl auch der religiöse und politische Indifferentismus, der kirchen- und religionsfeindliche Blätter wie die „Kölnische Zeitung" und deren „Stadtanzeiger" ruhig zu Hause duldet, ja sogar durch fromme Todesanzeigen unterstützt. Der Einfluß dieser liberalen Presse erstreckt sich dank der Oberflächlichkeit und Charakterlosigkeit so vieler Kölner weit über die Grenzen der eigentlichen liberalen Parteien bis in die Reihen der Zentrumswähler hinein und läßt den Ausfall der letzten Stadtratswahl, die das Zentrum wieder zur Minderheitspartei machte, einigermaßen verständlich erscheinen.

Darum ist unter den Reformvorschlägen, die Weertz bringt, der der wichtigste und durchschlagendste: Die Saison mit den sonntäglichen Sitzungen in der Narrenkappe doch nicht schon mit dem 1. Januar beginnen und zwei Monate oder mehr, je nachdem Ostern früh oder spät fällt, dauern zu lassen, sondern erst vierzehn Tage oder höchstens vier Wochen vor Fastnachtssonntag damit anzufangen. Diese Abkürzung würde, wie Weertz nachweist, auch der Veredlung des Karnevals selbst dienen. Soll wirklich eine Besserung eintreten, so muß zunächst die öffentliche Meinung gegen den übermäßig langen Karneval scharf gemacht werden. Darum gehört die Weertzsche Schrift in die Hand eines jeden Volksfreundes, der hier aufzuklären berufen ist. Möge auch der Kartellverband der katholischen Vereine eine ernste Gewissenserforschung anstellen. Macht z. B. die Bürgergesellschaft am Karnevalsdienstag um 12 Uhr, wo die Fastenzeit beginnt, der karnevalistischen Lustbarkeit ein Ende? Mögen unsere katholischen Vereine sich prüfen, ob nicht durch ein Zuviel der Karnevalsfreude auch in unseren Reihen gesündigt worden ist, ob nicht auch bei uns mehr Karneval getrieben worden ist als gut war für unsern Geldbeutel, mehr als gut war für unsere geistige Fortbildung und unsere soziale und politische Schulung, mehr als gut war für unseren religiösen Ernst und die Festigkeit und Entschiedenheit unseres Charakters!

Am Jahresschluß.

Umgrenzt von kurzer Spanne Zeit
Gab Gott das Leben dir.
Wann steuerst du zur Ewigkeit
Den Kahn und fort von hier?
Freund, blätterst du im Buch der Welt,
Wie oft der Frühling blüht,
Wie lang ein Leben Gott gefällt
Und wann es jäh verglüht, —
Du findest immer eine Zahl,
Und eine zeigt gewiß einmal
Nicht dir, sie sagt es andern:
Zu Ende sei dein Wandern.

Eugen Mack.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hof- und Nationaltheater. Intendant Freiherr von Speidel wurde zur obersten Hofcharge und zum Generalintendanten mit dem Prädikat Exzellenz ernannt. Die Hofmusikintendanz wird als selbständige Hofstelle wieder aufgehoben und als besondere Abteilung der Hoftheaterintendanz einverleibt, wie es gewesen, bis Baron Perfall von der Bühnenleitung zurücktrat. „Generalintendanz der kgl. Hoftheater und der Hofmusik" heißt nunmehr der Titel der Intendanz. Die Nachricht von der Ernennung Speidels wird überall sympathisch aufgenommen. Ihre Bedeutung ist mehr als eine dekorative, zeigt sie doch, daß die neue Exzellenz, die sich anfänglich den Rücktritt in die Armee offen hielt, nunmehr gewillt ist, dauernd ihre Kraft den kgl. Bühnen zu widmen, und daß ihre seitherige Amtsführung sich der Anerkennung der Allerhöchsten Stelle erfreut. Auch Publikum und Presse müssen Herrn von Speidel das Zeugnis ausstellen, daß er sich schnell in das ihm vormals neue Arbeitsgebiet eingelebt und auch vielfach gute Resultate erzielt hat. Baron Speidel setzte seine Reformen gerade da ein, wo es sein Vorgänger hatte fehlen lassen; das Schauspiel war ja unter dem großen Schauspieler zurückgegangen. Bekanntlich hat der Intendant etwas zu plötzlich zugegriffen, als er einen Mann suchte, der dem Schauspiel glücklichere Bahnen weisen sollte. Gar mancher wäre durch diesen ersten Fehlgriff verzagt worden und hätte sich aus dem ungewohnten Brennpunkt der Kritik zurückgezogen. Es ist Speidels Verdienst, daß er sich durch seine anfängliche, unglückliche Wahl in der Persönlichkeit nicht davon abschrecken ließ, dem erkannten Ziel auf andere Art näher zu kommen. Die Engagements von Runge als Regisseur, von Darstellern von der Qualität Heines und der kommenden Heroine Rottmann haben und werden uns schöne künstlerische Taten sehen lassen. Auf dem Gebiete der Oper hat das starke Gastieren keine Eindämmung erfahren, und wir sind auch nicht gerade von jedem begeistert, der engagiert wurde. Im ganzen muß jedoch gesagt sein, daß die Oper unter Mottls Führung sich ihre ansehnliche Stellung gewahrt hat. Der Intendant hat auch Sorge getragen, daß die von Possart geschaffenen Festspiele im Prinzregententheater ihren Charakter als künstlerische Höchstleistung behielten und somit wieder in der internationalen Welt zur Mehrung des Ruhmes unserer Kunststadt wie der deutschen Kunst überhaupt beitrugen. — Möge somit die Ära Speidel über ihre guten Anfänge hinaus eine gesegnete bleiben.

Der Ringzyklus beherrschte den Spielplan der letzten Woche; er fand, wie gewohnt, ausverkaufte Häuser und ein begeistertes Publikum. Festspielmäßig in seiner hohen Bedeutung war die musikalische Leitung Felix Mottls. Dann boten Glänzendes Knote (Siegfried) und Feinhals (Wotan). Ellen Gulbransons Brünnhilde war von hoher Kultur der Darstellung und auch sanglich fast restlos bedeutend. Neu war unser Sieglitz als Alberich, der ihm stimmlich ausgezeichnet gelang. Auch die Darstellung war sehr glücklich angelegt und wird sicher noch nach der Seite des wilddämonischen gewinnen. Als Mime setzte Dr. Kuhn (Wiesbaden) sein Gastspiel fort und wußte wieder lebhaft zu interessieren, wiewohl seine Mittel keine sehr großen sind. Die Sieglinde sang Maud Fay, von welcher man längere Zeit nichts mehr gehört hatte. Ihre prächtige Stimme entzückte, doch ist ihr Spiel noch nicht gerade viel mehr als respektables „Spiel". In der „Götterdämmerung" gab sie die Gutrune in der Darstellung günstiger und jedenfalls sehr zukunftsverheißend. Mit der Erda ist Frl. Jirasek noch nicht ganz fertig; gut und viel versprechend war Hagens Siegmund.

Münchener Schauspielhaus. „Der Abt von St. Bernhard" von Anton Ohorn. Das Stück ist eine Art Fortsetzung der „Brüder von St. Bernhard", literarisch noch ungemein schwächer wie das erste Stück, dessen etwas verzuckerte antiklerikale Tendenz den Verfasser weit und breit bekannt gemacht hat, was dies ihm lediglich als Dichter nie geglückt wäre. Es waren in diesen Tagen 60 Jahre seit der Urpremiere von Gutzkows Uriel Acosta, aber gewisse Phrasen wirken noch heute, selbst bei bescheideneren Talenten. Die Kabalen im Hause des hl. Bernhard dauern fort (es sind zumeist die nämlichen Persönlichkeiten und führen zur Abdankung des Abtes Heinrich, der bei den geistlichen und weltlichen Behörden mißliebig ist. Er ist jedoch eine Idealfigur an Humanität, Toleranz, Freigebigkeit, Herzensgüte, Kunstsinn, Popularität usw. Um so bitterböser sind natürlich die Gegenspieler. So lange es Theater gibt und so lange es welche geben wird, wird diese Schwarzweißtechnik auf naive Gemüter ihre Wirkung tun. Es gibt in dem Stücke eine Menge innerer Unmöglichkeiten, was nützen da in der Buchausgabe „historische" Fußnoten à la Louise Mühlbach, als sie am welthistorischen Strumpfe strickte? Wenn eine Bühnenfigur bei Ohorn „wirkliche" Briefstellen spricht, ist sie darum noch kein „wirklicher" Mensch. Sehr geschickt sind die Aktschlüsse herausgearbeitet; da geschieht immer etwas Sensationelles; hier ist Ohorn ganz „Felix Philippi". Gespielt wurde gut; aber es ist auch nicht schwer, Typen zu spielen, die jeder Differenzierung des Charakters entbehren. Gäbe man durch Opposition dem Stücke den Anschein von Wichtigkeit, rasch schriebe Herr Ohorn schmunzelnd noch einen dritten Teil . . .

Verschiedenes. Die Wiener und Pester Hofbühnen scheinen sich definitiv der „Salome" Richard Strauß' zu verschließen. Es beginnen nunmehr auch Theater mittlerer Größe sich an das anspruchsvolle Werk zu wagen. — „Mensch und Uebermensch" von Bernard Shaw wurde in Berlin buchstäblich wegen seiner teils geistreichen, teils grotesken Einfälle günstig aufgenommen, ohne daß man sich um die tiefere Bedeutung stärker bekümmert hätte, welche nach den eigenen Buchkommentaren dieses „Umwerters" dem Stücke innewohnen soll. — In Frankfurt a. M. blieb die deutsche Uraufführung von Lion Frapies und P. L. Garniers „Erziehung", einem gegen elterliche Strenge gerichteten Tendenzstücke, ohne stärkere Wirkung. — Eine Oper von Felix Dräseke: „Heorat" fand im Koburger Hoftheater sehr freundliche Aufnahme. Im Mittelpunkt des vom Tondichter selbst verfaßten Librettos steht Dietrich von Bern. — Ohne Erfolg blieb in Nürnberg die Uraufführung von Robert Lebermanns „Ehen". Die Kritik spricht dem Autor sowohl Lebens- wie Bühnenerfahrung ab. — In Landshut interessierte ein vaterländisches Schauspiel: Herzog Christoph (das Turnier zu Landshut) von A. Oberhofer. — Vor kurzem war gerade ein Vierteljahrhundert verflossen seit jenem Brande des Wiener Ringtheaters, der Hunderten das Leben kostete und dadurch den Anstoß gab, allerorts die Feuersicherheit der Bühnen auf das möglichste zu vervollkommnen. — In der Delegiertenversammlung der Deutschen Bühnengenossenschaft wurde Klage geführt, daß selbst bessere Hofbühnen sich noch gerne Pensionslasten zu entziehen suchen; besonders schwer wiegt aber der Vorwurf gegen den Berliner Theaterdirektor Bonn, daß er eine Dame für 50 M Monatsgehalt engagierte und sie verpflichtete, für 300 M monatlich Privatstunden bei ihm zu nehmen. — D'Annunzios Tragödie „Piu che amore", welche aus langatmigen Dialogen besteht, wurde in Rom ausgepfiffen. — Die Uraufführung von Jules Massenets „Ariane" fand in der Pariser Großen Oper begeisterte Aufnahme. Die Kritik preist die einschmeichelnden Melodien und die glänzende Instrumentation. Das Textbuch stammt von Catulle Mendès, dessen Behandlung des Ariadnestoffes selbständiger poetischer Wert zugesprochen wird.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchertisch.

Christoph Flaskamp: „Die alte Geige." Was sich „. . . junger Freude voll" im Herzen dieses jungen westfälischen Lyrikers regte, als er sich seiner poetischen Kraft bewußt wurde, das läuterte sich im „Parzival" (beide Sammlungen Alphonsusbuchhandlung, Münster) zum Sehnen und Suchen nach dem künstlerischen Ziel, dem Lande Poesie. „Parzival" machte darum einen unruhigeren Eindruck als der Erstling; aber auch dieses Buch zeugte von einer nicht alltäglichen Dichterkraft, die sich in einer soeben erschienenen neuen Komposition „Die alte Geige" (Münster bei Coppenrath) aufs erfreulichste wieder zeigt. In uns liegt das poetische Land. Das Leben mit seiner unerschöpflichen Fülle, das warme Herz und sein frischquellendes Blut, Haß und Liebe im Getriebe menschlichen Verkehrs, Blumen, Vögel und Wälder, die in alle Weiten strebende Seele und ihr ewiges Sein, das alles sind poetische Gefilde. Nicht ein Gefühl darüber, sondern eine gesättigte Stimmung darin, noch besser das Gestalten des Lebens selbst ist Poesie. Das sind die künstlerischen Geständnisse, die Flaskamp im Ton der alten Geige uns singt. Mit den beliebten, ein Schema füllenden allgemeinen „Stimmungen", mit den poetischen Gefühlchen gibt sich Flaskamp nicht ab: seine Dichtung meistert das, was ihn einmal bis auf den Grund seines Herzens erschüttert hat, und er erschüttert uns wieder. Er ist ein in trotziger Eigenart die Welt auffassender Westfale, ein Dichter aus dem eigensinnigen Stamm der Sachsen, dem das Leben mehr harte Nüsse als Mandeln zum knacken gab. Aber den süßen Kern fand er bei beiden. Der Schmerz schenkte ihm die besten Erkenntnisse vom Leben, wetzte seine scharfe Anschaulichkeit und weckte die schlummernde lyrische Kraft. „Die alte Geige" singt aber auch das Lied der Schönheit, der sprudelnden Lebenslust und der holden Freude. Schade, daß der Raum keine genauere Analyse und Beispiele zuläßt. Das aber wollen die Zeilen bezwecken: Auf Christoph Flaskamps lyrische Bücher aufmerksam machen, auf die wir uns etwas zugute tun können. Auch unsere Lyriker verdienen Beachtung. Schlimm wäre es, wenn ein Dichter wie dieser um unseretwillen bedauern müßte, ein deutscher und katholischer Lyriker zu sein.

Laurenz Kiesgen.

Graf Posadowskys Reden. Wenn eines Mannes Reden noch zu seinen Lebzeiten herausgegeben werden, so ist das immer

hin ein deutlicher Beweis für ihre Bedeutung und Gediegenheit sowohl nach Form als Inhalt. Erst recht rechtfertigt sich ein derartiger Schritt bei Leuten, die mitten im öffentlichen Leben stehen und kraft ihrer einflußreichen Stellung einen hervorragenden Anteil an der Gestaltung desselben genommen haben und jede Stunde noch nehmen. Das wird man vor allem zugeben müssen vom heutigen Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, dem Grafen Posadowsky, dem soeben die Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig ein umfangreiches Werk widmet unter dem Titel: „Graf Posadowsky als Finanz-, Sozial- und Handelspolitiker" an der Hand seiner Reden dargestellt von Johannes Penzler. Erster Band 1882 bis 1898 (XIX und 706 S. M. 25.—). Durch die Sammlung und Sichtung der Reden des Grafen Posadowsky will die Verlagsbuchhandlung „einen bedeutsamen Beitrag liefern zu dem Kampfe um die innere Erstarkung des Reiches, will sie helfen, Irrtümer zu berichtigen, falschen Auffassungen zu begegnen und ein klares Bild von den Absichten und Zielen der inneren Politik der verbündeten Regierungen zu geben." Der vorliegende erste Band bringt im wesentlichen die Reden, die Graf Posadowsky als freikonservatives Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Fraustadt-Lissa-Rawitsch in den Jahren 1882 bis 1885 und im Deutschen Reichstage als Staatssekretär des Reichsschatzamts von 1893 bis Juli 1897 und von da an in seiner heutigen Stellung bis zum 3. Mai 1898 gehalten hat. Vorangeschickt wird in einer Einleitung ein kurzes Lebensbild Posadowskys, welches von seinem geradezu umfassenden Wirken auf den Gebieten der seinem so vielseitigen Ressort überwiesenen Aufgaben Zeugnis ablegt. Die weiteren Reden werden die drei folgenden Bände umfassen, die alle drei im Jahre 1907 erscheinen sollen mit einem Register, das es ermöglicht, „jede Einzelfrage der Finanz-, Sozial- und Handelspolitik des Reiches in allen Stadien der Behandlung durch ihren offiziellen und in so hohem Grade berufenen Träger zu verfolgen."

Dr. Moll.

Der heutigen Nummer unseres Blattes liegt bei ein Prospekt der **St. Joseph-Bücherbruderschaft in Klagenfurt**, dem in seiner Art größten katholischen Bücherverein der Welt mit 180,000 Mitgliedern, auf welchen wir unsere geschätzten Leser besonders aufmerksam machen.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München.
Für den Inseratenteil: Heinrich Kortendieck in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., beide in München.
Papier aus der Papierfabrik am Baum, Aktiengesellschaft, Miesbach (Oberbayern).